Meyer, Hermann Julius

Neues Conversations-Lexikon für alle Stände

Bd.: 12

Hildburghausen [u.a.] 1859

Conversations-Lexikon

Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

Original-Ausgabe.

Zwölfter Band.

P — Radesyge.

Neues
Konversations-Lexikon
für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der Herren Dr. L. Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

120 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, 123 Karten für alte und neue, geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Zwölfter Band.

P — Radesyge.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1859.

Meyer's Konversations-Lexikon.

P.

P, p, P, p, in der griechischen u. lateinischen Sprache, sowie auch in den neueren abendländischen Sprachen der 16. Buchstabe im Alphabet, heißt in der griechischen Sprache Pi (Π, π), in der hebräischen Pe, d. i. Mund, wahrscheinlich von der ursprünglichen, wenn auch in den bekannten phönicischen Alphabeten nicht mehr erkennbaren Gestalt des Schriftzeichens, welches den rohen Umriß eines Mundes zeigte. In den germanischen Sprachen findet sich p ursprünglich nicht als Anlaut; finden sich im Gothischen und den übrigen deutschen Mundarten mit p beginnende Worte, so sind sie, wie alle die hochdeutschen, in denen f, pf oder ph durch Lautverschiebung aus dem ursprünglichen p entstand, Fremdwörter, welche aus dem Lateinischen, sowie aus dem Slavischen und Celtischen in das Deutsche übergingen (so z. B. Pilgrim vom lateinischen peregrinus, Pflanze vom lat. planta, Pfalz vom lat. palatium, Pforte vom lat. porta, Pfund vom lat. pondus, Pferd aus dem mittellateinischen paraveridus ꝛc. Ph kommt im Neuhochdeutschen nur noch in Fremdwörtern vor, welche aus dem Griechischen stammen, doch will man es neuerlich auch hier durch F ersetzt wissen (z. B. Filosofie); im Althochdeutschen ist es bloß eine andere Schreibweise für f; pf aber ist ein verschärfter F-Laut und entspricht öfters dem niederdeutschen pp. Im Lateinischen ist p fast immer ursprünglich und bleibt auch in den romanischen Sprachen meist unverändert im Anlaute, während es inlautend häufig zu b, im Französischen auch zu v, auslautend im Französischen auch zu f geworden ist. Häufig ist in den germanischen Dialekten der Wechsel zwischen P und M, z. B. pantschen und mantschen, Moll und Poll, im gemeinen Leben bei den Engländern Abkürzung für Maria. Was die Assimilation betrifft, so liebt p, wie alle Labialen, die verwandten Vokale u und o in seiner Nähe, so daß diese in solcher Stellung häufig aus anderen entstanden sind; ferner assimilirt es sich oft anderen Konsonanten, oder diese assimiliren sich ihm, ja es bildet oft den Vermittler der Assimilation verwandter Konsonanten, z. B. im deutschen mundartlichen eppes statt etwas, auch vermittelt es gern den Uebergang des m zu t und s, z. B. lat. sumptus, hiemps, franz. dompter, engl. tempt. Sinnbedeutend ist der P-Laut in vielen Präpositionen u. Präfixen der indogermanischen Sprachstämme, während er in den Suffixen weniger erscheint, ferner meist mit a in den vielen interjektionellen Ausdrücken der verschiedensten Sprachen für Vater, wie Papa, und in Wurzeln, die den Begriff der Speise, des Ernährens enthalten, wie pappare, pascere, sanskr. pâ (erhalten, schützen) ꝛc. Im Koptischen ist P oder Ph der bestimmte Artikel, der vor männlichen Wörtern im Singular als Präfix erscheint und daher hie und da, wie das arabische al, in fremde Sprachen als Bestandtheil des Wortes selbst mit übergegangen ist, z. B. Pharao, d. i. der König. Die lateinische Form des P ist aus der griechischen Γ, für welche später Π eingeführt wurde, entstanden, und findet sich auch auf älteren römischen Konsular- und Familienmünzen in dieser älteren Gestalt, Γ oder P. Die Aehnlichkeit des griechischen Π mit einem Galgen hat zu dem Scherzworte: I ad graecum Pi (geh' zum Galgen) Veranlassung gegeben. Als Zeichen bedeutet P in der Logik entweder Prädikat oder Untersatz. Als Zahlzeichen war bei den Hebräern P (phe) = 80. Im Griechischen ist $\Pi = 16$, seit der alexandrinischen Zeit $\pi' = 80$, $,\pi = 80{,}000$. Bei den Römern war P = 400 und $\overline{P} = 400{,}000$. Bei uns bedeutet p in der Rubricirung fünfzehntens. In den buchhändlerischen Preisnotirungen ist P = 15 Thaler, p = 15 gGr. Auf neueren französischen Münzen bedeutet P die Münzstätte Dijon. Als römischer Vorname ist P die Abkürzung von Publius. Auf römischen Münzen bedeutet es, außer mehren Eigennamen, pater, pecunia, pietas, plebes, pontifex, populus, post, posuit, princeps, pro, provincia, publicus; außerdem pedes, passus, pace, pactum, pars, patria, per, perpetuo, pessima, pius, poena, pondo, possessio, pridie, primus, probaverunt, pronepos, puella, puer u. A.; bei den Neueren bedeutet es Papst, Pastor, Professor, Paar, Père, pars; in Citaten pagina; bei den Juristen Pandekten und auf Urkunden publicatum; in den Maßsystemen der Franzosen pied oder pouce; im Geldwesen preußisch und auf Wechseln protestirt; in der Waarenkunde Paßhanf; in der Chemie Phosphor und der Musik piano, auch poco; auf Recepten pugillus; außerdem per, pro, par und pour.

Paai-Mew, Stadt im hinterindischen Königreich u. der Provinz Birma, an 2 Kanälen des Irawaddy, ist Sitz eines Gouverneurs, mit vielen Pagoden, Park für Elephanten, Schiffswerfte, Handel mit Teakholz und 40,000 Einw.

Paalzow, Auguste von, geborene Wach, deutsche Romanschriftstellerin, geboren 1788 zu Berlin, ward an den preußischen Major P. verheirathet, lebte in Berlin und Köln, ward dann von ihrem Gatten geschieden und führte nun den Haushalt ihres Bruders, des Malers Wach zu Berlin. Sie † daselbst den 30. Okt. 1847. Einen überraschend schnellen u. glänzenden Erfolg fand sie mit ihrem anonym erschienenen Roman „Godwie Castle" (3 Bde., Bresl. 1836, 4. Aufl. 1842), der sich eben so wohl durch Reichthum der Erfindung und Entwickelung, als durch gebildete, geistreiche Sprache den Beifall der Lesewelt erwarb u. insbesondere durch den feinen aristokratischen Duft, der darüber verbreitet ist, in den fashionabeln Kreisen entzückte. Ein anderer Roman von ihr, „St. Roche" (3 Bde., Bresl. 1839, 3. Aufl. 1843), machte gleiches Glück, und auch „Thomas Thyrnau" (3 Bde., das. 1843), unstreitig die bedeutendste Romanschöpfung der Dichterin, erfreute sich großer Anerkennung, wogegen „Jakob van der Nees" (3 Bde., das. 1847) getheilteren Beifall fand, da sie hier das geschichtliche Element mehr bei Seite gelassen und sich auf das Gebiet schwieriger psychologischer Untersuchungen gewagt hatte, denen sie sich weniger gewachsen zeigte.

Paar, je zwei von Natur oder durch Natur u. Gebrauch zusammengehörige oder zufällig mit einander verbundene Gegenstände gleicher oder ähnlicher Art (P. Handschuhe, Stiefeln 2c.), bei den Thieren ein männliches u. ein weibliches Individuum; daher paaren, zwei Dinge mit einander verbinden, namentlich zwei Thiere verschiedenen Geschlechts an einander gewöhnen und zusammen leben lassen, auch s. v. a. sich begatten.

Paar, zwei Flüsse im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern: die große P. entspringt im Landgericht Landsberg aus einem Weiher, fließt gegen Nordosten und mündet unterhalb Ingolstadt in die Donau, rechts; die kleine P. entspringt bei Wolfskehl im Landgericht Aichach, fließt gegen Norden und mündet unterhalb Nieder-Schönfeld in die Donau.

Pablo, St. (Conversion de St. P.), australische, wenig bekannte Inselgruppe, zum Archipel der niedrigen Inseln gehörig, nordwestlich von St. Miguel, 1606 von Quiros entdeckt.

Pabst, Heinrich Wilhelm, namhafter landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren 1798 in Oberhessen, lernte die Oekonomie auf den Gütern des Freiherrn von Riedesel im Hessischen und Weimarischen, vermehrte dann auf einer Reise durch Deutschland und Belgien seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und wurde 1823 Buchhalter bei dem damals begründeten landwirthschaftlichen Institute zu Hohenheim. Bereits im folgenden Jahre wurde er in Anerkennung seiner umsichtigen Thätigkeit vom Könige von Würtemberg zum Oekonomierath ernannt und ihm 1829 nach dem Abgange von Schwerz der größte Theil der Landwirthschaftslehre übertragen. Im Jahre 1831 folgte er dem Rufe als Oekonomierath und beständiger Sekretär der landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen. Hier stiftete er ohne Unterstützung von Seiten des Staates eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Darmstadt und achtete, um den Zöglingen Gelegenheit zur praktischen Anwendung seiner Doktrinen zu verschaffen, das großherzogliche Schatullengut Kranichstein; nebenher leitete er auch mehre Gutswirthschaften, die er namentlich in Bezug auf die Schafzucht sehr verbesserte. Im Jahr 1839 ward er Direktor der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, die unter ihm einen bedeutenden Aufschwung nahm. Im Jahr 1843 wurde er als geheimer Finanzrath in das königliche Hausministerium nach Berlin berufen und hier auch zum Mitglied des königlichen Landesökonomiekollegiums ernannt, in welchem er die umfassendste Thätigkeit entwickelte. Im Jahr 1845 trat er wieder in den würtembergischen Dienst, indem er die Direktion der landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim übernahm, welche sich unter seiner Leitung bedeutender Frequenz erfreute. Im Jahre 1850 folgte er einem Rufe nach Oesterreich, wo er als Sektionschef für Landeskultur in das Ministerium eintrat. Auch errichtete er eine höhere landwirthschaftliche Reichslehranstalt zu Ungarisch-Altenburg, welche im Herbst 1850 eröffnet ward und unter seiner besonderen Leitung rasch gedieh. Er schrieb: „Beiträge zur höheren Schafzucht" (Stuttgart 1826), „Anleitung zur Rindviehzucht" (das. 1829), „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde., Darmstadt 1833, 4. Aufl. 1853), „Landwirthschaftliche Taxationslehre" (Wien 1853), „Neue Anleitung zur Rindviehzucht" (Stuttg. 1850). Auch gab er Schwerz' „Literarischen Nachlaß" (Stuttg. 1845) und „Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim" (das. 1850) heraus.

Pabulatores (lat.), Futtersucher, im 3. Jahrhundert diejenigen Anachoreten, die, völlig nackt oder nur mit einem kleinen Schurz versehen, wie die Thiere in den Wäldern umherstrichen u. größtentheils von Kräutern und Wurzeln lebten.

PAC., auf römischen Münzen Abbreviatur für Paccator.

Pacaraimo, Sierra, südamerikanische Gebirgskette, auf der Grenze zwischen der Republik Venezuela und der brasilianischen Provinz Rio Negro, hängt westlich mit der Sierra Parima und nordöstlich mit der Sierra Rinocotta zusammen.

Pacaret (Pararete, Pajarete), beste Sorte des Xeresweins, so genannt von Pararete, einem den Hieronymitermönchen gehörigen Weinberge, süß, von sehr feinem Geschmack, wird viel über Cadix und San Lucar de Barrameda nach England und Nordamerika ausgeführt.

Pacaya, Vulkan im mittelamerikanischen Staat San Salvador, westlich vom Fonsecagolf, in der Nähe der Stadt Guatemala la vieja, welcher er durch seine Ausbrüche so verderblich wurde, daß die Einwohner sie verließen und dafür Guatemala la nueva anbauten.

Pacca, Bartolomeo, römischer Kardinal, Bischof von Ostia und Velletri, geboren zu Benevent den 16. Dec. 1756, war unter Pius VII. Camerlengo und Probatar und wurde 1801 von diesem zum Kardinal ernannt. Als warmer Anhänger des Papstes stand er demselben in seinen Streitigkeiten mit Frankreich muthig zur Seite und trat als Probatar insbesondere dem französischen General Miollis kühn entgegen. Er gehörte zu den sogenannten schwarzen Kardinälen, die sich geweigert hatten, bei Napoleons Vermählung mit

Josephine anwesend zu seyn, und daher den Purpur nicht anlegen durften. Im Jahr 1808 ward er festgenommen, da er in Verdacht stand, eine Verschwörung gegen die Franzosen angestiftet zu haben. Pius VII. wußte es indeß dahin zu bringen, daß er in seiner Umgebung bleiben durfte. P. begleitete 1809 den Papst in die Verbannung nach Frankreich; in Grenoble ward er aber von seinem Souverän getrennt und 2½ Jahre auf der Festung San Carlo bei Fenestrelles eingesperrt. Nach Napoleons Sturz 1814 in seine Würden wieder eingesetzt, mußte er 1815, als Murat Rom okkupirte, in Begleitung des Papstes von Neuem diese Stadt verlassen. Nach dem 2. pariser Frieden ward er Mitglied der Kongregation für die Missionsangelegenheiten China's, ging 1816 als außerordentlicher Gesandter nach Wien und ward 1817 Gouverneur von Rom. In allen diesen Stellungen, sowie in den spätern als Mitglied einer Kongregation zur Feststellung eines Systems für die akademischen Studien und einer Kommission zur Untersuchung des Zustandes der Finanzen im Kirchenstaate entwickelte P. die aufopferndste Thätigkeit, verleitete aber zugleich Pius VII., auf den er durch die Standhaftigkeit seines Charakters und seine treue Anhänglichkeit den wesentlichsten Einfluß gewonnen hatte, zu vielen intoleranten Maßregeln. Obschon auch die folgenden Päpste ihn mit besonderem Vertrauen auszeichneten, so legte er doch 1824 unter Leo XII. sein Amt als Camerlengo nieder. Er † den 19. April 1844. Literarisch hat er sich bekannt gemacht durch seine „Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cativitá nel castro di San-Carlo in Fenestrelles" (2. Aufl., 3 Bde., Rom 1830, deutsch, 2. Aufl., 3 Bde., Augsb. 1835), „Notizie sul Portogallo" (Rom 1835), „Relazione del viaggio di pape Pio VII etc." (das. 1836). Deutsch erschienen seine sämmtlichen Werke Augsb. 1831—1834, 6 Bde.

Paccalongang (Pakalongan), Stadt auf der Insel Java, in der gleichnamigen holländischen Landschaft, auf der Nordküste rechts am gleichnamigen Fluß, der hier in das Javameer mündet, von Chinesen und Javanern bewohnt, welche Handel treiben; Sitz eines holländischen Residenten.

Paccanaristen, Ordensgesellschaft des heiligen Herzens und Glaubens Jesu, nach Nikolaus Paccanari, der zu Spoleto 1799 eine solche Kongregation gestiftet hatte, benannt, aber eigentlich schon 1794 von den Exjesuiten Charles de Broglie, Abbé de Tournely und Abbé Pey bei Löwen zur Wiederherstellung des Jesuitenordens begründet. Die Gesellschaft wurde mit Unterstützung des Abbé Beck und des Kanonikus Binder zu Lautershofen auch nach Deutschland verbreitet und in Göggingen aufgenommen; von da durch die Franzosen vertrieben, wandte sie sich nach Passau und dann nach Neudorf bei Wien (1796). Hier wurde sie, vom Kardinal Migazzi und der Erzherzogin Marianne in Schutz genommen, nach Hagenbrunn verpflanzt und 1798 in Prag mit einer neuen Anstalt versehen. Zu derselben Zeit verwandte sich Kardinal Ruffo für sie bei Pius VI.; sie wurde vom Papste in ihrem Vorhaben ermuntert, zu größerer Verstärkung mit der von Paccanari zu gleichem Zwecke und unter gleichem Namen gestifteten Kongregation am 18. April 1799 verschmolzen und zugleich mit einer Gesellschaft von Damen des heiligen Herzens und des Glaubens Jesu vermehrt. Dies war die Zeit ihrer höchsten Blüthe; sie erhielt jetzt in Dillingen, Cremona und Este Ordenshäuser, begründete Ordenskolonien in Holland, Frankreich und England und wurde 1800 in Rom aufgenommen. Als aber 1801 die alten Jesuiten in Rußland wieder erstanden waren, gingen viele P. zu den Jesuiten über, und nach Wiederherstellung dieses Ordens 1814 löste sich die Gesellschaft ganz auf.

Paches, Sohn des Epicurus, Anführer der Athener im peloponnesischen Kriege; mit 1000 Hopliten zur Verstärkung des Belagerungsheeres nach dem abtrünnigen Mytilene gesandt, zwang er im folgenden Jahre diese Stadt zur Uebergabe und besetzte Pyrrha und Eresus, sowie Notium in Kleinasien durch Verrath. Nach seiner Rückkehr in Anklagestand versetzt, tödtete er sich im Angesichte der Richter selbst.

Pacchiarotto, Jacopo, Maler von Siena, einer der vorzüglichsten ältern Künstler jener Stadt. Politische Verhältnisse nöthigten ihn 1535, seine Vaterstadt zu verlassen. Als eines der Häupter einer Konspiration gegen die Regierung entging er dem Galgen nur dadurch, daß die Observantenmönche sich seiner annahmen und ihn in einem Grabe verbargen, bis er Gelegenheit fand, nach Frankreich zu entkommen. In der Kunst erscheint P. als freier und glücklicher Nachahmer Perugino's; mit großer Anmuth im Einzelnen verbindet er indeß eine moderne Manier, die seinen Werken nicht immer zum Vortheil gereicht. Die Akademie von Siena besitzt Mehres von seiner Hand; auch in den sienesischen Kirchen finden sich von ihm verschiedene Bilder, unter denen namentlich die Fresken von Sta. Catarina und S. Bernardino bemerkenswerth sind. In erstgenannter Kirche ist besonders eine Darstellung der heiligen Katharina von Siena, welche zum Leichnam der heiligen Agnes von Montepulciano wallt, voll der zartesten, innigsten Anmuth. In S. Bernardino sind von ihm zwei eben so treffliche Stücke, die Geburt und die Verkündigung Mariä.

Pacem (lat., franz. paix), in Frankreich eine silberne oder vergoldete Münze, mit dem Bilde des Heilandes oder auch eines Heiligen, die gewöhnlich unten an das Paternoster gehängt wird; dann der Backenstreich, den der firmelnde Bischof ertheilt; auch s. v. a. Pacificale. P. schlagen, die Betglocke ziehen.

Pacentro, Flecken in der neapolitanischen Provinz Abruzzo-ulter. II, am Fuße des Monte Marone, mit Seidenzucht, Oliven- und Weinbau, Weberei, Kupferschmiedewaarenfabrikation und 5180 Einwohnern.

Pacetti, Camillo, berühmter italienischer Bildhauer, geboren um 1760 zu Rom, kam auf Canova's Empfehlung als Professor an die Akademie zu Mailand, wo er 1826 †. P. trug zur Wiedergeburt der Bildhauerei in Mailand sehr viel bei und lieferte mehre vortreffliche Werke, wie die kolossale Minerva in der Gallerie der Brera, die Bilder des Frieses und die zwei schönen Viktorien am Arco della pace, eine überlebensgroße

Statue des Apollo, welcher im Schlafe liegt, von Cacciatori nach P.'s Modell ausgeführt, Ganymed mit Jupiters Adler, mehre Büsten berühmter Männer ꝛc. Die Akademie der Brera ließ ihm ein Monument errichten, welches sein Schwiegersohn Cacciatori ausführte. Unter seinen Schülern zeichnen sich Fabris, Gaggeri, Sangiorgio, Sammachini, Cacciatori ꝛc. besonders aus.

Pachämie (v. Griech.), s. v. a. Pachyämie.

Pache, Jean Nicolas, französischer Kriegsminister und Maire von Paris in der Revolutionszeit, anfänglich Erzieher im Hause des Marschalls von Castries, lebte später mit seiner Familie in der Schweiz, von wo er erst beim Ausbruche der Revolution zurückkehrte. Durch Uneigennützigkeit und Sittenstrenge seinem früheren Principal bereits empfohlen, sollte er im Departement des Marineministeriums eine Stelle als Kommissär übernehmen, allein er schlug dies Anerbieten aus, arbeitete dagegen als Volontär im Ministerium des Innern unter Roland. Hier erwarb er sich nicht nur die Anerkennung der Girondisten, deren gemäßigten Grundsätzen er damals noch huldigte, sondern selbst die Zustimmung der leidenschaftlichen Republikaner, denen er sich bald nachher ganz anschloß, nachdem ihm am 3. Okt. 1792 die Girondisten das Kriegsministerium verschafft hatten. Letztere beschuldigten ihn bald des Mißbrauchs der Gewalt u. setzten durch einen Ausschuß des Konvents, der seine Amtsführung untersuchen mußte, am 2. Febr. 1793 seine Entlassung durch. P. ward nun Abgeordneter der Hauptstadt und bald darauf mit Hülfe der Bergpartei Maire von Paris. Jetzt trat er als offener Gegner der Girondisten auf; mehre Generäle wurden von ihm des Ehrgeizes und der Verrätherei angeklagt, und am 15. April forderte er an der Spitze einer Gemeinderathsdeputation vom Konvent die Ausstoßung Brissots. Der unbeschränkte Einfluß, den P. als Maire besaß u. mit dem er Volksaufstände und Umtriebe begünstigte u. die Einführung des Vernunftkultus beförderte, mußte nothwendig Robespierre's Eifersucht rege machen; jedoch erhielt P.'s aufrichtiger Republikanismus, sowie sein gerader Sinn ihm Amt und Leben, und erst einige Monate später mußte er ersteres an Fleuriot abtreten. Nach Robespierre's Sturze ward auch P. am 9. Dec. 1794 als Theilnehmer der Schreckensherrschaft angeklagt, doch kam in den Wirren das Verurtheilungsdekret nicht zur Ausführung; auch eine weitere Anklage, welche ihn der Theilnahme an den für den Konvent bedrohlichen Unruhen vom April u. Mai 1795 beschuldigte, blieb ohne Folgen. Da ihm nachher auch das Direktorium anarchische Bestrebungen Schuld gab, vertheidigte er im April und Mai 1797 in zwei Denkschriften seine Wirksamkeit und zog sich dann auf ein kleines Landgut, Thym-le-Moutiers bei Charleville, zurück. Ohne Umgang und in gänzlicher Abgeschiedenheit lebte er hier bis gegen Ende des Jahres 1823.

Pacheca, Donna Maria, s. Padilla 1).

Pacheco, Francisco, spanischer Maler u. Dichter, geboren 1571 zu Sevilla, besuchte hier die Schule des Luis Fernandez, fühlte sich aber besonders zu Michel Angelo und Raphael hingezogen. Er erhielt 1600 mit A. Vasquez den Auftrag, im Kreuzgange von la Merced calzada das Leben des heiligen Ramon bildlich darzustellen. Hierauf malte er für den Herzog von Alcala 8 Darstellungen aus der Fabel des Dädalus und Icarus u. ging mit seinem Schwiegersohne Velasquez de Silva 1623 zum zweiten Male nach Madrid. Ueber sein jüngstes Gericht in der Kirche St. Isabel zu Sevilla gab er selbst eine gelehrte theologische Erklärung. Unter seinen zahlreichen Bildnissen wird das seiner Gattin und des Miguel de Cervantes besonders gerühmt. P. stiftete 1611 in seiner Vaterstadt eine Schule u. führte verschiedene Werke aus, die in Kirchen und Klöstern aufgestellt wurden. Seine Kompositionen sind geistreich, die Figuren voll Ernst und Würde, dabei gut gezeichnet und nach den Gesetzen der Beleuchtung und Perspektive geordnet, obgleich nicht ohne Härte und Trockenheit in der Behandlung. P. † 1654 zu Sevilla. Seine Gedichte u. besonders seine Epigramme sprudeln Witz und Laune; seine artistischen Abhandlungen enthalten schätzbare historische Nachrichten und treffliche Vorschriften über die Malerei. Selten, besonders mit der Vorrede, ist sein „Tratado de la pintura“ (Sevilla 1649); noch seltener „Antiguedad y grandezas de la pintura“ (das. 1849).

Pacher, Michael, Maler und Bildhauer, geboren in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Bruneck in Tyrol. Ein schöner Altar zu St. Wolfgang im Salzkammergute, mit gemalter Inschrift, die den Donator u. das Jahr der Entstehung nennt, beurkundet die Fähigkeiten des Künstlers. Im Jahr 1840 wurden im Ursulinerkloster zu Bruneck 4 Gemälde auf Holz entdeckt, die man ebenfalls P. zuschreibt: die Auferstehung, Himmelfahrt, Ausgießung des heiligen Geistes und Maria als Schutzmutter der Menschheit.

Pachino, Flecken auf der Insel Sicilien, südwestlich von Siragossa und vom Kap Passero, mit kleinem Hafen, Thunfischerei, Wein- u. Olivenzucht und 1400 Einwohnern.

Pachomius, St., einer der ersten Begründer des Mönchthums u. Stifter der ersten größern Vereine von Mönchen und Nonnen, wurde um 292 in Aegypten geboren und um 312 im thebaischen Flecken Chenoboscus getauft. Der greise Einsiedler Palämon führte ihn in das strenge Leben der Anachoreten ein. Dann erbaute sich P. (um 325) auf der Nilinsel Tabenna eine Hütte, die er bald zum geräumigen Kloster erweiterte, um gleichgesinnte Männer, die unter seiner Leitung im ascetischen Vereine leben wollten, darin zu beherbergen. Als die Zahl seiner Anhänger sich fast bis auf 100 belief, führte er eine feste Lebensregel ein. Jedem war erlaubt, zu essen und zu fasten, wie es seine Kräfte zuließen; ebenso richtete sich die Arbeit nach den Individualitäten; man flocht Körbe und Decken aus Nilschilf, verrichtete andere Handarbeiten u. suchte durch den Ertrag derselben die Unterhaltungskosten des Klosters zu bestreiten. Auch ein Frauenkloster stiftete P. für seine Schwester und die um dieselbe versammelten Frauen. Er

† 348 und übergab seinem von ihm selbst ernannten Nachfolger gegen 9000 Cönobiten, die sich späterhin noch vermehrten. In der Folge nahmen indessen die meisten Klöster dieses Ordens die Regel des heiligen Basilius an; doch bestand noch im 11. Jahrhundert ein Kloster der Pachomiten mit 500 Mönchen zu Konstantinopel. Außer der obengenannten Regel des P. gibt es unter seinem Namen noch eine ausführlichere, angeblich von Hieronymus ins Lateinische übersetzte, und: „Monita spiritualia“ (Bibl. Patr, Th. IV).

Pacht (**Pachtung**, **Pachtkontrakt**, **Pacht- u. Miethvertrag**), im Allgemeinen ein Vertrag, durch den Jemand den Gebrauch oder den Fruchtgenuß seiner Sache für eine bestimmte Gegenleistung und auf eine bestimmte Zeit auf einen Andern überträgt. Für den häufig vorkommenden Pacht- und Miethvertrag gelten gemeinrechtlich im Wesentlichen die Bestimmungen des römischen Rechts über den dort mit dem Namen **Locatio conductio** bezeichneten Konsensualkontrakt. **Locatio conductio** ist im römischen Recht derjenige Vertrag, wodurch sich der eine Kontrahent verbindlich macht, dem andern gegen Leistung eines angemessenen Aequivalents, welches der Regel nach in einer bestimmten Summe Geldes besteht, die Benutzung eines Objektes zu gewähren. Dieses Objekt kann entweder in Sachen, oder in Kräften von Menschen bestehen, welche sich als Dienstleistung äußern. Hierauf gründet sich die Unterscheidung zwischen **Locatio conductio rerum** und **Locatio conductio operarum**. **Locatio** bezeichnet nämlich den Vertrag, wenn man das Verhältniß desjenigen Kontrahenten ins Auge faßt, welcher die Sache oder die Dienste leisten soll: **Locator**, Vermiether, Verpachter; **Conductio** dagegen heißt der Vertrag, von Seiten desjenigen Kontrahenten betrachtet, welcher sich die Leistung der Sache oder der Dienste behufs deren Benutzung versprechen läßt: **Conductor**, Miether, Pachter. Im Deutschen sind für das fragliche Rechtsgeschäft die Namen P. und Miethe die gebräuchlichsten. Der Unterschied zwischen beiden beruht auf der Verschiedenheit in der Benutzung des Objektes. Besteht solche ausschließlich oder doch vorzugsweise in der Beziehung von Früchten oder Einkünften (**fructus**), so redet man von P., wo aber dieses nicht der Fall ist, von Miethe. P. kann daher nur innerhalb der **Locatio conductio rerum** vorkommen, da Dienste einen Fruchtgenuß nicht zulassen, während nicht allein diejenige **Locatio conductio rerum**, wo es auf einen Gebrauch (**usus**) der Sache abgesehen ist, sondern auch jede **Locatio cond. operarum** als Miethe sich darstellt. Die **Locatio conductio** gehört zu den Konsensualverträgen, daher ist der Vertrag perfekt, sobald die Kontrahenten ihren vereinigten Willen über den Gegenstand der Benutzung und die dafür zu leistende Vergütung gegenseitig erklärt haben. Diese Erklärung kann sowohl mittelst ausdrücklicher Worte, als stillschweigend (durch Handlungen) geschehen; schriftliche Abfassung ist nicht erforderlich. Die Voraussetzungen aber, unter welchen ein vereinigter Wille der Kontrahenten als vorhanden anzunehmen ist, sind die überhaupt bei Verträgen geltenden. Wesentlich ist aber die Verabredung eines für die Benutzung zu leistenden bestimmten Aequivalents, welches **Merces**, auch **Locarium**, **Mieth-** und **Pachtgeld**, heißt u. der Regel nach in quantitativ bestimmtem Gelde besteht. Dasselbe kann entweder, wie der Kaufpreis, ein- für allemal (**aversione** oder **per aversionem**), oder relativ, nach Verhältniß des Maßes od. der Zeit der demnächstigen Benutzung, bestimmt werden, in welchem letzteren Falle derselbe in der Regel in wiederkehrenden terminlichen Leistungen besteht. Der Miethvertrag läßt Modifikationen und Nebenverträge aller Art zu, soweit solche nach der Natur jenes Vertrages gedacht werden können und dadurch nicht wesentliche gesetzliche Bestandtheile desselben abgeändert oder beseitigt werden sollen. Hiernach können Miethverträge unter Bedingungen, sowie unter Zeitbestimmungen abgeschlossen werden; die Beifügung der letzteren bildet sogar bei der nur vorübergehenden Natur der meisten Miethverträge die Regel, wobei denn auch häufig noch eine besondere Kündigungsfrist vorkommt. Mehre Vermiether und Miether haften, wenn sie nicht ausdrücklich eine solidarische Haftverbindlichkeit übernommen haben, nur **pro rata**. Für die Auslegung der Miethverträge gelten die allgemeinen Regeln über Verträge. Vor Allem aber werden da, wo gewisse Arten von Miethverträgen häufig vorkommen, nach der Ortsgewohnheit und dem Herkommen zweifelhafte Vertragsbestimmungen auszulegen und Lücken des Vertrages zu ergänzen seyn. Uebrigens soll die Auslegung des Vertrages im Zweifel wie beim Kaufe gegen den Verkäufer, so bei der Miethe zum Nachtheil des Vermiethers erfolgen. Die aus dem Mieth- und Pachtvertrage entspringenden Rechte und Verbindlichkeiten beider Kontrahenten gestalten sich verschiedenartig bei der Sach- und bei der Dienstmiethe. Unter den vorzugsweise sogenannten dinglichen Rechten können der **Usus fructus** und die **Habitatio** allein, die übrigen dinglichen Servituten nur mit der Sache, an der sie haften, vermiethet und verpachtet werden. Eben so wenig ist erforderlich, daß der Vermiether oder Verpachter Eigenthümer der von ihm vermietheten oder verpachteten Sache sey. Auch der Pfandgläubiger kann die ihm verpfändete, der Miether die ihm vermiethete Sache weiter vermiethen, selbst ohne Einwilligung des eigenen Vermiethers, in welchem Falle das eigenthümliche Rechtsverhältniß der **Aftermiethe** u. **Afterpacht** (**sublocatio, subconductio**) entsteht. Insgemein aber liegen dem Vermiether und Verpachter folgende Verbindlichkeiten ob: er muß die versprochene Sache mit ihren Accessionen dem Miether oder Pachter überliefern zum verabredeten Gebrauch, und zwar jene Sache selbst, rücksichtlich deren die Miethe geschlossen wurde, obwohl, wenn solches ohne seine Schuld nicht möglich ist, der Miether Annahme einer anderen, gleich guten nicht verweigern kann. Die Uebertragung muß aber so geschehen, daß der Miethmann sich auch ungestört der Sache bedienen kann, daher der Vermiether nicht nur selbst während der Vermiethzeit Aenderungen an der Sache, welche den Miether beeinträchtigen, zu unterlassen verpflichtet ist, sondern auch für Störungen Drit-

ter haftet, und zwar, in sofern er in culpa sich befindet, für volle Entschädigung, außerdem aber nur in der Art, daß verhältnißmäßiger Abzug am Miethgelde eintritt. Dieser Unterschied kommt auch zur Anwendung, wenn die Sache dem Miethmanne von einem Dritten abgenommen wird, so daß der Vermiether nur bei einer Culpa für das Interesse einsteht, nicht aber auch ohne solche und wenn er bona fide handelte. Gleichfalls wirkt dieser Unterschied rücksichtlich der Fehler an der vermietheten Sache, indem der Vermiether wegen Culpa für volle Entschädigung haftet, sonst aber nur Verringerung am Miethgelde zu erleiden hat. Dem Vermiether liegt ferner ob, die Sache in gehörigem guten Zustande zu erhalten, Reparaturen zu besorgen, alle Lasten, Steuern, Abgaben rc. in Ansehung der Sache zu tragen und dem Miethmanne für die Verwendungen, die er auf die Sache machte, Ersatz zu leisten, ohne Beschränkung für die nothwendigen, für nützliche aber nur, soweit er dadurch bereichert wird, während zierende Impensen den Miether bloß zur Wegnahme berechtigen. Wenn Mehre gemeinschaftlich Ein Werk oder Eine Arbeit übernehmen, haften sie in solidum. Die Verpflichtungen des Miethers od. Pachters sind folgende: Er muß das Miethgeld (Pachtschilling), und zwar in der Regel ganz, wie es bedungen wurde, bezahlen, ohne Rücksicht darauf, ob er die Sache benutzte, es wäre denn, daß der Vermiether an einen Anderen vermiethet und daher nichts verloren hätte. Die Zeit der Zahlung bestimmt sich vorerst nach besonderen Verabredungen oder Ortsgewohnheiten. Wurde für bestimmte Termine gemiethet, so ist beim Ablaufe eines jeden Termins, außerdem, od. wenn ein Werk, eine Arbeit bestellt worden, bei Beendigung der Miethe, oder bei der Ablieferung der Arbeit zu bezahlen. Zu einem Vorschuß ist der Miether rechtlich niemals verpflichtet, und zur Verzinsung nur im Fall einer Mora. Bei der Locatio rerum ist insbesondere ordnungsmäßiger Gebrauch der gemietheten Sache vorzüglichste Pflicht. Dazu gehört aber nicht allein Anwendung der höchsten Sorgfalt, sondern der Miether darf auch die Sache nicht anders gebrauchen u. benutzen, als wozu sie ihm vermiethet worden, sonst muß er für den Zufall, den er außerdem nicht trägt, einstehen und wird sogar als Dieb behandelt, wenn er aus Gewinnsucht die Grenzen des gestatteten Gebrauches überschritten. Dagegen haftet er keineswegs für bloße Abnutzung der Sache, soweit sie gewöhnliche Folge des Gebrauches und nicht einer Verschuldung ist. Nach beendigter Miethe muß er sogleich die Sache gehörig restituiren. Verweigerung der Restitution ohne gerechten Grund und fortdauernd bis zum Endurtheile hat die Strafe zur Folge, daß neben der Sache auch ihr voller Werth an den Vermiether gegeben werden muß. Bei der Locatio rerum trägt der Miethmann den Zufall, welcher sich in seiner Person ereignet, ohne das Miethgeld verringern zu dürfen, wenn nicht etwa der Vermiether die Sache weiter vermiethete. Wird die Sache von dem Zufalle ganz vernichtet, so endigt auch die Miethe, während theilweiser Untergang nur zur Abkürzung am Miethgelde, nicht aber unbedingt u. überhaupt zur Aufhebung berechtigt und unbedeutender Mangel oder Aufschub auch den Abbruch am Miethgelde nicht erlaubt macht. Insbesondere verpflichten die Gesetze den Verpächter von Grundstücken, wegen Zufällen an den Früchten zum Nachlaß am Pachtschillinge (remissio mercedis). Doch darf der Schaden nicht zu unbedeutend seyn und nicht aus der Lage und Beschaffenheit der Sache selbst herrühren, sondern er muß als ein ungewöhnlicher, besonderer Zufall eintreten, wie z. B. Mißwachs, Hagelschlag, Krieg; dann muß der Schaden die Früchte selbst, nicht andere Sachen des Pachters und seines Pachthaushaltes treffen, und zwar vor der Parception. Bei einer Pachtung auf mehre Jahre wird der Unfall des einen Jahres mit den besseren Erträgnissen eines anderen Jahres in Abrechnung gebracht. Die Remission geht immer auf so viel, als der Werth der Früchte nach Abzug der Kosten ihrer Gewinnung geringer ist, als der Pachtschilling. In wiefern durch Zufall die Miethe aufgehoben werde, ergibt sich im Allgemeinen schon aus den vorigen Erörterungen. Außerdem endigt die Miethe nach den sonst geltenden Grundsätzen mit dem Eintritt einer festgesetzten Resolutivbedingung oder mit dem Ablaufe des bestimmten Termins. Die Conductio operis hört insbesondere mit Verfertigung der Arbeit und die Locatio rerum mit Erwerbung des Eigenthums von Seiten des Miethers auf, nicht aber auch dann, wenn der Vermiether nur ein revokables Recht hatte und dieses erlischt, in welchem Falle vielmehr die gegenseitigen Ansprüche aus dem Vertrage an und für sich fortbestehen. Dagegen tritt, und zwar in Folge streng juristischer Konsequenz, die Aufhebung ein, wenn der Vermiether auf Jemanden das Eigenthum der Sache, oder ein anderes dingliches Recht, welches die Befugnisse enthält, die sonst dem Miether zustanden, überträgt, was man durch den Grundsatz auszudrücken pflegt: Kauf bricht Miethe, und was zugleich in der Beziehung wirksam wird, daß auch der Miether nicht gehalten ist, die Miethe mit dem neuen Erwerber fortzusetzen. Doch bleiben dem Miether natürlich seine Entschädigungsansprüche gegen den Vermiether. Durch den Tod der Parteien erlischt die Miethe nur in dem Falle, daß man auf die Individualität der Personen Rücksicht genommen hätte oder daß auf beliebige Dauer vermiethet worden wäre. Der Eintritt einer Gant über den Verpächter hebt den Pachtvertrag, so lange nicht eine Veräußerung geschieht, keineswegs auf; wenn dagegen der Pachter in Konkurs geräth, sind weder Kreditoren noch Verpächter zur Fortsetzung des Vertrags verbunden. Ist die Miethe nicht auf eine bestimmte Zeit eingegangen, so kann in der Regel von beiden Seiten beliebig aufgekündigt werden. Allein selbst wo Termine festgesetzt sind, ist vor Ablauf derselben zuweilen Aufkündigung erlaubt, und zwar dem Vermiether: wenn der Miether zwei Jahre lang das Miethgeld nicht bezahlt; wenn die Sache eine wesentliche, unverschiebliche Reparatur nöthig hat; wenn der Miether die Sache mißbraucht, sich kontraktwidrig derselben bedient; wenn der Vermiether die vermiethete Wohnung wegen eines unvorhergesehenen Falles selbst nothwendig hat, was man aber nicht auf andere vermiethete Sachen beziehen darf. Dem Miether ist die Aufkündigung gestattet: wenn ihm

die Sache nicht zur gehörigen Zeit geliefert oder übergeben wird, sofern die Verzögerung nicht zu unbedeutend ist; wenn sich bei Ausführung eines Werkes ergibt, daß der Kostenanschlag von dem Unternehmer um ein Bedeutendes zu gering gemacht worden sey; wenn sich solche Fehler oder Mängel zeigen, welche Genuß oder Gebrauch ganz oder beträchtlich hindern, ohne daß eine Abhülfe sogleich möglich wäre; wenn Jemanden gegründete Furcht veranlaßt, die Miethe aufzugeben. Ist die Zeit der Miethe abgelaufen und damit diese beendigt, so steht es in der Willkür der Parteien, eine Erneuerung einzugehen (relocatio), was entweder ausdrücklich geschieht, oder auch stillschweigend dadurch, daß die Parteien das bisherige Verhältniß fortsetzen, in welchem Falle die nämlichen Bedingungen, welche früher gelten, gleichfalls fortbestehen, nur ohne weitere Verbindlichkeit dritter Personen. Bei fruchttragenden Grundstücken dauert die stillschweigende Relokation immer ein Jahr, so daß früher von keiner Seite aufgekündigt werden kann, eine Bestimmung, die auch jetzt noch vollkommen gültig ist. Bei anderen Objekten findet dagegen, wenn eine stillschweigende Relokation eintrat, beliebige Aufkündigung Statt, außer in dem Falle, daß in dem schriftlich abgefaßten Miethvertrage eine bestimmte Miethzeit festgesetzt wäre, welche dann auch für die Relokation als erneuert angenommen werden muß. In ökonomischer Beziehung pachtet und verpachtet man sowohl einzelne Aecker, Wiesen, Gärten, Weinberge, Obst- u. Hopfenpflanzungen, als auch ganze Herrschaften, Domänen, Landgüter, Rindvieh- und Schafheerden, sowie deren Produkte, als Felle, Wolle, Milch, Butter, ferner die zu größern Landgütern gewöhnlich gehörigen Gerechtsame des Fischens, Jagens, Mahlens, Bierbrauens, Branntweinbrennens ꝛc. Wird einer der gedachten Gegenstände Jemandem auf ewige Zeiten verpachtet, so entsteht der **Erbpacht** (s. d.), geschieht dies nur auf eine bestimmte Zeit, so erhält man den **Zeitpacht**. Dieser wird wieder in den **General-** und **Special-** oder **Partikularpacht** eingetheilt, je nachdem sich der Pachtvertrag auf ganze Provinzen, Herrschaften, Domänen und mehre kleinere Güter umschließende Besitzungen, oder auf einzelne zu diesen gehörige Vorwerke, Höfe, Grundstücke oder Gerechtsame bezieht. Die Person, welche von einer andern, dem **Verpachter** (**Pachtherrn**), obenbezeichnete Gegenstände zur Benutzung übernimmt, heißt im Allgemeinen **Pachter** (Pächter, Beständner, Heuersmann, Arrendator), obschon man in der engern Bedeutung des Wortes unter einem Pachter gewöhnlich nur Denjenigen versteht, der ein ganzes Landgut in P. hat. Nach der Größe desselben unterscheidet man wieder **Groß-** und **Kleinpachter**. Hat sich der Pachter über die Pachtung in gehörige Kenntniß gesetzt, so erfordert der Vortheil des Pachters und Verpachters, daß sie sich gegenseitig über die Bedingungen verständigen, unter welchen die Pachtung übergeben und übernommen werden soll. Diese Bedingungen (**Pachtbedingungen**) erstrecken sich auf das ganze Gut sowohl, als auf dessen einzelne Theile, und bestimmen z. B., auf welche Weise die Aecker bewirthschaftet, die Gebäude unterhalten, die Jagd und Waldungen benutzt werden sollen, wie es der Verpachter mit der Pachtzeit, dem Pachtgelde und dem Inventarium ꝛc. gehalten wissen will. Findet eine **Pachtlicitation**, d. h. eine öffentliche Versteigerung des zu verpachtenden Gegenstandes, Statt, so ist eine gewöhnliche Klausel in den Pachtbedingungen der Vorbehalt der Auswahl unter den Licitanten. Haben sich Pachter und Verpachter hinsichtlich der Pachtbedingungen geeinigt, so wird gewöhnlich die **Pachtpunktation** (s. **Punktation**) aufgesetzt u. der **Pachtkontrakt** (**Pachtbrief**) ausgefertigt. Dies ist eine schriftliche, von beiden Parteien durch Namensunterschrift beglaubigte Urkunde, welche die Pachtbedingungen enthält, über welche die Parteien übereingekommen sind. Dem Pachtkontrakt wird, wo es nöthig ist, ein **Pachtinventarium** beigegeben, ein Verzeichniß, welches alles Dasjenige enthält, was der Pachter bei der Uebernahme der Pachtung an Aeckern, Vieh, Geschirr ꝛc. erhält und was er bei der Pachtübergabe zurückgeben muß (s. **Inventarium**). Ist endlich der Pachtkontrakt geschlossen, so folgt die **Pachtübergabe**, worunter man diejenige Handlung versteht, durch welche der Pachter in den Besitz der Pachtung, vorzüglich aber der in dem Pachtinventarium verzeichneten Gegenstände gesetzt wird. Sie findet mit wenigen Ausnahmen, z. B. wenn Unmündige da sind, außergerichtlich Statt und erhält dadurch ihre Wichtigkeit, daß der Pachter die ihm übergebenen Stücke bei seinem Abgange wieder so, wie er sie überkommen hat, zurückstellen muß. Das Verfahren dabei ist ein doppeltes: die Inventarienstücke an Gebäuden, Vieh, Ackergeräthschaften, Zäunen, Bäumen, Hecken, auf dem Halme stehenden Kornfrüchten, Haus-, Brau- und Brennereigeräthschaften ꝛc. werden entweder nach einer bestimmten Taxe übernommen und zurückgegeben, oder eine bestimmte Quantität Getreide, Stroh, Heu, sowie die Aecker nach der Einsaat, Pflugart und Düngung übernommen u. in dem Empfangszustande zurückgestellt. Die Handlung der Zurücknahme eines Gutes und des dazu gehörigen Inventariums heißt die **Pachtabnahme**, und sie geschieht wie die Pachtübergabe in der Regel unter Zuziehung vereidigter oder unvereidigter Taratoren und anderer sachverständiger Männer.

Pachuca, Stadt in dem merikan. Staat Queretaro, auf einer Hochebene, 8100′ hoch, in fruchtbarer Umgebung gelegen, hat über 5000 indianische, weiße und farbige Einw. und ist einer der ältesten Bergwerksorte Meriko's, früher mit sehr reichlicher Ausbeute.

Pachyämie (v. Griech.), die Verdickung des Blutes, der verdickte Zustand desselben.

Pachydermen (Pachydermata, **Dickhäuter**, auch Multungula, **Vielhufer**), Ordnung der Säugethiere, umfaßt die drei Familien der **Rüsselthiere** (Proboscidea) mit der lebenden Gattung Elephant (Elephas) und der fossilen Mastodon, Dinotherium u. a., der **eigentlichen Dickhäuter** (Pachydermata) mit den lebenden Gattungen Tapir (Tapirus), Nashorn (Rhinoceros), Nilpferd (Hippopotamus), Klippendachs (Hyrax) und einigen fossilen (Palaeotherium, Anoplotherium u. a.) u. der **Borstenthiere** (Setigera, Zygodactyla, Schweine oder Paarzeher) mit den lebenden Gattungen Schwein (Sus), Hirscheber

(Porcus), Pekari (Warzen- od. Bisamschwein, Dicotyles), Emgalo (Larvenschwein, Phacochoerus) u. einigen fossilen (Palaeochoerus, Hyotherium). Cuvier, Kaup u. A. rechnen auch die Einhufer (Solidungula), die durch die Gattung Pferd repräsentirt wird, hierher, während Andere diese eine besondere Ordnung bilden lassen. Diese Thiere, von abenteuerlicher, fast vorweltlicher Gestalt, sind zum Theil die größten unter allen Landthieren und scheinen die jetztlebende Säugethierwelt mit jener zu verbinden, die auf Erden vor dem Auftreten des Menschen herrschte. Die Haut ist bei den meisten dicker, als bei den übrigen Säugethieren, aber auch für die meisten die einzige Bedeckung des Körpers, indem sie fast nackt oder doch nur sehr sparsam und dann borstig behaart sind. Die Formen des Kopfs sind sehr verschieden, allein immer zeigen sie etwas Eigenthümliches an der Spitze desselben, und zwar ist es vorzugsweise die Nase, die hier in einer Entwickelung auftritt (Elephant, Tapir, Schwein), wie sonst, abgesehen von den Insektenfressern, nirgends. Sie dient als wichtigstes Werkzeug theils zum Auffinden der Nahrung, theils zur Herbeischaffung derselben, sey es durch Aufbrechen des Bodens (Schwein), sey es durch Ergreifen (Tapir, Elephant), endlich selbst als Mittel, die Nahrung und sogar das Getränk zum Munde zu führen (Elephant). Wo die Nase weniger entwickelt ist, sind es desto mehr die Lippen, welche sodann dieselbe Funktion wie jene haben, nämlich die Nahrung aufzuraffen (Nashorn, Flußpferd), weshalb sie auch so groß, dick und äußerst beweglich sind. Das Gebiß ist bei jeder der hierher gehörigen Gattungen ein anderes, hat jedoch bei allen das Charakteristische, daß Eckzähne vorhanden sind, und zwar bei mehren in außerordentlicher Entwickelung, wie beim Elephanten u. beim Schweine. Wie sie nach ihrer Stellung mit den Nagezähnen (auch Eckzähnen) der Nager zu vergleichen sind, so sind sie es auch in Hinsicht ihres Baues, in sofern sie hohlwurzelig sind, und in Hinsicht ihres übrigen Verhaltens, in sofern sie bis ans Ende fortwachsen und sich an ihrer Wurzel wieder in dem Maße ersetzen, in welchem sie sich durch den Gebrauch an den Spitzen abnutzen. Das Auge ist durchgängig (bis auf das Pferd) klein u. ziemlich blöde. Wie bei den Insektenfressern müssen die stumpfern Gesichtswahrnehmungen durch die scharfen des Geruchsinnes ergänzt und ersetzt werden. Auch das Gehörorgan steht im Ganzen auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung. Der Hals ist sehr kurz und dick, daher wenig beweglich, und erlaubt dem Kopfe kaum, sich über die Höhe des Rückens zu erheben. Entsprechend der Form des Rumpfes ist bei einigen (Schwein, Tapir) der Hals seitlich zusammengedrückt, bei den übrigen rund. Der Rumpf ist bei Allen sehr stark u. meist ziemlich lang, manchmal vorn, manchmal hinten höher, jedoch nicht sowohl wegen der verschiedenen Dicke, als vielmehr wegen der Höhe des Widerrists oder des Kreuzes. Der Schwanz ist bei Allen klein und dünn. Die Beine sind bei einigen dick und plump, bei andern unverhältnißmäßig dünn. Größere Verschiedenheiten bieten noch die Füße hinsichtlich der Zahl der Zehen. Der Skeletbau zeigt außer der Stärke und Festigkeit der Knochen und außer den Abweichungen, welche durch Nasen- und Zahnbau bedingt werden, keine auffallenden Eigenthümlichkeiten. Die Schlüsselbeine fehlen durchgängig. Der Darmkanal ist wie bei allen pflanzenfressenden Thieren lang und der Magen meist einfach, u. auch da, wo er mehre Abtheilungen hat, ist er nicht zum Wiederkauen eingerichtet. Mit Ausnahme des zahmen Schweins lassen Alle nur selten ihre Stimme vernehmen; nur wenn sie von Affekten erregt werden, sind sie laut, was sonst kaum in der Todesnoth der Fall ist. Ihre Fortpflanzung geschieht im Ganzen spärlich, indem fast Alle nur Ein Junges, selten 2 zur Welt bringen. Nur das Schwein und wohl auch Hyrax machen eine Ausnahme. Wenn Einige von ihnen monogamisch leben, so sind es doch nur diejenigen, die überhaupt einsam leben; nur die afrikanischen Elephanten, sonst gesellig lebend, sondern sich zur Brunstzeit paarweise ab. Alle genießen pflanzliche Nahrung, und selbst das Alles fressende Schwein ist doch vorzugsweise auf vegetabilische Stoffe angewiesen. Hinsichtlich der Aufenthaltsorte lassen sich diese Thiere nach denselben in Wasserthiere, Sumpfthiere und Landthiere eintheilen, indem das Flußpferd fast ganz und die Tapire sehr viel im Wasser leben, die Schweine und Nashörner sich gern in Sumpf versenken und nur einige ausschließlich dem trockenen Lande angehören. Ihrer Vertheilung nach gehören die meisten der alten Welt an, indem Australien gar keinen Dickhäuter, Amerika als einheimisch nur die Gattung Pekari u. gemeinschaftlich mit Asien die Gattung Tapir aufzuweisen hat. Doch bezieht sich dies nur auf die Gegenwart; in der Vorzeit war Amerika reicher und besaß wahrscheinlich ausschließlich das ungeheure Missourium. An die Vorzeit erinnern die P. nicht allein durch ihr abenteuerliches Aeußere, sondern auch ganz besonders durch ihre Verbreitung nach den Zonen. Die Tropengegenden sind die eigentliche Heimath fast aller P., und auch diejenigen, welche in die gemäßigten Zonen übergehen, sind augenscheinlich nur akklimatisirt und beweisen durch ihre größere Vollkommenheit im Süden, daß dort ihr wahres Vaterland sey. Ihre Urgeschichte beginnt sogleich mit dem Anfange der Tertiärepoche, in welcher sie ihren fossilen Resten zufolge nicht bloß vor allen andern Säugethieren herrschten, sondern auch ihre höchste Blüthe sowohl in Beziehung auf Massenentwickelung, als auf Zahl der Geschlechter und Arten erreichten. Ihre Gattungen und Arten steigen von der Kleinheit eines Kaninchens (Microtherium) bis zu der ungeheuren Größe des Missouriums aufwärts. Die kleinsten Arten sind die ältesten, die größten die jüngsten, der höchste Gipfel der Entwickelung findet sich im Missourium (30 F. lang, 15 F. hoch). Ungewiß ist, ob von den fossilen P. noch einige bis in die Periode des Menschen hereingelebt haben. Wenn auch die nordsibirischen Erzählungen von dem unterirdisch lebenden Mammuth (Elephas primigenius) keine Beachtung verdienen, so ist doch der Fund einer Pfeilspitze (durch Koch) unter dem Gerippe des Missouriums ein ziemlich sicheres Zeugniß, daß dieses Ungeheuer erst innerhalb der Menschenzeit ausgestorben sey. Uebrigens hat auch in jener Urzeit eine so charakteristische Vertheilung der P.

nach den Erdtheilen, wenn auch nicht so nach den Klimaten, wie in der Jetztzeit Statt gefunden.

Pachyntica (v. Gr.), früher Arzneien, welche die Kraft besitzen sollten, entweder die Säfte im Allgemeinen, oder einzelne feste Theile insbesondere zu verdicken. In ersterer Beziehung hießen sie auch Inspissantia, in letzterer Incrassantia oder Consolidantia, mitunter auch Coagulantia.

Pacifer, der Friedenbringer, römischer Beiname mehrer Gottheiten, z. B. des Merkur, Hercules 2c.

Pacificale (lat.), ein der katholischen Kirche eigenthümliches goldenes oder silbernes Kirchengefäß, zur Aufbewahrung von Heiligthümern bestimmt.

Pacifikation (v. Lat.), Friedensstiftung, insbesondere die Zurückführung eines im Krieg od. Aufruhr begriffenen Landes in den Friedensstand, sey es auf gütlichem Wege, oder durch Gewalt; doch wird in der Regel vorausgesetzt, daß die pacificirende Macht nicht eine fremde und feindliche, sondern eine solche sey, welcher über das zu pacificirende Land irgend eine gesetzliche Autorität zusteht. Das neueste Beispiel von P. ist die Holsteins durch die Oesterreicher. Bei den polnischen Königswahlen sonst war P. das Verfahren, einem der Kandidaten die noch fehlenden Stimmen durch Güte (od. Gewalt) zu verschaffen. In Frankreich hießen Edits de pacification die verschiedenen Verfügungen, worin die Könige den Protestanten freie Religionsübungen bewilligten.

Pacini'sche Körperchen, Endigungen der Nervenfasern, schon von Vater aufgefunden, von Neule und Kölliker aber nach ihrem zweiten Entdecker Pacini benannt, sind sehr kleine (½ — ¾ Linie Durchmesser), eiförmige Körperchen, welche mittelst eines Stieles an einem Nervenfaden ansitzen. Beim Menschen sind sie bis jetzt bloß an den Hauptnerven der Handfläche und Fußsohle bis zu den Nagelgliedern hin gefunden worden. Nach Pacini sollen sie den animalen Magnetismus entwickeln, nach Neule und Kölliker dagegen den elektrischen Organen einiger Fische entsprechen. Vergl. G. Herbst, Die p.n K., Göttingen 1849.

Pack, Otto von, Rath und Kanzleiverweser des Herzogs Georg von Sachsen, machte dem Schwiegersohne seines Herrn, dem Landgrafen Philipp von Hessen, an dessen Hof er oft mit Aufträgen geschickt wurde, die Anzeige von einem geheimen Bündnisse, das eine Anzahl katholischer Fürsten, König Ferdinand, die Kurfürsten Albrecht von Mainz und Joachim von Brandenburg, die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern und Georg von Sachsen und mehre Bischöfe den 12. Mai 1527 zu Breslau zur Vernichtung des Protestantismus und der ihm anhangenden Fürsten geschlossen haben sollten. Der Landgraf reiste sogleich nach Dresden, und hier zeigte P. am 18. Februar 1528 eine mit des Herzogs Georg Siegel versehene Kopie des Vertrages mit dem Versprechen, gegen Zahlung von 4000 oder 5000 Gulden auch das Originalinstrument herbeizuschaffen. Ohne dies abzuwarten, eilte Philipp im März nach Weimar zum Kurfürsten, u. Johann schloß mit diesem zur Aufrechthaltung der evangelischen Lehre am 9. März ein Gegenbündniß. Der Landgraf, nach dessen Meinung ein Angriff gar nicht erst abgewartet werden sollte, rüstete sich sofort; der Kurfürst und seine Räthe wollten jedoch, daß die Gegner erst gefragt würden, ja Luther rieth sogar dem Kurfürsten, lieber sein Bündniß mit Philipp aufzugeben, als sich durch ihn zum angreifenden Theile machen zu lassen. Der ungeduldige Landgraf, der schon über die fränkischen Bischöfe herzufallen bereit war, mußte, um nicht seinen einzigen Verbündeten zu verlieren, sich fügen, schrieb aber, um die Sache zu beschleunigen, selbst an Georg, unter Beifügung einer Abschrift des breslauer Vertrags, und fugte diese auch einem Manifeste bei, das er zur Rechtfertigung seiner Rüstungen und Zerstreuung falscher Gerüchte unter dem 22. Mai dieses Jahres erließ. Herzog Georg erklärte die Beschuldigung für rein erdichtet; auch die übrigen betheiligten Fürsten leugneten die Existenz des breslauer Bündnisses und suchten in den vielfach und weitläufig hin und her gewechselten Schriften mit äußern und innern Gründen die Grundlosigkeit des Gerüchts darzuthun. Hierdurch sah sich der Landgraf, um dem Verdachte zu entgehen, als habe er selbst die ganze Geschichte ersonnen, genöthigt, den Angeber zu nennen. Zu gleicher Zeit stellte er die weiteren Rüstungen ein, suchte aber wenigstens eine Entschädigung für die gehabten Kriegskosten zu erlangen. Durch Vermittlung der Kurfürsten von Trier und Pfalz kam es am 14. Juni d. J. zu Schmalkalden und dann zu Gelnhausen zu einem Vergleiche, nach welchem ihm von Kurmainz 40,000, von Würzburg eben so viel und von Bamberg 20,000 Gulden bezahlt werden sollten. Unterdessen war P. zu Philipp geflohen, ohne jedoch das versprochene Original mitzubringen, und die angeschuldigten Fürsten verlangten nunmehr dessen Auslieferung. Diese verweigerte jedoch Philipp, setzte aber P. gefangen und bewilligte eine gerichtliche Vernehmung in Gegenwart von Abgeordneten jener Fürsten. In diesem Verhöre, welches zu Kassel Statt fand, blieb P. bei seiner Behauptung, daß das Bündniß in der That vorhanden sey, daß er das Original in den Händen gehabt, aber bei dem nochmaligen Suchen zerrissen und das Siegel zerbrochen gefunden, weil nachgehends Herzog Georg wieder zurückgetreten sey. Unter diesen Umständen trug der sächsische Kanzler, Pistorius, auf peinliche Befragung an, und P. erklärte, sich der Folter unterwerfen zu wollen, wenn Pistorius ebenfalls durch dieselbe erhärten wolle, daß er nicht selbst vom Bündnisse vollkommen Kenntniß gehabt. Dazu aber ließ es der Landgraf nicht kommen, willigte jedoch eben so wenig in P.s nochmals verlangte Auslieferung, sondern behielt ihn noch eine Zeitlang in Haft und verwies ihn endlich 1529 aus seinem Lande. Ueber P.s spätere Schicksale sind die Angaben verschieden; nur so viel ist sicher, daß er nach mehrjährigem unstäten Umherirren in den Niederlanden hingerichtet wurde. Der ganze den pack'schen Händeln, die ihrer Zeit in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregten,

zu Grunde liegende Thatbestand ist nie recht aufgehellt worden; die Geschichtschreiber beider Konfessionen haben für und wider P. Partei genommen, ohne jedoch weder auf der einen, noch auf der andern Seite ein größeres Gewicht für ihre Meinung in die Wagschale legen zu können.

Packetboot, ein schnellsegelndes kleineres Schiff, welches im Dienste einer Regierung oder von Privatpersonen oder Gesellschaften zwischen bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten fährt u. diese Orte wie die Posten auf dem Lande durch den Transport von Briefen, Packeten und Personen verbindet. Jetzt ist nicht nur das civilisirte Festland mit den benachbarten Inseln von einem Netze regelmäßiger Wasserposten umwebt, sondern selbst Europa und Nordamerika sind durch geregelte postmäßige Dampfschifffahrt verbunden.

Packfong, s. v. a. Pakfong.

Packhof, s. v. a. Entrepot.

Packleinwand, die gröbste Sorte Leinwand, welche als Umhüllung um Kisten, Körbe, Packete &c. genäht wird; s. Leinwand.

Packmaschinen (Packpressen), Maschinen, durch welche ein anhaltender Druck auf irgend einen Gegenstand ausgeübt werden kann, um demselben entweder die Feuchtigkeit zu entziehen, die Oberfläche zu glätten, oder um ihn möglichst fest zusammenzudrängen. Die Konstruktion dieser Pressen ist sehr verschieden. Gewöhnlich bestehen sie aus einem Kasten mit starkem Boden, in welchen die Waaren gelegt, mit einer geeigneten Platte bedeckt und durch die Kraft einer hinabgehenden Schraubenspindel, häufig auch, bei umgekehrter Lage des Preßkastens, durch den aufsteigenden Druckklotz einer bramahschen Presse oder durch eine gezahnte Stange, die man, wie bei einer Wagenwinde, mit einem Getriebe verbindet und durch eine Kurbel bewegt, zusammengedrückt werden. Die vorzüglichsten P. sind die hydraulischen oder Bramahpressen und die von Lesage in Paris erfundenen Universalglättpressen, welche mit einer Druckkraft von 28,000 bis 1 Million Kilogramm angefertigt werden; vergl. Presse.

Paco (auch Pacos und Pacos de oro), in Peru ein stark goldhaltiges Erz, das aus braunem Eisenoxyd (auch Kupferoxyd) und darin eingesprengten feinen Theilchen gediegenen Silbers besteht. Oft enthält es auch gediegenes Platin. Es kommt besonders bei Santa Rosa auf Gängen von Fettquarz vor.

Pacotille (franz. contrat de pacotille, Konsignation), ein Vertrag, durch welchen ein Schiffer Waaren mitnimmt, um sie für Rechnung des Konsignirenden am Bestimmungsorte gegen Provision zu verkaufen (Pacotillhandel). Da hiermit von Seeoffizieren, Schiffern und Matrosen zum Nachtheil des Schiffseigners viel Mißbrauch getrieben ward, indem erstere Waaren frachtfrei mitnahmen und damit einen förmlichen Schleichhandel trieben, so untersagen die Rheder ihren Schiffsleuten alles Mitnehmen von Waaren, sobald nicht Fracht u. Steuer dafür bezahlt ward.

Pacta conventa (lat.), abgeschlossene Verträge, besonders in der Staatssprache der polnischen Republik die Uebereinkommen, welche jeder König vor seiner Wahl mit den Ständen abzuschließen genöthigt war. Pacta dotalia, Ehepakten; Pacta familiae, Familienhausverträge.

Pactolus, Fluß in Lydien, der auf dem Tmolus entsprang, bei Sardes vorbeifloß und sich in den Hermus ergoß. Früher soll er Goldsand mit sich geführt und dadurch den großen Reichthum des Crösus bewirkt haben; jetzt Sarabat.

Pactum (lat.), Vertrag.

Pacuvius, Marcus, einer der gefeiertsten römischen Tragiker, geboren zu Brundusium 219 n. Chr., begab sich mit seinem Oheim Ennius nach Rom, wo er sich als Maler, mehr aber noch als tragischer Dichter großen Ruhm erwarb. Er dichtete bis in sein spätes Alter und trat noch als 80jähriger Greis gegen Attius, mit dem er übrigens sehr befreundet war, in die Schranken. Wegen zunehmender Kränklichkeit zog er sich nach Tarent zurück, wo er in einem Alter von fast 90 Jahren †. Er verpflanzte nicht nur griechische Dramen, bald mit größerer, bald mit geringerer Freiheit auf römischen Boden, sondern bearbeitete auch vaterländische Stoffe (fabulae praetextatae). In seinen aus dem Griechischen entlehnten Dramen schloß er sich vorzugsweise an Sophocles an, nach dem er „Teucer", „Chryses", „Hermione" und „Niptra" dichtete. „Antiope" ist eine Nachbildung des Euripides. Zu den Lieblingsstücken der Römer gehörte der „Dulorestes". Andere Namen von Tragödien, die erwähnt werden, weisen auf ganz unbekannte Originale hin, so daß in diesen P. als selbstständiger Dichter erscheint. Auch Satyren hat er verfaßt. Die uns erhaltenen Fragmente zeigen, wie sehr der Dichter mit der zu seiner Zeit noch rohen und harten Sprache zu ringen hatte. Dieselben sind gesammelt von Bothe in „Fragmenta poetarum Latinorum scenicorum" (Bd. 1, Halberst. u. Leipzig 1823) und Ribbeck in „Reliquiae poetarum Latinorum tragicorum" (Berl. 1852). Vgl. Stieglitz, De Pacuvii Duloreste, Lpz. 1826.

Padäi, Nomadenvolk im Nordwesten Indiens (wahrscheinlich zwischen dem Indus und der östlich von ihm gelegenen großen Wüste), welches nicht bloß rohes Fleisch aß, sondern auch seine Kranken und Greise verzehrt haben soll.

Padan, Rechnungsmünze in Ostindien, zerfällt in 100 Kourons, den Kouron zu 100 Lak Rupien gerechnet, daher ein P. Rupien 1000 Millionen Thaler beträgt.

Padang, 1) Gruppe ostindischer kleiner Inseln im indischen Ocean, an der Westküste der Insel Sumatra. — 2) Hauptstadt des holländischen Gebiets auf der Westküste der Insel Sumatra, Sitz der ersten Civil- und Militärbeamten und bedeutender Handelsplatz, der in fortwährendem Steigen begriffen ist. Die Stadt hat 12,000 Einwohner und ist sehr ausgedehnt, jedes Haus ist mit einem großen Baumgarten umgeben, u. die Straßen sind allenthalben schattig durch dichtbelaubte, stattliche Fruchtbäume. P. ist die älteste holländische Besitzung auf Sumatra. In der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich die Kompagnie dieser Stadt bemächtigt, und von dieser Zeit an war hier der Stapelplatz für den Handel auf Sumatra.

Paddam Aram, derjenige Theil Aramäa's, worin Haran oder Carrä lag, wo Abraham bei seiner Auswanderung nach Kanaan seine Familie zurückließ und wohin sich später sowohl Isaak als Jakob wandten, um sich mit Weibern aus ihrer Verwandtschaft zu versehen. Eine nähere Grenzbestimmung läßt sich nicht geben. Der Name bedeutete flaches Feld.

Paddington, Dorf in der englischen Grafschaft Middlesex, nordwestlich von London, als dessen Vorstadt es betrachtet wird, ist wohlgebaut, hat Werfte und große Waarenhäuser, sehr lebhaften Handel und 6500 Einw. Der Ort steht durch den gleichnamigen Kanal mit dem Grand-Junctionkanal u. dem Croydonkanal, sowie durch eine Eisenbahn mit den Orten gegen Westen in Verbindung.

Paderborn, ehemaliges reichsunmittelbares Hochstift im westphälischen Kreise, grenzte gegen Osten an Hessen, das Stift Korvei und das Fürstenthum Kalenberg, von welchem es durch die Weser getrennt war, gegen Süden an das Herzogthum Westphalen und an die Grafschaft Waldeck, gegen Westen an die Grafschaften Rietberg und Lippe und an das Herzogthum Westphalen und gegen Norden an die Grafschaft Lippe. Es war 44 (nach Andern 42) □Meilen groß u. zählte etwa 100,000 Einw. Das Land war durch die Egge, einen Theil des Teutoburgerwaldes, in 2 Hauptdistrikte, den vor- oder unterwaldischen und den oberwaldischen, geschieden. Es war im Ganzen ein sehr fruchtbares Ländchen von ausgezeichnetem Boden, besonders in dem zwischen der Stadt Buren und dem Kloster Dalem sich ausbreitenden sogenannten Sendveld (Sintfeld); dagegen bildete die Senne (Sende, Sinede) eine große Heide, die sich durch das paderbornische, lippische, ravensburgische u. rietbergische Land bis ins münstersche und osnabrückische erstreckte. Das Land war reich an guten Eisengruben, Steinkohlen, Salzquellen, Gesundbrunnen, Waldungen und fischreichen Flüssen (Weser, Diemel, Lippe, Ems, Bever, Nette, Emmer, Pader, Günne &c.), und die Einwohner trieben mit Erfolg Getreide-, Hanf- und Flachsbau, bedeutende Vieh-, namentlich Schweine- und Schafzucht. Das Wappen des Hochstifts war ein goldenes Kreuz im rothen Felde. Als Reichsfürst hatte der Bischof auf dem Reichstage seinen Sitz zwischen den Bischöfen von Hildesheim und Freisingen, und als Bischof stand er unter dem Erzbischof von Mainz; unter den westphälischen Kreisständen hatte er den ersten Platz. Das Domkapitel bestand aus 24 Prälaten, Kapitular- und Domherren. Die Einkünfte wurden auf 400,000 Thaler geschätzt. Das Hochstift hatte Landstände, die aus den Domkapitularen, der Ritterschaft und den Städten bestanden. Das Land war der römisch-katholischen Kirche zugethan; doch gab es auch evangelische Rittersitze in demselben, besonders auf der waldeckischen u. lippischen Grenze. Zu P. war eine hohe Schule, die jedoch nur aus 2 Fakultäten, einer theologischen und philosophischen, bestand. Den Aemtern waren adelige Drosten vorgesetzt, und der Vorgesetzte des Oberamts Dringenberg führte den Titel Landdrost. Das Bisthum P. war eines der ersten, die Karl der Große stiftete, was 780 auf einer Versammlung zu Lippspringe zu dem Zweck geschah, die Sachsen zur christlichen Religion überzuführen. Karl vertraute anfangs das Bisthum der Obsorge des Bischofs von Würzburg u. wies ihm Heristall zum Sitz an, weshalb es auch anfangs das heristallsche Bisthum genannt wurde. Bald wurde jedoch P. so groß, daß der Sitz des Bisthums dahin verlegt wurde. Im J. 795 erhielt es in Hathomar (Hatumar), einem edlen Sachsen, seinen ersten eigenen Bischof und in dem Grafen Wittekind von Schwalenberg einen Schirmvogt. Bei seiner Stiftung hatte es nur einen sehr beschränkten Besitz, den aber die Bischöfe im Laufe der Zeit so sehr zu erweitern wußten, daß das Bisthum bei seiner Säkularisirung eines der bedeutendern Stifter war. Auf Hathomar († 815) folgte Baduard (Badurdus), ein edler Sachse aus dem Domstifte zu Würzburg, unter dessen Regierung der von Hathomar begonnene Dombau vollendet u. die Domschule dergestalt gefördert wurde, daß sie damals die berühmteste in Sachsen war. Im J. 836 wurden die Reliquien des heiligen Liborius nach P. gebracht u. in der Domkirche aufbewahrt. Unter Bischof Theoderich († 916) wurde das Bisthum von den Hunnen verwüstet. Bischof Retharius (Rotharius, † 1009) verschaffte dem Bisthum die Bestätigung aller von Kaisern und Päpsten erhaltenen Rechte und Freiheiten und erlangte auch das Recht für das Domkapitel, den Bischof frei zu wählen. Unter ihm brannte der Dom nebst einem großen Theil der Stadt ab. Der ausgezeichnetste Bischof und gleichsam der zweite Begründer des Bisthums war aber Meinwerk († 1035), Sohn des Grafen Imad, Hofkaplan Otto's III. und Heinrichs II. Er vergrößerte die Stadt P., ließ den schon weit gediehenen Neubau des Doms, als zu klein angelegt, wieder einreißen, baute binnen 6 Jahren den neuen, zum Theil noch jetzt stehenden Dom (vollendet 1015) und einen bischöflichen Palast, erwarb dem Bisthum große Besitzungen, förderte Handel, Gewerbe und Künste und brachte die Schule zu hohem Glanze. Er erhielt von Neuem die Bestätigung aller Freiheiten rücksichtlich aller erworbenen oder noch zu erwerbenden Güter, umzog die Stadt P. mit einer Mauer und verlegte den Sitz des Bisthums nach dem Flecken Neuhaus in der Nähe der Stadt, woselbst er ein Schloß erbaute. Heinrich II., Graf von Werl, ist der erste Bischof von P., welchem vom Kaiser der Titel eines Reichsfürsten beigelegt wurde. Unter Sifrid (1178 — 86) wurde das Hochstift zum Herzogthum Westphalen geschlagen und so dem Erzbisthum Köln unterstellt. Bis ins 15. Jahrhundert machten seitdem die Erzbischöfe von Köln allerlei Versuche, P. ganz an sich zu reißen. Bischof Bernard II. von Oesede (1186—1203) erwarb Büren. Unter Bernard IV., Grafen von Lippe († 1247), wurde das klösterliche Zusammenleben im Domkapitel aufgehoben und theilten sich die Domherren in die Güter, Archidiakonate und Obedienzen. Simon I. († 1277) stritt unglücklich gegen Köln und Hessen und verlegte wegen ärgerlicher Händel mit der Stadt P. seine Residenz nach Salzkotten. Sein Nachfolger Otto

von Rietberg († 1307) versöhnte sich durch den Vertrag zu Neuß 1287 mit dem Erzbischof von Köln und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, wurde aber dadurch 1288 in den Krieg zwischen Köln und Berg verwickelt und kam auch mit den Bürgern von P. in neue Mißhelligkeiten. Theoderich II. von Itteren († 1321) erwarb die Grafschaft Tringen und brachte das Bisthum wieder in Flor. Schon seit dem 13. Jahrhundert finden sich in dem Hochstifte Spuren regelmäßig abgehaltener Landtage, auf denen das Domkapitel, die Ritterschaft und die Bürgermeister der 23 Städte Sitz und Stimme hatten und Alles zur Verhandlung kam, was die allgemeinen Angelegenheiten des Landes betraf. Bischof Bernard V., Graf von Lippe (1321—1341), wählte Dringenberg zu seiner Residenz u. gewährte den Adeligen viele Befreiungen und Vorrechte, woher sich der befreite Stand des Adels im Paderbornischen schreibt. Heinrich III. von Spiegel zum Desenberge († 1380) war der erste Bischof von P., welcher durch den Papst eingesetzt wurde. Sein Nachfolger, Simon II., Graf von Sternberg, wurde durch seine Verbindungen mit mehren Fürsten in zahlreiche Fehden verwickelt, die seine Domänen sehr erschöpften, mußte deshalb mehre feste Plätze verpfänden, gerieth auch mit dem Adel des Hochstifts in Streit und blieb vor Brobeck bei Brilon 1389. Bischof Simon III., Graf von Lippe († 1498), stellte Zucht und wissenschaftlichen Sinn bei den Geistlichen und in den Klöstern wieder her und schloß 1480 statutenmäßig alle Nichtadeligen vom Domkapitel aus. Unter Erich, Herzog von Braunschweig und Bischof von Osnabrück († 1532), drang die lutherische Lehre nach P. Aber Hermann II., Graf von Wied und Erzbischof von Köln, suchte als Administrator des Hochstifts P. anfangs die neue Lehre zu unterdrücken, erklärte sich aber dann für dieselbe, was seine Abdankung (1547) herbeiführte. Der darauf zum Bischof gewählte Rembert von Kerssenbrock († 1568) wirkte eifrig für die Erhaltung der katholischen Kirche, der gegenüber die neue Lehre in P. keinen festen Boden gewinnen konnte. Theodor von Fürstenberg († 1618), ein großer Freund und Begünstiger der Jesuiten, begründete die katholische Lehre wieder fester. Unter Ferdinand I., Herzog von Bayern († 1650), Erzbischof von Köln, wüthete der 30jährige Krieg auch im Bisthum P. Gleich in den ersten Jahren dieses Krieges zogen die Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig verheerend durch das Paderbornische, nahmen die Stadt P. selbst 1622 ein, wurden aber noch in demselben Jahre von Tilly vertrieben. Im Jahre 1631 fielen Hessen ins Hochstift ein, eroberten P. und wurden zwar von Pappenheim wieder vertrieben, kehrten aber schon im folgenden Jahre zurück und blieben bis 1634 Herren des Landes, wo die Kaiserlichen unter Gallas sie vertrieben. Nun war das Land abwechselnd in den Händen der einen und der anderen Partei und wurde von beiden verwüstet. Theodor Adolf von Reck (1650—61) suchte die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen, trat 1652 dem Defensivbündnisse bei, welches die Königin Christine von Schweden mit Braunschweig und Hessen geschlossen hatte, gab eine neue Polizeiordnung und beförderte den Ackerbau und die Wissenschaften. Nicht geringeres Verdienst um das Hochstift erwarb sich sein Nachfolger, Ferdinand II. von Fürstenberg († 1683), unter welchem das Land wieder zu bluhendem Wohlstand gelangte, dem erst der 7jährige Krieg durch die Invasion der Franzosen Eintrag that. Wilhelm Anton von Asseburg († 1782) zog in das entvölkerte Land Kolonisten aus benachbarten Ländern, sorgte für Verbesserung der Rechtspflege, stellte durch Strenge die öffentliche Sicherheit wieder her und traf noch viele andere nützliche Einrichtungen. Der letzte Fürstbischof von P. (seit 1786) war Franz Egon, Freiherr von Fürstenberg. Unter ihm wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Hochstift säkularisirt und das Land als Erbfürstenthum an Preußen gegeben, das bereits schon vorher davon Besitz ergriffen hatte und nun sofort die landständische Verfassung aufhob. Durch den tilsiter Frieden von 1807 wurde P. Bestandtheil des neuen, von Napoleon errichteten Königreichs Westphalen und zum Departement der Fulda gezogen. Im Jahre 1814 kehrte es in den Besitz Preußens zurück. Jetzt ist es unter die Kreise P., Büren, Warburg, Brakel und Höxter des Regierungsbezirks Minden der preußischen Provinz Westphalen vertheilt. Vgl. Bessen, Geschichte des Bisthums P., Paderborn 1820, 2 Bde.

Die gleichnamige Kreisstadt daselbst, ehemalige Hansestadt mit reichsstädtischen Freiheiten, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend an der Pader, einem Nebenflüßchen der Lippe, das unter dem Dom und den anstoßenden Häusern aus 3 starken Quellen entspringt, welche im Winter lau und selbst rauchend, im Sommer aber eiskalt sind. P. ist altmodisch, eng und finster gebaut, hat Mauern, 5 Thore, 2 öffentliche Plätze, 4 katholische Kirchen, eine evangelische Kirche, Synagoge, 2 Mönchsklöster und ein Nonnenkloster. Das ausgezeichnetste Gebäude ist der Dom, in welchem sich außer andern Kostbarkeiten auch die goldenen Bildnisse der 12 Apostel und der silberne Sarg mit den Reliquien des heiligen Liborius befanden. Als Herzog Christian von Braunschweig 1622 die Stadt eroberte, nahm er die Apostel weg, entführte auch den heiligen Liborius mit seinem silbernen Sarge, ließ aus dem letzteren die jetzt selten gewordenen Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" schlagen und schenkte die Reliquien dem Grafen Otto von Salm, von dem sie das Hochstift mit Mühe zurückerhielt. Von dem Dom, welchen der Bischof Meinwerk aufführen ließ, steht nur noch die Bartholomäuskapelle; der gegenwärtige Dom stammt aus dem 14. Jahrhundert und wurde zuletzt im 17. Jahrhundert erneuert. Vgl. Brand, Historisch-artistische Darstellung des Doms zu P., Lemgo 1827. P. ist der Sitz eines Bischofs und Domkapitels, des Oberlandesgerichts für den Regierungsbezirk Minden, der landräthlichen Behörde, eines Land- und Stadtgerichts, Inquisitoriats, Hauptzoll-, Rent- und Postamts, einer Forstinspektion und einer Garnison von 420 Mann. Die aus dem

1592 von dem Bischof Theodor von Fürstenberg gestifteten Jesuitenkollegium 1614 entstandene Universität (Theodorina) mit einer theologischen und philosophischen Fakultät wurde 1819 aufgehoben, dagegen 1843 eine theologische Lehranstalt (**Seminarium Theodorianum**) organisirt, die aus einem philosophischen und theologischen Lehrkursus besteht. Außerdem hat die Stadt ein katholisches Gymnasium, eine mit dem Nonnenkloster verbundene weibliche Unterrichtsanstalt, Entbindungsanstalt, Hebammenschule, Provinzialkrankenanstalt, ein Waisenhaus, einen Verein für die Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, 3 Buchhandlungen, Tuch-, Leinwand-, Stärke- und Tabakfabriken, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Handel, einen Wollmarkt und über 10,000 Einwohner. Zwischen P. und Herford liegt das Schlachtfeld der Hermannsschlacht, in dessen Nähe auch Karl der Große einen Sieg über die Sachsen unter Wittekind erfocht. In oder bei P. stand auch die von Karl dem Großen zerstörte Irmensäule. P. (latein. **Paderae fontes, Partis brunna**) war zur Zeit Karls des Großen ein Dorf. Im Jahr 1002 wurde Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II., hier gekrönt. Seine reichsstädtischen Freiheiten verlor P. in Folge der Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrhundert und wurde dem Bischof unterworfen.

Padilla, 1) Juan de, eines der Oberhäupter der kastilischen Ligue gegen Karl V., Sprößling eines edlen toledanischen Geschlechts, war einer der edlen Schöffen der Stadt Toledo, stellte sich 1520 nach dem Ausbruch des Aufstandes an die Spitze der mißvergnügten Einwohner von Toledo, schlug die Truppen des Vicekönigs und des Kardinals Hadrian und brachte die heilige Ligue, durch welche Karls V. Mutter, Johanna, an die Spitze der Regierung gestellt werden sollte, zu Stande, ward aber in der Schlacht bei Villalar (23. April 1521) gefangen und Tags darauf mit 2 Genossen als Störer des Landfriedens hingerichtet. Eine vorzügliche Rolle spielte in diesen Kämpfen P.'s Gemahlin, Donna Maria Pacheca, welche noch nach seinem Falle bis zum 26. Oktober Toledo vertheidigte und, als die Stadt den Kaiserlichen die Thore öffnete, sich bis zum 10. Februar des nächsten Jahres im Alcazar hielt. Die beiden Briefe, welche P. noch am Tage seines Todes an sie schrieb, gelten als ein Muster erhabener Beredsamkeit (abgedruckt in Robertsons Geschichte Karls V., Buch 3). Sie flüchtete nach dem Fall Toledo's nach Portugal, wo sie im Schooße ihrer Familie †. Sie ist nebst ihrem Gatten Gegenstand vieler Dramen und Gedichte geworden.

2) P., genannt El Cartujano (der Karthäuser, welchem Orden er angehörte), spanischer Dichter, geboren 1468 zu Sevilla, † 1518, war der erste Nachahmer Dante's in Spanien, wiewohl sein Gedicht „**Los doce Triunfos da los doce apostoles**“ (neu herausgegeben Lond. 1843) hinter Dante's „**Divina Commedia**“ weit zurücksteht.

3) Pedro de P., span. Dichter, Zeitgenosse und Freund des Cervantes, † 1599, schrieb volksthümliche Gedichte verschiedener Art und war auch als Improvisator berühmt. Seine Gedichte gab er gesammelt heraus als „**Eglogas, sonetos etc.**“ (Sevilla 1582), „**Tesorio de varias poesias**“ (Madrid 1580 und 1587) und „**Romancero**“ (das. 1583).

Padischah (vom persischen **Pad**, Hüter, Wächter, und **Schah**, Fürst), Bezeichnung des Souveräns, der unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen übt. Nach dem Fall des Großmoguls führen diesen Titel vor Allen die Herrscher von Konstantinopel und Hamadan. Im diplomatischen Verkehr ertheilte der türkische Sultan ehemals nur dem Könige von Frankreich diesen für besonders erhaben geltenden Titel; später erlangte ihn auch Oesterreich und zuletzt nach mehrfachen Unterhandlungen auch Rußland. Metaphorisch wird auch der erste Mensch und Mohammed, als Vermittler zwischen Gott und Menschen, P. genannt.

Padstow, Stadt in der englischen Grafschaft Cornwallis, am Kanal, in sehr romantischer Lage, mit Zollstätte, Gesellschaft für Leben und Eigenthum Schiffbrüchiger (1829 gestiftet), 2000 Einw. und gutem Hafen.

Padua (ital. Padova), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im lombardisch-venetianischen Königreich, eine der ältesten Städte Italiens, liegt in einer schönen, gartenähnlichen Ebene, am Bacchiglione und ist durch den großen Kanal mit den Lagunen und durch den hier mit dem Piarejo sich vereinigenden Kanal von Monfelice mit der Etsch verbunden. Die Stadt, welche $1\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange hat, wird durch den Bacchiglione, über den hier eine im August 1828 eröffnete Kettenbrücke führt, in die Alt- und Neustadt getheilt. Sie hat Mauern, Bastionen und einen breiten Graben, hohe Häuser u. enge, schmutzige, schlecht gepflasterte, meist mit Bogengängen versehene Straßen, aber schöne freie Plätze. Der Hauptplatz ist der Prato della Valle (sonst (**Campus Martius**), ein großer kreisförmiger, von schönen Gebäuden umgebener Platz, der als Corso der Paduaner dient und auf welchem am Feste des St. Antonius die Antoniusmesse mit Pferde- und Wagenrennen gehalten wird. In der Mitte desselben befindet sich eine durch in Quader gefaßte Kanäle gebildete ovale Insel, welche mit Parkanlagen versehen ist, und an beiden Ufern der Kanäle stehen 74 Bildsäulen berühmter Männer. Andere öffentliche Plätze sind: der ovale Arenaplatz, der Heiligenplatz (**Piazza del Santo**) vor der Antoniuskirche, mit der von Donatello gegossenen, ehernen Reiterstatue des venetianischen Generals Gattamelata, der viereckige, mit schönen Häusern umgebene Herrenplatz. Unter den zahlreichen (angeblich 96) Kirchen zeichnen sich aus: die Kathedralkirche, sehr groß u. schön, aber unvollendet, mit dem Denkmal Petrarca's, der an ihr Domherr war, mit vielen Kuppeln, einem Madonnenbild von Giotto, mehren andern schönen Gemälden u. den für die Kunstgeschichte sehr wichtigen Chorstühlen; die berühmte Hauptkirche des heiligen Antonius von P., des Schutzpatrons der Stadt, ein von Nicolo Pisani im 13. Jahrhundert errichtetes gothisches Gebäude, mit 5 Kuppeln, 3 Thürmen und 26 Altären, ringsum mit schönen Gallerien geziert, im In-

nern mit Basreliefs aus weißem Marmor von Campagna, Bildsäulen, Fresko= und Oelgemälden, Mosaiken &c. Der Sarg des heiligen Antonius, einige Theile des Körpers dieses Heiligen enthaltend, steht in einer Kapelle auf einem mit silbernen Geräthen reich ausgestatteten Altar von Granit mit schönen Basreliefs an der Rückseite (von Donatello). Die noch unvollendete schöne Kirche der Sta. Justina ist 368 Fuß lang, 252 Fuß breit und 133 Fuß hoch, hat 18 Seitenkapellen und 8 Kuppeln, auf deren höchster die kolossale Statue der Heiligen steht. Die Kirche der Padri Eremitani enthält den heiligen Johannes u. andere Gemälde von Guido Reni, einige Bildhauerarbeiten Canova's u. das Grabmal des Prinzen Friedrich von Oranien, der 1799 zu P. starb. Die Kirche Sta. Annunziata enthält zahlreiche alte Fresken. Andere hervorragende Gebäude sind das Rath= oder Gemeindehaus (Palazzo della Giustizia), 1172 angefangen, mit dem 256 Fuß langen, 86 Fuß breiten und 75 F. hohen großen Saal (Gran salone oder Salone della ragione), dessen platte, nicht gewölbte Decke bloß auf eisernen Stäben ruht und merkwürdige Freskogemälde enthält, die man Giotto zuschreibt. Am Eingang in den Saal befinden sich 2 ägyptische Bildsäulen, welche Belzoni aus Afrika seiner Vaterstadt P. überschickte. Das Universitätsgebäude (Palazzo degli studii, gewöhnlich del Bo genannt) ist eines der schönsten Italiens und enthält große Säle, die mit den Bildnissen u. Wappen berühmter Gelehrten geschmückt sind. Außerdem zeichnen sich aus: das Amphitheater (Palazzo della Arena), mit einigen alterthümlichen Ueberresten, zu öffentlichen Festen benutzt; der Palast des Capitano mit der Stadtbibliothek; der Palast Zaborello; das Theater mit dem Redoutensaal; die Loggia oder der Stadtrathssaal; der Palast Trento = Pappafava mit Freskogemälden; das Haus des Ritters Lazzara, ein wahres Museum für bildende Kunst; das prachtvolle Kaffeehaus Pedrocchi, eines der schönsten in Europa; die Kaserne; das Zeughaus; die Thore Portello, Savonarola und S. Giovanni; die Brücke Molino &c. P. ist der **Sitz** eines Bischofs und Domkapitels, der Delegation und Provinzialkongregation, eines Civil=, Kriminal= und Handelsgerichts erster Instanz, des venetianischen Generalkommando's &c. u. hat 54,421 **Einwohner**. Die im Mittelalter hochberühmte **Universität**, angeblich schon 1222 von Friedrich II. dem Hohenstaufen, nach Andern aber erst 1260 gestiftet und 1263 vom Papst Urban IV. bestätigt, zählte 1853 32 Professoren, 28 andere Lehrer und 1574 (im Mittelalter zuweilen 3000) Studenten in 4 Fakultäten, hat 12 zerstreut liegende Kollegien, einen botanischen Garten, den ältesten aller botanischen Gärten, eine Sternwarte auf dem 130 F. hohen Thurme des alten Schlosses, welches dem Tyrannen Ezzelino zum Gefängniß diente, ein anatomisches Theater, eine Sammlung von physikalischen Instrumenten, ein chemisch=pharmaceutisches Laboratorium, ein chirurgisch=klinisches Institut, ein pathologisches Kabinet &c. und zeichnet sich besonders rücksichtlich der am meisten geschätzten medicinischen Fakultät aus. Die Universitätsbibliothek zählt mehr als 100,000, die bischöfliche 55,000 und die Bibliothek in der Benediktinerabtei 52,000 Bände. Außerdem hat P. ein bischöfliches geistliches Seminar mit einer Buchdruckerei von griechischen, lateinischen, hebräischen und andern orientalischen Schriften, eine Rabbinerschule, eine Akademie der Künste und Wissenschaften (Accademia delle scienze, lettere e arte), 2 Gymnasien, eine Ackerbauschule mit großem ökonomischen Garten, eine Thierarzneischule, eine Schule der bürgerlichen Baukunst im Palast Trento=Pappafava, eine Hauptschule, mehre Elementarschulen, eine Gesellschaft für Ackerbau, Gesellschaft zur Erhaltung alter Denkmäler mit einem Museum &c.; ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Civil= und Militärspital, Invalidenhaus, Versorgungs= und Arbeitshaus, Findel= und Waisenhaus und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die bedeutendsten Industriezweige sind Wollen= und Seidenzeuche, Baumwollenwaaren, Tuch, Leder, Bänder, Darmsaiten. Wichtiger, als die Industrie, ist der Handel mit Vieh, Wein, Oel, Gemüse, Getreide, Vipern (zur Theriakbereitung in Venedig) &c. Das Brod von P. ist, wie der Wein von Vicenza, wegen seiner Güte sprüchwörtlich geworden. Zur Zeit der Antoniusmesse (im Juni), welche auf dem Prato mit Volksfesten abgehalten wird, ist die Stadt außerordentlich lebhaft. In der Nähe gibt es viele, zum Theil prachtvolle Landhäuser, besonders auf der Straße nach Venedig, z. B. Campo Vecado, mit der reichen Kupferstichsammlung des Grafen Manfredini, Villa Altichiero &c. P. ist der Geburtsort des römischen Geschichtschreibers Tit. Livius, des Malers Mantegna, des Erfinders des Fortepiano, Bartolo Christofoli, des Kardinals Bentivoglio, des Reisenden Belzoni &c. Auch hatte von der Stadt der ehemalige französische General Arrighi den Namen **Herzog von P.**

P. ist eine der ältesten Städte Italiens: die Sage schreibt seine Gründung dem Trojaner Antenor, dessen vermeintliches Grab man noch zeigt, und seinen trojanischen Gefährten zu. Zur Zeit der Römer hieß es **Patavium**, war eine Stadt im Gebiete der Veneter, und sein Gebiet erstreckte sich bis zur Küste. Unter römische Herrschaft kam die Stadt nach der Besiegung der Gallier durch die Römer um 224 v. Chr. Sie wurde Municipium und durch Handel und Gewerbfleiß bald eine der reichsten römischen Städte. Im J. 413 n. Chr. litt sie sehr durch die Gothen unter Alarich. Im J. 421 legten die Paduaner auf der Laguneninsel Rialto eine Hafenstadt an. Nachdem P. 455 von Attila zerstört und von Narses wieder aufgebaut worden war, zerstörten es die Longobarden, gegen deren König Agilolf es sich empört hatte, abermals. Nur allmählig erholte es sich wieder, genoß aber dann bis zu Karl dem Großen große Freiheit u. wurde durch Konsuln und einen Senat regiert. Karl der Große entriß es 774 den Longobarden u. brachte es unter fränkische Herrschaft, und späterhin war es vom deutschen Reich abhängig. Nachdem es unter Kaiser Otto dem Großen seine Freiheit erlangt hatte, errichtete es eine Municipalverfassung mit 2 Konsuln an der Spitze. Unter

Kaiser Friedrich Barbarossa trat es dem veronesischen Städtebunde bei, schloß aber 1177 zu Venedig einen Waffenstillstand mit dem Kaiser. Inzwischen hatte es statt der 2 Konsuln 1175 einen Podesta an die Spitze der Regierung gestellt, doch kehrte man öfters (1176, 1181, 1188, 1194) zur Konsularregierung zurück. Im J. 1194 verband sich P. durch einen Vertrag mit Ezzelin gegen Vicenza, mit dem es um den Besitz von Bassano stritt, das Ezzelin dem Schutze ersterer Stadt übergeben hatte. Nachdem ein Schiedsgericht den Frieden vermittelt hatte, bedrohten die Podesta's bald die Selbstständigkeit P.'s, besonders die aus dem Hause Romano, von denen Ezzelin III. bis 1259 eine drückende Tyrannei ausübte. In Folge der Eifersucht zwischen Volk und Adel übergab man dann das Podestat wieder Einer Familie, nämlich dem Hause Carrara. Zur Herstellung des Friedens mit dem Kaiser Heinrich VII. wurde jedoch P. 1311 diesem übergeben, und derselbe setzte Gerhard de Isola als kaiserlichen Statthalter ein. Die Paduaner fielen jedoch schon 1312 wieder von dem Kaiser ab (weshalb sie in die Reichsacht erklärt wurden) und stellten 1313 wieder Nicolo und Obbizzo von Carrara an die Spitze des Staats, worauf es wieder zu blutigen Kämpfen mit Vicenza kam. Im J. 1317 wurde Jakob von Carrara als Capitano generale zum Fürsten von P. erhoben, in welcher Würde sich das Haus Carrara bis 1405 behauptete. Franz I., der sich mit Joh. Galeazzo von Mailand wider Venedig verbunden hatte, wurde, nachdem Galeazzo sich mit dem Feinde gegen ihn vereinigt, von den Mailändern gefangen u. † 1393 im Gefängniß. Auch sein Sohn, Franz II., welcher sich mit großer Tapferkeit gegen Venedig zu halten suchte, wurde geschlagen und auf P. beschränkt. Aber auch dieses nahmen die Venetianer 1405, ließen Franz II. mit seinen beiden Söhnen 1406 zu Venedig erdrosseln und vereinigten P. mit ihrer Republik, deren Schicksal es von nun an theilte. Im Jahr 1509 wurde die Stadt von Maximilian I. vergebens belagert. Am 28. April 1797 wurde sie von den Franzosen besetzt und im Frieden von Campo=Formio am 18. Okt. 1797 an Oesterreich abgetreten; aber im preßburger Frieden am 26. Dec. 1805 kam sie an das von Napoleon gegründete Königreich Italien. Der erste pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachte P. an Oesterreich zurück. Am 8. Febr. 1848 fand in P. ein bewaffneter Aufstandsversuch Statt, der jedoch von den Truppen unterdrückt wurde und in dessen Folge die Universität geschlossen und die Studenten fortgewiesen wurden. Der im März 1848 ausgebrochenen Revolution, in deren Folge die Lombardei und Venedig sich zu Republiken erklärten, schloß sich auch P. an. Vergl. Gennari, Annali della città di P., Bassano 1804, 3 Bde.

Paduani, unächte, antike Münzen, welche theils mit mehr oder weniger Sorgfalt den Originalen von Spekulanten nachgeahmt wurden, theils auch reine Ausgeburten der Phantasie letzterer waren, wobei oft die darauf angegebenen Personen= und Ortsnamen, Begebenheiten, Zeitangaben 2c. im grellsten Kontraste zu einander stehen. Dieses Unwesen, das im 16. Jahrhunderte mit dem Aufschwung der Stempelschneidekunst einriß, ist noch gegenwärtig in Italien, besonders in Rom im Schwunge.

Padus, Fluß, s. Po.

Päan (Päon), der Heilende, bei Homer ein Arzt der olympischen Götter, später in der Bedeutung von Retter, Befreier, Beiname verschiedener Götter, z. B. des Apollo, Helios, Dionysus, Pan, Aesculapius, sogar des Thanatos (Tod), weil dieser von den Leiden und Drangsalen des Lebens befreit; daher auch ein Gesang, welcher, ursprünglich zu Ehren des Apollo als des Gottes, welcher aus Unglück errettet, später auch zu Ehren anderer Götter gesungen zu werden pflegte, namentlich auch vor der Schlacht.

Pädagog (v. Griech.), bei den Griechen und Römern Begleiter und Aufseher der Knaben. Die Funktion dieser Leute, welche in der Regel dem Sklavenstande angehörten, bestand bei den Griechen darin, die Knaben — denn die Mädchen wurden nur im Innern der Häuser erzogen — von der Zeit an, wo sie von den Ammen und Wärterinnen entlassen wurden, zu beaufsichtigen, sie auf der Straße zu begleiten, zu ihren Lehrern zu führen, sowie auf den Markt zum Anhören der öffentlichen Verhandlungen u. Reden. Selten waren sie zugleich Lehrer. In Rom, wo sie sich in den ältesten Zeiten noch nicht finden, hatten sie im Allgemeinen dieselbe Stellung wie bei den Griechen. Die P.en oder Wächter (custodes), wie sie auch genannt wurden, folgten aber wohl nur, wie auch in Griechenland, den Kindern reicher Leute. In Rom wurde ihnen zum Theil auch der Unterricht der Kinder mit anvertraut, besonders den griechischen und syrischen Sklaven, welche von den Athenern auf dem Markte zu Delos von cilicischen Korsaren gekauft, im Griechischen unterrichtet und nach Rom verkauft wurden. Solche P.en hießen dann auch Magistri. An solche Servi literati wurden oft wunderliche Anforderungen gestellt. So bat Aemilius Paullus, der Besieger des Perseus, die Athener um einen Philosophen, der zugleich auch ein Maler sey, um die zu seinem Triumphe bestimmten Gemälde verfertigen zu können. Die Athener schickten ihm deshalb den Philosophen Metrodorus, der jene Eigenschaften des Lehrers und Malers in sich vereinigte. Auch in Rom bestand übrigens ein Hauptgeschäft der P.en darin, ihre Zöglinge in die Schule, ins Theater, wo ihnen Augustus einen eigenen Platz neben ihren Schülern anwies, und an andere öffentliche Orte zu begleiten. In neuerer Zeit versteht man unter einem P.en sowohl einen praktischen Erzieher, als auch Denjenigen, der eine wissenschaftliche Kenntniß der Grundsätze und Regeln der Erziehung besitzt.

Pädagogik (v. Griech.), der Wortbedeutung nach die Kunst oder Wissenschaft der Knabenführung, Knabenerziehung. Ueber Begriff und Umfang der P. hat sich der Sprachgebrauch noch nicht geeinigt. Häufig umfaßt man mit diesem Begriffe das Ganze der Erziehung und des Unterrichts; es wird aber P. auch in beschränkterem Sinne verstanden, bald als Erziehungslehre

im sogenannten engeren Sinne (Lehre von der Pflege und Zucht des Kindes) im Gegensatz zu der Unterrichtslehre, bald als Erziehungskunst im Gegensatz zu der Erziehungswissenschaft, welche Einige (gegen die Etymologie) P. nennen wollen, bald als theoretischer Theil der Erziehungslehre, welchem der sogenannte praktische Theil, die Lehre vom Schulwesen und der Methodik, entgegengestellt wird. Am gewöhnlichsten versteht man unter P. die gesammte Erziehungslehre, d. h. die Theorie der Erziehung. Diejenigen, welche unter P. die Lehre von der Erziehung im weitesten Sinne verstehen, theilen sie in die Elementar- oder Fundamentalpädagogik, welche die Urgrundsätze in Urregeln der Erziehung systematisch darzustellen hat, und in die abgeleitete P. (pädagogische Folgelehre, Derivativpädagogik), welche eine wissenschaftliche Darstellung der abgeleiteten Grundsätze und Regeln der Erziehung gibt. Gräfe unterscheidet: eine beschreibende P., die es mit der Erziehung nach ihrer Erscheinung in der Gegenwart zu thun hat, indem sie nicht nur nachweist, wie in Haus und Schule wirklich erzogen wird, sondern auch die Ansichten über Erziehung darlegt, welche gegenwärtig gehegt werden; eine historische P., welche sich mit der Erziehung in der Vergangenheit beschäftigt und theils wie erzogen, theils was über Erziehung gedacht worden ist, berichtet; eine philosophische P., die darauf ausgeht, das eigentliche Wesen aller Erziehung darzustellen, indem sie den Begriff und Zweck, die Mittel, die Methode, die Grundsätze und Regeln der Erziehung wissenschaftlich erforscht, mit Vernunftprincipien oder der inneren Erfahrung begründet und systematisch darlegt und mit Hülfe der äußeren Erfahrung Anweisungen zur Ordnung aller erziehlichen Verhältnisse daraus ableitet. Die größte Ausdehnung gibt Mager der P. Man dürfe dabei, sagt er, keineswegs nur an Erziehung und Unterricht der Kindheit und des jugendlichen Alters denken; die P. sey vielmehr als Kulturerwerbung für Alt u. Jung, für Individuen sowie für ganze Stände u. Nationen zu nehmen. Nicht nur die Jugendlehrer, sondern alle höheren Beamten seyen Pädagogen, nur wären sie nicht bloß dies, sondern auch noch etwas Anderes. Weil aber die bisherige P. sich an den Wortlaut gehalten habe, wie wenn man die Geometrie für Feldmesserei erklären wollte, so habe sie nicht einmal für den engen Kreis, den sie habe bearbeiten wollen, genügend und ganz wahr seyn können; denn das Kind als ein Wesenhaftes zu betrachten, sey eben kindisch. Das, was man bisher P. genannt habe, sey nur ein Kapitel dieser Wissenschaft, im rechten Sinne aber müsse darunter die Wissenschaft verstanden werden, welche lehrt, wie man den Menschen zu der Fertigkeit bringe, das Wahre einzusehen u. das Gute zu wollen. In diesem Sinne verhalte sich die P. zum Leben wie die Logik zum Erkennen. Der Gegenstand der P. ist die Erziehung (im weiteren Sinne). Ueber Begriff, Möglichkeit, Anfangs- und Endpunkt, Wirksamkeit, Nothwendigkeit, Recht und Pflicht der Erziehung s. Erziehung.

Vielen Streit hat, namentlich in neuerer Zeit, die Frage nach einem obersten Grundsatz der Erziehung erregt, u. eine Verständigung darüber ist besonders deshalb bisher nicht gelungen, weil man Princip und Grundsatz, formalen und materialen Zweck oft vermengte. Niemeyer stellt 4 Sätze als höchste Grundsätze aller Erziehung auf: „1) Wecke u. bilde jede dem Zögling als Mensch und als Individuum gegebene Anlage und Fähigkeit. 2) Bringe Einheit und Harmonie in ihre Ausbildung durch deutliche Vorstellungen von der naturgemäßen Bestimmung u. dem Verhältniß dieser Anlagen. 3) Durch jedes Mittel, das mit den Rechten des Zöglings als Vernunftwesen verträglich ist, richte die Kraft auf Alles, was der Vernunft als des Menschen würdig erscheint. 4) Die Harmonie der Freiheit mit der Vernunft laß dein höchstes Ziel seyn, weil auf ihr der sittliche, folglich der unbedingte und höchste Werth des Menschen beruht." Braubach stellt als obersten formalen Grundsatz der Erziehung auf: „Der Mensch soll zu seinem eigenen Erzieher erzogen werden". Rottel (System der Erziehung, S. 15 ff.) fordert für die ganze Erziehung des Menschen die gleichzeitige Erfüllung zweier Grundsätze: „1) Die Erziehung befördere alle Bewegungen der Seele und lasse sie so frei als möglich; 2) sie führe alle Bewegungen zur Bescheidenheit und Zucht"; die Erfüllung dieser beiden Gesetze sey aber nur möglich durch die Beobachtung eines dritten, welches sage: „der Mensch werde nur erzogen in Liebe und Glauben". K. Hoffmeister (Romeo, 3. Bde., S. 154 ff.) unterscheidet einen subjektiven und einen objektiven Grundsatz der Erziehung. Den ersteren sieht er in der Selbstthätigkeit, zu welcher der Zögling gebildet werden müsse, den letzteren in der Bildung zu den Ideen des Wahren, Guten und Schönen. Beide faßt er in einen höchsten, subjektiv-objektiven Grundsatz zusammen, welchen er in die Worte faßt: „Bildung des Menschen zum selbstständigen Wirken für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen im öffentlichen Leben seines Volkes". Graser (Divinität, 3. Ausgabe 1836, S. 27) konstruirt die ganze Erziehungslehre aus dem obersten Grundsatze: „Der werdende Mensch muß von dem reifen dahin unterstützt werden, daß er auch zu der Reifheit gelange und sein Leben nach seiner Bestimmung durch sich zu führen (d. h. sein menschliches Seyn zu begründen) vermag". Gräfe (Allgemeine P., 2. Bd., S. 244) drückt den obersten Grundsatz der Erziehung so aus: „Wirke auf den Zögling so ein, daß derselbe befähigt werde, selbstständig sich zu bilden" (d. h. nach der Verwirklichung seiner Bestimmung, der Liebe, zu streben). Noch mehr Streit ist über den Zweck der Erziehung gewesen. Hier standen die Ansichten oft einander schroff gegenüber. Die wolffsche Philosophie setzte den höchsten Zweck der Erziehung in die Glückseligkeit, den Philanthropisten galt Brauchbarkeit für die Welt als höchster Erziehungszweck, Rousseau's Ideal war der Naturmensch, kantische und andere Pädagogen setzten die Sittlichkeit, theologisirende Erziehungstheoretiker die Religiosität, Gottähnlichkeit, Divinität, die Humanisten die Humanität,

die neueste absolute Philosophie die Vernünftigkeit oder absolute Freiheit des menschlichen Geistes als Zweck der Erziehung. Populäre Pädagogen drückten den Zweck der Erziehung so aus: das Kind solle zu einem guten (gut ist das, was so ist, wie es seyn soll) Menschen, Bürger und Christen erzogen werden. Nach der Theorie der Erziehung kann man unterscheiden: eine empirische P., die ihre Quelle in der Erfahrung hat, eine spekulative, welche ihre Begriffe allein aus reiner Vernunft, ohne Rücksicht auf Erfahrung, konstruirt, u. eine rationale, welche sowohl Erfahrung als spekulatives Denken zur Grundlage ihres Systems macht. Der Empirismus der P. kann seyn entweder ein roher Empirismus, der sich nur an die in der Praxis hervortretenden Erscheinungen hält, od. ein psychologischer, ein politischer, ein ethischer, ein theologischer Empirismus, je nachdem er die Erfahrungen in der Erziehung durch Zurückführung auf die Wissenschaft der Psychologie, der Politik, der Sittenlehre, der Theologie zu innerer Einheit zu bringen sucht. Wie die pädagogischen Thaten und Gedanken allüberall natürliche und wesentliche Sprößlinge am Baume der Bildung eines Volkes sind und diese selbst wieder durch den Samen, den sie ausstreuen, auf die Zukunft fortpflanzen, so ist auch die Entwickelungsgeschichte der Erziehungsidee innig verwebt in die Kulturgeschichte der Menschheit überhaupt, und eine genetische Entwickelung der pädagogischen Ideen muß sich stets an den Fäden fortspinnen, welche die Träger der Kultur überhaupt sind. Wenn wir daher jene Entwickelung im Großen übersehen, so unterscheiden wir bald, wie in der Kulturgeschichte selbst, so in der Erziehungsgeschichte drei charakteristische Gruppen: die orientalische, die antik-klassische und die christliche Erziehungsgeschichte, an welche die neuere Zeit eine vierte, die absolut menschliche Erziehungsgeschichte, anreihen zu wollen scheint.

Der Charakter der Absonderung, der in den geographischen Verhältnissen Asiens überwiegt, ist auch in den asiatischen Erziehungsformen ausgeprägt. Dieser Charakter einer egoistischen Absonderung ist der ganzen orientalischen P. eigenthümlich. In China ist das Volk hinter Gebirgswällen u. unendlichen Seeflächen als eine große, streng disciplinirte Familie, in unerschütterlicher Selbstgenügsamkeit abgesperrt; Männer, Weiber, Kinder sind die drei streng markirten Gradstufen innerhalb der Volksfamilie selbst. In Indien findet die strengste Kastenabsonderung Statt; und wie hier der Brahmane, als der der Gottheit Nächste, mit ewigen Schranken von den niederen Kasten sich sondert, so in Judäa das Volk in Masse, indem es die ganze Menschheit gradirt u. sich selbst, als das auserwählte Volk Gottes, als höchste Kaste des Menschengeschlechts ansieht. Die orientalische P. ist also eine egoistische, sie ist dem Humanismus noch ganz fremd, und innerhalb ihres Bereichs folgt wieder jede einzelne Nationalität ihrer besonderen einseitigen Richtung.

In Europa sind es die Griechen, denen am frühesten der weltgeschichtliche Beruf ward, Erzieher und Bildner der Menschheit zu werden. Aber auch die griechische Bildung wurzelt noch vorzugsweise in einem streng abgeschlossenen Boden der Nationalität, nur daß das Bewußtseyn dieser Nationalität zu einem höheren und begeisterten Patriotismus sich ausbildete. Der pädagogische Einfluß dieses Patriotismus zeigt sich besonders in den Wirkungen auf den Willen und die dadurch veranlaßte Ausbildung eines energischen Charakters. Die Sphäre des Wissens war im Allgemeinen noch sehr beschränkt. Nur das dem Vaterlande Nutzbare, das praktisch Anzuwendende und durch seinen Zusammenhang mit den Nationalinteressen Bedeutende schien jener P. des Erwerbes werth. Die griechischen und römischen Knaben lernten wenig mehr, als was der Realismus der neuern Zeit wieder allein gelehrt wissen will: nur vaterländische Geschichte und Poesie, nur volkseigene Sprache und deren dialektischen und rhetorischen Gebrauch, nur die Anfänge einzelner Wissenschaften, z. B. u. vorzugsweise der Mathematik; der übrige Unterricht galt den Leibesübungen und in späterer Zeit auch der Musik. Der Realismus herrschte in den Schulen ganz und gar; von der neueren humanistischen Erziehungsmethode, welche zur wahren Humanität, zur Entwickelung einer reinen Menschlichkeit durch formale Uebung aller Kräfte nach ihrem Naturverhältniß leiten will, möchte es schwer seyn, bis auf Socrates auch nur einzelne Spuren, weiterhin aber mehr, als eben nur ungenügende Spuren zu finden. Wurden die Griechen um Socrates' Zeit, und später die Römer, die Muster und Ideale des Humanismus, so wurden sie es durch ihren pädagogischen Realismus. Die sogenannte klassische Zeit der Griechen u. Römer hebt genau da an, wo das Bürgerrecht seine Abgeschlossenheit und die Landesreligion ihre volle Geltung verlor, mithin die strenge Form der Nationalität sich milderte und eine freiere Ansicht darüber nach und nach Platz griff. Die sittliche Tüchtigkeit und das feste Charaktergepräge litten darunter. Zu einer ganz reinen Auffassung von einem selbstständigen Lebenszweck jedes Einzelnen, der in der allgemeinen menschlichen Natur gegeben und darum von der Nationalität nicht abhängig ist, gelangte man noch nicht. Aber gerade in die Zwischenzeit zwischen dem Verlassen des strengen pädagogischen Nationalprincips und dem vollen Aneignen des eben so strengen pädagogischen Humanitätsprincips fällt die klassische Zeit beider Völker, und es scheint daher, daß gerade in diesem Innestehen zwischen beiden Ansichten und ihrer gegenseitigen stillen Reibung das schaffende Princip der sogenannten klassischen Bildung sich verstecken müsse. In Griechenland finden wir die ersten Anfänge einer theoretisch begründeten Erziehung. Erziehung und Unterricht erscheint in Griechenland weniger als Gegenstand der Poesie, wie in Asien, sondern wird hier frühzeitig von der Philosophie und Politik in Pflege genommen. Indeß wurde auch hier die didaktische Poesie nicht verschmäht; Lehren der Weisheit und Tugend wurden auch in dem Gewande von Fabeln, Gnomen u. größeren Lehrgedichten an die Jugend gebracht. Mit So-

crates (geboren 469 v. Chr.) tritt die Geschichte der P. in den Uebergang zu einer neuen Periode. Als Schöpfer der Ethik ist Socrates zugleich der wissenschaftliche Begründer der P. geworden, denn indem er die Weisheit als die erste Tugend erklärt, wird ihm die Erziehung, als die Führerin zur Weisheit, höchst wichtig und eine sittlich und innerlich nothwendige Lebensaufgabe. Ihm ist sein Beruf als Erzieher ein göttlicher, seine Thätigkeit als Lehrer eine öffentliche, dem Heile des Staates geweihte, seine Unterweisung in Kenntnissen eine Förderung der Tugend, seine Erleuchtung des Geistes eine Läuterung des Herzens und Lebens. Jeder Mensch ist ihm als ein geistiges Wesen zur Bildung berufen, und aus einem Jeden, selbst dem Ungebildetsten, bringt er durch seine geistige Entbindungskunst das Wahre zu Tage. Es ist dies der erste schwache Schimmer von Menschengleichheit im Reiche des Wissens überhaupt und der P. insbesondere. Wie die Erziehungskunst überhaupt aus den sittlichen und philosophischen Grundsätzen des Socrates großen Gewinn zog, so verdankt ihm insbesondere die Unterrichtskunst die Erfindung jener Methode, welche, obschon etwas modificirt, noch heute unter dem Namen der sokratischen Methode einen bedeutenden Platz in unserer Didaktik einnimmt. Es ist dies die heuristische, entwickelnde und aus der inneren Tiefe des Geistes und des Gemüthes an das Tageslicht fördernde Methode des Unterrichts, die Socrates selbst, nach dem Geschäfte seiner Mutter, eine geistige Hebammenkunst nannte. Bei Plato bildete die P. den Haupttheil seiner praktischen Philosophie oder seiner Politik, u. sie verdankt ihm daher eine nicht unwesentliche Fortentwickelung. Das Ideal eines Staates, das er darstellte, der „platonische Staat", gibt uns eigentlich nichts, als ein Bild des Menschen nach seinen allgemeinen Eigenschaften und seiner Entwickelung zur Tugend, und besteht eben in einer vollkommenen Erziehung des Menschen in seiner Allgemeinheit und Totalität. Wie Plato im Menschen besonders drei Kräfte annimmt: die Begierden, den Muth, die Vernunft, so, dieser Eintheilung entsprechend, auch drei Stände: den Nährstand, den Wehrstand und den Lehrstand, die ihm die drei Tugenden: Mäßigkeit, Tapferkeit und Weisheit repräsentiren, welchen sich als vierte die allgemeine Tugend des Staats, die Gerechtigkeit, als Grundlage und Idee des Ganzen, zugesellt. Auf eine neue Stufe der Entwickelung tritt aber die P. mit Aristoteles (geboren 384 v. Chr.), dem Lehrer Alexanders. Der Staat ist ihm die realisirte Sittlichkeit, die vollkommenste Verfassung die aristokratische, die Erziehung das einzige Mittel, wodurch diese Verfassung erhalten und gefördert wird. Die Erziehung gibt nach ihm das einzige Moment ab, wodurch sich der Freie vom Sklaven, der Vornehme vom Handwerker, der Grieche vom Barbaren unterscheidet und der Herrscher seinen Beruf zum Herrschen erweisen soll, und zwar ist sie ihm eine zweifache, nämlich eine sittliche durch Angewöhnung und eine intellektuelle durch Unterricht. Auf die Gewöhnung legt er großen Werth, und es sollen nicht allein das sittliche Leben u. die moralische Bildung der höchsten Tugend u. Glückseligkeit angemessen seyn, sondern auch die intellektuelle Entwickelung in ihren einzelnen Theilen, in Grammatik, Musik, Zeichenkunst, sowie die Bildung des Körpers durch Gymnastik, sollen diesem Zwecke dienen. Unter den Stoikern ward die P. in der angedeuteten Weise weiter entwickelt. Weil das Gute den Stoikern nur ein Ausfluß der vernünftigen Einsicht war, so hielten sie alle Tugend für lehrbar und behaupteten, mit der Wissenschaft des Guten sey auch die Ausübung desselben verknüpft. Der Mensch solle sich durch den Unterricht zur Gottgefälligkeit und wahren Freiheit erheben und sich zu einem Wesen bilden, das nur das Gute wolle, und zu solchen Vorstellungen gelangen, die der Wahrheit und dem Wesen der Dinge adäquat seyen. Die Gymnastik verlor unter den Stoikern wesentlich an ihrer Bedeutung. Eine ähnliche Stellung zur P., wie die Stoiker, nehmen die Epikuräer ein, nur daß sie, indem sie die Lust des Lebens für das Höchste hielten, gerade die Betreibung der Künste, namentlich derjenigen empfahlen, welche diesem Zweck am meisten dienten, während sie die ernsteren Wissenschaften, welche von den Stoikern eifriger gepflegt wurden, als die Künste, zurücktreten ließen. Nur dem Studium der Naturwissenschaften redeten sie das Wort, weil durch Einsicht in die Natur Furcht u. Aberglauben gehemmt und so die Lust nicht gestört werde. Die Skeptiker wendeten sich, im Gegensatz zu den Epikuräern, vorzugsweise der praktischen Thätigkeit zu und betrieben diejenigen Bildungszweige, die eine unmittelbare Anwendung im Leben gestatteten; denn an einem sicheren Resultate der Philosophie verzweifelten sie. Eine allgemeinere, rein menschliche Bildung trat bei ihnen ganz in den Hintergrund, der Zweck des Lebens bestand ihnen nur im Nützlichen.

Eine wesentlich verschiedene Richtung, als bei den Griechen, nimmt die P. bei den Römern. Wie die Römer überhaupt mehr dem praktischen und öffentlichen Leben zugewendet waren, so lehrten und lernten sie auch mehr in und mit dem Leben. Deshalb findet die Theorie der Erziehung bei ihnen nur eine späte und beschränkte Entwickelung. Während die philosophischen Pädagogen der Griechen deducirten, die Erziehung sey nur für den Staat und ein Staat nur durch die zweckmäßige Erziehung seiner Bürger denkbar, so ist dies bei den Römern eine mit ihrer politisch-praktischen Anlage ihnen angeborene Naturnothwendigkeit. Während die Griechen das Wesen der pädagogischen Wirksamkeit auffaßten als eine Anleitung zum Schönleben und zur harmonischen Abrundung der Triebe und Kräfte des Menschen in sich wie im Verhältnisse zur Außenwelt, so mußte diese poetisch-didaktische Lehrweise bei den Römern zurücktreten, denn nicht wie man schön, sondern wie man nützlich lebe, wollten u. sollten sie veranschaulichen. Wie überhaupt den Römern die Literatur weniger Sache des inneren Bedürfnisses und der geistigen Freude am Schaffen, sondern mehr Produkt äußerer Nothwendigkeit und künstlicher Verhältnisse war, so besonders auch ihre pädagogische Literatur. Wie aber das öffentliche Geschäftsleben und die Rücksicht auf den Staat Alles beherrschten, und wie es somit namentlich die Beredsamkeit, als die Kunst, die am meisten im

Dienste des Staats stand und am einflußreichsten in ihm wirkte, war, der sie sich zuwendeten, so ist es auch vor allen Dingen das rednerische Element, welches in ihren pädagogischen Theorien am meisten berücksichtigt wird. Daher die zahlreichen Schulen sowohl griechischer als römischer Rhetoren, denen die Jugend zuströmte, um hier die Kunst zu lernen, sich zu den höchsten Ehren emporzuschwingen. Aber selbst dieses Bedürfniß der rhetorischen Bildung begann erst mit dem 2. Jahrhundert v. Chr. deutlicher hervorzutreten. Dies vorwaltend praktische Gepräge der römischen Bildung macht es erklärlich, daß wir, mit Ausnahme des einzigen Quinctilian, von den römischen Pädagogen nicht sowohl philosophisch ergründende und in die Tiefe des Gegenstandes eingehende Erziehungs- und Unterrichtstheorien erhalten, als vielmehr Ergebnisse einer reichen Erfahrung, sowie Lehren und Maximen für das unmittelbare Leben und seine Forderungen. Der Anfang einer römischen Erziehungstheorie möchte in die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. zu setzen seyn, wo die Thätigkeit des Volkes von außen nach innen, von der Praxis zur Lehre, von der Gewohnheit zur Reflexion, vom Leben zur Schule sich wendete, und als erster Erziehungstheoretiker muß Marcus Porcius Cato Major Censorius († 149 v. Chr.) genannt werden, welcher seine pädagogischen Ansichten in der Schrift „Ueber die Redner" an seinen Sohn Marcus niederlegte, der ersten technischen Schrift der Römer über diesen Gegenstand. Er ging darin von dem rein praktischen Grundsatz aus, daß nur ein guter Mann ein Redner seyn könne und daß ein gerader, gesunder Verstand, verbunden mit Tüchtigkeit der Gesinnung und eindringlicher Rednergabe, zu kräftiger Wirksamkeit befähige. Nach Cato ist Marcus Terentius Varro († 27 v. Chr.) zu erwähnen, der in seinem „Logistoricus" auch von der leiblichen Pflege der Knaben handelte, das menschliche Leben in Abstufungen von 15 zu 15 Jahren theilte und der ersten Erziehung die größte Wichtigkeit beilegte. Bei weitem wichtiger aber ist uns Cicero, der seine pädagogischen Ideen zwar nicht in einem eigenen Werke zusammenhängend dargestellt, aber in reichem Maße durch seine übrigen Schriften ausgestreut hat. Unter Erziehung versteht Cicero die Vollendung der von der Natur verliehenen Anlagen, die beim Menschen, als dem höchsten Geschöpfe auf der Stufenleiter der Natur, um so nothwendiger sey, weil ihm Geist und in diesem Vernunft verliehen worden, auf welchen sich die Tugend, als die Vollendung der Vernunft, stütze. In der Vervollkommnung der geistigen Thätigkeit bestehe das Ziel des höchsten Gutes. Die Tugend ist ihm die in sich vollendete und zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Naturanlage, und das Streben nach ihr ist ihm mit der Religion oder mit der Richtung auf die Gottheit und mit dem Vorsatz, derselben möglichst ähnlich zu werden, aufs Innigste verbunden. Aus der Kaiserzeit sind Seneca u. Quinctilian die beiden bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der theoretischen P. Beide waren durchdrungen von der Nothwendigkeit einer guten, nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch sittlichen Erziehung des heranreifenden Geschlechts und beide suchten dieselbe in ihrem tieferen Zusammenhange und weitgreifenden Einflusse zu erfassen und das Resultat ihrer Forschung und Erfahrung der Mitwelt vor Augen zu stellen. Seneca ging dabei mehr von einem allgemeinen und philosophischen Gesichtspunkte aus und leitete aus der hohen Bestimmung wie aus der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts die Nothwendigkeit her, daß der Mensch eben so geistig wie sittlich erstarke, um zur höchsten Freiheit zu gelangen. Quinctilian dagegen knüpfte seine Erziehungstheorie mehr an das an, wodurch sich der römische Charakter in seiner Eigenthümlichkeit am meisten bethätigte, nämlich an die Beredsamkeit, und zeigte, wie in der Bildung zu einem vollkommenen Redner die Bildung zu einem vollkommenen Menschen aufgehe. Sittliche Reinheit und geistige Freiheit ist ihm allein der wahre Mutterboden, auf welchem die Beredsamkeit gedeihen kann, und diese ist ihm mithin nur die freie Aeußerung des Wahren und Guten; wie dem Griechen im innigsten Vereine des Schönen und Guten des Menschen höchstes Ideal erschien, so dem Quinctilian in der schönen Gegenseitigkeit der Grundsätze und des Wortes, der Gesinnung und der That. Bald wendete sich das Bildungsbedürfniß vom römischen zum griechischen Leben zurück und versuchte das römische Leben durch griechische Erziehung umzugestalten oder ihm neue und frische Säfte zuzuführen. Hadrians Regierung ist in dieser Hinsicht bedeutungsvoll und mit ihm für die P. namentlich Plutarch, in dem sich der religiöse und häusliche Sinn der alten Römer mit platonischer Anschauungsweise vereinigte, wie er auch sonst neben manchen Vorstellungen des neueren Roms, z. B. über Sprachbildung, Lektüre, Sündhaftigkeit des Menschen, zugleich manches Griechische in die P. seiner Zeit einzuführen suchte. Die Erziehungstheorie Lucians, die schon wesentlich griechisch ist, hebt als besonders nothwendig eine Seite der P. hervor, die bei den Römern bisher vernachlässigt worden war, nämlich die Gymnastik. Lucian empfahl, körperliche u. geistige Bildung in innige Wechselwirkung und schönes Gleichgewicht zu setzen, sowie er überhaupt dem jüngeren Geschlechte eine idealere Richtung einzuhauchen und dasselbe mehr durch die Idee für die Idee zu bilden suchte gegen die egoistischen und materiellen Bestrebungen seiner Zeit, weshalb er auch gegen den grammatischen wie gegen den rhetorischen und philosophischen Jugendunterricht, wie er damals war, mit scharfem Spotte auftrat.

Es lag im Wesen des Christenthums, daß es in unmittelbare und engste Beziehung zu der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts treten mußte. In dem Charakter der christlichen Erziehung trat aber, namentlich in den ersten Jahrhunderten u. besonders vom Ende des 2. bis in die Mitte des 5., entschieden die Nichtachtung der Nationalität hervor und der neue Grundsatz eines rein-religiösen Humanismus, d. h. einer Erziehung für den höchsten, für Alle gleichen Lebenszweck des Menschen

nach den Lehren des Glaubens. Alle Gemeinschaft lag nunmehr in dem Glauben und der Kirche, und beide hatten andere Objekte als Wissen und auf Wissen gegründete Leistung. In der ersten Zeit nun, da die christliche Kirche den erhabenen Beruf einer Gesittung des Menschengeschlechts überkam und ihn zu üben die Macht gewann, war die reine Absicht und die tiefgehende wohlthätige Wirkung ihrer Mission unverkennbar. Sie heilte den Zwiespalt der Zeit, erfrischte die übersättigte Kultur mit neuem gesunden Nahrungsstoffe, trug unter die barbarischen Völker das Licht der Aufklärung und war in Wahrheit die Bewahrerin und Pflegerin der Kultur aller Länder. Aber die Kirche, einmal zur Schaffnerin im Dienste der Kultur geworden, wurde bald ihre Beschließerin. Sie hielt die Bildung im Verschluß, spendete dem Volke nur, was ihr gerade angenehm schien, und in der Wahl dieser Spenden ließ sie sich mehr und mehr von hierokratischen Grundsätzen leiten: nur kirchliche, nicht eben religiöse Bildungsstoffe wurden ausgegeben, als höchster Zweck der Gehorsam gegen die Kirche ins Auge gefaßt. Der religiös-kirchliche Universalismus suchte sich aber zu erfüllen in einer universellen Hierokratie und fand seinen Ausdruck in einer universellen Sprache, dem barbarischen Kirchenlatein. Dabei hatte die pädagogische Wirksamkeit der Kirche fast einzig auf den Unterricht sich zurückgezogen; auf die Erziehung wirkte sie im Allgemeinen nur noch durch mönchische Zucht, nicht aber durch irgend fruchtbare Ideen. Von der Erziehung dieser Zeit, die mit der Abschwächung der ersten urkräftigen Wirksamkeit des Christenthums, d. h. ungefähr mit der Mitte des 5. Jahrhunderts beginnt, läßt sich fast nichts rühmen, als daß sie körperlich tüchtig war. Das Christenthum wurde von den germanischen Stämmen überall mit Leichtigkeit angenommen, wo sie Sieger und im fremden Lande waren, und doch wenige Jahrhunderte später aufs Hartnäckigste bestritten, wo es zu ihnen als Besiegten sich eindrängte in das eigene Land. Schon daraus läßt sich abnehmen, daß es mittlerweile seinen äußeren Charakter stark verändert haben mußte, — und wirklich ging mehr die kirchliche Hülle desselben, als sein Geist bei den schnellen Bekehrungen ganzer Völker an diese über. Da aber die erobernden Stämme zu national waren, um trotz der Ansiedelung in einem fremden Lande und der Mischung mit dessen Bewohnern dem Gemeingeist der Kirche ihre ganze Eigenthümlichkeit zu opfern, so erhob sich bald ein Ringen zwischen dem Nationalismus und dem Universalismus, dessen wechselnde Erfolge die Geschichte deutlich bezeichnet; beide gründeten sich neben einander, und somit konnte weder der Nationalismus, noch der Universalismus als vollständig — nach dem Vorbilde früherer Zeiten — gelten. In den Widerstreit beider brachte der friedliche Sinn der Kaiser aus dem Hause Habsburg einige Ruhe, und eben in dieser Zeit wendete sich das Streben nach einer höhern Ausbildung dem Realismus zu. Dieser Realismus, welcher einst Griechenland und Rom der Barbarei entrissen hatte, lebte in den Städten Italiens, Deutschlands und Belgiens wieder auf, anders zwar, als dort und, weil es an demselben umfassenden Nationalismus gebrach, auch weniger abgeschlossen, gleichwohl in seiner Erscheinung eben so anziehend, als in seinen Leistungen ehrenwerth. Mit dem 14. Jahrhundert neigt das mittelalterliche Leben sich zu seinem Abschluß; es lockern sich die hierokratischen Fesseln, der mächtige Kirchenbau, der das gesammte geistige Leben der Völker überschattete, wird morsch, und durch die Risse bringt die Morgenröthe einer neuen Zeit herein und weckt die erstorbene Bildung zu neuem Leben. Die „Auferstehungszeit der griechischen und römischen Klassiker" beginnt. Neben die kirchliche Bildung stellt sich die klassische, und sie wird bald das Ziel alles Studiums und fordert eine neue Weise des Unterrichts und der Erziehung. Das 15. Jahrhundert bildet eine Uebergangsperiode, in welcher die Elemente der altkirchlichen und der humanistischen Zeit den Kampf beginnen, der erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in vollen Flammen ausbricht. Voran im Kampf gehen (schon im 14. Jahrhundert) die Italiener mit ihrem Angriff auf die in Haupt und Gliedern entheiligte Kirche. Die Hieronymianer in Deutschland und den Niederlanden folgen, indem sie das wüste Leben und Treiben der Mönche angreifen und dem Volk die Bibel in die Hand geben. Wessel, Erasmus, Reuchlin und die Reuchlinisten sind die Vorkämpfer. Die Waffen, die zu diesem Kampfe dienen, die aus der Rüstkammer des klassischen Alterthums geholten, und die neugeschaffene Muttersprache kehren sich zugleich gegen die Bildung der Zeit überhaupt. In Italien führt diese enthusiastische Ergreifung des klassischen Paniers fast zum Heidenthum; der ernste Deutsche aber entfaltet es zum Kampfe für die Befreiung der christlichen Idee von der Herrschaft der Kirche. Aber hier wie dort ging die Regeneration des klassischen Studiums nicht eigentlich von dem humanistischen Principe aus, hatte nicht eine bloß formale Ausbildung zum Zweck, deren Nutzanwendung erst im späteren Leben entschieden wird, sondern es war die reale, praktische Seite des Studiums, welche man überall vorkehrte; man betrachtete das klassische Alterthum als das einzige Mittel, um sich und der Zeit weiter zu helfen. Das neue Streben nach Humanität, nach gediegener Geistesfreiheit durch Selbstständigkeit der Erkenntniß ging auch jetzt, ähnlich wie bei den Alten, aus dem früher vorhandenen Realismus hervor, und dieser Realismus war es, der diesem Streben seinen Fortgang sicherte. Der Republikanismus der Reichsstädte erkannte in dem Studium des Alterthums, wie es damals war, das Zusammenwirken mit seinen eigenen Zwecken u. beförderte es wie seine eigene Sache. Von einem Streite des Humanismus und Realismus konnte in dieser Zeit nicht die Rede seyn, da die Philologie ganz realistisch, unmittelbar auf Zeit und Bedürfniß berechnet erschien, der Realismus aber seinerseits aufrichtig nach einer höheren Bildung verlangte. Der Streit galt der Befreiung des Studiums von kirchlich-scholastischen Fesseln. Die Reformation Luthers u. Zwingli's trieb diesen Kampf zur Entscheidung;

sie wurde eben so sehr durch die realistische Bildung des Bürgerstandes, als durch das wiederbelebte Studium der alten Philosophen und Geschichtschreiber herbeigeführt, oder vielmehr es war der Zusammenhang von beiden, was ihre Aufgabe der Zeit so allgemein verständlich machte. Die Kenntniß des Alterthums von seiner philosophischen und historischen Seite bestimmte aber den Charakter und die Richtung des neuen Strebens. Es bestand dabei eine innige Verbindung zwischen den Philologen und Reformatoren, ja in allen Hauptthelden zwischen der Liebe zu dem klassischen Alterthum und der Anhänglichkeit an die unverfälschte Schriftlehre, eine Verbindung, die man in unseren Tagen befremdlich finden würde. Die Philologie und das Christenthum hatten sich eng verbunden, um gemeinschaftlich dem realistisch vorgebildeten Volke das zu geben, was es suchte, die ächte Humanität. Luther wurde nicht nur Reformator der Kirche, sondern auch der Schulen. Er sah klar, daß die Kirchenverbesserung nur durch eine christliche Kinderzucht, in Familien und Schulen, wahrhaft begründet werden könne, gottloser Hausstand und nichtsnutziger Lehrstand aber der Kirche Verderben bringe. Die weit- und tiefgreifende Umgestaltung des Erziehungs- und Unterrichtswesens bewirkte aber Luther nicht sowohl durch die Erfindung neuer pädagogischer Ideen, als vielmehr durch den gesunden Blick, mit dem er die einzeln vorhandenen besseren Gedanken auffand, die schlummernden erweckte, durch die Fülle seiner Liebe für des armen Volkes Wohl und vor Allem durch die gewaltige Energie, womit er die Gesammtheit der Nation, Fürsten, Herren und Volk, zu ergreifen und in die neue Bahn zu drängen wußte. Sein volksthümliches Wesen äußerte sich eben darin, daß er sich nicht mit der Bildung einzelner Gelehrten und der exklusiven Pflege der Wissenschaft begnügte oder auch nur viel abgab, sondern den Strom der neuen Bildung in die Masse des Volkes leitete.

Da aber die Regeneration des klassischen Studiums sich bald in eine einseitige Richtung verlor, so mußte sie zu den realen Bildungsbedürfnissen der Zeit in schroffen Widerspruch treten. Die kirchliche P. hatte zwar ihre Pforten geöffnet, um dem wiedererstandenen Studium der Klassiker den Zutritt zu gestatten, aber sie hatte dieses selbst wieder zunächst in ihren eigenen Dienst genommen, wie schon Luther andeutete, daß die Sprachen um des Evangeliums willen erfunden worden seyen. Dem ganzen vollen Leben und dem allgemeinen Bildungsbedürfniß entfremdeten sich die klassischen Studien noch mehr dadurch, daß sie fast in Feindschaft gegen die Muttersprache traten, und daß man, obschon man das Latein, wie die Gottseligkeit, zu allen Dingen nütze hielt, dieses doch fast nur zu dem Zwecke trieb, um Wörter und Phrasen zum Lateinsprechen und Lateinschreiben zu sammeln, ohne sich sonderlich um den Inhalt zu kümmern. Dabei nahmen eben dieses Latein und die Religion fast den ganzen Umfang der Schulstudien ein, und Mathematik und Naturwissenschaften fanden auf den Schulen gar keinen, auf den Universitäten nur einen sehr beschränkten Platz. Es war natürlich, daß das rein menschliche und das berufliche Bildungsbedürfniß des Volkes sich endlich unbefriedigt von diesen Schulen fühlen mußte und durch eine neue Reaktion die, wie früher kirchlich, so jetzt klassisch gebundene P. zu befreien und für den Dienst des realen Lebens zu gewinnen suchte. Mit dieser Bewegung trat (mit dem 17. Jahrh.) der **Realismus** in die Geschichte der P. ein. Der Mann, welcher die Idee des Realismus erfaßte und ihr Wirksamkeit auf die Erziehung verschaffte, war **Franz Baco von Verulam** (geboren 1562, † 1626). In einer Zeit, wo die Selbstständigkeit philosophischer Forschung schon lange aufgehört hatte, wurde Baco der Vater der neuen Philosophie, und er wurde es, ohne Beachtung der Griechen, auf demselben Wege wie jene, nämlich durch Naturbeobachtung und Mathematik. Und gerade als das Princip ächter Humanitätsbildung von allen Seiten aufgegeben und das ganze Gebiet der Erziehung zwischen kirchlichem Dogmatismus, religiösem Mysticismus, tiefgesunkenem Realismus, linguistischem Formalismus und akademischer Polyhistorie getheilt schien, befruchtete er auch die P. mit einem neuen Lebenselemente. Zwar ist das, was Baco in seinen Werken direkt über P. sagt, verhältnißmäßig nur unbedeutend, aber der indirekte Einfluß auf dieselbe, den er als Begründer des methodischen Realismus hatte, ist unberechenbar. Baco sah, daß sich selbst die Wissenschaft ganz von der Natur ab- und solchen Objekten zugewendet hatte, deren Lebenselement einzig die Sprache ist; er fand, daß sich die tüchtigsten Geister in dialektischen Subtilitäten aufrieben. Er sah, wie man auch zu seiner Zeit die Physik des Aristoteles oder seiner Nachfolger studirte, aber nicht die Natur, wie man in Büchern las, was die Autoren von Steinen, Pflanzen, Thieren &c. erzählten, während es Keinem in den Sinn kam, mit eigenen Augen diese Steine, Pflanzen u. Thiere zu untersuchen, und wie damit eine Masse von Fabelhaftem und Unwahrem, die sich allmählig in den naturwissenschaftlichen Büchern, namentlich des Mittelalters, angehäuft hatte, auf Treue und Glauben angenommen wurde. Von diesem unwürdigen sklavischen Nachbeten und Nachtreten der meist unzuverlässigen Autoren wollte nun Baco die Menschen dadurch befreien, daß er sie zur unmittelbaren Betrachtung der Schöpfung aufforderte und an eine Wahrheit verwies, der sie sich mit Ehren unterwerfen könnten u. müßten. Baco's Einfluß ward bald in der Erziehungswelt wahrnehmbar. Der erste Pädagog, welcher von Baco gelernt, dürfte Ratich seyn; bestimmt aber läßt sich sein Einfluß auf den bedeutendsten Pädagogen des 17. Jahrhunderts, auf Comenius, nachweisen. Während aber durch Baco's Naturphilosophie eine ganz neue Richtung des Unterrichts vorbereitet wurde, geschah dasselbe für die Erziehung durch einen Zeitgenossen Baco's, **Montaigne** († 1592). Er erklärte sich nicht nur entschieden gegen die grammatische Lehrweise, sondern überhaupt gegen allen systematischen an Zeit und Ort gebundenen Unterricht. Die Erfahrung lehre, daß das Studium der Wissenschaften die Gemüther eher verweichliche und weibisch mache, als fest und kriegerisch. Man solle forschen, wer der Weiseste,

nicht, wer der Gelehrteste sey. Das Griechische und Lateinische sey ein schöner Schmuck, der aber leicht zu theuer zu stehen komme. Der Versuch, die neuen Principien und neuen Ideale der P. und die neue Errungenschaft der Kultur unmittelbar in die pädagogische Praxis einzuführen, blieb aber anderen Männern überlassen. Daß es sich jedoch dabei nicht bloß darum handeln konnte, den Unterrichtskreis durch Hineintragen neuer Bildungsstoffe zu erweitern, sondern daß die Reaktion auf eine gänzliche Umgestaltung der Lehrmethode gerichtet seyn mußte, lag in der Natur der Sache. Zwei Männer aber sind es besonders, deren ausdauerndes, rastloses Streben viele Jahre hindurch auf Darlegung und Ausübung neuer Lehrmethoden gerichtet war; es waren Wolfgang Ratich und Johann Amos Comenius. Ratich wollte die Muttersprache zur Grundlage und zum Anfangspunkte alles Unterrichts gemacht wissen; Comenius aber drang darauf, daß das Erlernen der Sprache, besonders der lateinischen, mit dem Kennenlernen der durch die Sprache bezeichneten Dinge Hand in Hand gehen müsse. Er hatte also im Sinne von Baco's Realismus die sinnliche, direkte Betrachtungsweise der Dinge im Gegensatz zu der durch Erzählung und Beschreibung Anderer vermittelten im Auge. Mit Ratich und Comenius war eine neue Bahn betreten, auf der sich nun die P. unter mannichfachen Versuchen fast ungestüm weiter bewegte. Diese Bewegung ward noch von einer anderen Seite her gefördert, nämlich durch Locke († 1704), dessen berühmte Schrift: „Gedanken von der Erziehung der Kinder", wirksam in das damalige Erziehungswesen eingriff und Ideen gab, die noch bis in die neueste P. hereinwirken. An der Spitze seines Buches steht der Grundsatz: Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe. Die Berücksichtigung der Gesundheitspflege der Kinder, von Montaigne angeregt, ist zuerst durch Locke ein wesentlicher Theil der P. geworden. Er empfiehlt einfache Lebensweise, Abhärtung, seltenes Mediciniren. Wie so viele Methodiker, erklärt auch Locke sich gegen körperliche Züchtigung der Kinder, nur in einzelnen Fällen gestattet er sie. Er verwirft auch sinnliche Reizmittel; dagegen erklärt er sich für den schlimmsten aller Köder, für den Ehrgeiz. Wer es versteht, den Ehrgeiz in der Kinderseele aufzuwecken, der hat nach Locke das große Geheimniß der Erziehung gefunden. Die Kenntnisse betrachtet Locke als „das unwichtigste Stück" der Erziehung; ein tugendhafter weiser Mann sey einem großen Gelehrten weit vorzuziehen. Er dringt auf stete Verbindung der Realkenntnisse mit den Sprachkenntnissen; aber die Methode in jeder Wissenschaft soll nach ihm immer aus der Wissenschaft selbst genommen werden. Es finden sich in Locke's P. alle Keime zu dem modernen Realismus und zu dessen Karrikatur.

Das Hinüberschlagen der P. in die Tendenz auf das Gemeinnützliche, das Eindringen französischer Frivolität in die deutsche Bildung, das Verschwinden ernster Zucht aus den Schulen u. die Spielerei mit neuen Methoden, der Zwiespalt, in den Philologen und Theologen zu treten anfingen, vor Allem aber die Entfremdung der Schule von der Kirche mußte von Seiten der Mutter der Schule, der Kirche, eine Reaktion herbeiführen, einen Versuch, die halb verlorene Schule wieder zu gewinnen. Dieses Streben der Kirche ging aber jetzt nicht von hierokratischen Motiven aus, sondern von der redlichsten Absicht, die Jugend für die Religion zu gewinnen und die Schule mit dem wahren Lebenselement, dem religiösen, zu durchdringen. Daß diese Reaktion, von energischen Kräften getragen, vorerst ins Extreme ging, war nicht zu verwundern. Dieses Extrem war der Pietismus. Im Allgemeinen ist das Charakteristische der pietistischen P., daß sie das Erfahrungsmäßige auf die praktische Idee der Frömmigkeit als seine Einheit zurückzuführen sucht. Sie geht von der dogmatischen Ansicht aus, daß die menschliche Natur durch die Sünde von Anfang an verderbt sey u. daß der böse Wille im Kinde frühzeitig gebrochen werden müsse. Sie stellt sich daher als ein System strenger Zucht dar und hebt als Erziehungsmittel hauptsächlich religiöse Uebungen hervor. Als wissenschaftliches System kommt diese P. über den Aggregatzustand ihrer Lehren nicht hinaus, indem sie die Wissenschaft überhaupt zurücksetzt und in ihr mehr ein Werkzeug zum Bösen als zum Guten sieht, weil der grübelnde u. Zweifel erregende Verstand sie erzeuge. In Deutschlaud erhielt die Starrheit dieser Principien schon durch Spener und Franke eine Milderung, indem die reine und aufopfernde Begeisterung dieser Männer der Erziehung einen praktisch-religiösen Charakter gab. Die realistischen Neuerungen in der P., besonders in der Methodik, traten aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Rousseau, dann durch Basedow und endlich durch Pestalozzi in neue Phasen, die unter dem Namen der P. des Philanthropinismus begriffen werden. Man hat die Träger der neuen Erziehungsideen, von Ratich bis auf Pestalozzi, mit dem gemeinsamen Namen „Neuerer" bezeichnet. Die gemeinsamen Grundzüge in der Richtung dieser Neuerer, wie sie in der Periode des Realismus hervortrat und in der des Philanthropinismus sich weiter entwickelte und schärfer ausprägte, lassen sich in folgende Hauptsätze zusammenfassen: Alle Neuerer polemisiren entschieden gegen das zu ihrer Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen; die Unterrichtsweise der Grammatici (Philologen) charakterisiren sie als ein blindes Herumtappen ohne Weg und Ziel. Sie versprechen nicht etwa eine verbesserte Methode, da sie vielmehr behaupten, es existire noch gar keine Methode in den Schulen, sondern eine Methode als etwas ganz Neues. Dieselbe soll den Zögling von den einfachsten, faßlichsten Elementen jedes Lehrobjekts aus, naturgemäß, ohne allen Zwang zur vollendeten Wissenschaft, auf kurzem und lustigem Wege sicher zum Ziele führen. Man schrieb der Methode gemäße Lehrbücher, nach welchen, wie man behauptete, Einer wie der Andere, der Fähige wie der Unfähige, gleich gut lehren könne, wenn er sich nur treu an das Lehrbuch halte. Dies egalisire die Geister; ja, es frage sich, ob die selbstständigeren ungebundenen Lehrer nicht den mittelmäßigen Köpfen an pädagogischer Brauchbar-

keit nachständen. Der bestehenden Lehrweise werfen sie besonders vor, es sey „eitel todter Gedächtnißkram"; besonders gelte dies vom gewöhnlichen Lehren der alten Sprachen, welche sie, die Neuerer, in kürzerer Zeit und leichter beizubringen versprechen. Sie wollen den Unterricht beleben, indem sie in eben dem Maße den „Verstand" der Kinder in Anspruch nehmen, als sie die Uebung des Gedächtnisses hintansetzen. Indem sie die, dem jugendlichen Alter so natürliche Receptivität mißachten, stacheln sie dagegen dasselbe unaufhörlich zu einer unnatürlichen Anstrengung, vorzeitig selbst zu produciren. Weil ihre Methode naturgemäß, sagen die Neuerer, so lernten die Kinder freiwillig, mit Lust u. Liebe, daher nach ihrer Versicherung Strafen, besonders körperliche, von selbst wegfielen. Einige wollen jedes Kind nach seiner eigenthümlichen Gabe und Fähigkeit behandelt wissen; Andere dagegen fassen nur den generellen menschlichen Charakter ins Auge und fordern daher nur Eine, allen Schülern gemeinsam sich anpassende Methode. Die erstere Ansicht ist mehr aristokratisch, letztere demokratisch; jene bei solchen, welche nur Ein zu erziehendes Normalkind, diese bei denen, welche die Volkserziehung ins Auge fassen. Die Neuerer berücksichtigen die Muttersprache, ja bevorzugen dieselbe und kämpfen gegen die tyrannische Herrschaft des Latein, und in der Fortentwickelung dieses Grundsatzes kommen sie allmählig zu der Ansicht, daß die Scheidung zwischen Studirten und Nichtstudirten durch eine vom Latein unabhängige Bildung verringert oder ganz aufgehoben werden könne. Sie führen die Realien ein und empfehlen die Leibesübungen. Wie gegen das Gedächtniß, so treten sie, wenigstens faktisch, auch gegen die Phantasie auf. Der von ihnen unnatürlich und vorzeitig angeregte Verstand drängt die Phantasie zurück. Vom Schönen ist bei ihnen nicht die Rede. Lehren sie Musik, Zeichnen &c., so geschieht es auf rationalistische, antikünstlerische Weise; die Poesie wird zurückgestellt. Sie wollen überall von der Anschauung ausgehen; aber durch unaufhörliches Hineinreden und marterndes Abfragen stören sie die stille Ruhe der Hingebung und gewöhnen zum unzeitigsten Reflektiren u. Räsonniren. Die Uebungen der Anschauung werden bald zu leeren Sprechübungen, ohne allen realen Gehalt. Sie dringen überhaupt darauf, daß die Schüler, selbst jüngere, Alles mit klarem Bewußtseyn denken u. thun, und über Jedes, was sie denken und thun, in deutlichen, wohlgesetzten Worten Rechenschaft geben sollen. Sie gerathen damit in Gefahr, den Kindern die natürliche Einfalt auszutreiben und sie zu einer unnatürlichen, unkindlichen, immer sich selbst bespiegelnden Selbstbetrachtung und Selbstbehandlung abzurichten. Die Richtung auf irdische, materielle Interessen, auf professionelle Berufsbildung droht in Mißachtung höherer freierer Bildung auszuarten. Die Aufgabe des Erziehers besteht nach ihnen einzig oder doch vorzugsweise darin, die natürlichen Anlagen des Kindes nach Art des Gärtners vegetativ zu fördern. Natürliche Erziehung ist ihr Princip. In dem Hauptgrundsatze, daß die Erziehung **natürlich** seyn müsse, stimmten die genannten drei Männer überein; in ihren Mitteln differirten sie nicht allzu sehr. Jean Jacques **Rousseau** († 1778) hat aus den Schriften Montaigne's und Locke's, aus den Erfahrungen seines eigenen leichtfertigen und mit sich selbst in Zwiespalt gerathenen Lebens und aus dem reichen Schatze seines Genie's sich eine P. gebildet, deren Einfluß auf seine und die nachfolgende Zeit unberechenbar ist. Eine volle Darlegung derselben gab er in seinem „Emile, ou de l'éducation", einem Buche, das eine Fülle von originellen Gedanken birgt und das, bei allen Uebertreibungen, Chimären, Einseitigkeiten, dennoch eine so tiefe Kenntniß der Kinderseele und so viel praktische Philosophie zeigt u. gegen verjährte Erziehungsthorheiten mit so zermalmender Beredsamkeit auftritt, wie keine andere Schrift vorher. Die Hauptgedanken des Emil sind: Man muß nach den verschiedenen Altern der Kinder sie verschieden behandeln; jedes seiner Natur gemäß, damit es als Naturmensch heraufwachse und sich bilde. Die Entwickelung beschleunige man nicht, lieber schiebe man sie weiter hinaus. Die erste Erziehung ist bloß abwehrend (negativ), sie gedeiht am besten auf dem Lande. Der Grundtrieb des Kindes ist Selbstliebe und hieraus entstehendes Wohlwollen gegen Andere (ein religiöses Element im Menschen kennt Rousseau nicht). Man studire jedes einzelne Kind, komme seinen Bedürfnissen freundlich entgegen, schütze es vor unnöthigen Unfällen, hüte es aber auch nicht zu sorglich vor Beschädigungen, lasse es gehorchen und nicht gebieten, gewöhne es, auch Unannehmlichkeiten zu ertragen. Man gebiete und verbiete den Kindern nicht zu viel, man moralisire ihnen nicht vor. Die Strafen müssen natürliche Folgen des Vergehens seyn. Erfahrung muß den Zögling bilden; die Pflichten lehre man durch Beispiel. Die Lügen der Kinder, so auch der Eigensinn, kommen eigentlich dem Erzieher zu Schulden. Die körperlichen und die geistigen Kräfte muß man durch sich selbst sich üben lassen, durch gewonnenes Selbstgefühl muß man Lust zum Lernen erwecken und die Kinder nichts lehren wollen, wozu ihnen nicht Lust erweckt worden. Aller Unterricht gehe von dem Anschaulichen aus. Die Kinder sollen nichts auf Autorität annehmen. Der Religionsunterricht für Kinder ist Unsinn; vor dem 18. Jahre lasse man den jungen Menschen nichts von Gott hören. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen ist eine Sache der Geographie; es kommt darauf an, ob sie in Rom oder in Mekka geboren sind. **Basedow** stellte außer den oben angegebenen allgemeinen Grundsätzen der philanthropischen Schule insbesondere noch folgende auf: In der geistigen Ausbildung muß Erziehung zur Humanität das letzte Ziel seyn. Weil körperliche Züchtigungen wegfallen müssen, so soll man desto mehr auf andere Belohnungs- und Bestrafungsmittel denken, wie: Auszeichnungen durch Meritentafeln, Orden des Verdienstes &c. Die Religion soll der Jugend in der höchsten Einfalt und ohne Rücksicht auf Sekten gelehrt werden. Der Kirchenglaube gehört für spätere Jahre. Man muß die Tugend und Religion der Jugend angenehm und leicht machen, damit sie

solche lieb gewinnen. Die Kinder sind von Natur gut; der Zwang macht sie meist schlechter. Sie sind von Natur menschenfreundlich; man macht es oft darnach, daß sie die Menschen hassen lernen. Philanthropie muß die Tendenz aller Erziehung seyn. Realien sind die Hauptsache bei einer allgemeinen Bildung. „Der Erfinder des Spinnrads ist mehr werth, als der Dichter der Ilias", sagte Campe. Wenn es den Erziehern ein Ernst ist, die Jugend zur Sittlichkeit zu erziehen, so dürfen so wenig die vollständigen Ausgaben der Klassiker, als die ganze Bibel in ihren Händen seyn. Sie lernen daraus Laster kennen und leichtsinnig über Laster denken. Ueberhaupt fehlt es noch durchaus an Elementarbüchern, und ehe diese nicht vorhanden sind und in einander greifen, ist an eine planmäßige Erziehung nicht zu denken. Unter den Pädagogen aus der philanthropischen Schule sind noch zu nennen: **Wolke** († 1825), der beim Entstehen des Philanthropins der stillere, aber der eigentlich thätige und glückliche Arbeiter war; der Schweizer **Iselin** († 1782), der durch seine „Ephemeriden" zur Empfehlung der Methode beitrug; **J. H. Campe** (geb. 1746, † 1818), der fruchtbare, vielgelesene Jugendschriftsteller, Herausgeber des Revisionswerkes; **E. Ch. Trapp** (geb. 1743, † 1817), vielleicht der klarste und konsequenteste u. zugleich der einzige unter allen Pädagogen dieser Schule, welcher ein System (Versuche einer P., 1780) aufstellte; **Salzmann** († 1811), Verfasser des Karl von Karlsberg, des Karlsbüchleins, Konrad Kiefer &c., und **J. G. Fr. Gutsmuths**, der Vater der neueren Gymnastik.

Der Philanthropinismus war damals und objektiv genommen noch Realismus, subjektiv genommen aber Formalismus, d. h. er benutzte als Material des Unterrichts zwar vorzugsweise Realkenntnisse, aber er wollte diese Kenntnisse nicht um ihrer Gemeinnützlichkeit willen und zum Zwecke der professionellen Anwendung geben, sondern in der Absicht, um an dem realistischen Material den Schüler formal zu üben und so eine allgemeine — wie Basedow selbst es nannte — humanistische Bildung des Zöglings zu erzielen. Der realistische Charakter des Philanthropinismus tritt aber besonders darin hervor, daß er entschieden der Lehre des Eudämonismus (d. h. der Annahme, daß der Zögling durch Erziehung fähig gemacht werden solle, selbst glücklich zu seyn und Andere glücklich zu machen) huldigte, ebenso großer Verehrer der verständigen Naturreligion und ebenso eingenommen gegen die christliche ward und die Erziehung ebenso stark auf die vortretenden Bedürfnisse des Lebens bezogen wissen wollte. Wahrscheinlich würde er darum auch mit dem eigentlichen Realismus gleiches Schicksal gehabt, dem besseren Theile seines Wesens nach aber sich in den späteren Humanismus aufgelöst haben, wenn nicht ein Mann als sein zweiter Begründer aufgetreten u. ihm ein eigenthümliches Fortbestehen gesichert hätte. Dieser Mann war **Pestalozzi** († 1827), der aus der Schule des Realismus, u. zwar aus der philanthropischen Klasse derselben, hervorging, dessen durchaus eigenthümliches, fast allein durch Forschung, wenig durch Lektüre ausgebildetes, ächt religiöses und bei allen Schroffheiten überaus edles Gemüth ihm aber die Abhängigkeit des Philanthropinismus vom Realismus, wie sie bis dahin bestanden, nicht behagen ließ. Ihm war das gewöhnliche Wesen des Realismus seiner Zeit von ganzem Herzen zuwider, und er strebte, es völlig abzustreifen, um allein das philanthropische Princip Rousseau's festzuhalten und daraus eine konsequentere Erziehungslehre zu entwickeln. Da er aber zum Bau seines Systems keine anderen Stoffe hatte, als die ihm seine eigene realistische Bildung darbot, so kam er zu einer Bildungsmethode, die dem Material nach ganz den empirischen Wissenschaften, besonders der Mathematik entlehnt, der Form nach aber so ächt humanistisch war, daß der Humanismus selbst in dieser Art kaum Besseres aufzuweisen hat. Was Rousseau flüchtig behandelt hatte, das nahm Pestalozzi mit dem größten Ernste vor und ging von der Anschauung aus so vorsichtig und folgerecht weiter, daß keine Zeit jemals in dieser Hinsicht ein ähnliches Muster vollendeter P. aufgestellt hat. Erst durch ihn wurde man inne, was hier zu leisten möglich sey, und nicht bloß Anhänger, sondern auch Diejenigen, welche sich minder um ihn kümmerten, lernten durch seinen Vorgang sich um diese wichtige Seite des Unterrichts Verdienste erwerben. Das eigentliche Gebiet aber, wo Pestalozzi's Philanthropinismus Platz griff und wohlthätig wirkte, war die Bildung der untern Volksklassen, sowie die Bildung der obern auf den ersten Bildungsstufen, also das Reich der Elementarschulen. Auf diesem Felde ist Pestalozzi's Verdienst unberechenbar. Er hat unter Allen am meisten dazu beigetragen, daß man dem Elementarunterrichte und besonders den Volksschulen mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Namentlich hat er auch Anregung zu Vermehrung und Verbesserung der Schulanstalten gegeben, und man kann sagen, daß diese Anstalten ihrem jetzigen Charakter nach ganz aus der durch ihn hervorgerufenen Bewegung auf dem Gebiete der P. entstanden sind. Unter den Männern, welche hauptsächlich zur Verbreitung der pestalozzi'schen Methode in weiteren Kreisen wirkten, sind zu nennen: Ladomus, Himly, Zeller, Trapp, Schultheiß, Tillich, von Türk, Kawerau, Bernhard, Hänel, Plemann, Delbrück, Fröbel, Nonne, Blochmann, Hientzsch u. A. Unter den unmittelbaren Gehülfen Pestalozzi's traten ganz vorzüglich der selbstständige Joseph Schmid, mit seinen Verdiensten um die Rechenmethode, und Niederer hervor. Der Einfluß, den Pestalozzi auf das gesammte deutsche Elementarunterrichtswesen übte, ist unberechenbar. Selbst im Auslande, in Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, wurden Versuche mit Einführung der pestalozzi'schen Methode gemacht. Sie ist unter den Händen einsichtsvoller Schulmänner vielfach modificirt worden, aber noch keiner seiner hundert Schüler und Nachfolger ist dem Meister in seinem Grundwesen gleichgekommen, in seiner aufopfernden Begeisterung für das geistige und leibliche Wohl der Jugend.

Es war sehr natürlich, daß, sobald der Zorn über das maßlose Lateintreiben und der Freudentaumel über die Errungenschaft philanthropistischer Erziehungspläne sich einigermaßen gelegt

hatten, von vereinzelten Bewahrstätten klassischer Bildung her eine Reaktion gegen die moderne Richtung sich erheben mußte. Diese koncentrirte sich in der Ansicht, daß die Erziehung zur ächten Humanität ihre höchste Vollendung nur durch ein gründliches Studium des alten Griechenlands u. Roms erhalten könne. Schon im 18. Jahrhundert war dieser Bildungsweg durch einzelne reformatorische Philologen angebahnt worden, vor Allen durch Gesner und Ernesti. Johann Matthias Gesner († 1761) stellte über das Lehren der alten Sprachen eigenthümliche, dem Herkömmlichen ganz widersprechende Ansichten auf, besonders über die Bestimmung der Grammatik auf Schulen. Es sey hundertmal leichter, meinte er, durch Gebrauch und Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu lernen, als ohne Gebrauch und Uebung allein aus der Grammatik; das letztere sey schlechterdings unmöglich. Er empfahl daher, neben dem statarischen Lesen, das kursorische, bei welchem man mit ganzer Seele und ungetheilter Aufmerksamkeit den Autor, welchen man eben lese, fixire, nur ihn zu verstehen strebe und an seiner Schönheit sich erfreue. Aber bei seinem bedeutenden Wirken für einen geistbildenden klassischen Unterricht räumte er dennoch den Realien einen Platz in den Schulen ein. Johann August Ernesti († 1781) gewann, außer seiner bedeutenden und erfolgreichen Thätigkeit für die Philologie, auch direkt auf den Schulunterricht einen bemerkenswerthen Einfluß, namentlich durch seine „Initia doctrinae solidioris“, worin er bestimmte Disciplinen (Metaphysik, Dialektik, Naturrecht ꝛc.) in trefflichem Latein darlegt. Eine bestimmte Gestalt gewann die Idee des Humanismus aber erst durch Herder († 1803), der in sich selbst ein großartiges Muster aufstellte von dem, was allseitige Bildung bedeuten wolle. Ohne dem Idol bloß intellektueller Polyhistorie zu huldigen, vereinigte er in sich selbst das ideelle Verständniß der Religion, der Philosophie, der Alterthumskunde, der Theologie und Poesie. Seine pädagogischen Gedanken finden sich theils in seinen Schriften zerstreut, theils ausdrücklich ausgesprochen in seinem Schulplane und in seinen Schulreden. Seine „Briefe zur Beförderung der Humanität“ sind eine große pädagogische That zu nennen. Seine eminenten Angriffe auf die Gallikomanie, Franzosensucht, sein nüchternes und scharfes Urtheil über die philanthropistische Gaukelei Basedows, über die „lichte, leichte Methode in usum delphinorum aevi nostri“, waren vereinzelte, aber dennoch wirksame Schläge gegen eine verkehrte Zeitrichtung. Auch Fr. A. Wolf († 1824) wirkte in der Richtung Herders, obgleich nicht frei von Widersprüchen, namentlich über die Bedeutung des lateinischen Unterrichts. Wichtig ist seine Schrift: „Ueber Erziehung, Schule und Universität“ (aus seinem Nachlaß herausgegeben 1835). Der mächtige Einfluß der kantischen Philosophie trug, obgleich Kant anfangs selbst sich lebhaft für das Philanthropin interessirt hatte, sehr viel dazu bei, daß der Eudämonismus und das Nützlichkeitsprincip der philanthropischen Schule zurückgedrängt wurden. In einen bestimmten Begriff faßte die Ideen des Humanismus Niethammer in seiner berühmt gewordenen Schrift: „Der Streit des Philanthropinismus u. Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit“ (1808). Es ist dieser Streit, obwohl mit abnehmender Heftigkeit, bis in die neuere Zeit fortgeführt worden. Die Theorie des Humanismus, wie sie sich in diesem Streite näher entwickelt hat, ist folgende: Sie leugnet, daß der eigentliche Unterricht auf den künftigen Stand und Beruf des Zöglings Rücksicht zu nehmen habe, behauptet vielmehr, daß jede Rücksicht auf künftige Lebensbestimmung aus dem Erziehungsunterrichte ganz und gar ausgeschlossen werden müsse und daß allein auf allgemein menschliche Bildung hinzuarbeiten sey. Insbesondere stützt sich die Theorie des Humanismus auf folgende Sätze: Die klassischen Sprachen sind die Grundlage jeder tieferen Bildung, und selbst den Nichtstudirenden wird die Erlernung der Anfangsgründe dieser Sprachen nützlich seyn; jedenfalls gehört aber eine gründliche Kenntniß dieser Sprachen zum Wesen des Gelehrten. Das Sprachstudium ist schon an sich betrachtet ein Bildungsmittel; recht getriebene Philologie setzt die mannichfaltigsten Seelenkräfte in Thätigkeit und hat also wenigstens einen formalen Nutzen. Aber das klassische Alterthum ist auch stofflich die Quelle aller ächten Gelehrsamkeit und Bildung unserer Zeit. Je treuer eine Nation dem Studium der Alten geblieben ist, desto schöner hat sich die Blüthe ihres eigenen Geschmacks entwickelt. Die philanthropistische Methode, wonach man die alten Sprachen lernen soll wie die neueren, ist unpassend und nicht bildend. Der Sprachunterricht muß grammatisch gründlich getrieben werden. Zu früher Unterricht in den Realien schadet dem gründlichen Erlernen der Sprachen. Die Sachkenntnisse müssen kurz und beiläufig, erst in reiferen Jahren ausführlich getrieben werden. Das verfrühte Treiben aller möglichen Wissenschaften auf Schulen erzieht seichte Köpfe. Außer der philologischen gibt es überall keine gründliche Bildung. Dies sind die Grundsätze des strengen Humanismus. Von gemäßigten Humanisten werden sie dahin modificirt: Die lateinischen Schulen sollten nur für künftige Gelehrte gelten; für die übrigen Stände kann man nützlichere Gegenstände in Bürgerschulen treiben. Das Studium der Grammatik schließt aber die Uebungsmethode nicht aus und ist auch nicht nothwendig bloß Qual für das Gedächtniß, denn man kann die Elemente halb spielend, wie bei neueren Sprachen, lehren; man kann auch die Regeln, bei rechter Methode, die Knaben selbst erfinden lassen und so Sprachlehre recht eigentlich zur Verstandesübung machen. Für das Kind jedoch gibt es unstreitig weit nützlichere Beschäftigungen als Latein. Die Sinne zu üben und den Kopf aufzuhellen, dies sollte das Erste seyn. Auch im 10. oder 12. Jahre ist es noch früh genug, zu den todten Sprachen überzugehen. Doch für die darauf folgende Zeit sind die alten Sprachen allein der erste Stoff eines geistbildenden Unterrichts. Die Uebung des Verstandes, die Aufklärung der Vernunft, die Bildung des Geschmacks, alles das kann am besten durch das Studium der Sprache und Geschichte Roms und Griechenlands erreicht werden. Deutsche Sprache und Realien sind ein= für allemal ein weit schwächeres formales Bildungs=

element, als alte Sprachen. Wenn aber auch die alten Sprachen den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts bilden sollen, so sollen doch auch Realien, wenn auch im beschränkten Maße, in den Kreis des Gymnasialunterrichts eintreten. Desto gewisser aber wird sich der Gymnasialunterricht selbst für die Vorbildung solcher Stände eignen, die eine höhere Bildung erstreben, ohne gerade in den Gelehrtenstand eintreten zu wollen. Eine gründliche Bildung in der Muttersprache selbst wird nur dann erreicht werden, wenn sie auf der Grundlage klassischer Sprachkenntniß ruht.

In der neueren Zeit ist von Neuem vielfach die Frage erörtert worden, auf welchem Wege die ächte Humanität, d. h. die gesundeste Entwickelung der menschlichen Anlagen, die wahre Geistesfreiheit am sichersten oder auch allein gewonnen werden könne, ob durch Philologie oder durch deutsche Sprache und Mathematik. Die beiden Heerlager, die in diesem Streite sich einander gegenüberstehen, sind die Gymnasien u. die Realschulen. Es handelt sich in diesem Streit nicht darum, ob das Ziel des erziehenden Unterrichts Humanität seyn solle od. nicht, sondern darum, ob Humanitätsbildung allein und ausschließlich durch den Unterricht im klassischen Alterthum erzielt, oder ob sie auch aus der Errungenschaft unserer eigenen Nationalliteratur und aus dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften geschöpft werden könne. Trügen nicht alle Zeichen, so ist der Realschule von der Geschichte die Mission geworden, wichtige Aufgaben der P. überhaupt zu lösen, eine Vereinigung der Erziehung mit dem Unterrichte, eine Umgestaltung der Methode, namentlich für neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, eine verständige Vereinfachung und Vergeistigung des Unterrichts überhaupt 2c. Besonders wird sie berufen seyn, den alten Streit zwischen Humanismus und Realismus zu schlichten, und sie wird dabei eine bestimmte Rückwirkung auf das Gymnasial- wie auf das Volksschulwesen immer mehr ausüben. Unter den Kriegsdrangsalen von 1807 und 1808 trat Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" (gehalten zu Berlin, neue Aufl. 1824) mit neuen Erziehungsideen hervor, die, in glühender Begeisterung für das Vaterland, im Zorne über das Verderben des Volks, das eben die Zuchtruthe der Vorsehung erfahren hatte, und im hohen Eifer, die niedergeschlagene Nation in einem neuen kräftigen Geschlechte wieder aufzurichten, unter dem Einflusse pestalozzi'scher Ansichten u. eigenthümlicher philosophischer Ideen eine durchgreifende Umgestaltung der Erziehung durch Einrichtung einer allgemeinen öffentlichen Nationalerziehung forderten. Er stellt zunächst die Behauptung auf, „daß bisher die Erziehungskunst zwar wohl das Gedächtniß mit einigen Worten und Redensarten, und die kalte und theilnehmungslose Phantasie mit einigen matten u. blassen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt und vor welchem die Selbstsucht abfällt, wie welkes Laub, ergriffen worden; daß somit diese Erziehung weit davon entfernt gewesen sey, bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung und Bewegung durchzugreifen und diese zu bilden, indem diese vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen, allenthalben wild aufgewachsen sey, wie sie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott Begeisterten, zur schlechten bei der großen Mehrzahl". Im Gegensatze zu dieser Erziehung fordert nun Fichte eine neue, „welche die wirkliche Lebensregung und Bewegung ihrer Zöglinge nach Regeln sicher und unfühlbar bilden und bestimmen könne". Durch diese neue Erziehung soll „die Bildung zum reinen Wollen das Erste werden, damit, wenn später doch die Selbstsucht innerlich erwachen od. von außen angeregt werden sollte, diese zu spät kommen und in dem schon von etwas Anderem eingenommenen Gemüthe keinen Platz mehr finde". Die geübte geistige Thätigkeit des Zöglings muß angeregt werden, „ein Bild von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, sowie dieselbe nach dem Vernunftgesetze schlechthin seyn soll, zu entwerfen", und die neue Erziehung muß Sorge tragen, daß „der Zögling also von brennender Liebe für eine solche Ordnung der Dinge ergriffen werde, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlassen u. selbstständig hingestellt, schlechterdings unmöglich ist, diese Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten". Der neuen Erziehung ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre und wirklich bestehende Welt; in diese will sie ihren Zögling, sogleich wie sie mit demselben beginnt, einführen. An diese Welt allein will sie seine ganze Liebe u. sein ganzes Wohlgefallen binden, so daß ein Leben allein in dieser Welt des Geistes bei ihm entstehe und hervorkomme. Bisher lebte in der Mehrheit allein das Fleisch, die Materie, die Natur. Durch die neue Erziehung soll in der Mehrheit, ja gar bald in der Allheit allein der Geist leben und dieselbe treiben; der feste und gewisse Geist, von welchem früher, als von der einzig möglichen Grundlage eines wohleingerichteten Staats gesprochen worden, soll im Allgemeinen erzeugt werden. Jener zu erzeugende Geist führt die höhere Vaterlandsliebe, das Erfassen des irdischen Lebens als eines ewigen und des Vaterlands als des Trägers dieser Ewigkeit und die Liebe für das deutsche Vaterland, als einen seiner nothwendigen Bestandtheile, unmittelbar in sich selber, und aus dieser Liebe folgt der muthige Vaterlandsvertheidiger und der ruhige u. rechtliche Bürger von selbst. Es wird durch eine solche Erziehung sogar noch mehr erreicht, als dieser nächste Zweck; der ganze Mensch wird nach allen seinen Theilen vollendet, in sich selbst abgerundet, nach außen zu allen seinen Zwecken in Zeit und Ewigkeit mit vollkommener Tüchtigkeit ausgestattet. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es aber nothwendig, „daß der Zögling vom Anbeginn an ununterbrochen und ganz unter dem Einflusse dieser Erziehung stehe und daß er von dem Gemeinen gänzlich abgesondert u. vor aller Berührung damit bewahrt werde". Die neue Erziehung soll eine allgemeine und gleiche für alle Kinder der deutschen Nation, ohne alle Rücksicht auf Standesverschiedenheit werden; sie soll nicht einen besonderen Stand, sondern die Nation schlechthin als solche bilden, und in dieser

Bildung soll aller Unterschied der Stände, der in anderen Zweigen der Entwickelung auch fernerhin Statt finden mag, sich völlig aufheben und vermischen, damit auf diese Weise keineswegs Volksbildung, sondern eigenthümliche deutsche Nationalbildung entstehe. Durch die neue Erziehung sollen alle Zöglinge zu vollkommenen Menschen gebildet werden; was Einer dann noch weiter werde, u. welche besondere Gestalt die allgemeine Menschheit in ihm annehme oder erhalte, geht der allgemeinen Erziehung nichts an und liegt außerhalb ihres Kreises. Fichte's großartige Idee einer solchen Nationalerziehung hat auffallender Weise keine irgend bedeutende Spur zurückgelassen, und seine Theorie ist ohne irgend eine bedeutende That geblieben, wenn wir von einer und der andern in diesem Geiste gegründeten Erziehungsanstalt absehen. Dennoch sind Fichte's Ideen nicht verloren, sondern vielmehr reiche Samenkörner für die Zukunft der P. Ein Zeichen ihrer nachhaltigen Wirksamkeit ist in neuerer Zeit in einem neuen Vorschlag zu einer öffentlichen Erziehung hervorgetreten, den K. Hoffmeister in seiner Schrift: „Romeo, od. Erziehung u. Gemeingeist“ gemacht hat. Hoffmeister nimmt das Wort „Erziehung“ in der sogenannten engsten Bedeutung, wonach es als unmittelbare Einwirkung auf die Bildung des Gemüths und Willens dem Unterrichte entgegengesetzt wird. Die häusliche Erziehung, sagt er, möge noch so gut, der öffentliche Unterricht noch so vorzüglich seyn, so könne doch die Hauptsache der Erziehung, die Bildung des Gefühls u. Willens, dadurch nicht vollkommen erreicht werden. Hierzu sey eine öffentliche Mitwirkung neben dem Hause in der Schule um so dringender nothwendig, als die Ausbildung der praktischen Geistesanlagen bei weitem wichtiger sey, denn die der theoretischen Vermögen. Eine solche öffentliche Erziehung (im engsten Sinne) könne einzig und allein dadurch gewonnen werden, daß der Gemeingeist der Bürger sich der Jugenderziehung annehme u. bemeistere und unter der Genehmigung der höheren Schulbehörde aus sich selbst bestimmte Einrichtungen und feste Formen für diese Erziehung hervorgehen lasse. Es sollen nämlich alle Bürger eines Ortes thätigen Antheil an dem großen Werke der Jugenderziehung nehmen; die Bildung der Jugend muß eine Volksangelegenheit und vom Gemeinsinn der Bürger in Schutz genommen, sie muß ein Interesse des öffentlichen, bürgerlichen Lebens werden. Den Vereinigungspunkt dieses allgemeinen öffentlichen Interesse's muß ein aus den achtbarsten, einsichtsvollsten, einflußreichsten Bürgern gewählter Bürgerverein für die öffentliche Erziehung bilden. Diese Vereine haben in jedem Orte das öffentliche Interesse für die Erziehung zu beleben und zu lenken, bestimmte Einrichtungen nach Umständen und Kräften zu gründen und überhaupt über die Jugenderziehung eine Art Oberaufsicht zu führen. Sie versammeln sich regelmäßig, berathschlagen in öffentlichen Sitzungen und wirken mit den Lehrern in Gemeinschaft. Die sittlichen Vorzüge und religiösen Vollkommenheiten, welche durch diese Vereine, als die Repräsentanten der öffentlichen Meinung, in das Jugendleben hineingebildet werden sollen, werden aus der christlichen Religions- und Sittenlehre geschöpft. Die Grundlage dieser neuen öffentlichen Erziehung muß allenthalben das Turnen seyn, und die Turnanstalten müssen unter Aufsicht und Verantwortlichkeit der Bürgervereine gestellt werden. Dieser Bürgerverein beaufsichtigt, lenkt, straft und belohnt die Knaben, Jünglinge u. jungen Männer bis etwa in ihr 30. Jahr. Diese sind bis zu diesem Lebensalter verpflichtet, an den öffentlichen Leibesübungen und Kampfspielen Antheil zu nehmen, und werden durch den Gemeingeist und den Bürgerverein in einem mäßigen, gerechten, edlen Leben festgehalten und zu allem Guten und Schönen angefeuert. So bilden sich die großartigen, hohen Tugenden des Ehrgefühls und der Vaterlandsliebe in das Gefühlsleben und die ganze Handlungsweise des Volkes ein, u. wir erhalten durch die gleichmäßigen, langfortgesetzten, mit der Schule engverbundenen Einwirkungen des Gemeingeistes und des Bürgervereines Männer von edlem Charakter und von Seelenadel. Neben die bisherige theoretische Schule tritt aber eine zweite große praktische des Lebens, für welche der Bürgerverein außer den genannten noch andere, nach Art und Bedürfniß verschiedene Einrichtungen und Formen erfinden wird, in welcher allein Gefühl und Geschmack, Begierde und Thatkraft durch lange Uebung und Gewohnheit erzogen werden können. Dem Hause bleiben nur die ersten Anfänge des Unterrichts und der Erziehung, und es muß mehr und mehr darauf hingearbeitet werden, den Einfluß des Hauses auf die Erziehung zu schwächen und einzuschränken. Denn das Haus wird in der Regel, auch ohne es zu wollen, zur Engherzigkeit, zum Eigennutz, zum Familienstolz erziehen und den Zögling von den großen patriotischen und politischen Tugenden abkehren. Die Aeltern dürfen daher ihre Kinder nicht erziehen, wie sie wollen, sondern so, wie es die öffentliche Erziehung will. So wohlthuend auch die edle gemeinsinnige Absicht der Ideen Fichte's und Hoffmeisters anspricht, so muß die ruhige Ueberlegung doch Bedenken gegen sie erheben. Beide wollen der Erziehung die naturnothwendige innerste Herzwurzel, die Familienliebe, nehmen, — der energische Fichte will diesen Lebensnerv geradezu abschneiden, der bedächtigere Hoffmeister will ihn allmählig absterben lassen. Aber unter all diesem Irrthum liegt gewiß eine Wahrheit verborgen, die dereinst noch zur pädagogischen That erwachsen wird.

Es geschah ganz dem weltgeschichtlichen Gange der Kultur gemäß, daß der Sturm realistischer Erziehungsideen und Thaten, welcher von Rousseau, Basedow und ihren Schülern die Welt der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfüllte, einen Gegenstoß von Seiten der spekulativen Philosophie hervorrief, und daß die enthusiastischen Ideen der Pestalozzianer in die Zucht einer nüchternen Logik geriethen. Dieser Gegenhalt war auf die damals eminente Macht der kantischen Schule gestützt und beschränkte sich anfangs darauf, die kursirende Praxis durch allgemeine Principien theils zu stützen, theils zu modificiren und zu berichtigen. In diesem Sinn waren thätig: Greiling in seinen zwei Schriften: „Ueber den Endzweck der Erziehung und über den ersten Grundsatz einer Wissenschaft derselben“ (1784) und „Philosophische

Briefe über das Princip und die ersten Grundsätze der sittlich-religiösen Erziehung" (1794); Joh. H. G. Heusinger in seinem „Beitrag zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst" (1794) und in seinem „Lehrbuch der Erziehungskunst" (1794), worin er das Erziehungsprincip lediglich auf Psychologie zu stützen und die rousseau'schen Ideen mit den neu aufgekommenen Ansichten in Einklang zu bringen suchte; Kajetan Weiller, der in seinen Schriften: „Ueber den Zweck der Erziehung" (1794), „Grundlinien eines Schulplanes" (1799), „Jugendkunde" (1800), „Lehrgebäude der Erziehungskunde" (1802—1805) den psychologischen Empirismus in der P. durch genauere Erforschung der Seelenanlagen fester zu begründen suchte und damit eine nicht unbedeutende Wirksamkeit auf die Entwickelung der P. übte; Lehne, der in seinem „Handbuch der P." (1799) im Geiste der psychologischen P. namentlich auch auf den Staat Rücksicht nahm; A. H. Niemeyer, der in seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" (3 Bde., 1796 ff., 9. Aufl. von H. A. Niemeyer, 1835 ff.) die im Gebiete des pädagogischen Denkens gewonnenen Resultate kritisch sichtete, in ein Ganzes ordnete und, ohne eine wissenschaftliche Darstellung zu geben und geben zu wollen, doch durch sein klares Urtheil und seinen eminenten Takt ein Werk lieferte, das lange Zeit maßgebend in der P. war; K. H. L. Pölitz, der in seiner „Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke der Menschheit u. des Staates, praktisch dargestellt" (2 Bde., 1806) die Theorie der Erziehung als empirisch-rationale Wissenschaft umsichtig darstellte; H. Stephani, der durch seinen „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft" (1797) und sein „System der öffentlichen Erziehung" (1805, 2. Ausg. 1813) Aufsehen erregte u. der kantischen P. viele Anhänger erwarb, auch noch im hohen Alter ein „Handbuch der Unterrichtskunst" (1835) und „der Erziehungskunst" (1836) schrieb; Milde, der ein „Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde" (2 Thle., 1811, ein Auszug daraus 1821) mit großer Umsicht schrieb; endlich der Meister selbst, Kant, der eine kleine Schrift über P. hinterließ (herausgegeben von Rink 1804 und abgedruckt im 9. Bande der sämmtlichen Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert, 1838), welche meistens Erinnerungen, die sich dem Denker aus der Zeit seines eigenen Erzieherlebens darboten, aus diesen Erinnerungen abstrahirte Allgemeinsätze, theoretische u. praktische Lehren, aber ohne systematische Ordnung gibt.

Während die kantische Schule sich damit begnügt hatte, die kursirenden pädagogischen Gedanken in eine schonende Zucht zu nehmen, trat schon Fichte's Idealismus in Unabhängigkeit ihnen gegenüber und stellte dem basedow-pestalozzi'schen Idealmenschen ein absolutes Ideal entgegen, indem er den Zweck der Erziehung in die Herausbildung der absoluten, aber durch Anerkennung des Vernunftgesetzes sich selbst beschränkenden Freiheit setzte und, da der Mensch durch sich selbst zu dieser Freiheit gelangen könne und solle, der Erziehung kein anderes Geschäft zuwies, als das, den Zögling zur Selbstthätigkeit aufzufordern. Ritter (Kritik der P. zum Beweis der Nothwendigkeit einer allgemeinen Erziehungswissenschaft, im philosophischen Journal von Fichte und Niethammer, 1798, 1. H., S. 47 ff.), Sauer (das. 7., 8. H.), Harl (Ueber Unterricht und Erziehung &c., 1800), Johannsen (Ueber Bedürfniß und Möglichkeit einer Wissenschaft der P. &c., 1803) u. zum Theil auch Fähse (Grundriß der technisch-praktischen Erziehung, 1797) stützten sich auf Fichte's Ansichten u. verkündigten zum Theil in hochtrabenden Worten die Nothwendigkeit einer radikalen neuen „Erziehungswissenschaft". Bedeutender als Fichte's Schule wirkte die schellingsche Naturphilosophie auf die P., obschon Schelling selbst die Erziehung nicht direkt in den Kreis seiner Spekulation gezogen hat. Aus seiner Schule gingen für die P. hervor: J. J. Wagner, der in seiner „Philosophie der Erziehungskunst" (1803) ganz von naturphilosophischen Principien ausgeht, indem er mit einer Darstellung der allgemeinen Form des Seyns und einer naturphilosophischen Ansicht des Standpunktes, auf welchem der Erzieher das Kind findet, beginnt und im ersten Buche die Entwickelungsstufen der Menschheit bestimmt, im zweiten eine Kritik der Erziehungsmittel und Methoden gibt u. die Erziehung selbst nur als „Erregung", die Erziehungskunst nur als „Erregungskunst" auffaßt; J. B. Graser, der mit seinen „Beobachtungen u. Rathschlägen über Erziehung und Schulen" (2 Bde., 1804 ff.) u. seiner „Divinität od. das Princip der einzig wahren Menschenerziehung zur festeren Begründung der Erziehungs- u. Unterrichtswissenschaft" (1811, 3. Aufl. in 2 Bdn. 1830) ganz auf dem Boden der schellingschen Philosophie steht, indem er den Schematismus der empirischen Psychologie verwirft, allein von der Idee des Lebens ausgeht, die Herausbildung der Idee der Gattung in dem Einzelnen zum Zweck der Erziehung macht u. die Theorie der Erziehung nur als Reiztheorie betrachtet, diese Theorie selbst in einem streng wissenschaftlichen Systeme, aber dennoch populär darstellt u. in Allem das christliche Princip festhält, dabei aber die Erziehung von vorn herein auf die bürgerliche Gesellschaft, welcher der Zögling angehört, bezogen wissen will. Grasers Ansichten haben ihrer Zeit besonders auf die Theorie der Erziehung Einfluß ausgeübt. Endlich gehört auch noch Blasche (Handbuch der Erziehungswissenschaft, 1828) in die Kategorie der schellingschen Pädagogen. Ohne einer bestimmten philosophischen Schule anzugehören, stellte F. H. K. Schwarz die vorhandenen pädagogischen Ideen in ein System zusammen (Erziehungslehre, 3 Bde., 2. Aufl., Leipz. 1829, und Lehrbuch der allgemeinen P., 4. Aufl., bearbeitet von Curtmann, 2 Bde., Heidelb. 1843) u. gewann durch seine klare Darstellung u. die geistreiche Behandlung mehrer Ideen großen Einfluß. Er vermittelt die rein philosophische und die theologische Erziehungsidee und die Wissenschaft mit der Praxis. Mit mehren fruchtbaren Ideen wurde die P. auch durch Jean Paul Fr. Richter bereichert in seiner „Levana oder Erziehlehre" (1806); doch wirkte sein Buch am meisten durch geniale Kombination, humoristische Darstellung, scharfen Tadel und stachelnde Anregung. Nach ihm ist der Geist der Erziehung — überall das Ganze meinend — „nichts als das Bestreben, den Idealmenschen,

der in jedem Kinde umhüllt liegt, frei zu machen durch einen Freigewordenen; und Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen strebt". Eine philosophische Behandlung weist Jean Paul zurück. Von wenig nachhaltiger Wirkung waren Ernst Moritz Arndts „Fragmente über Menschenbildung" (3 Thle., 1805—16), obgleich sie voll Originalität, Geist und Leben sind; sein Ideal, der Hellenismus, das er, der durch und durch deutsche Mann, in die deutsche Erziehung tragen wollte, um die Jugend kräftig und fest, aber auch sanft und geschmeidig zu machen, sucht umsonst nach einem festen Boden.

Der eigentliche Gegenstoß gegen die konventionelle Behandlung der P. und gegen ihre Stütze, die Erfahrung, ging, nachdem schon der fichte'sche Idealismus dazu ausgehoben hatte, von Herbart aus, der als Begründer der spekulativen P. unserer Zeit anzusehen ist. Unter den bedeutenden Philosophen ist er der einzige, der im Geiste seiner Philosophie die Erziehung in den Kreis seiner philosophischen Forschungen gezogen hat. Er legte seine pädagogischen Ansichten im Zusammenhange dar in „Pestalozzi's Idee eines A B C der Anschauung, untersucht und wissenschaftlich ausgeführt" (1802, 2. Aufl. 1804), in der „Allgemeinen P., aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet" (1806) u. dem „Umriß pädagogischer Vorlesungen" (2. Aufl. 1841). Die P. ist bei Herbart „ein integrirender Theil der Philosophie, ebenso wie die philosophische Naturlehre oder Politik, eine von denjenigen Doktrinen, worin die theoretischen Theile der Philosophie, nämlich Metaphysik, Psychologie und allgemeine Ethik, ihre Probe bestehen sollen". Herbart läßt die ganze erziehende Thätigkeit nach drei Richtungen auseinandergehen, welche er unter den Namen Regierung, Unterricht u. Zucht begreift. Die „Regierung" der Kinder (er nennt sie an einem andern Orte Hauspolizei) geht darauf hinaus, Ordnung zu schaffen u. zu erhalten. Zunächst entwickelt sich nämlich in dem Kinde statt eines ächten Willens, der sich zu entschließen fähig wäre, nur ein wilder Ungestüm, der hierin und dorthin treibt, der ein Princip der Unordnung ist, die Einrichtungen der Erwachsenen verletzt und die künftige Person des Kindes selbst in mannichfaltige Gefahr setzt. Dieser Ungestüm muß unterworfen werden, oder die Unordnung würde den Erhaltern des Kindes als ihre Schuld zuzurechnen seyn. Unterwerfung geschieht durch Gewalt, und die Gewalt muß gerade stark genug seyn und sich oft genug wiederholen, um vollständig zu gelingen, ehe sich Spuren eines ächten Willens beim Kinde zeigen. Aber die Keime jenes blinden Ungestüms, die rohen Begehrungen, bleiben in dem Kinde, ja sie vermehren und verstärken sich mit den Jahren. Damit sie nicht dem Willen, der sich in ihrer Mitte erhebt, eine widergesellige Richtung geben, ist es fortdauernd nöthig, sie unter einem stets fühlbaren Druck zu erhalten. Erst der Erwachsene und zur Vernunft Gebildete übernimmt es mit der Zeit selbst, sich zu regieren. Es gibt aber auch Menschen, die nie so weit kommen; diese hält die Gesellschaft unter beständiger Kuratel. Es gibt aber auch solche, die wirklich einen widergeselligen Willen ausbilden; mit ihnen ist die Gesellschaft im unvermeidlichen Streit. Dieser Streit ist ein sittliches Uebel für die Gesellschaft selbst, welchem vorzubauen die Kinderregierung Eine ist unter mehren nothwendigen Vorkehrungen. Der Zweck der Kinderregierung ist demnach mannichfaltig: theils Vermeidung des Schadens für Andere und für das Kind selbst, sowohl jetzt als künftig; theils Vermeidung des Streites, als Mißverhältniß an sich; theils endlich Vermeidung der Kollision, in welcher die Gesellschaft zum Streit, ohne vollkommen befugt zu seyn, sich genöthigt finden würde. Aber Alles kommt darin zusammen, daß diese Regierung keinen Zweck im Gemüth des Kindes zu erreichen hat, sondern daß sie nur Ordnung schaffen will, wiewohl ihr die Kultur der kindlichen Seele dennoch gar nicht gleichgültig seyn kann. Der „Unterricht" hat es mit den Vorstellungsmassen des Kindes zu thun. Vor und während des Unterrichts entstehen in dem Zöglinge durch Erfahrung u. Umgang Kenntnisse, die aber lückenhaft, fragmentarisch und roh sind, und Gesinnungen gegen Menschen, aber nicht immer nur löbliche, sondern oft höchst tadelhafte. Durch den Unterricht sollen diese Gesinnungen verbessert, jene Kenntnisse berichtigt, vervollständigt, in Zusammenhang gebracht, geordnet und für die Sittlichkeit wirksam gemacht werden. Durch den Unterricht soll der durch Erfahrung und Umgang gewonnene Stoff auf einen bestimmten Zweck, den Zweck des Unterrichts, hingeleitet werden, so viel die psychischen Gesetze, denen er unterworfen ist, es gestatten. Der letzte Zweck des Unterrichts fällt mit dem Zwecke der Erziehung zusammen; der nähere Zweck desselben aber läßt sich durch den Ausdruck: Vielseitigkeit des Interesse angeben. Die Zwecke, die sich der Zögling künftig als Mann vielleicht setzt (die bloß möglichen Zwecke), sind nämlich so vielfach und von der Willkür des künftigen Mannes abhängig, daß ihr Objektives für die Erziehung gar kein Interesse hat. Dieser fällt nur das Formale derselben anheim, das sich eben als Vielseitigkeit des Interesse darstellte, welche von der Vielgeschäftigkeit wohl unterschieden werden muß. Dieser Zweck des Unterrichts muß aber wegen der Ungewißheit, für welche möglichen Zwecke der einstige Mann sich wirklich entscheiden wird, zu jeder Art des Wissens und der sittlichen Objekte sich gleichmäßig verhalten, und die Vielseitigkeit des Interesse muß somit eine gleichschwebende seyn. Die „Zucht", als das dritte Moment der Erziehung, geht unmittelbar auf den Zögling, u. zwar vorzugsweise auf den Willen, zum Theil aber auch auf die Kenntniß und Einsicht. Im Allgemeinen bleibt es immer unsicher, ob und wie der Unterricht wird aufgenommen und verarbeitet werden. Schon um diese Unsicherheit zu vermindern, muß für die ihm angemessene Gemüthsstimmung der Zöglinge fortwährend gesorgt werden. Aber auch ohne Rücksicht auf den Unterricht hat die Zucht dahin zu sehen, daß Leidenschaft verhütet, der Ausbruch der Affekte vermieden, das geistige Daseyn des Zöglings veredelt, die Individualität gebildet, das Wollen auf Sittlichkeit hingerichtet werde. Alles dies ist Aufgabe der Zucht, deren Zweck Sittlichkeit oder, genauer, Charakterstärke der Sittlichkeit ist. Man kann daher sagen,

daß Zucht die unmittelbare Wirkung auf das Gemüth der Jugend ist, in der Absicht zu bilden (Charakterstärke der Sittlichkeit anzueignen). Das Verhältniß dieser drei erziehenden Thätigkeiten zu einander bestimmt Herbart in folgender Weise: Die Regierung hat mit dem Unterrichte das gemein, daß sie, wie dieser, das Kind beschäftigt; aber sie hat einen weiteren Umfang, als der Unterricht. Dieser macht mit der Zucht die eigentliche Erziehung aus. Beide, Unterricht und Zucht, haben das mit einander gemein, daß sie für die Bildung, also für die Zukunft wirken, während die Regierung, weil sie nicht auf Bildung geht, nur das Gegenwärtige besorgt. Der Unterricht wirkt auf den Zögling nur mittelbar durch die Unterrichtsobjekte, die Zucht aber erfaßt denselben unmittelbar. Durch die Zucht wird der Unterricht gemäßigt, wenn seine Wirkung das Individuum zu sehr anspannt, aber auch dadurch befördert, daß sie den guten Willen des Zöglings für den Unterricht erhält. Die Zucht hat mit der Regierung das Merkmal gemein, daß sie unmittelbar auf das Gemüth wirkt, sie geht aber auf die Zukunft des Zöglings, die Regierung nur auf die Gegenwart. Die Zucht mäßigt die Regierung, die sonst durch größere Härte vielleicht schneller zum Zwecke käme. Beide, Zucht und Regierung, haben manche Maßregeln (Druck, Zwang, Strafe) mit einander gemein, aber in der Art des Gebrauchs derselben liegen feinere Unterschiede. Die Regierung will, wo sie einmal zum Druck ihre Zuflucht nimmt, bloß als Macht empfunden seyn. Daher muß in derselben der Druck auf solche Art angewendet werden, daß er sich auf nichts einlasse, außer auf Durchsetzung der Absicht; man sey dabei kalt, kurz, trocken und scheine Alles vergessen zu haben, sobald die Sache vorbei ist. Ganz anders ist der Accent der Zucht, nicht kurz und scharf, sondern gedehnt, anhaltend, langsam eindringend und allmählig ablassend; denn die Zucht will als bildend empfunden seyn. Die Regierung ist ein aus vielen Maßregeln, aus getrennten Akten Zusammengesetztes, die Zucht eine kontinuirliche Begegnung, welche nur dann und wann des Nachdrucks wegen zu Lohn und Strafe u. ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht nimmt. In neuester Zeit hat besonders Mager in seiner „Pädagogischen Revue" und in mehren Schriften die Aufmerksamkeit auf Herbarts P. zurückgelenkt und die herbartschen Ideen in geistreicher u. energischer Weise ins Licht gestellt, für die Praxis wirksam gemacht und fortgebildet.

Die hegelsche Philosophie hat auf die P. unmittelbar bis jetzt verhältnißmäßig nur unbedeutenden Einfluß geübt. Der Meister selbst hat dafür nur beiläufig Winke gegeben, z. B. in seinen (5) Gymnasialreden (im 16. Bande seiner sämmtlichen Werke, und in seiner Rechtsphilosophie (sämmtliche Werke, 8, S. 218). Er erklärt die P. als die Kunst, die Menschen sittlich zu machen; sie betrachte den Menschen als natürlich u. zeige den Weg, ihn wieder zu gebären, seine erste Natur zu einer zweiten geistigen umzuwandeln, so daß dieses Geistige in ihm zur Gewohnheit werde. Als einen Hauptzweck der Erziehung stellte er den dar, daß die eigenen Einfälle, Gedanken, Reflexionen, welche die Jugend haben und machen kann, und die Art, wie sie solche aus sich haben kann, ausgereutet werden; denn wie der Wille, so müsse auch der Gedanke beim Gehorsam anfangen. Nur wenige seiner Schüler haben mit der Philosophie des Meisters die P. zu orientiren versucht; die bedeutendsten unter ihnen sind Deinhardt (Der Gymnasialunterricht, 1837) und Alexander Kapp (Die Gymnasialpädagogik, 1841), die, jeder in seiner Weise, die Gymnasialbildung auf die Principien der hegelschen Philosophie zurückzuführen suchen. In die Reihe der philosophischen Pädagogen mag auch noch Joh. Mich. Sailer gesetzt seyn, der in seiner Schrift: „Ueber Erziehung für Erzieher, oder P." (2 Thle., 1822; neue Ausgabe von Widmer, 1831) zwar ohne wissenschaftlichen Zwang, aber mit philosophischem Geiste, in genialem Gedankengange u. selbstständiger Weise über Erziehung sich ausgesprochen, die Erziehungsidee tiefer erfaßt und im katholischen Deutschland bedeutenden Einfluß gewonnen hat. Während die pädagogische Praxis, weniger auf dem Grunde der Theorie, sondern auf dem günstigen, durch die allgemeine Volksbewegung gelockerten, nationalen Boden mit erneuter Frische erwuchs und Material genug für eine neue Theorie der Erziehung lieferte, wendete sich doch die schriftstellerische Thätigkeit der Pädagogen fast ausschließlich theils der Popularisirung der Wissenschaft, theils der Methodik zu. Die theoretische Ausbildung der P. im Ganzen und Großen erfuhr einen langen Stillstand; sie wurde erst durch Friedr. E. Beneke wieder aufgenommen in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (2 Bde., 1835 u. 1836, 2. Aufl. 1842). Beneke geht von der Ansicht aus, daß die gesammte P., der Hauptsache nach, nur eine angewandte Psychologie sey, und versucht nun, die Reform der Psychologie, welche seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ins Leben getreten ist, für die P. fruchtbar zu machen und somit eine rationale P. zu geben. Wie Herbart, so verwirft auch Beneke diejenige P., welche ihre Regeln aus den von der Erziehung an dem Zögling gemachten Erfahrungen allein ableitete, und will deshalb seine P. neben den zunächst vorliegenden Erfahrungen auf „eine einfachere Erfahrung und Theorie" gründen, nämlich „auf die von den allgemeinen Entwickelungsverhältnissen der menschlichen Seele". Alle Probleme der Erziehungswissenschaft führt er auf die drei Hauptfragen zurück: Was haben wir als Zweck oder Ziel der Erziehung zu betrachten? was findet der Erzieher vor bei dem Beginne seines Werkes? durch welche Mittel können wir dieses Vorgefundene zu jenem Ziele hinführen? Als Zweck der Erziehung bezeichnet er das Hinaufbilden der noch ungebildeten Vernunft zu der gebildeten, od., ganz allgemein die Entwickelung des Zöglings zu allem Trefflichen, was auf der Grundlage der menschlichen Anlage erreichbar ist. Die Beantwortung der zweiten Frage über das bei dem Zögling ursprünglich sich Vorfindende bildet die eigenthümliche Grundlage der beneke'schen P. Er widerspricht mit Entschiedenheit der gewöhnlichen Annahme, wornach alle äußeren Einwirkungen, also auch die Erziehung, nichts weiter thun könnten, als das auf dem Grunde der Seele Schlummernde wecken oder erregen, auch allenfalls dem Erregten eine gemischte Richtung geben, während alles Wesentliche durch die angeborene

Anlage entschieden gegeben und vorgebildet sey. An demjenigen, was sich in der ausgebildeten menschlichen Seele vorfindet, unterscheidet er dreierlei: „das Gegenständliche od. Objektive (der Eine hat von diesen, der Andere von jenen Dingen od. Verhältnissen eine klare und genaue Kenntniß; das Gefühl ist für diesen oder jenen Gegenstand besonders reizbar; Neigung, Hang, Leidenschaft richten sich bei verschiedenen Menschen auf verschiedene Objekte: der Eine hat zu Dem, der Andere zu etwas Anderem eine besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit entwickelt ꝛc.); die Form, in welcher die Gegenstände psychisch aufgefaßt und ausgebildet sind (was Dieser kalt und trocken vorstellt, finden wir bei Jenem mit einem lebhaften, aber unthätigen Gefühle begleitet, während ein Dritter dadurch sogleich zu einem eifrigen Handeln angeregt wird ꝛc.); die quantitativen Bestimmungen der beiden vorigen Momente (der Grad der Kräftigkeit, der Stärke, der Ausdehnung, des Reichthums, der Feinheit, der Lebendigkeit, der Erregtheit ꝛc., mit welchem die verschiedenen Gegenstände und die verschiedenen Formen innerlich angelegt sind und im Bewußtseyn wirken). Was nun das erste dieser Momente betrifft, so behauptet Beneke, daß die gegenständlichen Bestimmungen der psychischen Anlagen und Entwickelungen in keiner Art eingeboren seyn können, sondern nur durch die Gegenstände selbst oder durch deren Eindrücke gegeben werden. Bestimmte angeborene Neigungen, Leidenschaften, Unarten ꝛc. seyen schon deshalb für psychologische Erdichtungen zu erklären, weil überhaupt keine gegenständliche Bestimmung angeboren und die Beziehung darauf im Angeborenen stets von sehr großer Weite u. Unsicherheit sey. Ebenso wenig aber seyen auch die psychischen Formen, wie wir sie in der ausgebildeten Seele finden, angeboren in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes. Daraus, daß wir eine Einbildungskraft haben müssen, sobald wir eine Einbildungsvorstellung bilden, einen Verstand, sobald wir etwas verstehen oder durch Begriffe bilden, einen Willen, sobald wir etwas wollen ꝛc., folge noch keineswegs, daß wir auch eine angeborene Einbildungskraft, einen angeborenen Verstand, einen angeborenen Willen haben. Das Kind bilde nicht vom ersten Augenblick an Einbildungsvorstellungen, Begriffe, Willensakte ꝛc., und es seyen also angeborene Neigungen, Leidenschaften, Unarten ꝛc. nicht nur in ihren gegenständlichen (objektiven) Beziehungen, sondern auch deshalb für psychologische Dichtungen zu erklären, weil die ihnen wesentlichen psychischen Formen einen späteren Ursprung haben. Den bei weitem größten Einfluß äußere aber das Ursprünglichgegebene auf das dritte der bezeichneten Momente, auf die quantitativen Bestimmungen der psychischen Anlagen und Entwickelungen. Doch habe man auch in dieser Beziehung demselben weit mehr zugeschrieben, als wirklich aus ihm stamme, in sofern durch die angeborenen Anlagen gleichsam nur die Grenzen gezogen würden, innerhalb deren sich die Ausbildung der Seele halten müsse. Die Entwickelungen, welche dem unmittelbaren Selbstbewußtseyn der ausgebildeten menschlichen Seele vorliegen, führt Beneke auf gewisse Grundsysteme zurück: die Systeme des Gesichtssinnes, des Gehörsinnes, des Tastsinnes ꝛc. Diese selbst bestehen ursprünglich aus einer unbestimmten Anzahl sinnlicher Urvermögen, in der Art, wie dieselben auch später in den einfachen sinnlichen Empfindungen (der rothen Farbe, des Flötentons ꝛc.) die Grundlage bilden. In diesem Urvermögen nimmt P. drei individuell=bestimmte Grundeigenschaften an: Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit, Lebendigkeit, welche sowohl in dem Urvermögen desselben Grundsystems, als in den verschiedenen Grundsystemen eines Menschen in den verschiedensten Graden zusammen seyn können. Außer dem eben Dargelegten findet sich nach Beneke nichts Angeborenes in der menschlichen Seele. Alle übrigen Anlagen der ausgebildeten Seele entstehen nach dem allgemeinen Grundgesetze, daß von allen psychischen Entwickelungen, welche mit einiger Vollkommenheit gebildet worden sind, auch wenn sie aus dem Bewußtseyn entschwinden, eine Spur zurückbleibt im Innern der Seele, welche dann als Anlage der Kraft in die späteren Entwickelungen eingehen kann. Die bekannteste Erfahrung hiervon biete Dasjenige dar, was man „Gedächtniß und Erinnerung" nennt. Aber auch Gefühle, Begehrungen, äußere Thätigkeiten ꝛc. lassen, wenn auch in verschiedenen Graden der Vollkommenheit, doch in gleicher Art im unbewußten Seelenseyn gewisse Spuren zurück, durch welche Gemüthsbeschaffenheiten, Neigungen, Fertigkeiten, Talente ꝛc. begründet werden. Die allgemeinsten Vorschriften für die Erziehung, welche Beneke hieraus ableitet, sind: daß der Erzieher nie bloß für den Augenblick handle, nie sich mit seiner Betrachtung auf die unmittelbare Wirkung seiner Maßregeln beschränke, sondern sich stets zugleich Rechenschaft gebe, was davon als Spur zurückbleiben oder als weitere Fortwirkung hervortreten werde; daß er alles das, was er dem Kinde in der Absicht darbietet, um durch die davon zurückbleibenden Spuren eine förderliche Anlage zu begründen, ihm in der Art darbiete, daß er eine kräftige Auffassung in Aneignung desselben erwarten kann; daß er eine Erregung der schon innerlich begründeten Vorstellungen, Vorstellungsmassen, Gemüths= und Charakteranlagen ꝛc. in durchaus angemessener Weise bewirke. Wenn auch die beneke'sche Psychologie in einzelnen Theilen, namentlich in der Hinsicht, daß sie die individuellen leiblichen Einflüsse auf die Seelenentwickelung nicht in gehörige Anrechnung bringt, noch einer weitern Begründung bedürfen mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß mit diesen psychologischen Ansichten die P. sich auf einen Standpunkt freier Wirksamkeit versetzt, welcher zu jener Zeit, wo es noch vor Allem galt, das angeborne Böse aus dem Menschen herauszutreiben und die Gottähnlichkeit in ihn hinein, mit dem Anathema würde belegt worden seyn, und daß zugleich dem Erzieher eine Verantwortlichkeit zugeschoben wird, vor welcher die rousseau'schen Pädagogen, deren Hauptkunst darin bestand, das Kind gehen zu lassen, erschrokken seyn würden. Auf jeden Fall ist damit der P. eine wissenschaftliche Grundlage gegeben, die sich von der erziehlichen Experimentirkunst, aus welcher eine frühere Zeit ihre pädagogischen Vorschriften ableitete, sehr wesentlich unterscheidet.

Außer den bereits erwähnten Schriften über P.

führen hier noch folgende als bemerkenswerth an: Karoline Rudolphi, Gedanken über die Erziehung der Kinder von John Locke, 1788; Herbart, die allgemeine P. abgeleitet aus dem Zwecke der Erziehung, Göttingen 1806; Delbrück, Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung u. Unterweisung der Jugend, Bonn 1823; Denzel, Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer, 3 Thle., in mehren Abtheilungen, 3. Aufl., Stuttg. 1825—35; J. B. Hergenröther, Erziehungslehre im Geiste des (katholischen) Christenthums, 2. Aufl., Sulzbach 1830; G. J. Pavonet, Das Ideal der vollkommensten Erziehung, Aachen 1830; Pustkuchen-Glanzow, Kirche, Schule und Haus, Elberfeld 1832; Derselbe, Die P. in ihrem Verhältnisse zu der Erziehung im weiteren Sinne, in dessen „Levana", Zeitschrift für das Gesammtgebiet der Jugenderziehung; Schwarz, Das Leben in seiner Blüthe, oder Sittlichkeit, Christenthum u. Erziehung in ihrer Einheit, Leipz. 1837; A. Arnold, P. oder Erziehungs- und Unterrichtslehre nach den Anforderungen der Gegenwart, Königsberg 1837; Mad. Necker de Saussure, Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen, übersetzt von A. v. Hogguer und K. von Wangenheim, 3 Thle., Hamb. 1838; Scherr, Handbuch der P., 2 Bde., St. Gallen 1839; Braubach, Fundamentallehre der P., Gießen 1841; Strümpell, Die P. der Philosophen Kant, Fichte, Herbart, Braunschweig 1843; H. Gräfe, Allgemeine P., 2 Bde., Leipz. 1845. Die Geschichte der P. behandeln: Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung, 1. Thl., Praktische Erziehung, Elberfeld 1832, 2. Thl., Theoretische Erziehung, 1838, ein äußerst verdienstvolles Werk; Th. Fritz, Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire, Straßburg 1841—1843, Th. 3; Karl von Raumer, Geschichte der P. seit dem Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit, Bd. 1—3, Erlangen 1843—1852.

Pädagogium (v. Gr.), Erziehungsanstalt besonders für Knaben; bekannt ist das P. in Halle (s. d.).

Päderastie (v. Gr.), Knabenliebe, auf geistigem und sinnlichem Wohlgefallen beruhende Zuneigung älterer Personen männlichen Geschlechts zu Knaben und Jünglingen und der daraus entstandene innige Verkehr zwischen beiden, so lange er ein reines, von sinnlicher Leidenschaft u. Befriedigung derselben nicht beflecktes Verhältniß bleibt; dann Knabenschänderei, unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes bei Männern am eigenen Geschlecht durch Mißbrauch eines jugendlichen Körpers, als besondere Art der geschlechtswidrigen Unzucht, parallel laufend der Venus Lesbia, dem gleichen Laster zwischen Weibern und Weibern. Bei vielen Völkern des Alterthums, z. B. bei Hebräern, Tyrrhenern, Persern, Celten, war Knabenliebe und auch Knabenschändung nichts Ungewöhnliches, am berühmtesten oder auch berüchtigtsten ist aber die griechische P. (griechische Liebe) geworden. Sie hat sich unter den Hellenen bald als sittlicher Umgang älterer und jüngerer Personen männlichen Geschlechts, bald als unsittliche Vermischung beider stärker als sonstwo geltend gemacht. Wo sie in edlerer Weise sich zeigte, da war sie zwar auch nichts rein Geistiges, nicht bloß ein Wohlgefallen an geistiger Schönheit, nicht bloß eine gesteigerte Freundschaft: Wohlgefallen an körperlicher Schönheit, für welche der Hellene so empfänglich war, diente fast immer wenigstens zum Anknüpfungspunkte eines solchen Verhältnisses. Zu den Zeiten des Lykurg u. Solon war die Knabenliebe schon eine so allgemeine Sitte geworden, daß sie die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber erregte. Unreine, bloß auf Befriedigung sinnlicher Begierde gerichtete Knabenliebe ward für schändlich gehalten und an den meisten Orten gesetzlich geahndet. In Athen wurde Knabenschändung mit dem Tode bestraft. Wer sich in seiner Jugend die Schändung seines Leibes hatte gefallen lassen, sey es aus eigenem Antriebe, sey es durch Verführung dazu gebracht, ging im Mannesalter der bedeutendsten bürgerlichen Rechte u. Ehren verlustig. Diese Gesetze gehören der Zeit nach Solon an. Solon selbst hatte jedoch auf die P. schon sein Augenmerk gerichtet und dieselbe, natürlich die reine und edle, den freien Bürgern, nicht den Sklaven erlaubt; er selbst soll mit mehren jungen Leuten im innigsten Verhältnisse gestanden haben. Wenn ferner von Aristides, von Sophocles, von Phidias, selbst von Socrates erwähnt wird, daß sie Zuneigung zu Knaben gehabt hätten, so kann man, zumal bei Socrates, nur an eine nicht nach sinnlichem Genuß strebende Liebe denken. Von der Zeit des peloponnesischen Krieges an verlor die Knabenliebe ihre sittliche Haltung immer mehr, und seit Alexander dem Großen artete sie gänzlich aus. In Sparta war die Knabenliebe als wirkliches Erziehungsmittel eingeführt worden, und es galt für eine Schmach, keinen Liebhaber zu haben. Der Knabe, schon mit dem 7. Jahre aus dem älterlichen Hause entfernt, bedurfte der sorgsamen Leitung und Pflege eines Aelteren, und dieser durfte bei harter Strafe den Geliebten nicht irgend einer Verwahrlosung aussetzen. Aber die Befriedigung sinnlicher Begierde durch den Knaben wurde für so schändlich gehalten, daß sie mit Entehrung, Landesverweisung u. selbst mit dem Tode gestraft wurde. Nach dem Fall der lykurgischen Verfassung artete auch hier die Lauterkeit des Verhältnisses aus. Bei den Staaten äolischen Stammes, namentlich in Böotien und Elis, finden wir ebenfalls Männerliebe, theils als reines, wie z. B. bei Epaminondas u. der heiligen Schaar der Dreihundert, theils als unsittliches Verhältniß. In Phocis, Locris, Thessalien, Macedonien, Thracien, auf den griechischen Inseln und in Kleinasien ward überall Knabenliebe, edle und unedle, gehegt; ebenso verbreitete sie sich nach Großgriechenland, Sicilien u. den benachbarten Inseln und fand bei den Etruskern und Samniten Eingang. Bei den Römern ist an eine ideale Richtung der Knabenliebe durchaus nicht zu denken; wenigstens ging sie sehr bald in einen rein fleischlichen Genuß über. Besonders war dies in dem letzten Jahrhundert der Republik der Fall und steigerte sich noch während der Kaiserzeit. Vgl. H. Hößli, Eros. Die Knabenliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung etc., Thl. I, Glarus 1836; Thl. II, St. Gallen 1838. Die gerichtliche Strafe für die P., die nach Kaiser Karls V. peinlicher Gerichts-

ordnung, als Laster und Verbrechen zugleich, mit dem Feuertode geahndet wurde, ist jetzt nicht mehr so streng, ja sie wird oft gar nicht vollzogen, was seinen Grund vorzüglich in der Schwierigkeit des sicheren Nachweises des verübten Verbrechens hat. Indeß bestehen auch jetzt noch, wenn auch nicht überall für den konkreten Fall namhaft aufgeführte, doch unter der Kategorie der Noth- u. Unzucht mitbegriffene Strafen dafür (vergl. Unzuchtsverbrechen).

Päderia (Knackbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, kletternde Sträucher in den wärmeren Ländern Asiens und Amerika's mit trichterförmiger, innen langbehaarter Blumenkrone. Von P. foetida *L.*, in ganz Südasien, wird die Wurzel in Ostindien als Brechmittel angewendet, und auf den Molukken braucht man den ganzen Strauch, der sehr unangenehm riecht, bei Krämpfen, Blähungskoliken und Leibschmerzen, und äußerlich bei Geschwülsten. Von P. Valli-Kara *Dec.*, in Malabar, braucht man die mit Safran und Oel gekochten Samen gegen die Folgen des Bisses toller Hunde.

Pädiatrie (griech.), die Behandlung der Kinderkrankheiten; Pädiatrik, die Lehre davon.

Pädicterus (v. Griech.), die Gelbsucht der Kinder; s. Gelbsucht.

Pädotribes (griech.), Jeder, der es mit Knaben, Jünglingen oder Männern zu thun hat, mag er sie nun in der allgemeinen Gymnastik oder in der Athletik, als öffentlicher Beamter oder als Vorsteher einer Privatanstalt oder als Hauslehrer ausbilden. P. gab es besonders zu Athen, wo allerdings bloß die Knaben ihnen übergeben wurden (mit dem 7. Jahre), deren Turnlehrer sie waren. Sie hatten keine hervorragende Stellung und werden ausdrücklich den Gymnasten untergeordnet.

Pädotrophie (v. Gr.), die Ernährung und Erziehung der Kinder, Kinderdiät.

Pägnia, scherzende, kleine Gedichte, Produkte der leichten lyrischen Poesie.

Päjäne (Päijäne, Päijenejärwi), See im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Kreis Helsingfors, gehört zu dem Gebiete des Kymmene-Elf, ist 12 schwedische Meilen lang und bis zu 3 Meilen breit (zwischen den Kirchspielen Kuhmois Sysmä) und liegt 253 Fuß über dem Meeresspiegel. Er bildet 2 große Buchten (Fjärde): Risitselkä (begreift den nördlichsten Theil) und Asikkala (der südlichste Theil, 0,8 □Meilen groß), nimmt mehre finnische Wasserzüge auf, hat mehre Inseln, ist sehr fischreich und fließt durch den Kymmene-Elf in den finnischen Meerbusen ab. Darin die Insel Päjässalo, mit einem Berg, welcher den Seefahrern als Kennzeichen dient.

Paelinck, Joseph, berühmter belgischer Maler, wurde 1781 in Oostacker bei Gent geboren, besuchte die Akademie zu Gent und ging dann nach Paris, um in die Schule Davids einzutreten. Seine Vaterstadt erkannte sein auch durch Landons Umriß bekanntes Gemälde „das Urtheil des Paris" des ersten Preises würdig. Hierauf malte P. den heiligen Coletus, die Kaiserin Josephine u. And. Später ging er mit einer königlichen Pension nach Rom, wo er mehre treffliche Werke ausführte, z. B. Rom unter Augustus für den Quirinal u. die Auffindung des Kreuzes für die St. Michaelskirche in Gent. In die Vaterstadt zurückgekehrt, malte er mehre kleine Bilder und Porträte, auch das des Königs, der Königin, der Prinzessin Marianna 2c., wurde 1815 Hofmaler in Brüssel und Mitglied des niederländischen Instituts. In demselben Jahre wurde sein Bild der schönen Anthia gekrönt. Vielen Beifall erwarben dem Künstler die Gemälde: die Jünger in Emaus und die Toilette der Psyche. Er malte auch die Schlacht von Waterloo u. begann 1833 ein großes allegorisches Bild: die Geburt des Thronerben. Er † 1839.

Pämel (Pamel), aus feinem Roggenmehl mit Hefe zubereitetes Brod, in Pommern u. verschiedenen Gegenden Norddeutschlands gebräuchlich, wo es statt des anderwärts üblichen Maisbrodes gewöhnlich zum Kaffee gegessen wird.

Päon, Versfuß, bestehend aus einer langen und drei kurzen Sylben. Das Schema ist ein 4faches: —◡◡◡ (Paeon primus), ◡—◡◡ (P. secundus), ◡◡—◡ (P. tertius), ◡◡◡— (P. quartus).

Päones, Name eines weit über Thracien u. Macedonien verbreiteten Volkes, dessen Stammheros, Päon, bald ein Sohn des Aeoliden Endymion, bald ein Sohn Poseidons und der Helle genannt wird, während es nach seiner eigenen Nationalsage von den troischen Teukrern abstammen wollte. Jedenfalls muß man die P. für ein Glied des großen phrygischen Volksstammes halten, der während der allgemeinen phrygischen Wanderung nach Europa herüberkam. Durch das Hereinbrechen der thynischen Thracier und das Wachsthum der macedonischen Macht wurden sie allmählig auf das Gebiet beschränkt, wo wir sie in der historischen Zeit finden, nämlich auf das Thal des Arius u. das Land östl. am Strymon u. dem Gebirge Rhodope; weiter nach Norden erstreckt sich ihr Gebiet, wenn die Pannonier zu ihnen gerechnet werden. Schon 513 wurde der am untern Strymon wohnende Theil des Volkes von den Persern unterworfen; später kamen die P. am Arius in Abhängigkeit von Macedonien (355), wobei sie jedoch ihre eigenen Könige behielten. Von allen Seiten gedrängt und nicht im Stande, sich zu schützen, mußten sie sich bald ganz den Macedoniern in die Arme werfen, auf deren Seite sie öfters kämpften; beim Untergang des Perseus werden sie geradezu als Unterthanen desselben erwähnt.

Päonia (Päonie, Gichtrose), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, ausdauernde Kräuter und Sträucher mit gebüschelt-knolligen Wurzeln, fiederigen Stengelblättern u. großen, schönen Blüthen, meist in Europa und Sibirien, einige in Ostindien und China einheimisch. P. albiflora *Pall.*, in Sibirien, mit schönen weißen Blüthen mit glatten, glänzenden Kelchen, ist eine schöne Zierpflanze in deutschen Gärten. Von P. anomala *L.*, unregelmäßige Gichtrose, in Sibirien, mit großen, purpurrothen, einfachen, etwas überhängenden Blüthen und langgespitzten Kelchblättern, wird die große, knollige und mit dicken, oft 1 Fuß langen, außen gelblichen u. innen weißen Aesten versehene Wurzel in ihrer Heimath gegen Wechselfieber gebraucht. P. corallina *Retz*, in Südeuropa und Sibirien, mit ähnlichen Blu-

men, hat mit P. officinalis *Retz* gleiche Wirksamkeit, nur die Wurzel soll kräftiger seyn. P. Moutan *Sims.*, P. arborea *Don*, strauch- od. baumartige P., 4—6 F. u. darüber hoch, mit einzeln endständigen, großen, 6—8 Zoll im Durchmesser haltenden, rosenrothen, im Grunde purpurrothen Blüthen, wird in China und Japan in vielen Spielarten häufig gezogen und gehört auch in den europäischen Gärten seit etwa 60 Jahren zu den schönsten Zierpflanzen. Die Wurzel wird in China bei nervöser Schwäche und Krämpfen, sowie auch bei unterdrückter Menstruation häufig angewendet. P. officinalis *L.*, Bauernpäonie, Pfingstrose, in Südeuropa einheimisch, ist eine 1½—2 Fuß hohe, häufig vorkommende Zierpflanze mit großen, prächtig dunkel purpurrothen Blüthen u. fast aufrechten, filzigen Kapseln. Von dieser Pflanze sind die Wurzeln, die Blumenblätter und die Samen, Radix, Flores et Semina Paeoniae, Pioniae, Rosae asininae, Rosae benedictae, in Gebrauch. Die Wurzel schmeckt frisch bitterlich süß, etwas zusammenziehend oder auch widerlich scharf. Sie enthält flüchtig-narkotischen Stoff, bittern Extraktivstoff, Tannin, Stärkmehl und Zucker, wirkt krampfwidrig, etwas narkotisch und wurde besonders gegen krampfhafte Zufälle der Kinder, Epilepsie, sowie gegen Stockungen der Menstruation und Asthmen angewendet. Da sie aber durch das Trocknen den größten Theil ihrer Wirksamkeit verliert, so gebraucht man sie jetzt noch selten. Die Blumenblätter dienen zur Verschönerung des Räucherpulvers u. dergl., zu welchem Zweck man sie, wenn sie trocken sind, durch schwache Säuren hellrother macht. Die getrockneten Samen schmecken mild-ölig und werden, auf Fäden angereiht, als Halsketten verkauft, welche das Zahnen der Kinder erleichtern sollen. P. peregrina *Mill.*, in der Levante, mit schön karmoisinrothen Blüthen, wird wie P. officinalis *L.* angewendet. P. albiflora *Pall.*, P. Moutan *Sims.* und P. officinalis *L.* sind schon seit längerer Zeit ein sehr belohnender Gegenstand der Blumengärtnerei und jetzt in mehr als 100 Varietäten in größern Gärten vorhanden. Die strauchartigen Päonien lieben einen fetten, tiefen, lockern, ziemlich feuchten Sandboden, einen beschützten, etwas sonnigen Standort und kommen bei uns im Freien sehr gut fort, wenn man nur gegen den Frost die Wurzeln mit Laub bedeckt und den obern Pflanzentheil durch eine leichte Umkleidung von trocknem Schilfrohr, Farren- od. Heidekraute oder feinen Nadelholzzweigen beschützt. Im freien Grunde eines Winterhauses gedeihen sie vortrefflich und blühen daselbst früher, doch tragen sie dann keinen Samen. In engen Gefäßen wachsen sie langsam u. kümmerlich. Die Vermehrung geschieht von Zeit zu Zeit durch Zertheilung oder durch Abnahme der bewurzelten Nebensprößlinge, außerdem auch durch Samen, Ableger, Stecklinge, Spalten, Pfropfen. Die krautartigen Päonien dauern sehr gut im Freien in demselben Boden wie die strauchartigen, und werden durch Wurzeltheilung leicht vermehrt. Der Same liegt manchmal ein Jahr und länger in der Erde, ehe er keimt, daher ist diese Vermehrungsart etwas langwierig. Der Standort muß halbschattig seyn. Die gefüllt blühenden Varietäten sind die schönsten Zierden der Rabatten, Rasenflächen und der Bosquetränder.

Päpstliche Monate, s. v. a. Menses papales, vgl. Apostolische Monate.

Päpstliche Schlüssel, Schlüssel in Form eines Andreaskreuzes, die Kämme auf- und auswärts gekehrt, hinter den Schild oder hinter die Krone gestellt, rechts ein goldener, links ein silberner; sie deuten an, daß die Kirche die Macht hat zu binden und zu lösen, und wurden ehemals auch auf den Schild gelegt.

Päpstliche Standarte, Fahne des Papstes, die sonst von Parma und andern italienischen Fürsten geführt wurde, eine Lanze, auf deren Spitze sich eine gestürzte goldene Mütze befindet.

Paer, Fernando, beliebter Opernkomponist, geboren 1771 in Parma, studirte Komposition im Conservatorio della Pietà zu Neapel unter Ghizetti. Schon in seinem 18. Jahre komponirte er zu Venedig eine Oper, die vielen Beifall fand; darauf bereiste er die bedeutendsten Städte Italiens, bis ihn der Herzog von Parma, sein Taufpathe, mit Aussetzung eines Jahrgehaltes zu seinem Kapellmeister ernannte und ihm die Erlaubniß ertheilte, bei den damaligen Kriegsunruhen 1795 nach Wien zu gehen, wo er 1798 bei dem Nationaltheater daselbst eine Anstellung als Komponist erhielt, während seine Gattin, die berühmte Riccardi, als erste Sängerin bei der italienischen Oper debütirte. Besondern Ruhm errang sich P. unter Anderm durch seine Oper „Camilla" (1799), die bald auch auf allen bedeutendern Bühnen Deutschlands gegeben wurde. Im Jahr 1801 erhielt er einen Ruf zur Leitung der italienischen Oper nach Dresden und schrieb dort „Sargino". Bei dem Aufenthalt Napoleons zu Dresden 1806 erhielten P. und seine Gattin von dem Kaiser der Franzosen die Aufforderung, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, um vor ihm und seinem Gefolge musikalische Abendunterhaltungen zu geben, welches Engagement sich 1807 in eine förmliche Anstellung P.s als Kapellmeister Napoleons verwandelte. Einige Jahre darnach ernannten ihn die Akademien der schönen Künste in Neapel, Bologna und Venedig zu ihrem Mitglied, und Napoleon übertrug ihm 1812 an Spontini's Stelle die Direktion der italienischen Oper zu Paris. Später wurde P. Ritter der Ehrenlegion, und 1831 erhielt er die durch Catels Tod erledigte Stelle eines Mitgliedes der Akademie der Künste u. Wissenschaften zu Paris. Als 1832 die seit der Julirevolution aufgehobene k. Kammermusik von Louis Philipp wieder hergestellt wurde, ernannte ihn dieser zum Direktor derselben. P. † den 3. Mai 1839. Seine Werke zeichnen sich durch Eleganz des Styls, Reichthum und Anmuth der Melodien aus und vereinigen damit eine vortreffliche Instrumentation. Von seinen Opern, die in Deutschland wie in Italien und Frankreich den ausgezeichnetsten Beifall fanden, sind außer den genannten die namhaftesten: „Griselda". „Leonora", „Achille", „I fuorisciti" („Die Wegelagerer"), „Sofonisbe", „Dido", „Agnese" u., „Olinte e Sofronia". Außerdem lieferte er Romanzen, Canzonen, Duetten ꝛc. mit Klavierbegleitung.

Pästum (früher Posidonia, auch Neptunia), eine von den Sybariten an der Westküste Lu-

kaniens gegründete Kolonie, lag 5 Mill. südlich von der Mündung des Silarus, ursprünglich wenige Meilen nördlich von dem Vorgebirge Posidonium u. an dem nach ihr benannten Meerbusen (Paestanus Sinus), wurde aber später des schlechten Wassers und der sumpfigen Gegend wegen weiter ins Innere gerückt. Anfangs unbedeutend, wurde die Stadt bald groß und reich; nach ihrer Unterwerfung unter die Lukaner (zwischen 438 u. 424 v. Chr.) verlor sie im Laufe der Zeit ihren griechischen Charakter, u. selbst die griechische Sprache blieb nicht die herrschende. Unter der Herrschaft der Römer, die P. 273 durch Latiner kolonisirten, sank die Stadt immer mehr, und nur die schönen Rosen der Umgegend erhielten ihr Andenken. Im Jahr 871 n. Chr. ward sie von den Saracenen zerstört. Die großartigen Ruinen P.s (der eine Stunde im Umfang haltenden Mauern, dreier Tempel der Basilica, der Ceres und des Neptun, des Theaters 2c.) sind erst seit 1750 genauer beschrieben worden.

Pätaltinik, russische 12löthige Silbermünze von 15 Kopeken Werth, 87⅔ Stück = 1 feine kölnische Mark, also ungefähr 4 Sgr. 9½ Pf. preuß. Kurant.

Pätkopeki (Pätaki), Benennung der russischen Fünfkopekenstücke. Es gibt alte und neue, sowohl von Kupfer, als auch von Silber; die alten Silberpätkopeki sind aus 12löthigem Silber geprägt mit einem Gewicht von 25 holländischen As; die alten Kupferpätkopeki wiegen 3½ Loth, beide haben einen Werth von ungefähr 1 Sgr. 7⅒ Pfennige. Die neueren seit 1831 haben nur halb so viel Gehalt, weshalb die früheren jetzt als 10-Kopekenstücke kursiren.

Paez, Jose Antonio, ehemaliger Präsident der Republik Venezuela, geboren 1780 in dem Flecken Arragua unweit Cumana als Sohn indianischer, zum Christenthume bekehrter Aeltern, wuchs unter dem Hirtenvolke der Llanos auf und ward dann von einem Spanier als Hirt angenommen. Nachdem Caraccas sich 1810 gegen die spanische Herrschaft erhoben, trat er unter die Reihen der Freiheitskämpfer und machte sich als Anführer eines von ihm gesammelten Reiterhaufens den Spaniern furchtbar. Nachdem er sich bei der Befreiung von Varinas hervorgethan, ward er von Bolivar im Heere angestellt. Wichtige Dienste leistete er besonders 1813 und 1814, wo er sich bei Palmerito, Miel, Mantecal und bei anderen Gelegenheiten auszeichnete. Obschon er nur den Rang eines Oberstlieutenants hatte, ward er doch 1816 von der Regierung zum Brigadegeneral ernannt und an die Spitze eines Heeres gestellt. Er machte nun in den beiden folgenden Jahren die Provinz Apure zur Basis seiner Operationen. In der Schlacht bei Ortiz 1818 verdankte ihm die Infanterie ihre Rettung auf dem Rückzuge; im folgenden Jahre aber schlug er den spanischen Feldherrn Don Pablo Morillo, und in der Schlacht bei Carabobo 1821 war er es, der die Entscheidung zu Gunsten der jungen Republik herbeiführte, die sich unter dem Namen Columbia konstituirte. P. kam darauf als Abgeordneter des Departements Venezuela in den Senat, auch erhielt er das Kommando in demselben Departement. An den Parteiungen im neuen Staate eifrig sich betheiligend und auf Bolivars Ansehen eifersüchtig, war er einer der Führer der Föderativpartei und suchte 1826 sogar einen Aufstand zu erregen. Nach dessen Unterdrückung stellte er sich 1829 an die Spitze der gegen die Centralregierung gerichteten Bewegung und ward nach der Trennung Venezuela's von Columbia (1830) Präsident der neuen Republik. Als solcher bemühte er sich, Industrie und Landbau zu heben. Nach dem Ablauf der verfassungsmäßigen vierjährigen Dauer seiner Amtsgewalt zog er sich 1835 in das Privatleben zurück, war jedoch schnell bereit, als der neue Präsident Vargas von einer Partei gestürzt werden sollte, die Empörung zu unterdrücken und den Präsidenten zurückzuführen. Nachdem er 1839 von Neuem zum Präsidenten gewählt worden, erwarb er sich so namhafte Verdienste um den Staat, daß er vom Kongreß den Titel des „berühmten Bürgers“ (es clarecido ciudadano) erhielt. Im Jahr 1842 trat er wieder ab und hatte Soublette zum Nachfolger. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen den Kreolen und Farbigen 1846 wurde P. zum Diktator ernannt und ließ nach der Beilegung der Zwistigkeiten Monagas zum Präsidenten wählen. Gleichwohl ward er von diesem angefeindet und mußte 1848 nach Maracaibo und dann nach Curaçao fliehen, von wo er im Juli zu Monagas' Sturz nach Venezuela zurückkehrte. Da er aber keine hinlängliche Unterstützung fand, mußte er sich mit 2 Söhnen an den General Sylva ergeben. Nach Caraccas gebracht, ward er erst den 24. Mai 1849 auf die energische Einsprache des Senators Rendon freigegeben, aber angewiesen, das Land zu verlassen, worauf er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika begab. Vgl. Venezuela.

Pagahm (P.-Mew, P.-Miou), hinterindische Stadt, Reich und Provinz Birma, am Irawaddy, ist Sitz eines Gouverneurs, war ehemals Residenz birmanischer Könige u. hat einige Befestigungen, eine berühmte Pagode, Fabriken von lackirten Waaren (sonst sehr bedeutend); jetzt im Verfall.

Paganalia (lat.), altes, von Servius Tullius erneuertes religiöses Fest, an welchem alle Bewohner der Pagi (s. Pagus) Antheil nahmen. Vorzüglich wurden Ceres u. Tellus verehrt, weil das Fest sich meist auf den Landbau bezog. Jeder Genosse des Pagus, sowie jede Frau und jedes Kind mußten ein gewisses Geldstück abgeben, damit sich aus deren Zahl die Zahl der Bewohner ergäbe. Nachdem die Bedeutung der alten Pagi lange aufgehört hatte, dauerten die P. fort und behielten auch stets ihren plebejischen Charakter.

Paganini, Nicolo, berühmter Violinvirtuos neuerer Zeit, wurde den 18. Februar 1784 zu Genua, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, zeigte früh ausnehmendes musikalisches Talent, spielte schon in seinem 9. Lebensjahre schwierige Violinkoncerte und versuchte sich auch schon in der Komposition. Sein erster Lehrer war Costa, in seinem 12. Jahre aber kam er nach Parma, wo er Rolla's und Paers Unterricht im Kontrapunkt genoß. Im Jahr 1805 wurde er, nachdem er in mehren Städten Italiens Koncerte gegeben, am Hofe zu Lucca als erster Violinist angestellt und auf Betrieb der Prinzessin Elise, Napolons Schwe-

ster, zum Ehrenkapitän und hoffähig gemacht. Sein Ruf als Virtuos datirt aber erst seit 1816, nachdem er verschiedene Kunstreisen in Italien gemacht hatte. Im J. 1817 gab er in Piacenza mit dem berühmten Lipinsky einige Doppelkoncerte, in denen jeder mit seiner eigenthümlichen Spielweise das Publikum entzückte. In Deutschland hatte man bis dahin fast Unglaubliches von ihm vernommen, aber ihn noch nicht gehört. Nachdem P. über den berühmten Lafont in Mailand einen Triumph errungen hatte, trat er 1828 in Wien auf, u. dieses erste Auftreten entschied seinen Ruf auch in Deutschland. P.'s ruhmgekrönter Name füllte bald alle Zeitungen. In der That kam auch Alles zusammen, was ihm in den Augen der Welt etwas Geheimnißvolles verleihen mußte: bei einer seltsamen, geisterhaften, fast dämonischen Persönlichkeit dieses unnachahmliche wunderbare Spiel, und das Plötzliche seines Auftretens. Auf der 1828 begonnenen Kunstreise begleitete ihn anfangs der geistvolle Jos. Panny, der den „Sturm" für ihn schrieb; P. trennte sich aber schon in Prag von ihm, weil sich das Gerücht verbreitete, als verstehe er nicht die Kunst der Komposition und bedürfe daher eines solchen Begleiters. Ueber Wien und Prag reiste der überall angestaunte Geigenheros durch Deutschland, wo er sich in allen bedeutendern Städten hören ließ, dann nach Frankreich, erregte in Paris ein beispielloses Aufsehn und besuchte von da aus England, überall denselben Ruhm u. Lohn erntend. Ueber Frankreich ging P. zurück in sein Vaterland, kaufte sich 1834 die Villa Gajona bei Parma und machte noch mehre Reisen in Italien, wobei er Koncerte, häufig auch zum Besten der Armen, gab. Im Jahr 1836 ernannte ihn die Herzogin von Parma zum Theaterintendanten, um ihn an ihre Residenz zu fesseln. Von 1835 an durfte er wegen Nervenleiden fast nicht mehr spielen; 1839 wurde er durch anhaltende Kränklichkeit so schwach, daß er seine Violine kaum mehr halten konnte. Als er sich wieder etwas kräftiger fühlte, begab er sich, um durch Luftveränderung sein Befinden zu bessern, wieder auf Reisen. Er ging nach Paris, kehrte aber bald nach Italien zurück, wo er den 27. Mai 1840 zu Nizza †. Sein Sohn **Achilles (Alexander)**, von der Sängerin Antonia Bianchi, die 5 Jahre lang P.'s Kunst- und Lebensgenossin war, von der ihn aber 1828 in Wien Mißverständnisse trennten, ward der Erbe seines 1,700,000 Franken betragenden Vermögens. Acht kunstverwandte Meister des Violinspiels erbten, wie er testamentarisch bestimmt hatte, seine kostbaren Geigen, nämlich: Beriot, Ernst, Lipinsky, Molique, Mayseder, Ole Bull, Spohr und Vieuxtemps. P.'s Spiel wird immer einzig in seiner Art da stehen, und obgleich mannichfach angefochten, muß doch die strengste Kritik anerkennen, daß er die Mechanik seines Instrumentes so beherrschte, wie vor ihm noch nie ein Virtuos. Damit vereinigte sich ein künstlerischer Geist, der, eingedrungen in die Geheimnisse des Schönen, eine romantische Zauberwelt zu erschließen vermochte. Ein selbstständiger Genius, schrieb er sich selbst seinen Weg vor und prägte seine eigene innerste Individualität in seiner Kunst eigenthümlich aus. Von seinen Kompositionen sind mehre und noch neuerlich der berühmte „Karneval von Venedig", welchen der Violinist **Jules Ghys** nach dem Gehör aufgezeichnet und herausgegeben hat, im Druck erschienen. Eine Violinschule in P.'s Manier, worin die ihm abgelauschten Handgriffe erklärt werden, gab Guhr heraus. Vergl. **Schottky**, Leben und Treiben **P.'s**, Prag 1830.

Paganismus (v. lat. pagani, Landleute), Heidenthum, im Gegensatz zum Christenthum und Judenthum. Der Name kam im 4. Jahrhundert auf, als das Christenthum die herrschende Staatsreligion im Römerreich wurde und die alten griechischen und römischen, sowie die orientalischen u. afrikanischen ꝛc. Kulte sich nur noch in den entlegeneren Provinzen u. insbesondere auf dem Lande erhielten, während in den Städten christliche Kirchen sich erhoben. Dem Namen P. mischte sich frühzeitig etwas Verächtliches bei.

Paganus, ursprünglich der Bewohner eines Pagus (s. Pagus); im Gegensatz zu Miles (Soldat), der friedliche Landmann und Jeder, der nicht Waffen trug; dann s. v. a. Heide, s. **Paganismus**.

Pagasä, Küstenstadt der thessalischen Landschaft Magnesia, an dem nach ihr benannten pagasäischen Busen (Sinus Pagasaeus, jetzt Golf von Volo), der Hafenplatz von Pherä, wo die Argonauten zusammenkamen und Jason sein Schiff gebaut haben soll. Ueberreste davon finden sich bei Volo.

Page (im mittelalterlichen Latein pagius, franz. page), Edelknabe. Die Sitte, die Knaben in fremden Dienst zu geben, verbreitete sich durch die germanischen Völker im Abendlande, u. in den romanischen Ländern kam für dergleichen dienende Knaben der Name P.n (lat. pagius, von pagus) allmählig in Gebrauch. Als das Ritterwesen sich zu einer geschlossenen, zunftartigen Form ausbildete, erhielten die P.n nach der Natur des Verhältnisses den Rang, den in der Zunft die Lehrlinge einnehmen. Um die Ritterwürde, die Meisterschaft, einst zu erlangen, mußte der junge Edelmann die Pagenlaufbahn betreten. Sobald er das siebente Jahr erreichte, wurde er der Aufsicht der Frauen entnommen; von da an sollte er durch eine zweckmäßige mannhafte Erziehung an einem Hof oder in einer Ritterburg vorbereitet werden „zu Schimpf und Ernst". Des P.n Verrichtungen war die eines gewöhnlichen Dieners; er begleitete seinen Gebieter auf die Jagd oder auf die Reise, zu Besuchen oder Spazierritten, er verrichtete seine Botschaften, bediente ihn bei Tafel und übte dabei besonders das Mundschenkenamt. Auch vergönnte man dem P.n, sich bei Zeiten aus den schönsten u. tugendhaftesten Frauen des Hofes eine Dame zu erwählen, welcher er seine Gefühle, Gedanken und Handlungen widmete. Die ritterlichen Uebungen wurden nicht vergessen, und selbst die Spiele der Knaben hatten die Entwickelung ihrer Fähigkeiten zum Zweck. Spielend lernten sie die Schleuder oder Armbrust gebrauchen, den Wurfspieß u. das Schwert führen, das Roß tummeln, den Angriff oder die Vertheidigung eines festen Punktes übernehmen; nach und nach bereiteten sie sich vor, in Turnieren zu glänzen und die ehrenvollen Uebungen der Schildknappen und Ritter zu theilen. Der Wetteifer wurde immer von Neuem genährt durch das Streben, in den Dienst eines größeren

oder berühmteren Herrn überzugehen, oder durch den Wunsch, in dem bisherigen Dienstkreise vorzurücken, Gesellenrang in der Sprache der Zünfte zu erlangen, d. h. zur zweiten Stufe eines Schildknappen oder Wäppelings (écuyer, squire) aufzusteigen. Für diesen Fall schrieb die Kirche eigene Ceremonien vor. Der Jüngling, der die Pagenjahre absolvirt hatte, wurde von Vater und Mutter, die zugleich mit brennenden Kerzen in der Hand zum Opfer gingen, an die Stufen des Altars geführt. Der Messe lesende Priester nahm das Wehrgehänge und Schwert, das er auf den Altar niederlegte, sprach darüber verschiedene Gebete u. heftete sie endlich an des Jünglings Seite. Von jetzt an hatte dieser das Recht, Waffen zu tragen, er war wehrhaft gemacht, was nicht zu verwechseln ist mit dem Ritterschlage. Das Pagenwesen sank in Folge der fortwährenden Vergrößerung und Ausbildung der stehenden Heere. Vom 30jährigen Kriege ab finden sich P.n nur noch an fürstlichen Höfen, wurden aber auch hier seltener. Die sogenannten Leibpagen treten gewöhnlich nach Ablauf ihrer Dienstzeit als wirkliche Kammerherren ein. Die noch jetzt hier und da bestehenden Pageninstitute (Pageries) mit einem Pagenhofmeister an der Spitze kommen mit den sogenannten Ritterakademien ziemlich überein.

Pagès, Jean Pierre, französischer Publicist, geboren zu Seix im Arriègedepartement am 9. Sept. 1784, wurde im 20. Jahre Advokat und im 25. in die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Toulouse aufgenommen. Im Jahre 1811 wurde er zum kaiserlichen Prokurator ernannt, verlor jedoch diese Stelle bei der Rückkehr der Bourbonen. Als Napoleon 1815 in Frankreich landete, zeigte sich P. als einer seiner treuesten Anhänger; er übernahm den Vorsitz in dem politischen Verein „La féderation pyrénéenne", wurde nach der zweiten Restauration verhaftet, erhielt jedoch bald seine Freiheit wieder. Er wendete sich darauf nach Paris, wo er in Verbindung mit den Schriftstellern Jouy und Jay und Anderen gegen die Regierung schrieb. Er ward Redakteur der „Minerva", Mitarbeiter am „Constitutionel" und einer der Begründer u. Redaktoren des „Renommé" und des „Courier français"; auch ist er Verfasser mehrer politischen Flugschriften. An die Julirevolution schloß er sich sofort an, trat aber dennoch, 1831 in die Deputirtenkammer gewählt, gegen das Ministerium in so maßloser Weise auf, daß er zur Ordnung gerufen werden mußte. Er † den 7. Okt. 1836 zu Toulouse. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Principes généraux de droit publique" (Paris 1817); „De la responsabilité ministerielle" (das. 1818); „De la censure, lettre à Mr. Lourdoneix" (das. 1827); „Histoire de l'assemblée constituante" (das. 1822) u. A. Auch gab er Benj. Constants „Cours de politique constitutionelle" in neuer Auflage (4 Bde., Paris 1836) heraus.

Pagesinseln, drei kleine austral. Inseln, zwischen dem Festlande von Neuholland und der Känguruinsel.

Pagetssund, tiefe und schmale nordamerikanische Meerenge, an der Küste des Oregongebiets; von hier aus wurde sonst eine Durchfahrt ins atlantische Meer gesucht.

Paggi, Giovanni Battista, Maler, Bildhauer u. Architekt, geboren 1554 zu Genua, wurde in Folge eines Duells, worin er seinen Gegner tödtete, aus seiner Vaterstadt verbannt und begab sich nach Florenz, wo sich der Hof seiner annahm. Mehr als die matte Weise der damaligen florentinischen Schule fand hier sein blühender und kräftiger lombardischer Styl Verehrer. Schon seine ersten Werke wurden bewundert, wie die heilige Familie, die er für die Engelskirche malte, und die heilige Katharina von Siena, welche zwei zum Tode verdammte Mörder bekehrt, ein reiches, mit schönen Bauwerken geziertes Bild von trefflicher Ausführung. Zu seinen besten Arbeiten zählt man noch drei Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Heilandes, die er für die Karthause zu Pavia malte. Mehre Einladungen, ins Ausland zu kommen, lehnte der Künstler ab, kehrte nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten 1590 nach Genua zurück und gab der dortigen Schule, die bereits angefangen hatte, die Gründlichkeit der Zeichnung außer Acht zu lassen und nur nach den Vorzügen einer guten Färbung zu haschen, eine festere Basis. Zu den Hauptwerken, die er noch schuf, rechnet man zwei Altarbilder von S. Bartolomeo, den Kindermord in der Casa Doria und das große Altarbild der Auferstehung Christi in der Franciskanerkirche zu Pisa. P. schrieb ein Werk über die Malerei; † zu Genua 1627.

Pagina (lat.), die Seite eines Blattes in einem Buche; die Seitenzahl eines Blattes; daher paginiren, die Blattseiten eines Buches mit Zahlen bezeichnen.

Pagliano, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, mit 3000 Einw., welche Getreide-, Wein-, Olivenbau treiben.

Paglione, Fluß im Königreich Sardinien, Provinz Nizza, entspringt am Fuße der Seealpen und mündet nach einem Lauf von 15 ital. Meilen südwestlich bei Nizza in das Mittelmeer.

Pago, österreich.-dalmatische Insel im Kreis Zara, eine der größten Inseln im Quarnerobusen, nahe an der Küste, von welcher sie der Kanal von Morlacca (Morlaccio) trennt, ist 5 □Meilen groß, langgestreckt und hat mehre lange Halbinseln und Busen, den See Zascha, mehre Salzlagunen, Steinkohlen und 4600 Einw., die sich von Weinbau, Schafzucht, Fischfang und Salinenbau nähren u. zu den betriebsamsten und wohlhabendsten Inselbewohnern Dalmatiens gehören. Die Insel hieß im Alterthum Gissa oder Lissa und wird von den Einwohnern gewöhnlich Pag genannt. Die gleichnamige Hauptstadt das., im Südosten der Insel, an einer großen, tief ins Land eingreifenden Meeresbucht (Valle di Zasko genannt), hat ein Schloß und 2600 Einw. Um die Stadt lagern sich in einem Halbkreise gegen 2000 Cavedini od. Salzbetten, in denen bei günstiger Jahreszeit über 1 Million Metzen Salz erzeugt wird. Um dasselbe zu gewinnen, wird zur Sommerszeit das Meerwasser mittelst Abzugskanälen in die Betten geleitet und hier der Verdunstung überlassen, welche bei der hier herrschenden außerordentlichen Hitze sehr schnell von Statten geht. Der Salzhandel ist sehr bedeutend. P. wurde 1442 von den Venetianern erbaut. Außer der Stadt P. hat die Insel weiter keinen geschlossenen Ort.

Pagode (v. ind. Bhagavati, d. i. heiliges Haus), Name der freistehenden indischen und chinesischen Götzentempel im Gegensatz zu den Grottentempeln (s. Baukunst). Diese Denkmäler finden sich in allen Ländern Indiens äußerst zahlreich und sind durch Massenhaftigkeit des Styls, Pracht der Ausstattung und Feinheit der beziehungsreichen Skulpturen ausgezeichnet. Durch eigene kolossale Ausdehnung und riesenhafte Umgebung zeichnet sich die P. bei Chalembaram (7 Stunden südlich von Pondichery) aus. Der Haupttempel hat eine Länge von 360 und eine Breite von 260 Fuß und wird von einer 30 Fuß hohen und 7 Fuß dicken Mauer eingeschlossen, um welche noch eine zweite Mauer mit Bastionen geht, so daß das Ganze einen Flächenraum von 1332 Fuß Länge und 936 Fuß Breite bedeckt. Eine weite, von mehr als 1000 Säulen, die eine Höhe von 36 Fuß haben, getragene Halle, mehre andere Gallerien, ein großer Reinigungsteich rc. befinden sich außer dem Haupttempel innerhalb dieser Mauern. Einen noch größeren Raum bedeckt die P. von Cheringham auf Koromandel; die sieben 25 Fuß hohen Ringmauern, welche dieselbe in einem Abstande von je 350 Fuß umgeben, haben eine Meile im Umfang. Die kleine Insel Ramisura, welche durch eine Ueberzahl von Tempeln sich auszeichnet, hat eine P., an der allein 2628 sehr fein gearbeitete Säulen angebracht sind. Die P.n in China gleichen den indischen keineswegs an Größe und Pracht und sind selten mehr als 2 Stockwerke hoch. Die berühmteste ist die große P. des Fo, das Putala, bei Peking. Das von mehren kleineren umgebene Hauptgebäude, ein 11 Stockwerk hohes regelmäßiges Viereck von mindestens 200 Fuß, enthält außer mehren an den inneren Wänden über einander herumlaufenden bedeckten Gallerien die ebenfalls 4eckige goldene Kapelle, welche, äußerst reich mit Gold ausgestattet, in der Mitte auf einer Erhöhung die goldenen Bildsäulen des Fo, seiner Frau und seines Kindes in übernatürlicher Größe enthält. Das weit über die Seitenmauern der Kapelle hervorragende Dach ist mit massiven Goldplatten bedeckt. 800 Priester versehen den Dienst bei diesem Tempel, den der Kaiser Tschien-Lung aus Dankbarkeit für ein hohes und gesundes Alter im vorigen Jahrhundert dem Fo erbaute. Uneigentlich ist der Name P. auch auf die Statuen der Götter, die sich in großer Anzahl in den indischen P.n befinden, übertragen worden. Meist sind dieselben von gebrannter Erde, unförmlich, riesengroß und fratzenhaft, ohne allen Ausdruck gebildet, aber reichlich vergoldet. Man findet dieselben nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend dargestellt. P.n heißen auch die kleinen bunten, gewöhnlich nach chinesischen Mustern gebildeten Figuren von Gyps mit beweglichen Händen u. Köpfen, die als Nachahmungen jener Götzen zur Zeit des Rococcogeschmackes als Verzierung von Kamingesimsen, Schränken rc. aufgestellt wurden und lange Zeit einen nicht unbedeutenden Handelsartikel der in Europa herumziehenden Italiener bildeten. Der neuere Geschmack hat die P.n in kleineren Verhältnissen in die Nippsachen eingereiht, die jetzt mit vielem Geschmack u. vieler Kunst von Porzellan verfertigt werden. Dann ist P. eine Gold- u. Rechnungsmünze in Ostindien: die P.n mit halbem Mond und 3 Figuren, und halbem Mond und 1 Figur, sowie die von Onore, Mangatur, Pondichery, und die alten von Arcot betragen etwas mehr oder weniger als $2^1/_3$ Rthlr., die neuen von Arcot dagegen gehen wenig über den Werth von 2 Rthlr. preußisch Kurant. Endlich heißt P. auch ein ostindisches Gold-, Silber- u. Juwelengewicht; $71^1/_2$ P.n = 1 par. Mark.

Pagon, australische Insel, im Marianen- (Ladronen-) Archipel, hat 15 Lieues Umfang und 3 Vulkankrater.

Pagus (lat.), in der Urzeit Roms ein ländlicher Distrikt, deren es mehre gab, welche das städtische Gebiet Roms ausmachten. Servius Tullius vereinigte die bisherigen Pagi mit dem Gebiete der Stadt, so daß sie Unterabtheilungen der Tribus (s. d.) wurden; sie behielten zwar ihre alten Namen, ihre von Numa angeordneten Vorsteher (magistri pagi), welche die Flurbücher führten, die Paganalien (s. Paganalia) besorgten, bei Aushebungen und Tributvertheilung halfen, verschwanden aber immer mehr ganz in den Tribus und bildeten zuletzt bloß plebejische Genossenschaften, welche die Paganalien feierten und Versammlungen zu uns unbekannten Zwecken hielten. Wie in Rom, so fand in der Urzeit in ganz Italien die Eintheilung in Pagi (Fluren, Gaue) Statt, und auch auf fremde Völker trugen die Römer den Namen P. über, so auf die Germanen u. die Helvetier. Alle Bewohner eines P., wenn er nicht Theil eines städtischen Weichbildes war, bildeten eine Gemeine mit gemeinsamem Eigenthum (Mauern, Thoren, Tempeln, Hallen) u. gemeinsamen Heiligthümern.

Pahang (Pahan, Pang, Pakang, Payon), Hauptstadt eines hinterindischen Königreichs, unweit der Küste und der Mündung des gleichnamigen Flusses, der viel Goldsand mit sich führt, ist befestigt, hat schöne Alleen, mit Hecken eingefaßte Straßen und treibt bedeutenden Handel, besonders mit Gold.

Pahlen, in den russischen Ostseeprovinzen ansässiges adeliges Geschlecht, welches nach Einigen aus Pommern, nach Andern von einem jüngeren Zweig der eingeborenen livländischen Familie Koschkull, der im 13. Jahrhundert den Namen von der P. annahm, abstammt. Johann von der P. wird 1316 unter den Vasallen des rigaer Erzstifts genannt. Ein Nachkomme desselben, Georg von der P., wurde 1602 zum schwedischen Reichsrath, u. Johann von der P. 1679 in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Nach der russischen Besitznahme Livlands und Esthlands zeichneten sich mehre Glieder der Familie in russischen Diensten aus. Peter von der P., geboren 1746, focht im Türkenkrieg von 1769 unter Rumjanzow und kommandirte beim Sturm auf Oczakow eine Kolonne. Nachdem er 1790 beim Abschluß des Friedens von Werelä mit Schweden thätig gewesen, ging er als Gesandter nach Stockholm und ward, als Kurland 1795 an Rußland fiel, zum Gouverneur der neuerworbenen Provinz ernannt. Von Kaiser Paul des Dienstes entlassen, wußte er doch bald die Gunst desselben in so hohem Grade zu gewinnen, daß er in den Grafenstand erhoben, zum General der Kavallerie

befördert und zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt ward. Nach Rostopschins Entfernung erhielt er auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Da er jedoch dem launischen Wankelmuth des Kaisers Paul nicht traute, so stellte er sich an die Spitze jener Verschwörung, welche in der Nacht zum 24. März 1801 zur Ermordung des Kaisers führte. Wider Erwarten sah er sich aber von dem jungen Kaiser Alexander mit Mißtrauen behandelt und forderte deshalb seine Entlassung. Er †, von der Welt fast vergessen, 1826 auf einem Landgute bei Mitau. Sein Sohn, Peter, Graf von der P., geboren um 1775, trat als Offizier in die russische Garde und stieg bis zum General. Als solcher erwarb er sich in den Feldzügen von 1812 und 1813 als Anführer einer Kavalleriedivision Ruhm, ward aber den 17. Febr. 1814 bei Nangis geschlagen. Nachdem er 1823 seinen Abschied genommen, trat er nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wieder in den Dienst, ward 1827 General der Kavallerie und befehligte im Türkenkriege ein eignes Corps, mit welchem er zum Siege bei Kulewtscha viel beitrug. Auch im polnischen Feldzuge von 1831 focht er mit Auszeichnung, namentlich im Sturme auf Warschau durch Eroberung des stark verschanzten Wola. Von 1835—41 fungirte er als Botschafter in Paris und erhielt nach dem Tode des Fürsten Wassiltschikow 1847 die Charge eines Generalinspektors der ganzen russischen Kavallerie. Sein Bruder, Paul, Graf von der P., focht gleichfalls im französischen Kriege, ward 1828 General der Kavallerie, kommandirte 1831 eine Zeit lang das zweite Infanteriecorps, mit welchem er Skrzynecki's Angriff auf Siedlce zurückwies, und † 1836. Ein dritter Bruder, Friedrich, Graf von der P., wählte die diplomatische Karriere und ward russischer Gesandter in Washington u. München. Im J. 1829 schloß er mit dem Grafen Orlow den Frieden von Adrianopel ab und ward 1834 zum wirklichen geheimen Rath ernannt. Einer Nebenlinie gehört Magnus, Baron von der P., an, der sich 1813 als Oberst in dem Treffen von Lüneburg hervorthat und 1830—45 Generalgouverneur von Liv-, Esth- und Kurland war. Er ward später General der Kavallerie, Senator und Mitglied des Reichsraths.

Paillen (franz. Paillons), bei den Gold- und Silberarbeitern die kleinen Stückchen Schlagloth, welche auf die Verbindungsstelle oder Fuge der zu löthenden Gegenstände kommen und durch einen heißen Löthkolben zum Schmelzen gebracht werden.

Paillottes (franz.), Goldkörnchen, die man im Sande der Flüsse findet; auch Flitterchen von Gold und Silber, die man zu Stickereien gebraucht und die deshalb lahnartig geplättet, oft auch durchbohrt werden.

Paimboeuf, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Nieder-Loire, links unweit der Mündung der Loire, nordwestlich von Nantes, in einer sumpfigen Gegend, aus einer gut gebauten Straße bestehend, deren schöne Häuser meist mit Gärten versehen sind, ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Civiltribunals, hat eine hydrographische Schule, Ackerbaugesellschaft, einen guten Hafen, in welchen die größten Schiffe einlaufen können, einen schönen, 1782 ganz aus Quadersteinen gebauten Molo, Rhederei, Schiffswerfte und Dampfschiffwerkstätten, eine Börse, ein Hospital und 4000 Einw., welche Handel mit Getreide, Mehl, Holz, Butter, Geflügel, Wein ꝛc. treiben.

Paimbol (Paimpol, Peimpol), Stadt im französischen Departement Cotes-du-Nord, Bezirk St. Brieux, auf der Küste am Kanal, hat 2 Häfen mit breiten Kais, eine Douane, ein Handelstribunal, eine Börse und 2300 Einw., welche Rhederei, Hochöfen, Bierbrauereien, Fabrikation von Schiffstauen, Flachsbau, Stockfischfang, Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Honig, Butter ꝛc. treiben. Dabei eine Mineralquelle.

Pairie, s. Pairs.

Pairs (franz., engl. Peers, lat. Pares, d. i. Gleiche), diejenigen Vasallen, welche dem Monarchen ebenbürtig sind und dem Thron am nächsten stehen. Die Vorrechte und die Würde der P. (Pairie) entstanden mit der Ausbildung des Lehnswesens. Schon in den Anfängen desselben hießen so die aus den Gefolgeschaften hervorgegangenen Vasallen, die nach dem Princip der altgermanischen Volksgerichte in allen die Lehnsverhältnisse betreffenden Angelegenheiten von ihres Gleichen (pares curiae) gerichtet wurden. Während dieses Vasallenthum anfangs ein untergeordneter Stand war, in sofern der Vasall sich bereits durch den Eintritt in die Gefolgeschaft der Unabhängigkeit begeben hatte, welche den alten Vollbürger charakterisirte, kehrte sich mit der völligen Ausbildung des Feudalwesens und dem Verschwinden der Gemeinfreien das Verhältniß um. Aus den kriegerischen Vasallen entwickelte sich dem emporwachsenden Königthum gegenüber ein mächtiger, unmittelbarer Lehnsadel, welcher gleichsam als Rechtsnachfolger des alten Vollbürgerthums die ursprüngliche Gemeinfreiheit wenigstens als Standesrecht (pares regni) festhielt und auf seinen Territorien den Staat wiederholte. Da bei dem Abgange der Dynastien die Monarchen von diesem unmittelbaren Reichs- oder Pairieadel und aus seiner Mitte gewählt wurden, so war es ihm um so leichter möglich, seine Macht staatsrechtlich zu begründen. In den einzelnen Feudalstaaten war je nach der verschiedenen Entwickelung, welche das Adelssystem und die ständische Repräsentation nahmen, auch die geschichtliche Entwickelung der Pairie verschieden. In Deutschland kannte man die Pairie dem Namen nach nicht, wohl aber ersetzten dieselbe die alten Herzöge von Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken und Lothringen, aus denen sich die durch die goldene Bulle rechtlich über ihres Gleichen emporgehobenen Kurfürsten, sowie später die die Reichsstandschaft bildenden Reichsfürsten entwickelten. In Frankreich bestand vor der Revolution eine Pairie in dem gewöhnlichen Sinne gar nicht und hatte zu keiner Zeit bestanden; höchstens könnte man etwas davon in der früheren politischen Stellung der Geistlichkeit finden. Denn indem die große Frühjahrsversammlung der Franken (champ de Mars und später champ de Mai) eine allgemeine große Nationalzusammenkunft war, in welcher alle Freien unter ihren Führern

und Oberen erschienen, so nahm die Geistlichkeit an derselben Theil, aber nicht, wie man neuerdings hat vorgeben wollen, als Besitzerin großer Güter und Kriegslehen, sondern weil man ihre Einsichten und ihren Einfluß auf das Volk nicht entbehren konnte, und zwar nahm sie als erster Stand ziemlich denselben Standpunkt ein, welchen jetzt die Kammern der P. oder die ersten Ständekammern behaupten sollen. Dieses verlor sich aber, und zwar am frühesten gerade dadurch, daß die Geistlichkeit durch ihren Landbesitz mit den weltlichen Landherren ein gemeinschaftliches Interesse erhielt, und verschwand ganz, als auch die Städte das Stimmrecht in den Landesversammlungen erwarben. Eine von den kriegsdienstpflichtigen Freien als Staatsautorität gesonderte Pairschaft ist in Frankreich bis zu den Zeiten Napoleons eigentlich nie vorhanden gewesen. Die 12 P. Karls des Großen gehören dem Roman, nicht der Geschichte an. Erst unter seinen Nachfolgern traten die unmittelbaren großen Kronvasallen als Lehnsfürsten und mit denselben Rechten über ihre Unterthanen, wie sie der König in seinen Stammlanden ausübte, hervor, und daraus entstanden die 6 alten weltlichen unmittelbaren Lehnsfürsten od. P., die es, als Hugo Capet 987 den französischen Thron bestieg, außer ihm noch gab, nämlich die Herzöge von Burgund, Aquitanien und der Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diesen P. fügte Capet den Erzbischof von Rheims als ersten Kirchenfürsten, desgleichen die im Krongebiet liegenden Suffraganbischöfe von Laon, Beauvais, Chalons, Noyon, Ludwig VII. aber noch den Bischof von Langres hinzu (Rheims, Laon und Langres als Herzöge, die 3 anderen als Grafen). Diese P. hatten aber bei den eigentlichen Nationalversammlungen zu keiner Zeit besondere Rechte oder eine bevorzugte Stellung. Als Philipp IV. 1302, von dem Streit mit dem Papst gedrängt, auch die Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung berief, so daß diese als dritter Stand ebenfalls Antheil am Staatsleben nahmen und fortan mit den beiden anderen Ständen die Generalstaaten (états généraux) bildeten, trennte man den Pairshof von der Reichsversammlung und verschmolz denselben mit dem königlichen Obergericht, dem Parlamente von Paris, in welchem aber die P. durch das Uebergewicht der königlichen Räthe bald in den Hintergrund traten und nichts als eine leere Repräsentation ihrer alten Würde behaupteten. Nur wenn über P. Gericht zu halten war, besetzten sie die Gerichtsbank. Solcher großen Barone, welche hohe Gerichtsbarkeit ausübten, Münzen schlugen, in ihren Herrschaften Landtage hielten und Verordnungen machten, Steuern erhoben u. andere landesherrliche Rechte ausübten, gab es gegen Ende des 13. Jahrhunderts einige 80, und unter ihnen nahmen neben einigen alten Fürstenhäusern (als den Herzögen von Guienne, von der Normandie, von Bretagne) die apanagirten Linien des königlichen Hauses, welche ihre Apanagen vergrößert hatten, die erste Stelle ein und waren zugleich in der Art, wie sie als unabhängige Fürsten regierten, das Muster, nach welchem die übrigen sich richteten. Eine geraume Zeit gehörten auch die Könige von England dazu, indem Wilhelm von der Normandie König von England wurde und Heinrich II. die Erbin von Guienne 1154 heirathete, und die Erbin von Bretagne mit Gottfried, dem zweiten Sohne Heinrichs II. von England, vermählt wurde. Diese großen Lehen wurden von Philipp II. August an nach und nach mit der Krone vereinigt. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts fingen auch die französischen Könige an, den Apanagen der jüngeren Linien ihres Hauses den Namen der Pairien zu ertheilen. So wurden 1297 das Herzogthum Bretagne und die Grafschaften Anjou und Artois zu Pairien erklärt, um die alten Pairien zu ersetzen. Erst 200 Jahre später wurde die Pairswürde auch Anderen verliehen, zuerst einigen Prinzen aus auswärtigen fürstlichen Häusern, indem z. B. für Engelbert von Kleve die Grafschaft Nevers, welche er von seiner Mutter geerbt hatte, zur Pairie erhoben wurde. Endlich unter Heinrich II. wurden auch die angesehensten französischen Familien zu dieser Würde erhoben, welche aber immer auf den Gütern haftete und mit dem Herzogstitel verbunden war. Die erste dieser neuen Pairien war die der Herzöge von Montmorency vom Jahre 1551. Unter den folgenden Regierungen wurden diese neuen Pairien immer häufiger; am freigebigsten war damit Ludwig XIV. Die letzten Pairien vor der Revolution wurden 1787 den Herzögen von Choiseul und von Coigny verliehen. Es gab damals 38 weltliche P., unter denen auch der Erzbischof von Paris als Herzog von St. Cloud war. Die Pairie, wie sie sich in dieser letzteren Periode gestaltet hatte, bildete kein politisches Corps, die P. hatten nur einige Ehrenrechte, Sitz u. Stimme im pariser Parlament, das in allen die Würde und die Rechte der Pairie betreffenden Sachen, sowie in allen Kriminalfällen der P. ausschließend kompetent war. Sie mußten katholisch seyn und wurden im Parlament feierlich darauf vereidigt, „dem Könige treu zu seyn und ihm in seinen hochwichtigen und hochmächtigen Angelegenheiten Dienste zu leisten". Diese Pairie wurde in Ansehung der Güter, auf welchen sie ruhte, und der mit diesen Gütern verbundenen Rechte durch die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 4. August 1789, in Ansehung der persönlichen Würde durch das Gesetz vom 19. Juni 1790 aufgehoben, indem letzteres den erblichen Adel und die Titel der Fürsten, Herzöge, Grafen, Marquis &c. gänzlich abschaffte. Eine Partei der Nationalversammlung hatte für die Einführung einer Pairschaft mit politischer Vertretung nach dem Muster der englischen gewirkt; die Idee war aber an dem Widerwillen des Hofes, der Aristokratie, wie am Radikalismus der Massen gescheitert. Erst nach Napoleons Sturz machte der damalige Senat einen Versuch, sich selbst in eine erbliche Pairskammer umzugestalten; nach seinem Entwurfe sollte diese Behörde aus wenigstens 150 und höchstens 200 Mitgliedern mit lebenslänglicher und erblicher Würde bestehen und die Ernennung neuer Senatoren sollte dem König uneingeschränkt zustehen. Der Senat sollte ziemlich die politische Stellung des englischen Oberhauses erhalten. Dies war das Wesentliche und ging in der That in die königliche Verfassung, die Charte constitutionelle vom 4. Juni 1814, über; 87 Senatoren wurden in die neue Pairskammer

versetzt, indem nur Manche, deren Celebrität allzu revolutionär war (Siéyes, Ducos, Röderer, Monge, Grégoire, Chaptal ec.), ausgestrichen wurden. Dagegen kamen die alten Herzöge und P. und andere ältere und neuere Namen hinzu, so daß die erste Kreation Ludwigs XVIII. 154 P. ergab. Sie waren zuerst nur auf Lebenszeit ernannt, allein durch die Verordnung vom 19. Aug. 1815 wurde ihre Würde erblich, jedoch sollte es vom König abhängen, sie auch nur auf Lebenszeit zu verleihen. Die Pairskammer sollte, abgesehen von der Theilnahme an der Gesetzgebung, auch der Gerichtshof für die Minister u. die Staatsverbrechen seyn. So kam der Versuch zu Stande, in Frankreich das Wesentliche der englischen Peerie einzuführen; allein die Elemente zu einer Würde nach dem Muster der englischen fehlten. Die Aristokratie der alten Zeit war verarmt, vom Volke gehaßt, unfähig und von den Helden der Kaiserzeit weit überstrahlt. Die Regierung sah sich deshalb genöthigt, mit der Pairswürde Pensionen zu verbinden und die Erblichkeit der Würde an die Bedingungen einer Majoratsstiftung zu knüpfen, was aber nur zum Theil ausgeführt wurde. Napoleon behielt während der hundert Tage das Institut der Pairskammer bei, reinigte diese aber von seinen Feinden. Nach der zweiten Restauration wurden Diejenigen ausgestrichen, welche während der hundert Tage in der Pairskammer geblieben waren; später wurden aber die meisten wieder aufgenommen. Schon Ludwig XVIII. war, indem er 113 neue P. ernannte, mit der Pairswürde ziemlich freigebig, mit welcher auch, wie in England, die Adelstitel Herzog, Marquis, Graf, Vicomte und Baron verknüpft waren, aber diese verschiedenen Adelstitel gaben nicht, wie in England, an und für sich die Pairie. Die Pairskammer konnte nie zu einem wirklichen großen Ansehen, zu einem eigentlichen politischen Leben gelangen. Namentlich seit dem Prozeß des Marschalls Ney ward sie von der Nation für ein Werkzeug des Hofs zur Unterdrückung und Reaktion gehalten, was sie auch ihrer Ernennung nach war. Karl X. ernannte noch 92 weltliche P., so daß 1830 die Gesammtzahl auf 359 weltliche und 20 geistliche P. gestiegen war. Die öffentliche Achtung vor der Pairswürde verschwand aber vollends, als durch die Verordnung vom 5. Nov. 1827 zur Unterstützung der Politik des Ministeriums Villèle auf einmal 79 neue P., darunter die unbedeutendsten Namen, kreirt wurden. Selbst große Dienste, welche die Pairskammer der Nation leistete, als sie z. B. den Gesetzentwurf des Ministers Peyronnet über die Jury umarbeitete, als sie das von der Deputirtenkammer bereits angenommene Gesetz verwarf, durch welches für alles Grundeigenthum das Recht der Erstgeburt eingeführt werden sollte, wurden zwar dankbar angenommen, vermochten aber das Urtheil im Ganzen über die Pairskammer nicht zu ändern. Beim Ausbruch der Julirevolution zeigte sich sogleich die ganze Ohnmacht einer Schöpfung, die Thron und Altar zu schützen bestimmt war. Die Deputirtenkammer bemächtigte sich ohne Widerstand der Staatsgewalt, und es war einer der Punkte, worüber man am meisten einig war, daß die Pairskammer nicht in ihrer bisherigen Verfassung bleiben dürfe. Sie mußte selbst dulden, daß die Ernennungen Karls X. annullirt wurden. Da auch einige der alten P. ihre Würde niederlegten, so blieben 1831 nur 191 übrig, und auch von diesen traten, nachdem durch das Gesetz vom 29. December 1831 die Erblichkeit der Pairswürde wirklich abgeschafft war, mehre zurück. In diesem Gesetz versuchte man, der Pairie, als dem Princip der Stabilität, ein neues Leben einzuhauchen. Die Doktrinärs suchten die Erblichkeit der Pairswürde zu retten; die Deputirtenkammer hingegen erklärte sich mit großer Majorität für die Pairie auf Lebenszeit. Außerdem schwankten die Verhandlungen über dieses Gesetz zwischen dem unbedingten Recht des Königs, P. zu ernennen, und zwischen Wahlen des Volkes oder der Deputirtenkammer. Man vereinigte sich endlich dahin, daß zwar dem Könige das Recht bleiben solle, P. in unbestimmter Anzahl zu ernennen, aber nur aus gewissen Notabilitäten. Alle Ernennungen geschahen nur auf Lebenszeit, und mit der Pairswürde konnte keine Pension oder Dotation verbunden werden. Außerdem machte man die Sitzungen der Pairskammer öffentlich. Durch alle diese Einrichtungen wurde die Pairie, bei welcher man von dem Muster der englischen ausgegangen war, in einen Senat des Königs verwandelt, in welchem sich die Regierung jeden Augenblick die Majorität durch neue Kreirungen verschaffen und hiermit den Beschlüssen der Deputirtenkammer entgegentreten konnte. Auch die öffentliche Meinung täuschte sich über die wahre Natur des reformirten Instituts nicht. Bald zeigte sich in der neuen Pairskammer wieder eine große Abneigung gegen manche in der Deputirtenkammer beschlossene Reformen, und es wurde überhaupt zwischen beiden Kammern eine gewisse Opposition sichtbar, obgleich die so konstituirte Pairskammer noch weniger, als die erbliche, irgend ein besonderes Standesinteresse zu vertreten hatte. In der letzten französischen Pairskammer saßen zwar Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes und Barone, aber auch eine große Anzahl P. ohne Adelstitel. Noch ehe das Gesetz vom 29. Dec. 1831, welches die Reform bestimmte, in die gelichtete Pairskammer gebracht wurde, ernannte Ludwig Philipp, um die Annahme des Gesetzes zu sichern, 36 neue P. Am 11. Okt. 1832 wurden abermals 62 auf einmal ernannt. Im J. 1841 zählte man 357 P. Nach dem Gesetze sollten die geleisteten Dienste eines neuen Pair ausdrücklich angeführt werden; allein dies geschah in den Ordonnanzen in so allgemeinen Ausdrücken, daß dadurch keine Garantie für eine vorsichtige Auswahl geleistet ward. Die Februarrevolution von 1848 beseitigte das Institut der Pairskammer. Eine Art derselben ward in dem durch die Verfassung vom 14. Jan. 1852 kreirten Senat wiederhergestellt (s. Frankreich).

Die Geschichte der englischen Peerie ist viel einfacher, wenn man nicht damit bis in die angelsächsischen und britischen Zeiten zurückgehen will, bis zu welchen ohnehin keine jetzige Familie Englands mit einiger Zuverlässigkeit ihren Stammbaum zurückführen kann. Der hohe reichsständische oder Peerieadel (peerage), der sich seit den normannischen Eroberern ebenfalls durch die Einführung des Feudalismus entwickelte, bietet durch seine allmählige Ausbildung zu einer der Staats-

gewalten im konstitutionellen Leben Großbritanniens großes Interesse dar. Die Könige versammelten auch hier ihre Großen theils zu den gewöhnlichen Zeiten, um Weihnachten, Ostern und Pfingsten, an ihrem Hoflager, theils beriefen sie dieselben in außerordentlichen Fällen zu Rath und That. Unter der normannischen Dynastie waren neben den geistlichen Lords, welche die Intelligenz und den Grundbesitz zugleich repräsentirten, alle Grafen und Barone verpflichtet, in der Reichsversammlung oder dem Parlamente zu erscheinen. Später trat jedoch eine folgenreiche Veränderung ein. Die Könige brauchten nämlich nicht alle ihre Barone persönlich zu berufen, und es wurde daher geltendes Recht, daß nur das königliche Berufungsschreiben die Befugniß gab, in der Versammlung zu erscheinen. Schon unter Heinrich III. (1266) wurden aber auch größere Nationalversammlungen gehalten, zu welchen die Stände eingeladen wurden, und unter Eduard I. (1295), vielleicht auch schon viel früher, fing man an, die Ritterschaft od. die kleineren Lehnsbesitzer nicht mehr in Person, sondern durch 2 Abgeordnete aus jeder Grafschaft zu berufen, welche dann mit den städtischen Abgeordneten vornehmlich die nöthig gewordenen neuen Steuern bewilligten. Daraus entstanden die beiden Häuser der Barone und der Abgeordneten, welche dergestalt ein Ganzes bildeten, daß zu allen Beschlüssen und Gesetzen die Zustimmung beider und dann die Genehmigung des Königs erfordert ward. Es wurde Observanz, daß, wer einmal persönlich berufen war, dadurch für immer Sitz u. Stimme im Oberhause erhielt, und diese Art, einen Baron zum Peer zu erheben, war in den ältesten Zeiten die gewöhnlichere; in neuern Zeiten geschieht es durch königliche Patente. Die Titel sind die der Herzöge, Marquis, Grafen (Earls), Vicegrafen (Viscounts) und Barone, und Niemand führt einen derselben, ohne Mitglied des Parlaments zu seyn. Denn obgleich die schottischen und irländischen Lords nicht alle im Oberhause Sitz und Stimme haben, so hatten sie doch dieses Recht in den alten Parlamenten ihres Landes, und bei den in den Jahren 1707 u. 1800 geschlossenen Unionen wurde nicht die ganze Peerschaft Schottlands und Irlands, sondern nur eine Anzahl Abgeordneter (16 schottische und 32 irische Peers) in das englische Oberhaus aufgenommen. Von diesen Peerstiteln sind die der Grafen und der Barone die ältesten; der Titel Herzog wurde 1336 zuerst ertheilt, indem Eduard III. den Kronprinzen zum Herzog von Cornwall erhob. Der Titel Marquis kam unter Richard II. auf, welcher seinen Günstling Robert de Vere zum Marquis (nachher zum Herzog) von Dublin ernannte. Von den Grafen sind die ältesten die Grafen von Shrewsbury von 1442 und die Grafen von Derby von 1485. Die Viscounts sind bis auf einen alle aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Von den Baronen gehören noch 3 dem 13. Jahrhundert an; nur 28 sind älter, als die Thronbesteigung des Hauses Hannover. Schon hieraus geht hervor, daß die Peerschaft, in England ausschließend (hoher) Adel, Nobility, genannt, dort so wenig als in Frankreich eine Auswahl sogenannter alter Geschlechter ist, und daß selbst von den vornehmsten viele einen ziemlich neuen Ursprung haben. In den ältern Zeiten war das Verdienst, welches mit der Erhebung zur Peerswürde belohnt wurde, oft sehr zweifelhafter Art; viele sind bloß durch ihre Verwandtschaft mit königlichen Maitressen und wegen ähnlicher Dienste und Verhältnisse Peers geworden. In der neuern Zeit hat man eines Theils auf Reichthum gesehen, andern Theils sind aber wirklich ausgezeichnete Verdienste mit der Ernennung zu Peers belohnt worden. Unter diesen sind verhältnißmäßig die Rechtsgelehrten am meisten bedacht worden, indem das Amt des Großkanzlers nothwendig mit der Peerschaft verbunden ist, aber auch die 3 Oberrichter meist die Peerswürde erhalten. Der englischen Peerie gelang es, ihren großen Grundbesitz mittelst des nationalen Privatrechts, welches die Primogenitur oder die Vererbung auf den ältern Sohn begünstigt, nicht nur durch alle Jahrhunderte zusammenzuhalten, sondern ihm sogar die unerhörteste, in neuester Zeit bedrohliche Ausdehnung zu geben. Nachdem bei dem Emporstreben der Demokratie, dem Kapitalreichthum und der Bildung der Städte, der Finanznoth der Krone der Peerie im Unterhause ein Nebenbuhler erwachsen war, wurde ihre frühere politische Stellung eine gänzlich veränderte. Die Peers, welche bis dahin mit dem König das Privilegium der Staatsgewalt getheilt hatten, verwandelten sich in die Vertreter ihres persönlichen, rein aristokratischen Interesse's und bildeten somit einen besondern Faktor im Staatsleben, ein Mittelglied zwischen Volk und Thron, das angeblich die Uebergriffe beider verhindern und die politische Stabilität sichern sollte. Diese Theorie vermochte jedoch die englische Peerie, wie mächtig sie auch durch ihren Grundbesitz war, nicht geschichtlich zu rechtfertigen. Die Tudors wurden durch das Oberhaus nicht an der Ausübung des abscheulichsten Despotismus verhindert, während sie andererseits zur Zeit Karls I. unter dem Sturme der Demokratie versank und das Oberhaus von dem Rumpfparlamente sogar ohne Mühe aufgehoben werden konnte. Die neue Peerie, welche Cromwell mit einem Oberhause herzustellen versuchte, glich mehr einem Militärsenate und machte mit der Restauration der Stuarts sogleich dem alten Institute wieder Platz. Im Jahre 1738 belief sich die Zahl der weltlichen englischen Peers auf 193, darunter 28 Herzöge, 2 Marquis, 83 Grafen, 15 Viscounts und 65 Barone; 1852 auf 375, darunter 22 Herzöge, 21 Marquis, 113 Grafen, 22 Viscounts und 197 Barone. Die Ansicht, daß die englische Peerie das Interesse des Mittelalters mit den Ansprüchen der neuern Zeit vereinige, hat bei den Verfassungswerken der Gegenwart nicht selten Einfluß geübt.

Paisiello, Giovanni, einer der fruchtbarsten Opernkomponisten Italiens, geboren den 9. Mai 1741 zu Tarent, machte, erst zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, die Vorstudien im Jesuitenkollegium daselbst, ging aber in seinem 13. Jahre nach Neapel in das Konservatorium St. Onofrio und war nach 5 Jahren der erste Schüler dieser Anstalt. Der Beifall, den 2 für Bologna komponirte Opern fanden, bewirkte ähnliche Aufträge aus mehren Hauptstädten Italiens, die er mit Glück ausführte. Man rühmte an seinen dramatischen Kompositionen Melodienreichthum und

Einfachheit, Korrektheit und Eleganz, zweckmäßige Instrumentation, namentlich auch geschmackvolle Behandlung der bis dorthin noch sehr vernachlässigten Blasinstrumente, eine drastisch komische Kraft u. in ernsthaften Opern hinreißende Effekte der bisher unbekannten vielstimmigen Finale's. Im J. 1776 erhielt er einen vortheilhaften Ruf nach Petersburg an Galuppi's Stelle und blieb dort, kaiserlich belohnt, 9 Jahre. Auf seiner Rückreise schrieb er auf den Wunsch des Königs von Polen in Warschau ein Te Deum und das Oratorium „La Passione di Gesù Christo", sowie zu Wien im Auftrag Josephs II. 12 Sinfonien (Ouverturen) u. die ausgezeichnete Oper „Il Rè Teodoro in Venezia". Von nun an schrieb P. wieder für die Haupttheater Italiens, besuchte 1792 Paris, wo er eine glänzende Aufnahme fand, ging dann nach Neapel zurück und wurde Kapellmeister König Ferdinands IV. Im J. 1799 ernannte ihn die Nation wegen Komposition einer patriotischen Hymne an die Freiheit zum Musikmeister; als aber bald darauf der vertriebene Hof zurückgekehrt war, verlor er seine Stelle und kam 2 Jahre in Gefangenschaft. Auf Napoleons Verlangen schrieb er in Konkurrenz mit Cherubini die Trauerkantate zur Gedächtnißfeier des Generals Hoche und erhielt den Auftrag, das Te Deum zur Friedensfeier in Notre-Dame 1802 zu komponiren. Als er bald darauf nach Paris ging, erhielt er durch die Protektion Napoleons die Stelle eines Kapelldirektors. Dort schrieb er mehre Opern, unter denen „Zingari in fiera" und „La modista raggiratrice" vielen Beifall fanden, sowie Messen, die Musik zur Kaiserkrönung ꝛc. Im Jahre 1804 kehrte er nach Neapel zurück, sendete aber jährlich zu Napoleons Geburtstag eine Kirchenmusik ein. Unter den Königen Joseph und Joachim war er Präsident des Konservatoriums; auch war er Mitglied des französischen Instituts und mehrer philharmonischen Gesellschaften. Er † den 5. Jan. 1816. Außer vielen kirchlichen Kompositionen und mehren Instrumentalsätzen ꝛc. schrieb P. 148 Opern; unter ihnen haben sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten: Il Rè Teodoro; Nina; Il Barbiere di Seviglia; La molinara (Die schöne Müllerin); La grotta di Trofonio; La pazza per amore; La serva padrone ꝛc.

Paisley, Manufakturstadt in der schottischen Grafschaft Renfrew, am White-Cart, eine der größten schottischen Städte, zerfällt in die Alt- u. Neustadt und in 6 große Vorstädte, mit welchen die Stadt an 60,000 Einw. zählt. Die merkwürdigsten Gebäude sind: 6 Kirchen der Presbyterianer, mehre andere der Dissenters, eine alte Abteikirche, die größtentheils in Ruinen liegt, aber auch noch in diesen Bewunderung erregt, das Rathhaus mit 130 Fuß hohem Thurme, das neue Gefängniß und Arbeitshaus, 3 schöne Brücken über den White-Cart ꝛc. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt eine lateinische Schule, Sonntagsschule ꝛc., philosophische Gesellschaft, zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. Die Industrie ist sehr bedeutend. Die Fabrikation der Seiden- und Baumwollenwaaren beschäftigt allein über 20,000 Menschen. Dazu kommen noch Twist-, Zwirn- und Seidengazefabriken (hauptsächlich in der Umgegend gemacht); außerdem gibt es zahlreiche Fabriken für wollene und leinene Bänder, Vitriol, Stärkemehl, Leder, Seife und Lichter zur Verproviantirung der Schiffe, Eisengießereien, Branntweinbrennereien ꝛc. In und um P. sind über 80,000 Menschen mit Fabrikarbeit beschäftigt; sie liefern jährlich für 1½ Millionen Pfd. Sterl. Waaren. Auch der Handel ist sehr lebhaft und wird durch den schiffbar gemachten Cart, Kanäle und Eisenbahnen bedeutend befördert. In der Nähe liegt das große Alaunwerk Hurlett u. das Dorf Marmelton mit einer großen Gazefabrik.

Paitom, Binnensee in Schweden, Norr-Botten, nahe an der Nordwestgrenze, fließt in den Fluß Kalix aus.

Paixhans, Henri Joseph, französischer Ingenieur, geboren zu Metz den 22. Jan. 1783, trat, nachdem er den Kursus der polytechnischen Schule durchgemacht hatte, zur Marineartillerie und avancirte bis zum General. Die mancherlei Mängel, welche er in den Einrichtungen namentlich der Seeartillerie bemerkte, führten ihn zu genauern Untersuchungen und verschiedenen Verbesserungen; er schrieb in dieser Beziehung: „Considérations sur l'artillerie des places etc." (Paris 1815), „Nouvelle force maritime" (das. 1821), „Force et faiblesse de la France" (das. 1830, deutsch von Kausler). Vorzüglich aber hat sich P. durch die Erfindung der paixhansischen Kanonen (s. d.) einen berühmten Namen gemacht. Er † den 19. Aug. 1854 auf seinem Gute Jouy-aux-Arches bei Metz.

Paixhansische Kanonen (canons à la Paixhans, canons à bombes), nach ihrem Erfinder Paixhans (s. d.) benannt, Geschütze von größtem Kaliber, längere Haubitzen mit kegelförmigen Kammern, welche bei größerer Wirkung eine größere Wurfweite, vor Allem aber einen sicherern Schuß als die gewöhnlichen Haubitzen haben. Das erste derartige Geschütz wog bei 8 Zoll Kaliber 7534 Pfd., erforderte aber wegen der nicht zweckmäßig eingerichteten Lafette 17 Mann zur Bedienung. Es gelang indessen Paixhans, diesen Uebelstand zu beseitigen und durch größere Beweglichkeit die Vorzüge seiner Erfindung zu steigern. Ein noch schwereres Rohr von 10 Zoll Kaliber und 10,800 Pfd. Gewicht, für 80pfündige Kugeln bestimmt, schoß auf 700—1000 Schritte sicher und richtete gewaltige Zerstörung an. Auch vor Antwerpen 1832, wo sie zum ersten Male in ernste Thätigkeit gesetzt wurden, hatten die p.n K. als Belagerungsgeschütz treffliche Wirkung gezeigt.

Pajou, 1) Augustin, berühmter Bildhauer, wurde 1730 zu Paris geboren und in Lemoine's Schule gebildet. Als 18jähriger Jüngling erhielt er den großen akademischen Preis und setzte dann seine Studien in Rom fort. Eine Marmorgruppe, Pluto mit dem Höllenhunde, verschaffte ihm in seinem 30. Jahre die Aufnahme in die Akademie. P. hielt sich treu an die Natur und trug wesentlich dazu bei, die damals gesunkene Bildhauerkunst wieder zu heben. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Statuen von Descartes, Palial, Turenne, Bossuet und Buffon; Psyche, in der Gallerie des Luxembourg; die drei Najaden an der Fontaine des Innocens; die Statuen im Palais royal, Mars, Apollo, Prudentia und Libertas; die Büste Cäsars in der Gallerie der Kon

fuln. Sein Werk sind auch die Frontons des Hofes des Palais royal, wo die Statue Ludwigs XVI. aufgestellt wurde. Dann fertigte er die Skulpturen des großen Theatersaales im Schlosse zu Versailles, die neuen Zierwerke in der Kathedrale zu Orleans. Im Jahre 1767 wurde P. Mitglied und Professor an der alten Akademie zu Paris u. später Mitglied des Instituts. Er † 1809.

2) Jacques Augustin, Historienmaler, Sohn des Vorigen, wurde 1766 zu Paris geboren und von Vincent in der Kunst unterrichtet, lieferte eine große Anzahl von Bildnissen, z. B. das des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich, des Marschalls Berthier, des Bildhauers David ꝛc., sowie kleinere Kabinetsstücke und größere Darstellungen aus der heiligen Geschichte, der Legende, Mythologie und Zeitgeschichte. Auch sein Sohn, August Désiré, geboren zu Paris 1800, erwarb sich als Historienmaler einen in weiteren Kreisen geachteten Namen.

Paka (Neu-P., Nowa-P.), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Gitschin, nördlich von Gitschin, hat 2 Kirchen, ein Spital, eine Post u. 2500 Einwohner, die Landwirthschaft und Handel treiben.

Pakfong (Packfong, Pakton, Weißkupfer), eine Metalllegirung, welche in China gefertigt und mitunter auch, obschon irrthümlich, Tutenag (Zink) genannt wird. Nach Engström, welcher 1776 das P. untersuchte, besteht es aus 40,6 Kupfer, 15,6 Nickel und 43,8 Zink. Rinmann fand außerdem in demselben Eisen, u. nach Fyfe's Analyse, die 1821 angestellt wurde, enthält es 40,4 Kupfer, 31,6 Nickel, 25,4 Zink und 2,6 Eisen. Es ist dem Silber sehr ähnlich, nimmt vortreffliche Politur an, besitzt einen ausnehmend starken Klang, ist bei gewöhnlicher Temperatur hämmerbar und läßt sich, vorsichtig behandelt, walzen und zu mäßig starkem Drahte ausziehen. Sein specifisches Gewicht beträgt 8,432. Eine dem P. ähnliche Legirung wird seit fast 100 Jahren in Suhl dargestellt und zu Gewehrgarnituren, Sporen ꝛc. verarbeitet. Auch das Neusilber oder Argentan (s. d.) kommt in seiner Zusammensetzung und in seinen Eigenschaften dem P. sehr nahe.

Pakington, Sir John Somerset, britischer Staatsmann, geboren 1799 auf Powick-Court in der Grafschaft Worcester, ward in Eton und auf der Universität Oxford gebildet und ließ sich dann auf seinen Besitzungen nieder. Im Jahr 1830 erbte er die ansehnlichen Güter seines mütterlichen Oheims, Sir John P., u. ward dadurch veranlaßt, dessen Namen anzunehmen. Im Jahr 1837 ward er von dem Burgflecken Droitwich ins Parlament gewählt. Hier hielt er sich zu den eifrigsten Konservativen und zählte zu den treuesten Anhängern Robert Peels, durch den er zum Baronet befördert ward. Er sah in der Aufrechthaltung der Korngesetze eine Lebensfrage für die besitzenden Klassen und war daher heftiger Gegner der Freihandelspartei. Nachdem er sich von Peel, als derselbe freie Getreideeinfuhr beantragte, losgesagt u. 1846 gegen die Abschaffung der Kornzölle gestimmt hatte, kämpfte er neben Bentinck und Disraeli in den vordersten Reihen der Protektionisten und ward, als sich im Februar 1852 ein Ministerium aus seinen Parteigenossen bildete, mit dem Portefeuille der Kolonien betraut. Obwohl er in diesem Fache noch keine Erfahrungen gesammelt hatte, so verwaltete er sein Amt doch nicht ohne Geschick und erwarb sich die Sympathien der Kolonialbevölkerung insbesondere durch das von ihm befolgte Princip, sich der Einmischung in ihre Lokalverwaltung möglichst zu enthalten. Nach der Auflösung des Ministeriums 1852 kehrte er zwar auf die Bänke der Opposition zurück, neigte sich aber nach u. nach liberaleren Ansichten zu. Nachdem er die Sache des Protektionismus, wie seine Genossen, stillschweigend hatte fallen lassen, bemühte er sich namentlich um Hebung des Volksunterrichts, in Betreff dessen er selbst Anträge vor das Parlament brachte, die auf Seiten der alten Tories große Bedenken erregten. In der Session von 1857 erklärte er sich sogar für die Emancipation der Juden. Trotzdem betheiligte er sich an dem konservativen Ministerium, welches im Februar 1858 unter Derby zusammentrat und worin er den Posten eines ersten Lords der Admiralität übernahm.

Pakosc (Pakosch), Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Mogilno, an der Netze, hat eine katholische Pfarrei, ein Reformatenkloster (berühmt wegen Wallfahrten und großen Ablasses), eine Post und 860 Einwohner.

Palacky, Franz, ausgezeichneter böhmischer Sprach- und Geschichtsforscher, geboren den 14. Juni 1798 in Hodslawitz in Mähren, trat, nachdem er in Preßburg und Wien seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, schon früh als Schriftsteller auf. Bereits in seinen 3 Erstlingswerken, die eine gründliche Auffassungs- u. Darstellungsweise und eine genaue Bekanntschaft mit den Klassikern fast aller europäischen Sprachen bekundeten, zeigte er jene warme Neigung für die Sprache und Geschichte des böhmischen Volkes, welche den ganzen Bestrebungen seines späteren Lebens ihre nationale Richtung gegeben hat. Der Wunsch, die Geschichte und Sprache seines Vaterlandes gründlicher zu studiren, führte ihn 1823 nach Prag, wo ihn die Grafen von Sternberg zu ihrem Archivar machten und ihm Gelegenheit verschafften, die Archive der ältesten böhmischen Familien, die öffentlichen Archive Böhmens, die wiener Staatskanzlei, das münchener Archiv, die Handschriften des Vatikan und verschiedene Bibliotheken zu durchforschen und dadurch zu einer höchst umfangreichen Sammlung von Dokumenten zur böhmischen Geschichte zu gelangen. Wiederholte literarische Arbeiten verschafften ihm immer größeres Ansehen und 1828 ward ihm die Redaktion der deutschen u. der böhmischen „Zeitschrift des Nationalmuseums" anvertraut. Für beide lieferte er viele höchst interessante und wichtige Aufsätze verschiedenen Inhalts. Die erstere ging 1831 ein, die Redaktion der letzteren aber führte er bis 1838 fort, wo er sie, um eine zweite Reise nach Italien antreten zu können, an Schaffarik abgab. Inzwischen ward er 1829 von den böhmischen Ständen zum Historiographen des Reiches ernannt. Von denselben war ihm früher die Fortsetzung von Pubitschka's „Chronologischer Geschichte Böhmens" aufgetragen worden; er entwarf jedoch einen andern Plan zu einer

„Geschichte Böhmens", die auf Kosten der Stände (Prag 1836 ff.) herausgegeben ward. Weil er aber in Böhmens ältester Geschichte das slavische Element zu entschieden hervortreten ließ u. manche veraltete Irrthümer rücksichtslos bekämpfte, zog er sich eine Menge Angriffe von deutschen Historikern in verschiedenen Zeitschriften zu. Einen heftigen Streit hatte er namentlich mit Kopitar über den byzantinischen Ursprung der slavischen Liturgie. Auch zog er sich dadurch viele Feinde zu, daß er den Charakter Huß' historisch getreu anders schildern mußte, als man es von gewissen Seiten her wünschte. Der Streit mit Kopitar würde mit erneuerter Hitze ausgebrochen seyn, wenn nicht der Tod des letztern und der richtige Takt mehrer slavischen Stimmführer, welche die Frage auf das rein historische Gebiet verwiesen, hindernd dazwischengetreten wäre. Nicht minder ist P. vielen Verketzerungen ausgesetzt worden wegen seiner Bestrebungen, eine fast verschollene Sprache, wie die böhmische, wieder in Aufnahme zu bringen u. innerhalb derselben, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Rechtschreibung, ein neues System einzuführen. Im April 1848 wohnte P. dem deutschen Vorparlament zu Frankfurt bei, erklärte jedoch auf die Anfrage des Fünfzigerausschusses, daß Böhmen, als ein czechisches Land, das deutsche Parlament nicht beschicken werde. Er war dann Mitglied des böhmischen Gouvernementsraths, dann einer der Leiter des slavischen Kongresses u. zuletzt das Haupt der slavischen Partei auf dem Reichstag zu Kremsier. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: „Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber" (Prag 1830), „Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- u. Hofbeamten in Böhmen" (das. 1832), „Dobrowsky's Leben und gelehrtes Wirken" (das. 1833), „Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 zur Aufsuchung der Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte" (das. 1838), „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache" (mit Schaffarik gemeinschaftlich, das. 1840), „Archiv cesky" (Sammlung von Urkunden zur böhmischen Geschichte), seit 1840, „Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte" (das. 1842).

Paladin (vom lat. palatinus), mittelalterliche Bezeichnung der zur Umgebung eines Fürsten gehörigen u. in seiner Hofstatt (palatium) wohnenden Vornehmen; in den alten Ritterromanen vorzugsweise die Ritter von der Tafelrunde des Königs Artus, wie Lancelot vom See, und nachher die Begleitung Karls des Großen; dann im Allgemeinen Benennung abenteuernder Ritter, die sich dem Dienst und der Beschützung der Schönen leidenschaftlich ergeben hatten und häufig besonders deshalb auszogen, um gegen jeden Widerspruch die Tugend und Schönheit der Frauen zu behaupten; sie pflegten von ihrer Geliebten eine Bandschleife als Zeichen von der Huld derselben und deren Lieblingsfarbe als Zeichen ihrer eigenen Ergebung zu tragen und unterwegs jeden ihnen begegnenden Ritter zu nöthigen, diese Geliebte als schönste und tugendhafteste Dame der Zeit anzuerkennen oder auf Leben und Tod mit ihnen zu kämpfen.

Palämon, Name, welchen Melicertes, Sohn des Athamas und der Ino, als Meergott führte. Als nämlich Ino, von ihrem rasenden Gemahl verfolgt, sich mit Melicertes ins Meer stürzte, wurden beide in hülfreiche Meergötter verwandelt, sie als Leucothea und ihr Sohn als P. Den Leichnam des Melicertes trugen die Wellen an die korinthische Landenge, wo ihn Sisyphus fand. Auf dem Isthmus stand daher später ein Tempel des P. (Palämonium) mit den Standbildern des Poseidon, P. und der Leucothea; außerdem befand sich dort ein unterirdisches Heiligthum mit dem Grabe des P., das kein Meineidiger ungestraft betrat. Bei den Römern galt P. für identisch mit dem Hafengotte Portumnus; in der Kunst wird P. als ein von Meergöttern oder Delphinen getragener Knabe dargestellt.

Paläographie (v. Griech.), die Kunde von den verschiedenen Schriftarten des Alterthums, welche das Verständniß der alten Handschriften und geschriebenen Denkmäler eröffnet. Sie zieht sowohl das Material, als die Form der Schrift in Betracht u. gibt Anleitung, nicht nur alte Schriften zu lesen, sondern sie auch bis zu ihrer Entstehung hinauf zu verfolgen und die Veränderungen und Umbildungen, welche eine und dieselbe Schrift im Laufe der Zeit erlitten, kennen zu lernen. Weil früher alles Geschriebene aus älterer Zeit Gegenstand der P. war, so fiel diese mit der Diplomatik zusammen, weshalb in den diplomatischen Schriften von Mabillon, Maffei, Gatterer u. A. auch vieles in die P. Gehörige enthalten ist. Später wies man der Diplomatik ausschließlich die schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen Urkunden der neueren Staatengeschichte etwa seit dem 5. Jahrhundert zu (s. Urkundenlehre). Für die Kenntniß der griechischen Handschriften hat zuerst Montfaucon in seiner „Palaeographia Graeca" (Paris 1708), dann Bast in seiner „Commentatio palaeographica" (der Ausgabe des „Gregorius Corinthius" von Schäfer, Leipzig 1811, beigefügt) Treffliches geleistet, aber erst neuerlich hat man die paläographische Wissenschaft in theoretischer und technischer Hinsicht weiter ausgebildet. Die bedeutendsten Förderer derselben sind: Fr. Kopp (Palaeographia critica, 4 Bde., Mannheim 1817—29; Bilder und Schriften der Vorzeit, 2 Bde., das. 1819—21), Champollion-Figeac (Chartes et manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale, ou collection de fascimiles, accompagnés de notices historiques et paléographiques, Paris 1842) u. Silvestre (Paléographie universelle ou collection de facsimiles d'écriture de tous les peuples et tous les temps, 2 Bde., das. 1839—41). Vgl. Jul. Klaproth, Les alphabets des anciens peuples, Paris 1823.

Paläologen, byzantinisches Geschlecht, dessen Name zuerst im 11. Jahrhundert erwähnt wird u. dem byzantinischen Thron seine letzte Dynastie gab. Michael Paläologus, geb. 1225, zeichnete sich schon in seiner Jugend im Staatsdienste aus u. ward zum Vormund u. Mitregenten des Kaisers Johann IV. Lascaris von Nicäa erwählt. Er erfüllte jedoch seine Pflichten so schlecht, daß er den jungen Fürsten blenden ließ und selbst den Thron bestieg. Sofort beschloß er die Eroberung von Konstantinopel und somit den Sturz des lateini-

schen Kaiserthums. Vorher aber bekämpfte er den Despoten von Epirus, welcher den Titel eines Kaisers angenommen hatte, und eroberte ganz Thessalien, sowie den größten Theil von Epirus. Darauf wandte er sich gegen Konstantinopel, mußte indeß die erste Belagerung aufgeben, und erst am 23. Juli 1261 gelang es seinem Feldherrn Strategopulus, durch einen Handstreich die Stadt zu nehmen, so daß er am 15. August seinen Einzug in dieselbe halten konnte. Der Papst aber nahm sich des vertriebenen Kaisers Balduin an, Morea empörte sich, die Venetianer rüsteten sich zur See, und selbst der Despot von Epirus lehnte sich abermals auf. Der Kaiser wußte sich mit Klugheit aus dieser gefahrdrohenden Lage zu befreien. Den Papst gewann er durch das Versprechen, zur römischen Kirche übertreten zu wollen, Morea wußte er durch Drohungen einzuschüchtern, und mit Venedig schloß er einen 5jährigen Waffenstillstand, so daß er seine ganze Macht gegen Epirus wenden und dasselbe 1264 zum Frieden zwingen konnte. Hierauf begann ein Kampf mit Konstantin Töchus, dem Könige der Bulgaren. Zwar eroberte Michael den Hämus; da er aber seine Truppen zu schnell entlassen hatte, so überfielen ihn 20,000 Bulgaren, und nur mit Mühe entkam er auf einem Boote nach Konstantinopel. Im Jahre 1271 mußte er wiederum gegen den Herrscher von Epirus ziehen. Anfangs glücklich, wurde sein Heer bei Neopatras vollständig geschlagen, wogegen die griechische Flotte einen entscheidenden Sieg in dem pelasgischen Meerbusen erfocht, welcher den Frieden herbeiführte. Im Jahre 1281 beschlossen der Papst Martin, der König Karl von Sicilien u. Venedig die Eroberung Konstantinopels. Da jedoch Karl bei Belgrad eine entscheidende Niederlage erlitt, so unterblieb das weitere Unternehmen. Michael † den 11. December 1283 auf einem Zuge gegen Angelus, Fürsten von Thessalien. Seine Nachfolger auf dem byzantinischen Throne waren: Andronicus II. und III., Johann V., Andronicus IV., Emanuel II., Johann IV. und Konstantin XI., der letzte Kaiser des byzantinischen Reichs, der 1453 bei der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. fechtend fiel. Durch das Testament des Markgrafen Johann von Montferrat, welcher 1305 kinderlos starb, war dessen Schwester Jolanthe (bei den Griechen Irene), Gemahlin des Kaisers Andronicus I., nebst ihren Söhnen als Erbin der Markgrafschaft Montferrat eingesetzt worden, und so kam es, daß ein Zweig der P. zu Montferrat herrschte. Theodor Comnenus, zweiter Sohn der Jolanthe, eröffnete die Reihe der Markgrafen von Montferrat aus dem Geschlechte der P. Mit Johann Georg Sebastian starb 1553 das Geschlecht aus. Ein dritter Zweig der P. herrschte in Morea von 1380 bis 1460. Nach der Eroberung des Peloponnes durch die Türken flohen die P. nach Italien, u. ein Neffe Constantius' XIII., Andreas Paläologus, trat dem Könige Karl VIII. von Frankreich seine Rechte auf das byzantinische Reich ab. Nachkommen der P. sollen noch jetzt in Frankreich leben.

Paläontologie (v. Griech.), Lehre von den Versteinerungen oder Petrefakten (s. d.).

Paläontologischer Charakter, der Inbegriff der paläophytologischen (botanischen) und paläozoologischen (zoologischen) Kennzeichen der Gesteine, nach denen ihre Altersbestimmung (Chronometrik der Erdrinde) geschieht (s. Petrefakten).

Paläopetra, s. v. a. dichter Feldspath, Feldstein.

Paläophytologie (v. Griech.), die Beschreibung der fossilen Pflanzenreste; s. Petrefakten.

Paläotherische Formation, s. Grobkalkformation.

Paläotherium, ausgestorbenes Säugethiergeschlecht aus der Ordnung der eigentlichen Pachydermen, tapirähnliche Thiere mit beweglichem Rüssel an einem dicken Kopfe, ziemlich langem Halse, kurzem Schwanze und dreizehigen Füßen. Das Gebiß bestand aus $\frac{6}{6}$ Vorderzähnen, $\frac{1.1}{1.1}$ etwas längeren, spitzen Eckzähnen, $\frac{7.7}{7.7}$ Backenzähnen, welche letztere an der Basis verdickt, die oberen quadratisch mit einem äußeren Längen- u. 2 damit verbundenen Querjochen, die unteren aus 2 halbmondförmigen Prismen gebildet sind. Die Nasenbeine waren wie beim Tapir seitlich von den Kieferbeinen getrennt, abstehend verkürzt, die Zwischenkieferbeine nicht erreichend. Die Paläotherien erscheinen sogleich mit dem Beginn der Tertiärgebilde, weshalb auch Brongniart die ältesten Schichten dieser Gruppe als paläotherische Formation bezeichnete. Aus dem Gypse des Montmartre allein sind 8 Arten bekannt. P. magnum war wie ein großes Pferd gestaltet und hatte kurze Nasenbeine mit weit unten stehenden Nasenlöchern; findet sich im Gypse des pariser Beckens, in der unteren Süßwasserformation der Insel Wight, im Süßwassermergel von Toulouse und sekundär vorkommend in den Bohnenerzen der schwäbischen Alp. P. crassum, einem kleinen Schweine ähnlich, mit kurzen und breiten Füßen und langen Nasenbeinen, ward im Gypse des pariser Beckens, in der Dordogne, bei Toulouse und in der Alp aufgefunden.

Paläotypen (v. Griech.), s. v. a. Inkunabeln.

Paläozoologie, die Beschreibung der fossilen Thierreste, s. Petrefakten.

Paläphatus, von Paros oder Priene gebürtig, Verfasser oder Sammler einer gewöhnlich unter dem Titel „De incredibilibus“ aufgeführten Schrift, welche weder vollständig, noch in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist. Was wir davon besitzen, ist eine planlose Zusammenstellung von allerhand allegorisch-historischen Mythendeutungen. Herausgegeben wurde sie zuerst von Aldus in den Mythographen (1505), dann mit der lateinischen Uebersetzung des Ph. Phasianus (Basel 1543), von Toll (Amsterdam 1649), von J. C. Fischer (Leipzig 1761 und öfter), für die Schule von J. D. Büchling (Halle 1797) und Ernesti (Leipzig 1816). Eine kritische Ausgabe lieferte Westermann in den „Mythographi Graeci“ (Braunschweig 1843), eine deutsche Uebersetzung Büchling (2. Aufl. von Grosse, Halle 1821).

Palästina (hebr. Pelescheth, d. i. Philistäa, Land der Philister), in der Bibel Kanaan,

Land Israels, Land Jehovahs, heiliges Land, gelobtes Land (Land der Verheißung), bei den Römern gewöhnlich Judäa, von den Türken Falestin genannt, ein kleines Hügelland in Vorderasien, längs dem östlichen Gestade des mittelländischen Meeres, zwischen 52° 5′ bis 54,5° östl. Länge und 31° 11′ bis 30° 1′ nördlicher Breite hingestreckt, hat durch seine frühbegonnene allgemeine Kultur, durch seine politische Wichtigkeit in alter und neuer Zeit, vor Allem aber als das Vaterland eines der merkwürdigsten Völker der Erde, als der Schauplatz der einflußreichsten Ereignisse, als die Wiege der gesammten religiösen Bildung aller gesitteten Völker des Weltkreises, als der Boden endlich, auf dem der Weltheiland wandelte und von dem, wie das Gesetz Mosis, so die Christusreligion ausgegangen ist, eine historische, sociale und religiöse Bedeutung gewonnen, in welcher ihm kein zweites Land der Erde ebenbürtig an die Seite gesetzt werden kann. Das einst von den Hebräern bewohnte, zwischen Syrien, Arabien, Idumäa, dem Mittelmeere und dem phönicischen Küstenstrich gelegene Land wird durch die Thalfurche des Jordans von Norden nach Süden durchschnitten und in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Die Nord- und Südgrenze des diesseitigen (westlichen), zwischen dem Jordan und dem mittelländischen Meere gelegenen Theiles bezeichneten ehedem die Städte Dan und Berseba, erstere am Fuße des Antilibanon, nahe den Quellen des Jordans, letztere gegen die idumäische Wüste hin, am Bach Besor, der unweit Gaza in das Mittelmeer mündete, gelegen. Diese beiden Grenzstädte lagen 130 römische Meilen, d. i. 32 deutsche Meilen, auseinander, wogegen die Breite P.'s vom Mittelmeer bis an den Jordan in Süden cirka 15 Meilen betrug, nach Norden hin aber fast um die Hälfte schmäler wurde. Das Ostjordanland erstreckte sich in Süden bis an den Fluß Arnon (den heutigen Wady Mudscheb), im Norden bis an den Hermon. Die Ostgrenze war nicht fest bestimmt; im Allgemeinen entfernte sie sich in ihrem nördlichen Theile weiter vom Jordan nach Arabien hin, als im südlichen, so daß die Gesammtbreite P.'s sich durchschnittlich überall gleich war. Der Flächenraum betrug wenig über 450 □Meilen. Wohl zu unterscheiden von diesem Umfange des israelitischen Landes ist aber der Umfang des hebräischen Staatengebietes, wie es in manchen Perioden, z. B. unter David und Salomo, durch Eroberungen sich gebildet hatte. Es waren dann gewisse angrenzende Landstriche, die nicht-israelitische Bewohner hatten, damit vereinigt, z. B. Idumäa, syrische Distrikte ꝛc. Im Norden P.'s, gegen Syrien hin, erhebt sich der hohe Libanon, in zwei großen Bergreihen von den Gestaden des Mittelmeeres nach Nordosten ziehend und ein großes, weites, fruchtbares Thal, Cölesyrien, einschließend. Die östliche Grenze gegen die Nordwüste Arabiens, von der Natur wenig markirt, wird im Allgemeinen durch die letzten Ausläufer des Hügellandes bezeichnet, welches sich dem Jordan entlang nach Osten hin ausbreitet. Der Fluß Arnon, welcher im Süden P. vom Lande der Moabiter und dem peträischen Arabien trennt, bildet ebenfalls nur eine schwache natürliche Marke. Die hier von Norden nach Süden sich fortsetzenden Höhen stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem Sinaigebirge, dessen nördliche Vorterrassen sie ausmachen. Ebenso setzen sich im Westen des todten Meeres die jüdischen Gebirgszüge noch über die Grenze hinaus fort, um sich an die peträischen Massengebirge anzuschließen. In der Nähe des Mittelmeeres flacht sich das Land zu einer gegen das Meer hin gesenkten steinigen Ebene ab, über welche die Straße nach der Landenge von Suez und Aegypten führt. Hier ist es auch, wo in der gleichförmigen Steppe die unbestimmten Grenzen P.'s und Aegyptens sich nachbarlich berühren. Die Westküste, welche das Mittelmeer bespült, gehört eigentlich nur in einer Ausdehnung von 20—25 Meilen, von der genannten Steppe bis über den Berg Karmel hinaus zu P.; nördlich vom Karmel beginnt der phönicische Küstenstrich, der von den Hebräern nie vollständig in Besitz genommen wurde. Bis zum 32.° (Gegend von Jaffa) ist das Meeresgestade flach und sandig und für Landungsplätze wenig geeignet; von da an tritt das Gebirge steiler an das Meer heran und bietet einzelne Buchten dar, die als Häfen von jeher benutzt wurden, obwohl die Landung in ihnen nicht ohne Gefahr ist.

P. selbst ist vorzugsweise ein Gebirgsland; doch besitzt es 3 Ebenen, von denen die eine am äußern Saume der südwestlichen Gebirgsgruppen sich ausbreitet, die beiden andern dagegen das Gebirgsland selbst durchschneiden und in drei Hauptgruppen absondern. Die erstere Ebene erstreckt sich in Form eines von Süden nach Norden lang zugespitzten Dreiecks an der Küste des Mittelmeeres von der Südgrenze P.'s bis an das Karmelgebirge in einer Länge von 40 Stunden und in einer Breite von 10—12 Stunden. Es ist dies das eigentliche Kanaan (Sephelah, das Niederland), dessen nördlicher und schmalster Strich (von Jaffa bis zum Karmel) den besondern Namen der Ebene Saron führt. Hier wohnten in fruchtbaren Gefilden ehemals die Philister (s. d.) in 5 großen Städten, Gaza, Askalon, Asdod, Gath und Ekron, und zahlreichen kleinern Ortschaften. Im nördlicheren Theile (von Ekron, jetzt Akir an) wird der Boden wellenförmiger und hügeliger, aber im gleichen Maße wächst seine Fruchtbarkeit, und jenseits Joppe's (Jaffa's), in der Ebene Saron, erreicht die Tragbarkeit des Bodens den höchsten Grad. Von den beiden Binnenebenen P.'s ist die eine und größere das schon erwähnte Jordanthal, d. h. die über 25 Stunden lange und 2—4 St. breite Thalfurche, in welcher der Jordan zwischen dem See Genesareth u. dem todten Meere südwärts herabströmt und die den größten Theil der Scheidungslinie zwischen dem palästinischen Ost- und Westlande bildet; bei den Arabern heißt sie jetzt schlechthin El Ghor, d. i. das Thal. Der niedrigste Theil des Thales mit dem eigentlichen Flußbett des Jordans ist etwa ¼ Stunde breit, mit Bäumen, üppigem Grün u. Gebüsch bedeckt; seitwärts aber, wo der Boden bis zu einer Höhe von 40 Fuß emporsteigt, ist die unbewässerte Fläche, mit Ausnahme weniger günstig gelegener Stellen, durchaus öde u. unfruchtbar. Die westlichen Klippen, die das Thal einschließen, überragen es in einer Höhe von 1000 bis 1200 Fuß, während die östlichen Berge zwar

anfangs weniger hoch und steil auftreten, aber weiter zurück zu Ketten von 2000—2500 Fuß Höhe ansteigen. Der untere (südlichste) Theil der Jordanebene, von Jericho bis ans todte Meer, 4 Stunden lang, die berühmte Ebene von Jericho, zeichnete sich durch Schönheit und Fruchtbarkeit aus, weil sie eine reiche Bewässerung durch Bäche von den benachbarten Bergen und durch Kanäle aus dem Jordan erhielt; ihre herrlichen Palmen- und Olivenhaine waren nicht minder gefeiert, als ihre schönen Rosen und duftigen Balsamstauden. Gegenwärtig ist sie aber in Folge der Vernachlässigung aller künstlichen Bodenpflege ziemlich steril und öde; nur in der Nähe des Gebirgsfußes, wo die Bäche und freiwillig sprudelnden Quellen ihre Wasser spenden, erblickt man noch die Spuren der sonstigen Ergiebigkeit des Bodens. Die dritte Hauptebene P.'s gehört wie die erste ausschließlich dem Westjordanlande an; sie durchschneidet dieses in der Richtung von Nordwest nach Südost und theilt dasselbe in eine nördliche (kleinere) u. eine südliche (größere) Hälfte. Es ist dies die herrliche Ebene Jesreel (Esdrelon, jetzt Merj Ibn Amin), welche im Norden des Karmelgebirgs vom mittelländischen Meere aus südöstlich nach dem Jordan hin sich ausbreitet und die Form eines Dreiecks hat, das seinen spitzigsten Winkel nach dem Meere hin streckt. Der südliche, vom Karmel gebildete Rand der Ebene ist weniger hoch, als der Nordrand, an dem die Gebirge Galiläa's in hohen Massen emporsteigen. Die Basis der Ebene im Osten lehnt sich an das Gebirge Gilboa und an den kleinen Hermon, welche indeß die Niederung unvollständig abschließen, so daß die Ebene Jesreel noch drei schmale, wellenförmig sich erhebende Arme neben und zwischen jenen Bergen hin nach dem Jordanthale entsendet. Noch jetzt stimmen alle Reisenden in dem Lobe der hohen Fruchtbarkeit dieses Landstrichs überein. Doch ist derselbe gegenwärtig wenig bebaut und dient arabischen Nomaden zum Weideplatz, wie weiland dem Erzvater Jakob, dessen zahlreiche Heerden sich hier ausbreiteten. In der Geschichte P.'s spielt die Ebene Jesreel eine wichtige Rolle, denn sie war stets der Schlüssel zum Innern des Landes; sie bot den geeignetsten Boden zu großen Völkerschlachten; wie hier einst Saul und Jonathan kämpften und fielen, so rangen auch in den Zeiten der Kreuzzüge Christen und Saracenen und in neuerer Zeit Franzosen u. Türken um ihren Besitz. Nördlich von der Ebene Jesreel erhebt sich das Gebirgsland von Galiläa, welches im innigsten Zusammenhange mit dem Libanon und besonders dem Antilibanon steht. Als tyrisches Treppengebirge steigt letzterer längs der Küste des Mittelmeeres in einem Abstande von 3—4 Stunden von Norden nach Süden herab, bis der Höhenzug die Ebene erreicht, welche ihn vom gegenüberliegenden Karmelgebirge trennt; der Abfall des Hauptkammes nach der Küste hin ist steil und zerrissen, nach Osten dagegen breitet sich zunächst dem Fuße des Antilibanon eine Hochebene Hittin (Hattin) aus, die bis an die Quellen des Jordan u. den großen Hermon reicht, während südlicher herab ein mannichfach durchschnittenes Gruppengebirge nach dem See Genesareth (galiläischen Meer) u. der Ebene Jesreel sich verläuft. Die vorherrschende Gebirgsart ist, wie im ganzen Westjordanlande, Kalk, oft der Kreide sich nähernd; nur auf der Hochebene Hittin und am westlichen Abhange von Tiberias findet sich Basalt, welcher ostwärts vom Jordan in weiter Ausdehnung und in ungeheuren Massen auftritt. Hier in Galiläa erheben sich die mäßig hohen, aber in der evangelischen Geschichte berühmten Berge, der kegelförmige, schöngeformte Thabor (Dschebel el Tur), zwischen Nazareth und Tiberias, der Berg der sieben Seligkeiten (Tell Hattin), nordwestlich vom Thabor, eine tafelförmige, mit zwei Spitzen versehene Berghöhe, u. and. Dieser ganze Theil von Galiläa zeichnet sich ebensowohl durch Großartigkeit der Naturscenen, als durch Ergiebigkeit des Landes aus und erfreute sich in älterer Zeit auch der sorgfältigsten Kultur. Den südlichen Rand der Ebene Jesreel bildete das Karmelgebirge, an welches sich weiter nach Süden hin das Gebirgs- oder Hügelland von Samaria (Gebirg Ephraim) und dann, nach fast unmerklicher Unterbrechung der Höhenzüge in der Gegend von Jerusalem, das wildzerklüftete Gebirge Juda anschließt. Der Karmel (d. h. Fruchtgefilde) läuft nach dem Meere hin in ein steiles und nacktes Vorgebirg aus, welches der südlichste Grenzpunkt von Phönicien ist. In das Land hinein, südostwärts, erstreckt er sich mit immer größerer Breite und niedrigerer Abdachung auf einer Strecke von mehr als 6 Meilen, indem die Ebene Saron auf der einen, die Ebene Jesreel auf der andern Seite an seinem Fuße sich ausbreiten. Der lieblichste und des lohnendsten Anbaues fähige Theil dieses Gebirgs ist die Mitte und ein Theil des daranstoßenden östlichen Flügels; hier besteht es aus wechselnden Hügeln und Thälern, die mit schattigen Hainen geziert und von kühlenden Quellen reichlich bewässert sind. An Reichthum und Kraft des Bodens wird diese Gegend von keiner andern P.'s übertroffen. Da der Karmel seiner Hauptmasse nach Kalkgebirge ist, so besitzt er auch eine Menge von Höhlen, an denen diese Gebirgsart überhaupt so reich ist. Sie dienten von jeher frommen Einsiedlern zu stillen Wohnungen; auch der Prophet Elias liebte bekanntlich den Aufenthalt auf dem Karmel. An ihn erinnert das alte, seit 1830 prächtig restaurirte Karmeliterkloster auf der westlichen Spitze des weit ins Meer hinausgestreckten Vorgebirges, 582 Fuß über dem Niveau des Mittelmeeres. In Südost stößt an den Karmel das Gebirg Ephraim, so benannt, weil es in dem ehemaligen Gebiete des Stammes Ephraim liegt. Es begreift alle Gebirgsgruppen, welche sich von dem Karmel bis nach Jerusalem und Jericho hinab erstrecken. Im Allgemeinen ist dasselbe fruchtbar und noch jetzt sehr angebaut; nur gegen den Jordan hin sind seine Abhänge kahl und rauh, seine Schluchten wild und öde, ein gewöhnlicher Zufluchtsort für Räuber. Zu diesem Gebirge gehören die berühmten Berge Garizim und Ebal, jener südlich, dieser nördlich von der Stadt Sichem oder Neapolis (Nablus) gelegen. Der Berg Silo, in dessen Nähe sich die alte Stadt Silo (jetzt Seilun) befand und wo die Stiftshütte von Josua's Tagen die ganze Richterperiode hindurch bis zum Tode Eli's aufbewahrt wurde, erhebt sich etwa 2

Meilen südlich von Silo; noch südlicher liegt der Neby Samwil, der höchste aller Berge des mittlern P.'s, wo Samuels Grab gezeigt wird. Der Berg Quarantana (jetzt Dschebel Küruntül), eine fast senkrechte Felsenwand von 1200—1500 Fuß Erhebung über der Jordanebene, in der Nähe der Stadt Jericho, wird von der Volkssage als der Ort bezeichnet, wo Christus während seines 40tägigen Fastens vom Teufel versucht worden seyn soll. Die östliche Wand ist voll von Grotten und Höhlen, die einst vielen Eremiten zum Aufenthalt dienten. Sein Scheitel läuft in ein höheres Flachland aus, das sich mit den nordwestlichen Gebirgen Ephraims verbindet. Das Gebirge Juda zieht sich von Jerusalem aus durch das ganze südliche Land in immer breiterer Verzweigung nach dem todten Meere und der arabischen Wüste hin. Es ist ein überaus zerklüftetes, höhlenreiches Terrain, doch größtentheils der Kultur fähig u. war darum im Alterthum mit vielen Gebirgsstädten bedeckt. Nur sein östlicher, dem todten Meere zugekehrter Rand wies nackte, verbrannte und öde Felsen auf. In der Nähe von Hebron erreicht es eine Höhe von 3000 Fuß, bei Jerusalem dagegen erhebt es sich nicht über 2500. Unter seinen Bergen ist ein zweiter Karmel (kleiner Karmel), südöstlich von Hebron, zu erwähnen; mehre andere sind nach benachbarten Städten benannt. Am berühmtesten aber ist der Oelberg (s. d.), $1/4$ Stunde ostwärts von Jerusalem, von welchem er durch das Thal des Baches Kidron getrennt wird. Auf der Ostseite des Jordans laufen vom Antilibanon aus die hier meist basaltischen Gebirge P.'s bis zur tiefen Thalfurche des Flusses Arnon. Vom Hermon her senkt sich zunächst das Land bis an die Nordspitze des See's Genezareth; längs der östlichen Küste dieses letztern aber erheben sich die sehr zerklüfteten Gebirge von Ganalitica, welche bis zum Hieromar hinabreichen. Jenseits des tiefen Einschnittes, welchen dieser größte Zufluß des Jordans gemacht hat, erheben sich einige Stunden südlich die Gebirge aufs Neue, ziehen, von Wady's, welche ebenfalls dem Jordan zuströmen, von Schluchten und Engpässen mannichfach durchsetzt, auf ihren mäßigen Höhen fruchtbare Plateaux und nicht unbedeutende Flächen bildend, bis hinab zum Arnon und treten im Süden vom tiefen Felsenthale dieses Flusses, das von jeher eine Pforte P.'s von Osten her war, mit den moabitischen und edomitischen Gebirgen in Verbindung. Gegen Osten dachen sich diese Gebirge theils in die fruchtbaren Auen des heutigen Hauran, theils in die arabische Wüste ab; gegen Westen aber stürzen sie mit steilen Felsenwänden gegen den Jordan nieder. Als allgemeine Bezeichnung für die östlichen Gebirge finden wir in der Bibel den Namen Gebirge Gilead (auch Schenir und Schirjon); der nördlichere Theil davon führte den Namen Basan, der mittlere wird vorzugsweise als Gilead (im engern Sinn) bezeichnet, den südlichsten bildete das Gebirge Abarim, zu welchem der Berg Nebo gehört, von dem aus Moses das jüdische Land übersah und wo er auch starb. Seetzen und Burckhardt wollten ihn in dem Dschebel Attarus wiedererkennen; Robinson aber will darunter einen höheren Theil des Gebirges am Jordan, Jericho gegenüber, verstanden wissen.

Außer den genannten drei großen Ebenen hat P. noch eine große Anzahl kleinerer Niederungen und Thalschluchten, die für die Konfiguration des Ganzen von untergeordneterer Bedeutung sind, aber in der heiligen Schrift mehrfach erwähnt werden, so das Thal Josaphat (Wady Yehoshafat), auch Thal Kidron (Kedron) genannt, vom Bach Kidron durchflossen, eng und tief, von Nordwest her um die östliche Seite der Stadt Jerusalem und an dem westlichen Fuße des Oelbergs vorbei, dann, nach Einmündung des südwestlich um die Stadt herkommenden Thals Hinnom (Wady Jehennom) in dasselbe, nach dem todten Meere ziehend; das Thal Rephaim (Riesenthal), von Jerusalem nach Bethlehem, mit ergiebigem Getreideboden; das Thal Hebron, bei der Stadt gleichen Namens; das weinreiche Thal Eschkol, westlich von Hebron; das Thal Zepatha, einen Paß von Aegypten nach Judäa darbietend; das Thal Sorek, nördlich von dem nachherigen Eleutheropolis; nicht weit davon, im Nordwesten, auf der Straße von Ramla nach Jerusalem, der sogenannte Eichgrund (Emek-Eleh) oder das Terebinthenthal zwischen Socho und Aseka, südwestlich von Jerusalem; nördlich davon der Königsgrund und nordöstlich von der Hauptstadt bei Gilgal das Thal Achor; von diesem nordwestlich das Hyänenthal (Ge-Hazeboim) und das Zimmerthal (Ge-Hacharaschim); auf der Westgrenze des Stammes Benjamin das Thal Gibeon und südlich davon das Thal Ajalon; im Ostjordanlande das Thal Suchoth, wahrscheinlich dasselbe, in welchem der Jabbok strömt. Wenn in der heiligen Schrift von Wüsten des Landes die Rede ist, so sind darunter meist Steppen, d. h. wenig bevölkerte, nicht urbar gemachte, hauptsächlich zu Viehtriften geeignete Landstriche zu verstehen. So ist namentlich die sogenannte Wüste bei Bethsaida-Julias im Osten vom See Genezareth beschaffen, wo Jesus mehre Tausend Menschen speiste und die ausdrücklich als grasreich bezeichnet wird. Die bekannteste dieser Wüsten ist die von Juda, welche 2 Stunden südlich unter Bethlehem bei der Stadt Thekoa anfing, sich östlich am Gestade des todten Meeres hinabzog und mit der Wüste Engeddi am obern, mit der Wüste Ziph am mittlern und mit der Wüste Mahon am untern Theile des Meeres zusammenhing. Auch diese war strichweise gutes Weideland und hatte nur einzelne völlig rauhe u. unfruchtbare Stellen. Eine Wüste im eigentlichen Sinne war u. ist noch jetzt nur die nach dem gleichnamigen, in ihrer Mitte gelegenen Berg Quarantana genannte. Die Wüste Bethaven, zwischen Jericho und Bethel, war ein Theil des östlichen kahlen Gebirges von Ephraim. Außer diesen werden in der heiligen Schrift die Wüste von Gibeon, in der Nähe dieser Stadt, nördlich von Jerusalem, die Wüste im Stamme Ruben, in welcher die Stadt Bezer lag, wahrscheinlich nahe der arabischen Grenze, und einige andere erwähnt; in neuerer Zeit hat mit der Unkultur und Unfruchtbarkeit des ganzen Landes die Zahl der wüstenartigen Distrikte beträchtlich zugenommen.

In Vergleich mit seinen Nachbarländern muß P., zumal das alte, als ein wohlbewässertes Land bezeichnet werden; hatte es auch keinen großen schiffbaren Strom, so durchflossen doch zahlreiche

Bäche seine Thäler und frische Quellen sprudelten fast allenthalben am Fuße der Gebirge. Der Jordan (Jarden, jetzt Scheriat [d. i. Trinkstelle] und El Urdun genannt) durchströmt das Land von Norden nach Süden in einer Länge von 18—20 Meilen. Seine Quellen liegen am höchsten Rükken des Antilibanon bei Cäsarea Philippi (Paneas, jetzt Dorf Banias) und bilden den See Merom oder Samochonitis (jetzt Huleh); von da fließt er in einem engen felsigen Bette zwischen Hügelreihen, 3 Meilen weit bis zum See Genezareth, wo er bereits eine Breite von 30 Ellen erlangt hat. Nach seinem Austritte aus dem See strömt er in immer rascherem Laufe gegen 12—13 Meilen durch die nach ihm benannte Ebene (el Ghor), um in das todte Meer, 40 Ellen breit, einzumünden. Die größere oder geringere Menge des jährlichen Niederschlags hat auf seine Wassermenge verhältnißmäßig weniger Einfluß, weil, abgesehen von der durch die Zerstörung der palästinensischen Waldungen herbeigeführten größern Regenarmuth in der Gegenwart, theils der ausgetrocknete lose Kalkboden, theils die Becken des See's Huleh und Genezareth einen großen Theil der herabfallenden Regenmenge aufnehmen. Zum Gebiete des Jordans und der von ihm gebildeten Seen gehören mehre kleinere Flüsse und zahlreiche Bäche, welche im Sommer meist austrocknen und jetzt den gemeinschaftlichen Namen Wady führen. Hierher gehören besonders die Bäche, welche dem See Genezareth zufließen und die kleine Ebene Gennesar, zwischen Magdala (jetzt Migdal) und Kapernaum (jetzt Khan Minyeh) bewässern. Der in der heiligen Geschichte viel genannte Bach Kidron (der schwarze) entspringt im Thale Josaphat zwischen Jerusalem und dem Oelberge, durchfließt dieses Thal südwärts, wendet sich am Ende desselben nach Südost und ergießt sich zuletzt ins todte Meer. Selbst im Winter fließt in seiner Thalfurche nicht immer Wasser; das Thal dient jetzt, wie wahrscheinlich schon im Alterthum, nur in der Regenzeit als Ableitungskanal der Berggewässer. Von der Ostseite her vereinigen sich mit dem Jordan: die kleinen Flüsse Hieromar (jetzt Scheriack el Mandahur oder Yarmuck) und Jabbok (jetzt el Zurka) unterhalb des See's Genezareth. Jener mündet ungefähr zwei Stunden unter dem See ein, dieser ungefähr in der Mitte des Jordanthales, gegenüber der Grenzlinie, welche Judäa und Samaria scheidet. Zwischen beiden rinnen mehre kleinere Wady's dem Jordan zu. Das Flüßchen Arnon (jetzt Wady el Mojeh) kommt aus dem wüsten Arabien, machte sonst die Grenze zwischen dem Stamm Ruben und zwischen den Moabitern und ergießt sich zuletzt in das todte Meer. Ueber und unter ihm stürzen sich in dasselbe Wasserbecken noch zahlreiche andere, mehr od. minder bedeutende Wady's, z. B. Wady Zurka M'ain, Deraah oder Kerak, el Kurahy od. es Safieh u. a. Unter den Gewässern des jüdischen Landes, die sich in das mittelländische Meer ergießen, sind die wichtigsten: der Bach Belus, der nach einem kurzen Laufe von 20 Minuten südlich unter Ptolemais (Akka) mündet und aus dessen feinem Sande die Phönicier das erste Glas bereitet haben sollen; der Bach Kison (jetzt el Mukutta), der am Fuße des Thabor entspringt, die Ebene Jesreel durchströmt u. am nördlichen Ende des Vorgebirges Karmel mündet; der Bach Jarkon (jetzt Nahr el Aujeh), nördlich von Joppe mündend. Die meisten dieser kleinen Gewässer trocknen im heißen Sommer aus. Die Seen P.'s stehen sämmtlich durch den Jordan mit einander in Verbindung. Der nördlichste davon ist der See Merom (d. h. oberer See, bei den Griechen Samochonitis, jetzt Bahr el Huleh, d. i. See der Thalebene genannt), der beim höchsten Wasserstande $3\frac{1}{2}$ Stunden lang und 2 Stunden breit, in der trocknen Jahreszeit aber mit Ausnahme des Jordanbettes großentheils bloßer Sumpf ist. Drei Meilen südlicher breitet sich der schöne See Genezareth oder Tiberias (jetzt Bahar Tabaraya) zwischen Bergabhängen in einer Länge von 6 Stunden und einer Breite von 3 Stunden aus. In seinen Wellen spiegelten sich ehedem zahlreiche u. schöne Städte: Kapernaum, Bethsaida, Magdala, Tiberias, Ammaus, Tarichäa, Gamala, Hippos und Bethsaida-Julias, und zwischen diesen waren Dörfer und Flecken im blühenden Kranze an einander gereihet. Gegenwärtig hat der See durch Abtreibung der Waldungen auf seinen Bergen und durch Vernachlässigung der Bodenkultur von seinen Reizen viel verloren; indeß bleibt er noch immer das „Auge P.'s". Das todte Meer (s. d., jetzt Bahr Lut, d. i. Lotssee) dehnt sich im Süden P.'s in einer Länge von 20 Stunden und einer durchschnittlichen Breite von 7 Stunden zwischen nackten Felsen aus, die sich auf dem westlichen Ufer bis 1500 Fuß, auf dem östlichen aber 2000—2500 F. über den Wasserspiegel des See's erheben; sein Flächeninhalt beträgt gegen 40 □Meilen, seine merkwürdig tiefe Lage 598,5 pariser Fuß unter dem Mittel- u. 560 unter dem rothen Meere ist in neuerer Zeit vielfach ermittelt worden. Mit dem Mittelmeere standen die alten Hebräer nur durch den Hafen von Joppe in direkter Verbindung, indem die Philister den südlichen, die Phönicier den nördlichen Saum desselben besetzt hatten. Als Gesundbrunnen werden in P. erwähnt: der Teich Bethesda in Jerusalem, wahrscheinlich ein Stahlwassersprudel, jetzt kaum noch erkennbar; die heißen Quellen bei Tiberias, bei Josephus Ammaus (jetzt Humman, d. i. heiße Bäder), an der Westseite des See's Genezareth, noch jetzt in 4 Sprudeln vorhanden, die 48° R. Wärme besitzen und noch im Gebrauch sind; auf der Ostseite desselben See's die Quellen von Amatha, bei Gadara, im Thale des Hieromar (jetzt Wady Yarmuck), 10 heiße Schwefelquellen von cirka 40° R., noch jetzt besucht; am Nordostrande des todten Meeres die heiße Quelle Callirhoë in der Nähe des Wady Zurka M'ain.

Die Lage P.'s, zwischen dem 31. u. 33. Breitengrade, bedingt ein theilweise heißes Klima. Nur auf den Höhen fällt das Thermometer unter Null, in den Thälern u. Ebenen steigt es dagegen oft auf 30° und darüber. Wie in allen Ländern ähnlicher Breite werden indeß selbst in den warmen Monaten die Nächte durch empfindliche Kälte nachtheilig. Man unterscheidet allgemein in P. zwei Hauptjahreszeiten, den Sommer und den Winter; jede von ihnen zerfällt in mehre kleinere Witterungszeiträume. Die Saatzeit beginnt um die Mitte des Oktober und dauert bis zur Mitte des

December. Diese Jahreszeit ist anfangs noch warm, um die Mitte kühl, nebelig, wolkig u. regnerisch, gegen das Ende bringt sie auf den Gebirgen schon etwas Schnee. Zu Anfange des November entlauben sich die Bäume. Die zweite Jahreszeit, von der Mitte des December bis zur Mitte des Februar, macht den eigentlichen Winter aus. Sie bringt Schnee, der aber in den Ebenen und Thälern nicht über 24 Stunden liegen bleibt, u. bedeckt die Gewässer mit einer leichten, einem flüchtigen Sonnenblick nicht widerstehenden Eisrinde; erst gegen das Ende derselben bedecken sich die Fluren mit einem lachenden Grün und die Bäume schlagen aus. Die dritte Jahreszeit, von der Mitte des Februar bis zur Mitte des April, bringt, obgleich von vorn herein noch etwas rauh, bereits den vollen palästinensischen Frühling. In den Ebenen beginnt die Hitze schon lästig zu werden, Gewitter und Hagelstürme werden häufiger, enden aber im April gänzlich. Im Februar und März fällt der zum Körnen der Früchte unentbehrliche Spätregen. Mit dem Anfange der vierten Jahreszeit, Mitte April bis Mitte Juni, beginnt die Getreideernte und wird bis zu Anfange des Juni so völlig abgethan, daß in alten Zeiten zu Pfingsten das Erntefest gefeiert werden konnte. Die Luft wird mit jedem Tage wärmer, in den Ebenen bereits drückend, aber in den wasserreichern Thälern und auf den Gebirgen herrscht der schönste europäische Frühling. Regen u. Gewitter sind von jetzt an bis zum Ablaufe der beiden folgenden Jahreszeiten unerhörte Erscheinungen, kaum daß sich noch in der 2. Hälfte des April am Morgen leichte, bald verschwindende Wolken oder Höhenrauch zeigen. Vom Ende dieses Monats bis gegen Ende Septembers ist der Himmel völlig wolkenlos. Schon in der Mitte des Mai bekommt das Land ein verbranntes Ansehn, und nur starke Thaue geben der Vegetation Erquickung. Die fünfte Jahreszeit, Mitte Juni bis Mitte August, reift alles Obst, trocknet die Bäche aus und verhärtet durch einen heißen Ostwind den Boden, dessen grüne Decke sich nun ganz fahl färbt. Noch stärker treten diese Wirkungen der heißen Jahreszeit in dem sechsten Jahresabschnitt, Mitte August bis Mitte Oktober, hervor. Bei der höchsten Landesdürre kann ein Funke ganze Strecken in ein Feuermeer verwandeln. Gegen Ende dieser Jahreszeit fängt jedoch die Hitze an allmählig nachzulassen, die Nächte werden kühl, während des September temperirt schon einiger Regen die Luft und bekleidet den Boden wieder mit Grün. Es ist Thatsache, daß das Land in älterer Zeit und namentlich auch im Zeitalter Jesu viel angebauter und in Folge davon viel tragbarer war, als jetzt; selbst in den Theilen, wo jetzt Alles öde ist, finden sich überall Spuren von menschlicher Thätigkeit, Terrassen, Mauern, zusammengelegte Steine längs den Wegen, häufige Cisternen u. dergl. Seit Jerusalems Zerstörung ist aber P. von Römern, Saracenen, Kreuzfahrern und Türken, außerdem auch durch Erdbeben und andere Naturplagen so oft und so schrecklich verheert worden, daß es in der That nicht Wunder nehmen darf, wenn man gegenwärtig kaum schwache Spuren der ehemaligen Fertilität wahrnimmt. Dessen ungeachtet ist die Güte seines Bodens immer noch nicht zu verkennen, u. es ist kein Grund vorhanden, an dem ehemaligen 30=, 60= u. 100fältigen Ertrage seiner Ernten, welcher auch durch viele noch vorhandene mit Aehren u. Trauben sinnbildlich verzierte Münzen aus den Zeiten kurz vor Jesu bestätigt wird, zu zweifeln. Am wichtigsten war von je in P. der **Ackerbau**, durch den schon Moses sein Volk dem verwildernden Nomadenleben zu entwöhnen und an feste Wohnsitze zu ketten suchte. Die wichtigste Getreideart war der Weizen, nächstdem Gerste, Hirse, Spelt oder Dinkel, Bohnen, Kichererbsen, Linsen, Wikken; auch Senf, Anis, Kümmel, Hanf und Flachs wurden häufig gebaut. Nicht minder blühend war der Obstbau; Aepfel=, Birn=, Pflaumen=, Kirsch=, Pfirsich=, Aprikosen=, Citronen= u. Pomeranzenbäume waren überall zu finden. Vor allen wichtig aber war der Oelbaum, der noch gegenwärtig ein vorzügliches Oel liefert, wenn er auch jetzt weniger gepflegt wird, als ehedem. Reich war ferner das alte P. (wie zum Theil noch das heutige) an Feigenbäumen, Sykomoren und Dattelpalmen; endlich gedieh hier sonst die jetzt ganz verschwundene Balsamstaude, namentlich in der Gegend von Jericho und Engeddi. Aus ihrer Rinde schwitzte im Juni, Juli u. August der Balsam aus, dessen heilende Kraft im Alterthum hochberühmt war. Die sonnigen Bergabhänge und Hügelgelände zeitigten die edelsten Weintrauben, die theils gekeltert, theils getrocknet und ausgeführt wurden. Bereits im Juli hatte man reife Trauben; im September fand die Weinlese Statt. Was ältere Schriftsteller von der Größe der Trauben und von der Güte des palästinensischen Weines versichern, wird durch das einstimmige Zeugniß neuerer Reisenden bestätigt. Der Wein von Hebron soll den besten alten Rheinweinen nicht nachstehen. Die **Viehzucht** des alten P.'s bildete einen sehr einträglichen Erwerbszweig seiner Bewohner. Man hielt große Heerden von Schafen, welche die feinste Wolle trugen und ein treffliches Fleisch lieferten; von Ziegen, deren langes Haar zu groben Tüchern verarbeitet wurde; von Rindern, die zugleich als Last= und Zugthiere dienten; von Eseln und Maulthieren, welche man zum Reiten benutzte und ihres sicheren Ganges wegen dem Pferde vorzog. Doch ward auch letzteres nicht bloß als Schlachtroß, sondern auch für Transporte und Reisen nicht selten verwendet; in neuerer Zeit kommt das Pferd, wie es scheint, verhältnißmäßig häufiger in P. vor, als im Alterthum. Die Kameelzucht war sonst, wie auch noch jetzt, vorzugsweise dem benachbarten Arabien eigen; von dort wurden diese Lastthiere von jeher nach P. eingeführt. Die Hunde waren, mit Ausnahme der dressirten, verachtet und herrenlos, wie noch heutigen Tages im ganzen Orient. Schweine hielten bloß die heidnischen Bewohner P.'s, besonders in der sogenannten Dekapolis im Ostjordanlande. Die Gans scheint man im alten P. nicht gekannt zu haben, wohl aber das Haushuhn, außerdem die meisten europäischen Vögel. Von Wild und Raubthieren lieferte P. Gazellen, Gemsen, Rehe, Hirsche, Schakale, ehedem auch Löwen, Tiger und Bären, welche letztere zum Theil verschwunden, zum Theil nur noch im nördlichen Hochgebirge zu finden sind. Im See Genezareth

ward bedeutende Fischerei getrieben; neben ihr verdient die sonst gut gepflegte und reichlich lohnende Bienenzucht erwähnt zu werden, welche jetzt fast ganz darniederliegt. Das Innere der palästinensischen Gebirge birgt unstreitig reiche Schätze an Metallen und edlen Mineralien; ein schwunghafter Bergbau ist aber in P. zu keiner Zeit getrieben worden, obgleich das Schmelzen u. Scheiden der Erze den Juden nicht unbekannt war. Von den verschiedenen, zum Theil sehr verheerenden Landplagen P.'s stehen die häufigen Erdbeben obenan, deren in der heiligen Schrift mehre erwähnt werden. Auch aus dem 7. Regierungsjahre des Königs Herodes und aus dem 8. und 12. Jahrhundert werden schwere Erderschütterungen erwähnt. In neuerer Zeit waren die Jahre 1762, 1834 und vorzüglich 1837 (1. Jan.) dadurch ausgezeichnet. Heiße, versengende Ostwinde, Hagelwetter, Wolkenbrüche, Wasserhosen, Heuschreckenzüge, allgemeine Dürre behaupten noch jetzt, wie ehedem, ihre Gewalt und vermehren die Unsicherheit der Existenz in dem Grade, als ihnen eine geregelte Kultur durch geeignete Präservativmittel nicht mehr entgegenwirkt. Auch die Plage des Aussatzes sucht jetzt noch die Bewohner P.'s, namentlich die ärmeren Klassen, heim.

Geschichte. Als das erste Volk, welches in P. seßhaft war, wird gewöhnlich das kanaanitische (die Kanaaniter, Kananäer) bezeichnet; indeß finden sich in den Gegenden östlich vom Jordan Spuren eines Urvolks, welches, sowohl Hebräern u. ihren Stammverwandten, als Kanaänern fremd, noch bis in nachmosaische Zeiten eine gewisse Selbstständigkeit behauptete, nämlich der Choräer od. Höhlenbewohner in dem von Natur so höhlenreichen Gebiete des Landes Edom od. Seir. Sie wurden von den Edomitern verdrängt; doch erscheinen zu Josua's Zeiten noch Ueberreste von ihnen in den Refaim, d. h. Recken (Riesen), als deren letzter König der riesige Og von Basan genannt wird, dessen riesiges eisernes Todtenbett noch lange als Denkmal eines kolossalen Menschenkörpers diente (4. Mos. 21, 33). Die Kanaaniter breiteten sich über das ganze Land aus und unterjochten die Ureinwohner größtentheils. Sie zerfielen in 4 Hauptvölkerschaften: Amoriter, d. i. Bergbewohner, im südlichen Juda und weiter nach Südosten hin bis gen Petra seßhaft, ein starker, rauher, kriegerischer Volksstamm; Chittiter, d. i. Thalbewohner, theils neben jenen die Thalebenen bewohnend, theils nördlicher herauf durch die Mitte des Westjordanlandes vertheilt, wo sie als Pherisiter bezeichnet werden; eigentliche Kanaaniter, an der Küste des Mittelmeeres und im Jordanthale, Besitzer der auserlesensten Theile des Landes, als Herren des Meeres glückliche Schifffahrer und Gründer naher u. ferner Pflanzstädte; Chiviter, d. i. Städter, im Innern des Westjordanlandes, von der Mitte an bis zur nördlichen Grenze hin ansässig, mit der Hauptstadt Gibeon. Außerdem werden als kanaanitische Völker meist nach ihren Wohnsitzen oder Hauptstädten genannt: Sidonier, Chetiter, Jebusiter, Girgasiter u. a. m. Die Kanaaniter scheinen von Südosten her in P. eingewandert zu seyn und einem größeren arabischen Volke angehört zu haben. Erst nach der Einwanderung theilten sie sich in die genannten Hauptäste, woraus sich in der Folge immer weiter gehende Spaltungen und Gliederungen ergaben. In der mosaischen Zeit hatten sie schon eine gewisse Ueberreife in dem schönen Lande erreicht, wohl nicht ohne die Einwirkung jener endlosen Zersplitterung. Die gröbsten, zum Theil unnatürlichsten Laster herrschten unter ihnen, und diese Entsittlichung wie jene Entnervung erleichterten dem Volk Israel die Eroberung des Landes. Daß die Philister an der südlicheren Meeresküste ebenfalls Ueberreste der Kanaaniter waren, ist eben so wahrscheinlich, als bisher allgemein angenommen. Ewalds Ansicht, wonach die Philister eingewanderte Kreter waren, denen sich Ueberbleibsel der Amoräer zugesellten, entbehrt annoch einer historischen Grundlage. Außer den Kanaanitern drängten sich frühzeitig noch andere arabische Wanderstämme den Grenzen P.'s zu, unter welchen besonders die Amalekiter hervorzuheben sind. Von allen diesen Einwanderungen unterscheidet sich die der Hebräer (s. d.), von welchem kleinen Volke in P. eine Umwälzung ausgeht, deren Macht nicht nur auf viele Jahrhunderte die früher hier ansässigen Völker empfinden, sondern aus welcher auch ein ganz neues Leben keimt, dessen edelste Frucht auch dann noch bleibt, oder vielmehr erst dann recht erkannt und geschätzt wird, als das Volk äußerlich untergeht. Noch hatten die Hebräer die Eroberung des Landes bei weitem nicht vollendet, als schon die Theilung desselben unter die 12 Stämme vorgenommen ward, indem man jedem einzelnen es überließ, das ihm angewiesene Territorium sich vollends anzueignen. Den Stämmen Ruben, Gad und halb Manasse hatte schon Moses ihren Antheil am östlichen Ufer des Jordans, im Lande Gilead, zugetheilt; an die übrigen zehntehalb Stämme kam nach Josua's Bestimmung die zwischen dem Jordan und dem Mittelmeere gelegene andere Hälfte. Nicht das Meilenmaß, sondern die Beschaffenheit des Bodens u. die Volkszahl der einzelnen Stämme machten den Maßstab der Theilung aus; so erhielt z. B. der Stamm Juda, welcher überdies allen übrigen im Kriege voranszuziehen pflegte, den südlichsten u. größten, d. h. mehr als den 4. Theil, zwischen dem todten und dem mittelländischen Meere bis herauf zur Stadt Jebus, dem nachmaligen Jerusalem. Später mußte er indeß den nordwestlichen Strich am Meere dem Stamm Dan und den westlichen, an das Gebiet der Philister grenzenden, dem Stamme Simeon abtreten, weil das Ganze für Juda zu groß befunden wurde. Nach Norden zu von Juda, an der westlichen Seite des Jordans, erhielt der Stamm Benjamin seinen Antheil; über diesem, zwischen dem Jordan und dem mittelländischen Meere, der Stamm Ephraim und der übrige halbe Stamm Manasse, welche beide eigentlich den Stamm Joseph ausmachten. Der ganze nördliche Theil des Landes fiel an die Stämme Issaschar, Sebulon, Naphthali u. Ascher, welcher letztere das Gebiet der Phönicier einschloß, obwohl es nie von den Israeliten wirklich erobert wurde.

Im Verlauf der geschichtlichen Entwickelung (s. Hebräer und Juden) erlitt die alte Eintheilung P.'s bedeutende Abänderungen. Seit der babylonischen Gefangenschaft verlor nicht nur die Un=

terscheidung von 12 Stammgebieten alle Bedeutung, sondern auch die Abmarkung zweier Reiche (Juda und Israel) hatte keinen Sinn mehr. Vielmehr zerfiel seit jener Zeit der westliche, zwischen dem Mittelmeere und dem Jordan gelegene Theil des Landes in die 3 bereits erwähnten Distrikte Judäa, Samaria und Galiläa. Die Provinz Galiläa (s. d.) zählte auf einem Flächenraume von cirka 70 □Meilen zur Zeit Christi und kurz nachher mindestens 1 Million Einwohner, wie sich daraus ergibt, daß Josephus im letzten jüdischen Kriege hier, nachdem schon viele Männer gefallen waren, mit leichter Mühe ein Heer von 100,000 Freiwilligen zusammenbrachte; einzelne Städte zählten in ihren Mauern und auf ihrem Territorium bis 150,000 Einwohner. Samaria, die kleinste der Westjordanprovinzen, zwischen Galiläa u. Judäa in der Mitte gelegen, im Osten vom Jordan begrenzt, im Westen nicht ganz bis ans Meer reichend, indem seit Demetrius Soter (162—146 v. Chr.) die unmittelbare Meeresküste, von Ptolemais herab, zur Provinz Judäa geschlagen wurde, stand an Fruchtbarkeit der Provinz Galiläa kaum nach, aber gleichwohl war seine Bevölkerung weniger dicht, als die in den beiden andern Westjordanprovinzen. Seit Salomo's Tode bildete Samaria den südlichsten Theil des Reiches Israel; nachher dehnte sich sein Name über das ganze Westjordanland aus, in soweit es nicht zum Reiche Juda gehörte, umfaßte also auch Galiläa, welches sich erst später durch Volkssitte und politische Verfassung von ihm sonderte und in religiöser Beziehung sich enger an Judäa anschloß. Judäa, der südlichste und größte Theil des Westjordanlandes, zwischen dem Mittelmeere, dem unteren Jordan u. dem todten Meere, 10—12 Meilen breit und von Dor (oberhalb Cäsarea) bis nach Raphia (schon in Idumäa) über 20 Meilen lang, wurde zu Jesu Zeiten in das nördliche oder eigentliche Judäa und in das südliche Judäa oder Idumäa eingetheilt. Johannes Hyrcanus (135—106 v. Chr.) hatte letzteres erobert, die Idumäer zur Beschneidung und Annahme des mosaischen Gesetzes gezwungen u. die sonst oft feindlich geschiedenen Länder zu einem Ganzen vereinigt. Unter Herodes dem Großen wurde der idumäische Stamm in ganz P. sogar der herrschende. Nach den vorzüglichsten Städten unterschied man in Judäa 10—12 besondere Distrikte, die jedoch ohne politische Bedeutung sind. Peräa, oder das gesammte Ostjordanland P.'s, wurde zu Jesu Zeit eingetheilt in das Gebiet des Tetrarchen Philippus u. in den zur Herrschaft des Tetrarchen Herodes gehörenden Distrikt (Peräa im engern Sinne). Die Bevölkerung bestand seit der babylonischen Gefangenschaft zum größten Theil aus Heiden; nur im eigentlichen Peräa waren die Juden noch zahlreich. Die Tetrarchie des Philippus bildete den nördlichen Theil des Ostjordanlandes; sie zerfiel in die Provinzen: Trachonitis, die nördlichste, am Antilibanon und südwärts nach dem Gebirge Gilead zu, nebst Ituräa, Ganalitica, an der Ostküste des See's Genezareth, und Batanäa, südlich vom vorigen. Die sogenannte Dekapolis begriff 10 Städte, von denen jede ihr eignes Gebiet hatte, unmittelbar unter römischer Herrschaft stand und sich mancher Privilegien erfreute. Die Einwohner waren größtentheils Griechen u. Syrer. Peräa im engern Sinne begriff den südlichern Theil des Ostjordanlandes und umfaßte die alten Stammgebiete von Gad und Ruben. Im Norden grenzte es an die Tetrarchie des Philippus, östlich an das alte Ammoniterland u. das wüste Arabien, südlich an den Fluß Arnon und die Ostseite des todten Meeres, westlich an das östliche Ufer des Jordans, Samaria und Judäa gegenüber.

Im 4. Jahrhundert theilte man P. mit Zurechnung von Arabia peträa ein in: P. prima, Nord-Judäa und Samaria umfassend, mit der Hauptstadt Cäsarea; P. secunda, das alte Galiläa, mit der ganzen Umgegend des See's Genezareth, sowohl an der Ost- als an der Westseite, mit der Hauptstadt Scythopolis; P. tertia (P. salutaris), Süd-Judäa, Idumaä und das peträische Arabien, mit der Hauptstadt Petra. Bei der Theilung des römischen Reichs (395) fiel P. dem morgenländischen Kaiserthum zu und theilte alle die traurigen Schicksale, von welchen dieser Staat heimgesucht wurde. Im Jahre 614 eroberte und verwüstete der Perserkönig Chosroes Jerusalem; erst 629 setzte sich Heraclius wieder in den Besitz der Stadt und des Landes. Schon 636 aber bemächtigte sich der Khalif Omar P.'s, nachdem er Jerusalem 4 Monate lang belagert hatte. Nur auf kurze Zeit wurde das unter fast 500jährigen Leiden seufzende Land, das alle Geschicke der wechselnden Herrschaft der saracenischen Oberhäupter in Aegypten theilte, 1096 durch die christlichen Kreuzfahrer von seinen bisherigen Tyrannen befreit. Denn kaum war das von Gottfried von Bouillon (1099) gestiftete Königreich Jerusalem zu einiger Festigkeit anscheinend gediehen, als es 1187 mit der Eroberung der Hauptstadt wieder in sein Nichts zerfiel. Von nun an war P., schon seit dem Anfange der Kreuzzüge jammervoll verheert, der stete Schauplatz wüthender Kämpfe zwischen den Saracenen u. den christlichen Kreuzfahrern, die bis 1291 die Wiedereroberung desselben vergeblich versuchten, sowie der blutigen Fehden, in Folge deren dies Land endlich 1517 unter dem Sultan Selim I. in die Hände der osmanischen Türken kam, welche es nun über drei Jahrhunderte hindurch beherrschen. Alle jene traurigen Wirkungen, welche der türkische Despotismus auf die Länder des Orients ausgeübt hat, haben seit dieser Zeit auch in P. sich gezeigt u. das Land zum Schauplatze der Verödung und des Elends gemacht. Die Türken nennen sich Gebieter des Landes und drücken den Bebauer des Feldes, welcher diesem etwas mehr als seine kümmerliche Erhaltung abzugewinnen weiß, schonungslos zu Boden. Der räuberische Araber durchstreift es nach allen Richtungen hin und erkennt nur zum Schein die Oberherrschaft des türkischen Sultans an. Der Ackerbau und die Landeskultur haben unter dem osmanischen Regimente von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Rückschritte gemacht, die Einöden und Wüsten sind immer größer und zahlreicher geworden; an die Stelle wohlhabender Dörfer traten einzelne verfallene Hütten, deren Bewohner das grausenvolle Bild des Mangels und der Verwüstung darstellen. Auf dem gesammten Lande scheint der Fluch einer erzürnten Gottheit zu ruhen, und

das heutige Falestin ist kaum noch ein Schatten vom ehemaligen P.

Im Jahre 1799 ward P. von Napoleon zum Schauplatz seiner Thaten ausersehen. Wie aber an keinem Orte mehr die Ohnmacht aller irdischen Größe an Land und Leuten von je ist offenbar worden, so sollte auch er hier zuerst die Lehre bekommen, daß er besiegbar sey. Zwar fiel Jaffa am 6. März, aber vor Ptolemais (St. Jean d'Acre) scheiterte seine Kriegskunst und der Ungestüm seiner siegesgewohnten Streiter. Am 21. Mai zog sich das französische Heer kleinlaut und beschämt auf derselben Straße nach Aegypten zurück, auf der es kurz vorher in stolzem Uebermuth vorgedrungen war. Das Schicksal P.'s schien einer Wendung zum Bessern entgegenzugehen, als Ibrahim Pascha 1833 Besitz von demselben nahm und Mehemed Ali es mit Aegypten vereinte. Die schweren Bedrückungen der Bewohner dauerten zwar auch unter dieser Regierung fort u. wurden noch obendrein durch die früher unbekannten Soldatenaushebungen gesteigert; allein die Konsequenz, mit welcher die Regierung von Kairo ihre Anordnungen durchführte, hatte doch die wohlthätige Folge, daß überall die größte Sicherheit nach außen herrschte und Ackerbau und Industrie wenigstens vor gewaltsamen Eingriffen u. Ueberfällen geschützt waren. Die an den Pascha zu entrichtenden Abgaben waren, obwohl schwer und lähmend, doch wenigstens geregelt und darum eher zu erschwingen, als die Forderungen der türkischen Beamten, von denen sich jeder die willkürlichsten Ueberschreitungen erlauben durfte. Seit der Vertreibung der Aegypter aus Syrien und P. 1841 ist nun diese türkische Herrschaft wieder im vollsten Gange und das Land ist sichtbar wieder mehr in Verfall gekommen, den auch das von England und Preußen 1841 gestiftete und dotirte evangelische Bisthum Jerusalem nicht aufhalten kann. Die Türken theilen ihr Falestin oder das Land diesseits des Jordans in 6 Distrikte: El Kuds, mit der gleichnamigen Hauptstadt (Jerusalem) und etwa 200 Dörfern; El Khalil, die Gegend um Hebron; Gaza mit der Stadt gleichen Namens und etwa 300 Dörfern; Nabulus, das alte Samaria, mit 100 Dörfern; Areta, zwischen dem Thabor, dem Jordan, dem mittelländischen Meer u. dem vorigen Distrikt; Safed, zwischen Areta, dem mittelländischen Meer, dem Jordan u. der Nordgrenze des Landes. Das gesammte Falestin gehört zum Gebiet des Pascha von Damas (Damask), den längs des mittelländischen Meeres sich hinziehenden Landstrich ausgenommen, welcher das Paschalik von St. Jean d'Acre bildet u. auch im engern Sinn Falestin heißt.

Die wichtigsten Schriften über P. aus der neuern Zeit sind: Chateaubriand, Itineraire de Paris à Jerusalem, Paris 1811, 3 Bde., deutsch, Leipzig 1812, 3 Bde.; Klöden, Landeskunde von P., Berlin 1817; Burckhardt, Travels in Syria and the Holy Land, London 1822, deutsch von Gesenius, Weimar 1823, 2 Bde.; Rosenmüller, Biblische Geographie, Leipzig 1823 ff., 3 Bde.; Buckingham, Travels in Palaestine, London 1821, deutsch, Weimar 1827, 2 Bde.; Prokesch von Osten, Reise ins heilige Land, Wien 1831; Russel, Palaestine or the Holy Land, deutsch von Röder, Leipzig 1833, von Diezmann, das. 1836; v. Schubert, Reise nach dem Morgenlande, Erlangen 1838, 3 Bde.; v. Raumer, P., Leipzig 1835, 2. Aufl., das. 1838; Robinson, P. und die südlichen angrenzenden Länder, Halle 1841 f., 3 Bde., mit Karten u. Plänen von Kiepert, die gründlichste und wichtigste unter den neuern Schriften über P.; Tischendorf, Reise in den Orient, Leipzig 1845; Strauß, Reise nach P., Berlin 1846. Als populäres Lehrbuch sehr zu empfehlen ist die 8., nach Robinson umgearbeitete Ausgabe von Röhr, P. oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu, Leipzig 1845, mit einer kleinen Karte. Von Karten sind außer den genannten besonders Weilands Karte (Weimar 1832) und Kieperts Bibelatlas zu erwähnen.

Palästra (griech.), eigentlich Ringschule, dann Turnschule der Knaben, als Gegensatz zum Gymnasium, auch s. v. a. Gymnasium; in metaphorischer Bedeutung der Ort, wo man mit irgend welchen Schwierigkeiten zu ringen hat.

Palästrik (v. Griech.), Ringkunst, Turnkunst, s. Gymnastik.

Palafox y Melzi, Don José de, Herzog von Saragossa, geboren 1780 aus einer vornehmen aragonischen Familie, diente in der spanischen Garde zuletzt mit dem Range eines Brigadegenerals und begleitete 1808 Ferdinand VII. nach Bayonne. Als dieser hier am 1. Mai zur Thronentsagung und sein Vater am 5. zur Verzichtleistung auf den Thron zu Gunsten Napoleons gezwungen wurde, kehrte P. nach Spanien zurück und ward nach dem Ausbruch des Aufstandes gegen die französische Herrschaft zum Generalkapitän von Aragonien ernannt. Seine weisen Maßregeln zähmten die Wildheit der aufgeregten Gemüther und gaben der allgemeinen Erhebung einen geregelten Fortgang. Vergeblich suchte er aber den Einfall der Franzosen in Aragonien unter dem Marschall Lefebvre zu hindern; dem Feinde im offenen Felde nicht gewachsen, beschloß er, sich auf die Vertheidigung Saragossa's zu beschränken. Mit heldenmüthiger Tapferkeit schlug er in der ersten Belagerung vom 4.—15. August 1808 die Stürme der Franzosen ab und rettete Aragoniens Hauptstadt. P. war damals einer der gefeiertsten Helden des Tages. Die Schlacht bei Tudela am 23. November vernichtete aber die Hoffnungen der Patrioten, und von Neuem rückten die Franzosen, anfangs unter Moncey und Mortier, dann unter Lannes, mit 31,000 Mann vor Saragossa (20. December 1808), dessen Besatzung, durch Seuchen decimirt, sich am 21. Febr. 1809 kriegsgefangen ergeben mußte. P. ward krank nach Frankreich abgeführt, wo er bis zum Abschlusse des Vertrages von Valençay (11. December 1813) zurückgehalten wurde. Ferdinand VII., der durch diesen Vertrag den Thron Spaniens wieder erhielt, sandte P. an die Regentschaft, um ihr seine baldige Ankunft zu verkünden. Bei der Auflösung der Cortes am 4. Mai 1814 erklärte sich P. für die unumschränkte königliche Gewalt, ward darauf zum Generalkapitän von Aragonien, wo er durch kräftige Maßregeln den anarchischen Unordnungen der Bürgermilizen Einhalt that, und 1815 mit General Gi-

ron zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, die in Aragonien wegen Napoleons Rückkehr von Elba zusammengezogen wurde. Bei der Revolution von 1820 verlor P. alle seine Würden und blieb bis zur Befreiung des Königs (1823) ohne Anstellung, dann lebte er als General in Madrid. Nach Ferdinands Tode erklärte er sich für die junge Königin und das Estatuto real, wurde aber, da er in den Verdacht gerieth, bei den Plänen der ultraliberalen Partei sich betheiligt zu haben, gefangen genommen und erst nach längerer Zeit für gänzlich unschuldig erklärt. Nach seiner Freisprechung begab er sich nach Saragossa u. ward 1836 zum Herzog von Saragossa, 1837 zum Mitglied des immerwährenden Ausschusses der Granden und zum Generalkapitän der Garden ernannt. Letztere Stelle legte er jedoch 1841 nieder und trat seitdem nur hin und wieder als Führer einiger Deputationen auf. Er † 1847 zu Paris.

Palais (franz.), Palast (s. d.); P. royal, s. Paris.

Palais, le, Stadt im französischen Departement Morbihan, Bezirk Lorient, Hauptort der Insel Belle-Isle, am Ocean, hat einen Hafen, ein Fort und 4600 Einwohner, welche Salzbereitung, Fischerei und Handel treiben.

Palamas, Gregorius, Erzbischof von Thessalonich, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, war aus Asien gebürtig und am kaiserlichen Hofe erzogen worden, verzichtete aber auf alle Ehrenstellen und trat mit 2 Brüdern unter die Mönche auf dem Berge Athos, um sich ascetischen Uebungen hinzugeben. Als hier einer der Brüder starb, ging er mit dem andern nach der Wüste Skete bei Berrhöa. Da aber sein Körper der übertriebenen Ascese nicht gewachsen war, so mußte er, um Heilung zu suchen, nach Thessalonich gehen. Hier ward er in die Bewegungen verflochten, welche über die mystische Kontemplation der Mönche von Athos entstanden waren. Mehre derselben, die Hesychasten, behaupteten, durch fortwährende Richtung des Auges nach der Nabelgegend ein eigenthümliches Licht zu erkennen. Als der Mönch Barlaam [s. d. 2)] diese Ueberspanntheit in bittern Ausfällen angriff, nahmen sich die Mönche zu Thessalonich ihrer Brüder auf dem Athos an, und P. trat als Wortführer an ihre Spitze. Indem er für jenes Faktum die dogmatische Begründung übernahm, behauptete er u. A., das Licht, welches bei der Verklärung Christi auf Thabor von den Jüngern gesehen wurde, sey dasselbe unerschaffene Licht, in welchem Gott wohne. P. stützte sich zur Erhärtung seiner Sätze auf die Autorität der Kirchenväter und war somit bei der erstarrten Form des byzantinischen Staats- und Kirchenlebens als Vertreter der Orthodoxie im Vortheil. Als daher sein Gegner, vor den Nachstellungen der fanatischen Mönche zu Thessalonich nicht mehr sicher, nach Konstantinopel ging und beim Patriarchen und dem Kaiser Andronicus Paläologus die Verhandlung der Streitsache vor einer Synode (1341) erlangte, konnte es nicht fehlen, daß P. den Sieg davontrug. Dieser Sieg führte zu einer engen Verbindung P.' mit Johannes Kantakuzenos, der schon längst eine große Vorliebe für die mönchische Ascese gezeigt hatte. Als bald darauf zwischen ihm und den Paläologen der Krieg um die Kaiserkrone ausbrach, weigerte sich P., der Aufforderung des Patriarchen gemäß, das Anathem über seinen Gönner auszusprechen, u. ward deshalb exkommunicirt und eingekerkert. Dafür wollte ihn Kantakuzenos, dem es 1347 gelang, Konstantinopel zu erobern, zum Patriarchen erheben, allein die Bischöfe setzten die Ernennung eines gewissen Isidor durch, welcher dafür aber P. zum Erzbischof von Thessalonich machen mußte. Diese Ernennung hatte jedoch wegen des Widerstandes der weltlichen Behörden zu Thessalonich keinen Erfolg, und P. zog sich mit Unterstützung des Kaisers nach Lemnos in literarische Ruhe zurück. Bei dem weiteren Streite über die hesychastischen Dogmen war P. auf den neuen deshalb gehaltenen Synoden stets Vertreter jener mönchischen Schwärmerei, und seine Ansicht ward so sehr Lehrform der griechischen Kirche, daß die Lateiner, zu denen Barlaam bereits gänzlich übergetreten war, dagegen als palamitische Ketzerei kämpften. Die griechische Kirche stellt ihn aber um so höher, und der Patriarch Pilotheus, der einen Panegyricus auf seinen Tod hielt u. Hymnen auf ihn dichtete, preist ihn als Heiligen. P. war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, hauptsächlich auf dem Gebiete der dogmatischen Polemik gegen die Barlaamiten und die lateinische Kirche überhaupt.

Palamedes, Sohn des Nauplius u. der Clymene, Held aus dem nachhomerischen trojanischen Sagenkreise. Er war es, der den Odysseus, dessen verstellten Wahnsinn er entdeckte, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Troja nöthigte. Auch wurde er zu den Trojanern gesandt, um die Rückgabe der Helena zu verlangen. Odysseus, Diomedes und Agamemnon beneideten ihn wegen seines Ruhms, und um ihn zu verderben, ließen sie von einem gefangenen Phrygier im Namen des Priamus einen erdichteten Brief an ihn schreiben und bestachen einen seiner Diener, den Brief in dem Zelte seines Herrn unter dem Bette zu verbergen. Dann beschuldigten sie P. der Verrätherei, ließen sein Zelt durchsuchen und ihn selbst, als der Brief nebst einer Summe Geldes dort gefunden wurde, steinigen. Nach einer andern Erzählung soll ihn Paris durch einen Pfeilschuß getödtet haben. Das Schicksal des P. wurde von den griechischen Tragikern, z. B. von Sophocles und Euripides, zu Trauerspielen benutzt; man stellte ihn als einen thätigen, gerechten und standhaften Feldherrn dar, ja man pries in ihm sogar einen erfindungsreichen Weisen und Dichter und schrieb ihm die Erfindung der Leuchtthürme, der Maße, der Wage, des Bretspieles, des Würfels, der Wurfscheibe, einiger Buchstaben rc. zu. An der Küste von Kleinasien, Methymne auf Lesbos gegenüber, stand ein dem P. geweihetes Heiligthum mit seinem Standbild. Vgl. Jahn, P., Hamburg 1836.

Palanka (türk.), eine besonders in Ungarn u. der Türkei gewöhnliche und zur Umfassung kleiner Städte dienende Verschanzung aus dicht nebeneinander in die Erde gerammten Palissaden, mit Erde hinterschüttet, bildet zugleich Brustwehr u. Wallgang.

Palankin (Palanquin), in China und in Ostindien eine Art von Sänfte, deren man sich in Gegenden, welche nur für Fußgänger zugäng-

lich sind, selbst bei größeren Reisen bedient. Sie besteht aus einem mit vier Füßen, mit einem Geländer und einer gewölbten Decke versehenen Gestelle, welches für eine oder mehre Personen eingerichtet ist und im Innern Polster und Decken, sowie Vorhänge hat, die man niederlassen kann, um sich gegen den Luftzug oder den Stich der Insekten zu schützen. Der P. wird von Menschen getragen. In Ostindien heißen die Träger Kulies, die zur niedrigsten Klasse, den Schudra's, gehören. Man gebraucht deren 8 zu einem P., indem je 4 und 4 mit einander abwechseln. Auf den Hauptstraßen findet man solche Kulies von Station zu Station; sie haben große Fertigkeit im Schritthalten, und man legt mit ihnen große Strecken in kurzer Zeit zurück.

Palaprat, Jean, Seigneur de Bigot, französischer Lustspieldichter, geboren zu Toulouse 1650, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, wandte sich aber dann der belletristischen Thätigkeit zu. In seinem 25. Jahre ward er Kapitular und Präsident des Konsistoriums seiner Vaterstadt, begab sich später auf Reisen, lebte 1686 eine Zeit lang in Rom, wo ihm die Königin Christine eine Stelle in ihrem Gefolge anbot, kam dann nach Frankreich zurück, ward zu Paris Sekretär des Herzogs von Vendôme und † daselbst den 23. Oktober 1721. P.s Produkte gehören zum Theil der lyrischen Poesie, hauptsächlich aber dem Lustspiel an; nicht ohne Verdienst für ihre Zeit, sind sie jetzt meist von der Bühne verschwunden, nur „Le grondeur" (1691) ist nicht ohne Interesse für die Gegenwart. Einen großen Theil seiner Stücke hat P. in Gemeinschaft mit dem ihm innig befreundeten David August de Brueys aus Aix bearbeitet, wie: „Le concert ridicule"; „Le secret révélé"; „Le sot toujours sot"; „Le grondeur" und „Le muet"; allein hat er verfaßt: „Hercule et Omphale"; „Les sifflets"; „Le ballot extravagant"; „La prude de temps" und „L'avocat Patelin". P.s Werke erschienen zuerst 1711, dann mit denen von Brueys zusammen in 5 Bänden, Paris 1756. Das Andenken an beide Dichter hat Etienne in einem Lustspiele 1807 wieder erneuert.

Palast (v. lat. palatium, franz. palais), das Wohngebäude eines Fürsten, angesehenen Beamten oder reichen, vornehmen Privatmannes. Vor den übrigen bürgerlichen Wohnungen zeichnet sich der P. aus durch großartige Anlage, reiche imposante Façaden, geräumige Hallen, freie Höfe, schöne große Treppenanlagen u. überhaupt durch großartige geregelte Eintheilung, in welcher weniger auf Raumersparniß Rücksicht genommen ist.

Palatina bibliotheca (lat.), eine der beiden von Augustus zu Rom angelegten öffentlichen Bibliotheken, welche sich in einer dem Tempel des Apollo Palatinus auf dem palatinischen Hügel angebauten Säulenhalle befand. Sie war eine zweifache, eine lateinische und griechische, u. enthielt eben so viel Schriften für das Rechtsstudium wie für die allgemeinen Wissenschaften. Bei dem neronischen Brande (64 n. Chr.), welcher das Palatium mit seinen Gebäuden und Anlagen verzehrte, ist jedenfalls der Tempel mit der Halle u. der Bibliothek ebenfalls zu Grunde gegangen. In neuerer Zeit versteht man darunter die von den Kurfürsten von der Pfalz gesammelte heidelberger Bibliothek (s. Heidelberg).

Palatinatus (lat.), Gebiet der Comites palatini, die an den Höfen der fränkischen Könige zu u. nach der Zeit der Karolinger Oberrichter waren. Späterhin wurden diese Aemter und die damit verbundenen Besitzungen erblich, der Name jedoch blieb nur einigen Strichen, wie P. ad Rhenum (die Rheinpfalz), P. superior oder Bavariae (Pfalzbayern), P. inferior (Unter- oder Kurpfalz), P. Neoburgicus (Pfalz-Neuburg), P. Saxoniae (Pfalz-Sachsen), P. Sueviae (Pfalz-Schwaben); vergl. Pfalz. Auch ist P. Bezeichnung mehrer polnischen Woiwodschaften, sowie einiger ungarischen Gespannschaften.

Palatini ludi (lat.), Schauspiele in Rom, die jährlich auf dem Palatinus gehalten wurden, der Livia zu Ehren von Augustus angeordnet.

Palatinus (lat.), im Allgemeinen Jeder, der als Hof- oder Staatsbeamter zum kaiserlichen Hoflager (palatium) gehört; im byzantinischen Reich insbesondere Titel der kaiserlichen Beamten, welchen die Verwaltung der Finanzen, namentlich auch des Schatull- und Kronvermögens übertragen war. Im Mittelalter hießen so überhaupt die Großen des Reichs, die sich am königlichen Hofe aufhielten und die ersten Staatsämter bekleideten (vgl. Paladin). Unter ihnen hatte der Comes palatinus oder Pfalzgraf (s. d.) die einflußreichste Stellung. Eine besondere Bedeutung aber hatte der Titel in Ungarn. Hier hieß so (auch comes magnus, Großgraf, ungar. Nagy Ur Ispan) der vornehmste unter den Magnaten, der aus 4 vom Könige vorgeschlagenen Kandidaten von den zum Reichstage versammelten Ständen gewählt ward, um Stellvertreter des Königs und Vermittler zwischen ihm und dem Volke zu seyn. Ursprünglich war die Amtsdauer des P. auf ein Jahr beschränkt; erst seit Matthias Corvinus wurde sie auf Lebenszeit verliehen. Die sehr ausgedehnten Befugnisse des P. waren vorzüglich folgende: der P. schrieb bei einer vorzunehmenden Königswahl den Reichstag aus, war Vormund des minderjährigen Königs, Vermittler bei Mißverständnissen zwischen König und Ständen, Statthalter des abwesenden Königs, Präsident des hohen statthalterlichen Raths und oberster Kurator des Reichsarchivs. Er trug bei der Krönung dem Könige die Krone vor und empfing aus des Königs Hand die den Ständen zu machenden Regierungsvorlagen. Im Range stand ihm unter sämmtlichen Reichsständen nur der Erzbischof von Gran voran. Gesetzlich durfte eigentlich seine Stelle nie über ein Jahr unbesetzt bleiben; doch trat von 1765—90 eine Vakanz ein, während welcher der Herzog Albert von Sachsen-Teschen die Statthalterschaft versah. Auf die Klagen der Nation setzte aber Leopold II. gleich nach seinem Regierungsantritt wieder einen P. ein, und zwar den Erzherzog Alexander Leopold, dem 1796 der Erzherzog Anton Joseph folgte. Nach dessen Tode (1847) ward sein Sohn, Erzherzog Stephan, zunächst als Statthalter nach Ungarn gesandt, dann aber zum P. (Erzherzog Palatinus) ernannt. Die Würde erlosch staatsrechtlich, als durch Kaiser Franz Jo-

sephs Oktroyirung einer Reichsverfassung für die ganze österreichische Monarchie Ungarn zum Rang einer bloßen Provinz herabsank (4. März 1849), und faktisch in Folge der Verordnung vom 10. Januar 1853, wodurch die Behörden in derselben Weise wie in den übrigen Kronländern organisirt und dem Ministerium des Innern untergeordnet wurden.

Palatinus Mons (Palatinischer Berg), Berg in Mittelitalien, auf dem Evander das Städtchen Pallantium und später Romulus seine Stadt erbaute und auf dem das Palatium steht; vgl. Rom.

Palatium (lat.), Palast der römischen Kaiser auf dem kapitolinischen Berge, s. Rom; dann Name der 10. Region in Rom.

Palatum (lat.), Gaumen (s. d.).

Palaur, Fluß in der vorderindischen Provinz Karnatik, entspringt unter 13½° nördlicher Breite an der Ostseite des Mysoreplateau's in der Nähe von Bangalore (2850 par. Fuß über dem Meere), durchbricht die östliche Bergkette der Ghats, fließt an Velore, Arcot und Chingleput vorüber nach den Ebenen von Madras und mündet in deren Nähe nach einem Laufe von 44 geographischen Meilen in den Meerbusen von Bengalen.

Palazzo (ital.), s. v. a. Palast.

Pale, s. v. a. Gau, zur Zeit, wo Irland nach und nach unter englische Botmäßigkeit kam, der hauptsächlich von Engländern bewohnte, ⅓ des Landes begreifende Bezirk an der Ostküste, welcher bereits englische Sprache, Sitten und Verfassung angenommen hatte, während die übrigen 2 Drittel bei ihren alten Einrichtungen verharrten und die Anerkennung der englischen Oberhoheit noch immer verweigerten. Wenn daher der königliche Statthalter das Parlament versammelte, so erschienen nur die aus England stammenden Lords, daher dasselbe **Parliament of the Pale** genannt wurde.

Palembang, ehemaliges Königreich im südlichen Theil der Nordostseite der Insel Sumatra, war früher einer der mächtigsten unter den unabhängigen Staaten daselbst. Im J. 1821 wurde jedoch der Sultan in Folge von Streitigkeiten, in die er mit den Holländern gerieth, von diesen besiegt und abgesetzt und das Land zu einer holländischen Residenzschaft erklärt, die zum Gouvernement Sumatra gehört und einen Flächenraum von etwa 520 □Meilen hat. Die Küste ist flach und morastig, das Innere fruchtbar. Hauptfluß ist der Palembang, welcher das Land von Südwesten nach Nordosten durchströmt. Das Klima ist nicht ungesund. Produkte sind Reis, Pfeffer, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Indigo, Büffel, Goldsand, Zinn, Schwefel zc., die ausschließlich durch die Niederländer in den Handel kommen. Die Einwohner, cirka 100,000, sind Malayen, Araber, Javaner (zu denen auch die ehemalige Herrscherfamilie gehörte), Chinesen und Siamesen. Der interessante Gebirgsdistrikt von Passumah, der von Menschen mit athletischem Körperbau bewohnt wird, und das Land der Redschangs stehen unter mehren Häuptlingen, welche früher die Oberherrschaft des Sultans von P. anerkannten, gegenwärtig aber Vasallen der Niederländer sind. P. umfaßte früher auch die Inseln Banka und Billiton. Die gleichnamige Hauptstadt, unweit der Ostküste, am Delta des gleichnamigen Flusses, ist einer der wichtigsten Handelsplätze des Archipels, aber wegen der häufigen Ueberschwemmungen auf Pfählen erbaut; die merkwürdigsten Gebäude sind der Dalan oder Palast des ehemaligen Sultans und die steinerne Hauptmoschee. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 25—30,000 beläuft, treiben lebhaften Handel, besonders mit Pfeffer und Zinn. Die Stadt wird durch ein Fort vertheidigt.

Palena Nuova, Marktflecken im österreich.-lombardischen Gubernium Venedig, ist stark befestigt und wird als wichtiger Waffenplatz betrachtet, hat feste Kasematten, eine große Kaserne, 6 Thore, die man alle von dem Hauptplatz aus sieht, eine schöne Wasserleitung und 2500 Einw.

Palencia, Provinz im spanischen Königreich Leon, grenzt im Norden und Osten an die Provinz Burgos, im Süden an Valladolid und im Westen an die Provinzen Toro und Leon und hat einen Flächenraum von 81,56 (nach And. 86) □Meilen u. (1849) 180,000 Einw. Der nördliche Theil ist durch Verzweigungen des kantabrischen Gebirges (namentlich durch die Monte de Torozos zc.), der südwestliche durch das Plateau los Cabezos gebirgig. Flüsse sind: der Pisuerga (an der Ostgrenze, mit Burejo, Valdavia zc.), Carrion (im westlichen Theil der Provinz), Esguera, Sequillo; im Süden ist der Kanal de Campos, im Osten der Kanal von Kastilien, im Nordwesten der große Navasumpf, welcher pestartige Dünste verbreitet. Das Klima ist gemäßigt und feucht. Produkte sind Getreide, Flachs, Hülsenfrüchte, Obst, Wein; die gewöhnlichen Hausthiere (Pferde, Maulesel, Rindvieh, Ziegen, Schweine, besonders Schafe), Wild (Wölfe), Geflügel, Bienen; Kupfer, Eisen, Marmor. Als Haupterwerbszweige sind Acker- und Weinbau und Viehzucht zu nennen. Die nicht sehr lebhafte Industrie erzeugt grobes Tuch, Wolldecken, Flanell, Flachs- und Hanfleinwand, Leder. Die gleichnamige Hauptstadt (Pallantia), links am Carrion, in der Nähe des Kanals von Kastilien, welcher den Carrion mit dem Pisuerga verbindet, eine ummauerte, ziemlich schöne, aber herabgekommene Stadt von gothischer Bauart, hat ein Suffraganbisthum von Burgos, eine prachtvolle Kathedrale von San Antolin, 5 Pfarrkirchen, 11 Klöster, einen bischöflichen Palast, ein Kollegium, bischöfliches Seminar, Hospitäler und Armenhäuser und 11,000 Einw., welche Fabriken für Wolldecken und andere Wollenzeuchmanufakturen, Hutmacherei, Gerberei, Waffenfabrikation, Weinbau und Handel treiben.

Palenque, San Domingo de, Stadt im mexikanischen Staat Chiapas, an der Grenze von Yucatan, nordöstlich von Ciudad Real am Flusse Mikol, mit 3—4000 Einw. In der Nähe befinden sich die berühmten Ruinen von P., von den Umwohnenden Casas de Piedras (steinerne Häuser) genannt, die merkwürdigsten, großartigsten u. wichtigsten Denkmäler des amerikanischen Alterthums, auch das amerikanische Theben genannt. Die Ruinen haben einen Umfang von 3—4 Meilen u. bestehen aus Tempeln, Festungswerken, Gräbern, Pyramiden, Brücken, Wasser-

leitungen und Häusern. Außerdem fand man hier Gefäße, Götzenbilder, Medaillen, musikalische Instrumente, kolossale Bildsäulen und Basreliefs von schöner Arbeit und mit hieroglyphenartigen Charakteren verziert, die mit den ägyptischen und indischen Hieroglyphen eine auffallende Aehnlichkeit haben. Wahrscheinlich rühren diese Denkmale von einem längst untergegangenen, in der Baukunst, Bildhauerkunst und sogar in der Malerei weit vorgeschrittenen Volke her.

Palermo, Hauptstadt Siciliens und der Provinz Palermo, auf der Nordküste, im Hintergrunde eines Meerbusens, am Flusse Oreto (Ammiraglio), in einer herrlichen Ebene, welche den Namen la conca d'oro durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit verdient. Die Stadt zieht sich um den stets belebten Hafen, den mehre feste Werke vertheidigen, in einem Halbcirkel herum, ist mit Mauern umgeben und zeigt halb orientalische Bauart. Die Straßen sind fast alle gerade und laufen größtentheils in die beiden Hauptstraßen Toledo (Cassaro) und Macqueda (neue Straße) aus. Doch gibt es auch enge, krumme und dunkle Gassen und an vielen Stellen noch Spuren früherer Erdbeben. Die beiden Hauptstraßen Toledo und Macqueda durchkreuzen sich auf dem schönen, achteckigen Platze Quatro Cantoni (Piazza Pretoria oder Ottangolazza), ihrem Centralpunkt, von wo aus man die 4 Hauptthore der Stadt erblickt. Der schönste Spaziergang ist die Piazza marina längs des Hafens, die auf die Flora, einen großen botanischen Garten, läuft. Andere Plätze sind: Piazza grande, Piazza reale, mit der Statue Philipps IV., bei Bologni, mit der Karls V., St. Domenico, mit der Karls III., der Gemahlin desselben, Maria Amalia, und Marmorsäule, und der Domplatz. Sowohl das Pflaster, als die nächtliche Beleuchtung sind vortrefflich. Die Hauptstraßen werden, wie die weitläufigen Plätze der Stadt, größtentheils von öffentlichen Gebäuden, Kirchen oder Palästen sicilianischer Großen gebildet. Alle aber tragen das Gepräge der beiden letzten Jahrhunderte zur Schau, eine schwerfällige, geistlose Prunksucht. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalkone hängen an jedem Fenster und werden von plumpen, geschmacklosen Konsolen getragen; widerwärtige Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls verunzieren die Façaden. Auch bieten Paläste meist den schneidenden Kontrast der Größe und der Pracht mit Verfall u. Schmutz dar. Elende Breterverschläge theilen die herrlichsten Säle; die Lambris sind geschwärzt und geborsten, die Möbel wurmstichig und veraltet. Sogar auf dem Corso findet man quer über die Straße von Balkon zu Balkon Leinen gespannt, auf welchen sich die Leibwäsche des Marchese ꝛc. den Vorübergehenden zur Musterung präsentirt. Dessen ungeachtet trägt das Ganze einen durch seine Masse imponirenden Charakter. Man erkennt P. sogleich als den Centralpunkt einer, wenigstens in frühern Zeiten, reichen und mächtigen Aristokratie, als die Residenz der fremden Herrscher, welche Sicilien wechselsweise unterdrückten, der spanischen Vicekönige, der Normannenfürsten und der arabischen Emire. Königsbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen, Fontänen sprudeln an den Straßenecken, Marmortafeln verkünden die Namen ihrer Stifter, aber die Inschriften sind schwülstig, die Springbrunnen schnörkelhaft ausschweifend verziert, die Statuen in häßlich verdrehten Stellungen. Der königliche Palast ist ein verworrener Haufen von Bauwerken altgothischen u. maurischen Styls. Ausgezeichnet ist darin die Kapelle des normännischen Königs Roger I. (palatinische Kapelle), die 1144 erbaut wurde. Antike Säulen mit Rundbogen tragen das Mittelschiff, und an den Wänden sind die prachtvollsten Mosaiken auf Goldgrund, worunter sich besonders ein kolossaler Christuskopf auszeichnet. Aber die größte Zierde der Kapelle ist die Decke, welche ganz mit maurischem Schnitzwerk von ausgezeichneter Zierlichkeit und Schönheit geschmückt ist. Sehr geschmackvoll ist auch ein großer marmorner Kandelaber, welchen herrlich gearbeitete Thiergestalten bilden. Auf dem höchsten Theile des Schlosses befindet sich die 1791 errichtete, mit vortrefflichen Instrumenten versehene Sternwarte, auf welcher der berühmte Piazzi den Planeten Ceres entdeckte. Die Vicaria oder der Justizpalast, der Senatspalast (mit 2 antiken Statuen und andern Alterthümern), der Parlaments- und der erzbischöfliche Palast zeichnen sich fast nur durch ihre Größe aus. Unter den Privatgebäuden sind die ausgezeichnetsten: die Paläste Butera, Ventimiglia (mit Gemäldesammlung), Trabia, Malvagna, theils durch ihre herrliche Aussicht, theils durch Bauart u. Kunstschätze. P. hat 11 Pfarr- und 31 Filialkirchen, 8 Abteien, 71 Klöster u. 19 Oratorien. Imposant ist die Kathedrale der heiligen Rosalie (auch Madre Chiesa genannt), welche auf dem Grund einer arabischen Moschee von dem Normannenkönig Roger I. im 12. Jahrhundert erbaut worden ist. Ursprünglich ganz in arabisch-normännischem Styl, erhielt sie 1781 und 1801 ihre jetzige Gestalt, in welcher sie trotz des gemischten Styls einen höchst malerischen Effekt macht, der nur durch eine später hinzugefügte, zu den übrigen leichten, graziösen, gothischen Thürmchen nicht passende Kuppel gestört wird. Insbesondere ist das Portal mit den 3 in altgothischem Styl aufgeführten Eingängen u. den zierlichen arabischen Zinnen von unvergleichlicher Schönheit. Das Innere schmücken 80 Säulen von Granit u. Lapis Lazuli, einige gute Gemälde und die Kapelle der heiligen Rosalie mit einem Altar von gediegenem Silber und dem silbernen Sarg der Heiligen. Sarkophage von rothem Porphyr umschließen die Ueberreste des Königs Roger I., der letzten normännischen Fürstin Constantia, ihres Gemahls, des Kaisers Heinrich VI. und Friedrichs II. Von Kirchen sind ferner merkwürdig: della Congregazione dell' Oratorio, mit schönen Gemälden und Säulen von Jaspis; St. Domenico, mit sehr großer Orgel; die Jesuskirche, die rücksichtlich der Bauart und des Reichthums ihrer Verzierungen gleich auf die Kathedrale folgt; die Kirche des heiligen Joseph, mit einem unterirdischen Tempel, der eben so groß ist als jener über der Erde und von einer großen Anzahl Marmorsäulen getragen wird; die Kirche der Olivella, die zum Olivetanerkloster gehört; die der Casa professa; die kleine, am Ende des Toledo gelegene Kapelle Sta. Maria della Catena, mit schönen

Loggien und einem geschmackvollen Portal; die Martorana, mit maurischen Zierrathen und 12 antiken korinthischen Säulen, die vielleicht schon Karthagern und Römern gedient und später (wie die daran befindlichen arabischen Charaktere beweisen) eine maurische Moschee geziert haben. Unfern des königlichen Schlosses befindet sich eine ehemalige arabische Moschee mit schön gewölbter Decke und zierlichem Säulengang. Ueberhaupt gehören die Baudenkmale aus der Maurenzeit u. deren spätere Nachahmungen zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten P.'s. Die herrliche Kirche San Giovanni Eremita, ein Bauwerk der Araber aus dem 12. Jahrhundert, hat von ihrem frühern Charakter nur die Kuppeln gerettet; das Innere ist nüchtern weiß übertüncht, und die Ornamente sind zertrümmert. Nirgends findet man mehr Klöster in einer Stadt, als in P. Außer den zahlreichen Kirchen und Kapellen erinnern daran auch die langen, bauchigen, bis oben vergitterten Balkone, welche fast ein Dritttheil des Corso einnehmen. Es sind dies die Schaufenster der Nonnen, deren Zellen oft nur einen Theil des Gebäudes einnehmen, während die untern Stockwerke zu weltlichem Zweck verwendet werden. Unter den Klöstern zeichnet sich das des St. Franciscus und das della Martorana, unter den Oratorien das des St. Filippo aus. P. ist der Sitz des k. Statthalters, eines Erzbischofs, eines Handelsgerichts u. obersten oder Kassationsgerichts für ganz Sicilien. Es hat 4 Haupt- und 11 Nebenthore und wird von ansehnlichen Festungswerken (Castellamare, Castelluccio del Molo, Fortino della Garito, Fortino della Lanterna, Bateria del Acqua dei Cossari, del Sacramenta, di San Erasmo, del Arenella) beschützt. Das Straßenpflaster besteht in den meisten Hauptstraßen aus Quadern. Obgleich aber die Straßen oft gefegt werden, so hat P. doch nicht das Ansehen einer reinlichen Stadt. In P. hat die durch königliche Verordnung vom 5. März 1822 mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts u. des gesammten Erziehungswesens für Sicilien beauftragte Studienkommission ihren Sitz. Sie bildet zugleich die Verwaltungsdeputation der 1394 gestifteten und 1816 von Ferdinand I. erneuerten palermitanischen Universität, welche Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Physik, Mathematik, Philosophie und Literatur und ein Kollegium der schönen Künste hat. Die Zahl der Studenten beläuft sich gewöhnlich auf etwa 800. Zu den Lehrmitteln der Universität gehören ein physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine naturhistorische Sammlung, ein anatomisches Theater, eine Anstalt für Chemie in Anwendung auf die Gewerbe, die 1791 auf dem königlichen Palast erbaute Sternwarte, ein botanischer Garten, ein Antikenkabinet, eine Gemäldesammlung, eine Münzsammlung, eine Bibliothek von 50,000 Bänden und eine Druckerei. Außerdem hat P. eine königliche Akademie der Wissenschaften und Künste mit einer Abtheilung für Naturwissenschaft, einer für Moral und Politik und einer für Literatur; ferner ein Jesuitenkollegium (Gymnasium) mit einer Art Ritterakademie (Collegio nobile oder Convitto Real Ferdinando), ein königliches Konviktorium, ein erzbischöfliches Seminar, ein Seminar der griechischen Geistlichkeit, ein Konservatorium der Musik, eine Handwerksschule, Schifffahrtsschule, mehre Normal- u. Lancasterschulen, eine Taubstummenanstalt, mehre weibliche Privaterziehungsanstalten und Kollegien für unentgeltlichen Mädchenunterricht. Von Bibliotheken sind außer der erwähnten Universitätsbibliothek noch zu nennen: die Stadtbibliothek mit etwa 35,000 Bänden und 1090 Manuskripten; die des Jesuitenkollegiums mit 35,000 Bänden u. 482 Manuskripten; die der Philippiner im Olivellakloster mit 20,000 Bänden; außerdem mehre Privatbibliotheken. Andere gemeinnützige Anstalten sind ein großes Hospital für 370 Kranke, ein Spital für Lustdirnen, Militärspital, Spital der Priester, der barmherzigen Brüder ꝛc., 3 Waisenhäuser, 15 Versorgungshäuser für Weiber und Mädchen, ein Findelhaus, Irrenhaus, 2 Lombards, eine Quarantäneanstalt ꝛc. An eigentlichen Kunstwerken ist P. arm. Außer den herrlichen Bronzewiddern in dem Krönungssaale des königl. Schlosses enthält es wenige alte Bildwerke von Bedeutung. Das Nationalmuseum in der Universität enthält außer einigen werthvollen u. sehr guten Gypsabgüssen von Antiken nur eine kostbare, wenn auch kleine Sammlung der bei Selinunt gefundenen Alterthümer, die aus der schönsten Periode der griechischen Kunst stammen und an die äginetischen Alterthümer der münchener Glyptothek erinnern. Die meisten Schätze hat noch die Malerei aufzuweisen, und trotz der gewissenlosen Räubereien, die sich die Spanier während ihrer Herrschaft zu Schulden kommen ließen, haben sich nicht wenig Bilder von Werth in den Kirchen u. Sammlungen erhalten. Hierher gehört besonders das herrliche Pfingstbild in der Sakristei des Dominikanerklosters, welches die von den Aposteln umgebene betende Madonna darstellt und von Einigen dem Domenico Ghirlandajo zugeschrieben wird. In der Kirche desselben Klosters, und zwar in der Kapelle del Rosario, befindet sich eine überaus schöne Madonna, von Vincenzo Romano, genannt Anemolo, von 1510. Die Bilder desselben Meisters in der Kirche St. Petrus Martyr, wie in der Seitenkapelle von St. Giovanni sind von minderem Werthe (das bedeutendste ist die Begrüßung der heiligen Anna) und nähern sich der Manier Fra Bartolomeo's. Schöne Gemälde von Monrealese enthält die mit buntscheckigem Marmorgetäfel bedeckte Kirche St. Giuseppe. Eine angebliche Madonna von Raphael in der Chiesa dell' Oratorio ist zwar nicht von dem genannten Künstler, aber doch eine gute Arbeit eines seiner Schüler. Dagegen verdient die Jungfrau mit den Schutzpatronen P.'s (von Vandyk) in dem Oratorio del Rosario ihren Ruf nicht. Die übrigen zahllosen Bilder und Zerrbilder in den Kirchen P.'s stammen aus der Zeit des tiefsten Verfalls, in welchem sich die Kunst auf Sicilien bis auf die neuere und neueste Zeit befand. P. hat 3 Theater: das königliche, Carolino genannt, für die Opera seria, das Ferdinando für kleine Schau- u. Lustspiele und das der heiligen Cäcilia, ein schönes Koncerthaus an der Marina. Die Musik ist in P. sehr beliebt, und zu allen Conversazioni's gehören Koncerte. Spaziergänge sind auf der Piazza marina und der Terrasse daran und in der Villa Giulia (Flora). Merkwürdig ist in P. das

jährlich im Juli mehre Tage hindurch mit Ausschmückung der Stadt, feierlichen Umzügen, wobei die kolossale Bildsäule der Heiligen auf einem ungeheuren, von 56 Maulthieren gezogenen Wagen von 80 Fuß Höhe, 70 Fuß Länge und 30 Fuß Breite durch die Straßen gefahren wird, Illumination und Feuerwerken gefeierte Fest der heiligen Rosalie. Zu den zahlreichen Feiertagen der Palermitaner gehören auch die Jahrestage der Erdbeben, welche P. heimgesucht haben. Die Zahl der Einwohner belief sich 1851 auf cirka 190,000, die sich durch Gewerbfleiß auszeichnen. Die Eisbereitung hat hier eine so große Vollkommenheit erreicht, daß in ganz Italien das palermitanische Eis als Vergleichungsmaßstab angenommen wird. In ebenso großem Rufe stehen die hiesigen kandirten Früchte, von denen besonders nach Amerika ungeheure Quantitäten verschickt werden. Zu den vorzüglichsten Kunsterzeugnissen P.'s gehören auch die vortrefflichen Tischlerarbeiten und die eben so dauerhaften als eleganten Stühle, die man hier nebst Körben, Seilen rc. aus den Blättern der **Chamaerops humilis**, jener kaum fußhohen Palmenart, welche namentlich im südlichen Sicilien sehr verbreitet ist, fertigt und die, wie die genuesischen, fast nach allen Häfen Italiens ausgeführt werden. Prachtvoll sind auch die Produkte der hiesigen Steinschleifereien, wo aus den verschiedenartigsten Marmorarten und Achaten namentlich ungemein schöne Tischplatten zusammengesetzt werden. Außerdem gibt es Fabriken für Seidenzeuche, Muschelseide, Leinwand, Gold- und Silberwaaren, Korallen, Wachsbleichen, Gerbereien rc. Die Stadt sendet die meisten sicilianischen Erzeugnisse, wie Weizen, Wein, Oel, Seide, werthvolle Steine und Marmor, Thunfische und Sardellen, an das Ausland und versorgt die Insel mit Specereien und Manufakturwaaren. Die palermitanische Seide wird in der Umgegend gewonnen und gewöhnlich roh versendet. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer, Genuesen und der Kaufleute von Livorno u. wird durch eine Bank u. ein Handelsgericht erleichtert; auch wird hier jährlich eine Messe (Christinenmesse) gehalten. Literarischer Verkehr ist hier wenig, doch hat die Stadt eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei und außerdem Antiquare. Dampfschifffahrtsverbindung findet mit Neapel, Messina, Malta und Marseille Statt. Der Hafen ist zum Theil durch einen Molo gebildet, auf welchem sich ein Leuchtthurm befindet, aber den Nord- u. Nordostwinden beständig offen; doch ist die Bai von hohen Gebirgen umgeben und dadurch vor den Winden geschützt, sowie auch die Citadelle Schutz gewährt. Der Hafen wird jährlich von etwa 500 Schiffen besucht. Der Schiffbau auf den hiesigen Werften wird in Folge des langen Aufenthalts der Engländer vorzüglich gut betrieben und von der Regierung begünstigt.

In der Umgegend von P. sind besonders die Umgebungen des Kapuzinerklosters von St. Ciro, Sta. Maria di Gesù, von Interesse. Die Trümmer des unweit des Meeres gelegenen Saracenenschlosses (Castello di mare dolce), die der arabischen Bäder, dicht bei dem Kloster, in welchem der Sage nach die sicilianische Vesper vorbereitet wurde, das graziöse, leider zertrümmerte Marmorkrucifix auf dem Kreuzweg, das Kreuz mit der Madonna vor dem Kloster, die wundervolle Aussicht auf P. mit seinen glänzenden Kuppeln, auf den Monte Pellegrino, das Meer und die ganze Ebene bis zu den Bergen hinter Monreale, der Kreuzgang des Klosters selbst mit seiner schönen Palme, die vollen, traubenschweren Veranden, der phantastische Garten mit seinen naiven Steinbildern und prachtvollen Wasserpflanzen, unter denen der Springquell in das Becken rauscht, werden stets den Künstler begeistern und das Auge des Wanderers entzücken. Nahe hinter St. Ciro, etwa $^1/_2$ Stunde vom Meere entfernt und kaum 200 Fuß über demselben erhaben, liegt in dem Kreidekalke des Monte Grifone die Knochenhöhle Mardolce, deren Boden ein Sand bedeckt, welcher ganz mit Schalen noch lebender Konchylien angefüllt ist und worin sich sehr gut erhaltene Knochen u. Zähne von Flußpferden, Elephanten- u. Pferdearten vorfinden. Die Hauptzierde der Umgebungen P.'s ist aber der merkwürdige Monte Pellegrino (sonst Erkta), der mit seiner eigenthümlichen Form den Blick schon in weiter Ferne fesselt. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, am nordwestlichen Ende des Golfs, erhebt er sich über 1800 Fuß hoch u. mit einem Umfang von 1 Meile ganz isolirt u. schroff aus der umliegenden Ebene, und seine senkrechten grauen Kalksteinwände werden zum Theil noch vom Meere bespült. Seine Abhänge sind nackt, kein Baum, kein Strauch sproßt zwischen den überall umherliegenden riesigen, scharf zugespitzten Felsblöcken, und nur die Safranblume ringt sich mit ihrer blauen Glocke aus den Spalten ans Licht. Zu der auf seinem Gipfel befindlichen Kapelle und Grotte der heiligen Rosalie wird aus ganz Sicilien stark gewallfahrtet. Diese Heilige soll im 12. Jahrhundert auf diesem Berge in einer Grotte, von Niemandem gekannt, ihre Lebenstage beschlossen haben. Erst am 15. Juli 1624 wurden ihre Gebeine hier aufgefunden u. nach P. gebracht, wo damals eine furchtbare Pest wüthete. Kaum hatte man sie in Prozession durch die Stadt getragen, so hörte nach der Sage die Pest auf. Seitdem ist die heilige Rosalie die hochverehrte Schutzheilige von P. Aus der von zwei gewundenen Säulen getragenen Vorhalle tritt man in den Vorhof, dessen Wände theils vom Kloster, theils von dem mit Venushaar und andern Schlingpflanzen behängten Felsen gebildet werden, und aus diesem in die Grotte, in welcher die Heilige den Märtyrertod erlitt. Das Gewölbe der späterhin erweiterten Höhle ist Tropfstein. Die Chorstühle reihen sich zur Rechten und Linken; doch wird die Messe der Feuchtigkeit u. Kälte wegen den Winter über in dem anstoßenden Kloster gelesen. Unterhalb des Altars, dessen Baldachin durch 4 Säulen von Pavonezzato getragen wird, an demselben Orte, wo die Heilige der Sage nach den Märtyrertod erlitt, ruht hinter Gittern das von Göthe so reizend beschriebene Marmorbild der Heiligen von Gregori Tedeschi. Etwa 1000 Schritte von dem Kloster, auf einem in das Meer vorspringenden Felsen, steht die Kapelle der heiligen Rosalie, ein von viereckigen Pfeilern getragenes luftiges Gebäude, mit einem Altar und der Bildsäule der Heiligen auf dem Dache. Die

Aussicht von diesem Punkte auf das Meer mit seinen sanft hingleitenden Segeln, auf die schroff herabstürzenden Felsen zu beiden Seiten, auf die sonderbaren Bergkuppen von Bagaria in der Ferne ist unvergleichlich, und selbst der Blick auf die im Rücken liegende Klippenwüste dürfte in Italien nicht leicht seines Gleichen finden. Sehenswerth sind auch die unweit P. gelegenen beiden Maurenschlösser Cuba u. Cisa mit reichen Skulpturen u. Mosaiken. Berühmt ist ferner das Benediktinerkloster St. Martino, ein mit außerordentlichem Luxus erbauter Palast, der, hoch im Gebirge gelegen, noch rund umher von Berggipfeln umgeben ist, die nur durch einen schmalen Ausschnitt einen Blick auf das Meer und den Pellegrin gestatten. In der Mitte des Thales von P. liegt die Favorita, ein zum Theil in chinesischem Geschmack erbautes königliches Lustschloß nebst Park. Besondere Erwähnung verdienen auch die Villa Wilding des Fürsten Butera und die des Herzogs von Serra di Falco wegen ihrer herrlichen Gartenanlagen, mit einem außerordentlichen Reichthum an prachtvollen Tropenpflanzen, die hier in außerordentlicher Ueppigkeit gedeihen. Eine interessante Merkwürdigkeit der Umgegend P.'s ist das ½ Stunde von der Stadt entfernte Kapuzinerkloster mit den unter demselben befindlichen Katakomben. Dies sind keine unterirdischen, in den Felsen oder Tuff gehauenen Gänge, sondern saubere, ausgemauerte Kellergewölbe, in welche das Licht des Tages freundlich hineinscheint. Das Gewölbe hat 4 sehr hohe und breite Gänge an den Seiten und außerdem 2 Kreuzgänge, die sich durchschneiden. Ringsum befinden sich an den Wänden von der Erde bis zur Decke reichende Fachwerke od. Nischen, den Schlafkajüten auf Dampfbooten nicht unähnlich, welche alle 6 Fuß lang durch Querbreter geschieden und nach vorn durch Drahtgitter oder Glasthüren geschlossen werden. In jedem solchen Fache liegt ein Leichnam, die männlichen und weiblichen in verschiedenen Gängen und durch verschlossene Thüren streng abgesondert. Die Leichen sind ziemlich gut erhalten, nicht etwa durch eine eigenthümliche Beschaffenheit dieser Gewölbe, sondern nur durch das trockene, warme Klima. Alljährlich am 2. November werden diese Gänge dem Volke geöffnet, und dann strömt Alles herbei, um seine Todten zu sehen. Uebrigens ist es fast ein Privilegium der Wohlhabenden, hier einen Ruheplatz zu finden, da sich die Kapuziner den sehr gesuchten Platz theuer bezahlen lassen.

P., das Panormus der Alten, wurde von den Phöniciern oder Phocäern an der Mündung des Orethes angelegt, gehörte später den Karthagern und blieb denselben in dem Kriege des Dionysius mit Karthago treu. Im ersten punischen Kriege war hier die Hauptstation der Flotte Karthago's, dessen Armee hier auch ihr Winterlager hielt. Nachdem jedoch die Römer die Stadt erobert hatten, machten sie dieselbe zur Kolonie (Colonia Augusta Panormitanorum). Hamilcar Barcas landete indeß bei P. u. hielt sich auf dem Berg Erkta (jetzt Monte Pellegrino) über 3 Jahre. Bei der Theilung des römischen Reichs kam P. an die byzantinischen Kaiser, wurde aber 515 von den Gothen erobert. Als Kaiser Justinian nach der Ermordung Amalasunta's durch Theodat den Versuch machte, durch seinen Feldherrn Belisar die Insel Sicilien den als Arianern daselbst nicht geliebten Gothen wieder zu entreißen, war es eigentlich nur P., das einen ordentlichen Widerstand entgegensetzte. Belisar lief jedoch in den Hafen ein, besetzte die Mastbäume mit Bogenschützen u. vertrieb auf diese Weise die Vertheidiger von den festen, von der Landseite unzugänglichen Mauern (529). Im Jahre 835 eroberten die Saracenen nach einer 5jährigen Belagerung P., das nun die Hauptstadt der Insel oder der Sitz des arabischen Oberstatthalters wurde (vorher war es Syrakus). Die Saracenen führten eine geregelte Verwaltung ein, ließen Kolonisten aus Afrika kommen und wußten es durch ihre weisen Einrichtungen dahin zu bringen, daß Christen und Muselmänner, das eroberte u. erobernde Volk, bald zu Einem Volke verschmolzen. So blieb es lange Zeit, obgleich 909 die Dynastie der Aglabiten in Successionsstreitigkeiten verwickelt ward, in deren Folge zwischen den sicilianischen Saracenen und den fatimidischen Khalifen ein Bürgerkrieg unter der schwarzen und grünen Fahne ausbrach, wobei P. nach 6monatlicher Belagerung 917 erobert wurde. Der byzantinische Kaiser Nicephorus Phocas schickte 964 ein aus Persern, Russen und Armeniern zusammengesetztes Heer gegen die Saracenen in P., das aber auf dem Marsch nach P. geschlagen wurde. In einem Kriege der afrikanischen Saracenen gegen die sicilianischen erlitten die erstern 1015 eine Niederlage bei P. u. mußten die Insel räumen. Seitdem fing die Macht der dortigen Saracenen an, in Verfall zu gerathen, so daß bald ein gewaltiger Aufstand in P. ausbrechen konnte. Im Jahre 1072 bemächtigte sich der Normanne Robert Guiscard der Stadt nach 11jähriger Belagerung durch Vertrag. Die spätern Könige von Sicilien, Roger II., Wilhelm I. und Wilhelm II. (letzterer baute 1166—89 die Kathedrale), wurden stets in P. gesalbt, das nun Residenz wurde. Durch Constantia, Tochter Wilhelms II., kam es an den deutschen Kaiser Heinrich VI., welchem es Tancred, der 1190 zu P. gekrönt wurde, 1194 wieder abnahm. Der große Hohenstaufe, Kaiser Friedrich II., wurde hier erzogen, hatte hier seinen Hauptaufenthalt und wurde, wie sein Vater, hier begraben. Sein natürlicher Sohn, Manfred, regierte von P. aus Sicilien erst als Reichsverweser, dann (seit 1258) als König. Nachdem er bei Benevent 1266 gefallen, bemächtigten sich die Franzosen Siciliens und seiner Hauptstadt. Aber das Volk rächte blutig das Andenken Konradins, seines letzten schwäbischen Herrschers; die sicilianische Vesper, durch welche alle Franzosen auf der Insel ermordet wurden, begann bei P. (s. Sicilien). Nach Abwerfung des französischen Jochs beschloß man, nach Art der lombardischen Städte, P. zu einer freien Stadt unter der Oberherrlichkeit des Papstes zu erklären. Da jedoch die Ritter u. Barone in dem, in der Kirche Martorana zu P. abgehaltenen Parlament die Oberhand erhielten, so wählte man auf den Vorschlag des Papstes in P. Peter von Aragonien, der ohnehin Erbschaftsansprüche hatte (er war mit Manfreds Tochter vermählt), zum König, der sich darauf in P. krönen ließ. Dieses blieb nun Haupt-

stadt und nominell Residenz, wenigstens Sitz des Vicekönigs, verlor aber viel an Wichtigkeit. Am 3. Juni 1676 wurde die spanisch-holländische Flotte bei P. von der französischen unter Vivonne und du Quesne geschlagen. Im Jahre 1693 und am 1. September 1726 wurde die Stadt durch Erdbeben bedeutend erschüttert und beschädigt. Nachdem im utrechter Frieden 1713 Sicilien von Spanien getrennt u. Savoyen zugetheilt worden war, ließ sich der Herzog von Savoyen in P. als König von Sicilien krönen. Im J. 1718 eroberten es die Spanier, 1720 die Kaiserlichen. Diese behielten es bis 1734, wo es die Spanier wieder eroberten und der Infant Don Carlos sich hier zum König beider Sicilien krönen ließ. Im J. 1799 mußte sich Ferdinand IV. vor den Franzosen von Neapel aus hierher flüchten und residirte hier mit kurzer Unterbrechung bis 1815. Als Ferdinand IV. nicht nur die Konstitution von 1812 (s. **Sicilien**), sondern auch die von Alters her bestehende Trennung der Verwaltung Neapels und Siciliens wieder aufhob und beide Staaten als ein Königreich beider Sicilien zu einem Reiche vereinigte, brach in P. ein Aufruhr aus, der die Stadt allen Greueln einer Pöbelherrschaft preisgab, bis es dem Magistrat gelang, die Ruhe einigermaßen herzustellen und eine Regierungsjunta, unter dem Vorsitze des Fürsten von Villafranca, einzusetzen, der sich, außer den Städten Messina, Catania, Siragossa, Caltanisetta und Trapani, wo neapolitanische Besatzungen lagen, die ganze Insel unterwarf. Nachdem aber der neapolitanische General Pepe bei Termini, 5 Meilen von P., einen Sieg über die Insurgenten erfochten, schloß er die Stadt ein und zwang sie durch Hunger zur Uebergabe. Am 5. Oktober ward eine den Palermitanern sehr günstige Kapitulation abgeschlossen, welche ihnen neben völliger Verzeihung noch eine einstweilige Junta zusicherte. Diese Kapitulation ward aber in dem seit dem 1. Oktober versammelten Parlamente des Königreichs für nichtig erklärt. Der General Colletta entwaffnete darauf die Stadt u. legte ihr eine bedeutende Kontribution auf. Im Jahre 1821 ward auch P. von den Oesterreichern besetzt, welche in Neapel eingerückt waren, um die junge Konstitution zu unterdrücken. Am 5. März 1823 wurde P. durch ein Erdbeben bedeutend beschädigt. Als in der Mitte des Jahres 1837 die Cholera sich über Sicilien ausbreitete, starben in P. innerhalb 6 Wochen 26,000 Menschen, $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung. Auch hier ergriff der Wahn, daß die Armen auf Befehl der Regierung von den Aerzten vergiftet würden, das Volk, u. verkehrte Sanitätspolizeimaßregeln steigerten die Aufregung, welche sich in offenem Aufruhr Luft machte. Das Volk vertrieb die Behörden, mordete und plünderte, riß selbst die Verwaltung der Stadt an sich und stellte alle Geldsendungen nach Neapel ein. Erst nachdem von da 3000 Mann Schweizer in P. eingerückt waren, konnte die Ruhe hergestellt werden. Im September 1847 brachen auch in der Hauptstadt Siciliens neue Unruhen aus, die am 12. Januar 1848 zu einem allgemeinen Aufstande führten. Nach blutigem Kampfe wurden die königlichen Truppen zurückgeschlagen und zogen sich in die nahegelegenen Forts und in den königlichen Palast zurück. Sofort wurden in der Stadt 4 Regierungsausschüsse (Comitati), ein Vertheidigungs-, Finanz-, Verproviantirungs- und ein Ausschuß zur Leitung der Staatsgeschäfte niedergesetzt. In der Nacht vom 13. zum 14. Januar begannen die königlichen Truppen vom Fort Castellamare aus das Bombardement der Stadt, das erst am folgenden Tage auf die eindringlichen Vorstellungen der fremden Konsulate eingestellt wurde. In Folge mehrer Vortheile, welche die Aufständischen über die königlichen Truppen errangen, schloß sich die ganze Umgegend der Stadt an. Am 25. Januar wurde der königliche Palast und am 4. Febr. das Fort Castellamare erstürmt. An demselben Tage konstituirte sich das Generalkomitat von P. durch Proklamation als provisorische Regierung für ganz Sicilien, und am 25. März wurde das sicilianische Parlament nach P. einberufen, um die Konstitution von 1812 zeitgemäß zu modificiren. Nachdem aber Messina gefallen und der größte Theil der Insel von den königlichen Truppen besetzt worden war, mußte das Parlament vertagt werden. Als sich die königlichen Truppen, unterstützt von einer Flotte, der Stadt näherten, war die gemäßigtere Partei zur Uebergabe bereit; doch erzwang das Volk durch fortgesetzten Widerstand noch das Versprechen einer allgemeinen Amnestie, worauf am 15. Mai 1849 die Truppen einrückten. Am 19. Dec. 1850 wurde die Universität, die während der Unruhen geschlossen gewesen, wieder eröffnet. S. **Sicilien**, Geschichte.

Pales, römische Hirtengottheit, welche Hirten und Heerden Schutz und Gedeihen gewährt, wird bald als ein weibliches Wesen geschildert und dann mit der Vesta oder mit den altitalischen Göttinnen Anna Perenna, Panda ꝛc. zusammengestellt, bald für ein männliches Wesen ausgegeben. Ihr zu Ehren wurden die **Palilia** (s. d.) gefeiert. Das Bild dieser Gottheit, aus Holz geschnitzt und mit einer Sichel versehen, stand in uralter Zeit neben Pan (s. d.).

Palestrina, bei den Alten **Präneste**, Stadt im Kirchenstaat in der Comarca di Roma, südöstlich von Tivoli, auf einem isolirt stehenden Berge, ist Sitz eines Bischofs (wozu immer einer der ältesten Kardinäle gewählt wird), hat eine Kathedrale und 5 Klöster. Im Palast Barberini befindet sich ein merkwürdiges Mosaik aus alter Zeit, das wegen seiner Größe, seiner genauen, höchst gefälligen Ausführung und Komposition nach der Alexanderschlacht zu Pompeji eines der ausgezeichnetsten Kunstwerke ist, ꝛc. Ueberhaupt ist P. reich an Ueberresten aus der Römerzeit. So sind von einem Tempel der Fortuna noch Ruinen vorhanden. Auf der Spitze des Berges stand in den ältesten Zeiten eine Festung, von deren pelasgischen Mauern aus Sulla's und Hadrians Zeit noch lange Strecken stehen. Auch liegen an dem schroffen Abhange des Berggipfels noch die höchst malerischen Ruinen einer mittelalterlichen Festung. P. hat etwa 4000 Einw. und ist die Vaterstadt des berühmten Musikers Palestrina.

Palestrina, **Giovanni Pietro Aloisio Pierluigi da**, berühmter Meister der alten römischen Musikschule, geb. 1524 zu Palestrina, dem alten Präneste, daher auch il Praenestino ge-

nannt, zeigte früh ungewöhnliches musikalisches Talent und wurde in früher Jugend nach Rom geschickt, wo er bis 1540 als Chorknabe angestellt war, und widmete sich später dem Studium der Musik unter Claude Goudimel. Im Jahr 1551 wurde er an der Kapelle bei der vatikanischen Basilika von St. Peter beschäftigt, erst als Magister puerorum, dann als Magister capellae. Durch sein erstes veröffentlichtes, dem Papst Julius III. dedicirtes Werk, das aus vier Messen zu 4 u. einer zu 5 Stimmen bestand u. 1554 zu Rom erschien, erwarb er sich die Gunst dieses Kirchenfürsten und erhielt eine Stelle unter den Sängern der päpstlichen Kapelle, bei deren Annahme er 1555 sein Amt als Kapellmeister bei S. Peter niederlegte. Da aber Papst Paul IV. Anstoß daran nahm, daß unter den Mitgliedern der päpstlichen Kapelle sich Leute befanden, die nicht dem geistlichen Stande angehörten und sogar verheirathet waren, so mußte P. seinen Posten schon in demselben Jahre, wo er ihn angetreten hatte, wieder verlassen; doch erhielt er kurze Zeit darauf die eben erledigte Kapellmeisterstelle an S. Giovanni im Lateran und 1561 die besser besoldete an S. Maria Maggiore. In diese Zeit fallen seine sogenannten Improperia, die 1560 am Charfreitag zum ersten Male aufgeführt wurden und einen so tiefen Eindruck machten, daß der Papst Pius IV. eine Abschrift davon für die päpstliche Kapelle verlangte. Von jenem Tage an ertönen bis heute alljährlich diese frommen, gottgeweihten Klänge in jenen heiligen Räumen und üben heute noch dieselbe Macht auf das Gemüth wie damals, als sie zum ersten Male gehört wurden. Von da an beginnt P.'s eigenthümliches Schaffen im Gebiet der heiligen Tonkunst. Im J. 1562 überreichte er dem Papst Pius IV. zwei Motetten und eine 6stimmige Messe, und im folgenden Jahre eignete er den ersten Theil seiner 4stimmigen Motetten dem Kardinal Rudolfo Pio von Carpi zu. In Folge der bei dem Koncil von Trient über die Reinigung der Kirchenmusik von profanen Bestandtheilen geführten Verhandlungen erhielt der Meister den Auftrag, eine Messe zu schreiben, die volltönende Harmonie, Reichthum an kunstvoller Verflechtung, Abwesenheit aller Ausschweifungen mit würdigem, andächtigem Ausdruck und vollkommener Verständlichkeit des Wortes in sich vereinige. P. lieferte damals drei Messen für 6 Stimmen, und nach Aufführung derselben mußte man der heiligen Tonkunst ihren Sieg zuerkennen. Den Hauptpreis erhielt die dritte, ein Werk der reinsten Begeisterung, dem P. in dankbarer Erinnerung an seinen ehemaligen großen Gönner, Papst Marcellus I., den Titel „Missa Papae Marcelli" beilegte, unter welchem sie noch jetzt weltberühmt ist. P. wurde zur Anerkennung seiner Verdienste zum Kompositor der päpstlichen Kapelle ernannt. Im J. 1571 trat er wieder in das früher von ihm aufgegebene Amt eines Kapellmeisters an St. Peter im Vatikan ein und übernahm zugleich die Leitung des Gesanges bei den geistlichen Uebungen des heiligen Philipp von Neri, für welchen Zweck er auch Vieles schrieb, was sich theils in den Archiven der Kirche S. Maria in Vallicella vorfindet, theils in den Sammlungen des Simon Verovio und Francesco Soto erschien. Um dieselbe Zeit (1571) eröffnete er mit seinem Freunde Giov. Mar. Nanini die berühmte Musikschule, der viele ausgezeichnete Komponisten ihre Ausbildung verdankten. Seinen herben Schmerz über den Tod seiner Gattin athmet sein Psalm: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten &c." Hatte ihn dieses Ereigniß tief ergriffen, so erstarkte doch sein Geist wieder, und sich zu immer würdigeren Schöpfungen erhebend, war er rastlos thätig bis an seinen Tod, den 2. Februar 1594. Sein Leichnam ward in der Peterskirche beigesetzt. Ein ihn überlebender Sohn gab eine bedeutende Anzahl seiner Werke in den Druck. Außerdem setzten Sammler Manches in Partitur; so ist u. A. auch die in Leipzig erschienene „Musica sacra" eine Partiturausgabe. P.'s Styl (alla P., Palestrinastyl genannt) trägt den Charakter der erhabenen Großartigkeit u. Strenge. Man findet in seinen Kompositionen meist nur Dreiklänge, die unmittelbar auf einander folgen, mit wenigen Septimen- oder Nonenakkorden gemischt, selten chromatische Töne, rasches Fortschreiten in entferntere Harmonien, deren Grundtöne aber der diatonischen Tonleiter eigen sind, seltene Anwendung der Chromatik, dann aber mit um so größerer Wirkung. Die Missa Papae Marcelli ist in der einfachsten Setzweise geschrieben. Wie aber schon in dieser Messe die imitirende Setzart angewendet ist, nur in einfacher Weise, so finden sich in den übrigen Werken alle Abstufungen der Kunst des Kontrapunkts vor, und Mehres hat er in sehr künstlicher Schreibart durchgeführt. Baini gibt 10 verschiedene Style oder Setzarten an, unter welche sich P.'s Werke unterbringen lassen. Mit P. beginnt eine neue Epoche der italienischen Musik, die nach ihm benannt wird. Vgl. Baini, Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da P. etc., Rom 1828, 2 Bde., deutsch von Kiesewetter, Leipzig 1834, in Auszug von Winterfeld, Breslau 1832.

Paletot (franz.), ein seit Ende der dreißiger Jahre aufgekommener, rockähnlicher, ziemlich formloser Ueberwurf, welcher den Mantel ersetzen soll; hat manche Abänderungen in Form und Ausputz erlitten, wie es eben die Mode bedingt. Der Name scheint mit Pallium totum (Mantel über den ganzen Leib) zusammenzuhängen.

Palette (v. Franz.), Tafel, worauf die Farben aufgetragen werden. Sie besteht bei den Oelmalern in einer ovalen dünnen Scheibe von polirtem Aepfel- oder Nußbaumholz, oder Horn, Porzellan, Elfenbein, Schildkrötenschale oder Krystallglas; nahe an dem einen Ende der längeren Seite ist eine Oeffnung angebracht, wodurch der Maler mit dem Daumen der linken Hand, die zugleich auch Pinsel und Malerstock hält, die P. erfaßt. Auf die P. werden die Farben in ihren einzelnen Abstufungen aufgesetzt, um aus ihnen die zum Gemälde einzeln anzuwendenden Töne zu mischen. Die P. der Freskomaler ist 4eckig, von verzinntem Eisenblech und hat einen nach oben eingebogenen Rand, damit das Wasser nicht ablaufe. Es ist Aufgabe für den Künstler, durch die Mischung der Töne auf der P. schon im Voraus den harmonischen Klang

für sein Werk zu bestimmen, um dann durch nur kleine Nüancirung und weitere Mischung mit dem Pinsel die erforderliche Zartheit hervorzubringen. In der Töpferei heißt P. ein hölzernes Instrument, welches bald breit-oval und mit einer Handhabe versehen, bald rund oder ausgehöhlt triangelförmig ist, bald sich in die Gestalt eines breiten Messers endigt und dazu dient, den Gefäßen die gehörige Rundung u. Fläche zu geben.

Palffy, Albert, ungarischer Publicist, geb. 1813 zu Großwardein im biharer Komitat, machte seine juristischen Studien in seinem Geburtsorte und in Debreczin und erlangte 1842 die Advokatur in Pesth, befaßte sich aber mehr mit literarischen Studien. Sein erster Roman „Egy magyar millionair" (2 Bde., Pesth 1845) fand geringen Anklang; ein zweiter „Fekete Könyo" (2 Bde., das. 1847) wurde günstiger beurtheilt, und die im „Divatlop" und in den „Eletkipek" veröffentlichten, durch elegante Darstellung, treffliche Erfindung u. Charakterzeichnung ausgezeichneten Novellen gehören zu den besten derartigen Produkten der ungarischen Literatur. Seit 1847 beim „Pesti Hirlap" angestellt und dadurch der politischen Tagespresse näher gebracht, gründete P. nach dem Ausbruch der Märzbewegungen von 1848 ein eignes Tageblatt unter dem Titel „Marczius tizmötödike" („Der 15. März"), das auf den Verlauf der ungarischen Revolution von bedeutendem Einflusse war u. von Anfang an zum entschiedenen Bruch mit Oesterreich hindrängte. Nachdem die Regierung im Winter 1848—49 an diesem Ziel angelangt war, fand sie an P. einen unermüdlichen Vertheidiger und Förderer ihrer Bestrebungen und Maßregeln. Auch nach dem Falle Ofens fuhr P. in seiner heftigen Opposition gegen Oesterreich fort, weshalb Ende Juli 1849 sein Blatt konfiscirt und er selbst verhaftet ward. In Szegedin wieder freigelassen, ist er seitdem verschollen. Seine in Pesth zurückgelassenen Arbeiten erschienen unter dem Titel: „Egy fördörfutó tátrahogyott novellai" (2 Bde., Pesth 1850).

Palffy von Erdöd, weitverzweigtes ungarisches Adelsgeschlecht, stammt vom Grafen Konrad von Altenburg, welcher 1028 als Abgesandter des deutschen Kaisers Konrad II. nach Ungarn gekommen und dort Ahnherr eines Stammes geworden seyn soll, der sich schon im 12. Jahrhundert in die Geschlechter Konth u. Herdervar theilte. Des Paulus Konth Sohn, Paul II., nannte sich zuerst Palffy, d. i. Pauli filius (Pauls Sohn), u. dessen Urenkel, Paul III. auf Derczika u. Roro, fügte nach seiner Verheirathung mit der Erbtochter des Geschlechtes Erdöd, Klara von Eserna, den Namen dieses Geschlechts noch hinzu u. nahm dessen Wappen an. Nikolaus II., des eben Genannten jüngster Enkel, der eigentliche Begründer der Größe des Hauses, geboren 1552, bereiste fast alle Länder Europa's u. genoß im Kriegswesen den praktischen Unterricht der berühmtesten Feldherren seiner Zeit. Nach seiner Zurückkunft bekleidete er die Hauptmannschaften von Komorn, Gran und Neuhäusel, zeichnete sich durch glänzende Waffenthaten gegen die Türken, besonders durch die verwegene Wegnahme der Festung Raab (29. März 1598) aus und ward dafür Obergespann des preßburger Komitats. Er † 1600. Stephan II., des Vorigen ältester Sohn, Nachfolger des Vaters als Obergespann von Preßburg, zugleich Kronhüter u. k. k. Rath, erwarb sich den Beinamen des Türkenschreckens, ließ sich von Bethlen Gabor weder durch Versprechungen und Drohungen, noch durch die Schrecknisse des Kerkers bewegen, in dessen Dienst zu treten, und ward 1634 in den Grafenstand erhoben. Nikolaus IV., des Vorigen Sohn, geb. 1634, Kronhüter, k. k. Rath und Kämmerer, erhielt von Kaiser Ferdinand III. die erbliche Verleihung der preßburger Schloßhauptmannschaft und der dazu gehörigen Schloßgüter; † 1679. Durch seine beiden Söhne, Nikolaus IV. und Johann IV., theilte sich das Geschlecht in 2 Hauptlinien. Die ältere, nikolaische Linie spaltete sich mit dem Tode Leopolds I. (1720) durch dessen Söhne in 3 Aeste, einen älteren, gestiftet von Nikolaus VIII. und 1807 mit Karl Hieronymus in den österreichischen Fürstenstand erhoben, einen mittleren, gestiftet von Leopold II., welcher, 1716 geb., 1760 Generalmarschall, 1765 kommandirender General in Ungarn wurde und 1773 †, und einen jüngern, gestiftet vom Grafen Rudolf († den 1. April 1768). Die jüngere, johannische Linie ward gestiftet von Johann IV. Dieser, geboren 1659, trat sehr jung in österreichische Dienste, machte sich im kurpfälzischen Erbfolgekrieg als glücklicher Parteigänger durch seinen verwegenen Muth bekannt, ward 1693 Generalmajor, wohnte dem Feldzug am Rhein bei, bestand 1695 gegen den französischen General Villars ein heftiges Gefecht bei Mainz und nahm 1701 — 2 an den Feldzügen in Italien unter dem Prinzen Eugen Theil. Im folgenden Jahre focht er in Deutschland, ward 1704 Banus von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, sowie General der Kavalerie, erhielt den Auftrag, die österreichischen und steierischen Grenzen gegen die ungarischen Malkontenten zu decken, und kommandirte späterhin gegen dieselben in Ungarn selbst mit Auszeichnung. Im Jahre 1709 gewann er das Treffen bei Schemnitz u. eroberte nach langwieriger Blokade 1710 das wichtige Neuhäusel. Für diese wichtigen Dienste ward er zum Feldmarschall ernannt, erhielt den Oberbefehl über die Truppen und Vollmachten zur vollständigen Pacifikation Ungarns. Diese erfolgte auch 1711, nachdem das letzte Bollwerk der Rebellion, die Stadt Kaschau, in P.'s Hände gefallen war. Bei der Thronbesteigung Karls VI. zum k. k. Geheimerath ernannt, erhielt er beim Ausbruche des Türkenkrieges unter Eugens Oberbefehl das Kommando über die Reiterei, trug viel zum Siege bei Peterwardein bei, eroberte in Folge dessen Temesvar und focht mit der größten Auszeichnung bei Belgrad. Im Jahre 1731 ward er ungarischer Hofrichter und übernahm als kommandirender General von Ungarn den Oberbefehl des 1736 bei Futtok zusammengezogenen Heeres, konnte aber, seines vorgerückten Alters wegen, den 1737 ausbrechenden Türkenkrieg nicht mitmachen. Nachdem ihn Karl VI. 1739 zum Ritter des goldenen Vließes ernannt, übertrug ihm Maria Theresia 1741 von Neuem das Generalkommando in Ungarn und fand an ihm eine kräftige Stütze.

Zum Palatinus erwählt, war er ein begeisterter Anhänger der Kaiserin und wußte auch das ungarische Volk in gleicher Begeisterung für die Fürstin zu erhalten. Er † 1751. Sein Sohn, Paul Karl III., trat jung in österreichische Kriegsdienste und wohnte den Feldzügen in Ungarn, Italien, den Niederlanden, Schlesien, Bayern und am Rhein bei, ward 1739 Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath, 1741 wirklicher Geheimerath, 1745 General der Kavalerie, 1754 Generalfeldmarschall, 1763 kommandirender General in Ungarn und Siebenbürgen und † 1774.

Pâli, s. v. a. Maßstab, maßgebende Sprache, die heilige Sprache der Buddhisten, ist unter allen indischen Idiomen dem Sanskrit am nächsten verwandt und nach bestimmten dialektischen Regeln hauptsächlich durch Erweichung und Abschleifung der grammatischen Endungen aus diesem hervorgegangen; es verhält sich zu ihm etwa wie das Niederdeutsche zum Hochdeutschen. Das ganze Material der Sprache findet sich im Sanskrit vor, und Wortbildung, Formenlehre und Syntax tragen die unverkennbarsten Zeichen der Abstammung vom Sanskrit, dessen ganzes System der Orthographie, der Lautlehre, der Deklinationen und Konjugationen, nur in weicherer und markloserer Gestalt und geringerer Fülle, im P. als Grundtypus geblieben ist. Auch das Alphabet ist dem sanskritanischen entsprossen; es finden sich zwar verschiedene Schriftarten für dasselbe, doch bilden sie sämmtlich Mittelglieder zwischen der Devanagarischrift und den Töchterschriften derselben, wie der tübetanischen, dem Kawi, Bengali und anderen südlichen Charakteren. Wörter und Wendungen sind aus dem P. fast in alle hinterindischen Sprachen übergegangen, obschon es selbst in seiner ursprünglichen Form erstarrt und ohne mundartliche Fortbildung geblieben, wie dies bei den Schicksalen dieser Sprache auch nicht anders seyn konnte. Sie stammt nämlich aus der Provinz Magadha im nördlichen Indien, wo der Sage nach Buddha geboren wurde. Frühzeitig wurde sie als Schriftsprache gebraucht, und die ältesten uns bekannten Inschriften Indiens sind im P. abgefaßt; auch wurde sie durch buddhistische Missionäre weit in das westliche Asien verbreitet, so daß wir sie auch auf den indobaktrischen Münzen und anderen Denkmälern der indischen Herrschaft im Innern Asiens finden. In Indien selbst aber erlosch bei der gewaltsamen Vernichtung des Buddhaismus im 5. Jahrhundert die Sprache; sie wurde durch die fliehenden Priester nach Ceylon, Birma und Siam gerettet und erhielt sich, mitten unter die lebende Landessprache versetzt, dort nur traditionell unter den ausgewanderten Buddhisten und deren Abkömmlingen. Daher ist auch die Literatur des P., auf welche man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden ist, trotz ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit fast nur auf Religion und Philosophie des Buddhaismus und Lebensbeschreibungen buddhistischer Heiligen beschränkt. Der sehr umfangreiche Kanon der heiligen Schriften zerfällt in 3 Theile (pittaka), von denen der erste die Werke über das Formelle des Kultus, Liturgie 2c., der zweite die Werke über das Materielle, Dogmatik, Moral, Gesetzkunde 2c., der dritte die philosophischen und geschichtlichen, also über Metaphysik, heilige Legenden 2c., umfaßt. Herausgegeben ist davon bis jetzt nur wenig, wie: „Kammavâkya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum" von Spiegel (Bonn 1841) und „Anecdota palica" von demselben (Leipzig 1845, einzelne Legenden und kleine metaphysische Abhandlungen enthaltend). Von nicht unbedeutendem Werthe sind einige historische Schriften der Pâliliteratur; unter ihnen ist am wichtigsten „Mahâvansa" von Mahânâma, eine Chronik von Ceylon von den frühesten Zeiten bis zur Zeit des Verfassers (432 n. Chr.), fortgesetzt von verschiedenen Verfassern bis 1756; die Herausgabe mit englischer Uebersetzung begann Turnour (1. Bd., Candy 1837). Die meisten Pâlihandschriften sind in London, Paris und Kopenhagen; vgl. Spiegel und Westergaard, Catalogus codicum manuscr. palicorum bibl. havn., Kopenhagen 1836. Vgl. Lassen u. Burnouf, Essai sur le Pâli etc., Paris 1826; Clough, A compendious Pali grammar with a copious vocabulary, Colombo 1824; Burnouf, Histoire du Buddhisme, Paris 1845.

Paliacate, Stadt in der brit.-vorderindischen Provinz Karnatik, im nördlichen Distrikt von Arcot, hat ein Fort (Gueldria oder Geldern), ansehnliche Fabriken und 1500 Einw. P. war früher eine niederländische Niederlassung und Sitz eines Gouverneurs, wurde aber nach dem Frieden von 1814 von den Briten nicht zurückgegeben. Nach der Stadt wird das große Haff benannt, 8 Meilen lang, $1\frac{1}{2}$ Meilen breit und reich an Fischen.

Palibothra (Palimbothra), Haupt- und Residenzstadt der Palibothri oder Prasii in India intra Gangem, am Einflusse des Erannaboas (oder Sonus, jetzt Son, Soned) in den Ganges, war nach Arrian 80 Stadien lang und 14 breit, von einem 600 Fuß breiten und 60 Fuß tiefen Graben umgeben u. mit 570 Mauerthürmen und 64 Thoren versehen; jetzt Patna, in dessen Nähe sich noch Ruinen einer großen alten Stadt unter dem Namen Patelputer oder Pataliputra finden. Noch 605 n. Chr. war P. in seinem alten Glanze vorhanden.

Palice, la, Hauptort eines Arrondissements im Departement Allier, mit 1800 Einw., wurde mit der dazu gehörigen Herrschaft von Jakob I. von Chabannes gekauft und hat seitdem der Hauptlinie des Hauses Chabannes den Namen gegeben. Unter dem Namen Marschall de la Palice ist Jakob II. von Chabannes berühmt geworden.

Palicourea, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch die röhrige, fast walzenförmige, am Grunde auf einer Seite höckerige oder gebogene, kurz 5spaltige, oft ungleiche Blumenkrone und die steinfruchtartige Beere, amerikanische Sträucher. P. officinalis *Mart.*, mit goldgelben, in Doldentrauben stehenden Blüthen, in Brasilien, wirkt stark schweiß- und harntreibend und wird deshalb bei Wassersuchten und syphilitischen Krankheiten im Aufgusse angewendet. Auch von P. speciosa *H. et Bonpl.* gelten die Blätter, welche sehr kräftig schweiß- und harntreibend wirken, für ein sehr vorzügliches Heilmittel bei syphilitischen Krank-

heiten. P. Marcgravii *St. Hil.*, mit walzigen, unten rothgelben, oben purpurrothen Blumen an hochrothen Stielen, in Brasilien in Holzschlägen, wird als Rattengift gebraucht.

Palikaren, s. v. a. Pallikaren.

Palilia, Fest der Pales (s. d.), gefeiert am 21. April. Die Landleute flehten die Göttin um Schutz und Gedeihen für ihre Heerden und um Verzeihung für unabsichtliche Verletzung geheiligter Orte an; sie selbst entsühnten sich, indem sie durch angezündete Strohfeuer sprangen. An diesem Feste ward zugleich der Stiftungstag Roms gefeiert.

Palilogia (griech.), Wiederholung eines Satzes, mit dem die vorhergehende Periode sich endigte, zu Anfang einer neuen.

Palimpsestus (v. Griech., lat. Codex rescriptus), dasjenige Pergament oder ähnliches Schreibmaterial, von welchem die Schrift, mit der dasselbe ursprünglich geschrieben war, abgekratzt, weggewischt, oder sonst unsichtbar gemacht wurde, damit man Neues darauf schreiben konnte. Schon im Alterthum that man dies aus Sparsamkeit öfters; im Mittelalter, wo Schreibmaterial kostspielig und selten war, bediente man sich dieses Mittels häufig, um auf Pergamentrollen, deren Inhalt sich auf die alte Literatur bezog, Kirchliches und Theologisches zu schreiben. In neuerer Zeit ist es, zum Theil durch chemische Mittel, gelungen, die spätere Schrift zu vertilgen und die erste wieder lesbar zu machen. Schon im vorigen Jahrhundert entdeckte man auf diese Weise ein Bruchstück aus dem 91. Buche des Livius, die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas in der wolfenbütteler Bibliothek u. A. Den Versuchen A. Mai's u. Peyrons gelang es, aus Palimpsesten, welche dem Kloster Bobbio im Genuesischen angehörten und in die Bibliotheken zu Mailand, Rom und Turin gekommen waren, Reste von Reden Cicero's, einen großen Theil der Schrift desselben über den Staat, Bruchstücke von den Briefen und Reden Fronto's und von einzelnen Stücken des Plautus zu gewinnen. Auch die wichtigen Institutionen des Gaius sind auf diese Weise (aus veroneser Palimpsesten) entdeckt worden. Vergl. Manuskripte.

Palindrom (v. Griech.), ein Räthsel über ein Wort, welches, vor- und rückwärts gelesen, eine verschiedene Bedeutung hat, wie Regen und Neger, Gras und Sarg.

Palindromon (griech., versus cancrinus), ein Vers, der, wenn man ihn entweder nach den Wörtern oder nach den Buchstaben rückwärts liest, gerade so lautet und denselben Sinn gibt, als ob er auf die gewöhnliche Weise von vorn gelesen würde, z. B. Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto, und der bekannte, dem Teufel in den Mund gelegte Hexameter: Signa te, signa, temere me tangis et angis (d. h. Kreuzige dich, kreuzige dich nur, du berührst und quälst mich vergebens).

Palingenesie (v. Griech.), Wiederentstehung aus dem Alten und Vergangenen im Sinne mehrer Naturphilosophen des Alterthums, welche die Meinung aufstellten, die Natur werde, wie sie aus einem Chaos hervorgegangen sey, auch wieder in dasselbe zurückkehren, nicht aber darin verharren, sondern neu, und zwar vollkommener und schöner daraus hervorgehen. Im theologischen Sinne ist P. die Auferstehung der Todten und die sogenannte Apokatastase oder Wiederbringung des ursprünglichen, durch den Sündenfall verloren gegangenen Zustandes der Dinge, im moraltheologischen die geistige Wiedergeburt oder Besserung des Menschen, im metaphorischen die Verjüngung und Erneuerung alles Veralteten, so z. B. die Wiedergeburt eines Staates, dessen Institute veraltet sind, oder auch des ganzen Menschengeschlechts im Fortgang seiner Kultur. Vergl. Ballanche, Essais de palingénesie sociale, Paris 1828.

Palinodie (v. Griech.), ein neues, einem früheren ganz entgegengesetztes und dasselbe widerrufendes Lied. Berühmt war vorzüglich die P. des Stesichorus, der erblindete, weil er die Helena in einem seiner Gesänge beleidigt hatte, sein Augenlicht aber wieder erhielt, als er in einer P. sein erstes Gedicht widerrufen hatte. Auch heißt so jede Art des Widerrufs. In der Medicin versteht man darunter das Sichzurückziehen (Einschrumpfen) eines Gliedes, z. B. des Penis, des Zäpfchens; auch nennt man so den Wiederausbruch einer Krankheit.

Palinurus, Sohn des Jasus und Steuermann des Aeneas, stürzte im Schlaf ins Meer, wurde an die Küste Italiens getrieben, dort ermordet u. erst bei einer Pest auf Befehl des Orakels von den Lukanern ehrenvoll begraben. Bei dem nach ihm benannten Vorgebirge befand sich ein gleichnamiger Hafen, der jetzt noch Porto di Palinuro, sowie das Vorgebirge noch Kap Palinuro heißt.

Palisanderholz, s. Palixanderholz.

Palischrift, s. Päli.

Palissaden (Palissades, Schanzpfähle), 6 — 12 Zoll starke, 8 — 12 Fuß lange, runde oder eckige Pfähle, welche sowohl bei Feld-, als auch bei provisorischen, wie bei beständigen Befestigungen theils als bloße Annäherungshindernisse, theils auch als Deckmittel für dahinter aufgestellte Vertheidiger angewendet werden, indem man sie, je nach den verschiedenen Zwecken, 2 — 3 Zoll von einander entfernt, 2 — 4 Fuß tief senkrecht oder schief in die Erde gräbt, um das Uebersteigen zu erschweren, oben zuspitzt und, um das Ausheben einzelner P. zu hindern, etwas unter der Erdoberfläche an eine sogenannte Grundschwelle, eben so etwa $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß unterhalb der Spitzen in einer ähnlichen Weise mit eisernen oder hölzernen Nägeln befestigt. Die mit der Spitze gegen den Feind geneigten P. werden häufig mit dem besondern Namen Sturmpfähle (Sturmpalissaden) bezeichnet. Am gewöhnlichsten kommen sie bei Feldschanzen in Anwendung, und zwar in den Gräben, wo sie der Wirkung des Geschützes am meisten entzogen sind. Die zugleich zur Vertheidigung bestimmten P. heißen gewöhnlich Tambourpalissaden (Palissades en tambour) und müssen eine besondere Einrichtung erhalten, da bei den gewöhnlichen P. mit dreizölligen Zwischenräumen die dahinter aufgestellten Vertheidiger dem feindlichen Gewehrfeuer zu sehr ausgesetzt sind.

Am gewöhnlichsten benutzt man hiezu die Brustpalissaden (Palissades à la turque), 4 Zoll starke Pfähle, die, in die Zwischenräume der gewöhnlichen P. gepflanzt, bis zur Anschlagshöhe reichen, oder man wendet beschlagene P. an, die dicht an einander gepflanzt werden, aber immer etwa zwischen der dritten und vierten Palissade ein ausgehauenes Schießloch haben müssen. Vor diesen Vertheidigungspalissaden bringt man als Annäherungshindernisse Wolfsgruben, Spickpfählchen, Astverhaue &c. an.

Palissanderholz, s. v. a. Palixanderholz.

Palisse, la, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Allier, an der Bebre, über die hier eine sehr alte Brücke führt, in einem fruchtbaren Thale, hat ein altes Schloß, Baumwollenspinnerei, Schuhmacherei, Handel mit Getreide, Hanf, Leder &c. und 2400 (nach Andern 3000) Einw.

Palissot de Montenoy, Charles, französischer Dichter, den 3. Januar 1780 zu Nancy geboren, machte in den Wissenschaften so schnelle Fortschritte, daß er in seinem 16. Jahre Baccalaureus der Theologie ward. Später trat er in die Kongregation des Oratoriums, verließ jedoch dieselbe bald wieder, um sich ganz der Poesie und Literatur zu widmen. Kaum 18 Jahre alt, schrieb er ein Trauerspiel, dem bald ein zweites „Ninus“ folgte, das zwar zur Aufführung kam, aber wenig Beifall erhielt. Er wandte sich nun zum Lustspiel und errang mit seinen beiden Stücken „Les tuteurs“ und „Le barbier de Bagdad“ nicht unbedeutenden Erfolg. Als ihm 1755 der König Stanislaus zu Nancy das bei der Einweihung der Denksäule Ludwigs XV. aufzuführende Theaterstück übertrug, schrieb er das satyrische Schubladenstück „Le cercle“, worin er die literarischen Koterien, das Treiben überschätzter Poeten, anmaßender Gönner, gelehrter Frauen &c. mit derber Satyre schonungslos geißelte. Selbst J. J. Rousseau brachte er, zu einem wahren Fratzenbilde verzerrt, mit auf die Bühne. König Stanislaus entzog ihm deshalb seine Gunst, und die ganze Gesellschaft der Encyklopädisten machte ihn zur Zielscheibe ihrer heftigsten Ausfälle, namentlich schleuderte Morelles eine giftige Schmähschrift gegen ihn. P. vertheidigte sich mit den Waffen des Spottes und der Satyre so glücklich, daß selbst Voltaire für gut fand, seinen Zorn nicht zu reizen. Zuerst schrieb er seine „Petites lettres contre de grands philosophes“, dann persiflirte er in der Komödie „Les philosophes“ die Encyklopädisten so scharf, daß Voltaire meinte, sie seyen darin als Leute dargestellt, die im Taschendiebstahl unterrichten. In seinem satyrischen Epos „La Dunciade“ (Paris 1764, 2 Bde.) griff er mit treffendem Witz die falsche Aufklärung der Zeit, in der er indeß selbst noch befangen war, an und fand daneben noch Zeit zu mehren Theaterstücken, wie „Les nouveaux ménechmes“ (1762), „Le Satirique ou l'homme dangereux“ und „Les courtisanes“ und einer kritischen Abhandlung über die französischen Schriftsteller seit dem 16. Jahrhundert: „Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française“ (2 Bde., Paris 1769 u. ö., zuletzt 1813), die noch jetzt von Interesse ist. Durch die Revolution verlor er den größten Theil seines Vermögens; doch blieb er ewig heiter und zog sich, nachdem er eine Zeit lang im Rathe der Alten gesessen, nach Pantin zurück, wo er als Vorsteher der mazarinschen Bibliothek hochbejahrt den 15. Juni 1814 †. Seine Werke erschienen zu Lüttich in 7 Bänden, dann zu Paris 1788 in 4 Bänden und, von ihm selbst besorgt, das. 1809, 6 Bde. Geschätzt ist seine Ausgabe von Voltaire's Werken (1789).

Palitscher See (Palicz-See), See in der bacs-bodrogher Gespannschaft in Ungarn, bei Maria-Theresiopel, durch Menschenhände geschaffen, obwohl er 3 Meilen Umfang und 15 Fuß Tiefe hat. Bis 1779 war er trockener Sandboden, Palicz genannt. Die Hirten, welche hier ihr Vieh hüteten, gruben Brunnen, um bei der großen Dürre dasselbe tränken zu können. Da das Wasser salzig war und von dem Vieh sehr gern getrunken wurde, vermehrte sich die Zahl der Brunnen immer mehr, bis man endlich auf so starke Wasseradern traf, daß sie über die Fläche stiegen u. diese nach und nach bis zu einer Höhe von 15 Fuß in der angegebenen Ausdehnung bedeckten. Der See ist reich an Fischen u. Wasservögeln. Um möglichen Ueberschwemmungen durch die unterirdischen Quellen vorzubeugen, hat man einen meilenlangen Abzugskanal nach dem Flusse Körös angelegt.

Palitzsch, Johann Georg, ein durch seine astronomischen Kenntnisse berühmter Bauer, geboren den 11. Juni 1732 in dem Dorfe Prohlitz bei Dresden, beschäftigte sich neben seinen Berufsarbeiten viel mit Botanik, Physik und namentlich mit Astronomie und wurde dadurch bekannt, daß er in der Nacht vom 25. zum 26. December 1758 den Kometen, dessen Rückkehr Halley angesagt hatte und den alle Astronomen seit geraumer Zeit erwarteten, zuerst und fast einen Monat früher als irgend einer derselben entdeckte. Seitdem erhielt P. häufig Besuche von fremden Gelehrten und hohen Personen, blieb aber, wie bisher, ein schlichter Landmann. Im Jahre 1782 entdeckte er gleichzeitig mit Goodrick die periodische Veränderlichkeit des Sternes Algal im Perseus. Er † 1788 in seinem Geburtsorte.

Paliurus (Judendorn, Stechdorn, Brustbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, charakterisirt durch den flachen, 5spaltigen Kelch mit hinfälligen Zipfeln und stehenbleibender Röhre, die 5blätterige, dem Kelche eingefügte Blumenkrone und die trockene, 2—3samige, von einem kreisförmigen Flügel umgebene Steinfrucht. P. australis *Gaertn.*, gemeiner Stechdorn, Christdorn, Judendorn, Judenbaum, Judenhütlein, ist ein dorniger Strauch im südlichen Europa und im Orient, gewöhnlich 4 bis 5 Fuß hoch, bisweilen auch höher, mit vielen ausgesperrten, hin- und hergebogenen, braunen Aesten und kahlen oder schwach-weichhaarigen, grünlichen, jungen Zweigen. Früher gebrauchte man die ölhaltigen Samen bei Brustkrankheiten, die ganzen Früchte bei Urinbeschwerden und die adstringirende Wurzel, sowie die Blätter gegen Durchfälle. Die jüngern Zweige und Blät-

ter liefern brauchbare gelbe und gelbgrüne Farben auf Tuch. Der Strauch bildet in Frankreich und Italien gute Hecken.

Palixanderholz (Palissanderholz, Violetholz, Purpurholz, Luftholz, blaues Ebenholz, St. Lucienholz), ein hartes, ziemlich schweres Holz von einem brasilianischen Baume, von graubrauner Farbe mit dunkleren Adern, wird an der Luft allmählig dunkler und endlich braunroth-violet u. gewinnt einen eigenthümlichen Geruch. Es kommt aus Brasilien in langen Scheiten und wird von Tischlern und Instrumentenmachern zu feineren Arbeiten verwendet.

Palksstraße, vorderindische Meerenge, zwischen der Nordwestspitze von Ceylon und der Küste von Karnatik, hängt südlich, wo sie durch die Adamsbrücke und die Insel Ramisseram fast geschlossen wird, mit der Manaarstraße zusammen und verbindet dieselbe mit dem Meerbusen von Bengalen.

Palla (lat.), langes, bis über die Füße herabgehendes, viereckig zugeschnittenes Gewand, welches die Frauen in Rom so über den andern Kleidern trugen, daß sie einen Theil desselben über die linke Schulter schlugen u. ihn unter dem Arm festhielten. Bei Leichenbegängnissen und in der Tragödie war die P. schwarz und mit einer Schleppe versehen. Die Dichter lassen auch die Furien mit der P. bekleidet seyn.

Palla corporalis (P. parva, lat.), Tuch, welches bei der katholischen Messe auf Altar, Brod und Kelch gedeckt wird.

Pallacos, in Peru, namentlich bei Potosi, die Erze, die früher als zu arm weggeworfen worden waren und jetzt, obgleich sie nur 0,0005 bis 0,0008 Silber ausgeben, dennoch mit Gewinn verarbeitet werden, da dieselben nur vom Boden aufgelesen zu wenden brauchen und deshalb keine Förderungskosten verursachen.

Palladgold (Ouro poudre, faules Gold, Palladiumgold, nach Fröbel Porpezit), Metall, das nach Berzelius aus 85,98 Gold, 9,85 Palladium, 4,17 Silber besteht, erscheint nur in eckigen Körnern, ist unrein (graulich) goldgelb und sehr leicht schmelzbar u. kommt in einem Eisenglanz, Jacotinga genannt, in der Capitania Porpez in Brasilien vor.

Palladio, Andrea, berühmter italienischer Architekt, geboren den 30. November 1518 zu Vicenza als Sohn armer Aeltern, widmete sich anfangs der Bildhauerei und ging in Begleitung des berühmten Trissino, der ihn in die Mathematik einführte, nach Rom. Hier zeichnete und studirte er die alten Denkmäler, drang tief in den Geist der antiken Kunst ein u. legte die Resultate seiner Forschungen in mehren Restaurationen an den Tag. In Vicenza, wohin er 1547 zurückkehrte, stellte er eine alte Basilika ganz im alten Style wieder her und erhielt in Folge davon durch Trissino's Empfehlung bei dem Papst Paul III. einen Ruf nach Rom, um an den Berathungen über den Bau der Peterskirche Theil zu nehmen. Er benutzte diesen abermaligen Aufenthalt zu Rom nochmals zum genauesten Studium der alten römischen Gebäude, dessen Ausbeute ein 1564 erschienenes Werk über die römischen Denkmäler war. Als der Künstler in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, beeiferte sich jeder Baulustige, einen Plan von ihm zu erhalten. Die Zahl der Gebäude, die sich nach seinen Entwürfen zu Vicenza und in der Umgegend, zu Venedig u. anderen Städten des östlichen Oberitaliens erhoben, ist daher sehr bedeutend. Seine Phantasie war außerordentlich reich, sein Geschmack durch das Studium der Werke einer frühern, bessern Zeit geläutert und nicht minder glücklich sein Sinn für das dekorative Element der Architektur. Er wußte die Formen der römischen u. griechischen Baukunst auf das Mannichfaltigste zu verbinden und sie dem modernen Geschmack anzupassen. Seinen Styl gibt namentlich der Palast Giuseppe di Porta's in Vicenza zu erkennen. Unweit Venedig baute er an der Brenta, deren Ufer mit außerordentlich vielen seiner Werke prangen, den berühmten Palast Foscari. Zu Venedig war seine Schöpfung das später abgebrannte Kloster St. Johann von Lateran, zu dem er sich die vitruvsche Beschreibung eines römischen Wohnhauses als Vorbild nahm. Zugleich wurde daselbst nach seinen Zeichnungen das Refektorium von St. Georg Major erbaut; auch die Kirche gleichen Namens, die sich durch vorzügliche Anordnung und Ausführung aller Theile und durch edle Verhältnisse auszeichnet, ist sein Werk. An der von Sansovino errichteten Kirche di San Francesco della Vigna baute er ein großes schönes Portal mit korinthischen Säulen u. endlich gegen das Ende seines Lebens die Salvatorkirche zu Venedig. In seiner Vaterstadt entwarf er 1561 ein Theater für den großen Saal des Stadthauses, und zu verschiedenen Zeiten hatte er bei öffentlichen Festen Gelegenheit, den Reichthum seiner Ideen in Errichtung von angemessenen Werken des Augenblicks, Säulengängen, Triumphbogen, Obelisken, Springbrunnen und Figuren 2c. zu zeigen. Auch um Verbesserung des Brückenbaues erwarb er sich große Verdienste. Während man damals meist nur gewöhnliche Jochbrücken errichtete, wendete er wahrscheinlich zuerst Hängewerke dabei an. Die von ihm errichtete Brücke über den Cismone zwischen Trient u. Bassano hat 105 Fuß weite Joche, die von einem höchst einfachen u. sehr verständig angeordneten Hängewerke überspannt werden. Von seinen Villen, in denen sich vornehmlich seine reiche Phantasie zeigt, ward vor allen die Villa Capra oder Rotondo bei Padua bewundert. Sein größtes und letztes Werk, in dem er am erfolgreichsten die Früchte seines Studiums der Antike niederlegen konnte, ist das sogenannte olympische Theater zu Vicenza, dessen Vollendung er jedoch nicht mehr erlebte. Er † den 19. August 1580 als Baumeister der Republik Venedig. P.'s Werke sind für die nächstfolgenden Zeiten normgebend gewesen. Obgleich keines den Forderungen der heutigen Kunstkritik völlig genügt, und besonders die übermäßige Anwendung gekuppelter Halbsäulen, die unreine Form seiner dorischen Ordnung u. A. gerechten Tadel gefunden hat, so ist sein Styl doch noch klassisch und rein im Vergleich mit der bald einbrechenden

allgemeinen Verwilderung der Architektur, und P. ist vermöge der reichen und grandiosen Konception seiner Formen und der originellen Anordnung des Raumes einer der ersten Architekten aller Zeiten. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Raphael unter den Baumeistern nennt. P. fertigte die Zeichnungen für Barbaro's Ausgabe des Vitruv und gab Cäsars „Commentarii“ (Venedig 1665) heraus. Sein Hauptwerk ist „Dell' Architettura“ (Venedig 1570, deutsch von Böckler, Nürnberg 1698). Eine neue Ausgabe der Werke P.'s besorgten Chapuy und Beugnot, Paris 1827. Vgl. Th. Temanza, Vita di A. P., Venedig 1763; Magrini, Memorio intorno la vita e le opere di A. P., Padua 1846.

Palladium, ein Schnitzbild der Pallas, welches auf der Burg von Troja als Unterpfand für das Glück und die Sicherheit der Stadt aufbewahrt und verehrt wurde. Es war 3 Ellen hoch, die Füße waren eng an einander gefügt, in der rechten Hand hielt es einen in die Höhe gehobenen Speer, in der linken aber Spindel und Rocken. Die Augen waren mit Strichen bezeichnet. Nach einer Sage hatte es Zeus dem Ilus bei der Gründung Iliums als günstiges Zeichen vom Himmel zugeworfen, nach einer anderen hatte es Athene verfertigt, um die von ihr aus Unvorsichtigkeit getödtete Pallas, die Tochter des Triton, darzustellen und so die Erinnerung an dieselbe festzuhalten. Als sich später Electra zu diesem Bilde geflüchtet, habe Athene dasselbe in das trojanische Gebiet geworfen, wo es Ilus gefunden, ihm einen Tempel erbaut und es hoch verehrt habe. Auch für ein Weihgeschenk der Electra galt das P. Da die Sage ging, daß Troja nicht erobert werden könnte, so lange es im Besitze dieses Bildes sey, so raubten Odysseus und Diomedes dasselbe u. gaben es nach einer attischen Sage dem Demophon in Verwahrung, der es nach Athen brachte. Auch Argos rühmte sich, das P. zu besitzen. Die Römer glaubten ebenfalls im Besitz eines P. zu seyn. Chryse nämlich, eine Tochter der Pallas, soll dem Dardanus 2 Palladien als Mitgift gebracht und eines davon Aeneas als Unterpfand für einen neuen Staat nach Italien mitgenommen haben. Die Römer glaubten es im Tempel der Vesta aufbewahrt, wo es so heilig gehalten wurde, daß es nicht einmal der Pontifex Maximus sehen durfte. Heliogabalus soll es in seinen Sonnentempel versetzt haben. P. heißt daher auch jede heilig gehaltene Sache, die etwas schützt und auf deren Erhaltung viel ankommt (z. B. das Gesetz P. der Freiheit).

Palladium, ein seltenes Metall, welches 1803 von Wollaston in dem brasilianischen Platinerze entdeckt ward. Es findet sich sowohl im amerikanischen, als auch russischen Platinerze u. macht im ersteren etwa 1%, in dem letzteren 0,28—1,10% aus. Außerdem kommt es in losen Körnchen, die eine faserige Textur und eine stahlgraue, ins Silberweiße übergehende Farbe besitzen, unter den Körnern des Platinerzes am Ural und in Brasilien vor. Auch das brasilianische Gold enthält zuweilen bis zu 10% P., u. in Verbindung mit Selen, als Selenpalladium, ist es von Zinken bei Tilkerode am Harz gefunden worden. Um es zu gewinnen, löst man Platinerz in Königswasser auf, versetzt die Lösung mit Quecksilbercyanid und zerstört den erhaltenen blaßgelben Niederschlag von Palladiumcyanid durch Glühen, wobei metallisches P. zurückbleibt. Das P. steht in seinen äußeren Eigenschaften dem Platin ziemlich nahe; die Farbe nähert sich etwas mehr dem Silberweiß. Es ist glänzend, streckbar, läßt sich in dünne Bleche schlagen, zu Drähten ziehen, hat ein specifisches Gewicht von 11,3, das nach dem Walzen auf 11,8 steigt, läuft beim Erhitzen, in Folge von Oxydation, bläulich an, wird aber in höherer Temperatur, bei welcher sich das gebildete Suboxyd reducirt, wieder metallisch-glänzend und weiß; es dehnt sich, von 0°—100° erwärmt, um 0,001 aus und schmilzt bei 150° Wärme. In der Weingeistflamme wird es berußt, und bei längerer Einwirkung der Flamme bildet sich in schwarzen, warzenförmigen Auswüchsen Kohlenstoffpalladium. Von Salzsäure und Schwefelsäure wird es nur wenig angegriffen, von Salpetersäure dagegen, unter Entwickelung salpetrigsaurer Dämpfe, leicht gelöst. Jodtinktur, auf blankem P. verdunstet, hinterläßt einen schwarzen Fleck und gibt deshalb ein einfaches und sicheres Mittel ab, das Platin, bei welchem jene Erscheinung nicht eintritt, von dem P. zu unterscheiden. Wegen seiner Seltenheit ist das P. nur sparsam verarbeitet worden. Mit Vortheil hat man es einige Male zu den feinen Theilstrichen auf Meßinstrumenten für den Seedienst benutzt; es läuft an der Seeluft nicht an und hat hierdurch einen bedeutenden Vorzug vor dem Silber. Auch zum Befestigen künstlicher Zähne hat man Palladiumdraht mehrfach verwendet. Eine Schale von P., welche Breant, Münzwardein in Paris, anfertigen ließ und die von Karl X. angekauft wurde, befindet sich gegenwärtig in der Gardemeuble der Krone von Frankreich. Ihr Gewicht beträgt 1 Kilogramm. Blei, Eisen und Zinn machen das P. spröde. Durch Kupfer wird es gelbgrau, sehr politurfähig, aber so hart, daß es nur schwierig von der Feile angegriffen wird. Mit Wismuth versetzt, erlangt es Stahlhärte. Palladiumsilber ist weißer als P., härter als Platin und strengflüssiger als Silber. Gold, wenn auch nur mit sehr wenig P. zusammengeschmolzen, verliert seine schöne Farbe, wird grau, so hart wie Stabeisen und grobkörnig im Bruch. Palladiumamalgam erhält man als ein graues Pulver, wenn man ein wässeriges Palladiumsalz mit Quecksilber schüttelt; ist es reich an P., so gibt es sein Quecksilber erst in der Weißglühhitze ab. Auch mit den übrigen Metallen geht das P. Verbindungen ein, welche sich gewöhnlich durch ihre Härte auszeichnen. Neuerdings ist eine Legirung von 24 P., 44 Silber, 72 Gold und 92 Kupfer, als ganz vorzüglich für Zapfenlager in feinen Uhren und Chronometern geeignet, empfohlen worden.

Palladius, 1) aus Alexandria, Jatrosophist im 7. Jahrhundert n. Chr., verfaßte noch vor-

handene griechisch geschriebene Scholien zu der Schrift des Hippocrates von den Knochenbrüchen (abgedruckt in den Ausgaben des Hippocrates von Foes und Chartier); ferner Scholien zu dem 6. Buche der Epidemien von Hippocrates (herausgegeben in einer lateinischen Uebersetzung von Junius Paulus Crassus, Basel 1581). Eine Schrift über die Fieber unter dem Namen des P. hat zuerst F. Chartier zu Paris 1646 u. dann J. St. Bernhard zu Leyden 1745 herausgegeben.

2) Bischof von Helenopolis von 388—407 n. Chr., Verfasser einer Geschichte des Mönchswesens, „Historia Lausiaca" genannt, weil sie an Lausus, Statthalter von Kappadocien, gerichtet war (herausgegeben von Meursius, Leyden 1616).

3) P. Rutilius Taurus Aemilianus, römischer Schriftsteller in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr., aus Sardinien oder Neapel gebürtig, schrieb ein Werk: „De re rustica", in 14 Büchern, welches zuerst allgemeine Vorschriften über den Ackerbau, dann nach den 12 Monaten des Jahres in eben so viel Büchern die für jede dieser Zeiten nöthigen Vorschriften gibt; das letzte Buch von der Baumzucht (zunächst vom Pfropfen handelnd, daher „De insitione" betitelt) ist in elegischen Versen abgefaßt. Herausgegeben ward es in den „Scriptores rei rusticae" von Gesner und Ernesti u. von Schneider (Bd. 3, Leipzig 1795).

Pallanza (Palanza), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Königreich Sardinien, Fürstenthum Pyrmont, südwestlich von Lugano, am westlichen Ufer des Lago Maggiore, auf einer in den See vorspringenden Landzunge, den schönen borromäischen Inseln gegenüber sehr schön gelegen, hat eine Kirche der Madonna di Campagna, Handel und 1400 Einwohner. Auf dem nahen Hügel Castagnuola hat man die herrlichste Aussicht über den See.

Pallas (P. Athene), s. Minerva.

Pallas, einer der Planetoiden, deren Bahnen zwischen denen des Mars und des Jupiter liegen, und zwar unter diesen wahrscheinlich der größte. Sein astronomisches Zeichen ist eine Lanze (⚴). Die P. wurde als der zweite der Planetoiden von Olbers in Bremen am 28. März 1802 aufgefunden und von Gauß bald darauf näher bestimmt. Die Bahn der P. ist von der der Ceres wenig verschieden, sowohl was die Länge ihrer großen Axe, als auch die Entfernung derselben von der Sonne betrifft. Sie zeigt von allen Planeten fast die größte Excentricität (nur Juno kommt ihr gleich) und bei weitem die größte Neigung, und auch gegen die Bahn der Ceres ist die der P. sehr stark geneigt. Die scheinbare Größe derselben wechselt, selbst in den Oppositionen, sehr stark, da es deren geben kann, wo sie 51 Millionen Meilen von der Erde entfernt bleibt; überhaupt schwanken die Distanzen zwischen P. und Erde zwischen 24 und 91 Millionen Meilen. Lamont in München fand mittelst seines Riesenrefraktors den scheinbaren Durchmesser der P. 0",55 für ihre mittlere Entfernung; dies würde einen wahren Durchmesser von 145 geographischen Meilen geben. Indeß ist dies gewiß eher zu groß, als zu klein. Herschel der Aeltere bestimmte den scheinbaren Durchmesser der P. nur auf $\frac{1}{6}$ Sekunde, was einen wirklichen Durchmesser von nur cirka 30 Meilen geben würde. Nach den gewöhnlichen Schätzungen ist P. nahe 12-, im Flächeninhalt 140- u. im kubischen 1670mal kleiner als die Erde oder etwa 34mal kleiner als unser Mond. Von der Sonne wird P. in der kleinsten Distanz $4\frac{1}{4}$mal, in der größten 12mal schwächer erleuchtet, als die Erde. Wegen der großen Neigung und Excentricität der Bahn dieses Planetoiden kann kein solches Alterniren der Jahreszeiten wie auf unserer Erde Statt finden, d. h. die wärmste Zeit der Nordhalbkugel kann nicht mit der kältesten der Südhalbkugel zusammenfallen und umgekehrt. Sehr gering muß auch die Schwere auf diesem kleinsten Weltkörper seyn. Setzen wir seine Dichtigkeit der der Erde gleich, so ist sie 12mal geringer, als bei uns, und 100 Pfund sind dort nur $8\frac{1}{3}$ Pfund; die Fallhöhe ist $1\frac{1}{4}$ Fuß, die Länge des Sekundenpendels 3 Zoll. Diese Annahme ist aber wahrscheinlich noch zu hoch, da die meisten Planeten eine geringere Dichtigkeit als unsere Erde haben. Am Himmel erscheint P. als ein teleskopischer Stern, nicht scheibenartig, scharf begrenzt, sondern fast kometenartig von Nebel umhüllt, was, wie bei den übrigen Planetoiden, auf eine sehr starke Atmosphäre hindeutet.

Pallas, Peter Simon, russischer Reisender und Naturforscher, geboren 1741 zu Berlin, wo sein Vater Arzt war, studirte daselbst Medicin u. Naturwissenschaften, hielt sich dann längere Zeit in Holland und England auf und erwarb sich vorzüglich durch Anordnung des dem Erbstatthalter gehörigen naturhistorischen Museums zu Leyden und anderer ähnlicher Sammlungen ausgebreitete Kenntnisse. Nachdem er 1767 nach Berlin zurückgekehrt war, berief ihn 1768 die Kaiserin Katharina II. als Akademiker und Kollegienassessor nach Petersburg und stellte ihn an die Spitze einer wissenschaftlichen, zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne ausgerüsteten Expedition, die unter Theilnahme Ssokolows, Sujews und Rytschkows am 21. Juni 1768 abging. P. blieb den Winter über in Simbirsk an der Wolga, folgte im nächsten Frühjahre dem Laufe des Jaik bis zu seiner Mündung in das kaspische Meer und verweilte am Gurjew, um die Natur dieses großen See's zu beobachten. Im Jahre 1770 untersuchte er die beiden Abhänge des Uralgebirgs, 1771 die Gruben von Kolywan am nördlichen Saume des Altai und kam bis Krasnojarsk am Jenesei. Im Jahre 1772 ging er weiter nach Osten über den Baikalsee und die daurischen Gebirge bis an die chinesische Grenze. Von da kehrte er nach Krasnojarsk und 1773 nach Astrachan zurück, untersuchte dann die kaukasischen Gegenden und kam, nachdem er den letzten Winter zwischen Don und Wolga zugebracht, am 30. Juli 1774 in Petersburg wieder an. Für die Wissenschaft war diese Reise im höchsten Grade fruchtbringend, theils durch die großartigen Sammlungen, die P. mitbrachte und die jetzt den Kern des akademischen Museums zu Petersburg bilden, theils durch die gelehrten Werke, in denen er mit

allseitiger Gründlichkeit nicht nur die in naturhistorischer, ethnographischer, geographischer, statistischer Beziehung reichhaltigen Resultate eigener Beobachtungen und Erfahrungen, sondern auch die Notizen seiner Gefährten veröffentlichte. Im Jahre 1777 ward er Mitglied eines topographischen Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographirung des russischen Reichs und 1782 Kollegienrath. Mehr und mehr war indessen die Botanik sein Lieblingsfach geworden; zu ihrer Bereicherung unternahm er mehre botanische Wanderungen in die verschiedenen Provinzen des russischen Reiches, unter anderen 1793 und 1794 nach den südlichen Gegenden, vorzüglich der Krimm. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin, nachdem er schon 1785 Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. 1787 Historiograph des Admiralitätskollegiums geworden war, 2 Dörfer in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Krimm und ein großes Haus zu Simferopol mit einem reichlichen Auskommen. Hier lebte P. seit 1796 15 Jahre lang, theils mit der Fortsetzung seiner früheren, theils mit der Herausgabe neuer Werke beschäftigt. Endlich aber ward ihm durch die Gesetzlosigkeit der Tataren der Aufenthalt daselbst verleidet, und er kehrte nach dem Tode seiner Gattin mit seiner Tochter nach seiner Vaterstadt Berlin zurück. Nach 14 Monaten † er daselbst am 8. Sept. 1811. Einen Theil seiner werthvollen Sammlungen hinterließ er der dasigen Universität. Von seinen Schriften sind besonders folgende hervorzuheben: „**Elenchus zoophytorum**“ (Haag 1766, deutsch von Herbst, Nürnberg 1787); „**Miscellanea zoologica**“ (Haag 1766); „**Specilegia zoologica**“ (2 Bde., Berlin 1767—1804); „Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs in den Jahren 1768 bis 1773“ (Petersburg 1771—76, 3 Bde.); „Neue nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie“ (7 Thle., das. 1781—96); „**Icones insectorum, praesertim Rossiae Sibiriaeque peculiarium**“ (Erlangen 1781 und 1782, 2 Abth., fortgesetzt 1806); „**Flora rossica**“ (das. 1784—88, 2 Bde., mit 100 Kupfern); „**Linguarum totius orbis vocabularia comparativa augustissima cura collecta**“ (das. 1787—89, 2. Aufl., 4 Bde., 1790—91); „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs in den Jahren 1793—94“ (Leipzig 1799 und 1801, 2 Bde.); „**Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum**“ (das. 1803, mit 59 Kupfertafeln); „**Zoographia Rossiae asiaticae**“ (3 Bde., Petersburg 1811).

Pallasch, ein vorzugsweise zum Hauen bestimmtes einschneidiges Seitengewehr, für das Fußvolk kürzer, für die Reiterei länger, mit starkem Rücken und zweischneidiger, etwas gekrümmter Spitze, ohne Stichblatt, aber zum Schutze der Hand mit einem korb- oder muschelartigen Schilde versehen, jetzt in den meisten Heeren eine Waffe der Kürassiere.

Pallassches Eisen, eine am Jenisei in Sibirien 1794 von Pallas entdeckte Meteoreisenmasse, lag zwischen Krasnojarsk u. Abekansk ganz oben auf dem Rücken eines hohen Schiefergebirges zu Tage (wog 1680 Pfund) und wurde von den Tataren als ein vom Himmel gefallenes Heiligthum verehrt.

Palliata fabula (lat.), bei den Römern eine Komödie, die eine mehr oder minder freie Uebersetzung und Bearbeitung griechischer Stücke war. Palliatendichter, fast sämmtlich dem 6. Jahrhundert Roms angehörend, waren: Livius Andronicus, Ennius, Nävius, Plautus, Trabea, Atilius, Licinius, Imbrex, Juventius, Cäcilius, Luscius Lanuvinus und Terentius. Anfänglich war es das Bestreben der Palliatendichter, die Römer, die nur Interesse an dem Stoffe hatten, nur zu belustigen. Erst allmählig bildete sich auch der Sinn für Schönheit der Form aus, so daß man gegen Ende des 6. Jahrhunderts fast eine treue Uebersetzung des griechischen Originals verlangte, ja sich sogar die Stücke griechisch aufführen ließ. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts verlangte man wieder nach älteren Palliaten, die sich von da an bis zur Zeit der Kaiser auf der Bühne erhielten und mit Beifall aufgenommen wurden. Vergl. Komödie.

Palliativ (v. lat. pallium), Bedeckung, Hülle, Mantel, oder was überhaupt zur Verhüllung, Verbergung, Bemäntelung eines Gegenstandes dient. Palliativmittel heißen diejenigen Heilmittel (**remedia palliativa**), durch welche eine Krankheit nicht gänzlich gehoben, sondern bloß in ihren Aeußerungen und Erscheinungen verändert wird, so daß für den Kranken und seine Umgebung die Krankheit selbst geändert oder gebessert erscheint, während sie doch ihrer Hauptsache nach fortbesteht. Die Krankheit ist also gleichsam den Augen Anderer entzogen, umhüllt, bemäntelt. Die Anwendung dieser Mittel heißt Palliativkur, Palliativmethode (**cura, methodus palliativa**) und ist der Radikalkur, durch welche die Krankheit in ihrer Ursache, in der Wurzel zerstört, also gänzlich gehoben wird, entgegengesetzt. Als P.e benutzt man vornehmlich die Narkotika, namentlich Opium und die sogenannten Präparate (Morphium ꝛc.), Belladonna, Hyoscyamus, Cicuta ꝛc., dann die Anästhetika (s. Anästhetische Mittel), nämlich Chloroform, Aether u. a., außerdem nach den Umständen Kälte (Eis), Wärme, Druck u. dergl.

Palliatum negotium (lat.), ein der Sache nach verbotenes, der Form nach erlaubtes Geschäft.

Pallikaren (neugr.), in Griechenland Name der freien Bergbewohner, der Klephten, die sich der türkischen Regierung nie unterwarfen, wohl aber unter eigenen Kapitani's bald als Söldner den türkischen Pascha's dienten, bald auf eigene Faust ein kriegerisches Räuberleben führten und mit den Armatolen gleichbedeutend waren. Sie waren es hauptsächlich, welche 1821 auf dem festen Lande die Revolution machten und hielten; seit der Errichtung des griechischen Königreichs bestehen sie, im Gegensatze zu den regelmäßigen Truppen, in ihrer frühern albanischen Tracht u. Ausrüstung (lange Flinte, zwei Pistolen und langer Dolch) als unregelmäßige, der reinen Nationalität entsprossene Krieger fort.

Palliser (Palliserinseln), Gruppe kleiner Inseln in Neuseeland, im Archipel der niedrigen Inseln, im nordwestlichen Theile desselben, bilden 4

kleine Inselgruppen: eine nordwestliche, 1816 von Kotzebue Rurikskette genannt, unter 15°17' südl. Br., unbewohnt; eine Gruppe ohne besondern Namen, unter 15°46' südl. Br., bewohnt; die von Roggewein Broeders genannte Gruppe, unter 15°28' südl. Br., ebenfalls bewohnt; die Gruppe Elisabeth, unter 15°55' südl. Br. Alle bringen Kokos hervor, sind den übrigen niedrigen Inseln ähnlich. Die Palliserinseln wurden 1722 von Roggewein entdeckt, der sie gefährliche Inseln (schadelyke Eilande) nannte; Cook untersuchte sie 1773 theilweise u. gab ihnen den jetzigen Namen.

Pallium (lat.), weites Oberkleid, Mantel für Männer u. Frauen, besonders wie es die Griechen trugen, welche daher bei den Römern Palliati hießen; in der katholischen Kirche eine weiße wollene Binde, die, über den Hals gehend, mit einem Ende über der Brust, mit dem andern über die Schulter hängt u. nur mit besonderer Erlaubniß des Papstes von den Bischöfen getragen wird.

Pall-Mall (engl.), große, mit Alleen von hohen Bäumen besetzte Straße in England, den Niederlanden und Niederdeutschland, so genannt, weil diese Alleen früher zu Maillebahnen dienten.

Pallor, bleiche Furcht, römische Personifikation, auf einer Münze des Hostilius dargestellt mit herabhängenden Haaren und allen Zeichen des Entsetzens. Dieser Gottheit und der Pavor gelobte Tullus Hostilius einen Tempel, um seine Römer im Kampfe mit den Fidenaten gegen ihre Einwirkung zu schützen.

Palm, niederländisches und englisches Längenmaß (Spanne), welchem die Länge der ausgespannten Hand zum Grunde liegt, = 10 Duimen in Amsterdam, = 3 Zoll in London; auch s. v. a. Palme, Palmo, Elle.

Palm, Johann Philipp, Buchhändler in Nürnberg, ein Opfer napoleonischer Tyrannei in Deutschland, ward 1766 zu Schorndorf geboren. Nachdem er in Erlangen bei seinem Oheim, Joh. Jakob P., den Buchhandel gelernt hatte, begab er sich nach Nürnberg, wo er die Tochter des Buchhändlers Stein heirathete und so in den Besitz der steinschen Buchhandlung kam. Im Frühjahre 1806 versandte P. eine Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", in welcher Napoleon und das Benehmen der französischen Truppen in Bayern sehr hartem Tadel unterworfen war, an die stage'sche Buchhandlung in Augsburg, ohne jedoch den Inhalt der Schrift zu kennen. Diese gerieth zufällig in die Hände französischer, bei einem Geistlichen, der die Schrift erhalten hatte, einquartirter Offiziere. Ueber den Inhalt erbittert, brachten sie die Sache zur Anzeige. Der augsburger Buchhändler ward sogleich gefangen gesetzt; bald ward auch entdeckt, daß die Schrift durch die steinsche Buchhandlung nach Augsburg versandt worden war. P. verlangte unter diesen Umständen bei der Buchhandlungsbehörde in Nürnberg selbst eine gerichtliche Untersuchung; doch ward seinem Antrage keine Folge gegeben. Der französische Gesandte am bayerischen Hofe setzte indessen die Nachforschungen fort, und P., der sich eine Zeit lang in München aufhielt, entging seiner Verhaftung wahrscheinlich nur dadurch, daß sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung übereinstimmte. Den Weg zur Flucht wählte er nicht eher, als bis er von der Verhaftung des augsburger Buchhändlers hörte; da erst begab er sich von Nürnberg nach der damals preußischen Stadt Erlangen. Für das Wohl seiner Familie besorgt, ging er jedoch heimlich nach Nürnberg zurück, vermied es indeß, sich öffentlich zu zeigen. Sein Aufenthalt wurde aber verrathen; ein armer Knabe erschien in seinem Laden und bat, unter Vorzeigung eines Zeugnisses von angesehenen Männern, um Almosen für eine Soldatenwittwe, drang aber darauf, P. selbst zu sprechen. Dies geschah, aber kaum hatte sich der Knabe entfernt, so erschienen 2 französische Gensdarmen und führten P. mit sich zum französischen General. In dem mit ihm sofort angestellten Verhöre betheuerte P., daß er den Inhalt der Schrift nicht gekannt habe und daß ihm dieselbe nach Buchhändlerbrauch in verschlossenen Packeten zur weiteren Spedition zugesendet worden sey; die Buchhandlung, von der er die Packete erhalten hatte, nannte er jedoch nicht. Deshalb wurde er festgenommen und am folgenden Tage nach Ansbach zum Marschall Bernadotte abgeführt; von da wurde er, ohne daß er Gehör hätte erlangen können, nach Braunau gebracht, welches damals noch im Besitz der Franzosen war. P.s Gemahlin wandte sich an den Marschall Berthier, erhielt aber den Bescheid, daß nichts für ihren Mann zu thun sey. Schon am 26. August versammelte sich das außerordentliche Kriegsgericht und sprach über P. das Todesurtheil aus. In zwei Verhören, welche von einem Dolmetscher geleitet wurden und in denen kein Vertheidiger für ihn sprach, glaubte P. seine Unschuld dargethan zu haben und war der festen Hoffnung, daß er, als sich am 26. Aug. halb 11 Uhr Mittags sein Kerker öffnete, seine Freiheit erhalten würde. Aber man brachte ihm sein Todesurtheil, das noch an demselben Tage, Nachmittags 2 Uhr, vollzogen ward. Die braunauer Frauen flehten vergeblich den General Saint-Hilaire um Verschiebung der Hinrichtung an; der Kaiser habe, wurde ihnen zur Antwort, die sofortige Hinrichtung zu vollziehen befohlen; er allein könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Angesehene französische Offiziere haben diesen Justizmord dem Marschall Berthier Schuld gegeben. Vgl. Biographie J. P. Palms, München 1842.

Palma (lat.), die flache Hand; dann die ganze Hand ohne die Finger; die Palme und, da deren Zweige zu Kränzen, namentlich für die Sieger in Wettkämpfen, verwendet wurden, auch s. v. a. Siegespreis, Sieg.

Palma (Ciudad de los Palmas), 1) Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz, welche die Balearen (s. d.) u. Pityusen (s. d.) umfaßt u. auf $82\frac{7}{8}$ □Meilen 240,000 Einwohner zählt, auf der Südwestküste der Insel Mallorca, im Hintergrunde der tief ins Land eindringenden gleichnamigen Bai, ist Sitz des Generalkapitäns von Mallorca, der königlichen Audienza der Balearen und eines Suffraganbischofs von Valencia, hat enge und finstere, aber gut gepflasterte Straßen, 6 Thore und einen Hauptwall mit Bastionen, tiefen Gräben, Glacis und 2 halben Monden. Den Hafen schützen einige Redouten u. ein Hornwerk; außerdem sind noch 3 schützende Kastelle vorhan-

den. Westlich von der Stadt liegt der kleine Hafen Py, welchen das auf einer westlichen Anhöhe der Stadt befindliche Kastell Bulwer und das von St. Carlos decken. Der Haupthafen wird durch einen 4380 Fuß langen Molo gebildet und ist mit einem Leuchtthurm versehen. Die Stadt hat 6 Kirchen, 30 zum Theil sehr reiche Klöster, mehre Hospitäler und Waisenhäuser, ein Kollegium, eine nautische Schule, ein Seminar, eine Zeichenakademie, Börse, Handelsjunta, 2 Theater, eine ökonomische Gesellschaft, 2 Bibliotheken, 3 Buchdruckereien, mehre Gemäldegallerien und Naturalienkabinette, Wollen-, Leinen- und Seidenweberei, Hutfabrikation, Fischerei und lebhaften Handel. Die ansehnlichsten Gebäude sind: die Kathedrale, ein gothisches Gebäude mit Alterthümern u. einem großen Kirchenschatz; das Stadthaus mit einer künstlichen Sonnenuhr; der Palast des Generalkapitäns; die alte Börse und der bischöfliche Palast. Die Zahl der Einwohner beträgt cirka 40,000. — 2) P. del Rio, Stadt in der spanischen Provinz Cordova, nordwestlich von Ecija, am Einfluß des Xenil in den Guadalquivir, mit Kupferminen, Oelmühlen und 6800 Einwohnern. — 3) Marktflecken in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, südöstlich von Nola, hat ein Kastell, Getreide- und Weinbau und 6790 Einw. — 4) Marktflecken auf der Insel Sicilien, Intendantur Caltanisetta, südöstlich von Girgenti, an der Küste, rechts an der Mündung des gleichnamigen Flusses, hat einen Hafen, Ausfuhr von Wein, getrockneten Früchten, Soda, Schwefel ꝛc. und 6000 Einwohner. — 5) Insel Westafrika's, die westlichste der kanarischen Inseln, nordwestlich von Teneriffa, 15¼ □Meilen groß mit 38,000 Einw. Bei dieser geringen Ausdehnung ist die außerordentliche Höhe ihrer Berge um so auffallender; der höchste Punkt der Insel, der Pico de los Muchachos, erhebt sich 7234 Fuß über das Meer. Auf seinem Gipfel schaut man in einen ungeheuren erloschenen Krater, Caldiera de Taburiente genannt, dessen Tiefe beinahe 1000 Klafter beträgt. Der Boden dieses Abgrundes liegt 2257 Fuß über dem Meere, sein Durchmesser beträgt etwa 2 Lieues, und der Kreis der ihn umgebenden Berge (Pico de los Muchachos, Pico de la Cruz, 7082 Fuß hoch, Pico del Cedral, 6756 Fuß hoch) bildet eine mächtige Masse, welche durch einen unterseeischen Ausbruch der furchtbarsten Art aus dem Meere emporgehoben wurde. Dadurch, daß diese Masse in der Mitte sich senkte, entstand die Caldiera. Wahrscheinlich machten sich gleich im Augenblick des Aufsteigens dieser Masse die vulkanischen Kräfte nach einer Seite hin Luft und bildeten die Schlucht las Angustias, welche gegen die Südwestküste sich öffnet und die Insel vom Mittelpunkt bis ans Ufer in 2 Theile theilt. Die enorme Masse, welche sich erhob und die Caldiera einschloß, spaltete sich allenthalben; daher bemerkt man an allen Bergabhängen lange Risse, die vom äußern Rande der mittlern Höhlung strahlenförmig nach dem Ufer auslaufen. Auf diese Weise entstanden die zahlreich neben einander liegenden Barrancos, die oft von beträchtlicher Tiefe sind, aber weiter nach dem Ufer zu immer mehr verschwinden. Die Insel bietet einen für das Studium der vulkanischen Phänomene höchst merkwürdigen Punkt dar. Noch in den neuern Zeiten hat sich hier das unterirdische Feuer Ausgänge eröffnet u. das umliegende Land verwüstet. Die Insel hat einen ganz aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehenden Boden, welcher besonders im Norden außerordentlich ergiebig ist. Auf dem Boden des Kraters entspringen die Bäche Agua Buena und Agua Mala. Vereinigt mit den Wassermassen, die von den benachbarten Abhängen herabstürzten, mögen sie anfangs einen großen See gebildet haben, der endlich durch die Schlucht las Angustias seine Dämme durchbrach und einen Fluß bildete, der erst in neuerer Zeit benutzt ward, um die angebauten Hochebenen von Argual und Tazacorte zu befruchten. Das Klima ist angenehm und gesund; die Küsten und Thäler sind sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind Wein (Palmensekt), Südfrüchte, Mandeln, Zuckerrohr, Gemüse, viel Holz (zum Schiffbau), Honig, Wachs, Seide ꝛc. Die vorzüglichsten Häfen sind: Sta. Cruz de P. (Hauptstadt) im Osten und Tazacorte im Westen. Die ursprünglichen Einwohner von P., die Guanchen, nannten die Insel Benahoave, was nach dem Geschichtschreiber Abreu Galindo s. v. a. „mein Land" bedeutet; ihr neuer Name rührt wahrscheinlich davon her, daß sie 1341 von einer aus Florentinern, Genuesen und Mallorkanern bestehenden Expedition besucht und nach der Hauptstadt von Mallorca P. genannt wurde.

Palma, 1) Giacomo, genannt Il Vecchio, italienischer Maler, geboren um 1510 zu Serinalto bei Bergamo, † um 1558. Anfangs Schüler des Bellini, folgte er später der neuern, freieren Richtung der Malerei und ahmte besonders Georgino mit Glück nach. Die Akademie von Venedig besitzt von ihm einen St. Petrus, von Heiligen umgeben, und ein anziehendes Bild der Himmelfahrt Maria's, das Museum zu Paris seine Maria mit Heiligen. Daß P. von Tizian eine gewisse Süßigkeit angenommen, die den ersten Werken jenes großen Meisters eigen war, beweisen sein Abendmahl in Sta. Maria Mater Domini und seine Madonna in St. Stephano zu Vicenza. Ganz im Style Guercino's behandelt ist die heilige Barbara in Sta. Maria Formosa. Besonders schön sind seine Frauen- und Knabenköpfe. Seine Bilder sind mit außerordentlichem Fleiß ausgeführt. Seine ersten Werke sind einfach, anmuthig, noch im älteren Style; jene der mittleren Zeit haben zwar ebenfalls noch Anklänge an den Typus der älteren Schule, die Köpfe sind aber voll lebendigen, individuellen Charakters, reich modellirt und mit Meisterschaft gemalt. Noch größere Freiheit und Wahrheit erreichte er in der späteren Zeit seines Lebens, behielt aber stets seinen eigenthümlichen, hellgelblichen Lokalton, welcher seine Bilder so reizend macht. Unter seinen in Italien und namentlich in Venedig verbreiteten Werken sind noch hervorzuheben: die Jünger in Emmaus u. die Flucht nach Aegypten, im Palazzo Pitti zu Florenz. Schöne Bilder von P. besitzen auch die Gallerien von London, Wien, Dresden, München und Berlin. Eines der vorzüglichsten aber befindet sich im Museum des Louvre zu Paris: ein junger Hirt, das Christuskind auf dem Schooße der Maria anbetend, dabei Joseph und die knieende Stifterin des Bildes, in

der Ferne die Verkündigung der Hirten. Mehre von P.'s Werken sind auch durch Kupferstich oder Lithographie bekannt.

2) Giacomo Giovine, der Jüngere, nach Einigen Neffe des Vorigen, geboren zu Venedig 1544, kopirte in Rom Michel Angelo's und Raphaels Werke, besonders genau aber die Monochrome des Polidoro da Caldara. Schätzbare Bilder, die an Tintoretto und Paolo erinnern, von ihm besitzen die Gallerien von Venedig, München, Wien, Dresden, Braunschweig ꝛc. Mehre seiner Kompositionen sind in Kupfer gestochen, wie er auch selbst mehre Blätter flüchtig radirt hat.

Palmä, s. Palmen.

Palmajola, Insel, s. v. a. Palmaola, s. Elba.

Pal-Mal, s. Pêle-Mêle.

Palmanuova (Palmanova), Stadt in der lombardisch-venetianischen Provinz Udine oder Friaul, südlich von Udine, in einer fruchtbaren Ebene am Kanal la Roja, ist eine sehr regelmäßige Festung von 9 Bastions, mit doppeltem Graben und mit Kavalieren, hat regelmäßige Straßen, in der Mitte einen schönen Platz, 4 Kirchen, ein Lazareth, eine große Kaserne, ein Arsenal, einen schönen Aquädukt, ein Seidenfilatorium, Handel und 2500 Einwohner. Die Festung P. n. wurde 1593 von der Republik Venedig gegen die Türken und den Kaiser gebaut, aber nie belagert. Im Jahr 1797 wurde sie den Oesterreichern freiwillig übergeben, die sie 1805 ohne Vertheidigung ließen. Im März 1848 erklärte sie sich für die italienische Bewegung, wies den 18. April Nugents Aufforderung zur Uebergabe zurück, ward darauf von Schwarzenberg blokirt und ergab sich den 25. Juni 1848.

Palmaria, sardinische Insel, im Golf von Genua, dicht an der Küste, hat Schiefer, Kalk, Oliven, Wein und 1100 Einwohner.

Palmarium (lat.), Siegeslohn; Honorar des Advokaten für einen gewonnenen Prozeß.

Palmarola (Palmarosa), Insel, zu der italienischen Provinz Terra di Lavoro gehörig, die westlichste der Ponzainseln, im tyrrhenischen Meer, ist 3 italienische Meilen lang, $^1/_4$ Meile breit u. erzeugt Kapern und Feigen.

Palmaroli, Pietro, italienischer Maler und Gemäldérestaurateur, gründete seinen Ruf, als er zu Anfange des 19. Jahrhunderts die Kunst erfand, Freskogemälde auf Leinwand überzutragen. Er erprobte seine Erfindung zuerst an Daniel da Volterra's Kreuzabnahme auf Trinità de Monti in Rom und restaurirte dann die raphaelischen Stanzengemälde, Correggio's Nacht, den heil. Sebastian und den heil. Franciscus u. a. Im Jahre 1826 wurde P. nach Dresden gerufen, wo aber seine Restaurationen eine ernste Kritik traf, wie nachmals in Rom, wo er 1828 †. Praktische Bemerkungen legte P. nieder in: „Saggio analitico-chimico etc.“ (Mailand 1833).

Palmarum (Dominica p.), s. Palmsonntag.

Palmas (Ciudad de los P.), Hauptstadt auf der kanarischen Insel Canara, ist Bischofssitz mit Kathedrale, hat ein Appellationsgericht für alle Kanarien, Seiden- und Hutfabriken, Handel und 10,000 Einwohner.

Palmblad, Wilhelm Fredrik, schwedischer Schriftsteller, geboren den 16. Dec. 1788 zu Liljested unweit Söderköping in Ostgothland, studirte seit 1806 in Upsala und war hier ein eifriges Mitglied der Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, aus der 1807 der Aurorabund hervorging. Nachdem er 1810 die akademische Buchdruckerei käuflich an sich gebracht, ließ er den „Phosphoros“, seit 1812 den „Poetisk Kalender“ und seit 1813 die „Svensk Literaturtidende“ erscheinen und übte durch diese Zeitschriften einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der schwedischen Literatur aus, indem er namentlich der romantischen Richtung zum Sieg über die klassische verhalf. Im Jahr 1822 habilitirte er sich an der Universität zu Upsala als Docent der vaterländischen Geschichte und erhielt 1835 eine ordentliche Professur der griechischen Sprache und Literatur daselbst. Er † den 2. Sept. 1852. Unter seinen geographischen und historischen Schriften sind hervorzuheben: „Handbok i physiska och politiska geographien“ (Bd. 1—5, Upsala 1826—1837, unvollendet), wovon „Palaestina“ (Stockholm 1823, 3. Aufl. 1842) einen Theil bildet; „Lärobok i geographien“ (6. Aufl., Derebro 1847); „Minnestafla öfver Sveriges Regenter“ (das. 1831, 2. Aufl. 1840); „Lärobok i nyare historien“ (Upsala 1832, 4. Aufl. 1843), „Konungarikes Norrige“ (das. 1846). Als Früchte seiner klassischen Studien sind zu nennen, außer den Uebersetzungen des Sophocles (Upsala 1841) und Aeschylus (das. 1845), die „Grekisk Formkunskab“ (2 Bde., das. 1843—45). Seine novellistischen Produkte, wie „Familjen-Falkensvärd“ (2 Bde., Derebro 1844—45, deutsch von Metternich, 7 Thle., Stuttgart 1845—46) und besonders „Aurora Königsmark“ (6 Bde., Derebro 1846—51; deutsch, 6 Bde., Leipz. 1848—53), gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Art in der schwedischen Literatur. Auch war P. seit 1835 Redakteur des schätzbaren „Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män“ (Bd. 1—20, Stockholm 1835—52) und nahm thätigen Antheil an den von dem 1830 zusammengetretenen Literaturverein herausgegebenen Zeitschriften „Swenska Literatur-föreningens Tidning“ (1833—38), „Skandia“ (1833—37) u. „Mimer“ (1839). Auch bearbeitete er viele Artikel für deutsche Werke, wie für Ersch' u. Grubers Encyklopädie, Brockhaus' Konversationslexikon ꝛc.

Palme, Augustin, Historienmaler, geboren 1809 zu Rochlitz in Böhmen, besuchte die Akademie zu Prag, ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach München und erfreute sich hier der besondern Leitung des Professors von Schnorr. Während eines längern Aufenthaltes in Italien malte er 1839 in Rom die Aussetzung des Moses, die Verklärung Christi und die Vermählung der heiligen Katharina. Nach seiner Rückkehr nach München malte er in der dortigen Residenz den Einzug des Kaisers Friedrich Barbarossa in das bezwungene Mailand.

Palmella, Dom Pedro de Sousa-Holstein, Marquis und Herzog von, einflußreicher portugiesischer Minister, geboren 1786 zu Turin, ein energischer Charakter, der sich in den Stürmen einer höchst bewegten Politik immer von Neuem zu Ansehen zu bringen und unentbehrlich

zu machen wußte. Er wohnte 1808 als portugiesischer Gesandter der Versammlung der spanischen Cortes zu Cadix bei, wurde dann bevollmächtigter Minister in London, nahm 1814 am Kongresse zu Wien, 1815 an dem zu Paris Theil, unterzeichnete die Aechtungsurkunde Napoleons mit, ging dann als Botschafter nach London und ward 1816 zum brasilianischen Staatssekretär für das Auswärtige ernannt. Von Neuem ging er 1818 nach Paris, um die zwischen Portugal und Spanien wegen der Räumung von Montevideo entstandenen Differenzen auszugleichen. Als in Portugal die Revolution ausbrach, trat P. an die Spitze der Regentschaft und reiste im Auftrag der Junta nach Brasilien, um den König von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Nach Aufhebung der Konstitution ward er 1823 Minister des Auswärtigen und Ministerpräsident; zugleich machte ihn der König zum Vorsitzenden einer Junta, welche die Charte zu entwerfen beauftragt war. Durch die höchst freisinnige Fassung derselben zog sich P. ebensowohl die Ungnade der Königin und des Infanten Dom Miguel, als den Haß der apostolischen Junta und der spanischen Absolutisten zu; noch schwieriger ward aber seine Stellung einerseits durch den bedeutenden Einfluß, welchen der französische u. der englische Ministerpräsident, Baron Hyde de Neuville und Sir Edward Thornton, in höchst egoistischer Verfolgung der Sonderinteressen ihrer Höfe auf das lissaboner Kabinet gewonnen hatten, andererseits durch die in jene Zeit fallende Trennung Brasiliens und Portugals. Es kam sogar so weit, daß P. auf Befehl Dom Miguels am 30. April 1824 verhaftet wurde. Zwar erhielt er durch Johann VI. mit seiner Freiheit auch das Portefeuille des Auswärtigen wieder, und interimistisch wurde selbst das des Innern hinzugefügt, allein an die Spitze des Ministeriums wurde der Kriegsminister, Graf von Subserra, gestellt. Das nunmehr in seiner Politik schwankende Kabinet (P. folgte dem britischen, der Ministerpräsident dem französischen Systeme) fiel am 25. Januar 1825, und P. ging mit Titel und Rang eines Staatsministers als Botschafter nach England. Bei der Ministerialveränderung, welche nach Johanns VI. Tode im Sinne der Konstitutionellen im Juni 1827 eintrat, ward P. wieder Minister des Auswärtigen, legte aber sein Amt sofort nieder, als Dom Miguel die Konstitution aufhob, begab sich 1828 zur Regentschaft nach Oporto, flüchtete mit dieser nach England und trat daselbst im Namen der Königin Donna Maria da Gloria von Neuem als Gesandter auf. Während in der Heimath Dom Miguel ihn 1829 zum Tode verurtheilen ließ, stellte ihn Dom Pedro an die Spitze der Regentschaft auf Terceira. P. landete daselbst am 15. März 1830, wurde, als Dom Pedro im März 1832 die Regierung im Namen seiner Tochter übernahm, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und im September desselben Jahres abermals als Botschafter nach London gesandt. Mit Erfolg vertrat er hier der miguelistischen Partei gegenüber die Interessen der Königin, fiel aber trotz dem zu Anfang 1833 bei Dom Pedro in Ungnade. Da indessen der letztere seinen Fehler bald einsah, so begab sich P. im Frühlinge 1833 nach Oporto und begleitete von da als Kommissär der Königin die Expedition des Admirals Napier nach Algarbien und trat an die Spitze der in Faro errichteten Regentschaft. Als Dom Miguels Flotte am Kap St. Vincent besiegt worden war, zog P. mit Villaflor am 24. Juli 1833 in Lissabon ein. Am 29. folgte Dom Pedro u. übernahm am folgenden Tage selbst die Regierung für seine Tochter. P., zum Herzog ernannt, nahm nun als Pair an den Sitzungen der Cortes Theil, welche Dom Pedro 1834 zusammenberief. Noch vor seinem Tode im Sept. d. J. erklärte letzterer seine Tochter für majorenn und stellte die Herzöge von P. und Terceira (Villaflor) an die Spitze ihres Kabinets. Als Ministerpräsident setzte P. die wichtigen Cortesbeschlüsse von 1834 und 1835 gegen die hauptsächlich vom Marschall Saldanha geleitete heftige Opposition durch, mußte aber später dem Einflusse der ihm feindlichen Kamarilla weichen; jedoch behielt er in dem am 27. Mai 1835 neugebildeten Ministerium, dessen Präsident Saldanha wurde, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Die Revolution, welche gegen Ende 1836 ausbrach, hatte den Sturz sämmtlicher Minister zur Folge. P. mußte nach England fliehen, kehrte jedoch bald wieder zurück u. trat aufs Neue in das Ministerium, in welchem er sich bis 1842 behauptete, wo Terceira und Costa Cabral die Leitung der Geschäfte übernahmen. Nach dem Sturze dieses verhaßten Ministeriums im Mai 1846 beauftragte ihn die Königin mit der Bildung eines neuen Kabinets, dessen Präsident er wurde. Allein schon in der Nacht vom 6. Okt. d. J. wurde P. mit seinem Ministerium durch eine Palastrevolution gestürzt und an seiner Statt der Marquis von Saldanha von der Königin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. P. † zu Lissabon den 12. Okt. 1850. Vergl. Portugal, Geschichte.

Palmen (Palmae), monokotyledonische Pflanzenfamilie, welche die höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten umfaßt. Die Wurzel ist holzig, faserig, trägt den Stamm manchmal wie ein Gerüst oder umwuchert ihn wulstartig. Der Stamm ist einfach, baumartig, selten strauchartig, oder ästig. Bald unförmlich dick, bald schilfartig schwach, bald nach unten zu anschwellend, bald in der Mitte verdickt und nach oben und unten zu schwächer, bald glatt, bald durch die Ueberreste der Blattstiele schuppig oder auch mit besonderen regelmäßig gestellten Stacheln besetzt, ist er im Innern weich, markig und nur außen von einer harten, holzigen Schicht umgeben; aus lauter zerstreuten Gefäßbündeln bestehend, zeigt er auch keine Jahrringe. Nicht selten erreicht er eine sehr ansehnliche Höhe, bis zu 200 Fuß und darüber. Die Blätter stehen büschelförmig am Ende des Stammes auf langen Stielen, meist nicht in großer Anzahl; doch sind sie von beträchtlicher Größe und steifem Parenchym, bald gefiedert, bald fächerförmig, am Rande mehrmals ausgeschnitten, vor der Entwickelung regelmäßig gestaltet. Ihr Grün ist bald dunkel glänzend, bald auf der unteren Seite silberfarben weiß; bisweilen ist die Mitte des gefächerten Blattes mit koncentrischen, gelben und bläulichen Streifen gezeichnet. Es gehört zur physiognomischen Schönheit einer Palmenart, daß sie nicht bloß in der Jugend, sondern in ihrer

ganzen Lebensdauer anstrebende Blätter habe. Je spitzer der Winkel ist, den die Blätter mit der Fortsetzung des Stammes nach oben bilden, desto großartigeren Eindruck macht ihr Wuchs. Bei P. mit gefiederten Blättern entspringen die Blattstiele entweder aus dem dürren, rauhen, holzigen Theile des Schaftes, oder es ist auf dem rauhen Theile des Stammes ein grüner, glatter, dünnerer Schaft, wie Säule auf Säule aufgesetzt, aus dem die Blattstiele entspringen. Bei den Fächerpalmen ruht die blätterreiche Krone oft auf einer Lage dürrer Blätter. Die meist unansehnlichen Blüthen sitzen, von Deckblättern bekleidet, dicht gedrängt auf einem meist ästigen, mit einer ein- oder mehrblätterigen Scheide (spatha) umgebenen Kolben (spadix), welcher an der Spitze des Stammes zum Vorschein kommt, und bilden Rispen oder Sträußer. Selten steht die Scheide senkrecht, meist hängt sie abwärts, bald glatt, bald stachelig und rauh. Den Blüthenkolben umhüllend, gibt sie bei einigen Arten beim Aufspringen ein vernehmbares Geräusch. Die Blüthen sind meist hermaphroditisch, monöcistisch od. diöcistisch, oder auch polygamisch, und ihre Befruchtung wird vornehmlich durch die Luft und Insekten bewirkt. Sie bestehen aus Kelch und Blumenkrone; ersterer ist häufig kleiner als die Blumenkrone, gewöhnlich dreispaltig, manchmal nur dreizähnig; letzterer hat ebenfalls drei Theile oder Blättchen, welche meist ganz getrennt u. höchstens am Grunde mit einander verwachsen sind. Der Staubgefäße sind es gewöhnlich sechs, selten mehr, noch seltener nur drei; sie sind dem Blüthenboden eingefügt, freistehend oder am Grunde etwas mit einander verwachsen, sämmtlich fruchtbar mit endständigen, aufrechten, zwei parallele Fächer zeigenden Antheren versehen; der Fruchtknoten ist oberständig, dreifächerig oder durch Fehlschlagen einfächerig; der Griffel sind es gewöhnlich drei, selten einer, und sie tragen entweder drei freistehende oder zu Einer verwachsene Narben. Die Frucht ist gewöhnlich eine fleischige oder faserige Steinfrucht mit sehr harter und dicker oder auch dünner, drei- oder einfächeriger, drei- oder einsamiger Kernschale, seltener eine Beere. Die Samen haben einen sehr großen, knorpel- oder hornartigen Eiweißkörper, welcher den sehr kleinen, walzen- oder kreiselförmigen Embryo in einer am Grunde oder am Rücken oder auch an der Seite befindlichen Höhle einschließt. Hinsichtlich der Gestalt und Farbe der Früchte herrscht eine große Mannichfaltigkeit; sie sind bald eiförmig, bald schuppig und tannenzapfenähnlich, bald von der Größe eines Menschenkopfs, bald nicht größer als unsere Steinfrüchte oder Beeren. Oft sind 70—80 solcher Früchte in eine Traube zusammengedrängt. Meist genießbar, lassen sie sich, wie Bananen und Kartoffeln, auf die mannichfaltigste Art zubereiten. Bis zu Linné's Tode waren nur 15 Palmenarten beschrieben; Ruiz und Pavon fügten aus Peru noch 8 hinzu. Humboldt und Bonpland beschrieben 20 neue Arten und unterschieden eben so viele andere, deren Blüthen ihnen aber nicht zu Gebote standen. Kunths „Enumeratio plantarum" (1841) zählt 356 Species auf. Um 1850 waren aus beiden Kontinenten schon über 440 Palmenarten methodisch beschrieben, und bis 1858 kannte man schon über 800 Arten. Ihrer Untersuchung stellen sich bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die meisten P. blühen nur einmal im Jahre, um den Aequator im Januar und Februar, und überdies ist die Blüthezeit mancher Arten auf wenige Tage beschränkt; ferner findet man auf Strecken von 2000 Quadratmeilen oft nur 3—4 Palmenarten, und endlich sind die Blüthen sehr schwierig zu erlangen, wenn sie in dicken Wäldern oder an sumpfigen Ufern an der Spitze gegen 100 Fuß hoher, stacheliger Stämme herabhängen.

Nur wenige Palmenarten gehören, wie unsere Koniferen, zu den gesellschaftlich lebenden Pflanzen; so die Morichepalme (**Mauritia flexuosa** *L. fil.*) und zwei Chamäropsarten, von denen die eine, die europäische Zwergpalme (**Chamaerops humilis** *L.*), am Ausfluß des Ebro und in Valencia weite Strecken bedeckt. So wie es Uferpalmen als Küstenpflanzen gibt, zu denen die Gattungen **Cocos** und **Chamaerops** gehören, so gibt es in der Tropenregion auch eine eigene Gruppe von Gebirgspalmen. Bei weitem die meisten Palmenarten aber vegetiren in der Ebene bei einer mittleren Temperatur von 22° und 24°. Selten steigen diese bis 1800 F. an der Andeskette empor; doch gedeihen die Wachspalme (**Ceroxylon andicola** *H. B.*, **Iriartea andicola** *Spreng.*), die Mostpalme (**Oreodoxa frigida** *Willd.*) und die schilfartige **Kunthia montana** *H. B.* zwischen 6000 und 9000 F. über dem Meere, wo das réaumursche Thermometer oft bei Nacht bis 4°,8 und 6° herabsinkt und die mittlere Temperatur kaum 11° erreicht. Ja man hat im Paramo de Guanacos drei Palmenarten noch nahe an der Grenze des ewigen Schnee's, in einer Höhe von mehr als 13,000 Fuß, angetroffen. Selbst außerhalb der Tropenregion, unter 28° Br., erhebt sich in den Vorbergen des Himalaya **Chamaerops Martiana** *Wall.* bis zu der Höhe von 4690 par. Fuß. Betrachten wir die äußersten geographischen und also auch klimatischen Grenzen der P. an Orten, welche sich wenig über den Meeresspiegel erheben, so sehen wir einige Arten, wie die Dattelpalme (**Phoenix dactylifera** *L.*) und die schon genannte Zwergpalme (**Chamaerops humilis** *L.*), in Europa bis zu $43\frac{1}{2}$° und 44°, z. B. in der genuesischen Rivera del Ponente, bei Bordighera zwischen Monaco und San Stefano, wo ein Palmengebüsch von mehr als 4000 Stämmen sich findet, und in Dalmatien um Spalatro. Im neuen Kontinent steigt der bisweilen 40 Fuß hohe **Chamaerops Palmetto** gegen Norden nur bis 34° Br., was sich aus der Krümmung der Isothermen erklärt. In der südlichen Hemisphäre gehen in Neuholland die P., deren es dort überhaupt nur 6—7 Arten gibt, bis 34°, in Neuseeland bis 38°. In Afrika, welches arm an Palmenspecies ist, findet sich südlich vom Aequator nur bis Port Natal unter 30° Br. eine Palme (**Hyphaene coriacea** *Gaertn.*). Dieselben Grenzen zeigt das südamerikanische Festland. Oestlich von der Andeskette, in den Pampas von Buenos-Ayres reichen die P. bis 34° und 35°; genau eben so weit, bis zum Rio Maule findet man westlich von der Andeskette die honiggebende **Jubaea chilensis** *Humb.* et *Bonpl.*, welche der älteste Beschreiber des Landes wegen des kokosähnlichen Baues der Früchte **Cocos chi-**

lensis nannte, die einzige Palmenart in Chili. Je mehr man sich von diesen äußersten Grenzen des Palmengebiets dem Aequator nähert, desto reicher wird nicht sowohl die Anzahl der Individuen, als besonders die Anzahl der Arten der P., von deren Gesammtzahl zwei Drittel auf die Aequatorialzone von 10° nördl. bis 10° südl. Br. kommen. Am üppigsten vegetiren die P. in der neuen Welt: Amerika allein hat die Hälfte aller bekannten Arten aufzuweisen, und die größten Formen sowohl hinsichtlich des Stammes, als der Blätter finden sich hier, während dagegen die australischen Inseln die größten Früchte aufzuweisen haben. Die sogenannte doppelte Kokosnuß, die Frucht der Inselpalme (**Cocos maldivica** *Gmel.*, **Lodoicea Sechellarum** *Labill.*), welche manchmal 3 F. Umfang hat, ist ohne Zweifel die größte Palmenfrucht. Der für die ebengenannte Inselpalme merkwürdig beschränkte Verbreitungsbezirk, die felsigen Sechelleninseln, findet sich, wenn auch erweitert, bei allen P. wieder. Die jetzt an allen tropischen Küsten eingebürgerte Kokospalme und die über ein Viertel des Erdumfangs zwischen 30° nördl. und 10° südl. Br. ausgebreitete Palmyrapalme (**Borassus flabelliformis** *L.*) haben, wie die Areca, die zuckergebende Arenga, die afrikanische Dattelpalme und die stachelige Pfirsichpalme, ihre weite Verbreitung der Kultur zu verdanken.

Martius, der in seiner „**Historia naturalis Palmarum**" die erste gründliche Bearbeitung dieser interessanten Pflanzenfamilie gab, benutzte vornehmlich den Fruchtbau zur Eintheilung derselben in größere Gruppen, die er dann je nach dem Vorhandenseyn von fächerförmig oder fiederförmig zertheilten Blättern oder nach dem stacheligen od. stachellosen Stamme in kleinere Abtheilungen schied. Die erste jener 5 größeren Gruppen wurde durch die kokosähnliche Frucht charakterisirt, bei der in der ursprünglich dreifächerigen Fruchtanlage die innerste Schicht der drei Fruchtblätter und der ganze nach innen gebogene, die Scheidewände bildende Theil holzig verhärtet und zu einem einzigen, am Grunde dreilöcherigen Steinkerne verwachsen erscheint, der drei oder weniger Fächer hat, je nachdem mehr oder weniger Fächer ausgebildete Samen einschließen, indem die Höhlen derjenigen Fächer, welche samenlos bleiben, sich nicht erweitern, sondern nur durch ihre harte Wand zur Herstellung des steinigen Kerns beitragen. Bei der Kokosnuß und Früchten der übrigen hierher gehörigen Palmenarten ist immer nur Ein Fach u. Ein Kern vorhanden; höchst selten bilden sich bei ihnen zwei Kerne, die dann durch eine Scheidewand der Kernschale von einander getrennt sind. Einige zu diesen Kokoinen gehörige Gattungen, z. B. **Orbignya**, haben selbst mehr als drei Fächer und Samen in ihrem Steinkerne, wodurch sie sich an die Gruppe der Borassinen anschließen, die dadurch charakterisirt wird, daß nicht die innerste Fruchtblattschicht zu einem einzigen ein= od. mehrfächerigen Steinkerne verwächst, sondern die äußere fleischige oder faserige Fruchthülle die verschiedenen die Fächer umhüllenden härteren Kernschichten sondert, so daß deren Früchte einen ähnlichen Bau zeigen, wie die Aepfel und die Früchte des Kreuzdorns (**Rhamnus cathartica** *L.*). Hierher gehören die fächerblätterigen Gattungen **Borassus, Lodoicea, Latania, Hyphaene** und die fiederblätterigen **Manicaria, Kepleria, Geonoma** ꝛc. Die dritte Gruppe, die der Arecinen, bilden die fiederblätterigen Gattungen **Areca, Oreodoxa, Euterpe, Oenocarpus, Klopstockia, Arenga, Caryota, Iriartea, Deckeria** ꝛc., die sich dadurch charakterisiren, daß die drei den Fruchtknoten darstellenden Fruchtblätter anfangs mit einander völlig verwachsen sind, während der Ausbildung der Frucht jedoch jedes besonders und von den benachbarten getrennt sich entwickelt, wodurch eine dreilappige Frucht entsteht, während die Früchte der beiden ersten Gruppen einfach kugelig oder eiförmig gestaltet u. nur im Innern in Fächer getheilt sind. Die beiden letzten Gruppen zeigen Früchte, bei welchen die den Fruchtknoten zusammensetzenden Fruchtblätter schon gleich anfangs getrennt auftreten, nothwendiger Weise eine dreilappige Frucht vorbereitend. Die reife Frucht ist entweder eine glatte Beere, wie bei der vierten Gruppe, der der Koryphinen, wozu die fächerblätterigen Gattungen **Sabal, Corypha, Chamaerops, Trithrinax, Raphis, Livistona, Licuala** ꝛc. und die fiederblätterige **Phoenix** gehören; oder es ist dieselbe mit rhombischen Schildern schuppenartig bedeckt, was die fünfte Gruppe, die Lepidocaryeen, charakterisirt, wozu die fächerblätterigen Gattungen **Mauritia** und **Lepidocaryum** und die fiederblätterigen **Metroxylum, Sagus, Plectocomia, Calamus** ꝛc. gehören, alle, mit Ausnahme der **Mauritia**, indische Gattungen. Alle P. zeigen eine ganz eigenthümliche Konstruktion des Samens, welche man beim Keimen des jungen Pflänzchens beobachten kann. Die Samenschale bildet nämlich da, wo, von dem nährenden Eiweiß umgeben, das kleine Keimpflänzchen liegt, ein rundes Scheibchen von dem Durchmesser des daran grenzenden Würzelchens des Keimpflänzchens und wird bei der während des Keimens eintretenden Verlängerung desselben von der übrigen Samenschale getrennt und vor dem Wurzelende, woran es häufig noch längere Zeit haftet, hervorgeschoben. Durch diese seltsame Struktur der Samenschale wird es dem Keimpflänzchen, das in dem massigen, meist ölig=hornigen, durch Feuchtigkeit nicht aufquellenden, in die Samenschale zerspringenden Eiweiße eingeschlossen ist, ermöglicht, die es von der Außenwelt abschließende Hülle zu verlassen und sich seiner Bestimmung gemäß zu entwickeln. Für den Botaniker ist zugleich das Vorhandenseyn dieses Deckelchens das Kriterium der Palmennatur anderer, hinsichtlich des übrigen Baues den P. verwandter Pflanzen, und man hat es in der That schon angewendet, um über die zweifelhafte Stellung mancher Pflanzen im Systeme zu entscheiden. Den Gesetzen des Stammbaues der Monokotyledonen folgend, nimmt der einmal entwickelte Palmstamm im spätern Alter nicht mehr an Dicke zu und verlängert sich, gleich einem riesigen Grashalme, beständig in gleichem Durchmesser. Aeste treiben einige Gattungen nur unter der Erdoberfläche, in diesem Falle rohrartig familienweise, in Gruppen neben einander lebend; sehr wenige Arten verästeln ihren Stamm über der Erde gesetzmäßig, wie **Hyphaene thebaica** *Desf.*; selten ist diese Verästelung eine krankhafte Erscheinung, wie man es nach der Zerstörung der Gipfelknospe bei

den Geonomen durch einen nach dem zuckerhaltigen Frühlingssafte lüsternen großen Käfer zuweilen beobachtet hat. Auf diesen einfachen Stamm und die außerordentliche Einförmigkeit im Blattbaue gründet sich die große Aehnlichkeit der verschiedenen Palmengattungen unter einander, denn außer der schon erwähnten fächer- und fiederförmigen Blattform, welche letztere noch in sofern variirt, als die Fiederblätter entweder alle in Einer Ebene liegen, eine Blattfläche darstellend, oder in verschiedenen Winkeln dem Blattstiele angeheftet sind, wodurch das ganze Blatt ein krauses Ansehn erhält, ändern diese Organe bei den P. nur hinsichtlich ihrer relativen Längenverhältnisse ab. Während sich an der Spitze immer neue Blätter entfalten, entwickeln sich an der erwachsenen Pflanze aus den Achseln der ältern Blätter Blüthenzweige, meist mit unzähligen Blüthen belastet (an einem Zweige z. B. der Attalea amygdalina schätzte man gegen 200,000), so daß die ganze Pflanze an den verschiedenen, gleichzeitig sich entwickelnden Blüthenständen Millionen von Blumen trägt, wovon jedoch die wenigsten zur Erzeugung von Früchten dienen, indem bei weitem die meisten schon am zweiten Tage nach dem Aufblühen abfallen. Diese Blüthenzweige sind meist blattlos, nur ganz unten befinden sich zu weiten dütenförmigen Hüllen entwickelte Blätter, welche den ganzen Blüthenzweig einschließen und bis zur vollständigen Ausbildung vor der Einwirkung von außen kommender schädlicher Einflüsse bewahren. Die Anzahl dieser blattartigen Hüllen des Blüthenzweigs ist sehr konstant für jede Gattung und Art und gibt daher ein charakteristisches Kennzeichen für die Unterscheidung derselben ab. Wo mehre Hüllen vorhanden sind, hat meist nur eine oder wenige derselben die ganze Größe des Blüthenstandes, denselben vollständig einhüllend, und sind dann, da dieser Blüthenzweig nicht selten eine ansehnliche Größe erreicht, von außerordentlicher Länge (bei Oreodoxa regia bis zu 8 Fuß) und wegen ihrer holzigen und lederartigen Beschaffenheit zu allerlei Geräthschaften, selbst zu Wiegen und Hängematten für Kinder, geeignet.

Der Hauptrepräsentant der ersten der obengenannten Gruppen, der Kokoinen, ist die Gattung Kokospalme, welche gegen 18 Arten begreift, meist sehr nützliche Bäume der Tropenländer, von denen die meisten in Brasilien einheimisch sind. Die bekannteste und wichtigste ist die gemeine oder ächte Kokospalme (Cocos nucifera *L.*), nicht mit Unrecht die „Krone des Pflanzenreichs" genannt. Sie erreicht eine Höhe von 60—80 F.; der gerade emporstrebende Stamm wird 1½ Fuß im Durchmesser stark, wurzelt nicht tief, aber fest und ist von so großer Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den Baum nicht zu Boden stürzt. Seine Rinde ist zwar stachellos, hat jedoch überall halbmondförmige Schuppen, indem die abfallenden Blätter kurze Stumpfen zurücklassen, welche sich kreisförmig gleich Schuppen um den Stamm anlegen und ihm statt der Rinde dienen. Die Blattkrone besteht aus 10—12 nach allen Seiten hin ausgebreiteten gefiederten Blättern von 12 bis 16 Fuß Länge, deren Fiedern gegenständig, 3 Fuß lang und dabei schmal sind. Aus der Mitte der Blattkrone steigt die Scheide spindelförmig von mehren lederartigen Blättern zusammengerollt, 2 Fuß lang und gegen 3 Zoll dick, empor, welche, sich öffnend, die getrennten männlichen u. weiblichen Blüthen hervortreten läßt; die erstern haben 6 Staubfäden mit pfeilförmigen Staubbeuteln und einem Pistill, welches jedoch unentwickelt bleibt, die weiblichen Blüthen, weit zahlreicher als die männlichen, zeigen einen rundlichen Fruchtknoten ohne Griffel und mit einer viellappigen Narbe. Die Blüthen sind von blaß fleischröthlicher Farbe und von keinem ausgezeichneten Geruch. Die Frucht ist eine Steinfrucht von der Größe eines Kinderkopfs. An einem einzigen Stiel sitzen oft 10—12 Stück, und ein vollkommen ausgewachsener Baum trägt nicht selten 200—300 Nüsse. Die Form derselben ist länglich, einer Melone ähnlich, undeutlich dreieckig, an der Stelle des Stiels etwas eingedrückt, auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe versehen. Die Nuß ist von einem anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhäutchen umgeben, unter welchem ein 3 Zoll dicker Bast liegt, welcher, wie Hanf behandelt, durch Einweichen und Klopfen mit einem schweren Holz auf hartem Stein in dünne Fasern zertheilt, sich zu dauerhaften Bindfäden, Stricken, Seilen ꝛc. verarbeiten läßt. Auch spinnt man Garn daraus, das sogenannte Coir, welches einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand abgibt. Wie dauerhaft jener Bast seyn muß, geht auch daraus hervor, daß die Kokosnüsse oft durch die Meereswogen an entfernte Küsten geführt werden, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. Unter dem Baste liegt die eigentliche, anfangs weiße Schale, welche sich allmählig bräunt und sehr hart wird, daher sie sich vortrefflich drechseln u. poliren u. zu allerlei Kunstgegenständen verarbeiten läßt. Auch kann man Oel daraus pressen. Der Kern ist anfangs flüssig und gibt unter dem Namen Kokosmilch einen ernährenden und erfrischenden, molkenartigen, süßlich fade schmeckenden Trank, welcher als specifisches Mittel gegen Entzündungen empfohlen wird. Allmählig verdickt sich dieser Saft zu einem festen weißen Kern, der nicht unangenehm mandelähnlich schmeckt und eine nahrhafte Speise gibt. Vornehmlich aber gewinnt man ein Oel (s. Palmenöl) daraus; ein solches wird auch von der Kokosmilch abgeschöpft und liefert eine wohlschmeckende Butter. Aus dem zuckerhaltigen Fruchtsaft bereitet man durch Gährung u. Destillation einen feinen Branntwein. Aus dem Safte, der aus dem Blüthenkolben fließt, in welchen man zu diesem Behufe einen Schnitt macht, bereitet man durch Gährung den Palmwein. Aus den jungen, noch unentwickelten Blättern, die von weicher, markiger Substanz und sehr zuckerhaltig sind, gewinnt man den wohlschmeckenden Palmkohl, der schon den Römern unter dem Namen Palmhirn (cerebrum palmae) bekannt war. Die ausgewachsenen Blätter dienen zum Dachdecken, ihre Fasern auch zu Bereitung von Matten und Papier. Das faserige Holz taugt weder zum Bau, noch zu Tischlerarbeiten, wohl aber zu Pfosten und Pfählen. Der Kokosbaum wird nur aus der Frucht gezogen, welche zu jeder Jahreszeit gelegt werden kann. Man legt die Nüsse mit ihrer faserigen Hülle etwas schief in ein etwa 6 F. tiefes Loch mit dem Keimende nach oben

u. schüttet etwas Salz in das sie umgebende Erdreich, welches nicht nur die Termiten abhält, sondern auch der keimenden Pflanze zuträglich ist. Bei guter Bewässerung fängt die Nuß schon gegen den 18. Tag zu keimen an; in Gestalt eines kleinen Elephantenzahns kommt die Spitze hervor, welche an 14 Tage lang diese Form behält u. von zuckersüßem Geschmack roh oder in heißer Asche geröstet einen Leckerbissen darbietet. Zwischen dem 35. und 40. Tage bricht das Blatt hervor, das fleischfarben und gelbgestreift ist. Die jungen Bäumchen lassen sich zu jeder Zeit verpflanzen u. tragen in guter Lage schon im 5. oder 6. Jahre Früchte. Am besten gedeiht die Kokospalme auf Ceylon und an dem Küstensaum von Vorderindien, besonders an der Küste Malabar, weniger gut auf den heißen Molukken. Sie kommt wohl auch in einem trockenen, sandigen Boden fort, entbehrt aber nicht gern der feuchten Seeluft und wächst daher als eine ächte Gestade- (Littoral-) Pflanze am üppigsten auf Inseln und Küstenstrichen der tropischen Meere. Manches Korallenland ward durch angeschwemmte Kokosnüsse mit einem Palmenwald gekrönt, so die Kokosinseln, zwei Inselreihen der Schifferinseln, westlich von Sumatra. In der neuen Welt fand Alexander von Humboldt die Kokospalme zwar auch in den Steppen von Venezuela, und Herzog Paul von Würtemberg im Innern von Cuba sehr üppig wachsend; doch bleibt es Regel, daß sie ein Küstenbewohner ist, dessen Kultur z. B. im Innern von Ostindien nicht allenthalben gelingt. Die butterartige Kokospalme (**Cocos butyracea** *L. fil.*), in Neugranada u. andern Gegenden Südamerika's, hat einen sehr hohen, dornlosen Stamm, gefiederte Blätter u. kleine Früchte, woraus ebenfalls Palmenöl gepreßt wird. Um aus dem Stamm Wein zu gewinnen, wird der Stamm umgestürzt und ein Loch unterhalb der Blattkrone gemacht, woraus sich der Saft ergießt.

Aus der zweiten Gruppe, der der Borassinen, sind außer der Weinpalme (**Borassus flagelliformis** *L.*, s. Borassus) besonders folgende Gattungen und Arten hervorzuheben. Die Netz- od. Muffpalme (**Manicaria saccifera** *Gaertn.*, **Pilophora testicularis** *Jacq.*), in Westindien und Guyana, wo sie ganze Wälder bildet, ist besonders wegen ihrer 4 Fuß langen, aus zähen Fasern bestehenden, sackförmigen Kolbenscheide u. sehr harten Nüsse, die sich drechseln lassen und unter dem Namen vegetabilisches Elfenbein auch nach Europa kommen, bemerkenswerth. Von der niedrigen Stockerbpalme (**Geonoma baculifera** *Mart.*) dient der zolldicke 5—6 Fuß hohe Stengel häufig zu Stöcken. Von der oben erwähnten **Lodoicea maldivica** *Pers.* (**L. Sechellarum** *Labill.*), mit 40—60 Fuß hohem Stamm, werden die ungeheuren, oft an 20 Pfd. schweren Früchte in Ostindien als kräftiges Specifikum gegen Gicht, typhöse Fieber, Cholera, Syphilis und Skorbut gebraucht. Sie sind mit weißem Wasser angefüllt, welches bitter und unangenehm schmeckt und sich bei der Reife als eine feste, fettige Masse an die innere Wand anlegt. Da diese Früchte oft an die maldivischen Inseln getrieben werden, so glaubte man früher, sie wüchsen auf einer Pflanze im Meere, u. nannte sie maldivische Nüsse. Sie wurden sehr theuer bezahlt. **Latania rubra** *Jacq.*, auf der Insel Mauritius, mit langgestieltem, gefaltetem, fächerförmigem, rothem Wedel und dornenlosem Strunk, ist eine Zierde der Palmenhäuser. Die Ast- oder Dumpalme (**Hyphaene cucifera** *Pers.*, **H. crinita** *Gaertn.*, **Cucifera thebaica** *Desf.*, **Douma thebaica** *Duham.*), in Oberägypten, mit 30 F. hohem u. 3 F. dickem Stamm, ist für die Wüste und Sandebene ihrer Heimath in sofern von Wichtigkeit, als sie durch ihren Schatten den Boden fruchtbar macht und das Gedeihen der Mimosen befördert. Die Frucht mit eßbarem süßen Fleisch wird in Kairo häufig feilgeboten u. gibt das unter dem Namen ägyptisches Bdellium (s. d.) bekannte Gummiharz. Die Blätter werden zu Teppichen, Säcken u. Körben verarbeitet.

Aus der dritten Gruppe, den Arecinen, sind außer der Arecapalme (s. Areca) besonders folgende Arten erwähnenswerth: Die gemeine Kohlpalme (**Euterpe caribaea** *Spr.*, **Areca oleracea** *Jacq.*), auf den karaibischen Inseln, eine der höchsten Palmenarten, mit über 100 Fuß hohem Stamm, liefert an der Spitze des letztern in den noch nicht entfalteten Blättern Palmkohl. Dasselbe gilt von der noch höheren brasilianischen Kohlpalme (**E. oleracea** *Mart.*), während von einer dritten Art: **E. edulis** *Mart.*, in Brasilien, die kleinen kugeligen Früchte eßbar sind. Die Gattung Mostpalme (**Oenocarpus**) zählt ebenfalls einige nutzbare Arten: **Oenocarpus disticha** *Mart.*, in den Ebenen Brasiliens, 20—40 Fuß hoch, mit 12—15 Fuß langen Blättern, findet sich in ihrer Heimath häufig angepflanzt, da die Früchte, gekocht und gepreßt, ein treffliches Speiseöl geben; **O. Batava** *Mart.*, ebenfalls in Brasilien, 70—80 F. hoch, mit ansehnlicher Blattkrone, wird ebenfalls der Früchte wegen kultivirt, die ausgekocht einen beliebten Wein geben. Die Zuckerpalme (**Arenga saccharifera** *Labill.*, **Gomutus saccharifera** *Spr.*), in Cochinchina und auf den Inseln des indischen Oceans, mit 50—60 Fuß hohem und sehr dickem, oft 12 Fuß im Umfange haltenden Stamm und gefiederten, 50—20 Fuß langen Blättern, liefert in Folge des Abschneidens der Blüthenknollen einen Saft, aus welchem man durch Einkochen einen schwarz aussehenden Zucker, sowie durch Zusetzen verschiedener gewürzhafter Wurzeln ein berauschendes Getränk bereitet, während man aus dem Marke des Stammes Sago gewinnt. Die Gattung Brennpalme (**Caryota**) liefert Zierden für die europäischen Palmenhäuser. **Caryota aurens** *L.*, in Ostindien u. auf den Inseln des dortigen Archipels, mit gegen 60 F. hohem, unten gegen 4 F. dickem Stamm, der im Alter glatt wird und, wenn er naß ist, beim Angreifen ein brennendes Gefühl erregt, liefert nicht allein ein festes Zimmer- und Nutzholz, sondern auch im Mark einen guten Sago (Karyotensago), in den jungen Blatttrieben Palmkohl und in dem Safte der Blüthenkolben Zucker. Sonderbar gestaltete Bäume weist die Gattung Wachspalme (**Iriartea**) auf, indem die Wurzeln sich über die Erde erheben und den Stamm wie auf Stützen tragen. Die schon oben erwähnte gemeine Wachspalme (**I. andicola** *Spreng.*, **Ceroxylon andicola** *H. B.*) zeichnet sich daneben noch durch ihre Höhe (bis 180 F.), sowie dadurch

aus, daß sie aus dem Stamme ein Wachs (**Palmenwachs**) ausschwitzt, welches sich wie Bienenwachs verwenden läßt.

Die vierte Gruppe, die der **Koryphinen**, zählt ebenfalls interessante Arten. Die **Schirmpalme** (**Corypha**) ist in allen Tropengegenden, in Ost- und Westindien, wie in Brasilien u. Neuholland vertreten. **Corypha cerifera** *Arrud.*, in Westindien und Brasilien, schwitzt aus dem Stamme ein blaßgelbes, harzartiges Wachs aus, woraus Kerzen bereitet werden, u. trägt eßbare Früchte. **C. rotundifolia** *Lam.* bildet auf den Molukken und in Cochinchina ganze Wälder, liefert im Marke Sago u. in den unentwickelten Blatttrieben Palmkohl. **C. umbraculifera** *L.*, die **Schattenpalme**, auf Malabar, mit 60—70 Fuß hohem Stamme und rundfächerförmigen Blättern von großem Umfange, die als Sonnen- und Regenschirme benutzt werden, liefert ebenfalls Sago und Palmkohl, während die gelind zusammenziehende Wurzel gegen Durchfall und der Saft der Rispenäste gegen den Schlangenbiß angewendet wird. Hierher gehört auch die Gattung **Zwergpalme** (**Chamaerops**), welche niedrige P. mit kurzem Stock, gedrängten, steifen, fächerförmigen Blättern, gedrängten, gelblichen Blüthen u. olivenförmigen Früchten begreift, worunter die schon obengenannte einzige europäische Palmenart, **Chamaerops humilis** *L.*, **Phoenix humilis** *Cuv.*, die am Mittelmeer von Sicilien bis ins südliche Toskana u. schon bei Nizza, dann an den spanischen Küsten, wo sie **Margalon** heißt, am häufigsten aber in der Berberei, überall als dichtes Strauchwerk, fast ohne Stamm, aber mit den 20—30 Blättern gegen 30 F. hoch wächst. Die Blätter sind zu Besen, Körben u. Seilen brauchbar; die von der äußeren Rinde befreite Wurzel wird roh gegessen; die jungen Sprossen, sowie die Blüthenknospen liefern einen schmackhaften Palmkohl; die Früchte sind stark zusammenziehend und werden gegen Durchfall angewendet. Die **amerikanische Zwergpalme** (**C. Palmetto** *Michx.*, **C. glabra** *Mill.*), am Meeresstrande in Carolina und Florida, hat ebenfalls einen niedrigen Stock und handförmig getheilte Blätter, woraus leichte, aber sehr haltbare Hüte verfertigt werden. Beide Chamäropsarten lassen sich leicht bei 4—6° Wärme durchwintern und erhalten im Sommer einen Standort im Freien. Eine sehr wichtige Nahrungspflanze ist endlich die noch zu der vierten Gruppe gehörige **Dattelpalme** (**Phoenix dactylifera** *L.*). Der Stamm derselben ist höckerig-rauh; die Blätter sind fiederförmig, 8—10 Fuß lang, zu 40—80 dicht zusammenstehend, die Abschnitte lineal-lanzettlich, zusammengefaltet, die untern kurz, 3seitig, starr, stechend, die oberen in eine feine Stachelspitze verschmälert; die fruchttragenden Kolben hängend. Die Zone der Dattelpalme liegt auf der nördlichen Halbkugel u. erstreckt sich von 12° bis 37° in Afrika von der Küste des atlantischen Oceans bis an den Nil und weit nach Süden in das Land der Tuariks, Ghadames, Ghat, Fezzan, die Oasen Kardschoh und Dakiloh und den Nil aufwärts bis Nubien. Am Südabhange des Atlas liegt das vorzugsweise so genannte Dattelland (Biledulgerid, richtiger Belad el gerid). In Arabien sind die Dattelgärten von Medina die berühmtesten; aber auch in Syrien u. Kleinasien findet sich die Dattelpalme, deren Früchte aber schon bei Jaffa nicht mehr vollständig reifen. Auch in Sicilien, sowie in Spanien an der Küste des Mittelmeeres und in der portugiesischen Provinz Algarve, in welche Länder die Araber sie verpflanzten, kommt sie noch fort. Männliche und weibliche Blüthen sind auf verschiedenen Stämmen befindlich; die männlichen Bäume bringen 6—8 Kolben hervor, von denen jeder gegen 200 Aeste und über 10,000 kleine, gelblichweiße Blüthen trägt. Der weibliche Baum hat nicht nur weniger Kolben, sondern es sind dieselben auch weniger verästelt und kaum mit $1/_6$ so viel Blüthen versehen, als die männlichen. Von den 2 Zoll langen, länglich-ovalen, blaßgelben bis hochrothen und bräunlichen Früchten hängen gegen 200 an einem Kolben. Diese Früchte sind eine Hauptnahrung für die Bewohner jener Länder, über welche sich die Dattelpalme erstreckt. Gleich unsern Zwetschen und Kirschen können sie zu Mus gekocht, gebacken und gedämpft werden; mit Gerstenmehl geknetet geben sie das sehr nahrhafte und wohlschmeckende Bsissabrod. Getrocknet verdirbt die Dattel nicht in der brennendsten Hitze, weshalb sie die eigentliche Wüsten- und Karawanenfrucht ist. Die arabische Kochkunst weiß sie in mannichfaltige Verbindung mit Eiern, Milch und Butter zu bringen; der aus ihr ausgepreßte Zuckersaft, der sogenannte Dattelhonig, dient als Gewürz für manche Speisen. Auch das Mark des jungen Baumes ist sehr wohlschmeckend, während die noch nicht entfalteten Blüthen Palmkohl geben und aus dem Saft ein kühlendes Getränk bereitet wird, das aber frisch getrunken werden muß, da es schon nach wenigen Stunden in Essiggährung übergeht. Aus den Dattelkernen preßt man ein Oel und mahlt daraus ein Mehl zum Futter für das Vieh; auch werden die in Wasser erweichten Kerne von Kameelen, Schafen und Kühen gern gefressen. Der Bast wird zu Seilen verarbeitet; die Blätter werden gespalten und dann Körbe und Matten davon geflochten. Die Stämme dienen als vielbenutztes Baumaterial. Die etwas adstringirenden unreifen Früchte werden gegen Durchfall, Ruhr und Blutflüsse angewendet. Die reifen, getrockneten Datteln (**Dactyli s. Tragemata s. Palmulae s. Caryotae s. Caristae s. Fructus Palmulae**) wirken gelind ernährend, einhüllend und die Schleimabsonderung befördernd, werden aber jetzt nur noch als Unterstützungsmittel anderer Arzneien und zu Brustthee en verwendet. Die Samen dienen als Ersatzmittel des Kaffee's und werden zu diesem Behufe geröstet. Man zieht die Dattelpalmen meist aus Wurzelschößlingen, weil diese eher Früchte tragen, als die aus Kernen gezogenen, u. eher das Geschlecht erkennen lassen. Diese Schößlinge, welche wenigstens 2—3 Jahre alt seyn müssen, werden im Frühjahre in 1 Fuß tiefe Gruben gepflanzt, reichlich bewässert und tragen nach 4—6 Jahren die ersten Früchte. Weil der Ertrag der Bäume so wichtig ist, als bei uns der Ausfall der Getreideernte, so wird auf die Bestäubung der Blüthentrauben große Sorgfalt verwendet, und im Kriege pflegt man vornehmlich die männlichen Bäume zu vernichten, was leicht zu bewirken ist, da nur wenige zerstreut im

Felde stehen. Ende Februar bricht man die noch geschlossenen männlichen Blüthenscheiden ab, schneidet sie auf und nimmt die Rispen mit den noch geschlossenen Blüthen heraus. Dann schneidet man je 2 Ruthen, welche eine Gabel bilden, ab und bewahrt sie bis in den März auf, wo die weiblichen Blüthenscheiden beim Druck eine Art Pfeifen hören lassen; man öffnet sie darauf ein wenig und steckt die Ruthen hinein. Ein oder zwei männliche Bäume reichen hin, um einen ganzen Wald zu befruchten. Die reifen Früchte werden im Jahre 2—3mal abgenommen. Es gibt viele Varietäten der Dattelpalmen; eine der geschätztesten ist der Deglet-Nur, dessen Früchte schön goldgelb, von durchsichtigem Fleisch und köstlichem Geschmack sind und als feine Delikatesse gelten. Die Datteln variiren von der Länge eines Fingers bis zur Größe einer Maulbeere und kommen gelb, braun, roth, grün, schwarz in den verschiedensten Nüancen vor. Der Reisende Ed. Vogel zählte in Murzuk 37 Spielarten; bei Medina sollen über 100 verschiedene Sorten wachsen; am geschätztesten ist dort die Dschelebisorte. P. farinifera *Roxb.*, in Ostindien, auf felsigen dürren Stellen, hat einen nur 2—4 Fuß hohen Stamm, dessen weißes, mehliges Mark zur Bereitung von Sago dient. Aus den größeren Samen von P. reclinata *Jacq.* bereiten die Hottentotten ein kaffeeähnliches Getränk.

Aus der fünften Gruppe ist besonders die Gattung Weinpalme (Mauritia) hervorzuheben, welche meist hohe Bäume mit halbkreisförmigen, strahlig-fächerförmigen Blättern umfaßt. M. flexuosa *L. fil.*, in Südamerika, auf Wiesen u. in sumpfigen Wäldern, hat einen 30—40 Fuß hohen, spindelförmigen Stamm, der gegen 3 F. im Durchmesser mißt, und 5—6 F. lange, in viele linealische, spitzige Lappen fächerförmig getheilte, am Grunde gefaltete Blätter, aus deren Oberhaut Fischnetze verfertigt werden, und beerenartige Früchte von der Größe der Hühnereier mit dottergelbem, eßbarem Fleische. Aus den Samen von M. Sagus *Schult.* bereiten die Bewohner Guyana's Brod, welches daselbst die gewöhnlichste Nahrung ausmacht. M. vinifera *Mart.*, in Brasilien, hat einen geraden, dornenlosen, über 100 Fuß hohen und 1 bis 2 Fuß dicken Stamm, 15 Fuß lange Blätter und hühnereigroße, rothe Früchte mit einem der Roßkastanie ähnlichen Kern und gelbem, breiartigem, süßsäuerlichem Fleische, woraus eine Emulsion bereitet wird, die, mit Zucker gemischt, ein nahrhaftes und gutes Getränk gibt, welches unter dem Namen Sajetta in Menge verführt wird. Wird es im Uebermaß genossen, so theilt sich seine Farbe der Oberfläche der Haut und dem Weißen des Auges mit und bringt das Aussehen der Gelbsucht hervor, ohne daß es aber der Gesundheit etwas schadet. Die Oberhaut der jungen Blätter gibt treffliche Schnüre und Netze; die Blätter dienen zum Dachdecken, die Stiele zu Rudern, der äußere Theil des Stammes zu Bretern. Auch der aus Einschnitten fließende Saft schmeckt weinartig süßsäuerlich.

Palmenfest, s. v. a. Laubhüttenfest.

Palmenholz (Lignum palmarum), ein hartes, sehr schweres, mit schwarzen Fasern durchzogenes graues Holz, welches aus Guyana in den Handel kommt und zu feinen Tischlerarbeiten verwendet wird.

Palmenhonig (Krauthonig), der Honig, welchen die Bienen in der Knospenzeit (Palmenzeit) sammeln.

Palmenkohl (Palmenhirn), s. Palmen.

Palmenöl, aus den Palmen gewonnenes Oel. Das weiße P. (Kokosnußbutter, Kokosnußöl) ist weiß, von der Konsistenz des Schweinefetts, schmeckt mild, süß, löst sich ziemlich leicht in kochendem Alkohol, gibt mit kaustischem Natron eine weiße, harte, unangenehm riechende Seife, läßt sich dagegen mit Kali nur schwierig verseifen. Man erhält es aus dem öligen Kern der Kokosnüsse durch Auspressen und Auskochen mit Wasser und verwendet die bessern Sorten desselben zu Seife und Lichten, die schlechteren zur Darstellung von Leuchtgas. Das eigentliche rothe P. (Palmenbutter) hat eine pomeranzengelbe Farbe, die am Lichte verblaßt, und einen Veilchengeruch, welcher sich mit dem Alter verliert. Es schmeckt mild, ist leichter als Wasser, wird an der Luft leicht ranzig, löst sich in kaltem Alkohol schwierig, leichter in kochendem und in Aether, und besteht aus 69 Olein, 31 Palmitin und aus einem pomeranzengelben Farbstoffe. Es wird in Guinea und Guyana theils durch Auspressen, theils durch Auskochen des öligen Fruchtfleisches einiger Palmenarten, besonders aus der Gattung Elaeis gewonnen und vielfach verwendet. Man gebraucht es zu Seifen (Palmenseifen), zu Lichten (Palmenwachslichten), zum Brennen in Lampen und zur Darstellung von Leuchtgas. Ueberhaupt hat man es, da es wohlfeil zu beziehen ist, vielen andern Fetten zu substituiren gesucht. Das P. ist wegen seiner ausgebreiteten technischen Benutzung ein so bedeutender Handelsartikel geworden, daß 1853 64 Mill. Pfund aus Afrika u. 1854 24 Mill. Pfund allein aus der Republik Liberia nach England eingeführt wurden. Es ist dieser Handel gewissermaßen an die Stelle des Sklavenhandels getreten.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmenwachs, dem Bienenwachs ähnliches Wachs, wird aus der Rinde von Ceroxylon andicola und anderen Palmenarten durch Abschaben und Abbrühen mit heißem Wasser gewonnen, ist blaßgelb, geruch- und geschmacklos, spröde, pulverisirbar, in kochendem Alkohol und in Aether löslich, wird von ätzenden Alkalien nur langsam angegriffen und brennt mit stark rußender Flamme. Man verbraucht es, mit Talg vermischt, zu Lichten.

Palmenwein, der Saft der Palmen, schmeckt, frisch abgezapft, erquickend weinartig; dann ein berauschendes Getränk, welches man aus dem zuckerhaltigen Safte mehrer Palmenarten durch die geistige Gährung erhält. Mit Palmenrinde versetzt und der Destillation unterworfen, gibt der P. Arak. Vgl. Palmen.

Palmenzucker, Zucker, welcher aus dem Safte verschiedener Palmen, namentlich der Weinpalme, der Kokospalme und Dattelpalme, auf ähnliche Weise gewonnen wird, wie der gemeine Zucker aus dem Safte des Zuckerrohrs.

Palmerston, australische Inselgruppe, zum Cooksarchipel gehörig, 9 — 10 kleine, durch eine Sandbank verbundene, von Korallenriffen umgebene Inseln, unbewohnt; 1774 von Cook entdeckt und 1791 von Edwards näher untersucht.

Palmerston, Henry John, Baron Temple, Viscount, britischer Staatsminister des Auswärtigen, den 20. Okt. 1784 in Irland geboren, stammt aus dem alten Geschlechte der Temple, welchem der berühmte Sir William Temple angehört und das, von den Buckinghams sich auszweigend, im 17. Jahrhundert nach Irland kam. P. wurde mit Byron, Peel und Hobhouse in Harrow erzogen und besuchte dann die Universitäten zu Edinburg und Cambridge. Im Jahre 1805 ward er Mitglied des Unterhauses u. zeigte gleich bei seinem Eintritte so viel Talent und Gewandtheit für die Staatsgeschäfte, daß der damalige Minister Portland ihn zum Lord der Admiralität und Perceval bei der Bildung seines Ministeriums 1809 zum Staatssekretär des Krieges ernannte. Obschon zur Torypartei gerechnet, behielt er doch diese Stelle unter den ziemlich verschiedenen Ministerien Castlereagh, Liverpool und Canning, bis er, als 1828 Wellington an die Spitze der Verwaltung trat, freieren Ansichten huldigend, mit Huskisson und Grant (später Lord Glenelg) aus dem Ministerkollegium schied und sich der Partei Cannings zugesellte, in seiner Stelle aber durch Hardinge ersetzt wurde. Entschiedener Whig war er dessen ungeachtet noch nicht. Zwar erklärte er sich für die Katholikenemancipation, schloß sich aber den weiteren Reformbestrebungen der Whigs nicht an und zog durch diese Halbheit den Unwillen beider Parteien in dem Grade auf sich, daß er selbst seinen Sitz im Unterhause, wo er seit 1811 die Universität Cambridge vertreten hatte, aufgeben mußte; indessen gelang es ihm bald, wieder aufgenommen zu werden. Von nun an trat er offener den Ansichten der Whigs bei, wie er dies vorzugsweise in den portugiesischen und griechischen Angelegenheiten mit Erfolg bewährte; als daher 1830 die Tories das Staatsruder den Whigs überlassen mußten, trat P. als Staatssekretär des Auswärtigen in das Ministerium und entfaltete elf Jahre hindurch in den großen Fragen, welche in dieser Epoche sowohl Großbritanniens innere Verhältnisse, als auch das politische Gleichgewicht des gesammten Europa berührten, eine zwar oft schwankende, im Allgemeinen aber so kühne und eifrige Thätigkeit, daß er den selbst von Wellington nicht mehr für möglich gehaltenen Frieden erhielt und besonders die verwickelten belgischen Angelegenheiten auf der londoner Konferenz mit dem größten Geschick leitete. Sein Werk hauptsächlich war die am 22. April 1834 zum Schutze der konstitutionellen Interessen in Portugal und Spanien zwischen diesen beiden Ländern und England und Frankreich abgeschlossene Quadrupelallianz, welche die Prätendenten Dom Miguel u. Don Carlos so erfolgreich bekämpfte. Nicht minder erhöhte er den Einfluß der englischen Politik in den überseeischen Ländern, wirkte 1838 durch den mit Oesterreich und der Pforte geschlossenen wichtigen Vertrag dem russischen Uebergewicht im Orient entgegen, schritt aber auch gegen den französischen Einfluß in Syrien und Aegypten ein und brachte mit den übrigen Großmächten den bekannten Vertrag vom Juli 1840 zu Stande, durch welchen Frankreich in den orientalischen Angelegenheiten von der gemeinschaftlichen Zusammenwirkung derselben ausgeschlossen wurde. Da er hierdurch den Weltfrieden auf das Spiel setzte, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht nur von seinen politischen Gegnern, die ihn überdies auch wegen der canadischen Angelegenheiten und des Krieges mit Afghanistan und China heftig angriffen, sondern auch von seinen Freunden des Leichtsinns, der Heftigkeit, der Uebereilung und des Wankelmuthes angeklagt wurde. Eine ministerielle Krisis machte 1841 seiner Verwaltung ein Ende und brachte die Tories und mit ihnen das Ministerium Peel wieder an das Staatsruder. Seitdem bekämpfte er in gewohnter Weise, obschon vergeblich, im Unterhause an der Spitze der Opposition die Korngesetze und andere Maßregeln der peelschen Politik, während welcher Zeit er, im December 1842, auch die irländische Peerswürde erhielt, nachdem er bereits 1840 sich mit der reichen Lady Cowper, der Schwester des Lord Melbourne, der im folgenden Jahre mit ihm zugleich von der Verwaltung zurücktrat, vermählt hatte. Als am 8. December 1845 Peel sein Amt niederlegte und Lord John Russell mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt ward, konnte P. mit seiner Partei hoffen, wieder an das Ruder zu gelangen. Zwar ging diese Hoffnung nicht sofort in Erfüllung, da wegen Lord Grey's Weigerung, mit P. gemeinschaftlich im Kabinet zu sitzen, die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums mißlang und daher Peel an die Spitze der Verwaltung zurückkehrte; als jedoch Peel am 29. Juni im Unterhause von Neuem den Rücktritt des gesammten Ministeriums erklärte, erhielt P. in dem reinen Whigministerium, das Lord John Russell jetzt zusammenbrachte, wiederum das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Doch war auch sein ferneres Benehmen nicht geeignet, seine zahlreichen Gegner zu versöhnen und mit seiner Politik, die zu einer vollständigen Isolirung Englands führte, zu befreunden. Durch die Angelegenheit der spanischen Heirathen, welche vorläufig mit einer diplomatischen Niederlage P.s endigte, wurde die Entente cordiale zwischen England u. Frankreich vernichtet und durch die bewaffnete Intervention in Portugal die Mißstimmung erhöht. Auch die Verwahrung Englands, welche P. in Betreff der Einverleibung Krakau's einlegte, nachdem sein Vorgänger Aberdeen die vorhergehenden Schritte der Großmächte noch gebilligt hatte, rief eine Spannung mit diesen hervor; Nordamerika, seit der Lösung der Oregonfrage zwar nicht mehr feindlich gestimmt, wurde wegen angeblicher Ränke in den mexikanischen Angelegenheiten von Neuem erbittert, während das Zurücktreten Englands von der Allianz der europäischen Großmächte zur Schlichtung der schweizerischen Angelegenheiten von den Liberalen zwar mit Beifall begrüßt wurde, aber einen noch entschiedeneren Bruch namentlich mit Frankreich befürchten ließ, der nur durch den Sturz des Julithrons verhindert wurde. Wie in Sicilien und der Lombardei, so begünstigte P. die Aufstands-

versuche und die Insurrektion in Ungarn, während die Sache Dänemarks den kräftigsten Schutz bei P. fand und er bis zu der Erklärung vorging, die deutsche Kriegsflotte gleich Seeräubern behandeln zu wollen, wenn sie sich auf den Meeren zeige. Das Auftreten gegen Griechenland im November 1849 sollte den englischen Einfluß in Konstantinopel erhöhen und Rußland bedrohen, wozu P. bereits die Türkei gegen die Drohungen Rußlands und Oesterreichs in der Flüchtlingssache in Schutz genommen hatte. Der Zweck wurde jedoch zum größten Theil verfehlt, u. ein starker Makel blieb auf dem Charakter P.s, den man selbst in England den „Lord Feuerbrand" nannte, zurück. Das Asylrecht, welches P. den politischen Flüchtlingen aller Länder in England einräumte, ganz besonders der Empfang Kossuths, veranlaßte Frankreich, den deutschen Bund, vornehmlich aber Oesterreich, zu heftigen Anklagen, und eine Note des Fürsten Schwarzenberg war in fast drohendem Tone abgefaßt. England wollte und konnte nicht mit allen festländischen Mächten brechen, u. dieser Umstand, sowie die übereilte Anerkennung, welche P. dem französischen Staatsstreiche vom 2. December 1851 zu Theil werden ließ, wurden der Grund zu seinem Austritt aus dem Kabinet am 22. December 1851, in welchem er durch Lord Granville ersetzt wurde. Seine Stellung im Parlament war gegen seine früheren Amtsgenossen nicht offen feindlich, gleichwohl trug er durch die Annahme seines Antrags über die Milizbill am 20. Februar 1852 zum Sturz Russells bei; dagegen machte er gegen das Ministerium Derby Opposition. Im Kabinet Aberdeen bekleidete er wieder die Stelle eines Ministers des Auswärtigen und wirkte als solcher besonders in der orientalischen Frage zu Gunsten der Türken. Eine Meinungsverschiedenheit mit seinen Kollegen (Andere sagen der Verdruß über die durch die Nachlässigkeit der englischen Flotte herbeigeführte unglückliche Seeschlacht bei Sinope) veranlaßte im December 1853 seinen Austritt; doch wurde er, als in der damaligen Krisis unentbehrlich, wieder zum Eintritt bewogen. Am 8. Febr. 1855 übernahm er den Vorsitz im sogenannten Koalitionsministerium und trat mit demselben im Febr. 1858 zurück. Vgl. Großbritannien. Vergl. Graf Ficquelmont, Lord P., l'Angleterre et le Cabinet, Par. 1852, 1. Bd., deutsch, Wien 1852.

Palmesel (Palmeselprozession), s. Palmsonntag.

Palmette, palmblätterähnliche Verzierung, welche im byzantinischen Baustyl sehr oft zur Zierde der Stirnziegeln und Gesimsglieder gemalt oder in Relief angewendet wird; auch palmblätterähnliche Stickerei auf Teppichen, Tüchern &c.

Palmfest, s. Palmsonntag.

Palmgraupen, s. v. a. Sago.

Palmi, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I, am Giojagolf, hat 6500 Einwohner, welche Fabrikation von baumwollenen Zeuchen, Oelbau, Fischerei, Handel mit Spezereien &c. treiben, wurde nach der Zerstörung durch das Erdbeben von 1783 fast ganz neu aufgebaut.

Palmin, weiße, harzähnliche, spröde Substanz, schmilzt bei + 66° C. und löst sich in kochendem Alkohol und in Aether. Mit Wasser gekocht, verbreitet es einen aromatischen, nicht unangenehmen Geruch. Der Destillation unterworfen, gibt es ein flüchtiges Oel und eine nicht flüchtige ölartige Säure, welche mit Bittererde ein festes, in Alkohol lösliches Salz bildet. Von kaustischen Alkalien wird es verseift; Glycerin wird abgeschieden und palminsaures Alkali erzeugt. Man erhält es, wenn man Ricinusöl der Einwirkung von salpetriger oder schwefliger Säure aussetzt u. die hierdurch gewonnene starre, gelbe, wachsähnliche Masse mit siedendem Alkohol behandelt, aus welchem es beim Erkalten krystallinisch sich absetzt.

Palminseln, Inselgruppe, s. Palm-Islands.

Palmipedes (lat.), Schwimmvögel.

Palm-Islands, australische Gruppe kleiner Inseln in Neuholland, an dessen Nordostküste, im großen Ocean.

Palmitin, chemischer Stoff, wurde von Fremy in der Palmenbutter entdeckt, ist glänzend weiß, krystallinisch, löst sich nur wenig in kochendem Alkohol, aber sehr leicht in heißem Aether, schmilzt bei 48° C und gesteht beim Erkalten zu einer wachsähnlichen Masse. Durch Alkalien wird es verseift; es entsteht palmitinsaures Alkali und Glycerin. Bei der trocknen Destillation liefert es Akrolein, aber keine Fettsäure. Man stellt es dar, indem man Palmenbutter, zur Entfernung der flüssigeren Bestandtheile, zwischen Leinwand preßt, den Rückstand mehre Male mit siedendem Alkohol behandelt und das hierbei ungelöst zurückgebliebene P. in heißem Aether löst, aus welchem beim Erkalten Krystalle von reinem P. sich absetzen.

Palmo, Längenmaß in Brasilien, Portugal, Spanien u. Italien. Die Länge des P. ist an verschiedenen Orten sehr verschieden; es enthält nämlich ein P. in Alicante 84,25 altfranzösische Linien, in Barcelona 29,64, Bari 116,50, Cagliari 89,80, Carrara 108,10, Korsika 110,90, Genua 100,75, Lissabon 97,27, Mallorca 95,04, Malta 115,28, Messina 117,06, Neapel 117,08, Nerac 102,00, Nizza 117,30, Palermo 107,62, Pisa 132,30, Rom (Handelsmaß) 110,25, (Baumaß) 99,00, Sardinien 110,10, Spanien (Kastilien) großer P. 93,97, kleiner P. 31,32, Valencia 103,11.

Palmoskopie (v. Griech.), die (neuere) Beobachtung des Pulses mittelst des Stethoskops.

Palmsonntag (Palmfest, Dominica palmarum, oder in palmis, in ramis palmarum), der Sonntag vor Ostern, der letzte der Fastenzeit, wird zur Erinnerung an den festlichen Einzug Christi in Jerusalem, wobei das Volk ihm Palmzweige auf den Weg streute, gefeiert. In der griechischen Kirche findet sich das Palmfest schon im 4. Jahrhundert; die Kaiser gaben an diesem Tage Palmgeschenke, die in Münzen u. dgl. bestanden. In der lateinischen Kirche kommt das Fest erst einige Jahrhunderte später vor. Seiner Bedeutung nach wurde der P. von der großen Woche (d. i. der Woche vor Ostern) bestimmt abgesondert, denn er galt für ein Freudenfest; die Hebdomas magna als Trauerzeit ließ man erst mit der Feria secunda, dem Montage, beginnen. Andere Namen für den Tag sind Pascha floridum, in Andeutung

auf die grünen Zweige, **Dominica Osanna**, in Erinnerung an das Hosiannarufen des Volkes, **Dominica Competentium**, wegen der Katechumenen, die an diesem Tage das Symbolum erhielten, um in der Osterzeit getauft zu werden, **Dominica indulgentium**, weil an diesem Tage Gefangene losgelassen, Schulden erlassen, Büßende absolvirt wurden, **Dominica capitilavii**, d. h. des Kopfwaschens, als Vorbereitung zur Ostertaufe, auch allgemeiner als Abwaschung alles Schmutzes der Fasten, bei den Griechen auch **Dominica Lazari**, weil des Lazarus Auferweckung Tags zuvor begangen ward. Die sogenannte Palmeselprozession, wahrscheinlich von Gregor dem Großen eingeführt, bestand im Allgemeinen darin, daß ein Esel von Holz u. dgl. (Palmesel), der auf 4 Rädern stand u. auf dem ein geschnitztes Christusbild saß, in feierlichem Zuge unter Gesängen herumgefahren wurde, während das Volk geweihte Palmzweige auf den Weg streute. Diese Prozession fand noch zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in manchen Orten Statt. Noch jetzt pflegen am P. die katholischen Kirchen mit grünen Bäumen und Blumen geschmückt zu werden, und sogenannte Palmzweige werden von dem Geistlichen, in Rom vom Papste selbst, feierlich geweiht. Man nennt dies die Palmenweihe.

Palmus (lat.), die Breite der Hand oder der zusammengelegten Finger mit Ausschluß des Daumens, die für den 4. Theil der Länge des Fußes gilt, daher P. = $^1/_4$ Fuß; erst später s. v. a. $^3/_4$ Fuß, woraus der Palmo der heutigen Römer entstanden ist.

Palmweide, s. v. a. Sahlweide, **Salix caprea L.**

Palmwoche, die mit dem Palmsonntag (s. d.) beginnende Woche.

Palmyra (syrisch Thamar oder Thadmor, d. i. Palmenstadt), einst große und prächtige Hauptstadt der syrischen Landschaft Palmyrene, deren berühmte Ruinen sich mitten in einem unermeßlichen Sandmeere erheben. Nordöstlich dehnt sich diese Wüste bis zum Euphrat aus, von welchem P. 12 geographische Meilen entfernt ist. Nördlich und westlich ist kaum ein aus Lehmhütten bestehendes Dorf in gleicher Entfernung, und nur wenige solcher armseligen Aufenthaltsorte räuberischer Araber sind näher als Aleppo, welches 36 geographische Meilen nordwestlich, oder als Damascus, welches ungefähr eben so weit südwestlich liegt. Im Süden ist auf mehr als 100 Meilen nichts als Wüste. Das alte Thadmor diente als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und herumstreichende Horden, sowie als Mittelstation zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Judäa und Indien und ward 4 Jahrhunderte nach seiner Erbauung durch Salomo (vgl. 1. Kön. 9) von Nebukadnezar erobert und zerstört. Im Laufe der Zeit ward die Stadt wieder reich und mächtig; in Folge ihrer Lage dankte sie auch in spätern Zeiten ihre Blüthe dem indischen Handel. Von ihrer Geschichte ist aber geraume Zeit kaum irgend etwas bekannt. Zum ersten Male wird sie wieder in dem 1. Jahrhundert v. Chr. genannt, als Marcus Antonius sie plündern ließ, und zwar unter dem Vorwande, daß sie die Parther, gegen welche er damals Krieg führte, unterstützt habe, in der That aber, weil ihr Reichthum die Habsucht des Römers reizte. Es scheint, als wenn die Stadt damals unabhängig gewesen wäre, wiewohl sie sich nach einigen noch erhaltenen Inschriften Alexander dem Großen oder seinen Nachfolgern unterworfen zu haben scheint. Aus Arabien und Indien holten die Palmyrener Weihrauch, Myrrhen, Gewürze, Perlen, kostbare Steine, Seidenwaaren und andere Manufakte ein, um sie nach Europa zu verkaufen. Trajan brachte die ganze Landschaft unter römische Oberherrschaft. In der letzten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. spielte P. während der Regierung der römischen Kaiser Gallienus und Aurelian eine bedeutende Rolle. Odenatus, ein reicher Palmyrener, gründete damals das palmyrenische Reich, indem er vom Kaiser Gallienus wegen eines Siegs über die Perser zum Augustus ernannt wurde. Des Odenatus Reich erstreckte sich von der Gegend um Damascus nordöstlich bis an den Euphrat mitten durch die Wüste, wozu er noch Striche am Libanon und Palästina zog, und umfaßte viele Städte. Nach seiner Ermordung 267 n. Chr. übernahm seine Wittwe Zenobia die Regierung und verwaltete sie, obgleich von Rom aus nicht anerkannt, im Namen ihrer unmündigen Söhne Herennianus und Timolaus, denen sie den Kaisertitel beilegte. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser entzog sie sich nicht nur der Oberherrschaft derselben, sondern eroberte auch Aegypten und Mesopotamien, erweiterte ihre Herrschaft in Nordsyrien und in einem Strich von Kleinasien und nannte sich Königin des Orients. Erst Kaiser Aurelianus machte ihrer Herrschaft durch die Eroberung P.'s (273) ein Ende, und mit dieser Katastrophe sank für immer der Glanz der Wüstenstadt. Bei der Uebergabe der Stadt vom Sieger mit Milde behandelt, empörten sich die Einwohner gegen die zurückgelassene kleine Besatzung und machten sie bis auf den letzten Mann nieder. Auf die Nachricht davon kehrte Aurelianus, der schon über den Hellespont zurückgegangen war, sofort um, und jetzt erst erlag die Stadt seinem Zorn. Obwohl er später dem Reste der Palmyrener erlaubte, ihre Stadt wieder aufzubauen, u. die Kaiser Diocletian und Justinian sie zu heben suchten, so blieb sie doch unbedeutend, besonders da sie 744 n. Chr. eine zweite Verwüstung durch die Saracenen erfuhr. Die Geschichte schweigt nun lange beinahe gänzlich über P. Der jüdische Reisebeschreiber Benjamin von Tudela, der es 1172 besuchte, fand daselbst etwa 2000 seiner Glaubensgenossen. Auch der arabische Geograph Abulfeda erwähnt P.'s 1321 unter dem Namen Tedmor. Aber in Europa scheint sein Daseyn völlig vergessen gewesen zu seyn, bis 1678 einige englische Kaufleute von der Faktorei zu Haleb von den Eingebornen des Landes Berichte über die Ruinen von P. erhielten, wodurch sie veranlaßt wurden, den Ort zu besuchen. Sie erreichten P., kehrten aber wegen der drohenden Haltung der Araber wieder um und nahmen sich nur Zeit, eine einzige Inschrift zu kopiren. Ein zweiter Versuch wurde erst 1691 gemacht, wo einige zu Haleb sich aufhaltende Engländer sich dahin be-

gaben. Einer derselben, Halifax, theilte 1695 umständliche Nachrichten mit, welche die öffentliche Aufmerksamkeit im hohen Grade erregten, und der berühmte Astronom Halley machte eine Abhandlung über den alten Zustand der Stadt P. bekannt, worin er die Geschichte derselben aus den von jenen Reisenden mitgebrachten Inschriften zu erläutern suchte. Später wurde P. von Bruyn, Maundrel, O. von Richter, Buckingham, Botta u. A. besucht, am meisten aber ward Licht über seine noch immer Erstaunen erregenden Alterthümer verbreitet durch die Reise, welche in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Engländer Wood, Bouverie und Dawkins unternahmen. Die Resultate ihrer Forschungen erschienen in dem Prachtwerke „Ruins of P." (London 1753) mit trefflich ausgeführten Kupfern. Die Ruinen der Stadt liegen auf einem etwas erhöhten Grunde in der weiten Ebene. Der Haupttheil derselben ist von einer sehr zerfallenen und an einigen Stellen kaum mehr zu verfolgenden Mauer eingeschlossen, deren Umfang etwas über eine Stunde beträgt. In der Ebene sieht man in allen Richtungen seltsam geformte Grabmäler, die aus kleinen viereckigen Thürmen bestehen; diejenigen, welche man untersuchte, enthielten Mumien, die ganz den ägyptischen glichen, und erinnerten auch durch ihre Ausschmückung an die ägyptischen Grabmäler. Beinahe der ganze Boden innerhalb der Mauern ist mit Marmorhaufen bedeckt. Die Ruinen dehnen sich von Südosten gegen Nordwesten in einer ununterbrochenen Linie gegen ¾ Stunde weit aus. An dem östlichsten Ende steht der großartigste und prachtvollste Bau, vermuthlich ein Sonnentempel, wie aus seiner Stellung mit der Fronte gegen Osten und einigen noch übrigen Verzierungen, unter denen sich ein Bild der Sonne auszeichnet, erhellt. Der von einer hohen, schönen Mauer eingeschlossene Hof um den Tempel ist ein Viereck, wovon jede Seite 660 Fuß lang ist. Die Mauer besteht aus großen Quadersteinen und ist innerhalb und außerhalb mit Pilastern geziert, deren Anzahl 62 auf jeder Seite betrug, so weit man dies aus dem noch stehenden größern Theile der Mauer noch berechnen kann. Die Westseite, auf welcher das große Eingangsthor sich befindet, ist größtentheils abgebrochen, und beinahe in der Mitte des Vierecks ist eine zweite höhere Mauer, die zu einem Kastell gehört zu haben scheint, aus den Ruinen erbaut. Vor der ganzen Länge dieser neuen Fronte ist mit Ausnahme einer schmalen Brücke als Eingang ein tiefer Graben gezogen, dessen Scarpe mit Stein verkleidet ist. Durch diese äußere Mauer ist der prachtvolle Eingang zu dem ursprünglichen Gebäude verdeckt, auf dessen Großartigkeit noch die beiden Steine schließen lassen, welche den Seiten des großen Thors zur Grundlage dienten und von denen jeder 35 Fuß lang und in Weinblätter u. Trauben von großer Vollkommenheit ausgehauen ist. Beide stehen noch aufrecht an ihrer alten Stelle, und die Entfernung zwischen beiden ist 15 Fuß Thorweite. Alles ist aber jetzt bis auf eine enge Thür vermauert. Sobald man in den Hof tritt, erblickt man die Ueberreste von 2 Reihen prachtvoller Marmorsäulen von 37 Fuß Höhe, deren Kapitäle mit dem schönsten Bildhauerwerk verziert sind. Von diesen Säulen stehen noch 58 unversehrt da. Auch befinden sich hier 2 Nischen für Statuen in Lebensgröße mit ihren Piedestalen, Grundlagen und Decken, die mit der kunstvollsten und merkwürdigsten Bildhauerarbeit verziert sind. Dieser einst so prachtvolle Raum, welcher jetzt mit den schmutzigen Lehmhütten des den Ort bewohnenden Araberstamms angefüllt ist, war einst ein offener Hof, in dessen Mitte der Tempel stand, den eine zweite Säulenreihe einschloß, welche von einer andern Ordnung und weit höher (über 80 Fuß hoch) waren und wovon noch 16 stehen. Der ganze Raum, welchen diese Säulen einschließen, ist 180 Fuß lang und etwa 85 Fuß breit; mitten in demselben stand der Tempel, der eine Länge von 100 Fuß und eine Breite von 40 Fuß hatte. Erhalten sind nur die äußern Mauern mit trefflicher Skulptur an den Fensteröffnungen. Die Araber haben den Platz in eine Moschee verwandelt und am südlichen Ende neue Zierrathen hinzugefügt mit arabischen Inschriften. Westlich vom Tempel ist ein prachtvoller Bogen, welcher den Eingang zu einem Portikus bildete, der in nordwestlicher Richtung die Länge von nahe an 4000 Fuß hatte und an einem Grabmale endigte. Die Säulen, aus denen er bestand, sind theils ganz und stehen noch aufrecht, theils liegen sie zerbrochen umher und bedecken den Boden auf dieser ganzen Linie. Unter den übrigen Gebäuden ist eins, das eine christliche Kirche war; ein anderes, etwas westlich davon, besteht aus 4 ungeheuern Säulen, die sich hoch über die ganze Umgebung erheben und eine reich verzierte Decke tragen. Dieses Gebäude, welches seiner Inschrift nach von Diocletian errichtet zu seyn scheint, liegt nahe an dem nordwestlichen Ende des ungeheuern Ruinenfeldes. Die Zahl sämmtlicher Gebäude, deren Ruinen man noch verfolgen kann, beträgt zwischen 40 und 50. Außerdem sind sehr viele Bruchstücke überall umher zerstreut. Die meisten Gebäude P.'s scheinen einem und demselben Zeitalter anzugehören, wahrscheinlich den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt. Das palmyrenische Alphabet, worin einige Inschriften geschrieben sind, wurde von Barthélemy entziffert, und die Inschriften selbst von Eichhorn übersetzt und erläutert. Der Charakter der Architektur zeugt gleichfalls dafür, daß die Gebäude aus den ersten Jahrhunderten nach Christus stammen; sie sind fast sämmtlich in korinthischem Styl erbaut. Die angegebene Zeit scheint auch in der That die des größten Reichthums und der Handelsblüthe von P. gewesen zu seyn. Vergl. noch Saint-Martin, Histoire de P., Paris 1823; Irby u. Mangle, Travels in Aegypt, Nubia, Syria and Asia minor, London 1823; Ritter, Erdkunde, Th. 14, Berlin 1851.

Palmyras, australische Gruppe kleiner Inseln im großen Ocean, südwestlich von den Sandwichsinseln, unter 5° 50′ 0″ nördl. Br. und 164° 50′ 24″ westl. L. von Paris.

Palmyrene, Landschaft Syriens, größtentheils Wüste mit palmenreichen Oasen und von einem kleinen Steppenflusse bewässert, auch mit

zwei Handelsstraßen nach dem Euphrat; s. Palmyra.

Palmyrenische Münzen, Münzen des Odenatus, Timolaus und der Zenobia, mit griechischen Aufschriften, aus Kupfer und Silber geprägt. Als ächt gelten nur die der Zenobia; doch rechnet man auch Münzen von Vaballachus und Athenodorus, sowie von Aurelian, wenn sie griechische Umschrift haben, zu den p.n M.

Palmyrenische Sprache, s. Aramäische Sprache u. Literatur.

Palmzweige, die Blätter der Palmen; in der römisch-katholischen Kirche auch mit Blüthenknospen versehene, in Ermangelung wirklicher P. am Palmsonntag geweihte Weidenzweige.

Palombino (ital.), weißlicher, auch (P. antico) gelblicher Marmor.

Palomino, Don Antonio de Castro y Velasco, ausgezeichneter spanischer Maler, geboren 1653 zu Bajalanca unweit Cordova, widmete sich anfangs den Wissenschaften, ging aber bald zur Malerei über und ward Valdes' Schüler. Im Jahre 1678 ging er nach Madrid, wo er durch Vermittelung des berühmten Malers Coello von König Philipp IV. den Auftrag erhielt, die Hirschgallerie im Prado mit Fresken zu schmücken. P. behandelte hier die Fabel der Psyche und führte außerdem eine große Anzahl von Bildern aus, welche durch korrekte Zeichnung, treffliches Kolorit und genaue Perspektive ausgezeichnet sind. Auch bewies er überall ein gründliches Studium des Kostüms und der Architektur. Im Jahre 1688 ward er zum königlichen Hofmaler ernannt. Er † zu Madrid den 13. April 1726, nachdem er in den geistlichen Stand getreten war. Als Schriftsteller erwarb er sich einen Namen durch sein Werk „El museo pictorico y escala optica etc.“ (3 Bde., Madrid 1715—24), welches eine Anleitung zur Malerei und Biographien der berühmtesten spanischen Künstler gibt (deutsch mit dem Leben P.'s von Mengs, Dresden 1781).

Palos, 1) Flecken in der spanischen Provinz Huelva, an der Mündung des Tinto in eine Bucht des atlantischen Oceans, mit 1000 Einwohnern. Aus dem dortigen Hafen lief Columbus am 3. August 1492 zu seiner Entdeckung Amerika's aus. — 2) (Parlo), Stadt an der Westküste der Insel Celebes, am Südende der gleichnamigen Bai, Hauptstadt des Staates Unculla, hat 3000 Einwohner, welche Gold- und Silberwaaren verfertigen und lebhaften Handel treiben.

Palota, Stadt in der veszprimer Gespannschaft in Ungarn, am Saretsumpf, hat ein schönes Schloß, evangelisches Waisenhaus, 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, eine Synagoge und 4000 Einwohner; war sonst befestigt.

Palotiren (Rekotiren), in Belgien die Methode, wonach man beim Winterkorn oder gepflanzten Raps, zur Beförderung des Wachsthums der Saat, je 10 Fuß weit eine tiefe Beetfurche mit dem Spaten macht, daraus links und rechts die Erde über das Feld hinschleudert und sodann mit dem Rechen vertheilt.

Palpebrae (lat.), die Augenlider; s. Auge.

Palpen (v. Lat.), Taster, fühlerähnliche Organe an den Unterkiefern der Insekten (s. d.).

Palpitatio (lat.), die Palpitation, das Beben, Zittern, Klopfen, z. B. P. cordis, Herzklopfen.

Palte, See in Tübet, Provinz Uei, auf der Grenze von Butan, am Nordabhange des Himalayagebirgs, mit einer wohlbebauten großen Insel (von 6½ Meilen Durchmesser) in der Mitte, mit vielen Klöstern.

Paludamentum (lat.), militärisches Gewand, welches zugleich als Auszeichnung diente, das Gewand des Feldherrn eines römischen Heeres. Es wurde nur während der Dauer des Krieges getragen, und zwar über der Rüstung, war von weißer oder purpurner Farbe, oft auch mit Gold gestickt. Nach Beendigung des Krieges ward es wieder mit der Toga vertauscht.

Paludan-Müller, Frederik, einer der bedeutendsten dänischen Dichter, geboren den 7. Februar 1809 zu Kjerteminde auf Fünen, wo sein Vater, Johann P., später Bischof von Aarhus und literarisch bekannt unt. And. durch die Schrift „Om Martensens christelige Dogmatik“ (Kopenh. 1850), damals Geistlicher war, bezog, auf der Schule zu Odense vorgebildet, 1828 die Universität Kopenhagen, wo er durch einige Romanzen, namentlich aber durch sein treffliches Schauspiel „Kjärlig hedved Hoffet“ (1832), die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Einen Namen als Dichter aber erwarb er sich erst durch sein Gedicht „Dandserinden“ (1833), das, voll von Witz, Laune und Phantasie bei gedankenreichem Ernst, den rauschendsten Beifall fand. Mit nicht geringerem wurde das reizende idyllisch-lyrische Drama „Amor og Psyche“ (1834) aufgenommen, dem dann außer der poetischen Erzählung „Zuleima's Flugt“ (1835), dem polemisirenden Gedicht „Trochäer og Jamber“ (1837) und „Cola de Rienzi“ (1838), die „Poesier“ (2 Bde., 1836—38) folgten. Letztere enthalten außer den „Poetiske Fortällinger“ und „Blandede Digte“ die dramatischen Poesien „Eventyr i Skoven“, „Alf og Rose“ und „Fyrste og Page“. Der förderliche Einfluß einer Reise durch Deutschland, Frankreich, die Niederlande, die Schweiz und Italien, die er 1838—40 machte, zeigt sich in dem dramatischen Gedicht „Venus“ (1841), das sich besonders durch glänzende Darstellung auszeichnet. Von seinen späteren dramatischen Dichtungen sind noch „Dryadens Bryllup“ (1844) u. „Tithon“ (1844) zu nennen; sein Hauptwerk aber ist das didaktisch-humoristische „Adam Homo“ (Bd. 1—3, Kopenh. 1841—49, 2. Aufl., 2 Bde., 1851), eines der bedeutendsten Erzeugnisse der neuesten dänischen Poesie, worin ein treffendes Bild davon entworfen wird, wie sich der Mensch für seine Bestimmung in der Schule des Lebens den Zweifeln und Anfechtungen gegenüber entwickelt hat. Als ein neues Produkt ist das Gedicht „Luftskipperen og Atheisten“ (Kopenhagen 1853) zu erwähnen. Seine früheren Dichtungen sind gesammelt in den „Ungdomsarbeider“ (Kopenh. 1847).

Palus Maeotis, s. v. a. Asowisches Meer.

Pamakassang (Pamakassan), Stadt auf der Sundainsel Madura, an der Madurameerenge, hat ein niederländisches Fort, lebhaften Handel und 5000 Einw.

Pames, Indianerstamm in Mexiko, zur Na-

tion der Chichimeken gehörig, ward von den Spaniern in die Gebirge von Queretaro vertrieben, hat aber seine Religion und Unabhängigkeit erhalten.

Pamfili-Doria Palazzo, einer der bedeutendsten Paläste Roms; s. Rom.

Pamiers, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Arriège, am rechten Ufer der Arriège, in ungemein schöner Lage, hat breite und heitere Straßen, ein Schloß, einen bischöflichen Palast, eine Kathedrale, ein großes u. kleines Seminar, eine Ackerbaugesellschaft u. 7000 Einw., welche Weinbau, Fabriken für Wollenzeuche, Hüte, Stahl- u. Eisenwaaren, Woll- u. Baumwollspinnereien, Papiermühlen u. Handel treiben.

Pamlico (Pamplico), Fluß im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, entspringt unter dem Namen Tar, führt von Washington an den Namen P., ist auf 8 Meilen schiffbar und mündet in den Pamlicosund, einen Küstensee od. ein Haff daselbst, am atlantischen Meere, das durch eine schmale Landzunge vom Ocean, durch die Roanoakinsel vom nördlichen Albemarlesund getrennt wird, 86 engl. Meilen lang, 10—50 M. breit ist und durch den Ocracock-Inlet mit dem Ocean u. durch andere schmale Durchfahrten mit dem Albemarle- und Coresund in Verbindung steht.

Pampaloni, Luigi, italienischer Bildhauer, geboren zu Florenz 1800, erhielt hier seine erste artistische Bildung und studirte dann in Rom mit Eifer die Werke der klassischen Vorzeit. Unter seinen früheren Werken ist der „betende Knabe" durch Nachahmungen in Gyps, Alabaster ꝛc. sehr bekannt. Auch verfertigte er die kolossalen Statuen Arnolfo di Lapo's und Bruneleschi's, welche 1830 auf dem Domplatze an der Canonica aufgestellt wurden. Sein Hauptwerk ist aber eine büßende Magdalena, ein in Bezug auf Ausdruck und Form höchst vollendetes und auch in Behandlung des Nackten ausgezeichnetes Werk. Für Pisa lieferte P. die kolossale Bildsäule des Großherzogs Leopold I., für Lucca das Denkmal Lazzaro Papi's, des Geschichtschreibers der französischen Revolution, im Klostergange von Santa Croce; zu der Statuenreihe berühmter Toskaner unter den Uffizien lieferte er die Bildsäule des Leonardo da Vinci. Er † 1847 zu Florenz.

Pampas (in der Quichuasprache s. v. a. Thal oder Ebene), die südliche Hauptmasse der südamerikanischen Flach- und Tiefländer, die sich durch Mangel an Waldungen und durch Ueberfluß an Gräsern auszeichnen. Sie erstrecken sich von der bolivianischen Provinz Chiquitos, ungefähr unter 20° südl. Br., an der Westseite und zum Theil an der Ostseite des Paraguay und Parana hin und von da südlich vom Rio de la Plata bis weit nach Patagonien hinein, ja wahrscheinlich bis zur Magellansstraße, indem sie sich in ihrem südlichen Theile von dem atlantischen Ocean bis zu den westlichen Abfällen der Anden ausbreiten. Im weitesten Sinne gehören also das südwestliche Brasilien, Uruguay, Paraguay, Chiquitos, Chaco, der größte Theil der la Plata-Provinzen und Patagoniens zu diesen großen Tief- und Flachländern, deren Flächenraum man auf 76,000 □Meilen schätzt. Insbesondere begreift man aber unter den P. die großen Ebenen der la Plata-Provinzen bis tief nach Patagonien hinein, wo sie zu sibirischen Tundras (morastigen Ebenen), Steinwüsten und Salzsteppen ausarten. Diese ganz wagrechten P. bieten den einförmigsten Anblick dar. Man trifft nur von Strecke zu Strecke elende Hütten, aber keinen Anbau, wenige Bäume und Gesträuche. Die Gewässer dieser Ebenen kommen aus Norden und Nordwesten, doch bleiben des zu geringen Gefälles wegen die meisten Bäche und kleinen Flüsse in der Ebene stehen, um während der trockenen Jahreszeit zu versiegen und zu verdunsten, in der nassen Jahreszeit aber eine Menge von Seen und Sümpfen zu bilden. Der Boden ist mehr oder weniger von Salz- und Salpetertheilen durchdrungen, vornehmlich im Westen, wo sich die sandigen, nur mit kümmerlicher Vegetation bedeckten Travesias ausbreiten, welche mehr den Wüsten als den Steppen ähneln und gleich erstern fruchtbare, wohlbewässerte Oasen einschließen. Alle Flüsse (Salado, Dolce, Rio Primero, Rio Secundo, Rio Tercero, Rio Quarto, Parana ꝛc.) führen nur in der obern Gebirgsgegend reines, süßes Wasser; nach einem Laufe von 10—20 Meilen hat es schon die Salztheile des Bodens angenommen und ist so gesalzen, daß es nur den Thieren trinkbar bleibt. Eine Menge dieser Flüsse verliert sich in Salzseen. Die P. sind indeß nur in weiten Zwischenräumen von Bächen und Flüssen, und größtentheils sehr spärlich, bewässert. Die trockene Zeit, die jährlich im Oktober beginnt, dauert oft 3—4 Monate, ohne daß ein Regentropfen die glühende und nach allen Seiten zersprungene Erde erfrischt. Der Brite Head, welcher in den Jahren 1824—25 die ganze Strecke der P. von Buenos-Ayres bis Mendoza am Ostfuße der Anden durchreiste, theilt die ganze Strecke von Buenos-Ayres bis Mendoza in 3 verschiedene Striche. Der erste, von Buenos-Ayres aus sich 45 Meilen landeinwärts erstreckende Bezirk (P. von Buenos-Ayres) ist mit Klee u. Disteln bewachsen u. gewährt nach Verschiedenheit der Jahreszeiten auch einen verschiedenen Anblick. Im Winter sind die Blätter der Disteln groß und üppig, und die ganze Oberfläche des Landes sieht einem Rübenfelde ähnlich. Auch der Klee steht um diese Jahreszeit am üppigsten u. kräftigsten u. bietet dem Vieh treffliche Nahrung dar. Im Frühjahr ist der Klee verschwunden, und die Distelblätter breiten sich nach dem Boden aus. Aber in weniger als 4 Wochen verändert sich die Scene; die ganze Ebene weit und breit ist ein üppiger Wald ungeheurer Disteln, welche zu einer Höhe von 10—11 Fuß emporgeschossen sind und jetzt in voller Blüthe stehen. Die Aussicht in die Ferne ist benommen, kein Stück Vieh ist sichtbar und selbst die Straße versperrt, indem die Disteln so dicht beisammen stehen, daß sie, abgesehen von den Stacheln, mit welchen sie bewaffnet sind, einen undurchdringlichen Wald bilden. Noch ehe der Sommer zu Ende geht, verändert sich die Scene aufs Neue. Die Disteln werden welk und farblos, die Köpfe hängen herab, die Blätter schrumpfen zusammen, die Stengel werden dürr und schwarz und lassen, vom Winde bewegt, ein lautes Gerassel hören, bis endlich die Südwest-

stürme (Pamperos) Alles zu Boden werfen. Aus dem auf solche Art durch Verwesung frisch gedüngten Boden sproßt nun wieder Klee auf, und in kurzer Zeit grünt die Ebene wie zuvor. In manchen Gegenden zündet man die Pflanzen an, damit sie von Neuem ausschlagen und dem Vieh ein zarteres Futter liefern. Dadurch entsteht aber, wenn nicht große Vorsicht beobachtet wird, oft ein Brand, dem nur Flüsse und andere Gewässer Grenzen setzen und durch welchen eine Menge von Insekten und andern kleinen Thieren zu Grunde geht. Die beiden übrigen Striche verändern ihr Ansehen weniger durch den Einfluß der Jahreszeiten, sie gewähren vielmehr fast das ganze Jahr hindurch denselben Anblick; die Bäume und Sträucher sind immer grün, und die ungeheure Grasebene ändert bloß ihre Farbe vom Grünen ins Braune. Der zweite, 100 Meilen breite Landstrich bringt bloß hohes Gras hervor, das beim Winde gleich den Wellen des Meeres wogt, und der dritte Landstrich, der sich schon mehr den Ostabfällen der Anden nähert, bildet einen Wall von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Das **Klima** der P. ist sehr warm, aber im Allgemeinen gesund; in San Juan steigt das Thermometer oft auf 100—109° F. Im December hauptsächlich wehen die sehr warmen Winde, welche viel Sand u. Staub mitführen, im Frühling u. Sommer sind die Nordwinde, im Winter aber ist der Südwestwind vorherrschend. Die Nordwinde sind nicht bloß der Gesundheit nachtheilig, sondern üben noch auf andere Weise einen verderblichen Einfluß aus, in sofern das Fleisch in Fäulniß übergeht, die Milch gerinnt und sauer wird und selbst das in dieser Zeit gebackene Brod häufig schlecht ist. Wenn jedoch das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, so verkündigt das Fallen des Barometers die Ankunft des Pampero oder Südwestwindes, der, auf den Schneegipfeln der Anden entstanden, mit Heftigkeit über die P. braust und, ehe er Buenos-Ayres erreicht, oft zu einem wahren Orkan wird, welcher ungeheure Staubwolken mit sich führt. Doch währt dies gewöhnlich nur ¼ Stunde, und häufig tritt ein Platzregen ein, welcher den Staub niederschlägt und Alles mit flüssigem Koth überzieht. Bisweilen gesellen sich zu dem Sturme auch furchtbare Gewitter, die aber die Luft abkühlen, so daß sich der Mensch freier fühlt und die ganze Natur wieder auflebt. Die P. mit ihren unermeßlichen Grasflächen ernähren eine ungemein große Menge Vieh, besonders Rindvieh; es gibt Grundbesitzer, die 60,000 Stück Vieh besitzen. Weit größer war aber die Menge des Viehes, als Buenos-Ayres noch als Vicekönigreich unter spanischer Herrschaft stand. Zu jener Zeit schlug man die Zahl des Rindviehes auf mehr als 12 Millionen und die der Pferde auf 3 Millionen an, ungerechnet die sehr große Zahl der Schafe. Außerdem mochte sich die Zahl der wilden Kühe, Ochsen und Pferde, die keine bestimmten Herren hatten, auf 3—4 Millionen belaufen. Seit den verheerenden Kriegen zur Zeit der Erhebung gegen Spanien und seit den darauf folgenden Parteikämpfen wurde die Zahl der Heerden außerordentlich vermindert und ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen sie geführt. Außerdem werden die P. von vielem Wild (Katzenarten, wilden Hunden, amerikanischen Straußen, Biscachos ꝛc.) bewohnt. Die Bevölkerung der P. besteht aus vielen Stämmen, die zusammen die **Pampasindianer** heißen. Sie haben oliven- oder dunkelkastanienbraune Farbe, herkulische Formen, eine gewölbte Stirn, ein breites, plattes, längliches Antlitz, eine kurze, breitplatte Nase, einen großen Mund, dicke hervorragende Lippen, horizontale Augen, männliche Züge. Unterabtheilungen derselben sind: die Patagonier, Puelchas, Charruas, Mbocobis (Tobas), Mataguayos, Abiponer und Lenguas. Die Viehhirten heißen Gauchos (s. d.). Die Sprache der Pampasindianer (abiponische Sprache) ist angenehm und wohlklingend. In Peru werden kleinere ebene Bodenstrecken theils auf der Küste, theils auf der Höhe des Gebirges mit dem Namen P. bezeichnet, z. B. die Hochebene von Bombon. Auch kommt das Wort in einer Menge von Namenzusammensetzungen vor, in denen die Spanier zum Theil das P in B verwandelt haben, wie in den Fluß- und Ortsnamen Moyobamba, Urubamba, Micuipampa, Pampamay ꝛc. Die **Pampa del Sacramento** (so genannt, weil sie 1726 am Fronleichnamsfeste aufgefunden wurde) umfaßt den größten Theil des Landes zwischen dem Huallaga, Ucayale (und seinen Nebenflüssen Pozuzu und Mayro), Marañon und Pachitea und bildet ein so günstig gelegenes und fruchtbares Land, wie die beiden Kontinente Amerika's kein zweites aufzuweisen haben. Es ist von Norden nach Süden über 100 Stunden lang u. 20—40 Meilen breit. Der größte Theil des Landes ist ganz flach u. mit Gras, Blumen und Bäumen bedeckt. Nur in der Nähe des Huallaga wird das Land zum Theil bergig, doch gibt es keine eigentlichen Gebirge. Der Boden liefert Früchte in Menge für den Verbrauch der Einwohner, und die Flüsse sind unerschöpflich reich an köstlichen Fischen. Die wilden Thiere sind nicht sehr zahlreich, weil sie von den Indianern zum Theil ausgerottet worden sind; dafür bieten Wald und Feld eine fast endlose Mannichfaltigkeit schöner Vögel. Von den Bergen werden Diamanten und Gold herabgeschwemmt. Das Klima gleicht ziemlich dem von Madeira. In der trockenen Jahreszeit, d. h. im Juni, Juli und August, ist die Temperatur sehr gleichmäßig und die Hitze keineswegs drückend, da sie durch erfrischende Winde, welche gewöhnlich in einer der Strömung des Flusses Huallaga entgegengesetzten Richtung wehen, gemildert wird. In diesem schönen Gartenlande wohnen verschiedene Indianerstämme, den größten Theil der Bevölkerung bilden aber die Panos mit den Cumbasinos, welche zum Christenthum bekehrt worden sind. Die Stämme auf dem rechten Ufer des Ucayale sind noch wild und kriegerisch, und auch die, welche schon zum Christenthum bekehrt waren, sind seit dem Abgang der Missionäre wieder in Barbarei verfallen.

Pampasformation, die über einen großen Theil des Ostens von Südamerika verbreitete Ablagerung eines dunkelrothen erhärteten Schlammthons, der zuweilen mit festen Mergelkonkretionen abwechselt und die Grabstätte zahlloser, meist riesenhafter Thiere geworden ist. Diese (na-

mentlich Megalonychen, Glyptodonten, Mylodonten, Megatherien, Toxodonten, Mastodonten und gewaltige Carnivoren) sind von besonderer Wichtigkeit durch die Eigenthümlichkeit ihrer Formen, die neben einer allgemeinen Uebereinstimmung ihres Typus mit dem der jetztlebenden Säugethiere besteht. Die Formation ist von Darwin vom Colorado bis nach Santa Fé de Bogota (100 d. M.), von d'Orbigny noch 50 Meilen weiter nördlich verfolgt worden. Wahrscheinlich ward sie langsam an der früheren Mündungsbucht des Plata und in dem benachbarten Meere abgelagert. Die fossilen Thierreste mögen von Thierleichen stammen, die damals, wie es noch jetzt geschieht, von dem Flusse herbeigeführt wurden. Der rothe Schlamm ist offenbar Zersetzungsprodukt des Gneises und des Granits, die den Boden des benachbarten Brasilien zusammensetzen. Das Alter der Formation ist sicher ein sehr geringes, indem die Schalthierreste derselben noch lebenden Mollusken angehören, wonach die in ihr begrabenen Säugethiere noch zu der Zeit gelebt haben müssen, als die noch jetzt die gegenwärtige Mündung des Plata und die Küste bewohnenden Schalthiere schon existirten.

Pampasindianer und **Pampasindianersprache**, s. Pampas.

Pampelona, 1) (Pamplona, Pampeluna), spanische Provinz, umfaßt beinahe das ganze Königreich Navarra und ein kleines Enklave der Provinz Alava, grenzt im Norden an Frankreich, im Nordosten an die Provinz Huesca, im Osten und Süden an Saragossa, im Süden und Südwesten an Logroño, im Westen an Vittoria und im Nordwesten an San Sebastian, und hat einen Flächenraum von 115,31 □Meilen mit 280,000 Einw. Im Norden ist das Land gebirgig durch Zweige der Pyrenäen und des kantabrischen Gebirges, mit schönen Thälern. Auf der Südgrenze fließt der Ebro, der hier den Ega und Aragon aufnimmt, im Norden der Bidassoa und Anezo. Die gleichnamige Hauptstadt, in einer Ebene am Fuße der Pyrenäen, am Ufer der Arga, Sitz des Generalkapitäns, eines Bischofs, des Raths von Navarra, eines königlichen Gerichtshofs, einer Rechnungskammer und Provinzialdeputation, ist eine Festung, die wegen des dortigen Straßenknotens und als Schlüssel von Navarra sehr wichtig ist, hat eine von Philipp II. angelegte Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, nördlich von der Stadt, das sie besonders stark macht, und gemauerte Werke. Außerdem liegt noch auf der Ostseite der Stadt ein festes Schloß. Die Stadt hat breite und regelmäßige Straßen, eine Kathedrale, 4 andere Kirchen, 13 Klöster, ein Kollegium, 4 Hospitäler, viele Springbrunnen, eine Bank und 15,000 Einw., welche Fabriken für Leder, Pergament, Tuch, Fayence, Stahl- und Eisenplatten, Eisenhämmer, Kanonenkugelgießerei und Weinhandel treiben. P. ist das Pompejopolis der Alten und war eine Stadt der Vaskoner. Im J. 755 wurde das empörte P. von Soliman, dem Feldherrn Jussufs, des saracenischen Statthalters, belagert, das Heer der Saracenen jedoch von Alfons I. von Oviedo geschlagen. In der Folge nahm es Karl der Große 777 den Arabern durch Eroberung ab. Im J. 907 belagerte es der saracenische Statthalter von Saragossa, wurde aber von Sancho von Navarra geschlagen. Im J. 1521 erlitten hier die Franzosen unter dem Grafen von Foix eine Niederlage durch die Spanier. Nachdem P. 1808 auf Befehl Karls IV. den Franzosen übergeben worden war, welche nun die Festungswerke sehr verstärkten und die Stadt bis 1813 in ihrer Gewalt behielten, wurde sie von ihnen am 31. Okt. 1813 nach 14monatlicher Blokade durch Kapitulation den Spaniern zurückgegeben. Vom 3. Sept. 1823 an wurde P. durch die Franzosen unter Marschall Lauriston belagert und kapitulirte nach lebhafter Beschießung am 18. Sept. Im Karlistenkriege von 1833—40 blieb P. in den Händen der Christinos, doch fiel hier 1834 ein Gefecht vor. Ende September 1841 suchte sich General Karl O'Donnel vergebens der Stadt zu bemächtigen, um von hier aus für die Königin Christine gegen Espartero zu wirken. Aber 1843 trat P., wie alle spanischen Festungen auf die Seite Christinens. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Departement Boyaca der südamerikanischen Republik Neugranada, 7800 Fuß über dem Meere gelegen, nordwestlich von Arauca, von hohen Bergen eingeschlossen, ist gut gebaut, mit regelmäßigen Straßen, hat eine schöne Pfarrkirche, mehre Klöster, ein Kollegium, 10,500 Einwohner und in der Umgegend ergiebige Gold- und Silbergruben.

Pamphilus, aus Berytus gebürtig, Stifter einer theologischen Schule zu Cäsarea, Verehrer des Origenes, für den er im Gefängniß eine Vertheidigung schrieb, Freund des Eusebius (daher Eusebius Pamphili), Begründer einer bedeutenden Bibliothek, ward 309 n. Chr. zu Cäsarea als Märtyrer hingerichtet. Von seiner in 5 Büchern abgefaßten „Apologia pro Origene", zu welcher Eusebius ein 6. Buch als Abschluß fügte, sind nur noch das erste Buch, in Rufius' lateinischer Uebersetzung, und griechische Fragmente bei Photius (Cod. 118) vorhanden. Mit Eusebius gab P. die hexaplarische Septuaginta des Origenes heraus.

Pamphlet (wahrscheinlich vom Griechischen), ziemlich gleichbedeutend mit Broschüre oder Flugschrift, also eine Schrift kleineren Umfangs, worin irgend eine Tagesfrage, namentlich politischer, kirchlicher oder persönlicher Art besprochen wird. Insbesondere gebraucht man den Ausdruck von solchen Schriften, welche den Ton von Streitschriften einschlagen, daher P. oft auch s. v. a. Schmähschrift, Libell bedeutet. Die P.e entstanden zuerst in England. Merkwürdig ist die große Pamphletensammlung im britischen Museum, die bis 1640 zurückgeht. Sie besteht aus etwa 2100 Bänden, enthält 40,000 Flugschriften und wurde 1684 vom König angekauft. Vgl. Flugschrift.

Pamphylien, Landschaft an der Südküste Kleinasiens, zwischen Lycien und Cilicien in einem Bogen um den nach ihr benannten Meerbusen ausgebreitet und kaum einige Meilen ins Land hineinreichend, im weiteren Sinne als röm. Provinz aber auch das ganze nördlich daran=

stoßende Pisidien zu beiden Seiten des Taurus umfassend, wurde im Westen durch das Gebirge Climax von Lycien, im Norden durch den Taurus von Pisidien und im Osten durch den Fluß Melas vom rauhen Cilicien getrennt und im Süden von dem pamphylischen Meerbusen begrenzt. Das Land war im Ganzen gebirgig; wenige Meilen von der Küste erhob sich der Taurus, der mehre Zweige aussendete, so an der Westgrenze den Climax (jetzt Ekter). Das einzige Vorgebirg war das **Promontorium Leucotheum.** Flüsse waren: Catarrhactes (jetzt Duden=su), Cestrus (j. Ak=su), Eurymedon (j. Kapri=su), Melas (j. Menavgat=su). Die Bewohner des Landes waren eine Mischung von Ureinwohnern mit eingewanderten Ciliciern und Griechen, daher der Name Pamphyli, s. v. a. allerlei Völker. Sie theilten die Schicksale der andern Küstenvölker Kleinasiens, indem sie nach einander unter persische, macedonische und syrische Herrschaft kamen. Nach Antiochus' Besiegung durch die Römer bildete P. einen Theil des pergamenischen Reichs, bis es sammt diesem dem römischen einverleibt wurde. In ihren Sitten hatten die Pamphylier viel Aehnlichkeit mit den Ciliciern; sie trieben in Gemeinschaft mit ihnen Seeraub, und ihre Seestädte waren Marktplätze für den Raub der cilicischen Seeräuber. Städte waren: Lyrnas oder Lyrnessus, Tenedus, Olbia, Coricus, Aspendus, Perge (von den beiden letzten noch Ruinen), Syllium mit Ruinen beim Dorfe Bolkaßku), Side (j. Ruinen Eski Adalia), Ptolemais (wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Alara) 2c.

Pamphylisches Meer (**Pamphylium Mare**), großer tiefer Meerbusen an der Küste Lyciens, Pamphyliens und Ciliciens, beginnt im Westen bei dem chelidonischen Vorgebirge und endigt im Osten bei dem Vorgebirge Anemurium in Cilicien. In ihn münden alle Pamphylien durchströmenden Flüsse; jetzt Meerbusen von Adalia.

Pamplegie (v. Griech.), der allgemeine Schlag, Ganzschlag, allgemeine Lähmung, im Gegensatz von Hemiplegie, Halbschlag, halbseitige Lähmung, u. Paraplegie, Querschlag, Querlähmung.

Pampletes, Pflastermasse, aus Zinnober, Grünspan und vielen andern Substanzen zusammengesetzt, wurde sonst zur Auflösung von Knochen= und Drüsengeschwülsten benutzt.

Pamunka (Pamunki), Fluß im nordamerikanischen Staat Virginien, entsteht durch die Vereinigung des Southern= und Northern=Anna, fließt in südöstlicher Richtung und ergießt sich durch eine weite Mündung (den York) bei Delaware in den Ocean (nach Andern in den Mattapony, rechts).

Pan, Gott der Hirten und des Feldes, wird bald des Hermes und der Tochter des Dryops, bald des Zeus und der Callisto, bald des Hermes und der Penelope, auch des Uranus und der Gäa Sohn genannt. Geboren auf dem Berge Mänalus oder auf dem Lycäus in Arkadien, kam er gehörnt, bärtig, krummnasig, geschwänzt und geisfüßig zur Welt, so daß seine Mutter erschrocken floh; sein Vater Hermes aber wickelte ihn in ein Fell und trug ihn darin nach dem Olymp, wo alle Götter sich über ihn freuten. Sein Dienst breitete sich von Arkadien aus. Er wohnt in Grotten, schweift umher auf Bergen und in Thälern, bald jagend, bald mit den Nymphen Tänze aufführend, und ist Beschützer der Heerden, deren Fruchtbarkeit er vermehrt, und ein tüchtiger Jäger. Er liebt die Musik, ist Erfinder der Syrinx=Hirtenflöte, auf der er mit Apollo wetteifert, und machte sich aus einer Seemuschel eine Art Trompete, durch deren Schall er die Titanen während ihres Kampfes mit den Göttern in Schrecken versetzte. In der Weissagung, die er auch selbst ausübte, unterrichtete er den Apollo. Mit Zeus soll er auf dem Ida in Kreta erzogen worden seyn und ihm später gegen Typhon und die Titanen beigestanden haben; auch ist er Diener und Begleiter der Cybele und des Dionysus. Geheiligt waren ihm die Fichte, weil die von ihm geliebte Nymphe Pitys in eine solche verwandelt wurde, und die Steineiche. Er ist verwandt mit dem Faunus der Römer. Man opferte ihm Böcke, Lämmer, Kühe, Honig, Most und Milch. Heiligthümer des P. gab es besonders in Arkadien, z. B. zu Heräa, bei Lycosura, zu Megalopolis, wo sich in seinem Tempel ein Orakel befand; aber auch in Argolis, Sicyon, zu Oropus, Athen, bei Marathon, um den Parnaß, in Thessalien ward er verehrt. In Trözen hieß er Lyterius, der Befreier, weil er dem dortigen Magistrate durch Träume Heilmittel gegen die Pest offenbart hatte. Dargestellt wird er als halbthierischer, gehörnter, krummnasiger, ziegenfüßiger Waldmensch mit hochrothem Gesicht, dessen Aussehen wollüstig und geil ist; er hat eine Syrinx, einen Krummstab oder einen Baumast in der Hand und ist bekränzt mit einem Fichtenkranz.

Panacee, allgemeines Arzneimittel, welches alle Krankheiten heilen oder doch wenigstens in den meisten Krankheiten ausgezeichnete Wirkungen zeigen sollte. So trugen namentlich mehre Spießglanzpräparate den Namen **Panacea antimonialis. P. mercurialis** wurde das milde, mehrmals sublimirte Chlorquecksilber genannt, als **P. anglica** galt die mit kohlensaurem Kalke vermischte kohlensaure Magnesia, **P. holsatica (P. duplicata)** hieß das schwefelsaure Kali, mit **P. Glauberi** bezeichnete man das schwefelsaure Natron.

Panätius, Stoiker, Sohn des Nicagoras, aus einer angesehenen Familie zu Rhodus stammend, lebte im 2. Jahrhundert v. Chr. in Rom in freundschaftlichem Umgang mit Lälius und dem jüngern Scipio, den er nach Karthago und 2 Jahre später auf einer Reise nach Aegypten und Asien begleitete. Für Rom ist P. dadurch wichtig, daß er das Meiste zur Verbreitung der griechischen, besonders stoischen Philosophie unter den Römern beitrug. Er scheint das Schroffe der älteren stoischen Schule gemildert zu haben. Von seinen Schriften sind nur unbedeutende Reste auf uns gekommen; sein Hauptwerk über die Pflicht hat Cicero in seinem Werke „**De officiis**" vielfach benutzt. Vgl. van Lynden, **De Panaetio,** Leyden 1802.

Panagiotatos (griech.), s. v. a. Allerheiligster, Titel des ehemaligen ökumenischen Patriarchen zu Konstantinopel, den die unter türkischer und österreichischer Hoheit lebenden, nicht=unir=

ten Griechen als ihr geistliches Oberhaupt anerkannten.

Pana-Itan (Pántang, Prinzeninsel), ostindische Insel, am Südeingange der Sundastraße bei Java gelegen, mit einem Umfang von 2 Meilen, niedrig, stark bewaldet, aber wasserlos und daher nur schwach bevölkert.

Panamá, 1) Isthmus von P. oder Darien, der Theil der Republik Neugranada, welcher Nord- und Südamerika verbindet, liegt zwischen dem 4. und 10. Grade nördl. Br. und dem 77. u. 83. westl. L. u. umfaßt die Provinzen Veraguas und Panamá und die Gebiete Darien und Bacas del Toro. Im Norden und Nordosten wird er vom atlantischen, im Süden und Südwesten vom stillen Ocean, im Osten von den Flüssen Atrato und San Juan und im Westen von Mosquitia und Costa Rica begrenzt. Mit Einschluß der dazu gehörigen Inseln hat er eine Oberfläche von 34,700 (engl.) □Meilen, während die ganze Länge der in ihrer Breite sehr verschiedenen Landenge Centralamerika's vom Meerbusen von Darien bis zum Isthmus von Tehuantepéc in Mexiko 190 Meilen beträgt. Der Isthmus ist an seiner schmalsten Stelle nur 6 Meilen breit und hat keine bedeutende Erhebung über die Meeresfläche. Die Cordilleras sinken hier allmählig herab, indem sie sich der schmalen Landenge nähern, und sind hier in einer Kette niedriger Hügel, welche selten eine Höhe von 1000 Fuß übersteigen, kaum wieder zu erkennen. Erst bei Punta de Chame scheint eine neue Bergkette zu beginnen, welche bei ihrem Eintritte in die Provinz Veraguas deutlich zu bedeutender Höhe ansteigt und den höchsten Punkt des Isthmus, den Vulkan von Chiriqui, einen Pik von 7000 Fuß Höhe, einschließt. Auch erheben sich in verschiedenen Gegenden erloschene Vulkane, und bis auf die neueste Zeit ward der Isthmus öfters von Erdbeben heimgesucht. Weiteres s. Centralamerika. Der Isthmus, dessen Entdecker Nuñez de Balboa ist, welcher am 25. Sept. 1513 zuerst das stille Meer sah, hat schon früh die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker auf sich gezogen und den Gedanken, beide Meere hier zu verbinden, hervorgerufen. Mit mehr Ernst ward indeß das Kanalisirungsprojekt erst seit dem Unabhängigkeitskriege aufgenommen, und insbesondere ward in der neuern Zeit durch die Ausbreitung des Handels mit der Westküste Amerika's u. mit China, sowie durch die Kolonisation von Oregon und Kalifornien und deren immer mehr hervortretende Wichtigkeit diese Frage wieder lebhaft angeregt. Die Vortheile der Kanalisirung wären rasche Verbindung Europa's und Amerika's mit den östlichen Küsten des neuen Kontinents, Erleichterung und Abkürzung der Reise nach China für die Havaña und die Vereinigten Staaten. Es finden sich, nebst den zwei noch in Südamerika liegenden, in der ganzen Landenge von Centralamerika 9 Einsenkungen, welche von Meer zu Meer reichen und die Möglichkeit einer Kommunikation darbieten. Diese sind folgende: der Isthmus von Choco, unter 7° nördl. Br., wo alle Gebirgsbildung verschwindet, indem die Kette von Choco (in den Cordilleren von Neugranada) nach Westen in eine tiefe Ebene abfällt, in welcher der Atrato nach Norden zum Meerbusen von Uraba, der San Juan nach Süden zur Bai von Choco fließt, beide schiffbar; der Isthmus von Cupica, 50 Meilen breit, wo der Atrato unterhalb Citara links den Naipi (Naipipi) aufnimmt, der 18 Meilen lang ist und in einer Entfernung von nur 3 Meilen von dem Hafen Cupica am stillen Meere schiffbar wird; der Isthmus von Darien, zwischen dem Golf von Uraba und dem Busen von San Miguel, unter 8° nördl. Br., etwa 10 Meilen breit, wo in den Busen von San Miguel der etwa 8 Meilen lange Fluß Tuyra (Santa Maria) mündet, durch den eine Verbindung mit der Ensenadabucht, südlich von dem Punto Escoces, möglich ist; der Isthmus von Mandinga, an der Bai von Mandinga (Bai von San Blas), etwa 8 Meilen östlich von Portobello, an der Stelle, wo die Landenge ihre geringste Breite von 6 Meilen erreicht und wo in jene Bai der Fluß Mandinga mündet, der 3 Meilen lang u. schiffbar ist und sich dem Rio de Juan Diaz, einem Arme des schiffbaren Chepo (Bayano), der in die Bai von P. fällt, nähert. Am meisten hatte man den Isthmus von P. im engern Sinne im Auge. Hier ist der allgemeine Charakter des Landes der einer ebenen Fläche, auf der sich eine Menge isolirter Berge und Berggruppen erheben, die von bewaldeten Thälern oder offenen Savannen unterbrochen werden. Die Berggipfel haben selten mehr als 300—450 Fuß Höhe und werden zwischen Chagres auf der einen und der Chorrerabai auf der andern Seite noch seltener und isolirter. Die Flüsse auf der Seite des atlantischen Oceans vereinigen sich vom Süden und vom Norden her, um den Rio Chagres zu bilden, der zuerst südöstlich strömt u. sich dann unmerklich wendet, um nordwestlich zu fließen u. den Ocean zu erreichen. Er ist für große Piroguen bis Cruces schiffbar, das 21 Stunden vom atlantischen Ocean liegt. Die Reise über den Isthmus geschah seit langer Zeit auf Piroguen, die bis Cruces fuhren, dann mittelst Maulthieren, auf denen Menschen und Waaren die 5—6 Stunden von Cruces bis P. zurücklegten. Auch die Straße über diesen Isthmus wurde trotz ihrer schlechten Beschaffenheit immer stark benutzt. Der Hafen auf der europäischen Seite ist Portobello, der auf der entgegengesetzten Seite Panamá. Erst Bolivar richtete seine Aufmerksamkeit auf den Isthmus von P., der zu dem Gebiete seiner Präsidentschaft gehörte, und ließ das Terrain von dem britischen Ingenieur Lloyd 1828 u. 1829 untersuchen. Den höchsten Punkt zwischen dem Chagres u. der Stadt Panamá fand man in Maria Henrique, das $4^1/_2$ Stunden von P. und nicht ganz 4 Stunden vom Flusse entfernt liegt. Die Höhe ergab sich zu 589 Fuß über dem stillen Meer und zu 592 Fuß über dem atlantischen Ocean, so daß der letztere nicht mehr als 3 Fuß tiefer als der erstere liegen würde. Der Boden besteht aus Porphyr- und Trappformation, Grauwacke und Kalkstein. Obwohl spätere Untersuchungen ein gleich günstiges Resultat lieferten, so ist das Kanalisirungsprojekt doch bis jetzt seiner Ausführung nicht näher gerückt. Zwei Hindernisse scheinen besonders dem wichtigen Unternehmen im Wege zu stehen, einmal der ungeordnete politische Zustand des Landes und der Bevölkerung, und dann die Nothwendigkeit, den Kanal, wenn derselbe wirklich eine

Verbindung zwischen beiden Meeren bewirken und mehren an beiden Mündungen ankommenden Schiffen ein gleichzeitiges Einlaufen und Durchsegeln ohne Aufenthalt, Ausladen ꝛc. gestatten soll, in ungewöhnlich großem Maßstabe anzulegen. Bei 24 Fuß mittlerer Wassertiefe und bei einer Länge von 6 Meilen müßte er wenigstens 80 Fuß Bodenbreite haben und mit Schleußenwerken von verhältnißmäßiger Größe ausgestattet werden, wozu Mittel erheischt würden, welche die Kräfte des Staats Neugranada oder P., sowie die etwa zusammentretender Gesellschaften weit überschreiten dürften. Daher ist in der Sache trotz mehrfacher Aufforderungen, Ankündigungen und Vorbereitungen bis jetzt noch kein entscheidender Schritt geschehen; wohl aber ist die ebenfalls seit Jahren viel besprochene Panamáeisenbahn neuerlich zur Ausführung gekommen. Nach einem im December 1848 von einer newyorker Gesellschaft mit Neugranada abgeschlossenen Vertrag, der am 4. Juni 1850 vom Kongreß bestätigt ward, erhielt erstere das Privilegium zum Bau einer Eisenbahn und zugleich das Recht der Dampfschifffahrt auf dem im Westen der Navybai mündenden Rio Chagres auf 49 Jahre. Nach Untersuchung des Terrains durch den Oberingenieur Colonel Hughes wurden die Arbeiten unter Colonel Settow den 15. Dec. 1850 bei Aspinwall-City auf der Insel Manzanilla, $1\frac{1}{2}$ Meilen nordöstlich von der Limon- oder Navybai, in Angriff genommen. Die Bahn konnte den 15. März 1852 bereits bis Bayo-Soldado für Reisende eröffnet werden. Nachdem sie seitdem ganz vollendet worden, beträgt ihre ganze Länge nahe an 10 Meilen, die in 2—3 Stunden zurückgelegt werden, während man früher zur Ueberschreitung des Isthmus vom stillen Ocean aus 2, vom atlantischen Meere aus aber 3—4 Tage brauchte. Die Bahn durchschneidet die Insel Manzanilla, überschreitet den schmalen Meeresarm zwischen ihr und dem Festland, durchläuft die sumpfige Gegend bis Gatun, geht über den Rio Gatun, einen östlichen Nebenfluß des Rio Chagres, überschreitet letzteren selbst bei San-Pablo, erreicht dann Gorgona, übersteigt die Wasserscheide beider Oceane in einer Höhe von 258 Fuß und endet bei Panamá. Sie durchschneidet also den ganzen Isthmus in südlicher Richtung. Als Einsenkungen auf der Landenge von Centralamerika, die zu Kanal- und Eisenbahnbauten geeignet erscheinen und derartige Unternehmungen zum Theil schon wirklich hervorgerufen haben, sind noch zu nennen: der Isthmus von Costa Rica, wo die Cordilleras de Veragua u. Serrania de Salamanca zwischen Boca del Toro am atlantischen und dem Golf von Dulce am stillen Ocean eine Vertiefung haben; der Isthmus von Nicaragua, wo der gleichnamige See (s. Nicaragua) fast die Hälfte des die beiden Meere trennenden Landes einnimmt; der Isthmus von Honduras, wo mehre schiffbare Flüsse, der Polochico, Comayagua, Jagua, Sirano u. a., eine Kanalverbindung möglich machen sollen; besonders aber der schon zu Mexiko gehörige Isthmus von Tehuantepéc, welcher durch seine günstige Terrainbeschaffenheit von Cortez an bis in die neueste Zeit Projekte zu einer Verbindungsstraße hervorgerufen hat; s. Tehuantepéc.

2) Hauptstadt des Departements Isthmo und der Provinz Panamá der südamerikanischen Republik Neugranada, auf einer in die Südsee vorspringenden Landzunge, in einem heißen, zum Theil sehr ungesunden Klima, am Fuße einer Hügelkette, hat Mauern und Wälle und einen 1849 zum Freihafen erklärten Hafen, theilt sich in die obere und untere Stadt und bietet mit ihren umfangreichen, früher blühenden, jetzt zum Theil in Ruinen liegenden zahlreichen Kirchen (darunter eine große Kathedrale) und Klöstern, steinernen Häusern, verfallenen Bastionen und Festungswerken mit dem links der Stadt in einem Halbcirkel längs des Meeres sich ausdehnenden Wald von Kokos- und Palmbäumen und den in der Ferne auf dem Meere sichtbaren einzelnen Gruppen berger Inseln einen großartigen, höchst malerischen Anblick dar. P. ist Sitz der Behörden und eines katholischen Bischofs, hat regelmäßige, aber enge und schmutzige Straßen, ein Jesuitenkollegium, Hospital u. 30,000 (sonst 70,000) Einw., welche meist dem Gewerbstande angehören. Die ärmeren genießen den leicht gewonnenen Ertrag der wenigen, in der Nähe der Stadt gelegenen, urbar gemachten Felder; ein anderer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit den gewöhnlichen Handwerken und mit dem Flechten von Hamaks aus Palmstroh, Herrenhüten aus einer Art Binse (Panamáhüten) u. Halsketten von Golddraht (beide letztere auch zur Ausfuhr). Wenige sind Kaufleute, welche die aus dem Ausland eingeführten Waaren an die Provinzen absetzen, Sarsaparille, Jalappa und andere Arzneimittel, Schildkrot, Perlmutter, Farbhölzer und sonstige Farbstoffe ausführen und die Spedition der über die Landenge kommenden, für das westliche Südamerika bestimmten Waaren betreiben. Die reicheren Einwohner spekuliren mitunter in der schon früher durch die Spanier sehr ausgebeuteten Perlenfischerei, oder lassen die, meist auf der westlichen Seite der Landenge befindlichen wenigen und nicht sehr ergiebigen Goldminen bearbeiten. Die alte Stadt P. (indianisch s. v. a. viele Fischer) lag 1515 als ein Indianerdorf $\frac{3}{4}$ Meile südöstlich von der jetzigen Stadt. Die erste hier 1518 angelegte Stadt wurde 1670 von dem Flibustier John Morgan verbrannt u. nachher durch Cordova, $1\frac{1}{2}$ Seemeilen von ihrer frühern Stelle, wieder aufgebaut. Sie war zur Zeit der spanischen Herrschaft sehr reich und der Stapelort des Handels mit Peru und den Philippinen. In der Folge verfiel sie, hob sich aber wieder seit 1833, wo eine Dampfbootverbindung mit Peru u. Chili und von der Ostküste mit Jamaica errichtet wurde, noch mehr aber in den letzten Jahren durch die hier endende Eisenbahn (s. oben). Die Stadt ist bestimmt, der Verbindungspunkt zwischen Europa, Kalifornien, Ostasien und Australien zu werden. Diese wichtige Lage der Stadt hat viele Amerikaner hierher gelockt, die schon jetzt den überwiegenden Theil der Bevölkerung bilden, den ganzen Handel an sich gerissen und sich fast gänzlich dem Einfluß der Behörden von Neugranada entzogen haben. Im J. 1855 trennte sich die Provinz von der Republik Neugranada, um einen eignen Staat zu bilden, welcher nur noch hinsichtlich der auswärtigen Beziehungen und des Militärwesens mit ersterer in Verbindung steht. Der kleine Staat

zählte in 4 Provinzen (Azuero, Chiriqui, P. und Veraguas) 144,000 Einw. An der Spitze desselben steht ein Präsident, und eine Constituante trat am 15. Juli 1855 zusammen, welche eine Verfassung auf breitester demokratischer Grundlage beschloß. Die Finanzen ergaben schon im ersten Jahre ein Deficit von 58,000 Dollars und eine Schuld von 42,288 Dollars. Auch stand der junge Staat so sehr unter der Präponderanz der Vereinigten Staaten, daß ein von der Constituante gefaßter Beschluß, wonach von allen Transitogütern auf der Landenge ein Zoll erhoben werden sollte, auf Einspruch von jener Seite her sofort wieder aufgehoben werden mußte. P. wurde geschichtlich merkwürdig durch den Generalkongreß sämmtlicher südamerikanischen Freistaaten, der 1825 hier eröffnet, aber später nach Tacubaya, einem $^3/_4$ Meile von Mexiko entfernten Flecken, verlegt wurde. Von der Stadt hat die Bai von P. im stillen Meer den Namen; sie wird begrenzt von den Spitzen Punta Mälo und S. Francesco und enthält mehre kleine Inseln, namentlich im Westen den Perlenarchipel und mehre Busen (Parita, Miguel 2c.).

Panard, Charles François, franz. Dichter, geboren 1690 zu Courville bei Chartres, machte sich durch eine große Zahl trefflicher Chansons, sowie durch eine Anzahl komischer Opern berühmt. Er lebte sorglos von der Unterstützung seiner Freunde und vornehmer Gönner, die er mit Versen bezahlte; seine höchste Glückseligkeit war eine gut besetzte Tafel, und eine Flasche edlen Weines konnte ihm Freudenthränen entlocken. Seine Lieder dichtete er meist im Rausche, und sie flossen ihm so leicht aus der Seele, daß man ihn aus dem Schlafe wecken und gewärtig seyn konnte, einen Vers, den man von ihm verlangte, sogleich improvisirt zu erhalten. Er † am 13. Juni 1765 zu Paris. Marmontel nannte ihn „den Vater des Chansons und den Lafontaine des Vaudeville's"; übrigens zeichnen sich seine dramatischen Versuche wie seine Lieder und Gelegenheitsgedichte durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Feinheit aus, wenn auch Vieles als Mittelgut betrachtet werden kann. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: „Théâtre et oeuvres divers" (4 Bde., Paris 1763), in einer Auswahl von L. Armand Gouffé (3 Bde., das. 1803).

Panaria (Pannaria), italienische Insel, eine der liparischen Inseln, im tyrrhenischen Meer, bei Sicilien, hat ein Fort und einen Hafen, bringt guten Wein und Feigen hervor.

Panaro, Fluß im Herzogthum Modena, entspringt unter dem Namen Scultena am Fuß der Apenninen, oberhalb Pelago, theilt sich bei Bondeno in zwei Arme, wovon der eine östlich in den Centokanal, der andere nördlich bei Stellata im Kirchenstaat in den Po di Volano fließt; Lauf: 100 ital. Meilen.

Panathenäen, das größte u. älteste religiös-politische Fest der Athener, das zu Ehren der Athene oder Minerva, der Schutzgöttin Athens, gefeiert ward und dessen Stiftung von der Sage auf den König Erichthonius (um 1506 v. Chr.) zurückgeführt wird. Nachdem Theseus die attischen Flecken zu einer gemeinschaftlichen Stadt verbunden, wurden von ihm die P. als ein Vereinigungs- und Bundesfest für ewige Zeiten eingesetzt. Unter dem Archonten Hippoclides, 6 Jahre vor Pisistratus, erhielt das Fest größere Berühmtheit, indem nun auch fremde Staaten Theil daran nahmen. Um dieselbe Zeit ward auch der gymnische Agon eingeführt, während bis dahin die agonistische Festlichkeit nur im Wagenrennen bestanden hatte. Außerdem zerfielen die P. in große und kleine, diese alljährlich, jene alle fünf Jahre in jedem dritten Olympiadenjahre gefeiert. Die Festlichkeiten erstreckten sich vom 25. bis zum 28. des Monats Hekatombäon; der letzte Tag war der glänzendste. Die Festlichkeiten bestanden theils in Opfern, Aufzügen und scenischen Darstellungen, theils in Wettkämpfen. Letztere, die, wie bei allen gemeinsamen griechischen Festen, so auch hier den Haupttheil bildeten, bestanden aus 3 Arten: dem ritterlichen, gymnischen und musischen Wettkampfe. Die ritterlichen Wettkämpfe, die ältesten, namentlich von den altadeligen Geschlechtern ausgeführt, waren Wettrennen mit dem Viergespann, dem Zweigespann, dem einzelnen Roß, wozu noch in späterer Zeit künstlichere Arten kamen. Die gymnischen Wettkämpfe waren der einfache Wettlauf im Stadium, der Doppellauf, der Waffenlauf, der Ring- u. Faustkampf, das Pentathlon, Pankration 2c. Am spätesten kam der musische hinzu, mit dem später die Feier ihren Anfang nahm; erst von Pericles aber wurde dieser Theil der Feier vollständig geordnet und von dieser Zeit an ohne Unterbrechung beibehalten. Citharöden und Citharisten, Aulöden und Auleten waren es hauptsächlich, welche unter sich Wettkämpfe veranstalteten. Der Schauplatz der musikalischen Aufführungen war das Odeum. Für sämmtliche Wettkämpfe wurden 10 Kampfrichter aus den 10 Phylen gewählt; sie hießen Athlotheten und hatten während der Zeit von einem Fest bis zum andern zu fungiren. Die Kampfpreise bestanden in einem Kranze aus Zweigen des geweihten Oelbaums u. zugleich in einem großen u. schönen irdenen Gefäß (panathenäischer Vase), das mit heiligem Oel gefüllt war. Den Glanzpunkt des ganzen Festes bildeten aber der feierliche Aufzug der gesammten athenischen Bürgerschaft mit Einschluß der Schutzverwandten oder Metöken u. das große Festopfer mit einem gemeinsamen Mahle. Das prächtigste Schaustück bei der Prozession war das reichgestickte Obergewand der Athene, das für jede Feier neu gewebt ward. Angebracht ward es auf dem sogenannten panathenäischen Schiffe, einer beweglichen Maschine in der Form eines Schiffes, auf welchem der ausgebreitete Peplos mitten in dem Zuge fortbewegt wurde. Das Festopfer bildete den Schluß der Feierlichkeit und bestand in einer Hekatombe. Die kleinen P. waren ein einfacheres Fest, jährlich wiederkehrend und schon deswegen nicht so glänzend. Vgl. H. A. Müller, Panathenaica, Bonn 1837.

Panaur, vorderindischer Fluß, entspringt unter $13^1/_2{}^0$ nördl. Br. an der Ostseite des Mysoreplateau's um Bangalore, geht durch Karnatik, bricht durch die Ost-Ghats u. mündet nach einem Laufe von 50 geogr. Meilen zwischen Cuddalore im Süden und Pondichery im Norden in mehren Armen in den Meerbusen von Bengalen.

Panax (Kraftwurz, Ginseng), Pflanzengattung aus der Familie der Araliaceen, Kräuter, Sträucher und Bäume in wärmeren Ländern, mit 3- bis 5zähligen Scheidenblättern und traubenartigen Dolden. Von P. Anisum *Dec.*, auf den Molukken und andern ostindischen Inseln, werden die fast 2knotigen, stark anisartig riechenden Beeren zu wohlriechenden Salben und die auch wie Anis riechenden Blätter in Java als Gewürz an die Speisen benutzt. P. cochleatus *Dec.* ist ein gegen 12 Fuß hoher, baumartiger Strauch, dessen Wurzeln als harn- und schweißtreibendes Mittel, die Blätter zu schweißtreibenden Bädern gebraucht werden. Aus dem Stamme schwitzt ein Gummiharz, welches dem Opopanax ähnlich, aber minder bitter ist. P. fructicosus *L.* wird in China und Cochinchina, sowie auf den Molukken häufig kultivirt, riecht durchdringend aromatisch, schmeckt wie Petersilie oder Sellerie und wird in Indien häufig bei Harnstrenge, Gonorrhöe, Stockungen der Menstruation und Wassersuchten angewendet. Von P. quinquefolius *L.*, in Nordamerika, von Canada bis Carolina, ist die Wurzel in Nordamerika ein Surrogat der Süßholzwurzel (Radix liquiritiae) und findet sich auch bisweilen im Handel unter die Radix Senegae gemischt vor. Von P. Schin-seng *Nees ab Esenb.*, ächte Ginsengwurzel, in Ostindien, China und Japan, soll die Wurzel, die in China und Japan als Arzneimittel am höchsten geschätzte Ginseng- oder Schinsengwurzel (Radix Ginsing, Ginzing, Gensing) seyn, von der man verschiedene Sorten hat. Die beste gleicht an Farbe u. Durchsichtigkeit dem Bernstein. Man schreibt ihr sehr bedeutende Kräfte zu; besonders soll sie ein Stärkungsmittel nach Ausschweifungen seyn und erregend auf die Genitalien wirken. Von den chinesischen Aerzten wird sie fast jedem Kranken, der dem Tode nahe ist, als letzte Arznei gereicht. Früher glaubte man auch in Europa an ihre Kräfte und bezahlte sie sehr theuer, jetzt kommt sie nur selten od. fast gar nicht im Handel vor.

Panaxgummi, s. v. a. Opopanaxgummi; s. Opopanax.

Panay, spanisch-ostindische Insel, Philippinen, zu den Bissayern gehörig, südöstlich von Mindoro, 213 (nach Andern 181½ oder gar 533) □-Meilen groß mit 415,000 Einw., ist trefflich angebaut und der Boden von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit, treibt lebhaften Handel mit den benachbarten Inseln, wohin Reis, das wichtigste Produkt der Insel, u. Tabak ausgeführt werden.

Panchrestum (lat., v. Gr.), s. v. a. Panacee.

Panchymogoga (sc. remedia, lat.), Mittel, welche allen Chymus, also auch alles darin enthaltene Unreine, sowie die aus dem Chymus bereiteten und krankhaft veränderten Säfte ausführen sollen. Es sind meist zusammengesetzte Arzneimittel, zum Theil noch im Gebrauch wie das Panchymogogum Crollii, jetzt unter dem Namen Extractum Rhei compositum bekannt; dies besteht aus Rhabarberextrakt, Aloëextrakt und Jalappenseife, hat Pillenkonsistenz, nauseosbitteren Geschmack, schwärzlichbraune Farbe, ist nur bei Torpor des Darmkanals, zur Hebung hartnäckiger Verstopfungen, Verschleimungen u. stets vorsichtig anzuwenden.

Panckoucke, berühmte französische Buchdrukker- u. Buchhändlerfamilie, deren Stammvater, André Joseph, geboren zu Lille 1700, gestorben das. 1753, zugleich ein so freisinniger Schriftsteller, daß ihm sein Beichtvater, namentlich wegen der Schrift: „Usage de la raison" (Lille 1753), kein ehrliches Begräbniß gestatten wollte. Sein Sohn, Charles Joseph, geboren zu Lille den 26. Nov. 1836, zog, da er sich in seiner Vaterstadt zu beengt fühlte, 1754 nach Paris, wo sein Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten literarischen Notabilitäten ward. Er † 1799. Obschon P. selbst Schriftsteller war (er schrieb unter Anderm eine „Grammaire raisonnée", Par. 1795, übersetzte Tasso und Ariost), so haben ihm doch vor Allem seine großartigen buchhändlerischen Unternehmungen einen Namen erworben. Er verlegte das Jonrnal „Le Mercure de France", welches er durch seine Bemühungen und vorzüglich dadurch, daß er nach und nach mehre andere Zeitschriften in dasselbe aufnahm, auf 15,000 Abonnenten brachte, ferner Buffons Werke, Laharpe's Reisen, das große französische „Vocabulaire", das „Répertoire universel de Jurisprudence" und die „Encyclopédie méthodique", ein Riesenwerk, das die diderotsche Encyklopädie ersetzen sollte und nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Auch ist er der erste Begründer des „Moniteur", dessen Verlag noch in seiner Familie ist. Sein Sohn, Charles Louis Fleury, geboren zu Paris den 26. Dec. 1780, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger. Seine bedeutendsten Verlagsartikel sind das „Dictionnaire des sciences médicales" (seit 1810 in 60 Bdn.), die „Description de l'Egypte", ein Prachtwerk in 25 Bdn., mit 900 Kupfern, das Napoleon beginnen, Ludwig XVIII. vollenden ließ, die „Bibliothèque française-latine", eine kostbar ausgestattete Sammlung römischer Klassiker mit französischer Uebersetzung, die jedoch den Zustand der französischen Philologie in keinem günstigen Lichte zeigt. Von P.'s eigenen Schriften sind zu erwähnen: „Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort", „Voyage pittoresque aux îles Hebrides etc.", mit 25 von ihm selbst gezeichneten Kupfern, u. A. Sein Sohn, Erneste, jetziger Eigenthümer des Geschäfts, übersetzte den Horaz für die „Bibliothèque", und seine Gattin machte sich als Uebersetzerin mehrer Gedichte Göthe's bekannt.

Panco, asiatische Landspitze, auf der Nordküste der Insel Tava, an der Madarastraße, wo die Schiffe in die Straße einlenken.

Pancratium (v. Griech.), Verbindung von Ring- und Faustkampf; auch s. v. a. Pentathlon; s. Gymnastik.

Pancratium (Gilgen, Pankrazlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, Zwiebelgewächse mit einem Schafte mit mehrblumiger Dolde u. prächtigen, nach Vanille duftenden, meist weißen Blüthen. Als Zierpflanzen sind bekannt: P. Amancaes *Ker.*, aus Peru, mit überhängenden, großen, gelben Blüthen mit langer Röhre u. einwärts gebogenen Staubfäden; P. amboinense *L.*, mit großen, schneeweißen geruchlosen Blüthen mit langhervorstehenden Staubfäden; P. amoenum *Salisb.*, aus Guyana, mit ebenfalls weißen, aber aufgesperrten und wohlriechen-

den Blüthen; P. caribaeum *L.*, mit großen, weißen, wohlriechenden Blüthen mit zurückgebogenen Kroneinschnitten und sehr langen Staubfäden; P. nutans *Ker.*, aus Brasilien, mit weißen, überhangenden Blüthen; P. speciosum *Salisb.*, aus Westindien, die prachtvollste Art, ebenfalls mit großen, weißen, sehr wohlriechenden Blüthen. P. illyricum *L.*, in Südeuropa, hat ähnliche, weiße, sehr wohlriechende Blüthen mit zurückgeschlagenen Einschnitten. Von P. maritimum *L.*, Meerstrands-Gilgen, Seenarzisse, Meerlilie von Montpellier, in Südeuropa, am Meeresstrande, auch in Ostindien und Nordafrika, mit ebenfalls großen, weißen, sehr wohlriechenden Blüthen mit glockenförmiger Nektarkrone, war die schleimig, bitter und ekelhaft schmeckende Zwiebel früher, unter dem Namen Radix Pancratii monspessutani s. Hemerocallidis valentinae s. Scillae minoris officinell und vorzüglich als brechenerregendes Arzneimittel in Gebrauch. Von P. verecundum *Soland.* legt man in Ostindien die frische und gebratene Zwiebel auf, um Abscesse zu zeitigen und zu erweichen, und das Pulver der getrockneten Zwiebel wendet man innerlich bei Hämorrhoidalbeschwerden an. Von P. zeylanicum *L.* wird die eirundliche, ekelhaft scharf und bitter schmeckende Zwiebel in Ostindien wegen ihrer der Meerzwiebel ähnlichen Wirksamkeit eben so angewendet wie diese bei uns, u. auch die Blätter benutzt man zu einer kühlenden Salbe. Alle Arten gehören in ein Warmhaus von 10—15° Wärme. Während der Wachsthumszeit lieben sie einen Stand im warmen Loh- oder Sandbeet. Auch am Fenster gelangen sie zur Blüthe. Nach der Blüthezeit und wenn das Wachsen der Pflanzen aufhört, bedürfen die Zwiebeln einer zwei- bis dreimonatlichen Ruhezeit.

Pancratius, Heiliger, dessen Gedächtnißtag auf den 12. Mai fällt, soll als 14jähriger Knabe mit seines Vaters Bruder, Dionysius, nach Rom gekommen, dort vom Bischof Cajus bekehrt und auf Diocletians Befehl, nachdem er durch dessen Drohungen und Verheißungen sich nicht zum Abfall hatte bewegen lassen, 293 enthauptet worden seyn. Im Witterungskalender sind P. und Servatius (13. Mai) berüchtigte Tage, weil an ihnen sich die letzten, oft sehr verderblichen Nachtfröste einzustellen pflegen; wenigstens sinkt um jene Tage fast immer die Temperatur um einige Grade. Die Gärtner bringen daher vor P. und Servatius die Orangerie nicht ins Freie.

Pancreas (v. Griech.), s. Pankreas.

Pancsova (Pantschowa), befestigte Stadt im österreichischen banater Militärgrenzland, Stabsort des deutschen Regiments, am Temes, unweit der Mündung desselben in die Donau, ist Sitz eines griechischen Protopopen, hat eine schöne Kathedrale, katholische Kirche, mathematische und Normalschule, eine Kontumazanstalt, Salz- und Dreißigstzollamt, ein Postamt, eine Dampfschifffahrtsstation, Maulbeerplantagen, Seidenzucht, Handel und 11,050 Einwohner. Quer durch die Donausümpfe führt eine auf einem Damm gelegene Straße nach Semlin. Hier erfochten den 30. Juli 1739 die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Wallis einen Sieg über die Türken; 1778 wurde die Stadt durch die Oesterreicher beim Rückzuge verbrannt. Am 2. Jan. 1849 siegten daselbst die Oesterreicher unter Meyerhofer über die Ungarn unter Kiß.

Panda, sabinische Göttin, entweder eine Göttin der Nahrungsmittel (von panis, Brod), oder so genannt, weil sie dem Titus Tatius den Weg nach dem Kapitol geöffnet haben soll (von pandere); von ihr hatte die Porta Pandana in Rom den Namen.

Pandämonium (v. Gr.), ein allen Göttern geweihter Tempel; dann Inbegriff aller übermenschlich gedachter Wesen, besonders der bösen Geister oder Dämonen, welche das Reich des Teufels bilden.

Pandanus (Pandang, Schraubenbaum, Pandane), Pflanzengattung aus der Familie der Pandaneen, palmenartige Bäume, meist mit hohem Wurzelstocke u. schwertförmigen Blättern, in Ostindien, auf Madagaskar, den Molukken u. in Neuholland, von denen mehre Nahrungspflanzen sind. P. odoratissimus *Jacq.*, ein kleiner Baum in Ostindien, China, Arabien, auf den Inseln des stillen Oceans, mit spiralförmigen, am obern Theile des Stammes und der Aeste stehenden, an 3 Fuß langen, linien-schwertförmigen, glänzend grünen, am Rande und am Kiele mit nach vorn gerichteten, grünen Dornen besetzten Blättern und ananasähnlicher, großer, gelblicher oder röthlicher Frucht, welche auf den Südseeinseln, wenn die Brodfrucht mangelt, gegessen wird und in China u. Cochinchina als ein auf das Uterinsystem wirkendes Mittel dient, während man den Saft der Blätter in Ostindien gegen Durchfälle und Ruhren und auch äußerlich bei Wunden anwendet. Auf den Südseeinseln werden die Wurzel- und Blattfasern zu Körben und Zeuchen verarbeitet. Auf der Küste von Koromandel wird der Baum zur Einfriedigung der Gärten u. Felder benutzt, wozu diese Pflanzen überhaupt wegen ihrer bedornten Blätter sehr geeignet sind. Die männlichen Bäume werden besonders auch wegen des Wohlgeruchs der Blüthen geschätzt. P. utilis *Bory*, auf den Maskareneninseln und Madagaskar, die höchste und stärkste Art dieser Gattung, mit weit ausgebreiteten Aesten, trägt kugelige, orangenförmige, ebenfalls eßbare Früchte. Diese Pflanzen verlangen einen hellen, geräumigen Stand in der wärmsten Treibhausabtheilung bei 12 — 17 Grad und in der Jugend im warmen Lohbeete, im Sommer reichlich Luft und Wasser.

Pandataria, Insel des tyrrhenischen Meeres, östlich von Pontia vor der Küste Kampaniens gelegen, unter den Kaisern häufig Verbannungsort, namentlich der weiblichen Glieder der kaiserlichen Familie; jetzt Vendutene.

Pandekten, Sammlung von Erörterungen, Aussprüchen und Gutachten römischer Rechtsgelehrten; s. Corpus juris.

Pandemie (v. Griech.), eine sich über eine größere Anzahl von Menschen verbreitende Krankheit, schließt die Epidemie und Endemie mit ein. Der Grund der P. nämlich beruht im Allgemeinen auf einer bei einer größeren Anzahl von Menschen vorhandenen allgemeinen Krankheitsanlage und auf einer äußeren, gleichfalls auf eine größere Menschenmasse zu gleicher Zeit einwirkenden Gelegenheitsursache. Ist letztere ein auf zeitliche

Veränderung des mikrokosmischen oder tellurischen Lebens beruhendes Moment, so entsteht die Epidemie, geht es aber aus einer bleibenden und räumlichen Eigenthümlichkeit unseres Erdkörpers hervor, die Endemie. Beruht es auf einem von organischen Individuen producirten Ansteckungsstoffe, so ist es eine sogenannte **kontagiöse P.**

Pandemos (griech.), Beiname der Aphrodite einmal im unkeuschen Sinne als der sich Jedem Hingebenden (Venus vulgivaga), dann als der Volkvereinenden, deren Verehrung zugleich mit der der Peitho Theseus in Athen eingeführt haben soll, als er die verschiedenen Flecken der Landschaft zu einem staatlichen Ganzen verband.

Pandion, Name zweier Könige Athens aus der mythischen Zeit: a) P. I., der 5. König Athens, Sohn des Erichthonius und der Najade Praxithea, regierte ungefähr 250 Jahre vor Troja's Untergang. — b) P. II., der 8. König von Athen, Sohn von Cecrops II., regierte ungefähr 130 Jahre vor Troja's Zerstörung u. ging, aus Athen vertrieben, nach Megara, wo er zur Regierung kam. Nach ihm wurde eine der attischen Phylen genannt.

Pandora, die Allbegabte, Name des Weibes, welches von Zeus den Sterblichen zum Unheil geschickt wurde, als Prometheus das Feuer vom Himmel geholt hatte. Hephästus hatte sie aus Erde und Wasser gebildet und ihr menschliche Stimme, Kraft und Schönheit verliehen. Venus und die Musen gaben der Neugeborenen noch größeren Liebreiz; von Merkur aber erhielt sie Lüge, einschmeichelnde Rede und List. Zeus gab ihr eine Büchse, in welcher Jammer und Trübsal verschlossen waren. Epimetheus, der Bruder des Prometheus, nahm sie zur Frau. Aus der geöffneten Büchse gingen nun Jammer und Trübsal hervor und verbreiteten sich unter die Menschen; nur die Hoffnung blieb am Boden hängen.

Pandrosus, Tochter des Cecrops und der Agraulus, Schwester des Erysichthon, der Herse und der Aglauros, hatte in Athen neben dem Tempel der Athene Polias ein Heiligthum, **Pandroseum** genannt.

Pandu, in der indischen Sagengeschichte Stammvater des Geschlechts der Pandavas, deren Geschichte den Kern des großen indischen Epos Mahâbhârata bildet. P. u. **Dhritaraschtra** werden hier als Söhne des Vjâsa, der für den Verfasser, Sammler oder Ueberlieferer des Epos gilt, bezeichnet. Mutter derselben war Kausaljâ, Wittwe des kinderlos verstorbenen Königs von Kurukschetra (Umgegend von Delhi), welchem der jüngere Bruder P. auf dem Throne folgte, da der ältere blind geboren war. Doch sah sich letzterer genöthigt, unter Leitung seines Erziehers Bhschima die Regierung zu übernehmen, als P. nach einem glücklich vollendeten großen Eroberungszuge sich mit seinen zwei Gemahlinnen, **Kunti** und **Madri**, in die Wildniß zurückzog, um ein Büßerleben zu führen. Hier wurden dem P. 5 Söhne geboren, welche indessen eigentlich 5 Göttern ihr Daseyn verdankten. Mit Kunti erzeugte Dharma, der Gott der Gerechtigkeit, den **Judhischthira**, auch **Dharmaradscha** genannt, Vâju, der indische Aeolus, den Bhima, u. Indra den Ardschuma; mit Madri erzeugten die Aswinas (die himmlischen Zwillinge) die Zwillinge Nakula u. Sahadeva. P. starb, ehe diese 5 Söhne heranwuchsen; mit seiner Leiche ließ sich Madri verbrennen, Kunti dagegen ging nach Nagapura (d. h. Delhi) an den Hof des Dhiriraschtra, der seine 5 Neffen zugleich mit seinen Söhnen vom Brahmanen Drona erziehen ließ. Dadurch wurde die Eifersucht der letzteren rege; der älteste derselben bestimmte seinen Vater, die Söhne P.'s zu entfernen. Flüchtig irrten diese darauf unter vielen Abenteuern umher und hatten mit ihren Vettern einen langen Kampf, der endlich für sie einen glücklichen Ausgang nahm. Die ganze Familie stammte von dem alten Könige Kuru, aber gewöhnlich werden nur die Nachkommen des Dhritaraschtra Kauravas, Kuruiden, genannt, und die Pandavas von ihnen unterschieden. Die Sage von den erwähnten Kämpfen dürfte historisch auf die Kämpfe der von Norden eindringenden weißen Stämme (pându im Sanskr. bedeutet weiß) gegen die schwarzen Eingeborenen zu deuten seyn.

Panduren, unregelmäßige ungarische Miliz zu Fuß, nach dem Flecken **Pandur** in Niederungarn benannt. Sie waren mit einer langen Flinte, 2 Pistolen im Gürtel, einem ungarischen Säbel und einem oder 2 türkischen Messern bewaffnet, trugen weiße, rothe oder blaue Hemden von Kattun, weite türkische Beinkleider, geschnürte Schuhe nach Art der Kroaten und kurze Oberröcke und hatten zur Musik türkische, oben enge, unten etwas weite Trommeln, die auf türkische Art geschlagen u. mit kleinen Schalmeien begleitet wurden. Sie erschienen zuerst unter diesem Namen im spanischen Erbfolgekriege, doch nur in geringer, später in größerer Anzahl in einigen Kriegen gegen die Türken, und 1740 im österreichischen Erbfolgekriege zuerst in Deutschland, wo sie namentlich in Bayern durch ihre Raubsucht u. Grausamkeit Schrecken verbreiteten. Einer ihrer vorzüglichsten Anführer war Oberst Franz Freiherr von der **Trenk**, welcher aus eigenen Mitteln ein Corps P. errichtete und in dasselbe auch 300 begnadigte Räuber aufnahm. Trenk vermehrte diese Truppe bis auf 4000 Mann, und 1743 ward aus ihr ein ungarisches Infanterieregiment errichtet, das den Namen P. erhielt. Im sogenannten kleinen Kriege führte er mit dieser Mannschaft, der er auch 600 Husaren und 150 Jäger beifügte, viele Unternehmungen aus; man errichtete daher noch mehre Bataillone, die unter Cogniazzo und Simschön 1744 den Abzug der Preußen aus Böhmen nicht wenig erschwerten. Friedrich der Große errichtete im 7jährigen Kriege ihnen gegenüber mehre zum kleinen Kriege bestimmte Freicorps. Eine regelmäßigere Organisation erhielten die P. im 7jährigen Kriege, wo sie den Dienst der heutigen Tirailleurs verrichteten, die Hauptcorps umschwärmten und deren Bewegungen verhüllten. Später wurden diese Corps als Grenzregimenter auf einen bleibenden Etat gesetzt, wobei der Name P. verschwand.

Panegyricus (v. Griech.), eine vor einer Panegyris (s. d.) gehaltene Rede, welche durch Wahl des Stoffes, Glanz und Kraft des Ausdrucks dem Volke zu gefallen strebte. Das Thema hatte meist Beziehung auf das Fest oder das versammelte Volk; rühmliche Thaten der Vorfahren

wurden gepriesen und zur Nachahmung derselben aufgemuntert. Später wurden Lobreden auf einzelne Personen P. genannt. Der berühmteste erhaltene P. ist der des Isocrates. In Rom, wohin diese Gattung der Beredsamkeit von Griechenland gebracht wurde, bildet der P. eine Unterart der Orationes suasoriae. Die bedeutendste Rede dieser Art ist der P. des Plinius des Jüngern auf Trajan. Unter den „Panegyrici veteres" versteht man 12 Reden, die fast 200 Jahre nach Plinius fallen, Dankadressen gallischer Städte an die Kaiser, von den berühmtesten Rhetoren Galliens gefertigt.

Panegyris (griech.), jede größere öffentliche Versammlung, besonders auf freien Plätzen zur Feier eines Festes. Die größten derartigen Versammlungen fanden bei den 4 großen hellenischen Spielen Statt; daneben hatte jeder einzelne Staat seine P. Um den religiösen Kultus und um die Festopfer drehte sich dann hauptsächlich die Feier. Mit jeder Amphiktyonie war daher auch eine P. verbunden, weil sich an jeden Haupttempel einer Gottheit eine solche anknüpfte. An den Versammlungsplätzen entstand nach und nach ein Jahrmarkt, weil natürlich Kaufleute in Menge herbeizogen.

Panel (Panelwerk), das hölzerne Getäfel, mit welchem in manchen Zimmern die Wände von den Dielen an mehre Fuß hoch bekleidet werden, damit das Abstoßen des Tünchs oder die Beschädigung der Tapeten verhütet wird. Häufig erhalten auch feuchte Wände eine solche Breterbekleidung. In diesem Falle bringt man hinter das Tafelwerk eine Schicht von trocknem Sand und Asche, ein Gemisch, welches zugleich auch gegen das Einnisten des Ungeziefers schützt.

Panetier, ehemaliges Hofamt, das mit der burgundischen Hofetikette auch an den Kaiserhof zu Wien gewandert war u. dort mit einiger Modifikation unter der Benennung Panathier vorkommt. Diese Panathiere, welche bei der großen Umwälzung des Kaiserhofes nach dem Erlöschen des habsburger Mannsstammes mit vielen ähnlichen Aemtern verschwinden, waren Edelleute, welche dem Truchseßamte verwandte Geschäfte zu verrichten hatten. In Frankreich dagegen bildeten die P.e eines der 7 Hofämter, welche für die Bedürfnisse des Hofes zu sorgen hatten und bis zu Heinrich IV. sämmtlich unter dem Grandmaître standen. Der Grand=P. de France war ein Kronbeamter, der nebst dem Obermundschenken nur an hohen Festtagen den König bei Tische bediente und in alten Zeiten eine Gerichtsbarkeit über alle Bäcker in Paris u. den Vorstädten übte, welche 1711 durch ein königliches Edikt aufgehoben ward, während das Amt, seit 1546 in ununterbrochenem Besitze des Hauses Cossé=Brissac, bis zur ersten französischen Revolution fortbestand.

Pangäus (Pangäum), Gebirg Macedoniens zwischen dem Strymon und Nestus, in der Nähe von Philippi, mit reichen Gold= und Silbergruben; jetzt Pangeus oder Pangea.

Pangasane (Pangasane, Pantiana), stark bevölkerte ostindische Insel, an der Südküste von Celebes, 10½ Meilen lang und 4½ Meilen breit, niedrig, waldig, gehört einem Radscha, der von dem Radscha zu Butong abhängig ist.

Pangeus, europäisch=türkisches Gebirg in Macedonien, Sandschak Salonichi, an der Ostgrenze, Zweig des Balkan, nördlich Malekagebirg genannt.

Pangium (Pangibaum), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, mit der einzigen Art: P. edule *Reinw.*, einem großen Baum auf den Inseln des Archipelagus mit 1 F. langen, 3eckig gelappten Blättern und Früchten von der Größe eines Straußeneies, deren Kerne haselnußartig schmecken, aber selten roh gegessen werden, weil sie berauschen und Schwindel erregen, gekocht od. geröstet aber sehr genießbar sind und auch ein gutes Speiseöl geben. Die scharf schmeckenden Blätter braucht man bei Hautausschlägen und bösartigen, faulen Geschwüren. Mit der Rinde und den Blättern betäubt man Fische, um sie zu fangen.

Pangloß (v. Griech.), Einer, der sich berufen fühlt, über Alles zu sprechen und abzusprechen. Voltaire stellt in seinem „Candide" einen solchen P. als lächerlichen Optimisten auf.

Pangutaran, ostindische Insel, zu den Suluinseln gehörig, nordwestlich von Sulu, sonst mit spanischer Niederlassung, hat Kokosbäume, viel Hausvieh und Einwohner bissayischen Ursprungs.

Panhagia (d. i. die Allheilige), bei den Neugriechen Name der Maria als Mutter Jesu.

Panharmonisch (v. Gr.), ganz übereinstimmend; daher panharmonische Interpretation, besonders heiliger Schriften, diejenige Auslegung, wodurch solche Schriften unter sich u. mit den Gesetzen der Wahrheit und Sittlichkeit übereinstimmend erklärt werden. Vergl. Germar, Ueber die panharmonische Interpretation, Altenb. 1821.

Panhellenius, der von allen Hellenen Verehrte, Beiname des Zeus, welchem Aeacus auf einem Berge von Aegina einen Tempel (Panhellenium) errichtete. Hadrian erbaute später in Athen dem Zeus P. ebenfalls ein Heiligthum und ließ dort ihm zu Ehren die Panhellenia feiern. Daher erhielt Hadrian selbst den Beinamen P.

Panhidrosis (Panidrosis, gr.), ein anhaltender, allgemeiner Schweiß.

Panhypersebastos (gr.), ganz ausgezeichnet ehrwürdig, am byzantinischen Hofe Titel der Prinzen von Geblüt, nebst Despotes, Sebastocrator und Protosebastos für dieselben vom Kaiser Alexius Comnenus eingeführt.

Panicula (lat.), Rispe.

Panicum, Pflanzengattung, s. Hirse.

Panides, König von Chalcis am Euripus, der in dem poetischen Wettkampfe zwischen Homer und Hesiod zu Gunsten des letzteren entschied, ein Urtheil, das man allgemein für thöricht hielt; daher Panidis suffragium, Urtheil des P., sprüchwörtlich für ein ungegründetes, verkehrtes Urtheil.

Panier, Fahne, s. v. a. Banner.

Panin, Nikita Iwanowitsch, Graf von, russischer Staatsminister, geboren 1718 als Sohn des Generallieutenants Iwan Wassiljewitsch P., trat sehr jung in ein Garderegiment, ward dann durch Vermittelung seines Schwagers, des Senators und Großstallmeisters, Fürsten Kurakin, bei der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth zum Kammerherrn ernannt und als bevoll-

mächtigter Minister 1747 nach Kopenhagen, 1749 nach Stockholm geschickt, um die schwankenden Verhältnisse mit Schweden zu befestigen und den Ausbruch eines Kriegs zu hindern. Die glückliche Ausführung seiner schwierigen Mission ward 1755 durch seine Ernennung zum Generallieutenant belohnt. Nach seiner Rückkehr aus Schweden 1760 erhielt er die Gouverneursstelle beim Großfürsten Paul Petrowitsch. Von Peter III. ward er 1762 zum Geheimerath befördert, nahm nichtsdestoweniger an der Verschwörung Theil, welche diesen Fürsten stürzte, wurde dann von der Kaiserin Katharina in den dirigirenden Senat, 1763 in den geheimen Kabinetsrath aufgenommen und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, während ihm zugleich die oberste Leitung der Erziehung des Großfürsten blieb. Er galt als Hauptstütze des preußischen Systems im russischen Kabinet, doch scheint gerade diese Richtung die Zahl seiner Gegner vermehrt und nach u. nach seinen Einfluß verringert zu haben. Im Jahr 1767 ward er mit seinem Bruder Peter in den Grafenstand, 1773 zum Feldmarschall erhoben u. überdies mit Gütern und Gehalten reichlich ausgestattet. Er † 1783.

Panionia (Panionium), panegyrisches Fest der jonischen Bundesstädte auf der Westküste Kleinasiens, zu Ehren des Poseidon Heliconius, schon sehr früh eingesetzt. Bei Mycale war das Panionium, der Bundestempel der 12 Städte, zu welchen später als 13. Stadt noch Smyrna hinzutrat. Auch heißt das ganze heilige Gebiet um Mycale das Panionium.

Paniput, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz und District Delhi, nordwestlich von der Stadt Delhi, zwischen dem Dschumna und dem Kanal Schanhir, war sonst sehr berühmt und hat noch jetzt einen großen Umfang, das Grab eines Heiligen, zu welchem stark gewallfahrtet wird, ansehnliche Fabriken, Handel mit Getreide, Salz, Zucker &c. Hier zwei große Schlachten: 1525 zwischen den Mongolen und Mahratten und 1761 zwischen den Afghanen und Mahratten.

Panis (lat.), Brod.

Panis (Pawnees, Paducas), nordamerikanischer Indianerstamm in Missouri, in der Nähe der Osagen, am Kansas, am südlichen Ufer des Platte, am rothen Flusse, Grandsaline, Salomon und an anderen Flüssen, von den Spaniern Towiaches genannt, während sie selbst sich Skeye nennen. Sie theilen sich in die 3 Stämme der großen P. oder eigentlichen P., der Wolfs-P. (Pawne-Loup) und der freien P. (Pawne-Republicain). Sie haben einen hohen, hageren Wuchs, stark hervorragende Backenknochen, eine eigene, aus viel Kehlbuchstaben bestehende Sprache, aristokratische Regierungsform mit erblicher Würde der Häuptlinge. Sie sind im Besitze vieler Pferde und Maulthiere, treiben Landbau und ziehen besonders Mais, Kürbisse, Bohnen und Tabak. Mit ihren Nachbarn leben die P. stets in Fehden; sie machen zu Pferd Streifzüge bis nach Neumexiko, führen aber auch zu Fuß Krieg. Vor nicht sehr langer Zeit pflegten sie noch am Feste des großen Sternes (Venus) Gefangene zu opfern. Ihre Zahl beträgt etwa 10,000 Köpfe. Ein Theil von ihnen lebt unter den Choctaws.

Panisbriefe (Litterae panis, Vitalitium, Alimoniae), Brod- oder Versorgungsbriefe, wodurch deutsche Kaiser seit dem 13. Jahrhundert dürftige Laien zur lebenslänglichen oder zeitweiligen Versorgung an eine geistliche Stiftung zu überweisen pflegten, ohne daß diese irgend welche Pflichten übernahmen. Erst in Folge der Reformation kam dieses in Abgang, obschon das Staatsrecht dem Kaiser zugestand, dasselbe in katholischen und evangelischen Stiftern, und zwar für beide Geschlechter, zu üben. Nach Joseph II. versuchte man dasselbe auszudehnen, erhielt aber fast überall nachdrückliche Protestationen, besonders von protestantischen Fürsten, die, wie Preußen, jenes Kaiserrecht nicht für die ihrer Landeshoheit unterworfenen oder mittelbaren Stifter gelten lassen wollten. Mit dem Ende des Reichs hörte das Recht auf. In der Regel wurden dadurch invalide Soldaten oder alte kaiserliche Diener versorgt; aber die Verfügung darüber war durchaus an keine besondere Persönlichkeit geknüpft.

Panischer Schrecken (griech. Paneia, lat. Panicus terror), sprüchwörtlich gewordener Ausdruck, womit man jeden plötzlichen Schrecken bezeichnet, der unerwartet und schnell und oft ohne sichtbaren Grund die Gemüther der Einzelnen wie einer Masse von Menschen ergreift. Im eigentlichen Sinne wird jedoch darunter der Schrecken verstanden, welcher unversehens plötzlich ein Kriegsheer ergreift und es mit Angst und Furcht erfüllt oder zur Flucht treibt, ohne daß dazu ein hinreichender Grund vorhanden wäre. Unbezweifelt kommt der Name p. S. vom Gotte Pan her, die Erklärung aber war selbst den Alten zweifelhaft. So erzählte man, Pan habe dem Jupiter in dem Kriege gegen die Titanen beigestanden und mittelst einer Muschel, die er als Blasinstrument anwendete, einen so ungeheuren Lärm gemacht, daß die Titanen den ersten panischen Schrecken bekamen. Richtiger leitet man wohl den Ausdruck von der unter Heerden entstehenden Verwirrung ab, wenn sie einen Schall aus einem Walde oder aus Höhlen und Schluchten plötzlich ertönen hören. Aeneas, der Taktiker, nennt den Ausdruck Paneia einen peloponnesischen und besonders arkadischen, weil in Arkadien der Ursprung der Sache zu suchen sey, wo das Hirtenleben zu Hause war, wo Pan vorzugsweise geehrt wurde und wo ein Menschenschlag wohnte, der, eben so abergläubisch als kriegerisch, allen Parteien für Sold diente und daher leicht diesen Schrecken dem Namen und der Sache nach überall hin verbreiten konnte. Die Römer schrieben ihrem italischen Gotte Faunus ähnliche Wirkungen zu.

Panisten, Laien, die Panisbriefe (s. d.) erhielten.

Panix, Dorf im schweizerischen Kanton Graubündten, Bezirk Waltensburg, nordwestlich von Ilanz, hängt an einem steilen Felsen. Nördlich darüber erhebt sich der Hausstock, aus dessen südlichem Gletscher der Panixerbach entspringt. Nahe am Hausstock hin führt der 7462 Fuß hohe, beschwerliche Panixerpaß, auf welchem jährlich

viel Vieh nach Italien getrieben wird, aus Glarus nach P. An den gefährlichen Stellen kann ein Mann auf der Seite des Abhanges neben dem Vieh hergehen. Ueber diesen Paß bewerkstelligte Suwarow 1799 mit Reiterei und Gepäck seinen Rückzug aus Glarus nach Graubündten.

Panizzi, Antonio, italienischer Literat, geboren den 16. September 1797 zu Brescello im Herzogthum Modena, besuchte das Lyceum zu Reggio, bezog dann die Universität Parma und widmete sich hierauf der advokatorischen Praxis. Da er sich an der piemontesischen Revolution von 1821 betheiligte, ward er in Cremona verhaftet, rettete sich zwar durch die Flucht, ward aber in contumaciam zum Tode verurtheilt und sein Vermögen konfiscirt. Er begab sich nach Genf und, von da auf Ansuchen des österreichischen und sardinischen Gesandten nebst den andern italienischen Flüchtlingen ausgewiesen, nach England. Nachdem er einige Monate in London zugebracht, wandte er sich nach Liverpool, wo er von Ugo Foscolo dem berühmten Geschichtschreiber Rosca vorgestellt wurde, der ihn gastfrei aufnahm. P. lebte seitdem in Liverpool als Lehrer der italienischen Sprache in angenehmen Verhältnissen, bis er 1828 auf den Lehrstuhl der italienischen Sprache und Literatur an der neuerrichteten londoner Universität berufen wurde. Als im März 1831 der Posten eines Hülfsbibliothekars am British Museum erledigt ward, bewarb sich P. um diese Stelle und erhielt sie durch den Einfluß Lord Broughams, trotz der Hindernisse, die man ihm als Ausländer und Katholiken entgegenstellte. An den Berathungen, die zur Abstellung der an der Bibliothek herrschenden Uebelstände Statt fanden, nahm P. hervorragenden Antheil u. machte sich insbesondere durch die genaue und lichtvolle Auskunft bemerklich, die er dem 1835 zur Untersuchung der Anstalt niedergesetzten Parlamentskomité ertheilte. Daher ward er im Juni 1837 mit Uebergehung älterer Beamten zum Custos der gedruckten Bücher (Keeper of printed books) ernannt. An der Spitze der Bibliothek stehend, widmete er jetzt alle seine Kräfte der Aufgabe, sie ihrer Bestimmung als literarischer Mittelpunkt der Weltstadt London würdig zu machen. Er bewog die Regierung, vermehrte Zuschüsse zu bewilligen, brachte die Zahl der Bücher 1837 — 53 von 225,000 auf 510,000, traf Anstalten zur Herausgabe vollständiger Kataloge und führte überhaupt ein streng geordnetes System in der Verwaltung der Bibliothek ein. In den 1836 — 50 veröffentlichten Berichten der parlamentarischen Kommissionen zur Untersuchung des British Museum hat er selbst Rechenschaft über seine Thätigkeit abgelegt. Außerdem schrieb er: „A short guide to that portion of the printed books now open to the public" (Lond. 1851 u. ö.) und veranstaltete eine Ausgabe des „Orlando innamorato" und „Orlando furioso" von Bojardo (9 Bände, Lond. 1830—34), worin er den Text in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herstellte, sowie eine Ausgabe der „Sonetti e canzone" desselben Dichters (Lond. 1835).

Pankration (griech.), s. v. a. Pancratium.

Pankreas (griech.), die Bauchspeicheldrüse, findet sich nur bei dem Menschen und den höheren Thieren, ist bei den Menschen 7—8 Zoll lang, ½—¾ Zoll dick und 4—5 Unzen schwer, von länglich platter Gestalt und bräunlichgelber Farbe, liegt quer im hintern Theil der oberen Bauchgegend, hinter dem Magen, vor dem 12. Brust- und 1. Lendenwirbel, zwischen den beiden Blättern des Grimmdarmgekröses, locker von diesen umgeben. Mit dem linken Ende stößt das P. an die Milz und an die linke Nebenniere, mit dem rechten breiten Ende ist es in die Abtheilungen des Zwölffingerdarms eingeschoben. Es wird von lockerem Zellgewebe an die benachbarten Theile geheftet und ist von einer dichteren Schicht von Zellgewebe, durch welche die Lappen und Läppchen der Drüse durchscheinen, umgeben. Eine besondere Hülle hat das P. nicht. Die Lappen, woraus das P. besteht, lassen sich sehr fein in runde Körperchen oder Bläschen zertheilen und sind durch lockeres Zellgewebe zusammengehalten. Aus denselben entstehen zunächst aus blinden Enden Zweige (radiculae), welche aus den einzelnen Läppchen vereinigt in kleine Stämmchen heraustreten, die sich nach der Mittellinie des P. zu immer größeren Gängen vereinigen u. endlich einen einzigen Stamm, den gemeinschaftlichen Ausführungsgang des P. (ductus pancreaticus) in den Zwölffingerdarm, bilden. Die Funktion des P. ist: den pankreatischen Saft (succus pancreaticus) abzusondern, welcher zugleich mit der Galle in den Zwölffingerdarm sich ergießt und daselbst zur Verdauung beiträgt. In chemischer Hinsicht ist der pankreatische Saft sehr verschieden von dem Mundspeichel, denn er enthält viel Firniß- und Käsestoff (welche Materien dem Mundspeichel abgehen), dagegen keinen Schleim und wenig oder keinen eigenthümlichen Speichelstoff; auch ist er frisch säuerlich, und es findet sich in ihm kein schwefelsaures Alkali. Die Salze sind ungefähr dieselben wie die im Speichel (s. d.). Tiedmann und Gmelin fanden den pankreatischen Saft klar, etwas opalisirend, fadenziehend und schwach salzig; er reagirt anfangs schwach sauer. Der Einfluß, welchen der pankreatische Saft auf die Verdauung äußert, ist noch unbekannt. Eine entschiedene Umänderung der Nahrungsmittel in andere Stoffe eigener Art durch den pankreatischen Saft hat man nicht nachweisen können, und es scheint deshalb dieser Saft dem flüssigen, einsaugungsfähigen Darminhalte bloß beigemischt zu werden, um durch anderweitige Prozesse die Verähnlichung der Nahrungsmittel zu bewirken, denn er liefert einen großen Theil der Elemente des Chylus. Pankreaskrankheiten werden selten beobachtet.

Panmure, eigentlich Fox Maule, Sohn des Lord P., geboren 1801 zu Brecon Castle in Forfarshire, trat 1819 als Fähndrich in ein schottisches Regiment ein und befand sich 1821 — 28 in Canada im Stabe des Grafen Dalhousie, seines Oheims. Nachdem er 1831 den Militärstand verlassen, ward er 1835 von der Grafschaft Perth in das Parlament gewählt. Unter dem Ministerium Melbourne zum Unterstaatssekretär des Innern ernannt, behielt er diese Stellung auch nach der Thronbesteigung der Königin Victoria bei, trat aber erst 1838 als Vertreter der Burgflecken im

Bezirk Elgin und 1841, in welchem Jahre er auch zweiter Präsident des Handelsamtes ward, wieder für Perth ein. Als um diese Zeit in Schottland zwischen den Gemeinden auf der einen und der Krone und den Patronatsherren auf der andern Seite der Konflikt über den Einfluß der letzteren bei Besetzung von Kirchenämtern ausbrach, trat P. als Vertheidiger der Rechte der Gemeinden mit an die Spitze der sich bildenden freien schottischen Kirche. Unter dem Ministerium Peel war er hervorragendes Mitglied der Oppositionspartei und trat 1846 als Staatssekretär des Kriegs in das Ministerium Russell. Im Febr. 1852 schied er in Folge eines Kabinetswechsels aus seiner Stellung, und da er die Betheiligung an dem Ministerium Aberdeen-Russell ablehnte, so blieb er ohne öffentliche Funktion. Nach dem Tode seines Vaters nahm er anstatt des bisher geführten Namens Fox Maule den eines Lord P. an. Im Jahr 1853 wurde er Siegelbewahrer von Schottland und Anfangs 1855 übernahm er das Portefeuille des Kriegs.

Pannartz, Arnold, mit Konrad Sweynheym Begründer der Buchdruckerei in Italien, druckte in Subiaco und Rom von 1464 — 76; s. Buchdruckerkunst.

Panne, die großen Schwungfedern an den Flügeln der Falken; dann ein rauhes seidenes Zeuch, das zwischen Sammet und Plüsch die Mitte hält, mit seidenen Kettenfäden und wollenem Einschlag, wird zu Möbeldecken, Teppichen und zum Ausschlagen der Kutschen gebraucht, in verschiedenen Farben und Mustern, sowohl geblümt, gewürfelt, als auch gestreift.

Panniculus (lat.), feste, dichte Haut; besonders P. adiposus, Fetthaut.

Pannini, Gav. Giovanni Paolo, berühmter Perspektivmaler, geboren zu Piacenza 1691, machte seine Studien in Rom, wo er die größte Zeit seines Lebens blieb und viele Ansichten von Kirchen, Palästen und Ruinen in Oel, dann auch Theaterdekorationen malte. Seine Werke zeichnen sich durch feine Luftperspektive, durch Kraft u. Gluth der Farben u. herrliche Lichteffekte aus; sie sind sehr zahlreich in England, Frankreich, Deutschland 2c. Im Museum zu Paris findet sich ein Hauptwerk dieses Meisters: die innere Ansicht der St. Peterskirche in Rom, von Menschen belebt, im hellsten Sonnenlichte. P. † 1746.

Pannonien, römische Provinz, wurde im Westen durch einen Theil der norischen Alpen von Noricum, durch die julischen Alpen von Oberitalien, im Süden durch den Savus von Illyricum, im Osten durch den Danubius von Dacien und im Norden durch denselben Fluß von Germanien geschieden, umfaßte daher die östlicheren Theile vom heutigen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, ganz Ungarn zwischen der Donau und Sau, Slavonien und einen Theil von Kroatien und Bosnien. Nach der Unterwerfung P.s durch die Römer wurde es in zwei Hauptheile getheilt. Die Grenze zwischen beiden Provinzen bildete eine vom Flusse Arabon (jetzt Raab) südlich bis zum Savus gezogene Linie; alles Land westlich von dieser hieß Oberpannonien (Pannonia superior), alles östlich von derselben gelegene Unterpannonien (P. inferior). Im 4. Jahrhundert wurde ein großes Stück (das veszprimer, pilifer, strigonienser, tolnenser und olbenser Komitat Ungarns) durch Galerius Maximianus von Unterpannonien losgerissen und unter dem Namen Valeria zu einer besonderen Provinz gemacht. Da hierdurch Unterpannonien zu sehr verkleinert worden war, so fügte Konstantin der Große die am obern Laufe des Dravus u. Savus gelegenen Striche hinzu, u. Oberpannonien hieß nun Pannonia prima, Unterpannonien aber P. secunda (auch Interamnia, Savia, Ripensis). Alle 3 pannonische Provinzen (auch Valeria) gehörten zu den 6 illyrischen Provinzen des Westreichs und wurden in Civilangelegenheiten von 3 verschiedenen Statthaltern verwaltet. Die Militärangelegenheiten leiteten 3 Feldherren (duces), welche über eine bedeutende Truppenmacht zu gebieten hatten. Seiner physischen Beschaffenheit nach bildete P. eine große, nur im Nordwesten und Süden von bedeutenden Gebirgen umschlossene Ebene, die bloß von niedrigen Hügelreihen durchzogen ward. Berge waren an der südwestlichen, westlichen und nordwestlichen Grenze gegen Oberitalien und Noricum der Ocra, Carrancas und Cetius, an der Südgrenze gegen Illyrien die albischen und albanischen Berge, der Claudius (jetzt Medved) an der Grenze von Noricum und der Almus bei Sirmium. Flüsse waren außer dem Grenzstrom Danubius der Dravus und Savus, Nebenflüsse von jenem der Nauportus, Carcorus, Oeneus, Urpanus, Valdasus und Drinus, der bedeutendste See der Pelso, der heutige Plattensee. Das Klima P.s wird von den Alten als rauh und kalt, der Boden als steinig und wenig ergiebig geschildert. Wenn dies mit der jetzigen Beschaffenheit des Landes nicht übereinstimmt, so muß man erwägen, daß erst die Kaiser Probus und Valerius sich um die Kultur P.s verdient gemacht haben, bis wohin große Wälder, besonders Eichenwaldungen, einen bedeutenden Theil des Landes bedeckten. Holz war das wichtigste Produkt des Landes; der Ackerbau beschränkte sich auf Gerste, Hafer und Hirse; den Weinbau führte erst der Kaiser Probus ein. Aus Gerste und Hafer wurde eine Art Bier, Sabaia, gebraut. Aus dem Thierreiche lieferte P. gute Jagdhunde, eine eigenthümliche Vogelgattung (Tetrax genannt, wahrscheinlich der Auerhahn) und Fische, namentlich Karpfen u. Lampreten. Die Einwohner, Pannonii, häufig mit den Päoniern verwechselt, waren illyrischer Abkunft, ein tapferes, kriegerisches, aber auf sehr niedriger Stufe der Kultur stehendes und seiner Grausamkeit wegen berüchtigtes Volk. Einzelne Völkerschaften waren: in Oberpannonien die Azali, Cytni, Boii, Coletiani, Oseriates, Latobici, Varciani; in Niederpannonien die Arabisci, Hercuniatä, Andiantes, Jasii, Breuci, Amantini, Arivates 2c. Städte: in Oberpannonien Vindobona, Carnuntum, Scarbantia, Sabaria, Arrabo, Siscia oder Segesta, Emona, Nauportus; in Unterpannonien: Bregötium, Aquincum, Taurunum, Mursia, Cibalä 2c. In den frühesten Zeiten hatten sich in P. mehre celtische Völkerschaften niedergelassen, die von eigenen Fürsten beherrscht wurden. Den ersten Angriff auf P. machte Augustus noch als Triumvir; durch Er-

oberung der Stadt Siscia brach er die Kraft des Volkes, sein Feldherr Vibius vollendete die Unterwerfung. Als jedoch bald darauf der Kampf Marbods gegen Rom begann, erhoben sich, in Verbindung mit andern Völkerschaften, auch die Pannonier wieder und konnten erst nach blutigen Kämpfen unter Anführung des Tiberius von Neuem unterworfen werden. In diesem Verhältniß blieb P. bis zur Zeit der Völkerwanderung; in diesem Zeitraum wurde das Land bedeutend kultivirt, der Verkehr gehoben, die Grenzen gesichert, aber auch sehr ausgebeutet. In der Mitte des 5. Jahrhunderts wurde P. von Kaiser Theodosius II. an die Hunnen förmlich abgetreten; nach dem Untergang des Hunnenreichs kam P. in den Besitz der Ostgothen, dann der Longobarden, die es um 568 den Avaren überließen.

Pannychides (griech.), feierlicher Nachtgottesdienst in der ersten christlichen Kirche, wurde später auch von einzelnen Sekten, wie von den Herrnhutern und Methodisten, beibehalten.

Panofka, Theodor, verdienstvoller Alterthumsforscher, geboren am 25. Februar 1801 zu Breslau, wurde auf dem Friedrichsgymnasium daselbst und dann auf der Universität zu Berlin gebildet und unternahm schon 1822 seine erste Reise nach Rom, wo er auf dem Kapitol vor einem Vereine von Alterthumsforschern einen Cyklus von Vorträgen über Sophocles hielt und dadurch die Gründung des archäologischen Instituts veranlaßte. Im Jahr 1824 bereiste er mit dem Baron von Stackelberg und dem Legationsrath Kästner Sicilien, ging dann nach Paris und kehrte von da nach Berlin zurück, wo er sich 1827 habilitirte. Bald darauf begab er sich von Neuem nach Paris, eingeladen von dem Herzog von Blacas, dessen Kunstschätze er ordnete und bekannt machte. Mit demselben besuchte er 1828 Neapel und leitete im folgenden Winter die Ausgrabungen zu Nola, deren Ergebnisse er damals im „Kunstblatte" veröffentlichte. Als 1829 zu Rom das archäologische Institut gestiftet wurde, gründete er eine Zweiganstalt desselben in Paris, welche namentlich in engerer Verbindung mit Deutschland stehen sollte; nach Ausbruch der Julirevolution rettete er dieses Institut durch bedeutende Geldopfer vom Untergange. Im Jahr 1834 suchte er im Bade zu Ems Heilung von einer Brustkrankheit; 1836 kehrte er nach Berlin zurück und wurde zum ordentlichen Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt. Er † den 20. Juni 1858 zu Berlin. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „**De rebus Samiorum**" (Berlin 1822); „**Lettera sopra una inscrizione del teatro Siracusano**" (Fiesole 1825); „**Vasi di premio**" (Heft 1, mit Kupfern, Florenz 1826); „**Museo Bartoldiano**" (Berlin 1827); „Neapels Antiken" (Stuttgart 1828); „**Recherches sur les noms des vases grecs**" (Paris 1829); „**Musée Blacas**" (4 Lief., daselbst 1830—33); das nur in 100 Abzügen vorhandene Hauptwerk „**Cabinet du comte de Portalis**" (das. 1834); „Bilder antiken Lebens" (das. 1843 ff.); „Griechinnen und Griechen, nach Antiken skizzirt" (das. 1844); „Der Tod des Skiron und Patroklus" (Berlin 1846); „Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs" (das. 1850). Außerdem hatte er einen nicht unbedeutenden Antheil an Gerhards „Hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie" (Bd. I, Berlin 1833). Für die Abhandlungen der Akademie schrieb er: „Zeus und Aegina" (1837) und „Argos Panoptes" (1837); „Von einer Anzahl antiker Weihgeschenke und den Beziehungen ihrer Geber zu dem Orte ihrer Bestimmung" (1838); „Ueber verlegene Mythen in Bezug auf die Antiken des königl. Museums" (1839); „Die Heilgötter der Griechen" (1843); „Asklepios und die Asklepiaden" (1845); „Von den Namen der Vasenbilder in Beziehung zu ihren bildlichen Darstellungen" (1848); „Die griechischen Trinkhörner und ihre Verzierungen" (1850); „Parodien und Karikaturen auf Werke der klassischen Kunst" (1851); „Gemmen mit Inschriften in dem königl. Museum zu Berlin &c." (1851); „Dionysos und die Thyaden" (1852); „Proben eines archäologischen Kommentars zu Pausanias" (1853). Seine letzte Schrift war: „Ueber merkwürdige Marmorwerke des königl. Museums zu Berlin" (Berl. 1857).

Panope (Panopeä, Panopeus), Stadt am Cephissus in Phocis, dicht an der böotischen Grenze, 20 Stadien westlich von Chäronea; hier erlegte Apollo auf seiner Reise von Athen nach Delphi den gewaltthätigen Tityas, auch bildete Prometheus hier aus Thon den ersten Menschen. P. ward von Xerxes verbrannt, im heiligen Kriege von Philippus hart mitgenommen und von Sulla's Truppen feindlich behandelt, daher es schon zur Zeit des Pausanias nicht mehr bewohnt war. An der Stelle der Ruinen von P. steht jetzt das Dorf St. Blasius.

Panophobie (v. Gr.), große Furcht, heftiger Schreck ohne besonderen äußeren Grund; vgl. Panischer Schrecken.

Panorama (griech.), die bildliche Darstellung aller Gegenstände, welche man von einem gewissen Punkte aus übersehen kann. Ist der Gesichtspunkt beweglich, wie z. B. bei der Fahrt auf einem Schiffe, so stellen die Gegenstände sich als ein Längenbild dar; solcher Art sind die Panoramen des Rheins, der Donau &c. Wird dagegen der Gesichtspunkt als unbeweglich angenommen, so erhalten wir ein Rundgemälde, d. h. das Bild einer Gegend, wie sich dieselbe von der Höhe eines Berges, der Spitze eines Thurmes &c. darstellt. Gewöhnlich und im engeren Sinne versteht man unter P. nur ein solches Rundbild. Die Gegenstände erscheinen bei guter Ausführung, namentlich wenn sie genau nach den Regeln der Perspektive gezeichnet sind, bei richtiger Beleuchtung und Aufstellung nicht als ein Abbild, sondern gewissermaßen als die Natur selbst. Als Aufstellungsort dient entweder ein eigenes Gebäude, oder eine hölzerne Bude mit einem flachen, kegelförmigen Dache, an dessen Spitze in koncentrischen Kreisen Fenster herumlaufen, welche meistens aus mit Oel getränktem, feinem Zeuch bestehen und deshalb nur ein gedämpftes Licht auf das Rundgemälde fallen lassen. Die Bilder stehen in bestimmten Räumen rings an der Wand herum in vertikaler Stellung. In der Mitte der Rotunda befindet sich eine Gallerie, der Platz für den Beschauer. Die Brüstung derselben verdeckt den Fußboden und das untere Ende des Gemäl-

des, während nach oben ein angebrachter Himmel die Aussicht auf die Fenster und das obere Ende des Gemäldes verwehrt, so daß der Beschauer nur das Bild vor sich hat und durch fremdartige Eindrücke die Illusion nicht gestört wird. Erfinder des P.'s war Professor **Breisig** in Danzig; das erste in größerem Maßstabe stellte aber **Robert Barker** 1793 in Edinburg auf. Robert Fulton, ein Amerikaner, verpflanzte das P. nach Frankreich, wo es durch seinen Landsmann James u. durch die Franzosen Fontaine, Prevot u. Bourgeois wesentliche Verbesserungen erhielt. Von dort verbreitete es sich bald über ganz Deutschland. So stellten Tielker u. Kaaz 1800 ein Rundgemälde von Rom in Berlin auf, welchem in demselben Jahre ein P. von London folgte. Später wurden die Panoramen so allgemein, daß sie allenthalben auf Messen in besonderen Breterbuden zur Schau ausgestellt werden. Das Zeichnen eines P.'s geschieht entweder aus freier Hand und erfordert dann große Geschicklichkeit und eine höchst genaue Kenntniß der Perspektive, oder mittelst eines mechanischen Apparats. Unter diesen Apparaten sind namentlich der **Panoramagraph** von **Gavard** in Paris und der **Scenograph** vom Mechanikus **Hofmann** in Leipzig, beide durch Zweckmäßigkeit sich auszeichnend, anzuführen. Die Erfindung des P.'s zog die einer Menge anderer Oramen nach sich. Dahin gehören außer dem Diorama (s. d.) und Neorama (s. d.): das **Myriorama** von Boés in Paris, verbessert von Clark in London, worin landschaftliche Darstellungen zu immer neuen Bildern zusammengesetzt werden können; das **Kosmorama**, 1808 in Paris aufgestellt, eine Zusammenstellung von Bildern einzelner Gegenden, welche, unter künstlicher Beleuchtung und durch vergrößernde Glastafeln angesehen, in natürlicher Größe erscheinen; das **Georama**, wobei man im Innern einer hohlen, 40 Fuß im Durchmesser haltenden Kugel steht, an deren Umfang die Globuskarte dargestellt ist; das **Pleorama**, von Langhans oder von Kopisch in Breslau 1831 erfunden u. Strandgegenden so darstellend, wie sie dem Vorüberschiffenden erscheinen, indem sich der Beschauer in einer Barke befindet und das durch optische Täuschung möglichst naturgetreu erscheinende Bild an ihm vorübergeführt wird; das **Cyklorama**, gewöhnlich große Flüsse mit ihrem näheren oder entfernteren Ufer von der Quelle bis zum Ausflusse und unter gelegentlicher Abänderung der Beleuchtung zu verschiedenen Tageszeiten dem Auge vorführend. Im Jahr 1853 versuchte Kahleis mittelst eines ähnlichen Apparats 3000 Jahre der Weltgeschichte darzustellen.

Panormita, **Antonio Beccadelli**, bekannter unter dem Namen P., berühmter italienischer Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, geboren 1394 aus einer adeligen Familie zu Palermo, machte zu Bologna juristische Studien und ward später Professor der schönen Wissenschaften zu Pavia. Im Jahr 1432 erhielt er zu Parma aus den Händen des Kaisers Sigismund den poetischen Lorbeer und begleitete 1435 den Herzog Alfons von Aragonien nach Neapel. Von diesem Fürsten durch Wohlthaten gefesselt, leistete er ihm bedeutende Dienste, namentlich als Gesandter zu Genua, Venedig, bei Kaiser Friedrich III. und anderen Fürsten. Er † den 6. Jan. 1471 zu Neapel. Eine Sammlung obscöner Gedichte unter dem Titel: „**Hermaphroditus**“ (in der Sammlung „**Quinque illustriam poetarum lusus in Venerem**“ (Par. 1791, dann herausgegeben v. Forberg, Koburg 1824), ward in mehren Städten öffentlich verbrannt.

Panormus, das heutige Palermo.

Panse, **Karl**, deutscher Dichter und Historiker, den 2. Februar 1798 zu Naumburg geboren, widmete sich philosophischen Studien, ward 1817 Hauslehrer und Mitarbeiter bei Müllner in Weißenfels, später schwarzburg-sondershäusischer Legationsrath. Seit 1828 lebte er zu Weimar, wo er 1832 Redakteur der „Weimarischen Zeitung“ u. 1835 Professor der Geschichte und deutschen Literatur am Gymnasium wurde, welche letztere Stellung er jedoch 1841 wieder aufgab. Als dramatischer Dichter machte er sich bekannt durch seine Trauerspiele „Der Sylvesterabend“ (Naumb. 1823) und „Des Fischers Kind“, und durch seine Bearbeitung von Goldoni's „Diener zweier Herren“ (Leipz. 1827) und Holbergs „Politischem Kannegießer“ (das. 1826), sowie er sich durch seine „Bibliothek guter alter deutscher Lustspiele“ (das. 1826) den Dank der Freunde vaterländischer Literatur erwarb. Sehr werthvoll ist seine „Geschichte des preußischen Staates“ (Berl. 1829—32, 6 Thle.) u. ausgezeichnet seine mit großer Lebendigkeit geschriebene „Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger 1732“ (Lpz. 1828). Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch: „Der Eremit, Monatsschrift für Sittengeschichte“ (1826); „Launen meiner Muse“ (Lpz. 1827, 2 Thle.); „Frankreich und Europa“ (das. 1831); „Rhapsodie über die Entwickelung im sophokleischen Philoktet“ (das. 1839). Auch gab er heraus: „Prometheus, Zeitschrift für Kritik“ (1823).

Pansen (**Ingluvies**, **Rumen**, **Wanst**), bei den Säugethieren, die einen zusammengesetzten Magen haben, die erste und vorderste Abtheilung desselben, in welche unmittelbar die Speiseröhre mündet, findet sich bei sämmtlichen Wiederkäuern (s. d.), einigen Edentaten und Pachydermen und den ächten (fleischfressenden) Cetaceen.

Panseron, **August**, franz. Komponist, geb. 1795 in Paris, war Schüler des Konservatoriums, besuchte Italien, Deutschland u. Rußland, brachte in Wien ein Requiem und **De profundis** zur Aufführung und kehrte dann nach Paris zurück, wo er seine Oper „**La grille du Parc**“ zur Aufführung brachte. Mit größerem Erfolg aber richtete er seine Thätigkeit auf das Genre der Romanze. Unter seinen Romanzen haben einige sich durch das ganze Volk Bahn gebrochen, wie: „**Le petit blanc**“, „**La nouvelle Nina**“, „**La Ballade du cor**“ und „**Le songe de Tartini**“. Im J. 1836 wurde er als Gesanglehrer am Konservatorium angestellt.

Panslavismus, die Idee der politischen Vereinigung aller slavischen Stämme, s. **Slaven**.

Panstereorama (griech.), Abart des gewöhnlichen Panorama's, von welchem es sich nur dadurch unterscheidet, daß die Gegenstände, welche in demselben zur Beschauung geboten werden, in erhabener Arbeit dargestellt sind. Das erste P. wurde 1801 zu Paris aufgestellt; es stellte die Umgebung von Lyon dar, fand aber keinen großen Beifall.

Pantänus, christlicher Philosoph, Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandrien und Lehrer des Klemens Alexandrinus, lebte gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Seine Wirksamkeit in Alexandrien ward durch eine im Auftrage des dortigen Bischofs Demetrius unternommene Missionsreise nach Indien unterbrochen; er trat aber nach seiner Rückkehr sein Lehramt wieder an. Wahrscheinlich war P. ein geborener Jude. Er schloß sich in seinen philosophischen Ansichten mit besonderer Vorliebe dem Stoicismus an u. zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und begeisternden Vortrag, vorzüglich als Ausleger der heiligen Schrift, aus. Er schrieb viele Kommentare zu den alttestamentlichen Büchern, aus denen indessen nur einzelne Erklärungen in den Schriften der Kirchenväter auf uns gekommen sind.

Pantalaria, Insel und Fürstenthum, s. v. a. Pantellaria.

Pantaleo, St., eine der Aegadeninseln, westlich von Sicilien, zwischen diesem und der Insel Cerdinisi, unbewohnt.

Pantaleon, Märtyrer, unter Maximian, einer der 14 Nothheiligen (s. d.) oder Nothhelfer.

Pantaleon (Pantalon), von Hebenstreit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfundenes musikalisches Instrument, das anfangs großes Aufsehen machte, später aber wieder in Vergessenheit kam. Seinen Namen erhielt es, als sich Hebenstreit 1705 in Paris vor Ludwig XIV. hören ließ, der das Instrument nach dem Vornamen seines Erfinders P. benannte. Dasselbe ist als ein verbessertes und erweitertes Cimbal oder Hackebret anzusehen, mit dem es in der Einrichtung und Behandlungsart Aehnlichkeit hat. Außer dem Erfinder werden als vorzügliche Spieler desselben genannt seine Schüler Binder und Gumpenhuber; Nölli, Kammermusikus in Ludwigslust († 1789), war wahrscheinlich der letzte dieser Virtuosen.

Pantalon, ordinäre, mittelgroße Papiersorte, aus der Gegend von Angoulème, wird vorzüglich stark nach Holland ausgeführt und ist mit dem Wappen von Amsterdam versehen; dann Strumpfhosen, wo Strümpfe und Hosenbein eins sind, daher (Pantolone) Name der komischen Charakterrolle in der italienischen Pantomime, hergenommen von der in Strumpfhosen bestehenden Tracht; dann auch Bezeichnung der über die Stiefeln gehenden weiten Beinkleider, s. Hosen.

Pantar (Panter), Insel im asiatischen Sundaarchipel, zwischen Lamblem und Ambay, von ersterer durch die Altu=, von letzterer durch die Pantarstraße getrennt.

Pantellaria (Pantalaria, Pantaleria, Pantalarea, im Alterthum Cossyra), ital. Insel, zur sicilischen Intendantur Girgenti gehörig, im mittelländischen Meere, 13 Meilen von der Insel Sicilien und 9 Meilen von Afrika entfernt, ist $2^3/_4$ □Meilen groß und wird von einem aus Trachitlava bestehenden Bergring eingefaßt, in dessen innerem Raum sich ein 2000 Fuß hoher Vulkan mit erloschenem Krater erhebt. Die Insel hat schöne fruchtbare Thäler, Getreide, Baumwolle, Olivenöl, Wein, Rosinen, Feigen, Kapern 2c., Kohlenbrennerei aus Myrten= und Lentiscussträuchern und 7000 Einw., die Ackerbau u. Viehzucht treiben u. eine aus Arabischem u. Italienischem zusammengesetzte Sprache sprechen. Die feste Hauptstadt Oppidola hat neapolitanische Besatzung und ist gewöhnlicher Verbannungsort für Staatsverbrecher. Von einer römischen Kolonie bevölkert, kam P. später an die Karthager und im Mittelalter an die Saracenen, denen sie Roger, der Normanne, entriß. Jetzt bildet sie ein Fürstenthum, welches der Familie Reguesens gehört.

Pantenbrücke, merkwürdige steinerne Brücke im Hochgebirge des schweizerischen Kantons Glarus, $1^1/_2$ Stunden vom Dorfe Linththal im sogenannten Großthal, 1010 F. über diesem Dorfe und 3050 F. über der Oberfläche des Meeres, 20 Fuß lang und 3 Fuß breit. Unter derselben stürzt die Linth herab, über welcher die Brücke 196 Fuß erhaben ist. Die kahlen, furchtbar zerrissenen Felsen, welche durch die P. verbunden werden, bilden einen schauerlichen Anblick. Ueber dieselbe führt der Weg zu den Sennhütten der Sand= und Limmernalpe, von welcher sich beschwerliche und gefährliche Fußpfade nach Graubündten ziehen.

Pantes, Art kleiner weißglänzender Schneckenschalen, werden auf Schnüre gezogen und von verschiedenen Völkerstämmen Asiens und Afrika's als Scheidemünze gebraucht.

Pantheismus (v. Gr.), dem Wortsinn nach die Lehre, daß das All (die Welt) die Gottheit, oder daß Welt und Gott Eins und Dasselbe seyen und die Gottheit mithin in der Welt aufgehe. Hiermit soll aber nicht gesagt werden, daß die Welt in ihren einzelnen Erscheinungen und Evolutionen die Gottheit repräsentire, vielmehr wird Gott als die Substanz, das in allen Erscheinungen und Entwickelungsphasen der Welt sich Gleichbleibende und Ursprüngliche aufgefaßt. Der P. ist dem Theismus entgegengesetzt, welcher zwar auch die innigste Verbindung Gottes und der Welt lehrt und diese von jenem ganz durchdrungen seyn läßt, aber dabei zugleich eine reelle Verschiedenheit beider statuirt und namentlich Gott als die setzende Weltursache, die Welt selbst aber als das Gesetzte, jenen als das Absolute, dieses als das Bedingte betrachtet und auf diese Weise in der Welt zwar nichts ohne Gott seyn läßt, diesen aber zugleich auch als überweltlich, über die Welt gleichsam hinausreichend und sich in dieser Unterschiedenheit von der Welt als persönliches Wesen begreifend ansieht. Der P. hat im Laufe der Zeiten sehr viele Formen angenommen und nach der jeweiligen Gestaltung der religiösen und philosophischen Ansichten eine verschiedene Färbung erhalten. Als Ausdruck einer mehr dichtenden als reflektirenden Weltansicht liegt er den religiösen Philosophemen des Orients, namentlich der Inder, zum Grunde, wo er als Lehre von der Emanation und Zergliederung des Göttlichen sich mit einem reichen Polytheismus in Verbindung gesetzt und als religiöse Lebensansicht den brahmanischen Mysticismus, jenes Streben nach reeller Einheit mit der Gottheit, zur Folge gehabt hat. In spekulativer Form tritt der P. zuerst in der Philosophie der Griechen auf. Schon die ältesten Schulen, die jonische und eleatische, huldigen dem P., jene einem mehr materialistischen, diese einem auf der abstrakten Idee des Seyns be-

ruhenden. Nächst diesen sind die **Stoiker**, der Schüler des Aristoteles, **Straton von Lampsacus**, vor allen Andern aber die **Neuplatoniker**, welche die Emanation der bunten Mannichfaltigkeit der Erscheinungswelt aus einem Absoluten bald, wie **Plotin** und **Proclus**, in der Form spekulativer Entwickelungen, bald, wie **Jamblichus**, vermischt mit den abenteuerlichen Ausgeburten einer phantastischen Dämonenlehre darstellten, als Repräsentanten des hellenischen P. zu betrachten. Allen auf pantheistischer Grundlage beruhenden Philosophemen trat das Christenthum mit seinem Monotheismus, mit der Grundbestimmung Gottes als eines persönlichen, von der Welt seinem Seyn nach verschiedenen Wesens entgegen, und die Anstrengungen der Gnostiker, den Monotheismus des Christenthums mit den pantheistischen Vorstellungen des Orients zu verschmelzen, war vergeblich. Der Monotheismus blieb so sehr herrschende Religions- und philosophische Ansicht, daß der mystische P. eines **Scotus Erigena** (im 9. Jahrh.) beinahe als vereinzelte Erscheinung im ganzen Mittelalter dasteht. Erst seit dem wiedererwachten Studium der alten Philosophie u. der ernstern Beschäftigung mit der Natur erhob der P. im 16. Jahrh. von Neuem sein Haupt und erlangte, nachdem die begeisterte Naturvergötterung eines **Giordano Bruno** und die mystische Theosophie **Jakob Böhme's** verschiedene niedere Formen desselben entfaltet hatten, in **Spinoza** seine höchste Ausbildung, zu welcher sich alle spätern pantheistischen Theorien von **Fichte**, **Schelling**, **Hegel u. A.** nur als besondere Modifikationen verhalten. Als die verschiedenen Hauptformen, unter denen sich die pantheistischen Theoreme und Spekulationen dargestellt haben, sind vornehmlich folgende zu unterscheiden. Der **materialistische** oder **jonische P.** (**Hylozoismus**) sieht die Materie (Hyle) als die unendliche Wesenheit der Gottheit an und wird vornehmlich von den jonischen Philosophen, Anaximander, Pherecides u. A., repräsentirt. Der **stoische** oder **psychologische P.** faßt die Welt als beseeltes Wesen auf, dessen Leib die Materie, dessen Seele oder bildende Kraft die Gottheit sey. Der **spinozistische** oder **ontologische P.** nimmt Gott als die Weltsubstanz, der zwei Eigenschaften zukommen, die Ausdehnung und das Denken, jene alles räumliche, diese alles geistige und successive Seyn bedingend. Bei Spinoza, dem Vater des gesammten neuern P., sind Gott und absolute Substanz identische Begriffe. Die nähere Bestimmung des Wesens der Substanz sind die Attribute derselben, Denken und Ausdehnung, und zwar ist unter Attribut Dasjenige zu verstehen, was der Verstand an der Substanz wahrnimmt, als ihr Wesen ausdrückend. Jedes einzelne Ding ist von einem andern bestimmt, existirt nur in Beziehung auf ein anderes, und diese Beziehung alles Einzelnen, welche nicht selbst wieder ein Bestimmtes ist, ist die einfache Einheit der Substanz und ihre Allgegenwart. Das Gänze des Existirenden ist also nur Eine Nothwendigkeit; das Daseyende selbst aber in seinen mannichfachen Unterschieden ist nur für das endliche und vorstellende Denken, für die Meinung ein Wirkliches, während es an sich und dem Wesen nach gar keinen Unterschied und gar keine Bestimmtheit gibt. In Bezug auf die Nothwendigkeit ist alles Einzelne nur verschwindendes Moment, und sie selbst ist nichts weiter, als das Seyn überhaupt; das Seyn hat keinen Unterschied, weder in sich, noch äußerlich, sondern dem Seyn nach ist Alles identisch, u. diese einfache Identität, welche sich einem äußerlichen Verstande als vielgestaltet darstellt, ist die Gottheit. Spinoza identificirt demnach nicht schlechthin Gott und die Welt, denn was man gewöhnlich Welt nennt, existirt nach Spinoza gar nicht, sondern ist eine bloß falsche Vorstellung; die Welt aber aufgefaßt, wie sie an sich ist, nämlich als verschwindendes Moment, ist ein wesentliches Moment des Absoluten, der Gottheit. Daher ist denn allerdings kein substantieller Unterschied zwischen Gott und der Welt, die Gottheit ist die Substanz der Welt, sie hat als solche weder Willen noch Selbstbewußtseyn, und ihre Freiheit besteht nur darin, daß sie nichts außer sich hat, wodurch sie bestimmt werden könnte; von einer Selbstbestimmung, Handlung rc. kann in Bezug auf das Absolute überhaupt nicht die Rede seyn, weil dies sogleich einen Unterschied und ein negatives Moment in die Substanz hineinbringen würde. Wie aber der Substanz gegenüber alles Andere nur ein Unwirkliches und nur scheinbar Selbstständiges ist, so tritt denn auch das selbstbewußte Individuum aus der Nothwendigkeit des Seyns nicht heraus, sondern ist ebenso, wie das natürliche Ding, nur ein verschwindendes Moment. Es gibt daher keine Freiheit des Willens, sondern diese ist nur Meinung; der Mensch ist, wie jedes andere Ding, Glied in der endlosen Reihe der bedingenden Ursachen, und jede Bestimmung seines Geistes und Willens hat in einem Andern ihren Grund. Das allgemeine Seyn ist das Erste und Letzte und die Wahrheit von Allem; die beiden Erscheinungsweisen desselben sind Ausdehnung und Denken, von denen die erste zum Dinge, das Denken zum Bewußtseyn sich zuspitzt. Das einzelne Ding, wie das einzelne Subjekt, verschwindet aber wieder u. geht in das Seyn zurück, und in dieser Vernichtung hat das Subjekt sein Wesen erreicht. Diese Vernichtung ist nicht bloß eine künftige, nämlich der Tod als das Verschwinden des Bewußtseyns, sondern auch eine gegenwärtige, indem das Subjekt nur scheinbar sich selbst bestimmt und seine Subjektivität durch die Ausführung eines Zweckes bethätigt. Von der Festhaltung des Subjekts als etwas Selbstständigem und der Thatsache des Selbstbewußtseyns als des wahren Seyns geht der **fichte'sche** (**idealistische**) **P.** aus und bildet dadurch zu dem vorigen System einen Gegensatz. Bei Fichte ist das Subjekt nicht verschwindendes Moment der Substanz, sondern das Selbstbewußtseyn ist vielmehr Anfang, Mitte u. Ende alles Wissens und Handelns; damit ist alles Andere, das Nichtich, das Seyn überhaupt nur ein Moment des Ich, und es gibt für das Ich schlechterdings keine Realität, welche nicht erst durch das Ich selbst diese Wesenheit erhalten hätte. So geht bei Fichte in dem reinen Selbstbewußtseyn, wie bei Spinoza in der selbstlosen Substanz alles Andere auf, und wenn bei Spinoza immer wieder das formlose Seyn als die Wahrheit aller Unterschiede resultirt, so bleibt bei

Fichte das inhaltlose Sichselbstwissen als die Wahrheit von Allem zurück. Daher hat denn die fichte'sche Philosophie, so sehr sie auch den geraden Gegensatz gegen den Spinozismus zu bilden scheint, doch in Bezug auf den P. dasselbe Resultat, wie die Philosophie des Spinoza. Seinem innersten Wesen nach näher mit dem Spinozismus verwandt ist der P. Schellings (Identitätspantheismus). Schelling faßt das Absolute, die Gottheit, als Indifferenz aller Gegensätze auf und schließt somit ebenfalls jeden Unterschied und jede Negation aus dem Absoluten aus. Das Absolute hat immer nur die Form des Seyns; es ist trotz alles unterschiedenen Inhalts, welcher sich darin auflöst, immer nur die abstrakte Leblosigkeit; Subjektivität und Freiheit sind vom Absoluten prädicirt, nur Bilder der Vorstellung, welche in Bezug auf die Indifferenz ihre Bedeutung verlieren. Die schellingsche Indifferenz hebt nicht nur den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Geist, sondern auch zwischen Subjekt und Objekt auf. Nur quantitativ sind die einzelnen Dinge von einander unterschieden, ihr Wesen ist Eins und Dasselbe. Einen weitern Fortschritt in der Entwickelung des P. bezeichnet die Spekulation Hegels, welche man als panlogistischen P. bezeichnet hat. Nach Hegel ist Gott nicht bloße Substanz, noch die mattentfärbte Indifferenz oder todte Identität des Subjektiven u. Objektiven, sondern der lebendige Prozeß der Subjektivität, sich selbst das unendlich Andere und darin das Eine u. Selbst zu seyn, die absolute Fluktuation des ewig gesetzten und eben darin wieder aufgehobenen und versöhnten Gegensatzes. Er ist nie erschöpft in einer dieser Selbstgestaltungen, sondern greift über jede derselben unendlich über. So ist Gott hier das ewige Anschauen seiner selbst im Andern, die unendliche Schöpfung als unendliche Subjekt = Objektivität. Demnach ist der hegelsche Gott zwar nicht die bloß allgemeine Substanz, zu deren Substanz oder Gottseyn das Insichsetzen der Persönlichkeit nicht mitgehörte; aber eben so wenig ist er eine Person neben oder über andern Personen, sondern er ist die ewige Bewegung des sich stets zum Subjekt machenden Allgemeinen, das erst im Subjekte zur Objektivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt und somit das Subjekt in seinem abstrakten Fürsichseyn aufhebt. Das Grundmerkmal alles P. ist die Immanenz aller Dinge in Gott, die entweder, wie im P. im engern Sinne, als eine ewige, oder, wie in den Systemen der Emanation und Evolution, als eine ursprüngliche gedacht wird. Die Evolutionslehre des griechischen Hylozoismus von den Joniern bis zu den Stoikern und die Erneuerung desselben durch Bruno tragen durchweg den Stempel des Materialismus an sich; die orientalischen Systeme der Emanation dagegen sind vorzugsweise spiritualistisch. Der Spinozismus und die Identitätslehre der schellingschen Naturphilosophie sind realistische, der umgekehrte Spinozismus der Wissenschaftslehre Fichte's, sowie Hegels Lehre vom Absoluten sind idealistische Systeme des P.

Die Einwendungen, welche die Ethik gegen den P. macht, sind eben so alt als unwiderleglich. Aufgehoben zwar nicht, aber verwischt und entstellt wird der Unterschied des Guten und Bösen. Gut und Böse ist bei Spinoza weiter nichts, als was zur Selbsterhaltung nützlich oder schädlich ist, Tugend das Streben nach dieser Nützlichkeit. Also statt objektiver Bestimmungen sittlichen Werthes oder Unwerthes, ausgedrückt durch ein unwillkürliches Urtheil absoluten Beifalls oder Mißfallens, findet sich hier nur der Egoismus der Selbstliebe, eines Naturtriebes, der dem Thiere eben so gut zukommt wie dem Menschen. Hegel glaubte zwar einen wesentlichen und würdigen Unterschied zwischen Gutem und Bösem festgesetzt zu haben, wenn er jenes für das Wesen des Willens in seiner Wahrheit, das Böse aber für nichtigen Schein ohne wahrhafte Realität und Wirklichkeit, für das, was das Allgemeine zu einem Scheine, zu einem Besondern macht, erklärte; allein nicht genug, daß der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern dem des Guten gar nicht adäquat ist, da das Allgemeine so gut wie das Besondere einer ethischen Mißbilligung, als Gemeinheit, allgemeine Entartung, verderbter Zeitgeist &c. unterliegen kann und sehr oft wirklich unterliegt, nicht genug, daß die Macht, mit der das Böse sich geltend zu machen weiß, nichts weniger als das Gepräge der Nichtigkeit an sich trägt: so entwickelt sich aus dieser Lehre eine Reihe nicht bloß bedenklicher, sondern zum Theil sogar empörender Konsequenzen, die das System, aus dem sie abstammen, selbst widerlegen. Die Macht gibt das Recht bei Hegel wie bei Spinoza; gegen den absoluten Willen des weltbeherrschenden Volks, als des Trägers des allgemeinen Geistes, ist der Wille aller andern besondern Volksgeister rechtlos. Das Wirkliche ist das Vernünftige, denn das Unvernünftige, Böse hat nur ein Scheindaseyn. Es gibt auch kein vom Seyn und Geschehen unabhängiges Sollen; die Ethik geht in der Physik des Geistes unter. Der Untergang des moralischen Sollens in dem physischen Seyn und Geschehen ist allem P. ein nothwendiger Gedanke; denn ein absolutes Sollen, eine absolute Erkenntniß des Guten, wie sie die ächte Ethik in Anspruch nimmt, setzt eine individuelle Selbstständigkeit der zur Sittlichkeit bestimmten Geschöpfe voraus, die ihnen der Pantheist nie zugestehen kann. Natürlich kann dabei die Annahme von moralischer Freiheit, in welcher Gestalt sie auch gedacht werden mag, nicht bestehen, sie muß einem groben Determinismus weichen, da ja der menschliche Wille nach seinem tiefsten Grunde unbewußt das Werkzeug des absoluten Willens des Weltgeistes seyn soll und durch jeden Einzelnen nicht sein eigenes Wollen, sondern etwas Fremdes, was durch ihn wirkt, handelnd auftritt, also er selbst nicht der Wollende ist, er es nicht zu verantworten hat, er deshalb nicht zu loben und nicht zu tadeln ist, sondern die eigentliche Wirksamkeit außer ihm liegt und vielleicht aus den entferntesten Enden des Universums her in ihm zusammenfließt. Ebenso wenig wie den Forderungen der Ethik entspricht aber der P. dem praktischen Bedürfniß der Religion. Dieses nämlich koncentrirt sich zuletzt in dem Glauben an die Vorsehung, in dem Glauben, daß Alles, was in der sittlichen Welt geschieht, unter der Obhut eines nur das Gute wollenden, weisen, gütigen und mächtigen

Wesens steht und entweder nach seiner Bestimmung, oder unter seiner Zulassung geschieht. Das Geschehen in der pantheistischen Welt dagegen steht nicht unter der Obhut eines solchen moralisch persönlichen Willens, es steht unter der Regel der eisernen Nothwendigkeit und des absoluten Werdens, unter dem dunklen Gesetz eines Fatums, das nicht gerade blinde Vorherbestimmung seyn muß, sondern auch, wie schon das stoische, mit dem Bewußtseyn der Unabänderlichkeit seiner Regel verbunden seyn kann. Schon das Verhältniß Gottes zur Welt ist in den Systemen der Immanenz wie der Emanation durch bloße Nothwendigkeit bestimmt. In jenem muß das Endliche nothwendig von Ewigkeit zu Ewigkeit mit und bei dem Unendlichen seyn, in diesem mit Nothwendigkeit sich von ihm trennen. Für jenes gibt es überhaupt keine Schöpfung, für diese wenigstens keine freie Schöpfung. Gibt es aber keinen freien persönlichen Schöpfer der Welt, der dieser ihren sittlichen Zweck gesetzt hat, so kann der Weltgeist nur durch eine fatalistische Vorherbestimmung sich sittlich evolviren, so ist er die bloße Erscheinung eines blinden Naturinstinkts, der nur scheinbar sittlichen Gehalt hat, so ist er ein absolutes Werden, das nur die Färbung der Sittlichkeit an sich trägt und in dessen dunklem Strome das Menschengeschlecht fortgetrieben wird. Der Strom fließt aber ohne Anfang und Ende, er hat weder Bett, noch Ufer, weder Quelle, noch Mündung; er ist das Gegentheil von allem Grunde, die Ursachlosigkeit, das Geschehen als bloßes Faktum, eine Anschauung der Einbildungskraft, die sich allen weitern Untersuchungen entzieht. Vgl. Jäsche, Der P. nach seinen Hauptformen, seinem Ursprung und Fortgange, spekulativen und praktischen Werth und Gehalt, Berlin (Königsb.) 1827 ff., 2 Bde.

Pantheon (griech.), eigentlich ein der Verehrung aller Götter geweihter Tempel, dann aber auch Bezeichnung von Gebäuden, die dem Andenken berühmter Männer gewidmet sind. Die berühmtesten Pantheen sind das P. des Agrippa zu Rom, von diesem etwa 729 nach der Erbauung von Rom vollendet, eines der am besten erhaltenen, durch hohe künstlerische Vollendung ausgezeichnetsten Monumente des Alterthums (s. Rom); das P. des Hadrian zu Athen, auf 120 Marmorsäulen ruhend, in der Hadriansstadt, von Hadrian erbaut und zum Olympieion gehörig (s. Athen); das P. zu Paris, vor der Julirevolution die Basilika der heiligen Genovefa, mit den Grabmälern von Voltaire, Rousseau, Souflot, dem Baumeister desselben, und andern großen Männern (s. Paris).

Panther, Name verschiedener dem Katzengeschlechte angehörigen Raubthiere mit geflecktem Felle, des Jaguars (Felis onca *L.*, F. panthera *Schrb.*), des Parders oder afrikanischen Tigers (F. pardus *L.*, F. panthera *Pall.*, Pardalis bei den Römern), namentlich aber des Leopards (F. leopardus C.), auch des Ozelot od. der Pardelkatze (F. pardalis *L.*), selbst des amerikanischen Kuguars oder Puma, obwohl derselbe ungefleckt ist. Im Pelzhandel begreift man darunter alle von größeren Katzen herrührenden gefleckten Felle.

Panticapäum, alte, etwa Ol. 59, 4 gegründete Kolonie der Milesier im taurischen Chersones, an der Mündung der Palus Maeotis auf der europäischen Küste, dem asiatischen Phanagoria gegenüber, jetzt Kertsch in der Krimm. P. war Hauptstadt des bosporanischen Reichs, bedeutender Handelsplatz für alle vom Meere herkommenden Waaren, wie Fische, Sklaven, Häute, Wachs &c. Von Fremden wurde die Stadt häufig Bosporus genannt, welcher Name aber von den Einwohnern nur dem ganzen Staate gegeben wurde; vergl. Bosporanisches Reich.

Pantschur (Pantjur), ostindische Insel im Sundaarchipel, in der Malakkastraße, im Nordosten der Insel Sumatra, zum Reiche Siak gehörig, groß, gut bevölkert.

Pantoffel, Fußbekleidung für Männer und Frauen, eine Art Halbschuhe, hinten ohne Kappen und gewöhnlich mit kürzerem Oberleder als die Schuhe, mit schmalem Oberleder Babuschen, mit hohen Absätzen Klapppantoffeln genannt. Pantoffelregiment ist scherzweise s. v. a. Weiberherrschaft, Weiberkommando, daher unter dem P. stehen, von einem Manne, den die Frau beherrscht.

Pantoffelbaum, s. v. a. Korkeiche, Quercus Suber *L.*, s. Eiche.

Pantoffelblume, Pflanzengattung, s. v. a. Calceolaria *L.*

Pantoffelholz, bei den Gerbern Holz, an dessen Ende ein Stück Kork befestigt ist, zum Glätten des Leders. Die Operation wird das Pantoffeln genannt.

Pantograph (v. Griech.), s. Storchschnabel.

Pantokrator (griech.), Allbeherrscher, Bezeichnung absoluter Monarchen, die nicht die Autorität eines Senates oder einer Volksversammlung neben sich haben.

Pantometer (v. Griech.), Allmesser, zur Messung von Winkeln, Höhen und Längen bestimmtes Instrument, das aus drei in gewisse Maße abgetheilten Armen besteht, die sich auf zwei halben, gleichfalls abgetheilten Cirkeln bewegen lassen. Als Erfinder des P.s gilt Anastasius Kircher; verbessert wurde das Instrument von dem französischen Baumeister Bullet, ferner von Brander, der seinem P. den Namen Universalmeßtisch gab. In neuerer Zeit hat Benoit einen aus zwei Cylindern bestehenden P. angegeben. Alle diese Erfindungen sind jedoch bei den Feldmessern nicht in Aufnahme gekommen. Vgl. Meßtisch.

Pantomime (v. Griech.), Darstellung der Empfindungen, Vorstellungen und Handlungen durch Geberden und Bewegungen des Körpers, also durch bloß sichtbaren Ausdruck mit gänzlichem Ausschluß der Rede und des Gesanges. Der Inbegriff alles hierher Gehörigen, sowie die Kunst, dergleichen Darstellungen zu geben, heißt Pantomimik und bildet einen besondern Theil der Mimik, welche die ästhetischen Gesetze behandelt, nach welchen Geberden und Körperbewegungen entweder selbstständig als versinnlichender Ausdruck der Gefühle und Gedanken dienen, oder als Aktion Rede und Gesang begleiten. Pantomimische Darstellungen kommen fast bei allen Völkern vor, im Alterthume und bei den unkultivirteren Nationen der Neuzeit größtentheils

zur Verherrlichung religiöser und kriegerischer Feste und in der Regel in Verbindung mit Gesang und unter Begleitung verschiedenartiger Instrumente. Die pantomimischen Darstellungen der Griechen waren von dreifacher Art: entweder war dabei Nachahmung durch Geberden die Hauptsache, so daß sie sich von der Nachäffung einer einzelnen Person u. ihres Thuns bis zur dramaähnlichen Darstellung eines Ereignisses mit Betheiligung mehrer Personen erhoben; oder es waren zu gottesdienstlichen Festlichkeiten bestimmte Chöre, welche ebenfalls des mimischen Elements nicht ganz entbehrten, obschon in ihnen das Absingen der von Musik begleiteten Lieder und die rhythmischen Bewegungen die Hauptsache waren; oder es war dabei vornehmlich auf Darlegung von Kunstfertigkeiten abgesehen, wie bei den Waffentänzen. Als eine selbstständige, aus eigener Erfindung hervorgegangene Kunstdarstellung ist die P. der Römer anzusehen. Die Zeit der Erfindung derselben fällt in die Regierung des Kaisers Augustus; als Erfinder und zugleich größte Meister werden uns Pylades und Bathyllus genannt. Das Wesen derselben ist in zwei Merkmalen begründet, welche beide zum Theil im Namen angedeutet sind, nämlich darin, daß nur Eine Person, der Pantomimus, alle Rollen des Stückes, und daß sie dieselben nur durch Geberden darstellte. Das Erstere geschah nach einander in einer gewissen successiven Anordnung der Haupt- und Nebenrollen. Für jede einzelne Rolle wurden die Masken, auch wohl das Kostüm geändert, und es gehörte zu den Vorzügen eines gewandten Pantomimen viele Rollen unmittelbar hintereinander in einem Stücke vereinigt zu geben. Nicht ungewöhnlich war es, daß auch noch eine oder die andere Nebenperson auftrat, jedoch ohne selbst mitzuspielen, sondern nur, um dem Spiele des Pantomimen seine volle Deutung zu geben; erst später, seit dem Ende des 2. Jahrh., finden wir eine Mehrheit von Rollen in einer und derselben P. auch an mehre Personen vertheilt. Was die Darstellung selbst betrifft, so waren die meisten Gesten natürliche, durch sich selbst verständliche, doch gab es auch für Begriffe, welche der sinnlichen Darstellung zu sehr entrückt waren, Zeichen, die größtentheils durch Bewegung der Finger dargestellt wurden. Jedenfalls aber blieben die ersteren die Hauptmittel der Darstellung, so daß es beinahe unglaublich erscheint, was uns die Alten über die Deutlichkeit und Anschaulichkeit der Pantomimensprache berichten. Liebe und Geschlechtslust waren das Grundthema, auf welches alle pantomimischen Darstellungen sich bezogen; die Stoffe dazu wurden stets der Mythologie entnommen, mochte nun eine einzelne Situation oder die Verflechtung mehrer der Gegenstand der P. seyn. Als dergleichen werden genannt: die Liebesgeschichte der Phädra, Leda, Europa, Danaë, des Ganymed, Adonis, Atis, des Mars und der Venus, des Hercules, Oedipus, die Fabeln von Daphne und Niobe, von Pentheus, Agave, den Bacchantinnen u. A. Für jede P. wurde eigener Text (canticum), häufig selbst auch P. genannt, meist in griechischer Sprache komponirt. Dieser stellte mit Ausschluß aller Diverbien und Chöre in einer Reihe von Monologen die Situationen der verschiedenen Hauptpersonen dar und ward von einem ganzen Chor als Begleitung zum Spiele des Pantomimen auf der Bühne abgesungen. Dieser Gesang, zu welchem einer in der Mitte (magister chori) mit einer eisernen Sohle (scabillum) den Takt trat, war auch von musikalischen Instrumenten, hauptsächlich der Flöte, daneben von Laute, Harfe, Rohrpfeife, Cymbel begleitet. Der Pantomimus führte sein Spiel auf dem Pulpitum aus, hinter ihm nach der Hinterwand der Scene war der Chor aufgestellt. Die Bühne selbst hatte alle zu einem Drama nöthigen Einrichtungen und Dekorationen. Ein Herold verkündete zuerst das Auftreten des Pantomimen und den Inhalt des Stückes, darauf erschien der Pantomime meist in einem prächtigen Kostüm und hielt zunächst eine kurze Anrede an das Publikum, in der er um Aufmerksamkeit und Nachsicht bat. Anfangs traten nur Männer, auch in den Weiberrollen, erst mit dem 4. Jahrhundert auch Frauen öffentlich auf, wie z. B. unter Justinian die nachmalige Kaiserin Theodora und ihre Freundin Chrysomallo, die, beide durch äußerste Schamlosigkeit berüchtigt, Hauptzierden der byzantinischen Pantomimenbühne waren. Seit dem ersten Aufkommen der P.n wurden dieselben mit wahrer Leidenschaftlichkeit von den Ost- und Weströmern aufgenommen, so daß bis tief in die Zeiten der Byzantiner herab alle übrigen theatralischen Vorstellungen gänzlich gegen sie zurücktraten oder die Pantomimik mehr oder weniger aufnehmen mußten. Man ging so weit, daß man nicht nur in Theatern, sondern in Privathäusern bei Gastmahlen und ähnlichen Veranlassungen pantomimische Vorstellungen geben ließ. Die Kaiser selbst begünstigten mit wenigen Ausnahmen die P. und gebrauchten dieselbe als Köder für das entnervte, sittenlose Volk, ja Nero scheute sich nicht, selbst als Pantomime aufzutreten u. auch die vornehmsten Männer und Frauen dazu zu nöthigen. Als ausgezeichnete Pantomimen sind außer den genannten Erfindern Pylades und Bathyllus, von denen der erstere selbst eine Pantomimenschule gründete und viele tüchtige Schüler bildete, noch Hylas, ein Schüler des Pylades, unter Augustus, Mnester unter Caligula und Paris unter Domitian zu nennen. Aus den römischen P.n entwickelten sich später die improvisirten pantomimischen Possenspiele der Italiener mit stehenden Masken, welche sich später auch in andere Länder verbreitet haben und noch jetzt in Italien, Frankreich, Deutschland &c. vorkommen. Eine künstlerische Entwickelung fand die P., abgesehen von einigen in dramatische Stücke verwebten durchweg pantomimischen Rollen, wie z. B. der Stummen von Portici, in der Neuzeit hauptsächlich in 2 Hauptrichtungen, im Ballet und in den lebenden Bildern. In Betreff des ersteren s. Ballet, hinsichtlich der letztern haben wir die in England entstandenen Imitations u. die von den Franzosen herrührenden Tableaux zu unterscheiden. Die erstern sind Nachahmungen sowohl einzelner Stellungen und Attitüden, entweder nach bekannten antiken Statuen oder berühmten Schauspielern in ihren Lieblingsrollen, als auch ganzer Reihen von Situatio-

nen u. selbst fortschreitenden Handlungen. Ausgezeichnet waren hierin die englische Schauspielerin Miß Wells, Lady Hamilton (s. d.) und die Händel=Schütz, die in ihren pantomimischen Darstellungen zuerst aus einzelnen Attitüden zu ganzen von ihr erfundenen Cyklen von Situationen fortschritt und diese im Charakter des ägyptischen und griechischen Styls der Skulptur und der italienischen, niederländischen und deutschen Malerschulen durchführte. Sie fand nur wenige Nachahmerinnen und Nachahmer, wie die Schauspielerinnen Elise Bürger u. Sophie Schröder und den unter dem Namen Patrik Peale bekannten Gustav Anton von Seckendorf. Die im engern Sinne sogenannten lebenden Bilder (Tableaux vivants), Darstellungen bekannter Gemälde durch Gruppirung kostümirter Personen, sind hauptsächlich durch Göthe's Wahlverwandtschaften, wo sie beschrieben sind, als Unterhaltungsmittel in Gesellschaften üblich geworden.

Pantomorphie (v. Griech.), die Allgestaltigkeit, Fähigkeit, alle Gestalten anzunehmen.

Pantschmaschine (Pantschmühle, Prätschmaschine), Maschine, mit welcher Gewebe, die gebleicht oder gefärbt werden sollen, von der Schlichte befreit und bereits gefärbte Zeuche von etwaigem Schmutze gereinigt werden. Sie ist eine Art Walkmühle, in welcher horizontal und parallel nebeneinander liegende Hölzer (Klopfhölzer, Prätscher) durch eine Daumenwelle gehoben werden, durch ihr Gewicht von selbst wieder niederfallen und bei ihrem Niedergehen auf das Zeuch drücken, welches unter ihnen auf einem Tische liegt, oft gewendet, hin= und hergezogen u. durch zufließendes Wasser fortwährend feucht erhalten wird.

Panuco, Fluß im mexikanischen Staate Veracruz (oder San Luis de Potosi), entspringt bei Luis Potosi, nimmt den Abfluß der Lagune Tampico auf und mündet in den Busen von Mexiko; bildete sonst die Grenze zwischen dem civilisirten und uncivilisirten amerikanischen Spanien.

Panumbangan, ostindische Insel, eine der Carimatainseln, durch eine 4 — 5 Klafter tiefe Meerenge von der Küste Borneo's getrennt, wird von einem ungefähr 1000 Fuß hohen länglichen Berg gebildet, auf welchem mehre kleine Flüsse entspringen, die nordöstlich u. nordwestlich fließen, hat ergiebigen Boden u. Fischerei, war früher bevölkert, wird jetzt aber nur von Zeit zu Zeit von Fischern besucht.

Panurgie (v. Griech.), Geschicklichkeit, Alles zu thun; auch arglistige Bosheit.

Panyasis, griechischer Epiker aus Halicarnassus, Sohn des Polyarch, der entweder Vater von Herodots Mutter, oder Bruder von Herodots Vater war, blühte um die Zeit der Perserkriege und ward um 454 v. Chr. von Lygdamis, Tyrannen von Halicarnassus, getödtet, ist Verfasser von zwei Gedichten, einer „Heraklea" in epischem Versmaße in 14 Büchern, des Hercules Thaten, u. einer „Jonika" in elegischem Versmaße, die Geschichte des Codrus, Neleus und der jonischen Niederlassungen besingend. Fragmente davon finden sich in den „Poetae graeci gnomici" von Winterton, Brunck, Boissonnade, in den „Poetae graeci minores" von Gaisford, u. besonders vollständig in Funke's „De Panyasidis Halicarnassensis vita ac poesi" (Bonn 1837).

Panzer, eine aus Metall oder andern dichten Stoffen bestehende Bekleidung zum Schutze gegen Verwundungen. Insgemein braucht man das Wort gleichbedeutend mit Harnisch, richtiger jedoch versteht man unter letzterem eine alle Theile des Körpers, unter P. dagegen (von panse, Wanst) nur eine den Ober= u. Unterleib deckende Rüstung. Schon in den ältesten Zeiten kommen die P. als Schutzwaffe vor. Die homerischen Helden trugen einen P. (thorax) von Erz, Silber oder Gold, der in 2 Stücken vom Halse über Brust und Rücken herab bis an die Scham reichte und an beiden Seiten durch Schnallen zusammengehalten wurde. Auch kommen leinene P. (linothorax) vor. In ähnlicher Weise waren die späteren Griechen gepanzert; doch traten an die Stelle der ehernen hauptsächlich eiserne, auch lederne und leinene, welche aus dünnen geflochtenen und 2= bis 3fach über einander gelegten Riemen oder Schnüren bestanden, häufig auch noch der größern Haltbarkeit wegen mit Wein u. Salz getränkt wurden. Alexander ließ seine Soldaten nur den Vorderleib, nicht den Rücken deckende P. tragen. In Stoff und Form wenig verschieden war der P. (lorica) der Römer, nur reichte er etwas tiefer herab. Meist trugen nur die Vornehmeren vollständige P., in der Regel begnügte man sich mit halben (semiloricae, pectoralia); leinene u. wollene P. trug man in älteren Zeiten nur auf der Jagd, unter den Kaisern aber auch häufig im Kriege. Aehnlich waren die P. der übrigen Völker des Alterthums. Durch vorzügliche Festigkeit und Gewichtigkeit der P. zeichnete sich die parthische, thessalische, spanische und gallische Reiterei aus. In Deutschland, Frankreich und den benachbarten Ländern kamen die P. erst mit der Gestaltung des Ritterwesens in allgemeinere Aufnahme. Größtentheils bestanden dieselben aus gliederweise zusammengefügtem geschlagenen Bleche, welchem man durch Politur, Vergoldung und Versilberung, oder kunstvolle Einlegung edler Metalle einen besondern Glanz verlieh. Außerdem hatte man aber auch Schuppen= und Ringpanzer. Erstere waren von Leder und schuppenartig mit Blech belegt, die letzteren bestanden aus lauter kleinen eisernen Ringen mit einem untergelegten Bruststück aus Eisen oder Stahl. Seit der Einführung der Feuergewehre sind die P. bei den stehenden Heeren größtentheils außer Gebrauch gekommen u. nur noch als Brust= und Rückenbedeckung für die Kürassiere behalten worden.

Panzer, 1) Georg Wolfgang, Doktor der Theologie, einer der ersten deutschen Bibliographen, geboren den 16. März 1729 zu Sulzbach, ward 1751 Prediger zu Etzelwang im Nürnbergischen, 1760 Diakonus an der Pfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, 1772 Senior des Kapitels, 1773 Schaffner u. Hauptpastor daselbst. Zugleich war er Aufseher der Stadtbibliothek u. seit 1789 Vorsteher des Blumenordens an der Pegnitz. Er † den 9. Juli 1804. Seine ansehnliche, vorzüglich an Bibelausgaben reiche Bibliothek wurde

vom Herzog Karl Eugen von Würtemberg gekauft. Unter seinen zahlreichen größern und kleinern Schriften sind die bibliographischen die wichtigsten, so: „Entwurf einer vollständigen Literaturgeschichte der deutschen Bibelübersetzung von 1517—1581" (Nürnberg 1783, mit neuem Titel und Zusätzen, 1791), „Annalen der ältern deutschen Literatur ꝛc." (das. 1788, Zusätze dazu, Leipz. 1802, Nürnb. 1805), veranlaßt durch des Franzosen Maittaire „Typographische Annalen", in welchen die ältesten deutschen Drucke so gut wie übergangen sind, „Annales typographici" (11 Bde., Nürnberg 1793—1803), sein Hauptwerk, die alten Drucke aller Länder u. Sprachen in alphabetischer Folge der Druckorte enthaltend, kurz u. genau, großentheils nach eigener Ansicht charakterisirt, mit Angabe der Bibliotheken, in denen sie verwahrt, u. der Werke, in denen sie beschrieben werden, u. A. Auch sammelte P. Porträte berühmter Personen und gab Verzeichnisse davon heraus. Dahin gehören: „Beiträge zur Geschichte der Kunst, oder Verzeichnisse der Bildnisse der nürnberger Künstler" (Nürnb. 1784), „Verzeichniß von nürnberger Porträten aus allen Ständen" (das. 1790; Fortsetzung dazu, das. 1801).

2) Georg Wolfgang Franz, ältester Sohn des Vorigen, geboren 1755 zu Etzelwang, † 1829 als Landgerichtsphysikus und praktischer Arzt zu Hersbruck bei Nürnberg, hat sich um Entomologie und in der Botanik besonders um die Systematik der Gräser verdient gemacht. Besonders geschätzt sind seine „Faunae insectorum Germaniae initia" (Nürnb. 1796—1830, 110 Hefte, mit Kupfern), fortgesetzt von Herrich-Schäffer.

3) Johann Friedrich Heinrich, Bruder des Vorigen, geboren 1764 zu Nürnberg, Pfarrer zu Eltersdorf und Tannelohe, † 1815, lieferte Beiträge zur Kirchen- u. Reformationsgeschichte, wie: „Georg Peßler, letzter Propst zu Nürnberg" (Erlangen 1802); „Wilibald Pirkheimer u. Charitas Pirkheimerin" (das. 1802) u. A.

Panzerhandschuh, Handschuh der Ritter, von starkem Leder, auf der obern Seite schuppenartig mit Metallblech belegt oder mit Draht überstrickt.

Panzerhemd (Cotte de maille, Jacques de maille), eine früher vorzugsweise von der Reiterei getragene Schutzkleidung, war entweder aus geglühtem Draht künstlich gestrickt, oder bestand aus lauter kleinen in einander greifenden Ringen. Diese gegen Hiebe, Stöße und Schüsse sichernde Kleidung war theils mit, theils ohne Aermel, reichte bis zur Hüfte, auch wohl bis zum Knie herab und wurde über einem mit Wolle oder Werg gesteppten Leinen- oder Lederrock, unter dem sich auch wohl noch ein Brustharnisch befand, getragen. Lange Zeit standen die Spanier in dem Rufe, die besten P.en zu liefern. Noch ist eine Art P.en bei mehren asiatischen Völkern in Gebrauch.

Panzerkette, aus Drahtringen bestehende Kette, welche bei den Pferden der Kavallerie auf dem Riemen zwischen beiden Ohren aufgenäht ist, damit das Zerhauen dieses Riemens, wodurch die ganze Zäumung aus einander fällt, gehindert werde. Man hat einfache und doppelte P.n; bei letztern greifen die Glieder doppelt in einander, so daß, wenn auch ein Ring reißt, doch die Kette nicht aus einander geht.

Panzerrock, s. v. a. Panzerhemd.

Panzerthier, s. Gürtelthiere.

Panzerwaaren, Iserlohner, Haken, Ketten, Pack- und Schnürnadeln, Fischangeln, Flintenräumer, Bienenkappen, Pfeifenräumer u. andere Stahl-, Messing- und Eisenarbeiten, welche in Iserlohn von einem besonderen Gewerke (der ehemals privilegirten Panzerzunft) als ein gangbarer Artikel in Masse angefertigt werden.

Paola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, nordwestlich von Cosenza, nahe am toskanischen Meere, hat ein Schloß, Oel- und Weinbau u. 7000 Einwohner, ist Geburtsort des heiligen Franz von Paula.

Paoletti, vom Stifter Franciscus de Paula hergeleiteter Name des Mönchsordens der Minimen.

Paoletti, Pietro, berühmter Maler, wurde um 1798 zu Venedig geboren, erlernte hier die Anfangsgründe der Kunst und setzte dann in Rom unter Camuccini's Leitung seine Studien fort. Schon seine früheren Bilder excellirten durch große Korrektheit der Zeichnung und durch blühendes harmonisches Kolorit. In St. Kasimir zu Rom ist am Gewölbe ein großes Freskobild von ihm gemalt, die Kommunion des heiligen Benedikt vorstellend, von wundervoller Wirkung in der Farbe und ausgezeichnet durch Anordnung und Schönheit der Form. Ein anderes Werk derselben Kuppel stellt die Vision des Heiligen dar. Im Jahr 1828 vollendete P. die Fresken im Chore der Kathedrale von Rieti, 22 Palmen hoch und 14 breit; er stellte darin die Geburt der heil. Jungfrau und drei andere Scenen aus dem Leben Maria's dar. An diese Gemälde reihen sich eine bedeutende Anzahl von Bildern in Oel, historische Darstellungen, mittelalterliche Geschichtsscenen und Genrebilder. Auch boten ihm die neuern italienischen Romantiker, wie Manzoni, Grossi u. And., den Stoff zur malerischen Darstellung. So malte er 1837 nach einem kürzlich erschienenen Roman Grossi's den Schiffbruch des Marco Visconti auf dem Comersee.

Paoli, Pascal, italienisch Pasquale de P., der edelste und unermüdlichste Kämpfer für Korsika's Unabhängigkeit, jüngster Sohn des korsischen Generals Giacinto P., der, von der genuesischen Regierung verfolgt, 1739 nach Neapel flüchtete und in der Verbannung starb, war 1726 im Dorfe La Stretto im Bezirke Rostino geboren. Als nach den Siegen der Franzosen die Besten des Volkes die Insel verließen, begleitete der Knabe seinen Vater nach Neapel, wo er die Kriegsschule besuchte u. in ein Kavallerieregiment eintrat. Im Jahre 1755 kehrte er nach Korsika zurück und ward hier durch eine Generalconsulta der Patrioten zum Generalkapitän der Insel ernannt. Seine ersten Kämpfe gegen die Genuesen waren nicht vom Glück begünstigt; er verlor mehre Scharmützel und erlitt bei San-Pelegrino großen Verlust. Auch regte sich unter den Korsen der Parteigeist. Marius Emanuel Matra, sich durch P.'s Bevorzugung verletzt fühlend, schlug sich zu den Feinden, aber ein Zusammentreffen mit P. endete mit Matra's Tode. Bald

darauf schlug P. die genuesische Besatzung aus ihrer Stellung bei Rogliano, erbaute Festungswerke zu Ronza und besonders zu Furiani. Eine kleine Seemacht, die er geschaffen, fügte dem Handel der Republik beträchtlichen Schaden zu. So in ihrem Lebenselemente bedroht, nahm die Republik ihre Zuflucht zu Unterhandlungen; aber man glaubte der stolzen Feindin nicht mehr, und ein Staatsrath, der am 24. Juni 1761 zu Casinca gehalten wurde, beschloß unter Anderm, daß man keinem Vergleichsvorschlag der Genuesen Gehör geben werde, wofern sie nicht die Freiheit und Unabhängigkeit der korsischen Regierung anerkennen und die wenigen Plätze, die sie noch im Reiche besäßen, räumen würden. Gleichzeitig erließ P. ein Manifest an alle Fürsten Europa's, in welchem er die gerechte Sache der Insel mit überzeugender Beredsamkeit darlegte. Auch seine Unternehmungen auf der Insel hatten einen glücklichen Fortgang. Er erfocht zwei Siege bei Furiani und vernichtete fast ohne Schwertschlag die Partei seines alten Widersachers Matra. Auch über einen neuen Gegner, Abbatucci, der sich auf dem Gebirge ein unumschränktes Ansehen erworben, trug er den Sieg davon. So hatte er sich bald durch Geschicklichkeit und Muth das ganze Innere der Insel unterworfen u. durfte nun daran denken, auch der Gesetzgeber seines Volkes zu werden. Er trat zunächst der mörderischen Sitte der Blutrache durch weise Gesetze entgegen, lenkte die glühende, leidenschaftliche Natur seines Volkes auf edlere Ziele hin und bewirkte durch seine Anordnungen, daß die Zahl der Bevölkerung in wenigen Jahren sich um 16,000 vermehrte. Er suchte den Ackerbau zu heben, gründete Schulen und dachte schon an die Errichtung einer Universität, welcher Plan aber erst später ausgeführt werden konnte. Neue französische Truppen, die im Nov. 1764 in Folge eines zwischen Frankreich u. Genua geschlossenen Vertrags unter dem Grafen von Marboeuf auf der Insel erschienen, verhielten sich anfangs ruhig in den noch den Genuesen gehörigen Landungsplätzen, und P. ließ sich um so mehr über ihre Absicht täuschen, als er durch die mit Choiseul gepflogenen Verhandlungen zu dem Glauben gekommen war, daß von Spanien der Insel die größte Gefahr drohe. Indeß beschloß er, auf alle Fälle auf seiner Hut zu seyn, und um den Kriegseifer seiner Landsleute zu erhalten, unternahm er einen Eroberungszug nach der Insel Capraja, der mit der Unterwerfung derselben endete. Dieser glückliche Feldzug ward entscheidend für das Geschick Korsika's. Die Genuesen, in dem Kampfe mit den tapfern Insulanern stets den Kürzern ziehend, entschlossen sich, das so gefährliche und fragliche Besitzthum an Frankreich abzutreten. Umsonst protestirte P. gegen einen solchen Vertrag, der ein Volk willkürlich in die Hand einer andern Regierung gab. Es blieb ihm nichts übrig, als sich entweder willig zu ergeben, oder den Kampf mit den Franzosen zu wagen. Er wählte das Letztere. Begünstigt durch die Unerfahrenheit des Marquis von Chauvelin, gegen den er zuerst zu kämpfen hatte, schlug er die Franzosen auf den einzelnen zerstreuten Punkten, wo sie aufgestellt waren. Ihr Lager von San-Nicolao ward nach 10stündigem Kampfe genommen; Borgo ward unter Chauvelins Augen erobert, die Garnison gefangen und die französische Armee geschlagen. Die Muthlosigkeit der Franzosen war so groß, daß 50 Korsen 8 Kompagnien Franzosen schlugen. Alles das änderte sich mit einem Male, als Chauvelin abberufen wurde. Der Graf von Vaux unterwarf in kaum 40 Tagen an der Spitze von 22,000 Franzosen fast die ganze Insel, und die mörderische Niederlage der Korsen in dem Treffen von Ponte Nuovo vernichtete P.'s Hoffnungen. Von französischem Golde bestochen, verließen ihn die einflußreichsten Führer, und so sah er sich gezwungen, sein Vaterland seinem Schicksale zu überlassen und mit seinem Bruder und seinem Neffen ein Asyl in England zu suchen. Als 1789 die flüchtigen Freiheitsfreunde durch Beschluß der Nationalversammlung auf Mirabeau's Antrag zurückgerufen wurden, eilte P. nach Paris und erhielt von Ludwig XVI., dem er durch Lafayette vorgestellt wurde, den Titel eines Generallieutenants und das Kommando von Bastia, und hier ward er von seinen Mitbürgern an die Spitze der Nationalgarde gestellt und zum Präsidenten der Verwaltung erhoben. P. seinerseits begleitete die Schritte der gesetzgebenden Versammlung mit großer Aufmerksamkeit. Nach und nach aber wurde sein Vertrauen zu der Regierung schwächer, bis die Schreckenszeit seinen Bruch mit Frankreich vollendete. Nach Ludwigs XVI. Hinrichtung zog er sich unmerklich von der demokratischen Partei der Insel zurück und versprach der Gegenpartei seine Unterstützung. Deshalb beim Konvent angezeigt, ward er beschuldigt, Korsika unabhängig machen zu wollen und das Unglück des unfähigen Viceadmirals Truguet herbeigeführt zu haben. Als man ihn nebst 20 anderen Generälen als Verräther bezeichnet hatte, zerriß er alle Bande, die ihn an Frankreich fesselten, u. pflanzte die Fahne der Empörung gegen die Republik auf. England war für die Insel gewonnen. Der junge Napoleon, der als Offizier der Nationalgarde ein fast beständiger Begleiter P.'s war und in der Führung namentlich des kleinen Krieges viel von ihm gelernt hatte, wendete sich in Folge dieses Bruchs von seinem Lehrer und Freund, um für Frankreich gegen sein Vaterland zu kämpfen. Unterdeß waren die Engländer unter Admiral Hood gelandet und hatten sich schnell in den Besitz fast der ganzen Insel gesetzt. Am 10. Juni 1794 ward unter P.'s Vorsitze zu Corte eine Versammlung gehalten, die Trennung von Frankreich einstimmig beschlossen, dem Könige von Großbritannien die Krone von Korsika förmlich übertragen und die alte Verfassung mit einigen Veränderungen wieder hergestellt. Ritter Elliot ward Vicekönig der Insel und Pozzo di Borgo Präsident des Parlaments, beides mit Uebergehung P.'s, der sich zwar dadurch bitter gekränkt fühlte, aber doch diese Empfindung dem Wohle seines Vaterlandes zum Opfer brachte u. seine Landsleute zur Treue gegen die neue Regierung ermahnte. Dies war um so mehr nöthig, als sich bald der Faktionsgeist mächtiger als je erhob. Der alte Adel der Insel, der sich durch die Verfassung in seinen Rechten gekränkt glaubte und überdies heimlichen Haß gegen P. nährte, knüpfte Verbindungen mit Frankreich an und empörte sich

endlich förmlich. Pozzo di Borgo, Präsident des Staatsraths, stürzte mit eigenen Händen die im Versammlungssaale aufgestellte Bildsäule P.'s um und schlug sie in Stücken. Da verließ der alte Patriot 1796 zum zweiten Male die Insel, reiste nach London u. trug dem Parlamente seine Klagen vor, mußte aber zu seinem Schmerze erfahren, daß seine Rolle für das Vaterland nun ausgespielt sey. Er † den 5. Febr. 1817 in einem Dorfe bei London. Seinem Vaterlande vermachte er ansehnliche Summen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Vgl. **Boswell**, Account of Corsica, Glasg. 1768, deutsch von Klausing, Lpz. 1768 u. ö.; **Arrighi**, Histoire de Pascal P., 2 Bde., Paris 1843; **Klose**, Leben Pascal P.'s, Braunschweig 1853.

Paoli, Betty, pseudonym für Barbara Gruner, Dichterin der Jetztzeit, lebt als Gesellschaftsdame der Fürstin von Schwarzenberg in Wien. Ihre Gedichte ernster Natur verrathen Tiefe der Empfindung und zartes Gefühl, und in ihnen tritt eine Subjektivität hervor, der man — wie z. B. bei Emanuel Geibels Werken — gern und mit Theilnahme folgt. Sie schrieb: „Gedichte" (2. Aufl., Pesth 1847), „Nach dem Gewitter" (neuere Gedichte, das. 1847), „Die Welt und mein Auge", Novellen (das. 1847).

Paolini, Pietro, italienischer Maler aus Lucca, machte in Rom unter A. Caroselli seine Studien, verdankte aber noch mehr seinem eigenen Fleiße. Besonders gerühmt ist seine Marter des heiligen Andreas in S. Michele zu Lucca u. das große Gemälde im Büchersaale S. Frediano, wo er den Papst Gregor darstellt, wie er den Pilgrimen ein Mahl bereitet, ein figurenreiches Prachtwerk, von mehren Dichtern als ein neues Weltwunder besungen. Außerdem malte P. Konversationsstücke, bürgerliche Scenen und Werke des höhern Genre's. Nicht immer gelang ihm das Zarte; seine weiblichen Charaktere fielen oft zu derb aus. Er † 1681 (nach And. 1682) in hohem Alter.

Paolo (P. de Loando), Stadt in Unterguinea, an der Küste Angola, an einer Bucht u. am Fluß Bengo, Hauptstadt von Angola und Residenz des portugiesischen Statthalters von Unterguinea, mit dem Fort Veracruz, hat 18—20,000 Einwohner.

Paolo (Paul, Pauliner), Silber- u. Rechnungsmünze des Großherzogthums Toskana und des Kirchenstaates; der P. ist 10 Bajocchi, oder $^2/_3$ Lire, 95 Paoli machen eine feine Mark. Das ursprüngliche Gepräge zeigte im Avers das päpstliche Wappen; viele Paoli tragen die Zahl 10 als Werthzeichen im Gepräge.

Paou, australische Insel, zum Fidschiarchipel gehörig, die größte desselben, mit einem Umfang von etwa 50 Lieues, ist gebirgig und mit Sandelholz bewaldet, stark bevölkert. Der westliche Theil der Insel heißt Takanova.

Papa, s. v. a. Vater, einer der ersten Kinderlaute beim Versuche einer Ausbildung des Sprachvermögens; in der griechischen Kirche (pappas) Bezeichnung für alle, namentlich für höhere Geistliche; in der lateinischen Kirche s. v. a. Papst.

Papa, 1) Marktflecken in der veszprimer Gespannschaft in Ungarn, in schöner Gegend, an der Tapolcza, dem Fürsten von Esterhazy gehörig, hat ein schönes Schloß mit Garten, 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, unter welchen die 1778 auf Kosten des Fürsten ganz aus Quadersteinen erbaute und im Innern mit rothem Marmor bekleidete Pfarrkirche sich auszeichnet, 2 Klöster, 2 Synagogen, ein reformirtes Kollegium, ein katholisches Gymnasium, eine lutherische Senioratsschule, ein Waisenhaus, Weinbau, Weberei, Tuchfabriken, Steingutfabriken und 14,000 Einwohner, worunter 2700 Juden. Hier fand am 12. Juni 1809 ein Avantgardengefecht zwischen den Franzosen und Oesterreichern Statt. — 2) (P.-Stronsay und P.-Westray), zwei britische Inseln in Schottland, zu den Orkneyinseln gehörig. Erstere liegt an der Westseite der Insel Stronsay, von welcher sie der Papasund trennt, hat 3 Meilen Umfang und ist fruchtbar. Letztere liegt an der Nordostseite der Insel Westray, ist 4 Meilen lang und 1 Meile breit und hat 280 Einwohner.

Papa, Simone, italienischer Maler, Schüler von Zingaro, wurde um 1430 in Neapel, wo er auch als Künstler wirkte, geboren, arbeitete mit großer Leichtigkeit und erinnert in der Zeichnung wie in Schönheit der Färbung an seinen Meister. In S. Maria la Nuova zu Neapel ist in der Stanza del Capitolo die Himmelfahrt der Maria von ihm gemalt, und sein Werk ist in derselben Kirche das Gemälde des heiligen Michael mit Hieronymus und anderen Heiligen. P. † 1490.

Papa-Adasi, eine der Demonesoiinseln, die größte der Gruppe, $3^1/_4$ □M. groß, liefert Getreide, Hülsenfrüchte, Wein, Vieh, hat 2 griechische Klöster, 5000 Einwohner und ist Sommeraufenthalt der Konstantinopolitaner.

Papabiles (lat.), diejenigen Kardinäle der römischen Kirche, welche bei einer Papstwahl die Aussicht haben, zur päpstlichen Würde erwählt zu werden. Da man dazu am liebsten solche nimmt, welche den Interessen keiner einzelnen weltlichen Macht hingegeben sind und eben deshalb auch nicht zu besorgen haben, von andern Mächten ausgeschlossen zu werden, so versteht man unter P. gemeinhin solche Kardinäle, die überall rein im päpstlichen Interesse und nicht in dem irgend einer der europäischen Mächte in politischen Dingen verfahren.

Papageien (Psittacinae, Pappelgeier, von pappeln, s. v. a. sprechen, u. Geier, wegen des krummen Schnabels), Familie der paarzehigen (Zygodactyli) Klettervögel (Scansores), begreift Vögel, welche sich rücksichtlich ihres Aeußern durch einen sehr gedrungenen Bau auszeichnen. Ihre Größe reicht nicht über 3 Fuß Länge hinaus, während sie bei manchen bis auf 6 Linien herabsinkt. Ihr Federkleid ist meist ein vollständiges, fehlt aber stets am Lauf. Im Allgemeinen ist dasselbe mehr hart als weich und mit wenigen Ausnahmen von den buntesten u. lebhaftesten, jedoch nicht metallisch-glänzenden Farben, unter denen namentlich die grüne vorherrscht, wiewohl auch die gelbe, rothe und blaue häufig und meist zugleich mit jener vorhanden sind. Die Entwickelung des Gefieders scheint einen sehr langsamen Fortgang zu nehmen, indem die ganz nackt ausgekrochenen Jungen sich erst innerhalb 25 Tagen mit graulichem Flaum, worunter erst am 30. Tage die Fe-

dern keimen, und erst nach zwei Monaten ganz mit Federn bedecken, die schon im 6. Monat ihre volle Färbung erhalten, während das Wachsthum des Vogels bis zum 15. Monat reicht. Nur bei den ostindischen Lori's werden die anfangs grünen Jungen erst nach mehrmaligem Mausern roth. Der Kopf der P. ist verhältnißmäßig groß, oft sehr groß, was namentlich an den Jungen sehr auffallend hervortritt, indem hier der Körper nur ein Anhängsel des Kopfs zu seyn scheint. Er hat die gewöhnliche, kreisförmige Gestalt mit einem kurzen, dicken, gewölbten, von der Wurzel an bis über den Unterschnabel hinaus hakenförmig gekrümmten Oberschnabel und einem viel kürzeren, bauchigen, aufwärts gekrümmten, an der Spitze abgestutzten Unterschnabel. Die Ränder desselben sind äußerlich nicht gezähnelt, aber die Innenseite der Spitze des Oberschnabels zeigt hinter einander stehende winkelige Vorsprünge, gegen welche der Unterschnabel wirkt. Die runden Nasenlöcher liegen in einer Wachshaut. Die Zunge ist meist weich und fleischig und scheint wirklich als Geschmacksorgan zu dienen. Bei einigen hat sie an der Spitze einen Borstenkranz, oder endigt vorn in eine kleine schwarze, etwas knorpelige, vorn ausgehöhlte Drüse und kann sehr lang ausgestreckt werden. Die mittelgroßen Augen stehen seitlich und sind von Wärzchen mit Wimperhaaren umgeben. Das obere Augenlid ist beweglicher als das untere. Die Nickhaut wird nicht gebraucht. Der Hals der P. ist durchgängig sehr kurz und dick befiedert, jedoch ohne Verlängerung der Federn, und er besitzt eine auffallende Drehbarkeit. Der gedrungene Rumpf hat weder auf den Schultern, noch an der Brust, noch am Bürzel verlängerte Federn. Der Schwanz ist theils kurz und gerade abgeschnitten oder abgerundet, theils lang und gestuft, oder auch nur lang durch die außerordentliche Verlängerung der beiden mittelsten Federn. Die Flügel sind von verschiedener Länge, immer aber ziemlich breit. An den Beinen sind die Unterschenkel besonders lang, die Tarsen dagegen immer kürzer als die Zehen. Die Füße sind Kletterfüße mit starken krummen Krallen u. dem Vermögen, die Zehe rückwärts zu schlagen. Die Lebensverrichtungen der P. zeigen manches Eigenthümliche. Sie sind unruhige, flinke und possirliche Vögel, deren Bewegung aber weniger eine fliegende, als eine kletternde ist. Der Flug einiger ist pfeilschnell, der der meisten langsamer, immer aber rauschend u. niemals anhaltend. Das Klettern bewerkstelligen die P. nicht, wie andere kletternde Vögel, mit Hülfe der Krallen oder eines steifen Kletterschwanzes, sondern es ist vielmehr ein Steigen, bei welchem sie theils von Ast zu Ast schreiten, theils und vorzugsweise mit dem Schnabel sich forthelfen, indem sie aufwärtssteigend mit dem Hakenschnabel einen oberen Ast erfassen und den Leib nachziehen, oder, um abwärts zu steigen, sich mit den Füßen an den Ast hängen, denselben mit dem Haken des Schnabels festhalten und nun den Leib herabsenken, um mit den Füßen den untern Ast zu ergreifen, eine Art des Kletterns, die bei keinem andern Vogel vorkommt und nur eine Analogie findet bei der Bewegung der Säugethiere mit Wickelschwänzen. Auf dem Boden bewegen sie sich schreitend, aber höchst ungeschickt, und viele gebrauchen den Lauf, manche sogar den Oberschnabel als Stütze. Nur die Gattung Erdpapagei (Pezoporus *Ill.*) macht eine Ausnahme, indem die hierher gehörigen P. vorzugsweise auf der Erde, und zwar schreitend, sich bewegen, wobei sie manchmal grade in die Höhe springen. Dieselben scheinen auch hinsichtlich der Nahrung die einzige Ausnahme zu machen, indem sie dieselbe von der Erde oder den Kräutern aufnehmen sollen, woraus hervorzugehen scheint, daß dieselbe aus Insekten &c. bestehe, während alle andern P. bloß pflanzliche Nahrung genießen, u. zwar nur Körner und Kerne, so daß sie, wenn sie auch Früchte zerfleischen, es nur thun, um zu den Kernen zu gelangen. Diese Kerne oder Körner nehmen sie einzeln, oder sie füllen damit zuerst (wie Affen und Nager ihre Backentaschen) den Unterschnabel und bringen sie dann mit Hülfe der Zunge einzeln an die Spitze des Unterschnabels, mit welcher sie auch die härtesten Kerne zu zernagen vermögen, indem sie dieselben, wie die Nagethiere, gleichsam bemeißeln. Größere Kerne, oder in der Gefangenschaft größere Stücke des Futters ergreifen sie mit dem Fuße und führen sie so zum Schnabel, um sie zu zerkleinern, was ihnen eine neue Aehnlichkeit mit Affen und Nagern verleiht. Während gezähmte P. häufig trinken und baden, will man Beides noch nie an den wildlebenden Vögeln beobachtet haben. Die Stimme der P. ist eine sehr laute, und ihr Geschrei, mit dem sie besonders am Morgen und am Abend die Lüfte erfüllen, gellend und unangenehm. Nur die Kakadu's sprechen ihre eigenen Namen mit angenehmem Klange aus. Aber vermöge des Baues ihres Kehlkopfs sind sie im Stande, nicht nur Thierstimmen, sondern auch die Sprache des Menschen nachzuahmen, neben ihrem schönen Gefieder und ihrer Possirlichkeit ein Hauptgrund für ihre frühzeitige Zähmung. Das Fortpflanzungsgeschäft verrichten die meisten in Monogamie, welche besonders die kleineren Species in so rührender Anhänglichkeit üben, daß sie lebenslänglich verbunden bleiben u. nicht leicht eins das Andere überlebt, so daß sie davon den Namen der Inséparables, Unzertrennlichen, Sympathievögelchen &c. erhalten haben. Nur eine einzige Art soll ein wirkliches Nest auf Bäume bauen; alle andern nisten in Baumlöchern und (seltener) Felsenhöhlen, Termitenbauen &c. und legen die Eier auf das Holzmehl, oder auf einige dürre Blätter. Die Eier sind bei allen P. weiß und unterscheiden sich nur durch die Größe. Sie überschreiten nie die Zahl vier. Die Brütezeit dauert 3—4 Wochen, im Vaterland der P. wohl weniger lang, und die Jungen werden bis zum dritten Monat von den Aeltern gemeinsam geätzt, indem diese ihnen nach Art der Tauben die im Kropfe erweichte Nahrung in den Rachen würgen. Während des Brütens und Aetzens vertheidigen die Aeltern ihre Jungen u. besonders das Männchen das Weibchen. Die Ausgeflogenen leben einzeln, oder paarweise, oder familienweise, oder auch in großen Gesellschaften. Unter den psychischen Eigenschaften sind besonders die gemüthlichen der gegenseitigen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit und der Treue gegen ihre Pfleger bekannt; doch bleiben auch einzelne Individuen immer zornmüthig und boshaft. Außerdem ist

am ausgezeichnetsten ihr Gedächtniß, das sie besonders beim Nachsprechen bewähren. Die geographische Verbreitung der P. entspricht jener der Palmen und der Affen und ist auf die Tropen beschränkt. Nach den Erdtheilen kommen auf Europa gar keine P., auf Asien 43, auf Australien 66, auf Afrika 10, auf Amerika 83 Species, die in diesen Erdtheilen wieder besonders gruppirt erscheinen, so daß die Ara's nur Amerika, die Kakadu's nur den Sundainseln und Australien, die Gattungen Rüsselpapagei (**Microglossa**) und Erdpapagei (**Pezoporus**) bloß Neuholland angehören und nur der Keilschwanz (**Conurus**), Zwergpapagei (**Psittacula**) und Papagei (**Psittacus**) in gleicher Weise die alte und die neue Welt bevölkern. Die P. sind insgesammt Landvögel und bewohnen vorzüglich die Wälder, ohne jedoch hoch in die Gebirge hinanzusteigen. Einige unter ihnen und namentlich die Gattung Kakadu (**Cacatus**) lieben feuchte, sumpfige Waldgegenden, und diese alle bewohnen in der Regel nur Bäume von mittlerer Höhe, während andere, wie besonders die Ara's, die höchsten Gipfel in ihren heimathlichen Urwäldern erfliegen, so daß sie dem Sammler selten schußgerecht werden. Die Geschichte der P. beginnt vorläufig erst in der historischen Zeit, da fossile Reste von P. noch nicht aufgefunden worden sind. Nach ihren Beziehungen zu den andern Organismen sind die P. von jeher Feinde des Pflanzenreichs gewesen, indem sie aus demselben die Nahrung nehmen und, weil sie dieselbe erst zernagen, nicht einmal, wie wohl andere Vögel, für weitere Verbreitung mancher Pflanzen durch den Samen sorgen. Dem Menschen schaden die geselligen Arten durch die Plünderung seiner Gärten und Felder, weshalb er sie verfolgt und nicht selten durch ihr Fleisch sich zu entschädigen sucht. Schon in uralter Zeit müssen P. gezähmt worden seyn. Gegenwärtig sind sie in Europa als ein von reichen Leuten gesuchter Luxusartikel, Gegenstand eines nicht unbeträchtlichen Handels, der seinen Sitz besonders in den Seestädten hat. Man hält sie wegen ihres schönen Gefieders, ihrer Possirlichkeit u. ihrer Fähigkeit, fremde Töne nachzuahmen, in Käfigen, am besten in großen metallenen Glockenbauern, da sie alles Holzwerk leicht und bald zernagen. Größtmögliche Reinlichkeit ist besonders zu empfehlen, da sie hierdurch vor den zahlreichen Krankheiten, denen sie mehr als andere Vögel ausgesetzt sind, geschützt werden. Der Käfig muß wenigstens alle 14 Tage gereinigt und frisch mit Sand ausgestreut werden. Nicht minder müssen die Füße des Vogels gereinigt werden, zu welchem Zwecke dieselben erst in Wasser getaucht werden müssen, damit der anklebende Unrath sich aufweiche und nicht beim Ablösen die Haut mit abreiße, woraus leicht Lahmheit &c. entsteht. Je nach den Arten werden die P. entweder einzeln, oder zu zweien im Käfig gehalten. Das Letztere ist nothwendig bei den kleineren P., die meist **Inséparables** sind und einzeln fast nicht erhalten werden können. Daher hängt man, wenn von einem Pärchen Eins stirbt, das Ueberlebende gern einem Spiegel gegenüber, um demselben wenigstens einen Schein von Gesellschaft zu bereiten. Am besten werden die P. mit in Milch eingeweichten Semmeln gefüttert, wozu hin und wieder Nußkerne &c. gegeben werden müssen. Fleisch ist ihnen schädlich, indem vom fortgesetzten Genuß desselben die Federn struppig werden und ausfallen. Nicht minder nachtheilig sind Zucker und andere Leckereien im Uebermaß gegeben. Die Abrichtung der P. zum Sprechen &c. geschieht bei den verschiedenen Arten mit mehr oder weniger Erfolg, indem manchen nur die Nachahmung weniger Wörter möglich ist, während andere lange Sätze sich einprägen, wie von einem Jako (**P. erythacus**) erzählt wird, daß er das ganze apostolische Glaubensbekenntniß hergesagt habe. Die Abrichtung besteht im bloßen Vorsprechen, und dabei ist nur zu sorgen, daß der Vogel nicht noch etwas Fremdes in sein Pensum hereinziehe. Die Nachahmung geschieht so vollständig, daß der Vogel sogar den eigenthümlichen Ton der Stimme seines Lehrers trifft, wie ebenfalls ein Jako, erst von einem heiseren Matrosen, dann von einem jungen Manne mit klangvoller Stimme unterrichtet, gewöhnlich allerdings mit ähnlich klangvollem Tone sprach, manchmal aber völlig in den heiseren Ton des Matrosen zurückfiel.

Die Gattung Ara (Aras) oder Maracanapapagei (**Ara** *Kuhl.*) zeichnet sich durch nackte Wangen, einen abgestuften Schwanz mit sehr langen Mittelfedern und eine dicke, zum Sprechen wenig taugliche Zunge aus und zählt 13 Arten, lauter prächtig befiederte, aber tückische und beißige Vögel, die im heißen Amerika einheimisch sind und häufig nach Europa gebracht werden. Der große rothe A. oder indianische Rabe (**A. Macao** *L.*), scharlachroth mit azurblauen, an den kleinen Deckfedern grün gefleckten Flügeln und etwas Blau am Schwanze, 3 Fuß lang mit dem Schwanze, findet sich auf den Antillen und in Brasilien, wo er paarweise an den Rändern der Urwälder besonders von Palmfrüchten, seiner Hauptnahrung, lebt und in hohlen Bäumen nistet. Jung gefangen wird er leicht zahm; man füttert ihn mit Weißbrod, Zuckerwerk und Früchten. Der kleine rothe Ara oder Aracanga (**A. aracanga** *L.*), ebenfalls scharlachroth, aber mit gelblichen Rücken- und Schulterdeckfedern und blauen Schwingen und Schwanzdeckfedern, 2½ Fuß lang, ist in Guyana gemein. Der blaue Ara (**A. ararauna** *L.*), an der Oberseite und am Steiß blau, an der Unterseite hochgelb, an Stirn und Scheitel grün, mißt 2½ Fuß und findet sich häufig in Brasilien. Der ächte Ararauna (**A. hyacinthinus** *Lath.*), dunkel-hyacinthblau, mit blauvioleten Schwung- und Schwanzfedern, hat dieselbe Heimath. Die Gattung Sittich oder Keilschwanz (**Conurus**) gleicht der vorigen, von der sie sich nur durch befiederte Wangen unterscheidet. Unter den zahlreichen, meist im tropischen Amerika einheimischen Arten sind hervorzuheben: Alexanders Papagei (**C. Alexandri** *Kuhl.*), grün, mit rosenrothem Halsbande und Schnabel, 20 Zoll lang, in Ostindien, kommt häufig in Menagerien vor und ist die erste Papageienart, welche nach Europa und zwar von Alexander dem Großen gebracht worden ist; der rothgefleckte Arasittich (**C. guyanensis** *L.*), grün mit zinnoberrothen Flecken, scharlachrothen

kleinen Deckfedern und gelblicher Unterseite des Schwanzes und der Flügel, 1 Fuß lang, in Südamerika, lebt gesellig und lernt leicht sprechen; der Louisianapapagei (C. ludovicianus *Wils.*), grün, mit rothem Wirbel und Flügelbug, gelbem Hals, Deckfedern, Hosen und Schwanzrändern, 1 Fuß lang, ist die einzige Papageienart Nordamerika's, wo er bis an den Michigansee (42° n. Br.) geht und selbst im Februar bei Schneegestöber gesehen wird; der geschwätzige Lori (C. garrulus *L.*), roth, mit dunkelgrünen Schwungfedern, grünen und gelbbunten Deckfedern und grün-roth-violetem Schwanz, 10 Zoll lang, auf den Molukken, lernt gut sprechen; der dreifarbige Lori (C. tricolor *L.*), mit rothem Hals, Bürzel und Schwanz, blauem Rücken und Bauch, grünen Flügeln mit gelber Binde und schwarzem Wirbel, 10 Zoll lang, auf den Philippinen, lernt ebenfalls leicht sprechen, ist aber zärtlich; der Damenpapagei (C. domicella *L.*), roth, mit grünen Flügeln mit blauem Bug, blauschwarzem Wirbel, einem gelben Halbmond auf der Brust u. blauen Hosen, 10 Zoll lang, in Ostindien, ist ebenfalls gelehrig, aber zärtlich. Die Gattung Zwergpapagei (Psittacula *Kuhl.*) zeichnet sich durch einen kurzen, abgerundeten, schmalen Schwanz aus und zählt 20 Arten, worunter besonders der Sperlingspapagei (P. passerina *L.*), nur 4 Zoll lang, grün, mit blauem Steiß u. blauen Deckfedern, in Südamerika, und der Lerchenpapagei oder guineische Sperling (P. pallaria *L.*), grün, mit rother Stirn u. Kehle, blauem Flügelrand und Unterrücken u. rothem und grünem Schwanz, 6 Z. lang, in Ostindien, bemerkenswerth sind, beide wegen ihrer Zärtlichkeit, mit welcher sie paarweise zusammen leben, die Unzertrennlichen (Inséparables) genannt. Die Gattung wahrer Papagei (Psittacus) gleicht der vorigen, unterscheidet sich aber von ihr durch den breiteren Schwanz und die befiederten und bepuderten Wangen. Sie begreift in 36 Arten die sogenannten Perroquets, kurzschwänzige P., unter denen der graue oder guineische Papagei (Jako, P. erithacus *L.*), aschgrau, mit scharlachrothem Schwanz, schwarzem Schnabel u. weißen Wangen, 1 Fuß lang, in Guinea, der gelehrigste und langlebigste aller P. ist, häufig nach Europa gebracht und hier von allen P. am theuersten bezahlt wird. Der Amazonenpapagei (Loro, P. amazonicus *L.*), grün, an Gesicht, Kehle, zuweilen auch am Flügelgelenk gelb, mit in der Mitte rothen, am Ende meist blauen Schwingen, 1 Fuß lang, in Südamerika am Amazonenstrom, spricht ebenfalls leicht und steht daher hoch im Preise. Er wird von den Eingeborenen öfters tapirirt, d. h. die grünen Federn werden ausgerupft und die nackte Haut mit Urucu (Bixa orellana) eingerieben, worauf gelbe Federn wachsen. In Guyana soll das Tapiriren mit Froschblut geschehen, worauf rosenrothe Federn wachsen; doch sind die Federn oft verdreht und die Vögel traurig. Der weißköpfige Amazonenpapagei (P. leucocephalus *L.*), grün mit braunen Federrändern, weißer Stirne, blauem, manchmal rothgeflecktem Scheitel, rothem Oberhals und Kehle und einem rothen Flecken auf den Flügeln, 1 Fuß lang, auf den Antillen, ist sehr gelehrig. Der gemeine Amazonenpapagei (P. aestivus *L.*), grün, mit dunkeln Federrändern, blauer Stirne, gelben Backen, an der Spitze blauen, in der Mitte gelbrothen Deckfedern und rothen Schwanzfedern, 1 Fuß lang, in den Küstenwäldern von Südamerika, kommt häufig nach Europa und zeichnet sich ebenfalls durch Gelehrigkeit aus. Der Falkenpapagei (P. accipitrinus *L.*), grün, mit bräunlichgelbem Vorderkopfe, hellerem, braungestreiftem Scheitel und Rücken, blauer Brust und purpurnem Unterleib mit bläulicher Binde, in Südamerika, kann die Kopffedern willkürlich aufrichten. Die Gattung Kakadu (Cacatus) wird durch den kurzen Schwanz und die aus langen, schmalen, in zwei Reihen stehenden Federn bestehende, willkürlich aufrichtbare Haube, den kleinen Schnabel u. das meist weiße Gefieder unterschieden. Die Kakadu's leben im entferntesten Indien u. in Neuholland u. sind die gelehrigsten unter allen Papageien. Am bekanntesten ist der gemeine Kakadu (C. cristatus *L.*), weiß, mit schwarzem Schnabel und breiter, abgestutzter Federhaube, an der Schwanzbasis und der Innenseite der Flügel schwefelgelb, in Ostindien, besonders auf den Molukken, wird häufig nach Europa gebracht und lernt leicht sprechen. Der philippinische Kakadu (C. Philippinarum *Gm.*) ist weiß mit schwefelgelbem Federbusch und rothen unteren Schwanzdeckfedern. Der molukkische K. (C. moluccensis *Gm.*) ist rosenfarb-weiß mit großem, rothem, herabhängendem Federschopf. Der schwefelgelbe K. (C. sulphureus *Gm.*) ist weiß, am Schwanzende und an der Unterseite der Flügel, oft auch an den Wangen schwefelgelb, auf den Molukken. Der Kappenkakadu (C. galeritus *Gm.*) ist weiß mit schwefelgelbem Federschopf, auf Neu-Südwales. Der schwarze Kakadu (C. magnificus *Shaw*) ist schwarz, mit großem gelben Federschopf, gelb gefleckten Flügeln, purpurroth gebänderten und gefleckten Schwanzfedern und starkem Schnabel, in Neuholland, ein prächtiger Vogel, der aber selten nach Europa gebracht wird. Der rosenrothe Kakadu (C. roseus *Vieill.*) ist ein schöner Vogel mit grauem Rücken u. Schwanz u. schön rosenrothem Kopf, Hals und Bauch, auf den Südseeinseln. Der Helmkakadu (C. galeatus *Temm.*) hat statt der Haube nur einige herabhängende Federn, die am Ende mit zerschlitzten Bärten versehen sind, und ist obenher schwarz, grüngrau mit schwarzgrauen Schwingen und eben so gefärbtem Schwanz und feuerrothem Kopf, auf Neuholland. Merkwürdig ist bei vielen Kakaduarten die Bestäubung des Gefieders mit grauem oder weißem Mehlstaube, welche oft so bedeutend ist, daß, wenn man mit der Hand darüber streicht, diese davon weiß wird. Die Gattung Rüsselpapagei (Microglossa) zeichnet sich durch nackte Wangen, einen unverhältnißmäßig großen Schnabel und eine cylindrische, weit vorstreckbare, vorn mit einer kleinen Hornspitze versehene Zunge aus. Der große Rüsselpapagei (M. Goliath *Kuhl.*), blauschwarz, mit schwarzem Schnabel und Füßen, 2 Fuß lang, lebt einsam auf Neuguinea. Der schwarze Rüsselpapagei (M. aterrima *L.*) ist ganz schwarz, 1 Fuß lang, ebenfalls auf Neuguinea. Die Gattung Erdpapagei (Pezoporus)

ist durch längere Läufe mit kurzen, fast geraden Krallen charakterisirt. Die hierher gehörigen Arten: der neuseeländische Erdpapagei (P. novae Zelandiae *Lath.*), grün, mit rother Stirn und rothem Hinterhaupt, 10½ Zoll lang, u. der schöne Erdpapagei (P. formosus *Vaill.*), gelbgrün, mit gelbgeflecktem Mantel und rother Stirn, auf Vandiemensland, unterscheiden sich in der Lebensart in sofern von den übrigen P., daß sie nach Nahrung suchend auf dem Boden umherlaufen.

Papageiinsel, Insel an der Westküste von Afrika, im Flusse Gaboon, hat 1¾ Meilen im Umfang, während der Strom hier 6 Meilen breit ist.

Papagos (Papajos, Papaji), nordamerikanischer Indianerstamm, im Norden von Mexiko, am Rio Colorado und am Busen von Kalifornien, sind bekleidet, sanft und freundlich und treiben Ackerbau.

Papaver, Pflanzengattung, s. Mohn.

Papebroek, Daniel, gelehrter Jesuit und Hauptarbeiter unter den Bollandisten (s. d.), geboren zu Antwerpen den 17. März 1628, studirte in Douai, trat im 18. Jahre in den Jesuitenorden und ward bald für das großartige, von Bolland begründete Unternehmen der „Acta Sanctorum" gewonnen. Im Jahre 1660 ward er mit Henschen zur Sammlung des Materials auf 2 Jahre nach Italien geschickt und stand nach Bollands Tode mit jenem der Bearbeitung und Redaktion vor. Mit dem Karmeliterorden gerieth er in einen sehr ergötzlichen Streit, weil er im Leben des heiligen Berthold (29. März) den Ursprung des Ordens in das 12. Jahrh. gesetzt hatte, während derselbe bereits vom Propheten Elias begründet seyn wollte. Aus Rache wiesen ihm die Karmeliter in den bis dahin erschienenen Bänden nicht weniger als 2000 verschiedene Ketzereien nach. In Rom nahm man davon keine weitere Notiz, sondern verurtheilte bloß die Chronologie der Päpste im „Propylaeum ad acta Sanctorum", welches dem Monat Mai als 8. Band beigegeben ist; die spanische Inquisition dagegen verdammte 1695 die erschienenen 14 Bände und wiederholte das Urtheil 1697, obschon P. 1696 eine gelehrte Vertheidigung seiner Arbeit in 3 Bänden hatte erscheinen lassen. Innocenz XII. legte nach dem bei dergleichen innern Streitigkeiten oft befolgten Verfahren beiden Theilen bei Strafe des Banns Stillschweigen auf, P. aber blieb im Vortheil, da er die Karmeliter wegen ihrer ungeheuren Prätensionen lächerlich gemacht hatte. Einzelne von P.s biographischen Arbeiten sind auch besonders gedruckt, wie „Acta vitae S. Ferdinandi regis Castellae et legionis" (Antwerpen 1684). Er † 1714.

Papels, afrikanischer Negerstamm in Senegambien, am St. Domingoflusse, sind wild, roh, Heiden, opfern Hunde und Ochsen (worin ihr Reichthum besteht), wohnen auf verschiedenen Inseln, darunter Bassi (mit 2 Häfen), Jatta (Dschatta), Hexeneiland &c. Unter ihnen wohnen in eigenen Bezirken die Mandiagos, welche häufig als Matrosen dienen und die Ochsen als Zug- u. Lastthiere benutzen, und die Biramer.

Papen (Pfaffen, Erdkegel), kleine, steil abgestochene Hügel oder Kegel, welche man beim Graben der Kanäle oder bei Abtragung von Höhen stellenweise stehen läßt, um die ausgestochene oder abgetragene Erde darnach abzuschätzen.

Papenburg (Papenborg), Marktflecken in der zur hannöverischen Landdrostei Osnabrück gehörigen Herrschaft des Freiherrn von Landsberg-Veelen, die größte und blühendste Moorkolonie und nächst Emden der wichtigste Seehandelsplatz im Königreich Hannover, an einem Moorkanale, welcher den Ort mit der eine Stunde entfernten Ems verbindet, an der Seite des papenburger Moores, das sich 2½ Meilen weit bis an die Leda und eben so weit nach Süden hinauf erstreckt, zwischen der ostfriesischen Stadt Leer und dem Huimling. Der nach holländischer Art gebaute und durch Reinlichkeit sich auszeichnende Ort liegt an beiden Seiten der Kanäle und dehnt sich in der Länge (von Westen nach Osten und Südosten) 2 Stunden, in der Breite aber ½ bis 1 Stunde weit aus, so daß der ganze Ort 6—7 Stunden im Umfange hat. Der 1½ Meilen lange papenburger Hauptkanal geht durch das droster Syhl, das zugleich der Hafen und der Stapelplatz von P. ist, in die Ems. Derselbe bildet mehre Arme und durchschneidet die Haupt- und Querstraßen des Ortes. Oestlich von P. zwischen dem sogenannten Berger- und großen Meere dehnt sich das große Moor aus, dessen Torfreichthum das Aufblühen von P. veranlaßte. Zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, sowie später zur Zeit des französischen Revolutionskrieges war die münster-papenburger Flagge sehr gesucht. Noch berühmter wurde P. zur Zeit der Kontinentalsperre, wo seine Flagge für neutral galt und, vom englischen Kabinet begünstigt, dem englischen Handelsinteresse diente, indem über die Ems durch papenburger Spediteure viele englische Waaren über Meppen &c. bis ins Innere Deutschlands verbreitet wurden. Als aber Napoleon auch diesen Strich Landes mit dem französischen Reiche vereinigte und das Kontinentalsystem schärfte, wurde der Wohlstand tief erschüttert, und P. schien 1813 zu einer Torfkolonie herabsinken zu wollen. Seitdem seine Schiffe jedoch die von England geschützte hannöverische Flagge führen, kehrte der Wohlstand größtentheils zurück. Jetzt hat P. 2 Kirchen, 3 Schulen, eine Navigationsschule, Seeassekuranzgesellschaft, 19 Schiffswerften, auf welchen jährlich gegen 60 Schiffe fertig werden, Tauschlägereien, Segeltuchfabriken, eine Holzschneidemühle, 2 Ankerschmieden, Muschelkalkbrennerei, lebhafte Schifffahrt, bedeutenden Handel mit (1844) 150 eigenen Seeschiffen, und 5000 Einwohner. P. kommt zuerst 1432 als eine Burg vor, welche dem Propst Hayo zu Leer gehörte, der Hovetlink (Häuptling) zu P. genannt wird. Später fiel die P. an die Brae von Campen und 1630 an den Drosten im Emslande, Freiherrn von Veelen, welcher den Bau des Kanals und der Emsschleuße begann und 1661 mit dem Versprechen großer Freiheiten fremde Kolonisten herbeirief. Im Jahre 1675 wurde die alte Burg niedergerissen und das Material derselben zum Kirchenbau verwendet. Im 18. Jahrhundert

kam die Herrschaft P. durch eine Erbtochter der von Veelen an die Freiherren von Landsberg.

Papenwasser, s. Oder.

Papenziner See, Landsee in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Rummelsburg, 1 Meile lang und $^1/_2$ Meile breit, mündet in die Wipper.

Paphlagonien, Landschaft in Kleinasien, an der Küste des Pontus Euxinus, vom Parthenius bis zum Halys sich erstreckend, jedoch mit wechselnden Grenzen. Die Ausdehnung an der Küste betrug in größter Länge 40, die Breite von Süden nach Norden 20 geographische Meilen. Der Olgassis (jetzt Elkas), ein hohes und steiles Gebirge, nahm seinen Anfang westlich vom Halys, schied in westlicher Richtung das sinopeische und pontische Gebiet, wendete sich dann nordwärts im Vorgebirge Carambis und endete mit mehren Verzweigungen in westlicher und südwestlicher Richtung. Flüsse waren: Parthenius (jetzt Bartin), Sesamus, Acheränus, Euarchus, Zalecus, Halys (jetzt Kisil-Irmak) und Amnias. P. hat neben hohen Bergen auch schöne, fruchtbare Ebenen, vorzüglich zeichnete sich das in der Nähe von Sinope liegende Gebiet Gadilonitis aus. Es lieferte zur Kaiserzeit den Römern mehrmals Getreide, außerdem bot es reiche Waldungen; Maulthier- und Schafzucht wurden betrieben, Jagd u. Fischfang gaben reiche Ausbeute. Auch an Bergwerken fehlte es nicht, besonders befand sich in der Nähe von Pompejopolis ein von Schachten u. Stollen ganz unterminirter Berg, welcher eine rothe metallartige Farbe, Sandaraka genannt, lieferte und in welchem man nur verbrecherische Sklaven als Arbeiter verwandte. Die Hauptmasse der Bevölkerung von P. war syrischer oder leukosyrischer Abstammung, für eingewandert dagegen dürften die Heneter, zu denen Palämenes, der Heerführer der Paphlagonier vor Troja, gehört, und die Kaukonen anzusehen seyn. Städte waren an der Küste von Westen nach Osten: Amastris, Cytorus, Callistratia, Carambis, Zephyrium, Cimolis, Armene, Sinope u. a.; im Innern: Gangra, Pompejopolis. Bei den Griechen standen in der älteren Zeit die Paphlagonier in schlimmem Rufe wegen ihres Aberglaubens und ihrer Simplicität; in Athen und später in Rom fand man häufig Paphlagonier als Sklaven, und dieser Name ward bald eine Bezeichnung für Gemeinheit und geistige Erbärmlichkeit. In den hellenischen Küstenstädten herrschte größere Kultur. In kriegerischer Beziehung war die paphlagonische Reiterei ausgezeichnet. Die Geschichte des Landes beginnt erst mit den Ansiedelungen der jonischen Milesier, welche die oben genannten Küstenstädte nach und nach gründeten. Nachdem es schon von Crösus unterworfen worden, kam es nach dessen Falle unter persische Oberhoheit. Unter letzterer ward es von Satrapen verwaltet, die nur in sehr lockerer Abhängigkeit vom König standen. Als Alexander seinen Heerzug gegen die Perser unternahm, war der König von Kappadocien, Ariarathes II., auch Herrscher von P. Bei der Länderthheilung nach Alexanders Tode ward das Reich des Ariarathes II. dem Eumenes zuerkannt, später aber von Ariarathes III. wieder in Besitz genommen; aber schon unter diesem scheint P. von Kappadocien getrennt worden u. zu Pontus gekommen zu seyn; nachher stand es unter eigenen Fürsten. Als solche und Bundesgenossen der Römer werden genannt: Morzes, um 224, und Palämenes I. Evergetes, um 131 v. Chr. Während dieser Zeit strebten die pontischen Könige stets nach dem Besitze P.s, fanden aber an den Fürsten Bithyniens ein Gegengewicht. Der kühne Mithridates VI. Eupator vereinigte endlich das ganze Küstenland P.s mit dem pontischen Reiche, und nur das Mittelland behielt noch seine eigenen Fürsten. Bald darauf aber theilte er das ganze P. mit Nicomedes von Bithynien, der aber bald aus seinem Reiche vertrieben wurde, wodurch ganz P. zum pontischen Reiche kam. Nach Beendigung des ersten mithridatischen Krieges durch Sulla ward es wieder davon abgetrennt; doch wird uns nicht erzählt, in welcher Weise seine Verhältnisse geordnet wurden. Im zweiten mithridatischen Kriege eroberte Mithridates P. wieder, u. ebenso im dritten, in welchem der pontische König endlich dem Pompejus unterlag. Letzterer ernannte Attalus zum Tetrarchen von P., doch nicht mit der ganzen früheren Gebietsausdehnung. Nach dessen Tode erhielt Castor das Land nebst Galatien, und diesem folgte als letzter König von P. sein Sohn Dejotarus Philadelphus, der zu Gangra residirte. Nach der Besiegung des Pompejus, welchem Dejotarus in der Schlacht bei Pharsalus beigestanden, erhielt P. keine eigenen Fürsten mehr, vielmehr verschwindet der Name ganz aus der Provinzeintheilung, in sofern P. anfänglich zu Bithynien und bei der neuen Anordnung unter den Kaisern im 1. Jahrhundert zu Galatien geschlagen wurde. Später indessen, unter Diocletian und Konstantin, wurden die alten ausgedehnten Provinzen wieder in kleinere zerlegt, und dadurch ward auch P. zur besondern Provinz erhoben, jedoch mit Ausnahme des östlichen Theils, der, mit dem ehemaligen Pontus vereinigt, den Namen Helenopontus erhielt, so daß die bedeutende Stadt Sinope seitdem nicht mehr zu P. gehörte. P. mit Gangra, als Metropolis, blieb eine Provinz des oströmischen Reichs bis zu dessen Untergang; schon früh fand hier das Christenthum Eingang. Bischöfe, Synoden, z. B. zu Gangra, und verschiedene kirchengeschichtliche Begebenheiten werden mehrfach erwähnt; auch in den Briefen des Apostels Paulus kommen die Paphlagonier vor.

Paphos, Sohn des Pygmalion, von diesem mit einer elfenbeinernen, von ihm selbst verfertigten und auf seine Bitte belebten Frauenstatue erzeugt.

Paphus, zwei Städte auf der Insel Cyprus: Altpaphus (Paläpaphos), an der Westküste der Insel am Flusse Barbarus, 10 Stadien vom Meere, mit einem Ankerplatz und einer Rhede, bereits im grauen Alterthume weit berühmt wegen des Heiligthums und Kults der paphischen Göttin Aphrodite, die hier ans Land gestiegen seyn soll, vom syrischen König Cyniras gegründet; Neupaphus, 60 Stadien von Altpaphus entfernt, nach Pausanias von Agapenor, Heer-

führer der Arkadier vor Troja, gegründet, mit einem Hafen und schauwürdigem Tempel. Von hier ging jährlich nach Altpaphus ein panegyrischer Prozessionszug von Männern und Frauen, die aus den benachbarten Städten zusammenströmten. Häufig ward P. von Erdbeben heimgesucht, unt. And. 14 v. Chr. unter Augustus, der die Einwohner zur Wiederaufbauung der Stadt reichlich unterstützte und ihnen gestattete, derselben den Namen Augusta zu geben. Die heutige Stadt Baffo liegt ½ Meile ostwärts von diesem Orte, welcher jetzt Altbaffa heißt und nur von wenigen Christen u. einer kleinen, in einem Kastell nahe am Hafen liegenden Besatzung bewohnt wird.

Papias, einer der frühesten Kirchenschriftsteller zu Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrhunderts, Bischof zu Hierapolis in Phrygien, soll ein Schüler des Apostels Johannes gewesen seyn, auch nach einigen Angaben den Märtyrertod erlitten haben. P. war ein Hauptvertreter des Chiliasmus (s. d.) und wird deshalb von Irenäus sehr gepriesen, während Eusebius sich offen über seine geistige Unbedeutsamkeit ausspricht. Er soll 163 unter Marc Aurel als Märtyrer in Pergamus gestorben seyn. Von seiner Schrift: „*Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*", worin er die mancherlei mündlichen Berichte über die verschiedenen Fakta der evangelischen Geschichte gesammelt hat, finden sich Fragmente bei Eusebius und Irenäus.

Papier (v. Griech. papyrus), bekanntes, aus verschiedenen vegetabilischen Stoffen bereitetes Schreib-, Druck- u. Packmaterial, wurde in seinen mannichfachen Vervollkommnungsperioden aus verschiedenen Stoffen verfertigt, wird aber jetzt vorzugsweise, namentlich in sofern es zum Schreiben u. Drucken verwendet werden soll, aus Lumpen, Hadern od. Strotzen bereitet. Unter diesen sind die leinenen die geeignetsten u. gesuchtesten, da sie das feinste, gleichmäßigste u. festeste P. liefern; wollene Lumpen werden nur zu Lösch- u. Packpapier benutzt, da das davon bereitete Fabrikat zu locker u. haltlos ist. Auch baumwollene Lumpen werden jetzt fast gar nicht mehr oder nur in geringem Zusatz zu den leinenen genommen, da das P. davon mürbe wird und sehr schnell gelbt. Seidene Lumpen können nur mit wollenen vermischt zu den schlechtesten Papiergattungen verwendet werden. Hanf und Flachs hat als Spinn- und Webematerial einen viel zu hohen Werth und kann deshalb nicht wohl als Papierstoff verwendet werden, abgesehen davon, daß die Hanf- und Flachsfaser in ihrem rohen Zustande viel zu hart ist, um sich mit Leichtigkeit zerkleinern zu lassen; wo aber der Kostenpunkt nicht in Anschlag kommt und auch die Weiße des Fabrikats weniger zu berücksichtigen ist, da kann schon damit ein sehr dauerhaftes, glattes P. hergestellt werden; so wurde das P. zu den neuen preußischen Kassenanweisungen aus reinen, rohen Hanffasern bereitet. Werg kann nur zu Packpapier gebraucht werden, da die in ihm befindliche Menge von Lein- oder Hanfstengelsplittern nur eine grobe, unreine Masse hergibt. Alte Stricke und Taue geben vermöge der natürlichen Stärke der Hanffaser ein festes, dem Rost nicht leicht unterworfenes, aber nicht feines P.; die Taue werden in zolllange Stücke geschnitten und dann, wenn weißes P. davon gemacht werden soll, gebleicht. Das braune Packpapier, in welches die englischen Stahlwaaren eingewickelt werden, wird größtentheils von alten Schiffstauen bereitet. Stroh wird in neuerer Zeit vielseitig zu P. verwendet, kann jedoch dem aus Leinenlumpen bereiteten nie gleich kommen, da die Fasern der Getreidestengel nach ihrer Verkleinerung zu kurz, dünn und glatt sind, weshalb die erforderliche innige Vereinigung der Masse nicht herbeigeführt werden kann; das P. wird spröde und die Bleiche ist schwer zu bewerkstelligen, doch sind in ganz jüngster Zeit wesentliche Verbesserungen bei der Bereitung dieser P.e vorgenommen. Die getrockneten grasartigen Pflanzen (Wiesenheu) geben, ähnlich wie das Stroh behandelt, ein festes und gutes Packpapier, welches aber selbst nach der Bereitung zu P. den eigenthümlichen Heugeruch und die unangenehm grünliche Farbe, die fast jeder Bleiche widersteht, beibehält. Rohrartige Pflanzen und Baumbast geben, wenn sie gehörig zerkleinert und dann mehre Stunden in eine Aetzlauge von Potasche und Kalk gelegt, sodann wie der Halbzeuch der Lumpen behandelt werden, ein schönes, festes und weißes P., welches sich für den Kupfer- und Steindruck vorzüglich eignet. Leder gibt ein sehr festes und zähes P., dessen röthliche oder gelbliche Farbe aber nicht gut zu beseitigen ist. Die Lederabfälle werden in kleine Stücke gehackt, eine Woche lang in Kalkmilch gelegt, dann mit Wasser ausgewaschen und hierauf wie die Lumpen behandelt; setzt man den aus Lumpen bereiteten Packpapieren etwas Ledermasse hinzu, so gewinnen dieselben ungemein an Festigkeit. Makulatur kann zur Fabrikation eines neuen, in der Regel aber minder guten Materials wieder verbraucht werden. Beschriebenes P. u. sonst von öligen Substanzen verschont gebliebene Makulatur wird wieder zu P. verarbeitet, dagegen können mit Buchdruckerschwärze oder andern öligen Farben bedruckte u. bemalte P.e nur zu Pappen oder Packpapier verwendet werden. Pflanzentheile verschiedener Art, z. B. Brennnesseln, Disteln, Seegras, Baumblätter, Kartoffelkraut, die Wolle der schwarzen Pappel, Kohlstrünke u. v. a. sind mehr oder weniger als Material zur Papierfabrikation, größtentheils aber nur versuchsweise, benutzt worden.

Das Gebäude und die darin befindliche, durch Wind-, Wasser- oder Dampfkraft betriebene, zur Anfertigung der P.e erforderliche mechanische Vorrichtung nennt man eine Papierfabrik oder Papiermühle. Die Verrichtungen bei der Fabrikation dieses Materials sind im Allgemeinen folgende: Die Beschaffung des Hauptstoffes, der Lumpen, geschieht durch die sogenannten Lumpen- oder Hadernsammler, welche dieselben entweder direkt an die Papierverfertiger oder an Lumpenhändler, die das Geschäft oft ins Große betreiben und deren es jetzt fast in allen Städten gibt, wo nicht etwa Monopole dagegen wirken, verkaufen. In manchen Gegenden besteht noch der Papiermühlenzwang, in Folge dessen die Eigner oder Pächter der Papiermühlen das alleinige Recht haben, in einem bestimmten Bezirke die Lumpen einsammeln zu lassen, und wofür sie, falls es nicht ein der Mühle anhaftendes Recht ist, der Behörde eine sogenannte Hadern- (Lum-

pen=) Steuer zahlen. Die erste wirkliche Vorbereitung zur Fabrikation des P.s ist das Geschäft des **Sortirens** der Lumpen nach den verschiedenen Stoffen u. Farben, wobei zugleich alle fremdartigen Gegenstände, als Knöpfe, Häkchen, Federn &c., aufs Sorgfältigste ausgeschieden werden müssen. Meist werden die Lumpen in weiße und schwarze (farbige), und jede dieser Sorten wird wieder in 5 Unterabtheilungen rangirt, die weißen in ganz feine, feine, mittelfeine, ordinäre und Nähte, Säume u. dgl.; die schwarzen (farbigen) in grobe, schlechte, grobe schwarze, feine schwarze Lumpen, Nähte und Säume. Jede dieser Hauptsorten wird wieder nach Beschaffenheit in verschiedene Klassen geschieden, je nachdem ein mehr oder minder reines Fabrikat erzielt werden soll. Das Sortiren wird von Kindern oder Frauenzimmern in für sich bestehenden Räumen (Haderboden, Hadersaal) besorgt, und es kann eine Person täglich bequem über 100 Pfund sortiren. Das **Reinigen** der Lumpen geschieht mittelst der **Ausstäubungsmaschine**, einem Drehling oder Trilling von ungefähr 8 Fuß Länge und 2 Fuß Breite, welcher mit einem Drahtgitter umzogen und um eine festliegende horizontale Welle mit einer Kurbel gedreht wird. Biegsame hölzerne Stäbe, an der Welle befestigt, spannen sich bei der Umdrehung an hervorstehenden Hölzern des Trillings und schnellen dann mit Gewalt in die Hadern; hierdurch werden Sandkörner und anderer kleiner Unrath von denselben gleichsam abgeklopft und fallen durch das Drahtgitter heraus. Das **Waschen** der Lumpen wird gleichfalls durch eine mechanische Vorrichtung bewerkstelligt. Diese Maschine muß eine solche Stellung erhalten, daß ungefähr das untere Drittel derselben beständig in reinem Wasser steht; die Trommel darf aber auch hier, wie beim Reinigen, nur dermaßen mit Hadern gefüllt seyn, daß letztere noch Raum genug haben, um darin gehörig herumgeschleudert zu werden. Bei einer anderen, jedenfalls wirksameren Methode geht diese Maschine in siedendem Wasser, oder das Waschen wird durch hineingetriebene Dämpfe bewirkt. Nach dem Waschen werden die Lumpen vorerst in Stücke von der Größe einer Hand zerschnitten, wobei noch etwaige Ueberreste von Nähten, Knoten u. dgl. vollends entfernt (ausgefäsert) werden, sodann kommen sie in die Haderlade (**Lumpenschneide**), die einer Häckerlingsbank gleicht. Diese Haderlade besteht aus einem länglich viereckigen Kasten, in welchem die Lumpen liegen; vor demselben befindet sich eine befestigte Klinge od. Schneide. Mittelst mechanischer oder Menschenkraft wird ein Querholz (Schlagbaum), an welchem wiederum eine Klinge befestigt ist, auf= und niedergezogen, so daß letztere Klinge an der ersteren dergestalt hinstreicht, daß die Wirkung eines Scheerenschnittes hervorgebracht wird. Gegen diese Schneiden werden die Lumpen durch eine gefurchte Walze getrieben, welche durch ein Sperrrad und eine Klaue, die mit dem Mühlwerk in Verbindung stehen, herumgedreht wird, aber auch durch ein Flügelrad ersetzt werden kann. Die feinen Lumpen müssen mehrmals durch die Haderlade gehen, um die zu den guten Papiersorten erforderliche Verkleinerung zu erhalten. Hierauf werden die Lumpen entweder einem faulenden Gährungsprozeß unterworfen, oder gebaucht und auch wohl jetzt schon mit einer Vorbleiche versehen, je nachdem das eine oder andere Verfahren eingeführt ist. Das **Maceriren (Faulen)**, welches in Frankreich, Deutschland und vielen andern Ländern noch gebräuchlich ist, wogegen in Holland und England statt desselben das Sieden und Dämpfen allgemein üblich ist, besteht in Folgendem: Man weicht die Lumpen in besonders dazu bestimmten hölzernen oder steinernen Gefäßen oder Trögen (Faulbütten, Anfeuchtungsgruben) in Wasser und läßt die feineren wohl eine Woche, die ordinären und groben dagegen 2—4 Wochen lang darin liegen, wodurch die Masse, je nach dem Stoffe, früher oder später in eine faulende Gährung übergeht; oft schon nach wenigen Tagen erhitzt sich die Masse auf 50°, stößt dabei einen widerlichen Geruch und Dampf aus, wird nach und nach von einer Art Schimmel und zuletzt von einer Menge kleiner Schwämme überzogen, wodurch der Zeuch immer mürber wird. Es ist aber große Vorsicht nöthig, damit dieser Gährungsprozeß rechtzeitig unterbrochen, auch das nöthige zeitweilige Umrühren desselben nicht verabsäumt werde. Der Hauptgrund, weshalb trotz dieser Nachtheile viele Fabriken diese Methode beibehalten, ist, daß die so zubereitete Lumpenmasse sich gleichförmiger schöpfen, überhaupt leichter und schneller in Ganzzeuch verwandeln läßt. Zur Erreichung desselben Zweckes dient aber auch eine Anwendung starker Laugen oder das sogenannte **Bauchen**. Die weißen Lumpen werden auf eine Dauer von ungefähr 3 Stunden, nach Erforderniß 1—2mal, in einer Alkalilauge gekocht, u. zwar in dem Verhältniß, daß auf 100 Pfund Lumpen 1 Pfund Soda u. 20 Pfund lebendiger Kalk genommen werden. Durch diese jedenfalls bessere Verfahrungsweise werden die Lumpen hinlänglich mürbe und erhalten eine so schöne Weiße, daß ein nachmaliges Bleichen mit Chlor fast entbehrlich oder doch wenigstens nur bei den ganz feinen Papiersorten noch erforderlich ist. Um die bereits macerirten oder gebauchten Lumpen in **Zeuch**, d. h. in eine feine, zur Herstellung des wirklichen Produkts vollkommen vorbereitete, zermalmte Masse zu verwandeln, bedient man sich des deutschen Geschirrs (Hammergeschirr, Stampfwerk), ferner der beiden Holländer, des Halbzeuchholländers und des Ganzzeuchholländers, welcher letztere sich von ersterem nur durch eine dichter gestellte und größere Anzahl von Schärfen oder Schneiden und durch eine schnellere Umdrehung derselben (150—200mal in der Minute) unterscheidet. Das **deutsche Geschirr** besteht aus Stampfern oder Hämmern und dem Löcherbaum (Grubenstock). Letzterer ist ein starker, viereckig behauener Stamm von Eichenholz, in welchem ovale, von oben nach unten enger zulaufende Vertiefungen (Stampflöcher), gewöhnlich 4, seltener 3 oder 5, ausgearbeitet sind, in denen ein beständiger langsamer Kreislauf der Lumpenmasse Statt findet, wodurch alle Theile derselben den Wirkungen der Stampfen gleichmäßig ausgesetzt werden u. wobei fortwährend mittelst Rinnenleitungen jedem Loche frisches Wasser zugeführt wird. Der Boden dieses Werkes ist mit einer eisernen Platte bedeckt;

zum Ablaufen des unreinen Wassers befindet sich an der Seite eine mit einem Haarsieb versehene Oeffnung (Kas). Die Hämmer oder Stampfen bestehen aus vierkantigen eichenen Balkenstücken von 4—5 Fuß Höhe und 7 Zoll Dicke, deren unteres Ende mit Eisen beschlagen ist. Mittelst ihrer am Kopfe befindlichen Schwingen oder Helme sind sie an zwei senkrecht stehenden Hölzern (Hinterständern) durch eiserne Bolzen befestigt u. fallen zwischen 2 Latten (Vorderständern), welche sie in gerader Richtung erhalten, nieder. An ihrem Helme werden sie durch eine Daumenwelle (Hebewelle) in einer Minute wohl 70—80mal gehoben; beim jedesmaligen Niederfallen schlagen sie auf die in den Stampflöchern befindliche Masse und zermalmen solche auf diese Weise; in jedem Loche arbeiten gewöhnlich 4 Stampfen. Nach Beschaffenheit bleibt die Lumpenmasse 10—12 Stunden im Geschirre, welches in dieser Zeit an 4 Centner Masse verarbeitet. Ist dieselbe solchergestalt zermalmt, so nennt man sie Halbzeuch. Dasselbe wird nun mit hölzernen Bechern (Leerbechern) oder kleinen Eimern aus den Stampflöchern in ein größeres Gefäß (Leerfaß) geschöpft, in diesem in den Aufbewahrungsort (Zeuchhaus, Fäulungsgewölbe) gebracht und in den Zeuchkasten, einen 4 Fuß hohen hölzernen Rahmen, geschüttet und mit einem Bretchen (Zeuchpritsche) festgeschlagen; hierauf wird der Rahmen etwas gehoben und auf die darin befindliche wieder neue Masse geschüttet und so fort, bis der Haufen eine beliebige Höhe erreicht hat. Soll die Masse endlich den letzten Zertheilungsprozeß erleiden, so bringt man sie in den Holländer (oder, wo der Halbzeuchholländer vorher angewendet wurde, in den Ganzzeuchholländer), einen 10—12 Fuß langen und 5 Fuß breiten Trog von Gußeisen, Eichenholz oder Stein, mit abgerundeten Ecken und einer in der Mitte befindlichen Scheidewand. Eine der beiden Abtheilungen ist leer, in der andern befindet sich die mit großer Geschwindigkeit umdrehende Walze, deren Umfang der Länge nach mit messerartigen Schienen versehen ist; vom Boden des Troges bis zur Walze reicht ein gleichfalls mit Messerschienen versehener Block (die Platte). Sowie der Halbzeuch in den Trog kommt, wird er durch die rasche Umdrehung der Walze fortwährend zwischen dieser und der Platte durchgeführt u., ähnlich dem Kaffee in der Kaffeemühle, zermalmt; um das Herausspritzen der Masse zu verhüten, ist die Abtheilung, wo sich die Walze befindet, mit einem hölzernen Verschlag (Haube) überdeckt. Nachdem die Lumpen von der Walze zerrissen und zerquetscht, werden sie von einer gegen die Platte gerichteten geneigten Ebene aufgenommen, aber gleichzeitig auch wieder auf die entgegengesetzte Seite geworfen, wodurch eine stete Strömung entsteht. Da der Zeuch gleichzeitig einer nochmaligen Wäsche unterliegt, so fließt fortwährend reines Wasser in den Trog, welches seinen Abfluß durch die mit einem Sieb versehene Oeffnung findet; an diese schließt sich eine Rinne an, durch welche das unreine Wasser fortgeleitet wird, eben so wie beim deutschen Geschirre. Das Bleichen geschieht meist im Holländer, und nur in großen Geschäftsanlagen werden die Lumpen gleich nach dem Sortiren und der ersten Wäsche einer besondern chemischen Bleiche unterworfen. Wird die erstere Methode angenommen, so setzt man zu dem Zeuch eine Chlorkalkauflösung, in einem ungefähren Verhältniß von 3 Theilen derselben auf 100 Theile des ersteren, und läßt diesen Zusatz eine durch Umstände bedingte Zeit lang einwirken, wodurch dem Zeuche jeglicher Farbestoff vollends entzogen u. eine gleichmäßige Weiße um so eher und schöner hervorgebracht wird, wenn das Bauchen vorher angewendet wurde. Die einfarbigen P.e erhalten die ihnen bestimmte Färbung entweder durch farbige Hadern ohne weitern Zusatz (naturfarbige P.e), was besonders bei den blauen und röthlichen Packpapieren der Fall ist, oder es sind im Zeuche gefärbte P.e, bei denen der Ganzzeuch die mineralischen oder vegetabilischen Farbestoffe im Holländer oder in der Schöpfbütte erhält. Die letzte Procedur, welche mit dem fertigen Ganzzeuch, bevor er zu Bogen geformt werden und in sofern er zur Herstellung von Schreib- oder geleimten Packpapieren dienen soll, vorgenommen wird, ist das Leimen (Planiren) in der Masse. Auch das Leimen geschieht, wie das Färben, am zweckmäßigsten im Holländer, und die Verfahrungsweise besteht im Wesentlichen darin, daß man statt des sonst gebräuchlichen thierischen Leimes eine Auflösung von Wachs- oder Harzseife anwendet, die durch mehrstündiges Kochen von 4 Theilen Wachs oder 3 Theilen Harz mit einem Theil ätzend gemachter Potasche bereitet wird; auf 100 Pfund Papiermasse nimmt man ungefähr 2 Pfund dieser Seife und zersetzt die Auflösung mit Alaun. Der fertige Ganzzeuch wird nun entweder aus dem zweiten Holländer mittelst einer Rinne in ein Gefäß (Schöpfbütte) geleitet, aus welchem die Masse zur Herstellung der Bogen genommen wird, oder man bringt sie, wenn sie nicht gleich verarbeitet werden soll, zur zeitweiligen Aufbewahrung bis zum Gebrauch in einen hölzernen Behälter (Ganzzeuchkasten). Da jedoch in diesem Falle die Masse, je nachdem sie längere oder kürzere Zeit unbenutzt geblieben, auch mehr oder weniger austrocknet, so wird sie bei eintretendem Bedarf erst in ein mit Wasser versehenes Gefäß (Rechen, Buttkrücke) gebracht und mit einer vom Wasserrade getriebenen Rühr- oder Quirlvorrichtung dergestalt durchgearbeitet, daß sie wieder einen vollkommen gleichmäßigen Brei bildet, worauf die Umfüllung in die Schöpfbütte Statt findet; in letzterer erhält der Zeuch wieder so viel Wasserzusatz, daß er bei der Verarbeitung diejenige Konsistenz erhält, welche zur Herstellung des Fabrikats nöthig ist, denn je kompakter die Masse, desto stärker fällt das davon gefertigte P. aus. Damit auch in letzterem Geschirr der Zeuch vermittelst seiner Schwere sich nicht zu Boden setzen kann, ist darin ein Rührwerk (fauler Büttgeselle) angebracht. Die Methode des Leimens, bei welcher die fertigen Bogen stoßweise durch eine Leimauflösung gezogen werden, ist meist abgekommen. Die Umwandlung des Ganzzeuchs in Bogen geschieht entweder durch die ältere Methode der Handfabrikation, wobei der Zeuch aus freier Hand geschöpft wird, oder auf mechanischem Wege durch Fabrikation des Maschinenpapiers oder P.s ohne Ende.

Die **Handfabrikation**, welche das Büttenpapier liefert, wird in der sogenannten Werkstube, einem von den Lokalen der früher angegebenen Verrichtungen getrennten Raume, in welchem sich auch die Schöpfbütte und die andern hierher gehörigen Geräthschaften befinden, verrichtet. Die Schöpfbütte ist ein runder, gewöhnlich 3 Fuß tiefer und 5 Fuß weiter Bottich mit einem breiten abhängigen Rande (Traufe); queruber an demselben befindet sich ein Bret (der Steg), worauf die Form gelegt wird und an dessen Ende je ein Arbeiter steht, der Schöpfer oder Büttgeselle und der Kautscher. Durch mäßige Erwärmung der Masse wird die Arbeit befördert, deshalb ist in der Bütte eine kupferne Blase (Pistolet) angebracht, durch welche der Bütteninhalt erwärmt wird, falls derselbe nicht durch hinzugeleiteten Dampf die entsprechende Temperatur erhält. Die Bogen- (Sieb-, Draht-) Form besteht aus einem mit Messingdraht überzogenen Rahmen, auf welchem die Bogen, je nach der Größe desselben von verschiedenem Format, gebildet werden; ist dies Drahtsieb durchgehends gleich (Velinformen), so liefert es auch ein P. von gleichmäßiger Durchsichtigkeit, sind dagegen stärkere Drähte (Rippen, daher gerippte Formen) in gewissen Entfernungen, oder in Gestalt von Buchstaben, Figuren ꝛc. eingeflochten, so entstehen hieraus die durchsichtigeren Stellen, die sogenannten Wasserlinien oder Zeichen, mit welchen die Fabriken ihre P.e kenntlich machen. Der Schöpfer taucht die Bogenform, nachdem er einen Deckelrahmen darauf gelegt, mit beiden Händen in die Bütte, schöpft ein erforderliches Quantum Papierstoff und rüttelt diese Masse so, daß eine möglichst gleichmäßige Vertheilung derselben erfolgen muß; hierauf schiebt er die Form, indem er gleichzeitig den Deckel abnimmt, auf dem Stege dem gegenüberstehenden Kautscher zu, welcher dieselbe erst zum Abträufeln an ein schrägstehendes gekerbtes Säulchen (den Esel) lehnt und dann auf den Filz (ein Stück Leinwand oder Tuch) drückt, auf dem die Papiermasse als Bogen hängen bleibt. So wird fortgefahren bis zu einem Stoß von 182 Filzen mit zwischenliegenden Bogen, welches dann ein Pauscht oder Buscht genannt wird, der sodann zwischen zwei Bretern in die Papier- oder Packpresse kommt, wo durch die Kraft des Zusammenpressens die den Bogen noch anhaftende Nässe theils herausgedrückt, theils in die Filze getrieben wird. Nach dieser Verrichtung wird von einem dritten Arbeiter (dem Leger) der Stoß aus der Presse und die jetzt schon ziemlich festen Bogen zwischen den Filzen hervorgenommen, ohne letztere gleichmäßig über einander gelegt und so noch einmal oder mehre Male der Druckkraft der Presse ausgesetzt. Von den ordinären Papiersorten liefert ein Schöpfer stündlich an 500 Bogen. Hierauf erfolgt das Trocknen des P.s auf den Trockenböden oder Trockenhäusern, wo je 3—6 Bogen auf Stricke von Linden- oder Kokosnußbast, welche dem Faulen und Abfärben wenig oder gar nicht unterworfen sind, aufgehängt werden. Um nicht beim Trocknen vom Zufall ungünstiger Witterung abzuhängen und aufgehalten zu werden, gehen in den meisten Fabriken durch die Räume der Trockenhäuser wärmeleitende Röhren. Ein Frauenzimmer (Saalarbeiterin) kann in einer Stunde 4000—5000 Bogen aufhängen. Außerordentliche Reinlichkeit und Vorsicht ist bei diesen wie überhaupt bei allen zur Papierfabrikation gehörigen Arbeiten unerläßliche Bedingung. Sobald das P. den erforderlichen Trockengrad erreicht hat, wird es wieder von den Leinen genommen. Lösch-, Pack-, sowie alle ordinären Papiersorten bedürfen nur noch weniger Behandlung; sie werden bogenweise von einander getrennt (geschält), gerade gestrichen, Beschädigtes herausgeworfen, in Lagen von 24 oder 25 Bogen abgezählt und zuletzt gepreßt. Noch mancherlei Verrichtungen dagegen erfordern die bessern und vorzugsweise die ganz feinen Papiersorten, sowie die in der Masse nicht geleimten Schreibpapiere. Unter **Maschinenpapier** versteht man ein solches, das, sobald der Ganzzeuch fertig ist, von da ab mittelst eines ununterbrochenen mechanischen Prozesses, und zwar durch eine einzige Maschine, geschöpft, geformt, gepreßt, getrocknet und geglättet wird und dessen Bogen von beliebiger Länge herzustellen sind, die erst später nach gewünschter Größe zerschnitten werden. Die Manipulationen dabei sind bis zur vollendeten Herstellung des Ganzzeuchs im Wesentlichen dieselben wie bei der Handfabrikation. Zunächst sind 5—6 zur successiven Anfertigung des P.s erforderliche Apparate zu unterscheiden. Der erste dieser Apparate vertheilt die flüssige Masse (Ganzzeuch) so, daß sie gleichmäßig und gleichförmig zur Form gelangt; der zweite besteht aus einem endlosen, in sich selbst zurückkehrenden Gewebe aus Messingdraht (Siebform), welches sich stets in einer Richtung fortbewegt und auf dem sich der Papierstoff, während das Wasser durchfließt, nach und nach zu einer feuchten Haut bildet; der dritte besteht aus Walzenwerken und dient zur Verdichtung u. Glättung des Vließes; der vierte besteht aus durch Dampf erwärmten Cylindern und ist zum Trocknen der Masse bestimmt; der fünfte ist ein zum Aufrollen des Papierbogens oder Bandes dienender Haspel; bei vielen Maschinen ist noch ein sechster Apparat angebracht, die Papierschneidemaschine. Man läßt den Papierzeuch aus dem Ganzzeuchholländer in zwei ungefähr 8 Fuß hohe und eben so weite Bütten fließen, wobei er fortwährend durch die Rührapparate umgetrieben wird; weiter gelangt er durch mit Hähnen versehene Röhren in eine Kammer, aus welcher er durch ein Schaufelrad in den dritten, ebenfalls mit einem Rührspatel versehenen Behälter (Schöpfbütte) gehoben wird. Von hier kommt er endlich in den Reinigungskasten, dessen rostartig geformter Boden alle nicht klaren Theile zurückhält, während die reine Masse durchdringt und, von einer breiten Rinne aufgenommen, sich in die endlose Form ergießt. Die Regulirung des Zeuchzuflusses geschieht durch die vorerwähnten Hähne; der schnellere oder langsamere Gang der Maschine wird durch Stellung des Wasserrades erzielt, an dem sich eine genaue Stellfalle befindet. Die Form (Siebform) ist ein Drahtgewebe von ungefähr 26 Fuß Länge und $4\frac{1}{2}$ Fuß Breite, dessen obere horizontale Fläche gegen 12 Fuß lang

ist. Die Breite des P.s wird durch $^{1}/_{2}$ Zoll starke Riemen, welche beliebig von beiden Enden der Form mehr oder minder entfernt werden können, begrenzt. Die Siebform rückt in etwa einer halben Minute um die volle Tafellänge (cirka 12 Fuß) vorwärts, und die darauf sich ergießende Masse muß in eben dieser Zeit alle Wassertheile durch die feinen Löcher des Drahtgewebes entäußert haben, was theils durch eine stete rüttelnde oder zitternde Seitenbewegung desselben befördert wird, theils dadurch, daß es über mehre dagegen drückende kleine Walzen läuft, und endlich durch einen gegen das Ende zu angebrachten luftdicht schließenden Cylinder, dessen Inneres mit einer Luftpumpe (Luftsaugungsmaschine) in Verbindung steht, durch welche die noch überflüssigen Wassertheile vollends ausgesogen werden. Die erste Pressung (Naßpresse) erhält das P., indem es mit dem Drahtgewebe zwischen zwei mit Wollentuch beschlagenen Walzen hindurchgeht und dadurch bereits so viel Festigkeit erlangt, daß es bei der jetzt erfolgenden Trennung von der Form einen Augenblick sich selbst tragen und den kurzen Weg nach dem eigentlichen Preßapparate zurücklegen kann, wobei es jedoch fast gleichzeitig von einem endlosen, um Walzen laufenden Filztuche aufgenommen und so durch die polirten metallenen Preßwalzen (zweite oder Trockenpresse) hindurchgeführt wird. Nachdem beide Seiten des P.s successive den Wirkungen des Preßwalzwerks ausgesetzt waren, wird es der eigentlichen Trockenpresse zugeführt. Diese besteht in der Regel aus drei gußeisernen, auf ihrer äußern Fläche ebenfalls polirten Cylindern. Während der zum Trocknen erforderliche Heizdampf auf der einen Seite durch die hohle Axe des Trockencylinders eintritt, wird vermöge des Dampfdrucks auf der andern das kondensirte Wasser abgeführt; durch die Trockenpresse geht das P. auf den endlosen Tuchfilz. Beim Austreten aus ersterer trennt sich das nun fertige P. vom Filz und wird von einem sich fortwährend drehenden Haspel aufgenommen und aufgewickelt; nachdem auf diese Weise der Haspel mit etwa 60 Papierlagen umlegt ist, wird das Papierband zerschnitten, der erste Haspel schnell durch eine Vorrichtung entfernt u. ein anderer an dessen Stelle gesetzt u. s. f. Das Zerschneiden des endlosen P.s in Bogen von bestimmter Größe geschieht entweder, indem man das am Haspel aufgewickelte P. in einer parallel mit der Axe derselben laufenden Linie durchschneidet, sodann die jetzt noch immer großen Bogen auf einen Tisch legt und mittelst einem Richtbret und fuchsschwanzartigen Messer die letzte Theilung vornimmt; oder durch eine eigens dazu eingerichtete mechanische Vorkehrung, die Papierschneidemaschine, die ebenfalls auf sehr verschiedene Art konstruirt ist. Nimmt man die Länge der ganzen Papiermaschine von dem Eintrittspunkte des Zeuchs bis zum Haspel auf $32^{1}/_{2}$ Fuß an, und daß ferner die aufgegebene Papiermasse in einer Minute diese ganze Länge zurücklegt, in welcher Zeit solche auch geformt, gepreßt u. getrocknet wird und als fertiges P. die Maschine verläßt, so ergibt sich in der Minute eine Papierproduktion von $32^{1}/_{2}$ Fuß Länge; nehmen wir dabei die beispielsweise gegebene Breite des P.s zu 4 Fuß an, so beträgt das Quantum des gefertigten P.s in einer Stunde 7200, oder in einem auf 10 Arbeitsstunden gerechneten Tage 72,000 □Fuß, was bei einem mittleren Medianformat von 16 zu 20 Zoll der Bogen eine Bogenzahl von 32,000 ($67^{1}/_{2}$ Ries) mit einem Gewichte von 700—1000 Pfund ergibt. Um die Maschine mit der dazu nöthigen Masse versehen zu können, sind 10 Halb- und Ganzzeuchholländer erforderlich.

Das Leimen (Planiren), welches bei jedem zum Schreiben, sowie auch bei vielen zum Packen bestimmten P.en eine unerläßliche Nothwendigkeit ist, geschieht entweder schon im Ganzzeuchholländer, oder in der Bütte, oder auf nachstehende Weise mit den bereits fertigen Bogen. Die Leimflüssigkeit gewinnt man durch das Abkochen von Pergamentschnitzeln und von Lederabfällen aus den Gerbereien mit Wasser, auch wohl durch Auskochen der Knochen in verschlossenen Gefäßen. Sobald die solcherweise erhaltene Leimauflösung durch Abschäumen, Filtriren oder Kalkmilchbäder gereinigt und von fettigen Bestandtheilen befreit ist, erhält dieselbe einen Zusatz von Kartoffelstärkemehl, Alaun und andern fast in jeder Papierfabrik abweichenden Zuthaten. Diese dünn-gallertartige Flüssigkeit (Planirwasser) gießt man mit einem Wärmegrad von 15—20° R. in die Leimkumme (Leimfaß, Planir- oder Eintauchkessel), einen 5 Fuß langen und 3 Fuß tiefen hölzernen Kasten mit blechernem oder kupfernem Boden, unter dem ein Kohlenfeuer die gleichmäßige Temperatur unterhält. Je nach der Stärke des P.s, oder je nachdem es stärker oder schwächer geleimt werden soll, faßt der damit vertraute Arbeiter (Leimer) eine Anzahl Bogen, welche, um sie vor dem Zerreißen zu schützen, zwischen zwei dünnen Bretchen gehalten werden, und taucht sie im Planirwasser in schwenkenden Bewegungen unter; sind auf diese Weise 2000—2500 Bogen geleimt (planirt), so wird dieser Haufen, theils um das überflüssige Leimwasser daraus zu entfernen, theils um das Zurückgebliebene gleichmäßig im Papierhaufen zu vertheilen, in eine Art einfacher Packpresse (Leimpresse) gesetzt und einem mäßigen Drucke unterstellt. Ein geübter Arbeiter kann täglich an 30,000 Bogen leimen und pressen. Frost darf dabei niemals einwirken, weshalb die wärmere Jahreszeit die allein günstige für diese Arbeit ist. P. aus macerirtem (gefaultem) Zeuch erfordert, nachdem es wieder getrocknet, ein nochmaliges Leimen, wenn es als Schreibpapier gut werden soll. Maschinenpapiere werden fast ohne Ausnahme in der Masse geleimt. Kommt das P. aus der Leimpresse, so werden die Bogen einzeln von einander genommen (geschält) und in Lagen von 2—4 Bogen in dem zum Trocknen bestimmten Raume aufgehängt. Oftmals geschieht das Färben der farbigen P.e gleichzeitig mit dem Planiren, in welchem Falle die Farbesubstanz dem Leimwasser beigemischt wird. Vormals, wie hier u. da noch jetzt, geschah das Glätten (Satiniren) mittelst eines 50—70 Pfd. schweren Hammers (Schlagstampfe), der durch Wasserkraft gehoben u. unter dem das P. auf einer ebenen Platte von Gußeisen behandelt wurde, od. auf zeitraubende Weise mittelst besonderer Glättsteine. Allgemeiner bedient man sich in neuerer

Zeit zum Satiniren des P.s entweder der hydraulischen Presse, indem man zwischen die Papierbogen gut geglättete Preßspäne (Glanzpappen) legt und das Ganze der vollen Druckkraft der Pressenwirkung aussetzt, oder es wird ein Werk von 3 polirten gußeisernen Walzen in Anwendung gebracht; letztere Methode ist die empfehlenswertheste, da bei derselben ein noch gleichmäßigerer und kräftigerer Druck, sowie eine schönere Glätte als mit der Presse ausgeübt wird, womit sich noch der Vortheil größerer Geschwindigkeit verbindet. Das P. wird dabei ebenfalls mit Preßspänen durchschossen; gewöhnlich läßt man 25 Bogen, welche zwischen 26 solchen Spänen liegen, auf einmal durch das Walzenwerk gehen. Durch Wiederholung dieses Verfahrens kann man dem P. den schönsten Glanz und die feinste Glätte geben. Für P.e, welche eine ausgezeichnete Appretur erhalten sollen, besteht noch ein besonderer Glättapparat, welcher namentlich zum Satiniren der feinsten Maschinenpapiere dient. Ein solches Walzenglättwerk besteht aus einer hohlen, geheizten, gußeisernen, sehr fein polirten Mittelwalze, die sich zwischen 2 Papierwalzen bewegt; die zu glättenden Bogen gehen einzeln durch dies Walzenwerk hindurch. Das nun folgende **Ausschießen** besteht in der Entfernung unreiner und beschädigter Bogen. Schreibpapiere werden in Buche von 24 Bogen, Briefpapiere in Lagen von 6 Bogen abgezählt, einmal zusammengeschlagen und riesweise verpackt, Zeichen- und alle zum Druck bestimmten P.e dagegen in ihrer vollen Breite mit riesweiser Abzeichnung in Ballen zu 10 Ries oder Packen zu 15 und 20 Ries verpackt. Das Ries jeder Papiergattung hält 20 Buch à 24—25 Bogen. Die ganzen Bogen der Briefpapiere werden gewöhnlich schon in der Fabrik mittelst eines Beschneidehobels in die bekannten Briefformate geschnitten.

Die **Hauptpapiersorten**, welche nach Beschaffenheit wieder in Unterabtheilungen zerfallen, sind folgende: Die **weißen P.e** sind entweder **Druckpapiere: Konceptdruckpapiere**, ordinärste, grauweiße Sorte; **Kanzleidruckpapiere**, halb- u. dreiviertelweiß; **feine Druckpapiere**, ganz weiß; **Post- und Velindruckpapiere**, feinste Sorten; **Seiden- oder Goldpapiere**, das allerdünnste Velinpapier, zum Einwickeln von Goldwaaren u. dgl., sowie zum Einlegen zwischen Kupferstiche 2c. gebraucht; **Noten- und Kupferdruckpapiere**; oder **Schreibpapiere: Koncept-, Kanzlei-, Velin-, Brief-** od. **Postpapier; Zeichen-** u. **Landkartenpapier; Notenschreibpapier; Tapetenpapier**, wozu jetzt stets P. ohne Ende verwendet wird; **Spiel-** u. **Visitenkartenpapier**, meist aus mehren zusammengeklebten Papierblättern bestehend und oben gut geglättet; **Einschlag-** oder **Emballagepapier**, wie die meisten Tabak-, Zuckerhut- u. dergl. Papiersorten. Bei den **farbigen (angestrichenen oder bedruckten) P.en** wird die Oberfläche derselben auf einer oder auch auf beiden Seiten entweder mit einer (**einfarbige P.e**), oder mit mehren Farbesubstanzen (**mehrfarbige oder bunte P.e**) überstrichen oder bedruckt; dieses Verfahren bildet einen selbstständigen Geschäftszweig (**Papierfärberei, Fabrikation bunter P.e**) und wird selten in den wirklichen Papierfabriken ausgeübt. Die **einfarbigen P.e** unterscheidet man in **Sandpapiere**, mit wenig oder gar nicht geglätteter Oberfläche; **Blumenpapier**, auf beiden Seiten mit Farben überzogen, aber nur auf einer Seite mit matter Glättung; **geglättete** oder **satinirte (Glanz-, Taffet-, Satiné-, Atlas-) P.e; Etiquet-** oder **Titelpapiere**, die vorzugsweise von den Buchbindern zu den Titelschildchen auf dem Rücken oder der Vorderseite der Büchereinbände gebraucht werden. Die Farben, welche gewöhnlich dabei verwendet und nach Erforderniß mit starkem Branntwein oder Eiweiß abgerieben und mit einer Gummi-, Leim- oder Stärkeauflösung vermischt werden, sind entweder Körperfarben (Erd-, Lack- und Stärkefarben), oder Saftfarben. Körper- und Saftfarben werden mit einem Pinsel oder einer Bürste aufgestrichen. Das Glätten geschieht, sobald die Bogen trocken sind, mittelst Glättsteinen oder einer Glättmaschine, wobei den P.en jedoch noch etwas Feuchtigkeit innewohnen muß. Das beste Verfahren dabei ist folgendes: man glättet zuerst die mit etwas Wachsseife bestrichene (ungefärbte) Rückseite, überzieht dann die Farbenseite mit Pergamentleim und, nachdem derselbe getrocknet, mit fein geriebener Wachsseife, welche durch Wasserzusatz zu einer Art Milch verdünnt wurde; diesen Ueberzug läßt man wieder trocknen, u. nach diesem erst erfolgt das eigentliche Satiniren, welches darin besteht, daß man den Bogen auf der Farbenseite mit fein gepulvertem venetianischen Talk übersiebt, dann mit einer steifen Pferdehaarbürste scharf überarbeitet und zuletzt mit einer weichen Haarbürste das Bürsten so lange fortsetzt, bis der gewünschte Glanz sich darstellt. Zu den einfarbigen P.en gehört auch das **ächte Gold-** und **Silberpapier**. Nachdem die weißen Bogen mit einer Gummiauflösung bestrichen und diese so ziemlich abgetrocknet ist, wird das Blattgold oder Silber sorgfältig und ohne Falten aufgelegt, mit Baumwolle angedrückt, worauf die Glättung erfolgt. Das **unächte Goldpapier** wird theils auf vorstehende Weise mit Metallgold belegt, theils wird unächte Goldbronze mit Leimwasser angemacht, und die Bogen werden wie mit gewöhnlicher Farbe bestrichen. Bei dem **velutirten (Wolle-, Sammt-) P.** werden die Bogen entweder ganz mit einem Firnißüberzug versehen, oder es werden Muster mit Firniß aufgedruckt und hiernach mit beliebig gefärbter Scheerwolle übersiebt. Zu den **Marmorpapieren** werden sowohl Körper- als Saftfarben benutzt, die regellos in marmorähnlicher Form auf den Bogen vertheilt, während die weißen Flecken durch Aufspritzen einer Mischung von Rindsgalle und Wasser hervorgebracht werden. Zu den sogenannten **Irispapieren**, bei denen die verschiedenen, ungefähr 1 Zoll breiten Farbenstreifen regenbogenartig mit ihren Rändern in einander verschmelzen, werden nur Körperfarben gebraucht, welche mit Pergamentleim angemacht und mit etwas Ochsengalle versetzt worden sind, durch welche letztere das Zusammenfließen der Streifenränder befördert wird. Die Anfertigung ge-

schieht größtentheils mit Schablonen, durch welche die Farbenstreifen neben einander auf den Bogen aufgetragen werden; zu jeder Farbe wird eine andere Schablone genommen. Das Verfahren bei Herstellung der gedruckten P.e ist dasselbe wie bei der Kattundruckerei. Die Farben werden mit gekochter Stärke angemacht. Bei den gepreßten P.en werden die darzustellenden Muster auf einer Kupfer- oder Messingplatte eingravirt; die Abprägung geschieht auf der gewöhnlichen Kupferdruckpresse, jedoch bedient man sich auch gravirter, guillochirter od. punzirter Walzen, welche an die Stelle der hölzernen Oberwalze an der Kupferdruckpresse gesetzt werden, sowie geätzter Steinplatten. Die bekanntesten Sorten der gepreßten P.e sind: das Maroquin-(Saffian-) P., bei dem die Pressung mittelst Walzen geschieht und zur Herstellung des Glanzes Firniß angewendet wird; Gaufrépapiere, worunter im Allgemeinen alle gepreßten Gold-, Silber-, Visitenkarten-, Satiné- und Irispapiere begriffen zu werden pflegen, bei denen die Muster aus Rosetten, Perlen, Wellenlinien, moirirter Guillochirung u. dgl. bestehen; Damastpapiere, wobei die Muster auf weißes Velinpapier eingepreßt werden; gepreßte Gold- u. Silberborten, Schilder &c., zur Verzierung an Papparbeiten, welche aus ächtem und unächtem Gold- und Silberpapier bereitet werden, das in ganzen Bogen gepreßt oder mit Stanzen geschlagen wird, wobei die Muster gewöhnlich Perlen, Blätter, Blumen &c. sind, die beim Gebrauch reihenweise abgeschnitten werden.

Es gibt noch ganz eigenthümliche Papiergattungen, welche theils aus Surrogaten, theils für einen bestimmten Zweck zubereitet oder präparirt werden und darnach ihre Namen erhalten. Besondere Erwähnung mögen hier folgende finden: Traganthpapier, gewöhnliches, mit einer Traganthauflösung überzogenes Zeichenpapier, wird bei der Oel- und Wasserfarbenmalerei verwendet; Sammtpapier, zu Bleistiftzeichnungen, starkes Zeichenpapier, welches mit sehr fein geriebener Knochenasche mittelst eines wollenen Läppchens so eingerieben wird, daß die zartesten Theile des Pulvers in den Papierporen sitzen bleiben, wodurch die Oberfläche durch die sich bildende feine Rauhigkeit empfänglicher zur Annahme der Bleistiftzeichnung wird; Elfenbeinpapier, feine geleimte Pappen mit einem Ueberzug von Pergamentleim und Gyps, vorzüglich zur Miniaturmalerei gebraucht; künstliches Pergament, sehr starkes Schreibpapier mit Bleiweiß, Gyps und zerfallenem Kalk, welche Stoffe mit Pergamentleim angebracht werden, bestrichen und mit klarem Leinölfirniß getränkt, mit Bimsstein abgeschliffen; elastische (künstliche) Schreibtafeln, dünne Pappe mit einem Ueberzug von Leinölfirniß, geschlämmtem Bimsstein und Kienruß; Glas- (Transparent-, Kopir-, Kalkir-) Papier, zum Durchzeichnen von Plänen, Kupferstichen u. dgl., mit Oel überstrichenes und mit Wachs getränktes, zuletzt mit Kleie, Kalk oder Bolus geriebenes P.; Oelpapier, meist grüngefärbtes, durchscheinendes P. zu Kinderspielsachen, wird auf einer Seite mit in Terpentinöl abgeriebenen, warm aufgetragenen Farben bestrichen; Rost-, Polir-, Schmirgelpapier, zum Poliren kleiner Metallarbeiten, sowie zum Abputzen des Rostes von Eisen und Stahl dienend, gewöhnliches Schreibpapier, auf einer Seite mit Leim überstrichen und mit geschlämmtem Schmirgel übersiebt; Bimsstein-, Glas- und Sandpapier, auf gleiche Weise bereitet, nur daß statt Schmirgel geschlämmtes Bimsstein- oder Feuersteinpulver, feiner scharfer Quarzsand oder gepulvertes Glas verwendet wird. Das chinesische P. besitzt alle Eigenschaften eines guten P.s (mit Ausnahme der Farbe) in hohem Grade; es ist von ausgezeichnet feiner und gleichartiger Masse, dünn, dabei aber sehr fest, mit einer glatten, zart anzufühlenden Oberfläche. 96 Blätter (jedes 11 Zoll breit und 7 Zoll hoch, zusammen sonach $51^1/_2$ Quadratfuß enthaltend), wiegen etwa 6 Loth, während die feinsten europäischen Papiersorten bei gleichem Flächengehalt $9^1/_4$ Loth schwer sind. Der Stoff besteht aus Hanf, Bambusrinde, Maulbeerbaumrinde, den jungen Zweigen der Baumwollenstaude, Weizen- und Reisstroh, sowie aus dem innern Gehäuse der Cocons der Seidenwürmer &c. In Bezug auf das Format weichen die englischen, französischen und deutschen Benennungen sehr von einander ab. Die Hauptformate vom größten zum kleinsten sind: Elefant (42 Zoll breit, 28 Zoll hoch), Colombier, Imperial, Royal (ungefähr 30 Zoll breit und 20 Zoll hoch), Lexikon, Median, Register, Propatria (18 Zoll breit, 15 Zoll hoch), klein Format. Diese Formate gibt es in fast allen Papiersorten. Die Dicke des P.s ist ebenfalls sehr verschieden, ergibt sich aber aus dem Gewichte eines Rieses. Zu einer genauen Papierbestellung gehört daher die Angabe des Formats, der Sorte und des Gewichts à Ries. Oft wird die Schwere des P.s durch Gyps, feinen Ton &c. beträchtlich erhöht.

Die erste wirkliche Annäherung zu unserem jetzigen P. geschah durch die Benutzung eigens zubereiteter Thierfelle, Schlangen- und Fischhäute, seidener und anderer Stoffe. Ohne Zweifel ist dies eine Erfindung der Asiaten; wirkliches P. verfertigen die Chinesen seit undenklichen Zeiten, jedoch fehlen über die Zeit der Erfindung bei diesen Völkern zuverlässige historische Nachrichten. Mit mehr Sicherheit kann aus dem Alterthum angeführt werden das ägyptische P. (papyrus, byblus, charta aegyptica oder charta niliaca). Die Häute der Papyrusstaude (Cyperus papyrus) wurden mit einer scharfen Muschel oder Nadel abgelöst, dann auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel in derjenigen Form aufgelegt, welche das P. erhalten sollte, und hierauf mit heißem, klebrigem Nilwasser gleichmäßig und mit größter Vorsicht überstrichen; auf diese erste legte man eine zweite Blätterlage querüber, preßte beide zusammen und trocknete sie an der Sonne, worauf das nun fertige P. mit einem Zahne oder ähnlichen Instrumente geglättet wurde. Die zunächst am Marke der Pflanze liegenden Häute gaben das beste P. Weit mehr Sorgfalt als die Aegypter verwendeten die Römer auf die Anfertigung ihrer P.e, nicht allein dadurch, daß sie denselben eine schönere Weiße zu geben suchten, sondern auch durch die von ihnen zuerst angewandte Bereitungs-

art, nach welcher das P. auf beiden Seiten beschrieben werden konnte; die einzelnen Blätter hießen Schedae, die doppelt übereinander gelegten Plagulae. Obgleich dieses P., wovon es verschiedene Arten gab, noch zu Anfange des 11. Jahrhunderts in Italien in Gebrauch war, so hatte es doch schon seit dem 8. und 9. Jahrhundert eine bedeutende Konkurrenz durch das immermehr in Aufnahme kommende Pergament (s. d.) und durch die Erfindung des Baumwollenpapiers erhalten. Die letzten auf Papyrus geschriebenen Urkunden, wovon sich einzelne Fragmente bis auf unsere Zeit erhalten haben, stammen aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Große Aehnlichkeit mit dem ägyptischen hatte das Baumbastpapier (charta cordicea), dessen Erfindung derselben, wenn nicht noch einer älteren Zeit angehört. Es wurde aus den abgelösten Fasern oder Häuten der innern Rindenoberfläche von Buchen, Linden, Birken und andern dazu geeigneten Bäumen fast auf ähnliche Weise wie das ägyptische P. verfertigt, war aber spröder, brüchiger und haltloser u. scheint mehr in den abendländischen Gegenden gebräuchlich gewesen zu seyn, wo man das ägyptische P. nur mit großem Kostenaufwand erhalten konnte. Auf Baumbastpapier geschriebene Dokumente finden sich in den Klosterbibliotheken Frankreichs vor. Unbestimmt ist es, welchem asiatischen Völkerstamme die Erfindung des Baumwollenpapiers zugeschrieben werden soll. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man nur angeben, daß die Araber um 704 bei den Kriegen mit ihren östlichen Nachbarn, hauptsächlich durch ihre Eroberungen in der Bucharei, dieses P. und dessen Bereitungsart kennen lernten. Auch die Griechen lernten es durch ihre Handelsverbindungen mit dem östlichen Asien bald darauf kennen, und lange Zeit versorgten nun beide Völker Europa mit dem nöthigen Bedarf. Später als die Griechen wurden die Lateiner mit dem Baumwollenpapier bekannt. Durch Venedig kam es nach Deutschland, wo es schon im 9. Jahrhundert unter dem Namen griechisches Pergament (parcameno graeca) bekannt war; nach Spanien wurde es in Folge der Eroberung dieses Landes durch die Mauren im 8. Jahrhundert eingeführt, und in Italien, das schon im 7. Jahrhundert von den Arabern besucht wurde, scheint es ebenfalls um diese Zeit in Gebrauch gekommen zu seyn. Zur Bereitung dieses P.s nahmen die Araber rohe Baumwolle, u. nach den verschiedenen Arten der benutzten Baumwollenpflanzen fiel auch das davon gefertigte P. feiner oder gröber, fester oder loser aus. Mittelst Handmühlen, Mörsern rc. suchte man die Rohstoffe so viel als möglich zu zerkleinern, worauf die Masse noch geschlagen und gekocht und zuletzt in beinahe pappartiger Dicke geformt und sorgfältig geglättet wurde. Schon im 12. Jahrhundert wurde die Bereitungsart wesentlich verbessert; man findet zu dieser Zeit bereits Spuren von Drahtformen, durch welche das mitgeschöpfte Wasser ablaufen und das Erzeugniß minder schwammig und bei größerer Festigkeit schon etwas dünner hergestellt werden konnte. Die so bereiteten P.e wurden Tuchpergament (pergamino di pano) genannt. Nachdem sich Baumwollenpapier vom 7. bis ungefähr zur Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten, wurde es schon seit Ende des 13. Jahrhunderts durch ungleich bessere, aus leinenen Lumpen verfertigte P.e verdrängt. Welchem Lande die Erfindung dieses P.s zugeschrieben werden soll, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden; so viel steht aber fest, daß im Archive des Hospitals der Stadt Kaufbeuren sich zwei Urkunden vom Jahr 1318 befinden, die auf völlig leinenes P. ausgefertigt sind. Dagegen finden sich in Frankreich wirkliche Belege dafür erst vom Jahr 1314, in den Niederlanden seit 1322, in England seit 1342, in Italien und Spanien seit 1367. Italien und Spanien besaßen unstreitig die ersten Papiermühlen, während in Frankreich die ersten 1340 zu Esonne und Troyes, in Deutschland 1390 zu Nürnberg errichtet wurden. Fabrikmäßig wurde die Papierverfertigung zuerst von den Holländern betrieben, indem dieselben für jede einzelne Verrichtung bestimmte Arbeiter verwendeten, was wesentlich zur Vervollkommnung ihrer Fabrikate beitrug. Englands Papierfabrikation hob sich erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Die chemische Bleiche wurde von den Engländern zuerst im Großen angewendet, indem sie die Lumpen oder den zermalmten Zeuch mittelst Chlor bleichen ließen, und überhaupt seit jener Zeit neben einer schönen Weiße dem P. auch äußere Eleganz und Feinheit gaben. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fingen die Franzosen an, in der Herstellung feiner P.e mit den Holländern zu wetteifern; so entstanden theils früher, theils später Papierfabriken zu Annonay, Montargis, Courtalin, Paris, Perigord, Bagnères, Angoulême u. andern Orten, die durch die Großartigkeit ihrer Anlagen, sowie durch die Güte ihrer Erzeugnisse die holländischen P.e sogar bald übertrafen. Hervorzuheben sind hier die Papierfabriken von Thiers und Ambert im Departement Puy de Dôme, von Limoges, von St. Jean d'Angely und St. Leonard im Departement der obern Vienne, die in den Departements des Doubs, der Dordogne, des Jura, des Wasgau, des Ober- und Niederrheins. Die schönsten gefärbten und bunten gepreßten P.e liefert Paris, die schönsten Kattunpapiere Mühlhausen im Elsaß. Die Schweiz hat die ansehnlichsten Papierfabriken zu Basel u. in der Umgegend, zu Zürich u. andern Orten. Erstgenannte Stadt hat einen besonders guten Ruf durch ihre P.e zu Kupferdruck, Landkarten, Handlungsbüchern rc., die durch Stärke, Egalität, Feinheit und Glätte sich auszeichnen; auch gute Preßspäne, bunte und Tapetenpapiere werden zu Basel, sowie zu Sissach und Liestal gefertigt. In Italien, namentlich im Genuesischen und Venetianischen, befinden sich eine Menge Papierfabriken, deren Fabrikate stark nach der Levante, Aegypten und der Berberei ausgeführt werden; ferner werden gute P.e geliefert zu Siena, Prato, Colle, Spugna, ebenso in Lucca und Parma. Im Kirchenstaat liefert Fabiano gutes Zeichen- und Kupferdruckpapier. In Spanien verwendet Katalonien am meisten Fleiß und Sorgfalt auf die Papierbereitung; es hat treffliche Fabriken zu Lugar de Francos, Lugar de Jubia, St. Julian de Armon, Manresa, Fortosa; ferner sind dergleichen in Malgga und

Valencia. Deutschland besitzt eine große Anzahl Papierfabriken, worunter sich freilich viele kleine Etablissements befinden; in gutem Rufe stehen die Schreibpapiere, während die feinen Sorten aber noch vielfach aus England, Holland, Frankreich und der Schweiz bezogen werden. Die österreichischen Staaten haben zahlreiche Papierfabriken: Böhmen liefert die feinsten und schönsten Sorten in Hohenelbe, Trautenau, Krumau, Swietla, Semil, Einsiedel, Preußen, Lauterwasser, Langenau, Karolinenthal und Schirgiswalde; bunte und marmorirte P.e werden besonders in Prag fabricirt. In Mähren und Oesterreichisch-Schlesien zeichnen sich die in der Nähe von Iglau befindlichen Papierfabriken durch ihre großartige Einrichtung und schönen, den holländischen ähnlichen Fabrikate aus. Das Königreich Sachsen hat größtentheils kleinere Etablissements; Dresden liefert schöne Maroquin- und gepreßte P.e. Würtemberg hat mehre Papierfabriken von großartiger Ausdehnung, wozu namentlich die zu Heilbronn am Neckar gehört. In Bayern ist die Fichtenmühle bei Roth im Rezatkreise hervorzuheben, in welcher außer andern Sorten das bekannte Fichten- oder Baumpapier bereitet wird. Bedeutenden Handel mit bunten P.en treiben die Städte Nürnberg, Fürth, Schwabach, Aschaffenburg, Augsburg 2c., in denen sehr schöne einfarbige, gepreßte, marmorirte, Gold-, Silber-, Kattun-, Saffian-, Atlas-, Politur- und Rostpapiere producirt werden. Preußen hat viele Papiermühlen in Schlesien, der Kur- und Neumark, die aber nur geringere Sorten hervorbringen, dann im Halberstädtischen, Magdeburgischen. Bei Halle, Wittenberg, Zeitz 2c. werden zum Theil feine Sorten geliefert; in Merseburg ist eine große Fabrik für bunte P.e und Pappdosen. Am Niederrhein befindet sich die Papierfabrikation in hohem Flor, namentlich im Klevischen, Bergischen, wie in den Bezirken der Städte Aachen, Düsseldorf, Minden und andern Orten, und die daraus hervorgehenden Erzeugnisse konkurriren mit denen der Holländer, Franzosen und Engländer; ebenso in Düren, Weden, Hagen, Malmedy (besonders Preßspäne), Bickenbach, Homburg, Gladbach, Gronau, Dombach, Euchenheim, Siegburg, Ekamp, Holsterhausen, Hardenberg, Dorp, Odenkirchen 2c. Der Zollverein deckt gegenwärtig seinen Papierbedarf vollständig; 1851 wurden nur noch 2876 Centner aller Gattungen ein-, aber 39,637 Centner ausgeführt. Innerhalb des Zollvereins waren schon Ende 1846 857 Papierfabriken mit 1079 Bütten zur Handfabrikation u. 142 Papiermaschinen im Gang; seitdem dürfte sich die Zahl der Bütten auf etwa 1000 vermindert, jene der Maschinen aber auf 160 vermehrt haben. Die Gesammtproduktion kann nahezu auf 1 Million Centner veranschlagt werden, wovon etwa $^{3}/_{5}$ Maschinenpapier. Rußland hat Papierfabriken zu Jaroslaw, Moskau, Welikoselo, Petersburg, Kaluga, Duderdorf 2c., die jedoch nur ordinäre Tapeten-, Schreib-, Druck-, Lösch- und Packpapiere bereiten; die besseren Sorten werden aus Deutschland, England und Holland eingeführt. Schwedens und Dänemarks Fabriken decken den eigenen Bedarf in keiner Weise. Die Papierfabrikation Nordamerika's hebt sich mit jedem Jahre mehr; die größte Papierfabrik der Vereinigten Staaten ist die von Gilpin am Brandywine in Delaware, von der man sagt, daß sie Maschinenpapier in einer Länge von 100 englischen Meilen fertige. Die wichtigste Erfindung neuerer Zeit in der Papiermacherkunst ist die Anwendung der chemischen Bleiche und die Bereitung des P.s ohne Ende. Zu letzterer gab der Franzose Robert 1799 die erste Idee. Derselbe machte aber, nachdem er von seiner Regierung eine Belohnung für die Erfindung erhalten, keinen weiteren Gebrauch davon, sondern trat das Patent an den Fabrikanten Leger Didot ab, welcher damit nach England ging, wo jedoch bald Andere mit ihm in der Ausführung solcher Maschinen wetteiferten und theilweise ihm selbst zuvorkamen. So stellten zuerst in England Bramah 1805, Dickinson 1807 und Foudrineer Maschinen zur Anfertigung des P.s ohne Ende her. In Frankreich wurde die erste durch Berte und Grevenich im Departement Eure und Loire errichtet, welche 15 Jahre in diesem Lande die alleinige blieb. Um 1850 arbeiteten in England über 250', in Frankreich über 100 solcher Maschinen; von letzteren zeichnet sich die von Echancon durch schöne Fabrikate aus. In Deutschland wurde 1819 die erste Maschinenpapierfabrik zu Berlin errichtet.

Papiergeld (franz. papier-monnaie, engl. paper-monney, paper-currency), Papier mit einer allgemeinen Anweisung auf einen bestimmten Geldwerth, den es vertreten soll. Es setzt den bestehenden Werthmesser, das Geld, voraus. Da es auf einen bestimmten Münzwerth lautet, ohne in seinem Stoffe den mindesten Werth zu gewähren, so ist es durch sich selbst kein Zahlmittel, sondern nur das Zeichen desselben, und es nimmt und behält seine Kraft wie jede Zahlungsanweisung allein von der Ehrlichkeit des Gebers, worauf der Nehmer vertraut. Von den Zahlungsanweisungen aber ist es in sofern verschieden, als es weder eine Zahlzeit, noch einen Empfänger bezeichnet; von den Münzen unterscheidet es sich eben dadurch, daß es alles inneren Gehaltes entbehrt. Man unterscheidet eigentliches P., das vom Staate garantirt und ausgegeben wird, und uneigentliches P., das von einer vom Staate anerkannten und beaufsichtigten öffentlichen Anstalt, als von Staatsbanken, Eisenbahngesellschaften, Leihanstalten 2c. ausgeht. Man rechnet zum P. im weitern Sinne alle eigentlichen Staatspapiere, Anleihscheine und dergleichen, welche jährliche Zinsen tragen, also eigentliche Schuldscheine sind; im engern Sinne nur die Banknoten, die eine Staatsbank oder eine mit dem Staat übereingekommene Gesellschaft, eigentlich als Quittung für empfangenen Werth, ausgibt, und kleinere Scheine, als Kassenbillets, Tresorscheine, Assignaten, Einlösungsscheine, Anticipationsscheine, Kassenanweisungen 2c., welche keine Zinsen tragen, sondern nur wie das baare Geld kursiren. Von den letzteren ist hier eigentlich die Rede. Ungewöhnliche Bedürfnisse, welche bedeutende Geldausgaben erheischen, können einen Staat veranlassen, um für das dadurch dem allgemeinen Verkehr entzogene gemünzte Metall ein Ersatzmittel zu schaffen, P., oder Scheine von möglichst künstlicher und komplicirter Beschaf-

fenheit auszugeben, welche in allen Fällen dem Metallgelde gleich angenommen werden sollen und auf Verlangen bei den Staatskassen in solches umgewechselt werden können. Demgemäß hat das P. das Zeichen eines Werths, die Verheißung, denselben dagegen empfangen zu können, während sein innerer Werth gar nicht in Betracht kommt. Oft dient das P. dazu, einem augenblicklichen Geldmangel abzuhelfen, und ist in soweit ein großes Ersparniß, als dadurch verzinsliche Anlehen unnöthig gemacht werden; das Kursiren des P.es wirkt daher wohlthätig als Ersparungsmittel für den Staat und als Erleichterungsmittel bei dem Handel. Alle diese Vorzüge u. Vortheile aber bestehen nur so lange, als man wirklich überzeugt seyn darf, jederzeit den vollen Werth, worauf das Papier hinweist, dagegen in Empfang nehmen zu können. Wird aber dieser willkürliche Umtausch gehemmt, dann ist keine Ordonnanz im Stande, das P. dem gemünzten Gelde gleich zu halten. Ueberhaupt ist der Zwang zur Annahme desselben gerade dasjenige Mittel, welches bei der geringsten Erschütterung des Staatskredits meist die allmählige Entwerthung des Papiers herbeiführt, eine Entwerthung, die noch weit schlimmer ist, als die des baaren Geldes, indem hier der Inhaber doch wenigstens immer einen Theil seines Anspruchs sicher in den Händen hat, während dort die Werthverringerung bis zur völligen Werthlosigkeit herabsinken kann und man nie weiß, worauf fest zu rechnen ist. Immer hat das P. dem Staatseinkommen gleich oder darüber seinen Werth behauptet und den Verkehr beherrscht, wenn der Treuglaube da war oder blieb. Hat es aber an ihm erwiesenermaßen seine Grundlage, und hat es, steht diese Grundlage fest, vor dem baaren Gelde überwiegende Vortheile, so läßt sich nicht zweifeln, daß es nachhaltig und bequem zu dem Betrage des Staatseinkommens im Umlauf bleibe, weil Geben und Nehmen sich ausgleichen, u. daß es auch im Verkehr das desto vorherrschendere Zahlmittel werde, je mehr Baarschaft darin vom äußern Handel oder von eigenen Bergwerken eingeht. Offenbar würde diese alsdann zur Zahlung oder Verarbeitung mehr angeboten als gesucht werden und der einzige Anlaß wegfallen, aus welchem sie, das schwerfälligste Zahlungsmittel vor dem behendesten, dem P., bei sonst gleicher Zuverlässigkeit verwendet und gehoben wird. Das P. in seiner Herrschaft gibt dem Staate die Macht und hat die Wirkung, als wenn er eben so viel baares Geld hervorgezaubert und wirthlich und bedachtsam verwendet hätte. Aber dieser Macht liegen ihr Mißbrauch und seine Folgen am nächsten, und sie läßt sich davor, so wenig als die eigentliche Daseynsbedingung eines Staates, der Treuglaube selbst, schwer sicher stellen. Der Werth des P.es gegen Metallgeld hängt überhaupt davon ab, ob der Staat, der es ausgibt, Willens und im Stande ist, sein P. zu jeder Zeit und auf jede Anforderung in Metallgeld umzusetzen, ob er dies ohne allen Abzug thut, ob die inländische Geldcirkulation einer Vermehrung durch P. bedarf, oder ob die Masse des P.es nur als Nothgeld anzusehen ist, hervorgerufen durch Bedrängnisse im Finanzwesen des Landes. Von der Beantwortung dieser Fragen hängt es insgemein ab, ob das P. dem Metallgelde gleich, oder ob es über oder unter Pari mit demselben steht. Die ersten Spuren der Anwendung von P. statt der wirklichen Münze finden wir schon sehr frühzeitig in mehren europäischen und asiatischen Staaten, und es wird uns dessen Existenz in China schon um 1155, in Mailand 1248 christlicher Zeitrechnung nachgewiesen. Der eigentliche Höhepunkt seiner Ausbreitung fällt aber in den Zeitabschnitt vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Besonders litt Frankreich durch seine berüchtigten Assignaten (s. d.). Vgl. Banknoten, Geld, Staatspapiere.

Papiermaché, s. Pappe.

Papiermasse, s. v. a. Papiermaché; dann s. v. a. Zeuch (s. Papier).

Papiermaulbeerbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Broussonetia.

Papiersiegel, kleine viereckige Stückchen Papier, deren untere Seite mit einem Leime überzogen ist, während auf der obern sich irgend ein Buchstabe oder eine andere Verzierung zeigt. Man bedient sich ihrer als Oblaten (Papieroblaten). Erfinder ist Ernst Matthias Hanke zu Wien; er erhielt für seine Erfindung 1824 ein auf zwei Jahre gültiges Patent. Vgl. Oblaten.

Papierspäne, die Abgänge vom beschriebenen oder bedruckten Papier, welche zu Papier umgearbeitet werden; hauptsächlich liefert dieselben der Buchbinder.

Papilio (lat.), Schmetterling, dann Name einer Tagfaltergattung, wozu der Schwalbenschwanz (**P. Machaon** *L.*) und Segelfalter (**P. Podalirius** *L.*) gehören.

Papilionacea corolla (lat.), Schmetterlingsblume.

Papilla (lat.), Papille, Wärzchen, insbesondere die rundlichen, platten Hervorragungen auf der innern Fläche der Schleimhaut, welche besonders Gefäße und Nerven enthalten; auch s. v. a. **P. Mamma**, **Mamilla**, Brustwarze; dann jeder warzenähnlich gebildete Theil.

Papillae (lat.), s. v. a. Blattern, Papillen, kleine weiche Erhabenheiten an der Oberfläche von Pflanzentheilen.

Papillote (franz.), Haarwickel. Papilloiren, die Haare, damit sie sich kräuseln, mit Papierstreifen umwickeln.

Papin, Dionys, Erfinder des papinianischen Topfes, geboren zu Blois in der Mitte des 17. Jahrhunderts, studirte anfänglich Medicin und prakticirte zu Paris, beschäftigte sich aber unter der Leitung van Huyghens' vorzüglich mit Physik und Mathematik. Als Anhänger der calvinischen Lehre verließ er nach Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich, ging zuerst nach England und ward 1687 als Professor der Mathematik in Marburg angestellt. Er † 1710. Eine große Anzahl von Abhandlungen, zum Theil von ihm nach physischen Grundsätzen erfundene Maschinen betreffend, lieferte er für das „**Journal des savans**", Bayle's „**Nouvelles de la république des lettres**", die „**Philosophical transactions**" und die „**Acta Eruditorum**". Sie beziehen sich meistens auf Hydraulik und Pneumatik und sind

zum größten Theile gesammelt in einem „Fasciculus dissertationum" (Marburg 1795) und einem „Recueil de diverses pièces touchant quelques nouvelles machines" (Kassel 1695). Unter P.'s Erfindungen sind die wichtigsten der papinianische Topf (s. d.) und eine Maschine, das Wasser empor zu heben, beschrieben in „Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam" (Kassel 1707).

Papineau, Louis Josephe, einer der entschiedensten und einflußreichsten Führer der untercanadischen Opposition gegen die britische Oberherrschaft, geboren 1787 zu Montreal oder Quebek als Sprößling einer eingewanderten französischen Familie, studirte in Quebek die Rechte, trat schon 1814 als Vertreter der Stadt Montreal ins Repräsentantenhaus in Untercanada u. ward 1815 Sprecher desselben. Die aus der Unzufriedenheit mit der drückenden englischen Kolonialregierung hervorgegangene Opposition fand ihre hauptsächlichste Stütze in P., und der langwierige, mit der äußersten Beharrlichkeit und Konsequenz durchgeführte parlamentarische Kampf Untercanada's ward nur durch P.'s Rednertalente, durch seine genaue Bekanntschaft mit der englischen Verfassung und der Taktik der englischen Parteien möglich. Letztere hatte er vorzüglich seinem anderthalbjährigen Aufenthalte in England zu danken, wohin er 1822—24 eine mit 60,000 Unterschriften bedeckte Petition gegen die im Unterhause beantragte Union der beiden Canada's zu bringen hatte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß P. die Losreißung Canada's von England beabsichtigte; allein er wollte dazu auf dem Wege des passiven Widerstandes gelangen, die Kolonialverwaltung unmöglich machen und die Regierung zu Gewaltmaßregeln zwingen. Schon war Untercanada wie mit einem Interdikt belegt, das Versammlungshaus hatte seine Funktionen eingestellt, alle Verwaltungsgeschäfte standen still, in den öffentlichen Kassen war kein Geld. Allein P. konnte sich mit den übrigen Oppositionshäuptern englischer Abkunft, die mit Mackenzie in Obercanada handelten, nicht einigen und war daher, als der Aufruhr ausbrach, wie verschwunden. Nach der Unterdrückung desselben durch Sir John Colborne wurde ein Preis von 1000 Pfund auf P.'s Kopf gesetzt, allein P. war schon nach den Vereinigten Staaten geflüchtet. Von da ging er nach Frankreich, wo er in Paris vielfach mit den bedeutendsten Mitgliedern der liberalen Opposition verkehrte. Nachdem er amnestirt worden, kehrte er nach Canada zurück und stellte sich wieder an die Spitze der republikanischen Partei.

Papinianischer Topf (Papins Digestor), Gefäß, welches 1680 von Dionys Papin (s. d.) erfunden wurde. Es wird meistentheils aus starkem, inwendig verzinntem Kupfer gefertigt und mit einem Deckel versehen, der völlig luftdicht aufgeschraubt werden kann. Bringt man in dasselbe Wasser und erhitzt es, so können die sich bildenden Dämpfe nicht entweichen und üben durch ihre Expansivkraft auf das Wasser einen so bedeutenden Druck aus, daß dieses zum Sieden einer ungewöhnlich hohen, weit über 100° C. reichenden Temperatur bedarf, wodurch es möglich wird, in demselben sogar Horn, Holz, Knochen und dergleichen zu Brei zu kochen. Um aber vor dem Zerspringen des Gefäßes sicher zu seyn, muß man in dem Deckel ein Sicherheitsventil anbringen, das sich bei zu großem Drucke der Wasserdämpfe nach außen öffnet.

Papinianus, Aemilius, der vorzüglichste unter den römischen Rechtsgelehrten, geboren um 40 n. Chr., stammte nach Einigen aus Benevent in Italien, nach Anderen aus Syrien. Er war mit Septimius Severus ein Schüler des Cervidius Scävola, folgte dem erstern in der Würde eines Advocatus fisci, ward nach der Thronbesteigung des Severus, der stets die höchste Achtung und Freundschaft für P. behielt und durch seine zweite Gemahlin Julia Domna ihm auch verwandt wurde, Magister scrinii libellorum, dann Praefectus praetorio und begleitete als solcher den Kaiser auf seinem Feldzuge nach Britannien. Ehe Sever 211 zu York starb, empfahl er seine beiden Söhne Caracalla und Geta der besondern Obhut P.'; aber schon im folgenden Jahre ließ Caracalla seinen Bruder Geta und dessen Anhänger und mit ihnen auch P., der sich vergeblich bemüht hatte, die Eintracht zwischen beiden Brüdern herzustellen, ermorden. Als besonderen Grund dazu führen einige Schriftsteller an, daß Caracalla von P. verlangt habe, Geta's Ermordung vor Senat und Volk zu vertheidigen, daß dieser aber sich dessen geweigert. P.' 37 Bücher „Quaestiones" und 19 Bücher „Responsa" bildeten bis auf Justinian den Mittelpunkt des unmittelbar an die Erläuterung von Rechtsfällen anknüpfenden Theiles der Rechtswissenschaft. Außer diesen Hauptwerken werden von P. 2 Bücher „Definitiones", d. h. allgemeine Rechtsregeln, 2 Bücher und noch abgesondert ein Buch „De adulteriis" aufgeführt. Aus P.' Schriften sind Excerpte in die Pandekten übergegangen, welche ungefähr den 18. Theil derselben bilden. Zu seinen Werken schrieben Ulpian, Paulus und Marcian Noten, welche jedoch von Konstantin, Valentinian III. und Justinian verworfen, indessen theilweise mit den Excerpten aus P. in die Pandektensammlung mit aufgenommen wurden. Vgl. Otto, Papinianus, Duisburg 1718, vermehrt von Biener, Bremen 1743.

Papirius (früher Papisius), Name eines römischen Geschlechts, dessen patricische Zweige mit den Zunamen Crassus, Cursor, Maso und Mugillanus besonders im 4. und 5. Jahrhundert der Stadt blühten, während die plebejischen Carbo und Turdus erst später hervortraten. Ein P., dessen Vorname verschieden angegeben wird, soll als Pontifex maximus eine Sammlung königlicher Gesetze (leges regiae), wahrscheinlich Sakralgesetze Numa's, zu öffentlichem Gebrauch veranstaltet haben, die als erste Gesetzsammlung (jus Papirianum) betrachtet und von Grenius Flaccus zu Ende der Republik kommentirt wurde. In den Fasti der Magistrate wird zuerst aus dem Geschlechte Lucius P. Mugillanus genannt, der 444 u. 427 v. Chr. Konsul war und 443 mit Luc. Sempronius Atratinus die Censur zum ersten Male als ein vom Konsulat gesondertes Amt verwaltete. Der Ausgezeichnetste des ganzen Geschlechts ist Lucius P. Cursor, fünfmaliger Konsul und

zweimaliger Diktator. Ein denkwürdiges Ereigniß aus seinem öffentlichen Leben ist sein Zusammenstoß mit seinem Magister Equitum Quintus Fabius Rullianus (s. Fabius). Der Legat M. Valerius, abgeschreckt durch das Beispiel des Fabius, ließ eine zum Futterholen abgeschickte Abtheilung von den Feinden lieber niederhauen, als er ein Gefecht wagte, weil der Diktator seinem Unterfeldherrn streng verboten hatte, sich in einen Kampf einzulassen. In Folge davon entstand aber im Heere eine große Erbitterung gegen den Diktator, und in der nächsten Schlacht kämpfte dasselbe absichtlich nachlässig und ließ sich schlagen. Erst nachdem es P. durch Güte wieder gewonnen hatte, erfocht er einen glänzenden Sieg über die Samniten. Nach der Niederlage der Römer in den caudinischen Pässen zog er wieder gegen die Samniten aus, belagerte das samnitisch gewordene Luceria, wo die als Geißeln gestellten 600 römischen Ritter in Gewahrsam gehalten wurden, und zwang die Stadt durch Hunger zur Uebergabe, worauf die gefangenen Ritter befreit, alle bei Caudium verlorenen Feldzeichen wieder erbeutet und 7000 Samniten durchs Joch geschickt wurden. Im Jahr 308, als von den Samniten her neue Gefahr drohte, wiederum zum Diktator ernannt, besiegte er die Feinde bei Longula und triumphirte zum zweiten Male über sie. Er war durch Kraft des Geistes und durch Stärke des Körpers ausgezeichnet; seinen Beinamen Cursor (der Läufer) soll er von der Schnelligkeit seiner Füße erhalten haben; außerdem war er der stärkste Esser und Weintrinker unter seinen Zeitgenossen. Als Feldherr war er unerbittlich streng. Auch sein Sohn, Lucius P. Cursor, Konsul 293 v. Chr., kämpfte siegreich gegen die Samniten, und in seinem zweiten Konsulat (272 v. Chr.) wurde die Unterwerfung Samniums vollendet. Er feierte einen Triumph über Tarentiner, Samniten, Lukaner und Bruttier, den glänzendsten, der je gehalten wurde. Cajus P. Carbo, Freund des Tiberius Gracchus, ausgezeichneter Redner, setzte im Dienste der Volkspartei als Volkstribun 131 ein Gesetz (Lex tabellaria) durch, wonach für alle Volksbeschlüsse, namentlich die Gesetzgebung betreffende, die schriftliche Abstimmung angeordnet ward. Als der jüngere Publ. Cornelius Scipio Africanus, der seinen Vorschlag, daß Volkstribunen auch für das nächstfolgende Jahr wieder wählbar seyn sollten, hintertrieben hatte, plötzlich starb, fiel auf Carbo der Verdacht, Schuld an seinem Tode gehabt zu haben. Als Konsul 120 vertheidigte er den Opimius, obwohl er dessen Partei bekämpfte. Im Jahr 119 von Lucius Licinius angeklagt, entzog er sich der Verurtheilung durch freiwilligen Tod. Sein Sohn, Cajus P. Carbo Arvina, 80 v. Chr. Volkstribun, 85 Prätor, wurde als Anhänger der optimatischen Partei in dem Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla auf Befehl des jüngeren Marius ermordet und sein Kopf auf einer Stange durch die Stadt getragen. Cicero nennt ihn den einzigen guten Bürger aus diesem Geschlecht. Von ihm und seinem Amtsgenossen im Tribunat, Marcus Plautius Silvanus, ging im Bundesgenossenkriege 89 das Gesetz (Lex Plautia Papiria) aus, welches den die Waffen niederlegenden Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilte. Cnejus P. Carbo, Prätor 89 v. Chr., eifriger Marianer u. Genosse des Cinna, dann Kollege desselben im Konsulat, hinderte vorzüglich einen Vergleich mit Sulla. Nach Cinna's Tode blieb er alleiniger Konsul und ward 83 v. Chr. Prokonsul im cisalpinischen Gallien. Als Sulla in Italien landete, zog er gegen ihn, eilte nach der Niederlage des Konsuls Norbanus bei Capua nach Rom und ließ Sulla für einen Feind des Vaterlandes erklären. Bei Clusium kämpften Beide in einem unentschiedenen Treffen gegen einander; bei Faventia aber von Metellus völlig geschlagen, kehrte er nach Ariminum zurück und sammelte dann in Etrurien ein neues Heer. Als aber immer mehr Städte von ihm abfielen, verlor er den Muth zum Widerstand und floh nach Afrika und von da nach Ankunft des Pompejus nach der Insel Cosyra, wo er von Leuten des Pompejus gefangen wurde. Dieser ließ ihn zu Lilybäum hinrichten.

Papirianum jus, s. Papirius.

Papismus, die Lehre von dem Papste als dem Statthalter Christi auf Erden und von dessen Infallibilität oder Untrüglichkeit in Sachen der Religion und Kirche; dann die daraus hervorgehende unbedingte Verehrung des Papstes, daher Papisten, die sich unbedingt zu dieser Lehre bekennen. Neuerer Zeit gebraucht man für P. oft das Wort Romanismus. Vgl. Papst.

Papparbeiten, s. Pappe.

Pappe, ein grober, dicker Papierbrei, welcher zur Bereitung der sogenannten Papierdeckel (geformter, gekautschter, geleimter Glanzpappe) oder Pappbogen und der Papiermachéarbeiten (Dosen, Kästchen, Puppenköpfe ꝛc.) dient. Zu geformter P. werden die Pappbogen unmittelbar durch Schöpfen der Masse aus der Bütte (wie beim Büttenpapier) in die Form gewonnen, wodurch aber selten eine gute feste P. erzielt wird, weil das Abtropfen der der Masse innewohnenden Flüssigkeit nur unvollkommen von Statten geht. Als Material dazu werden die billigsten Stoffe verwendet, namentlich wollene, baumwollene, sowie schlechte linnene Lumpen und Papierabfälle, auch wohl alte P. Das Material wird, wie bei der Papierfabrikation, zuerst grob zerschnitten oder zerhackt, dann zu einem groben Zeuch verarbeitet. Das Schöpfen geschieht mit groben gerippten Formen, welche mit einem hohen Deckel versehen seyn müssen; die fernere Behandlungsweise ist ziemlich dieselbe wie bei geschöpften Papieren. Gekautschte P. wird wegen ihrer kostspieligeren Bereitungsart nur in feinern Sorten geliefert, weshalb auch das Material dazu besser seyn muß, als bei der geformten; meist nimmt man minder schlechte Lumpen, Werg, alte Stricke, wohl auch Stroh oder Lederabfälle, oder eine Mischung von letzteren Substanzen und Lumpen dazu. Die Bereitung dieser Stoffe bis zur Herstellung des Ganzzeuchs stimmt gleichfalls mit der bei der Papierfabrikation überein, nur daß die Zerkleinerung bloß im Stampfgeschirr oder Halbholländer Statt findet, weil der Zeuch langfaserig bleiben muß. Die Herstellung des Ganzzeuchs geschieht,

indem man zwei oder mehr auf die gewöhnliche Weise geschöpfte Pappbogen unmittelbar, d. h. im frisch geschöpften Zustande, auf einander kautscht. Die solchergestalt aufeinandergelegten dünnen Lagen kommen dann zwischen Filze und mit diesen in die Packpresse, wodurch die vollkommene Vereinigung der zu einer P. nöthigen dünnern Bogen erzielt wird; das Glätten derselben geschieht im trockenen Zustande. In der Regel werden die P.n nicht geleimt, sondern bloß, um der Nässe einigen Widerstand leisten zu können, vor dem Glätten mit Stärkekleister, dem etwas Seifenauflösung beigemischt ist, überstrichen. Geleimte P. besteht gleichfalls aus einer Zusammensetzung mehrer dünnen Bogen, die mit einem aus Stärke und Leim bereiteten Kleister angestrichen, in der erforderlichen Anzahl über einander gelegt und dann durch den Druck der Presse mit einander fest verbunden werden; hierher gehören auch die sogenannten Kartenpapiere. Das Glätten geschieht auch hier durch Walzenwerke. Glanzpappen (Preßspäne) sind geleimte P.n, deren Oberfläche durch besondere Appretur eine spiegelähnliche Glätte erhält. Gute Preßspäne werden an mehren Orten aus einer Mischung von $1/3$ Eichenholzsägespänen und $2/3$ Lumpen bereitet. Die aus 4 bis zu 12 zusammengekautschten Bogen bestehenden P.n werden mehre Male zusammengepreßt und zuletzt mit einem polirten Feuersteine auf der Maschine geglättet. Rauhpappen sind solche, deren Oberfläche nicht geglättet, wie bei vorstehender Sorte, sondern nur mit Bimsstein abgerieben wird; sie werden zum Pressen solcher Zeuche gebraucht, welche keinen Glanz erhalten sollen. Preßspäne, Kartenpapier und andere feine Pappsorten werden in vorzüglicher Qualität zu Malmedy, Elberfeld, Basel, Nürnberg, Bautzen, Berlin, Breslau &c. fabricirt; der Verkauf dieses Artikels geschieht theils nach der Stückzahl, theils nach dem Gewicht. Die gröberen Sorten der Pappendeckel werden gemeiniglich nur zum Einpacken der Papier- u. anderer Waarencolli's gebraucht, aber auch neben den besseren von Mützen- u. Hutmachern, Kürschnern, Buchbindern u. Galanteriearbeitern benutzt. Eine große Masse dieses Materials, von allen Sorten, wird namentlich von den Buchbindern zu den Büchereinbänden (Bücherdeckeln), ferner zu technischen und Luxusartikeln der verschiedensten Art, wie zu geometrischen Körpern, Modellen, Walzen, Futteralen, Schachteln, Etuis, Dosen, Toilettenkästchen, Büchsen, Uhrkästchen &c., verarbeitet. Die französischen und englischen Papparbeiten sind wegen ihrer geschmackvollen Formen berühmt. In Deutschland liefern Leipzig, Kassel, Nürnberg, Wien, Lahr im Breisgau u. a. Städte sehr schöne Arbeiten dieser Art.

Papiermaché ist Papierteig, zerstampfte Papiermasse, woraus vielerlei Gegenstände, als Vasen, Leuchter, Masken, Puppen, Dosen, Kästchen, Thiere, Spielwaaren, Figuren &c. mittelst Formen gebildet, in Leimwasser und Oel getränkt und in besonders eingerichteten Oefen auf Drahtgittern gebacken werden. Durch das Drücken mit Oel und Leimwasser, sowie durch das Backen werden die auf solche Weise gefertigten Gegenstände sehr fest und wasserdicht. Es gibt verschiedene Arten, die Papiermachéfabrikate zu fertigen. Da die meisten Arbeiten aus Papiermaché entweder lackirt, vergoldet, mit Oelfarbe angestrichen, oder mit bunten Papieren und sonstigem Material überzogen werden, so wird zum Papierteig in der Regel eine Masse wie zu den ordinären P.n verwendet, die durch Aufweichen und Kochen im Wasser, sowie durch Zerstampfen im Mörser oder Zermahlen in einem kleinen Holländer zubereitet wird. Um die Härte des Teiges zu vermehren und eine größere Wohlfeilheit zu ermöglichen, wird demselben fein gestoßener weißer Sand oder Thon beigemischt. Eine sehr feine, für die zartesten Formen empfängliche Masse erhält man aus Mehlkleister, Holzasche und zermalmten Papierabfällen. Letztere werden möglichst zerkleinert, im Wasser aufgeweicht und in nassem Zustande in einem Mörser zu Brei gestoßen, hierauf in Leinwand gewickelt und ausgepreßt, dann an der Sonne oder auf einem mäßig erwärmten Ofen getrocknet und endlich auf einem Reibeisen zu kleinen Flocken zerrieben, aus welchen man durch Zusetzung eines in Wasser gekochten Roggenmehlkleisters einen mäßig steifen Teig bereitet, dem zuletzt mit dem Doppelten seines Gewichts fein gesiebte Holzasche unter Beimischung der erforderlichen Wassermenge zugesetzt wird, worauf man das Ganze in einem Mörser gut durchknetet. Nachdem man die fertigen Gegenstände aus der Form genommen hat, werden sie langsam an der Luft getrocknet, mit Leinöl bestrichen und im Ofen in dem Grade gebacken, daß sie braun und vollkommen hart werden. Je nach dem Zwecke werden nun die Gegenstände auf der Drehbank abgedreht und auf mannichfaltige Weise verziert. In Frankreich bereitet man unter dem Namen Lederpappe (carton-cuir) eine aus gemahlenen Lederabfällen und gestampftem Papier bestehende Masse, die mit Mehlkleister und Leimwasser angemacht wird und zur Anfertigung von Arabesken und Basreliefs dient, welche mittelst Formen hergestellt und dann vergoldet werden. Die Steinpappe (carton-pierre), woraus in Paris vielerlei Reliefornamente und andere, für das Innere der Gebäude bestimmte Verzierungen verfertigt werden, besteht aus einer verkleinerten und erweichten Papiermasse, die mit Leimwasser angemacht und mit Thon und Kreide, gegen die Nässe wohl auch mit Leinöl gemischt wird. Aus zusammengeleimtem Papier werden Dosen und dergl. verfertigt. Berühmt waren ihrer Zeit die Pappdosen des pariser Lackirers Martin. Allgemeiner üblich ist aber jetzt die Fabrikation von dergl. Gegenständen aus Pappendeckelstücken, wobei man auf folgende Weise verfährt: Die aus Pappendeckeln geschnittenen Streifen, welche die Seitentheile der obern und untern Hälfte bilden sollen, sowie die Deckel- und Bodenscheiben, werden sorgfältig zusammengeleimt. Damit aber diese in einem noch rohen Zustande befindlichen Dosen eine gleichmäßigere Form, Glätte und Festigkeit erhalten, bringt man sie in eine eigens hierzu konstruirte Schraubenpresse, bei welcher ein in das Innere der Dose passender Stempel dieselbe dergestalt in eine eiserne Form zwängt, daß sie so glatt und eben werden, als wären sie abgedreht. Darauf werden sie mit Lein-

öl getränkt, im Ofen getrocknet und dann mit einer mit Leinölfirniß versetzten Grundfarbe überzogen. Nachdem auch dieser Ueberzug abgetrocknet ist, werden die andern Farben oder die Vergoldung aufgetragen; zuletzt erhält das Ganze noch einen Ueberzug von Kopalfirniß. In England zeichnen sich in diesem Industriezweige Pontipool und Birmingham aus. Es werden daselbst Dosen, Uhrgehäuse, Toiletten, Becher, Kästchen, Arbeitskörbchen, Theebüchsen, Schreibzeuge und andere Gegenstände mit und ohne Gemälde in großer Vollkommenheit verfertigt, welche unter dem Namen Japaned goods durch ganz Europa Absatz finden. In Deutschland befinden sich dergl. Manufakturen zu Braunschweig und Wolfenbüttel, welche vortreffliche Arbeiten aus Papierteig liefern; ferner zu Ludwigslust im Mecklenburgischen, wo selbst große Arbeiten in dieser Branche ausgeführt werden, namentlich antike und moderne Figuren, Vasen, Büsten &c. von 3—4 Fuß Höhe, die in Wind und Wetter ausdauern. Die Fabriken in Offenbach, Frankfurt a. M. und Gotha sind gleichfalls erwähnenswerth. Die nürnberger und fürther, sowie die hildburghäuser, sonneberger und neustädter Fabriken liefern aus Papierteig und P. eine große Menge von Kinderspielsachen, Puppenköpfen, Masken, Dosen, Thieren und Figuren aller Art, die nach allen Gegenden versandt werden. In neuerer Zeit haben sich die berliner, nürnberger und sonneberger Fabriken durch Anfertigung von Thieren aus Papiermaché mit einem feinen Ueberzug von kurzer bunter Scheerwolle, von Attrapen und Karrikaturen einen bedeutenden Erwerbszweig verschafft. Die unter dem Namen Müllerdosen bekannten und beliebten Rauch- und Schnupftabaksdosen, ausgezeichnet durch ihre Schönheit und Dauerhaftigkeit, werden in Altenburg, Dresden und Lengefeld bei Zschopau, mit und ohne Gemälde, mit eingelegten Perlmutter- oder Porzellanverzierungen gefertigt. Oesterreich liefert gleichfalls viele Papiermaché-Arbeiten (die Raitzendosen), worunter auch Möbel- und Rahmenverzierungen.

Pappel (Pappelbaum, Populus), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Deckschuppen der Kätzchen zerschlitzt; Perigon becher- oder kreiselförmig, schief abgeschnitten, gestielt; Stiel der Deckschuppe angewachsen; männliche Blüthen mit 8 bis 30, auf dem Perigon befestigten, getrennten Staubgefäßen, weibliche mit zwei sehr kurzen Griffeln oder ohne solche, und 2—3theiligen Narben; Samen auf der Mitte der Klappen angeheftet. Die Gattung enthält meist große u. hohe Bäume in Europa, Nordasien und Nordamerika, mit langgestielten, breiten Blättern und in Kätzchen stehenden Blüthen. Die Silberpappel (Schneepappel, weißer Saarbaum, Albernbaum, P. alba *L.*, P. nivea *Willd.*) ist ein großer Strauch oder Baum von 30—80 F. Höhe, mit weißlichgrauer, anfangs glatter, erst im späteren Alter rissiger Rinde und ausgebreitetem Wipfel, langgestielten, rundlich-eirunden, winkelig-gezähnten, unterseits wie die Blattstiele und jüngern Zweige schneeweiß-filzigen Blättern und kurzen, dicken, nickenden Blüthenkätzchen mit rostbräunlichen, spärlich bewimperten Deckschuppen, und wächst in feuchten Wäldern am Ufer der Flüsse und stehenden Gewässer, im mittlern und südlichen Europa. Man unterscheidet zwei Formen: die weiße (P. nivea *Willd.*, Weißpappel) und die graue (P. canescens *Sm.*, P. alba *Willd.*). Die letztere hat am Grunde herzförmige, oft ins Rautenförmige gehende, ungelappte, unterseits graulich-dünnfilzige Blätter, kommt meist als hoher Baum vor und scheint zum Theil aus der vorhergehenden in höherm Alter zu entstehen, denn man findet nicht selten noch die jüngern Gipfeltriebe mit ihren Blättern schneeweiß-filzig, während bei manchen Bäumen die Blätter im Alter fast oder ganz kahl u. beiderseits grün werden. Die beiden Formen der Silberpappel werden als Zierbäume an Straßen und in Parkanlagen angepflanzt. Als Forstbaum wird ihr weiches Holz hauptsächlich zu Schnitzarbeiten, sowie zu Bretern, seltener zu Bauholz benutzt; als Brennholz hat dasselbe nur geringen Werth. Ehedem war die Rinde, Cortex Populi, gebräuchlich gegen Strangurie und Hüftweh; sie ist bitterlich adstringirend und enthält Salicin. Von der Zitterpappel od. Espe (s. d., P. tremula *L.*) sind die Wurzelausläufer (Radices Populi tremulae), wegen ihrer adstringirenden Eigenschaften in Schweden officinell. Die italienische oder lombardische P. (Pyramidenpappel, P. pyramidata *Moench*, P. dilatata *Ait.*, P. italica *Duroi*) ist ein 60—100 Fuß hoher, mit seinen aufrechten, fast angedrückten, gedrungenen, kahlen Aesten einen schmalen, sehr lang gestreckten kegeligen Wipfel auf dem kurzen, dicken Stamme bildender Baum mit rautenförmig-dreieckigen, zugespitzten, hakig-gesägten, beiderseits kahlen Blättern u. walzigen, schlaffen und lockeren, gekrümmten Blüthenkätzchen mit rostbraunen Deckschuppen. Diese jetzt allenthalben in Alleen und Parkanlagen angepflanzte, auf Sumpfboden wie auf Flugsand gedeihende, durch ihre schlanke Kegelform ausgezeichnete P. wurde zuerst aus dem Oriente nach Italien und von dort in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland gebracht. Wir besitzen aber nur männliche Bäume, welche durch Steckreiser vermehrt werden. Das Holz ist weich und leicht, wie bei den übrigen Arten. Die harzig-klebrigen Knospen (Gemmae Populi) werden angewendet wie die von P. nigra *L.* Die canadische oder carolinische P. (P. monilifera *Ait.*, P. canadensis *Burgsd.*) ist ein 80—100 Fuß hoher Baum in Carolina und Canada mit eckig-eiförmigen, zugespitzten, gesägten, an der Basis abgeschnittenen, fast ganzrandigen, am Rande flaumigen Blättern, der sich jetzt häufig in England und Deutschland an Alleen und in Parkanlagen findet. Unter allen P.n ist diese unstreitig die vorzüglichste und empfehlenswürdigste, denn sie wächst nicht nur sehr schnell und verträgt das deutsche Klima gut, sondern sie hat auch ein besseres, festeres Holz, als andere P.n. Der Baum hat einen schönen, starken Stamm und eine weit ausgedehnte Krone mit starken Aesten. In 20—30 Jahren erlangt derselbe in geeignetem guten Boden, den er vorzugsweise verlangt, eine Höhe von 70—80 Fuß und am Stamm einen Durchmesser von 2—3 Fuß

Die Verpflanzung geschieht wie bei der Schwarzpappel durch Stecklinge, die sehr leicht angehen. Das Holz eignet sich vorzugsweise als leichtes Blindholz zu Fournierarbeiten und sonstigem Gebrauche; auch als Brennholz ist es bedeutend mehr werth, als das von andern P.n. Auf Kopfausschlag gezogen, kann man alle 6—8 Jahre die Aeste abhauen und als starkes Faschinen-, Prügel- und Reisholz benutzen. Die **Schwarzpappel** (**Saarbuche, Saarbaum**, P. nigra *L.*) ist ein 50—80 Fuß hoher Baum, mit ausgebreitetem Wipfel und rautenförmig- oder dreieckig-eirunden Blättern, der an feuchten Orten, an Ufern in dem größten Theile von Europa wächst, jedoch nicht überall gemein ist. Sie eignet sich vorzüglich zum Anbau als Forstbaum in sumpfigen Niederungen, an Flußufern und der Ueberschwemmung häufig ausgesetzten Stellen und wird auch, wiewohl seltener als die vorhergehende, als Alleebaum und in Parkanlagen angepflanzt. Als Kopfbaum gibt sie einen reichlichen Ertrag an Faschinen- und Reisholz, obgleich dieses nicht zu dem besten Brennmaterial gehört. Vorzüglich von dieser Art sammelt man im Frühjahre die sehr klebrig-harzigen Knospen (Gemmae s. Oculi Populi, **Pappelknospen, Pappelknöpfe**). Sie haben einen eigenthümlichen, stark balsamischen Geruch und einen stark gewürzhaft bitterlichen Geschmack und enthalten vorwaltend balsamisches Weichharz, ätherisches Oel und schleimigen Extraktivstoff. Sie wirken schmerzlindernd, einhüllend und zertheilend und werden nur äußerlich in Salbenform (Unguentum populeum) bei Geschwülsten, Wunden und Verbrennungen, bei Leibschmerzen, ruhrartigen Durchfällen *rc.* angewendet. Früher war auch eine Tinktur gebräuchlich. Innerlich benutzte man bisweilen einen warmen, wässerigen Auszug als harntreibendes Mittel. Rinde und Blätter enthalten Salicin. Die **Balsampappel** (**Balsamespe, Tacamahacabaum, nordamerikanisches Satteiholz**, P. balsamifera *Med., L.*) ist ein 30—40 Fuß hoher Baum Nordamerika's und Sibiriens, mit eiförmigen, zugespitzten, angedrückt-gesägten, kahlen, unterseits weißlichen, netzartigen Blättern, schwärzlicher Rinde und klebrig-harzigen Knospen. Sie kommt in Europa gut fort und liebt einen feuchten, sandigen Boden, doch wächst sie auch auf trocknem Standort, daher sie sich zu Alleen eignet. Das Holz hat gleichen Werth mit dem von P. monilifera *Ait.* Die Blätter haben einen starken balsamischen Geruch. In und an den Knospen erzeugt sich ein flüssiges, später verhärtendes Harz, welches sonst als **gemeines Tacamahaca, Tacamahaca communis s. vulgaris**, auch nach Europa gebracht wurde, noch jetzt in Nordamerika äußerlich häufig in Anwendung kommt und einen starken, eigenthümlichen, nicht unangenehmen Geruch hat. Rinde, Zweige und Blätter liefern eine schöne gelbe Farbe. Die **griechische P.** (P. graeca *Ait.*) hat eirund-längliche, am Grunde abgestutzte und fast herzförmige, lang zugespitzte, angedrückt-gesägte, am Rande fast wimperig-flaumhaarige, später ganz kahle, unterseits weißliche Blätter, ist in Griechenland u. auf den umliegenden Inseln einheimisch u. wurde schon im Alterthum wegen ihrer Heilkräfte gerühmt. Man benutzte die Knospen bei schweren Geburten und in Milch gekocht äußerlich bei Hornhautflecken.

Pappelrose, s. Althäa.

Pappelsalbe (Unguentum populeum), balsamisch riechende Salbe, wird bereitet, indem man zerquetschte, frische Pappelknospen mit Schweinefett bei gelindem Feuer digerirt, dann ausdrückt und durchseiht. Mitunter werden ihr auch narkotische Kräuter, namentlich Bilsenkraut und Belladonnablätter, zugesetzt. Sie wird jetzt nur wenig von Aerzten benutzt, wurde aber früher sehr häufig gegen Hämorrhoidalknoten, auch gegen Verstauchungen angewendet.

Pappenheim, Stadt und Hauptort im gleichnamigen Herrschaftsgericht im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken ($3^1/_3$ □M. mit 9300 Einw. in 1 Stadt, 1 Marktflecken, 7 Pfarrdörfern u. 26 Weilern u. Höfen mit cirka 50,000 Gulden Einkünften), an der Altmühl, hat ein schönes, 1819 bis 1822 nach Klenze's Plan erbautes Schloß der Grafen von Pappenheim, eine Burgruine auf einem Felsenberge, einen Magistrat, eine herrschaftliche Domänenkanzlei, ein Rent- und Forstamt, eine Bauinspektion, Post, ein Dekanat, eine lateinische Schule, Synagoge, ein Hospital, naturhistorische Sammlungen, einen Marmorbruch und 2160 Einw., welche Papierfabrikation, Töpferei, Fabrikation von Steingutwaaren, Meerschaumpfeifenköpfen, Nadeln u. Messern, sowie Essigsiederei, Bierbrauerei u. Potaschenhandel treiben. P. ist sehr alt u. der Stammsitz des reichsritterschaftlichen Geschlechts von Pappenheim, das sich ursprünglich **Calatin** und **Calentin** schrieb und über 600 Jahre lang bis zur Auflösung des deutschen Reichs das Reichserbmarschallamt bekleidete. Treu zu dem salischen Kaiserhause und an den Hohenstaufen haltend, deren Banner sie eine Zeit lang allein gegen die Welfen hielten, thaten sie sich auch in den Kreuzzügen wie in den Fehden des Reichs überall hervor. Von den Wittelsbachern trennte sie blutiger Haß. Der Marschall **Heinrich Calatin** vollzog die Reichsacht an Otto von Wittelsbach und erschlug ihn zu Oberndorf, eroberte Catania auf der Insel Sicilien u. brachte mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg im Namen des deutschen Reichs dem Grafen Rudolf von Habsburg seine Ernennung zum Kaiser. Die älteste Spur von der Erblichkeit des Reichsmarschallamts findet sich in einer Urkunde von Kaiser Rudolf I. von 1298; Kaiser Ludwig der Bayer bestätigte 1334 Rudolf V. von Pappenheim im Besitz derselben. Die goldene Bulle Karls IV. von 1356 setzt jene Erblichkeit voraus, indem sie den v. Pappenheim als den für den Reichserzmarschall, den Kurfürsten von Sachsen, fungirenden Vicemarschall nennt. Mit Bezug auf das Reichsamt bestand in der Familie ein Seniorat und ein Subseniorat; der Senior hieß ältester amtsführender Reichserbmarschall u. hatte den Besitz u. Genuß der Stammbesitzungen. Der Subsenior, als Stellvertreter des Seniors, hieß nachältester Reichserbmarschall, und jeder Graf von Pappenheim führte den Titel Reichserbmarschall. Außerdem besaß die Familie Pappenheim das Reichsforst- u. Jägermeisteramt in dem weissenberger Forst im Nordgau. Erst 1618 ließ sie sich wegen der Landgrafschaft

Stuhlingen in das schwäbische Grafenkollegium einführen, u. seitdem schrieben sich ihre Glieder Grafen und Herren zu Pappenheim. Nachdem die Herrschaft bei der Auflösung des deutschen Reichs 1806 unter bayerische Hoheit gekommen, legte der König von Bayern 1807 dem jedesmaligen Stammhaupte das Prädikat Erlaucht bei, sowie schon früher die Einführung der Primogenitur genehmigt worden war. Auch bewilligte er durch eine Deklaration vom 22. März 1807 in Berücksichtigung der früheren wichtigen Stellung und des Alters dieser Familie, die, zwar ohne Reichsstandschaft, im Reichsfürstenrathe einen eigenen Sitz gehabt hatte, derselben die Standesherrlichkeit im Königreiche Bayern. Für den Verlust des Reichserbmarschallamts, vorzüglich aber für die im Dienste des deutschen Reichs seit Jahrhunderten gemachten Verwendungen, bestimmte die wiener Kongreßakte dem Hause einen Landesbezirk von 9000 Einwohnern im vormaligen französischen Saardepartement unter preußischer Oberhoheit. Im pariser Friedensprotokoll vom 3. Nov. 1815 übernahm der König von Preußen die Abfindung der Grafen von Pappenheim u. vereinbarte sich mit ihnen über die Abtretung erblicher Staatsdomänen auf dem linken Rheinufer, die einen jährlichen Reinertrag von 30,000 Thlr. Kur. liefern sollten, was aber nachher in Auszahlung einer Summe Geldes verwandelt ward. Ein Dekret des Königs von Bayern vom 5. Dec. 1818 ernannte das jedesmalige Haupt der Familie, so lange es im Besitz der in Bayern gelegenen Herrschaft bleibe, zum erblichen Reichsrath mit Sitz und Stimme in der bayerischen Kammer der Reichsräthe unter den Standesherren, u. ein anderes königl. Reskript vom 25. Febr. 1825 erklärte, daß die Grafen von Pappenheim zum hohen Adel gehören und das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher mit diesem Ausdruck verbundenen Sinne haben und aller Ehrenrechte und persönlichen Vorrechte theilhaftig seyn sollten, die in dem Edikt vom 26. Mai 1818 über die staatsrechtlichen Verhältnisse der vormals reichsständischen Fürsten, Grafen u. Herren denselben zugesichert sind. Von den 4 Linien des Hauses Pappenheim, die im 15. Jahrhundert entstanden, erloschen die gräfenthalische und treutlingische früher, die altheimische (in einem protestantischen und katholischen Zweige) 1808. Die noch jetzt bestehende algövische (protestantische) hat gegenwärtig zum Standesherrn den Grafen Theodor Friedrich Karl.

Pappenheim, 1) Gottfried Heinrich, Graf von, Chef der treutlinger Linie des Hauses P., Generalfeldmarschall und Feldherr der Truppen der katholischen Ligue im 30jährigen Kriege, wurde am 29. Mai 1594 zu Pappenheim in Bayern geboren, in seinem 14. Jahre nach der damals berühmten Hochschule Altdorf gesandt und 2 Jahre später zum Rektor Magnificus derselben ernannt. Nach Vollendung seiner Studien in Tübingen bereiste P. Frankreich, England, Spanien und Italien, kehrte 1614 nach Deutschland zurück, trat zum Katholicismus über und ward vom Kaiser Matthias zum Reichshofrath ernannt. Nach kriegerischem Ruhme begierig, trat P. anfänglich in die Dienste des polnischen Königs Sigismund und suchte darauf unter dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, dem rastlosen Oberhaupte der katholischen Ligue, seinen feurigen Eifer für die katholische Kirche zu bethätigen. In dem Kürassierregimente seines Stiefvaters, des Grafen Adam von Herbersdorf, welcher bayerischer Oberst und Statthalter zu Linz war, nahm er bereits 1615 an der Spitze einer Kompagnie an der jülichschen Erbfolgefehde lebhaften Antheil und zog 1620 als Oberstlieutenant in demselben Regimente mit dem bayerischen Hülfscorps gegen die empörten Böhmen. Die Schlacht am weißen Berge bezeichnet den Anfang seiner glänzenden kriegerischen Laufbahn. Der ungestüme Muth, mit welchem er die schon fliehende österreichische Kavallerie zum Stehen brachte und an der Spitze der bayerischen auf das Infanterieregiment des Grafen Schlick eindrang, trug nicht wenig zur Entscheidung des Sieges bei, hätte ihm aber fast das Leben gekostet; denn aus 20 Wunden blutend sank er im dichtesten Gemetzel vom Pferde und wurde erst am nächsten Vormittag bei der Plünderung des Schlachtfeldes von einem Wallonen gefunden und erkannt. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1623) schlug ihn der Kaiser persönlich zum Ritter, machte ihn zum Chef eines Kürassierregiments (der berühmten Pappenheimer) und stellte ihn in der Lombardei an die Spitze der spanischen Reiterei (1623—26). Von Maximilian zurückgerufen, dämpfte er 1626 den in Oberösterreich um der Religionsfreiheit willen ausgebrochenen Bauernaufstand, welcher zu einer furchtbaren Höhe gestiegen war. Darauf nahm er an dem niedersächsisch-dänischen Kriege (s. Dreißigjähriger Krieg) Theil und ward nach Wallensteins erster Abdankung und Tilly's Ernennung zum kaiserlichen Generalissimus unter dessen Befehlen General der Kavallerie. Dadurch aber entstand eine Spannung zwischen beiden Generälen, indem P., der sich, obgleich im Dienste der Ligue stehend, vorher gänzlich an Wallenstein angeschlossen hatte, die jetzt doppelte Eigenschaft Tilly's als Feldherr der Ligue und kaiserlicher Generalissimus für nachtheilig erklärte und in einem Schreiben an den Kurfürsten von Bayern entweder den Oberbefehl der Truppen der Ligue oder die Erlaubniß verlangte, eine abgesonderte Armee zu bilden. Als Kurfürst Maximilian nicht darauf einging, ließ P. seinen Unmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung an der Stadt Magdeburg aus, zu deren Erstürmung er das Meiste beitrug. Während Tilly zur Vollziehung des Restitutionsedikts nach Hessen zog, blieb P. bei Magdeburg zurück, um die Schweden zu beobachten, vereinigte sich aber nachher mit Tilly bei dessen Einfall in Sachsen im August 1631. Hier verleitete ihn sein kriegerischer Ungestüm zu der Schlacht bei Breitenfeld, welche Tilly, der erst noch mehr Verstärkungen hatte abwarten wollen, wider seinen Willen, um größere Nachtheile zu verhüten, annehmen mußte und trotz der Anstrengungen P.s verlor. P. deckte hierauf den Rückzug, sammelte die Fliehenden und brach gegen Ende des Jahres mit 6000 Mann nach Magdeburg auf, dem daselbst eingeschlossenen kaiserlichen General Wolf von Mansfeld zu Hülfe, nöthigte den schwedischen Feldmar-

schall Banner, der dasselbe belagerte, zum Rückzug, eilte dem bedrohten Wolfenbüttel, wo er seine Kriegsvorräthe hatte, zu Hülfe und führte von da aus einen wahren Parteigängerkrieg gegen Banner und die Herzöge Georg von Wolfenbüttel und Wilhelm von Weimar. Als diese mit ihren Truppen nach Thüringen zum König von Schweden abzogen, spielte P. völlig den Herrn im Lande und verdunkelte seinen Feldherrnruhm durch die unerhörtesten Grausamkeiten u. Plünderungen, auf die er seine Soldaten statt des Soldes anwies. Vom Kurfürsten von Köln zu Hülfe gerufen u. durch das Versprechen von 100,000 Thalern u. des Ordens vom goldenen Vließe angelockt, wandte er sich darauf, inzwischen vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt, nach dem Niederrhein und Westphalen, wurde aber in seinen Unternehmungen durch die Mißhelligkeiten mit dem rangstolzen spanischen General Cordova gelähmt. Darauf zog er wieder nach Niedersachsen und vereinigte sich am 25. Okt. mit 9000 Reitern bei Merseburg mit Wallenstein, der unterdessen wieder als kaiserlicher Generalissimus aufgetreten war, zog dann nach Halle, um die Erstürmung der Moritzburg zu versuchen und überhaupt die Bekämpfung des Königs nach Niedersachsen zu versetzen. Gustav Adolfs Vordringen gegen Lützen änderte den Feldzugsplan; P. erhielt Befehl zur schleunigen Umkehr. Die Ankunft seiner Reiterei stellte das Treffen, in welchem nach des Königs Tode der Sieg bereits auf die Seite der Schweden sich neigte, wieder her, und schon begannen diese, dem ungestümen Angriff zu unterliegen, als P. durch 2 Musketenkugeln tödtlich verwundet ward. Die wilde Reiterschaar, die kein Anderer zu zügeln verstand, löste sich bald in Unordnung auf und räumte den Schweden das Schlachtfeld. P. verschied am Tage nach der Schlacht, den 7. November 1632, zu Leipzig, sich tröstend, daß sein Todfeind ihm vorangegangen war. Rastlose Thatkraft, wilder Kriegsmuth, tollkühner Unternehmungsgeist, flammender Eifer für die Sache, die er ergriffen, zeichneten P. aus. Bei seinen Truppen hieß er wegen der unzähligen Narben, die seinen Körper bedeckten, der „Schrammenhans".

2) Karl Theodor Friedrich, Graf von P., geboren den 17. März 1771, trat schon 1783 in österreichische Dienste, verrichtete bei der Kaiserkrönung Franz' II. 1792 sein Familienerbamt als Reichsmarschall, wohnte dann den 3 Feldzügen der ersten Koalition gegen Frankreich bei, focht 1793 bei Château-Cambresis, 1794 bei Charleroi und Fleurus und nahm dann seine Entlassung. Nach seiner Mediatisirung trat er in bayerische Dienste, ward 1809 Generaladjutant des Kronprinzen und kommandirte 1813 eine Infanteriebrigade, mit der er am 30. Okt. während der Schlacht bei Hanau die Kinzigbrücke vertheidigte. Im Feldzuge von 1814 war er unter Wrede bei der Belagerung von Hüningen u. von Schlettstadt thätig, nahm am Kongreß zu Wien Theil u. wurde 1815 bei der Reorganisation der bayerischen Armee und später zu mehren diplomatischen Sendungen verwendet. Später ward er Reichsrath, Generalfeldzeugmeister und Generaladjutant des Königs und Inhaber des ersten bayerischen Chevaurlegersregiments. Er † den 29. Aug. 1853 zu Pappenheim.

3) Friedrich Albert, Graf von P., bayerischer Generallieutenant, geb. den 18. Juni 1777, des Vorigen Bruder und Nachfolger als Haupt des Hauses, da jener ohne männliche Descendenz war.

Pappus (lat.), Samenkrone, der den bleibenden oberen Kelch der Blümchen einer zusammengesetzten Blume andeutende, aus Federn, Haaren, Spreublättchen oder Borsten bestehende Aufsatz des Samens.

Papst. Nach der altherkömmlichen Lehre der römisch-katholischen Kirche hat Christus seinem geliebten Jünger Petrus eine vorzügliche Gewalt vor den andern Aposteln und über dieselben in seiner Kirche verliehen und durch solche persönliche Bevorzugung zugleich ein erbliches Primat eingesetzt, wonach die Bischöfe Roms wirklich als Nachfolger Petri, demnach als natürliche Erben seiner Macht und Würde zu erachten seyen. Allein die wahren Grundlagen der römischen Hierarchie liegen auf einem ganz andern Gebiete, als in dem Bereiche einer sagenhaften Tradition und daraus fingirten dogmatischen Kombination; sie waren in den Umständen, unter welchen sich die christliche Kirche in dem Römerreiche ausbreitete, und in der Stellung bedingt, welche Rom und seine Bischöfe dabei einzunehmen durch örtliche und zeitliche Verhältnisse veranlaßt und befähigt wurden. Roms alter Ruhm u. seine überwiegende Weltstellung sind als der erste Grundstein des in seinen Mauern sich erhebenden Papstthums zu betrachten. Die weltlichen Ehren Roms gingen aber auf die in Rom frühzeitig entstandene Christengemeinde über, und hierzu gesellten sich noch geistliche und kirchliche Vorzüge. Die Gemeinde in Rom war nicht nur durch die Zahl ihrer Bekenner, sondern auch durch die geistige u. materielle Ueberlegenheit derselben bald die wichtigste im Occident u. eine der bedeutendsten in der ganzen Christenheit. Schon im Zeitalter der Apostel ward sie dafür angesehen, und darum eben hielten es die beiden Apostel Paulus und Petrus für nöthig, einen Hauptteil ihrer Wirksamkeit nach Rom zu verlegen. Hier mußte der Kampf des Christenthums gegen die weltliche und priesterliche Macht der alten Zeit zur Entscheidung kommen, von hier mußte die Aussöhnung des neuen Glaubens mit dem Glauben und der Anbetungsweise der heidnischen Religionen ausgehen, wenn sie wirksam und andauernd seyn sollte. Frühzeitig waren daher die Blicke aller abendländischen Kirchen vorzugsweise auf Rom gerichtet, und von dorther entnahmen die Gemeinden in Italien, Gallien, Spanien, Britannien, Afrika ꝛc. gern die Normen ihres eigenen Verhaltens. Dazu kam die große Thätigkeit der römischen Bischöfe für Verbreitung des Christenthums im Westen und Norden u. der Eifer, mit welchem sie sich der neubegründeten Gemeinden in geistlichen wie in weltlichen Dingen annahmen. Den Ruhm muß man den römischen Kirchenfürsten lassen, daß sie, ohne gerade den Vorzug tiefer Gelehrsamkeit für sich zu haben, vom ersten Augenblicke an die Wichtigkeit ihrer Stellung vollkommen erkannt und alle Vortheile daraus zu ziehen

meisterhaft verstanden haben. Viele Bischöfe Roms in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sind durch ächt apostolischen Wandel, durch Strenge der Sitten, Wohlthätigkeit, Unerschrockenheit des Charakters in der ganzen Christenheit berühmt geworden; andere glänzten durch Talente in Kirchen- und Staatssachen, und die meisten übten durch vielfältigen Verkehr und Briefwechsel mit geistlichen und weltlichen Häuptern, mit den Gemeinden des Reichs und mit barbarischen Völkern einen ausgebreiteten Einfluß aus. Früh hatten die Päpste die große Idee der Herrschaft gefaßt und steten Blicks, gleichförmig in Maximen und Hülfsmitteln, weise, kraftvoll denselben Plan verfolgt. Was Einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das fideikommissarische Erbe des heiligen Petrus und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb. Endlich begünstigten die politischen, sowie die kirchlichen Zerwürfnisse des späteren Römerreichs und der allgemeine Strom der Begebenheiten die Erhöhung Roms. Die morgenländischen Prälaten waren unter einander durch Eifersucht und unaufhörlichen Ketzerstreit entzweit. In solchen einheimischen Fehden gab der römische Bischof, der nach seiner Stellung fast wie ein auswärtiger erschien, durch seinen Beitritt als mächtiger Alliirter, oder als Schiedsrichter oft die Entscheidung. Er konnte auch, als minder erreichbar von Hofgunst oder Ungunst, eine desto freiere Sprache führen, und es däuchte den Streitenden weniger demüthig, sich dem Ausspruche eines Fremden zu fügen, als einen einheimischen Feind zum Richter zu haben. Mehre Beispiele von solchen durch das Gewicht der römischen Kirche entschiedenen Glaubensfehden befestigten und erhöhten das Ansehen des römischen Bischofs für künftige Fälle. Selbst der konstantinopolitanische Patriarch, so viel Glanz auf denselben vom nahen Throne fiel, konnte gegen den römischen nicht mit gleichen Waffen streiten, eben weil die Nähe des Monarchen ihm die Unabhängigkeit raubte und die wandelbaren Verhältnisse oder Gesinnungen des Hofes keine Stetigkeit in Grundsätzen und Maßregeln erlaubten, während der römische Bischof, meist unerreichbar der Despotenhand, nach selbstständigen Entschlüssen handelte.

Trotz aller dieser Vorzüge und begünstigenden Umstände, welche der römische Stuhl frühzeitig genoß und auch genügend auszubeuten verstand, war aber bis ins 8. Jahrhundert das Primat des P.s auf den — nicht immer unbestrittenen — Vorzug des Ranges beschränkt; eine eigentliche Gewalt des Gesetzgebers oder Richters erkannten die übrigen Kirchen demselben nicht zu, mit Ausnahme der suburbikarischen Provinzen (d. i. Mittel- und Unteritaliens, Siciliens, Sardiniens und Korsika's), welche schon Konstantin der Große dem römischen Stuhl unterwarf, dann der gallischen Kirchen, welche Valentinian III. zum Gehorsam gegen denselben angewiesen, und auch der britischen Kirchen, welche der Missionär Augustinus dem P., der ihn gesandt hatte, gewann. Selbst der Ehrentitel Papst (papa, Vater) wird von anderen Bischöfen eben so wie von den römischen gebraucht, und erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts wird derselbe von Gregor VII. als ausgezeichnetes Prädikat ausschließlich für den römischen Bischof in Anspruch genommen. Auch erfuhr der P., je nach den Zeiten und Umständen und nach der persönlichen Gesinnung der geistlichen und weltlichen Häupter, abwechselnd Erhöhung und Erniedrigung. Unter den heidnischen Kaisern theilte die römische Kirche die Bedrückungen aller übrigen, und wiewohl schon damals ihre Ansprüche auf das Supremat sich äußerten, so verhinderte doch der Widerspruch der Schwesterkirchen, namentlich der karthagischen, die Behauptung desselben; nach dem Triumphe des Christenthums aber brachte die neue Residenz, Konstantinopel, einen lange Zeit furchtbaren Rivalen hervor. Das Prädikat allgemeiner Bischof, welches einige Päpste annahmen, wurde theils von dem Patriarchen zu Konstantinopel selbst beansprucht, theils überhaupt verworfen, und einige darüber erlangte Bewilligungen der Kaiser konnten kein kirchliches Recht verleihen. Einzelne Päpste wurden nicht nur von den weltlichen Herren Roms verfolgt, mißhandelt, ein- und abgesetzt, sondern es geschah solches auch von geistlichen Behörden, namentlich von Kirchenversammlungen. P. Honorius wurde als Monothelet verdammt, mehre andere Päpste wurden von Mitbischöfen mit dem Anathem belegt. Erst im 8. Jahrhundert erhielt die Herrlichkeit des P.es eine feste Grundlage durch weltliche Größe. Die Anfeindung der Bilder (s. Bilderdienst) durch die leo'sche Kaiserfamilie, welche die Italiener zur Empörung brachte, forderte den P. auf, sich an die Spitze des Volks als Vertheidiger, Rathgeber u. Führer zu stellen. Gregor II. und III. benutzten diese Verhältnisse trefflich, setzten die Kaiser in Schrecken und schalteten fast unumschränkt in dem Gebiet eines ohnmächtigen Kaisers; sie leiteten von nun an in drangvollen Zeiten der Isolirung u. der longobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tyrannenmacht befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft. Bald trat auch die äußere Sanktion der Macht zum geistigen Supremat hinzu. Pipin, vom P. zum Frankenkönig erklärt, bezahlte demselben seine Schuld durch die Schenkung des Exarchats, welches er den Longobarden entrissen hatte. Diese Schenkung wurde von Karl dem Großen nicht bloß bestätigt, sondern auch beträchtlich erweitert und der römische Bischof also zum ansehnlichen weltlichen Fürsten, wenn auch unter fränkischer Hoheit, gemacht (s. Kirchenstaat). Schon vorher hatte Bonifacius (Winfried), der Apostel der Deutschen u. Erzbischof von Mainz, dem römischen Stuhl den Eid der Treue u. Ergebenheit geleistet, u. seinem Beispiel folgte der ganze deutsche Klerus und später das gesammte Abendland.

Die Geschichte des Papstthums zerfällt in 8 Perioden. Die I. Periode umfaßt die drei ersten Jahrhunderte der Kirche bis auf Konstantin, die Zeiten des Drucks und der Verfolgung, wo eine kirchliche Bewegung nur nach innen gestattet war, dagegen hierarchische Formen sich höchstens ansetzen und vorbereiten, nicht aber durchbilden konnten. Die Succession der römi-

schen Bischöfe ist in der ersten Hälfte dieser Periode nicht ganz bestimmt zu ermitteln. Die gewöhnliche Liste stellt, von dem angeblichen Primat des Apostels Petrus ausgehend, folgende Namen auf: 1) Linus (66—78), 2) Anacletus (79—91), 3) Klemens I. (91—100), 4) Euarestus (100—109), 5) Alexander I. (109—119), 6) Sixtus I. (119—127), 7) Telesphorus (127—139), 8) Hyginus (139 bis 142), 9) Pius I. (142—157), 10) Anicetus (157—168), 11) Soter (168—177), 12) Eleutherus (177—193), 13) Victor I. (193—202), 14) Zephyrinus (202—218), 15) Calixtus (219—222), 16) Urban I. (223—230), 17) Pontianus (230 bis 235), 18) Anterus (235—236), 19) Fabianus (236—250), 20) Cornelius (251—252), 21) Lucius I. (252—253), 22) Stephanus I. (253—257), 23) Sixtus II. (257—258), 24) Dionysius (259 bis 269), 25) Felix I. (269—274), 26) Eutychianus (275—283), 27) Cajus (283—296), 28) Marcellinus (297—308), 29) Marcellus (308—310), 30) Eusebius (310—311), 31) Miltiades (Melchiades, 311 — 314). Die Reihenfolge der 4 ersten Bischöfe wird auch in anderer Ordnung gegeben, und statt Anacletus wird bald Anencletus, bald Cletus genannt. Der 3. Bischof oder Vorsteher der römischen Gemeinde, Klemens, wird für den als Schriftsteller bekannten Klemens Romanus (Phil. 4, 3) angesehen. Anicetus und Victor sind durch den Osterstreit (s. d.) berühmt; unter Cornelius brach das novatianische Schisma aus. Stephanus I. ist in den Streit über die Ketzertaufe verflochten und versucht hier schon die römische Autorität geltend zu machen. Dionysius ward in die dogmatischen Streitigkeiten über das Göttliche in Christo durch die ägyptischen Bischöfe hineingezogen, Melchiades von Konstantin dem Großen mit Behandlung der donatistischen Streitigkeiten in Afrika beauftragt. Marcellin pflegt von den Kurialisten gern als ein Abgefallener behandelt zu werden, um darauf die Fabel von der Synode zu Sinuessa zu bauen, wo man ihn nicht zu richten gewagt, sondern dies seinem eigenen Gewissen überlassen habe. Im Ganzen windet sich die Geschichte der römischen Bischöfe ziemlich dürftig durch diese Jahrhunderte des Drucks; indeß erheben doch einige unter ihnen, gestützt auf die lokalen Vorzüge ihres Bischofssitzes, schon jetzt mit mehr oder minder Glück Ansprüche auf ein kirchliches Primat.

Die II. Periode begreift die 3 folgenden Jahrhunderte (300—600), von Sylvester bis Gregor I.; sie ist die Zeit der weitern Durchbildung der hierarchischen Ideen und ihrer praktischen Verwirklichung in einem großen Theile des Römerreichs und bei mehren germanischen Völkern. Die wichtige Veränderung, welche der Uebertritt des kaiserlichen Weltbeherrschers zur christlichen Kirche für letztere herbeiführte, mußte vorzugsweise auch auf die Stellung des römischen Bischofs einwirken. Ward der Klerus jetzt überhaupt sofort eine reiche Korporation, so benutzte gewiß der Bischof die Gelegenheit am besten, der so recht eigentlich an der Quelle der Spenden saß. Gleichzeitig kam die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel dem römischen Patriarchen sehr zu Statten, denn sie befreite ihn aus der dem Aufblühen seiner Macht nicht günstigen Atmosphäre der Hofluft: dem Bischof, sollte er mehr werden als bisher, war sehr dienlich, daß ihm der Kaiser Platz machte. Rom blieb doch, auch wenn der Kaiser nicht dort residirte, die erste Stadt der Welt, und der Patriarch demnach der erste Bischof der Christenheit. Auf dem Koncil zu Konstantinopel (381) mußte der Patriarch dieser Stadt es als eine Auszeichnung anerkennen, daß ihm der Ehrenplatz dicht nach dem Bischofe von Rom eingeräumt wurde, u. das Koncil zu Chalcedon (451) sprach es mit bestimmten Worten aus, daß der Ehrenvorrang dem Stuhle Altroms zukomme, weil die Stadt historisch und politisch so bedeutsam sey. Auf Roms alter, ererbter Größe fand der päpstliche Stuhl seine erhabene, bevorzugte Stellung, u. als nachmals der politische Glanz der alten Tiberstadt von dem des neuen Roms am Bosporus überstrahlt wurde, war die päpstliche Macht schon stark genug, um sich durch sich selbst, durch ihre apostolische Abstammung, ihr Mutterverhältniß zum ganzen Occident und die evangelische Stiftung durch den Apostelfürsten aufrecht zu erhalten. Als freigewählter oder von dem Kaiser gesetzter Schiedsrichter in Verfassungs- sowie in Glaubensstreitigkeiten übte Rom nicht bloß im Abendlande, sondern selbst über den Orient hin eine höchst einflußreiche moralische Superiorität aus; bald hatte es in diesen Dingen eine so feste Praxis gewonnen, daß sein Urtheil kaum mehr zu umgehen war. Unter den römischen Bischöfen finden wir keine spekulativen Köpfe, selbst nur wenige, die den Namen großer Gelehrten beanspruchen können; desto mehr praktischen Takt und strenge Konsequenz besitzen sie. Rom kehrte sich nie an Theorien, sondern hielt sich an das Bewährte, Sichere; was auf einer allgemeinen Synode entschieden war, zu Nicäa, Konstantinopel, Chalcedon, das war für Rom jedesmal Glaubensnorm, und es hatte dabei stets den Ruhm der Orthodoxie für sich. Einzelne Beispiele vom Gegentheil, z. B. die Bischöfe Vigilius und Honorius, sind nur als Ausnahmen von der Regel anzusehen.

Bei der Theilung des Römerreichs (395) gewann der Bischof von Rom wieder selbst politische Vortheile. In dem abendländischen Kaiser erhielt er einen Vertreter gegen die Ansprüche des Kollegen in Byzanz. Darauf, bei dem Eindringen der germanischen Stämme, konnte er das ganze Gewicht geltend machen, wodurch geistliche Würde der Unkultur zu imponiren weiß. Attila's Abzug von Rom, durch Leo's des Großen Zureden bewirkt, ist dafür ein schlagender Beweis. Nachher war auch die Stellung unter den ostgothischen Königen gar nicht zu mißlich für das Erblühen der bischöflichen Gewalt; gerade den Gothen gegenüber schloß sich das italienische Volk gern an den einheimischen Großen an, der am sichersten gegen die fremden, dazu arianischen, Eroberer Schutz verhieß. Die Abhängigkeit, worin man von Verona aus Rom erhielt, war streng, aber doch nicht despotisch, so daß die endliche Herstellung der griechischen Herrschaft durch die Waffen eines Belisar für Rom durchaus nicht als ein Glück betrachtet werden konnte. Jetzt hatte in der Regel der kaiserliche Exarch Kabinetsbefehle für Dogmatik und Kirchenregiment vorräthig, und der

konstantinopolitanische Patriarch pflegte von jetzt an den römischen als seinen überwundenen Nebenbuhler mit der stolzen Ueberhebung, welche der Residenzstädter dem Provinzialen gegenüber hat, anzusehen. Damals geschah es, daß Johannes Jejunator in Konstantinopel sich den Titel eines ökumenischen (allgemeinen) Patriarchen beilegte, wogegen freilich in Rom Pelagius II. und Gregor I. den stärksten Protest erhoben. Am Ende des 6. Jahrhunderts war der römische P. seiner politischen Bedeutung nach in der That nur Vasall des griechischen Kaisers und seines Stellvertreters, des Exarchen zu Ravenna. Von Byzanz mußte der neuerwählte P. jedesmal seine Bestätigung erhalten, ja er ward auch in der Regel auf dortige Veranlassung gewählt; dort hielt er seinen Gesandten oder Apokrisiarius, von dort ward mehr denn einmal Gericht über ihn geübt. Seine geistliche Stellung dagegen war im Abendlande gesichert und ausgedehnt. Man war aller Orten nicht bloß daran gewöhnt, von Rom aus den ersten Rang in Anspruch nehmen zu hören, man war auch meist geneigt, besonders wenn der eigne Vortheil es erheischte, dem römischen Pontifex eine besondere Achtsamkeit auf Aufrechthaltung der Kirchengesetze zuzumuthen, oder ihn so handeln zu sehen, als ob die oberste Macht in ihm kulminirte. Erkannte man auch im Orient diese Vorrechte Roms nicht an, erhoben selbst unter den abendländischen Bischofssitzen die wichtigsten, wie Mailand, Ravenna, Aquileja, gegen die Einmischung des P.es in ihre Angelegenheiten Protest, so war man doch überall davon überzeugt, daß, wenn die Kirche eine Einheit bilden und ein einziges Oberhaupt erhalten sollte, dieses nirgends anders, als in Rom thronen könne. Manche Einzelnheiten der Praxis verrathen, zu welcher neuen Bedeutsamkeit der apostolische Stuhl in dieser Periode nach und nach gelangte: so drückt die Anstellung von Vikarien des römischen Bischofs in entlegenen Ländern sehr bezeichnend die Idee aus, daß, wohin das päpstliche Auge selbst nicht blicken könne, dort ein Vertreter dafür gehalten werden müsse. Ebenso wurde es jetzt schon als nothwendig angesehen, das bischöfliche Pallium von Rom, als der Quelle aller kirchlichen Würden, zu holen. Das Selbstgefühl des dortigen Stuhls sprach sich darin aus, daß schon jetzt die Behauptung auftritt, der P. habe keinen Richter über sich als Gott. Theoderich mußte dies zuerst hören, als er einen Streit um die Bischofswürde zwischen Symmachus und Laurentius entschied. Selbst die Kanzleisprache der Päpste nahm jetzt eine andere Form an; Gelasius I. beehrte andere Bischöfe nicht mehr mit dem hergebrachten Brudertitel, sondern nannte sie, schon jetzt den Primat in Anspruch nehmend, Söhne. Die Päpste der II. Periode sind: 32) Sylvester (314—335), 33) Marcus (336), 34) Julius I. (337—352), 35) Liberius (352—366), 36) Damasus (366—384), 37) Siricius (384—398), 38) Anastasius I. (398—401), 39) Innocenz I. (402—417), 40) Zosimus (417—418), 41) Bonifacius I. (418—422), 42) Cölestinus I. (422—432), 43) Sixtus III. (432—440), 44) Leo I. (440—461), 45) Hilarius (461—468), 46) Simplicius (468—483), 47) Felix II. (483—492), 48) Gelasius I. (492—496), 49) Anastasius II. (496—498), 50) Symmachus (498—514), 51) Hormisdas (514—523), 52) Johann I. (523—526), 53) Felix III. (526—530), 54) Bonifacius II. (530—532), 55) Johann II. (533—535), 56) Agapetus (535—536), 57) Sylverius (536—537, † 538), 58) Vigilius (537—555), 59) Pelagius I. (555—560), 60) Johann III. (560—573), 61) Benedikt (574—578), 62) Pelagius II. (578—590), 63) Gregor I. (590—604). Die beiden bedeutendsten Päpste in dieser Reihe sind unstreitig **Leo I.** (440—461) und **Gregor I.** (590—604), welche beide das Prädikat „der Große" erhalten haben. Beide übersahen mit scharfem Blick ihre Zeiten und redeten gleichsam im Vorgefühl der künftigen Papstwürde. Jener gab den bis dahin erworbenen Vorzügen des römischen Stuhls eine festere Grundlage durch glücklichen dogmatischen Takt in den Streitigkeiten über die Naturen Christi und die erweiterten Vorstellungen vom Primat des Petrus, den er als den eigentlichen Fürsten der Apostel betrachten lehrte. Gregor verband mit einem nicht minder kräftigen Handeln mehr noch von jener geistlichen Demuth, die unter den Betheuerungen des eigenen Unwerthes am sichersten ihre Plane erreicht; er drückte auch dem Ritus, der Sitte, dem Ceremoniel den Charakter des eigentlich Römisch-Katholischen auf und wußte durch solche geistige Fäden das Abendland unauflöslich an Roms Vorrang zu fesseln. Auch unter den übrigen römischen Bischöfen dieser Periode ist noch mancher staatskluge und charakterstarke Mann, z. B. **Innocenz I.**, der Beschützer des Chrysostomus. Auf **Sylvester**, dem Konstantin der Große die vielbesprochene Schenkungsurkunde übergeben haben soll, führen die Kurialisten die weltliche Herrschaft des Papstthums zurück, ihm wird zuerst die **dreifache Krone** zugeschrieben. Spirituelle Sekten des Mittelalters sehen hier den Anfang der Verweltlichung des Papstthums. **Julius I.** griff in die arianischen Händel ein und begründete durch Beschützung des Athanasius ein höheres Ansehen des römischen Stuhls. **Liberius** ward wegen seiner Opposition gegen den Arianismus von Constantius exilirt und durch einen Gegenpapst, **Felix II.**, ersetzt; später erwarb er durch Uebertritt zum Arianismus seinen Bischofsstuhl wieder, u. Felix mußte weichen. Die Bestätigung des Arianismus auf der Synode zu Rimini war davon die Folge. Nach seinem Tode war die Wahlzwistigkeit zwischen Damasus und Ursinus oder Ursicinus, und es kam selbst in den Kirchen Roms zum Blutvergießen; durch das Eingreifen des Kaisers Gratian ward Damasus befestigt u. ihm ein sehr ausgedehntes Privilegium zur Unterdrückung der Gegenpartei ertheilt. **Zosimus** that dogmatische Mißgriffe, indem er die pelagianische Ketzerei anfangs gut hieß und nachher verdammte, worüber er von den Arianern heftige Vorwürfe erhielt. **Bonifacius I.** ward gegen einen Rivalen, Eulalius, nur durch das Einschreiten des Honorius gehalten. Der Einfluß der gothischen Beherrscher Italiens zeigte sich besonders bei dem Wahlstreite zwischen **Symmachus** und **Laurentius**, der wiederum Blutvergießen in Rom erregte; durch Begünstigung Theoderichs hielt sich der erstere. Bei der Wiedereroberung

des Exarchats durch die Waffen des Belisar ward Sylverius abgesetzt und Vigilius noch bei dessen Lebzeiten auf kaiserlichen Befehl zum Bischof ernannt. In dem Dreikapitelstreit wechselte dann Vigilius mehrmals seine dogmatischen Ansichten, weil er es durch Nachgiebigkeit gegen den Willen des Kaisers mit den abendländischen Bischöfen verdarb. Gregor I. hielt das Ansehen des römischen Stuhls nicht bloß den Barbaren gegenüber aufrecht, sondern löste auch, in gewandter Demuth einhergehend (servus servorum domini), die schwierige Aufgabe, zwischen der drohenden Gewalt der Longobarden u. der kaiserlichen Macht eingeengt, sich und seiner Würde nichts zu vergeben.

Die III. Periode reicht vom Anfang des 7. bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts, 604—858, oder von Gregor I. bis auf Pseudo-Isidor. Der Orient erklärt sich je länger, desto entschiedener gegen das Supremat Roms, und die Trennung der occidentalischen und orientalischen Kirche wird unvermeidlich, zumal die letztere zum großen Theil der Gewalt der Saracenen Preis gegeben wird, der Patriarch von Konstantinopel aber seine Rechte desto ängstlicher wahrt. Immer kräftiger zeigt sich dagegen Rom im Abendlande; es begründet seine Hierarchie unter den germanischen Stämmen. Ueber die ihm stets feindlich gesinnten Longobarden trug es einen entschiedenen Sieg davon, durch welchen es sich zugleich die Franken, welche seinem Zwecke dienten, verpflichtete. Die fränkischen Könige behaupteten zwar lange Zeit auch in kirchlichen Dingen große Selbstständigkeit, und ihre Bischöfe standen zu der königlichen Macht in einem viel unmittelbarern Abhängigkeitsverhältnisse, als zu Rom. Dasselbe war in Spanien zur Blüthezeit des Westgothenreichs der Fall, und endlich ging dieses Land an die Mohammedaner verloren; England dagegen wurde schon unter Gregor dem Großen durch den Mönchsmissionär Augustinus neu bekehrt, und es wurde so das stärkste Recht der kirchlichen Obergewalt, das Recht des Mutterverhältnisses, dort begründet. Nur in Deutschland bildeten sich aus ähnlichen Gründen ähnliche Subordinationsverhältnisse aus, und diese wirkten später entscheidend auf die übrigen abendländischen zurück. Die Bekehrung Deutschlands war größtentheils das Werk englischer und irischer Missionäre, die jenen Respekt gegen Rom sofort zum Bekehrungswerke mitbrachten. Namentlich brachte der heilige Bonifacius die Kirchen von Hessen und Bayern, von Thüringen und Friesland in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rom, wie es bisher außer den suburbikarischen Bischöfen nur England dargeboten hatte. Dieses Beispiel Deutschlands entschied endlich auch für Frankreich. Unter Pipin wurde derselbe Bonifacius eingeladen, die gänzlich desorganisirten kirchlichen Verhältnisse auf dem linken Rheinufer in derselben Weise zu ordnen und zu regeneriren, wie er es mit so vielem Erfolg auf dem rechten gethan hatte. Sofort erneuerte dieser die verfallenen Metropolitansitze, richtete die ganz vergessene Provinzialsynode wieder ein, aber als Vikar des römischen Bischofs, in dessen Namen er überall nur handeln wollte u. dem er die neuen Prälaten zum Gehorsam verpflichtete. So wurde es vorbereitet, daß Pipin nach der Entthronung des letzten Merovingers die fränkische Krone aus der Hand des P.es sich geben ließ und zum schuldigen Gegendienst diesen dafür von den Longobarden befreite und mit einem ansehnlichen Lande belieh, welches Karl der Große nachmals noch bedeutend erweiterte. Die Landeshoheit zwar behielt sich Pipin unter dem Titel eines Patriciers der Stadt Rom vor, und auch sein großer Sohn betrachtete und behandelte fortwährend den P. als seinen Vasallen, regierte das römische Gebiet wie jede andere Provinz durch seine Beamten, leitete und bestätigte die Wahlen neuer Päpste; indem er aber aus den Händen Leo's III. die römische Kaiserkrone empfing, räumte er dem apostolischen Stuhl eine Ehre ein, die bald nachher als Recht von den Päpsten beansprucht und geltend gemacht wurde und in welcher die nachmalige Erhebung des P.es über den Kaiser selbst vorgebildet war. Auch die neuen Eroberungen der Franken durch die Sachsenkriege, wie die Bisthümer zwischen Rhein und Elbe, kamen nun natürlich in Abhängigkeit von Rom, das jetzt an der Hand des Kaisers den Häuptern der Landeskirchen mit Sicherheit u. Nachdruck entgegentreten konnte. Erstreckte sich seine Gewalt auch auf nichts weiter, als auf streng kirchliche Dinge, Sachen des Dogma's und des Ceremoniels, da der Kaiser das eigentliche Kirchenregiment selbst übte, Bischöfe ernannte, Synoden berief, kirchliche Gesetze bestätigte und ihnen durch Aufnahme in die Kapitularien erst verbindende Kraft verlieh, ja darf man das Ansehen des römischen Bischofs selbst in Sachen des Glaubens und Ceremoniels keineswegs ein päpstliches nennen, da noch in dem Bilderstreite die fränkische Kirche sich scharf genug gegen Roms Begünstigung des Bilderdienstes erklärte: so war doch auch jene Stellung eine sehr vortheilhafte, in der dem römischen Bischofe kein zweiter des Abendlandes sich vergleichen konnte, die ihn als den ersten Mann nächst dem Kaiser erscheinen und schon die Möglichkeit ahnen ließ, daß der P. einem schwachen Kaiser gegenüber als der absolute Gebieter der Christenheit auftreten könne. Die Päpste der III. Periode sind: 64) Sabinianus (604—606), 65) Bonifacius III. (607), 66) Bonifacius IV. (608—615), 67) Deusdedit (615—618), 68) Bonifacius V. (619—625), 69) Honorius I. (625—638), 70) Severinus (640), 71) Johann IV. (640—642), 72) Theodorus (642—649), 73) Martin (649—655), 74) Eugenius I. (655—657), 75) Vitalianus (657—672), 76) Adeodatus (672—676), 77) Donus I. (676—678), 78) Agatho (678—682), 79) Leo II. (682—683), 80) Benedikt II. (684—685), 81) Johann V. (685—686), 82) Conon (686—687), 83) Sergius (687—701), 84) Johann VI. (701—705), 85) Johann VII. (705—707), 86) Sisinnius (708), 87) Konstantin (708—715), 88) Gregor II. (715—731), 89) Gregor III. (731—741), 90) Zacharias (741—752), 91) (Stephanus) (752), 92) Stephan II. (752—757), 93) Paulus I. (757—767), 94) Stephan III. (768—772), 95) Hadrian I. (772—795), 96) Leo III. (795—816), 97) Stephan IV. (816—817), 98) Paschalis I. (817—824), 99) Eugen II. (824—827), 100) Valentinus (827), 101) Gregor IV. (827—844), 102) Sergius II. (844—847), 103)

Leo IV. (847—855), (Päpstin Johanna?), 104) Benedikt III. (855—858). Honorius I. beging den dogmatischen Fehler, daß er sich offen für die Monotheleten erklärte, wofür er von jedem seiner Nachfolger einen feierlichen Fluch erhielt. Die Gewaltstreiche, welche der Hof von Byzanz in theologischen und kirchlichen Dingen nicht selten ausführte, trafen besonders hart den standhaften Martin I.; er ward unter militärischer Eskorte nach Konstantinopel gebracht und starb im Exil auf dem Chersones. Sergius I. kam nach großen Wahlstreitigkeiten durch Bestechung des Exarchen von Ravenna auf den päpstlichen Stuhl und entging dem Schicksale Martins nur durch Anstiftung eines Aufruhrs gegen den Kaiser. Mit Gregor II. beginnt die Annäherung Roms an die fränkische Macht, da das Band mit den Griechen theils durch die Gefahr der Longobarden, theils durch den Bilderstreit immer lockerer ward. Zacharias erkannte dem Majordomus Pipin die Krone des schwachen Merovingers Childerich zu; sein Nachfolger Stephan starb 3 Tage nach der Wahl, daher er auch in der Reihe der Päpste oft gar nicht mitgezählt und der auf ihn folgende als Stephan II. bezeichnet wird. Dieser Stephan II. erhielt von Pipin Schutz gegen die Longobarden und einen Theil des ihnen abgenommenen Exarchats. Als Stephan III. erst nach langen Unruhen auf den päpstlichen Stuhl gelangte, wurde ein Beschluß gefaßt, wodurch künftig jeder Laie von dem Episkopat ausgeschlossen wurde. Hadrian I. ward durch Karls des Großen Waffen geschützt und die Macht der Longobarden jetzt auf immer vernichtet, wofür Leo III. sich durch die Krönung Karls zum Kaiser des Abendlandes dankbar bewies; doch ward er in strenger Abhängigkeit vom Kaiser erhalten. Bei den folgenden, oft zwistigen Wahlen wußten die Kaiser ihre Obergewalt ziemlich aufrecht zu erhalten. Zwischen Leo IV. und Benedikt III. soll (855) die berüchtigte Päpstin Johanna (s. d.) den römischen Stuhl besessen haben. Die IV. Periode begreift die Zeit von der Mitte des 9. bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts, d. i. vom Pseudo-Isidor bis auf Gregor VII. Das Papstthum thut gleich zu Anfang dieser Periode einen Schritt, der sein Unrecht auf die Weltherrschaft so fest begründet, daß es selbst die Stürme, welche in der Folgezeit über den römischen Stuhl hereinbrechen, zwar für einige Zeit noch wirkungslos machen, aber nicht umstürzen können. Wahrscheinlich in Mainz kam um 840 eine Sammlung von etwa 100 angeblich uralten päpstlichen Dekretalen, von Klemens I. (91) bis Damasus I. (384), mit einigen spätern Stücken vermehrt, zum Vorschein, in welcher nichts Geringeres beabsichtigt war, als die Kirchengewalt ganz unabhängig vom Einflusse der Fürsten und in der Person des P.es kulminirend, dabei als von Rechtswegen längst bestehend darzustellen. Nach der Vorrede und nach der Einheit des Zweckes zu urtheilen, ist diese Sammlung das Werk eines Einzigen, der sich als Isidorus Mercator (Pseudo-Isidorus) bezeichnet. Als Benedikt Levita sein Rechtsbuch sammelte (845), waren die falschen Dekretalen großentheils vorhanden; später setzte sich noch Manches an. Durch einzelne Anführungen und Aufnahmen der neuen Dekretalen in die Rechtsbücher der Kirche gingen sie allmählig ins gemeine Recht über. Päpsten aus den frühesten Jahrhunderten werden hier die entsprechenden Worte in den Mund gelegt und so eine andere Vergangenheit dem damaligen Zustande untergeschoben. Mit dem Ausdrucke eines Episcopus ecclesiae universalis werden Rechte u. Befugnisse in Verbindung gesetzt, denen nichts so wenig entsprach, als der bisherige wirkliche Zustand der Dinge, wodurch aber die kollegialische Gleichheit aller Bischöfe nach der cyprianischen Idee vernichtet ward, in sofern dieselben dem apostolischen Stuhle nur zur Hülfe, nicht zur Theilnahme an der Macht, beigegeben seyn sollten. Der Inhaber dieses Stuhls heißt das von Gott eingesetzte Haupt, von dem die ganze Kirchenregierung ausgehe; nur auf Veranstaltung und unter Autorität des P.es sollen Synoden gehalten werden dürfen; die höchste Jurisdiktion, um die Rom so lange gebuhlt hatte, wird hier mit einem Schlage dem P. zugesprochen; jeder kirchliche Prozeß, besonders in Sachen der Bischöfe, soll in Rom seine höchste Instanz und Entscheidung finden, jedes Urtheil dort einer Abänderung fähig seyn. Was in den abgelaufenen 800 Jahren nicht hatte errungen werden können, das galt jetzt auf einmal als ausgemacht, als bestätigt durch das Zeugniß einer ehrwürdigen Vergangenheit, u. keine Kritik wachte, um eine so ungeheure Täuschung zu enthüllen. Die Päpste nahmen gern an, was ihnen das Zeitalter bot. Nikolaus I. war ganz der Mann, den größten Vortheil aus dem neuen Privilegienbuche zu ziehen. Nachdem er, gestützt auf die öffentliche Meinung und den Beistand Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, dem König Lothar II. für die verstoßene Gemahlin Teutberge muthvoll entgegengetreten war und ihn gedemüthigt hatte, bot er, die Dekretalen in der Hand, dem ganzen französischen Klerus und seinem Führer Hinkmar von Rheims die Spitze und kassirte die in bester Form schon vollzogene Absetzung des Bischofs Rothad von Soissons. Zwar war Nikolaus auch diesmal mehr durch die politischen Konjunkturen, als durch sich selbst so stark, indem ihm die Macht Karls des Kahlen zur Seite stand; allein jene beiden Beispiele, die Demüthigung eines Königs u. die Unterwerfung der mächtigen Geistlichkeit eines ganzen Landes, hinterließen doch einen bleibenden Eindruck zu Gunsten des römischen Ansehens. Sein Nachfolger Hadrian vermochte nicht, in gleicher Machtvollkommenheit seinen Aussprüchen Geltung zu verschaffen; er unterlag vielmehr der Gewalt Hinkmars von Rheims, welcher jetzt mit seinem König Karl einverstanden war, und erfuhr die schärfste Zurückweisung, als er zu Gunsten Hinkmars von Laon einen Akt kirchlicher Jurisdiktion ausüben wollte. Dagegen gelangte Johann VIII., nachdem er Karl dem Kahlen die Kaiserkrone zugewendet hatte, wieder zur ausgedehntesten Herrschaft über die ganze französische Kirche. Die Schwäche der letzten Karolinger, die ewigen Zwiste der königlichen Brüder und Vettern gaben der päpstlichen Politik eine treffliche Gelegenheit, sich bei allen wichtigern Angelegenheiten einflußreich zu beweisen; indeß hatte dieselbe Schwäche der regierenden Häupter

auch die Folge, daß in Italien, ja in Rom selbst Bürgerkriege ausbrachen, in denen der P. mehrmals das Geschick der besiegten Partei theilen mußte. Mit Sergius III. begann die Zeit des sogenannten Hurenregiments (Pornokratie), wodurch jede Achtung, die etwa der Stuhl Petri errungen hatte, im wilden Gemische von Wollust, Grausamkeit und Herrschsucht unterging. Das Einschreiten der Kaiser machte endlich diesem Regiment ein Ende; aber jetzt ruhte die Hand der Ottonen schwer auf den Italienern. Die völlige Unterordnung der päpstlichen unter die Kaisergewalt war nie entschiedener, als unter diesen sächsischen Kaisern, und die Ueberzeugung, daß die Kaiserkrone wiederum vom P. genommen werden müsse, that dem durchaus keinen Abbruch. Als aber mit der Synode von Sutri (1046), wo Kaiser Heinrich III. drei um die dreifache Krone sich befehdende Päpste absetzte, die Zeit der Verwirrung ihr Ende erreichte, stand das Papstthum bald in seinem alten Glanze wieder da. Die pseudoisidorischen Dekretalen kamen jetzt zu vollster Geltung, und der P. erntete für die Handhabung der ihm darin übertragenen Macht den Dank der Mitwelt. Ueberall war er der Unterstützung der Großen, des Beifalls des Volkes gewiß, wenn er unwürdige Geistliche absetzte und auf Synoden ziemlich willkürlich verfuhr. Es galt ja der Regeneration der Kirche, und im Betracht des allgemeinen Wohls fragte man nicht nach der Quelle, aus welcher Rom seine reformatorische Befugniß ableitete. Solches war die Lage der Dinge, als der Kardinal Hildebrand das Steuer der Kirche ergriff, um das Pontifikat dem Ideal zuzuführen, welches Pseudoisidor geträumt hatte, oder vielmehr dasselbe noch über dieses Ideal hinauszuführen. Bei allen seinen Schritten ging er planmäßig zu Wege. Unter Nikolaus II. ließ er zunächst 1059 eine Abänderung der Papstwahl durchsetzen; er übertrug letztere dem Kardinalkollegium, brach dadurch den Einfluß, den darauf das römische Volk und der Adel geübt hatten, u. hob das Recht auf, welches bisher dem Kaiser zustand. Mit den Ansprüchen des römischen Volkes und des Adels wurde er bald fertig, da sich beide schon an Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl gewöhnt hatten; schwieriger war es, dem Kaiser ein lange geübtes Vorrecht zu entreißen. Der Tod des kräftigen Kaisers Heinrich III. bot indeß auch hierzu die passendste Gelegenheit. Während der Unmündigkeit Heinrichs IV. konnte Niemand kräftig protestiren, und man mußte in Deutschland sich begnügen, wenn die Rechte des Kaisers zu Rom in irgend einer Weise anerkannt wurden. Dies geschah in sehr unbestimmten Ausdrücken. Das Bestätigungsrecht der Papstwahl sollte von jetzt an als ein persönliches Privilegium vom päpstlichen Stuhle selbst erlangt werden, eine Vergünstigung, um die kein Kaiser bitten und um deren Verweigerung gewiß kein P. in Verlegenheit seyn konnte. Außerdem hatte Nikolaus den Normannenherzog Robert Guiscard, einen Lehnsmann des päpstlichen Stuhls, eidlich verpflichtet, die Wahl mit Waffengewalt zu schützen, die auf die vorgeschriebene Weise vollzogen seyn würde. Bei der nächsten Papstwahl, wo das neue Regulativ in Ausübung kam, setzte der Kaiser zwar einen Gegenpapst ein, Honorius II. gegen Alexander II.; allein der Sturz desselben mußte dazu beitragen, den Sieg des neuen Princips desto vollständiger zu machen. Ein weiterer Schritt zur Erreichung des Papstideals war die enge Verkettung der Ordensgeistlichen mit den päpstlichen Interessen, welche Gregor, selbst Cluniacensermönch, herbeiführte. Die neuen Ordensstiftungen seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts, wodurch die alte Benediktinerregel stets geschärft ward, bis endlich die Bettelmönche im Anfange des 13. Jahrhunderts auftraten, verstärkten die Zahl ergebener Diener des päpstlichen Interesse's; von Rom mußten sie ihre Anerkennung, die Bestätigung ihrer Regeln und Privilegien erbitten, und dafür waren sie die natürlichen Verbündeten des P.es bei Allem, was er gegen Volk, Weltgeistliche und Fürsten intendirte. Hierzu kam endlich die für Rom günstige Lösung des alten Streits mit dem Nebenbuhler in Konstantinopel; derselbe endigte zwar mit einem förmlichen Schisma zwischen dem Orient und dem Occident, allein Rom verlor dadurch keine einzige Provinz, in der es bis jetzt Rechte von Belang ausgeübt hatte, und stand nun im unbestrittenen Primat an der Spitze des gesammten Abendlandes, d. h. der mächtigsten u. ausgebreitetsten Völker der Christenheit. Schon seit der Fehde zwischen Nikolaus I. und Photius (867), in welcher alle Abweichungen in Lehre und Sitte zwischen Abend- und Morgenland hervorgehoben und einander schroff entgegengestellt wurden, war an eine Ausgleichung nicht mehr zu denken gewesen. Streitigkeiten über gewisse Landeskirchen, z. B. die bulgarische, vermehrten den Groll; die Kaiser versuchten vergeblich eine Ausgleichung, alle Gemeinschaft blieb feindselig und gegenseitig hemmend. Ein Schreiben des konstantinopolitanischen Patriarchen Michael Cärularius an einen Bischof in Apulien wiederholte und mehrte die Vorwürfe gegen die römische Kirche. Ein heftiger Schriftenwechsel entstand. Römische Legaten in Konstantinopel verlangten Genugthuung und legten, als diese nicht in der geforderten Weise gegeben wurde, 1054 den Bannspruch gegen den Patriarchen auf dem Hauptaltare der Sophienkirche nieder; eine griechische Synode erwiederte den Bannfluch; die Trennung war unwiderruflich. Das Papstthum war auf die lateinische Kirche beschränkt; hier aber stand es nach allen Seiten hin befestigt und unangefochten. Die Päpste dieser Periode sind: 105) Nikolaus I. (858—867), 106) Hadrian II. (867—872), 107) Johann VIII. (872—882), 108) Marinus (882—884), 109) Hadrian III. (884—885), 110) Stephan V. (885 — 891), 111) Formosus (891—896), 112) Bonifacius VI. (896), 113) Stephan VI. (896 — 897), 114) Romanus (897), 115) Theodorus II. (898), 116) Johann IX. (898—900), 117) Benedikt IV. (900—903), 118) Leo V. (903), 119) Christoph (903—904), 120) Sergius III. (904—911), 121) Anastasius III. (911—913), 122) Lando (913—914), 123) Johann X. (914—928), 124) Leo VI. (928—929), 125) Stephan VII. (929—931), 126) Johann XI. (931—936), 127) Leo VII. (936—939), 128) Stephan VIII. (939 — 942), 129) Martin III. (942—946), 130) Agapetus II. (946—955), 131)

Johann XII. (956—963), 132) Leo VIII. (963—965), 133) (Benedikt V.) (964—965), 134) Johann XIII. (965—972), 135) Benedikt VI. (972—974), 136) (Bonifacius VII.) (974), 137) Donus II. (974), 138) Benedikt VII. (974—983), 139) Johann XIV. (983—984), 140) (Johann XV.) (984—985), 141) Johann XVI. (985 — 996), 142) Gregor V. (996—999), 143) (Johann XVII.) (996—997), 144) Sylvester II. (999—1003), 145) Johann XVII. (1003), 146) Johann XVIII. (1003—9), 147) Sergius IV. (1009—12), 148) Benedikt VIII. (1012—1024), 149) Johann XIX. (1024—33), 150) Benedikt IX. (1033—48), 151) Gregor VI. (1044 bis 1046), 152) Klemens II. (1046—47), 153) Damasus II. (1048), 154) Leo IX. (1048 bis 1054), 155) Victor II. (1055—57), 156) Stephan IX. (1057 — 58), 157) (Benedikt IX.) (1058 — 59), 158) Nikolaus II. (1058 — 61), 159) Alexander II. (1061 — 73). Der bedeutendste P. dieser Reihe ist der schon erwähnte Nikolaus I. Er vertrat die volle Papstwürde in Händeln mit Fürsten und Landeskirchen, wie er auch entschlossenen Muthes das Schisma mit den Griechen ohne Hoffnung auf Wiederversöhnung durchführte. Mit Erwählung des Marinus (882—884) beginnen die Umtriebe der toskanischen Partei, indem durch innere Händel der Einfluß des Kaisers allmählig ausgeschlossen wird. Seit Hadrian III. soll die Sitte aufgekommen seyn, daß jeder P. nach seiner Erwählung seinen Namen änderte. Sergius III. war Buhle der Marozia, Johann X. der ältern Theodora; am zügellosesten und ausschweifendsten lebte aber Johann XII., auch Octavianus genannt (956—963), der, von Berengar gedrängt, Otto den Großen nach Italien rief, von diesem aber abgesetzt wurde, als er sich treulos bewies und mit Berengars Sohn Adalbert sich verband. Leo VIII., von Otto eingesetzt, ward durch Johann XII. wieder verjagt, dem Benedikt V. folgte; allein Kaiser Otto verwies letzteren, u. Leo VIII. trat wieder ein (965). Benedikt VI. (972 bis 974) ward von Crescentius erschlagen, der die toskanische Partei wieder zurückführen wollte; Bonifacius VII. entfloh mit den Kirchenschätzen nach einmonatlicher Regierung nach Konstantinopel. An seine Stelle trat Donus II., dann Benedikt VII. und Johann XIV. Jetzt kam Bonifacius VII. aus Konstantinopel zurück, ließ Johann XIV. ins Gefängniß werfen, wo derselbe entweder Hungers oder an Gift starb, und setzte sich wieder auf den heiligen Stuhl. Sein Nachfolger, Johann XV., regierte nur wenige Monate und wird oft in der Reihe der Päpste nicht gezählt. Kaiser Otto III. setzte, um Ordnung herzustellen, seinen Lehrer Gerbert als Sylvester II. (999—1003) auf den päpstlichen Stuhl. Sylvester ist nächst Nikolaus I. der bedeutendste P. dieser Periode; dennoch war dem einmal eingerissenen Unwesen kaum zu steuern. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts stritten sich drei Kompetenten um die päpstliche Würde. Benedikt IX. (1033—48) erhielt einen Gegenpapst in Sylvester III.; da er sich gegen diesen nicht halten konnte, verkaufte er seine Ansprüche an Gregor VI. Auf der Synode zu Sutri (1046) setzte Kaiser Heinrich III. alle drei ab und ernannte Suidger, Bischof von Bamberg, als Klemens II. zum P., dem nach plötzlichem Absterben Damasus II. folgte. Auch dieser starb nach 23 Tagen, und nun folgte ein Verwandter des Kaisers, der Bischof von Toul, als Leo IX. (1048—54), unter dem schon die Thätigkeit des Kardinals Hildebrand beginnt. Nikolaus II. wurde am 18. Januar 1059 feierlich gekrönt (erste Papstkrönung). Hildebrand ist jetzt die Seele der römischen Kurie.

Die V. Periode reicht von Gregor VII. bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, von Ende des 11. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. Wir treten in den Zeitraum, in welchem das Papstthum den Gipfel seiner Macht und seines Glanzes erreichte. Die neu organisirte Papstwahl, welche Nikolaus II. unter bloß scheinbarem, auch nicht lange mehr gültigem Vorbehalt der kaiserlichen Rechte anordnete, sicherte der römischen Kirche den Besitz talentvoller Häupter und erleichterte die Fortführung eines und desselben Planes. Diesen großen und wohlberechneten Plan hatte Hildebrand schon als Kardinal entworfen und allseitig durchdacht, als er endlich selbst die päpstliche Krone als Gregor VII. sich aufsetzte. Die Idee, welche sich Gregor vom Papstthum gebildet hatte und die in einzelnen Zügen auch schon früher, z. B. von Alcuin und im Pseudoisidor ausgesprochen und in der Handlungsweise des P.es Nikolaus I. an den Tag gelegt worden war, hat aber eine doppelte Seite, eine politische und eine kirchliche. Die erstere ist fast ganz die Erfindung Gregors. Alle frühern Vertheidiger und Lobredner des Papstthums wollten den römischen Bischof nur zum Primas der Kirche erheben; nach Gregors Plane aber sollte derselbe als Repräsentant Gottes auf der Erde erscheinen, von dem nicht bloß die kirchlichen, sondern auch die weltlichen Gewalten dependiren, dem nicht bloß die bischöfliche Autorität, sondern auch die Majestät der Könige und Kaiser ihren Ursprung verdankt. Es ist die Idee einer großen, Alles umfassenden Theokratie, an deren Spitze der P. steht, ein großer Lehnsverband, der allen irdischen, kirchlichen und weltlichen Besitz umschließt. Es ist die Erhebung der Kirche über den Staat, des P.es über den Kaiser, die Vereinigung aller weltlichen Macht in der Hand des Stellvertreters Gottes auf Erden, die damit in Anspruch genommen wird, und dieser Idee gemäß handelten Gregor und seine Nachfolger, wenn sie Fürsten bannten und absetzten, über Kronen verfügten und Länder verschenkten. Zunächst war diese Idee gegen den Kaiser in Geltung zu bringen; denn war die päpstliche Obergewalt an dem Kaiser durchgeführt, so verstand sich die Folgerung für die Könige und die übrigen Fürsten von selbst. Die von Karl dem Großen erneute Imperatorenwürde umfaßte ja, nach der Anschauung der Zeit, geradezu die Herrschaft der abendländischen Welt, so daß selbst Könige nur als Lehnsträger des Reichs betrachtet und, sobald sie dazu gezwungen werden konnten, selbst zur Leistung eines Vasalleneides angehalten wurden. Den ersten Schritt zum Kampf gegen die weltliche Macht that Gregor in der Aufnahme des Investiturstreits. Es han=

delte sich um das wichtige Kronenrecht, wonach der Landesherr dem neuerwählten Bischof die Temporalien seiner Pfründe durch Belehnung mit Ring und Stab zu verleihen hatte. So lange die kirchlichen Würden in dieser Abhängigkeit von den Fürsten erhalten wurden, war natürlich an eine Obergewalt der Kirche dem Staate gegenüber nicht zu denken; Gregor selbst kam hierin nicht ganz zum Ziele, ebensowenig seine nächsten Nachfolger. Denn trotz der Demüthigung des Kaisers Heinrich IV. zu Canossa, trotz des zu Worms zwischen Calixt II. und Heinrich V. abgeschlossenen Konkordats (1122) gaben die Kaiser nur die beiden Insignien der Belehnung, Ring und Stab, auf; die Belehnung mit dem Scepter sprach aber doch dieselbe Abhängigkeit noch immer aus, und dem Kaiser blieb immer noch das Recht, durch verweigerte Investitur die kanonische Wahl zu vernichten. Allein was Gregor nur anbahnen konnte, das setzte Innocenz III. doch zuletzt siegreich durch. Die zwistigen Kaiserwahlen zwischen Philipp von Schwaben, Otto IV. u. Friedrich II., wo die Kronprätendenten um die Wette Unterstützung von Seiten des P.es durch Aufgeben alter Kronrechte erkauften, führten ein Verzichten auf die vortheilhaften Bestimmungen des wormser Konkordats herbei; statt der alten feudalen Belehnung blieb dem Kaiser nichts als das Jus primariarum precum, ein Petitions- und Empfehlungsrecht, um begünstigten Kandidaten zu einer Pfründe zu verhelfen. Der zweite Hauptzweck, die Unterwerfung des geistlichen Standes und aller kirchlichen Autoritäten unter die Alleingewalt des P.es, wurde leichter und noch um Vieles vollständiger erreicht, als die Unterjochung der weltlichen Gewalten. In dieser Beziehung gelangte schon Gregor VII. dahin, sein Papstideal realisirt zu sehen. Der P. ist nicht bloß die höchste, sondern auch die einzige ordentliche Würde in der Kirche, alle übrigen sind nur ein Ausfluß von ihm, sind seine Delegirten, von ihm eingesetzt. Die Verantwortlichkeit für die ganze Kirche ist ihm anvertraut, und das ganze übrige Personal sind nur seine Beamten; er ist also nicht bloß Nachfolger des Petrus, sondern Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden. Von dieser Unterwürfigkeit legten alle Kirchenbeamten gleich bei ihrer Einführung Zeugniß ab: die Erzbischöfe holten in Rom das Pallium und leisteten dem P. einen Vasalleneid; die Bischöfe erhielten von Rom ihre Konfirmation, und während ihrer Amtsführung ward ihnen das Vasallenverhältniß dadurch stets ins Gedächtniß zurückgerufen, daß alle einzelnen Rechte des Bischofs und Erzbischofs auch vom P. in ihrem Sprengel ausgeübt wurden, er sich als den Ordinarius, sie aber als Delegirte hinstellte. Was früher Befugniß der Metropoliten gewesen war, die Provinzialsynoden zu berufen, die erwählten Bischöfe zu konfirmiren und zu konsekriren, Prozesse von ihnen und gegen sie anzunehmen, das geschah jetzt ohne weitere Rücksicht vom P. zu Rom. Was sonst jedem Bischof in seiner Diöcese frei stand, und zwar nur ihm allein, von Verbrechen zu absolviren, von Strafen zu dispensiren, die niedern Pfründen und Beneficien zu verleihen, Heilige zu kanonisiren, kirchliche Auflagen auszuschreiben, dies geschah jetzt ebenfalls von Rom, und wenn auch stets dabei gesagt wurde, das Recht des Ortsbischofs solle dabei unverletzt bleiben, faktisch wurde es doch zerstört, und wo jener es noch ausübte, sollte es nur im Auftrage von Rom geschehen. Durch die Aussendung von päpstlichen Legaten mit allgemeiner Vollmacht zur Visitation der Kirche setzte Gregor seiner hierarchischen Autokratie die letzte Spitze auf. Wohin ein solcher Legat kam, war sofort jedes Recht des Ortsbischofs erloschen, und die Rechtspflege, wie die Administration, geschah im Namen des P.es. Die päpstliche Universalmonarchie, wie sie während des 12. u. 13. Jahrhunderts faktisch bestand, ist vielleicht die großartigste Realisirung einer Idee, welche je zur Darstellung gekommen ist; sie ist zugleich der unwiderlegliche Beweis von der Macht der Idee in der Weltgeschichte. Nach Gregor VII. haben vor den übrigen Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrichs I. Zeit, dann mit Auszeichnung Innocenz III., Gregor IX. und Innocenz IV., die furchtbaren Gegner Friedrichs II., endlich Bonifacius VIII. sich als Träger und Vertheidiger des Papstideals hervorgethan. Unter dem Letztgenannten zeigt sich indeß schon der Verfall der päpstlichen Macht. Seine Händel mit Philipp dem Schönen von Frankreich zeigten der Welt, daß der P. nicht unwiderstehlich sey. Bonifacius machte an den französischen Thron keine andern Ansprüche, als sie vor ihm von Gregor und Innocenz geltend gemacht worden waren; ja er verlangte kaum so viel, denn er wollte nicht die französische Krone zum päpstlichen Lehen machen, sondern nur die Kirche Frankreichs regieren. Allein Philipp fühlte ganz die Vortheile einer in sich gekräftigten Monarchie und trotzte, vertrauend auf die Zustimmung des Volkes, den päpstlichen Blitzen, ergriff bald selbst die Offensive, ließ den P. zu Anagni gefangen nehmen und machte, nachdem dieser vor Aerger den Tod gefunden, bei der neuen Wahl die unerhörte Forderung einer Versetzung des Stuhls Petri über die Alpen geltend, eine Demüthigung, von der sich das Pontifikat nicht wieder erholt hat. Die Päpste der V. Periode sind: 160) Gregor VII. (1073—85), 161) Klemens III. (1084—86), 162) Victor III. (1086 bis 1087), 163) Urban II. (1088—99), 164) Paschalis II. (1099—1118), 165) Gelasius II. (1118 bis 1119), 166) Calixtus II. (1119—24), 167) Honorius II. (1124—30), 168) Innocenz II. (1130 bis 1143), 169) Cölestin II. (1143—44), 170) Lucius II. (1144—45), 171) Eugenius III. (1145 bis 1153), 172) Anastasius IV. (1153—54), 173) Hadrian IV. (1154—59), 174) Alexander III. (1159 bis 1181), 175) (Victor IV.) (1160—64), 176) (Paschalis III.) (1164—68), 177) (Calixtus III.) (1168—78), 178) (Innocenz) (1178—80), 179) Lucius III. (1181—85), 180) Urban III. (1185—87), 181) Gregor VIII. (1187), 182) Klemens III. (1187—91), 183) Cölestin III. (1191—98), 184) Innocenz III. (1198—1216), 185) Honorius III. (1216—27), 186) Gregor IX. (1227—41), 187) Cölestin IV. (1241), 188) Innocenz IV. (1243 bis 1254), 189) Alexander IV. (1254—61), 190) Urban IV. (1261—64), 191) Klemens IV. (1265 bis 1268), 192) Gregor X. (1271—76), 193) Inno-

cenz V. (1276), 194) Hadrian V. (1276), 195) Johann XXI. (1276—77), 196) Nikolaus III. (1277—1280), 197) Martin IV. (1281—85), 198) Honorius IV. (1285—87), 199) Nikolaus IV. (1288 bis 1292), 200) Cölestin V. (1294), 201) Bonifacius VIII. (1294—1303), 202) Benedikt XI. (1303 bis 1304). Gregor VII. vermehrte den weltlichen Besitz des heiligen Stuhles durch die Erbschaft der Gräfin Mathildis. Viele Doppelwahlen während der nächsten Jahrzehnte beweisen, daß die Wähler von fremden Einflüssen sehr abhängig und daher oft in Parteien gespalten waren: Honorius II. und der Kardinal Theobald, Innocenz II. und Anaklet II. Die reformatorischen Ideen Arnolds von Brescia mischten sich in alle diese Verwirrungen; Eugen III. (1145—53) hatte viel von dem erwachten demokratischen Geiste der Römer zu leiden. Erst Hadrian IV. (1154—59) wurde von jenem Gegner befreit, hatte aber mit Friedrich I. harte Kämpfe über die Kaiserrechte zu bestehen. Aufs Neue traten Alexander III. und Victor IV. einander als Gegenpäpste gegenüber, jener durch König Wilhelm von Sicilien, dieser durch Kaiser Friedrich unterstützt. Auch nach dem Tode Victors (1164) wählte die kaiserliche Partei neue Gegenpäpste: Paschalis III., Calixtus III. und Innocenz, aber dennoch behauptete sich jener Alexander, der endlich auf dem 3. Laterankoncil 1179 sich in der alten Papstmacht befestigt sah. Innocenz III. (1198 bis 1216) steht auf der Höhe der päpstlichen Macht; gleich nachher entbrannte der Kampf gegen das hohenstaufische Kaiserhaus mit unversöhnlicher Wuth. An Friedrichs II. Demüthigung arbeiteten besonders Gregor IX. und Innocenz IV.; erst Klemens IV. sah aber durch Konradins Hinrichtung das Pontifikat von der deutschen Ueberlegenheit befreit. Sicilien ward als päpstliches Lehen an Karl von Anjou vergeben. Cölestin V. wurde von dem schlauen Bonifacius VIII. genöthigt abzudanken; Benedikt XI. starb noch auf italienischem Boden, mit dessen Nachfolger, Klemens V., aber beginnt das sogenannte 70jährige babylonische Exil in Avignon.

Die VI. Periode reicht von der Verlegung des Stuhls nach Avignon bis zur Reformation, 1305 — 1517. Klemens V. war durch französische Unterstützung auf den Stuhl gekommen und stand fortwährend unter französischer Gewalt, so daß er wie seine Nachfolger nur gegen andere Mächte, namentlich gegen den Kaiser, die alte Papstsprache anwenden konnte, während er dem französischen Hofe schmeicheln mußte. Der P. wurde zum Werkzeug der Eifersucht, die Frankreich gegen Deutschland nährte, herabgewürdigt; weil es in Frankreichs Interesse lag, den kräftigen Kaiser Ludwig den Bayer zu vernichten, durfte diesem, selbst wenn er die Hand zum Frieden bot, von Avignon aus nur mit Bann und Fluch begegnet werden. Natürlich sank das moralische Ansehen des P.es hierdurch außerordentlich; seine ganze Stellung aber ward noch verächtlicher dadurch, daß das Streben der päpstlichen Kurie im Grunde nicht mehr auf Erhöhung der geistlichen Macht, sondern schlechthin auf Geldgewinn gerichtet war. Nach der Entfernung von Rom hörte bald der Zuschuß aus dem dortigen Patrimonium Petri auf, und die schon so verwöhnte Hofhaltung war ganz allein auf Finanzspekulationen bei den Gläubigen angewiesen. Alle Fäden zur Beherrschung der Kirche, von den frühern Päpsten angelegt, liefen jetzt in ein bloßes Aussaugungssystem zusammen; die geistlichen Beneficien und Pfründen wurden jetzt von den Päpsten ebenso, ohne alle Rücksicht auf die Würdigkeit der Subjekte verhandelt, wie es unter der Herrschaft der von den Kaisern und Fürsten geübten Simonie geschehen war. Unter stets neuen Vorwänden (Ablaß von Sünden, Steuer zum Türkenkriege, Taxen und Annaten, Spolien, Zehnten, Vakanzen) wurde die Habe des Abendlandes vom P. gebrandschatzt. Johann XXII. hinterließ bei seinem Tode 18 Millionen Goldgulden baar und 7 Millionen in Kleinodien! Jeder Vorwand zur Gelderpressung war recht, ja Geistliche waren außer ihren Pfründen auf Abgaben der Bordelle angewiesen; die Sitten waren nirgends und nie tiefer gesunken, als am päpstlichen Hofe zu Avignon. Vermehrt wurden diese Uebelstände und jene Erpressungen, als beim Beginn des päpstlichen Schisma die Haushaltungen verdoppelt wurden, als die 2 oder 3 Päpste, unter welche die Kirche getheilt war, einander an Aufwand nichts nachgeben wollten, zur Unterhaltung ihrer Parteien mehr als früher gebrauchten und doch nur allein auf die Länder ihrer Obedienz angewiesen waren. Das Schisma entstand, als nach Gregors XI. Tode 1378 die Wahl Urbans VI. beinahe von denselben Kardinälen, die ihn ernannt, auch wieder vernichtet und Klemens VII. ihm entgegengesetzt ward; die 70jährige babylonische Gefangenschaft hieß dadurch beendigt, daß Urban in Rom blieb, während Klemens nach Avignon zurückging. Beide Päpste trotzten auf die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl. Das Abendland zerfiel in 2 Hälften, und auch nach dem Absterben der Rivalen war an keine Vereinigung zu denken; denn sofort beeilte sich jede Kardinalpartei, durch Wahl eines Nachfolgers sich einen neuen Stützpunkt zu verschaffen. So kam es, daß 40 Jahre lang kein allgemein anerkannter P. zu finden war, u. eben so lange vernahm man die Bannflüche des einen P.es gegen den andern. Das Empörende eines solchen Aergernisses machte es bald der Welt klar, daß in dem bisherigen Papstthume keine Rettung für die Kirche gefunden werden könne; es ward Aufgabe der Wissenschaft, ein Rettungsmittel zu ersinnen, und so trat namentlich die Universität Paris in ihrer ganzen Bedeutsamkeit als Mittelpunkt der abendländischen Theologie hervor. Bald fand man nur in einem allgemeinen Koncil den Punkt, von wo aus Rettung kommen könne. Mit dem ersten dieser Koncilien zu Pisa 1409 ging es wie mit jedem ersten Versuche: man wußte die Sache nicht recht anzufangen. Zwar ward das Schisma durch Absetzung beider Päpste, Benedikts XIII. und Gregors XII., anscheinend gehoben; allein man beging den großen Fehler, einen neuen P. in der Person Alexanders V. einzusetzen, noch ehe man die Reform der Kirche in Angriff genommen, geschweige durchgeführt hatte. Der neue P. huldigte sogleich den alten Ideen, vertröstete auf ein neues Koncil und hatte nichts Eiligeres zu thun,

als das gegenwärtige für aufgelöst zu erklären. Dazu kam, daß die abgesetzten Päpste von ihren Posten nicht wichen; die Kirche hatte nun drei Oberhäupter. Die pariser Universität, an ihrer Spitze namentlich Johann Gerson, setzte indeß die Einberufung eines neuen Koncils noch rasch genug durch. Zu Kostnitz versammelte sich 1414 eine höchst ansehnliche Repräsentation der Kirche, welche auch anfangs mit großer Entschiedenheit zu handeln Miene machte. Der Nachfolger Alexanders, Johann XXIII., sowie die beiden andern Päpste wurden zur Abdankung bestimmt und der Grundsatz durchgefochten, daß das Koncil über dem P. stehe. Abermals beging man indeß den Fehler, noch vor beendigter Reformation der Kirche an Haupt u. Gliedern ein neues Oberhaupt, Martin V., einzusetzen und damit der freien Bewegung ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg zu legen. Martin handelte ganz nach Papstmanier, suchte Parteiungen im Schooße der Versammlung zu erregen, unterhandelte mit den Einzelnen, räumte wenig ein, versprach mit Rückhalt und lähmte die Thätigkeit des Koncils so sehr, daß dieses selbst in den Augen der Welt die Achtung verlor u. seine Auflösung bald sehr allgemein gewünscht wurde. Die Kirchenbedrückungen begannen aufs Neue, und selbst die Koncilien schienen dem P. so wenig gefährlich, daß Eugen IV. den Zusammentritt eines neuen zu Basel 1431 gestattete. Dieses schien anfangs Ernst mit der Reform zu machen; es dekretirte 1438 die Absetzung des widerspenstigen P.es und ernannte in Felix V. einen neuen. Aber die Furcht vor einem abermaligen Schisma, die Hussitenunruhen u. die allgemeine Bewegung der Geister machten die Versammlung ängstlich; es gelang der römischen Schlauheit, die beiden mächtigsten Nationen, Frankreich und Deutschland, vom Koncil zu trennen: mit jenem ward die pragmatische Sanktion zu Bourges 1438 abgeschlossen, mit diesem das aschaffenburger Konkordat verhandelt (1448). Das baseler Koncil ward durch eine päpstliche Synode zu Ferrara in Schach gehalten und war der ultramontanen Partei gegenüber bald ganz ohnmächtig. So brachten die großen Koncilien der Welt nicht nur die Reform der Kirche nicht, sie verstärkten selbst die Macht des Mißbrauchs, indem sie sich letzterem gegenüber ohnmächtig erwiesen. Rom hatte nun volle Freiheit, die Ansprüche des Pontifikats in ganzer Ausdehnung wieder geltend zu machen. Der gewandte Aeneas Sylvius benutzte seine Kunde deutscher Höfe u. Sitten, um durch Versprechungen u. Bestechungen den alten Gehorsam zu erneuern; als er selbst als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg (1458), erfüllte er auch nicht eine der freisinnigen Zusagen, womit er die Gemüther gelockt hatte, und widerrief selbst, was er als Aeneas Sylvius über Beschränkung der Papstmacht gesagt und geschrieben hatte. Die römische Kurie schien sich fortan durch vermehrten Druck für die Furcht rächen zu wollen, welche ihr die entschiedene Sprache der Koncilien eingeflößt hatte; mit frevelndem Uebermuth wurden die feierlichsten Verträge gebrochen, die Bedrückungen auf eine nie erhörte Höhe getrieben. Besonders legten es die 6 letzten Päpste dieser Periode recht darauf an, der Welt zu beweisen, daß dem P. Alles zu thun erlaubt sey; unter ihnen ragte vor allen Alexander VI. (1492) hervor, der an Mord, Blutschande, Gewaltthätigkeiten unter allen Tyrannen in der Weltgeschichte kaum seines Gleichen findet. Julius II., ein Soldat auf St. Peters Stuhl, u. Leo X., der freie, epikuräische Mediceer, reichen zwar nicht an seine Verworfenheit; aber dem Charakter eines Kirchenfürsten entsprechen auch sie nicht. Die Päpste der VI. Periode sind: 203) Klemens V. (1305—14), 204) Johann XXII. (1316—34), 205) Benedikt XII. (1334—42), 206) Klemens VI. (1342 — 52), 207) Innocenz VI. (1352—62), 208) Urban V. (1362 — 70), 209) Gregor XI. (1370—78), 210) Urban VI. (1378 bis 1389), 211) Klemens VII. (1378—94), 212) Bonifacius IX. (1389—1404), 213) Benedikt XIII. (1394—1424), 214) Innocenz VII. (1404—1406), 215) Gregor XII. (1406—17), 216) Alexander V. (1409—10), 217) Johann XXIII. (1410 — 19), 218) Martin V. (1417—31), 219) Eugen IV. (1431—47), 220) (Felix V.) (1439—49), 221) Nikolaus V. (1447—55), 222) Calixt III. (1455 bis 1458), 223) Pius II. (1458—64), 224) Paulus II. (1464—71), 225) Sixtus IV. (1471—84), 226) Innocenz VIII. (1484—92), 227) Alexander VI. (1492 — 1502), 228) Pius III. (1503), 229) Julius II. (1503—13), 230) Leo X. (1513—21). Die Reihe der avinionensischen Päpste läuft ununterbrochen von Klemens V. bis Gregor XI. Letzterer starb in Italien, wohin er den Sitz zurückzuverlegen gedachte. Sein Nachfolger, Urban VI., blieb in Rom, während der bald nachher von den beleidigten Kardinälen gewählte Klemens VII. sich wieder nach Avignon begab. Die Reihe der römischen Päpste während des Schisma ist: Urban VI., Bonifacius IX., Innocenz VII., Gregor XII.; in Avignon dagegen residirten: Klemens VII. und Benedikt VIII. Zu Pisa wurden Gregor XII. und Benedikt XIII. abgesetzt und Alexander V. ernannt, dem Johann XXIII. folgte. Da Gregor und Benedikt nicht wichen, so wurde nun die Kirche dreiköpfig. Zu Kostnitz wurden alle drei Päpste zur Abdankung aufgefordert; Gregor XII. fügte sich, Benedikt XIII. zog sich nach Spanien zurück und lebte hier in einem Winkel von Valencia, im Städtchen Peniscola, noch als P. bis zu seinem Tode (1424). Seine vier Kardinäle, ungleich gespalten, wählten zwei neue Päpste, mit denen nach wenigen Jahren das Papstthum von Peniscola gänzlich verkümmerte. Johann XXIII. dankte aus Furcht vor einer scharfen Inquisition zwar am 2. März 1415 ab, weigerte sich aber, eine Abdikationsbulle zu geben, u. widerrief dann seine Entsagung. Er ward nun den 29. Mai förmlich abgesetzt, worauf Martin V. an seine Stelle trat. Gegen Eugen IV. wurde in Basel Felix V. aufgestellt. Doch blieb letzterer ohne bedeutenden Anhang, und es kam nicht zum förmlichen Schisma.

Die VII. Periode reicht von der Reformation bis auf Kaiser Joseph II., 1517—1782. Die Reformation erschütterte das Papstthum in seinen Grundvesten; ihre Wirkung war nicht bloß die Losreißung der einen Hälfte des bis dahin von Rom beherrschten Gebietes, sondern die Erschüt-

terung der Hauptidee, auf welcher das Papstthum und die Hierarchie fußte, der Idee eines erwählten Priesterthums und einer sichtbaren Repräsentation Christi in der Kirche. Das Papstthum mußte daher Alles aufbieten, um nicht bloß die Verluste an seinem Herrschaftsterritorium zu ersetzen, sondern auch seine Autorität als geistliche Macht der Welt gegenüber zu restauriren. Die wohlthätigen Wirkungen, welche die Reformation auf das Papstthum und die innere Oekonomie der katholischen Kirche ausgeübt hat, sind daher sehr groß u. einflußreich. Die nächsten Schritte des Papstthums wurden im Kampfe gegen den Protestantismus zur Schützung des noch Gebliebenen und zur Wiedereroberung des Verlornen gethan. Unter den Maßregeln dieser Art steht das **tridentiner Koncil** obenan, ganz darauf berechnet, den katholischen Lehrbegriff scharf zu begrenzen und mit einem Bollwerke von Anathemen zu umziehen, weil nur ein scharf abgeschnittenes Terrain sich mit Erfolg behaupten läßt. Eben dahin gehört die Durchführung der dogmatischen Principien in die äußere Praxis durch Revision der liturgischen, kanonischen Schriften, durch Einführung des Index librorum prohibitorum, und die Stiftung des **Jesuitenordens**, in welchem der römische Stuhl bald seine wichtigste Stütze erkannte, da derselbe seinen Plan, Erhaltung des Katholicismus und Bekämpfung der Reformation, zugleich an die Erhaltung des Papstthums knüpfte. Von jenem alten Papstideal im Sinne der Gregore und Innocenze war man stillschweigend zurückgekommen, durch die Anmaßung, über alle irdische Kronen zu verfügen, machte man sich nicht mehr lächerlich. Die katholischen Fürsten selbst hatten zu sehr die Schwäche der vatikanischen Blitze kennen gelernt, um länger vor ihnen zu zittern. Oft lag während dieser Jahrhunderte die Mutterkirche mit ihren sämmtlichen Söhnen im Hader, ohne endlich etwas Anderes als Nachgeben und Ignoriren ihrer trotzigen Sprache übrig zu behalten. Jedesmal, wenn sie den alten Papstton anstimmen, mit Bann und Interdikt verfahren wollte, lief das Verfahren zu ihrem Nachtheil ab. Paul V. machte 1606 diese schlimme Erfahrung zuletzt an der Republik Venedig. Noch bedenklicher war der Streit über die gallikanische Kirchenfreiheit mit Ludwig XIV., weil hier die Eitelkeit des Königs mitsprach, die keinen fremden Einfluß in seinem Lande dulden mochte. Bei allem Respekt gegen die Glaubenssätze der römischen Kirche wurde ihr doch gerade der Gehorsam verweigert, den sie am liebsten zum Glaubenssatz erhob. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß der päpstliche Stuhl nach den Stürmen der Reformation und trotz vieler Kränkungen, die seine Inhaber erfuhren, auch jetzt noch eine sehr respektable Macht war, die nicht bloß in kirchlicher, sondern auch in politischer Verwickelung häufig die Lösung herbeiführte oder vermittelte. In politischer Hinsicht war seine Stellung um so wichtiger, da in Italien die Pläne Oesterreichs, Frankreichs und Spaniens sich durchkreuzten und die Freundschaft des P.es ein förderlicher Bundesgenosse für jede der streitenden Parteien war. Ferner machte sich auch die Ueberlegenheit des italienischen Geistes in diplomatischen Künsten gel[illegible]nd, ehe durch Ludwig XIV. Frankreich tonangebend für das übrige Europa ward. Kardinäle wie Richelieu und Mazarin machten sich zwar nicht viel aus dem heiligen Vater; aber schon ihrer Stellung wegen mußten sie doch wenigstens den Anstand gegen ihn beobachten. Unter solchen schützenden Umständen blieb der schamloseste Nepotismus, den die Päpste fast ohne Ausnahme übten, die furchtbare Finanzverwirrung, die unter Innocenz X. sogar den Kornhandel zum Monopol der päpstlichen Kammer nahm, für die Ehre des Stuhls Petri ohne wesentliche Nachtheile; Rom und der Kirchenstaat erfuhren allein die Folgen der Korruption ihres Regenten. Der Ackerbau verödete, die Banditen streiften bis vor die Thore Roms, und die regelmäßig wiederkehrende Hungersnoth raffte viele Tausende der Einwohner weg. Das Papstthum selbst blieb ziemlich unangefochten. Die Aufhebung des Jesuitenordens führte neue und bedenkliche Verlegenheiten herbei. Benedikt XIV. hatte eben durch persönliche Tugenden einigermaßen das päpstliche Ansehen wieder hergestellt, als sein Nachfolger, Klemens XIII., Alles wieder durch die blinde Hartnäckigkeit verdarb, womit er den Orden in Schutz nahm. Schon hatten alle größeren katholischen Staaten die Jesuiten proskribirt und in ganzen Schiffsladungen dem heiligen Vater zur Ernährung überschickt; da beschloß er, an einem kleinen Fürsten, der dasselbe gewagt hatte, an dem Herzog von Parma, Rache dafür zu nehmen, kassirte dessen Dekrete und drohte mit dem Bann. Allein sofort traten alle bourbonischen Höfe zur Vertheidigung des Herzogs auf; Frankreich besetzte Avignon, Neapel okkupirte Benevent. Zum Glück starb der Jesuitenpapst, und Klemens XIV., der nun folgte, mußte mit harten Demüthigungen den Frieden erkaufen. Die Aufhebung des Jesuitenordens u. der Widerruf des Breve gegen Parma waren die schweren Opfer, durch welche von den Fürsten die Einstellung der Gewaltmaßregeln zu erlangen war. Der Ausgang dieses Streites stellte für die Zukunft dem Stuhl Petri schwere Prüfungen in Aussicht. Die Päpste der VII. Periode sind: 231) Hadrian VI. (1522—23), 232) Klemens VII. (1523—34), 233) Paul III. (1534—49), 234) Julius III. (1550—55), 235) Marcellus II. (1555), 236) Paul IV. (1555—59), 237) Pius IV. (1559 bis 1565), 238) Pius V. (1566—72), 239) Gregor XIII. (1572—85), 240) Sixtus V. (1585—90), 241) Urban VII. (1590), 242) Gregor XIV. (1590 bis 1591), 243) Innocenz IX. (1591), 244) Klemens VIII. (1592—1605), 245) Leo XI. (1605 bis 1621), 246) Paul V. (1621), 247) Gregor XV. (1621—23), 248) Urban VIII. (1623—44), 249) Innocenz X. (1644—55), 250) Alexander VII. (1655—67), 251) Klemens IX. (1667—69), 252) Klemens X. (1670—76), 253) Innocenz XI. (1676—89), 254) Alexander VIII. (1689—91), 255) Innocenz XII. (1691—1700), 256) Klemens XI. (1700—1721), 257) Innocenz XIII. (1721—24), 258) Benedikt XIII. (1724—30), 259) Klemens XII. (1730—40), 260) Benedikt XIV. (1740—58), 261) Klemens XIII. (1758—69), 262) Klemens XIV. (1769—1774). Außer **Sixtus** V. (1585 bis 1590) sind **Klemens** VII. (1523—34) durch seine scharfe Opposition gegen die Reformation, **Pius** V. (1566—72) durch die Wiederaufnahme

der Inquisition und die Zerrüttung der römischen Finanzen, Klemens XI. (1700—21) durch seinen Konflikt mit Frankreich wie mit Oesterreich im spanischen Erbfolgekriege, dann Klemens XIII. und XIV. als besonders Epoche machende Päpste zu bezeichnen. Unter den letztern machte sich schon der neue Ideenumschwung, der in Europa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufkam und das Papstthum bald in den Abgrund zu werfen drohte, recht fühlbar.

Die VIII. Periode reicht von Kaiser Joseph bis auf die Gegenwart. Die Päpste dieser letzten Periode sind: 263) Pius VI. (1775—99), 264) Pius VII. (1800—23), 265) Leo XII. (1823 bis 1829), 266) Pius VIII. (1829—31), 267) Gregor XVI. (1831—46), 268) Pius IX. (seit 1846). Stürme, wie sie seit den Zeiten Bonifacius' VIII. und Leo's X. nicht wieder vorgekommen waren, brachen in dieser Periode über den Stuhl Petri herein und führten ihn an den Rand des Abgrundes. Sie begannen auf dem kirchlichen Gebiete mehre Decennien früher, als auf dem Boden des Staates, weil die Cirkulation der neuen Ideen, welche jenes Zeitalter der Aufklärung hervorbrachte, auf die mehr ideelle Grundlage der Hierarchie schneller einwirken mußte, als auf die festern Bande der bürgerlichen Verfassung. Nicht allein die dogmatische Grundlage des Katholicismus war durch die Einreden der englischen und französischen Freigeister längst erschüttert, sondern durch die kirchenrechtlichen Untersuchungen eines Justinus Febronius (Hontheim) war auch die päpstliche Universalherrschaft in ihrer Unhaltbarkeit dargethan und eine aristokratische Regierung der Landeskirchen mit den Primaten an der Spitze als der Normalzustand empfohlen. Damit sollten jene aristokratischen Mittelglieder wieder eingeschoben und zu alter Geltung erhoben werden, die durch das Steigen der Papstmacht seit Gregor VII. entfernt waren, eine Reaktion gegen das Aufführen der Despotie auf demokratischer Grundlage. Die dem Papstthume so nachtheiligen Principien fanden sofort in der katholischen Welt allgemein Anklang; in Frankreich waren sie eigentlich schon längst durch die 4 Sätze der gallikanischen Freiheit (s. Gallikanische Kirche) ausgesprochen; in Deutschland traten die 4 Erzbischöfe in Bad Ems (1786) zusammen, um der päpstlichen Nuntiatur in München zum Trotz die Unabhängigkeit der bischöflichen Gewalt von der römischen festzusetzen (s. Emser Punktation). Noch weiter ging der Kaiser Joseph II., indem er den gesunkenen kirchlichen Zustand aus landesherrlicher Machtvollkommenheit umzugestalten versuchte. Sein Plan, den auch sein Minister Kaunitz mit ihm theilte, ging dahin, die katholische Kirche Deutschlands in eine unabhängige Stellung von Rom zu setzen u. innerhalb dieser deutsch-katholischen Kirche einen aufgeklärten Priesterstand heranzuziehen, der, fern von jesuitischem u. mönchischem Einflusse, darauf ausgehe, eine vernünftige Religiosität unter dem Volke und immer mehr Bildung unter der Jugend zu verbreiten. Zu dem Ende verbot er die Bekanntmachung aller päpstlichen Verordnungen ohne seine Einwilligung, löste den Verband der Mönchsorden, der sie mit auswärtigen Obern verknüpfte, hob mehre Klöster auf und verwendete die Einkünfte auf Pfarreien, zu Schulen und Seminarien, die nach seinem Sinne organisirt wurden. Ebenso wurde auf Vereinfachung des Gottesdienstes hingearbeitet, deutsche Kirchengesänge wurden eingeführt und deutsche Bibeln verbreitet, ohne Genehmigung der römischen Kurie. In demselben Sinne wie Joseph und im Hinblick auf dessen Vorgang verfuhr, fast unter den Augen des P.es, sein Bruder Leopold in Toskana, der durch den Bischof von Pistoja und Prato, Scipio Ricci, unterstützt wurde. Die Furcht in Rom war groß. Pius VI. entschloß sich zu der Reise über die Alpen, um persönlich dem Kaiser zu imponiren. Den Plänen der Erzbischöfe wurde durch die Bischöfe entgegengearbeitet, welche sich lieber dem fernen Oberhaupt in Rom unterwerfen wollten, als ihren unmittelbaren Obern, und sich daher jetzt um so fester an den heiligen Stuhl anklammerten. Auch jetzt zeigte es sich, wie wenig das Abendland an die Mittelstufe der Metropoliten sich gewöhnen wollte; die josephinischen Reformationspläne stellten sich in der Praxis den Bedürfnissen des Volks nicht so entsprechend dar, wie es die Theorie beabsichtigt hatte; die Geistlichkeit zog es vor, unter der Souveränetät des P.es, der aus ihrer Mitte stammte, statt des fürstlichen Gewaltherrn zu stehen. Indessen brachen bald Stürme ganz anderer und gewaltigerer Art über das Pontifikat herein. Die französische Revolution schien nicht nur dem Priesterthum und der Hierarchie, sondern der Kirche überhaupt, ja dem Christenthume ein Ende machen zu wollen, und selbst die weltliche Souveränetät des P.es über den Kirchenstaat wurde aufgehoben, als französische Armeen Italien überschwemmten und Rom, wie die übrigen Länder, in eine Republik umformten. Napoleon erkannte zwar bald die Herstellung einer Nationalkirche als dringendes Erforderniß zur Organisation der zerrütteten Zustände und ließ sich deshalb mit Pius VII. in Unterhandlungen ein; aber in dem Konkordat von 1801 ist kein Schatten der alten Papstgewalt mehr zu finden, und auch daß der französische Kaiser sich 1804 vom heiligen Vater in Paris krönen ließ, hatte nichts Analoges mit den Kaiserkrönungen, welche sonst von dem Inhaber des Stuhls Petri in Rom vollzogen wurden, denn der P. erschien dabei nur als Vasall des neugeschaffenen Herrscherthrons. Die politische Gesetzgebung Frankreichs stieß gegen die alten Satzungen der Kirche fast durchgehends an, besonders in den Bestimmungen über Schließung und Trennung der Ehe; auch die weltliche Stellung des Kirchenfürsten sah sich durch des Kaisers Plane vielfach beengt u. verdunkelt. Als Pius VII. sich weigerte, zu des Kaisers Absichten auf Oesterreich und England die Hand zu bieten, sah er sich von ihm aufs Neue als Feind behandelt. Französische Truppen besetzten den Kirchenstaat (Februar 1808), lösten das Kardinalkollegium und das päpstliche Heer auf und entsetzten den P. seines weltlichen Fürstenthums, welches mit dem großen Reiche vereinigt wurde. Als der P. dagegen protestirte und zu der alten geistlichen Waffe des Bannes griff, mußte er sich von der Kraftlosigkeit desselben nur zu sehr überzeugen. Der standhafte

Greis setzte sich selbst der Deportation nach Frankreich aus; er ertrug aber die Gefangenschaft mit einer Seelengröße, die selbst seinem Gegner Bewunderung und Ehrfurcht abnöthigte. Die Wiederherstellung des Papstthums mit voller Souveränetät über den Kirchenstaat ist das Werk des wiener Kongresses und des dort so fein unterhandelnden Kardinals Consalvi. Von nun an verfolgte Pius VII. einen Restaurationsplan der päpstlichen Herrschaft, wodurch er unbemerkt, bei wenigen fehlgeschlagenen Versuchen, der Kurie eine Prärogative nach der andern wieder gewann. Die Wiederherstellung der Jesuiten (7. August 1814), der Abschluß günstiger Konkordate mit Frankreich, Neapel und den einzelnen Staaten Deutschlands, die Wiedereinführung der Inquisition in Rom (1814), der Bücherverbote, des Freimaurerordens, der Styl seiner Bullen, Breven u. Hirtenbriefe charakterisiren das unausgesetzte Streben dieses P.es nach neuer Begründung der Hierarchie. Leo XII. (seit 1823) u. Pius VIII. (seit 1829) fuhren fort, im Geiste der begonnenen kirchlichen Restauration zu handeln, aber sie besaßen nicht die kluge Umsicht ihres Vorgängers u. geriethen in harte Konflikte. Durch seine Strenge und seinen Eigensinn machte sich Leo XII. dem Volke und den Kardinälen verhaßt, wogegen Pius VIII. aus Mangel an Energie nichts durchsetzte und bei seinem Tode den Kirchenstaat im Zustande höchster politischer Aufregung zurückließ. Gregor XVI. (seit 1831) verkannte als Regent des Kirchenstaates die Forderungen des Zeitgeistes u. erregte immer von Neuem Empörungsversuche gegen sein mittelalterliches System, für dessen Aufrechthaltung er auf den Schutz Metternichs zählte. Mit mehr Klugheit und besserem Erfolg trat er als Kirchenfürst den katholischen und akatholischen Staaten gegenüber. Einer seiner ersten Erlasse war die Konstitution: Sollicitudo ecclesiarum (vom 31. August 1831), worin erklärt wurde, daß der heilige Stuhl aus Rücksicht auf das Wohl der Christenheit und zur Aufrechthaltung der geistlichen Verbindungen die faktisch bestehenden Regierungen jedesmal anerkennen werde, ohne dadurch in der Rechtsfrage irgendwie zu entscheiden. Dieser Grundsatz ist von Gregor auch streng durchgeführt worden, wenn die Regierungen nicht in die Rechte der Kirche Eingriffe thaten, wie in Portugal und Spanien geschah. Mit Portugal fand erst 1841 eine Einigung Statt, die Gregor durch Uebersendung der goldenen Rose an die Königin Donna Maria da Gloria feierte. Den Streit mit Spanien hinterließ er seinem Nachfolger. Die Eingriffe der russischen Regierung in die Gerechtsame der polnischen Kirche veranlaßten den P. zu wiederholten Malen, an die öffentliche Meinung Europa's zu appelliren, was zuletzt einen freundlichen Besuch des Kaisers Nikolaus in Rom zur Folge hatte, wodurch die Ausgleichung wenigstens angebahnt wurde. Mit Preußen kam das Pontifikat in schwierige Konflikte über den Hermesianismus und über die gemischten Ehen. In beiden wurden von Rom aus die dogmatischen Sätze der frühern Jahrhunderte ganz unverändert als leitende Normen aufgestellt und alles Entgegen[illegible]de anathematisirt. Gregors XVI. Nachfol[illegible] IX. (seit 1846), schien als Mann der Reform das Pontifikat einer bessern Zeit entgegenführen zu wollen, und nie ist eine Papstwahl mit solchem Enthusiasmus begrüßt worden wie diese; aber nur zu bald wurden Wünsche laut, denen der Inhaber des Stuhls Petri nie gerecht werden konnte, u. so sah Rom 1848 wieder eine ephemere Republik. Als Oberhaupt der katholischen Kirche hat Pius IX. sich stets konservativ gezeigt. Seine Schutzreden für den Jesuitismus, der in der Schweiz den unseligen Bürgerkrieg angefacht hatte, die Verdammung der Bibelgesellschaften u. der Angriffe gegen das Cölibat, der ganze Ton, welcher in seinen Breven und Allokutionen hervortritt, sobald er auf Häretiker und Neugläubige zu sprechen kommt, ist von der Sprache der frühern Päpste wenig verschieden. Indeß hat er doch auch zu mancher heilsamen Reform des Katholicismus schon die Hand, wenn auch nur leise, angelegt. Wie gegen die Presse, so war auch gegen die wissenschaftliche Forschung unter den frühern Herrschern ein gewisser Argwohn rege gewesen, der zu dem Verbote an die römischen Gelehrten geführt hatte, die italienischen Gelehrtenkongresse zu besuchen; Pius IX. hob diese Beschränkung auf, und schon an dem ersten Kongresse unter seiner Regierung nahmen römische Gelehrte Theil. Er liebt die Wissenschaftlichkeit und wünscht diese auch unter die katholische Geistlichkeit zurückzuführen. Daher hat er den religiösen Orden wissenschaftliche Beschäftigung nachdrücklich eingeschärft, den jungen Geistlichen eifriges Studiren ans Herz gelegt und die Bischöfe ermahnt, in der Ertheilung der Weihen nicht zu rasch zu seyn, sondern vorher genau zu prüfen, ob die zu ordinirenden Kleriker durch Sittlichkeit und wissenschaftliche Bildung auch würdig sind. Uebrigens sorgt er für strenge Handhabung der Regeln, will die Erziehung der Kleriker nach den Vorschriften des tridentiner Koncils eingerichtet sehen und weiset auf die lautere Predigt des göttlichen Wortes als das beste Schutzmittel gegen Abfall vom Glauben hin. Mit Spanien wußte er den äußern Frieden bald herzustellen, wie er überhaupt klug und vorsichtig überall den Konflikt mit der Staatsgewalt vermieden hat. Ueber sein Verfahren in den deutschen kirchlichen Angelegenheiten ist officiell nichts bekannt geworden; doch läßt sich aus manchen Anzeigen, namentlich aus der Haltung der bayerischen Ultramontanen schließen, daß religiöse Wühlereien, wie sie unter Gregor XVI. so häufig vorgekommen sind, bei Pius IX. keine Unterstützung finden.

Was die Papstwahl anlangt, so wurde in den ersten 3 Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung der P. von Geistlichkeit und Volk, wie jeder andere Bischof, gewählt. Kaiser Valentinian scheint zuerst als Kaiser einen unmittelbaren Einfluß auf die Papstwahl geübt zu haben. Durch seine Protektion gelangte Siricius gegen Ursicinus, übrigens nach ordnungsmäßiger Wahl, auf den bischöflichen Stuhl. Auch die folgenden Kaiser scheinen wesentlichen Antheil an den Papstwahlen genommen zu haben. Odoaker verordnete (483), daß nur ein dem Könige wohlgefälliges Individuum gewählt werden solle, und Theoderich der Ostgothe ernannte selbst den P. Felix IV.; ebenso wurde später Sylverius von

Theodat ernannt. Nach Vernichtung der gothischen Herrschaft übten die Kaiser von Konstantinopel und in ihrem Auftrage die Exarchen von Ravenna das Bestätigungsrecht aus; sie ließen sich für die Bestätigung eine bestimmte Taxe zahlen, welche erst von Konstantin V. 680 dem P. Agathon und seinen Nachfolgern erlassen wurde. Inzwischen gaben die römischen Koncilien von 606 und 769 manche Vorschriften für die Regulirung der Papstwahl, und die päpstliche Würde erstarkte im Kampfe sich selbst schwächender Völker, bis sie durch die Freigebigkeit der fränkischen Könige zu noch erhöhterem Glanze gelangte. Aus Dankbarkeit gegen Karl den Großen soll P. Hadrian I. den Kanon gegeben haben, der dem Kaiser das Recht verlieh, Bischöfe zu investiren und selbst den päpstlichen Stuhl zu besetzen. Die Aechtheit dieses Kanons ist jedoch zweifelhaft, gewiß aber, daß Leo III. von der Geistlichkeit und dem Volke zu Rom gewählt u. vom Kaiser nicht einmal die Bestätigung eingeholt wurde. In dem folgenden Jahrhundert fiel die Papstwahl der Gewalt italienischer Aristokraten und ihrer Mätressen anheim (Pornokratie), und das zweckmäßige Wahlgesetz Johanns IX. steuerte der Unordnung nicht. Otto I. bestimmte, daß die Papstweihe nur in Gegenwart und nach Einwilligung der kaiserlichen Gesandten geschehen könne, und in der That übten von nun an die deutschen Kaiser einen mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß auf die Besetzung des heiligen Stuhls aus, bis P. Nikolaus II. durch sein neues Wahlreglement die Wahl nicht bloß regelte, sondern auch dem kaiserlichen Einflusse mehr entzog. Sein Nachfolger, Alexander II., wurde bereits ohne Zustimmung des kaiserlichen Hofs gewählt und konsekrirt; Gregor VII. wurde ebenfalls ohne Wissen des Kaisers gewählt, allein für die Konsekration holte er zuvor die Einwilligung Heinrichs IV. ein. Das unter Alexander III. 1179 versammelte dritte lateranensische Koncil gab die Papstwahl ausschließlich an die Kardinäle, u. nach dieser Bestimmung und der bereits erwähnten Gregors X. von 1274 haben sich die jetzt noch üblichen Gebräuche nach und nach herausgebildet. Um zum P. fähig zu seyn, soll gegenwärtig der Kardinal ein geborener Italiener seyn, keiner großen Familie angehören, keiner fremden Macht den Kardinalshut verdanken, mit keiner regierenden Familie verwandt seyn und das 55. Jahr zurückgelegt haben. Während der Vakanz des apostolischen Stuhls regieren die Häupter der drei Kardinalordnungen, der Dekan (der erste Kardinalbischof), der erste Kardinalpriester u. der erste Kardinaldiakon. Indeß können in dieser Vakanz keine Bullen expedirt werden. In einer besondern Sitzung wird der Fischerring des letzten P.es mit dessen übrigen Siegeln vom Kardinal Camerlengo zerbrochen. Am 9. Tage der Vakanz treten die Kardinäle in eine Kongregation zusammen, um über die im Konklave zu beobachtende Ordnung und ähnliche Maßregeln zu berathschlagen. Am 10. Tage versammelt sich das Kardinalkollegium in der St. Peterskirche, um die Messe De spiritu sancto zu hören, welche der Dekan in dem Chor der Stiftsherren oder in einer anderen beliebigen Kapelle liest. Sodann hält der in der ersten Kongregation hierzu erwählte Kardinal in lateinischer Sprache die Wahlrede, um seine Kollegen zu ermahnen, daß sie ein würdiges Oberhaupt wählen wollen. Es folgt die feierliche Prozession der Kardinäle in die Kapelle Sixtus' IV., wo dieselben die Befolgung der für die Wahl bestehenden Gesetze beschwören. Hiernächst ziehen sich die Wähler in die, gewöhnlich im Vatikan, manchmal auch im Quirinal für sie eingerichteten Zellen zurück. Dieser Zellen sind so viele, als das heilige Kollegium eben Mitglieder zählt; auch für die in Rom nicht anwesenden Mitglieder sind Zellen errichtet. Sie befinden sich sämmtlich in den oberen Gallerien des Vatikans und in den anstoßenden Zimmern in einer Reihe; eine jede bildet ein Viereck. Die Wände bestehen aus Wollenzeuch, das über leichtes Sparrwerk ausgespannt ist; zwischen je zwei Zellen ist ein fußbreiter Zwischenraum; aber man kann in der einen Zelle jedes Wort hören, das in der anderen laut gesprochen wird. Einige Zellen sind zu zwei Stockwerken eingerichtet und mit einer kompendiösen Treppe versehen. Die Vertheilung der Zellen wird durch das Loos bestimmt; über dem Eingange wird dann das Wappen des Inhabers angebracht. Die Zellen der nicht gegenwärtigen Kardinäle bleiben leer. Für gehörige Abwartung der im Konklave versammelten Kardinäle ist durch 5 Ceremonienmeister, Aerzte, Barbiere &c. hinlänglich gesorgt. Alle Zugänge werden verschlossen, und nur eine Seitenpforte und das Thor lassen einen beschränkten Zutritt in die Räume des Konklave's. An dem Hauptthore sind 4 Oeffnungen angebracht, alle mit Drehrädern versehen, wodurch die Speisen für die Kardinäle eingeschoben werden. Die Wachen sind verdoppelt, die Thüren mit doppelten Schlössern versehen, kurz Alles ist darauf berechnet, die versammelten Wähler von der Außenwelt und ihren Einflüssen zu isoliren. Die Absonderung der Kardinäle wurde von P. Gregor X. auf dem Koncilium zu Lyon (1274) vorgeschrieben; er verordnete zugleich, daß die Kardinäle in Rom auf die Ankunft fremder nicht länger als 10 Tage warten sollten. Seit Alexander III. haben sich folgende weitere Grundsätze für die Papstwahl gebildet: Die Wahl kann nur von Kardinälen vollzogen werden und nur auf einen Kardinal fallen; die abwesenden Kardinäle werden nicht eigens zur Wahl berufen, noch dürfen sie ihr Stimmrecht durch Prokuratoren üben; nur nach geendigter Wahl dürfen die Kardinäle das Konklave verlassen; jeder schriftliche und mündliche Verkehr mit den im Konklave eingeschlossenen Kardinälen ist untersagt; ist der P. nach 3 Tagen nicht gewählt, so sollen die Kardinäle an den 5 folgenden Tagen Mittags und Abends nur eine Speise, nach Ablauf dieser 5 Tage aber nur Brod, Wein und Wasser haben, eine Anordnung, die in der Praxis längst außer Anwendung gekommen ist. Nach dem Gebrauch der neueren Zeit beginnt die eigentliche Wahl erst am 3. Tage, vom feierlichen Einzuge in das Konklave an gerechnet. Zwei Drittel der Stimmen sind für die Wahl ausreichend. Ergibt die erste Abstimmung für keinen der Kardinäle eine solche Stimmenmehrheit, so muß eine neue Abstimmung (Skrutinium) veranstaltet werden, bis zwei Drittel sich auf einen vereinigen. Jedoch kann diese Stimmenzahl auch durch den Beitritt (accessus)

ergänzt werden, indem mehre Kardinäle, welche bereits für ein Individuum stimmten, sich nachträglich mit einer anderen Partei vereinigen und zwei Drittel vollmachen helfen. Das Skrutinium beginnt Tag für Tag auf das von dem Ceremonienmeister gegebene Zeichen in der dazu hergerichteten sixtinischen Kapelle, in welche sich die Kardinäle Morgens um 7 Uhr aus ihren Zellen begeben. Jeder schreibt den Namen seines Kandidaten auf einen Zettel. Sind diese Wahlzettel (bollettini) eingesammelt, so wird ihre Zahl mit der Zahl der im Konklave anwesenden Kardinäle verglichen; finden sich mehr oder weniger Bollettini, als Kardinäle im Konklave anwesend sind, so werden alle verbrannt, und jeder Kardinal schreibt ein neues Briefchen, und das so oft, bis das Skrutinium, was die Zahl der Stimmen betrifft, seine Richtigkeit hat. Darauf werden die Wahlzettel eröffnet, die darauf stehenden Namen laut vorgelesen und notirt, und nach genauer Revision der Stimmzettel wird Derjenige, zu dessen Gunsten sich zwei Drittel der Stimmen vereinigen, als P. proklamirt. Hat Niemand am Morgen die nöthige Stimmenzahl erreicht, so kommt es am Nachmittag zur Acceßwahl, und es ist beinahe unerhört, daß ein P. durch das Skrutinium allein erwählt worden wäre. Der Acceß unterscheidet sich von dem Skrutinium dadurch, daß vor ihm der Eid nicht, wie dort, erneuert wird; im Uebrigen ist die Form dieselbe. Ergibt sich auch jetzt keine Zweidrittelmehrheit, so wird für den nächsten Morgen eine neue Wahl angeordnet. Die Stimmzettel werden jedesmal in einem eigens dazu bestimmten Kamine verbrannt, und der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch ist das Zeichen, daß die Wahl noch zu keinem Resultat geführt hat. Durch manche äußere Umstände, Verschiedenheit der Ansichten oder absichtliche Machinationen der Kardinäle, z. B. wenn man auswärtige Kollegen erst abwarten will und deshalb durchaus unpassende Kandidaten aufschreibt, kann die Dauer des Konklave sehr verlängert werden. Viel Zeit geht auch über den Verhandlungen mit den fremden Gesandten hin. Drei europäische Mächte: Frankreich, Oesterreich und Spanien, haben das Recht, gegen die bevorstehende Wahl eines ihnen mißliebigen Kardinals zu protestiren (sententia exclusiva), und jeder dieser Staaten beauftragt, meist insgeheim, einen Kardinal mit dieser Verwerfung. Die Exklusion muß indeß eher erhoben werden, als bis die Stimmenmehrheit von zwei Dritteln für einen Kardinal sich vereinigt hat, es darf aber auch nur von jeder der genannten Mächte Einmal protestirt werden. Sobald ein P. erwählt ist, rücken die übrigen Kardinäle von seiner Seite, um hierdurch ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Kardinaldekan, der älteste Kardinalpriester und der älteste Kardinaldiakon nähern sich dem Erwählten und ersuchen ihn um die Annahme der Wahl. Der Erwählte betet ein leises Gebet und erklärt seine Einwilligung; zugleich gibt er den Namen an, den er als P. zu führen gesonnen ist, wobei er freie Wahl hat (nur die Annahme des Namens Petrus ist verboten). In der Sakristei vertauscht nun der neue Pontifex die Kardinalstracht mit der päpstlichen und legt die rothen Pantoffeln, worauf ein goldenes Kreuz gestickt ist, die Sottana von weißem Moire, Rocchetta, Mozzetta und Barett von rothem, geschorenem Sammet an. Vor dem Altar der Wahlkapelle erfolgt nun von Seiten der Kardinäle die erste Adoration: der Fuß- und Handkuß, wofür der P. den Friedenskuß auf beide Wangen reicht. Hierauf zeigt sich der Neugewählte dem Volke vom großen Balkon über dem Portal des Vatikans (loggia della benedittione), die Kanonen der Engelsburg werden gelöst, alle Glocken der Stadt geläutet, der Governatore von Rom übergibt den Kommandostab. Nach kurzer Zeit erfolgt die zweite Adoration in der sixtinischen Kapelle, nachdem der P. die Inful angelegt hat; daran schließt sich die Prozession nach der Peterskirche, wobei der P. auf seinem Sessel unter einem großen Baldachin getragen wird. Vor dem Hochaltare empfängt er die dritte Adoration, zu der auch die fremden Gesandten sich einfinden, er selbst aber ertheilt dem Volke den apostolischen Segen. Auf die Papstwahl folgt die feierliche Konsekration u. Krönung oder Inthronisation des neuen P.es. Beide Handlungen können an Einem Tage vorgenommen werden; es kann aber auch die Krönung den Tag nach der Konsekration erfolgen. Nach der Krönung, nicht selten einige Monate später, verfügt sich der P. in glänzender Kavalkade nach der Kirche des heiligen Johannes im Lateran, um von derselben, als der Hauptkirche in der ganzen Christenheit, Besitz zu nehmen. Vergl. Bower, The Lifes of the Popes, 7 Bde., London 1730; deutsch von F. E. Rambach, 10 Bde., Magdeb. 1751—80; L. Z. v. Spittler, Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums, herausgegeben von J. Gurlitt, Hamburg 1828; E. Baluze, Vitae Paparum Avenioniensium, 2 Bde., Paris 1693; L. Ranke, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert, 2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1838—39.

Papstthum, s. Papst.

Papuas (Papus, auch Negritos, Australneger und Samangi genannt), ein Menschenstamm, welcher ein Mittelglied zwischen der malayischen und der Negerrace bildet und hauptsächlich den australischen Kontinent und die ganze Reihe der westaustralischen Inseln von Neuguinea bis Neukaledonien bewohnt, dann aber auch zerstreut und meist ins Innere der Gebirge zurückgedrängt auf den Inseln Südasiens, selbst in einigen Gegenden Vorder- und Hinterindiens, namentlich auf den Andamaneninseln, in Malakka, den siamesischen Malayenländern und auf vielen Inseln des hinterindischen Archipels vorkommt. Hinsichtlich der Schädelbildung sind die P. von den eigentlichen Negern verschieden, ähneln ihnen aber hinsichtlich der Hautfarbe und zum Theil auch hinsichtlich des wolligen Haares (P. im Malayischen s. v. a. Krausharige). Die P. sind von mittlerer Größe und wohlproportionirtem Bau, nur haben die meisten dünne und lange Arme und Beine, schwarzbraune, glänzende Hautfarbe, schwarze, dichte und krause Haare, einen dünnen Bart, eine stumpfe Nase, dick aufgeworfene Lippen und hervorstehende Backenknochen. Ihr Schädel zeigt vorn und hinten eine Abplattung, der Scheitel steht hervor und das Gesicht ist bedeutend breit. Rücksichtlich der Bildungsstufe, auf welcher die P. stehen,

gehören sie im Allgemeinen zu den am tiefsten stehenden Völkern des Erdbodens. Die meisten leben zur Zeit noch in einem Zustande äußerster Rohheit und Wildheit und ohne gesellschaftliche oder politische Verbindung. Sie sind weder Ackerbauer, noch Hirten, kaum eigentliche Jäger oder Fischer, und erhalten sich meist nur von dem, was ihnen der Zufall bietet. Bei der Wärme des Klima's, in welchem sie leben, haben sie nur wenig Kleidungsstücke; bis auf einen Gürtel, oder ein dünnes, aus Kokosfasern verfertigtes Stück Zeuch, das um die Mitte des Leibes gewunden wird, gehen sie meist nackt. Ihre Haut zeigt keine Spur von jener kunstreichen Tätowirung, welche auf den Inseln des großen Oceans so gewöhnlich ist, bei ihnen aber durch eine groteske Malerei mit bunten, zumal rothen Erdarten im Gesicht und bisweilen am ganzen Körper ersetzt wird. In Neuguinea wohnen sie in kleinen Dörfern am Meeresstrande; ihre Hütten stehen auf eingerammten Pfählen, so daß bei der Fluth das Wasser darunter durchfließen kann. Im Bau wie in der Führung ihrer, mit schönem Schnitzwerk verzierten Piroguen (Kähne) sind sie sehr geschickt. Sie sind nicht ganz ohne religiöse Begriffe, namentlich haben einige der mehr vorgeschrittenen Horden unter ihnen auf einigen der westaustralischen Inseln ausgebildetere religiöse Ansichten mit bestimmten religiösen Gebräuchen und Uebungen. Vergl. Neuguinea.

Papula (lat.), Hautknötchen, Hitzbläschen, Hautblüthchen, besteht in einer sehr kleinen und spitzigen Erhöhung der Epidermis mit entzündeter Basis, enthält keine Flüssigkeit, eitert nicht und endet meist in kleienartiger Abschuppung. Die P. tritt nicht als eine selbstständige Hautkrankheit auf, sondern ist bloß Symptom oder Ausgang einer anderen Krankheit.

Papyrographie (v. Griech.), Abart der Lithographie, wobei man sich statt der Steinplatten eines mit einer künstlichen Masse überzogenen Papiers bedient. Sennefelder erfand 1817 das dazu dienliche Material, indem er starkes Papier mit einer Mischung von Kreide, Leinöl, Metalloryden und Thon überzog. Diese künstlichen Platten leisten dieselben Dienste wie die natürlichen Steine und bieten sogar manche Vortheile dar. Vgl. Steindruck.

Papyrus, Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen. Die Papyrusstaude (**Papyrus antiquorum** *Willd.*, **Cyperus Papyrus** *L.*) hat einen nackten, ziemlich 3eckigen Schaft mit vielen doldenförmigen Aehrchen, wird 15 Fuß hoch und wächst in Aegypten, Syrien, Sicilien, Kalabrien 2c. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung. Diese berühmte Staude, aus welcher die alten Aegypter ihr Papier verfertigten, wächst in Aegypten in stehenden Kanälen oder langsam fließenden Bächen und am Ufer der Seen, auch im Jordan und Euphrat. Die dicke Wurzel enthält einen süßen Saft und wurde gegessen; gegenwärtig wird sie nur ausgesogen. In Abyssinien flicht man aus den Stengeln kleine Boote, deren Kiel von Akacienholz ist, so dicht, daß sie das Wasser nicht einlassen. Aus dem unteren holzigen Theil der Pflanze macht man Becher und anderes Geräthe, auch Bücherdeckel. Der Gebrauch, Papier aus dieser Pflanze zu bereiten, wurde erst nach der Eroberung Aegyptens durch Alexander den Großen allgemein. Man schnitt den Stengel durch und zog die Haut zwischen dem Mark und der Rinde ab, schnitt sie auf einem Tisch in ein Band, legte diese Bänder mit dem Rande auf einander und andere Stücke quer darauf. Nun wurden sie gepreßt, so lange sie noch feucht waren, wobei der Zuckersaft der Pflanze die Stelle des Bindemittels vertrat. Namentlich verwandten die Römer viel Fleiß auf die Anfertigung dieses Papiers; sie hatten dazu ihre Glutinatores, Leimer, und Malleatores, Hämmerer, und bereiteten mehre Sorten. Handschriften auf diesem Papier gehören zu den ältesten und seltensten. Aus wissenschaftlichem Interesse haben neuerlich Landolina, Seyffarth u. A. wieder Versuche in der Bereitung solchen Papiers gemacht. Davon zu unterscheiden sind die Papyrusrollen (s. d.). Um 1000 n. Chr. scheint der Gebrauch dieses Papiers aufgehört zu haben. In Gewächshäusern, wo es in Gefäßen kultivirt wird, die man während des Sommers in einen Wasserbehälter stellt, dient dieses Gewächs als Dekorationspflanze.

Papyrusrollen, Rollschriften, die, auf Papyrus mit hieratischer u. demotischer, auch mit griechischer Schrift geschrieben, aus den ältesten Zeiten (2270 v. Chr.) stammen u. bis in das 5. u. 6. Jahrh. n. Chr. herabreichen. Sie sind in neuerer u. neuester Zeit theils in Herculanum, theils in Aegypten und anderwärts zahlreich aufgefunden und für das Studium der orientalischen Sprachen sowohl, wie für die Kenntniß der alten, besonders der ägyptischen Geschichte sehr wichtig. Die Rollen sind von verschiedener Länge; eine 1821 auf der Insel Elephantine aufgefundene, welche den Schluß der Ilias enthält, hat 8 Fuß Länge und 10 Zoll Breite. Die herculaneischen P. gehören zu den ältesten, welche noch vorhanden sind; sie sind aber so verkohlt und versengt, daß sie weder eine klare Anschauung ihrer ursprünglichen Gestalt geben, noch den vollständigen Text der Schriften bieten, welche sie enthalten. Von den wichtigsten und am besten erhaltenen dieser Rollen hat die Akademie zu Oxford Abschriften (**Herculanensium voluminum**, 2 Thle., Oxford 1824 und 1825) herausgegeben. Kopien und Beschreibungen dieser Rollen begann auch Blanca (**Varietà ne' volumi Ercolani**, Neapel 1847). Die Schriften sind in Kolumnen geschrieben; jede Kolumne enthält durchschnittlich 3—5 Worte oder 4—5 Finger Breite. Die herculaneischen Rollen sind sämmtlich nur auf einer Seite mit sehr schwarzer Dinte beschrieben. Die ägyptischen P. fand man theils zwischen den Schenkeln, theils zwischen den Armen und dem Leibe der Mumien, theils unter dem Knie, von sehr verschiedener Länge und Breite. Von besonderem Interesse und großer Wichtigkeit ist das sogen. Hieroglyphenmanuskript; es ist sehr gut erhalten, sehr groß, und in der Schrift desselben kommt keins der gewöhnlichen Schrift- oder Kursivzeichen vor; die Zahl der sämmtlichen Zeichen beträgt über 30,000. Man hat diese Rolle in Theben gefunden. Vergl. Schmidt, Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums, Band 1, Berlin

1842; Peyron, Papyri graeci musei Taurinensis, 2 Bde., Turin 1826.

Par, Katharina, sechste Gemahlin Heinrichs VIII., Tochter von Sir Thomas Par, erhielt eine damaliger Zeit angemessene gelehrte Erziehung, begünstigte insgeheim die Reformation, weshalb Bischof Gardiner und andere Zeloten ihren Sturz herbeizuführen suchten. Sie wußte sich indeß durch ihre Klugheit in der Gunst des königlichen Gemahls zu erhalten und wurde sogar 1544 in Abwesenheit desselben zur Regentin bestellt. Sehr bald nach des Königs Tode verheirathete sie sich von Neuem mit etwas skandalöser Hast an Lord Seymour, wurde von diesem ihrem zweiten Gatten jedoch übel behandelt und † ein Jahr nach ihrer Verheirathung im Wochenbett.

Para (Parasi, Medino), Rechnungsmünze in der europäischen und asiatischen Türkei, Aegypten, Tunis und Tripolis; ihr Werth richtet sich nach den Piastern, à 40 P.'s. Ein P. hält $2\frac{1}{2}$ gute oder 3 schlechte Aspet. Der frühere Werth eines P. betrug ungefähr $\frac{1}{8}$ Sgr., der jetzige ist etwas über 2 Pfennige. Auch werden 5=, 10=, 15= und 20=Parastücke geprägt.

Para (Gran P.), südamerikanische Präsidentschaft (Provinz) im Kaiserthum Brasilien, umfaßt den größten Theil des nördlichen Brasilien und hiermit das größte Stromgebiet der Welt, nämlich das des Amazonenstroms oder Marañon, von welchem nur der kleinere Theil die östlichen Provinzen Peru's und die über die südlichen Wasserscheiden hinausragenden Provinzen Matto=Grosso und Goyaz bildet, die durch künstliche Grenzen dem natürlichen Umfange des Landes entzogen sind. Das Land theilt sich in die Comarcas Para (das eigentliche P.) u. Rio Negro, die jedoch rücksichtlich der Administration ein Ganzes bilden. Auf der Nordseite des Stromes umfaßt die Provinz das brasilianische Guyana und grenzt hier gegen Norden an das französische, holländische und britische Guyana, gegen Westen an Peru, wo der Madeira bis zur Mündung in den Amazonenstrom die Grenze bildet, und an die columbische Republik Ecuador, gegen Süden an die Provinzen Goyaz u. Matto=Grosso und an Peru, gegen Osten an den nördlichen Theil der Provinz Goyaz und dann bis zum atlantischen Ocean an die Provinz Maranhao, wo der Turivassu bis zur Mündung in den Ocean die Grenze bildet. Man berechnet den Flächenraum des Landes auf 20,123 □M., derselbe beträgt jedoch nach richtigern Angaben 52,830 □M., wovon 32,000 □M. auf das eigentliche P. kommen. Im J. 1856 wohnten auf diesem ungeheuren Areal 207,400 Menschen, nebst etwa 200,000 freien Indianern. Nach einer andern Angabe hat die Comarca Rio Negro allein 200,000 Einw., ohne 200,000 freie Indianer. Das Land bildet eine ungeheure Ebene, denn innerhalb des oben angegebenen Raums erhebt sich der Boden nirgends zu eigentlichen Bergen, höchstens streben unbedeutende, einige hundert Fuß hohe Hügel (Serra de Paru) oder steile Ufer (bei S. Paulo de Olivenza) empor. Nur an den äußersten Grenzen, z. B. gegen Guyana, entstehen durch die Vereinigung niedriger Hügel fortlaufende Ketten, die hoch genug sind, um Wasserscheiden zu bilden, aber zur Zeit der Hochwasser nicht immer die Entstehung von Verbindungen zwischen Flüssen einer sehr verschiedenen Richtung zu verhindern vermögen. Wie hoch das Land im Süden ansteigt, ist unbekannt, indeß scheint auch hier die Erhöhung nur sehr gering zu seyn, indem die südwestlichen Zuflüsse des Amazonenstroms aus weitverbreiteten, periodisch völlig überschwemmten Niederungen zu kommen scheinen. Der allgemeine Recipient der zahlreichen, von Norden und Süden kommenden Flüsse, der Amazonenstrom, durchschneidet die Provinz von Westen nach Osten in einer 600 Seemeilen langen Linie und überschreitet die Grenze Brasiliens bei Tabatinga unter dem Namen Marañon. In ihn münden innerhalb der Grenzen von P. als Flüsse erster und zweiter Größe: Madeira, Rio Negro, Tapajoz, Xingu; dritter Größe: Japura, Purus, Iça (Putumayo), Jutay, Jurua; vierter Größe: Coary, Teffé, Javary und zahllose kleinere, von denen man meist nur die Mündung kennt. Zu diesem ungeheuren hydrographischen Netz gesellt sich auf eigenthümliche Weise der sogenannte Rio Para, der einen Süßwasserarchipel an der Mündung des mächtigen Tocantins und einer großen Zahl kleinerer Gewässer darstellt. Zahlreiche Seen, häufig von bedeutender Größe, bilden bald den großen Strömen entlang weite, unter einander verbundene Becken, bald gleichen sie als Erzeugnisse der periodischen Ueberschwemmungen ungeheuern, aber träge fließenden Flüssen, bald stehen sie fortwährend still, od. es entleeren sich nur schmale Arme. Der Wasserreichthum wird noch vermehrt durch eine Menge von Quellen, die zwar selten zu allen Jahreszeiten ausdauern, aber auch bei dem niedrigsten Stande der Gewässer fast überall aufzufinden sind, wenn man nur wenige Fuß tief in den wie ein Schwamm durchdrungenen Boden hinabgräbt. Häufig findet man auch Sümpfe von großer Ausdehnung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß große, jetzt noch unbekannte Landstriche ganz aus morastigen Niederungen bestehen. Jene zahlreichen Ströme durchschneiden die Provinz nicht bloß in einfachen Richtungen, sondern es werden Netze und die wunderbarsten Verkettungen durch vergängliche oder feststehende Seitenkanäle gebildet. Wie in Maynas, so ergießen sich auch in P. die Konfluenten selten ungetrennt in den Hauptstrom; Theilungen in mehre Arme sind sehr gewöhnlich. Auf solche Weise sind der Javary und Ucayale durch den Abuçan, der Purus und Madeira durch den Carapana verbunden; in der Regenzeit entstehen Vereinigungen zwischen dem Rio Negro und dem Japura; ein weitläufiges Labyrinth von breiten Kanälen trennt sich oberhalb der Mündung dieses Flusses ab und verbindet sich durch zahlreiche, über einen Raum von 5 Längegraden verstreute Mündungen mit dem Hauptstrome, indem sie das seltsame Phänomen einer nach den Jahreszeiten sich abwechselnd entgegengesetzten Strömung darbieten. Die Ueberfluthungen aller den Flußbetten nahen Gegenden sind unabsehbar, u. das Land gleicht einem See, aus welchem der obere Theil der Bäume hervorragt, während das feste Land wie in Inseln zerrissen erscheint. Diese großartige Naturerscheinung befruchtet zwar durch

Absetzung von Uferschlamm den Boden, macht ihn aber auch in vielen Gegenden zur Ansiedelung ungeeignet. Das **Klima** stellt den tropischen Charakter in seiner größten Reinheit dar. Die hervorstechendsten Züge in dem Bilde desselben sind der unmerkliche Uebergang der einen Jahreszeit in die andere, die zwischen denselben herrschende Aehnlichkeit, der Glanz des Himmels in der einen und die befruchtenden, schnell vorübergehenden Regen in der andern Periode und die sehr geringe Verschiedenheit in den Verhältnissen der atmosphärischen Temperatur während des Jahreslaufes. Die vorherrschenden Winde weichen in der sogenannten trocknen Jahreszeit (Juni bis Ende Oktober) wenig von der östlichen Richtung ab und treten nach Art der Passate kurz nach Sonnenaufgang ein. Sie kühlen das ganze Stromgebiet sehr ab und wechseln in den entgegengesetzten Monaten mit westlichen und südlichen Winden, die zwar von keiner Dauer sind, aber mit der furchtbarsten Gewalt, gewöhnlich von Regen und Gewitter begleitet, daherstürmen. Die durch Nebel und Feuchtigkeit ungesunden Landstriche gehören meist den östlichen Gegenden der Comarca von Para an u. liegen, wenn auch vom Meere entfernt, doch mittelst zahlreicher Flüsse und Sümpfe im Bereiche der Ebbe und Fluth. Am berüchtigtsten in der Comarca des Rio Negro ist das Uferland des Iça, des untern Japura und Jutay durch ungewöhnliche Luftfeuchtigkeit. Die ganze Provinz ist keineswegs so ungesund, als mancher nahegelegene, beschränktere Landstrich, z. B. das britische Guyana. Der Reichthum der organischen Produktion ist unendlich groß. Das **Pflanzenreich** tritt überall in übereinstimmender Form als besondere, völlig eigenthümliche Flora auf, die nur an dem äußersten Rande des Beckens, welches den Amazonenstrom und seine Zuflüsse umfaßt, einen andern Charakter annimmt. Es finden sich hier jene Wälder, die wie eine selten unterbrochene Decke das Land von einem Ende zum andern überziehen, jene gewaltigen Forste, die seit der Urzeit denselben Raum behaupten und, wenn auch fortdauernder Zerstörung unterliegend, doch mittelst der Jugendkraft jenes Bodens sich ewig erneuern. Unterbrechungen in der Einförmigkeit der unermeßlichen Wälder werden nur in wenigen, der Küste näher gelegenen Gegenden durch große natürliche Wiesen gebildet, welche den Savannen Westindiens und den Campos des mittlern Brasiliens ähnlich sind, z. B. im nordöstlichen und östlichen Theil der Provinz um Monte-Alegro bis Macapa, auf der einen Hälfte der großen Insel Marajo und auf dem westlichen Ufer des Rio Para in vereinzelten Flächen um Colares, Braganza und Villa nova. In den westlichern Gegenden kennt man diese Vegetation nicht; waldfreie Stellen erscheinen höchstens dort, wo Waldbrände geherrscht haben, oder wo der Mensch einst thätig gewesen und eine vergängliche Niederlassung begründet hat. Man baut Reis, Maniok, Hirse, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Früchte, ausgenommen die Feige, welche so wenig als der Wein gedeiht, Jalappe, Ipecacuanha, Ingwer, Sarsaparille, Vanille; Farbeholz und andere zu den feinsten und kostbarsten gehörige Holzarten findet man in Menge. Das **Thierreich** bleibt rücksichtlich des Reichthums an Arten und der wunderbaren Mannichfaltigkeit der Formen nicht hinter der Pflanzenwelt zurück. In allen größern Flüssen lebt heerdenweise ein Delphin (Delphinus amazonicus *Mart.*), der sogar bis zu den Vorbergen der Anden hinaufsteigt und, wie es scheint, nur den süßen Gewässern angehört. Ein Gegenstück dazu bildet der Lamantin (Manatus americanus *Cuv.*), der, einst durch den größten Theil Brasiliens verbreitet, den Verfolgungen so sehr unterlag, daß er jetzt nur noch im Amazonenstrom in Menge gefunden wird. Säugethiere einer minder amphibischen Art sind ungemein zahlreich; höchst charakteristisch ist die Menge der Arten und die Zahl der Individuen aus der Gattung der Affen (von den großen Brüllaffen bis zu den spannenlangen Sagoins gibt es hier ungemein viele Abstufungen); der Jaguar ist überall, wo unablässige Verfolgungen ihn noch nicht vertrieben haben, häufig; der Tapir, die oft zu Hunderten versammelten Bisamschweine, 2 Arten von Faulthieren, 3 Arten von Ameisenfressern, Gürtelthiere, Rehe, Cavien, Wasserschweine, gesellige Coaty (Nasua) bewohnen bald nur das Dunkel der Wälder, bald nur die undurchdringlichsten Gehege der Flußufer. In Bezug auf Ornithologie weicht die Provinz P. weniger, als rücksichtlich der Pflanzenwelt, von den Ländern des mittlern Brasiliens ab. Die Viehzucht kann in den dichten, oft überschwemmten Urwäldern, wo wenige nährende Grasarten gedeihen, wo Raubthiere, Schlangen und blutsaugende Insekten in Menge vorhanden sind, nie in größerem Maßstabe betrieben werden. Nur in den grasreichen und offenen Savannen unfern der Meeresküste ist sie an ihrem Platz. Die Fischerei sowohl in der Nähe des Meeres, als der peruanischen Grenzen ist sehr bedeutend. Von dem Fett der Schildkröteneier werden jährlich aus den westlichen Gegenden 12—14,000 Töpfe (je mit 64 portugiesischen Pfund) in die Hauptstadt Para eingeführt. Die **Bevölkerung** zerfällt in Ureinwohner, Neger und Weiße, die aber alle durch gegenseitige Kreuzung eine erstaunliche Menge von Mischlingen der mannichfachsten Abstufung in Hautfarbe, Haarwuchs und der gesammten körperlichen und geistigen Beschaffenheit hervorgebracht haben. Die Provinz P. erhält unter allen brasilianischen Provinzen die größte Anzahl von Indianern, welche als Bediente, Fischer und Lastträger, auch als Matrosen und ausschließend als Ruderer bei der Flußschifffahrt, sowie auf den Schiffswerften, im Arsenal und bei öffentlichen Bauten gebraucht werden. Die **Neger** erscheinen in größerer Anzahl nur in den Gegenden, die sich, nicht weit vom Meer entlegen, einer größern Betriebsamkeit und einer stärkern, seit längerer Zeit ansässigen Bevölkerung erfreuen, und zwar überall meist nur als gekaufte oder geborene Sklaven der **Weißen**. Diese letztern stammen großentheils von portugiesischen Voraltern ab. Die Provinz P. ist in Bezug auf politische Entwickelung weit hinter den übrigen Provinzen Brasiliens zurückgeblieben u. hat in den neuesten Zeiten sogar bedeutende Rückschritte gemacht, indem der Haß der Farbigen gegen die Weißen furchtbare Aufstände erregte,

in deren Folge eine Menge kleinere Orte verlassen und die Hauptstadt selbst zerstört wurde. Der bei weitem größere Theil der Bewohner des waldigen Innern (Sertao), die man mit dem viel umfassenden Namen **Sertanejos** belegt, lebt nach Art der Indianer in den Forsten zerstreut, welche sich rings um die Dörfer erheben, in der Mitte kleiner Pflanzungen. Die **Industrie** steht noch überall auf einer sehr niedern Stufe und ist nur in der Hauptstadt der Provinz blühend. Man spinnt und webt etwas Baumwolle, macht Stricke, Taue, Leder, Ziegel, Backsteine, irdenes Geschirr ꝛc. Der **Handel** von P. ist bei weitem nicht so bedeutend, als er unter andern Umständen seyn könnte; in der dünnverstreuten Bevölkerung und im Mangel an baarem Gelde treten ihm zwei große Hindernisse entgegen. Die Staatsverwaltung (in bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten) befindet sich in den Händen eines Generalgouverneurs mit dem Titel Prezidente, der unmittelbar unter der Regierung zu Rio Janeiro steht. Ihm zur Seite stehen Räthe für die Angelegenheiten der Justiz (Ouvidores), der Finanzen und des Handels. Die Tribunale haben ihren Sitz in der Hauptstadt, wo auch das militärische Hauptquartier sich befindet. Die Finanzen sind weder in einem geordneten, noch in einem einträglichen Zustande; der Aufwand der Provinz wird durch indirekte Abgaben gedeckt.

Die gleichnamige **Hauptstadt** (S. **Maria de Belem do Gran P.**, auch bloß **Belem**) liegt am **Rio Para**, der aus einer Vereinigung des mächtigen Tocantins, des Amazonas und vieler kleinen Nebenflüsse entsteht, bis zur gegenüberliegenden Insel Marajo gegen 3 Leguas breit ist u. Kriegsschiffen aller Größen bis vor die Stadt zu kommen gestattet, in ebener, niedriger, aber nicht ungesunder Gegend. Die Stadt, bis an deren äußerste Gassen der Urwald reicht, ist ohne alle Einschließung und besteht aus 4 dem Stromufer und unter sich parallelen Straßen, die von Norden nach Süden laufen und durch rechtwinklige und breite Gassen durchschnitten werden. Die Bauart ist die moderne der portugiesischen Seestädte. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der am Südende gelegene, gegen 1780 vollendete Gouvernementspalast von sehr großem Umfange und geschmackvoller Bauart, die Kathedrale von bedeutender Größe, die Kirche der Mercenarier, das ehemalige Jesuitenkollegium, jetzt bischöflicher Palast, das Zeughaus, Kauf- und Zollhaus, Militärspital ꝛc. P. ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs und hat schöne Plätze, viele Kirchen und Klöster, einen botanischen Garten, ein theologisches Seminar, Gymnasium, mehre Bürgerschulen, ein Krankenhaus, einen schönen öffentlichen Spaziergang und 31,000 (nach Andern 26,000) Einw. Als Sitz der Regierung und einziger Seehafen der Provinz ist P. lebhafter und gewerbfleißiger, als irgend ein anderer Ort der Provinz. Der Hafen wird durch den Fluß gebildet und faßt zahlreiche Schiffe, doch wird seine Erreichung durch die gefährlichen Untiefen am Kap Magoary, die Bank Tijoca und die Unregelmäßigkeiten des Flußbettes in der Nähe der Stadt einigermaßen erschwert.

Parabase (v. Griech.), Abtreten von einer Stelle an eine andere; dann Vergehen, Ausschweifung; in der alten griechischen Komödie der ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Handlung selbst eingeschaltete Theil, den der Chorführer im Namen des Dichters an die Zuschauer sprach, gewöhnlich nach dem ersten Chorgesange, wobei der Chor in der Regel eine eigene Stellung gegen das Publikum einnahm; auch Anrede an das Volk.

Parabel (v. Griech. parabole), Nebeneinanderstellung; in der Rhetorik und Poetik Beispiel, Vergleichung, Gleichniß, überhaupt bildliche Rede, besonders wenn sie den Zweck unmittelbarer Belehrung hat. Die näheren Begriffsbestimmungen der P. sind ziemlich schwankend. Von der Fabel unterscheidet sich nach Lessing die P. dadurch, daß in jener „der einzelne Fall als wirklich vorgestellt werde, während man sich bei der P. an der Möglichkeit desselben begnüge". Dagegen ist geltend zu machen, daß in den biblischen und anderen morgenländischen P.n jener „einzelne Fall" oft vorherrschend als wirklich geschehen vorgestellt wird. So in den P.n vom Weinberge (Jes. 5), vom Hirten (Zach. 11), vom Säemann (Matth. 13), vom Gastmahle (Luc. 14), vom verlorenen Sohne (Luc. 15), vom ungerechten Haushalter (Luc. 16) und anderen. Herder macht zwischen Fabel und P. den Unterschied, daß in der letzteren Scenen aus dem Menschenleben vorgestellt werden, während die Fabel ihren Stoff aus der Thier- und Pflanzenwelt entlehne. Dabei ist gewiß, daß die Fabel an Eindruck und unmittelbarer Ueberzeugungskraft das vor der P. voraus hat, daß sie mit ihrer Lehre meist auf die stetigeren und zwingenderen Gesetze und Wege rekurrirt, welche die Natur in der Thier- und Pflanzenwelt verfolgt, während das belehrende Bild der P. sich auf die freie und autonomische Handlungsweise des Menschen bezieht, über welche der zu Belehrende erst noch ein Urtheil für sich hat. Darum mißt wohl auch Lessing der Fabel im Allgemeinen eine schlagendere Wirkung bei, als der P. Diese hat andererseits vorzugsweise die Macht, die geistigeren Momente der menschlichen Entschließung und Willenskraft, wie auch die religiösen Beziehungen des Menschen, sein Verhältniß zu Gott darzustellen, während die Fabel sich mehr auf alltägliche Erfahrungssätze beschränkt, die aber ebenfalls der P. nicht ganz fremd sind (vgl. Luc. 16, 1 ff.). Die Eintheilung der P.n in ethische (Luc. 18, 9; 19, 12) und dogmatische (Matth. 12, 25; Luc. 14, 16; 16, 19 u. A.), wie sie Conz vorgenommen, findet nur im Neuen Testament eine passende Stelle, berührt aber wenig das Wesen der Sache. Die P. gehört zu der Gattung der allegorischen und symbolischen Darstellung, welche ihren eigentlichen Sitz im Morgenlande hat. Mehre P.n kommen im Talmud vor, von denen einige den neutestamentlichen parallel sind.

Parabel, eine der unter dem Namen Kegelschnitte (s. **Kegel**) bekannten Kurven, welche entsteht, wenn man einen Kegel mit einer Ebene durchschneidet, die einer Seitenlinie desselben parallel ist, oder auch der geometrische Ort aller Punkte, welche von einer gegebenen Geraden (**Directrix**) u. einem außerhalb derselben liegenden festen Punkte (**Brennpunkt, Focus**) gleich weit abstehen,

wobei vorausgesetzt ist, daß Alles in einer Ebene liegt. Die Verbindungslinie irgend eines Punktes der P. mit dem Brennpunkte heißt Radius vector od. schlechthin Vector des Punktes; jede durch einen Punkt der P. gezogene Gerade, welche rückwärts verlängert auf der Directrix senkrecht steht, heißt ein Durchmesser der P.; der Durchmesser, welcher zugleich durch den Brennpunkt geht, heißt die Axe der P.; der Parabelpunkt, durch welchen ein Durchmesser geht, heißt der Scheitel desselben, derjenige, durch welchen die Axe geht, der Scheitel der P.; letzterer ist, wie sich aus der Definition der P. ergibt, immer der Halbirungspunkt eines vom Brennpunkte auf die Directrix gefällten Lothes. Der 4fache Abstand des Scheitels eines Durchmessers von der Directrix heißt der Parameter des letzteren; der zur Axe gehörige Parameter heißt Hauptparameter oder Parameter schlechthin. Jede 2 Punkte der P. verbindende Gerade heißt eine Sehne der P., und der von einer solchen u. der P. begrenzte Raum ein Segment der P. Jede Gerade, welche mit der P. nur Einen Punkt gemeinschaftlich hat und im Uebrigen ganz außerhalb derselben liegt, heißt eine Tangente an die P. Letzterer Name wird jedoch in der Regel nur auf das zwischen dem Berührungspunkte und dem Durchschnittspunkte der Berührenden mit der Axe liegende Stück bezogen; zugleich erhalten, wenn man auf der Tangente im Berührungspunkte ein bis zur Axe verlängertes Loth errichtet und vom Berührungspunkte ein solches auf die Axe fällt, die dadurch begrenzten Linien in Bezug auf den Berührungspunkt besondere Namen: das Stück der Axe zwischen dem Durchschnittspunkte mit der Tangente und dem Fußpunkte des auf erstere gefällten Lothes heißt die Subtangente, das im Berührungspunkte errichtete Loth die Normale, das Stück der Axe zwischen dem Durchschnittspunkte mit der Normale und dem Fußpunkte des auf erstere gefällten Lothes die Subnormale, das auf die Axe gefällte Loth die Ordinate. In der Geometrie wird von der P. vielfältige Anwendung gemacht zur Lösung von Aufgaben, die mittelst gerader Linien und Kreisbögen nicht konstruirt und mit Hülfe der Algebra nicht rational dargestellt werden können. Dahin gehört die Trisektion des Winkels, die Verdoppelung des Würfels u. And. In der Physik kommt die P. in der Lehre vom Fall (s. d.) und der Wurfbewegung (s. Wurf), sowie in der Lehre vom Licht, von der Wärme und vom Schall in Anwendung.

Parablepsis (griech.), das Falschsehen, die Gesichtstäuschung.

Parabolaner (Parabolani, v. Griech.), Tollkühne, Ueberschwängliche, Schimpfname für die alten Christen, in sofern sie gern den Märtyrertod erlitten; dann klerikalisches Amt der alten, besonders der griechischen Kirche zur Pflege der Armen, Nothleidenden und Kranken.

Parabrahma, d. i. der Urgroße, Name des Brahma (s. d.).

Paracata (P.=do=Principe), Stadt in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, in der Nähe des Ursprungs des gleichnamigen Flusses, der in den San=Francisco mündet, in fruchtbarer Gegend, hat eine Lehranstalt für lateinische Sprache, Gold= und Diamantgruben, Viehzucht und 1000 Einwohner.

Paracels (Paracelinseln), hinterindische Insel= u. Klippengruppe im Reich Anam, Provinz Südanam, im chinesischen Meere, südöstlich von der Insel Hai=Nan; einige der größern sind bewaldet, andere nackt, alle mit Salanganen (Schwalbennestern), Schildkröten und guter Fischerei.

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt P., einer der merkwürdigsten Aerzte und Naturforscher des 16. Jahrhunderts, ein wunderbares Gemisch von genialischen Ideen und tiefen Blicken in die Natur mit einer excentrischen Imagination und mit kabbalistischem, alchemistischem und theosophischem Aberglauben, wurde 1493 zu Maria=Einsiedeln bei Zürich geboren, angeblich als der natürliche Sohn eines deutschen Edelmannes aus dem alten schwäbischen Geschlechte Bombast von Hohenheim, wahrscheinlicher aber als Sohn Wilhelm Hocheners von Gais, der sich zu Einsiedeln niedergelassen hatte. Nachdem er von seinem Vater den ersten Unterricht erhalten, trieb er sich an vielen Orten herum und gab sich nach Art der damaligen fahrenden Schüler mit Astrologie, Chiromantie, Nativitätstellen und allerlei Heilkünsten ab. Besonders hielt er sich bei Bergwerken und in Schmelzhütten auf, wo er viele metallurgische Kenntnisse sammelte, aber auch viele abergläubische Meinungen sich aneignete, die dann auf seine medicinischen u. naturwissenschaftlichen Ansichten Einfluß übten. Auf den Hochschulen, deren er ebenfalls mehre besuchte, fand er weniger Befriedigung. Die Nachrichten über seine Reisen, sowie die Berichte seiner Anhänger sind ungenau und unzuverlässig. Er soll Aegypten und das Morgenland besucht und von dort die alte Weisheit der Morgenländer und des Hermes Trismegistus zurückgebracht haben. Auch soll er nach Moskau gekommen, dort von den Tataren gefangen und vom Khan mit seinem Sohne nach Konstantinopel gesandt worden seyn. Als Arzt und Wundarzt machte er auch mehre Feldzüge mit. Nach langen Irrfahrten trat er wieder in Deutschland auf, wo seine glücklichen Kuren an vornehmen Personen und von Krankheiten, die man bisher für unheilbar hielt, als Podagra, Wassersucht, Aussatz 2c., großes Aufsehen erregten. Der Neid anderer Aerzte, seine geheimnißvolle Kunstsprache, die neuen Heilmittel, die er anwandte, die prahlende Verkündigung seiner großen Thaten und die absprechende Art, womit er auf die bisherigen Orakel, auf Theophrast, Galenus, Avicenna loszog, Alles diente dazu, seinen Ruf zu verbreiten. Im Jahre 1526 wurde er auf den Rath des Oecolampadius als Stadtarzt nach Basel berufen und hielt an der dortigen Hochschule Vorlesungen. Der Zulauf, den er als Arzt erhielt, und die Menge seiner Zuhörer erregten mehr und mehr den Neid der übrigen Lehrer, die er durch heftige Ausfälle noch mehr gegen sich aufbrachte. Seine Stellung verschlimmerte sich dadurch, daß er sich dem Trunke ergab u. daß einige Patienten, die seine drastischen Mittel gebraucht hatten und für den Augenblick geheilt worden waren, vor Ablauf eines Jahres starben. Ein

Prozeß mit dem Domherrn Cornelius von Lichtenfels gab Anlaß zu seiner Entfernung. Dieser hatte erklärt, Dem, der ihn von seinen Magenbeschwerden befreien würde, 100 Gulden zu bezahlen. P. übernahm die Kur und heilte den Kranken mit 3 Pillen von seinem sogenannten Laudanum. Der Domherr weigerte sich für diese wenigen Arzneien die verheißene Summe zu geben; P. belangte ihn vor Gericht. Dieses setzte willkürlich den Lohn herunter; P. ward zornig und äußerte sich dagegen auf so beleidigende Weise, daß seine Freunde ihm riethen, Basel eilig zu verlassen. Darauf begann er sein früheres unstetes Leben wieder, trieb sich über ein Jahr im Elsaß herum und stand besonders bei dem Adel dieser Gegenden in hohem Ansehen. Die bedeutenden Summen, die er hier erwarb, verbrachte er in Völlerei. Von 1531 an verweilte er zu St. Gallen und im appenzeller Lande. Später kam er nach Innsbruck, wo er genöthigt wurde, weiter zu ziehen. In Sterzingen übergab er dem Rathe eine Schrift „Von der Pestilenz", ward aber mit Verachtung abgefertigt und zog nun nach Meran. Im Jahr 1536 finden wir ihn zu Münchrath und Augsburg, 1537, mit dem Vorsatze nach Wien zu gehen, in Mähren u. 1538 zu St. Veit in Kärnthen, 1541 war er am Schober und am 5. August desselben Jahres in Salzburg. Hierher hatte ihn der Erzbischof Ernst berufen, u. seine Lage schien eine günstige Wendung zu nehmen, aber schon den 24. Sept. d. J. † er, vielleicht ermordet, u. wurde im St. Sebastianshospital, dem er sein Vermögen vermacht hatte, begraben. Seine Lehren sind überall in seinen Schriften zerstreut, vielfach mit theosophischen, kabbalistischen und astrologischen Vorstellungen, mit apokalyptischen u. chiliastischen Träumereien verwebt. Das Verdienst aber, die Chemie in die Apotheken eingeführt zu haben, konnten dem P. auch seine Gegner nicht absprechen. Er verschaffte sich kräftiger wirkende Arzneien theils durch die Extrakte und Quintessenzen aus Pflanzen, theils besonders durch die Anwendung vieler Mittel aus dem Mineralreiche, des Eisens, Vitriolgeistes ꝛc. Auch die Benutzung von Giften, der Bleipräparate, des Spießglanzes, des Kupfervitriols und selbst des Arseniks lehrte er, sowie er mit Erfolg Quecksilberpräparate innerlich gegen die damals in Gestalt einer akuten Krankheit furchtbar wüthende Lustseuche anwandte. Waren auch mehre dieser Mittel schon vor ihm entdeckt, so hat er doch die Kenntniß derselben verbreitet, den blinden Glauben an Autoritäten und hergebrachte Meinungen erschüttert und die Aerzte zuerst wieder auf den Weg der Beobachtung und Erfahrung zurückgeführt. Mit Recht macht er daher in der Medicin Epoche und noch mehr in der Chemie. Er kannte außer der atmosphärischen Luft mehre Gasarten, machte auf die Schädlichkeit der Metalldünste und auf den Einfluß der verdorbenen Luft in den Hospitälern aufmerksam und vermuthete schon den Unterschied zwischen verborgenem u. sichtbarem Feuer ꝛc. Ganz überzeugt von der Wahrheit der Astrologie, setzte er diese in enge Beziehung zur Heilkunde. Noch nachtheiliger aber wirkte seine Idee von den Signaturen, d. h. der Wahn, daß aus einzelnen äußern Zeichen der Pflanzen, aus ihrer Form, Zeichnung, aus Punkten ꝛc., wenn sich damit eine Aehnlichkeit im menschlichen Körper finden lasse, die Wirkung derselben auf bestimmte Theile des Körpers oder bestimmte Krankheiten erkennen lasse. Empfiehlt P. aber auch die Magie als die Wissenschaft, durch Hülfe der Einbildungskraft große Dinge zu wirken und die Geheimnisse der Natur durch das innere Licht zu entdecken, so verwirft er dagegen entschieden die Zauberei, u. zwar mehr aus Frömmigkeit, als aus Ueberzeugung, denn durch allen Aberglauben leuchtet ein frommes Gemüth hindurch. Wohlthätig und nachtheilig zugleich wirkte er auf die folgende Zeit ein, denn nicht bloß seine medicinischen und chemischen Lehren, sondern auch seine theosophischen und kabbalistischen Schwärmereien verbreiteten sich in Deutschland und beförderten in hohem Grade den Aberglauben. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts bildete sich den eigentlichen Paracelsisten gegenüber die sogenannte chemische Schule, die, mit Weglassung der theosophischen und hermetischen Meinungen, sich nur an das hielt, wodurch P. wirklich die Medicin gefördert hatte. Als Schriftsteller erscheint P. verworren und dunkel; sein Styl ist ungebildet, schwülstig, nicht selten pöbelhaft. Die vollständigste gedruckte Sammlung seiner Schriften ist diejenige, welche durch den Arzt Johannes Huser zu Straßburg 1616 und 1618 in drei Foliobänden herausgekommen ist. Derselbe hatte vorher eine Ausgabe zu Basel in 10 Quartbänden besorgt (1589 — 91) und hierauf zwei Folioausgaben zu Straßburg (1605 und 1613). Auch zu Frankfurt ist eine Ausgabe in 10 Quartbänden erschienen (1603). Ins Lateinische übersetzt erschienen „Paracelsi Opera omnia medico-chemico-chirurgica cura Fr. Pilisci" (3 Bde., Genf 1658). Andere Ausgaben erschienen zu Basel (1575, 11 Bde.) u. Frankfurt (1603, 12 Bde.). Einzelne Schriften wurden auch ins Französische, Italienische und Griechische übersetzt. Ein Verzeichniß der wichtigsten Schriften findet sich in Gmelins „Geschichte der Chemie" (1. Bd., S. 240 ff.). Vgl. M. B. Lessing, P. Sein Leben und Wirken, Berlin 1839; Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim, Göttingen 1842; Lindner, Theophrastus als Bekämpfer des Papstthums, Leipzig 1845.

Paracentese (v. Griech.), Stich oder Schnitt in eine Körperhöhle, um krankhaft angesammelte Flüssigkeiten ꝛc. auszulassen.

Parachromatopsie (v. Griech.), die falsche Farbenempfindung der im Auge entworfenen Bilder, bedingt durch regelwidrige Färbung der durchsichtigen Augentheile, welche durch Erguß verschiedener gefärbter Flüssigkeiten in die Augenkammern, wie Blut, Eiter, Galle ꝛc., ferner durch aktive Kongestionen, durch Umstimmung der Sehnerven, durch Gehirnleiden erzeugt werden kann. Auch angeboren kommt dieser Fehler vor.

Parad, Dorf in der heveser Gespannschaft in Ungarn, westlich von Erlau, am Matragebirge, hat vorzügliche Mineralquellen (schweflige Sauerbrunnen, Stahl- und Alaunwasser), Alaunsiederei, Gold- und Silberbergwerke, Glashütten.

Parade (v. Franz.), im Allgemeinen Schaustellung, Prunk, daher P. machen, s. v. a. Prunk treiben; im Militärwesen Schaustellung

der Truppen und ihrer Ausrüstung. Die Truppen erscheinen bei P.n in ihrem besten Anzuge u. glänzendsten Waffenschmucke; gewöhnlich erwarten sie in einer besondern Stellung ihren Befehlshaber, der dann mit klingendem Spiel und militärischen Ehrenbezeugungen (Präsentiren des Gewehrs, Salutiren mit den Fahnen) empfangen wird, mit seinem Stabe die Front hinabreitet und darauf die Truppen vor sich vorüber marschiren läßt. Dieser **Parademarsch** erfolgt gewöhnlich in Zügen und Distanzen, also bei der Infanterie in halben Kompagnien, bei der Kavallerie in Viertelschwadronen, bei der Artillerie zu zwei Geschützen; doch wird auch in Kompagnie-, Eskadron- und Batteriefront vorbeimarschirt, bei größern Truppenmassen auch in geschlossenen Kolonnen. Der **Paradeschritt** war früher eine langsame Marschart zu 75 Schritt auf die Minute. Jetzt ist der Geschwindschritt zu 108 Schritt auf die Minute allgemein üblich geworden. Der Vorbeimarsch der Kavallerie und reitenden Artillerie geschieht sowohl im Schritt, als auch im Trab, auch wohl bei ersterer im Galopp. Die **Paradestellung** findet für die Infanterie gewöhnlich in geöffneten Gliedern Statt, wobei die sämmtlichen Offiziere sich vor der Front in der **Paradelinie** befinden. Nach dem besondern Zwecke, der mit einer P. verbunden ist, erhält dieselbe einen besondern Namen. **Große P.n** (Revüen) werden durch Koncentrirung bedeutender Truppenmassen verschiedener Gattungen möglichst glänzend gemacht. **Wachtparade** ist die in einer Garnison in der Regel um 11 oder 12 Uhr Statt findende Besichtigung der für die nächsten 24 Stunden aufziehenden Wachtmannschaft u. gewöhnlich mit Austheilung der Parole u. der Tagesbefehle verbunden. **Kirchenparaden** sind P.n, mit denen ein Militärgottesdienst verbunden ist. **Leichen- od. Trauerparaden** werden von der einen militärischen Leichenzug begleitenden Mannschaft gebildet, welche, nach dem Range des Verstorbenen von verschiedener Stärke, dem Sarge mit Musik voranschreitet und am Grabe eine dreimalige Salve zu geben pflegt. In der Fechtkunst ist P. Abwehr des Angriffs mit der Waffe (s. **Fechtkunst**); in der Reitkunst das kurze, plötzliche Anhalten des Pferdes im Laufe, wobei sich dasselbe auf die Hinterbeine setzt.

Paradebett, ein mit schwarzem Tuch oder anderm Stoff behängtes Gerüst, auf dem der Sarg mit der Leiche eines Vornehmen öffentlich zur Schau ausgestellt wird.

Paradies, ein aus dem Persischen in das Griechische übergegangenes Wort, das einen großen, schönen Garten oder Park bedeutet. Die Bibel erwähnt eines zweifachen P.es, eines irdischen, als des Aufenthaltsortes der ersten Menschen vor dem Sündenfalle, u. eines himmlischen, des Aufenthaltsortes der Seligen nach dem Tode. Nach der biblischen Vorstellung lag der paradiesische Garten in Eden, dieses also wird als Name der Landschaft, nicht als Name des Gartens selbst aufgefaßt. Näher wird die Lage des Gartens bezeichnet durch den Zusatz: in Osten, und wie beim Wassermangel des Orients dem Garten niemals ein Born lebendigen Wassers fehlen darf, so ist es weiter im Garten Gottes ein Strom, der von Eden ausgeht, den Garten bewässert und sodann erst sich in vier Ströme theilt, die, mythisch als Arme des einen edenischen Flusses betrachtet, den Nachkommen Adams als vier Weltströme zufließen. Unter diesen vier Weltströmen sind zwei, der Euphrat und Tigris, mit Sicherheit bekannt, und es müßte, wenn hier nur von einem geographisch nachweisbaren Terrain die Rede wäre, jenseits des Quelllandes der bekannten Ströme ein Fluß aufgesucht werden, der neben zwei andern die beiden Ströme Mesopotamiens als Arme entsendet. Ein solcher ist aber nirgends vorhanden, und entweder ist gegen den klaren Wortverstand das angegebene Verhältniß zu verändern, oder wir befinden uns auf dem Gebiete des Mythus, der in dem Urwasser, welches dem Throne des Ormuzd entströmt, und den vier Strömen, die von Meru aus nach allen Weltgegenden vordringen, vollgültige erklärende Analogien findet. Je nach eigenthümlichen Sympathien für gewisse Gegenden hat man das P. an sehr verschiedene Orte verlegt; man suchte es nicht bloß in Hochasien, Indien und Tübet, China, Ceylon, Armenien, Babylon, Arabien, Palästina, auf dem Libanon, bei Damask, sondern auch unter dem Aequator, auf den Mondgebirgen, in dem Delta von Aegypten, ja sogar in Amerika, in Schweden u. an den Küsten der Ostsee, zwischen der Weichsel und Nogat und andern Orten. Gegen die gewöhnlichen Annahmen, daß Moses darunter eine Gegend zwischen Euphrat und Tigris, besonders am Ausfluß desselben, oder an den Quellen des Phasis, Araxes, Tigris und Euphrates verstanden habe, hat man geltend zu machen versucht, daß die ganze Urkunde 1. Mos. 2, als ein Produkt der hebräisch-babylonischen oder persischen Periode zu betrachten und dieser Entstehungszeit gemäß zu erklären sey. Man verlegt daher das P. nach Nordindien in die entzückende Ebene von Kaschmir. Da dieses Thal von einer Kette unübersteiglicher Schneegebirge eingeschlossen sey, wo alle nördlichen Flüsse, die in den Oxus fallen, und alle südlichen, die den Indus ausmachen, entspringen, jenes Thal aber vom Flusse Behut durchströmt werde, so habe sich leicht in eine uralte Tradition der Zusatz einschleichen können, daß statt aus Einem Gebirge vielmehr aus Einem hier befindlichen Strome mehre Hauptflüsse hervorgegangen seyen. Neben dem irdischen P. gedenkt die Bibel, wie bemerkt, insbesondere in den Büchern des Neuen Testaments, auch eines himmlischen P.es, als des Aufenthaltsortes der Seligen nach dem Tode. Hierbei liegt offenbar die Vorstellung zu Grunde, daß das P. die Frommen aufnehme, die durch den Tod der irdischen Fessel ledig geworden, oder auch durch Gottes besondere Gnade lebendig von der Erde entrückt sind, wie Henoch und Elias. Die Juden, welche insgemein das P. den Garten Eden nennen, sind der Meinung, daß sie nach der Ankunft des Messias bei allen Arten der Ergötzungen eine leibliche Glückseligkeit darin genießen würden, und daß unterdessen die abgeschiedenen Seelen daselbst in einer gewissen Ruhe die Ankunft des Messias und die Auferstehung der Todten erwarteten. Die Vorstellungen von einem künftigen, glücklicheren Daseyn mußten sich überhaupt bei den verschiedenen Völkern nach dem Zustande ihrer geistigen Ausbildung richten. So

malte das heitere Gemüth der griechischen Dichter das Leben der Seligen als einen heitern Naturgenuß auf den Gefilden Elysiums (s. d.). Der kriegerische Germane hoffte in Walhalla (s. d.) abwechselnd zu kämpfen und zu schmausen. Der sinnliche Mohammedaner rechnet auf die Umarmungen der schönen Huri's (s. d.). Die zur religiösen Beschauung sich so sehr hinneigenden Hindu's hoffen auf eine Rückkehr in das Wesen Gottes selbst. Das Christenthum nun gab alle irdischen Vorstellungen auf und fand den paradiesischen Zustand der Gerechten nach dem Tode darin, daß sie, zur Gemeinschaft des Erlösers und aller Edlen gelangt, fähiger werden, immer höhere sittliche Vollendung anzustreben. Wie aber die Bekenner des Christenthums bei weitem nicht alle in die Tiefen seines sittlichen Geistes eingedrungen sind, so haben sich namentlich durch wörtliches Auffassen biblischer Bilder auch unter den Christen sehr sinnliche Erwartungen von der Ewigkeit erhalten; insbesondere gefallen sich viele in der trügerischen Hoffnung einer absoluten süßen Ruhe, welche doch das Lebenselement der vernünftigen Geister nicht seyn kann. Vgl. Schultheß, Das Paradies, Zürich 1816.

Paradieskörner (Grana Paradisi s. Grana Malaguetta s. Manigueita s. Meliguetta s. Cardamomum piperatum s. Cardam. maximum), die unreifen Früchte von Amomum Granum Paradisi *L.*, enthalten viel scharfes Harz und ätherisches Oel, schmecken brennend gewürzhaft, pfefferartig und werden als Arzneimittel in Europa kaum noch gebraucht, in Afrika und Asien aber sowohl als Gewürz, als auch als Arznei häufig angewendet. In Europa bedient man sich ihrer wie des Kardamoms als Gewürz, besonders als Zusatz zu geistigen Getränken und betrügerischer Weise, um schlechten Essig zu schärfen.

Paradiesvogel (Paradisea), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Rabenvögel, charakterisirt durch den vorn stark zusammengedrückten, etwas gebogenen Schnabel, an dessen Wurzel die offenen, nur von den Stirnfedern etwas bedeckten Nasenlöcher liegen, den kurzen Hals, den aus 12 Federn, von denen oft einige verlängert sind, bestehenden Schwanz, das fast am ganzen Körper seidenartige, vorzüglich aber an den Seiten und in der Weichengegend außerordentlich verlängerte und zerschlissene, schlaffe und flatterige Gefieder, die langen und starken Flügel und die starken Füße. Uebrigens haben nur die Männchen vom 4. Jahre an das prachtvolle Gefieder, um dessen willen sie weggefangen werden, so daß es ihrer viel weniger gibt, als der unscheinbaren Weibchen. Sie sind auf die Papuinseln beschränkt, wo sie meist truppweise in den Wäldern auf Bäumen leben, mit sehr hohem Fluge manchmal von einer Insel zur andern ziehen und sich von Früchten nähren, jedoch auch Insekten nicht zu verschmähen scheinen. Seit alter Zeit sind sie um ihres Gefieders willen, das zum Putz dient, gefangen u. weit versendet worden, lange unter dem Namen Manucodiata, eigentlich Manuco de Wata (Gottesvogel). Da die Eingebornen ihres Vaterlandes den getödteten Vögeln die Füße abreißen, so fabelte man früher, die Paradiesvögel seyen fußlos und lebten stets in der Luft und das Weibchen brüte auf dem Rücken des Männchens. Der gemeine P. (P. apoda *L.*) ist von der Größe einer Drossel, an Stirn und Kehle smaragdgrün, am Oberkopf, Nacken, an den Schultern und kürzeren Seitenfedern gelb, an den langen Seitenfedern (mehr als 100) weiß, übrigens hellbraun. Die 2 mittleren Schwanzfedern (nach Andern Bürzelfedern) sind außerordentlich verlängert, drahtartig, fast ohne Fahne und bilden einen Kreis. Das Weibchen ist oben braun, unten weiß, ohne Seitenbüsche und verlängerte Schwanzfedern. Diese Vögel leben auf Neuguinea und auf den östlichen Molukken; sie sind rasch in ihren Bewegungen und verlassen die Gipfel der höchsten Bäume nur, um Morgens und Abends ihre Nahrung (Früchte) zu suchen, oder sich im Schatten vor der Sonnenhitze zu schützen. Die Papuas schießen sie mit kurzen stumpfen Pfeilen zur Schonung ihres Gefieders. Der papuanische P. (P. papuensis *L.*), nur auf Neuguinea, und zwar in größerer Zahl als der vorige, aber nicht mit ihm vermischt lebend, ist etwas kleiner u. hat glänzendere Farben als der vorige, ist ihm aber sonst so ähnlich, daß Cuvier ihn nur für eine kleinere Abart hielt. Diese beiden Arten liefern die Bälge für Europa. Uebrigens verbleicht der P. bald, nicht bloß an der Sonne, sondern auch am Kerzenlichte. Der Königsparadiesvogel (P. regia *L.*) ist 5½ Zoll lang, dunkelpurpurroth mit einem goldgrünen Querband auf den Flügeln, kurzen, grünen Seitenfedern, eben solcher Brustbinde und weißem Bauche. Das Ende der nackten mittleren Schwanz- (Bürzel-)federn ist mit einer spiralförmig gewundenen Fahne versehen. Das Weibchen mit einfachem Schwanz ist rothbraun, unten rostgelb, braun gestrichelt. Er lebt paarweise besonders auf Banda und ist der eigentliche Manucodiata, von dem die Malayen glauben, daß er, als Federbusch getragen, in der Schlacht beschütze. Auch soll er den wandernden gemeinen Paradiesvögeln immer voranfliegen. Der rothe P. (P. rubra *L.*) hat eine goldgrüne Federkrone und rothe Seitenfedern. Der stolze P. (P. superba *L.*) hat die Größe einer Amsel, ist schwarz mit mantelartig abstehenden und aufrichtbaren Schulterfedern, an der Kehle purpurglänzend und an der Brust mit einem herabhängenden stahlgrünen, schwalbenschwanzähnlichen Latz versehen, auf Neuguinea.

Paradiesvogel, kleines Sternbild in der Nähe des Südpols, das aus mehren kleinen Sternen besteht und zuerst von Bayer in seine Sternkarten aufgenommen ward.

Paradigma (v. Griech.), Beispiel, Muster; in der Grammatik ein Wort, Nomen oder Verbum, was ganz durchflektirt wird, damit man daran die Flektirung ähnlicher Wörter lerne; in der Rhetorik Beispielsanführung, ein aus der Geschichte, aus der Reihe wirklicher Ereignisse entlehntes Beispiel, was mit einer andern Sache verglichen wird, die eben den Gegenstand der Forschung abgibt. Daher Paradigmatici, bei den älteren Theologen diejenigen Skribenten, welche das gottselige Leben frommer Christen Anderen zum Beispiel u. zur Ermunterung erzählten.

Paradoten (v. Gr., lat. Traditionarii), Ueberlieferer, ehemaliger Name der Pseudo-Apostel,

sofern sie, mit Hintansetzung der heiligen Schrift, sich auf Traditionen beriefen.

Paradoxa (griech.), seit der alexandrinischen Zeit eine eigene Art von Schriften, bestehend in Excerpten aus älteren naturgeschichtlichen und historischen Werken über ungewöhnliche Begebenheiten aller Art, zusammengestellt nach der Aehnlichkeit des Inhalts. Innerhalb der stoischen Philosophie hießen P. solche Sätze, die, besonders für Uneingeweihte, durch ihre pikante Fassung imponirend, auffallend und vielleicht sogar dem gesunden Sinn widerstreitend erscheinen, bei näherem Eingehen aber sich als wahr und wohlgegründet zeigen. Unter diesem Titel schrieb Cicero eine rednerische Ausführung von sechs stoischen Sätzen, z. B.: Nur das Ehrenhafte (honestum) ist gut (bonum); Wer tugendhaft ist, hat Alles, was zum glücklichen Leben gehört; Alle Sünden sind einander gleich, eben so alle tugendhaften Thaten; Jeder Thor ist wahnsinnig; Nur der Weise ist frei, der Thor ist Sklave; Allein der Weise ist reich. Daher Paradoxie, Seltsamkeit u. auffallende Sonderbarkeit in Meinungen, kühnen Behauptungen ꝛc., und Paradoxomanie, die Sucht, Paradoxen zu behaupten, oder sonderbare, gegen allgemein anerkannte Grundsätze verstoßende Sätze aufzustellen, um damit zu imponiren.

Paränese (v. Griech.), Ermunterung, Warnung, Rath; ermahnende Rede; Nutzanwendung einer Predigt. Paränetische Schriften sind Schriften ermunternden, ermahnenden, demnach moralischen Inhalts.

Paraffin, Leuchtmaterial, welches neuerdings aus den Destillationsprodukten fossiler Kohlen gewonnen wird. Es ist eine weiße, durchscheinende, in geringem Grade fettig anzufühlende, geruch- und geschmacklose Masse, härter als Talg, aber weicher als Wachs. Sein specifisches Gewicht ist 0,870 und geringer, als das aller andern zu Kerzen angewandter Materialien. Es schmilzt bei einer Wärme von 36° R., also etwas schwerer als Talg (30—32°), aber leichter als Stearinsäure, Wachs und Walrath (zwischen 51 und 56°). Es wird durch alkalische Laugen und durch die stärksten Säuren nicht verändert und verträgt z. B. das Kochen mit koncentrirter Schwefelsäure, ohne zersetzt zu werden. Die daraus gegossenen Kerzen haben ein sehr gefälliges, dem der Walrathkerzen ähnliches, fast alabasterartiges Ansehen, erfordern verhältnißmäßig dünne Dochte, wenn sie ohne Risse und ohne Ablaufen brennen sollen, und geben eine große, blendend weiße, stark leuchtende Flamme. Sie haben deshalb als Luxuskerzen Eingang gefunden. Nach genauen Versuchen ist anzunehmen, daß die entwickelten Lichtmengen aus gleichem Kerzengewichte sich durchschnittlich wie folgende Zahlen verhalten: P. 100, Walrath 88, Wachs 84, Stearinsäure 76, Talg 72. Die Paraffinkerzen übertreffen daher an Leuchtkraft selbst die Walrathkerzen und sind dabei wohlfeiler als diese. Die bedeutende Leuchtkraft des P.s hat ihren Grund in der chemischen Zusammensetzung desselben; es besteht nämlich ganz aus brennbaren Stoffen (Kohlenstoff und Wasserstoff), während die andern Kerzenmaterialien noch Sauerstoff enthalten, und der Kohlenstoff, als das wesentlich Licht erzeugende Princip, beträgt darin 85,7 Procent (im Wachs nur 81,8 Proc., im Walrath 81,6, im Talg 79 u. in der Stearinsäure 77 Proc.). Das P. kommt natürlich im Erdtheer und in den braunen dickflüssigen Sorten des Steinöls vor, außerdem in dem sogenannten fossilen Wachs oder Ozokerit, einer Substanz, welche mit jener verwandten Ursprungs ist und wovon man große Massen in Begleitung von Steinkohle und bituminösem Thonschiefer an mehren Orten in der Moldau, Galizien, Oesterreich, Frankreich und England findet.

Als Rohmaterial für die Darstellung des P.s im Großen sind Stein- und Braunkohlen, Torf und selbst bituminöser Schiefer dienlich. Im Jahr 1830 entdeckte es von Reichenbach in den Produkten der trockenen Destillation der Steinkohlen und stellte es auch dar, jedoch mit so geringem Ertrag, daß damals die Darstellung des P.s im Großen unterblieb. Erst 1850 begann man in England die fabrikmäßige Gewinnung dieses Leuchtstoffs, wobei man als werthvolle Nebenprodukte ein paraffinhaltiges Oel, welches eine treffliche Schmiere für Maschinen abgibt, und ein leichtes, flüchtiges Oel, das Photogen oder gereinigte Mineralöl, das in Lampen gebrannt wird, gewann. Darauf entstanden auch in Deutschland Etablissements zur Gewinnung von P., zuerst in Beuel bei Bonn durch A. Wiesmann und Komp. und zu Ludwigshafen durch Denis und Höch. Dort gebraucht man eine Art Braunkohle als Material, hier Torf, von welchem jedoch 1 Ctr. nur gegen 10 Loth P. liefert. In England und Schottland gewinnt man es nach Youngs Erfindung aus Steinkohle. Des Letzteren patentirtes Verfahren ist im Wesentlichen folgendes: Die in eigroße Stücke zerschlagenen Steinkohlen werden in eine Retorte gebracht, an deren Hals ein Schlangenrohr angebracht ist, welches durch einen Strom kalten Wassers auf 12—13° C. abgekühlt wird. Die Erhitzung der Retorte muß aber mit großer Vorsicht geschehen, weil sich bei zu hoher Temperatur die Destillationsprodukte zersetzen und als gasförmige Kohlenwasserstoffe übergehen würden. Bei allmähliger Steigerung der Temperatur bis zur Dunkelrothglühhitze erhält man Gas, eine wässerige Flüssigkeit und paraffinhaltigen Theer, wobei sich das rohe Paraffinöl in dem Schlangenrohr kondensirt und in die Vorlage abläuft. Nach Beendigung der Destillation gießt man das rohe Oel in einen Behälter, der durch Dampf auf 55° bis 56° C. erwärmt werden kann. Hierbei setzen sich die Unreinigkeiten zu Boden, so daß das klare Oel abgeschöpft werden kann. Letzteres wird darauf aus einer eisernen Retorte mit einem Schlangenrohr destillirt und das Destillat mit $^1/_{10}$ seines Volumens Schwefelsäure versetzt, die Mischung eine Stunde lang gut durch einander gerührt und ruhig stehen gelassen. Nach 12 Stunden hat sich das Oel abgeklärt, indem die Schwefelsäure sammt den Unreinigkeiten zu Boden sinkt; es wird darauf abgenommen, in einem eisernen Gefäß unter Umrühren mit Natronlauge versetzt, und zwar auf je 100 Liter Oel 4 Liter Lauge von 1,3 specifischem Gewicht. Das so gereinigte Paraffinöl wird mit der Hälfte seines Volumens Wasser vermischt und destillirt, wobei zuerst das Photogen übergeht; der Rückstand in der Retorte wird vom Wasser

befreit und wieder mit Schwefelsäure, dann mit Kreide versetzt, u. zwar 3 Kilogramm Kreide auf 100 Liter Flüssigkeit. Nach 8 Tagen, während welcher man das Gemisch ununterbrochen auf 38° C. erwärmt hat, hat sich das Oel geklärt und wird nun in Keller gebracht, wo das P. auskrystallisirt. Je kälter diese Räume sind, desto mehr P. erhält man. Das letztere wird auf wollenen Tüchern gesammelt, in einer kalten Presse von 300,000 Pfd. und darauf in einer warmen hydraulischen Presse von 600,000 Pfd. Druck gepreßt. Die durch diese Operation erhaltenen Tafeln kommen in den Handel. Nach einem neueren Verfahren Wagenmanns in Beuel wird das auskrystallisirte P. durch Centrifugalmaschinen mit 2000 Umdrehungen in der Minute von dem Oel getrennt, in Tafeln gegossen und kalt gepreßt, dann geschmolzen, mittelst Schwefelsäure gereinigt und zwischen Haartüchern in eine warme hydraulische Presse gebracht. Man setzt alsdann ½ Procent Stearinsäure hinzu, reinigt nochmals mit Schwefelsäure und wäscht die Masse mit Wasser aus, schmilzt sie dann wieder mit derselben Quantität Stearinsäure zusammen und entfernt die letzten fremdartigen Bestandtheile mittelst Natronlauge. Die Darstellung des P.s aus Torf und Braunkohle ist im Wesentlichen von der aus Steinkohlen wenig verschieden. In Youngs Fabrik gewinnt man aus einer Tonne Kannelkohle 13 Pfund P. u. 30 Gallons paraffinhaltiges Oel. In Irland gibt eine Tonne Torf 25—27 Liter Theer, woraus man 1,36 Kilogr. P., 9 Liter Photogen und 4,54 Liter fixes Oel erzeugt. Braunkohle gibt 0,3—0,8 Procent Photogen, 1,5—4 Proc. schweres Oel und 1,5—4 Proc. P.; Blätterkohle von Bonn 8 Proc. Photogen, 1,5 Proc. schweres Oel und 12,8 Proc. P., Wachskohle von Merseburg 13 Proc. P.

Was das bei der Darstellung von P. gewonnene Photogen anlangt, so wird dasselbe durch wiederholte Destillation gereinigt, wohl auch seines unangenehmen Geruchs wegen, der jedoch bei zweckmäßig konstruirten Lampen nicht bemerklich wird, mit Moschus parfümirt. Es bildet eine weingelbe oder wasserhelle Flüssigkeit von 0,815 bis 0,835 specifischem Gewicht. Enthält es noch zu viele flüchtige Substanzen, so kann dadurch, daß dieselben aus den sich während des Brennens erwärmenden Behältern der Lampe zu rasch verfliegen, eine Explosion entstehen. Bei gehöriger Vorsicht ist das Photogen jedoch kein gefährliches Leuchtmaterial; es wird namentlich in Magdeburg und Hamburg in großer Menge verwendet (vgl. „Ueber das Photogenöl, sowie die ihm ähnlichen Leuchtstoffe in Bezug auf ihre Feuergefährlichkeit und ihre Anwendung", Magdeburg 1856). Es ist ein leichtflüssiges Oel, welches, einmal entzündet, völlig verbrennt. Seine Entzündung ist bei einer Temperatur von 0°—12° R. schwierig, leichter bei Temperaturen von 12°—25°; darüber hinaus erwärmt fängt es leicht Feuer, wozu jedoch eine direkte Berührung der Photogendämpfe mit der Flamme gehört. Zur Aufbewahrung des Photogens im Großen ist daher ein allezeit kühler Raum erforderlich. Das Füllen der Photogenlampen wird am besten am Tage vorgenommen; man hebt den Brenner mit dem Ansatze aus dem Halse des gewöhnlich kugelförmigen Reservoirs ab und gießt, indem man denselben etwas seitwärts hält, das Photogen in das Reservoir, wobei darauf zu sehen ist, daß das Ende des benetzten Dochtes nicht über die Oeffnung des Halses hinaushänge. Nach geschehener Füllung und nachdem der Brenner wieder fest in den Hals des Reservoirs eingesetzt ist, nimmt man den Glascylinder ab und schneidet den verkohlten Rand des Dochtes ab. Beim Anzünden läßt man den Docht etwa strohhalmweit über den Rand des Brenners hervorragen, hebt den Glascylinder rasch empor, hält den Fidibus in die Brennspalte, wobei der Docht nur leicht berührt zu werden braucht, und setzt dann den Cylinder rasch wieder auf. Für Lokalitäten, wo ein höherer Wärmegrad herrscht, z. B. für Trockenstuben, paßt die Photogenlampe nicht, und an Orten, wo die Luft mit leicht entzündlichen Stoffen angefüllt ist, wie z. B. in Wollspinnereien, ist dieselbe mit einem geeigneten Schutze zu versehen.

Parafrenarii (lat.), Diener des höheren Klerus, besonders für das Fuhrwesen bei feierlichen Anlässen, für Besorgung der Reitpferde bei Prozessionen ꝛc. Zuweilen waren sie selbst Kleriker der letzten Stufe.

Paragium (v. franz. parage), die den nachgebornen Prinzen fürstlicher Häuser bewilligte Abfindung. Vgl. Apanage.

Paragoa (Paragua, Palawan), ostindische Insel, Philippinen, Bissayen, zwischen dem chinesischen und dem Meere von Mindoro, nördlich von Borneo, südwestlich von Mindoro und Luzon, von Nordosten gegen Südwesten lang gestreckt, 70—75 Lieues lang und 4—10 Lieues breit, mit einem Flächenraum von 420 □Meilen, in der Mitte von einer Gebirgskette durchzogen, mit mehren hervorragenden Piks, an den Küsten flach und niedrig, mit reichlicher Bewässerung und auf den Gebirgen dichten Waldungen (Campeche-, Ebenholz ꝛc.). Das Klima ist heiß und ungesund, der Boden fruchtbar. Man baut Mais, Yams und andere Früchte. Die Wälder sind mit Hirschen, wilden Schweinen ꝛc. angefüllt. Gold, Salpeter, Wachs, Schildkrot, Kauris und Holz führt man aus. Die Einwohner (etwa 21,000) sind Bissayer und Eidahaner. Die Spanier besitzen hier nur einige kleine Niederlassungen auf der Nordküste, das Uebrige haben Eingeborene und malayische Seeräuber inne. Ein großer Theil dieser Einwohner ist ganz unabhängig, andere erkennen die Oberherrschaft des Sultans von Sulu an. Um P. liegen viele kleine Inseln; der Sitz des Alkalden ist auf der Insel Kolion.

Paragoge (griech.), in der Grammatik Verlängerung eines Wortes durch Anhängung eines oder mehrer Buchstaben (paragogischer Buchstaben) an das Ende desselben, z. B. „dorten" statt „dort", „Herze" statt „Herz"; in der Rhetorik Beweis mittelst Anführung ähnlicher Fälle u. Beispiele.

Paragonit, ein Glimmer von derbem, schuppigem Vorkommen, schimmerndem Perlmutterglanz und gelblicher und graulichweißer Farbe, an den Kanten durchscheinend, milde, von 2,0 bis 2,5 Härte, 2,779 Gewicht, bildet auf dem St. Gotthard die Grundmasse, in welche die Cyanit-

krystalle eingewachsen sind, und besteht aus Natron, Thonerde, Kieselerde, Eisenoxyd und Wasser.

Paragramma (gr.), etwas Danebengeschriebenes; besonders das Verändern oder Verfälschen eines Buchstabens, einer Schrift, eine eingeschobene Stelle in einem alten Klassiker.

Paragraph (v. Griech.), eigentlich jedes Daneben- oder Beigeschriebene; bei den Alten ein Zeichen, dessen sich die Grammatiker und Kritiker zur Interpunktion, oder auch zur Andeutung unächter Worte und Stellen in den Schriften der Klassiker bedienten. Auch nannte man so in den griechischen Tragödien und Komödien den mit einem Punkt versehenen Strich am Rande, um die sich entsprechenden Theile des Chors bemerklich zu machen. Später bezeichnete man, wie noch gegenwärtig geschieht, mit P. die in den Gesetzeswerken, z. B. in den Pandekten und überhaupt in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Uebersicht und leichtern Auffindung wegen gemachten, meist kleinern Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerirte Paragraphenzeichen (§) vorsetzt.

Paragraphe (griech.), s. v. a. Paragraph; dann Redefigur, die den Uebergang zum Folgenden dadurch bildet, daß sie das Vorhergesagte mit einigen Worten wiederholt.

Paraguana, beträchtliche südamerikanische Halbinsel, zu Neugranada gehörig, den Busen von Maracaybo östlich einschließend und durch eine schmale Landenge mit dem Festlande Amerika's zusammenhängend.

Paraguatanrinde, die Rinde von dem Paraguatan oder Paraguatanbaume, der in Guyana wächst, enthält, wie auch das Holz des Baumes, ein rothes Pigment, das aber nur eine blasse Salmfarbe liefert, die geringe Beständigkeit besitzt und daher in der Färberei keine Verwendung findet. Sie ähnelt in ihrem Aeußeren einer dicken rothen China, enthält aber weder Chinin, noch Cinchonin.

Paraguay (Rio P.), großer südamerikanischer Strom, welcher von einigen Geographen für den Hauptfluß des la Plata, statt des Parana, angesehen wird, entspringt in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso in den Campos dos Parecys unter 13° 30′ südlicher Breite aus mehren Gebirgsseen. Er hieß ursprünglich Payaguay nach dem Volke der Payaguas, die ihn in seinem ganzen Laufe befuhren. Die Spanier veränderten diesen Namen in den jetzigen und benannten nach ihm das ganze Land, welches er durchströmt, indem er zuerst von Nordosten nach Südwesten, dann mit einigen Krümmungen gerade nach Süden fließt. Nachdem er bei der brasilianischen Stadt Villa Maria aus dem Gebirgslande herausgetreten ist, durchströmt er eine große Ebene, in welcher er links und rechts von den Gebirgen weither sehr bedeutende Nebenflüsse erhält. Die weite Ebene wird von ihm und seinen Nebenflüssen in der Regenzeit auf eine ungeheure Weite überströmt. Die Länge dieses Ueberschwemmungssees (Seedelos Xarayes), der sich theils auf brasilianischem Gebiete, theils in der bolivianischen Provinz Chiquitos ausbreitet, beträgt 75 (nach Andern 87) und die Breite 30 Meilen. Die Ueberschwemmung beginnt im Januar und währt 3 Monate. Während derselben erscheinen die Berge und das hochliegende Land als Inseln, und die niedrig liegenden Gegenden bilden ein Labyrinth von Seen, Buchten und Sümpfen, von denen viele nach Ablauf des Wassers zurückbleiben. Von dieser Ueberschwemmungsgegend an weiter abwärts sind die Ufer des P. meist hoch und fest. Nachdem der Fluß, in seinem 240 Meilen langen Laufe nirgends von Klippen oder Stromschnellen unterbrochen, für Schooner und ähnliche Fahrzeuge schiffbar, bei Assuncion (16° südlicher Breite) vorübergeströmt ist, vereinigt er sich unter 17° 26′ südlicher Breite mit dem Parana. Seine Breite in der Gegend von Assuncion ist gegen 3000 pariser Fuß, weniger in trockenen Jahren. Die Tiefe ist nicht überall gleich, indessen findet sich stets ein fortlaufender Kanal von 100—150 pariser Fuß Breite, der, wie flach auch die Flußgegend seyn mag, immer 12—35 pariser Fuß tief ist. Er enthält viele Inseln und nimmt zahlreiche Flüsse und Bäche auf, die ihm meist von der östlichen Seite zufließen, während die westlichen Länder des wasserarmen Chaco ihm kaum 2 bedeutendere Flüsse zusenden. Von den östlichen Nebenflüssen nennen wir den Taguary (Tacoary), San Lourenzo (mit Piguiry und Cuyaba) und Mbotey; von den westlichen den Pilcomayu und Vermejo.

Der gleichnamige Freistaat in Südamerika, vormals ein Theil des spanischen Vicekönigreichs la Plata und noch früher das Land, in welchem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts die Jesuiten einen förmlichen Staat gegründet hatten, grenzt im Norden an Bolivia oder Oberperu, im Osten an Brasilien, im Süden an die vereinigten la Platastaaten, im Westen an dieselben und an Bolivia, liegt vom 20.°—27.° südlicher Breite und vom 314.°—324.° östlicher Länge von Ferro und hat einen Flächenraum von 6900 (nach Andern nur 3600) □Meilen. Im 16. Jahrhundert begriff man unter dem Namen P. das ganze Land, welches gegenwärtig zu den Staaten des la Plata und der Banda oriental gehört, und die Wildnisse bis Oberperu; die jetzt geltende Begrenzung beruht auf Bestimmungen von 1620 und Verträgen mit Portugal, deren letzter 1776 geschlossen wurde. Das ganze Land stellt eine nach Süden und Westen abhängende, an vielen Orten, besonders im Süden, ganz horizontale Ebene dar, welche theils kleine und vereinzelte Hügel (oft von sehr abgerundeter Gestalt) in sich schließt, theils nach Osten u. Norden in eine Kette von Anhöhen aufsteigt, die sich nirgends bis auf 1000 F. über den Spiegel der Hauptflüsse erheben. Diese Kette verläuft dem Paraguaystrome parallel von Norden nach Süden als Fortsetzung der Gebirge von Matto-Grosso unter dem Namen Cordillera von Maracayu, erreicht in der Nähe der Quellen der Grenzflüsse Mbotey und Taguary ihre größte Höhe, entsendet einen Arm, welchen der Parana durchbricht, sinkt dann langsam ab und löst sich lange vor Erreichung des völlig ebenen Landes im Süden in zahlreiche, aber unbedeutende Anhöhen auf. Der nördlichere Theil des Landes ist im Allgemeinen hügelig, aber vom 24.°—26.° südlicher Breite durchziehen nur wellen-

förmige Anhöhen die Ebene, welche von da bis zum Parana eine horizontale Fläche darstellt. Die mittlere Erhebung des Landes über den atlantischen Ocean ist sehr gering, das Uferland von der Vereinigung des Paraguaystromes mit dem Parana bis zur Grenze der Ebbe und Fluth trägt bereits entschieden den Charakter der Pampas. Von vulkanischer Thätigkeit bietet das Land keine Zeichen, obgleich die großen Erschütterungskreise der Anden nur in geringer Entfernung liegen und selbst in der Provinz Tucuman sich mancherlei vulkanische Erscheinungen zeigen. Es fehlt daher an Mineralquellen, selbst an solchen, deren Temperatur der atmosphärischen gleichkommt. Nach der Eigenthümlichkeit der großen Ebenen des außertropischen Südamerika besitzt der Boden nahe an der Oberfläche bedeutende Salzlager. Die Gewässer des Landes gehören den beiden Hauptflüssen, Parana u. Paraguay, an, welche auf 2 Seiten das Land umgeben, alle in demselben entspringenden kleineren Flüsse aufnehmen und an der südlichsten Grenze sich vereinigen. Nach Einigen gehört der Parana nur als Grenzfluß hieher, und der Paraguay theilt das Land, das er von Norden nach Süden durchfließt, in 2 ungleiche Hälften; nach Rengger und Longchamp dagegen gehört noch ein Theil zwischen dem Parana und Uruguay zu diesem Staate, wonach der Parana nicht bloßer Grenzfluß seyn würde. Die Wasserscheiden sind von geringer Höhe und bestimmen den Lauf der kleinern Gewässer nur in den ersten Räumen ihrer Entfernung von den Quellen; in der Nähe der beiden großen Ströme waltet vermöge der besonders großen Zerstörbarkeit des Bodens ein gewisser Mangel festbeschränkender Ufer ob. In genauer Verbindung mit der großen Menge von Flüssen stehen die Seen und Sümpfe, die, zum Theil nur periodisch, einen sehr großen Theil der ebenen Oberfläche einnehmen und für alle Zeiten ein Hinderniß der vollständigen Kultivirung und systematischen Verbindung der Niederlassungen seyn werden. Eigentliche Quellen gibt es nur in den höhern Hügelketten. In den niedern Ebenen kommen sehr häufig Quellen vor, die, ohne Bäche bilden zu können, sich in weite Sümpfe verlieren, welche oft tiefer als der Spiegel der Hauptflüsse liegen und nicht bloß die natürlichen Becken für die Ansammlung aller von den Hügeln ablaufenden Regenströme sind, sondern auch mittelst der Durchsickerung während des Anschwellens der Ströme mit einem gleich hohen Wasserspiegel bedeckt werden. Da der Boden, obgleich keine großen Steinsalzlager an der Oberfläche vorkommen, doch überall mit Salz in gebundener Form geschwängert ist, so sind salzige Quellen u. salzige Seen im ganzen Lande häufig. Die atmosphärische Temperatur von P. ist niedriger, als man sie seinen Breitegraden nach erwarten sollte. Der Einfluß der Sonne auf die Hervorbringung einer mittlern Temperatur wird durch viele Nebenursachen so sehr beschränkt, daß hart neben dem Wendekreise und in ungemein geringer Erhöhung über dem Meere das Quecksilber nicht selten im Juli und August des Nachts bis auf den Nullpunkt fällt. Die gewöhnliche Temperatur jener Jahreszeit ist 12—15° R. am Tage und um die Hälfte weniger des Nachts. In den entgegengesetzten Monaten tritt das tropische Verhältniß reiner hervor; während 9 Monaten steht Mittags das Quecksilber selten unter 20° R., gewöhnlich 24—25°, in den nördlichsten Gegenden sogar 30°. Dieser Wärmegrad zeigt sich jedoch häufiger in den dichtbewaldeten Strichen des Innern, als an den luftigern Stromufern. In den Stand der Temperatur werden aber durch die Winde große Veränderungen gebracht; besonders steigert der Nordwind, welcher, ehe er P.'s Grenzen erreicht, über die wärmsten Theile Südamerika's streicht, die Wärme in den Sommermonaten außerordentlich. Der Charakter der Jahreszeiten ist in P. zwar nicht so scharf getrennt, als in dem südlichern Buenos-Ayres, aber deutlicher ausgesprochen, als in den Aequatorialgegenden. P. bietet an allen Naturerzeugnissen sowohl für das Bedürfniß, als den Luxus des Lebens den reichsten Ueberfluß dar. Man findet eine unendliche Mannichfaltigkeit von Nutz- und Zierholz, von Pflanzen, Gesträuchen, Früchten und Blumen; die herrlichen Waldungen bieten Brenn- und Schiffsbauholz in Menge, Gummiarten und Harze, welche auf den europäischen Märkten noch ganz unbekannt sind. Der Ackerbau macht zwar eine Hauptbeschäftigung der Einwohner von P. aus, ist aber noch im Zustande der Kindheit. Das Land wird gehackt oder leicht gepflügt und dann besäet; die Asche der nach der Ernte zurückgebliebenen Pflanzen und Wurzeln dient als Dünger. Wenn der Boden nach einigen Jahren etwas erschöpft ist, so läßt man ihn einige Zeit brach liegen und bebaut indeß eine neu ausgerodete Waldstelle. Hauptgegenstand des Feldbaues ist Mais, der das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bildet. Andere Nahrungspflanzen sind Maniok und Bataten, ferner Mani, eine Hülsenfrucht, aus der man auch Oel bereitet, Zuckerrohr, Weizen (nur in einigen Gegenden)', Reis (erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts von den Jesuiten eingeführt), Kürbisse, Melonen und Wassermelonen. Auch viel Tabak wird gebaut, der jährlich 3 Ernten gibt, sowie in neuerer Zeit auch Baumwolle, die im Lande selbst verarbeitet wird. Von Gartengewächsen gewinnt man Kohl, Lattich, Spinat, Hülsenfrüchte, Zwiebeln, Knoblauch, Liebesäpfel, spanischen Pfeffer. Ein wichtiges Produkt ist der Paraguaythee (s. d., Maté oder Yerba), der nicht allein in P., sondern überhaupt in ganz Südamerika so häufig genossen wird, daß Chili allein jährlich für eine Million Thaler davon verbrauchen soll. Der sonst so wichtige Handel mit diesem Produkt wurde durch die Revolution und die spätere Absperrung des Landes sehr gestört. Das Thierreich entspricht an Reichthum der Arten und Zahl der Individuen der üppigen Vegetation und der eigenthümlichen Bildung des Bodens. Neben den bekannten, auch in den ebenern Theilen Brasiliens vorkommenden, theilweise über das gesammte tropische Amerika verbreiteten Formen von Säugethieren gehören mehre Arten P. eigenthümlich an. Noch mehr ist letzteres bei den Vögeln der Fall. Amphibien haben hier in dem theilweise dichtbewaldeten und sehr feuchten Lande eine passende Heimath; die Sümpfe sind mit Krokodilen angefüllt und in den östlichen Gebirgswäldern haust die gewöhnlich eine Länge von 35

Fuß erreichende Boa. Einzelne Landstriche sind durch Giftschlangen verschiedener Gattungen besonders gefährlich. Der Fang der artenreichen Fische, welche nach Ueberschwemmungen in den austrocknenden Lachen in so großer Menge zurückbleiben, daß ihre faulenden Reste theils zum Dünger verwendet werden, theils weit umher die Luft verpesten, ist die Nahrungsquelle der noch ununterjochten Stämme von Ureingeborenen und beschäftigt in minderem Grade auch die Weißen. Das Insektenreich tritt mit der Gier und Zerstörungssucht seiner tropischen Bürger der menschlichen Thätigkeit beschränkend entgegen, in welcher Hinsicht die zahlreichen Arten der Ameisen eine sehr hervorragende Stelle einnehmen. In allen niedern Gegenden bilden die Moskiten eine Landplage. Die Verwüstungen der wandernden Heuschrecken kommen hier weniger als in den westlichen und südlichen Nachbarländern vor. Die wilden Bienen liefern eine bedeutende Menge von Wachs. Die Viehzucht, welche in P. auf demselben Fuße wie in den Pampas betrieben wird, ist wegen der Ueberschwemmungen und der Menge von Insekten durch das Klima weniger begünstigt; dennoch ist die Zahl der Heerden bedeutend. Die höhern Gegenden des Landes eignen sich wegen des Mangels an salzigen Bodenstellen nicht zur Viehzucht. Die Pferde sind gut und haben sich in Form und Naturell ihrer andalusischen Voreltern wohl erhalten. Die Industrie liefert mancherlei Baumwollengewebe, Ponchos (die bekannten Mäntel der Südamerikaner), Mantas, Pferdedecken, Metallwaaren, Leder und Sattlerarbeiten. Bei der Menge roher Produkte und der großen Fruchtbarkeit könnte sich P., durch seine herrlichen Wasserwege unterstützt, leicht zu kommercieller Größe erheben. Die Ausfuhrartikel sind: Baumwolle, Tabak, Häute, Talg, trefflicher Honig, die feinste Seide, Paraguaythee, Südfrüchte, Gewürze, Apothekerwaaren, etwas Wein, Getreide und besonders Holz.

Die Bevölkerung soll sich 1822 auf 500,000 Seelen belaufen haben; Andere rechnen 600,000, Rengger und Longchamp nur 200,000, ein neuerer Reisender 250,000 Einwohner. Sie zerfallen in die zum Theil noch zahlreichen Ureinwohner, in die Weißen von europäischer Abstammung und in die Farbigen, welche aus der Vermischung der Europäer mit den Indianern oder mit Negern (die indeß nie in großer Menge eingeführt wurden) entstanden sind. Die Hauptmasse der Bevölkerung machen noch jetzt die Guaranis aus, die sich hier lange tapfer gegen die spanische Herrschaft vertheidigten, aber endlich unterworfen wurden und in 2 Klassen, die Bewohner der ehemaligen Jesuitenmissionen und unabhängige, aber friedliche Stämme in den nördlichen und östlichen Wäldern, zerfallen. Die letztern treiben fast keinen Ackerbau, nähren sich theils von der Jagd, theils von den Früchten des Waldes, besitzen die geringen Künste des rohen Naturmenschen im Verfertigen der unentbehrlichsten Werkzeuge und Hausgeräthe und fürchten sich, obgleich sie nicht unkriegerisch sind, vor dem benachbarten Indianerstamm der Mbayas so sehr, daß sie mit der größten Vorsicht ihren Aufenthalt zu verbergen suchen. Die Payaguas, die sich in 2 Horden, Cadigués und Magachs, theilen, wohnen als Fischervolk von Corrientes bis Villareal am Ufer und auf den Inseln des Paraguaystroms. Die Guaycurus, Mbouyaras, Lenguas &c. leben häufig im Kampf mit den Weißen und gehören mehr dem Chaco an. Die Guanas wohnen am Xejuflusse und dienten ehemals den weißen Bewohnern P.'s als Matrosen, Knechte &c. Die Wohnsitze der Tobis oder Tobas (zwischen dem Rio Pilcomaya u. Rio Vermejo) und der Abiponer (zwischen dem Rio Vermejo und Rio Salado) liegen jenseits der Grenzen des eigentlichen P. Die genannten Urbewohner P.'s scheinen jetzt gleichsam an dem Wendepunkte ihrer Bestimmung angelangt zu seyn und sterben rascher als je aus. Die Kreolen sind schön und kräftig, lebhaften Geistes, sanft, gastfrei und edelmüthig, aber auch sehr leichtsinnig; die Mulatten stolz und treulos (ihr Name ist daher ein Schimpfwort), die Neger dagegen zeigen häufig viel Anhänglichkeit an ihre Herren. Die sogenannte weiße Bevölkerung der Eingeborenen stammt aber keineswegs in gerader Linie von spanischen Aeltern ab, denn da europäische Frauen nur selten die Beschwerden der Eroberung und der ersten Niederlassungen theilten, so verheiratheten sich die Spanier mit Weibern der kupferfarbigen Ureinwohner, und so bestand die Bevölkerung der Kolonie anfangs größtentheils aus Mestizen; nach und nach wurde jedoch die weiße Farbe dadurch wieder hergestellt, daß immer neue Europäer ankamen und durch Verheirathung mit den im 2. oder 3. Grade befindlichen leichtfarbigen Weibern ziemlich weiße Kinder erzeugten. Indeß hat das Landvolk mehr, als die Städter, das Ansehen der Farbigen behauptet, da ihm viel weniger Gelegenheit zur Verbindung mit Europäern gegeben war; dennoch macht es stolze Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte der Weißen. Man sprach bis in die neuesten Zeiten die Guaranisprache als Sprache der Konversation, und sehr viele Landbewohner wußten, wie in Peru, sehr wenig mit dem Spanischen umzugehen; namentlich kannte die Gesammtheit der Frauen nur das Idiom der unterjochten Indianer. Bis 1840 stand das Land unter einem Diktator (Francia), der es mit unumschränkter despotischer Gewalt beherrschte und es hermetisch abschloß. Seit seinem Tode ist P. eine Republik geworden, u. nach der neuen Konstitution hat ein aus Abgeordneten, die das Volk ernennt, bestehender Kongreß die gesetzgebende und ein von diesem auf 10 Jahre ernannter Präsident die vollziehende Gewalt. Die Finanzen des Staates befinden sich in einem sehr guten Zustande; in den Jahren 1823—25 lieferte jedes Jahr einen Ueberschuß von $^1/_4$ Million Piaster, und P. ist unter allen südamerikanischen Staaten der einzige schuldenfreie. Die Staatseinkünfte, im Betrag von etwa 1,350,000 Dollars, fließen, außer einigen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen, hauptsächlich aus dem Zehnten von fast allen Bodenerzeugnissen, dem Theemonopol (Yerbales) und dem Betrag von etwa 40 großen Estancias (Landgütern) und eben so vielen städtischen Grundbesitzungen. Hierzu kommt noch die Einnahme von den Staatsverkaufsläden ausländischer Erzeugnisse, der Arbeitsertrag von etwa 1000 Sklaven (einer Hinterlassenschaft der Jesuiten) u. ein

Drittel desjenigen der angesiedelten Indianer. Letztere leben ziemlich zahlreich in besondern Kolonien und arbeiten unter Regierungsaufsicht. Das Militär zählt etwa 15,000 Mann an Infanterie, Kavallerie u. Artillerie, ohne die Milizen (30,000 Mann). Die öffentliche Erziehung befand sich ehemals ganz in den Händen der Mönche, so daß es nur in den Klöstern Schulen gab. Jetzt gibt es zwar Primärschulen, dieselben sind jedoch in schlechtem Zustande. Das zu Assuncion 1785 gegründete Kollegium für Theologen wurde 1822 von Francia aufgehoben. P. zerfällt in 20 Kreise (Commandancias), die wieder in Partidos (Bezirke) zerfallen, welche unter der Aufsicht von verantwortlichen Agenten der Kommandanten stehen. Die letztern stehen an der Spitze der Kreise, von denen 4 zu Hauptorten die alleinigen Flecken (villas) haben, welche neben der Hauptstadt Assuncion bestehen, nämlich Neembucu, Villarica, Yquamandiu und Villareal; in den übrigen Kreisen befindet sich der Sitz der Behörden in unbedeutenden Dörfern. Abgesondert, wie in den Zeiten der Jesuiten, ist auch jetzt noch der Bezirk der Missionen auf dem rechten Ufer des Parana, südöstlich von Assuncion, mit einer Bevölkerung von einigen Tausend Weißen und 20,000 Indianern. Im J. 1854 waren die hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände: Tabak für 119,572 Piaster (1 Piaster = $1^1/_3$ Thlr. preuß.), Häute für 141,370 Piaster, Thee für 282,493 Piaster. Der Ausfuhrzoll, 6—10 Proc., trug 40,153 Piaster ein. Die Einfuhrgegenstände bestanden vornehmlich in Leinwand, Tuch, Seidenstoffen, Wollenwaaren, Salz 2c., zu einem Gesammtbetrag von 595,823 Piaster bei einem Zollansatz von 20—25 Procent.

Geschichte. P. wurde den Europäern im ersten Viertel des 16. Jahrh. bekannt. Den Anfang zur Entdeckung dieser Gegenden machte der Großsteuermann von Kastilien, Don Juan Diaz de Solis aus Lebrixa, der 1516 die Mündung des Platastroms auffand, aber hier durch die Eingeborenen seinen Tod fand. Die weitere Verfolgung seiner Entdeckung unterblieb bis 1525, wo Diego Garcia mit derselben beauftragt wurde. Ihm folgte der ebenfalls in spanischen Diensten stehende Sebastian Caboto (Cabot), der dem Plataflusse seinen gegenwärtigen Namen gab. Hierauf erhielt ein reicher Privatmann Spaniens, Pedro de Mendoza, die Erlaubniß von der Regierung, die Eroberung des Landes auf eigene Rechnung zu betreiben. Derselbe segelte 1534 mit 14 Schiffen und fast 3000 Mann von Sevilla ab und begann, sobald er in die Mündung des Plata gekommen war, die Gründung der Stadt Buenos-Ayres; Krankheit jedoch bewog ihn bald zur Rückkehr nach Europa. Sein Nachfolger im Kommando der Expedition, Juan de Ayolas, befuhr den Strom aufwärts, lief in den Paraguaystrom ein, gründete Assuncion, und nachdem er daselbst eine Besatzung zurückgelassen hatte, beschiffte er den P. immer weiter aufwärts, ließ endlich seine Fahrzeuge unter 21° südl. Br. unter dem Befehl des Martinez de Yrala zurück und drang mit 200 Spaniern zu Lande nordwärts durch die Länder Chaco u. Chiquitos bis nach Peru vor, wurde aber auf seiner Rückkehr am Paraguayflusse mit seiner ganzen Mannschaft von den Indianern erschlagen. So war nach und nach die Mannschaft der gesammten Expedition von 3000 Mann auf 600 zusammengeschmolzen. Yrala, der einstweilen zum Oberbefehlshaber und Gouverneur erwählt worden war, gab deshalb die Niederlassung zu Buenos-Ayres auf und vereinigte den ganzen Ueberrest der Mannschaft zu Assuncion, welche Stadt hierdurch schnell zu einem ansehnlichen Orte anwuchs und der Mittelpunkt für die ganze fernere Kolonisation nicht allein P.'s, sondern auch der la Platastaaten wurde. Zur Zeit der Eroberung dieses Theils von Südamerika begriff man unter dem Namen P. auch einen Theil des spätern Vicekönigreichs Rio de la Plata u. selbst einige Provinzen Brasiliens, welche letztere mit dem Namen des portugiesischen P. bezeichnet wurden. Kaiser Karl ernannte den Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca zum Generalkapitän von P. Dieser trat am 17. Okt. 1541 eine Landreise mit 250 Mann an. Garcia's Spur folgend, ging er den Fluß Itabuçu hinauf, überstieg dann, mit Mangel kämpfend, die Bergzüge, welche das Flußgebiet des Parana vom Küstenlande trennen, und fand im Lande der Guaranis, einer Ebene, welcher er den Namen der Provinz Vera gab, freundliche Aufnahme. Am 11. März 1542 hielt er seinen Einzug in Assuncion. Sein erstes Geschäft war die Abstellung mancher unter der soldatischen Regierung eingerissenen Mißbräuche und die Beschützung der Eingeborenen gegen die Willkür ihrer Zwingherren. In Folge einer Verschwörung gegen ihn wurde er 1544 abgesetzt und Domingo de Yrala zum Oberhaupt von P. ernannt. Um die unruhigen Truppen zu beschäftigen, unternahm dieser 1548 mit 350 Spaniern und 3500 Guaranis einen Zug nach Peru, wurde aber durch seine Truppen zur Rückkehr nach P. genöthigt. Im Dec. 1549 landete er wieder in Assuncion, wo unterdeß Zwistigkeiten ausgebrochen waren. Der Fall der Parteihäupter lieferte die Vollgewalt in die Hände des Generalkapitäns Yrala, unter dessen Verwaltung die Provinz sich hob. Ein von ihm gemachter Versuch zur Wiedererbauung von Buenos-Ayres scheiterte an der unversöhnlichen Feindschaft der eingeborenen Charruas; dagegen gelang ihm, wenn auch mit Mühe und Opfern, die Unterwerfung der an Brasilien grenzenden Provinz Guayra. Der erste Bischof von P., Francisco Pedro de la Torre, hielt 1555 seinen feierlichen Einzug in Assuncion und überbrachte Yrala die Bestätigung in seinem Amte, das bis dahin ein revolutionäres war. Ruiz Diaz Melgarejo setzte die Unterwerfung der Indianer in den östlichen Distrikten fort, während Nuflo (Onufrio) de Chaves 1557 mit 250 spanischen Soldaten und 3500 Indianern nach Norden ging, um eine Niederlassung zu gründen. Juan Ortiz de Vergara, der sogleich durch einen ernstlichen Aufstand der Guaranis beschäftigt wurde, schlug gegen die Gewohnheit seiner Vorgänger den Weg der Milde u. der Versöhnlichkeit mit dem besten Erfolg ein, wurde aber 1564 von dem Vicekönig von Peru, Lopez Garcia de Castro, seines Amtes entsetzt und Juan Ortiz de Zarate ihm zum Nachfolger gegeben. Dieser unternahm zunächst eine Reise nach Spanien, und an seiner Stelle regierte einstweilen Felipe de Caceres. Zwischen diesem und dem

Bischof entspann sich ein Streit, in dessen Folge das ohnehin durch unaufhörliche Angriffe der Indianer zerrüttete Land in beispiellose Anarchie gerieth. Die Kirche siegte; der Bischof nahm inmitten der Kathedrale den Lieutenant gefangen, ließ ihn in Eisen legen und schiffte sich 1572 mit ihm nach Spanien ein. Von nun an regierte in P. (sehr gegen den Willen des Volkes) Martin Suarez de Toledo als Lieutenant des noch immer abwesenden Generalkapitäns Zarate; er war so glücklich, an Juan de Garay, einem Biscayer, einen tüchtigen Untergebenen zu finden, der unter Anderm auch die Stadt Santa Fé 1573 gründete. Endlich kam Zarate aus Spanien wieder an; auf die Nachricht, daß er in den Plata eingelaufen sey, aber des schleunigsten Beistandes bedürfe, schiffte sich Garay ein, bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch die zahlreich versammelten Charruas und wurde vom Gouverneur zum Generallieutenant ernannt. Dadurch, daß er mit großer Tapferkeit die feindlichen Indianerstämme mehrmals empfindlich züchtigte und zum Frieden zwang, gelang endlich 1580 die Wiedererbauung von Buenos-Ayres. Zarate's Regierung war kurz und stürmisch; er unterlag der Gegenpartei seines Vorgängers Caceres, die er, ohne die dazu nöthigen Kräfte zu besitzen, bestrafen wollte, wurde in den Kerker geworfen u. starb 1581. Sein von ihm zum Nachfolger ernannter Neffe, Diego de Mendieta, verletzte durch seine Regierungsweise alle bestehenden Gesetze so sehr, daß es zu immer neuen Unruhen kam und das Volk ihn (1596) absetzte. Während der durch Ordnung und Gerechtigkeit sich auszeichnenden Administration des Hernandez Arias de Saavedra (seit 1598) erschienen die ersten Jesuiten in P. Der Orden derselben hatte sich bereits in Amerika einen bedeutenden Ruf verschafft und war seit länger als 30 Jahren in Brasilien angesiedelt, als Franc. Vittoria, Bischof von Tucuman, seinen Beistand zum Geschäft der Bekehrung erbat. Die 3 ersten Jesuiten erschienen in Salta, u. bald darauf kamen 3 andere aus Brasilien über Buenos-Ayres in Assuncion an. Mit großen Schwierigkeiten gründeten sie in diesem schönen, aber wilden Lande das Werk der Kultur, unterrichteten die Eingeborenen im Ackerbau, in Künsten und Viehzucht. Ihr erstes Augenmerk war auf die Provinz Guayra gerichtet. Die klugen Väter erkannten bald die Ergiebigkeit des Bodens und den Reichthum seiner Hülfsquellen, und es wurde ihnen nicht schwer, die fügsamen Indianer zu zähmen und nach ihrer Art zu bekehren. Bald mehrte sich die Zahl derselben in den anfangs wenig zahlreichen Missionen. Das eifrige Bestreben der Jesuiten, die Bedrückungen und Willkürlichkeiten zu verhindern, welche das System der Encomiendas trotz aller Verordnungen zu Gunsten der Eingebornen stets mit sich führte, hatte Reibungen mit den Besitzern jener Ländereien, den Gebietern der leibeigenen Indianer, den Encomenderos, zur Folge. Da der Orden noch nicht stark genug war, um erfolgreich gegen den öffentlichen Widerwillen ankämpfen zu können, so wurden einzelne Missionäre verjagt. Indeß gelang es nach manchen Verfolgungen den Jesuiten von Neuem, in P. Fuß zu fassen, wenngleich die Streitigkeiten bald mit Einzelnen, bald mit der Provinzialregierung noch geraume Zeit fortdauerten. Philipp II. erließ ein Dekret zu ihren Gunsten; dasselbe vermehrte jedoch nur die Abneigung der Spanier in P. gegen sie, und der Gouverneur Diego Martin Negroni (1609—15) konnte nach vielen Versuchen zur Ausgleichung der streitigen Interessen nichts Besseres thun, als den Jesuiten, die zum zweiten Male aus Assuncion verwiesen worden waren, 2 Völker, nämlich die Guaycurus und Guaranis, ausschließlich zu übergeben, wogegen sie sich in Bezug auf die Unterwürfigkeit und die persönliche Dienstleistung der Eingeborenen in allen andern Gegenden P.'s aller Einmischung enthalten sollten. Die Jesuiten begründeten über diese Indianer mit mildern Mitteln, als an den meisten andern Punkten zu solchem Zwecke angewendet worden sind, eine im Innern überaus sichere und unbeschränkte Herrschaft und errichteten ein großes und reiches theokratisch-patriarchalisches Reich, das zwar formell unter spanischer Hoheit stand, von dem sie aber lange Zeit mit großer Sorgfalt jeden spanischen Einfluß, ja selbst jeden rechten Einblick von Seiten der spanischen Behörden abzuwehren wußten. Gleich anfangs brachten sie es dahin, daß ihnen, gegen das Erbieten, die spanische Sprache in P. einheimisch zu machen, für jeden erwachsenen Indianer jährlich einen Piaster zu zahlen und, so oft es verlangt würde, eine Anzahl Bewaffneter zum Kriegsdienste gegen Portugal und gegen die Indianer zu stellen, das Missionsgeschäft im Lande von der spanischen Regierung ausschließlich überlassen wurde. Sie theilten das Land nun in Missionsbezirke (Doctrinae) und begannen mit dem größten Eifer das Geschäft der Bekehrung der Indianer, und mit so glücklichem Erfolg, daß sie zuletzt eine große Anzahl derselben (über 100,000) in festen Niederlassungen (Redduciones), welche von den Anden bis zum brasilianischen Küstengebirge sich erstreckten, versammelten. Den ganzen Landstrich nannte man Doctrinas oder Terra Missionum (Missionenland). Den Mittelpunkt ihrer Verwaltung hatten die Jesuiten in ihren Kollegien zu Assuncion und Cordova; in letzterer Stadt residirte der dirigirende Provinzial mit seinen 4 Consultadoren. In jeder Niederlassung war ein Priester, zugleich als höchste obrigkeitliche Person, der stets mit großem Gepränge sich seinen Pfarrkindern zeigte, während die Geschäfte und Verhandlungen mit ihm durch seinen Vikar geführt wurden. Die Ortspolizei übte ein aus der Mitte der Indianer gewählter Kazike, welcher dafür sorgte, daß die Indianer die festgesetzten Arbeiten treulich verrichteten. Diese bestanden im Anbau von Getreide, Mais, Tabak und Baumwolle, in Einsammlung des Paraguaythee's, in Wartung und Hütung der Heerden; Einige trieben auch die nöthigen Gewerbe, als Zimmerleute, Schlosser, Weber und Goldarbeiter; die Frauen beschäftigte man mit Nähen, Stricken und Sticken. Alle Arbeiten aber geschahen für das Allgemeine; ihr Ertrag kam in Magazine, von denen aus die Indianer mit allen Bedürfnissen versehen wurden. Den Ueberrest verkauften die Jesuiten, und dieser mit vielem Geschick betriebene Handel war für sie so einträglich, daß sie nicht nur die Kosten der Verwaltung P.'s da-

mit bestreiten, sondern auch noch bedeutende Geldsummen nach Europa schicken konnten. Sie duldeten weder Spanier, noch andere Europäer in ihren Niederlassungen, sondern erfüllten die Indianer geflissentlich mit Haß gegen diese. Auch hielten sie das Versprechen, die spanische Sprache einzuführen, nicht, die Guaranisprache blieb die herrschende, doch mußte jeder Indianer lesen und schreiben lernen. Gegen die wilden Ureinwohner erbauten die Jesuiten Festungen, umgaben jede Niederlassung mit einem Graben und lehrten ihre Untergebenen das Feuergewehr gebrauchen und exerciren. Die Indianer sahen sich in allen ihren häuslichen Angelegenheiten von ihren geistlichen Vätern wie Kinder geleitet, von ihnen zu regelmäßigen Stunden zum Gebet, zur Arbeit, zur Erholung geführt, durch die ihnen freigebig gespendete Nahrung und Kleidung gegen jeden Mangel gedeckt u. in vergleichungsweisem Ueberflusse, wurden mild behandelt, überall, wo keine Kollision mit den Zwecken des Ordens eintrat, zum Besten berathen, in manchen nützlichen Fertigkeiten unterwiesen und zu kindlichen, sanften, folgsamen, frommen Geschöpfen gebildet. Mit der Zunahme der Jesuitenmissionen, welche den größern Theil des östlichen und südöstlichen P.'s einnahmen (1618), hielt aber unglücklicherweise die Vermehrung der **Paulistas** gleichen Schritt, einer Kolonie, die von den Portugiesen in der brasilianischen Provinz San Paulo um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet worden war. Die östlichen Niederlassungen P.'s lernten jene heillosen Nachbarn zuerst um 1618 kennen, litten später wiederholt durch sie und mußten zum Theil sogar verlassen werden. Da die Ansammlung der Indianer in größern Dörfern, ihre Bewaffnung und die Einrichtungen, um sie gegen Raubanfälle kräftig zu schützen, den Paulistas nicht behagte, so entstand bald eine Art von Grenzkrieg, der mit wechselndem Glück geführt wurde, zwischen den Indianern der Missionen, die man bisweilen durch spanische Truppen unterstützte, und den menschenräuberischen Paulistas. Bei einem der größern Einfälle der letztern (1630) wurden gegen 30,000 Indianer aus der Provinz Guayra entführt, und die Bemühungen einiger Jesuiten, die sogar persönlich bei dem Generalkapitän von Brasilien Gerechtigkeit suchten, waren fruchtlos. Diese Angriffe erneuerten sich in den nächsten Jahren; eine furchtbare Pockenepidemie kam hinzu, und die allein aus den Niederlassungen der Missionäre gebildete Provinz Guayra wurde bis auf wenige Niederlassungen entvölkert. Der damalige Gouverneur von P., welches seit 1620 nicht mehr mit Buenos-Ayres verbunden war, sondern eine besondere Provinz bildete, **Luis de Cespedes** (1626—35), war den Jesuiten abgeneigt, suchte sie auf mehrfache Weise zu beschränken u. versagte ihnen sogar bewaffnete Hülfe in ihren Bedrängnissen. Sein Nachfolger, Pedro Estevan de **Avila** (1635—44), legte gleiche Gesinnungen an den Tag; die Jesuiten sahen sich ganz auf ihre eigenen Mittel zur Vertheidigung beschränkt, befestigten deshalb ihre Missionen und führten eine Art von Miliz ein. Der gute Erfolg dieser Maßregeln zeigte sich bereits 1638, wo eine bedeutende Armee der Missionsindianer die wieder eingebrochenen Paulistas so sehr in die Enge trieb, daß Wenige in ihre Heimath entkommen wären, wenn ihnen nicht der spanische Kommandant freien Abzug bewilligt hätte. Racheschnaubend vereinigten sich die Flüchtlinge neuerdings; sie wurden zwar wieder durch die Indianer unter Leitung der Jesuiten zurückgetrieben, unternahmen aber nun Angriffe in anderer Richtung. Dieser ewigen Kämpfe müde, entschlossen sich die Jesuiten, ihre Missionen aus der Provinz Guayra in das Land zwischen dem Uruguay und Parana zu verlegen, wozu sich indeß die Indianer nur mit Mühe bereden ließen. Der Orden bewarb sich nun, ohne Vorwissen der Provinzialbehörden, in Madrid um die Erlaubniß, die Indianer der Missionen mit Feuergewehren bewaffnen zu dürfen. Obgleich der Gebrauch solcher Waffen den Indianern bisher durch Herkommen, Gesetze und Politik untersagt war, erreichten die Jesuiten doch ihren Zweck und hatten bald eine so beträchtliche Macht unter sich, daß die Paulistas von 1640 an entweder keine größern Einfälle zu unternehmen wagten, oder mit Verlust zurückgetrieben wurden. In den nächstfolgenden Jahren wurden die Anstrengungen der Jesuiten unterbrochen und die ganze Provinz auf längere Zeit in einen anarchischen Zustand versetzt. Dem Mönch Bernardino de **Cardenas**, einem Kreolen, gelang es, sich zum Bischof von Assuncion zu machen (1641), u. er suchte gleich anfangs bürgerliche Spaltungen hervorzurufen. Kaum hatte Gregorio de **Hinestrosa**, ein Militär von hohem Range, der sich in den Kriegen gegen die Indianer von Chili rühmlichst ausgezeichnet hatte, das Amt eines Gouverneurs von P. 1641 angetreten, so erhoben sich Unruhen, indem der Bischof die völlige Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die seinige forderte. Auch die Jesuiten zogen den Haß des leidenschaftlichen und von der unbändigsten Herrschsucht erfüllten Bischofs auf sich; er verfolgte sie mit blindem Eifer und vertrieb sie auf kurze Zeit aus ihren Pfarreien und Kollegien. Es wäre zu einem förmlichen Bürgerkrieg gekommen, wenn nicht der Gouverneur endlich einmal sich seiner Vollgewalt bedient hätte. Er zwang Cardenas, sich einzuschiffen (1644), und regierte dann über das beruhigte Land bis zu seinem Tode (1648). Sein Nachfolger, Diego de Escobar **Osorio**, erlaubte dem Bischof, nach Assuncion zurückzukehren und sein Amt wieder zu übernehmen. Alsbald begannen die bürgerlichen Unruhen von Neuem, und als 1649 Escobar Osorio plötzlich starb, sah sich der herrschsüchtige Cardenas am Ziel seiner Wünsche, indem seine Partei ihn auf tumultuarische Weise zum Gouverneur erwählte. Nun suchte er seine Rachgier zu befriedigen. Die Jesuiten wurden grausam mißhandelt, mit gewaffneter Hand aus Assuncion vertrieben (6. März 1649) und vorbereitende Schritte gethan, die weitläufigen Missionen in Besitz zu nehmen und die Bewohner derselben an die Weißen zum Zwangsdienste zu vertheilen. Als endlich die Regierung von Charcas den Andreas Garaviti de **Leon** als einstweiligen Gouverneur nach P. sendete, gelang es dem Bischof, mittelst des von ihm entzündeten Fanatismus des großen Haufens, in kurzer Zeit ein Heer zu sammeln und mit demselben dem

heranziehenden Leon sich entgegenzustellen. Vor den Thoren der Hauptstadt kam es 1651 zum Gefecht; der Bischof wurde geschlagen und ging endlich nach Chuquisaca ab, um dem Tribunal Rede zu stehen. Bei der Ohnmacht der Regierung wurde er aber nicht bloß mit Nachsicht behandelt, sondern zum Ersatz für seine Vertreibung aus Assuncion zum Bischof von Santa Cruz de la Sierra ernannt. Die Jesuiten wurden nun feierlich in P. wieder eingeführt (1651), und das Land genoß nun längere Ruhe. Im Jahre 1680 kam es zu einem Konflikt mit den Portugiesen. Diese hatten nämlich schon lange die Spanier um den Platastrom beneidet, weil ihnen zur Unterstützung u. Vergrößerung der Kolonien in dem südlichsten Brasilien feste Niederlassungen am Nordufer des genannten Stromes erforderlich schienen. Um solche zu gewinnen, ward in Rio Janeiro insgeheim eine Expedition ausgerüstet. Die Jesuiten und der Gouverneur von P. erhielten jedoch zeitig Kunde davon und sendeten sogleich zur Einziehung sicherer Nachrichten Streifzüge von bewaffneten Indianern nach der atlantischen Küste. Diese hatten, ehe man noch in Buenos-Ayres von dem feindlichen Unternehmen der Portugiesen etwas wußte, bereits die Offiziere und die Mannschaft eines schiffbrüchigen Fahrzeuges der Expedition gefangen genommen. Inzwischen hatten die Portugiesen die Colonia del S. Sacramento, Buenos-Ayres gegenüber, angelegt und befestigt und gaben den Aufforderungen zum friedlichen Abzuge kein Gehör. Die Spanier am Platastrom fühlten sich nicht stark genug zum Angriffe und verlangten Hülfe von P. Wenige Tage nach erhaltener Aufforderung waren in den Missionen schon 3000 Indianer marschfertig. Unter Leitung der Jesuiten und dreier Kaziken setzte sich das wohldisciplinirte, mit geordnetem Hospital, 500 Maulthieren, 4000 Pferden und 150 Stieren für den Artilleriedienst versehene kleine Heer in Marsch, erreichte, indem es dem Uruguay folgte, schnell den Kampfplatz, erstürmte die portugiesische Festung und kehrte hochgeehrt nach P. zurück. Aber während das ganze spanische Südamerika diese Waffenthat bewunderte, begann das durch diesen Beweis der jesuitischen Macht aufmerksam gemachte Mutterland gegen die Gründer und Gebieter der Missionen mißtrauisch zu werden. In Folge diplomatischer Unterhandlungen (1682) erhielt P. zwar bedeutende Entschädigungen für das früher durch die Paulistas Erlittene, zugleich aber wurde den Portugiesen ein gewisses Recht zur Anlegung von Kolonien am Plata unter spanischer Oberherrlichkeit eingeräumt. Diese halbe Maßregel führte späterhin zu vielfachen Mißhelligkeiten, die öfters zum Kriege führten. Diego de los Reyos Balmaseda, von 1717 bis 1721 Gouverneur von P., wurde in den, im Stillen fortdauernden Kampf der Parteien, die zum Theil für die Jesuiten gestimmt waren, verwickelt. Man erhob gegen ihn eine schwere Anklage bei der Audiencia von Charcas, und diese beging den Fehler, in José de Antequera y Castro, einem ihrer Mitglieder, einen Mann als Untersuchungsrichter nach Assuncion zu senden, der zwar große Talente, aber wenig Charakter besaß und im Verdacht stand, in P. die Errichtung eines unabhängigen Throns zu beabsichtigen. Er erklärte sogleich, ohne Vollmacht dazu zu besitzen, den bisherigen Gouverneur für abgesetzt, hielt ihn gefangen und ließ sich durch seine Partei zum Oberhaupt ernennen. Indem er zur Aufrechthaltung seiner Macht unzählige Intriguen anwendete und sich fortwährend die willkürlichsten Uebergriffe, Bedrückungen und Unsittlichkeiten aller Art erlaubte, ließ er die Verweise der Audiencia von Charcas eben so unbeachtet, als den strengen Befehl des Vicekönigs von Peru zur Wiedereinsetzung seines Vorgängers. Endlich erhielt Baltazar Garcia Ros, Lieutenant des Königs zu Buenos-Ayres, den Auftrag, den höhern Befehlen durch Waffengewalt Geltung zu verschaffen. Er zog die Indianer der Missionen am Uruguay an sich und drang bis zur Grenze vor, wurde aber im September 1724 in der Nähe des Flusses Tebiguary geschlagen und entkam mit Mühe nach Buenos-Ayres. Die Jesuiten, welche Partei genommen und sich den Haß des Usurpators zugezogen hatten, waren gewaltsam aus Assuncion vertrieben worden, und die blühenden Missionen litten sehr durch einen Streifzug, welcher indeß nicht genügte, um die unbedingte Unterwerfung der Eingebornen oder ihren Abfall von den Jesuiten herbeizuführen. Als 1725 der Gouverneur von Buenos-Ayres, Bruno de Zavala, nach Assuncion kam, um dem unglücklichen Lande die Ruhe wiederzugeben, wich Antequera der Uebermacht. Noch vor seiner Entweichung aus Assuncion war Bartolomeo Aldunate zum provisorischen Gouverneur von P. ernannt worden, aber zum Glück der Jesuiten, zu deren Beschränkung er gleich nach seiner Ernennung Vorschläge gemacht hatte, wurde er noch vor Erreichung P.'s wieder abgesetzt. Der Triumph der Jesuiten war um so größer, als sie unter dem einstweiligen Oberhaupte der Provinz, Martin de Barua, wieder zurückberufen wurden und 1726 ein königliches Dekret erhielten, das ihre Missionen am Parana von P. sonderte und dieselben unter den Gouverneur des Plata stellte, d. h. sie fast unabhängig machte. Nun wurde P. mehr als je ein Kampfplatz der Parteien, u. nachdem man den vom Vicekönig von Lima zum Gouverneur ernannten Ignacio Sorotea im Januar 1731 gewaltsam zurückgewiesen hatte, kam es zum förmlichen Bürgerkriege. Die Bürgerschaft von Assuncion widersetzte sich der spanischen Regierung, und es fehlte wenig, so wäre schon damals die Unabhängigkeitserklärung erfolgt. Trotz aller Bannflüche vertrieb man die des spanischen Interesse's verdächtigen Jesuiten von Neuem und ernannte in Luis Barreyro einen Präsidenten. Diesem, welcher insgeheim der Regierung ergeben war, gelang es zwar, einen der Rädelsführer der Insurrektion, Mompo, festzunehmen und nach Buenos-Ayres zu senden; derselbe entkam jedoch, und die Nachricht davon ermuthigte die eingeschüchterten Insurgenten von Neuem; sie stellten Truppen auf und vertrieben nach einem langwierigen Kampfe den Präsidenten. Durch die Nachricht von Antequera's Tode, der in einem Tumult fiel, wurde der Haß gegen den Vicekönig von Peru noch vermehrt und eine gütliche Beilegung des Streites mehr als je in die Ferne gerückt. Auch in der Kirche trat eine

Spaltung ein, indem der Franciskaner Juan de Arreguy seine Anwesenheit in Assuncion, wo er sich zum Bischof von Buenos-Ayres weihen ließ, benutzte, um den bisherigen Bischof von Assuncion, Jose de Palos, zu verdrängen und sich zur Volkspartei zu schlagen. Diese schien sich endlich unterwerfen zu wollen, und am 27. Juli 1733 hielt der neue königliche Gouverneur, Manuel Augustin de Ruiloba, vorher Generalkommandant der Armeen in Peru, seinen Einzug in die Hauptstadt. Da seine ersten Schritte versöhnend waren, so unterwarfen sich ihm alle Parteien unerwartet schnell. Als er aber die Wiedereinsetzung der Jesuiten gegen den eigenen Rath derselben unternahm, begann die Aufregung von Neuem. Der Widerstand der Communeros, d. h. der spanischen Kolonisten in P., gegen die Jesuiten erbitterte den Gouverneur immer mehr; man ergriff von beiden Seiten gewaltsame Maßregeln, warb Truppen, und am 15. September 1733 standen die Parteien in der Nähe von Assuncion einander gegenüber. Der Gouverneur aber ward von den Seinigen verrätherisch verlassen u. dann ermordet, worauf der erwähnte Bischof Arreguy sich bereden ließ, als Gouverneur an die Spitze der Junta zu treten und als solcher gegen die Jesuiten die strengsten Maßregeln zu ergreifen. Inzwischen beauftragte der Vicekönig von Peru, Marquis de Castelfuente, den Gouverneur von Buenos-Ayres, Zavala, mit der Unterdrückung der Unruhen. Derselbe machte sich sogleich auf den Weg nach P., und zwar ohne Truppen, aber in vollem Vertrauen auf eine Streitmacht von 3000 Guaranis, die von den Missionen bereits nach der Grenze des Tebiguary aufgebrochen waren. Nachdem er in Corrientes die Ordnung schnell hergestellt hatte, erließ er am 25. Januar 1735 seine erste Aufforderung an die durch innere Spaltung geschwächten Communeros, verfehlte aber seinen Zweck zum Theil durch Strenge gegen einige ergriffene Anführer. Viele Einwohner der Hauptstadt entfernten sich, und am 26. März kam es zum Gefecht mit der Arrièregarde der Volkspartei, die besiegt wurde. Durch blutige Hinrichtungen Aller, die als Anführer bei der Vertreibung der Jesuiten und bei der Ermordung Ruiloba's thätig gewesen waren, wurde die Ruhe wieder hergestellt, freilich die Ruhe der Sklaverei. Am 16. Januar 1750 wurde zwischen Johann V. von Portugal und Ferdinand VI. von Spanien ein Grenzberichtigungsvertrag in Betreff der südamerikanischen Besitzungen beider Kronen abgeschlossen, nach welchem das Land zwischen dem Uruguay, Yacuy und Ybicuy mit 7 Missionen der Jesuiten (darunter Assuncion) gegen die Colonia del S. Sacramento an Portugal abgetreten werden sollte. Nun erst, als die Jesuiten der Vollziehung des Vertrags anfangs Ränke, dann offene Gewalt entgegensetzten, ihre Uebergriffe auch in andern Gegenden von Südamerika zu groß wurden, und Pombal den Kampf mit ihnen begonnen hatte, entschloß sich auch Spanien zu ernstern Maßregeln. Beiden Mächten leisteten die Jesuiten mit Hülfe der Indianer von 1754—58 gewaffneten Widerstand, unterlagen aber endlich nach mehren glücklichen Gefechten den gegen sie gesendeten vereinten portugiesischen und spanischen Heeren, und als 1766 die Verbannung des Jesuitenordens aus Spanien beschlossen wurde, wurden 1768 auch die Jesuiten in allen spanisch-amerikanischen Besitzungen an einem u. demselben Tage festgenommen u. des Landes verwiesen, ihre Missionen aber, deren damals über 40 mit mehr als 100,000 Einwohnern waren, zwischen Portugal und Spanien getheilt und den Civilbehörden übergeben. Diese ernteten nun, wo die Jesuiten gesäet hatten, und fielen mit Gier und Verwunderung über die Reichthümer des geheimnißvollen Landes her, dessen wahrer Zustand bis dahin verborgen geblieben war. Die Indianer, durch ihre geistlichen Väter zu unbedingtem Gehorsam erzogen, nicht zur Selbstregierung und Selbstvertheidigung gebildet und ohne die Leitung der Jesuiten zu jedem Entschlusse unfähig, fanden bald Ursache, sich nach den vertriebenen Vätern zurückzusehnen. Denn nun erst erfuhren sie, daß hinter der glänzenden europäischen Civilisation, welche die neue Herrschaft ihnen brachte, sich auch rohe, drückende Härte, gierige Habsucht und unverständiger Despotismus verbergen könnten. Die Spanier nahmen zwar das von den Jesuiten begründete Werk in ihre Hände, verstanden aber nicht, es zu erhalten und fortzuführen, und in kurzer Zeit gaben die Indianer den Anbau des Landes wieder auf, oder kehrten ganz zu dem wilden Leben zurück. In P. bildeten sich nun analoge Zustände, wie in dem übrigen spanischen Amerika, nur mit dem Unterschiede, daß diese Gestaltung im Vergleich zu andern Provinzen noch jung war. Es hatten sich keine großen Städte, kein großer Handelsverkehr gebildet; die Provinz war entlegen und von dem Verkehr mit Fremden abgeschnitten, ein fast ausschließlich vom Ackerbau lebendes Binnenland. Im J. 1778 ward P. zum spanischen Vicekönigreich la Plata geschlagen u. umfaßte auch die Banda oriental mit Montevideo, 1801 ward die Provinz der Missionen an Brasilien abgetreten. Doch gerieth das Land in eine Art von Vereinsamung und Abgeschiedenheit von Buenos-Ayres, u. man dachte nur wenig an dasselbe. Als 1810 die Unabhängigkeitsbestrebungen offen an den Tag traten, unternahm der argentinische General Belgrano einen Feldzug gegen P., um dieser Provinz im Kampfe gegen die spanische Herrschaft behülflich zu seyn; aber sein Unternehmen schlug fehl, u. erst einige Monate später, am 15. Mai 1811, kam die Revolution zu Assuncion zum Ausbruch, und P. war die erste Kolonie, welche sich unbedingt und für alle Zeiten für unabhängig von Spanien erklärte. Am 12. Oktober 1811 schloß es mit Buenos-Ayres ein Schutz- und Trutzbündniß. Die für P. ernannte Staatsjunta bestand aus einem Präsidenten, zwei Beisitzern und einem Sekretär. Letzterer war Dr. Francia. Wie dieser räthselhafte Mann die Seele der ganzen Regierung wurde, sich 1812 zum ersten Konsul, 1814 zum Diktator auf 3 Jahre und 1817 zum Diktator auf Lebenszeit ernennen ließ, das Land mit eiserner Hand regierte, es hermetisch abschloß u. auch nach gelungener Befestigung seiner Macht das Schreckenssystem beibehielt, s. Francia 2). Nach des Diktators Tode bemächtigte sich der Alcalde von Assuncion der höchsten Gewalt; er konnte sich aber nur etwa ein halbes Jahr lang behaupten;

nach ihm stellten sich Juan Jose **Medina** und **Ocampus** gemeinschaftlich an die Spitze. Schon nach einigen Wochen wurden sie von Don Mariano Roque **Alonso**, dem Viertelsmeister der Hauptstadt, abgesetzt. Dieser verbündete sich mit einem jüngern Manne, einem Neffen Francia's, Don Carlos Antonio **Lopez**, und Beide nahmen den Titel **Konsuln** an, setzten sich erst recht fest in der Gewalt und beriefen dann 1842 einen Kongreß, der aus 400 Mitgliedern bestand, welche ganz nach Wunsch und Willen der Machthaber gewählt waren. Diese Gesetzgeber genehmigten alle Erlasse, welche die Regierung ihnen vorlegte, erklärten aufs Neue die Unabhängigkeit P.'s und bestätigten die beiden Konsuln, doch so, daß Lopez erster Konsul ward und Alonso in die zweite Linie zurücktrat. Ein neuer Kongreß beschloß am 13. März 1844 ein Staatsgrundgesetz u. ernannte in Gemäßheit desselben den 14. März Lopez zum Präsidenten auf zehn Jahre. Der Kongreß soll sich alle fünf Jahre einmal versammeln; die vollziehende Gewalt hat sehr bedeutende Befugnisse u. ist der Sache nach so ziemlich unbeschränkt. Lopez stellte einen seiner Brüder als Erzbischof an die Spitze der Geistlichkeit, sein zweiter Bruder ward Minister des Innern; sein Sohn erhielt den Oberbefehl über die 5000 Mann starke Armee. Lopez verfuhr nach außen bei weitem nicht so ausschließlich wie Francia. Durch ein Dekret vom 20. Mai 1845 öffnete er das Land den Fremden und dem Verkehr, und durch ein anderes vom 2. Januar 1846 änderte er das ganze Zollwesen im Sinne des Freihandelssystems. Der Hafen von Villa del Pilar wurde für den Handel geöffnet; den Einwohnern ward der Handel mit allen Landeserzeugnissen, mit Ausnahme des Paraguaythee's, der Monopol blieb, freigegeben. Die Zölle für Importartikel wurden für alle fremden Völker gleichgestellt. So entstand allmählig ein Handel mit dem Auslande, insbesondere mit den Engländern und Nordamerikanern. Rosas aber, der P. als eine Provinz der argentinischen Republik ansah, beharrte bei seinem Verlangen der Unterordnung des Landes unter letztere und der alleinigen Bestimmung über die Schifffahrt auf dem Parana. Als die Regierung von P. sich dem nicht fügte, untersagte Rosas durch ein Dekret vom Januar 1845 bei Strafe des Landesverraths jeden Verkehr mit P. Die Regierung dieses Staates aber schloß am 11. November 1845 ein Bündniß mit der Regierung von Corrientes, welcher Staat sich schon einige Jahre früher vom argentinischen Bunde losgesagt hatte, und sandte demselben, nachdem sie Rosas den 4. December den Krieg angekündigt, ein Hülfsheer von 6000 Mann zu. Der Schutz- und Trutzvertrag mit Corrientes ward 1847 erneuert, und 1851 schlossen beide Staaten ein ähnliches Bündniß mit Brasilien, Uruguay und dem gleichfalls aus dem argentinischen Bunde ausgetretenen Staat Entre-Rios gegen Rosas. Nach dem Sturz des Letzteren erfolgte den 15. Juli 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit P.'s durch den provisorischen Direktor der argentinischen Konföderation, Garral Urquiza, und von Seiten Großbritanniens durch den Traktat von Assuncion vom 4. Januar 1853, nachdem schon seit 1845 der Regierung von P. die formelle Anerkennung ihrer Selbstständigkeit zuerst von Seiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasiliens, Uruguay's, dann von Seiten Großbritanniens, Niederlands, Portugals und Roms zu Theil geworden war. Vgl. **Azara**, Voyage dans l'Amérique méridionale 1781—1801, 4 Bde., Paris 1809; **Denis**, Buenos-Ayres et le P., 2 Bde., das. 1823; **Rengger**, Reise nach P. 1818—26, Aarau 1835; **Pauke**, Reise in die Missionen nach P., Wien 1829; F. de **Castelnau**, Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud 1843—47, 6 Bde., Paris 1850—51; **Page**, Le P. et le république de la Plata, das. 1851.

Paraguaythee (Peruanerthee, Südseethee, Maté, Folia paraguae, Yerba mate), kommt in 2 Sorten im Handel vor: die beste Sorte (Yerba de Camini) zeigt länglich-runde, meist zerbrochene und zerriebene grüne Blätter ohne Stengel; die schlechtere hat dickere, steifere Blätter und geht unter dem Namen Yerba de Palos. Er riecht balsamisch, schmeckt anhaltend bitter, wirkt in geringen Dosen magenstärkend, erregt, in Menge genossen, Erbrechen und Purgiren u. wird aus den getrockneten Blättern der brasilianischen Stechpalme (Ilex paraguayensis *St. Hil.*) bereitet. Die jungen Zweige desselben werden abgehauen, zusammengebunden, mittelst eines unter einem Gerüste angezündeten Feuers getrocknet, geklopft und, meist in Stierhäute eingeschlagen, in den Handel gebracht. Paraguay führte sonst 1,200,000 Pfund von dem P. aus. Besonders machten die Jesuiten aus demselben einen bedeutenden Handelsartikel, weshalb der P. auch **Jesuitenthee** genannt wurde. **Maté** heißt er von dem Kelch, in welchem der Aufguß gemacht wird. Die Indianer nennen den Strauch **Yapou**, reisen in großen Zügen nach den Standorten der Matébäume, kochen dort Thee, trinken, bis sie sich erbrechen, setzen dies 2—3 Tage fort und ziehen dann mit Thee bepackt in ihre Heimath zurück. Jetzt wird er nur noch in Südamerika, aber ganz allgemein, genossen; früher wurde er auch nach Europa gebracht.

Parahyba (**Paraiba**), brasilianische Provinz, grenzt im Osten an den atlantischen Ocean, im Süden an die Provinz Alagoas und Pernambuco, im Westen an die Provinzen Piauhy und im Norden an die Provinzen Ceara und Rio Grande und hat einen Flächenraum von 932 □-Meilen. Das Land ist an der Küste flach, tiefer landeinwärts gebirgig; hier lehnen sich die niedrigen Bergketten der Sierra Borborema und Araripe als Widerlagen an die höhere Sierra Hibiappaba an, und die Schneide der letzteren bildet die Grenze gegen Piauhy. Unter den Flüssen der Provinz ist der größte der **Parahyba**, welcher von Westen nach Osten fließt, in den atlantischen Ocean mündet und hier eine nicht unbeträchtliche Bai bildet. Außer ihm ist der Gojana zu erwähnen. Die Provinz P. gehört zu den am wenigsten gesegneten des großen Reiches, was theils durch die Unebenheit und geringe Fruchtbarkeit des Bodens, theils durch gewisse klimatische Unregelmäßigkeiten bedingt wird. Zwar waltet im Allgemeinen der tropische Charakter im Verlaufe der Jahreszeiten vor, doch erscheint

als Abnormität die in Perioden von 4—7 Jahren wiederkehrende Trockenheit. Das Ausbleiben der gewöhnlichen Regenzeit verursacht dann Versiegen der Quellen, Eintrocknen der Flüsse, Mißwachs und Sterben der Heerden in schreckenerregendem Maße. Dies gilt ganz besonders von dem sehr hügeligen, aber meist sandigen Inneren, das entweder kahl, oder doch nur mit der eigenthümlichen Vegetation der Catingawaldung bedeckt ist, welche aus dicht gedrängten, aber durchgängig sehr niedrigen, oft harzreichen, in der trockenen Jahreszeit entblätterten Stämmen besteht. Hochstämmige Urwaldungen und fruchtbarer Boden finden sich nur längs der Flüsse, grasige Triften nur auf den im Westen ansteigenden Bergen. Ein kräftigerer Aufschwung des Ackerbaues wird durch die Ungunst des Bodens und Klima's verhindert; nur in dem durch Regen häufiger getroffenen, dem Eintrocknen der Flüsse weniger ausgesetzten Küstenlande baut man die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens und als Handelsgegenstände Zucker u. Baumwolle, welcher letzteren der leichte Boden sehr zuträglich ist. Zu den übrigen Produkten des Pflanzenreichs gehört Farbe-, Bau- und Gummiholz. Im wasserarmen Inneren wird mit wenig lohnenden Resultaten nur Viehzucht betrieben. Von Wild gibt es mehre Arten Katzen, Pakas, wilde Schweinearten 2c. Bergbau wird nicht betrieben. Der Kunstfleiß ist unbedeutend, der Handel lebhaft, besonders in der Hauptstadt. Die Bevölkerung betrug 1856 209,300 Seelen. Die gleichnamige **Hauptstadt** der Provinz liegt in ziemlich flacher Gegend, am gleichnamigen schiffbaren Flusse. Die untere Stadt liegt an einem See, welcher durch die Vereinigung von 3 Flüssen gebildet wird, die von da in einem breiten Strome dem Meere zufließen. P. hat mehre Kirchen und Klöster, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine lateinische Schule, ein Krankenhaus, Zollhaus, eine Finanzkammer, lebhaften Handel mit Baumwolle, Zucker, Brasilienholz, Droguen 2c. und 15,700 (nach Balbi 6000) Einw. Hier ist noch die fruchtbare, wohl angebaute Insel **Itamaraca** (**Tamaraca**), eine der ersten Niederlassungen der Portugiesen (1531), 1563 von den Holländern erobert. P. hieß zur Zeit der Holländer **Friederika**. Die Provinz, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts kolonisirt, zog die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich, wurde von ihnen erobert und bis 1584, wo Portugal ernstlich Anstalten zur Wiedereroberung traf, besetzt gehalten, worauf sie 1635 wieder an die Holländer kam, die sie bis 1654 behaupteten, worauf die Portugiesen daselbst wieder festen Fuß faßten.

Paraiba (**Paraibal**, **P. do Sul**), Fluß in der brasilianischen Provinz Rio Janeiro (der größte derselben), entspringt am Espinhaço-Gebirge in der Provinz Minas Geraes, fließt in der Richtung von Südwesten nach Nordosten anfangs durch Urwälder, dann durch schöne, angebaute Gefilde, ist auf eine Strecke schiffbar und mündet nach einem Lauf von ungefähr 100 Meilen bei San João de Barra in den atlantischen Ocean.

Paraklet (v. Gr., d. i. Beistand), im Neuen Testament theils Jesus selbst, in sofern er Lehrer und Berather der Seinen war und Fürsprecher Aller vor Gott ist, theils der den Aposteln verheißene Geist der Wahrheit (s. **Heiliger Geist**). Mit dem Anspruch, der erschienene P. zu seyn und die Offenbarung vervollkommnen oder vollenden zu wollen, traten dann und wann Schwärmer auf, so der Abt Joachim von Floris († 1202) u. andere Apokalyptiker, auch die Swedenborgianer.

Paralipomena (griech.), eigentlich Uebergangenes, Ausgelassenes, in der Septuaginta Titel der alttestamentlichen Bücher der Chronik; späterhin im Allgemeinen Bezeichnung von Nachträgen oder Ergänzungsschriften zu frühern Werken gleichen oder ähnlichen Inhalts.

Paralipsis (griech., lat. praeteritio, d. i. Uebergehung), rhetorische Figur, bei welcher man unter dem Scheine, etwas übergehen zu wollen, dasselbe gerade erwähnt, oder wenigstens kurz andeutet, um die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf das Unbedeutendere hinzulenken und dann das Folgende in seiner ganzen Stärke hervortreten zu lassen.

Parallaxe (v. Griech.), im Allgemeinen der Unterschied (die verschiedene Lage, der gegenseitige Abstand) zweier Standorte eines Gegenstandes, wenn dieser aus zwei verschiedenen Standpunkten betrachtet wird und seine Stellung sich auf einer hinter dem Gegenstande befindlichen Linie oder Ebene projicirt. In der Astronomie versteht man unter P. den Winkel, welchen die beiden Gesichtslinien an einem Sterne bilden, wenn dieser von zwei verschiedenen Standpunkten aus beobachtet wird. Man unterscheidet zwei Hauptarten der P.: die tägliche und die jährliche. Für die **tägliche** P. nimmt man als Entfernung der beiden Beobachtungsorte den Erdhalbmesser und bestimmt nun durch Beobachtung und Rechnung, wie groß der Winkel ist, welchen die von zwei solchen Standpunkten nach dem Stern gezogenen Gesichtslinien an ihrem Durchschnittspunkte bilden. Da es nun aber schwierig, ja unmöglich seyn würde, auf der Oberfläche der Erde sogleich zwei Orte zu finden, welche um einen Erdhalbmesser von einander entfernt sind, so verlegt man in Gedanken den einen dieser Beobachtungsorte in den Mittelpunkt der Erde; dann kann jeder Standpunkt auf der Oberfläche der Erde zum zweiten (wirklichen) Beobachtungsorte dienen. Beobachtet man nämlich ein Gestirn, das eben über dem östlichen Horizont sich erhebt (aufgeht), oder am westlichen untergeht, und denkt man sich, daß ein Auge vom Mittelpunkte der Erde dasselbe Gestirn in demselben Augenblicke beobachtete, so hat man zwei Beobachtungsorte, deren Abstand genau einen Erdhalbmesser beträgt. Für diesen Fall heißt die tägliche P. gewöhnlich **Horizontalparallaxe**. Da der Ort am Himmel, in welchem ein Gestirn vom Mittelpunkt der Erde aus steht, der wahre Ort, derjenige aber, in welchem es von jedem andern Standorte erscheint, der nicht in der Geraden liegt, die vom Erdmittelpunkte nach dem Sterne gezogen wird, der scheinbare Ort heißt, so kann man auch sagen: die Horizontalparallaxe ist der Unterschied des wahren und des scheinbaren Ortes eines Gestirns. Da man aber in Wirklichkeit die Sterne von der Sternwarte aus nicht unmittelbar im Horizonte, sondern erst dann beobachten kann, wenn sie sich mehr oder weniger

über den Horizont erhoben haben, so muß die wirklich beobachtete P. stets auf die Horizontalparallaxe reducirt werden. Die P.n, welche die Sterne in den verschiedenen Stellungen zwischen dem Horizont und dem Zenith des Beobachtungsortes (wo natürlich die P. ganz aufhört) haben, heißen Höhenparallaxen. Durch einfache trigonometrische Berechnung findet man nun, daß die Entfernung eines Gestirns vom Mittelpunkt der Erde gleich ist der Cosekante der Horizontalparallaxe, multiplicirt mit dem Erdhalbmesser (auf diese Weise findet man z. B. die Entfernung des Mondes vom Mittelpunkt der Erde, wenn seine Horizontalparallaxe durchschnittlich zu 1 Minute angenommen wird, = 57,298 Erdhalbmesser), u. daß die Höhenparallaxe gleich ist dem Produkte der Horizontalparallaxe in den Sinus des Zenithabstandes. Von der täglichen P. verschieden ist die **jährliche**. Wie nämlich bei der täglichen P. der Halbmesser der Erdkugel, so liegt bei der jährlichen P. der Halbmesser der Erdbahn zum Grunde. Die jährliche P. ist der Unterschied der optischen Orte eines Gestirns, wenn dasselbe aus der Sonne und aus einem Punkte der Erdbahn betrachtet wird, oder der Unterschied des aus der Sonne und des von der Erde aus gesehenen Ortes eines Gestirns, d. h. des heliocentrischen und des geocentrischen Ortes eines Gestirns.

Paralle, Rechnungsmünze und Silberscheidemünze in der Walachei, $^1/_{40}$ Lee oder türkischer Piaster, demnach dem türkischen **Para** (s. d.) gleich.

Parallel (v. Gr.), eigentlich neben einander stehend oder befindlich, Bezeichnung solcher in einer Ebene liegenden unbegrenzten geraden Linien, die einander nie begegnen, oder die, ohne zusammenzufallen, einerlei Richtung haben. Wenn zwei gerade Linien von einer dritten geschnitten werden, so entstehen um die beiden Durchschnittspunkte herum zusammen 8 Winkel, welche in ihrer gegenseitigen Beziehung besondere Namen führen. Die 4 Winkel, welche zwischen den beiden geschnittenen Linien liegen, heißen **innere**, die, welche auf entgegengesetzten Seiten derselben liegen, **äußere** Winkel; je zwei Winkel, die auf einerlei Seite der schneidenden und der geschnittenen Linien liegen, heißen **korrespondirende** (oder **ganzgleichstimmige**) Winkel; je zwei, welche auf entgegengesetzten Seiten sowohl der schneidenden, als der geschnittenen liegen, heißen **Wechselwinkel** (oder **ganz entgegengesetzte**), u. je zwei, welche auf einerlei der schneidenden, aber entgegengesetzten Seiten der durchschnittenen oder umgekehrt liegen, heißen **halbgleichstimmige**. In Bezug darauf gelten folgende Sätze: 1) wenn ein Paar ganzgleichstimmige oder ganz entgegengesetzte einander gleich sind, so sind auch die übrigen Paare dieser beiden Gattungen einander gleich, und je zwei halbgleichstimmige Winkel betragen zusammen 2 Rechte; 2) wenn zwei halbgleichstimmige Winkel zusammen 2 Rechte betragen, so findet dies auch bei allen übrigen Paaren Statt, und je 2 ganzgleichstimmige oder ganz entgegengesetzte Winkel sind einander gleich; 3) wenn zwei in einer Ebene liegende Gerade auf einer dritten senkrecht stehen, so sind sie einander parallel; 4) wenn eine Gerade auf einer von zwei Parallelen senkrecht steht, so steht sie auch auf der andern senkrecht; 5) wenn 2 gerade Linien einer dritten parallel sind, so sind sie auch einander parallel; 6) wenn 2 parallele Linien von 2 eben solchen begrenzt werden, so sind sie einander gleich. Eine gerade Linie kann auch einer Ebene parallel seyn, wenn sie einer in dieser Ebene liegenden Geraden parallel ist; ebenso können 2 Ebenen einander parallel seyn, und alle oben angegebenen Beziehungen der Linien lassen sich unmittelbar auf die Ebenen, wenn man nur überall Ebene statt Linie und Keil statt Winkel setzt, anwenden; s. **Parallelebene**. Vergeblich haben die bedeutendsten Geometer bis auf die neueste Zeit herab ihre Kräfte an der Parallelentheorie versucht, und schwerlich wird je ein einfaches Axiom zu finden seyn, worauf man einen für die Lage scharfen Beweis gründen könnte. Gesteht man aber zu, daß Lage und Richtung eigentlich einerlei sind, daß ein Winkel die Abweichung der Richtungen zweier geraden Linien ist, die von einem Punkte auslaufen, daß sich durch einen Punkt nicht zwei verschiedene gerade Linien ziehen lassen, welche, ohne zusammenzufallen, einerlei Richtung haben, so ist der Beweis der auf die Parallelen bezüglichen Lehrsätze einfach genug. Vgl. **Hauff**, **Nova rectarum parallelarum theoria**, Frankfurt 1821; **Creizenach**, Abhandlung über den 11. euklideischen Grundsatz, Mainz 1821; **Heßling**, Versuch einer Theorie der Parallellinien, Halle 1818; **J. J. J. Hoffmann**, Kritik der Paralleltheorie, Jena 1807. In der Rhetorik heißt p. Dasjenige, was eine fortgesetzte Vergleichung gestattet, daher **Parallele** ein solches Gleichniß, worin die Theilvorstellungen des Hauptbildes in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes dargestellt werden, in historischem Sinne aber besonders die vergleichende Zusammenstellung verschiedener Zeiten mit ihren Ereignissen oder berühmten Persönlichkeiten (z. B. Plutarchs biographische Parallelen). Vgl. **Parallelismus** und **Parallelstellen**.

Parallele, s. v. a. Parallellinie; im Kriegswesen Name derjenigen Laufgräben, welche bei Belagerungen der Festungsfront gegenüber, gegen welche der Angriff gerichtet ist, in ziemlich gleich weiten Abständen von den ausspringenden Winkeln des Glacis so angelegt werden, daß sie die ganze Angriffsfront umfassen. Sie dienen zur Verbindung der Batterien und anderer Werke der Belagerer und geben Gelegenheit zu deren Errichtung und zur kräftigeren Vertheidigung gegen Ausfälle. Der Graben, aus dem eine P. besteht, ist 3—$3^1/_2$ Fuß tief mit $4^1/_2$ Fuß hoher Brustwehr, auf der Sohle 7—9 Fuß, oben 15—17 Fuß breit. Die Brustwehr erhält einen $1^1/_2$ Fuß breiten und eben so hohen Auftritt und ist so eingerichtet, daß man über dieselbe hinwegsteigen kann. Auf die Brustwehr werden zu größerer Sicherung der dahinter befindlichen Soldaten Sandsäcke mit Zwischenräumen zum Durchschießen gelegt. Jede P. muß wo möglich mit den zugehörigen Batterien innerhalb einer Nacht vollendet werden. Nach dem jetzt allgemein angenommenen vaubanschen Systeme wird die **erste** P.

etwa 800 Schritt vor dem Glacis angelegt und durch Zickzacks, die auf der Verlängerung der Kapitalen (Mittellinien) der angegriffenen Werke rückwärts laufen, mit den Munitions- und Materialiendepots in Verbindung gesetzt. In eben solchen auf den Mittellinien angelegten Zickzacks geht man dann bis auf 400 Schritt vom Glacis vor, in welcher Entfernung die zweite P. angelegt, durch Redouten gedeckt und mit Demontirbatterien versehen wird. Die dritte P. endlich wird in derselben Weise 60—70 Schritt vor dem Glacis angelegt und von ihr aus die Eroberung des bedeckten Weges bewerkstelligt. Wird noch eine P. nach der ersten hinter dieser, etwa 1200 Schritt vom Glacis, erbaut, so heißt diese eine Arrièreparallele. Ueber das successive Anlegen der P., wie es nach dem System des Festungskrieges bestimmt wird, s. Festungskrieg. Die P.n wurden zuerst 1673 vor Mastricht von Vauban angewendet, der nachher auch vor Ath 1697 zuerst 3 regelmäßige P.n anlegte.

Parallelebene, Ebene, die einer andern parallel gelegt ist, d. h. der letzteren, so weit man auch beide erweitern möge, nie begegnen wird. Bedingungen, unter denen 2 oder mehre Ebenen einander parallel seyn können, sind folgende: 1) wenn eine Gerade auf 2 Ebenen zugleich senkrecht steht, so sind diese einander parallel; 2) wenn die Schenkel zweier Winkel, die in verschiedenen Ebenen liegen, bezüglich einander parallel sind, so sind diese Ebenen parallel; 3) wenn 3 nicht in einer Ebene liegende parallele Linien zwischen 2 Ebenen einander gleich sind, so sind diese parallel; 4) wenn 3 nicht in einer Ebene liegende Lothe zwischen 2 Ebenen einander gleich sind, so sind diese parallel; 5) wenn 2 Ebenen von einer dritten unter gleichen Neigungswinkeln geschnitten werden, so sind die ersteren parallel. Nach diesen verschiedenen Sätzen wird man verfahren können, wenn durch einen gegebenen Punkt außerhalb einer gegebenen Ebene eine andere solche gelegt werden soll, die der ersten parallel ist.

Parallelepipedon (griech.), ein Prisma (s. d.), dessen Grundfläche ein Parallelogramm ist. Daraus folgt: 1) daß ein P. von 6 Ebenen begrenzt ist, welche sämmtlich Parallelogramme und von denen je 2 einander parallel und kongruent sind; 2) daß jedes der 3 Paare von parallelen Seitenflächen als Grundfläche angesehen werden kann; 3) daß von den 6 Seitenflächen höchstens 3, ebenso von den 12 Durchschnittslinien derselben höchstens 3 von einander verschieden seyn können und demnach zu jeder der letzteren 3 ihr gleiche und parallele gehören; 4) daß unter den 8 Ecken je 2, die keine Kante gemeinschaftlich haben und daher Gegenecken heißen, zu einander symmetrisch sind. Diagonallinien heißen die 4 je 2 Gegenecken verbindenden Linien; sie schneiden und halbiren sich sämmtlich in einem Punkte, dem Schwerpunkte des P.s, und die Summe ihrer Quadrate ist gleich der Summe der Quadrate aller 12 Kanten. Diagonalflächen sind alle durch je 4 oder je 3 Ecken des P.s gelegten Ebenen, die mit keiner Seitenfläche zusammenfallen; sie sind doppelter Art: 1) 6 Diagonalparallelogramme, welche unter der angegebenen Bedingung durch 2 parallele Kanten gehen; die Summe der Quadrate ihrer Flächeninhalte ist doppelt so groß als die Summe der Quadrate aller Seitenflächen; 2) 8 Diagonaldreiecke, welche durch 3 Ecken gelegt sind, ohne bei beliebiger Erweiterung durch eine vierte zu gehen; die Summe der Quadrate derselben ist gleich der Summe der Quadrate aller Seitenflächen. Ein P. heißt rechtwinkelig, wenn 3 eine Ecke bildende Kanten lauter rechte Winkel einschließen, gerade oder senkrecht, wenn von den 3 eine Ecke bildenden Kanten nur eine mit den beiden anderen rechte Winkel einschließt; schiefwinkelig, wenn keiner der Winkel, welche 3 eine Ecke bildende Kanten einschließen, ein rechter ist. Jedes rechtwinkelige P. ist seiner Gestalt und Größe nach vollkommen bestimmt, wenn die Länge der 3 eine Ecke bildenden Kanten gegeben ist. Sind diese einander gleich, so ist das P. ein Kubus oder Würfel (s. d.). Jedes schiefwinkelige P. läßt sich, da Parallelepipeda von gleichen Grundflächen u. Höhen einander gleich sind, in ein ihm gleiches gerades und dieses in ein ihm gleiches rechtwinkeliges verwandeln. In Bezug auf den Kubikinhalt verhalten sich 2 Parallelepipeda bei gleichen Grundflächen wie ihre Höhen, bei gleichen Höhen wie ihre Grundflächen; bei ungleichen Höhen und ungleichen Grundflächen stehen sie im zusammengesetzten Verhältnisse der Höhen und Grundflächen. Ist nun eins der beiden Parallelepipeda ein Würfel, dessen Kante Maßeinheit für die Maße des andern ist, so ergibt sich, daß man den Kubikinhalt jedes P.s findet, wenn man mit einer Längeneinheit die Grundlinie und Höhe seiner Grundfläche und die Höhe des Körpers mißt u. dem Produkt der drei Maßzahlen den Kubus der Längeneinheit als Maßeinheit gibt. Beim rechtwinkeligen P. sind die 3 eine Ecke bildenden Kanten zugleich diese Höhen und Grundlinien; bei einem solchen erhält man daher den Inhalt sofort aus dem Produkte dieser 3 Kanten mit dem Kubus der Längeneinheit als Maßeinheit.

Parallelformation (Parallelgebilde), in der Geognosie jedes Sedimentgestein, das sich zwar durch seine Leitmuscheln als mit einem anderen, das dieselben Leitmuscheln führt, gleichzeitig entstanden erweist, jedoch nach seinem petrographischen Charakter, d. h. nach seinem Gesteinsmaterial, von jenem verschieden ist, daher ohne Hülfe der charakteristischen Petrefakten nicht als jenem gleichalterig erkannt werden würde. Parallelgebilde sind immer auch zugleich Aequivalente.

Parallelismus (v. Gr.), das Verhältniß, worin ähnliche Gegenstände zu einander stehen; in der Rhetorik u. Poetik vergleichende Nebeneinanderstellung, besonders als stylistisch-logische Uebung; Zusammenstellung mehrer Bücherstellen, die einander gegenseitig erklären (s. Parallelstellen). In der hebräischen Poesie ist P. der Glieder (Parallelismus membrorum) das rhythmische Ebenmaß der größeren Redeabschnitte hinsichtlich des Inhalts und der Form oder wenigstens hinsichtlich der Form oder des Inhalts. Man unterscheidet gewöhnlich 3 Arten: Der synonyme P. besteht darin, daß die Glieder, gewöhnlich zwei, denselben Gedanken mit ande-

ren Worten ausdrücken, so daß sich zuweilen Wort für Wort entspricht, z. B.

Psalm 8, 5: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest,
Und des Menschen Sohn, daß du auf ihn siehest?

Zu den synonymen Parallelismen gehört als Nebenform der identische P. oder die Wiederholung mit Aufsparung, z. B.

Hiob 18, 13: Es frisset die Glieder seines Leibes,
Es frisset seine Glieder des Todes Erstgeborner.

Bei dem antithetischen P. wird das erste Glied im zweiten durch einen Gegensatz erläutert. Diese seltenere Art ist in den Sprüchwörtern Salomo's am häufigsten, z. B.

Spr. 27, 7: Der Satte tritt Honigseim mit Füßen,
Dem Hungrigen ist alles Bittere süß.

Synthetisch ist der P., wenn das zweite Glied nicht bloße Wiederholung oder bloßer Gegensatz des ersten ist, sondern einen neuen fortlaufenden Gedanken hinzufügt, aber unter Beibehaltung gleicher Konstruktion und gleichen Satzbaues; z. B.

Psalm 19, 8: Jehovahs Gesetz ist vollkommen, erquicket das Gemüth,
Jehovahs Verordnungen sind wahrhaft, belehrend für den Unkundigen.

Parallelkreise, die senkrecht durch die Drehungsaxe der Erde gelegten Schnitte. Der größte derselben ist der durch den Kugelmittelpunkt gehende Aequator, die übrigen nehmen nach den beiden Polen zu ab und mit ihnen also auch die absolute Länge der Grade jedes derselben. Der durch einen Meridianbogen gemessene Abstand eines Parallelkreises bildet die geographische Breite aller in demselben liegenden Punkte, und jeder Parallelkreis ist demnach der geometrische Ort aller Punkte der Erdoberfläche, die einerlei Breite haben.

Parallelogramm (v. Griech.), ein geradliniges Viereck, in welchem je 2 einander gegenüberliegende Seiten (Gegenseiten) parallel sind, aus welcher Eigenschaft unmittelbar folgt, daß je 2 Gegenseiten und je 2 Gegenwinkel (solche, die keine Seite gemeinschaftlich haben) einander, sowie je 2 an einer Seite liegende Winkel zusammen 2 Rechten gleich sind. Man unterscheidet recht- u. schiefwinkelige P.e, je nachdem 1 Winkel in denselben (und somit auch die übrigen) recht oder schief ist, u. gleich- u. ungleichseitige, je nachdem ein Paar zusammenstoßende Seiten, und somit auch das andere Paar, einander gleich oder ungleich sind. Das rechtwinkelig-gleichseitige P. heißt Quadrat oder reguläres Viereck das rechtwinkelig-ungleichseitige Rechteck oder Oblongum, das schiefwinkelig-gleichseitige Rhombus oder Raute, das schiefwinkelig-ungleichseitige Rhomboid. Die 2 Linien, welche die Spitzen je zweier Gegenwinkel verbinden (Diagonalen), halbiren sowohl sich selbst in ihrem Durchschnittspunkte, als auch das P., und die Summe ihrer Quadrate ist gleich der Summe der Quadrate aller Seiten des P.s. Ebenso halbirt auch jede andere durch den Halbirungspunkt der Diagonalen (zugleich Schwerpunkt des P.s) gezogene Gerade das P. Zieht man aus allen Winkelspitzen des P.s an eine solche durch den Schwerpunkt gehende Gerade beliebige, aber unter sich parallele Linien, so ist stets die Summe der auf einer Seite dieser Geraden liegenden Parallelen gleich der Summe der auf der anderen Seite liegenden. Zieht man durch irgend einen Punkt einer Diagonale zwei je einem Paar Gegenseiten parallele Linien, so wird dadurch das P. in 4 andere zerlegt, von denen die 2, durch welche die Diagonale nicht geht, einander an Flächeninhalt gleich und gleichwinkelig sind. Durch diese Eigenschaft ist die Möglichkeit gegeben, ein gegebenes P. in ein anderes ihm gleiches mit verlangter Grundlinie zu verwandeln. In Bezug auf den Flächeninhalt sind P.e von gleichen Höhen und gleichen Grundlinien einander gleich (daher sich auch ein schiefwinkeliges P. in ein Rechteck verwandeln läßt) und doppelt so groß als Dreiecke von gleichen Höhen und Grundlinien; bei gleichen Höhen verhalten sich die Flächeninhalte zweier P.e wie ihre Grundlinien, bei gleichen Grundlinien wie die Höhen, bei ungleichen Höhen und Grundlinien stehen dieselben im zusammengesetzten Verhältnisse ihrer Höhen und Grundlinien, bei Rechtecken zweier zusammenstoßenden Seiten, weil diese zugleich die Höhen und Grundlinien ausdrücken. Ist daher eins der beiden ein Quadrat, dessen Seite Maßeinheit für die Seiten des anderen ist, so ergibt sich, daß der Inhalt jedes P.s gefunden wird, wenn man Höhe und Grundlinie desselben mit einerlei Maßeinheit mißt und dem Produkte der gefundenen Zahlen das Quadrat der messenden Längeneinheit als Maßeinheit gibt.

Parallelogramm der Kräfte. Wirken 2 Kräfte unter einem hohlen Winkel auf einen Körper, so beeinträchtigen sich beide gegenseitig in ihren Wirkungen, und der Körper folgt weder der einen, noch der andern einzig und allein, sondern er wählt eine Richtung, die zwischen den Richtungen beider Kräfte liegt, und erhält eine Bewegkraft, welche kleiner ist, als die Summe beider Kräfte. Um dieses durch Zeichnung darzustellen, drückt man die beiden Kräfte in ihrer Größe und in ihrer Richtung durch gerade Linien aus, konstruirt aus letzteren und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel auf die bekannte Weise ein Parallelogramm und zieht in diesem aus dem Punkte, auf welchen die Kräfte gemeinschaftlich wirken, die Diagonale. Letztere gibt in ihrer Lage und Länge die Richtung und Größe derjenigen Kraft an, welche durch beide Kräfte in dem Körper hervorgerufen wird. Man nennt diese Konstruktion das P. d. K., und die ursprünglichen Kräfte, die in der Zeichnung anstoßende Seiten des Parallelogramms bilden, die Seitenkräfte (zusammenwirkende Kräfte), während die aus ihnen hervorgegangene Kraft, deren Richtung und Größe die Diagonale angibt, die Mittelkraft (zusammengesetzte oder resultirende Kraft) heißt. Das P. d. K. gebraucht man zur Zusammensetzung und zur Zerlegung der Kräfte. Setzt man Kräfte zusammen, so sucht man Eine Kraft, die allein so viel wirkt, als mehre andere gegebene Kräfte; bei der Zerlegung der Kräfte dagegen sollen mehre Kräfte ihrer Richtung und Stärke nach gefunden werden, die einen Körper genau so bewegen würden, als Eine gegebene Kraft.

Parallelstellen, solche Stellen eines und desselben oder mehrer Schriftsteller, die dem Inhalte nach unter sich verwandt sind, sind namentlich beim Bibelstudium von Bedeutung.

Paralleltonarten, diejenigen Tonarten, die

mit einander gleiche Vorzeichnung haben, also eine Dur= und die ihm nächst verwandte Molltonart, so C-dur und A-moll oder F-dur und D-moll ꝛc.

Paralogie (griech.), der (der Vernunft widerstreitende) Irrthum; das Gegentheil von Analogie; in der Medicin leichtes Delirium, leichter Wahnsinn, Irrereden.

Paralyse (griech.), Lähmung, ein von innern Ursachen ausgehender Zustand von Unfähigkeit eines Organs, hauptsächlich der Muskeln, zu der ihm zukommenden Bewegung, die weder durch den Willen des Kranken, noch durch die gewöhnlichen Reize zu heben und nicht selten mit dem Verlust der Empfindung verbunden ist. Die P. tritt entweder plötzlich ein, wie die nach Apoplexie, oder sie entwickelt sich allmählig, oft sehr schleichend und unmerklich. Es gehen im letzteren Falle gewöhnlich ziehende Schmerzen in dem betreffenden Theile, Ameisenkriechen, öfters Taubwerden, das sogenannte Einschlafen, Zittern, unwillkürliches Zucken, ein eigenes Gefühl von Kälte, als ob kalte Tropfen durch das Glied hindurchgingen, Steifigkeit, Schwere und Unbeweglichkeit voraus. Die Empfindung in den gelähmten Theilen ist oft mit der Bewegung gänzlich aufgehoben, wobei gewöhnlich Atrophie des Gliedes (sogenannter Schwund) und Oedem eintritt; oft ist dieselbe aber bloß vermindert, zuweilen normal, oder sogar erhöht, so daß Einreibungen, selbst die leisesten Berührungen nicht vertragen werden. Die Muskeln sind schwach oder starr, das Ansehen des leidenden Theils ist blaß. Entsteht die P. plötzlich, so verbreitet sie sich gewöhnlich nicht über die einmal betroffenen Theile weiter fort; entwickelt sie sich dagegen allmählig, so verbreitet sie sich, von der einzelnen Stelle ausgehend, immer weiter, bis sie nicht selten auch die Muskeln der innern Theile ergreift und so den Tod zur Folge hat. In vielen Fällen bleibt die einmal ausgebildete P. aber auch auf demselben Grade stehen; in Gesundheit geht sie nur selten und nur in den nichtveralteten Fällen über; es geschieht durch kritische Schweiße und Hautausschläge, Fieberbewegungen, sich bildende Abscesse, durch wiederkehrende Wärme und bessere Ernährung des Gliedes, durch einen mehr gehobenen Puls an demselben, bisweilen unter dem Gefühle von Kriebeln und Stechen und unter leichten durchzuckenden Krämpfen. Als prädisponirende Ursachen sind anzusehen: erbliche Anlage, das Kindes= und Greisenalter, das männliche Geschlecht, das sanguinisch-cholerische Temperament; zu lange Ruhe der Muskeln, zu große Fettheit, theils wegen des dadurch bewirkten Druckes, theils wegen der Ablagerung des Fettes zwischen die Muskelfasern; endlich eine krankhafte Stimmung des Nervensystems, sowie viele Krankheiten desselben, die vorhergehen, z. B. Neuralgien, Epilepsie, Veitstanz ꝛc., Gehirn= und Rückenmarksentzündung, Wasserkopf, Apoplexien. Gelegenheitsursachen sind: Verletzungen, besonders des Kopfs, Rückgrats und einzelner Nerven, Erschütterungen dieser Theile, Druck von Geschwülsten, von der schwangern Gebärmutter, von der durch Urin ausgedehnten Blase; Erkältung, unterdrückte Hautausschläge und Menstruation; Gicht; gewisse metallische Gifte, wie Blei, Quecksilber, Arsenik, sowie Narkotika, besonders Blausäure, Belladonna ꝛc.; das Uebermaß geistiger Getränke, die Einwirkung der Elektricität und des Galvanismus, Blitz, plötzliche und heftige Einwirkung starker Gemüthsbewegungen, besonders des Schreckens, der Furcht. Als nächste Ursache können wir nur angeben: einen aufgehobenen oder sehr verminderten Einfluß der Nerventhätigkeit auf die Bewegungsorgane. Je nachdem die P. einen äußern oder innern Theil befällt, unterscheidet man eine Paralysis ex- und interna; nach dem Grade ihrer Ausbildung eine P. universalis und partialis. Unter ersterer versteht man die Lähmung aller äußern Theile (pamplegia); letztere zerfällt wieder in die halbseitige P. oder Halbschlag (hemiplegia); die P. beider obern oder beider untern Extremitäten zugleich, Querschlag (auch paraplegia); die seltene P. einer obern Extremität und einer untern der entgegengesetzten Seite, Paralysis cruciata. Man unterscheidet die P. und gibt ihr verschiedene Namen nach den einzelnen Organen, die sie befällt, z. B. P. der Augenlider (blepharoplegia), P. der Zunge (glossoplegia), P. der Muskeln des Schlundkopfs (dysphagia paralytica) ꝛc. Die Behandlung erfordert, nächst der Hinwegräumung der entfernten Ursachen und der Behandlung der vielleicht vorhandenen Grundkrankheit (wie: Vergiftungen, rheumatische, syphilitische Uebel ꝛc.), die Anwendung der belebenden und stärkenden Heilmethode. Erstere muß dem individuellen Zustande der Empfänglichkeit genau angepaßt werden und es darf durch die Mittel dieser Heilmethode keine Ueberreizung entstehen, sondern es soll vielmehr eine Einleitung zu dem spätern Gebrauch der stärkenden Arzneimittel dadurch erzielt werden. Es wirken deshalb die zugleich scharfstoffigen Mittel, namentlich Arnica, Brechnuß, Akonit, Belladonna, Rhus toxicodendron, Koloquinten ꝛc., selbst Ekelkuren, besser als die reinen Nervenmittel, weil jene zugleich eine kräftige Ableitung der krankhaften Thätigkeit nach dem reproduktiven Systeme hin bewirken, die Aufsaugung ergossener Stoffe begünstigen und so, ohne zu sehr zu reizen, die Bewegungsnerven von dem krankmachenden Einfluß befreien. Nächst ihnen empfiehlt man besonders die empyreumatischen Oele, das Kajeputöl und den Kampher. Für die stärkende Heilmethode sind China und Eisen die wichtigsten Mittel, deren Wirkung durch eine gut nährende, nicht reizlose und nicht überreizende Diät, durch den Genuß der freien Luft und durch Versuche zur Bewegung des Gliedes unterstützt werden muß. Beide Heilmethoden sind durch den anhaltenden und zweckmäßigen Gebrauch äußerer Mittel zu unterstützen, wobei man theils auf den ganzen Körper, theils auf einzelne Theile desselben einzuwirken sucht, namentlich auf den Ursprung und Verlauf der Nerven der paralysirten Theile. Es gehören dahin allgemeine laue Bäder, mit Seife, Kochsalz, Seesalz, aromatischen Vegetabilien, z. B. Kalmus, Fichtensprossen, Malz ꝛc., thierischen Stoffen (wie Ameisen), oder Eisensalzen; mehr noch die natürlichen warmen Heilquellen von Teplitz, Wiesbaden, Warmbrunn, Aachen u. a., die See= und Soolbäder, Moor= und Schlammbäder, Eisenbäder; ferner das animalische Bad in frisch geschlachteten Thieren, das allgemein

Reiben und Bürsten der Haut. Mehr örtlich dienen die Douche mit kaltem oder warmem Wasser, oder selbst mit Wasserdampf; die geistigen Einreibungen, zu deren Vehikel man gern den Seifenspiritus wählt, dem man die ätherischen Oele, den Kampher, die Kantharidentinktur, den Salmiakgeist, den peruvianischen Balsam u. dgl. zusetzt; Salben und Linimente mit ähnlichen Zusätzen, Muskatbalsam, aromatische Umschläge und Fomentationen; Räucherung mit Bernstein und Olibanum; Epispastika aller Art, namentlich Urtikation, trockene Schröpfköpfe, Brenncylinder und Glüheisen, Brechweinsteinsalbe und starke Vesikatorien; Elektricität und Galvanismus, die aber vorsichtig anzuwenden sind, weil sie leicht den letzten Rest von Nervenkraft erschöpfen.

Paralytisch (v. Griech.), eigentlich lösend, zum Auflösen geneigt; gelähmt, auch lähmend.

Paramaribo, Haupt- und einzige Stadt im niederländischen Guyana, in einer weiten Ebene, links am Surinam, 3½—4 Meilen von der Mündung desselben in den atlantischen Ocean, von Gärten und Plantagen umgeben, wird gegen Südosten von dem Flusse und gegen Westen von einer Savanne begrenzt, während es im Nordosten durch einen undurchdringlichen Wald und im Osten durch das Fort Zeelandia gedeckt wird. Letzteres ist zwar klein, aber sehr fest. Eine englische Meile unterhalb der Stadt, auf einer Landspitze zwischen der rechten Seite des Surinam und der linken des Commewyne, liegt das beide Flüsse beherrschende und vertheidigende, 1734 — 47 von den Holländern angelegte Fort Amsterdam (gewöhnlich Neuamsterdam genannt) mit der Wohnung des Gouverneurs. Die Stadt, ein 1½ englische Meilen langes und ¾ Meile breites Oblongum bildend, ist schön u. regelmäßig gebaut und reinlich, obgleich die breiten, geraden, mit Tamarinden, Orangen und Limonen bepflanzten Straßen ungepflastert und nur mit Kiessand und Muschelstücken bestreut sind. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der Regierungs- und der Paradeplatz, unter den öffentlichen Gebäuden der Palast des Gouverneurs, das Rathhaus (t'Hov), die lutherische und die reformirte Kirche, 2 Synagogen, das Militärhospital, 2 Schauspielhäuser ꝛc. aus. Die den Fluß entlang laufende Waterkantstraße wird als Promenade benutzt. Als Hauptstadt der Kolonie ist P. der Sitz des Gouverneurs, der Regierung, welche ihre Sitzungen im Rathhause hält, sowie der übrigen Kolonialbehörden, hat mehre Elementarschulen, einige Bibliotheken und etwa 20,000 Einwohner (1800 Europäer, 3000 deutsche und portugiesische Juden, 4000 freie Farbige und 11,000 Negersklaven). Der Handel ist sehr lebhaft, und auf der Rhede liegen oft 80—100 Schiffe, welche Mehl, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch, Branntwein, Häringe, Holzwaaren und Pferde bringen und dafür Zucker, Kaffee, Kakao, Baumwolle und Indigo für Holland oder Syrup für Nordamerika laden. An gutem Trinkwasser fehlt es der Stadt sehr; Quellen finden sich gar nicht.

Paramatta (Paramata), Hauptstadt eines Bezirks der Grafschaft Cumberland in Neusüdwales, am gleichnamigen Flusse, der in die Bai Port Jackson fällt und an dessen beiden Ufern die elegant gebaute Stadt einen großen Raum einnimmt, hat ein Gouvernementshaus, eine Hauptkirche, ein Waisen- und weibliches Arbeitshaus, Hospital, Gefängniß, eine Schule, Kaserne, ein Observatorium, Jahrmärkte, Tuchfabriken und 12,000 Einw.

Parameter (v. Griech.), in jedem der 3 Kegelschnitte eine beständige Gerade, die sich auf einen Durchmesser bezieht; in Gleichungen, durch welche Kurven bestimmt werden, ist der P. diejenige Größe, die bei derselben Kurve stets denselben Werth behält, die man aber hier gewöhnlicher die Konstante, auch wohl Modulus der Kurve nennt. So ist a in der Gleichung $y^3 = axy + 4x^3$ der P.

Paramuschir (Paramusir, Poromaschir), die größte der Kurileninseln, dehnt sich von Nordosten nach Südwesten aus und wird durch eine zwei Werst breite Straße von der Insel Schumtschu getrennt, hat guten Graswuchs, viel Füchse, Marder, Bären, Wölfe, Robben, Fische, Seevögel und etwa 100 kurilische Familien, die von Fischfang und Jagd leben.

Paramythi (Paramythia), Stadt im europäisch-türkischen Sandschak Janina, besteht aus der Ober- und Unterstadt. Jene mit der Akropolis oder Citadelle, die von einer Besatzung und mehren Kanonen vertheidigt wird, liegt auf dem Gipfel eines hohen, steilen Felsens und ist der Sitz eines Kadi und eines Woiwoden, deren Gerichtsbarkeit sich über 35 Dörfer erstreckt. Die Unterstadt enthält 5 Moscheen und eine christliche Kirche, welche den Titel einer Metropole führt; der hiesige Bischof steht unter dem Erzbischof von Janina. P. hat 5000 Einw.

Paramythie (v. Griech.), Ermunterung oder Ermahnung; dann eine durch Herder zuerst in die Literatur eingeführte Dichtungsart, die in Form einer mythischen oder an irgend einen alten Mythus sich anschließenden Erzählung eine Wahrheit zur Anschauung bringt und so den Zweck der Belehrung erfüllt. Die schönsten P.n sind diejenigen, die zum Behufe jener Versinnlichung eine kunstgemäße Fortbildung des ursprünglichen Mythus enthalten, dergleichen mehre von Herder vorhanden sind. Daher heißt paramythisch, was in die Form einer P. eingekleidet ist.

Parana, südamerikanischer Strom, der hinsichtlich der Länge seines Laufs, der Größe seines Gebiets und der Masse seines Wassers nur vom Amazonenstrom übertroffen wird, während eines Laufs von beinahe fünfthalbhundert (447) geographischen Meilen die südlichste Provinz von Brasilien, Paraguay und einige der la Platastaaten durchströmt und, nach seiner Vereinigung mit dem Uruguay, den unter dem Namen Rio de la Plata bekannten weiten Busen bildet. Der P. entspringt an der Südgrenze der brasilianischen Provinz Minas Geraes, auf dem nordwestlichen Abhange der Serra de Mantiqueira, südlich von der Stadt San João del Rey, unter 17° 30′ und 18° 30′ südl. Br. aus mehren Quellflüssen, fließt anfangs unter dem Namen Rio grande nordwestlich und westlich, scheidet die Provinzen Matto-Grosso u. San Paulo, erhält, nachdem er sich mit dem von den Bergen von Goyaz herabkommenden Paranahyba vereinigt, den Namen P., macht

hierauf einen Bogen nach Südwesten, fließt dann in mehr oder minder südlicher Richtung, beschreibt eine neue Krümmung nach Südwesten, läuft dann bis zur Vereinigung mit dem Paraguay westlich, dann im Allgemeinen nach Südsüdwesten, bis er zuletzt nach abermaliger Krümmung nach Südosten und unter dem Namen Rio de la Plata in den atlant. Ocean mündet, in welchem er bis auf 45 Meilen weit sichtbar bleibt. Als natürlicher Abzugskanal aller Gewässer, welche von den in einem weiten Bogen herumziehenden Bergketten West- und Südbrasiliens, des Missionslandes von Bolivia und der Anden herabströmen, besteht der P. aus einem Komplex zahlreicher Flüsse. Er besteht zwar aus zwei sich vereinenden Flußsystemen, nämlich dem des Paraguay und dem eigentlichen P., aber weil der letztere Strom beim Zusammenflusse der ungleich gewaltigere ist, so verbleibt sein Name den vereinten Gewässern. Den Paraguay nimmt er bei seinem Eintritt in das Gebiet der la Plataſtaaten, unweit der Stadt Corrientes, auf, wo er eine zehnfach größere Wassermasse als jener hat und weit reißender und heftiger strömt. Ehe er diese Gegend erreicht, durchbricht er die Gebirgskette von San José, welche der Paraguay zur Seite läßt. In den obern Gegenden seines Laufs, ehe er Paraguay erreicht, bildet er 3 Wasserfälle, von denen der Salto grande de P., eines der Naturwunder Amerika's, in der Nähe der zerstörten Stadt Guayra, unter 24° südl. Br., wo die große Insel Ilha grande do Salto im Strome liegt, der berühmteste ist. Hier durchbricht der Fluß die Cordillera de los Montes (Gebirg Maracayu), die sich von Westen nach Osten streckt, und der selbst bei mittlerer Wasserhöhe schon sehr tiefe und an 12,600 Fuß breite Strom verengt sich hier plötzlich zu einem Kanal von nicht mehr als 180 Fuß Breite und stürzt sich 52 Fuß hoch schräg mit ungeheurer Gewalt in die Tiefe hinab. Hier ist der Sturz am gewaltigsten; genau genommen ist aber der ganze Weg von 33 Stunden, welchen der Strom von hier an bis zur Einmündung des Yguazu oder Curytiba zurücklegt, als eine Fortsetzung desselben Falles zu betrachten; denn in dieser ganzen Ausdehnung fließt der Strom zwischen steilen Felsenufern, die sein Bett bis auf 300 Fuß verengen. Ein anderer Wasserfall ist der Salto Chico, den ein Riff im Flußbett verursacht. In den höheren Gegenden kommen noch viele Stromschnellen vor, aber sie hindern die Fahrt mit Booten nicht. Bis Corrientes ist der P. selbst für Kriegsschiffe fahrbar. Da, wo der Paraguay sich mit dem P. vereinigt, ist dieser 900 Fuß breit. In der Gegend der Stadt Santa Fé empfängt der P. einen zweiten großen Fluß, den Rio Salado oder den salzigen Fluß, der in seinem obern Theile Calcagui und weiter abwärts Guapiche oder Huapiche heißt. Ein dritter großer Fluß, der in den P. geht, ist der Uruguay, der sich oberhalb der Stadt Buenos-Ayres mit dem P. vereinigt. Andere Nebenflüsse des letztern sind: Carumba, Rio Parto, Yaguary, Amamby, Gatemy, Acaray, Monday rechts; Tiete, Paranapanema, Ybai, Taquary, Rio grande de Curytiba links. Das Wasser des P. zeichnet sich durch seine Wärme aus. Er ist sehr reich an Inseln, die er auch während seiner Anschwellungen im Juni und December häufig zerstört und dafür neue bildet. Die vornehmsten an dem P. gelegenen Städte sind: Corrientes, Santa Fé und Parana (sonst Bajada de Santa Fé), sämmtlich zu den la Plataſtaaten gehörig.

Paranagua (Curytiba), Villa (Flecken) in der brasilianischen Provinz San Paulo, an der gleichnamigen Bai, die mehre Inseln enthält, nahe an der Ostküste, hat ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine lateinische Schule, einen Hafen, Handel u. 6000 Einwohner.

Paranahyba, 1) (Parana-Iva, Parana-Iba), Fluß in Brasilien, entspringt an der Grenze der Provinz Goyaz, am Westabhang der Serra dos Vertentes zwischen 16—17° südl. Br. durch Vereinigung mehrer kleinen Bergflüsse, fließt anfangs in südwestlicher Richtung, wendet sich dann nach Süden, nimmt links den Rio das Velhas, rechts den Rio de Corumba auf, vereinigt sich nach einem Lauf von 100 geogr. Meilen mit dem Rio grande und bildet so den Parana. — 2) Fluß das., entspringt unter 11° südl. Br. auf der Chabada das Mangabeiras, der Verlängerung der westlichen Gebirgskette von Minas, bildet von seinem Ursprung an die Westgrenze der Provinz Piauhy gegen die Provinz Maranhao, fließt im Allgemeinen nordöstlich, nimmt von beiden Seiten zahlreiche Nebenflüsse auf, unter denen die der rechten Seite, namentlich der Gurgea, Canindé und Piauhy die bedeutendsten sind, und mündet nach einem Laufe von 140 geographischen Meilen bei der gleichnamigen Villa (Flecken) in den atlantischen Ocean. Gegen seine Mündung hin theilt er sich in 6 Arme, die über einen Raum von 10 geogr. Meilen vertheilt sind und 5 niedrige Inseln einschließen. Da er frei von Fällen ist, so wird er, ungeachtet seines schnellen Laufes bis 90 geogr. Meilen weit befahren. — 3) (San Luis de P., Parnahyba, Parnaiba), Villa (Flecken) in der brasilianischen Provinz Piauhy, rechts am östlichen Mündungsarm des gleichnam. Flusses, auf einer niedrigen Landspitze, hat 15,000 Ew., welche Handel treiben.

Paranaibe, 1) s. v. a. Paranahyba; — 2) (Xingu), Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Matto-Grosso unter 15° südl. Br., nimmt auf seinem 260 geogr. Meilen langen Lauf links den Bacauri, Alvar, Cariay, Guiriri &c., rechts den Rio dos Biros, Rio dos Arinos, Ita-Bagua, Pacara &c. auf und mündet bei Xingu in mehren Armen in den Marañon. Obgleich sich in seinem Lauf Wasserfälle finden, so ist er doch größtentheils schiffbar.

Paranapanema (Paranapamena, Panapanema), Fluß in Brasilien, Provinz San Paulo, entspringt im Südwesten der Stadt San Paulo an der goldreichen Serra do Mar, nimmt den Pirapo, Ilapitininga, Apiahy und Tibagy auf und fließt nordwestlich bis zur Mündung in den Parana (links), den er nach einem Laufe von 65 geographischen Meilen erreicht.

Parangonnage (v. Franz.), das Setzen mit Lettern von verschiedenen Schriftkegeln, indem man sie alle auf eine gemeinschaftliche Stärke durch Ergänzungsdicken (Schließquadrätchen) zurückführt. Die Schriften sind von 6—120 stufen-

weise geordnet und werden in eine besondere Tabelle vereint.

Parangonschrift, eine jetzt nur noch wenig gebräuchliche Typensorte, der Größe nach zwischen Tertia und Text stehend; ihre Kegelstärke betrug 18 pariser typographische Punkte.

Parant, Louis Bertin, Maler, von Mer im französischen Departement Indre gebürtig, bildete sich im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts unter Jean Leroi zum vorzüglichen Künstler. Man hat von ihm eine große Anzahl von Gemälden in Oel, auf Porzellan und auf Elfenbein, Historien, Genrebilder, Bildnisse, Basreliefs, Nachahmungen von Kameen auf Stein &c. Unter andern malte er 1808 das Bildniß der Kaiserin, 1810 das Napoleons, beide in allegorischer Bedeutung; 1814 das Bildniß Ludwigs XVIII. auf Porzellan, auch die Apotheose Heinrichs IV. Die für die Porzellanmanufaktur in Sèvres bemalten Gefäße sind mit Darstellungen aller Art geziert.

Paranymphios (Parochos, griech.), der Brautführer, der nach einer schon im heroischen Zeitalter üblichen Sitte im Verein mit dem Bräutigam selbst die Braut am Abend nach dem im Vaterhause gefeierten Hochzeitsfeste zum Hause des Gatten führte. Beide nahmen die Braut in ihre Mitte und der feierliche Zug fand zu Wagen oder zu Fuß unter dem Vorantritte geschmückter Dienerinnen Statt, welche Fackeln trugen.

Parapet (v. Franz.), s. v. a. Brustwehr.

Parapetala, Nebenkronenblätter, unächte Blumenblätter, innerhalb der Blumenkrone befindlich, aus fehlgeschlagenen Staubfäden entstanden, oft die Stelle der Nektarien vertretend, oder selbstständige Theile an sich; sie bilden oft eine innere zusammenhängende, oder aus getrennten Stücken bestehende Krone, die Nebenkrone, von sehr verschiedener Form und Färbung, am zusammengesetztesten bei den Asclepiadeen.

Paraphe (griech.), Anhang; der der Namensunterschrift beigefügte Handzug; das eigenthümliche Zeichen, wodurch viele, namentlich ältere Kaiser die vollständige Ausschreibung ihres Namens ersetzten; auch s. v. a. Stempel, Amtssiegel. Daher Paraphengebühren (Paraphenjura), s. v. a. Stempelgebühren; paraphiren, den Namenszug machen oder stempeln; etwas mit einem Handzeichen versehen, damit es nicht verkannt oder verfälscht werde.

Parapherna (griech.), Vermögen der Frau, was nicht Dos oder Donatio propter nuptias ist. Von dem Paraphernalvermögen ist und bleibt die Frau alleinige und unbeschränkte Eigenthümerin, sie kann also auch die dazu gehörigen Sachen, ohne Unterschied, ob sie bewegliche oder unbewegliche sind, veräußern, und der Mann hat keine andern Rechte daran, als diejenigen, welche ihm die Frau eingeräumt hat. Man pflegt heutiges Tages dasjenige Paraphernalvermögen, woran dem Manne gar kein Recht eingeräumt ist, mit dem Ausdruck Bona receptitia zu bezeichnen, wogegen man den Theil des Paraphernalvermögens, an welchem dem Manne Rechte eingeräumt sind, Bona parapherna oder Paraphernalia im engern Sinne nennt.

Paraphie (v. Griech.), (krankhafte) Veränderung des Gefühlsvermögens des äußern Gefühls.

Paraphonie (v. Griech.), bei den Griechen die melodische Fortschreitung in Quarten und Quinten, die einen Mißklang bilden, nach Andern die melodische Fortschreitung in bloßen Konsonanzen überhaupt; auch ein Mißton oder falscher Ton, sowie ein Nebenton oder mittönender Laut.

Paraphrase (v. Griech.), die erweiternde oder verdeutlichende Uebertragung einer ganzen Schrift oder einer einzelnen Stelle in andere Worte derselben, oder auch einer andern Sprache. Von der Metaphrase oder wortgetreuen Uebersetzung unterscheidet sie sich demnach dadurch, daß sie den Text durch Umschreibung erklärt, ohne doch eigentlich Kommentar zu seyn. Das Uebersetzen in dieser Weise heißt paraphrasiren, und der Verfasser einer solchen Uebersetzung ein Paraphrast. Aus früherer Zeit ist die poetische P. des Evangeliums des Johannes von Nonnus bekannt.

Paraplasma (griech.), Mißbildung, Mißgebild.

Paraplegie (v. Griech.), Lähmung, s. Paralyse.

Parapluie (franz.), Regenschirm.

Parasit (v. Griech.), Getreideverwalter, Beamter, welcher die öffentliche Speisung im Prytaneum (s. d.) besorgte; auch Einer, welcher auf öffentliche Kosten gespeist wurde; in übler Bedeutung ein Schmarotzer, der sich Andern als Tischgenosse aufdrängt und die Erlaubniß, mit zu essen, mit allen Arten aktiver und passiver Komik erkauft. Das Parasitenwesen in diesem Sinne fand von Griechenland aus in Rom Eingang und erhielt hier besonders die Ausbildung eines eigenen Gewerbes und Standes. Der P. mit den Zügen der Hungerleiderei, Gefräßigkeit, schamloser Kriecherei und Selbstwegwerfung &c. wurde eine stehende Figur der griechischen und römischen Lustspieldichter. Bei letzteren war er eine Art Hanswurst und trug gewöhnlich Striegel, Oelkrug und Stecken.

Parasiten (v. Griech.), Schmarotzerthiere, solche Thiere meist der niedern Klassen, welche auf oder in Thieren der höhern Klassen leben und ohne den Aufenthalt auf denselben nicht bestehen können. Parasitische Pflanzen, Schmarotzerpflanzen, sind solche Gewächse, die mit ihren Wurzeln auf andern lebenden Pflanzen festsitzen, oder aus ihren kletternden Stengeln Saugwurzeln in die Rinde anderer Pflanzen schicken, wie z. B. die Mistel (Viscum album *L.*), viele ausländische Orchideen und andere.

Parastichon (griech.), s. v. a. Akrostichon.

Parastranthus, Pflanzengattung aus der Familie der Lobeliaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch mit cylindrischer oder verkehrtkegelförmiger Röhre, die gelbe, unten der Länge nach gespaltene, am Rande 2lippige Korolle mit 5 spitzen Lappen, wovon die 3 oberen größer sind. P. luteus *Dec.*, Lobelia lutea *L.*, auf dem Kap, mit goldgelben, in lockern Aehren stehenden Blüthen, wird als Zierpflanze in sandgemischte Lauberde gepflanzt und bei 4—6 Grad Wärme am Fenster durchwintert.

Parathesis (griech.), Gebet bei der Einsegnung und Handauflegung des Bischofs auf die Katechumenen; dann Gebet für Verstorbene; auch s. v. a. Kollekte.

Paratrapeza (griech.), Nebenaltar, im spätern kirchlichen Sprachgebrauch der Ort, wohin die Oblationen der Eucharistie, nachdem sie von den Altardienern entgegengenommen sind, vor dem Anfange des Abendmahls, gelegt werden. Er war gewöhnlich auf der rechten Seite des Hauptaltars.

Paravadi, Stadt im europäisch-türkischen Sandschak Silistria, am gleichnamigen Fluß (auch Sultanlar genannt), zwischen 2 Felsen, mit mehren Moscheen und Bädern und 3000 Einwohnern, größtentheils Griechen.

Parbatiyas, ostindisches Volk in Nepaul, eingewanderte Gebirgshindu's, welche den Schiwa und Wischnu anbeten und einen eigenen Dialekt reden. Sie sind im Allgemeinen falsch, grausam gegen ihre Untergebenen, kriechend gegen die Mächtigern, anmaßend und verrätherisch. Ihre Brahmanen gelten für Gelehrte und Astronomen, führen aber einen sehr unsittlichen Lebenswandel.

Par bricole (franz.), rückprallsweise, auf Umwegen.

Parchent, s. Barchent.

Parchim (Parchem), mecklenburg-schwerinische Vorderstadt (d. h. diejenige, welche auf den Landtagen das Direktorium des zweiten Standes oder der Landschaft des Kreises führt) des Kreises Mecklenburg und Hauptort des Eldedistrikts, an der Elde, die sich hier in mehre Arme theilt, deren einer die Stadt in der Mitte durchschneidet, und am Wokensee. P. theilt sich in die Alt- und Neustadt und hat Mauern, 3 Thore, 4 Marktplätze, 3 Kirchen (Georgenkirche in der Altstadt, mit 216 Fuß hohem Thurme, und Marienkirche in der Neustadt, mit 236 Fuß hohem Thurme), eine Synagoge, ein Rathhaus, seit 1818 gemeinschaftliches Oberappellationsgericht für beide Großherzogthümer, ein Gymnasium, 2 Elementarschulen, eine Sonntagsschule, ein Armenhaus und Lazareth, Anlagen und Promenaden u. 6500 Einwohner, welche Cichorienfabrikation, Wollspinnerei und Tuchfabrikation, Gerberei, Branntweinbrennerei, Tabaks-, Band-, Strohhut-, Salmiak- und Siegellackfabrikation, sowie Fischfang und Handel treiben. $^1/_4$ Meile von der Stadt befindet sich am linken Eldeufer ein stahlhaltiger Gesundbrunnen nebst Bad. Die Gründung der Stadt fand vermuthlich am Ende des 12. oder am Anfange des 13. Jahrhunderts Statt. Heinrich Burewin (Borowin) I., Sohn des letzten Königs Primislaus II., verlieh der Stadt 1218 das lübische Recht und 1220, wo er fremde Ansiedler hierher rief, verschiedene andere Privilegien. Im Jahre 1225 befand sich bereits ein Schloß daselbst. Bei der Theilung der mecklenburgischen Lande nach Heinrich Burewins II. Tode erhielt sein vierter Sohn Pribislaus P. und Reichenberg, und im Anfange des 14. Jahrhunderts residirten hier die Fürsten Nikolaus u. Johannes, welche der Stadt ihre Vorrechte bestätigten. Im Jahre 1404 verwüsteten die Lübecker die Umgegend der Stadt, deren Gebiet sich damals sehr weit erstreckte, zum Theil mit tiefen Gräben umgeben war und von Warten u. Thürmen vertheidigt ward, von denen noch die Steinburg Kieckemark übrig ist. Im Jahre 1506 stellte P. 400 Mann zu Fuß zu dem lübischen Kriege, wie es überhaupt in jener Zeit sehr blühend war. Im Jahre 1626 besetzten die Dänen die Stadt, und 1627 hatten der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der Herzog Bernhard von Weimar, der Herzog Karl von Sachsen-Lauenburg und andere Befehlshaber mit einer 14,000 Mann starken Armee hier Quartier und brandschatzten die Stadt. Den Dänen und Schweden folgten die Truppen Wallensteins, welchem die Stadt 1628 huldigen mußte. In den folgenden Jahren wurde sie wiederholt von den Schweden und den Kaiserlichen besetzt und zum Theil geplündert. Im Jahre 1667 wurde das fürstliche Land- u. Hofgericht hierher verlegt. Im Jahre 1712 überfielen die Sachsen die Stadt und plünderten sie. Erst in der neuern Zeit hat sie sich wieder gehoben.

Parchwitz, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk und Kreis Liegnitz, am rechten Ufer der Katzbach und an der breslau-liegnitzer Eisenbahn, mit Mauern, 4 Thoren und 3 Vorstädten, Schloß, Land- und Stadtgericht, Untersteueramt, Postamt, 2 evangelischen Kirchen, einer katholischen Kuratiekirche, Rathhaus, Spital, Färbereien, Gerbereien und über 1200 Einwohnern. Am 28. November 1757 eröffnete Friedrich der Große hier mit einem siegreichen Gefechte den großen Kampf bei Leuthen, und am 15. August 1760 schlug er hier den General Laudon.

Parcival (altdeutsch Parzival, Parcifal, Bartschifal, Perceval), eine der schönsten Gestalten der mittelalterlichen Heldensage. Der Name wird aus dem Persischen erklärt durch Parsi oder Parseh Fal, d. i. der reine, oder arme Dumme („thumbe" in der Sprache von Wolfram von Eschenbachs Gedicht); die Sage aber ist ihrem Geiste nach ein Erzeugniß des christlichen Mittelalters, wenngleich das moslemenische Mittelalter manche Züge dazu geliefert haben mag. Am sinnigsten faßte sie Wolfram von Eschenbach in seinem berühmten Gedicht auf und stellte sie in schöner Abrundung und reinster poetischer Form dar. Als Quelle diente ihm wahrscheinlich der altfranzösische Roman des Chretien des Troyes (um 1150 — 90), dessen Vorgänger wiederum der Provençale Kyot (um 1160 — 80) gewesen zu seyn scheint. Nach dem Romane hat P. seinen Vater und seine älteren Brüder schon in frühester Jugend verloren. Seine Mutter erzieht ihn in ihrer Heimath Wales zu völliger Unkenntniß des Ritterwesens und der Waffen, und seiner eigenen Tüchtigkeit unbewußt wächst er auf. Da trifft er eines Tages fünf Ritter in vollem Kriegsschmuck im Walde. Der Glanz der Waffen und ein mächtiger innerer Drang verlocken ihn, hinaus in die Welt zu ziehen; die Mutter gestattet es ihm endlich und gibt ihm viele gute Lehren mit. Er reist nach Carduel, wo König Artus Hof hält, besteht unterwegs einige Abenteuer, bei welchen er der Mutter Rathschläge wunderlich in Anwendung bringt, und trifft bei seiner Ankunft im Königsschlosse einen Ritter in rother Rüstung, der soeben den Herrscherſitz ver-

läßt und ihn fragt, wohin er wolle. „Deine Rüstung vom König Artus verlangen", antwortet der Jüngling und reitet sofort in die Halle, wo der König vollen Hof hält und ihm verspricht, ihn zum Ritter zu schlagen, wenn er vom Rosse steigen und Gott und den Heiligen ein Gelübde ablegen wolle. P. aber will nur zu Pferde diese Ehre empfangen, weil die Ritter, die er im Walde traf, auch zu Pferde saßen; ferner verlangt er die Erlaubniß vom König, dem rothen Ritter, einem Todfeinde von Artus, die Rüstung abzugewinnen. Creux, des Königs Seneschall, verspottet ihn deswegen; eine Dame aber, die 10 Jahre lang nicht gelacht, tritt auf den Jüngling zu und weissagt ihm lächelnd, er werde einer der tapfersten und muthigsten Ritter werden. Aergerlich darüber, gibt ihr der Seneschall einen Backenstreich und wirft des Königs Narren, der vor dem Herde sitzt, in das Feuer, weil er gesagt, die Dame werde nicht eher lachen, bis sie Den erblickt, der die Blüthe der Ritterschaft seyn werde. P. wird endlich auf seine Bedingungen zum Ritter geschlagen, sucht den rothen Ritter auf und gewinnt dessen Waffen, indem er ihn im Zweikampfe tödtet. Zwar weiß er nicht recht mit dem Helme und den andern Stücken umzugehen, aber sein Knappe Guyon hilft ihm und räth ihm, auch sein Untergewand mit dem des Erschlagenen zu vertauschen. Dessen weigert sich aber der Jüngling, indem er sagt: „Nie will ich das gute hänfne Hemd ablegen, das meine Mutter mir gemacht hat", begnügt sich mit der Rüstung und lernt erst jetzt Steigbügel und Sporen gebrauchen, die ihm früher überflüssig schienen, da er ohne Sattel ritt und sein Roß mit einem Stecken lenkte. Der Zufall führt ihn nun zu einem Ritter, der ihn in den Pflichten seines Standes unterrichtet und ihn überredet, seinen ländlichen Anzug mit einem stattlicheren zu vertauschen. P. nimmt dann Abschied von seinem Meister und gelangt nach dem Kastell Beaurepaire, das von einem Feinde belagert wird und aus Mangel an Lebensmitteln der Uebergabe nahe ist. Blanchefleur, die Herrin des Schlosses, sucht ihn nach Möglichkeit zu bewirthen; er befreit sie dafür von ihren Widersachern, indem er deren Führer im Zweikampfe besiegt und nach dem Hofe des Königs Artus sendet mit dem Auftrage, der lächelnden Dame zu melden, er werde den Backenstreich, den sie für ihn empfangen, rächen. Er begibt sich darauf an den Hof seines Oheims, des Königs Pecheur, wo er den heiligen Graal und die heilige Lanze, mit welcher der Erlöser verwundet worden, findet. König Pecheur leidet an Wunden, die er in seiner Jugend empfangen und die sich nie geschlossen haben; sie würden geheilt seyn, wenn P. ihn gefragt hätte: Wozu nützt der heilige Graal und warum tropft Blut von der Lanze? Dies fällt ihm aber nicht ein, er sieht und schweigt und macht sich auf, um zu Artus zurückzukehren. Unterwegs besiegt er viele Ritter und sendet sie als Boten vor sich her. Nachdem er an Artus' Hofe angelangt ist, rächt er die Dame an dem Seneschall und begleitet den König nach Carlion, wo dieser vollen Hof hält. Hier sieht er eines Tags die Dame Hideuse vorbeikommen, die ihm zürnt, weil er den Hof seines Oheims schweigend verlassen; sie überladet ihn mit Verwünschungen. Diese Dame ist ein Ausbund von Häßlichkeit nach der Beschreibung des Dichters. Ihr Hals und ihre Hände sind braun wie Eisen, ihre Augen schwärzer denn die eines Mohren und kleiner als die Augen einer Maus; sie hat die Nase einer Katze oder eines Affen, Lippen wie ein Ochse, Zähne gelb wie Eidotter, einen Bart wie eine Ziege, hinten und vorn einen Buckel und Säbelbeine. Nachdem sie sich bei dem König entschuldigt, daß sie um einer zweiten Reise willen nicht länger weilen könne, erzählt sie von einer Burg, wo 570 Ritter mit ihren Damen gefangen gehalten werden. Die Befreiung derselben bietet nun der Tapferkeit der Ritter der Tafelrunde ein weites Feld. P. selbst widmet sich 5 Jahre lang ritterlichen Thaten und vernachlässigt die Uebungen der Frömmigkeit gänzlich; da trifft er in einem Walde 10 Damen und 3 Ritter, welche Buße thun für frühere Vergehen. Ihre Unterhaltung erbaut ihn sehr, er geht in sich und beichtet einem Einsiedler, der ein Bruder des Königs Pecheur ist. Er macht sich dann auf den Weg zu seinem Oheim, um jene Fragen zu thun, kommt wieder nach Beaurepaire, wo er 3 Tage bei Blanchefleur weilt, gelangt dann zum Könige Pecheur, dessen Wunden durch seine Fragen geheilt werden, und kehrt darauf an Artus' Hof zurück. Hier wird ihm die Nachricht von seines Oheims Tode; er zieht mit Artus und dessen Gefolge hin, um sich krönen zu lassen, und erbt die heiligen Reliquien. Nachdem Artus u. die Ritter abgegangen sind, begibt sich P. in eine Einsiedelei, wohin er den heiligen Graal mitnimmt, der ihn bis an sein Ende mit Nahrung versorgt. In dem Augenblicke seines Todes werden die heiligen Dinge vor den Blicken der Umstehenden zum Himmel entrückt und sind seitdem nie wieder auf Erden gesehen worden. P.s Leiche wird nach dem Palais aventureux gebracht und neben dem Könige Pecheur beigesetzt. Diese ursprüngliche Fabel des französischen Dichters wurde von dem deutschen Sänger des P. vielfach mit andern Sagenblumen und Abenteuern ausgeschmückt und mit christlicher Mystik übersponnen. Ausgaben des deutschen Gedichts sind 3 vorhanden: der alte Druck in römischer Schrift, ohne Ortsangabe, 1477, wahrscheinlich in Augsburg, gedruckt, ist so selten, daß man Abschriften davon hat machen lassen; dann „P., ein Rittergedicht aus dem 13. Jahrhunderte, von Wolfram von Eschilbach, zum zweiten Male aus der Handschrift abgedruckt ꝛc.", herausgegeben von Chr. Heinrich Müller in der „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. u. 14. Jahrhundert" (Bd. 1), u. „Parcival", herausgegeben von Karl Lachmann (Berl. 1833). Uebersetzt ward das Gedicht von San-Marte (Magdeburg 1836) und Simrock (Stuttgart 1842). Vgl. Eschenbach und Graal.

Par couvert (franz.), durch Einschluß (gewöhnlich auf Briefen).

Pardalo, nach der spanischen Mythe ein Roß, das sich auf den ödesten Bergen von Biscaya aufhielt. Der Ritter Don Diego Lopez war mit der Fee Hirschkuhfuß vermählt, verlor aber dieselbe und gerieth in maurische Gefangenschaft; darauf gab die Fee, um ihn zu befreien, seinen Kindern das Roß. Es trug weder Zaum, noch Sattel, noch

Steigbügel, noch Eisen, legte aber in einer Stunde den Weg von Cadix nach Pampeluna zurück.

Pardanthus (Pantherblume), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die sechstheilige, mit gleichen, radförmig ausgebreiteten Theilen und kurzer Röhre versehene Korolle, die zusammengerollten Antheren und die beerenartigen, kugeligen, scharlachrothen Samen. Als Zimmerpflanze kommt vor: P. chinensis *Kern.*, Jaia chinensis *L.*, Belemcanda chinensis *Dec.*, aus China, Japan und Indien, mit zahlreichen, gelblich-scharlachrothen, mit vielen dunkelblutrothen Flecken bestreuten Blüthen, dauert an gut beschützter Stelle, in einem lockern und sandigen Boden unter einer winterlichen Bedeckung im Freien aus, blüht dann weit schöner als im Topfe und wird durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt.

Parde, Fluß im Königreich Sachsen, entspringt im koloizer Walde und mündet bei Leipzig in die Pleiße.

Pardel (Parder, aus dem lat. Pardalis gebildet), in der Bibel ein reißendes Thier überhaupt, besonders eine gefleckte Katze, Panther oder Leopard; auch Trivialname für letzteren.

Parder (vom lat. Pardus), s. v. a. Panther, Pardel.

Pardessus, Jean Marie, berühmter französischer Jurist, geboren den 11. August 1772 zu Blois, ward 1795 Advokat, 1805 Maire von Blois, 1807 Mitglied des Corps législatif und 1810 Professor des Handelsrechts an der Universität zu Paris. Nach der Restauration kam er in die Kammer (1815—16 und 1824—27) und ward 1820 Rath am Kassationshofe. Seine treue Anhänglichkeit an die ältere bourbonische Linie, die ihm oft als Servilität ausgelegt worden, bewog ihn, nach der Julirevolution sowohl seine Professur, als seine Stelle am Kassationshofe niederzulegen. Seitdem lebte er vom öffentlichen Leben zurückgezogen u. widmete seine Thätigkeit hauptsächlich dem „Journal des savans" u. der Herausgabe der „Collection des ordonnances des rois de France", wozu er durch die Akademie der Inschriften, deren Mitglied er seit 1829 war, beauftragt wurde. Seine übrigen Schriften sind: „Traité des servitudes suivant les principes du code civil" (Paris 1806 u. ö.); „Traité du contract et des lettres de change" (2 Bde., das. 1809); „Eléments de jurisprudence commerciale" (das. 1811); „Cours de droit commercial" (4 Bde., das. 1814—16, 6. Aufl. 1840, 5 Bde.); „Collection des lois maritimes antérieures au 18 siècle" 8 Bde., das. 1828). Auch begann er eine neue Bearbeitung von Brequigny's und Laporte du Theils „Diplomata chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia" (Bd. 1 und 2, Par. 1846—49). Werthvoll ist auch seine Ausgabe der „Loi Saligne" (Par. 1843) mit Erläuterungen und Exkursen. Außerdem hat man von ihm noch einige rechtshistorische Werke und eine Ausgabe der Schriften von d'Aguesseau (13 Bde., Par. 1819).

Pardo, 1) Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Matto-Grosso, bildet eine weite Strecke die Grenze gegen die Provinz Goyaz, heißt in seinem obern Lauf Sanguixa, nimmt die Flüsse Sucuriy, Anhanduhy und Guaca Anhanduhy auf, mündet in den Parana und ist ungeachtet seiner zahlreichen Stromschnellen u. Wasserfälle für Kanots fahrbar. — 2) Fluß daselbst, entspringt in der Provinz Minas Geraes, durchfließt den nordöstlichen Theil von San Paulo u. mündet in den Parana, links. — 3) (Patypa), Fluß daselbst, Provinz Bahia, entspringt in Minas Geraes, fließt östlich durch mehre Mündungen bei Porto Seguro Velho in den Ocean.

Pardo (Pardow, Pardoa, Pardao), in den portugiesisch-ostindischen Besitzungen eingeführte silberne Rechnungsmünze. Der P.-Xeraphin zu 5 guten Tangas oder 300 Rees hat einen Werth von $3^1/_8$ Schilling Sterl., der gemeine P. zu 4 guten Tangas oder 240 Rees = $2^1/_2$ Schill. Sterl.

Pardoe, Miß Julia, englische Schriftstellerin, geboren zu Beverley in Yorkshire, schrieb schon in ihrem 13. Jahre ein Pamphlet an die englischen Armen, um John Hail, einem religiösen Fanatiker, entgegenzuwirken, und gab 1824 unter dem Titel „The nun" eine Sammlung von Gedichten heraus. Ein 15monatlicher Aufenthalt in Portugal (1826—27) lieferte ihr den Stoff zu dem Werke: „Traits and traditions of Portugal" (Lond. 1829). Zu gleicher Zeit schrieb sie für mehre belletristische Zeitschriften. Im Jahre 1835 trat sie mit ihrem Vater eine Reise nach der Türkei an, verweilte während des Sommers im südlichen Frankreich und gelangte im November nach Konstantinopel, wo sie als türkischer Knabe verkleidet um Mitternacht die Moscheen zu besuchen sich erkühnte. In den Jahren 1839 u. 1840 ging sie nach Ungarn u. Oesterreich, wo ihr am kaiserlichen Hofe ein sehr schmeichelhafter Empfang zu Theil wurde. Außer mehren historischen Novellen (Speculation, Lond. 1831, 2 Bde.; The Martens, das. 1835; The Daventris, das. 1835; The romance of the Harem, das. 1839, 3 Bde.) gab sie die Resultate ihrer Reiseanschauungen in „River and desert" (Lond. 1838), einer Sammlung von Briefen, die sie während ihres Aufenthalts in Südfrankreich geschrieben, in „The city of the sultans and domestic manners of the Turcs" (das. 1837), in „The beauties of the Bosporus" (das. 1838, mit prachtvollen Kupfern) und in „The city of the Magyar of Hungary and his institutions in 1839 and 1840" (das. 1840) heraus. Letzterem Werke schließt sich „The Hungarian Castell", eine Sammlung ungarischer Sagen und Mährchen (Lond. 1842), an. In neuerer Zeit hat sich Miß P. in den „Confessions of a pretty woman" (Lond. 1846, 3 Bde.) wieder dem Romane zugewandt. Ihre Werke zeichnen sich durch klare und gefühlvolle Darstellung, erhabenen Schwung der Phantasie und treffliche Charakterschilderung aus.

Pardon (franz.), im Allgemeinen Verzeihung; im Kriegswesen Schonung des Lebens, die vom Sieger dem Besiegten gewährt wird, wenn letzterer sich auf Gnade oder Ungnade ergibt. Es ist bei allen Völkern von jeher Sitte gewesen, dem Feinde, der sich wehrlos ergibt, das Leben zu schenken, und nur durch vorhergegangene Umstände besonders erregte Kampfeswuth kann das entgegengesetzte Verfahren entschuldigen. Unverträglich mit der militärischen Ehre ist es, um P.

zu bitten, so lange nicht alle Mittel zum Widerstande erschöpft sind; auch gab es in allen längern Kriegen Truppentheile, die es sich zum Gesetz gemacht hatten, durchaus keinen P. zu nehmen, so im dreißigjährigen Kriege die Pappenheimer, im siebenjährigen Kriege die schwarzen Husaren mit den Todtenköpfen an der Kopfbedeckung, im napoleonischen Kriege die Freischaaren Schills und Lützows und die französische Garde, deren Wahlspruch: La garde meurt, mais elle ne se rend pas, bekannt ist. Das Verweigern des P. wurde beim Sturme der Russen auf Ismail (22. Dec. 1790) von Suwarow ausdrücklich befohlen. Außerdem ist in den ersten Perioden fast aller Revolutionskriege die grausame Maßregel ausgeführt worden, selbst die Gefangenen dem Tode zu überliefern, u. diese hat sich dann immer als geübte Wiedervergeltung so lange fortgesetzt, bis sie endlich am mahnenden Gefühle der Menschlichkeit oder an politischen Rücksichten eine Grenze gefunden; so im Vendéekriege (1791—95), in den Revolutionen von Hayti (1792—1822), in den Freiheitskämpfen des ehemaligen spanischen Amerika (1810—24) und in den spanischen Bürgerkämpfen der Karlisten und Christinos.

Pardubitz (Pardubice, Parduwitz), Stadt im ehemaligen österreichisch-böhmischen Kreise Chrudim, neuerlich Hauptstadt eines besondern, die vormaligen Kreise Königgrätz, Chrudim und Czaslau umfassenden Kreises, südlich von Königgrätz, an der Elbe und Chrudimka, hat 2 Vorstädte (grüne und weiße Vorstadt), 2 Thore, ein kaiserliches Schloß mit Wällen und Bastionen, eine Dechanteikirche, 3 andere Kirchen, ein Rathhaus, eine Garnison, 2 Bürgerspitäler, ein Militärspital, eine Hauptschule, ein Gestüte, einen Kupfer- u. Eisenhammer, Obstbau u. 3550 Einw. P. hatte schon 1158 Stadtrechte, wurde 1421 von den Hussiten verbrannt u. hatte auch durch die spätern Kriege viel zu leiden.

Paré, Amboise, lat. Ambrosius Paräus, der Vater der französischen Wundarzneikunst, geboren 1509 zu Laval im Departement Mayenne, ward als Lehrling bei einem Wundarzte in Laval durch einen Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, bestimmt, sich der höhern Wundarzneikunst zu widmen. Zu dem Ende begab er sich nach Paris, wo sich seiner besonders der Professor Goupil am Collége de France annahm. Im Jahre 1536 machte er den Feldzug in Italien mit und erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doktorwürde, wurde 1552 Leibwundarzt Heinrichs II. und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Karl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König, weil die Besatzung es wünschte, dahin zu gehen, da fast alle Verwundete starben. P. rechtfertigte in glänzender Weise das auf ihn gesetzte Vertrauen der Belagerten. Durch seine außerordentliche Geschicklichkeit hatte er sich am Hofe besonders viele Freunde erworben, wurde aber bitter gehaßt von den Aerzten. Man beschuldigte ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben, eine Anklage, welche Katharina von Medicis mit Unwillen abwies. Als er Karl IX. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, stieg er so in der Gunst des Hofes, daß der König ihm, dem Protestanten, in der Bartholomäusnacht eine Zuflucht in den königlichen Gemächern gewährte. P. † zu Paris den 22. December 1590. Man verdankt ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden; er wandte zuerst wieder die Unterbindung der Gefäße bei Amputationen 2c. an, handelte ausführlich von den Kopfverletzungen und der Trepanation, stellte bessere Grundsätze in der Operation der Hernien auf, verwarf die dabei bisher übliche Kastration, setzte künstliche Augen ein und erfand manches nützliche Instrument. Seine Werke, die zu Paris 1561 und öfter erschienen, wurden ins Lateinische übersetzt von J. Guilleman (Paris 1562, Frankfurt a. M. 1594, deutsch daselbst 1604 und 1631).

Parecis, Serra dos, südamerikanisches Gebirg, ein Theil der Cordillera geral oder des Centralgebirgs von Brasilien, ist nach Osten in ein welliges Tafelland abgeplattet (Campos dos P.), das fast ganz mit lockerm Sand überschüttet und so unfruchtbar ist, daß man, mit Ausnahme der nächsten Umgebungen der Quellen, überall nur hartblätterige, saftlose Halbsträucher findet. Der noch wenig erforschte eigentliche Kamm der Serra zieht sich von den Campos aus in nordwestlicher Richtung 200 Legoas weit dem Guapore parallel, und die östliche Fortsetzung derselben bildet mit der anstoßenden Serra do Pary einen Theil der Grenze zwischen dem Stromgebiete des Paraguay und des Amazonenstroms. Der südliche Abhang gibt allen Quellflüssen des Paraguay, der nördliche denjenigen des Tapajoz den Ursprung.

Paregorica (v. Griech.), früher solche Heilmittel, welche eine beruhigende, schmerzstillende Kraft besitzen sollten. Zu ihnen gehört die aus Opium, Benzoësäure, Kampher, Anisöl und Weingeist bereitete Tinctura opii benzoica (Elixir paregoricum).

Pareja, Juan de, genannt el Esclavo, spanischer Maler, 1606 zu Sevilla geboren, ward im Hause des berühmten Velasquez erzogen, u. zwar in der Lage eines Sklaven, als welcher er heimlich in der nur einem Freien vergönnten Malerkunst sich übte. König Philipp IV. sah sein eigenes von P. gemaltes Bildniß, gab dem angehenden Künstler die Freiheit und dem Velasquez den Befehl, ihm Unterricht zu ertheilen. P. bildete sich nun in der kürzesten Zeit zu einem der ersten Meister der kastilischen Schule. Er blieb stets im Hause seines Erziehers und Lehrers und zog sich nach dessen Tode in das Haus von Velasquez' Tochter zurück, wo er 1660 †. P.'s Werke bestehen größtentheils in Bildnissen und historischen Darstellungen, unter welchen die Berufung des heiligen Matthäus zum Apostelamt, in lebensgroßen Figuren, in der Kirche zu Aranjuez, die Taufe Christi in Sta. Trinità zu Toledo, die Heiligen Johannes Evangelista und Orontius und die Madonna da Guadelupe bei den Recolletos zu Madrid die vorzüglichsten sind.

Parenchym (v. Griech.), eigentlich Eingefülltes, die Substanz der Drüsen und drüsigen Gebilde, wie Lungen, Leber, Milz, Nieren 2c.; in der botanischen Terminologie s. v. a. Blattmasse, uneigentlich Mark genannt, die zwischen der Rinde und dem Mark eines Stengels, zwischen den beiden Lamellen eines Blattes, um und zwi-

schen dem Adernetz, zwischen der Epidermis und der Samenhaut der Schwämme befindliche, schwammige oder saftige Substanz.

Parentalia (lat.), die jährliche Feier zu Ehren gestorbener Verwandten (parentes), deren hohes Alter durch die Zurückführung auf Numa oder gar Aeneas angedeutet wird. Sie bestand aus einem Opfer und Mahl am Grabe der Angehörigen, begann mit einem Gebet zu Janus und Jupiter, und Bohnen gehörten zum symbolischen Ritual. Es war dazu ein eigener Tag im Februar bestimmt, und die Feier fand bei hellem Tage Statt. Vgl. Feralien.

Parentatio (lat.), s. v. a. Parentalia; daher Parentation, Rede am Grabe oder im Hause des Verstorbenen.

Parentel (parentela), in den alten Rechtsquellen bald die Familie als geschlossene Rechtsgenossenschaft, bald eine Mehrheit von Verwandten, welche von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen, unter welchen dann wieder so viel einzelne P.en unterschieden werden können, als nähere gemeinschaftliche Stammväter für einen Theil derselben vorhanden sind. Hierauf gründete sich die in den alten deutschen Volksrechten übliche Parentelordnung, d. h. diejenige Erbfolgeordnung, bei welcher es darauf ankam, wer den nächsten Stammvater mit dem Verstorbenen gemein hatte. Unter Respectus parentelae versteht das römische Recht das verwandtschaftliche Achtungsverhältniß, in dem Jemand zu den Geschwistern eines Ascendenten (z. B. der Neffe zur Tante) steht, was namentlich als Ehehinderniß in Betracht kommt.

Parenthese (v. Griech.), Einschaltung, in der Rhetorik eine nicht nothwendig zu der eben behandelten Hauptsache gehörige Erwähnung, welche entweder den Zusammenhang unterbrechend in der Mitte des Hauptsatzes eingeschoben, oder auch am Schlusse desselben hinzugefügt wird. Zur erstern Art gehören beiläufige Bemerkungen, zu denen ein Wort des Hauptsatzes Anlaß gibt, kurze Erklärungen, nähere Orts- oder Zeitbestimmungen ꝛc., zur letztern Anmerkungen und Citate, die man jedoch auch häufig außerhalb des Zusammenhanges am untern Rande der Seite anzubringen und durch Verweisungszeichen bemerklich zu machen pflegt. Bei den alten Rhetoren galt die P. als Redefigur (Interpositio, Interclusio), weil sie häufig mit Absicht zur Erhöhung der Lebhaftigkeit durch Unterbrechung des Ganges der Rede angebracht wurde. In der Orthographie versteht man unter P. Einschaltungszeichen, welche zur Bezeichnung des Endes und Anfanges einer Einschaltung angebracht werden; sie sind (...), [...] und —....—. Kommt in einer Einschaltung wieder eine solche vor, so hat man sich verschiedener Zeichen zu bedienen, als (.... [....] ....). In der Algebra haben diese Einschließungs- oder Zusammenfassungszeichen, besser Klammern genannt, die Bestimmung, eine gewisse angedeutete Rechnung auf einen ganzen mehrgliederigen Ausdruck und nicht bloß auf das unmittelbar neben dem Rechnungszeichen stehende Glied zu beziehen; sie sind ( ), [ ], { }. Eine P. auflösen heißt einen mit Klammern versehenen Ausdruck in einen ihm gleichen ohne Klammern verwandeln, was bei Additionen durch bloße Weglassung der Klammern, bei Subtraktionen durch Verwandlung der Vorzeichen der Glieder des Subtrahenten in die entgegengesetzten, bei Multiplikationen und Divisionen durch wirkliche Ausführung der Rechnung geschieht. Umgekehrt heißt eine P. bilden, die Glieder eines Ausdrucks durch Ausscheiden gemeinschaftlicher Faktoren, Divisoren ꝛc. zusammenziehen, so daß eine vorher im Einzelnen vorgenommene Rechnung sich auf das Ganze bezieht, was durch eingefügte Klammern angedeutet wird.

Parenzo, Stadt im istrianer Kreis des österreichischen Königreichs Illyrien, auf einem Felsen im adriatischen Meere und durch eine Landzunge mit der Halbinsel verbunden, in ungesunder Lage, ist Bischofssitz und hat eine alte Kathedrale von merkwürdiger Bauart, deren Erbauung Otto dem Großen zugeschrieben wird. Die Kirche hat viele schöne Skulpturarbeiten (Säulen, Verzierungen ꝛc.) aus Marmor und trefflich ausgeführte Mosaikarbeiten aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Der Hafen ist gut und sicher, wird jedoch nicht stark besucht. Die Einwohner, 2500 an der Zahl, treiben bedeutenden Fischfang und Schiffbau, Holz-, Wein- und Fischhandel; in der neueren Zeit wurden hier bedeutende Maulbeerpflanzungen angelegt. P. ist das Parentium der Alten. Die Stadt erkannte früh die Herrschaft Venedigs an, empörte sich 1160, wurde aber wieder unterworfen. Im Jahre 1354 wurde die Stadt von den Genuesen zerstört, erholte sich aber bald wieder.

Parere (franz. parère), Gutachten, welche die Vorsteher des Handelsstandes an großen Handelsplätzen in Streitigkeiten, die im Handelsverkehr vorfallen, oder auch Handelskammern kollegialisch fassen und dem Anfrager schriftlich ausstellen.

Parerga (griech.), Nebenwerke; als Büchertitel, mehre zusammengestellte kleine Schriften oder Bemerkungen.

Pares curiae (lat.), die Vasallen der fränkischen Könige, die besonders als Richter in erster Instanz bei Streitigkeiten, namentlich in Lehnssachen, in den Diensten dieser Könige standen; unter sich nennen sie im Range sich gleich.

Paresis (griech.), unvollkommene Lähmung, geringer Grad von Paralyse (s. d.), auch s. v. a. Ohnmacht.

Pareticus (lat., v. Griech.), nachgebend, schlaff, erschlaffend, z. B. Methodus paretica, die erschlaffende, paretische Heilmethode.

Paretz, Dorf in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ost-Havelland, mit königlichem Lustschloß an der Havel und 240 Einwohnern; Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms III.

Parforcejagd (französische Jagd), die Art der Jagd, bei welcher das Wild (vorzugsweise Hirsche, aber auch Sauen, Rehe, Hasen und Füchse) durch Hunde und Jäger zu Pferde so lange verfolgt wird, bis es nicht weiter fliehen kann, und dann mit dem Hirschfänger oder nach Umständen mit der Büchse erlegt wird. Diese Jagdweise stammt aus dem Orient und wurde zur Zeit Karls des Großen aus Frankreich nach Deutschland ver-

breitet, ihrer Kostspieligkeit wegen aber fast nur von Fürsten geübt. Jetzt ist sie nicht mehr gebräuchlich; ein Ueberbleibsel von ihr ist aber die in England beliebte Hetzjagd auf Füchse mit Hunden, wobei die Jäger zu Pferd folgen. Die Jagdequipage bestand aus Hunden, Pferden und Personal. Die Hunde waren theils Leithunde zum Vorsuchen und Bestätigen des Wildes, theils eigentliche Parforcehunde, welche eigens dressirt die Meute bildeten, zu der 50—100 und mehr Stück gehörten. Die Parforcepferde waren von mittlerer Höhe und wurden zur Jagd eingeübt. Zu einer gewöhnlichen Jagdequipage waren 50—60 Pferde nöthig mit einem ganzen Troß von Jagdbedienten. Namentlich gehörten 3—4 Piqueure dazu, hirschgerechte Jäger, die jeden Hund der Meute nach seinem Namen und nach seiner Tauglichkeit kennen und dazu tüchtige Reiter und gute Hornisten seyn mußten. Ihnen vorgesetzt war der Oberpiqueur (Erzpiqueur, Oberjäger), der älteste Piqueur, dem die Aufsicht über das untere Jagdpersonal 2c., die Ermittelung des Wildes und bei der Jagd selbst die Aufstellung der Relais oblag. Der Vorgesetzte der ganzen Jagdequipage war der Kommandant (Direktor), dem gewöhnlich ein Jagdjunker als Vicekommandant beigegeben ward. Die P. selbst geschah, nachdem Tags vorher die bestätigten Hirsche angemeldet worden waren und der Jagdherr den zu jagenden Hirsch gewählt und das Rendezvous, den Zusammenkunftsort, bestimmt hatte. Eine ausgezeichnete poetische Schilderung einer solchen Jagd findet sich in Immermanns „Tristan und Isolde".

Parfümerien (Parfums, Odeurs), Gesammtname aller derjenigen Stoffe u. Mischungen, mittelst deren Anwendung man üble Gerüche zu verbessern und in den Wohnungen, in Kleidern, Wäsche, auf der Haut, in den Haaren 2c. Wohlgeruch hervorzubringen sucht. Die Hauptgegenstände, welche zu den P. gehören, sind: wohlriechende Pulver, Räucherwerk, ätherische Oele, wohlriechende oder aromatische Wasser, aromatische geistige Flüssigkeiten, aromatische Essige, wohlriechende Seifen, Pomaden, Teige u. dgl., wozu noch mancherlei andere Gegenstände der Toilette kommen, ohne eigentliche P. zu seyn, wie Schminken, Zahnpulver 2c. Die P. sind, mit sehr wenigen Ausnahmen (wie der Moschus, Bernstein und Ambra), dem Pflanzenreiche entnommen und in diesem Fall entweder Blüthen, Früchte, Wurzeln, oder Rinden und werden entweder im natürlichen Zustande oder gepulvert, gröblich geschnitten, oder endlich als Extrakte und ätherische Oele verwendet. Gewöhnlich mischt man mehre solche Stoffe in trocknem Zustande, z. B. als Räucherpulver, zu Riechkissen, einigen Arten Pomade 2c., oder im feuchten Zustande als Riechwasser mit einander. Die flüssigen P. kann man entweder durch unmittelbare Digestion und Destillation der trockenen einfachen oder gemischten Riechstoffe, oder dadurch erhalten, daß man die aus den einzelnen Substanzen gewonnenen ätherischen Oele mit reinem Fett oder Oel, wie die Pomaden, Seifen und Haaröle, mischt, oder dieselben mit reinem Franzbranntwein oder Weingeist digerirt und dann filtrirt. Am meisten werden zu Präparaten der P. angewendet: Ambra, Zibeth, Moschus, Vanille, Rosen-, Cedern-, Sandel-, Sassafras- und Aloëholz, florentinische Veilchenwurzel, Storax, flüssiger Storax, Weihrauch, Benzoë, Laudanum, Bernstein, Olibanum, Mastix, peruvianischer Balsam, Kaskarillrinde, Zimmtrinde, Muskatnüsse, Gewürznelken, Lavendel, Thymian, Melisse, Rosmarin, Melilloten, Ysop, Rosen, Veilchen, Pomeranzenblüthen, Orangenblüthen, Lilien, Jasmin, Rosenöl, Lavendelöl, Rosmarinöl, Thymianöl. Die P. selbst sind in unendlicher Anzahl vorhanden. Den meisten Ruf hat sich das Eau de Cologne (s. Kölnisches Wasser) erworben. Ein übermäßiger Gebrauch derselben kann der Gesundheit und namentlich dem Nervensysteme schädlich werden. Durch P. die Luft reinigen zu wollen, beruht auf einem Irrthum; nur ihre schlechte Beschaffenheit kann man verstecken, im Grunde aber verdirbt man sie noch viel mehr.

Parga, feste Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, Sandschak Delvino (Delonia), die südlichste Stadt desselben, an der Küste, an der Mündung des Fanari (des Acheron der Alten), der südlichen Spitze Korfu's gegenüber, auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meere umspült ist und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, an deren Spitze sich eine fast unbezwingliche Citadelle befindet. P. hat einen doppelten Hafen, Handel mit Olivenöl, Tabak, Früchten 2c. u. 5000 Einw. (vor der Auswanderung derselben bei Uebergabe der Stadt von den Briten an die Türken 1819, welche die Stadt ganz leer von Einwohnern erhielten). P., das Hypargon der Alten, wurde zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs gegründet. Die alte Stadt P. liegt westlich von der neuen; bei dem Einfall der Türken in Europa veranlaßten die Priester die Bewohner (Pargioten), sich auf der Halbinsel, worauf das jetzige P. steht, niederzulassen, und in dieser festen Stellung trotzten sie Jahrhunderte lang der Macht der Türken. Sie hatten eine freie Verfassung, feierten altgriechische Feste, und der lebhafte Handel bereitete Wohlstand. Im Jahre 1401 begaben sie sich in den Schutz Venedigs und blieben mit der Republik im Bündnisse bis zum Untergange derselben (1797), worauf sie französische Truppen aufnahmen. In Unabhängigkeit von Ali Pascha von Janina sich behauptend, wurde der Ort damals das Asyl aller von diesem Tyrannen Verfolgten, welcher deshalb Alles aufbot, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, die im Vertrage zwischen Rußland und der Pforte 1800 an letztere überlassen wurde. Dennoch gab der Pascha seinen Plan, P. endlich doch noch zu erhalten, nicht auf. Als Napoleon im tilsiter Frieden nicht darauf einging, ihm P. und die jonischen Inseln zu überlassen, befreundete er sich mit den Engländern, die nun das wieder unter französischen Schutz gestellte P. der Pforte, eigentlich aber dem Pascha zusprachen. Die Pargioten schlugen jedoch alle Angriffe des Pascha siegreich zurück. Im Jahre 1815 überfiel Omer Vrione, den Ali Pascha dahin geschickt hatte, um mit 5000 Albanesen die Felsenveste zu erobern, P., wurde aber von den Pargioten geschlagen. Durch den Verrath einiger Archonten genöthigt, sich unter englischen Schutz zu stellen, suchten die Pargioten darauf die Einverleibung in die Republik der jonischen Inseln

nach, worauf die Engländer sofort eine Besatzung nach P. legten, ohne indeß die Bitte um Einverleibung eigentlich zu gewähren. Sie knüpften vielmehr Unterhandlungen mit Ali Pascha an und übergaben ihm die Stadt 1819, nachdem er allen Bewohnern, wenn sie auswandern wollten, eine Geldentschädigung versprochen hatte. Nun wendeten sich die verzweifelnden Einwohner, nachdem sie die Gebeine ihrer Vorfahren ausgegraben und verbrannt hatten, fast alle nach den jonischen Inseln. Jetzt ist Neu-P. öde und wüste und nur von einigen schypetarischen Familien bewohnt. Vgl. Mustoxidis, Précis des événements qui ont précédé et suivi la cession de P., Paris 1820.

Pari (al pari, franz. pair, au pair; engl. par), ein aus dem Italienischen stammender, im Handels-, Geld- und Wechselverkehr eingebürgerter Ausdruck, der das Gleichverhältniß im Werthe ausdrückt, in welchem zwei verschiedene Gegenstände zu einander stehen. Wird z. B. für einen Staatsschuldschein von 100 Thalern die gleiche Summe in klingendem Kurant bezahlt, so steht letzteres zu ersterem p., d. h. in gleichem Werthe; zahlte man dagegen für ersteren nur 97 Thaler baar (Geld), so stände derselbe zur Zeit in seinem Gegenwerthe 3% unter p.; zahlte man aber im Gegensatze hierzu mehr als 100 Thaler baar für dieses Papier, so stände dasselbe um so viel Procent über p., als die Mehrzahlung dafür betragen würde. Diese Abweichung im Kurswerth von ursprünglich auf gleichen Werth lautenden Papier- oder Geldsorten wird entweder bedingt durch die Differenz im reellen Werthe desselben, wenn z. B. die Gold- und Silbermünzen des einen Staates einen minderen Feingehalt haben, als die mit gleichem Werthgepräge versehenen eines andern Staates, in welchem Falle letztere auch um so viel über p. zu ersteren stehen werden, als ihr Feingehalt mehr beträgt; oder es wirken temporär eintretende Verhältnisse ein, z. B. eine größere Nachfrage nach der einen oder andern Papier- oder Geldsorte, in Folge deren die stärker gesuchten Artikel steigen, die weniger gesuchten dagegen in ihrem zeitherigen Kurswerthe verbleiben oder fallen würden. Das Mehr oder Weniger richtet sich nach den einwirkenden und obwaltenden Verhältnissen; so kann namentlich das Papiergeld eines Staates, einer Korporation oder eines sonstigen Instituts plötzlich und bedeutend unter p. fallen, ja sogar gänzlich werthlos werden, wenn ein in Aussicht stehender Krieg oder wenn sonstige bedrohliche Vorfälle die fernere Solidität, resp. Bürgschaftsfähigkeit der Aussteller zweifelhaft machen.

Paria, südamerikanische Halbinsel im Osten der Nordküste von Venezuela, östlich von Cumana, gegen Nordosten gerichtet, bis gegen die nordwestliche Spitze der Insel Trinidad reichend. Sie läuft in das gleichnamige Kap oder la Peña aus und bildet mit der Küste des Festlandes den gleichnamigen Golf (Meer des süßen Wassers, trauriger Meerbusen), welcher die Insel Trinidad von dem Festlande trennt, 20 Meilen lang und 11 Meilen breit ist, den Orinoco durch den Kanal Pedernales und mehre kleine Mündungen (Manamo, Macarco rc.) aufnimmt und durch die Bocca di Serpente und die Bocca di Dragon (beide mit Inseln) mit dem atlantischen Ocean in Verbindung steht. Dadurch entstehen der große, Schiffs-, Eier- und Affenkanal. Die Insel Trinidad bildet in dem Golf mit ihrer Nordwest- und Südwestspitze einen doppelten Eingang, einen südlichen (Can del Sur) und einen nördlichen.

Parias (Pariahs), die niedrigste Klasse der Bewohner Indiens, die durch die Verachtung, in der sie lebt, gleichsam außerhalb der eigentlichen Bevölkerung steht und keiner der 4 Kasten angehört. Die P. gehören ursprünglich einem Negerstamme an, welcher durch die Länge der Zeit, sowie durch das verschiedene Klima, durch mongolische Mischung rc. mehr oder weniger von seinem Urtypus verloren hat, im Ganzen aber seine Abstammung nicht verleugnet. Durch das indische Kastensystem und durch die aus demselben entstehenden Verstoßungen hat diese jetzt so verachtete Menschenrace in Verbindung mit eingewanderten Fremdlingen einen bedeutenden Zuwachs erhalten, der vorzüglich mit zu ihrer Erniedrigung beigetragen hat. Wahrscheinlich sind aber diese P. die von den fremden Eindringlingen unterjochten Urbewohner des Landes. Sie sind nicht nur über die ganze große Halbinsel verbreitet, sondern finden sich auch auf den ostindischen Inseln. In allen Ländern Indiens aber sind sie von den andern Kasten geknechtet u. werden mit großer Härte behandelt. Sie dürfen fast nirgends das Land für eigene Rechnung bauen, sondern müssen sich den andern Stämmen vermiethen, von denen sie gegen einen sehr geringen Sold zu den härtesten Arbeiten gebraucht werden. Jeder Paria ist in dem Gedanken erzogen, daß er geboren sey, um den Andern zu dienen, und daß dies sein unwiderrufliches Geschick sey. Die Verachtung und der Abscheu der andern Kasten u. namentlich der Brahmanen gegen die P. gehen so weit, daß an manchen Orten ihre Annäherung und selbst ihre Fußspur die ganze Nachbarschaft beschmutzt. Wer zufällig einen Paria berührt hat, muß sich waschen und je nach seinem Rang und seiner Kaste sich durch allerlei Ceremonien reinigen. Wer mit Leuten dieser Kaste essen, oder Lebensmittel, die sie bereitet, berühren, oder Wasser trinken wollte, das sie geschöpft haben, wer einen Fuß in ihr Haus setzen, oder ihnen erlauben wollte, das seinige zu betreten, der würde sich der Ausschließung aus seiner Kaste aussetzen und erhielte seine Wiederaufnahme nur nach höchst mühseligen und kostspieligen Formalitäten. Diese Art von Sklaverei besteht in ihrer ganzen Stärke namentlich auf der Küste Malabar. Alle P., welche hier geboren werden, sind ihr ganzes Leben hindurch, vom Vater auf den Sohn, leibeigen und an die Stelle gefesselt, auf welcher sie geboren sind; der Eigenthümer kann sie mit dem Boden verkaufen oder sonst nach Belieben über sie verfügen. Außer der in allen Provinzen der Halbinsel verbreiteten Pariaskaste gibt es noch andere, welche einzelnen Landstrichen eigenthümlich sind und wo möglich moralisch noch tiefer stehen. So gibt es in den Wäldern an der Küste von Malabar einen Stamm, die Puleahs (Puliahs), welche man weit unter die Thiere setzt, mit denen sie ihre Wohnung theilen. Man erlaubt ihnen nicht einmal, Hütten zu bauen, um sich gegen das Unwetter zu schützen,

eine Art Schirmdach, auf 4 Bambuspfählen und auf allen Seiten offen, deckt sie gegen den Regen; die meisten aber bauen sich eine Art Nest auf den dicht belaubten Bäumen, auf denen sie wie Raubvögel nisten und nicht bloß die Nacht, sondern auch einen großen Theil des Tages zubringen. Unter den P. gibt es aber eine Klasse, die eine Art von Herrschaft über sie ausübt, nämlich die Walluwers, die man auch spottweise Pariah-Brahmanen nennt. Sie halten sich abgesondert und schließen nur Heirathen unter einander, da sie sich als die Gurus oder geistlichen Führer dieses Stammes betrachten. Einem Paria, welcher Fähigkeiten besitzt, steht nur unter den mohammedanischen Fürsten der Weg zum Fortkommen in der Armee offen. Jene kümmern sich nämlich nicht um die Kasteneintheilung und stellen gern brauchbare und geschickte Leute in ihren Heeren an. So kommt es zuweilen, daß ein Brahmane als gemeiner Soldat unter einem Pariaoffizier dient. Solche kleine Dienstunannehmlichkeiten nimmt der Brahmane aber ruhig hin, ohne sich dadurch im mindesten in seinem Range beeinträchtigt zu fühlen; aber er würde unfehlbar aus seiner Kaste ausgestoßen werden, wenn er ein einziges Mal mit seinem Offizier äße. Die Zahl der P. wächst nicht nur durch ihre eigene Nachkommenschaft an, von denen keiner jemals in eine andere Kaste übertreten kann, sondern auch durch die aus den übrigen Kasten Ausgestoßenen. Die Hindu's glauben, daß die Seelen der gröbsten Sünder in die Körper der P. fahren, und daß Brahma selbst sie zu einem solchen Schicksal verdammt habe.

Pariation (v. Lat.), die baare Bezahlung; Zeugniß, daß ein Schuldner seinen Gläubiger bezahlt hat, besonders bei Konkurssachen.

Parichia, Hauptstadt der Insel Paros, auf den Trümmern der alten Stadt Paros, mit Schloß und Kirche (Panagia genannt, die schönste Kirche im Archipelagus), die beide aus parischem Marmor erbaut sind, und 800 Einwohnern, die sich mit der Verfertigung von Salzfässern, Mörsern u. dgl. aus Marmor beschäftigen.

Parietaria (Glaskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, charakterisirt durch die glockenförmige, 4spaltige Blüthenhülle und die 4 elastisch zurückspringenden Staubgefäße, einjährige und ausdauernde Kräuter der alten Welt, meist in Südeuropa und West- und Nordasien. **P. officinalis** *L.*, **P. erecta** *Mert.* et *Koch*, gemeines Glaskraut, Wandkraut, Mauerkraut, Peters-, Tropf-, Tag- und Nachtkraut, mit blattwinkelständigen Blüthenknäueln, wächst in einem großen Theil von Europa, an Wegen und alten Mauern, auf Schutthaufen, wüsten Plätzen. Früher ward das Kraut von dieser und der folgenden Art (**Herba Parietariae s. P. vulgaris s. majoris, Herba Helxines s. Perdicariae s. Vineaginis**) in Abkochung oder auch frisch ausgepreßt als harntreibendes, schleimiges und kühlendes Mittel, sowie auch äußerlich bei Wunden und Geschwüren angewendet; jetzt ist es ziemlich obsolet. **P. diffusa** *Mert.* et *Koch*, ausgebreitetes Glaskraut, **P. judaica** *Willd.*, findet sich in Südeuropa, aus den Ritzen und Spalten der Mauern hervortretend, auch auf Schutthaufen und an Wegen wuchernd. Andere Arten finden sich als Ziergewächse hier und da in Gärten, z. B. **P. arborea** *Ait.*, mit baumartigem Stamm; **P. verbascifolia** *Poir*, mit gebüschelten, winkelständigen Blumen. Man zieht die Glaskräuter aus Samen, der von den in warmen Ländern einheimischen Arten ins Mistbeet gestreut wird; die perennirenden werden durch Zertheilung und Stecklinge vermehrt.

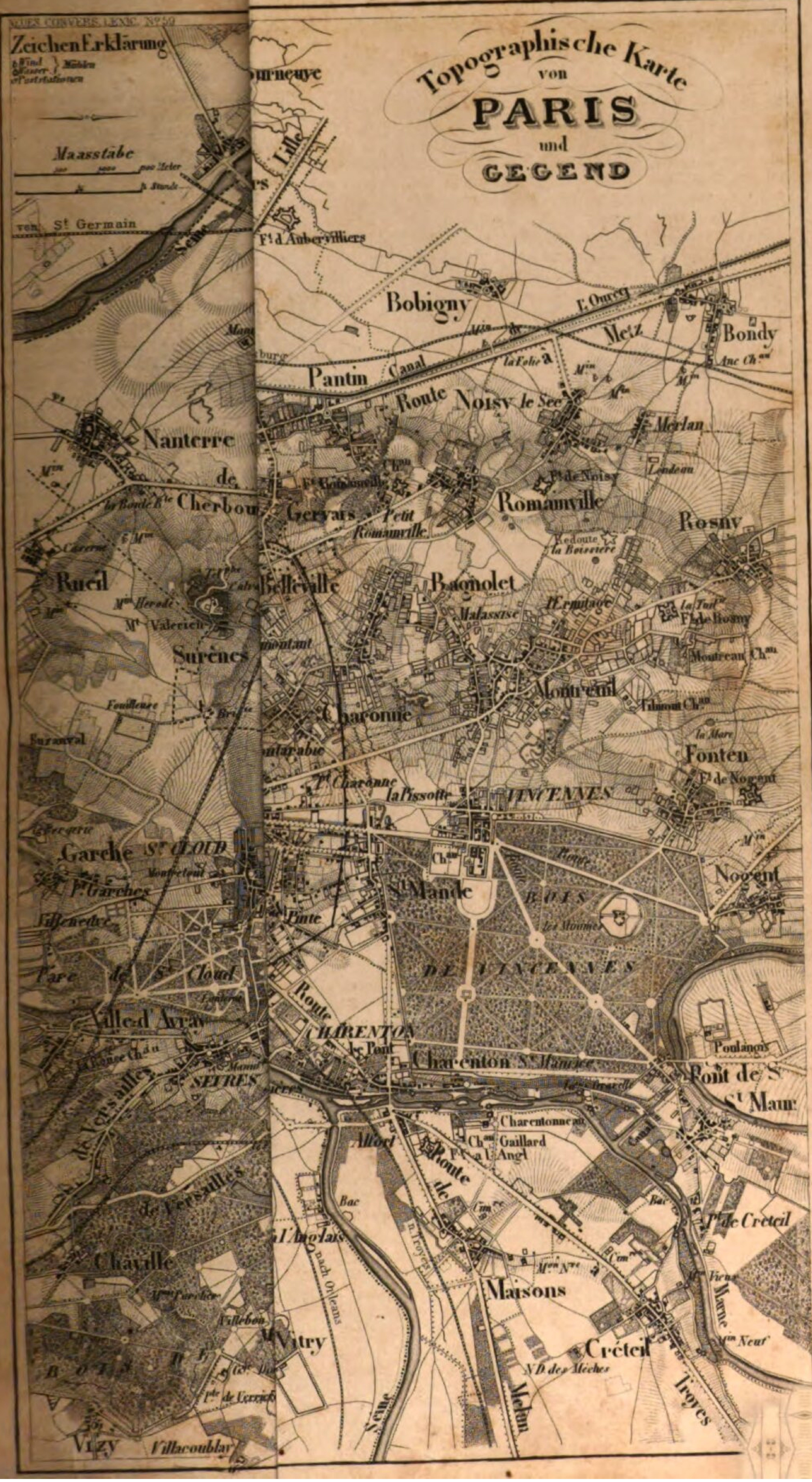
Pariglin (Parillin, Sarsaparillin, Salseparin), ein vegetabilisches Alkaloid, wurde 1824 von Galileo Palotta entdeckt. Es ist weiß, pulverartig, luftbeständig, riecht eigenthümlich, schmeckt bitter und scharf, schmilzt bei 100° R., wird dabei schwarz, zersetzt sich zum Theil, behält aber seine Bitterkeit. Das reine P. wird von kaltem Wasser gar nicht, von heißem wenig, von kochendem Alkohol sehr leicht gelöst; dagegen löst sich unreines auch in kaltem Wasser auf. Mit verdünnten Säuren bildet es Salze; von koncentrirter Schwefelsäure wird es zerstört. In einer Menge von 10—13 Gran genossen, bewirkt es Uebelkeit, verminderte Zahl der Pulsschläge, Ohnmacht und Schweiß. Am einfachsten und am reinsten gewinnt man es aus dem bis auf $1/8$ verdampften und durch Thierkohle entfärbten alkoholischen Auszug der Sarsaparillwurzel. Es bildet dann feine, farb- und geschmacklose Nadeln, löst sich nicht bloß in verdünnten Säuren, sondern auch in Alkalien und wird deshalb auch Parillinsäure genannt.

Parima (Parime, Sierra de P.), südamerikanisches Gebirgssystem, in Guyana (daher auch Hochland von Guyana genannt), scheidet die Ebenen des untern Orinoco von denen des Rio Negro und des Amazonenstroms, bildet aber nicht sowohl eine Cordillere oder zusammenhängende Kette, als vielmehr eine unregelmäßige Zusammenhäufung von Gebirgen, welche durch Ebenen und Savannen von einander getrennt und auf der südlichen, westlichen und nördlichen Seite vom Orinoco umflossen sind. Die nördlichste Kette der ganzen Sierra de P. scheint diejenige zu seyn, welche unter 7° 40′ nördlicher Breite vom Rio Arui hinter der Stadt Angostura nach dem großen Katarakt des Rio Carony und den Quellen des Imataca streicht, die Höhe von 1800 Fuß nicht übersteigt und zwischen den Städten Upata, Cupapui und Santa Maria die Zuflüsse des Orinoco von denen des Rio Cuyuni scheidet. Westlich vom Meridian der Stromschnellen von Camiseta fangen die hohen Gebirge im Bassin des Rio Caura erst unter 7° 20′ der Breite, südlich von der Mission San Luis Guaraguaraico, an, wo sie die Stromschnellen von Mura verursachen. Diese Kette streicht von Westen über die Quellen des Rio Cuchivero, die Cerros del Mato, Cerbatana und Maniapure bis zum Tepupano, einer Gruppe bizarrer Granitfelsen, welche Encaramade umgeben. Die höchsten Gipfel dieser Kette scheinen bei den Quellen des Cano de la Tortuga zu liegen. Südlich von der Insel Cucuruparu erhebt sich zuerst die Kette von Chaviripe (7° 10′ nördlicher Breite); sie streicht mit südlicher Neigung über die Cerros del Corozal, Amoco und Murrielago bis zum Erevato, einem Zufluß des Caura, bildet daselbst die Stromschnellen von Paru u. vereinigt sich mit den hohen Gipfeln von Matacuna. Dann folgt die Kette des Baraguan (6° 50′—7° 5′

nördl. Breite), welche durch die nach ihr benannte Stromenge des Orinoco berühmt ist und die südöstlich gegen den Siamacu u. die Gebirge streicht, welche die Quellen des Erevato und Caura von denen des Venituari scheiden. Die nun folgende Kette von Catichana und des Paruaci (6° 25′ nördl. Br.) hat ein sehr wildes Aussehen, ist aber von herrlichen Savannen umgeben. Auf dem westlichen, durchgängig niedrigen und flachen Ufer des Orinoco erhebt sich plötzlich der Pik von Uniana zu mehr als 3000 Fuß Höhe. Die Ausläufer, welche dieser Gipfel (zwischen 5° 35′—5° 40′ n. Br.) gegen Osten entsendet, werden vom Orinoco in der ersten großen Katarakte, der von Mapra und Aturos, durchbrochen; weiterhin vereinigen sie sich und streben zu einer Kette empor, die gegen die Quellen des Cataniapo die Stromschnellen des Venituari nördlich vom Einfluß des Asisi (5° 10′ nördl. Br.) und nach dem Cerro Cunevo streicht. Vier Meilen südlich von Aturos trifft man auf die Kette von Quittuna od. Maypures, welche die Barre der zweiten großen Katarakte bildet. Hierzu gehört der Cunavami, der abgestumpfte Pik Calitamini und der Jujamari. Die letzte Kette im südwestlichen Theil der Sierra de P. ist von der Maypureskette durch Waldebenen getrennt; es ist die der Cerros de Sipapo (4° 50′ nördl. Br.), eine ungeheure Zackenmauer, die als der Anfang derjenigen Reihe hoher Gebirge angesehen werden kann, welche in der Entfernung weniger Meilen das rechte Ufer des Orinoco da begleitet, wo der Strom zwischen den Mündungen des Venituari, Jao und Podamo (3° 15′ n. Br.) von Südosten nach Nordwesten fließt. Die Sipapokette bildet den südwestlichen Rand des Gebirgssystems von P. zwischen 70½° und 68° der Länge. Die Kulminationspunkte der Sierra de P., der 7800 Fuß hohe Duida und die noch höhere, vielleicht 10,000 Fuß hohe Maraguaca, liegen in der südlichsten Kette, an deren Fuß die Ebenen des Cassiquiare und des Rio Negro beginnen.

Parini, Giuseppe, italienischer Dichter, den 22. März 1729 in dem mailändischen Dorfe Bosisio geboren, widmete sich anfangs dem Studium der Theologie, dann aber ausschließlich der Poesie. Einige 1752 herausgegebene Versuche fanden Beifall und bewirkten seine Aufnahme in mehre Akademien, verbesserten aber seine Lage so wenig, daß er sich gezwungen sah, als Hauslehrer ein Unterkommen zu suchen. Durch sein didaktisch-satyrisches Gedicht „Il mattino“ (1763) erregte er Aufsehen und ward dem Gouverneur der österreichischen Lombardei, Grafen Firmian, bekannt, der ihm die Redaktion der „Gazetta milanese“ übertrug. Rasch folgten nun die Gedichte: „Il mezzogiorno“, „Il vespro“ und „La notte“, die seinen Dichterruf steigerten. Firmian ernannte ihn zum Professor der Poesie und Beredsamkeit an der palatinischen Schule zu Mailand u. nach Aufhebung derselben 1769 zum Lehrer derselben Gegenstände am Gymnasium der Brera. Nach Firmians Tode nahm ihn die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Maria Beatrice von Este, deren Vermählung er in dem musikalischen Drama „Ascanio in Alba“ gefeiert hatte, in ihren Schutz und bewirkte seine Ernennung zum Direktor der Brera. Nach der französischen Invasion ward P. Mitglied der mailänder Municipalität, verlor jedoch dies Amt nach der Rückkehr der Oesterreicher und sah sich mancherlei Verfolgungen ausgesetzt. Dabei erblindete er auf beiden Augen, ward zwar wieder geheilt, aber von einer andern Krankheit befallen, an der er den 15. August 1799 †. Die beste Ausgabe seiner „Tageszeiten“ („Il giorno“) ist die zu Florenz 1818 erschienene (deutsch, Frankfurt 1778). Treffender Witz und Ironie, originelle Phantasie und blühender, kraftvoller Styl zeichnen dies sein Hauptwerk aus. Auch seine lyrischen Poesien sind originell und kräftig und seine dramatischen Versuche nicht ohne Leben. Seine sämmtlichen Werke, herausgegeben von Fr. Reina, erschienen Mailand 1801—4, 6 Bde.; seine Poesien besonders gesammelt Florenz 1823, seine prosaischen Arbeiten (akademische Reden, Briefe, Programme ꝛc.) Mailand 1821.

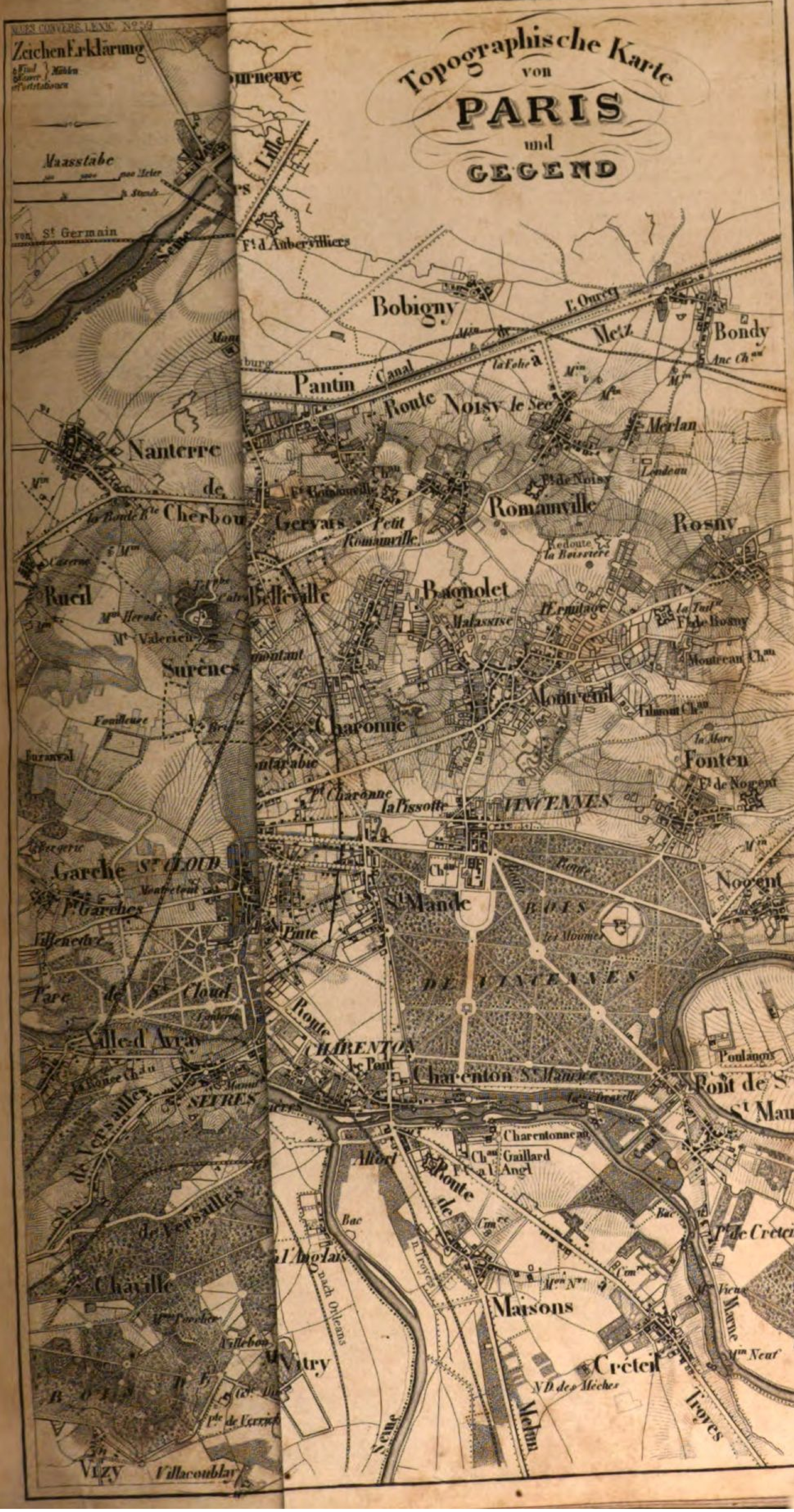
Paris (Alexandros), der zweite Sohn des Priamus und der Hecuba, bekannt als Veranlasser des trojanischen Kriegs durch die Entführung der Helena. Während der Schwangerschaft mit ihm träumte seiner Mutter, sie habe einen Feuerbrand geboren, der Ilion entzünde und einäschere. Die Seher legten den Traum dahin aus, Hecuba werde einen Sohn gebären, der dem Vaterlande den Untergang bereiten würde. Priamus ließ deshalb den Neugeborenen durch den Hirten Agelaus auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand nach 5 Tagen das Kind wohlerhalten, da eine Bärin es gesäugt hatte, nahm es mit sich, gab ihm den Namen P. und sorgte für seine Erziehung. Den Namen Alexandros erhielt P. später, weil er sich, als Jüngling durch Schönheit und Stärke ausgezeichnet, durch Vertheidigung der Heerden und Hirten berühmt machte. Vor ihm, als Hirten, erschienen in seinem ländlichen Aufenthalte Here, Aphrodite und Athene, um von ihm entscheiden zu lassen, welche unter ihnen die Schönste sey. Es waren nämlich zur Hochzeit des Peleus und der Thetis alle Götter eingeladen, nur Eris nicht. Sie erschien indeß, wurde aber nicht zugelassen und warf deshalb aus Rache einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten“ unter die Gäste. Drei Göttinnen machten sich alsbald diesen Preis streitig. Zeus, den sie zuerst um Entscheidung baten, ließ sie durch Hermes auf den Ida zu P. führen; Here versprach dem schönen Hirten die Herrschaft über Asien und Reichthum, Athene Kriegsruhm und Weisheit, Aphrodite das schönste Weib Griechenlands, die Helena, zur Ehe. P. entschied sich für die Liebesgöttin. Obgleich er schon mit Oenone, der Tochter des Flußgottes Cebren, vermählt war und diese, als der Weissagung kundig, ihn vor Helena gewarnt hatte, beschäftigte ihn doch nur jenes Versprechen der Aphrodite. Zu eben der Zeit entdeckte er auch seine Abkunft. Priamus nämlich stellte eine Leichenfeier des todtgeglaubten Sohnes an und ließ als Kampfpreis einen Stier von der Heerde holen. Man ergriff zufällig den Lieblingsstier des P. Dieser ging deshalb mit, nahm an den Spielen Antheil und besiegte seine Brüder. Hector zog das Schwert gegen ihn; er aber floh an den Altar des Zeus Herkeios, ward hier von Cassandra erkannt und von Priamus als Sohn aufgenommen. Hierauf segelte er unter dem Schutze


Topographische Karte von
PARIS
und
GEGEND
Zeichen Erklärung
Maasstäbe
von St. Germain
Seine
Ft. d'Aubervilliers
Bobigny
Bondy
Metz
Pantin
Canal
Route
Noisy le Sec
Merlan
Nanterre
Romainville
Rosny
Gervais
Petit Romainville
Rueil
Belleville
Bagnolet
Mt. Valerien
Surênes
Charonne
Montreuil
Fonten
Ft. de Nogent
la Pissotte
VINCENNES
Garche
St. CLOUD
St. Mandé
Nogent
BOIS
DE VINCENNES
Parc de St. Cloud
Ville d'Avray
Route
CHARENTON
Charenton St. Maurice
SEVRES
Pont de St.
St. Maur
Charentonneau
Alfort
Chau. Gaillard
Route de
de Versailles
Chaville
Bac
Ft. de Creteil
Maisons
Vitry
Créteil
Marne
Seine
Melun
Troyes
Vizy
Villacoublay

nördl. Breite), welche durch die nach ihr benannte Stromenge des Orinoco berühmt ist und die südöstlich gegen den Siamacu u. die Gebirge streicht, welche die Quellen des Erevato und Caura von denen des Venituari scheiden. Die nun folgende Kette von Catichana und des Paruaci (6° 25′ nördl. Br.) hat ein sehr wildes Aussehen, ist aber von herrlichen Savannen umgeben. Auf dem westlichen, durchgängig niedrigen und flachen Ufer des Orinoco erhebt sich plötzlich der Pik von Uniana zu mehr als 3000 Fuß Höhe. Die Ausläufer, welche dieser Gipfel (zwischen 5° 35′—5° 40′ n. Br.) gegen Osten entsendet, werden vom Orinoco in der ersten großen Katarakte, der von Mapra und Aturos, durchbrochen; weiterhin vereinigen sie sich und streben zu einer Kette empor, die gegen die Quellen des Cataniapo die Stromschnellen des Venituari nördlich vom Einfluß des Asisi (5° 10′ nördl. Br.) und nach dem Cerro Cunevo streicht. Vier Meilen südlich von Aturos trifft man auf die Kette von Quittuna od. Maypures, welche die Barre der zweiten großen Katarakte bildet. Hierzu gehört der Cunavami, der abgestumpfte Pik Calitamini und der Jujamari. Die letzte Kette im südwestlichen Theil der Sierra de P. ist von der Maypureskette durch Waldebenen getrennt; es ist die der Cerros de Sipapo (4° 50′ nördl. Br.), eine ungeheure Zackenmauer, die als der Anfang derjenigen Reihe hoher Gebirge angesehen werden kann, welche in der Entfernung weniger Meilen das rechte Ufer des Orinoco da begleitet, wo der Strom zwischen den Mündungen des Venituari, Jao und Podamo (3° 15′ n. Br.) von Südosten nach Nordwesten fließt. Die Sipapokette bildet den südwestlichen Rand des Gebirgssystems von P. zwischen 70½° und 68° der Länge. Die Kulminationspunkte der Sierra de P., der 7800 Fuß hohe Duida und die noch höhere, vielleicht 10,000 Fuß hohe Maraguaca, liegen in der südlichsten Kette, an deren Fuß die Ebenen des Cassiquiare und des Rio Negro beginnen.

Parini, Giuseppe, italienischer Dichter, den 22. März 1729 in dem mailändischen Dorfe Bosisio geboren, widmete sich anfangs dem Studium der Theologie, dann aber ausschließlich der Poesie. Einige 1752 herausgegebene Versuche fanden Beifall und bewirkten seine Aufnahme in mehre Akademien, verbesserten aber seine Lage so wenig, daß er sich gezwungen sah, als Hauslehrer ein Unterkommen zu suchen. Durch sein didaktisch-satyrisches Gedicht „Il mattino“ (1763) erregte er Aufsehen und ward dem Gouverneur der österreichischen Lombardei, Grafen Firmian, bekannt, der ihm die Redaktion der „Gazetta milanese“ übertrug. Rasch folgten nun die Gedichte: „Il mezzogiorno“, „Il vespro“ und „La notte“, die seinen Dichterruf steigerten. Firmian ernannte ihn zum Professor der Poesie und Beredsamkeit an der palatinischen Schule zu Mailand u. nach Aufhebung derselben 1769 zum Lehrer derselben Gegenstände am Gymnasium der Brera. Nach Firmians Tode nahm ihn die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Maria Beatrice von Este, deren Vermählung er in dem musikalischen Drama „Ascanio in Alba“ gefeiert hatte, in ihren Schutz und bewirkte seine Ernennung zum Direktor der Brera. Nach der französischen Invasion ward P. Mitglied der mailänder Municipalität, verlor jedoch dies Amt nach der Rückkehr der Oesterreicher und sah sich mancherlei Verfolgungen ausgesetzt. Dabei erblindete er auf beiden Augen, ward zwar wieder geheilt, aber von einer andern Krankheit befallen, an der er den 15. August 1799 †. Die beste Ausgabe seiner „Tageszeiten“ („Il giorno“) ist die zu Florenz 1818 erschienene (deutsch, Frankfurt 1778). Treffender Witz und Ironie, originelle Phantasie und blühender, kraftvoller Styl zeichnen dies sein Hauptwerk aus. Auch seine lyrischen Poesien sind originell und kräftig und seine dramatischen Versuche nicht ohne Leben. Seine sämmtlichen Werke, herausgegeben von Fr. Reina, erschienen Mailand 1801—4, 6 Bde.; seine Poesien besonders gesammelt Florenz 1823, seine prosaischen Arbeiten (akademische Reden, Briefe, Programme ꝛc.) Mailand 1821.

Paris (Alexandros), der zweite Sohn des Priamus und der Hecuba, bekannt als Veranlasser des trojanischen Kriegs durch die Entführung der Helena. Während der Schwangerschaft mit ihm träumte seiner Mutter, sie habe einen Feuerbrand geboren, der Ilion entzünde und einäschere. Die Seher legten den Traum dahin aus, Hecuba werde einen Sohn gebären, der dem Vaterlande den Untergang bereiten würde. Priamus ließ deshalb den Neugeborenen durch den Hirten Agelaus auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand nach 5 Tagen das Kind wohlerhalten, da eine Bärin es gesäugt hatte, nahm es mit sich, gab ihm den Namen P. und sorgte für seine Erziehung. Den Namen Alexandros erhielt P. später, weil er sich, als Jüngling durch Schönheit und Stärke ausgezeichnet, durch Vertheidigung der Heerden und Hirten berühmt machte. Vor ihm, als Hirten, erschienen in seinem ländlichen Aufenthalte Here, Aphrodite und Athene, um von ihm entscheiden zu lassen, welche unter ihnen die Schönste sey. Es waren nämlich zur Hochzeit des Peleus und der Thetis alle Götter eingeladen, nur Eris nicht. Sie erschien indeß, wurde aber nicht zugelassen und warf deshalb aus Rache einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten“ unter die Gäste. Drei Göttinnen machten sich alsbald diesen Preis streitig. Zeus, den sie zuerst um Entscheidung baten, ließ sie durch Hermes auf den Ida zu P. führen; Here versprach dem schönen Hirten die Herrschaft über Asien und Reichthum, Athene Kriegsruhm und Weisheit, Aphrodite das schönste Weib Griechenlands, die Helena, zur Ehe. P. entschied sich für die Liebesgöttin. Obgleich er schon mit Oenone, der Tochter des Flußgottes Cebren, vermählt war und diese, als der Weissagung kundig, ihn vor Helena gewarnt hatte, beschäftigte ihn doch nur jenes Versprechen der Aphrodite. Zu eben der Zeit entdeckte er auch seine Abkunft. Priamus nämlich stellte eine Leichenfeier des todtgeglaubten Sohnes an und ließ als Kampfpreis einen Stier von der Heerde holen. Man ergriff zufällig den Lieblingsstier des P. Dieser ging deshalb mit, nahm an den Spielen Antheil und besiegte seine Brüder. Hector zog das Schwert gegen ihn; er aber floh an den Altar des Zeus Herkeios, ward hier von Cassandra erkannt und von Priamus als Sohn aufgenommen. Hierauf segelte er unter dem Schutze


Topographische Karte von
PARIS
und
GEGEND
Zeichen Erklärung
Maasstabe
von St Germain
Seine
Fᵗ d'Aubervilliers
Bobigny
Bondy
Metz
Pantin
Canal
Route
Noisy le Sec
Merlan
Nanterre
de Cherbou
Gervais
Petit Romainville
Romainville
Rosny
Rueil
Belleville
Bagnolet
Mᵗ Valerien
Surènes
Montreuil
Charonne
Fonten
Fᵗ de Nogent
VINCENNES
Garche
Sᵗ CLOUD
Fᵗ Garches
Sᵗ Mandé
BOIS DE VINCENNES
Nogent
Parc de Sᵗ Cloud
Ville d'Avray
Route
CHARENTON
Charenton Sᵗ Maurice
SEVRES
Pont de S.
Sᵗ Maur
Poulangues
de Versailles
Charentonneau
Chᵃᵘ Gaillard
Alfort
Route de
Fᵗ de Creteil
de Versailles
Chaville
Maisons
Vitry
nach Orleans
Créteil
Marne
N.D. des Mèches
Troyes
Seine
Melun
Vizy
Villacoublay

der Aphrodite nach Lacedämon, entführte in Abwesenheit des Menelaus die Helena nebst Aethra und Clymene und einem großen Theil der Schätze des Hauses, feierte seine Vermählung auf der Insel Cranaë, Gythium gegenüber, und kehrte über Aegypten und Phönicien in die Heimath zurück. Menelaus hatte vergebens seine Gattin reklamirt, fast ganz Griechenland erhob sich zu seinem Beistande, und so kam es zu dem trojanischen Kriege (s. d.). Homer rühmt die Schönheit des P. und schildert ihn als einen Freund des Saitenspiels und der Frauen, auch wohl als kundig des Kriegs, aber säumig und feig, und als Urheber des Kriegs den Seinigen verhaßt. Bei der Eroberung der Stadt ward er von Philoctetes mit einem Pfeile des Heracles verwundet; da wandte er sich wieder zu seiner ersten Gattin, Oenone, um sich von ihr heilen zu lassen. Sie schlug es ihm ab, und so starb er an der erhaltenen Wunde; sie aber nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Als Söhne des P. von der Helena werden genannt: Buonomus und Idäus, Corythus (nach Andern wurde dieser mit der Oenone erzeugt) und Agavus. Die Kunst stellt ihn dar als einen unbärtigen Mann von jugendlich schöner Gestalt mit der phrygischen Mütze, auch mit dem Apfel, den er der Aphrodite als Preis der Schönheit reicht.

Paris (Einbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, charakterisirt durch die wagrecht abstehende Blüthenhülle, deren 4 äußere Zipfel einen Kelch bilden, während die 4 innern die eigentliche Krone vorstellen, und die 4fächerige Beere, ausdauernde Kräuter in Europa und Sibirien, von denen die wichtigste: P. quadrifolia *L.*, vierblätterige Einbeere (gemeine Einbeere, Wolfsbeere, Fuchstraube, Sauauge, Steinbeere), mit meist zu 4 wirtelständigen elliptischen, zugespitzten Blättern, 4 lanzettlichen äußeren Blüthenhüllblättchen (Kelchblättern), die etwas länger als die innern (Blüthenblätter) und die Staubgefäße sind, in ganz Europa in schattigen und feuchten Wäldern wächst. Der Wurzelstock, die Blätter und die Beeren, **Radix, Folia et Baccae Paridis s. Paris s. Solani quadrifolii s. Uvae versae s. Uv. vulpinae s. inservae s. Vitrariae s. Aconiti salutiferi**, waren früher officinell. Der Wurzelstock riecht beißend-flüchtig, schmeckt Ekel erregend und wirkt Brechen erregend, ähnlich wie die Ipecacuanha, daher er bei Kolik, Manie, Krämpfen und Keuchhusten verordnet wurde. Die Blätter, welche beim Reiben einen widerlichen, betäubenden Geruch entwickeln und einen süßlichen Geschmack haben, wirken narkotisch-giftig, drastisch-purgirend und Brechen erregend. Man bediente sich ihrer sonst in kleinen Gaben als eines schmerzstillenden, schweißtreibenden Mittels und auch als Antidot gegen Brechnuß (nux vomica). Die widerlich riechenden und weinartig schmeckenden Beeren braucht man eben so wie die Blätter, aber auch noch gegen Arsenik- und Sublimatvergiftungen. Die Blätter sollen auch äußerlich als Umschlag bei laxen und torpiden Geschwüren und der ausgepreßte Saft derselben bei chronischen Schleimflüssen der Augenlider wirksam seyn. Jetzt wird diese narkotisch-scharfe Giftpflanze weniger, als sie es verdient, angewendet.

Paris, Haupt- und Residenzstadt Frankreichs und als solche die Seele und das Herz dieses Reichs und Hauptcentralpunkt der civilisirten europäischen Welt, liegt unter 48° 50′ 14″ nördl. Br. und 20° L. westlich von Ferro (unter 0 nach dem pariser Meridian), 70 Mètres oder etwas mehr als 210 pariser Fuß über dem Meere und breitet sich in einer weiten, mit Gärten und Landhäusern angefüllten Ebene aus, die nur auf der Nordseite sich in dem bekannten Montmartre zu einer Anhöhe von 400 F. erhebt. Außerdem sind auf der Nordostseite die Höhen von Belleville und Menilmontant bemerkenswerth, die sich bis zum Kirchhofe des Père-Lachaise und gegen Vincennes als rechtes Thalufer der Seine hinziehen; südwestlich wird die Ebene etwas entfernter durch die Höhen begrenzt, welche bei Marly, St. Cloud, Sèvres, Meudon &c. den südlichen Thalrand der Seine bilden. Die Umgegend von P. ist theils wegen ihrer verschiedenen Erdschichten, theils wegen der großen Menge von Resten urweltlicher Thiere höchst merkwürdig. Man findet Tausende von versteinerten See- und Süßwassermuscheln, deren Urbilder dem atlantischen Meere meist fremd sind; ebenso gehören die Knochen der Landthiere, welche man findet und durch welche Cuvier hauptsächlich zu seinen so wichtigen Forschungen über die Entstehung und weitere Ausbildung des Erdballs angeregt wurde, größtentheils untergegangenen Geschlechtern an. Der Boden, auf welchem P. steht, enthält in den höher liegenden Theilen nach dem Montmartre zu Gypsmergel und Kalkstein, während auf dem linken Seineufer durch die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses gebildeter Alluvialboden vorherrscht. Die Luft ist im Allgemeinen rein und gesund, namentlich seitdem man die auf den Brücken befindlichen Häuser (seit Ludwig XVI.) abgetragen, sehr viele Straßen erweitert, neue Springbrunnen angelegt, die Boulevards bepflanzt, die Gottesäcker u. luftverpestenden Fabriken, sowie die Schlachthäuser aus der Mitte der Stadt entfernt und eine Gesundheitskommission errichtet hat; nur wenige Stadttheile, Straßen und Gassen machen eine Ausnahme. Den höchsten Thermometerstand nimmt man zu 32°, den mittlern zu 27° R., den niedrigsten zu 10 bis 12° unter dem Gefrierpunkt an. Die mittlere Höhe der jährlich fallenden Regenmasse beträgt 20 Zoll 4 Linien. Die Süd-, Südwest- u. Nordwestwinde sind die vorherrschenden; gegen den Nordwind wird die Stadt von den nördlich liegenden Höhen geschützt. Stürme sind in P. selten und ihre Dauer ist kurz, dagegen sind ungesunde Nebel häufig und anhaltend. Der längste Tag hat in P. 16 Stunden 6 Minuten, der kürzeste 8 Stunden 10 Minuten.

P., bis zum 24. Febr. 1848 Residenz des Königs und Sitz der Pairs- und Deputirtenkammer, ist gegenwärtig Sitz der kaiserlichen Regierung, Centralpunkt aller Ministerien und sonstigen Behörden des Landes, seit 1621 Sitz eines Erzbischofs (früher eines Bischofs), mehrer Gerichtshöfe (Appellhof, Kassationshof, Handelsgericht, Tribunal &c.), der 1. Militärdivision, einer Generalpostdirektion, Forstkonservation, der Zolldirektion &c. Die Präfektur- und Stadtobrigkeiten (denn das Departement der Seine umfaßt

nur P. und seine nächste Umgebung) sind: der Präfekt des Seinedepartements mit seinem Präfekturrath, bestehend aus 3 von ihm präsidirten Mitgliedern, und den Departementsräthen, bestehend aus 24 Mitgliedern, die ihren Präsidenten aus sich ernennen u. höchstens 15 Tage im Jahre zusammenbleiben und über Steuerwesen u. dergl. berathen; der Polizeipräfekt, der Alles, was die Sicherheit von P. betrifft, unter sich hat, daher die ganze Polizei mit allem Zubehör, das Armenwesen, alle öffentlichen Feste, die Ordnung in den Kirchen, Theatern, an der Börse leitet. Unter diesen beiden stehen die Maires und die 12 Friedensrichter der 12 Arrondissements. Die **Seine** tritt zwischen den Barrières de la Garre und de la Rapée in P. ein, durchschneidet die Stadt ziemlich in ihrer Mitte von Osten nach Westen in der Länge von etwa 2 Lieues, bildet mehre Inseln (s. unten) und verläßt sie wieder bei der Brücke von Jena. Ihre Breite ist auf diesem Laufe sehr verschieden: sie beträgt bei der Brücke des Pflanzengartens 160 Mètres oder gegen 500 pariser Fuß, bei dem Pont neuf 263 Mètres, bei dem Quai Chaillot 136 Mètres; am schmalsten ist der Arm, über welchen die Brücke St. Michel führt (49 Mètres). Der Fluß übersteigt selten seine Ufer; von 822 n. Chr. bis auf die neuesten Zeiten kennt man nur 53 größere Ueberschwemmungen. Außer der Seine hat P. noch das kaum 9 F. breite, 3600 F. lange, von Süden kommende und bei dem Quai de l'Hopital mit der Seine (links) sich vereinigende schlammige Flüßchen **Bièvre**, in welches die Abzugsgräben aller nahe gelegenen Häuser einmünden. Die Seine bildet mit ihrem parallel laufenden Arm des Gobelins mehre **Inseln**. Die ursprünglichen 5 sind durch Ausfüllungen auf 3 reducirt worden, nämlich die Palastinsel (Isle du Palais, gewöhnlich la Cité genannt), im Westen, Isle St. Louis, in der Mitte, und Isle Louviers, im Osten. Die Seine ist beinahe überall mit schönen und ziemlich breiten, gepflasterten **Kais** eingefaßt, die prachtvolle, imposante Straßen bilden und an welchen hier und da Landungs- und Ausladungsplätze angebracht sind. Der von Napoleon I. 1802 angelegte, von Nordosten kommende und P. mit St. Denis verbindende Kanal de l'Ourcq tritt bei der Barrière de la Villette in die Stadt, läuft als Kanal von St. Martin (1825 eröffnet) durch die Ostvorstädte u. mündet nach vielen Unterabtheilungen durch Thorschleußen bei der Brücke von Austerlitz in die Seine aus. Sein Nebenarm oder der Kanal von St. Denis geht nach St. Ouen. P. und namentlich die öffentlichen Fontainen und Nebenbrunnen, sowie die Bäder erhalten das nöthige Wasser theils aus der Seine (welches jedoch, besonders unterhalb der Stadt, nicht rein, sondern bläulich und Durchfälle erregend ist), theils durch großartige Wasserleitungen und hydraulische Anstalten. Außerhalb P. ist der eine Reihe von Jahren hindurch vielbesprochene artesische Brunnen vor dem Schlachthause von Grenelle bemerkenswerth, als ein Denkmal des Sieges der Wissenschaft über die Gewalt der Elementarkräfte. Auf mehren Plätzen sind schöne Springbrunnen (im Ganzen gegen 80) angelegt. Die merkwürdigsten sind die 2 auf der Place de la Concorde, der vor dem Triumphbogen de l'Etoile, die Fontainen auf der Place de l'Etoile, die de Bondi, das Chateau d'Eaux, zwischen der Porte St. Martin und der Straße du Temple, eine Kaskade, die Fontaine de Palmier, auf dem Platze du Chatelet, die Fontaine de Grenelle, auf der Straße Grenelle St. Germain, die Stadt P. nebst der Seine u. Marne darstellend, die Fontaine des Invalides, auf der Esplanade vor dem Invalidenhaus, trug sonst den Löwen von St. Marcus aus Venedig, der 1815 wieder zurückgeschafft wurde, die Fontaine auf dem Platz Louvois, wo der Herzog von Berry 1821 ermordet wurde, mit den Statuen der Seine, Loire, Garonne und Saone, u. viele andere, mit Statuen, Löwen, Architektur gezierte, in Tempelform gebaute, zum Theil nach Straßen, nahen Gebäuden u. dergl. benannte Fontainen. Unterirdische Abzugskanäle (**Kloaken**, Egouts) hat P. wenig, obgleich schon seit 1370, wo der damalige Prévôt den Abzugskanal von Menilmontant erweiterte, daran gearbeitet wird. Erst 1810 mehrten sich die Abzugskanäle, und unter Louis Philipp wurden seit 1835 in dieser Hinsicht große Bauten unternommen. In der neuern Zeit hat man auch angefangen, die Straßen durch absorbirende Quellen zu reinigen. **Häfen** hat P. oberhalb einen im Kanal St. Martin, der hier mit Benutzung der Gräben des Arsenals erweitert ist, und unterhalb den von Grenelle an der Barrière de la Lunette, welcher durch einen Damm von der Seine getrennt ist. Andere Häfen sind: Port au bled, du Mail, St. Nicolas, d'Orsay, St. Paul, des St. Pères, aux Tuiles, aux Vies. Auch das Bassin de la Villette vor dem Eintritt des Kanals St. Martin in die Stadt ist als ein Hafen für Kanalschiffe zu betrachten. P. bildet eine ovalähnliche Figur, die den längern Durchschnitt von Osten nach Westen, den kürzern von Norden nach Süden hat. Es ist (von der Barrière Charonne bis zu der des Bons hommes) $2^1/_2$ Stunden lang und 2 Stunden breit (von der Barrière de la Villette bis zur Barrière d'Enfer), hat einen Umfang von 8 Stunden und bedeckte schon 1836 einen Flächenraum von 3450 Hektaren. Die Stadt ist von einer 12—15 Fuß hohen, nur einige Fuß dicken, 1784—90 unter Ludwig XVI. von Backsteinen gebauten **Ringmauer** umschlossen, die jedoch keineswegs zur Vertheidigung, sondern nur zum Schutz für den Stadtzoll (Octroi) dienen soll. Durch diese Ringmauer führen 58 **Barrièren** in die Stadt, die mehr oder weniger schön verziert sind. Unter ihnen zeichnen sich als vorzügliche Bauwerke aus: der prachtvolle Arc de Triomphe de l'Etoile (s. unten), die schöne Propylée de St. Martin an der Barrière de la Villette, 1787 gebaut, die Barrière du Trône auf der Straße nach Vincennes, aus zwei 100 Fuß hohen Säulen bestehend, die Barrière von St. Denis, von Passy, Courcelles, du Combat, de la Chopinette, de Neuilly, d'Enfer, de Fontainebleau, de l'Ecole militaire. P. besteht aus der eigentlichen Stadt (la Ville), dem auf dem rechten Seineufer gelegenen größern nördlichen Theil, aus der Cité (Altstadt) auf den Seineinseln (s. oben), aus der l'Université, dem auf dem linken Seineufer gelegenen südlichen Theil, und aus den Vorstädten, die um die Ville und Université herumliegen. Eine an=

dere Eintheilung ist die in das Centrum, den gewerblichen Theil, den Faubourg St. Germain, das Quartier der Schulen (Pais latin genannt), das Westquartier und die Vorstädte (s. unten). Aber diese beiden Eintheilungen sind nur im gemeinen Leben üblich, officiell zerfällt P., sowohl die Stadt, als die Vorstädte, in politischer Beziehung in 12 Arrondissements (Mairien oder Municipalitäten), von denen das 1. und 8. die größten sind, und jedes Arrondissement wieder in 4 Quartiere. Die Arrondissements 1—8 liegen auf der Nordseite der Seine, das 9. bilden die Seineinseln, und 10—12 liegen auf der Südseite der Seine. Die 2 ersten Bezirke schließen den schönsten Theil der Stadt in sich, namentlich die Tuilerien und das Palais royal; der 12. Bezirk liegt an dem Flüßchen Bièvre, das hier in die Seine mündet, und ist der abschreckendste von ganz P. Das *Centrum* begreift den innern schönen Theil am rechten Seineufer und die innern Kais am linken, mit den Tuilerien, dem Louvre, der Börse, dem Palais royal, dem Justizpalast u. allen Centralanstalten. Der gewerbliche Theil schließt sich östlich an das Centrum an und dehnt sich im Rücken immer mehr gegen den Kanal hin aus. Er begreift auch einen Theil des Faubourg St. Antoine und enthält die Magazine für den Großhandel, Fabriken, Märkte ꝛc. Heller und freundlicher ist die Vorstadt (Faubourg) St. *Germain*, welche südlich von der eigentlichen Stadt, abwärts von der Abtei St. Germain und dem Luxembourg liegt und die meisten Hotels enthält. Nach der Restauration ward sie vorzüglich vom Hofadel bewohnt, und nach der Julirevolution wurde sie das Quartier der Zurückgezogenheit für die vornehmen Legitimisten. Das *Quartier der Schulen* (Pais latin), neben dem Faubourg St. Germain, enthält die Lokale der Sorbonne, der medicinischen und juridischen Fakultäten, den botanischen Garten, die Sternwarte, die polytechnische Schule, mehre Hospitäler ꝛc., meist kleine Wohnhäuser, viele Buchdruckereien, Buchläden und Antiquarsbuden, mehr alterthümliche Häuser als die andern Stadttheile, schmale, krumme, zum Theil ziemlich steile Straßen. Das *Westquartier* geht von der Rivolistraße bis an die elysäischen Felder und jenseits der Boulevards bis an die Höhen des Montmartre und enthält viele im neuen Geschmack erbaute Häuser, aber ohne Buden im Erdgeschoß. Die Faubourgs St. Victor u. St. Antoine sind am dichtesten bewohnt, besonders von Gärtnern, Holzarbeitern, Wäscherinnen, Gerbern, Färbern, Steinsägern, Töpfern u. Lumpensortirern. Sie spielten bei allen Volksbewegungen eine Hauptrolle; die Bastille bestrich die Hauptstraße des Faubourg St. Antoine. Eigentliche *Vorstädte* gibt es 14. Die von den nördlichen Boulevards von der Stadt getrennten Vorstädte auf dem rechten Seineufer sind: die Faubourgs St. Antoine, du Temple, St. Laurent, St. Martin, St. Denis, St. Lazare, Montmartre, St. Honoré, Chaillot und le Roule; die auf dem linken Seineufer, zum Theil von den südlichen Boulevards umschlossen: St. Germain, Richelieu, St. Victor und St. Jacques. Die Stadt P. ist trotz der Ringmauer so sehr angewachsen, daß außerhalb viele Dörfer beinahe eine zusammenhängende Reihe von äußern Vorstädten bilden. Diese *Vorstadtdörfer* von P. sind am rechten Seineufer: Point du jour, Auteuil, Boulainvilliers, Passy, Chaillot, les Batignoles, Montmartre, Clignancourt, la Chapelle, la Villette mit Petite la Villette, Près St. Gervais, Belleville, Charonne mit Petite Charonne, Grande Piété, Bercy, Dorf mit Schloß und Park, am linken Seineufer: Austerlitz, ein Theil von Gentilly, Petit Montrouge, Vaugirard, Grenelle. Einen Ueberblick der Riesenstadt bieten dar das Pantheon, die Säule des Vendômeplatzes, die Juliussäule, der Triumphbogen de l'Etoile, der Kirchhof Père-Lachaise, die höchsten Punkte des Montmartre, die Sternwarte und die Kirche Notre Dame. Die *Bevölkerung* von P. betrug 1315 kaum 100,000, 1788: 599,570, 1802: 672,000, 1808: 586,600, 1809: 714,600, 1828: 714,000, 1831: 774,340, 1836: 909,130, 1841: 903,300, 1842: 912,000, 1852 über 1 Million Einwohner. Von 1851—56 ist die Bevölkerung um 121,084 Seelen gestiegen.

Seit Ende 1841 wurde P., nachdem die Regierung Louis Philipps und besonders Thiers' nach langen und lebhaften Debatten in der Deputirtenkammer es durchgesetzt hatte, wieder zur *Festung* umgeschaffen. Der ostensible Zweck dabei war, P. dadurch zu sichern, daß es nicht wieder, wie 1814 und 1815, von auswärtigen Feinden genommen werde, sondern sich mehre Wochen und Monate durch sich selbst, seine Nationalgarden und ein kleines hineingeworfenes Corps halten könne und zugleich den Hauptwaffenplatz für Frankreich, ein Replis für ein geschlagenes Heer, ein verschanztes Lager und den Mittelpunkt des Krieges bilde. Die wahre Absicht dabei war aber, durch die angebrachten detachirten Forts die unruhige Bevölkerung von P. im Zaume zu halten. Da die Wälle und Forts im Februar 1848 jedoch noch nicht armirt waren, so konnten sie auch die Februarrevolution und den Umsturz des Julithrones nicht verhindern. Die Befestigung besteht aus einer bastionirten Umwallung und 15 (mit Vincennes 16) detachirten Forts. 600—2500 Schritt jenseits der innern Ringmauer ist eine *Umwallung* angelegt, die in bastionirter Trace geführt ist, 85 sehr stumpfe Bastions mit kurzen Flanken und mehre unregelmäßige Vorsprünge enthält und die Gebäude der innern und äußern Stadt gegen Beschießung von außen deckt. Die Escarpe des Walls ist gemauert, der zum Theil durch Kanäle und die Seine unter Wasser zu setzende Graben etwa 72 Fuß breit und auf der Kontrescarpe stufenförmig abgestochen, um Ausfälle möglich zu machen. Ein bedeckter Weg fehlt, während ein Glacis, um die Mauer der Escarpe gegen Schüsse von außen zu decken, vorhanden ist. An der innern Böschung des Walls läuft ein gepflasterter Kommunikationsweg hin. Den Raum zwischen dem Umfassungswall und der Octroimauer füllen die Dörfer aus, welche nach u. nach zu äußern Vorstädten (s. oben) heranwuchsen und meist durch den Befestigungswall durchschnitten worden sind. Auch der Montmartre liegt in diesem Raume. Die *detachirten Forts* sind 1800—8000 Schritt jenseits der Umwallung hinaus gebaut, bilden eine erste Vertheidigungslinie und schließen einen großen Raum ein,

der zugleich als verschanztes Lager dienen kann. Diese erste, mit keiner Courtine verbundene Vertheidigungslinie beginnt im Südosten mit Fort Charenton (Alfort) am Einfluß der Marne in die Seine, überschreitet die Marne auf dem Isthmus von St. Maur, läuft östlich der Seine und Marne weg nach den Forts Nogent, Rosny, Noisy und Romainville (Pantin), welche das Schloß zu Vincennes zum Hauptrückhalt haben, nach dem Ourcqkanal und hinter diesem und dem Kanal von St. Denis, wo die aus diesem ausgehobene Erde, nach der Stadt zu aufgeschüttet, eine Art Brustwehr bildet, vor welcher auch das Dorf Aubervilliers befestigt und vertheidigt werden kann, nach St. Denis. Letzteres bildet, durch die es umgebenden Forts d'Este, Lunette de Stains, Fort du Nord und Couronne de la Briche befestigt, den zweiten Hauptpunkt der äußern Befestigung, welcher auch durch anzulegende, durch die Lunette von Stains zu deckende Inundationen vertheidigt werden kann. Dann läuft die Vertheidigungslinie ohne besondere Befestigung hinter der Seine weg nach dem auf dem linken Seineufer liegenden, starken Fort Mont Valérien. Von hier an bildet die Seine wieder die Vertheidigungslinie, bis unter Meudon die Forts wieder beginnen und südwärts in fast gerader Linie sich, durch Fort Issy, Vanvres, Montrouge, Bicêtre und Ivry gedeckt, an das Fort Charenton wieder anschließen. Sämmtliche Forts sind bastionirt, mit bedecktem Weg, gemauerten Kaponièren in demselben, bombenfesten Pulvermagazinen und eben solchen Kasernen in jedem Werke für 600 Mann versehen. Eine gepflasterte Straße (Route stratégique) verbindet die Forts Nogent, Rosny, Noisy und Romainville und auch den Mont Valérien über die Seine mit dem Bois de Boulogne. Mit den Armirungskosten u. den Kosten für Ausrüstung der Kasernen dürften die Gesammtkosten dieser Bauten beinahe die Summe von 200,000,000 Francs (fast 58,000,000 Rthlr.) erreichen. Der Bau ist, freilich mit dem Aufwand der Kräfte von 35,000 Arbeitern, sehr rasch von Statten gegangen. Mitte April 1848 beschloß die provisorische Regierung die Armirung der Forts.

Die Stadt P. war schon früher (bis auf die Zeiten Ludwigs XIV.) eine mit Wällen u. Gräben umgebene Festung. Die Wälle u. Gräben wurden seitdem geebnet und es entstanden daraus die schönen **Boulevards** (eigentlich s. v. a. Bollwerke), welche jetzt die Stadt von den Vorstädten trennen. Die Boulevards ziehen sich um den Kern von P. auf dem rechten Seineufer in einem Halbkreise herum und haben mehr ein städtisches Ansehen, als ein gartenartiges; die Fahrstraße liegt in der Mitte und an den Seiten laufen die von 2 Baumreihen beschatteten Promenaden hin. Bewohnte Erdgeschosse sieht man auf den Boulevards nicht; Alles ist zu Läden oder Kaffeehäusern benutzt und auch noch das erste und zweite Stockwerk ähnlich verwendet. Die Boulevards (22 an der Zahl) theilen sich in die alten auf der Nordseite (**Boulevards du Nord**) und in die neuen auf der Südseite (**Boulevards du Midi**) der Stadt. Erstere, schon 1668 von Ludwig XIV. angelegt, beschreiben auf dem rechten Seineufer einen Halbkreis, beginnen am Platze Madeleine unfern des Platzes de la Concorde mit dem Boulevard de la Madeleine und laufen als Boulevard des Capucins, des Italiens, du Montmartre, de Bonne Nouvelle, de St. Denis, de St. Martin, du Temple, des Filles du Calvaire, de St. Antoine und de Bourbon nach der obern Seine herum, wo sie an der östlichen Spitze der Insel Louviers endigen. Weit weniger belebt sind die Boulevards du Midi (22,000 Fuß lang), die, erst 1761 angelegt, als Boulevard de l'Hopital vom Pont d'Austerlitz nach der Barrière d'Italie und der Ringmauer in gerader Linie, von da als Boulevard des Gobelins, St. Jacques und d'Enfer an der innern Seite der Ringmauer hinlaufen und von da als Boulevard du Mont Parnasse und des Invalides beim Invalidenhotel endigen. Verschieden von diesen innern sind die **äußern** Boulevards, welche längs der äußern Seite der Ringmauer angelegt sind, südlich von der Barrière d'Italie bis zur Barrière d'Enfer mit jenen, nur durch die Ringmauer getrennt, zusammenlaufen, aber wenig besucht sind, so wie sie auch größtentheils keine eigenen Namen führen. Die beiden Boulevards de la Madeleine und des Capucins zeigen elegante Läden und Restaurationen und Wohnungen reicher Privatpersonen; auch hat hier ein Theil des diplomatischen Corps seine Hotels. Der schönste der Boulevards, wo sich das öffentliche Vergnügungsleben in reichsten Massen zusammendrängt, ist aber der Boulevard des Italiens. Hier bildet das untere Geschoß aller Häuser eigentlich nur Eine Spiegelwand von Glasscheiben, hinter der man die mannichfaltigsten Reichthümer der Mode in Kleidern, Stoffen, Möbeln, Gold, Silber und Juwelen aufgehäuft sieht. Unterbrochen werden diese reichen Bazars nur durch eben so reiche Vergnügungs- u. Speiselokale, Kaffeehäuser und Restaurationen, die meist nur aus Gold und Spiegeln gebaut zu seyn scheinen. Dicht an den Boulevard des Italiens stoßen die Boulevards Montmartre und de la Poissonière, die schon viel mehr die Vertreter des Nutzens und des Bedürfnisses, wenn auch noch mit einer wohlhabenden, ja reichlichen Behaglichkeit verbunden, sind. Die kaufmännische Herrschaft geht mit diesen beiden Boulevards zu Ende. Mit den nächstfolgenden Boulevards de Bonne Nouvelle, de St. Denis, de St. Martin und du Temple kommt man in eine ganz neue Region, die vorzugsweise dem öffentlichen Vergnügen, aber in mehr bürgerlicher Art, gewidmet ist. Hier erheben sich jene kleinen Theater, wo der pariser Bürger, Handwerker und Arbeiter sich ergötzt. Auch diese beobachten wiederum unter sich eine absteigende Stufenleiter, die beinahe gleichmäßig mit der Oertlichkeit Schritt hält, so daß, je weiter man geht, die Theater sich immer enger mit dem eigentlichen Volksleben verschmelzen. Wir nennen hier nur das Gymnase dramatique (im Besitz ausgezeichneter Kräfte, wie Bouffée), die Folies dramatiques, das Theater Porte St. Martin, den Cirque olympique, das Theater des Funambules &c. Eine kleine Industrie wird in mannichfaltiger, oft sehr eigenthümlicher Weise getrieben, die aber immer das



Ad. Rottmann sc.

Der HOF der TUILERIEN
in Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Gepräge der pariser Zierlichkeit und Sauberkeit beibehalt. Die letzten Boulevards endlich, du Calvaire und Beaumarchais, gehen ganz in das Gebiet einer freundlichen Vorstadt über, an deren unbedeutenden Häuserreihen sich schöne Alleen von Kastanien und Linden hinziehen. Zu den nördlichen Boulevards, in denen, besonders den westlicheren, die Hauptader des pariser Lebens pulsirt und oft, besonders gegen Mittag, wegen Gedränge nicht fortzukommen ist, führen, als Ueberbleibsel der alten Thore, die beiden Triumphbogen der Porte St. Denis und der Porte St. Martin. Ersterer befindet sich da, wo die Straße St. Denis die Boulevards durchschneidet, und wurde zu Ehren Ludwigs XIV. bei seiner siegreichen Rückkehr 1672 aus den Niederlanden von der Stadt P. errichtet. Die Architektur des 70 Fuß hohen und eben so breiten Baues, dessen Arkade 25 Fuß Breite und 42 Fuß 10 Zoll Höhe hat, rührt von François Blondel her, während Michel und Franz Auguier die sich auf Hollands Besiegung, auf die Eroberung von Mastricht, sowie auf den Rheinübergang bei Tollhuis beziehenden Skulpturen lieferten. Napoleon I. ließ diesen mit dem Einsturz drohenden Triumphbogen 1807 wieder herstellen und auch die Inschrift „Ludovico Magno" erneuern. Der Triumphbogen hat eine Hauptdurchfahrt und zwei Seitenthore, Trophäen, Bildsäulen (des Rheins und Hollands) und Basreliefs. Der Triumphbogen der Porte St. Martin befindet sich da, wo die Straße St. Martin die Boulevards durchschneidet, und wurde 1674 ebenfalls Ludwig XIV. zu Ehren nach neuen Siegen von der Stadt P. errichtet und mit 3 Bogengängen, Basreliefs u. dgl. geschmückt.

Die Zahl der Straßen von P., welche 1716 309 betrug, beträgt jetzt mehr als 1300. Im Centrum u. im gewerblichen Theil sind die Straßen meist schmal, nicht sehr gerade und meist mit 5—7 Stockwerke hohen Häusern besetzt. Nur die Rue de St. Honoré und Rivoli (mit ihren Arkaden), parallel der Seine, die Rue St. Louis auf der Insel St. Louis und die Boulevards und Kais machen eine Ausnahme. Im westlichen Theil befinden sich schon schönere Straßen, wie die prächtige Avenue von Neuilly (Avenues nennt man meist die zu beiden Seiten mit Bäumen besetzten, schönen, geraden, breiten Straßen), die sich durch die Avenue de Champs-Elisées und über die Place de la Concorde bis in den Tuileriengarten fortsetzt, ebenso die Rue de Faubourg St. Honoré, die kurzen Straßen Rue de Champs-Elisées, Florentin, du Luxembourg, de Castiglione ꝛc. Eine Schöpfung Napoleons III. ist die mit den Kais und Boulevards parallel laufende neue Rivolistraße, die, vom Concordeplatz (s. unten) beginnend, in ihrer ganzen Länge eine Anschauung von der Ausdehnung der Stadt gewährt. Andere längere Straßen sind: die Chaussée d'Antin, die Rue Richelieu, die Rue Faubourg St. Antoine, Lafayette u. a. Merkwürdig ist die Straße Viarmes bei der Getreidehalle durch die 95 F. hohe, 9 Fuß dicke Säule der Katharina von Medicis, welche der einzige Ueberrest des von dieser Königin gebauten Hotels de Soissons ist und jetzt zu der gleichnamigen Fontaine dient. Der südliche Theil der Stadt, besonders der Faubourg St. Germain, hat schöne Straßen und besonders Avenuen (de la Bourdonnaye, de la Motte Picquet, Lowendal, de Ségur, de Breteuil, de l'Observatoire und de la Pépinière, deren Verlängerung ꝛc.). Als ausgezeichnetere Straßen sind noch zu nennen die Rue Malherbes, de la Pair, Vivienne, Montmartre, Poissonière, St. Denis, St. Martin, du Temple, St. Antoine, du Faubourg St. Martin, du Faubourg St. Denis, Rue du Faubourg Montmartre, Lafitte, d'Arcole, de Seine, de l'Université, de Vaugirard, de Sèvres, St. Jacques, St. Victor ꝛc. Außer den Straßen gibt es noch viele sogenannte Passagen od. Durchgänge (durch Häuser und Höfe), die straßenähnlich, aber nur für Fußgänger bestimmt und durch Magazine u. elegante Läden glänzend sind. Meist fällt in sie von oben durch Glasfenster Licht ein. Glänzend mit Gas erleuchtet und großentheils mit Asphalt gepflastert und aufs Eleganteste ausgeschmückt, bilden sie den Sammelplatz alles Feinen in P., wo sich der äußerste Luxus kostbarer Handelsgegenstände entfaltet. In dieser Beziehung sind besonders die Passages Véro-Dodat, Délorme u. des Panorammes berühmt. Andere elegante Passagen sind: die Passage du Saumont (die längste), Vivienne, Colbert, Montesquieu, Feydeau, l'Opéra, Choiseul, Chaumont, Grand Cerf, de la Place Vendôme, du Bois de Boulogne ꝛc. Ueber die Seine führen 23 Brücken, oberhalb der Inseln: der Pont d'Ivry (Bercy), eine von 2 Pfeilern getragene Hängebrücke, welche da, wo die Seine in die Stadt tritt, die Barrière Garde und Bercy verbindet; Pont d'Austerlitz (Pont du Roi, sonst Pont du Jardin des Plantes), 1802—7 gebaut, von Gußeisen, in 5 Bogen auf 4 steinernen Pfeilern ruhend, führt vom Bassin des Arsenals (Bastille) hinüber nach dem Platz Valhubert und dem kaiserlichen Garten; über die Arme der Seine von den Inseln auf das rechte Ufer und von dem linken Ufer auf die Inseln gehend und diese verbindend: Pont de Grammont, von Holz, verbindet den Quai Morland mit der Insel Louviers; Pont de Damiette, eine Hängebrücke für Fußgänger, welche den Quai des Célestins mit den Inseln Louviers und St. Louis verbindet; Pont de Constantine, die von dem Quai Béthune nach der Weinhalle führt; Pont de Marie, eine 1614 erbaute steinerne Brücke mit 5 Bogen, welche die Insel St. Louis mit dem Quai des Ormes verbindet; Pont d'Archevé, neu aus 3 Bogen in Stein gebaut; Pont de Louis Philippe (nach der Februarrevolution Reformbrücke genannt), eine Drahtbrücke auf 2 Pfeilern, welche die Cité und die Insel St. Louis mit dem Quai de la Grève verbindet; Pont d'Arcole, in den Jahren 1824—29 für Fußgänger erbaut, jetzt zu einer Brücke mit breitem Fahrwege umgestaltet, führt von Notre Dame nach dem Grèveplatz; Pont de la Cité, 1801—4 von einer Aktiengesellschaft für Fußgänger erbaut, führt von der Cité nach der Insel St. Louis; Pont Notre Dame, die älteste Brücke in P., aber erst 1812 von Stein gebaut; Pont au Change, die breiteste Brücke der Stadt; Pont de la Tournelle, 1651 von Stein (mit 6 Bogen) gebaut, verbindet die Insel St. Louis mit dem Kai von Tournelle. Von der Cité auf das linke Ufer führen: Pont au Double, Petit Pont

und Pont St. Michel; über die Seine unterhalb der Inseln: Pont neuf, auf die Spitze der Insel du Palais (Cité) und von da auf das andere Ufer führend, die längste, 1020 Fuß lang und 72 Fuß breit, mit 12 Bogen, 1558 unter Heinrich III. begonnen, 1674 vollendet, mit der schweren, bronzenen, in der Revolution umgestürzten, 1818 erneuerten Reiterstatue Heinrichs IV., Hauptverbindungspunkt zwischen den beiden Haupttheilen der Stadt; Pont des Arts, im Mittelpunkte von P., den Louvre mit dem linken Seineufer verbindend, von einer Gesellschaft 1802 — 4 errichtet, über 500 Fuß lang und 30 Fuß breit, mit 9 gußeisernen Bogen auf 8 steinernen Pfeilern ruhend, nur für Fußgänger bestimmt; Pont du Carousel auf dem Karusselplatze; Pont royal, früher Pont de Tuileries, von den Tuilerien nach dem 40. Quartier und nach der Vorstadt St. Germain hinüberführend, mit 5 Bogen, von Ludwig XIV. erbaut; Pont de la Concorde (Pont de Louis XV. während der ersten Revolution u. auch nach der Februarrevolution Revolutionsbrücke genannt), die schönste von den pariser Brücken, von Ludwig XVI. erbaut, von dem Garten der Tuilerien und den elysäischen Feldern nach dem ehemaligen Palast der Deputirtenkammer führend, 600 Fuß lang und 48 Fuß breit, auf 5 Bogen (jeder mit 120 Fuß Spannung und 30 Fuß Höhe) ruhend und mit Statuen französischer Helden u. Staatsmänner (des großen Condé, Turenne, Bayards, Bertrands du Guesclin, Suffrens, Tourville's, Duguai = Trouins und Duguesne's, des Abbé Suger, Sully's, Richelieu's u. Colberts) geschmückt; Pont des Invalides (Pont d'Antin), eine Hängebrücke mit 2 Pfeilern und 5 Bogen, 467 F. lang u. 46 Fuß breit, 1806—13 erbaut, von den elysäischen Feldern auf die Esplanade der Invaliden führend; Pont de Jéna (Pont du Champ de Mars), am Westende der Stadt, von dem Marsfeld nach dem Quai de Billy führend, 1806—13 erbaut. Eine 24. Brücke, Pont de Grenelle, liegt außerhalb der Stadt, aber noch in der Vorstadt, 300 Schritte von der Barrière.

P. hat 70 (75) **Plätze**, 31 durch Kreuzung der Straßen entstehende kleinere (Carrefours) und 13 Marktplätze. Der merkwürdigste Platz ist der **Concordeplatz** (Place de la Concorde, früher Place de Louis XV, während der ersten Revolution und auch später wieder Place de la révolution genannt), ein 1763 angelegtes, mit Graben und Balustrade eingefaßtes, mit Asphalt belegtes längliches Viereck von 780 Fuß Länge und 630 F. Breite, am östlichen Ende des Centrums, grenzt im Osten an den Tuileriengarten, im Westen an die Champs=Elysées, im Süden an die Seine. Sonst stand auf diesem Platze eine Statue Ludwigs XV., die aber während der ersten Revolution zerstört wurde. Hier ward Ludwig XVI. u. seine Gemahlin Marie Antoinette 1793 hingerichtet, u. hier stieg Ludwig Philipp am 24. Febr. 1848 in den Wagen, um P. und Frankreich zu verlassen. Im J. 1794 wurde das Ruthenbündel, welches die 83 Departements Frankreichs vorstellte, u. 1799 ein kolossales Standbild der Göttin der Freiheit auf das Piedestal, das von der Statue Ludwigs XV. stehen geblieben war, gestellt. Am 14. Juli (dem Gedächtnißtage der Revolution von 1789) 1800 wurde von dem ersten Konsul Bonaparte der Grundstein einer Nationalsäule im Centrum der Place de la Concorde gelegt, dieselbe aber nicht errichtet. Unter Ludwig XVIII. wurden Vorarbeiten zur Errichtung einer neuen Statue auf diesem Platze begonnen, aber Karl X. verfügte 1826 anders u. ordnete die Errichtung eines Versöhnungsdenkmals an, dessen Grundsteinlegung am 3. Mai 1826 Statt fand. Nach der Julirevolution erhielt das zum Theil ausgeführte Monument die dreifarbige Fahne; am 28. Okt. 1836 aber wurde der Obelisk von Luxor, ein Monolith aus Granit von 43 Fuß Höhe, mit dem granitnen Piedestal 72 F. hoch, auf dem Platze aufgestellt. Zu beiden Seiten desselben sprudeln Springbrunnen empor; ringsum stehen zahlreiche Laternenträger von Bronze, zwischen denen Marmorbildsäulen in und vor den Gärten, die sich zur rechten und linken Seite ausdehnen, einen trefflichen Effekt machen. Der **Karusselplatz** (Place du Carousel) liegt zwischen den Tuilerien und dem Louvre und wird durch die ersteren und deren Gärten von der Place de la Concorde getrennt. Seinen Namen hat der Platz von einem Karussel, das Ludwig XIV. seiner Mutter zu Ehren hier veranstaltete. Er dient als Musterungsplatz, und auf ihm befindet sich zu $1/5$ seiner Länge ein eisernes Gitter vor den Tuilerien. Durch dasselbe führt der 45 Fuß hohe **Triumphbogen**, welcher 1806 auf Befehl Napoleons I. durch Percier u. Fontaine zum Andenken der Siege der großen Armee nach dem Muster des Bogens des Severus zu Rom erbaut wurde. Bis 1815 war derselbe durch die von Venedig hierher gebrachten Pferde des Lysippus geziert, die ursprünglich wahrscheinlich in Chios aufgestellt waren, dann nach Rom geschafft, von Konstantin nach Konstantinopel entführt wurden, von da 1204 bei der Eroberung dieser Stadt durch die Kreuzfahrer nach Venedig, 1796 von Venedig nach P. wanderten, aber 1815 wieder nach Venedig zurückgebracht wurden. Mehre Basreliefs und Statuen aus der Zeit der Revolutionskriege, damalige französische Krieger verschiedener Waffengattungen darstellend, wurden 1815 weggenommen, aber nach der Julirevolution von 1830 wieder hergestellt; ebenso setzte man 1815 eine neue Quadriga, welche die Restauration darstellte, auf den Triumphbogen. Der **Vendômeplatz** (Place Vendôme) liegt von den zwei vorigen Plätzen nördlich, wurde 1689 von Louvois an der Stelle eines alten Hotels Vendôme erbaut und hatte früher eine Reiterstatue Ludwigs XIV. in seiner Mitte, welche 1792 zertrümmert und später durch die vielbesprochene **Vendômesäule** (Colonne d'Austerlitz) ersetzt wurde. Napoleon I. ließ nämlich 1806 — 10 hier eine Triumphsäule nach dem Muster der Antoniussäule in Rom zum Andenken der 1805 über die verbündeten Oesterreicher und Russen erfochtenen Siege aus 425 (1200) in Deutschland erbeuteten Kanonen aufführen. Sie hat ein Gewicht von 1,800,000 Pfund, eine Höhe von 133 Fuß und eine Dicke von 12 F. im Durchmesser. Die Säule ruht auf einem Fußgestell von 22 Fuß Höhe und ist auf ihrem höchsten Gipfel mit einer Gallerie umgeben, zu der man auf einer engen, dunkeln Wendeltreppe von 176 Stufen im Innern der hohlen Säule gelangt. Metallplatten auf der Säule enthalten 276 Bas=



C. Reiss del.

DER OBELISK VON LUXOR
IN PARIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

reliefs, welche die Schlachten jenes Feldzugs darstellen. Auf dem Gipfel der Säule befand sich eine Statue Napoleons I. im antiken Styl, die aber 1814 herabgenommen u. zur Statue Heinrichs IV. auf dem Pont neuf verwendet, 1833 jedoch durch eine andere Bildsäule Napoleons I. in modernem Styl mit Uniform und Hut ersetzt ward. Das Marsfeld (Champ de Mars, in der Revolution Föderationsplatz) ist ein am westlichen Stadtende gelegener Platz, den man schon vor der Revolution zu Militärübungen und Truppenmusterungen einrichtete. Das Feld bildet ein längliches Viereck, dessen südliche schmalere, 900 Fuß breite Seite von dem Gebäude der Ecole militaire, die nördliche unmittelbar von dem rechten Seineufer begrenzt wird, über die hier der Pont de Jéna führt. Die beiden Längenseiten (etwa 2700 Fuß lang) sind von schönen Doppelalleen alter Kastanien und Ulmen eingefaßt, und Gräben, durch welche 5 eiserne Gitter führen, umgeben das Oblongum. Seit der Revolution erhielt dieses weite Feld durch mehre politische Vorgänge eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung wurde daselbst am 14. Juli 1790 der Zerstörungstag der Bastille durch das große Bundesfest der Freiheit gefeiert, bei welchem Ludwig XVI. dort die erste konstitutionelle Verfassung Frankreichs feierlich beschwor. Auf dem Marsfeld wurde auch die Absetzung Ludwigs XVI. ausgesprochen, und hier hielt die Göttin Vernunft ihren Umzug der Unvernunft. Dann hielt hier Napoleon I. nach seiner Rückkehr von Elba am 1. Juni 1815 ein feierliches Maifeld, um in den Augen Europa's seiner zweiten Thronbesteigung den Charakter der Rechtmäßigkeit zu geben. Die Place de l'Etoile, an der Barrière de l'Etoile, im Osten von P. ist cirkelrund. In der Mitte steht der Triumphbogen de l'Etoile, ein durch geschickte Benutzung der Oertlichkeit auf eine weithin reichende Wirkung berechnetes großartiges Denkmal. Der Triumphbogen bildet ein Viereck, das nach jeder Seite hin ein hochgewölbtes Portal hat; doch sind die Seitenthore bedeutend kleiner, als die Hauptthore. Der Bogen dieser letztern wölbt sich in einer Höhe von 90 Fuß über dem Boden, die Spannung beträgt 45 Fuß, der Ueberbau erhebt sich zu der Höhe von 152 F.; die Breite der Façaden ist 137 F., die der Seiten 68 F. Die Hauptfronten des Gebäudes sind mit Basreliefs geschmückt; auf der Stadtseite, zur Linken sieht man Napoleon I. als Triumphator (1810), zur Rechten den Genius des Krieges, welcher Frankreich (1792) zu den Waffen aufruft. Auf der andern Seite des Gebäudes sieht man den Vertheidigungskampf von 1814 und den Friedenszustand von 1815 dargestellt. Die Siege, sowie die Namen der Generäle, welche in den betreffenden Schlachten und Gefechten kommandirten, sind im Innern der Bogen angebracht. Napoleon I. begann den Bau dieses Triumphbogens 1806 zur Verewigung der Thaten der großen Armee. Durch die Restauration unterbrochen, ward er erst 1823 nach der Rückkehr des Herzogs von Angoulême aus Spanien wieder aufgenommen, und zwar um die vorgeblichen Siege desselben zu verewigen. Indeß der Vorsatz unterblieb, und der Bau stand unvollendet bis zur Julirevolution. Im Jahre 1832 erhielt der Architekt Blouet den Auftrag, den Bau zu vollenden, was auch 1836 geschah, so daß am 29. Juli des genannten Jahres der Triumphbogen eingeweiht werden konnte. Ein Treppengewinde mit Geländern führt auf beiden Seiten hinan. Der Bau kostete 9,650,000 Francs (gegen 2,500,000 Thaler). Die Place des Victoires liegt östlich vom Vendômeplatze, in der Nähe des Palais royal und ist rund und klein, mit nach derselben Form gebauten Häusern und mit korinthischen Säulen umgeben. Vor der Revolution stand hier eine, 1686 von dem Herzog von Feuillade, Marschall von Frankreich, errichtete Reiterstatue Ludwigs XIV. von Bronze, die in der Gestalt eines Höllenhundes dargestellte Tripleallianz niedertretend und von einer geflügelten Victoria mit dem Lorbeer gekrönt. Im Jahre 1792 wurde dieses Monument dem Königshasse zum Opfer gebracht und ein Jahr darauf an seiner Stelle eine hölzerne Pyramide mit den Namen der Departements und der am 10. Aug. 1792 bei Erstürmung der Tuilerien und der Gefangennehmung Ludwigs XVI. gefallenen Kämpfer errichtet. Im Jahre 1800 legte der erste Konsul an derselben Stelle den Grundstein eines Denkmals, das zu Ehren Desaix' und Klebers errichtet werden sollte, aber nicht zu Stande kam. Im Jahre 1821 aber ließ Ludwig XVIII. hier eine neue Reiterstatue Ludwigs XIV. errichten, welche den König im Panzerhemde, mit übergeworfenem, zurückgeschlagenem Mantel, nackten Beinen und Sandalen an den Füßen, sorgfältig gelockter Perücke und dem Lorbeerkranze darstellt. Die ehemalige Place royale (sonst Place de Vosges, nach der Februarrevolution Platz der Republik genannt) liegt im Marais, ward unter Heinrich IV. begonnen, aber erst unter Ludwig XIII. vollendet und bildet ein regelmäßiges, 432 Fuß langes und breites Viereck, dessen mittlerer Raum mit Bäumen bepflanzt ist. Früher stand hier ein Schloß, das berühmte Palais de Tournelles, das von der königlichen Familie bewohnt wurde, so daß dieser ganze Theil von P. der vornehmste war. Die Häuser, welche den Platz umgrenzen, sind von gleicher Größe, und ihr unteres Geschoß besteht aus einer um den ganzen Platz laufenden Arkade. Im J. 1639 ließ der Kardinal Richelieu hier Ludwig XIII. eine Reiterstatue errichten, welche 1792 eingeschmolzen und erst 1829 durch eine andere, in weißem Marmor ausgeführte Reiterstatue desselben Königs ersetzt ward. Der Grèveplatz (Place de l'Hôtel de la Ville) war sonst Hinrichtungsplatz, wo in der Revolution unzählige Opfer unter der Guillotine fielen. Der Marché des Innocens, ehemaliger Kirchhof, jetzt Marktplatz, im Centrum, zwischen den Straßen St. Denis aux Fers und de la Lingerie, ist mit einem schönen Brunnen geziert. Der Bastilleplatz (Place de la Bastille) liegt in der Vorstadt St. Antoine, an der Stelle, wo sich früher die Bastille (s. d.) mit ihren Wällen und Gräben erhob. Hier steht die zum Andenken der hier begrabenen Opfer der Julirevolution errichtete Juliussäule, die, ganz von Bronze, 133 Fuß hoch ist und über 10 F. im Durchmesser hält und auf ihrer Spitze den Genius der Freiheit trägt. Sie ist durch eine innere gewundene Treppe

ersteigbar und bietet auf ihrer Gallerie einen schönen Anblick über die Stadt dar. Hier fand am 27. Febr. 1848 bei der Proklamation der Republik das erste der politischen Feste Statt, welche für die Franzosen gewissermaßen ein Bedürfniß bei jeder großen Veränderung sind. Die Place du Trône, an der Barrière du Trône, der westlichsten von P., ist cirkelrund. Die Place Dauphine ist mit einem Brunnen zum Andenken Desaix' geziert. Die Place de l'Europe befindet sich auf der neubebauten Stelle bei Tivoli, wo sich 8 nach verschiedenen Hauptstädten Europa's benannte Straßen treffen. Andere kleinere und unwichtigere Plätze sind: der viereckige kleine Platz Tivoli, der halbrunde Platz von Fontenoy, hinter der Militärschule, der Platz Vauban, hinter dem Invalidenhaus, der Platz von Breteuil, an der Avenue von Breteuil, der Platz St. Sulpice, auch am linken Seineufer, der Platz des Pantheons, vor diesem, der halbrunde Platz Valhubert, zwischen dem Jardin des Plantes und der Brücke von Austerlitz, der Marché Beauveau, in der östlichen Stadt, Place de la Bourse, du Palais royal, du Musée, du Louvre, de l'Oratoire, de la Madeleine, du Chatelet, de l'Odéon, du Parvis Notre Dame und viele andere, nach Kirchen und Gebäuden, bei denen sie liegen, od. nach Straßen, die sie durchschneiden, benannte.

Die Ringmauern von P. umschließen große Gärten und freie Räume. Der wichtigste derselben und einer der Hauptspaziergänge der Pariser ist der Garten der Tuilerien, der sich hinter dem Palast gleichen Namens in Form eines länglichen Vierecks zwischen der Seine und ihren schönen Kais links und der prachtvollen Straße Rivoli rechts nach der Place de la Concorde hin ausdehnt, von einem Eisengitter umschlossen ist und Lenôtre's ursprüngliche Anlage, wenige Veränderungen abgerechnet, beibehalten hat. Der Garten des Luxembourg liegt hinter dem Palais Luxembourg, hat eine Baumschule (Pépinière) und ist zwar nicht nicht so groß und geschmückt als der vorige, aber auf ähnliche Weise eingerichtet und wegen seiner Blumenparkets einer der besuchtesten Spaziergänge. Der botanische Garten (Jardin du Roi, während der ersten Republik und unter Napoleon I. u. auch jetzt wieder Jardin des Plantes), an der Brücke von Austerlitz, verdankt seine Entstehung einem Arzt Guy Labrosse, der 1633 im Namen des Königs ein bedeutendes Grundstück kaufte und daselbst Gebäude aufführen ließ, in denen Vorlesungen über Botanik, Chemie und Naturgeschichte gehalten wurden. Ludwig XVI. vergrößerte den Garten bedeutend, und die Revolution von 1789 schonte ihn nicht bloß, sondern trug sogar zu seiner Verschönerung bei. Im Jahre 1792 wurden die Thiere aus der Menagerie zu Versailles hierher gebracht. Der Garten scheidet sich in zwei Haupttheile, den botanischen und den zoologischen. Der erstere ist von 2 Alleen alter Linden, Rüstern und Kastanien seiner Länge nach durchzogen, zwischen denen die Abtheilungen liegen, die mit Blumen und Gewächsen bestellt sind. Der zweite, zoologische Theil umfaßt die Wohnungen der Thiere. Der Garten bildet einen der interessantesten Spaziergänge, sowohl wegen der in halber Freiheit sich bewegenden Thiere, als auch wegen des schönen, mit Nadelholz bepflanzten, künstlichen Hügels, wo eine herrliche, über 100 Jahre alte Ceder u. eine Gloriette von Erz steht und reizende Blicke auf den Garten und die umliegenden Stadttheile sich öffnen. Interessant und auch in den architektonischen Formen schön sind die Treibhäuser, diese Krystallpaläste, welche mit dem Pflanzenreichthum Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens angefüllt sind (s. unten). Die elysäischen Felder (Champs-Elysées), eine Baumanlage zwischen der Seine, dem Revolutionsplatze Chaillot, den Vorstädten de St. Honoré und du Roule und der Barrière de l'Etoile, an beiden Seiten der Avenue der Champs-Elysées, 8600 Fuß lang und 700 Fuß breit, haben ihren Namen von dem nahen Palast Elysée-Bourbon und wurden 1670 von Ludwig XIV. angelegt. Sie werden von einer großen Allee durchschnitten und haben in der Mitte einen großen viereckigen Platz. Sonst waren sie weit größer, jetzt ist das westliche Ende mit Gebäuden besetzt, und die Trottoirs in den Hauptalleen sind mit Asphalt belegt. Auch der Garten des Palais royal (s. unten) und die Rue Rivoli sind vielbesuchte Spaziergänge.

Das ehrwürdigste aller öffentlichen Gebäude in P. ist die Kathedrale de Notre Dame (erzbischöfliche Kirche unserer lieben Frauen) auf der Isle de la Cité, ein Gebäude, das mit Recht als ein Prachtstück der gothischen Baukunst gepriesen wird. Sie bildet ein lateinisches Kreuz in gothischem Styl, mit 2 viereckigen Thürmen ohne Spitze (jeder zu 204 Fuß Höhe), 320 Centner schwerer Glocke, vielem äußerlichen Schmuck an Pyramiden, Obelisken und anderen Figuren, 120 das Gewölbe tragenden Pfeilern und 297 sonst in der Kirche vertheilten Säulen, 225 Fuß langem Schiff, Chor und 32 Kapellen, einer prächtigen Façade mit 3 Portiken und den Statuen der fränkischen Könige von Childebert bis Philipp August. Die Kirche hat eine Länge von 390 Fuß, eine Breite von 144 Fuß und eine Höhe von 102 Fuß. In der Sakristei wird der Krönungsschmuck Karls des Großen, sowie der Kaiserschmuck Napoleons I. verwahrt. Die westliche Fronte mit den beiden abgestutzten Thürmen zeigt eine sehr schöne Rosette über dem Hauptportal. Neben dem Hauptschiff laufen 2 Nebengänge auf jeder Seite hin. Jedes Fenster bildet eine Kapelle. Von den 3 schönen Rosetten mit Glasmalerei, welche die Kirche hat, befindet sich die eine auf der Westseite über der Orgel (diese ist 45 Fuß hoch, 36 Fuß breit und hat 3484 Pfeifen), die beiden anderen auf der Süd- und Nordseite. Der Bau der Kathedrale ward von dem Bischof Maurice de Sully 1161 begonnen. Im Jahre 1177 wurde die Apsis des Chors, 1182 der Hochaltar, 1223 die westliche Façade vollendet und 1257 das südliche Kreuzende errichtet. Philipp der Schöne erbaute 1312 das nördliche Kreuzende; die Porte rouge ließ der Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, von 1404 — 9 errichten. Die westlichen Thürme erhoben sich von 1570—80. Ludwig XIV. ließ 1699 bis 1714 das Chor in falschem Geschmack verzieren. Die Rochuskirche in der Rue de St. Honoré ist eine der größten in P. und enthält Corneille's und Maupertuis' Grab; ihr Bau begann

DCX



Das PANTHEON im PARIS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenthum d. Verleger

1653. Die Pfarrkirche St. Germain d'Auxerrois, der östlichen Seite des Louvre gegenüber, war sonst Hofkirche und wurde 606 von Chilperich erbaut, von den Normannen zerstört, vom König Robert wieder aufgebaut, 1423 wieder erneuert, 1790 in eine Salpeterfabrik verwandelt und von Napoleon I. wieder zur Kirche bestimmt. Ihre Glocke gab das Zeichen zur Bartholomäusnacht. Als am 13. Febr. 1831 die Priesterpartei es wagte, hier die Todtenfeier für den Herzog von Berry zu begehen, wurde die Kirche vom wüthenden Volk zerstört, aber bald wieder hergestellt. Die Kirche St. Sulpice, nördlich vom Palais Luxembourg, im Basilikenstyl, wurde zwar erst 1646 ausgebaut, ist aber aus einer viel älteren Kapelle hervorgegangen. Der herrliche Portikus dieser Kirche wurde erst 1745 vollendet. Ein Säulenfrontispiz schmückt die Façade, und im Inneren erblickt man ebenfalls eine umfassende Entwickelung von Säulen und Rundbogen, so daß das Ganze einen reichen Anblick darbietet. Die Kirche hat 2 Thürme und 20 Kapellen und eine Länge von 336 Fuß. Die St. Genoveva- (St. Geneviève-) Kirche (Pantheon), nicht weit vom Palais Luxembourg, ist die prächtigste Kirche von P. und nach dem Muster des römischen Pantheons erbaut; sie hat die Form eines griechischen Kreuzes, ist 330 Fuß lang, 253 Fuß breit und mit der herrlichen, 120 Fuß hohen Kuppel 282 F. hoch. Um diese Kuppel läuft ein auf 32 korinthische Säulen gestützter Säulengang, der eine schöne Aussicht über P. und dessen Umgebung darbietet. Die Kirche wurde von Chlodwig errichtet, von Ludwig XV. seit 1764 in die jetzige Form umgebaut, während der Revolution 1791 zum Pantheon umgestaltet, wo berühmte Männer (zuerst Mirabeau, Voltaire und Rousseau) in den tiefen Gewölben der Kirche in abgeschlossenen Gemächern beigesetzt wurden, von Napoleon I. aber 1806 dem Kultus wiedergegeben. Doch blieb sie bis 1815 der Begräbnißplatz vieler Generäle Napoleons. Die älteren Bourbonen widmeten sie ausschließlich dem katholischen Gottesdienst, 1830 wurde sie jedoch wieder zu einem Nationalmausoleum bestimmt. Sie enthält in einem vergoldeten Kasten die Gebeine der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin der Stadt P., ferner ein Grabmal des Königs Chlodwig rc. In der Kirche St. Eustache, einer der ältesten, aber in ihrer jetzigen Gestalt erst 1532 errichteten, bewundert man vorzüglich die 100 Fuß hohe Wölbung des herrlichen Schiffs. Sie hat 2 Thürme und viele Grabmäler berühmter Franzosen. Die Kirche der heiligen Magdalena (Madeleine), nördlich vom Revolutionsplatze, wurde 1763 von Ludwig XV. begonnen, von Napoleon I. niedergerissen, aber 1806 wieder begonnen und zu einem Tempel des Ruhmes bestimmt. Sie steht auf dem Platze, wo die Leichname des unglücklichen Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin beerdigt wurden. Ludwig XVIII. ließ diese Ueberreste in die Kirche von St. Denis bringen und auf dieser Ruhestätte nach dem Entwurfe Lomaire's wieder eine Kirche erbauen, die ein imposantes Oblongum in antikem Styl bildet. Sie hat eine Länge von 318 pariser Fuß, eine Breite von 138 Fuß u. eine Höhe von 90 Fuß, und das ganze Gebäude ruht auf einer steinernen Unterlage von Quadersteinen von 13 Fuß Höhe. Ein prächtiger Peristyl von kannelirten, 65 Fuß hohen korinthischen Säulen läuft um den Tempel herum. Auf dem Kirchhof Madeleine ist die Chapelle expiatoire, wo die erwähnten Leichname Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's begraben waren, mit den Statuen Beider von Fontaine. Die Kirche St. Germain des Prés, das älteste dem Kultus geweihte Bauwerk der Stadt, wurde 1163 vollendet. Die Kirche St. Etienne du Mont wurde in ihrer ursprünglichen Form im 13. Jahrhundert erbaut, aber die in architektonischer Beziehung interessante Hauptfaçade entstand erst auf Veranstaltung der Margarethe von Valois, der ersten Gemahlin Heinrichs IV. (1610). Außerdem sind von den 300 Kirchen noch zu nennen: St. Séverin, in gothischem Styl; St. Louis und St. Paul, erst im 18. Jahrhundert erbaut; Notre Dame de Loretto, 1823 mit übertriebener und fast unkirchlicher Eleganz errichtet; die Pfarrkirchen St. Laurent, l'Assomption, St. Merry mit schönem Portal und guten Gemälden, St. Marguerite, St. Nicolas des Champs (seit 1119 bestehend, 1420 u. 1576 erweitert); Notre Dame des Victoires (von Ludwig XIII. zum Andenken an die Einnahme von la Rochelle erbaut, ein römisches Kreuz darstellend, 133 Fuß lang, 33 Fuß breit und 58 Fuß hoch, mit 6 reich geschmückten Kapellen und mit dem Grabmal des Komponisten Lulli); die Invalidenkirche (s. unten), St. Thomas d'Aquin, Notre Dame des blancs manteaux, St. Leo und St. Gilles, St. François d'Assise, St. Louis en l'Isle, St. Vincent de Paul, St. Philippe du Roule, St. Nicolas du Chardonnet, St. Amboise, St. François Xavier, St. Valère, St. Pierre, St. Jacques du haut Pas, St. Medard, la Sorbonne, St. Elisabeth; die Kapelle des ehemaligen Palastes des Tempels u. die erst unter Napoleon I. errichtete Kirche St. Chlotilde. Alle diese Kirchen sind reichlich mit architektonischem Schmuck, Bildsäulen und Gemälden versehen, die zum Theil von den ersten Meistern, als Raphael, Poussin, Lesueur rc., gearbeitet sind. Von den Kirchen nichtkatholischer Religionsparteien (von den Franzosen Temples genannt) erwähnen wir: die evangelische Kirche in der Rue St. Honoré, die ehemalige Kirche de l'Oratoire, wo Nachmittags englischer Gottesdienst ist, die evangelisch-englische Kirche in der Rue St. Antoine, die anglikanische Kirche, die evangelisch-lutherische Kirche, wo abwechselnd französisch und deutsch gepredigt wird, die griechische Kirche, 3 Synagogen rc.

Die Begräbnißplätze wurden während der ersten Revolution und unter Napoleon I. vor die Thore verlegt. Die jetzigen Kirchhöfe sind: Cimetière de Montmartre (du Nord), de Vaugirard (seit 1824 geschlossen), de St. Cathérine, du Mont Parnasse (du Sud), alle mit Denkmälern. Der größte und berühmteste von allen ist jedoch der Kirchhof des Père-Lachaise, östlich von P., vor der Ringmauer, zwischen der Barrière d'Amandiers und de Fontarabie. Er hat seinen Namen deshalb, weil der Beichtvater Ludwigs XIV., Lachaise, mit des Königs Beistand dort ein Kloster (Mont Louis) baute, dessen Prior er war. Nach Auflösung der Klöster kaufte der Präfekt von P. das Terrain und bewog die Mu-

nicipalität, dort einen Kirchhof anzulegen, der 1804 eröffnet wurde. Diese große Todtenstadt nimmt alle strahlenden Größen Frankreichs auf, und ihre zahllosen Denkmäler sind eine in Stein gehauene Geschichte des französischen Ruhms, mögen seine Kränze auf dem blutigen Schlachtfelde, oder auf den friedlichen Gebieten der Kunst und Wissenschaft gewonnen seyn. Da an jedem Tage 25—30 Bewohner hier einziehen, so beträgt die Zahl der Bestattungen jährlich etwa 10,000. Nur 5 Arrondissements haben das Recht, auf dem Père-Lachaise begraben zu werden, alle anderen Bewohner, welche dieser Ehre (denn dafür gilt es im höchsten Maße) theilhaftig werden wollen, müssen sehr hohe Preise dafür zahlen. Die Million, welche die Stadt P. jährlich von dem Verkauf der Begräbnißstellen einnimmt, wird großentheils zur Unterstützung der Hospitäler verwendet. Der Abhang, auf welchem sich die Gruftstätten verbreiten, ist in Terrassen getheilt. Man steigt in breiten Alleen, zum Theil auf Stufen, hinan u. blickt dann zur Rechten und Linken die langen Reihen der Denkmäler hinunter. Man findet hier das alte Denkmal Abälards und Heloisens, das aus der Sammlung französischer Alterthümer hierher gebracht worden ist, die Denkmäler der Marschälle Davoust, Masséna, Kellermann, Lefèbvre, Suchet, der Generäle Serrurier, Jourdan, Foy, Cambacérès, ferner die Lafontaine's, Molière's, Cuviers, die Gräber St. Justs, Talma's, Benjamin Constants, Mauuels, Méhuls, Caulaincourts, Duchesne's, Delille's, Monge's, Laplace's, Ney's, Casimir Perriers &c., auch der Deutschen Börne und Heine. Unter der weiten Ebene der Vorstadt St. Germain befinden sich die Katakomben, ungeheure Steinbrüche, die eine neue Stadt bilden, deren unterirdische Straßen den Straßen über der Erde entsprechen. Die Ueberreste von mehr als 3 Millionen Menschen liegen in dieser unermeßlichen Nekropole. Den ersten Gedanken, die Gebeine, welche sich seit undenklicher Zeit auf dem Gottesacker des Innocens und anderen aufgehäuft hatten, in diesen Steinbrüchen niederzulegen, schreibt man Lenoir, Generallieutenant der Polizei, zu. Die Arbeiten an diesen Todtengrüften wurden von dem Ingenieur Guillaumot geleitet. Die Steinbrüche waren sehr umfangreich geworden, da man die Steine zu fast ganz P. aus ihnen genommen hat. Jetzt führen 3 Treppen in diese unterirdischen Räume, die Katakomben, hinunter, eine in dem Hofe des westlichen Pavillons der Barrière d'Enfer, die zweite an der Katakombe Tombe d'Issoir, die dritte in der Ebene von Montsouris, in geringer Entfernung von der unterirdischen Wasserleitung von Arcueil. Die Todtengebeine sind in besonderen Abtheilungen aufgestellt: so ist ein eigener aus Gebeinen und Todtenköpfen errichteter Altar vorhanden, die Wände sind mit Knochen und Schädeln ausgeschmückt, die durch seltene Konstruktion und Knochenkrankheiten merkwürdigen Knochen besonders aufbewahrt; in der Gallerie Memento bei der Quelle der Samaritanerin (Source d'oubli) sind die Gebeine der Opfer der Septembertage von 1792 aufgestellt &c. Nachdem während der ersten Revolution sämmtliche Klöster aufgehoben worden waren, wußten schon unter Napoleon I. einige die Duldung im Stillen wieder zu erlangen; die Restauration that später alles Mögliche, sie wieder emporzubringen, fast noch mehr geschah unter Ludwig Philipp, und 1844 bestanden in P. bereits wieder 32 Nonnenklöster, großentheils zur Verpflegung der Spitäler und zum Unterricht der Mädchen. Geringer war die Zahl der Mönchsklöster, zu denen auch die Seminarien zu zählen sind, worin junge Geistliche und Missionäre ausgebildet werden. Unter ihnen zeichnet sich das 1641 von Allier gestiftete, nach der ersten Revolution wieder hergestellte Seminar St. Sulpice aus. Die meisten Klöster wurden auf der alten Stelle neu erbaut und die alten Gebäude möglichst restaurirt.

Unter den weltlichen Gebäuden stehen die Tuilerien oder Tuilerien (les Tuileries, von tuile, d. h. Ziegel, weil vormals an ihrem Platze mehre Ziegeleien standen), das Residenzschloß der französischen Monarchen, auf dem rechten Ufer der Seine, obenan. Der Bau dieses Palastes wurde auf Befehl Katharina's von Medicis, Gemahlin Heinrichs II., nach den Zeichnungen von Philibert Délorme und Jean Boullant 1564 angefangen. Doch waren nur erst der mittlere Pavillon u. ein Theil der beiden geradefortlaufenden Seitenflügel fertig, als die Königin die Arbeiten einzustellen befahl, die erst Heinrich IV., unter der Leitung der Architekten Ducerceau und Dugérac, wieder aufnehmen ließ. Unter seiner Regierung wurden die beiden Flügel bis zu den Pavillons de Flore und St. Marsan fortgeführt, und 1600 die prachtvolle Gallerie des Louvre begonnen, welche die Tuilerien längs der Seine hin mit dem Louvre verbindet. Unter Ludwig XIII. fortgesetzt, wurde diese letztere erst unter Ludwig XIV., welcher die Leitung den Baumeistern Louis Leveau und François d'Orbay übertragen hatte, 1654 vollendet. Die weite Strecke von Palastgebäuden, welche gegenwärtig die vormalige Wüstenei des Karusselplatzes bedecken, ist von sehr jungem Datum: im Juli 1852 erst ward der Grundstein dazu gelegt, und seitdem ist der unter Napoleon I. begonnene Flügel an der Nordseite der Tuilerien, vom Pavillon de Rohan, wo er der Richelieustraße gegenüber ruinenartig abbrach, bis in die Nähe der ehemaligen Rue du Coq, jetzt Rue de Marengo genannt, verlängert und hier im rechten Winkel umbiegend an dem Louvre Ludwigs XIV. angelehnt worden. Damit war zwar die lange erstrebte Vereinigung zwischen den Tuilerien und dem Louvre bewerkstelligt; da aber die zusammenhängenden Gebäude der ursprünglich ohne alle Absicht von Vereinigung angelegten Paläste ein schiefes Viereck bildeten, erbaute man, um demselben den Schein eines regelmäßigen Parallelogramms zu geben, in dem Raum zwischen dem neuen Verbindungsflügel an der Rue Rivoli und dem alten Verbindungsflügel an der Seine zwei andere Flügel, welche in paralleler Richtung vom alten Louvre nach dem Karusselplatze hinlaufen u. hier rechtwinkelig gegen die Tuilerien umbiegen, so daß sie in der Mitte einen freien Platz, die Place Napoléon III, übrig lassen. Um die neuen Flügel laufen, längs des Karusselplatzes und des Platzes Napoleons III., bedeckte Gänge herum mit Terrassen, wo schon ein ganzes Heer von Statuen berühmter Männer in Reihe und Glied steht. Die

vereinigten Schlösser der Tuilerien u. des Louvre bilden gegenwärtig ein in seiner Art einziges Konglomerat von Palästen, Gärten, Höfen, Museen, Ministerien und Kasernen, und man schätzt den Flächenraum vom Concordeplatz bis zur Place Saint-Germain l'Auxerrois auf 436,280 Mètres. Da zu so verschiedenen Zeiten und unter so verschiedenen Meistern an den Tuilerien gebaut wurde, so fehlt es dem Aeußeren derselben an gehöriger Harmonie. Im Innern erkennt man noch häufig das Zeitalter Ludwigs XIV. wieder, dem sie ihre Einrichtung vorzüglich zu verdanken haben. Doch hat schon Ludwig Philipp wesentliche Verschönerungen anbringen lassen, wie namentlich die prachtvolle Treppe im Hauptpavillon (Pavillon de l'Horloge). Die Tuilerien haben 5 Pavillons, unter denen sich der eben erwähnte (in der Mitte), der Pavillon St. Marsan (Wohnung Napoleons I., dann der Herzogin von Berry, des Herzogs von Orleans und nach dessen Tode bis zur Februarrevolution Wohnung seiner Wittwe und seiner Kinder), nördlich, und der Pavillon de Flore (Wohnung Karls X. und dann Ludwig Philipps), südlich, auszeichnen. Der erste König, welcher die Tuilerien zu seiner Residenz erwählte, war Ludwig XIII.; Ludwig XIV. verweilte nur manchmal daselbst, da er sich meist in St. Germain und in Versailles aufhielt. Erst während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. wurden die Tuilerien wieder auf 7 Jahre königliche Residenz; dann blieben sie 67 Jahre lang unbewohnt, bis Ludwig XVI. sich durch die Ereignisse des Jahres 1789 genöthigt sah, sie abermals zur königlichen Residenz zu erheben. Seitdem sind die Tuilerien der Schauplatz merkwürdiger Scenen der Revolution und der Kaiserzeit gewesen. Sowohl der Konvent, als auch das Direktorium hatten darin ihren Sitz aufgeschlagen; Napoleon I. bewohnte sie als erster Konsul und als Kaiser; 1804 wurde der Pavillon de Flore dem Papst Pius VII. zur Wohnung eingeräumt. Während der ganzen Zeit der Restauration blieben die Tuilerien die Residenz Ludwigs XVIII. und Karls X., und auch Ludwig Philipp hat sie seit 1830 jährlich nur auf einige Monate im Sommer, am 24. Febr. 1848 aber auf immer verlassen. Im ersten Moment der Aufregung wurden die Tuilerien zu einer Arbeiterwerkstätte bestimmt, wovon man jedoch bald wieder abging. Der Pavillon St. Marsan wurde dem Generalstab der Nationalgarde zur Verfügung gestellt. Nach der Eröffnung der Nationalversammlung am 4. Mai 1848 wurden die Tuilerien der Sitz der neuernannten exekutiven Regierungskommission, später des Kaisers Napoleon III. Der **Louvre**, der alte königliche Palast, liegt ebenfalls am nördlichen Ufer der Seine u. ist ein prächtiges, vierseitiges Gebäude, mit einem Hofe in der Mitte. Der Ursprung des Namens, sowie die Zeit der ersten Erbauung dieses Schlosses sind unbekannt. Man weiß nur, daß König Philipp August 1214 ein Fort und ein Staatsgefängniß daselbst anlegte, daß Karl V. 1366—80 das Gebäude verschönerte und seine Bibliothek, sowie seine Schatzkammer dahin brachte und daß Franz I. 1528 denjenigen Theil des Schlosses errichtete, welcher jetzt der **alte Louvre** heißt. Unter Heinrich II. wurde der Bau eifrig fortgesetzt und vom Bildhauer Jean Goujon ausgeschmückt. Heinrich IV. legte den Grund zu der prachtvollen Gallerie, welche den Louvre an der Südseite mit den Tuilerien verbindet (s. oben); Ludwig XIII. erbaute das Mittelgebäude und Ludwig XIV. die Façade gegen Osten, nebst der Kolonnade des Louvre, noch jetzt eines der vollendetsten Werke der Baukunst in ganz Frankreich. Seit Ludwig XIV. war der Louvre der Sitz der Akademien, unter Napoleon I. des Nationalinstituts, jetzt wieder der Akademien. Das **Palais royal** (seit der Februarrevolution **Palais national**), an der Rue St. Honoré, mit seinem Garten, seinen Höfen, Gallerien u. Arkaden so ziemlich der Mittelpunkt der Stadt und der Vereinigungspunkt aller Lebensgenüsse, wurde seit 1629 vom Kardinal Richelieu an der Stelle der den Armagnacs gehörigen Hotels Rambouillet und Mercoeur nach dem Plane des berühmten Baumeisters Jacques Lemercier zum Theil aus Holz gebaut und 1636 zu Ende geführt. Das Gebäude hatte anfangs den Namen Palais Cardinal. Richelieu schenkte es 1639 Ludwig XIII., der es während der Frondeunruhen einige Zeit bewohnt haben soll. Nach seinem Tode bezog es 1642 die Königin Anna von Oesterreich nebst dem minderjährigen Ludwig XIV., worauf es den Namen Palais royal erhielt. Durch ein Dekret vom Februar 1692 erhielt Monsieur, der Bruder des Königs, Herzog Philipp von Orleans, den Palast als Apanage. Seitdem bewohnte ihn die Familie Orleans bis 1791 und von 1816 an bis nach der Julirevolution. Am 9. Juni 1701 erhielt der Herzog von Chartres (später Regent von Frankreich) das Palais royal als Erbe seines eben gestorbenen Vaters. Im September 1715 zog die Regentschaft Philipps von Orleans in demselben ein, womit jene Zeit des ausschweifendsten Luxus begann, von der lange Erinnerungen und Spuren zurückgeblieben sind. Während der ersten Revolution erhielt das Gebäude den Namen Palais Egalité, und 1794 wurden seine Räume in Ballsäle, Cafés und andere öffentliche Lokale umgewandelt. Erst 1796 erhielt es wieder eine würdigere Bestimmung, indem es einer Militärkommission für ihre Zusammenkünfte angewiesen wurde. Unter dem Konsulat ward dem Tribunat hier sein Sitz angewiesen, daher es einige Zeit Palais du Tribunat genannt wurde. Im J. 1807 wurde es mit dem Krongute vereinigt, dem es bis 1814 angehörte. Im J. 1814 kehrte der Herzog von Orleans (der nachmalige König Ludwig Philipp) in den Palast seiner Väter zurück. Während der 100 Tage wurde das Palais royal von Lucian Bonaparte bewohnt. Nach dieser Zeit beschäftigte sich der Herzog von Orleans, der in den Besitz der nicht verkauften Güter, die sein Vater besessen hatte, getreten war, unablässig damit, das Palais royal wieder herzustellen. Nach seiner Erhebung zum Bürgerkönig 1830 siedelte er in die Tuilerien über. Die alte Bildergallerie des Palais royal, welche vom Regenten begonnen ward, wurde 1789 verkauft. Dagegen hat Ludwig Philipp eine neue angelegt, die besonders treffliche Werke neuerer Künstler besitzt. Schon Ludwig Philipps Vater hatte seit 1782 das ungeheure, an den Palast stoßende viereckige Gebäude, mit dem Garten in der Mitte, in Kauf-

läden umwandeln lassen, woraus er bedeutenden Gewinn zog. Seitdem ist dieses Viereck, wovon die orleans'sche Familie zuletzt nur noch einen Theil besaß, während der andere Privateigenthum war, ein großes Waarenlager geworden. Den Palast selbst und auch eine Seite des Vierecks, welche lange unvollendet geblieben waren, ließ Ludwig Philipp durch den Baumeister Fontaine beendigen. Der Haupteingang ist auf der Straße St. Honoré. Tritt man in den ersten Hof, so hat man den eigentlichen Palast vor sich, der in der Mitte mit jonischen und dorischen Pilastern verziert ist. Durch 3 große Eingangsbogen gelangt man in den zweiten Hof (Cour royale). Hohe Säulengänge mit Eisengitter führen auf beiden Seiten in die prächtige, mit einem Glasgewölbe bedeckte u. aus Stein und Eisen gebaute Galerie d'Orléans, aus der man in den von Arkaden umschlossenen öffentlichen Garten gelangt. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Klaftern und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Klaftern; zu ebener Erde zieht sich eine von 180 Bogen unterstützte Gallerie hin, die auf beiden Seiten in 2 auf Säulen ruhenden Vorhallen endigt. Im Palais royal findet man Befriedigung für alle künstlichen und erkünstelten, edlen und unedlen Lebensgenüsse. Es gibt hier 2 Theater, das Théâtre français und das kleine Théâtre du Palais royal. Man hat hier Lesekabinette, Buchhandlungen, Kaffeehäuser, Kunstläden und Bazare aller Art, in denen sich die Pracht, der Geschmack und die Kunstfertigkeit von P. auf das Glänzendste entfalten. Selbst die Keller sind benutzt und dienen zu Wirthschaften der mannichfaltigsten Art. Die Arkaden, in deren Mitte ein Bassin mit Springbrunnen ist, dienen zu bedeckten Spaziergängen. Früher warf auch das Laster hier seine Netze aus. Das Palais Elysée-Bourbon, das von der Rue St. Honoré bis zu den Champs-Elysées hinüberreicht, wurde 1718 für den Grafen von Evreux sehr geschmackvoll gebaut, gehörte später der Marquise von Pompadour, dann dem Bankier Beaujon, hierauf der Herzogin von Bourbon (von welcher der Palast den Namen erhielt), wurde während der ersten Revolution verkauft u. kam in mehre Hände, endlich in die Murats, der es dem Staate wieder verkaufte, ward von Napoleon I. mehrmals bewohnt, zuletzt 1815 nach der Schlacht von Belle-Alliance. Auch der Kaiser von Oesterreich und dann der Herzog von Berry wohnten hier. Später bewohnte es Louis Napoleon als Präsident der Republik. Das Palais Bourbon in der Universitätsstraße, sonst Wohnung des Herzogs von Bourbon, ist nur ein Stock hoch, aber durch Kunstwerke merkwürdig; sonst hieß auch der nachmalige Palast der Deputirtenkammer so. Das Palais du Luxembourg (einst Palais du Senat conservateur, während der Restauration und unter der Juliregierung Palais de la Chambre des Pairs) liegt am Platz Vaugirard am linken Seineufer. Es war ursprünglich ein von Gärten umgebenes, von Robert du Harlay 1540 gebautes Privathaus. Nach seinem Tode fiel es seiner Wittwe, Jacqueline von Marinvilliers, zu, die es an den Herzog von Pincî-Luxembourg verkaufte, dessen Namen das Gebäude seitdem getragen hat. Maria von Medicis, die Wittwe Heinrichs IV., erwarb es für 90,000 Livres, kaufte noch etwa 25 Morgen Grund und Boden dazu und ließ den jetzigen Palast in weniger als 6 Jahren erbauen, und zwar nach dem Muster des Palastes Pitti in Florenz. Später überließ sie ihn an Gaston von Frankreich, den einzigen Bruder Ludwigs XIII., der ihm für kurze Zeit den Namen Palast Orleans gab. Später (1672) war der Luxembourg im Besitz der Mademoiselle von Montpensier und der Herzogin von Guise, die ihn an Ludwig XIV. verkaufte. Ludwig XVI. gab ihn seinem Bruder, dem Grafen von Provence (später Ludwig XVIII.), der bis zu seiner Emigration (1791) daselbst wohnte. Im J. 1793 wurde der Palast in ein Gefängniß verwandelt, in welchem man fast 3000 Personen einsperrte (daher Reservoir der Guillotine genannt). Später war er der Sitz des Direktoriums, des Konsulats, des Erhaltungssenats und während der Restauration der Pairskammer. In der Februarrevolution von 1848 ward er einer besondern Regierungskommission für die Arbeiter unter dem Vorsitze Louis Blancs eingeräumt. Der Palast bildet ein durch eiserne Gitter von andern Häusern getrenntes Rechteck. Imposant ist der Eingang, den eine schöne Kuppel ziert, und eben so kostbar als geschmackvoll die Treppe. In der obern Etage ist die Gemäldesammlung (s. unten), in der untern war der Versammlungssaal der Pairs, der von oben durch die Kuppel Licht erhält. In dem daneben befindlichen Petit-Luxembourg hatte bis zur Februarrevolution der Großkanzler von Frankreich (zuletzt Baron Pasquier) seine Wohnung und das Amtslokal. Dieser Palast wurde 1629 von dem Kardinal Richelieu erbaut, der ihn seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon, schenkte, als er selbst das Palais royal bezog. Später ging er auf Heinrich von Bourbon-Condé, dann auf die Prinzessin Anna von Bayern über. Die Mitglieder des Direktoriums bewohnten ihn, mit Ausnahme von Barras, 5 Jahre lang. Der Konsul Bonaparte verlebte hier 6 Monate, ehe er die Tuilerien bezog; auch Joseph Bonaparte wohnte hier. Der Palast der ehemaligen Deputirtenkammer (sonst auch Palais Bourbon, zur Revolutions- u. Kaiserzeit Palais du Corps législatif) liegt auf dem Quai d'Orsay, wurde von 1772—89 mit einem Kostenaufwand von 22 Millionen Franken gebaut, war in der ersten Revolution Sitz des Raths der 500, dann unter Napoleon I. des gesetzgebenden Körpers, während der Restauration u. der Juliregierung 1830 der Deputirtenkammer u. nach der Februarrevolution 1848 der Nationalversammlung. Der herrliche Peristyl, welcher nach dem Revolutionsplatze zu gelegen ist, wurde von 1804—7 nach Poyets Zeichnungen ausgeführt. Das Palais de Justice, in der Cité, war die Residenz der alten Frankenkönige (von Dagobert oder doch Hugo Capet bis auf Karl V.). Die ältern Theile des Palastes stammen aus den Jahren 1000 u. 1313. Karl VII. räumte ihn dem Parlament ein. Der Brand von 1630 richtete darin bedeutende Verwüstungen an, welche durch die rohe Gewalt der ersten Revolution zum Theil noch überboten wurden. Jetzt dient das vielfach umgestaltete Gebäude verschiedenen Gerichtshöfen (Appellhof,

Kassationshof, Tribunal) als Lokal und umfaßt außerdem noch die Polizeipräfektur mit der Conciergerie und verschiedenen Departements. Das Stadthaus (Hôtel de Ville), auf dem Grèveplatz, ist der merkwürdige Ort, wo alle Umwälzungen Frankreichs in den letzten 7 Jahrzehnten vollendet und gewissermaßen besiegelt wurden. In der ersten Revolution sprach Ludwig XVI. von einem Fenster des Stadthaus-Thronsaales aus, mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Kopfe, zu dem Volke; kaum 40 Jahre später (1830) redete der zum Bürgerkönig erwählte Ludwig Philipp von demselben Fenster ebenfalls zum Volke, und wiederum 18 Jahre später konstituirte sich auf dem Stadthause, nachdem Ludwig Philipp der Krone entsagt und P. verlassen hatte, die republikanische Regierung (am 24. Febr. 1848). Wie der Stadthausplatz der Schauplatz der vorzüglichsten Ereignisse der Revolution war, so war das Stadthaus selbst gleichsam der Palast der Revolution, sowohl 1789, als 1830 und 1848. Hier residirte die Gemeinde von P., hier saß der Wohlfahrtsausschuß, hier entwickelte sich das Drama vom 9. Thermidor, hier fiel Robespierre, hier hatte auch die Regierung der Republik von 1848 ihren Sitz. Wenn der Stadthausplatz einestheils als Ort der Hinrichtung diente, so war er doch auch vorzugsweise der Platz für alle patriotischen Freuden. Im Juli 1830 bestand das Volk hier den heißesten Kampf, und erst als die dreifarbige Fahne hier wehte, war der Sieg gesichert. Seitdem durfte nicht mehr das Blut von Verbrechern fließen, wo so viel tapfere Bürger ihr Blut für die Freiheit vergossen hatten; das Schaffot durfte nicht mehr da stehen, wo die Fahne der Volkssouveränetät geweht hatte. Im Jahre 1533 legte Pierre de Viole den Grundstein zu dem jetzigen Stadthause, das später nach einem neuen Plane umgeändert und 1606 vollendet wurde. Die Ausführung bietet mannichfache Schönheiten dar, besonders treten einige treffliche Arbeiten von J. Goujon hervor. Im Jahre 1801, als die Präfektur des Seinedepartements in das Stadthaus verlegt wurde, vergrößerte man es bedeutend, und auch in neuerer Zeit hat das dringende Bedürfniß beträchtliche Erweiterungen durch Ankauf ganzer Straßen und den Anbau von 2 Flügeln nothwendig gemacht. Das Stadthaus hat einen Glockenthurm, einen großen Thronsaal mit der Reiterstatue Heinrichs IV., und in einer Art Hof steht die bronzene Reiterstatue Ludwigs XIV. Seitdem Napoleon III. die den Raum beengenden Straßen hat niederreißen lassen, steht es von allen Seiten frei da. Der umgebende Platz stößt südlich und nördlich an die Reihe der Kais und an die neue Rivolistraße, wird östlich durch die kolossale neue Kaserne (Caserne Napoléon), eine förmliche Festung, die mit dem Stadthause durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehen soll, begrenzt u. steht westlich durch eine neu durchgebrochene Straße (Avenue de Victoria) mit dem ebenfalls erweiterten Chateletplatze in Verbindung. Das Hotel du Quai d'Orsay, dem Tuileriengarten gegenüber, aber am rechten Ufer der Seine, wurde von Napoleon I. begonnen, blieb dann liegen und ist erst nach der Julirevolution ausgeführt und vollendet worden. Bis zur Februarrevolution bildete es den Versammlungsort des Staatsraths und den Sitz der Cour des Comptes. Die Wände der 2 großen Hauptsäle, welche der Palast enthält, sind mit den kostbarsten velutirten Tapeten, mit Gemälden von der Hand der größten Künstler der Gegenwart, entsprechende Scenen aus der französischen Geschichte und Verwaltung darstellend, bedeckt. Unter den Kasernen ist die ehemalige École militaire auf dem Marsfeld hervorzuheben, die jetzt zur Artilleriekaserne dient; vor der Revolution von 1789 wurden hier 500 junge Edelleute erzogen, später wurde sie Militärschule, und als das Direktorium dem jungen Bonaparte das Kommando von P. übertrug, hatte er hier sein Hauptquartier. In der Mitte eines großen, mit Bäumen bepflanzten Platzes, quer vor der Viviennestraße, dem Vaudeville-Theater ziemlich gegenüber, steht der Börsenpalast, ein längliches Viereck mit einer Vortreppe und einer hohen, korinthischen Säulenreihe. Das Gebäude, dessen Grundstein am 24. März 1808 gelegt wurde, hat 212 Fuß in der Länge und 126 Fuß in der Breite und wurde am 4. November 1826 eingeweiht. Das Innere desselben ist reich und doch sehr einfach. Im vordern Theile sind einige Gemächer und Säle zu kleinen Wohnungen und abgesonderten Geschäften angebracht, der übrige Raum bietet einen einzigen großen, 116 Fuß langen, 76 Fuß breiten und 2000 Menschen fassenden Saal, der sein Licht von oben empfängt. Auf zwei Drittel seiner Höhe läuft eine Gallerie herum. Hier hat das Handelstribunal seinen Sitz. Die Börse mit ihrer Ab- und Zuströmung stellt die Herzkammer des Metallblutsystems von P., den Mittelpunkt aller Adern seines Reichthums, Verkehrs, seiner Wünsche, Sorgen und Hoffnungen vor. Ihre Erbauung hat über 8 Millionen Franken gekostet. Die Bank, im ehemaligen Hotel Penthièvre, ward 1800 gegründet; das Gebäude derselben wurde 1620 auf Anordnung Mansards für den Herzog von Brillière erbaut. In der Nähe des Palais de l'Institut befindet sich das Hotel des Monnaies (das Münzgebäude), welches die Stelle einnimmt, wo früher das Hotel Conti stand; es hat eine 360 Fuß lange und 78 Fuß hohe Hauptfaçade und 8 Höfe. Das Observatorium (die Sternwarte) in der Vorstadt St. Jacques ist ein prachtvolles Gebäude, das 1667 begonnen und 1772 vollendet wurde. Es bildet ein rechtwinkeliges Viereck von 30 Mètres in der größten Ausdehnung von Osten nach Westen und von etwa 28 Mètres in der Ausdehnung von Süden nach Norden. An den Ecken der südlichen Seite befinden sich 2 achtwinkelige Thürme oder Pavillons. Die 4 Seiten der Sternwarte stehen genau nach den 4 Kardinalpunkten der Welt, und die Keller der Sternwarte sind so tief, wie das Gebäude selbst hoch ist. Von dieser Sternwarte ausgehend, zählen die Franzosen die Grade der Meridiane, und auf sie basiren sie auch andere Messungen. Andere schöne Gebäude (wie das Invalidenhaus 2c.) siehe unten bei den wissenschaftlichen und andern Anstalten. Bemerkenswerth sind noch mehre historisch wichtige, jetzt aber abgetragene oder gänzlich veränderte Gebäude. An die Bastille (s. d.), am rechten Seineufer an der Rue de St. Antoine, erinnert jetzt nur

noch ein freier Platz (s. oben). Der Tempel (Temple), das ehemalige Haus der Tempelherren, ward nach der Unterdrückung jenes Ordens den Malteserrittern eingeräumt. Im Jahre 1567 ließ der Großprior Jakob von Souvré eine Priorei aufführen, und in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. wurde Philipp von Vendôme zum Großprior des Temple ernannt. Als solcher lebte er seinen epikuräischen Neigungen; die Soupers im Temple wurden berühmt oder berüchtigt, denn sie übertrafen durch die Auswahl und den Geist der Gäste selbst die des Palais royal. Auf Philipp von Vendôme folgte der Prinz von Conti, der 1770 die Pforte des Temple dem schutzsuchenden J. J. Rousseau öffnete. Im Jahre 1779 ward der ganze Raum verkauft oder in Erbpacht gegeben. Die eigentliche Burg, ein vierseitiger, 150 Fuß hoher Thurm mit 4 runden Thürmen, wurde zum Theil niedergerissen. In dem zweiten Stockwerke desselben wurde Ludwig XVI. nach dem 10. August eingeschlossen, während seine Familie das obere Stockwerk inne hatte; er verließ den Temple nur, um das Schaffot zu besteigen. Im Jahre 1811 wurde der Thurm des Temple abgetragen. Jetzt befindet sich hier ein 1816 gestiftetes Kloster der Benediktinerinnen von der ununterbrochenen Anbetung. Da, wo früher der berüchtigte Tour de Nesle (s. Nesle) stand, erhebt sich jetzt das Palais de l'Institut (s. unten), dem Louvre gegenüber. Noch erhalten ist das Hotel de Clugny, in der Nähe der Sorbonne, unter Ludwig XII. von dem Neffen des Kardinals Amboise gebaut, die von Sommerart angelegte Sammlung von Kunstwerken des Mittelalters enthaltend und durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehend mit dem Palais des Thermes auf der Citéinsel, dem einzigen römischen Bauwerk in P., aus Kaiser Julians oder Constantinus Chlorus' Zeit. Von Privatgebäuden zeichnen sich aus: das Hotel d'Ormond, nahe am Boulevard des Italiens; das Hotel Hope, an der Esplanade der Invaliden; das Hotel des Marquis de la Guiche am Quai d'Orsay; das Hotel Colot; das Hotel du Preux; das Haus Franz' I. in den elysäischen Feldern im Renaissancestyl und viele andere historisch wichtige Gebäude. Welche ungeheuren Bauten P. in der neuern und neuesten Zeit hat erstehen sehen, mag aus folgenden Notizen erhellen. Die Ausgaben für die Vergrößerung von Straßen und Plätzen im Innern der Stadt beliefen sich von 1816—30 auf 10,250,000 Francs, von 1831—47 auf 24,500,000 Fr.; von 1851—55 aber ward die ungeheure Summe von 157,651,000 Fr. zu demselben Zwecke verwendet. Die Bauunternehmungen der neuesten Zeit unterscheiden sich von den früheren dadurch, daß es bei ihnen darauf abgesehen ist, die Stadt von dem uralten, engen Häuserwirrwarr, einer Folge der rein zufälligen Anlage, zu befreien. Die neue Rivolistraße, die an 500 alte Häuser verschlungen hat, kostete 81,563,000 Fr.; ferner wurden ausgegeben 22,584,000 Fr. für die Freistellung des Stadthauses und die Durchbrechung der Avenue de Victoria und 5,575,000 Fr. für die Aufräumung des Karusselplatzes und der Louvrekolonnade. Die Kosten für die Anlage des neuen Boulevard de Sebastopol, der von der Vorstadt St. Denis bis zur Barrière d'Enfer im Faubourg St. Jacques ganz P. in einer Länge von mehr als einer halben Meile durchschneiden soll, bloß auf dem rechten Seineufer, betrugen, als er etwa zu drei Viertheilen vollendet war, schon 18,511,000 Fr., und die Herstellung des Bauplatzes der neuen Centralhalle, d. h. eines Flächenraums von 30,000 Quadratmetern, der noch unlängst mit 250 Häusern meist von 5 und 6 Stockwerken vollgepfropft war und wo jetzt die neuen Marktgebäude in Form von 6 Pavillons und eben so viel Laubengängen aus Gußeisen und Glas sich erheben, erforderte einen Aufwand von 21,760,000 Fr. Schon ist das ehemalige undurchdringliche Chaos unregelmäßig durcheinander laufender, enger, schmutziger Straßen des Centrums der Stadt beseitigt und von Westen nach Osten ganz, von Norden nach Süden größtentheils durchbrochen, und noch werden immer neue großartige Straßenbauten vorbereitet. Von 1852—57 wurden 2524 Häuser niedergerissen und dafür 5238 theils ganz neu errichtet, theils vergrößert.

Unter den öffentlichen Anstalten steht die Universität (Académie universitaire de Paris) obenan. Die ersten Professoren, welche daselbst lehrten, waren zwei Mönche von St. Germain d'Auxerre, Remi und Hucbald von St. Amand, die 908 einen Kursus der Dialektik und Theologie eröffneten. Bald ließen sich auch andere Lehrer in P. nieder, die mit außerordentlichem Erfolge Vorlesungen hielten. Die Namen Wilhelm von Champeaux, Abälard, Robert von Melun, Joscelin, Peter Lombard &c. zogen eine solche Menge Studenten aller Nationen in die Stadt, daß ihre Zahl bisweilen die der Einwohner überstiegen haben soll. Abälard, dem immer 3—4000 Schüler folgten, schlug sein Lager auf dem Berge St. Geneviève oder auf der Schülerwiese auf. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts fühlte man die Nothwendigkeit, den Studien eine gleichförmige Leitung zu geben. Die Lehrer traten zusammen und beschlossen, daß in Zukunft Niemand lehren dürfe, der nicht das Diplom eines Baccalaureus, Licentiaten oder Doktors erhalten habe, und um die Schüler wirksamer kontroliren zu können, theilte man sie in 4 Nationen, die man Frankreich, England, Normandie und Picardie nannte. Damals wurde auch der Verein aller Zweige der Studien oder Fakultäten mit dem Namen Universität bezeichnet. Diese erlangte von der königlichen Macht besondere Freiheiten. So waren unter Anderem die Studenten von dem gewöhnlichen Gerichtsstande ausgenommen und mußten nach dem kanonischen Recht von dem geistlichen Gericht gerichtet werden. Die Universität wurde nach und nach eine gefürchtete Macht; auch mischte sie sich von der Regierung Karls VI. an in alle Bürgerkriege, welche bis zur Regierung Heinrichs IV. den Boden Frankreichs mit Blut befleckten. Am gefürchtetsten war die Sorbonne oder die theologische Fakultät. Die Sorbonne war ursprünglich eine Bildungsanstalt (Collegium oder Congregatio pauperum magistrorum studentium in theologica facultate) für junge Weltgeistliche auf der Universität zu P. und wurde um 1250 von Robert von Sorbon (einem Dorf in Champagne, dessen Namen er nach damaliger Sitte annahm), einem pariser Theologen und Lud=

CCCCLVII



C. Reiss del.

SAINT SULPICE

in Paris

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

wigs des Heiligen Kaplan, gegründet. Nachdem schon Ludwig der Heilige die Anstalt vergrößert hatte, begann der Kardinal Richelieu 1629 einen neueren großartigeren Bau für sie, und bald erlangte die Anstalt eine so große Bedeutung, daß ihr Name auf die ganze theologische Fakultät der pariser Universität übertragen ward, welche bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Sorbonne hieß. Nachdem sie Sitz der theologischen Fakultät geworden war, warf sie sich aus eigener Machtvollkommenheit zur Richterin in allen politischen und religiösen Streitigkeiten auf, welche den Staat bewegten. Ihre Gutachten und Beschlüsse hatten entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Katholicismus in Frankreich; nicht leicht unternahmen die Könige einen Religion und Kirche betreffenden Schritt, ohne die Doktoren der Sorbonne um ihr Urtheil befragt zu haben, und selbst außer Frankreich galten ihre Aussprüche oft mehr als die Meinungen anderer Akademien. Den Jesuiten nicht weniger Feind, als der Reformation, hielt die Sorbonne streng auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche, widersetzte sich der Bulle Unigenitus und stand in den jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Portroyal, doch der jesuitischen Partei immer feindlich gegenüber. Flecken in ihrer Geschichte sind ihr Urtheil über die Jungfrau von Orleans und ihre Billigung der Greuel der Bartholomäusnacht. Da sie Heinrich IV. des Thrones für unwürdig erklärt und ihn erst nach seinem Glaubenswechsel anerkannt hatte, so nahm Heinrich IV., dessen Groll sich auf die ganze Universität ausdehnte, eine Reform mit ihr vor; 1600 erschien eine königliche Verordnung, wodurch sie ihres politischen Einflusses beraubt und unter strengere Aufsicht gestellt ward, worauf Ordnung und Ruhe zurückkehrte und die Vorliebe für ernste Studien das Uebergewicht erhielt. Dessenungeachtet behielt die Sorbonne ihres geistlichen Charakters wegen einen gewissen Einfluß. Später aber ließ sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte, als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen seyn. Im Jahre 1729 trat sie definitiv auf die Seite der Jesuiten, und von dieser Zeit an setzte sie sich durch ihren unbehülflichen, pedantischen Eigensinn und ihren nicht selten blinden Eifer für den Buchstaben der alten Kirchenlehre in einen ungünstigen Kontrast mit den Philosophen und Freigeistern des 18. Jahrhunderts und brachte sich durch die lächerliche Censur, welche sie über fast alle physikalischen, juridischen und philosophischen Schriften, namentlich über die Montesquieu's, Helvetius', Rousseau's, Buffons und Marmontels, aussprach, um alles Ansehen und allen Einfluß auf das Publikum. Sie war de facto todt, als in der Revolution auch ihr Name erlosch. Ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung hob sie auch de jure auf; dasselbe Dekret unterdrückte den akademischen Rath und die Universität. Am 17. November 1808 wurde von Napoleon I. die Universität in der Weise organisirt, wie sie noch jetzt besteht. Die Universität besteht jetzt aus 5 Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medicin (dazu anatomisches Theater und Schule der Pharmacie), der Faculté des Lettres (Philosophie, französische und griechische Literaturgeschichte, Geographie und Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst) und der Faculté des Sciences (Mathematik, Astronomie, Mechanik, Naturwissenschaften). Die Universität als Ganzes hat ihren Sitz noch in der Sorbonne. Die zu den Gebäuden derselben gehörige, 1635 begonnene und 1659 vollendete Kirche enthält Richelieu's von Girardon gefertigtes, in der Revolution beschädigtes u. unter Napoleon I. restaurirtes Denkmal. Die Fakultäten hängen wenig unter sich zusammen und haben ihren Sitz in eigenen Gebäuden, die 1., 4. und 5. in der Sorbonne. Zur Universität, die 7000 Studenten zählt, gehört auch die von Napoleon I. gestiftete, von den ältern Bourbonen aufgehobene und seit der Julirevolution wieder hergestellte **Normalschule**. Unter der Universität stehen: das Collége Louis le Grand (1582 gegründet) in der Rue la Harpe, das Collége de Henri IV (Lycée de Napoléon), das Collége de Bourbon (seit 1781), das Collége Charlemagne, das Collége St. Louis (seit 1280), das Collége St. Barbe (gelehrte und polytechnische Schule zugleich), das Collége de Stanislas und das Collége des Irlandais. Außerdem gibt es noch folgende Unterrichtsanstalten, welche jedoch in keinem Abhängigkeitsverhältnisse zur Universität stehen: das **Collége de France** (bis zur Februarrevolution Collége royal de France), 1520 gegründet, dem höheren wissenschaftlichen Unterricht gewidmet, einer deutschen Universität nicht unähnlich, mit 6000 Schülern und mit Lehrstühlen für Mathematik, Naturwissenschaften, Astronomie, Medicin, Geschichte, Rechtswissenschaft, griechische und römische Literatur, französische Literatur, orientalische Sprachen, Philosophie &c.; die **Ecole spéciale des Langues orientales vivantes** (Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen), mit Lehrstühlen für das Persische und Malayische, das gelehrte und gemeine Arabische, das Türkische, Armenische und Neugriechische; der **Cours d'Archéologie**, wo Numismatik und Kenntniß der geschnittenen Steine und der alten Denkmäler gelehrt wird; die **polytechnische Schule**, in den Gebäuden des ehemaligen Kollegiums von Navarra, zur Bildung junger Leute zum Bergwerks-, Artillerie-, Marine- und Ingenieurdienst, sowohl im Civil-, als im Militärfache, enthält 350 Zöglinge von 16—20 Jahren, wurde 1795 durch den Konvent gestiftet, am 17. August 1844 auf Befehl des Königs aufgelöst, aber später wieder hergestellt; die **Ecole des Ponts et Chaussées**, wo seit 1784 24 Zöglinge, die aus der polytechnischen Schule entlassen seyn müssen, Unterricht im Entwerfen, im Wege-, Kanal-, Brücken- u. Hafenbau, sowie im Bau öffentlicher Gebäude erhalten; die (ehemals königliche) **Bergwerksschule**, 1783 gestiftet, aus einem Bergwerksrathe und einer Schule für Mineralogie, Geologie, Probirkunst, Zeichnen und beschreibende Geometrie bestehend, besitzt ein Naturalienkabinet, in welchem alle mineralogischen Produkte Frankreichs nach den Departements vereinigt sind; die **Veterinärschule** zu Alfort bei Charenton, für Militärs u. für Privaten, mit anatomisch-physiologischem Kabinet, Bibliothek, botanischem Garten &c.; die Unterrichtsanstalt für Naturgeschichte,

die mit dem Jardin des Plantes verbunden ist und in welcher mehr als 3000 junge Leute Unterricht empfangen; ferner die Schule des Generalstabs, die Schule für Ingenieurgeographen, die Pharmaceutenschule, die Schulen für Geburtshülfe, für Baumzucht, die Gärtnerschule ꝛc. Kunstschulen sind: die Schule der schönen Künste in einem Prachtgebäude in der Rue des Petits Augustins, zerfällt in die beiden Sektionen der höhern Zeichenkunst und der Bildhauer- und Baukunst; die Zeichenschule; die mathematische Zeichenschule; die Gesangschule; die Schule für Musik und Deklamation (Konversatorium), von Ludwig XVI. 1784 gestiftet, um Schauspieler und Musiker zu bilden. Schulen für körperliche Uebungen sind: die Schwimmschule, die Reitschule, der Cirkus der Brüder Franconi. Außerdem bestehen in P. Hunderte von Pensionsanstalten für Knaben und Mädchen, mehre Handelsschulen, Kunst- und Handwerksschulen, Industrieschulen ꝛc. Im Jahre 1857 bestanden 277 städtische Elementarschulen mit 50,542 Zöglingen und einem jährlichen Aufwand von 1,323,000 Fr. Auch sind für den öffentlichen Unterricht mehre Gesellschaften thätig, so die Société pour l'Instruction élémentaire, die Gesellschaft des wechselseitigen Unterrichts ꝛc. Die bedeutendste gelehrte Gesellschaft ist die Akademie oder das Nationalinstitut von Frankreich, durch wissenschaftliche Bedeutung und Wirksamkett noch gegenwärtig die erste Anstalt dieser Art der Welt (s. Akademie). Das Institut hält seine Sitzungen im Palais des beaux Arts in der Rue des Petits Augustins, wo sonst die Sammlung der französischen Alterthümer war. Außerdem zählt P. noch zahlreiche Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, unter denen hervorzuheben sind: die (ehemals königliche) Gesellschaft der Wissenschaften, 1800 von einer Gesellschaft Gelehrter gestiftet, beschäftigt sich mit den Fortschritten des menschlichen Wissens; die Gesellschaft für Medicin, seit 1820, in die Sektionen der Medicin, Chirurgie und Pharmaceutik zerfallend; die Gesellschaft der Alterthumsforscher; die Gesellschaften für Geologie, Geographie, Statistik; das für die Astronomie wichtige Bureau des Longitudes (Längenbureau), seit 1795 einen Vereinigungspunkt aller in- und ausländischen Sternwarten bildend; mehre Gesellschaften für Naturgeschichte; die philotechnische Gesellschaft; die Gesellschaft zur Ermunterung der Nationalindustrie, schon seit der ersten Revolution bestehend, 1802 wieder errichtet, Preise für den Kunstfleiß aussetzend; die Centralackerbaugesellschaft, 1788 gestiftet und jährlich Preise vertheilend; das (ehemals königliche) Athenäum von Paris, 1781 von dem Luftschiffer Pilatre de Rozier für Naturwissenschaften gegründet, zugleich gesellschaftliche Vereinigung und die berühmtesten Gelehrten unter seinen Mitgliedern zählend; das Athenäum der Künste, 1793 gestiftet, Preise zur Beförderung der Künste und Gewerbe vertheilend; die asiatische Gesellschaft; die Académie de l'Industrie française zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse über Landbau, Handel und Fabrikwesen. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst steht die Nationalbibliothek voran, welche (sonst königl. Bibliothek) jetzt in einem großen Gebäude in der Rue Richelieu aufgestellt ist und im Erdgeschoß den Thierkreis von Denderah, in den 6 großen Sälen des ersten Stocks die gedruckten Schriften (nach Einigen 1,500,000) und hier nur in der Sammlung der Handschriften die größten Kuriositäten enthält. Sie hat jährlich 200,000 Francs zu verwenden. Das Nationalmuseum (bis zur Februarrevolution 1848 königl. Museum) des Louvre, in der Gallerie des Louvre, wurde durch Napoleon I. mittelst Wegführung der Schätze aus Italien, Spanien, Deutschland und den übrigen Hauptstädten von ganz Europa sehr bereichert, derselben jedoch nach dem zweiten Einrücken der Verbündeten in P. 1815 großentheils wieder beraubt. Es zerfällt in das Museum der Gemälde, welches etwa 1500 Nummern zählt, von denen etwa 375 auf die französische, 540 auf die deutsche und niederländische, gegen 500 auf die italienische Schule ꝛc. kommen; das Museum der Antiken, im Erdgeschosse, in 16 Sälen, mit mehr als 1100 Gegenständen, Statuen, Büsten, Basreliefs, Vasen, Kandelabern ꝛc., 1803 eröffnet; das Museum der griechischen, römischen und ägyptischen Alterthümer, in 9 mit herrlichen Plafondgemälden geschmückten Sälen im Louvre selbst, 1827 eröffnet, mit Bronzen, Vasen, Gegenständen aus Herculanum, Sammlungen mexikanischer Gegenstände, einer vorzüglich reichen Sammlung ägyptischer Alterthümer von Champollion ꝛc.; das Museum der Marine, im ersten Stock der Nordseite des Louvre, mit Kleidungen u. Waffen der Südseeinsulaner u. Amerikaner, alten Schiffsfeuergewehren, Modellen von Schiffen, Häfen u. von Allem, was zum Seewesen gehört; die Gemäldesammlung der spanischen Schule, in 5 Sälen, von Ludwig Philipp gestiftet; die Sammlung von Gypsabdrücken, das Museum der Zeichnungen, eine Sammlung von Zeichnungen, Miniaturen, Mosaiken, Büsten ꝛc., in 9 Sälen; die Gemäldesammlung der französischen Schule; die Gallerie der französischen Bildhauerkunst des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (der Renaissance) in 5 Sälen. Die Gallerie des Luxembourg, im Palais Luxembourg, enthält Gemälde u. Skulpturen der neuern französischen Schule, namentlich von Horace Vernet, Lebrun, David, Paul de la Roche, den beiden Scheffer, Guidin, Watelet, Roqueplan, François Biard, Bosio, Dantan, Pradier ꝛc. Die Gemäldesammlung im Palais royal enthält 500 Bilder, besonders aus der französischen Schule. Die Sammlung von Kupferstichen (Cabinet des Estampes), bei der Bibliothek, enthält in 5 Zimmern 6000 Portefeuilles. Die Sammlung der Medaillen u. Antiken zählt über 140,000 antike u. moderne Münzen und geschnittene Steine. Die Münzsammlung im Münzgebäude enthält alle seit dem 15. Jahrhundert geprägten französischen Münzen u. Medaillen. Das naturhistorische Museum (oder Museum des Jardin des Plantes) umfaßt den botanischen Garten, die Gallerie der Naturgeschichte mit einer großen Menagerie und Unterrichtsanstalten für Wissenschaften, die Gallerie der Botanik, mit bedeutenden Herbarien ꝛc., das anatomische Kabinet, eine Sammlung der vergleichenden Anatomie, von Cuvier eingerichtet und eine der ersten Europa's, mit einer Samm-

lung von Mißgeburten von Géoffroy St. Hilaire und mit einer merkwürdigen Zusammenstellung von Schädeln u. Skeletten aller bekannten Menschenracen des Erdballs und von großen Thieren. Das zoologische Museum befindet sich in dem ältern Hauptgebäude des Instituts, in einer Reihe von Sälen; in den neuern Gebäuden befinden sich die Sammlungen der Mineralien und der getrockneten Pflanzen. Noch sind zu erwähnen das mineralogische Kabinet in der Bergwerksschule; das Museum der Industrie (Konservatorium der Künste u. Handwerke), mit großer Modellsammlung; das Museum der Artillerie, mit großer Waffensammlung; das Museum Dupuytren (des berühmten Chirurgen, von Orfila gestiftet und nach Dupuytren benannt), mit Sammlung von Nachahmungen osteologischer und chirurgischer Krankheitsformen; das pathologisch-anatomische Kabinet der Thierarzneischule zu Alfort, ganz wie das vorige in Krankheiten der Thiere; das Kabinet der Arzneischule, eine Sammlung von chirurgischen Instrumenten 2c. enthaltend.

Die Sorgfalt der Behörden u. die Mildthätigkeit Einzelner haben eine Menge Anstalten und Einrichtungen ins Leben gerufen, welche bestimmt sind, den traurigen Folgen der Armuth zu steuern. Man rechnet die Zahl Derer, die in öffentlichen Anstalten verpflegt werden, auf 60—70,000, und mit Einschluß Derer, die in den Häusern Unterstützung erhalten, auf 160,000. In jedem der 12 Municipalarrondissements der Stadt befindet sich ein sogenanntes **Bureau de Bienfaisance** (Wohlthätigkeitsbureau); außerdem sorgen mehre Wohlthätigkeitsgesellschaften und Vereine (**Société de la Charité maternelle, Société philanthropique** mit 80 Zweigvereinen, evangelische u. evangelisch-helvetische Wohlthätigkeitsgesellschaft u. a.) für Kranke und Arme. Außer den medicinischen Vereinen (s. oben) bestehen noch: der Blatternimpfungsverein, die **Société pour le Soulagement et la Délivrance des Prisonniers**, die katholische und die protestantische Bibelgesellschaft 2c. Eine der berühmtesten Wohlthätigkeitsanstalten ist das Invalidenhaus, zu dem Ludwig XIV. 1671 den Grund legte. Es liegt am Ende der Vorstadt St. Germain, fast in der Mitte des Platzes Grenelle, auf einer Erhöhung (Esplanade der Invaliden genannt), bedeckt einen Raum von mehr als 5 Morgen und hat Raum für 7000 Invaliden. Die Façade hat von einem Ende seiner Pavillons bis zum andern eine Länge von 198 Klaftern. Rechts und links vom Eingang stehen auf Postamenten die 4 Statuen, welche überwundene Nationen vorstellen und ehemals an dem Monument Ludwigs XIV. auf dem Siegesplatze angekettet waren. Die kolossalen Figuren des Mars und der Minerva schmücken ein großes Vestibul, durch welches man in den sogenannten Königshof (Cour royale) tritt, ein regelmäßiges Viereck, um das zu ebener Erde und im Hauptgeschoß eine gewölbte Gallerie herumläuft, die von 80 Arkaden durchbrochen wird. Der rechte und linke Flügel der Façade werden von dem Gouverneur des Invalidenhauses, dem Generalstabe und den Aerzten bewohnt. Im Erdgeschoß des Haupthofes befinden sich die Speisesäle für die Offiziere und Soldaten, in welchen Freskogemälde die Siege Ludwigs XIV. darstellen und Allegorien seine sonstigen Großthaten feiern. Dem Haupteingang entgegengesetzt führt ein Portal zu der berühmten Kirche, die während der ersten Revolution dem Kriegsgotte geheiligt und zu einem Marstempel umgeschaffen war. Der Dom, dessen Fußboden aus geschliffenen Marmorarten künstlich zusammengesetzt ist, hat 20 Fuß im Durchmesser; 4 Kapellen umgeben ihn, wovon eine seit 1840 als provisorische Todtenkapelle für Napoleons I. Sarg dient. Der Fußboden der Kapelle ist mit einem bienendurchwirkten Teppich belegt, und die Wände sind mit violetem Sammt ausgeschlagen, in den ebenfalls Bienen und zahlreiche große N eingewebt sind. Auf allen dazu schicklichen Stellen hat man Schilder u. Waffenbündel angebracht, auf denen die Namen napoleonischer Siege stehen. Dem Eingang gegenüber, auf einer erhöhten Estrade, steht der Sarg, mit der Kaiserkrone und dem Diadem belegt, und davor liegt auf einem niedrigen Gestell Hut und Degen Napoleons I. Im Hintergrunde erhebt sich eine Pyramide, auf deren Spitze ein kolossaler Adler seine Schwingen ausbreitet. Der Sarkophag mit Napoleons I. Asche soll in der Mitte des Doms zu stehen kommen. An der rechten Seitenwand des letztern ist das prächtige Mausoleum Turenne's, aus der Kirche von St. Denis, nach der Komposition Lebruns trefflich in Marmor ausgeführt. In der großen Nische gegenüber ist 1807 als Gegenstück zu diesem Grabmal ein höchst einfaches Monument für Vauban errichtet worden: eine Säule von schwarzem Stuck, mit einer Graburne darauf und mit Attributen der Befestigungskunst umher. Das Hauptportal des Doms ist auf der dem Eingang des Invalidenhauses entgegengesetzten Seite, nach der Avenue de Breteuil hin. 40 Säulen gemischter Ordnung laufen von außen um den Dom herum und tragen eine Balustrade, über der auf einer mit Fenstern durchbrochenen Attika sich die mit vergoldetem Blei gedeckte Kuppel emporwölbt. Im J. 1804 stellte Napoleon I. den Löwen von St. Marcus aus Venedig auf der Esplanade der Invaliden auf; unter der Restauration ersetzte ein Büschel Lilien von vergoldetem Blei den nach Venedig heimgekehrten Löwen, u. nach der Julirevolution trat an die Stelle dieser Königsblumen eine Büste Lafayette's, die aber ebenfalls wieder verschwunden ist. Von alten Zeiten her war in P. für Hospitäler reichlich gesorgt. Man zählt deren jetzt über 30, die alle unter einer gemeinsamen Verwaltungskommission stehen. Sie verpflegen jährlich über 100,000 Kranke (durchschnittlich 14,500 Personen gleichzeitig) und geben etwa 13 Millionen Francs aus für die Verwaltungskosten 2c. Die Einkünfte der Hospitäler bestehen in den von der Regierung bewilligten Fonds, in den Hebungen aus dem Stadtzoll, in den Auflagen auf das Schauspiel, in dem Verkauf von den im Innern der Hospitäler angefertigten Arbeiten, in Renten von neuern Vermächtnissen und Stiftungen, in Geschenken und sonstigen zufälligen Einnahmen. Die Haupthospitäler in und um P. sind: das Hotel Dieu, das älteste (im 7. Jahrhundert gegründet) und größte pariser Krankenhaus, in der Cité, am kleinern Arm der Seine

mit 22 großen Sälen, in welchen 3—4000 Kranke aufgenommen werden können u. jährlich an 11,000 Personen verpflegt werden; das hauptsächlich für Hautkrankheiten bestimmte Hospital St. Louis im Faubourg du Temple, 1607 von Heinrich IV. gegründet, jährlich 7000 Personen verpflegend; die Charité im Faubourg St. Germain; die Pitié; das Hospital der unheilbaren Frauen, von barmherzigen Schwestern bedient, u. das Hospital der unheilbaren Männer, beide im Faubourg St. Martin; das Hospital für kranke Kinder; das Hospital für Venerische, jährlich 3000 Kranke verpflegend; das Militärhospital Val de Grâce, vor der Revolution Benediktinerkloster; das Militärhospital de Picpus. Kleinere Krankenhäuser sind das Hospital St. Antoine im Faubourg St. Antoine, das Hospital Cochin im Faubourg St. Jacques, das Hospital Beaujon im Faubourg du Roule, das Hospital St. Sulpice im Faubourg St. Germain, eine Stiftung der Madame Necker u. and., die in kleineren sauberen Sälen zu 6—8 Betten weniger Abschreckendes für Kranke haben. Auch gibt es viele Privatanstalten dieser Art; dahin gehören die sogenannten Maisons de Santé und die Instituts orthopédiques; die berühmteste Anstalt ersterer Art ist das Krankenhaus des Dr. Dubois im Faubourg St. Denis, und unter den orthopädischen Instituten hat die Anstalt des geschickten Operateurs J. Guérin am Thore von Passy den meisten Ruf. Unter den Hospizen für Alte und Gebrechliche steht die Salpétrière, auf dem Boulevard de l'Hopital, eine der bedeutendsten frommen Stiftungen, vorzugsweise für das weibliche Geschlecht bestimmt, obenan. Das Institut, das gewöhnlich zu den Hospitälern gerechnet wird, ist zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. gegründet worden, indem man damals, um der großen Zahl von fast obdachlosen Armen in P. eine Zufluchtsstätte zu bereiten, die weitläufigen Gebäude einer Salpeterfabrik ankaufte u. zu diesem Zwecke umgestaltete. Die Anstalt bedeckt mit ihren Gebäuden einen Flächenraum von 16 Morgen und bildet eine kleine Stadt mit Straßen, freien Plätzen, öffentlichen Gärten, einer ansehnlichen Kirche und einer Bevölkerung von 6000 weiblichen Individuen. Der hinterste Theil der Gebäude enthält die Sektion des Aliénées, die Abtheilung der irr= und blödsinnigen Weiber. Außerdem sind zu nennen das Hospital des Ménages, für 670 alte Männer und Frauen; das Hospice de Rochefoucault (Maison de Retraite); das Asyle de la Providence; die Infirmerie de Marie Thérese, für 30 Adelige ꝛc. Von Irrenhäusern sind zu nennen: das Gesundheitshaus im nahen Charenton für 400 Wahnsinnige beiderlei Geschlechts; das große Hospital von Bicètre, $1/_2$ Stunde von der innern Ringmauer, auf der Straße nach Fontainebleau, für 3000 männliche Individuen und 800 Wahnsinnige. Das Hospital des Quinze=Vingts (Blindenanstalt), von Ludwig dem Heiligen 1260 für 300 blinde Bettler gestiftet, faßt jetzt 600 Arme dieser Art; das Institut für jüngere Blinde (Justitution des jeunes Aveugles), ward von Hauy (s. d.) gestiftet, jetzt in der Straße St. Victor mit 90 Freistellen. Das Taubstummeninstitut, von dem Abbé de l'Epée gestiftet und vom Abbé Siccard fortgesetzt, hat 800 Zöglinge von 11—16 Jahren, mit 100 Freistellen; das Entbindungshaus enthält eine Hebammenschule und 300 Betten. Das große Findelhaus (Hospice d'Allaitement des Enfans trouvés), 1640 von Vincent de Paul gestiftet, früher in der Cité, der Kirche Notre Dame gegenüber, später in das ehemahlige Nonnenkloster von Portroyal in der Rue d'Enfer, der Vorstadt St. Jacques, verlegt, zählt 250 Wiegen und 150 Ammenbetten u. nahm früher jährl. 10,000—12,000, jetzt nur noch 6—7000 Kinder auf. Das größte Waisenhaus ist das de la Pitié mit über 3000 Knaben, die man schreiben, lesen und ein Handwerk lehrt. Das Hospital des Orphelins in der Vorstadt St. Antoine ernährt, kleidet und erhält 7—8000 Waisen Knaben und Mädchen, die in abgesonderten Gebäuden unterrichtet und erzogen werden. An die Waiseninstitute schließen sich als Freischulen, wo Kinder unentgeltlich im Lesen, Schreiben und andern Arbeiten unterrichtet werden, die sogenannten Ecoles de Charité an, deren in jedem Kirchspiel eine ist und die unter der Leitung der Frères Ignorantins stehen. Außer diesen gibt es noch 12—15 Communautés von Schwestern Augustinerinnen, Schwestern vom Orden der heiligen Martha, des heiligen Vincent de Paul, der Charité, der Sagesse u. anderer Ordensgelübde, welche die Kinder beiderlei Geschlechts in obigen Gegenständen unterrichten und dies und Krankenbesuche zu ihrer alleinigen Bestimmung machen. Diese Schwesterschaften sind die Wohlthäterinnen der Kranken, Armen, Wittwen und Waisen von P. Jedes der größern wie der kleinern Hospitäler wird von ihnen besorgt, u. ihre Geduld, Sanftmuth, Thätigkeit u. Wachsamkeit haben ihnen die allgemeine Verehrung u. Liebe der Einwohner von P. erworben. Auch hat sich ihr Institut mit geringen Veränderungen durch die stürmischen Zeiten der Revolution erhalten. Sonstige Anstalten für das öffentliche Wohl sind: von Gefängnissen: die Conciergerie (s. d.), unfern des Justizpalastes, die älteste, zum Theil noch aus dem 13. Jahrhundert stammende dieser Anstalten, nur für sehr schwere Verbrecher bestimmt; das Chatelet, im Mittelalter königliches Schloß; la Force, mit 2 Abtheilungen; St. Pélagie, besonders Strafort politisch Verfolgter; des Madelonnettes, Strafort für Frauen wegen leichter Vergehen; das Gefängniß der Abtei, merkwürdig durch die Septembertage; Prison de la Roquette, für 3000, meist jugendliche Gefangene eingerichtet; Nouveau Bicêtre, für sehr schwere Verbrecher; das neue Schuldgefängniß in Clichy; das Militärgefängniß; das große Depot der Polizeipräfektur; von Besserungshäusern: das Prison d'Essai, Hotel de Besancourt, Maison des Dames de St. Michelle und mehre Knaben= und Mädchenbesserungsanstalten. Eine der schauerlichsten Anstalten von P. ist die Morgue, wo man die in der Seine aufgefischten oder sonst aufgefundenen Leichen aufstellt, damit sie von ihren Angehörigen erkannt werden können. Was das Budget der Stadt betrifft, so bewegte sich dasselbe 1853 um die Summe von 49,123,514 Fr.

Unter den Anstalten zum Vergnügen ꝛc. steht das Schauspiel obenan. Die große Oper (sonst Académie royale de Musique),

deren Lokal in der Straße Lepelletier am 16. Aug. 1821 provisorisch eingerichtet ward, ist sowohl für die heroische Oper, als für die kleinere Opera seria, sowie für pantomimische Ballets bestimmt. Es wird hier durch die reichsten Dekorationen, durch ein glänzendes Ballet, durch die brillantesten Kostüme, die überraschendsten Maschinerien und ein an 200 Musiker starkes Orchester Alles aufgeboten, um die Sinne zu entzücken. Das Orchester ist sehr gut, der Gesang aber steht dem der Italiener weit nach. Das Théâtre français (auch wohl Premier Théâtre français), in der Straße Richelieu u. mit dem Palais royal zusammenhängend, wurde 1787—89 erbaut und 1822 unter der Direktion von Percier und Fontaine im Innern sehr verändert. Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich aus den als klassisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der ältern und neuern französischen dramatischen Dichter, sowohl in der Tragödie, als in der höhern Komödie. Hier sieht man die Meisterwerke von Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière darstellen, und zwar wie die Tradition diese Darstellungen im eigentlichen Charakter der französischen Bühne erheischt. Das Théâtre des Italiens, früher der Sammelplatz der ersten pariser Gesellschaft, der vornehmen Welt, brannte 1838 ab u. wurde 1841 wieder aufgebaut. Das Théâtre de l'Opéra comique (auch die Comédie lyrique u. im gemeinen Leben von der Straße, wo es sich befindet, Théâtre Feydeau genannt), 1841 erbaut, ist die Quelle für komische Opern für alle Theater Europa's. Das Odeontheater (oder Second Théâtre français) auf dem Odeonplatz in der Vorstadt St. Germain, neben dem Luxembourg, wurde 1791 erbaut, brannte den 20. März 1799 ab, ward wieder aufgebaut und einer Schauspielergesellschaft eingeräumt, die mit dem ersten französischen Theater in Wetteifer treten sollte. Am 20. März 1818 wurde es zum zweiten Male eingeäschert, aber schon am 2. Okt. wieder eröffnet. Die Gattung der hier dargestellten Stücke ist der des Premier Théâtre français völlig gleich, und beide Bühnen wetteifern mit einander. Zu den großen Theatern gehört eigentlich auch das Théâtre de Renaissance (auch Salle Ventadour genannt), von 1838—41 von der italienischen Oper, jetzt von der romantischen Schule Frankreichs eingenommen, mit dem Bestreben, in dieser Beziehung ein neues Théâtre français zu werden. Theater zweiten Ranges u. ohne Zuschuß von Seiten der Regierung sind: das Théâtre du Vaudeville, in der Straße Chartres, für Vaudevillestücke, ebenso wie das Théâtre du Palais royal; das Gymnase dramatique, für Lustspiele und kleine Opern; das Théâtre des Variétés, auf den Boulevards, für Witzspiele; das Théâtre des Folies dramatiques für Dramen, Vaudevilles und Lustspiele; das Théâtre de la Porte St. Martin, 1791 nach dem Brand der großen Oper von dem Architekten Louis in 75 Tagen gebaut; das Théâtre de la Porte St. Antoine, das Théâtre de la Gaité (des Mélodrames) und das Ambigu comique, sämmtlich auf den Boulevards, vorzüglich für Melodramen, Pantomimen und Ballets; die Théâtre du Panthéon, du Temple, St. Marcel, du Petit Lazare, du Luxembourg, Beaumarchais 2c. Die 7 Vorstadttheater jenseits der Barrièren sind: die Theater du Mont-Parnasse, de la Barrière Rochechouard, des Thermes, Montmartre, de Grenelle, de Batignoles und de Belleville. In der neueren Zeit erhielt der bekannte Schriftsteller Alexander Dumas die Konzession zur Errichtung eines neuen großartigen Theaters. Im Théâtre des Funambules spielen Seiltänzer; der Cirkus Franconi und der neue Cirkus Franconi sind für Reitkünste bestimmt. Jetzt noch bestehende Feste sind die Fahrten nach Longchamp in der heiligen Woche; die Pferderennen auf dem Marsfelde Ende Augusts und Anfangs Septembers; das Karneval, wo Maskenbälle im Odeon und in der großen Oper, auch in den Etablissements für die Winterbälle Statt finden und an den 3 letzten Tagen die Cérémonie du Boeuf gras, Aufführung eines gemästeten, festlich geputzten Ochsen durch die Fleischer mit Straßenmaskerade, vor sich geht; die Sommerbälle im Tivoli, in Belleville, im Garten der Chaumière (Foulard), wo für niedriges Entrée Tanz für die Studenten, anständigen Handwerker, Grisetten u. dgl. ist, im Salle de Flore de Mars, d'Isis in den elysäischen Feldern, in der Chartreuse, im Sommervauxhall; die Winterbälle an unzähligen Orten, besonders im Vauxhall, Prado, Salle Musard, in Kaffehäusern, Casino's. In den Guinguettes, die zugleich Kaffeehäuser, Restaurationen, Ballsäle und Gärten sind, bewegt sich das Volksleben, bis zu dem Sackträger und dem Fischweib herab, am lautesten. Sehr besucht sind besonders wegen der hier wohlfeileren Lebensmittel die außerhalb der Barrieren gelegenen Volksbelustigungsorte zu Auteuil, Passy, Montmartre, Belleville, Charonne, Gentilly, Vaugirard 2c. Die Spaziergänge von P. sind sehr zahlreich, z. B. nach den elysäischen Feldern, dem Garten der Tuilerien, den Boulevards, dem Garten des Luxembourg (s. oben) 2c. Außerhalb der Stadt zeichnen sich aus: das Wäldchen von Boulogne (Bois de Boulogne) auf dem Wege nach St. Cloud, Ort der meisten Duelle und Ziel der Spazierritte und Spazierfahrten der eleganten Herren und Damen, mit mehren Cafés und Restaurationen, der Wald von Vincennes, sowie verschiedene kaiserliche Lustschlösser und andere Partien (s. unten).

P. ist, so sehr auch an andern Orten die Gewerbthätigkeit einen mächtigen Aufschwung genommen hat, doch immer noch, wenigstens für einige Zweige der Kunstfertigkeit und der Gewerbe, Muster und Mittelpunkt. Man findet nicht leicht eine Stadt, in welcher eine größere Mannichfaltigkeit in den Gewerben herrscht, als in P., der ersten Fabrikstadt des Landes. Es gibt in Frankreich fast keinen Industriezweig, der nicht hier, und zwar in größter Vollkommenheit, betrieben wird. Die pariser Industrie strebt aber weniger, Massen der Erzeugnisse in die Welt zu werfen, als dahin, das Reizendste, Eleganteste und Geschmackvollste zu liefern, was der jedesmalige Geschmack in Luxus und Mode, deren Gebieterin P. für das gebildete Europa ist, für Kleidung jeder Art (Shawls allein fabricirt P. jährlich für 14 Mill. Francs), Schmuck, Bijouterien, Quincaillerien und Möbel angibt. Für die Anregung und Belebung der zahllosen Arbeiter, welche P. zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, wirkt

außer der Konkurrenz das treffliche Conservatoire des Arts et Métiers. Die schon unter Franz I. von den Gebrüdern Gobelin aus Rheims angelegte (ehemals königliche) Teppich- od. Gobelinsfabrik steht mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen (prachtvolle Gobelins- oder Hautelissetapeten aus Wolle und Seide gewebt und mit täuschenden Kopien der Gemälde großer Meister in den lebendigsten Farben) in der Geschichte der Manufakturen fast einzig da. Die Tapetenfabrik la Savonnerie, 1827 gegründet, wurde später damit verbunden. Auch die (ehemals königliche) Spiegelfabrik, 1666 von Colbert nach Erfindung der Kunst, Spiegel zu gießen, gegründet, genießt eines vorzüglichen Rufs. Sie belegt die bei St. Gobin bei Soissons gegossenen Gläser mit Folie und beschäftigt 700 Arbeiter. Die (ehemals königliche) große Buchdruckerei besitzt die Typen aus fast allen Sprachen der ganzen Welt, namentlich chinesische, und beschäftigt nicht weniger als 300 Pressen. Ausgezeichnet ist auch die Fabrik von Mosaiken. In der Münze (Hotel de la Monnaie), die 1771 von Antoine gebaut wurde und von außen mit 6 Säulen, auf denen bezeichnende allegorische Statuen ruhen, im Innern von mehren geschmückt ist, wird das meiste Geld, sowie fast alle Medaillen für Frankreich geschlagen (durchschnittlich des Jahres für 30 Mill. Francs Gold- und 23 Mill. Silbermünzen). Unter den Privatfabriken sind bemerkenswerth: die Fabriken für Porzellan, Waffen, Bijouterie, Bronze, Shawls, Alabaster, gefirnißtes Leder, Baumwollenwaaren, Tischlerwaaren, musikalische Instrumente, Steinpappe, Brief- und Reisetaschen, Seife, marmorirte Bildhauerarbeit ꝛc. Im Ganzen zählte man um 1850 in P. etwa 430 Fabrikanten in Papiertapeten, 590 in Bijouterien, 415 in Modewaaren, etwa 350 in Hüten, 300 Metallgießereien, 320 in Bronzearbeiten, 220 in Lampen, 240 in Knöpfen, 210 in musikalischen Instrumenten, 190 in Tischlerarbeiten, 180 in Leder, 185 Destilliranstalten, 164 Fabrikanten in Stickereien, 136 in Posamentirarbeiten, 110 Kattun-, 106 Messer-, 90 Blumen- und Federn-, 72 Porzellan-, 68 Bürsten-, 40 Zucker-, 60 Blonden-, über 20 Shawls-, 46 Strohhutfabriken ꝛc. Außerdem liefert P. noch Krystallglas, verschiedene Zeuche und Gewebe in Seide (Gaze, Strümpfe), Gold- und Silberwaaren, Uhren, Nadlerwaaren, Räucherwerk, gebrannte Wasser, Konfituren, mathematische, chirurgische, physikalische Instrumente, Maschinen für allerlei Künste und Handwerke, Spielkarten, feine Papiere, Tabak, künstliche Augen und Zähne, Mineralsäuren, Mineralwasser ꝛc. Ferner gibt es Schrift-, Stück-, Eisen-, Bleigießereien, die zum Theil auf Staatskosten betrieben werden, in der Umgegend schöne Baumschulen und Gärten ꝛc. Wenn auch der Landbau um P. nicht auf der Höhe steht, wie die große Nachfrage, das überschießende Kapital der Hauptstadt und besonders der große Vorrath an Dünger aller Art es erwarten lassen sollten, so bildet doch der Obstbau eine reichfließende Geldquelle, und der Gartenbau schreitet rasch vorwärts.

In Betreff des **Handels** ist P. zwar nicht, wie London, ein Stapelplatz der Welt, indessen bedingt doch schon seine gedrängte starke Bevölkerung und die Unzahl seiner Manufakturen einen sehr bedeutenden Handelsverkehr. Man nimmt an, daß P., dieses große Entrepot des französischen Handels, wo alle bedeutenden Fabrikanten des Reichs Niederlagen ihrer Manufakturen haben, allein ⅕ aller Industrieerzeugnisse Frankreichs ausführt. Einen Hauptgeschäftszweig bildet besonders der Handel mit Staatspapieren, welcher bei den Summen, die auf der dortigen Börse umgesetzt werden, nur in London und Amsterdam in noch größerm Umfange betrieben wird. Bankiers von allen Nationen Europa's haben sich hier angesiedelt und bewohnen besonders die Paläste nördlich der Boulevards. Auch im Waarenhandel wird viel gemacht, indem in allen Artikeln des Luxus und der Moden die ganze Welt P. tributbar ist; ebenso im großen Speditionshandel. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Seidenwaaren, Shawls, Krämerwaaren, Bücher, Modeartikel, Gold- und Bijouteriewaaren, Kattune, Hanf- und Flachswaaren, Porzellan ꝛc. Bedeutender ist natürlich die Einfuhr, da die Konsumtion dieser großen Stadt ungeheuer ist. Die Kaufläden zum Detailhandel sind in P. so häufig, daß es, besonders in der innern Stadt, beinahe zu den Seltenheiten gehört, ein Haus zu finden, wo kein Laden ist. Die schönen Hallen des großen Gartens des Palais royal waren sonst das Non plus ultra eleganter Buden. Gegenwärtig wetteifern mit ihnen mehre Passagen u. Bazars, besonders der Bazar de l'Industrie française, für Möbel u. Hausgeräthe, der Bazar Bonne Nouvelle, Bazar de la Gallerie de Fer. Für die Budenlokale werden ungeheure Summen als Miethe bezahlt. Die Hauptmassen des Handels theilen sich in verschiedene Quartiere der Stadt. Zunächst den Barrièren sind die Niederlagen von Bau- und Brennholz, die Heu-, Stein-, Marmor-, Eisenmagazine. Die Bankiers wohnen in den verlassenen Palästen nördlich von den Boulevards, die Kommissionshandlungen der Mühlhäuser sind in der Nähe der Straße Clery einquartirt. Zwischen den Hallen (s. unten) u. der Seine trifft man den soliden Waarenhandel, im Bereich der Börse u. des Palais royal die glänzendsten, in dem Fremdenquartier um den Vendômeplatz die vorzugsweise für Fremde berechneten Buden, in der Vorstadt St. Germain ist viel Buchhandel. Unter den Bankiers sind auffallend viele Ausländer, Genfer, Schweizer überhaupt, Engländer, Italiener ꝛc. Bankerotte sind häufig, die Elementarausgaben groß, die Handelsprozesse kostspielig. Die Gewerbe von P. haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Was nicht auf das tägliche Bedürfniß u. auf die Konsumtion berechnet ist, hat den Luxus u. die Launen der Reichsten der ganzen Welt zur Basis und zum Grundprincip ewige Aenderung. Je näher man dem gewerblichen Mittelpunkte der Stadt kommt, desto specieller werden die Gewerbe. Um die Schule der Arzneikunde sind viele Ausbälger, Wachspräparatenhändler, Buchhändler, wohlfeile Kuchenbäcker; der Trödelhandel herrscht um das Quartier du Temple, die englischen Buden sind um den Vendômeplatz, die Pferde- und Wagenhändler um die elysäischen Felder; die Assekuranz-, Leibrenten- und Steinkohlenkompagnien gruppiren sich um die Börse; der Quai Voltaire vereinigt Kunsthändler und Buchhändler, die Me-

chaniker wohnen auf dem Quai d'Horloge, die Goldschmiede auf dem Quai des Orfèvres. P. ist reich an Hülfsanstalten für Industrie und Handel. Außer der Börse und der Bank unterstützen die Seine und die bedeutende Schifffahrt auf derselben und auf dem Kanal de l'Ourcq, sowie die von allen Seiten in P. ausmündenden Chausseen und Eisenbahnen. Unter den verschiedenen Assekuranzen zeichnen sich besonders die Seeassekuranzen aus. Der Handel mit Lebensmitteln und somit die schwierige Verproviantirung der Stadt steht unter der Verwaltungskasse der Bäcker. Er geschieht besonders in Hallen uod Märkten (Marchés). In den Hallen werden Waaren jeder Art im Großen, auf den Marchés dagegen, welche aber keine Marktplätze, sondern große, mit langen Gängen durchschnittene Schuppen sind, werden nur Lebensmittel, und zwar auf jedem derselben eigene Gegenstände, im Kleinen verkauft. Unter den Hallen zeichnen sich außer der neuen Centralhalle (s. oben) aus: die Getreide- und Mehlhalle (Halle aux Blés et aux Farines), ein großes, kreisrundes, 1762—72 erbautes Gebäude, mit einer prächtigen, 100 Fuß hohen und 126 Fuß im Durchmesser haltenden Kuppel von Eisen, dient zum Verkauf von Mehl und Getreide und hat als Reserve den Grenier de Reserve, ein ungeheures, 1077 Fuß langes, auf 5 Stock berechnetes, aber 1814 nur in 2 Etagen aufgeführtes Kornhaus; die Weinhalle (Halle aux vins), 1813 von Napoleon I. begonnen, umfaßt mehre große Gebäude, nimmt einen Flächenraum von 26,000 □ Mètres ein und vermag 400,000 Tonnen Wein zu fassen. Im Ganzen rechnet man gegen 1500 Weinhandlungen in P. Unter den Marchés gibt es Märkte für Schlachtvieh zu Sceaux und Poissy, den pariser Markt für fette Kühe, den für Schweine, Schinken, Geflügel und Wildpret, Fische, Austern, Butter, Eier und Käse, Obst, Blumen &c. Auch für andere Bedürfnisse, Brennholz, Holz- und Steinkohlen, Salz, sowie für Tuch, Leinwand, Leder &c. sind eigene Hallen vorhanden. Selbst für den Verkauf im Kleinen gibt es besondere Marchés, worunter der schöne Marché St. Germain, ein durch 4 Flügel gebildeter Hof, mit einer Fontaine in der Mitte, der Marché des Carmes, gleichfalls mit einer Fontaine, der Marché St. Martin, der Marché des blancs manteaux &c. zu nennen sind. In mehren dieser Hallen und Marchés halten nur Frauen feil, die sogenannten „Damen der Halle", gedrungene, stämmige Frauengestalten, welche durch ihren derben Ton und durch die frühere Anhänglichkeit an die königliche Familie, während der ersten Revolution aber als Anführerinnen der Volkshaufen, namentlich zu der Zeit, als Ludwig XVI. von Versailles nach P. gebracht wurde, sich einen Namen gemacht haben. Außerdem sind merkwürdig die Marchands de Comestibles (Viktualienhändler), bei denen Fleisch auf die lockendste Weise, lebende Schildkröten, Seekrebse, Seefische, Wildpret, Obst &c. ausgelegt sind. Zum Schlachten der Heerden Vieh, welche täglich in P. verzehrt werden, sind große Schlachthäuser (Abbatoirs), meist in Vorstädten oder in entlegenen Stadttheilen, bestimmt; so die Abbatoirs du Roule, de Montmartre (Rochechouard), de Ville Juif (Ivry), de Grenelle (Vaugirard) und besonders das große Abbatoir von Menilmontant oder von Popincourt, wo wöchentlich 700 Ochsen, 200 Kühe, 800 Kälber und 2000 Schafe geschlachtet werden. Folgende Angaben mögen einen Begriff von der ungeheuren Konsumtion geben. Im Jahre 1858 beschäftigten 513 Fleischer 1500 Individuen und setzten ein Kapital von 76 Millionen Francs um. Daneben gab es 382 Fabrikanten von gesalzenen und geräucherten Fleischwaaren, welche 850 Personen beschäftigten und 16,800,000 Fr. umsetzten. Bäcker gab es 601 mit 2650 Gehülfen; ihr Absatz betrug 61,000,000 Fr. Daneben waren noch 403 Kuchenbäcker mit einem Umsatz von 12,600,000 Fr. und 1700 Arbeitern thätig. Außerdem gab es noch 93 Zuckerbäcker mit 700 Arbeitern und einem Umsatz von 7,100,000 Fr., u. 97 Chokoladenfabrikanten mit 500 Arbeitern und einem Umsatz von 4,500,000 Fr. (25 Millionen für Naschwerk auf 61 Millionen für Brod!). P. ist ferner der Sitz der literarischen Industrie Frankreichs. Da außerhalb P. nur ein kleiner Theil der französischen Schriften gedruckt wird, so bilden die hiesigen Buchdruckereien, deren man mehr als 80 mit mehr als 600 zum Theil durch Dampf getriebenen mechanischen Pressen zählt, und der damit verbundene Buch- und Kunsthandel, mit welchem über 500 Etablissements beschäftigt sind, einen überaus wichtigen Zweig der pariser Industrie. Seit dem Sturze Napoleons I., unter welchem die Presse geknebelt war, vermehrte sich der literarische Verkehr und die Thätigkeit des pariser Buchhandels in unglaublichem Grade. Besonders stark wuchs die Journalliteratur. Zur Kaiserzeit überstieg die Zahl der in P. herauskommenden periodischen Schriften nie die Zahl von 60. Sie wuchs auf 190 unter den ältern Bourbonen, auf 260 unter Ludwig Philipp u. beträgt jetzt über 300. Unter Napoleon I. wurden (Journale ausgeschlossen) durchschnittlich 40 Mill. Bogen Bücherdruck in Frankreich geliefert; 1816 schon 66,832,883 Bogen, 1825 nicht weniger als 128,011,443; 1848 ward er auf mehr als 250 Millionen Bogen oder 500,000 Ries geschätzt. Der Papierwerth dieser Produktion ist 5 Millionen Franken; Schriftsteller, Künstler, Techniker und Verleger erhöhen aber durch ihre vereinte Arbeit den Werth des Rohstoffs auf das Achtfache, also auf 40 Millionen Franken, u. fast die Hälfte davon kommt auf den Buchhandel von P. Die Wissenschaft und Kunst im engern Sinne nimmt etwa $^1/_{12}$ in Anspruch; ascetische Schriften $^2/_{12}$, Schulschriften $^3/_{12}$, populäre Schriften fast $^5/_{12}$. Die löbliche Gewohnheit des Staats, wichtige literarische Unternehmungen durch Subskriptionen für die öffentlichen Bibliotheken in ganz Frankreich zu unterstützen u. zu fördern u. die zum Theil reiche Fundirung der Bibliotheken in P. selbst, deren Einkünfte hauptsächlich zu neuen Büchereinkäufen verwendet werden, begünstigen die Publikation umfassender und kostspieliger Werke, und es treten in P. fortwährend Prachtbücher ans Tageslicht, deren Erscheinen unter andern Verhältnissen und in andern Ländern gar nicht möglich wäre. Der schlimmste Krebsschaden des Verlagsgeschäfts ist der brüsseler Nachdruck, denn jedes Buch, das „geht", oder nur einen beliebten Schriftstellernamen an der Spitze trägt, wird in Brüssel unfehl-

bar nachgedruckt und überschwemmt, trotz aller Verbote, die französischen Märkte. Schon 1827 lieferte der brüsseler Nachdruck 318,613 Bände und ist seitdem auf das Doppelte gestiegen. Der Kunsthandel Frankreichs hat ebenfalls in P. seinen Mittelpunkt. Er theilt sich in 2 Hauptzweige: in den mit Gegenständen der alten Kunst und den mit Erzeugnissen der neuen. Der Kunstantiquare sind über 60 in P. Mehre handeln bloß mit Bronzen und Vasen, einige vorzugsweise mit Skulpturen in Marmor, andere wieder mit Schnitzwerken in Elfenbein, Holz &c. Der Handel mit geschnittenen Steinen ist vorzüglich in den Händen einiger Juweliere, und oft verirrt sich das Vortrefflichste und Kostbarste hierher. Auch für Ueberreste alter Baukunst, Ornamente &c. haben sich in den letzten Jahren, wo die Liebhaberei dafür aufkam, eigene Magazine gebildet, eines der reichsten am Hotel Clugny. Der Gemäldeantiquare gibt es eine Menge; mehre unterhalten eigene Restaurateure, welche oft durch ihre Fertigkeit im Fälschen von Monogrammen und Zeichen der großen Meister nicht bloß den arglosen Liebhaber, sondern selbst den Kenner täuschen. Neuere Malereien finden sich in vielen Magazinen in P. Die Eigner derselben beschäftigen die meisten pariser Künstler des zweiten und dritten Ranges, und dieser Absatzweg ist öfters der einzig mögliche für diese. Bilder von lebenden Künstlern ersten Ranges sind sehr selten in diesen Magazinen anzutreffen; jene sind meist mit Aufträgen der hohen Gesellschaft überladen u. verschmähen die Vermittelung der Händler. Der Handel mit alten Kupferstichen ist in wenigen Händen, aber die Liebhaberei dafür so groß in P., daß man in der Regel hier noch bessere Preise erzielt, als in London oder Dresden. Neue Kupferstiche von Bedeutung erscheinen meist im Selbstverlage des Künstlers, und die pariser Kupferstecherschule hat seit Edelink in ununterbrochener Reihe die berühmtesten Namen hervorgebracht. Die Kupferstiche von geringerem Kunstwerthe füllen große Magazine u. bilden einen namhaften Zweig der pariser Industrie. Besonders sind die pariser Buntdruckblätter seit lange ein P. eigenthümlicher Artikel, und mancher Verleger unterhält 30—40 Mädchen, die sich bloß mit Nachkoloriren beschäftigen. Dasselbe gilt von der Lithographie. Die lithographischen Kunstanstalten in P. versorgen mit ihren Produkten die ganze Erde. Der gesammte Kunstverlag von P. beschäftigt ein Kapital von cirka 130 Mill. Franken, und der jährliche Umsatz mag über 12 Mill. betragen. Man zählte um 1850 in P. gegen 50 Musikalien-, an 100 Kunst- und gegen 300 Papierhandlungen, 110 Kupfer- und 100 Steindruckereien, sowie 25 Papierfabrikanten. Die vorzüglichsten Organe der alten Publicität (d. h. der vor der Februarrevolution schon bestandenen) sind gegenwärtig: „Journal des Débats“, „Constitutionel“, „Presse“, „National“ &c. Erzeugnisse der Februarrevolution sind oder waren: Sobriers „Commune de Paris“, Cabets „Populaire“, Proudhons „Représentant du peuple“, Raspails „Ami du peuple“, Thoré's „Vrai République“ und eine Menge anderer, aus denen man erkennt, daß der Vulkan P. noch eine Masse Europa bedrohender Lava in sich trägt und daß eine Explosion alle Tage möglich ist.

P. trägt in jeder Beziehung das Gepräge einer großen Stadt. Schon Montaigne nennt P. den Ruhm Frankreichs und eine der edelsten Zierden der Welt. Wenn die Stadt auch in manchen Bereichen der Wissenschaft und des Lebens nicht mehr die bevorzugte Stellung einnimmt, welche sie besonders zu der Zeit einnahm, wo französische Sitte das despotische Gesetz des guten Tons war, so ist die Bedeutung der Hauptstadt von Frankreich für Europa noch immer in mehr als einer Beziehung groß genug, wie erst die neueste Zeit wieder auf die eklatanteste Weise bewiesen hat. Für Frankreich ist P. bei dem eigenthümlichen System der Centralisation, welches die Stärke und die Schwäche jenes Landes zugleich ausmacht, noch immer der Mittelpunkt alles Lebens, das pulsirende Herz, von wo aus alle Anregung, alle Thätigkeit ausströmt. In der Hauptstadt u. durch sie wurde immer das Schicksal des ganzen Landes oft in unglaublich schnellem Umschwunge entschieden. Für Frankreich ist es aber in gewisser Beziehung ein Unglück, daß fast Alles, was es an bedeutendern Gelehrten und Schriftstellern besitzt, alle wissenschaftlichen Institute, alle Sammlungen, Bibliotheken, alle Mittel zu einer höhern Bildung fast ausschließlich in P. versammelt sind. Vergeblich sucht man außerhalb P., selbst in bedeutendern Städten, mit seltenen Ausnahmen, Gelehrte oder wissenschaftliche Anstalten von Bedeutung; Alles drängt sich nach P. Nicht bloß fremde Länder haben sich über die Raubsucht der Franzosen zu beklagen gehabt; Frankreich selbst ist an Schätzen der Kunst und Wissenschaft, an Gemälden, Statuen, Manuskripten, Büchern, nur irgend beweglichen Alterthümern im eigentlichen Sinne rein ausgeplündert und Alles in P. aufgehäuft. Dieser Zustand der Dinge zieht natürlich auch alle Künstler, alle feineren Handwerker, vorzüglich alle diejenigen nach der Hauptstadt, welche Gegenstände des Luxus und der Mode verfertigen, so daß man dergleichen meist aus P. kommen läßt und die pariser Arbeiten und Waaren einen großen Ruf im Auslande erhalten haben. Das Straßenleben ist am bedeutendsten auf den Boulevards, auf den Straßen, die nach den Brücken führen, auf den Kais und der Rue Rivoli und St. Honoré. Auf allen diesen Punkten wimmelt es von Morgen an bis in die späte Nacht. Fremde pflegen ihre Wohnungen weniger in Gasthäusern, als in Chambres garnies zu nehmen, die zahlreich vorhanden sind. Die glänzendsten Gasthöfe (Hotels) sind in der Straße Rivoli, am Vendômeplatze und an der Rue de la Paix, man speist aber in der Regel in den Restaurationen, deren man in P. über 3800 zählt. Die berühmtesten sind die von Rocher de Cancal, Very, den Trois frères provençaux, Vefour im Palais royal &c. Die Kaffeehäuser, deren es über 3500 gibt, sind für den Pariser ein besonderes Bedürfniß. Die berühmtesten sind die Cafés Procope (einst von Voltaire, Rousseau, Fontenelle besucht), Monbury, de Régence, de Foy, de Rotonde, d'Orléans, de Mille Colonnes, des Aveugles, wo von Blinden Musik gemacht wird, Tortoni &c. Für die

niedern Stände sind statt der Cafés eine Menge Estaminets vorhanden.

Es ist schwer, den eigentlichen Charakter des Parisers darzustellen, da die Bevölkerung aus Individuen von allen Provinzen Frankreichs, mit starkem Vorherrschen der nordwestlichen und mit nicht unbedeutender Beimischung von Briten, Deutschen, Spaniern und Italienern &c., besteht. Dazu kommt, daß der französische Charakter eigentlich der pariser ist und andererseits der pariser wiederum auf den französischen reagirt. Seine guten Eigenschaften sind Leichtigkeit, Liebenswürdigkeit, Beweglichkeit und Artigkeit; seine Kehrseiten sind Eigenliebe, ungemeine Reizbarkeit, besonders in Bezug auf Ehre und Nationalruhm, Veränderlichkeit, besonders in Beziehung auf politische Verhältnisse. Die gallische Physiognomie ist vorherrschend. Die Haare sind meist dunkel, blühende Farbe selten, auffallende Schönheiten nicht häufig. Vermißt man in P. auch die kräftigen Mannsgestalten, die blühenden Farben und die reizende Fülle der Frauen, so sieht man doch auch weniger Zerrbilder, als in London, weniger mißgestaltete Personen, als in Berlin und Dresden, weniger Lumpen, als in Italien. Die Bettler treiben ihr Handwerk meist bescheiden und verstohlen. Im Ganzen machen die Menschen den Eindruck mäßigen Wohlstandes, angenehmer Formen, einiger Ueberschätzung des eigenen Werthes und des Dranges, dem Beispiel Anderer zu folgen. Die Sitten der Pariser sind nach den Ständen sehr verschieden. Die untersten Stände sind sehr ausschweifend und der Lust des Augenblicks ergeben; ebenso herrscht unter der Jugend eine große Verderbniß und Liederlichkeit. Die Sittenpolizei hat sich aber in sofern etwas gebessert, als namentlich der Frechheit und Oeffentlichkeit gesteuert worden ist, mit welcher früher die Menge der öffentlichen Dirnen im Palais royal und dessen Umgebungen bei Tag und bei Nacht ihr Unwesen trieben. Man rechnet in P. 50,000—60,000 öffentliche Dirnen und 40—60,000 Femmes entretenues und Grisetten, die mit Studenten und Arbeitern in wilder Ehe auf unbestimmte Zeit leben. Während sich die Zahl der öffentlichen Dirnen vermindert hat, ist die der letztern dagegen gestiegen. Diese Sittenverderbniß tritt bei den höhern Klassen in weit geringerem Grade hervor, als in den niedern Ständen, wo zwar Frömmigkeit und sogar religiöser Zelotismus vorherrscht, aber verschrobene Grundsätze und Ansichten über Gott, Moral, Ehe &c. viel Unheil anrichten. Am wenigsten Verderbtheit findet man noch bei dem Mittelstande von P., der meist ehrenwerth, fleißig und sparsam ist.

Außer den bereits genannten Ortschaften in der Umgegend von P. sind noch folgende wegen der Landhäuser am meisten besucht und in der Geschichte Frankreichs, sowie in der französischen Literatur- und galanten Geschichte am berühmtesten: im Norden von P.: St. Ouen, St. Denis, Ecouen, St. Leu, Auberville (1815 mehrmals von den Preußen und Franzosen genommen), Drancy, Gonesse, Montmorency, Francaville; im Nordosten und Osten: Pantin, Noisy le Sec, Bondy (mit dem nahen Wald von Bondy), Bagnolet, Montreuil, Romainville (besuchter Spaziergang der Pariser), Rosny, Nogent sur Marne, Vincennes, Fontenay aux Roses (mit schönen Rosenanlagen), St. Maur les Fossés, Charenton; im Süden von P. am linken Marne- und rechten Seineufer: Noisy le grand, Brie sur Marne, Champigny, Maisons, Alfort; im Süden am linken Ufer der Seine und Marne: Ivry, Vitry, Ville juive, Gentilly (eins der ältesten Dörfer um P.), Bicêtre, Sceaux (Sitz des Unterpräfekten des Seinedepartements), Chattenoy, Bagneux, Antony, Choisy sur Seine (oft Aufenthalt der Pompadour und Ludwigs XV.), Jouy, Doury la Seine, Arcueil, Montrouge, Chatillon, Orly, Plessis Piquet, Vanvres, Meudon, Issy; im Westen: Sèvers, Versailles, Boulogne, Malmaison, Ruel (mit Kasernen, Schloß, Park), Lucjemont (mit Landhaus Lafitte's, früher der Dubarri), Marly, St. Germain, Poissy, Nanterre, Surene, Mont Valérien (sonst Wallfahrtsort, jetzt Hauptfort), Puteaux (viele Spargel- und Rosenfelder), Courbevoie (Kaserne), Neuilly (mit Lustschloß Ludwig Philipps); im Nordwesten: Clichy la Garenne (sonst mit Palast Dagoberts), Asnières, Genevilliêres (mit Landhaus, das vormals dem Kardinal Richelieu gehörte), Colombe (wo 1660 Henriette von England starb), Argenteuil, Epinay sur Seine (sonst Schloß Dagoberts), la Briche (mit Landhaus Gabrielens, der Geliebten Heinrichs IV.).

Geschichte. Zur Zeit Julius Cäsars war die Gegend, wo jetzt P. steht, im Besitz der Parisii. Dieser Name soll nach Einigen s. v. a. Schiffer bedeuten, während ihn Andere von dem celtischen Worte bar, d. i. Grenze, herleiten, wo es dann s. v. a. Grenzbewohner bedeuten würde. Die Hauptstadt der Parisii soll ursprünglich Lutuhezi, d. i. Wohnung in der Mitte der Gewässer oder Wasserwohnung, geheißen haben, woraus dann bei den Römern und Griechen Leucotetia, Lucotocia, Lutetia (gewöhnlich Lutetia Parisiorum) entstand. Die Römer, an den Glanz und die Herrlichkeit ihrer Siebenhügelstadt gewöhnt, brachten den Namen Lutetia mit lutum, d. i. Koth, in Verbindung und legten dieser Bezeichnung die Bedeutung von Kothstadt oder Schmutzstadt bei, welche in dem sumpfigen Boden, auf welchem die Stadt erbaut war, eine Bestätigung zu finden schien. Andere leiten den Namen vom celtischen Lut, Rabe, und Etia, Insel (die jetzt Cité genannte, wo viele Raben gewohnt hätten), her. Geschützt durch zwei Arme der Seine, sowie durch eine hölzerne Mauer, diente Lutetia dem Volke der Parisier in Kriegszeiten als Zufluchtsort für Greise, Weiber, Kinder und Vieh, in Friedenszeiten aber hielten die Druiden hier ihre geheimnißvollen Versammlungen wie ihre strengen Gerichtstage. Cäsar veranstaltete 54 hier eine Versammlung der gallischen Völker. An der Erhebung des Vercingetorix nahmen auch die Parisii Theil, theilten aber mit den übrigen gallischen Völkern das gemeinsame Schicksal, welches sie den Römern unterwarf. Bei der Wichtigkeit von Lutetia in militärischer Hinsicht ließ Cäsar den während des Kriegs zerstörten Ort auf der Citéinsel wieder aufbauen u. befestigen. Von jetzt an wurde P. Urbs vecti-

kalis (tributäre Stadt), und seine Bewohner, welche größtentheils aus Schiffsherren, Goldarbeitern und Fischern bestanden zu haben scheinen, von denen die erstern ausschließlich den Waarentransport auf der Sequana zu besorgen hatten, wurden bald wohlhabend. Dennoch scheint sich die Stadt bis in den Anfang des 6. Jahrhunderts, mit Ausnahme einiger wenigen Gebäude, nicht über die erwähnte Insel hinaus verbreitet zu haben, obgleich sich mehre römische Kaiser bald kürzere, bald längere Zeit hier aufhielten. Dieses war mit Konstantin und Constans der Fall, ferner mit dem Apostaten Julian, welcher hier 360 zum Kaiser ausgerufen wurde und mehre Winter hier verweilte, mit Valentinian, der in Lutetia den Kopf des Procopius erhielt, mit Valens und Gratian, welchem letztern die in der Nähe von P. gegen Maximus verlorene Schlacht Reich und Leben kostete. Der einzige noch vorhandene Ueberrest der römischen Herrschaft sind die Ruinen des **Palatium thermarum** in der Rue de la Harpe. Mit den Römern kamen auch ihre Götter nach P. Jupiter hatte seinen Tempel auf der östlichen Spitze der Citéinsel und wurde zur Zeit des Valentinian von dem heiligen Stephan verdrängt, dem man hier eine Kirche baute. Mars wurde auf dem **Mons Martis** verehrt, welcher Berg späterhin durch den Märtyrertod des heiligen Dionysius (St. Denis), der in der Mitte des 3. Jahrhunderts in Gallien und namentlich zu P., dessen erster Bischof er wurde, das Christenthum verkündigt haben soll, den Namen **Mons Martyris** erhielt, woraus endlich Montmartre entstand. Der Isisdienst fand da, wo jetzt die Kirche Notre Dame steht, oder auf dem Platze der Kirche St. Germain Statt. Bacchus' Altar stand auf der Stelle der Kirche des heiligen Benedikt, und Merkur wurde auf dem Berge St. Geneviève, welcher zur Römerzeit **Mons Leucotitius** hieß, verehrt. Um das Jahr 358 fing der Name Lutetia an, durch die Bezeichnung Civitas Parisiorum, auch bloß Parisii oder Parisia verdrängt zu werden. Zur Römerzeit hatte die Stadt schon ein Amphitheater und die Wasserleitung von Arcueil. Im Jahre 486 eroberten die Franken die Stadt und nannten sie Paris. Von großem Einfluß für die Erweiterung der Stadt, welche, wie es scheint, durch die Stürme des Krieges ganz wieder auf die Insel Cité zurückgedrängt worden war und erst allmählig, und zwar mehr in nördlicher als südlicher Richtung sich auf das feste Land ausbreitete, war es, daß Chlodwig den Sitz seiner Regierung von Tours (508) nach P. verlegte. Er residirte anfangs im Thermenpalaste, ließ sich aber später einen zweiten Palast in der Nähe der Petri-Paulskirche erbauen. Nachdem er Christ geworden war, begann er den Bau der Kirche St. Geneviève, welchen seine Gemahlin, Chlotilde, vollendete. Seit Chlodwig blieb P., selbst während der Theilung des Frankenreiches, der Mittelpunkt desselben. Childebert, der P. erhalten hatte, erbaute neben der zur Zeit Valentinians errichteten alten Stephanskirche die ursprüngliche Kathedrale Notre Dame und gründete, dem Rathe des Bischofs Germanus folgend, die nachmals so berühmt gewordene Abtei St. Germain des Prés, sowie die Abtei St. Vincent, welche späterhin nach dem Bischofe Germanus von Auxerre St. Germain d'Auxerrois genannt wurde. Da Reiche und Arme sich, theils des Schutzes, theils des Unterhalts wegen, in der Nähe dieser Abteien anbauten, so trugen diese wesentlich zur Vergrößerung der Stadt bei; es bildeten sich so Vorstädte, welche die eigentliche Stadt bald an Größe übertrafen. Bei der Theilung, welche 570 nach Chariberts Tode vorgenommen wurde, beschlossen die Brüder Guntram, Siegbert und Chilperich, die Stadt als eine gemeinschaftliche Besitzung zu betrachten, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß keiner von ihnen ohne die Einwilligung der andern sie betreten solle. Die Kämpfe der Brüder wurden der Stadt einerseits sehr verderblich, da ihre Söldner weder Kirchen, noch Privatwohnungen verschonten; aber andererseits verdankte P. auch ihrer Eifersucht die Aufrechthaltung seiner Freiheiten und Vorrechte. Der Seinehandel machte die Bürger reich, und Künste und Handwerke, weniger die Wissenschaften, fanden Pflege und Förderung. Die Schriftsteller der damaligen Zeit wissen die Pracht der namentlich von Chilperich erbauten Kirchen nicht genug zu rühmen. Um 650 ward das Hotel Dieu gestiftet. Die merovingischen u. karolingischen Könige hatten in P. abwechselnd ihre Residenz. Karl der Große hielt sich zwar nur vorübergehend in P. auf, aber er vernachlässigte doch deshalb diese Stadt nicht, die er mit einer einflußreichen Normalschule versah, aus welcher später die Universität entstand. Während der Regierungszeit seiner Nachfolger hatte die Stadt von den Normannen viel zu leiden; dieselben erschienen 845 zuerst vor ihren Mauern und wiederholten 857 und 872 ihre Angriffe. Nachdem P. während dieser Zeit mehrfach von ihnen verheert und verwüstet worden war (845 plünderten sie die Stadt, 857 und 872 verbrannten sie die Vorstädte), machten sie 885 eine neue Invasion. Aber diesmal hielt sich die Stadt, und nachdem die Normannen zwei Jahre vergebens vor derselben gelegen hatten, zogen sie unverrichteter Dinge wieder ab. Graf Odo von P., welcher sich bei dieser Vertheidigung wesentliche Verdienste erworben hatte, erhielt dafür die königliche Würde. Die Nachkommen desselben wählten P. zur bleibenden Residenz, und Hugo Capet erklärte es 987, als er König von Frankreich ward, förmlich zur Hauptstadt des fränkischen Reichs. Nun erholte sich die Stadt von den früheren Verwüstungen, und Capet selbst trug noch zu ihrer Erweiterung bei. Er bestätigte den Bürgern ihre alten Vorrechte und bewilligte ihnen neue. Ein königlicher Prévôt (Vogt) verwaltete unter ihm und seinen Nachfolgern im Namen des jedesmaligen Königs die Civil- und Kriminaljustiz, nahm die Gerechtsame des Fiskus wahr und führte die Oberaufsicht über die Polizei. Der Prévôt der Kaufmannschaft stand an der Spitze der Verwaltung der städtischen Einnahmen und der öffentlichen Gebäude, wachte über die Aufrechthaltung der Freiheiten, wie über den Seinehandel, und übte die Polizei über die sechs Körperschaften der Kaufleute aus. Diese sechs Körperschaften, welche das **Corps des Marchands de l'eau hansez de Paris** bildeten,

bestanden aus den Geldwechslern, welche auf der nach ihnen benannten Brücke au Change und in der Gegend derselben wohnten und an deren Stelle später die Strumpfwirker traten, den Tuchhändlern, den Gewürzhändlern, den Krämern (merciers), den Pelzhändlern und den Goldschmieden. Nur der Adel, die Geistlichkeit und die Studenten waren jenen beiden Behörden nicht unterworfen. Besondere Anziehungskraft übte der Glanz der pariser Schulen aus, welche sich durch den Zusammenfluß Studirender aus allen Ländern so sehr erweiterten, daß die bestehenden Anstalten nicht mehr genügten. Dieselben wurden daher nach dem linken Seineufer verlegt, und hier entstand nun das sogenannte Gelehrtenviertel (Quartier latin) mit seinen Hörsälen und zahlreichen Kollegien. Auch die Zahl und der Umfang der Vorstädte erweiterte sich fortwährend. Die sich vorzüglich im Norden vergrößernde Stadt wurde jetzt in 4 Quartiere getheilt, mit Mauern umgeben und befestigt. Außerhalb der Umfriedigung befanden sich die beiden Vorstädte St. Germain d'Auxerrois, deren eine nahe bei der gleichnamigen Kirche, die andere nach der Kirche St. Eustache zu lag. Etwas weiter hin befanden sich la Ville l'Evêque, le Beau-Bourg, le Bourg Thiboust und le Bourg St. Eloi oder St. Paul. Im Süden der Seine befand sich eine Vorstadt, deren Basis die Kirchen St. Séverin u. St. Julien le Pauvre, die Spitze aber die Kirche St. Bénoit bildeten. Außerdem umgaben beträchtliche Flecken die Abteien St. Victor, St. Geneviève und St. Germain des Prés; entfernter lag der Flecken St. Marcel. Der auf dem nördlichen Ufer der Seine gelegene Stadttheil, welcher ⅔ der ganzen Stadt bildete, erhielt den Namen la Ville (wahrscheinlich weil er sich aus den Landhäusern oder Villen herausbildete, welche die Pariser schon zur Römerzeit hier gehabt zu haben scheinen), der südliche Theil wurde l'Université oder le Pays latin genannt, und der mittlere, auf der Seineinsel gelegene Theil hieß la Cité als Sitz des Bischofs (im Mittelalter hieß diejenige Stadt civitas, welche der Sitz eines Bischofs war). Bemerkenswerth ist die Feuersbrunst von 1034, durch welche fast die ganze Stadt in Flammen aufging und in deren Folge P. an Regelmäßigkeit und Schönheit bedeutend gewann. Eine neue Periode für P. begann mit dem König Philipp August, der, fortwährend im Kampfe mit seinen mächtigen Baronen und in steter Furcht vor den Engländern, sich nur hinter Wällen und Gräben sicher glaubte und deshalb, als er seinen Kreuzzug antreten wollte, den Bürgern befahl, P. in seiner ganzen Ausdehnung nach damaliger Weise zu ummauern und zu befestigen. Es ward demzufolge eine 7—8 Fuß dicke, von 500 Thürmen und einem tiefen Graben vertheidigte Mauer um die Stadt erbaut, und auch die Seine wurde durch gewaltige eiserne, auf Pfählen und Kähnen ruhende Ketten abgesperrt. Philipp August sorgte aber nicht bloß für die Sicherheit der Stadt, sondern that auch Vieles für die Verschönerung derselben und für die Bequemlichkeit ihrer Bewohner. Unter ihm wurde der Thurm des Louvre erbaut, der Kirchhof des Innocens und die Hallen erhielten Mauern, das Pflastern der Straßen begann 1184 mit Unterstützung eines gewissen Gérard de Poissy, der zu diesem Zwecke 8000 Mark Silber aussetzte, die Kirchen St. Honoré, St. Thomas und St. Nicolas du Louvre erhoben sich, Moritz oder Odo von Sully legte 1163 den Grund zu der jetzigen Kirche Notre Dame, die Tempelherren erbauten sich einen stattlichen Hof auf dem jetzigen Marché du Temple, eine neue, oberhalb des Pont au Change angelegte Brücke beförderte den Verkehr, und durch das Hospital Trinité wurde für Arme und Kranke gesorgt. Philipp August theilte die Stadt in 8 Quartiere (statt der bisherigen 4). Nur die Kirchen und die Paläste des Königs und des Erzbischofs waren damals von Stein, die übrigen Gebäude von Holz. Im Jahre 1206 litt P. durch eine große Ueberschwemmung. Höchst wohlthätig für P. war die Regierung Ludwigs des Heiligen (1226—70), der dem Gerichtswesen seine besondere Aufmerksamkeit widmete, die bei der Prévôté eingeschlichenen Mißbräuche, welche sogar zu Revolten geführt hatten, abschaffte, ein Appellationsgericht sowie vereidigte Notarien einführte, den Künstlern und Handwerkern eine geregelte Verfassung gab, den Handel möglichst hob, Abgaben erließ, für die Sicherheit der Stadt durch ein organisirtes Corps städtischer Truppen und regelmäßige Nachtwachen sorgte, überhaupt die städtischen Verhältnisse auf eine durchgreifende Weise ordnete, bedeutende Bauten anlegte, z. B. die Sainte-Chapelle (welche die Hofkapelle wurde), die Chirurgenschule und den Zufluchtsort der Quinze-Vingts errichtete und das Hotel Dieu reicher ausstattete. Unter Philipp dem Schönen verlegte das Parlament 1313 seinen dauernden Sitz nach P., und seitdem wurde diese Stadt der Vereinigungspunkt der höhern Staatsanstalten. Unter Philipp von Valois hatte P. 15,000 Einw. Während der Gefangenschaft des Königs Johann in England erregte König Karl der Böse von Navarra im Verein mit den Engländern heftige Unruhen in P., an deren Spitze der Prévôt der Kaufleute, Etienne Marcel, stand und welche den Zweck hatten, P. in die Hände der Engländer zu liefern. Marcel wurde von den seines unruhigen Geistes und seiner Tyrannei endlich müden Parisern erschlagen, der Dauphin bemächtigte sich mit großem Kraftaufwand der Stadt, und die Rädelsführer wurden hart bestraft. In der Mitte des 14. Jahrhunderts ward P. durch den schwarzen Tod verheert. Um diese Zeit begann der Bau des Stadthauses auf dem Grèveplatze. Die unter Philipp August aufgeführten Mauern und Wälle hatten es nicht vermocht, das Wachsthum der Stadt aufzuhalten, u. unter Karls V. Regierung waren die Neubauten außerhalb der Ringmauern so bedeutend angewachsen, daß man aus ihnen 8 neue nördliche Quartiere bilden konnte und darauf denken mußte, diese gegen die immer mächtiger werdenden Engländer in Vertheidigungszustand zu setzen. So erhoben sich denn in den Jahren 1367—83 unter Leitung Hugo Aubriots (der auch die Abzugskanäle um die Stadt anlegte und der damals Prévôt der Kaufleute war)

neue Wälle und Gräben, welche bei dem Thurme Billy anfingen und an der Seine endigten. Karl V. überließ den früher von ihm bewohnten Palast dem Parlament und wählte ein bei der Kirche St. Paul von ihm erbautes Lusthaus zur Residenz. Nicht weit davon, auf dem Platze, welchen jetzt der Marais und die Place royale einnimmt, stand der Palast Tournelles. Zwischen diesen beiden königl. Gebäuden wurde 1370 die Bastille erbaut, welche ursprünglich zur Aufbewahrung des königlichen Schatzes und zur Vertheidigung der Stadt bestimmt war. Zu letzterm Zwecke wurde auch auf der Spitze der Insel St. Louis ein hölzernes Fort erbaut. Im Jahre 1384 entstand die Brücke St. Michel und 1414 der Pont Notre Dame. Die Unruhen der Burgunder und Armagnacs, sowie die französisch-englischen Kriege blieben für P. nicht ohne fühlbare Folgen. Im Jahre 1394 wurden die Juden vertrieben, 1399 richtete die Seine große Verwüstungen an, und es folgte eine so große Sterblichkeit, daß man, um den allgemeinen Schrecken zu vermindern, die öffentlichen Leichenbegängnisse untersagen mußte. Im Jahre 1417 fiel die Stadt in die Hände des Herzogs von Burgund 1420 bemächtigten sich die Engländer derselben, 1429 versuchte Jeanne d'Arc vergebens einen Sturm, aber 1436 eroberte sie Dunois für Karl VII. Da sie durch Pest und Hungersnoth über 100,000 Menschen verloren hatte, so mußte man, um sie wieder zu bevölkern, Menschen aller Klassen, selbst Missethäter aus fremden Ländern herbeiziehen. Dennoch zählte die Stadt bei Ludwigs XI. Tode schon 300,000 Einw., die sich großentheils durch Reichthum und Bildung auszeichneten. Dabei hatte sie sich bereits so ausgedehnt, daß man es für nöthig fand, sie in 17 Viertel oder Quartiere zu theilen. Im Jahr 1464 wurde die Briefpost, 1470 die erste Buchdruckerei in den Gebäuden der Sorbonne (Universität) errichtet, und 1472 erhielt P. medicinische Unterrichtsanstalten. Zur Zeit des Königs **Franz I.** war die Stadt schon der Vereinigungspunkt alles Dessen, was Frankreich Großes und Schönes aufzuweisen hatte, so daß der deutsche Kaiser Karl V., welcher P. 1540 besuchte, sagen konnte, er habe in Frankreich eine Welt (P.), eine Stadt (Orleans) und ein Dorf (Poitiers) gesehen. Ein Freund der Wissenschaften und Künste, stiftete Franz das königliche Kollegium, in welchem die hebräische und chaldäische Sprache gelehrt wurden, die alte Burg des Louvre verschwand, die durch Jean Goujon mit herrlichen Skulpturarbeiten geschmückten Paläste nahmen die Meisterwerke der italienischen Maler auf, neue Straßen wurden geöffnet und die Privatwohnungen bequemer eingerichtet. Der gothische Geschmack, welcher bisher seine Herrschaft behauptet hatte, mußte unter Franz I. dem griechischen und römischen weichen. Im Jahre 1532 herrschte die Pest wieder und richtete solche Verwüstungen an, daß man auf dem Grenellenplatze einen 6 Morgen großen neuen Gottesacker anlegen mußte. Im Jahre 1533 wurde der Bau des neuen Stadthauses begonnen, in welchem der Prevôt der Kaufleute seinen Sitz hatte, weshalb man es auch schlechtweg la Marchandise nannte, u. die Kirchen St. Gervais, St. Germain d'Auxerrois und St. Merry erhielten eine schönere Gestalt. Nun folgte die Schreckenszeit der Religionskriege und der bürgerlichen Zerrüttungen. P. litt durch Belagerung, Pest und Hungersnoth und sah unter Karl IX., welcher durch ein 1564 erlassenes Edikt die Konsulrichter (juges consules) eingeführt hatte, in der Bartholomäusnacht (24. August 1572) seine Straßen durch das Blut der Protestanten befleckt. Im Jahre 1546 fühlte man zum ersten Male das Bedürfniß, für die Findelkinder zu sorgen; 1570 wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Königs eine Akademie der Musik und der Dichtkunst gestiftet. Unter dem Einfluß der Katharina von Medicis, welche großartige Bauten, z. B. den Palast und Garten der Tuilerien (1574), das Arsenal, den Pont neuf (1578) ꝛc., unternahm, wurde der italienische Geschmack bei öffentlichen Anlagen in P. heimisch. Heinrich IV. belagerte 1590 die Liguisten in P., und 1594 ergab sich die Stadt aus Hunger (vom 7. Mai bis 30. August starben 13,000 Menschen den Hungertod). Heinrich vollendete den Pont neuf 1605, erbaute mehre neue Straßen (Dauphine, Christine und Anjou), vereinigte 2 kleine Inseln mit der Isle du Palais, erweiterte die Tuilerien, begann die Gallerie, durch welche diese mit dem Louvre in Verbindung stehen, legte die Place royale an, ließ die Kais ausbauen und fortsetzen und erweiterte die Bibliothek beträchtlich. Von Ludwig XIII. wurde P. vorzüglich mit geistlichen Stiftungen reichlich bedacht, doch that er auch für andere Anlagen und für die Verschönerung der Stadt viel. So ließ er bedeutende Wasserleitungen anlegen, die bei dem fortwährenden Steigen der Bevölkerung ein dringendes Bedürfniß geworden waren. Die Insel St. Louis erhielt Häuser, Brücken, Kais. Maria von Medicis bepflanzte den sogenannten Cours de la Reine und legte 1615 den Grund zum Palais Luxembourg. Im Jahre 1622 wurde P. zum **Erzbisthum** erhoben, wodurch das pariser Kirchenwesen eine wesentliche Umwandlung erhielt. Der Bau der Sorbonne (1627), die Stiftung des Collége Louis le Grand (1628), die Anlage des botanischen Gartens (1634) und die Errichtung der Académie française (1635) waren besonders für wissenschaftliche Bestrebungen von bedeutendem Einfluß. Richelieu, von dem ein Theil dieser Einrichtungen und Anstalten ausging, begann auch 1629 den Bau des später so benannten Palais royal. Im Jahre 1642 wurde ein neues Quartier (Faubourg St. Germain) in Angriff genommen. Ueberhaupt wurde zu dieser Zeit viel gebaut und mehre Dörfer mit der Vorstadt St. Honoré und St. Antoine verbunden. Wichtiger noch für die pariser Zustände, als die Zeit Ludwigs XIII., war die lange Regierungsperiode **Ludwigs XIV.**, während dessen Minderjährigkeit die Unruhen der Fronde Statt fanden und der **Barrikadentag** 1648 und andere unruhige Auftritte die Ruhe der Stadt störten. Als der prachtliebende König mündig geworden war, zierte er P. immer mehr, welches der Geist der französischen Nation zur Hauptstadt der Mode machte. Ludwig legte 80 neue Straßen an und erweiterte und verschönerte die schon vorhandenen Plätze und Räumlichkeiten, obgleich er zu gleicher Zeit die großartigen Anlagen in Ver-

sailles betrieb. Herrliche, mit Bäumen bepflanzte Promenaden (Boulevards) entstanden auf der Nord- und Südseite der Stadt, wo man schon unter der vorigen Regierung die Wälle abzutragen begonnen hatte, deren Gräben jetzt für neue Straßen ausgefüllt wurden. An die Stellen der engen Pforten und Ausfallthüren traten die Triumphbogen der Thore St. Denis, St. Martin, St. Antoine und St. Bernard, die Ludwigs Siege verewigen sollten, von denen aber nur 2 die Revolution überdauerten. Die Stadt erhielt die herrlichen Plätze Vendôme und des Victoires und die prachtvolle Kolonnade des Louvre (1665). Im Jahre 1664 wurden die Tuilerien vollendet, Lenôtre steckte den Tuileriengarten ab, und die elysäischen Felder wurden hervorgezaubert. Den alten und dienstunfähig gewordenen Kriegern eröffnete das großartige Invalidenhaus, den ausgesetzten Kindern das zweckmäßig eingerichtete Findelhaus, den übrigen Hülfsbedürftigen das Hospital-Général einen Zufluchtsort. Die Höhe St. Roche ward geebnet, die Brücken au Change, de la Tournelle und Rouge wurden umgestaltet, und der Pont royal zur Beförderung des Verkehrs zwischen den Tuilerien u. der Vorstadt St. Germain errichtet. Die schon vorhandenen Kais wurden mit Steinen ausgemauert und ein neuer, sowie 4 Häfen angelegt. Der Justizpalast wurde erweitert, die Justiz und Polizei selbst zweckmäßiger eingerichtet. Künste und Wissenschaften feierten ihre Glanzperiode, die Universität erhielt das Collége Mazarin, Akademien wurden theils begünstigt, theils neu hervorgerufen, das Observatorium ward erbaut, die Oper errichtet, die Kunst des Schauspiels veredelt und ausgebildet, und die französische Literatur, durch die Meisterwerke von Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Fénélon, Lebrun, Pascal und Boileau bereichert, erlebte jetzt in P. ihr goldenes Zeitalter. Die Mauern der Stadt wurden noch weiter ausgedehnt, und ein Edikt von 1701 theilte P. in 20 Quartiere. Pelletier entwarf 1670 auf Befehl des Königs den ersten Plan von P., der auf dem Stadthause niedergelegt wurde. Unter **Ludwig XV.** wurde die Stadt (1726), welche immer unaufhaltsamer über die vorhandenen Grenzen hinübergegangen war, mit neuen Ringmauern versehen. Zugleich fuhr man fort in der Gründung neuer Gebäude und der Ausführung, Erweiterung und Verschönerung Dessen, was frühere Jahrhunderte ins Leben gerufen hatten. Der hohe Adel schmückte die Vorstädte St. Honoré und St. Germain mit neuen Palästen, 1722 begann der Bau des Palais Bourbon, 1751 wurde die Militärschule auf dem Marsfelde gegründet, und die Kirche St. Geneviève nach einem großartigen Plane neu aufgebaut. Im Jahre 1754 wurden die öffentlichen Plätze durch den Platz Ludwigs XV. mit seinen Kolonnaden vermehrt und die elysäischen Felder neu bepflanzt. Die Schule der Chirurgen erhielt 1773 eine Umgestaltung nach antiken Formen, die Kirchen St. Sulpice und St. Eustache wurden durch prachtvolle Portale geschmückt, die Rechtsschule und das Münzgebäude verschönert, die südlichen Boulevards fortgesetzt und vollendet, mehre Fontainen errichtet, die Höhen von Neuilly abgetragen, die Straßen 1754 besser beleuchtet, der botanische Garten vergrößert, die sogenannte kleine Post 1760 errichtet ꝛc. Der Engländer Boulanger führte 1774 die Restaurants ein, welche diesen Namen den von ihm über seine Thüre gesetzten Worten: **Venite ad me omnes qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos**, verdanken sollen. Früher gab es nur Tables d'hôte. In P. wurde am 10. Februar 1763 der Friede zwischen Frankreich und Spanien und Großbritannien u. Portugal geschlossen, welcher das Ende des 7jährigen Kriegs vorbereitete; am 3. Sept. 1783 der Friede Englands mit Frankreich, Spanien und Nordamerika, und am 20. Mai 1784 Englands mit Holland, welcher den nordamerikanischen Freiheitskrieg endete. **Ludwig XVI.** wurde an der Ausführung einiger zum Theil bereits begonnenen Pläne durch den Ausbruch der Revolution gehindert. Er ließ den Justizpalast repariren, die alten Hallen vergrößern, neue Hallen für den Tuch- und Lederhandel anlegen, das französische und italienische Theater, das Opernhaus u. die Säle des Boulevards, sowie das Theater in der Feydeaustraße erbauen und den botanischen Garten bedeutend vergrößern. Das Palais royal gab den Parisern das Bild eines morgenländischen Bazars. Der Mont de Piété wurde errichtet, die vergrößerten Hospitäler erhielten in den Zufluchtsorten Beaujon und Necker Hülfsanstalten, die Vorstädte Roule, St. Honoré, St. Lazare, Poissonière, sowie die neue Chaussée d'Antin und die Straßen Provence und des Mathurins wurden von der feinen Welt bevölkert, die nördlichen Boulevards erhielten Façaden mit Säulengängen und Skulpturarbeiten, die südlichen Boulevards sahen geschmackvolle Landhäuser mit freundlichen englischen Gärten entstehen, u. eine Brücke verband die Vorstädte St. Germain und St. Honoré. Im Jahre 1784 drangen die Generalpächter zur Verhütung der Kontrebande auf eine neue Umfriedigung der Stadt, und so wurde die noch jetzt bestehende Ringmauer errichtet. Diese fing im Süden bei der Salpêtrière an, schloß die neuen Boulevards ein und wurde hier 1786 vollendet. Nun begann man den Bau der Mauer im Norden und ließ von ihr die Dörfer Chaillot, Roule, Monceau und Clichy einschließen. Dasselbe sollte auch mit dem Dorfe Montmartre geschehen, aber die Bewohner desselben, sowie die Aebtissin des damals dort bestehenden Klosters widersetzten sich diesem Plane so beharrlich, daß man ihn aufgab. Die Revolution von 1789 zertrümmerte mit ihrem Ungestüm Vieles und wollte in P. die historischen Erinnerungen der verflossenen Zeiten verwischen. Alles, was im entferntesten an Adel und Königthum erinnern konnte, wurde niedergerissen, zerstört und vernichtet. Die Erstürmung der Bastille gab das Signal zu einer Reihe von Verwüstungen, denen erst das Direktorium Einhalt thun konnte. Die seit 1791 in 48 Sektionen getheilte Stadt konnte endlich wieder frei athmen; die 1796 errichteten Friedensgerichte äußerten ihren wohlthätigen Einfluß, und Künste und Wissenschaften sahen sich von Neuem geschützt und befördert. Die polytechnische Schule und das Nationalmuseum entstanden, das Museum der Naturgeschichte wurde vergrößert, die Hospitäler wurden gereinigt und

für bestimmte Zwecke geordnet, so daß Mediciner und Chirurgen vortreffliche Gelegenheit zu ihrer Ausbildung erhielten, und das Pantheon wurde dem Verdienste geweiht. Am 7. Aug. 1796 ward in P. ein Friede mit Würtemberg, am 10. Okt. 1796 der Separatfriede mit Neapel, am 30. April 1803 der Cessionsvertrag mit den Nordamerikanischen Freistaaten abgeschlossen, durch welchen den letztern Louisiana abgetreten wurde. Napoleon I., der überall mit gewaltiger Hand eingriff, räumte die Trümmer der Revolution hinweg und rief in erstaunlicher Schnelligkeit eine Reihe der großartigsten Schöpfungen ins Leben. Ganze Stadttheile entstanden in erneuter Pracht, und was er auf seinen Siegeszügen an Schätzen der Kunst und Wissenschaft erbeutete, kam der Hauptstadt seines unermeßlichen Reichs zu Gute. Die Häuser auf den Brücken wie am Rande der Kais verschwanden, letztere wurden in der Länge von 1500 Toisen fortgesetzt, 4 neue Straßen entstanden, andere wurden durchbrochen, und ein neuer, glänzender Stadttheil bildete sich von der Rue Rivoli bis zu den alten Boulevards; neue Häfen entstanden, die Wasserleitung von Ourcq wurde begonnen, 15 neue Fontainen ließen ihr Wasser sprudeln, für den Handel erhoben sich neue und bequemere Hallen, die Marktplätze St. Martin, Blancs manteaux, St. Germain und des Carmes wurden eingerichtet, die Schlachthäuser, welche die Stadt bis jetzt entstellt und verpestet hatten, an das Ende der Stadt verlegt, und damit es der hungernden Menge nie an dem nöthigen Brode mangele, ließ der Kaiser einen großen Getreidespeicher erbauen. In dem vollendeten Louvre vereinigten sich die Meisterwerke der verschiedenen Malerschulen, und der in allen Ländern gemachte Raub bereicherte die Bibliothek und die übrigen Sammlungen. Der Karusselplatz wurde mit Mauern umgeben und so sehr erweitert, daß er geräumig genug war für die kriegerischen Uebungen einer 15,000 Mann starken Armee. Ein Triumphbogen erhob sich auf demselben, und eine neue Gallerie dehnte sich gegen den Louvre hin aus. Der Tuileriengarten wurde verschönert, die Triumphsäule auf dem Vendômeplatze sollte die Heldenthaten Napoleons I. und seiner großen Armee der Nachwelt überliefern, und auf dem andern Ufer der Seine kündigte eine prachtvolle Säulenhalle den Sitzungssaal des gesetzgebenden Körpers an. Das Palais Luxembourg nebst seinen Gärten wurde vielfach verschönert und durch einen Baumgang mit dem Observatorium verbunden. Der Grund zur Börse, sowie zum Handelstribunal wurde gelegt, und die während der Revolution theils verwüsteten, theils ihrer Bestimmung entfremdeten Kirchen und Kapellen wurden wieder hergestellt und neu ausgeschmückt. Der Triumphbogen de l'Etoile wurde begonnen, die Brücke von Austerlitz und Jena, sowie der Pont des Arts erbaut. Im Jahre 1814 war P. das Hauptobjekt der Operationen der Alliirten in Frankreich (s. unten). Mit dem zweiten Einzuge der Bourbonen ward P., nachdem es unter Napoleon I. ein Jahrzehnt weltbeherrschende Kaiserstadt gewesen, wieder auf 33 Jahre Königsstadt. Das, was Ludwig XVIII. für die Stadt that, muß um so bedeutender erscheinen, wenn man bedenkt, wie traurig die finanziellen Verhältnisse waren, unter denen er seine Regierung antrat. Am besten waren die Summen angelegt, welche er auf die Erweiterung der Hospitäler und Armenhäuser verwendete. Die Kanäle von Ourcq, St. Denis und St. Martin wurden mit einem Kostenaufwande von 14 Mill. Francs eröffnet und vollendet, die Hauptniederlage des Weins (die 21 Mill. Francs kostete), das Salz- und Getreidemagazin, die Marktplätze St. Martin, St. Germain, Blancs manteaux u. des Carmes wurden ebenfalls vollendet, die Gebäude der Kollegien Heinrichs IV. und Ludwigs des Heiligen vergrößert. Tausende von Studirenden erhielten Unterstützung, Tausende armer Kinder freien Unterricht, und die Stadt gewann mehr und mehr rücksichtlich der Schönheit, Reinlichkeit und Beleuchtung. Seitdem die Ruhe in P. wieder hergestellt war, wurde mit neuem Eifer gebaut; von 1817—25 erhoben sich über 2500 neue Häuser. Unter Karl X. wurde die Kirche St. Germain des Prés neu gebaut, mehre Quartiere und Kirchspiele erhielten neue Kirchen, der Königs- und der Siegesplatz die Statuen Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV., von 1827—30 wurden 3 neue Brücken gebaut, und Manufakturen, Fabriken und Kaufläden fingen an, sich mehr und mehr zu drängen. Die Produkte der beiden erstern hatten einen jährlichen Werth von 214 Mill. Francs, wovon P. selbst für 112 Mill. verbrauchte, während für 38 Mill. in das Ausland gingen und für 74 Mill. in den Provinzen abgesetzt wurden. Bei dem Steigen des Gewerbfleißes und der immer mehr sich vergrößernden Volksmenge glaubte man die Kapitalien nicht besser und sicherer anlegen zu können, als wenn man sie auf Neubauten verwendete. So entstand ein neues Quartier bei la Madeleine, zwischen dem Cours de la Reine und der Allée des Veuves das Quartier Franz' I., dessen 4 Straßen in einem öffentlichen Platz auslaufen; der Rand des Kanals St. Martin wurde nach der Vorstadt du Temple zu mit schönen Häusern besetzt, und selbst außerhalb der Barrière nach Mont rouge und Issy hin stiegen neue Straßen empor. Dieser Ausbreitung der Stadt setzte die Julirevolution von 1830, welche der Regierung Karls X. ein Ende machte und Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, zum König der Franzosen erhob und von der die Stadt selbst verhältnißmäßig wenig zu leiden hatte, keine Schranken. Ludwig Philipp, der schon als reicher Privatmann für bauliche Unternehmungen besonderes Interesse an den Tag gelegt hatte, war nunmehr fortwährend darauf bedacht, in Bezug auf P. alle öffentlichen Anlagen zu befördern und seinem Namen in den Annalen dieser Weltstadt eine dauernde Stelle zu verschaffen. Der Garten und der Palast der Tuilerien erlitten große Veränderungen, mehre Kais wurden erweitert und verschönert, ein neuer Getreidehafen entstand, eine Hängebrücke vereinigte Bercy mit la Garre, zwischen dem Pont des Arts und dem Pont royal erhob sich die Karusselbrücke, die Kirche la Madeleine, der Triumphbogen de l'Etoile, das Gebäude des Kai Orsay, die Schule der schönen Künste, die Kirche Notre Dame de Loretto wurden vollendet, auf dem Con-

cordeplatz ward der Obelisk von Luxor, auf dem Bastilleplatz die Julisäule, auf der Vendômesäule wieder die Statue Napoleons I. aufgestellt, P. erhielt besseres Pflaster, mehr Abzugskanäle, mehr Beleuchtung, die Bièvre wurde geschlämmt, und besonders ward unter Ludwig Philipp die 1840 von den Kammern genehmigte Befestigung von P. (s. oben) ausgeführt, trotz deren die Februarrevolution von 1848 den Thron des Bürgerkönigs umstürzte. Ueber die Bauten Napoleons III. s. oben.

Seit den Kriegen mit England im 14. und 15. Jahrhundert hatte P. keinen äußeren Feind vor seinen Thoren gesehen; erst die Invasionen der Alliirten von 1814 und 1815 machten die Umgebung der Stadt zum Schauplatz zweier blutigen Schlachten, denen dann die nach P. genannten Friedensschlüsse folgten. Während Napoleon I. nach den Niederlagen bei Laon und Arcis-sur-Aube den gewagten Rückzug nach St. Dizier gegen die rechte Flanke u. den Rücken der feindlichen Hauptmacht ausführte, erschienen die Streitkräfte der Alliirten, cirka 80,000 Mann stark, am 29. März im Norden und Osten von P. Der eine Theil dieses Heeres, aus den vereinigten Corps York u. Kleist, dem russischen Corps Langeron und der Infanterie Winzingerode's unter Woronzow bestehend und von Blücher befehligt, nahm seine Stellung im Norden der Stadt zwischen der Straße von Soissons u. dem Ourcqkanal mit dem Hauptquartier in Aunay. Der andere Theil, bestehend aus dem meist aus Garden zusammengesetzten russisch-österreichisch-preußischen Reservecorps unter Barclay de Tolly, dem russischen Corps Wittgenstein, dem österreichischen unter Gyulay und dem würtembergischen unter dem Kronprinzen, von Schwarzenberg kommandirt, bildete auf der Ostseite von P. den linken Flügel mit dem Hauptquartier in Clayr. Die von Napoleon zur Vertheidigung der Stadt zurückgelassenen Streitkräfte unter Marmont, Mortier und Compans beliefen sich einschließlich einiger Tausend Depôtmannschaften auf 30—32,000 Mann, zu deren Unterstützung noch 10,000 Mann Nationalgarden, die aber nicht nur unvollkommen eingeübt, sondern auch unzuverlässig waren, dienen sollten. Den Oberbefehl über diese Truppen übernahm Joseph Bonaparte als Generallieutenant des Kaisers. Da die Zugänge der Stadt kurz vorher von Napoleon befestigt worden waren und die Beschaffenheit des Terrains große Vortheile darbot, so gab man die Hoffnung erfolgreicher Vertheidigung noch nicht auf. Marmont und Compans sollten die östliche Linie mit den Höhen von Belleville u. Montreuil besetzen, während Mortier die Vertheidigung der nördlichen Linie mit dem Montmartre zufiel. Die Nationalgarden wurden theils an den Barrièren der Stadt, theils in der Nähe des Montmartre zur Unterstützung aufgestellt. Von 150 Stück Geschütz, welche den Vertheidigern zu Gebote standen, wurden 30 auf die Befestigung des Montmartre verwendet. Die Alliirten hatten ihre Disposition so gemacht, daß Blücher die nördliche Linie mit dem Montmartre, Schwarzenberg aber die östliche Linie mit den Höhen Belleville, Bagnolet und Montreuil angreifen sollte, während bei Rosny, hinter dem linken Flügel Schwarzenbergs, die Corps Gyulay's u. des Kronprinzen von Würtemberg mit den in Meaux zurückgelassenen Corps dem Kaiser den Uebergang über die Marne wehren sollten, falls er zum Entsatz herbeieilen sollte. Kaum hatte Marmont seine Stellung eingenommen, als am 30. März früh zwischen 5 und 6 Uhr das Corps Barclay de Tolly's von Pantin und Romainville aus den Angriff begann. Nachdem sich die Russen einige Zeit in der Ebene behauptet hatten, wurden sie durch die Anstrengungen Compans', der den linken, u. Boyers, der den rechten Flügel Marmonts bildete, hinter Pantin zurückgetrieben, das von den Franzosen nun nebst dem Wald bei Romainville besetzt und tapfer vertheidigt ward. Erst nachdem gegen 10 Uhr Wittgenstein das auf Marmonts rechtem Flügel gelegene Montreuil genommen, gelang es Barclay de Tolly, Pantin zu erobern, worauf er, die preußischen Garden an der Spitze, bis an die Barrière Pantin von P. vordrang. Inzwischen hatte auch Blüchers Kampf gegen Mortier am Montmartre begonnen. Gegen 10 Uhr begann die preußische Avantgarde den Angriff unweit des Ourcqkanals, wo die Franzosen eine wirksame Batterie errichtet hatten; aber erst gegen 11 Uhr konnte Blücher den Höhen des Montmartre gegenüber seine vollen Streitkräfte entwickeln. Beim Anblicke derselben und auf die Nachricht vom Eindringen des Feindes in die östliche Vertheidigungslinie verließ Joseph Bonaparte, an der Rettung der Hauptstadt verzweifelnd, nach gehaltenem Kriegsrathe den Montmartre und eilte der Kaiserin und dem von Napoleon eingesetzten Regentschaftsrathe nach. Obwohl er aber den beiden Marschällen die Vollmacht ertheilt hatte, für ihre Truppen und für P. eine Kapitulation abzuschließen, so entbrannte doch die Schlacht im Norden und Osten erst jetzt aufs Heftigste. Nach 3 Uhr Nachmittags sahen sich Marmont und Compans mit ihren zur Hälfte geschmolzenen Truppen ganz auf die Höhe von Belleville beschränkt. Marmont entschloß sich daher, von der ihm ertheilten Ermächtigung Gebrauch zu machen und auf einen Waffenstillstand anzutragen, der ihm sogleich auf 2 Stunden bewilligt ward, unter der Bedingung, daß er sich hinter die Barrièren von P. zurückziehe. Auf der Nordseite wurden zwar die vor dem Montmartre gelegenen Dörfer la Villette u. la Chapelle gegen Kleist und York geraume Zeit mit Erfolg vertheidigt, endlich aber drang die russische Infanteriereserve unter Woronzow, in Verbindung mit den an der Barrière Pantin angekommenen preußischen Garden von der Armee Schwarzenbergs, über den Ourcqkanal in la Villette ein, während eine preußische Brigade unter Horn la Chapelle nahm, so daß die Vertheidiger hinter die Barrièren der Stadt selbst zurückweichen mußten. Aber erst als die 10 russischen Infanterieregimenter Langerons die Nordseite des Montmartre umgangen hatten und sich bei Batignoles am westlichen Fuße zur Erstürmung der Höhe anschickten, erhielt Mortier die absichtlich oder zufällig verspätete Kunde von der von Joseph ertheilten Bevollmächtigung zur Kapitulation. Die Aufforderung des Kaisers Alexander, sich zu ergeben, zurückweisend, verlangte er ehrenvolle Kapitulation. Ob-

wohl auf die Dauer der Verhandlungen die Einstellung des Kampfs befohlen war, so nahmen doch Nachmittags 4 Uhr die stürmenden Russen den Montmartre mit 29 Kanonen. Um 6 Uhr Abends begaben sich die Grafen Nesselrode, Orlow und Paar nach P., wo endlich die Kapitulation den 31. März früh um 2 Uhr mit den Marschällen abgeschlossen ward. Die Napoleon anhängenden Truppen erhielten darnach bis 7 Uhr Morgens freien Abzug aus P.; die Stadt aber ward der Großmuth der Monarchen empfohlen. Die Reste der Corps von Marmont, Mortier und Compans, kaum noch 16,000 Mann zählend und fast ohne Geschütz, zogen auf der Straße von Essonne ab, um zu Napoleon zu stoßen. Die Marschälle hatten im Kampfe 110 Kanonen und 4000 Todte, die Alliirten aber 9—10,000 Todte verloren. Am 31. März gegen 11 Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36,000 Mann ihren Einzug in P., wo die Masse des Volks, der Kaiserregierung müde, sich ruhig verhielt. Die unter Talleyrands Vorsitz eingesetzte provisorische Regierung erklärte in Uebereinstimmung mit dem Senate und dem gesetzgebenden Körper Napoleon I. des Throns verlustig u. einige Tage später Ludwig XVIII. zum König von Frankreich. Napoleon hatte zwar beschlossen, mit seiner Armee über Troyes zum Entsatz der Hauptstadt herbeizueilen, und eilte mit Kurierpferden voraus, um sich selbst an die Spitze der Vertheidiger zu stellen; aber die ihm am Morgen des 31. März in der Nähe von P. begegnenden Trümmer vom Heere der Marschälle bewogen ihn zur Umkehr. Er begab sich nach Fontainebleau, wo am 2. April auch sein noch mehr als 60,000 Mann zählendes Heer eintraf. Entschlossen, an der Spitze desselben zu siegen oder zu sterben, vernahm er mit der Kunde von der Eroberung der Stadt auch die von seiner Absetzung und legte darauf am 11. April nun auch seinerseits die Kaiserkrone nieder, worauf am 23. zwischen der provisorischen Regierung und den Verbündeten ein Präliminarvertrag zu Stande kam, dem am 30. Mai der Abschluß des ersten pariser Friedens folgte, durch welchen Frankreich auf die Grenzen von 1792 beschränkt ward. Seit dem 1. Juni schon verließen die Truppen der Alliirten P. wieder. Die zweite Einnahme von P. durch die letzteren fand nach der Schlacht bei Waterloo Statt. Damals waren nicht nur der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in die Ebene vorgeschobenen Dörfer mit Schanzen und Batterien umgürtet. Aber auch ohne Napoleons übereilte Abdankung vom 22. Juni hätte die Lage der Dinge in der Hauptstadt diese Vertheidigungsanstalten unnütz gemacht. Doch übernahm Davoust an der Spitze der noch 60,000 Mann zählend n Armee aus den Händen der provisorischen Regierung den Befehl zur Vertheidigung der Hauptstadt. Als nun am 30. Juni die Streitkräfte Blüchers und hinter ihnen die Wellingtons vor den Linien von P. eintrafen, beschlossen die beiden Feldherren, in Ansehung des Blutvergießens, welches die Erstürmung der Schanzen voraussichtlich gekostet haben würde, daß, während [illegible]länder vor den Linien stehen blieben, die Preußen P. im Norden umgehen, über die Seine setzen und von der westlichen Seite aus operiren sollten, um die Stadt entweder an ihrem schwächsten Punkte anzugreifen, oder sie durch Abschneidung der Zufuhr von der Normandie aus zur Uebergabe zu zwingen. Demzufolge überschritt Blücher, während Wellington seine Stellung im Norden und Osten nahm, noch am Abend des 30. Juni von St. Germain aus die Seine und koncentrirte sein Corps in der Gegend von Versailles. Von hier aus griff er den 2. Juli den die Höhen von Meudon und Sèvres vertheidigenden Feind mit großem Ungestüm an, warf ihn über Vaugirard und Montrouge und nahm nach einem heftigen Gefechte Issy. Obwohl darauf die französischen Generäle in einem zu P. gehaltenen Kriegsrathe fast einstimmig erklärten, daß die Stadt in Folge dieser Operation nicht mehr zu halten sey, so machte doch Vandamme am 3. Juli noch einen letzten Versuch zu ihrer Vertheidigung, indem er mit 10,000 Mann gegen Issy vordrang. Erst nach einem mörderischen Gefecht ward er zurückgeworfen. Noch an demselben Abend kam zwischen Davoust auf der einen und Blücher und Wellington auf der andern Seite zu St. Cloud eine Militärkonvention zu Stande, wonach die französischen Truppen binnen 3 Tagen ihren Abzug aus P. und ihren Rückzug über die Loire bewirken sollten. Am 5. Juli ward der Montmartre übergeben, am 6. alle Barrièren, und am 7. zog Blüchers erstes Corps durch die Barrière der Militärschule, ein Theil von Wellingtons Armee durch die von St. Denis ein. Schon am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach P. zurück, dem am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen folgten. Nach langwierigen Verhandlungen ward den 20. November der zweite pariser Friede unterzeichnet. Vgl. Frankreich, Geschichte.

Ueber P. gibt es eine reiche statistisch-historische Literatur. Die statistischen Angaben befinden sich auf eine übersichtliche Weise zusammengestellt in Chabrol de Volvics „Recherches statistiques sur la ville de P." (Par. 1821—29, 4 Bde.), während in Benoiston de Chateauneufs „Recherches sur les consommations de P." (das. 1820—21, 2 Bde.), in Lachaise's „Topographie médicale de P." (das. 1822) u. in einer zahllosen Menge mehr oder weniger umfassender Monographien specielle Punkte behandelt werden. Auch die pittoreske Partie hat einen unerschöpflichen Stoff zu Schilderungen gegeben. Wir erwähnen nur: Piganiol de Laforce, Description de la ville de P. et de ses environs, Paris 1765, 10 Bde.; Saint-Victor, Tableau historique et pittoresque de P., das. 1808, 3 Bde.; Legrand und Landon, Description de P. et de ses édifices, das. 1818, 2 Bde.; Lurine, Les rues de P., das. 1843; Ch. V. D. S. J., Guide pittoresque de l'étranger dans P. et ses environs, neue Aufl., das. 1853. Noch mannichfaltiger sind diejenigen Werke, welche einer lebendigen Abspiegelung des täglichen Lebens gewidmet sind. Von ältern Schriften dieser Art heben wir L. S. Merciers „Tableau de P." (Par. 1781 bis 1789), 12 Bde., u. Jouy's „Hermite de la chaussée d'Antin" mit seinen Fortsetzungen her-

vor. Vorzügliches Interesse gewährt in dieser Beziehung das Sammelwerk: „Livre des Cent-et-un", die unmittelbar aus dem Leben gegriffene „Grande ville" von Paul de Kock (Par. 1843), u. der bunte „Diable à P." (das. 1844), in denen die verschiedensten Schattirungen des pariser Lebens geschildert werden. Als die vorzüglichern deutschen Erscheinungen dieser Art führen wir die von Schulz, Jäck, Raumer, Devrient, Jerrmann, O. L. B. Wolff, Gutzkow, Gall, Rellstab, A. von Bornstedt (Pariser Silhouetten, Leipzig 1837, 2 Bde.) ꝛc. an. Die Geschichte der Stadt und ihrer nähern Umgebung behandeln: Corrozet, La fleur des antiquités, singularites et excellences de la ville de P., Paris 1552; Dubreuil, Théâtre des antiquités de P., das. 1612; Germain-Bricé, Description de la ville de P., 2 Bde., das. 1685; Sauval, Histoire et recherches sur les antiquités de P., 3 Bde., das. 1724; Félibien und Lobineau, Histoire de la ville de P., 5 Bde., das. 1755; Leboeuf, Histoire de la ville et du diocèse de P., 15 Bde., das. 1754; G. F. Poullain de Saint-Foix, Essais historiques sur P., das. 1754—66, 5 Bde., deutsch, Breslau 1796, 5 Bde.; M. Hébert, Dictionnaire pittoresque et historique de la ville de P., 2. Aufl., 2 Bde., Par. 1779; P. T. N. Hurtault und Magny, Dictionnaire historique de la ville de P. et ses environs, 4 Bde., das. 1779; J. B. de Roquefort, Dictionnaire des Monumens de P., das. 1826; C. de Coudray, Nouveaux Essais historiques sur P., pour servir de suite et de supplément à ceux de M. de Saint-Foix, 6 Bde., das. 1782—86; J. B. M. Renon de Jaillot, Recherches critiques, historiques et topographiques sur la ville de P., 6 Bde., das. 1772 bis 1775; F. Beguillet, Histoire de P., das. 1780, 3 Bde.; J. du Castre d'Auvigny, Histoire de P., 5 Bde., das. 1791; P. ancien et moderne depuis 358—1844, 2 Bde., das. 1844; J. A. Dulaure, Histoire physique, civile et morale de P., 7 Bde., das. 1821, 6. Aufl. 1840, 8 Bde.; G. Touchard-Lafossé, Histoire de P., 5 Bde., das. 1834; Derselbe, Histoire des environs de P., 4 Bde., das. 1835; M. de Gaulle, Nouvelle histoire de P. et de ses environs, 5 Bde., das. 1840; Belin und Pujol, Histoire civile, morale et monumentale de P., das. 1843.

Parisades, Name zweier Fürsten des bosporanischen Reiches (s. d.).

Parischer Marmor, Marmor von der Insel Paros, bei den Alten Lychnites, weil er bei Lampenlicht in den Brüchen gewonnen wurde, ist weiß, von blätterig-körnigem Gefüge und eigenthümlichem, wachsartigem Glanze. Nach u. nach wird er, wie fast alle weißen Marmore, gelblich. Unter Anderem ist auch die mediceische Venus daraus gearbeitet.

Pariser Becken, das sehr abgeschlossene Tief- oder vielmehr Stufenland der Seine, in welchem Paris liegt. Es erstreckt sich von Tours bis Valenciennes, indem es sich kaum bis zu 400 Fuß Meereshöhe erhebt, und hat überall zur Unterlage weiße Kreide mit Feuersteinen, die sowohl an den Rändern des Beckens, als auch in vielen Thaleinschnitten der inneren Region desselben hervortritt. Auf dieser Unterlage ruhen die tertiären Gesteine, durch welche die Lokalität eine so große geognostische Bedeutung gewonnen hat, daß die Schichtenfolge der pariser Tertiärbildungen für die oft beträchtlich ausgebreiteten analogen Sedimente der verschiedensten Länder einen normirenden Typus abgibt. Vgl. Grobkalkformation.

Pariser Bluthochzeit, s. Hugenotten.

Pariser Februarrevolution, s. Frankreich, Geschichte.

Pariser Formation, s. Grobkalkformation und Pariser Becken.

Pariser Friede, s. Paris.

Parisienne (Pariser Hymne), das von Cas. Delavigne zur Verherrlichung der Julirevolution 1830 gedichtete und in Frankreich sehr populär gewordene Freiheitslied, das gleich der Marseillaise (s. d.) in den Aufständen der folgenden Jahre oft angestimmt wurde und mit den Worten beginnt: „Peuple français, peuple des braves" ꝛc. P. nennt man auch ein zweiräderiges Fuhrwerk von eleganter Form, sowie (Perle) eine Sorte der kleinsten Buchdruckerlettern, zwischen Diamant und Nonpareille mitten inne stehend und in der Kegelstärke 5 typographische Punkte haltend (vgl. Schrift).

Parisiens (franz.), Gattung von Stoßdegen, dreischneidig, kaum 2 Fuß lang, mit Bügel und sehr kleinem Stichblatt.

Parisii, Volk im lugdunensischen Gallien, an der Marne und Seine; ihre Hauptstadt war Parisium (Lutetia Parisiorum), jetzt Paris.

Parität (v. Lat.), Gleichheit, insbesondere Gleichheit der Rechte und auch der Zahl zwischen Protestanten und Katholiken in einer Stadt oder einem Lande. Paritätische Kirchen sind solche kirchliche Gebäude, in denen zwei verschiedene Religionsparteien, z. B. Lutheraner und Reformirte, Protestanten und Katholiken ꝛc., ihren Gottesdienst, entweder nach einander in dem halben Raum, oder zu gleicher Zeit in verschiedenen Abtheilungen der Kirche abzuhalten berechtigt sind. Paritätische Staaten nennt man Staaten mit ungefähr gleich starker und gleichen Rechtsschutzes sich erfreuender katholischer und protestantischer Bevölkerung. In manchen Reichsstädten, z. B. in Augsburg, bestanden früher auch paritätische Regierungen, indem entweder der Magistrat aus Katholiken u. Protestanten zusammengesetzt war, oder beide Religionsgesellschaften im Regiment wechselten.

Paritium, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen, von einer 9- bis 12zähnigen oder gespaltenen Hülle umgebenen Kelch, 5 Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße, den 5spaltigen Griffel und die 5fächerige, 5klappige, durch 5 andere unvollkommene Scheidewände fast 10fächerige Kapsel, Bäume und Sträucher in Westindien und Ostindien, mit ganzen oder gelappten Blättern, deren Nerven am Grunde mit linealen, einer Ritze ähnlichen Drüsen versehen sind. Von P. elatum *Kost*, Hibiscus elatus *Sw.*, einem 50—60 Fuß hohen Baum in Westindien u. Südamerika, mit großen, herzförmig-länglichen, ganzrandigen oder kaum kerbigen, unterseits graufilzigen Blättern und achselständigen, purpurrothen oder safrangelben, am Grunde schwarzrothen Blüthen, benutzt

man die jungen und zarten Blätter und die Blüthen in Amerika häufig als schleimiges Mittel, wie in Europa die vom Eibisch, **Althaea officinalis**, und den Malven. Von **P. tiliaceum** *Adr. Juss.*, **Hibiscus tiliaceus** *L.*, einem 15 bis 20 Fuß hohen Baum oder auch Strauch in Ostindien, auf den Inseln der Südsee und am Senegal, auch nach Westindien verpflanzt und daselbst kultivirt, mit herzförmigen, rundlichen, zugespitzten, gekerbten, oberseits kahlen, unterseits grau-lich-weichhaarigen Blättern und in den obersten Blattachseln einzeln oder fast doldentraubig am Ende der Aestchen sitzenden, gelblichen, am Grunde purpurroth-braunen Blüthen, werden Wurzel, Blätter u. Blüthen als schleimige, einhüllende und erweichende Mittel in gleicher Weise wie die von **Althaea officinalis** angewendet. Auf gleiche Weise wird **P. simile** *Kost*, **Hibiscus similis** *Blume*, ein ähnliches Bäumchen Ostindiens, benutzt.

Parium, Hafenstadt am Hellespont in Mysien, zwischen Lampsacus und Priapus, in der Nähe von Adrastea, eine Kolonie der mit Pariern und Erythräern vermischten Milesier, nach Andern von Parius, einem Sohne des Jason, gegründet und benannt, mit gutem Hafen, seit Augustus römische Kolonie. Jetzt Kemer oder Kamares, mit einigen Ruinen der alten Stadt.

Parium chronicum (**Parium Marmor**), s. v. a. parische (arundelische) Marmortafel; s. Arundel.

Park (franz. parc, lat. parcus, wahrscheinlich altceltisch), ein in sich abgeschlossener oder abgesonderter Raum; bei den Engländern ein von Horden oder Hürden eingeschlossener Ort, in welchem man, wie auch bei uns, während der Sommernächte die Schafe des Düngers wegen ruhen läßt; insbesondere auch Jagdpark, englischer Garten, englische Anlage, ein großer eingefriedigter und zum Hegen des Wildes bestimmter Garten, oder ein mit einer Mauer oder einem Pfahlwerk umgebener Raum, in welchem großes und kleines Wild behufs der Jagd gehegt wird. König Heinrich I. soll den ersten P. dieser Art in England angelegt haben, indem er bei Woodstock in Oxfordshire eine Fläche von 7 englischen Meilen mit einer Mauer umziehen ließ. Seinem Beispiele folgte Heinrich, Graf von Warwick, und dann der übrige reiche u. mächtige Adel des Landes. Auch in Deutschland finden sich dergleichen P.s, die schönsten in Wörlitz, Schwarzburg, Schwetzingen, Schleißheim, Laxenburg, Muskau, Richardsbrunn, Nymphenburg, Kassel &c. P. heißt auch eine großartige Gartenanlage, wie man oft um fürstliche Paläste und Schlösser findet. Als in Frankreich die Gartenkunst mehr kultivirt zu werden begann, wurden hier zuerst Lenôtre's streng symmetrische Anlagen mit beschnittenen Bäumen, Fontainen und dergleichen herrschend und fanden bald auch auf dem ganzen Kontinent Verbreitung. Nur in England fand dieser verkehrte Geschmack keinen Eingang, und im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts kehrte man auch auf dem Kontinent zu den eigentlichen, die Natur nachahmenden Park- oder englischen Anlagen zurück. Die umfangreichsten hat aber immer noch England aufzuweisen. Haupterforderniß bei Anlegung eines solchen P.s ist, daß man jede Begrenzung möglichst zu verstecken wisse, weil diese die optische Täuschung aufhebt. Am besten bewirken dies Baumgruppen. In der Regel greift nur da, wo die Natur zu wenig gibt oder zu farb- und reizlos erscheint, die Kunst ein, indem sie Teiche gräbt, Berge aufführt, Klippen schafft &c. und im P. Alles wenigstens so scheinen läßt, wie es in der Wirklichkeit ist.

Park, Mungo, einer der ausgezeichnetsten Reisenden der neuern Zeit, geboren 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland, studirte in Edinburg Medicin und ging darauf nach London und 1792 nach Bencoolen auf Sumatra, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte. Von der afrikanischen Gesellschaft in London für Reisen zu Erforschung des Innern von Afrika gewonnen, verließ er am 22. Mai 1795 London und kam am 21. Juni an der Mündung des Gambia an. An diesem Flusse ging er aufwärts bis Pisania, der letzten Niederlassung der Engländer, u. drang von da am 2. December in Begleitung von 6 Negern anfangs in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung nach dem Innern vor. Er gelangte bis Kemmu, der Hauptstadt von Kaarta, bei deren Fürsten er die zuvorkommendste Aufnahme fand. Derselbe ließ ihn nach Dscharra, dem Grenzorte des von Mauren bewohnten Landes Ludamar, bringen. Der dortige Fürst gestattete ihm zwar den Weg durch seine Staaten, ließ ihn aber, als er nur noch zwei Tagereisen von der Grenze entfernt war, zurückholen und nach seinem Lager Benowa bringen und als Gefangenen sehr hart behandeln. P. fiel in ein hitziges Fieber u. ward nach 6 Wochen nach einem andern Lager an der Grenze der Wüste, bei Bubakir, geführt. Von hier entfloh er ohne alle Begleitung am 7. Juli, irrte unter den größten Entbehrungen in der Wüste umher und kam endlich nach Dschabbee, wo die große belebte Karawanenstraße aus dem Abendlande zum Niger tritt. Durch mitleidige Neger ward er zum langgesuchten Ziele seiner Sendung, dem Nigerstrome, geleitet und gelangte bald zu der auf beiden Ufern desselben gelegenen Hauptstadt Sego des Reiches Bambarra. In Begleitung eines königlichen Dieners verfolgte P. von da den Niger abwärts, erreichte Sansanding und andere Orte, zuletzt Sillah, von wo er krank und elend beim Eintritt der nassen Jahreszeit am 30. Juli endlich umkehrte. In der Nähe von Bamaku, an der Grenze des Negerreiches Manding, verließ er am 23. August den Niger und gelangte am 16. September nach dessen Hauptstadt Kmalia. Hier litt er 7 Monate am Fieber, genoß jedoch bei dem Sklavenhändler Karfa Tacura, einem Neger, einer freundlichen Behandlung und ward von diesem auch mit einem Sklaventransport am 19. April 1797 nach Pisania geleitet, wo er am 12. Juli ankam. Von da schiffte sich P. nach der Antilleninsel Antigua ein und gelangte endlich am 12. September wieder nach England zurück. Ein Anerbieten zu einer Reise in das Innere Neuhollands schlug P. aus, verheirathete sich und ließ sich in Schottland als praktischer Arzt nieder. Als jedoch die Regierung die Mündung des Niger zu erforschen beschlossen hatte, übernahm P. die Anführung der Expedition, die den Niger abwärts gehen, während Tuckey den Zaire

aufwärts befahren sollte, da man vermuthete, es möchte dieser Strom die Mündung des Niger seyn. P. verließ am 30. Januar 1805 Portsmouth und kam am 28. März auf der Insel Gorea an. Der König hatte ihn zum Kapitän ernannt, den Arzt Anderson, einen seiner Verwandten, zum Lieutenant. Außerdem gingen von England aus der Maler Scott und 4 Schiffszimmerleute mit, von Gorea aus der Lieutenant Martyn, 2 Matrosen und 35 Freiwillige der dortigen Garnison, von Pisania aus der Mandingopriester und Kaufmann Isaaco als Führer und Dolmetscher. Erst am 11. Mai, gerade beim Eintritt der ungünstigen Jahreszeit, wurde von letzterem Orte aus die Weiterreise unternommen. Nach unsäglichen Mühen, denen die meisten seiner Gefährten unterlagen, gelangte P. am 19. August bei Bamaku zum Ufer des Niger. Nachdem er hier durch Isaaco die Erlaubniß zur Weiterreise vom Könige von Bambarra erlangt hatte, fuhr er an Sego vorbei nach Sansanding, wo er am 2. September ankam. Aus mehren schlechten Kähnen, die er vom Könige und dessen Sohne geschenkt erhielt, baute er mit Hülfe eines einzigen Soldaten ein neues flaches Fahrzeug, 40 Fuß lang u. 6 Fuß breit, welches er Dscholiba nannte. Am 16. November schrieb er seinen letzten Brief an Banks und sandte denselben durch Isaaco zurück. Wahrscheinlich reiste er am 19. November mit dem Lieutenant Martyn, 3 Soldaten, 3 Negersklaven und einem Führer Amadi Fatouma aus Kassun ab, kam durch den Dibbiesee u. mußte unterwegs öfter die Angriffe bewaffneter Boote zurückschlagen. An der Grenze von Haussa, wo Amadi umkehren wollte, landete P. bei Yaour, sandte dem Ortsvorsteher Geschenke und ebenso durch diesen dem Könige. Da aber der Ortsvorsteher erfuhr, daß P. nicht wiederkehren würde, behielt er auch die letztern Geschenke, und der König, erzürnt, nichts erhalten zu haben, ließ den Dolmetscher fesseln und dem absegelnden Schiffe nachsetzen. Bei Boussa folgte ein heftiger Kampf. P. stürzte sich endlich mit dem letzten Weißen in den Strom; nur ein Sklave überlebte das Gefecht. Von ihm erfuhr Amadi den Ausgang und berichtete denselben nach Wiedererlangung seiner Freiheit an Isaaco, durch den bereits 1806 P.s Tod mit den näheren Umständen, die in der Hauptsache später mehr oder weniger bestätigt wurden, in der englischen Kolonie am Gambia bekannt wurde. P.s erste Reise erschien unter dem Titel: „Travels in the interior districts of Africa, performed under the direction and patronage of the African Association in the years 1795, 1796 and 1797" (London 1799, französisch von Castera, Paris 1799, 2 Bde., deutsch von Bülow, Hamburg 1799, Berlin 1799, Erfurt 1807). Die zweite Reise erschien unter dem Titel: „The journal of a mission to the Interior of Africa in the year 1805" (London 1815, französisch, Paris 1820, deutsch, Sondershausen 1821); eine Taschenausgabe beider Reisen London 1816, 2 Bde.

Parkany, Stadt (Marktflecken) in der graner Gespannschaft in Ungarn, liegt an der Donau, Gran gegenüber, war ehemals befestigt; hier Schlacht zwischen den Oesterreichern und Polen und den Türken am 9. und 10. Juni 1683.

Parker, britische Familie, von der mehre Sprößlinge als Seehelden berühmt geworden sind, stammte von Hugh P. ab, der Alderman in London war, 1681 zum Baronet erhoben wurde und 1697 †. Sein Großneffe, Sir Hyde P., trat in den Seedienst, ward Viceadmiral der blauen Flagge und lieferte am 5. Aug. dem holländischen Admiral Zoutman die blutige Schlacht bei Doggerbank, die mit der Vernichtung dreier holländischen Schiffe und dem Rückzug der übrigen endete. Im Jahre 1783 zum Oberbefehlshaber der britischen Flagge in Ostindien ernannt, kam er auf der Hinreise um, indem sein Schiff mit Mann und Maus unterging. Sein zweiter Sohn, Sir Hyde P., ward, nachdem er sich im amerikanischen Kriege ausgezeichnet, von Georg III. zum Ritter geschlagen und blokirte 1782 mit einem kleinen Geschwader die holländischen Häfen. Im Jahre 1795 kommandirte er die britische Seemacht in Westindien und erhielt im März 1801 den Oberbefehl über die Flotte, welche nach der Ostsee gesandt ward, um der von Paul I. von Rußland gebildeten nordischen Koalition die Spitze zu bieten. Die Schlacht bei Kopenhagen ward von Nelson gegen seinen Willen geliefert. Durch sein Erscheinen vor Karlskrona erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens und war eben im Begriff, nach Kronstadt zu segeln, als die Nachricht von dem Tode Pauls den Feindseligkeiten ein Ende machte. P. † als Admiral der weißen Flagge. Ein Vetter von ihm, der Viceadmiral Sir William P., trug zum glücklichen Ausgang der Schlacht von St.-Vincent den 14. Febr. 1797 wesentlich bei, † den 31. Dec. 1802 auf seinem Landsitze zu Ham in Surrey. Aus einem andern Zweige der Familie stammte Sir Peter P., geboren 1716, der sich im siebenjährigen und im amerikanischen Kriege hervorthat und als Admiral der Flotte mit Feldmarschallsrang den 21. Dec. 1811 96 Jahre alt †. Sein Neffe, Sir George P., geboren 1766, erhielt, nachdem er in Europa und Indien mit Auszeichnung gedient, das Kommando einer Eskadron in der Ostsee, womit er den 22. März 1808 das dänische Linienschiff Prinz Christian Frederik von 74 Kanonen eroberte und dadurch den spanischen General La Romana in den Stand setzte, mit seinem Corps aus Jütland zu entkommen. In der Folge nahm er an der Expedition nach Walcheren Theil, ward 1814 Kontreadmiral, 1825 Viceadmiral und † als Admiral der rothen Flagge zu Great-Yarmouth den 24. December 1847. Ein anderer Sprößling der Familie, Sir William P., geboren 1780, nahm als Kapitän der Fregatte Amazon den 15. März 1806 nach einem blutigen Gefechte die zur Eskadron des französischen Admirals Linois gehörige Fregatte Belle-Poule und bemächtigte sich 1809 der Citadelle von Ferrol. Im Juni 1830 avancirte er zum Kontreadmiral und befehligte 1832 das britische Geschwader im Tajo. Im Jahre 1835 zum Lord der Admiralität ernannt, trat er 1841 von diesem Posten ab, um an Elliots Stelle den Oberbefehl über die gegen China gesandte Seemacht zu übernehmen. In Verbindung mit dem von Gough befehligten Truppencorps eroberte er Tschusan, Ningpo, Tschapu, erzwang den Eingang in den Jantsekiang und erschien vor Nanking, wo die Ankunft der um Frieden bittenden

chinesischen Bevollmächtigten seinem weiteren Vordringen ein Ziel setzte. Im November 1844 zum Baronet erhoben, erhielt er bald darauf den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeer, wo er durch die italienische Erhebung von 1847—48 mehrfach Anlaß fand, bei den damals obschwebenden politischen Fragen sich zu betheiligen. Doch bemühte er sich vergeblich, zwischen der neapolitanischen Regierung und den insurgirten Sicilianern zu vermitteln. Im Herbst 1849 segelte er, von Sir Stratford Canning eingeladen, nach den Dardanellen, um die wegen der Flüchtlingsfrage von Oesterreich und Rußland bedrohte Pforte durch die Aussicht auf britische Unterstützung zu ermuthigen. Darauf wandte er sich im Jan. 1850 nach Athen und nöthigte durch die Blokade der griechischen Häfen die dortige Regierung, sich den Forderungen Englands zu fügen, worauf er nach Malta zurückkehrte. Im April 1851 zum Admiral der blauen Flagge befördert, übergab er sein Kommando an den zu seinem Nachfolger ernannten Dundas. Ein Verwandter von ihm, Hyde P., bekleidete seit dem März 1852 den Posten eines ältesten Marinelords der Admiralität.

Parker, Theodor, amerikanischer Theolog, geboren um 1810 in Massachusetts als der Sohn eines Landmanns, machte, indem er sich durch Privatunterricht die nöthigen Subsistenzmittel erwarb, die Gymnasial- und Universitätsstudien zu Cambridge, promovirte mit Auszeichnung und erhielt dann eine Anstellung als Prediger bei einer Kongregationalistenkirche in Boston. Seine freieren Ansichten, die er sowohl auf der Kanzel, als in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Dial" entwickelte, erregten jedoch auf Seiten der Strenggläubigen solchen Anstoß, daß er sich veranlaßt fand, sein Amt niederzulegen. Er begab sich darauf nach Europa, bereiste England, Deutschland, Frankreich und Italien und machte sich mit der Literatur dieser Länder, insbesondere auch mit der deutschen Sprache und Wissenschaft vertraut. Als er 1844 nach Amerika zurückkehrte, ward er aufgefordert, von Neuem die Kanzel zu betreten, und bald hatte er wieder einen solchen Zuhörerkreis um sich versammelt, daß er seine Vorträge in einem großen Koncertsaale halten mußte. In Europa ward er vornehmlich durch seine gesammelten „Critical and miscellaneous works" (Lond. 1849) bekannt, worunter sich namentlich die Abhandlungen über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum und über die deutsche rationalistische Schule durch Gedankentiefe auszeichnen. Seine „Ten sermons on religion" (Boston 1852; deutsch, Leipzig 1853) beleuchten den Gegensatz zwischen Theologie und Religion aufs Schärfste und erregten dadurch auch in Deutschland viel Aufsehen. Obwohl von Seiten der Orthodoxie manchen Anfeindungen ausgesetzt, ist er doch nicht allein wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit u. seines tiefen Wissens, sondern auch wegen der fleckenlosen Reinheit seines Charakters eine der geachtetsten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten.

Parkia, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Bäume in Westafrika und Ostindien, mit doppelt gefiederten Blättern und keulenförmigen Aehren. P. africana *R. Br.*, Mimosa biglobosa *Jacq.*, Inga biglobosa *Willd.*, ein mittelmäßiger Baum an der Westküste Afrika's, durch die Negersklaven auch nach Westindien gebracht und dort kultivirt, trägt lange und spiralig zusammengerollte Hülsen. Die darin enthaltenen Samen werden wie der Kaffee geröstet, dann gerieben und zum Gähren ins Wasser gebracht. Sobald sie zu faulen anfangen, werden sie gewaschen und in Mörsern gestoßen. Hierauf wird das Pulver, fast wie bei uns die Chokolade, in Kuchen geformt und so zu einer Brühe an verschiedene Speisen verbraucht. Der die Samen umgebende mehlige Stoff wird zu einem Getränk und zu Backwerk benutzt; auch sollen die Samen schlechtem und faulem Wasser den unangenehmen Geschmack nehmen. Man bedient sich ihrer als Kaffee von Sudan oder Gourunuß bisweilen auch in Europa zu einem nicht unangenehm schmeckenden Getränk.

Parkinson, John, der Linné der Engländer, geboren 1567 zu London, widmete sich anfangs der Pharmacie und wurde Hofapotheker Jakobs I. Bald jedoch machte er die Botanik fast ausschließlich zum Gegenstande seiner Studien, sammelte in seinem Garten mit großen Kosten botanische Seltenheiten des In- und Auslandes und behandelte die Literaturgeschichte der Pflanzen wie ihre Anwendung im praktischen Leben mit gleicher Aufmerksamkeit. Karl I. ernannte ihn daher zum ersten Hofbotaniker. Er † wahrscheinlich 1640. Sein erstes botanisches Werk: „Paradisi in Sole (Latinisirung des englischen Parc-in-sun) Paradisus terrestris or a choice Garden of all sorts of rarest Flowers etc." (Lond. 1629, 2. Ausg., das. 1656) beschreibt 1000 Pflanzen, die auch größtentheils durch Holzschnitte dargestellt sind, ausführlich in Bezug auf ihre Geschichte und medicinischen Heilkräfte. Sein Hauptwerk ist „Theatrum botanicum or a herbal of large extent" (Lond. 1640).

Parkinsonia (Parkinsonie), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, enthält die einzige Art P. aculatea *L.*, stachelige P., einen schönen Zierstrauch oder Baum auf den Karaiben und in Südamerika, mit abwechselnden gefiederten Blättern und wohlriechenden, gelben, in langen, herabhängenden, lockern Trauben stehenden Blüthen. Einen Aufguß der Blüthen, sowie die Rinden u. die Blätter benutzt man auf den Antillen zu Bädern und Klystieren gegen Atrophie der Kinder, die Blüthen aber auch außerdem, sowie die gerösteten Samen, gegen Wechselfieber.

Parlament (franz. parlement, engl. parliament). Der Ursprung des englischen P.s, als einer aus dem Volksleben organisch entsprossenen Pflanze, muß schon bei den Angelsachsen und in ihrer patriarchalisch-germanischen Verfassung gesucht werden. Der König, welchen die Freigeborenen zu ihrem Anführer in Krieg und Frieden wählten, hatte eine sehr untergeordnete Gewalt; wichtige Angelegenheiten wurden nicht von ihm entschieden, und auch die Ealdormanen und Thane, die Stammhäuptlinge und großen Grundbesitzer, wagten nicht, allein Beschlüsse zu fassen, sondern man zog dabei die bedeutendsten Würdenträger des Reichs zu Rathe und entschied dann nach Stimmenmehrzahl. So richtete der Ealdorman in seiner Grafschaft nur mit Zustimmung dieser

Versammlung (witena), u. er berief sie theils nach den Umständen, theils jährlich zu einer bestimmten Zeit. Der König hatte auch den Rath der Wittigsten (tha witan, tha eadigan, d. h. Geistliche und Laien vom höchsten Rang) als Richtschnur seiner Anordnungen zu hören und zu beachten. Man versammelte sich in dem großen Gemote (micelgemote, micel getheat), und zwar mußten die Erzbischöfe und Bischöfe und die Aetheling, Ealdormanen und großen Thane bei allen Berathungen gegenwärtig seyn, während die kleineren Thane nur bei allgemein wichtigen Berathungen erschienen. Dieser Witenagemote des Königs hatte über alle möglichen Angelegenheiten des Reichs zu entscheiden und ist die Grundlage des Oberhauses im englischen P. Die Landung Wilhelms des Eroberers bei Hastings (1066) zerstörte alle diese Einrichtungen. Die Grundbesitzungen der Angelsachsen kamen in die Hände der Normannen, und hundert Jahre lang konnte kein Eingeborener mehr auf ein Staatsamt Ansprüche machen. Die Versammlungen der Wittigsten, welche in der Magna charta Heinrichs I. zum ersten Male Barone genannt werden, wurden zwar nicht gänzlich aufgehoben, aber sie bestanden nur der Form nach und hatten auf die Verfügungen des Königs keinen Einfluß. Erst unter Richard I. gelangte der Witenagemote wieder zu einiger Bedeutung. Während des Königs Kreuzzug nämlich verbanden sich die Barone mit dem Bruder Richards gegen den tyrannischen Kanzler Wilhelm Longchamp, vertrieben ihn und erkämpften sich die wichtige Bestimmung, daß die Minister dem Witenagemote verantwortlich seyn sollen. Die Gewaltthaten Johanns ohne Land halfen die verlorenen Rechte wieder gewinnen. Eine allgemeine Empörung begann, und ihr Resultat war die Magna charta, die wichtigste Akte in der englischen Verfassung, die namentlich dem Witenagemote wieder seine alte Bedeutung gab. Mitglieder waren noch immer nur die höhern Geistlichen und Laien; den geringeren Kronvasallen ward die Mitgliedschaft selbst lästig, dem König aber bedenklich, daher wurden sie nur durch allgemeine Ausschreiben einberufen. Ein eigentliches Repräsentativsystem bestand also noch nicht, sondern wurde erst 1265 unbestreitbar u. offenkundig. Der Graf Simon Montfort von Leicester nämlich hatte sich fast aller Gewalt bemächtigt und den schwachen König Heinrich zu Zugeständnissen gezwungen, die dieser mit Hülfe der Barone sobald als möglich widerrief. Leicester aber drang an der Spitze von 30,000 Galen in England ein, zwang den König, den Widerruf zurückzunehmen, nahm ihn in der Schlacht bei Lewes gefangen, herrschte mit unumschränkter Gewalt und berief sogar im Namen des Königs eine Reichsversammlung. In dem Berufungsschreiben wurde allen Sherifs befohlen, zwei Ritter für die Gesammtheit ihrer Grafschaft, nebst zwei Bürgern oder Fleckenbewohnern für jede Stadt und jeden Burgflecken im Umfange derselben auszuwählen, der erste Fall, wo die Gemeinen vertreten wurden. Diese Reichsversammlung erhielt den Namen P. (parliament), und zwar wird dieser Name zuerst in einem Statut Eduards I. von 1272 gebraucht. Letzterer versuchte mehrmals, die kaum eingeführte Stellvertretung der Gemeinen wieder abzuschaffen, ja bisweilen sogar ohne Zuratheziehung des P.s selbstständige Beschlüsse zu fassen; um es aber mit den Kommunen, deren Geld er brauchte, nicht zu verderben, gab er nach. Anfangs waren auch die Gemeinen von den Baronen nicht getrennt, sondern hatten ihren Platz in der Westminsterhalle hinter den Lords; aber schon im 11. Regierungsjahre Eduards I. hielten die Gemeinen zu Akton Burnell, die Lords dagegen in Shrewsbury ihre Sitzungen. Die von den Grafschaften abgeordneten Ritter mischten sich unter die geringeren Klassen. In diese Zeit fällt der Anfang der jetzt bestehenden Eintheilung des P.s in ein Ober- und Unterhaus. Im Jahre 1311, unter Eduard II., ward bestimmt, daß einmal oder im Nothfalle zweimal jährlich ein P. berufen werde, um die bis dahin unvollendeten Rechtssachen zur Entscheidung zu bringen. Die Gemeinen, unter Eduard I. nur der Steuern wegen berufen, gelangten nun zu immer größerer Wichtigkeit, so daß, als die ungetreuen Vasallen im Bunde mit der Königin sich gegen Eduard II. empörten und dieser nach Wales floh, man in den Beschlüssen der Versammlungen zu Bristol und Hereford (1326), die aber keine P.e waren, über die Entthronung des Königs und die Reichsverwesung durch seinen Sohn ausdrücklich hinzufügte: Mit Zustimmung sämmtlicher dort anwesenden Gemeinen des Königreichs. Von noch größerer Bedeutung für die Kräftigung der P.e war die Regierung Eduards III. Die Magna charta wurde 20mal aufs Neue bestätigt, wobei man sich über folgende drei Grundsätze für immer vereinigte: Jede Gelderhebung vom Volke ist ohne Zustimmung des P.s ungesetzlich; nur der König und beide Parlamentshäuser können Gesetze geben; die Gemeinen sind befugt, die Mißbräuche der Staatsverwaltung zu untersuchen. So war das P. nach dem Throne die oberste Gewalt des Staates geworden. Je schwächer aber und je geldbedürftiger die Könige waren, desto mehr Vorrechte suchte man durch Widerstand und Geldbewilligung zu erlangen. Nach der Krönung Richards II. nöthigte ihn wegen seiner Minderjährigkeit das P., seine Zustimmung zu einem von den Lords ernannten Rathe von 9 Personen, ohne deren Bewilligung nichts Wichtiges beschlossen werden sollte, zu geben und die höheren Staatsbeamten durch das P. wählen zu lassen. Auch setzte man zwei Bürger von London zu einer gesetzmäßigen Verwendung der vom Volke reichlich bewilligten Hülfsgelder ein. Bald darauf machte das P. auch von seinem Rechte, Minister zur Verantwortung zu ziehen, Gebrauch, und so groß war die moralische Macht des P.s, daß der König, so heftig er auch widerstrebte und so sehr er das ganze Institut verabscheute, sich fügen mußte. Als er sich aber offene Gewaltthat gegen das P. erlaubte, brach eine Empörung gegen ihn aus, in Folge deren er zur Abdankung gezwungen ward. Die Versammlung, worin dies Alles vorging, nannte sich aber nicht P., sondern „Stände des Reichs". Unter den drei Königen aus dem Hause Lancaster, Heinrich IV., Heinrich V. und Heinrich VI. (1399—1471), wurden zwar keine neuen Vorrechte des P.s errungen, aber die schon

erworbenen durch den Usus bestätigt und befestigt. Kein Theil der Beihülfsgelder durfte zu anderem Zwecke, als zur Vertheidigung des Königreichs verwendet werden. Das P. ernannte und vereidigte zwei Schatzmeister, die jedesmal im nächsten P. Rechenschaft abzulegen hatten. Den häufig vorkommenden Verdrehungen und Fälschungen der erlassenen Verordnungen wurde durch die Einführung der Bills ein Ende gemacht, wonach keine Bittschriften und Beschwerden über Verletzung der Gesetze &c. mehr eingereicht, sondern alle Forderungen sogleich in die Form von Gesetzen gebracht und dem Oberhause und dem Könige zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt wurden. Nach und nach mischten sich die P.e auch in die politischen Verhältnisse, wie sie unter Anderm das Bündniß Heinrichs V. mit dem Kaiser Sigismund bestätigten und den Traktat von Troyes bekräftigten. Heinrichs VI. Minderjährigkeit gestattete ihnen noch größeren Einfluß. War es früher für lästig und unbequem gehalten worden, als Abgeordneter in das P. geschickt zu werden, so war bei der zunehmenden Wichtigkeit des Unterhauses der Zudrang endlich so stark geworden, daß im 8. Regierungsjahre Heinrichs VI. das Wahlrecht auf Besitzer von Landgütern, die wenigstens 40 Schillinge jährlich aufbrachten, beschränkt ward. Sollten auch anfangs alle Städte, Burgflecken und Handelsplätze Abgeordnete senden, so unterblieb dies doch oft in vielen derselben, da es in die Hand der Sherifs gelegt war, welche Städte sie wollten, zu berufen. So kam es, daß ganz bedeutende Städte allmählig ihr Wahlrecht verloren. Die Parlamentsmitglieder des Unterhauses sollten ursprünglich nur Ritter und angesehene Gutsbesitzer seyn, bald aber schlichen sich eine Menge praktischer Rechtsgelehrter ein, so daß 1372 eine Verordnung dagegen erlassen wurde. Im Jahre 1413 wurde bestimmt, daß keine Ritter, Stadt- oder Fleckenbürger, die nicht am Tage der Erlassung des Einberufungsschreibens an dem Orte, den sie repräsentiren sollten, wohnhaft wären, zu Abgeordneten erwählt werden dürften. Die abgeordneten Ritter der Grafschaften durften nach einer Verordnung vom 23. Regierungsjahre Heinrichs VI. nur geborene Edelleute seyn; erst unter Eduard IV. erhielten einige Bürger den Titel Esquire, der nachher allgemein wurde. Die Zahl der im P. anwesenden Bürger war gewöhnlich gegen 200. Bis zu Heinrich VIII. erhielten die Ritter sowohl als die Bürger für ihre Vertretung einen Ehrensold, und zwar die Ritter täglich 4, die Bürger 2 Schillinge, einschließlich der auf die Hin- und Herreise zu verwendenden Tage. Wahlumtriebe, Verfälschung der Wahlen scheinen nicht selten vorgekommen zu seyn; auch die Regierung erlaubte sich häufig Eingriffe. Bedingung der Mitgliedschaft im Oberhause war der Besitz eines unmittelbaren Lehens; doch schon unter Eduard I. gab es Barone, die keine Lehensgüter besaßen, sondern nur durch die königlichen Berufungsschreiben in das P. gekommen waren. Die meisten dieser sogenannten Briefbarone (barons by writ) waren Bannerherren, welche noch kurz vor Richard II. als Gemeine betrachtet wurden, schon gegen 1385 aber in höherer Achtung standen und nachher mit den Baronen gleichen Rang behaupteten. Wie bei den weltlichen Baronen, so war auch bei den geistlichen Peers der Besitz eines Kronlehens zur Berufung in das P. nothwendige Bedingung. Der erste Fall, wo niedere Geistliche ihren Stand im P. repräsentirten, kam 1255 vor; anfangs unregelmäßig, wurden sie von 1351 an dauernd berufen. Fortan galt aber als Regel, daß weltliche Angelegenheiten fast stets ohne die Geistlichen berathen wurden, obwohl im Gegentheil Anträge in geistlichen Dingen, von den Gemeinen vorgelegt, nur mit Bewilligung der Konvokation in Statuten verwandelt werden konnten. Frühe schon bildeten sich die noch jetzt üblichen Verhandlungsweisen in den beiden Häusern aus. Das Organ der königlichen Macht und der Vollstrecker seines Willens war der ordentliche oder geheime Rath desselben, dessen Einwilligung auch bei den Statuten, die auf Antrag der Gemeinen erlassen wurden, erforderlich war. Von Eduard I. an war dieser geheime Rath Rathgeber des Königs im P.; aber schon unter Eduard III. scheint derselbe oft mit dem Oberhause zu einer Versammlung vereinigt worden zu seyn, die dann der große Rath hieß, in dessen Händen nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch die ganze obere Gerichtsbarkeit lag. Bald kam es dahin, daß die Bedeutung der Richter schwand und die Lords des P.s, dieses demnach selbst als Gerichtshof, die entscheidende Gerichtsbarkeit an sich zogen und des Rathes nur noch als rathgebender Beisitzer sich bedienten. Bald mehrten sich auch die Ansprüche des Unterhauses, das ursprünglich gar keinen Antheil an der Gerichtsbarkeit hatte, es kamen öfter Bittschriften an die Gemeinen, die sie entweder mit stillschweigender Genehmigung oder in Form von Parlamentsakten an das Oberhaus zur Entscheidung übergaben. Zu den Vorrechten der Gemeinen gehörten auch die Sprechfreiheit, das Recht, während der Beisitzerschaft im P. von allen Civil- und Kriminalprozessen, außer von der Anklage auf Hochverrath, eximirt zu seyn, wiewohl beide, besonders das letztere, öfters verletzt wurden. Während der Minderjährigkeit Heinrichs VI. wuchs die Macht des P.s in demselben Grade, als der Wohlstand des Volkes sich steigerte, ohne daß jenes doch stark genug war, seine Stellung zwischen den sich befehdenden Parteien zu behaupten. Der Kampf der rothen und weißen Rose brachte zunächst die Berechtigung des P.s über Einsetzung von Regentschaften zur Sprache. Seit Heinrich III. hatte der König, wenn er abwesend seyn mußte, für die Dauer seiner Abwesenheit einen Stellvertreter oder Reichsverweser ernannt, ohne die Zustimmung des P.s einzuholen. Während der Regentschaft Heinrichs VI. machte jedoch das P. die beiden Rechte geltend, daß der König kein verfassungsmäßiges Recht habe, während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers allein einen Regenten zu ernennen, und daß Niemand aus eigner Machtvollkommenheit die Regierungsgeschäfte ohne Autorisation vom P. an sich reißen dürfe. Wirklich verlor der Herzog von Glocester sein Protektorat, und der Herzog von York wurde vom P. zum Protektor und Vertheidiger des Königreichs ernannt. Auch geschah es mit Zustimmung der Stände, daß Eduard IV. 1461 an die Stelle

des letzten Königs aus dem Hause Lancaster gewählt wurde. Die Regierung dieses Eduards ist die erste, unter welcher kein Statut wegen Abhülfe vorgebrachter Beschwerden oder wegen Sicherung der Parlamentsrechte erlassen wurde; und doch wurde gerade in diesem Zeitraum das Unterhaus aller Vorrechte beraubt; es wagte nur nicht, gegen den Unterdrücker etwas zu unternehmen. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als der Herzog von Glocester nach Eduards Tode die Regentschaft übernahm, und noch erschöpft von der langen Unterdrückung, gab das P. unter den beiden ersten Regenten des Hauses Tudor seine Zustimmung zu Allem, was nicht eine allgemeine Steuer für das ganze Land bezweckte. Das P. kräftigte sich lange nicht. Die blutige Maria fröhnte ungehindert ihrem Blutdurst, achtete nicht auf die Parlamentsgesetze und erlaubte sich Willkürlichkeiten aller Art. Anders wurde es nach Elisabeths Thronbesteigung. Zwar erlaubte sich auch diese Königin manche Beschränkungen und gab manche Gesetze ohne die Zustimmung des P.s. Aber das Unterhaus begann bald eine kühne Sprache zu reden, ohne jedoch die Königin in ihren Rechten zu verletzen; einzelne allzu kühne Sprecher wurden auf den Antrag des Hauses selbst in Untersuchung genommen und bestraft. Um aber den Einfluß der Peers und reichen Landbesitzer auf die Wahlen der Gemeinen etwas zu beschränken, wählte die Königin aus früher zur Wahl privilegirt gewesenen Orten 62 Mitglieder mehr. Die meisten Mitglieder des Hauses waren Beamte, Civilisten und Anwälte; sie erhielten Aemter, wenn sie dem Hofe gefällig waren, und kamen ins Fleetgefängniß, wenn sie widerstrebten. Im Allgemeinen gewann aber unter Elisabeths Regierung die Freiheit des P.s. Jakob I. bestieg 1603 den Thron von England mit der Ueberzeugung, daß es des Königs Recht sey, Gesetze und Strafen ohne das P. oder die Stände zu erlassen. Als das Unterhaus seine Sprechfreiheit geltend machte und deren Bestätigung verlangte, gewährte zwar der König diese, fügte aber hinzu, die Vorrechte des P.s hätten seine und seiner Vorfahren Gnade und Duldung zur Quelle, und er werde solche fortdauern lassen, wenn das P. in seinen Schranken bleibe, wo nicht, dieselben beschränken. Auf die dagegen eingelegte Verwahrung der Gemeinen ward das P. aufgelöst, die Erklärung der Gemeinen im Protokollbuche von dem König eigenhändig durchstrichen, und die kühnsten Sprecher wanderten ins Gefängniß. Das neue P. war sehr friedlich, bewilligte eine Subsidie von 300,000 Pfd. St., ernannte mit des Königs Willen Zahlmeister und Einnehmer und sollte Antheil am Friedensschlusse haben, gab aber keinen Punkt der früheren Deklaration auf. Karl I. war zu heftig und zu schwach, um die Rechte der Krone gegen die Eingriffe des P.s schützen zu können. Zweimal ward das P. aufgelöst; es sollte ohne P. regiert werden. Endlich berief der König doch ein neues, das er gehorsamer zu finden hoffte. Als aber auch dies auf seinen Freiheiten beharrte, ward es ebenfalls aufgehoben, und der König erließ nun eine lange Erklärung, wie er künftig regieren wolle ohne P., nach seiner eigenen willkürlichen Erläuterung der Landesgesetze. Eine lange Zeit der Bedrückung folgte, bis alle Parteien in England sich vom König abwandten. Er ließ 1640 ein viertes P. berufen, das aber schon am andern Tage wieder aufgelöst wurde. Durch die Umstände zur Berufung eines neuen P.s gezwungen, berief er ein fünftes P. Dieses sogenannte „lange P." hatte sich von vorn herein zur Aufgabe gestellt, die alten, vielfach geschmälerten Rechte wieder herzustellen. Als nun das P. seine Permanenz erklärte, war der König schwach genug, sie zu bestätigen (s. England, Geschichte, u. Cromwell). Cromwell suchte das P. eben so wohl zu einer Kreatur herabzuwürdigen, als es die Könige gethan hatten, ja, er erlaubte sich, was noch kein König gewagt: er trieb die Mitglieder mit Gewalt aus dem Sitzungssaale und berief willkürlich eine neue Versammlung. Nach Cromwells Tode war das P. wie das Volk der Gewaltherrschaft müde, und ersteres bot seine Hand zur Zurückberufung Karls II., um sich dem Militärdespotismus zu entziehen. Das P. war nicht sparsam mit Verwilligungen und lebte deshalb mit dem König im besten Einverständniß, bis die Begünstigung der Katholiken von Seiten des Königs Beschlüsse des P.s hervorrief, die dem König nicht zusagten und ihn bewogen, ein neues zu berufen, dessen Grundsätze mehr mit den seinigen übereinstimmten. Auch wurde 1664 die Triennialakte, wonach die Versammlungen nicht über 3 Jahre ausgesetzt seyn sollten, zurückgenommen und die Berufung dem König anheimgestellt. Das damalige P. war 16 Jahre versammelt, war anfangs meist auf Seite des Monarchen, wagte aber mehr und mehr Widerspruch, je unverhüllter Karls Grundsätze von einer unumschränkten Regentengewalt hervortraten. Der König löste es endlich auf, ohne ein neues zu berufen; ja, er erließ an die Stadt London ein **Quo warranto**, d. h. er verlangte einen Nachweis ihrer Privilegien, erklärte wegen Verletzungen ihrer städtischen Rechte dieselben für aufgehoben und gab ihr eine neue Verfassung. Die meisten Städte gaben aus Furcht vor Prozessen ihre Freiheitsbriefe her, und so kamen die Gemeinen vollständig in die Gewalt des Königs. Jakobs II. Thronbesteigung gab keine Hoffnung auf eine Veränderung des Systems. Im ersten P. forderte er auf Lebenszeit die Bewilligung der Steuern, welche sein Bruder gehabt hatte, und fügte hinzu, daß nur von der Bereitwilligkeit, diesem Befehle nachzukommen, die öftere Berufung eines P.s abhänge. Die unblutige Revolution von 1688 stürzte endlich den Tyrannen vom Thron. Mit Wilhelms Thronbesteigung trat das P. in ein ganz neues Stadium. Es eignete sich die bedeutendsten Hoheitsrechte an, und der König blieb fast nichts, als der erste Beamte einer Republik. Die Civilliste ward von dem Staatsdienste getrennt, und die Klausel, daß das vom P. angewiesene Geld nur zum angewiesenen Dienste zu verwenden sey, strengerer Kontrole unterworfen. Auch bestimmte man, daß nach je 3 Jahren die P.e erneuert werden sollten. Die Rechte des P.s wurden um 8 Artikel vermehrt: das regierende Haupt soll sich zur englisch-britischen Kirche bekennen; die Kontinentalstaaten einer nicht in England geborenen Herrscherfamilie dürfen nur mit Bewilligung des P.s vertheidigt

für die Vasallen und einen obersten Gerichtshof für die Kronländer bleiben. Unter Philipp V. ward den Prälaten der Eintritt in das P. verboten, weil sie wegen ihrer geistlichen Angelegenheiten nicht immer zugegen seyn könnten; weil sich aber die Geschäfte äußerst häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räthen Gehalt bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf 3, doch ertheilte er dem P. zugleich das Recht, dem Könige bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren. Später wurde diese Zahl noch mehr verringert. Dessen ungeachtet behauptete das P. seine Macht auch während der unheilvollen Kriege mit England. Kein Gesetz hatte gültige Kraft, bevor es nicht in die Protokolle des P.s eingetragen war. Anfangs war dies Einregistriren eine bloße Förmlichkeit, aber bald wurde sie für sehr wesentlich erachtet. In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räthe jährlich erneuert; Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber genöthigt, 1468 ein Gesetz zu erlassen, wonach die Parlamentsglieder fortan nur wegen vorher gesetzlich untersuchter Vergehungen und durch richterliches Urtheil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen P.e, die mit dem pariser zusammen eine Korporation bildeten. So wurde 1302 das P. zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trevoux und 1775 das zu Nancy gegründet; indeß wußte das P. der Hauptstadt durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, durch besondere Privilegien und durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofes sey, sein besonderes Ansehen zu behaupten. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesammtkorporation die Theilnahme an der Staatsgewalt zu, die sie besonders durch die schon oben erwähnte Einregistrirung der königlichen Ordonnanzen und Edikte bethätigte. Die Könige, die seit der Vernachlässigung der Generalstaaten eine Art Bekräftigung ihrer willkürlich erlassenen Verordnungen bedurften, räumten dem P. gern diese Befugniß ein, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Kriminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsakte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Majorennitäts- und Regentschaftsbestimmungen zur Einzeichnung und Publikation vorlegten. Die P.e aber, überzeugt, daß die Befugniß zu bestätigen auch die zu verwerfen in sich schließe, verweigerten die Bestätigung gemeinschädlicher Beschlüsse, ja, wagten es sogar, dem Hofe Vorstellungen (remontrances) zu machen. Die Konflikte, in welche sie dadurch mit den Königen geriethen, bilden den interessantesten Theil ihrer Geschichte. Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die P.e, als Franz I. die pragmatische Sanktion durch ein Konkordat mit dem Papste vernichtete. Das Konkordat wurde bekannt gemacht; das P. aber handelte nach der pragmatischen Sanktion, ohne daß Franz es hindern konnte, der ihm alle Erkenntnisse über Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Priorreien nahm und sie dem großen Rathe übergab. Als Finanzmittel führte er später auch die Käuflichkeit der Parlamentsämter unter der Form einer hohen Kaution ein, die er dem Rathe wie dem Thürsteher abpreßte, wodurch er gegen seinen Willen viel zur Selbstständigkeit der Korporation beitrug, indem die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigenthumsrechts gewissermaßen unantastbar wurden. Heinrich II. setzte zwar fest, daß die Zahl der Parlamentsglieder auf 100 beschränkt seyn sollte, da man aber die Kaufsummen nicht zurückzahlen konnte, so beschloß man, die überzähligen Parlamentsstellen durch Absterben ihrer Inhaber ledig werden zu lassen. Auch ward die alte Verordnung erneuert, nach welcher Niemand vor dem 30. Jahre in das P. aufgenommen werden und Jeder sich vorher einer strengen Prüfung unterwerfen sollte. Mit Einführung der Paulette (s. d.) erlaubte Heinrich IV. die Vererbung der Aemter. Als der Hof in den Religionsstreitigkeiten Partei ergriff, wurde bei jedem P. eine besondere Kammer (chambre ardente) angelegt, die sich bloß mit Prozessen gegen die Ketzer beschäftigte; da aber auch in ihrem Körper sich immer mehr Anhänger der neuen Lehre zeigten, so brachte es der Kardinal von Lothringen dahin, daß der König durch das Edikt von Romorantin das Erkenntniß in Ketzersachen vom P. an die Prälaten brachte, womit die Theilnahme der Körperschaft an den kirchlichen Bewegungen Frankreichs in kirchlichem Interesse aufhörte. Dafür vergrößerte es seine Macht auf andere Weise. Das pariser P. unterstützte Heinrich IV. gegen die Ligue und gelangte dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einflusse, der dem König selbst bald lästig ward. Als Heinrich IV. den Präsidenten des P.s zu Paris einst fragte, wo denn das Remonstranzrecht geschrieben stände, ward ihm die kühne Antwort: „Auf der Rückseite des salischen Gesetzes, Sire, kraft welches Sie die Krone tragen.“ Nach Heinrichs Ermordung bestätigte das P. die Königin-Wittwe, Maria von Medicis, als ihres minorennen Sohnes Vormünderin und Regentin des Reichs, welche Maßregel zwar von Karl von Bourbon angefochten, von den Ministern auch als ungesetzlich anerkannt, aber nicht umgestoßen wurde; so groß war die Macht des P.s, das keinen Gegner weiter mehr zu fürchten hatte, als eine Versammlung der Reichsstände. Und auch dieser Gegner ward beseitigt. Die von Ludwig XIII. berufene Reichsversammlung forderte viel und erreichte wenig; sie ward entlassen und eine neue nicht wieder berufen. Die Macht des Königs stieg immer höher, u. das Volk verlor auch sein letztes Mittel, an der Verwaltung seines Geldes Theil zu haben. Aber auch die Prinzen und Herren waren unzufrieden und wendeten sich an das pariser P., um durch dieses die Abstellung gerügter Mißbräuche zu erlangen. Das P. ergriff gern diese Gelegenheit, seinen Einfluß geltend zu machen, und beschloß, mit den Unzufriedenen und dem Kanzler eine Berathung über die besten Maßregeln anzustellen. Der König aber untersagte dem P. ge-

radezu alle Einmischung in Staatsgeschäfte. Das P. versuchte Gegenvorstellungen, mußte sich aber unterwerfen. Einen mächtigen Verbündeten erhielt es in dem Prinzen Condé; noch mächtiger aber war der Gegner, der ihm in Richelieu erstand. Dieser ging systematisch darauf aus, die Korporation als die letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten, und erlangte endlich das Lit de justice vom 20. Februar 1640, wodurch den P.en jede politische Gewalt ein- für allemal abgesprochen wurde. Aber bald rächte sich das tief verletzte P. Nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tode erklärte es nicht nur durch einen förmlichen Beschluß die Königin zur Regentin, sondern es vernichtete auch das Testament Ludwigs XIII. und entschied ohne Widerspruch über das Königreich, um bald wieder in den vorigen Zustand zurückzusinken. Kühner gemacht durch die errungenen Erfolge, versuchte es auch wieder in Regierungsangelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln. Der Kardinal Mazarin, in die Fußtapfen Richelieu's tretend, leistete Widerstand, und es kam zu Reibungen, die endlich die P.e veranlaßten, sich mit den Großen zu verbinden, aus welcher Verbindung die Unruhen der Fronde hervorgingen, die aber nur Befestigung der königlichen Gewalt zur Folge hatten. Von nun an regierte Ludwig XIV. unumschränkt, und das P. hatte weder Muth noch Kraft, Widerstand zu leisten, mußte vielmehr den ganzen Groll eines Königs, gegen den es sich so keck erhoben, tragen. Als es einmal gegen königliche Edikte Einsprache thun wollte, begab sich Ludwig in Jagdkleidern, mit großen Stiefeln und mit der Peitsche in der Hand in den Sitzungssaal und verbot ein- für allemal die außerordentlichen Zusammenkünfte, ja die Parlamentsglieder mußten noch um Verzeihung bitten. So lange Ludwig regierte, wagte das P. nie mehr, sich in Staatsangelegenheiten einzumischen, sondern beschränkte sich allein auf die Entscheidung der Prozesse. Selbst der Aufhebung des Edikts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Kaum aber war Ludwig todt, als das P. sich auch wieder seiner alten Macht erinnerte und dieselbe wieder zu gewinnen strebte. Der Herzog von Orleans, der des P.s bedurfte, half dazu. Sogleich wurde das Testament des Königs vernichtet und dem Herzog von Orleans die absolute Herrschaft zuerkannt. Das P. erhielt dafür das Remonstranzrecht zurück und lebte eine Zeit lang in größter Harmonie mit dem Regenten. Diese Harmonie ward gestört durch den Widerstand des P.s gegen die gefährlichen Finanzprojekte Laws. Das P. hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrêts), die denen des Staatsraths entgegenliefen, und stellte endlich selbst die Justizpflege ein. Ueber dies Alles ward der Regent so zornig, daß er auf Dubois' und Argensons Rath der Korporation die politischen Befugnisse nahm und das P. von Paris nach Blois, später nach Pontoise (1720) verbannte. Bald aber versöhnte sich der Regent wieder mit ihm, nur durfte es nicht wieder nach Paris zurückkehren, bis es eine vom Regenten zu Gunsten der Bulle Unigenitus gegebene Erklärung registrirt hatte. Ludwig XV. versuchte nach seinem Regierungsantritt, das P. wieder in Abhängigkeit zu bringen; er ließ ihm, als es sein Remonstrationsrecht in Anwendung bringen wollte, die Berathungen verbieten. Die Versöhnung ward indeß vermittelt, um bald in neuen Streit und in abermalige Beilegung desselben überzugehen. Die Streitigkeit der Jansenisten bewirkte 1752 neue Spaltung. Das P. erklärte, die Bulle Unigenitus sey kein Glaubensartikel, und wurde wieder ins Exil nach Pontoise verwiesen, bis im Juli 1754 der Hof, der das P. gegen die Geistlichkeit brauchte, die Hand zur Versöhnung bot. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß neue Mißhelligkeiten ausbrachen, als die P.e der heillosen Politik des Hofes im Innern wie im Auswärtigen die Spitze boten. Mit Hülfe des Ministers Choiseul u. der Pompadour gelang es ihnen, ihren unversöhnlichen Feind, den Jesuitenorden, zu besiegen, was ihnen Muth gab, nun noch entschiedener der Finanzpolitik des Hofes entgegenzutreten. Da faßte um 1770 der Kanzler Maupeou den Plan, den Widerstand des P.s für immer zu brechen. Als das P. im December erklärte, weil man ihm die härtesten Dinge vorschrieb, daß seine Mitglieder nicht mehr Freiheit genug hätten, um Recht und Gericht zu üben, klagte Maupeou dasselbe an, daß es die Gerechtigkeitspflege des Reichs versäume, löste, unterstützt durch die Dubarri, im Januar 1771 die P.e auf und organisirte an deren Stelle einen neuen Gerichtshof, das Maupeouparlament, wie man ihn nannte. Das Registriren der Auflagen durch das P. hörte auf; dadurch verschwand aller Kredit, und das Reich verfiel immer mehr der finanziellen Bedrängniß, welche die Revolution herbeiführte. Obwohl die P.e von jeher mehr für eigene Sonderinteressen, als für das allgemeine Wohl gewirkt hatten, erregte dieser Gewaltstreich doch die tiefste Entrüstung des ganzen Volkes. Deshalb war es eine der ersten Regentenhandlungen Ludwigs XVI., die alte Korporation wiederherzustellen, und zwar that er dies unter folgenden Bestimmungen: Widerspruch der P.e solle durchaus niemals die Einzeichnung und Befolgung königlicher Edikte aufhalten; willkürliche Einstellung der Dienstgeschäfte und Verweigerung, Recht zu sprechen, bleibe unter allen Umständen auf das Strengste verboten; der Grand conseil habe das Recht, bei neuer Widerspenstigkeit von selbst an die Stelle der ungehorsamen Gerichtshöfe zu treten. Auch diese Beschränkungen erklärte das P. bald darauf für ungültig und rechtswidrig, und noch im Laufe des folgenden Jahres sah es sich auf dem Gipfel seiner Macht. Aber das P., von seinen eigenen Interessen befangen, begriff die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation nicht; es verhinderte die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgots, Neckers und stellte sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen, während es noch, um sich selbst unentbehrlich zu machen, die Unklugheit beging, als Drohung die Generalstaaten in Erinnerung zu bringen. Der Minister Lomenie de Brienne erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedikte, verbannte das P. von

für die Vasallen und einen obersten Gerichtshof für die Kronländer bleiben. Unter Philipp V. ward den Prälaten der Eintritt in das P. verboten, weil sie wegen ihrer geistlichen Angelegenheiten nicht immer zugegen seyn könnten; weil sich aber die Geschäfte äußerst häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räthen Gehalt bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf 3, doch ertheilte er dem P. zugleich das Recht, dem Könige bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren. Später wurde diese Zahl noch mehr verringert. Dessen ungeachtet behauptete das P. seine Macht auch während der unheilvollen Kriege mit England. Kein Gesetz hatte gültige Kraft, bevor es nicht in die Protokolle des P.s eingetragen war. Anfangs war dies Einregistriren eine bloße Förmlichkeit, aber bald wurde sie für sehr wesentlich erachtet. In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räthe jährlich erneuert; Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber genöthigt, 1468 ein Gesetz zu erlassen, wonach die Parlamentsglieder fortan nur wegen vorher gesetzlich untersuchter Vergehungen und durch richterliches Urtheil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen P.e, die mit dem pariser zusammen eine Korporation bildeten. So wurde 1302 das P. zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trevoux und 1775 das zu Nancy gegründet; indeß wußte das P. der Hauptstadt durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, durch besondere Privilegien und durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofes sey, sein besonderes Ansehen zu behaupten. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesammtkorporation die Theilnahme an der Staatsgewalt zu, die sie besonders durch die schon oben erwähnte Einregistrirung der königlichen Ordonnanzen und Edikte bethätigte. Die Könige, die seit der Vernachlässigung der Generalstaaten eine Art Bekräftigung ihrer willkürlich erlassenen Verordnungen bedurften, räumten dem P. gern diese Befugniß ein, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Kriminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsakte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Majorennitäts- und Regentschaftsbestimmungen zur Einzeichnung und Publikation vorlegten. Die P.e aber, überzeugt, daß die Befugniß zu bestätigen auch die zu verwerfen in sich schließe, verweigerten die Bestätigung gemeinschädlicher Beschlüsse, ja, wagten es sogar, dem Hofe Vorstellungen (remontrances) zu machen. Die Konflikte, in welche sie dadurch mit den Königen geriethen, bilden den interessantesten Theil ihrer Geschichte. Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die P.e, als Franz I. die pragmatische Sanktion durch ein Konkordat mit dem Papste vernichtete. Das Konkordat wurde bekannt gemacht; das P. aber handelte nach der pragmatischen Sanktion, ohne daß Franz es hindern konnte, der ihm alle Erkenntnisse über Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Prioreien nahm und sie dem großen Rathe übergab. Als Finanzmittel führte er später auch die Käuflichkeit der Parlamentsämter unter der Form einer hohen Kaution ein, die er dem Rathe wie dem Thürsteher abpreßte, wodurch er gegen seinen Willen viel zur Selbstständigkeit der Korporation beitrug, indem die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigenthumsrechts gewissermaßen unantastbar wurden. Heinrich II. setzte zwar fest, daß die Zahl der Parlamentsglieder auf 100 beschränkt seyn sollte, da man aber die Kaufsummen nicht zurückzahlen konnte, so beschloß man, die überzähligen Parlamentsstellen durch Absterben ihrer Inhaber ledig werden zu lassen. Auch ward die alte Verordnung erneuert, nach welcher Niemand vor dem 30. Jahre in das P. aufgenommen werden und Jeder sich vorher einer strengen Prüfung unterwerfen sollte. Mit Einführung der Paulette (s. d.) erlaubte Heinrich IV. die Vererbung der Aemter. Als der Hof in den Religionsstreitigkeiten Partei ergriff, wurde bei jedem P. eine besondere Kammer (chambre ardente) angelegt, die sich bloß mit Prozessen gegen die Ketzer beschäftigte; da aber auch in ihrem Körper sich immer mehr Anhänger der neuen Lehre zeigten, so brachte es der Kardinal von Lothringen dahin, daß der König durch das Edikt von Romorantin das Erkenntniß in Ketzersachen vom P. an die Prälaten brachte, womit die Theilnahme der Körperschaft an den kirchlichen Bewegungen Frankreichs in kirchlichem Interesse aufhörte. Dafür vergrößerte es seine Macht auf andere Weise. Das pariser P. unterstützte Heinrich IV. gegen die Ligue und gelangte dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einflusse, der dem König selbst bald lästig ward. Als Heinrich IV. den Präsidenten des P.s zu Paris einst fragte, wo denn das Remonstranzrecht geschrieben stände, ward ihm die kühne Antwort: „Auf der Rückseite des salischen Gesetzes, Sire, kraft welches Sie die Krone tragen.“ Nach Heinrichs Ermordung bestätigte das P. die Königin-Wittwe, Maria von Medicis, als ihres minorennen Sohnes Vormünderin und Regentin des Reichs, welche Maßregel zwar von Karl von Bourbon angefochten, von den Ministern auch als ungesetzlich anerkannt, aber nicht umgestoßen wurde; so groß war die Macht des P.s, das keinen Gegner weiter mehr zu fürchten hatte, als eine Versammlung der Reichsstände. Und auch dieser Gegner ward beseitigt. Die von Ludwig XIII. berufene Reichsversammlung forderte viel und erreichte wenig; sie ward entlassen und eine neue nicht wieder berufen. Die Macht des Königs stieg immer höher, u. das Volk verlor auch sein letztes Mittel, an der Verwaltung seines Geldes Theil zu haben. Aber auch die Prinzen und Herren waren unzufrieden und wendeten sich an das pariser P., um durch dieses die Abstellung gerügter Mißbräuche zu erlangen. Das P. ergriff gern diese Gelegenheit, seinen Einfluß geltend zu machen, und beschloß, mit den Unzufriedenen und dem Kanzler eine Berathung über die besten Maßregeln anzustellen. Der König aber untersagte dem P. ge-

radezu alle Einmischung in Staatsgeschäfte. Das P. versuchte Gegenvorstellungen, mußte sich aber unterwerfen. Einen mächtigen Verbündeten erhielt es in dem Prinzen Condé; noch mächtiger aber war der Gegner, der ihm in Richelieu erstand. Dieser ging systematisch darauf aus, die Korporation als die letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten, und erlangte endlich das Lit de justice vom 20. Februar 1640, wodurch den P.en jede politische Gewalt ein- für allemal abgesprochen wurde. Aber bald rächte sich das tief verletzte P. Nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tode erklärte es nicht nur durch einen förmlichen Beschluß die Königin zur Regentin, sondern es vernichtete auch das Testament Ludwigs XIII. und entschied ohne Widerspruch über das Königreich, um bald wieder in den vorigen Zustand zurückzusinken. Kühner gemacht durch die errungenen Erfolge, versuchte es auch wieder in Regierungsangelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln. Der Kardinal Mazarin, in die Fußtapfen Richelieu's tretend, leistete Widerstand, und es kam zu Reibungen, die endlich die P.e veranlaßten, sich mit den Großen zu verbinden, aus welcher Verbindung die Unruhen der Fronde hervorgingen, die aber nur Befestigung der königlichen Gewalt zur Folge hatten. Von nun an regierte Ludwig XIV. unumschränkt, und das P. hatte weder Muth noch Kraft, Widerstand zu leisten, mußte vielmehr den ganzen Groll eines Königs, gegen den es sich so keck erhoben, tragen. Als es einmal gegen königliche Edikte Einsprache thun wollte, begab sich Ludwig in Jagdkleidern, mit großen Stiefeln und mit der Peitsche in der Hand in den Sitzungssaal und verbot ein- für allemal die außerordentlichen Zusammenkünfte, ja die Parlamentsglieder mußten noch um Verzeihung bitten. So lange Ludwig regierte, wagte das P. nie mehr, sich in Staatsangelegenheiten einzumischen, sondern beschränkte sich allein auf die Entscheidung der Prozesse. Selbst der Aufhebung des Edikts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Kaum aber war Ludwig todt, als das P. sich auch wieder seiner alten Macht erinnerte und dieselbe wieder zu gewinnen strebte. Der Herzog von Orleans, der des P.s bedurfte, half dazu. Sogleich wurde das Testament des Königs vernichtet und dem Herzog von Orleans die absolute Herrschaft zuerkannt. Das P. erhielt dafür das Remonstranzrecht zurück und lebte eine Zeit lang in größter Harmonie mit dem Regenten. Diese Harmonie ward gestört durch den Widerstand des P.s gegen die gefährlichen Finanzprojekte Laws. Das P. hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrets), die denen des Staatsraths entgegenliefen, und stellte endlich selbst die Justizpflege ein. Ueber dies Alles ward der Regent so zornig, daß er auf Dubois' und Argensons Rath der Korporation die politischen Befugnisse nahm und das P. von Paris nach Blois, später nach Pontoise (1720) verbannte. Bald aber versöhnte sich der Regent wieder mit ihm, nur durfte es nicht wieder nach Paris zurückkehren, bis es eine vom Regenten zu Gunsten der Bulle Unigenitus gegebene Erklärung registrirt hatte. Ludwig XV. versuchte nach seinem Regierungsantritt, das P. wieder in Abhängigkeit zu bringen; er ließ ihm, als es sein Remonstrationsrecht in Anwendung bringen wollte, die Berathungen verbieten. Die Versöhnung ward indeß vermittelt, um bald in neuen Streit und in abermalige Beilegung desselben überzugehen. Die Streitigkeit der Jansenisten bewirkte 1752 neue Spaltung. Das P. erklärte, die Bulle Unigenitus sey kein Glaubensartikel, und wurde wieder ins Exil nach Pontoise verwiesen, bis im Juli 1754 der Hof, der das P. gegen die Geistlichkeit brauchte, die Hand zur Versöhnung bot. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß neue Mißhelligkeiten ausbrachen, als die P.e der heillosen Politik des Hofes im Innern wie im Auswärtigen die Spitze boten. Mit Hülfe des Ministers Choiseul u. der Pompadour gelang es ihnen, ihren unversöhnlichen Feind, den Jesuitenorden, zu besiegen, was ihnen Muth gab, nun noch entschiedener der Finanzpolitik des Hofes entgegenzutreten. Da faßte um 1770 der Kanzler Maupeou den Plan, den Widerstand des P.s für immer zu brechen. Als das P. im December erklärte, weil man ihm die härtesten Dinge vorschrieb, daß seine Mitglieder nicht mehr Freiheit genug hätten, um Recht und Gericht zu üben, klagte Maupeou dasselbe an, daß es die Gerechtigkeitspflege des Reichs versäume, löste, unterstützt durch die Dubarri, im Januar 1771 die P.e auf und organisirte an deren Stelle einen neuen Gerichtshof, das Maupeouparlament, wie man ihn nannte. Das Registriren der Auflagen durch das P. hörte auf; dadurch verschwand aller Kredit, und das Reich verfiel immer mehr der finanziellen Bedrängniß, welche die Revolution herbeiführte. Obwohl die P.e von jeher mehr für eigene Sonderinteressen, als für das allgemeine Wohl gewirkt hatten, erregte dieser Gewaltstreich doch die tiefste Entrüstung des ganzen Volkes. Deshalb war es eine der ersten Regentenhandlungen Ludwigs XVI., die alte Korporation wiederherzustellen, und zwar that er dies unter folgenden Bestimmungen: Widerspruch der P.e solle durchaus niemals die Einzeichnung und Befolgung königlicher Edikte aufhalten; willkürliche Einstellung der Dienstgeschäfte und Verweigerung, Recht zu sprechen, bleibe unter allen Umständen auf das Strengste verboten; der Grand conseil habe das Recht, bei neuer Widerspenstigkeit von selbst an die Stelle der ungehorsamen Gerichtshöfe zu treten. Auch diese Beschränkungen erklärte das P. bald darauf für ungültig und rechtswidrig, und noch im Laufe des folgenden Jahres sah es sich auf dem Gipfel seiner Macht. Aber das P., von seinen eigenen Interessen befangen, begriff die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation nicht; es verhinderte die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgots, Neckers und stellte sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen, während es noch, um sich selbst unentbehrlich zu machen, die Unklugheit beging, als Drohung die Generalstaaten in Erinnerung zu bringen. Der Minister Lomenie de Brienne erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedikte, verbannte das P. von

Paris nach Troyes und ersetzte 1788 sogar die aufgelöste Korporation durch einen Hofrath (cour plenière). Necker stellte zwar die P.e wieder her, aber die Zusammenberufung der Generalstaaten entzündete die Revolution, u. durch Dekret vom März 1790 wurden auch die P.e aufgehoben. Das P. zu Paris war in der letzten Zeit seines Bestehens aus sieben Kammern zusammengesetzt. Die Grand chambre, der Schatten des alten Pairshofs, entschied durch mündliche Abstimmung in den Prozessen der Pairs, der Universität von Paris und in Regaliensachen. Auch die Angelegenheiten der Krone und der Dynastie kamen vor dieselbe, sowie alle Akte von Wichtigkeit, deren Sanktion vom König gewünscht wurde. Außerdem hatte sie die Pairs und Herzöge, alle Beamten und die Räthe und Beamten der Korporation selbst zu ernennen. Die Kriminalkammer (la tournelle) erkannte durch Abstimmung in letzter Instanz in allen Verbrechen, die entehrende Leibesstrafen nach sich zogen. Die drei Chambres des enquêtes hatten über die Zulässigkeit der Appellation ans P. und in allen schriftlich instruirten Prozessen zu entscheiden und durch Abstimmung in allen den Fällen, welche Geldstrafen betrafen, zu erkennen. Die beiden Chambres des requêtes endlich urtheilten in letzter Instanz in Privilegiensachen und gaben überhaupt die Entscheidung, ob Jemand das Sonderrecht habe, die Entscheidung seiner Sache unmittelbar beim P. zu suchen. Das wirkliche Personal des P.s bestand aus einem ersten Präsidenten, 9 Vicepräsidenten (présidents à mortier), 15 Präsidenten der Kammern, 150 Räthen, einem Generalprokurator mit 19 Substituten, 3 Generaladvokaten, 2 Obergreffiers, 25 Untergreffiers, 2 ersten und 36 gewöhnlichen Huissiers, 400 Prokuratoren und einer großen Menge Advokaten (avocats au parlement, wenn sie am P. die Praxis übten, avocats en parlement, wenn sie bei demselben nur ihre Würde erwarben). Ehrenräthe waren die Prinzen von Geblüt, die weltlichen und geistlichen Pairs, der Erzbischof von Paris, die Aebte von Clugny und Saint-Denis, der Gouverneur von Paris und die Maîtres des requêtes des königlichen Hauses. Alle beim P. Angestellten hatten Adelsrang und ihren Gerichtsstand vor demselben. Vgl. *Voltaire*, Histoire du parlement de Paris, Paris 1769; *Dufey*, Histoire des acts et remontrances des parlements, das. 1826, 2 Bde.; *Schäffner*, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs, Frankfurt 1845.

Ueber das sogenannte *deutsche* P. oder die konstituirende Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. 1848 und 1849 s. *Deutschland* (Geschichte). *Parlamentarismus* heißt dasjenige politische System welches die Nothwendigkeit einer parlamentarischen Regierung statuirt und auch als *Konstitutionalismus* bezeichnet wird.

Parlamentär, ein Abgeordneter, der mit bestimmten Aufträgen an die feindliche Armee gesandt wird. Die Aufträge bestehen in der einfachen Abgabe von Depeschen, in der Erkundigung nach dem Schicksal vermißter Offiziere, der Abgabe von Geldunterstützung für Gefangene, der Sorge für die Verwundeten, Auslösung der Gefangenen, in Aufforderung zur Uebergabe eines Platzes, zur Abschließung eines Waffenstillstandes ꝛc. Zu P.en werden in der Regel Offiziere gewählt, welche wo möglich die Sprache des Feindes kennen u. Umsicht mit Gewandtheit und Festigkeit verbinden. Sie müssen sich durch Signale eines sie begleitenden Trompeters oder Hornisten, oder durch Wehen mit einem weißen Tuche ꝛc. zu erkennen geben; sind sie einmal angenommen, so stehen sie unter dem Schutze des Völkerrechts und sind unverletzlich. Hat ein P. nur Depeschen zu übergeben, so wird er bloß dem Offizier der Feldwache gemeldet und muß nach geschehener Abgabe sogleich wieder zurückkehren. Dringt er auf Besprechung mit dem Oberbefehlshaber, so wird dies von dem Vorposten zurückgemeldet, und wenn sie ihm zugestanden worden ist, wird er mit verbundenen Augen in verschiedenen Richtungen hin- u. zurückgeführt, wobei die leitende Eskorte unbedingtes Stillschweigen zu beobachten hat.

Parlamentärschiff, im Seekriege das Schiff, auf welchem ein Parlamentär an die feindliche Flotte abgeschickt wird; es führt, um vom Feind als P. erkannt zu werden, die weiße *Parlamentärflagge*.

Parlamentarisch, was sich auf die Thätigkeit eines Parlaments bezieht; daher *parlamentarische Beredsamkeit*; insbesondere heißt eine Regierung eine parlamentarische, bei welcher der Monarch seinen Willen in allen das allgemeine betreffende Angelegenheiten dem Nationalwillen unterordnet oder wenigstens mit diesem in Einklang zu bringen sucht, indem er seine Minister der parlamentarischen Majorität, d. h. der Mehrheit der Nationalvertretung entnimmt und im Einvernehmen mit dieser Mehrheit, die als die Repräsentantin der Majorität der Wähler anzusehen ist, regiert.

Parlament-Money, Parlamentsmünze, sämmtliche in den Jahren 1653—56 vom großbritannischen Parlament während des sogenannten Interregnums zwar unter dem Protektorat Oliver Cromwells geprägten, aber im Gegensatze zu den in den folgenden Jahren (z. B. 1658) von ihm selbst unter dem Namen des Protektors ausgegangenen und mit seinem Brustbilde versehenen Münzen. Sie erschienen theils in Gold, theils in Silber und sind jetzt selten geworden. Die Werthzahl derselben wird, jedoch mit Ausschluß der kleinsten Silbermünze, durch eine auf dem Reverse befindliche römische Zahl bezeichnet. So gibt es Goldstücke zu XX und zu X (Shillings), Silberstücke, und zwar Crowns mit der Zahl V (Shillings), Half-Crowns mit der Bezeichnung II, VI (2 Shillinge 6 Pences), Shillings mit der Zahl XII (Pences), Half-Shillings mit VI (Pences), Groats mit IV (Pences), Doppelpences mit II (Pences) und Pences mit I (Penny) bezeichnet, wogegen aber dem Halfpenny die Werthbezeichnung durch eine Zahl ganz fehlt.

Parlando (ital.), redend, bezeichnet, daß sich der Gesang mit gleichsam sprechendem Vortrag der Rede nähern soll. Das P. kommt oft in einzelnen kürzern Stellen vor, wird aber auch auf ganze Tonstücke ausgedehnt, wie z. B. in der komischen Oper, wo es oft sehr effektvoll angewendet wird. Es erhält dann jede Sylbe eine Note, und eine derartige Arie heißt Aria parlante.

Dergl. Arien finden sich besonders in den Werken italienischer Komponisten, wie Cimarosa's, Paesiello's, Rossini's ꝛc.

Parma, Herzogthum in Oberitalien, besteht aus den kleinen Herzogthümern Parma, Piacenza und der zwischen der Lombardei und Modena besonders liegenden Enklave Guastalla, grenzt im Norden an den Po, der es von der Lombardei scheidet, gegen Osten an Modena, gegen Süden an einen Theil von Toskana (an die Enklaven Varano, Vinco, Fivizzano und Pontremoli) und an das Königreich Sardinien, gegen Westen an das letztere und hat einen Flächenraum von 107 (nach Andern 110½ oder nur 104) □Meilen. Im Süden wird das Land von den Apenninen durchzogen, die es von Toskana scheiden und im Monte-Penna und Monte-Orsaro bis über 5000′, im Monte-Alpe di Succisio bis zu 6390′ aufsteigen, während sich nach dem Po zu der nördliche Theil des Landes zur lombardischen Ebene abflacht. Weithin glänzen im Strahl der Sonne die schroffen, weißen, hohen Felsenspitzen, selten nur mit zwergartigem Gesträuch bedeckt. Sie sind arm an Wasser und Metall, ergiebiger dagegen an Marmor-, Muschel- und Schneckenschichten. Grasreiche Weiden, mitunter auch schöne Waldungen decken die niedern Abhänge. Obgleich der Apennin selbst dürr ist, so entquellen ihm doch alle Gewässer, die das Land durchströmen, und führen ohne Ausnahme ihr meist dürftiges Wasser dem Po zu. Die bedeutendsten sind die Bardinezza, an der Grenze von Piemont, der Tidone mit dem Cicogni, die Trebbia, Nura, Chiavenna Grassa, der Lardi mit dem Bergstrom Ravacolla, der Taro, der, wenn er in Folge heftiger Regengüsse oder bei der Schneeschmelze anschwillt, große Verwüstungen verursacht, die Parma mit dem Calestano, Cozzano und der Enza und der Crostolo, der bei Guastalla das parmesanische Gebiet nur berührt. Reichlich ist die Bewässerung, die vermittelst künstlicher Kanalanlagen den Feldern und Gärten zu Theil wird. Das Klima ist zwar gesund, aber weniger mild, als in dem südlich von den Apenninen gelegenen Italien; es gleicht so ziemlich dem lombardischen. Der Boden ist in den südlichen Gebirgsgegenden steinig, felsig und dürr. Die Ebenen haben eine weiche Pflanzenerde, deren Ertrag durch die künstliche Bewässerung ins Unglaubliche erhöht wird. Diese üppige Fruchtfülle und die große Abwechselung der Produkte liefert ein herrliches Gemälde des Ueberflusses und ein Bild allgemeiner Wohlhabenheit des Landmanns. Die Orange kommt hier nicht im Freien fort, auch die Olive gedeiht nur in der Ebene. Dagegen ist der Weinbau allgemein verbreitet, und die Rebe wächst im Gebirge wie in der Ebene. Auf den Hügeln bindet man dieselbe an Pfähle von Kastanienholz, oder an Schilfrohr. Der beste parmesanische Wein ist der Vino Santo, eine Mischung mehrer Sorten, die den spanischen Weinen ähnlich ist. Spaliere von Weinreben umgeben die Felder, und durch solche Festons sind die Maulbeerbäume mit einander verbunden. Zwischen den Pappeln und Weinstöcken stehen Obstbäume, türkischer Weizen erhebt sich 8 Fuß hoch über den Boden, duftender Klee, sowie die Purpurblüthen anderer Futterkräuter zieren die Wiesen, hohe Feigbohnen und Weizenfelder prangen in herrlicher Fülle. Die Reihenfolge des Anbaues ist im ersten Jahre Tabak, Mais oder Hanf, im zweiten Korn, im dritten Bohnen, im vierten Weizen oder Korn, im fünften Klee, im sechsten Weizen oder Korn. Getreide erzeugt das ebene Land im Ueberfluß, in den Gebirgsgegenden, wo die Kastanie das Hauptnahrungsmittel ist, baut man jetzt auch Kartoffeln mit Erfolg. Die Kastanien werden in Dörrhütten (metiti) zu Mehl gemahlen, wovon man ohne weitere Zuthat, als Wasser, die beliebten Speisen der Polenta, Necci und Pattoni bereitet. Um Guastalla wird auch Reis gebaut. Die Seidenzucht P.'s steht der piemontesischen nach. Der Hauptreichthum des Landes beruht auf der Viehzucht, in welcher Beziehung kein Land Italiens mehr als P. leistet. Die Zucht des einheimischen Viehes ist durch Schweizervieh veredelt; die Kühe sind sehr milchreich. Sehr geschätzt sind die Käse, die man im Lande bereitet; doch werden die berühmten Parmesankäse, die ausgeführt werden, eigentlich bei Lodi in der Lombardei bereitet. Die Mastochsen führt man nach Toskana und Genua aus. Die Eicheln der schönen Eichenwälder dienen zum Futter unzähliger Schweine, von denen jährlich gegen 30,000 Stück gemästet und nach Toskana und dem Kirchenstaate abgesetzt werden. Pferde sind selten, Esel häufig, und jeder Meierhof wimmelt von Geflügel, besonders von Tauben im Gebirge, wo auch die Bienenzucht stark betrieben wird, die trefflichen Honig liefert. Die Hauptprodukte des Mineralreichs sind Kupfer und Eisen, Marmor, Alabaster, Bergöl (bei Miana) und Salz, von welchem die Saline zu Salza jährlich über 60,000 Ctr. liefert. Die Industrie beschränkt sich auf Seiden- und Leinweberei, Barchent-, Tabak-, Hut- u. Wachsfabrikation. Der innere Handelsverkehr ist ziemlich lebhaft, und auch die Handelsbilance mit den Nachbarstaaten stellt sich als für P. günstig heraus. Die Einwohner, deren Zahl sich 1851 auf 502,841 belief, welche sich, mit Ausnahme von etwa 650 Juden, zur katholischen Kirche bekennen und unter den 4 Bischöfen von Borgo San-Donnino, Parma, Piacenza und Pontremoli stehen, gehören zum lombardischen Stamm der Italiener; Sprache und Sitte erinnern an Piemont. Im Allgemeinen herrscht Wohlhabenheit, und schon vor der Revolution war weder der Adel, noch die Geistlichkeit vor den andern Ständen durch Privilegien sehr begünstigt. Das Grundeigenthum war unter allen Ständen ziemlich gleichmäßig vertheilt; doch waren die meisten Bauern bloß Pächter oder Meier. Die Parmesaner haben Sinn für Wissenschaft und Kunst. Die Regierungsform ist monarchisch. Parma, Piacenza u. Guastalla bilden ein vereinigtes Herzogthum, das die zweite Gemahlin Napoleons I., die Erzherzogin Marie Luise von Oesterreich, bis zu ihrem Tode besaß, worauf es an den Herzog von Lucca überging (s. unten). Das herzogliche Haus hatte einen Ritterorden, den Konstantinorden (s. d.), der in 2 Klassen, Großkreuze u. Ritter, getheilt ist u. den die griechischen Kaiser aus der Familie der Komnenen 1190 gestiftet hatten. Einer ihrer letzten Abkömmlinge überließ das Großmeisterthum des Ordens 1699 an den Herzog

von P. Im Jahre 1816 wurde der Orden erneuert. Die höchste Centralbehörde ist ein Staatsrath, dem ein Staatsminister präsidirt, in 2 Abtheilungen, deren eine mit den innern Angelegenheiten und der Justiz, die andere mit den Finanzen, dem Militärwesen und den auswärtigen Angelegenheiten betraut ist. Die Rechtspflege wird nach den Bestimmungen des Code Napoléon in erster Instanz durch die Präturen, deren es 38 gibt, in zweiter durch die Civil- und Kriminaltribunale zu Parma und Piacenza verwaltet, von welchen die Appellation weiter an das Revisionstribunal zu Parma geht. Die Staatseinkünfte betragen 9,571,685 Lire (9,292,585 Lire regelmäßige Einnahme, 279,100 Lire außerordentlicher Ersatz der aus dem Staatsschatz gemachten Vorschüsse), die Gesammtausgaben 9,536,900 Lire, das Staatseigenthum 20 Millionen Lire, die Schulden 6,700,000 Lire (4 Millionen als Rest der Consolidatos von 1827 u. 2,700,000 gezwungene Anleihe von 1849). Das Unterrichtswesen ist, obgleich in neuerer Zeit etwas verbessert, doch immer noch sehr vernachlässigt. Doch bestehen eine Universität, ein Ritterkollegium für 500 Edelleute, eine Akademie der Künste, 4 Kollegien, 2 bischöfliche Seminarien, eine Militärschule und eine Taubstummenanstalt, sowie überall Primärschulen. Der Aufwand für sämmtliche Unterrichtsanstalten beträgt jährlich 1,180,000 Lire. Seit 1819 ist der gegenseitige Unterricht eingeführt. Das Militär ist nach österreichischer Weise organisirt und besteht aus 6112 Mann mit 612 Pferden im aktiven Dienste und einer Reserve von 2482 Mann mit 100 Pferden, zusammen auf dem Kriegsfuß 8597 Mann mit 712 Pferden. Außer der Festung Piacenza, in welcher die Oesterreicher nach einem Vertrage das Besatzungsrecht ausüben, hat P. noch ein Kastell in seiner Hauptstadt und die beiden Forts Bardi und Castello di Compiano. An guten Straßen ist noch Mangel. Das Herzogthum theilt sich in die 5 Provinzen: Parma, Val di Taro, Borgo San-Donnino, Piacenza, Borgotaro u. die Luni-giana mit dem Hauptorte Pontremoli. Die Verwaltungsvorstände der beiden erstern heißen Gouverneure, die der drei letztern Präfekten. Gegenwärtiger Herzog ist Ferdinand Karl III. Joseph Maria Vittorio Balthasar von Bourbon, Infant von Spanien, geboren am 14. Jan. 1823, succedirte seinem Vater, Herzog Karl II., in Folge der Abdikationsurkunde desselben vom 14. März 1849 am 27. August 1849, ist vermählt seit dem 10. Nov. 1845 mit der Herzogin Luise Maria Therese von Bourbon, geboren am 21. September 1819, des verstorbenen Prinzen Ferdinand von Artois, Herzogs von Berry, Tochter. Die Landesfarben sind seit August 1851: roth, blau u. gelb, die Farbe der Fahnen weiß, von den Landesfarben umsäumt.

Geschichte. Die Stadt Parma, welche nebst Piacenza zur Zeit der Römer zum cisalpinischen Gallien gehörte und nach dem Untergang des weströmischen Reichs das Schicksal der Lombardei theilte, kam 570 n. Chr. an die Longobarden und 590 an die Byzantiner und wurde 774 von Karl dem Großen erobert, der sie in der Theilung seines Reichs zu Thionville 806 mit Italien seinem Sohn Pipin gab. Unaufhörlich nach Unabhängigkeit strebend, riß sich P. mit Piacenza nach dem Tode des Kaisers Otto I. vom Reichsverbande los, lag aber von jener Zeit an mehrmals mit Piacenza in blutigem Streit. Auch wurde es während des Mittelalters in die blutigen Kämpfe der Welfen und Ghibellinen verwickelt, von denen die letztern es dem Reiche zu erhalten strebten, während die erstern es als Theil des Patrimonium Petri dem römischen Stuhl zu unterwerfen trachteten. Kaiser Friedrich II. eroberte 1245 P., vertrieb die päpstliche Partei und setzte einen Podesta, Heinrich Testa, ein. Diesen schlugen die Päpstlichen unter Hugo San Vitali 1247 am Taro und besetzten die Stadt, worauf das Volk Gerardo Correggio zum Podesta ernannte. Der Kaiser belagerte zwar P. und erbaute das Fort Vittoria, ward aber 1248 von den Päpstlichen geschlagen. Im Jahre 1326 ergab sich die Stadt dem Papst Johann XII., der Passerino de la Torre als Statthalter einsetzte, der jedoch schon 1328 in Folge eines Aufstandes vertrieben ward, an dessen Spitze Marsilio Rossi und Azzo Correggio standen. Des Letztern Neffe, Mastino della Scala, machte sich darauf zum Herrn von P. Da sich die Scala's jedoch durch ihre Tyrannei verhaßt machten, so wurden sie 1341 von den Correggio's wieder vertrieben. Nun herrschten Azzo und Guido Correggio eine Zeit lang in P., wurden aber von Mastino della Scala und anderen mächtigen, aus P. vertriebenen Familien beunruhigt und verkauften daher im November 1344 P. um 60,000 Goldgulden an Obbizzo III. von Este, der es am 10. Oktober 1346 wieder an Luchino Visconti von Mailand verkaufte. Otto von Terzi, General des Herzogs Johann Maria Visconti, machte sich 1403, um sich für seine unvergoltenen Dienste bezahlt zu machen, zum Herrn von P. und theilte es mit Pietro Rossi. Bald kam es jedoch zwischen Beiden zu Zwistigkeiten, in welchen Otto mit Hülfe des Marquis Franz Gonzaga von Mantua die Oberhand behielt. Nachdem Otto 1409 auf Anstiften Nikolaus' von Este ermordet worden, kam P. mit Piacenza wieder an das Haus Este und 1420 an die Herzöge von Mailand. Bei der Eroberung Mailands durch die Franzosen 1499 nahm der römische Hof P. und Piacenza mit Gebiet als Eigenthum der Kirche in Anspruch, unter dem Vorgeben, es wären Theile des alten Exarchats Ravenna, welche von Pipin und dessen Nachkommen dem heiligen Stuhl geschenkt worden wären. Kaiser Maximilian I. dagegen nahm diese Länder als Reichslehn in Anspruch, gestattete jedoch in einem Bündniß zur Vertreibung der Franzosen aus Italien, daß Papst Julius II. 1511 dieselben in Besitz nahm. Doch wurden sie gleich nach Julius' II. Tode der mailändischen Herrschaft wieder unterworfen, und nachdem sie Leo X. 1513 auf kurze Zeit zurückerhalten, ward er von Franz I. von Frankreich 1515 genöthigt, sie als Theile des Herzogthums Mailand wieder herauszugeben. Erst nachdem er mit Kaiser Karl V. 1521 einen neuen Bund zur Vertreibung der Franzosen aus Italien geschlossen und sich zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten den Besitz von P. und Piacenza ausbedungen hatte, fielen ihm diese

Länder wieder zu. Doch litten P. und Piacenza in der Folge noch von den Franzosen und Spaniern, und erst nach Wiederbelebung der heiligen Liga gelangte der römische Stuhl zu sicherem Besitze derselben. Papst Paul III., aus dem Hause Farnese, erhob P. und Piacenza 1545 zu erblichen Herzogthümern und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese. Dieser, ein Ausbund von Lasterhaftigkeit, zog sich durch tyrannische Willkür allgemeinen Haß zu und ward in Folge einer Verschwörung des Adels 1547 zu Piacenza ermordet. Der kaiserliche Statthalter von Mailand, Ferrante Gonzaga, selbst persönlich von dem Herzog beleidigt, hatte die Verschwörung unterstützt und nahm sogleich nach der Ermordung des Herzogs das Herzogthum Piacenza in Besitz, während P., dem Hause Farnese getreu, Ottavio Farnese, den ältesten Sohn Pietro Luigi's, zum Herzog ausrief und, von päpstlichen Truppen besetzt, Gonzaga's Aufforderung zur Uebergabe standhaft zurückwies. Ottavio, frei von den Lastern seines Vaters, erwarb sich die Liebe der Parmesaner. Paul III. bemühte sich eifrig, Piacenza seinem Hause wieder zu gewinnen, und wiegelte zu diesem Zweck sogar Venedig und Frankreich gegen den Kaiser auf. Da Alles vergeblich blieb und er fürchtete, der Kaiser möchte auch P. nehmen, so beschloß er, dieses Herzogthum dem Kirchenstaat einzuverleiben und seinen Enkel Ottavio dafür durch Camerino zu entschädigen. Ottavio, welcher dadurch in Gefahr kam, sein ganzes Erbe zu verlieren, trat nun auf die Seite des Kaisers, um durch dessen Gunst sein Herzogthum zurückzuerhalten. Papst Paul III. starb bald darauf, und Ottavio bewirkte durch seinen Einfluß die Wahl Julius' III., der ihn durch eine Verfügung vom 24. Februar 1550 in den Besitz von P. setzte. Um gegen die Bedrohungen von Seiten Gonzaga's Sicherheit zu erhalten, verband sich Ottavio 1552 durch Vermittelung seines natürlichen Bruders Horazio mit Heinrich II., König von Frankreich, durch dessen Beistand er auch Piacenza vom Kaiser wieder zu erlangen hoffte. Aber dieser Schritt zog dem Herzog die Feindschaft des Papstes und des Kaisers zu. Ersterer that ihn in den Bann und forderte P. zurück, und letzterer nahm ihm die Heirathsgüter seiner Gemahlin Margarethe, die Markgrafschaft Novara und das Herzogthum Città di Penna ab. Es kam sogar zum Kriege, in welchem P. von den kaiserlichen Truppen angegriffen, von den französischen aber vertheidigt und sehr verheert wurde. Im Jahre 1555 ward Waffenstillstand geschlossen, doch nach Karls V. Abdankung 1556 brach der Krieg aufs Neue mit Spanien aus und endigte erst mit dem Siege der Spanier bei St. Quentin 1557. Nun schloß Ottavio ein Bündniß mit Philipp II. von Spanien und erhielt dadurch Piacenza und alle von den Spaniern besetzten Gebiete zurück. Seine Gemahlin Margarethe übernahm im August 1559 die Statthalterschaft der Niederlande. Als er 1586 †, folgte ihm sein zweiter Sohn Alessandro Farnese (s. d.), der während des größten Theils seiner Regierung als Statthalter der Niederlande die spanischen Heere gegen die Niederländer und Franzosen befehligte. Er baute zu P. eine Citadelle und † 1592. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Ranuccio I., unterwarf sich dem heiligen Stuhl, indem er nicht nur durch seinen Gesandten in Rom den Lehnseid schwören ließ, sondern auch 1598 als Vasall dem Papst Klemens VIII. persönlich aufwartete. Durch Härte und Grausamkeit zog er sich aber allgemeinen Haß zu, verpfändete die Herzogthümer Castro und Ronesiglione an den Monte pietà zu Rom, gab dadurch Veranlassung zu verdrießlichen Händeln seiner Nachfolger mit dem römischen Hof und † 1622. Ihm folgte Odoardo, sein zweiter Sohn, vermählt mit Margarethe, der Tochter des Großherzogs Cosimo II. von Toskana, und deshalb ein Bundesgenosse des Hauses Medicis und Frankreichs. Mit dem Papst kam er wegen des von seinem Vater verpfändeten Castro in Streit und wurde von ihm in den Bann gethan (1642), worauf er ein Bündniß mit Venedig schloß, dem auch Toskana und Modena beitraten, so daß ein heftiger Krieg ausbrach. Durch Frankreichs Vermittelung wurde 1644 der Friede hergestellt und Castro wieder an P. zurückgegeben. Als Odoardo 1646 †, folgte ihm sein Sohn Ranuccio II., unter dem der Papst das verpfändete Castro 1694 förmlich einzog. Er † 1694. Sein Sohn Franz regierte bis 1727 und dessen Bruder Antonio bis 1731, wo er ohne männliche Nachkommen †. Als somit der Mannsstamm des Hauses Farnese erloschen war, war noch Elisabeth, eine Tochter Odoardo Farnese's, eines Sohnes des Herzogs Ranuccio II., übrig, die seit 1714 mit König Philipp V. von Spanien in zweiter Ehe vermählt war. Diese ehrgeizige Fürstin, die ihren ältesten Sohn, Don Carlos, der als ein Prinz aus zweiter Ehe keine Hoffnung auf den spanischen Thron hatte, zum regierenden Fürsten zu erheben wünschte, wußte, von dem Minister Alberoni unterstützt, durch Unterhandlungen und Bündnisse es dahin zu bringen, daß ihrem Sohne die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana und auf die Herzogthümer P. und Piacenza von den Großmächten zugesichert wurde. Damals lebten zwar in beiden Staaten noch die regierenden Fürsten, aber ohne Erben und bejahrt. Es wurde vertragsmäßig bestimmt, daß nach dem Aussterben beider männlichen Fürstenstämme diese Länder als Mannslehen an das deutsche Reich zurückfallen und von dem Kaiser dem Infanten Don Carlos für sich und seine männlichen Nachkommen zu Lehen ertheilt werden sollten. Dieser schon 1718 geschlossene und 1722 von dem Reiche bestätigte Vertrag wurde von allen Mächten anerkannt, nur nicht vom Papste, auf dessen Protestation man jedoch keine Rücksicht nahm. Um die Vollziehung dieses Vertrags zu sichern, ließ Spanien mit Genehmigung der übrigen Mächte die drei Länder sogleich besetzen, ohne jedoch die Regierung der noch lebenden Fürsten dadurch zu stören. In der That nahm nach dem Tode des Herzogs Antonio von P. 1731 der Infant Karl von Spanien Besitz von P. und Piacenza. Nachdem aber Spanien das Königreich beider Sicilien erworben hatte, erhielt dasselbe Herzog Karl von P., welcher durch die Friedenspräliminarien von 1735 die Herzogthümer P. und Piacenza an Oesterreich als Entschädigung für Neapel und Sicilien abtrat. Aber auch bei

Oesterreich blieben die beiden Herzogthümer nicht lange. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurden sie 1745 von Spanien erobert. Zwar gewann Oesterreich sie schon im folgenden Jahre wieder, aber im aachener Frieden von 1748 trat Maria Theresia beide Herzogthümer nebst Guastalla (das seitdem zu P. gehört) an den spanischen Infanten Don Philipp ab, mit der Bedingung der Rückgabe an Oesterreich, falls der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spanischen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 sein minderjähriger Sohn Ferdinand, für welchen bis zu seiner Volljährigkeit Dutillot, ein französischer Rechtsgelehrter, der sich zum Minister Philipps emporgeschwungen, die Regierung führte. Die Bestrebungen des Papstes, in P. das Ansehen des heiligen Stuhls, wie im Mittelalter, zu behaupten, scheiterten an der Festigkeit Dutillots, welcher sogar die Jesuiten aus P. vertrieb. Nachdem jedoch Herzog Ferdinand die Volljährigkeit erlangt und die Regierung selbst übernommen hatte, gab er Dutillot den Abschied und führte 1787 die Inquisition in seinen Herzogthümern ein, die jedoch nicht streng gehandhabt wurde. Im französischen Revolutionskriege verschmähte Ferdinand, im Vertrauen auf Oesterreichs Macht, 1795 den Antrag Spaniens, mit der französischen Republik einen Vertrag zu schließen. Als jedoch 1796 die Franzosen in Italien eindrangen und P. besetzten, beeilte er sich, mit ihnen einen Vergleich zu schließen. Für Baarzahlung von 6 Millionen Lire und Lieferung einer großen Menge von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln und für 20 der schönsten Gemälde erkaufte er den Waffenstillstand vom 9. Mai 1796, welcher durch Spaniens Vermittelung am 5. November 1796 in einen Frieden verwandelt wurde. Den Besitz seiner Staaten hatte er seiner spanischen Abstammung und dem damals erneuerten Bündnisse Frankreichs mit Spanien zu verdanken. Er verwies die Emigranten aus dem Lande, sicherte Neutralität auf die Dauer des Krieges zu, gestattete aber den französischen Truppen stets freien Durchzug. Von Frankreich übermüthig behandelt, trug er Scheu, nach dem Wunsche Spaniens auch den Kirchenstaat mit der königlichen Würde anzunehmen, und mußte es dulden, daß der Friede von Campo Formio am 17. Oktober 1797 ein Stück seines Landes am linken Poufer zu Gunsten der cisalpinischen Republik abriß, die er anerkennen mußte, wogegen er aufhörte, deutscher Reichsvasall zu seyn, und souveräner Herzog wurde. Im weitern Verlauf des Kriegs in Oberitalien drangen 1798 die Oesterreicher in Verbindung mit den Russen in seinen Staat ein; aber die Franzosen folgten ihnen schnell und siegreich nach. Die Oesterreicher besetzten zwar 1800 Piacenza wieder, wurden aber bald durch den am 16. Juni desselben Jahres abgeschlossenen Waffenstillstand verdrängt. Ferdinand wurde durch den lüneviller Frieden 1801 in seinem bisherigen Besitzthum bestätigt. Zufolge einer Uebereinkunft zwischen Frankreich und Spanien zu Madrid vom 21. März 1801 wurde sein und Marie Amaliens von Oesterreich einziger Sohn, der seit 1794 in Madrid lebende Erbprinz Don Ludwig, zum König des aus dem Großherzogthum Toskana gebildeten neuen Königreichs Etrurien ernannt, nachdem der Vater es abgelehnt hatte. Dagegen mußte Ludwig, als der Herzog Ferdinand 1802 starb, die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla an Frankreich abtreten, das sogleich davon Besitz nahm und sie durch Moreau von St. Mery verwalten ließ, bis Napoleon I. am 21. Juli 1805 sie mit Vorbehalt künftiger bestimmterer Verfügungen dem französischen Reiche förmlich einverleibte. Die drei Gebiete wurden sofort in vier Arrondissements geschieden und der 28. Militärdivision zugewiesen. Die Generaladministration erhielt provisorisch Lebrun, und die Kommandantur Montchoisi. Aber schon am 30. März 1806 gab der Kaiser Napoleon I. seiner Schwester Marie Pauline das Herzogthum Guastalla als französisches, nach dem Erstgeburtsrechte vererbbares hohes Lehn, u. später das Gebiet Parma's an Cambacérès, sowie Piacenza an Lebrun als französische niedere Lehen, so daß die Begabten keine Hoheits- und Fürstenrechte darüber, sondern nur den Herzogstitel davon mit dem Genusse jährlicher Einkünfte bekamen, welche Frankreich zahlte, dem auch die Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung über beide Städte und deren Gebietstheile verblieb. Nach Verfügung vom 30. Mai 1808 sollten P. und Piacenza das Departement Taro bilden. Durch den pariser Frieden von 1814 und die wiener Krongreßakte von 1815 kamen die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla als souveränes Eigenthum an die bisherige Kaiserin von Frankreich, die Erzherzogin Marie Luise, welche den Titel Kaiserin und Majestät behielt. Dieser Verfügung widersprach jedoch der König von Spanien, welcher die Herzogthümer für die ehemalige Königin von Etrurien, die Infantin Marie Luise von Spanien, verlangte, deren verstorbener Gemahl 1801 seine Rechte an diese Herzogthümer nur gegen den ihm zugefallenen Besitz von Etrurien aufgegeben hatte und deshalb seinen Beitritt zur wiener Kongreßakte verweigerte. In Folge davon wurde nun durch einen besonderen, zu Paris am 10. Juni 1817 abgeschlossenen Vertrag festgesetzt, daß die Herzogthümer, mit Ausnahme des am linken Poufer liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrecht in der Festung Piacenza dem Hause Oesterreich verblieb, nach dem Tode der Kaiserin Marie Luise an das von der Königin von Etrurien abstammende Haus Lucca, und zwar an den 1799 geborenen Herzog Karl Ludwig von Lucca fallen, dieser dagegen Lucca an Toskana, einen Theil aber an Modena abtreten sollte. Im Fall des Erlöschens des Mannsstamms von Lucca sollte P. an Oesterreich, Piacenza aber an Sardinien fallen. Marie Luise richtete sich in P. einen ziemlich glänzenden Hofstaat ein, dessen Seele der Graf von Neipperg, ihr Oberkammerherr, war. Am 1. Januar 1817 richtete sie einen aus 3 Departementspräsidenten bestehenden geheimen Rath (consiglio intimo) ein, dem sie, wie dem aus 24 Räthen bestehenden Staatsrathe, selbst präsidirte, stellte 1818 den alten Hausorden der Farnesen her, schaffte aber deren Wappen ab und nahm dafür das österreichische Familienwappen an. Sie suchte Handel und Industrie zu heben und durch zweckmäßige Einrichtung die Wunden

früherer Schläge zu heilen und regierte im Ganzen mild und gemäßigt. Im Jahre 1821 tauchte der Carbonarismus auch in P. auf, ohne jedoch bedeutende Störungen zu verursachen. Erst im Februar 1831, als in Mittelitalien abermals Empörungen ausbrachen, verbreitete sich der Geist des Aufruhrs von Ferrara und Modena aus auch auf das parmesanische Gebiet. In der Nacht vom 11. auf den 12. Februar brachen in der Residenz Parma Unruhen aus, die durch Volkshaufen, welche von Reggio her in Parma eindrangen, vermehrt wurden. Die Erzherzogin wollte entweichen; ihre Abreise wurde jedoch verhindert. Die revolutionären Behörden verlangten wiederholt, bei der Erzherzogin vorgelassen zu werden, wurden aber standhaft mit der Erklärung abgewiesen, daß sie Rebellen kein Gehör schenke. Am 15. Februar um Mitternacht gelang es ihr zu entfliehen, worauf sie von Piacenza aus am 26. Februar und 12. März Proklamationen erließ, worin sie die Verfügungen der revolutionären Behörden für null und nichtig erklärte und Denen Verzeihung verhieß, die zur Ordnung zurückkehren würden. In Folge der Annäherung eines österreichischen Heerhaufens unter Frimont löste sich schon am 9. März die provisorische Regierung auf, und am 12. März stellte der Finanzpräsident Vincenzo Mistrali die legitime Regierung in den Herzogthümern P. und Guastalla und in den Bezirken Borgo, Taro und Bardi wieder her, während Piacenza bis auf Weiteres die Residenz bleiben sollte. Durch eine Reihe von Dekreten wurden einige finanzielle Einschränkungen und Abgabenerleichterungen, sowie Strafen gegen die Aufrührer verfügt. Das Feuer der Verschwörung glimmte aber in den parmesaner Gebieten unbemerkt fort und brach am 27. Oktober 1833 abermals in blutigen Auftritten aus, wurde jedoch durch die österreichischen Truppen gewaltsam unterdrückt. Von den 1846 in Italien ausgebrochenen revolutionären Stürmen blieb auch P. nicht ganz verschont; doch bewies die Herzogin auch damals einen milden Sinn durch Erlassen einer allgemeinen Amnestie. Wie wenig aber die Regierung geneigt war, dem sich kundgebenden Nationalsinn irgend welche Duldung angedeihen zu lassen, zeigte sich deutlich, als am 16. Juni 1847, dem Erwählungstage des Papstes Pius IX., welchen die Bewohner P.'s durch eine Beleuchtung ihrer Häuser feierten, die durch die Straßen gehenden Zuschauer plötzlich durch Kavalleriepatrouillen auseinander getrieben wurden, wobei mehr als 80 Personen schwere Verwundungen erhielten. Obgleich die Herzogin Marie Luise damals auf einer Reise in Deutschland abwesend war, so glaubte man doch, daß der Befehl, gegen jede liberale Demonstration sogleich streng einzuschreiten, unmittelbar von ihr ausgegangen sey, daher von nun an die allgemeine Stimmung im Lande schwieriger wurde, wenn auch vor der Hand der allgemeine Unwille sich nur gegen das Militär wendete, dem seitdem alle Stände, Aerzte, Handwerker rc. einen jeden Dienst versagten. Anders gestalteten sich die Verhältnisse, als am 17. December 1847 die Herzogin Marie Luise starb und zufolge der Verträge vom 10. Juni 1817 und vom 20. Juli 1819 das Herzogthum P. an den ehemaligen Herzog von Lucca, Karl II. Ludwig von Bourbon, fiel, in dessen Namen die Mitglieder des bisherigen Konferenzrathes, Graf von Bombelles, Generalmajor Lorenzo de Richer, Michele Pazzoni und Enrico Salati, sofort von dem Lande Besitz ergriffen und laut Manifestes vom 26. December 1847 die Verwaltung übernahmen, wogegen nach den weiteren Bestimmungen jener Verträge P. an Modena das Herzogthum Guastalla nebst den am rechten Ufer der Enza gelegenen Distrikten (zusammen 3¼ □Meilen), andererseits aber Modena an P. die Distrikte von Villafranca, Treschietto, Castevoli und Malazzo, und endlich Toskana an P. die Distrikte von Pontremoli, Bagnone, Filatierra, Groppoli und Lusuoli (zusammen 6,55 □Meilen) abzutreten hatte. War nun dieser vielfach verwickelte Gebietsaustausch schon an sich nichts weniger als geeignet, die Bevölkerung dieser Landestheile freundlich und zufrieden zu stimmen, zumal durch denselben in Rücksicht auf die Einkünfte des Staates ein bedeutender Verlust in sicherer Aussicht stand, so bot außerdem auch die Persönlichkeit des neuen Regenten nur geringe Bürgschaft für ein gedeihliches Fortschreiten des innern und äußern Staatslebens P.'s. Sogleich nach dem Uebergang des Landes an den Herzog Karl hatten die Bewohner P.'s an denselben eine Gesammtadresse abgehen lassen, worin theils ausführlich auseinandergesetzt war, an welchen Gebrechen der Staat dermalen leide, theils auch die dringende Bitte ausgesprochen wurde, das Land der Reformen theilhaftig zu machen, mit denen soeben (Februar 1848) der Großherzog von Toskana sein Land beschenkt habe. Als Antwort auf diese Petition erfolgte von Seite des Herzogs ein noch engerer Anschluß an Oesterreich und der Ruf eines Corps ungarischer Truppen in das Land (9. Februar), um so gegen jeden Ruhestörungsversuch gesichert zu seyn. Das Mißvergnügen der Parmesen darüber steigerte sich so sehr, daß, nachdem am 19. März 1848 vergebens Entfernung der Truppen und freie Institutionen begehrt worden waren, am 20. März eine Revolution ausbrach, die nicht ohne Blutvergießen ablief und den Herzog zu kapituliren zwang. Das seitherige Ministerium wurde entlassen und Alles, was man gefordert hatte, bewilligt, wogegen der Herzog, nachdem er noch eine Regentschaft eingesetzt hatte, an deren Spitze Graf San Vitale stand, das Land verließ. Am 30. März wurden darauf von der Regentschaft die Grundzüge der Konstitution bekannt gemacht, welchem Aktenstücke ein Handschreiben des Herzogs beigefügt war, worin er das beantragte Grundgesetz billigte, der Regentschaft die ihr früher ertheilten Vollmachten bestätigte und erklärte, daß er das Schicksal seines Landes und das seinige dem Schiedsrichterspruch Pius' IX., Karl Alberts und Leopolds von Toskana anheimstelle. Mittelst einer anderweiten Proklamation vom 9. April 1848 stellte inzwischen der Herzog die Einsetzung eines provisorischen Gouvernements frei, worauf der aus 100 Mitgliedern bestehende Rath der Alten eine provisorische Regierung ernannte, zu deren Präsidenten Graf Ferdinand von Castagnola erwählt wurde. Bei weitem mehr als diese Dinge aber zogen gleichzeitig die übri-

gen Verhältnisse P.'s die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Vorerst nämlich knüpfte sich an den Regierungswechsel in P. ein Streit über die Lunigiana, die von Toskana an P. fallen sollte, deren Einwohner aber sofort alle Mittel in Bewegung setzten, in dem Staatsverbande von Toskana zu verbleiben. Nun gelang es zwar noch, die Bewohner dieses Landes zur Nachgiebigkeit zu bewegen, allein kaum hatte Herzog Karl Ludwig sein Land verlassen, so vereinigten sich sofort die Bewohner der Lunigiana wieder mit Toskana, welches denn auch das Land feierlich wieder in Besitz nahm. Mittlerweile schloß sich aber nun, als Ende März Karl Albert von Sardinien sich an die Spitze der italienischen Bewegung stellte und mit Oesterreich Krieg anfing, neben der Lombardei und Modena auch P. durch Proklamation vom 10. Mai 1848 an Sardinien an, wie denn schon bei der Revolution in P., während der Herzog Karl Ludwig noch im Lande war, von einem großen Theil der Bevölkerung P.'s und Piacenza's Karl Albert von Sardinien zum Souverän ausgerufen worden war. Hierdurch wurde das Herzogthum P. mit in den österreichisch-italienischen Krieg verwickelt, der indeß für das Land weiter keine wesentlichen Folgen hatte, als daß es vorübergehend von sardinischen Truppen besetzt wurde. In Folge des Waffenstillstandes vom 9. August 1848 zwischen Sardinien und Oesterreich mußte sich Sardinien verpflichten, Modena, sowie P. und Piacenza zu räumen. Am 12. August nahm der österreich. Feldzeugmeister Baron d'Aspre wieder Besitz von P., und unterm 18. August erließ der Kommandeur des 4. österreichischen Armeecorps, Feldmarschallieutenant Graf Thurn, eine Proklamation, durch welche ein provisorisches Militärgouvernement und Graf von Degenfeld-Schomburg als Gouverneur des Herzogthums eingesetzt ward, eine Maßregel, wodurch mit einem Male dem Herzogthum die politische Stellung wieder angewiesen wurde, die es vor der italienischen Revolution eingenommen hatte. Als nach Kündigung des Waffenstillstandes am 12. März 1849 Radetzky sich genöthigt sah, seine Streitkräfte zu koncentriren, erklärte sich der Magistrat der Stadt Parma am 16. März für die Einverleibung in Sardinien, und es rückten abermals Sardinier unter dem General della Marmora in P. ein. Allein auch diesmal war ihr Bleiben nur ein kurzes, denn nach dem 3. Artikel des auf die Schlacht von Novara (am 23. März) folgenden Waffenstillstandes vom 26. März 1849 mußte sich Sardinien abermals verpflichten, P. zu räumen, worauf bereits am 6. April die Oesterreicher wieder einrückten und unter Anderm die 1848 errichtete Bürgergarde auflösten. Inzwischen hatte am 14. März 1849 Herzog Karl II. Ludwig zu Gunsten seines Sohnes **Karl III.** die Regierung niedergelegt. Da aber dieser damals in London war, so wurde im Namen und Auftrag des abgehenden Herzogs durch den Befehlshaber des 2. österreichischen Armeecorps, Feldzeugmeister Baron d'Aspre, am 6. April zur Verwaltung des Landes eine Centraljunta niedergesetzt, während die oberste Civil- und Militärverwaltung der Feldzeugmeister Baron d'Aspre selbst übernahm, wie[illegible]neue Herzog Karl III. bereits unterm 24. März von London aus in einem Manifeste die Uebernahme der Regierung von seiner Seite verkündigt und dabei bestimmt hatte, daß bis zu seiner Rückkehr in das Land eine Kommission dasselbe verwalten sollte, wovon, sowie daß mit dieser Kommission die obengenannte Centraljunta gemeint sey, Baron d'Aspre das Land am 14. April wieder durch eine besondere Proklamation in Kenntniß setzte. Zur weiteren vollständigen Regelung der Verhältnisse wurden nun auch gleichzeitig (den 12. April) durch den österreichischen Generalmajor Kolowrat die Grafschaft Pontremoli und die andern Theile der Lunigiana besetzt, wie sie durch den florentiner Vertrag vom 28. November 1844 P. überwiesen worden waren. Laut Proklamation vom 27. August 1849 trat darauf Herzog Karl III., der schon am 17. Mai, jedoch zuerst nur auf kurze Zeit, nach P. gekommen war, die Regierung in Person an. Sein nächstes Bestreben war, das Regierungssystem vor 1848 wieder zu restituiren und das Beginnen des Volkes während der nächst vorhergegangenen Jahre zu ahnden. Schwer Gravirte wurden nach einem kurzen Verfahren hingerichtet, andere ausgepeitscht. Dem Lande verblieben darauf eine strenge Polizei und eine österreichische Besatzung. Jene polizeiliche Strenge aber traf nicht bloß Privaten, sondern selbst öffentliche Anstalten, so z. B. das Kollegium von San Lazzaro, in welchem eine Anzahl Jünglinge zum geistlichen Stande erzogen wurden. Durch herzogliches Dekret vom 26. August 1850 wurde diese Anstalt geschlossen, weil die geistlichen Herren politischer Umtriebe verdächtig geworden waren. Zu weiterer Sicherheit vor neuen Revolutionsversuchen wurde in Folge eines herzoglichen Dekrets vom 22. Oktober 1850 die Citadelle von P. zur Festung erklärt und umgewandelt. Im Uebrigen sind die letzten Jahre an P. vorübergegangen, ohne in historischer Beziehung irgend etwas von Interesse darzubieten. Doch scheint das Verhältniß zwischen dem Regenten und den Regierten sich hier nicht zum Bessern zu gestalten, namentlich da der erstere dem Engländer **Ward**, seinem Minister, seine ganze Gunst schenkte und von diesem sich leiten ließ. Im September 1852 wurde ein Zollvertrag mit Oesterreich abgeschlossen, welcher mit dem 1. Februar 1853 in Kraft trat. Vergl. **Affo, Storia della città di P.**, Parma 1792—95, 4 Bde.

Die gleichnamige **Haupt- und Residenzstadt** des Herzogthums, in einer fruchtbaren Ebene, an der Grenze von Modena, von dem Fluß Parma durchströmt, welcher die Stadt in zwei Hälften theilt, die durch 3 Brücken mit einander in Verbindung stehen, 286' hoch gelegen, ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat 5 Thore, eine Citadelle, breite und gerade, aber öde und leere Straßen, angenehme Promenaden, wenig größere Plätze, aber gut gebaute Häuser. Die zum Theil prächtigen Paläste stehen meist leer; andere, unter den Farnesen begonnen, sind unvollendet. Zu den ausgezeichnetsten Gebäuden gehören: das herzogliche Residenzschloß (Palazzo Farnese), aus einer Masse großer, aber unregelmäßiger Gebäude bestehend, mit einer reichen Gemälde- und Kunstsammlung, woraus jedoch schon 1734 die schönsten Stücke nach Neapel gebracht wurden, und dem be-

rühmten alten farnesischen Theater, das, 1618 erbaut, sich eben so sehr durch seine Dimensionen (es faßte 10,000 Zuschauer), als durch die darin beobachteten Regeln der Akustik auszeichnet und einst zu den Wundern Italiens gezählt wurde, aber jetzt unbenutzt und baufällig ist; der Gouvernementspalast, das Universitätsgebäude und die Privatpaläste der Familien Rangoni, San Vitale und Palavicini. In den Kirchen, deren es 35 gibt, findet man Meisterwerke von Correggio, Lanfranco, Parmegiano (Mazzuoli), Procaccino, Raphael, Annibale Carracci. Die Kathedrale, von griechischer und italienisch-gothischer Bauart, mit hohen Säulen und Gallerien und einem prächtigen Taufstein, dessen merkwürdige Skulpturen sich auf den Mithrasdienst beziehen sollen, besitzt in ihrer schönen Kuppel das berühmte, aber schadhaft gewordene Freskostück der Himmelfahrt der Jungfrau Maria, mitten unter Engeln und Heiligen, eines der schönsten Freskogemälde Correggio's. Andere ausgezeichnete kirchliche Gebäude sind: die Kirche San Giovanni, mit schönem Thurm und Kuppel von Correggio (stark beschädigt); die Kapuzinerkirche, mit dem Erbbegräbniß des Hauses Farnese; die Kirche der Madonna della Steccata, die schönste Kirche P.'s, mit Gemälden von Correggio; die Josephs-, Rochus-, Allerheiligen-, Pauls- und Heiligengrabskirche, letztere mit der Madonna della Scudella von Correggio. Die Kirche der heiligen Annunziata ist von ganz eigenthümlicher Form und besteht aus 10 ovalen Kapellen, die mit den Spitzen gegen denselben Mittelpunkt gerichtet sind; in derselben befindet sich eine treffliche Darstellung der Verkündigung Mariä von Correggio. P. hat 4 Klöster, 4 Hospitäler und ein Waisenhaus, und ist der Sitz der Centralbehörden und eines Bischofs. Anstalten für Wissenschaft und Kunst sind: die 1422 gestiftete Universität für Theologie, Medicin und Philosophie, mit anatomischem Theater, physikalischem und naturhistorischem Kabinet, chemischem Laboratorium, Sternwarte, botanischem Garten und mit etwa 500 Studenten; die Militärschule, die Taubstummenanstalt, das Collegio de Nobili, das bischöfliche Seminar, die Akademie der schönen Künste mit einer Gemäldegallerie und mit einer Bildungsanstalt für 150 Zöglinge in der Malerei, Bildhauer-, Bau- und Kupferstechkunst, das Ospizio delle Arti für Gesang, die trefflich ausgestattete öffentliche Bibliothek von 90,000 Bänden und vielen Manuskripten, das an Antiquitäten und Gemälden reiche Museum, unter Anderm mit der Tabula Trajana aus Vellusa, das Museum der Naturgeschichte und die in ganz Europa berühmte bodoni'sche Buchdruckerei, aus welcher eine Menge von Prachtwerken hervorgegangen ist. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Strümpfen, Porzellan, Zucker, Wachs, Glas, Seiden-, Hanf- und Barchentweberei, der Handel hauptsächlich auf Seide und Käse, sowie auf Kleinhandel; im Juni findet eine Art Messe für den Seidenhandel Statt. P. hat eine Handelskammer und ein Handelsgericht. Anmuthig ist die Promenade Stradone, die um einen Theil der Stadt läuft. Unterhaltung gewähren außerdem der Corso und das neue Theater. Zahlreiche Landhäuser und Gärten umgeben die Stadt. Hieher gehört das schöne herzogliche Lustschloß Palazzo Giardino, in edelm Styl gebaut, mit Fresken von Annibale Carracci, großartigen Gartenanlagen und einer Terrasse, die eine wunderschöne Aussicht gewährt. Etwas weiter nördlich, an der Parma, liegt das herrliche Lustschloß Colorno, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Erzherzogin Marie Luise. Nördlich von P. liegen auch die Ruinen der alten Stadt Velleja, die im 4. Jahrhundert durch einen Bergsturz verschüttet wurde. Eine treffliche Kunststraße (die alte Via Flaminia) führt nordwestlich durch die fruchtbarste Gegend der Ebene von P. nach dem 40 italienische Meilen entfernten Piacenza und weiter nach Mailand. P. ist der Geburtsort der Maler Mazzola (Mazzuoli) und Lanfranco, des Dichters Bondi und des Orientalisten de Rossi. Die Stadt P. ward 138 v. Chr. zur römischen Kolonie erhoben, durch Augustus vergrößert und verschönert und Colonia Julia Augusta benannt. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs hieß sie eine Zeitlang Chrysopolis (Goldstadt).

Parmegiano, Maler, s. Mazzuoli.

Parmelia (Schildflechte), Flechtengattung, s. Flechten. Zur Zeit der Kontinentalsperre erhielt die gelbe Baumflechte (P. parietina *Achat.*, Lichen parietinus *L.*) einen bedeutenden Ruf als Ersatzmittel der Chinarinde bei Wechselfiebern. In früheren Zeiten brauchte man sie besonders gegen Durchfälle und Ruhren, jetzt findet sie selten Anwendung. Sie enthält einen harzigen, gelben Farbestoff, Gummi, ätherisches Oel in geringer Menge, Extraktivstoff u. Gallussäure. P. saxatilis *L.* (P. Ophalodes *Achardh.*, Steinschildflechte), gemein, an Bäumen, altem Holze und Felsen, war vorzüglich als Hirnschädelmoos, Muscus cranii humani, Usnea cran. hum., wenn sie angeblich auf verwitterten Hirnschädeln gewachsen war, gegen Epilepsie und Veitstanz in Anwendung, wurde aber auch als Steinlebermoos, Steinmoos, Steinflechte, Lichen saxatilis, Herba Lichenis saxatilis, Muscus saxatilis, Herba Hepaticae saxatilis, gegen Durchfälle und Ruhren gebraucht.

Parmenides, aus Elea, der zweite bekannte Philosoph der von Xenophanes gestifteten eleatischen Schule (s. d.) und der eigentliche Mittelpunkt derselben, blühte um die Mitte des 5. Jahrhunderts, indem er 460 mit seinem Schüler Zeno nach Athen kam, wo er mit dem noch im ersten Jünglingsalter stehenden Socrates verkehrte. Die einzige Schrift des P. ist ein philosophisches Lehrgedicht in epischem Versmaß und jonischem Dialekt, dessen zahlreiche Fragmente Fülleborn (Züllichau 1795), vollständiger Brandis (Commentationes Eleaticae, Altona 1813), am ausführlichsten Karsten (Philosophorum Graecorum Reliquiae, Bd. I, Th. 2, Brüssel 1835) gesammelt und kommentirt haben. Die Lehre des P., außer seinen Fragmenten auch durch Plato, Aristoteles u. Andere beurkundet, schließt sich zunächst an die des Xenophanes an und theilt mit dieser die Tendenz, alle Vielheit und Veränderlichkeit des Seyns zu leugnen und Alles auf Eins zurückzuführen. Daß er die Unterschiede der Intelligenz bei den Menschen aus ihrer körperlichen Beschaffenheit herlei-

tete, ist nur eine Folge des eleatischen Realismus; da das Seyn auch das Denken ist, so ist das Denken seinerseits nur eine Weise des Seyns; das Ueberschüssige von Realität im Menschen ist Denken. Unter den Schülern des P. ist nach Zeno der bedeutendste Melissus, dessen Einfluß weit über die eleatische Schule hinausreicht.

Parmenion, Sohn des Philotas, Vertrauter des Königs Philipp, führte 356 v. Chr. einen glücklichen Krieg mit den Illyriern, zog 343 gegen Eretria und Oreus auf Euböa, und eröffnete 336 mit Attalus und Amyntas den Perserkrieg. Während sie in Aeolis beschäftigt waren, wurde Philipp ermordet. In den Jahren 335—334 nahm er Theil an den Berathungen über den persischen Krieg und war nach Alter und Verdienst der bedeutendste unter den Feldherren Alexanders, weshalb er auch an der Spitze der Phalangen stand. In der Schlacht am Granicus, sowie bei Issus u. Arbela führte er den linken Flügel. Im J. 330 wurde er, als muthmaßlicher Mitwisser einer Verschwörung gegen Alexander, mit seinem Sohne Philotas hingerichtet.

Parmentier, Antoine Augustin, ausgezeichneter Pharmaceut u. Agronom, geboren 1737 zu Montdidier, kam daselbst zu einem Apotheker in die Lehre und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Paris, wo sein Genie sich bald freie Bahn brach. Im Jahre 1757 ward er als Pharmaceut bei den Hospitälern der in Hannover operirenden Armee angestellt, erwarb sich hier die Kunst seines Chefs Bayen, ward von diesem dem Generalintendanten der Hospitäler, Chamousset, empfohlen und erhielt bald die zweite Pharmaceutenstelle. Mehr und mehr zeigte sich nun seine muthvolle Menschenliebe; sie trieb ihn, Hülfe zu bringen, ebenso an das von Epidemien verpestete Krankenbett wie in das Gewühl der Schlacht. Fünfmal gerieth er in Gefangenschaft, suchte aber in dieser Zeit unfreiwilliger Ruhe sich so nützlich als möglich zu machen. Bei dem berühmten Apotheker Meyer in Frankfurt fand er Gelegenheit, sich mit aller Liebe und Kraft der Chemie zuzuwenden, die damals in Deutschland einen höhern Standpunkt erreicht hatte, als in Frankreich. Nach Beendigung des 7jährigen Krieges kehrte er nach Paris zurück und besuchte die Vorlesungen Nollets, Rouelle's und Jussieu's. Im Jahre 1766 wurde er Apothekeradjunkt am königlichen Invalidenhause und 1772 Oberapotheker. Als bei der allgemeinen Hungersnoth, die 1769 das französische Volk drückte, die Akademie einen Preis auf die beste Abhandlung über diejenigen Vegetabilien aussetzte, welche das Brod ersetzen könnten, erhielt P. diesen Preis, indem er neben anderen Pflanzen insbesondere die Kartoffel empfahl und die Vorurtheile bestritt, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Anbau derselben verhindert hatten. Von Ludwig XVI. erhielt er ein Stück Sandboden zur Anpflanzung und brachte durch sein Beispiel den Anbau der Kartoffel allgemein in Aufnahme. Als P. während der Revolution zum Municipalbeamten vorgeschlagen wurde, widersetzte sich einer der Wähler, indem er zornig rief: „Er wird uns nichts als Kartoffeln zu essen geben! Er ists, der sie erfunden hat!" Auch der Ackerbau überhaupt und die Fabriken verdanken seinen vieljährigen Beobachtungen und Untersuchungen sehr viel. Während der Kontinentalsperre beschäftigte er sich auf Napoleons Befehl mit der Fabrikation des Traubenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarethe hatten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung erhalten. Im Jahre 1796 ward er Mitglied des Instituts, unter der Konsularregierung Generalinspektor des Medicinalwesens. Er † den 17. Dec. 1813 zu Paris. Seine Vaterstadt ehrte in neuerer Zeit sein Andenken durch Errichtung einer Bildsäule. Seine Schriften über die Kartoffel füllen 8 Bände. Außerdem schrieb er: „Le parfait boulanger" (Paris 1778); „Economie rurale et domestique" (8 Bde., das. 1790); mit Devaux „Précis d'expériences et observations sur les différentes espèces de lait" (Straßburg 1790); „Code pharmaceutique" (Paris 1802, 4. Aufl. 1811; deutsch von Jacquin, Wien 1812); „Nouvel aperçu des résultats obtenus de la fabrication des sirops etc." (Paris 1813).

Parmesankäse, ein fetter und schmackhafter italienischer Käse, dessen beste Sorten in der Gegend um Lodi, Pavia und Cremona, sowie im Gebiet von Brescia und Bergamo bereitet werden. Den Italienern ist dieser Käse eine Lieblingsspeise; gerieben kommt er an Suppen, Mehlspeisen und andere Gerichte; als Dessert dient er fast bei jeder Mahlzeit. Die Italiener haben zwei Sorten, Formaggio u. Stracchino, von denen die letztere fetter, weißer und delikater als die erstere ist. Nur der Formaggio kommt in den Handel, zu welchem Zwecke er in Form runder Schleifsteine, gewöhnlich das Stück $^1/_3$ Centner schwer, bereitet wird; zur Färbung wird Safran genommen. Nach Deutschland kommen vorzüglich die Käse von Valsasina und den östlichen Gegenden Mailands. Die im Mai gefertigten sind die besten und gesuchtesten. Man kann den P. drei u. noch mehr Jahre aufbewahren; in diesem Fall darf er aber nicht aufgeschnitten werden.

Parnassia (Einblatt, Parnasserkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen, charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch, die 5blätterige Krone mit 5 Nektarschuppen und 4 aufsitzenden Narben und die 1fächerigen, 4klappigen Kapseln mit Scheidewänden, ausdauernde Kräuter in Europa, Asien und Amerika. P. palustris *L.*, Sumpfeinblatt, weißes Leberkraut, Steinblume, auf feuchten, sumpfigen Wiesen, hat zierliche, weiße, einzeln auf 6—10 Zoll hohen Stengeln stehende Blüthen, herzförmige Wurzelblätter und stengelumfassende Stengelblätter. Früher waren das Kraut und die Blüthen, Herba et flores Hepaticae albae s. Parnassiae, officinell. Sie sind etwas bitterlich und gelind zusammenziehend. Sie wurden sowohl als ein harntreibendes Mittel, als auch vorzüglich gegen Augenkrankheiten angewendet. In Schweden kocht man die ganze Pflanze in Bier und wendet dieses Getränk bei Magenleiden, Sodbrennen u. dgl. an.

Parnassus, ein gleich dem Olympus, Helicon und Cithäron in der Mythologie der Griechen vielgenanntes Gebirge Griechenlands, das auch besonders als Sitz des pythischen Orakels von den Dichtern nicht nur als Mittelpunkt dieses Landes, sondern der ganzen Erde überhaupt be-

trachtet wurde. Im weitern Sinne versteht man darunter die ganze Gebirgskette, die sich vom Oeta und Corax südöstlich durch Doris und Phocis, welches sie vom Gebiete der Locri Ozolä u. Böotien trennt, hindurchzieht und sich unter dem Namen Cirphis (jetzt Xerovuni am Thale von Dhistomo) zwischen Cirrha und Anticirrha am korinthischen Meerbusen endigt. Im engern Sinne aber bezeichnet P. bloß den höchsten Kamm dieses Gebirgszuges, der von Neon und Tithorea 2 geographische Meilen südlich bis Delphi reichte, mit den beiden höchsten Spitzen Tithorea (jetzt Gerontobrachos) im Nordwesten, und Lycorea (jetzt Liakura) im Südosten in der Nähe von Delphi, an deren Abhang sich die korycische Höhle mit einer Menge Stalaktiten befand. Nach diesen beiden Hauptspitzen heißt der P. oft der zweigipfelige oder zweiköpfige; doch werden daneben auch noch andere Gipfel erwähnt; 5000 Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt, waren dieselben weithin sichtbar. Einer seiner höchsten Gipfel war auch der Schauplatz der bacchischen Orgien. Seine Abhänge waren stark bewaldet und hatten viele Klüfte und Abgründe. Am südlichsten Abhange lag das delphische Orakel, sowie die kastalische Quelle. Der Berg war dem Apollo u. den Musen, auch den korycischen Nymphen geheiligt. Daher man später von den Dichtern zu sagen pflegte, daß sie, um sich zu begeistern, den P. bestiegen. Auch poetische Wörterbücher erhielten den Titel **Gradus ad Parnassum** (s. d.). Der P. führt noch immer den alten Namen.

Parnes, hohes Waldgebirge in Hellas, das, als eine östliche, beim thriasischen Gefilde beginnende und sich bis zum See bei Rhamnus hinziehende Fortsetzung des Cithäron, die nördliche Grenze zwischen Attica und Böotien bilden half, reich an Wild, selbst wilden Schweinen u. Bären war, an seinem Fuße aber auch Wein hervorbrachte. Ueber seinen westlichen Theil führte ein von Böotien her leicht zu ersteigender und daher von den Athenern befestigter Paß aus Böotien nach Attica, von dessen Befestigungen sich noch Spuren erhalten haben. Auf dem Gipfel des P. stand eine eherne Bildsäule des Zeus Parnethios, sowie Altäre des Zeus, an welchen man das bevorstehende Wetter voraussehen wollte. Von diesen Altären aufleuchtende Blitze galten für ein glückliches Zeichen und dienten der großen pythischen Theorie als ein Signal, sich gen Pytho zu begeben.

Parnitz, einer der beiden Arme, in welche sich derjenige Oderarm, der nach der ersten Trennung des Hauptstromes bei Garz den Namen Oder fortführt, bei Stettin zertheilt.

Parny, Evariste Désiré Desforges, Vicomte de, berühmter französischer erotischer Dichter, geboren den 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, kam als Kind nach Frankreich, besuchte das Gymnasium zu Rennes, trat dann, um Trappist zu werden, in das Seminar St. Firmin zu Paris, änderte aber bald seinen Entschluß und schlug die militärische Laufbahn ein. Im Jahre 1773 machte er eine Urlaubsreise nach seiner Heimath, lernte dort eine 13jährige Kreolin, Esther de Baif, kennen, deren Andenken er nachher unter dem Namen Eléonore feierte. Da dieselbe nach dem Willen der Aeltern einen Andern heirathen mußte, so kehrte er 1775 nach Frankreich zurück und besang sein verlorenes Liebesglück in den „**Poésies érotiques**“, welche ihm den Namen des französ. Tibull erworben haben. Bald trieb die Unruhe ihn von Neuem fort. Er ging als Offizier mit nach Rio Janeiro und dann nach Ostindien; allein das seiner Gesundheit nachtheilige Klima bewog ihn zur Rückkehr nach Frankreich, wo er seit 1712 zwischen St. Germain und Marly in ländlicher Zurückgezogenheit lebte. Die Revolution brachte ihn um sein Vermögen, daher er sich auf die geringen Einkünfte eines untergeordneten Amtes beim Unterrichtsministerium beschränkt sah. Napoleons I. Gunst verscherzte er sich durch sein schmutzig-komisches Epos: „**La guerre des Dieux anciens et modernes**“, in 10 Gesängen (Paris 1799 u. ö.); erst 1803 gelang es ihm, in das Institut national aufgenommen zu werden. Späterhin erhielt er eine Stelle beim Steuerwesen und † den 5. Dec. 1814 zu Paris. P. gehört zu den begabtesten Dichtern Frankreichs; Leichtigkeit, Anmuth, Geist, Beweglichkeit und Phantasie zeichnen ihn aus, aber alle diese Talente dienen ihm nur zum Ausdruck der frivolen Sinnlichkeit und Spötterei. Den bereits erwähnten Gedichten an Ton und Inhalt ganz ähnlich sind: „**Le Paradis perdu**“, „**Les galanteries de la Bible**“, „**Déguisemens de Vénus**“ und „**Portefeuille volé**“, die von Neuem zusammen 1805 erschienen u. von der Polizei verboten wurden. Matt und langweilig sind seine späteren Produkte: „**Les Rose-croix**“, episches Gedicht in 12 Gesängen (1807), „**Goddam**“ in 4 Gesängen (2. Aufl. 1801), „**Isnel**“, eine Parodie auf die Eroberung Englands durch die Normannen, und „**Aslèga**“, ein skandinavisches Gedicht in 4 Gesängen. Für seine werthvollste Arbeit hielt er „**Les amours des reines et régentes de France**“, in 18 Gesängen, verbrannte sie aber während der Revolution. Gesammelt gab er selbst seine Gedichte heraus, mit Ausnahme der „**Guerre des Dieux**“, unter dem Titel: „**Oeuvres diverses**“ (2 Bde., Par. 1803); vollständiger sind die Ausgaben Paris 1808, 5 Bde., das. 1827, 3 Bde., von Tissot, und 1831, 4 Bde., von Béranger besorgt. „**Poésies inédites**“ von ihm gab Tissot (1826) heraus, die aber wenig Werthvolles darbieten.

Paro, kleine amerikanische Insel, zu Guatemala gehörig, an der Südwestküste, im Golf las Salinas, mit Perlenbänken an der Küste.

Parochie (v. Griech.), Kirchsprengel, in der alten Kirche der gesammte bischöfliche Sprengel, später eine einzelne, selbstständige Kirchengemeinde. Bei der immer mehr wachsenden Menge der Christen in Städten und auf dem Lande wurde die Sorge für eine gewisse Zahl Seelen (Parochianen) besondern Presbytern oder Pfarrern übergeben. Nächst der Mutterkirche umfaßt eine P. oft mehre Filialkirchen oder eingepfarrte Gemeinden. Die den Parochianen obliegenden Geld- oder Naturalleistungen, die zur Erhaltung des Kirchen- und Pfarrwesens dienen, nennt man Parochiallasten. Parochialkirche oder Pfarrkirche heißt die Hauptkirche, bei welcher ein Pfarrer angestellt ist, im Gegensatz zu den Filialkirchen, Parochialschule die gewöhnliche

Schule eines Kirchspiels. Die Entstehung solcher Schulen datirt von 529, wo auf einer Synode den Geistlichen (Parochi) geboten wurde, junge Leute zu sich in das Haus zu nehmen u. zu Geistlichen zu bilden. Später beschäftigten sich diese Schulen mit Volksunterricht, indem sie die gelehrte Bildung junger Leute den Kathedralschulen überließen. In Deutschland that besonders Karl der Große viel für Einrichtung von solchen Schulen.

Parochus (v. Griech.), der Spender, Darreicher, daher s. v. a. Pfarrer, vielleicht als Austheiler geistlicher Speise, geistlicher Versorger der Heerde.

Parodie (v. Gr.), eigentlich Nebengesang, in der Rhetorik die Umformung einer ernstlich gemeinten Rede eines Andern in eine scherzhafte, satyrische Phrase, unter möglichster Beibehaltung derselben Worte; in der Poetik eine besondere Dichtungsart, in welcher ein ernst gehaltenes poetisches Erzeugniß in ein anderes selbstständiges, komisch-satyrisch gehaltenes unter Beibehaltung der ursprünglichen Form umgebildet (parodirt) wird. Von der Travestie (s. d.) unterscheidet sich die P. hauptsächlich dadurch, daß letztere sich lediglich an das Aeußere hält und die vorgefundene dichterische Einkleidung eines ernsten Stoffs nur zur Darstellung eines lächerlichen benutzt, während Travestie den dargestellten Gegenstand selbst angreift und die Mängel in seiner Auffassung u. Behandlung, namentlich das falsche Pathos, aufzudecken sucht. Beide Dichtungsarten haben aber das Gemeinsame, daß sie durch den Kontrast wirken und auf Erweckung der Heiterkeit gerichtet sind. Der Gebrauch der P. gehört dem früheren griechischen Alterthum an, welches vorzugsweise einzelne Stellen der homerischen Gesänge zu parodiren pflegte, während größere kunstvollere P.n ganzer Gesänge und Lieder, wie die Batrachomyomachie, erst einer spätern Zeit ihren Ursprung verdanken. Als Erfinder der P. wird Hipponax (530 v. Chr.) genannt, welcher dieser Dichtungsgattung wenigstens eine bestimmte Kunstform verlieh. Die älteren Gedichte des Homer und des Hesiod boten diesem, wie dem Xenophanes den Stoff dar, und ebenso finden wir auch bei den Elegikern, wie Asius, Solon, Crates von Theben u. And., mehrfach die Spuren von P.n früherer, besonders homerischer Poesien. Daß die P. auch in die attische Komödie überging, lag in der Natur der Sache; Aristophanes hat sie trefflich zu handhaben gewußt. Bei den Römern finden sich erst zu den Zeiten des Verfalls der Sprache und der Literatur der P. ähnliche Erscheinungen. Unter den neueren Nationen erhielt diese bei den Franzosen großen Beifall. Die besten deutschen P.n sind von Mahlmann („Herodes vor Bethlehem", auf Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg"), Röller („Der Kaffee", auf Schillers „Glocke") und Schütz. Vgl. Solbrigs „Almanach der P.n", Leipzig 1817—20, 2 Bdchn. Das Geschichtliche der P. hat Moser in Daubs und Creuzers „Studien", Bd. 6, entwickelt. Vergl. dessen „Parodiarum exempla" (Ulm 1819) u. Weland, „De praecipuis parodiarum homericarum scriptoribus" (Göttingen 1823).

Parodos (griech.), Parodist, Travestirer, der zum Lachen oder Spott einen Gesang nachahmt, im tragischen Chor der Anfang des Gesanges, wo der ganze Chor sang, doch so, daß bisweilen der Coryphäus allein in anapästischen und trochäischen Sylbenmaßen unter Begleitung der Flöte deklamirte.

Parökie (v. Griech.), Niederlassung eines Fremden auf einem Staatsgebiete ohne Staatsbürgerrecht.

Paroemiacus versus (lat.), abgekürzter Dimeter, Dimeter mit thetischem Schluß, Dimeter catalecticus.

Parömie (v. Griech.), Sprüchwort, Sinnspruch, Denkspruch; auch s. v. a. Fabel; insbesondere auch Rechtsregel in Sprüchwörtern.

Parömiographen (v. Griech.), in der spätern griechischen Literatur die Sammler der alten griechischen Sprüchwörter. Die bedeutendsten sind Zenobius oder Zenodotus und Diogenianus aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., ferner Gregorius aus Cypern, der um 1283 Patriarch von Konstantinopel war, und Michael Apostolius aus Byzanz, der 1450 aus Griechenland nach Italien flüchtete. Schon Plutarch soll zwei Bücher Sprüchwörter verfaßt haben; doch ist Das, was wir unter diesem Namen jetzt noch von ihm besitzen, ein späteres Machwerk. Vgl. Gaisford, Paroemiographi graeci, Oxford 1836, und Leutsch und Schneidewin, Corpus paroemiographorum graece, Göttingen 1839, Bd. 1.

Parönien (v. Griech.), Trinklieder.

Parole (franz.), Wort; Ehrenwort; im Kriegswesen eine Art Erkennungsworte, gewöhnlich der Name einer Stadt, s. Feldgeschrei; dann die tägliche, in der Regel mit der Wachtparade verbundene Versammlung der Offiziere, in welcher die P. gegeben wird; daher Parolebefehl, die bei diesen Versammlungen erlassene Ordre, und die Redensart: Zur P. gehen.

Paroli (ital.), s. v. a. das Doppelte, ein besonders im Pharospiel üblicher Ausdruck; hat nämlich ein Spieler auf eine Karte seinen Einsatz gewonnen und läßt er, ohne den Gewinn anzunehmen, den Einsatz unter Bezeichnung der Karte durch einen Kniff stehen, oder besetzt er damit unter gleicher Bezeichnung eine andere Karte, welche hierauf wieder gewinnt: so daß er den dreifachen Einsatz gewinnt, so sagt man: er hat ein P. gemacht u. gewonnen; daher sprüchwörtlich: Jemandem ein P. bieten, Jemandem auf einen Streich einen ähnlichen Streich entgegensetzen.

Parolini, Giacomo, Maler von Ferrara, genoß zu Turin den Unterricht Peruzzini's, fand dann in Bologna an C. Cignani einen zweiten Meister u. erhielt durch zierliche Zeichnung, Eigenheit und Fülle seiner Kompositionen, liebliche Farbe, besonders des Fleisches, den Namen seiner zweiten Schule aufrecht. Gern brachte er Nackte in seinen Bildern an, besonders Kinder. Seine Bacchanale, seine albanischen Reigen und Launen waren in Ferrara sehr zahlreich. Im Dome daselbst sind drei Altarbilder von ihm; besonders berühmt machte ihn aber die Apotheose des heiligen Sebastian an der Decke in der Kirche dieses Heiligen zu Verona. P. † als der letzte gute

Maler der ferrarischen Schule 1733 im 70. Lebensjahre.

Paromöon (griech.), Wiederholung derselben oder ähnlicher Wörter, als: mala mali malo meruit mala maxima mundo.

Paromologie (v. Griech.), verstelltes Zugeben, in der Rhetorik Figur, die darin besteht, daß der Redner etwas von selbst zugesteht, oder dem Gegner einräumt, dann aber durch Gründe dasselbe wieder entkräftet.

Paronomasie (v. Griech.), s. Annomination.

Paronychie (v. Griech.), der Nietnagel, Neidnagel; auch Nägelgeschwür.

Paronyma (griech.), die von einem Worte abgeleiteten oder gebildeten, mithin stammverwandten Wörter, z. B. eques — equus, reden — Rede — Redner; Paronymie, die Ableitung eines Wortes aus einem andern; Paronymik, Lehre von der Ableitung der Wörter.

Paropamisus, ziemlich steiles Gebirg im mittlern Asien, mit den Quellen der Arme des Indus und auf der Nordseite mit denen des Oxus, jetzt Hindu Khu (Kochi Baba) und Hindukusch. Es bildete einen Zweig des Taurus (s. d.) u. die westliche Fortsetzung des Emodus oder Himalaya (s. d.) und trennte Baktrien von dem Lande der Paropamisaden, einer aus mehren Stämmen bestehenden Völkerschaft, deren Land bisweilen auch P. genannt wird und deren Gebiet zwischen dem Indus, Arachosia und Aria, im jetzigen Afghanistan, lag. Mit bewundernswürdiger Kühnheit und unter den größten Beschwerden wurde der P. von Alexander dem Großen auf seinem Eroberungszuge überstiegen. Auch hieß so ein Fluß im nördlichen Asien, der sich in den nördlichen Ocean ergoß, wahrscheinlich der heutige Obi.

Paros, jetzt auch Paro, griechische Insel, zum Departement der mittlern Cykladen gehörig, im ägäischen Meere, westlich von Naxos und südlich von Delos, schon im Alterthum wegen ihres ausgezeichnet schönen Marmors (parischer Marmor) berühmt, aus dem viele vom Alterthum uns hinterlassene Meisterwerke verfertigt worden sind. P. hat mit dem dicht darangelegenen Antiparos (s. d.) und einigen andern kleinen Inseln 5 □Meilen und 8000 Einwohner. In der Mitte erhebt sich der Berg St. Elias. Die Marmorbrüche liegen ¾ Stunde von der Stadt P. in einem Thale, die Löcher, u. noch ¼ Stunde weiter in einem zweiten Thale, die Höhlen genannt. Im ersten Thale (den Löchern) laufen die beiden Bergzüge ½ Stunde lang fort, bis man endlich hinter ungeheuern aufgeschichteten Massen des Abfalls an die klaffenden Bergöffnungen gelangt, in denen einst aus noch jetzt unerschöpften Lagen die Marmorblöcke gebrochen wurden u. die sich als Stollen in das Innere hineinziehen. Im zweiten Thale (den Höhlen) ist das große Marmorlager wie in Stufen abgearbeitet, und man könnte heute gerade da fortsetzen, wo die Alten aufgehört haben. P. ist nicht gut bewässert, indem die ganze gebirgige Insel aus Marmor besteht, Bäche gänzlich fehlen u. das einzige Wasser aus Brunnen kommt, die zur künstlichen Bewässerung dienen; die Insel ist daher wenig (nur ⅕ des kulturfähigen Bodens) bebaut. Produkte sind viel Baumwolle, Wein, etwas Getreide, einige Südfrüchte, gute Schafe, Ziegen, Schweine, viel Rebhühner, Holztauben 2c. Die Insel ist kaum noch ein Schatten der frühern Zeit und hat 1 Stadt, 6 Dörfer und 3 gute Häfen (Naussos oder Naussa, Treo oder Trion u. Paros), die von jeher den Seeräubern zum Zufluchtsorte dienten. P. ist das Vaterland des Dichters Archilochus u. des Malers Polygnotus. Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt daselbst heißt jetzt Parichia (s. d.). Die ersten bekannten Bewohner von P., das früher Platäa (die Breite) hieß, waren Karer, dann war es dem ägyptischen König Sesostris und um 1400 v. Chr. den Kretern unterworfen. Hierauf kam es an die Phönicier und dann an die Arkadier, deren Anführer Paros der Insel den Namen gab. Es gelangte schon frühzeitig durch Handel und Schifffahrt zu Wohlstand und Ansehen und stiftete die Kolonie Parion in der Propontis. Da die Bewohner der Insel den Persern Beistand geleistet hatten, sollten sie von Miltiades bestraft werden; allein der Angriff mißlang, und erst nach den Perserkriegen erkannten sie Athens Oberherrschaft an. Nach Alexander kam P. unter den ägyptischen König Ptolemäus Lagi, dann wieder an Athen u. zuletzt an die Römer. Im Jahre 1207 wurde es zum Herzogthum Naxos geschlagen. In der Folge kam es als Mitgift einer Sanuda an das Haus Sommariva, im 15. Jahrhundert auf dieselbe Weise an das Haus Venier und dann an die Türken. Am 10. Juli 1651 wurden die Türken bei P. zur See von den Venetianern unter Mocenigo geschlagen, durch die es seine Hauptzierde, die Oelbäume, verlor. Durch den Druck der Türken kam es noch weiter herunter. Im Hafen Naussa legten die Russen 1770 eine Kolonie an. An Griechenland kam P. im griechischen Freistaatskampf. Vgl. Roß, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, Stuttgart 1841—43.

Parotis (griech.), die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis), die größte der Mundspeicheldrüsen, ist von länglichrunder, 3seitiger, platter Gestalt, liegt an der Seitenfläche des Kopfes vor und unter dem äußern Ohr, so daß sie zum Theil den hintern Rand des Kaumuskels und des untern Maxillarzweiges bedeckt, zum Theil mit ihrer hintern und dickern Portion in den Zwischenraum zwischen dem Unterkieferast und Zitzenfortsatz eindringt.

Parotitis (griech., Ohrspeicheldrüsenentzündung, Ohrdrüsenbräune, Ziegenpeter), die häufig epidemisch vorkommende, sicht- und fühlbare, bald stärkere, bald geringere, mehr oder weniger harte und schmerzhafte entzündliche Anschwellung einer oder beider Ohrspeicheldrüsen, bald von Fieber begleitet, bald ohne dasselbe. Zuweilen, besonders wenn die Krankheit epidemisch auftritt, gehen Vorboten, wie allgemeine Mattigkeit, Gliederschmerzen, selten mit fieberhaften oder gastrischen Zuständen, voraus; hierauf entsteht die Geschwulst, welche sich in der Regel an der Ohrdrüse allein, oder wenigstens zuerst und am stärksten zeigt, aber auch nicht selten auf die Maxillardrüsen und Mandeln sich ausbreitet u. selbst

die Muskeln und das Zellgewebe ergreift, das Gesicht entstellt und den Hals oft in gleicher Dicke des Kopfes auftreibt. Behalten, was gewöhnlich der Fall ist, die leidenden Theile ihre natürliche Farbe, so ist der Schmerz nicht bedeutend, mehr spannend; indessen steigert er sich oft zu dem heftigsten Grade, wenn die Geschwulst eine rosenartige Entzündung annimmt, wobei sich auch jedesmal Fieber einstellt. Das Oeffnen des Mundes, das Kauen und Schlingen ist erschwert und schmerzhaft. Gewöhnlich um den 4. und 5. Tag, zuweilen aber erst den 6. und 7., ja selbst den 14. erfolgt die Krise, indem ein reichlicher Schweiß auf der Geschwulst ausbricht oder bald allgemein wird und öfter von Durchfällen und vermehrter Urinsekretion begleitet ist. Die Geschwulst zertheilt sich dann rasch und geht überhaupt nicht leicht in Eiterung über, doch bleibt zuweilen die Haut längere Zeit ödematös. Dies ist der Verlauf, wenn die Krankheit wie gewöhnlich gutartig ist. Allein manchmal erfolgt um die Zeit der Krise entweder von selbst, oder nach unzweckmäßiger Behandlung eine merkwürdige Metastase, indem die Geschwulst plötzlich sinkt, die ursprüngliche Krankheit ganz und gar verschwindet und ein oder beide Hoden mit Schmerz und Entzündung, sowie mit neuem Frost und Fiebererscheinungen anzuschwellen anfangen und denselben Krankheitsverlauf durchmachen wie die P. Bei dem weiblichen Geschlecht geschieht diese Metastase nach den Brüsten oder noch häufiger nach den Genitalien, besonders den Eierstöcken. Die Metastase kann aber auch nach dem Gehirn, den Lungen u. selbst nach dem Magen erfolgen. Wahrscheinlich erklären sich diese Metastasen durch die rheumatische Natur der P. Der Winter und das Frühjahr, naßkalte, nebelige und unbeständige Witterung, Erkältung, feuchte Wohnung, besonders feuchte Schlafstellen sind die häufigsten Ursachen. Außerdem sind ihr gallichte Konstitutionen mehr unterworfen. Nach übereinstimmenden Beobachtungen soll sie den Menschen jedoch nur einmal befallen. In manchen Gegenden, z. B. in Oberitalien, England u. der Schweiz, kommt sie auch endemisch vor. Man unterscheidet eine primäre u. sekundäre P. Erstere ist gewöhnlich einfach, epidemisch u. rheumatisch-katarrhalischer Natur; letztere dagegen erscheint sporadisch und ist entweder kritisch, z. B. in nervösen Fiebern, Scharlach ꝛc., wobei sie aber fast stets in Eiterung ausgeht (**P. critica s. suppurans**), oder sie ist Metastase oder Begleiter einer Hautkrankheit, besonders der Flechten (**P. impediginosa**), oder Folge von Quecksilberreizung (Merkurialparotitis). Die Krankheit ist im Ganzen gutartig, wohl selten tödtlich. Wird indessen die Geschwulst zu früh zurückgetrieben durch Erkältung, unzweckmäßige Behandlung u. dgl., erfolgen Metastasen oder Eiterung, so kann sie auch bösartig und langwierig, ja bei Metastasen nach dem Gehirn tödtlich werden. Die Behandlung ist verschieden nach den verschiedenen Graden der Krankheit. Ist sie gelind u. ohne Fieber, so heilt sie die Natur von selbst, wenn sich der Kranke vor Erkältung, Nässe u. dgl. hütet. Bei mäßigem Fieber gibt man eine gelinde, abführende salinische Mixtur, Bittersalz, **Tartarus tartaris** mit kleinen **Tartarus stibiatus**, od. ein **Infusum florum Sambuci** mit Nitrum u. Oxymel, des Abends, wenn es nöthig ist, ein Klystier. Die Geschwulst bedeckt man mit Leinwand oder Flanell. Kräuterkißchen werden zu Anfang nicht vertragen, später aber, wenn die entzündliche Spannung nachgelassen, wendet man sie nebst innerlichen diaphoretischen Mitteln, wie **Liquor Mindereri** oder ein dover'sches Pulver, sowie Einreibungen von **Linimentum volatile camphoratum**, nach den Umständen auch Aderlaß u. Blutegel an. Innerlich werden antiphlogistische Abführmittel aus Tamarinden, Nitrum u. Glaubersalz oder **Cremor Tartari solabilis**, nächstdem Fußbäder mit Senfmehl und Klystiere angeordnet. Auf die Geschwulst macht man Kataplasmen aus Leinsamenkleie und Fliederthee in Milch gekocht, wobei jedoch jede Verkühlung zu vermeiden ist. Als Regel gilt, daß man, falls die örtlichen Mittel nicht vertragen werden, ungesäumt davon ablasse und die Geschwulst bloß mit einem trockenen Tuche vor der äußern Luft bewahre, indem sonst leicht Metastasen entstehen. Droht letztere und ist die Geschwulst im Einsinken begriffen, so legt man sogleich einen Vesikator über dieselbe. Hat eine Metastase nach den Hoden vollständig Statt gefunden, so behandelt man dieselbe gerade wie die P. Droht von hier aus eine neue Metastase, z. B. nach dem Gehirn, so wird das ganze Scrotum mit einem blasenziehenden Umschlag, am besten mit dem hufelandschen Epispastikum aus 1 Unze Fett und 1 Drachme Kantharidenpulver bedeckt. Metastasen nach den weiblichen Brüsten und Genitalien behandelt man ebenso. Bei Metastasen nach dem Magen gibt man Pfeffermünz-, Kamillenthee, eine ölichte Emulsion mit einigen Tropfen Laudanum, oder eine **Potio Riverii**, beruhigende Klystiere u. auf die Herzgrube einen Umschlag von rothem Wein, Brod u. Gewürzen, oder das **Emplastrum aromaticum**. Abscesse der Parotis oder der Hoden werden durch reizende Umschläge gezeitigt und bald geöffnet. Zurückgebliebene Verhärtungen sucht man durch Einreibungen von **Unguentum Neapolitanum, Ung. volatile**, Jodsalbe u. dgl. zu zertheilen. Sollte sich in Folge einer Metastase wirklich Entzündung des Gehirns, der Lungen oder des Magens ausgebildet haben, so muß diese durch Antiphlogose nach den Regeln der Kunst bekämpft, zugleich aber auch das Zurückrufen der Geschwulst in der Parotis oder den Hoden ꝛc. möglichst fortgesetzt werden.

Paroxysmus (v. Griech., lat. **exacerbatio**), eigentlich Verschärfung, wird bei Krankheiten, welche mit periodisch wiederkehrenden Anfällen von Fieber, Krampf, Delirium ꝛc. verbunden sind, von der Zeit gebraucht, in welcher diese Erscheinungen eintreten u. gleichsam den höchsten Punkt bezeichnen, welchen die Unordnung im Organismus unter den vorhandenen Umständen erreichen kann.

Parpaglione (Parpajole, Parpaliolle, Parpayolle, Parpirolle), kleine Silbermünze von verschiedenem Werthe, die besonders in Savoyen, Mailand und Genua geprägt wird. Die savoyischen und genuesischen P.s gelten 1 Soldo und 8 Denari und resp. 2 Soldi, demnach ungefähr 9 Pfennige und resp. 1 Groschen nach unserm Gelde; die mailändischen dagegen gelten nur etwa 5—6 Pf. Auch ist P. Rechnungsmünze

in Cläven u. im Veltlin, wo der P. zu 3 Bluzger (s. d.) gerechnet wird.

Parpaillots, Name der Reformirten in Frankreich, ehe das Edikt von Nantes erschien. Die Veranlassung zu dieser Benennung gab die Enthauptung des Präsidenten von Orange u. Herrn von Parpaille, Johann Perrins, welche am 8. August 1562 auf Befehl des päpstlichen Nepoten Franz Fabricius Serbelloni zu Avignon erfolgte. Bei der Belagerung von Montauban wurde der Name P. wieder hervorgesucht, und er erhielt sich auch späterhin im Munde des gemeinen Volkes.

Parquerolles, französische Insel, eine der heiligen Inseln, im Meerbusen von Marseille, gehörte sonst, als Prote, zu den Stöchiaden.

Parquet (v. Franz.), ein abgesonderter Raum; in Frankreich bei den öffentlichen Gerichtssitzungen ein für die höhern Beamten reservirter Raum; auch das Gerichtspersonal selbst; im Theater die vordersten Bankreihen im Parterre. Ueber Parquetfußböden s. Fußboden.

Parqueten, in Oesterreich die ordinären Fußteppiche, werden in getäfelten Mustern zu Baden bei Wien in großer Menge u. verschiedener Größe verfertigt.

Parr, Samuel, berühmter englischer Philolog und Schulmann, geboren den 15. Januar 1747 zu Harrow in Middlesex, ging 1765 nach Cambridge, um sich den klassischen Studien zu widmen, u. ward bereits 1767 Unterlehrer an einer Schule. Im Jahre 1771 gab er diese Stelle wieder auf u. errichtete eine eigene Erziehungsanstalt. Da er sie jedoch aus Mangel an Mitteln nicht halten konnte, ward er 1777 wieder Schulmann, promovirte 1781 zu Cambridge als Doktor der Rechte und erregte durch seine Kenntnisse und Beredsamkeit so viel Aufsehen, daß er zuerst eine Domherrnstelle an der Paulskirche zu London, dann 1786 die Pfarre zu Hatton in Warwickshire erhielt, wo er zugleich eine Erziehungsanstalt errichtete. Wegen seiner Bekanntschaft mit Priestley traf der gegen Letztern gerichtete Volkssturm auch ihn, und nur mit Mühe konnte er seine Bibliothek retten. Um dieselbe Zeit (1793) ward er wegen einer strengen Recension der Ausgabe des Horaz von Dr. Combes in einen weitläufigen Federkrieg verwickelt, in welchen man selbst die Politik verflocht. Da man seine Anhänglichkeit an die Whigs einem Jugendlehrer nicht angemessen fand, so gab er 1801 seine Erziehungsanstalt, sowie seine Pfarrstelle auf, um, im Genuß einer ihm von Sir Francis Burdett ertheilten Pfründe und vom Whigklub unterstützt, in Zurückgezogenheit zu Hatton seinen literarischen Studien zu leben. Er † den 26. März 1825. P. ist nicht nur durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch viele Sonderbarkeiten, zu denen unter andern eine besondere Neigung zum Glockenläuten gehörte, berühmt geworden. Von seinen philologischen Arbeiten ist wenig gedruckt worden, zum Theil wegen seiner unleserlichen Handschrift; doch unterstützte er seinen Freund Barker bei der neuen Bearbeitung des stephanschen griechischen Thesaurus in mehrfacher Hinsicht; auch sind insbesondere seine durch Klassicität ausgezeichneten lateinischen Grabschriften geschätzt. Er gab seit 1760 seine Schriften heraus, unter denen die Rede gegen Godwin, 1800, und die „Characters of Charles James Fox" wichtig sind. Vergl. Johnstone, The works of Sam. P. with memoir of his life and writings and a selection of his correspondence, 8 Bde., London 1828; Barker, Parriana or notices of the Rev. Sam. P., das. 1828—29, 2 Bde.; Field, Memoirs and correspondence of the late Sam. P., das. 1828, 2 Bde.

Parracal (Perkal, Katt), ein baumwollenes Zeuch, das glatt gewebt ist, wie Kattun, aber aus feineren Fäden besteht und sehr dicht gearbeitet wird.

Parret, Fluß in der englischen Grafschaft Somerset, entspringt östlich von Crewkerne in der Grafschaft Dorset, fließt von Südosten nach Nordwesten in den Bristolkanal und nimmt die Nebenflüsse Isle und Tone links, Yeo rechts auf.

Parrhasius, griechischer Maler aus Ephesus, Sohn und Schüler des Euenor, ließ sich in Athen nieder und blühte um 400—380 v. Chr. Er war der Erste, welcher die Verhältnisse genauer beobachtete, in die Gesichtszüge Lebhaftigkeit und Anmuth brachte, richtige Umrisse lieferte und den Kreis der malerischen Darstellung erweiterte. Die Künstler bedienten sich daher seiner Zeichnungen, wovon sich viele auf Holz oder Pergament erhalten hatten, als Studien. Bei seinen Vorzügen aber hatte er ein so übermäßiges Selbstbewußtseyn, daß er sich den Großmeister und Vollender der Kunst nannte, eitle Epigramme auf viele seiner Werke setzte, einen Purpurmantel, goldene Krone u. einen mit Gold eingelegten Stab trug u. sich für einen Abkömmling Apollo's ausgab, weil dieser den Beinamen Parrhasius führte. So malte er auch den Hermes nach seinem eigenen Bilde. Mit Timanthes aus Samos wetteiferte er in einem Gemälde, welches den Ajax vorstellte, wie er mit Odysseus um die Waffen des Achilles kämpft. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, äußerte er spöttisch: es sey ihm um den Helden leid, daß er zum zweiten Male so unwürdig behandelt worden. Unter Anderem malte er auch den gefesselten Philoctet und Odysseus, wie er sich wahnsinnnig stellt. An sein Bild des gefesselten Prometheus am Kaukasus knüpft sich eine alte Sage, welche das neuere Mährchen von Michel Angelo erzeugt haben dürfte. P. soll nämlich einen gekauften Sklaven zu Tod gemartert haben, um den Ausdruck seines Leidens zu finden. Bekannt ist sein Wettstreit mit Zeuxis, dessen gemalte Traube die Vögel anlockte, während des P. gemalter Vorhang selbst den Zeuxis täuschte. Außerdem wurden von den Alten viele Bilder des P. aufgeführt. Eins seiner kanonischen Bilder war Theseus, welchen man später auf dem Kapitol sah (vielleicht dasselbe Bild, gegen welches Euphranor sich brüstete: der Theseus des P. sey mit Rosen gefüttert, der seinige aber mit Rindfleisch).

Parrhesie (v. Griech.), Freimüthigkeit im Reden, auch leichter, natürlicher, ungezwungener Anstand.

Parricida, Einer, der sich des Verbrechens eines Parricidium (s. d.) schuldig gemacht hat; insbesondere Beiname des Herzogs Johann von Schwaben [s. Johann 13)], weil er 1308 in Verbindung mit einigen Rittern seinen Oheim

Albrecht I. von Oesterreich [s. Albrecht 1)] ermordete.

Parricidium (Paricidium, lat.), bei den Römern früher jedes schwere todeswürdige Verbrechen gegen den römischen Staat od. einen römischen Bürger; später speciell Vatermord. Schon das älteste römische Recht, welches überhaupt eine jede Impietät gegen die Aeltern streng ahndete, bedrohte insbesondere die Ermordung der eigenen Aeltern mit einer außerdem ganz unerhörten Strafe. Es war dieses die Poena cuelli, wobei der Vatermörder, zugleich mit gewissen verachteten und unter einander unverträglichen Thieren, einem Hunde, einem Affen, einer Schlange und einem Hahne, in einen Sack eingenäht in das Meer oder in den Fluß geworfen wurde. Anderer Verwandtenmord war dagegen früher nicht gesetzlich ausgezeichnet. Erst später ward durch die Lex Pompeja de parricidis der Fall, wenn Jemand eine durch Verwandtschaft oder sonstige ähnliche Verhältnisse, namentlich der Affinität, der Ehe, oder des Patronats, mit ihm besonders verbundene Person absichtlich zu tödten versuchte, besonders hervorgehoben. Doch war auch jetzt die darauf gesetzte Strafe keine ungewöhnlich strenge. Obschon die Carolina das P. nicht als besondere Art des Mordes hervorhebt, so schließt sie sich doch dem römischen Recht an, in sofern sie nach der Bedrohung des Mordes und Todtschlages erklärt, daß die dem Mörder angedrohte Strafe des Rades noch durch vorausgehendes Reißen mit glühenden Zangen, oder durch Schleifen zur Richtstätte geschärft werden solle, wenn der Mord an hohen trefflichen Personen, an des Thäters eigenem Herrn, an dem eigenen Ehegatten, oder an nahe gesippten Freunden verübt worden, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, theils daß es ein wahrer Mord, theils daß dem Thäter dieses sein persönliches Verhältniß zu dem Ermordeten wirklich, und zwar schon bei der Verübung des Mordes selbst, bekannt war. Die neueren Strafgesetzgebungen zeichnen entweder das P. gar nicht weiter durch härtere Strafandrohung aus, oder doch nur durch Nebenbestimmungen, die sich auf die Bestrafung der Theilnehmer, der Gehülfen u. des Versuches beziehen. Vgl. Osenbrügen, Das altrömische Parricidium, Kiel 1841.

Parris, E. T., Genremaler zu London, vorzüglicher Künstler unserer Zeit. Seine Blätter zeichnen sich durch Anmuth der Motive, durch Eleganz der Form, durch Glanz der Färbung und durch zarte Vollendung aus. Im Jahre 1831 bewunderte man das Bild der Braut, eine der lieblichsten Gestalten, die je ein Pinsel schuf. Aechter Humor, charakteristische Wahrheit und, wenn es der Gegenstand erfordert, kräftige Behandlung sind die Hauptvorzüge seiner übrigen Bilder. Nicht minder trefflich sind auch seine Bildnisse. J. E. Bromley und T. Lupton stachen nach ihm: Le serment trahi und Le premieur Amour; Wagstaff das Bildniß der Königin Victoria in schwarzer Manier.

Parrocel, 1) Josephe, französischer Maler u. Radirer, geboren zu Brignoles 1648, machte im historischen Fache glückliche Studien, ging dann als Kirchenausmaler nach Marseille und bildete sich später in Rom unter Bourguignon zum Schlachtenmaler. Seine Werke wurden sehr geschätzt, selbst in Italien und England, wohin mehre wanderten. Im Jahre 1675 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde in Paris Mitglied der Akademie. Von Louvois beauftragt, stellte er in einem der großen Säle des Invalidenhauses die Siege Ludwigs XIV., im Schlosse zu Versailles noch andere königliche Großthaten dar. Die Kathedrale zu Paris besitzt von ihm ein sogenanntes Maigemälde von 1694, die Predigt des Täufers Johannes in der Wüste; außerdem bewahren das Schloß zu Versailles, das Hotel der Invaliden zu Paris, das Rathhaus zu Toulouse und andere Orte Denkmäler seiner Kunst. P. lieferte radirte Blätter, unter andern Les mystères de la vie de Notre Seigneur ꝛc., 27 Blätter. Er † 1704.

2) Pierre, Maler und Radirer, Neffe und Schüler des Vorigen, geboren 1664 zu Avignon, widmete sich mehr dem historischen Fache, worin er sich später unter Leitung Karl Maratti's in Rom vervollkommnete. Unter seinen Werken zeichnen sich der wunderbare Fischzug und die Auferstehung u. Himmelfahrt Christi aus, welche er zu Avignon für die Kapelle der weißen Büßenden entwarf. Sein umfangreichstes Werk befindet sich in einer Gallerie des Hotel Noailles in St. Germain-en-Laye und stellt in 16 Gemälden die Geschichte des Tobias dar; sein Meisterstück aber ist die von dem Jesuskinde gekrönte Mutter Gottes in der Marienkirche zu Marseille. P. verband mit Grazie der Zeichnung und des Kolorits Festigkeit der Ausführung und Harmonie des Effekts. Auch lieferte er mehre sehr geistreiche Radirungen, Pastorales, Kindergruppen, ländliche Figuren in Gruppen, Bettler ꝛc. Er war Mitglied der Akademie zu Paris u. † daselbst 1739.

3) Charles, Maler und Radirer, Sohn von P. 1), wurde 1688, nach Andern 1689 zu Paris geboren und von Th. de la Fosse zum Geschichtsmaler gebildet. Hierauf begab er sich nach Italien, kehrte nach einigen Jahren nach Paris zurück und wandte sich mit Vorliebe der Schlachtenmalerei zu. Um die Natur treuer zu studiren, nahm er, obgleich er Mitglied der Akademie und selbst seit 1745 Professor derselben war, Dienste in einem Kavallerieregiment und studirte besonders die Natur des Pferdes, das er nach Charakter und Bewegungen weit genauer darzustellen wußte, als sein Vater, den er aber weder im Ausdrucke, noch in Wärme des Kolorits erreicht. P. malte die Kriegsthaten Ludwigs XV., auch Jagdstücke und öffentliche Feste. Seine Darstellung des Einzugs des türkischen Gesandten durch den Tuileriengarten, sowie den Auszug desselben nach einer Audienz über den Pont-Tournang wurde in der Manufaktur der Gobelins in Tapeten nachgebildet. Nach P.s Gemälden wurde Vieles in Kupfer gestochen, z.B. von Thomassin ein großes Blatt mit dem Reiterbilde Ludwigs XV.; von Desplaces die Löwen- und Tigerjagd ꝛc. Auch er übte die Radirkunst aus. Er † in der Gobelinsfabrik 1752.

Parrot, 1) Georg Friedrich, Schriftsteller im Gebiete der Physik, geboren 1767 zu Mömpelgard, lebte zuerst als Lehrer der Mathematik in seinem Vaterlande Frankreich, dann zu Offen-

bach und Karlsruhe, ging später als Sekretär der livländischen ökonomischen Gesellschaft nach Riga, war 1801 Hofrath und Professor der Physik zu Dorpat, 1820 Staatsrath und Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Petersburg. Er † den 1. August 1852 zu Petersburg. Er schrieb: „Ueber die Verbesserung der Mühlräder" (Nürnb. 1795); „Coup d'oeil sur le magnétisme animal" (Petersburg 1816); „Ueber die Kapillarität" (Riga 1827) u. A.

2) Johann Jakob Friedrich Wilhelm, einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Rußlands, des Vorigen Sohn, geboren zu Karlsruhe den 14. Okt. 1792, machte zu Dorpat medicinische Studien u. unternahm 1811 mit Moritz v. Engelhardt eine mineralogische Reise in die Krimm und den Kaukasus, von welcher er 1812 nach Dorpat zurückkehrte. Diese Reise ist für die gelehrte Welt vorzüglich durch das Barometernivellement wichtig geworden, welches beide Gelehrte zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere anstellten und nach dessen lange Zeit auf Treue u. Glauben angenommenen Ergebnissen der Spiegel des letztern um etwa 300 Fuß tiefer liegen sollte, als der des ersteren. Im Jahre 1815 ward P. Stabsarzt bei der russischen Armee und 1821 Professor der Physiologie, Pathologie und Semiotik an der Universität Dorpat. Nach einer 1824 in die Pyrenäen unternommenen Reise führte er 1829 seine große Reise nach dem noch wenig untersuchten Ararat aus. Nach 6wöchentlichem Aufenthalte in Tiflis, den er zu Pendelversuchen und geologischen Untersuchungen, sowie zu einem Ausfluge nach Kachetien benutzte, wählte er das Kloster St. Jakob am Fuße des Ararat als Ausgangspunkt seiner Ersteigungsversuche und anderweitiger Exkursionen. Ein zweites barometrisches Nivellement, das P. auf der Rückreise anstellte, ergab ganz andere Resultate, und diese Verschiedenheit veranlaßte die petersburger Akademie 1836 zu einer geodätischen Expedition, welche Georg Fuß, Sabler und Ssawitsch ausführten und die nach anderthalbjähriger Arbeit den Wasserspiegel des kaspischen Meeres um 94,9 Fuß tiefer als den des schwarzen Meeres ergab. Eine neue wichtige Reise unternahm P., der schon 1830 zum Staatsrath befördert worden war, 1837 nach dem Nordkap, um astronomische Ortsbestimmungen und Pendelbeobachtungen anzustellen. Die Veröffentlichung der hier gewonnenen Ergebnisse wurde durch P.s lange Kränklichkeit und endlichen Tod (den 15. Januar 1841) gehindert. Er schrieb: „Ueber Gasometrie" (Dorpat 1814); „Reise in die Krimm und den Kaukasus von Moritz von Engelhardt u. Friedrich P." (2 Bde., Berlin 1815—18); „Reise zum Ararat" (2 Bde., Riga 1834).

Parry, Sir William Edward, britischer Seemann, geboren den 19. December 1790 zu Bath, Sohn des als Arzt u. medicinischer Schriftsteller bekannten Caleb Hillier P., diente als Midshipman und Lieutenant auf der „Ville de Paris", welches Schiff 1803—6 zur Blokade der französischen Flotte im Hafen von Brest gebraucht wurde, und erwarb sich hier die Achtung des Admirals Cornwallis. Im Jahre 1808 ging er auf der Fregatte „Tribune" nach der Ostsee u. zeichnete sich in den Gefechten gegen die Dänen aus. Wegen seiner praktischen Seemannsgewandtheit ward er zum Schutze des Wallfischfangs 1811 bis zum 76. Grad nördlicher Breite geschickt und machte in Folge dessen besondere Regeln für die Bestimmung der Polhöhe nach dem Stande der Fixsterne bekannt. Von 1813—17 kreuzte er am Bord der „la Hogue" in den amerikanischen Gewässern und erhielt 1818 bei der zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt unter Kapitän Roß abgesandten Expedition den Oberbefehl über das zweite Schiff, „Alexander". Im nächsten Jahre unternahm er eine zweite Entdeckungsreise im hohen Norden, überwinterte auf den Melvilleinseln, drang im Polarmeere bis 110° L. vor und erhielt nach seiner Rückkehr im Nov. 1820 mit seinen Seeleuten den dafür ausgesetzten Preis von 5000 Pfund Sterling. Eine dritte Nordwestpolarfahrt unternahm er 1821 mit Kapitän Lyon, und 1824 eine vierte, von der er im Oktober 1825, nachdem er unter 71° Br. in der Prinzregentenbai überwintert hatte, zurückkehrte. Das wichtigste Resultat dieser Reisen war die Auffindung und Untersuchung der nach dem Geographen Barrow, der den Plan der Reise entworfen hatte, benannten Barrowstraße, welche den Kontinent Amerika's von Grönland trennt. Mit dem einzig übrig gebliebenen Schiffe „Hekla" unternahm P. 1827 eine fünfte Expedition nach dem Norden, kehrte jedoch noch im Oktober desselben Jahres zurück. Bei allen diesen Unternehmungen bewies P. neben großer Kühnheit auch außerordentliche Umsicht; vorzüglich verdienen die sinnreichen Anstalten erwähnt zu werden, durch die er bei den Ueberwinterungen auf dem Eise die Mannschaft gesund und munter erhielt. Im Jahre 1829 ging er als Kommissär der australischen Ackerbaugesellschaft nach Port Stephens u. kehrte von da 1832 nach England zurück. Neben seinen Berufsgeschäften betheiligte er sich eifrig an den Bestrebungen der Bibel- und anderer religiösen Gesellschaften und schrieb selbst mehre zum Theil ins Deutsche übersetzte Erbauungsschriften. Im Jahre 1832 ward er zum Kontreadmiral befördert und im December 1853 zum Vicegouverneur des Marinehospitals in Greenwich ernannt. Von einzelnen nach und nach herausgegebenen Beschreibungen seiner Reisen erschien eine Taschenausgabe unter dem Titel: „Four voyages to the North Pole ' (Lond. 1833, 5 Bde.).

Parsanger-Fjord, norwegischer Meerbusen in Finnmarken, tief von Norden nach Süden eindringend; vor ihm liegt die Insel Mageröe.

Parsdorf, Kirchdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht Ebersberg, mit Postexpedition u. 140 Einw. Hier am 18. Juli 1800 Waffenstillstand zwischen den Franzosen und den Oesterreichern.

Parsen (v. pers. Pars oder Fars, Persien), gewöhnliche Bezeichnung der Urbewohner des alten Iran, d. h. des nördlichen Tübet, Kabulistans, Sogdiana's, Baktriens, Mediens, Persiens, welche der Religion des Zoroaster oder dem Parsismus anhängen u. von Rhode unter dem Namen Zendvolk zusammengefaßt werden. Andere Namen derselben sind Ateschporest (Feueranbeter), Madschus (wegen ihres Zusammenhanges mit

den Magiern) und Gebern (persisch Ghebr, vom arabischen Kâfir, d. h. Ungläubige, das türkische Ghiaur). Die Blüthezeit der P. und ihres Religionssystems fällt in die Epoche der persischen Weltherrschaft. Der Parsismus hörte unter der Regierung der Seleuciden und Arsaciden auf, herrschende Religion zu seyn; wiederhergestellt durch den Begründer der sassanidischen Dynastie, Ardeschir=Babekan, um 225 n. Chr., wurde er endlich bei der Eroberung Persiens durch die Araber im 7. Jahrhundert n. Chr. ganz unterdrückt, indem die Sieger den unterdrückten Völkern den Islam überall mit Gewalt aufzwangen. Nur einem kleinen Theil der P. gelang es, in den höchsten Gebirgen von Farsistan, wohin sie sich geflüchtet, ihren Glauben zu bewahren; ein anderer Theil floh auf Schiffen nach Guzerate in Indien, wo sie noch jetzt eine zahlreiche Gemeinde bilden; ein dritter hielt sich bis ins 15. Jahrhundert unter eigenen Fürsten in den gebirgigen Provinzen südlich und südöstlich vom kaspischen Meere, wo die Fürsten von Herat und Ghur ihnen freie Religionsübung gestatteten. Allein Mahmud, der Ghasnawide, sowie Tamerlan verfolgten die P. aufs Neue und rotteten eine große Anzahl derselben in Persien und Indien aus und zerstörten ihre heiligen Bücher und Feuerherde (Ateschkah). Ebenso vertrieb sie zu Anfange des 17. Jahrhunderts Schah Abbas der Große aus ihren Sitzen in Persien, und die dortigen Staatsumwälzungen im 18. Jahrhundert veranlaßten neue Verfolgungen derselben. Daher finden sich in Persien selbst nur noch wenige P., und diese wenigen, etwa 8000, meist im Gebiete von Thezd in einem höchst gedrückten Zustande. Sie müssen hier der Regierung einen starken Tribut entrichten und stehen unter einem eigenen, aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupte, welches Oberpriester und Richter zugleich ist. Auch um die Naphthaquellen von Baku, die eines ihrer größten Heiligthümer sind, wohnen einige P.; in Teheran und Ispahan gibt es nur wenige Familien. Zahlreicher und in bessern Verhältnissen leben gegenwärtig die P. in Indien, an den Ufern des Indus, in Multan und Guzerate, ja selbst auf der Insel Pulo=Pinang. In Bombay, wo ihre Zahl auf 10,000, und in Surate, wo sie auf 15,000 angegeben wird, bilden sie eine eigene, unter dem Schutze der Engländer stehende Körperschaft und gehören neben den Europäern nicht nur zu den reichsten und angesehensten, sondern auch zu den gebildetsten Einwohnern. Sie sind mittelgroß, weiß, haben große Augen, braune Haare und Habichtsnasen; die Frauen sind gewöhnlich sehr schön. Dabei sind sie friedlich, keusch, mäßig und wohlthätig. Ueberall unterwerfen sie sich den Gesetzen des Landes und sprechen die Landessprache, nur beim Gottesdienste bedienen sie sich der heiligen Zendsprache. Es gibt 4 Stände bei ihnen: Handwerker, Ackerbauer, Soldaten, Priester. Die sehr zahlreiche Priesterkaste zerfällt wieder in 3 Grade: Herbed, Mobed, Destur. Letztere verstehen Zend und Pehlwi vollkommen, haben das Gesetz bis in seine Tiefen studirt, sind verpflichtet, alle dunkeln Gesetzesstellen zu erklären, bilden überhaupt als Richter die höchste Instanz und beziehen als Einkünfte den Zehnten. Das Oberhaupt dieser Hierarchie, der erste aller Desturn einer Stadt, einer Provinz, eines Landes, heißt Desturan Destur. Der Parsismus hat seinen Ursprung in den Hochebenen Mittelasiens, wo er von den Pischdadieren (d. i. Anhängern des ersten Gesetzes) bekannt und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurde. Als erster Begründer desselben wird Hom oder Heomo genannt, der als Schutzgeist der Berghöhen und des Wassers noch später vom Volke angerufen ward und dessen Name noch in der beim Kultus vorkommenden Hompflanze unter den P. fortlebt. Den Grundzug seiner Lehre bildet die Verehrung der Natur; er verlangt, daß dieselbe feierlich angerufen und allen lebendigen Naturwesen Verehrung gezollt werde. Innerhalb dieser Lehre trat Zoroaster in Baktrien, jedenfalls in der vorgeschichtlichen Zeit, wo dies Land noch nicht unter die Gewalt Assyriens gerathen war, nicht als Religionsstifter, sondern als Reformator auf u. brachte dieselbe in ein vollständiges System, welches in dem Zend=Avesta (s. d.) schriftlich seinen Anhängern überliefert worden ist. Von den 21 Nosks oder Theilen des Zend=Avesta ist nur der Vendidad (das allgemeine Gesetzbuch für Kirche und Staat) am vollständigsten erhalten, während von den andern bekannten Schriften nur noch Bruchstücke aufzufinden gewesen sind.

Die Grundzüge der in diesen Schriften enthaltenen Lehre Zoroasters, wie sie noch heutigen Tages, wenn auch nicht ganz in ursprünglicher Reinheit, von den P. oder Gebern festgehalten wird, sind folgende: Die Glaubenslehre beruht durchweg auf einem Dualismus, der Annahme eines guten und eines bösen Princips, und aus diesem sind alle Haupt= und Nebenlehren, der ganze Gottesdienst mit seinen Gebräuchen, selbst die meisten bürgerlichen Einrichtungen, überhaupt das ganze Verhältniß des Menschen zur Außenwelt hervorgegangen. Der anbeginnlose Urgrund aller in der Zeit geschaffenen Dinge ist die ungeschaffene Zeit, Zervane Akerme, ein ewiges, höchstes, nothwendiges, heiliges, allmächtiges Wesen. Dieses eröffnete im Urbeginn die Schöpfung mit zwei mächtigen göttlichen Wesen, Ormuzd, dem Repräsentanten des Lichtes, des Reinen und Guten, und Ahriman, dem Princip der Finsterniß, des Bösen und Unreinen. Ersterer blieb dem Schöpfer treu, war ihm an Macht und Größe gleich, sein Reich ist das ewige unvergängliche Licht; letzterer, unendlich wie Ormuzd, wurde abtrünnig, sein Reich ist die unendliche Finsterniß. Auf des Urwesens Geheiß sprach Ormuzd das schaffende Urwort: Honover, und so entstand innerhalb sechs Zeitabschnitten die sichtbare Welt, für deren Dauer ein Zeitraum von 12,000 Jahren in vier dreitausendjährigen Zeitaltern bestimmt war. Im ersten sollte das gute Princip allein herrschen, im zweiten das böse sich zu regen beginnen, im dritten sollten beide gleich wirken, im vierten das böse die Oberhand gewinnen und mit der scheinbaren Niederlage des guten den Untergang der Welt herbeiführen. Dem in drei über einander liegenden Sphären erschaffenen Himmel folgte zunächst die Erde. Der Berg Albordsch, der Centralpunkt des Lichtreichs, der Göttersitz des Ormuzd, reicht durch alle Sphä-

ren hindurch bis zum Urlicht; von ihm führt die Schicksalsbrücke Tschineved zu dem festen, auf der Erde ruhenden Himmelsgewölbe Gorodman, wo die Seligen und Feruers wohnen, während unter der Brücke der Duzach, das schwarze Reich des Ahriman, der Sitz der Finsterniß und Aufenthaltsort der Dews, ist. Mit dem Göttersitze zugleich schuf Ormuzd die Sonne (Khor, Khorschid), die auf einem mit vier Rossen bespannten Wagen vom Albordsch aus die Welt umfährt und beleuchtet, den Mond, die Planeten und die Fixsterne. Alle himmlischen Heerschaaren theilte Ormuzd nach den 12 Theilen des Thierkreises und den vier Weltgegenden in Schaaren ein, um mit ihnen den Kampf gegen den Fürsten der Finsterniß zu beginnen. Sie standen gerüstet unter dem Schutze der von Ormuzd im Reiche des Lichtes geschaffenen guten Geister, der sieben *Amschaspands* (Geister ersten Ranges, welche die Planeten repräsentiren), der 28 *Izeds* (Geister zweiten Ranges, Erzengel) und der *Feruers* (Geister dritten Ranges, Schutzgeister alles Erschaffenen). Ihnen stellte Ahriman, gleich mächtig und zahlreich, seine Schöpfung der Finsterniß entgegen, die sieben *Erzdews* (Kometen) und die übrigen theils männlichen, theils weiblichen *Dews*. Geblendet vom Glanze des Lichtes und der reinen Geister, sank Ahriman, als er nach Ablauf des ersten Weltalters mit seinen Schaaren sich zu regen begann, zurück in sein finsteres Reich und verweilte daselbst während der zweiten Periode des 12000jährigen Zeitraums. Unterdessen vollendete Ormuzd seine Schöpfung, die nichts Anderes war, als die Verkörperung einer schon vorhandenen unsichtbaren Welt. Alles Erschaffene erhielt seinen Schutzgeist, und der Urstier *Abudad*, die Erstgeburt der lebendigen Körperwelt, seine Entstehung. Aber auch Ahriman blieb nicht müßig, sondern setzte der reinen, guten Körperwelt des Lichtes eine unreine, böse Welt der Finsterniß entgegen und suchte die erstere, da ihm in den Himmel zu dringen nicht gelang, zu verführen, wobei er selbst das Heiligste, das Feuer, den Quell des Lichtes, durch Rauch und Dampf verunreinigte. Ormuzd mußte mit ihm während der dritten Periode die Herrschaft theilen. Zuerst tödtete Ahriman den Urstier; aber sogleich ging aus seiner rechten Vorderhüfte *Kejumerts* (*Kadschomorts*), der reine Urmensch, aus seiner linken *Gosch*, der Urgrund aller Thiere, hervor, während aus seinem Schweife alle Arten Vegetabilien, aus den Hörnern die Früchte, aus der Nase die Laucharten, aus dem Blute die Trauben entstanden. Diesen reinen Schöpfungen des Ormuzd stellte Ahriman sogleich wieder neue unreine entgegen; gegen den Urmenschen, der Mann und Weib zugleich war, sandte er den Dew *Astudschad* mit 1000 andern. 30 Jahre widerstand ihnen Kejumerts, dann starb er. Aber aus seinem Körper entwickelte sich neues organisches Leben; denn sein Samen floß auf die Erde, wurde zu zwei Theilen vom Ized Nerioseng, zu einem vom Ized Sapandomad überwacht und durch das Licht der Sonne gereinigt. Nach 40 Jahren ging aus ihm eine Pflanze, *Reifas*, hervor, die in 15 Jahren zu einem Baume emporwuchs und statt der Früchte 15 Menschenpaare trug. Unter diesen wurden *Meschia* und *Meschinae* die Stammältern des ganzen Menschengeschlechts. Sie verehrten anfangs Ormuzd, aber bald wurden sie durch Ahriman verführt. Sie sündigten zuerst, indem sie die Milch einer Ziege tranken und dann die von Ahriman erhaltenen Früchte aßen; so verloren sie 100 Glückseligkeiten bis auf eine und brachten Sünde, Unglück und Tod unter die von ihnen stammenden Menschen. Da stand nun der freie Mensch mit seiner Wahl zwischen Gut und Böse, und er würde in seiner Schwachheit dem Ahriman gänzlich verfallen seyn, wenn nicht Ormuzd sich seiner angenommen, durch seinen Propheten das Lichtgesetz offenbart und durch dessen Vorschriften ihm den Weg gezeigt hätte, wie er rein denken, reden und handeln und der unreinen, von Ahriman geschaffenen Welt widerstehen solle. Dennoch scheint im letzten Weltalter Ahriman obzusiegen u. das Gute völlig zu verschwinden; da erscheint in *Sosiosch* der Erlöser der Menschen, u. sofort triumphirt das Reine über das Unreine, die Welt wird am Ende des 12000jährigen Zeitraumes durch Feuer vernichtet und durch eine höhere und schönere ersetzt, in welcher die wiederbelebten Menschen in ewiger Seligkeit fortdauern. Der Sosiosch bewirkt nämlich eine allgemeine Auferstehung, unterstützt durch den Stier Hedeiavesch, der durch die Kraft des von ihm ausgehenden Milchsaftes und den weißen Hom die Todten auferweckt. Ehe diese Auferstehung mit dem Ende des Weltreiches eintritt, gehen die Seelen der Abgeschiedenen auf den Berg Albordsch, wo Gericht über sie gehalten wird. Werden sie rein befunden, so gehen sie sogleich unter *Sura's* Leitung über den Tschineved zum Gorodman; sind sie dagegen im Leben böse gewesen, so werden sie in den Duzach gewiesen und erleiden dort nach Maßgabe ihrer Verbrechen längere oder kürzere Strafen, durch welche sie gereinigt werden sollen. In den letzten fünf Tagen jedes Jahres jedoch können alle Seelen den Duzach verlassen, u. die bis dahin erlösten brauchen nicht zurückzukehren. Diejenigen Seelen, welche in der Wagschale des Guten eben so viel haben als in der des Bösen, bleiben bis zur Auferstehung im *Hamestan*, einem zwischen Himmel und Erde befindlichen Orte. Sind die im Leben begangenen Verbrechen zu groß, als daß sie durch Strafen vollständig gebüßt oder von den Verwandten durch Opfer gesühnt werden könnten, so müssen die Seelen bis zum Weltuntergang am Orte der Verdammung bleiben, dann aber werden sie durch das große Weltfeuer, das Ahriman selbst durch den Kometen *Gurzscher* anrichtet, drei Tage und drei Nächte hindurch gereinigt, kehren zu Ormuzd in das Lichtreich zurück und genießen, mit einem besseren Körper ausgestattet, in Gemeinschaft mit den übrigen Guten und Reinen die Seligkeit auf der neuen schöneren Welt. Auch Ahriman mit seinen Geschöpfen bekehrt sich und lebt mit den Reinen fort.

Da den P. das Feuer als sichtbares Symbol des Ormuzd gilt, so ward dadurch ihre Bezeichnung als *Feueranbeter* veranlaßt. Darum genießt auch die Sonne, als reinstes und glänzendstes Licht, die höchste Verehrung, und ihr zunächst sind auch der Mond und die fünf Planeten Gegenstände vorzüglicher Anbetung. Außerdem ist noch ein be-

sonderer Feuerkultus angeordnet. Zur Unterhaltung des heiligen Feuers hatten die alten P. keine Tempel und großen Altäre; nach der ursprünglichen Vorschrift sollte es an wüsten Orten oder auf Anhöhen unterhalten werden. Da man aber Schutz desselben gegen die Einflüsse der Witterung bedurfte, so entstanden die Feueraltäre (Ateschkah) und Feuertempel (Derimher), in denen in metallenen Gefäßen (Ateschdaw) auf $1^1/_2$ Fuß hohen Steinen von zwei oder drei Mobeds fortwährend das heilige Feuer unterhalten wird. Jede Verunreinigung desselben wird mit dem Tode bestraft. Der Priester muß daher mit einer Art Halbmaske (Penom) sich den Mund verbinden, damit sein Hauch das Feuer nicht berühre; er darf ihm nicht einmal mit der Hand nahen, sondern muß sich dazu heiliger, durch das Feuer selbst gereinigter Instrumente bedienen, unter denen besonders ein Beutel, in welchen die Hand gewickelt ist (Daschtan), obenansteht. Auch die Kleidung der Priester ist besonders vorgeschrieben. Sie besteht außer dem Penom hauptsächlich in einem weißen wollenen oder baumwollenen Hemde mit kurzen Aermeln, das oben offen steht u. gewöhnlich nicht über die Hüften geht (Salere), und einem Gürtel aus Wolle oder Kameelhaaren (Kosti), den überhaupt jeder Parse tragen muß. Besondere Vorschriften gibt es für den Gebrauch des Feuers im Hause, auf Reisen und im Kriege, denn auch da führte man heilige Feuerherde mit sich, da man der Wirkung des Feuers viele Großthaten der alten Helden zuschrieb. Mit diesem Feuerdienste sind auch Opfer verbunden. Dazu gehören: das Schlachten der zu festlichen Gelegenheiten oder zum Hausbedarf nöthigen Thiere, welches stets mit gewissen religiösen Feierlichkeiten verbunden ist; das feierliche Gebet (Izeschne), gewissermaßen die Liturgie, das täglich vom Priester vor dem heiligen Feuer verrichtet werden muß; die Darunsfeier, die Feier des gesegneten Brodes und Kelches zur Ehre Homs, des Stifters der Ormuzdreligion, und Dahmans, des personificirten Segens, der durch diese Religion den Menschen wird (einige kleine ungesäuerte Brode werden dabei unter Gebet vom Priester gesegnet und genossen, und dazu trinkt er etwas Homsaft aus dem heiligen Kelche, Havan); das Sühnopfer für jede Schuld der Seele, bestehend in Gaben an die Priester und zum Besten des Gottesdienstes, bei größeren Verbrechen auch in Riemenstreichen; das Seelenopfer für Verstorbene, um dieselben aus dem Duzach zu erlösen. Das ganze religiöse Leben des Parsen ist überhaupt seiner Glaubenslehre zufolge auf zwei Punkte gerichtet, auf Reinerhaltung und Reinigung. Als Mittel zur erstern dienen gewissenhafte Ausübung des Feuerdienstes in der oben beschriebenen Weise und das Gebet zu Ormuzd, den Amschaspands und allen reinen Wesen, u. das Lesen des göttlichen Wortes, der Avesta, des Vendidad, des Wortes Ormuzd, was täglich geschehen muß, entweder allein, oder gemeinschaftlich mit einem Destur. Die Reinigung ist besonders wichtig, denn sie bewirkt Aussöhnung mit Ormuzd, und dieser muß stets gesühnt werden, so oft eine physische oder moralische Verunreinigung Statt gefunden hat. Beide aber sind vor dem Gesetze gleich und verlangen gleiche Büßung. In beiden Hinsichten gibt es Fälle, wo gar keine Sühne möglich ist und der Unreine demnach, wie oben bemerkt wurde, bis zum Ende der Welt büßen muß. Moralische Unreinigkeit bewirkt jede begangene Sünde, physische die Berührung aller dem Ahriman verfallenen Dinge (Kyarfester). Solche sind alle reißenden Thiere, alle Thiere, die das Licht scheuen, alle schleichenden u. kriechenden Thiere, alles Ungeziefer (Fliegen, Mücken, Ameisen ꝛc.). Ferner verunreinigen alle krankhaften Ausflüsse lebendiger Körper; daher sind Wöchnerinnen mit ihren Kindern unrein u. müssen erst wieder gereinigt werden. Größer ist die Verunreinigung, welche durch Berührung eines todten Körpers entsteht, denn Fäulniß, welche unmittelbar nach dem Entweichen der Seele vom Dew des Todes bewirkt wird, ist vorzugsweise das verunreinigende Princip. Der höchste Grad der Verunreinigung tritt ein, wenn Jemand etwas von dem todten Körper eines Menschen oder Hundes genießt; eine solche ist unsühnbar. Die Reinigungsmittel sind nach den verschiedenen Graden der Verunreinigung verschieden; zu ihnen gehören außer den oben erwähnten Sühnopfern: das Wasser überhaupt, vom Priester gesegnetes Wasser (Padiav), eigentliches Weihwasser (Zur), das unter vielen Ceremonien bereitet wird, trockene Erde, Urin von einem jungen Ochsen oder andern reinen Thiere. Die Anwendung aller dieser Mittel geschieht wiederum unter den mannichfachsten Gebräuchen und Gebeten.

Die Sittenlehre geht einzig von dem Grundsatze der Reinheit und Heiligkeit aus. Es wird im Gesetz Reinheit des Gedankens, des Wortes u. der That vorgeschrieben. Rein in Gedanken ist, wer überall den Zweck vor Augen hat, das Böse zu überwinden u. zu vertilgen u. das Gute zu fördern; in Worten, wer das göttliche Wort mit Reinheit auffaßt und es vorzüglich genau nach den gegebenen Vorschriften abliest und absingt; in Thaten, wer alle religiösen Handlungen genau vollzieht, sowie sie das Gesetz vorschreibt. Dieses gibt zugleich im dritten Abschnitt des Vendidad eine vollständige Haustafel in fünf Geboten und in fünf Verboten, welche die Summe der ebenfalls als Theil der Sittenlehre geltenden bürgerlichen Gesetzgebung enthalten. Ueberall sind die einzelnen Sünden mit den dazu gehörigen Strafen genau angegeben; wer nicht rein ist, den trifft die Verbannung, im Fall er sich nicht reinigt und bessert. Vergl. Anquetil du Perran, Exposition des usages civils et religieux des Parses.

Parsi, das reine Persisch, das vorzüglich in den östlichen Theilen des Reiches gesprochen worden seyn soll, während das mit semitischen Elementen bedeutend versetzte Pehlwi hauptsächlich die Sprache Mediens war; s. Persische Sprache.

Parsimonia (lat.), Sparsamkeit; dann rednerische Figur, bei der man die wichtigsten Dinge, um diese mit größerer Reichhaltigkeit zu behandeln, von minder wichtigen trennt.

Parsismus, s. Parsen.

Parsteiner See, Landsee in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, nordwestlich von Oderberg, 2 Meilen lang u. $^1/_2$ Meile breit, fließt in den Wolletzer See ab.

Parswa (Parswanatha), einer der 23 älteren Buddhas, Sohn des Königs Aswasena und der Wama. Seine Farbe ist blau, sein Symbol die Schlange.

Part (Partei, Partie), ursprünglich vom lateinischen pars abstammend, aber zunächst aus der französischen in die deutsche Sprache übergegangen. Die älteste deutsche Form war Parte. Diese alte Form hat sich nur noch in einigen Fällen, theils für sich, theils in Zusammensetzungen erhalten; so in der Sprache des gemeinen Lebens: „ich für meinen P.", d. h. ich für meinen Theil, „Halbpart", gib mir die Hälfte ab. An die Stelle der älteren Form traten Partei und Partie, welche ursprünglich in gleicher Bedeutung genommen wurden. Partei, die härtere deutsche Form, wird da gebraucht, wo Dinge oder Personen sich feindselig gegenüberstehen, die weichere französische, Partie, aber da, wo zwischen Dingen oder Personen ein friedliches Verhältniß Statt findet. Man sagt: eine Partie machen, wenn man sich zu einem Spiel oder sonst zu einer Lustbarkeit vereinigt (Jagd-, Wasser-, Waldpartie ꝛc.); Partei machen aber heißt sich vereinigen, um Andern feindselig entgegenzutreten. So nennt man in der Sprache des Rechts einzelne wie mehre streitende Individuen Parteien; man sagt daher: die eine oder andere Partei hören, selbst wenn nur von zwei Personen die Rede ist (kontrahirende, klagende und verklagte Parteien, Gegenparteien ꝛc.). Dasselbe findet sich im Staats-, Religions- und Kriegswesen, wo man unter einer Partei eine Verbindung von Menschen versteht, welche andern Menschen feindlich gegenübersteht. Man sagt: eine Partei bilden, von der einen Partei zu der andern übergehen, von der Partei Eines seyn, sich zu der Partei Eines schlagen. Religionspartei nennt man eine Gesellschaft von Menschen, welche in den Grundlehren der Religion von Andern abweichen. Im Kriegswesen hat man Parteigänger (s. d.). Unter Partie versteht man auch mehre Individuen von einerlei Art, ohne daß bei ihrer Verbindung eine feindliche Absicht zu Grunde liegt. Man redet daher von einer Partie, aber nicht von einer Partei Waaren. Außerdem wird dies Wort gebraucht: in der Musik, wo man die einzelnen Theile der Partitur, welche für die Sänger oder Instrumentalisten ausgezogen werden, so bezeichnet; in der Malerei, wo man einzelne Theile eines Gemäldes Partien nennt und von der Stärke oder Schwäche eines Malers in einzelnen Partien redet; im Buchhandel, wo der Partiepreis geringer ist, als der sogenannte Ladenpreis. Endlich sagt man auch in Heirathsangelegenheiten: eine gute oder eine schlechte Partie machen, je nachdem die Person, welche geheirathet wird, moralisch gut oder vermögend ist. Von Partie ist abgeleitet Partirerei und partiren. Das erste Wort bezeichnet das Streben, Jemanden durch schlechte Künste zu hintergehen oder zu betrügen; partiren aber hat die Grundbedeutung des Theilens oder Vertheilens und die Nebenbedeutung des betrüglichen Handelns.

Part. ae., Abbreviatur auf Recepten statt Partes aequales, zu gleichen Theilen.

Partage (v. Franz.), Theilung, so Partagetraktat, Theilungsvertrag, wie der Oesterreichs, Rußlands und Preußens über Polen.

Partanna, Flecken auf der Insel Sicilien, Intendantur Trapani, nordöstlich vom Castel Vetrano, hat 3000 (nach Andern 12,000) Einw., welche Baumwollenbau treiben.

Partei, s. Part.

Parteigänger (franz. partisan), in früheren Zeiten Anführer solcher Kriegerschaaren, die sich stets zu derjenigen der Krieg führenden Parteien hielten, welche sie am besten bezahlten, und die daher, sobald ihnen glänzendere Anerbietungen gemacht wurden, leicht den Dienst wechselten. Dahin gehörten im Mittelalter die italienischen Condottieri (s. d.), im 30jährigen Kriege Graf Ernst von Mansfeld, Georg Friedrich von Baden-Durlach, Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel. In späterer Zeit verstand man darunter Anführer solcher Corps, welche, völlig getrennt von der Armee, für sich einen kleinen Krieg führen, dem Feinde allen möglichen Schaden zufügen und seine Absichten in jeder möglichen Weise zu hintertreiben suchen. Beobachtung der feindlichen Armee, Störung der Verbindung zweier feindlichen Heere, Sicherstellung der eigenen Verbindungen, Wegnahme und Zerstörung feindlicher Transporte aller Art, Aufhebung von Kurieren, Feldposten, Kriegskassen, Befreiung von Gefangenen, Zerstreuung von Arbeitern, die zur Anlage feindlicher Werke zusammengebracht worden sind, Unterstützung von partiellen Aufständen gegen die feindliche Armee oder Regierung, dies sind die Operationen, welche einem P. übertragen zu werden pflegen. Kühnheit mit Umsicht verbunden, gute Beobachtungsgabe, richtige Einsicht in alle Kriegsverhältnisse, Kenntniß der feindlichen Hülfsquellen, gute Disciplin, Schnelligkeit und überraschende Plötzlichkeit der Bewegungen sind die Anforderungen, die nothwendig an einen P. gemacht werden. Der Parteigängerkrieg, ein wesentliches Hülfsmittel für den großen Krieg, ist im feindlichen Lande ungleich schwieriger und gefahrvoller, als im befreundeten, wo es nie an sichern Nachrichten fehlt und ein Hauptaugenmerk desselben, die Auskundschaftung der feindlichen Operationen, am meisten eines guten Erfolges sicher ist. Vorzügliches Talent zum Parteigängerkrieg haben die Spanier, denen es in ihren Guerillas nur zu sehr an Disciplin fehlt, ferner die südlichen Russen und vornehmlich die Kosaken.

Parteigeist, die herrschende Neigung, sich einer oder mehren mit einander streitenden Parteien anzuschließen; seine höchste leidenschaftliche Steigerung ist Parteiwuth.

Parteilichkeit, die rücksichtslose, meist tadelnswerthe Hinneigung zu einer Partei und ihrem Interesse, im Gegensatz zu der, besonders für ein richtiges, Gründe und Gegengründe abwägendes Urtheil geforderten Unparteilichkeit (Parteilosigkeit). P. in engerer Bedeutung findet Statt, wenn ein richterlicher oder anderer Staatsbeamter Jemanden aus subjektiven Beweggründen, z. B. des Eigennutzes, Neides, der Vorliebe, Abneigung, oder Rache mit Beeinträchtigung der Rechte einer andern Person begünstigt.

Parteisucht, s. v. a. Parteigeist.

Partenheim, Marktflecken in der großherzogl. hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Alzey, hat ein Schloß, eine Pfarrkirche, Kapelle, Synagoge u. 1350 Einw.

Partenkirchen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht Werdenfels, an der Loisach, hat ein Forstamt, eine Oberzollkontrole, Post, 2 Kirchen, eine lateinische Schule, Mineralquelle (Kainzenbad), Bergbau auf Bleierz, einen Gypsbruch und 1060 Einw.

Parterre (v. Franz.), in der Gartenkunst ursprünglich ein am Fuße terrassenförmiger Parkanlagen befindlicher Lustgarten, dann im Allgemeinen der tiefer liegende, in der Regel mit Blumen geschmückte Theil bei größern Gärten; in der Baukunst die untersten, unmittelbar über dem Keller befindlichen Wohnräume; im Theaterwesen die zu ebener Erde liegenden Zuschauerplätze, deren vorderste Reihen gewöhnlich das Parquet bilden, sowie die das P. einnehmenden Zuschauer.

Partes orationis (lat.), s. Redetheile.

Part franche (franz.), der in einer Handlungs- oder andern Geschäftsverbindung frei von llen Beiträgen, Unkosten, Verlusten 2c. für einen geschickten, zuverlässigen Geschäftsmann oder auch für einen Gönner und Beschützer, welcher der Kompagnie große Dienste geleistet hat oder leisten könnte, bestimmte Antheil; daher avoir p. f., freien Theil haben, womit ausgedrückt wird, daß man an dem Gewinn von einer Sache Antheil habe, ohne etwas zu deren Kosten beizutragen; jouer p. f., satzfrei spielen.

Parthe, Fluß im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, entspringt in dem kolditzer Walde, fließt anfangs nordwestlich, dann südwestlich und mündet bei Leipzig rechts in die Pleiße.

Parthe (Bergparthe, richtiger Barde), beilähnliches Instrument, welches die Bergleute, aufwärts vom Häuer an, bei feierlichen Aufzügen als ehrende Abzeichnung tragen, und zwar wie der Soldat das Gewehr auf der Schulter, die Schneide nach vorn; auch wird damit präsentirt u. salutirt.

Parthenay, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Deux-Sèvres, am Thouet, auf einer Höhe in einem waldigen u. sumpfigen Thale, ist schlecht gebaut, hat ein Civiltribunal, Fabriken für Leder, Hüte, wollene Zeuche, Getreidehandel und 4780 Einw. Es litt viel im Vendéerkriege.

Parthenia (v. Griech.), Lieder, Hymnen, Päane u. dergl., welche an gewissen Götterfesten, besonders apollinischen, von Jungfrauenchören vorgetragen wurden. Die Fassung solcher Lieder war ernst und würdevoll, der musikalische Vortrag nach der dorischen Harmonie, und zwar unter Begleitung von Flöten und mit Orchestik. Eine besondere Art davon sind die Daphnephorica, die zunächst für das Fest der Daphnephorien in Böotien bestimmt waren.

Partheniä (griech.), Jungfernkinder, eine spartanische Generation folgenden Ursprungs. Als im ersten messenischen Kriege (743—723 v. Chr.) die Spartaner bereits 10 Jahre vom Hause entfernt waren, sandten sie, selbst durch einen Eid gebunden, um der drohenden Abnahme der Bevölkerung abzuhelfen, die Jüngsten und Kräftigsten aus ihrer Mitte nach Sparta, mit dem Befehle, mit allen Jungfrauen Kinder zu zeugen. Die Früchte dieser Verbindung erhielten davon den Namen P. Von den übrigen Spartanern nicht als ebenbürtig angesehen, zettelten sie in Gemeinschaft mit den Heloten eine Verschwörung an, welche jedoch entdeckt und durch Entfernung der Parthenier gesühnt wurde, worauf diese Tarent gründeten.

Parthenium (Parthenie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, strauchartige oder einjährige Pflanzen, meist in Südamerika und Mexiko. **P. Hysterophorus** *L.*, **Villanova bipinnatifida** *Ort.*, ein Sommergewächs auf Jamaica und in Mexiko, mit doppelt-gefiederten Blättern und doldenartigen Blüthen, wird in der Heimath meist äußerlich als ein erweichendes und zertheilendes Mittel und zu Bädern angewendet. **P. integrifolium** *L.*, mit ungetheilten, länglichen, ungleich-gezähnten, rauhen Blättern und doldentraubenartigen Endblumen, in Virginien u. Carolina auf Bergen, ausdauernd, bluht fast den ganzen Sommer hindurch und dauert in unsern Gärten im Freien.

Parthenius, aus Nicäa oder Myrlea in Bithynien, ward im mythridatischen Kriege gefangen nach Rom gebracht, dort aber seiner hohen Bildung wegen frei gelassen und lebte, theilweise mit Unterricht beschäftigt, angeblich bis zu Tiberius' Zeit, welcher an seinen Dichtungen großes Gefallen fand. Vor Allem zeichnete er sich in der elegischen Gattung aus. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, bewegten sich dem Geschmack der alexandrinischen Schule gemäß vorzugsweise auf dem Gebiete abstruser und apokryphischer Fabeln. Erhalten hat sich unter Anderm von ihm die in Prosa geschriebene kleine Schrift: „Ueber die Leiden der Liebe", die gewöhnlich unter dem lateinischen Titel „**Narrationes Amatoriae**" angeführt wird und in 36 kürzeren Abschnitten eine Geschichte von unglücklichen Liebenden enthält. Da diese Erzählungen sämmtlich aus der Mythologie entlehnt sind, rechnet man den P. auch zu den Mythographen (s. d.). Die besten Ausgaben seiner Werke besitzen wir von Legrand und Heyne (Göttingen 1798), von Passow (Leipzig 1824) und von Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1843).

Parthenon, eigentlich ein Jungfrauengemach, insbesondere ein Tempel der jungfräulichen Athene; namentlich der unter Pericles auf dem höchsten Punkt der Akropolis von Athen erbaute Tempel der jungfräulichen Göttin (s. Athen).

Parthenope, Insel des tyrrhenischen Meeres, vor der Mündung des Liris, zwischen Pandataria und Prochyta.

Parthenope, 1) Tochter des Ancäus, mit welcher Apollo den Lycomedes zeugte; — 2) eine der Sirenen, von deren Grabmal die Stadt Neapolis den Namen Parthenope gehabt haben soll; —3) eine der Gemahlinnen des Oceanus, Mutter der Europa u. Thrace; — 4) Tochter des Stymphalus, mit der Hercules den Eueres zeugte.

Parthenope, Planetoid zwischen Mars und Jupiter, ward von de Gasparis zu Neapel am 11. Mai 1850 in der Wage entdeckt, steht zwischen Hebe u. Thetis, hat das Zeichen eines Fisches mit Stern u. eine Umlaufszeit von 3 Jahren 303 Tagen.

Parthenopeïsche Republik, Name des republikanischen Staates, zu welchem 1799 das Königreich Neapel durch die Franzosen umgewandelt wurde. Als Ferdinand I., König beider Sicilien, sich 1798 von Neuem der Koalition gegen Frankreich angeschlossen, rückte ein französisches Heer unter Championnet vor, eroberte unter blutigem Widerstande der Lazzaroni's Neapel, von wo der König bereits nach Palermo geflohen war, und proklamirte am 23. Jan. 1799 die Republik, welche nach dem ältesten Namen Neapels, Parthenope, getauft wurde. Eine Regierung von 21 Mitgliedern ward eingesetzt. Der neue Staat wollte indessen bei dem Widerstande der Provinzen, bei der Rohheit des fast allein der Regierung anhängenden Pöbels, bei den Maßregeln des Hofes zu Palermo und bei den Bedrückungen der Befreier keinen rechten Halt gewinnen. Da Championnet selbst gegen letztere auftreten mußte, ward er bald vom Oberbefehl entfernt und Macdonald an seine Stelle gesetzt. Jetzt sollte die Demokratie befestigt werden, da zwang der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich die Franzosen, Neapel zu verlassen; das vom Kardinal Ruffo befehligte bunte Royalistenheer landete mit Unterstützung der britischen Flotte, zog am 21. Juni desselben Jahres in Neapel ein u. machte der p. n R. nach 5monatlichem Bestehen ein Ende. S. Neapel (Geschichte). Vgl. Pahl, Geschichte der p. n R., Frankfurt 1801.

Parther, s. Parthien.

Parthien, bei den Alten im weiteren Sinne das Land zwischen dem Euphrat, Oxus, dem kaspischen und dem indischen Meere; im engern Sinne das von den Parthern bewohnte Land, welches, rings von hohen Gebirgen eingeschlossen, im Westen von Medien, im Norden von Hyrkanien, im Osten von Aria, im Süden von der karamanischen Wüste begrenzt ward. Theile von den heutigen Provinzen Khorassan, Taberistan und Kuhistan in sich begreifend, wurde P. unter persischer und macedonischer Herrschaft lange zu Hyrkanien gerechnet und, weil wenigstens in seinen nördlichen Strichen waldig, bergig und dort bei rauhem, feuchtem Klima unergiebig, von den persischen Königen, als unfähig, ihren Wanderhof zu unterhalten, rasch durchzogen; doch hatte es in südlich geschützten Lagen sehr fruchtbare Striche, namentlich Gärten, deren sichere und anmuthige Einhegung mit Myrten, Taxus und Jasmin die Alten rühmen. Seine Flüsse waren meist Steppenflüsse, die nach Bewässerung einzelner Striche verrannen, wie der Zirbetes oder Stiböles und Ridagnus. Das wichtigste Erzeugniß des Landes waren Pferde. Es zerfiel in 5 Theile: Comisene, neben Hyrkanien, im Nordosten der berühmten Pylae Caspiae (jetzt Sirdara-Khawar-Paß) ohne Stadt; Parthiene, mit Parthaunisa (Nisäa) mit den königl. Gräbern (jetzt Sari) und Hecatompylus; Choarene (Chorene, Choara), das heutige Hochthal Chawar, südöstlich von Teheran, mit Apamea (jetzt Veramin); Parauticene, mit der Stadt Ragau (jetzt Rujan) und mit dem durch Fruchtbarkeit und eben so feste als liebliche Lage berühmten Darieum oder Dara; Tabicene an Karamanien grenzend.

Der Name Parther soll nach Einigen Reiter, nach Andern Reine, Unvermischte, bedeuten. Ihre Abstammung ist ungewiß; während sie Zeuß und Flathe zum medisch-persischen, Klaproth zum indo-germanischen Stamme rechnen, möchte sie Niebuhr den Mongolen, Heeren den Tataren, Malcolm den Kurden, Kolster den Finnen, namentlich deren ungarischem Zweige, beizählen. In ihrem Grundstock sind die P. Arier, aber in Folge der Völkerfluthungen von Turan nach Iran haben sich über diese zu verschiedenen Malen fremde Eindringlinge, Scythen oder Daer-Parner genannt, hergeworfen, und wie diese Eroberer Vieles von den Sitten und der Sprache der Besiegten aufgenommen haben, so mögen sich diese von jenen Manches, namentlich in der Kriegführung, angeeignet haben und so Beide mit einander zum parthischen Staatsverbande getreten seyn. Zuerst erscheinen die Parther als Unterthanen des assyrischen Eroberers Ninus, dann der Meder und der Perser. Auch die Eroberungszüge Alexanders berührten ihr Land. In den nach Alexanders Tod folgenden Kämpfen schlossen sie sich erst an Eumenes, nach dessen Ueberwindung durch Antigonus an diesen und dann an Seleucus an. Unter diesem durch Gründung namentlich von Hecatompylus mehr civilisirt, begannen sie unter des Letztern Nachfolger, Antiochus II. Theos, ihren Abfall von Syrien. Als Urheber des Abfalls ward Arsaces genannt, welcher 256 an der Spitze einer am Ochus sich aufhaltenden raub- und kriegslustigen Schaar vom parnischen Stamme der Daer im Distrikt Astabene die Fahne des Aufruhrs erhob, mit Aufregung der religiösen wie der politischen Sympathien der Landeseingeborenen die in P. bestehende Gewalt umwarf und einen neuen Staat mit der Hauptstadt Hecatompylos gründete, den er durch Eroberungen im nachbarlichen Hyrkanien vergrößerte. Er starb 253 v. Chr. und ward als Gründer eines neuen asiatischen Reiches von seinem Volke durch Forterbung seines Namens auf seine Nachfolger geehrt und den vom Kultus geweihten Sternengenien beigezählt. Sein Nachfolger war sein Bruder, Arsaces II. (Tiridates), auf dessen 37jährige Regierungszeit Manches, was die Sage auf seines Bruders kurze Regierung zusammengehäuft hat, zu übertragen ist, wie insbesondere die anfangs unglückliche, aber dann siegreiche Bekämpfung Seleucus' II. Er starb 216. Sein Sohn, Arsaces III. (Artabanus I.), behauptete nach Räumung Mediens gegen Antiochus III. von Syrien zuletzt durch Vertrag sein übriges Reich und starb 196. Arsaces IV. (Phriapatius) hinterließ 181 nach friedlicher Regierung das Reich seinem Sohne, Arsaces V. (Phraates I.), der es durch Besiegung der Marder, eines mächtigen Volksstammes, erweiterte und mit Uebergehung seiner vielen Söhne auf seinen thatkräftigen Bruder, Arsaces VI. (Mithridates I.), vererbte. Dieser erhob P. rasch zu einem großen Reiche durch Unterwerfung von Medien, dem noch unabhängigen Reste Hyrkaniens, Elymais, Babylonien sammt dem auf P. nachher so einflußreichen Seleucia, dem mit den Seleuciden verbündeten baktrischen Reiche und den Nachbarländern bis zum indischen Kaukasus. Angegriffen von dem syrischen König Demetrius II., überwältigte er diesen mit List und zeigte überhaupt Staatsklugheit, indem er die besten Einrichtungen besiegter

Völker bei seinen Parthern einheimisch zu machen suchte. Er starb 136. Sein Sohn und Nachfolger, Arsaces VII. (Phraates II.), beendigte die Kämpfe zwischen Syrern und Parthern durch seine Vermählung mit einer syrischen Prinzessin. Unter ihm beginnt die zweite Periode der parthischen Geschichte, die der Kriege mit den östlichen Barbaren u. Armenien (130—53 v. Chr.). Jene, seine Bundesgenossen gegen die Syrer, fielen, durch Vorenthaltung des Lohns gegen ihn aufgebracht, verheerend in sein Land ein, und er selbst fiel 127 im Kampfe gegen sie. Sein Oheim und Nachfolger, Arsaces VIII. (Artabanus II.), fiel 124 im Kampfe gegen die Tocharen. Dessen Sohn, Arsaces IX. (Mithridates II.), der Große genannt, rächte seine Vorgänger durch mehre Siege über jene östlichen Barbaren und erweiterte das Reich namentlich durch Eroberungen gegen Armenien hin, dessen Thronerbe, Tigranes, als Geisel in seine Hände kam. Die nach seinem Tode (87) ausgebrochenen Thronstreitigkeiten zwischen Arsaces X. (Mnascires, † 76) und Arsaces XI. (Sinatroices) schwächten nicht nur die parthische Macht, namentlich Armenien gegenüber, sondern es traten zu den Verwickelungen mit diesem und Mithridates dem Großen von Pontus neue mit Rom, und in Folge dieser Umstände nisteten die oben genannten Barbaren sich nicht nur in Sogdiana und Baktrien ein, sondern setzten auch mehre Arsaciden auf den parthischen Thron. Die ersten Beziehungen zu Rom, womit die dritte Periode der parthischen Geschichte, die römische, von 53 v. Chr. bis 276 n. Chr. beginnt, wurden noch unter Mithridates II. durch Sulla angeknüpft u. unter Arsaces XII. (Phraates III.), welcher kriegerische und zugleich staatskluge Fürst den Euphrat als Grenze verlangte, durch Lucullus und durch Pompejus weiter gesponnen. Er starb gegen 60. Von seinen zwei Söhnen bahnte sich, durch Ermordung des ältern Bruders Arsaces XIII. (Mithridates III.), Arsaces XIV. (Orodes I.) den Weg zum Throne, welchen er 53 v. Chr. gegen den berühmten Einfall des Crassus siegreich vertheidigte. Erst Ventidius unternahm (38 v. Chr.) einen glücklichen Rachezug gegen ihn. Zwei Jahre darauf starb der König (36) aus Gram über den Verlust seines trefflichen, gegen Ventidius gefallenen Sohnes Pacorus, oder gemordet vom ruchlosesten seiner Söhne, Arsaces XV. (Phraates IV.). Unter diesem erlitt Rom die zweite empfindliche Schmach und Niederlage von den Parthern in dem mißlungenen Feldzuge des Antonius gegen sie (36). Wegen seiner Grausamkeit vom Throne gestoßen, den ein Nebenbuhler, Tiridates, einnahm, vertrieb er diesen zwar mit Hülfe jener östlichen Barbaren wieder (24 v. Chr.), doch fand derselbe im römischen Reiche Aufnahme. Den möglichen schlimmen Folgen hiervon suchte er durch Ueberlassung Armeniens an die Römer vorzubeugen; sich selbst aber suchte er durch Auslieferung von vieren seiner Söhne sammt mehren Enkeln an Rom vor dem gewaltsamen Ende zu sichern, das er seinem Vater bereitet hatte. Doch eine von Augustus ihm zugesandte Sklavin, Thermusa, erst seine Beischläferin, dann rechtmäßige Gemahlin, bewirkte, für ihres Sohnes Arsaces XVI. (Phraataces) Thronbesteigung geschäftig, seinen Sturz (4 v. Chr.). Arsaces XVI. erlag bald darauf dem Abscheu des Volkes; nicht weniger schnell Arsaces XVII. (Orodes II.) der Erbitterung über seine Grausamkeit, und der von Rom erbetene Arsaces XVIII. (Vonones I.) dem gekränkten Nationalgefühl wegen seiner römisch-griechischen Gewohnheiten. An seiner Statt ward Arsaces XIX. (Artabanus III.) aus dem Daerlande nach Ctesiphon gerufen. Die zwischen dem neuen Könige und Rom über Armenien ausgebrochene Fehde legte C. Germanicus auf einer Zusammenkunft mit ihm am Euphrat, dem Grenzstrome des durch einen Aufstand mesopotamischer Juden beunruhigten Partherreiches, bei. Neue Feindseligkeiten begannen unter Tiberius, indem der Partherkönig auf den durch des römischen Vasallenkönigs Tod (44 n. Chr.) verwaisten Thron seinen Sohn Arsaces setzte u. mit gleichem Uebermuth Vonones' in Syrien und Cilicien hinterlassene Schätze, wie die alten Reichsgrenzen der Perser und Macedonier zurückverlangte, weshalb der Kaiser um so bereitwilliger den parthischen Unzufriedenen in Phraates einen Gegenkönig, und als dieser dem versuchten Tausch römischer Sitten mit parthischen unterlag, einen zweiten in dem milden Tiridates, dem Sohne eines der zu Rom gestorbenen Geiseln von Phraates IV., zusandte. Die Flamme des hierdurch erregten Krieges verbreitete sich auch nach Armenien und zu den wilden Umwohnern des kaspischen Meeres, bis Artabanus sich vor dem durch Rom und Griechengunst im Partherreiche unterstützten Gegner zu seinen östlichen Grenznachbarn flüchtete, von wo aus er bei ungünstiger gewordenen Aussichten durch Heeresmacht und eine parthische Partei auf den Thron zurückgeführt wurde, worauf er den Tiridates nach Syrien vertrieb, des Tiberius Nachfolger Caligula aber durch Verehrung des Kaiserbildes die Erlaubniß zur Besetzung Armeniens abgewann, doch (43 n. Chr.) vor seinem Ende noch eine dritte Verbannung nach Adiabene, aber auch eine dritte Restauration erlebte. Nach seinem Tode brach in dem durch zunehmende Thronstreitigkeiten und Satrapenempörungen zerrütteten Partherreiche zwischen seinem ältern Sohne Gotardes und dem von ihm zur Nachfolge bestimmten Arsaces XX. (Bardanes) ein Bruderkrieg aus, der, als Gotardes von Daern u. Hyrkaniern Succurs erhielt, noch durch friedliche Thronentsagung des Letztern beendigt wurde. Gotardes stand aber nochmals auf und wurde besiegt, wobei das verfolgende Heer des Bardanes weiter als ein anderes der Arsaciden gen Osten gekommen seyn soll. Arsaces XXI. (Gotarzes), nach dem gewaltsamen Tode des Bardanes (47) endlich noch durch eine Partei auf den Thron gerufen, wurde von einer andern bekämpft, die sich den zu Rom befindlichen Meherdates, Sohn eines der Geiseln, Vonones, vom Kaiser Claudius ausbat (50). Jener, obwohl von den Römern bis zum Euphrat geleitet, unterlag jedoch, durch Verrath eines Araberhäuptlings, Abgarus von Edessa, u. büßte sein Throngelüste mit Verlust der Ohren. Gotarzes aber überlebte nur kurze Zeit diesen Sieg. Ihm folgte (50) Arsaces XXII. (Vonones II.), parthischer Statthalter Mediens, in kurzer

ruhmloser Regierung, und auf diesen sein Sohn von einer griechischen Konkubine, Arsaces XXIII. (Vologeses I.). Dieser verlieh seinem Bruder Pacorus Medien, einem andern, Tiridates, wollte er Armenien verschaffen, wodurch aber 58 ein neuer Krieg mit Rom hervorgerufen ward, der damit endete, daß Tiridates das Diadem von Armenien aus Nero's Hand annahm. Unter den drei folgenden Regierungen war der Orient ruhig; Vologeses ließ dem Vespasian, der vor seinem Kampf um die Kaiserkrone diplomatische Verbindungen mit ihm angeknüpft, 40,000 parthische Reiter anbieten und dem Titus als Ueberwinder Judäa's eine goldene Krone überreichen. Nachdem dann über den kleinen Zwischenstaat Commagene zwischen den beiden Weltreichen neuer Zwist entstanden, gegen die in Medien und Armenien inzwischen eingebrochenen Alanen aber römische Hülfe mit einem der Cäsaren an der Spitze, wiewohl umsonst, begehrt worden war, gab man einen deshalb beabsichtigten Krieg nur aus Furcht auf. Die am Hofe zu Ctesiphon eingetretene Mißstimmung gegen die Flavier beurkundete sich durch Aufnahme eines Pseudo-Nero durch Vologeses' (†91) Sohn, Artabanus IV., od. einen andern, Arsaces XXIV. (Pacorus I.), der mit dem erbitterten Feinde der Römer, Decebalus von Dacien, in Verbindung trat und 108 oder 112 starb. Zu vollem Ausbruch kam jene erneute Spannung zwischen Rom und P. unter Arsaces XXV. (Khosroes I.), der statt des Parthamasiris, eines Sohnes von Pacorus I., den erledigten Thron dieses seines ältern Bruders bestieg. Dafür suchte er nun mit Verstoßung des Exedares, eines Sohnes des unter Nero eingesetzten Arsaciden Tiridates, seinem Neffen die armenische Krone zu verschaffen, rief aber dadurch den Trajan wider sich auf, der den vor ihm sich demüthigenden Parthamasiris entthronte und wegen neuer Feindseligkeiten tödten ließ. Khosroes selbst aber unterlag gleichfalls dem Trajan und mußte seine Paläste geplündert, seine Tochter gefangen, seinen Nebenbuhler Parthamaspates, einen armenischen Prinzen, 115 n. Chr. in seiner eroberten Hauptstadt Ctesiphon von Trajan gekrönt und den goldnen Arsacidenthron nach Rom schleppen sehen, um den Triumphzug des Armeniacus und Parthicus zu schmücken. Da gab ihm die Friedliebe Hadrians, welcher die römischen Heere aus Assyrien, Mesopotamien und Armenien zurückrief u. sich mit der alten Reichsgrenze, dem Euphrat, begnügte, Roms Freundschaft, sein Reich und seine Tochter, jedoch nicht den gehofften Goldthron wieder. Er starb 121. Arsaces XXVI. (Vologeses II.), friedliebend, entfernte die in Medien eingebrochenen Alanen = Massageten durch Geschenke und hütete sich, trotz der Vernichtung des parthischen Einflusses in Armenien, mit Rom den Kampf zu erneuern, ja er übersandte dem neuen Kaiser Antoninus Pius eine goldene Krone. Bald darauf starb er (148 oder 150). Der lange verhaltene Groll der wiederum erstarkten Parther brach endlich in seinem Sohne, Arsaces XXVII. (Vologeses III.), unter der Doppelregierung des L. Verus und M. Aurelius um so gewaltiger wider Rom los, und während ein parthisches Heer in Armenien, dessen arsacidische Herrscher sich unter römischen Schutz gestellt hatten, eine Legion mit ihrem Anführer vernichtete, vertrieb ein anderes den römischen Statthalter aus Syrien. Aber diese Erfolge waren nur der Anfang einer langen Reihe von Unglücksfällen für die Parther. Denn während L. Verus den Feldherrn Priscus nach Armenien sandte, wo Artaxata erobert und ein König Soämus eingesetzt wurde, fiel ein anderer Legat in Medien ein und zog der tapfere Heerführer Cassius gegen Vologeses selbst aus. Cassius drängte den König nach Mesopotamien zurück, zündete dort Seleucia an und plünderte die Königsburg in Ctesiphon, verlor jedoch in Babylon an der Pest und auf dem Rückmarsch an Hunger viele Leute. Jene Siege erwarben den Römern Mesopotamien und dem Cassius die Statthalterschaft über diesen ganzen Theil von Asien. Einen neuen Partherkrieg wandte Marcus Aurelius durch seine eigene Anwesenheit in Asien und durch eine Besprechung mit parthischen Gesandten ab. Der auf Vologeses († 192) folgende Arsaces XXVIII. (Vologeses IV.) hatte den römischen Thronbewerber Niger begünstigt und während des Kampfes des Septimius Severus mit Albinus einen Einfall in Mesopotamien gemacht. Deshalb warf sich Severus bei seinem zweiten Auftreten in Asien nach Albinus' Besiegung plötzlich auf die Parther, drang bis Ctesiphon vor und gab es abermals der Plünderung Preis, vereinigte darauf das den Parthern früher überlassene Nisibis wieder mit dem römischen Reiche, gewann hierdurch den zuvor aus Rücksicht für die Parther vermiedenen Beinamen Parthicus und ließ dann den Orient und den besiegten Vologeses († zwischen 206 — 9) in Frieden. Nach jenem Namen Parthicus lüstern und ein toll nachäffender Bewunderer des Severus, nährte Caracalla die in dem seinem Ende nahenden Partherreiche ausgebrochenen Bruderkämpfe zwischen Arsaces XXIX (Vologeses V.) u. Arsaces XXX. (Artabanus IV.), bedrohte wegen zweier nach P. gegangenen Flüchtlinge die Parther mit Krieg, ließ aber nach ihrer geschehenen Auslieferung vor der Hand davon ab. Das parthische Reich scheint nun zwischen Vologeses und Artabanus in die nördlichen und die südlichen Provinzen getheilt worden zu seyn. Dagegen gelangte Caracalla später, durch trügerische Werbung um die Hand einer Tochter des Artabanus, doch zum Ziele seiner tollen Titelsucht. Diese vom Partherkönig anfangs zurückgewiesene, dann aber doch eingegangene Verbindung machte es nämlich dem römischen Wütherich möglich, in P. ungestört einzurücken, Arbela wegzunehmen, bei seinem feierlichen Empfange als des Königs Eidam viele Menschen zu tödten und aus den parthischen Königsgräbern die Gebeine umherstreuen zu lassen, wofür ihm denn vom römischen Senate der Titel Parthicus zuerkannt wurde. Sein Nachfolger Macrinus ward in Folge dieser Treulosigkeit mit den Parthern in einen heftigen Kampf verwickelt, der durch einen billigen Frieden beigelegt ward. Dies war der letzte Kampf zwischen den Römern und Parthern. Denn eben jetzt erhoben sich gegen diese mit verjüngter Kraft die Neuperser unter Artaxerxes I., der zuerst (219) dem Vologeses V. in Karamanien Herrschaft und Leben raubte und dann dem Artabanus im Nor-

den nach drei Schlachten dasselbe Loos und dem parthischen Reiche nach einer Dauer von 481 Jahren den Untergang bereitete (226). Seitdem die Parther einen eigenen Staat bildeten, rühmen orientalische wie griechische und römische Schriftsteller als den Kern ihrer kriegerischen Heeresmassen ihre Reiterei. Die parthischen Krieger bestanden, besonders die zu Fuß, größtentheils aus Hörigen und Sklaven, die von ihren Herren in der heimisch-scythischen Weise des Reitens und Pfeilschießens unterrichtet und dem Könige zu seinen Heeren gestellt wurden, aber für ordentliche Schlachten, Gefechte zu Fuß, oder Städtebelagerungen wenig geeignet waren. In Charakter, Sitten und namentlich im häuslichen Leben trugen die Parther viel Barbarisches und Scythisches an sich. In Bezug auf ihre Religion finden wir theils persische, theils hellenische Bestandtheile. Mithras war die höchste Gottheit, und der Sonnenkult demnach hier derselbe wie bei den Persern. Durch die Lage ihrer Provinzen, welche von bedeutenden Land- und Wasserstraßen durchzogen waren, begünstigt, trieben die Parther theils Handel mit eigenen Produkten, theils Zwischenhandel, besonders mit den kostbaren serischen Artikeln, Seide, Fellen, Porzellan, Eisen. So verkauften sie außer andern Waaren namentlich an Roms Feinschmecker die bei denselben beliebten Vögel, an seine Stutzer Essenzen und feine Gewebe. Die Regierungsform war monarchisch-aristokratisch und hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern mittelalterlichen Feudaleinrichtungen. Wie auch sonst im Oriente, durfte man den schwer zugänglichen Herrschern nicht ohne Geschenke und Adoration, welche auch für ihr goldenes Bild verlangt wurde, nahen. Doch kamen oft Rebellionen des Adels und des Volkes gegen die Könige, Intriguen des ersteren gegen diese zu Rom, Thronentsetzungen von Arsaciden durch eine Partei im Lande, unter Einmischungen von außen, vor, wo sodann die Exulanten durch eine andere unter Mitwirkung der östlichen Barbaren wieder eingesetzt wurden. Außer dem dazu aufreizenden Despotismus einzelner Könige lag der Grund hiervon darin, daß das Partherreich eigentlich eine Wahlmonarchie war und der den Königen beigeordnete, aus Verwandten und Magiern zusammengesetzte Reichsrath nicht an den Erstgeborenen, sondern an das Arsacidenhaus überhaupt gebunden war, und der Gewählte durch den Surenas, den nach dem König mächtigsten Adelshäuptling und Kronfeldherrn, die Krönungsweihe empfangen mußte. Daher das Unwesen von Kronprätendenten, von häufigen Mordthaten im Herrscherhause, von Faktionen, von Einmengung auswärtiger Mächte, welche die innere Zerrissenheit mehrten. Diese Uebelstände, unbotmäßige Satrapen, Vasallenkönige, die, wie die von Medien, Persis, Elymais, Charax, ungern gehorchten, die griechisch-macedonischen Koloniestädte im Reiche mit ihren großen Freiheiten, eigenen Verfassungen u. ihrer Hinneigung zu Syrien und Rom, die entfernte Lage des spätern Regierungssitzes Ctesiphon vom eigentlichen Mittelpunkte des Reichs, die vielen durch Abstammung, Klima, Sitten, Sprache, Kultus von einander geschiedenen Völker und Volksstämme: dies die Gründe der Haltungslosigkeit dieses Reichs, dessen im Ganzen meist unerquickliche Geschichte nur in den vereinzelten Gestalten einiger Könige, wie Arsaces VI. und IX., u. im standhaften tapfern Kampfe des Volks gegen Roms Uebermacht einiges Interesse darbietet.

Participant (v. Lat.), Theilhaber, Theilnehmer.

Participationskonto, Rechnung einzelner Theilnehmer einer Gesellschaft von Participanten (Participationsgesellschaft), wird, wenn das Geschäft, für welches sich die Gesellschaft besonders gebildet hat (Participationsgeschäft), durch die Hauptbücher einer schon bestehenden und außerdem fortgehenden Kompagniehandlung durchgehen soll, entweder in der Art geführt, daß jede derselben und alle zusammen genommen mit der Hauptkompagnierechnung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen übereinstimmen, oder so, daß dem Participationsgeschäfte besondere Konto's eröffnet werden.

Participium (lat.), in der Grammatik diejenige Form des Zeitworts, welche den Begriff desselben als Adjektiv (s. d.) angibt und besonders zur Bildung der zusammengesetzten Zeitformen gebraucht wird. Die verschiedenen Benennungen des P., wie das deutsche Mittelwort, laufen auf die Bezeichnung der Doppelnatur dieser Wortform hinaus. In den Grammatiken der abendländischen Sprachen wird das P. meist der Flexion des Verbs eingereiht und also diesem untergeordnet. Mehre Sprachen haben zum Ausdruck des thätigen oder leidenden Zustandes, sowie zur Bezeichnung der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft besondere Participialformen. Am ausgebildetsten erscheint die Konstruktion mit dem P. (Participialkonstruktion) in der griechischen und lateinischen Sprache; sehr beschränkt ist sie in der deutschen Sprache, welche bloß ein P. der Gegenwart (schreibend) und ein P. der Vergangenheit (geschrieben, gehört) hat, und es sind die Versuche neuerer Schriftsteller (z. B. des Königs Ludwig von Bayern, Ludens u. A.), ihr auch hier eine ausgedehntere Anwendung zu verschaffen, ohne Erfolg geblieben, obwohl reiche Participialformen als ein außerordentlicher Gewinn für eine Sprache anzusehen sind, in sofern dadurch, daß eine der Zeit nach bewegliche Thätigkeit sofort einem Begriffe attributiv beigefügt werden kann, eine große Gedrungenheit und harmonische Abrundung der Rede erzielt wird.

Particulier (franz.), ein Mann, der ohne Anstellung und Gewerbe von seinem Vermögen lebt.

Partida (ital.), s. v. a. Partite.

Partie, s. Part.

Parties honteuses (franz.), Schamtheile; dann Schandflecken, schmutzige Orte.

Partikeln (Particulae, d. i. Theilchen), allgemeiner Name für diejenigen formellen Redetheile, welche die Beziehung der materiellen Bestandtheile des Redesatzes auf einander ausdrücken. Neuere Grammatiker nennen sie auch Formwörter. Die P. haben im Allgemeinen dieselbe Bestimmung wie die Flexionen, indem sie wie diese zur Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses und Wechselbezuges der Wörter im Satze dienen, nur

mit dem Unterschiede, daß, während die Flexionen nur die allgemeinen Richtungen der Verhältnisse angeben, die P. deren specielle und individuelle Gestaltung bezeichnen. Zu den P. gehören die Präpositionen für die Casusbeziehung, die Konjunktionen für die Modalbeziehung, die Pronomina für die Personenbeziehung, wobei unter letzterem Namen sowohl die Pronominalsubstantiva und Pronominaladjektiva, als auch die Pronominaladverbien zu begreifen sind.

Partikular (particularis), was einen Theil (pars) betrifft; auch s. v. a. für sich bestehend.

Partikularisten, theologische Partei, die ein göttliches Decretum particulare, od. einen Rathschluß zur Beseligung nur eines bestimmten Theils der Menschheit vertheidigt, im Gegensatz zu den Universalisten, die einen solchen Rathschluß sich auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnen lassen (s. Prädestination); daher Partikularismus, der Inbegriff der Lehrsätze der P., dann auch die Ansicht der ältern Juden, daß Gott ihr Nationalgott sey und die andern Völker hasse.

Partikularrecht, das in den deutschen Einzelstaaten geltende Recht im Gegensatze zu dem sogenannten gemeinen deutschen Recht.

Partikularismus (v. Lat.), diejenige politische Ansicht, welche eine Beschränkung der Macht und der Rechte der deutschen Einzelstaaten zu Herstellung einer kraftvolleren Einheit und Centralgewalt nicht zugeben will.

Partirerei (participatio), Theilnahme an den Vortheilen eines Verbrechens und, in sofern sie als Gewerbe betrieben wird, ein besonderes Verbrechen für sich; vgl. Concursus ad delictum.

Partisan (v. Franz.), s. v. a. Parteigänger.

Partisane, alte Stoßwaffe, bestehend aus einem 6—8 Fuß langen Schafte mit breiter eiserner zweischneidiger Spitze, unter der sich oft eine kurze Querstange zum Pariren der feindlichen Hiebe, auch wohl ein Widerhaken befand. Die Hellebarde unterscheidet sich von der P. nur durch den noch an der Spitze befindlichen beilartigen Ansatz. Gewöhnlich war die breite Eisenspitze kunstvoll durchbrochen, mit scharfen Ecken, seit- u. vorwärts gehenden Spitzen, auch am Obertheil des Schaftes mit einer Quaste versehen. Die Espondons sind als die letzten Spuren der P., die sich nur hie und da bei Stadtsoldaten noch länger erhalten hat, zu betrachten.

Partite (ital. partida, franz. partie), Theil, Antheil, Zahl, Menge; ein Posten (eine Summe Geldes), der in Rechnung gebracht wird; daher Partiten saldiren, die (Schuld-) Posten ausgleichen, abrechnen: Partitengirate, die einem Andern zum Einziehen angewiesenen Schuldposten; Ränke, daher Partitenmacher, Ränkemacher.

Partitio (lat.), Eintheilung, besonders logische Eintheilung.

Partitur (v. Ital.), die übersichtliche Zusammenstellung aller Stimmen (Parten od. Partien), die zu einem Tonstück gehören. Die P. soll dem Auge den Gesammtinhalt des ganzen Tonstücks so darlegen, wie das Ohr die vom Tonsetzer geordneten Zusammenklänge nach einander vernimmt; es müssen daher sämmtliche Stimmen dergestalt notirt seyn, daß man sie mit einem Blick übersehen kann. In horizontaler Richtung ist die Bewegung jeder Stimme der Aufeinanderfolge nach aufgezeichnet, und zwar jede auf ihrem Liniensystem, während das Auge in perpendikulärer Richtung das jeweilige Zusammenwirken der Tonmasse aufnotirt findet. Eine korrekte P. verlangt daher, daß nicht bloß der Gang jeder Stimme für sich durch die nöthigen Zeichen (Noten ꝛc.) dargestellt sey, sondern daß auch die Untereinanderstellung aller Stimmen so geordnet dastehe, daß Takt für Takt, sowie Takttheil für Takttheil des ganzen Tonsatzes in jeder Stimme genau unter einander zu stehen komme, wie er dem Gehör im Zusammenklang vorgeführt wird. Leichte Uebersichtlichkeit ist Hauptrücksicht, die man bei der Anordnung der Stimmen ins Auge fassen muß. Die Grundstimme wird durchgehends auf das unterste Liniensystem gestellt. Dagegen schreibt man um der bessern Uebersicht willen lieber die Hauptstimmen eines Tonstückes zusammen und setzt nicht Füllstimmen dazwischen, wenn auch dadurch tiefere Füllstimmen über die höhern Hauptstimmen zu stehen kommen. Außerdem ist bei der Aufeinanderfolge der Stimmen in der P. besonders auf die Anordnung der Instrumente nach ihrer Klangeigenthümlichkeit Rücksicht zu nehmen. Damit aber die Violinen und Violen nicht zu weit von ihrem Fundament, dem Baß, der zugleich Fundament des Ganzen ist, stehen, so setzt man am zweckmäßigsten das Blaschor obenan, so daß sich die ganze Stellung der Stimmen in der P. sachgemäß in folgender Reihe von oben nach unten gestaltet: Piccolo, Flauti, Oboi, Clarinetti, Fagotti, Corni, Clarini (Trombe), Timpani, Tromboni (Ophikleide), Violini, Viola, Singstimmen, Violoncello et Contrabasso. Wird ein Doppelchor in P. gestellt, so steht jeder Chor für sich und der zweite wird durch zwei Striche (=) mit dem Beisatz Coro secondo oder zweiter Chor bezeichnet. Jedes Liniensystem erhält in der P. am Anfang des Stücks seine Vorzeichnungen, als Schlüssel, Takt- u. Tonart; die Tempobezeichnung ist gewöhnlich nur oben, mitunter noch in der Mitte, auch über dem Baß angegeben. Erhöhungs- u. Erniedrigungszeichen, als Bezeichnungen der Tonart, werden in der Regel, außer am Anfange, nicht, wie es bei einzelnen Stimmen gewöhnlich ist, bei jeder Seite wiederholt, sondern nur dann wieder gesetzt, wenn sich die Vorzeichnung ändert, was natürlich auch die Wiederherstellungszeichen trifft. Vergl. Simon Gaßner, Partiturkenntniß, ein Leitfaden für angehende Tonsetzer ꝛc., Karlsruhe 1838.

Partridge, britisch-nordamerikanische Insel, an der Südküste von Neubraunschweig, in der Fundybai, am Eingang des St.-Johnshafens, mit Leuchtthurm.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus (lat.), Sprüchwort, d. i. die Berge kreisen, es wird eine lächerliche Maus geboren; aus Horaz' (de Arte poetica, 139) entnommen.

Partus (lat.), die Geburt (s. d.).

Partus abactio (lat.), die Tödtung ungeborener Kinder.

Parvich (Parvichio, Bocca-di-Segno), österreichisch-dalmatische Insel, Kreis Zara, im

adriatischen Meere, südöstlich von Veglia, hat 1000 Einw.

Parviel, nach den Talmudisten einer der drei unter Hariel stehenden Engel, Schutzgeist des Viehes, s. Ariel.

Parwati (Parwadi, Parvadi), d. i. Herrscherin der Gebirge, Gemahlin des Schiwa, wird verehrt unter dem Namen Bhawani als die große Naturmutter, welche der Zeugung des Lebens vorsteht. Ihr ist der Mond geweiht, dessen Bild sie an der Stirn trägt, weil dessen Kraft, von der Sonne befruchtet, erzeugend auf die Erde wirkt. Zu ihr beten und ihr opfern Bräute, Unfruchtbare und Kreisende. Sie ist dem Haupte des Schiwa entsprungen. Abgebildet wird sie neben Schiwa thronend, auf einem Lotus sitzend, das Haupt mit Thürmen gekrönt, 2 Hände betend gefaltet und in den andern Bücher, Vasen, Muscheln, Blumen, Früchte, Kränze und den Ciakra tragend. Unter dem Namen Kali und Bhadrakali wird sie als Rächerin u. Verderberin, als die heilige, schwarze, finstere Schöpferin der Thränen gefürchtet und als solche in den Tempeln durch Schrecken erregende Bilder dargestellt, mit aufgerissenen Augen, wildem Blicke, schwarzem Angesicht, gewaltigem Gebisse, von Schlangen umwunden, bewaffnet mit Schwert, Dreizack und Blutgefäß, sitzend auf einem Höllenpferde. Ihr Dienst, im „Kalika-Purana" geordnet, ist sehr ausgebreitet und blutig; Ziegen und Büffelkälber werden ihr geschlachtet, früher auch Menschen. Außerdem wird die P. noch unter verschiedenen andern Namen verehrt, welche sämmtlich auf die beiden angeführten Hauptäußerungen ihres Wesens zurückgeben.

Parzen (lat. Parcae, griech. Moirä), im Allgemeinen die Schicksalsgöttinnen, die Jedem das Seinige oder sein Geschick zutheilen. Bei Homer ist Moira das personificirte Verhängniß, ohne Gestalt, Namen und Abstammung, welches dem Menschen von seiner Geburt an nach dem Rathschlusse der Götter beschieden ist. Es ist noch nicht das spätere Fatum, dem selbst die Götter unterthan sind; sogar der Mensch hat in seiner Freiheit Einfluß auf dasselbe. Von Hesiod an sind der Moiren drei: Clotho, welche den Lebensfaden spann (Gegenwart), Lachesis, die seine Länge oder die das Lebensloos bestimmte (Zukunft), Atropos, welche ihn abschnitt, die Unabwendbare (Vergangenheit). Ihre Abstammung ist eine doppelte, in sofern sie mit den Keren Töchter der Nacht sind, Wesen der Unterwelt, die den Menschen Gutes und Böses geben und die Winke des Hades vollstrecken, und dann Töchter des Zeus u. der Themis, als welche sie Theil an den Bestimmungen des Schicksals der Menschen haben und den Befehlen ihres Vaters als seine Dienerinnen gehorchen. So geleiten sie Themis von dem Ocean nach dem Olymp, Persephone aus der Unterwelt in die Oberwelt und vertheidigen ihren Vater gegen die Riesen Agrios, Typhon und Thoon. In dieser Eigenschaft besitzen sie auch die Gabe der Weissagung. Zu Delphi standen die P. in der Zweizahl, mit Beziehung auf Geburt und Tod, Glück und Unglück ꝛc., das sie geben. Das Wesen dieser Göttinnen wurde zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt. Gewöhnlich erscheinen sie als eigentliche Schicksalsgöttinnen, welche darüber wachen, daß das jedem Wesen nach ewigem Gesetz zugetheilte Geschick ungehindert sich entwickele. Ihnen als solchen sind selbst Zeus und alle Götter unterworfen. Diese allgewaltigen Schicksalsgottheiten werden auch in der ältern Zeit nicht mit Spindeln, sondern als Matronen mit Sceptern, dem Zeichen der Herrschaft (z. B. am borghesischen Altar), dargestellt. Als Gottheiten menschlicher Lebensdauer treten sie entweder als Geburts-, oder als Todesgottheiten auf, daher sie auch zuweilen in der Zweizahl erscheinen. Als Geburtsgöttinnen spinnen sie den Lebensfaden, weissagen das Geschick des Neugeborenen, werden mit der Ilithyia zusammengestellt und sind Begleiterinnen der Ehevorsteherin Here. Als Todesgöttinnen erscheinen sie mit den Keren und werden mit den Erinnyen in Verbindung gesetzt oder vermengt. Von der Kunst werden die P. als ernste Jungfrauen dargestellt, Clotho als Spinnerin, Lachesis als das Geschick am Globus bezeichnend, Atropos mit einem Schneideinstrument.

Parzival, s. v. a. Parcival.

Pas (franz.), Schritt, Bewegung mit den Füßen, wie sie bei den verschiedenen Tänzen vorkommt; auch Benennung ganzer Tänze, die keine Soli sind, sondern durch zwei, drei und mehre Tänzer zugleich ausgeführt und nach der Zahl derselben P. de deux, P. de trois ꝛc. genannt werden. Vgl. Tanzkunst.

Pasagier (Pasagini), judaisirende Sekte in Oberitalien während des 12. Jahrhunderts, welche auf buchstäbliche Beobachtung des jüdischen Gesetzes, auf Sabbathfeier und Beschneidung (daher auch circumcisi, Beschnittene, genannt) drangen, die kirchliche Lehre von der Trinität verwarfen, Christus nur für das erste und reinste Geschöpf Gottes erklärten und das ganze römische Kirchenwesen verwarfen.

Pasargada, die ältere Haupt- und Residenzstadt Persiens, lag im hohlen Persis, am Flusse Cyrus, südöstlich von Persepolis, nahe an der Grenze Karamaniens und enthielt das mitten in einem schönen Park gelegene Grabmal des Cyrus, ihres Gründers (jetzt Grab der Mutter Salomo's genannt), der die Stadt zum Andenken seines hier über Astyages von Medien davongetragenen Sieges erbaut hatte. Wo die Ruinen der Stadt zu suchen sind, ist noch nicht sicher ermittelt. Grotefend glaubt sie bei Murghab, nordöstlich von Persepolis, zu finden, wo sich die Ueberreste eines altpersischen Grabmals zeigen; allein nach den Angaben der Alten sind sie südöstlich von Persepolis an der Grenze Karamaniens zu suchen, wo auch die Pasargadä, der edelste Stamm der Perser, wohnten. Lassen sucht sie an der Stelle von Farsa in Firuzabad, oder von Durabgerd, an welchen beiden Orten sich Ruinen finden.

Pascagoula, Fluß im nordamerikanischen Staat Mississippi, entsteht durch den Zusammenfluß des Leaf und des Chikkasakhay, die sich in der Grafschaft Jackson vereinigen, nimmt mehre Flüsse auf, fließt in südlicher Richtung und bildet bei seiner Mündung in den Meerbusen von Mexiko die gleichnamige Bai.

Pascal, Blaise, einer der größten Geister

und vortrefflichsten Menschen, wurde am 9. Juni 1623 zu Clermont in der Auvergne geboren. Sein Vater, Etienne P., Präsident der Steuerkammer, ein gründlich gebildeter und denkender Mann, beschloß, seinen Sohn selbst zu unterrichten, gab deshalb 1631 seine Stelle auf und zog nach Paris, um sich dort der Ausbildung seines wunderbar begabten, damals 8jährigen Sohnes zu widmen. Anfangs beschäftigte er denselben nur mit dem Studium der Sprachen und vermied Alles, was in irgend einer Beziehung zur Mathematik stand, da er, in dieser Wissenschaft selbst sehr bewandert, wohl wußte, wie sehr dieselbe den einmal für sie gewonnenen Geist vollkommen beschäftigt und erfüllt, und daher fürchtete, seinen Sohn durch zu frühes Einführen in das mathematische Wissen dem Sprachstudium zu entfremden. Aber der junge P. hatte an der oberflächlichen Andeutung des Wesens der Mathematik genug, um für sich weitere Forschungen darauf zu gründen; und so kam es, daß der 12jährige Knabe von seinem erstaunten Vater einst bei geometrischen Konstruktionen überrascht wurde und auf weiteres Befragen ein selbst erfundenes System entwickelte, das mit allen Definitionen, Axiomen, Lehrsätzen und Beweisen etwa den Inhalt des ersten Buchs des Euklid bis zum 32. Lehrsatz umfaßte. Jetzt führte ihn der Vater sofort in die Tiefen der Wissenschaft ein. Bereits im 16. Jahre schrieb P. ein Werk über die Kegelschnitte, welches aber nie dem Druck übergeben worden ist. Die übertriebenen geistigen Anstrengungen, denn der Vater führte ihn auch in das Studium der Philosophie und Physik ein, konnten nicht verfehlen, die Gesundheit des Jünglings zu untergraben, und bereits seit seinem 18. Jahre zeigte sich ihr schädlicher Einfluß; doch setzte er seine Studien bis zum 24. Jahre unablässig fort, und aus dieser Zeit datiren seine hauptsächlichsten Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Mathematik und Physik, wie einer auf die scharfsinnigsten Kombinationen beruhenden Rechenmaschine, der Anwendung des Barometers zum Höhenmessen und zu meteorologischen Zwecken, der Theorie vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten, der Wahrscheinlichkeitsrechnung, des arithmetischen Dreiecks, womit er eine Menge von Aufgaben aus der Lehre von den Reihen und damit zusammenhängenden Disciplinen löste, der Eigenschaften der Cykloide oder Radlinie u. a. m. Der zweite Abschnitt seiner Lebensgeschichte beginnt mit seinem noch nicht ganz vollendeten 24. Lebensjahre. Nachdem er bereits den ganzen Kreis des menschlichen Wissens durchlaufen, erhielt er eine Veranlassung, die heilige Schrift genauer zu lesen, und von da an erfaßte ihn mit ganzer Gewalt der Gedanke, daß es die höchste und würdigste Aufgabe des Menschen sey, nur in und für Gott zu leben. Sofort gab er alle andern Forschungen auf, um sich in ascetischer Strenge und fast völliger Abgeschiedenheit von der Welt einem beschaulichen Leben zu weihen. Einen besondern Aufschwung gewannen seine religiösen Betrachtungen, in denen er, aller Freigeisterei entgegentretend, fest an den Grundsätzen der christlichen Glaubenslehre hing, durch den Umgang mit Arnauld, Nicole, Lancelot und andern Jansenisten, mit denen er befreundet wurde, als er 1653 seine Wohnung in der Nähe des Klosters Portroyal nahm. Aus diesem Verhältnisse gingen die berühmten Briefe gegen die Jesuiten hervor, welche, 1656 und 1657 erschienen, die laxe Moral der Jesuiten schonungslos enthüllen und diesen unendlich geschadet haben, aber abgesehen hiervon ein vollendetes Meisterstück reiner und kunstvoller, faßlicher, zur Ueberzeugung fortreißender und von scharfem Spotte überströmender Prosa sind. P.s Gesundheitszustand hatte sich bereits seit 1654 bedeutend verschlimmert, seit auf der Brücke von Neuilly seine scheu gewordenen Wagenpferde sich in die Seine gestürzt hatten und er nur durch das plötzliche Zerreißen der Wagenstränge gerettet worden war; nach der Vollendung der genannten Briefe ward derselbe in Folge der geistigen Aufregung immer bedenklicher. Dennoch aber war die Spannkraft seines Geistes noch nicht gedämpft, vielmehr ging er mit dem Plane um, durch eine großartige Apologie des Offenbarungsglaubens die Vernunftschlüsse der Freigeister zu widerlegen. Diese Idee beschäftigte ihn ausschließlich in seinen letzten Lebensjahren, aber der Tod verhinderte die Ausführung des in seinem Kopfe bereits vollkommen geordneten Werkes, von welchem er nur hie und da einzelne Bemerkungen aufschrieb, die nach seinem Tode unter dem Titel „Pensées" herausgegeben worden sind. Er † am 29. August 1662, nachdem er eigentlich seit 1658 fast in beständigem Todeskampfe gelegen hatte. Unter P.s Schriften sind die berühmtesten: die oben erwähnten Briefe, betitelt „Les provinciales, ou Lettres écrites par Louis de Montalde (Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guillaume Wendrock" (Nicole), in mehr als 60 Auflagen erschienen und von Nicole ins Lateinische (1658) übersetzt; „Pensées" (zuerst Paris 1670, dann mit einem Leben P.s von seiner Schwester, der Mad. Périer, das. 1687, von Bossut in bessere Ordnung gebracht, in der sie in spätern Ausgaben stehen, z. B. Amsterd. 1692). P.s sämmtliche Werke erschienen zuerst mit einem trefflichen „Discours sur la vie et les ouvrages de P." von Bossut (Par. 1779, 5 Bde., neue Aufl. 1819). Unter andern Ausgaben nennen wir die von Lemercier (Par. 1830, 2 Bde.); außerdem „Pensées, fragmens et lettres de B. P.", herausgeg. von Prosp. Faugère mit Vergleichung der ursprünglichen Handschrift (Par. 1844, 2 Bde.; deutsch von Schwarz, Leipzig 1844, 2 Bde.). Vgl. M. Raymond, Eloge de P., Lyon 1816; Monier, Essai sur P., Paris 1822; Reuchlin, P.s Leben und Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften, Stuttgart und Tübingen 1841. P.s jüngere Schwester, Jacqueline P., geb. 1626 zu Clermont, trat in ihrem 19. Jahre in das Kloster Portroyal, † 1661 und schrieb: „Pensées édifiantes sur la mystère de la mort de N. S. Jésus-Christ" (Paris 1767), „Règlement pour l'éducation des enfants de Port-Royale" (das. 1775).

Pascha (v. Hebr.), s. Passah.

Pascha (türk.), vielleicht aus den persischen Wörtern Pa, Fuß, und Schah, König, gebildet, also Fuß, Stütze der Fürsten, bereits seit Osman I. Ehrentitel der höchsten türkischen Beamten, der Minister, der Statthalter in den Provin-

zen und der höhern Befehlshaber der Truppen; auch ausgezeichnete Gelehrte sind unter Osman I. und seinem Nachfolger Orkhan so betitelt worden. Das Zeichen der Paschawürde ist der Roßschweif (tugh), welcher, an einer Lanze befestigt, mit goldener Kugel darüber, vor ihm hergetragen wird, so oft er in den Krieg zieht. Nach der Rangverschiedenheit gibt es P.s von 2 und 3 Roßschweifen (vgl. Beg); letztere haben den Grad eines Wessirs. Der Großwessir heißt P. par excellence. Nach der neuen Militärverfassung gebührt der Titel P. dem Seraskier (Generalissimus), den Feriks (Divisionsgenerälen) und den Mirlewas (Brigadegenerälen).

Pascha clausum (lat.), der Sonntag Quasimodogeniti, weil mit demselben die erste Woche nach der Osterwoche begann.

Paschale, Giovanni Luigi, aus Piemont gebürtig, ein eifriger Beförderer der reformirten Lehre, widmete sich anfänglich dem Kriegsdienste, dann aber theologischen Studien zu Lausanne und Genf und gab das Neue Testament in französischer und italienischer Uebersetzung neben einander heraus („Il nuovo testamento", 1555; ohne Angabe des Druckorts, wahrscheinlich Genf). Kurz darauf ging er nach Neapel, wo die geheimen Anhänger der reformirten Lehre einen Geistlichen verlangt hatten, durchreiste von da Kalabrien und verkündete überall den reineren Glauben mit unerschütterlichem Muthe, bis er der Inquisition in die Hände fiel. Nach längerem Gefängniß in den Kerkern von Pescara, Cosenza, Neapel und Rom ward er 1560 vor der Engelsburg gehängt u. sein Körper verbrannt.

Paschalik (türk.), Würde eines Pascha; Statthalter eines solchen.

Paschalis, Name mehrer Päpste: a) P., Archidiakonus zu Rom, ward 687 nach Conons Tode von Einigen zum Papst gewählt, während Andere den Erzpriester Theodorus wählten, weshalb eine dritte Wahl vorgenommen ward, aus der Sergius I. hervorging. P. †, der Zauberei angeklagt, im Kloster. — b) P. I., ein Römer, regierte 817—24, trat sein Amt ohne vorherige kaiserliche Genehmigung an u. entschuldigte sich deshalb bei Ludwig dem Frommen damit, daß man ihm die Würde aufgedrungen. Als des Kaisers Sohn Lothar in Aufträgen des Vaters in Italien beschäftigt war, lud er denselben 823 nach Rom ein und krönte ihn. Da aber einige angesehene Beamte der Kirche mit Vorwissen des Papstes im Lateran enthauptet worden seyn sollten, weil sie Anhänger der fränkischen Partei und Vertreter kaiserlicher Rechte gewesen, so mußte sich P. einer Untersuchung unterwerfen, die der gutmüthige Ludwig jedoch niederschlug. P. schickte Missionäre nach Dänemark, gründete für die im Orient wegen des Bilderdienstes vertriebenen Griechen ein Kloster in Rom u. zeichnete sich durch mehre fromme Stiftungen aus. Auch schrieb er heftige Briefe gegen den orientalischen Kaiser Leo V. u. die Bilderstürmer. — c) P. II., eigentlich Rainer, aus Bleda in Toskana, erst Mönch zu Clugny, regierte von 1099—1118, ging sofort auf die Pläne seiner Vorgänger, Gregors VII. u. Urbans II., die päpstliche Macht von der weltlichen unabhängig zu machen, ein, ohne doch dieselbe Festigkeit in der Durchführung jener Pläne zu besitzen. Im Investiturstreit zeigte er sich äußerst nachgiebig gegen Frankreich und England, indem er gestattete, daß die Könige das Ceremoniel der Investitur zwar abgaben, durch den Huldigungseid aber die Prälaten in voller feudaler Abhängigkeit von sich erhielten. Anders trat er gegen Deutschland auf; auf dem Laterankoncil bestätigte er den Bann gegen Heinrich IV. und reizte dessen zweiten Sohn Heinrich zur Empörung auf. Sobald aber Heinrich V. den Kaiserthron bestiegen hatte, zeigte er deutlich, daß er nicht gesonnen sey, den kaiserlichen Rechten etwas zu vergeben. Als er 1111 seinen Römerzug machte und den Papst verhaften ließ, trat letzterer einem Vergleiche bei, in welchem er dem Kaiser das Recht, mit Stab und Ring zu investiren, zugestand, worauf er ihn krönte. Auf einer Lateransynode 1112 ward jedoch dieser Vergleich für erpreßt und namentlich der Punkt, daß ein neugewählter Bischof vor erhaltener kaiserlicher Investitur nicht konsekrirt werden solle, als mit allen kanonischen Einrichtungen in Widerspruch stehend erklärt. Seinem Versprechen gemäß that zwar P. den Kaiser nicht selbst in den Bann, ließ es aber durch seinen Legaten Guido von Vienne thun. Als Heinrich 1116 seinen zweiten Zug nach Italien wegen der mathildischen Güter vorbereitete, hielt P. eine neue Synode in Rom, wo er nochmals seine Nachgiebigkeit gegen den Kaiser widerrief. Ehe aber Heinrich V. seinen Einzug in Rom hielt, entwich P. nach Unteritalien, da er den von den vorzüglichsten Gliedern der Kirche ausgesprochenen Bann nicht ohne deren Zustimmung lösen zu können erklärte. Nach Heinrichs Abzug kehrte er mit Hülfe der Normannen nach Rom zurück, † aber einige Jahre nachher, am 21. Jan. 1118. — d) P. III., 1164—68, eigentlich Guido, Sprößling einer vornehmen Familie zu Cremona, wurde nach Victors II. Tode von der kaiserlichen Partei als Gegenpapst gegen Alexander III. gewählt, krönte 1166 den Kaiser nebst seiner Gemahlin und blieb bis zu seinem Tode 1168 im Besitze des päpstlichen Stuhls.

Paschasius Radbertus, Abt des Klosters Korvey von 844—51, trug zuerst mit vollkommener Deutlichkeit und Bestimmtheit die Brodverwandlungslehre beim Abendmahl (s. d.) vor. Seine Ansichten sind niedergelegt in der Schrift: „De corpore et sanguine Domini" (herausgegeben von Hiob Gastius, Hagenau 1528, besser von Nikol. Mameranus, Köln 1550, am besten von Edmund Martène und Ursinus Durand in „Veterum scriptorum et monumentorum amplissima collectio", Paris 1724—33). Die gelehrtesten Gegner fand P. an dem Mönch Frudegard, dem Abte Hrabanus Maurus und dem Propste Ratramnus. Mit letzterem hatte er auch einen Nebenstreit, der die Frage betraf, wie Christus geboren sey. P. behauptete in seinem Buche „De partu virginis", welches er an eine Aebtissin und deren Nonnen richtete, daß Christus ex utero clauso geboren, wie er auch auf diese Art empfangen sey, namentlich ohne Schmerzen und Aechzen der Maria. P.' exegetische Verdienste in einem Kommentar zum Matthäus, zum 45. Psalm und zu Klagliedern Jeremiä sind nicht bedeutend. Seine Werke wurden herausgegeben von J. Sirmond

(Paris 1618), dann in der Bibliotheca Patrum, Th. 14.

Paschmalik (türk.), von Paschma, der Schuh, eigentlich Schuhgeld, in der Türkei das Nadelgeld der Mutter des regierenden Sultans und der zu Sultaninnen erhobenen Beischläferinnen desselben. Das P. der erstern soll 1000 Beutel (zu 500 türkische Piaster) oder 562,100 Gulden Konv., das einer jeden der letzteren die Hälfte davon betragen.

Pascuaro (Pasquaro, Patzcuaro), Stadt im mexikanischen Staat Mechoacan, südöstlich unweit des fischreichen gleichnamigen großen See's, 7218 Fuß über dem Meere, hat 6000 Einwohner, welche Berg-, Zuckerrohr-, Pfeffer- und Getreidebau und Zuckersiederei treiben.

Pas de Calais (engl. Strait of Dover), die Meerenge, welche Frankreich von der südöstlichen Küste Englands trennt und den atlantischen Ocean mit der Nordsee verbindet, der engste Theil des Kanals, 9 Lieues lang und an der schmalsten Stelle zwischen Kap Gris-Nez und Dovre $7^3/_4$ L., zwischen Calais und Dovre 8 Lieues breit, hat ihren Namen von der Stadt Calais. Das danach benannte Departement im nördlichen Frankreich, gebildet aus der ehemaligen Landschaft Artois u. einem Theil der Picardie (den Landschaften Boulonnais, Calaisis und Ardraisis), grenzt nördlich und östlich an das Departement Nord, südlich an das Departement Somme, westlich an das Departement Manche und nordwestlich an die gleichnamige Meerenge, und hat einen Flächenraum von 120,92 (nach And. 126) □Meilen mit 663,518 Hektaren und (Ende 1851) mit 692,994 Einw. Das Land ist im Allgemeinen eben, doch findet man in den Bezirken Boulogne, Montreuil und St.-Pol von tiefen Thälern durchschnittene Hügelketten, deren höchste Spitzen der Mont Hulin und der Mont Lambert im Bezirk Boulogne sind. An der 20 Lieues langen Küste mit den 6, durch Anschwemmungen fortwährend versandeten Seehäfen von Boulogne, Calais, Wissant, Ambleteuse, Vimereux und Etaples ziehen sich von Abbeville bis über Boulogne hinaus Dünen hin, Sandhügel, welche zwar auf der einen Seite die Niederungen gegen das Meer schützen, auf der andern Seite aber dem Lande durch ihr fortwährendes Vorrücken nach dem Innern desselben viel fruchtbares Land entziehen. Das Departement ist ungemein reich an Flüssen und Bächen. Die bedeutendsten Flüsse sind: die Lys, Scarpe, Canche, Anthie, Ar, Aa, Censée, Lave, Deule und Blane, welche größtentheils im Lande selbst entspringen, meist schiffbar sind und theils in das Departement Nord übergehen, theils in den Kanal münden. Die Niederungen enthalten bei vielen Sümpfen, die man jedoch immer mehr zu entwässern sucht, und Torfmooren schöne Wiesen, üppige Triften u. fruchtbare Ebenen, letztere vorzüglich in dem nördlichen Theile des Departements. Das Klima ist sehr veränderlich u. unbeständig, mit häufigen Stürmen, und in den Sumpfgegenden Wechselfieber erzeugend. Der Boden ist ungemein fruchtbar und besteht fast nur aus aufgeschwemmter oder Dammerde, welche besonders in den Thalvertiefungen eine ungemeine Mächtigkeit hat. Nur die unmittelbar an dem Meere gelegenen Gegenden theilen diese glückliche Beschaffenheit nicht; hier finden sich die erwähnten Sanddünen, auf denen kein Grashälmchen wächst, sowie die flachen Sümpfe, welche von Schalthieren und Fischen wimmeln, aber wegen der Beweglichkeit des Bodens nicht aufgefischt werden können. Große und zusammenhängende Waldungen findet man nirgends; die kleinern Forsten enthalten größtentheils Eichen u. Birken. Der Ackerbau steht in hoher Blüthe; man gewinnt alle Arten von Getreide und Gemüse, rothe Rüben, Oelpflanzen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen &c. Den Obstbau befördern die botanischen Gärten von Arras und Courset; es wird namentlich viel Ciderobst gewonnen (11,000 Hektaren sind mit Obstbäumen bepflanzt). Der Weinbau beschränkt sich auf die Gärten. Das Thierreich liefert kleines Wildpret, See- u. Süßwasserfische, besonders Häringe (für etwa 650,000 Francs), Makrelen (für 95,000 Fr.), Stockfische (für 250,000 bis 280,000 Fr.) und Hummern, gute Zugpferde, Esel, Rindvieh, vorzügliche Milchkühe, Ziegen, durch Merinos veredelte Schafe, sehr viele Schweine u. eine Menge Federvieh. Das Mineralreich gewährt verschiedene Arten Marmor-, Tuff-, Sand-, Flinten- u. Kalksteine, Pfeifen- u. Töpferthon, Steinkohlen (jährl. 120—180,000 Ctr.), Sand und Torf im größten Ueberfluß. Bei Boulogne findet man Eisen- und Sauerbrunnen. Die Industrie ist sehr bedeutend u. erstreckt sich auf Runkelrübenzuckersiederei, Papierfabriken, Hochöfen, Dampfmaschinenwerkstätten, Spitzenmanufaktur, Flachsspinnerei, Leinweberei, Manufakturen für grobe Tücher, leinene, baumwollene und wollene Mützen und Strümpfe, Halbsammet, Tüll, Netze zum Fischfang, Baumwollenspinnereien, Korbmacherarbeiten, Thonpfeifen, Stärke, Salzraffinerien, Korn-, Kartoffel- und Wachholderbranntwein, Leinwandbleichen, Gerbereien, Glashütten, zahlreiche und sehr vervollkommnete Ziegelbrennereien, Pulvermühlen, Pulverfabrikation &c. Der sehr bedeutende Handel mit den Natur- und Kunstprodukten des Departements nach innen und außen wird noch besonders durch die zahlreichen Kanäle, z. B. den Kanal von Calais nach St.-Omer, den Kanal von St.-Omer nach Aire, welcher die Lys mit der Aa verbindet, den Kanal der obern Deule und andere, sowie durch die oben genannten Seehäfen unterstützt. Das Departement zerfällt in die 6 Arrondissements: Arras, mit der gleichnamigen Hauptstadt des Departements, Béthune, St.-Omer, Montreuil, St.-Pol und Boulogne.

Paseng, die wilde Ziege, Capra Aegagrus s. bezoartica, aus Mittelasien und Indien, s. Ziege.

Pasewalk, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Uckermünde, an der Grenze der Uckermark und links an der Ucker, die hier nach ihrer Vereinigung mit der Randow schiffbar wird. Die Stadt war ehemals durch dreifache Wälle, Mauern, Thürme u. Gräben befestigt, wovon sich jetzt nur noch eine Mauer erhalten hat, zerfällt in die Ober- und Unterstadt und hat 4 Thore, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, Schulen (darunter eine höhere Bürgerschule), ein Stadtgericht, eine Landschaftsdirektion, ein Unter-

steueramt, eine Garnison von etwa 900 Mann u. 5520 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei (das ehemals berühmte und weithin versendete, Pasenelle genannte Bier), Zeuchweberei, Strumpfwirkerei u. Handel treiben. P. (in alten Urkunden Pobizwolk, Pozwalk oder Potswalk genannt) gilt für eine der ältesten Städte Pommerns, erhielt gegen Ende des 12. Jahrhunderts von den Herzögen Kasimir II. und Bogislaw II. Stadtrechte, zu welchen später noch das magdeburgische Recht hinzugefügt ward. Die Stadt trat frühzeitig zum Hansebunde und wurde durch Seehandel blühend und reich. Im Jahre 1213 kam sie durch Eroberung des Markgrafen Albrecht an Brandenburg, wurde aber 1359 wieder an die Herzöge von Pommern verpfändet, in deren völligen Besitz sie 1448 durch Abtretung gelangte. Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg suchte sie 1445, 1468 und 1469 durch Belagerungen vergebens wieder zu gewinnen. Im 30jährigen Kriege besetzten sie die Kaiserlichen, 1630 die Schweden u. am 7. Sept d. J. wieder die Kaiserlichen, welche die Stadt plünderten u. zum Theil in Asche legten. Ein ähnliches Schicksal bereiteten ihr die Kaiserlichen 1636 und 1637, und P. befand sich bald in ihren Händen, bald in denen der Schweden. Kaum hatte es sich von den Wunden des 30jährigen Krieges einigermaßen erholt, so wurde es 1657 von dem polnischen General Czarneckh geplündert und in Brand gesteckt. Im Jahre 1676 eroberten es die Brandenburger, und 1713 wurde es zweimal von den Russen geplündert. Im Jahre 1760 schlug hier der preußische General von Werner die Schweden, welche sich bei der Stadt verschanzt hatten.

Pasigraphie (v. Gr.), Allgemeinschrift, die Kunst, sich durch eine allgemeine Schrift- und Zeichensprache allen Völkern der Erde verständlich zu machen. Die P. bleibt, wie die Pasilalie (s. d.), noch zu erfinden. Als ältesten Versuch zu einer solchen kann man gewissermaßen die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter und die Zeichenschrift der Chinesen ansehn, in sofern beide von der gesprochenen Sprache unabhängig sind. Jedoch entsprechen sie nicht ganz der Idee einer P. Die ersten Andeutungen zu einer solchen gab John Wilkins, Bischof von Chester († 1672), in „Essay towards a real character and philosophical language" (London 1668); ihm folgten unter Andern Chr. G. Berger in der Schrift: „Plan zu einer allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen" (Berlin 1779); K. H. Wolke in der „Erklärung, wie die P. möglich und ausüblich sey" (Dessau und Leipzig 1797); Sicard in „P. ou premiers élémens de l'art d' écrire et d'imprimer en une langue de manière à être lu et entendu dans toutes les autres langues sans traduction" (Par. 1798); Fry in der „Pantographia" (Lond. 1799); J. M. Schmidt in den „Pasigraphischen Versuchen" (Wien 1815) und im „Magazin für allgemeine Sprache" (Dillingen 1816). Vgl. Vater, P. und Antipasigraphie, oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, Weißenfels 1799; Niethammer, Ueber P. u. Ideographie, Nürnberg 1808; Riem, Ueber Schriftsprache und P., 1. Stück, Mannheim 1809.

Pasilalie (Pasilogie, v. Griech.), Allgemeinsprache, die Kunst, mittelst allgemein verständlicher Laute allen Menschen des Erdkreises seine Gedanken mittheilen zu können. Eine solche allgemein verständliche Sprache bleibt noch zu erfinden. Die erste Idee dazu gab Leibnitz in der Schrift: „De arte combinatoria" (Leipzig 1666). Weiter ausgebildet wurde dieselbe von Condorcet in „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" (Paris 1794, deutsch von Posselt, 1796), von Abel Bürja in seiner „Pasilalie" (Berlin 1818) und von Andr. Stethy in der „Lingua universalis" (Wien 1825). Vgl. Pasigraphie.

Pasinelli, Lorenzo, italienischer Maler der Schule von Bologna, geboren 1699, wurde zuerst von Cantarini, dann von Torre unterrichtet und studirte die Werke Paolo's, nach dessen grandiosem Styl er strebte, wie seine beiden Bilder des Einzuges Christi und des Heilandes in der Vorhalle der Karthause bei Bologna beweisen. Auch gehört hierher ein oft wiederholtes Gemälde mit Coriolan. Er † 1770 zu Bologna, wo er gelebt und gearbeitet hatte.

Pasiphaë, 1) Tochter des Helios u. der Perseïs, Gemahlin des Minos, Schwester der Circe und des Aeëtes, Mutter des Minotaurus, Androgeus, Catreus, Deucalion, Glaucus, der Ariadne, Phädra, Acalle, Xenodice; s. Minos u. Minotaurus; — 2) lakonische Orakelgöttin, die zu Thalamä einen Tempel hatte, in welchem die obrigkeitlichen Personen Inkubinationen hielten. Man hielt sie bald für eine Tochter des Atlas, bald für identisch mit Cassandra, oder mit Daphne.

Pasiphrasie (v. Griech.), s. v. a. Pasilalie.

Pasitano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, am Meerbusen von Salerno, in einer Felsbucht sehr reizend auf 2 Hügeln gelegen, von hohen malerischen Felswänden überragt und von dem üppigsten Grün, namentlich schöner Orangenwäldchen, Maulbeer- und Feigenbäumen umgeben, hat mehre Kirchen und Kapellen, einen bequemen Seehafen u. 4000 Einwohner, welche Schifffahrt und lebhaften Handel, besonders mit Früchten treiben.

Paskewitsch, Joh. Feodorowitsch, Graf von Eriwan, Fürst von Warschau (Eriwansky Warschawsky), russischer Feldherr, geboren den 8. (19.) Mai 1782 zu Pultawa als Sprößling einer Familie, die, ursprünglich im Gouvernement Minsk ansässig, durch die von den Jesuiten gegen die Bekenner der griechisch-katholischen Religion verübten Verfolgungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts zur Auswanderung nach Kleinrußland veranlaßt ward. Sein Großvater, Grigorij, bewirthschaftete ein kleines Gut in der Nähe von Pultawa, sein Vater Fedor war Beamter u. starb 1832 als Kollegienrath a. D. zu Charkow. Der junge P. ward von Katharina II. in das Pageninstitut zu Petersburg aufgenommen und von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt. Nachdem er 1800 als Lieutenant und Adjutant des Kaisers in das preobraschenskische Regiment eingetreten war, erwarb er sich als erste Auszeichnung den Ehrendegen der Tapferkeit im Feldzuge in der Moldau (1806) unter General

Michelson und ward 1807 mit einem diplomatischen Auftrage nach Konstantinopel gesandt, wo er bei einem Volksauflauf in große Lebensgefahr gerieth. Beim Sturme auf Brailow (1809) schwer verwundet, ward er nachher zum Obersten und 1810 zum Generalmajor ernannt. Im Jahre 1812 stand er als Divisionsgeneral bei der Westarmre unter dem Fürsten Bagration und nahm an den Schlachten von Smolensk, Borodino, Wiäsma u. Krasnoi thätigen Antheil. In der Schlacht bei Leipzig eroberte er am 19. Oktober 29 Geschütze, ward unmittelbar nachher zum Generallieutenant ernannt u. mit seiner Division zu den Blokaden von Magdeburg u. Hamburg entsendet. Nach der Einnahme von Paris, an der er bedeutenden Antheil hatte, ging er nach Rußland zurück, worauf er 1815 nach Napoleons Rückkehr von Neuem seine Division gegen Frankreich führte. Im folgenden Jahre erhielt er zu Wilna das Kommando des Grenadiercorps, begleitete den Großfürsten Michael auf seinen Reisen in das Innere von Rußland und ins Ausland und ward 1823 Generaladjutant des Kaisers. Die eigentliche Bahn des Ruhmes eröffnete sich für P. aber erst in dem Kriege, den Rußland 1826 gegen Persien begann. Am 25. September schlug er das persische Heer unter Abbas Mirza bei Elisabethpol aufs Haupt und rieb es durch geschickt geleitete Verfolgung fast gänzlich auf. Ein goldener, mit Brillanten besetzter Ehrendegen, noch mehr aber seine Ernennung zum Gouverneur von Georgien und kommandirenden General gegen die Perser an Jermoloffs Stelle lohnte ihn für diese That. Im April 1827 eröffnete er den zweiten Feldzug, eroberte das persische Armenien, erstürmte nach 12tägigem Bombardement am 13. Oktober Eriwan und diktirte von Tauris aus dem Abbas Mirza die Bedingungen eines äußerst vortheilhaften Friedens. der am 22. Februar 1828 zu Turmantschai geschlossen wurde. P. erhielt danach den Zunamen Eriwansky u. 1 Million Rubel zur Belohnung, während 6 Millionen an das Heer vertheilt wurden. Neue Lorbeeren sammelte P. in demselben Jahre in dem Kriege gegen die Türkei. Während Witgenstein und nachher Diebitsch den Krieg in Europa führten, drang er vom Kaukasus aus in die asiatische Türkei ein, erstürmte 9 Festungen und eroberte trotz der numerischen Ueberlegenheit des Feindes die Paschaliks Achalzik, Kars und Bajazet, wobei zusammen 433 Kanonen und 12 Fahnen in die Hände der Russen fielen. Im Feldzuge des nächsten Jahres (1829) eroberte P. Erzerum und beendete damit in der Hauptsache den asiatischen Feldzug. Nach Beendigung des ganzen Krieges durch den Frieden von Adrianopel ward P. zum Feldmarschall ernannt u. erhielt zum ewigen Andenken für seine Familie eine der eroberten Fahnen zum Geschenk. Im J. 1830 hatte P. mit der Unterwerfung der aufrührerischen Gebirgsvölker am Kaukasus zu thun, und es gelang ihm, nach mehren siegreichen Treffen gegen die Lesghier und Abchasier Daghestan zu unterwerfen und eine Verbindung zwischen den cis- u. transkaukasischen Provinzen herzustellen. Im folgenden Jahre übernahm er in dem russisch-polnischen Kriege nach dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch am 26. Juni zu Pultusk den Oberbefehl über die russische Armee, welche bisher keinen großen Ruhm in diesem Kampfe geerntet hatte. Durch Umgehung der Polen, Ueberschreitung der Weichsel bei Thorn dicht an der preußischen Grenze, rasches Vordringen nach Warschau u. dann durch die Erstürmung Warschau's am 6. und 7. Sept. 1831 beendete er diesen Krieg, dessen günstiger Ausgang ihm die Fürstenwürde und die Statthalterschaft von Polen verschaffte. P. suchte in dem zerrütteten Staate Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Seine Aufgabe war um so schwieriger, je tiefer die neuen Einrichtungen und die Härte der befohlenen Maßregeln das Nationalgefühl der Polen verletzten. Am 26. Februar 1832 vollzog er das an die Stelle der frühern polnischen Konstitution tretende organische Statut, durch welches Polen mit Rußland vereinigt und die Verwaltung des Landes festgestellt ward; zugleich ward er zum Präsidenten des neu organisirten Administrationsrathes ernannt. Obschon er den Haß der Polen gegen die Russen nicht tilgen konnte, so gelang es ihm doch, da er allen Versuchen, Unruhen zu stiften, mit Kraft und Umsicht entgegentrat, manche Wunde des Landes zu heilen, so daß selbst ein nicht geringer Theil der Polen seinen Leistungen in dieser Beziehung gerechte Anerkennung nicht versagte. Als 1849 die russische Intervention in Ungarn beschlossen ward, erschien er trotz seines vorgerückten Alters von Neuem im Feld und konnte bereits am 13. August seinem Monarchen die Kapitulation der ungarischen Armee und die Unterwerfung des Landes melden. Im Oktober 1850 wurde sein 50jähriges Dienstjubiläum in Warschau feierlich begangen und er bei dieser Gelegenheit sowohl vom Kaiser von Oesterreich, als vom König von Preußen zum Feldmarschall ihrer Armeen ernannt. Im April 1854 übernahm er auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Nikolaus den Oberbefehl an der Donau, erhielt aber bei Silistria eine Kontusion, welche ihn nöthigte, die Armee zu verlassen, und † zu Warschau am 1. Februar 1856. Vgl. J. Tolstoi, Essai biographique et historique sur le Feldmaréchal P., Prince de Varsovie, Paris 1836.

Pasma (Diapasma, Katapasma, Sympasma, Aspergo), in der Pharmacie ein zum Aufstreuen bestimmtes Pulver.

Pasman, österreich.-dalmatische Insel im adriatischen Meere, südöstlich von Zara, erstreckt sich längs der Küste des dalmatischen Festlandes, mit ihr einen Kanal bildend, in einer Länge von $5^3/_4$ geographischen Meilen, von Diclo an bis hinab nach Tacosciani, hat 7 Dörfer und Wein- und Olivenbau.

Pasor, Georg, geboren 1570 zu Ellar im Nassauischen, studirte zu Herborn, ward daselbst 1597 Professor der hebräischen Sprache, erhielt in Folge der allgemeinen Verbreitung seiner Schriften und seines gelehrten Rufes 1616 die Professur der griechischen Literatur an der Universität Franecker und † daselbst 1637. Seine ganze lehramtliche und schriftstellerische Thätigkeit fand ihren Mittelpunkt in der Erklärung des Neuen Testaments, und darauf bezieht sich vor Allem sein „Lexicon graeco-latinum in N. T.“, das in Holland und Deutschland in unzähligen Ausga-

ben (zuerst Herborn 1622, zuletzt von Fischer, Leipzig 1781) erschien und lange Zeit auf Schulen und Universitäten fast als einziges Hülfsmittel für das Studium des Neuen Testaments gebraucht wurde. Hierher gehört auch seine „Grammatica graeca sacra N. T. in III libros distributa“ (von seinem Sohne Matthias herausgegeben). Außerdem schrieb er: „Paedagogus christianus“ (Herborn 1624) u. A.

Pasquali, Antonio, Bildhauer von Verona, wurde um 1780 geboren und in Rom zum Künstler gebildet. Er fertigte besonders treffliche Porträtbüsten, auch Statuen und Gruppen in Gyps und Marmor, welche sich durch Schönheit der Form eben so sehr, als durch meisterhafte Behandlung auszeichnen. P. war um 1830 in Mailand thätig.

Pasquier, 1) Etienne, französischer Jurist und Historiker, geboren 1529 zu Paris, ward 1549 Advokat daselbst, benutzte aber die ihm durch eine schwere Krankheit aufgenöthigte Muße zu literarischen Studien, versuchte sich als Dichter in lateinischer und französischer Sprache und erwarb sich vorzüglich durch seine „Recherches sur la France“ (Paris 1665) einen Namen. Einen noch größern aber erlangte er durch den berühmten Rechtsstreit, welchen 1564 die Jesuiten vor dem Parlament gegen die Universität wegen der ihnen bestrittenen Befugniß, sich mit dem Unterrichte der Jugend zu beschäftigen, begannen und in welchem P. mit allen Waffen einer siegenden Beredsamkeit für die Universität gegen Peter Versoris, den von den Jesuiten gewählten Vertheidiger, in die Schranken trat. Dieser Rechtsstreit ward durch einen Parlamentsbeschluß vom 5. April 1565 dahin entschieden, daß zwar die Jesuiten die Erlaubniß zur Eröffnung ihrer Schule erhielten, die Sache aber weiterer Berathung vorbehalten wurde. Im Jahre 1585 wurde P. Generaladvokat bei der Rechnungskammer und im folgenden Jahre Deputirter bei den Generalstaaten in Blois. Erstern Posten legte er 1603 zu Gunsten seines Sohnes Theodor nieder und lebte bis zu seinem Tode 1615 nur den Musen. Seine gesammelten Werke erschienen öfters, am vollständigsten Amsterdam 1723, 2 Bde.

2) Etienne Denis, Herzog von P., Kanzler von Frankreich, geboren 1767 zu Paris als Sohn des 1794 guillotinirten Parlamentsrathes P., studirte die Rechte, blieb aber während der Revolution ohne Anstellung, wurde im Gegentheil verhaftet und würde vielleicht seines Vaters Schicksal getheilt haben, wenn nicht Robespierre's Sturz seine Freilassung bewirkt hätte. Erst als Napoleon I. Kaiser geworden, ward er Auditeur beim Staatsrath, trat dann, durch Cambacérès begünstigt, als Maître des requêtes in diesen ein, ward 1810 selbst Staatsrath und bald darauf Generalprokurator und erhielt den Baronstitel. Mit Auszeichnung verwaltete er nachher die Stelle eines Polizeipräfekten von Paris, die er nach Dubois' Verabschiedung erhielt. Bei der Verschwörung Mallets hielt ihn der Kaiser für kompromittirt und ließ ihn deshalb vor dem Staatsrathe verhören. Dieser fand ihn aber gänzlich schuldlos, und P. behielt daher seine Stelle. Beim Einzug der Verbündeten in Paris 1814 sorgte er auf das Eifrigste für die Ruhe und Sicherheit der Hauptstadt, legte aber bei der Rückkehr der Bourbonen seine Stelle nieder und übernahm dafür die Generaldirektion des Brücken- u. Wegebaues. Während der 100 Tage blieb P. ohne Anstellung, ward dagegen bei der zweiten Rückkehr der Bourbonen auf kurze Zeit Großsiegelbewahrer u. Minister des Innern im Kabinet Talleyrands u. nach Auflösung dieses Kabinets Präsident der Kommission zur Liquidirung der Schuld an die verbündeten Mächte. Im Jahre 1816 kam er als Abgeordneter des Seinedepartements in die Kammer, deren Präsident er ward, trat unter dem Herzog von Richelieu 1817 zum zweiten Male als Großsiegelbewahrer ins Ministerium und mit diesem zugleich wieder aus, als das Ministerium Dessoles sich bildete. Dagegen erhielt er 1819 im Ministerium Decazes das Portefeuille des Auswärtigen, mußte dies jedoch 1821 an den Herzog von Montmorency abtreten, da er in der Adreßdebatte unterlag. Inzwischen hatte ihm der König die Pairswürde verliehen, und er übte von nun an großen Einfluß auf die erste Kammer, unterstützte viele willkürliche Maßregeln und besonders die Beschränkung der Presse. Andererseits aber trat er 1824 gegen die Rentenreduktion und das Sakrilegiengesetz auf und trug viel zum Sturz Villèle's bei. Die Bemühungen der gemäßigten Partei, ihn seiner leidenschaftslosen Haltung wegen wieder in das Ministerium zu bringen, scheiterten an der Abneigung Karls X. Nach der Julirevolution ernannte ihn Ludwig Philipp zum Präsidenten der Pairskammer, welche Stellung er mit Eifer zur Herstellung der Ruhe und möglichster Befestigung der Dynastie Orleans benutzte. Der Lohn für die bewiesene Anhänglichkeit und die Dienste, die er dem Hofe als geheimer Rathgeber leistete, war 1837 seine Ernennung zum Kanzler von Frankreich und 1844 seine Erhebung zur herzoglichen Würde. Seine öffentliche Stellung endete erst mit der Februarrevolution von 1848. Er schrieb: „Discours et opinions de M. P.“ (4 Bde., Paris 1842).

Pasquill (lat. pasquillus), Bezeichnung derjenigen Injurien, welche behufs der öffentlichen Verbreitung durch Schrift (Libell), oder sonstige bleibende Gedankenzeichen (nicht bloß mündlich) ausgedrückt und in Cirkulation gesetzt werden. Schon die römische Gesetzgebung kennt das P. unter dem Namen famosus libellus, u. Augustus ließ namentlich gegen pseudonyme Verfasser solcher strenge Untersuchung einleiten und sie in wichtigern Fällen mit der Strafe des Hochverraths belegen. Der Name P. kommt zuerst im Reichsabschiede von 1567 vor und bezeichnete damals mehr Satyre, beißende Spötterei, als wirkliche Beschimpfung. Man leitet denselben von einem Schuhmacher Pasquino ab, der zu Rom um 1500 lebte und die Tagesereignisse Roms, die Lächerlichkeiten und Schlechtigkeiten der dortigen vornehmen Welt, besonders aber das zügellose Leben der Geistlichen mit bitterem Spott verfolgte. Daher war seine Werkstätte sehr besucht, und als nach seinem Tode nicht weit von derselben eine aus Marmor gehauene Fechterstatue ausgegraben und nahe am Platze Navone in einem Winkel des orsini'schen Palastes aufgestellt wurde, gab ihr

das Volk den Namen Pasquino. Konnte man nicht mehr die mündlichen Spöttereien des Pasquino hören, so wurden jetzt schriftliche Satyren ꝛc. an jene Statue gehängt, und so bildete sich der Name P., während man mehr witzige als boshafte, pasquillartige Scherze Pasquinaden nennt. Dem Pasquino gegenüber stand eine andere Statue, die von dem Platze, wo sie gefunden wurde (Martis forum), den Namen Marforio erhielt, an welche häufig schriftlich den Pasquino zur Satyre auffordernde Fragen geheftet wurden, die Pasquino auf einem Zettel beantwortete. Besonders trieb Pasquino sein Wesen unter den Päpsten Alexander VI., Julius II., Leo X., Hadrian VI., Klemens VII., Paul III. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst und besonders zur Zeit der Reformation tauchten eine Masse von Spott- und Schmähschriften gegen den katholischen Klerus und dessen Oberhaupt auf. Sie waren theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, oft in Dialogen abgefaßt, und satyrische Komödien u. Tragödien kamen sogar nicht selten zur Aufführung. Später bemächtigten sich mehr die Schriftsteller von Profession dieser Literatur, die dadurch einen ernstern Charakter erhielt, politische u. kirchliche Gebrechen züchtigte und sogar die Legitimation des P.s hierzu der Bibel entnahm. Im Jahre 1544 kam eine starke Sammlung lateinischer P.e unter dem Titel „Pasquillorum tomi duo" zu Basel heraus. Der Gegenstand der damaligen P.e war besonders das seiner Tendenz nach gegen die Reformation gerichtete Koncil zu Mantua; außerdem aber boten die katholische Kirche überhaupt, der Papst, die Koncilien, das augsburgische Interim, der Kaiser und dessen Machinationen gegen die deutsche Freiheit die Stoffe, welche jene literarischen Erzeugnisse mit Vorliebe verarbeiteten. Da aber das Pasquillenwesen jener Zeit auf die Volksmeinung in Deutschland mächtig einwirkte und das Reformationswerk wesentlich förderte, so suchte Karl V. dasselbe zu unterdrücken. Von 1524 an ergingen nicht nur in Reichsabschieden Verbote dagegen, sondern es ward auch (1546) durch die Censur dagegen eingeschritten. Man bediente sich nun der Schrift statt des Druckes zur Verbreitung der P.e; dies die sogenannten fliegenden Blätter, von denen noch viele existiren. An den fürstlichen Höfen und unter den Gelehrten cirkulirten diese P.e ꝛc. in Abschriften; vorzüglich erschien eine Menge von Spottliedern, Schmähschriften, Spott- und Schmähgedichten, Kriegsliedern und andern Flugschriften in dieser Form in den süddeutschen Städten und wurde auf öffentlichen Plätzen, auf den Gassen und in den Schenken abgesungen und so unter dem Volke verbreitet. Doch kommen mitunter auch Beispiele von harter Bestrafung entdeckter Pasquillanten vor. Das 18. Jahrhundert, verhältnißmäßig weniger reich an solchen politischen und kirchlichen Ereignissen, welche das ganze Volk aufgeregt hätten, verminderte das Interesse an Spott- und Schmähschriften. So konnte Friedrich II. von Preußen ruhig ein gegen ihn angeschlagenes P. niedriger hängen lassen, damit es die Leute besser lesen könnten, und Kaiser Joseph II. ließ sogar eine gegen ihn gerichtete Schmähschrift drucken u. zum Besten der Armen verkaufen. Der Justiz anheimfallende pasquillantische Schriften gegen die Regierungen findet man vorzüglich erst wieder seit 1815, wo manche getäuschte Hoffnungen dadurch sich Luft machten. Daher sind die Censurgesetze und andere prophylaktische Maßregeln des deutschen Bundestages speciell, wenngleich nicht immer direkt und namentlich, auch gegen dergleichen Schriften gerichtet, z. B. die Beschlüsse vom 20. September 1819 und vom 16. August 1824, mehre aus den Jahren 1832, 1833 ꝛc.

In juristischer Hinsicht ist P. in weiterer u. engerer Bedeutung zu fassen. In ersterer Bedeutung ist es diejenige strafbare Ehrenkränkung, welche mittelst bleibender Zeichen ihres Ausdrucks verübt und vorsätzlich gemeinkundig gemacht worden ist. Ausdrucksmittel für das P. sind: geschriebene Schrift, Druckschrift, Zeichnung, Schnitz- oder anderes Bildwerk, Gepräge, Abdruck in Gyps, Thon, Wachs ꝛc., kurz jedes, wenn auch nur kurze Zeit dauernde Zeichen. Das P. ist vollendet, wenn die wirkliche Veröffentlichung mit Willen des Pasquillanten so geschehen ist, daß es nun ganz vom Zufall abhängig ist, wer u. wie viele Personen das P. zu lesen bekommen. Bemerkenswerth ist, daß, obgleich das P. zu den Injurien gehört, der Richter doch „von Amtswegen" in diesen Angelegenheiten einschreiten und nicht erst Klage des Beleidigten abwarten soll. Die Höhe der Strafe richtet sich nach der Größe des aus dem P. zu befürchten gewesenen oder wirklich entstandenen Schadens, nach den persönlichen Verhältnissen, namentlich der besonderen u. etwa ausgezeichneten Würde des beleidigten Subjekts, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Bekanntmachung, nach der Qualität des Inhalts des P.s, nach der Wahrheit oder der Unwahrheit des gemachten Vorwurfes, nach dem bezweckten Grade der Publicität, nach der Heiligkeit des Ortes, an welchem das P. angeschlagen ist, ꝛc. Eine Unterart des P.s im weiteren Sinne ist die Schmähschrift (libellus famosus), d. i. dasjenige P., durch welches dem Angegriffenen ein peinlich zu ahndendes Verbrechen zum Vorwurfe gemacht wird und dessen Verfasser sich dabei „mit seinem rechten Tauf- und Zunamen nicht unterschrieben hat". Der Urheber der Schmähschrift soll nach der peinlichen Gerichtsordnung mit der Strafe der Talion belegt werden, d. i. derjenigen Strafe, welche den Geschmähten getroffen haben würde, wenn das ihm Schuld gegebene Verbrechen als wahr befunden wäre, jedoch nur in dem Falle, wenn das angeschuldigte Verbrechen ungegründet ist, während, wenn die Anschuldigung gegründet war, oder wenigstens von dem Verbrecher dafür gehalten wurde, die Strafe eine willkürliche seyn soll. Wegen der ziemlich allgemein anerkannten Unzweckmäßigkeit der Talionstrafe überhaupt hat die Praxis diese gesetzliche Vorschrift bei Seite gelassen und erkennt in beiden Fällen willkürliche Strafe. Jedes andere P., das nicht peinliche Verbrechen dem Beleidigten anschuldigt, ist ein P. im engern Sinne. Für diese Art von P.en ist es also gleichgültig, ob der Verfasser seinen Namen genannt hat oder nicht. Die Strafe ist hier rein willkürlich zu normiren; doch soll sie, nach den Worten des Gesetzes, besonders ernstlich und härter als bei gewöhnlichen Injurien seyn. Vgl.

A. S. Maurer, Ueber P.e und Pasquillenunfug, Erfurt 1800; A. D. Weber, Ueber Injurien und Schmähschriften, 3. Aufl., Leipzig 1820, 3 Thle.; Joh. Voigt, Ueber P.e, Spottlieder u. Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in von Raumers „Historischem Taschenbuch" (9. Jahrg., Leipzig 1838).

Pasquillant, Einer, der ein Pasquill (s. d.) macht.

Pasquinade (v. Franz.), s. v. a. Pasquill; auch ein mehr witziger als boshafter pasquillartiger Scherz, s. Pasquill.

Pasquino, römische Statue, s. Pasquill.

Passage (v. Franz.), Durchgang, besonders jeder freie Durchgang in einem Gebäude; in großen Städten Durchgang durch ein großes Haus, der oben meist mit Glas gedeckt und zu beiden Seiten mit Läden versehen ist, worin alles Elegante und Schöne zum Verkauf gestellt wird, wie die Panoramapassage zu Paris 2c. In der Musik versteht man unter P. (Lauf, Roulade) eine kleinere oder größere Tonreihe, deren Ausführung durch die Stimme oder durch Instrumente größere mechanische Fertigkeit erfordert, insbesondere eine Reihe von Tönen, die um der Mannichfaltigkeit der Melodie willen da sind, indem eine Hauptnote durch die Verkleinerung (Diminution) in eine Anzahl Nebennoten von kürzerem Zeitwerth zerlegt, oder eine Notenfigur durch verschiedene Takte in ähnlicher Weise fortgeführt wird. Die P.n können entweder vorgeschrieben oder freie seyn, in welchem letztern Falle nur die Hauptnoten angegeben sind und die Ausführung dem Sänger oder dem Instrumentalisten überlassen ist. Die P.n müssen so gesetzt seyn, daß der Vortragende alle in den verschiedenen Figuren enthaltenen Töne leicht und zusammenhängend geben kann, weshalb sie im Gesang meist auf eine und dieselbe Sylbe fallen; auch müssen sie in einem Tonstück aus einem innern (ästhetischen) Grunde angebracht seyn. Sie sind dann von mächtiger Wirkung, indem sie zur Verstärkung des Ausdrucks, des gesteigerten Gefühls, der heftigen Leidenschaft dienen, weshalb sie ihre Anwendung besonders bei Wiederholung eines Satzes bei Finalkadenzen 2c. finden. Eine treffliche P. ist z. B. die leidenschaftliche Arie der Königin der Nacht aus der Zauberflöte: „Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen".

Passageinseln, zwei westindische Inseln, zu den Jungferninseln gehörig, in der Nähe von Portorico, nach St. Thomas zu, bringen Zucker, Kaffee, Baumwolle und die übrigen westindischen Stapelwaaren hervor und zählen 7000 Einw.

Passageinstrument (Mittagsrohr), ein Fernrohr, welches, in der Ebene des Meridians beweglich aufgestellt, dazu dient, den Durchgang der Gestirne durch die Mittagslinie, mithin die Zeit ihrer Kulmination, zu beobachten. Die gewöhnliche Einrichtung ist folgende: Eine horizontale Axe ist in zwei Pfeilern von Stein drehbar; in der Mitte derselben auf ihr senkrecht befindet sich das Fernrohr, welches genau in der Ebene des Meridians sich bewegt, sobald die Axe genau in den Horizont von Ost nach West gerichtet ist. Um das Fernrohr auf die schon anderweitige bekannte mittägliche Höhe des Sterns, der eben durch den Meridian gehen soll, zu stellen, ist an dem einen Pfeiler senkrecht auf der Drehungsaxe ein bis auf Minuten eingetheilter Halbkreis befestigt; an dem Endpunkte der Axe selbst, der sich in diesem Pfeiler dreht, ist ein Zeiger dem Fernrohre parallel angebracht. Das Fernrohr wird nun so lange gedreht, bis der Zeiger auf dem Kreise die Polhöhe des Gestirns angibt, und letzteres ist somit bei seinem Durchgange durch den Meridian in dem Felde des Rohres sichtbar. Das P. ist neuerdings hie und da durch den vollkommneren Meridiankreis (s. d.) verdrängt worden.

Passages, los, Stadt in der spanischen Provinz Guipuzcoa, an der Mündung der Bidassoa, nordöstlich von St. Sebastian, hat eine Citadelle (Castillo de San Isabelle), welche den Eingang des Flusses beschützt, einen Hafen, der einer der breitesten und sichersten in Europa ist u. Kriegsschiffe von 50 Kanonen aufzunehmen vermag, 2 Pfarrkirchen, ein Marinearsenal, bedeutende Magazine, Handel mit Kakao und 2000 (nach Andern 2500) Einwohner.

Passagier (v. Franz.), ein Reisender, besonders ein in einem Gasthause einkehrender fremder Gast, sowie ein solcher, welcher in einem Dampf- oder Postwagen, oder in einem Dampf- oder Packetboote reist. Der P. hat sich vor, während und nach der Fahrt gewissen allgemeinen Anordnungen zu fügen, welche rücksichtlich der Posten u. Dampfwagen auf dem ihm nach Bezahlung des Passagiergeldes behändigten Passagierschein enthalten sind. Letzterer ist nur für eine bestimmte Fahrt und nur für diejenige Person gültig, auf deren Namen er ausgefertigt wird.

Passagio (ital.), ein Uebungsstück, das für den Zweck der Erlangung technischer Fertigkeit aus Passagen (laufenden oder springenden melodischen Figuren) in angemessener Ordnung zusammengesetzt ist.

Passah (Paschah, Pesach, hebr., d. i. Ueberschreitungs- oder Verschonungsfest, auch Chag Hammazzoth, d. i. Fest der ungesäuerten Brode), das erste unter den drei jüdischen Wallfahrtsfesten (Schalosch Regalim), an welchen nämlich jeder männliche Israelite nach dem Sitz der Stiftshütte und seit Salomo's Zeit nach dem Tempel zu Jerusalem wallfahrtete und die nicht nur eine historische Bedeutung hatten, sondern zugleich Erntefeste waren. Das P. ward zur Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Aegypten und an die Verschonung der israelitischen Erstgeborenen bei der Plage des Würgengels im ersten Vollmonde des Frühlings vom Abende des 14. bis zum 21. des Monats Nisan gefeiert. Während dieser siebentägigen Feier durfte nur ungesäuertes Brod (Mazzoth), auch Trübsalsbrod (Lechem Oni) genannt, gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszug aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen. Am Vorabend des ersten Tages verzehrte jeder Hausvater mit seiner Familie ein vom Priester im Vorhofe des Tempels geschlachtetes, dann ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gebratenes und aufgetragenes einjähriges und fehlerfreies Lamm (Passahlamm oder Osterlamm), von welchem nichts bis auf den folgenden Tag übrig bleiben durfte. Als Zukost genoß man bittere Kräu-

ter und ungesäuerte Kuchen; die Tischgesellschaft erschien im Reisekostüm, zum Andenken an den schnellen Auszug aus Aegypten. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte dieses Auszugs gaben dem Mahle seine religiöse Bedeutung. Im Namen des Volkes wurden täglich 2 junge Stiere, 1 Widder und 7 jährige Lämmer als Brand-, dazu die nöthigen Speis- und 1 Bock als Sühnopfer dargebracht. Auch brachten Einzelne besondere Dankopfer und stellten Opfermahlzeiten an. Am 2. Tage des Festes wurde die Getreideernte durch Darbringung eines Gerstenopfers von der neuen Frucht feierlich eröffnet. Ein Omer voll Gerste wurde in der Nacht zum 16. Nisan von Mitgliedern des hohen Raths auf einem Acker bei Jerusalem geschnitten, in Procession in den Vorhof des Tempels gebracht, entkörnt, die Körner gemahlen, das Mehl 13mal gesiebt, mit Oel und Weihrauch zu einem Webeopfer bereitet, wovon eine Handvoll auf dem Altare verbrannt und das Uebrige von den Priestern gegessen wurde. Diejenigen, welche als zu spät gekommen oder unrein das P. am 14. Nisan nicht mitfeiern konnten, sollten ihr Passahlamm am 14. des folgenden Monats (Jjar) darbringen, u. dieses hieß Kleinpassah oder das zweite P. Das P. war das größte unter den jüdischen Festen und sollte vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn u. gegenseitigen Verkehr befördern. Das biblische Gebot: „Gedenket dieses Tages, an dem ihr aus Aegypten gegangen seyd" (2. Mos. 13, 3) hat zu der noch bei den heutigen Juden üblichen Feierlichkeit an den zwei ersten Abenden des Festes Anlaß gegeben, welche unter dem Namen Seder bekannt ist. Sie hat vier Abtheilungen, zwei vor und zwei nach der Abendmahlzeit: der Spruch zur Heiligung des Tages, die Erzählung vom Ausgang aus Aegypten, das Tischgebet und mehre Psalmen und Lieder zum Lobe Gottes; jede dieser Feierlichkeiten wird über einem vollen Weinbecher gehalten. Das Ausführliche über diese Feierlichkeit und die dabei zu sprechenden Gebete und vorzutragenden Gesänge finden sich vollständig in einem eigens dazu bestimmten Gebet- und Ritualbuche, der Haggadah (d. h. Vortrag) genannt. Vgl. Ostern.

Passaik, Fluß im nordamerikanischen Staat Newjersey, entspringt aus einem tiefen Sumpf (Swamp) in der Grafschaft Morris, wird zugleich durch 2 Quellflüsse genährt, von denen der westliche Dead-River heißt, fließt anfangs nach Südwesten, nimmt später mit verändertem Lauf und mit vielen Krümmungen eine nordöstliche Richtung und ergießt sich, nachdem ihm der Pequannock mit dem Ringwood und Romopogh, sowie der Saddle zugeflossen sind und er sich an der Spitze der Newarkbai mit dem Hakinsoe vereinigt hat, in die Newarkbai des atlantischen Oceans. Nachdem er anfangs sehr langsam geflossen ist, erhält er eine Stromschnelle, den Little-Fall, und stürzt sich hierauf in der Spalte eines das Flußbett durchschneidenden Felsrückens perpendikulär über 70 Fuß tief hinab. In der Nähe dieses Katarakts (Great-Fall, auch Totawa- oder Pequannock-Fall genannt) liegt die neue Manufakturstadt Patterson, und an seinen Ufern befinden sich schöne Landhäuser.

Passamaquoddy, nordamerikanische Bucht im atlantischen Ocean, auf der Grenze zwischen dem Staat Maine und dem britischen Neubraunschweig, am Beginn der Fundybai. Im Eingang liegen mehre Inseln (Deer, Moose 2c.), die zum Theil britisch, zum Theil nordamerikanisch sind. Im Nordwesten mündet darein der St. Croix, im Nordosten der Magaaguadavic.

Passargada, s. v. a. Pasargada.

Passarge (Passarg, Passarin, Passerg), Fluß in der preußischen Provinz Preußen, entspringt nordöstlich von Hohenstein im Kreis Osterode, erhält Zufluß von Seen, Quellen und Bächen und mündet, nachdem sie sich mit der Walscha vereinigt hat, nach einem Laufe von 15 Meilen unweit des Dorfes Neu-Passarge in das frische Haff. Sie hat sehr schnellen Lauf und ist in der Nähe ihres Ausflusses für Kähne und Holzflöße schiffbar.

Passariano (Passeriano di Lonca), Dorf in der österreichisch-lombardischen Provinz Friaul, südwestlich von Udine, hat ein Schloß, welches dem letzten Dogen von Venedig, Ludovico Manin, gehörte und in dem Bonaparte während der Friedensunterhandlungen von Campo Formio wohnte, und 3500 Einwohner.

Passariello (ital.), in der komischen Oper der Italiener die Charakterrolle eines Alten, der albernes und ungewaschenes Zeug schwatzt, gewöhnlich ein Neapolitaner.

Passaro (Capo P.), kleine italienische Insel an der Südostküste der Insel Sicilien, so nahe am Festlande derselben, daß sie gewissermaßen ein Vorgebirg (Capo P.) bildet, hat ein festes Schloß (Castello di P.), Verbannungsort besonders für Militärverbrecher, wichtige Sardellen- und Thunfischerei. Hier am 11. August 1718 Seeschlacht zwischen der spanischen Flotte unter Don Antonio da Castaneta und der englischen unter Byng. Die spanische Flotte wurde geschlagen und Castaneta gefangen.

Passarotti, Bartolemeo, Maler und Kupferstecher von Bologna, Schüler von J. Vignola, war der Erste, der in Bologna Kirchenbilder mit nackten Rümpfen ausstattete. Eines der berühmtesten Blätter dieser Art ist eine Hinrichtung Johannes des Täufers in der Kirche der Tre Fontane zu Rom, und in S. Giacomo die Madonna mit mehren Heiligen. Von seinem Sohn und Schüler Tiburzio († 1612) wird namentlich das Martyrthum der heiligen Katharina zu S. Giacomo erwähnt.

Passarowitz (Passarovacz, Poscharewatz), Marktflecken (Stadt) und Hauptort eines Distrikts in Serbien, unweit der Einmündung der Morawa in die Donau, an der Straße nach Konstantinopel, hoch gelegen, aber gut gebaut und einen freundlichen Anblick gewährend, hat ein Schloß (Konak) des Fürsten, eine schöne Kirche und 2000 Einw. P. ist das alte Margum in Obermösien am Margus. In der Ebene bei P. erfocht 285 der Kaiser Diocletian einen Sieg über den Kaiser Carinus. Besonders merkwürdig ist aber P. durch den daselbst am 21. Juli 1718 von Venedig und dem Kaiser Karl VI. mit der Pforte, unter Vermittelung Hollands und Englands, abgeschlossenen Frieden, welcher den Krieg en-

digte, den die Pforte 1714 gegen Venedig unternommen hatte, um Morea zu erobern.

Passaruan (Passorouang, Passourwang), Hauptstadt einer Provinz im niederländischen Antheil der Insel Java, auf der Nordküste der Insel, nahe am Meere u. an einem gleichnamigen Flusse, ist gut gebaut, treibt lebhaften Handel mit Casomba, Zwiebeln, indianischen Vogelnestern, Reis, Baumwolle, Kühen, Hühnern ꝛc. und hat 20—30,000 Einw., aus Javanesen, Chinesen und wenigen Europäern bestehend, welche letztere sich im Fort aufhalten. Des Handels wegen finden sich stets viele Fremde, vorzüglich Balier, hier ein.

Passato, in Genua s. v. a. alter Blättertabak; im ältern kaufmännischen Briefstyle s. v. a. letztverflossener Monat.

Passatstaub, die neuerlich vorgeschlagene und von den Koryphäen der Wissenschaft angenommene Benennung für den von dem gewöhnlichen Luftstaube der Stürme verschiedenen, bisher sogenannten Meteorstaub. Während der atlantische Meteorstaub als Theilchen amerikanischen, im Passatstriche gelegenen Bodens, die vom Sturme hinweggetragen worden seyen, betrachtet wurde, galt der Sciroccostaub, da der Scirocco aus Afrika kommen und sich in den Föhn abschwächen sollte, für afrikanischen Wüstenstaub, und noch 1847 schien diese Annahme durch chemische Analyse des pusterthaler Schneestaubes bestätigt zu werden. Allein die Identität aller drei Arten des Meteorstaubes, die Wahrscheinlichkeit, daß nach Dove's Wirbeltheorie der Stürme Scirocco und Föhn nur Fortsetzungen westindischer Sturmwirbel seyen, die Beobachtung Fournets, daß der im Nov. 1846 mit dem Sciroccosturm in Lyon gefallene Meteorstaub mit dem Orkan, der am 11. Okt. desselben Jahres in Westindien (Havaña, St. Vincent, Martinique, Oypack in Cayenne) wüthete, im Zusammenhange stand, führten zu der Annahme, daß in der Passatzone ein durch konstante Luftströmungen konstant schwebend erhaltener Staubnebel liegen müsse, der theilweise und periodisch Ablenkungen unterliege. Diese Annahme dürfte auch für manche Trübungen des siderischen Lichts, für manche Mondhöfe ꝛc., ja selbst für manchen Höhenrauch eine Erklärung, wenn nicht direkt darbieten, so doch vorbereiten.

Passatwind, s. Wind.

Passau (Bisthum), ehemaliges Hochstift und Fürstenthum, grenzte nördlich und nordöstlich an Böhmen, östlich und südlich an das Mühlviertel und Innviertel des Landes ob der Ens und an die Donau und westlich an Bayern und hatte einen Flächenraum von 24 □Meilen mit ungefähr 62,000 Einw. Der Bischof von P. war früher Suffragan des erzbischöflichen Stuhls von Salzburg, wurde aber später dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen. Sein Wappen war ein springender rother Wolf im silbernen Felde. Auf dem Reichstage saß der Bischof auf der geistlichen Bank im Reichsfürstenrath zwischen den Bischöfen von Regensburg und Trient. Auf den bayerischen Kreistagen war er der letzte unter den Bischöfen, so daß er auf den Bischof von Regensburg folgte und dem Propst von Berchtolsgaden vorging. Das Domkapitel bestand aus 24 Domherren, nämlich 15 Domkapitularen und 9 Domicellaren. Der Erbmarschall des Hochstifts war ein Fürst von Lamberg, Erbkämmerer ein Graf von Aham und Neuhaus, Erbschenk ein Graf von Weißenwolf, Erbtruchseß ein Freiherr von Benzenau. Die Einkünfte beliefen sich mit Ausschluß der Erhebungskosten auf mehr als 432,000 Gulden. Landstände hatte das Bisthum nicht; die Steuerkasse war zugleich Aerarialkammeralkasse. Das unmittelbare Fürstenthum bestand aus den Pfleggerichten Fürstenegk, Jandelsbrunn, Leoprechting, Oberzell, Ratzmannsdorf, Riedenburg, Tyrnau, Wegscheid, Wolfstein, Marktwaldkirchen und dem Rentgütleramt am Neuburgerwald. P.'s unmittelbare Herrschaften unter österreichischer Hoheit ertrugen jährlich 180,000 Gulden; es waren im Land ob der Ens: Ebelsberg, Marsbach, Obernberg, Neuburg am Inn, Wohrnstein, Pührenstein, Ranaridel, Starhemberg, Schärding; im Land unter der Ens: das Kastenamt Wien mit den uralten Päsauerhöfen, Stein und Krems, Ips, Stockerau, Schwadorf, Königsstätten. Auch die beiden Klöster P.'s, Niedernburg und St. Nicola, hatten ansehnliche Besitzungen in Oesterreich.

Das Bisthum P. wurde zu Anfang des 7. Jahrhunderts, als das Erzbisthum Lorch verfiel, von dem Bayernherzog Theudo I. gestiftet. Dieser nahm die vor den Avaren aus Lorch entflohenen Geistlichen mit dem Bischof Vivilo auf und räumte ihnen Wohnungen ein. Im Jahre 737 aber wurde P., da die Avaren die Stadt Lorch gänzlich verwüstet hatten, zum beständigen Sitz des Erzbischofs von Lorch erwählt. Der Bayernherzog Odilo und sein Sohn Thassilo verliehen dem Erzbischof und seinen Nachfolgern für ewige Zeiten alle Regalien in der Stadt Passau, die Marktgerechtigkeit, Zölle ꝛc. in und außerhalb derselben. Karl der Große stattete das Stift mit Gütern in der den Avaren entrissenen Ostmark reich aus. Zum Sprengel desselben gehörte damals und bis zur Errichtung des Bisthums Wien (1480) und der Bisthümer Linz und St. Pölten (1783) Oesterreich ob und unter der Ens. Bis zur Säkularisation des Hochstifts zählte dasselbe 76 Bischöfe. Die Bischöfe Urolf (805—7) und Wisching (898) zeichneten sich durch Eifer in Verbreitung des Christenthums aus. Bischof Richar (zu Anfang des 10. Jahrh.) half dem Ahnherrn des bayerischen Königshauses, dem Herzog Luitpold, gegen die Normannen und Ungarn streiten. Bischof Burkard rettete nach der Niederlage der Bayern bei Preßburg (907), in welcher Luitpold selbst mit mehren Kirchenfürsten, Grafen und Herren umkam, den jungen König Ludwig nach P. Bischof Piligrin (Pilgerin) (974—93) sendete christliche Lehrer nach Ungarn und verpflanzte dadurch das römische Christenthum dahin. Auch ordnete er die kirchliche Verfassung auf mehren Synoden an. Ein Verwandter Rüdigers von Pechlarn, nahm er die nach Hunnenland ziehenden Nibelungen in P. auf. Sein Nachfolger Christian erhielt 993 die Stadt Passau sammt der Pfalz u. Münz- und Zollrecht und wurde 995 von der herzoglichen Hoheit eximirt und der kaiserlichen Hoheit allein unterworfen, also Reichsfürst. Dagegen gab er den von den Bischöfen von P. bisher

in Anspruch genommenen Titel als Erzbischof auf, da Salzburg zum Erzbisthum erhoben worden war. Die Bischöfe Berengar (seit 1014) und Engelbert (bis 1064) vergrößerten ihr Besitzthum ansehnlich und brachten auch die Zehnten auf der Nordseite der Donau in P.'s Besitz. Engelberts Nachfolger Altmann war im Investiturstreit ein eifriger Anhänger des Papstthums gegen das Kaiserthum und ward von Gregor VII. zum apostolischen Legaten für ganz Deutschland ernannt. Durch den Kaiser in die Acht erklärt und aus P. verjagt, floh er nach Oesterreich. Hier starb er 1091 in Acht und Verbannung. Sein Nachfolger Ulrich schenkte dem Stift P. sein eigenes schwäbisches Erbgut Merdingen. Der Babenberger Konrad, Sohn Leopolds des Heiligen, bewies sich in dem Streite zwischen seinem Vetter Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. als treuer Anhänger des letzteren, was ihm, vorzüglich als er 1164 vom Papst zum Erzbischof von Salzburg befördert worden, jahrelange Verfolgung zuzog. Wolfker von Ellenbrechtskirchen erwirkte dem Hochstifte reiche Schenkungen in Oesterreich und Steiermark, nahm an einem Kreuzzuge Theil und ward endlich Patriarch von Aquileja. Sein Nachfolger, Mangold, Graf von Berg, erwarb vom Herzog Otto von Meran das Schloß Windberg mit dem Grafenbann von der Donau bis an Böhmen u. vom Regen bis zur Ilz u. vollendete die Befestigung Passau's, nachdem er es ansehnlich erweitert und mit neuen Vorstädten umgeben hatte. Bischof Ulrich, Graf von Berg, begann den Bau des Schlosses St. Georg über der Stadt Passau, auf einem steilen Felsen an der Mündung der Ilz in die Donau, u. starb 1221 auf einem Kreuzzuge vor Damiette in Aegypten. Sein Nachfolger, Gebhard, Graf von Playen und Mittersill, blieb in dem erbitterten Streite zwischen den Päpsten und Kaiser Friedrich II. letzterem treu, erhielt unter Anderem die Herrschaft Rotenberg von den Ortenburgern zurück, legte aber später seine Würde nieder u. starb 1232. Der Papst setzte darauf aus apostolischer Machtvollkommenheit Rüdiger von Randeck zum Bischof ein. Trotzdem war dieser anfangs ein eifriger Anhänger des Kaisers Friedrich und dessen Werkzeug gegen den letzten Babenberger, Friedrich II. den Streitbaren von Oesterreich, wechselte aber die Rolle und wurde bald der wärmste Freund des Letztern, der ihm Alles zurückgab, was die Herzöge von Oesterreich seit unvordenklicher Zeit von P. entzogen hatten. Aber er mußte wegen der Angriffe des Papstes auf ihn das Bisthum aufgeben und starb in Vergessenheit. Auf Rüdiger folgten als Gegenbischöfe Konrad, Sohn Kasimirs II. von Polen, der bald Herzog von Masovien wurde, und der kühnere Berthold von Sigmaringen, dem die Passauer ihre Thore versperrten, der aber durch listigen Ueberfall seine Bischofsstadt dennoch gewann und die widerspenstigen Domherren streng bestrafte. Ihm folgte 1254—65 Otto von Lonsdorf, ein österreichischer Edelmann, der sich zunächst durch Erhaltung wichtiger Urkunden (z. B. den lonsdorfschen Codex), besonders aber durch die Entwickelung des Municipalwesens und die Hebung des Bürger- und Bauernstandes sehr verdient machte. Unter Bernhard von Brambach, einem staatsklugen und thätigen Fürsten, erhob sich die mit der Krummstabsherrschaft unzufriedene Bürgerschaft, indem sie eine selbstständige Kommunität unter einem selbstgewählten Bürgermeister und Rath erstrebte. Bischof und Domherren wichen damals (1298) vor dem Aufstand in die Veste Oberhaus (s. unten). Im Uebrigen erwarb sich Bernhard große Verdienste um das Stift, indem er das Stadtrecht und die Gerichtsordnung vervollständigte, das Münzwesen verbesserte und Gewerbswesen und Handel beförderte. Er starb 1313. Bischof Albrecht II., Sohn des Herzogs Albrecht von Sachsen und der Agnes, einer Tochter Rudolfs von Habsburg, hielt fest zu Friedrich dem Schönen wider Bayern und erlitt in Folge der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing großen Verlust. Auch stürzte er das Stift in große Schulden u. starb 1342. Sein Nachfolger, Gottfried von Weissenek (1342—62), hielt sich klug zwischen Bayern und Oesterreich und verbesserte die Finanzen des Stifts wieder. Im Jahre 1424 war das Hochstift durch eine dreispältige Wahl zerrissen, nämlich die des Domdechanten Hermann, des Herzogs Rupert von Berg und Georgs von Hohenlohe. Der Erstere wich bald; aber Rupert, von Böhmen, Bayern und P., Georg, von Oesterreich unterstützt, bekämpften einander 3 Jahre lang, bis endlich Georg die Oberhand behielt, Rupert aber nach Paderborn kam. Die Stadt hatte vom König Wenzel die Reichsfreiheit zugesichert erhalten; da der Bischof Georg dies nicht anerkennen wollte, kam er in Feindschaft mit den Bürgern und wurde nach St. Pölten vertrieben. Doch wurde nach Wenzels Tode die Stadt dem Bischof wieder unterworfen. Der edle und gelehrte Leonhard Layminger, dem Herzog Albrecht V. von Oesterreich jahrelang die Anerkennung verweigerte, der aber doch endlich Bischof blieb, verschönerte die Stadt, die Residenz und die Passau beherrschenden Schlösser nach den Feuersbrünsten von 1435 und 1437 und suchte Handel und Schifffahrt zu heben. Unter Ulrich von Nußdorf (1451—79) wurde zu Wien (1468) ein eigenes Bisthum gegründet, wodurch die Diöces P. an Umfang verlor. Unter ihm fand eine der letzten, aber heftigsten Judenverfolgungen Statt, welche mit gänzlicher Plünderung und Vertreibung der Juden aus Passau und mit Niederreißung ihrer Synagoge endigte (1478). Wiguslaus Fröschel von Marzoll zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und Sparsamkeit aus und war Reichskammerrichter und Kanzler. Ihm folgte sein Koadjutor Ernst, Herzog von Bayern, unter welchem die Reformation begann. Da er die Priesterweihe nicht annehmen wollte, so resignirte er nach langem Besitz des Bisthums und hatte zum Nachfolger den Dompropst Wolfgang I., Grafen zu Salm, einen klugen, friedliebenden Mann, unter dem 1552 der passauer Vertrag zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten abgeschlossen wurde. Er führte prächtige Bauten auf, übte unermüdet Werke der Wohlthätigkeit, umgab sich mit Künstlern und Gelehrten und verbesserte die Finanzen des Hochstifts. Urban von Trennbach, ein gelehrter Orientalist, vertrieb alle Anhänger der neuen Lehre, darunter die reichsten Kaufleute und geschicktesten Hand-

werker aus P. und wirkte zur Kontrereformation Rudolfs II. in Oesterreich ob und unter der Ens mit solcher Strenge mit, daß Unruhen ausbrachen, die nur durch Waffengewalt gedämpft werden konnten. Zu den ausgezeichneteren passauer Fürstbischöfen gehörten noch 2 Leopolde, Erzherzöge von Oesterreich, der eine Bruder, der andere, Leopold Wilhelm, ein Sohn Kaiser Ferdinands II. Ersterem hatte Rudolf II., statt des verhaßten Bruders Matthias, seine Kronen zugedacht. Nachdem er den geistlichen Stand verlassen, um sich mit der Mediceerin Claudia zu vermählen, folgte ihm sein genannter Neffe, einer der ausgezeichnetsten Generäle des Kaisers wider die schwedischen Feldherren, Banner, Torstenson und Wrangel, und dabei ein Kunst und Wissenschaft liebender Fürst. Als Wien 1723 Erzbisthum geworden war, wurde die Diöces P. abermals verkleinert, und die damalige Zusage des Kaisers, daß in Zukunft keine weitere Zerstückelung der passauer Diöces Statt finden solle, war nach einem halben Jahrhundert so weit vergessen, daß, als am 13. März 1783 der Kardinalbischof Firmian starb, der Landeshauptmann in Linz, Graf Thierheim, dem passauer Ordinariat eröffnete, auf Befehl des Kaisers Joseph II. sey das ganze Land ob der Ens und das Innviertel vom passauer Sprengel getrennt und an die neu errichteten Bisthümer zu Linz und St. Pölten gegeben. Das Domkapitel wendete sich an die Kurfürsten und wollte sich auch an den Reichstag wenden, welches Letztere jedoch durch Drohungen aus Wien verhindert wurde. Der neu postulirte Bischof, Graf Auersberg, gab nach, und so verlor P. einen großen Theil seiner Diöcesanrechte und Einkünfte. Der letzte Fürstbischof von P. war aus dem uralten tyrolischen Geschlechte der Grafen von Thun und Hohenstein. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1802 wurde das Bisthum P. säkularisirt; Stadt und Festung nebst dem westlichen Theile kamen an Bayern, der größere östliche Theil an den Großherzog von Toskana, nachherigen Kurfürsten von Salzburg, und erst 1805 kam Bayern in den Besitz des ganzen Fürstenthums, das bei der Säkularisation 18 □Meilen umfaßte, über 52,000 Einwohner zählte und über 430,000 Gulden reine Einkünfte gewährte. Das gegenwärtige Bisthum P., gegründet durch das Konkordat von 1817, grenzt gegen Norden an Böhmen, gegen Osten an Oesterreich, gegen Süden an das Erzbisthum München-Freising, gegen Westen an das Bisthum Regensburg und umfaßt einen Flächenraum von 97 □Meilen. Vergl. Schöller, Die Bischöfe von P. und ihre Zeitereignisse, Passau 1844 bis 1845, 1. und 2. Heft.

Passau, Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Niederbayern, in romantischer Lage auf einer Halbinsel an der Donau, welche auf der Südseite der Stadt den aus den südlichen Hochgebirgen Tyrols und Graubündtens herströmenden Inn und auf der Nordseite die kleinere Ilz aufnimmt. Ueber die Donau führt eine, 1818—1827 erbaute, 677 Fuß lange und auf 7 Granitpfeilern ruhende Brücke. Die Stadt theilt sich in die eigentliche Stadt, am rechten Donauufer, und in die Vorstädte Innstadt, am rechten Ufer des Inn, durch eine auf 8 Granitpfeilern ruhende Brücke mit P. verbunden, Ilzstadt, jenseits der Donau, am linken Ufer der Ilz, und den Anger. Die eigentliche Stadt ist ziemlich gut gebaut, weniger die Vorstädte. Hauptplatz ist der Domplatz mit dem 1828 errichteten ehernen Standbilde des Königs Maximilian Joseph I. An der Westseite des Domplatzes befindet sich das königliche Postamtsgebäude, in welchem am 2. August 1552 der zwischen Kaiser Karl V. u. Kurfürst Moritz von Sachsen abgeschlossene passauer Vertrag zu Stande kam, woran mehre Inschriften erinnern. Die Ostseite des Domplatzes schließt der majestätische, in geschmackvollem Styl erbaute Dom. Da der aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts herrührende alte Bau durch große Brände 1662 und 1680 fast völlig zerstört worden war, so unternahm Bischof Wenzel, Graf von Thun, den Wiederaufbau desselben. Bischof Sebastian, Graf von Pötting, setzte den Bau mit großen Opfern fort; die wirkliche Vollendung in seiner jetzigen Gestalt rührt jedoch von dem Kardinalbischof, J. Ph. Grafen von Lamberg, her, welcher von 1689—1712 in P. residirte. Die Länge des großentheils aus Quadern aufgeführten Gebäudes beträgt 70, die Breite 19, die Höhe 31 Klafter. Das Gewölbe ruht auf 2 Reihen von Pfeilern, der Boden ist mit Marmor bekleidet, die Deckengemälde sind von italienischen Künstlern, die Altarbilder meist von deutschen gefertigt. Die Kirche enthält eine treffliche Orgel und der eine Thurm eine 181 Centner schwere Glocke. Die Kirche ist reich an Reliquien. Unter den Kirchen, deren es im Ganzen 10 sind, sind die 1809 neu erbaute Pfarrkirche St. Gertraud, die Stadtpfarrkirche St. Paul und die in Verfall gekommene St. Salvatorkirche zu nennen, welche letztere, 1479 erbaut, aus 2 Abtheilungen besteht, indem 2 Gewölbe sich über einander erheben und die eine Kirche sich über der andern befindet. Die ehemalige bischöfliche Residenz enthält in ihrem ältern Theile die Geschäftslokale des Appellationsgerichts und des Kreis- und Stadtgerichts, in ihrem neuern die Wohnung des Bischofs und die Geschäftslokale des Domkapitels. Das 1611 vom Erzbischof Leopold gestiftete und seit 1612 erbaute Kollegium der Jesuiten, in welchem sich gegenwärtig alle Studienanstalten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und der protestantische Betsaal befinden, gehört zu den schönsten, welche der Orden in deutschen Städten besessen hat. In den weiten schönen Räumen des 1804 aufgehobenen Nonnenklosters Niedernburg befindet sich jetzt das vom Bischof Karl Joseph von Riccabona errichtete Institut englischer Fräulein. P. ist eine starke Festung; es hat zwei Citadellen (Oberhaus und Unterhaus oder Niederhaus) und zwei Forts. Die Veste Oberhaus beherrscht von der Höhe des St. Georgsberges (welcher sich 417 pariser Fuß über die Donau erhebt) die Gegend und das Unterhaus, das, mit jener verbunden, ein uraltes, schon 737 urkundlich erwähntes Gebäude ist. Die Veste Oberhaus, von Ulrich II., Grafen von Dissen, 1215—19 erbaut, war oft Zeuge der blutigen Fehden der Bischöfe mit den Bürgern. Schon 1298, bei einem allgemeinen Aufruhr der Stadt P. gegen den Bischof und das Kapitel, sah sich die Geistlichkeit genöthigt, in das Oberhaus

Nº C.L. Nº 623



PASSAU

Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildbghsn.

Eigenthum der Verleger

zu flüchten, von wo aus der Bannfluch und große steinerne Kugeln und brennende Pechbalken über die Bürger der Stadt geschleudert wurden. Kardinal Johann Philipp Lamberg (1689 — 1712) vergrößerte die Festungswerke und baute das sogenannte Philippswerk. Im spanischen Erbfolgekriege war die Veste ebenfalls ein Zankapfel zwischen den streitenden Parteien. Im Jahre 1741 okkupirten die Bayern dieselbe und hielten sie bis zum 25. Januar 1742 besetzt, wo der österreichische General Bernklau die Uebergabe erzwang, wofür der bayerische Kommandant mit dem Leben büßen mußte. Das Schloß blieb 3 Jahre von den Oesterreichern besetzt. Gegen das Jahr 1805 erneuerten sich die Kämpfe um dieses Fort abermals, und am 24. Oktober mußte sich die Besatzung nach hartnäckiger Gegenwehr an die Oesterreicher ergeben. Im Jahre 1806 wurden die Fortifikationen erweitert und zu strategischer Bedeutung erhoben, indem man in der Veste den Schlüssel zum Donaustrom erkannte. Im Jahre 1809 verschanzten die Franzosen die Stadt mit den umliegenden Bergen zur Aufnahme von 30,000 Mann, indem Napoleon I. im Fall eines Rückzugs aus Oesterreich einen Stützpunkt an der Donau besitzen wollte. Die geräumigen Gebäude der Festung enthalten Kasernen, Magazine und ein Zeughaus. Hochgemauerte Batterien und ein Kavalier (die Katze) decken den Zugang auf der Platte des Berges. Eine unregelmäßige Befestigung von zwei Fronten mit Ravelin und bedecktem Wege umschließt das Ganze auf der Westseite. Die steilen Felswände gegen die Donau und Ilz sind mit starken Mauern gegen Ersteigung gesperrt und von Batterien bestrichen. Von dem Rücken des Berges zieht sich der Felskante entlang ein Verbindungsweg zwischen mit Thürmen flankirten und für Gewehrfeuer eingerichteten Mauern mit starken Strebepfeilern bis zur Wasserfläche, wo das Niederhaus die Befestigung schließt. Die Festung enthält in Friedenszeiten die Besatzung einer Kompagnie und ist der Aufenthalt von Militärschanzsträflingen und Staatsgefangenen. Hier büßten der würzburger Bürgermeister Behr und Dr. Eisenmann viele Jahre hindurch ihre Freiheitsbestrebungen in den dreißiger Jahren. P. ist der Sitz des Appellationsgerichts für Niederbayern, eines Bischofs und Domkapitels, einer Stadt- und Festungskommandantschaft, eines Infanterieregiments, eines Kreis- und Stadtgerichts, zweier Landgerichte, eines Rent- und Forstamts, eines Hauptzoll- und Postamts, eines Salzamts, einer Bauinspektion, 4 katholischer Pfarrämter, eines evangelischen Vikariats, Magistrats 1. Klasse und hat ein Gymnasium, eine lateinische Schule, Landwirthschafts- und Gewerbsschule, ein katholisches Priesterseminar, bischöfliches Knabenseminar, Priesterhaus, englisches Fräuleinstift mit Pensionat, eine Militärschwimmschule, Bildergallerie, ein römisches Antiquarium, einen landwirthschaftlichen Verein, einen historischen Verein für Niederbayern, ein Waisen-, Kranken-, Leprosenhaus, 5 Hospitäler, ein Irrenhaus, Leihhaus rc. Die Wohlthätigkeitsanstalten besitzen einen Fonds von 2 Millionen Gulden. Die Einwohner, deren Zahl 11,500 (darunter gegen 2400 Militärpersonen) beträgt, unterhalten Tabaksfabriken, Gerbereien, Papiermühlen, Porzellanfabriken, bedeutende Bierbrauereien, Drahtziehereien, Eisen- und Kupferhämmer, Schiffbau und Schifffahrt. Bedeutender als die Industrie ist der Handel, besonders die Spedition auf der Donau. Namentlich ist P. der Stapelplatz für den bayerischen Salzhandel. Große Salzmagazine sind hier angelegt, in welchen das Salz aufbewahrt wird, das aus dem Salzwerke von Hallein, nach den bestehenden Verträgen, abgegeben werden muß und auf der Salzach in den Inn und vermittelst der Donau nach Günzburg geht. Bekannt sind die passauer Schmelztiegel (s. d.). In der Nähe liegen der Berg Mariahilf, ein Wallfahrtsort, die Lustschlösser Freudenheim, mit Park, Löwenhof und Rabengut, und die Brücke über den Rothfluß, mit einem Bogen von 200 Fuß Spannung.

Die Zeit, wann die Stadt P. erbaut ward, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, doch kommt der Ort schon in der Notitia imperii, welche unter Kaiser Theodosius dem Großen († 395) bekannt gemacht wurde, unter der Benennung Castra Batava vor, während Bojodurum, die jetzige Innstadt, schon im Itinerarium des Kaisers Antonin (im 2. Jahrhundert) erwähnt wird. Bekannt ist nur, daß eine Besatzung, welche aus Batavern bestand und zur 9. Kohorte gehörte, bis zum Untergang des weströmischen Kaiserthums in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts daselbst lag. Noch erheben sich inmitten der Stadt die Spuren der doppelten Wälle der Römerwehre, und mehre mittelalterliche und neuere Bauten stehen auf römischen Grundmauern. Im Jahre 377 wurde P. von dem Suevenkönig Kunimund belagert und erobert. Im Anfange des 8. Jahrhunderts ward es Residenz des Bayernherzogs Theobald und 737 Sitz des durch die Avaren vertriebenen Erzbischofs von Lorch und erhielt durch Begünstigung von Seiten der Herzöge Odilo und Thassilo von Bayern und der Kaiser mannichfache Vortheile. Durch den Einfall der Ungarn in Bayern 955 hatte die Stadt viel zu leiden. Im Jahre 977 erfocht hier Kaiser Otto II. über den Herzog Boleslaw von Böhmen einen Sieg. Zur Zeit Friedrichs I. wurde P. von den Bayern, zur Zeit Friedrichs II. von den Böhmen, 1266 aber von Herzog Heinrich von Bayern (weil die Stadt es mit den Böhmen gehalten hatte) belagert und eingenommen. Nach und nach entstand die Ilzstadt, der Anger wurde mit der Stadt verbunden, und der Handel mit Leinwand und Eisenwaaren, sowie die Schifffahrt blühten auf. Im Jahre 1501 richtete eine Ueberschwemmung und 1508 und 1512 Feuer großen Schaden an. Im Jahre 1548 raffte die Pest viele Menschen weg, und in der Folge wirkten die fortwährenden Streitigkeiten der Bürger mit den Bischöfen nicht vortheilhaft auf den Wohlstand der Stadt. Letztere theilte die kriegerischen Schicksale der Veste und ward mit ihr erobert und wieder verloren (s. oben). Durch eine Feuersbrunst 1809 wurde der größte Theil der Innstadt verzehrt und bei der Ausführung von Napoleons I. Befestigungsplan (s. oben) der größte Theil der Häuser in der ehemaligen Prämonstratenserabtei St. Nicola, die man als eine Vorstadt von P. betrachten konnte, demolirt.

Passauer Tiegel (ipser Tiegel, Graphittiegel, Reißbleitigel, Kohlentiegel), Schmelztiegel, welche dreieckig und konisch geformt, von schwarzer Farbe, glimmernd im Schnitte und weich von Masse sind u. besonders zum Schmelzen edler Metalle, besonders in den Münzwerkstätten gebraucht werden. Sie halten große Hitze aus, ohne zu schmelzen (größere als die hessischen Tiegel), ertragen starke Abwechslung der Temperatur, ohne zu bersten, und können deshalb mehre Male, mitunter 10—12mal zum Schmelzen angewendet werden. Man verfertigt sie bei Ips, in den böhmischen Städten Bömischbrod und Procop, auch bei Stockholm, ganz besonders aber in Hafnerzell oder Oberzell bei Passau. Der dort zu ihnen verwendete Thon besteht aus 41 Theilen Kieselerde, 15 Th. Thonerde, 1 Th. Talkerde, 8 Th. Eisenoxyd, 34 Th. Kohle und 1 Th. Wasser und Bitumen, wird sorgfältig geschlämmt und mit dem zwei- bis dreifachen Gewicht Reißblei innig gemengt. Nach dem Markgewicht, das sie an Silber fassen, unterscheidet man 10-, 15-, 20märker rc.

Passauer Vertrag, s. Deutschland (Geschichte), vgl. Passau.

Passavant, Johann David, Historienmaler und einer der vorzüglichsten Schriftsteller der gegenwärtigen Zeit im Gebiet der Kunstliteratur, wurde 1787 zu Frankfurt a. M. geboren und, obwohl er früh Neigung zur Malerei zeigte, für den Handelsstand bestimmt. Als Freiwilliger machte P. den letzten Befreiungskrieg mit, kam nach Paris, sah die hier aufgehäuften Kunstschätze und beschloß nun, sich der Malerei mit Ernst zu widmen. Er studirte darauf noch unter David und Gros und ging 1817 nach Italien, wo damals Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr u. A. einen Verein gebildet hatten, der auf die neuere Kunstrichtung entscheidenden Einfluß übte. Sieben Jahre lebte hier P. im befreundeten Umgang mit den genannten Männern der Ausübung seiner Kunst und dem Studium ihrer Geschichte. In diese Zeit fällt sein erstes schriftstellerisches Werk unter dem Titel: „Ansichten über die bildenden Künste rc." (Heidelb. 1820). Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt gab er seine „Entwürfe zu Grabdenkmälern" heraus, denen die „Kunstreise durch England und Belgien" (Frankf. 1833) folgte, ein Werk, welches die gründlichsten Forschungen über zahlreiche Kunstwerke enthält. Sein Hauptwerk aber ist „Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (2 Bde., Leipz. 1839), welches des Verfassers tiefe und umfassende Kenntniß der Werke Raphaels und der umbrischen Schule beweist. Später lieferte P. interessante Aufsätze über die ältern Malerschulen Deutschlands, der Niederlande und Italiens in das „Kunstblatt". In seiner Schrift: „Die christliche Kunst in Spanien" (Leipz. 1853) gibt er eine auf Selbstanschauung beruhende Darstellung dieses Gegenstandes in seinem Zusammenhange mit den alten gleichzeitigen Kunstschulen anderer Länder. P. lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt als Inspektor der Gallerie des städelschen Instituts.

Passe-balle (Passe-boubet, Passe-bombe, franz.), Kugellehre, d. h. ein metallener Reif, womit man den genauen Durchmesser der Kugeln, Bomben und Granaten prüft.

Passenheim (poln. Passim, Passymek), Stadt in der preuß. Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, zwischen dem Beleschund Kalbensee, mit 2 Vorstädten, hat eine evangelische Pfarrei, ein Land- und Stadtgericht, eine Post und 1300 Einwohner, welche Feldbau und Fischerei treiben. P. verdankt seinen Namen dem Komthur von Elbingen, Walpot von Passenheim, der es 1338 mit Mauern und Thürmen versah.

Passe-parole (franz.), ein mündlich gegebener Befehl, der von Mund zu Mund weiter geht.

Passe-partout (franz.), bei den Schlossern der sogenannte Haupt- oder Kapitalschlüssel.

Passepoil (v. Franz.), eingenähte $^{1}/_{2}$—1 Linie breite Streifen andersfarbigen Tuches in den Nähten, besonders der Uniformen.

Passer, s. v. a. Passeyr.

Passeres (lat.), Sperlings- oder Singvögel.

Passerina (Vogelkopf), Pflanzengattung aus der Familie der Thymeleaceen, charakterisirt durch den blumenkohlartigen, röhrigen, vierspaltigen welken Kelch, einjährige Pflanzen oder immergrüne Sträucher, meist am Vorgebirge der guten Hoffnung, von denen mehre Arten, wie P. grandiflora *L.*, mit weißen, endständigen, ansitzenden, glockenförmigen, seidenhaarigen Blüthen mit großen, länglichen, stumpfen Einschnitten; **P. spicata** *L. fil.*, mit weißen, winkelständigen, stiellosen, weichhaarigen Blüthen, welche lange, beblätterte Endähren bilden; **P. ciliata** *L.*, mit seidenhaarigen, einzeln-winkelständigen, purpurrothen Blüthen mit spitzigen Einschnitten, als Zierpflanzen vorkommen. **P. Stelleri** *Wickst.*, ein 6—10 Z. hohes Kraut, in Sibirien, mit dicker, etwas fleischiger Wurzel, wird als Brech- u. Purgirmittel gebraucht. Von **P. Thymelaea** *Dec.*, einem strauchartigen Gewächs in Südfrankreich u. Spanien, benutzt man die holzige Wurzel und die gelben Steinfrüchte in Spanien als drastische Purgirmittel bei Wassersucht rc. und die gelbliche Rinde wie Cortex Mezerei von Daphne Mezereum *L.* Mit der Rinde von **P. tinctoria** *Pourr.*, einem Strauch in Spanien, färbt man gelb; auch findet dieselbe als Purgirmittel Anwendung. Alle Arten werden bei 1—4° Wärme durchwintert und verlangen einen trocknen und hellen Standort, im Winter sehr mäßige, im Sommer etwas stärkere Befeuchtung.

Passetto, Längenmaß im Toskanischen; 1 P. = 2 Braccio, 24 Crazie, 40 Soldi, 120 Quattrini oder 480 Denari.

Passevolante, Geschütz bei den Franzosen und Spaniern im 15. Jahrhundert, 12 Fuß lang, 2740 Pfund schwer, schoß eine 16pfündige Kugel; später ein anderes Geschütz bei den Spaniern, das 41 Kaliber lang, 40 Ctr. schwer war u. eine 8pfündige Kugel schoß; in neuern Zeiten bei den Franzosen Name der hölzernen Kanonen, die man zur Zierde auf Handelsschiffen anbringt; auch Bezeichnung der blinden Soldaten, d. h. solcher, welche, ohne eigentlich zu dienen, von den Hauptleuten bei Musterungen mit eingestellt wurden, um die Inspektoren zu betrügen.

Passeyr (Passeyer, Passeier), Bergstrom im österreichisch-tyrolischen Kreis Botzen, entspringt am südlichen Ende des stubayer Ferners, läuft durch den gleichnamigen Gebirgs- oder Wildsee und durch das gleichnamige Thal bis Meran und ergießt sich nach einem Laufe von 9½ Stunden unterhalb dieser Stadt in die Etsch, links. Das Passeyerthal ist ein höchst romantisches Hochgebirgsthal, im Osten durch eine vom hohen Jauffen ausgehende Gebirgskette und auf der andern Seite durch das Timbljoch begrenzt, und mehre Stunden lang. Von den Ortschaften ist besonders das Wirthshaus am Sand, der Wohnort Andreas Hofers, ein für Tyrol klassischer Boden. Hauptort des Thales ist das Pfarrdorf St. Leonhard, am P. und am Fuße der Jauffenburg, mit einem Schloß, dem Bad Zögg und 1570 Einw. Vergl. Weber, Das Thal von P. und seine Bewohner, Innsbr. 1852.

Passiflora (Passionsblume, Rangapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Passifloreen, charakterisirt durch den fünf- oder zehntheiligen, selten viertheiligen, inwendig blumenkronartigen Kelch mit sehr kurzer Röhre, deren Schlund mit einem vielfachen Fadenkranze geschmückt ist, und eine meist mit saftigem Marke gefüllte Beere, meist weit rankende, selten rankenlose Sträucher und Stauden mit einfachen und lappigen Blättern und achselständigen, meist sehr großen, schön gefärbten, sonderbar gefalteten Blüthen, die sich gewöhnlich 3 Stunden nach Sonnenaufgang öffnen und gegen Abend schließen, und bisweilen apfelgroßer, eßbarer Frucht. Man vergleicht die Blüthentheile mit den Attributen des Leidens Christi, daher der Name. Von **P. pallida** *L.*, in Westindien und Südamerika, mit kleinen blaß gelblichgrünen Blüthen und rundlichen, dunkelvioleten Beeren von der Größe einer Zuckererbse, benutzt man auf den Antillen die ganze Pflanze als ein vortreffliches schweiß- und harntreibendes, sowie auch auflösendes Mittel, die Blätter äußerlich bei Hämorrhoidalknoten und gegen Wechselfieber. Von **P. lyraefolia** *Tussac.*, auf Jamaica, mit leierförmigen Blättern und gepaart stehenden, schönen, rosenrothen Blüthen, braucht man auf den Antillen die kugeligen Früchte häufig zu kühlenden und eröffnenden Tisanen, besonders bei Leberkrankheiten. Von **P. rubra** *L.*, auf den karaibischen Inseln, mit zweilappigen, am Grunde herzförmigen, filzigen Blättern und einzeln-stehenden, weißen oder blaßrothen Blüthen, soll die Abkochung, besonders der Blüthen und Früchte, beruhigend und sogar narkotisch wirken. **P. capsularis** *L.*, auf den Karaiben und in Guyana, mit weißlichen Blüthen, wird in ihrer Heimath gegen Stockungen der Menstruation angewendet. **P. alata** *Ait.*, in Westindien, mit häutig-geflügeltem, glattem Stengel, länglich-eirunden, spitzen, ganzrandigen Blättern und prachtvollen, großen, sehr wohlriechenden Blüthen mit dunkelrothen Kelchschuppen und aufrechtem, von der Basis bis zur Mitte weißem und schwärzlich-purpurroth geflecktem, dann schlangenförmig-gekrümmtem und blauem Fadenkranz, ist eine schöne Zierpflanze. Von **P. coccinea** *Aubl.*, in Guyana, mit scharlachrothen Blüthen, benutzt man den schleimigen und säuerlichsüßen Fruchtbrei zu einem kühlenden Getränke bei entzündlichen und galligen Fiebern. **P. coerulea** *L.*, in Brasilien, Peru, in Südeuropa fast verwildert, mit schönen, weißen Blüthen mit blauem Fadenkranz, trägt orangegelbe Früchte von der Größe eines Hühnereies, deren Mark auf den Antillen wegen seines angenehm säuerlichen Geschmacks und gewürzigen Geruchs zur Bereitung einer Limonade gebraucht wird, welche man bei fauligen und galligen Krankheiten, sowie gegen Skorbut anwendet. **P. edulis** *Sab.*, in Brasilien, mit dickem, holzigem Stamm, glatten dreilappigen Blättern und schönen, weißen Blüthen mit gekräuseltem, weißem, von der Basis aus purpurröthlich schattirtem Fadenkranz, trägt rundliche, schwarz-purpurrothe, 1½—2 Zoll dicke Früchte mit weinsäuerlichem, saftigem, wohlschmeckendem Fleische. **P. filamentosa** *Cav.*, in Südamerika, mit handförmig-fünflappigen Blättern und schönen, aber übelriechenden, weißen Blüthen mit blauem, weiß und violet geflecktem Fadenkranz, trägt kugelige, hellgrüne, weißlich gefleckte Beeren mit safrangelbem, sehr angenehm weinsäuerlich schmeckendem, breiartigem Mark, das zu einem kühlenden, zuweilen auch als diätetisches Mittel angewendeten Getränke verwendet wird. Auch von **P. incarnata** *L.*, in Mittel- und Nordamerika, mit dreilappigen, glatten Blättern und schönen wohlriechenden, weißen bis blaß-röthlichen Blüthen mit violet-purpurrothem Fadenkranz, werden die ovalen, apfelgroßen, blaß-orangegelben Früchte gegessen und zur Bereitung kühlender Getränke gebraucht. Von **P. laurifolia** *L.*, in Südamerika und auf den Karaiben, mit sehr hohem, die höchsten Bäume erkletterndem Stengel, länglichen, ungetheilten Blättern und weißen, wohlriechenden Blüthen mit violet geflecktem Fadenkranz, sind die wohlriechenden, gelben Beeren von der Größe eines Hühnereies ein beliebtes Obst und werden bei entzündlichen und galligen Krankheiten als Heilmittel gebraucht, während die zusammenziehenden und bittern Blätter ein kräftiges Mittel gegen Würmer sind. **P. maliformis** *L.*, auf St. Domingo, Martinique, Jamaica ꝛc., mit weißen Blüthen mit blau-lilla und weiß geflecktem Fadenkranz, trägt gelbe, dickrindige, einem großen Apfel ähnliche Beeren, deren säuerlichsüßes Fleisch häufig gegessen wird und auch bei entzündlichen Krankheiten und Fiebern als kühlendes Heilmittel dient, während man den aus den Blättern und Zweigen gepreßten Saft in Brasilien gegen das eintägige Wechselfieber anwendet. **P. quadrangularis** *L.*, auf Jamaica, in Wäldern, eine der prächtigsten Arten, mit hoch emporkletternden Stengel, länglich-eirunden Blättern und prachtvollen, großen, wohlriechenden, rosenrothen, auswendig grünen Blüthen mit ausgebreitetem, von der Mitte bis zur Basis dunkelroth und weiß geflecktem, übrigens blauem und peitschenförmig gekrümmtem Fadenkranz, trägt wohlriechende Beeren von der Größe eines Gänseeies, bisweilen auch einer kleinen Melone, deren Mark häufig gegessen und zur Bereitung eines wohlschmeckenden, säuerlichsüßen Getränks benutzt wird, welches auch als kühlendes Heilmittel an=

gewendet wird, während die Wurzel, in kleinen Gaben Erbrechen, Zuckungen und Lähmungen erregend, in größeren Gaben sogar tödtend, ein kräftiges, wurmtreibendes Mittel ist u. das Passiflorin, einen dem Morphin verwandten Stoff, enthält. Eine prachtvolle Zierpflanze ist auch P. racemosa *Brot.*, P. princeps *Lodd.*, in Brasilien, mit herzförmigen, dreilappigen Blättern u. großen, scharlachrothen, lange, herabhängende Trauben bildenden Blüthen mit dunkelblauem, am Grunde weißem Fadenkranz. Von P. serrata *L.*, auf den Antillen, mit siebentheiligen Blättern und großen, weißen und violet gescheckten Blüthen und orangegelben Beeren von der Größe eines Gänseeies, benutzt man das weiße Fruchtmark auf den Antillen als ein kühlendes, gelind-harntreibendes Mittel, die Blätter gegen Halsweh und Skorbut und die Blüthen im Aufguß bei Augenübeln. P. foetida *Cav.*, in Südamerika, auf den Karaiben, ist eine stark u. unangenehm riechende Pflanze, die zu krampfwidrigen Bädern und Bähungen, sowie zu erweichenden Umschlägen angewendet wird. Von P. contrayerva *Sm.*, in Mexiko, mit tief-zweilappigen, hufeisenförmigen Blättern und schwärzlichbraunen Beeren, gebraucht man die Wurzel in Mexiko bei Unterleibsstockungen, Milz- und Leberkrankheiten, bei beginnender Wassersucht, sowie gegen Bisse giftiger Schlangen. Alle Arten gehören je nach ihrer Heimath entweder in das Warm- oder in das Glashaus, woselbst sie bei 6—15° Wärme und besonders in einem Erdbeete sehr gut gedeihen. Die härteren Arten erhalten im Sommer einen passenden Standort im Freien. Die meisten Arten klettern, wenn die Wurzeln sich in einem Erdbeete und in einer lockern, fetten, mit etwas Flußsand gemischten Dammerde (Lauberde) weit genug ausbreiten können, 12—15 Fuß hoch empor und geben vortreffliche Dekorationen für Wände, Pfeiler und Geländer. Nahe unter den Fenstern entwickeln sich die Blumen am reichlichsten und schönsten. Im Spätherbste schneidet man die langen Zweige etwas zurück, damit die jungen Triebe im nächsten Frühling desto kräftiger werden. Die Vermehrung geschieht leicht durch Stecklinge und Samen im Warmbeete. Die Gattung ist der Typus der Familie der Passifloreen, von deren etwa 300 bis jetzt bekannten Arten sich die meisten im heißen Amerika und in Westindien u. nur der 6. Theil in Afrika, Ostindien, Nordamerika und andern heißen Ländern finden. Im Ganzen sind sie mit den Cucurbitaceen sehr verwandt, unterscheiden sich aber von diesen leicht durch die Zwitterblüthen und den gestielten Fruchtknoten.

Passiflorin, s. Passiflora.

Passigwerk, Maschine, mit welcher man mittelst eines Modells oder einer Patrone beliebige Figuren auf gedrechselten Gegenständen hervorbringen kann; werden dabei Grabstichel zur Herstellung von Zeichnungen angewendet, so nennt man diese mechanische Vorrichtung eine Guillochirmaschine (s. Guillochiren). Die Spindel derselben wird wie bei einer gewöhnlichen Drehbank in Umschwung gebracht, muß dabei aber zugleich noch einer andern Bewegung fähig seyn, wodurch der eingespannte Körper diejenige Linienbewegung zu machen genöthigt werden kann, welche zur Hervorbringung des Musters erforderlich ist. In der Regel bestehen die Patronen aus an der Spindel befestigten messingenen oder eisernen Scheiben, an deren Rande das Muster sich befindet. Sobald nun das Gestelle der Spindel dem feststehenden Anlaufe zur Seite ausweicht, so bildet sich das sogenannte flache Passig; besitzt dagegen die Patrone das Muster auf der Fläche, so nöthigt der Anlauf die Spindel zu einem geraden Vor- und Rückgange in ihren Lagern, wodurch das geschobene Passig entsteht. Ertheilt man aber der Spindel gleichzeitig beide Bewegungen, wodurch eine Verbindung des flachen mit dem geschobenen Passig bewirkt wird, so entsteht daraus das Spiralpassig, zu welchem also zwei Patronen, deren jede ihren eigenen Anlauf hat, gehören.

Passini, Johann, Kupferstecher, geboren 1798 zu Wien, wo er die Akademie besuchte und dann unter Leitung Mannsfelds sich in der Kunst ausbildete. Eine große Anzahl seiner Blätter ist in verschiedenen Werken vereinigt: in Pezzels Skizzen von Wien, in Castelli's Taschenbuch „Huldigung der Frauen", in Lichnowsky's „Denkmalen der alten deutschen Baukunst", in Hormayrs Taschenbüchern, im „Malerischen Deutschland" ꝛc.

Passio (lat.), s. v. a. Affectio, das Leiden, die Leidenschaft, so: P. animi, ein Seelenleiden; P. bovina, s. v. a. Phthiriasis, Läusesucht; P. caduca und P. cardiaca, s. v. a. Epilepsie; P. hypochondriaca, s. v. a. Hypochondrie; P. hysteriaca, s. v. a. Hysterie.

Passion (v. Lat.), Leiden, besonders das Leiden Christi, die große leidensvolle Katastrophe, welche den Schluß des Lebens Jesu bildet. Ueber die dogmatische Bedeutung des Leidens und Todes Christi s. Versöhnungslehre.

Passion (Société de la noble P.), ein vom Herzog Johann Georg zu Sachsen-Weißenfels am 24. Juni 1704 gestifteter Orden, als jener wegen des Fürstenthums Querfurt Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu Regensburg erhalten hatte. Nach den Ordensstatuten war der Zweck desselben, edlen Ehrgeiz zu erregen, zu befördern und zu belohnen. Oberhaupt war immer der Regent des Hauses Sachsen-Weißenfels-Querfurt, und dessen männliche Nachkommen waren geborene Mitglieder; die sonstigen Mitglieder mußten von rittermäßigem Herkommen, untadelhaftem Wandel und durch Verdienste ausgezeichnet seyn. Das Ordenszeichen war ein goldener Stern, auf der Vorderseite J. G. in blau emaillirtem Felde, dahinter ein rothes Kreuz, umschlungen von einem weißen goldgeränderten Bande mit den Worten: J'aime l'honneur, qui vient par la vertu; auf der Rückseite das sachsen-querfurtsche Wappen. Der Orden erlosch 1746 mit dem Aussterben des Hauses Sachsen-Weißenfels.

Passionale (lat.), Kirchenbuch, in welchem die Lebens-, Leidens- und Sterbensgeschichte der Märtyrer, Konfessoren und Heiligen ausführlicher erzählt wird, zum Behufe der kirchlichen Erbauung und Vorlesung an den bezüglichen Feiertagen. In dem Martyrologium ist nur eine kurze

Andeutung der jedem Jahrestage zugehörenden Märtyrer, Heiligen ꝛc. Zuweilen unterschied man vom P. (als Buch der Leidensgeschichte der Märtyrer) das sogenannte **Legendarium** oder das Buch der Lebens- und Leidensgeschichte der Konfessoren.

Passionato (ital.), leidenschaftlich, im musikalischen Vortrag.

Passioniren, sich, in Hitze gerathen, daher passionirt, leidenschaftlich, sehr eifrig, z. B. ein passionirter Jäger, einer, der die Jagd mit Leidenschaft betreibt.

Passionisten, s. v. a. Gesellschaft vom heiligen Kreuz und der Leiden Christi.

Passionsblume, Pflanzengattung, s. Passiflora.

Passions-Jesu-Christi-Orden, angeblich 1380 oder etwas später von Richard II. von England und Karl VI. von Frankreich, als sie das gelobte Land wieder erobern wollten, zu dem Zwecke gestiftet, durch Erinnerung an die Leiden Christi die bei der Armee eingerissenen Laster auszurotten. Der Großmeister hatte fürstliches Ansehen. Die Ritter, über 1100, legten bei der Investitur die drei gewöhnlichen Gelübde ab, trugen bei Festlichkeiten ein purpurfarbenes, bis an die Kniee reichendes Kleid mit seidenem Gürtel und eine Kapuze. Das Ordenszeichen war ein roth emaillirtes, goldgeränderte Kreuz mit einem verschobenen Viereck über einem rund auslaufenden Andreaskreuz mit dem Lamme Gottes in der Mitte. Der Orden hat nicht lange bestanden.

Passionsmusik, eine Musik, deren Text das Leiden Christi zum Gegenstand hat. In den frühesten Zeiten pflegte der Priester am Altar die Leidensgeschichte psalmodisch vorzusingen. Später wurden die Rollen von Johannes, Maria, Ischariot, Pilatus ꝛc. unter verschiedene Sänger vertheilt, welche die entsprechenden Worte der heiligen Schrift immer noch psalmodisch, gewöhnlich von Akkorden der Orgel begleitet, absangen, wobei ein Hauptsänger, der „Evangelist", den Lauf der Erzählung vortrug. So entstanden die sogenannten Oratorien (s. Oratorium). Auch in der protestantisch-lutherischen Kirche fand diese Art der Passionsfeier Eingang und erhielt sich auch mit der alten psalmodischen Gesangesweise bis in die neuere Zeit, nur daß man in der protestantischen Kirche den Choral, der sich da als religiöser Volksgesang Bahn gebrochen hatte, mit einflocht, indem man an passenden Abschnitten einige passende Liederverse gemeinschaftlich mit od. ohne Orgelbegleitung absang. So wurden hier u. da einige Arien für einzelne Sänger u. in größern Städten auch ausgeführtere Tonstücke eingelegt. Auf diese Weise bildeten sich unsere P.en heraus. Eine besondere Förderung gewannen dieselben durch Sebastian Bach, der mit seinen Passionsoratorien (alle mit Instrumentalbegleitung) einzig dasteht. Die Ausdehnung dieser P.en gestattet aber weniger ihren Gebrauch für den Gottesdienst, als für das Kirchenkoncert ꝛc. Dem italienischen Geschmack schlossen sich mehr an Hasse u. Graun. Später wurde das früher vorherrschend dramatische Wesen der P.en mehr kantatenmäßig; so Ramlers Gedicht: „Der Tod Jesu", von Graun in Musik gesetzt, ein Werk, das überall verdienten Beifall gefunden. Auch Rolle, Wolf u. A. schrieben sehr Gelungenes in dieser Weise. In der Folge mischte man das Lyrisch-Kantatenmäßige wieder mehr mit dem Dramatischen, und der Art sind, nur sich dem einen oder andern Element mehr annähernd, bis auf die jetzige Zeit unsere P.en. Besonderer Erwähnung verdienen unter ihnen noch: „Der Christ am Grabe Jesu", von Chr. E. Weinlig; „Die letzten Stunden des Erlösers", von J. G. Schicht; „Gethsemane und Golgatha", von Fr. Schneider.

Passionspredigt, geistliche, in der Passionszeit gehaltene Rede, deren Hauptinhalt entweder der leidende Christus selbst ist, oder mit dessen letzten Erdenleiden derselbe in irgend einer nähern Beziehung steht.

Passionsritterschaft, s. v. a. Passions-Jesu-Christi-Orden (s. d.) oder Ritterorden vom Leiden Christi.

Passionsschwestern, s. v. a. Kapuzinerinnen.

Passionsspiele (Passionsschauspiele), geistliche, dramatische Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi, welche aus sehr frühen Zeiten der christlichen Kirche stammen und mit der gottesdienstlichen Feier in naher Verbindung standen. Der kindliche Sinn des Volks strebte, sich die Ereignisse, welche mit der Entstehung des Christenthums verknüpft waren, und die Geheimnisse der Religion durch Darstellungen anschaulich zu machen, und so wurde jedes hohe Kirchenfest durch sogenannte „Mysterien" begangen. Das Leben Christi, die Anbetung der Hirten, die heiligen drei Könige, Johannes der Täufer, Scenen aus dem Lehramt Christi, vorzüglich aber die Leidensgeschichte wurden, vermischt mit alttestamentlichen Heiligengeschichten und Legenden, zur Aufführung gebracht, und als Bühnen dienten meist die Kirchen selbst, später auch wohl Kirchhöfe oder die Nähe geweihter Orte. Daß bei einzelnen Gelegenheiten auch burleske und anstößige Gegenstände in den Kirchen zur Aufführung kamen, sogenannte Esels- und Narrenfeste abgehalten wurden, gab dem naiven Sinn keinen Anstoß. Die Geistlichkeit pflegte die Hauptrollen unter sich zu vertheilen, die Gemeinde stellte das übrige Personal vor. Mit den sogenannten Moralitäten und mit den Fastnachtsspielen haben diese Mysterien den ersten Grund zur deutschen Bühne gelegt. Die Reformation zeigte sich dem geistlichen Schauspiel, dessen Auswüchse den ursprünglichen guten Kern überwuchert hatten, natürlich feindlich, und die Opposition gegen dasselbe ging auch auf katholische Kreise über. Durch die Jesuiten aber wurden die Mysterien in vielen Landgemeinden Oberbayerns, Schwabens, Tyrols, Steiermarks und der Schweiz aufgefrischt. Fast sonntäglich wurden in dortigen Ortschaften heilige Komödien aufgeführt, und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war der Gebrauch in den Alpen ein sehr allgemeiner. Erst in diesem Jahrhundert ist die Sitte abgekommen, und das Dorf Oberammergau im bayerischen Gebirge ist gegenwärtig noch der einzige Ort in Deutschland, wo ein Passionsspiel von Bedeutung sich erhalten hat. Das oberammergauer Passionsspiel ist aus einer Stiftung entstanden, die 1633 bei Gelegenheit einer ver-

heerenden Seuche von der Gemeinde mit dem Gelübde gemacht wurde, „alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu, des Welttheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen". Da die Seuche nach dem Gelübde aufhörte, so galt die Fortsetzung der Spiele für eine heilige Pflicht. Die erste Aufführung fand 1634 Statt; die Mönche des reichen und berühmten Benediktinerklosters Ettal, die zugleich für die Belebung ihres Wallfahrtsortes bedacht waren, lieferten den Text und die Musik. Das alte Gedicht befindet sich noch in Oberammergau u. trägt viele Spuren des wüsten Geschmacks jener Zeit. Als 1810 dieses Passionsspiel wieder veranstaltet werde sollte, trugen die neu organisirten geistlichen Behörden Bedenken, die Erlaubniß zu einem Spiel zu geben, „wobei der Herrgott auf dem Theater herumgeschleppt werde". Der König ertheilte indessen die nachgesuchte Erlaubniß unter der Bedingung, daß man aus dem alten Stück Alles entferne, was Anstoß geben könne. Diese Arbeit unternahm ein vormaliger Benediktiner von Ettal, Dr. Ottmar Weiß, die Musik komponirte der Organist des Dorfs, und die erste Aufführung fiel in das Jahr 1811. Im Jahre 1815 ließ man bereits eine Wiederholung eintreten, weil die Gemeinde der Kriegsschulden loszuwerden wünschte. Seitdem aber hat man den zehnjährigen Turnus, von 1810 an gerechnet, festgehalten. Im Jahre 1850 fand die Aufführung des Passionsspiels zum sechsten Male Statt, unter steigender Theilnahme und wachsendem Andrang von nah und fern. Die Darstellenden gehören ohne Ausnahme der Gemeinde des Dorfes an; einzelne Rollen vererben förmlich in der Familie, und die Tradition belehrt Jeden über die Art, wie er seine Rolle aufzufassen habe. Eine Direktion, von der Gemeinde gewählt und vom Pfarrer geleitet, überwacht das Ganze und trifft die nöthigen Anordnungen. Auf dem Theater sind an 600 Menschen beschäftigt. Die Einnahmen sind immer sehr bedeutend; in Plätzen, deren Preis von 15 Kreuzern auf 1 Fl. 48 Kr. steigt, faßt der Zuschauerraum 6000 Personen. Der Ertrag dient zunächst zur Deckung der Unkosten, welche sich 1850 durch neue Dekorationen und Kostüme auf 6000 Gulden beliefen; der Ueberschuß wird zu Gemeindezwecken, Schuldentilgungen, Verbesserungen der Schule 2c., verwendet. Die Aufführungen finden regelmäßig an Festtagen Statt, damit das Spiel seinen kirchlichen Charakter nicht verliere; auch geht in der Kirche ein großes Amt mit einer vollständigen Messe voran. Das Theater steht in der Nähe des Dorfes auf einer Wiese, den Zuschauerraum umgibt ein Breterverschlag, zwischen dem sich Breterbänke amphitheatralisch erheben. Mit der Passionsgeschichte, die in achtzehn Vorstellungen abgetheilt ist, verbinden sich eingestreute Darstellungen aus der alttestamentlichen Geschichte in der Art unserer lebenden Bilder. Diese Bilder erklärt ein Chor, mit dessen Auftreten das Spiel beginnt. Derselbe leitet die ersten lebenden Bilder ein, die als Vorspiel dienen: Adam und Eva, von dem Engel aus dem Paradiese getrieben, Isaaks Opferung auf Moria, zuletzt auf einem nebelhaften Hintergrunde ein hohes Kreuz mit einer anbetenden Gruppe. Das Passionsspiel selbst beginnt mit dem Einzuge des Erlösers in Jerusalem und behandelt alle Scenen aus der Leidensgeschichte, und insbesondere wird die Kreuzigung mit allen Nebenumständen dargestellt, wobei ein auf die Hintergardine gemalter nächtlicher Gewitterhimmel und allerlei Lärm, durch Böllerschüsse verstärkt, die Sonnenfinsterniß und das Erdbeben versinnlichen. Das Abwälzen des Grabsteins durch zwei Engel, der Besuch der Frauen, denen die Auferstehung verkündigt wird, und das Bemühen der Priester, das Wunder zu fälschen, sind der Uebergang zu dem Schlußbilde, das den triumphirenden Heiland mit der Oriflamme zeigt, wie sowohl die Gläubigen, als die Priester und Tempelkrämer ihm huldigen. Das Passionsspiel in Oberammergau verfehlt nie eines gewaltigen Eindrucks auf die Besucher, die Gebildeten unter denselben nicht ausgenommen. Die ganze Darstellung läßt freilich Manches zu wünschen übrig, ist aber interessant, weil sie traditionell ist. Das Aufmarschiren des Chors, Einer hinter dem Andern, die wiederkehrenden Stellungen und Geberden, die wenig ausdrucksvollen Mienen erinnern an die Zeit der Kindheit der Kunst, in der diese Spiele entstanden sind. Dagegen ist das lebendige Zusammenspiel in den Scenen, wo Volksmassen auftreten, so vorzüglich, daß unsere größten Hofbühnen davon lernen könnten, wie denn jenes Passionsspiel überhaupt als ein werthvolles Ueberbleibsel mittelalterlicher Kunst und Sitte zu betrachten ist.

Passionswoche, s. v. a. Charwoche.

Passionszeit, s. v. a. Fastenzeit.

Passirdukaten, die um 1—2 As zu leichten Dukaten (s. Passirgewicht).

Passirgewicht (Passirfuß, Passirstein), bei den gangbaren Goldmünzen diejenige Schwere derselben, welche zwar der ursprünglichen oder gesetzlichen nicht gleichkommt, aber dessen ungeachtet im geschäftlichen Verkehr noch für vollgültig anerkannt wird; im Wechselhandel dagegen wird in der Regel für jedes fehlende As $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Sgr. in Abrechnung gebracht; sobald die Differenz jedoch mehr als 2 As beträgt, werden die Goldstücke von Niemandem mehr gern in Zahlung angenommen, in welchem Falle sie zum Einschmelzen nach dem Gewicht oder nach der Mark (al marco) eingehandelt werden.

Passirstein, s. v. a. Passirgewicht.

Passirzettel, ein von den betreffenden Behörden ausgestellter Schein, durch welchen Wagen oder Waaren berechtigt werden, ihren Weg ungestört fortzusetzen, indem die unterwegs zu entrichtenden Gebühren meist schon voraus berichtigt sind, oder als berichtigt betrachtet werden.

Passiv (v. Lat.), leidend, im Gegensatz zu aktiv, daher Passivität, Zustand des Leidens; in der Medicin geschwächte Lebenskraft verrathend, daher passive Blutung. Im Handelswesen spricht man von dem passiven Stand einer Handlung, wenn sich der Passivstand oder Das, was sie Andern schuldet (Passiva), mit dem Aktivstande oder Dem, was sie besitzt u. von Andern zu fordern hat (Activa, s. d.) aufhebt, oder es übertrifft.

Passivum, leidende Form des Zeitworts, s. Zeitwort.

Passo, italienisches und spanisches Baumaß, 1 P. = 3 Braccio oder 548 Millimeter.

Passow, Franz Ludwig Karl Friedrich, deutscher Philolog, geboren den 20. September 1786 zu Ludwigslust im Mecklenburgischen, besuchte seit 1802 das Gymnasium zu Gotha und bezog 1804 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wendete sich aber bald den philologischen Studien zu, wofür ihn namentlich Gottfried Hermann gewann. Nachdem er bereits im Frühjahr 1806 die Universität wieder verlassen, ward er im Frühjahr 1807 als Professor an das Gymnasium zu Weimar berufen, dem er im Verein mit seinem geistesverwandten Landsmann, Johann Schulze, zu seinem damaligen Flor verhalf. Im Jahre 1810 ward ihm vom Magistrat der Stadt Danzig die Stelle als zweiter Direktor und Professor der Philologie am Conradinum zu Jenkau übertragen. Hier ward P.s Thätigkeit durch die Kriegsereignisse der folgenden Jahre unterbrochen, da das Conradinum im Febr. 1814 aufgehoben werden mußte. Hierauf lebte er einige Zeit theils auf Reisen, theils in Berlin, wo er noch F. A. Wolf hörte. Im Jahre 1815 aber erfolgte seine Ernennung zum Professor der Alterthumswissenschaft an der Universität Breslau. Obgleich mehr dem Schulleben hinneigend, wirkte P. auch als Universitätslehrer in ausgezeichneter Weise und umfaßte in seinen Vorlesungen fast den ganzen Kreis der Wissenschaften, welche Wolf unter dem Namen der Alterthumswissenschaft zusammengefaßt hat. Durch Klarheit und Eleganz, durch gründliche Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeichneten sich seine Vorträge, durch wohlwollende Belehrung und gewinnende Herzlichkeit sein Umgang aus. Zugleich war P.s akademisches Amt für literarische Arbeiten im höchsten Grade förderlich, da er seit 1817 als Professor der Beredsamkeit die akademischen Gelegenheitsschriften zu einer Reihe sehr geschätzter Abhandlungen, gesammelt von Bach in den „Opuscula academica" (Leipzig 1835), benutzen konnte. Im Jahre 1821 zog er sich durch seine leidenschaftliche Betheiligung an den Streitigkeiten über das von ihm mit Wärme empfohlene Turnen eine Gefängnißstrafe von 8 Wochen zu. Im Jahre 1829 ward er Direktor des akademischen Kunstmuseums, das durch ihn vielfach bereichert und durch seine Beschreibung erst recht nützlich wurde. Er † am 11. März 1833 am Schlagfluß. Von seinen Schriften und Ausgaben alter Klassiker sind besonders folgende hervorzuheben: die „Küsse" des Johannes Secundus, lateinisch und deutsch (Leipzig 1807); Musäus, Urschrift, Uebersetzung, Einleitung und kritische Anmerkungen (das. 1810); Longos des Sophisten „Daphne und Chloe", griechisch und deutsch (das. 1811); „Archiv deutscher Nationalbildung", herausgegeben von Jachmann und P. (Berlin 1811, 1. Band); „Ueber Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher" (das. 1812); „Grundzüge der griechischen u. römischen Literaturgeschichte" (das. 1815, 2. Aufl. 1829); Tacitus' „Germania", mit Varianten und Bredows Anmerkungen (das. 1817); „Museum criticum Vratislaviense" (das. 1821, herausgegeben von Schneider u. P.; nur 1 Band erschien); „Handwörterbuch der griechischen Sprache" (das. 1819—24, zuerst unter J. G. Schneiders Namen, 4. Aufl., 2 Bde., das. 1831); „Corpus scriptorum eroticorum" (1. Bd., das. 1824, enthaltend Parthenius, Diogenes Antonius und Jamblichus); des Dionysius Periegetes „Descriptio orbis terrarum" (das. 1825). Außerdem lieferte er zahlreiche gehaltvolle Aufsätze in verschiedene Zeitschriften. Nach seinem Tode ward aus seinem Nachlasse herausgegeben: „Paraphrase des johanneischen Evangeliums von Nonnus" und „Xenophon von Ephesus" (Leipzig 1833). Vgl. A. Wachler, P.s Leben und Briefe, Breslau 1839; Linge, De Passovii vita et scriptis, Hirschberg 1839. Sein Sohn, Wilhelm Arthur P., geboren den 20. März 1814 in Jenkau bei Danzig, gebildet in Schulpforta, studirte in Breslau und Berlin Philologie, ward 1835 Lehrer am Gymnasium zu Meiningen, 1846 Professor daselbst, später Direktor des Gymnasiums zu Ratibor und dann zu Thorn, veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften u. mehren Schulprogrammen historische, kritische und ästhetische Forschungen, welche sich vornehmlich auf die ältere und neuere deutsche Nationalliteratur bezogen.

Passulatum (lat.), der eingedickte Saft von gekochten und gepreßten Rosinen, welcher früher besonders gegen mit Husten verbundene chronische Brustaffektionen verordnet wurde.

Passum (Passum vinum, lat.), Rosinenwein.

Passus (lat.), Schritt, sowohl von den Händen, als von den Füßen gebraucht, die Weite, die man mit den Händen beklaftern u. mit den Füßen mühsam beschreiten kann, daher Name für ein Maß von 5 Fuß (= 2 Gradus oder $2 \times 2\frac{1}{2}$ Fuß), dann auch der gewöhnliche Schritt. Im literarischen Sinne versteht man darunter eine Stelle in einer Schrift.

Passy, Flecken (Dorf) im französischen Departement Seine, Bezirk St.-Denis, westlich von Paris, rechts an der Seine, unfern des Gehölzes von Boulogne, hat ein schönes Schloß, zahlreiche Landhäuser der Pariser, Fabriken für Bleischrot, Zuckerraffinerie, Baumwollenspinnerei, Handel und über 6700 (nach Anderen nur 2400) Einw. P. ist einer der besuchtesten Badeorte in den nächsten Umgebungen von Paris. Es gibt hier 5 Mineralquellen, deren Wasser kalt, hell und klar, von säuerlich-abstringirendem Eisengeschmack ist. Dieselben gehören zur Klasse der erdig-salinischen Stahlwasser und enthalten außer schwefelsaurem und kohlensaurem Eisen noch schwefelsaure Magnesia, Kochsalz, Alaun und Kohlensäure, besitzen kräftig zusammenziehende, auf das Gefäß-, Muskel- und Nervensystem tonisch einwirkende, die Assimilation und Reproduktion unterstützende, den Faserstoff des Blutes verdichtende, zugleich aber auch gelind auflösende, eröffnende, urintreibende Eigenschaften. Ihre außerordentliche Wirksamkeit ist namentlich in denjenigen Krankheiten beobachtet worden, wo Torpidität der Verdauungsorgane, Laxität der Muskelfasern, Bleichsucht, passive Schleim- u. Blutflüsse, skorbutische Entmischung der Säfte, Anschoppung der Unterleibseingeweide, mit großer Schwäche verbunden, vorhanden war. Sie werden sowohl innerlich, als äußerlich gebraucht. Gereinigt kann

das Wasser in stärkerer Dosis, als das aus der Quelle unmittelbar geschöpfte, getrunken werden.

Passy, 1) Hippolyte, französischer Staatsmann, geboren 1793 im Departement Eure-Loire, begann seine politische Laufbahn erst nach der Julirevolution. Nachdem er nämlich bereits vorher als Theilnehmer an der Redaktion eines Oppositionsjournals sich einige Geltung verschafft hatte, ward er 1830 als Deputirter für Louviers in die Kammer gewählt und zeichnete sich bald durch große Sachkenntniß in den Budgetverhandlungen von 1831 u. 1832 so aus, daß er stets als Mitglied in die Kommissionen zur Prüfung der Finanzvorschläge gezogen wurde. Seine politischen Grundsätze gesellten ihn der Tierspartei bei, in welcher er für einen der besten Redner galt. Als diese Mittelpartei 1834 zur Opposition trat und der König sich genöthigt sah, das neue Ministerium aus den Halbliberalen zu wählen, wurde P. Finanzminister, mußte aber mit seinen Kollegen, da der König ihnen nicht nachgeben wollte und sie ihm Festigkeit entgegensetzten, bereits nach 3 Tagen seinen Vorgängern wieder weichen, stimmte jedoch 1835, dem Hofe sich mehr nähernd, mit seinem Parteigenossen Sauzet für die Septembergesetze. In dem im Februar 1836 von Thiers mit Hülfe der Tierspartei gebildeten Kabinet übernahm P. das Portefeuille der Finanzen; allein schon im August dankten sämmtliche Minister ab, da sie sich vom Könige in den spanischen Angelegenheiten kompromittirt sahen. In der Kammer hielt sich P. zur Koalition Thiers', welche den Sturz des Ministeriums Molé betrieb. Als dieser 1839 durchgesetzt wurde, trennte er sich von der Koalition ab und suchte im Sinne des Hofes ein Ministerium aus seinen Freunden zu Stande zu bringen, was ihm jedoch nicht glückte. Am 4. April übernahm er die Präsidentschaft der Kammer und brachte auch endlich am 13. Mai ein aus den verschiedensten Elementen gebildetes Kabinet zu Stande, dessen eigentliches Haupt er mit dem Portefeuille der Finanzen war, während Soult als Minister des Auswärtigen an der Spitze stand. Die Niederlage, welche dieses Ministerium im Februar 1840 mit der beantragten Dotation des Herzogs von Nemours in der Kammer erlitt, führte seinen Sturz herbei, und P. blieb seitdem Deputirter, bis er 1844 zum Pair erhoben wurde. Er ward, obwohl er unter Ludwig Philipp zur Opposition gehört hatte, 1848 nicht in die Nationalversammlung gewählt, aber von Ludwig Napoleon im Dec. 1848 zum Minister der Finanzen ernannt. Bei der Ministerveränderung vom 2. Juni 1849 blieb er auf seinem Posten und trat denselben erst den 31. Okt. an Fould ab. In demselben Jahre in die Legislative gewählt, ward er Mitglied mehrer Kommissionen, stimmte im Juli 1851 für die Verfassungsrevision, war Berichterstatter über das Budget für 1852 und ward in die Permanenzkommission erwählt. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 scheint er sich von dem politischen Leben zurückgezogen zu haben.

2) Anton, katholischer Theolog und Dichter, den 31. März 1788 zu Wien geboren, studirte an der wiener Hochschule, widmete sich seit 1809 dem Studium der Theologie und trat in das Alumnat zu St. Pölten ein. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn, nach einem Jahre das geistliche Erziehungshaus zu verlassen, worauf er in einer Privaterziehungsanstalt als Lehrer wirkte. Im J. 1817 nahm ihn der Graf Franz de Paula Szechenyi als Bibliothekar und Lektor in sein Haus auf. Nach dessen Tode (1820) ließ er sich in die Kongregation des heiligen Erlösers aufnehmen und erhielt die Priesterweihe. Er † den 11. März 1847. Viele geistliche Lieder von ihm sind seit Jahren in dem Munde des Volkes. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur: „Die streitende Kirche im Kampfe u. Leiden" (2. Aufl., München 1834); „Briefe über Roms Wohlthätigkeitsanstalten" (3. Aufl., Regensburg 1838); „Umrisse aus dem Leben des H. A. v. Liguori" (2. Aufl., Augsb. 1832); „Orgeltöne, Sammlung neuer, geistlicher Lieder" (Wien 1830, 2. Ausg. 1842); „Der Orgel Wiederhall", Fortsetzung der „Orgeltöne" (Bonn 1832, der 2. Ausg. angereiht, 1842); „Vollständige Sammlung der geistlichen Lieder des H. A. von Liguori, übersetzt und mit Noten" (Wien 1829, 2. Ausg., Regensb. 1842, mit Melodien von S. Sechter); „Kinderparadies" (Wien 1834, 3. Aufl. Regensb. 1842); „Wissen und Glauben", Dichtung (Wien 1839); „Monatsandachten" (das. 1846, 5 Bde. mit 18 Stahlstichen); „Das Leben in der Gnade und Liebe Gottes" (das. 1843, 2 Thle.); „Memorabilien der Ewigkeit" (das. 1828); „Katholisches Trostbuch, Predigten über das heilige Kreuz" (2. Aufl., Wien 1829, 3. und 4. Aufl., das. 1843).

Paß, ursprünglich ein Freibrief zum Fortkommen an den von dem Reisenden betretenen Orten, oder eine Urkunde zur Legitimation darüber, daß der Inhaber das ist, wofür er sich ausgibt u. mit Bewilligung seiner Obrigkeit reist (Reisepaß). In frühern Zeiten bediente man sich der Worte Paßbrief, Paßzettel als Uebersetzungen des französischen Passeport, italienisch Passaporto, d. i. Dokument, welches die Erlaubniß zum Durchpassiren gleichsam bei sich trägt, oder die von Reisenden mit sich herumgetragene Reiseerlaubniß. Reiselegitimationen sind entweder Pässe in der eigentlichen Paßform, oder uneigentliche Pässe, Legitimationen ohne die Paßform, aber zu demselben Zwecke bestimmt. Dahin gehören Wanderbücher, bloß zur Legitimation für Gewerbsgehülfen, wofür sonst die Kundschaften gebräuchlich waren; Gesindezeugnißbücher, Bücher in Form der Wanderbücher, worin neben einer genauen Beschreibung der Person des Dienstboten zugleich die nöthigen Verhaltungsregeln für denselben nebst den von ihm inne gehabten Dienststellen, seinem Betragen und der Dauer seiner verschiedenen Dienste bemerkt sind; Handelslegitimationen und Gewerbsteuerscheine, Geburtsscheine, Passirzettel (passavants), Legitimations- und Aufenthaltskarten, sogenannte Geleitspässe, Mauthspässe 2c. Die eigentlichen Reisepässe haben entweder die Absicht, den Reisenden bloß im Allgemeinen zu legitimiren (Reisepässe, Pässe in der engern Bedeutung), oder sie beabsichtigen zugleich die Beseitigung gewisser bestimmter Hindernisse der Reise, wie die Geleitspässe, Gesundheitspässe, Viehpässe 2c. Die Reisepässe in der engern Bedeutung beabsichtigen zuweilen, den Reisenden zugleich zur Betreibung eines gewissen

Geschäfts zu legitimiren. Von der Art sind die Wanderpässe für reisende Gewerbsgehülfen, verschieden von den oben genannten Wanderbüchern, die Handels- und Hausirpässe, wodurch der Reisende zur Betreibung eines gewissen Handelsgeschäfts, in gewissen Fällen zum Hausiren legitimirt wird. Zuweilen berücksichtigt noch der Reisepaß die eigenthümliche, gewisse Begünstigungen erzeugende, oder besondere Einrichtungen des Passes nöthig machende Qualität des Reisenden. So die Gesandtenpässe (verschieden von den Gesandtschaftspässen), Pässe, die den Gesandten, als solchen, ausgestellt werden, dann die den beurlaubten Militärs, behufs der Reise in ihre Heimath und zu ihrer Legitimation als Beurlaubte, ertheilten Urlaubspässe sammt Marschverfügungen &c. Alle diese Pässe können beschränkt seyn, und zwar rücksichtlich der Zeit (Jahrespässe, welche nur auf ein ganzes, halbes Jahr, Vierteljahr sich erstrecken), oder rücksichtlich des Raumes, und zwar entweder, was das Ziel der Reise (z. B. die sogenannten inländischen Pässe, welche die Reise auf das Inland beschränken), oder was den zu nehmenden Weg, die Reiseroute, anlangt, gewöhnlich unter Androhung einer Strafe für den Fall der Abweichung von dieser Route (Zwangspässe, Reise- od. Marschrouten), oder rücksichtlich des Raumes u. der Zeit zugleich. Zu den in Ansehung des Raumes unbeschränkten gehören in der Regel die sogenannten ausländischen Pässe, Ausgangspässe, welche dem Reisenden die Reise im In- u. Auslande gestatten. Der unbeschränkteste aller ausländischen Pässe u. aller Pässe überhaupt ist der Auswanderungspaß, wodurch der Reisende zugleich legitimirt wird, seinen Wohnsitz im Auslande zu nehmen. Endlich pflegt man die Pässe nach den verschiedenen Behörden, welche sie ausstellen, zu benennen, daher Ministerialgesandtschaftspässe (verschieden von den oben erwähnten Gesandtenpässen), Regierungs-, Amts-, Landgerichts-, Landraths-, Gerichts-, Stadtraths-, Stadtgerichts-, Polizei- &c. Pässe. Die Einrichtung der Pässe selbst hat sich in ganz Deutschland ziemlich gleichförmig gebildet. Vor- und Zuname, Stand und Heimathsort des Reisenden und der von ihm abhängenden und von ihm zu vertretenden Personen, Zweck der Reise, Land und Ort, wohin die Reise gehen soll, Dauer des Passes und das Signalement des Reisenden u. die Namensunterschrift sind jetzt unerläßliche Erfordernisse jedes Passes, der mit Ort, Tag u. Jahr der Ausstellung, mit der Benennung u. dem Siegel der ausstellenden Behörde u. mit der Unterschrift des Dirigenten derselben versehen seyn muß. In der Regel sind die Polizeidiener, Gensdarmen &c. zur Revision der Pässe der Fremden, namentlich der auf dem Lande und in Winkelschenken &c. logirenden Fremden, die Gastwirthe zur Ansichnahme der Pässe ihrer des Nachts herbergenden Gäste auf die Dauer der Anwesenheit derselben angewiesen. Vorzüglich aber und am regelmäßigsten wird jene Kontrole durch die beinahe überall bestehende Vorschrift geübt, daß jeder des Nachts an einem Orte, wo eine Paßbehörde (Paßamt) ist, logirende und jeder eine Grenze passirende Fremde seinen P. bei der betreffenden Behörde oder bei den betreffenden diplomatischen Personen visiren lassen muß. Das Visiren ist die Handlung, wodurch der Paßbeamte auf dem ihm producirten Passe bemerkt, daß er ihn gesehen habe, sein **Vidit** darauf bringt. Dies wird lateinisch das **Visum** (gesehen), häufiger, ungewiß aus welcher Sprache, das **Visa** genannt. Der Beamte hat den P. rücksichtlich seiner Richtigkeit zu prüfen, in das Paßjournal und Paßprotokoll, Paßregister einzutragen. In Folge des durch die Eisenbahnen sehr vermehrten Reiseverkehrs sind in den meisten Ländern die Pässe durch Paßkarten, die auf ein ganzes Jahr gegeben werden, ersetzt worden. Vgl. Kamptz, Sammlung der Postgesetze der europäischen Staaten, Berlin 1817.

Paß, Durchgang durch einen Ort, daher die Redensarten: seinen P. haben, Jemandem den P. abschneiden &c.; dann (Engpaß) jedes Defilé, das nur in beträchtlicher Entfernung umgangen werden kann, also passirt werden muß. Bei der in neuerer Zeit gesteigerten Manövrirfähigkeit der Infanterie, welche die steilsten Abhänge er- und übersteigt, hat manche Gegend aufgehört, ein P. zu seyn, die früher als solcher berühmt war. In der Reitkunst versteht man unter P. einen dem Pferde auf der Reitbahn angelernten Gang, der darin besteht, daß es beide Füße einer Seite zugleich hebt. Die Fortbewegung geschieht hierbei ziemlich schnell und für die Reiter sehr bequem, weil sie nicht mit Stoßen verbunden ist, mattet aber auch das Pferd (Paßgänger) ab.

Paßglas, ein hohes, nicht zu weites Glas, welches durch Ringe (Pässe) in Zwischenräume getheilt ist; daher einen Paß trinken, so viel trinken, daß der Zwischenraum im Glase von einem Ringe zum andern leer wird.

Paßkarten, s. Paß und Seekarten.

Paßkugeln, diejenigen Kugeln, welche genau den innern Durchmesser eines Gewehrs oder Geschützes haben, so daß sie gedrängt in den Lauf gehen; dann s. v. a. Kanonenkugeln überhaupt.

Paßwan Oglu, geboren 1758 zu Widdin, Sohn des Paßwan Omar, der die Stelle eines Paschi Aga oder Oberhauptes mehrer grundherrschaftlichen Distrikte in dem an der Donau gelegenen Handelsorte Widdin bekleidete, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Kühnheit, Schlauheit und ehrgeiziges Streben aus. Im Jahre 1788 erhob er sich mit seinem Vater gemeinschaftlich an der Spitze der unzufriedenen Janitscharen gegen die Pforte und vertrieb die türkischen Behörden aus Widdin. Drei Monate lang hielten sie hier eine Belagerung von 12,000 Mann türkischer Truppen aus, schlugen sich endlich mit einem auf 600 Mann zusammengeschmolzenen Haufen zum Fürsten der Walachei, Maurojeni, durch und erneuerten von da aus den Krieg gegen den neuernannten Pascha von Widdin, im Laufe dessen der Vater gefangen und 1791 enthauptet wurde. Um seines Vaters Tod zu rächen, brachte P. O. ein Corps von 5000 Freibeutern zusammen, eroberte Widdin und zwang den Pascha, seine Truppen zu entlassen, welche größtentheils zu ihm übergingen. Die Pforte, damals durch andere Insurgenten beunruhigt, suchte jetzt P. O. in ihr Interesse zu ziehen und bot ihm als Preis der Unterwerfung alle Rechte und eingezogenen Güter seines Vaters an. P. O. verlangte aber die Statthalter-

schaft von Widdin mit der Würde eines Pascha von drei Roßschweifen u. begann, als dies abgeschlagen ward, den Krieg von Neuem. Im folgenden Jahre eroberte er Nicopolis u. Belgrad, ward jedoch aus letzterer Festung wieder vertrieben. Als eine türkische Armee von 50,000 Mann unter den Pascha's von Rumelien und Albanien im Felde erschien, zog er sich in das unterdeß befestigte Widdin zurück. Ein dreimaliger Versuch, dasselbe zu erstürmen, mißlang. Es wurden daher Unterhandlungen eingeleitet, in Folge deren P. O. als Pascha von Widdin anerkannt wurde (1796). Aber schon im nächsten Jahre erneuerte er den Krieg und machte sich im Laufe dieses Jahres zum Meister von ganz Serbien und Bulgarien bis Philippopel, von wo er Streifcorps bis Adrianopel und selbst in die Nähe von Konstantinopel entsendete. Schon hegte er den kühnen Plan, sich zum Beherrscher der Gläubigen zu machen, und nannte sich schon Osman IV., als aus Asien unter dem Kapudan-Pascha Hussein eine auserlesene Armee von 100,000 Mann heranzog, vor der sich P. O. nach Widdin zurückziehen mußte, wo er mit seinen 16,000 Mann Kerntruppen vom Großwessir Ali Pascha eingeschlossen wurde. Die Belagerung begann im Juni 1798; aber nach 30 abgeschlagenen Stürmen mußte sie der Großwessir am 23. Oktober wieder aufheben, und P. O. behauptete sich seit 1799 in dem Paschalik von Widdin. Nach mehren blutigen Kämpfen ward endlich 1802 durch Rußlands Vermittlung ein förmlicher Vergleich zwischen P. O. und der Pforte zu Stande gebracht, durch welchen er als Pascha von drei Roßschweifen u. als Statthalter von Widdin anerkannt ward. Noch einmal begann er 1803 seine Feindseligkeiten gegen die Pforte und schlug den ihm entgegenrückenden Pascha von Nicopolis, worauf ein neuer Vertrag mit dem Sultan die Ruhe wieder herstellte. P. O. † 1807 im vollen Besitze des Errungenen.

Pasta, Giuditta, eine der größten dramatischen Sängerinnen, die in der neuern Zeit aus der italienischen Schule hervorgegangen sind, geboren zu Como 1798, erhielt ihre erste musikalische Bildung im Konservatorium zu Mailand, trat darauf in Theatern zweiten Ranges in Oberitalien auf und fand nur mäßigen Beifall. Bei Gelegenheit des Kongresses zu Verona 1822 trat sie auf der Bühne zuerst mit ihren Talenten so entschieden hervor, daß von da an in kurzer Zeit ihr Ruhm durch ganz Europa sich verbreitete. Sie erhielt im nächsten Jahre einen Ruf nach Paris u. machte von hier aus Kunstreisen nach fast allen großen europäischen Städten, überall die höchsten Triumphe feiernd; zugleich erwarb sie sich, namentlich in England, ein sehr bedeutendes Vermögen. Sie erweiterte den Umfang ihrer klangvollen Stimme durch unablässiges Solfeggiren zu dem seltensten Grad; sie gebot über 2½ Oktaven, vom g bis dreigestrichenen d, ja sie ging in günstigen Momenten noch darüber in Höhe und Tiefe hinaus. Dabei war ihr Vortrag von künstlerischer Vollendung, geistig bedeutend und hinreißend, ihre Gestalt edel u. schön und von hohem Wuchse, ihr Antlitz ausdrucksvoll, ihr Auge feurig: Eigenschaften, die in Verbindung mit ihrem großartigen Darstellungstalent, ihrem edlen plastischen, feurigen Spiel, den außerordentlichen Enthusiasmus erklären lassen, den sie allenthalben erregte. Ihre Hauptrollen waren: Medea, in der Oper Desdemona von Simon Mayer, Semiramide, in Rossini's Oper dieses Namens, Nina und dann Giulia in „Romeo und Julie" von Zingarelli. Im Jahre 1835 zog sie sich, auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen angelangt, noch in voller Kraft von der Bühne zurück und lebte seitdem theils in Mailand, theils auf ihrer Villa am Comersee.

Pastawaaren, verschiedene Waaren aus Mehlteig, z. B. Maccaroni, Nudeln.

Pastazza, Fluß im südamerikanischen Staat Ecuador, entspringt auf der Hochebene der Anden in der Provinz Riobamba, trägt bis zu seiner Vereinigung mit dem Flusse Palora den Namen Rio de los Baños, fließt anfangs nach Ostsüdosten, dann Südosten, Süden u. zuletzt wieder nach Südosten u. mündet in den Marañon, links. Von seinen Nebenflüssen sind nur die Mündungen bekannt.

Pastellfarben (Teigfarben), diejenigen aus dazu geeigneten Deckfarbesubstanzen bereiteten Farbestifte, gewöhnlich Crayons genannt, welche zur trockenen Zeichnung auf Papier (s. Pastellmalerei) gebraucht werden; sie müssen in allen Farben u. deren verschiedenen Nüancirungen angefertigt werden, da man bei ihnen nicht, wie bei der Malerei mit Oel- und Wasserfarben, jederzeit den gewünschten Ton durch eine Vermischung mehrer Farben erzielen kann, weshalb zu jedem Farbenton auch ein besonderer Crayon erforderlich ist. Ein Haupterforderniß bei diesen Pastellstiften ist, daß sie eine zarte Weichheit bei hinlänglicher Konsistenz besitzen, die beim Auftragen mit Leichtigkeit den Farbestoff abgibt und zugleich auch auf dem Papiere festhaften läßt, ohne Staubtheile zu hinterlassen. Verschiedene farbige Mineralkörper, wie die weichen schwarzen und weißen Kreiden, der Röthel, können ohne weitere Zubereitung, nachdem man ihnen mit dem Messer die entsprechende Form gegeben, zur Pastellzeichnung verwendet werden; die meisten Farben müssen jedoch zu einem feinen Pulver zermahlen und mit Bierhefe, Gummiwasser, Traganthschleim oder einem sonstigen klebrigen Bindemittel versetzt und zu einem Teige von entsprechender Konsistenz angemengt werden, worauf die Masse zwischen den Händen oder zwischen zwei Bretchen gerollt und ihr die Form von Stiften gegeben wird. Die Trocknung geschieht entweder an einem schattigen Orte in freier Luft oder bei sehr mäßiger Ofenwärme, denn eine zu schnell und zu stark einwirkende Wärme würde die Crayons spröde und bröckelig machen. Oft wird der Farbenteig, wie bei den Blei- und Rothstiften, mit Holz umgeben, oder man gießt die Masse in Röhrchen von Zinnfolie oder Schilf. In der Regel wird den P. ein weißer erdartiger Körper als Grundlage gegeben, dem dann so viel Farbestoffe zugesetzt werden, als zur Hervorbringung des gewünschten Tones erforderlich ist. Zu dieser Grundlage nimmt man am besten feingeschlämmte Kreide, geschlämmten und fein gemahlenen Pfeifenthon, gebrannten und mit Wasser gelöschten Thon, in manchen Fällen auch wohl Blei- oder Zinkweiß. Als Bindemittel dient vorzugsweise Bierhefe,

welche die Stifte weniger spröde macht als Gummiwasser, doch kann die durch letzteres hervorgebrachte Sprödigkeit durch einen Zusatz von Zucker etwas vermindert werden. Ein schwaches und nur bei solchen Farben, die beim Trocknen leicht zu hart und spröde werden, anwendbares Bindemittel ist Milch oder Hafergrützabsud; Tragantgummi bindet auch gut und ist dem arabischen Gummi vorzuziehen. Ueber die Zusammensetzungen der Pastellfarbenstoffe lassen sich bestimmte Verhältnisse nicht angeben, die nöthigen Zuthaten müssen nach den hervorzubringenden Farben ausgewählt und nach ihrer Qualität beurtheilt werden. **Wachspastellcrayons** zur Zeichnung auf Leinwand fertigt man auffolgende Weise: Die Farben werden, nachdem sie ganz fein pulverisirt sind, mit geschmolzenem Wachs und etwas Honig vermischt, worauf diese Masse über gelindem Kohlenfeuer sorgfältig durcheinander gemengt wird; nachdem die Mischung beinahe erkaltet ist, wird sie auf Fließpapier ausgebreitet, wodurch alle überflüssige Feuchtigkeit aufgesogen wird, zuletzt gibt man den Crayons die gehörige Form und legt sie so in kaltes Wasser, um ihnen mehr Konsistenz zu geben. Die dabei zu verwendende Leinwand wird einmal in Oel getränkt und mit feinstem pulverisirten und durchgesiebten Glase bestreut. Früher standen die Pastellcrayons von Lausanne vorzugsweise in gutem Rufe, jetzt werden dieselben von gleicher Güte in Paris, London, Wien, Hannover, Nürnberg u. a. Orten gefertigt. Man verkauft sie nach Dutzenden, Viertel-, halben und ganzen Hunderten. Die Gold-, Silber- und Karminstifte aber werden des hohen Preises wegen nur in Dutzenden verkauft.

Pastellmalerei, diejenige Gattung der Malerei, welche zwischen Kreidezeichnung, Gouache- und Oelmalerei in der Mitte steht und mit trockenen Farben (s. **Pastellfarben**) bewirkt wird. Die durch die Farbenstifte auf das Papier oder Pergament aufgetragenen Farben werden mit dem Finger auf dem Papiere verrieben und so, wie sie in Lokal- oder gebrochenen Tönen neben einander stehen, verschmolzen. Daher darf auch an den Endpunkten jedes Lokaltones, wo besonders bei runden Körpern die Töne sich mit einander verbinden, die Farbe nicht zu dick aufgetragen werden. An den andern Theilen aber, wo der Körper mehr Tiefe od. mehr Erhabenes (Relief) ausdrückt, oder sich scharf abschneidet, muß die Farbe kräftig wiederholt aufgetragen und verrieben werden. Durch das geschickte Auftragen, sowie durch das gute Verreiben wird die Oberfläche der Farbe an den Körper, worauf man malt, mehr festgekettet und fixirt, und es entsteht dadurch eine Art Rauhheit, die man in der technischen Kunstsprache bei Pastellbildern „Sammet" nennt, weil wirklich ein gut gearbeitetes Pastellbild ein sammetartiges Ansehen hat. Dieser Sammet, welcher die Schönheit des Bildes mit ausmacht, ist andererseits freilich auch Ursache, warum das Gemälde dem Untergange oder der innern Vernichtung ausgesetzt wird, da durch jede Erschütterung jener Sammet herabfällt, die Oberfläche dann leidet und die Kraft wie die Zartheit der Töne verloren geht. Man hat daher schon oft Versuche gemacht, Pastellgemälde zu fixiren oder den Sammet festzuhalten, doch, wie es scheint, nicht mit genügendem Erfolg. Staub, Einwirkung des Sonnenlichtes und Feuchtigkeit sind die Elemente zur innern Zerstörung jener Kunstwerke. Die natürliche Frische der Farben, die nicht, wie bei der Oelmalerei, erst mit Firniß versetzt werden, sowie die zarte Weichheit gibt dieser Malerei, so weit ihre Grenze geht, eine außerordentliche Anmuth; in vorzüglichem Grade ist sie für Porträtmalerei geeignet.

Der Ursprung der P. wird von Einigen ins 15., von Andern ins 16. Jahrhundert zurückgeführt. **Leonardo da Vinci** hinterließ vorzügliche Studienköpfe für die Christus- und die Apostelbilder zu dem bekannten Abendmahlsgemälde in Mailand, welche auf eine leichte Art mit Pastellfarben vollendet waren und aus Thomas Lawrence's Nachlaß von Woodburn in London erkauft, später in den Besitz des britischen Museums gekommen sind. Von **Hans Holbein** d. J. gibt es eine vortreffliche Sammlung Bildnisse der merkwürdigsten Personen am Hofe Heinrichs VIII. in der königlichen Sammlung zu London, alle in bunter Kreide und in Pastell leicht ausgeführt. Hiervon gab Bartolozzi ein treffliches Werk in Farbendruck als Facsimile heraus. Fiorillo nennt den französischen Maler Joseph **Vivien** († 1735), einen Schüler Lebruns, als einen der Ersten, welcher sich der Pastellfarben bedient habe. Doch malte schon Jean **Clouet**, genannt Jenet, ein Zeitgenosse Holbeins und Heinrichs III. Hofmaler, in Pastell, und die Kupferstecher Robert **Nanteul** und A. **Masson** lieferten unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Pastellbildnisse zu den von ihnen zu bearbeitenden Kupferstichen. Im 18. Jahrhundert zeichneten sich mehre große Künstler in der P. aus, in Frankreich **la Tour** und **Liotard**, in Italien Rosalba **Carriera** († 1737), in Deutschland besonders Raphael **Mengs**. Von diesen Meistern besitzt die dresdner Gallerie vortreffliche Arbeiten. K. W. E. **Dietrich** versuchte Landschaften in Pastell zu malen, jedoch nur mit einfachen braunen Farben; einige Bilder der Art befinden sich ebenfalls in Dresden in der königlichen Handzeichnungensammlung. Noch verdienen der Holländer **Vaillant** im 17. Jahrhundert, sowie die Engländer **Russel** und der Kupferstecher **Erye** in London, beide letztere dem 18. Jahrhundert angehörig, erwähnt zu werden, da auch sie Mehres zu ihren schönen Bildnissen, die sie in Schwarzkunst lieferten, vorher in Pastell malten.

Pasten (**Pastillen**), Gemische, aus welchen man die künstlichen Edelsteine fertigt, werden aus reinem Quarzpulver und verschiedenen Salzen (Kochsalz, Weinstein 2c.) zusammengesetzt; dann mehre teigartige Gemenge, welche fähig sind, unter Umständen zu erhärten, und deshalb zu Abdrücken von Münzen, geschnittenen Steinen u. dergl., zur Anfertigung von Geräthschaften oder zur Darstellung von Reliefverzierungen benutzt werden. Zu letzterem Zwecke verwendet man namentlich 3 verschiedene Arten von P.: **Kreidepaste**, aus gepulverter Kreide und Leimwasser, oder aus zerfallenem Kalk, Leinölfirniß und Leim, oder am zweckmäßigsten aus 6 Theilen Tischlerleim bereitet, den man bei gelindem Feuer in der gehörigen Menge Wassers löst, dann mit einer

aus 2 Theilen weißen Pechs, 2 Theilen Terpentin und etwas Leinölfirniß durch Zusammenschmelzen erhaltenen Masse innig vermischt und mit so viel geschlämmter Kreide versetzt, als zur Hervorbringung eines steifen Teigs erforderlich ist; Aschenpaste, durch Zähigkeit und Festigkeit ausgezeichnet, aus feingesiebter Holzasche mit Mehlkleister und Druckpapier, welches in Wasser aufgeweicht und dann zerstampft worden ist, gut zusammengeknetet; Holzpaste, aus heißem, mit fein zerriebenen und gebeutelten Säge- oder Raspelspänen zu einem Teig verdickten Leimwasser bereitet. Diese P. werden von dem Stukkaturarbeiter häufig angewendet; er drückt sie bei der Verarbeitung in mit Oel bestrichene, aus Holz, Gyps oder Schwefel gefertigte Formen, welche die beabsichtigte Verzierung vertieft enthalten, mit dem Finger sorgfältig ein, nimmt das Ueberflüssige mit einem Messer weg, stürzt, wenn die Masse halb trocken ist, die Form um, läßt den herausfallenden Abdruck an der Luft völlig erhärten und leimt ihn dann auf die Arbeiten, zu deren Verzierung er bestimmt ist. Auch Abdrücke selbst nennt man P. und unterscheidet, je nach der Art des Materials, aus welchem sie gefertigt sind, Schwefel-, Gyps-, Thon- oder Glaspasten &c. Die Schwefelpasten erhält man, wenn man den in einem Schmelzlöffel zerlassenen, mit Mennige, Berlinerblau oder anderen Mineralfarben gefärbten Schwefel in Formen gießt, die aus Holz, Gyps oder auch wiederum aus Schwefel gefertigt worden sind. Die Gypspasten werden aus gebranntem Gyps dargestellt, welcher mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührt und in Formen gegossen wird, in denen er nach kurzer Zeit, sobald er sich mit dem Wasser chemisch verbunden hat, unter Entwickelung von Wärme erhärtet. Zu den Thonpasten verwendet man meist gefärbten Thon, den man im feuchten Zustande in eine thönerne oder metallene Form drückt, nach dem Herausnehmen an der Luft trocknet und dann bei bedeutender Gluth in einem geeigneten Ofen brennt. Die Darstellung der Glaspasten verstanden schon die Alten, wie die aus dem Alterthum erhaltenen Glasabdrücke bezeugen. Diese Kunst ging aber in den Stürmen der Völkerwanderung verloren, und erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts machte Franc. Vicecomite, ein mailändischer Miniaturmaler — nach Andern ein gewisser Angelus Barroellus, — den ersten schwachen Versuch zu ihrer Wiederherstellung. Später hat sich Neri, der zuerst das Wort P. gebraucht haben soll, besonders aber der Chemiker Kunkel († 1702) große Verdienste um Vervollkommnung dieser Kunst erworben. Vorzüglich ist es aber Homberg, ein Deutscher, der in Frankreich zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XV. in der Anfertigung von Glaspasten eine solche Geschicklichkeit erlangte, daß seine Leistungen denen der Alten vollkommen gleichkamen. Er erreichte dies besonders durch Benutzung des Tripels, der auch noch jetzt zu den für den Abdruck nöthigen Formen mit Vortheil verwendet wird. Um solche Formen zu erhalten, feuchtet man feingepulverten und durch ein feines Sieb gebeutelten Tripel mit sehr wenig Wasser an, preßt den so erhaltenen Tei[illegible]n eisernen zusammengeschweißten — nicht gelötheten — Ring in solcher Menge ein, daß derselbe völlig damit angefüllt wird, ebnet die Oberfläche recht sorgfältig und drückt in dieselbe den Gegenstand ab, von welchem man einen Abdruck erhalten will. Die hierbei zur Seite herausquellende Masse nimmt man vorsichtig weg, hebt, sobald der Teig ein wenig erhärtet ist, das Original behutsam heraus, und trocknet dann die Tripelform bei langsam steigender Wärme. In diese Form legt man darauf ein Stückchen farbloses oder gefärbtes Glas, welches die gehörige Größe und Gestalt besitzt, erhitzt das Ganze in einer Muffel, drückt das Glas, sobald es weich geworden ist, in die Vertiefungen der Form mit einem flachen Eisen sorgfältig ein, verschließt sodann die Muffel, damit das Glas sich langsam abkühle, nimmt, wenn Alles kalt geworden, die Paste aus der Form und gibt ihr durch Abschleifen der Ränder die gewünschte Gestalt. Um zweifarbige P. darzustellen, legt man nur ein kleines Stückchen Glas in die Form, das beim Erweichen bloß den untersten Theil der Vertiefung ausfüllt, nimmt es, nachdem es geschmolzen und überhaupt so behandelt worden ist, wie vorher angegeben wurde, aus der Form, schleift die Rückseite sorgfältig ab und befestigt an dieselbe mittelst arabischen Gummi's ein passendes Blättchen anders gefärbten Glases, trägt das Ganze von Neuem in die Form und diese hierauf in die Muffel ein, gibt das gehörige Feuer, wobei das Gummi verbrennt und die beiden Gläser zusammenschmelzen, und verfährt dann weiter, wie bei den einfarbigen P. In der Pharmacie versteht man unter P. klebende Massen, die hauptsächlich aus Gummi und Zucker bestehen und meist durch große Zähigkeit sich auszeichnen, weshalb sie auch Lederzucker genannt werden. Zu ihnen gehören: die Althäpasten (Pasta Althaeae), statt welcher jetzt die Gummipasten (weißer Lederzucker, P. gummosa) angewendet zu werden pflegen, die Süßholzpasten (brauner Lederzucker, P. Glycyrrhizae seu Liquiritiae), die Schönheitspasten (P. cosmetica) und die Kakaopasten mit isländischem Moose (P. Cacao cum Lichene islandico). In der Konditorei heißen P. trockene Konfitüren, welche aus Zucker und dem Marke von Früchten bereitet werden.

Pastete, ein stark gewürztes, mit einer Sauce versehenes Fleisch- oder Fischgericht, welches in einer Hülle von gebackenem Teig eingeschlagen ist, oder auch eine Leckerspeise von verschiedenartigen, meist sehr nahrhaften und pikant zubereiteten Fleischspeisen und andern Stoffen. Je nach der Füllung heißt sie Fleisch-, Leber-, Schinken-, Sardellen-, Fisch-, Trüffel- &c. P. Eine bekannte Delikatesse sind die Gänseleberpasteten, welche besonders zu Straßburg trefflich verfertigt werden.

Pasticcio (v. Ital.), Pastetchen; dann ein in der Manier eines Künstlers verfertigtes und für dessen Arbeit ausgegebenes Gemälde. D. Teniers der Jüngere war einer der größten Meister in solchen Gemälden und hinterging zuweilen sogar Kenner. Auch heißt P. ein größeres Tonwerk, das aus ganzen Tonstücken von verschiedenen Komponisten zusammengesetzt ist.

Pastillen, s. v. a. Pasten; dann (Pastilli Trochisci) kleine platte Scheibchen, welche einen od.

mehre Arzneistoffe enthalten, die mit gepulvertem Zucker vermengt, mit Traganthschleim oder einer Auflösung von arabischem Gummi zu einem steifen Teige angerührt, dann auf einer Pillenmaschine zu 10—20 Gran schweren Kügelchen geformt und mit einem Stempel platt gedrückt worden sind. Zu den P. gehören die kleinen rundlichen Körner, welche in Indien aus Katechu, Zucker, Zimmt und Wohlgerüchen bereitet und, um den Athem wohlriechend zu machen und die Verdauung zu befördern, genossen werden.

Pastinaca (Pastinak, Pastinate), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch den verwischten oder sehr klein gezähnelten Kelchrand, die gelben, fast runden, ganzen, eingerollten Blumenblätter u. die vom Rücken her flach zusammengedrückte, von einem verbreiterten, flachgedrückten Rande umgebene Frucht, deren Theilfrüchtchen mit sehr dünnen Riefen belegt sind, von denen die drei mittleren gleich weit von einander abstehen, die beiden seitlichen aber neben dem verbreiterten Rande sich hinziehen, ausdauernde oder zweijährige Kräuter meist in Europa und Westnordasien, mit spindelförmiger, oft fleischiger Wurzel und fiederspaltigen Blättern, worunter mehre Gemüse- und Arzneipflanzen. P. sativa *L.*, gemeiner Pastinak, mit kantig-gefurchtem Stengel, gefiederten Blättern, wächst wild durch fast ganz Europa auf trocknen Wiesen, an Wegen und Zäunen, kultivirt in den Gemüsegärten und ist zweijährig. Varietäten sind die wilde Pastinake, P. sylvestris *Mill.*, mit dünner, ungenießbarer Wurzel, die eigentliche Stammform, die langwurzelige Pastinake, P. sativa *Mill.*, mit langer, fleischiger, genießbarer Wurzel, und die rundwurzelige Pastinake, Zuckerpastinake, mit rundlicher, kurzer, fleischiger Wurzel. Die Pastinake liebt einen tiefgründigen, nahrhaften, kühlen und besonders tiefgegrabenen Boden und eine sehr frühe Aussaat gleich nach dem Winter. Zu Ende Septembers haben die Wurzeln schon eine ziemliche Größe erlangt und können nun schon benutzt werden; jedoch sind sie bei vollkommener Reife am besten, die man am Absterben der Blätter erkennt. Da die Wurzeln von Frost nicht leiden, so kann man einen Theil derselben den Winter über im Freien stehen lassen, um ihn im Frühling zu gebrauchen. Man bewahrt sie im Keller in Sand auf, oder gräbt sie auch im Freien in Löcher ein, welche man mit Stroh oder Dung gegen strengen Frost schützt. Der Same bleibt nur ein Jahr lang keimfähig. Man hat diese Pflanze mehrmals zur Grünfütterung angebaut und erhielt im Frühling einen außerordentlichen Schnitt, allein später trieben die Pflanzen Samenstengel, und es zeigte sich, daß der Ertrag im Vergleich der Nahrung, die dem Boden entzogen wurde, zu gering ist. Man benutzte die Pastinake sonst auch häufig als Gemüse, doch zieht man ihr jetzt die gelbe Rübe vor. In frühern Zeiten waren die gewürzhaft-bitterlichen Früchte, Semen Pastinacae s. Staphylini, officinell; die Pastinakwurzel oder Pestnagelwurzel, Radix Pastinacae s. Radix Staphylini, früher gegen verschiedene Krankheiten, namentlich gegen Wechselfieber angewendet, wird jetzt bloß als diätetisches Mittel benutzt. P. Sekakul *Russel*, P. dissecta *Vahl*, Tordylium Sekakul *Mill.*, mit stielrundem, weichhaarigem, ästigem Stengel, fiederschnittigen, zart-weichhaarigen Blättern und eirundlich-tellerrunden Früchten, eine 2jährige, in Syrien und Aegypten einheimische Pflanze, wird daselbst wie auch im Oriente der wohlschmeckenden Wurzel wegen unter dem Namen Sekakul häufig kultivirt.

Pasto (San Juan de P.), Stadt im südamerikanischen Staat Ecuador, zwischen dem Fuße des gleichnamigen Vulkans und der östlichen Andenkette, in einem breiten, sehr fruchtbaren Thal, über 8000 Fuß hoch gelegen, hat 10,500 Einwohner. P. wurde 1539 durch Lorenzo de Aldana gegründet und mehrmals durch Erdbeben, zuletzt 1827, verwüstet.

Pastös (v. Lat.), körperhaft, besonders in der Malerei, mit dickem Farbenauftrag, im Gegensatz von lasirt (s. d.).

Pastoharz, grünes, geruch- u. geschmackloses Harz, schwerer als Wasser, glasartig auf dem Bruche und bei 100° C. elastisch wie Federharz, besteht aus 71,5 Kohlenstoff, 10,0 Wasserstoff und 18,5 Sauerstoff und wird von der Mopa-Mopa, wahrscheinlich einer Leguminose, in den Wäldern Ecuadors häufig gewonnen. Die Indianer gebrauchen es zu einem Lacke, der dem japanischen an Glanz und Dauer nichts nachgibt und namentlich als zierender Ueberzug für hölzerne Gefäße dient.

Pastor (lat., s. v. a. Hirt), der einzige od. der erste Geistliche einer Gemeinde; daher: P. loci, der Ortsgeistliche.

Pastoralbriefe, die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus (s. d.) und Titus (s. d.), worin diese Instruktionen für die Amtsführung bei ihren Gemeinden erhalten.

Pastorale, Hirtenmusik von ländlich einfachem, zärtlichem Charakter, meist im $^6/_8$- und $^9/_8$-Takt gesetzt; auch ein kleines Tanzstück von demselben Charakter, bei mäßig langsamer Bewegung und vielen Ligaturen gewöhnlich im $^6/_8$-Takt geschrieben; ferner ein kleines Singspiel (kleine Oper, Schäferspiel), das seinen Stoff aus der idealen Schäferwelt nimmt. Berühmt ist die Pastoralsinfonie von Beethoven.

Pastoralien (v. Lat.), alle Gegenstände, welche in das Bereich der christlichen Seelsorge oder des Predigtamtes gehören, wie die Amtsverrichtungen desselben, insbesondere aber diejenigen amtlichen Funktionen, welche dem ersten Geistlichen an einer Kirche ausschließlich zustehen, unterschieden von den Diakonalien, als denjenigen Amtsverrichtungen, welche von dem andern od. den übrigen Geistlichen versehen werden müssen.

Pastoralring (annulus pastoralis), der geweihte Ring, welchen die mit ihren Gemeinden geistlich vermählten Bischöfe u. später auch Aebte zum Zeichen ihrer geistlichen Gewalt über die Kirche beim Antritt ihrer Würde zugleich mit dem Stabe erhalten und am Zeigefinger der rechten Hand tragen. Wie der Stab eigentlich auf die Macht, so soll der Ring auf die Vereinigung mit den ihnen untergebenen Gemeinde- oder Klostergliedern deuten.

Pastoraltheologie (Pastoralwissen-

schaft, praktische geistliche Disciplin), die Wissenschaft der geistlichen Berufsthätigkeit oder der Wirksamkeit, welche die christliche Kirche ihren Dienern, den Geistlichen, zur Erhaltung u. Förderung des christlich-religiösen Lebens theils vorschreibt, theils erlaubt. Inhalt und Umfang dieser Wissenschaft hängen von dem Begriffe des geistlichen Amtes und Berufes ab. So verschieden sich dieser Begriff in den einzelnen christlichen Kirchen und Religionsgesellschaften darstellt, so verschieden ist auch die Gestalt der P. (*katholische, protestantische P.* ꝛc.). Ueber den besondern Disciplinen dieser Art steht jedoch als Lehrerin, Gesetzgeberin und Richterin die *allgemein-christliche P.*, welche, unabhängig von konfessionellen, volksthümlichen, staatlichen und temporären Sonderinteressen, das Wesen, die Pflichten und Befugnisse des geistlichen Standes nach der heiligen Schrift, sowie dem idealen Geiste des Christenthums festsetzt und auf diesem Grunde ihr Lehrgebäude errichtet, Anleitung zu einer wahrhaft geistlichen Berufsführung gibt. Dieselbe zerfällt nach den fast überall anerkannten und geforderten Hauptrichtungen der geistlichen Berufsthätigkeit in 5 Haupttheile: *Katechetik*, wissenschaftliche Lehre vom Unterrichte der Katechumenen; *Homiletik*, *geistliche Rhetorik*, *Predigerwissenschaft*, Anweisung zum Predigen oder zur christlich-gottesdienstlichen Beredsamkeit; *Liturgik*, Wissenschaft des öffentlichen Kultus der Christen; *Lehre von der kirchlichen Disciplin* oder *Kirchenzucht*, die Anleitung, mittelst der vorhandenen Kirchengewalt und der von ihr ausgehenden Mittel das kirchliche Leben in seiner Würde und Ordnung zu erhalten, zu schützen und zu fördern; *Wissenschaft der speciellen oder besondern Seelsorge*. Die beiden letztgenannten Theile heißen auch wohl *Pastoralweisheit*, *Pastoralklugheit*, *P. im engern Sinne*. Als Anhang der P. kann noch die *Pfarramtsverwaltungskunde* betrachtet werden. Dieselbe bezieht sich auf die äußern Umstände, Verhältnisse und Bedingungen, die mit dem Berufsleben des Geistlichen, als Inhabers einer Pfarrei, verbunden sind oder wenigstens auf dasselbe Bezug haben, wie der Hausstand des Geistlichen, sein öffentliches Leben mit und unter der Gemeinde, die ihm und der Kirche zum Unterhalte und Bestehen angewiesenen Mittel, die Führung der Kirchenbücher, das Halten, Ordnen und Aufbewahren der Kirchenakten und Pfarrschriften, die dem Geistlichen von Seiten der Kirche und des Staates anvertraute Aufsicht über die Schließung der Ehen in der Gemeinde, seine Verhältnisse zum Kirchenpatron, zu seinen Kollegen ꝛc. Daß die P. die sogenannte theoretische Theologie (Dogmatik, Kirchen- und Dogmengeschichte, Hermeneutik ꝛc.) zu ihrer Voraussetzung hat, braucht kaum bemerkt zu werden. Außerdem sind ihr als Hülfswissenschaften die Pädagogik, Aesthetik, allgemeine Rhetorik, Psychologie, Anthropologie und selbst die Pastoralmedicin, sowie die Kirchenrechtswissenschaft unentbehrlich. Vergl. *Ammon*, Geschichte der praktischen Theologie oder der Homiletik, Katechetik, Liturgik ꝛc. seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, Bd. I, Göttingen 1804; Schriften über P. vom katholischen Standpunkte sind: *Schramm*, Vollständiges System der Pastorallehre, Würzburg 1788; *Schwarzel*, Anleitung zu einer vollständigen P., Augsb. 1799 f.; Ant. *Reichenberger*, Institutio pastoralis in usum acad., Wien 1818; *Powondra*, Systema theologiae pastoralis, das. 1818 ff.; *Fingerlos*, Versuch einer Pastorallehre, München 1795; *Gollowitz*, Anleitung zur P. im weitesten Umfange, und bearbeitet von G. F. Wiedemann, Landshut 1830; *Hermann*, Der Seelsorger in seinen wichtigsten Amtsgeschäften, Prag 1831; G. *Köhler*, Anleitung zum praktischen Unterrichte in der P., neu bearbeitet von J. Brand, Frankfurt 1828; von protestantischem Standpunkte: H. *Niemeyer*, Handbuch für christliche Religionslehrer, Halle 1792 u. 1794; F. H. Chr. *Schwarz*, Der christliche Religionslehrer nach seinem moralischen Daseyn und Wirken, Gießen 1798, 1800; J. F. Chr. *Gräffe*, die P. nach ihrem ganzen Umfange, Göttingen 1803; G. *Schlegel*, Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft, herausgegeben von Parow, Greifsw. 1811; G. Ph. Chr. *Kaiser*, Entwurf eines Systems der P., Erlangen 1816; J. T. L. *Danz*, Die Wissenschaften des geistlichen Berufs im Grundriß, Jena 1824; *Köster*, Lehrbuch der Pastoralwissenschaft, Kiel 1827; L. *Hüffell*, Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen, 2 Thle., Gießen 1830 und 1831.

Pastorellen (*Pastorels*, *Schäfersekte*), fanatische Sekte um die Mitte des 13. Jahrhunderts, meist Hirten und Landleute aus Flandern und der Picardie, arge Feinde des Priester-, Mönch- und Papstthums. Ihr Stifter u. Führer war *Jakob von Ungarn*, ein Mohammedaner, der Christ und Cistercienser geworden war, sich himmlischer Gesichte und Offenbarungen rühmte, mit bewaffneten Haufen der Seinigen umherzog, plünderte und raubte, sich Herr von Ungarn nannte und einen Kreuzzug zur Befreiung des in die Hände der Ungläubigen gefallenen Königs Ludwig IX. von Frankreich predigte. Die weltlichen Gewalthaber machten nach mehren blutigen Kämpfen, worin Jakob erschlagen wurde, dem Unwesen ein Ende. Doch tauchten antihierarchische u. zugleich judenfeindliche P. wieder um 1320 auf.

Pastorello, Diminutivum von Pastorale (s. d.), sonst auch das meist im $^6/_8$-Takt stehende Tanzstück Pastorale, wenn es im $^4/_4$-Takt steht.

Pastoret, 1) *Claude Emanuel Josephe Pierre, Marquis de*, ausgezeichneter französischer Gelehrter und Staatsmann, geboren 1756 zu Marseille, stammte aus einer altadeligen Familie, unter deren Mitgliedern angesehene Juristen waren. Er studirte bei den Oratoriern zu Toulouse die Rechte, ward 1780 Rath am Cour des aides zu Paris und 1788 Maître des requêtes und Generaldirektor der geschichtlichen Arbeiten in Bezug auf Politik und Legislatur. Beim Beginn der Revolution war er mehrmals Präsident der Wahlkollegien von Paris und ward selbst als Abgeordneter der Hauptstadt in die gesetzgebende Versammlung gewählt, deren erster Präsident er wurde. Die Ministerien des Innern und der Justiz, die ihm Ludwig XVI. als gemäßigtem Royalisten antrug, schlug er aus, erschien jedoch

nach den Unruhen vom 20. Juni 1791 nicht mehr in der Versammlung, nahm aber nach dem 10. Aug. seinen Sitz darin wieder ein, um das Königthum in Schutz zu nehmen. Er mußte deshalb emigriren und konnte erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft zurückkehren. Seine royalistische Opposition im Rath der Fünfhundert, in den er unter der Direktorialregierung gewählt wurde, nöthigte ihn nach der Revolution vom 18. Fructidor zu einer neuen Flucht, von der er erst nach dem 18. Brumaire zurückkehrte. Er ward darauf in das Institut national berufen und zum Professor des Natur- u. Völkerrechts am Collége de France ernannt. Bald nachher kam P. in das Generalconseil der milden Stiftungen und ward mehrmals vom pariser Wahlkollegium als Senatskandidat vorgeschlagen, seiner royalistischen Gesinnungen wegen jedoch von Napoleon I. erst 1809 in den Senat aufgenommen. Als Sekretär des letztern verweigerte er 1814 seine Mitwirkung zu Napoleons I. Absetzung, ward aber trotzdem von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich erhoben. Darauf war er 4 Jahre lang Sekretär der Pairskammer, ward von Karl X. bei seiner Thronbesteigung zum Staatsminister ohne Portefeuille und 1829 an Dambray's Stelle zum Kanzler von Frankreich ernannt, welches Amt er indessen nach der Julirevolution niederlegte. Seitdem lebte er zurückgezogen nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten, bis er 1834 zum Vormund der Kinder des Herzogs von Berry wegen ihrer Güter in Frankreich ernannt wurde. Er † den 29. Sept. 1840. P. schrieb außer mehren gekrönten Preisschriften, die ihm 1785 eine Stelle in der Akademie erwarben, eine „Théorie des lois pénales“ (2 Bde., Paris 1790) und eine ausgezeichnete „Histoire de la législation des anciens“ (11 Bde., das. 1830—37); auch besorgte er die Herausgabe von Bd. 13—19 der „Ordonnances des Rois de France“.

2) Amédée David, Marquis de P., des Vorigen Sohn, geboren den 2. Jan. 1791 zu Paris, trat noch während des Kaiserreichs in die Verwaltung und ward nach der Restauration Kammerherr des Herzogs von Berry und Maitre des requêtes im Staatsrath. Auch ward er 1823 Mitglied der Akademie der schönen Künste. Unter der Julidynastie war er eines der Häupter der Legitimisten und zog sich daher aus dem öffentlichen Leben zurück, um nur der Literatur sich zu widmen. Mitglied der Akademie war er seit 1823. Er schrieb, zum Theil anonym: „Les troubadours“ Gedicht (Paris 1813); „La politique de Henri IV“ (das. 1815); „Les Normans en Italie“, Gedicht (das. 1818); „Elégies“ (das. 1825); „La chûte de l'empire grec“ (das. 1828); „Raoul de Pelleve“ (das. 1834); „Erard du Chatelet“ (das. 1836). Als Anhänger der ältern Bourbonen verwaltete er die Güter des Grafen Chambord, dessen Vertrauen er in hohem Grade genoß. Auch hatte er wichtige Papiere von den ältern Bourbonen in Verwahrung, die er während der Julirevolution einer Freundin, Mad. Mansuty, anvertraute. Der Polizeipräsident brachte sie aber um Geld in seine Hände, und so gelangten sie an Ludwig Philipp, der sie jedoch uneröffnet an P. zurückschickte. Diese Angelegenheit, welche 1852 zur Sprache kam, brachte P. um die Gunst des Grafen Chambord. Er wandte sich hierauf der Sache Napoleons III. zu und ward von demselben 1852 zum Präsidenten des neuerrichteten linguistischen Komité's ernannt. Er † den 8. Juni 1857 zu Karlsruhe.

Pata, 1) ostindische Insel im Suluarchipel, durch einen schmalen Kanal von der Insel Sulu getrennt, ist reich an Rindvieh und Salpeter, den man in Höhlen findet. — 2) (Pate, Pati, Patta), afrikanische Insel, an der Ostküste Zanguebar, hat 10 englische Meilen im Umfange, ist von Arabern bewohnt, bildet einen kleinen für sich bestehenden Staat und wird des Elfenbeinhandels wegen von Portugiesen und Engländern besucht.

Patac, französische Scheidemünze, die früher besonders in Avignon geprägt wurde. Sie galt 1 Double oder 2 Deniers und war in der ehemaligen Provence und Dauphiné gangbar.

Pataca (Patacca, Patacke, Patacon, Patagon), s. v. a. Albertusthaler (s. d.); dann eine in den Jahren 16—1800 von den Portugiesen in Brasilien ausgeprägte Silbermünze von 640 Rees, welche aber nur zu 480 Rees (= 25 Sgr.) gerechnet wurde und wovon es halbe Stücke zu 320, Viertel zu 160 und Achtel zu 80 Rees gab. Auch heißt so (Patacke) eine in Ostindien, besonders in Goa und Batavia gangbare Silbermünze, etwa 25 Sgr., und eine Rechnungsmünze in Algier, wo die P. Chika 8 Messon (Temin, Tomin) oder 232 Asper oder $11\frac{1}{2}$ Deniers Sterl. oder 9 Sgr. $\frac{3}{4}$ Pf. preuß., die P. Gourda oder der Piaster aber 3 P.s Chikas oder 24 Temin oder 696 Asper oder 215 Sgr. 9 Pf. gilt. Zu Batavia gilt die P. 6 Mas od. 24 Cash oder 192 Deut oder 25 Sgr. 20 Pf.

Patach, Name des kurzen a in der hebräischen Sprache, bezeichnet durch -; P. furtivum, das flüchtig verhallende a, welches vor auslautenden Gutturalen, der Natur dieser Konsonanten nach, zwischen sie und den vorhergehenden Vokal sich eindrängt, z. B. Ruach, der Geist.

Patache (Ausleger oder Wachtschiff), große Sloop, oder ein Kutter, mit einigen Kanonen versehen, zu Aufrechthaltung der Zollgesetze und Verhinderung des Schleichhandels an den Küsten bestimmt.

Pataches (franz.), eine Art fahrender Boten, die nicht umspannen, folglich über Nacht bleiben, aber auch Patente haben und Taxen zahlen müssen.

Patachos, südamerikanischer Indianer-Urstamm, in Brasilien, in den Urwäldern der Provinzen Minas Geraes und Bahia und über die ganze Comarca Porto Seguro verbreitet, mit den Camanches, Machacalis, Capochos und Panhamis verwandt. Sie sind im Allgemeinen groß, stark, mit breiten Schultern, plumper als die Botokuden, mit denen sie in fortwährendem Kampfe begriffen sind. Obgleich scheu und zurückhaltend, haben doch einzelne Stämme der P. mit den portugiesischen Landesbewohnern freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, was namentlich bei denen der Fall ist, welche am Rio Alcobaca hausen. Diese treiben etwas Tauschhandel, wohnen in Dörfern und sind der portugiesischen Sprache einigermaßen mächtig. Die eigenthümliche Sprache

der P. ist rauh und vorzüglich reich an Gaumenlauten. Der Eipo, das Durchbohren der Unterlippe, wie das Bemalen mit Uruen ist auch bei den P. gebräuchlich, letzteres dient sogar als Liebeserklärung.

Patacin, Flecken im europäisch-türkischen Fürstenthum Serbien, Bezirk Semendria, am linken Ufer der Lepenicza, mit 1000 Einwohnern. Hier am 30. Aug. 1689 Sieg der Oesterreicher unter dem Markgrafen von Baden über den Seraskier Aral Bassa.

Patagonien (Magellanien), das südlichste Ende des amerikanischen Kontinents, zwischen dem atlantischen und dem großen Ocean, wird im Norden durch den Rio Negro oder Cusu-Leuvu von den Plataſtaaten getrennt, grenzt im Westen an Chili und an den großen Ocean und im Osten an den atlantischen Ocean. Es erstreckt sich zwischen dem 35.°—54.° südl. Br., ist gegen 240 geographische Meilen lang u. 120 Meilen breit u. hat einen Flächenraum von cirka 18,000, nach Andern 22,350 geogr. □Meilen. Der Bodenbildung nach zerfällt es in zwei ungleiche Theile, nämlich in eine östliche und in eine westliche Hälfte, die durch die Anden geschieden werden. Der weite Raum im Osten dieses Gebirgs erscheint als ein langsam absinkendes Land, das aus einer Zahl von breiten, mit größter Regelmäßigkeit dem Gebirg parallel laufenden und niedrigen Stufen besteht, keine höhern Hügelketten trägt und von Westen nach Osten nur an wenigen Orten von Flußbetten mit steilen Wänden leicht durchfurcht wird. Diese Terrassen sind oft mehre Meilen breit und so regelmäßig, daß dieselbe Stufe an zwei 600 englische Meilen von einander entfernten Beobachtungsorten genau dieselbe Höhe über dem Meeresspiegel behauptet. Je nachdem das Meer in das Land eindringt oder die Küste geradlinig verläuft, bilden die innern höhern Terrassen oder die äußern niedrigen den Strand, der daher nicht überall dieselbe senkrechte Höhe zeigt, jedoch immer schroff emporsteigt. Diese Bildung der Küste bleibt von der Mündung der Magellansenge bis zum Rio Colorado in einer Entfernung von 800 englischen Meilen dieselbe. Weiter nach Süden wird der Abstand von den Anden zum atlantischen Ocean geringer, die Terrassen sind daher schmäler und das ganze Land ist abhängiger, als auf der Breite des Rio Negro. In den wenigen Gegenden, wo man bis in die Nähe des Fußes der Anden vorgedrungen ist, erheben sich die Gipfel der Kette kaum 5000 bis 6000 Fuß über die Stufenebene. Zwischen der Magellansstraße und dem Rio Negro ist nur ein einziger bedeutenderer Fluß (der Rio Santa Cruz) vorhanden, durch welchen die Schneegewässer der Gebirge abfließen; die übrigen Einschnitte sind wasserleer. Aus der ganzen Beschaffenheit des östlichen P. ergibt sich, daß hier vulkanische Kräfte thätig gewesen sind, um das Land aus dem Meere emporzuheben, nicht in einzelnen gewaltsamen Revolutionen, sondern mittelst einer langsamen, gelegentlich auf längere Zeit unterbrochenen Thätigkeit. Konchylien und Muscheln von Arten, die noch jetzt in jenen Meeren leben, liegen, in große Bänke aufgehäuft, 30 Fuß oberhalb der höchsten Fluthmarke, und zwischen ihnen andere fossile und ausgestorbene Arten. Der im Westen der Anden gelegene Küstenstrich ist durchaus verschieden. Das Meer berührt das Festland nur an einem einzigen Orte (Peninsula de tres Montes), denn von Chiloë bis Cabo Vittoria, welches den Eingang der Meerenge bezeichnet, haben große Revolutionen die Küste dergestalt zertrümmert, daß Gruppen von sehr zahlreichen Inseln eine mehrfache Kette bilden. Es fehlt hier ganz an einem flachen Vorlande, und die Cordillera steigt schroff aus dem verwickelten Systeme von Sunden und Meeresarmen empor, die zum Theil bis in große Fernen vom offenen Ocean zwischen den Archipelen hindurch in die Schluchten des Gebirgs eindringen. Von einer regelmäßigen Gestaltung der Oberfläche findet sich hier keine Spur, vielmehr sind die Anden selbst, die eigentlich den größten Theil dieser westlichen Hälfte bilden, durch tiefe Schluchten und Querthäler zerrissen und erleiden an einigen Orten sogar Unterbrechungen, während an andern Eisfelder und Gletscher mit großen Anhäufungen von Laven und Basalten abwechseln. Die Kette der Anden ist hier zwar nicht hoch, denn sie fällt vom 32. Breitegrad an gradweise ab, hat Chiloë gegenüber nur noch wenige Gipfel, welche 7000 Fuß übersteigen, und auf der Breite von 50 Grad eine mittlere Höhe von 5—6000 Fuß und scheint in der Nähe der Magellansstraße nur noch bis zu 3000 Fuß mittlerer Höhe emporzusteigen, ist aber außerordentlich schroff. Merkwürdig ist die Unterbrechung der Kette durch eine Lücke ganz ebenen, niedrigen Landes, durch welche wahrscheinlich die östlichen Ebenen sich bis zum großen Ocean fortsetzen, in der Gegend der Disappointementbai, welche in einem der innersten Arme des großen Sundes Ancon sin Salida liegt. Die Inseln der Westküste sind großentheils abgerissene Stücke der Anden und daher in der Regel hoch u. schroff. Auf Marine-Island in der Nähe des Cabo de tres Montes erhebt sich ein konischer Berg (Sugarloaf) bis zu 1840 Fuß, als Gegenstück zu dem St. Paulsdom, einem nahegelegenen Berge des Festlandes, dessen Höhe trigonometrisch auf 2284 Fuß festgesetzt wurde. Vorgebirge sind: Froward (Frouard, Avance) südlich, Vittoria westlich, Blanco, Desvelos, Fairweather (Buentiempo), Virgenes 2c. östlich. Flüsse: nach dem atlantischen Ocean: Rio Negro (Cusu-Leuvu, Desaguadero), der auf den Anden entspringt, wo er sich aus mehren Flüssen, als: Rio de Diamante, Chilon 2c., bildet, Camerones (Seekrebsfluß), Rio Segundo, Santa Cruz, Gallegos; zum stillen Ocean: San Tadeo, San Josef 2c. Seen: Laguna grande, Tehuel (in den Rio Negro oder das atlantische Meer abfließend), Otway Water, Skyring 2c. Baien: östlich Bahia sin Fondo (Bahia de San Matthias, Camerones, Bahia nuova, San Jorge, Port Julian), von Magelhaens 1520 gefunden; südlich Famine (mit Trümmern einer spanischen Niederlassung), Bocault (Bougainville's Aufenthalt), Gallant, Holland, Toledo mit vielen Inseln, Peñas 2c. Auf der Westküste, die erst durch die Untersuchungen des britischen Seefahrers King 1826 genauer bekannt geworden ist, sind als Inseln vorzüglich zu bemerken: der Chonosarchipel; die Halbinsel de

tres Montes, welche durch den schmalen Isthmus von Ofqui (Ofui) mit dem Festlande zusammenhängt; die Guaynecoinseln; die Insel Campana, die der Kanal Fallo von einer andern größern trennt, die King Wellington benannt hat und der 33 Meilen lange Kanal Mesier von dem Festlande scheidet; der Archipel Madre de Dios; die große Insel Hannover; der Archipel der Königin Adelaïde, von der vorigen durch eine Meerenge getrennt; das Land König Wilhelms IV., eine Halbinsel, die mit dem Festlande durch den Isthmus Pinto zusammenhängt, der im Osten von dem erwähnten Binnensee Skyring, einer Verlängerung des Binnensee's Otway Water, welcher sein Wasser aus der magellanischen Straße erhält, eingeschlossen ist; die Halbinsel Braunschweig, deren südliche Spitze das erwähnte Kap Froward bildet und an deren östlicher Küste der Hafen Famine ist.

Die geognostischen Verhältnisse sind in den beiden Hälften P.s eben so verschieden wie die Gestalt der Oberfläche. Während die Anden und überhaupt die Westküste sammt den Archipelen dem Urgebirge angehören, ist die größere östliche Hälfte des Landes aufgeschwemmt und mit tertiären Bildungen bedeckt. Nur an wenigen Orten ragt auch hier das Urgebirg aus großen Tiefen bis zur Oberfläche empor. Die gleichsam abgestutzten Wände der Küsten lassen mit großer Leichtigkeit folgende Lagerungsverhältnisse erkennen: zu unterst liegt weicher Sandstein mit einzelnen härtern Konkretionen und mancherlei organischen Resten, fußbreiten Austern, Pektiniten, Turritellen u. Echiniten; auf diese Schicht folgt eine andere von weißer zerreiblicher Erde, die fälschlich für Kreide genommen worden ist, dekomponirtem Feldspath gleicht und niemals Versteinerungen enthält; zu oberst liegt eine sehr dicke Schicht von porphyritischem Geröll und grobem Sande, dessen Entstehung nothwendig in den Anden gesucht werden muß. Diese Ueberschüttung einer ungemein großen Fläche, von mehr als 150 geographischen Meilen in der Länge u. 40—50 geogr. Meilen in der Breite, mit abgerolltem Gestein, einer in der Geschichte der Erdoberfläche als einzig dastehende Erscheinung, ist die vorzüglichste Ursache der unverbesserlichen Unfruchtbarkeit des ganzen Landes, der, wie es scheint, nie ein entgegengesetzter Zustand vorausgegangen ist. In den flachen Vertiefungen der obersten Geröllschicht entstehen die sogenannten Salinas, fußhohe Ansammlungen von Regenwasser, welche, in der Regenzeit verdunstend, dichte Krusten von Kochsalz, untermengt mit Krystallen von schwefelsaurem Kali und Gyps, hervorbringen, eine mit der geologischen Beschaffenheit dieses Bodens genau zusammenhängende Erscheinung. Die granitische Kette der Anden und die großen Inseln an ihrem Fuße tragen zum Theil Spuren ehemaliger vulkanischer Verwüstungen, und die Form einzelner Spitzen läßt Krater von bedeutendem Umfang vermuthen, aber südlich vom Corcovado, der Chiloë gegenüber liegt, ist kein Zeichen von noch jetzt bestehender Thätigkeit an einem derselben bemerkt worden. Spuren früherer vulkanischen Thätigkeit finden sich an der Westküste unter andern auch auf den von dem Andenzuge entlegenen Inseln, z. B. der Insel Campana, wo um den Hafen Santa Barbara große Basaltwände beobachtet wurden.

Die Spanier haben das Klima P.s mit Unrecht als eines der kältesten der Erde geschildert. Veränderlichkeit der Witterung, heftige Stürme und schnelle Wechsel der Temperatur sind nothwendige Folgen der geographischen Lage. Das Südende Amerika's ragt wie ein Vorgebirge in das Meer hinaus; Strömungen und Winde begegnen sich in entgegengesetzten Richtungen, und mehr als $\frac{1}{3}$ der Oberfläche deckt eine meist bis zur Schneeregion, oft über dieselbe hinausragende Bergkette, deren tiefe Schluchten bis zum Meere herab mit Gletschern erfüllt sind, deren häufiges Einstürzen der Küste nicht selten eine andere Gestalt gibt u. die Sunde mit treibenden Eisbergen bedeckt. Die Ausbreitung des großen Oceans u. die Höhe der Berge machen das westliche P. nothwendig zu einem sehr stürmischen und regenichten Lande. Wenn daher aus letzterem Grunde die Waldvegetation eben so dicht an der Westküste ist, als sie wegen Trockenheit der Ostseite mangelt, so ist doch die Temperatur der letztern höher, denn am Rio Negro gedeihen noch Feigen und Trauben, während in Chiloë (41°—43°) das Getreide häufig bei Regenzeit noch unreif ist, indem es nicht sowohl durch Kälte, als vielmehr durch große Nässe gelitten hat. Mit diesen meteorologischen Zuständen ist übrigens die glänzende, im Aeußern der tropischen sich nähernde Vegetation jenes Archipels vereinbar, wo baumartige Gräser, zahlreiche Farrenkräuter und parasitische Gewächse an Brasilien erinnern. Die Jahreszeiten wechseln selbst an der Meerenge nicht sehr auffallend und haben daher keinen allgemein beschränkenden Einfluß auf die Vegetation. Zwischen dem ebenen und dem bergigen P. findet hinsichtlich der Feuchtigkeit und des Regens ein außerordentlicher Unterschied Statt. Sturmwinde treiben die Wolken über die weiten Ebenen ohne Anziehungskraft, weshalb es selten regnet, u. da das herabfallende Wasser leicht verdunstet oder zwischen dem Geröll verschwindet, so entsteht jene außerordentliche Trockenheit, welche das Land unbewohnbar macht und sogar die Fäulniß thierischer Körper verhindert. Nur die seltenen Ostwinde bringen einzelne Schauer, die aber fast nie zu ein- bis zweitägigem Landregen werden. Heiterkeit des Himmels einerseits und schnelle, aber nicht empfindliche Veränderungen der Temperatur andererseits charakterisiren das Klima des östlichen P.s; die Luft ist immerdar elastisch, und der Aufenthalt würde dort bei einiger Fruchtbarkeit des Bodens angenehm seyn, während die entgegengesetzten Extreme die Westküste fast unbewohnbar machen. Eben so verschieden als die geognostische Bodenstruktur ist auch die Vegetation in beiden Hälften P.s. An der Westküste tritt an vielen Orten das Urgebirg in kahlen, meist aschgraufarbenen Felsen ohne alle Vegetation vor, und die Steilheit der Wände verhindert die Bildung eines fruchtbaren Erdreichs. Wo hingegen die Wurzeln tiefer in den Boden zu dringen vermögen und die Lage gegen Seewinde gesichert ist, da finden sich undurchdringliche Wälder, die fast bis zur Schneegrenze reichen und besonders die entlegenen Thäler, sowie die östliche Seite der Berge bedecken. Ange-

schwemmtes Erdreich bildet in P. die allein kulturfähigen Strecken und setzt sich als lange, selten mehr als stundenbreite Streifen theils zwischen den Bergen fort (z. B. in der Nähe der Meerenge), theils begleitet es die Flüsse und macht den Boden der mit sehr steilen Wänden eingefaßten Einschnitte aus (z. B. am untern Rio Negro). Das östliche P. stellt, mit Ausnahme von zwei schmalen Thälern, eine Wüste (Huecuvu Mapu, Teufelsband) dar, die wenige Meilen südlich vom Rio Negro beginnt und bis zur Meerenge sich verlängert. Hier ist eine dicke Schicht von Sand oder Schutt, welche das Land bis an den Fuß der Anden bedeckt, aller Vegetation feindlich, indem aus der Sandsteinunterlage selten eine Quelle emporsteigt. Nur in der Regenzeit bilden sich im Innern kleine halbgesalzene Teiche. Der Boden ist völlig unfruchtbar, die Vegetation ist verkümmert oder niedrig und fehlt oft ganz. Sparrige Strandgräser oder Salzpflanzen nehmen weite Strecken ein, und höchstens kommen vereinzelte Gruppen von dornigem, 2 Fuß hohem Gesträuch aus der Familie der Mimosen oder Synanthereen vor. Hin und wieder sind die nicht ganz unfruchtbaren Orte mit Algarrobas (Prosopis) bedeckt, welche dann Wälder darstellen, deren höchste Gipfel sich aber kaum 2 Klafter über den Boden erheben. Aber der allgemeine Charakter ist der der äußersten Armuth und Einöde. Im Innern findet sich oft ein System periodischer Lagunen, welche gleich denen von Mendoza mit undurchdringlichem Rohrdickicht überzogen sind. Weniger traurig ist der Charakter dieser Ebenen weiter nach Süden, wo in der Nähe der Straße um Cabo Virgenes u. Cabo Gregory der Boden wenigstens mit Gras bedeckt ist, das großen Heerden von Guanacos zum Futter dient. Nur in der unmittelbaren Nähe der Meerenge u. auf der Schieferformation findet man Wälder von verhältnißmäßig hochstämmigen Bäumen. Stämme der immergrünen Buche (Fagus betuloides) von 3 Fuß Durchmesser sind dort sehr häufig. In derselben Gegend wächst die Wintersrinde (Drymis magellanica) vom Strande bis zur Schneelinie u. verleiht durch das freundliche Grün ihrer nie abfallenden Blätter der Landschaft großen Reiz. Fuchsien und der baumartige Ehrenpreis (Veronica decussata) bilden Stämme von 6—7 Zoll Dicke und Myrten, Arbutus, Thuja und Berberis Gruppen von ansehnlicher Höhe; letztere erinnern an die Vegetation der höhern Gegenden von Chili. An Nutzholz ist daher in der Nähe der Meerenge und vielleicht auch am südöstlichen Abhange der Anden kein Mangel; der bewaldete Landstrich ist jedoch von so geringer Breite, daß er in keinem Verhältniß zu den weiten Wüsten steht. Die Thierwelt P.s hat im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit mit der der südlichen Pampas von Buenos-Ayres. Die Zahl der Raubthiere ist wenigstens an Individuen groß u. setzt als Mittel der Erhaltung eine angemessene Menge von wehrlosen Thieren voraus. Zahlreiche Heerden von Wildschweinen (Pekaris) sind aus den tropischen Wäldern bis an den Rio Negro gewandert; das Guanaco ist, dem Andenzuge folgend, vom Aequator bis zum Feuerlande gelangt und steigt von da gelegentlich auf die Ostküste herab. Amphibische Säugethiere und Walthiere kommen, trotz aller Verfolgungen, noch immer häufig vor. Rüsselrobben und Otarien ziehen die kiesigen und sandigen Ostküsten vor, wo sie sich jedoch in der neuern Zeit sehr vermindert haben. Die Vögel sind artenreicher, als man in Berücksichtigung der von ihnen bewohnten Wüste erwarten sollte. Merkwürdig ist das Vorkommen des Kondor am Rio Negro in großer Entfernung von den Anden, sowie um Puerto deseado und zwischen den Bergen der Meerenge. Dazu kommen die gewöhnlichen Aasvögel Amerika's, die Urubus; ferner 7—8 Arten von Raubvögeln, welche vorzüglich von den zahllosen Mäusen leben, die auch in den dürrsten Gegenden nicht mangeln; endlich manche kleine sperlingsartige Vögel. Schwalben leben am Rio Negro als Zugvögel. Drei Arten von Papageien sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie mehr die steilen Felsenwände, als Bäume bewohnen. Noch auffallender ist die Erscheinung eines nicht selten zwischen Schneeflocken umherflatternden Kolibri's, jedenfalls ein Beweis, daß das dortige Klima, trotz seiner Unannehmlichkeiten, eigentlich doch kein kaltes ist. Tauben treffen im Winter zu vielen Tausenden ein; am zahlreichsten sind aber die Strandvögel, welche nicht das Bedürfniß süßen Wassers haben. Außer dem gewöhnlichen amerikanischen Strauß, der das östliche P. bewohnt, ist neuerlich noch eine neue merkwürdige Art entdeckt worden. Schwimmvögel sind besonders in der Meerenge ungemein häufig und wandern von da im Winter nach Norden. Den Reptilien ist der trockene Boden P.s nicht angemessen, und man kennt von ihnen nur wenige Arten. An Fischen ist das Meer namentlich in der Magellansstraße sehr reich; während die Feuerländer fast ganz von ihnen leben, geben sich die Patagonier mit ihrem Fange gar nicht ab.

Die Eingeborenen, Patagonier, bilden einen besondern Stamm der amerikanischen Race und zerfallen in verschiedene Hauptvölker. Falkner nimmt 3 Stämme an: Moluches, im westlichen Theil des Landes, von 34°—51° südl. Br., mit 3 Zweigen; Puelches, vom östlichen Abhange der Anden bis zur atlantischen Küste, mit 4 Zweigen und mehren diesen untergeordneten Horden; Pescherähs oder Bewohner des südl. Archipels. Nach d'Orbigny wohnen vom Plata und Coquimbo bis zur Meerenge: Araucanos oder Aucas (im Gebiet von Falkners Moluches, jedoch erweitert durch die Pampas); Puelches, zwischen dem Rio Negro und Rio Colorado; Tehuelches oder Patagonier im eigentlichen Sinne, vom Rio Negro bis zur Meerenge; die Bewohner des Feuerlandes (s. d.). Nach Pöppig läßt sich zwischen den Bewohnern des Festlandes kein erheblicher Unterschied nachweisen, es müßte denn der höhere oder geringere Kulturgrad seyn, der aus dem Maße der Berührungen mit den Kolonien der Weißen sich bei den östlichen Patagoniern mehr entwickelt hat, als bei den westlichen, den wenigen Eingeborenen des Chonosarchipels und der benachbarten Küste. Die Eingeborenen des östlichen P. theilt man nach Pöppig am besten in berittene und kahnfahrende, d. h. in eigentliche Patagonier (Tehuelhet), Nomaden und Räuber, die sowohl an den Grenzen, als in

den Häfen der Straße in häufigen Verbindungen mit den Weißen stehen, und in Fischer, die zwar eigentlich allein dem Feuerlande angehören, aber, durch innere Kriege gedrängt, auch auf dem Festlande angetroffen werden. Die Bewohner der Westküste sind zum Theil Feuerländer, zum Theil Chonos, also desselben Stammes mit den Indianern von Chiloë. Der Sprachstamm ist von den Pampas bis zur Meerenge ein allgemeiner u. kann der araukanische genannt werden; die Dialekte sind jedoch zahlreich und zum Theil ziemlich abweichend. Die früher häufig für Riesen ausgegebenen Patagonier sind die je nach der Jahreszeit von dem Rio Negro bis zur südlichen Meerenge streifenden Tehuelches (Tehuelhet), die, in kleine Horden zersplittert, wild und tapfer, niemals feste Wohnungen bauend, theils vom Raube, theils von nomadisch betriebener Viehzucht leben und mit den Niederlassungen von Buenos-Ayres fast immer im Kriege waren. Aus den Untersuchungen der zahlreichen neuern Reisenden ergibt sich als höchstes Maß ihrer Statur eine Größe von 6 F. 1 — 3 Zoll, zu welcher sich ein kräftiger Bau gesellt. Der ganze Körper ist plump, der Kopf sehr groß, Hände und Füße aber sind klein. Die Farbe ist röthlichbraun, nie eigentlich kupferfarben, bisweilen auffallend hell, aber nie gelblich. Das Gesicht ist breit und viereckig, die Jochbeine stehen nicht weit vor, die Augen sind klein, die Nase ist meist stumpf, mit weiten Nasenlöchern, der Mund weit und plump geformt, mit dicken Lippen, die Zähne sind groß, weiß und gut erhalten. Das breite Kinn ragt weit hervor, ebenso die Augenbogen. Die kleinen schwarzen Augen sind in beständiger Unruhe, und ihr Ausdruck wird durch Ausreißen der Brauen vermehrt. Nur in wenigen Gegenden treten einzelne Horden als heerdenbesitzende Nomaden auf. Ackerbau treiben nur die Huilliches, die zu beiden Seiten der Anden zwischen Valdivia und Chiloë leben und angeblich Getreide säen. Die Mehrzahl der Patagonier zieht je nach der Jahreszeit umher, sucht im Sommer die Flußthäler und den Abhang der Anden auf, überwintert in den Ebenen, macht aber Streifzüge bis an die atlantische Küste, um in jenen Wüsten Salz zu sammeln oder zu jagen, und gelangt nicht selten bis zur Meerenge. Alle Stämme sind gegenwärtig im Besitz von Pferden. Der Kähne bedienen sie sich nirgends und verstehen nichts vom Fischfange, welchem die Bewohner der Westküste und der südlichen Archipele hauptsächlich ihren Unterhalt verdanken. Sie sind vielmehr Jäger und genöthigt, weit umher zu streifen, um das Nöthigste zu erlangen, leiden oft den größten Mangel und werden dadurch wider Willen zu Wanderungen gezwungen. Ihr Reichthum besteht in Pferden und Hunden. Ihre Winterquartiere werden mit größerer Sorgfalt, als ihr Sommerlager, eingerichtet und bestehen aus Hütten von ziemlich regelmäßiger Gestalt, die von 2—3 Familien bewohnt werden. Die Rauhheit des Klima's zwingt sie, den Körper sorgfältig zu bedecken. Nur Arme, Hals und Gesicht sind entblößt. Das letztere wird bei festlichen Gelegenheiten weiß, roth u. schwarz bemalt und die dazu erforderliche Farbe stets in Beuteln mit herumgetragen. Das Tätowiren ist nicht gebräuchlich. Nur das Kopfhaar wird lang getragen, alles andere sorgfältig entfernt. Die Kleidung besteht in Mänteln aus Guanacohäuten, welche kunstreich verbunden und auf einer Seite bunt angemalt sind. Im Winter kommt eine wollene Decke hinzu, welche, um die untere Körperhälfte gewickelt, mit einem Gürtel befestigt wird. Stiefeln aus dem abgestreiften Fuße eines Pferdes, Sporen von Holz und bei den Wohlhabenden von Eisen vollenden den Aufzug. Die Weiber bedienen sich einer ähnlichen Kleidung. Die nördlichen Horden, die sogenannten Ancas, weben dichte wollene Stoffe. Die Nahrungsmittel bestehen theils aus dem Ertrage der Jagden auf Guanacos, Strauße, zahnlose u. nagende Säugethiere, theils aus dem Fleische von Stuten, das man jedem andern vorzieht, oder von Ochsen, die den Weißen geraubt werden. Zwei Arten von wilden Wurzeln waren die einzige vegetabilische Nahrung, welche Fitzroy bei den südlichen Patagoniern sah. Die nördlichen Horden bereiten geistige Getränke aus Mais und den Beeren des Molle (Rhinus); dagegen sind die südlichen bis in die neueste Zeit allen spirituösen Getränken abgeneigt geblieben. Von einer gemeinsamen Regierungsform oder Gesetzgebung findet sich keine Spur. Die ganze Bevölkerung P.s zerfällt in viele kleine Horden, die, zumal im Sommer, sich in Familien oder Haufen auflösen, an deren Spitze der älteste oder tapferste Mann mit dem Titel eines Kazikеn steht. Nur im Fall eines Kriegs oder Raubzugs vereinigen sich die Bruchstücke des Volkes und ernennen einen gemeinsamen Anführer, dessen Gewalt jedoch immer eine schwankende ist und die Auflösung der Streitmacht nicht verhindern kann. Ihre Waffen sind einfach gearbeitet und bestehen aus Lanze, Wurfschlinge und Wurfkugeln (Bolas). Nur die zum Theil auf chilesischem Boden wohnenden Völker haben den Weißen manchen Kunstgriff abgelernt und verarbeiten die Metalle besser, als ihre südlichen Nachbarn, welche dem Eisen durch kaltes Hämmern auf Steinen und Abschleifen die verlangte Gestalt zu geben suchen.

So bedeutend der Umfang des Landes ist, so hat doch noch keine europäische Macht versucht, in seinen wirklichen Besitz zu kommen. Freiwillige Ansiedlung unterblieb, weil alle äußern Umstände zurückschreckten und keine Spur von edeln Metallen sich zeigte, welche die Spanier nach den Kolonien des mildern Amerika lockten. Spanien behielt sich zwar sein Recht auf die Südspitze des Kontinents vor, indem es sich theils auf die Schenkung des Papstes Alexander stützte, theils auf die Entdeckung des Landes durch spanische Seefahrer fußte. Da aber weder Holländer, noch Engländer diese Ansprüche anerkennen wollten, so führte jedes ihrer Entdeckungsfahrzeuge nach Auffindung eines Landungsplatzes oder Hafens die Ceremonie der Besitzergreifung aus. Auf diese Handlungen folgten jedoch nie Versuche zur Kolonisirung. Von den in neuerer Zeit gegründeten Pflanzstädten der Spanier ist nur eine unbedeutende am Rio Negro übrig geblieben; an der Westküste sind solche nie angelegt worden. Auch die neuen südamerikanischen Republiken machen Anspruch auf jene Gegenden, sind aber nicht eifriger, als die frühere Regierung, ihr Recht thatsächlich zu begründen. Da-

her ist die Zahl der Weißen in P. sehr gering und beträgt nur einige Hunderte an der nördlichen Grenze, die aus den Plataſtaaten abstammen. Sie unterscheiden sich von den Gauchos der Pampas höchstens durch wo möglich noch größere Verwilderung. Außerdem leben einzelne entlaufene Verbrecher und Soldaten unter den Indianern selbst, deren Sitten und Lebensweise sie völlig angenommen haben. Seehundsfänger gründen für den bisweilen mehrjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden kleine Niederlassungen, die aber mit der Entfernung der Schiffe wieder eingehen. Zur Kolonisation bietet das Land sowohl Hülfsmittel als wahrscheinliche Vortheile zu wenige dar. Im **Handel** spielen die Produkte P.s gegenwärtig nur eine geringe Rolle. Man kann sie in 2 Klassen theilen: die Erzeugnisse der Kolonie am Rio Negro, welche zum Handel mit den übrigen Staaten des Plata dienen, und die Erträge des Robbenfanges an beiden Küsten. Der Handel mit den Indianern beschränkt sich auf ein häufig unterbrochenes Tauschgeschäft. Unter den Produkten, die in den auswärtigen Handel kommen, nimmt Salz den ersten Rang ein, mit welchem flache Vertiefungen zwischen den aufgeschwemmten Hügeln oft ganz angefüllt sind; es erscheint regelmäßig krystallisirt in diesen Becken, deren Salzkruste gewöhnlich einige Zoll dick, entweder völlig trocken, oder nur an der untern Fläche etwas feucht und fest genug ist, um das Gewicht gehender Menschen zu tragen. Die hier umgekommenen Thiere verfaulen nicht, sondern werden von Salz durchdrungen und in Mumien verwandelt. Unter der spanischen Regierung gehörten diese sogenannten Salinas dem Staate, unter der republikanischen steht ihre Ausbeutung Jedermann frei, und nur auf dem zur See exportirten Salze liegt ein geringer Ausgangszoll. Mehre Privatleute am Rio Negro betreiben dieses Geschäft in größerem Maßstabe und versehen Buenos-Ayres, Montevideo und einen Theil Brasiliens mit Salz. Die Exportation beläuft sich jährlich auf 800 — 1000 Schiffstonnen. Minder wichtig ist der zweite Stapelartikel P.s, das Getreide. Das angebaute Land beschränkt sich auf einen schmalen Streifen von 5—6 Stunden Länge am nördlichen Ufer des Rio Negro. Die Ernte ist fünfzehnfältig und beläuft sich jährlich auf 4500 Fanegas, von welchen 2—3000 ausgeführt werden. Am Rio Negro kommen alle Gartengewächse gut fort, nicht minder die Fruchtbäume, von denen besonders die Apfelbäume einen so ansehnlichen Ertrag liefern, daß damit kleine Fahrzeuge beladen und nach Buenos-Ayres geschickt werden. Um Puerto deseado fanden die neuesten englischen Seefahrer auch Quitten und Kirschen verwildert. Die Viehzucht wird von den Kolonisten vernachlässigt; die ehemals bedeutende Ausfuhr von gesalzenen Häuten hat sehr abgenommen. Pelzwerk von Cavien, Mephitis und Füchsen würde in Menge zu erlangen seyn, wenn die Indianer weißen Jägern den Eintritt in ihr Land gestatteten. Der früher höchst einträgliche Robbenfang ist durch den Eigennutz der Fremden, welche nicht einmal die jungen Thiere verschonten, fast ganz gestört worden.

P. wurde 1520 von dem ersten Weltumsegler Fernand **Magellan** (Magelhaens) entdeckt u. nach ihm Magellansland, sowie die ebenfalls von ihm entdeckte patagonische Meerenge Magellansstraße genannt. Zwei spanische Expeditionen hierher, 1525 und 1534 unternommen, mißlangen völlig. Eine andere unter Alonso de **Camargo** erreichte am 11. Okt. 1539 die Mündung des Plata, segelte der patagonischen Küste entlang bis zum Kap Virgenes, lief in die Meerenge ein, wo das Admiralschiff scheiterte, und während das eine der übriggebliebenen Schiffe nach Spanien zurückkehrte, gelangte das andere mit Mühe nach dem großen Ocean und brachte zum ersten Male Nachrichten über die Küsten zwischen Chili und Kap Pillares. Andere Expeditionen wurden von den spanischen Vicekönigen in den Kolonien nach den Küsten P.s und der Magellansstraße veranstaltet, ohne irgend bedeutendere Resultate zu geben. Franz **Drake** verließ am 13. December 1577 mit einem Geschwader von 5 Schiffen Plymouth, hielt sich längere Zeit im Hafen San Julian auf, wo er in Gefechte mit den Patagoniern verwickelt wurde, lief am 17. August 1578 in die Straße ein und durchsegelte sie in 17 Tagen, ohne ein einziges Mal zu ankern. Der Schrecken der Spanier über das Erscheinen einer fremden und feindlichen Flagge in einem Meere, das sie bis dahin als ihr unverletzliches Gebiet betrachtet hatten, war so groß, daß der Vicekönig von Peru, Don Francisco de Toledo, 2 Schiffe unter Pedro Sarmiento de Gamboa's Befehl ausrüstete welche die Engländer aufsuchen und angreifen od. die etwa von ihnen in der Meerenge angelegten Niederlassungen zerstören sollten. Sarmiento verließ Callao am 11. Oktober 1579 und langte gegen Ende December an der westlichen Mündung der Straße an, lief in dieselbe ein u. nahm von den dortigen Häfen für Spanien Besitz. Unter allen bis dahin nach der Südspitze Amerika's gemachten Entdeckungsreisen ist diese hinsichtlich der Erforschung die wichtigste. Philipp II. ließ zum Behuf der Ueberwachung der Meerenge in Sevilla eine mächtige Flotte von 23 Schiffen ausrüsten, ernannte Sarmiento zum Generalkapitän der patagonischen Straße und ihrer künftigen Niederlassungen, übergab aber den Befehl theilweise dem Diego Flores de Valdes und legte dadurch den Grund zu Uneinigkeiten zwischen den beiden Anführern. Als die Flotte am 7. Febr. 1582 die Mündung der Straße erreichte, war sie durch Leckwerden, Scheitern und Flucht einzelner Schiffe auf 5 Schiffe zusammengeschmolzen, und das Jahr 1583 verging ohne Gründung der beabsichtigten Niederlassung und unter Streitigkeiten und Reisen von P. nach Brasilien. Zu Anfang des Jahres 1584 stiegen etwa 300 Personen ans Land und gründeten in einem wohlbewässerten Thale den Ort Nombre de Jesus. Sarmiento selbst trat am 4. März in Begleitung von 100 mit Kugelbüchsen bewaffneten Männern einen Entdeckungszug in das Innere an, erreichte nach großen Mühseligkeiten die Landspitze Santa Anna und legte hier eine zweite Niederlassung, Ciudad de San Felipe, an. Diese Kolonien, aus arbeitscheuen Abenteurern zusammengesetzt und guter Leitung entbehrend, geriethen in die größte Noth. Als Thomas **Cavendish**, der im Mai 1586 mit 3 Fahrzeugen England verlassen hatte, am 6. Jan.

1587 in die Straße einlief, waren von jenen 300 Individuen nur noch 18 übrig. Die Gegend, wo die Stadt San Felipe gestanden, erhielt von Cavendish, der auch Puerto deseado an der Ostküste entdeckte und glücklich die Straße passirte, den Namen Port Famine (Hungerhafen). Eine zweite Reise desselben Seefahrers hatte einen sehr unglücklichen Ausgang, indem Stürme ihn aus der Straße zurücktrieben und Aufruhr ihn zur Rückkehr nach England zwang (1591). Seitdem wurden bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche andere Expeditionen von Seiten der Engländer, Holländer und Franzosen nach der Meerenge unternommen. Das Innere des Landes ward zuerst durch die 1745 auf Veranlassung der Jesuiten, welche im Süden neue Missionen zu gründen wünschten, durch die spanische Regierung vom Platastrome aus veranstaltete Expedition unter Joaquim de Olivares' Befehl etwas bekannter. Im Juni 1764 sendete die britische Regierung den Commodore Byron mit 2 Schiffen ab, welche am 21. November in Puerto deseado ankerten, die Meerenge bis Puerto de la Hambre befuhren, die Falklandinseln und Puerto deseado (28. Jan. 1765) zum zweiten Male besuchten und endlich durch die Meerenge in den großen Ocean gelangten. Außer guten, auf die Beschiffung jener Gegenden bezüglichen Untersuchungen erhielt man durch diese Expedition manche naturgeschichtliche Notizen, aber auch aufs Neue die Fabel von der Riesengröße der Patagonier. Die im August 1766 von Wallis unternommene Reise lehrte neue Einzelnheiten in Betreff der Naturgeschichte und Klimatologie der Meerenge kennen. Bougainville besuchte 1767 die Falklandinseln, lief dann in die Meerenge ein, drang unter großem Ungemach bis Port galant vor, nahm, durch unaufhörliche Gegenwinde und Stürme gezwungen, den Ausweg durch den Kanal S. Barbara und gelangte glücklich in die offene See. Die meisten Nachrichten brachte aber eine spanische Expedition unter Don Antonio de Cordoba (Oktober 1785 bis Juni 1786) über die Meerenge zurück. Außer den großen Expeditionen der Franzosen seit 1815, die zum Theil in jenen Gegenden Landungen bewerkstelligten, wurde auch durch Kauffahrer und besonders durch Wallfischfänger Manches bekannt, während einzelne Kriegsschiffe auf ihrem Wege nach dem großen Ocean die astronomische Lage gewisser Küstenpunkte berichtigten. Die durch ihre großartigen Resultate merkwürdigste Entdeckungsreise der neuern Zeit war aber die des Kapitäns Philipp Parker King und des unter ihm kommandirenden Kapitäns Fitzroy mit den Schiffen „Beagle" u. „Adventure" 1826—30 nach dem Südende Amerika's unternommene und 1832—36 von Fitzroy allein fortgesetzte Expedition. Während ihrer Dauer wurden nicht nur die Küsten untersucht und Karten von ihnen im größten Maßstab entworfen, sondern auch der Geographie des Innern möglichst viel Aufmerksamkeit geschenkt. Fitzroy insbesondere entdeckte unter 39° südl. Br. auf der Ostküste den Hafen Bahia Blanco und war der Erste, welcher den tiefen und reißenden Strom Santa Cruz auf der Ostküste von seiner Mündung unter 50° südl. Br. bis fast zu den Anden untersuchte. Für die Kenntniß der Gegenden um die Mündung des Rio Negro sammelte fast zu derselben Zeit der französische Naturforscher A. d'Orbigny wichtige Nachrichten. Zwar gelang es ihm nicht, südlich über diesen Fluß hinaus vorzudringen, indessen gelten die in physikalischer und zoologischer Beziehung an den Ufern desselben angestellten Beobachtungen für einen großen Theil des Küstenlandes. Der bei weitem größte Theil des Innern ist noch nie von einem Europäer betreten worden. Der älteste Entdeckungszug scheint der des Petro Saavedra gewesen zu seyn, welcher um 1600 am Parana Eroberungen machte u. Chaco entdeckte, zu Lande bis zur Meerenge vordrang und von den Indianern gefangen wurde. Versuche zur Kolonisirung im Westen machten dann die Jesuiten Venegas u. Estevan, die bis über die Inseln der Guayanecos vordrangen, ferner der Jesuit Mascardi, der zwischen 1670 — 80 das Land im Süden von Chiloë durchstreifte, bis an die Meerenge gekommen seyn soll, aber von den Indianern erschlagen wurde. Die Jesuiten von Tucuman suchten später dort Fuß zu fassen, begegneten aber großem Widerstande von Seiten der Chilenen, welche dazu allein berechtigt zu seyn behaupteten und gegen 1703 eine Reihe von Missionen besessen haben sollen, die, am östlichen Fuße der Anden auf der Breite von Valdivia beginnend, bis weit nach Süden sich erstreckten. Den Fortschritten der Missionen waren besonders die Kriegszüge nachtheilig, welche die chilenischen Landleute unternahmen, um den Tod Mascardi's zu rächen. Sie erhielten sich mit Mühe auf der südlichen Grenze von Buenos-Ayres. Einige spanische Kolonien an der Ostküste wurden zwar später aufgegeben, veranlaßten aber einige Streifzüge nach dem Innern. Die Franzosen waren mit Mühe von den Falklandinseln verdrängt worden, und aus Furcht vor ähnlichen Versuchen auf dem Festlande beschloß die spanische Regierung, die Kolonisation der Küsten desselben zu beschleunigen. Don Juan de Piedra und Don Antonio de Viedma wurden 1778 abgeschickt, um zu gleicher Zeit im Hafen San Julian und in Puerto deseado Niederlassungen anzulegen. Die Expedition segelte in Begleitung von 100 Mann Soldaten und ankerte in der Bai San Jose. Piedra fand es aber nicht für gut, weiter nach Süden zu gehen, ließ seine Truppen landen, gründete den Flecken San Jose, übergab den Befehl an Viedma und kehrte nach Buenos-Ayres zurück. Ein Theil der Kolonisten ging zwar nach Montevideo zurück, aber die Niederlassung erhielt sich noch einige Zeit. Francisco Nedma segelte 1780 nach dem Hafen San Julian und erkannte zwar die Unbewohnbarkeit dieser traurigen Küste, ließ aber seinen Bruder Antonio dort zurück, der ein kleines Holzfort erbaute u. dem Orte den Namen Floridablanca gab. Des Letztern Versuche, das Innere zu erforschen, scheiterten an der außerordentlichen Unfruchtbarkeit und Wasserarmuth des Landes. Die Regierung sah sich gezwungen, diese Niederlassung und die zweite von Puerto deseado 1783 aufzugeben und sich auf das Fort Carmen zu beschränken, wohin Franc. Viedma gegangen war, um mit den Indianerhäuptlingen einen Ländereiverkauf abzuschließen. Erst 1781 langte eine Gesellschaft

von 734 Auswanderern an. Zum ersten Male wurde nun auf dem Boden P.s Getreide ausgesäet; der Ort vergrößerte sich und versprach viel für die Zukunft. Man suchte Verbindungen zu Lande mit Chili zu eröffnen, zunächst zu Handelszwecken, außerdem aber auch um den Seeweg um Kap Horn abzukürzen. Die Ideen, daß eine Durchfahrt nördlich von der Magellansstraße vorhanden sey oder daß doch von Westen her Sunde so tief in das Innere eindringen könnten, daß zwischen ihren Endpunkten und dem Rio Negro nur ein kurzer Trageplatz läge, veranlaßte auch Expeditionen von der Küste des großen Oceans her nach dem Innern. Die wichtigste derselben war die Don Jose Moraleda's, welcher, im Estero de Aysen (45° 28′ südl. Br.) durch das Innere segelnd, bis auf 88 Seemeilen sich der Ostküste näherte. Villarino wies nach, daß in der Gegend der Quellen des Rio Negro die Cordillera niedrig sey und den Durchgang gestatte, bestätigte aber keineswegs die Verbindung des Rio de Mendoza mit dem Rio Negro, von welcher die Kolonisten zu Carmen große Dinge erwartet hatten. Bald hörten für sie Ruhe und Friede auf. Der inzwischen wieder angestellte und zu Viedma's Nachfolger ernannte Antonio de Piedra veruneinigte sich mit den Indianern, und seine verkehrten Maßregeln verursachten endlich einen allgemeinen Aufstand derselben, welche die Bewohner der Niederlassung in der Bai San Julian überfielen und ermordeten. Bei dem Ausbruch der Revolution in Buenos-Ayres 1810 hatte dessen ungeachtet die patagonische Kolonie schon eine gewisse Wichtigkeit erlangt; die Viehhöfe des Staats enthielten an 20,000 Stück, u. man baute 4500 Fanegas (1 Fanega in Buenos-Ayres = 42 Kilogramm) Weizen. Während der immer mehr zunehmenden Unruhen schickte man neben politischer Vergehen Angeklagten auch grobe Verbrecher nach dem Rio Negro ins Exil. Im Jahre 1812 brach eine Revolution zu Gunsten Altspaniens aus, aber die Truppen der Regierung von Buenos-Ayres siegten und ließen die Einwohner ihren Abfall hart büßen. Die patagonische Kolonie ist nach und nach von allen Greueln der Revolution ergriffen u. zum Sitz der Hefe der ohnehin schon sehr verderbten Bevölkerung der Plataſtaaten geworden. Während des Kriegs zwischen Buenos-Ayres und Brasilien erlangte der Hafen des Rio Negro eine vorübergehende Wichtigkeit als Sammelplatz der Korsaren; eine brasilianische Flotte suchte ihn 1828 zu nehmen, ging aber dabei selbst verloren. Nach dem Friedensschlusse zerstreuten sich die Abenteurer aller Nationen, die sich dort versammelt hatten, die den Feinden abgenommenen Reichthümer verschwanden, und der einzige von Weißen bewohnte Punkt P.s sank in Folge der Bürgerkriege in Buenos-Ayres immer mehr. Vergl. Falkner, Beschreibung von P., deutsch, Gotha 1785; King, Fitzroy und Darwin, Voyage of the Beagle etc., 4 Bde., Lond. 1839; d'Orbigny, Voyage dans l'Amérique méridionale, Bd. 2, Paris 1838.

Patak (Nagy-Saros-P.), Marktflecken in der zempliner Gespannschaft in Ungarn, am Bodrogh und am Fuße des weinreichen Hegyallyagebirges, der Geburtsstätte des berühmten Tokayerweins, 4 Meilen nordöstlich von Tokay, ist gut gebaut, hat ein altes, theilweise in Ruinen liegendes Schloß, eine römisch-katholische und eine griechisch-katholische Kirche, ein Bethaus der Reformirten, eine jüdische Synagoge, 2 Gymnasien, von welchen das reformirte eine Bibliothek, ein physikalisches Kabinet und ein Mineralienkabinet besitzt, eine katholische Hauptschule, jüdische Schule und 5500 Einw., welche starken Weinbau (Pataker), Landwirthschaft und städtische Gewerbe treiben. Den ersten Grund zu dem Schloß von P. soll Retel, einer der Feldherren Arpads, gelegt haben. Nach der Schlacht von Mohacs kam es in die Gewalt Peter Perenyi's, der auch in der von ihm gestifteten Hauptkirche begraben liegt; später besetzten es die Schaaren Rakoczi's. Hier brach 1670 die erste rakoczi'sche Verschwörung aus, in deren Folge P. deutsche Besatzung aufnehmen mußte. Im Aufstande des tököly'schen Hauptmanns Tokayi 1697 wurde P. von den Mißvergnügten überfallen und die ganze deutsche Garnison niedergehauen. Im J. 1807 erhielt Fürst Karl August von Bretzenheim, natürlicher Sohn des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern, nebst Regetz auch P., die berühmte Burg der Perenyi's, Rakoczi's &c., als Entschädigung für das an Oesterreich abgetretene Lindau am Bodensee. Von Stephans V. Riesenbau, dem Rothenthurm zu P., welcher die rakoczi'sche Schatzkammer in sich schloß, rührt das alte Sprüchwort her: „Alles Geld Siebenbürgens versinkt in P.s bodenlosen Rothenthurm".

Patanagoh (Patanago), Stadt im hinterindischen Reich Birma, am Irawaddy. Am 27. December 1825 stürmten die Briten ein hier befindliches, 20,000 Mann starkes Lager der Birmanen und zwangen durch ein furchtbares Blutbad die birmanische Regierung, am 3. Januar 1826 in P. die Friedenspräliminarien zu unterzeichnen.

Patanen (Patans), afghanischer Volksstamm, welcher, gegen eine Million Köpfe stark, in Hindostan zerstreut unter besonderen Feudalfürsten lebt. Sie wanderten zu verschiedenen Zeiten aus Afghanistan ein und ließen sich zuerst in Dschaunpur nieder. Von da drangen sie in Dekan ein, wo sie sich unter der Verwirrung, die lange in diesem Theil Ostindiens herrschte, rasch vermehrten u. durch stets neue Zuzügler aus ihrem Heimathland ein Uebergewicht in den Distrikten jenseits des Kistnah erlangten. Auch der Einbruch Nadir Schahs in Indien führte ihnen neue Verstärkungen zu. In späterer Zeit drangen einige bis nach Mysore vor; aber Tippo Saib, so sehr ihm auch die Erhebung des Islam am Herzen lag, kannte doch den unruhigen Charakter dieser neuen Unterthanen und vertrieb sie aus seinem Lande. Sie finden sich jetzt in der größten Anzahl zu Dschaunpur, in der Provinz Allahabad, zu Cuddapah und Karnul, in den Distrikten südlich vom Tumbuddra und zu Savanur in der Provinz Bidschapur, als abgesagte Feinde der Engländer und eifrige Moslemin, welche an der Weissagung des Propheten, daß Einer aus seiner Familie auf der Erde erscheinen und das ganze Menschengeschlecht zum Islam bekehren werde, mit fanatischem Eifer festhalten.

Patani, hinterindischer Malayenstaat, im

Nordosten der Halbinsel Malakka, beginnt südlich von Tana bei dem gleichnamigen Kap, wird durch eine von Nordwesten gegen Südosten streifende Gebirgskette von dem Königreiche Queda auf der Westküste geschieden und ist den Siamesen fast ganz unterworfen. Produkte des Pflanzenreichs sind: Korn, Reis (im Ueberflusse), Pfeffer; des Thierreichs: Rindvieh, Ziegen, Gänse und Hühner. In der Felsenhöhle der Küste finden sich die bekannten Salanganen- oder indischen Schwalbennester, in den Wäldern Elephanten, Hirsche, Büffel, deren man sich wie der Ochsen beim Ackerbau bedient, Affen und wilde Schweine, Pfauen, Reiher rc. Die Einwohner (60,000 an der Zahl, während 1616 das Land 180,000 waffenfähige Männer stellte) bestehen aus Malayen, Siamesen und Chinesen, welche den innern und äußern Handel in Händen haben und zugleich Künstler und Handwerker sind. Die gleichnamige Hauptstadt des Staates, vom Anfange des 17. bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts einer der Hauptstapelplätze für den Verkehr zwischen dem südwestlichen und südöstlichen Asien, liegt auf einer an der Ostküste des Patanistaates gelegenen, Pulo-Tikon oder Tikos genannten Insel. Auf der Landseite durch einen Sumpf, sonst aber durch Palissaden geschützt, erstreckt sich die Stadt lang und schmal an der Küste hin, ist eine der freundlichsten Städte Hinterindiens, hat einen guten, früher stark besuchten Hafen und 10,000 Einw. Die Holländer hatten bereits zu Anfange des 17. Jahrhunderts hier eine Faktorei; ihnen folgten 1612 die Engländer. Beide Nationen verließen jedoch, da ihr Handel durch Seeraub sehr gefährdet wurde, P. um 1700, und seitdem kamen Stadt und Land in Vergessenheit. Erst durch das Aufblühen Singapore's hat die Stadt wieder einige Bedeutung gewonnen.

Patapsco, Fluß in dem nordamerikanischen Staat Maryland, fließt südöstlich und mündet unterhalb Baltimore in die Chesapeakbai, nachdem er 8 englische Meilen von Baltimore, gedrängt durch die Elkridgekette, einen bedeutenden Wasserfall gebildet hat.

Patara, blühende See- und Handelsstadt Lyciens, an einer der südlichsten Landspitzen dieser Provinz, welche das karische und lycische Meer trennte, war der Sage nach von Patarus, einem Sohne des Apollo, gegründet und daher Hauptsitz des Kultus dieses Gottes, der hier unter dem Beinamen Patareus ein berühmtes, dem delphischen an Ansehen fast gleichkommendes, aber bloß im Winter seine Aussprüche ertheilendes Orakel hatte. Ptolemäus Philadelphus, der sie erweiterte, gab ihr den Namen Arsinoë. Ansehnliche Ruinen davon, namentlich eines großen Theaters, finden sich westlich neben der Bai von Kalemaki; jetzt Flecken Skamandro.

Patarener (Patariner, Pateriner, Patiner), vielgedeuteter u. unbestimmter Ketzername des Mittelalters, bald Manichäer, bald Waldenser, bald alle kirchenfeindlichen Sekten des 11. und 12. Jahrhunderts bezeichnend. Der Name soll von Pataria abgeleitet seyn, einem übelberüchtigten entlegenen Stadttheile in Mailand, wo unterdrückte Sekten leicht Zuflucht finden konnten.

Patate, s. Bataten.

Patavium, alter Name von Padua (s. d.).

Patay, Flecken im französischen Departement Loiret, Bezirk Orleans, links an der Loire, hat 1180 Einwohner, welche beträchtliche Wolldeckenmanufaktur treiben; hier 1429 Sieg der Jungfrau von Orleans über die Engländer.

Pate, die ungestempelten silbernen Barren, welche aus Meriko und Peru kommen.

Paté, Insel des französischen Departements Gironde, Bezirk Blaye, in der Gironde, bei der Stadt Blaye, mit dem Fort la P., das zum Schutz von Blaye dient.

Patella (lat.), Schüsselchen; in der Botanik s. v. a. Scutellum, ein flaches, mit einem Samenlager bedecktes, aus eigner Substanz gebildetes Apothecium; in der Anatomie die Kniescheibe.

Patellarii (sc. dii), Gottheiten, unter welchen die meisten Ausleger Laren und Penaten verstehen, weil diesen zu Ehren bei jeder Mahlzeit ein Teller (patella) mit den Erstlingen der Früchte und ein Salzfäßchen hingestellt wurde.

Patellulae (lat.), s. v. a. Tellerchen, offene, glatte oder erhabene, ungeränderte, runde, ungestielte Samenbehälter der Flechten.

Patene (v. Lat.), im kirchlichen Sprachgebrauch der konsekrirte Hostienteller, eine Kelchschüssel oder ein Untersetzteller für die Kelche besonders der römisch-katholischen Kirche. Auch für das Chrisam bei Taufe und Firmung gibt es besondere P.n (P. chrismales), die mehr schüsselartig sind. Bei der Abendmahlskonsekration liegt die Hostie auf der P., diese auf dem Kelch. Beide umhüllt das Corporale, was in der Symbolik der Kirche die Vereinigung der beiden Naturen in Christo bedeutet.

Patenier, Joachim, Maler aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der neben Heinrich de Bles die Landschaftsmalerei zur selbstständigen Kunst erhob, wurde um 1490 zu Dinant (daher sein Beiname Dionatensis) geboren und war seit 1515 Mitglied der Akademie zu Antwerpen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Werke von ihm werden in verschiedenen Gallerien aufbewahrt; der Louvre zu Paris besitzt eine Anbetung der Könige, die Pinakothek zu München die Flucht nach Aegypten, die St. Moritzkapelle zu Nürnberg die Versuchung Christi, die Gallerie zu Schleißheim die klugen und thörichten Jungfrauen und die heilige Dreieinigkeit, lauter ganze Figuren, die Gallerie zu Wien acht Gemälde aus der heiligen Geschichte, und das Museum zu Berlin das Zollbureau des Matthäus, in der Ferne Christus, wie er den Zöllner zum Apostelamte ruft rc.

Patent (v. Lat.), im Allgemeinen ein offener Brief, durch welchen etwas beglaubigt wird; in der Kanzleisprache des Mittelalters (patentes literae, auch patenta) und der neueren Zeit offener Brief, welcher auf der ganzen Breite des Papiers oder Pergaments beschrieben (bedruckt) und nicht mit einem Sekretsiegel versiegelt, sondern mit dem Staatssiegel untersiegelt und behufs gewisser obrigkeitlichen Bekanntmachungen, z. B. des Absterbens eines Souveräns und des Regierungsantritts seines Nachfolgers, des Abtretens einer Provinz an einen andern Staat, der Besitznahme

eines neuerworbenen Landes (Besitzergreifungspatent ꝛc.) erlassen u. öffentlich angeschlagen, zuweilen auch in der Kirche von der Kanzel verlesen zu werden pflegt. Neuerlich versteht man auch unter P. die Urkunde einer Dienstbeförderung eines Beamten, namentlich die Bestallung bei Offizierstellen (Offizierpatent); dann eine Urkunde, wodurch dem Inhaber ein Vorrecht, besonders der Alleinhandel mit neuerfundenen od. verbesserten Waaren (Patentwaaren) bewilligt wird. Fast alle größern Staaten ertheilen solche P.e, jedoch unter sehr verschiedenen Bedingungen. Einige, z. B. England, verlangen vom Erfinder nur die Versicherung, daß seines Wissens die Sache neu sey, während andere, z. B. Preußen, nur nach vorgängiger technischer Begutachtung P.e ertheilen; einige patentiren nur für eine überall gleiche Zeit, z. B. England und Nordamerika auf 14 Jahre, andere nach Belieben auf 5, 10, 15 Jahre ꝛc., z. B. Frankreich und Oesterreich. Manche Staaten machen die wirkliche Ausführung innerhalb einer bestimmten Zeit zur Bedingung, andere thun dies nicht. Ebenso weichen die Bedingungen über das Erlöschen der P.e, über die an Ausländer zu ertheilenden P.e, über das Verfahren bei Patentstreitigkeiten, welches nur auf Antrag des Beeinträchtigten eröffnet wird, sehr von einander ab. Vgl. Wieck, Grundsätze des Patentwesens, Chemnitz 1839. Geht man davon aus, daß jeder Erfinder, wenn auch nicht auf die Idee, welche überhaupt nicht besessen werden kann, so doch auf die konkrete Form ihrer Ausführung ein natürliches Recht hat und daß nur die Hoffnung, in diesem Rechte Schutz und demzufolge einen sichern pekuniären Ertrag zu erlangen, den Erfindungsgeist wirksam aufrecht erhalten kann, während andererseits die Rücksicht auf das Gemeinwohl möglichste Publicität der gemachten Fortschritte erheischt: so wird man die P.e als eine diese entgegengesetzten Interessen zweckmäßig vereinigende Einrichtung nur dann ansehen können, wenn jede konkrete Form einer Erfindung, nie ein Princip, patentfähig ist, vorausgesetzt, daß sie neu und nicht polizeiwidrig sey, und wenn man ferner die P.e taxfrei ertheilt, sie stets auf eine und dieselbe Dauer gewährt, die Bedingung der wirklichen Ausführung innerhalb einer gewissen Zeit stellt und endlich die Patentbeschreibungen möglichst bald publicirt. Trotz vieler die praktische Ausführung erschwerenden Sonderbarkeiten der Form nähern sich die englische und die ihr fast gleiche nordamerikanische, sowie die österreichische, ferner die bayerische und würtembergische Patentgesetzgebung am meisten der entwickelten Idee. In denjenigen deutschen Staaten, wo mit Aufhebung der Gilten und Zünfte eine allgemeine Gewerbsteuer eingeführt worden ist, heißt P. der Erlaubnißschein (Gewerbschein), den Jeder, der ein Gewerbe treiben will, von der Obrigkeit gegen Bezahlung der vorschriftmäßigen Steuer (Gewerbsteuer) einlösen muß. Vergl. Koncession, Monopol, Privilegium.

Patentgelb (Turners P., Mineralgelb, pariser Gelb, veroneser Gelb, englisches Gelb), mehre gelbe Mineralfarben, welche als Hauptbestandtheil basisches Chlorblei enthalten. Man erhält das P., wenn man feingemahlene Bleiglätte mit $^1/_8$ — $^1/_4$ Kochsalz und der gehörigen Menge Wassers zu einem dünnen Brei zusammenreibt, wodurch sich, indem nur der kleinere Theil des Kochsalzes zerlegt wird, wasserhaltiges basisches Bleichlorid erzeugt, während ätzendes Natron sich bildet, welches bald in kohlensaures Salz übergeht. Wird dann die erhaltene breiartige Masse gewaschen, getrocknet und geglüht, so verwandelt sich die weiße Farbe in ein schönes Gelb. Auch heißt P. das kasseler Gelb (s. d.).

Patentschwanzschrauben, eine Art Kammerschwanzschrauben von englischer Erfindung; sie haben eine so starke Kammer, daß sie die ganze Pulverladung aufnehmen können und daher große Sicherheit gegen das Zerspringen des Laufes gewähren.

Pater (lat., Vater), in den Klöstern, im Gegensatz zu Frater, ein zum Diakon oder Priester geweihter Klostergeistlicher.

Patera (lat.), bei den Römern eine flache, runde, gewöhnlich mit Griff oder Henkel versehene Schale von Thon oder Metall, oft mit Bildnerei und Malerei verziert, diente beim Opfer, namentlich bei der Libation oder den Spenden des Trankopfers.

Pater familias (lat.), Hausvater, bei den Römern Jeder, der aus der väterlichen Gewalt entlassen war, gleichviel, ob er Familie hatte oder nicht.

Pateriner, s. v. a. Patarener.

Paterlein, mit einer runden Oeffnung versehene Gattung Glasperlen, theils rund, theils eckig u. von verschiedener Größe und Farbe. Die kleineren werden zu Murano gefertigt, die größeren dagegen, sowie die Glaskorallen, welche namentlich zu Rosenkränzen, Halsgehängen ꝛc. gebraucht werden, liefert Böhmen in großer Menge. Vgl. Perlen.

Paternianer (Venustianer), Ketzersekte der frühern Jahrhunderte, lehrte nach des Augustinus Angaben, daß vom Nabel abwärts der Mensch vom Teufel geschaffen sey, daß man daher nur die obern Theile rein zu erhalten habe, die untern auf jede Weise mißbrauchen dürfe. Jedenfalls deuten beide Namen auf diese Lehre und ihre damit zusammenhängende ausschweifende Lebensweise hin; doch wird auch angegeben, daß ein gewisser Paternus sie gestiftet habe.

Paternität (v. Lat.), Vaterschaft.

Paterno, 1) Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Catania, nordwestlich von der Stadt Catania, am rechten Ufer des Giarettoflusses, hat ein Schloß, 8 Kirchen, mehre Klöster u. ein Hospital, einige Ueberreste aus dem Alterthum, heiße Mineralquellen, die sich jedoch unbenutzt in den Niederungen verlieren und die Luft durch ihre Dünste verunreinigen, Wein=, Oel=, Flachs=, Hanf= und Gemüsebau, Handel mit Südfrüchten, besuchte Märkte und 10,800 Einwohner. P. bildet ein dem Prinzen von Biscari gehöriges Fürstenthum und ist das Stammhaus dieses Geschlechts. — 2) Flecken in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, südlich von Cosenza, auf einer Gebirgsabstufung über dem linken Ufer des Alboflusses, in der Nähe der kalabresischen Heerstraße, aus 5 zerstreuten Theilen bestehend, hat 2050 Einwohner und gehört zu den sogenannten

Casali di Cosenza, welche im 10. Jahrhundert bei der Zerstörung der Stadt durch die Saracenen von den vertriebenen Einwohnern angelegt wurden.—3) Flecken in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf einer Gebirgsabstufung, welche den Namen Piano di San Pietro führt, hoch über dem rechten Ufer des Caloreflusses, der hier den Freddano aufnimmt, in freundlicher Gegend, hat 2 Kirchen und 2600 Einw.

Paternoster (v. Lat.), das Vaterunser; dann an Schnuren gereihete Perlen oder Kügelchen, worin jedes zehnte etwas größer ist, als die übrigen, damit bei demselben das „Vater unser", bei den kleinern dagegen das „Ave Maria" gebetet werde. Der Gebrauch dieser P. ist sowohl bei den Bekennern der römisch-katholischen, als auch der griechischen Kirche üblich (vgl. Rosenkranz); auch eine Halskette von großen und kleinen Perlen oder Kugeln oder von gehenkelten Münzen u. dgl.; in der Baukunst eine Verzierung, welche aus aneinander hängenden Kügelchen besteht und einem P. ähnlich sieht, dient besonders zur Verzierung von Stäbchen und schmalen Gliedern der Gesimse.

Paternosterbaum, s. v. a. gemeine Pimpernuß, Staphylea pinnata *L.*

Paternostererbse (Abrus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Sträucher in Ostindien und Brasilien, worunter am bekanntesten ist der gemeine P. oder die gemeine Kranzerbse (Abrus precatorius *L.*), ein windender Strauch, in Ostindien und Arabien einheimisch, in Westindien angebaut, mit vielpaarig-gefiederten Blättern, deren Blättchen sich nach Sonnenaufgang ausbreiten, sich Mittags mit den Oberflächen aneinander legen, sich Nachmittags wieder ausbreiten und sich gegen Abend mit ihren Unterflächen aneinander legen, in welchem Zustande sie die Nacht hindurch bleiben, und blauen, in achselständigen Trauben stehenden Blüthen. Die Samen sind sehr hart, erbsengroß, schön roth, mit einem schwarzen Flecken am Nabel versehen und werden zu Halsbändern und Rosenkränzen aufgereiht oder in anderer Weise zum Schmuck verwendet.

Paternosterinseln, 1) (Große P.), ostindische Gruppe von Eilanden und Riffen im Sundameere, zwischen Sumbawa und Celebes. — 2) (Kleine P.), s. v. a. Balabalagan.

Paternosterkunst (Paternosterwerk, Paternostermühle, Rosenkranzmühle, Taschenkunst), Wasserhebungsmaschine, deren Haupttheil eine sorgsam ausgebohrte, senkrecht stehende Röhre, die Steig- oder Standröhre, ist, welche oben mit einem Ausflußrohr versehen ist und die Stützen für eine horizontal liegende Welle trägt, unten dagegen in das auszuschöpfende Wasser reicht und mit der einen, etwas ausgeschnittenen Seite an einen offenen Kasten stößt, welcher zum Stützpunkt einer zweiten horizontalen Welle dient, die gerade unter der obern sich befindet. Die beiden Wellen haben eine solche Lage, daß sie genau durch die Axenlinie der Röhre über sich hinweg eine Kette ohne Ende geleiten, an welcher in Zwischenräumen lederne, mit Roßhaaren ausgestopfte Wülste, die das Innere der Röhre auszufüllen vermögen, befestigt sind. Wird nun die obere Welle mittelst eines Tretrades oder einer Kurbel von Menschen gedreht, oder auf irgend eine andere Art, vielleicht durch ein Wasserrad, in Bewegung gesetzt, so schieben die Püschel der hierdurch ebenfalls bewegten Kette bei ihrem Eintritt in die Röhre das Wasser vor sich her und bringen es, bei ihrer weiteren Bewegung, zum Ausflußrohr. Statt der ledernen ausgepolsterten Wülste verwendet man bisweilen massive hölzerne, mit Leder überzogene Kugeln, oder hölzerne Halbkugeln, auf welche eine Lederscheibe genagelt ist, oder endlich dicke Scheiben aus je zwei Metallplatten, zwischen denen Leder sich befindet. Maschinen mit der letzten Vorrichtung heißen Scheibenkünste.

Paternosterskären, gefährliche Klippen über und unter dem Wasser, nordwärts von Marstrand, an der Küste der schwedischen Provinz Bohuslän, in deren Nähe ein Leuchtthurm von Steinen errichtet ist.

Paternosterwerk, s. Paternosterkunst.

Pater patratus (lat.), der von den Fetiales (s. d.) gewählte Anführer und Sprecher dieses Kollegiums.

Pater patriae (parens patriae, lat.), Vater des Vaterlandes, gewöhnlicher Titel der römischen Kaiser, früher auch anderer um das Vaterland verdienter Männer. Cicero war der Erste, der vom Senat diesen ehrenvollen Beinamen erhielt, sodann Cäsar und Augustus; Tiberius lehnte ihn ab, nahm ihn aber später doch an. Hadrian und Anton Philosophus wollten den Beinamen vorher verdienen. Dann führten ihn Antoninus Pius, Alexander Severus, Maximinus und Balbinus. Unter den folgenden Kaisern ward er fast regelmäßig und gleich im Anfange der Regierung gegeben.

Pater peccavi (lat.), Vater, ich habe gesündigt (aus der Parabel vom verlornen Sohne, Luc. 15, 21), Formel für ein reumüthiges Schuldbekenntniß.

Patersonia (Patersonie), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, neuholländische Knollengewächse, 10 Arten, von denen P. glabrata *R. Br.*, mit violeten, aus braunen, glatten Scheiden hervorkommenden Blüthen, P. glauca *R. Br.*, mit schönen, blauen Blüthen, P. sericea *R. Br.*, mit violeten Blüthen, als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen.

Pathen (sponsores), Taufzeugen. Schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche wurden bei der Taufe Neubekehrter bereits getaufte und im Christenthume unterrichtete Personen zugezogen, eine Sitte, welche aus der Entwickelung des kirchlichen Lebens hervorging und wofür sich eine bestimmte Anordnung Christi oder der Apostel nicht nachweisen läßt. Ursprünglich wurden nur Erwachsene getauft, die vorher den gehörigen Unterricht im Christenthum genossen hatten (Katechumenen); da nun wegen des Händeauflegens zum Empfange des heiligen Geistes die Taufe anfänglich nur vom Bischof vollzogen wurde, jeder Geistliche aber den Katechumenenunterricht ertheilen konnte, so erklärt sich eine Assistenz bei der Taufe schon daraus, daß der bisherige Lehrer den Täufling zur Taufe begleitete. Ferner gab es beim Katechumenenstande eine gewisse Aufsicht über Sitte und Glaubenstreue, und die da-

mit Beauftragten mußten als Bürgen für die Würdigkeit des Täuflings eintreten; dann gab es bei der Taufe, als diese noch in einem wirklichen Eintauchen ins Wasser bestand, verschiedene Verrichtungen, zu denen die Gegenwart anderer betheiligter Personen nöthig war; beim weiblichen Geschlecht wurden dazu Diakonissinnen verwandt. Nach Einführung der Kindertaufe sprachen Vertreter (fidejussores, sponsores) im Namen der Unmündigen das Symbolum und beantworteten die vorgelegten Fragen, womit sie zugleich die Verpflichtung übernahmen, durch christliche Unterweisung und Erziehung das in den Kleinen hervorzurufen, was sie in deren Namen gelobt hatten. Aus dem darin begründeten Verhältnisse geistiger Verwandtschaft erklären sich auch die verschiedenen Benennungen der P., die jedenfalls mit Vater zusammenhängen (compatres und commatres, patrini und matrinae, Gevattern), und aus derselben Idee der geistigen Verwandtschaft leitete die katholische Kirche die Begründung eines Ehehindernisses ab, was die protestantische sofort aufhob. Gegenwärtig repräsentiren die P. als Zeugen die christliche Gemeinde, zum Beweis, daß die Taufe rechtmäßig vollzogen worden ist. Daher sind nur Personen zulässig, die selbst getauft, konfirmirt und mit dem christlichen Glauben bekannt sind, und die Verschiedenheit der Konfession begründet nicht eine Zurückweisung der P., da die christlichen Konfessionen gegenseitig ihre Taufen anerkennen und jede Wiedertaufe verwerfen. Ferner treten die P. als Bürgen für das Kind auf, um der Kirche in dessen Namen die nöthigen Versicherungen über christlichen Lebenswandel &c. zu geben. Endlich übernehmen sie als Pfleger für ihre eigne Person die Verpflichtung, für das leibliche und geistige Wohl des Getauften zu sorgen. Die ältere Kirche hat über die Zahl der P. nichts bestimmt; später sind in verschiedenen Ländern verschiedene Bestimmungen getroffen worden. Das tridentiner Koncil fordert einen Pathen, gestattet aber auch zwei, andere Koncilien haben drei oder vier nachgelassen; jetzt ist an vielen Orten die Anzahl der P. völlig freigegeben. Mönchen und Nonnen, die man ihrer Heiligkeit wegen in der ersten Zeit gern zu Taufzeugen nahm, wurde seit 578 die Uebernahme von Pathenstellen verboten, wahrscheinlich weil sie, als ausgeschieden aus dem praktischen Leben, für unfähig angesehen wurden, die nöthigen Verpflichtungen in Bezug auf das Kind zu übernehmen. Pathe heißt auch das Kind in Beziehung auf den Taufzeugen, sowie bei den Katholiken der Gefirmelte in Beziehung auf den Zeugen bei der Firmelung; bei den Freimaurern das Logenmitglied, das sich für die Würdigkeit eines Aufzunehmenden verbürgt.

Pathenbrief (Pathenschein, Pathenzettel), ein mit biblischen Sprüchen und Versen bedruckter, mit allegorischen Bildern verzierter Schein, welcher an vielen Orten dem Täufling vom Pathen gegeben zu werden pflegt, zum Zeugniß, daß er bei ihm Pathenstelle vertreten habe.

Pathengeschenk, Geschenk an Geld oder Geldeswerth, welches dem Täufling von den Pathen gemacht zu werden pflegt. Solche Geschenke kommen nicht nur bei der Taufe oder gleich nachher vor, sondern wiederholen sich auch zu gewissen Zeiten, z. B. am Geburtstage, besonders aber bei der Konfirmation und bei der Verheirathung. Ein P., das in Geld besteht und gleich bei der Taufe gemacht oder, wie man sagt, eingebunden wird, heißt Pathengeld, Pathenpfennig, Pathenthaler, Eingebinde.

Pathetisch (v. Griech.), leidenschaftlich, s. Pathos.

Pathogenie (v. Griech.), die Erzeugung und Ausbildung der Krankheiten; auch die Lehre davon; s. Pathologie.

Pathognomik (v. Griech.), die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, hauptsächlich der Gesichtszüge, zu erkennen; auch die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten.

Pathognomonisch (v. Griech.), zur Erkenntniß der Krankheiten oder Leidenschaften gehörig oder von letztern herrührend. P.e Zeichen (signa pathognomonica) sind diejenigen Krankheitssymptome, welche unmittelbare Wirkungen der Krankheit sind, mit derselben entstehen, bestehen und enden (daher auch nothwendige, ursprüngliche Symptome [symptomata necessaria, originaria, primaria] genannt), aus deren Gegenwart man am untrüglichsten auf die Krankheit selbst u. ihren Charakter schließen kann.

Pathologie (v. Griech.), Krankheitslehre, die Lehre von den in die normale Entwickelung lebender Wesen störend eingreifenden abnormen Verhältnissen in Bau, Mischung u. Verrichtung der Organe. Der synthetische Gang, welchen die Wissenschaft in ihrer Entwickelung befolgte, wird bei dem Studium der Medicin gewöhnlich mit dem analytischen vertauscht, daher geht hier die allgemeine P. als Grundlage des praktisch ärztlichen Wissens u. Könnens voraus; dann folgt die besondere oder specielle P., und erst nach Auffassung dieser Doktrinen schreitet man zur Anwendung des Erlernten auf den einzelnen Fall, von der ärztlichen Wissenschaft zur weit schwereren ärztlichen Kunst, vom Speciellen zum Individuellen fort, indem man sich zum Krankenbette, zur Klinik wendet. Die allgemeine P. behandelt in der Regel folgende Punkte: den Begriff der Krankheit und die üblichen Eintheilungen der Krankheiten im Allgemeinen; den Begriff der Krankheitsursachen und deren Eintheilung als Aetiologie, oder als die weitere, umfassendere Lehre, wie überhaupt Krankheiten entstehen und sich ausbilden, als Pathogenie; den Begriff der Krankheitszufälle und Erscheinungen, wie sie sich dem Kranken selbst und dem Beobachter darstellen, als sogenannte Symptomatologie; oder in sofern sie zur Erkenntniß des eigentlichen Krankheitssitzes und der allernächsten Ursache des dauernden Krankheitsleidens dienen, als Semiotik; den Verlauf der Krankheiten (Decursus morborum); die Anwendung alles Vorgenannten auf Erkenntniß der Krankheiten, Diagnosis, und Vorhersagung ihrer Ausgänge, Prognosis, nebst genauer Würdigung aller Hülfsmittel der diagnostischen und prognostischen Beurtheilung der Krankheit. Die specielle P., die man wohl auch mit dem besonderen Namen Nosologie bezeichnet, handelt von den Krankheitsfor-

men im Besondern. Man versteht unter diesen gewisse, in der Natur oft wiederkehrende Gruppen von krankmachenden Ursachen und krankhaften Erscheinungen am Organismus, die sich durch bestimmte Veränderungen in der Zeit (Verlauf und Ausgang) charakterisiren. Die Aufstellung solcher Gruppen ist für die ärztliche Wissenschaft und Kunst unentbehrlich. Man gewinnt mit ihrer Hülfe gewisse Mittelpunkte, um welche herum das Heer der Erscheinungen sich lagert u. übersehbar wird, und selbst am Krankenbette gewährt sie dem Gedächtniß Anhaltepunkte zur Erinnerung, daß gewisse Gruppen von Ursachen und Erscheinungen gern mit einander vorzukommen pflegen, sowie gewisse Ruhepunkte, von welchen aus die Ergebnisse des Krankenexamens übersehen und die möglichen Heilmethoden gewürdigt und gewählt werden können. Namentlich ist es in dieser letzten Beziehung nothwendig, daß die einzelnen Reihen und Gruppen von Krankheiten sich durch naturgemäße Uebergänge mit einander verbinden und daß verwandte, selbst in der Behandlung einander ähnliche Formen nicht zu sehr getrennt werden. J. H. W. Conradi (Grundriß der Pathologie und Therapie, 4. Ausgabe, Marburg 1826) nimmt 11 Klassen an: Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, abnorme Ausleerungen, Kacherien, parasitische Thiere, Schmerzen, erhöhte oder verstimmte Empfindungen, Adynamien, Krämpfe, Seelenkrankheiten. J. N. Raimann (Handbuch der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie, 4. Ausgabe, Wien 1831) stellte 7 Klassen auf: Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Kacherien, Ab- und Aussonderungskrankheiten, Nervenkrankheiten, Organisationskrankheiten. L. W. Sachs (Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin, Leipzig 1828 ff.) nimmt nur 3 Klassen an: Entzündung, Fieber, Nervenkrankheiten, und sieht alle anderen Krankheiten als Folgeübel und Nachkrankheiten dieser an, daher er sie auch Krankheiten der zweiten Potenz, Krankheiten aus den Krankheiten genannt wissen will. D. L. Choulant (Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen, Leipzig 1831 ff.) stellt als Krankheiten der vitalen Funktionen: Fieber, Entzündungen, Kongestionen, Blutflüsse, Blutverderbnisse; als Krankheiten der reproduktiven Funktionen: Absonderungskrankheiten, Aussonderungskrankheiten, Krankheiten mit neuer Bildung, Schwindsuchten; als Krankheiten der animalen Funktionen: Nervenkrankheiten, Geisteskrankheiten, epileptische Zustände auf. Von den in die P. einschlagenden Wissenschaften sind in der neueren Zeit besonders zwei, als am sichersten zur Erkenntniß des Wesens der Krankheit führend, weiter ausgebildet worden, nämlich die pathologische Anatomie (s. Anatomie) u. die pathologische Chemie. Während erstere die durch die Krankheit bewirkten Veränderungen im Bau der Organe zu erforschen sucht, hat es letztere auf Ermittelung der während einer Krankheit sich zeigenden Abweichungen in der Zusammensetzung und Mischung abgesehen. Beide müssen aber, und zwar durch die genauesten mikroskopischen Beobachtungen unterstützt, Hand in Hand mit einander gehen. Um Vervollkommnung der pathologischen Anatomie haben sich besonders Verdienste erworben: Morgagni, Baillie, Bichat, Otto, Meckel, Andral, Froriep, Lobstein, Rokitansky, Hasse, Bock, Vogel, Virchow, Dittrich u. A., als Bearbeiter der pathologischen Chemie aber sind vornehmlich zu nennen: Hünefeld, Simon, Andral, Lehmann, Gorup-Besanez und Heinz. Die reiche Literatur der P. findet sich ziemlich vollständig in Starks „Allgemeiner Pathologie oder Naturlehre der Krankheit" (2. Aufl., Leipzig 1844—45) und in Choulants und Richters „Grundriß der innern Klinik" (5. Aufl., das. 1852). Die besten neueren Lehrbücher der P. sind die von Canstatt (neue Aufl. von Henoch, Erlangen 1853 f.), Wunderlich, Richter, Valleix, Grisolle u. A.

Pathos (griech.), eigentlich das Leiden, das Ergriffensein von Etwas; daher in der Medicin die Krankheit, in sofern sich solche durch ein Leiden offenbart; im ästhetischen Sinne jeder stärkere Eindruck auf das Gemüth, Affekt oder heftige Gemüthsbewegung, die als Leidenschaft auch ein Leiden, ein Erlittenes voraussetzt. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung, das Leidenschaftliche, jedoch mit Ernst und Würde ausdrückt. Schon die alten Kunstrichter u. Rhetoren unterschieden P. von Ethos (Charakter); während der Charakter, von der Freiheit ausgehend, bleibender Art ist, bezeichnet P. die vorübergehende Anregung, das Ergriffenwerden von den Gegenständen und Ereignissen. Das Ethos ist die Grundlage der objektiven Darstellung eines Charakters; das P. der Zustand, der auf diesem Charakter ruht. Wird der Kunst die Darstellung des Charakters als Hauptaufgabe zugewiesen, so muß ein solches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche die Kunst als Darstellung der Idee fordert, nothwendig Eintrag thun. Das P. muß in der Darstellung aus der innern Natur der Sache, der Fühlenden oder Handelnden hervorgehen und deren Verhältnissen angemessen seyn, wenn es nicht in geschmacklosen Schwulst ausarten soll. Bei allem P. muß der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn und wird unausbleiblich unsere Empfindungen abstoßen. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der selbstständige oder der der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen. Bei der Darstellung des P. als des Kulminationspunktes erhabener Rührung können die stärksten Figuren der Einbildungskraft und Empfindung angewendet werden; aber das Zuviel ist hier nicht leicht zu vermeiden. Wo der Dichter den leidenschaftlichen Zustand, den er schildern will, nicht innerlich mit durchlebt, wird das P. bald frostig und unnatürlich, wie in der klassischen Tragödie der Franzosen, oder überspannt und zügellos, wie in vielen neuern ihrer Tragödien. Daß auch die bildende Kunst der pathetischen Darstellung fähig sey, beweist die berühmte Gruppe des Laocoon.

Patibulum (lat.), das Querholz des Kreuzes und das Kreuz (crux) selbst, dann der Galgen, welcher an die Stelle des von Constantinus abgeschafften Kreuzes als eine mildere Todesstrafe eingeführt wurde.

Patientia (lat.), die Geduld, das geduldige Leiden; daher **Patiens**, ein Leidender, Kranker, Patient.

Patina (lat.), Schlüssel; s. v. a. Patene.

Patine (antike P., Antikbronze), der grüne Ueberzug, welcher mit der Zeit auf der Oberfläche kupferner und bronzener Gegenstände unter Einwirkung der feuchten atmosphärischen Luft sich erzeugt. Er besteht aus basisch-kohlensaurem Kupferoxydhydrat, gewährt dem Metall Schutz gegen weitere Zerstörung und erlangt bei langsamer Bildung große Festigkeit und einen nicht unbedeutenden Glanz. Ueber die künstliche Erzeugung der P., s. Bronziren. In der Oelmalerei heißt P. der feine Ueberzug, der sich nach und nach auf der Oberfläche der Farben bildet, bewirkt theils durch die Lokalfarbe selbst, theils durch Firnißüberzüge, theils durch Ausschwitzen des Farbestoffes u. der Oele, vielleicht auch durch Staub und Einwirkung äußerer Luft. Diese P., eine Art von Hautdecke des Bildes, gibt dem Gemälde zuweilen eine gewisse Wärme, die, wenn es in die Hände eines Gemälderestaurateurs kommt, oft durch Waschen abgenommen wird, was der Wirkung nachtheilig ist.

Patino, Insel, s. v. a. Patmos.

Patkul, Johann Reinhold oder Reginald von, Livländer, wurde um 1660 zu Stockholm geboren, trat früh in schwedische Kriegsdienste und stand als Hauptmann im Regiment des Generalgouverneurs von Livland, Grafen Hastfer, als verschiedene Maßregeln der schwedischen Regierung, durch welche die alten Gerechtsame Livlands verletzt wurden, allgemeine Gährung im Lande hervorriefen. Auf deshalb von der livländischen Ritterschaft erhobene Beschwerde ward eine Deputation derselben nach Stockholm gefordert, und diese übernahmen der Landrath von Budberg und P., der sich durch Lebhaftigkeit und Kenntniß der Rechtsverhältnisse auf dem Landtage bemerkbar gemacht hatte. Die Deputation ging 1691 ab, wurde zu schriftlicher Verhandlung mit der Hofkanzlei angewiesen, richtete aber nichts aus; Budberg kehrte darauf nach Hause zurück, P. dagegen erlangte die Erlaubniß, den König auf einer Inspektionsreise in seinem militärischen Gefolge zu begleiten, und hatte wiederholt Gelegenheit, über die Rechte Livlands mit dem Könige zu sprechen, was er mit Wärme und Freimüthigkeit that. Karl XI., solche Sprache von seinem servilen Volke nicht gewohnt, faßte seit jener Zeit einen Haß gegen P., obschon er für den Augenblick sich gnädig über die livländische Ritterschaft ausließ und auch für künftige Fälle Gehör und Abhülfe versprach. P. berichtete auf dem 1692 zu Wenden gehaltenen Landtage über die erlangten Resultate, und es ward beschlossen, daß eine Deputation der Ritterschaft zur Wahrung der Rechte Livlands in Riga residiren und eine neue Beschwerdeschrift an den König richten sollte. P. ward in die Deputation gewählt und nach Beendigung des Landtages die Schrift aufgesetzt, in welcher besonders der Generalgouverneur Hastfer schonungslos angegriffen wurde. Dieser beschloß, eine förmliche Inquisition gegen den Landtagsmarschall und die Landräthe einzuleiten, und dieselben wurden, nachdem Hastfer einen neuen, zur Vertretung jener Schritte berufenen Landtag 1693 ohne Weiteres aufgelöst hatte, 1694 nach Stockholm beordert. Auch P., der inzwischen wegen eines Streites mit seinem Oberstlieutenant nach Kurland entwichen war, ging unter einem sichern Geleitsbrief dahin, da er als vormaliger Leiter der ritterschaftlichen Kanzlei, um verschiedene Dokumente beizubringen, ebenfalls vorgefordert worden war. Das Urtheil fiel nach langer Verzögerung am 2. December 1694 endlich dahin aus, daß die Landräthe Vietinghof und Budberg, sowie der Deputirte Mengden das Leben, P. aber die rechte Hand und seine Güter verlieren sollten. Die erstern wurden auf Fürbitte der Königin-Mutter mit dem Leben begnadigt und nach 6 Jahren in Freiheit gesetzt; P., nichts Gutes ahnend, hatte sich vor Publikation des Urtheils nach Kurland geflüchtet u. ging dann nach der Schweiz, wo er sich unter dem Namen Fischering verborgen hielt und sich schriftstellerischen Arbeiten widmete. Von da ging er nach der Lombardei und nach Frankreich und trat endlich 1698, nachdem die bei Karls XI. Nachfolger, Karl XII., nachgesuchte Zurücknahme des Urtheils abgeschlagen worden war, als geheimer Rath in kursächsische Dienste. Friedrich Augusts Plan, in Verbindung mit Rußland und Dänemark Schweden zu bekriegen und Livland wieder für Polen zu gewinnen, bot P. einen willkommenen Anlaß zur Rache. Seine Rathschläge fanden Eingang: er ward 1699 selbst als Gesandter im Geheimen nach Moskau geschickt, u seiner diplomatischen Gewandtheit gelang es, die Allianz mit zu Stande zu bringen. Weniger glückte es ihm, Livland selbst gegen Schweden aufzureizen, weshalb auch die Ueberrumpelung von Riga, die er 1700 als sächsischer Generalmajor leitete, fehlschlug. Durch seinen Antheil an dem Kriegsmanifeste Friedrich Augusts sowohl, als durch die Veröffentlichung verschiedener auf seinen Prozeß bezüglichen Schriften hatte P. den Haß Karls XII. gegen sich auf das Höchste gesteigert, andererseits hatte er sich aber auch am sächsischen Hofe in seinem bisherigen Gönner, dem Generallieutenant Flemming, einen unversöhnlichen Gegner erweckt. Gern nahm er daher auf Peters I. Wunsch russische Dienste, wurde 1703 zum Generalkriegskommissär ernannt und dann als russischer Gesandter an den sächsisch-polnischen Hof nach Warschau geschickt. Nach seiner Rückkehr erhielt er als Generallieutenant den Oberbefehl über das russische Hülfscorps, das dem Könige Friedrich August zugesandt wurde, richtete aber nichts aus, da seine militärischen Talente nicht von hoher Bedeutung waren; er beschränkte sich daher auch fortan auf seinen diplomatischen Verkehr mit dem Könige. Gegen diesen sprach P. zu wiederholten Malen schonungslos seine Meinung über die Mängel der Verwaltung aus u. verlangte gänzliche Umgestaltung des Ministeriums. Bei dem schwankenden Charakter des Königs, der überdies um diese Zeit bereits in Friedensunterhandlungen mit

Schweden getreten war, war es daher nicht zu verwundern, daß P. als ein Opfer seiner Feinde fiel. Am 20. December 1705 ward er mit 18 seiner Vertrauten verhaftet und auf den Sonnenstein, dann nach dem Königstein gebracht. Als Anklagepunkte wurden vornehmlich angegeben: er habe ein Mißverständniß zwischen dem Czaren und dem König August stiften und erstern bewegen wollen, die in sächsischen Diensten stehenden Russen an Oesterreich zu überlassen und Stanislaus Lesczinski als König von Polen anzuerkennen; er habe über König August schlecht gesprochen und insgeheim mit den Schweden unterhandelt und als Preis seiner Begnadigung den Frieden zwischen Rußland und Schweden zu stiften versprochen. Indessen ward 1706 zwischen Sachsen und Schweden der Friede von Altstranstädt geschlossen und in dessen 11. Artikel von Karl XII. P.s Auslieferung verlangt. Lange weigerte sich Friedrich August, darauf einzugehen, und als er doch endlich nachzugeben sich genöthigt sah, befahl er durch eine geheime Ordre dem Kommandanten von Sonnenstein, wohin P. indessen zurückgebracht worden war, denselben entwischen zu lassen. Der habsüchtige Kommandant aber unterhandelte mit P. wegen eines Lösegeldes so lange, bis ein schwedisches Kommando eintraf u. P. am 7. April 1707 in Ketten legte. Vergebens forderte der Czar P.s Auslieferung; der Unglückliche wurde der aus Sachsen abziehenden Armee nachgeführt und beim Kloster Kasimir, 8 Meilen von Posen, am 10. Oktober 1707 als Landesverräther von unten hinauf lebendig gerädert. Seine zerstückelten Gebeine blieben auf Pfählen ausgesteckt, bis König August nach seiner Restauration 1713 sie sammeln und nach Warschau bringen ließ. Vergl. J. R. v. P.s, ehemaligen czarischen Generallieutenants, Berichte an das czarische Kabinet zu Moskau &c., 3 Bde., Berlin 1792—97. Mehre neuere Dichter, darunter Gutzkow, haben P.s Schicksal in Tragödien behandelt.

Patmos (jetzt Patmo, Patino, auch Palmosa), kleine asiat.-türk. Felseninsel, im ägäischen Meere, Ejalet Dschesair, an der Küste von Anatolien, nordwestl. von Lero, zu den Sporaden gehörig, ein größtentheils unfruchtbarer und schlecht angebauter Felsen von ungefähr 10 Meilen im Umfange. Die Küsten haben viele gute Häfen, worunter der Hafen von Scala einer der schönsten im ganzen Archipelagus ist. Produkte sind: etwas Getreide, Baumwolle, Wein, doch Alles nicht zureichend, viel Kaninchen, Wachteln, Tauben. Die Insel hat 1500 griechische Einwohner, die hauptsächlich Fischerei, Schifffahrt und Handel treiben. P. war römischer Verbannungsort, angeblich auch des Apostels Johannes, der hier unter einem Baume seine Offenbarung geschrieben haben soll. Die gleichnamige einzige Stadt der Insel (St. Johann) liegt auf dem Gipfel eines Berges und dicht daran das stark befestigte Kloster des heil. Johannes (Apokalypse), welches eine Lehranstalt zum Unterricht junger Griechen in Sprachen und Wissenschaften, eine Bibliothek und Münzsammlung besitzt. Dabei wird noch die Höhle gezeigt, in welcher Johannes seine wunderbaren Visionen gehabt und seine Apokalypse geschrieben haben soll. Roß gibt in seinen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" (Stuttgart u. Tübingen 1843, Bd. 2) eine Beschreibung der Insel.

Patna (in Inschriften Srinagara, d. i. heilige Stadt, sonst auch Padmavati genannt), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Bahar, Hauptstadt derselben, auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Ganges, welcher hier zur Regenzeit eine Breite von einer deutschen Meile hat, in der trockenen Jahreszeit aber voller Sandbänke ist, der Einmündung des Ghandaki gegenüber. Die Stadt hat zahlreiche Paläste, Hindutempel und Moscheen, welche letzteren leichte, durchbrochene und im zierlichsten mongolischen Geschmack gewölbte Kuppeln, sowie aus dunkelrothem Granit erbaute Minarets schmücken. Die Straßen P.'s sind eng, staubig oder schmuzig, mit Ausnahme der Hauptstraße, welche die Stadt in ihrer ganzen, fast eine halbe Meile betragenden Länge und parallel mit dem Ganges durchschneidet, während die übrigen Straßen von dem Flusse aus nach der Landseite zu gehen, auf der die Stadt durch ein Fort, Thürme, Wall und Redouten auf indische Weise schwach befestigt ist. Die Zahl der Einwohner betrug 1811 (nach Hamiltons Bericht) 312,000 und beläuft sich jetzt auf wenigstens 350,000 Seelen, von denen $^1/_3$ schiitische Mohammedaner und $^2/_3$ Hindu's sind. In Folge der günstigen Lage P.'s zwischen den nördlichen und südlichen Gangesprovinzen ist der Verkehr der Stadt ungemein lebhaft und Handel und Fabrikwesen stehen auf einer sehr hohen Stufe. Die Stadt hat mehre Schiffswerfte, ernährt viele Menschen durch Schiffbau und Schifffahrt und sieht oft Flotten von 2—300 Schiffen. Hauptfabrikate P.'s sind seit langer Zeit eine ungemein feine Art Töpferwaaren, welche ihres angenehmen Geruchs wegen in den Palästen der Großen sehr gesucht sind, Salpeter, welcher die Holländer schon im 17. Jahrhundert bewog, hier eine Faktorei anzulegen, Indigo und besonders Opium, das von hier in den Handel kommt und kolossalen Reichthum in die Stadt gebracht hat. Die hier befindlichen Shawlwebereien stehen denen Kaschmirs weit nach, während die Verfertigung von Tischzeuchen und Wachskerzen zu einer hohen Vollendung gebracht ist. Auch die Hakims oder Apotheken machen bedeutende Geschäfte, und ihre Läden empfehlen sich durch Reinlichkeit u. geschmackvolle Aufstellung der Waaren. Einen besonderen Zweig der Industrie und des Handels bilden in P. Bären und Vögel mit buntem Gefieder, welche letztere zu den Hauptliebhabereien der Einwohner gehören und in schönen, kunstvoll aus Elfenbein gefertigten Käfigen gehalten werden. Gleichsam als Vorstädte P.'s können betrachtet werden: Hadschipur, wo jährlich eine große Messe gehalten wird; Dinadschapur mit Didschah-Farm, einer der großartigsten Fabrikanstalten; Bankipur, wo die britischen Beamten ihren Sitz haben und große, schöne, mit herrlichen Pflanzungen umgebene und mit großen Terrassen am Ufer des Flusses verzierte Gebäude bewohnen. An der Stelle P.'s stand das alte Palibothra mit 64 Thoren und 570 Thürmen.

Patnische Erde (Patna), ein gelblichgrauer, feiner Thon, der am Ganges in der Gegend von Patna gefunden wird. Man verfertigt daraus leichte, zierliche Gefäße, besonders Flaschen, die gleich den spanischen Alcarazas zur Abkühlung des Wassers dienen.

Patois (v. Fr.), die gemeine, bei den Landleuten übliche Sprechweise, Bauernsprache, Pöbelsprache; auch die landschaftliche Sprache verschiedener Gegenden; zuweilen auch s. v. a. Jargon.

Paton, Richard, vorzüglicher Marine- und Schlachtenmaler, wurde 1720 in England geboren und arbeitete zu London, wo er 1795 †. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch zwei kleinere Schlachtbilder, das eine den Sieg der englischen Marine über die französische (1757), das andere den Kampf des Montmouth (1758) vorstellend. Im Jahre 1770 stellte er auf Befehl der Kaiserin Katharina von Rußland den Sieg der russischen Flotte bei Tschesme in 4 Bildern dar. Gerühmte Werke sind u. A.: die Seeschlacht zwischen Kapitän Pearson und Paul Jones, 1770; die brennenden Linienschiffe Quebec und Surveillante 1778; Rondney's Sieg über Langara am Kap St. Vincent, 1780; die Schlacht zwischen Hyde Parker und Soutman bei Doggersbank, 1781; die Zerstörung der berühmten schwimmenden Batterien, 1782; vier Gemälde, welche die wichtigsten Vorfälle bei der Belagerung von Gibraltar schildern, 1782.

Patos (Lagoa dos P.), großer See in der südamerikanischen Provinz Rio grande do Sul, 35 Meilen lang und 9 Meilen breit, durch eine schmale Nehrung vom Meere getrennt, mit welchem er jedoch am südlichen Ende durch eine Oeffnung in Verbindung steht, ähnlich wie die sogenannten Haffe an den Ostseeküsten Deutschlands, mit denen er gleiche Entstehung zu haben scheint. Der See selbst ist von geringer Tiefe. Schifffahrt findet auf demselben nur mit einigen kleinen Sloops Statt; doch liegt eine nicht unbedeutende Handelsstadt San Pedro do Sul an der Stelle, wo sich kleinen Fahrzeugen der Durchgang aus dem See in das Meer öffnet. Während der Unruhen in der Provinz Rio grande in den Jahren 1838—39 fielen theils an den Gestaden, theils auf den Gewässern des See's mehre Gefechte zwischen den Truppen der Regierung und den Insurgenten vor.

Patow, Erasmus Robert, Freiherr von, preußischer Staatsmann, geboren den 10. September 1804 in Mallenchen im Kreis Kalau in der Niederlausitz, empfing den ersten Unterricht gemeinschaftlich mit dem ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel durch Hauslehrer, besuchte seit 1816 das Lyceum zu Lübeck, kam 1821 auf das Gymnasium zu Luckau und studirte seit 1823 zu Berlin, Leipzig und Heidelberg die Rechte. Im Jahre 1829 ward er als Referendarius bei der Regierung in Potsdam angestellt, inzwischen auch im Ministerium des Innern als Hülfsarbeiter beschäftigt, 1832 aber zum Regierungsassessor ernannt und dem damals mit den Verhandlungen über Herstellung des Zollvereins beauftragten geheimen Oberfinanzrath Kühne zur Unterstützung beigegeben. Zu Anfang des Jahres 1835 trat er in die dritte Abtheilung des Finanzministeriums über, um hier, neben legislativen Arbeiten, das schwierige Grundsteuerdepartement zu übernehmen. Nachdem er 1836 zum Regierungsrath und am Schluß desselben Jahres zum geheimen Finanzrath ernannt worden war, trat er 1837 als vortragender Rath zur Staatsbuchhalterei über und hatte hier alle ans Kabinet gelangenden Kassen-, Etats-, Steuer-, Handels-, Schifffahrts-, Zollvereins- und Bausachen zu bearbeiten. Im Jahre 1839 erfolgte seine Ernennung zum geheimen Oberfinanzrath u. Anfangs 1846 sein Eintritt in den Staatsrath. Im Jahre 1844 zum Regierungspräsidenten in Köln ernannt, ging er nicht dahin ab, sondern ward auf Vorschlag des Ministers Grafen von Arnim wirklicher geheimer Oberregierungsrath und Direktor der ersten Abtheilung des Ministeriums des Innern. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum wirklichen geheimen Legationsrath und Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Auf seine Veranlassung und unter seinem Präsidium trat vom Oktober bis December 1847 die Wechselrechtskonferenz zusammen, welche zu einer vollständigen Vereinigung führte. Nachdem er als Besitzer des Ritterguts Großmehsow schon 1839 als Abgeordneter in den Provinziallandtag der Niederlausitz gewählt worden, wohnte er, nach Niederlegung seines Mandats als Stellvertreter, den Berathungen der zum ersten Male vereinigten ständischen Ausschüsse und des zweiten vereinigten Landtags bei. Sowohl in seiner amtlichen, als in seiner ständischen Wirksamkeit bekannte sich P. jederzeit zu den Grundsätzen, welchen Preußen nach dem Unglücksjahre 1806 seine Wiedergeburt und 1813 bis 1815 seine Erhebung zu neuer Größe verdankte, und kam dadurch zu der seit 1818 thätigen und 1844 und 1845 das Uebergewicht erlangenden reaktionären Partei in eine oppositionelle Stellung. Nach dem Ausbruch der Märzbewegung von 1848 trug ihm der Ministerpräsident Graf von Arnim und dann dessen Nachfolger Camphausen das erst zu bildende Portefeuille des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten an, u. er nahm nun, nach dessen Uebernahme (18. April 1848) an der kurzen, aber dornenvollen und vielfach verkannten Wirksamkeit des Ministeriums Camphausen thätigen Antheil. Nach Auflösung dieses Kabinets lehnte er den Eintritt in das Ministerium Auerswald ab und ward am 25. Juni 1848 zur Disposition gestellt. Aber schon am 24. Juli desselben Jahres ward ihm das Oberpräsidium der Provinz Brandenburg übertragen. Er verfocht in dieser Stellung nach der Berufung des Ministeriums Brandenburg zur Zeit der Auflösung der Nationalversammlung und der Verhängung des Belagerungsstandes mit Entschiedenheit die Sache des Ministeriums. Bei den Wahlen vom 5. Februar 1849 als Kandidat der konservativen Partei zum Abgeordneten der zweiten Kammer erwählt, gehörte er in dieser zu den entschlossensten Kämpfern gegen die damalige demokratische Linke. Nach der Auflösung der zweiten Kammer im Juli 1849 fast einstimmig wieder gewählt, konnte er sich jedoch mit den Maßnahmen des Ministeriums nicht überall einverstanden erklären. In dem Konflikt zwischen seiner Ueberzeugung und den ihm

von Amtswegen obliegenden Pflichten zog er es vor, am 2. Oktober 1849 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen, die er am 14. December erhielt. Seitdem beschränkte sich seine öffentliche Thätigkeit auf das parlamentarische Gebiet. Bei den Wahlen für das Unionsparlament zu Erfurt wurde er von der zweiten preußischen Kammer zum Mitglied des Staatenhauses erwählt und stellte hier den auf Annahme der Unionsverfassung lautenden Antrag, welcher in beiden Häusern mit großer Majorität angenommen ward. Seit der Konvention von Olmütz gehörte er bis zum Schlusse der Sitzung von 1851 bis 1852 in der zweiten Kammer zu Denen, welche zwar in nichtpolitischen Fragen in der Regel die ministeriellen Vorschläge vertheidigten und zur Annahme brachten, in den politischen aber eine entschiedene Opposition bildeten. Bei den Wahlen von 1852—55 ward er in einem berliner und einem neumärkischen Wahlbezirke zum Abgeordneten der zweiten Kammer gewählt und wendete hier seine Thätigkeit hauptsächlich den Verhandlungen über den Staatshaushaltsetat, namentlich als Vorsitzender der zu dessen Prüfung gewählten Kommissionen, u. den sonstigen finanziellen Vorlagen, sowie den Berathungen über die Gemeindeordnungen der einzelnen Provinzen und die Organisation der ländlichen Polizeiverwaltung zu. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste gab er zur Vertheidigung der vom Ministerium damals mit Bezug auf die Grundsteuerregulirung angekündigten Maßregeln eine Schrift unter dem Titel: „Die Grundsteuerausgleichung im preußischen Staate und die sich daran knüpfenden Entschädigungsansprüche" (Berlin 1850) und eine „Beleuchtung der auf der Zollkonferenz in Kassel vorgeschlagenen Zolltarifsveränderungen" (das. 1850) heraus. Eine andere kleine Schrift von ihm betrifft „Die Wollproduktion des deutschen Zollvereins und die Mittel zur Verminderung der für dieselbe aus der Konkurrenz der überseeischen Wollen entstandenen Nachtheile" (Berl. 1851). Nach dem Rücktritt des Ministeriums Manteuffel unter der Regentschaft des Prinzen von Preußen übernahm P. das Portefeuille der Finanzen.

Patowmak (Potowmak), Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entsteht aus der Vereinigung zweier Quellflüsse, die ihren Ursprung am und im Alleghanygebirge haben, bildet eine Strecke weit die Grenze zwischen den Staaten Virginien und Maryland, berührt auf seinem Laufe die Städte Shepherdstown, Georgetown, Washington, Alexandria, Newmarlborough und Charlestown und mündet, 7½ englische Meilen breit und 7 Faden tief, in die Chesapeakbai. Ebbe und Fluth sind 300 englische Meilen weit aufwärts bemerkbar, und fast eben so weit ist er für die größten Schiffe fahrbar. Auch dadurch, daß er viele Nebenflüsse aufnimmt, ist er für die Schifffahrt von großer Bedeutung.

Patradzik (Patradschik, Patratschik, Neupatra), Stadt in der griechischen Provinz Livadien, nordöstlich von Lepanto, hat 3000 Einwohner, welche starken Baumwollenbau treiben, ist das Hypate der Alten. Hier am 18. Juli 1822 Sieg der Griechen über die Türken. Ungefähr ½ Stunde davon erhebt sich sanft aus der Mitte eines Platanenhains ein Hügel mit einer siedendheißen Schwefelquelle mit sehr wirksamen Bestandtheilen (salzsaurer Soda und Kalk, schwefelsaurer Talk- u. Kalkerde, kohlensaurer Kalkerde, Kieselerde, kohlensaurem Gas u. Schwefelwasserstoffgas). Das schwefelwasserstoffhaltige Wasser ergießt sich, einem Strome gleich, beinahe aus dem Centrum des Hügels in ein kraterförmiges Bassin, das zugleich als Cisterne und Badeplatz benutzt wird. Die Wärme des Thermalwassers variirt nach der Tiefe, hat in der Peripherie 23° R., im Centrum 38—40° R. und im Durchschnitt 29° R. Die Oberfläche des Wassers ist an bewegten Stellen mit einem weißen, an manchen Orten gelben und schön azurblauen, auch grünen dicken Schaume bedeckt, und die lebhafte Gasentwickelung aus dem beinahe stagnirenden Wasser läßt ein eigenthümliches Geräusch, gleich kochendem Wasser, wahrnehmen. Diese Therme wird vorzugsweise empfohlen bei allgemeinen Dyskrasien, chronischen Metallvergiftungen, chronischen Hautausschlägen, Flechten, Krankheiten der Schleimmembranen, Schleimflüssen, Hämorrhoidalbeschwerden, Trägheit des Stuhlgangs und Anomalien in den Menstrualfunktionen ꝛc.

Paträ, s. Patras.

Patras (türkisch Baliabadra), befestigte Hauptstadt der griechischen Nomarchie Achaja u. Elis, auf der Südostküste des gleichnamigen Meerbusens, in fruchtbarer, aber schlecht angebauter und ungesunder Gegend, amphitheatralisch auf einem Hügel erbaut. Die Stadt ist der Schlüssel zum Meerbusen von Lepanto und liegt ½ Stunde vom Meere entfernt. Während des Befreiungskrieges ganz zerstört, wurde sie nach einem neuen Plane allmählig wieder aufgebaut und erhielt 9 öffentliche Plätze, Kais, große Boulevards, breite, lange und luftige Straßen, die sich in geraden Linien vom Strande hügelan bis an die Propyläen der zerstörten Veste ziehen, ein Theater und viele Springbrunnen. Die Stadt ist Sitz eines Metropoliten und hat eine Citadelle, 2 Kasernen, 12 griechische Kirchen, eine Moschee, 2 Hospitäler, einen schönen Hafen mit Molo und 10,000 Einwohner, welche lebhaften Handel mit Getreide, Käse, Wolle, Häuten, Oel, Seide, Baumwolle, Gummitraganth ꝛc. treiben. Jährlich führt man aus diesem und dem benachbarten Distrikte von Vostitza 5 Millionen Pfund Korinthen aus. Den Eingang des Busens von Lepanto vertheidigen 2 Kastelle, die sogenannten kleinen Dardanellen, wovon das in Morea Kawak (Schloß) Morea und das gegenüber bei Lepanto gelegene Rumeli Kawak (rumelisches Schloß) heißt. Das erstere hat noch einige Trümmer von einem alten Tempel des Neptun, dem im Alterthum diese ganze Veste geheiligt war. Im Alterthum hieß das rumelische Schloß Antirrhium, das moreotische Rhium. Die Trümmer der alten Stadt liegen auf der Rückseite der Anhöhe. Das bedeutendste Denkmal aus dem Alterthum ist eine römische Wasserleitung. Der Meerbusen von P., ein Theil des jonischen Meeres, zwischen dem Festlande Griechenlands und dem Peloponnes, hängt im Osten durch eine schmale Enge mit dem Meerbusen von Lepanto zusammen und schließt sich

westlich durch das Vorgebirg Papas und östlich durch die kleinen Dardanellen.

Die Stadt P. wurde im hohen Alterthum von den Joniern gegründet und bestand früher aus 3 Städten, Aroë, Antheia und Mesatis, die Patreus, ein Enkel des Agenor, vereinigte und Paträ nannte. Nachdem Paträ schon vor dem peloponnesischen Kriege als Hafenstadt einige Bedeutung erlangt hatte, wurde es durch seine zum Handel bequeme Lage bald eine der ersten der 12 achäischen Republiken. Die Paträer nahmen allein unter den Achäern Theil an den Kämpfen gegen die andrängenden Gallier, erlitten aber bedeutende Niederlagen und verließen dann, durch Mangel getrieben, großentheils die Stadt, traten aber dennoch bald, mit den Dymeern in einem Defensivbündnisse vereinigt, als die ersten Urheber des achäischen Bundes auf. Augustus gewährte den Paträern allein unter den Achäern die Freiheit, sowie die Rechte und Immunitäten einer römischen Kolonie. Seit dieser Zeit führte die Stadt auf den Münzen den Namen Colonia Augusta Aroë Patrensis. Sie ward nun vergrößert und verschönert und mit einer Akropolis versehen, auf deren Stelle die Citadelle des jetzigen P. steht. Hier soll der Apostel Andreas das Evangelium gepredigt haben. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts wurde P. von den Slaven hart belagert, 1205 aber von Champlitte, Grafen von Champagne, erobert und zum Sitz des Herzogthums Achaia erkoren. Die neuen Herzöge behaupteten sich jedoch nur bis 1408, wo Johann II. sich genöthigt sah, sein kleines Reich an die Venetianer zu verkaufen. Diese besetzten es 1432. Sultan Murad belagerte es 1447 vergeblich, und eben so wenig konnte es Konstantin Paläologus 1450 erobern. Nachdem es 1463 in die Hände der Türken gefallen war, landeten 1466 die Venetianer bei der Stadt und siegten erst über die Türken, wurden aber dann gänzlich geschlagen. Im Jahre 1499 errangen die Venetianer im Meerbusen von P. einen Seesieg über die Türken, und 1533 nahm Andreas Doria P. den Türken wieder ab, die es aber 1543 wieder gewannen. Im Jahre 1687 bemächtigten sich die Venetianer unter Morosini von Neuem der Stadt, aber 1716 wurden sie von den Türken für immer vertrieben. Im Jahre 1770 eroberten die Russen und Mainoten P., mußten es aber noch in demselben Jahre wieder räumen, worauf es von den Türken verbrannt wurde. In dem nahen Golf verbrannten die Russen 1772 eine türkische Flotte. Im Jahre 1820 litt P. bedeutend durch ein Erdbeben. Hier begann die griechische Revolution mit dem Auflauf vom 12. Febr. 1821, wobei die Türken verjagt und in die Citadelle eingeschlossen wurden. Als ein militärisch wichtiger Punkt, der die Verbindung Morea's mit Lepanto, Albanien u. Rumelien sicherte, ward die Stadt während des Freiheitskrieges ein Hauptschauplatz des Kampfes, aber am 15. April 1821, nachdem Jussuf Pascha die Citadelle entsetzt hatte, von den Türken eingeäschert. Bis zu Anfang Februars 1822 setzte eine türkische Flotte 5000 Mann Truppen bei P. ans Land u. versah das von den Griechen hart bedrängte Fort mit Kriegs- u. Mundbedarf. Die griechische, aus 70 kleinern Schiffen bestehende Flottille griff am 6. März in dem Augenblicke, wo die Türken den Rückzug antraten, dieselben an. Ein plötzlich eintretender widriger Wind verhinderte jedoch den größten Theil der griechischen Flotte, an dem Gefechte Theil zu nehmen, und nur 12 Schiffe bestanden den Kampf mit der überlegenen feindlichen Macht, wußten aber durch Muth und Geschicklichkeit die Feinde so in die Enge zu treiben, daß sie sich genöthigt sahen, mit ihren übel zugerichteten Fahrzeugen nach Zante zu flüchten, wo die Engländer ihnen Gelegenheit gaben, den verfolgenden Griechen zu entrinnen. Die Griechen blokirten nun P. 1824 unter Kolokotroni, und die Gegend von P. war bis 1828 der Gegenstand fortwährenden Kampfes. Kolokotroni schloß es endlich enger ein, doch ward es, da dieser sich gegen die griechische Regierung erhob, wieder frei. Ibrahim Pascha leitete von P. aus die Belagerung von Missolunghi. Im Jahre 1828 nahmen es die französischen Hülfstruppen unter Schneider für Griechenland in Besitz; 1832 war es der Sitz der Insurgenten unter Tzavellas; 1833 wurden die Franzosen durch die Bayern abgelöst. In der neuern Zeit hat sich die Stadt, obgleich der Hafen nur mittelmäßig ist, als der gewöhnliche Landungsplatz vom westlichen Europa her, durch den Verkehr der Fremden wieder gehoben. Während der Mißhelligkeiten zwischen Griechenland und Großbritannien war P. ein Hauptsitz der revolutionären Opposition und der englischen Intriguen. Im Dec. 1847 erregte hier der Hauptmann Merentitis, der mit dem Rebellen Grivas in Verbindung stand, eine Emeute.

Patria (lat.), Vaterland.

Patriarch (v. Griech., Altvater, Erzvater), Name der Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündfluth u. der drei Stammväter des israelitischen Volks, Abraham, Isaak und Jakob. Daher erinnert der Ausdruck patriarchalisch an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung. Später wurde die Benennung P. ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Vorsteher Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Für die westlich wohnenden Juden bestand das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bis 415, für die östlichen in der Zerstreuung das zu Babylon bis 1038. Von diesen Würden der jüdischen Kirche, die mit großer Macht bekleidet waren, ging der Titel P. in die christliche Kirche über, war noch im 4. Jahrhundert allen Bischöfen gemein, wurde aber kurz vor dem Koncil zu Chalcedon ausschließend auf die Metropoliten übertragen, welche ihren Bischofssitz in der Hauptstadt einer politischen Diöcese hatten. Vorzugsweise hießen P.en die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Erzbischöfe und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Die vier Häupter der orientalischen Kirche behielten, während das römische Patriarchat zu einem Oberpriesterthum über den ganzen Occident heranwuchs, diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der

Saracenen den größten Theil ihres Einflusses. Die römischen Bischöfe haben sich eigentlich den Patriarchentitel nie angeeignet, u. es hängt vielleicht damit zusammen, daß der Name Papa sich für ihre Person u. ihren Stuhl fixirte. Eigenen P.en gehorchen die Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jakobiten und Maroniten. Der P. von Konstantinopel, der über die griechischen Christen im türkischen Reiche das Primat behauptet, führt den Titel eines ökumenischen, hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen u. wird vom Sultan eingesetzt. Das im 16. Jahrhundert entstandene Patriarchat über die russische Kirche hatte ein noch größeres Ansehen, wurde aber eben deshalb von Peter dem Großen wieder abgeschafft u. in das heilige Synod verwandelt. In der katholischen Kirche führen den Patriarchentitel die Erzbischöfe von Lissabon und Venedig. Das Patriarchat von Aquileja wurde 1751 in die Erzbisthümer Udine und Görz (später Laibach) getheilt.

Patriarchalkirchen, Benennung der sieben Hauptkirchen Roms: St. Johann von Lateran, St. Peter im Vatikan, St. Paul vor der Stadt, Sta. Maria Maggiore, St. Sebastian, St. Lorenzo, die Kirche des heiligen Kreuzes.

Patriarchat, die Würde eines Patriarchen.

Patricier (Patricii), der Theil des römischen Volks, welcher den Plebejern gegenüberstand. Die ältesten P. waren die eigentlichen Bürger u. machten als Gesammtheit das eigentliche Volk (populus) aus. Darum hießen sie damals auch Ingenui, weil sie die einzigen freien Eingeborenen waren. Diese Voll- oder Altbürger zerfielen in drei Urstämme oder Tribus: Ramnes, Tities und Luceres. Jede Tribus bestand aus 10 Kurien oder Geschlechterkomplexen, jede Kurie aber aus 10 Unterabtheilungen, Dekurien oder Dekaden. Die Tribus der Luceres war der Berechtigung nach die jüngste und wurde wahrscheinlich erst unter Tarquinius Priscus den andern gleichgestellt, wie sowohl die Vermehrung des Senats von 200 auf 300 Mitglieder, als die der Vestalinnen von 4 auf 6 andeutet. In diese alten Tribus u. Kurien wurden mehrmals fremde Familien, welche nach Rom gezogen waren, aufgenommen, so Numa Pompilius, von Tullus Hostilius mehre albanische Gentes, als die Tullii, Servilii, Quinctii, Curiatii, Clölii. Der alten Sitte gemäß, daß alle Korporationen durch gemeinsame Sacra verbunden waren, hatte sowohl der ganze Staat seine allgemeinen Heiligthümer (sacra), als jede Stammgenossenschaft. An allen diesen Heiligthümern konnten nur die P. als die einzigen Vollbürger thätigen Antheil nehmen; sie waren vermöge des unvergänglichen Charakters der einmal erlangten Weihe durch ihre Geburt und durch das Alter ihrer Familie — Manche leiten ihren Ursprung selbst von den Göttern ab — die geborenen Vermittler zwischen den Göttern und dem Staat. Daher waren sie allein fähig, Priesterstellen zu verwalten, und befanden sich im Besitz aller religiösen Institute, also auch des Rechts, Auspicien anzustellen oder anstellen zu lassen. Die politische Macht der P. war somit ursprünglich ein Ausfluß ihrer religiösen Bedeutsamkeit, denn auch die Kenntniß aller auf das Staatsleben Bezug habenden Rechte und Geheimnisse, z. B. des Gerichtswesens, hing auf das Engste mit dem religiösen Fundament des Ganzen zusammen. Daß aber die ältesten P. die einzigen Bürger des alten Roms waren und daß es neben ihnen damals noch keine Plebejer, sondern nur Klienten oder Schutzbefohlene (s. Klientel) der P. gab, ist durch Niebuhrs Forschungen außer Zweifel gesetzt worden. Die eigentliche Plebs (s. d.) entstand erst durch Uebersiedelung der Bewohner der latinischen Ortschaften nach Rom. Während aber bis auf Servius Tullius die P. im Gegensatz zu den Klienten die einzigen Bürger gewesen waren, erscheinen sie später als wahre Adelige im Gegensatz zur plebejischen Gemeinde. Nachdem Servius Tullius aus den besiegten u. nach Rom verpflanzten Latinern eine freie Volksgemeinde (plebs) gebildet hatte, bildeten die P. nicht mehr das eigentliche Volk, den Populus, noch waren sie die einzigen Ingenui, sondern der Name Populus umfaßt, seitdem das ganze Volk der Geschlechter und der Gemeinde, und Ingenui sind jetzt auch die Plebejer. Dagegen bleiben die P. die Geschlechter oder der Erbadel (Altbürger), im Gegensatz zu der Gemeinde (Neubürger). Diese seine Geburtswürde verlor aber der Patricier auch nicht in den ungünstigsten äußeren Verhältnissen. Der Censor durfte ihn zwar seiner Armuth halber in eine niedere Klasse versetzen, nie aber zu einem Plebejer machen; eben so wenig konnte der Plebejer Patricier werden, auch wenn er noch so reich war od. die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatte. Reichthum u. Ehrenstellen hatten demnach auf die Geburtswürde keinen Einfluß, und Nobilitas ist nie identisch mit der Würde des Patriciers. Ein ganz anderes Verhältniß war es, wenn ein Patricier freiwillig aus seiner Gens austrat u. zu den Plebejern überging (z. B. durch Heirathen einer Plebejerin oder von einem Plebejer adoptirt), oder wenn ein Plebejer durch die regelmäßige Wahl (allectio) unter die patricischen Gentes aufgenommen wurde. Dieses geschah, wie unter den Königen, so auch in der republikanischen Periode, durch Staats- und Komitialbeschluß, und zwar zuerst durch M. Jun. Brutus u. P. Valerius Poplicola unmittelbar nach Vertreibung der Könige. Bis 300 v. Chr. dauerte das vergebliche Ringen der P. gegen die immer steigenden Forderungen der Plebejer. Der Kampf mußte bald beginnen, denn obgleich die Plebejer durch Servius Tullius als Bürger in den Staat aufgenommen worden waren, so hatten die P. doch noch mehre Vorrechte behalten und behaupteten durch ihren Reichthum, ausschließliche Benutzung des Ager publicus, harte Schuldgesetze ꝛc. eine gewisse Herrschaft über die Plebejer. Daher dauerten die Klagen derselben über die Härte und Ungerechtigkeit der P. lange Zeit fort, während diese die Plebejer wegen ihrer Unbescheidenheit u. Unersättlichkeit tadelten. In den hartnäckigen und mit gegenseitiger Erbitterung, jedoch nicht ohne eine gewisse Mäßigung geführten Kämpfen errangen die Plebejer zuerst eine Vertretung ihrer Rechte durch die Volkstribunen, welche bald die Selbstständigkeit der Tributkomitien und ausgedehntere Befugniß derselben, namentlich ihrer Richtergewalt, erfochten. Auch das allgemeine Staatsgesetz der Zwölf Tafeln war eine Errungenschaft langer Kämpfe. Das nächste Zugeständniß,

welches die P. zu machen sich genöthigt sahen, war die Aufhebung des Eheverbots zwischen beiden Ständen durch die Lex Canuleja und darauf die allmählige Einräumung aller Magistraturen, ja sogar der Augurn- und Pontifexwürde durch die Lex Ogulnia, 300 v. Chr., mit welchem Siege der Streit beendigt war. Seit jener Zeit kämpften die Plebejer nicht mehr gegen die P., sondern der große Haufe des Volks kämpfte seitdem gegen die neugebildete Aristokratie des Geldes und der Nobilität. Durch diese neue Macht wurde der Erbadel, dem die Fundamente ohnehin schon ganz entzogen waren, immer mehr verdunkelt und behielt endlich nur noch historisches Ansehen. Was die Rechte der P. anlangt, so hatten sie in publicistischer Beziehung erstlich das Stimmrecht (jus suffragii), und zwar in den Kuriatkomitien ein ausschließliches; doch gingen die Hauptrechte dieser Komitien durch Servius Tullius an die Centuriatkomitien über, so daß den P.n nur das Bestätigungsrecht der Magistraten, sowie die Ordnung der religiösen und Familienangelegenheiten verblieb, bis auch dies zu einer leeren Förmlichkeit herabsank. In den Centralkomitien stimmten die P. mit den Plebejern gemeinsam, hatten aber durch ihren Reichthum großen Einfluß, indem die 80 Centurien der ersten Klasse großentheils aus P.n bestanden; auch gehörten ihnen die Stimmen der Ritter allein an. In den Tribunatkomitien hatten die P. zwar auch Stimmrecht, machten aber davon selten Gebrauch. Endlich hatten die P. in sofern einen bedeutenden Einfluß auf die Komitien, als in denselben nichts vorgetragen werden konnte, ohne vorher von dem Senat (s. d.), in welchem die P. ursprünglich vorherrschten, genehmigt worden zu seyn. Ein wichtiges Vorrecht der P. war ferner das Jus honorum. Zufolge der hohen Bedeutung, welche die alte religiöse Weihe der P. hatte, durften die Magistraturen anfangs nur mit P.n besetzt werden; daher waren die Konsuln, Diktatoren, Aedilen, Quästoren und die Decemvirn P. Nachdem aber die Plebejer die Wahl zu Militärtribunen und Konsuln durchgesetzt hatten, schlugen die P. vom Konsulat zwei Stücke ab und machten daraus zwei neue Aemter, die Censur und Prätur, um wenigstens einen Theil der patricischen Macht zu retten. Erst nach langen Kämpfen verloren die P. das Jus honorum und mußten nun auch den Plebejern den Zutritt zu den Aemtern gestatten, zuerst zur Quästur, dann auch zum Militärtribunat und Konsulat, sowie zur Diktatur, Censur und Prätur. Nur das Amt des Interrex konnte auf ewige Zeiten nur von einem Patricier bekleidet werden, wegen der Auspicien, die derselbe halten mußte. Umgekehrt hatten die Plebejer das Volkstribunat ausschließlich für sich. Andere Ehrenämter, wie Gesandtschaften, Kommissionen 2c., gehörten den Senatoren an, also meist den P.n, bis auch Plebejer, welche durch Reichthum und Nobilität in den Senat gekommen waren, dieselben erlangten. Die Justiz war ebenfalls zuerst Eigenthum der P., sowohl die theoretische Kenntniß, als die praktische Ausübung des Rechts, wegen des innigen Zusammenhangs der religiösen (jus sacrum) und bürgerlichen Satzungen (jus civile). Die Richterstellen waren senatorisch bis auf die Gracchen; gewöhnliche Plebejer erlangten die Befähigung dazu erst gegen das Ende der Republik und hatten dadurch großen Nachtheil, indem die patricischen Richter die zwischen ihren Standesgenossen u. den Plebejern schwebenden Prozesse wohl nicht ganz unparteiisch entschieden. Das Recht der Berufung an die Gesammtheit des Volks (jus provocationis) wurde schon von Serv. Tullius auch auf die Neubürger ausgedehnt und die Provokationen an die Centralkomitien verwiesen (s. Provocatio). Privatrechtlich hatten die P. keine Vorrechte mehr, denn zugleich mit der Civität erhielten die Neubürger auch das Handelsrecht (commercium). Ebenso übten die Plebejer das Patronatsrecht aus, wenn sie auch anfangs weit weniger Klienten als die P. hatten. Nur im Familienrecht standen sie diesen in sofern nach, als die P. in dieser Beziehung eine starre Abgeschlossenheit gegen die Neubürger bewahrten. Sie, die Nachkommen der Götter, konnten sich nicht mit unedlem Blut vermischen und sahen daher, auch nachdem die Lex Canuleja das Eheverbot aufgehoben hatte, gemischte Ehen sehr ungern. Sakralrechtlich behaupteten die P. stets einen gewissen, durch ihr Alter und ihre religiöse Weihe sanktionirten Vorrang, obwohl sie auch hier den Plebejern manche bedeutende Koncessionen machen mußten. Anfangs waren sie die einzigen Vermittler zwischen den Göttern und dem Staat und hatten die Priester- u. Augurnstellen allein zu verwalten, bis die Plebejer auch hierin sich eine aktive Theilnahme erkämpften und Aufnahme in das Kollegium der Aufseher über die sibyllinischen Bücher, in das der Ponifices, Sacerdotes u. der Augurn durch die Lex Ogulnia erhielten. Auch die Fetialen waren aus P.n und Plebejern gemischt, und sogar der Curio maximus konnte ein Plebejer seyn. Endlich setzten die Plebejer durch, daß mehre geistliche Behörden durch die Tributkomitien erwählt werden sollten. Der sakralrechtliche Vorzug aber, den die P. stets behaupteten, bestand darin: daß sie als der Ausgangspunkt und als Urquelle der Auspicien galten, weshalb nur ein patricischer Interrex gewählt werden konnte, von welchem das Recht der Auspicien auf den unter seiner Leitung gewählten plebejischen Konsul gleichsam überströmte; daß einige Priesterwürden stets patricisch blieben, so der Rex sacrificulus, der Flamen Dialis, Martialis u. Quirinalis, die Salii Palatini; daß die Plebejer von allen patricischen Gentilsacris, z. B. von der Verehrung der Pudicitia patricia, ausgeschlossen blieben, ebenso von dem Venusopfer an den Kalenden des April 2c. Während das alte Patriciat Erbadel bezeichnete, erscheint das Patriciat unter den späteren Kaisern, namentlich seit Konstantin dem Großen, nur als eine persönliche Würde, welche nicht vererbt werden konnte. Konstantin schuf diese Würde nach Verlegung der Residenz nach Konstantinopel und bei der Organisirung des Hof- u. Staatsdienstes. Der P. steht seitdem in der Rangklasse der Illustres sogleich nach den Konsuln über den Präfekten. Man unterschied Patricii praesentales, d. h. dienstthuende P., u. P. codicillares oder honorarii, d. h. Titularpatricier; Expatricius hieß ein P. nach Verlust seiner hohen Würde. Die Privilegien des Patriciats waren: Befreiung von

der väterlichen Gewalt, sowie von allen Lasten der Kurie; privilegirte Gerichtsbarkeit; mehre Insignien, als Chlamys und Calceus. Die Verleihung der Patricierwürde geschah aber selten, gewöhnlich nur als Belohnung für längjährige Dienste und nur an Konsuln, Präfekten oder Magistri militum, bis Justinian den Kreis erweiterte. Abwesende wurden durch ein Diplom mit dem Patriciat bekleidet, Anwesende erhielten die Insignien. In einer neuen Bedeutung erscheint das Wort Patricius, als Papst Stephan 754 den König Pipin unter diesem Titel zum Statthalter Roms und des Landes der römischen Republik u. zugleich zum Schirmvogt der Kirche erhob. Diesen Titel nahm auch Karl der Große an, ehe er zum Kaiser ausgerufen wurde, und auf ihn berief sich Heinrich IV., als er die Absetzung Gregors VII. aussprach. Ein eigenes Patricierthum entstand im 12. und 13. Jahrhundert in den deutschen Reichsstädten und in der Schweiz aus den angesehensten Familien, die nur zu gewissen obrigkeitlichen Aemtern eine ausschließende Berechtigung gewannen und behaupteten.

Patrick (St. P., Patricius der Heilige), eigentlich Succath, der Apostel Irlands, geb. 372 zu Banaven Tabernä, dem heutigen Kill-Patrick in Schottland, stammte aus edler Familie, die ihren Ursprung aus der Bretagne herleitete. Sein Vater Calpurnius war Diakonus und erzog den Sohn im Christenthum. In seinem 16. Jahre ward dieser, als er mit einigen Knechten des Vaters Vieh am Meeresstrande hüten mußte, von irischen Seeräubern entführt und konnte erst nach 6 Jahren in die Heimath zurückkehren. Von Visionen getrieben, beschloß P., Heidenbekehrer zu werden. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten hatte, kehrte er nach Irland zurück, verbreitete, trotz aller Gefahren und Hindernisse, mit dem größten Eifer das Christenthum unter den Einwohnern, gründete Kirchen, Schulen und Klöster und führte selbst ein vollständiges kirchliches System ein, an dessen Spitze er als Erzbischof seinen Sitz zu Armagh nahm. Durch ihn ward die Schreibkunst und wissenschaftliche Bildung überhaupt unter den Iren verbreitet, und die von ihm gestifteten Klosterschulen kamen in einen solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß aus allen Ländern Europa's Schüler herbeiströmten. Gegen das Ende seines Lebens überließ P. die Verwaltung des Erzbisthums seinem Koadjutor Benignus, einem ehemaligen von ihm bekehrten Häuptling, und widmete sich ganz der Abfassung seiner „Confessio". P. † wahrscheinlich 483, wurde später kanonisirt und gilt für den Schutzheiligen Irlands. Die Schriften, die man ihm beilegt, gab, mit kritischen Anmerkungen versehen, zuerst Wilkins (London 1656) heraus.

Patrickorden (Ritterorden des heiligen Patricius), ward von Georg III. am 5. Febr. 1783 für Irland gestiftet. Oberhaupt desselben ist der König von England, Großmeister der jedesmalige Vicekönig von Irland. Außerdem hat derselbe zu Mitgliedern einen Prinzen des königlichen Hauses, 7 Offiziere und 16 Knights Companions, die wenigstens Grafen seyn müssen. Das Ordenszeichen ist ein ovaler, weißer Schild, in der Mitte mit dem rothen Patrickkreuz, auf welchem ein Kleeblatt angebracht ist, auf dessen 3 Blättern sich 3 goldene Kronen befinden; ein goldener Ring mit der Umschrift: „Quis separabit 1783" umschließt das Kreuz.

Patricks, St., Inselgruppe, zum nordamerikanischen Staat Connecticut gehörig, an der Grenze von Newyork, unbewohnt und nur des Fischfangs wegen besucht; die größte Insel ist Captains- oder Monussen-Island.

Patrimi u. **Matrimi** (lat.), Unmündige beiderlei Geschlechts von freier Geburt, deren beide Aeltern noch am Leben sind.

Patrimonialgerichtsbarkeit (Erbgerichtsbarkeit, Gutsgerichtsbarkeit), diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Grundherren über ihre Erbzins- und Lehnleute ausüben. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der administratorischen Gerichtsbarkeit darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigener, auf dem Eigenthum haftender Befugniß ausgeübt wird. Sie gründete sich größtentheils auf das Schutzrecht der Grundherren über ihre Zinsleute (liti, aldii, Hörige, Leibeigene), zuweilen auch auf die Gemeinde-, Mark- und Hofverfassung. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht von ihm erhalten haben muß, so folgt, daß sich die P. auf die ausdrückliche oder stillschweigende Erlaubniß des Landesherrn gründet und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Gerichtsbarkeit einschränkt, weil die peinliche Gerichtsbarkeit in allen Zeiten für ein so wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt wurde. Da bei Ausübung der P. nach den Landesgesetzen und besonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß, so pflegen die Gutsbesitzer, die selten der Rechte kundig sind, sie durch eigene von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirektoren 2c. genannt werden. Diese müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch sie den Charakter von öffentlichen Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtheil und Recht ihres Amtes entsetzt werden. Neuerlich ist die Frage über die Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der P. oft zur Sprache gekommen; da sie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staates hindert, wäre es allerdings wünschenswerth, sie eingehen zu lassen. In der neuesten Zeit ist sie in Deutschland wirklich theils schon aufgehoben worden, theils wird auf ihre Aufhebung in der Gesetzgebung sowohl, als in der Wissenschaft hingearbeitet.

Patrimonialgüter (Schatullgüter), diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann besitzt und durch Erbschaft, Kauf oder auf anderem unter Privatpersonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnlichen Wege erlangt hat, die daher auch in der Regel nicht von der Kam-

mer, sondern von besonders dazu verordneten Beamten verwaltet werden.

Patrimonium Petri (Patrimonium ecclesiae), das durch Schenkungen erworbene und immer mehr vergrößerte Vermögen der römischen Kirche, als deren Gründer der Apostel Petrus angesehen wird, Petri Erbgut.

Patrinia, Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, perennirende Pflanzen mit zierlichen gelben oder goldgelben, in Enddoldentrauben stehenden Blumen, in Sibirien, China u. Japan, von denen P. rupestris *Juss.*, Valeriana sibirica *W.*, P. scabiosaefolia *Lk.* und P. sibirica *Juss.* als Zierpflanzen vorkommen. Die Patrinien lieben einen nahrhaften, lockern, nur mäßig feuchten Sandboden und müssen im Winter gegen Nässe u. strengen Frost durch eine leichte, trockene Bedeckung geschützt werden. Die Vermehrung geschieht am besten durch den Samen.

Patrinit, nach Hauy eine Species des prismatoidischen Wismuthglanzes, heißt auch Nadelerz, besteht nach Frick aus 36,05 Blei, 36,45 Wismuth, 10,59 Kupfer, 16,61 Schwefel u. bildet undeutliche nadelförmige Säulen, kommt aber auch derb u. eingesprengt vor, ist unvollkommen theilbar, von unebenem Bruch, 2,0—2,5 Härte, 6,1 specif. Gew., dunkel bleigrau ins Stahlgraue, oft gelblich anlaufend, stark glänzend, vor dem Löthrohre auf Kohle leicht schmelzbar u. kommt eingewachsen in Quarz zu Beresow im Ural, Schwarzenberg in Sachsen vor.

Patriotismus (v. Lat.), Vaterlandsliebe, u. zwar nicht allein die Liebe zu dem Lande u. Volke, dem man durch die Geburt angehört, sondern zugleich die Gesinnung, vermöge welcher der Einzelne sein Privatinteresse dem des Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern, oder es wenigstens nicht im Widerspruche mit letzterem geltend zu machen sich bewogen findet. Patriot oder Vaterlandsfreund heißt daher Derjenige, bei dem eine solche Gesinnung vorhanden und wirksam ist. Schon im Begriffe des Bürgers (civis) liegt der Begriff des Patrioten; das Wort Patriota aber wurde erst seit dem Mittelalter gebräuchlich und bedeutete einen Landeseingeborenen zum Unterschiede von dem Fremden (peregrinus). Naturgemäß beruht der P. auf der Gemeinschaft des Volks oder der Nationalität; er gewinnt aber seine volle Bedeutung erst dadurch, daß in der Form des Staates die Gemeinschaft des Volkes sich ausprägt u. der Einzelne sich als Mitglied des Staates betrachtet. Einen um so größern Spielraum seiner Bethätigung findet aber der P., je mehr durch die Staatsverfassung dem Einzelnen gestattet ist, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Doch ist die Gesinnung und Pflicht des P. nicht an eine bestimmte Verfassung gebunden; denn es hat sich gezeigt, daß gerade solche politische Zustände, wo die öffentlichen Angelegenheiten wie Privatsachen der Mächtigen behandelt wurden, den Sinn für das Gemeinwohl, für die Ehre und Selbstständigkeit des Volks oft am kräftigsten hervorriefen. Leicht kann der P. geschwächt werden, wo die Einheit der Nation nicht mit der Einheit des Staates zusammenfällt; wie z. B. in Folge der Zerstückelung des Landes in eine Menge kleiner Staaten der P. der Deutschen abgeschwächt ward. In neuerer Zeit haben sich manchmal politische Parteien den Namen der Patriotenpartei beigelegt, um eben so die Tendenzen ihrer Gegner verdächtig zu machen, als ihre eigenen Absichten unter einem günstigen Licht erscheinen zu lassen.

Patripassianer (Patropassianer, Patropaschiten), Parteiname einer theologischen Fraktion im 2. und 3. Jahrhundert, welche das dogmatische Problem, die Gottheit Christi mit der Einheit Gottes in Einklang zu bringen, so zu lösen suchte, daß sie sagte, der eine höchste Gott habe sich im Menschen Christus offenbart, derselbe eine Gott heiße Vater als der vor der Schöpfung verborgene, dagegen Sohn als der in Christo zur Offenbarung gekommene Gott. Der obige Name, von Tertullian erfunden, erklärt sich daher, daß die Gegner dem Systeme aus Konsequenzenmacherei vorwarfen, es lasse Gott den Vater, sofern er in Christus erschienen sey, den Leiden und dem Tode sich unterziehen. Als Repräsentanten dieser Richtung sind anzuführen: Praxeas aus Asien, Noetus aus Smyrna, Beryllus, Bischof von Bostra, Sabellius, Presbyter zu Ptolemais, nach welchem die P. auch Sabellianer heißen.

Patristik (v. Griech.), derjenige Theil der historisch-dogmatischen Theologie, welcher sich mit dem Leben, den Schriften und den Lehren der Kirchenväter (s. d., patres ecclesiae) beschäftigt. Von katholischen Schriftstellern wird die Wissenschaft der gesammten P. in zwei Haupttheile geschieden: Patrologie, oder die Wissenschaft de patribus, welche die Literargeschichte der Kirchenväter umfaßt, über ihr Leben, ihre Personen, ihre Herkunft, ihre Schicksale ꝛc., dann insbesondere über ihre Schriften sich verbreitet, also alles Dasjenige behandelt und zurüstet, was zur fruchtbaren Beschäftigung mit den Werken der Kirchenväter nöthig ist, und P. im engern Sinne, oder die Wissenschaft ex patribus, deren Geschäft es ist, aus den Werken der Kirchenväter die Dogmen der Kirche zu entwickeln. Die protestantischen Kirchenhistoriker haben, wie viele der katholischen, diese Unterscheidung fallen lassen, od. sie erkennen in der Patrologie höchstens einen Theil der P., nämlich den biographisch-literär-historischen. Patres ecclesiae, Kirchenväter, sind aber die durch Schriften oder praktische Wirksamkeit bedeutend gewordenen Kirchenlehrer der 6 ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, mit Ausschluß der Apostel selbst und meist auch der sogenannten apostolischen Väter (s. d., Patres apostolici). Zu unterscheiden sind ferner von den Patres ecclesiae die Doctores ecclesiae, Kirchenlehrer, zu denen einzelne besonders ausgezeichnete Kirchenväter der ersten 6 Jahrhunderte, namentlich aus der griechischen Kirche Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, und aus der lateinischen Kirche Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Leo der Große und Gregor der Große, außerdem aber auch noch einige hervorragende Männer der spätern Jahrhunderte, als Thomas von Aquino, Bonaventura u. Bernhard von Clairvaux, gerechnet werden. Wenn der Titel Doctor ecclesiae (Kirchenlehrer) ein höherer Ehrentitel seyn soll, als Pater ecclesiae (Kirchenvater), so hat anderer Seits die katholische

Theologie diesen letztgenannten Ehrennamen solchen Männern der ersten 6 Jahrhunderte nicht zu ertheilen für gut befunden, welche zwar auch durch gelehrte Schriften an der Ausführung des kirchlichen Lehrbegriffs gearbeitet haben, dabei aber mehr oder weniger den Makel der Heterodoxie od. Häresie an sich tragen. Diese nennt man Scriptores ecclesiae, Kirchenschriftsteller, und es müssen sich selbst Origenes und Tertullian nicht selten mit diesem Prädikate begnügen. Die protestantische Wissenschaft hat diese aus dogmatischen Rücksichten entsprungenen Ausscheidungen und Absonderungen verworfen und alle bedeutenderen Lehrer der alten Kirche, insbesondere diejenigen, von denen auch noch schriftliche Dokumente ihrer Lehrerthätigkeit vorhanden sind, mit dem Ehrennamen von Kirchenvätern ausgezeichnet, so daß selbst die apostolischen Väter zu ihnen gezählt werden. Daß man aber fast allgemein die Reihe der Kirchenväter mit dem 6. Jahrhundert schließt, hat seinen Grund in dem Umstande, daß die dem 6. zunächst folgenden Jahrhunderte keine Männer aufzuweisen haben, welche einen Vergleich mit den glorreichen Namen der Vorzeit aushalten konnten, weder hinsichtlich des Umfangs ihrer theologischen Bildung und Wissenschaft, noch in Betreff der Originalität ihrer Wirksamkeit. In Bezug auf die dogmatische Bedeutung der P. sind die katholische und die protestantische Kirche sehr divergirender Ansicht. Nach katholischer Ansicht bilden die Kirchenväter die Träger der so gewaltig gewordenen Tradition für einen eben so ausgedehnten, als wichtigen und normgebenden Zeitraum, und die tridentiner Synode hat es mit klaren Worten ausgesprochen, daß in dem von den Kirchenvätern aufgestellten Lehrtypus der eigentliche Wille u. Sinn der Kirche selbst ausgeprägt sey. In der protestantischen Dogmatik dagegen genießen die alten Lehrer ein solches normatives Ansehen nicht, und ihre Lehrsätze haben an und für sich keinen Anspruch auf höhere Autorität. Doch hat man es bei dogmatischen Streitigkeiten auf dem Felde der Polemik bis auf die neuere Zeit herab sehr gern gesehen, wenn man seine Ansichten an jene des ehrwürdigen Alterthums anreihen u. das Zeugniß der Kirchenväter zum Succurs rufen konnte. Von Wichtigkeit ist aber das Zeugniß der Väter besonders für die Kritik der heiligen Schriften; je früher ein heiliges Buch als von den Vätern anerkannt und benutzt nachgewiesen werden kann, je höher hinauf also seine kanonische Geltung feststeht, desto sicherer ist in den meisten Fällen seine Authentie begründet; die Citate der Kirchenväter bilden deshalb den hauptsächlichsten Stoff, den die Kritik handhabt. Was die Sprache betrifft, in welcher die Kirchenväter geschrieben haben, so erscheint keiner von ihnen den klassischen Autoren der griechischen und römischen Welt ebenbürtig. Im Ganzen ist der Styl der griechischen Kirchenväter besser, als der der lateinischen, unter denen nur wenige, wie Minucius, Felix u. Lactantius, das Streben nach Reinheit des Ausdrucks mit Glück verfolgt haben. Vergl. Engelhardt, Leitfaden zu patriotischen Vorlesungen, Erlangen 1822; Möhler, Patrologie, herausgegeben von Reithmayr, Bd. 1, Abth. 1 und 2, Regensburg 1839—40.

Patrize, in der Stempelschneidekunst derjenige Stempel, mittelst dessen man die Formen zum Letterngusse erzeugt. Derselbe hat genau die Form der Lettern und enthält den Buchstaben links geschnitten. Indem man diesen Stempel in ein Stückchen Kupfer einschlägt u. dies so bearbeitet, daß es ins Gießinstrument gebracht werden kann, erhält man die Form oder Matrize (s. d.). P. heißt auch eine Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter (Mater oder Matrize) zu schneiden und zu reguliren, sowie bei galvanoplastischen Arbeiten das Original, auf welchem eine galvanoplastische Mater niedergeschlagen werden soll.

Patrocinium (lat.), Beschützung, Vertheidigung, Beschirmung, besonders die eines Klienten durch seinen Patron.

Patroclus, Sohn des Menötius und der Sthenele, Enkel des Actor, erschlug als Knabe beim Würfelspiel einen seiner Spielgenossen, weshalb ihn sein Vater zu Peleus in Phthia brachte, wo er mit Achilles erzogen ward. Später soll er mit zu den Freiern der Helena gehört haben. Er begleitete den Achilles nach Troja, hielt sich aber, wie dieser sein Freund, lange Zeit von dem Kampfe fern und hörte den Gesängen desselben in seinem Zelte zu. Als aber die Noth der Griechen zu dringend ward, bat er Achilles, ihm seine Waffen zu leihen und ihn damit zur Schlacht gehen zu lassen. Er erhielt sie, trieb die Trojaner zurück, löschte den Brand der Schiffe, erschlug viele Feinde, namentlich auch den Sarpedon und Sthenelus, kämpfte mit Hector um Sarpedons Leichnam, dessen Rüstung er wenigstens rettete, stürmte dreimal gegen Troja's Mauern an; beim vierten Angriff aber betäubte ihn Apollo durch einen Schlag, und P. ward, von Euphorbus von hinten mit dem Speer durchbohrt, von Hector vollends getödtet. Die Rüstung des P. wurde nach langem Kampf eine Beute des Hector. Sein Leichnam ward noch gerettet und nach den Schiffen getragen, wo Achilles weinend um seinen Freund trauerte und ihn zu rächen schwur. Thetis schützte durch Ambrosia und Nektar den Leichnam vor Verwesung, und in der Nacht nach seinem Tode erschien P. dem Achilles, bat ihn um baldiges Begräbniß und um die Gunst, ihre beiderseitige Asche in einer Urne ruhen zu lassen. Bei seinem Leichenzuge folgten ihm alle Myrmidonen, und Achilles erwies ihm dabei alle möglichen Ehren. Nach der Bestattung wurden feierliche Leichenspiele gehalten. In der Unterwelt fanden sich die Freunde wieder zusammen, oder sie lebten auch nach dem Tode vereint auf der Insel Leuke. Die Urne des P. ward später neben der des Achilles auf dem sigäischen Vorgebirge beigesetzt, woselbst auch ein ihm geweihter Heroendienst Statt fand.

Patrologie, s. Patristik.

Patron, s. Patronus.

Patronatsrecht (lat. jus patronatus), s. Patronus.

Patrone (franz. patron), ein aus Metall, Holz, Pappe oder Papier bestehendes Hülfsgeräth bei mehren technischen Gewerben, welches dazu dient, irgend einem Gegenstande eine bestimmte (dem Patronenmuster gleichkommende) Form zu geben; in der Dekorationsmalerei s. v. a. Schablone; im

Bergbau eine Hülse, welche mit Sprengpulver angefüllt wird, meist aus Papier, das mitunter mit Pech überstrichen wird, seltener aus Holz od. Blech verfertigt. Im Militärwesen versteht man unter P. eine bestimmte fertige Ladung kleinerer u. größerer Feuergewehre, entweder von bloßem Pulver, oder von Pulver u. Geschossen, welche beide zu einem Stück verbunden sind; erstere nennt man Exercir- od. Platzpatronen, letztere scharfe P.n. Gewöhnlich bezeichnet man nur die für Handfeuergewehre bestimmten P.n mit diesem Namen, die für grobes Geschütz bestimmten heißen in der Regel Kartuschen. Um P.n zu machen, fertigt man zuerst aus Schreibpapier Patronenhülsen. Nach einer Schablone von Holz od. Pappe, welche die Gestalt eines Trapezes hat, dessen obere und untere Breite und Höhe sich nach dem Kaliber richtet, schneidet man aus einer Lage starken Papiers Stücken aus, welche dann um einen hölzernen Winder, der in einer am untern Ende befindlichen Höhlung die Kugel faßt, fest gerollt werden. Das über die Kugel vorstehende Ende des Papiers wird mit einem Bindfaden zusammengewürgt und mit Zwirn verbunden, das über das Gebind noch vorstehende Papier aber zurückgestreift. Exercirpatronenhülsen kneift man nur zu. Die Patronenhülsen werden dann durch die Patronenlehren, kleine blecherne Hohlcylinder, geschoben, um zu untersuchen, ob sie weder zu dick noch zu dünn sind, dann in Füllkästen aufrecht neben einander gestellt und mit Trichtern und blechernen Mäßchen, welche genau die Pulverquantität ($^1/_2$ bis $^3/_4$ Loth) halten, gefüllt. Das Papier wird darauf einen Zoll hoch über dem Pulver abgeschnitten und der überstehende Theil desselben über dem Pulver zusammengewürgt. Die nun fertige P. wird zuletzt in der Patronenlehre nochmals geprüft. Gewöhnlich werden dann 12—15 P.n zu einem Patronenpäckchen mit schwachem Bindfaden zusammengebunden, um sie leichter überzählen zu können. Ein Infanterist führt in der Regel 30 P.n in der Patrontasche; in den Patronenkästen auf den Munitionswagen sind gewöhnlich 720—900 P.n verpackt. Das Oeffnen der P.n geschieht durch Zerreißen des zusammengefalteten obern Theils der P., indem dasselbe mit den Zähnen abgebissen wird.

Patronenpapier, steifes, aus mehren Bogen zusammengeleimtes Papier (oder auch dünne Pappe), welches, nach beliebigen Figuren ausgeschnitten, bei Dekorations- u. dergl. Malereien gebraucht wird; auch grobes Papier zum Verfertigen der Patronen.

Patronus (lat.), bei den Römern ursprünglich der Schutzherr über die Klienten (s. Klientel). Das Verhältniß des P. zu letzterem war ein dem väterlichen analoges, daher der Name. Die Verpflichtungen des P. gegen die Klienten waren hauptsächlich Rathsertheilung in allen Angelegenheiten, Vertretung vor Gericht und Schutz und Hülfe in allen Beziehungen. Dafür stimmten die Klienten, wenn sie durch ihr Vermögen stimmberechtigt waren, nach dem Wunsch des P. und standen bei den Streitigkeiten zwischen den Patriciern, welchem Stande die Patrone meist angehörten, und Plebejern auf seiner Seite. Später aber wurden die Bande zwischen den Patronen und Klienten allmählig lockerer, indem sich die letzteren, namentlich die wohlhabenderen, immer mehr an die Plebejer anschlossen und von dem Korporationsgeist dieser Partei ergriffen wurden, so daß sie aus Parteigängern der Patricier oft Mitglieder der Opposition wurden. Doch wird das Patronat auch in den spätern Zeiten der Republik mit einer durch den Zeitgeist geänderten Bedeutung nicht selten erwähnt, wiewohl das Verhältniß immer mehr ausartete, so daß die Klienten zuletzt nichts mehr waren als müßige Menschen, welche auf Kosten der Patrone lebten und dafür gewissermaßen den Hofstaat derselben ausmachten. Nachdem die Römer begonnen hatten, Eroberungen zu machen, begaben sich ganze Völker und Städte in den Schutz vornehmer römischer Geschlechter, theils bloß der Ehre halber, theils aber auch, um mächtige Vertreter in Rom zu gewinnen, und zwar erhielten das Patronat mehrmals die Eroberer einer Stadt oder Provinz. So waren die Marcelli Patrone Siciliens, die Fabricii Patrone der Samniten, die Porcii Catones Patrone der Insel Cypern. Auch einzelne Städte erwählten Patroni, so Bononia Antonius, Capua den Cicero, Puteoli Cassius und Brutus, Lacedämon App. Claudius. Die Wahl (cooptatio) des P. beschränkte sich nicht auf die Person des Gewählten, sondern ging auf dessen Nachkommen über. Auch war mit der Patronatsertheilung gewöhnlich das Hospitium verbunden. Wie aber die größern und kleinern städtischen Kommunen, so pflegten auch andere Korporationen, als Collegia und Sodalitates, ihre Patrone zu erwählen, deren Würde ebenfalls erblich war. P. hieß auch der Redner, welcher vor dem Magistratus oder vor dem Richter für den Kläger oder für den Beklagten auftrat und dessen Sache führte. Die Redner empfingen diesen Namen daher, daß vor Alters die Patroni ihre Klienten vor Gericht vertreten mußten. Zur Zeit der Republik unterschied man P. von Advocatus in sofern, daß sich letzterer, ein Rechtsgelehrter, persönlich für eine Meinung vor Gericht anführen ließ und dieselbe durch seine Gegenwart unterstützte, während die Ausführung der Rechtsgründe in mündlicher Rede das Geschäft eines Andern, des (orator) P. causae war, der aber nicht gerade ein Rechtsgelehrter zu seyn brauchte. In der Kaiserzeit hörte dieser Unterschied auf, und beide Ausdrücke bezeichneten nun einen bestimmten Stand, nämlich den der gerichtlichen Anwälte, und die eigentlichen Rechtsgelehrten traten gar nicht mehr als Advocati auf, sondern ertheilten Responsa ꝛc. Daher kommt im weitern Sinne P. als Beschützer oder Vertheidiger überhaupt, wie wir wohl den Gönner Patron nennen, auch bei den Römern vor. Im Mittelalter wurde Patron der gemeinsame Name für alle Schutzheiligen. Jetzt versteht man unter Patron, Patronatsherrn oder Kirchenpatron insbesondere den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener das Patronatsrecht übt, unter Patronat aber eben sowohl das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. Wenn im Mittelalter Reiche und Mächtige Kirchen oder Kapellen gründeten und dieselben mit liegenden Gründen, Zinsgerechtigkeiten und

baarem Vermögen reich ausstatteten, pflegten sie sich und ihren Erben einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vorzubehalten. Die Geistlichkeit gab dazu, wenn die bischöflichen Rechte nicht beeinträchtigt wurden, gern ihre Einwilligung; auch übernahm eine solche, von einem Patron gegründete Kirche für den Fall, daß derselbe verarmte, die Verpflichtung, ihn wie seine Familie und Nachkommen aus ihrem Vermögen zu ernähren, doch ohne Gefahr für das Bestehen desselben. Dagegen war die Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronat nicht entsagte, auch wieder verpflichtet, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen. Schon früh machte es sich aber nothwendig, dem Rechte der Patrone über das Kirchenvermögen gesetzliche Grenzen zu setzen, und zwar um so mehr, als manche Patrone aus Eigennutz Kirchen erbauten, um sich einen nicht geringen Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, welche neuen Kirchen zuzufallen pflegten, anzueignen. Gleichzeitig erlangten aber die Patrone eine entscheidende Stimme bei Besetzung der geistlichen Aemter an den von ihnen gegründeten oder ausgestatteten Kirchen für sich und ihre Erben, wenn auch keineswegs ein eigentliches Kollaturrecht, welches nur der ganzen Gemeinde, oder dem diese vertretenden Presbyterkollegium oder dem Bischof zustand. Doch erweiterte sich das Patronatsrecht in dieser Beziehung schon im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer gleich den Fürsten die Begünstigung erhielten, sich eigene Kaplane zu halten.. Als die Kapellen sich nach und nach zu Dorfkirchen erweiterten, verblieb auch an diesen dem Gutsherrn das Wahlrecht, u. selbst nur vom Bischof zu besetzende Parochialstellen gingen bisweilen, wenn der Gutsherr vielleicht die Wiederherstellung der Kirche oder die Besoldung des Parochen, für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte, übernahm, in das Verhältniß von Dorfkirchen über, die aus Hofkapellen entstanden waren. Doch hat zu keiner Zeit die katholische Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Besetzungsrecht eingeräumt, und ebenso bezeugen die Verordnungen protestantischer Konsistorien, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Patronatsrecht haben auch oft Magistrate und andere Gemeinschaften. Mit demselben ist gegeben das Präsentationsrecht, nach welchem es dem Patron zusteht, für eine erledigte geistliche Stelle (Patronatspfarre, Patronatsstelle, Patronatspfründe) der geistlichen Behörde einen Kandidaten (Patronatspfarrer) vorzustellen, und das Berufungsrecht, das aber nicht eher ausgeübt werden darf, als bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Kandidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. Außerdem sichert das Patronatsrecht dem Patron auch noch einige andere Auszeichnungen und Vorrechte, die indeß in neuester Zeit hie und da schon mannichfache Modifikationen erfahren haben. Dahin gehört, daß der P. in das Kirchengebet eingeschlossen wird, daß er in der Kirche seine besondere Kapelle (früher auch sein Erbbegräbniß) hat, und daß bei seinem und seiner nächsten Anverwandten Tode eine Zeit lang mit allen Glocken geläutet wird, auch wohl beim Gottesdienste Musik und Orgel schweigt. Das Patronatsrecht ist in der Regel an den Grundbesitz gebunden und steht den Familien nur zu, so lange sie Besitzer sind. Bei allzu lang verzögerter Ausübung des Rechts, besonders der Präsentation eines Kandidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter Mehren streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für den künftigen Erben, dafern dieser die Unbill abstellt, eine Suspension ein, und die geistliche Behörde übt indeß das Recht. Völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Bestechung, der Verkaufung des Amts, der Simonie, überführt worden, wenn er die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt u. sie nicht wieder herstellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einstimmt, oder wenn der Grundbesitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht.

Patronymika (gr.), ursprünglich im Griechischen Substantiva, welche, von Eigennamen abgeleitet, Jemanden unmittelbar als Sohn oder Tochter Dessen bezeichnen, dem jener Name angehört. Seltener wurde die Abstammung von der Mutter bezeichnet; dahin gehörige Ableitungen wurden von den Grammatikern speciell Metronymika genannt, aber im Allgemeinen mit unter der Benennung P. begriffen, da die Ableitungsformen dieselben waren.

Patrouille, kleinere Abtheilung von Soldaten, welche von größeren Truppencorps in gewisser Regelmäßigkeit mit verschiedenen, theils die allgemeine Sicherheit, theils die Beobachtung des Feindes betreffenden Aufträgen abgesendet werden. Die P.n im Felddienst sind entweder Feldwachtpatrouillen, oder Seitenpatrouillen. Die Feldwachtpatrouillen sind in der Regel 3—15 Mann stark, werden von Unteroffizieren geführt und haben den Zweck, die Beobachtungsfähigkeit der Feldwachen und somit die Sicherheit des Lagers zu erhöhen. Sie gehen gewöhnlich die Vedettenlinie entlang, überzeugen sich von deren Wachsamkeit, unterhalten die Verbindung zwischen den seitwärts stehenden Feldwachen und detachirten Posten, damit das zwischen diesen liegende Terrain von Niemandem zum Durchschleichen benutzt werden könne. Bisweilen gehen diese P.n auch über die Vorpostenlinie hinaus, um vorliegende bedeckte Terraintheile zu durchstreifen und von den Vedetten gemachte verdächtige Wahrnehmungen zu untersuchen. Haben sie sich unbemerkt in die Nähe des Feindes zu schleichen, um dessen Stellung und Bewegung zu erspähen, so heißen sie Schleich- oder Mausepatrouillen und sind dann selten über 4—6 Mann stark. Die Seitenpatrouillen marschiren bis 50 Mann stark und von Offizieren geführt in der Entfernung von 500—2000 Schritten zur Seite eines vorgehenden Truppencorps und sind zur Sicherstellung des Hauptcorps gegen feindliche Ueberfälle bestimmt. Zu diesem Zwecke untersuchen sie alle Orte, wo feindliche Verstecke seyn könnten, Dörfer, Gebüsche und dergl. und schicken Leute auf nahe Höhen, die eine Fernsicht gestatten. Stoßen

sie auf den Feind, so lösen sie sich sofort in Tirailleurs auf und suchen denselben möglichst zu beschäftigen, während sie von der marschirenden Abtheilung Verstärkung erwarten. P.n im Garnisondienst sind entweder Visitir-, oder Sicherheitspatrouillen. Die Visitirpatrouillen, gewöhnlich 2—3 Mann stark, von einem Gefreiten geführt, werden des Nachts von den Hauptwachen entsendet, um sich von der Wachsamkeit der ausgestellten Posten zu überzeugen und einzelne von diesen gemachte Beobachtungen zu untersuchen. Die Sicherheitspatrouillen durchziehen während der Nacht, in unruhigen Zeiten auch bei Tag, in regelmäßiger Abwechselung die Stadt, indem eine jede in dem ihr angewiesenen Stadttheile alle Straßen, Gassen, Winkel 2c. durchsucht, verdächtige Häuser besonders ins Auge faßt und alle ihr begegnenden Personen anhält und, sobald sie sich nicht gehörig ausweisen, zur Wache sendet.

Patschkau (Petschkau), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Neisse, an der Neisse, hat 4 Thore, 2 Vorstädte, ein Land- und Stadtgericht, Nebenzollamt, eine Post, evangelische Pfarrei und Kirche, katholische Pfarrkirche und Kapelle, Synagoge, ein Hospital, Bleichereien und Spinnereien, 2 Pulvermühlen, 3 Walkmühlen u. 3900 Einw. P., einer der ältesten Orte Schlesiens, bestand schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts, wo Heinrich I. nach seinem in der Nähe über die Ungarn erfochtenen Siege den Ort mit Gräben, Wällen und Mauern umgab und ihm 936 besondere Stadtrechte verlieh. Neue Vorrechte erhielten die Patschkauer von Kaiser Konrad II., welcher sich nach seinem unglücklichen Polenzuge mit seinem Heer eine Zeit lang hier aufhielt. Um 1033 erhielt P. das Recht und die Privilegien der kaiserlichen Reichsstädte, die durch Kaiser Friedrich Barbarossa, der sich 1190 einige Tage hier aufhielt, noch vermehrt wurden. Die Hussiten legten die Stadt 1428 in Asche, aus der sie sich jedoch glänzender wieder erhob. Im Jahre 1633 raffte die Pest hier über 3000 Menschen hinweg, und 1634 wurde die Stadt 3 Tage lang geplündert und zur Hälfte niedergebrannt, von welchem Unglück sie sich nur langsam erholte. Früher gehörte P. zum Herzogthum Münsterberg, kam aber durch Kauf an das Bisthum Breslau.

Paschusan, chinesische Insel, zu der zwischen Formosa und den Lieu-Kieu-Inseln gelegenen Madschiko- oder Madschikosimagruppe gehörig. Die Einwohner sind friedliebend, arbeitsam und treiben Ackerbau (Hirse, Reis 2c.), Baumzucht (Pfirsiche, Citronen) u. Viehzucht (Pferde u. Rindvieh).

Patsjoki, Fluß im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Uleaborgs-Län, Ausfluß des großen Landsee's Enare, ergießt sich durch die Fälledsdistrikte mittelst des Pasvigsfjord ins Eismeer.

Pattalorynchiten (Silentiarii), Montanisten des 4. Jahrhunderts, die, um beim Gebet das strengste Schweigen zu beobachten und selbst das laute Athmen möglichst zu hindern, in Mund und Nase eine Art Knebel nahmen.

Pattan, 1) (P. Lalita oder Lelita), Stadt im vorderindischen Reich Nepal, bis 1763 Hauptstadt eines eigenen Königreichs, am Bagmudi, $^1/_2$ Meile von der jetzigen Hauptstadt Khatmandu, auf einer Anhöhe, hat aus der Periode seines Glanzes noch viele prachtvolle Paläste und Tempel und 24,000 (sonst 120,000) Einw., welche bedeutende Manufakturen, Fabrikation von Kupfergeschirr, Bronze-, Glockengutarbeiten und Handel treiben. — 2) (P.-Somnat, Puttan-Somnath), Hafenort in der britisch-indischen Provinz Guzerate, nordwestlich von Diu, war einst ein hochberühmter Wallfahrtsort, in dessen Somanathatempel die Frömmigkeit der Pilger angeblich seit länger als 4000 Jahren ungeheure Schätze niedergelegt hatte. Dieselben reizten die Habsucht des Sultans Mahmud des Ghasnawiden, der 1025 von Ghasni aufbrach, um sich der Stadt zu bemächtigen, und nach einem blutigen Kampfe von 3 Tagen seinen Zweck erreichte. Die Statue des Gottes mit eigener Hand zertrümmernd, bemächtigte er sich der Tempelschätze und brachte den Raub nach Ghasni. Von da brachte der britisch-ostindische Generalgouverneur Lord Ellenborough auf seinem Rückzug aus Afghanistan 1843 die Sandelholzthore des Tempels mit großem Pomp nach Hindostan zurück.

Pattana, die beste Sorte des ostindischen Sandelholzes, die im Bezirk der mysorischen Stadt Seringapatnam gewonnen wird.

Pattensen (Pattensheim, Battensee), Stadt in der hannöverischen Landdrostei Hannover, Fürstenthum und Amt Kalenberg, südlich von Hannover, hat eine Hauptzollreceptur, Post, Eisenfaktorei, Leinweberei, Landwirthschaft, sonst Manufaktur halbseidener Zeuche und 1650 Einw. P. war ehemals viel größer und hatte schon 1022 ein fürstliches Gut, litt aber durch den 30jährigen Krieg und das Emporkommen der nahen Stadt Hannover.

Patterson, Stadt im nordamerikanischen Staat Newjersey, Grafschaft Passaic, am großen, 70' hohen Wasserfall des Passaic, hat 2 Kirchen, eine Bank, Manufakturgesellschaft, Baumwollenspinnereien, Maschinen- und Eisenwaarenfabriken, Bleicherei, Handel und (1840) 7600 Einw.; 1791 angelegt.

Patti (Piatti), Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Messina, auf der Nordküste der Insel, im Thale Demona, nahe am Melazzobusen, ist Sitz eines Suffraganbischofs, mit Kathedrale und prächtiger Abtei und hat 5000 Einwohner, welche Fischerei und Töpferei treiben.

Pattins (franz.), Ueberschuhe.

Patuket (Pawtucket), 1) Fluß im nordamerikanischen Staat Rhode-Island, der größte Fluß desselben, entspringt unter dem Namen Blackstone in dem Staate Massachusets, tritt hierauf nach Rhode-Island über, nimmt hier den West-River auf, bildet den Woosekelfall und dann einen zweiten, über welchen man die schöne Whipplesbrücke gewölbt hat, die Rhode-Island von Massachusets trennt, erhält bei der Stadt Patuket den Namen P., nimmt dann noch die Flüsse Nasguiatuket und Nassasuk auf und mündet als Providencefluß in die Providencebai. — 2) Stadt daselbst, Grafschaft Providence, am gleichnamigen Fluß, hat 2 Kirchen, eine Bank, Maschinenfabriken, Eisengießereien, Ankerschmieden, Nagel-, Schrauben- und Baumwollenfabriken, mehre

Schneide-, Twist- und Walkmühlen und bedeutenden Handel; 1820: 1000, 1840: 2200 Einw.

Paturent (Paturet), Fluß im nordamerikanischen Staat Maryland, entspringt unter dem Namen Bolas in der Nähe der Quellen des Patapsco, fließt südöstlich und mündet in die Chesapeakebai, zwischen Drum und Hogislandsspitze, nördlich von der Mündung des Patowmak, ist 46 englische Meilen weit (bis Nottingham) für Schiffe von 200—250 Tonnen und für kleinere Fahrzeuge noch 12 englische Meilen weiter hinauf (bis Queen Anna) fahrbar.

Patype, Fluß in Brasilien, entspringt unter dem Namen Pardo in der Provinz Minas Geraes, am Ostabhang der Serra-das-Almas, fließt gegen Osten und mündet in den atlantischen Ocean.

Patzau, Kameralstadt im österreichisch-böhmischen Kreis Budweis, hat ein Schloß, eine Dechanteikirche, 2 andere Kirchen, ein Rathhaus, Spital und 2620 Einw., welche starke Tuchmacherei (120 Meister) und Färberei treiben.

Patzdorf (Batzdorf), Dorf im österreichisch-böhmischen Kreis Gitschin, mit 1180 Einwohnern, welche Spinnerei und Weberei treiben, und einer Mineralquelle, die schon vor dem 30jährigen Kriege bekannt war u. benutzt, später aber verschüttet wurde u. erst seit 1825 wieder gebraucht wird. Sie ist noch nicht chemisch untersucht, soll aber gegen Gicht sehr wirksam seyn.

Patzke, Johann Samuel, Theolog und belletristischer Schriftsteller, geboren 1727 zu Frankfurt a. d. Oder, Sohn armer Aeltern, studirte Theologie und ward 1755 vom Markgrafen Heinrich von Schwedt als Prediger in Wormsfelde und 1759 in Liezen in der Kurmark, dann in Magdeburg angestellt, wo er 1769 zum Pastor und Senior des Ministeriums der Altstadt gewählt ward und 1787 †. Er schrieb unter Anderem: „Gedichte" (Halle 1750), „Des P. Terentius Lustspiele, aus dem Lateinischen übersetzt" (das. 1753); „Lieder und Erzählungen" (das. 1754, 3 Bde.); „Virginia, ein Trauerspiel" (Frankfurt und Leipzig 1755); „Der Greis" (Magdeburg 1763 — 69, 16 Thle., neue Auflage, Leipzig 1781, 4 Bde.); „Der Wohlthäter" (Magdeburg 1772—73, 6 Thle.); „Wöchentliche Unterhaltungen" (das. 1777 bis 1779, 3 Thle.); „Des Cornel. Tacitus Werke, aus dem Lateinischen übersetzt" (Magdeburg und Halle 1771—77, 6 Thle.) 2c.

Pau (lat. Palum), 1) Hauptstadt des französischen Departements Niederpyrenäen, am Saume eines Plateau's, welches das schöne Thal des Gave de Pau beherrscht, in welchen sich hier die kleinen Flüsse Hedas und Ousse ergießen und über welchen eine sehr hohe Brücke von 7 Bogen führt, von der man eine herrliche Aussicht in die romantischen Umgebungen der Stadt genießt. P. ist ohne Mauern und Thore, hat aber schöne, mit Schiefer gedeckte Häuser, einen großen öffentlichen Platz in der Nähe des ehemaligen Kapuzinerklosters, welchen sonst eine schöne Bronzestatue Ludwigs XIV. zierte, und mit Bäumen besetzte schöne Spaziergänge. Am westlichen Ende der Stadt liegt das um 1518 von Alain d'Albert während der Minderjährigkeit seines Enkels, Heinrichs II., erbaute Königshaus oder Schloß, wo König Heinrich IV. von Frankreich das Licht der Welt erblickte und seine Kinderjahre verlebte. Lange Zeit gänzlich vernachlässigt u. verfallen, ward es von Ludwig Philipp nach der Julirevolution wiederhergestellt. P., sonst die Residenz der Könige von Niedernavarra (Bearn), ist jetzt der Sitz des Präfekten, eines Unterpräfekten, zweier Friedensgerichte, eines Wahl- und des 17. Forstbezirks, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Civil- und Handelstribunals, eines Generalinspektors der Brücken und Straßen, einer Einregistrirungs- und Domänendirektion zweiter Klasse, eines Einregistrirungs-, Etappen- und Sicherheitsamtes für Gold- und Silbergefäße, einer Direktion der direkten und indirekten Steuern, sowie zweier Gensdarmeriebrigaden, und besitzt, nachdem die 1724 auf Ansuchen der Stände von Bearn von Ludwig XIV. gestiftete und 1725 von Papst Benedikt XIII. bestätigte Universität in der ersten Revolution aufgehoben worden ist, noch eine 1721 gestiftete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, ein Collége, eine Zeichen- und Handelsschule, Normalschule, eine ökonomische Gesellschaft, eine Bibliothek, mehre Assekuranzgesellschaften, ein (vormals königliches) Gestüt, 2 Pfarrkirchen, ein Waisenhaus für Mädchen 2c. Die Einwohner (gegen 17,000) unterhalten Fabriken für leinene Schnupftücher, welche unter dem Namen Mouchoirs de Bearn weit versendet werden, für Fuß- und Tischteppiche, Baretts und tuneser Mützen, Papiermühlen, Lohgerbereien, Bleichen und Färbereien, treiben nicht unbedeutenden Handel mit dem in der Umgegend gebauten trefflichen Jurançonwein, sowie mit geräucherten Schinken, welche letztern von dem Platze der Ausfuhr gewöhnlich bayonner Schinken heißen, mit gesponnener und gefärbter Baumwolle und mit Kalk und Kalksteinen und halten jährlich eine Messe. Außer Heinrichs IV. ist P. auch die Vaterstadt des Grafen von Orthez, Gastons de Foix, welcher Bayonne die Schrecken der Bartholomäusnacht ersparte, und Bernadotte's, nachmaligen Königs Karl XIV. Johann von Schweden. P. verdankt seinen Ursprung einem Lustschlosse, welches gegen das Ende des 10. Jahrhunderts einer der Fürsten des Bearnerlandes an der südlichen Grenze der Ebene von Pontlong anlegte. Die Einwohner des Thales von Ossau ließen sich von ihm für sich und ihre Nachkommen das Versprechen geben, daß sie für die Abtretung des zu diesem Schlosse nöthigen Raumes in dem in dem Schlosse zu erbauenden Saale während der Sitzungen des Cour Majour das Recht des ersten Platzes haben sollten. Nach der Sage wurden zur Bezeichnung des abgetretenen Raumes 3 Pfähle (latein. pali) eingeschlagen, und das Schloß, welches da, wo der mittelste derselben stand, erbaut wurde, soll davon Chateau du Pal genannt worden seyn, woraus später P. wurde. Andere meinen, P. habe seinen Namen von Palus, Sumpf, erhalten, weil es ehemals um P. herum mehre die Gegend unwegsam machende Moräste gegeben habe, wie denn der Boden noch immer etwas sumpfig ist. Um jenes Schloß, welches später den Namen Castel-Menou führte und nach einigen Jahrhunderten durch ein größeres, unweit davon erbautes verdrängt wurde, ließen sich nach und nach die Vasallen der Fürsten

und andere Landesbewohner nieder. Gaston IV., Vicomte und König von Navarra; setzte einen Landeshauptmann u. einen Juraten ein, denen er unter der Bedingung, daß sie den Ort mit Mauern umgäben und eine Kirche erbauten, 1468 erlaubte, eine Abgabe auf die zu Markt gebrachten Gegenstände zu legen. Die Mauern wurden nur halb, die Kirche aber 1473 ganz vollendet. Nun nahm die Bevölkerung so rasch zu, daß Johann Albert und seine Gemahlin Katharina 1502 den Ort zur Stadt erhoben, die nun Hauptstadt des Landes, Residenz der Fürsten und nach und nach Sitz eines souveränen Raths, eines Parlaments, einer Universität, einer Akademie der Wissenschaften und Künste, eines großen Kollegiums und einer Münze wurde. Auch ließen sich bald Jesuiten und andere zahlreiche geistliche Brüder- und Schwesterschaften hier nieder. In Folge der Februarrevolution wurde der gefangene Abd-el-Kader am 23. April 1848 aus dem Fort Lamalgue bei Paris nach dem Schlosse von P. gebracht, wo er bis zu seiner Entlassung mit seiner Familie und seinem Gefolge wohnte. — 2) Gave de P., Fluß das., entsteht im Departement Oberpyrenäen, Bezirk Argelès, durch den Zusammenfluß des Gave de Barrèges und des Gave de Gavarnie, fließt anfangs nördlich, dann westlich und endlich nordwestlich bis zur Mündung bei Peyrehorade in den Adour, links. — 3) (Pa-u, Fidschi Lewu), australische Insel im Fidschiarchipel, die größte Insel der Gruppe und nach Owaihi die größte polynesische Insel, von 35 Meilen Umfang, voll bewaldeter Berge im Innern und stark bevölkert. Die Einwohner sind kriegerisch, geschickt im Bogenschießen und wohlgebildet, stehen unter mehren Häuptlingen und unterhalten im Frieden manchen Handelsverkehr mit den Nachbarinseln. Die Sandelwoodbai auf der Südwestküste wird in neuerer Zeit häufig von Nordamerikanern besucht, welche hier Sandelholz holen; andere Häfen sind Wucha und Karibata.

Pauditz (Paudiß, Pudiß), Christoph, Hofmaler des Bischofs von Freising, wurde 1618 in Niedersachsen geboren und in Rembrandts Schule gebildet. Seine Werke sind noch immer sehr geschätzt und in den ansehnlichsten Gallerien und sonst aufbewahrt. In Wien befindet sich neben andern sein heiliger Hieronymus, in Dresden auch das Porträt des Künstlers, im Dome zu Freising ein Altarbild, welches die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel vorstellt. Seine Thierstücke sind selten. In der Pinakothek zu München sieht man das lebensgroße Bild eines Lautenschlägers und ein Thierstück, den Wolf vorstellend, wie er ein Lamm zerreißt, was den Fuchs zur Mahlzeit heranzuschleichen reizt. Dieses sein letztes Werk malte der Künstler in einem Wettkampf mit Franz Rosenhof. Das Schiedsgericht gab diesem den Vorzug, worüber P. sich so sehr ärgerte, daß er 1666 zu Freising plötzlich †.

Pauke (tympanum), Schlaginstrument, im Alterthum jedes aus einem hohlen, mit einer Haut überzogenen Körper bestehende und zum Schlagen eingerichtete musikalische Instrument. Der Name kommt wahrscheinlich von dem Ton desselben her. Die Hebräer hatten Hand- oder Jungfernpauken, welche aus einem oval ausgehöhlten Stück Holz oder aus einer ähnlichen Schale von Kupfer und einem darüber gespannten Fell bestanden und bei Festlichkeiten geschlagen wurden. Fast alle Völker der Erde, bis auf die wildesten, kannten irgend eine Art von P.n, Lärminstrumente, die zu Festzügen, zum Tempeldienste, zum Tanze, zum Kriege, überhaupt zur grellen, lärmenden Bezeichnung des Rhythmus dienten. Unsere jetzigen P.n sind die Kesselpauken. Ihr Körper bildet einen Kessel, meist von Kupfer, mitunter auch von Holz, Messing, in seltenen Fällen von Silber gearbeitet, unten mit einem kleinen Loch, welches inwendig im Körper mit einem Schalltrichter versehen ist, um der Luft beim Schlagen einen Ausgang zu lassen, oben am Rande mit einem eisernen Reif mit 8—10 Löchern, über welchem das Paukenfell, aus Esels-, Ziegen- oder Kalbshaut zubereitet, ausgespannt ist. Am Kessel sind rings herum so viele Oesen oder Schleifen mit Schraubengewinden, als der Reif Löcher hat, und beide passen genau auf einander. Indem man nun durch beide Löcher Schrauben steckt, wird es möglich, mit Hülfe eines eisernen, der Schraubenmutter ähnlichen Schlüssels, des Paukenschlüssels, das Fell mehr oder weniger anzuspannen und damit dem Instrumente die verschiedene Tonhöhe zu geben oder es zu stimmen. Zum Paukenschlagen bedient man sich der Paukenschlägel, Stöckchen, die vorn mit einer kleinen runden, mit Tuch oder Leder überzogenen oder aus starkem Filz bestehenden Scheibe versehen sind; dabei stehen die P.n auf einem tragbaren Gestell, Paukengestell, das in Kirchen auch öfters befestigt ist. Zur vollstimmigen Instrumentalmusik, bei Koncerten in der Kirche, im Theater 2c. gehören auch die P.n (s. Orchester), sowie sie schon längst zu Trompetenmusik, bei Intraden 2c., auch bei den in neuerer Zeit mehr ausgebildeten Blechmusikchören angewendet werden. Sonst hatte auch jedes Kavallerieregiment seine P.n, die zur Auszeichnung der Tapferkeit auch von Silber gefertigt wurden. Sie gaben den Baß zu den Trompeten ab und wurden Heerpauken genannt; jetzt sind sie als solche nicht mehr gebräuchlich. Bei festlichen Aufzügen fehlten die P.n ebenfalls nicht, ja sie durften in ältern Zeiten zu Hochzeiten, Bällen 2c. nur dann ertönen, wenn fürstliche, adelige oder sonst graduirte Personen zugegen waren. Man benutzt in der Regel zugleich zwei P.n, die, an Größe etwas verschieden, zusammen eine Oktave umfassen, nämlich von F bis f. Die kleinere steht zur rechten, die größere zur linken Hand des Paukenschlägers. Jede P. wird in einen bestimmten Ton gestimmt, der gewöhnlich bei der einen der Grundton, bei der andern die Dominante ist. Der tiefste Ton der größern P. ist F, der höchste das kleine c; der tiefste Ton der kleinern ist B, der höchste das kleine f. Es kommt demnach auf die Tonart des Stückes an, ob die größere oder die kleinere P. Grundton oder Dominante haben soll; bei der Tonart F kann natürlich die tiefere wie die höhere P. sowohl in die erstere, als in die zweite gestimmt seyn. Bei der Notenbezeichnung für die P. wird meistens als Grundton C geschrieben; man schreibt aber auch die Töne, wie sie wirklich klingen, und ganz

besonders dann, wenn die tiefere P. den Grundton hat. Die jedesmalige Stimmung der P. wird in der Partitur und in den Stimmen besonders bemerkt, und wo eine Umstimmung im Verlauf eines Tonstückes nöthig ist, muß dem Paukenschläger durch Pausen Zeit gegeben werden, dies zu thun, man müßte denn drei oder auch vier P.n zugleich benutzen, wie theilweise auch geschieht. Auch hat man neuerlich einen besondern Mechanismus erfunden, mittelst dessen es möglich gemacht ist, die P.n schnell umzustimmen. Wenn auch auf den P.n nicht anhaltende Töne auszuführen sind, so können doch die Schläge länger oder kürzer seyn, was auch durch die entsprechenden Noten angegeben wird; ebenso wird die verschiedene Stärke des Paukentons vom Pianissimo bis zum Fortissimo verschiedenartig benutzt. Einzelne Schläge ꝛc. sind oft von sehr gutem Effekt; ganz besonders ist es noch der anhaltende an- und abschwellende Wirbel (tremolo), wenn er passend angebracht wird. Er wird durch Zweiunddreißigstel oder durch das gewöhnliche Trillerzeichen bezeichnet, welches so lange fortgeführt wird, als der Wirbel anhalten soll. Vgl. Pfundt, Die P.n, Lpz. 1850.

Paukenfell, s. Ohr.

Paul, 1) P. von Theben oder P. der Eremit, geboren um 227 zu Thebais von reichen Aeltern, wurde nach dem Tode der letztern von seinem Schwager, der sein großes Erbgut an sich reißen wollte, als heimlicher Christ angezeigt und entfloh, um den damals wüthenden Verfolgungen der Kaiser Decius und Valerius zu entgehen, in die Wüste. Hier lebte er, wie die Sage erzählt, von seinem 23. Jahre an (seit etwa 250), ohne daß Jemand etwas von ihm wußte, als Einsiedler 90 Jahre hindurch, bis endlich der heilige Antonius ihn auffand. Gleich darauf † P. und wurde von Antonius begraben.

2) P. vom Kreuze, eigentlich P. Franz Danei, geboren 1694 zu Ovada im Genuesischen, zog sich 1720 in die Einsamkeit zurück, stiftete den Orden der unbeschuhten Kleriker des Kreuzes und der Passion, welcher von Papst Pius VI. kurz vor P.s Tode durch die Bulle Praeclara virtutum bestätigt wurde, und gründete an verschiedenen Orten Italiens 12 Mannsklöster u. zu Corneto ein Frauenkloster. Das Ordenskleid ist schwarz. P. † 1775 und ward durch Pius VII. 1821 kanonisirt.

3) Name von fünf Päpsten: a) P. I., aus Rom gebürtig, ward zu Gregors II. Zeit in die Schulen des Lateran aufgenommen und vom Papst Zacharias zum Diakonat erhoben, folgte seinem Bruder Stephan III. 757 auf dem päpstlichen Stuhl, indem er sich gegen den von einigen Klerikern gewählten Theophylactus behauptete. Er suchte um jeden Preis die Freundschaft Pipins zu erwerben, deren er sowohl gegen die Anfeindung der Longobarden, als auch gegen die Ansprüche der griechischen Kaiser bedurfte. Er war mild, barmherzig und eifrig in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und der Erste, der in Gallien den römischen Kirchengesang einzuführen suchte. Er † 767.

b) P. II., ein geborner Venetianer, vorher Pietro Barbo genannt, Neffe des Papstes Eugen IV., war zuerst Archidiakonus von Bologna, erhielt dann das Bisthum Cervia, wurde hierauf Protonotario de participanti, nachher Kardinal von S. Marco und endlich, erst 48 Jahre alt, nach Pius' II. Tode 1464 zum Papst erwählt. Vor dieser Wahl hatten die im Konklave versammelten Kardinäle eine Wahlkapitulation verabredet, die ein Jeder, wenn er gewählt werden sollte, halten zu wollen eidlich gelobte. P. aber vernichtete sofort die ihm aufgedrungenen Bedingungen und erpreßte durch Drohungen auch die Zustimmung der Kardinäle. Ueber den utraquistischen König Georg Podiebrad von Böhmen erneuerte er 1465 den schon von Pius II. ausgesprochenen Bann. In Italien unterdrückte er das seinen Vorgängern nicht selten furchtbar gewordene Geschlecht der Grafen von Anguillara; dagegen mißlang ihm 1467 in Frankreich der Versuch, das pariser Parlament zur Einregistrirung der Akten zu vermögen, durch die Ludwig IX. die pragmatische Sanktion in Frankreich aufheben wollte. Im Jahre 1470 ordnete P. die Feier des allgemeinen Jubiläums für alle 25 Jahre an. Er † 1471. P. führte den Gebrauch des Regnum oder der dreifachen Krone wieder ein, gab den Kardinälen Mitren, ähnlich der päpstlichen, purpurne Roben, rothdamastne Baretts und scharlachrothe Ueberkleider. Auch verlieh er zuerst den Titel Rex christianissimus den französischen Königen.

c) P. III., ein Römer aus berühmtem Hause, vorher Alexander Farnese, geboren 1468 zu Canino, ward unter Alexander VI. Kardinaldiakonus, unter Leo X. Kardinalbischof und unter Klemens VII. Bischof von Ostia und Dekan des heiligen Kollegiums und nach des letzteren Papstes Tode 1534 einstimmig zum Papst gewählt. P.s Politik ging darauf hin, die Interessen der Kirche durch Bekämpfung der Reformation, die der päpstlichen Macht durch Beobachtung der Neutralität inmitten des fortwährenden Kampfes zwischen dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich und endlich die seines Hauses durch Stiftung eines Fürstenthums für dasselbe zu fördern. Um dem Protestantismus wirksam entgegenzutreten, beschloß P., selbst die Kirche und den päpstlichen Hof zu reformiren und zu diesem Zwecke ein allgemeines Koncilium zu berufen. An die Protestanten in Deutschland sandte er 1535 den Bischof von Capo d'Istria, Pietro Paolo Vergerio, Nuntius am Hofe des Königs Ferdinand, ab, um auch mit ihnen deshalb in Unterhandlung zu treten; ferner ward eine Kommission von 9 Kardinälen niedergesetzt, welche mit großer Freimüthigkeit die Gebrechen der Kirche darlegte und Mittel zu deren Heilung vorschlug. Aber erst nach mehrfachen Verzögerungen kam das allgemein gewünschte Koncil zu Trient am 13. December 1545 zu Stande. Wie aber alle diese Bestrebungen, die deutschen Protestanten dem römischen Stuhle wieder zu gewinnen, erfolglos waren, so führte andererseits der von ihm bereits 1535 beabsichtigte, 1538 aber bestimmt ausgesprochene Bannfluch gegen Heinrich VIII. von England den Bruch mit der anglikanischen Kirche vollständig herbei. In dieselbe Zeit fällt sein Bündniß mit Venedig und dem Kaiser gegen die Tür-

ken; allein die Ausführung des dadurch beabsichtigten Unternehmens scheiterte an dem fortwährenden Kampfe des Kaisers und des französischen Königs. Im Jahre 1540 sanktionirte er den Jesuitenorden und führte, vorzüglich auf Anrathen des Kardinals Caraffa, nachherigen Papstes Paul IV., 1542 die Inquisition in seinen Staaten wieder ein, versuchte dasselbe auch, wiewohl vergeblich, in Neapel. Auf die Vergrößerung seines Hauses war er eifrig bedacht. Er † 1549. P. beschützte Gelehrte und Künstler und ließ unter Anderm durch Michel Angelo den Bau der Peterskirche wieder aufnehmen. Er war der erste Papst, der den Vatikan verließ und den Monte Cavallo bezog. Noch ist zu bemerken, daß der älteste Text der aus dem 13. Jahrhundert stammenden berüchtigten Bulle **In coena Domini** im **Bullarium magnum** (Lyon 1673) unter P.s III. Namen steht.

d) P. IV., ein Neapolitaner aus angesehenem Hause, vorher **Giovanni Pietro Caraffa**, geboren 1476 zu Capriglio, ward 1507 unter Julius II. Bischof von Chieti oder Theate, 1518 unter Leo X. Erzbischof von Brindisi, stiftete mit Cajetan von Siene, Bonifaz da Colle und Paul Consiglieri 1524 die Kongregation der Theatiner (s. d.) und ward selbst zu deren erstem Superior erwählt. Im Jahre 1536 machte ihn Paul III. zum Kardinal; Julius III. gab ihm das Bisthum Tusculum und zuletzt das von Ostia, u. nach dem Tode des Papstes Marcellus bestieg er selbst 1555 in seinem 79. Jahre den päpstlichen Stuhl. Er suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Wiedereinsetzung des alten Glaubens in seine frühere Meinungs- und Gewissensherrschaft zu bewirken. Sogleich nach seiner Krönung ordnete er eine Kongregation der allgemeinen Reform in 3 Klassen zur Hebung der Kirchenzucht an, widerrief viele Verordnungen des milden Papstes Julius III., schrieb dem Klerus eine besondere Ordnung für Kleidung und Lebensweise vor, stellte den ungebundenen und verderbten Sitten der üppigen Hauptstadt die strengsten Verordnungen entgegen, erweiterte die Inquisition und führte den **Index librorum prohibitorum** (s. d.) ein. Im Jahre 1558 ordnete er die Wiederherstellung des Festes Petri Stuhlfeier (**Cathedrae S. Petri Ap. Romae**) für den 18. Januar wieder an. Seine anmaßenden Nepoten vertrieb er aus Rom, gebot den Bischöfen und Mönchen, in ihren Sptengeln und Klöstern zu bleiben, verweigerte nach Karls V. Abdankung die Anerkennung Ferdinands I. wegen seiner zu großen Milde in Glaubenssachen; auch der Königin Elisabeth von England versagte er dieselbe. In Bezug auf seine Politik begünstigte er Frankreich Spanien gegenüber, ward in den zwischen beiden Mächten wegen Neapel ausgebrochenen Krieg verwickelt und vertrieb die Colonna's, Sforza's und andere an Spanien hängende Große aus Rom. Trotz der großen Gerechtigkeit, die P. übte, machte er sich doch durch seine Strenge so verhaßt, daß nach seinem Tode 1559 das Volk seine Bildsäule auf dem Kapitol zertrümmerte, das Wappen der Familie Caraffa überall abnahm und mit Todesstrafe Diejenigen bedrohte, welche dasselbe in Rom ferner führen würden. P. hat sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben, so z. B. durch „**Tractatus de ecclesiae Vatic. et ejus sacerdotum principatu**", „**Notae in Aristotelis ethicam**" 2c.

e) P. V., ein Römer von vornehmer Familie, vorher **Camillo Borghese**, geboren 1552, studirte Philosophie und Jurisprudenz, regierte 1548 — 60 als Vicelegat in Bologna, erhielt später das wichtige Amt eines **Auditore della camera**, ward unter Klemens VIII. zum Kardinal ernannt und bestieg nach einem lebhaften Wahlkampfe im Konklave 1605 den päpstlichen Stuhl. Da er ganz unvermuthet gewählt worden war, so hielt er sich für besonders auserwählt und zeigte dies auch durch den außerordentlichen Hochmuth, der sich sofort über sein Benehmen verbreitete, und die Strenge, mit der er für das päpstliche Ansehn eiferte. Seine meisten auf Vergrößerung desselben gerichteten Anschläge scheiterten aber an seiner Heftigkeit und Unklugheit. Dahin gehört sein Streit mit Venedig. Diese Republik hatte nicht nur der unnöthigen Vervielfältigung kirchlicher Gebäude und der übertriebenen Vergrößerung des Reichthums der Geistlichkeit durch Dekrete gesteuert, sondern auch 2 Geistliche in Kriminaluntersuchung gezogen. Beides erklärte P. für einen Eingriff in seine Rechte und that Venedig 1606 in den Bann; aber dieses kehrte sich nicht daran, sondern schickte sogar die Jesuiten über die Grenze. Durch Vermittlung Frankreichs kam 1307 ein Vergleich zu Stande, in dessen Folge das Interdikt aufgehoben, die dem Papste anstößigen Gesetze suspendirt und die verhafteten Geistlichen ausgeliefert wurden; zur Wiederaufnahme der Jesuiten verstand sich aber die Republik nicht, die in dieser Streitsache hauptsächlich durch den Servitenmönch Paul Sarpi (s. d.) vertreten wurde. Ebenso unvollständig befriedigend für das päpstliche Ansehn wie diese Irrung wurde 1607 eine zwischen Jesuiten und Dominikanern ausgebrochene Streitigkeit beendigt; dieselbe hatte der Jesuitengeneral Aquaviva 1584 durch seine Studienordnung veranlaßt, indem er den Thomas von Aquino, an dessen Lehre St. Ignatius ausschließlich gewiesen hatte, zwar für einen trefflichen Kirchenvater, die strikte Anhänglichkeit aber an dessen Lehre und Verleugnung jeder eignen Meinung für ein unerträgliches Joch erklärte. P. wollte diesen Streit beilegen und ließ in seiner Gegenwart vom 14. September 1605 bis 1. März 1606 17 Versammlungen deshalb halten. Allein obschon er der Ansicht der Dominikaner mehr geneigt war, ließ er doch am Ende die Entscheidung auf sich beruhen und gab am 30. August 1607 die Erklärung, er werde später sein Urtheil bekannt machen, fordere aber vor der Hand, daß die Parteien jeder weiteren gegenseitigen Anfechtung sich enthalten sollten (s. Molina). Im Jahre 1607 verbot P. den englischen Katholiken, den Treueeid (**oath of allegiance, juramentum fidelitatis**) zu schwören und entzweite dadurch für längere Zeit theils die katholischen Engländer unter einander, theils diese mit dem Könige Jakob I. Eines guten Fortgangs erfreuten sich aber unter P.s Regierung die auswärtigen Missionen; damit es nie an solchen fehle, gründete P. 1613 auf dem Quirinal ein Seminar zur Bildung von Missionsgeistlichen für alle Länder und Völker. Ueber-

haupt beförderte P. alle Einrichtungen, die auf Erweckung eines kirchlichen Sinnes abzweckten, und genehmigte u. A. 1617 die Einrichtung der Congregatio Paulina pauperum Matris Dei scholarum piarum durch Joseph Calasanza (s. Piaristen). Die Verordnungen der oben unter P. III. erwähnten Bulle In coena Domini, sowie die gleichnamige Bulle Pius' V. bestätigte P. 1610, woher sie auch in der nun festgesetzten Form P.s V. Bulle heißt; durch eine andere Bulle von 1614 führte er das nach langwieriger Prüfung festgesetzte römische Ritual ein und sanktionirte durch eine dritte von 1615 die Stiftung der Universität Paderborn. Für die Verschönerung Roms that P. sehr viel; er baute die Villa Borghese, die Aqua Paulina und schmückte den Vatikan mit Gemälden und plastischen Kunstwerken. Gegen die Armen zeigte er sich außerordentlich mildthätig, und kann er, abgesehn von seinem geistlichen Hochmuthe, der selbst den Titel Vicedeus nicht verschmähte, zu den würdigsten Päpsten gezählt werden. Er † 1621.

4) P. I. Petrowitsch, Kaiser von Rußland, geboren am 1. Oktober 1754, als sein Vater, der nachmalige Kaiser Peter III., noch Großfürst war. Aus Abneigung gegen seine Gemahlin Katharina wollte dieser seinen Sohn nicht für rechtmäßig anerkennen und soll, als er nach Elisabeths Tode 1762 den Thron bestieg, die Absicht gehabt haben, den Großfürsten Iwan, Schwesterenkel der Kaiserin Anna, der bereits 1740, kaum 2 Monate alt, eine Zeit lang auf dem Throne gesessen hatte, seitdem aber mit seinen Aeltern nach und nach in verschiedenen Festungen gefangen gehalten worden war, zum Nachfolger zu ernennen. Peter verlor indessen schon nach 6 Monaten Thron und Leben, und nachdem Iwan 1764 ermordet worden war, blieb P. einziger rechtmäßiger Erbe des russischen Reiches. P. machte bei seinem aufgeweckten Temperamente und seinen guten Anlagen ziemlich rasche Fortschritte in den Wissenschaften, und die natürliche Offenheit seines Charakters und die Geradheit seines Sinnes versprach für die Zukunft die schönsten Früchte; aber Katharina's Herrschereifersucht hielt den Sohn unter einem fortwährenden Drucke, beschränkte seine Wirksamkeit auf möglichst enge Grenzen und umgab ihn bei heranreifendem Alter mit Auflaurern. Dadurch entwickelte sich eine gewisse Härte und Verschlossenheit des Gemüthes, welche später durch die Erinnerung an den gewaltsamen Tod seines Vaters noch verschärft wurde. Im Jahre 1773 vermählte ihn seine Mutter mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, welche nach ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche den Namen Natalia Alexiewna erhielt. Die Großfürstin starb jedoch bereits 1776 in Folge einer unglücklichen Entbindung, worauf P.s Vermählung mit der damals in Berlin anwesenden Prinzessin Dorothea Auguste Sophie von Würtemberg, nachher Maria Feodorowna genannt, beschlossen und noch in demselben Jahre vollzogen wurde. Nach wie vor blieb ihm der Weg verschlossen, sich auf seine künftige hohe Bestimmung würdig vorzubereiten. Zwar war er Großadmiral des Reichs, aber nur dem Namen nach; er durfte nicht einmal die kronstädter Flotte besuchen und die Marineuniform nach Belieben tragen. Der Druck, den Katharina übte, ging so weit, daß, als sie ihm 1780 mit seiner Gemahlin unter dem Namen eines Grafen von Norden eine $1\frac{1}{2}$jährige Reise durch Europa zu machen erlaubte, von jeder Reisestation täglich ein Kurier nach Petersburg gesandt werden mußte, um die Kaiserin von den kleinsten Vorfällen der Reise in steter Kenntniß zu erhalten. Nach der Rückkehr lebte P. von Neuem in seiner gezwungenen Unthätigkeit zu Gatschina bei Petersburg, stets umlauert von dem nie schlummernden Argwohn der Kaiserin, der, von den Einflüsterungen des Günstlings Lanskoi noch mehr angefacht, so weit ging, daß sie letzterem selbst einen Anschlag gegen des Großfürsten Leben gestattete, der aber Lanskoi das Leben kostete. Eine dem Großfürsten feindselige Partei vermochte darauf die Kaiserin, ihren Sohn zu Gunsten ihres Enkels Alexander testamentarisch von der Thronfolge auszuschließen; allein ehe sie dies Testament vollstrecken konnte, starb sie am 17. Nov. 1796. Im Gefühle der Freude, endlich frei zu seyn, bezeichnete P. die ersten Tage seiner Regierung mit mannichfachen Beweisen der Gunst und Gnade; sie waren Aeußerungen seiner natürlichen Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Unordnungen im Heer und in der Flotte wurden abgestellt, den Unterthanen ward der Zutritt zu ihm erleichtert, dem Großfürsten Alexander eine gewisse Theilnahme an den Regierungsgeschäften eingeräumt. Bald jedoch äußerten sich die Folgen des Druckes, den P. fast 40 Jahre lang ausgestanden. Kaum war er zu Moskau gekrönt (16. April 1797), als er durch Erneuerung eines alten Reichsgesetzes die weibliche Linie für immer von der Thronfolge ausschloß. Mit den Persern schloß er Frieden und wollte sich durchaus nicht zum Kriege gegen Frankreich verstehen, da die desfallsigen Unterhandlungen von Katharina und der ihm feindlichen Partei eingeleitet waren. Gleichwohl haßte er die Franzosen und die von Frankreich aus sich verbreitenden Grundsätze. Die Furcht vor diesen und das ihm anerzogene Mißtrauen, das ihn überall dergleichen wittern ließ, war die Ursache sowohl zur Einführung jener furchtbaren geheimen Polizei, als deren Opfer unzählige freisinnige Männer nach Sibirien wandern mußten, als auch zu so vielen dem Geiste der Zeit widerstrebenden Anordnungen, wohin die scharfen Censurverordnungen, die Verbote der Einfuhr fremder Bücher und des Eintrittes fremder Reisenden, die kleinliche und furchtbar strenge Disciplin im Heere gehörten. Ueberhaupt mußte die ganze innere Verwaltung P.s die anfängliche Liebe seiner Unterthanen immer mehr vermindern und in Haß verwandeln; hart, wild, auffahrend und selbst grausam, vermehrte er stets die Zahl seiner Feinde. Seine Gereiztheit und Willkür kannten keine Grenzen; Niemand war seiner Freiheit sicher, das geringste Wort der Mißbilligung hatte Verbannung zur Folge. Am meisten Mißfallen erregten seine Veränderungen beim Militär, wie die Einführung des Puders, der Zöpfe, ferner das Gebot, auf der Straße vor ihm aus dem Wagen zu steigen und das Knie zu beugen. Dabei nahmen die Verfolgungen seiner geheimen Polizei, die Absetzungen und Verbannungen in dem Verhältnisse zu, als

die Ausführung seiner launenhaften Pläne auf Schwierigkeiten stieß. Eben so launenhaft und wetterwendisch zeigte sich P. in seiner äußern Politik. Die durch die Franzosen vertriebenen Malteserritter fanden Aufnahme in Rußland, und P. erklärte sich zum Protektor des Ordens, ja er ließ sich, als der bisherige Großmeister, Freiherr von Hompesch, seine Würde niederlegen mußte, am 16. December 1798 selbst zum Großmeister wählen, ohne den Widerspruch des Papstes und mehrer Mächte zu beachten. Zu einem Kriege gegen die Franzosen ließ er sich endlich durch die steten Vorstellungen der österreichischen und englischen Diplomaten, die sowohl seine Ruhmbegierde, als seine Furcht vor dem Jakobinismus aufzustacheln wußten, bewegen und betrieb nun bald nach dem Frieden von Campo = Formio die lebhaftesten Kriegsrüstungen. Eine russische Flotte vereinigte sich mit der englischen im Texel, eine andere kreuzte in der Ostsee, eine dritte ward im schwarzen Meere ausgerüstet; ebenso wurden drei Landarmeen unter Suwarow und Kutusow nach der Schweiz, Italien und Holland geschickt. Bald aber faßte P. wieder Mißtrauen gegen den deutschen Kaiser und besonders gegen Pitt, und da nach manchen errungenen Siegen das Kriegsglück wankend wurde und überdies Bonaparte dem Stolze des russischen Herrschers zu schmeicheln verstand, so trennte sich P. von der Koalition; Ludwig XVIII., der in Rußland ein Asyl gefunden, sowie alle Emigrirten, mußten den russischen Boden verlassen, und der Jahrgehalt, welchen bisher Ludwig XVIII. erhalten hatte, ward zurückgezogen. An Spanien, den Verbündeten Frankreichs, erklärte P. den Krieg, besonders deshalb, weil diese Macht ihm die Anerkennung als Großmeister des Johanniterordens versagt hatte. Indessen hatte dieser Krieg nur die Wegnahme einiger Handelsschiffe zur Folge, die Mißstimmung P.s gegen England wuchs dagegen immer mehr und erreichte 1800 den höchsten Grad, als die Engländer die indessen den Franzosen wieder entrissene Insel Malta ihm, als dem Großmeister des Ordens, nicht ausliefern wollten. Er legte Embargo auf alle in russischen Häfen befindlichen englischen Schiffe, brachte im December mit Schweden, im Januar 1801 mit Dänemark und im April desselben Jahres mit Preußen einen gegen England gerichteten Neutralitätsvertrag zu Stande und zeigte sich überhaupt so erbittert, daß er alle Könige, die sich nicht gegen England verbinden würden, zum Duell herausforderte. Alle diese Unüberlegtheiten in Verbindung mit P.s despotischer Regierungsweise erregten bei den Großen des Reichs selbst entschiedene Mißstimmung und führten zu der Verschwörung, welche P. endlich das Leben kostete. Man suchte seine Söhne gegen ihn einzunehmen, indem man es für ihre Selbsterhaltung als nothwendig darstellte, den bis zum Wahnsinn gemüthskranken Vater zu verhaften. Unter den 30 Verschwornen waren besonders thätig Graf Pahlen, Fürst Plato Subow, Katharinens letzter Günstling, die Grafen Nikolaus und Valerian Subow, General Bennigsen, General Uwarow und Gardeoberstlieutenant Tatischew. Am 23. März 1801 Abends ließ General Pahlen die Truppen vor dem michailowschen Palaste aufstellen; die übrigen Verschwornen, die Subows an der Spitze, drangen Nachts 11 Uhr in P.s Schlafzimmer ein. Der Kaiser, halb angekleidet auf seinem Bette liegend, sprang ihnen wild entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Sie legten ihm eine Abdankungsurkunde zu Gunsten seines ältesten Sohnes vor. Als P. erklärte: „Ich bin Kaiser und will es bleiben", stürzte sich Nikolaus Subow auf ihn, schlug ihn nieder und erdrosselte ihn mit seiner eigenen Schärpe. Nach Andern kam es, da sich der Kaiser heftig wehrte, zu einem förmlichen Handgemenge, an dem auch Bennigsen thätigen Antheil nahm. Der Leichnam war so arg zugerichtet, daß man ihn selbst die Kaiserin nicht sehen ließ. Graf Pahlen öffnete darauf das Fenster, verkündete den unten versammelten Truppen das Ableben des Kaisers und nahm ihnen für Alexander den Eid der Treue ab. Alexander wollte anfangs den mit dem Blute seines Vaters getränkten Thron gar nicht besteigen und ließ sich nur durch die Rücksicht auf das Wohl des Reichs zur Uebernahme der Regierung bewegen, übte übrigens jegliche Schonung an den Verschwornen, von denen die meisten sich freiwillig zurückzogen. Maria Feodorowna wird entschieden durch die öffentliche Stimme von jeder Mitwissenschaft an dem Komplot freigesprochen. Sie hatte dem Kaiser 10 Kinder geboren, von denen 8 ihn überlebten: Alexander (s. d.), der folgende Kaiser, Konstantin (s. d.), Alexandra, geboren 1783, vermählt mit dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn, gestorben 1801, Helena, geb. 1784, vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg=Schwerin, gestorben 1803, Maria, geboren 1786, verwittwete Großherzogin von Sachsen=Weimar, Katharina, geboren 1788, Königin von Würtemberg, gestorben 1819, Anna, geb. 1795, verwittwete Königin der Niederlande, Nikolaus (s. d.), Alexanders Nachfolger, und Michael, geboren den 8. Februar 1798, gestorben den 9. September 1848. Ein schönes Denkmal ließ die Kaiserin ihrem Gemahl in Pawlowsk errichten.

5) Friedrich P. Wilhelm, Herzog von Würtemberg, geboren den 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, Sohn des Herzogs Eugen von Würtemberg und der Prinzessin von Stolberg=Geldern, Neffe des verstorbenen Königs Friedrich I. von Würtemberg, erhielt am Hofe seines Oheims zu Stuttgart eine rein militärische Erziehung und widmete sich besonders mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1806 ward er Hauptmann der Garde zu Fuß und trat in gleichem Range 1815 in preußische Dienste, in denen bis 1806 auch sein Vater gestanden hatte. Im Oktober 1822 unternahm er eine Reise nach Amerika, hatte viele Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande zu bestehen und traf, nachdem er zuletzt noch Schiffbruch gelitten, im Anfange des Jahres 1824 wieder in Havre ein. Hierauf nahm er seine Entlassung aus preußischen Diensten, hielt sich theils in Würtemberg, theils in Schlesien auf, vermählte sich 1823 mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis, worauf er die ehemalige Residenz der Hoch= und Deutschmeister, Mergentheim, zu seinem Aufenthalte wählte. Bald jedoch trennte sich P. wieder von seiner Gattin und unternahm verschiedene Reisen durch Europa. Noch größere

Gefahren als das erste Mal hatte P. auf einer zweiten Reise nach Amerika, 1829, von der er in der Mitte des Jahres 1830 zurückkehrte, zu bestehen. In den Jahren 1839—41 unternahm er eine Reise nach Aegypten, wo er in seinen Plänen, bis zum 9. oder 8. Breitengrade vorzudringen, von Mehemed Ali auf das Zuvorkommendste unterstützt wurde. Von seinen Reisen hat P. treffliche naturhistorische Sammlungen mitgebracht, die auf seinem Schlosse zu Mergentheim aufgestellt sind und mit der größten Liberalität gezeigt werden.

Paul (St. P.), 1) Marktflecken im österreichisch-illyrischen Kreis Klagenfurt, auf einem Hügel am Einflusse des Granitzbaches in die Lavant, hat ein Benediktinerkloster mit der Gruft der ersten Habsburger, ein Gymnasium und 500 Einwohner. Das Kloster wurde 1300 gestiftet und 1786 wieder aufgehoben, jedoch 1809 den Benediktinern von St. Blasien auf dem badischen Schwarzwalde übergeben, welche daraus die 1761 von Basel und Königsfelden nach St. Blasien versetzten 13 Leichname verschiedener Habsburger mitnahmen. — 2) St. P.-de-Fenouillet, Stadt im französ. Departement Pyrénées-orientales, Bezirk Perpignan, links am Agly, hat Mineralquellen und 1930 Einwohner. — 3) St. P.-trois-Chateaux, Stadt im französischen Departement Drôme, Bezirk Montelimart, hat Wollzeuchfabrikation und 2190 Einwohner. — 4) St. P.-de-Leon, Stadt im französischen Departement Finisterre, Bezirk Morlair, am atlantischen Meere, hat eine Kathedrale, Pfeifenfabrik, Leinweberei, Pferdezucht und 6500 Einwohner; ¼ Stunde davon liegt der Hafen Penpoul. — 5) P., kleine britisch-nordamerikanische Insel im atlantischen Ocean, im Eingang des St.-Lorenzgolfs, nordöstlich vom Kap Nord der Insel Kap-Breton. — 6) Stadt auf der Insel Bourbon (s. d.), hat 10,000 Einwohner, Schiffbau.

Paula, 1) Franz von P., s. Minimen. — 2) Vincenz de P., s. Barmherzige Schwestern.

Paulding, James Kirke, amerikanischer Schriftsteller, geboren den 22. August 1779 zu Pawling an den Ufern des Hudson, erhielt eine treffliche Erziehung und ließ sich dann in Newyork nieder, wo er in Verbindung mit seinem Schwager William Irving und dessen Bruder, dem bekannten Schriftsteller Washington Irving, seit 1807 eine satyrische Zeitschrift „Salmagundi" herausgab. Der große Beifall, welchen die darin enthaltenen Skizzen und Schilderungen des amerikanischen Lebens fanden, veranlaßte P. und Washington Irving, die schriftstellerische Laufbahn weiter zu verfolgen. Zu demokratischen Ansichten sich hinneigend, schrieb Ersterer zur Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Angriffe der englischen Presse 1813 das satyrische Gedicht: „Lay of a scotch fiddle" und im folgenden Jahre das gegen die „Quaterly review" gerichtete Pamphlet: „The United States and England", 1816 aber die beste seiner Satyren: „The diverting history of John Bull and Brother Jonathan". Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Virginien gab zu seinen interessanten „Letters from the South" Veranlassung. Als Dichter im höhern Sinne des Wortes zeigte er sich in dem „Backwoodsman" (1818), worin er das romantische, aber gefahr- und mühevolle Leben eines Auswanderers im fernen Westen darstellt. Allgemeiner bekannt ward sein Name durch seine Romane. Auf „Koningsmarke" (3 Bde., Newyork 1823), worin die Geschichte der schwedischen Niederlassung am Delaware in humoristischer Weise behandelt wird, folgte „The Dutchman's fireside" (das. 1831; deutsch 1837); dann „Westward, Ho!" (3 Bde., Newyork 1832), eine Schilderung des Lebens in Kentucky, „The old continental" und „The puritan and his daughter" (3 Bde., das. 1849; deutsch, 2 Bde., Grimma 1850). Von anderen während dieser Zeit veröffentlichten Schriften sind zu nennen: „John Bull in America" (1824), „Merry tales of the three wise men of Gotham" (1826), eine gegen den owenschen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protektionssystem gerichtete Satyre, und die „Letters on slavery" (1835), sowie eine Biographie Washingtons für die Jugend (1835). Als Politiker genießt P. bei der amerikanischen Demokratie eines hohen Ansehens, bekleidete längere Zeit das Amt eines Marinekommissärs im Hafen von Newyork und war 1837 bis 1841 unter van Burens Präsidentschaft Chef des Marinedepartements der Vereinigten Staaten.

Paulette (droit annuel), in Frankreich ein nach ihrem ersten Pachter, Charles Paulet, benannte Abgabe, welche der König jährlich von dem Einkommen sämmtlicher Staatsbeamten bezog, die außerdem ihre Stellen vom Staate oder von den Vorgängern erkaufen mußten. Auf den Rath Sully's wurde diese Steuer, die den 60. Pfennig oder 1⅔ Procent betrug, 1604 eingeführt, den Beamten dagegen erlaubt, ihre Stellen auch zu vererben. Diese Erblichkeit steigerte den Aemterpreis so sehr, daß fortan die Regierung auf die Ablösung, sowie auf jede Abstellung der daraus hervorgegangenen Uebelstände verzichten mußte. Anfangs wurde die P. nur auf neun Jahre festgesetzt, bei der großen Finanznoth des Staates aber immer wieder auf gleiche Zeit erneuert, bis auch ihr die Revolution ein Ende machte.

Paulianisten, s. v. a. Samosatenianer, Anhänger des Paulus von Samosata (s. d.).

Pauli Bekehrung, s. Paulus.

Paulicianer, gnostisch-manichäische Sekte im Orient, die bei der dualistischen Annahme eines guten und bösen Gottes in ihrer Grundlage eigentlich unchristlichen Charakters ist. Die P. unterscheiden einen bösen Gott, Demiurgus, als Urheber der sinnlichen Schöpfung und des Judenthums, und einen guten, vollkommenen Gott, den Herrn des Himmels, Verleiher der Seele, der, um die Menschen von der Herrschaft des erstern zu befreien, den mit einem Leibe höherer Art ausgestatteten Christus in die Welt sandte. Sie fanden den Grund aller Mißbräuche der Kirche darin, daß dieselbe sich von der Herrschaft des alttestamentlichen Judengottes, des Demiurgus, nicht losgemacht habe und daher stets in die Mängel des fleischlichen Judenthums zurückfalle. Sie verwarfen daher die Verehrung der Maria, der Heiligen, der Bilder, des Kreuzes, der Reliquien, das Fasten, das Mönchthum, alle sinnlichen Formen des Kultus, selbst bei den Sakramenten, die sie

ohne alle materiellen Elemente bloß durch das Aussprechen der Worte begingen, überhaupt alles Gepränge, und hatten daher keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Ihren Bibelglauben stützten sie nur auf die Evangelien des Lucas und Johannes und die paulinischen Briefe, die sie allegorisch deuteten. Als Gegenstand hoher Verehrung galt ihnen der Apostel Paulus, auf welchen auch der Sektenname P. zurückzuführen ist; nächst ihm gestanden sie vier Propheten, worunter ihre ersten 4 Vorsteher Konstantin, Simeon, Gegnäsius und Joseph (s. unten) zu verstehen sind, hohes Ansehen zu. Einen eigentlichen Priesterstand ließen sie nicht zu; mit Verwerfung aller Hierarchie wollten sie ihre Kirchenverfassung auf die einfachen Formen der apostolischen Urzeit zurückgeführt wissen u. hatten daher in der ersten Zeit nur apostolische Vorsteher, die bloß mit der Besorgung des Gottesdienstes und der Aufbewahrung der neutestamentlichen Schriften beauftragt waren. In Bezug auf ihre sittlichen Grundsätze erscheinen sie als Feinde aller Ascese; dagegen wird ihnen der Vorwurf der Heuchelei, mit der sie während der Verfolgung ihren Glauben hinter orthodoxen Formeln versteckten, ferner der Wollust und Schlemmerei, jedoch in offenbar übertriebener Weise, von ihren Feinden gemacht. Als Stifter der Sekte ist Konstantin von Manomalis bei Samosata anzusehen, welcher unter dem Eindruck der Lektüre des Neuen Testaments den Entschluß zu einer Reformirung der kirchlichen Formen faßte. Da nun der Geist des Apostels Paulus in der neuen Gemeinde (daher der Name paulinische Gemeinden) herrschen sollte, so nahm er von dessen Schüler den Namen Sylvanus an und pflanzte den Gebrauch der Annahme von Namen aus des Apostels Umgebung auch auf seine Anhänger fort. Von 657—84 wirkte er an der Spitze seiner Gemeinde unermüdlich für die Ausbreitung seiner Grundsätze. Diese Ausbreitung erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers Konstantin Pogonatus, der einen Hofbeamten, Simeon, absandte, um Widerruf zu erzwingen, oder die Todesstrafe zu verhängen; Sylvan ward gesteinigt, die neue Lehre trotz aller Verfolgungen aber nicht unterdrückt. Simeon selbst hatte einen so mächtigen Eindruck mit hinweggenommen, daß er nach drei Jahren aus Konstantinopel entwich, die Trümmer paulinischer Gemeinden in Cibossa um sich sammelte und unter dem Namen Titus an ihre Spitze trat. Er starb 690 unter Justinian II. auf dem Scheiterhaufen. Nach dieser letzten Verfolgung trat ein Armenier, Paulus, an die Spitze der P. und breitete ihre Lehre besonders zu Episparis in der Gegend von Phamaröa aus. Ihm folgte unter dem Namen Timotheus sein ältester Sohn Gegnäsius als Vorsteher. Dieser, unter Leo dem Isaurier von Neuem angeklagt, mußte sich dem Patriarchen von Konstantinopel zum Verhör stellen, wußte sich aber hier durch Verstellungskunst zu reinigen, so daß er gegen alle spätern Anklagen in Schutz genommen ward. Gegnäsius war 30 Jahre Vorsteher; nach seinem Tode erhielt sein Sohn Zacharias dies Amt, ward aber von einem andern Haupte, Josephus, mit dem Beinamen Epaphroditus, verdrängt. Unter diesem verbreitete sich die Lehre über die bisherigen Grenzen hinaus nach Pisidien und Phrygien, ja vielleicht nach Konstantinopel und Thracien. Josephs Nachfolger, Baanes, brachte durch cynisches Leben die Gemeinde in Verfall; dagegen erhielt sie an Sergius, aus Galatien, seit 801 einen tüchtigen Vorsteher, der der Sekte einen neuen Aufschwung gab, als Missionär in Asien umherzog und durch Freundlichkeit und Milde viele Herzen für sein praktisches Christenthum gewann. Unter ihm wurde die bisher nur religiöse Sekte der P. zugleich in eine politische verwandelt. Nach der Ruhe nämlich, welche die P. unter Kaiser Nicephorus gehabt, brachen unter Michael Rhangabes (811—13) und Leo dem Armenier (813—20) die Verfolgungen von Neuem aus; die paulicianischen Einwohner von Cynoschora ermordeten die Abgeordneten, welche entweder Bekehrung verlangen, oder den Tod verhängen sollten, und flüchteten auf das saracenische Gebiet des ehemaligen zweiten Armeniens, wo sie, als Feinde der Römer bereitwillig aufgenommen, als Wohnsitz die Stadt Argaum angewiesen erhielten. Von hier aus nun unternahmen sie zur Rache Plünderungszüge ins römische Reich, brachten viele Gefangene heim und machten zahlreiche Proselyten unter ihnen. Sergius, der 835 von einem fanatischen Katholiken erschlagen ward, war das letzte alleinige Haupt der Sekte; um Spaltungen zu verhüten, erhielten seine sämmtlichen Schüler völlig gleiche Vorsteherrechte. Von Neuem brachen die Verfolgungen unter der Kaiserin Theodora aus; unter einem ehemaligen kaiserlichen Offizier, Carbeas, der mit 5000 Anhängern auf saracenisches Gebiet floh, führten die P. von ihren 3 Niederlassungen, Argaum, Amara und Tephrica, aus einen Rachekrieg gegen die Byzantiner. Erst mit Vernichtung der Macht von Tephrica 870 und 871 unter Kaiser Basilius Macedo wurde ihr Widerstand gebrochen. Da sie aber in ihren alten Sitzen in Verbindung mit den Saracenen immer gefährliche Nachbarn blieben, so verpflanzte sie um 969 Kaiser Johannes Tzimiszes nach Thracien, wo ihre Niederlassungen um Philippopolis zur Bewachung der dortigen Reichsgrenzen dienen sollten. Viele der dortigen P. gingen unter Alexius Comnenus (seit 1081) zur herrschenden Kirche über; im Allgemeinen aber suchten sie ihre Grundsätze weiter fortzupflanzen, so daß der Zug der durch das ganze Mittelalter gehenden reformatorischen Bestrebungen sich durch die Bulgarei längs der Donau nach Oberitalien, Südfrankreich und an den Niederrhein verfolgen läßt. Vgl. Fr. Schmid, Historia Paulicianorum orientalium, Kopenhagen 1826; Gieseler, Untersuchungen über die Geschichte der P., in den „Theologischen Studien und Kritiken", 1829.

Paulina Potio (lat.), Paulinertrank, im Mittelalter, vielleicht nach dem Mönche Paulinus, der Kaiser Heinrich VII. vergiftet hat, s. v. a. Gift.

Pauline, Christine Wilhelmine, Fürstin zu Lippe, geboren zu Ballenstedt den 23. Febr. 1769, Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und seiner Gemahlin Luise, einer geborenen Herzogin von Holstein-Plön, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung und wuchs, da ihre Mutter bald nach ihrer Geburt starb, an

der Seite ihres Vaters auf. Dadurch gewann ihr Charakter früh eine gewisse männliche Haltung, die sich selbst in ihren Gesichtszügen ausprägte. Sie war des Lateinischen mächtig, mit der dänischen Literatur sehr vertraut und besaß im Deutschen eine ungemeine Gewandtheit. Mit dem Dichter Gleim stand sie in dauerndem Briefwechsel. An den Regierungsgeschäften nahm sie eifrig Theil; sie studirte die Landesgesetze, arbeitete Gutachten aus, übernahm bei ihrer trefflichen Kenntniß der französischen Sprache seit 1790 einen Theil der Korrespondenz ihres Vaters und seit 1793 die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Nachdem sie mehre Vermählungsanträge, die ihren Wünschen nicht entsprachen, zurückgewiesen, reichte sie 1795 ihre Hand dem Fürsten Leopold von Lippe-Detmold und übernahm nach dessen Tode (1802) für den Erbprinzen Paul Alexander Leopold die vormundschaftliche Regierung. Gleich zu Anfange derselben hob sie die Leibeigenschaft auf, gründete eine der ersten Kleinkinderbewahranstalten in Deutschland und sorgte überhaupt für Verbesserung des Armen- und Schulwesens. Im Jahre 1806 entschied sie sich sofort für den Rheinbund, und ihr Ländchen blieb daher auf Napoleons Befehl von allen Kriegsrequisitionen und andern Lasten befreit. In Paris wußte sie bald darauf durch ihr kluges und würdevolles Benehmen die Achtung Napoleons und Josephinens vertraute Freundschaft zu gewinnen. In allen Regentenhandlungen trat sie ganz selbstständig auf, las, prüfte, erwog, ordnete Alles, musterte ihre Truppen, führte im Regierungskollegium den Vorsitz etc. Eine neue Verfassung, die sie 1817 ihren Ständen zur Genehmigung vorlegte, ward von diesen nicht angenommen, obschon außerdem die Fürstin einer ungetheilten Verehrung sich erfreute. Ein Beweis dafür war der 1818 von den Abgeordneten der Stadt Lemgo ihr gemachte Antrag, das Bürgermeisteramt dieser Stadt zu übernehmen, was sie auch that. P. †, nachdem sie am 4. Juni 1820 die Regierung ihrem Sohne übergeben, noch in demselben Jahre. Von P.'s schriftstellerischer Thätigkeit finden sich die meisten Proben in den „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung“ (Lemgo 1800—4, 4 Hefte, herausgegeben vom Generalsuperintendenten von Cölln zu Detmold). Eine geistvolle Dichtung von ihr, „Die Theestunde einer deutschen Fürstin“, steht in der „Iduna“ von 1805. Einzelne Briefe aus den Jahren 1809—16 sind in der „Abendzeitung“ von 1821 mitgetheilt.

Pauliner, Benennung mehrer geistlichen Kongregationen, besonders der Einsiedlermönche des heiligen Paul. Diese wurden in Ungarn, als Einsiedlerschaft von Patacz, 1215 vom Bischof Bartholomäus von Fünfkirchen gestiftet, 1250 mit einer vom seligen Eusebius von Gran zu Pisilia gebildeten Einsiedlerschaft vereinigt, dem heiligen Paul von Theben als Schutzpatron geweiht und unter dem Namen von St. Pauls Eremiten 1252 vom Bischof Ladislaus von Fünfkirchen bestätigt. Der eigentliche Stifter u. erste Vorsteher, Eusebius, starb 1270. Im J. 1319 wurde ihnen vom Papst Johann XXII. die Regel des heiligen Augustinus verliehen. Im J. 1371 wurden sie durch Gregor IX. erneuert und 1390 durch Bonifacius IX. mit den Privilegien der Karthäuser beschenkt. Von Ungarn verbreiteten sie sich über Polen, Deutschland, Schweden in 5 Provinzen, bestehen aber jetzt nur noch in Ungarn. Mehrmals noch erhielt der Orden neue Bestätigungen und Privilegien; nach der Verordnung des Papstes Klemens X. von 1676 mußte derselbe in 8 Klöstern ein vollständiges Studium einrichten. Die Ordenstracht war ursprünglich braun, seit 1341 weiß; der Bart wurde lang und außerhalb des Klosters der schwarze Mantel der Canonici regulares getragen. Ein anderer Orden dieses Namens ward in Portugal gestiftet 1419 von Mendo Gomez de Simbra in der uralten Einsiedelei Serra de Ossa, 1578 von Gregor XIII. ebenfalls der Regel Augustins untergeordnet und war über 19 Klöster Portugals verbreitet. Die Mitglieder, die vorher meistentheils nur Laienbrüder gewesen waren, verpflichteten sich durch feierliche Gelübde, erhielten die Priesterweihen und widmeten sich den Studien und dem Predigtamt. Sie trugen den Bart lang, einen lohfarbenen Rock; Skapulier, Mantel und Hut waren schwarz. Dom Pedro hob den Orden auf. Auch in Frankreich wurde ein Orden von St. Pauls Eremiten 1624 zur Zeit einer Pest von Wilhelm Callier oder Cellier zu Rouen einzuführen versucht, allein durch eine Bulle Urbans VIII. 1627 wieder unterdrückt. P. heißen nach ihrem Stifter auch die Minimen (s. d.), Piaristen (s. d.), Theatiner (s. d.) und regulirten Chorherren des heiligen Paulus oder Barnabiten (s. d.).

Pauliner, die von dem ehemaligen Bisthum Münster aus schlechtem Silber geprägten Doppelschillinge, von denen besonders unter dem Fürstbischof Klemens August (1719—61) eine große Menge geschlagen wurde; 14 solcher P. machten einen Thaler.

Paulinische Briefe, s. Paulus....

Paulinische Gemeinden, s. Paulicianer.

Paulinische Kongregation, s. v. a. Piaristen.

Paulinus, Presbyter zu Antiochien um 362, dann Bischof daselbst für den Theil der Gemeinde, der am nicäischen Glaubensbekenntnisse festhielt. Es hatte sich nämlich seit der Absetzung des athanasianischen Bischofs Eustathius (331) in Antiochia ein kleiner Haufe Orthodoxer unter der Leitung dieses P. erhalten, welcher hartnäckig widerstand, als es zwischen den Semiarianern und Athanasianern nach und nach zu einer allgemeinen Vereinigung kam. Zum völligen Schisma kam der Streit, als der fanatische Lucifer von Calaris nach Antiochien kam und P. zum Bischof ordinirte, während die Semiarianer unter ihrem Bischof Meletius standen; daher das meletianische Schisma. Des P. Anhänger hießen Paulinisten.

Paulinzelle, Dorf in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, mit Kammergut, 2 Meilen von Rudolstadt und 1 Meile von Schwarzburg, am Rottenbach, mit 130 Einw., ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst 1106 von Pauline, der Tochter des thüringischen Grafen Moricho, und ihrem mit Udalrich gezeugten Sohne Werner gestiftete Cistercienser-Nonnen- und Mönchskloster, die sich beide bis in das Zeitalter

der Reformation erhielten. Die Abtei, der Maria und beiden Johannes geweiht, stand unter dem mainzer Stuhl, hatte jedoch freie Wahl des Abtes, der sich auch „von Gottes Gnaden" schrieb; sie besaß im 15. Jahrhundert 19 Orte, die Zinsen aus 52 Orten, das Patronat über 22 Kirchen, verarmte jedoch später, weil die Wallfahrer ausblieben. Nachdem sie im Bauernkriege 1525 verwüstet worden, wurde sie 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Besitz der Klostergüter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerstört, doch gehören die ansehnlichen Ruinen der Kirche, welche in einem waldumkränzten Thale höchst romantisch liegen, zu den schönsten Denkmalen der Vorzeit im Bereich des Thüringerwaldes. Das Aeußere und Innere der Bauart trägt den Charakter des byzantinischen Styls. In der neuesten Zeit ist ein Theil davon eingestürzt. Vgl. Hesse, Geschichte des Klosters P., Rudolstadt 1815; Puttrich, Die Kirchen und sonstigen Alterthümer der schwarzburgischen Länder, Leipzig 1843.

Paulisten (Paulistas), südamerikanisches Volk, die weißen Bewohner der brasilianischen Provinz Sao Paulo, stammen aus einer von den Jesuiten 1552 zu Sao Paulo gegründeten Kolonie, deren Einwohner aus Freibeutern und Marodeurs der schlimmsten Art aus Portugal und aus holländischen Seeräubern zusammengesetzt wurden, sich mit den friedlichen Einwohnern der Umgegend vermischten und schnell sich vermehrten. Sie wurden für die Umgegend bald eine furchtbare Geißel, und man nannte sie bald nur **Mamelucken**, nach dem Volke, das den Spaniern und Portugiesen am furchtbarsten war. Mit Feuer und Schwert wüthend, Wollust, Kirchen- und Straßenraub übend, verbreiteten sie Furcht und Schrecken, wohin sie kamen. Ihre ersten Streifzüge trafen die schutzlosen Guarani-Indianer, und die unerhörten Grausamkeiten der P. entvölkerten bald die umliegende Gegend von den Indianerstämmen, die sich meist unter den milden Scepter der Loyolisten flüchteten. Bald brachen die P. auch in die Missionskolonien ein, zerstörten viele Niederlassungen und tödteten oder vertrieben die Jesuiten. Dann führte ihre Beutelust sie zu Streifzügen in die damals den Spaniern gehörige, an den Ufern des Parana gelegene Provinz La Guayra, wo sie ebenfalls fürchterlich hausten. Allein 1630 verkauften sie auf dem Sklavenmarkte von Rio Janeiro 60,000 Indianersklaven. Als Portugal mit Spanien vereinigt wurde, widersetzten sie sich der spanischen Macht, überfielen Städte und Dörfer, durchforschten auch das Innere des Landes nach Gold, ordneten sich republikanisch, geriethen aber unter sich und auch (um der Goldminen willen) mit den Portugiesen in Streit. Jetzt sind sie nicht mehr so übelberüchtigt, sondern werden als brave, fleißige und gehorsame Unterthanen geschildert. Vgl. Paulo, Sao.

Paulit, Mineral, s. Augit.

Paullini, Christian Franz, Polyhistor seiner Zeit, wurde 1643 zu Eisenach geboren, studirte auf mehren Universitäten, namentlich auch in Kopenhagen unter dem berühmten Thomas Bartholin, aus Neigung die Heilkunde, nebenbei aber, um ein Gelübde seiner Mutter zu lösen, Theologie. Nachher hielt er sich von 1673—75 in Hamburg und Altona auf und bereiste von da aus Holland und England, Norwegen, Schweden, Lappland und Island. Von der Universität Wittenberg erhielt er das Magisterdiplom, von der zu Leyden die medicinische Doktorwürde, wurde zum Poeta laureatus ernannt, kaiserlicher Notar und 1675 Pfalzgraf. Die ihm vom Großherzog von Toskana angetragene Professur in Pisa mußte er Krankheit halber ablehnen. Mittlerweile wurde er als Leibarzt des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, in Korvei angestellt und von diesem 1677 mit dem Auftrage, die Geschichte dieses Stifts zu schreiben, zum Historiographen von Korvei ernannt. Als aber der Bischof Bernhard 1678 mit Tode abging, veruneinigte sich P. bei seinem rauhen ungeschliffenen Wesen mit den Kapitularen, so daß diese ihn 1681 förmlich austrieben. Hierauf verweilte er, mit Arbeiten für die deutsche Geschichte beschäftigt, am Hofe des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, bis er 1689 als erster Arzt in seine Vaterstadt berufen wurde, wo er den 10. Juni 1712 †. Mit einem eitlen, ehrgeizigen, veränderlichen Charakter verband P. einen seltenen Fleiß, denn bei einer umfassenden Praxis und bei einem über Deutschland und Italien ausgedehnten Briefwechsel fand er immer noch Zeit, eine Menge von Schriften herauszugeben. Uebrigens kompilirte er die geschmacklosesten Bücher, haschte nach den unglaublichsten Wunderdingen und warf Aechtes und Unächtes, Wahres und Unwahres ohne alle Kritik durcheinander. Außer zwei Bänden deutscher Gedichte, einer Sammlung lateinischer Epigramme und vielen kleineren Abhandlungen, z. B. über den Esel, Wolf, Hasen, Maulwurf, die Kröte, den Aal, den Regenwurm, den Salbei, die Jalappa, Muskatnuß, sind von seinen Werken nur die „Observationum medico-physicarum decades duae" (Nürnberg 1689), die „Heilsame Dreckapotheke" (Frankfurt 1696, vermehrte Aufl., das. 1697), die „Antiquitatum germanarum syntagma" (das. 1698), die „Geographia curiosa" (das. 1699), die „Observationes medico-physicae quatuor centuriis comprehensae" (Leipz. 1706) zu erwähnen. Außerdem besorgte er die Ausgaben der „Annales" verschiedener Klöster.

Paullinia (Paullinie, Giftknippe), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 4—5blättrigen Kelch und durch 5 Blumenblätter mit einer Schuppe an der Basis, kletternde, zum Theil giftige Sträucher im heißen Amerika und Afrika, mit zusammengesetzten Blättern. P. australis *St. Hil.*, ein schlanker, kletternder oder niedergestreckter Strauch, in den Wäldern am Uruguay, besitzt einen bittern narkotisch-giftigen Stoff, den die Indianer zum Betäuben der Fische brauchen. P. Cururu *L.*, ein Strauch auf den Antillen, in Guyana und Kolumbien, mit einem Stengel, der sich in zahlreiche, kletternde, eckige, kahle und braune Aeste theilt, und 3zähligen Blättern, enthält einen bittern, harzartigen, narkotisch-giftigen Stoff, aus dem die Indianer Guyana's das berüchtigte Woorara gift bereiten, womit sie ihre Pfeile vergiften. In Westindien bedient man sich der Wurzel und

eines Oels, in welchem die Früchte gekocht worden sind, als eines narkotischen Mittels. Auch braucht man die Früchte äußerlich, um Schmerzen zu stillen, sowie die Blätter zu Bädern bei verschiedenen Krankheiten. Die Samen braucht man beim Fischfang zum Betäuben der Fische. Dasselbe geschieht mit den Samen von P. pinnata *L.* Von P. sorbilis *Mart.*, einem Strauch Brasiliens, braucht man die schwarzen gepulverten, zu Pasten geformten Samen zur Bereitung eines limonadenartigen Getränkes. Dieselben enthalten das giftige Guaranin, einen eigenthümlichen, dem Caryophyllin verwandten Stoff, etwas Harz, Extraktivstoff, Tannin, Schleim und Stärkemehl.

Paulo, Sao (St. Paulo, San Paolo), Provinz von Brasilien, im südlichen Theil des Reichs, grenzt im Norden an die Provinz Goyaz, im Nordosten an die Provinzen Rio Janeiro und Minas Geraes, im Nordwesten an Matto Grosso, im Osten an den atlantischen Ocean, im Süden an den Plataſtaat Corrientes und an die Provinz San Pedro de Rio grande do Sul u. im Westen an Paraguay und hat (nach dem Viageiro) einen Flächenraum von 8350 □Meilen mit (1856) 500,000 Einw. Schäffer rechnet für diese Provinz nebst Santa Catarina und Rio grande do Sul 9010 □Meilen mit 610,600 Einwohnern. Sie besteht aus dem schmalen Küstenlande und dem innern Hochlande, welches durch die Serra do Mar oder Geral von dem Küstenlande geschieden wird. Die bedeutenderen Flüsse: Pardo, Tieté (mit Pipira oder Pirina), Algoapehy, Paranapanema, Juibay oder Dom-Luis, Pequeri, Yaguari, Guazu (Ycuacu) oder Caritúba, strömen westwärts dem Parana zu; außer dem Parahyba und Iguape fließen nur kleinere Flüsse ostwärts in den Ocean. Hauptprodukte des Pflanzenreichs sind: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, Getreidearten, besonders Mais, Reis, Maniok, Hülsenfrüchte, China, Paraguaythee, Obst, Pataten, Nüsse, Kastanien, Waldbäume. Ein Hauptgewerbe ist die Viehzucht. Der Fazendeiro besitzt mehre hundert bis 2000, ja bisweilen 40,000 Stück Rindvieh, die auf den Campos frei weidend herumlaufen; auf einem Raum von 2 □Legoas rechnet man gewöhnlich 3000 bis 4000 Stück. Außerdem hält man noch so viel gezähmte Stiere u. Kühe, als man zu Lastfuhren, für Milch- und Käsebedarf braucht. Das zahme Rindvieh wird Nachts in eine Verzäunung (Carrel) gesperrt. Häute und getrocknetes Fleisch sind wichtige Handelsartikel. Auch die Pferde- und Maulthierzucht wird fleißig betrieben; die Pferde sind von mittlerer Größe und schlankem Bau und treffliche Renner. Die Maulthiere sind groß und stark, und ihre Zucht wird mit dem besten Erfolge betrieben. Außerdem gibt es Ziegen, Schweine, Geflügel, Bienen. Produkte des Mineralreichs sind: Gold, Silber, Eisen, Schwefel, Diamanten, Topase *rc.* Die Industrie ist noch gering und erstreckt sich auf Zuckermühlen, Rumbrennereien, Fabrikation von Stärke, Salpeter, Indigo, Thran, Stricke und Taue, grobe Wollen- und Baumwollenzeuche, Garn, Hüte und Leder. Der Handel ist bedeutend. Ausfuhrartikel sind: Zucker, Branntwein, Fischöl, Weizenmehl, Mais, Reis, Bohnen, Thee, Tabak, Kaffee, Indigo, Rindvieh, Schweine, Felle, Speck, Käse, eingemachte Süßigkeiten, rohe Baumwolle, Baumwollenzeuche, Ankertaue, Kalk, Stärkemehl, Bauholz *rc.*; Einfuhrartikel: Wein, Branntwein, Essig, Baumöl, Bier, Manufakturwaaren, Hüte, Pulver, Blei, Eisen, Stahl, Kupfer, Eisenwaaren, Steingut, Glas, Salz, Oliven, Stockfisch, Schinken, Fische, gesalzenes Fleisch, Butter, Talg, Wachs, Apothekerwaaren, Gewürze *rc.* Die Ausfuhr belief sich schon 1813 auf einen Werth von 666,942,840 Reis, die Einfuhr auf 766,105,000 Reis. Von Indianern wohnen hier die Guarus oder Carios, sehr häßlich und mißgestaltet, und noch Reste der Cames, Goyanazes *rc.*; sie werden von den übrigen Einwohnern der Provinz Bugeos genannt und tief verachtet. Einige bauen Mais, aber ihr Hauptgewerbe ist die Jagd. Die Weißen (Paulisten, s. d.) sind von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, haben stark ausgeprägte Gesichtszüge, braune, selten blaue Augen, volles, schwarzes, schlichtes Haar, sind sehr muskelkräftig und gewandt, ertragen leicht Hunger, Durst, Hitze und Kälte und die härtesten Anstrengungen, haben ein melancholisch-cholerisches Temperament, sind gutmüthig, jovial, freiheitsliebend und tapfer und haben noch jetzt den kecken Unternehmungsgeist und die unüberwindliche Wanderlust ihrer Vorfahren.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz u. Comarca, Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs, an der Westseite der Serra do Mar, liegt südwestlich von Rio Janeiro, auf einer Anhöhe in der ausgedehnten Ebene von Piratininga mit sehr angenehmem Klima und hat breite und reinliche Straßen, mehre schöne Plätze, einen Gouvernementspalast, einen bischöflichen Palast, eine Kathedrale, 5 Klöster, 3 Hospitäler, eine in der neuern Zeit gestiftete Universität oder Akademie für die Rechtskunde, ein Seminar, andere gute Lehranstalten, 2 öffentliche Bibliotheken, ein Theater, Goldschmelze, Rindvieh-, Pferde-, Maulesel- und Ziegenzucht, Baumwollenspinnerei, Fabrikation grober Wollenzeuche und von Filzhüten, eine kaiserliche Gewehrfabrik, lebhaften Handel und nach Schäffer 45,000, nach Andern 18—30,000 Einw. Der Hafen der Stadt ist Santos auf der Insel St. Vincente, 12 Legoas von der Stadt. S. P. wurde 1552 von den Jesuiten zur Bekehrung der Indianer angelegt, 1712 zur Stadt und 1746 zum Bischofssitz erhoben.

Paulowsk, s. v. a. Pawlowsk.

Paulus (eigentlich Saul oder Saulus), der einflußreichste der Apostel Jesu, Verfasser mehrer der wichtigsten neutestamentlichen Schriften, Fortbildner des Christenthums zur Universalreligion, war geboren zu Tarsus, der Hauptstadt Ciliciens, von jüdischen Aeltern, ungefähr um das Jahr 10 unserer Zeitrechnung. Der Vater, welcher das römische Bürgerrecht besaß und Pharisäer war, wollte aus dem geistig befähigten, körperlich, wie es scheint, nicht sehr kräftigen Knaben einen Rabbi bilden und schickte ihn frühzeitig nach Jerusalem, dem Hauptsitz der jüdischen Gelehrsamkeit, wo P. unter Andern den berühmten Gamaliel hörte und durch diesen in die Doktrinen des Pharisäismus eingeweiht wurde. Nebenbei lernte er auch das Handwerk eines Zeltwebers, von dem er später, so oft sich die Gelegenheit bot,

zur Gewinnung einer selbstständigen Subsistenz Gebrauch machte. In Jerusalem eignete er sich neben der Vertrautheit mit den Dogmen der jüdisch-pharisäischen Theologie auch jene scharfe Dialektik an, welche er in seinen Schriften und Reden nachmals so oft als Waffe gegen die Exegese und Dogmatik der Pharisäer anwendet. Eine höhere griechische Bildung scheint er dagegen nicht erhalten zu haben. Die Citate aus griechischen Dichtern in seinen Reden und Briefen (Apost. 17, 28; 1. Kor. 15, 33; Tit. 1, 12) waren als Sprüchwörter in den gewöhnlichen Konversationston übergegangen, und ihre Allegirung setzt noch nicht einen vorhergegangenen Unterricht auf griechischen Schulen voraus, von dem ohnehin die strengern, pharisäisch gesinnten Juden ihre Söhne sorgfältig zurückzuhalten pflegten. Die Verbreitung der christlichen Lehre in der Hauptstadt Palästina's zog bald des jungen Pharisäers Aufmerksamkeit auf sich; sein feuriger Charakter riß ihn aber zur entschiedensten Opposition hin, und im Eifer für die alte Lehre kannte er keine heiligere Pflicht, als die Anhänger der neuen Sekte allenthalben aufzusuchen, der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben und bei ihrer Hinrichtung selbst thätigen Antheil zu nehmen. Als fanatisirter Zelot spielte er eine Hauptrolle bei dem Volksaufstande gegen Stephanus und leitete die Verfolgungen zu Jerusalem ein. Als sich aber die Christengemeinde von dort zerstreut hatte, ließ P. sich Vollmachten vom Synedrium ertheilen, um sich der Flüchtigen auch in Damascus bemächtigen zu können. Doch dem Ziele seiner Reise schon nahe, sah er sich plötzlich von einem himmlischen Phänomen umleuchtet, Blitz und Donner umrauschten ihn, besinnungslos und geblendet sank er zu Boden, ward nach der Stadt geführt u. kam daselbst mit einem Christen, Ananias, in Berührung. Hier kam der Entschluß, den jene Erscheinung mit gewaltiger Kraft geweckt hatte, zur völligen Reife; er ließ sich taufen und widmete von nun an, als nachgewählter Apostel Jesu, seinen Feuereifer mit eben der Unermüdlichkeit der Verkündigung des Evangeliums, mit welcher er ihn vorher der Unterdrückung desselben gewidmet hatte (Apost. 9, 3—19; 22, 6—16; 26, 12—18). Mit der Erzählung des Lucas, nach welcher es eine Erscheinung des zur himmlischen Verklärung erhobenen Jesus war, welche den ersten Anlaß zur Bekehrung des P. gab, stimmt die eigne Aeußerung des P. überein, welcher zuletzt unter den Aposteln, damals, als er noch Verfolger der Christen war, den Herrn gesehen haben und durch diese Gnade Gottes zum Boten des Heils geweiht worden seyn will (1. Kor. 15, 8—10). Jedenfalls wurde P. durch den Eindruck, welchen jenes Phänomen auf ihn machte, aus einem zelotischen Christenverfolger nicht nur zum eifrigsten Apostel Christi umgeschaffen, sondern auch der ganzen partikularistischen Ansicht entrückt, nach welcher damals Juden wie Christen die religiöse Gemeinschaft mit der Heidenwelt noch für unmöglich hielten; die Erhebung des Christenthums zur Universalreligion ward durch des P. Bekehrung entschieden, er selbst ward der Apostel der Heiden. Das erste Geschäft des P. nach jenem großartigen Umschwung seiner geistigen Einsicht und Thatkraft bestand darin, daß er in den jüdischen Synagogen zu Damascus, wo man gerade das Gegentheil von ihm erwartete, den Gekreuzigten verkündigte. Von dort aus machte er eine Reise nach Arabien, kehrte von da zum zweiten Male nach Damascus zurück und hielt sich daselbst längere Zeit auf. Vielleicht von den gegen ihn erbitterten Juden beim Ethnarchen des arabischen Königs Aretas verklagt, wurde er festgenommen, aber von den Brüdern, welche ihn in einem Korbe von der Mauer herabließen, gerettet (Apost. 9, 25). Nach Gal. 1, 18 fiel diese Flucht drei Jahre nach seiner Ankunft in Damascus, d. h. nach seiner Bekehrung, nicht, wie man auch angenommen hat, nach seiner Rückkehr aus Arabien nach Damascus. P. behauptet hier aber mit großem Nachdruck, daß keiner der andern Apostel, überhaupt kein Mensch sein Lehrer im Christenthum gewesen, daß ihm vielmehr der Herr selbst das Verständniß durch eine Offenbarung eröffnet habe. Wegen dieser von Christus selbst unmittelbar empfangenen Belehrung, und weil er gleich bei seiner Bekehrung auch den bestimmten Antrag erhalten zu haben glaubte, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten, machte er auf den Ehrennamen eines Apostels des Herrn Anspruch. Es ist aber mit jener Berufung des P. auf eine unmittelbare Belehrung durch Christus offenbar nicht gesagt, daß er durch Menschen von Christus gar nichts gehört habe; vielmehr scheint ihm, dem eifrigen Verfolger der Christengemeinde, schon vor seiner Bekehrung das Historische aus dem Leben und Wirken Jesu nicht unbekannt gewesen zu seyn. Manches mochte er zur Ergänzung in Damascus noch erfahren haben, Weiteres hat ihm das spätere Zusammentreffen mit Ohren- und Augenzeugen der Reden u. des Lebens Jesu noch eingebracht; aber das eigentliche Verständniß des Christianismus hat er unmittelbar aus der ihm gewordenen Erleuchtung geschöpft. Seine erste Bekanntschaft mit den übrigen Aposteln machte P. zu der Zeit, als er nach seiner Flucht von Damascus nach Jerusalem kam (erste jerusalemische Reise), wo er indeß während seines 15tägigen Aufenthaltes nur den Petrus und den jüngern Jacobus antraf. Auch bedurfte es erst der Empfehlung durch Barnabas, ehe P. bei den Aposteln und den ihn bis jetzt nur als ihren Verfolger kennenden jerusalemischen Brüdern Eingang gewinnen konnte. Gleich bei diesem ersten Besuche Jerusalems nach seiner Bekehrung gerieth er in Streitigkeiten mit den hellenistischen Juden, und da diese ihm nachstellten, so entwich er unter dem Beistande der Brüder heimlich nach Cäsarea, von wo er sich nach seiner Vaterstadt Tarsus begab. Später suchte ihn sein Freund Barnabas dort wieder auf und führte ihn nach Antiochien. Hier nun fand P. einen seiner freiern Glaubensansicht ganz angemessenen Wirkungskreis. In Antiochien nämlich hatte sich zuerst eine christliche Gemeinde gebildet, in welche auch Heiden (Hellenes) in größerer Anzahl aufgenommen worden waren. P. und Barnabas arbeiteten daselbst in brüderlicher Eintracht ein volles Jahr hindurch. Darauf übermachten sie im Namen ihrer Gemeinde den armen, zum Theil noch von der letzten Verfolgung leidenden u. dann auch durch eine bevorstehende Hungersnoth gefährdeten Brüdern in Jerusalem eine Kollekte,

und bei dieser Gelegenheit kam P. zum zweiten Male seit seiner Bekehrung nach Jerusalem (zweite jerusalemische Reise). Die schwankende Stellung, welche Petrus in Antiochia zwischen den Juden- und den Heidenchristen einnahm, gab die Veranlassung, daß P. sich gegen ihn ziemlich stark aussprach (Gal. 2, 11—14). Er selbst zeigte dagegen sich schon damals fest und entschieden in der Beurtheilung des Verhältnisses der christlichen Heilsanstalt zu dem Judenthum. Bald nach diesem Vorfalle wurde er von der antiochenischen Gemeinde für den Tüchtigsten erkannt, um in Gemeinschaft mit Barnabas der christlichen Heilsanstalt weitere Anerkennung unter den heidnischen Völkern zu verschaffen. Die erste zu dieser Absicht im Auftrage der antiochenischen Gemeinde unternommene Reise (erste Bekehrungsreise) führte ihn über die Insel Cypern durch die kleinasiatischen Provinzen Pamphylien, Pisidien und Lykaonien. Er gründete hier Gemeinden, denen er auch eine kirchliche Verfassung gab, und nahm Juden und Heiden ohne Unterschied in die christliche Gemeinschaft auf, obwohl er an jene seine Lehrvorträge zuerst zu richten pflegte. In dem Berichte über diese Reise kommt zuerst statt Saulus der Name P. (Apost. 13, 9) vor, und zwar gerade an der Stelle, wo kurz zuvor erzählt worden ist, daß durch die Rede des Apostels der römische Prokonsul Sergius Paulus für das Christenthum gewonnen worden sey. Man hat hieraus geschlossen, daß der Apostel den Namen P. erst damals angenommen, und zwar zu Ehren des bekehrten Prokonsuls. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß ihm der Name P. auch schon früher zugehörte; jetzt aber auf seinen Bekehrungsreisen unter den Völkern mochte er es angemessener finden, sich lieber des römischen Namens P. zu bedienen, als mit dem hebräischen Saul immer sogleich unter Hellenen den Juden und unter Juden den Abtrünnigen kund zu geben. Andere haben diesen Namenswechsel daraus erklären wollen, daß die Apostelgeschichte aus verschiedenen einzelnen Berichten zusammengesetzt sey, von denen die frühern den Apostel als Saulus, die spätern als P. aufführten. Nach Antiochien zurückgekehrt, fand P. die dortige Gemeinde über die Frage getheilt, unter welchen Bedingungen gläubig gewordene Heiden in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen seyen. Dadurch wurde eine neue Sendung des P. und Barnabas nach Jerusalem herbeigeführt (dritte jerusalemische Reise), deren Resultat die apostolische Entscheidung über eine möglichst geringe Beschränkung der individuellen und nationellen Freiheit war; nur den Genuß des Opferfleisches, die Theilnahme an den Opfermahlzeiten und den Genuß des Blutes und der durch Erstickung getödteten Thiere sollten die zum Christenthum übergetretenen Heiden vermeiden. Diese Reise fiel etwa 14 Jahre nach der Bekehrung des P., wahrscheinlich 49 n. Chr. Bald nach der Rückkehr nach Antiochia unternahm P. seine zweite Bekehrungsreise, aber mit einem andern Gefährten, dem Silas, da er mit Barnabas über den auf der frühern Reise ihnen untreu gewordenen Marcus sich nicht vereinigen konnte. Diese Reise ging durch die schon besuchten kleinasiatischen Provinzen, dann durch Phrygien und Galatien nach Mysien, von da nach Macedonien, wo in Philippi und Thessalonich, und nach Achaja, wo in Athen und Korinth der Grund zu christlichen Gemeinden gelegt wurde. Von Korinth aus, wo er sich $1^1/_2$ Jahre aufhielt, reiste er über Ephesus und Cäsarea zum vierten Male nach seiner Bekehrung nach Jerusalem (vierte jerusalemische Reise), um dort das Passahfest zu feiern, und kehrte von da nach Antiochia zurück. Sein Aufenthalt daselbst war diesmal von kurzer Dauer, denn er begann sofort seine dritte Bekehrungsreise. Diese nahm ihre Richtung durch Galatien und Phrygien und die obern Landschaften Kleinasiens nach Ephesus. Hier verblieb er 2 Jahre und 3 Monate, wurde aber durch den Aufstand, welchen der Goldarbeiter Demetrius veranlaßte, um die Zeit des Osterfestes vertrieben. Er reiste nun durch Macedonien und Achaja, sammelte in Korinth eine Beisteuer für die Brüder zu Jerusalem, kehrte wieder nach Macedonien zurück und kam von dort zu Schiffe über Miletus und Cäsarea zum fünften Male seit seiner Bekehrung nach Jerusalem (fünfte jerusalemische Reise). Dort wurde er bei einem Volksaufstande von den Römern in Haft genommen und als Gefangener nach Cäsarea zum Verhör vor den Prokurator Felix gebracht. Da er aber an den Kaiser appellirt hatte, wurde er unter dem nachfolgenden Prokurator Festus (im Herbst 62 n. Chr.) nach Rom gesandt, wo er in einer nicht allzu drückenden Gefangenschaft — er durfte in Begleitung eines Soldaten in der Stadt herumgehen und die Christengemeinde besuchen — 2 volle Jahre hindurch blieb. Mit dieser Nachricht schließt die Apostelgeschichte. Angaben der Kirchenväter aus dem 4. Jahrhundert zufolge soll P. aus dieser römischen Gefangenschaft befreit worden seyn, noch mehre apostolische Reisen, insbesondere auch nach Spanien, gemacht haben, endlich wieder in Rom verhaftet und unter Nero zugleich mit Petrus hingerichtet und zwar enthauptet worden seyn. Die älteste und allein beachtenswerthe Nachricht von einer Befreiung des P. aus der römischen Gefangenschaft gibt Eusebius; die andern Stellen der Kirchenväter sind entweder aus dieser geflossen, oder von zweifelhafter Interpretation. Aber auch die Beweiskraft jenes eusebianischen Zeugnisses wird dadurch bedeutend geschwächt, daß der Vater der Kirchengeschichte sich ausdrücklich nur auf eine Sage oder Tradition beruft. Eigentlich war es nur die Schwierigkeit, den 2. Brief an Timotheus in die aus dem Neuen Testamente bekannte Lebensgeschichte des P. einzuordnen, was die Kritiker zu jener Annahme geführt hat. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß, da die Apostelgeschichte keine vollständige Reisegeschichte des P. gibt, und die eigenen Notizen des Apostels nur zufällige sind, es sehr natürlich ist, wenn wir bei der Einordnung eines mehre specielle Beziehungen enthaltenden Sendschreibens auf Schwierigkeiten treffen.

Wir besitzen von P. eine bedeutende Anzahl von Sendschreiben an mehre von ihm persönlich gegründete oder in seinem Geiste organisirte Christengemeinden und an einzelne Personen, sogenannte Episteln oder Lehrbriefe, welche, wie zu den ältesten, so auch zu den gehaltreichsten und

bedeutendsten Schriften des Neuen Testaments gehören und überdies noch dadurch einen besonderen Werth erhalten, daß die Aechtheit der meisten und wichtigsten von ihnen über jeden Widerspruch erhaben ist. Das Alterthum hat einstimmig 13 Briefe Pauli als ächt angenommen, nur der 14., der Brief an die Hebräer, war streitig. Die Reihenfolge, in welcher die paulinischen Episteln jetzt im Kanon stehen (Brief an die Römer, 1. und 2. Brief an die Korinther, Briefe an die Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, 1. und 2. Brief an die Thessalonicher, 1. und 2. Brief an Timotheus, Brief an Titus und Brief an Philemon) beruht auf einer ziemlich willkürlichen Rangordnung der Gemeinden und Personen, an welche sie gerichtet sind. Die Zeitfolge ihrer Abfassung ist nicht für alle mit Bestimmtheit zu ermitteln. Es ist unzweifelhaft, daß P. seine Briefe in griechischer Sprache niederschreiben ließ; er besaß eine anerkennenswerthe Gewandtheit im griechischen Ausdruck (auch des Lateinischen war er, wie es scheint, nicht unkundig); da ihm aber technische Fertigkeit im Griechischschreiben vielleicht abging (Gal. 6, 11), so pflegte er seine Briefe gewöhnlich zu diktiren. Unter den auf uns gekommenen Briefen des P. sind die beiden an die Thessalonicher wahrscheinlich die ältesten, geschrieben zu Korinth, ziemlich bald nach einander, während des Aufenthalts des Apostels in dieser Stadt um 54 und fast unmittelbar nach der Stiftung der Gemeinde zu Thessalonich. Der erste Brief entstand aus dem Bedürfnisse, dieser jungen, aus Heiden gesammelten und schon den Verfolgungen ausgesetzten Gemeinde mit Rath und Trost nahe zu bleiben. Da die Aussicht auf die, mit der Wiederkunft des Herrn verbundene Auferstehung der Todten, welche darin gelegentlich berührt wird und wohl schon früher Gegenstand religiöser Zweifel gewesen war, Veranlassung zu falschen Vorstellungen und praktischen Verirrungen gegeben hatte, so ist der zweite Brief bestimmt, diese Irrthümer zu bekämpfen u. die Lehre von der Wiederkunft aus dem wahren Gesichtspunkte darzustellen. Die Abfassung des Briefes an die Galater, d. h. an mehre Gemeinden in Galatien, fällt wahrscheinlich in das Jahr 57 n. Chr. Diese Gemeinden, der Mehrheit nach aus Heidenchristen bestehend, waren durch die Umtriebe der judaisirenden Partei verwirrt worden, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes als Bedingung der Seligkeit hinstellte und unter der Hand gegen P. arbeitete. Mit keiner Gemeinde stand P. fortwährend in so genauer Verbindung, wie mit der korinthischen. Auf eine erste Visitationsreise folgte ein Brief, der verloren gegangen ist. Betrübende Nachrichten veranlaßten eine Reise des Timotheus, deren Resultat uns unbekannt geblieben ist. Endlich kamen Abgesandte von Korinth mit einem ebenfalls verloren gegangenen Briefe an den Apostel, welcher ihnen zu Ephesus (um 59) eine weitläufige Antwort aufsetzte, die unter dem Namen des ersten Briefs an die Korinther bekannt ist. Außer den Vorwürfen, welche P. den Korinthern wegen ihrer Spaltungen, Unsittlichkeiten und allerlei Unordnungen macht, verhandelt er mehre Fragen, die ihm die Gemeinde vorgelegt hatte, z. B. von der Ehe und dem Cölibate, vom Genusse des Opferfleisches, von Reden mit Zungen, von der Auferstehung. Begierig, die Wirkungen dieses Briefs zu erfahren, ehe er selbst die Gemeinde wieder besuchte, schickte der Apostel den Titus voraus und reiste ihm langsam nach. In Macedonien trafen sie wieder zusammen (im Winter 59 auf 60), und die beruhigenden Nachrichten, welche Titus von Korinth brachte, veranlaßten den zweiten Brief an die Korinther, in welchem P. den bloß irre geleiteten Theil, mit welchem er sich in den rührendsten Ausdrücken versöhnt, von den Anstiftern des Zwiespaltes unterscheidet, mit welchen er die ernste und strenge Strafe des beleidigten Vorstehers redet. Um sich eine günstige Aufnahme in der Gemeinde der Hauptstadt des Römerreichs zu sichern, wenn er sie, wie er sich vorgenommen, von Griechenland aus besuchen würde, schrieb er 60 von Korinth aus den wichtigen Brief an die Römer, dessen Inhalt und Form durch die besondern Verhältnisse bedingt war. Die römische Gemeinde war unstreitig eine der größten u. auch intelligentesten; P. war ihr persönlich nicht bekannt, auch hatte kein anderer Apostel in Rom gelehrt, die judaisirende Partei aber suchte auch hier das Uebergewicht zu erlangen. Dem zu begegnen, legte P. in seinem Schreiben eine bündige, theils apologetische, theils paränetische Darstellung der christlichen Lehre, sowie der Apostel dieselbe zu predigen gewohnt war, nieder. Die beabsichtigte Reise nach Rom kam, wenigstens in der gewünschten Weise, nicht zu Stande; der Apostel wollte zuvor noch einmal Jerusalem besuchen, ward aber hier gefangen genommen und nach Cäsarea abgeführt. Von hier wurde er allerdings nach Rom gebracht, doch als Gefangener. Während dieser 3—4jährigen Gefangenschaft (61—64) schrieb er in Cäsarea und Rom die Briefe an die Epheser, Kolosser, den Philemon und die Philipper, und zwar die drei ersten zu gleicher Zeit. Der Brief an die Epheser ist ein Umlaufsschreiben an die zahlreichen Gemeinden des prokonsularischen Asiens, dessen Hauptstadt und christliche Metropole Ephesus war. Da P. diese Gemeinden nicht alle persönlich kannte, so ist der Brief, den er gemeinschaftlich an dieselben richtete, in sehr allgemeinen Formen gehalten. Das Bedürfniß, die reine Lehre in einer so wichtigen Lokalität zu befestigen, welche fortwährend der Berührung mit widersprechenden philosophischen Systemen, besonders mit theosophischen Spekulationen ausgesetzt war, bewog den Apostel, die Reise seines Freundes Tychicus zur Absendung dieses Schreibens zu benutzen. Diese spekulative Tendenz der Geister spiegelt sich in dem Charakter des Briefes ab, in welchem die Theologie des Verfassers sich zu den genialsten Anschauungen erhebt, und erklärt die mehr philosophische Färbung desselben und die Abwesenheit der bisher gewohnten exegetischen Beweisführung. Noch dringender war die Gefahr von Seiten theosophischer Irrlehrer in den Gemeinden des kleinasiatischen Binnenlandes. Der Brief an die Kolosser enthält daher eine viel direktere und schärfere Polemik gegen diese Tendenz und eine bestimmtere Fassung der derselben entgegenstehenden Lehre von der Person und dem Amte Christi. Uebrigens erklärt sich seine theilweise wörtliche Uebereinstimmung mit dem

Epheserbriefe aus der Gleichzeitigkeit der Abfassung beider und der nur graduellen Verschiedenheit der Ansichten, gegen welche beide gerichtet sind. Einer der Ueberbringer des Briefs an die Kolosser war Onesimus, ein flüchtiger Sklave, welchen P. seinem Herrn Philemon, einem angesehenen Mitgliede der kolossischen Gemeinde, mit einem Empfehlungsschreiben zurücksandte; es ist dieser **Brief an den Philemon** ein Muster der christlichen Fürsprache für Andere, voll Takt und Humanität. Die Christen von Philippi in Macedonien, welche dem Apostel schon mehr als einmal thätliche Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben, hatten ihn auch in seiner langen und fernen Gefangenschaft nicht vergessen. P. schickte ihnen durch Epaphroditas, den Ueberbringer ihrer Gaben, ein Danksagungsschreiben, den **Brief an die Philipper**, das voller Herzlichkeit und Erkenntlichkeit ist und zugleich nähere Nachrichten von seinen Verhältnissen gibt. Außer den genannten Episteln besitzen wir noch 3 andere Briefe von P., Privatschreiben, nämlich **zwei Briefe an den Timotheus** und einen **Brief an den Titus**, welche Anweisungen für die Leitung und den Unterricht der Gemeinden von Ephesus und Kreta enthalten, deren Besorgung der Apostel für den Augenblick seinen beiden Freunden anvertraut hatte. Sie werden deswegen gewöhnlich vorzugsweise **Pastoral-**, d. i. **Hirtenbriefe**, genannt. Außer dem Inhalt haben sie mit einander gemein eine eigenthümliche Färbung der Sprache und eine Polemik gegen Irrthümer, welche einige Analogie mit denen gewisser Gnostiker des 2. Jahrhunderts darbieten. Diese doppelte Erscheinung bezüglich des formellen und materiellen Charakters der drei genannten Sendschreiben, ferner die Unmöglichkeit, Zeit u. Ort ihrer Abfassung mit den bekannten Lebensverhältnissen des Apostels in Verbindung zu bringen, endlich der Umstand, daß der erste Brief an den Timotheus den Verdacht erregt, durch Kompilation aus den beiden andern Pastoralbriefen entstanden zu seyn: alles dieses hat Zweifel an der Aechtheit dieser Schreiben erregt. Doch ist die Frage, wenigstens für eine verneinende Entscheidung, noch nicht spruchreif. Dagegen ist der Brief an die Hebräer als Schrift des P. selbst schwerlich zu halten; er gehört der paulinischen Schule an, die bald sich versuchte, nach dem Vorgange ihres Meisters und selbst unter seinem Namen, durch Sendschreiben ihr Dogma und ihre Lehrmethode zu stützen und zu verbreiten. Ein Machwerk späterer Zeit ist die lateinische Korrespondenz des Apostels P. mit dem römischen Philosophen L. A. **Seneca** (6 Briefe von jenem und 8 Briefe von diesem), welche unter den sogenannten neutestamentlichen Apokryphen aufgeführt wird. Die ganze Nachricht von den freundschaftlichen Verhältnissen zwischen dem Apostel u. Seneca ist wohl bloß durch Konjektur aus Apost. 18, 12 und Phil. 4, 22 geflossen. In der ersten Stelle wird des unparteiischen Benehmens des Prokonsuls Gallio gedacht, der Seneca's Bruder war; in der andern bestellt P. Grüße aus dem Hause des Cäsar, worunter man den kaiserl. Palast verstanden hat, in dem Seneca als Nero's Lehrer lebte. Dagegen ist gegen die Authentie der Reden, welche Lucas in der Apostelgeschichte dem P. in den Mund legt, sobald wir den Inhalt, nicht die Form und den Ausdruck, in Betracht ziehen, etwas Erhebliches nicht einzuwenden. Sie können wenigstens als Quellen zweiter Klasse für die Lehre des P. betrachtet werden. Worte des P. in der Apostelgeschichte finden sich 9, 5 (20, 22); 13, 10. 11. 16. 41. (43. 46. 47.); 14, 10. 15—17 (22); 15, 36; 16, 18. 28. (31). 37; 17, 3. 22—31; 18 (5), 6. 21; 19, 2—4. (8). 21; 20, 10. 18—35; 21, 13. (26). 37. 39; 22, 1—21. 25. 27 ff.; 23, 1. 3. 5. 6. 17; 24, 10—21. (25); 25, 8. 10. 11; 26, 1—23. 25—27. 29; 27, 10, 21—26. 31. 33. 34; 28. 17—20 (23). 25—28 (31). Die dogmatische Bedeutung dieser Aussprüche und Reden ist aber im Ganzen nicht sehr groß, da sich fast zu allen in diesen Stellen enthaltenen wichtigern Sätzen entsprechende Parallelen in den Briefen finden.

Das **paulinische Christenthum** setzt der von dem Judenchristenthum behaupteten Unzertrennlichkeit des Christenthums und Judenthums hauptsächlich zwei Ideen entgegen: die Abrogation des mosaischen Gesetzes und die Universalität des Christenthums, in jener Beziehung die Rechtfertigung durch den Glauben an die Stelle der Gesetzesgerechtigkeit setzend, in dieser Beziehung die Aufnahme der Heiden in den Verband der Christen ohne vorgängige Beschneidung fordernd. Um diese beiden Ideen bewegt sich daher die Axe der gesammten Thätigkeit des Heidenapostels, und gerade hierdurch gewinnt sie ihre welthistorische, weltumwandelnde Bedeutung. P. hat aber sein apostolisches Wirken weder mit Aufstellung abstrakter dogmatischen Lehrformeln, noch auf den Grund eines dogmatischen Systems begonnen: es waren zunächst praktische Grundsätze — die Universalität des Christenthums und die Abrogation des mosaischen Gesetzes —, deren Anerkennung im Leben er durchzusetzen und dem Judenchristenthum abzuringen hatte. Das Primitive war also bei ihm das Verständniß seiner geschichtlichen Stellung, des ihm gewordenen Lebensberufs, die Einsicht in die geschichtliche Aufgabe und Bestimmung des Christenthums; erst das Zweite, Sekundäre, war für ihn die Verfolgung dieser seiner praktischen Auffassung des Christenthums in ihre letzten theoretischen Konsequenzen, in ihre abstrakteren Vordersätze. Man kann diesen Zusammenhang seines Denkens und Handelns in fast allen seinen Briefen verfolgen; überall sind es praktische Lebensverhältnisse u. Zustände, Verirrungen u. Vorurtheile, die ihm Veranlassung zum Schreiben geben, an die er anknüpft, die er erörtert, bekämpft, od. abwehrt. Das Lehrhafte in seinen Briefen hat durchaus nicht den Sinn u. die Bedeutung, apostolisch autorisirte Lehrformel zu seyn; es soll nur, indem es aus Zugestandenem, aus Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns, od. aus der Geschichte, od. aus dem Gegebenen der alttestamentlichen Offenbarung weiter argumentirt, indem es Anerkanntes zu seinen nothwendigen Konsequenzen entwickelt, die von ihm verfochtenen praktischen Grundsätze zur Anerkennung und Annahme bringen, sie als nothwendiges Ergebniß anerkannter Vordersätze erscheinen lassen. An der Spitze des **paulinischen Lehrbegriffs** steht die Idee der Neuheit und Selbstständigkeit des Christenthums. Daß das Christenthum nicht bloß Judenthum, erfülltes und

bestätigtes Judenthum, sondern ein principiell von ihm Verschiedenes, ein geschichtlich Neues sey, daß es sich zum Judenthum verhalte wie die Freiheit des Mannes zum Gehorsam des Knaben, wie der Geist zum Fleisch, wie das pneumatische Verhältniß zum buchstäblichen, wie die aufgedeckte Wahrheit zur verhüllten, wie die Sache selbst zum Schattenbild: mit diesem Gedanken war dem Christenthum erst ein Princip selbstständiger Entwickelung gegeben, der Odem eines neuen Lebens eingehaucht. An dieses Princip des Paulinismus knüpfen sich nun unmittelbar seine beiden praktischen Grundgedanken, die Abrogation des mosaischen Gesetzes und die Universalität des messianischen Heils, jenes die Konsequenz des Princips in Beziehung auf die Juden, dieses seine Konsequenz in Beziehung auf die Heiden. Beide Grundgedanken seines apostolischen Wirkens selbst hinwiederum tiefer zu begründen und allseitiger zu stützen, darauf sind die verschiedenen Ausführungen des Apostels in seinen Briefen berechnet. Den einen Beweis, betreffend die Ungültigkeit des jüdischen Religionsgesetzes, führt er aus dem Begriffe und der Natur des Gesetzes, indem er die Sätze: Im Gesetz wird Niemand vor Gott gerecht; das Gesetz kann nicht lebendig machen; wer aus den Werken des Gesetzes ist, ist unter dem Fluche, daraus mit dialektischer Nothwendigkeit ableitet. Den andern Grundsatz, die Universalität des messianischen Heils und die unbedingte Aufnahmsfähigkeit der Heiden ohne vorgängigen Uebertritt zum Judenthume, namentlich ohne vorgängige Beschneidung, begründet er aus der allgemeinen Sündhaftigkeit, vermöge deren Juden und Heiden unter gleichem Fluche liegen, indem er besonders gegen die partikularistischen Ansprüche der Juden ausführt, daß zwischen ihnen und den Heiden in Beziehung auf das messianische Heil kein Unterschied sey, da ihre Vorzüge und vermeintlichen Rechtsansprüche gänzlich verschwinden in ihrer Verschuldung u. Strafbarkeit, im völligen Mangel des menschlichen Ruhms vor Gott, daß es daher überhaupt nicht auf leibliche Abstammung, sondern nur auf die geistige Kindschaft Gottes u. auf die freie Erwählung durch seine Gnade ankomme. In beiden Beziehungen wurzeln die Beweisführungen des Apostels in seiner eigenthümlichen Ansicht und Lehre von der Sünde, deren Allgemeinheit er näher aus der Natur des Fleisches und weiterhin aus dem Falle Adams ableitet. Diese Lehre kann somit als der letzte Grundstein angesehen werden, mit welchem der Apostel sein dogmatisches System untermauert. Die übrigen Sätze des paulinischen Lehrbegriffs sind zum Theil entweder die unmittelbaren Konsequenzen, oder die positiven Ergänzungen der bisher mehr negativen. So tritt jetzt an die Stelle der Gerechtigkeit aus dem Gesetz, der jüdischen Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit aus dem Glauben; an die Stelle der Beschneidung die Taufe, die letztere zu tieferer symbolischen Bedeutung erhoben; statt als Lehre, als neue Gesetzgebung, wird das Christenthum nun vielmehr als Erlösung und Princip der Wiedergeburt gefaßt, ebenso nach seiner subjektiven Seite statt als Besserung, als Sinnesänderung und Buße, vielmehr tiefer als neues Leben. Unterricht und Beispiel Christi treten zurück gegen seinen versöhnenden Tod, dessen Bedeutung mit der eigenthümlichen Auffassung der Sünde und Sündhaftigkeit u. ihres Verhältnisses zum Fleisch in engeren Zusammenhang gebracht wird; die Person Christi endlich wird — analog der höhern Stellung, die dem Christenthume überhaupt dem Judenthume gegenüber angewiesen wird — über den jüdischen Messiasbegriff hinweggerückt und in tieferem, mehr metaphysischem Sinne gefaßt: wie der Christ nicht bloß wahrer Jude, sondern eine neue Kreatur, so ist Christus nicht etwa nur der letzte Prophet, sondern der neue, geistige Vater der Menschen. Christus als historisches Individuum wird aber durchaus nicht so in den Vordergrund gerückt, wie man es erwarten sollte. Seiner Thaten und Wunder geschieht nirgends ausdrückliche Erwähnung, sie verschwinden alle vor dem an ihm geschehenen Wunder der Auferweckung; Thatsachen und Vorgänge aus Christi Leben werden, mit Ausnahme seines Todes u. der Einsetzung des letzten Mahles, nicht angeführt; von einer Lehre Christi ist gar nicht, oder höchst unbestimmt die Rede. Hält man nun hiermit zusammen, daß P. aufs Ausdrücklichste versichert, sein Evangelium nicht durch Andere, nicht durch menschlichen Unterricht empfangen zu haben, sondern durch eine Offenbarung Christi, so wird klar, daß ihm das historische Christenthum durchaus in nichts Anderem bestand, als in der einfachen Thatsache des erschienenen, gestorbenen und auferstandenen Messias. Es kostete aber längere Zeit, ehe die Ideen des P. in der christlichen Gesellschaft Eingang und Anerkennung fanden. Der Paulinismus, dem von den Uraposteln vertretenen Christenthum in den wesentlichsten Punkten entgegengesetzt und der nöthigen traditionellen Beglaubigung ermangelnd, konnte in der ältesten christlichen Zeit nur als unberechtigte Neuerung erscheinen und mußte auf den nachdrücklichsten Widerstand stoßen. Bei der fortdauernden Beschränkung des Christenthums auf die niedern Klassen der Gesellschaft, bei dem äußern Zusammenhange, in welchem es immer noch mit der jüdischen Synagoge blieb, mußte der christliche Volksglaube bei seinem sinnlichen jüdischen Charakter verharren, oder, wenn auch momentan daraus aufgerüttelt, doch schnell wieder darein zurücksinken. Es mußten erst Generationen vorübergehen, die ganze innere und äußere Situation des Christenthums mußte erst eine andere werden, bis der Geist des großen Heidenapostels wieder auferstehen und seine Schwingen siegreich über die römische Welt ausbreiten konnte. Es läßt sich historisch erweisen, daß P. von den Judenchristen, d. h. von der bei weitem vorherrschenden Mehrzahl der Christen, den eigentlichen Katholiken der zwei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, durchaus noch als Häretiker und Apostat beurtheilt wurde. Erst die um die Mitte des 2. Jahrhunderts überhandnehmenden Unionstendenzen, zusammenhängend theils mit dem hierarchischen Interesse kirchlicher Centralisation, theils mit der überwiegenden Verstärkung der Kirche durch Heidenchristen, hatten zugleich mit der Bildung der katholischen Kirche auch die vollständige kirchliche Anerkennung, resp. Rehabilitation des Heidenapostels und seiner Auffassung des Christenthums

zur Folge. Seitdem ist der Paulinismus der normgebende Typus der christlichen Glaubenslehre geblieben, obwohl das Mittelalter mehre seiner Hauptsätze, z. B. die Lehre von dem gerechtmachenden Glauben, aufgab. Die Reformatoren, namentlich Luther, setzten den Paulinismus in seine vollste Geltung wieder ein, ja sie legten auf einzelne Konsequenzsätze seines Systems, z. B. die Lehre von der Erbsünde und der Prädestination, ein unverhältnißmäßiges Gewicht und riefen dadurch einen Gegendruck hervor, der sich bisweilen gegen das ganze System des Apostels zu wenden schien.

Hauptquellen für Leben und Lehre des P. sind seine eigenen Briefe, nächstdem die Apostelgeschichte, welche indeß als irenisch-apologetische Parteischrift nur ein relativ-richtiges Bild der Stellung des Apostels zu seinen Zeitgenossen gibt und aus den Briefen zu ergänzen und zu rektificiren ist. Die übrigen neutestamentlichen Schriften geben, sowie die spätere kirchliche Literatur über P. selbst, nur einzelne unzusammenhängende Notizen. Das Leben und die Wirksamkeit des P. behandeln J. T. Hemsen, Der Apostel P., herausgegeben von Lücke, Gött. 1830; K. Schrader, Der Apostel P., 3 Bde., Leipzig 1839 ff.; Schwegler, Das nachapostolische Zeitalter &c., Tübingen 1846, I, 147 ff.; Baur, P., der Apostel Jesu Christi, Stuttg. 1845. Den Lehrbegriff des P. bearbeiteten Meyer (Altona 1801), Usteri (4. Ausg., Zürich 1832), Dähne (Halle 1835).

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, deutscher Theolog, geboren den 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, wurde durch pietistische Umgebungen seinem Vorsatze, Medicin zu studiren, entfremdet und der Theologie zugewendet. Nachdem er Schule und Stift Tübingen besucht, erhielt er vom Freiherrn Palm zu Kirchheim unter Teck Unterstützung zu einer Reise durch Franken, Ober- u. Niedersachsen, um hier den Zustand des Unterrichtswesens kennen zu lernen. Darauf widmete er sich in Göttingen dem Studium der orientalischen Sprachen und setzte dieses mit desselben Gönners Unterstützung zu Oxford und London fort. In Folge dessen ward er 1789 Professor der morgenländischen Sprachen zu Jena und beschäftigte sich hier vorzugsweise mit der Anwendung des Orientalismus auf eine psychologisch-historische Erklärung des Alten und Neuen Testaments. Im J. 1793 ward er Professor der Theologie, ging 1803 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg und ward hier zugleich kurpfälzischer Landesdirektions- und Konsistorialrath. Im J. 1808, als die protestantisch-theologische Fakultät zu Würzburg aufgehoben wurde, kam er als Landesdirektionsrath in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, 1809 nach Nürnberg, 1811 nach Ansbach. Noch in demselben Jahre trat er in seine frühere Laufbahn als Universitätslehrer zurück, indem er als geheimer Kirchenrath und Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg ging. Hier wirkte er besonders durch seine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch u. ward endlich 1844 Alters halber in Ruhestand versetzt. Er † den 10. Aug. 1851. Seine theologische Richtung war rationalistisch, doch warnte er eben so sehr vor einseitigem Rationalismus u. spekulativen Abweichungen von der uranfänglichen Christuslehre als vor Mysticismus und Jesuitismus. Auch in den Verfassungsangelegenheiten seines Vaterlandes Würtemberg wirkte er seit 1814 durch schriftstellerische Thätigkeit, ja er dehnte diese sogar auf juristische Gegenstände aus und verdankte unter Anderm seiner Beleuchtung der in dem Prozesse gegen Fonk begangenen Rechtsverletzungen die juristische Doktorwürde von Seiten der Universität Freiburg. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Neues Repertorium für biblische u. morgenländische Literatur" (Jena 1790 f., 3 Bde.); „Clavis über die Psalmen" (das. 1791, 2. Aufl., Heidelb. 1815); „Clavis über den Jesaias" (Jena 1793); „Memorabilien, philosophisch-theologische Zeitschrift" (8 Stück, Leipzig 1791—96); „Philologisch-kritischer und historischer Kommentar über das Neue Testament" (Lübeck 1800—4, 4 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1804 bis 1808); „Sophronizon, oder unparteiische freimüthige Beiträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen" (Frankf. a. M. 1819—30); „Theologisch-exegetisches Konservatorium" (Heidelberg 1822, 2 Lief.); „Der Denkgläubige, theologische Zeitschrift" (das. 1825—29); „Kirchenbeleuchtungen" (das. 1827—28); „Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" (das. 1828, 2 Thle.); „Exegetisches Handbuch über die 3 ersten Evangelisten" (das. 1830 bis 1833, neue Ausg. 1841—42); „Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- u. Religionsgeschichte" (Bremen 1830, 2. Aufl. 1834); „Neuer Sophronizon" (Darmstadt 1841—42, 3 Bde.); „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung und Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. schellingschen Philosophie &c." (das. 1843). Wegen letzterer Schrift wurde P. des Nachdrucks beschuldigt, gerichtlich belangt, aber völlig freigesprochen. Seine Gattin, Karoline P., die Tochter seines Oheims, des würtembergischen Oberamtmanns Gottlieb Friedrich P., geboren den 14. Dec. 1767 zu Schorndorf, vermählt 1789, † den 11. März 1844 zu Heidelberg, war eine Frau von hoher Geistesbildung, die sich auch als Romanschriftstellerin (unter dem Pseudonym Eleutheria Holberg schrieb sie „Wilhelm Dumont", Lübeck 1805, neue Ausgabe 1808; „Adolf und Virginie", Nürnb. 1811; „Natalie Percy", das. 1811, u. A.) einen Namen erworben hat. Auch ihre Tochter, Emilie P., geb. 1791 zu Jena, 1818 mit August Wilhelm von Schlegel verheirathet, aber bald wieder von ihm geschieden, hat sich als Schriftstellerin versucht. Vgl. Paulus, Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte, Heidelb. 1839; Reichlin-Meldegg, H. E. G. P. und seine Zeit, 2 Bde., Stuttg. 1853.

Paulus Diaconus (auch Levita genannt), longobardischer Historiograph und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Sohn Warnefrids, geboren um 730 in Forojuli als Sprößling eines angesehenen longobardischen Geschlechts in Friaul, ward am Hofe des longobardischen Königs Ratchis zu Pavia erzogen und hielt sich wahrscheinlich auch unter dessen Nachfolgern Aistulf u.

Desiderius am königlichen Hofe auf. Nachdem er in den geistlichen Stand getreten, leitete er die Studien der Adelperga, der Tochter des Desiderius, und schrieb für sie um 781 seine „**Historia Romana**", eine Kompilation aus verschiedenen ältern Geschichtswerken, namentlich aus Eutropius, Florus, Suetonius, Victor, Eusebius, Orosius, Jornandes u. a., die er vorläufig bis zum Fall der Gothenherrschaft fortführte, mit der Absicht, sie später bis auf seine Zeit fortzusetzen. Eine Ausgabe des ächten Textes fehlt noch, doch ist ein großer Theil desselben gedruckt, nebst den Ueberarbeitungen, von denen eine unter dem Titel „**Historia miscella**" bekannt ist, am besten bei Muratori, „**Rerum Italicarum scriptores**" (Bd. 1, Mailand 1728). Im J. 781 finden wir P. als Mönch in Monte-Casino; doch begab er sich von da bald darauf nach Frankreich, um die Freilassung seines bei dem longobardischen Aufstande von 776 gefangenen Bruders zu erbitten. Bei Karl dem Großen stand er in vorzüglicher Gunst, indem er wesentlich zu Beförderung der Bestrebungen desselben um Hebung wissenschaftlicher Studien beitrug. In Karls Auftrag gab er eine Homiliensammlung („**Omiliarius**", von 1482 bis 1569 oft gedruckt und auch ins Deutsche und Spanische übersetzt) heraus und schrieb bald darauf auf Veranlassung des Bischofs Angilram von Metz „**Gesta episcoporum Mettensium**" (am besten gedruckt in Pertz' „**Monumenta Germaniae historica**", Bd. 2). Im Jahre 787 kehrte er nach Monte-Casino zurück und nahm daselbst sein früheres Geschichtswerk wieder auf, das er nun in veränderter Gestalt als Geschichte seines Volks mit gelegentlicher Berücksichtigung der griechischen und fränkischen Geschichte unter dem Titel: „**Historia Longobardorum**" (zuerst Paris 1514, am besten bei Muratori; deutsch von K. von Spruner, Hamb. 1838, und von O. Abel, Berl. 1849) fortführte. Als er damit bis zu Liutprands Tod (744) gediehen war, überraschte ihn der Tod (angeblich den 13. April 797) vor der Vollendung des Werks. In welchem bedeutenden Ansehen dasselbe gestanden haben muß, geht daraus hervor, daß es davon 113 bekannte Handschriften, 10 Fortsetzungen, über 15 Auszüge gibt und daß es bis ins 15. Jahrhundert hinein von den spätern Geschichtschreibern vielfach benutzt worden ist. Außerdem gibt es von P. noch eine Anzahl Gedichte und Briefe und einige praktisch-theologische Schriften, darunter eine Erläuterung der Benediktinerregel und ein Leben Gregors des Großen. Als Geschichtschreiber zeichnet sich P. durch strenge Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, verständige Benutzung der Quellen und schlichte, einfache Darstellung in einem für seine Zeit reinen Style aus. Verdienstlich ist sein Geschichtswerk insbesondere auch dadurch, daß er den reichen Sagenschatz erhalten hat, welcher die Geschichte des longobardischen Volks bis zu dessen Untergang umflicht.

Paulus von Samosata, ein Antitrinitarier der alten Kirche, Urheber der samosatenischen Ketzerei, die ein Zweig des Monarchianismus ist u. ebenfalls auf den Versuch hinauslief, die Lehre von der göttlichen Würde Jesu mit der Idee von der Einheit Gottes auf einfachere Weise in Einklang zu bringen, als es durch die Trinitätslehre der Kirche geschehen konnte. P. leugnete mit Sabellius den Unterschied der drei Personen in der Gottheit, die persönliche Vereinigung beider Naturen in Christo und verwarf die Taufe im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. P. gelangte 260 zur bischöflichen Würde von Antiochia und zu dem bürgerlichen Amte eines Richters. Bei der Königin Zenobia von Palmyra stand er in besonderem Ansehen und fand bis zu ihrem Sturze an ihr eine besondere Stütze. Außer seiner Heterodoxie erregte besonders auch sein weltliches Leben großen Anstoß. Auf mehren Synoden wurde daher seine Verketzerung betrieben, jedoch ohne Erfolg, da ihm hinter seinen weitgefaßten Ausdrücken schwer beizukommen war; endlich gelang es dem Presbyter Malchion 269 auf der Synode zu Antiochia, P.' Ansichten als häretisch darzustellen, und sofort wurde P. abgesetzt. Doch konnte man erst nach dem Sturze seiner Gönnerin 272 ihn aus seiner Amtswohnung vertreiben.

Paunlaun, asiat. Fluß, Hinterindien, Ava, heißt in seinem Unterlaufe Setang u. mündet östlich vom Irawaddy in den Busen von Martaban.

Pauperes de Lugduno, Arme von Lyon, s. v. a. Waldenser.

Pauperies (lat.), Armuth.

Pauperismus (v. Lat.), ein zuerst in England gebildetes, der klassischen Latinität unbekanntes Wort, das den Stand der Armuthsverhältnisse ganz im Allgemeinen, oder für einen Komplex von Menschen im Allgemeinen, für einen Staat, ein Volk, ein Land, eine Stadt im Allgemeinen bezeichnet. S. Armenwesen.

Paupertas (griech. Penia), Personifikation der Armuth, dargestellt in zerrissenem Gewande, mit mattem Gesicht, ein bleiches, abgemagertes Kind führend, oder neben ihr ein zerbrochener Wagen mit einem dürren Zugthier. Bei Aristophanes ist sie Repräsentantin eines armen, aber kräftigen Mittelstandes, nach Andern Erfinderin der Künste und Gewerbe, Tochter der Schwelgerei, Furie. Nach dem platonischen Mythus erzeugt sie am Geburtsfeste der Aphrodite mit Poros den Eros.

Pausa, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, Amt Plauen, in der Nähe des Ursprungs der Weida, seit dem Brande von 1822 neu aufgebaut, hat ein Steueramt, Strumpfweberei, Baumwollenzeuchweberei, Färberei, Bleicherei, Gerberei, Garnhandel, eine Badeanstalt im Schießhause u. 2430 Einw. P. war früher ein besuchter Wallfahrtsort, wahrscheinlich wegen der dortigen Heilquelle.

Pausanias, 1) ein Spartaner aus dem Königshause der Agiden, Sohn des Cleombrotus, führte die Regierung von Sparta als Vormund des minderjährigen Plistarchus seit dem Tode des Cleombrotus (479 v. Chr.). Noch in demselben Jahre erfochten unter seiner Führung die vereinigten Griechen den glorreichen Sieg bei Platää. Darauf aber entspannen sich jene Zerwürfnisse, welche Athen an die Spitze der griechischen Angelegenheiten brachten, wobei besonders die rohe und übermüthige Behandlung der Verbündeten durch P. mitwirkte. Sparta sah sich endlich genöthigt,

den allgemeinen Klagen Gehör zu geben, P. abzuberufen und auf die Hegemonie zu verzichten. Schon damals ward P. des Einverständnisses mit den Persern beschuldigt, auch deshalb zur Verantwortung gezogen, aber freigesprochen. Erst später ergab sich, daß er schon damals mit den Persern eine geheime Verbindung angeknüpft, die in Byzanz gefangenen Perser heimlich entfliehen lassen und um den Preis der Vermählung mit der Tochter des Xerxes diesem Sparta und das übrige Griechenland in die Hände zu spielen versprochen hatte. Nach seiner Zurückberufung ging er, ohne vom Staate beauftragt zu seyn, abermals nach Byzanz, von da aber, da seine Sicherheit durch die Athener bedroht war, nach Troas, um die Ausführung seiner verrätherischen Plane zu betreiben. Auf die Nachricht hiervon rief ihn Sparta abermals zurück, und P., um nicht schuldig zu erscheinen, und in der Hoffnung, durch Geld und Einfluß den Verdacht aufs Neue niederzuschlagen, stellte sich. Anfangs gelang es ihm auch, die Ephoren zu täuschen. Man konnte ihn keiner bestimmten Schuld überführen, bis endlich der Knabe, welcher in seinem Auftrag Briefschaften an den Satrapen Artabazus überbringen sollte, diese den Ephoren überlieferte. Da erst ward, nachdem man noch durch List ihm selbst das mündliche Eingeständniß der Schuld abgelauscht, seine Festnahme beschlossen. P. ahnte die ihm drohende Gefahr und floh in das Heiligthum der Athene, ward hier eingemauert und starb den Hungertod.

2) P., Sohn des Plistoanax aus dem Hause der Agiden, König von Sparta 408—394 v. Chr., setzte, als nach Vertreibung der Dreißig in Athen Sparta's Hülfe aufs Neue angesprochen ward, den Beschluß einer bewaffneten Intervention durch, angeblich zu Gunsten der Oligarchen, in der That aber nur, um Lysanders ehrgeizige Plane zu vereiteln. Es gelang ihm auch, Lysander zu verdrängen und nach einigen unbedeutenden Gefechten mit den Demokraten im Piräeus eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, auf deren Grund die neue volksthümliche Verfassung Athens errichtet wurde. In der nächst folgenden Zeit wird sein Name kaum genannt, er selbst durch den thatkräftigeren Agesilaus völlig in Schatten gestellt. Erst 395 erscheint er während des Agesilaus Abwesenheit in Asien wieder auf dem Schauplatze, als auf Anstiften der Thebaner die Lokrer in das Gebiet der Phocier eingefallen waren und diese die Hülfe Sparta's, ihres Verbündeten, angerufen hatten. Lysander ward vorausgeschickt, mit dem Befehl, die Kontingente der Phocier, Melier, Oetäer, Herakleoten und Aenianen bei Haliartus zusammenzuziehen, P. sollte mit der Macht der Lacedämonier und der mit ihnen verbündeten Peloponnesier nachrücken. Bei Haliartus selbst entspann sich, bevor noch P. mit der Hauptmacht eingetroffen war, ein hitziges Gefecht mit den Thebanern, in welchem Lysander fiel; P. zog hierauf unverrichteter Sache wieder ab, ward bei seiner Zurückkunft des Hochverraths angeklagt, entwich jedoch noch Tegea und lebte dort noch geraume Zeit, mindestens bis 385, in der Verbannung.

3) P., der Periëget, aus Cäsarea in Kappadocien, lebte unter Hadrian und den beiden Antoninen und ist einer der wichtigsten griechischen Geschichtschreiber und Geographen, Schüler des Herodes Atticus, bereiste nicht nur ganz Griechenland, Macedonien und Italien, sondern auch einen großen Theil von Asien und Afrika, und verfaßte als Frucht seiner Beobachtungen und Forschungen eine Beschreibung von Griechenland. Diese Schrift: „Periegesis", umfaßt in zehn Büchern die Landschaften Attica nebst Megaris, Korinth nebst Sicyon, Phlius, Argolis, Aegina und die übrigen umliegenden Inseln, Lakonien, Messenien, Elis, Achaja, Arkadien, Böotien, Phocis nebst dem ozolischen Lokrern. Den Inhalt derselben bilden die religiösen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte, denen das Geographische und Historische untergeordnet ist; auch naturhistorische Notizen sind eingestreut, namentlich zieht P. derartige Merkwürdigkeiten aus andern Ländern zur Vergleichung mit den griechischen herbei. Das Werk ist durchaus vom Standpunkt des Reisenden geschrieben und seiner ganzen Beschaffenheit nach zunächst für den Gebrauch von Reisenden bestimmt. Es beschäftigt sich vornehmlich mit der Darstellung und Erklärung der damals noch vorhandenen Kunstdenkmäler und hat daher wegen des darin gegebenen Details noch gegenwärtig eine hohe Wichtigkeit für die Kunstgeschichte und Alterthumsforschung, für die es in Bezug auf viele Gegenstände als einzig sichere Quelle zu betrachten ist. Letzteres ist besonders an den Stellen der Fall, wo der Verfasser als Augenzeuge berichtet. Uebrigens ist das Werk auch in sofern von Interesse, als viele mythische Erzählungen mit eingeflochten sind, welche mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehen. Der Mangel eines wissenschaftlichen Systems und bestimmt ausgesprochener Tendenz ist in sofern von Vortheil, als so die lokalen Traditionen in ihrer ursprünglichen Gestalt, nicht alterirt durch die Zwecke des Referenten gegeben werden, wozu noch kommt, daß der Verfasser nicht wie ein neugeborner Hellene einer bestimmten lokalen Religion von Haus aus zugethan ist, sondern die verschiedenen lokalen Mythen und Gebräuche ihm objektive historische Merkwürdigkeit und Wahrheit haben, so daß er immer die ganze Masse verschiedener Sagen über denselben Gegenstand notirt. Des P. Periegese ist daher für die hellenischen Religionskulte sowohl nach ihrer mythologischen als künstlerischen Seite die reichste Fundgrube, die wir aus dem Alterthum übrig haben, besonders lehrreich außer ihrem unmittelbaren Inhalt noch durch die Vergleichung der Götter und Göttersysteme verschiedener Landschaften, zu der sie Veranlassung gibt. Der stylistische Ausdruck leidet oft an Weitschweifigkeit und affektirter Alterthümlichkeit. Nach der ersten Ausgabe von Musurus (Vened. 1516) haben Facius (4 Bde., Leipz. 1794), Clavier (6 Bde., Paris 1814 bis 1823), Siebelis (5 Bde., Leipz. 1822—28), Imm. Bekker (2 Bde., Berl. 1826), Schubart und Walz (3 Bde., Leipzig 1838—39, mit zum ersten Male vollständigem kritischen Apparat) u. Dindorf (Par. 1845) die besten Bearbeitungen geliefert. Deutsche Uebersetzungen gibt es von Goldhagen (2. Aufl.,

2 Bde., Berl. 1798—99), Wiedasch (5 Bde., Münch. 1826—33) und Siebelis (Tüb. 1827).

Pausatio beatae virginis, einer der Namen, unter denen schon im 5. Jahrhundert das Fest der Himmelfahrt Mariä gefeiert wurde.

Pausche, ein Säckchen von Leinwand, mit Kohlen-, Kreiden- oder Röthelstaub gefüllt, den der Maler oder die Stickerin durch eine durchstochene Zeichnung klopft, um dadurch die Zeichnung der Umrisse auf den Malgrund zu bringen, was man durchpauschen (durchstäuben, poriren) nennt.

Pause (v. lat. pausa, Ruhe). In der Deklamation soll durch P.n oder kurze Unterbrechungen des Vortrags entweder dem Nachdenken Raum gegeben, oder die Empfindung gesteigert werden, indem man ihr bei einer wichtigern Stelle Zeit zum Verweilen gibt. In der Musik versteht man unter P. das Schweigen der Stimmen an gewissen Stellen eines Tonstücks, sowie auch das Zeichen, das diesen Stillstand und seine Dauer anzeigen soll. P.n, die einen geringeren Zeitwerth haben und meist nur zum Athemholen da sind, heißen auch Sospiren. Dergleichen kurze P.n können aber auch wirklich integrirende Theile des Rhythmus seyn, indem sie da, wo gewisse Gefühlsregungen, wie Schrecken, Angst, unruhiges Bangen des Herzens &c., durch die Töne geschildert werden sollen, von sehr charakteristischer Bedeutung sind. Wenn alle Stimmen eines Tonstückes auf einen Moment schweigen, so heißt die derartige P. eine Generalpause. Sie unterbricht auf eine Zeit den Gang des Tonstücks und kann dann, wenn sie aus dem innern Wesen desselben hervorgegangen ist, von großer Wirkung seyn.

Pausilippo (Posilippo), ein Berg auf der nordwestlichen Seite Neapels, dicht bei der Stadt, nach einer altrömischen Villa, Pausilippum, benannt, ein aus vulkanischem Tuffstein gebildeter Hügel, der Neapel von der nahen Stadt Puzzuoli trennt, in ein malerisches Vorgebirg ausläuft, welches den Golf von Neapel auf dieser Seite begrenzt, und mit schroffen Felsen endigt, die unmittelbar aus dem Meere ragen. Der Berg ist bis zu seinem Gipfel mit Landhäusern, Wein- und Obstgärten und überhaupt mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Das Merkwürdigste aber ist die wohl schon vor der Römerzeit durch einen Steinbruch veranlaßte, dann durch den ganzen Berg getriebene, oben geschlossene sogenannte Grotte von P., die einen ungefähr 1000 Schritte langen, 24—30 Fuß breiten und 80—90 Fuß hohen Felsenweg bildet, in gerader Linie durch den Berg von Neapel nach Puzzuoli führt, den Weg dahin bedeutend abkürzt u. eine der belebtesten Landstraßen ist. König Alfons I. ließ die Grotte von P. in der Mitte des 15. Jahrhunderts erweitern, und auch noch später wurde sie breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. Die ewig hier herrschende Finsterniß wird kaum durch die in gewissen Zwischenräumen oben angebrachten Oeffnungen, die wegen der Dicke der Wölbung nur einen dürftigen Schimmer geben, spärlich erhellt. Mitten in der Grotte ist die Kapelle eines Einsiedlers, wo beständig Lampen brennen, um dem Reisenden zu helfen, wenn ihm die Fackeln verlöschen sollten. Links vom Eingang in die Grotte, an der Seite nach Neapel zu, liegt hoch auf dem Felsen das sogenannte Grabmal Virgils, Trümmer von 4 aus Ziegelsteinen aufgeführten Mauern und einem Gewölbe mit mehren Nischen; auch findet man hier Spuren einer alten Wasserleitung. Um den beschwerlichen unterirdischen Weg durch die Grotte zu vermeiden, legten die Oesterreicher 1822 eine Kunststraße über den P. nach Puzzuoli an. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man an der Spitze des Bergs eine ähnliche, verschüttete Grotte, welche wahrscheinlich die Crypta pausilypona der Alten ist, da die jetzt so genannte auch bei Seneca Crypta neapolitana heißt. Man fand in dem Schutt allerlei meist verstümmelte Alterthümer. Auf der Höhe des Berges genießt man eine schöne Aussicht auf den Meerbusen von Bajä mit dem Vorgebirge Miseno, das Meer mit den Inseln Ischia und Procida, Neapel, den Hafen, den Vesuv und die Höhen bis Castellamare und das Vorgebirg von Sorrent mit der Insel Capri.

Pausilipptuff (Posilippotuff, Traß, Tosca), theils Trachyttuff und Trachytkonglomerat, aus mechanisch und nicht sehr fest verbundenen Bestandtheilen trachytischer Gesteine und Geschieben (weißem Bimsstein und schwarzer poröser Lava) bestehend, erdig, leicht, konglomerat- und breccienartig, hellfarbig, bei Bonn, Brohlthal am Rhein, am Pausilippo, auf den Campi Flegrei vorkommend und zur Bereitung der Pouzzolana, eines unter Wasser erhärtenden Mörtels, verwendet; theils Basalttuff und vulkanischer Tuff (Peperin, Trapptuff), aus Bestandtheilen und Fragmenten basaltischer Gesteine, die nicht krystallinisch und ziemlich locker verbunden sind, bestehend und von dichter erdiger, sandstein- oder konglomeratartiger Beschaffenheit massig oder undeutlich geschichtet auftretend, bei Falkenau und Schlackenwerth in Böhmen vorkommend.

Pauspapier (Bauspapier), ein mit einer schwarzen oder sonst leicht erkenntlichen fettigen Farbe dünn überzogenes Papier, welches zu möglichst getreuer Nachahmung von Zeichnungen benutzt wird. Man verfährt dabei auf folgende Weise: auf einen lithographischen Stein oder einen Bogen Zeichenpapier legt man den Bogen P. so, daß die gefärbte Seite nach unten zu liegen kommt; auf die obere reine Seite wird die Originalzeichnung, welche durchzeichnet (kalkirt) werden soll, gelegt, dann überfährt man mit einem stumpfspitzigen Griffel die Züge der Originalzeichnung, wodurch dieselbe auf der Unterlage getreu kopirt wird.

Pavage (im Latein des Mittelalters pavagium), in den altenglischen Gesetzbüchern eine Geldabgabe, welche zur Pflasterung der Straßen und Hochwege diente; in Frankreich (droit de chaussée) eine Abgabe, welche für ein- oder durchgehende Waaren entrichtet werden muß, eine Art Pflastergeleit.

Pavesen (Setztartschen), im Mittelalter die 6 Fuß langen, 3 Fuß breiten, mit starkem Eisenblech beschlagenen Schilde, welche nament-

lich bei Belagerungen den Armbrustschützen als Deckung dienten und mit einem am untern Ende angebrachten eisernen Stachel in die Erde gestoßen werden konnten. Sie blieben auch nach Einführung des Feuergewehrs noch eine Zeit lang üblich.

Pavesi, Stephan, Opernkomponist aus der früheren italienischen Schule, geb. 1781 zu Crema, machte seine Studien im Konservatorium S. Onofrio zu Neapel, besonders unter Piccini, u. war seit 1818 Kapellmeister am Dom seiner Vaterstadt. Unter seinen (der Zahl nach mehr als 60) Opern war „Ser Marcantonio" in Deutschland am beliebtesten und ist noch auf dem Repertoire. P.'s Kompositionen zeichnen sich durch einfache schöne Melodien aus und beurkunden vorzügliche Kenntnisse im Satz. Beim Eintritt der rossini'schen Periode zog sich P. als dramatischer Komponist zurück. Er † zu Crema im August 1850.

Pavetta (Scheelkorn, Pavette), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den kleinen, vierzähnigen Kelch, die einblätterige, röhrige Blumenkrone mit viertheiligem Rand, Sträucher meist in Asien und Afrika, mit größtentheils weißen Blüthen in Sträußern. Von P. indica *L.*, indisches Scheelkorn, Ixora paniculata *Lam.*, Ixora P. *Roxb.*, in Ostindien, häufig an Hecken und Zäunen, mit schönen, in fast doldentraubigen Endrispen stehenden Blüthen, wird die bittere, gewürzhaft riechende, weißliche Wurzel bei Unterleibskrankheiten, besonders Verdauungsschwäche und Stockungen als magenstärkendes und bei Wassersuchten als harntreibendes Mittel, die stark, aber nicht angenehm riechenden, weinartig schmeckenden Blätter in Salbenform gegen Hautkrankheiten und zu Bähungen bei Hämorrhoiden gebraucht.

Pavia, Delegation im lombardisch-venetianischen Königreich, grenzt im Norden an die Delegation Mailand, im Osten an Lodi e Crema, im Südosten an Parma, im Süden an Sardinien (Intendantur Alessandria) und im Westen an dasselbe (Intendantur Novara) und hat einen Flächenraum von 18,97 ($24^{2}/_{5}$) □M. mit 165,560 Einw. Das Land ist eben, gut bewässert und ungemein fruchtbar, so daß die Provinz (Pavese, Pavesano), der „Garten der Lombardei" genannt wird. An den Grenzen fließen der Po und Ticino (Tessin); außer diesen Grenzflüssen ist nur noch der Olona zu bemerken, der hier in den Po fließt. Außerdem wird die Provinz von den Kanälen Naviglio-Grande, Bereguardo und dem Paviakanal durchschnitten. Letzterer beginnt bei Mailand rechts im Olona, ist gegen Süden gerichtet und mündet links in den Ticino. Das Klima ist nicht sehr gesund. Produkte sind Reis, Wein, Seide, Rindvieh, mit denen lebhafter Handel getrieben wird. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt in einer fruchtbaren, von mehren Kanälen durchschnittenen und hauptsächlich mit Reis bebauten Niederung, auf einer schönen Anhöhe links am Ticino, der sich hier mit dem Kanal Naviglio-Grande vereint und von hier an schiffbar ist. Ueber den Fluß führt hier eine von dem ersten Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, gebaute, 250 Schritte lange und bedeckte steinerne Brücke von 7 gothischen Marmorbogen, durch welche die große Vorstadt auf einer Insel des Ticino mit der Stadt verbunden wird. Mitten durch die Stadt geht der Kanal von P., welcher dieses mit Mailand verbindet (s. oben). Die Stadt ist mit Mauern umgeben, hat breite, gerade Straßen mit guten Trottoirs und eine nach alter Art befestigte, jetzt verfallene Citadelle im Norden. Die öffentlichen Plätze, deren P. einige schöne hat, sind mit Bogengängen umgeben. Noch sieht man mehre der festen Thürme, von denen P. einst den Namen Città delle cento Torri erhielt und in deren einem man noch des Boëthius Gefängniß zeigt, sowie in einer Nebenstraße die Stätte, wo der im 11. Jahrhundert zerstörte Palast des Königs Theoderich stand. In der als Corso benutzten neuen Straße (Strada nuova), die mitten durch die ganze Stadt von der Porta Milano bis zu den prächtigen Thoren Porta San Vito und Porta del Ponte Ticino führt, liegen die schlecht erhaltenen Paläste des Adels. Zum Paradeplatz und zur Promenade führt ein schönes Thor, auf dessen mittelstem Pfeiler zwei Flußgötter die Vereinigung der Adda und des Ticino andeuten. Der mittelste, stets verschlossene Bogen dieses Thores wird nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet. P. hat nicht so prächtige und kolossale Bauten, so große Paläste aufzuweisen, wie andere Städte Italiens, ist aber um so freundlicher, weil die Häuser niedriger, moderner, die Straßen aber lichter sind. Unter den Kirchen, deren P. 18 zählt und die meist aus dem Zeitalter der lombardischen Könige, die hier wohnten, herrühren, zeichnen sich mehre durch merkwürdige Alterthümer ꝛc. aus. Sehenswerth ist besonders die Kathedrale (Sta. Agostina), die zwar ein finsteres Aussehen hat, aber das Grabmal des heiligen Augustinus (mit beinahe 300 Figuren in Bildhauerarbeit) und des Boëthius, die Lanze Rolands (eine schwere, eisenbeschlagene Ruderstange) ꝛc. enthält; ferner die alte Basilika St. Michael mit Basreliefs aus dem 6. Jahrhundert; die Dominikanerkirche mit der reich und künstlich mit Marmor bekleideten Rosenkranzkapelle und einigen Gemälden; die majestätische Kirche del Carmine, welche ebenfalls gleich der in edelm Styl erbauten Kirche Sta. Maria Coronata schöne Gemälde besitzt. Von den weltlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Paläste Botta, Malaspina, Marina, Olevano, Brambilla und Scarpa, welche beiden letztern schöne Gallerien haben, das Universitätsgebäude und das prachtvolle borromäische Kollegium. Die Hofräume des Universitätsgebäudes haben prächtige Säulengänge und eine hochgewölbte prachtvolle Stiege voll zierlicher Kassaturen. Das borromäische Kollegium hat eine imposante Façade, große Säulenhallen und schöne Fresken. Viele Häuser haben kleine prismatische Thürme. P. ist der Sitz der Provinzialbehörden, der Provinzialkongregation, eines Civil-, Kriminal- und Handelstribunals, einer Handelskammer, eines Friedensgerichts und eines Bischofs. Die besonders im Mittelalter sehr berühmte Universität in dem erwähnten Gebäude soll Karl dem Großen ihre Entstehung verdanken. Neu gestiftet wurde sie 1361 von Galeazzo Visconti u. später neu organisirt, so in neuerer Zeit 1770 auf Veranlassung

des Grafen Firmian von der Kaiserin Maria Theresia und 1817 von Franz I. Sie zählt 13 Kollegien, von denen das vom Papst Pius V. (dessen Bildsäule sich daselbst befindet) gestiftete ghislieri'sche das vorzüglichste und das bereits erwähnte borromäische das prachtvollste ist. Sie hat 42 Professoren (1841), gegen 1600 Studenten (darunter $^{2}/_{5}$ Mediciner), 5 Kliniken, eine kostbare Bibliothek von 50,000 Bänden, einen herrlichen botanischen Garten, einen Garten für Ackerbaukunde, eine Schule für Hydrometrie und Geodäsie, eine Architekturschule, eine Schule für Chemie und Pharmacie, sehr reiche Kabinete für Physik, Naturgeschichte und Anatomie, ein physikalisches Museum, chemisches Laboratorium, eine Sternwarte &c. Außerdem hat P. eine Thierarzneischule, eine Schule der Civilbaukunst, ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, ein Mineralienkabinet, viele Stiftungen, vortreffliche Wohlthätigkeitsanstalten (das große Krankenhospital San Matteo, die Armeninstitute Sta. Corona, Pertusati, Sta. Margherita, 2 Waisenhäuser, 2 andere Versorgungsinstitute &c.) u. 25,750 **Einwohner**, welche Stückgießerei, Seidenweberei u. bedeutenden Handel mit Landesprodukten, namentlich den in Oberitalien beliebten, sehr starken paduaner Weinen, Oel und Gartengewächsen treiben. Ein besonderer Handelsartikel sind die Vipern, die hier gefangen und zur Theriakbereitung nach Venedig verkauft werden. Der Handel wird namentlich durch den ganz mit Granitquadern eingefaßten schiffbaren Kanal befördert, welcher seit 1816 den Ticino mit dem Po verbindet. P. hält jährlich eine achttägige **Messe**. In der Nähe von P. liegt das berühmte Karthäuserkloster **Certosa** (s. d.). P., eine der ältesten Städte Italiens, ist das alte **Ticinum** (Ticenum) und wurde bald nach Mailand von den gallischen Levi und Marci erbaut. Diese wurden von den Römern und diese wieder von den Gothen vertrieben, deren König Theoderich hier einen Palast erbaute und die Stadt befestigte. Damals erhielt die Stadt den Namen **Papia** (was angeblich Piorum patria bedeuten sollte), und daraus entstand in der Folge der Name P. Von dem Longobardenkönig Alboin an, welcher P. 568 nach dreijähriger Belagerung eroberte, war es die Hauptstadt des longobardischen Reichs und blieb es bis zu Desiderius, welcher 774 von Karl dem Großen in dem nicht weit von der Stadt gelegenen Park von Certosa gefangen genommen wurde. Otto der Große plünderte die Stadt 951 u. ließ sich dann hier zum König von Italien krönen. Im J. 1004 wurde die Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört. Mit Mailand hatte sie mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; später stand sie unter eigenen Herren. In den ghibellinisch-welfischen Streitigkeiten schloß sich P. meist an die Partei der deutschen Kaiser an. Im Anfang des 14. Jahrhunderts stritten sich hier die ghibellinische Familie Beccaria und die welfische Familie Langusco um die Regierung. Ein Glied der letztern, Graf Philipp von Langusco, schlug 1300 die Beccaria, wurde jedoch von Kaiser Heinrich VII. aus der Stadt vertrieben, bemächtigte sich aber 1311 unter dem Schutze König Roberts [illegible]pel derselben von Neuem. Doch schon nach 2 Jahren gerieth er in Gefangenschaft und starb in derselben 1315 zu Mailand. Hierauf erhielt die Familie Beccaria 1313 durch Kaiser Heinrich VII. die Herrschaft über P. und regierte daselbst unter dem Schutz der Visconti's bis 1356, wo sie verjagt wurde. Obgleich die Beccaria sich von 1359—1402 von Neuem in P. aufhielten, so gelang es ihnen doch trotz wiederholter Versuche nicht, die frühere Macht wieder zu erhalten. Nun wurde P. förmlich mit Mailand vereinigt. Hier **Schlacht** am 24. Febr. 1525, in welcher König Franz I. von Frankreich und Heinrich von Navarra durch den kaiserlichen General Lannoy gefangen genommen wurden. Im Jahre 1527 kehrten die Franzosen zurück und verheerten unter dem General Lautrec die Stadt gänzlich, die auch 1528 zweimal eingenommen wurde und endlich an die Spanier kam. Die Franzosen und Savoyer belagerten sie 1655 zwei Monate lang erfolglos. Erstere besetzten sie 1707; als aber der französische Kommandant die Uebergabe derselben an die Oesterreicher verweigerte, bewaffnete der Bischof von P., Kardinal Morizzia, die Mönche und Geistlichen und zwang die Franzosen, die Stadt zu übergeben. Nachdem sich diese 1733 den Sardiniern ergeben hatte, kam sie 1736 durch den wiener Frieden mit Mailand an Oesterreich. Im J. 1746 wurde sie von den Spaniern u. Franzosen besetzt. Im Jahre 1796 brach hier ein Aufstand aus, den nur Waffengewalt zu dämpfen vermochte; 300 Franzosen hielten sich ohne Artillerie im Schloß von P. gegen 4000 Pavesen; dann ward die Stadt von ihnen mit Sturm genommen und geplündert. Im Jahre 1848 war P. mehrmals der Schauplatz von Unruhen. Nachdem schon am 8. und 9. Jan. wegen des Tabakrauchens blutige Händel zwischen den Studenten und Kroaten Statt gefunden, kam es am 9. und 10. Februar zu einer förmlichen Insurrektion, die aber blutig unterdrückt ward und die Schließung der Universität zur Folge hatte. Am 20. März entstand ein neuer Aufruhr, worauf am 21. die Oesterreicher die Stadt verließen und am 23. die sardinischen Freischaaren einzogen. Im Jahre 1849 kehrten die Oesterreicher wieder zurück, und am 5. Nov. 1851 ward die Universität wieder eröffnet. Auch in der neuesten Zeit fanden hier wieder mehre Demonstrationen gegen die Oesterreicher Statt.

Pavian (**Hundskopfaffe**, Cynocephalus), Affengattung der alten Welt, wird durch die mit Daumen versehenen Vorderhände, die sehr starken Eckzähne, die lang hervortretende und abgestutzte Hundsschnauze, den 30° betragenden Gesichtswinkel, die großen Gesäßschwielen und den gedrungenen kräftigen Gliederbau charakterisirt. Die Gattung enthält 9 Arten, welche bis auf eine nur in Afrika einheimisch sind, nächst den Orangs die größten aller Affen und durch Stärke, Wildheit und Boshaftigkeit vor allen andern ausgezeichnet. Der **gemeine P.** (C. Spinx *L.*), olivenbraun, mit schwarzem, sehr hundeähnlichem Gesicht und blutrothen Gesäßschwielen, 2—3 Fuß groß, findet sich häufig an der Guineaküste und ist vorzüglich äußern und wild. Der **graue P.** oder **Perückenaffe** (**Tartaria**, C. Hamadryas *L.*) ist von aschgrauer, ins Bläuliche gehender Färbung. Die alten Männchen sind mehr oder

minder silbergrau und besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie am Kopf und Rumpf bis gegen die Weichen hin stark behaart und um die Ohren mit Haarbüscheln versehen sind, welche den Kopf sehr breit erscheinen lassen. Gesicht und Ohren sind fleischfarben, die Gesäßschwielen groß und blutroth; der Schwanz endigt in eine Haarquaste. Den Weibchen fehlt die lange Behaarung. Die Körperlänge beträgt 2 Fuß 4 Zoll, die Schwanzlänge 1 Fuß 6 Zoll. Diese Affen leben truppweise in Arabien und Aethiopien und sind die Hundskopfaffen der Alten, welche sich häufig unter den Hieroglyphenfiguren abgebildet finden. Der Bärenpavian (C. ursinus *Penn.*) hat am Rücken und an den Seiten des Körpers ebenfalls eine lange, dunkel=bräunlichgraue, beim Männchen mehr schwarze Behaarung, die besonders im Nacken und über den Schultern verlängert ist, eine fast nackte Kehle und ein schwärzliches Gesicht, auch schwärzliche Ohren und Hände. Die Körperlänge beträgt 2 Fuß 2 Zoll, die Schwanzlänge 1 Fuß 10 Zoll. Dieser Affe haust auf den Felsengebirgen Afrika's, von wo er in die Ebenen herabsteigt, kommt zuweilen bis in die Nähe der Kapstadt und richtet in Gärten und Weinbergen arge Verwüstungen an. Der Erdpavian (Gelada, C. Gelada *Rüpp.*) ist am Hinterkopf durch einen Haarschopf, sowie am Nacken, Rücken und an den Hinterbeinen durch lange, weiche Behaarung ausgezeichnet. Das Gesicht ist nackt und schwarz; auf dem Vorderhals und der Brust sind zwei große fleischfarbige, nackte Hautstellen. Die Haare am Kopf, an den Hinterbeinen und am Schwanz sind hellbraun, am Scheitel und ganzen Rücken schwarzbraun, die Gesäßschwielen grauschwarz. Die Körperlänge beträgt 3 Fuß 2 Zoll, die Schwanzlänge 2 Fuß 4 Zoll. Dieser Affe lebt in Abyssinien in einer Höhe von 7—8000 Fuß, hält sich immer auf der Erde auf und nährt sich von Sämereien und Wurzeln. Der Mandrill (Choros, Waldteufel, C. Mormon *L.*) zeichnet sich durch bunte Färbung aus. Der Rücken ist dunkelbraun mit schwarzen Längsstrichen, hinter den Ohren ein weißer Flecken; Nacken und Schultern sind schwarz und mit einer Art kurzer Mähne bedeckt, welche, indem sie sich gegen die Seiten des Halses hinzieht, eine Art Halsband bildet. Arme und Schenkel sind olivengrün und dicht behaart; das Kinn ist mit einem gelben Spitzbart versehen; die Ohren sind abstehend, oben spitz abgerundet; die schweinsrüsselähnliche abgeschnittene Nase ist hochroth; die gefurchten u. aufgetriebenen Backen sind dunkel=himmelblau. Die großen Gesäßschwielen sind glänzend blau und roth, die Schenkel an der innern Seite olivengrün, sehr dünn behaart. Die Eckzähne werden im Alter sehr groß, und das in der Jugend sanfte Thier wird dann zur wilden, boshaften Bestie. Die Körperlänge beträgt $2^1/_2$—3 Fuß, die Schwanzlänge nur 3 Zoll. Diese Art ist in Guinea einheimisch. Die weniger lebhaft gefärbten jungen Thiere werden in Menagerien häufig gezeigt und zu Kunststücken abgerichtet, werden aber im Alter tückisch und gefährlich. Dem Mandrill ähnlich ist der Drill (C. leucophaeus *Cuv.*), indem er dieselbe Größe erreicht und dieselbe plumpe Gestalt hat; sein Gesicht ist aber einfarbig schwarz, gefurcht und larvenhaft aufgetrieben, Backen, Hals und Schultern sind stark behaart. Der Körper ist an den obern Theilen schwarzbraun, an den untern graulichweiß, die großen Gesäßschwielen sind violet. Die Körperlänge beträgt 2 Fuß 2 Zoll, die Schwanzlänge 3 Zoll. Der schwarze Hundskopf (C. Niger *Gray*) ist ganz schwarz u. durch einen eben solchen Haarschopf auf dem Kopfe ausgezeichnet. Das Gesicht ist ebenfalls schwarz u. gefurcht, nackt, aber mit einem Backenbart versehen, der Körper ziemlich lang behaart, besonders am Rücken. Auch hier ist das Gebiß bei alten Thieren furchtbar. Dies ist die einzige Art P., welche in Asien vorkommt, nämlich auf der Insel Celebes.

Pavie, ein aus flächsenem Garne gewebter Zwillich, ausgezeichnet durch Güte und schöne Bleiche, wird besonders in Gent, Brügge u. Oudenarde hauptsächlich zu Tafelgedecken angefertigt.

Pavillac (Paulllac), Stadt im französischen Departement Gironde, Bezirk Lesparre, links an der Gironde, die hier einen bequemen Hafen und eine sehr sichere Rhede bildet, mit vorzüglichem Weinbau (Lafitte, la Tour, Moulon), Entrepot für den Weinhandel von Bordeaux u. 3800 Einw.

Pavillon (v. Franz.), Zusammenstellung der Nationalfarben eines Volkes, daher jede Fahne, in welcher sie sich befinden, namentlich die Flagge auf Schiffen, Schlössern, Häusern der Gesandten und Konsuln; in der Baukunst ein von allen vier Seiten gegen die Mitte spitz zulaufendes Dach, oder ein mit einem solchen Dache versehenes Gebäude; in neuerer Zeit besonders Vorder= und Seitenbau an größeren Gebäuden, welcher mit einem leichten, aber eleganten Schirm oder Dache überdeckt und in einem vom Hauptgebäude sich auszeichnenden Style mit möglichster Berücksichtigung der symmetrischen Formen erbaut ist; auch ein kleines Jagd= oder Lusthaus, Zelt &c.; bei den geschliffenen Steinen der facettirt gewölbte Oberkörper und Obertheil des Steins, während der Unterkörper Kulasse heißt.

Pavilly, Flecken im französischen Departement Seine=inférieure, Bezirk Rouen, am Austreberte, hat 2630 Einw., welche Baumwollenspinnerei, Fabriken für Tuch, Papier und Handel betreiben.

Pavimentum (lat.), s. Estrich.

Pavona, Francesco, ausgezeichneter Maler seiner Zeit, wurde 1682 zu Udine geboren und von A. Carnio und G. dal Sole in der Kunst unterrichtet, besuchte die vornehmsten Städte Italiens, arbeitete an den Höfen zu Madrid und Lissabon, für mehre Fürsten Deutschlands und besonders für den König von Sachsen, der ihn nach Dresden berief. Später begab sich P. nach Bologna u. † zu Venedig 1773 oder 1777. Er malte in Oel und Pastell zahlreiche Bildnisse und historische Darstellungen für Kirchen und Paläste.

Pavonia (Pavonie), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, charakterisirt durch die den Kelch umgebende 5—15blätterige Hülle, zehn Narben und fünf kapselartige, zweiklappige, einsamige Samenbehälter, meist strauch= und baumartige Gewächse in Ostindien, Westindien und Südamerika. P. acerifolia *Lk.* et *Otto*, in Westindien, mit baumartigem Stamm, 3—5lappigen Blättern und winkel= und gipfelständigen

prächtigen Blüthen mit 1 Zoll langen blaßrothen, am Grunde mit einem großen schwarzrothen Flecken gezeichneten Kronblättern, ist eine schöne Zierpflanze. Von **P. coccinea** *Cav.*, auf St. Domingo, werden die scharlachrothen, 2 Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen in der Heimath äußerlich bei Augenkrankheiten und innerlich als schleimige Mittel, wie die von **Althaea rosea** *Cav.*, angewendet. Von **P. odorata** *Willd.*, in Ostindien, ebenfalls mit rothen Blüthen, die man, wie auch die Blätter, als ein schleimiges, etwas gewürzhaftes Arzneimitel anwendet, wird die wohlriechende Wurzel gegen Fieber gebraucht. Von **P. zeylanica** *Willd.*, auf Ceylon, krautartig, wird das Kraut als mild-schleimiges Mittel und eine Abkochung der Wurzel als Getränk bei Fiebern angewendet. Schöne Zierpflanzen sind noch **P. hastata** *Cav.*, mit großen rothen, dunkel geaderten Blüthen, **P. speciosa** *H. et Bonpl.*, mit schönen violeten, im Grunde purpurrothen Blüthen, u. a.

Pavonis stercus (lat.), der Pfauenkoth, sonst gegen Schwindel gebraucht, weil Pfauen auf Gipfeln schlafen.

Pawlowsk, 1) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Woronesch, am Einfluß der Osseroda in den Don, ist Festung und Stapelplatz des Handels mit den donschen Kosaken u. hat 3600 Einw. — 2) Stadt im europäisch-russischen Gouvernement St. Petersburg, Kreis Sophia und Zarskoe-Selo, 4 Meilen von St. Petersburg, an der Slawjänka, durch eine 1838 eröffnete Eisenbahn mit der Residenz in Verbindung stehend, ist regelmäßig gebaut mit meist hölzernen Häusern, einer schönen steinernen Kirche und 3200 Einw. Dabei das prachtvolle kaiserliche Lustschloß P., das, 1780 erbaut, sich besonders durch seinen reizenden Park und seinen erst vor wenigen Jahren angelegten Vauxhall, einen von Petersburg aus viel besuchten Vergnügungsort, auszeichnet. Der Park ist eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Pauls I., die an diesem von der Natur wie von der Kunst gleich schön ausgestatteten Orte besonders gern verweilte. Zu den lieblichsten Anlagen des Parks gehören: die sogenannte Zauberinsel; der Rosenpavillon; die Eremitage; der Stern, ein großer Cirkus, in dessen auslaufenden 12 Strahlen sich die Bronzestatuen Niobe's und ihrer Kinder befinden; der Musenplatz, dem Apollo Musagetes gewidmet, welchen die 9 Musen des Vatikans umringen; der Tempel der Grazien; die überaus reizend gelegene kaiserliche Ferme mit dem buntfensterigen Czarensaal; die mit den herrlichen Arbeiten des russischen Plastikers Martos verzierten Mausoleen und Grabtempel. Das große im Halbkreis gebaute schöne Schloß enthält die Bibliothek der Kaiserin Maria Feodorowna, eine Mineralien- und Münzsammlung, eine Sammlung antiker und moderner geschnittener Steine, Intaglio's, Kameen &c. und auserlesener Antiken aus Herculanum und Pompeji. Merkwürdig ist ferner eine ausgezeichnete Gemäldesammlung mit vielen Werken alter Meister und das sogenannte Cabinet de Réunion, dessen Geräthe und Verzierungen insgesammt von den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses gearbeitet sind. Nicht weit vom Schlosse befinden sich auf einem Berge Befestigungen, von denen eine Bastion (die Bips genannt) sehr alt ist. Im Jahre 1828 nahm der Großfürst Michael laut testamentlicher Verfügung Besitz von diesem Schlosse. Die Stadt P. liegt im Umfang der Parkanlagen.

Pax (lat.), Friede; Friedensgöttin; in der früheren christlichen Kirche s. v. a. Absolution. **P. vobiscum**, Friede sey mit Euch. **P. Dei**, s. v. a. Gottesfriede.

Paxo, das alte Fricusa, die kleinste der jonischen Inseln, nahe an der türkischen Küste, bei Janina, $1^1/_2$ Meilen südlich von Korfu, zwischen diesem und Santa Maura, hält mit dem dazu gehörigen Felseneiland Anti-Paxo, mit dem es im Alterthume den gemeinschaftlichen Namen Para führte und das noch jetzt dazu gerechnet wird, $1^9/_{10}$ □Meilen, allein aber $1^1/_3$ □Meilen, mit 6400 (nach Andern 4000) Einw., meist Griechen. Die Insel P. ist eirund, ziemlich bergig, voller Felsen und hat kein Wasser, wenigstens keine einzige Quelle süßen Wassers, so daß Trinkwasser vom Festlande oder von Korfu herüber gebracht werden muß, das wenige Vieh aber, das die Insel besitzt (Schafe, Kühe, Ziegen und Maulesel), mit Seewasser getränkt werden muß. Anti-Paxo ist gänzlich unbewohnt und wird nur zur Zeit der Aussaat und der Ernte und von Fischern besucht. Die Produkte P.'s sind: trefflicher Wein, Oliven, Mandeln, Orangen, Citronen. Nicht weniger als 17,000 Morgen Landes werden zur Olivenkultur verwendet, auf welche die Insel nach der Natur ihres Bodens vorzugsweise hingewiesen ist. Auch der Fischfang beschäftigt viele Leute, und vorzugsweise stellt man den Sardellen nach. Die Einwohner der Insel leben in einzelnen, zerstreuten Häusern und Höfen. Nur auf der Nord- und Ostküste, wo große Einschnitte der See in das Land sichere Häfen bilden, drängen sich mehre Hütten dorfähnlich zusammen. Der beste Hafen der Insel, Porto Gai (Gaio), kann selbst Fregatten fassen. Auf einer Felsklippe, welche denselben gegen die Ostwinde schützt, steht eine griechische Kirche, deren Thurm ein Leuchtfeuer trägt. In früheren Zeiten befand sich daselbst auch eine kleine Festung, bestimmt, die Einfahrt in den Hafen gegen Seeräuber zu vertheidigen, die zur Zeit der venetianischen Herrschaft ihren Sitz auf Anti-Paxo hatten und die benachbarten Meere sehr unsicher machten; jetzt ist diese Festung gänzlich im Verfall.

Paxton, Sir Joseph, englischer Landschaftsgärtner und Architekt, 1804 in Berwickshire geboren als Sohn armer Aeltern, hatte in seiner Jugend mit mancherlei Ungemach zu kämpfen, bis er eine Anstellung in den Gärten des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth erhielt, wo er sich bald so auszeichnete, daß er zum Obergärtner befördert ward. Unter seiner Leitung erlangten die Anlagen zu Chatsworth europäischen Ruf und P. den eines der ersten Gartenkünstler. Durch seine „Treatise on the culture of the Dahlia“ (Lond. 1838) erwarb er sich auch in der botanischen Literatur einen Namen. Mit Lindley gab er „Pocket botanical dictionary“ (Lond. 1840) heraus und veröffentlichte dann in dem von ihm redigirten „Horticultural register“ und andern botanischen Journalen verschiedene andere Arbeiten. Aber

erst die 1850 in London beschlossene Weltindustrieausstellung gab ihm Gelegenheit, sein Talent nach einer neuen Richtung hin zu zeigen, indem er nämlich zuerst auf den Gedanken verfiel, ein Ausstellungsgebäude von Glas aufzuführen. Obwohl sein Entwurf erst nach Ablauf der festgesetzten Frist einging, so ward demselben doch der Vorzug vor vielen andern zu Theil und die Errichtung des Ausstellungsgebäudes, des sogenannten Krystallpalastes, nach demselben beschlossen. Es wurden dazu 7070 eiserne Säulen, Balken, Bänder und Träger nebst 900,000 Geviertfuß Glastafeln verwendet. Nach der glücklichen Vollendung des großartigen und genialen Baues ward der Urheber desselben von der Königin Victoria zum Ritter geschlagen. Als sich nach Abtragung des Krystallpalastes in Hydepark 1852 eine Aktiengesellschaft bildete, um denselben bei Sydenham in neuer, erweiterter Gestalt wieder aufzubauen, ward P. an die Spitze des großartigen Unternehmens gestellt. Daneben gab er ein der Blumenzucht gewidmetes Journal unter dem Titel „Paxton's flower garden" (seit 1850) heraus.

Payement (franz.), die Zahlungsfrist; auf Messen die Zahlwoche.

Payerne (Peterlingen), Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, an der Broye, war sonst oft Residenz der burgundischen Könige und hat 2750 Einwohner. P., im Mittelalter zerstört, verdankte sein Wiederaufblühen einer 960 von der Königin Bertha, Gemahlin Königs Rudolf II. von Burgund, hier gegründeten und reich ausgestatteten Benediktinerabtei. Im Jahre 1032 kam P. an das deutsche Reich, 1536 an Bern. Die Kirche der Abtei ward bei der Reformation in ein Kornmagazin, das Kloster aber in ein bernsches Amthaus umgewandelt. Am 15. Februar 1798 wurde hier ein Waffenstillstand zwischen den Franzosen und Bernern geschlossen.

Pay-Ho, Fluß in China, entspringt auf der Grenze der Mongolei, fließt südöstlich, nimmt den Hoen-Ho rechts auf, wendet sich östlich und mündet in den Golf von Tschi-Li.

Payne, Thomas, einer der berühmtesten Publicisten des vorigen Jahrhunderts, geboren den 29. Januar 1737 zu Thetford in der englischen Grafschaft Norfolk, mußte in seiner Jugend das Gewerbe seines Vaters, das Korsetmacherhandwerk, betreiben, erhielt später eine Anstellung als Zollbeamter, ward aber seines ungeregelten Lebens wegen bald wieder entlassen. Erst 1766 nahm ihn das Acciseamt zu Lemanstreet wieder mit der Weisung an, in der Ortsschule Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen. In derselben Eigenschaft kam er darauf nach Kensington, wo er wie an frühern Orten seines Aufenthaltes auch methodistische Winkelpredigten gehalten haben soll, und endlich 1768 nach Lewes. Hier heirathete er 1771 die Tochter eines Tabakfabrikanten, übernahm nach dessen Tode das Geschäft, machte aber 1774 Bankerott und ward, weil er Schleichhandel getrieben haben sollte, zugleich seines Amtes entsetzt, was wiederum eine Trennung von seiner Frau zur Folge hatte. Die öffentlichen Angelegenheiten hatte er schon längst mit Aufmerksamkeit verfolgt und dabei einen unauslöschlichen Haß gegen die Verfassung seines Vaterlandes eingesogen. Eine von ihm bereits früher abgefaßte Eingabe der Zollbeamten an das Parlament, in welcher die Nothwendigkeit einer Gehaltserhöhung dargelegt war, hatte um diese Zeit P. die Bekanntschaft Franklins verschafft, und mit Empfehlungen von Seiten desselben versehen ging er 1774 nach Philadelphia, wo er zuerst ein Unterkommen bei einem Buchhändler fand, dann sich auf das Studium der Chemie warf und sich erbot, als 1775 Nordamerika der Zufuhr des Schießpulvers beraubt wurde, dem Kongresse auf leichte und wohlfeile Art Salpeter zu verschaffen. Jetzt gab er sich ganz den Freiheitsbestrebungen der Amerikaner hin und verfaßte in diesem Sinne sein berühmt gewordenes politisches Pamphlet: „The common sense addressed to the inhabitants of America" (Philadelphia 1776), das wesentlich auf den Gang der amerikanischen Revolution einwirkte, von welchem binnen Kurzem über 100,000 Exemplare abgesetzt wurden und das in einer Menge von Uebersetzungen über alle Länder verbreitet ward. P. hatte jedoch keinen Gewinn von dem ungeheuren Absatze seiner Schrift; er hatte vielmehr Schulden machen müssen und begab sich deshalb zum Heere Washingtons. Als nach dem Rückzuge desselben der Kongreß in Flucht und Angst versetzt wurde, schrieb P. zur Stärkung des republikanischen Sinnes ein periodisches Blatt: „The crisis" (1777 — 83, in 13 Lieferungen), und einige andere kleinere Flugschriften. Diese Thätigkeit verschaffte ihm viele Freunde unter den Führern der damaligen Bewegung und durch deren Vermittlung das Sekretariat in den auswärtigen Angelegenheiten. Allein schon 1779 legte er, im Zwiste mit dem Kongreß wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses, sein Amt nieder und trat als Lehrer an der Universität Philadelphia auf, eine vom französischen und spanischen Hofe ihm angebotene Geldunterstützung ausschlagend. Nicht ohne Stolz auf seine politische Wirksamkeit, wollte P. 1780 nach England gehen, um dort das Volk ebenfalls von dem ihm verhaßten Regierungssystem zu befreien. Seine Freunde indessen, nicht ohne Grund für seine Sicherheit besorgt, hielten ihn zurück, und er lebte, nachdem er den Obersten Lawrens in politischen Angelegenheiten nach Frankreich begleitet hatte, auf den Ländereien, die ihm der Kongreß als Belohnung für seine Dienste geschenkt hatte. Aber vom unwiderstehlichen Drange getrieben, auch in Europa zu reformiren, ging er im Herbst 1786 dahin, landete in Frankreich, das sich schon in Gährung befand, und begab sich 1787 nach London. Zwei Flugschriften: „Prospects on the Rubicon" und „Thoughts on the Rubicon", erregten eben nicht große Aufmerksamkeit, und er lebte daher, ohne anderweitig, als einmal durch einen Schuldarrest, belästigt zu werden, bis zum Ausbruch der französischen Revolution in England. Als diese eine Menge von Streitschriften hervorrief und unter Andern an E. Burke einen beredten und tiefsinnigen Bekämpfer fand, so trat P., um Burke's Angriffe zurückzuweisen und seinem eigenen politischen Glaubensbekenntnisse überall Eingang zu verschaffen, mit den „Rights of Man" (London 1790, 2 Bde.) auf, einer Schrift, die eine eben so große Verbreitung und Berühmtheit erlangte, als sein „Common

sense" und mehre andere Schriften sowohl von seiner als seiner Gegner Seite zur Folge hatte. Wegen der revolutionären Sprache der genannten Schrift wurde zu Ostern 1792 ein Staatsprozeß auf Hochverrath gegen P. eingeleitet; dieser wartete aber das Ende desselben nicht ab, sondern ging nach Frankreich, wo er schon einige Male inzwischen auf längere Zeit sich aufgehalten, und ward dort vom Departement Pas de Calais im September desselben Jahres als Deputirter in den Nationalkonvent gewählt. In dieser Versammlung gehörte er zu den Häuptern der Bergpartei und ward von den Jakobinern vergöttert, bis er endlich im Prozesse Ludwigs XVI. für dessen gefängliche Verwahrung und spätere Verbannung stimmte. Diese Milde war den Schreckensmännern verdächtig; man machte ihm Vorwürfe als Quäker und Ausländer, und Robespierre ließ ihn 1793 aus dem Konvent stoßen und verhaften. Nach 14monatlicher Haft, während welcher er sein gegen den Atheismus gerichtetes Buch: „The age of reason" (Paris 1793), schrieb, wurde er auf Verwenden der nordamerikanischen Regierung befreit, trat wieder in den Nationalkonvent, schlug aber, als dieser 1795 auseinander ging, alle angebotenen Aemter aus, um ungestört und ohne Anschluß an eine Partei durch Wort und Schrift die Gesinnungen, Grundsätze und Vortheile seiner Mitbürger einstimmiger zu machen. Allein das Feld seiner Wirksamkeit verengte sich mit der veränderten Stimmung immer mehr, und P. fand sich nach und nach zu Paris politisch isolirt. Er ging daher 1802 auf Jeffersons Veranlassung nach Amerika zurück und † den 8. Juni 1809 zu Newyork in Armuth. Es gibt von P. außer den angeführten noch einige andere Schriften, die indessen minderes Aufsehen erregt haben, als: „Reasons for wishing the life of Louis Capet" (Paris 1793); „Prospect on the war and paper currency" (2. Aufl. 1793) u. a. m. Vergl. James Cheetam, The life of Thomas P., Newyork 1809.

Pays de Vaud, s. v. a. Waadt.

Pays du droit coutumier und **P. du droit écrit**, in Frankreich frühere Unterscheidung der Landestheile, in welchen das Gewohnheitsrecht und das geschriebene römische Recht galt.

Payta, Hafenort im peruanischen Departement Truxillo, südlich an der gleichnamigen Bai, in völlig vegetationsloser Umgebung, ist Hauptdepot des Handels von Nordperu, wo namentlich große Massen von Baumwolle nach England verschifft werden, wie auch nordamerikanische Wallfischfänger hier Lebensmittel einzunehmen pflegen. Der Reichthum der Stadt reizte oft die Raubsucht der englischen Seeleute, und P. wurde unter Andern von Lord Anson geplündert und verbrannt. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Europäer und spanischer Kreolen, in deren Händen der Handel ist, besteht die Bevölkerung aus Indianern.

Paz (la P.), Departement der südamerikan. Republik Bolivia, der nordwestlichste Theil des Staates, grenzt nördlich an Peru, westlich an Peru und den Titicacasee, der zum Theil hierher gehört, südlich an Oruro, südöstlich an Cochabamba und östlich an Santa Cruz de la Sierra und hat einen Flächenraum von 1880 (nach Andern 2880) □Meilen mit 373,600 Einwohnern. Das Land ist sehr gebirgig durch Verzweigungen der östlichen Cordillera, welche hier die höchsten Berge des ganzen Andengebirges aufthürmt, und wasserreich durch Flüsse, z. B. den Madeira, Desaguadero und Beni, und den See Titicaca, welcher hier den Desaguadero aufnimmt. Das Klima ist im Gebirge sehr kalt und rauh, übrigens heiß. Hauptprodukte sind: Kartoffeln, Quinoa, Holz, in den Thälern China, Zuckerrohr, Wein, Kakao; Affen, Schlangen, Rindvieh, Pferde, Schweine, Lama's; Gold, Silber. Die gleichnamige Hauptstadt (La P. de Ayacucho) liegt am Ostabhange der Anden, in einem tiefen Gebirgsthale, von Berggipfeln begrenzt, 11,430' über dem Meere, südlich vom Titicacasee, ist schön gebaut, Bischofssitz mit Kathedrale, 8 Klöstern, gelehrter Schule und 31,400 (nach Andern 20,000 oder 40,000) Einwohnern, welche lebhaften Handel treiben. Die Stadt ward 1548 erbaut. In einer Entfernung von 15 Meilen erhebt sich der hohe, den Chimborazo an Höhe übertreffende Berg Illimani.

Paz, Don Manoel Godoi, Principe de la P., s. Godoi.

Pazzi, eines der vornehmsten und reichsten Geschlechter von Florenz, fand in einer gegen die Medici angezettelten Verschwörung seinen Untergang. Francesco P., früherer Freund Giuliano's von Medici, beschloß aus Rachsucht 1478 die Vertilgung des Hauses Medici, als die schon lang genährte Eifersucht auf die Macht desselben durch die Bevorzugung, welche dem Giuliano in ihrer beiderseitigen Bewerbung um eine edle Florentinerin, Camilla Caffarelli, zu Theil wurde, sich zur leidenschaftlichsten Wuth entflammte. Von Bernardo Bandini, einem ruchlosen Menschen, der sich ebenfalls von den Medici beleidigt glaubte und die heimliche Ermordung Giuliano's seinen Absichten nicht hinlänglich entsprechend fand, ward er für den Plan einer Verschwörung gegen die Medici im Allgemeinen gewonnen. Papst Sixtus IV., durch Lorenzo, Giuliano's Bruder, persönlich gekränkt und die steigende Macht des Hauses schon längst mit mißgünstigen Augen betrachtend, ward durch seinen Sohn, Hieronymus Riario, Grafen von Furli, der mit Bandini in freundschaftlichen Verhältnissen stand, in den Plan gezogen und versprach Unterstützung, und auch der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, trat zur Partei der Verschwornen. Mehr Mühe kostete es, Francesco's Oheim, Jacopo P., einen verständigen, allgemein geachteten Mann, in die Verschwörung zu ziehen; man überwand indeß seine Bedenklichkeiten, und sein Beitritt hatte sofort eine bedeutende Vermehrung der Zahl der Verschwornen zur Folge. Nachdem alle Vorbereitungen zur Sicherung des Erfolges getroffen waren, mußte, um die Aufmerksamkeit des Volkes zu beschäftigen und eine Gelegenheit zur gleichzeitigen Ermordung der beiden Medici herbeizuführen, der 17jährige Kardinal Raphael Sanzoni, ein ebenfalls in die Verschwörung gezogener Verwandter des Papstes, nach Florenz kommen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Bei einem ihm zu Ehren von Lorenzo angestellten Gastmahle

sollte der verrätherische Anschlag zur Ausführung kommen, allein dieselbe ward für dies Mal vereitelt, da Giuliano wegen einer Augenentzündung, wie es hieß, nicht erschien. Nun ward für den 26. April 1478 nach beendigtem feierlichen Hochamte, das der Kardinal in der Hauptkirche, Santa Reparata, selbst halten wollte, von den P. ein glänzendes Mittagsmahl veranstaltet, zu welchem die Medici eingeladen wurden. Allein am Morgen des Tages noch erfuhr Francesco, daß Giuliano gleich nach beendigtem Gottesdienste auf eine seiner Villen gehen würde, und es ward daher beschlossen, die beiden Brüder in der Kirche beim zweiten Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, zu erdolchen. Zwei Verschworne, Antonio und Stefano Volterra, stellten sich deshalb dem Lorenzo zur Seite, als dieser mit dem Kardinal in der bereits mit Menschen aus allen Ständen überfüllten Kirche erschien. Fast wäre die Absicht der Verschwornen wieder zu nichte geworden; denn schon rückte der festgesetzte Zeitpunkt immer näher, und Giuliano erschien nicht. Da begaben sich Francesco P. und Bandini nach seiner Wohnung, und ihrer Ueberredung gelang es, Giuliano mit in die Kirche zu bringen. Als das Glöckchen zum zweiten Male ertönte, fiel Francesco mit solcher Heftigkeit über Giuliano her, daß er beim Herausziehen des Dolches sich selbst am Schenkel verwundete. Nicht so gelang der Angriff auf Lorenzo, der am Altare kniete, um das Abendmahl zu empfangen. Er ward nur leicht am Halse verwundet, und es gelang seinen Freunden, ihn in die Sakristei zu schaffen, von welcher ein Priester die nachdringenden Francesco P. und Bandini zurückstieß. Furchtbar war der Tumult in der Kirche; nur mit Mühe konnte der Kardinal vor der Wuth des ihn für mitschuldig haltenden Volks geschützt und nach dem Stadtpalaste gebracht werden. Bandini entfloh; Francesco suchte vergeblich das Volk aufzuwiegeln und mußte, vom Blutverlust erschöpft, sich nach Hause begeben. Ebenso scheiterte der Versuch Jacopo Poggio's und des Erzbischofs, sich des Stadtpalastes zu bemächtigen, an der Wachsamkeit des Gonfaloniere Petruccio; mehre Verschworne wurden ermordet, andere zu den Fenstern hinausgestürzt, Jacopo Poggio und der Erzbischof aufgehängt; ebenso Francesco, den das wüthende Volk halb nackt aus seiner Wohnung durch die Straßen nach dem Stadtpalaste geschleppt hatte. Jacopo, der inzwischen immer noch die Florentiner zu einem allgemeinen Aufstande zu ermuthigen suchte, entfloh verhöhnt nach den Apenninen, ward aber von einem Bauer erkannt und nach Florenz geliefert. Auch Renato P., der zwar um das Unternehmen seiner Verwandten gewußt, jede Theilnahme aber abgelehnt hatte, ward auf der Flucht ergriffen und nebst Jacopo nach einem förmlichen Inquisitionsprozeß 4 Tage nach Giuliano's Ermordung gehängt. Alle übrigen P.'s wurden in die Gefängnisse von Volterra gesperrt. Auch der Kardinal ward eine Zeit lang in Haft gehalten, aber nachher, da er vom ganzen Plane nichts gewußt zu haben betheuerte, nach Rom zurückgesandt. Antonio und Stefano Volterra, die in einem Kloster Schutz gefunden, wurden hingerichtet. Gleiches Schicksal traf Bandini, welcher sich nach Konstantinopel geflüchtet hatte, aber vom Sultan Bajazet wieder ausgeliefert worden war. So endete eine der merkwürdigsten Verschwörungen, zu welcher Eigennutz, Ehrgeiz, Eifersucht und Rache als gleich mächtige Triebfedern gewirkt hatten.

Pazzi, Pietro Antonio, berühmter Kupferstecher, wurde 1706 zu Florenz geboren, erlernte bei G. Piamontini die Zeichenkunst und bei C. Mogalli das Kupferstechen. Unter Anderem stach er mehre Platten für das Museo Capitolino, für die Sammlung von Nachbildungen der Bilder Dominichino's aus dem Leben des heiligen Nilus zu Grotta Ferrata, welche 1762 erschienen, und eine große Anzahl von Künstlerbildnissen nach den eigenhändig gemalten Bildnissen in der florentinischen Gallerie, unter dem Titel „Serie degli uomini i più illustri nella pittura cet." Außerdem stach P. noch viele andere Porträte von Künstlern nach den von ihm selbst gesammelten Originalen. Die Sammlung von P. erschien von 1763—66 in 2 Foliobänden.

Pb., chemisches Zeichen für das Blei, Plumbum.

P. C., Abkürzung für Procent, per Centner (für den Centner), Per couvert (durch Einschlag, Einschluß), Par complaisance (durch Gefälligkeit), für preußisch Kurant.

Pd., chemisches Zeichen für das Palladium.

Pe, Stadt im französischen Departement Hautes-Pyrénées, Bezirk Argèles, links am Gave de Pau, hat ein kleines geistliches Seminar und 3000 Einwohner, welche Fabrikation von Nägeln, Ackerwerkzeugen, Kämmen, Leinwand treiben.

Peakgebirge, britisches Gebirge, geht von Carlisle aus durch Durham, York, Derby und Chester, s. England.

Peakhöhle, berühmte Tropfsteinhöhle in der englischen Grafschaft Derby, in der Nähe von Castleton, hat einen 42 Fuß hohen, 90 Fuß langen und 120 Fuß breiten Eingang und ist nach innen 2250 Fuß lang. Die klassische Schilderung der P. von Johanna Schopenhauer ist in viele deutsche Lesebücher übergegangen.

Peard, australische Insel, zu den niedrigen Inseln, und zwar zur Gambiergruppe gehörig, mit dem hohen Spitzberg, Duff genannt, welcher für die Seefahrer das Signal bildet, daß sie sich jetzt dem gefährlichen Meere der niedrigen Inseln nähern, hat einen guten Hafen und süßes Wasser.

Pearl-River, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt im Staate Mississippi, Grafschaft Yazoo, bildet die Grenze zwischen den Staaten Mississippi und Louisiana, theilt sich dann in zwei Arme, von denen der östliche die Grenze weiterhin bildet, bis zur Mündung in den Borgnesee, und der westliche in Louisiana bis zur Mündung in den Pontchartrainsee und mit einem Arm ebenfalls in den Borgnesee fließt. Der Fluß hat einen Lauf von 80 Lieues und ist auf 30 Meilen schiffbar.

Pear-Oil (engl., Birnenöl), ein in England dargestelltes und dort häufig in der Parfumerie angewendetes künstliches ätherisches Oel, das besonders zur Aromatisirung der sehr belieb-

ten Pear-drops (Birnentropfen) dient. Es ist eine Verbindung des Amyloxyds mit Essigsäure und wird dargestellt, indem man 1 Theil Kartoffelöl mit 1 Theil koncentrirter Schwefelsäure und 2 Theilen essigsaurem Kali vermischt und destillirt. Das Destillat wird mit einer sehr verdünnten Lösung von Kali gewaschen, über geschmolzenem Chlorcalcium getrocknet, mit Bleiglätte vermischt und nochmals destillirt. Es ist eine farblose Flüssigkeit mit höchst angenehmem Obstgeruch; aber erst, wenn es mit dem 6fachen Volumen Weingeist verdünnt worden ist, tritt der Geruch nach Birnen deutlich hervor. Ein ähnlicher Aether, Apple-Oil (Aepfelöl), ist valeriansaures Amyloxyd.

Peccais, Marktflecken mit Fort im französischen Departement Gard, Bezirk Nismes, unweit des mittelländischen Meeres, am Silveréal; das Fort dient zum Schutz der dasigen bedeutenden Salinen od. Salzschlämmereien, die jährlich 150,000 Centner Salz liefern.

Peccatum (lat.), Fehler, Vergehen, Verbrechen, Sünde. P. originis, Erbsünde (s. d.); P. philosophicum, eine Sünde, die aus Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit begangen wird; P. theologicum, eine mit Bewußtseyn und Vorsatz begangene Sünde (s. Sünde).

Peccothee (Pekothee, Peckaothee), bekannte und beliebte, nach Veilchen duftende Sorte des schwarzen chinesischen Thee's, welche öfters mit kleinen weißlichen Blüthen (wahrscheinlich von Olea fragrans) untermischt vorkommt.

Pech, Name für gewisse feste Körper, welche meistentheils in der Kälte brüchig sind, in der warmen Hand aber erweichen, so daß sie sich kneten und in lange Fäden ausziehen lassen. Sie besitzen einen eigenthümlichen Glanz und zeichnen sich häufig durch große Klebrigkeit aus. Man unterscheidet natürliches und künstliches P. Zu dem natürlichen P. gehört das Judenpech (Erd-, Bergpech, Asphalt, s. d.) und das Waldpech (das rohe Fichtenharz); letzteres wird, auf Leder oder Leinwand gestrichen, häufig als Pflaster verwendet und heißt deshalb auch Fleischpech; es wirkt reizend und röthet die Haut. Das künstliche P. wird auf verschiedene Weise aus den harzigen Bestandtheilen der Nadelhölzer gewonnen und hat, je nach der Art der Abstammung oder Behandlung, eine weiße, gelbe, braune od. schwarze Farbe. Weißes oder gelbes P. (pix alba) erhält man vorzüglich aus Fichten- oder Kiefernharz durch Schmelzen mit Wasser; doch liefert auch das Harz des Lärchenbaums, wenn es einer gleichen Behandlung unterworfen wird, ein P. von vorzüglicher Güte, welches sehr fettig ist, wie Terpentin riecht und unter dem Namen burgundisches P. (pix burgundica) in Fässern oder auch in Körben von Lindenrinde im Handel vorkommt. Das gelbbraune oder schwarze P. (pix nigra) stellt man aus dem Holztheer dar, indem man denselben in eisernen Kesseln gehörig einkocht. Es enthält viel Brandharz, ist bei 33° C. weich und knetbar, schmilzt bei 100° C., löst sich in Alkohol, in kaustischen und kohlensauren Alkalien und wird nach seiner verschiedenen Verwendung auch Schiffpech (pix navalis), Faßpech od. Schusterpech genannt. Auch der Steinkohlentheer gibt beim Abdampfen ein schwarzes P. (das Steinkohlenpech), welches gegenwärtig statt des Asphalts zum Straßenpflaster ausgedehnte Anwendung findet. Das P. wird durch die Operation des Pechsiedens (Pechbrennens) aus den genannten Substanzen gewonnen. Das weiße oder gelbe P. erhält man dadurch, daß man das Harz der Nadelbäume mit Wasser in eisernen Kesseln bei gelindem Feuer schmilzt und das Geschmolzene durch Stroh filtrirt od. in groben leinenen Säcken auspreßt, wobei die Unreinigkeiten (die sogen. Pechgriefen) zurückbleiben. Um gelbbraunes oder schwarzes P. darzustellen, bereitet man sich zuerst Theer, was auf mannichfache Weise geschieht. Man erhitzt z. B. Harz bei gelindem Feuer in einem eingemauerten Kessel, welcher im Boden ein Loch hat, aus welchem der Theer in eine Rinne u. aus dieser in ein Gefäß, den Pechtrog, läuft; statt des Kessels wendet man bisweilen auch durchlöcherte Töpfe an. Mitunter legt man zur Gewinnung des Theers an einem abschüssigen, trocknen Orte eine Grube (Pechgrube) an, füllt sie mit Kienstöcken, bedeckt letztere mit Rasen und Erde, zündet sie an u. erhält sie durch angebrachte Zuglöcher dürftig im Brennen, wobei der Theer durch einen an der tiefsten Stelle der Grube befindlichen, horizontal laufenden Kanal in den Pechtrog abfließt. Am häufigsten erhält man aber den Theer durch trockne Destillation (durch das sogenannte Schwelen) des harzigen Holzes im Pechofen (Theerofen). Letzterer hat die Gestalt eines in einen Kegel ausgehenden Cylinders und 2 Oeffnungen, von denen die eine (das Kohlenloch), welche unten in der Wand des Ofens sich befindet, zur Herausnahme der nach beendigtem Schwelen im Ofen gebliebenen Kohlen dient, während durch die andere (das Setzloch), welche am obern Theile des Ofens, an der Kappe, angebracht ist, die Kienstöcke eingetragen werden. An der Sohle des Ofens befindet sich eine nach der Mitte zu abschüssig gemauerte Grube, von deren tiefstem Punkte aus ein enger Kanal nach einem außerhalb angelegten Behälter führt, in welchem die Fässer zur Aufnahme der flüssigen Produkte aufgestellt sind. Die Mündung des Kanals in der Grube ist unvollkommen mit einer viereckigen gußeisernen Platte bedeckt, die dem kienigen Holze, mit welchem der Ofen völlig angefüllt wird, zur Unterlage dient. Rings umgibt den Ofen ein Mantel, der sich oben, wo er mit einigen Zuglöchern versehen ist, gewölbeartig an die Kappe schließt und unten eine dem Kohlenloche gegenüberstehende Oeffnung und außerdem ein paar Schürlöcher zur Unterhaltung des Feuers hat, welches in dem Raume zwischen dem Ofen und dem Mantel angemacht wird. Während des Schwelens werden Setzloch und Kohlenloch verschlossen. Beim Anheizen des Theerofens fließt zuerst ein saures, mit ausgebratenem Harze gemengtes Wasser (die Theergalle) aus, von welchem sich allmählig ein wenig gefärbtes, flüssiges, mit ätherischem Oel verbundenes Harz abscheidet, welches weißer Theer genannt wird und bei der Destillation im Destillat Kienöl, im Rückstand dagegen ein hellgelbes P. liefert. Nach und nach, bei zunehmender Hitze, wird der in

die Fässer ablaufende Theer dicker und dunkler, zuletzt fast schwarz. Hört er auf zu fließen, so unterläßt man das Heizen des Ofens und nimmt, nach erfolgter Abkühlung, das im Ofen zurückgebliebene verkohlte Holz, die Kienbrände, durch das Ofenloch heraus und verwendet sie zur Kienrußbrennerei. Um aus dem Theer das schwarze P. zu erhalten, dampft man denselben über offenem Feuer unter beständigem Umrühren in eisernen Kesseln ein, bis er so dick geworden ist, daß er beim Erkalten erstarrt. Der Raum, in welchem sich der Pechofen und alle zur Pechbereitung nöthigen Geräthschaften befinden, heißt Pechhütte, die darin beschäftigten Leute Pechbrenner. Die verschiedenen Arten des P.s dienen theils für sich zum Auspichen und Verpichen von Gefäßen, Flaschen, Schiffen ꝛc., theils als Zusatz zu Siegellack, Kitten, groben Firnissen, Stiefelwichsen, Pflastern ꝛc., endlich wegen der Brennbarkeit zu Fackeln. Der medicinische Gebrauch des P.s ist ein doppelter, da man dasselbe innerlich und äußerlich anwendet. Die innere Anwendung ist sehr beschränkt, denn fast nur die Engländer benutzen es in Form von Pillen, für sich allein oder mit Gummi arabicum als Pechpillen drachmenweise gegen hartnäckige chronische Hautausschläge, besonders gegen die Ichthyosis, wo seine Wirkung auch von einigen deutschen Aerzten, z. B. von Ulrich, bestätigt wurde. Ausgedehnter ist seine äußere Anwendung als Pechpflaster (s. d.). P. heißt im uneigentlichen Sinne auch das braune Fett, welches der Seifensieder aus den Talggriefen durch nochmaliges Schmelzen erhält und mitunter zur Darstellung von Lichten (Pechlichten) gebraucht. Tropisch ist P. s. v. a. Mißgeschick; daher redet man auch in der Bergmannssprache von einer Pecharbeit (pechigen Arbeit), wenn das Eisen beim Schmelzen nicht rein und flüssig, sondern pechartig und dick gefunden wird.

Pecha (Pescha, Pessa, Pesce, Peis, Peyses), kleine, dicke, plattgedrückten Flintenkugeln ähnelnde, drei Quentchen schwere Kupfermünze, welche in den südwestlichen Ländern Asiens, besonders in den Staaten des ehemaligen Großmoguls gangbar war. Der Werth derselben wird gewöhnlich auf ungefähr 2 Deut oder 1/4 Stüber holländisch, nach deutschem Münzwerthe auf 2 1/2 bis 3 Pfennige, angegeben.

Pechatschek, Franz, ausgezeichneter Virtuos auf der Violine und Komponist besonders für sein Instrument im modernen Styl, gebürtig aus Böhmen, machte von Wien aus Kunstreisen durch Deutschland, wurde allenthalben mit vielem Beifall aufgenommen und später zum großherzoglichen Koncertmeister in Karlsruhe ernannt. Seine Kompositionen für das Koncert sind gefällig, zierlich, unterhaltend, oft reizend durch Zartheit sowohl, als Keckheit der Melodie, aber mehr im Polonaisen- und Rondostyl, weniger großartig und tief, Eigenschaften, welche ihnen aber gerade Eingang bei Virtuosen und Dilettanten verschafften, daher sie in mannichfachem Arrangement (als Quintetts, Quartetts, mit Pianofortebegleitung ꝛc.) vorhanden sind. Schon in Wien wurden kleinere Sachen, Tänze ꝛc., für Orchester von P. gedruckt und außerordentlich beifällig aufgenommen.

Pechbaum, s. v. a. Rothtanne, Fichte, Pinus Abies *L.*, s. Tanne.

Pechbier, dasjenige Bier, welches von dem Peche der Lagerfässer einen eigenthümlichen, bitterlich-aromatischen Geschmack angenommen hat.

Pechbrunnen (Pechquellen), Tümpel, in denen sich, gewöhnlich über Wasser, Bergöl ansammelt, das aus der Erde zugleich mit dem Wasser gedrungen ist u. unter Anderem zum Kalfatern der Schiffe benutzt wird. Solche Brunnen findet man in Baku und andern Gegenden Asiens, in Amerika, auf der Insel Zante u. an mehren andern Orten des südlichen Europa's, und zwar immer in der Nähe von Stein- oder Braunkohlenlagern.

Pecheisenstein (Eisenpecherz, Glanzeisenstein, schlackiger Brauneisenstein, Stilpnosiderit), nach Glocker unter die brauneisensteinartigen oder hydrosiderischen leichteren Oxydolithe von unmetallischem Ansehen gehörig, ist unkrystallinisch, derb, nierenförmig, traubig ꝛc., von muscheligem Bruch, 5,5 Härte, spröde, 3,7 spec. Gew., pechschwarz, von gelblichbraunem, stark fettglänzendem, undurchsichtigem Strich, vor dem Löthrohr etwas leichter schmelzbar, als Brauneisenstein. Er enthält nach v. Kobell 82,87 Eisenoxyd, 13,46 Wasser, 3,00 Phosphorsäure, 0,67 Kieselerde u. kommt mit dichtem Brauneisenstein in Sachsen, Thüringen, im Siegenschen, in Schlesien, Mähren, Frankreich vor.

Pechfackel, s. Fackel.

Pechgrieben (Pechgriefen), die Unreinigkeiten, welche von dem in den Pechhütten ausgesottenen Harze zurückbleiben und zum Kienrußbrennen verwendet werden.

Pechkohle (Gagat), eine Varietät der Steinkohle mit vollkommen großmuscheligem Bruche, von großer Sprödigkeit und Zersprengbarkeit und starkem Glanze (pechartig), kommt vor in Schlesien, Sachsen, Dalmatien, England, Schottland ꝛc.; auch Varietät der Braunkohle, muschelige Braunkohle von muscheligem Bruche, manchmal noch sichtbarer Holztextur, geringer Sprödigkeit, pechschwarzer Farbe und mäßig starkem Glanze. Diese P. ist der eigentliche Gagat (Jaïet) der Franzosen, der sich besonders ausgezeichnet in dem Thale Hers im französischen Departement Arriège findet und schon seit undenklichen Zeiten zu kleinen Schmucksachen, als Ohrgehängen, Perlen, Knöpfen, Kreuzen, Rosenkränzen, Armbändern ꝛc., verarbeitet wird. Die Bearbeitung geschieht auf Schleifsteinen, oder auf der Drehbank, oder mit der Feile.

Pechkuchen (Treibepech, Pechklumpen), eine aus Pech, Ziegelmehl und etwas Talg oder Wachs bestehende Masse, wird auf einem hölzernen Klötzchen (Kittstock), oder auf der ebenen Fläche der Pechkugel (s. d.) in Form eines Kuchens ausgebreitet und dient beim Eiseliren als Unterlage der zu treibenden Blechplatte. Durch seine Zähigkeit setzt der Kuchen den Stempeln (Bunzen), mit denen die Bleche getrieben werden, hinlänglichen Widerstand entgegen, um die Eindrücke derselben nur auf die angeschlagene Stelle des Metalls zu beschränken, besitzt zugleich aber Nachgiebigkeit genug, um die Wirkung der Bunzen nicht zu vereiteln.

Pechkugel (Treibekugel), eiserne, steinerne

oder hölzerne Halbkugel, auf welcher beim Eiseliren der Pechkuchen ruht. Während des Gebrauchs liegt sie, um bequem nach allen Seiten bewegt werden zu können, auf einem ringförmigen eisernen Untersatze, oder auf einem Strohkranze.

Pechlarn (Großpechlarn), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerlande, nordöstlich von Ips, am Einflusse der Erlach in die Donau, hat Safranbau und 810 Einw.

Pechnelke, s. v. a. Lychnis viscaria *L.*; s. v. a. Silene Armeria *L.*

Pechöl (Kienöl), ein meist braunes, im rektificirten Zustande farbloses, starkriechendes Oel, ein Gemisch von Terpentinöl, Brandöl u. Brandharz, wird bei der Destillation des Theers mit Wasser gewonnen; auch ein brenzliches Oel, welches in die Vorlage übergeht, sobald man Pech der Destillation unterwirft.

Pechpfanne, ein eiserner, auf einem hohen Fuße stehender Napf, in welchem man Pech anzündet, um einen Ort im Freien bei Nacht zu erleuchten.

Pechpflaster (Pechestrich), s. v. a. Asphaltpflaster, s. Pflaster; in der Pharmacie (emplastrum de pice) ein Pflaster, welches aus bloßem Pech besteht, oder aus Pech, Wachs, Terpentin, Bernstein und Weihrauch zusammengesetzt ist und, auf Leder gestrichen, zur Zertheilung von kalten Geschwülsten, als Reizmittel rc. gebraucht wird.

Pechsieden (Pechbrennen, Pechbereitung), s. Pech.

Pechstein (auch empyrodoxer Quarz, Porphyrit, Retinit, Stigmit), Mineral nach Glocker aus der Familie der Sklerolithe, nach Haidinger Varietät des Obsidians, ist unkrystallinisch, derb, mit muscheligem bis unebenem Bruche, zuweilen körnig od. schalig, selten stängelig abgesondert, von 6,5—7,0 Härte, 2,2—2,3 spec. Gew., spröde, leicht zersprengbar, lauch- bis schwärzlichgrün, rabenschwarz, auch röthlich, gefleckt, gestreift rc., mit ausgezeichnetem Fettglanz, durchscheinend bis undurchsichtig, an der Oberfläche leicht verwitternd. Es besteht nach Erdmann aus 75,600 Kieselerde, 11,600 Thonerde, 2,772 Natrum mit etwas Kali, 6,690 Talkerde, 1,353 Kalkerde, 1,200 Eisenoxyd, 4,733 Wasser, schmilzt vor dem Löthrohr unter Aufschäumen zu weißem od. grauem Email. Der P. findet sich als eigene Gebirgsmasse und auf Gängen im Granit, Gneis, Trachyt bei Korbitz und Planitz in Sachsen, in Ungarn, am Cantal, in den Euganeen, auf Skye, Mull, Irland, in Meriko rc. Als Gebirgsart enthält er oft Quarz, Ryakolith und Obsidian, auch wohl Glimmer, Hornblende, Augit, Nephelin, Anthracit und wird dadurch manchmal porphyrartig (Pechsteinporphyr, bei Tharand). Er tritt immer massig auf und umschließt gewöhnlich Kugeln von Porphyr oder Felsit (Spharulith), die bei oft völlig kugeliger Abrundung einen Durchmesser von 1 Linie bis zu 10 Fuß erreichen. Das Innere enthält zuweilen Chalcedon- und Quarznester oder Drusen, die zum Theil auch in sich wieder kugelförmig abgesondert sind. Die P.e müssen bei hoher Temperatur hervorgedrungen und schnell erkaltet seyn und durchsetzen daher die von ihnen durchbrochenen Gesteine gang- oder stockförmig.

Pechtanne, s. v. a. gemeine Fichte, Pinus Abies *L.*, s. Tanne.

Pechtorf, ein schwarzbrauner, in feuchtem Zustande schlüpfriger Torf, der sich beim Austrocknen stark zusammenzieht, dabei sehr hart wird u. dann einen wachsglänzenden Strich zeigt. Er besteht vorzüglich aus Humussäure, etwas Humuskohle, vielem Wachsharz und wenigen Pflanzenresten, ist aber meist sehr verunreinigt.

Peck, englisches Hohlmaß für Getreide u. andere trockene Waaren, welches das Doppelte des Gallons und den vierten Theil des Bushels beträgt. Der P. enthält 457,94 altfranzösische oder 554,56 englische Kubikzoll und ist = 0,16528 berliner Scheffel, 0,08455 dresdner Scheffel, 0,04356 russische Tschetwert, 0,14771 wiener Metzen.

Peckau (Peggau), Marktflecken im österreichisch-steiermärkischen Kreis Grätz, an der Mur, hat eine Post, Kirche und die Bergruine Peckau, die ein merkwürdiges Labyrinth alter Bauformen ist, eine Kapelle mit Fresken und 2 hohe Wartthürme, Bleigruben und einen Eisenhammer und 310 Einwohner.

Pecora (Plural von pecus), Vieh, auch Bezeichnung der Zweihufer oder Wiederkäuer (s. d.), Bisulca oder Ruminantia.

Pecq (le P.), Dorf (Flecken) im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, östlich von St. Germain, links an der Seine, mit Flußhafen, Fabriken für Bleiplatten, Leim, Leder, Schriftgießerei und 1300 Einw.

Pecsvar, Flecken in der ungarischen Gespannschaft Baranya, hat ein Schloß, eine katholische u. griechische Kirche, Kalk- und Steinkohlengruben, Marmorbrüche, Obst- u. Weinbau, eine Papiermühle, viele Getreidemühlen und 2720 Einw.

Pecten (lat.), der Kamm; Os pectinis, das Schambein (os pubis).

Pectin, s. Pektin.

Pectis (Angerblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, einjährige Pflanzen in Meriko und Westindien, von denen mehre Arten, z. B. P. ciliaris *L.*, P. humifusa *Swarz*, P. punctata *L.* u. a., in deutschen Gärten als Zierpflanzen vorkommen.

Pectorale (lat.), der Küraß, die Brustwehr (Parapet), die Brustbinde fürs Pferd; auch der Brustschild der katholischen Priester.

Pectus (lat.), die Brust, der Thorax.

Peculatus (Pekulat), im römischen Recht die Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder aus Staats- oder Gemeindekassen, sowie auch die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes, mit welchem Verbrechen in einem Gesetze Cäsars auch das Crimen de residuis, darin bestehend, daß Jemand zu einem bestimmten Zwecke empfangene öffentliche Gelder nicht zu demselben verwendet hatte, und das Sacrilegium, die Entwendung oder Unterschlagung der dem Götterdienst geweihten Gelder oder sonstigen Gegenstände, in Verbindung gebracht war. Das letztere ist gegenwärtig Diebstahl unter erschwerenden Umständen. Daher depekuliren, Diebstähle, besonders am öffentlichen Eigenthum, begehen. Den Thäter (Peculator) bestraft die Praxis, wo nicht Partikulargesetzgebung eingreift, mit Gefängniß- oder Zuchthaus-, Galeeren- oder

Festungsarrest. Das römische Recht drohte Deportation, für den des P. schuldigen Richter Todesstrafe, für Unterschlagung gemachter Beute Poena quadrupli. In den meisten Staaten sind die Veruntreuungen der Kassenbeamten mit schärferen Strafen bedroht; wo dies nicht der Fall ist, werden dieselben gleich dem Diebstahl bestraft. Vergl. Diebstahl, Kirchenraub.

Peculiaritas (lat.), in der römischen Kirche der einem Religiosen als Verbrechen angerechnete, dem Gelübde der Armuth zuwiderlaufende Besitz eines Eigenthums.

Peculium (lat.), die einem Haussohne (filius familias) zustehenden, mit Rücksicht auf die väterliche Gewalt als vom väterlichen Vermögen juristisch getrennt angesehenen Vermögensstücke. Die erste Art des P. besteht in solchem Vermögen, woran der unter väterlicher Gewalt befindliche Sohn volles Eigenthum und alle Rechte eines Hausvaters hat. Hierher gehört also Alles, was er im Soldatenstande oder durch freie Künste und Wissenschaften erwirbt (P. militare), sowie Alles, was Vater, Mutter oder Verwandte dem in Militärdienste tretenden Sohne zum Zwecke dieser Dienste schenken, was dieser als Soldat erbeutet oder vom Solde sich erspart, was er von Kameraden erbt oder mit dem als Sold verdienten Gelde erkauft (P. castrense); ferner was ihm von irgend Jemandem zur Erlernung von Künsten und Wissenschaften oder mit Rücksicht auf schon erworbene Kenntnisse u. Wissenschaften geschenkt, oder durch letzten Willen hinterlassen wird, oder was er durch dergleichen Kenntnisse u. in den dadurch erlangten Aemtern selbst erwirbt (P. quasi-castrense). Die zweite Art des P. begreift alles Vermögen, was Söhne auf andere Art und Töchter überhaupt erwerben, und hier unterscheidet man, ob solches Vermögen den Kindern vom Vater selbst und mit Rücksicht auf den Vater von Andern gegeben worden (P. profectitium), oder ob es die Kinder von dritten Personen, einschließlich der Mutter, empfangen oder erworben haben (P. adventitium). Bei jenem haben die Kinder kein weiteres Recht, als das, was ihnen der Vater überläßt, in der Regel das der Verwaltung; das Recht des Nießbrauchs und der Veräußerung steht dem Vater zu. Er kann sogar bei Beendigung der väterlichen Gewalt den Besitz wieder zurückfordern; unterläßt er dies aber, so wird das P. profectitium nach Aufhören der väterlichen Gewalt unbeschränktes Eigenthum der Kinder. Anders verhält es sich mit dem nicht vom Vater herrührenden Vermögen. Zu diesem (P. adventitium) gehören alle Geschenke, Erbschaften und Vermächtnisse von der Mutter, von mütterlichen Verwandten oder von dritten Personen, Lotteriegewinne und was durch Geschäfte irgend einer Art, nur freie Künste und Wissenschaften ausgenommen, von Kindern unter väterlicher Gewalt verdient oder erworben wird. An solchem Vermögen hat entweder der Vater die Verwaltung und den Nießbrauch, ohne jedoch das Recht der Veräußerung zu besitzen (P. adventitium ordinarium), oder dem Vater steht bloß die Verwaltung, nicht aber auch der Nießbrauch zu (P. adventitium extraordinarium). Diese letztere Art von P. ist vorhanden, wenn Kindern unter väterlicher Gewalt mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Vater den Nießbrauch nicht haben solle, etwas von dritten Personen geschenkt oder vermacht wird, wenn der Vater auf das Nießbrauchsrecht verzichtet hat, oder wenn die Kinder wider Willen des Vaters etwas erwerben, z. B. als Volljährige eine Erbschaft antreten, die der Vater nicht für sie antreten will.

Pecunia (lat., von pecus, das Vieh), ein in Vieh bestehendes Besitzthum u. Vermögen; dann Vermögen überhaupt; besonders auch der Theil des Vermögens, welcher in Geld besteht.

Pedal (v. Lat.), ein mit starken Saiten bezogenes Instrument, das einen besondern Theil des Klaviers oder Pianoforte's bildet, mit dem es in Verbindung gebracht ist. Die Tonerzeugung bei ihm ist wie die des Klaviers oder Pianoforte's; auch wird es wie das P. der Orgel (s. d.) mit den Füßen gespielt u. hat denselben Umfang wie jenes. Ein auf diese Weise eingerichtetes Klavier heißt Pedalklavier (Pedalklavichord) u. wird zur Vorübung auf das Orgelspiel benutzt. Beim Klavierspiel versteht man unter P. die verschiedenen Züge oder Tonveränderungen, deren Mechanismus durch Fußtritte regiert wird, besonders den Zug, der die Dämpfung aufhebt. Wo derselbe niedergetreten werden soll, wird dies durch die Bezeichnung Ped. (ped.) angedeutet, und diese Bedeutung dauert so lange fort, bis durch das Zeichen ⊕ das Niederlassen der Dämpfung durch Aufheben des Fußes gefordert wird. Ueber das P. an der Harfe s. Harfe.

Pedalium (Fußangel), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, die fast rachenförmige Blumenkrone und die vierseitige Steinfrucht mit dornigen Kanten. P. murex *L.*, gemeine Fußangel, ist eine einjährige Pflanze Ostindiens und Ceylons, mit aufrechtem, fußhohem Stengel und einzelnen, auf kurzen Stielen stehenden blaßgelben Blüthen. Die ganze Pflanze hat einen starken, unangenehm moschusartigen Geruch. Man gebraucht eine Abkochung derselben bei entzündlichen Fiebern, Brustkrankheiten, Leiden der Urinwerkzeuge, besonders bei Harnstrenge u. Steinbeschwerden. Auch die schleimig-öligen Samen werden auf gleiche Weise benutzt. Die dornigen Steinfrüchte werden von den Cingalesen statt der Fußangeln gebraucht, daher der deutsche Name.

Pedant (v. Lat.), im Allgemeinen Jeder, welcher an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt und somit keine Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln gestatten will, oder der sich allzu geflissentlich an eine Regel hält, die nur in einem bestimmten Kreise und unter gewissen Bedingungen anwendbar ist, die er aber gleichwohl im geselligen Leben auch dann befolgt, wo andere und höhere Rücksichten dadurch vernachlässigt werden. Unter Pedanterie oder Pedantismus versteht man daher das ängstliche Hängen an gegebenen Formen oder Ansichten, oder auch die herrschende Neigung, im geselligen Leben sich Blößen zu geben. Das Wort ist mit dem lateinischen Pedaneus verwandt (d. h. eigentlich einen Fuß groß), womit man im römischen Rechte einen solchen Richter bezeichnete, der nur kleinliche Dinge zu untersuchen hatte. Da jener Fehler aber am meisten unter Schulmännern

und Sprachforschern, deren Wirkungskreis die Mikrologie ist, gefunden wird, so spricht man vorzugsweise von gelehrten P.en, die Alles nach den beschränkten Ansichten ihres Faches betrachten u. zu formen suchen, auf andere Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der ihrigen stolz herabblicken und ihre Gelehrsamkeit auch in die gesellschaftlichen Kreise des Lebens, wohin sie nicht gehört, überzutragen suchen.

Pedantesca poesia (ital.), besondere Gattung der burlesken Literatur der Italiener, durch Italienisirung lateinischer Wörter und Endungen charakterisirt, ward besonders durch Camillo Scorfa Garoffani, Coltellina, St. Vai ausgebildet. Da der erstere in seinen Liedern besonders die sokratische Liebe des Fidenzio Glottocresio verspottet hatte, so heißt diese Gattung auch fidenzianische Poesie.

Peddapur, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Provinz der nördlichen Cirkars, mit ansehnlichen Zuckerplantagen. Hier Sieg der Engländer über die Franzosen 1758.

Pedee (Great-P.), Fluß im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, entspringt daselbst unter dem Namen Yadkin, nimmt in Südcarolina den Namen P. an, fließt erst östlich, dann südöstlich, mündet in die Winyawbai des atlantischen Oceans und ist bis Greenville für kleine Fahrzeuge schiffbar; Nebenflüsse: Rocky-River, Lynches-Creek, rechts.

Pedell (im mittelalterlichen Latein Bedellus oder Bidellus, entstanden aus dem altsächsischen Bidele, wovon auch Büttel, ein Ausrufer oder Bote, abzuleiten ist), sonst ein Diener öffentlicher Behörden. Jetzt führen nur noch die Diener der Universitätsbehörden diesen Titel. Die P.e tragen bei Feierlichkeiten dem Rektor das Scepter vor, citiren die Studenten vor das Koncil, versehen sonst die akademische Polizei und müssen auf manchen Universitäten, wie in Leipzig, eigentlich Notare seyn. In der Studentensprache heißt der P. Pudel.

Pedest (Podest, Pritsche), der breite ebene Platz in einer gebrochenen Treppe, welcher die beiden Treppenarme mit einander verbindet und als Ruheplatz dient; ein Treppenarm nämlich soll nicht über zehn Stufen enthalten.

Pedialgie (griech.), der nervöse Fußsohlenschmerz.

Pedianus, Quintus, s. Asconius.

Pedicularis (Läusekraut), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den röhrigen oder fast bauchigen, aufgeblasenen, 5zähnigen Kelch, die rachenförmige Blumenkrone mit zusammengedrücktem Helme u. dreispaltiger Unterlippe und die netzförmigen, grubigen Samen, Kräuter in kältern Gegenden, meist mit fiederigen Blättern und großen, am Ende gehäuften Blüthen. Von P. palustris *L.*, gemeines Läusekraut, Sumpfläusekraut, Sumpfrodel, auf sumpfigen und Moorwiesen im mittlern und nördlichen Europa und Asien, war früher das Kraut, Herba Pedicularis s. Pedicularidis aquaticae s. Fistulariae, officinell. Es hat einen unangenehmen Geruch und scharfen Geschmack, wird von keinem Thier gefressen und soll bei ihnen Darmentzündungen und Blutharnen erzeugen. Auch rechnet man es zu den scharfen Giftgewächsen. Man benutzte es früher gegen zu starke Menstruation und als harntreibendes Mittel, sowie auch äußerlich bei unreinen Geschwüren. Die Landleute gebrauchen es noch jetzt zu Waschungen, um die Hausthiere, besonders die Rinder und Pferde, vom Ungeziefer zu reinigen. P. sylvatica *L.*, Waldläusekraut, Waldrodel, hat denselben Standort wie die vorige Art. Das Kraut, Herba Pedicularis aquaticae vel Fistulariae, war auch officinell und besitzt mit der vorigen Art gleiche Eigenschaften. Mehre Arten, z. B. P. rosea *Jacq.*, auf den höchsten Alpen, mit rosenfarbenen Blüthen, P. striata *Pall.*, aus Kleinasien, mit gelben schwarzgeaderten Blüthen, P. verticillata *L.*, in Südeuropa auf Alpenwiesen, mit rothen Blüthen, P. incarnata *Jacq.*, in der Schweiz und Oesterreich, mit großen, eine längliche Aehre bildenden rothen Larvenblüthen, u. a. kommen als Zierpflanzen vor, lassen sich aber nur dann mit Erfolg kultiviren, wenn man den natürlichen Standort derselben berücksichtigt und sie nur nach und nach an die Gartenerde gewöhnt.

Pedilanthus (Schuhhülle), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Halbsträucher in Westindien und Südamerika. P. padifolius *Poit.* besitzt einen sehr scharfen, ätzenden Milchsaft, den man zum Wegbeizen von Warzen und Schwielen benutzt. Die Wurzel wirkt Purgiren und Brechen erregend und ist ein Ersatzmittel der Ipecacuanha. Die gleichfalls emetisch purgirenden Samen, sowie die ganze Pflanze werden bei Syphilis angewendet. Auch P. tithymaloides *Poit.*, Euphorbia tithymaloides *L.*, 3—10 Fuß hoch, enthält viel scharfen und bitterlichen Milchsaft, der Brechen und Purgiren erregend wirkt. Auch bedient man sich in Amerika eines Dekoktes der trocknen Zweige und Stengel besonders gegen Syphilis, außerdem aber auch noch gegen Amenorrhöe und andere Krankheiten; die Wurzel wird, wie die Ipecacuanha, als Brechmittel benutzt.

Pediluvium (lat.), das Fußbad.

Pedites (lat.), Fußgänger, insbesondere im alten Rom die zu Fuß dienenden Soldaten, im Gegensatz zu den Equites (Reiterei) und den Blassiarii (Schiffssoldaten). In der Zeit der Republik bildeten die P. den Kern des Heeres. Schon unter den ersten Kaisern findet man dagegen eine bedeutende Vermehrung der Reiterei, welche unter den byzantinischen völlig das Uebergewicht über das Fußvolk hat. Auch hießen P. die nicht zum Ritterstande gehörigen Volksklassen in Rom.

Pedometer (Podometer, Schrittmesser, Schrittzähler), mechanisches Werkzeug in Form einer Taschenuhr, das aus mehren in einer Ebene liegenden ineinandergreifenden Zahnrädern besteht. Mittelst einer Schnur, welche mit einem Ende an diesem Räderwerk, mit dem andern am Schenkel des Gehenden befestigt ist, wird das Werk so in Bewegung gesetzt, daß jedes Vorwärtssetzen des Fußes eine Fortrückung des einen durch die Räder getriebenen Zeigers um einen Grad zur Folge hat. Hat dieser Zeiger 100 Grad durchlaufen, so rückt ein zweiter Zeiger um einen Grad vorwärts. Auf diese Weise ist es möglich, die Anzahl der Schritte eines zurückgelegten Weges

genau zu bestimmen, wenn man erwägt, daß jedes Fortschreiten des ersten Zeigers 2 Schritte (weil der zweite Fuß keinen Einfluß auf die Bewegung des Instruments hat) und jedes Fortschreiten des zweiten Zeigers 200 Schritte bedeutet. Man kann das Instrument auch an dem Fuße eines Pferdes oder mit einigen Abänderungen an dem Rad eines fahrenden Wagens befestigen, in welchem letztern Falle man die Zahl der Umdrehungen des Rades bekommt.

Pedro, spanische und portugiesische Form des Namens Peter; die hierher gehörigen Biographien s. unter Peter.

Pedro-Orden, brasilianischer Orden, gestiftet von Dom Pedro I., Kaiser von Brasilien, am 10. April 1826, als erster Orden des Reichs. Die erste Klasse desselben ist nur für gekrönte Häupter bestimmt. Das Ordenszeichen ist ein fünfstrahliger, weiß emaillirter Stern mit schmalem goldenen Band, an jeder Spitze mit einem goldenen Kügelchen, auf einem fünfstrahligen goldenen Flammenstern unter einer goldenen Kaiserkrone. Die Mitte des weißen Sternes bildet ein weißes Rundschild. In der Mitte steht ein goldener Phönix, auf dessen silbernem Brustschild die goldene Chiffre P. I. sich befindet und der in seinen Krallen eine antike Krone hält. Auf dem blauen Reif ist die Inschrift: Fundator del Imperio del Brasil. Das Band ist grüngewässert mit weißem gezackten Rand.

Pedunculus (lat.), s. v. a. Blüthenstiel, derjenige Stiel, welcher die Blüthen trägt, wird später zum Fruchtstiel.

Peebles (Tweeddale), britische Grafschaft in Schottland, grenzt im Norden an die Grafschaft Edinburg, im Osten an die Grafschaft Selkirk, im Süden an Dumfries und im Westen an Lanark und hat einen Flächenraum von 11,60 □Meilen mit (1841) 10,520 Einwohnern. Die ganze Grafschaft ist eine zusammenhängende Hügelkette (Gebirg Leadhills, mit den Spitzen: Hartfell [2900 Fuß], Broodlaw 2c.) mit fruchtbaren Thälern. Der Tweed entspringt hier auf den Hügeln von Tweedsmuir (1500 Fuß hoch), durchfließt die Grafschaft in ihrer ganzen Länge, eines der schönsten hochromantischen Thäler bildend, u. nimmt hier den Lynn, Manor, Leithen und Eddlestone auf. Bei der bergigen Beschaffenheit des Landes kann nur wenig Ackerbau getrieben werden; derselbe liefert Hafer, Gerste, Kartoffeln, Futterkräuter und Flachs. Desto bedeutender ist die Viehzucht. Man findet hier große Heerden von Rindern, und die Milchwirthschaft gehört zu den Haupterwerbszweigen der Grafschaft. Auch die Schafzucht wird stark betrieben und liefert einen nicht unbedeutenden Ertrag, weniger in Betreff der Wolle, die bei der hier vorkommenden Race grob und hart ist, sondern rücksichtlich des Fleisches, indem die Hammel und Schafe, als Schlachtvieh, einen guten Absatz in Edinburg finden, wohin auch Butter und Käse dieser Provinz, sowie das in großer Menge hier gezogene Geflügel, gehen. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kohlen, Schiefer, Walkererde 2c., die gleichfalls nach Edinburg gehen. Die Industrie beschäftigt sich mit Leinen-, Baumwollen- und Wollenmanufakturen. Der gleichnamige Hauptort, nordwestlich von Selkirk, am Einfluß des mitten durch die Stadt fließenden Eddlestone in den Tweed, früher Residenz mehrer schottischen Könige, liegt in einem tiefen Thal, hat Fabriken für Strümpfe und Wollenzeuche, Bier- und Alebrauereien, stark besuchte Vieh- und Kornmärkte und 3000 Einwohner. P. ist Versammlungsort der schottischen Bogenschützen.

Peel, 1) (de P.), großer Morast in den niederländischen Provinzen Nordbrabant und Limburg, links von der Maas, 10 Stunden lang (von Grave bis Venloo) u. 1—3 Stunden breit, mit mehren Ortschaften und durchfließenden Gewässern. Das unfruchtbare Heideland, das er umschließt, heißt Peelland u. liefert einen sehr guten und harten Torf. — 2) Stadt auf der Westküste der britischen Insel Man, auf einem Vorgebirge, welches weit in das Meer hinaustritt, an einer Bai, mit sehr vernachläßigtem Hafen, der nur noch leichte Schiffe faßt, starker Häringsfischerei, einigem Handel, einem Leuchtthurm und 1900 Einwohnern. Nördlich von der Stadt, von einem Kanal davon getrennt u. ganz vom Meere umrauscht, liegt der gleichnamige Felsen mit den Ruinen eines alten Schlosses, P.-Castle, welches häufig die Residenz der Fürsten von Man war und gelegentlich auch als Staatsgefängniß gebraucht wurde.

Peel, 1) Robert, Baronet, reicher englischer Fabrikherr, geboren 1750 zu Peels Croß bei Lancaster, ward 1790 Parlamentsmitglied für Tamworth in Staffordshire, wo er durch seine Baumwollenmanufakturen Wohlstand verbreitet hatte. Seine industriöse Betriebsamkeit setzte ihn in den Stand, 1799 zu den Kriegskosten, welche zum Theil durch freiwillige Beiträge gedeckt werden mußten, 10,000 Pfd. Sterling zu subskribiren. Auch stellte er bei der damaligen Ausrüstung der Landwehr 6 Kompagnien fast allein aus seinen Werkleuten. Im Parlament hielt er 1799 eine Rede zu Gunsten der Union Irlands, die in Irland selbst vielen Anklang fand, da sie ihren Hauptstützpunkt im Manufakturwesen hatte. Ueberhaupt unterstützte er Pitts Maßregeln und verdankte diesem Minister daher auch 1800 die Baronetswürde. Inzwischen gewann sein Manufakturgeschäft, dessen Hauptdepot zu Manchester war, an immer größerer Ausdehnung; bereits 1815 beschäftigte er 15,000 Arbeiter, die sich später auf 18,000 vermehrten. Im Jahre 1820 gab er seinen Parlamentssitz zu Gunsten seines zweiten Sohnes William Yates auf. Er † 1830 mit Hinterlassung eines Vermögens von mehr als 2 Millionen Pfd. Sterling, das zum größeren Theil auf seinen ältesten Sohn, Sir Robert, überging. P. schrieb: „The national debt productive of national prosperity“ (Lond. 1780).

2) Sir Robert, berühmter britischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, wurde auf einem Landgute in Lancastershire am 6. Febr. 1784 geboren, besuchte gleichzeitig mit Byron die Schule zu Harrow und bezog 1800, durch Pitts Verwendung in derselben Zeit zum Baronet erhoben, die Universität Oxford. Im Jahre 1809 trat er ins Parlament und schloß sich sofort den Tories an, deren Grundsätze schon sein Vater stets zu den seinigen gemacht hatte u. die er selbst innerhalb der nächsten

20 Jahre, sowohl als Parlamentsmitglied, wie in den höchsten Staatsämtern, vertheidigte. Im J. 1810 ward er Unterstaatssekretär für die Kolonien und 1812 erster Sekretär für Irland unter der Statthalterschaft des Lord Liverpool. Im Jahre 1817 wegen seiner entschiedenen Abneigung gegen die Emancipation der Katholiken von der Universität Oxford zum Vertreter gewählt, ward er dadurch noch mehr an die Interessen der Hochtories gefesselt, welche ihn schon damals im Ministerium zu sehen wünschten. Doch legte er im Gegentheil 1818 sein Staatssekretariat ganz nieder, da er mit Lord Liverpool über die Anklage, die derselbe gegen die Königin Karoline (s. d.) anhängig gemacht hatte, zerfallen war und überhaupt die Maßregeln der Regierung in diesem skandalösen Prozesse mißbilligte. Nach Beendigung desselben übernahm er jedoch an des Lord Sidmouth Stelle 1822 das Ministerium des Innern. Als strenger Anhänger torystischer Ansichten zeigte er sich fortan stets in allen Fragen, welche die Politik betrafen, während er auf der andern Seite zweckmäßigen Reformen in der Verwaltung und im Rechtswesen keineswegs abhold war und dadurch auch ein gewisses Vertrauen bei den Liberalen gewann. Daher bekämpfte er einerseits entschieden die Katholikenemancipation (s. Emancipation) und unterstützte die Fremdenbill (s. Fremdenrecht), obschon er den gehässigsten Theil derselben aufgab, hob dagegen andererseits den öffentlichen Unterricht, verbesserte vielfach das Gerichtsverfahren und ordnete vor Allem die peinliche Gesetzgebung. Als 1827 nach Liverpools Austritt Canning Premierminister ward und somit die ganze bisherige Politik des Kabinets eine andere Wendung nahm, schied auch P. aus seiner Stellung und trat an die Spitze der Toryopposition, ohne indeß an den leidenschaftlichen und gehässigen Ausfällen seiner Parteigenossen gegen Canning sich zu betheiligen. Schon zu Anfang 1828 kamen die Tories wieder ans Ruder, und P. übernahm unter Wellingtons Präsidium von Neuem das Ministerium des Innern. In Betreff der Katholikenemancipation sah er sich jetzt in Uebereinstimmung mit Wellington, um der immer drohender werdenden Aufregung in Irland zu begegnen und nicht durch hartnäckigen Widerstand einem Whigministerium das Feld räumen zu müssen, zu einer wohlberechneten Nachgiebigkeit genöthigt. Schon Russells Antrage auf Aufhebung der Test- und Korporationsakte im Febr. 1828 war P. nicht ernstlich entgegen; bei Wiedereröffnung der Sitzungen aber im Febr. 1829 trat er mit seiner Emancipationsbill hervor, durch welche den Katholiken nicht nur mittelst einer Abänderung der Eidesformel der Eintritt ins Parlament, sondern auch der Zutritt zu den meisten öffentlichen Aemtern möglich gemacht wurde. Seine am 5. März 1829 im Unterhause gehaltene Rede führte die Entscheidung in der ein halbes Jahrhundert lang verhandelten Frage herbei, denn am 30. März ging die vorgelegte Bill im Unterhause, am 10. April im Oberhause durch und erhielt am 13. die königliche Bestätigung. Jetzt aber brach der Zorn seiner bisherigen Parteigenossen mit aller Gewalt gegen ihn los, da man ihn Grundsätze aufgeben sah, für die er 20 Jahre lang gekämpft hatte. Die Universität Oxford zog ihr Mandat zurück, und selbst seine Brüder und sein Vater erklärten sich gegen ihn. Mit Festigkeit hielt P. diesen Sturm aus; als er aber nach der Thronbesteigung Wilhelms IV. und dem Ausbruche der französischen Julirevolution das Kabinet von dem Verlangen der liberalen Partei nach einer Parlamentsreform bedroht sah, auf die er, seinen Grundsätzen gemäß, nicht eingehen konnte, legte er am 2. Nov. 1830 das Staatsruder in die Hände der Whigs, übernahm im Unterhause, in welches er als Vertreter eines Burgfleckens eingetreten war, die Leitung der Toryopposition, versöhnte dadurch augenblicklich alle von ihm abgefallenen Gesinnungsgenossen u. kämpfte nun mit der größten Gewandtheit und Anstrengung 18 Monate hindurch gegen die vom Ministerium Grey eingebrachte Reformbill, ohne jedoch am Ende das Durchgehen derselben hindern zu können. Mitten in diesem Kampfe wurde bei dem Widerstand des Oberhauses Wellington mit der Bildung eines neuen Toryministeriums beauftragt; P. aber weigerte sich, in dasselbe einzutreten, da er bei der entschieden ungünstigen Stimmung des Volkes die Unmöglichkeit einer Toryverwaltung einsah. So kam denn im Febr. 1833 das erste Reformparlament zusammen, und P. fand bei seinem Eintritte die alten Anhänger seiner Partei fast um zwei Dritttheile zusammengeschmolzen. Er sammelte diese Ueberreste um sich und zog in kurzer Zeit auch viele Whigs zu sich herüber, welche vor den Konsequenzen der eingetretenen Reformen und der Verbindung des Ministeriums mit den Radikalen erschraken. Auf diese Weise ward P. Stifter einer neuen Partei im Parlament, der Konservativen, welche zwischen der Starrheit der alten Tories und der Beweglichkeit der jüngern Whigs emporwuchs u. ein neues festes Element in das britische Staatsleben brachte, ja eigentlich die alten Parteinamen Tories u. Whigs gänzlich bedeutungslos machte. Im Nov. 1834 ward P., als der König plötzlich das Ministerium Melbourne zu entlassen sich genöthigt sah, aus Italien, wohin er eine Erholungsreise unternommen, zurückgerufen, um mit Wellington ein neues Kabinet zu bilden. Nach langen Unterhandlungen gelang es, in Vereinigung mit der Whigfraktion Stanley und Graham ein solches zu bilden, in welchem P. selbst als erster Lord der Schatzkammer die Oberleitung und Wellington die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Aber schon bei der Wahl des Sprechers erlitt nach der Eröffnung des Parlaments im Febr. 1835 das Ministerium eine erste Niederlage, eine zweite bei der Adresse, u. trotz der Annahme mehrer freisinnigen Maßregeln, wie der Aufhebung der Lokalgerichte, der Befreiung der Dissenters vom bischöflichen Trauzwange, sah sich P. mit seinen Kollegen zum Rücktritte genöthigt, als im April auf Russells Antrag die Appropriationsklausel (s. d.) in der irischen Kirchenbill im Unterhause, wenn auch nur mit einer kleinen Majorität von 285 gegen 258 Stimmen, durchging. Von Neuem übernahm Melbourne die Leitung der Verwaltung und P. die der Opposition im Unterhause. Trotzdem unterstützte P., seinem Versprechen gemäß, das Ministerium in allen

Maßregeln, die seinen politischen Ansichten nicht entgegen waren, so in den die Korporationsbill, die Armengesetze und die Canadafrage betreffenden Verhandlungen. Als in Folge der letztern Angelegenheit die Minister im Mai 1839 ihre Entlassung einreichten, versuchte P., der inzwischen 1836 von der Universität Glasgow zum Rektor gewählt worden war, die Bildung eines neuen Kabinets. Allein schon nach zwei Tagen legte er seine Vollmacht wieder nieder, da die Königin sich weigerte, in die von ihm verlangte Entlassung zweier Palastdamen von der Whigpartei, deren Stellung ihm hinderlich war, zu willigen, und Melbourne blieb daher nochmals an der Spitze der Verwaltung. Endlich ward dies Kabinet durch Palmerstons Politik im Orient gestürzt. Im Mai 1841 stellte P. den Antrag an das Haus, ein Mißtrauensvotum gegen die Minister zu erlassen, und nur mit der Majorität einer Stimme ward dieser Antrag abgelehnt. Das Ministerium appellirte nun durch Berufung eines neuen Parlaments ebenfalls an die Nation, allein vergeblich; es löste sich daher im August desselben Jahres auf. Hierauf trat unter P.s Leitung das erste Konservativministerium zusammen; es vereinigte in sich Männer, die schon 1834 größtentheils sein Ministerium gebildet hatten, die Häupter der Tories: Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, die gemäßigten Whigs: Ripon, Graham, Stanley, und bildet eine der denkwürdigsten Episoden der britischen Geschichte. Nachdem das Parlament auf 8 Tage vertagt worden war, erklärte P. am 16. Sept., daß er für die diesjährige Sitzung keine dauernden Maßregeln zur Ausgleichung der Einnahmen und Ausgaben im Staatshaushalte vorschlagen werde, und schüchterte zugleich die etwa Widerspenstigen der eigenen Partei dadurch ein, daß er sogleich abzutreten drohte, wenn man ihn hindere, das auszuführen, was er dem Wohle des Landes für zuträglich halte. So ward das Parlament am 6. Okt. geschlossen, und P. hatte nun Zeit bis zur Eröffnung der nächsten Sitzungen, die Maßregeln vorzubereiten, die für Abhülfe so vieler Uebelstände geeignet seyn sollten und denen man mit der gespanntesten Erwartung entgegensah. Nach Wiedereröffnung des Parlaments im Febr. des nächsten Jahres brachte P. zunächst eine Kornbill vor die Häuser, nach welcher der Getreidezoll einer gemäßigten Skala unterworfen wurde. Das Gesetz ging trotz des heftigen Widerstandes der großen Güterbesitzer durch, worauf P. zur Abhülfe des Deficits eine zeitweilige Einkommensteuer (income-tax) beantragte und nach heftigen Debatten durchsetzte. Mit großer Vorsicht ging nun P. an die Herabsetzung der hohen Schutzzölle, welche die Handels- und Fabrikaristokratie zum Nachtheile der großen Masse der Konsumenten begünstigten. Die Sicherung des Friedens, die durch eine größere Annäherung an Frankreich, sowie durch ein kräftiges Einschreiten in der irischen Repealbewegung erreicht worden war, gestattete P., auf der betretenen Bahn mit größerer Ruhe u. Sicherheit fortzuschreiten. Ein entschiedenes Auftreten wurde ihm endlich nach dem Mißwachse u. besonders dem Ausfalle der Kartoffelernte 1845 möglich, u. durch diese Umstände begünstigt, konnte er es wagen, sich entschieden für die gänzliche Abschaffung der Getreidezölle zu erklären. Er entwickelte seine neue Politik zuerst am 3. Nov. 1845 im Ministerrathe, fand aber dabei, besonders von Seiten des Lord Stanley, so heftigen Widerspruch, daß er am 25. Nov. seine Entlassung einreichte. Da aber Lord John Russell, den die Königin mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragte, kein Whigministerium zu Stande bringen konnte, so übernahm P. bereits am 20. Dec. von Neuem die Stelle des Premierministers, während Gladstone den ausgeschiedenen Stanley als Kolonialminister ersetzte. Als das Parlament am 22. Jan. 1846 von Neuem eröffnet wurde, enthüllte und rechtfertigte P. die von ihm entworfenen Pläne und brachte zugleich 3 wichtige Gesetzesvorschläge vor die Häuser. Durch den ersten ward eine völlige Aufhebung der Getreidezölle nach drei Jahren, durch den zweiten eine neue Herabsetzung des Zolltarifs, durch den dritten wurden Zwangsmaßregeln zum Schutze von Eigenthum und Leben in Irland beantragt. Mit großer Majorität wurden die Getreide- und Tarifbill im Laufe des Juni im Unterhause angenommen, und endlich erklärte sich nach heftigem Widerspruche der Hochtories am 25. Juni auch das Oberhaus für dieselben. Dagegen ward an demselben Tage die irische Zwangsbill mit 292 gegen 219 Stimmen verworfen, da sich die durch die Getreidebill aufgebrachten Hochtories, welche durch diese dritte Maßregel wohl eigentlich hätten versöhnt werden sollen, mit der liberalen Opposition vereinigt hatten. Die beiden ersten Bills erhielten bereits am 26. Juni die königliche Sanktion; dagegen zeigte P. am 29. die Auflösung seiner Verwaltung an, indem er erklärte, daß ihn weniger seine Niederlage in Betreff der irischen Zwangsbill, als die Zersplitterung der Parteien, die ihm die Aussicht auf eine künftige feste Majorität benähme, zum Rücktritte bewogen hätte. Dem neuen Whigministerium gegenüber keine oppositionelle Stellung einnehmend, unterstützte er die wichtigsten Maßregeln desselben und war der Führer einer Mittelpartei, die sich mehr den gemäßigten Whigs als den Tories näherte. Namentlich bewies er sich in der bedenklichen Zeit von 1847—48 als eine Hauptstütze der Regierung, deren Freihandelsgrundsätze er rückhaltslos verfocht. Daher waren die Angriffe der Protektionisten, die sich seit der Session von 1849 wieder lebendiger regten, gegen ihn nicht minder als gegen die Whigs gerichtet. P. hatte für den verlorenen Einfluß, den er als Haupt einer zahlreichen und wohl disciplinirten Partei geübt, als reichen Ersatz die Liebe eines großen Theils der Nation und die Achtung seiner ehemaligen Gegner sich erworben. Als im Juni 1850 Palmerstons gegen Griechenland befolgte Politik im Parlament zur Sprache kam, erklärte er sich gleich den ehemaligen Tories dagegen, unterstützte aber im Uebrigen die Whigverwaltung, namentlich ihre ökonomischen Reformen. Aus dieser höchst ersprießlichen Thätigkeit riß ihn ein plötzlicher Tod. Noch am 28. Juni 1850 hatte er sich an der Debatte über Palmerstons Politik in einer trefflichen Rede betheiligt, und am folgenden Tag stürzte er bei einem Spazierritte mit dem Pferde und † in Folge davon am 2. Juli. Bei seinem Leichenbe-

gängnisse gab es sich kund, wie bereitwillig alle Parteien die großen Verdienste des Hingeschiedenen anerkannten, und in der That ist P. eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der neueren Geschichte Großbritanniens; seine politische Wirksamkeit repräsentirt den Umschwung, den das Inselreich im Verlauf von 50 Jahren erfahren hat. Er war ein eminent praktischer Geist und verband mit einer außerordentlichen Geschäftsgewandtheit jene nüchterne und überzeugende Beredsamkeit, welche in praktischen Dingen stets des Erfolgs versichert ist. Seine patriotische Gesinnung, die aber durchaus auf das Praktische gerichtet war, erklärt die Wandlungen, die sein öffentliches Leben zeigt. Seiner Redlichkeit und Ehrenfestigkeit haben selbst seine heftigsten Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Sein Leben hat Künzel (2 Thle., Braunschweig 1851) beschrieben. Von seinen Söhnen ist der älteste, Sir Robert P., früher Geschäftsträger in der Schweiz gewesen; der jüngere, Frederick P., ist Mitglied des Unterhauses.

Peene, schiffbarer Küstenfluß in der preußischen Provinz Pommern, entspringt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Amt Stavenhagen, aus 2 gleichnamigen Quellen, bildet den Malchiner- und Kummerowersee, nimmt die Tollense und Trebe (große und kleine Trebe, mit dem Mohrgraben u. der Reckenitz verbunden) auf, macht anfangs die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern, trennt später den stettiner Regierungsbezirk von dem stralsunder, verbindet sich unterhalb Anklam mit einem Zweige des Haffs, um gemeinschaftlich einen neuen Strandsee, das Achterwasser, dann den großen Strummin u. die krumminsche Wieck zu bilden, und ergießt sich unweit Peenemünde nach einem Lauf von 14 Meilen in die Ostsee. Hinter Demmin, nach Einmündung der Tollense und Trebe, wird sie für größere Schiffe fahrbar.

Peer (engl.), s. v. a. Pair (s. Pairs).

Peerlkamp, Hofmann Peter, ausgezeichneter holländischer Philolog, geboren 1786 zu Gröningen, studirte zu Leyden Alterthumswissenschaft und Geschichte und ward zuerst Vorsteher des dasigen Taubstummeninstituts. Obschon diese Stellung seiner Vorliebe für klassische Literatur nicht entsprach, so entwickelte er doch in ihr außerordentliche Thätigkeit und Geschicklichkeit, nahm aber 1814 den Ruf als Rektor des Gymnasiums nach Dockum an. In gleicher Eigenschaft ging er 1816 nach Harlem und ward 1822 Professor der Geschichte zu Leyden. Im Jahre 1849 nahm er wegen anhaltender Kränklichkeit seine Entlassung und wohnte seitdem zu Hilverzum, einem Dorfe in Gooiland. P.s schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich, eine werthvolle, aus seiner ersten amtlichen Wirksamkeit hervorgegangene Schrift abgerechnet, vorzüglich auf die Literaturgeschichte seines Vaterlandes und auf die klassische Literatur. Zu den Schriften der ersten Kategorie gehören: „Vitae excellentium Batavorum“ (Leyd. 1806); „Epistolae excellentium Batavorum“ (das. 1808); „Vita C. Hugenii“ (Harlem 1817); „De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina latina composuerunt“ (Preisschrift, 1818, 2. Aufl., Harlem 1838). In die zweite Kategorie gehören seine Ausgaben klassischer Schriftsteller, denen P. hauptsächlich seinen Ruf im Auslande verdankt: „Xenophon von Ephesus“ (Harlem 1818), des Tacitus „Agricola“ (Leyden 1827); des Horaz „Oden“ (Harl. 1834), Virgils „Aeneïde“ (2 Bde., Leyden 1843). Berühmt geworden ist besonders die Ausgabe der Oden des Horaz, in der er einen guten Theil für untergeschoben erklärt, wovon die Schuld theils auf die Freunde des Dichters, theils auf dessen Abschreiber komme. Scharfen Widerspruch und Tadel hat dieses Verfahren bei den deutschen Gelehrten, wie Bernhardy, Eichstädt u. And., gefunden. P. war auch einer der Herausgeber der zur Wiederbelebung der klassischen Studien in Holland begründeten Bibliotheca critica nova. Werthvoll ist auch seine „Dissertatio desurdorum mutorumque institutione“ (Leyden 1809).

Peez, August Heinrich, Mediciner, 1786 in Mainz geboren, studirte zu Würzburg, Heidelberg, Erlangen, Jena und Wien, ließ sich als praktischer Arzt in Wiesbaden nieder, ward 1818 zum Medicinalrath und 12 Jahre später zum geheimen Hof- und Medicinalrath ernannt. Er † den 10. März 1847. Mit H. Fenner von Fenneberg gab er „Jahrbücher der Bäder und Heilquellen Deutschlands, insbesondere des Taunus, in medicinisch-historischer Hinsicht“ (Wiesb. 1820 u. 1821) heraus und schrieb „Wiesbaden und seine Heilquellen“ (Gießen 1823, 2. Aufl. 1831).

Peganum (Harmelkraut, Harmelraute), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch mit blattartigen Zipfeln, die 5blätterige Blumenkrone, den 3fächerigen Fruchtknoten und die 3fächerige, vielsamige Kapsel. P. Harmala *L.* (syrische Raute) ist ein ausdauerndes Gewächs im südlichen Europa u. im Orient mit aufsteigendem od. weitschweifigem, fast niedergestrecktem, 1—2 Fuß langem Stengel und gestielten, einzeln den Blättern gegenüber oder am Ende der Aestchen stehenden, ziemlich großen Blüthen. Früher war besonders das Kraut als ein reizend-scharfes Mittel im Gebrauch und wird jetzt noch in Arabien als Umschlag auf geschwollene Füße gelegt. Die Samen, welche in der Türkei auch als Gewürz dienen, werden geröstet u. mit Schwefelsäure behandelt, wodurch sie das sogenannte Türkischroth geben.

Pegasus, das göttliche Flügelroß des Bellerophon, das mit Chrysaor an den Quellen des Oceans aus dem Blute der von Poseidon schwangeren, von Perseus enthaupteten Medusa entsprang. Bellerophon fing den P., als er gerade an der Quelle Pirene trank, oder er bekam ihn von Athene, die ihn gezähmt und gezäumt, oder von seinem Vater Poseidon. Bellerophon besiegte mit ihm die Chimära, die Amazonen und Solymer. Als er aber sich zum Himmel emporschwingen wollte, ward er vom wild gewordenen P. abgeworfen, oder stürzte im Schwindel herab, während P. seinen Weg fortsetzte. Im Olymp ist P. das Roß des Zeus, dem es Donner und Blitz trägt. Bei Späteren ist es das Roß der Eos u. das der Musen, sofern es den beim Gesange der Musen vor Entzücken aufhüpfenden Helicon durch einen Hufschlag zur Ruhe brachte und zugleich damit eine Begeisterung wirkende Quelle aus dem

Boden herausschlug, welches letztere Andere einfacher durch Durst motiviren. Geflügelt erscheint P. auf alten Sternkarten nicht, vielleicht aber schon bei Hesiod, jedenfalls bei Pindar und allen späteren Dichtern. Als Dichterroß erschien der P. erst in Bojardo's „Orlando innamorato“ in Folge einer Vermengung der Sagen von Bellerophon und von der Hippocrene (s. d.).

Pegasus, Sternbild in der nördlichen Halbkugel, zwischen dem Delphin, dem Wassermann, den Fischen, der Andromeda, oder Eidechse, und dem Schwane, wird so abgebildet, daß der Kopf gegen Süden, die Füße gegen Norden gerichtet sind, und enthält nach Flamsteed 89 Sterne.

Pegau, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, am linken Ufer der Elster und an deren 3 Meilen langem Mühlgraben, in der goldenen Aue, $1/4$ Meile von der preußischen Grenze. Die der Ueberschwemmung sehr ausgesetzte Stadt hat eine hohe Ringmauer, 3 Thore und ist der Sitz eines Justiz-, Rent-, Steuer- und Postamts. Bemerkenswerthe Gebäude sind das alte Rathhaus, die schöne gothische Hauptkirche mit dem Grabmal des Grafen Wiprecht I. von Groitzsch und des 1813 in der Schlacht bei Großgörschen gefallenen Prinzen Karl von Hessen-Homburg, das vom Markgrafen Wiprecht errichtete Spital, 3 steinerne Brücken ꝛc. Die Einwohner, 3600 an der Zahl, treiben starke Oekonomie, Spinnerei, Zeuch- und Leinweberei, besonders Schuhmacherei, außerdem Gerberei, Essig-, Stärke- und Branntweinfabrikation und einigen Handel. P. kommt schon 1096 als Stadt vor und hatte ehemals eine 1091—95 vom Markgrafen Wiprecht errichtete Abtei, welche 1539 unter ihrem 27. Abte einging. Im 30jährigen Kriege hatte Torstenson den Untergang des Orts bereits beschlossen, und nur eine ähnliche Scene, wie sie von Naumburg erzählt wird, veranstaltet von Torstensons Jugendfreunde, dem Superintendenten Lange, rettete die Stadt. Da Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz 1662 der Kurlinie P. abgekauft hatte, so residirte im Schlosse nicht selten dessen Sohn Moritz Wilhelm.

Pegel, ein besonders an Schleußen, Brücken, Mühlen, Fährstellen und andern wichtigen Punkten der Ströme und Flüsse angebrachter Wasserstandsmesser, besteht aus einem senkrechten, gleichmäßig eingetheilten Maße (hölzernem Pfahl, oder Stein), dessen Nullpunkt sich auf einen bestimmten festen Punkt beziehen muß, der nicht leicht verändert wird. Der Stand des Wassers über oder unter dem Nullpunkte wird von besonders dazu beauftragten Personen, gewöhnlich den Schleußenwärtern, täglich einmal od. mehre Male abgelesen und in eine eigene Tabelle eingetragen. Die Veränderungen des Wasserstandes gibt ein Schwimmer an, der denselben, wie in den Kriegshäfen Englands und Frankreichs, wohl auch selbst notirt.

Pegelrecht, die gesetzlichen Bestimmungen über die Höhe, bis zu welcher das Wasser bei einer Mühle getrieben werden darf, damit der nächsten Mühle oberwärts kein Stauwasser verursacht werde.

Pegemantie (v. Griech.), Weissagung aus Quellwasser; s. Hydromantie.

Pegmatit (Schriftgranit), grobkörniger, feldspathreicher und glimmerarmer Granit, dessen Feldspathindividuen von Quarzkrystallen in krystallinisch-symmetrischen Lagen durchwachsen sind, so daß die Schnitte Aehnlichkeit mit Schriftzügen darbieten, kommt in Sibirien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen, Frankreich ꝛc. vor.

Pegnitz, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, am gleichnamigen Fluß, über den hier eine Brücke führt, hat ein Rentamt, eine Stadtpfarrei, eine Posterpedition, Acker- u. Gemüsebau, Viehmästung, Gerberei, Handel u. 800 (mit der Vorstadt Altstadt, die eine besondere Kirche hat, über 1200) Einwohner. Der gleichnamige Fluß entspringt aus den beiden Quellen Forellenbrunnen und heiliger Brunnen, führt anfangs den Namen Fichtenohe und erst von Buchau an den Namen P., verschwindet unterhalb der Stadt P. in einer Berghöhle, aus der sie durch 3 Felsöffnungen wieder hervordringt, geht mit einem Arm durch den Lochsberg (Hohlberg), vereinigt sich hinter ihm wieder, fließt durch Nürnberg, vergrößert sich durch mehre Nebenflüsse, darunter den Fischbach, fließt südwestlich von Fürth mit der Regnitz zusammen und führt nun diesen Namen. Der Pegnitzkreis, errichtet 1808, begriff Nürnberg, Theile von Ansbach, Bamberg, Pfalz ꝛc., 42 □Meilen, 141,000 Einwohner, wurde später zum Main- (in der Folge Obermain-) kreis und 1838 zu den Regierungsbezirken Oberpfalz und Mittelfranken gezogen.

Pegnitzorden (pegnesischer Blumen- oder Schäferorden, Gesellschaft der Pegnitzschäter, gekrönter Blumenorden), eine der im 17. Jahrhundert gestifteten Gesellschaften, welche sich Bewahrung deutscher Sitte, Reinerhaltung der deutschen Sprache und die Beförderung der deutschen Nationalliteratur zur Aufgabe gestellt hatten. Der P. zu Nürnberg, nach der durch diese Stadt fließenden Pegnitz benannt, wurde 1644 von Georg Philipp Harsdörffer und Johann Klaj zu Nürnberg gestiftet, zum Zweck gemeinschaftlicher Thätigkeit zur Veredlung der Muttersprache durch die Poesie, besonders durch Schäfergedichte, daher befähigte dichterisches Verdienst zur Aufnahme. Bald ließ sich jedoch die Gesellschaft vom Geiste der Zeit zu süßelnden Tändeleien verleiten, und ihre ganze Beschäftigung drehte sich am Ende nur noch um leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen. Jedes Mitglied erhielt als Ordenszeichen ein weißes seidenes Band, welches bei den Versammlungen am linken Arme getragen wurde und in welchem an dem einen Ende die von dem Mitgliede als Sinnbild gewählte Blume, am andern der von ihm gewählte Schäfername in grüner Seide gestickt war. Als Sinnbild des ganzen Ordens hatte Harsdörffer die Pansflöte mit der Devise: „Pares concordia reddit“ gewählt; später nahm man die Passionsblume mit der Beischrift: „Divini germen honoris“ als Emblem, das auch bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist. Obschon die Gesellschaft gleich in der ersten Zeit ihres Bestehens in verschiedenen deutschen Ländern sich Mitglieder erworben hatte, so blieb sie doch in der Hauptsache auf Nürnberg und das Gebiet dieser Reichsstadt beschränkt.

Hier wohnten die Vorsteher, hier wurden die Versammlungen gehalten, anfangs in Privatgärten, seit 1681 bei Kraftshof, wo ihnen der Magistrat zu Nürnberg gestattet hatte, einen Theil des Waldes mit zierlichen Anlagen zu versehen und in einen sogenannten Irrhain umzugestalten, auch ihren verewigten Freunden und Genossen Denkmäler zu errichten; späterhin hielt man wegen der 1 Meile betragenden Entfernung dieses Ortes von Nürnberg die Versammlungen in der Stadt selbst. Bei der 150jährigen Jubelfeier des Ordens 1794 wurde unter Panzers umsichtiger Leitung der Orden den Zeitbedürfnissen angemessen umgestaltet, und er besteht noch jetzt in freierer Form als literarische Gesellschaft, von der auch, wenn schon nicht mehr in der letzten Zeit, mehre Druckschriften ausgegangen sind. Vergl. Amarantes (Joh. Heerdegen), Historische Nachricht von des löblichen Hirten- u. Blumenordens an der Pegnitz Anfang u. Fortgang, Nürnb. 1744; G. W. Panzer, Erneuertes Gedächtniß des vor 150 Jahren gestifteten pegnesischen Blumenordens rc., das. 1794.

Pegu, hinterindische Provinz, früher unabhängiges Königreich, jetzt zum birmanischen Reich gehörig, dessen südlichen Theil es bildet, grenzt im Nordwesten an Arrakan, im Norden an Maranma, im Osten an Siam, im Südosten an Martaban, im Süden und Westen an den bengalischen Meerbusen und hat einen Flächenraum von 1070 □Meilen. An der Westseite zieht sich ein Gebirg hin, das mit dem Vorgebirge Negrais endigt; ebenso trennt ein Gebirgszug im Osten das Land von Siam. Uebrigens ist P., welches das Stromgebiet des Irawaddy begreift, durchaus ein Niederungsland, das wohl zur Hälfte vom Delta dieses Stromes gebildet wird, das sich von der Südspitze des Gebirges von Arrakan längs des Golfs von Martaban fast bis zum Nordende dieses Meerbusens erstreckt und auf dieser mehr als 40 Meilen langen Küstenstrecke sich als eine von unzähligen Wasserläufen und stehenden Lachen durchschnittene, mit Waldgestrüpp und Rohrdickichten bedeckte sumpfige Niederung ausbreitet. Von den mannichfaltigen Verzweigungen, durch welche der Irawaddy hier ausmündet, heißen die größten: Rangun, Tschinabuckir und Balloh; östlich mündet der Setang (Sitang) in den Golf von Martaban. Der Boden ist fruchtbar, das Land aber in Folge der Bedrückungen von Seiten der Birmanen sehr entvölkert und die Kultur des Bodens fast vernichtet, so daß die Einwohner nur von dem leben, was ihnen die Natur fast von selbst darbietet. Den Hauptreichthum des Landes bildet das Teakholz, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Andere Produkte sind: Reis, Tiger, Elephanten, Hirsche, Büffel, Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen, Sapphir, Rubin rc. Die vorzüglichsten Häfen sind: Negrais, Persaim, besonders Rangun. Die Einwohner des Landes (Peguer), die sich selbst Mon (Migmon) nennen, von den eigentlichen Birmanen oder Maramas aber Talain genannt werden, unterscheiden sich von diesen ihren Unterdrückern zwar durch hellere schwarzbraune Hautfarbe, gehören aber mit ihnen zu einer Völkerfamilie und haben sich bereits ziemlich mit ihnen verschmolzen. Sie haben große Augen und flache Nase, tätowiren sich künstlich und schmerzhaft, sind wie die Birmanen Buddhisten und reden eine eigene Sprache (peguanische Sprache), die nach der dürftigen Kenntniß, welche man von ihr hat, zu den einsylbigen Sprachen gehört und mit der birmanischen verwandt ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz und einst des Königreichs, Sitz des birmanischen Vicekönigs, nordöstlich von Rangun, am gleichnamigen Flusse, früher eine große Stadt von 150,000 Einw., ward 1757 durch die Birmanen so gänzlich zerstört, daß nur der berühmte Tempel des Gaudama, Scho Madu, d. i. das goldene Gotteshaus, unversehrt blieb. Die seit 1790 auf den Trümmern der alten wieder erbaute neue Stadt nimmt kaum die Hälfte des Raums der alten ein, besteht meist aus elenden Bambusrohrhäusern und hat nur ungefähr 7000 Einw., meist Priester und Arme. Man verfertigt hier Baumwollen- und Seidenzeuche. Der genannte Tempel Scho Madu, der vor mehr als 2300 Jahren erbaut worden seyn soll, wird von zahlreichen Pilgern besucht, die hier dem Gaudama oder Buddha Opfer darbringen. Das Königreich P. wurde angeblich um 1100 von einem König, der über das Meer kam, gegründet. Die Nachkommen desselben erweiterten das Reich dermaßen, daß Bressapukan, der 1518 den Thron bestieg, 9 Königreiche (darunter auch Ava und Birma) beherrschte. Nach Bressapukans Tode zerfiel das Reich in mehre Parteien; dies benutzte Para Mandara, König von Birma, um sich nicht nur zu befreien, sondern auch das Reich P. unter seine Herrschaft zu bringen. Im Jahre 1596 wurde die Hauptstadt P. vom König von Tangu, welcher den Arrakanern gegen P. beistand, erobert, worauf der König und das Reich in die Hände des Königs von Arrakan kamen. Im Jahre 1613 wurde es demselben jedoch von dem König von Ava wieder abgenommen. Die Portugiesen, welche um diese Zeit von den Peguern zu Hülfe gerufen worden waren, versuchten darauf ihre Schützlinge zu beherrschen, und Philipp de Brito war eine Zeit lang in P. König und verwaltete das Reich für Portugal, wurde aber von dem König von Ava belagert, gefangen und hingerichtet. Nun blieb P. bis 1740 eine Provinz von Ava, dann riß es sich los und unterwarf sich bald die benachbarten Länder, selbst Ava. Aber schon 1753 empörte sich der Birmane Alompra, eroberte die Hauptstadt Ava und 1757 auch P. und zerstörte letzteres. Seitdem steht P. unter der despotischen Herrschaft des Birmanenkaisers, die aber den Peguanern so verhaßt ist, daß sie in den Briten ihre Befreier und Beschützer erblickten und deren Unternehmungen unterstützten. Die Veranlassung zum Einrücken der Briten gab im Juni 1851 der birmanische Gouverneur von Rangun durch ungerechte Bestrafung zweier dort ansässigen Kaufleute, dann durch Verweigerung der verlangten Genugthuung und Beschimpfung und Mißhandlung des britischen Unterhändlers. Die Feindseligkeiten begannen Anfangs April 1852. In Kurzem eroberten die Briten Martaban (5. April), Rangun (14. April), die Hafenstadt Bassein am westlichen Mündungsarm des Irawaddy und P. selbst (3. Juni), sowie die nord-

westlich von Rangun am Irawaddy gelegene Stadt Prome. Die Stadt P. ward vorläufig wieder aufgegeben und von den Birmanen wieder besetzt, am 21. November nochmals erobert und am 20. December 1852 nebst der ganzen Provinz P. dem indobritischen Reich einverleibt. Vergl. Birma.

Pehlwi, Dialekt der persischen Sprache im weitern Sinne, dessen sich die Guebern als heiliger Sprache bedienten; s. Persische Sprache.

Pehuenches (Pehuentschen), südamerikanisches Indianervolk, lebt in den Anden, die Chili und das Land der Araukaner von dem südwestlichen Theile der Plataprovinzen und von Patagonien trennen, ungefähr von 34°—37° südl. Br. nach Osten in die Ebenen am östlichen Fuße der Anden sich ausbreitend. Gleich den Araukanern gehören sie zu dem patagonischen Zweige der amerikanischen Menschenrace, unterscheiden sich aber von den Araukanern dadurch, daß sie Nomaden sind und auf einer noch weit niedrigern Bildungsstufe stehen. Im Sommer ziehen sie stets in den Anden herum, erscheinen bald als Hirten, bald als Räuber und dehnen ihre Streifzüge zuweilen bis in die Gegend von Buenos-Ayres aus. In Betreff der Wohnungen, der Lebensweise, der Gewandtheit im Reiten und der Waffen zeigen sie viele Aehnlichkeit mit mehren Völkern Nordasiens. Ihre spitzigen, kegelförmigen Hütten bestehen aus aufgerichteten Stäben, über welche einige wohlbereitete Ochsenhäute befestigt sind, und gleichen den Jurten der Tataren. Monate lang sind sie allein auf Fleischkost beschränkt, da sie durchaus keinen Feldbau treiben und ihre einzige vegetabilische Nahrung in den schmackhaften und nährenden, den Kastanien ähnlichen Nüssen der Araucaria oder Andentanne besteht. Sie sind stets mit ihren Nachbarn in Krieg begriffen, wozu Streitigkeiten über Weideplätze eine nie mangelnde Veranlassung geben. Ihre Kriegskunst besteht hauptsächlich in plötzlichen Ueberfällen unbewachter Ortschaften; im offenen Felde ist ihr Angriff schnell und wüthend, aber von kurzer Dauer. Einmal zurückgeschlagen, erneuern sie ihn nicht leicht wieder. Ihre einzige Waffe ist die Lanze, welche aus einem 18 Fuß langen Rohr eines baumartigen Grases besteht, woran eine kupferne Spitze befestigt ist; was sie mit dieser nicht erreichen können, trifft der sichere Wurf der Wurfkugeln. Im Frieden sind sie gegen Fremde gastfrei, nehmen namentlich ihre Handelsfreunde aufs Beste auf und sind im Handel ehrlich. Gegen Unbekannte, Nichtempfohlene üben sie aber ungescheut Raub und Mord. Obwohl sie nicht einmal ein passendes Wort für den Begriff der Gottheit haben, so glauben sie doch an eine Fortdauer der Seele und schmücken das Paradies, das sie jenseits des großen westlichen Meeres, in dem die Sonne untergeht, suchen, auf eine ihren Begriffen von Glück entsprechende Weise aus.

Peiden, Weiler im schweizer Kanton Graubündten, mit mehren zur Klasse der Glaubersalzquellen gehörigen Mineralquellen und Badehaus, 2400 Fuß über dem Meere. Das Mineralwasser ist klar, von einem dintenartigen, salzigen Geschmack und bildet, längere Zeit der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt, einen ockerartigen Niederschlag. Es besitzt stärkende, auflösende, die Se- und Exkretion befördernde Wirkungen und wird innerlich und äußerlich bei chronischen Leiden der Reproduktion und Assimilation, Magenschwäche, Verschleimung, allgemeiner und örtlicher Nervenschwäche, passiven Schleim- und Blutflüssen, chronischen Hautausschlägen, gichtischen und rheumatischen Leiden empfohlen.

Peil, s. v. a. Pegel.

Peilen, im Seewesen die Richtung, in der man einen Gegenstand erblickt, durch den Kompaß bestimmen; auch die Wassertiefe mittelst des Lothes abmessen. Man peilt z. B. die Sonne, d. h. man bestimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landspitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man bestimmt den Winkel, den eine vom Kompaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetischen Norden macht. Wenn man gleichzeitig zwei dergleichen Gegenstände, deren Lage durch die Seekarte gegeben ist, peilen kann, so erhält man die sogenannte Kreuzpeilung, und das Schiff befindet sich im Durchschnittspunkte der beiden Richtungen, so daß sein Ort durch Alignement direkt gefunden wird. Mit der Peilstange mißt man nur geringere Tiefen, mit dem Peilstocke, einem eisernen, etwa 1½ Fuß langen, in Zolle getheilten Stabe, den man an einer Leine in die Pumpen fallen läßt, bestimmt man den Wasserstand im Innern der Schiffe.

Peine (Peina), Amtsstadt in der hannoverschen Landdrostei Hildesheim, an der Fuse, in einer niedrigen, der Ueberschwemmung ausgesetzten, sumpfigen, aber fruchtbaren Gegend, größtentheils schlecht gebaut, aber mit schönen und geschmackvollen Gärten versehen, ist ummauert, hat 4 Thore und 3 Vorstädte (Damm, Greper und Katzhagen), eine Hauptsteuerreptur, Nebenzollreceptur, Post, Eisenfaktorei, lutherische und katholische Kirche, ein Kapuzinerkloster, eine Synagoge, ein Hospital und 3000 Einw., welche Ackerbau, Garnspinnerei und Garnhandel, Weberei und Tabakspinnerei treiben und sehr besuchte Vieh-, Pferde- und Jahrmärkte unterhalten. P. verdankt seinen Ursprung einem uralten Dynastensitze, dessen Familie auch Wolfenbüttel und Lichtenberg besaß und das Grafenamt im Ostphalengau ausübte. Bernhard von P. verkaufte 1258 die Hälfte der Grafschaft Hildesheim dem Stift P., wogegen Herzog Albrecht sich mit Gewalt in den Besitz der Grafschaft zu setzen suchte und 1255 und 1260 die durch Moräste geschützte Burg P. vergeblich belagerte. Mit Gunzelin III. starb kurz darauf das Haus der Grafen von P. aus; die noch übrigen Güter desselben fielen an die Poppenburger, von denen sie Bischof Otto aus dem braunschweigischen Hause kaufte. So behauptete das Stift den Besitz der Grafschaft, welche im 16. Jahrhundert 39 Dörfer umfaßte. Noch am Ende des Mittelalters galt P. für eine starke Festung, und von 1519—23 hielt es mehre Belagerungen aus.

Peinliche Befragung, s. v. a. Specialinquisition, s. Kriminalprozeß; dann die beim hochnothpeinlichen Halsgericht zum letzten Male wiederholte Frage an den Verbrecher, ob er sein Verbrechen und alles bisher Eingestandene noch

jetzt zugestehe, nach deren Bejahung der Stab gebrochen, das sogenannte Zetergeschrei eröffnet und dann zur Vollstreckung der Strafe selbst geschritten ward.

Peinliche Gerichtsbarkeit, s. v. a. Strafgerichtsbarkeit.

Peinliche Halsgerichtsordnung, s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Peinlicher Prozeß, s. Kriminalprozeß.

Peins (Pencz, Penez, Pens, Penz), Georg, berühmter Maler und Kupferstecher, wurde zu Nürnberg 1500, nach Andern 1510 geboren, † zu Breslau 1550. Er war anfangs Schüler Albrecht Dürers, ging dann nach Italien, studirte die Werke Raphaels und bildete sich so nach ihnen, daß sein Styl dem der römischen Schule nahe kam. Mehre seiner Meisterwerke bewahren die Gallerien von München (Judith mit dem Haupte des Holofernes, Venus und Amor), Dresden, Prag, Wien (die Kreuzigung) &c. Als Kupferstecher arbeitete P. zum Theil in Verbindung und unter Leitung von Marc-Antonio Raimondi, namentlich stach er unter ihm Mancherlei nach Raphael, und es stehen diese Kupferstiche denen von Raimondi selbst nicht nach. Wahre Meisterwerke in Bezug auf Korrektheit und Führung des Grabstichels sind die kleinen Kupferstiche, die der Künstler nach seinen eigenen Zeichnungen entworfen.

Peipussee (Tschudskoje-Osero, See der Fremden oder Tschuden, mit welchem Namen früher die Finnen von den Russen belegt wurden), großer europäisch-russischer See, zwischen den Gouvernements Livland, Esthland, Pskow und St. Petersburg, hängt im Süden mit dem pskowschen See durch eine Seeenge (Protok) von 2 Wersten Breite zusammen und steht im Westen durch den Fluß Embach mit dem in Livland gelegenen Wirzjerwsee in Verbindung, ist 11½ Meilen lang (von Norden gegen Suden) und 9 Meilen breit, tief und fischreich und ergießt sein Wasser gegen Norden mittelst der Narowa in den finnischen Meerbusen. Der P. hat flache, sandige, größtentheils mit Tannen bewachsene Ufer u. gutes Wasser, einige Inseln, worunter besonders Talapak bemerkenswerth ist; dieselbe ist bewohnt und bildete früher die Grenze zwischen Kurland und Livland. Zu den Zuflüssen des P.'s gehören die Welikaja, Embach, Kosa (im Südwesten), die Tscheram (im Osten) und die Jettscha (im Südosten). Der See diente einst als der Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee und den innern Städten des russischen Reichs, und auf dieser Wasserstraße wurde namentlich ein lebhafter Handel zwischen Lübeck und den Städten Pskow und Nowgorod betrieben. Aber mit dem Fall der letztgenannten Städte verlor auch jene Wasserkommunikation ihre Bedeutung; es entstanden überall Versandungen der Flüsse und Seen, und schon Kaiser Alexander dachte daher an eine Kanalverbindung, welche den P. mit dem pernauischen Meerbusen in Berührung bringen sollte, jedoch nicht zur Ausführung kam.

Peischwa, ursprünglich der erste Minister der Mahratten (s. d.), dessen Amt jedoch erblich wurde und der zu Ende des vorigen Jahrhunderts an die Spitze des ganzen Reichs trat. Sein Sitz war Punah, und er hatte außerdem ein beträchtliches Gebiet. Im Jahre 1817 und 1818 wurde der P. von den Briten in den Schlachten bei Punah, Kierki u. Kurkumb gänzlich besiegt und in die Gefangenschaft geführt; vgl. Ostindien (Gesch.).

Peisenberg, s. v. a. Peissenberg.

Peisern (Peysern, Pyzdry), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, Kreis Konin, an der Wartha, an der Grenze des Großherzogthums Posen, hat ein Friedens- u. Polizeigericht, mehre Kirchen, ein Franciskanerkloster, eine Synagoge, ein Hospital, Militärlazareth, Zuchthaus u. 3500 Einw., welche Lederfabrikation, Leinweberei u. Handel treiben. Im J. 1331 überfielen die Kreuzritter plötzlich die Stadt, verbrannten sie und metzelten die Einwohner nieder. Von König Kasimir von Polen neu aufgebaut und mit einer Mauer umgeben, wurde P. noch einige Male ein Raub der Flammen. So wurde es um 1770 von den Russen verbrannt, welche mit den Konföderaten von Bar, die den König Stanislaus Poniatowski entthronen wollten, im Krieg begriffen waren.

Peiskretscham (poln. Piscowice), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Tost-Gleiwitz, an der Drama, hat ein Vorwerk (Minneberg), ein Land- u. Stadtgericht, Untersteueramt, eine Post, 2 Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, Hospital u. 3400 Einw., welche Streichgarnspinnerei, Gerberei, Tuch- u. Leinweberei, Töpferei und Eisengießerei treiben.

Peissenberg (Peisenberg), hoher und isolirter Berg im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht Schongau, auf der großen Ebene zwischen dem Lech und der Amper und den Städten Schongau und Weilheim, 3014 par. Fuß hoch, mit schöner Aussicht auf die Alpen. Am Fuße des P.s fließt die Mineralquelle Sulzerbrunnen.

Peitho, Göttin der Ueberredung, s. Suade; auch Beiname der Artemis, weil sie die Lossprechung der Hypermnestra ausgewirkt hatte.

Peitsche, ein Werkzeug zum Schlagen, das gewöhnlich aus einer von Lederriemen oder Bindfaden geflochtenen Schnur (Peitschenschnur oder der P. im engern Sinne) u. aus einem besonders nach oben zu elastischen Stocke (Peitschenstock) besteht. Am Ende der Peitschenschnur ist eine kurze, im Verhältniß der P. dünne geflochtene Schnur von Seide oder Hanfzwirn befestigt, die Peitschenschmitze. Die Peitschenstöcke werden besonders aus dem Holze des Ahorns u. der Ulme verfertigt. Auch hat man Peitschenstöcke von zusammengewundenen Schwanzfedern der Pfauen, welche mit Leder überzogen werden. Die gewundenen Peitschenstöcke, welche aus Thüringen fast durch ganz Europa versendet werden, machen einen bedeutenden Handelsartikel aus.

Peitz, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kottbus, an der Malx und dem Hammergraben, hat ein großes königl. Eisenwerk mit 1 Hochofen, 3 Stab- und 2 Zainhämmern, Tuchfabrikation, Leinweberei, Garnspinnerei, große Teiche in der

Nähe, 2 Jahrmärkte und 2650 Einw. P. war ehemals stark befestigt; 1764 wurden die Festungswerke geschleift.

Pekah, König von Israel 759—740 v. Chr., vorher Feldherr seines Vorgängers Pekajah, ermordete diesen, verband sich gegen Juda mit den Syrern und ward wiederum von Hosea ermordet.

Pekajah, König von Israel 761—759 v. Chr., Menahems Sohn u. Nachfolger, war abgöttisch und wurde im königlichen Palaste zu Samaria von Pekah (s. d.) ermordet.

Pekari (Nabel-, Warzen- oder Bisamschwein, Dicotyles), Säugethiergattung aus der Ordnung der Dickhäuter und der Familie der Schweine, oben und unten mit 4 Vorderzähnen, mit Eckzähnen, von denen die oberen, gerade nach unten gerichtet, etwas aus der Kinnlade vorstehen, die unteren aufwärts gerichtet, aber von den Lippen bedeckt sind, und allenthalben 6 höckerigen Backenzähnen, langem, zugespitztem Kopf, in einen knorpeligen Rüssel verlängerter und in eine Scheibe ausgehender Nase, kleinen Augen und borstigem Körper. An den Lenden ist auf jeder Seite eine Drüse befindlich, welche nach außen sich öffnet und eine zähe, übelriechende Feuchtigkeit absondert. Die Füße haben vorn 4, hinten 3 Zehen mit Hufen. Statt des Schwanzes findet sich nur ein Höcker vor. Man kennt bis jetzt zwei Arten: Das Halsbändnabelschwein (D. torquatus *Cuv.*), dessen Körper mit sehr dicken, ziemlich langen, fast drahtähnlichen, weiß und schwarzgeringelten Borsten besetzt ist, eine schwarze Rückenlinie und am Hals eine breite weiße Binde zeigt, $2^1/_2$ Fuß groß, findet sich truppweise in ganz Südamerika und wird des schmackhaften Fleisches wegen mit Hunden gejagt, läßt sich auch leicht zähmen. Das Tajassu oder weißschnauzige Bisamschwein (D. labiatus *Cuv.*) ist einfarbig braunschwarz, an der Unterkinnlade weiß, hat auf dem Rücken sehr lange, platte Borsten und eine Größe von $3^1/_2$ Fuß, wandert in Schaaren bis zu 100 Stück weit, wobei es über die größten Ströme setzt, und läßt sich ebenfalls zähmen, so daß es zu einem wahren Hausthiere wird.

Peking (Pecking, Pekin, d. i. Hof oder Residenz des Nordens, im Gegensatz zu Nanking, der Residenz des Südens, wo bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts die chinesischen Kaiser residirten, früher Tschung-tienfu, auch King-Sse, d. i. Hauptstadt, genannt), die Hauptstadt des ganzen chinesischen Reichs, Residenz des Kaisers und eine der größten Städte auf der Erde, in der Provinz Petscheli, im Nordosten von China, $28^1/_2$ Meilen von der großen Mauer (der ersten oder äußern Mauer), in einer waldlosen, völlig flachen, sandigen, aber fruchtbaren Ebene, steht durch den Ju-ho und den Pei-ho mit dem großen Kaiserkanal und dadurch mit den südlichen Provinzen des Landes in Verbindung. Die Stadt hat 18 Stunden im Umfang und besteht aus 2 großen Hauptabtheilungen, welche durch eine hohe Mauer von einander geschieden sind. Die nördliche heißt Dsintschen (Thronstadt) oder Kingtsching (Kaiserstadt), auch Tatarenstadt, weil sie von Tataren oder Mongolen erbaut wurde, ist aber gegenwärtig ganz von Mandschu's bewohnt. Die südliche Abtheilung heißt Wailotschen oder Wai-lotsching (d. i. äußere Stadt), auch Lao-tsching (d. i. Altstadt) oder Chinesenstadt, weil sich die Chinesen seit der Eroberung der Stadt durch die Mandschu's dahin zurückgezogen haben. Der äußere Umfang der Mauern dieser beiden Stadttheile beträgt $4^1/_4$ Meilen, schließt aber auch einige Seen und Teiche und selbst Felder und Sümpfe ein. Vor den Thoren der beiden genannten Städte ziehen sich noch 12 große Vorstädte hin. Die Thronstadt hat 9 Thore, wovon 3 in die äußere Stadt führen, und letztere 7 Thore. Dieselben, an Größe und Bau einander gleich, werden von Thürmen aus blauen Ziegelsteinen überragt, und neben ihnen gehen Rampen in die Höhe, welche der Kavallerie gestatten, auf die Mauern hinaufzureiten. Letztere sind von Schießscharten durchbrochen, ihre Höhe beträgt bei der Tatarenstadt 15, bei der Chinesenstadt 10 Meter, ihre Dicke aber ebenfalls 10 Meter, so daß 4 Wagen darauf neben einander fahren können. Tritt man in die Stadt ein, so sieht man sich in der Erwartung von Pracht und Schönheit, die ihr erster Anblick erweckte, getäuscht. Die meisten Straßen sind zwar lang und 30—40 Fuß, die Hauptstraßen sogar 150 Fuß breit, aber ungepflastert und sehr kothig und die Häuser überall in der Regel nur ein Stockwerk hoch, aus Backsteinen erbaut, die niemals mit Kalk beworfen sind, mit aschgrauen Ziegeln gedeckt und oft in baufälligem Zustande. Sämmtliche Häuser, bloß die mit Kaufläden versehenen ausgenommen, stehen im Hintergrunde eines Hofes, der von einer Mauer umgeben ist, so daß man von den Straßen aus nur das Dach sehen kann. Doch gewähren die vielen auf beiden Seiten der Hauptstraßen befindlichen, mit dem brennendsten Roth, Azurblau, Firniß und Vergoldung geschmückten und mit den mannichfaltigsten Waaren versehenen Kaufläden einen schönen Anblick. Die Gerichtshäuser und Fürstenwohnungen zeichnen sich durch schöne Thore und durch ihre grünen glasurten Dächer aus; aber die hervorragendsten Gebäude sind die geräumigen Tempel mit Säulen und prächtigen Treppen von Marmor. Diese schönern und ausgezeichnetern Gebäude sieht man jedoch selten in den Hauptstraßen, sie stehen vielmehr größtentheils in den engen Nebenstraßen, wo sie gar nicht in die Augen fallen. Die schönste Straße ist die Straße der ewigen Ruhe (Tschanangdse oder Tschang-ngankiai), die eine Breite von 204 Fuß hat und von Osten nach Westen in einer Krümmung läuft, indem sie auf der Nordseite von einem Theile der Mauer der kaiserlichen Hofburg und auf der Südseite von verschiedenen Palästen u. Gerichtshöfen begrenzt wird. Die Bevölkerung P.s beläuft sich nach einer genauen Angabe von 1853 auf 1,148,811 Einw. Zwei schnurgerade Straßen, jede von einer Länge von 4 englischen Meilen und einer Breite von 150 Fuß, laufen in gleicher Richtung von zwei Thoren an der Südmauer aus bis zu den beiden gegenüberstehenden Thoren an der nördlichen Mauer, und diese beiden prächtigen Straßen werden wiederum von 2 andern, die eben-

falls in paralleler Richtung von Osten nach Westen hinlaufen, rechtwinkelig durchschnitten. Diese 4 Hauptstraßen sind mit einer doppelten Reihe von Kaufläden, Schuppen und Waarenhäusern geschmückt, wo die Kaufwaaren in reicher üppiger Fülle zur Schau ausliegen und reichgemalte, goldene Firmen mit hellglänzenden Inschriften den Vorübergehenden zum Einkauf einladen. Durch diese vielfach geschmückten Straßen drängt sich fortwährend die bunte und lebhafte Menschenmenge in einem Haupt- und zwei Seitenströmen unablässig auf und nieder. In dem mittlern Strom sieht man die Mandarinen und Großen des Hofs sich entweder zu Pferde oder auf Palankins fortbewegen, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges mit Flaggen, Sonnenschirmen, gemalten Laternen und andern Insignien des hohen Ranges dieser Staatsbeamten. Lange Züge von Kameelen, welche Kohlen aus der Tatarei einführen, folgen; außerdem Karren und Wagen mit Feld- und Gartenfrüchten und andere Fuhrwerke, welche der Riesenstadt ihre Bedürfnisse zuführen. Die Nebenströme oder Seitenpfade in diesen über alle Vorstellung belebten Straßen werden von den eigentlichen Geschäfts- und Handelsleuten, von Verkäufern und Käufern ꝛc. eingenommen. Da, wo die Hauptstraßen einander rechtwinkelig durchschneiden, sind an den 4 Durchschnittspunkten sogenannte Triumphbogen errichtet, welche als Monumente für solche Personen dienen, die etwa ein vorzüglich hohes Alter erreicht, oder sich um das Wohl der Stadt ein besonderes Verdienst erworben haben. Jede solche Arkade besteht aus drei Thorwölbungen, wovon die mittlere die Hauptwölbung ist. Die übrigen Straßen sind meist bloße Gassen, die man als Arme der größern zu betrachten hat, und großentheils so eng, daß kaum ein Wagen durchpassiren kann. Sie sind einsam, enthalten aber die Wohnungen der ausgezeichnetsten Staatsbeamten und vieler anderen reichen Leute. Wodurch die Einsamkeit dieser Straßen noch vermehrt wird, ist der Umstand, daß die Häuser in der Façade keine Fenster haben; die einzige Oeffnung bildet eine kleine Pforte, die fast beständig verschlossen gehalten wird. Fenster findet man nur in den großen Kaufläden und Waarenhäusern der Hauptstraßen. Dagegen haben manche Häuser der Bemittelteren eine Art von Terrasse, die mit Blumen, Pflanzen in Töpfen und allerlei Zwergbäumen geziert ist und einen freundlichen Anblick darbietet. Die **Polizei** in dieser großen und volkreichen Stadt ist sehr thätig. Auf den Straßen gehen unaufhörlich Polizeisoldaten mit einer Pritsche auf der Schulter umher, um Frevler von ungesetzlichen Handlungen abzuhalten. Sie sehen auf die Reinlichkeit der Straßen u. greifen im Nothfall die Arbeit selbst mit an. Besonders streng ist die nächtliche Sicherheitspolizei. Die Polizeisoldaten, welche ihrerseits, sowie ihre Offiziere ebenfalls unter einer sehr strengen Oberaufsicht stehen, sind geborne Chinesen und bilden ein regelmäßiges Truppencorps. Außerdem gibt es in P. eine zahlreiche, aus Reiterei und Fußvolk bestehende Besatzung, die etwa 80,000 Mann stark u. in 8 mandschurische, 8 mongolische und 8 chinesische Divisionen eingetheilt ist. Zur Verhinderung der Hungersnoth in der volkreichen Stadt gibt es eine Menge Getreidehöfe, wo Reis für den Fall einer Mißernte aufbewahrt wird. Außerdem unterhält man noch andere Vorrathshäuser, wo man Weizen, verschiedene Früchte und Futter für das Arbeitsvieh aufbewahrt. Die **Thron-** oder **Tatarenstadt**, welche den schönsten Theil P.s bildet, besteht aus 3 Theilen, die in einander eingeschlossen und mit besondern Mauern umgeben sind. Die erste Abtheilung, in deren Mitte sich die kaiserl. Burg oder das Residenzschloß befindet, heißt **Dsüdsintschen** oder Tsu-kin-tsching und ist von der zweiten umgeben, die Chuantschen (Huang-tsching, d. h. Kaiserstadt) genannt wird. Die dritte Abtheilung endlich begreift das Uebrige von der Thronstadt, was nicht unter jenen 2 ersten Abtheilungen begriffen wird, und heißt King-tsching. Dsüdsintschen bildet, wie erwähnt, die **kaiserliche Burg** oder die Residenz, vielleicht eine der größten Fürstenwohnungen auf der Erde. Ohne die ungeheuern Gärten und die 3 großen Höfe, die hier liegen, aber zur zweiten Abtheilung gehören, beträgt der Umfang der kaiserlichen Residenz, die eine Art länglichen Vierecks bildet, ½ Meile. Sie ist von starken Mauern mit Zinnen umgeben; an jedem der vier Thore ist ein großer und hoher Pavillon; ähnliche Pavillons sind auch an den vier Ecken der Umgrenzung. Ein breiter, mit Bruchsteinen gefütterter Graben umgibt das Ganze. Die Dächer des Palastes sind viermal gebrochen und längs der scharfen Kante hin mit streifigen Blumenverzierungen versehen. Sie erheben sich nach dem äußersten Ende, wo dann wieder eine neue Bedachung, wie die erstere aus glasurten Ziegeln, beginnt. Das Ganze stützt eine große Anzahl von Säulen mit einem grünen Ueberzuge und mit vergoldeten Figuren. Das Innere der kaiserlichen Residenz bildet eine Reihe von Höfen, die von Säulen und Prunkgemächern umgeben sind. In dem äußern Hofe, der eigentlich zu der Abtheilung Chuantschen gehört und mit verschiedenen Thoren versehen ist, liegt auf der rechten Seite der sehr schöne Tai-Tempel oder Tai-miao, worin Gedächtnißtafeln die Namen der Vorfahren der Mandschu-Kaiser enthalten und den der Kaiser zu gewissen Zeiten besucht, um darin zur Ehre seiner Vorfahren zu opfern, und westlich von demselben der Tempel Schedsitang (Schetsu-than oder Tempel der Fruchtbarkeit der Erde), wo der Kaiser gleichfalls zu bestimmten Zeiten opfert. In das Innere der eigentlichen kaiserlichen Residenz führt ein schönes Thor, aus welchem man in einen Hof tritt, hinter welchem ein Wasserkanal mit 5 Brücken von Marmor sich befindet, die mit Gittern, Säulen, Pfeilern, Vorsprüngen, ausgehauenen Löwen und anderer Bildhauerarbeit geschmückt sind. Hierauf gelangt man zu einem dritten Thore und durch dieses zu einem andern, nicht minder schönen, mit Hallen und Gallerien umgebenen Hofe, an dessen Nordseite der kaiserliche Thronsaal (Tai-ho-tsien) sich befindet. Im Innern aller dieser Abtheilungen sind kleine Kanäle, Springbrunnen, Seen, Blumenbeete, Fruchtgärten ꝛc. Außer diesen Höfen und Palästen gibt es in Dsüdsintschen noch viele andere Staatsgebäude, eine große Anzahl Manufakturen und Magazine, schöne Tempel, die kaiser-

CCCVII



PEKING IN CHINA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

liche Druckerei, aus der die Reichszeitung hervorgeht, eine zahlreiche Bibliothek, eine naturhistorische Sammlung ꝛc. Chuantschen oder die zweite, die vorige umgebende Abtheilung der Thronstadt hat einen Umfang von 1½ Meilen. Dieser ganze Raum war für die kaiserliche Residenz bestimmt; jetzt aber haben viele Privatpersonen und Kaufleute sich daselbst niedergelassen, die nun in dieser Abtheilung viele Handelsläden haben. Außerdem wohnen jetzt hier größtentheils Beamte und Diener des kaiserlichen Hofs. Auf der Westseite von Dsüdsintschen und von dem Platze Dschinschang befinden sich von Menschenhänden ausgegrabene Seen. In dem nördlichen stehen 5 Lusthäuser auf Inseln, wo die reizendsten Frauen des kaiserl. Harems im Sommer wohnen. Am Ufer dieses nördlichen See's steht ein Tempel des Fo mit der hundertarmigen, 60 Fuß hohen Bildsäule desselben, die aus vergoldetem Kupfer verfertigt ist. Im südlichen Theile desselben See's erhebt sich eine hügelförmige Insel, auf der ein Obelisk aus weißem Marmor steht. Der Hügel ist aus seltenen Steinen zusammengesetzt, die aus den südlichen Provinzen China's herbeigeschafft worden sind, und auf demselben erhebt sich ein Tempel, in welchem Verschnittene als Lama's (Priester) dienen. Uebrigens sind auf dieser Insel viele, in einem sehr guten Geschmack angelegte Thronsäle und Lusthäuser. Der See wird durch eine prächtige Marmorbrücke mit einem andern, südlicher gelegenen großen See verbunden, der von Norden nach Süden fast ¼ Meile lang ist und dessen Ufer ebenfalls mit einer Menge von Schlössern, Tempeln und Lusthäusern geschmückt sind. In der südlichen Hälfte dieses See's liegt auf einer großen Insel das Lustschloß Intai, mit prachtvollen Sälen, Gärten und Spaziergängen. In der dritten Abtheilung der Thronstadt, Kingtsching, befindet sich außer vielen andern merkwürdigen Gebäuden auch der russische Gesandtschaftshof und das Kloster zur Reinigung Mariä, wo die russisch-kaiserliche Mission seit länger als einem Jahrhundert ihren Aufenthalt hat und in dessen Hofe sich vortreffliche Fruchtgärten und Blumenbeete befinden; ferner die kaiserliche Sternwarte mit einer Himmelskugel von 6 Fuß im Durchmesser und 2000 Pfund Gewicht; der prachtvolle Tempel Lunfuhsü, in dessen Hofe in jedem Monate dreimal ein großer Markt gehalten wird, auf welchem sich Kaufleute aus allen Theilen der Stadt einfinden und zu welchem der Zufluß des Volks ungemein groß ist; der geräumige Platz Junchogun, auf welchem ein prächtiger Tempel des Fo und ein Kloster mit 300 Lama's und 200 Schülern sich befinden, welche Gebäude sich durch ihre architektonische Schönheit auszeichnen; die Kaiserschule oder die kaiserliche Universität, mit einer Menge Professoren und mit einem dem Confucius geweihten Tempel, wohin der Kaiser zu gewissen Zeiten kommt, um dem Andenken dieses Weisen seine Verehrung darzubringen; der Tempel Tiwang-Miao, wo die Gedächtnißtafeln aller guten chinesischen Kaiser und großer Männer aufbewahrt werden, von dem Stifter des Reichs an bis zu den Kaisern der jetzigen Dynastie, und dessen Eingang zwei große hölzerne, bemalte und vergoldete Triumphbogen bilden. Außerdem zeichnen sich in dieser Abtheilung noch eine Menge Tempel, Moscheen, Kirchen, Klöster, Gerichtshöfe aus, besonders das Examenhaus mit 10,000 Zimmern, wo die Staatsprüfungen gehalten werden, ferner Magazine, Märkte, die Häuser der Stadtverwaltung (Gouverneur und 2 Direktoren für die Ost- u. Westhälfte), die Münze, die Polizei, in deren Nähe auf einem Thurm die große Wachttrommel, die 5mal in der Nacht geschlagen wird, ebenso eine große Glocke, Triumphpforten, ein Impfungshaus, Findelhaus, Glockenthurm ꝛc. Die Chinesenstadt steht an Größe, Schönheit und Bevölkerung der Thronstadt weit nach, hat 2 Meilen im Umfange, schließt aber auch Küchengärten und Felder, ja selbst Sümpfe ein und zerfällt in die Ost- und Westhälfte. Auch hier gibt es reiche Kaufläden, viele üppige Speisehäuser, Theater, Bäder, große Eiskeller, Trödelmärkte, Fischteiche, prächtige Läden der Juweliere, Pelz-, Seide- und Gemäldehändler, Buchläden, Fabriken ꝛc. Von den Gebäuden dieses Stadttheils sind vorzüglich 2 zu erwähnen, nämlich der Tempel des Himmels und der Tempel des Erfinders des Ackerbaues. Jener, der Tempel des Himmels (Thian-thang), ist von einer hohen Ringmauer umgeben, die fast ¾ Meile im Umfange hat. Der Kaiser begibt sich jährlich am Tage der Frühlingsnachtgleiche hierher, um feierlich den Himmel zu verehren. Die Schönheit und Pracht der Verzierungen macht alle innerhalb dieser Ringmauer stehenden Gebäude zu einem Hauptwerke der chinesischen Baukunst. Diesem Tempel gegenüber liegt der dem Erfinder des Ackerbau's geweihte Tempel (Siannung-thang), gleichfalls mit einer hohen steinernen Mauer umgeben, die fast eine Stunde im Umfange hat. Dahin begibt sich der Kaiser jährlich im Frühling, um die Erde zu bearbeiten und dem Himmel Opfer darzubringen. P. zählt im Ganzen gegen 10,000 Paläste der Großen, eine große Menge von Tempeln, darunter 33 Haupttempel, mehre christliche (4 katholische, 2 griechische) Kirchen, einige Moscheen, Begräbnißörter, Klöster (Rußland besitzt das Recht, ein griechisches Kloster mit einem Archimandriten und 8 Mönchen, die alle 10 Jahre gewechselt werden, in P. zu unterhalten), Gasthäuser, öffentliche Bäder ꝛc. P. ist der Sitz aller Reichsbehörden und einer Menge hoher und niederer Unterrichts- und anderer wissenschaftlichen Anstalten (z. B. der kaiserlichen Akademie [Hanlin], der kaiserlichen Bibliothek [300,000 Bände], großer Freischulen, einer astronomischen und medicinischen Societät, Zeitungsexpedition ꝛc.). Auch die Wohlthätigkeitsanstalten sind zahlreich. Die Bevölkerung P.s bilden Chinesen, Mandschu's, Mongolen ꝛc., kurz alle Völker des chinesischen Reichs. Ihre Beschäftigung besteht in Verfertigung und Verkauf alles dessen, was zum chinesischen Luxus gehört, besonders von Stoffen aller Art und Gegenständen der Kleidung, sowie von Galanterie- und Schmucksachen. Sehr bedeutend fördert den Handel und die Zufuhr von Lebensmitteln die Verbindung mit dem großen Kaiserkanal. Die prachtvolle kaiserliche Sommerresidenz Yuen-Ming-Yuen (d. h. der runde und glanzvolle Garten) ist etwa 6½ Meilen von P. entfernt und besteht aus einer großen Anzahl Gebäuden, die in schö-

nem Ebenmaße geordnet, aufs Reichste verziert und durch Höfe, Gärten und Lustpartien getrennt sind. Die Stadt P. liegt in einer Ebene, welche am Horizont durch die Gebirge der Tatarei begrenzt wird, die ihr einen ungemein malerischen Hintergrund geben. Lange, bevor man sich der Stadtmauer nähert, zeigt sich die Straße mit schönen Granitsteinen gepflastert, welche 6—16 Fuß in der Länge und fast eben so viel in der Breite haben. Rings um die Stadt liegen Getreidefelder und Gärten mit wohlriechenden Sträuchern und Bäumen, unter denen prächtige alte Cypressen sich erheben, zahllose Tempel mit bunten glänzenden Ziegeln, malerische Bonzenklöster und große Begräbnißplätze mit grünen Gebüschen. P. ist eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt die Hauptstadt des Reiches Yan war. Im 10. Jahrhundert n. Chr. machten sie die Kitan zu ihrer südlichen Hauptstadt; dann verwandelten sie die Kins, die Vorfahren der jetzigen Mandschu's, zu ihrer westlichen Hauptstadt. Dschingiskhan bemächtigte sich ihrer 1215, und sein Enkel Kublaikhan machte sie zu seiner Hauptresidenz und nannte sie Ta-tu (große Hauptstadt). In den Jahren 1274 und 1524 wurde die Mauer gebaut. Die Nachkommen Dschingiskhans residirten daselbst von 1280—1367. Als Marco Polo, welcher sich im 13. Jahrhundert ziemlich lange in China aufhielt, P. besuchte, hieß dasselbe Kambalu (Kaiserstadt). Von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an hörte es auf, Residenz zu seyn, doch schon 1421 verließ Yung-lo, der dritte Herrscher von der Mingdynastie, die bisherige südliche Residenz Nanking (Hof des Südens) und verlegte seine Residenz nach Kambalu, welches nun im Gegensatze zu dem alten Wohnsitze P. (Hof des Nordens) genannt wurde, vorzüglich weil von hier aus die häufigen Einfälle der Tataren mit größerer Leichtigkeit zu unterdrücken waren. Der Sturz der alten chinesischen Dynastie (1644) war von einer allgemeinen Plünderung und Verwüstung P.s begleitet. Nachdem der alte Kaiser seine Familie getödtet, erhängte er sich selbst an einem Baume hinter dem kaiserlichen Palast. Die Mandschuherrscher wählten aber ebenfalls P. zu ihrem Wohnsitze, dessen Bevölkerung von nun an vorzugsweise durch die Mandschu's und durch die zu ihrer Partei gehörenden Mongolen und Chinesen gebildet wurde. Im Jahre 1662 begrub ein Erdbeben in P. 300,000 Einwohner und 70 Jahre später kamen 100,000 auf dieselbe Art ums Leben.

Pektin (Pflanzengallerte), findet sich in allen fleischigen Früchten und Wurzeln, in vielen Wurzelknollen und in der innern Rinde des Stammes der Bäume, stellt eine zitternde Gallerte dar und begründet die Möglichkeit, aus Fruchtsäften durch Zuckerzusatz Gelées zu bereiten und Zwiebel- und Knoblauchsaft als Porzellan- und Glaskitt zu benutzen. Getrocknet bildet es halbdurchsichtige, der Hausenblase ähnliche Häutchen, die im Wasser nach und nach zu einer kleisterartigen Masse aufschwellen, ohne sich vollständig zu lösen. Durch Kochen mit Salpetersäure geht es in Oxalsäure und Schleimsäure über; bei Berührung mit alkalischen Basen verwandelt es sich in Pektinsäure, [illegible] dem Verbrennen hinterläßt es eine nicht unbedeutende Menge Asche, die aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk besteht. Man erhält das P., wenn man Frucht- oder Wurzelsaft, z. B. den Saft von Aepfeln, Steckrüben und dergleichen, zum Sieden erhitzt, filtrirt, dann mit Alkohol versetzt und das nach einiger Zeit sich aussondernde P. durch siedenden Alkohol von fremdartigen Stoffen möglichst befreit.

Pektolith (Stellit), prismatischer Augitspath, dem augitischen oder rhombischen Krystallsysteme angehörig und 2 wenig schiefwinkelige Theilungsflächen darbietend, derb, kugelig, büschelförmig-stänglig, von 5,0 Härte, 2,745 — 2,756 spec. Gewicht, wenig spröde, gelblich- bis graulichweiß, perlmutterglänzend, kantendurchscheinend, durch Reiben phosphorescirend, vor dem Löthrohr leicht zu weißem Email schmelzbar. Das Mineral besteht nach von Kobell aus 51,3 Kieselerde, 33,77 Kalk, 8,26 Natrum, 1,57 Kali, 3,89 Wasser, 0,9 Thonerde mit Eisenoxyd und findet sich mit Natrolith am Monte Baldo und in Feldspath eingewachsen im Fassathale.

Pé-la, ein Wachs von weißer Farbe und vorzüglicher Güte, welches in China und Hindostan von Coccus ceriferus und mehren Cerastrusarten gewonnen wird. Es steht in hohem Preise und wird zu Bougies und, mit Oel zusammengeschmolzen, zu Lichten verwendet. Ihm ähnlich ist eine andere Wachsart, Weißlack genannt, die von einer in Madras wachsenden Coccusart abstammen soll.

Pelagisch (v. Griech.), Kollektivname der Jura- oder Kreidebildungen als in einem sehr tiefen Meer durch Niederschlag entstanden.

Pelagianer, die Anhänger derjenigen Lehre, welche die Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für hinreichend zur Seligkeit erklärt. Die P. bildeten nie eine Sekte, schlossen nie ihre Lehrsätze so bestimmt ab, daß sie darüber zu einem faktischen Austritt aus der Kirche und zum selbstständigen Aneinanderschließen gelangten. Man konnte, die eigentlichen Parteihäupter und Stifter ausgenommen, nie gegen bestimmte Personen als P., sondern nur gegen die Denkart selbst, den Pelagianismus, das Anathema aussprechen. Der Grund, warum diese Denkart sich nicht zur völligen Sekte gestalten konnte, liegt darin, daß sie keinen Gegensatz zur Kirche bildete und daß die katholische Kirche den Pelagianismus, ungeachtet alles Lossagens von demselben, recht eigentlich gepflegt und tief in ihr Blut und Leben aufgenommen hat. Der Pelagianismus schließt aber den Glauben an einen göttlichen Beistand zur Besserung nicht aus, sondern macht nur die Wirksamkeit dieses Beistandes von dem eigenen Besserungsstreben des Menschen abhängig; der Urheber desselben ist Pelagius, eigentlich Morgan, ein britischer Mönch, über dessen Lebensumstände wenig bekannt ist. Derselbe hielt sich zu Anfang des 5. Jahrhunderts in Rom auf und trat hier in engere Verbindung mit Cölestius (s. d.), der durch rhetorische Gewandtheit in dem sich entspinnenden Streit eine bedeutende Rolle spielte. Als Pelagius bei seinem Aufenthalte in Rom 409 mündlich und durch einen Kommentar über die paulinischen

Briefe seine Lehren verbreitet hatte, verließen beide Männer, wahrscheinlich durch den Einbruch der Gothen in Italien veranlaßt, um 410 die Stadt, hielten sich vermuthlich einige Zeit in Sicilien auf und begaben sich 411 nach Karthago, wo Cölestius um das Amt eines Presbyters anhielt. Sein Rival, ein Diakonus Paulinus von Mailand, denuncirte ihn als Heterodoxen bei dem Bischof Aurelius von Karthago, der deshalb 412 eine Synode berief. Man handelte hier besonders über zwei Hauptsätze des Cölestius, nämlich daß die Sünde Adams nur ihm, nicht der ganzen Menschheit geschadet habe, und daß die Kinder noch in demselben Zustande auf die Welt kämen, in welchem sich Adam vor dem Fall befunden. Da Cölestius diese und ähnliche Sätze nicht widerrufen wollte, so wurde er exkommunicirt. Trotz dem ward er in Ephesus, wohin er sich begeben, zum Presbyter erwählt. Pelagius selbst hatte sich inzwischen 411 nach Palästina begeben. Da man im Orient noch an der ältern, weniger bestimmten Lehrform, die zwar dem Pelagianismus entschieden genug entgegenstand, aber der genaueren Bestimmungen des Augustinus und seiner abendländischen Vorgänger entbehrte, festhielt, so gelang es dem Pelagius 415 auf einer Synode zu Jerusalem und auf einer größern zu Diospolis, unter dem Metropoliten Eulogius von Cäsarea, wo die beiden spanischen Bischöfe Heros und Lazarus ihn anklagten, seine Richter zufrieden zu stellen. Die zu Jerusalem ihm gemachte Beschuldigung, daß nach seiner Behauptung der Mensch ohne Sünde leben könne, wenn er nur wolle, wußte er nämlich durch die Erklärung zu beseitigen, daß er ja von dem Menschen nach der Bekehrung rede, dabei den Einfluß der Gnade nicht ausschließe, und daß er damit nicht irgend eines Menschen Leben für sündenfrei habe ausgeben wollen. Je mehr aber Pelagius auf diese Siege Gewicht legte, um so eifriger stellte die abendländische, besonders die nordafrikanische Kirche, den **Augustinus** (s. d.) als Wortführer an der Spitze, den pelagianischen Irrlehren gründliche Erörterungen entgegen, und Augustinus („De gestis Pelagii") deckte unverhohlen auf, wie die Orientalen durch des Pelagius Erklärungen getäuscht worden seyen. Auf den Synoden zu Mileve und Karthago 416 verdammten die afrikanischen Bischöfe den Pelagianismus feierlich und forderten den Bischof Innocentius I. von Rom zur Beistimmung auf. Innocentius benutzte die Gelegenheit, von dem Ketzereifer der Afrikaner anderweitigen Vortheil zu ziehen u. bestätigte des Pelagius u. seiner Anhänger Exkommunikation. Pelagius u. Cölestius, welch Letzterer selbst nach Rom reiste, suchten sich durch Briefe und Glaubensbekenntnisse beim römischen Bischof zu rechtfertigen, und wirklich zeigte sich Zosimus, des Innocenz Nachfolger, mit Beider Erklärung, worin sie sich klüglich dem Urtheil des römischen Stuhls unterwarfen, zufrieden, u. erklärte die Anklagen gegen Pelagius u. Cölestius für böswillige Verleumdung und ertheilte den beiden Angeklagten das bündigste Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit. Die Afrikaner aber legten nach einer neuen, 417 zu Karthago gehaltenen Synode dem Zosimus aufs Bestimmteste dar, daß u. warum sie mit der Erklärung des Pelagius u. Cölestius nicht zufrieden seyn könnten. Als Zosimus schon wankte und eine neue Untersuchung versprach, warteten sie diese gar nicht ab, sondern stellten auf einer Generalsynode zu Karthago 418 dem Pelagianismus acht feste Canones entgegen. Zum Ueberfluß erließ jetzt auch der Kaiser Honorius ein Sacrum rescriptum gegen die P. Zosimus wollte nun den Cölestius von Neuem verhören; dieser aber ergriff die Flucht, und ein Cirkularschreiben des Zosimus, worin er 419 den afrikanischen Beschlüssen in Betreff der Verdammung der Lehren des Pelagius u. Cölestius beitrat u. welches er in der ganzen abendländischen Kirche zur Unterzeichnung umhersandte, machte schon jetzt dem äußeren Streit ein Ende. Achtzehn pelagianische italische Bischöfe weigerten sich der Unterzeichnung. Auch im Orient, wo besonders Marius Mercator, ein geborner Abendländer und Augustins Freund, dem Pelagianismus kräftig entgegenwirkte, wurde auf dem ökumenischen Koncil zu Ephesus 431 der Pelagianismus bestimmt verdammt, obgleich das streng augustinisch-occidentalische System hier nicht zur wirklichen Herrschaft gelangt war. Die Unterdrückung des Pelagianismus, soweit dadurch das Princip der sittlichen Freiheit selbst getroffen war, konnte nicht von Bestand seyn, und gegen die siegreiche kirchliche Autorität mußte sich auf irgend eine Weise Einrede erheben. Dies geschah sofort in den hieran sich anknüpfenden **semipelagianischen Streitigkeiten**, die das Einseitige und Schroffe der beiden einander entgegenstehenden Systeme zu vermeiden und eine ansprechende Mitte zu gewinnen suchten. Obwohl aber in diesem Streite manche Stücke, auf die schon Pelagius drang, als unabweisbar aufgenommen und in das System der katholischen Kirche eingedrungen sind, sowie umgekehrt Manches von den harten Forderungen des Augustin auch dort zurückgewiesen ist, so ist doch der Name der P. durch ersteres eben so wenig zu Ehren gekommen, als dem Augustinus Letzteres im Geringsten geschadet hat. Dieser gilt nach wie vor als Grundsäule der Orthodoxie, u. der Name des Pelagius ist als ketzerisch gebrandmarkt, so daß keine kirchliche Sekte gewagt hat, seinen Namen zu adoptiren, selbst wenn sie noch so sehr mit seinen Grundsätzen übereinstimmte. Pelagius selbst kehrte nach seiner Verweisung in sein Vaterland zurück und starb hier 417. Von seinen Schriften sind nur sehr wenige der Vernichtung durch den Ketzereifer seiner Gegner entgangen, und diese wenigen allein durch den Zufall, daß sie unter die Schriften des Hieronymus gerathen waren und als solche verschont wurden, so die „Commentarii in epistolas Pauli", zu Rom vor 410 geschrieben (am Ende der vallarsi'schen Ausgabe der Werke des Hieronymus); die „Epistola ad Demetriadem" (auch bei Vallarsi, herausgegeben von Semler, Halle 1775); „Libellus fidei", ein Glaubensbekenntniß, das er 417 dem Papst Innocenz I. übersandte (kam unter dem Titel „Symboli explanatio ad Damasum" unter die Werke des Hieronymus bei Vallarsi). Vgl. **Wiggers**, Pragmatische Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, 2. Aufl., Hamburg 1833, 2 Bde.; **Lentzen**, De Pelagianorum doctrinae principiis, Köln 1833.

Pelagius, 1) Name zweier **Päpste**: a) P. I.,

ein geborener Römer, Sohn eines stellvertretenden Präfectus Prätorio, war anfänglich Diakonus der römischen Kirche, päpstlicher Gesandter und Apokrisiarius zu Konstantinopel, ward in den seit 541 in offenen Streit ausartenden origenistischen Zwist verwickelt und nach Vigilius' Tode 555 zum Papst erwählt, doch weder vom römischen Klerus, noch vom Volk anerkannt, da zu seiner Wahl nicht einmal die zu Nicäa als Minimum festgesetzte Dreizahl von Bischöfen hatte zusammengebracht werden können. Obwohl des Kaisers Feldherr Narses die Mehrzahl des römischen Klerus und Adels zum Schweigen brachte, so ward doch P. (s. Dreikapitelstreit) auf einer zu Aquileja unter dem Vorsitze des Bischofs Paulinus gehaltenen Synode 559 exkommunicirt. — b) P. II., geboren zu Rom, aber von gothischer Abkunft, Sohn Wingilds, ward nach Benedikts I. Tode wegen der Nothwendigkeit einer schleunigen und tüchtigen Besetzung des päpstlichen Stuhls mit Umgehung der kaiserlichen Autorität 577 gewählt, die Bestätigung des Kaisers aber nachträglich durch den damaligen Diakonus Gregorius erlangt. Er † 590 an der Pest. Man schreibt ihm mehre Briefe und 6 Dekretalien zu.

2) (Pelayo), erster König von Asturien, Sohn des Herzogs Favila von Kantabrien, aus dem Stamme der westgothischen Könige, zog sich, als die Christen in ganz Spanien nach der Schlacht bei Xerez 711 unterlegen waren, mit seiner Schwester in die Gebirge Asturiens zurück und kämpfte von da aus gegen die Mauren. Ueber seine Heldenthaten wird viel Wunderbares und Fabelhaftes erzählt. Durch die Wiedereroberung Leons gründete er 722 das erste unter den neuen christlichen Königreichen in Spanien, das anfangs Oviedo, dann Leon, zuletzt Asturien hieß; s. Asturien (Geschichte).

Pelago, Flecken im Großherzogthum Toskana, östlich von Florenz, hat mit einigen umliegenden Orten 7000 Einwohner. Unweit davon liegt das gleichnamige Bad in gesunder und angenehmer Gegend. Das Mineralwasser riecht nach Schwefelwasserstoffgas, schmeckt süßlich, ist auch von süßlich-hepatischem Geruche, klar, hat die Temperatur von 14° R. und wird innerlich und äußerlich angewendet, als Getränk namentlich sehr gegen Gries und Blasenkatarrh empfohlen.

Pelagonisi (Pelagonesi, Solymnia), griechische Insel im ägäischen Meere, Gouvernement Euböa, unbewohnt, doch häufig von Seeräubern besucht.

Pelagosa, kleine österreichisch-dalmatinische Insel, Kreis Ragusa, im adriatischen Meer, südwestlich von Lagosta, ist unbewohnt, den Schiffern gefährlich.

Pelargonium (Kranichschnabel), Pflanzengattung aus der Familie der Geraniaceen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, dessen oberer Einschnitt breiter ist und in eine haarförmige, am Blumenstielchen herablaufende Nektarröhre ausgeht, die fünfblätterige, unregelmäßige Korolle, deren zwei obere Kronblätter gewöhnlich breiter, lebhafter gefärbt und mit dunkeln Adern oder Flecken gezeichnet sind, zehn ungleiche Staubfäden, von denen drei, selten fünf unfruchtbar sind, und fünf einsamige Behälter an der Basis des schnabelförmigen Fruchtbodens mit spiralförmigen, inwendig gebarteten Grannen, Kräuter und Sträucher, welche meist in Südafrika einheimisch sind und 500 bestimmte Arten in mehren Untergattungen zählen. Als bekannteste Arten sind folgende zu nennen: P. amplissimum *W. Ln.* hat einen gelbbraunen, glatten Stengel, 5- und 3lappige, am Grunde leicht-herzförmige, abgestutzte, halbkreisrunde Blätter und große, schöne, weiße Blüthen in 3—5blumigen Dolden, deren obere Kronblätter mit ästigen, feinen, dunkeln Adern gezeichnet sind. P. balsameum *Jacq.* hat handförmige, gelappte, schärfliche, am Grunde keilförmige Blätter, blaßröthliche, an den obern Kronblättern blutroth geaderte Blüthen und ist wegen des balsamischen Geruchs der Blätter als Zierpflanze zu empfehlen. P. bicolor *Ait.* hat herzförmige, 3spaltige, behaarte, große Blätter mit 3lappigen, wellenförmigen, gezähnten Einschnitten und langgestielte, behaarte Dolden mit 12—15 prächtigen Blumen, deren Kronblätter schwarzviolet und weiß gerändert sind. P. crassicaule *L'Her.* hat einen kurzen, fleischigen, glatten, dicken Stengel mit kurzen, dicken Aesten, nierenförmige, gezähnte, auf beiden Flächen seidenhaarige Blätter und vielblumige Dolden mit schönen primelartig duftenden, weißen, mit dunkeln Flecken gezeichnete Blüthen. Von P. cucullatum *Ait.*, mit nierenförmig-rundlichen, kappenförmigen, wellenförmig gekerbten Blättern und großen, schönen, violeten, an den obern Kronblättern schwarzroth geaderten Blüthen in 5blumigen Dolden, werden die stark aromatisch riechenden und schmeckenden Blätter am Kap als schleimiges, aber reizendes Mittel bei Koliken u. krampfartigen Leiden des Unterleibes angewendet. P. echinatum *Curt.* hat einen fingerdicken, fleischigen Stengel, rundlich-herzförmige, fast 3lappige, gekerbte, weichhaarige, langstielige Blätter u. 5—8blumige Dolden mit prächtigen, schneeweißen oder inkarnatrothen Blüthen. P. fulgidum *Ait.* hat einen fleischigen, hier und da verdickten, zerbrechlichen Stengel, 3zählige, unangenehm riechende, langstielige, weichhaarige Blätter, 8—12 Zoll lange, etwas getheilte Blumenstiele mit vielblumigen Dolden und brennend-scharlachrothen oder feuerrothen, schwarz geaderten Blüthen. P. grandiflorum *W.* hat 5lappige, handförmige, meergrüne, glatte Blätter, 3blumige Blumenstiele u. schöne, große, weiße Blüthen, deren obere Kronblätter verkehrt-eirund-keilförmig, mit blutrothen Adern geziert sind. P. heracleifolium *Lodd.* ist stengellos, mit knolliger Wurzel u. hat ziemlich große, fiederlappige Blätter mit gerundeten, stumpfen, ungetheilten Lappen und einen behaarten Schaft mit meist 6blumiger Dolde und sehr schöne, Abends angenehm duftende, schwärzliche, ins Violete schimmernde, blaßgelb geränderte Blüthen. P. heterogamum *L'Her.* hat etwas fleischige Aeste, fast kreisrunde, eingeschnitten-gelappte, gekerbte, unbehaarte Blätter und schön rothe od. hochrosenrothe, in langstieligen, vielblumigen Dolden stehende Blüthen. P. inquinans *Ait.*, mit dickem, fleischigem, gleich den Blättern filzigschmierigem Stengel, kreisrund-nierenförmigen, gekerbten Blättern und langstieligen, vielblumigen Dolden mit scharlachrothen Blüthen, ist be-

sonders dadurch merkwürdig, daß die Blätter beim Berühren eine schmutzige Rostfarbe abgeben. Eine sehr schöne Art ist P. macranthum *Sweet*, unten mit nierenförmigen, undeutlich 5lappigen, glatten, oben mit tief gelappten Blättern und vielblumigen Dolden mit prächtigen, 3 Zoll im Durchmesser haltenden, weißen, an den oberen Kronblättern blutroth geaderten Blüthen. P. odoratissimum *Ait.* zeichnet sich durch einen sehr kurzen, fleischigen Stengel u. eben solche Zweige, lange, krautartige, niederliegende Blumenstiele, sehr wohlriechende, langstielige, rundlich-herzförmige, kraus gekerbte, weiche, hellgrüne und kleine, weiße, in meist 5blumigen Dolden stehende Blüthen aus. P. quinquevulnerum *W.* hat einen etwa eine Spanne langen, oben krautartigen Stengel, doppelt halbgefiederte, etwas scharfe Blätter mit lanzettförmigen, gezähnten, schmalen Einschnitten mit eingebogenem Rande und oft 7blumigen Dolden mit schönen, an den Kronblättern schwarzpurpurrothen, nach unten zu am Rande weißlichen oder blaßrothen Kronblättern. P. radula *Ait.* hat einen behaarten Stengel, handförmig, doppelt halbgefiederte, scharfe, am Rande zurückgerollte Blätter von balsamischem Geruch und 3—4blumige Dolden mit hellrothen, dunkel geaderten Kronblättern. Eine Varietät ist P. rad. roseum *W.*, wovon die Blätter einen angenehmen, balsamischen, dem der Knospen der Centifolienrose ähnlichen Geruch haben und durch Destillation ein leicht krystallisirbares, ätherisches Oel geben, mit dem das ächte Rosenöl verfälscht werden soll. P. superbum *Dietr.* hat einen hohen, weichhaarigen Stengel, rundliche, 3lappige, wellenförmige, gezähnelte, am Grunde keilförmige und ganzrandige Blätter und schöne, weiße, an den obern Kronblättern mit 2 dunkelvioleten Saftmälern gezierte Blüthen. Eine der schönsten Zierpflanzen ist P. tricolor *Curt.*, zottenhaarig, mit dünnem Stengel und eben solchen Zweigen, lanzettförmigen, eingeschnitten-gezähnten, langstieligen, graulichgrünen Blättern und überaus zierlichen, zahlreichen Blüthen, woran die obern Kronblätter schwärzlich-blutroth, am Grunde schwarz, die untern reinweiß sind. P. triste *Ait.*, fast stengellos, mit knolliger Wurzel, langstieligen, ziemlich großen, kurzbehaarten, gefiederten Blättern und in vielblumigen Dolden stehenden Blüthen mit bräunlichgrünen, am Rande gelblichgrünen Kronblättern, zeichnet sich durch die Abends sehr angenehm duftenden Blüthen aus. P. zonale *W.* ist eine bekannte Zierpflanze mit etwas dickem, fleischigem Stengel, herzförmig-kreisrunden, undeutlich gelappten, gekerbten, oben mit einer dunkelbraunen Zone versehenen Blättern u. langstieligen, vielblumigen Dolden mit schön rothen Blüthen. Durch wechselseitige künstliche Befruchtung hat man eine große Anzahl hybrider Formen erzeugt, welche an Schönheit und Größe ihrer Blumen die Stammarten oft weit übertreffen, zum Theil sehr konstant sind und eine prächtige Zierde der Blumengärten, Gewächshäuser u. Zimmer bilden. Alle stengellosen, knollwurzeligen und niedrigen, staudigen Arten, auch viele Arten mit sehr fleischigem Stengel oder feinem, niedrigem und zartem Wuchs, wie P. tricolor *Curt.*, sind meist etwas zärtlicher, als solche, deren Stengel strauchartig, stark und holzig sind; sie verlangen im Winter 5—8 Grad Wärme und einen sehr trockenen Standort, bedürfen nur wenig Wasser und werden nur in der wärmeren Jahreszeit auf eine gegen Regen und Mittagssonne geschützte Stellage ins Freie gestellt. Alle strauchartigen, härteren Arten und Varietäten bedürfen im Winter nur 3—5 Grad Wärme, und viele kann man, wenn sie gehörig trocken gestellt und nur sehr spärlich begossen werden, in einem frostfreien Zimmer oder Behälter durchwintern. Nur muß das Winterquartier völlig trocken und möglichst hell seyn und, so lange die Witterung es gestattet, häufig gelüftet werden können. Die Erde muß locker, fett, weder zu leicht, noch zu kompakt, ungefähr zum sechsten Theile mit Sand gemischt seyn; am passendsten ist eine Mischung zu gleichen Theilen aus Holz- oder Lauberde, Torferde, Erde von schwarzgründigem Rasen und Kuhlager und feinem Kies oder Flußsand. Das Umpflanzen in größere Töpfe geschieht theils im April, bei allen früh im Mai und Juni blühenden (vorzüglich jungen) Exemplaren aber erst nach dem Blühen, im Juli und Anfang August. Der Wurzelballen wird nicht beschnitten, sondern nur vom äußern Filze befreit und mit einem spitzen Hölzchen rund umher ein wenig aufgelockert. Beim Versetzen nach der Blüthe schneidet man die Zweige stark zurück und benutzt sie zu Stecklingen. Nach dem Verpflanzen begießt man mäßig, damit die beschnittenen Pflanzen nicht eine Verblutung oder Saftstockung erleiden. Die Vermehrung geschieht sehr leicht durch Stecklinge vom Mai bis August, bei stengellosen Arten durch Wurzelsprossen u. Zertheilung, wie auch durch Samen. Die Stecklinge steckt man $1/2$ — $1\,1/2$ Zoll tief in leichte, sehr sandige Erde auf ein lauwarmes, fast verkühltes Mistbeet, oder in Töpfe, welche man in das lauwarme Mistbeet oder in das Zimmer und Glashaus stellt. Da alte Pelargonienstöcke unten nackt werden und dann ein schlechtes Ansehen geben, auch bei weitem nicht so schön blühen, als kräftige junge Pflanzen, so müssen diese jährlich aus Stecklingen angezogen werden. Aus dem Samen kann man viele neue Varietäten erlangen. Man stellt die schönsten Sorten in der Blüthezeit nahe beisammen und befruchtet sie wechselseitig. Am besten thut man dies bei heiterem Wetter und in den Vormittagsstunden. Der Same wird im März oder April in lockere Dammerde in 5 bis 6 Zoll weite, mehr flache als tiefe Töpfe (oder auch unmittelbar auf ein lauwarmes Mistbeet) gesäet und ins warme Mistbeet gestellt, woselbst man ihn mäßig beschattet und befeuchtet.

Pelasger, die Ureinwohner Griechenlands (s. d.), eines der größten Völker im südlichen Europa. Die Geschichte derselben ist dunkel und unsicher, wie der Name und dessen Ableitung. Der gewöhnlichen Annahme zufolge wohnten die P. ursprünglich in Thessalien und Epirus, wohin sie bereits Homer versetzt, dehnten sich von da nach Kleinasien, nach Kreta, ferner in das eigentliche Hellas und in den Peloponnes, wo sie sich vorzüglich in Achaja und Argos festsetzten, und nach Arkadien aus. Sie hatten schon eine gewisse Kultur erreicht, denn sie trieben Ackerbau und Viehzucht, legten in fruchtbaren Thalebenen Städte mit festen Burgen an, die meist den Na-

men Larissa führten, erbauten cyklopische Mauern zu Argos, Mycenä und anderwärts, gründeten die ältesten griechischen Staaten Sicyon und Argos, besaßen Kunde in der Schifffahrt, wie ihre Auswanderungen nach Kleinasien, Kreta und Italien beweisen, und unterhielten ein besonderes Orakel des Zeus zu Dodona.

Pelasgia, Name des Peloponnesus, Arkadiens, Thessaliens, Lesbos', Delos'.

Pelasgiotis, s. Thessalien.

Pelasgus, mythischer Stammvater der Pelasger oder Ureinwohner Griechenlands, nach arkadischer Sage ein Autochthon oder Sohn des Zeus und der Niobe, nach Aeschylus Sohn des Palachthon, zur Zeit des Danaus Herrscher in Argos, zeugte mit Meliböa oder Cyllene oder Dejanira den Lycaon.

Pelayo, s. Pelagius 2).

Pelée, Felseneiland an der Nordküste von Frankreich, Departement Manche, Cherbourg gegenüber; darauf das Fort Royal.

Pelekan (Kropfgans, Pelecanus), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Ruderfüßler (Pelekane), charakterisirt durch den Schnabel, welcher länger als der Kopf ist, die nur schmale Spalten bildenden Nasenlöcher, den Kiefer ohne Querlamellen, den tief gespaltenen und mit großem Kehlsacke versehenen Unterkiefer, kurzen Schwanz, die großen mit ganzen Schwimmhäuten versehenen Füße, große Vögel, von Fischen lebend, die sie in dem ausdehnbaren Kehlsacke sammeln, um sie daraus ihren Jungen wieder vorzuwürgen. Der gemeine P. (P. onocrotalus *L.*) ist 5—6 Fuß lang, mit ausgebreiteten Flügeln 8—9 Fuß breit, 20—25 Pfund schwer, hat rein weißes, bei den Alten roth angeflogenes Gefieder, einen gelblichen, an der Spitze rothen Schnabel und gelbe nackte Zügel und einen gelben Kehlsack, am Hinterkopf längere zerschlissene Federn, 22 Schwanzfedern und schwarze Schwungfedern. Sein Vaterland ist Südosteuropa, besonders die untere Donau und die Krimm. Mehre zusammen sollen besonders des Morgens schwimmend durch Flügelschläge auf das Wasser die Fische in den Buchten zusammentreiben und die strandenden in ihren Kehlsack schöpfen. In Ostindien, wohin sie während des Winters gehen, sollen sie deshalb abgerichtet werden, die so gefangenen Fische zum Kahne ihres Herrn zu bringen. Der P. fliegt mit angezogenem Halse und auf dem Kropfe liegenden Schnabel ausdauernd und sanft schwebend und taucht, indem er sich aus bedeutender Höhe herabstürzt, tief unter, um Fische in seinen Kehlsack einzufangen. Sein Nest ist groß, steht im Schilf und enthält 2 weiße, $3^1/_2$ Zoll lange Eier. Seit uralter Zeit ist er ein Symbol der aufopferndsten Mutterliebe, indem man sagte, er reiße sich die Brust auf und nähre die Jungen mit seinem Blute. Aus älterer Zeit findet man ihn immer so abgebildet. Vielleicht haben das Vorwürgen der Fische und die rothe Schnabelspitze Anlaß dazu gegeben. Der Kehlsack dient im Orient als Tabaksbeutel. Der krausköpfige P. (P. crispus *L.*) ist größer als der vorige und durch seinen frisirten Hinterkopf ausgezeichnet, kommt häufig in Dalmatien vor. Andere Arten, deren es im Ganzen 11 gibt, finden sich an der afrikanischen und mittelamerikanischen Küste.

Pelekan, ein zum Herausziehen der Backenzähne dienendes Instrument, welches schnabelförmig gekrümmt und am untern Ende, um beim Gebrauch das Abgleiten vom Halse des herauszuziehenden Zahns zu verhindern, mit zwei scharfen Zacken versehen ist; in der Pharmacie ein Destillirapparat, welcher aus einem Kolben mit Helm besteht, aus dem zwei gekrümmte Röhren die verdichteten Dämpfe wieder in den Kolben zurückführen.

Pelestrina (Lida di P.), österreichisch-italienische Laguneninsel, südlich von Venedig, beginnt mit dem Porto di Malamocca und endigt mit dem Porto di Chiogga, 9 italienische Meilen lang, 160—250 Schritte breit; im nördlichen Theile liegt das Fort San Pietro, im südwestlichen der Flecken P. mit 4000 Einw.

Pelet, Jean Jacques Germain, französischer Generallieutenant und Pair von Frankreich, geboren 1779, Sohn eines Goldschmieds zu Toulouse, zeigte schon früh große Neigung zu den mathematischen Wissenschaften, sowie bedeutendes Talent zum Zeichnen. Daher trat er 1800 in das Corps der Ingénieurs géographes und ward bereits 1802 zum Secondlieutenant, 1804 zum Lieutenant, 1805 zum Adjutanten des Marschalls Masséna befördert. Im Jahre 1805 nahm er an der Schlacht bei Austerlitz Theil, focht dann in Neapel und Kalabrien, in Deutschland und Polen, avancirte nach der Schlacht bei Eckmühl 1807 zum Kapitän, 1809 zum Bataillonschef und verrichtete glänzende Waffenthaten vor und nach der Schlacht bei Wagram. Nach dem wiener Frieden begleitete P. den Marschall Masséna in den unglücklichen Feldzug von Portugal, und obschon von seinen Neidern angeklagt, die Niederlage des französischen Heeres bei Busaco durch versäumte Rekognoscirung der englischen Stellungen verschuldet zu haben, verlor er doch des Marschalls Vertrauen nicht, vielmehr sandte ihn derselbe mit wichtigen Depeschen nach Paris, wo es ihm gelang, durch einen umständlichen Bericht über die Lage der Dinge in Portugal sowohl sich als seines Chefs Verfahrungsweise bei Napoleon so vollkommen zu rechtfertigen, daß ihn derselbe sofort zum Obersten ernannte. Im russischen Feldzuge zeichnete sich P. als Chef des Generalstabs einer Division der jungen Garde in den Schlachten von Smolensk und Borodino aus, erhielt nach der letztern das Kommando des 48. Linienregiments, das auf dem Rückzuge beinahe ganz aufgerieben wurde, von dem aber P. den Adler rettete. Nachdem P. zu Antwerpen sein Regiment neu organisirt hatte, ward er 1813 zum Brigadegeneral befördert, wohnte der Schlacht von Großbeeren bei und war nach der von Lützen eine Zeit lang Kommandant von Dresden, erhielt dann den Befehl über eine Brigade der jungen Garde, deren Trümmer er nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankreich zurückführte. Im März 1814 kämpfte er mit Auszeichnung bei Craonne an der Spitze des zweiten Jägerregiments zu Fuß der alten Garde, dessen Kommando er auch während der ersten Restauration und der 100 Tage behielt. Nach der zweiten Restauration ward er eine Zeit lang außer

Thätigkeit gesetzt; da er sich aber mehr und mehr der Regierung anschloß, ward er 1818 Maréchal de Camp im Generalstabe und Mitglied der Kommission, welcher die Sorge für die Vertheidigungsanstalten des Landes übertragen war. Noch vor der Julirevolution ließ sich P. in den Adelsstand erheben; nach derselben trat er in die Deputirtenkammer, wo er sich den Liberalen anschloß und oft gegen die Regierung stimmte. Im September 1830 ward er zum Vorstand der Ecole d'application des Generalstabes, zum Generallieutenant und Direktor des Kriegsdepots ernannt. In letzterer Stellung hat er sich außerordentliche Verdienste um die Topographie Frankreichs erworben. Im Oktober 1837 erhielt er die Pairswürde und blieb seit dieser Zeit den politischen Angelegenheiten des Landes ziemlich fremd. Im Jahre 1850 wurde er im Departement Arriège in die Nationalversammlung gewählt und nach den Decemberereignissen von 1851 vom Prinz-Präsidenten zum Mitglied des Senats ernannt. P. ist Verfasser mehrer sehr geschätzten militärischen Werke, unter andern der „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne" (Paris 1826, 4 Bde., deutsch vom General Theobald, Stuttgart 1827 und 1828). Auch ist P. Mitarbeiter am „Spectateur militaire", für welchen er mehre wichtige Aufsätze über den Feldzug von 1813 geliefert hat.

Peleus, Sohn des Aeginetenkönigs Aeacus und der Endeis, Bruder des Telamon und Halbbruder des Phocius. Die beiden Brüder verschworen sich zum Morde des in den Waffenübungen sie beschämenden Halbbruders, und Telamon oder P. warf ihn mit dem Diskus todt. Obwohl sie den Leichnam bei Seite schafften, wurden sie doch als Mörder erkannt und von Aeacus aus Aegina verbannt. Telamon ging nach Salamis, P. aber nach Phthia in Thessalien zu seinem Oheim Eurytion, dem Sohne des Actor, ward durch ihn von der Blutschuld gereinigt und erhielt seine Tochter Antigone zur Frau nebst dem dritten Theile des Landes als Mitgift. Seinen Schwiegervater, mit dem er auf die kalydonische Jagd ging, tödtete er hier aus Versehen mit dem Wurfspieße, floh daher aus Phthia nach Iolcus zu Acastus, der ihn von Neuem entsühnte. Bei den Leichenspielen des Pelias wurde er von Atalante besiegt. In Iolcus verliebte sich in ihn Astydamia, die Gemahlin des Acastus. Als er ihre Anträge zurückwies, rächte sie sich dadurch, daß sie ihn bei seiner Gattin und ihrem Gemahle verleumdete: bei jener, als wollte er ihre Tochter Sterope heirathen (worauf Antigone sich erhängte), bei diesem, als hätte er ihr nachgestellt. Acastus nahm ihm deswegen, als er auf einer Jagd auf dem Pelion eingeschlafen war, sein Schwert weg und versteckte es in Kuhmist. Erwacht, suchte P. die Waffe, wurde aber von den Centauren ergriffen und wäre getödtet worden, wenn nicht Chiron ihn gerettet hätte, der ihm auch sein Schwert suchen half. Auf dem Pelion vermählte sich P. mit der Nereide Thetis. Diese sträubte sich anfänglich gegen die Hand des P. und suchte ihm zu entkommen, indem sie sich bald in Feuer, bald in Wasser, bald in ein wildes Thier, bald in einen Dintenfisch verwandelte; aber P., von Chiron unterwiesen, ließ nicht von ihr, bis sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder angenommen. Bei dem Hochzeitfeste fanden sich die Götter ein und beschenkten P., Poseidon z. B. mit den unsterblichen Rossen Balius und Xanthus, Chiron mit einer eschenen Lanze. Thetis gebar von P. den Achilles. Um an Acastus und Astydamia Rache zu nehmen, zog P. mit Jason u. den Dioskuren gegen Iolcus, zerstörte es und tödtete die Königin. Von Einigen wird P. auch als Theilnehmer am Argonautenzuge, sowie am Kampfe der Lapithen und Centauren genannt. Wegen Altersschwäche konnte er seinen Sohn nicht nach Troja begleiten. Er überlebte denselben. Nach Pindar wurde er nach seinem Tode mit Kronos, Cadmus und Achilles Richter in der Unterwelt.

Pelewinseln (Palt, Palaos), australische Inselgruppe, von einigen zum Karolinenarchipel gerechnet, zwischen diesem und den Molukken, im westlichen Theile der Südsee, zwischen 3° 2'—8° nördl. Br. gelegen, besteht aus 26 niedrigen, langen, schmalen, mit Korallenriffen umgebenen, gebirgigen und stark bewaldeten Inseln. Flüsse gibt es nicht, aber Bäche, schöne Quellen und Süßwasserteiche. Außer verschiedenen Palmenarten wachsen hier der Brodfruchtbaum, der Citronen-, Pomeranzen- und Orangenbaum, der Ebenholzbaum, Kokosnüsse, Arecanüsse, Bananen, Bambusrohr, Zuckerrohr, Pisangs, Yams etc. Von einheimischen vierfüßigen Thieren gibt es nur Ratten und Vampyre; Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine haben die Europäer eingeführt, und sie sind gut gediehen. Schildkröten gibt es im Ueberfluß, und das Meer ist reich an Fischen. Die Inseln sind gut angebaut und haben zahlreiche, zum malayischen Stamme gehörige Einwohner, die unter verschiedenen Häuptlingen stehen, welche eine Art Erbadel zur Seite haben und in stetem Kriege mit einander leben. Sie sind dunkel-kupferfarbig, ein kräftiger und kriegerischer Menschenschlag von mehr als mittlerer Größe, mit langen, schwarzen, fliegenden Haaren, platter Nase und dicken Lippen. Die Männer gehen nackt, wohl auch mit einem Mantel aus Kokosblättern; die Weiber tragen kleine, um die Hüften gebundene Schürzen von Kokos- oder Pisangfasern. Den Nasenknorpel schmücken sie mit dem Stück eines Cabuablattes. Sie tätowiren Arme und Beine mit großer Sorgfalt und mit seltsamen Figuren. Nahrung gewähren ihnen die Kokospalmen und der Fischfang. In Bezug auf ihren Charakter werden die Einwohner von frühern Reisenden als liebenswürdig und gutmüthig, dagegen von neuern als feig, knechtisch, grausam, träg und eitel geschildert. Von Religion haben sie einige Begriffe. Sie glauben an eine Gottheit, sowie an eine Fortdauer nach dem Tode. Vielweiberei ist allgemein. Ihre Sprache ist bis jetzt noch wenig bekannt, gehört aber, nach einer Wörtersammlung zu schließen, nicht zum malayischen Sprachstamm. Die bedeutendsten Inseln sind Babel-thu-Ap, die größte, mit 12 Meilen Umfang, Eriklithu mit der mitten in einem Walde gelegenen Ortschaft Karura, dem Sitz des vornehmsten Häuptlings, Ammalikala mit einem guten Hafen, Orulong. Die P. wurden 1696 entdeckt und 1710 von dem Spanier Padilla

besucht, aber erst seit 1783 durch den britischen Seefahrer Wilson bekannter, der hier scheiterte, sich mit seiner Mannschaft auf die öde Insel Orulong rettete und hier freundliche Aufnahme fand. Seitdem wurden die Inseln häufig von englischen Schiffen besucht, welche Trepang, Schildpatt und Muscheln daselbst holen. Die neuesten Nachrichten von ihnen theilte ein Nordamerikaner, Namens Holden, mit, welcher auf der größten Insel der Gruppe, Babel-thu-Ap, sich 1831 eine geraume Zeit hindurch aufgehalten hat.

Pelias, Sohn des Cretheus oder eigentlich des Poseidon und der Tyro, Zwillingsbruder des Neleus, wurde mit diesem ausgesetzt, von einem Hirten aber aufgefunden und erzogen. Nach dem Tode des Cretheus setzte er sich in den Besitz der Herrschaft über Jolcus, vermählte sich mit Anaxibia, Tochter des Bias, oder mit Philomache, Tochter des Amphion, und erzeugte den Acastus, die Pisidice, Pelopia, Hippothoë und Alcestis. Als weitere **Peliaden** werden Amphinome und Evadne, Asteropia und Antinoë genannt. Um sich vor Jason, der Ansprüche auf die Herrschaft machte, zu sichern, sandte P. denselben nach Colchis, um das goldene Vließ zu holen; nach dessen Rückkehr aber beredete Medea die Peliaden durch die Vorspiegelung, sie wolle ihren Vater verjüngen, denselben zu zerstücken und in einem Kessel zu kochen. Acastus hielt seinem Vater feierliche Leichenspiele zu Jolcus, welche am Kasten des Cypselus dargestellt waren, und vertrieb die Medea. Die Peliaden aber flohen aus Jolcus nach Mantinea in Arkadien.

Pelide, Sohn des Peleus, Achilles.

Peligni, sabinischer Volksstamm in Mittelitalien, welcher südöstlich an die Marser, nördlich an die Marruciner, südlich an Samnium und die Frentaner, von diesen durch den Fluß Sagrus getrennt, und östlich ebenfalls an die Frentaner stieß. Das Land der P. (das heutige Thal von Sulmona) brachte viel Flachs hervor u. eignete sich sehr zur Bienenzucht. Ihre bedeutendsten Städte waren Corfinium u. Sulmo. Die P., die gleich den Marsern im Rufe der Zauberei standen, schlossen, nachdem sie als ein tapferes und kriegerisches Volk früher mit den Römern gekämpft hatten, gleichzeitig mit den Marsern, Marrucinern und Frentanern ein Bündniß mit ihnen, fielen aber später wieder von ihnen ab und nahmen am Bundesgenossenkriege Theil, wurden jedoch schon 89 von Serv. Sulpicius besiegt und dann von Pompejus Strabo zugleich mit den Vestinern und andern sabinischen Stämmen für immer unterworfen. Später nahmen sie für den Kaiser Vespasianus gegen Vitellius Partei.

Pelikan, Vögelgattung, s. v. a. Pelekan.

Pelim (**Pelimsk**), Stadt und Festung im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk, Kreis Turinsk, am Pelim, mit 3 Kirchen und 1800 Einw. P. ward 1593 erbaut und ist einer der härtesten Verbannungsorte für russische Verbrecher. Hier saßen der Herzog Ernst Johann von Kurland und Graf Münnich.

Peling, 1) ostindische Insel an der Ostküste von Celebes, ist 10 Meilen lang und 3 Meilen breit, mit Waldung u. von Klippen umgeben. — 2) (**Peling-Tao**), Insel daselbst, Korea, an der Westküste der Halbinsel, im gelben Meere, 10 Meilen lang und 3 Meilen breit, stark bewaldet.

Pelion, rauhes und waldiges Gebirg Thessaliens, in der Landschaft Magnesia, zwischen dem See Böbeis und dem pagasäischen Meerbusen, welches an letzterem die Vorgebirge Sepias und Aeantium bildete (jetzt Plessidhi oder Zagora). Zuerst spielt dasselbe eine Rolle in der Gigantomachie, indem die Giganten entweder den Ossa und Olymp auf den P., oder den P. und Ossa auf den Olymp wälzten, um den Himmel zu stürmen. Dann war es der Sitz des heilkundigen Centauren Chiron, der nahe am Gipfel desselben seine Höhle hatte, zu welcher Sage wahrscheinlich die Menge der auf dem P. wachsenden Heilkräuter Veranlassung gegeben hatte. Endlich sollte auch auf P. das Schiff Argo gezimmert worden seyn. Auf seinem Gipfel befand sich ein Heiligthum des Zeus Aktäos, wo in den Hundstagen ein feierliches Opfer dargebracht wurde, bei welchem die Opfernden der Kälte wegen in Pelze gehüllt waren.

Pélissier, Aimable Jean Jacques, Herzog von Malakow, französischer Marschall, geboren 1794 zu Maromme im Departement Seine-inférieure, trat 1814 in die Artillerieschule zu Flèche ein, noch in demselben Jahre in die Militärschule zu St. Cyr und ward 1815 Unterlieutenant erst bei der Artillerie, dann in einem Infanterieregiment, ward 1819 zum Generalstab gezogen und kurz darauf als Aide Major zu einem Husarenregiment versetzt. Nachdem er 1820 zum Lieutenant avancirt war, trat er 1821 wieder zur Infanterie über. Im Jahre 1823 abermals dem Generalstab, und zwar der Pyrenäenarmee zugetheilt, nahm er als Adjutant des Generals Grundler am spanischen Feldzuge Theil und fungirte 1826 als Adjutant des Inspektionsgenerals Ledru des Essarts im Lager zu St. Omer. Im Jahre 1827 ward er zu einem Gardeinfanterieregiment beordert, 1828 als Hauptmann dem Generalstab wieder zugewiesen und machte in diesem und dem folgenden Jahre als Adjutant des Generals Durrieu den Feldzug in Griechenland mit, wo er sich namentlich bei der Belagerung des Schlosses Morea auszeichnete. Im Jahre 1830 nahm er an der Expedition nach Algier Theil, ward Bataillonschef im Generalstabe und 1831 Adjutant des Generals Clement de la Romière. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward er 1832 Adjutant des Generals Pelet während der Expedition nach Antwerpen und 1836 Adjutant des Generals Reille. Seit Anfang 1839 Stabschef einer Kürassierdivision an der Nordgrenze, avancirte er zum Oberstlieutenant und wurde zu Ende desselben Jahres Stabschef der Division des Generals Schramm in Algier, 1840 bei der Division von Oran und 1842 Oberst und zweiter Stabschef der Armee von Algerien. Im Jahre 1846 zum Maréchal de Camp ernannt, erhielt er 1848 das Divisionskommando zu Oran und wurde im April 1850 zum Divisionsgeneral befördert. In demselben Jahre, sowie 1851 und 1854 fungirte er als interimistischer Generalgouverneur von Algerien. Sein Name ward zuerst in weiteren Kreisen bekannt, als er 1845 bei einem Angriff auf die Dahragrotten 800—1000 Araber, die seiner Aufforde-

rung, zu weichen, kein Gehör gaben, durch Rauch ersticken ließ. Abgesehen hiervon, hatte er sich während seines 15jährigen Dienstes in Algerien bei mehren Gelegenheiten, namentlich bei Isly 1844, bei der Expedition gegen Bu-Baghta 1850 und bei der gegen Laghuat 1852 durch große Bravour ausgezeichnet. Am 10. Januar 1855 wurde er zum Kommandanten des ersten Corps der orientalischen Armee berufen, übernahm am 19. Mai das Kommando der Belagerungsarmee von Sebastopol und ward am Tage der Eroberung der Festung, am 8. September, zum Marschall ernannt. Im Sommer 1856 kehrte er aus der Krimm nach Frankreich zurück und wurde vom Kaiser zum Herzog von Malakow mit einer Jahresrente von 100,000 Fr. ernannt. Im Jahre 1858 fungirte er als Gesandter in London.

Pelisson-Fontanier, Paul, Historiograph Ludwigs XIV. von Frankreich, geboren 1624 zu Béziers von protestantischen Aeltern, studirte die Rechte und wurde Advokat bei dem Gerichtshofe zu Castres. Nach einiger Zeit kaufte er das Amt eines königlichen Sekretärs und zeigte viele Geschäftsfähigkeiten. Daher ernannte ihn Fouquet zu seinem ersten Kommis u. bewirkte 1660 seine Aufnahme u. Ernennung zum Staatsrath. Als Fouquet im folgenden Jahre in Anklagestand versetzt ward, fiel auch P. in Ungnade und ward in die Bastille gesperrt, da er das vom Minister ihm geschenkte Vertrauen nicht zu dessen Verderben benutzen wollte. Bei einer Konfrontation setzte er denselben sogar durch eine listige Aeußerung von der Vernichtung gewisser Papiere in Kenntniß und zog sich dadurch noch härtern Gewahrsam zu. Einen Deutschen, den man zu ihm sperrte, um ihn auszuholen, gewann er für sich und führte durch dessen Beistand einen regelmäßigen Briefwechsel mit dem Fräulein von Scudéri; zu gleicher Zeit verfaßte er auch 3 Denkschriften zur Vertheidigung Fouquets, die Meisterstücke sind. Erst nach 5jähriger Gefangenschaft ward er freigelassen und begleitete darauf Ludwig XIV. auf seinem Zuge nach der Franche-Comté. Ein Bericht von diesem Zuge erwarb ihm den Beifall des Königs im höchsten Grade und hatte seine Ernennung zum königlichen Historiographen zur Folge. Nachdem er 1670 zum katholischen Glauben übergetreten, ward er von Ludwig mit Gunstbezeugungen überhäuft. Er erhielt die Abtei Gimont und die Priorei St. Orens, ward Verwalter der geistlichen Güter von St. Germain-des-Prés und von St. Denys, sowie der Kasse, in welche das zur Bekehrung der Protestanten angewiesene Drittel der Einkünfte dieser Ländereien floß, und bewies sich dafür als eifriger Proselytenmacher, wodurch er den Haß seiner alten Glaubensgenossen auf sich zog. Im Jahre 1671 hielt er bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie die bekannte Lobrede auf Ludwig XIV., wofür er zum Maitre des requêtes ernannt wurde. Seine Schmeichelei gegen den König trieb er so weit, daß er die Akademie in den Stand setzte, alle 2 Jahre einen Preis von 300 Fr. für das beste Lobgedicht auf Ludwig auszusetzen. Er selbst begleitete den König fortwährend auf seinen Feldzügen, um Augenzeuge der zu beschreibenden Thaten zu seyn. Bald mußte er jedoch sein Amt als königlicher Geschichtschreiber an Boileau und Racine abtreten, da er bei Frau von Montespan wegen eines für sie im Staatsrathe verlorenen Prozesses in Ungnade fiel. Er † den 7. Februar 1693. P.s hauptsächlichste Schriften sind: „Histoire de l'académie française jusqu'en 1652" (Par. 1653 u. ö.), „Lettres historiques et opuscules" (das. 1729, 3 Bde.), „Histoire de Louis XIV" (das. 1749, 3 Bde., in 9 Büchern vom pyrenäischen Frieden bis 1672 reichend, ein 10. Buch bis 1678 [erschienen 1784] fügte ein Anderer, wahrscheinlich Racine, hinzu). Die Geschichte der Eroberung der Franche-Comté steht in Desmolets „Mémoires de littérature" (7. Bd.).

Pella, 1) alte Stadt Macedoniens, auf einer Anhöhe an einem vom Fluß Ludias gebildeten See oder Sumpfe, 120 Stadien von dessen Mündung, seit Philipp, dessen Geburtsort sie war, Residenz der macedonischen Könige, auch Geburtsort Alexanders des Großen, ward später von den Römern kolonisirt. — 2) Stadt Palästina's, die südlichste der Decapolis in Peräa und die Grenzstadt Peräa's gegen Arabia Petraä, hieß früher Butis (jetzt el Budsche). Sie wurde von Antiochus dem Großen erobert, dann von Alexander Jannäus zerstört, weil sich ihre macedonischen Bewohner nicht zur Annahme der jüdischen Religion verstehen wollten. Von Pompejus wieder hergestellt, ward sie bei der Zerstörung Jerusalems der Zufluchtsort der dortigen Christen.

Pellagra (mailändische Rose, Lepra lombardica, Scorbutus alpinus), ein hauptsächlich in Oberitalien endemisch herrschendes schweres Hautleiden, über dessen Abstammung und Charakter man noch nicht einig ist, indem es Einige als eine Aussatzform, Andere für syphilitischen Ursprungs, noch Andere für eine selbstständige Krankheitsform (eine bösartige Flechtenform) ansehen. Das P. zeigt sich hauptsächlich im Frühjahr, nach mancherlei Vorläufern in der Regel zuerst an den entblößten, dem Lichte ausgesetzten Theilen, ohne jedoch auch die übrigen Theile zu verschonen, als eine flechtenartige, zuweilen exkoriirte Hautröthe mit leichter Geschwulst und Hitze. In den Sommermonaten verliert sich diese Krankheitsform gewöhnlich, die gerötheten Hautstellen schuppen sich ab und nehmen eine dunklere Farbe an, werden trocken und spröde. So wiederholt sich das Uebel meist von Jahr zu Jahr, indem es sich entweder nur wenig verschlimmert, oder dickere Schuppen, Borken und Geschwüre bildet und unter Hinzutreten von mancherlei, selbst psychischen, Leiden endlich durch Lähmung, Abzehrung, Wassersucht u. dgl. zum Tode führt. Eine häufig beobachtete Manie, sich in seichten Gewässern zu ertränken, soll dem P. eigen seyn. Das P. herrscht vorzüglich in jenen Provinzen Norditaliens, wo Mais die hauptsächliche oder ausschließliche Nahrung bildet, und verschont Städtebewohner, welche zugleich andere Nahrung genießen. Ein vorzüglich ätiologisches Moment ist jene Veränderung der Frucht, welche durch deren unvollständige Reife bedingt wird, wie dies vorzüglich nach einem kalten und regnerischen Herbst vorkommt; gleichzeitig pflegt

sich in den Maiskörnern ein Parasitpilz zu entwickeln. Da eine dermaßen verdorbene Frucht meist den armen Landbewohnern zufällt, so sind vorzüglich diese dem P. ausgesetzt. Zufolge einer statistischen Berechnung, welche sich über einige Provinzen Oberitaliens erstreckt, soll es daselbst 1830 unter einer Bevölkerung von 1,446,702 Menschen 20,282 Pellagrakranke gegeben haben. Merkwürdiger Weise kommt in Neapel, wo dieselben Nahrungsverhältnisse obwalten, die Krankheit selten vor. Die beste Behandlung bleibt eine gesunde, animalische Nahrung nebst Milch und Wein zum Getränk. Außerdem werden als Heilmittel vorgeschlagen Antimonialien, Merkurialien, scharfstoffige Pflanzen, namentlich Lignum Guajaci und Sassafras, Sarsaparille ꝛc. Vgl. Nardi, Della cause e cura della pellagra e del modo d'estirparla da queste contrade, Mailand 1836; Roussel, De la pellagra, de son origine etc., Par. 1846.

Pellegrini (Pellegrino di Tibaldo de' P., Pellegrino da Bologna), italienischer Maler u. Architekt, geboren zu Bologna 1527, begab sich 1547 nach Rom, wo er besonders in den Werken des Michel Angelo seine Vorbilder fand. Kaum 23 Jahre alt, errang er im Wetteifer mit S. da Sermoneta und J. del Conte in S. Lodovico de' Francesi, mit denen er mehre Bilder malte, den Sieg; da er aber trotzdem daran zweifelte, je in der Malerei etwas Vorzügliches leisten zu können, so ging er zur Architektur über. Nach einiger Zeit gab ihn der Kardinal Gio. Poggi der Malerei wieder, indem er ihn beauftragte, in seinem Palaste zu Bologna, dem späteren Lokale der Accademia Clementina, die Geschichte des Ulysses zu malen. Daselbst schmückte er im Auftrage dieses Prälaten auch die Kapelle des heiligen Jakob des Augustiners und erwarb sich den Namen eines „Michel Angelo riformato". Im großen Börsensaale zu Ancona malte er den die Ungeheuer zähmenden Hercules, inzwischen aber auch zarte und anmuthige Bilder in Oel, meist figurenreich, sehr begeistert, lebhaft kolorirt, mit Architektur verziert. Zu den schönsten und anmuthigsten Staffeleibildern des Künstlers gehören: die Vermählung der heiligen Katharina in der Gallerie zu Bologna; das Bild der heiligen Cäcilia in der Gallerie zu Wien; die Anbetung der Hirten in der Gallerie Lichtenstein daselbst; Anna, welche die Maria lesen lehrt, in der Eremitage zu St. Petersburg. Im Jahre 1562 wurde P. vom Kardinal Carlo Borromeo nach Pavia berufen, um den Plan zum Palaste della Sapienza zu entwerfen, wozu 1564 der Grundstein gelegt wurde. In Mailand restaurirte er den erzbischöflichen Palast, und nachdem ihm der Bau der Kirche des heiligen Fidelus daselbst von allen Seiten Lob und Ruhm bereitet hatte, wurde er 1570 erster Architekt des Domes in Mailand und modernisirte als solcher besonders das Innere des Tempels. Im Jahre 1586 ward er von Philipp II. nach Madrid berufen, um den Plan zum Escurial zu entwerfen. Er entledigte sich dieses Auftrages mit allgemeinem Beifall und hinterließ auch außerdem als Maler und Bildhauer rühmliche Werke in Spanien. Zum Marchese von Valsolda ernannt, kehrte der Künstler nach 9 Jahren nach Mailand zurück und † daselbst 1591. Vgl. Zanotti, Le pitture di Pellegrino Tibaldi, Venedig 1756. Sein jüngerer Bruder, Domenico, genannt Tibaldi, 1541 zu Bologna geboren, gewann ebenfalls als Architekt und Maler einen geachteten Namen.

Pellerin, le, Küstenstadt im französischen Departement Loire-inférieure, Bezirk Paimboeuf, an der Loire, hat einen Hafen, worin die Schiffe lichten, die nach Nantes fahren, Schiffbau und 1750 Einw.

Pellew (Sir-Edwards-P.), australische Inselgruppe, Neuholland, Arnhemsland, an der Nordküste, im Meerbusen von Carpentaria (s. d.).

Pellex (lat.), im weitern Sinne jede in unkeuschem Umgange lebende Person männlichen oder weiblichen Geschlechts; dann s. v. a. Kebsweib.

Pellice, Fluß im Königreich Sardinien, Fürstenthum Piemont, entspringt am Monte Viso und fällt mit dem Clusone in den Po.

Pellico, Graf Silvio, berühmter italienischer Dichter, geboren 1789 zu Saluzzo in Piemont, Sohn des als lyrischer Dichter nicht unbekannten Onorato P., wurde zu Pigneroles, wo sein Vater eine Seidenspinnerei besaß, erzogen, ging in seinem 16. Jahre mit seiner Schwester, als diese sich verheirathete, nach Lyon und hatte in Frankreich sein Vaterland fast vergessen, als durch Foscolo's Gedicht „I sepolcri" die Sehnsucht nach demselben so heftig erweckt wurde, daß er sich sofort nach Mailand begab. Dort machte er die genauere Bekanntschaft Foscolo's und schloß sich vorzüglich an Vincenzo Monti an. Im Hause des Grafen Luigi Porro Lambertenghi, in das P. bald nachher als Erzieher trat, fand er im Umgange mit den vorzüglichsten Männern Mailands und den ausgezeichnetsten Fremden vielfache wissenschaftliche Anregung und erwarb sich schon damals durch die beiden Trauerspiele „Laodicea" und „Francesca da Rimini" (Mailand 1818, deutsch von Schädelin, Zürich 1835), sowie durch eine gute Uebersetzung von Byrons „Manfred" einen Ehrenplatz unter den italienischen Dichtern. Im Verein mit mehren freisinnigen, patriotisch gesinnten Männern gab er, um Italiens Wiedergeburt durch Verbreitung wissenschaftlicher Bildung zu befördern, das Journal „Il conciliatore" heraus, in welchem unter Anderem sein „Eufemio di Messina" zuerst erschien. Des Carbonarismus verdächtig, wurde diese Zeitschrift im Jahre 1820 verboten und P. mit mehren seiner Freunde nach Ausbruch der piemontesischen Revolution verhaftet und nach Santa Margherita geführt. Im Jahre 1821 ward er von da in die Bleikammer zu Venedig und 1822 in das Gefängniß der Insel San Michele bei Venedig gebracht, wohin ihm sein Freund und Leidensgenosse von Santa Margherita, der Dichter Maroncelli, vorangegangen war. Beide waren in Venedig zum Tode verurtheilt worden; allein durch kaiserliche Begnadigung wurde die Todesstrafe für P. in 15jährige, für seinen Freund in 20jährige Gefangenschaft verwandelt, und Beide wurden daher im März 1822 nach dem Spielberge bei Brünn abgeführt und in unterirdische Kerker gesperrt. Die bereits überstandene zweijährige Gefangenschaft, die

schlechte und spärliche Nahrung warfen P. im Januar 1823 auf ein gefährliches Krankenbett, das er erst nach längerer Zeit in Folge der Pflege des Kerkermeisters wieder verlassen konnte. Im Jahre 1824 ward die Haft strenger; die Gefangenen erhielten nicht mehr, wie früher, Bücher und Schreibmaterialien. Maroncelli, P.'s treuer Kerkergenosse und Wärter in seinen Leiden, erkrankte endlich selbst an einer Kniegeschwulst, so daß ihm nach 9monatlichen Leiden das Bein abgenommen werden mußte. Endlich am 1. August 1830 schlug die Stunde der Befreiung für beide Freunde. P. war durch die lange harte Gefangenschaft mystisch und bigott geworden; seine Gesundheit war gänzlich untergraben. Er begab sich nach Turin, wo ihn die Marquise von Barolo als Sekretär in ihrem Hause aufnahm. Seine „Opere" erschienen Padua 1831, 2 Bde., Leipzig 1834, 1 Bd. Die „Tre nuove tragedie" (Turin 1832) enthalten: „Gismonda da Mendrisio", „Leoniero da Dertona", „Erodiade". Noch schrieb er das Trauerspiel „Tomaso Moro" (Tur. 1833), „Le mie prigioni" (Par. 1833, deutsch, Leipz. 1833), eine Schilderung seiner 10jährigen Gefangenschaft, die in alle Sprachen übersetzt wurde, „Opera inedite" (Turin 1837, 2 Bde.). In neuerer Zeit gab P. einen Katechismus, „Dei doveri degli uomini", heraus. Vgl. Chiala, Vita di S. P., Turin 1852.

Pellicula (lat.), das Häutchen, die feine Haut; s. v. a. Epidermis, feiner Ueberzug von Samen. Pelliculae cordis, s. v. a. Valvulae cordis, die Herzklappen.

Pelliculati, plattirte oder gefütterte Münzen, wurden unter den spätern römischen Kaisern, theils aus Gewinnsucht, theils aus Noth in Umlauf gesetzt. Der Kern derselben bestand entweder aus Kupfer (numi subaerati), oder aus Eisen (numi subferrati), oder auch aus Blei (numi supplumbati), und nachdem man diesen schwach mit Silber, seltener mit Gold, umlegt hatte, wurden die bis dahin vorgerichteten Stücke zu Münzen geprägt. Besonders rühren viele P. aus dem Zeitalter des Posthumus, Antonius Caracalla und Helvetius Pertinax her. Um sich größern Gewinn zu verschaffen, prägte man auch gefütterte Münzen mit dem Namen früherer Kaiser. Von den Münzsammlern sind die P. wegen ihrer Seltenheit geschätzt.

Pellis (lat.), Fell, Haut, Vorhaut. P. summa, Epidermis, Oberhäutchen.

Pello, Gebirgszug in der schwedischen Provinz Norrbotten, Lappland, rechts am Torneafluß, 10 Meilen lang, trägt viel Tannen. Hier wurden 1736, 1803 und 1804 Gradmessungen, jene von Maupertuis, diese von Spannberg unternommen; die Resultate Beider stimmen jedoch nicht überein.

Pellonia, eine nur bei den Kirchenvätern erwähnte römische Gottheit, welche die Feinde verscheucht.

Pellstein (Graupenstein), in der Graupenmühle der rauh behauene, horizontal an einer senkrechten Spindel sich drehende Mühlstein.

Pellworm (Pelworm), dänische Insel, zum schleswigschen Amt Husum und zu den nordstrandischen Inseln gehörig, ist ringsum mit Deichen umgeben, hat mit Haltigen 2 □Meilen Flächenraum und 4000 Einwohner, guten Marschboden, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Seehundsfang und eigene Gerechtsame. P. ist ein Ueberrest der großen Insel Nordstrand, welche 1634 von der Fluth verschlungen wurde. Zu P. gehören noch die Inselchen Süder- und Norderoog, Südfall, Hooge, Nordmarsch, Langenäs, Oland, Gröde rc.

Pelly-Berge, nordamerikanisches Gebirg, an der Küste des Nordpolarmeers, im Grunde der Harrisonsbai, mit spitzigen Gipfeln. Am Fuße der P.-B. fließt der Colville.

Pelopidas, Thebaner, mit Epaminondas der Schöpfer und Träger von Thebens Hegemonie, Sohn des Hippocles, stammte aus einer angesehenen Familie, wurde in Wohlstand erzogen und gelangte noch jung zu bedeutendem Vermögen, welches durch eine glänzende Heirath Zuwachs erhielt. Dennoch lebte er äußerst einfach und mäßig und widmete seine Zeit dem Dienste des Staates. Von Vaterlandsliebe beseelt, auch von Ehrgeiz und Herrschsucht frei, blieb er mit Epaminondas, seinem Lebensretter in der Schlacht von Mantinea, bis an sein Ende durch die innigste Freundschaft verbunden und wirkte mit ihm in dem Streben für die Erhebung Thebens im Kriege und als Staatsmann auf erfolgreiche Weise zusammen. Nach der Einnahme der Cadmea durch Phöbidas (383) flohen gegen 400 Demokraten, unter ihnen P., nach Athen, wo sie gastfreundliche Aufnahme und, ungeachtet der Mahnungen Sparta's, Schutz fanden. Bald gewann P., obwohl einer der Jüngsten, den größten Einfluß unter den Verbannten und befeuerte sie zu dem Entschlusse, Alles zu wagen, um die Rückkehr in die Heimath zu erzwingen und die Tyrannen zu stürzen. Unter Mitwirkung der in Theben zurückgebliebenen Freunde wurde 379 der Plan der Befreiung ausgeführt, wobei P. die gefährlichste Rolle übernahm. Nach Ermordung der Tyrannen und Befreiung der zahlreichen Staatsgefangenen wurden die Bürger zur Freiheit aufgerufen, worauf auch Epaminondas und Gorgidas mit einer geordneten Schaar thätigen Antheil nahmen. In der Volksversammlung, die am folgenden Tage gehalten wurde, wurden P. und seine Genossen als Befreier begrüßt und Mellon und Charon zu Böotarchen gewählt. Zu dieser Würde gelangte P. auch für das Jahr 378 und öfter; in andern Jahren war er als Anführer der heiligen Schaar thätig. Die nächste Aufgabe nach Ermordung der Tyrannen war für P. und seine Amtsgenossen die Vertreibung der spartanischen Besatzung aus der Cadmea, wobei ein 5000 Mann starkes athenisches Heer und Mannschaft aus böotischen Städten Hülfe leistete. In Kurzem waren 12,000 Hopliten und 2000 Reiter beisammen, die unablässig die Burg berannten. Die Lacedämonier leisteten anfangs hartnäckigen Widerstand, wurden aber endlich durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe genöthigt. Wiederholte Einfälle der Spartaner in Böotien nöthigten die Thebaner, die von den Athenern unter Chabrias unterstützt wurden, zu einem Vertheidigungskrieg, den sie nicht ohne Glück führten. Dem P. wird ein Sieg bei Tanagra (377) zugeschrieben, wo er selbst

den lacedämonischen Harmosten Panthödas erschlug. Besondern Ruhm aber brachte ihm der Sieg bei Tegyra (376 v. Chr.), wo er mit der aus 300 Hopliten bestehenden heiligen Schaar und einiger Reiterei mindestens der doppelten Zahl Spartaner eine Niederlage beibrachte. An der Spitze derselben Schaar zeichnete er sich auch in der Schlacht bei Leuctra aus und nahm darauf am ersten Feldzuge der Thebaner in den Peloponnes 369 Antheil. Später war er vorzugsweise bemüht, den Einfluß Thebens im Norden zu erweitern, befreite die Thessalier von der macedonischen Besatzung in Larissa und nöthigte den Alexander von Pherä zu einem Vergleich, in welchem den einzelnen Städten Freiheit zugesichert wurde. Darauf begab er sich nach Macedonien, wohin er von dem König Alexander und dem Prätendenten Ptolemäus als Vermittler berufen worden war, stellte den Frieden her, schloß mit Alexander ein Bündniß und empfing von ihm seinen Bruder Philipp mit 30 andern vornehmen Knaben als Geißeln. Als bald darauf die thessalischen Städte aufs Neue sich über den pheräischen Tyrannen beschwerten, wurden P. und Ismenias ohne Heer als Gesandte an ihn abgeschickt. Bei ihrer Ankunft in Thessalien erfuhren sie, daß der macedonische König Alexander ermordet sey und Ptolemäus der Herrschaft sich bemächtigt habe; sogleich brach P., von den Anhängern des Ermordeten herbeigerufen, mit wenigen thessalischen Söldnern nach Macedonien auf. Allein Ptolemäus verleitete seine Söldner durch Geld zum Uebertritt. P. mußte daher einen von Ptolemäus angebotenen Vergleich annehmen, nach welchem dieser im Namen der Brüder des Ermordeten zu regieren versprach, ein enges Bündniß mit Theben schloß und seinen Sohn Philoxenus und 50 seiner Anhänger als Geißeln stellte. Diese schickte P. nach Theben, er selbst, aufgebracht über die Treulosigkeit der thessalischen Söldner, deren Angehörige und Habseligkeiten in Pharsalus sich befanden, zog, um sich an ihnen zu rächen, mit einigen Thessaliern nach Pharsalus. Ebendaselbst erschien Alexander von Pherä mit einem Heere und ließ den P. und Ismenias, die, nichts Feindliches erwartend, ihm wie zu einer Unterredung entgegengingen, gefangen nehmen und nach Pherä abführen. Vergeblich aber hoffte er, den P. dadurch zu demüthigen und dahin zu bringen, daß ihm die thessalischen Städte Preis gegeben würden; mit dem kühnsten Freimuthe äußerte P. seinen Tyrannenhaß, was engere Haft für die Gefangenen zur Folge hatte, bis Epaminondas (368) ihr Befreier wurde. Da indessen die peloponnesischen Angelegenheiten sich auf eine für die Thebaner weniger günstige Weise gestaltet hatten, wünschten sie einen Frieden, der ihre Hegemonie sichern sollte. Sie schickten daher, zumal da auch die Spartaner wieder Unterhandlungen mit dem Perserkönig angeknüpft hatten, noch 368 den P. und Ismenias als Gesandte nach Susa, wo er sich bei dem König in Gunst zu setzen wußte und es dahin brachte, daß unter die Friedensbedingungen, welche im Namen des Königs der griechischen Staaten vorgelegt werden sollten, Alles aufgenommen ward, was P. wünschte. Wenn auch nach der Rückkehr der Gesandten (367 v. Chr.) die Thebaner vergeblich versuchten, die Bedingungen in Ausführung zu bringen, so hatten sie doch den Gewinn, daß nicht mehr Sparta, sondern Theben von Seiten des Perserkönigs als hegemonischer Staat anerkannt und die Unabhängigkeit Messeniens bestätigt wurde. Im Jahre 364 v. Chr. zog P. gegen Alexander von Pherä aus, gegen welchen die von diesem hart gedrückten Thessalier um Hülfstruppen und um P. als Anführer gebeten hatten. Bei Cynoscephalä traf er mit Alexander zusammen, dessen Heer um mehr als das Doppelte überlegen war. Die Reiterei des P. schlug die feindliche bald in die Flucht und verfolgte sie in die Ebene; dagegen nahm Alexanders Fußvolk auf nahe liegenden Hügeln eine feste Stellung ein und schlug die Angriffe zurück, bis P. selbst sich an die Spitze der Stürmenden stellte und, unterstützt von der zurückgekehrten Reiterei, die Feinde verdrängte. Wie er aber von der Höhe aus den Alexander seinen rechten Flügel wieder ordnen sah, rannte er ungestüm auf ihn los und forderte ihn zum Zweikampf heraus; Alexander aber verbarg sich hinter seiner Leibwache, und P. ward nach tapferem Angriffe bei dem Versuche, die Schaar zu durchbrechen, von Speeren durchbohrt.

Pelopis Insulae, neun an der argolischen Küste östlich von Medana zwischen Aegina und Calauria gelegene Inseln, jetzt Monè, Metori, Anghistri, Kyra 2c.

Peloponnesischer Krieg, s. Athen (das alte, Geschichte); vergl. Griechenland (Altgriechenland, Geschichte).

Peloponnesus, der südlichste Theil von Griechenland, oder die Halbinsel, welche durch den korinthischen Isthmus mit dem eigentlichen Griechenland verbunden ist. Schon die Alten verglichen sie ihrer ausgezackten Gestalt wegen mit einem Platanenblatte. Sie ward im Westen von dem jonischen oder sicilischen, im Süden von dem libyschen, im Osten von dem kretischen und myrtoischen Meere bespült. Die zahlreichen und zum Theil sehr bedeutenden Küsteneinschnitte bildeten eine Anzahl von Meerbusen, von Westen nach Osten den cyparissischen, messenischen, lakonischen, argolischen, saronischen und im Norden mit dem gegenüberliegenden Theile des Festlandes den korinthischen Meerbusen. Diesem entsprachen die Vorgebirge Araxus und Chelonatas im Westen, Acritas, Tänarum und Malea im Süden, Scyläum im Osten und Rhium im Norden, alles Ausläufer der zahlreichen und zum Theil sehr hohen Bergketten, welche den P. nach allen Richtungen hin durchschnitten. Den eigentlichen Stamm derselben bildeten im Norden von Osten nach Westen auf der Grenze von Achaja und Arkadien das Cyllenegebirg, die aroanischen Berge, der Erymanthus mit dem Panachaicus und Scollis, nach Süden auf der elisch-arkadischen Grenze das Lampeia- und Pholoëgebirg, im südlichen Arkadien Cotylium und Lycäum, auf der messenischen Grenze der Berg Nomia, auf der lakonischen und weiter herab bis nach Tänarum streichend der Taygetus (bis zu 7902 Fuß Höhe), im Osten Lakoniens das Parnongebirg und auf der argolisch-arkadischen Grenze nach Norden die Gebirge Parthenius, Artemisium, Lyrceium, das durch den

Carneates u. Coilossa sich wieder an das Cyllenegebirge anlehnte u. einen Ausläufer bis Korinth entsendete, woran auf der anderen Seite die oneischen und nach Süden die argolischen Berge sich anschlossen. Diese in alter Zeit stark bewaldeten und von zahlreichen Gewässern durchschnittenen Gebirge gaben dem Lande einen rauhen Charakter, und bei der geringen Anzahl ausgedehnterer Ebenen, wie die von Argos, Sparta, Messene und die im nördlichen Elis, waren die Bewohner mehr auf Viehzucht als auf Ackerbau und nächstdem bei der großen Ausdehnung der tief ins Land einschneidenden Küsten vorzüglich auf Schifffahrt und Handel angewiesen, obwohl in letzterer Beziehung nur die Korinther Erhebliches leisteten. Als die bedeutendsten Flüsse sind Alpheus und Peneus in Elis, Neda und Pamisus in Messenien, Eurotas in Lakonien, Erymanthus, Ladon, Helisson und Alpheus in Arkadien, Jnachus in Argolis, Selinus und Pirus in Achaja zu nennen. Von den Provinzen, welche den P. bildeten, war einzig Arkadien ein Binnenland; die übrigen berührten das Meer, Achaja im Norden, Elis im Westen, Messenien im Westen und Süden, Lakonien im Süden und Osten, Argolis im Osten und Corinthia als Schlußstein im Osten und Norden. Von diesen hatten an Flächengehalt Achaja nebst Sicyum und Phlius ungefähr 37, Elis 44, Arkadien 80, Messenien 54, Lakonien 89, Argolis mit Korinth 61 □Meilen, im Ganzen 365. Die Einwohnerzahl des P. in der Zeit von den Perserkriegen bis auf Alexander den Großen mag ungefähr 1,050,000 betragen haben, und zwar kamen auf Lakonien und Messenien 300,000, auf Arkadien 161,750, auf Achaja 61,800, auf Sicyum, Phlius und Korinth 177,520, auf Argolis 162,500, auf Elis 186,000 Köpfe. Die ältesten Bewohner des P. waren neben Dryopen, Kaukonen und Lelegern vornehmlich Pelasger, daher der Name **Pelasgia**. Des Phoroneus Sohn Apis soll dem Lande den Namen **Apia** gegeben haben. Der Stammsitz der pelasgischen Dynastie war **Argos**, daher mit diesem Namen auch das ganze Land bezeichnet wurde. Mit Pelops, nach dem die Halbinsel den Namen bekam, welcher sich am längsten erhielt, kamen die Achäer, ein äolischer Stamm, ins Land und setzten sich in den östlichen und südlichen Theilen, in Argolis, Lakonien und Messenien fest, während im Norden, in Achaja, die Jonier sich niederließen, der Rest der alten pelasgischen Bewohnerschaft aber sich in der Mitte des Landes (Arkadien) koncentrirte und dort am längsten seine Unabhängigkeit bewahrte. In ein neues Stadium, und zwar das dauerndste, trat die innere Gestaltung des P. mit der dorischen Einwanderung im Gefolge der Herakliden, angeblich 1104 v. Chr. Die Dorier überwältigten die Achäer und stifteten nach der Zahl der Nachkommen des Königs Aristomachus drei Reiche: Argos als der alte Stammsitz fiel dem ältesten Sohne desselben, Temenus, Messenien dem Cresphontes, Lakonien den unmündigen Söhnen des Aristodemus, Eurysthenes und Procles, zu. Von da aus breitete sich die dorische Herrschaft über Korinth, Sicyon und Megara aus. Von den Achäern blieb ein Theil als zinspflichtige Periöken unter der Herrschaft der Einwanderer zurück, ein anderer warf sich auf die Jonier im Norden des P., verjagte diese und stiftete die Provinz Achaja, die Jonier zogen über Attica nach Kleinasien. In Elis endlich, aus dem die Neliden vertrieben wurden, verschmolz die ursprüngliche Bewohnerschaft, im Norden die Epeer, mit den Doriern und den unter Oxylus gleichzeitig eingewanderten Aetoliern. In dieser Gestalt erhielt sich der P. bis herab auf die römische Zeit als ein Komplex verschieden organisirter und von einander unabhängiger Staaten, die äußerlich zwar durch das Band gemeinsamer Abstammung und Sprache, sowie durch das Uebergewicht des dorischen Einflusses zusammengehalten, doch, immer nur auf Befriedigung ihrer Sonderinteressen bedacht, fortwährend entweder in einem bewaffneten Friedenszustande sich befanden, oder theils gegen einander, theils gegen die Stammgenossen im nördlichen Griechenland, vor Allem gegen das mächtige, das jonische Princip vertretende Athen zu Felde lagen. An der Spitze derselben stand bis zur Schlacht bei Leuctra unbestritten der Militärstaat Sparta mit Messenien, das nach wiederholten hartnäckigen Kämpfen und nach tapferer Gegenwehr völlig in seine Gewalt gerathen war. Die übrigen, durch ihre Zersplitterung in viele kleine unabhängige Staaten und Städte und deren eifersüchtige Bestrebungen unter einander gelähmt, bildeten zusammen zwar und mit Sparta vereint, wie im peloponnesischen Kriege, eine bedeutende Macht, einzeln betrachtet aber waren sie politisch völlig unbedeutsam, so Elis, desgleichen Achaja, bis zur Zeit des Bundes, und Arkadien, mit Ausnahme von Tegea und Mantinea, bis zur Gründung von Megalopolis. Nur Korinth war durch seinen Reichthum und seine Flotten zur See, und Argos als zweite Macht zu Lande bei seiner Sympathie für Athen den Spartanern einigermaßen die Wage zu halten im Stande. Ueber die weitere geographische und geschichtliche Entwickelung des P. bis auf die neueste Zeit s. **Morea** u. **Griechenland**. Vgl. **W. Gell**, Itinerary of the Morea, London 1817 und 1827; Derselbe, Narrative of a journey in the Morea, das. 1823; **N. M. Leake**, Travels in the Morea, das. 1830, 3 Bde., und dazu als Supplement: Peloponnesiaca, 1846; Expédition scientifique de Morée, Paris 1831 ff., 3 Bde.; **E. Curtius**, Peloponnesos, Bd. 1—2, Gotha 1851—53.

Pelops, Sohn des phrygischen Königs Tantalus und der Euryanassa, oder der Clytia, oder der Dione, Tochter des Atlas, ward von seinem Vater, dem Freunde und Tischgenossen der Götter, in Stücke geschnitten, im Kessel gekocht u. denselben als Speise vorgesetzt. Die Götter berührten das ekle Mahl nicht, mit Ausnahme der Demeter, welche, vertieft in den Schmerz um ihre geraubte Tochter, die linke Schulter verzehrte. Zeus befahl darauf dem Hermes, die Stücke wieder in den Kessel zu legen, aus welchem Clotho den Knaben in erneuter Schönheit hervorzog. Die verzehrte Schulter ersetzte Demeter durch eine elfenbeinerne. Von daher erbte sich auf die Nachkommen des P. ein Mal fort, entweder ein blendend weißer Fleck, oder das Zeichen einer Lanze, oder eines Dreizacks, oder einer Olive auf der rechten Schulter, an welcher letztern Iphigenia in Tauris den Orestes wie-

der erkannte. Die Schönheit des Knaben reizte die Liebe des Poseidon so, daß er ihn in den Olymp entführte. Nach dem Mythus kam P., nachdem er in das Alter der Mannbarkeit getreten war, nach Pisa in Elis, als Freier der Hippodamia, Tochter des Königs Oenomaus, welcher bereits 13 Freier seiner Tochter im Wagenrennen besiegt und darauf erschlagen hatte. Mit Hülfe der geflügelten Rosse, welche ihm Poseidon geschenkt hatte, und durch die Treulosigkeit von Oenomaus' Wagenlenker, Myrtilus, errang er den Sieg und mit der Braut die Herrschaft von Pisa. Als aber Myrtilus den bedungenen Lohn seines Verrathes verlangte, wurde er von P. bei Gerästus auf Euböa ins Meer gestürzt, und von dieser Frevelthat her schreibt sich der Fluch, der in dem Hause des P. von Geschlecht zu Geschlecht fortwucherte und ein fruchtbarer Stoff für die Tragödie wurde. Mit Hippodamia zeugte P. 6 Söhne, Atreus, Thyestes, Pitheus, Alcathus, Plisthenes und Chrysippus, nach Andern 13 Söhne und 2 Töchter. Seine Herrschaft dehnte P. von Pisa zunächst über Olympia aus, welches er von dem angrenzenden Gebiet des Epeus abtrennte. Arkadien gewann er durch eine Niederträchtigkeit, indem er mit dem König Nymphalus, welchen er im Kriege nicht zu überwinden vermochte, zum Schein Frieden schloß, dann aber ihn tödtete und seine zerstückten Glieder umherstreute. Diese und andere Schandthaten hinderten nicht, daß von Olympia aus, dessen Wettkämpfe er erneuert und prächtiger eingerichtet hatte, als irgend Einer vor ihm, der Ruhm seines Namens verkündigt wurde. Die ganze Halbinsel des Peloponnes erhielt von ihm den Namen, und vor allen Heroen wurde er hoch verehrt. Sein Grabmal fand sich am Alpheus in der Nähe des Artemistempels bei Pisa; an demselben geißelten sich jährlich die Epheben.

Pelor (Peloria, Pelorion, v. Griech.), eine Monstrosität mit übermäßig großem Umfange der (übrigens richtig gebildeten) Theile, z. B. mit übermäßig großem Kopf, großem Arm oder übermäßig großem Körper.

Peloria (griech.), ein bis in die spätern Zeiten dauerndes, großes thessalisches Fest, das in seinen Gebräuchen sehr viel Aehnlichkeit mit den römischen Saturnalien hatte. Es wurde nämlich an demselben dem Zeus Peloros geopfert und bei reich geschmückten Tafeln große Gastfreundschaft geübt; die Gefangenen wurden für diesen Tag ihrer Fesseln entledigt, die Sklaven durften in aller Freiheit zu Tische liegen und sich von ihren Herren bedienen lassen.

Peloris (Pelorum), die flache Nordostspitze Siciliens, am Fretum Siculum, nordöstlich von Messana, eine der drei Landspitzen, welche die dreieckige Gestalt der Insel bedingen, hatte nach der gewöhnlichen Annahme ihren Namen davon, daß hier Hannibal den im Zorne von ihm getödteten Steuermann Pelorus begrub, führte aber wahrscheinlich jenen Namen schon früher. Auf ihr befand sich ein Tempel des Poseidon und ein Thurm, wahrscheinlich ein Leuchtthurm, an den auch der heutige Name Capo di Faro oder Faro di Messina noch erinnert. Jetzt Peloro mit einem alten Thurme.

Peloso, Monte, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, nordwestlich von Matera, mit Bischofssitz, Seidenzucht, Wein- und Olivenbau und 5000 Einw.

Pelotage, die geringste Sorte der Vigognewolle; dann die sogenannte Wickelwolle, welche aus der Levante, namentlich über Smyrna, in den Handel gebracht und hauptsächlich von Hutmachern verarbeitet wird. Sie gleicht einem feinen Ziegenhaar und kommt in 2 Sorten vor, einer feinen schwärzlichbraunen und einer gröberen röthlichweißen.

Peloton, früher taktische Unterabtheilung der Kompagnie bei der Infanterie, der Schwadron bei der Kavallerie, und zwar in einigen Staaten die Hälfte der Kompagnie oder Schwadron (Zug); in andern die Unterabtheilung jedes Zugs (Sektion). Daher Pelotonfeuer, Feuer in einzelnen P.s oder Zügen, ward statt des früher üblichen Gliederfeuers von Gustav Adolf von Schweden eingeführt und 1631 in der Schlacht bei Breitenfeld zuerst angewandt. Im vorigen Jahrhundert legte man viel Werth darauf; jetzt ist es abgekommen und dafür das Rotten- oder Heckenfeuer (s. d.) eingeführt.

Pelplin, Pfarrdorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Stargard, an der Ferse, mit 420 Einwohnern. Hier war ehemals ein sehr reiches Cistercienser-Mönchskloster, jetzt Sitz des Bischofs von Kulm, des bischöflichen Generalvikariatamts, eines Kapitels und eines katholischen Priesterseminars.

Pelso Lacus, großer See in Pannonien, dessen Wasser vom Kaiser Galerius in den Danubius abgeleitet wurde, wodurch man für die neu errichtete Provinz Valeria viel fruchtbares Land gewann. Es ist der heutige Plattensee, der noch jetzt seinen Abfluß in die Donau hat.

Pelt, Anton Friedrich Ludwig August, deutscher Theolog, geboren den 28. Juni 1799 zu Regensburg, wo damals sein Vater als Legationsrath bei der dänischen Gesandtschaft angestellt war, studirte in Jena und Kiel und habilitirte sich 1826 in Berlin als Privatdocent, ward 1829 außerordentlicher Professor der Theologie in Greifswalde, 1830 Doktor der Theologie und kam 1835 an Twestens Stelle als ordentlicher Professor der Theologie nach Kiel. Da er nach der Pacificirung Schleswig-Holsteins 1852 mit 9 andern kieler Professoren die Bestätigung im Amte nicht wieder erhielt, wurde er von der Universität Göttingen als Pastor auf ihre Patronatspfarre Kemnitz berufen. Seine theologisch-philosophische Richtung ist der seines Amtsvorgängers Twesten und der Schleiermachers verwandt. Er schrieb: „Commentarius in epistolas ad Thessalonicenses" (Greifswalde 1829); „Homiliarium patristicum" (Berlin 1829, 2 Hefte, mit Rheinwald gemeinschaftlich herausgegeben); „Der Kampf aus dem Glauben" (Kiel 1837, gegen Strauß gerichtet); „Protestantismus, Rationalismus, Supernaturalismus und spekulative Theologie" (das. 1839); „Theologische Encyklopädie" (Hamburg und Gotha 1843). Außerdem lieferte er mehre Beiträge für die Zeitschrift „Theologische Mitarbeiten", die er 1838 begonnen.

Peltatus (lat.), schildförmig, der Kreisform sich nähernd und mit einem Punkte der untern

Fläche verwachsen, auf dem Träger mehr oder minder horizontal aufliegend. Peltata anthera, cirkelförmiger, auf beiden Seiten flacher, in der Mitte am Faden befestigter Staubbeutel; Peltatum stigma, tellerförmige, in der Mitte der untern Fläche festsitzende Narbe; Peltatum folium, nicht an der Basis, sondern mit der untern Fläche am Stiel festsitzendes Blatt.

Peltigera (Schildflechte), Flechtengattung, s. Flechten.

Pelusium, alte Stadt Unterägyptens, an der östlichsten, nach ihr benannten Nilmündung, 20 Stadien vom Mittelmeer, mitten in Sümpfen und Morästen, denen sie eben ihren Namen verdankte. Ihr Umfang betrug 20 Stadien, und sie war als der Schlüssel Aegyptens von Osten her und als Grenzstadt gegen Arabien stark befestigt, wurde eben deswegen auch oft belagert und war mehrmals Zeuge großer, bei ihr gelieferter Schlachten. Zuerst wurde bei ihr das Heer des Sanherib von Sethon zurückgetrieben; dann fiel bei ihr 525 v. Chr. die große Schlacht zwischen Cambyses und Psammenitus vor; später, 374, wurde sie von Pharnabazus und Iphicrates angegriffen und dann wieder 309 von den Persern belagert und erobert. Antiochus Epiphanes wagte nicht sie anzugreifen; die Römer aber eroberten sie unter Antonius, dem Unterfeldherrn des Gabinius, und nach der Schlacht bei Actium fiel sie in die Hände Octavians. Die Umgegend erzeugte viel Flachs. Ruinen von P. finden sich zu Tineh, nahe bei Damiette.

Pelvimeter, Beckenmesser, s. Becken.

Pelvis (lat.), das Becken (s. d.).

Pelvoux, 1) (Grand-P.), Berg im französischen Departement Hautes-Alpes, Bezirk Briançon; 13,500 Fuß hoch. — 2) (P.-de-Valloisse, P.-de-Vallouise), Spitze der kottischen Alpen daselbst, 13,236 Fuß hoch.

Pelworm, Insel, s. v. a. Pellworm.

Pelzthiere (Pelzwild), Gesammtbezeichnung für alle Thiere, deren allgemeine Körperhaut ein möglichst langes, dichtes und weiches Haar- oder Dunenkleid trägt u. daher so, wie sie von der Muskelhaut des Thieres abgezogen worden, zum Gebrauch des Menschen verwendet werden kann. Solche Häute, die bei geringerer Größe Bälge, bei ansehnlicherer Felle, im Allgemeinen Pelze genannt werden, kommen unter dem Namen Rauchwerk oder Rauchwaaren in den Handel und werden zu Pelzwerk verarbeitet, woher der Name der P., zu denen also alle diejenigen Thiere nicht gehören, von denen bloß die Haut ohne Haar- oder Dunenkleid oder bloß das Haar- oder Dunenkleid ohne die Haut benutzt wird. Auch diejenigen Thiere, deren Haut nur ausnahmsweise mit noch anhaftendem Haarkleide verwendet wird, gehören nicht hierher; dagegen werden unter den P.n mitgezählt jene Thiere, deren Pelze zwar auch als Pelzwerk, aber doch vorzugsweise zu Hutfilzen verarbeitet werden, wie Biber, Hasen, Kaninchen 2c. Von der ganzen Summe der bis jetzt bekannten P. gehören 136 der Klasse der Säugethiere (2 Affen, 1 Handflügler, 59 Fleischfresser, 7 Beutelthiere, 35 Nagethiere, 1 Zahnloses, 1 Vielhufer, 1 Einhufer, 7 Wiederkäuer, 22 Robben), 5 der Klasse der Vögel an. Während bei den Vögeln nur die Ordnungen der Raubvögel (Aasgeier) und der Schwimmvögel (Schwan und Gans) vertreten sind, liefert unter den Säugethieren bloß die Ordnung der Wale kein Pelzthier. Am wichtigsten unter den P.n ist die Ordnung der Raubthiere, von der 60 Species und, wenn nach Cuviers Vorgang die Phoken (25 Arten) hinzugerechnet werden, 81 Species, also bei weitem mehr als die Hälfte der Gesammtsumme, hierher gehören. Nach den Raubthieren folgen an Zahl und Wichtigkeit die Nagethiere mit 34 Species. Beide Ordnungen enthalten auch die Thiere, die das kostbarste Pelzwerk liefern, in welcher Beziehung ihnen nur noch die Gattung Schaf aus der Ordnung der Wiederkäuer nahe kommt.

Die Färbung der P. unterliegt dem allgemeinen Gesetz, nach welchem die Farben in wärmeren Klimaten bunter und intensiver sind, als in den kalten, in denen die dunkeln und die hellen, aber matten Färbungen vorherrschen. Die Behaarung ist in den kälteren Klimaten immer eine dichte und lange, und ihre eigenthümliche Erwärmungsfähigkeit wird fast durchgängig durch die sogenannte Unterwolle oder das Flaumhaar bedeutend vermehrt. Während in der Regel diese Unterwolle (Grundwolle) von dem längern Contourhaare überragt und oft gänzlich verdeckt wird, ist sie bei den Schafen die einzige Bekleidung der Haut. Die Beschaffenheit der Contourhaare sowohl, als die des Flaumhaares begründet die Eintheilung der Felle in feine (Schwarz- und Silberfuchs, Zobel, Seeotter, Biber, Hermelin, Eisfüchse, Marder 2c.) und grobe (Wolf, Bär 2c.) Waare. Die Fortpflanzung der P. hält nicht überall der jährlichen Verminderung durch die Jagd das Gleichgewicht. Beispiele hierfür bieten zunächst sämmtliche Raubthiere, die sich zuerst in Europa fast bis zum Verschwinden vermindert haben und auch in Asien, wohin sie sich zurückzogen, immer seltener werden, was besonders bei den Füchsen, Seeottern und Zobeln sich sehr fühlbar macht. Auch der zu den fruchtbaren Nagern gehörige Biber ist, wie in Europa, so im Mississippithale als ausgerottet anzusehen. Ebenso ist der Robbenschlag auf den antarktischen Inseln ganz bedeutungslos geworden. Dagegen ist merkwürdiger Weise der Robbenschlag auf Labrador und Neufoundland unvermindert reichlich u. gewinnbringend, freilich nur in Folge davon, daß jährlich im März u. April die Seehunde zu Hunderttausenden in Folge von vermehrter Produktion u. in gewisser Weise auch auf losgebrochenen Eisschollen (Seehundswiesen) aus dem Norden herabgeschwommen kommen. Auch die Eichhörnchen in Nordrußland und Sibirien haben sich noch nicht vermindert, obgleich die Zahl der jährlich getödteten auf 2 Millionen angeschlagen wird. Nur bei den zahmen P.n, namentlich dem Schafe, kann der Mensch auf vermehrte Produktion, in gewisser Weise auch auf bessere Qualität der Pelze hinwirken. Nach ihren Aufenthaltsorten sind die P. theils Land-, theils Wasserthiere. Obgleich die Landthiere an Zahl der Species (102) weit überwiegen, so stehen ihnen doch in Bezug auf Wichtigkeit die Wasserthiere (Ottern, Biber, Robben) nicht nach.

Diese sind meist vor jenen ausgezeichnet durch dichtanliegende Behaarung, deren Contourhaare meist platt sind; jedoch kommen unter den Robben auch einige mit sehr lockerem Haare vor. Die Landthiere haben meist ein rundes und weiches Haar. P. kommen zwar in allen Breiten vor, doch sind die kalten Zonen und namentlich die nördliche kalte Zone am reichsten ausgestattet, indem zwei Dritttheile der gesammten P. Bewohner der kalten Zone sind und von diesen wieder nur einige wenige Phoken ausschließlich den Südpolargegenden angehören. Je näher den Polen die Thiere leben, desto besser werden auch ihre Pelze, womit im genauen Zusammenhange steht, daß die Winterbälge immer besser sind, als die Frühlings-, Sommer- und Herbstbälge, und die Bälge aus harten Wintern besser, als die aus gewöhnlichen. Auf demselben Grunde beruht es auch, daß man in Asien je weiter östlich, in Amerika je weiter westlich, desto bessere Pelze findet, indem beide Länder nach den bezeichneten Richtungen hin eine zunehmende Meereshöhe u. davon abhängig eine immer niedrigere Temperatur zeigen. Ausschließlich der warmen Zone gehören 27, den temperirten Zonen 23 P. an, von denen immer die Mehrzahl die nördliche Halbkugel bewohnt, da dieselbe vermöge ihres kontinentalen Uebergewichts größere Wohnräume darbietet. Die meisten P. leben in den Wäldern der Ebenen und niederen Gebirge. Ihre Vertheilung nach den Kontinenten ist folgende: Europa besitzt eigenthümlich 5, Asien 9, Afrika 9, Amerika 36 und Australien 9 Species; Europa und Asien gemeinschaftlich sind 40, Europa, Asien und Nordamerika 15, Europa und Afrika 2, Asien und Afrika 6, Asien und Amerika 5 Species. Der Handel benutzt auch die geographischen Verhältnisse zur Bezeichnung der Pelzwaaren en gros und unterscheidet amerikanische, sibirische, russische, deutsche oder einheimische Waare, während die Franzosen ihre einheimische mit der der deutschen bis auf die Genetten ganz gleichartige Waare Sauvagines nennen.

Seit den ältesten Zeiten schon sind die Thierfelle zur menschlichen Kleidung verwendet worden; allein die Thiere wurden nicht um der Pelze willen gejagt und getödtet, sondern die Häute und Pelze der aus andern Ursachen erlegten Thiere wurden nur mitbenutzt, sey es als gewöhnliches Kleidungsstück, sey es als Trophäe und Putz. Der Anfang der eigentlichen Pelzjägerei wurde erst gemacht, seitdem die Russen sich in Sibirien festsetzten, in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ein Kaufmann, Anita Strogonow in Solwütschegodsk im Gouvernement Wologda, tauschte von den Bewohnern des nordwestlichen Sibiriens zuerst Rauchwaaren ein. Der Czar, hiervon unterrichtet, sendete auf demselben Wege Truppen über den Ural, unterwarf den Tatarenhäuptling Jndiger und legte ihm einen Tribut von jährlich 1000 Zobelfellen auf. Zugleich belohnte er Strogonow, der nunmehr an der Kowa und Tschüssowaja Kolonien (namentlich Orel an der Kame) anlegte, um durch deren Vermittelung den Pelzhandel sicherer und vortheilhafter betreiben zu können. Nach und nach drangen die Russen immer weiter gegen Osten vor, allen besiegten Stämmen Tribut an Pelzwerk auflegend und überall Pelzstationen anlegend. Die Pelzjagd ward aber so schonungslos betrieben, daß die Besorgniß entstand, es möchte der Pelzhandel nicht lange mehr bestehen können. Um durch Regelung der Jagd der Gefahr entgegenzutreten, gründete 1785 der Kaufmann Selichow in Verbindung mit den Gebrüdern Golikow die russisch-amerikanische Pelzkompagnie, die 1799 vom Kaiser bestätigt und mit ansehnlichen Vorrechten begabt wurde. Ihren Hauptsitz in Amerika hatte die Kompagnie auf der Kodschainsel, in Asien zu Jrkutsk; letzterer wurde 1799 nach Petersburg verlegt, der erstere 1804 nach Neuarchangel auf der Insel Sitka, von wo aus 1812 mit Bewilligung der Spanier noch die Station Roß auf Neukalifornien gegründet wurde. Von andern Nationen haben zuerst die Franzosen in Amerika den Pelzhandel betrieben; aber obgleich schon 1534 Jakob Cartier von St. Malo aus der von ihm entdeckten Lorenzbai Pelzwerk mitbrachte, so wurde doch erst 1604 bei der Kolonisirung von Neuschottland durch die Franzosen ein noch dazu sehr kleiner Anfang zum Pelzhandel gemacht. Im Jahre 1628 traten 700 Interessenten zu einer französisch-canadischen Pelzkompagnie zusammen, erhielten ein Monopol für ewige Zeiten und machten den Hafen Tadoussac am Lorenzstrome 15 Meilen unterhalb Quebec zur Hauptstation, die aber 1640 nach Les-Trois-Rivières, 13 Meilen oberhalb Quebec, u. endlich nach Montreal verlegt wurde. Eifersüchtig auf diesen Handel, der aber wegen des Monopols wenig belebt war, knüpften die englischen Kolonisten von Newyork mit den Irokesen Verbindungen an und zogen durch Handelsfreiheit und bessere Preise den größten Theil des Pelzhandels von Montreal an sich. Noch mehr wurde der französische Pelzhandel beeinträchtigt durch den utrechter Frieden (1713), in welchem Frankreich die Hudsonsbai, Neuschottland u. Neufoundland an England abtreten mußte, und er hörte ganz auf, als am Ende des 7jährigen Kriegs ganz Canada an England kam. Dieses besaß nunmehr den gesammten amerikanischen Pelzhandel, denn es hatte inzwischen Neuengland kolonisirt, 1664 die von den Holländern 1610 gegründete Kolonie Neuamsterdam und die damit verbundene Pelzstation Orange, die in Albany umgetauft ward, weggenommen und den dortigen Pelzhandel durch das 1820 von Burnet erlassene Verbot alles Verkehrs zwischen Albany und den französischen Canadiern und durch gleichzeitige Anlegung des Forts Oswego mächtig gehoben und endlich 1713 mit der Hudsonsbai auch das Fort Charles, den Hauptposten der Hudsonsbaikompagnie, erworben. Diese Kompagnie entstand dadurch, daß Groseillers, ein mit der Unthätigkeit seiner Regierung in Bezug auf den Pelzhandel unzufriedener Franzose, die Engländer auf den Pelzreichthum jener 1610 durch Hudson entdeckten Gegenden aufmerksam machte. Er und der Engländer Gillam erhielten den Oberbefehl über eine Expedition dahin und, als sie nach Gründung des Forts Charles nach England zurückkamen (2. Mai 1669), einen Freibrief vom Könige, in welchem sie zu alleinigen Besitzern der Hud-

sonsbai und der dahinter liegenden Länder ernannt wurden, womit diese berühmte Pelzkompagnie ihren Anfang nahm und sich schnell so befestigte, daß der inzwischen nach Frankreich zurückgekehrte Groseillers 1682 mit seinen königlichen Schiffen nichts gegen das Fort Charles ausrichten, sondern nur ein französisches daneben bauen konnte, dessen Rivalität aber 1713 ein Ende fand, wie die Frankreichs überhaupt 1763 durch den Frieden von Versailles (s. Hudsonsbaigesellschaft). Indeß erst 3 Jahre später (1766) nahmen die canadischen Engländer den Pelzhandel wieder auf und wählten Michillimackinak zu ihrem Hauptsammelplatze, und erst 1783 traten 23 Theilnehmer zur Gründung einer Kompagnie, der Nordwestkompagnie, zusammen und wählten Montreal zum Sitz, Fort William zur Tauschstation. Bis 1793 bestanden diese und die Hudsonsbaikompagnie friedlich neben einander; aber in diesem Jahre machte letztere Indianer, die seither im Dienste der Nordostkompagnie gejagt hatten, dieser abspenstig, und es begann ein Kampf, der nicht bloß auf dem merkantilen Gebiete sich hielt, sondern am meisten von den beiderseitigen Jägern auf die gräßlichste Weise geführt wurde. Zugleich bildete sich in Canada eine neue Gesellschaft, die Mackinawkompagnie, die aber nur bis 1811 sich erhielt. Noch waren die Engländer im alleinigen Besitz des amerikanischen Pelzhandels, als sich ein Deutscher, Johann Jakob Astor aus Waldorf bei Heidelberg, mit einem kleinen Kapital beginnend, der englischen Uebermacht gegenüberstellte. Der Kleinhändler, der 1784 angefangen hatte, wurde bald der reichste Pelzwaarenhändler Amerika's u. kaufte, nachdem er 1809 vom Staate Newyork das Privilegium zu einer amerikanischen Pelzkompagnie erhalten, aber alle Aktien selbst übernommen und sich nur der Firma bedient hatte, um so seinem Unternehmen größere Sicherheit zu geben, 1811 sämmtliche Aktien der ihm seither hinderlichen Mackinawkompagnie, die er nun mit der seinigen vereinigte und Südwestkompagnie nannte. Allerdings mußte er diese wegen des Kriegs, der 1812 zwischen den Vereinigten Staaten und England ausbrach, bald wieder auflösen; aber mit desto größerem Eifer widmete er sich nun der Kompagnie des Pelzhandels am stillen Ocean, die er in Gemeinschaft mit mehren sachkundigen Männern 1810 gegründet hatte, um an der Mündung des von Gray 1792 entdeckten Columbiaflusses eine Hauptstation für den Pelzhandel anzulegen. Schon 1810 ließ er ein Schiff dahin abgehen, welches, 1811 dort angelangt, auf der Georgsspitze den beabsichtigten Posten errichtete, der später Astoria genannt wurde. Derselbe ward 1813 von den Engländern genommen, und obwohl er im Frieden an die Vereinigten Staaten zurückfiel, so wirkte doch die seitdem schwebende Oregonfrage auch auf die Verhältnisse der Kolonien so störend ein, daß sie, nachdem Astor sie nur durch den Beitritt einiger Theilhaber der Nordwestkompagnie hatte behaupten können, bei der Verschmelzung dieser Kompagnie mit der Hudsonsbaikompagnie durch Auskauf an diese überging und jetzt noch ein bloßes Blockhaus ist, durch welches die Verbindung zwischen der Columbiamündung und dem Fort Vancouver, das die Hudsonsbaikompagnie 60 Meilen landeinwärts am linken Columbiaufer errichtete, offen erhalten wird. Die astorsche Kompagnie des Pelzhandels am stillen Ocean hat seitdem ihren Hauptsitz zu Michillimackinak und erhält ihre Waaren aus Inneramerika bis zum Felsengebirge, jenseits dessen sie aber keine Posten unterhält. Am Felsengebirge und im Westen desselben bis an die Jagdgebiete der Hudsonsbaikompagnie haben sich noch zwei amerikanische Pelzkompagnien Schauplätze für ihre Thätigkeit eröffnet, nämlich die von Clarke, der 1804 über das Felsengebirge bis zum Columbia vordrang, gestiftete Pelzkompagnie zu St. Louis und die von Ashley, der 1808 das Felsengebirge überschritt und dort festen Fuß faßte, gestiftete Kompagnie, die sich seit 1830 Pelzkompagnie des Felsengebirgs nennt. Unter diesen 4 noch bestehenden Kompagnien ist die Hudsonsbaikompagnie die mächtigste, indem sie durch ihren unermeßlichen Reichthum, die lange Erfahrung ihrer Reisenden, die Pünktlichkeit des Geschäftsganges und die strenge Subordination unter ihren Angestellten das ganze Oregongebiet und den ganzen Landstrich nördlich von den Vereinigten Staaten bis an Russisch-Amerika beherrscht. Außer diesen Kompagnien existirt noch eine dänisch-grönländische Kompagnie, deren Geschäfte aber im Vergleich zu denen der oben genannten unbedeutend sind. Am wenigsten in den Händen der Pelzkompagnien ist der Handel mit Robbenfellen. Am frühesten unter den Westeuropäern scheinen die Franzosen in der Lorenzbai den Robbenschlag betrieben zu haben. Als die Engländer jene Gegenden erhielten, dehnten sie das Geschäft aus und gingen auch an die labradorische Küste. Nach der Entdeckung von Neugeorgien und Kerguelensland begann (1775) auch dort der Robbenschlag durch die Engländer, die ihn immer weiter ausdehnten, selbst bis zur Magelhaensstraße. Den Robbenschlag auf dem 1818 von Smith wieder aufgefundenen Südschottland (dem alten Dirk Gherrizland) theilten sie mit den Nordamerikanern. Dänen, Norweger und Russen senden Schiffe zum Seehundsfang nach dem europäischen und asiatischen Norden, und alle Wallfischfänger betreiben auch nebenbei den Robbenschlag.

Die Felle, die großen Thieren so abgezogen werden, daß Bauch und Unterhals der Länge nach aufgeschnitten werden, während bei kleinen nur ein Schnitt unter dem Schwanze gemacht und der Balg so abgestreift wird, daß die Fleischseite nach außen gewendet bleibt (spanische Lämmer, Hermeline ꝛc.), gehen von den Pelzstationen, wohin sie die Jäger bringen, zunächst nach den Hauptsitzen der verschiedenen Kompagnien oder nach den nächst gelegenen Stapelplätzen, um von da aus entweder vermittelst großer Pelzauktionen sofort verwerthet, oder erst weiter auf die eigentlichen Pelzmärkte versendet zu werden. Solche Hauptversendungsorte sind für die Hudsonsbaikompagnie Fort Vancouver (nach China), Halifax, St. Johns und besonders Quebec; für die Waaren der Pelzkompagnien in den Vereinigten Staaten Newyork; für südamerikanische Rauchwaaren Lima, Valparaiso u. Buenos-Ayres; für Slavonien (Füchse)

Essek; für Krain (Billiche) Reifnitz; für adriatische, kroatische, siebenbürgische, ungarische Waare (Marder) Wien; für Grönland Kopenhagen; für russische und sibirische Waare überhaupt Charkow, Kursk, Romnü, Irbith, Kiächta, für russisch-amerikanische Waare Ochotsk, für kirgisische Orenburg, für persische Astrachan. In Deutschland versendet außer Leipzig Hamburg besonders viele Hasenbälge. Von diesen genannten Punkten gehen die Rauchwaaren nach den eigentlichen Pelzmärkten, die meist zugleich Meßplätze sind. An diesen Plätzen ist es auch, wo sich die Handelsgebräuche für den Rauchwaarenhandel festgestellt haben. Solche Hauptmärkte sind für englische und nordamerikanische Waare nach China Kanton, ebendahin für russische und sibirische Waare Kiächta, wo gewöhnlich des Jahrs $2^1/_2$—4 Millionen Rubel umgesetzt werden. Für Rußland ist Nischnei-Nowgorod (Nishegorod) der wichtigste Platz in Bezug auf den Rauchwaarenhandel. Unter den westeuropäischen Pelzmärkten ist Leipzig der wichtigste, indem dahin die Rauchwaaren aus allen Erdgegenden entweder von den Hauptausfuhrorten direkt, oder über andere Großmärkte, wie Nishegorod und London, gesendet werden und dort auch die meisten Käufer aus den Ländern, die vorzugsweise Pelze verbrauchen, sich sammeln. Ein Hauptmarkt ist noch London, welches theils amerikanische Waare (von der Hudsonsbaikompagnie) an sich zieht, aber am wichtigsten ist für südamerikanische und afrikanische Rauchwaaren. Was den Gebrauch der Pelzwaaren betrifft, so werden zur Kleidung meist die lang- und feinhaarigen Pelze verwendet, zu Decken (Schabracken, Schlittendecken, Sitzen ꝛc.) und Deckeln (auf Jagdtaschen, Tornister, Koffer ꝛc.) gebraucht man das grobe Pelzwerk der großen Bären, Löwen, Tiger, Leoparden, Robben, Dachse ꝛc., zu Fußwärmern und Fußdecken Bison, Schaf, Bär, Reh. Alle diese Pelzwaaren werden eingetheilt in unentbehrliche und in Luxuspelze. Die dritte, nach dem Gebrauche unterschiedene Rubrik sind die Hutmacherfelle, die Biber, Koypu, Musquah, schlechten Fischottern, Robben, Hasen und Kaninchen, denen aber erst das Contourhaar genommen wird, indem nur das Flaumhaar zu Hutfilz taugt. Die kostbarsten sind die Biber oder Kastore, deren Rückenflaumhaar die schwarzen ungefärbten, das vom Bauche die grauen und die gefärbten schwarzen Kastorhüte gibt.

Das **Pelzwerk** (**Pelleterie, Rauchwerk**) muß, ehe es verarbeitet wird, gegerbt oder gebeizt, vorher aber mit Seife gewaschen werden. Nach dem Trocknen werden die Pelze auf der Aasseite mit Butter, Schmalz oder Oel tüchtig eingerieben (eingeschmalzt), dann je zwei mit ihren Fleischseiten an einander gelegt, in eine 4—5 Fuß hohe Tonne, die sogenannte Trampeltonne, eingeschichtet und von einem Arbeiter 3—4 Stunden lang nachdrücklich getreten (getrampelt), oder in der Walkmühle gewalkt. Hierbei erwärmen sich die Felle; das dünnflüssig gewordene Fett dringt in die Poren derselben ein, wodurch sie weich und geschmeidig werden. Hierauf bestreicht man sie auf der Fleischseite mit der Schwellbeize, einem sehr dünnen Brei, welcher aus Wasser und Mehl, ...t oder Kleie, für größere Felle auch aus Bierhefe besteht, u. legt sie an einem mäßig warmen Orte übereinander. Die Schwellbeize geht bald in Essiggährung über, und die dabei entstandene Säure lockert das an dem Felle haftende Fett auf, erweitert die Poren der Haut und macht sie auf diese Weise zur Aufnahme des Gerbematerials empfänglicher. Hat nun die Beize gehörig gewirkt, was bei warmer Witterung und bei kleinen Bälgen schon nach 10—14 Stunden erfolgt, so werden die Felle, um sie von dem anhängenden Fette und Fleische, sowie von der anklebenden Beize zu befreien, auf dem Ausstreicheisen oder auf dem Pökeleisen vorsichtig abgestrichen. Nachdem die Felle auf diese Weise gereinigt worden sind, bestreicht man sie auf der Aasseite mit einer lauen wässerigen Auflösung von Alaun und Kochsalz. Hierbei zersetzen sich beide Salze, und es entsteht schwefelsaures Natron und Chloraluminium, von denen die letztere Verbindung mit dem Zellgewebe der Haut sich vereinigt und es befähigt, der Fäulniß hartnäckigen Widerstand zu leisten. Um die auf diese Weise gegerbten Felle geschmeidiger zu machen, befeuchtet man sie mit Wasser od. bestreut sie mit feuchten Sägespänen, behandelt sie dann wiederum in der Trampeltonne und zieht sie zuletzt, um die Sägespäne und die nicht eingedrungenen Salze fortzuschaffen, über das stumpfe Eisen der Gerbebank. Da bei dem eben beschriebenen Verfahren Fett, Schwellbeize oder Gerbematerialien in die Haare dringen, so müssen die Felle von diesen Verunreinigungen befreit (geläutert) werden. Um Schwellbeize, Kochsalz und Alaun zu entfernen, werden die nun mit der Haarseite nach außen gewendeten Bälge oder die bereits aufgeschnittenen Felle mit dünnen Stöcken geklopft, dann gewaschen, gekämmt und getrocknet; das Fett dagegen weicht erst einer mühsameren Operation. Man bestreut nämlich die Felle auf der Haarseite mit Sägespänen, Kleie, Häcksel, Heusamen, oder mit Sand, Gyps- oder Kreidepulver, bisweilen auch (bei weißem Pelzwerk) mit gepulvertem Alabaster, trägt sie in eine 4 F. hohe, mit kupfernem Boden versehene und durch ein untergestelltes Kohlenfeuer mäßig erwärmte Tonne, den Tretstock, ein und tritt sie dann mit den Füßen in der Weise, daß der eine Fuß nach der einen Seite hin kräftiger wirkt, damit die Pelzmasse auf der andern Seite sich erhebe und in langsame Cirkulation versetzt werde, oder man bringt die mit dem erwärmten Läuterpulver bestreuten Felle in eine große kupferne Trommel, in die Läutertonne, welche mit einer Axe und einer Kurbel versehen ist und inwendig vorspringende, abgerundete, abwechselnd gestellte Leisten hat, erwärmt durch gelindes Kohlenfeuer die Tonne u. versetzt sie durch die Kurbel in langsame Bewegung. Das Fett der Haare (sowohl das beim Gerben hinzugebrachte, als auch das natürliche) geht hierbei in das Läuterpulver. In seltenen Fällen genügt es auch, das Pelzwerk, aus welchem das Fett entfernt werden soll, mit Kreidepulver zu bestreuen und es an sonnige Plätze zu legen. Da das Pelzwerk oft eine unscheinbare Farbe, Flecken u. Streifen hat, oder sein dunkles Oberhaar zu kurz ist, so daß das hellere Grundhaar auffallend durchscheint, so gibt man ihm künstlich eine schönere, gleichmäßigere Farbe, eine Operation, welche eine

eigene Klasse der Kürschner, die sogenannten Pelzfärber, beschäftigt. Die Farben, die sie hierzu verwenden, sind Gemische von Kalk, Galläpfeln, Bleiglätte, Alaun, Grünspan, Salmiak, Eisen- u. Zinkvitriol u. werden, in Wasser gelöst, gewöhnlich nur auf die Haarspitzen des Pelzwerks mittelst einer Bürste aufgestrichen. Soll dagegen das Pelzwerk bis auf den Grund der Haare gefärbt werden, so taucht man das ganze Fell in die Farbenbrühe, nachdem man vorher die Haut durch einen passenden Ueberzug vor dem Eindringen der Farbe geschützt hat. Ist das Färben gelungen, so muß die Farbe vollkommen haften, die Haare müssen glänzend und weich seyn und ihre Elasticität nicht verloren haben. In besonderem Rufe stehen die russischen Pelzfärber; aber auch in Deutschland, namentlich in Wien und Hamburg, wird das Pelzwerk schön gefärbt. Ebenso sollen die Chinesen des Pelzfärbens in vorzüglichem Maße kundig seyn. Weiße Pelzwaaren, vorzüglich Hermelin- und Kaninchenfelle, werden auch häufig gebleicht. Man verwendet hierzu namentlich schwefelige Säure oder eine Auflösung von kohlensaurem Ammoniak (Hirschhornsalz). Behufs der Aufbewahrung wird das Pelzwerk fest zusammengepackt, an kühlen u. luftigen Stellen aufgehoben, während des Sommers mehrmals gelüftet und ausgeklopft und stark riechende Substanzen, z. B. fetter Kien, Papier, welches mit Terpentinöl oder Zimmtöl angefeuchtet ist, Papierchen mit Kampher und klarem Pfeffer u. dgl., dazwischengelegt.

Pemba, afrikanische Insel an der Küste von Zanguebar, im indischen Ocean, sehr fruchtreich, bringt viel Südfrüchte, Holz, Vieh hervor, wird beherrscht von dem Imam von Maskat, dem Schah von Mombaza und einem eingeborenen Fürsten, treibt Handel und Schifffahrt.

Pembroke, engl. Grafschaft in Südwales, besteht aus 3 scharf vorspringenden Halbinseln u. 2 minder weit in das Meer gehenden, jedoch ebenfalls großen Halbinseln, ist auf 3 Seiten vom Meere umflossen, grenzt im Osten an die Grafschaft Caermarthen, im Nordosten an die Grafschaft Cardigan, im Nordwesten an den St. Georgekanal und im Süden an den Kanal von Bristol und hat einen Flächenraum von 28½ □Meilen mit 9 Städten und Flecken, 145 Kirchspielen, 7 Hundreds und (1841) 88,260 Einw. Im nordöstlichen Theile zieht die Hügelkette Prescelly mit dem Cwm-Cerwyym und Moel-Eryr; außerdem bedecken noch zahlreiche andere Hügelketten das Land, welche in eine Menge von Vorgebirgen auslaufen. Das Kap Pencemeis ist das nördlichste, das Kap St. Davids das westlichste, das Kap St. Gowens das südlichste. Die Küsten sind sehr zerrissen; ungeheure Klippen, mächtige Felsen, das Gerippe des ausgewaschenen Landes, starren aus dem Meere empor und schützen das Land gegen das Meer, zugleich viele Buchten und mehre ganz vorzügliche Häfen bildend. Im Norden sind die Baien Newport und Fishguard, im Westen die tiefe St. Davidsbucht, im Südwesten der Milfordhafen, einer der schönsten Häfen in Europa. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Teife, (Teify, Tivy), welcher die Grenze gegen die Grafschaft Cardigan bildet, Nevern, Douledge, Dwgleddy und Cleby. Den Bergen entspringen einige Heilquellen, und eine besondere Merkwürdigkeit bildet das Bosherstonmere, ein Sumpf von großer Ausdehnung und, wie man behauptet, von durchaus unergründlicher Tiefe. Der Ackerbau ist sehr vernachlässigt (man baut Gerste und Hafer), dagegen wird die Viehzucht fleißig betrieben. Man mästet treffliche Rinder, viele Schafe und weit berühmtes Geflügel. Auch eingesalzene Butter und Käse werden in großen Massen bereitet. Längs den Meeresküsten, welche oft von entsetzlichen Orkanen heimgesucht werden, findet man beinahe nur Fischer. Aus dem Schooß der Gebirge gewinnt man Marmor, Steinkohlen und Eisen. Die Bearbeitung der Minen gehört zu den Haupterwerbszweigen des Volkes, das außerdem von Industrie nichts weiß. Die westlichste Spitze des Landes, das Vorgebirg St. Davids (sonst Menevia), war in uralter Zeit der Hauptsitz der Druiden und bildet noch jetzt ein Hauptheiligthum der Walliser. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft liegt am Ostende einer tiefen und engen Bucht des Milfordhafens, welche Schiffen von 200 Lasten den Zugang bis zur Stadt öffnet. Die Stadt liegt auf der Spitze eines langen Felsens, auf dessen höchster Stelle am Westende der Stadt ein altes normännisches Schloß steht, das als Geburtsort Heinrichs VII. historisch merkwürdig ist. Außerdem hat P. ein Fort, Arsenal, Rathhaus, 2 Kirchen, einen Leuchtthurm, eine Schiffswerfte für die königl. Marine, wo fortwährend 6—800 Individuen arbeiten, Ueberfahrt nach Waterford, lebhaften Handel (auf 260 eigenen Schiffen) nach Bristol und Irland und 6550 Einw.

Pembroke, englischer Grafentitel, den verschiedene Geschlechter führten u. der dem Schlosse Pembroke an der Küste von Südwales entlehnt ist. Dieses Schloß erbaute Arnulf, aus dem normannischen Geschlechte der Montgomery, um 1098. Die Grafenwürde von P. erhielt zuerst das Haus Clare 1138 durch König Stephan. Ein zweites Geschlecht der Grafen von P. beginnt mit William von Hampstead-Marshall, welcher Reichsmarschall unter dem König Johann ohne Land u. von diesem 1202 zum Grafen von P. ernannt ward. Dafür blieb er aber auch dem Könige unerschütterlich treu und leistete demselben zuerst in seinem Kampfe gegen die Franzosen, dann in seinen Unterhandlungen mit den aufrührerischen Baronen die wichtigsten Dienste. Nach Johanns Tode 1216 ließ P., der zum Reichsverweser ernannt worden war, den 9jährigen Sohn Johanns, Heinrich III., sofort krönen, um einer Usurpation des französischen Ludwig vorzubeugen. P.'s erste Sorge war, auf einer Versammlung der treugebliebenen Großen die Revision und Bestätigung der Magna Charta durchzusetzen, wobei er jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbeschränkte Steuerverwilligungsrecht entzog; dann suchte er von den der französischen Partei noch ergebenen Großen möglichst viele auf seine Seite zu ziehen. Nachdem dies geschehen, schlug er am 20. Mai 1217 die Franzosen und die aufrührerischen Barone bei Lincoln, während die feindliche Flotte durch Philipp von Albiney an der Küste von Kent zerstört wurde, und schloß in

Folge dieser Siege am 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden von Lambeth, durch welchen von Seiten der Franzosen gänzliche Räumung Englands, von Seiten des Protektors vollständige Amnestie für die englischen Anhänger derselben zugestanden wurde. Im Jahre 1218 ward die Magna Charta nochmals bestätigt, und P. suchte durch Klugheit und Mäßigung die Abtrünnigen mit ihrem rechtmäßigen Oberherrn auszusöhnen. Mitten in dieser segensvollen Wirksamkeit † P. im Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen starben 1246 aus, worauf der Titel P. erlosch, bis Heinrich III. denselben auf das Haus Lusignan übertrug, indem er seinen Stiefbruder, Wilhelm von Valence, 1247 zum Grafen von P. ernannte. Diesem folgte sein Sohn, Almerich I., der, mit der Unterwerfung Schottlands beauftragt, 1306 den König Robert Bruce bei Methwen schlug und dafür zum Hüter von Schottland ernannt ward, aber 1307 eine Niederlage bei Londonhill erlitt. Im Jahre 1312 kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit in der Schlacht bei Bannockburn, welche Eduard II. gegen Bruce verlor, und rettete dem Könige Leben und Freiheit. Im Jahre 1316 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Rom, wurde von dem Burgunder Johann Moilley aufgefangen und dem Kaiser ausgeliefert, der ihn erst gegen ein Lösegeld von 20,000 Pfund wieder freigab. Zuletzt erhielt der Graf den Auftrag, die Königin Isabelle auf ihrer Reise nach Frankreich zu geleiten, u. auf dieser ward er ermordet (1325). Mit seinem Neffen, Almerich II., starb 1335 auch dieses Geschlecht in männlicher Linie aus. In das Erbe theilten sich die Nachkommen der 4 Schwestern Almerichs I., zu denen auch das Haus Hastings gehörte. Laurentius von Hastings erhielt ein volles Drittel der Verlassenschaft, u. zu seinen Gunsten erneuerte Eduard III. 1339 die Würde eines Grafen von P. Nach seinem Tode 1348 folgte ihm sein nachgeborener Sohn Johann. Auf Befehl des schwarzen Prinzen verheerte dieser 1369 Poitou, erhielt 1370 die Statthalterschaft von Guienne, verlor aber 1372 an der Spitze der englischen Flotte die Seeschlacht bei La Rochelle gegen die vereinigte französisch-kastilianische Flotte. Er † 1375 und hinterließ Güter und Würde seinem mit Margaretha von England erzeugten Sohne, Johann II., der 1389 bei einem Turnier zu Woodstock seinen Tod fand. Während die Güter an Reginald II. Grey von Ruthin vererbt wurden, fielen Titel und Lehen an die Krone zurück. König Heinrich IV. verlieh letztere zuerst an seinen dritten Sohn, den Herzog Johann von Bedford, u. dann an seinen jüngsten Sohn, Herzog Humphrey von Gloucester. Nach des letztern Ermordung (1447) riß der zum Herzoge von Suffolk emporgestiegene Günstling der Königin Margarethe, Wilhelm von Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. Auch er ward 1450 umgebracht, worauf mit der Grafenwürde von P. Jasper Tudor, Sohn der Königin Katharine und Owen Tudors, von seinem Stiefbruder, dem Könige Heinrich VI., belehnt ward. In dem Kampfe der beiden Rosen war er einer der eifrigsten Anhänger des Hauses Lancaster, wurde 1461 vom Grafen von Marche geschlagen und, als dieser 1462 nach dem Siege bei Touton als Eduard IV. den Thron bestieg, geächtet und seiner Güter und Würden entsetzt. Er floh nach Schottland und ward, als 1485 nach der Schlacht bei Bosworth sein Neffe, Heinrich VII. Tudor, dem Könige Richard III. die Krone entriß, zum Herzoge von Bedford, Erbmarschall von England und Vicekönig von Irland ernannt. Im Jahre 1492 führte er das englische Heer nach Frankreich, begann im Oktober die Belagerung von Boulogne und schloß schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples. Er † kinderlos 1495. König Eduard IV. verlieh darauf Güter und Würden der Grafen von P. an William Herbert, welcher 1469 an der Spitze der wälschen Truppen bei Banbury von dem aufgestandenen Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Darauf gab der König an seinen ältesten Sohn, Eduard, den Titel, während die Güter den Nachkommen Herberts verblieben. Nachher ruhte ersterer eine Zeit lang, bis Heinrich VIII. 1532 seiner Geliebten Anna Boleyn den Titel einer Marquise von P. verlieh, die ihn bis zu ihrer Erhebung auf den Thron führte. Endlich erhielt des genannten Wilhelm Herberts Enkel von dessen natürlichem Sohne Richard, Wilhelm II. Herbert, zu den Gütern seines Großvaters 1551 von Eduard VI. auch wiederum die Belehnung mit Titel und Würden. Als Gemahl von Anna Parr, der Schwester von Katharina Parr, der letzten Gemahlin Heinrichs VIII., wurde Herbert vom Könige zu einem seiner Testamentsexekutoren und Mitgliede des während der Minderjährigkeit Eduards bestellten Regentschaftsrathes ernannt. Nach Eduards Tode begrüßte er 1553 als einer der ersten im Geheimrathe die Johanna Gray als Königin, lenkte aber bei Zeiten ein, als er die Ungunst des Volkes in Betreff dieses Aktes gewahrte, erkannte die Prinzessin Maria als rechtmäßige Thronerbin an und rief sie am 19. Juli zuerst als Königin aus. Dadurch gewann er deren besondere Gunst, begleitete sie 1554 zu ihrer Vermählung mit Philipp II. und erhielt bei Eröffnung des Krieges mit Frankreich 1557 den Oberbefehl über das englische Heer. Zum Gouverneur von Calais ernannt, eroberte er St. Quentin im Verein mit den Spaniern, konnte aber den Verlust von Calais nicht hindern. Die Königin Elisabeth bestätigte ihn nach ihrer Thronbesteigung in der Würde eines Geheimenrathes u. beauftragte ihn, mit dem Marquis von Northampton, dem Grafen von Bedford und dem Lord Johann Gray den theologischen Konferenzen im Hause des Thomas Smith zu präsidiren, durch welche das bis auf den heutigen Tag in England herrschende kirchliche System bestimmt worden ist. Im J. 1569 wurde er aus der Gegenwart der Königin verbannt, da er sich für die Freilassung der Maria Stuart erklärt hatte. Er † 1570. Während sein jüngerer Sohn, Eduard Herbert, Ahnherr der Herzöge von Powis ward, folgte ihm als Graf von P. sein älterer Sohn, Heinrich, der zugleich Titel und Güter von Northampton, Parr und Kendale erbte und 1601 †. Unter seinen 3 Frauen ist die schöne und geistreiche Maria Sidney, Gräfin von P., merkwürdig. Von ihren Kindern folgte Wilhelm I. seinem Vater als Graf von P. Dieser erhielt 1610 das Gouverne-

ment von Portsmouth, bildete Gesellschaften zur Kolonisation von Virginien und der Bermudasinseln und stand bei Jakob I. u. Karl I. in großer Gunst. Er † 1630, worauf, da er seine 2 Söhne frühzeitig verloren, als Graf von P. sein jüngerer Bruder, **Philipp**, Graf von Montgomery, folgte. Obwohl ebenfalls Günstling Jakobs I. u. Karls I., war er doch einer der ersten Lords, die beim Ausbruch der Revolution den König verließen, trat in das sogenannte lange Parlament, stimmte 1649 für Abschaffung des Oberhauses und ward Mitglied des neu angeordneten Staatsraths. Kurz darauf † er, 1650. Sein Enkel, **Thomas**, schlug unter Jakob II. 1685 den empörten Herzog von Monmouth, wurde 1688 Lordlieutenant von Wiltshire, 1689 Geheimerath, nach Wilhelms III. Thronbesteigung 1691 Lord Siegelbewahrer und vornehmster Rathgeber des Königs und 1702 Großadmiral von England und Irland. Während der Abwesenheit des Königs gehörte er siebenmal zur Zahl der Lords Justices, denen die Regentschaft des Landes anvertraut war. Im Jahre 1707 war er einer der Kommissarien für die Union und ging unmittelbar darauf als Lordlieutenant nach Irland, wo er in seiner 3jährigen Verwaltung durch Klugheit und Mäßigung die Angelegenheiten Irlands in ziemliche Ordnung brachte. Nach Beendigung seiner Mission in Irland zog er sich nach Wilton zurück, mußte aber 1714 nochmals hervortreten, da ihn Georg I. von Hannover aus zu einem der Lords Justices ernannte, welche bis zu seiner Ankunft in England die Regierung leiten sollten. Er † 1733. Sein Urenkel, **George Augustus**, Lordlieutenant von Wiltshire, General von der Armee, war 1827 außerordentlicher Gesandter am wiener Hofe und † nach 1827. Sein ältester Sohn, **Robert Heinrich**, geboren den 19. Sept. 1791, ist das jetzige Haupt der Familie, vermählt seit 1814 mit Ottavia Spinelli, verwittweten Prinzessin Rubari aus Sicilien. Aus einer zweiten Ehe mit einer Gräfin Woronzove ward dem Grafen Georg August den 10. September 1810 zu Richmond ein zweiter Sohn, **Sidney Herbert**, der präsumtive Erbe, geboren, der, 1832 zum Parlamentsmitglied für Wiltshire erwählt, sich der Partei Robert Peels anschloß u. von diesem 1841 zum Sekretär der Admiralität und im Febr. 1845 zum Kriegssekretär ernannt ward. Später gehörte er zu den Führern der liberal-konservativen Freihandelspartei im Unterhause, machte sich aber durch puseyitische Tendenzen mißliebig. Bei der Bildung des Ministeriums Aberdeen-Russell im Dec. 1852 ward er wieder Kriegssekretär mit einem Sitz im Kabinet.

Pemmikan, bei den nordamerikanischen Indianern der Fleischvorrath, der auf eigenthümliche Weise für längere Aufbewahrung zubereitet worden ist. Es wird nämlich das Fleisch der auf ihren großen Jagdzügen erlegten Thiere (besonders Hirsche, Büffel, Bären) in lange Streifen geschnitten, im Rauche oder an der Luft getrocknet, sodann zwischen Steinen grob zerrieben und durch Beimischung von geschmolzenem Fette wieder zu einer kompakten Masse gemacht. In diesem Zustande hält es sich 3—4 Jahre.

Pempelfort, Dorf in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Düsseldorf, ganz nahe bei der Stadt Düsseldorf, mit mehren Fabriken, einer großen Anzahl schöner Landhäuser und Gärten der Stadtbewohner und 2260 Einw.; sonst Aufenthalt Friedr. Heinr. Jacobi's.

Penäa (**Fischleimstrauch**), Pflanzengattung aus der Familie der Penäaceen, charakterisirt durch den 2blätterigen Kelch, die glockenförmige, 4spaltige Korolle, 4kantige, 4fächerige, 8samige Kapsel, kleine ästige, gewöhnlich klebrig-harzige Sträucher in Südafrika. P. Sarcocolla *L.*, **gemeiner Fischleimstrauch**, nur 1—2 Fuß hoch, aufrecht, steif, in Aethiopien u. Südafrika, liefert in seinem ausfließenden und an der Luft erhärtenden Saft das **Fischleimgummi** (Gummi Sarcocollae, Gluten carnis, Sarkokolle). Dasselbe besteht aus ganz kleinen, hirsekorngroßen oder etwas größern, rundlichen Körnern, die eine brüchige, zerreibliche, zusammengebackene und bisweilen durch feine Härchen zusammengehaltene Masse darstellen. Die Körnchen wie die Massen haben eine weißgelbliche od. röthlichgelbe, bisweilen auch bräunliche Farbe, einen etwas scharfen, süßlich-bittern oder faden Geschmack und keinen Geruch, lösen sich im Wasser auf, lassen aber $^1/_5$ bassorinartiger Materie zurück. Die alten arabischen Aerzte rühmten den Fischleim angelegentlich als Purgirmittel, später wurde er jedoch nur äußerlich bei Wunden und Geschwüren und besonders bei Augenkrankheiten gebraucht. Jetzt wird er in Europa kaum mehr angewendet. Eine schöne Zierpflanze ist P. formosa *Thb.*, **schöner Fischleimstrauch**, mit kreuzweise entgegengesetzten, stiellosen, eirunden Blättern mit blassem Rande und gelbröthlichen, endständig gehäuften Blüthen mit länglichen, blutrothen Brakteen, auf dem Kap. Die Penäen werden durch Samen und Stecklinge im warmen Mistbeete vermehrt, in leichte sandige Laub- und Heideerde gepflanzt und bei 5—8 Grad Wärme durchwintert.

Peñafiel, 1) Stadt in der spanischen Provinz Valladolid, unweit der Vereinigung des Duero und des Duranton, ist Bischofssitz mit festem Schloß, 4 Kirchen, Färberei, Weberei, Gerberei, und 3300 Einw. — 2) P.-de-Souza (**Peñafial**), Stadt in der portugiesischen Provinz Minho, südwestlich von Amarante, rechts am Tamega, hat eine schöne Kirche, ein Hospital, ein Kloster, ein Armenhaus und 2300 (nach Andern 5000) Einwohner.

Peñamacor, feste Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, südlich von Sabugal, auf einem hohen Felsen an der Grenze von Spanien, hat ein Schloß, mehre Kirchen, Klöster, ein Hospital, Armenhaus und 2300 Einwohner.

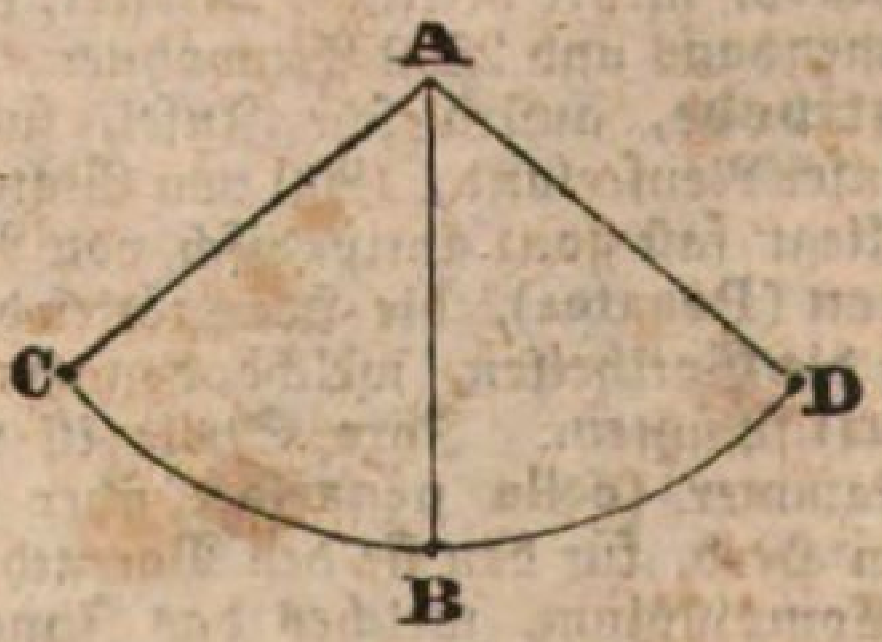
Penantipode, australische Insel, südöstlich von der Insel Neuseeland, 1800 von Waterhouse entdeckt; liegt fast ganz antipodisch von London.

Penaten (Penates), die Hausgötter der Römer, oder die Gottheiten, welche den Hausvorrath (penus) schützten. Ihre Stelle ist vor der Vorrathskammer (cella penaria), über der sie walten, am Herd, für den sie den Vorrath hergeben, im Compluvium, welches das Innere des Hauses frisch und kühl erhält, unter dem Baum desselben, welcher sie beschattet. Der Herd kann als Opferstätte für sie dienen, doch wird zuweilen

ein eigener Altar für sie errichtet. Geweiht ist ihnen auch die Küche u. der Tisch mit dem Salzfaß darauf. Die P. wurden, da sie über die materielle Subsistenz der Familie walteten, in der sie mit dem Penus selbst forterbten, eben so wie die vergötterten Ahnen oder Laren (s. d.), als Götter der Familie betrachtet, oft mit ihnen verbunden, in späterer Zeit auch verwechselt, wie ihr Name häufig wie der der Laren zur Bezeichnung des Hauses gebraucht wird. Eben so, wie den Laren, hatte man, wie der Staat selbst der Familie analog gefaßt wurde, neben jenen Penates privati auch P. des Staats, P. publici, deren Tempel in Rom auf der Velia stand, in welcher ihre Bilder aufgestellt waren, zwei sitzende, mit Lanzen bewaffnete Jünglinge, wahrscheinlich auf die ursprüngliche Doppelheit des aus latinischem und sabinischem Stamme erwachsenen Roms hindeutend. Es galten aber auch für Rom die altlatinischen P., die in Lavinium (s. d.), dem Heiligthume des alten latinischen Bundes, zugleich mit der Vesta verehrt wurden u. von denen man, da der Glaube an trojanische Abstammung feststand, behauptete, daß Aeneas sie von Troja dahin gebracht habe. Ihnen, die man als Stammpenaten Roms betrachtete, brachten auch von da aus Konsuln und Prätoren beim Antritt, auch wohl bei Niederlegung ihres Amtes mit den Pontifices alljährlich feierliche Opfer. Ihre symbolische Darstellung mit Heroldsstäben, Lanzen, thönernen Gefäßen ꝛc., sowie die über ihre Herkunft herrschende Dunkelheit veranlaßte später verschiedene Deutungen ihres Wesens. Auch bei andern altitalischen Völkern verehrte man P., bei den Etruskern als solche die Fortuna, Ceres, den Genius und Pales. Vgl. Klausen, Aeneas und die P., Hamburg 1839 bis 1840, 2 Bde.

Pendant (v. Franz.), in der Kunstsprache ein Gemälde oder ein Kupferstich, welcher zu einem andern korrespondirend gehört, daher gewöhnlich s. v. a. Seiten- oder Gegenstück; bei den Galanteriehändlern diejenigen Ohrgeschmeide, welche in Gestalt von Trauben oder Birnen lang herabhängen und meist von hohem Werth sind, da man sich zu ihrer Verfertigung der größten Diamanten und Perlen bedient.

Pendel (Pendulum), im Allgemeinen jeder herabhängende Körper, insbesondere aber eine solche Vorrichtung, in welcher mit einer Stange, einem Faden oder Drahte ein schwerer Körper an einem Punkte, dem Aufhängepunkte, so befestigt ist, daß eine Bewegung um letztern erfolgen kann.



AB stelle ein solches P. dar; A sey der Aufhängepunkt, B der schwere Körper, AB der Faden, der Draht oder die Stange. In seiner lothrechten Lage wird das P. ruhen; denn die Kraft, mit welcher der schwere Körper B senkrecht nach unten strebt, wird durch die Kohäsion des Fadens oder Drahtes AB ins Gleichgewicht gesetzt. Bringt man dagegen das P. in die Lage von AC, so wird der Körper B, den wir, als die Hauptmasse enthaltend, vorzüglich ins Auge fassen wollen, durch die Schwere herabgetrieben, vermag aber nicht in der Senkrechten, in der Falllinie, sich herabzubewegen, sondern durchläuft, vom Faden gehalten, den Kreisbogen CB. Dabei erlangt er durch fortwährende Anziehungskraft der Erde bei tieferem Fall immer schnellere Bewegung u. kommt mit seiner größten Geschwindigkeit in den Punkt B. Wenn er dort angelangt ist, hört zwar die Schwere auf, beschleunigend auf ihn zu wirken, allein seine Geschwindigkeit führt ihn, nach dem Gesetze der Trägheit, über B hinaus; aber nicht in der Richtung der Tangente geht er weiter, sondern, durch den Faden abermals genöthigt, steigt er in dem Bogen BD wieder in die Höhe. Wie aber bei seiner Bewegung durch CB die Erdschwere beschleunigend auf ihn wirkte, so wirkt sie jetzt, u. zwar genau in demselben Maße, verzögernd auf ihn ein, und es ist leicht zu erkennen, daß der Körper B, in D angelangt, seine ganze Geschwindigkeit verloren haben muß. Allein noch ruht er nicht, sondern, in seiner Falllinie nicht unterstützt, beginnt er von Neuem seinen Lauf von D nach B, erlangt dort wiederum das Maximum seiner Geschwindigkeit, erhebt sich dann, immer langsamer gehend, abermals fast bis zum Punkte C, fällt hierauf wieder zurück und würde unausgesetzt zwischen C und D sich bewegen, wenn nicht Reibung am Aufhängepunkte und der Widerstand der Luft vorhanden wären. So aber verbraucht das P., um die Reibung zu beseitigen und die hindernd entgegentretende Luft zu verdrängen, fort u. fort einen Theil seiner Bewegkraft; die Bogen, welche es durchläuft, werden immer kleiner und kleiner, und endlich kommt es im Punkte B vollständig zur Ruhe. Um die Gesetze des P.s leichter zu übersehen, nimmt man den schweren Körper nur als einen schweren Punkt u. den Faden schwerlos an und nennt ein solches P. ein *einfaches* oder *mathematisches* P. Unter der Länge desselben (*Pendellänge*) versteht man die Entfernung des schweren Punktes vom Aufhängepunkte und unter seinem Schwunge (*Schwingung*, *Pendelschlag*, *Oscillation*, wohl auch *Vibration*) die Bewegung längs des ganzen Kreisbogens CD. Die Zeit, welche das P. auf eine Schwingung verwendet, heißt die *Schwingungszeit*. Der Winkel, welchen die jedesmalige Lage des P.s mit der senkrechten Lage bildet, heißt der *Elevationswinkel* (*Elongationswinkel*). Bei der Bewegung des P.s findet das merkwürdige Gesetz Statt, daß fast ganz genau die Schwingungszeiten gleich sind, man mag das P. große oder kleine Bogen durchlaufen lassen. Dies kommt daher, daß das nur wenig aus seiner Gleichgewichtsstellung gebrachte P. mit einer höchst geringen Kraft sich zurückbewegt; ist es dagegen weit von seiner Ruhelage entfernt, vermöge der starken Neigung seiner Bahn, schon im Anfange seiner Bewegung eine bedeutende Geschwindigkeit erlangt und durch den großen Bogen fast in eben

der Zeit, wie vorhin durch den kleinen Bogen fortgeführt wird. Ein einfaches oder mathematisches P. im strengsten Sinne des Worts gibt es in der Wirklichkeit nicht; alle P., die wir haben, bestehen aus Materie, sind daher physische P. Bei einem solchen, das gleichsam als ein Aggregat von lauter schweren Punkten zu betrachten, also ein zusammengesetztes P. ist, haben die einzelnen Punkte bei der Bewegung, wegen ihrer verschiedenen Entfernung vom Aufhängepunkte, auch verschiedene Geschwindigkeit. Da sie aber fest mit einander verbunden sind, so bedingen sie sich gegenseitig in ihrer Schnelligkeit. Die, welche dem Aufhängepunkte näher liegen, zwingen die entfernteren, schneller zu schwingen, als ihnen zukommt, während sie selbst durch diese genöthigt werden, langsamer zu schwingen, als sie es, ihrer Entfernung gemäß, für sich thun würden, und hieraus entspringt eine gewisse mittlere Geschwindigkeit, wie sie einem gewissen mittleren Punkte des P.s zugehört. Dieser Punkt eines zusammengesetzten P.s, bis zu welchem, vom Aufhängepunkt gerechnet, ein eben so schnell schwingendes einfaches P. reicht, heißt der Mittelpunkt der Schwingung oder Schwingungspunkt (centrum oscillationis). Den Schwingungspunkt eines physischen P.s hat man sicher ermittelt, wenn die Schwingungen in gleicher Zeit erfolgen, mag man nun das P. im eigentlichen Aufhängepunkte befestigen, oder den Aufhängepunkt und Schwingungspunkt verwechseln. Auf diese Eigenthümlichkeit gründete der englische Schiffskapitän Kater das von ihm erfundene Reversionspendel, welches er zur Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels mit Vortheil benutzte. Dieses besteht im Wesentlichen aus einer Messingstange, an welcher sich zum abwechselnden Auflegen auf entgegengesetzten Seiten 2 dreiseitige Stahlprismen befinden, welche sich eine Kante zukehren und eine genau gemessene Entfernung von einander haben. In der Nähe dieser Auflegeaxen sind auf beiden Seiten verrückbare Cylindergewichte angebracht, die so lange verschoben werden, bis die Schwingungen, welche entstehen, wenn das P. bald mit dem einen, bald mit dem andern Prisma aufgelegt wird, gleichzeitig geworden sind.

Ein Sekundenpendel ist ein physisches P., dessen Schwingungszeit eine Sekunde beträgt. Da aber die Erdschwere die das P. bewegende Kraft ist, so kann ein Sekundenpendel, wegen der verschiedenen Anziehung, weder an allen Orten der Erde, noch in allen Entfernungen von der Erde einerlei Länge haben. Schon Newton hatte dies vermuthet; da die Erdkugel, meinte er, eine rotatorische Bewegung habe, so müsse der daher entstehende, die reine Wirkung der Schwerkraft beeinträchtigende Schwung unter dem Aequator, als dem größten, am meisten schwingenden Kreise, auch am größten seyn, und man müsse bei der Annäherung dahin eine Abnahme der Schwere, d. h. der sie messenden Pendellänge, bemerken. Um hierüber Gewißheit zu verschaffen, wurde 1671 von der französischen Akademie Richer nach der unter 5° nördl. Br. gelegenen Insel Cayenne gesendet, und es überzeugte sich derselbe auch wirklich, daß er daselbst sein von Paris mitgebrachtes Sekundenpendel, wenn es richtig schwingen sollte, um $1\frac{1}{4}$ Linien verkürzen müsse; allein zugleich erkannte er, daß die Abnahme der Schwere am Aequator zu bedeutend sey, um, wie Newton behauptete, von der Centrifugalkraft allein herrühren zu können, daß vielmehr der Hauptgrund ihrer Verminderung in der allmähligen Abplattung der Erde nach den Polen hin zu suchen sey. Nach Richer sind hierüber vielfache Beobachtungen angestellt worden, und alle haben unzweifelhaft ergeben, daß ein P., welches bei einer Länge von 3 Fuß 0 Zoll 8,693 Linien in unserer mittelbaren Breite genau Sekunden schlägt, unter dem Aequator langsamer und an den Polen schneller geht und daher verkürzt oder verlängert werden muß, um wieder genaue Sekunden zu schlagen. Auch hohe Berge üben auf die Geschwindigkeit des P.s einen bedeutenden Einfluß. So fand Bouger, daß ein P., welches am Ufer des Meeres in 24 Stunden 98,770 Schwingungen machte, auf dem Pichincha in derselben Zeit nur 98,720 Schwingungen durchlief, und bei höhern Bergen, bei denen übrigens nicht bloß die Abnahme der Schwerkraft wegen weiterer Entfernung vom Mittelpunkte der Erde, sondern auch ihre Zunahme durch die Anziehungskraft des Berges in Betracht kommt, wird dieser Unterschied viel erheblicher. Wie nun diese merkwürdigen Erscheinungen am P. uns den deutlichsten Beweis liefern, daß die Erde unter dem Aequator einen größern Durchmesser haben müsse, als an den Polen, u. daß die Stärke der Schwere mit der Entfernung von der Erde sich vermindere, so lernen wir auch den Weg eines freifallenden Körpers erst durch die Länge des Sekundenpendels ganz genau kennen, indem sich durch Schlüsse zeigen läßt, daß man die Länge eines Sekundenpendels mit 4,9348

$$\left(= \tfrac{1}{2}\,\pi^2 = \frac{(3{,}14159)^2}{2}\right)$$

multipliciren muß, um den Fallraum für eine Sekunde zu bestimmen. Wenn also nach Bessels Bestimmung die Länge des Sekundenpendels in Königsberg an der Oberfläche der Ostsee = 440,8179 pariser Linien ist, so erhält man den Raum, den ein frei fallender Körper in der ersten Sekunde durchläuft, = 2175,349 Linien = 181,279 Zoll = 15,1066 Fuß. Diese Werthe ändern sich natürlich mit der Länge des P.s, so daß z. B. am Aequator der Fallraum in einer Sekunde nur 15,053 beträgt.

Außer zu physikalischen Zwecken dient das P. im gemeinen Leben zur Unterstützung technischer Verrichtungen. So gebrauchen z. B. die Maurer u. Zimmerleute das ruhende P. zur Auffindung der Vertikallinie u. nennen den einfachen Apparat, der das P. enthält u. gewöhnlich nur aus einer an einem Faden befestigten Bleikugel besteht, das Loth oder auch das Bleiloth. Das bewegte P. sehen wir in seiner Verwendung beim Läuten der Glocken, in den Schwengeln der Brunnen, der Schraubenpressen &c. Vorzüglich aber gibt das P. den besten Regulator einer Uhr ab. Huygens war der Erste, der diesen Gebrauch vom P. machte (vergl. dessen Horologium oscillatorium, Paris 1673), u. seitdem sind die sogenannten Pendeluhren (s. Uhren) überall eingeführt worden. Bei manchen

Uhren schwingt die Pendelstange nicht, wie es bei den gewöhnlichen Wanduhren der Fall ist, in Kreisbögen, sondern sie durchläuft die Oberfläche eines Kegels. Solche P., die sich z. B. an den Tertienuhren finden, heißen konische P. oder Centrifugalpendel. Der schwere Körper an dem P. der Uhren ist eine Metallmasse, welche meist, damit ihr bei der Bewegung durch die Luft nur geringer Widerstand entgegengestellt werde, eine linsenförmige Gestalt besitzt und gewöhnlich an einem dünnen Stabe aus Holz oder Metall verrückbar befestigt ist. Da jedoch die Pendelstangen, wie alle Körper, durch die Wärme ausgedehnt, also länger werden, bei der Kälte dagegen sich verkürzen, so ändert sich natürlich auch mit der Verlängerung u. Verkürzung die Schwingungszeit der P., und der richtige Gang der Uhren wird dadurch gestört. Um dies so viel als möglich zu vermeiden, fertigt man die Pendelstangen aus einem Material, das sich gegen die Einflüsse der wechselnden Temperatur ziemlich indifferent verhält, und empfiehlt als solches gut ausgetrocknetes Tannenholz, das man in Oel gesotten und dann überfirnißt hat. Mehr noch begegnet man jenem Uebelstande, wenn man die Pendelstange aus mehren Metallen, die sich in der Wärme ungleichartig ausdehnen, so zusammensetzt, daß durch die Gegenwirkung des einen die Wirkung des andern Metalls aufgehoben (kompensirt) und auf diese Weise ein P. erhalten wird, das bei dem Wechsel der Temperatur eine unveränderliche Länge behält. Ein solches Kompensationspendel ist das rostförmige P. (Rostpendel).

Das elektrische oder elektrometrische P. besteht aus einem horizontal schwebenden Stäbchen, welches an sehr feinem Silberdrahte oder an einem einfachen Coconfaden aufgehängt ist und durch seine Schwingungen, in die es durch einen genäherten elektrischen Körper versetzt wird, die Stärke der vorhandenen Elektricität anzeigt. Es ist gleichbedeutend mit der elektrischen Torsions- oder Drehwage (s. d.). Ein ähnlicher, zur Ermittelung der Luftelektricität bestimmter und von Yelin angegebener Apparat heißt horizontales P. oder Oscillationslibelle. Zu einem magnetischen P. wird ein Magnet benutzt, den man in seinem Schwerpunkt an einem feinen Faden aufhängt und in dem magnetischen Meridian zur Ruhe kommen läßt, dann aber anstößt, so daß er oscillirt. Aus der Anzahl seiner Schwingungen, die er in einer Sekunde macht, läßt sich auf die Größe der dem Magnete inwohnenden Kraft schließen.

Die ersten Anfänge zu der Lehre vom P. und die über dasselbe aufgestellten Gesetze verdanken wir Galilei. Schon 1582, als er das Schwingen einer hängenden Lampe im Dome zu Pisa beobachtete, hatte er den Isochronismus (die Gleichzeitigkeit) der Pendelschwingungen erkannt, fand darauf die übrigen Gesetze, bewies später, daß das Gewicht des P.s keinen Einfluß auf die Geschwindigkeit desselben übe, und widerlegte auf diese Weise die scholastischen Trugschlüsse von der Einwirkung des Gewichts auf die Fallbewegung. Nach ihm lehrte Huygens die Anwendung des P.s zur Regulirung der Uhr. Auch Newton hat sich mehrfache Verdienste um die Lehre vom P. erworben. Die ersten Kompensationspendel fertigten Graham und Harrison; und in neuerer Zeit hat der zu Königsberg verstorbene Astronom Bessel durch seine mit dem P. angestellten Versuche bedeutende Berühmtheit erlangt. Seine hierauf bezüglichen Werke: Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels, und: Untersuchungen über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht, erschienen zu Berlin in den Jahren 1828 und 1832.

Pendeloquen (v. Franz.), kleine, aus Gold, geschliffenem Glase 2c. gefertigte Schmucksachen, welche zur Verzierung namentlich an Ohrringe u. Uhrketten gehängt werden; auch längliche, an einem Ende zugespitzte Diamanten.

Pendelschwingungen, s. Pendel.

Pendeluhr, s. Pendel u. Uhr.

Pendente lite (lat.), während noch anhängigen, noch nicht entschiedenen Prozesses.

Pendschab (Pundschab, d. i. Fünfstromland), ostindisches Land, zwischen dem Indus, Sedletsch und Himalaya, grenzt an Kabul, die englischen Besitzungen, Sindh und Beludschistan und hat einen Flächenraum von etwa 6000 geographischen □Meilen. Das Land gleicht einem großen Triangel, dessen Grundlinie, der Himalayakette entlang, sich von Ost gegen Nordwest etwa 100 geographische Meilen weit ausdehnt und dessen Schenkel, etwa 130 geogr. Meilen lang, durch den Sedletsch und Indus gebildet werden. Die Kette der Salzberge, über 2 Stunden breit, durchbrochen vom Dschelum, bildet den Südrand des etwa 800 Fuß absolut hohen Tafellandes, das mit ihr zu der Niederung der Pendschabebene abfällt, dessen Gipfelhöhen sich an 2000 Fuß absolut über dem Meere erheben. Sandstein ist ihre Formation, Kieselblöcke finden sich als Einlagerungen; die Abstürze sind sehr steil, oft senkrecht und nackt. An mehren Stellen brechen heiße Quellen hervor. Alaun, Antimon, Schwefel finden sich hier, besonders aber ein rother Thon, der gleichen Schritt hält mit dem Vorkommen von Steinsalz. Diese Bergkette streicht bis zum Ufer des Indus bei Narabagh u. von da weiter bis zum Fuße der hohen Gebirge Kabulistans. Bei Karabagh steigen Steinsalzfelsen in meist rothen, krystallinischen, seltsamen Formen bis 100 Fuß über den Indusspiegel empor. Das P. ist trotz seiner zahlreichen Flüsse schlecht bewässert. Unfruchtbare Sand- und Felswüsten dehnen sich weithin aus; namentlich ist die Gegend am Indus eine bloße Sandwüste, die nur Dornen und Tamarinden erzeugt. Kaum hat die Regenzeit ein frisches Grün ausgebreitet, so verbrennt die heiße Sonne wieder alle Vegetation. Sehr fruchtbar ist aber das Duab zwischen dem Sedletsch und Levab, im Norden europäischer, im Süden indischer Art; im Berglande ist Holzreichthum, besonders Cypressen und Fichten. In manchen Gegenden gedeihen die indischen Cerealien und Handelspflanzen in kaum für das Bedürfniß hinreichender Menge. Im Allgemeinen hat das P. Ueberfluß an Korn, Wein, Oel (Sesamum), Salz und vielen andern Ausfuhrartikeln. Zu den Hauptprodukten gehören: Steinsalz, auch Steinkohlen, Eisen, Goldsand im Tschenab und Indus; Alaun

und Schwefel liefern die Salzberge, Salpeter der Boden der Ebenen. Das zwar kleine, aber sehr saftreiche Zuckerrohr wird in Menge zu Zucker verarbeitet. Indigo gedeiht besonders im Osten von Lahore, dagegen geräth der Baumwollenstrauch nicht, und das Gespinnst des Seidenwurms ist unbekannt. Von Thierarten finden sich Leoparden, Panther, Tigerkatzen, Bären, Wölfe, Füchse, Hirsche, Rehe u. a. im Nordlande wie in Kaschmir; in dem südlicheren Theile kommen noch einige indische Thierarten dazu, doch werden wilde Bestien immer seltener. Für die Pferdezucht wird jetzt mehr gethan; das Dunnipferd, zwischen Dschelum und Indus, ist von bester Race und dient der Reiterei der Sikhs. Die Maulthiere am Dschelum sind sehr stark und tragen große Lasten; ebenso die Kameele im Süden des P. Rinderheerden sind zahlreich, Schafheerden fehlen. Unter den industriellen Produkten sind besonders die Wollwaaren Kaschmirs und die Seidengewebe von Multan zu nennen. Handel mit Salz und Wollenzeuchen und der Durchgangshandel zwischen Indien und Afghanistan beschäftigen viele Bewohner. Die Sikhs treiben hauptsächlich Viehzucht, besonders mit Pferden. An den obern Sedletschufern aber, in der Nähe von Ludiana, geben sich die Einwohner ausschließlich mit dem Ackerbau ab. In den angebauten Gegenden hat das Land das Ansehen einer großen Wiese; nirgends erblickt man niedriges Gesträuch, und meilenweit erstrecken sich die herrlichsten Weizenfelder ohne eine einzige Hecke. Das Korn wächst ohne Bewässerung; Bäume trifft man nur in der Nähe der Dörfer. Die Flüsse des P. sind, außer dem Indus, der Dschelum (Hydaspes), Tschenab (Acesines), Rawi, Sedletsch (Hyphasis) und Bedschah. Sie entspringen sämmtlich im Himalaya und strömen dem Indus zu. Alle diese 5 Flüsse zusammen bilden den Punschnud, der als ein mächtiger schiffbarer Fluß sich in der Provinz Multan mit dem Indus vereinigt. Das Land wird von diesen Flüssen in vier Abschnitte (D u a b s) getheilt. Der e r s t e B e z i r k, den der Indus und der Dschelum einschließen, ist gegen 147 englische Meilen breit, der größte, aber am wenigsten bebaute und am schwächsten bevölkerte Distrikt des Reiches. Er ist ganz mit Höhenzügen bedeckt, die nach der Mitte zu bedeutend ansteigen u. von tief eingeschnittenen Thälern durchzogen werden. Einige Thäler ausgenommen, ist der Boden überall mit Buschwerk bewachsen. Die Ströme, die in einem tiefen Bette fließen und von steilen Ufern eingeengt sind, eignen sich nicht zur Berieselung des Bodens, ohne die in diesen Gegenden an keine Kultur zu denken ist. Als Hauptstadt kann Dschelum gelten, am gleichnamigen Flusse gelegen. Der z w e i t e B e z i r k, der sich bis zu 46 Meilen verengt, liegt zwischen den Flüssen Dschelum und Tschenab. Er ist beinahe völlig eben, denn seine Berge bestehen bloß in einer niedrigen Hügelreihe mit vielen Dschungeln (Sumpfdickichten). Der Boden ist leicht und sandig, trägt indessen Kräuter genug, um zahlreichen Heerden von Kameelen, Rindvieh, Schafen und Ziegen Nahrung zu geben. Wo er bebaut werden soll, muß Berieselung Statt finden, die bis jetzt mittelst Brunnen geschieht, deren Wasser durch Schöpfräder emporgehoben wird. Die Einwohner bauen Baumwolle, Zuckerrohr, Weizen u. die indischen Getreidearten Jowary (Holcus sorghum) und Gräm (Cicer arietinum). Der Tschenab, der Hauptstrom dieses Duabs, ist für Flußfahrzeuge schiffbar. Kleiner und seichter ist der Rawi, der mit dem Tschenab den d r i t t e n B e z i r k einschließt, dessen Breite zu 76 Meilen angegeben wird. Auch hier liegt der größte Theil des Landes wüst, überwachsen mit wildem Indigo, Tamarisken 2c.; nur ein Drittel des Bodens, das Land in der unmittelbaren Nähe der Dörfer, ist bebaut. Die Dattelpalme gedeiht aber in voller Pracht. Die größte Stadt ist Ramnaggar am linken Ufer des Tschenab, ganz von Mohammedanern bewohnt. Der v i e r t e und letzte B e z i r k des P., vom Rawi und Sedletsch eingeschlossen, ist 44 Meilen breit und besitzt die größten Städte: Lahore, die Hauptstadt des Landes, Amritsir, Hauptsitz der Religion, und Kassaur. Zum R e i c h e d e r S i k h s (s. d.), das hier bis 1849 bestand, gehörten außer dem P. noch mehre Provinzen, Kaschmir, Peschawer u. Multan. Kaschmir wurde 1803 vom Reiche der Afghanen abgelöst, aber gewissenlos ausgesogen und verwüstet. Mit diesen Provinzen hatte das Reich einen Umfang von 8000 geogr. □Meilen mit 5 Millionen Einwohnern und einem Einkommen von 20 Millionen Gulden. Nach dem Kriege mit Dhulip Singh ward laut Proklamation des Generalstatthalters von Ostindien aus Ferozpur vom 29. März 1849 das P., mit Ausnahme des Gebiets Ghulab Singhs von Kaschmir und Dschamu, dem indobritischen Reich einverleibt. Der Flächenraum dieses Gebiets wird auf 4720 □Meil., seine Bevölkerung auf 3 Millionen, sein Ertrag auf cirka 1 Million Pfd. Sterl. geschätzt. Es bildet 5 Provinzen: Lahore mit 5, Multan mit 3, Bedschah mit 4, Dschelum mit 4 Bezirken, dann Peschawer mit Hesareh jenseit des Indus. Für das britische Ostindien ist dasselbe von unschätzbarer Wichtigkeit, denn mit diesem Lande gewann das indobritische Reich natürliche Grenzen, im Norden den unübersteiglichen Hindukusch, im Westen den Indus, der nur an wenigen, leicht zu vertheidigenden Stellen eine Furth darbietet. Seit Alexanders des Großen Zeit war das P. allezeit die erste Beute der von Westen andringenden Eroberer Indiens. Die persische, die afghanische, die mongolische Dynastie, welche nach einander das Scepter in Delhi führten, erfochten ihre ersten Siege auf den Ebenen des P. und beherrschten es dann als einen integrirenden Theil ihres indischen Reiches. Das P. ist überdies eine treffliche Position für den Angriff. Durch Peschawer, das Rundschit Singh mit dem P. vereinigte, führt die nächste und bequemste Straße auf das Hochland von Afghanistan. Ein weiterer Vortheil der geographischen Lage des P. ist, daß von hier aus der Indus beherrscht wird. Die Schifffahrt auf jener großen Handelsstraße des nördlichen und westlichen Indiens hat mit den an seinem Ufer hausenden eingeborenen Fürsten mehr Verträge und Streitigkeiten veranlaßt, als sonst irgend ein Gegenstand, um den England in den letzten Jahren unterhandeln oder fechten

mußte. Im Besitz des P. kann England diese große Wasserstraße den Gefahren der Störung überheben, die ihr früher ihren halben Werth entzogen. Nachweise ergaben überdies, daß von den drei Flußbezirken (Duabs) vier der umfassendsten Verbesserungen fähig sind, daß man durch Anlegung von Kanälen das ganze Land bewässern und aus einer Wüste in einen Garten verwandeln kann.

Penedo, Villa in der brasilianischen Provinz Alagoas, einige Meilen oberhalb der Mündung des San Francisco, mit mehren ansehnlichen Gebäuden, Franciskanerkloster, lateinischer Schule, treibt auf dem Flusse lebhaften Handel u. hat mit Einschluß des dazu gehörigen Kirchspiels 12,000 Einw.

Penelope, Tochter des Icarius und der Periböa aus Sparta, die eben so tugendhafte als schöne Gemahlin des Odysseus, von dem sie kaum erst den Telemachus geboren hatte, als er nach Troja zog. Während ihres Gemahls zwanzigjähriger Abwesenheit von einer Menge Freier umlagert, hielt sie dieselben zuletzt dadurch hin, daß sie vor ihrer Entscheidung noch des alten Laertes Leichengewand fertigen zu müssen erklärte und nun Nachts auftrennte, was sie bei Tage gewoben hatte. Aber ihre Mägde verriethen die List und immer größer ward ihre Noth; da erschien endlich der heißersehnte Odysseus, gab sich ihr zu erkennen und lebte fortan mit ihr vereint. Sie gebar ihm noch einen Sohn, Ptoliporthes.

Penetrale (v. Lat.), das Innere eines Ortes oder Hauses, namentlich das innere Heiligthum eines Tempels, welches gewöhnlich mit der Statue der Gottheit geschmückt u. nicht Jedem zugänglich war; in fürstlichen Begräbnissen der Ort, wo die Särge beigesetzt werden.

Penetrant (v. Lat.), durchdringend, scharfsinnig, durchsehend; daher Penetration.

Peneus, der Hauptstrom Thessaliens und einer der größten Flüsse des alten Griechenlands überhaupt, hatte auf dem Pindus und namentlich auf dem Lacmon seine Quellen, ward auf seinem östlichen, einen großen Bogen gegen Süden beschreibenden Laufe durch eine bedeutende Anzahl von Nebenflüssen verstärkt und mündete, nachdem er in seinem letzten Laufe die Grenze zwischen Thessalien und Macedonien gebildet, zwischen dem Olympus und Ossa durch das Thal Tempe sich hindurchdrängend, in den thermäischen Meerbusen.

Penfred (Penfret), kleine französische Insel, Departement Finistère, an der Südküste, zu den Inseln de Glenans gehörig, die größte der Gruppe, hat ³/₄ Stunde im Umfang.

Peniche, befestigte Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, am atlantischen Ocean, auf der Südküste der gleichnamigen Halbinsel, mit Citadelle, Fort auf dem Vorgebirge Carvoeiro (Punta-di-P.), mehren Kirchen und Klöstern, Hospital, Armenhaus, kleinem, nicht sicherem Hafen, Fischerei und 2600 Einw. Gegenüber liegen die Berlingas- (Barlengas-, A-Prota-) Inseln.

Penig, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Hauptstadt der gräflich schönburgischen Standesherrschaft gleichen Namens (4,05 □Meilen mit 27,000 Einw.), am rechten Ufer der schneeberger Mulde, hat 3 Vorstädte: Altpenig (ursprünglich Aldenprünn), Mühlgasse und Topfanger, eine königliche Ephorie, ein königliches Post- und Steuer- u. ein gräfliches Justiz- und Rentamt, ein gräfliches Schloß mit schönem Park, eine schöne altgothische Kirche (meist aus Porphyr errichtet u. mit einer Porphyrschale von ungewöhnlicher Größe), große Mahl-, Papier- und andere Mühlen, einen Kupfer-Eisenhammer, 3 chemische Bleichen, eine große Kattundruckerei, mehre Wollenzeuchdruckereien, eine Baumwollspinnmühle, Strumpfwirkerei, Maschinenfabrik, Buchdruckerei, Buchhandlung, Fabriken für feine Merino's und andere feine Woll- und gemischte Zeuche, Kattun, Strumpfwaaren, Leder, Töpferwaaren, Brauereien &c. Die Einwohner, 4000 an der Zahl, treiben außer den genannten Gewerben nicht unbedeutende Oekonomie und lebhaften Handel. Treffliche Steinbrüche liefern unter Anderm Mörser. Die alte Veste P. wurde von den Sorben erbaut und, nachdem sie im 10. Jahrhundert zerstört worden war, später unter dem Namen Zinnberg wieder hergestellt. Im 13. Jahrhundert waren die Burggrafen von Altenburg Besitzer von P., und nach dem Aussterben der männlichen Linie derselben mit Albert IV. 1329 kam P. an dessen Tochter, die Gemahlin des Burggrafen von Leisnigk, worauf der Zinnberg bei P. die Residenz der Burggrafen von Leisnigk ward. Nach dem Aussterben derselben mit Hugo 1538 kam P. an den Herzog Georg den Bärtigen von Sachsen, dessen Sohn Moritz 1543 P. und Zschillen (Wechselburg) an den Grafen Ernst von Schönburg, Hugo's Schwiegersohn, gegen Wehlen, Hohnstein und Lohmen vertauschte. P. erhielt 1455 Stadtrechte und wurde 1488, wo auch der Zinnberg von dem schwäbischen Bunde zerstört ward, mit Mauern umgeben. Das jetzige Schloß wurde später aufgeführt.

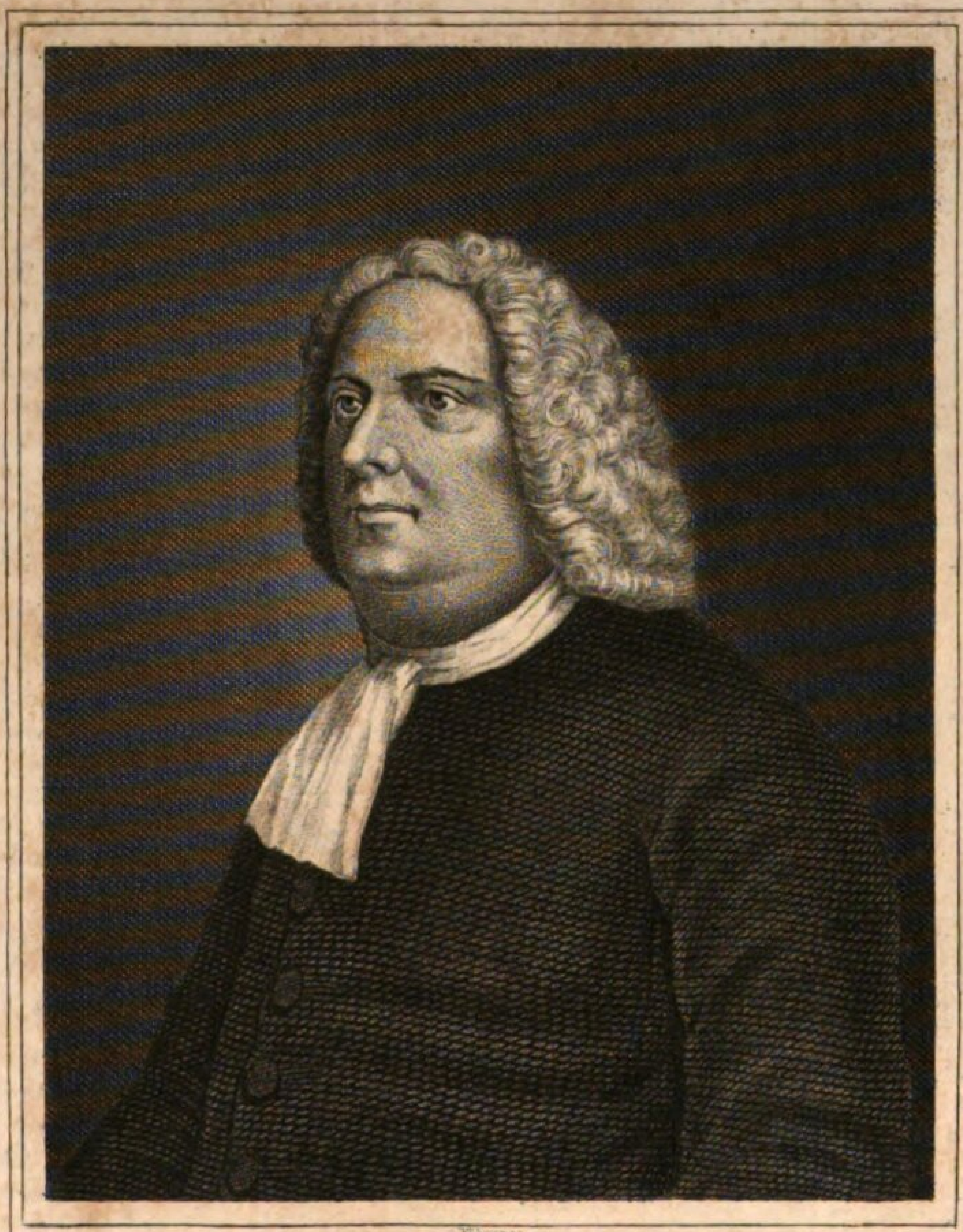
Peninsula (lat.), Halbinsel, besonders Spanien und Portugal.

Peñisa, Villa in der spanischen Provinz Valencia, baut die besten Rosinen der Provinz und hat 3200 Einw.

Peñiscola, feste Stadt in der spanischen Provinz Valencia, südlich von Tortosa, auf einer Landzunge am mittelländischen Meer, hat ein Kastell, einen Hafen, Fischerei und 2300 Einw.

Penkun, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Randow, dem Grafen von Haake gehörig, zwischen 3 Seen, mit Mauern, Schloß, 3 Thoren, Stadtgericht, Post, Spital, Viehzucht, Bierbrauerei, Strohhutfabrikation und 1660 Einw.

Penn, 1) William, britischer Admiral und Seeheld, geboren 1621 zu Bristol, wurde schon in seinem 21. Jahre Schiffskapitän, im 24. Viceadmiral der irischen Flotte, wohnte als Admiral der dreitägigen, in der Nähe des Texels den Holländern gelieferten Seeschlacht bei (1653) und erhielt 1654 von Cromwell den Befehl über eine Flotte, welche St. Domingo nehmen sollte. Da die Landungstruppen aber von den Einwohnern



NACH DEM GEMALDE VON KNELLER.

WILLIAM PENN

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

geschlagen wurden, so segelte P. nach Jamaica u. eroberte diese Insel. Im J. 1656 zum Parlamentsdeputirten für Weymouth in Devonshire gewählt, zog er sich irgendwie den Unwillen der republikanischen Regierung zu und mußte in den Tower wandern. Nach der Restauration 1660 stieg P. unter Jakob II. zum Admiralitätskommissär, Gouverneur von Kinsale und zum Viceadmiral von Munster auf, nahm an der siegreichen Seeschlacht gegen die Holländer vom 13. Juni 1665 Theil, gab aber bald darauf, seiner geschwächten Gesundheit halber, den eigentlichen Seedienst auf, während er die übrigen Aemter bis 1669 beibehielt. In letzterem Jahre zog er sich nach Wunstead in Essex zurück und † 1679.

2) **William**, des Vorigen Sohn, Gründer von Pennsylvanien, geboren den 14. Okt. 1644 zu London, zeigte schon früh einen Hang zum religiösen Separatismus, der später durch eine Predigt des Quäkers Thomas Loe, den er als Student zu Oxford hörte, so gesteigert wurde, daß er, in der Ueberzeugung von der Verderbniß der herrschenden Lehre, sich vom Ritus der anglikanischen Kirche zurückzog und mit Gleichgesinnten gottesdienstliche Privatversammlungen hielt, welche bei seinen Oberen Aergerniß erregten und endlich seine Entfernung aus dem Kollegium zur Folge hatten. Sein Vater schickte ihn 1662—64 auf Reisen und bestimmte ihn dann zum Staatsdienst. Beim Ausbruche der Pest zu Lincoln, wo P. die Rechtsschule besuchte, rief ihn 1666 der Vater zurück und schickte ihn zur Beaufsichtigung seiner weitläufigen Güter nach Irland. Hier, wo P. sich selbst überlassen war, erwachte sein nur zurückgedrängtes religiöses Gefühl mit solcher Stärke, daß ihn der zufällige Besuch einer Quäkerversammlung zu Cork, in der er wiederum den erwähnten Loe hörte, sofort zum Anschlusse an die „Gesellschaft der Freunde", wie sich die Quäker nannten, bestimmte. Bald darauf wurde er vom Mayor von Cork auf den Grund einer 1661 gegen Konventikel ergangenen Verordnung mit mehren Freunden verhaftet, erlangte jedoch vom Grafen Orrery, Lordpräsidenten von Munster, seine und seiner Freunde Loslassung. Alle Bemühungen, P. von dem Irrwege, auf dem er nach der Meinung des Vaters war, zurückzubringen, scheiterten an P.s Festigkeit, und als er selbst vor dem Könige, dem Herzoge von York u. dem Vater unbedeckten Hauptes zu erscheinen sich weigerte, ward er aus dem väterlichen Hause verstoßen. Von seinen Freuden, den Quäkern, aufgenommen und von der Mutter insgeheim unterstützt, begann er jetzt in den Gassen von London zu predigen u. gewann durch seine Standhaftigkeit, seinen frommen Wandel und seine hinreißende Beredsamkeit gewaltigen Anhang, mäßigte die trübsinnigen Schwärmereien des Stifters der Sekte, Georg Fox, und erhob christliche Duldung zu einer Hauptlehre in der Gemeinde. Im J. 1668 ward er wegen der Schrift „The sandy foundation shaken", in der er die herrschenden Dogmen bekämpfte, in den Tower gesperrt und schrieb hier während seiner 7monatlichen Gefangenschaft sein bedeutendstes Werk: „No cross, no crown" (London 1669, deutsch unter dem Titel: „Ohne Kreuz keine Krone", Pyrmont 1825), und eine Rechtfertigungsschrift: „Innocency with her open face", welche ihm endlich zur Freiheit verhalf. P. ging darauf (im September 1669) wieder nach Irland, wo er von Neuem seines Vaters Vermögensangelegenheiten besorgte, zugleich aber auch fleißig predigte. Dies verwickelte ihn nochmals in einen Prozeß, da inzwischen ein Parlamentsbeschluß die Konventikel der Nonkonformisten wiederum untersagt hatte. P. wurde vor den Lordmayor geladen und, weil er den Hut auf dem Kopfe behielt, in eine Geldstrafe verurtheilt. In Folge seiner glänzenden Vertheidigung sprach ihn und seinen Mitgefangenen, William Mead, die Jury gänzlich frei, doch blieb er im Gefängnisse, bis endlich sein Vater heimlich die Geldstrafe wegen des Hutaufbehaltens bezahlte, was P. zu thun durchaus versagt hatte. Als sein Vater 1670 starb, erbte P. 1500 Pfd. Sterl. jährliche Renten und eine Forderung von 16,000 Pfd. an den Staat für vorgeschossene Kriegskosten. P. änderte trotz dieses Reichthums nichts in seiner Lebensweise und in seiner Thätigkeit, die ihm 1671 eine neue Einkerkerung zuzog. Nach seiner Befreiung bereiste er Holland und Deutschland und predigte besonders in ersterem Lande mit Erfolg; weniger gelang ihm die Ausbreitung seiner Lehre in letzterem, obschon ihn Jakobs I. Enkelin, die Pfalzgräfin Elisabeth, sehr begünstigte. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich zu Anfang des Jahres 1672 mit einem schönen Mädchen, Maria Springett, und bezog mit ihr ein Landgut bei Rickmansworth in Hertford, fuhr aber nach wie vor in seinem Bekehrungswerke fort. Nach seiner Rückkehr von einer zweiten Reise nach Holland u. Deutschland (1678) vertheidigte er in einer seiner besten Reden die Gewissensfreiheit im Allgemeinen und nahm sie auch für die so sehr verfolgten Katholiken in Anspruch. Es konnte nicht fehlen, daß er selbst in den Verdacht gerieth, ein geheimer Katholik zu seyn oder mit den Katholiken in geheimer staatsgefährlichen Verbindung zu stehen; man dehnte daher die strengen Gesetze gegen die Katholiken auch auf ihn und seine Partei, sowie die übrigen Dissenters aus, und die Gunst, in welcher P. bei den Königen Karl II. u. Jakob II. stand, vermehrte nur die Zahl seiner Feinde. Da faßte endlich P. den Entschluß, allen des Glaubens halber Verfolgten in Amerika einen Zufluchtsort zu bereiten. Schon hatte er dies früher um 1675 in beschränkterem Maße gethan. Lord Berkeley hatte nämlich von dem Gebiete, das er in Newjersey von der Krone zu Lehn empfangen, einen großen Bezirk an den Quäker Byllinge verkauft und dieser, drückender Schulden halber, denselben an P. überlassen, der dafür seine Gläubiger befriedigte. P. eröffnete diese überseeische Besitzung seinen unterdrückten Freunden und gab der kleinen Ansiedlung eine vorzüglich auf Glaubens- und Gewissensfreiheit begründete Verfassung, wozu nach der Belehnungsurkunde unter gewissen Beschränkungen das Recht dem Besitzer zustand. Jetzt stellte P. an die Regierung den Antrag, ihm gegen seine Schuldforderung ein Gebiet in Nordamerika zuzutheilen, und durch Patent vom 4. März 1681 erhielt er für sich und seine Erben einen Landstrich am

westlichen Ufer des Delaware von 40°—43° nördl. Br. mit fast unumschränkten Hoheitsrechten; denn er wurde ermächtigt, Gesetze zu erlassen und Verwaltungsbehörden einzusetzen, nur sollten die erstern nachträglich der Genehmigung des geheimen Rathes unterliegen. Das Land erhielt auf des Königs Wunsch den Namen Pennsylvanien, und bald fanden sich nicht bloß einzelne Privatleute, sondern ganze Familien, vorzüglich aus den unterdrückten Sekten, da Religions- und Gewissensfreiheit als oberster Grundsatz dort aufgestellt war, ein. Noch in demselben Jahre gingen 2 Schiffe mit Auswanderern nach Pennsylvanien ab; P. selbst folgte, vorläufig mit Zurücklassung seiner Familie, 1682, berief sofort die Kolonisten zu einer Generalversammlung und sanktionirte die schon vorher entworfenen 24 Konstitutionsartikel, welche späterhin 1776 dem Verfassungsentwurf der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurden. Außerdem trat P. mit den Indianern in freundschaftliche Verbindung, kaufte ihnen, ohne sie zu vertreiben, große Ländereien ab und gründete 1683 die Stadt Philadelphia. Im Jahre 1684 kehrte er nach England zurück und suchte für seine vom Parlamente hart verfolgten Glaubensgenossen zu wirken, jedoch lange Zeit ohne Erfolg; erst unter der Regierung Wilhelms II. drang er mit seinen Anträgen durch, und die 1689 erlassene Akte gewährte allen Nonkonformisten Duldung. Dagegen wurde ihm aber seine Anhänglichkeit an die Könige Karl II. und Jakob II. zum Vorwurf gemacht, und man beschuldigte ihn nach dem Sturze der Stuarts eines hochverrätherischen Einverständnisses mit denselben, welches sie zurückführen sollte. Deshalb mußte er bereits 1688 hohe Bürgschaft leisten, daß er sich zur Vertheidigung gegen die erhobenen Anklagen stellen wolle, ward aber Ostern 1689 völlig freigesprochen. Eine neue Anklage im folgenden Jahre führte wieder zu einer neuen Freisprechung. Dies Mißlingen der Pläne seiner Feinde erbitterte dieselben immer mehr; sie gewannen daher einen gewissen Georg Fuller, der P.s Theilnahme an einer Katholikenverschwörung eidlich bekräftigte. P. konnte sich der Verhaftung nur dadurch entziehen, daß er sich einige Jahre verborgen hielt, während welcher Zeit er als Schriftsteller wirkte. Um ihn an seiner empfindlichsten Seite anzugreifen, entzog man ihm jetzt seine Rechte auf die Kolonie und vereinigte dieselbe 1692 mit der Provinz Newyork. Als aber endlich P. die Erlaubniß erhielt, sich zu rechtfertigen, und dies genügend that, gab man ihm 1694 seine überseeischen Besitzungen u. das Recht der freien Verwaltung zurück. Nachdem er 1694 seine erste Gattin durch den Tod verloren, verheirathete er sich 1795 zum zweiten Male mit Anna Callowhill, die ihm 4 Söhne und eine Tochter gebar. Im Jahre 1699 reiste er mit seiner Familie nach seiner Kolonie. Nachdem er aber 2 Jahre thätig und umsichtig die Interessen des Landes gefördert hatte, mußte er 1701 nach England zurückkehren, um seine Rechte zu wahren; denn man hatte darauf angetragen, alle Privatpersonen gehörige Gouvernements einzuziehen und in königliche zu verwandeln. P. verdankte es hauptsächlich der Gunst, in der er bei der Königin Anna stand, daß die Bill, die man nur bis zu seiner Ankunft zurückgelegt hatte, durchfiel. Inzwischen war er durch zu große Freigebigkeit, schlechtes Eingehen seiner Einkünfte und durch politische Verwickelungen in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen und mußte 1707 wegen eines Prozesses, in den er verwickelt war, sogar in das Gefängniß wandern. Das Ministerium benutzte seine Geldverlegenheit und bot ihm 12,000 Pfund für Abtretung seiner Rechte in Pennsylvanien; P. sagte zu, allein eine Krankheit hinderte ihn, den Kauf abzuschließen. Dagegen erhielten nach der nordamerikanischen Revolution P.s Erben für Abtretung des Erbzinses von der gesetzgebenden Gewalt 150,000 Pfund, und auch das englische Parlament erkannte ihnen unter Berücksichtigung ihrer Verluste und der Verdienste ihres Ahnherrn eine jährliche Entschädigung von 4000 Pfund zu. P. lebte in jener Zeit wieder in der Nähe von London und bezog sodann 1710 ein Landgut in Rushcombe bei Twyford in Buckinghamshire. Hier hatte er 1712 drei Schlaganfälle, deren letzter ihm das Gedächtniß raubte und seinen Geist für öffentliche Thätigkeit unbrauchbar machte. So in fast kindischer Stumpfheit sich allmählig verzehrend, aber gestärkt durch das Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung, † P. den 30. Mai 1718. Der Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters lassen selbst diejenigen unter seinen Zeitgenossen, die nicht seine Freunde sind, Gerechtigkeit widerfahren. Franklin dagegen sucht in seiner „Geschichte der Konstitution von Pennsylvanien" (London 1759) zu beweisen, daß P. die Kolonie seinem Eigennutze geopfert habe. Allerdings mag es ihm in der richtigen Schätzung seiner häuslichen Angelegenheiten an der gehörigen Beurtheilung gefehlt haben; dagegen zeigte P. im öffentlichen Leben, wo er sich freier bewegte, eine Gesundheit der Grundsätze und eine Richtigkeit des Gefühls, die diesen Mangel reichlich ersetzten. Sein letztes Werk waren die „Fruits of solitude" (deutsch Tübingen 1795). P.s gesammelte Schriften erschienen London 1726 und 1782 in 2 Bdn., mit einer Biographie. Vergl. Marsillac, Vie de Guillaume P., Paris 1791, 2 Bde., deutsch von Friedrich, Straßburg 1793; Clarkson, Memoirs of the private and public life of W. P., London 1813, 2 Bde. (der P. gegen Franklin zu rechtfertigen sucht); Hepworth Dixon, W. P. an historical biography from New Sources, 2. Aufl., das. 1853.

Penna (lat.), die Feder.

Penna, 1) (Punta-della-P.), Landspitze der neapolitanischen Provinz Abruzzo citeriore, an der Küste des adriatischen Meeres. — 2) (Civita-di-P.), Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulter. II, westlich von Pescara, am Selino, mit 9000 Einw. — 3) (P.-di-Billi), Stadt im Kirchenstaat, Delegation Urbino-Pesaro, Bischofssitz, mit 2400 Einwohnern.

Pennal (v. Lat.), eine blecherne, hölzerne oder pappene längliche Büchse, worin man Schreibfedern bei sich führt; ein neu angekommener Student, oder ein Schüler, im Gegensatz zu dem Studenten, vgl. Pennalismus.

Pennalismus (Pennalwesen), der Inbegriff der Neckereien und Unbilden, welche die neu

angekommenen Studenten, die sogenannten **Pennäle** (vom lat. penna, Feder), später **Füchse**, auf den Universitäten bei den ältern Studenten ausgesetzt waren und die sie ein Jahr lang geduldig ertragen mußten. Der P. fand zu Anfange des 17. Jahrhunderts hauptsächlich auf deutschen und unter diesen auf protestantischen Universitäten Eingang. Frankreich, Holland, England, Italien und die katholischen Universitäten Deutschlands haben sich davon frei erhalten. Die alten Studenten hießen **Schoristen**, nicht bloß, weil sie den jüngern die Haare abschoren, sondern weil sie dieselben überhaupt schoren, d. h. neckten, foppten, verhöhnten. Für die jüngern Studenten der Pennäle ersann die studentikose Sprache noch eine Menge anderer Spottnamen, die sich theils auf ihre Jugend, theils auf die Unsauberkeit in ihrem Aeußeren bezogen. Man nannte sie Neovisti, Neulinge, Vulpeculae, Füchse, Caeci, Blinde, Vituli, Mutterkälber, auch Säuglinge, Innocentes, Unschuldige, Imperfecti, als Gegensatz zu den Absoluti, Galli domestici, Haushähne, Dominastri, Rapschnäbel, Bacchanten. Spulwürmer hießen sie, weil man vorgab, sie hätten allerlei Unreinigkeiten im Leibe, und darum sie zwang, Arzneimittel und andere Sachen zur Vertreibung derselben einzunehmen. Außerdem finden sich: Pech, Schmuz, Raupen, Oelberger, Schieber, Feix und davon der Schimpfname Stammfeix, welcher Denjenigen galt, die aus Furcht vor den Quälereien des P. sich nicht auf die Universität wagten und lieber zu Hause blieben (daher auch Hausunken und Hauspennäle genannt). Die Schoristen betrachteten den Pennal als ihren Diener oder Famulus, und diese Herrschaft bezog sich eben so wohl auf das Eigenthum der Pennäle, als auf ihre Person, und diese mußten sich derselben unbedingt unterwerfen. Sie wurden zu den niedrigsten Dienstleistungen gezwungen u. sahen sich dabei den gröbsten körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Erst nach Ablauf eines Jahres erfolgte die **Deposition** od. Enttölpelung, die schon vor der Reformation üblich und unter dem pennalistischen Treiben besonders gefeiert war. In Narrenkleidung mußten die Bacchanten vor dem Depositor erscheinen und eine Menge symbolischer Handlungen mit sich vornehmen lassen, die insgesammt auf Reinigung von dem ihnen bisher anhaftenden Schmuze u. Einweihung zu einem verständigen Leben hindeuten sollten. Dieses Treiben der Schoristen war auf den protestantischen Universitäten so allgemein, u. die Möglichkeit, sich den Neckereien derselben zu entziehen, so gering, daß verständige Männer ihre Söhne ermahnten, sich Alles geduldig gefallen zu lassen. Die Schoristen der verschiedenen Nationen standen sogar mit einander in genauer Verbindung; sie korrespondirten mit den andern Universitäten, hatten bestimmte Organisation und gewährten sich gegenseitige Sicherheit gegen die Verfolgungen der vorgesetzten Behörden. Alle Versuche, den Unbilden ein Ziel zu setzen, waren lange Zeit vergeblich, da die Pennäle sich gemeinschaftlich mit den Schoristen allen Anordnungen der Behörden widersetzten, indem ihnen sonst die Hoffnung entgangen wäre, einst als Schoristen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edikt gegen den P., und ähnliche Edikte erließen Frankfurt, Rostock, Wittenberg &c. Doch erst später vereinigte man sich zu strengern Maßregeln dagegen, so in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Namentlich erwarb sich um Abschaffung desselben auf letzterer Universität der Rektor Bose große Verdienste. Dessen ungeachtet erhielten sich noch lange die Spuren des P. Die gesteigerte Bildung der Zeit aber konnte an den rohen Formen keinen Geschmack finden; neben den Nationen erhoben sich Orden mit ganz anderer Einrichtung und andern Zwecken, und die Eintheilung in Pennäle und Schoristen verschwand. Jetzt benennt der Student mit dem Namen Pennal einen Gymnasialschüler. Auf den Gymnasien selbst aber, namentlich auf den geschlossenen Pensionsanstalten, hat sich hier und da ein pennalistischer Comment eingeschlichen. Die hier von selbst sich darbietende Eintheilung in die Schüler der oberen und unteren Klassen, der Antheil, welchen die Oberen an der Beaufsichtigung ihrer Schulgenossen sogar gesetzlich haben in ihrer Eigenschaft als Senioren, Obergesellen &c., verleiht ihnen eine gewisse Macht über die Jüngeren, die leicht in verwerflichen Terrorismus ausartet. Auch andere Stände haben das Pennalwesen nachgeahmt, besonders die Buchdrucker, deren Depositionsgebräuche in Geßners „Formelbuche" mitgetheilt sind. Vgl. **Schöttgen**, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens, Dresden 1747.

Penne, 1) Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, südöstlich von Agen, ist Hauptort einer großen Gemeinde, mit 4600 Einwohnern. — 2) Stadt im französischen Departement Tarn, Bezirk Gaillac, am Aveyron, hat Eisenminen und 2280 Einwohner.

Penni, 1) **Gianfrancesco**, italienischer Maler, geboren um 1488 zu Florenz, trat später, in der Eigenschaft eines Gesellen, zu Rom in Raphaels Schule. Dieses untergeordnete Verhältniß aber löste sich bald in Freundschaft auf; P. besorgte Raphaels häusliche Angelegenheiten und machte den Geschäftsführer desselben, daher sein Beiname „il Fattore". Auch als Künstler war er thätig, indem er die Zeichnungen des Meisters trefflich ausführte, ihm bei den Kartons zu den Teppichen half &c. Man schreibt ihm unter Anderem die in den Logen des Vatikans befindlichen Geschichten von Abraham und Loth, sowie jene von Isaak zu, die sämmtlich nach den Zeichnungen des Meisters in Fresko gemalt sind. Unter seinen Oelgemälden ist besonders die Krönung Mariä, im Vatikan, zu nennen, ein Kunstwerk, welches er in Gemeinschaft mit Giulio Romano vollendete. Seine Madonna del Passaggio ging aus der Gallerie Orleans in die Staffordgallerie zu London über. Die Gallerie zu Dresden besitzt von ihm den Erzengel Michael, wie er den Satan in den Flammenpfuhl stürzt, und St. Georg im Kampf mit dem Drachen. Berühmt ist seine Kopie der Grablegung von Raphael und jene der Transfiguration, welche er mit Pierin del Vaga, seinem Schwager, malte. Nach dem Tode seines Meisters und Freundes begab sich P. nach Mantua, bald darauf aber nach Neapel, wo er 1528 †.

2) Luca, genannt Romanus, Maler, Bruder des Vorigen, geboren um 1500, vereinigte sich mit Pierin del Vaga und arbeitete in Lucca und anderwärts, ging dann mit Rosso nach Frankreich, wo er in Fontainebleau malte, und siedelte zuletzt nach England über. Seine Gemälde, aus der Mythologie und heiligen Geschichte, sind selten.

Penninische Alpen (Penninae Alpes), s. Alpen.

Pennino Monte, s. Apenninen.

Penninus, celtische Gottheit, die man auf den höchsten Alpen verehrte. Auf dem Penninus mons (großem Bernhard) wurde eine Bildsäule des P. mit Inschrift gefunden, ein nackter Jüngling mit offenem Munde und erhobener Rechten. Man verehrte auch eine Göttin Apennina.

Penniscola, Stadt, s. v. a. Peñiscola.

Pennisetum (Borstfedergras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, einjährige und ausdauernde Gräser in wärmern Ländern, von denen mehre Arten medicinische u. ökonomische Anwendung finden. Von P. holcoides *Kostel.*, Panicum holcoides *Roxb.*, kriechendes Borstfedergras, gebraucht man in Ostindien, Cochinchina und auf den Molukken die gegliederte, starkfaserige Wurzel als harntreibendes und gelind zusammenziehendes Mittel. Von P. typhoideum *Pers.*, Penicillaria spicata *Willd.*, Holcus spicatus *L.*, ährenförmiges Borstfedergras, einem in Ostindien u. Aegypten einheimischen einjährigen Gras, welches in mehren Abänderungen in vielen Ländern der heißen Zone häufig angebaut wird, sind die hirseähnlichen Samen mehlreich und deshalb in vielen heißen Ländern ein Hauptnahrungsmittel, besonders bei Negerstämmen, und die Blätter benutzt man in Ostindien äußerlich bei Drüsengeschwülsten, Entzündungen und Abscessen, innerlich gegen Unterleibsschmerzen und Koliken.

Pennsylvania (Pennsylvanien), nordamerikanischer Staat, das transatlantische Deutschland, bildet mit Newyork, Newjersey und Delaware die sogenannten Middle-States, liegt zwischen 39° 43′—42° nördl. Br. und zwischen 2° 20′ östl. L.—3° 30′ westl. L. von Washington, grenzt im Norden an den Eriesee u. den Staat Newyork, im Nordosten an Newyork, im Osten an Newjersey, im Süden an Delaware, Maryland und Virginien und im Westen an Ohio und Virginien u. hat einen Flächenraum von 2113 (1177, 2180½, 2237, 2262, 2086) □Meilen. Der Gestalt nach bildet P. ein völliges Parallelogramm, welches durch mehre Gebirgszüge in 3 verschiedene Abtheilungen geschieden wird. Den östlichen Theil beschreibt der Abfall der apallachischen Berge, welcher größtentheils aus angeschwemmtem Erdreich besteht, das mit Sand bedeckt und nur da fruchtbar ist, wo durch die Ströme fruchtbare vegetabilische Erde aufgespült wurde; den mittlern Theil bildet das Bergland der Apallachen und Alleghanies mit seinen vielen Ketten und romantischen, fruchtbaren Thälern und den Westen das gewellte Hochland mit seinen Hügeln u. seinem reichen Boden. Sieben parallel von Nordosten nach Südwesten streichende Bergreihen durchschnei[den P.]; die erste besteht aus abgebrochenen steilen Bergen, die vom Delaware bis zur Susquehannah reichen und in der Conewangokette endigen; die zweite Reihe bilden die Kittatumy (Kittatinny) od. blauen Berge, die über die Susquehannah setzen und sich in zwei Zweige, die South- und North-Mountains, scheiden, von denen die letztern in die Tuscaroras übergehen; die dritte Reihe bildet die Mahantangokette, die sich zwischen dem Lehigh und der Susquehannah ausbreitet und in die Broad-Mountains übergeht; die vierte Reihe, die Nittany- und Munceygebirge, streicht nach Südwesten und zersplittert sich im Süden von Belfont in die kleinen Bergreihen, welche den Namen der Shade-, Tussey-, Jack-, Sideling-, Alleguppy-, Warrior-, Builts- und Willsberge führen; die fünfte Reihe bilden die Alleghanies, nach welchen gewöhnlich das ganze Bergsystem P.'s benannt wird; die sechste Reihe die Laurel-Hills und die siebente die Chesnuts-Mountains, von denen westlich nur einzelne kleine Gruppen und Felsen erscheinen. Der größte Theil von P. besteht aus Gang- und Flötzgebirgen; nur wenig Urgebirg lagert östlich von den Alleghanies. Alle primitiven Erdlager liegen im südöstlichen Theil des Landes; auf diese folgen Ganggebirge, die sich in einer Breite von 70 (engl.) Meilen bis zur Wasserscheide der östlichen u. westlichen Flüsse ziehen und zwischen Norristown und Reading durch Flötzgebirge unterbrochen werden. Von den Höhen der Alleghanies bis zum Eriesee besteht die ganze westliche und nordwestliche Abdachung des Landes aus Flötzgebirgen und aufgeschwemmtem Boden, der sich besonders in den Flußthälern durch Fruchtbarkeit auszeichnet. Obgleich nicht unmittelbar an den Ocean grenzend, besitzt der Staat doch 3 Flüsse, die ihm die Verbindung mit dem atlantischen Meer u. dem mexikanischen Meerbusen eröffnen, und im Nordwesten den Eriesee, durch welchen er mit dem St. Lorenz kommuniciren kann; diese Flüsse sind: der Delaware, der von Westen den Lehigh und Schuylkill in sich aufnimmt und bis Philadelphia die größten Schiffe trägt, die Susquehannah, welche in P. den Juniata, Conedogwinet, Conewago, Mahony und Swatara aufnimmt, und der Ohio, welcher durch die Vereinigung des Alleghany mit der Monongahela gebildet wird. Zahlreiche kleinere Flüsse gehen in die benachbarten Staaten über. Seen sind: Erie, Boeuf, Mahantango; ein großer Morast ist der Great Swamp. Der Pennsylvaniakanal hat eine Länge von 676 Meilen; er beginnt bei Middletown an der Susquehannah, zieht längs der Juniata bis zum Alleghanygebirge und bis Pittsburg und bildet ein ganzes Kanalsystem. P. vereinigt alle Klimate der Welt; es hat die Feuchtigkeit Großbritanniens im Frühling, die Hitze Afrika's im Sommer, einen ägyptischen Himmel im Herbst und die Kälte Norwegens im Winter. Westindische Stürme u. Orkane, hier Tornados genannt, ereignen sich beinahe zu jeder Jahreszeit. Der Winter beginnt regelmäßig Anfangs November mit Eis u. Frost, wechselt bis Mitte December mit feuchten Tagen u. gelindem Wetter ab u. dauert bis Mitte März. Der Frühling ist kurz, nicht angenehm, veränderlich u. naßkalt; der Sommer ist außerordentlich heiß. Oft steigt das Thermometer auf 24, 26, ja 29°, doch

bleiben die Nächte immer kühl, u. der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur beträgt öfters 12°. Der Herbst ist die angenehmste Jahreszeit, währt bis zur Mitte Oktobers und geht dann in Regenwetter über. Auf der Westseite steigt und fällt die Temperatur nicht so sehr und so plötzlich, und das Klima ist überhaupt milder und angenehmer und ähnelt dem des mittlern Frankreichs; die reine Luft auf einer Höhe von 600 — 1000 Fuß über dem Meere, die abwechselnden Hügel u. das überall vorhandene gute Quellwasser machen das Land zu einem gesunden Aufenthalt. Eben so verschieden, wie das Klima, ist auch der Boden P.'s: östlich von den Bergen vortrefflich u. größtentheils auf Kalkstein lagernd, in den Bergen arm, an manchen Stellen fast öde, doch in den Thälern fruchtbar und fett. Der östliche Theil P.'s und die meisten Thäler des Gebirgslandes sind sämmtlich in Kultur genommen, und die Landwirthschaft ist daselbst namentlich durch deutschen Fleiß so blühend wie in irgend einem Staate Nordamerika's. Der Westen ist erst theilweise kultivirt, und noch warten dort meilenlange Strecken auf thätige Ansiedler. Die Oberfläche ist hier gebrochenes, hügeliges Land. Die Bezirke Washington, ein Theil von Fayette, Westmoreland und Alleghany sind ausgezeichnet durch ihre hohen, einzeln liegenden, fruchtbaren Hügel, zwischen denen sich enge, aber ergiebige Bottomländereien hinziehen. Auch die nördlich von Pittsburg gelegenen Kantone, obgleich ebenfalls gebrochenes Land, haben längs den Wasserströmungen flache Bottomländereien. Am French Creek und mehren andern Zuflüssen des Alleghany befinden sich ausgedehnte Niederungen, die mit hochstämmigen Buchen, Birken, Zuckerahornbäumen u. Weymouthskiefern bestanden sind und die ungeheuern Quantitäten Bauholz liefern, die jährlich den Ohio hinab bis nach Neworleans verflößt werden. Der Boden der südwestlichen Kantone ist im Ganzen genommen gut, besonders der von Somerset u. eines Theils von Greene, wo der etwas steil scheinende Seeboden mit dem Namen Gladeland bezeichnet wird. Die nach dem Eriesee u. nach Newyork zu liegenden Kantone haben einen mageren u. kälteren Boden, als die nach der Grenze Virginiens zu, bieten aber treffliches Weideland. Westpennsylvanien ist ausgezeichnet bewässert; die Hauptströme dieser Region, Monongahela, Alleghany, Youghioghany, Loyalhana, Conemaugh, French Creek und Beaver, strömen alle Einem Distrikte zu, dessen Mittelpunkt Pittsburg ist. Nach diesem Stapelplatz des Westens werden alle Produkte dieser Region auf den genannten, durchaus bootbaren Zuflüssen zu Markte gebracht, und nur der nordwestlichste Theil des Landes führt vermittelst des Eriesee's und des Erie-Hudsonkanals seine Erzeugnisse der Stadt Newyork zu. Unter den Erzeugnissen des Ackerbau's stehen Weizen, Roggen, Mais, Gerste, Hafer, Buchweizen, Hanf, Flachs und Tabak obenan. Auch Bohnen, Erbsen, Kartoffeln finden sich im Ueberfluß und Obst (Aepfel, Pfirsiche, Kirschen 2c.) wird in großer Menge gewonnen. In einigen Gegenden hat man mit Vortheil ausländische Reben angepflanzt. In den Wäldern gibt es viel Laub- (wenig Nadel-) Holz, darunter Wallnußbäume, Eichen (in wohl 20 Arten), Kastanien, Birken, Gleditschien, Zuckerahorn (der in den nördlichen und westlichen Theilen des Staates fast den gesammten einheimischen Zuckerbedarf liefert), Tulpenbäume, Magnolien, Annonen 2c. P. gilt für ein gutes Weideland, treibt starke Viehzucht und hat bedeutende Meiereien. Namentlich übertrifft die dortige Pferdezucht an Güte die jedes andern Theils der Union. Auch in Westpennsylvanien ist die Viehzucht fast so bedeutend wie der Landbau, und jährlich werden von hier große Heerden Rinder u. Schweine nach den östlichen Märkten getrieben. P. im Allgemeinen hat vielerlei Wild, selbst Kuguare, Luchse, Wölfe, Bären, Hirsche, Biber, Fischottern, Musquahratten, Wandertauben, mehre Arten von Feldhühnern, Ochsenfrösche, Moskitos 2c. Die Gewässer sind reich an Fischen. P. hat unerschöpfliche Mineralreichthümer, vor Allem Kohlen, Eisen und Salz. Harzige, bituminöse Kohle von vortrefflicher Beschaffenheit liegt im Westen der Alleghanies fast überall, und im südlichen Theile des Staates auch im Osten des Gebirges. Die Region der Anthracitkohle erstreckt sich nach Nordosten hin über eine Fläche von 624,000 Acres, an manchen Stellen in einer Mächtigkeit von 50 bis 60, ja bis 100 Fuß. Die Harzkohlenregion hat einen Flächeninhalt von 13,440,000 Acres. Die Ausbeutung der Kohlengruben im Großen beginnt eigentlich erst mit 1820. Im J. 1850 förderte man 3,371,255 Tonnen, und doch ist diese Kohlenausbeute eigentlich noch in der Kindheit. Der Geldwerth der 1851 zu Tage gebrachten Kohlen belief sich auf 16,000,000 Dollars. Nächst der Kohle ist das Eisen von größter Wichtigkeit. Der Staat erzeugt jetzt so viel Eisen als Frankreich, mehr als Deutschland, und mehr als Rußland u. Schweden zusammengenommen. Er liefert die Hälfte Eisen für den Gesammtverbrauch der Vereinigten Staaten. Die Anzahl der Eisenwerke wird auf 504 angegeben. Diese Werke verbrauchen jährlich anderthalb Millionen Cords Holz, d. h. den Waldbestand von 37,000 Acres. Außerdem gibt es Kupfer- und Bleigruben; das Kupfer gibt 20 Proc. reines Metall, das Bleierz 75 Proc. Neben dem letztern wird auch Silbererz gefunden. Salzquellen hat man bereits mehre entdeckt, und am Conemaugh und Kiskiminitas wird die Salzbereitung bereits ins Große betrieben. Gyps findet man in bedeutender Menge bei Pennsborough in Westmoreland, Steinöl am Oil-Creek im Kanton Crawford. P. zeichnet sich vor den übrigen Staaten durch die Mannichfaltigkeit und den Umfang seiner Manufakturen aus. Man verfertigt sehr viele Wollen- und Leinenwaaren, außerdem Segeltuch und Seile, Baumwollenzeuche, Leder aller Art, selbst Saffian, Schuhe, Stiefeln und Handschuhe; über 60 Papiermühlen liefern schönes Schreib- und Druckpapier. Auch werden Papiertapeten und Spielkarten verfertigt; andere Artikel sind Hüte, Rohr- und Ahornzucker, Schnupf- und Rauchtabak und Cigarren, Oel, Branntwein, Bier, Potasche, Harz, Pech, Kutschen u. Wagen, Fässer, Möbel, Sattlerarbeiten, Schiffe, Anker, Gewehre, Uhren, Glocken, Kanonen, Pulver, Glas, Töpferwaaren, Steingut, Ziegel, Kalk, chemische Produkte; auch gibt es Marmor- und Steinschleifereien u. eine Menge

Sägemühlen. Zu Philadelphia befindet sich eine der größten Porzellanfabriken der Union; chemische Waaren werden in Pittsburg fabricirt, und beide Städte sind ausgezeichnet im Maschinenwesen. Auch der Handel ist bedeutend. Die Stapelwaaren des Staats sind, außer Weizen, Eisen in Stangen und Gußwaaren, vorzügliches Stabholz, Leinsamen und Schießpulver. Der Handel erstreckt sich bis Rußland, China und in das mittelländische Meer und wird nicht bloß mit eigenen, sondern auch mit vielen Erzeugnissen der übrigen Staaten und Westindiens getrieben. Der Hauptsitz desselben ist Philadelphia. Auch der Küstenhandel mit den benachbarten Staaten ist bedeutend; er führt dahin Weizen, Mehl, Pökelfleisch, Vieh, Leinöl, Holz, Seife, Lichter, Eisen und Eisenfabrikate, und erhält dagegen von den nördlichen Staaten: Thran, Spermaceti, Fische, Käse rc., und von den südlichen: Theer, Harz, Terpentin, Baumwolle, Holz und Reis. Der Landhandel mit auswärtigen Erzeugnissen steht dem von Newyork wenig nach. Die Ausfuhr belief sich von Ende Juni 1850 bis Ende Juni 1851 auf 5,356,036, die Einfuhr auf 11,168,761 Dollars. Der Staat hat treffliche Straßen, Kanäle (217 Meilen) und Eisenbahnen (466 Meilen). Drei treffliche Staatsstraßen verbinden Westpennsylvanien mit dem Osten. Im November 1850 hatte der Staat 54 Banken mit einem Kapital von 19,125,477 Doll. u. einem Umlauf von 12,072,888 Doll. Philadelphia allein zählte Anfangs 1852 15 Banken mit einem Kapital von 10,518,600 Dollars.

P. zählte 1685: 7000, 1755: 280,000, 1790: 434,400, 1800: 602,370, 1820: 1,049,450, 1840: 1,724,030, 1850: 2,314,897 Einwohner, darunter 2,258,463 Weiße (gegen 1 Million Deutsche, außerdem viele Engländer, Holländer, Schweden, wenige Franzosen), 53,323 freie Farbige, aber keine Sklaven. In mehren Grafschaften ist die deutsche Sprache vorherrschend; auch haben sich die Einrichtungen, Sitten u. die Lebensweise des Stammlandes unter den fleißigen u. geselligen, meist Ackerbau treibenden Einwohnern erhalten. Die zahlreichsten Religionssekten bilden die Presbyterianer mit Einschluß der verbündeten Reformirten (Associate reformed), die Baptisten, Methodisten, Deutschreformirten, Episkopalen und Quäker. Die Staatsverfassung ist demokratisch. Die ältere Verfassung von 1776 wurde 1790 durch eine neue und diese am 22. Febr. 1838 durch eine verbesserte ersetzt. Die gesetzgebende Gewalt besitzt die Generalversammlung, die aus einem Senat und aus einem Hause der Abgeordneten besteht. Die letztern werden jährlich am 2. Dienstag des Oktobers von den Bürgern Philadelphia's u. jedes Kantons aus der Zahl steuerbarer, wenigstens 21jähriger und 3 Jahre ansässiger Bewohner gewählt. Ihre Anzahl darf nicht geringer als 60 und nicht größer als 100 seyn. Die Senatoren werden von 3 zu 3 Jahren ernannt, und zur Zeit der Abgeordnetenwahl scheidet stets 1/3 davon aus und wird durch eine neue Wahl ersetzt. Ihre Anzahl darf nicht weniger als 1/4 und nicht mehr als 1/3 der Abgeordnetenzahl betragen. Sie müssen wenigstens 24 Jahre alt und 4 Jahre Staatsbürger gewesen seyn. Die Generalversammlung kommt jährlich am ersten Dienstag des Januars zusammen, sofern sie durch den Gouverneur nicht früher berufen wird. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der am 2. Dienstag des Oktobers gewählt wird und vom 1. Dienstag des folgenden Jahres an sein Amt 3 Jahre lang verwaltet. Er kann es in einem Zeitraume von 9 Jahren nicht länger als 6 Jahre behalten. Er muß wenigstens 30 Jahre alt und seit 7 Jahren ansässig seyn, darf bei der Union kein Amt bekleiden, kommandirt zu Wasser und zu Lande, erwählt Staatsbeamte und kann Strafen erlassen (nur bei Staatsverbrechen nicht). Der Präsident des Senates ist Stellvertreter des Gouverneurs; auch hat der Gouverneur keinen Rath zur Seite, sondern nur einen Staatssekretär, welcher verpflichtet ist, ein genaues Register über die Amtsverrichtungen desselben zu halten u. es auf Verlangen der Generalversammlung vorzulegen. Grafschaftsbeamte sind Sherifs und Coroners, die nur auf 3 Jahre ihr Amt verwalten, ferner Kommissäre zum Erheben der Auflagen. Stimmrecht hat jeder weiße, freie Bürger, der 21 Jahre alt ist, 1 Jahr in dem Staate, 10 Tage vor der Wahl in dem Wahldistrikt gelebt und 2 Jahre lang Staats- oder Distriktssteuern bezahlt hat. Die richterliche Gewalt üben aus ein Obergerichtshof, ein Court of Common Pleas, Distrikts- und Friedensgerichte. Alle Richter werden, nach dem Verfassungsamendement vom 8. Oktober 1850, vom Volke erwählt. Die jährliche Besoldung des Gouverneurs beträgt 4000 Dollars, die des Staatssekretärs, der zugleich Oberaufseher der Volksschulen ist, 2100 Dollars, die des Staatsschatzmeisters 1600 Dollars, eines Richters am Obergericht 1600, am Distriktsgericht 2000, am Court of Common Pleas 1600—2600 Dollars. Die richterlichen Beamten werden von dem Gouverneur ernannt und können auf den Antrag beider Häuser der gesetzgebenden Gewalt oder durch Urtheilsspruch abgesetzt werden. Hauptrechtsquelle ist das pennsylvanische Landrecht; das Strafrecht ist weit milder, als das englische. Die Anstalten für die Bildung des Volkes sind gegenwärtig zahlreich. Im Jahre 1834 wurde durch eine Akte ein „allgemeines Erziehungssystem durch Volksschulen" eingeführt, wonach jeder Kreis eine Schulabtheilung u. jede Ortschaft rc. einen Schuldistrikt bildet. Im J. 1850 gab es 8844 Volksschulen. Die Pennsylvania-Universität zu Philadelphia, 1755 gegründet, ist vorzüglich für das Studium der Arzneiwissenschaft mit trefflichen Lehrmitteln versehen. Kollegien sind in Carlisle, Canonsburg, Washington, Pittsburg und Meadville. Die deutschen Ansiedler haben 4 Seminarien, u. die Brüdergemeinde erhält blühende Schulen in Bethlehem, dem Hauptorte der Gemeinde, Nazareth und Litiz. Auch besitzt der Staat eine Taubstummenanstalt und eine große Lehranstalt für Waisenkinder in Penn-Township unweit Philadelphia. Von den Staatseinkünften werden 213,728 Doll. für das Schulwesen verwendet, die den verschiedenen Kreisen nach Maßgabe ihrer steuerbaren Bewohner zugetheilt werden. P. war der zweite englisch-amerikanische Staat, in welchem die Buchdruckerkunst (s. d.) eingeführt wurde. Das Volk wählt zur Repartition der Steuern

alle 3 Jahre Taxatoren. Die Steuerquote darf nie 1 Procent des abgeschätzten Werthes übersteigen; besteuert sind Gebäude und Güter, Grundzinse, Vieh, Gewerbe und Wirthschaften. Ein Generalkontroleur, ein Generalregistrator und ein Schatzmeister verwalten das Staatsvermögen. Das Staatseigenthum betrug 1850 31,392,736 Dollars (an Eisenbahnen und Kanälen über $29\frac{1}{5}$ Millionen), das besteuerte Privateigenthum 497 Millionen, das wirkliche gegen $722\frac{1}{2}$ Millionen Dollars. Im J. 1852 betrug die Staatseinnahme 8,580,000 Dollars u. deckte die Ausgabe; die Staatsschuld belief sich auf 40,114,236 Mill., bedeutend mehr als in jedem andern Unionsstaate. Dieselbe ist vornehmlich durch die umfassenden Kanal- und Eisenbahnbauten veranlaßt worden. Die Landwehr zählt etwa 276,000 Mann. Der Staat sendet 25 Abgeordnete zum Kongreß der Union. Das Wappen von P. ist ein dreifach verschränktes Schild, unten 3 Garben in Blau, in der Mitte ein Pflug in Gold, oben ein vollsegelndes Schiff in Silber; Schildhalter sind 2 Pferde. Oben schwebt ein Adler; unten stehen als Unterschrift die Worte: Virtue, Liberty and Independence. Der Staat wird in 64 Counties eingetheilt, nämlich: Adams, Alleghany, Armstrong, Beaver, Bedford, Berks, Blair, Bradford, Bucks, Butler, Cambria, Carbon, Centre, Chester, Clarion, Clearfield, Clinton, Columbia, Crawford, Cumberland, Dauphin, Delaware, Elk, Erie, Fayette, Forest, Franklin, Fulton, Greene, Huntingdon, Indiana, Jefferson, Juniata, Lancaster, Lawrence, Lebanon, Lehigh, Luzerne, Lycoming, Mc. Kean, Mercer, Mifflin, Monroe, Montgomery, Montour, Northampton, Northumberland, Perry, Philadelphia, Pike, Potter, Schuylkill, Somerset, Susquehannah, Sullivan, Tioga, Union, Venango, Warren, Washington, Wayne, Wyoming, Westmoreland, York. Der Sitz der Regierung wurde 1790 von Philadelphia nach Lancaster und 1812 nach Harrisbury an der Susquehannah verlegt. Die ansehnlichsten Städte, außer Philadelphia u. Pittsburg, sind Lancaster, Germantown, Reading, Easton und Erie.

P. wurde zuerst von Schweden angebaut, die 1627 hierher kamen und einige Niederlassungen anlegten. Im J. 1650 ließen auch Engländer sich hier nieder, welche aber 1654 von den Holländern vertrieben wurden. Diese nahmen 1657 auch den schwedischen Antheil in Besitz und vereinigten das Ganze mit dem Gouvernement Neuniederland, welches jedoch später in die Hände der Engländer fiel. Der König Karl II. verlieh an William Penn (s. d.) durch Urkunde vom 4. März 1681 alles Land zwischen Maryland und dem Delaware. Penn kaufte noch 20,000 Acres am Schuylkill von den Indianern und übergab sie seinen verfolgten Glaubensgenossen, den Quäkern. Die trefflichen Gesetze, welche Penn der nach ihm genannten Kolonie gab, namentlich völlige Glaubensfreiheit, sowie das gute Vernehmen, welches er mit den Indianern unterhielt, brachten die Kolonie schnell zu großer Blüthe. Die erste Verfassung ward 1682 entworfen. Die gesetzgebende Macht ward einem Gouverneur und allen freien Männern, die einen Provinzialrath und eine Generalversammlung bildeten, übergeben. Schon 1683 ward die Verfassung umgeändert, die Zahl der Abgeordneten beschränkt und der Gouverneur mit dem Vetorecht bei allen Gesetzen, die in der Versammlung beschlossen wurden, begabt. Als später Penn nach England zurückkehrte, übertrug er die Verwaltung 5 Kommissären, die aus dem Rathe gewählt wurden. Von 1688 an wohnten die Besitzer des Landes gewöhnlich in England und ließen den Staat durch Deputirte, die ihren Interessen huldigten, verwalten. In Folge davon entstanden Streitigkeiten zwischen dem Volke und seinen Gouverneuren, die bis zur Revolution nie ganz aufhörten, da es stets die Hauptabsicht der Besitzer war, ihre Macht auszudehnen und die der Versammlung zu beschränken. Im J. 1693 nahm König Wilhelm die Regierung selbst in die Hände; Oberst Fletcher wurde zum Gouverneur von Newyork und P. mit gleicher Macht in beiden Provinzen ernannt. Unter der Administration des Gouverneurs Markham ward die Verfassung 1696 abermals abgeändert. Im Jahre 1699 ergriff der Besitzer selbst die Zügel der Regierung. Während er in P. verweilte, wurde der letzte Freibrief, der bis zur Revolution dauerte, angenommen und in Wirksamkeit gesetzt. Die Verfassung wurde am 28. Oktober 1701, als Penn sich wieder nach England einschiffte, dem Volke übergeben. Die Bewohner des sogenannten Territoriums (des jetzigen Staats Delaware) verweigerten die Annahme und trennten sich von P., indem sie eine eigene Versammlung bildeten, in welcher der Gouverneur von P. bloß den Vorsitz führte. Im September 1700 bewilligten die Susquehannah-Indianer Penn die gesammten Ländereien an beiden Ufern des Flusses, bedingten sich jedoch dabei feste Wohnsitze an der Quelle des Patowmak aus. Die selbstsüchtigen Absichten der spätern Besitzer des Landes fanden stets kräftigen und standhaften Widerspruch bei der Versammlung, deren Festigkeit die privilegirten Rechte der Provinz bewahrte. In der Revolution wurde die alte Regierungsform vernichtet, und das Volk bildete in Abwesenheit der Besitzer durch seine Abgeordneten eine neue, auf republikanische Principien gegründete Verfassung, indem es die Eigenthümer von allem Antheil an der Verwaltung ausschloß und ihnen 130,000 Pfund Sterling als Schadenersatz bot. Am 13. December 1787 nahm P. die Konstitution der Union an.

Pennsylvanisches System, s. Gefängnißwesen.

Penny (d. i. Pfennig, in der Mehrzahl Pence), britische Scheidemünze, früher nur in Silber, später und in den neuesten Zeiten ausschließlich nur in Kupfer ausgeprägt, kommt schon unter den Königen Englands aus der Dynastie der Angelsachsen als Landesmünze vor, hatte jedoch nicht den jetzigen Werth. In den neuern Zeiten gibt es außer dem P. wirklich ausgeprägte Half-pence und Farthings, welche Münzen nach unserem Gelde $6\frac{3}{8}$, oder nach Anderen $6\frac{3}{4}$—7 gute Pfennige und resp. die Hälfte und ein Viertheil davon ausmachen, dann Two-Pence, die unter Georg III. auch in Kupfer ausgeprägt worden sind; ferner Three-Pence oder Groat, Six-Pence, Twelve-Pence, Four-Pence oder Schilling und Thirty-Pence oder Half-Crown. Letztgenannte

fünf Münzsorten bestehen in der Regel aus Silber, und nur ausnahmsweise sind die drei letztgenannten Arten unter Jakob II. als Nothmünze auch in gelber Bronze ausgeprägt worden. 12 Pence machen einen Schilling, 240 ein Pfund Sterl. Das „Penny magazine" war eine von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London herausgegebene populäre Zeitschrift, wovon die Nummer einen P. kostete. Eine Nachahmung war das deutsche „Pfennig-Magazin" (Leipzig 1833 — 53). Die Pennypost ist eine Postanstalt in London, mit welcher gegen Bezahlung von einem P. Briefe und Packete, die nicht über ein Pfund schwer sind, auch kleine Geldsendungen bis 18 Pfund Sterling innerhalb der Stadt und auf 10 englische Meilen im Umkreise befördert werden.

Penny, Eduard, Maler zu London, einer der bekanntesten englischen Künstler aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, malte besonders Genrestücke, Scenen aus Shakespeare und andern Dichtern, und seine Werke wurden durch die Chalkographie vervielfältigt. Als Hauptwerk des Künstlers, gestochen von R. Houston, nennt man die Novellisten in einer Schmiede versammelt, nach Shakespeare's König Johann. P. † um 1790.

Pennyweight (Pfenniggewicht, abgekürzt Dwt.), in England ein Theil des Pfundes, in sofern dasselbe zum Wägen des Silbers angewendet wird. Das Pfund Silber- oder Münzgewicht (Troypfund) von 7766 holländische As oder 373,147 Milligramm theilt sich in 12 Unzen, die Unze in 20 P.s, das P. in 24 Gran. Ein P. ist = 32,36 holländische As, 436 kölnische Richtpfennigtheile, 1554,7 Milligramm, 0,10637 preußische Loth, 0,8884 wiener Loth.

Peno (Pen), See im europäisch-russischen Gouvernement Twer, steht im Norden mit dem Sterjsee in Verbindung, nimmt im Westen den Kud auf, und im Südosten entsteht daraus die Wolga.

Penobscot, Fluß im nordamerikanischen Staat Maine, entsteht aus einem See in der Grafschaft Oxford, fließt südöstlich u. durch den Chesuncooksee und dann südlich in den atlantischen Ocean, wo er die gleichnamige Bucht bildet. Am Ende seines Laufs bildet er viele Inseln, hat einen bedeutenden Wasserfall und wird ober- und unterhalb desselben befahren.

Peñon de Velez, befestigte spanisch-afrikanische Stadt an der Küste von Marokko, südöstlich von Ceuta, auf hohen Felsen einer Insel am Ausflusse des Gomera ins mittelländische Meer, mit 1508 erbautem Fort u. 900 Einw. Dabei ein kleiner Hafen.

Penrhyn (Penryn), isolirt liegende australische Inselgruppe im großen Ocean, nördlich vom Cooksarchipel, zu dem sie bisweilen gerechnet wird, unter 9° 2′ südl. Br. und 159° 55′ westl. L. von Par., 1788 von Cook entdeckt, aber erst von Kotzebue 1816 besucht. Die Inseln sind niedrig, bringen Palmen, besonders Kokos, u. sind gut bevölkert von rüstigen Schiffern, die fast nackt gehen.

Penrith, Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, hat 6100 Einw., welche Ackerbau, Lein- und Wollweberei, Fayencefabrikation treiben.

Penrose, Thomas, englischer Dichter, geb. 1743 zu Newbury in Berkshire, schloß sich 1762 einer aus englischen und portugiesischen Schiffen bestehenden, gegen Buenos-Ayres gerichteten Seeexpedition an, beendigte nach seiner Rückkehr seine unterbrochenen Studien zu Oxford, ward Pfarrer zu Newbury und † 1779. P.'s Gedichte sind voll Feuer und Leben, besonders zeichnen sich seine lyrischen Ergießungen, die er „Flights of Fancy" (London 1775) nannte, durch Erhabenheit, Fülle der Empfindung u. Kraft der Sprache aus; seine Elegien charakterisirt eine seltene Innigkeit des Gefühls. Seine „Poems" erschienen London 1781, mit einer Skizze seines Lebens von Andrews. Deutsch lieferte Kosegarten mehre Gedichte P.'s in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben britischer Dichter" (1. Theil, S. 313 ff.).

Penryn, Stadt in der englischen Grafschaft Cornwall, nordwestlich von Falmouth, am Eingang der Bai von Falmouth, am Kings-Road, hat 3600 Einw., welche Wollenmanufakturen, Fabrikation von Schießpulver, Arsenik, Brauereien und Sardellenfischerei treiben.

Pensa (Penza), russisches Gouvernement, meist zu Asien, von Einigen zu Europa gerechnet, grenzt im Norden an das Gouvernement Nischnei-Nowgorod, im Osten an das Gouvernement Simbirsk, im Süden an das Gouvernement Saratow, im Südwesten und Westen an das Gouvernement Tambow und hat nach Schubert einen Flächenraum von 777 □Meilen oder 37,745 □-Wersten, nach Arssenjew 670 und nach Bulgarin 708 □Meilen. Das Terrain ist schwach gewellt, zum Theil ergiebig, zum Theil aber auch sehr unfruchtbar. Es wird von 325 großen und kleinen Flüssen bewässert, von denen jedoch nur wenige schiffbar ist. Die bedeutendsten sind die Ssura und Mokscha, kleinere die Inssara, Rudnia, der Wad, der Tschembar. Die Seen sind wenig zahlreich und unbedeutend. Das Klima ist für die Vegetation nicht besonders günstig; das Frühjahr beginnt sehr spät, der Winter ist kalt und wird oft von Wirbelstürmen begleitet. Das Pflanzenreich liefert die gewöhnlichen Getreidearten, Hanf, Lein, Rüben, Knoblauch, Kohl, Spinat, Kürbisse, Gurken, einiges Obst, viele Waldbeeren, Handelskräuter, Holz in Ueberfluß &c.; das Thierreich: Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Federvieh, Speisewild (Hirsche, Rehe), Raubwild (Bären, Wölfe), weniger Pelzthiere, viel Geflügel, Fische; das Mineralreich hauptsächlich Eisen-, Kalk- und Sandstein, Vitriol, Schwefel &c. Die Einwohner (1,058,444, nach Andern nur 1,100,000, nach Arssenjew gar nur 860,000 Seelen) sind meist Russen, unter denen sich viele Kosaken, Mordwinen (meist Christen) und Tataren (meist Mohammedaner) befinden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Landbau; fast überall erblickt man schöne Weizen-, Roggen- und Gerstenfelder. Hafer kommt zur Ausfuhr, Hanf und Lein gedeihen vorzüglich, und die Gärtnerei ist in einem ergiebigen Zustande. Die Viehzucht ist beträchtlich; man zieht besonders viele Hammel und Pferde. Die Waldungen liefern viel Holz, Wildpret und

Geflügel. Die Industrie blüht sowohl in den Städten als auf dem Lande, wo man verschiedene Gewebe von Leinen, Wolle und gröbern Stoffen verfertigt. Auch der Handel ist bedeutend und wird zu Lande betrieben, besonders mit Nischnei-Nowgorod. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Mehl, Branntwein, Leder, Seife, Wachs, Honig, Potasche, Wolle, Segeltuch, Teppichen, hölzernen Instrumenten und Hausgeräthen. Das Gouvernement P. steht unter dem Militärgouverneur von Nishegorod und theilt sich in 10 Kreise: Pensa, Tschembar, Kerensk, Nischnij-Lomow, Mokschansk, Gorodischtsch, Narowtschat, Inssara, Ssaransk und Krasno-Slobodsk. P. war früher eine Provinz von Kasan, ward 1780 zu einer Statthalterschaft mit 13 Kreisen organisirt, durch Ukas von 1796 vom Kaiser Paul als Gouvernement P. bestätigt, kam dann in Folge eines Ukas von 1797 zum Gouvernement Saratow und erhielt 1801, wo es wieder davon getrennt wurde, seine gegenwärtige Organisation. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements und des Kreises, an der Mündung der Pensa in die Ssura, in reizender Lage an einem Berge, ist weitläufig gebaut, zum Theil mit sehr schönen steinernen Häusern und Bischofssitz, hat eine statthalterliche Behörde, schöne Kathedrale, 11 andere Kirchen, darunter 6 hölzerne, 2 Klöster, ein Gymnasium, griechisch-theologisches Seminar, einen Krongarten mit einer Schule zur Bildung von Gärtnern, ein Hospital, Fabriken für Leder, Leinwand, Seife, bedeutende Fischerei, lebhaften Handel, einen großen Markt (vom 24. Juni bis 3. Juli) und 12,000 (nach Andern 15,000 oder 19,750) Einw. P. wurde 1666 gegründet.

Pensacola, Stadt im nordamerikanischen Staat Florida, Grafschaft Escambia, Westflorida, an der gleichnamigen Bai, hat einen sichern und bequemen Hafen, Schiffswerfte, Leuchtthurm u. (1850) 2164 Einw. Die gleichnamige Bai vor der Stadt hat 3 Meilen Länge, 1½ Meilen größte Breite, Schutz vor allen Winden und vor sich die lange, schmale Insel Santa Rosa.

Pensance (Penzance), Marktflecken in der englischen Grafschaft Cornwall, an der Mountsbai, mit Hafen, Pilchardfischerei, Seehandel und 5000 Einw. Die Umgegend ist reich an Erzen, besonders an Zinn, Blei, Kupfer.

Penschinskischer Meerbusen, asiatisch-russischer Meerbusen, Theil des ochotskischen Meeres, drängt sich zwischen dem Festlande Sibirien und der Halbinsel Kamtschatka ein und theilt sich wieder in die Busen Penshinskaja u. Ishinskaja.

Pensée (franz.), Einfall, Gedanke; in Rothbraun fallendes Violet, ähnlich der Farbe der Stiefmütterchen; daher das durch Gartenkultur veredelte Stiefmütterchen (Viola tricolor).

Pensel, Joseph, Komponist der neuern Zeit zu Wien, lieferte viele kleinere Werke, die besonders um ihrer Leichtigkeit und Annehmlichkeit willen gefielen, ohne gerade tiefern Kunstwerth zu besitzen. Man hat von ihm Märsche, Rondo's, Uebungsstücke u. Variationen für Klavier, Tänze für Orchester und einzelne Instrumente, ein großes Trio in G-moll für Pianoforte, ein koncertirendes Divertissement für Pianoforte und Flöte, Koncertvariationen für dieselben Instrumente rc.

Penshina, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Ochotsk, fließt von Norden nach Süden in die Bai von Penshina.

Pension (v. Franz., v. lat. pensio), eigentlich das Abwägen und, weil in den frühesten Zeiten das Tauschmittel in rohem, abzuwiegendem Metall bestand, die Handlung des Bezahlens; dann eine in gewissen Zeiten zu bezahlende Summe Geldes, die terminliche Zahlung, so bei den Römern die Bezahlung der Steuern, des Miethzinses, der Interessen. Jetzt versteht man unter P. besonders ein Jahrgehalt, welches einem vormaligen Diener entweder aus Anerkennung seiner geleisteten Dienste, oder Jemandem, der nicht gedient hat, aus Gnade gezahlt wird (Gnadengehalt). In den meisten Staaten bestehen Gesetze, welche die Pensionsansprüche nach den Dienstjahren, dem Range der Angestellten, und andern Rücksichten festsetzen. Im Allgemeinen werden die P.en aus einem Fonds (Pensionsfonds) bezahlt, den der Staat ausmittelt und zu dem auch die Civilbeamten durch jährliche Abzüge von ihrer Besoldung einen Zuschuß geben. P. heißt auch s. v. a. Kostgeld.

Pensionär, Jemand, der einen Gnadengehalt bezieht; dann Kostgänger. In Holland hieß ehedem in den großen und stimmberechtigten Städten der Syndikus wegen des Gehaltes, den er bezog, P. (pensionarius, advocatus civitatis). Er stand dem Magistrate der Stadt mit seinem Rathe zur Seite, erschien daher entweder allemal oder auf besondere Einladung in dessen Versammlungen, führte hier das Protokoll, hielt in manchen Städten statt des Bürgermeisters den Vortrag, sammelte die Stimmen, war jedoch selbst nicht stimmberechtigt, wurde in wichtigen Angelegenheiten versandt, namentlich zu den Versammlungen der Generalstaaten, in denen er im Namen seiner Stadt das Wort führte. In demselben Verhältnisse, in welchem diese P.e zu jeder Stadt standen, in demselben stand zu den Staaten von Holland der Großrathspensionär, P. von Holland (advocatus generalis), der oberste Beamte des Landes. Er war immerwährender Deputirter, saß in der Generalstaatenversammlung neben den Abgeordneten des Adels, hatte aber auch keine entscheidende Stimme, sondern nur den Vortrag, die Stimmensammlung und die Abfassung des Beschlusses. Er eröffnete alle an die Generalstaaten gerichteten Schreiben, kommunicirte in deren Namen mit den in- und ausländischen Behörden, überwachte die Ausführung der gefaßten Beschlüsse, die Rechte der Staaten, die Finanzen rc. Sein Amt dauerte 5 Jahre, nach deren Ablauf er aber wieder gewählt werden konnte. Durch die französische Revolution wurde 1795 dieser Würde ein Ende gemacht; auf kurze Zeit erneuerte sie Napoleon, indem er 1805 den Großpensionär Schimmelpenninck als Direktor an die Spitze der batavischen Republik stellte.

Pensionsanstalt (Pensionat), die Staatsanstalt zur Versorgung emeritirter Diener; eine Anstalt, wo für den Unterhalt einiger Personen ein gewisses Geld bezahlt wird; besonders auch s. v. a. Erziehungsanstalt, vergl. Institut.

Pensum (lat.), das Ab- oder Zugewogene;

die tägliche Aufgabe; besonders die Aufgabe, welche der Lehrer den Schülern gibt; auch s. v. a. Verrichtung.

Pentade (v. Griech.), s. v. a. Pentas.

Pentadecagonum, ein von 15 Seiten eingeschlossenes Vieleck.

Pentadik, fünftheiliges Zahlensystem, hat zur Grundzahl 5 und bedarf demnach zur Darstellung aller Zahlen nur der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4. So ist z. B. nach diesem System 32014 s. v. a. $3.5^4 + 2.5^3 + 0.5^2 + 1.5^1 + 4.5^0$, also nach dem dekadischen Systeme $= 1875 + 250 + 5 + 4 = 2134$. Dies System ist nie zur Anwendung gekommen, doch will man es bei einem wilden Volke in Senegambien, den Sereren, gefunden haben.

Pentadius, Verfasser einer Anzahl epigrammatischer Gedichte, worunter auch zwei etwas größere: „De fortuna“ und „De adventu veris“, die aus der Sammlung des Pithöus in die lateinische Anthologie übergegangen sind, lebte jedenfalls nicht vor dem 3. christlichen Jahrhundert.

Pentaëder (v. Gr.), nach Einigen ein Prisma, dessen Grundflächen gleichseitige Dreiecke sind.

Pentaglotte (v. Griech.), ein in 5 Sprachen verfaßtes Buch, besonders 5sprachige Bibel.

Pentagon (griech.), s. v. a. Fünfeck (s. d.) u. Vieleck; in der Mineralogie fünfseitige Fläche, ist entweder regulär oder irregulär oder symmetrisch. Bei einfachen Krystallformen kommen nur symmetrische P.e vor. Ein solches P. hat nur 4 gleiche Seiten, von denen je zwei und zwei einander entsprechen, und eine von diesen verschiedene isolirte Seite oder Basis; ferner je zwei und zwei einander gleiche Winkel, welche von dem fünften, der Basis gegenüberliegenden verschieden sind. Eine von der Mitte der Basis aus in den Scheitel des gegenüberliegenden Winkels gezogene gerade Linie theilt die Fläche in zwei einander umgekehrt kongruente unsymmetrische Trapezoide.

Pentagramm (v. Griech.), s. v. a. Drudenfuß.

Pentagynus (v. Griech.), in der botanischen Terminologie Bezeichnung einer Blüthe, die mit 5 freistehenden Griffeln oder Fruchtknoten versehen ist; daher Pentagynia, Benennung der fünften Ordnung in mehren Klassen des linné'schen Systems, Gattungen enthaltend, deren Arten fünf Staubwege oder Griffel haben.

Pentaklasit, s. v. a. Augit.

Pentakosioi (griech.), die 500 Senatoren in Athen.

Pentakrostichon (griech.), fünffaches Akrostichon.

Pentalemma (griech.), fünfgliedriger Schluß; vergl. Schluß.

Pentameron (griech.), Zeitraum von fünf Tagen.

Pentameter (griech., Fünffüßler), Versgattung, von den frühern griechischen Grammatikern mit Rücksicht auf seine Anwendung elegischer Vers genannt, ist eine Verdoppelung des archilochischen Verses oder eines daktylischen Penthemimeres, des ersten durch die gewöhnliche Cäsur im Hexameter gebildeten Abschnittes, und nach der gewöhnlichen Angabe zuerst von Callinus od. Archilochus gebraucht worden. Hauptgesetz des Verses ist seine Zerlegung in zwei gleiche Hälften durch eine Cäsur, welche, bedeutender als die hexametrische, demselben einen antithetischen Charakter gibt. Diese Antithese nicht bloß des Metrums, sondern auch des Gedankens, gestattet nicht, ein Gedicht aus lauter P.n bestehen zu lassen, da eine fortwährende Aufeinanderfolge von Gegensätzen etwas Eintöniges und Gesuchtes haben würde, vielmehr schließt sich der P. als Epodus stets an den heroischen Hexameter, aus dem er hervorgegangen, an, und ein durch diesen eingeleiteter Gedanke findet in jenem seinen natürlichen Abschluß. Daher eignet sich diese Verbindung von Hexameter und P., das Distichon, am besten zu Epigrammen und Sinngedichten, ist aber dann auch von der elegischen Gattung als ihr eigenthümliches Metrum in Anspruch genommen worden. Der rhythmische Bau des P.s ist ziemlich streng geregelt. Reine Daktylen in der zweiten Hälfte, sowie nur eine Länge vor der Cäsur sind unbedingtes Erforderniß, wodurch folgendes Schema entsteht:

— ⏕ | — ⏕ | — || — ◡◡ | — ◡◡ | ⏓

Im Deutschen können auch Trochäen statt der beiden Spondeen gestattet werden, doch vermeidet man lieber einen Trochäus im zweiten Fuße, jedenfalls aber den Gebrauch zweier zu gleicher Zeit. Bekannt ist Schillers Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter d'rauf fällt sie melodisch herab.

Pentandria (griech.), 5. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gewächse enthaltend, deren androgynische Blüthen mit fünf, nicht mit einander oder mit dem Pistill verwachsenen Staubfäden versehen sind. Außerdem führen auch Ordnungen mehrer Klassen des genannten Systems den Namen P., z. B. Monadelphia P., Diadelphia P., Monoecia P., wo demnach die Zahl der freien Staubfäden der Eintheilungsgrund der Ordnungen ist.

Pentangulum, s. v. a. Pentagon, Fünfeck; auch s. v. a. Drudenfuß.

Pentapetes, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, in Afrika und Ostindien einheimische krautartige Gewächse, von denen P. phoenicea *L.*, Cavanillea phoenicea *Gm.*, Dombeya phoenicea *Cav.*, eine schöne, 1—3 Fuß hohe Zierpflanze mit dunkel scharlachrothen, ausgebreiteten, fünfblätterigen Blüthen ist.

Pentaphyllum (Fünfblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, wovon P. Lupinaster *Spr.*, Trifolium Lupinaster *L.*, aus Sibirien, mit weißen, oder purpurröthlichen, zierlichen, in ansehnlichen, gestielten Endköpfchen stehenden Blüthen, und P. macrocephalum *Spr.*, Trifolium megacephalum *Nutt.*, aus Nordamerika, mit zierlichen, weißgelblichen und gerötheten, in großen, dichten Endköpfchen stehenden Blüthen, als Zierpflanzen vorkommen, im Freien in jedem nahrhaften, etwas sandigen und nicht zu nassen Gartenboden gedeihen und durch Wurzeltheilung vermehrt werden.

Pentaphyllus (v. Griech.), fünfblätterig.

Pentapla (griech.), s. v. a. Pentaglotte.

Pentapolis (griech., d. i. Fünfstadt), seit dem Zeitalter der Ptolemäer Name der Landschaft Cyrenaica in Libyen (s. Cyrenaica); insbeson-

dere auch Name der fünf bedeutendsten Städte im Lande der Philistäer in Palästina.

Pentarchie (v. Griech.), Regierung, die aus 5 Befehlshabern besteht; insbesondere die Hegemonie der 5 europäischen Großmächte, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen. Ein 1842 anonym erschienenes Buch: „Die europäische P.", machte wegen seines für Rußland parteiischen Inhalts viel Aufsehen; man schrieb es allgemein einem unbekannten russischen Staatsmanne zu, doch wird es jetzt dem damals in Leipzig lebenden Dr. Goldmann beigelegt.

Pentas (Pentade, griech.), eine Zahl von fünf.

Pentastemum (Bartfaden), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, die Korolle mit aufgeblasenem oder bauchigem Schlunde und zweilappiger Ober- und dreilappiger Unterlippe und die zweifächerige, vierklappige, vielsamige Kapsel mit eckigen Samen, krautartige, ausdauernde Gewächse in Nordamerika und Mexiko, die ihrer schönen Blüthen wegen jetzt unter die Modezierpflanzen gehören; so P. atropurpureum *Don*, in Mexiko, mit 3—$3\frac{1}{2}$ Fuß hohem, glattem, aufrechtem Stengel, lanzettförmigen, langgespitzten, ungleich gesägten, glänzenden Blättern und schönen, dunkel purpurrothen, unterhalb weiß-purpurrothen, im Schlunde weißen, schwarz-purpurroth gezeichneten, fast 1 Z. langen Blüthen in traubenförmigen, einseitigen Endrispen; P. campanulatum *W.*, in Mexiko, mit violeten, in einseitigen Endrispen stehenden Blüthen; P. Cobaea *Nutt.*, in Texas, mit 8—12 Zoll langen, ganzrandigen, glatten Blättern und prächtigen, großen, weißen, purpurröthlich schattirten, im Schlunde schön roth gezeichneten und gelb gefleckten Blüthen; P. diffusum *Dougl.*, in Nordamerika am Columbiaflusse, mit zahlreichen, 1 Zoll langen, violeten, im Schlunde weißen und gestreiften, in einer traubenförmigen, beblätterten, reichen Endrispe stehenden Blüthen; P. fruticosum *Hort. Angl.*, in Mexiko, mit dunkel scharlachrothen, fast 2 Zoll langen, auswendig etwas flaumhaarigen, im Schlunde weiß und dunkelroth gestreiften Blüthen, in langen einseitigen Rispen; P. gentianoides *H.* et *Bonpl.*, in Mexiko, bis 10,500 Fuß über der Meeresfläche, eine prächtige Rabattenzierpflanze, mit $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Fuß hohem, schwarz-purpurrothem Stengel u. 1 Zoll 10 Linien langen, dunkel purpurrothen, im Schlunde weißen, mit braunrothen Linien u. Adern gezierten Blüthen; P. glandulosum *Dougl.*, in Nordamerika, mit großen, blaulillafarbigen, zahlreichen Blüthen in langen Endrispen; P. ovatum *Dougl.*, in Nordamerika, mit blauen, inwendig roth geaderten, auswendig violetblauen Blüthen u. aufrechter Endrispe; P. roseum *Don*, in Mexiko, mit hochrosenrothen, unterhalb weißlichen Blüthen in einseitigen Endrispen; P. speciosum *Dougl.*, im nordwestlichen Amerika, mit dunkelblau-grünen, ganzrandigen Blättern und zahlreichen, blauen, quirlförmig in großen Endsträuchen vereinigten Blüthen; P. venustum *Dougl.*, im westlichen Nordamerika, mit blauen rispenständigen Blüthen, u. a. Alle Pentastemenarten sind gegen viele Nässe sehr empfindlich, verlangen helle, luftige Standorte, jedoch nicht zu starke Sonnenhitze, gedeihen im Sommer vortrefflich im freien Lande, müssen aber im Winter frostfrei bleiben, daher man sie am besten im Herbst wieder einsetzt.

Pentastichon (griech.), jedes aus 5 Reihen Bestehende, daher Gedicht oder Strophe von 5 Versen; s. v. a. Pentastylon.

Pentastylon (griech.), Portikus oder anderes Säulenwerk mit 5 Säulenreihen.

Pentasyllabum (v. Griech.), fünfsylbiges Wort.

Pentateuch (v. Griech.), die fünf Bücher Mose's im Alten Testamente. Bei den Juden führen diese Bücher von ihrem Hauptinhalte den Namen „das Gesetz" und, von der ursprünglichen Eintheilung in fünf Bücher, den Namen „die fünf Fünftel des Gesetzes". Die einzelnen Bücher werden von den Juden nach den Anfangsbuchstaben, von den Christen mit eigenen, den Hauptinhalt bezeichnenden Namen benannt. Das erste Buch (Genesis) legt in seinem ersten Theile die Meinungen der Hebräer über die Urgeschichte der Welt und Menschen bis zur Sprachenverwirrung und die daraus erfolgte Zerstreuung der Völker dar. Schon in diese Geschichte der Urzeit werden national-theokratische Ideen, wie die Einrichtung des Sabbaths durch Jehovahs Beispiel und die Auserwählung der Hebräer vor anderen Völkern hineingetragen. Nach Verlauf von 9 Generationen erfolgte die große Fluth (s. Sündfluth), aber nach eben so viel andern erscheint zu Abrahams Zeit die Erde schon wieder bevölkert. Der zweite Theil erzählt die Geschichte der Patriarchen, unter denen Abraham als Ideal eines gottergebenen und rechtschaffenen Mannes besonders hoch gestellt wird. Ein Bund mit Jehovah setzt dessen Kult feierlich und für alle Zeiten ein. Ueber Abrahams Sohn Isaak geht die Geschichte schneller hinweg, um dann bei seinem Sohne Jakob und dessen Söhnen länger zu verweilen. Mit Josephs Tode bricht die Erzählung ab. Zwischen den Hauptmomenten der Erzählung sind theils genealogische, theils ethnographische Notizen eingeschoben. Mit dem Anfange des zweiten Buches (Exodus) folgt die eigene Geschichte Mose's, seines Volkes und seiner Gesetzgebung. Es wird die Unterdrückung der Nachkommen Jakobs, die sie in Aegypten erfuhren, erzählt und dann, wie dieses zu hoher Bestimmung berufene Volk, durch Jehovahs Allmacht erlöst, unter Wundern und Strafgerichten ausgeführt und der lang verheißene Bund Gottes mit ihm am Sinai geschlossen, die Verfassung und der Gottesdienst gegründet wird. Nach dem Hauptentwurf der Gesetze (2. Mos. 19, 3—6) folgen die Worte, die Gott selbst vom Berge sprach (K. 20), und die Rechte, die er ihnen vorlegte (K. 21—23). Das Uebrige ist Entwurf der Stiftshütte und dessen, was dazu gehört (Kap. 25—31). Eine Nachlese von einigen Hauptgeboten kommt bei dem zweiten Aufenthalt Mose's auf Sinai nach (K. 34, 10—26), und nun wird der Entwurf des Tempels ausgerichtet. Das dritte Buch (Leviticus) läßt sich als eine Zugabe zu der sinaitischen Gesetzgebung, welche das zweite Buch enthält, betrachten. Es scheint das Regulativ gewesen zu seyn, das in der Priester Händen war u. nach dem sie den Gottesdienst ordneten, über

Rein und Unrein, Aussatz, Grade der Verwandtschaft urtheilten, durch Feste die Zeit eintheilten, Strafen bestimmten und dergleichen. Von Geschichte gibt das Buch uns wenig und fast nur Solches, was die Priester angeht (K. 8—10). Auch das vierte Buch (Numeri) bringt anfangs mancherlei Nachholungen und nähere Bestimmungen, namentlich das wichtige Stück der heiligen Verfassung, die Erwählung der Leviten. Dann gibt es die Geschichte des Zuges durch die Wüste und des Kampfes der jungen Verfassung mit der bösartigen Natur des Volkes. Bald ist man an das Ende dieses Zuges versetzt, wo der Kampf um die Eroberung des Landes beginnt, welchen Mose glücklich eröffnet, der dann vom Schauplatz abzutreten sich anschickt. Die zwischen die Erzählung eingeschalteten, nicht erzählenden Stücke sind dem wichtigsten Theile nach staatsrechtlichen und statistischen Inhalts. Die Geschichte Bileams und seiner Eselin (K. 22—24) bildet eine Episode. Im fünften Buche (Deuteronomium) tritt Mose kurz vor seinem Tode vor dem Volke auf, ermahnt es, unter Erinnerungen an seine frühere Geschichte, zum Gehorsam gegen Gott, wiederholt die Gebote, welche schon früher gegeben sind, zum Theil und gibt ganz neue. Nachdem er zuletzt eine feierliche Sanktion der Gesetzgebung angeordnet, Josua von Neuem zu seinem Nachfolger bestellt und sich ermahnend, warnend und weissagend in begeisterter Rede ausgesprochen hat, tritt er, einen Blick in das ihm verschlossene gelobte Land thuend, auf geheimnißvolle Weise vom Schauplatz ab. Die alte Meinung, daß Mose Verfasser des P.s sey, findet noch bis in die neueste Zeit Vertreter und ist besonders von Hengstenberg nachdrücklich vertheidigt worden. Nachdem aber schon in älterer Zeit Zweifel an der Authentie des P.s aufgetaucht waren, schritt man in neuerer Zeit zu einer wissenschaftlichen Begründung derselben. Einige meinten, Mose habe zwar ausführliche Annalen geschrieben, aber unser P. sey nur ein späterer Auszug daraus. Andere behaupteten schon geradezu, der P. führe Mose's Namen nur deshalb, weil Mose die Hauptperson der Geschichte sey. Herder hielt den P. für ein historisches Epos in fünf Rhapsodien, worin Prosa und Poesie abwechsele. Andere stellten andere Hypothesen auf. Eine besonnene Kritik findet, daß den Büchern Mose's eine ächt geschichtliche Sage zum Grunde liegt, welche, an gewisse Merkzeichen geknüpft und von Volksliedern getragen, sich im Munde des Volkes fortgepflanzt hat. Diese mit poetischen Bestandtheilen bereicherte und mannichfach umgestaltete Volkssage wurde aber erst spät Gegenstand schriftstellerischer Behandlung. Die Geschichte der Urzeit, der patriarchalischen und mosaischen Periode ist im P. nach einem religiös-poetisch-didaktischen Plane behandelt, dem gemäß den Israeliten ihre hohe Bestimmung, das von Gott auserlesene Volk Gottes zu seyn, und der göttliche Ursprung ihrer Einrichtungen und Gesetze vor Augen gestellt und dadurch religiös-patriotische (theokratische) Begeisterung bei ihnen entzündet werden sollte. Man hat daher den P. „das theokratische Epos der Israeliten" genannt. Gewiß ist, daß ein epischer Charakter dieser Schriften, sowohl in der poetischen Form der Erzählung, welche nicht nur durch Anschaulichkeit und Gemüthlichkeit, sondern selbst durch rhythmischen Schwung der Rede den poetischen Sinn befriedigt, als auch im Gehalte hervortritt. Da der Hauptplan des theokratischen Epos darauf ging, das Volk für seine heiligen Gesetze und Einrichtungen zu begeistern, so wurden die meisten derselben auf den unter göttlichem Einflusse stehenden Gesetzgeber Mose zurückgeführt und manche Gesetze und Sitten noch dadurch geheiligt, daß der Verfasser ihnen einen noch älteren Ursprung zuschreibt. Mit Sicherheit sind dem mosaischen Zeitalter zuzuschreiben nur die Lieder 4. Mos. 21, 17 f., 27 ff.; aber wahrscheinlich wurden auch sie durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und späterhin in eine Sammlung aufgenommen, woraus sie der Verfasser dieses Kapitels schöpfte. Was aber die mosaischen Gesetze betrifft, so mögen manche derselben alt und ächt seyn, das Hauptstück der mosaischen Gesetzgebung aber ist in einer doppelten Paraphrase vorhanden. Man hat versucht, die Bücher Mose's in die ursprünglichen verschiedenartigen Bestandtheile zu zerlegen, aus welchen dieselben von der Redaktion zusammengesetzt worden seyn mögen, und die Untersuchungen der meisten Kritiker haben zu dem gemeinsamen, jetzt ziemlich allgemein anerkannten Resultate geführt, daß besonders zwei Hauptbestandtheile zu unterscheiden sind, die sich schon äußerlich durch die verschiedenen Gottesnamen Elohim und Jehovah bemerklich machen u. daher die Elohim- und Jehovahurkunden genannt werden, wiewohl sie sich auch noch durch andere charakteristische Merkmale von einander unterscheiden. Namentlich tritt in der elohistischen Urschrift der religiös-didaktische Plan am reinsten hervor und wird durch eine freiere, selbst ungeschichtliche Behandlung am deutlichsten bezeichnet. Am bestimmtesten läßt sich die Zerlegung in zwei Urschriften in dem Buche der Genesis nachweisen, und zwar ist dabei bemerkbar, daß die elohistischen Bestandtheile ein fast ganz herstellbares Ganzes bilden, die jehovistischen dagegen sich nicht zusammenreihen lassen. In der Urschrift Elohim ist Gott noch nicht als Jehovah bekannt (2. Mos. 6, 2), — daher die Vermeidung dieses Namens — u. es besteht noch kein Jehovah- (oder mosaischer) Gottesdienst, sondern ein freierer, der z. B. keine Unterscheidung der reinen und unreinen Thiere macht; doch wird zur Theokratie der Grund gelegt durch die Aussonderung und Erwählung Abrahams, Isaaks und Jakobs, welche durch planmäßig geführte Genealogien dargelegt wird, sowie auch schon zu manchen theokratischen Instituten. Ueberhaupt weiß der Elohist sich in die Urzeit zu versetzen, schildert sie in sittlicher und leiblicher Hinsicht vollkommener und einfacher und malt die patriarchalischen Sitten mit anmuthiger Einfalt. Der Jehovist dagegen läßt den Jehovahkultus schon 4, 26 beginnen und unter den Patriarchen bestehen, daher der Gebrauch des Namens, selbst im Munde von Heiden (26, 28 f.). Er legt levitische Opfer (4, 3 f.; 8, 20), das Jehovahorakel (25, 22), eine Gesetzgebung (26, 5), die Leviratsehe (38), die Blutrache (4, 4), sowie auch die Civilisation und den Luxus späterer Zeiten in die Vorzeit. Die Mythologie, die beim Elohisten noch einfacher ist, geht bei dem Jehovisten ins

Phantastische. Uebrigens zeigt diese weniger Weitschweifigkeit und mehr Gewandtheit und Ordnung, als der Elohist. Daß die Urschrift Elohim auch in das zweite Buch Mose's herüberreiche, läßt schon der weiter führende Plan derselben errathen und bestätigt ein näheres Eingehen in dieses Buch. Die Ausscheidung der elohistischen und der jehovistischen Bestandtheile ist aber noch nicht mit gleicher Sicherheit ausgeführt worden, wie in der Genesis. Das dritte Buch Mose's zeigt, mit Ausnahme von Wenigem, durchweg elohistische Schreibart; auch weisen die einzelnen Stücke sowohl auf einander, als auf frühere elohistische Bestandtheile zurück; das ganze Buch scheint demnach zur Urschrift Elohim zu gehören. Im 4. Buche dagegen wechseln wieder elohistische und jehovistische Bestandtheile. Was endlich das 5. Buch Mose's betrifft, so tragen dessen Bestandtheile mit wenigen Ausnahmen die Spuren eines und desselben Verfassers an sich, und zwar gehen die geschichtlichen Erinnerungen und Rückweisungen meist auf jehovistische Stücke. Was die Urschrift Elohim betrifft, so muß dieselbe verfaßt seyn nach Mose's Tod, nach Vertreibung der Kanaaniter, nach Hebraisirung des Landes und seiner Städte (Hebron, Bethel, Dan werden genannt), zur Zeit, wo der Stamm Levi verachtet war unter dem Königthum, aber vor Jerobeam (wegen der Heiligkeit von Bethel), vor David (wegen der Unabhängigkeit Edoms, des Uebergewichts von Ephraim), mithin wahrscheinlich zu Samuels oder Sauls Zeiten. Die jehovistischen Bestandtheile dagegen müssen, wenn sie überhaupt von einem und demselben Ergänzer herrühren, geraume Zeit nach der Urschrift Elohim geschrieben seyn, nämlich nach Sauls Sieg über die Amalekiter, nach Davids Siegen über die Edomiter und Moabiter, nach der Schifffahrt nach Ophir, nach Erweiterung der Reichsgrenzen durch David bis zum Euphrat, nach Verschmelzung des Stammes Simeon mit dem Stamme Juda, nach Erbauung des Tempels, nachdem man sich schon so an den Jehovahkultus gewöhnt hatte, daß man sich auch die Urzeit nicht ohne denselben denken konnte, ohne daß jedoch schon die Centralisation desselben gelungen war (heilige Orte: Sichem, Bethel, Hebron, Berseba). Im Deuteronomium führen die Kap. 31—34 den Beweis in sich, daß Mose nicht Verfasser desselben war; außerdem führen die Anachronismen 2, 12; 3, 14; 19, 14; 34, 1, sowie die ganze Art, wie 1—3 die mosaische Geschichte behandelt ist, in die nachmosaische Zeit und durch die Beziehung auf Jerusalem und dessen Tempel in die Zeit des Jehovisten. Aber die Rückbeziehungen auf die früheren Bücher deuten auf eine bedeutend spätere Zeit, als in welcher diese entstanden sind, und die Königs=, Propheten= und Levitengesetze, sowie die über die Einheit des Gottesdienstes, führen auf die nachsalomonische, und zwar auf die Zeit des Josia, wo die Einheit des Gottesdienstes erst durchgesetzt wurde. Der Versuch Ewalds, aus der Sagenhülle der mosaischen Urkunden die geschichtliche Wahrheit herauszufinden, hat zu höchst befriedigenden Ergebnissen geführt. Ewald unterscheidet vier Geschichtswerke im P. Vom ältesten Geschichtswerk finden sich Bruchstücke vom Buch Genesis bis in das Buch der Richter zerstreut; Kennzeichen dieser Bruchstücke ist im Allgemeinen dieses, daß sie zu keinem, weder der etwa vorhergegangenen, noch aller der folgenden Werke stimmen, unter sich dagegen ganz gleichartig sind. Während die übrigen, im P. zusammengestellten Werke bestimmtere, entweder gesetzgeberische oder prophetische Zwecke verfolgen, hat jenes älteste Werk bei seiner Erzählung keinen solchen beschränkteren Zweck; und dazu gibt sich der Inhalt, den es überliefert, als der am reinsten geschichtliche und die Anschauung der Vergangenheit, welche in ihm hervortritt, als die alterthümlichste zu erkennen. Alle Zeugnisse weisen darauf hin, daß dieses Werk zwar nicht früher, als in der zweiten Hälfte des Zeitraums der Richter geschrieben seyn kann, aber auch gewiß nicht später. Wahrscheinlich gehörte der Verfasser dem Stamme Juda an, denn er hebt diesen überall so bedeutend hervor, daß man die besondere Theilnahme, welche ihn zu diesem zieht, nicht verkennen kann. Uebrigens benutzt auch er ältere geschichtliche Quellen; er schaltete den Dekalog ein, nahm Lieder in sein Werk auf und berief sich auf Volkslieder aus der mosaischen Zeit. Als zweites Werk, von dem sich Bruchstücke im P. finden, nennt Ewald ein „Buch der Ursprünge". Es hat sich in mehren und längeren Bruchstücken, als das vorige, erhalten und gehört in den Anfang der königlichen Herrschaft, ist also nicht unbedeutend jünger, als jenes. Daß der Verfasser ein Levit gewesen sey, zeigt sowohl die besondere Berücksichtigung und genaue Kenntniß levitischen Wesens, als auch die eigenthümliche Tendenz des Werkes. Der Hauptzweck desselben war nämlich unverkennbar der, von dem großen Ruhepunkte der Geschichte aus, welcher in jener Zeit gekommen war, einmal den gesammten geschichtlichen Stoff im weitesten Umfange zu übersehen und bis in die letzten Anfänge alles Werdens zurück zu verfolgen. Neben den beiden genannten Werken sind im P. Bruchstücke nachzuweisen, die nicht unpassend die „prophetischen Erzählungen" der Urgeschichte genannt werden. Erkennbar sind diese Stücke theils durch die große Freiheit der Wiedererzählung des Ueberlieferten und durch die Anknüpfung an erhabene prophetische Wahrheiten, theils durch eine Farbe der Sprache und Erzählung, welche von der der früheren Werke über die Urgeschichte sich merkbar unterscheidet. Diese prophetisch gehaltenen Bruchstücke rühren von mehren Erzählern her. Eine Art von Bestandtheilen des P.s stellt sich endlich als eine rein künstlerische Bearbeitung der Urgeschichte dar. Hierher gehören vornehmlich Stücke aus dem 5. Buche, deren Verfasser Ewald den „Deuteronomiker" nennt. Zu einer Zeit, wo auch das südliche Reich nach dem Sturze des nördlichen und nach dem Tode des Königs Hiskia bereits in der größten Gefahr schwebte, der Gesetzlosigkeit und seinen andern innern Uebeln zu unterliegen, unternimmt hier (etwa in der 2. Hälfte der Herrschaft Manasse's) ein in der Fremde (in Aegypten) lebender Angehöriger dieses Reiches den Versuch, das alte Gesetz, sowie es verändert und verjüngt für diese Zeiten passen konnte, mit der Macht prophetischer Rede noch einmal aufs Kräftigste und Nachdrücklichste als das einzige Heil des

Reichs zu empfehlen; zwar auf dem Gebiete der heiligen Urgeschichte, also in mosaischen Weisen und Farben, aber mit freiester Bearbeitung des Stoffes, so daß die Erzählung schon ganz in den Hintergrund tritt und nur noch entweder zur Einführung von Reden und Ermahnungen, oder zu vereinzelten Zwecken der Schriftstellerei dient. Die Sprache des Verfassers ist nicht nur in einzelnen Worten und Wendungen von der aller übrigen Stücke des P.s stark abweichend, sondern sie hat auch im Großen eine Farbe und Art, welche erst etwa im 7. Jahrhundert denkbar ist.

Nach 5. Mos. 31, 24 f. wurde der P. in der Bundeslade aufbewahrt. Durch das Vorlesen desselben am Erlaßjahre wurde der Inhalt dem Volke immer von Neuem eingeprägt und wurden Verfälschungen verhütet. Die Prophetenschulen unter Samuel machten den Gebrauch des P.s allgemeiner. Ohne Zweifel wurden bald Abschriften davon gefertigt; denn die Beobachtung der Priestergesetze erforderte eine stets bereite Einsicht. Nach dem Exil ist der P. die wesentliche Norm, nach der die neue Kolonie am Jordan ihren Gottesdienst einrichtete. Jede jüdische Synagoge muß ein Exemplar des P.s in Rollschriften auf Pergament geschrieben besitzen (Rolle des Gesetzes). Das Aeußere derselben muß schön seyn; gewöhnlich werden die Rollen mit bunten Bändern und Tüchern umwunden. Geschrieben müssen sie von einem rechtschaffenen Juden seyn; eine Rolle, die ein Christ, Heide, Samaritaner, Knecht, eine Magd, Frau, oder ein noch nicht 13jähriger Knabe geschrieben hat, muß nach dem Talmud verbrannt oder wenigstens verborgen werden, damit sie Niemand braucht. Eine ächte Rolle darf nicht verkauft, auch nicht in einer Kammer aufbewahrt werden, worin Eheleute schlafen. Uebrigens genießt sie noch das Ansehen, daß die Juden, vor denen sie vorübergetragen wird, vor ihr ehrerbietig aufstehen müssen. Die Samaritaner nehmen von allen alttestamentlichen Büchern nur den P. an. Der P. war das erste Buch des Alten Testaments, welches in das Griechische übersetzt wurde, wahrscheinlich schon 285 oder 286 vor Christi Geburt. Gedruckt wurde der P. zum ersten Male zu Bologna 1482, mit Onkelos' chaldäischer Paraphrase und Jarchi's Kommentar, ferner zu Soria 1490—95, Neapel 1491, Lissa 1492, Brix 1492, Konstantinopel 1505; mit arabischer Paraphrase und persischer Version von Jakob, Konstantinopel 1546; mit spanischer u. griechischer Version zu Konstantinopel 1547; mit rabbinischem Kommentar zu Venedig 1551; hebräisch u. chaldäisch, mit Kommentar, 1726; mit vielen Kommentaren zu Frankfurt a. M. 1546, 5 Bde. Neuere Ausgaben sind: mit deutscher Uebersetzung von Venusi (1820, 2 Bde.), mit Mendelssohns Uebersetzung (Berlin 1780—83, 5 Bde.), von Tuch (Halle 1838). Neuere Werke zur Kunde des P.s sind: J. D. Dathe, Pentat. lat. vers. notisque philol. et crit. illustr., Halle 1781, 2. Ausg. 1791; E. F. K. Rosenmüller, Schol. in V. T. P. I. cont. Gen. et Exod., Leipzig 1788, 3. Ausg., 2 Bde., 1821 bis 1822; P. II. Lev., Num. et. Deut., 1790, 3. Ausg. 1824 (Schol. in Pent. in compend. redact., 1828); J. S. Vater, Kommentar über den P. 2c., Halle 1802—5, 3 Thle.; Schumann, Pentat. hebr. et gr. c. annotatione perp., Bd. 1: Gen. compl., Leipzig 1829; von Bohlen, Die Genesis 2c., Königsberg 1835; J. Nik. Thiele, Das 1. Buch Mose's, Erlangen 1836, 2 Bde.; Tuch, Kommentar über die Genesis, Halle 1838; Möller, Ueber die Verschiedenheit des Styls der beiden Haupturkunden der Genesis, 1792; Ranke, Untersuchung über den P., 1834; Hengstenberg, Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament, oder die Authentie des P.s erwiesen, 1836 bis 1839; H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel, 3 Bde., Göttingen 1843 ff.

Pentathlon (Pentathlos, griech., eigentlich Fünfkampf, latein. quinquertium), bei den Griechen der Inbegriff der fünf Leibesübungen in der Gymnastik (s. d.), die im Springen, Diskuswerfen, Laufen, Ringen und Faustkampfe bestanden.

Pentecote, 1) Fluß in Untercanada, fließt gegen Süden und mündet auf der Nordseite in die Mündung des St. Lorenzstroms. — 2) (Whitesunday), Insel im großen Ocean, im Neuhebridenarchipel, gebirgig und bewaldet, 1768 am Pfingstfeste von Bougainville entdeckt.

Pentekostarion (griech.), in der griechischen Kirche die für die Zeit von Ostern bis Pfingsten bestimmte Abtheilung der Agende.

Pentekoste (griech.), bei den alten Christen die 7 Wochen zwischen Ostern u. Pfingsten; auch s. v. a. Pfingsten.

Pentelikon (Penteli), ziemlich hohes griechisches Gebirg in Attica (Livadien), nordöstlich von Athen, mit einer merkwürdigen Stalaktitenhöhle und wundervoller Fernsicht, enthielt die Quelle des Cephissus und war schon im Alterthume berühmt durch seinen trefflichen weißen Marmor (pentelischen Marmor), der sowohl zu Prachtgebäuden und Tempeln (wie namentlich zum Parthenon auf der Akropolis), als auch zu Bildsäulen verwendet wurde. In der Nähe liegt das Kloster Penteli (Pendeli), dessen Mönche trefflichen Honig sammeln, nahe dabei ein neues Schloß der Herzogin von Piacenza.

Penteneſia (Pentenisia), kleine griechische Insel, Morea, im Busen von Aegina, westlich von Koluri.

Penthemimeres (griech., auch Penthemimeris), Hauptcäsur des heroischen Hexameters nach der Arsis des dritten Fußes (s. Hexameter); das durch diese Cäsur abgeschnittene Versglied, das, als selbstständiger Vers betrachtet, archilochischer Vers heißt und verdoppelt den Pentameter (s. d.) gibt.

Penthesilea, Tochter des Ares u. der Otrera, Königin der Amazonen, kam mit ihrem Heere dem Priamus zu Hülfe und fiel durch die Hand des Achilles, der die Sterbende um ihrer Schönheit, Tapferkeit und Jugend willen betrauerte u. den Thersites für seine Verhöhnung und Verlästerung der Todten erschlug. Auch wird als Derjenige, welcher die P. erschlagen, Neoptolemus genannt. Nach einer andern Sage liebte Achilles die P. und zeugte mit ihr einen Sohn, Caystrus.

Pentheus, Sohn des Echion und der Agave, Nachfolger des Cadmus in der Herrschaft über

Theben, ward zur Strafe für sein Widerstreben gegen den Dionysusdienst auf dem Cithäron, wo er die bacchische Feier der Frauen auf einem Baume belauschte, von seiner eigenen Mutter, die ihn in ihrer bacchischen Raserei für ein wildes Thier ansah, deren Schwestern und andern Mänaden zerrissen.

Penthièvre, uralte französische Grafschaft in der Bretagne, bildet gegenwärtig das Departement Morbihan, ward 1008 an 2 Söhne des Herzogs von Bretagne gegeben, aber 1235 von König Heinrich II. eingezogen und an Jolantha, Gräfin von der Mark, verliehen. Nachdem sie 1287 durch Heirath an Guy de Bretagne gekommen war, brachte sie dessen Tochter Johanna, Herzogin von Bretagne und Gräfin von P., 1337 dem Grafen Karl von Blois als Heirathsgut zu. Beider Nachkommen nannten sich Grafen von P. Später kam indeß P. durch Heirath an die Häuser Brosse u. Luxembourg u. wurde zu deren Gunsten von König Karl IX. 1569 in ein Pairieherzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. stellte 1697 das Herzogthum wieder her und gab es einem seiner mit der Montespan erzeugten Bastarde, dem Grafen von Toulouse, der 1737 starb. Dessen ältester Sohn und Erbe aus der Ehe mit Marie de Noailles war Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geboren am 16. Nov. 1725 zu Rambouillet, als letzter Erbe aller legitimirten Prinzen der reichste Privatmann Frankreichs, Großjägermeister und Großadmiral von Frankreich, Gouverneur von Bretagne. Er erbte auch 2 Infanterieregimenter, die seinen Namen führten und an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoy tapfer kämpfte. Nach dem österreichischen Erbfolgekriege zog er sich auf sein Schloß Sceaux zurück und lebte hier ganz den Werken der Wohlthätigkeit, wie er sich denn überhaupt durch seine Sittenreinheit und große Rechtschaffenheit auszeichnete. Ueber den Tod seiner Gemahlin, Marie Therese von Modena († 1754), versank er in tiefe Melancholie. Im J. 1768 verlor er auch seinen noch jungen Sohn, den Prinzen von Lamballe. Seine Unbescholtenheit flößte während der Revolution selbst den Schreckensmännern Achtung ein, so daß sie ihn gänzlich in Ruhe ließen. Desto härter wurde er von der Ermordung seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe (s. d.), betroffen. Als dem letzten Sprößling der legitimirten Söhne Ludwigs XIV. war ihm auch die reiche Erbschaft seines Vetters, des Grafen von Eu, zugefallen. Einen Monat vor dem Konventsdekrete, welches die Verhaftung aller Bourbonen befahl, † der Herzog als „Bürger Bourbon" am 4. März 1793 zu Vernon. Er hinterließ eine Tochter, Marie Louise Adélaïde de Bourbon, die an den als „Bürger Egalité" bekannten Herzog Ludwig Philipp Joseph von Orleans verheirathet war und dadurch die Mutter des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, wurde. Durch diese Verbindung kamen die unermeßlichen Güter des Hauses P. an die Familie Orleans. Ein Enkel Ludwig Philipps und Sohn des Prinzen von Joinville und der Donna Franciska von Brasilien (Tochter Dom Pedro's), Prinz Peter Philipp Johann Maria von Orleans, geboren am 4. Nov. 1845, erhielt den Titel eines Herzogs von P.

Pentland-Frith, britische Meeresstraße zwischen den Orkneyinseln und dem Festlande von Schottland, $6\frac{3}{4}$ Lieues lang und an der schmalsten Stelle, zwischen dem Kap Duncansby und der Südspitze der Insel South-Ronaldsha im Osteingange, $2\frac{1}{2}$ Lieues breit. Das Kap Dunnet und die Spitze Tuc-Heß, $2\frac{3}{4}$ Lieues entfernt von einander, bilden den westlichen Eingang. In der Straße liegt die Insel Stroma. Das Meer bildet darin so heftige Strömungen und Wirbel, daß die Schifffahrt gefährlich ist. Mitten vor dem östlichen Eingang in die Straße liegen die Felsenriffe Pentland-Skerry, 1 engl. Meile lang, $\frac{1}{2}$ Meile breit, mit einem nur von einem Wärter bewohnten Leuchtthurm zur Erleichterung der Schifffahrt.

Pentland-Hills, britische Gebirgskette in Schottland, auf der Nordgrenze der Grafschaft Peebles und im Südwesten der Grafschaft Edinburg, zwischen dem untern Tweed und dem Forthbusen, senkt sich nordwärts plötzlich zu einer breiten Vertiefung hinab (Kanal von Glasgow) und zieht sich dann zwischen dem Forth, der Clyde und dem See Lomond bis an die Nordseite dieses See's, wo sie sich an das Grampiansgebirg anschließt. Mit dem Cheviot steht sie bloß durch einen Landrücken zwischen dem Tweed und der Clyde in Verbindung. Sie erreicht eine Höhe von 1700 Fuß, hat fette Weiden und trägt Spuren vulkanischen Ursprungs.

Pentschinskischer Meerbusen, s. v. a. Penschinskischer Meerbusen.

Pentstemon, Pflanzengattung, s. v. a. Pentastemum.

Pentzia (Penzie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, steife, sehr ästige, mehr oder minder weißgrau bekleidete Kapsträucher von zierlichem Ansehen, mit abwechselnden, gehäuften Blättern und gelben Blüthenköpfchen, welche entweder einzeln, oder in Doldentrauben stehen. P. flabelliformis *Willd.* (P. crenata *Thunb.*, Tanacetum flabelliforme *L'Hér.*) hat einen starken aromatischen Geruch und wird von den Hottentotten zur Bereitung einer Salbe benutzt.

Penultima (Paenultima, d. h. paene ultima, scil. syllaba), bei den lateinischen Grammatikern die vorletzte Sylbe eines Wortes.

Penzel, Johann Georg, berühmter Zeichner und Kupferstecher, 1754 zu Hersbruck bei Nürnberg geboren, erlernte hier die Anfangsgründe der Kunst, besuchte dann Augsburg und Frankfurt und widmete sich besonders in Dresden ganz der Kupferstecherkunst, wobei ihm Chodowiecki zum Vorbild diente. Blätter von ihm nach Ramberg, Meil, Schellenberg u. A. u. nach eigener Erfindung finden sich in Salzmanns „Elementarbuch", in Thümmels „Reisen", bei Langbeins „Schwänken", in Rambergs u. in Schlenkerts historischen Kalendern, in „Stoy's Bilderakademie", im „Tübinger Damenkalender", in Weiße's „Kinderfreund" 2c. P. † 1809 zu Leipzig.

Penzlin, mecklenburg-schwerinsche Stadt, wendischer Kreis, an einem See, mit 2 Thoren,

5 Straßen, mehren Gassen, Marktplatz, Kirche, Schloß des Barons von Maltzan, Essigsiederei, Töpferei, Dampfbad, Tabakhandel u. 2100 Einw. P., das schon 1170 bestand, war bis 1777 der Herrschaft P. unterthänig und litt 1558, 1725 und 1833 sehr durch Feuer.

Peotta (Peota, ital.), in den italienischen Seestaaten kleine, leichte Schaluppe, welche, obgleich in der Regel nur schwach bemannt, vermittelst ihres Baues gut u. schnell segelt und daher als Avisschiff dient.

Pepe, 1) Florestano, neapolitan. General, geb. 1780 zu Squillace in Kalabrien, war bereits Lieutenant, als die parthenopeische Republik errichtet wurde. Er trat sogleich in die Armee derselben ein, mußte bei der Restauration nach Frankreich flüchten, diente daselbst in der italienischen Legion und kehrte 1801 mit dem Frieden in sein Vaterland zurück. Im J. 1806 trat er in die Dienste Joseph Bonaparte's, machte als Chef des Generalstabes der neapolitanischen Division im französischen Heere die spanischen Feldzüge mit und ward 1811 zum Brigadegeneral befördert. Im russischen Feldzuge deckte er an der Spitze der neapolitanischen Reiterei den Rückzug der Franzosen von Oszmiana nach Wilna und führte darauf den Rest seiner Division nach Danzig, wo er in russische Gefangenschaft fiel. Nach seiner Befreiung erhielt er von Murat den Auftrag, einen in den Abruzzen von Palermo aus entstandenen Aufstand zu dämpfen, kämpfte 1815 gegen die Oesterreicher in Oberitalien und wohnte der Schlacht bei Tolentino bei. Zum Generallieutenant befördert, übernahm er nach Murats Flucht 1815 das Gouvernement von Neapel und erhielt daselbst bis zum Einrücken der Oesterreicher die Ruhe aufrecht. Ferdinand I. ließ ihn in seinem Range und Dienste und sandte ihn 1820 mit 4000 Mann nach Sicilien, um dort die Ruhe herzustellen. Er unterwarf die Stadt Palermo am 25. und 26. September und schloß eine Kapitulation ab, durch welche den Sicilianern Aussicht auf politische Selbstständigkeit eröffnet wurde. Die Regierung jedoch, sowie das Nationalparlament, genehmigten, besonders auf Gabriele P.'s Betrieb, diese Kapitulation nicht, und P. mußte sein Kommando niederlegen. Bei der Annäherung der Oesterreicher trat er auf den Wunsch des Parlaments wieder an die Spitze des Generalstabes, rieth jedoch noch vor der Entscheidung zur Unterwerfung. Dessen ungeachtet ward er nach Ferdinands Rückkehr nicht wieder in seinen Rang eingesetzt. An der italienischen Erhebung von 1848 u. 1849 nahm er keinen Theil u. lehnte selbst die Ernennung zum Reichspair und zum General ab. Er † den 3. April 1851 zu Neapel. Vgl. Carrana, Vita del generale F. P., Genua 1851.

2) Gabriele, Oberst und Mitglied des Nationalparlaments von Neapel, geboren 1781 zu Bojano in der Provinz Molise, studirte die Rechtswissenschaft, ging aber nach Errichtung der parthenopeischen Republik zum italienisch-französischen Heere und mußte deshalb nach der Restauration mit nach Frankreich flüchten, wo er in die italienische Legion trat. Der Friede führte ihn 1801 nach Neapel zurück, wo er 1806 unter Joseph Bonaparte Dienste nahm. Er machte darauf 1808 die Feldzüge in Spanien, nachher unter Murat die von 1814 und 1815 mit. Als Ferdinand I. den neapolitanischen Thron wieder bestieg, erhielt er als Oberst ein zu Syrakus liegendes Regiment. Beim Ausbruche der Revolution von 1820 schloß er sich eifrig derselben an, trat im Oktober in das Parlament, bewirkte die Absetzung des Generals Florestano P. und die Verwerfung des von letzterem zu Palermo abgeschlossenen Vergleichs und drang mit Festigkeit auf die Beibehaltung der spanischen Konstitution. Nachdem mit Hülfe Oesterreichs die Bewegung unterdrückt und der absolute Thron wieder hergestellt worden war, ward er mit vielen andern Patrioten den Oesterreichern übergeben und von diesen in die Festung Olmütz gesperrt, erhielt jedoch nach 2 Jahren seine Freiheit wieder. Mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, lebte P. seitdem zu Florenz als Privatmann und † im August 1849.

3) Guglielmo, Bruder von P. 1), Haupttheilnehmer an der neapolitanischen Revolution des Jahres 1820, geboren 1782 zu Squillace, trat 1799 in das republikanische Heer, focht bei Portici gegen die Truppen des Kardinals Ruffo, ward verwundet, gefangen und nach 6monatlicher Haft verbannt. Er trat darauf in die italienische Legion, kehrte nach dem Frieden 1801 in sein Vaterland zurück und versuchte von Neuem, in Kalabrien einen Aufstand zu organisiren. Der Versuch mißlang jedoch. P. ward zu Maritimo gefangen und zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe in den scheußlichen Kerkern auf den ägatischen Inseln verurtheilt. Nach einigen Jahren gelang es ihm indessen, zu entfliehen; er trat darauf als Major 1806 in die Dienste des Königs Joseph, ward bei Maida von den Truppen des Königs gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, entkam aber durch Bestechung und diente sodann unter den franz. Truppen auf den jonischen Inseln. Im J. 1809 ernannte ihn Murat zu seinem Ordonnanzoffizier; im folgenden kämpfte er an der Spitze eines neapolitanischen Regiments unter Suchet in Spanien und erwarb sich 1814 den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher kam er oft in Zwiespalt mit den Franzosen und faßte einen unversöhnlichen Haß gegen dieselben, betrieb daher die Entlassung aller im neapolitanischen Heere dienenden französischen Offiziere, forderte von Murat die Entlassung aller in Civilämtern stehenden Franzosen und suchte, obschon ihm Murat die Baronswürde und mehre Güter verlieh, sogar mit Gewalt die Einführung einer Verfassung ihm abzudringen. Als er 1815 gegen die Oesterreicher befehligte, machte ihn Murat zum Generallieutenant, welche Stellung er auch unter Ferdinand behielt. Im J. 1818 erhielt er den Befehl, eine Division Milizen zu bilden, um mit ihnen die Räuberbanden in den Provinzen Avellino und Foggia auszurotten. Inzwischen war P. durch seine Freisinnigkeit der Regierung verhaßt geworden; daher ward, als 1820 die Revolution ausbrach, Befehl zu seiner Verhaftung gegeben. P. jedoch entzog sich derselben, führte am Abend des 6. Juli die zwei von ihm in der Hauptstadt befehligten Regimenter nach Avel-

lino, ward dort von Lorenzo de Conciliis sogleich an die Spitze der insurgirten Truppen gestellt u. hielt am 9. Juli mit 20,000 Mann regulärer Truppen seinen Einzug in Neapel, wo er an Nugents Stelle zum Oberbefehlshaber und Generalkapitän des Reichs ernannt ward. Als solcher begünstigte er vorzugsweise die Soldaten, da diese den Aufstand begonnen hatten, und trug dadurch viel zur Veruneinigung der Häupter der Parteien bei. Als nach Eröffnung des Parlaments der König feierlich die Konstitution beschwor, legte P., wie er versprochen, den Oberbefehl nieder, trat nach Ferdinands Abreise zu dem laibacher Kongreß in den Staatsrath und organisirte die Nationalgarden. Bei der Annäherung der Oesterreicher im Februar 1821 erhielt er den Oberbefehl über das Heer in den Abruzzen, konnte aber, trotz seines wohlüberlegten Planes, nichts ausrichten, da seine nur 14,000 Mann starken, zum Theil aus schlecht disciplinirten Milizen bestehenden Truppen vor dem Feinde schaarenweise davonliefen. Als binnen Kurzem auf diese Weise die neapolitanische Revolution ein schnelles Ende nahm, schiffte sich P. im März nach Barcelona ein, ging von da nach Lissabon, London und Madrid, wo er vergeblich ein Corps von Ausländern zu errichten suchte. Er begab sich darauf, während er in seinem Vaterlande in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, nach London zurück und lebte daselbst als Privatmann, später in Paris. Die Ereignisse von 1848 riefen ihn nach Neapel zurück, wo er zum Oberbefehlshaber des Armeecorps ernannt ward, welches unter Karl Albert für die nationale Selbstständigkeit Italiens kämpfen sollte. Kaum war P. bis zum Po vorgedrungen, als der König, der inzwischen seine Gesinnung geändert hatte, ihn zurückrief. P. leistete nicht Folge, sondern führte den Kern seines Corps, 2000 Mann, nach Venedig, wo er während der ganzen Dauer der Belagerung den Oberbefehl über die Vertheidigungsarmee führte. Im Oktober 1849 leitete er persönlich den Ausfall aus der Festung Marghera gegen Mestre. Nach Uebergabe der Stadt schiffte er sich auf einem französischen Kriegsdampfer nach Korfu ein und ließ sich dann, nach kurzem Aufenthalt in Paris, in Nizza nieder. Mit seinem Vermögen unterstützte er hochherzig seine Waffen- und Unglücksgefährten. P. schrieb früher: „Relation des événements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821“; später „Memorie“ u. „Continuazione delle memorie del generale Guglielmo P.“ (ital. und franz., 6 Bde., Turin 1850); „Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples“ (Lond. 1823).

Peperino (Peperin, Pfefferstein, Peperit, Tufait), gehört zu den durch Wasser konglutinirten vulkanischen Produkten, ist daher zum Theil geschichtet, eine graue, feinerdige Masse von verschiedener Härte mit eingemengten eckigen Fragmenten von körnigem Dolomit, Basalt, Lava, Dolerit, zugleich mit zahlreichen Glimmerblättchen u. einzelnen Körnern od. kleinen Krystallen von Augit und Leucit, vorzüglich am Albanergebirge bei Rom. Er ward ehemals als Baustein verwendet.

Peperomia (Peperomie), Pflanzengattung aus der Familie der Piperaceen, Gewächse der heißen Zone Amerika's, mit krautartigen, aufrechten, kletternden oder kriechenden und fleischigen Stengeln, fleischigen, wechsel-, gegen- oder wirtelständigen Blättern und meist endständigen, einzelnen, gepaarten oder gehäuften, selten achselständigen Aehren. **P. crystallina** *Ruiz* et *Pav.* (**Piper crystallinum** *Vahl*) ist ein 1 Fuß hohes Kraut auf den Hügeln um Lima, welches sehr angenehm stark anisartig riecht u. zu Theeaufgüssen bei Blähungskolik und krampfartigen Unterleibsbeschwerden benutzt wird. **P. inaequalifolia** *Ruiz* et *Pav.* (**Piper aromaticum** *Willd.*), ein ausdauerndes Kraut Peru's von sehr angenehm aromatischem Geruch, wird als Thee bei Erkältungen und Krankheiten des Magens und Darmkanals, aber auch als reizendes Getränk angewendet. **P. rotundifolia** *Humb.* et *Bonp.* (**Piper rotundifolium** *L.*) ist eine ausdauernde, mit dem Stengel sehr weit auf dem Boden u. an den Bäumen fortkriechende, krautartige Pflanze in den Gebirgswäldern von Westindien und Südamerika, deren stark und angenehm riechende Blätter daselbst im Theeaufguß als gewürzhaftes, schweißtreibendes und krampfstillendes Mittel gebräuchlich sind. Von **P. trifolia** *Sweet* (**Piper trifolium** *L.*), einer ausdauernden Pflanze Südamerika's, wirken die Blätter eröffnend und werden bei Magenleiden angewendet.

Peperoni (ital.), die in Essig mit Zusatz von Gewürzen eingemachten unreifen Früchte des spanischen Pfeffers, welche aus Italien in den Handel kommen und als reizendes Nebengericht auf Tafeln gebracht werden.

Pépinière (v. Franz.), eigentlich Baumschule, dann Name ärztlicher Schulen, worin junge Leute, ohne einen vollständigen Universitätskursus durchgemacht zu haben, für gewisse ärztliche Aemter gebildet werden. Zuerst hieß so das jetzige medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, in welchem unbemittelte junge Leute auf Kosten des Staates unter Aufsicht so weit in medicinischen Kenntnissen unterrichtet werden, bis sie nach vollendetem Lehrkursus als Kompagniechirurgen in das Heer eintreten konnten, wo sie eine gewisse Anzahl Jahre dienen mußten. Diese Anstalt verdankt ihre Entstehung den Bemühungen des preußischen Generalchirurgen Görcke († 1822), welcher 1795 dem König einen Plan zu dieser Anstalt übergab, der auch in demselben Jahre genehmigt wurde. Nach verschiedenen Veränderungen und Erweiterungen vertauschte die P. ihren Namen 1818 mit dem jetzigen, und seit 1822 sind sämmtliche wesentliche Theile des Instituts, besonders die Bibliothek, die Sammlungen von Instrumenten ꝛc., in Einem Gebäude vereinigt. Vgl. Preuß, Das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut, Berlin 1819.

Pepita, Oliva de, spanische Tänzerin, geboren 1830 zu Madrid, ward Mitglied des dortigen Balletchors, kam 1852 nach Deutschland, wo sie zuerst in Stuttgart mit Erfolg auftrat. Seitdem hat sie auf allen größeren Bühnen Deutschlands getanzt und durch die sinnliche Gluth ihres Tanzes glänzende Erfolge errungen. Im Febr. 1856 trat sie zu München zum ersten Male als aktive Schauspielerin als Fenella in der „Stummen von Portici“ auf.

Pepitas, die stumpfeckigen Körnchen von einer gewissen Größe, in denen das Gold in Südamerika vorkommt. Die größte bis jetzt in Peru gefundene Pepita wog nach A. von Humboldt 12 Kilogramme (etwas über 25½ Pfd.).

Peplos (griech.), ein weibliches (nachmals auch männliches) künstlich gewebtes, faltenreiches Staatskleid, welches Kopf, Gesicht und Hände bedeckte; insbesondere das prächtig gestickte, safranfarbige (nach Andern weiße) weite Obergewand, womit Athene an den großen Panathenäen auf der Akropolis feierlich bekleidet wurde; vgl. Panathenäen.

Pepo (**Peponida** *Rich.*, **Peponium** *Brot.*), Kürbisfrucht, Phebe, saftige, fleischige Frucht, deren Samen an der innern Wand der Rinde befestigt sind und die in der Mitte der Länge nach einen leeren Raum zwischen den Fächern hat.

Peppi, italienischer Name, Abkürzung von Elisabeth.

Pepping, Bezeichnung verschiedener, zu den Lederäpfeln oder Reinetten gehörigen Aepfelsorten, die sich durch ein festes, feines, abknackendes Fleisch von gutem Geschmacke charakterisiren. Nach Christ bilden sie die 3. Ordnung der Reinetten, nach Diel stehen sie, ohne eine besondere Ordnung auszumachen, besonders nach ihrer Farbe, unter dessen Reinettenordnungen.

Pepromene (gr.), s. v. a. Schicksal.

Pepsin, ein von Wasmann und Schwamm aus dem Schleime der Magenhäute dargestellter Stoff, der vollkommen die Nahrungstheile auflöst, ist gelblichweißlich, von eigenthümlich thierischem Geruch und widerlichem Geschmack und enthält 57,718 Kohlenstoff, 5,536 Wasserstoff, 21,088 Stickstoff und 15,538 Sauerstoff. Das P. soll bei der Verdauung auf die Nahrungsmittel so wirken, wie bei der Verzuckerung der Diastase auf das Stärkemehl. Es macht die Nahrungsmittel löslich, ohne selbst eine Zersetzung zu erfahren, und die im Magensafte vorhandenen Säuren bewirken dann seine Auflösung.

Pepsis (gr.), die Verdauung; daher Peptica, die Verdauung befördernde Mittel.

Pepuzianer, christliche Ketzersekte aus dem 2. Jahrhundert, von Montanus aus Pepuza in Nordphrygien gestiftet, nach Einigen gänzlich gleichbedeutend mit Montanisten (s. d.), nach Andern ein besonderer Zweig der letztern Sekte, welcher die Tendenzen derselben besonders schroff durchgeführt haben soll, in sofern gerade in Pepuza, dem Geburtsorte Montans, dieselben vorzugsweise sich geltend gemacht hätten.

Pera, 1) (Perak, Peirak), hinterindisches Königreich, auf der Westküste der Halbinsel Malakka, an der Straße von Malakka, wird vom Fluß Pera durchströmt, welcher in die Meerenge von Malakka mündet, bringt als Stapelwaaren Zinn, Bauholz, Reis, etwas Gewürz und Elfenbein in den Handel, wird von einem malayischen Sultan beherrscht, der sich zum Islam bekennt, und hat etwa 35,000 malayische Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt daselbst liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit Hafen und lebhaftem Handel. — 2) Vorstadt von Konstantinopel (s. d.).

Per acquit (franz.), bezahlt.

Peractis peragendis (lat.), nach Beendigung des zu Beendigenden.

Per adresse (franz.), durch Besorgung.

Peräa, Name mehrer jenseits eines Meeres oder Flusses gelegenen Landstriche, besonders des transjordanischen Palästina (s. d.), mit einem im engern Sinne und vorzugsweise P. genannten Distrikte in demselben. Letzterer umfaßt das Gefilde zwischen dem Jordan im Westen, der Stadt Pella im Norden, der Stadt Philadelphia und Arabia Peträa im Osten und dem Lande der Moabiter im Süden.

Peräquation (v. Lat.), Ausgleichung, Gleichmachung; daher Peräquationskasse, die Kasse, aus welcher besonders vom Krieg betroffene Einwohner durch Beitrag anderer Provinzen entschädigt werden.

Per ambages (lat.), auf Umwegen, durch Umschweife.

Perambulator (lat., Meßrad), Instrument, das man am Kutschrade befestigt, um mit größerer Schnelligkeit, als es mit der Meßkette möglich ist, längere Distanzen zu messen, sobald nicht gerade die größte Genauigkeit erforderlich ist.

Peramo, kleines, nur im mittelländischen Meere gebräuchliches Seefahrzeug, dessen man sich hauptsächlich zum Waarentransport in den Häfen, zu Küstenfahrten und zum Fischfange bedient.

Per augusta ad augusta (lat.), durch Niedriges zu Hohem.

Per aspera ad astra (lat.), auf rauhen (Pfaden) zu den Sternen, d. h. durch Kampf und Leiden zu Sieg und Seligkeit.

Perasto, Stadt im österreichisch-dalmatinischen Kreis Cattaro, am gleichnamigen Golf, an einem hohen Berge mit festem Schloß, hat 3 Kirchen, Schifffahrt, Handel und 2400 Einwohner.

Per aversionem (lat.), in Bausch und Bogen.

Péray, St., Flecken im französischen Departement Ardèche, Bezirk Tournon, in einem schönen und fruchtbaren Thal an der Rhone, mit vorzüglichem Weinbau, Weinhandel, Bruch lithographischer Steine und 2490 Einwohnern.

Perczel, Moritz, General des ungarischen Revolutionskrieges, geboren 1814 zu Tolna im gleichnamigen Komitat, trat nach Beendigung seiner philosophischen und juridischen Studien als Kadet in das königliche Ingenieurcorps, verließ aber, da ihm das unthätige Garnisonleben nicht behagte, den Dienst und betheiligte sich an der damals sehr lebhaften politischen Agitation in Ungarn. Als Deputirter des tolnaer Komitats auf den Reichstagen von 1840, 1843 u. 1847 bewies er sich als enragirten Wortführer der äußersten Linken. Nach den Märzereignissen von 1848 trat er als Rath in das Ministerium des Innern und als Deputirter von Ofen in den Reichstag. Er war ein heftiger Gegner der vom Ministerium Batthyanyi verfolgten Friedenspolitik und trat, um dieselbe ungehinderter bekämpfen zu können, aus dem Ministerium aus. Nach Eröffnung der Nationalversammlung bildete er mit Madras und Myarii das Oppositionstriumvirat, welches durch die Macht der Ereignisse bald großen Einfluß gewann und die in der Reichsversammlung und der

Regierung vorwiegende Richtung bestimmte. P. drang zuerst in jener auf entschiedenen Kampf gegen Oesterreich, was ihm mehre Konflikte u. namentlich auch ein Duell mit dem Grafen Chotek zuzog. Nach dem Ausbruch des Kampfes bildete er ein Corps von Freiwilligen, die sogenannte „Zrinyischaar", an deren Spitze er Anfangs Oktober 1848 das dem Zuge Jellachichs nachfolgende kroatische Corps unter Roth und Philippovich gefangen nahm. Hierauf zum Oberst, dann zum General ernannt, kämpfte P. mit Glück an der Drau und erfocht namentlich am 17. Okt. einen Sieg bei Letenya und Kotori, der ihm den Besitz der Insel Maraköz verschaffte, von wo er am 9. Nov. einen Einfall in Steiermark machte. Beim Herannahen Windischgrätz' mit seinem Corps zur Hauptarmee beordert, kam er durch Görgei's übereilten Rückzug in Nachtheil und ward bei Moor von Jellachich mit überlegenen Streitkräften angegriffen und in die Flucht geschlagen. Nachdem er sein versprengtes Corps wieder gesammelt, wandte er sich mit demselben, während die ungarische Hauptarmee nach Norden zog, nach Szolnok zur Deckung des linken Theißufers. Der Ueberfall, den er hier am 26. Jan. 1849 gegen die am rechten Ufer befindliche Brigade Ottingers ausführte, gehört zu den glänzendsten Waffenthaten des ungarischen Kriegs. Gleichwohl führten seine fortwährenden Zwistigkeiten mit der revolutionären Regierung seine Entlassung vom Kommando herbei, worauf er von Tolna aus mit neugeworbenen Freiwilligen auf eigene Hand operirte und namentlich von Földvar aus den Feind an der beabsichtigten Donaufahrt hinderte. Im März wieder in den Süden entsendet, ergriff er am 22. März die Offensive und erfocht in rascher Folge Siege bei Zombor, Sirig und Horgos, entsetzte Peterwardein und nahm endlich die Schanzen von St.-Tamas. Bald darauf von Stratimirovich überfallen u. bis Kacs zurückgedrängt, brachte er diesen Verlust reichlich ein, indem er den Feind seit dem 13. April in mehren Gefechten schlug, Tomasovacz und Uzdin und am 10. Mai Pancsowa nahm. Da er aber in seinem stürmischen Eifer seine Siege nicht gehörig zu benutzen verstand, so erhoben sich die geschlagenen Raitzen und Serben in seinem Rücken wieder, und sein barsches, willkürliches Benehmen seinen Offizieren gegenüber, sowie Zwist mit der Regierung hatten abermals seine Enthebung vom Kommando zur Folge. Nachdem er letzteres an Vetter abgegeben, blieb er einige Wochen unthätig, sammelte aber beim Herannahen der Russen wieder ein Corps von 10,000 Freiwilligen, mit welchem er sich der Theißarmee Dembinski's anschloß und an den Treffen von Szöreg (3. Aug.) und Temesvar (9. Aug.) rühmlichen Antheil nahm. Nach dem unglücklichen Ausgang des letzteren flüchtete er auf türkisches Gebiet und ward erst in Widdin, dann in Schumla internirt. Im Aug. 1851 entlassen und in Pesth in effigie gehängt, begab er sich erst nach London und Anfangs 1852 nach Jersey, wo er noch im Nov. 1853 verweilte. Im Exil stand er an der Spitze der Opposition gegen Kossuth, dessen haltungsloser Schwäche, namentlich Görgei gegenüber, er Ungarns Fall vornehmlich zuschreiben zu müssen glaubte.

Percales (franz.), rohe, ostindische Kattune. P. moris, feine Sorte derselben, aus Pondichery.

Per cassa (ital.), gegen baare Bezahlung.

Percellis, Jan, Maler u. Kupferstecher von Leyden, wurde um 1597 geboren, von C. Broom unterrichtet und erwarb sich großen Ruf durch seine Seestücke, indem er Sturm, Gewitter und Schiffbrüche in schauerlicher Wahrheit darstellte. Er † zu Leyerdorp. Er ist nicht zu verwechseln mit Julius, seinem Sohne, der, ebenfalls ein berühmter Seemaler, häufig seine Werke mit J. P. bezeichnete.

Perceptibel (v. Lat.), wahrnehmbar, vernehmlich, faßlich; daher Perceptibilität, Wahrnehmbarkeit; Perception, Wahrnehmung mit Bewußtseyn, Erlernung.

Perceval, Spencer, britischer Staatsminister, aus einer altadeligen Familie Englands, Sohn John P.s, Grafen von Egmont und Barons Lovell und Holland, geboren 1762, studirte zu Cambridge die Rechte. Er begründete sich als Sachwalter zu London einen bedeutenden Ruf und zog vorzüglich durch eine im Prozesse gegen Warren Hastings herausgegebene Flugschrift, in der er zu beweisen suchte, daß eine Anklage durch Auflösung des Parlaments, das sie aufgenommen habe, nicht unterbrochen werde, die Aufmerksamkeit Pitts auf sich. Durch dessen Einfluß gelangte er für Nottingham ins Unterhaus, zeigte sich hier sogleich als eifrigen Vertheidiger aller ministeriellen Maßregeln und entwickelte besonders im Finanzwesen die gründlichsten Kenntnisse. Unter der Verwaltung Addingtons, welcher 1801 auf Pitt folgte, ward er Sollicitor general und 1802 Attorney general. Als nach Pitts Tode (1806) eine Koalition der Parteien Fox und Grenville eintrat, übernahm P. die Leitung der Toryopposition im Unterhause, im April 1837 jedoch, als mit Fox' Tode auch das Ministerium fiel, kam P. als Kanzler des Schatzkammeramtes in das neu gebildete Kabinet und empfing bald darauf das Amt eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster. Stets bewies er sich als eifriger Vertreter der Aristokratie und der Hochkirche, als entschiedener Gegner der Katholikenemancipation und Frankreichs. Im Jahre 1808 legte er dem Hause einen neuen Finanzplan vor, nach welchem die 3procentigen Renten aller Inhaber, die wenigstens das 35. Jahr erreicht hatten, in Annuitäten verwandelt werden sollten. Als gegen Ende des Jahres 1809 Portland ganz zurücktrat, übernahm P. auch officiell die Leitung des Kabinets. In den Debatten über die Regentschaft (1811) verfocht er mit der ganzen Stärke seiner Beredsamkeit die königlichen Vorrechte konstitutionellen Grundsätzen gegenüber. Als am 11. Mai 1812 im Parlament über die unter seiner Verwaltung sehr prekär gewordene Lage der öffentlichen Angelegenheiten berathen werden sollte, ward P. bei seinem Eintritte in das Haus von einem Wechselagenten Bellingham, der sich über das Ministerium beklagen zu müssen meinte, erschossen. P.s Hinterbliebene erhielten eine jährliche Pension von 5000 Pfund Sterl.; sein Mörder ward ergriffen und hingerichtet.

Perch (Rod, Pole), englisches Längenmaß, = $5^1/_2$ Yards oder $16^1/_2$ englische Fuß = 16 Fuß

¼ Zoll rheinländisch; 100 P.es betragen 133,51 preuß. Ruthen oder 265,1 wiener Klafter.

Perche, ehemalige französische Provinz, grenzte an die Normandie, Beauce-Maine, Vendomois und Blaisois, bildet jetzt Theile des Departements Orne und Eure.

Perche, ehemals gebräuchliches französisches Längenmaß, betrug 3 Toisen oder 18 Fuß (18 Fuß 7,52 Zoll rheinländisch) beim Ausmessen der Felder und 3⅔ Toisen oder 22 Fuß (22 Fuß 9,19 Zoll rheinländisch) beim Ausmessen der Forste. Hiernach sind 100 Feldruthen = 155,22 preußische Ruthen (von 12 Fuß rheinländisch) und 100 Forstruthen = 189,71 preußische Ruthen.

Percier, Charles, französischer Architekt, Genosse Fontaine's, geboren um 1770 zu Paris, gab mit dem Genannten das Kupferwerk: „Palais, maisons et autres édifices modernes etc." (Paris 1798) und „Choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs" (das. 1809—13) heraus und leistete besonders im Dekorationsfache Ausgezeichnetes, wie sein „Recueil de décorations intérieures pour tout ce qui concerne l'ameublement" (Paris 1812) beweist. P. und Fontaine errichteten auch den Triumphbogen, welcher den Karusselplatz ziert. Nach ihren Zeichnungen wurden auch das Musée Charles X im mittäglichen Flügel des Louvre eingerichtet und die prächtige Stiege desselben angelegt, sowie eine große Anzahl von Monumenten aller Art errichtet. Im Jahre 1805 erhielten die Künstler von Napoleon den Auftrag zum Ausbau des Louvre, dessen Aeußeres unter ihrer Leitung 1817 vollendet wurde. Zunächst in Beziehung darauf entstand das architektonische Prachtwerk: „Résidences de souverains etc." (Paris 1833). Auch das restaurirte Königthum verschmähte ihre Dienste nicht. P. blieb Mitglied des Conseils des bâtimens civils, wurde in den Ritterstand des Reichs erhoben und Offizier der Ehrenlegion.

Per condotta (ital.), durch Fracht.

Per contant (ital.), gegen baare Bezahlung.

Per conto (ital.), auf Rechnung.

Per couvert (franz.), durch Einschluß.

Percy, austral. Inselgruppe, in Neuholland, Neusüdwales, an der Nordostküste, im großen Ocean.

Percy, Pierre François, Baron, ausgezeichneter französischer Militärchirurg, wurde den 28. Oktober 1754 zu Montagny in der Franche-Comté geboren, erhielt durch seinen Vater, der ebenfalls Militärchirurg war, eine sehr sorgfältige Erziehung und studirte dann zu Besançon Medicin und Chirurgie. Nachdem er 1775 den Doktorgrad erlangt, ward er 1776 als Aide-chirurgien-major zur Gendarmerie nach Luneville gesandt und stieg allmählig bis zum Generalinspektor und Chef des französischen Militärmedicinalwesens auf. Nach der zweiten Restauration wurde er Professor der medicinischen Fakultät, legte aber 1820 sein Amt wegen Kränklichkeit nieder und † den 18. Februar 1825 zu Paris. P. ist der Schöpfer der chirurgischen Ambulance, die den französischen Heeren so große Dienste leistete, und der Erfinder einer besondern Art des Krankentransports (brancards). Seine Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, wie durch elegante und originelle Schreibart aus. Nachdem die königliche Akademie der Chirurgie zu Paris vier seiner Abhandlungen mit dem Preise gekrönt hatte, ernannte sie ihn zu ihrem Associé regnicole, doch mußte er versprechen, sich ferner nicht mehr um ihre Preise zu bewerben. Er arbeitete Vieles für medicinische Zeitschriften und das „Dictionnaire des sciences médicales". Außerdem hat man von ihm u. A.: „Manuel du chirurgien d'armée" (Paris 1792); „Pyrotechnie chirurgicale pratique" (2. Aufl., das. 1810, deutsch, Leipz. 1798); mehre Lobreden auf große Aerzte und verstorbene Mitglieder der Akademie. Vergl. Laurent, Histoire de la vie et des ouvrages de P., Versailles 1827—28.

Per dativum (lat.), durch den Gebefall (Dativ), d. h. durch Bestechung.

Per deliquium (lat.), durch Zerlassung.

Perdendo (ital.), musikalische Bezeichnung, s. v. a. sich verlierend, nach u. nach immer schwächer erklingend.

Perdiccas, 1) Name mehrer macedonischen Könige, von denen der erste, ein Heraklide und Nachkomme des Temenus, der Sage nach 664 v. Chr. das macedonische Reich gegründet haben soll. P. II., Sohn Alexanders I., dem er um 460 v. Chr. auf dem Thron folgte, befolgte eine Politik, die ein schon im Alterthum berüchtigtes Gewebe von Lug u. Trug, aber stets von der Idee der Größe Macedoniens geleitet war. Gleich nach den Perserkriegen war P. Bundesgenosse Athens. Als aber sein Bruder, Philippus, auf die königliche Würde Anspruch erhob u. mit den Athenern in Verbindung trat, wandte sich P. von den Athenern ab und näherte sich dagegen den Lacedämoniern. Auch nach dem Ausbruch des peloponnesischen Kriegs bewies er sich als Gegner der Athener, wirkte aber mehr insgeheim gegen sie, als im offenen Kampfe. Auch später blieb er in diesem feindlichen Verhältniß zu Athen, welches von den Küsten Macedoniens fern gehalten werden mußte, falls letzteres nicht für immer in seine engen Grenzen gebannt bleiben sollte. Daher unterhielt er den Aufstand der chalcidisch-griechischen Städte und zog zu ihrer Unterstützung ein spartanisches Heer unter Brasidas nach dem Norden, das ihm auch bei Bekämpfung der Lyncesten, eines kleinen Volks im oberen Macedonien, half, welche aber durch den Uebergang der illyrischen Söldlinge unglücklich für P. endigte (423). Sowohl die hier getäuschte Hoffnung, als auch der Umstand, daß die Spartaner, die P. nur zur Zertrümmerung der athenischen Macht in seine Nähe nach Thracien gerufen hatte, sich an der Stelle der Athener an den Grenzen Macedoniens festzusetzen drohten, vermochte den P. zur Aenderung seiner Politik. Er schloß mit Athen ein Abkommen, schadete, wo er konnte, den Spartanern, ohne aber deshalb im Geringsten für Athen zu handeln. Nachdem Sparta und Athen den Frieden des Nicias geschlossen und gebrochen, ließ sich P. plötzlich in den Bund der Spartaner mit Argos aufnehmen und fiel wieder offen von den Athenern ab. In den folgenden Kämpfen Athens und Sparta's in Chalcidice erscheint P. bald

auf dieser, bald auf jener Seite, wie es der jedesmalige Vortheil erheischte. Er † 414 v. Chr. Ihm folgte auf dem Throne Macedoniens sein natürlicher Sohn Archelaus. P. III., der zweite Sohn des Amyntas, regierte 364—359, trat den Absichten der Athener auf Amphipolis entgegen, ward aber von Callisthenes besiegt und fiel dann in einer Schlacht gegen die Illyrier, oder nach Andern auf Anstiften seiner Mutter Eurydice durch Meuchelmord. Es folgte ihm Philipp II., Vater Alexanders des Großen.

2) P., Sohn des Orontes, vertrauter Freund und Feldherr Alexanders des Großen, soll schon unter Philippus die Stelle eines Leibwächters bekleidet und den Mörder des Königs, Pausanias, eingeholt und niedergestoßen haben. Auch unter Alexander finden wir ihn als Leibwächter wieder, dann als Befehlshaber der Reiterei. Unter den Generälen Alexanders nahm er eine bedeutende Stelle ein, stand wegen seiner Tapferkeit und wegen der Begeisterung, mit welcher er die Pläne Alexanders erfaßte, bei diesem in ausgezeichneter Gunst, und sein Name ward bei allen glorreichen Unternehmungen genannt. Der sterbende Alexander übergab ihm seinen Siegelring, als dem edelsten und bewährtesten seiner Oberfeldherren. Auch ward er von diesem mit Leonnatus zum Vormunde des von Roxane zu erwartenden Sprößlings bestellt und zum Reichsverweser in Asien ernannt. Kaum hatte er seine neue Stellung inne, als er der Vereinigung der gegen die Alleingewalt seiner Reichsverweserschaft mißtrauischen Großen dadurch vorzubeugen suchte, daß er diejenigen, von denen er am meisten zu befürchten hatte, durch Verleihung wichtiger Satrapien aus der Nähe des Königs entfernte. So blieb P. allein in Babylon bei Arrhidäus u. Roxane. Gegen Antigonus, der seinem Befehle, dem Eumenes zur Eroberung von Paphlagonien u. Kappadocien behülflich zu seyn, nicht nachkam, brach P. 322 v. Chr. selbst auf und vertrieb ihn; derselbe floh aber nach Macedonien zu Antipater und bewog diesen zu einem Zuge nach Asien, um unter Mitwirkung des Ptolemäus von Aegypten dem P. seine Macht zu entwinden. Um den letztern an der Vereinigung mit Antipater zu hindern, brach er im Frühling 321 v. Chr. selbst nach Aegypten auf. Als er in Begleitung der beiden Könige Arrhidäus und Alexanders, des Sohnes der Roxane, mit seinem Reichsheere in Damascus ankam, berief er die Macedonier zu einem Kriegsgericht, um gegen Ptolemäus wegen der eigenmächtigen Zurückbehaltung des Leichnams Alexanders ein Urtheil zu erhalten, das ihn zum Kriege gegen den ägypt. Satrapen berechtigen könnte. Allein das Heer, bei welchem der Name des Ptolemäus viel galt, sprach diesen frei. Der Reichsverweser entfremdete sich aber durch despotische Strenge die Sympathien des Heeres noch mehr. Als er im Nildelta angelangt war, ging schon ein bedeutender Theil davon zum Ptolemäus über, u. als ein Sturm auf eine feste Stadt mißlang und zugleich Mangel im Heere sich einstellte, kündigten ihm seine Soldaten den Gehorsam auf, worauf einige seiner Krieger, darunter Seleucus, in sein Zelt drangen und ihn niederstießen. Durch seinen Tod löste sich die Einheit und Majestät des Reiches auf, und dasselbe zerfiel in eine Reihe unabhängiger Satrapien.

Perdix, Schwester des Dädalus, Mutter des Talus, oder Schwestersohn des Dädalus, welcher durch die Erfindung der Säge und des Cirkels die Eifersucht des Dädalus auf sich zog, von diesem von der Akropolis herabgestürzt und in den Vogel gleichen Namens (das Rebhuhn) verwandelt wurde. Darüber vom Areopag zum Tode verurtheilt, floh Dädalus zu Minos nach Kreta.

Perdrigon, Name verschiedener feiner Pflaumenarten.

Perdu (Mont-P.), spanischer Berg, nordöstlich von Huesca, einer der höchsten der Pyrenäen, 10,476 Fuß hoch.

Perduellio (lat.), nach dem römischen Recht ein Verbrechen, welches theils darin bestand, daß ein Bürger durch Attentate gegen die bestehende Verfassung die Ruhe u. Sicherheit des Staates gefährdete, theils darin, daß er sich mit einem auswärtigen Feinde verband und dem Staat von außen Gefahren bereitete. Zur P. gehörten insbesondere: Streben nach Alleinherrschaft, Anmaßung obrigkeitlicher Gewalt; Mißbrauch letzterer, namentlich Hinrichtung eines Bürgers; Störung der Magistrate, namentlich der Volkstribunen; ferner Verrath einer Stadt oder eines Heeres oder eines Einzelnen; Desertion, Ueberlaufen zum Feind; Aufregung eines fremden Feindes zum Krieg gegen Rom u. jede Unterstützung des Feindes überhaupt. Die Strafe der P. war der Tod, nämlich Aufhängen an der Arbor infelix, Herabstürzen vom tarpejischen Felsen, Hinrichtung durch das Beil, Konfiskation und Zerstörung des Hauses des Kondemnirten (damnatio memoriae). Später trat statt der Todesstrafe Aquae et ignis interdictio ein. Unter den Kaisern ging das Verbrechen der P. in dem Begriff des Majestätsverbrechens (s. d.) auf.

Pereat (lat.), er komme um! gehe unter! verderbe! vergl. Vivat.

Pereda, Don Antonio de, spanischer Maler, ward 1590 zu Valladolid geboren und zu den vorzüglichsten Meistern der Schule von Madrid gezählt. Seine Zeichnung ist korrekt, und in Glanz und Wahrheit der Färbung hat er hin und wieder selbst den Murillo übertroffen. P. † 1669. Mehre seiner Gemälde befinden sich zu Madrid. In Buenretiro ist ein berühmtes ausdrucksvolles Bild von ihm, welches den Marquis von Santa Cruz vorstellt, wie er der Stadt Genua Sukkurs bringt, im spanischen Museum zu Paris S. Ildefonso, dem die heilige Jungfrau das Meßgewand überreicht, und ein Bild des Evangelisten Johannes.

Pereforated (Perforated), hinterindische Insel, im Merguiarchipel, nordöstl. von der Severgruppe.

Peregrinarius (Hospitalarius), der mit der Aufnahme der Fremden beauftragte Klosterbruder.

Peregrino, australische Inselgruppe, unter 10° 45′ nördlicher Breite, 1606 von Quiros entdeckt, mit gutem Pflanzenwuchs u. wohlbevölkert.

Peregrinus Proteus, berüchtigter Schwärmer in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr., wurde zu Parium in Mysien von heidni-

schen Aeltern geboren, erdrosselte, nachdem er mancherlei Unfug verübt, seinen bejahrten Vater, weil es ihm unerträglich war, daß derselbe schon über 60 Jahre gelebt habe, sah sich in Folge dessen zur Flucht genöthigt und begann nun ein herumschweifendes Leben. In Palästina trat er mit den Priestern und Schriftgelehrten des Christenthums in Verkehr und machte in ihren Lehren so schnelle Fortschritte, daß er bald zu großem Ansehn unter ihnen gelangte, ihre heiligen Bücher erklärte, deren selbst schrieb und endlich als Vorsteher sich eines unbestrittenen Einflusses erfreute. Als ihn sein schwärmerischer Eifer ins Gefängniß brachte, ließen die Christen nichts unversucht, ihn zu befreien, und widmeten ihm, als sie seine Befreiung nicht bewirkten, die sorgsamste Pflege. Um den Rest seines väterlichen Vermögens in Empfang zu nehmen, kehrte P. nach seiner Befreiung in seine Heimath zurück. Da er aber hier noch gerichtliche Verfolgung und Anklage zu befürchten hatte, so trat er mit der vollständigen Ausrüstung eines Bettelphilosophen in einer öffentlichen Versammlung auf und erklärte sich bereit, die ganze Verlassenschaft seines Vaters der Gemeinde zu übergeben. Diese Freigebigkeit gewann ihm die Zuneigung des großen Haufens und vereitelte seine Anklage. Er führte nun abermals ein unstetes Leben, versank in die niedrigsten Ausschweifungen, wurde wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen und verfiel überhaupt auf cynische Albernheiten. Um den Philosophen Agathobulus kennen zu lernen, reiste er nach Aegypten, dann nach Italien, ward, weil er den Antoninus Pius durch Lästerungen und Verleumdungen zu kränken suchte, aus Rom verwiesen und begab sich von da nach Griechenland, wo er das Volk gegen die Römer aufzuhetzen suchte. Endlich ließ er sich in Athen nieder und sammelte Schüler um sich, unter denen auch A. Gellius genannt wird. Von Allen verabscheut, wollte P. wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde, ein Entschluß, den er 168 n. Chr. vor einer ungeheuren Menschenmenge ausgeführt haben soll. Lucian benutzte das Leben des P. als Vehikel, um die Thorheit der Philosophaster und die Niederträchtigkeiten der Pseudocyniker seiner Zeit zu verspotten. Durch Wielands gleichnamigen, historisch-philosophischen Roman erhielt P. ein erneutes Interesse.

Pereirarinde, eine sehr bittere, geruchlose Rinde, welche innen aus gelblichbraunen, dünnen, leicht bandartig sich ablösenden Lamellen besteht und außen mit lockerer geschmackloser Borke bedeckt ist. Sie kommt in $^1/_2$—$1^1/_2$ Fuß langen, 2—4 Zoll breiten Stücken in den Handel und stammt von einem noch nicht genau bestimmten Baume, welcher in Südamerika wächst, Pignaciba (Poapente, Poa Pereira) genannt wird und wahrscheinlich zu der Familie der Apocyneen gehört. Man gebraucht sie in Amerika als Heilmittel gegen das Fieber. Goos fand in ihr ein Alkaloid, welches er Pereirin nannte.

Perejaslawl (Perejaslow), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pultawa, südöstlich von Kiew, am Einfluß der Alta in den Trubesch, hat 10 Kirchen, darunter eine Kathedrale (die Stadt war lange Sitz eines Erzbischofs), ein Kloster, eine Kreisschule, einige Befestigungen, eine alte Citadelle u. über 7000 Einw. P. war sonst Residenz russischer Fürsten. Hier am 23. Aug. 1149 Schlacht zwischen dem (siegenden) Czar Isäslow II. und seinen empörten Oheimen. Im Jahre 1239 wurde die Stadt von den Tataren zerstört. Später fiel sie in die Hände der Polen, erhielt in der Folge ein Kosakenregiment und wurde im Frieden von Andrussow russisch.

Perekop, 1) europäisch-russische Landenge zwischen dem todten und faulen Meere, verbindet die Halbinsel Krimm mit dem festen Lande u. hat eine Länge von etwa 10 Wersten. — 2) Meerbusen daselbst, westlich davon, Theil des schwarzen Meeres, wird auf der einen Seite durch die Landzunge Srilgesch (vom Festlande aus) geschlossen, auf der krimmschen Seite aber durch das Vorgebirg P. — 3) P. (tatarisch Or oder Orkapi, d. i. das goldne Thor), Stadt auf der gleichnamigen Landenge, in ungesunder Lage und durch eine Citadelle (Perekop) und noch eine besondere Burg schwach befestigt, hat ein schlechtes Aussehen, meist mit Rasen bedeckte Häuser, ärmliche, hölzerne Buden, eine Kaserne u. Kreisschule, Handel, besonders mit Salz, das im Sommer von ganzen Karawanen hier geholt wird, besuchte Märkte und 3300 (nach Andern nur etwa 1000) Einwohner, die aus Russen, Tataren, Armeniern und Juden bestehen. Hier am 17. August 1696 Sieg der Russen über die Türken.

Père-Lachaise, Kirchhof zu Paris (s. d.), vgl. Lachaise.

Peremtion (v. Lat.), Verfall, Verjährung; endlicher Bescheid. Davon peremtorisch, s. v. a. unverzüglich, ohne Weiteres, ein- für allemal, im Gegensatz zu dilatorisch (s. d.), namentlich von Fristen (s. Frist) und Einreden (s. Exception) gebraucht; daher peremtorische Ladung (peremtorischer Termin), s. Citation.

Peremischl (Peremysl), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, an der Oka, hat 6 Kirchen, 2 Klöster, eine Kreisschule, Segeltuchfabrikation, Getreide- und Holzhandel und 2500 Einw.

Perennirend (v. Lat.), s. v. a. ausdauernd.

Perennis (lat.), ausdauernd.

Pereskia, Pflanzengattung aus der Familie der Kacteen, Sträucher und Bäume in Centralamerika, mit runden Aesten, einzeln achselständigen oder am Stengel gebüschelten, meist sehr schönen weißen, gelben oder rothen rosenartigen Blüthen und kugeligen oder länglichen Früchten, welche bei einigen Arten eßbar sind. P. aculeata *Plum.* (Cactus pereskia *L.*), in Westindien, mit aufgerichtetem, holzigem, ästigem Stamm, wird, da sie angenehm süßlich-säuerlich schmeckt, auf den Antillen gegessen, aber auch als schmerz- und reizlinderndes und Auswurf beförderndes Mittel bei Brustleiden und zu Abkochungen bei syphilitischen Krankheiten angewendet.

Pereslaw (Pereslau-Zalesky), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, am Einfluß des Trubesch in den See Pleschtschewo, theilt sich in die eigentliche Stadt

(Gorod), in die Vorstadt (Possad) und mehre Sloboden, war früher mit einem Wall umgeben und hat 25 Kirchen, 8 Klöster, 3 Armenhäuser, Leinwand-, Seife- und Lederfabrikation, Tuch- u. Seidenweberei, stark besuchte Märkte, bedeutenden Transitohandel mit Pferden, Getreide und Branntwein nach Sibirien, starke Einkehr der nach Rostow wallfahrtenden Pilger und 4500 (nach Andern nur 3700 oder 2000) Einw. In der Nähe liegt das Kloster Nikitskoi, dem heiligen Niketas Stylit geweiht, mit den Ueberresten des Heiligen.

Perewoloczna (Perewolocza), Marktflecken im europ.-russ. Gouvernement Pultawa, am Dniepr. Hierher rettete sich der schwedische König Karl XII. 1707 nach der Schlacht von Pultawa, und hier wurde der schwedische General Löwenhaupt mit 17,000 Schweden von den Russen gefangen genommen.

Perez, 1) Antonio, Minister Philipps II. von Spanien, geboren 1539 in Aragonien, erhielt von seinem Vater, der bei Karl I. und Philipp II. Staatssekretär war, eine treffliche Erziehung, ward durch Ruy Gomez dem König Philipp II. bekannt und von diesem, obwohl erst 25 Jahre alt, zum Staatssekretär erhoben. In des Königs vollem Vertrauen stehend, leitete er vornehmlich dessen auswärtige Politik. Durch Uebermuth und Habsucht zog er sich aber viele Feinde zu, die auf seinen Sturz sannen, welchen endlich eine unerwartete Verwickelung herbeiführte. P. erhielt nämlich vom König den Auftrag, den Vertrauten Juan d'Austria's, des Halbbruders Philipps, Juan de Escovedo, den jener nach Spanien geschickt hatte, um Sukkurs zu holen, der aber dem argwöhnischen König verdächtig geworden war, aus dem Wege zu räumen. Der Staatssekretär ließ den Mord am 31. März 1578 in aller Stille vollziehen, ward aber bald von der Familie Escovedo's als Mörder bezeichnet. Seine zahlreichen Feinde benutzten dies, um ihn zu stürzen. Obgleich der König anfangs sein Werkzeug gegen die immer lauter erhobenen Anklagen zu schützen suchte, so ward P. doch im Juli 1579 verhaftet und durch die Folter zum Geständniß gebracht. Doch gelang es ihm, aus dem Kerker zu fliehen, worauf er sich nach Aragonien begab, um unter dem Schutze der Privilegien dieses Landes sein Recht zu verfolgen. Wirklich ward er, als in Madrid das Todesurtheil über ihn ausgesprochen worden, von den Gerichten in Saragossa geschützt. Erst als der König sich der Inquisition bediente, um seine Auslieferung zu erlangen, ward er jener übergeben, aber durch einen Volksaufstand wieder befreit. Geschickt wußte P. seine Sache mit dem Interesse der Aragonesen zu verknüpfen, und vergebens bewirkte der König seine abermalige Auslieferung an die Inquisition, denn P. ward wieder durch das Volk den Händen seiner Häscher entrissen. Die Folge davon war, daß Philipp II. mit Heeresmacht in Aragonien einbrach, Ende 1591 Saragossa und das ganze Land eroberte und die alte Verfassung desselben vernichtete. P. entrann glücklich und fand in Paris und London eine ehrenvolle Aufnahme, während er in Spanien als Ketzer verurtheilt, seiner Güter beraubt und über seine Familie die Infamie ausgesprochen wurde. Nachdem er einige Jahre in London im Umgang mit den angesehensten Männern zugebracht hatte, begab er sich 1595 nach Paris, wo er 1611 †. Er hat interessante Memoiren hinterlassen, die theils sein eignes Leben, theils Philipps II. Politik betreffen. Aus ihnen u. aus andern Quellen gab Salvador Bermudez de Castro eine Biographie von ihm (Madr. 1842), die Mignet in seiner Schrift über Antonio P. (Par. 1846) benutzte. Gutzkow machte P. zum Helden eines Drama's in „Philipp und Perez".

2) David, Komponist, von spanischer Abkunft, geboren 1711 zu Neapel, wo sich sein Vater niedergelassen hatte, erhielt nach Vollendung seiner Studien auf dem dortigen Konservatorium die Stelle eines Kapellmeisters an der Kathedrale zu Palermo und schrieb hier von 1741—48 seine ersten Opern. Als er 1749 zu Neapel, wohin er zurückgekehrt war, mit seiner Oper „Clemenza di Tito" hervortrat, erhielt er alsbald den Antrag, in Rom für das Theater delle Dame zu schreiben. Hier folgten nun die Opern: „Semiramide", „Farnace", „Merope", „La Didone abandonata", „Zenobia", „Demetrio" u. „Alessandro nell' Indie", die alle auf den größten Theatern Italiens Furore machten. Nach Lissabon als königlicher Kapellmeister 1752 berufen, machte er durch seine erste dort gesetzte Oper „Demofoonte" großes Aufsehen. Als seine gelungenste Oper wird „Solimano" bezeichnet. In seinem Alter erblindete er, was ihn aber nicht hinderte, fernerhin zu schaffen; er diktirte seine Gedanken und † 1779.

Per fas et nefas (lat.), Sprüchwort, durch Recht und Unrecht, d. h. durch allerlei Mittel, erlaubte und unerlaubte.

Perfectum, s. Tempus.

Perfektibilität (v. Lat.), Vervollkommnungsfähigkeit. Die Theologen z. B. streiten über die P. der christlichen Religion, die Politiker über die gewisser politischen Institutionen. Zur Bezeichnung des Glaubens an die P., namentlich des Menschengeschlechts, an ein beständiges Fortschreiten desselben zum Bessern, hat man das barbarische Wort Perfektibilismus gebildet. Die Anhänger der P. heißen Perfektibilisten. Ebenso wurden auch anfangs die Illuminaten (s. d.) von ihrem Stifter Weishaupt genannt.

Perfoliatus (lat.), durchwachsen, besonders von einem Blatte, dessen Scheibe oder Fläche den Stengel ganz umschließt und von demselben gleichsam durchbohrt wird.

Perforation (v. Lat.), Durchbohrung, in der Chirurgie diejenige Operation, welche in der kunstgerechten Eröffnung oder Durchbohrung irgend einer natürlich oder widernatürlich geschlossenen Höhle des Körpers besteht. Der Zweck der P. ist entweder der, in die Höhle od. zu dem in derselben befindlichen Organ zu gelangen, z. B. zur örtlichen Anwendung von Arzneimitteln, oder den in der Höhle befindlichen krankhaften oder natürlichen Inhalt zu entleeren. Unter der geburtshülflichen P. versteht man die künstliche Oeffnung und Entleerung (Enthirnung) des noch im Uterus der Mutter befindlichen Kindeskopfs,

welche, wenn die Größe desselben den Durchgang durch das Becken verhindert, vorgenommen wird. Freiwillige (spontane) P. tritt ein bei Geschwüren, Brand rc. als Durchlöcherung der Wände von Kanälen und Höhlungen, z. B. des Magens, Darms rc.

Perforatorium (lat.), Instrument zur Ausführung der Perforation.

Pergamenisches Reich, eines der aus den Trümmern der macedonischen Monarchie hervorgegangenen kleinern Reiche Asiens, bestand von 283—133 v. Chr. Philetärus, ein Eunuche aus Paphlagonien, von niedriger Herkunft und in seiner Jugend ein untergeordneter Diener des Antigonus, ward vom Könige Lysimachus zum Hüter der in Pergamum aufgehäuften Schätze bestellt. In diesem Amte zog er sich das Mißfallen der Arsinoë, Gemahlin des Lysimachus, zu, ward durch sie mit seinem Gebieter entzweit, bemächtigte sich darauf der Burg zu Pergamum und der ihm anvertrauten Schätze und bot diese mit seinen Diensten dem Seleucus Nicator an. Da aber sowohl Seleucus, als Lysimachus bald nachher starben, benutzte er die ausbrechenden Unruhen, um sich in den unabhängigen Besitz von Pergamum und dem zugehörigen Gebiete zu setzen, und gründete somit 283 das Reich von Pergamum. Vergeblich griffen ihn Syrer, Bithynier und Gallier an; Philetärus behauptete sich in dem usurpirten Lande und hinterließ dasselbe nach seinem Tode 264 seines Bruders Sohne, Eumenes I. (264—242). Diesem folgte sein Neffe, Attalus I. (242—197), welcher zuerst den Königstitel annahm und durch ein Bündniß mit den Römern seinem Reiche den nöthigen Halt gab. Unter ihm begann die Blüthe des pergamenischen Reichs, welches sowohl unter seinem ältesten Sohne und Nachfolger, Eumenes II. (197 bis 158), dem Gründer der pergamenischen Bibliothek, als auch unter dessen Nachfolger, Attalus II. Philadelphus, des Vorigen Bruder (158 bis 138), immer höher stieg. Der letztere starb an dem von seinem Neffen, Attalus III. Philometor (138—135), dem Sohne Eumenes' II., ihm beigebrachten Gifte, Attalus dagegen im Wahnwitz, nachdem er zuvor seine ungeheuren Güter dem römischen Volke vermacht hatte. Die Römer bezogen die Erbschaft auf das ganze pergamenische Reich und verwandelten dasselbe nach der Besiegung u. Hinrichtung des Kronprätendenten Aristonicus, eines natürlichen Sohnes Eumenes' II., 129 v. Chr. unter dem Namen Asia propria in eine römische Provinz, deren Hauptstadt Pergamum wurde. Vgl. Attalus und Eumenes.

Pergament, gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondere Weise zubereitetes Leder, welches, meist aus Schaf-, Hammel- und Kalbfellen, oft auch aus Bocks- und Ziegenfellen oder aus Esels- und Schweinshäuten verfertigt, zum Schreiben und Malen, zum Beziehen der Trommeln und Pauken, der Koffer, zu Büchereinbänden, Siebböden und zu andern Zwecken benutzt wird (s. Gerberei). Nach der gewöhnlichen Meinung erhielt das P. den Namen von der Stadt Pergamum, wo es etwa 300 v. Chr. erfunden worden seyn soll. Doch hatten schon zu Davids Zeiten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und nach Herodots Erzählung schrieben die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Der Gebrauch, welchen überhaupt die Alten in jener Absicht von allerhand Fellen machten, ist besonders aus dem Worte Membrana ersichtlich, als womit sie zunächst überhaupt die Haut, dann die zum Schreiben bereitete Haut oder das P. bezeichneten. Später wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und, wie Josephus erzählt, konnte Ptolemäus Philadelphus die Feinheit des P.s nicht genug bewundern, auf welches der Pentateuch geschrieben war, den ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Demnach ist wohl das P. nicht in Pergamum erfunden, sondern hier wahrscheinlich nur verbessert worden. Indeß wurde es in späterer Zeit daselbst in so großer Menge verfertigt, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das P. gelb, in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch eine violete oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man ihm alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchsichtiges P. zu bereiten. Der Handel mit P. ist durch die Erfindung des Papiers, sowie dadurch, daß man es beim Einbinden der Bücher durch Leder ersetzt hat, sehr in Abnahme gekommen. Daher gibt es nur noch einzelne Pergamentmacher, in Deutschland zu Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau, Danzig, in Holland zu Alkmaar u. Leyden, in Frankreich zu Abbeville, Chateauroux, Issoudun, Lille, Troyes u. Paris. England liefert P. von ausgezeichneter Güte. Am meisten wird P. noch in Frankreich verbraucht.

Pergamentblume, Pflanzengattung, s. v. a. Papierblume, Xeranthemum *L.*

Pergamentdrucke. Das seit so langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament wurde nach Erfindung der Buchdruckerkunst dazu benutzt, einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken, so daß man für die Erhaltung derselben schon durch das dauerhaftere Material sorgte. Später behielt man das Pergament wenigstens in sofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf dieses Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahne der Zeit leichter trotzen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie von dem „Psalterium" von 1457 und von der ersten fust-schöfferschen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden, als die auf Pergament. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, u. es bilden dieselben eine eigene Literatur. Vgl. van Praet, Catalogue des livres imprimés sur vélin, de la bibliothèque du roi, Paris 1822—28, 6 Bde.; Derselbe, Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans les bibliothèques tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue, das. 1824—28, 4 Bde.

Pergamentpapier, eine starke Sorte Velinpapier; vgl. Papier.

Pergamum (Pergamus), berühmte Stadt des Alterthums, in einer herrlichen Gegend der großmysischen Landschaft Teuthrania, am nördlichen Ufer des Caicus, mit dem sich hier der durch die Stadt fließende Selinus und der ihre Mauern bespülende Cetius vereinigten, am Fuße eines steilen Berges, auf dem die Akropolis stand. Die Einwohner hielten sich für Abkömmlinge der Arkadier und leiteten den Namen von des Pyrrhus Sohne, Pergamus, her. Den Grund zur Größe und Berühmtheit der Stadt legte Lysimachus und noch mehr Philetärus, der sie zur Hauptstadt des von ihm gestifteten pergamenischen Reiches (s. d.) machte. Am meisten vergrößert und verschönert wurde sie durch König Eumenes I., der auch die berühmte pergamenische Bibliothek, die noch zu Cleopatra's Zeit 200,000 Rollen zählte, begründete. Zur Zeit ihrer Blüthe hatte die Stadt mehre prachtvolle Tempel, so des Zeus Nicephorus, der Athene auf der Akropolis, des Apollo und des Asclepius, von welchen noch Ueberreste sich vorfinden. Auch von andern öffentlichen Gebäuden, wie vom königlichen Palaste, vom Prytaneum, Stadium, Theater, Amphitheater, von Wasserleitungen ꝛc., gibt es noch Trümmer. Erzeugnisse des Gewerbfleißes waren Salben, irdene Becher und Pergament (Charta Pergamena). Noch lange nach der Einverleibung des pergamenischen Reiches in das römische blieb P. die blühende Hauptstadt der Provinz Asia und war der Sitz eines Obergerichtshofes und der Knotenpunkt aller das westliche Asien durchschneidenden Hauptstraßen; erst unter den byzantinischen Kaisern verfiel P. allmählig, seitdem Ephesus Hauptstadt der neuen Provinz Asia ward. P. ist Vaterstadt des Rhetors Apollodorus und des Arztes Galenus, auch war es einer der ersten Sitze einer christlichen Gemeinde. Jetzt Bergamah.

Perge (lat.), fahre fort!

Perge (Perga), alte, bedeutende Stadt Pamphyliens, zwischen den Flüssen Catarrhactes und Cestrus, am rechten Ufer des letzteren, 60 Stadien von seiner Mündung, aber, als an dem schiffbaren Strome gelegen, doch See- und Hafenstadt, wo der Apostel Paulus zuerst die Küste Asiens betrat, später Hauptstadt von Pamphylia Secunda. In ihrer Nähe befand sich auf einer Anhöhe ein alter berühmter Tempel der Artemis, bei welchem jährliche Feste gefeiert wurden. Ueber ihre ansehnlichen Ruinen, 16 englische Meilen nordöstlich von Adalia, gab Texier in der „Description de l'Asie mineure" Abbildungen.

Perger, Siegmund Ferdinand von, Maler und Kupferstecher, geboren 1778 zu Wien, besuchte die Akademie daselbst und wurde schon 1798 an der k. k. Porzellanmanufaktur angestellt. Er suchte vornehmlich in der vaterländischen Geschichte Stoff zur bildlichen Darstellung und lieferte zuerst 16 Blätter aus der Geschichte der Babenberger, von denen er einige in Gemälden, alle aber in Kupferstich ausführte. Vorzügliches leistete er aber in der Thiermalerei. Im Jahre 1816 zeichnete er in Gegenwart des Kaisers das Pferderennen von Kopcsan und führte es später in Oel aus. Dieses Bild erwarb ihm 1817 die Stelle eines k. k. Hofmalers. Im Jahre 1825 wurde er zweiter Custos der k. k. Gallerie des Belvedere, als welcher er 1841 †. Ein verdienstliches Unternehmen des Künstlers ist die Herausgabe der vorzüglichsten Kunstschätze des Belvedere in Wien durch den Kupferstich (Wien 1828—30, 4 Bde.). Sein Sohn, Anton, Ritter von P., genoß den ersten Unterricht unter Leitung seines Vaters, besuchte dann die Akademie und ward bald den vorzüglichen jüngeren Künstlern seiner Vaterstadt beigezählt. Er zeichnet sich im historischen Genre und in der Landschaft aus.

Pergerau, eine zum Theil versumpfte Niederung am Narnflusse im Mühlviertel des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens, unweit des Fleckens Perg, deren Trockenlegung schon in den Jahren 1776—82 durch Anlegung zweier Kanäle und Regulirung des Flußbettes der Narn versucht wurde, jedoch ohne erheblichen Erfolg.

Pergine, Stadt (Marktflecken) im österreichisch-tyroler Kreis Trient, südöstlich von Trient, an der Feresina, mit freundlichen Häusern, Schloß, Pfarrkirche, Spital, Franciskanerkloster, Landgerichtssitz, Berggericht, Post, Weinbau, Eisenbergwerken, Tuchfabrik (im Franciskanerkloster), Mühlsteinbrüchen und 3060 Einw.

Perglaß, Friedrich Wilhelm Heinrich August, Baron Coway von Waterford, Generaldirektor des Hoftheaters in Hannover, geb. 1806 zu Berlin, besuchte die Universität seiner Vaterstadt u. ging dann nach Dresden, um sich den schönen Künsten und Wissenschaften zu widmen. Zu einem Engagement am Hoftheater daselbst versagte seine Familie ihre Zustimmung; er setzte daher in Halle seine Studien fort, debütirte aber hier mit Glück als Seekadet in „Die beiden Sergeanten" (1824). Nachdem er hierauf ein Engagement in Koburg erhalten, trat er wieder auf Veranlassung seiner Aeltern vom Theater ab, erschien jedoch schon ein Jahr nachher wieder auf der Bühne, fand beim leipziger Hoftheater Engagement und kam, als dieses aufgelöst wurde, nach Breslau, wo er 1836 Regisseur des Lustspiels und 1838 technischer Direktor wurde. Im Jahre 1841 kam er in oben genannter Eigenschaft nach Hannover. P. gehört im Fache der Bonvivants, der muntern Charakterrollen, der Chevaliers zu den bedeutendern Darstellern in Deutschland. Seine dramatischen Originalarbeiten sind: „Der Sonntag in Oswitz", „Des Kaisers Wechsel", „Des Kaisers Bildniß" und das Festspiel „Pyrrhus in Delphi". Auch lieferte er Uebersetzungen von französischen Stücken.

Pergolese (Pergolesi), Giovanni Battista, berühmter Komponist, geboren den 3. Jan. 1710 in Jesi, wurde 1717 ins Konservatorium dei poveri di Gesù Christo zu Neapel aufgenommen und hier von Gaetano Greco in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht. Noch als Zögling des Konservatoriums schrieb er sein Drama sacro: „S. Guglielmo d'Aquitania", was ihm zu mehrfacher Protektion verhalf. Im Jahre 1732 trat er mit großem Beifall mit der Oper „Salustia" auf, der das bekannte Intermezzo „La serva padrona" folgte. Im ebengenannten Jahre komponirte er eine 10stimmige Messe nebst Vesper für 2 Orchester und bis 1735 noch folgende Opern: „La fratre innamorato", „Il prigioner superbo", „Adriano in Siria", „Il Flaminio" und das In-

termezzo: „Lirietta e Tracollo“. Seine „Olympiade“, die er 1735 in Rom schrieb, fiel ungerechter Weise durch, und P., dadurch tief verletzt, ging sogleich nach Neapel zurück, um seine Kräfte der kirchlichen Musik zu widmen. Er schrieb dann sein bekanntes „Dixit“ und „Laudate“. Seiner schwankenden Gesundheit wegen ging er nach Pozzuoli bei Neapel, schrieb dort noch die Kantate „Orfeo“, ein „Salve regina“ und dann seinen Schwanengesang, sein herrliches „Stabat mater“, das ihm europäischen Ruf verschaffte. Wenige Tage nach Vollendung dieses Werkes † er, den 26. März 1736, und erlebte nicht die Rechtfertigung, die nach seinem Tode seiner „Olympiade“ in Rom wurde. P. war der Erste, der die steife trockene Manier verließ, der der Arie einen Aufschwung dadurch gab, daß er ihr eine von der Melodie verschiedene Instrumentation gab, den Violinen verschiedene Motive zutheilte und überhaupt Andeutungen zu einer reichern Behandlung gab, wodurch die nachfolgende Musik nicht wenig an Reiz gewann. Von dem „Stabat mater“ gab Hiller einen Klavierauszug mit deutschem Text heraus.

Pergula (lat.), vorspringender Theil des Hauses, theils erker-, theils balkonartig; Bude, besonders für Künstler, Handwerker ꝛc.; Lehrzimmer der Lehrer der Grammatik, Mathematik ꝛc.; in Gartenanlagen eine Laube aus Weinstöcken u. dergl. gebildet.

Pergularia (Laubenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, charakterisirt durch den fünfspaltigen, bleibenden Kelch, die präsentirtellerförmige Krone mit cylindrischen Röhren und stumpfem, fünftheiligem Rande und fünf halbpfeilförmige, an der Basis gezähnte Honigschuppen, meist laufende Sträucher in Afrika und Ostindien, wovon P. japonica *Thunb.*, P. odoratissima *Andr.*, beide mit wohlriechenden Blüthen, P. purpurea *Vall.*, mit purpurrothen Blüthen, u. a. als Zierpflanzen in deutschen Gärten sich finden. Man zieht sie im Mistbeete aus Samen und vermehrt sie durch Sprossen, Ableger und Stecklinge.

Perhorresciren (v. Lat.), erschrecken, Schauder vor etwas empfinden; im Rechtswesen eine gewisse Person als Richter sich verbitten, weil man ihr nicht die erforderliche Unparteilichkeit zutraut. Daher Perhorrescenz, die Erklärung einer Partei, daß sie den Richter, welcher der Regel nach ihre Angelegenheiten zu entscheiden hätte, nicht für unparteiisch halte und daher die Sache einem andern zu übertragen bitte. Es kann dies im Civilprozeß wie in Kriminalsachen geschehen, ein solches Gesuch aber nicht ohne hinreichende Gründe, Perhorrescenzgründe, vorgebracht werden. Dahin gehören nahe Verwandtschaft, enge Freundschaft mit dem Gegner, Feindschaft mit dem Perhorrescenten und Alles, was auch einen Zeugen verdächtig machen würde. Diese Gründe müssen erwiesen, oder statt dessen der Perhorrescenzeid (Juramentum perhorrescentiae, der Eid des Mißtrauens) geleistet werden.

Periander, Sohn des Cypselus aus dem Geschlecht der Herakliden, Tyrann von Korinth, folgte seinem Vater 627 vor Christo in der Regierung. Anfangs bewies er große Milde und Gerechtigkeit; dann aber wurde er, und zwar auf den Rath des Tyrannen Thrasybulus von Milet, noch blutdürstiger als sein Vater Cypselus. Er tödtete seine Gemahlin Melissa, die Tochter des Tyrannen Procles von Epidaurus, durch einen Fußtritt vor den schwangern Leib und ließ dann die Frauen, durch deren Einflüsterungen er sich zur That verleiten ließ, verbrennen und zur Sühnung des Mordes die sämmtlichen korinthischen Frauen an heiliger Stätte ihrer Kleider berauben. Seine beiden Söhne, Cypselus und Lycophron, verstieß er. Den letzteren, der nach Corcyra ausgewandert, wollte er später wieder zu Gnaden annehmen, allein die Corcyräer brachten ihn um; aus Rache ließ P. 300 Knaben aus den ersten corcyräischen Familien ergreifen u. nach Sardes zu Alyattes bringen, um sie zu entmannen. Seinen Schwiegervater, der die Söhne gegen den Vater aufgehetzt, überzog er mit Krieg, nahm Epidaurus u. jenen selbst lebendig gefangen. Als Schiedsrichter trat er 606 v. Chr. zwischen Athen u. Lesbos auf. Er † 584. Wie er einen Platz unter den sieben Weisen erhalten konnte, ist in der That nicht abzusehen, weshalb schon im Alterthum von mehren Seiten, selbst von Plato, dem freilich Aristoteles widersprach, nicht der Korinthier, sondern ein angeblicher Vetter desselben, P. aus Ambracia, für den Weisen erklärt wurde. Vgl. Wagner, De Periandro, Corinthiorum tyranno, Darmstadt 1828.

Perianthium (lat., v. Gr.), jede die Befruchtungstheile der Blüthe näher oder entfernter umgebende Hülle; bei mehren Botanikern die eigentliche Blumendecke oder der Kelch, der, bei der Fruchtreife stehen bleibend, auch zum Fruchtkelche wird.

Peribole (gr.), Umwerfung, Umhüllung, rhetorische Figur, durch welche nur zum Zwecke größerer Feierlichkeit zur Rede etwas hinzugefügt wurde, was zum bloßen Verständnisse nicht nothwendig war.

Pericarditis (griech.), Herzbeutelentzündung, s. Herzentzündung.

Pericarpium (lat., v. Gr.), Fruchthülle.

Pericladium (lat., v. Gr.), Blattstielscheide, scheidenartige Bildung, welche die Basis der Blatt- oder Blumenstiele umgibt.

Pericles, berühmter athenischer Staatsmann, stammte aus einer der edelsten Familien Athens. Sein Vater war Xanthippus, der sich durch den Sieg bei Mycale über die Perser hochberühmt gemacht hatte, seine Mutter Agariste aus der Familie des Clisthenes, welcher die Pisistratiden aus Athen vertrieb und die Demokratie herstellte, und der Alkmäoniden. Als Lehrer des ausgezeichnet begabten Knaben wird Zeno aus Elea genannt, bei dem er die hinreißende Ueberzeugungskraft seiner Rede gewonnen zu haben scheint, besonders aber scheint Anaxagoras aus Clazomenä großen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben; durch seinen Unterricht und seinen beständigen Umgang erwarb sich P. die klare Einsicht in die Natur der Dinge, die Erhabenheit der Anschauung, das Gewicht und die Würde in Wort und That, die unerschütterliche Ruhe seines Geistes, die Energie seines Schaffens, die beispiellose Ausdauer bei jedem Unternehmen, die Strenge und Mäßigkeit seines Lebens, die

Reinheit seines Wandels, die Kraft und Gediegenheit an Herz und Verstand, den Ernst und die sichere Starrheit seines Auftretens, die Abneigung gegen jeden hohlen Schein, die ihn schon dem Alterthum als das Ideal eines Mannes erscheinen ließen. Früh schon befaßte sich P. mit den Staatsgeschäften, ging aber dabei mit großer Vorsicht zu Werke. Denn gefährlich schien ihm der Umstand zu werden, daß er dem Pisistratus im Ausdruck und in der Rede sehr ähnlich seyn sollte. Ueberdies fürchtete er, weil er durch seine Geburt, wie durch seinen Reichthum und die Zahl seiner Freunde vor Allen hervorragte, bei fernerer Einmischung in die Staatsgeschäfte durch den Ostracismus verbannt zu werden. Deshalb ging er vorerst von der Politik ab und wandte sich dem Kriegswesen zu, wo er sich zugleich als einen besonnenen und beherzten Mann zeigte. Während sich Cimon bereits zum Führer der aristokratischen Partei aufgeworfen hatte, schloß sich P. gegen seine Natur, welche ihn ebenfalls zu dieser Partei hinzog, der armen, aber zahlreichern Partei der Demokraten an. Doch verhandelte er ungern unmittelbar mit der Menge, sondern bediente sich zu diesem Zwecke gleichgesinnter Freunde, besonders des Ephialtes und Lampon. Nur in den wichtigsten Angelegenheiten trat er persönlich vor dem Volke auf, riß dann aber auch Alles durch die Kraft seiner Rede hin. Sobald er als politischer Gegner des Cimon auftrat, suchte er diesem, der durch Bekleidung und Speisung der Armen, durch die Erlaubniß allgemeiner Benutzung seiner Güter das Volk zu ködern gewußt hatte, die Gunst der Menge dadurch zu entziehen, daß er, dem gleiche Reichthümer wie jenem fehlten, mit dem Athener Demonides Schenkungen aus dem Staatsschatze an die ärmere Klasse der Bevölkerung vorschlug. Nachdem P. sich so in der Gunst des Volks sicher gestellt hatte, begann er den Kampf gegen die Aristokratie. Dieser galt zunächst dem Areopag, der Grundmauer der Aristokratie. P. bediente sich zu diesem Zwecke seines gleichgesinnten Freundes Ephialtes, der es dahin zu bringen wußte, daß diesem höchsten Gerichtshofe sehr wesentliche Theile seiner Gewalt und seiner Ausdehnung entrissen wurden. Da Cimon sich auf alle Weise bemühte, dem Areopag das verlorene Ansehen wieder zu verschaffen, so wurde er des Lakonismus beschuldigt und durch den Ostracismus verbannt. Nachdem aber das einflußreichste Haupt der Aristokraten verbannt war, begann P. auch gegen die ganze Partei desselben die Gewalt des Ostracismus auszudehnen, und schon hatten viele Freunde Cimons dessen Loos getheilt. Da ergriff die Athener, welche überdies an den Grenzen schwer bedrängt wurden und die eine noch weitere Ausdehnung des Krieges fürchteten, Reue zugleich und Sehnsucht nach dem sieggewohnten Feldherrn, und P., die Gefahr berechnend, welcher er sich bloßstellen werde, wenn nicht durch ihn Cimon zurückgerufen werde, trug die Nothwendigkeit der Zurückberufung des Cimon dem erstaunten Volke so beredt vor, daß dieselbe einstimmig beschlossen ward und P. die Bewunderung selbst seiner politischen Feinde davontrug. Nach Cimons Tod (449) war P. faktisch Alleinherrscher von Athen, und jetzt begann ungehindert das großartige Wirken und Schaffen dieses Staatsmannes, welches Athen zur unbestrittenen Hegemonie über Griechenland erhob. Die erste Stufe zu dieser Größe legte P. dadurch, daß er die Bundeskasse von Delos nach Athen verlegen ließ und die Beiträge der Bundesstaaten von 460 auf 600 Talente jährlich erhöhte, wodurch diese zu reinen tributpflichtigen Unterthanen herabsanken. Außer den oben erwähnten Spenden an das Volk mußte fortan die Bundeskasse die Kosten der Aufführung zahlreicher Bauwerke, wie des Odeum, des Parthenon, der Propyläen, des Erechtheum, des eleusinischen Tempels, der mittlern langen Mauer, der Getreidehalle im Piräeus, des Gymnasiums im Lyceum rc., tragen. Diese Bauten verschlangen die Summe von etwa 3000 Talenten (7 Millionen Thalern), beschäftigten aber eine Menge müßiger Hände und eröffneten dem gemeinen Mann eine reiche Quelle des Erwerbs. Aber nicht nur das gewerbliche Leben erhielt hierdurch einen neuen, großartigen Aufschwung; auch der Kunstsinn wurde durch die erhabenen Kunstwerke, die zumal der Hand des Phidias entsprangen, gebildet und gehoben; an der Größe und Schönheit der Stadt hing bewundernd das Auge Griechenlands; die Bürger, welche sich täglich inmitten dieser Kunstwelt bewegten, veredelten und begeisterten sich daran; das Nationalgefühl wurde erhöht und immer rege gehalten, und so kam es, daß an der großartigen Stimmung der Gemüther die Anklage der Neider, als vergeude P. die Kraft und die Schätze Griechenlands, abprallte. Im Jahre 454 führte P. selbst eine Flotte gegen die Sicyonier, schlug diese bei der Landung, fiel in Akarnanien ein und belagerte, obgleich vergeblich, Oeniadä. Im folgenden Jahre führte er 1000 athenische Kolonisten nach dem thracischen Chersones, den er durch große Küstenbefestigungen gegen die Einfälle der Thracier sicherte; dann schiffte er mit einem bedeutenden Geschwader nach dem Pontus, half den Bedürfnissen der die Küsten bewohnenden Griechen ab und imponirte den umwohnenden Barbaren. Da jedoch durch den Krieg hinfort nichts zu erwerben war und Argos den Spartanern Versöhnung bot, die mit ihm ein Bündniß auf 30 Jahre eingingen, so schloß auch Athen, besonders durch die Vermittlung Cimons, mit den Peloponnesiern einen Frieden auf 5 Jahre. Schon das nächste Jahr führte neue Reibungen herbei, indem das von den Phociern besetzte Delphi bei Sparta um Hülfe bat und durch die thätige Verwendung des letztern seine Freiheit wieder bekam, jedoch nur auf sehr kurze Zeit; denn unmittelbar nach der Spartaner Abzug führte P. die Athener ins Feld und gab den Phociern den Besitz von Delphi zurück. Bald darauf fiel Euböa ab, und als P. kaum ein Heer hinübergeführt hatte, erhielt er, der noch kurz zuvor in Folge der Schlacht bei Coronea, welche Tolmides gegen den Spartaner Plistoanax verlor, auf Böotien verzichtet hatte, die Nachricht von dem Abfalle Megara's, das, von Korinth, Sicyon und Epidaurus aufgewiegelt, die athenische Besatzung niedergemacht hatte. Mittlerweile (445 v. Chr.) war der Waffenstillstand mit Sparta abgelaufen, und ein spartanisches Heer unter Plistoanax fiel in das Gebiet

von Attica ein. Sogleich verließ P. mit dem Heere Euböa, um zunächst die Gefahr von Attica abzuwenden, wagte jedoch kein Treffen gegen die geübten spartanischen Truppen, sondern bewog den König durch Bestechung zum Abzuge. Von Attica kehrte er sogleich nach Euböa zurück, unterwarf die ganze Insel wieder, vertrieb die übelgesinnten Bewohner, an deren Stelle athenische Kolonisten traten, und von nun an war die Insel völliges Eigenthum der Athener. Unmittelbar nach diesen Ereignissen wurde unter den griechischen Staaten ein Friede auf 30 Jahre abgeschlossen, der aber nur 5 Jahre dauerte. In dieser Zeit führte P. das athenische Bürgerrecht auf festere Bestimmungen zurück. Als nämlich Psammetich, der König von Aegypten, den Athenern, welche von einer gewaltigen Theuerung heimgesucht waren, ein Geschenk von mehr als 30,000 Medimnen Getreides gemacht hatte, erhoben sich bei der Vertheilung desselben so zahllose Zänkereien und Anklagen wegen unbefugter Ansprüche, daß man gezwungen wurde, eine genaue Prüfung der Bürgerrollen vorzunehmen. Bei derselben ergab sich, daß sich nach und nach 4760 Individuen ohne jegliche Berechtigung in das Bürgerrecht eingeschlichen hatten; nach Ausstoßung derselben blieben etwa noch 14,000 athenische Bürger. Dadurch wurde P. veranlaßt, festzusetzen, daß künftighin nur Diejenigen als athenische Bürger gelten sollten, welche von Aeltern abstammten, die beide athenische Bürger gewesen seyen. Fünf Jahre nach dem Abschlusse des Friedens (440 v. Chr.) entstanden neue Reibungen aus dem Streit der Milesier und Samier um Priene. Da die letztern obgesiegt hatten, so baten die Milesier bei den Athenern um Hülfe, und P., erbeten von der Milesierin Aspasia, warf sich zum Schiedsrichter auf, die Samier von aller Feindseligkeit abstehen heißend. Da diese dem Befehle keine Folge leisteten, so segelte P. mit 40 Schiffen nach Samos ab, wo er mit Hülfe des dortigen Volkes die Oligarchie auflöste und die demokratische Verfassung feststellte. Als die Samier von Athen wieder abfielen und die aristokratische Verfassung wieder herstellten, kam P. zum zweiten Male und trug mit 44 Schiffen über die 70 Schiffe der Samier bei der Insel Tragia einen glorreichen Seesieg davon. Nachdem er aus Athen Verstärkung erhalten, schloß er Samos von allen Seiten ein, und da verlautete, daß eine phönicische Flotte den Samiern zu Hülfe eile, unternahm er mit 60 Schiffen einen Zug, um dieselben abzuhalten. Kaum aber hatten die Samier seine Abfahrt bemerkt, als sie auf den Rath ihres damaligen Feldherrn, des Philosophen Melissus, durch die kleine Zahl der belagernden Schiffe und die Unerfahrenheit der zurückgebliebenen Führer der Athener kühn gemacht, sich zur Schlacht stellten und einen Sieg errangen. Sobald P. die Kunde davon erhielt, eilte er zurück, schlug den sich ihm entgegenstellenden Melissus und schloß Samos abermals ein. Im neunten Monat mußte sich die Stadt endlich ergeben, die Mauern niederreißen und 200 Talente Kriegskosten bezahlen. P. kehrte nach Athen zurück, wo er die Todtenfeier der Gefallenen veranstaltete und selbst die Grabrede hielt. Durch diesen Krieg hatte P. die Seemacht Athens aufs Neue fest begründet. Es folgten 5 Jahre der Ruhe, fast nur bezeichnet durch die Anlage des so wichtigen Amphipolis am Strymon in Macedonien. P., der den Staat der Athener zu seiner höchsten Höhe gehoben hatte, sollte aber auch den Beginn des Unwetters noch erfahren, das seine Schöpfung wieder zu stürzen bestimmt war. P. konnte am Abend seines Lebens den Strom, welchem er selbst ein weites Bett gegeben und der immer voller und voller an seine Ufer schlug, nicht mehr dämmen. In der zügellosen Demokratie war auch allmählig eine mißvergnügte Partei groß gewachsen, der jede moralische Größe verhaßt war und deren ungemessene Gier, im Trüben zu fischen, durch die Kraft des großen Staatsmannes in unwillkommenen Grenzen gehalten wurde. Zwar wagte sich an die Person des P. anfangs Niemand; aber ein indirekter Angriff, dessen eigentliches Ziel nicht verkannt werden konnte, folgte dem andern. Das erste Opfer des Hasses und der Verleumdung war des P. Freund, der Künstler Phidias, der, obwohl er alle Anklagen seiner Gegner glänzend widerlegte, dennoch ins Gefängniß geworfen wurde, wo er sein Leben beschloß. Dann griff man des P. Freundin Aspasia an; gegen sie suchte der Dichter Hermotimus eine Anklage wegen verletzter Religion zu begründen, welche er durch die Beschuldigung verstärkte, sie habe dem P. freie Weiber verkuppelt. P. führte ihre Vertheidigung, bei welcher er mehr Thränen vergoß, als in ähnlichen Fällen, wo sein eigenes Leben und Vermögen auf dem Spiele stand. Seine Bitten rührten die Richter, und Aspasia wurde freigesprochen. Bald setzte Diopithes den Beschluß durch, daß alle Diejenigen in Anklagestand versetzt werden sollten, welche am Daseyn der Götter zweifelten und über das Wesen der Dinge irrige Lehren verbreiteten. In Folge dessen wurde zunächst Anaxagoras, P.' Lehrer und Freund, auf Anstiften des Cleon vor Gericht gezogen, und es gelang dem P. nur mit Mühe, ihm das Leben zu retten. Jetzt erst, nachdem man den Glauben des leichtfertigen Volks an die Unfehlbarkeit des P. tief erschüttert hatte, wagte man sich an ihn selbst. Auf Cleons Anstiften setzte Dracontides den Vorschlag durch, daß P. über die Verwaltung des Staates zur Rechenschaft gezogen werden solle. Wie P. dem an ihn gestellten Verlangen genügte, wird nicht berichtet; wahrscheinlich brachte der bald ausbrechende Krieg die Sache in Vergessenheit. P. war überzeugt, daß ein Staat, wie Athen damals war, wollte derselbe seine Größe behaupten, nicht nachlassen durfte, alle Schwingen zu entfalten und immer höher u. weiter zu streben; jeder Stillstand war ein Rückschritt, jede Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Gegner mußte eine ganze Kette von Verlusten nach sich ziehen. In Folge des vom Lande in die Stadt zusammengedrängten Volkes brach Olymp. 87, 3 oder 430 v. Chr. die verheerende Pest in Athen aus, welche die vertrautesten Freunde des großen Mannes und mehre Mitglieder seiner Familie, seine Schwester und seine Söhne Xanthippus und Paralus hinraffte. Diesen herben Verlusten gegenüber bewährte P. dieselbe Charakterstärke, die ihn so sicher durch die Wogen des stürmischen Staatslebens getragen hatte. Nach kurzem Grollen entriß ihn das Volk

unter Mitwirkung der ihm gebliebenen Freunde, besonders des Alcibiades, der Einsamkeit, in welche er sich zurückgezogen hatte, und stellte ihn als Strategen mit unbeschränkter Gewalt aufs Neue an die Spitze des Staates. Jetzt war es, wo P., um in seinem einzigen übrig gebliebenen Sohne, den ihm Aspasia geschenkt hatte, einen ebenbürtigen Erben zu besitzen, die Wiederaufhebung des von ihm selbst gegebenen Gesetzes, die Bedingungen des Bürgerrechts betreffend, beantragte. Doch ging das Volk in den Vorschlag auf gänzliche Aufhebung des Gesetzes nicht ein, sondern gestattete nur, den Schmerz des Vaters theilend, daß der Sohn ausnahmsweise in die väterliche Phratrie aufgenommen und durch die Beilegung des väterlichen Namens legitimirt wurde. Von nun an scheint P. keinen fernern Antheil an den Kriegsangelegenheiten genommen zu haben. Im dritten Jahre des Krieges ergriff ihn selber die Pest, u. er erlag ihr nach einem längern Krankenlager im Herbst 429 v. Chr. Als seine noch übrigen Freunde an seinem Sterbebette, in der Meinung, er höre nicht mehr, von der Größe seines Geistes und seiner Thaten sprachen, unterbrach er, der Alles gehört hatte, ihr Gespräch mit den Worten: „Ihr habt das Beste von mir zu erwähnen vergessen, daß nämlich kein Athener durch meine Schuld hat je ein Trauerkleid anlegen müssen." Der Tod dieses Mannes, der 40 Jahre lang den Staat verwaltete, war Athens größtes Unglück; denn nur er hatte das seinen selbstherrlichen Willen eifersüchtig wahrende Volk in freiwilliger Unterwürfigkeit zu erhalten und dessen unruhige Beweglichkeit zu zügeln vermocht. Das Grab des P. zeigte man noch zu Cicero's Zeit zur Rechten am Wege von der Stadt nach Phalerum. Unter den großen Rednern des Alterthums nimmt P. eine der ersten Stellen ein; die scharfe, unwiderstehliche Dialektik der Beweisführung in Verbindung mit der Kraft und Schönheit seiner Darstellung wird schon von den Alten bewundert und gepriesen. Von seinen Reden, die wahrscheinlich nicht schriftlich abgefaßt wurden, sind uns aber nur unbedeutende Bruchstücke erhalten. Die unter seinem Namen in dem Geschichtswerke des Thucydides eingeflochtenen Reden sind von dem geistesverwandten Geschichtschreiber nur im Sinne des P., aber mit sichtbarer Begeisterung abgefaßt. Seine Zeitgenossen gaben ihm in bewundernder Anerkennung den Beinamen des Olympischen, weil seine Rede blitze und donnere, wie der Wolkensammler Zeus. Außer der erhaltenen Biographie des Plutarchus haben das Leben des P. beschrieben: Aug. **Böckh**, Oratio de Pericle, Berlin 1821; J. A. **Kutzen**, De Pericle Thucydides, Breslau 1829 u. 1831; **Derselbe**, P. als Staatsmann während der gefährlichsten Zeit seines Wirkens, Grimma 1834; C. E. R. **Lorentzen**, De rebus Atheniensium Pericle potissimum duce gestis, Göttingen 1834; S. W. **Tromp**, Dispatatio de Pericle ejusque reipublicae Atheniensium administratione, Leyden 1837. Des P. mit Aspasia erzeugter gleichnamiger Sohn, der, wie oben bemerkt, auf Bitten des Vaters das Bürgerrecht erlangte, war später (406 v. Chr.) einer der zehn Feldherren, welche zwar bei den Aegimusen siegreich fochten, aber wegen der Nichtbestattung der Todten in Anklagestand versetzt, dann unter den 6 Feldherren, welche in Folge dessen hingerichtet wurden.

Pericranium (v. Griech.), die Knochenhaut des Schädels; s. **Periosteum.**

Periculum (lat.), Gefahr; daher **perikulös**, gefährlich. P. in mora, (es ist) Gefahr im Verzuge.

Peridromus (v. Griech.), Umlauf, bei den alten Griechen an Privathäusern der nicht vom Dache verdeckte, sondern freie luftige Raum, Altan, Balkon, Gallerie, Korridor; dagegen an der Stadtmauer die äußere Umfassung außerhalb der Zinnen.

Periegesis (griech.), das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst (daher **Periegetes**, Derjenige, der dies that); insbesondere Aufzählung und Beschreibung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker, daher Titel geographischer Werke, z. B. des Hecatäus, Dionysius, Pausanias u. A.

Perier, Casimir, berühmter französischer Staatsmann, ward geboren den 21. Oktober 1777 zu Grenoble als Sprößling einer Familie, die sich durch industrielle Thätigkeit Reichthum und politischen Einfluß erworben hatte. Beim Ausbruche der Revolution kehrte er aus dem Kollegium der Oratorier zu Lyon, wo er mit seinen Brüdern erzogen wurde, in das väterliche Haus zurück, um in dessen finanzielle und industrielle Unternehmungen eingeweiht zu werden. Im Jahre 1798 trat er beim Geniecorps der italienischen Armee ein, machte auch die beiden folgenden Feldzüge mit, verließ aber zu Anfange des bonaparte'schen Konsulats auf den Wunsch seines Vaters den Kriegsdienst und errichtete mit seinem älteren Bruder Scipion 1802 zu Paris ein Bankierhaus, das schon unter der Kaiserzeit zu einer bedeutenden Blüthe gelangte, vorzüglich aber nach der Restauration durch die großartigsten industriellen Unternehmungen Reichthümer aufhäufte. Obschon ohne eigentliche wissenschaftliche Vorbereitung und besonders ohne philosophische Bildung, hatte doch P. durch seine Bankiergeschäfte, die er in musterhafter Ordnung hielt, Einsicht in den Staatshaushalt erlangt und ward dadurch 1816 zu einer scharfen Kritik der finanziellen Operationen des Ministeriums Richelieu veranlaßt. Dies bahnte ihm 1817 den Weg in die Deputirtenkammer. In dieser war P. eben so, wie Lafitte in seiner Eigenschaft als Finanzmann, ein unermüdlicher Wächter über die Staatsgelder, so daß es dem Ministerium unmöglich ward, sie zu andern als zu den Zwecken zu verwenden, zu welchen die Kammer sie verwilligt hatte. In politischer Hinsicht trat er allen reaktionären Maßregeln mit der größten Entschiedenheit entgegen und stand überall an der äußersten Spitze der liberalen Partei. Namentlich bekämpfte er das System des Ministeriums Villèle mit seinem gewaltigen und unermüdlichen Rednertalente. Dennoch war es allen Machinationen, die man gegen ihn anwandte, nicht möglich, ihn aus der Kammer zu bringen, vielmehr ward er 1827 von zwei Departements wieder gewählt, trat 1828 unter Martignac als Handels- und Finanzminister ins Kabinet, schied

jedoch, als Polignac an das Ruder kam, sofort wieder aus. In der Julirevolution zeigte er sich anfangs schwankend und unbestimmt und schien abwarten zu wollen, wohin die Ereignisse führen würden. Daher hielt er auch anfangs die Deputirten von entschiedenen Schritten zurück, rieth zu Unterhandlungen mit dem Hofe, und erst, als die Niederlage der Truppen unzweifelhaft war, erklärte er sich gegen Karl X. Als Mitglied der am 29. Juli auf dem Stadthause zusammengetretenen bürgerlichen Kommission war er aber nicht für die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron. Am 3. August wurde er zum Präsidenten der neu konstituirten Kammer gewählt, legte aber bereits am 11. diese Würde nieder, um in das Ministerium ohne Portefeuille einzutreten. Als aber Lafitte am 2. November die oberste Leitung übernahm, schied P. wieder aus, da ihm die Politik desselben zu revolutionär schien, und nahm seine Stelle als Präsident der Kammer wieder ein. Am 13. März 1831 übernahm er jedoch selbst an Lafitte's Stelle, der ihn dem Könige zum Nachfolger empfahl, als Conseilspräsident die Bildung eines neuen Ministeriums und in diesem zugleich das Portefeuille des Innern. Damit begann die Herrschaft des sogenannten Juste-milieu (s. d.). Während die karlistische Erhebung in der Vendée und die republikanischen Aprilbewegungen mit blutiger Strenge unterdrückt wurden, traf auch die Deputirtenkammer wegen des darin vorwaltenden Liberalismus das Loos der Auflösung. Aber auch die am 23. Juli 1831 zusammengetretene neue Kammer war für das Ministerium nicht günstiger gestimmt und entschied sich nach dem heftigsten Kampfe, worin P. seine ganzen Kräfte aufbot, am 18. Okt. mit großer Majorität gegen die beantragte Erblichkeit der Pairswürde. Die unruhigen Bewegungen, welche sich nach dem Falle Warschau's auf vielen Punkten des Landes zeigten, die Noth der ärmeren Klassen, der Aufstand der Seidenarbeiter in Lyon im November und die Erneuerung der karlistischen Erhebungen im Frühjahr 1832 im Süden mußten dem Ministerpräsidenten die Ueberzeugung beibringen, daß ein allgemeiner Ausbruch drohe, welchem er mit letzter Aufbietung seiner physischen und geistigen Kräfte vorzubeugen suchte. P.s Erfolge in der äußern Politik, die Aufrechthaltung Belgiens, die Demüthigung Dom Miguels, die Besetzung Ancona's durch französische Truppen, wurden in dem Tumulte der Parteien übersehen. Als im März 1832 die Cholera auch in Paris ausbrach, traf P. mit rastloser Thätigkeit die umfassendsten Maßregeln. Am 1. April besuchte er mit dem Kronprinzen persönlich das mit Cholerakranken angefüllte Hôtel-Dieu und ward selbst von der Seuche ergriffen. Auf langem Krankenlager verfiel er in wahnsinnähnliche Delirien, in welchen er über den Verlust seiner Popularität klagte, und erst nach qualvollem Todeskampfe † er in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1832. Dies Tragische seines Abscheidens versöhnte auch seine Feinde mit ihm, und seinem Begräbnisse wohnte eine zahllose Volksmenge bei. Als Staatsmann besaß P. große Eigenschaften, namentlich schnelle Auffassung, sichern Ueberblick und feste Ausdauer; nachtheilig war oft seine mit Jähzorn verbundene Härte. Er hinterließ zwei Söhne: Paul P., geboren 1809, der sich dem Bankiergeschäft widmete, und Casimir P., geboren 1811, welcher die diplomatische Laufbahn betrat und von 1830—46 an verschiedenen Höfen Geschäftsträger und in der Deputirtenkammer Abgeordneter des ersten Arrondissements der Seine, in der gesetzgebenden Nationalversammlung aber Repräsentant des Aubedepartements war. Der älteste Bruder des Ministers, Augustin P., wurde 1772 zu Grenoble geboren und trat in das Bankiergeschäft seines Vaters. Nachdem er 1827 in die Deputirtenkammer gewählt worden, erhielt er den 16. Mai 1832 die Pairswürde und † den 2. December 1833. Der zweite Bruder, Alexandre, geboren um 1774, trat 1820 als Abgeordneter des Departements Loiret in die Kammer, ward aber seit 1830 nicht wieder gewählt. Der dritte Bruder, Antoine Scipion, geboren zu Grenoble den 14. Juni 1776, erwarb sich als Philanthrop einen geachteten Namen. Er war Mitbegründer der Bank von Frankreich, der Aufmunterungsgesellschaft, der ersten französischen Assekuranzkompagnie, der Sparkasse von Paris und vieler anderen gemeinnützigen Institute, unterstützte mit seinem kolossalen Vermögen industrielle Bestrebungen und beschäftigte in seinen zahlreichen Fabriken aller Art eine ganze Bevölkerung. Er führte auch die Dampfpumpen in den französischen Kohlengruben ein. Er † den 2. April 1821 zu Paris. Der jüngste Bruder, Camille P., geboren zu Grenoble um 1785, wurde 1808 Auditeur im Staatsrathe, saß von 1828—34 als Deputirter von Mamers, dann des Departements Corrèze in der Kammer und erhielt den 3. Oktober 1837 die Pairswürde.

Perigäum (v. Gr.), Erdnähe, der der Erde am nächsten liegende Punkt der Mondbahn.

Perignon, Dominique Cathérine, Marquis de, Marschall des französischen Kaiserreichs, geboren den 31. Mai 1754 zu Grenade bei Toulouse, trat sehr jung als Lieutenant in die Armee und ward sehr bald Oberst und Adjutant des Grafen Brissac. Im Jahre 1791 wählte ihn das Departement Haute-Garonne zum Deputirten zur konstituirenden Versammlung, allein 1792 war er wieder in seinem militärischen Berufe als Kommandant einer Legion in den Ostpyrenäen thätig. Als solcher ward er zum Brigade- und 1793 nach dem Gefechte bei Thuir zum Divisionsgeneral befördert. Als 1794 Dugommier bei St. Sebastian gefallen war, erhielt er an dessen Stelle den Oberbefehl, nahm Fuentarabia, siegte bei Escola und erbeutete hier 200 Kanonen. Darauf eroberte er Figueras, wobei ihm wieder 71 Kanonen und 9000 Gefangene in die Hände fielen. Im folgenden Jahre ward er als Gesandter nach Madrid geschickt. Von da rief ihn 1798 das Direktorium zurück, um ihn bei der Armee von Italien zu verwenden. Bei Novi (17. August 1799) kommandirte er den rechten Flügel des französischen Heeres, ward schwer verwundet und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr gefangen genommen. Nach erfolgter Auswechselung kam er 1801 in den Senat und ward 1802 vom ersten Konsul mit der Ordnung der französisch-spanischen Grenzangelegenheit beauftragt. Im

Jahre 1804 erhielt er die Senatorie Bordeaux und kurz darauf bei Napoleons Erhebung zum Kaiser den Marschallsstab; 1806 ward er zum Gouverneur von Parma und Piacenza und 1808 an Jourdans Stelle zum Kommandeur der neapolitanischen Armee ernannt. Erst im Jahre 1814 verließ er Neapel wieder, ward nach der ersten Restauration von Ludwig XVIII. zum Mitglied der Kommission ernannt, welche die Ansprüche der Offiziere prüfen sollte, kam in das Kriegsministerium und ward zum Marquis und Pair von Frankreich erhoben. Während der 100 Tage zog er sich auf ein Landgut bei Toulouse zurück und suchte im Süden Frankreichs zu Gunsten der Bourbonen den Widerstand der Royalisten zu organisiren, was ihm jedoch nicht gelang. Daher verließ er Frankreich und ward wegen seiner Anhänglichkeit an die bourbonische Dynastie nach der zweiten Restauration mit dem Kommando der ersten Militärdivision belohnt. Er † den 25. December 1818.

Perigonium (v. Gr.), Blüthenhülle.

Périgord, ehemalige Landschaft im südwestlichen Frankreich, grenzte an Angoumois, Agenois, Saintonge, Guienne, Quercy und Limousin, gehörte zur Provinz Guienne und zerfiel in Ober- und Nieder- oder in Weiß- und Schwarzpérigord (weil der untere Theil reich an Schwarzwäldern ist). In Oberpérigord war Perigueux (s. d.) die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederpérigord Sarlat. Jetzt ist P. zu den Departements Dordogne und Lot-Garonne geschlagen. Die Landschaft hat ihren Namen von den celtischen Petricorii (Petricordii), den alten Einwohnern des Landes, das von Augustus mit Aquitanien verbunden wurde und im 5. Jahrhundert unter die Herrschaft der Gothen kam, denen es die Franken abnahmen. Unter den Merovingern kam P. an Neustrien; die Karolinger ließen es durch Grafen verwalten. Archimbald VI. wurde 1399 geächtet, angeblich, weil er die Tochter eines Bürgers von Perigueux zu entführen versucht hatte, und ging nach England, worauf Besitzthum und Titel der Feind seines Hauses, der Herzog Ludwig von Orleans, erhielt, dessen Sohn, der Herzog Karl von Orleans, seine Ansprüche 1437 während seiner Gefangenschaft zu London an den Grafen von Penthièvre, Johann von Blois, verkaufte. Diesem folgte 1454 sein Bruder Wilhelm von Blois, Vicomte von Limoges, nach dessen Tode 1455 seine älteste Tochter Franciska P. und Limoges ihrem Gemahl Alan, Seigneur d'Albret, zubrachte. Dessen Erbtochter, Johanna d'Albret, vermählte sich mit Anton von Bourbon, und Heinrich IV., Antons Sohn, vereinigte P., nachdem er den französischen Thron bestiegen, für immer mit der Krone von Frankreich.

Perigueux, Hauptstadt des französischen Departements Dordogne, in reizender Lage in einem Thal am rechten Ufer der Isle, über die eine schöne Brücke führt, amphitheatralisch an einem Bergabhang sich erhebend, ehemals die Hauptstadt von Périgord, der Sitz der Departemental- u. Bezirksbehörden, eines Civil- u. Handelstribunals und Bischofssitz, hat eine sehr alte und schöne Kathedrale (aus dem Ende des 4. Jahrhunderts), eine Normalprimärschule, physiologische Gesellschaft, Gesellschaft für Ackerbau und Künste, ein Museum für Antiken und Mineralogie, physikalisches Kabinet, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, 2 Hospitäler, römische Alterthümer (Amphitheater, Venustempel), Wasserleitungen und 12,200 Einw., welche Hutmacherei, Papiertapeten-, Messer- und Nägelfabrikation, Färberei, Gerberei, Handel mit Eisen, Liqueur, Pasteten, Torten, Trüffeln (perigordsche Trüffeln) ꝛc. treiben. Die Stadt hat in der neuern Zeit bedeutende Verschönerungen erhalten; die alten Mauern und Wälle sind abgetragen und in Spaziergänge verwandelt. P., das bei den Alten Vesunna, dann Civitas Petrocoriorum hieß, besteht eigentlich aus zwei vereinigten Städten, welche bis 1240 ungeachtet ihrer nahen Nachbarschaft doch in stetem Zwist und ununterbrochenen Fehden mit einander lebten. Erst gemeinsames Unglück vereinigte sie, eine Mauer umschloß beide, und ihre Bewohner bildeten seitdem einen friedlichen Bürgerstand, der sich selbst seine Regenten gab, von Niemandem, als vom Könige, abhing und sogar das Münzrecht hatte.

Perigynus (lat., v. Gr.), in der Botanik um den Fruchtboden herum eingefügt, auf der Korolle od. Nebenkrone stehend, z. B. Perigyna stamina, Staubfäden, welche auf dem Kelche um den Fruchtknoten herumstehen, Perigynus calyx, Kelch, der mit seiner Basis den Fruchtknoten wie ein Kranz umgibt; daher Perigynia, Pflanzenklasse, Pflanzen mit perigynischen Blüthen enthaltend.

Perihelium (v. Griech.), Sonnennähe, der der Sonne am nächsten liegende Punkt einer Planeten- oder Kometenbahn, s. Aphelium.

Periklas, von Scacchi aufgestellte Species des untheilbaren Adiaphanspaths, kommt in Oktaëdern vor und ist vollkommen theilbar nach den Hexaëderflächen, dunkelgrün, glasglänzend, durchsichtig, von 6,0 Härte, 3,75 spec. Gewicht, besteht aus Manganoxyd mit etwas Eisenoxyd und kommt am Vesuv vor.

Periklin, heterotomer Feldspath, krystallisirt im klinorhomboidischen Systeme mit klinorhomboidischen, an den scharfen Seitenkanten abgestumpften Säulen, die manchmal eine hintere schiefe Endfläche und sehr häufig Zwillinge zeigen, ist von 6,0 Härte, 2,54—2,57 spec. Gewicht, graulich-, gelblich-, röthlichweiß, durchscheinend bis kantendurchscheinend und besteht nach Thaulow aus 69,00 Kieselerde, 19,43 Thonerde, 11,47 Natrum, 0,20 Kalk. Er kommt auf Gängen und als Gemengtheil mancher Diorite und Syenite am St. Gotthard, im Pfunders- oder Pfitschthal in Tyrol, auf der Saualpe in Kärnthen, bei Zöblitz in Sachsen, Miask in Sibirien vor. Vgl. Feldspath.

Perikopen (v. Griech.), Abschnitte, besonders die biblischen Abschnitte, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten vorgeschrieben sind. Da jene aus den Schriften der Apostel, diese aus den Evangelien gewählt sind, werden sie auch Episteln (Pericopae epistolicae) und Evangelien (Pericopae evangelicae) genannt. Die Auswahl solcher Stellen wurde ursprünglich dem Ermessen der Geistlichen überlassen, im 4. Jahrhundert auf die kanonischen Schrif-

ten des Alten und Neuen Testaments beschränkt und im 6. Jahrhundert von Papst Gregor dem Großen durch ein eigenes Lectionarium bestimmt, welches nachmals Karl der Große bei dem in seinem Reiche eingeführten Homiliarium zu Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen Evangelien und Episteln, welche Luther wegen der Unwissenheit vieler Geistlichen beibehielt. Die reformirte Kirche dagegen ließ ihren Predigern freie Wahl. Auch in der evangelisch-lutherischen Kirche hat man in neuerer Zeit, nach dem Vorgange von Würtemberg, Baden u. einigen kleineren deutschen Staaten zu Ende des 18. Jahrhunderts, neugewählte Reihenfolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorgeschrieben. Im Königreich Sachsen besteht seit 1836 die Einrichtung, daß, nachdem im ersten Jahre über die zum Theil veränderten evangelischen und im zweiten über die epistolischen P. gepredigt worden, im dritten Jahre ein neuer, historischer und im vierten Jahre ein dreifacher, historisch-didaktischer Cyklus vorgeschrieben ist; doch darf in besondern Fällen ein anderer Text gewählt werden. Faktisch ist der sogenannte Perikopenzwang, dem gemäß der Prediger bloß über die P. predigen durfte, fast überall aufgehoben. In der katholischen Kirche gelten die alten P. als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch ist die größere oder geringere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Bischöfen abhängig.

Perilaus, übelberüchtigter Erzgießer, welcher für den Tyrannen Phalaris die Höllenmaschine in Gestalt eines ehernen Stieres verfertigte, dessen Rücken man öffnen und Sträflinge hineinschieben konnte. Legte man Feuer unter, so drang das Jammergeschrei der Unglücklichen durch die Nasenlöcher des Stiers mittelst angesetzter Röhren hervor und verursachte einen dem natürlichen Brüllen ähnlichen Laut. Die erste Probe machte Phalaris mit dem Künstler selbst.

Perilomia (Perilomie), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, Kräuter und Halbsträucher im heißen Amerika, von denen P. ocmoides *H.* et *B.*, mit schön scharlachrothen, traubenständigen Blüthen mit weichhaarigen Kelchen, u. P. scutellarioides *H.* et *B.*, mit eben solchen, aber zahlreicheren Blüthen, als Zierpflanzen Eingang gefunden haben.

Perim, Insel, s. Meyun.

Perimeter (griech.), Umring, Umfang einer Figur, die Summe aller der Linien, von denen die Figur eingeschlossen wird, mögen sie gerade oder krumme seyn; vergl. Peripherie.

Perinäum (v. Gr.), der sogenannte Damm, das Mittelfleisch, begreift den Raum zwischen dem After und den Geschlechtstheilen in sich, welcher Raum auch besonders Dammgegend oder Mittelfleischgegend genannt wird. Die Mittellinie bildet ein hervorspringender, narbenähnlicher Streifen, die Naht (raphe).

Perinyktis (griech.), die Nachtblattern, ein pustulöser Ausschlag, welcher während der Nacht entsteht, oder in derselben besonders lästig ist.

Periode (v. Griech., lat. periodus), Umlauf, Umkreis, jede Reihenfolge aus einander sich entwickelnder Erscheinungen, die an irgend einem Punkte zu einem gewissen Abschlusse kommt und sodann von einer neuen Reihenfolge in der Weise aufgenommen wird, daß letztere entweder aus der vorigen in fortgesetzter Entwickelung hervorgeht, oder in derselben Weise wie die vorhergehende sich wiederholt. In rein arithmetischer Bedeutung ist P. jede endliche Reihe von Zahlen, die in derselben Ordnung immer wiederkehrt. Dergleichen P.n kommen vorzüglich in gewissen Gattungen der Decimal- und der Kettenbrüche vor, welche man deshalb periodische nennt. In chronologischer Bedeutung ist P. s. v. a. Cyklus, also die mit Eins anfangende Reihe natürlicher Zahlen, gewöhnlich von Jahren, nach deren Verlauf gewisse astronomische Erscheinungen wiederkehren, oder ein durch Verbindung zweier oder mehrer Cyklen entstehender Zeitabschnitt, welcher mit dem gleichzeitigen Anfang sämmtlicher Cyklen beginnt und erst dann endigt, wenn die Endzahlen sämmtlicher Cyklen ebenfalls zusammenfallen. Diese P.n werden hauptsächlich gebraucht, um verschiedene Zeitberechnungsarten unter einander auszugleichen. Die bekanntesten dieser P.n sind die chaldäische P. oder P. der Finsternisse, bestehend aus 223 synodischen Monaten (= ungefähr 239 anomalistischen und 242 Drachenmonaten), diente den Chaldäern zur Ausgleichung der verschiedenen Arten ihrer Monate und beruhte auf der Beobachtung, daß nach 223 Mondwechseln die Finsternisse in derselben Weise wiederkehrten; die Hundsstern- oder sothische P. der Aegypter von 1461 Jahren, zur Ausgleichung des bürgerlichen Jahres von 365 Tagen mit dem genauern Sonnenjahre von 365¼ Tagen; die Phönixperiode der Aegypter, zur Ausgleichung der Einschaltungen, aus 40 Generationen zu 30 Jahren bestehend; die metonische P. (Mondzirkel, güldene Zahl) von 19 Jahren oder 6940 Tagen, zur Ausgleichung der Sonnen- und Mondjahre; die kalippische P. von 76 Jahren (gleich 4 metonischen weniger 1 Tag); die hipparchische P. von 304 Jahren (gleich 4 kalippischen weniger 1 Tag); die P. des Sonnenzirkels von 28 Jahren, nach deren Ablauf Wochen- und Monatstage wieder zusammentreffen; die P. der Indiktionen (Römerzinszahl) von 15 Jahren; die julianische P., welche Joseph Scaliger aufstellte, indem er nach julianischen Jahren (daher der Name) den Sonnen-, Mond- und Indiktionencyklus (zu 28, 19 und 15 Jahren) zu einer P. verband, welche mit dem Zeitpunkte beginnt, wo alle 3 Cyklen zugleich anfangen, und sich da erst wieder erneuert, wo alle 3 zu gleicher Zeit abgelaufen sind. Die Anzahl der Jahre dieser P. ist $28 . 19 . 15 = 7980$. Die Cykelzahlen eines jeden Jahres derselben sind stets die Reste, welche bei der Division mit 28, 19, 15 in die Ordnungszahl des Jahres bleiben, wobei man, wenn kein Rest bleibt, den Divisor selbst zu setzen hat. Als erstes Jahr nach Christi Geburt erhält man das Jahr 4714, als erstes vor Christi Geburt das Jahr 4713 der julianischen P. Will man also Jahre der letztern auf die christliche Zeitrechnung bringen, so muß man sie von 4714 abziehen, wenn sie kleiner, dagegen 4713 von ihnen, wenn sie größer sind; im erstern Falle erhält man Jahre vor, im letztern Jahre nach

Christi Geburt. Umgekehrt muß man, um Jahre der christlichen Zeitrechnung in julianische zu verwandeln, die Jahre vor Christus von 4714 abziehen, die Jahre nach Christus zu 4713 hinzuaddiren. In der Geschichte versteht man unter P.n die durch die Epochen (s. d.) gegebenen Abschnitte in der geschichtlichen Entwickelung. Für die geschichtliche Darstellung darf die Periodisirung nicht bloß äußerlich nach numerischen P.n, etwa Jahrhunderten, wie man es früher wohl gethan hat, gemacht, sondern es muß mit Sorgfalt die Entwickelung des vorliegenden Ganzen verfolgt, diejenigen Momente, welche in der organischen in jener Entwickelung begründeten Gliederung desselben wirklich entscheidend und Epoche machend gewesen sind, müssen richtig aufgefaßt und nach ihnen die P.n begrenzt werden. In der Universalgeschichte ist diejenige wohlbegründete Eintheilung jetzt allgemein angenommen, nach welcher man zunächst Alterthum u. neue Zeit durch die Völkerwanderung und das Herrschendwerden des christlichen Elements und in letzterer wiederum das Mittelalter und die neuere Zeit hauptsächlich durch die Entdeckung von Amerika und Luthers Reformation von einander scheidet und dadurch die drei Hauptperioden der alten, mittlern und neueren Geschichte erhält. Weniger übereinstimmend sind die Historiker in Bezug auf die Unterabtheilungen dieser Hauptabschnitte, in sofern sie zu theilweise abweichenden Eintheilungen durch die Verschiedenheit des Standpunktes und der individuellen Beurtheilung geführt werden. In der Grammatik hat man den Namen P. theils auf jede Verbindung von Sätzen, theils nur auf die Verbindung von Vorder- und Nachsatz, theils auf solche Satzverbindungen bezogen, wo sich mehre Satzglieder um einen gemeinsamen Mittelpunkt lagern. P. nennt man die Darstellung des geschlossenen Gedankens innerhalb der zusammenhängenden Rede, während man unter Satz im Allgemeinen den Ausdruck des mitgetheilten Gedankens zu verstehen pflegt. Man unterscheidet nackte, bekleidete oder ausgeführte und zusammengesetzte P.n. Die nackten P.n bestehen aus einem einzigen Hauptsatze. Die ausgeführten P.n entstehen, wenn einzelne Theile eines Hauptsatzes sich zu Nebensätzen erweitern und somit diesen einen Hauptsatz zum Mittelpunkt des Ganzen machen. Dies kann auf verschiedene Art geschehen: die Nebensätze stehen sämmtlich zum Hauptsatze auf der ersten Stufe der Unterordnung und sind dann entweder einander beigeordnet, d. h. stehen zum Hauptsatze alle in derselben Beziehung und haben mithin dieselbe Form, oder sie stehen im bloßen Verhältnisse der Nebenordnung, wenn sie in verschiedener Beziehung zum Hauptsatze stehen und folglich unter einander von verschiedener Form sind; oder die Nebensätze stehen in fortschreitender Abstufung, wenn den dem Hauptsatze unmittelbar untergeordneten Nebensätzen sich wieder neue unter- und einordnen, wobei natürlich die vorher gemachten Unterschiede wiederum eintreten können, so daß dadurch eine bedeutende Reihe von Gestalten ausgeführter P.n entsteht. Die zusammengesetzten P.n gehen aus der Verbindung mehrer Hauptsätze hervor. Besteht diese Verbindung nur dem Sinne nach, ist sie also eine bloße Anreihung, so sind die P.n bloß logische; besteht sie dagegen auch der Form nach, ist sie also eine wirkliche Verknüpfung, so sind die P.n grammatische. Die Gestalten dieser P.n sind natürlich äußerst mannichfach, in sofern die einzelnen Hauptsätze wiederum durch Nebensätze in der verschiedensten Weise ausgebildet seyn können. Da nächst der logischen u. grammatischen Richtigkeit rhythmischer Gang Haupterforderniß einer guten P. ist, so unterscheidet man in dieser Beziehung fallende und steigende P.n. Zu den erstern gehören alle die, in welchen der Gedanke, der das Ganze trägt, gleich zu Anfange steht, während alle Beziehungen, Bestimmungen und weitere Ausführungen, mögen dieselben in einfachen Satzbekleidungen oder in Nebensätzen bestehen, nachfolgen. Zu den letztern, auf welche manche Grammatiker den Namen P. überhaupt beschränken, gehören alle Formen, in denen der Anfang eine Vorbereitung auf das Folgende ist, in denen Erwartung u. Befriedigung, Spannung und Lösung sich so als Gegensätze einander gegenüberstehen, daß ein Verständniß erst mit dem Schlusse des Ganzen möglich wird. Der vordere Theil einer solchen P. heißt Vorderglied, Hebung, der andere, mit welchem der Gegensatz beginnt, Hinterglied, Senkung. In zusammengesetzten P.n kommen oft mehre Hebungen und Senkungen vor, und man spricht dann, indem man jede einzelne Hebung u. jede Senkung als Glied der P. betrachtet, von 3-, 4-, 5-, 6- und mehrgliederigen P.n. In der Regel entspricht in einer mehrgliederigen P. das Ganze der Senkungen dem Ganzen der Hebungen, doch gibt es auch solche, in welchen jede einzelne Senkung nur je einer der vorhergegangenen Hebungen entspricht u. die man daher verschränkte nennen kann. Die Periodologie oder die Lehre vom Periodenbau bildet einen der wichtigsten Theile der Stylistik. Ihre Hauptregeln sind folgende: Man scheide zuvörderst Alles aus, was mit dem Hauptgedanken in keiner innern Verbindung steht, durch Verletzung der Einheit die Aufmerksamkeit stören und durch zu große Ausdehnung ermüden und das Interesse schwächen kann. Man stelle den Hauptgedanken so, daß er vor den übrigen hervortrete, und reihe die Nebenvorstellungen nach dem Verhältnisse ihrer größern od. geringern Wichtigkeit an. Man häufe die untergeordneten Sätze nicht unnöthig, besonders wenn dieselben in fortschreitender Abstufung in einander geflochten werden müssen, weil dadurch zu leicht die Hauptvorstellung in Schatten gestellt wird. Bei der Anordnung der einzelnen Vorstellungen finde eine gewisse Stufenfolge Statt, so daß, wenn nicht gerade der entgegengesetzte Zweck erreicht werden soll, das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zuletzt aufgespart wird. Zwischen den einzelnen Periodengliedern, besonders den einander gegenüberstehenden, herrsche ein gewisses Ebenmaß in Bezug auf die äußerliche Länge und innerhalb gewisser Grenzen eine Parallelität in der Ausbildung derselben. Ueber die geologischen P.n s. Geologie, über die paläontologischen s. Petrefakten.

Periodenbau, s. Periode.

Periodeuten (v. Griech.), Herumreisende,

wandernde Aerzte, Marktschreier; im Mittelalter auch wandernde Gehülfen der Bischöfe.

Periodicität, die regelmäßige Wiederkehr gewisser Erscheinungen innerhalb bestimmter Zeitgrenzen; der Kreislauf der Natur.

Periodische Literatur, der Inbegriff aller derjenigen literarischen Erzeugnisse, welche in einzelnen Abtheilungen in bestimmt wiederkehrenden Zeitabschnitten erscheinen. Man versteht unter diesem Namen besonders die Zeitungen und Zeitschriften (Journale).

Periöken (v. Griech.), Anwohner, Nachbarn, Benennung der in Abhängigkeit gekommenen einheimischen Landesbewohner, im Gegensatz zu den Einwanderern als Bewohnern der Hauptstadt, in verschiedenen griechischen Staaten, wie in Argos, Kreta, vor Allem aber in Sparta. Hier waren die P., in der Hauptsache achäischen Ursprungs, unter dem Namen der Lacedämonier mit inbegriffen, während die Dorier der Hauptstadt den Namen Spartiaten führten. Die P. waren bürgerlich Freie, übten jedoch bürgerliche Rechte nur in den Kreisen ihrer engeren städtischen Gemeinden; an den gesetzgebenden Versammlungen der Spartaner hatten sie, wie es scheint, keinen Theil. In ihren Händen lagen Handel, Ackerbau und Gewerbe. Im Kriege dienten sie als Hopliten und als Leichtbewaffnete, vorzugsweise bei Expeditionen in entlegenere Gegenden unter dem Befehl eines Spartiaten. In der Geographie bedeutet P. die Nebenwohner unter einerlei Breiten oder Parallelkreisen der Erde.

Perioptrik (Perioptik, v. Gr.), die Lehre von der Beugung der Lichtstrahlen an Oberflächen der Körper.

Periorama (v. Griech.), ein Rundschaubild.

Periorbita (gr. u. lat.), die Augenhöhlenhaut.

Periosteum (v. Griech.), die Knochenhaut, eine dünne, aber sehr feste u. gefäßreiche, sehnige Haut, welche die äußere Fläche der Knochen überzieht. Mit ihrer äußern Oberfläche verweben sich Sehnen, Fasern und Bänder, und nach diesen Verbindungen, welche sie eingeht, ist sie an manchen Stellen dick und rauh, an andern dünn und glatt. Ihre innere rauhe Seite ist durch kurzes Zellgewebe, durchtretende Gefäße und einzelne Sehnenfasern, die sich in die Knochenvertiefungen einsenken, mit der Oberfläche des Knochens fest verbunden. Auch ist sie mit vielen netzförmig verbreiteten Blutgefäßen durchzogen, welche sich hier deshalb auf das Mannichfaltigste verästeln, um in möglichst feinen Aesten in die Rinde der Knochen einzubringen, weshalb sie mittelbar zur Ernährung derselben beiträgt. Bei Embryonen und Kindern ist sie sehr gefäßreich und deshalb lockerer und dicker.

Peripatetiker (v. Gr.), aristotelische Philosophenschule, welche diesen Namen (Spaziergänger) von der Gewohnheit der Häupter derselben erhielt, nach dem Vorgange des Aristoteles ihre Vorträge im Herumwandeln in der Säulenhalle des athenischen Lyceums zu halten. Die Schule der P. erhielt sich, so lange im alten Griechenland Philosophenschulen bestanden; noch im 6. Jahrh. werden Simplicius und der jüngere Olympiodorus mit diesem Namen bezeichnet, der aber bei den [illegible]lichen Aristotelikern sogleich verschwindet; s. Aristoteles. Daher peripatetische Philosophie, s. v. a. aristotelische Philosophie.

Peripetie (v. Gr.), der entscheidende Wendepunkt im Schicksal eines Menschen; besonders in Bezug auf den Verlauf eines Drama oder Romans gebraucht.

Peripherie (v. Gr.), die eine Kreisfläche begrenzende krumme Linie, Kreislinie, der Kreisumfang (s. Kreis); bisweilen auch Umfang einer im Allgemeinen krummlinig begrenzten Fläche, z. B. der Ellipse; seltener s. v. a. Perimeter, Umfang einer geradlinig begrenzten Fläche; bei den alten Geometern auch bloß Theil des Kreisumfangs, also s. v. a. Kreisbogen.

Peripheriewinkel, im Kreise jeder von 2 Sehnen gebildete Winkel, dessen Scheitel in der Peripherie des Kreises liegt. Man sagt, ein P. stehe auf dem Bogen, der zwischen seinen Schenkeln liegt, und in dem Bogen, in dem sein Scheitel liegt; ein P., der auf und folglich auch in einem Halbkreise steht, heißt ein Winkel im Halbkreise und ist stets ein rechter Winkel. Die Haupteigenschaften der P. sind: Jeder P. ist halb so groß als der Centriwinkel, der mit ihm auf demselben Bogen steht; alle P., die auf demselben oder gleichen Bogen stehen, sind einander gleich; der von einer Sehne und einer Tangente im Berührungspunkte gebildete Winkel ist gleich dem P., welcher auf dem von der Sehne abgeschnittenen, zwischen ihr und der Tangente liegenden Bogen steht.

Periphrase (v. Gr., lat. circumlocutio), Begriffsumschreibung, eine in Poesie und Beredsamkeit gleichmäßig vorkommende Redefigur, nach welcher ein Gegenstand, statt bei seinem Namen einfach genannt zu werden, nach seinen Eigenschaften, Verhältnissen und Wirkungen bezeichnet wird, um dadurch dem Ausdrucke theils Anmuth, theils Würde und Erhabenheit zu verleihen.

Periploca (Schlinge), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, charakterisirt durch den kleinen, 5spaltigen Kelch und die radförmige Blumenkrone mit 5 hornförmigen Lappen, laufende Sträucher mit Gegenblättern und Blüthen in Afterdolden. P. esculenta *L.*, auf der Insel Ceylon und der Küste Malabar, mit strauchartigem Stengel und gelben Blüthen, dient in ihrer Heimath als Speise. P. graeca *L.*, indianische Rebe, ein Strauch in Griechenland und Westasien, mit dunkel-purpurrothen oder grünlichen, in der Mitte braunrothen Blüthen, enthält in allen seinen Theilen einen scharfgiftigen Milchsaft, womit man in einigen Gegenden Asiens die Wölfe tödten soll. Wenn man die Blätter auf Geschwülste u. dergl. auflegt, wirken sie zertheilend. Von P. mauritiana *Poir.*, in Indien, braucht man auf der Insel Mauritius die Wurzel als Surrogat der Ipecacuanha, um Erbrechen zu erregen. Diese Gewächse lieben ein kräftiges, bündiges Erdreich, das ungefähr aus 2 Theilen Damm- oder Lauberde und 1/3 verbessertem Lehm besteht u. mit der erforderlichen Quantität Flußsand gemischt wird. Man vermehrt sie durch Samen, Wurzelsprossen und Stecklinge.

Periplus (lat., v. Gr.), Umschiffung, Titel geographischer Werke, welche die Beschreibung von Küstenländern, in Folge einer hierzu veran-

stalteten Umschiffung derselben, enthielten u. besonders die Lage und Entfernungen der einzelnen Orte von einander, die Häfen, die Landungsplätze u. dergl. berücksichtigten. Vgl. Geographie.

Peripneumonie (v. Griech.), Lungenentzündung.

Peripteros (gr.), eine Säulenstellung der Alten bei den Tempeln, nach welcher auf der vordern und hintern Seite eines Tempels 6 Säulen, zu jeder der beiden Seiten aber 11 Säulen angeordnet waren; auch ein mit einer Kolonnade rings umgebener Tempel. Vgl. Porticus.

Peris, nach der persischen Sage von den gefallenen Geistern abstammende zarte Wesen, von wunderbarer Schönheit, welche unsterblich in allen Wonnen des Lebens ihre Tage zubringen, aber von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen sind. Sie schützen wohlwollend die Menschen gegen die Dews (bösen Geister). Vgl. Dews.

Periskopische Brillen, s. Brille.

Perispomenon (griech.), bei den griechischen Grammatikern jedes Wort, das den Cirkumflex auf der letzten Sylbe hat.

Peristalticus (lat., v. Gr.), peristaltisch, umherschickend, umkleidend, umpressend. Motus peristalticus (intestinorum), die peristaltische, wurmförmige Bewegung der Därme, wodurch der Inhalt der Därme fortgeleitet und zugleich umkleidet wird; s. Verdauung.

Peristatisch (v. Griech.), umständlich, ausführlich.

Peristerium (v. Griech.), eine über dem Altar schwebende, künstliche Taube, worin die geweihten Hostien aufbewahrt wurden.

Peristom (v. Griech.), Mundöffnung, Mündung; in der Botanik das Maul der Moosbüchse, d. h. der ihre Mündung umgebende häutige Rand.

Peristrophe (griech.), die Umdrehung eines Beweisgrundes des Gegners gegen diesen selbst.

Peristyl (v. Gr.), Säulengang, Halle.

Perisystole (griech.), die Zeit zwischen 2 Pulsschlägen, der Herzstillstand.

Peritonäum (v. Gr.), Bauchfell, Darmfell.

Peritonitis (Bauchfellentzündung, Inflammatio peritonaei), eine Entzündungskrankheit, die in akuter und chronischer Form vorkommen kann. Die akute P. beginnt gewöhnlich mit mehr oder minder starkem Frost, der einige Zeit dauert und dann in Hitze übergeht, mit frequentem härtlichen Puls, Durst und Kopfschmerzen. An irgend einer Stelle des Unterleibs ist, als das wichtigste Zeichen, ein heftiger Schmerz vorhanden. Dieser Schmerz hat eigenthümliche Merkmale; gewöhnlich ist er spannend, stechend oder brennend und wird durch Berührung der Hand, bei Husten, Erbrechen, Niesen und Bewegungen vermehrt. In allen Fällen verbindet sich mit dem Schmerz gleich anfangs eine beträchtliche Spannung und Auftreibung des Leibes; hierzu gesellen sich bald: Ekel, Aufstoßen, Neigung zum Brechen, oder wirkliches Erbrechen. Das Gesicht ist blaß, Angst, Schmerz und Unruhe malen sich darin ab. Das Athmen ist kurz, unterbrochen, indem die Senkung des Zwerchfells auf die entzündlichen Stellen einen gleichen Druck, wie mit der Hand hervorbringt. Der Stuhlgang ist entweder unterdrückt, oder durchfällig, der Urin sparsam und dick. Der Verlauf der P. ist gewöhnlich rasch und zeichnet sich durch das stufenweise Wachsen der Zufälle aus. Der Schmerz wird immer heftiger, das Erbrechen vermehrt sich, der Leib wird meteoristisch, es treten Delirien, Schlucken, Sehnenhüpfen und soporöser Zustand hinzu; das Gesicht verfällt immer mehr, endlich werden die Extremitäten kalt und bleiben es oft eine lange Zeit, ehe der Tod eintritt, der meist unter denselben Erscheinungen wie beim Brand erfolgt. Der Kranke stirbt gewöhnlich nach 7—8 Tagen, manchmal schon nach 4 Tagen, ja selbst nach 48 und nach 24 Stunden. Im entgegengesetzten Falle, wenn Genesung erfolgt, verliert die Krankheit allmählig an Intensität, der Schmerz vermindert sich und verschwindet an einigen Stellen, die Spannung wird geringer, das Erbrechen seltener, der Puls ruhiger u. das Gesicht bekommt wieder ein natürliches Ansehen. Nicht selten treten jetzt kritische Stühle oder reichlicher Schweiß und dergl. ein. Es kann aber auch der Ausgang der akuten P. unvollkommen seyn, d. h. die Krankheit hört nach einer gewissen Zeit auf, sich zu verschlimmern, allein die gehoffte Genesung tritt nicht ein, indem die Entzündung in einen chronischen Zustand übergegangen ist. Besondere Disposition zu P. haben Wöchnerinnen, Schwangere, Menstruirende, Hämorrhoidarier, an Gicht und an Brüchen Leidende. Gelegenheitsursachen geben: Wunden, Kontusionen, Stöße auf den Unterleib, schweres Heben und Tragen, Husten, Erbrechen, eingeklemmte Brüche, Bruchoperationen. Am häufigsten aber entsteht P. durch Erkältung, Diätfehler, Gemüthsbewegungen, unterdrückte Lochien u. Menstruation; auch kann die Entzündung benachbarter Organe auf das Peritonäum übergehen. Im Allgemeinen ist die P. immer eine bedeutende Krankheit, besonders wegen der großen Geneigtheit zur Ausschwitzung. Je frühzeitiger die Entzündung erkannt wird, je weniger ausgebreitet sie ist, desto größer ist die Hoffnung zur Zertheilung. Bedenkliche Zeichen sind allezeit, wenn die Schmerzen sehr ausgebreitet und heftig sind, wenn dieselben plötzlich aufhörn, Meteorismus, eingefallenes Gesicht, Schlucken, kalte Extremitäten sich zeigen. Das erste Zeichen der Besserung ist das Vermögen des Kranken, ohne Vermehrung der Schmerzen aufrecht sitzen zu können. Die Behandlung erfordert im Allgemeinen dasselbe Verfahren, wie bei Entzündung überhaupt, Entfernung der Ursachen, Mäßigung des Fiebers und vor Allem Verhinderung der Ausschwitzung. Ist die Entzündung heftig und ausgebreitet, so muß ein reicher Aderlaß am Arme von 10—12 Unzen gemacht werden; dann werden an den zuerst bemerkbaren schmerzhaften Stellen reichlich Blutegel applicirt, und wo es irgend nöthig erscheint, dieses wiederholt, später warme Umschläge von Leinsamenmehl, Hafergrütze und Kamillen mit einem Zusatz vom Herba Hyoscyami, mit gleichzeitigen Einreibungen des Linimentum volatile camphoratum, mit Laudanum oder Bilsenkrautöl; ferner lauwarme ganze oder halbe Bäder. Zum innern Gebrauch gibt man eine Oel- oder Mohnemulsion, um das Fieber zu mäßigen, und verbindet damit zur Bekämpfung des Erbrechens das Extractum Hyoscyami. Zum Getränk

dienen: Mandelmilch, Haferschleim, Molken oder abgekochtes Wasser. Erfolgt nach dieser Behandlung keine Besserung, so muß man zum innerlichen Gebrauch des Kalomel und zu Einreibungen der Quecksilbersalbe übergehen. Die Einreibungen läßt man Morgens und Abends, etwa eine Haselnuß groß, an dem ganzen Unterleib und den Schenkeln machen.

Die chronische P. erfolgt entweder, und zwar am häufigsten, auf die akute, oder sie tritt in seltenern Fällen auch primitiv auf. Die Symptome unterscheiden sich sehr von denen der akuten Form. Der Unterleib wird der Sitz eines tiefen, nicht sehr heftigen, aber anhaltenden Schmerzes, der sich nur durch einen äußeren Druck, durch Bewegung, Erschütterung des Körpers, z. B. bei einem Fehltritt, beim Fahren 2c., zu erkennen gibt. Die Verdauung geht dabei mühsam vor sich, der Kranke ißt wenig, die Nahrungsmittel liegen schwer im Magen und bezeichnen ihren Lauf in den Gedärmen durch schmerzhafte Empfindung, die oft täglich zu derselben Stunde sich wiederholt. In der Regel ist Verstopfung, manchmal aber auch Durchfall vorhanden. Das Gesicht ist erdfahl, Unruhe ausdrückend; die Kräfte und die Körperfülle vermindern sich; der Kranke muß öfter das Zimmer und selbst das Bett hüten, oder hat Abends fieberhafte Bewegungen. Der Verlauf dieser chronischen P. ist sehr langsam; endlich unterliegt der Kranke der zunehmenden Schwäche und Abzehrung, einem kolliquativen Durchfalle oder allgemeiner Wassersucht. Die Prognose ist sehr bedenklich; die Kunst dürfte wohl nur höchst selten im Stande seyn, die Krankheit zu beseitigen. Man empfiehlt Ruhe und strenge Diät, Vermeidung jedes Druckes auf den Unterleib, jeder Anstrengung und Erschütterung. Im Anfange der Krankheit, sobald entzündliche Erscheinungen hervortreten, läßt man gleich Blutegel entweder am ganzen Unterleib, oder an einzelnen Stellen desselben appliciren und verbindet damit die antiphlogistische Behandlung mit steter Rücksicht auf die Stuhlausleerung. Zum Getränk gibt man Molken u. Selterswasser. Außerdem kommen allgemeine od. Halbbäder in Anwendung, entweder einfach, oder mit specifischen Heilstoffen versetzt, z. B. mit Schwefelleber, Seesalz, Kochsalz, Potasche 2c.; ferner: Einreibungen von Linimentum volatile, mit Unguentum cinereum, von Brechweinsteinsalbe; auch Vesikatoren oder ein Haarseil am Unterleib oder Oberschenkel, ja selbst die Moxa wurden empfohlen.

Perizonius (eigentlich Voorbroek), Jakob, einer der bedeutendsten holländischen Philologen, geboren zu Dam 1651, widmete sich zu Deventer, Utrecht und Leyden philologischen und historischen Studien, ward 1681 Konrektor zu Delft, 1682 Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Franecker und 1693 zu Leyden, wo er 1715 †. Mit seinem ersten größeren Werke: „Animadversiones historicae" (Amsterdam 1685 und Altenburg 1771), begründete er die historische Kritik, indem er mit schlagenden Zeugnissen den Wahn von der Unfehlbarkeit der Alten zerstörte und besonders die Unsicherheit der frühesten Geschichte Roms nachwies. Ein zweites größeres Werk der Art sind seine „Origines Babylonicae et Aegyptiacae" (2 Bde., Leyden 1711, vollständiger Utrecht 1736, 2 Bde.); ferner „Rerum per Europam maxime gestarum ab ineunte saeculo XVI usque ad Caroli V mortem commentarii historici" (Leyden 1710, 2. Ausg. 1716). Auf dem Gebiete der Grammatik machte er sich verdient durch seine Bearbeitung der „Minerva" des Sanctius (Franecker 1687, 4. Ausg., Amsterdam 1714, neueste von Bauer, Leipzig 1793—1801, 2 Bde.). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Abhandlungen.

Perjuratio (Perjurium, lat.), die wissentliche Verletzung des Eides, und zwar entweder Betheuerung einer Unwahrheit, oder Nichterfüllung eines vermittelst eines Eides gegebenen Versprechens; vergl. Meineid.

Perkins, Elisha, amerikanischer Arzt, wurde 1740 zu Norwich in Connecticut geboren, † 1799 zu Newyork, ist bekannt als Erfinder des Perkinismus, einer Heilmethode, worüber er 1786 eine besondere Schrift schrieb. Das von ihm angewendete Mittel (metallic tractors) bestand in 2—2½ Zoll langen Nadeln von 2 verschiedenen Metallen, wovon die eine spitzig auslief, die andere abgerundet war. Mit diesen Spitzen wurde ein krankhaft afficirter Theil, besonders bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen, auch bei Entzündungen, Lähmungen 2c., so lange gestrichen, bis Röthe und etwas schmerzhafte Empfindung erfolgte. Der Gebrauch der perkinsschen Nadeln wurde innerhalb und außerhalb der ärztlichen Praxis ein fast alltäglicher, u. die Verfertigung jener Nadeln gedieh zu einem einträglichen Geschäft. Bald überzeugte man sich aber von der gänzlichen Nutzlosigkeit des Perkinismus, oder vielmehr davon, daß die ihm nachgerühmten Heilwirkungen lediglich theils dem durch jene Nadeln bewirkten mechanischen Reize, theils dem bekannten mächtigen Einflusse der Einbildungskraft auf Nervenübel, in manchen Fällen auch wohl beiden zugleich zugeschrieben werden müssen. Vergl. Angelstein, Perkinismi et magnetismi mineralis historia, Berlin 1825; Burg, Metallotherapie, Lpz. 1854.

Perkin Warbeck, Kronprätendent von England unter Heinrich VII., war der Sohn eines getauften Juden Osbeck oder Warbeck aus Tournay und wurde unter der Regierung Eduards IV. zu London geboren und vom König aus der Taufe gehoben. Nachdem P. eine Zeit lang ein unstetes Wanderleben geführt, dessen Einzelheiten nicht bekannt geworden sind, lernte ihn zufällig die verwittwete Herzogin Margarethe von Burgund, Eduards Schwester, kennen, und bei ihrer feindseligen Stimmung gegen Heinrich VII. erblickte sie in P. bei seiner Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Bruder ein taugliches Werkzeug, um dem Könige Heinrich VII. Verlegenheiten zu bereiten und vielleicht das Haus Lancaster wieder aus der errungenen Stellung zu verdrängen. P. wurde genau instruirt, um die Rolle Richard Plantagenets, des jüngern der beiden auf Richards III. Befehl im Tower ermordeten Söhne Eduards, spielen und somit Ansprüche auf den englischen Thron erheben zu können. P. landete 1493 plötzlich in Irland, fand besonders zu Cork Anhänger, ging darauf, einer besondern Einladung Karls VIII. folgend, nach Paris, wo er mit königlichen Ehren

empfangen wurde, um sodann unter Frankreichs Schutze und mit dem versprochenen Beistande vieler englischen Großen den väterlichen Thron zu erobern. Diesen Plänen aber machte der Friede von Estaples ein Ende. P., den Friedensbedingungen gemäß aus Frankreich verwiesen, ging nach Flandern zu Margarethe, von der er in Gegenwart des ganzen Hofes feierlich als ihr Neffe anerkannt wurde. Diese Farce erreichte ihren Zweck; viele mit Heinrich unzufriedene englische Große erklärten sich für P. Der König aber, durch Verrath von dem ganzen Komplot in Kenntniß gesetzt, ließ eine Anzahl Derer, welche P.s Hauptstützen in England seyn sollten, verhaften u. mehre derselben, unter ihnen Stanley, 1495 hinrichten, durch welche Strenge P.s Sache sofort den Todesstoß erhielt. Nur Margarethe verlor den Muth nicht. Noch war P. nicht in England gewesen. Sein persönliches Erscheinen sollte jetzt den Ausschlag geben. Allein ein Landungsversuch in England mißglückte, und auch in Irland fand P. keine Sympathien mehr; er begab sich daher nach Schottland zum König Jakob IV., der sich für ihn erklärte, ihn 1496 mit allen einem königlichen Prinzen gebührenden Ehren in Edinburg aufnahm und ihm die schöne und tugendhafte, dem königlichen Hause selbst verwandte Katharine Gordon, Tochter des Grafen von Huntley, zur Frau gab. Im Oktober desselben Jahres machte P. mit 1400 Mann einen Einfall in England; allein trotz seines Manifestes, in welchem er sich Richard IV., König von England und Frankreich nannte, fand er keinen Anklang, und als Heinrichs Truppen nahten, zog sich das schottische Heer mit der in Northumberland gemachten Beute wieder zurück. Ein neuer Einfall 1497 hatte keinen bessern Erfolg, vielmehr nahm Jakob den von Heinrich angebotenen Frieden an, lieferte jedoch P. nicht aus, veranlaßte ihn aber, Schottland zu verlassen. P. machte nun einen neuen Versuch, sich in Irland Anhang zu verschaffen, und da dies wiederum nicht gelang, landete er 1498 in England, wo sich in Kurzem gegen 6000 Unzufriedene ihm anschlossen. Mit diesen belagerte er Exeter, zog aber, als ein englisches Heer zum Ersatz herbeieilte, ab und nahm bei Taunton in Somersetshire eine feste Stellung ein. Am Vorabende der entscheidenden Schlacht, die sich hier vorbereitete, verlor P. plötzlich den Muth u. entfloh nach dem Kloster Bewley. Gegen das Versprechen, daß sein Leben geschont werden solle, ergab sich P. dem Könige, der ihn in den Tower sperrte. Im Jahre 1499 gelang es ihm zu entkommen; bald aber war er überall umstellt und lieferte sich von Neuem gegen die Zusage der Schonung seines Lebens dem Könige aus. Nach einem nochmaligen Fluchtversuch ward er vor Gericht gestellt und † am 23. November 1499 zu Tyburn den Tod am Galgen. Seine Gemahlin ward wegen ihrer Verwandtschaft mit dem schottischen Könige an den Hof der Könige von England gezogen und lebte hier von einem ihr ausgesetzten Jahrgelde noch lange, allgemein geachtet wegen ihrer Sittsamkeit, die ihr den Namen der „weißen Rose" erwarb. Die Geschichte P.s wollte Schiller in einem Drama „Warbeck" behandeln.

Perkowetz, russisches Gewicht, entsprechend dem Schiffspfunde anderer Länder, enthält 10 Pud oder 400 Pfund und ist gleich zu setzen 349,78 preußischen Pfunden, 292,13 wiener oder bayerischen Pfunden, 360,71 englischen Pfunden Avoir-du pois, 163,59 Kilogrammen.

Perkussion (v. Lat.), Erschütterung; in der Physik im Allgemeinen die Entzündung eines Knallpräparats durch schnelle Verdichtung mittelst eines Stoßes oder Schlags; in der Medicin Mittel, durch den Anschlag an den verschiedenen Körperstellen den Zustand der darunter liegenden Organe, oder das Vorhandenseyn pathologischer Ergüsse oder Ablagerungen zu erkennen. Man bewerkstelligte die P. früher bloß unmittelbar, d. h. man ließ, nachdem man die weichen Theile der zu untersuchenden Stelle mit der einen Hand etwas angespannt hatte, entweder die Spitzen der gebogenen Finger der andern Hand auf diese Stelle fallen, oder man klopfte mit der Volarfläche der ausgestreckten Finger an dieselbe. Da man aber durch diesen unmittelbaren Anschlag in vielen Fällen, wie bei sehr fetten Personen in der Gegend der weiblichen Brüste, an schlaffen Theilen &c. kein, oder wenigstens kein genügendes Resultat erhält, so bedient man sich jetzt mehr der von Piorry (1827) zuerst angegebenen Perkussionsscheibe oder des Plessimeters, welches aus einer kleinen, ungefähr 2 Zoll im Durchmesser haltenden und 1 Linie dicken Platte aus Elfenbein, Horn oder Holz besteht, die an der Basis eines Stethoskops als Deckelstück angebracht und von hier abgeschraubt werden kann. Piorry unterschied einen Schenkelton, Leberton, Herzton, Nierenton, Lungenton, Darmton, Magenton &c. Zweckmäßiger sind aber die Bezeichnungen Skoda's, nach welchem der Ton voller oder leerer, heller oder dumpfer, tympanitisch oder nicht tympanitisch, höher oder tiefer seyn kann. Voll ist der Ton, wenn er lange anhält oder nachklingt, was von der Größe des erschütterten Luftraums abhängt. Der Ton, den die Magengegend im normalen Zustand gibt, ist voller, als der vom Darme. An der normalen Brust kann man den Ton mehr oder weniger voll erzeugen, je nachdem man mehr oder weniger kräftig perkutirt. Im erstern Falle wirkt man auf die Luft in einem größern Umfange, im letztern nur auf eine geringere Quantität Luft in einer kleineren Lungenportion ein. Enthält eine Stelle in der Brust (wie bei Brustwassersucht, Empyem) keine Luft mehr, so wird der Ton ganz leer, oder es gibt ein Geräusch, welches dem ähnlich ist, welches der perkutirte Schenkel gibt und welches nicht länger dauert, als der Anschlag. Leerer als gewöhnlich erscheint der Ton, wenn die Luftmenge sich mindert, und kann an der Brust durch stärkeres Anschlagen der Ton nicht voller gemacht werden, so haben wir es mit einem begrenzten Luftraume zu thun, wie z. B. bei theilweiser Hepatisation der Lunge, wo normales Luftgewebe von verdichtetem umgeben ist, oder wenn in verdichteten Lungenporen eine Höhle liegt. Hell oder gedämpft erscheint ein Ton eines perkutirten Luftraums, je nachdem er von dünnern oder dickern Wandungen umgeben ist und je nachdem sich durch dieselben mehr oder weniger leicht eine Erschütterung mittheilt. Wird der Ton ganz dumpf oder matt, so ist keine Luft mehr vorhanden, oder man kann nicht auf dieselbe

einwirken. Tympanitisch nennt man den Schall, wie ihn der Magen und der Darm im leeren Zustande geben. Die Höhe und Tiefe der Töne bei der P. zu beachten, wird wenig Vortheil bringen und möchte überhaupt auch schwierig durchzuführen seyn. Mitunter erscheint der Perkussionsschall metallisch klingend; man erhält einen solchen Ton in Lungenhöhlen, die groß und leer sind, bei leerem Magen, sowie auch, wenn die Höhlen oder der Magen Luft und Wasser zugleich enthalten. In einer normalen Lunge dagegen kommt diese Art des Perkussionsschalles nicht vor, nur bei Exkavationen und Pneumothorax. Durch häufige Uebung der P. muß man sich ein Urtheil über die individuellen Verschiedenheiten zu verschaffen suchen. Die meisten werden sich aus der Beschaffenheit des Brustkorbes oder der Bauchdecken ableiten lassen. Wo diese Bedeckungen sehr dick, gespannt oder wenig elastisch sind, ist der Ton immer gedämpfter, wo sie dünner u. elastisch sind, hat man einen hellen Ton. Daher findet man bei Frauen am Thorax einen weniger hellen Ton als bei Männern, bei der arbeitenden Klasse meist einen gedämpften Ton. Bei Kindern ist er immer etwas heller, als bei Erwachsenen, was von dem Mangel an Fett, den weniger ausgebildeten Muskeln und dünnern, elastischeren Rippen herrühren soll, aber richtiger von der größern Frequenz der Respiration und vollständigern Anfüllung der Lunge mit Luft abzuleiten ist. Auch ist der Widerstand beim Perkutiren zu beachten, welchen die einzelnen Gebilde und Stellen beim Anschlage leisten. Um denselben zu prüfen, muß man den anschlagenden Finger nach dem Anschlage noch etwas auf dem Plessimeter ruhen lassen, d. h. nicht so kurz wie bei der Prüfung des Schalls anschlagen. An der Brust hängt in den meisten Fällen der verschiedene Widerstand von dem Zustande der Wandungen ab, und man kann daher unmittelbar nur selten über den Zustand der darunterliegenden Gebilde ein Urtheil fällen. Wo übrigens die Lunge mit Blut, Serum oder Tuberkelmaterie bedeutend infiltrirt ist oder im Zustande der Hepatisation sich befindet und wo die härter gewordene Lunge unmittelbar an den Wandungen des Thorax anliegt, kann man manchmal einen größern Widerstand fühlen; bei ausgedehnten Pneumonien ist derselbe oft so bedeutend, wie ihn sonst nur die Leber leistet. Beim Pneumothorax wird in vielen Fällen der Thorax elastischer erscheinen, als gewöhnlich; es sind manchmal dabei die Zwischenrippenräume erweitert und dann leicht zu deprimiren. Aehnliches kommt aber auch bei Emphysem und großen oberflächlichen Tuberkelhöhlen vor, wenn letztere mit der Thoraxwandung verwachsen sind. Die größte Renitenz des Thorax findet sich indessen bei flüssigen Exsudaten in der Brusthöhle, wenn sie stark genug sind, die Zwischenrippenräume hervorzutreiben. Noch wichtigere Resultate lassen sich aber aus der Renitenz der Baucheingeweide für die Diagnose entnehmen, weil hier die Gebilde einer unmittelbaren Untersuchung weit zugänglicher sind, und vorzüglich sind es Leber-, Milz- und Nierenkrankheiten, sowie sich entwickelnde Geschwülste &c., über deren nähere Beschaffenheit man sich auf die angegebene Weise Aufschluß verschaffen kann. Zuerst machte Auenbrugger in seiner Schrift „Inventum novum ex percussione thoracis humani, ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi“ (Wien 1761) auf die P. als Mittel der Diagnose aufmerksam. Ihm folgten in Frankreich Rozière de la Chassagne, Corvisart und Laennec, durch deren Empfehlungen die P. endlich auch in England und Deutschland allgemeinen Eingang fand. Um ihre weitere Ausbildung hat besonders Skoda Verdienste.

Perkussionsgewehr, ein Feuergewehr mit einem Perkussionsschloß (s. d.).

Perkussionsschloß (Kompressions- od. Schlagschloß), ein Feuerschloß, bei dem die Ladung eines Feuergewehrs oder Geschützes mittelst Knallpulvers durch den Schlag eines dazu eingerichteten Hammers entzündet wird. Es ist in seiner innern Einrichtung ganz dem gewöhnlichen Feuerschlosse gleich und unterscheidet sich im Aeußern von diesem nur durch den gänzlichen Wegfall der Batterie und Pfanne, sowie durch die veränderte Form des Hahns. Der obere Theil desselben, welcher sonst das Hahnmaul mit seinen Lippen bildete, erscheint nunmehr in Gestalt eines hinten mit einem Griffe zum Aufziehen versehenen, nach vorn herabwärts gekrümmten Hammers, der mit der vordern ausgehöhlten Fläche (Hahnmantel) auf ein mit einer geringen Quantität Kali gefülltes Kupferhütchen schlägt. Dieses steckt auf einem kleinen, kegelförmigen, stählernen Cylinder (Zündstift, Piston, Zündkegel), der in einem am Rohre angebrachten od. mit der Patentschwanzschraube gleich verbundenen Stollen (Warze) eingeschraubt wird, in dem sich wieder die Zündröhre (Zündkanal) befindet, welche sich bei der Ladung mit Pulver füllt und so die Entzündung des Kupferhütchens derselben mittheilt. Der eben erwähnte Stollen ruht in einem der ehemaligen Pfannenvertiefung ähnlichen Einschnitte der Schloßplatte, auf den ein bald mehr, bald weniger hervorragender eiserner Schirm gelöthet ist, um dadurch nicht nur dem Laufe eine festere Lage zu geben, sondern zugleich auch den kräftigen Schlägen des Hahns den nöthigen Widerstand zu leisten. Vgl. Büchse. Das Zündhütchen ist von der Gestalt eines Fingerhutes, von dünnem, rothem oder weißem Kupferblech gefertigt, 2 Linien dick, $2\frac{1}{2}$ Linien lang und mit einer Mischung von Kohle, Schwefel und übersaurem, salzsaurem Kali, gereinigter Salpetersäure und gereinigtem Weingeist, die mittels eines Stempels in nassem Zustande eingeschlagen wird, zu $\frac{1}{3}$ gefüllt, oder von 100 schwefelsaurem Kali, 12 Schwefel und 10 Kohle, oder 100 chlorsaurem Kali, 42 Salpeter, 36 Schwefel und 14 Lycopodium, oder auch 1,65 Knallquecksilber mit 0,1 destillirtem Wasser angefeuchtet und 0,55 Mehlpulver mit Gummiwasser (wie die beiden vorhergehenden Mischungen) zu einem Teige gerieben. Schlägt der Hammer mit Gewalt auf das Zündhütchen, so explodirt dasselbe und stößt einen so wirksamen Feuerstrahl durch den Kegel und Cylinder auf die Ladung, daß dieselbe sich stets und rascher als beim gewöhnlichen Feuerschloß entzündet. Möglich ist, daß nach mehrmaligem Schießen der Schuß zuweilen losgeht, wenn auch kein Zündhütchen aufgesetzt ist und nur der Hahn auf das

Pistill schlägt, indem sich dann so viel von der Masse der Zündhütchen auf demselben gesammelt haben kann, daß es zum Explodiren hinreicht. Einige andere Sorten Zündhütchen, die sich zu leicht entzündeten (oft schon durch das Einstechen einer Stecknadel), gaben Anlaß zu Unglücksfällen und kamen daher bald wieder außer Gebrauch. Die Zündhütchen für die Militärgewehre haben doppelte Dimensionen und unten einen hervorstehenden Rand von Kupfer, um sie leichter fassen und auch bei Nacht oben und unten unterscheiden zu können. Früher hatte man auch Perkussionsgewehre mit **Zündpillen**. Statt des Pistills war nämlich auf der Schraube des Cylinders eine schüsselförmige Erhöhung angebracht, und in diese schlug eine stempelförmige Fortsetzung des Hammers auf die eingedrückte Zündpille, die von demselben wie die Füllung der Zündhütchen gefertigt und mit Wachs überzogen war. Als Erfinder des P.es ist Alexander **Forsyth**, ein Schotte, zu betrachten, wenigstens erhielt derselbe bereits 1807 ein Patent darauf. Die Vortheile der Perkussion wurden bald allgemein in England anerkannt, gingen von da aus auf den Kontinent über und verbreiteten sich von Frankreich nach Deutschland, wo man Versuche im Großen zum Kriegsgebrauch anstellte. Im Jahre 1810 erhielt der Franzose Lepage für seine zusammengestellten Schlösser ein Patent; doch hatte einige Zeit vorher schon dessen Landsmann **Pauli** sich der Perkussion bei den von ihm sehr kombinirt gebauten Doppelflinten bedient. Prélat, Renette u. Pollet beschäftigten sich in dem Zeitraume von 1818—20 besonders mit der vortheilhaften Gestaltung und äußern Bedeckung oder dem Ueberzuge der Zündkörner; Deboubert hingegen änderte das Feuerschloß dahin ab, daß es nach Art der jetzigen console'schen Gewehre eben sowohl vermittelst der Friktion eines Feuersteins, als auch durch Knallpulver entzündet werden konnte. Eine förmliche Revolution in der Anwenduug der Perkussionskraft brachten aber die von Prélat oder Deboubert 1818 erfundenen kupfernen Zündhütchen, die nun bald eines unbeschränkten Beifalls sich erfreuten. Die Perkussionsentzündung gibt nicht allein bei Regen und Schnee weit sichere Resultate, als das Steinschloß, sondern es ist zu ihren Gunsten auch die intensivere Entzündung der Ladung, wodurch der Schuß kräftiger wird, in Anschlag zu bringen, sowie auch die Einrichtung des P.es weit einfacher als die des Steinschlosses ist, was namentlich für das Gewehr als Infanteriewaffe von Wichtigkeit ist.

Perl (**Perlschrift**), die zweite Größe der Buchdruckerschriften, wenn man von der kleinsten anfängt.

Perlas, 1) **Cayos de P.**, kleine mittelamerikanische Inselgruppe an der Mosquitoküste, im Antillenmeer, an einer Landzunge, welche den gleichnamigen Küstensee (**Laguna de P.**), in welchen der Fluß **Grand P.** fällt, vom festen Lande trennt. — 2) **Islas de P.**, **Archipelagus de las P.**, südamerikanische Inselgruppe, im Meerbusen von Panama, zum kolumbischen Departement Isthmo gehörig, umfaßt viele, meist kleine Inseln, mit allerlei Produkten des Pflanzen- u. Thierreichs u. mit bis $^1/_2$ Million Gulden eintragender Perlenfischerei. Vorzügliche Inseln sind: **del Rey** und **St. Joze**.

Perlasche, kalcinirte Potasche von bläulichweißer Farbe, die beste ungarische Potasche.

Perleberg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westpriegnitz, Hauptstadt desselben, am Einflusse der Perle in die Stepenitz, hat Mauern, 3 Thore, eine evangelische Pfarrei, ein Kreisamt, Stadtgericht, Untersteueramt, eine Post u. 6900 Einw., welche sich mit Tuchweberei, Bierbrauerei und Cichorienfabrikation beschäftigen. Hier wurde 1419 der **Friede** zwischen Brandenburg und Pommern geschlossen, in welchem letzteres die Uckermark abtrat.

Perleberg, **Johann Georg Christian**, Maler, wurde 1806 zu Köln geboren, besuchte die Kunstschule zu Nürnberg, ging 1834 nach München und folgte von da dem Prinzen Otto nach Griechenland. Seine Werke bestehen in historischen Bildern, größtentheils von eigener Komposition, dann in verschiedenen Genrestücken, von welchen einige zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören. Eines der trefflichsten Bilder stellt einen griechischen Häuptling mit seinen Pallikaren in der Nähe der Säulen des olympischen Jupiter vor; ein anderes A. Dürer in seiner Werkstätte.

Perlen (Perlae, Margaritae, Uniones), die meist bläulichweißen Kügelchen, welche sich in und an den Schalen mehrer Muschelarten finden und seit den frühesten Zeiten als Schmuck sehr geschätzt wurden. Die P. erzeugen sich hauptsächlich in der indischen Perlenmuschel (Mytilus margaritiferus *L.*, Margarita margaritifera *Leach*) und in der deutschen oder Flußperlenmuschel (Mya margaritifera *L.*, Unio margaritifer *Gaertn.*, s. **Mollusken**). Sie kommen theils an der innern Seite der Schalen, hauptsächlich gegen den äußern Rand hin, angewachsen, theils freiliegend an dem Thiere und im Innern desselben selbst vor. Es sind wahrscheinlich krankhafte Erzeugnisse des Thieres. Einige meinen, daß die Thiere Sandkörner, welche in sie hineingefallen sind und sie drücken, in der Absicht mit feinem Schleim überziehen, um sie weniger schmerzlich zu machen, und daß die P. aus diesen Schleimanhäufungen entständen. Da aber bei weitem die meisten P. keine Sandkörner einschließen, so glauben Andere die Entstehung derselben durch die Annahme zu erklären, es bohrten Würmer, z. B. Pholaden, die Schale der Muschel von außen an, um das Thier auszusaugen, die Muschel aber suche den Eindringling dadurch abzuhalten, daß sie an dem Orte, wo er einbohren will, einen schleimigen Saft anhäufe, der, vertrocknet, zur Perle werde. An den Flußperlenmuscheln hat man beobachtet, daß sie P. aus ihrer Schale ausstoßen, die man dann im Sande findet, sowie daß die P. sich von Zeit zu Zeit im Thiere wieder auflösen und also verschwinden. Die P. bestehen aus äußerst feinen koncentrischen Lagen derselben Substanz, welche die Schichten der Schale bildet und den eigenthümlichen, bald silber-, bald milchartigen Glanz zeigt. Ihre Farbe ist weißlichblau oder gelb; am meisten werden die mit Silberglanz geschätzt; man findet auch braune und schwarze, welche aber nicht in den Handel

kommen. Die Perle bedarf bis zur vollkommenen Ausbildung sieben Jahre, nach deren Ablauf das Thier stirbt. In Europa nennt man die ausgezeichnet großen P. Parangonperlen (parangons), die großen runden Stück- oder Zahlperlen (perles rondes), die großen eckigen Barok- oder Brokenperlen (baroques), die halbrunden Perlenaugen (loupes des perles), die fast runden Kopfperlen, die auf einer Seite flachen Kantenperlen und die ganz kleinen (von der Größe der kleinsten Schrotnummern) Samen-, Gruß-, Stampf- oder Staubperlen (perles à l'once, semence de perles). Letztere werden in Europa zu Stickereien verwandt, in Asien gestoßen als Stimulirmittel gebraucht. Auch schneidet man die buckelartigen Erhöhungen an der inneren Seite der Muschelschalen ab und verkauft sie unter dem Namen Perlenwarzen (coques de perles). Die aus Perlmutter gedrehten heißen Franzperlen (perles de nacre). Die Juwelenhändler nennen die schönsten orientalische, die von geringerem Werthe occidentalische, wenn auch jene aus Europa und diese aus Asien seyn sollten. An Ort und Stelle werden die ceylonschen P. unausgesucht zu 200 Pagoden das Pfund verkauft. Die, welche versendet werden, treibt man durch 10 übereinander gesetzte Siebe, deren oberstes die größten nicht durchläßt; die nach diesem die größten sind, bleiben im zweiten Siebe rc., bis die kleinsten ins unterste fallen. So erhält man der Größe nach 10 Nummern, die man aber nicht Nr. 1, 2 rc. nennt, sondern Nr. 20, 30, 50, 80, 100, 200, 400, 600, 800, und 1000, d. h. von Nr. 1000 wiegen 1000 so viel als 20 von Nr. 20. Die 4 ersten Nummern führen den gemeinschaftlichen Namen Mell oder erster Rang, die folgenden den: Vadivu, d. h. zweiter Rang. Dann werden sie gebohrt. Ein geschickter Arbeiter bohrt in einem Tage 300 kleine und 600 große. Die durchs Bohrinstrument entstehenden Flecken werden mit Salzwasser abgewaschen. Die weißen behalten Farbe und Schein höchstens 30 Jahre; die gelben glänzen länger. Um jene wieder weiß zu machen, bäckt man sie in Brod, oder reibt sie mit gekochtem, stark gesalzenem Reis, oder legt sie kurze Zeit in den Magensaft frisch geschlachteter junger Hühner. Die Perlenmuscheln liegen an besondern Perlenbänken in großer Anzahl beisammen, u. an diesen Orten wird die Perlenfischerei betrieben. Die berühmtesten u. ergiebigsten dieser Perlenbänke sind in der Palksstraße an der Küste von Ceylon im persischen Meerbusen bei den Bahreininseln, an den Suluinseln und an den Küsten von Java und Sumatra und im arabischen Meerbusen bei der Inselgruppe Dalak. Das gefahrvolle Geschäft, die Muscheln aus der Tiefe heraufzuholen, verrichten Taucher, welche sich an einem um den Leib geschlungenen Seil nackt in die Tiefe hinablassen, wobei ihnen, damit sie desto schneller hinabgezogen werden, ein großer Stein an die Füße gebunden wird. Nasenlöcher und Ohren verstopfen sie sich mit Baumwolle, und am Arm befestigen sie einen in Oel getauchten Schwamm, der zum Athemschöpfen dient. Mit einem Messer brechen sie die Muscheln vom Felsen los und sammeln sie in ein Gefäß. Ist letzteres angefüllt oder kann es der Taucher nicht länger unter dem Wasser aushalten, so löst er den Stein von den Füßen, rüttelt an dem Seil und wird heraufgezogen. Erleichtert wird die Perlenfischerei durch die Taucherglocke (s. d.). Am Ufer werden die Muscheln in Fässer oder in Gruben geworfen, wo sie faulen und sich meist von selbst öffnen, so daß man die P. herausnehmen kann. Von Flußperlenmuscheln werden die P. noch in Böhmen, Bayern u. Sachsen gesammelt; in Böhmen im obern Laufe der Moldau und in der Wotowa, in Bayern im Fichtelgebirge, in Sachsen im Voigtlande in der weißen Elster zwischen Adorf und Oelsnitz und in einigen sich in die Elster ergießenden Bächen. Sowohl die böhmischen, als die sächsischen P. geben den ostindischen an Schönheit wenig oder nichts nach. Der Werth der P., besonders der größern, war schon im Alterthume sehr bedeutend. Die Perle, welche Cleopatra in Essig auflöste und verschluckte, soll 12 Millionen Sesterzien (312,000 Rthlr.) werth gewesen seyn. Nach Tavernier wurde eine Perle im persischen Meerbusen gefunden, die man auf 460,000 Rthlr. schätzte; die Republik Venedig schenkte dem türkischen Kaiser eine von 100,000 Rthlrn. Werth; in der Krone des Kaisers Rudolf II. war eine so groß wie eine Muskatellerbirne, und der Papst Leo X. kaufte eine von einem venetianischen Juwelier für 88,000 Rthlr. Früher bediente man sich der P. auch als Zuthat zu verschiedenen arzneilichen Pulvern. Sie wirken absorbirend wie kohlensaurer Kalk, aus dem sie hauptsächlich bestehen. Der Handel mit P. hat zwar durch die Erfindung der unächten (s. unten) sehr abgenommen, ist aber immer noch bedeutend. Ganz große P. werden besonders von den ostindischen Fürsten begierig gekauft; die schönsten Mells gehen nach Europa, die Vadivu's bleiben meist in Ostindien. Unter den Samenperlen stehen die kleinsten, wenn sie glatt, rund und silberglänzend sind, in höherem Preise als die Samenperlen mittlerer Größe. Von den P. aus dem persischen Meerbusen nehmen viele ihren Weg über Haleb nach Europa. Sie werden, wie die Diamanten, nach Karaten (4 Gran) verkauft, doch ist das Perlengewicht an den verschiedenen Handelsplätzen nicht gleich. Die P. waren seit den frühesten Zeiten, besonders im Orient, ein beliebter Schmuck. In Rom erreichte zur Zeit des Verfalls die Liebhaberei daran den höchsten Gipfel. Anfangs zierte man nur die Tempel damit; bald trug man sie als Ohrgehänge und in Ringen. Besonders bekamen Sieger in Wettrennen Perlenschnuren, weshalb die Perlenhändler (Margaritarii) sich häufig im Cirkus einfanden. Lange behielten die P. ihren Werth, bis sie in neuerer Zeit, gleich den Juwelen, minder gesucht wurden als früher und, zum Theil durch die falschen P. verdrängt, bedeutend im Werthe sanken. Mit dem Namen unächte P. (perles fausses) belegt man aus verschiedenen Stoffen verfertigte künstliche P. Solche, welche den ächten in Farbe und Glanz gleichen, wurden zuerst von Jacquin 1686 aus den Schuppen des Weißfisches (Cyprinus alburnus L.), aus denen die sogenannte Perlenessenz (s. d.) bereitet wird, verfertigt. In Frankreich benutzt man diese Essenz so, daß man etwas da-

von, mit Hausenblase vermischt, in hohle Glaskügelchen laufen läßt, an deren innerer Wand sie sich absetzt und ihnen so das Ansehen der ächten P. gibt. In Rom taucht man rundgedrechselte durchbohrte Stückchen Gyps, die man Anime nennt, erst in Oel, dann in geschmolzenes Wachs und endlich in die Perlenessenz. So erhält man die römischen od. Wachsperlen (Perle false di Roma, Perle al torno).

Perlenbach, Fluß im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, führt anfangs den Namen Oelsnitz, nimmt nach Aufnahme des Kornbachs den Namen P. an und mündet in den weißen Main.

Perlenbänke, s. Perlen.

Perlenessenz (Perlfarbe), eine Flüssigkeit, welche zur innern Auskleidung der Glasperlen verwendet wird. Um sie darzustellen, schüttelt man die Schuppen des Weißfisches (Cyprinus alburnus) mit Wasser, wobei sich eine silberglänzende Materie von ihnen ablöst, die gesammelt wird und, mit Ammoniak übergossen, eine schleimige Masse liefert. Beim Gebrauche versetzt man sie mit etwas gelöster Hausenblase, bringt sie durch Saugen in die Perlen und läßt sie dann wieder ausfließen, wobei jedoch die innere Oberfläche der Perlen so damit benetzt bleibt, daß nach dem Trocknen ein silberglänzender Ueberzug entsteht. 4000 Fische geben ungefähr 8 Loth P. Vergl. Perlen.

Perlengerste, s. v. a. Graupen, s. Graupenmühle.

Perlenmuschel, s. Mollusken.

Perlfelsen (Perlklippen), niedrige und gefahrvolle Felsen, welche nahe bei der Südspitze von der Calvertsinsel im nördlichen Theile des stillen Oceans unter 51° 54′ nördl. Br. und 231° 52′ östl. Länge eine ziemlich bedeutende Gruppe bilden.

Perlglimmer (Margarit), Species des Rhombenglimmers (s. Glimmer), ist gewöhnlich derb, klein- und schuppigblätterig, kleinkörnig abgesondert, von 4,5—5,5 Härte, etwas spröde, in dünnen Blättchen wenig biegsam, von 3,0 spec. Gew., grünlich, oder röthlichgrau, stark- und perlmutterglänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, in dünnen Blättchen halbdurchsichtig, vor dem Löthrohr schwierig und nur an den Kanten schmelzbar. Er besteht nach Dumenil aus 37,00 Kieselerde, 40,50 Thonerde, 8,96 Kalk, 4,50 Eisenoxyd, 1,24 Natrum, 1,00 Wasser und kommt auf Lagern zum Theil mit Chlorit bei Sterzing in Tyrol vor.

Perlgras, Pflanzengattung, s. v. a. Melica *L.*

Perlgraupen (Perlgerste), die feinste Sorte der Graupen (s. Graupenmühle).

Perlhuhn (Numida), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel, wird charakterisirt durch den nackten Kopf und Vorderhals, die nackten Hautlappen am Unterkiefer, den schwieligen Helm auf dem Scheitel, die spornlosen Füße und den kurzen herabhängenden Schwanz mit reichlichen Federn am Bürzel. Das gemeine P. (N. Meleagris *L.*) ist bläulichgrau, mit vielen weißen, dunkel begrenzten Perlflecken, und 2 Fuß lang. Es stammt aus Südafrika, wo es sich sehr häufig findet. Als Hausthier hat es ein sehr schmackhaftes Fleisch und wird daher auf Hühnerhöfen gehalten. Doch ist es hier nicht nur wegen seines durchdringenden Geschrei's lästig, sondern auch zänkisch und verfolgt zur Brutzeit selbst Menschen mit wüthenden Angriffen. Seine Nahrung ist die der Haushühner. Es legt nur in der wärmeren Jahreszeit, etwa von Anfang Mai an, aber wenn man ihm die Eier, die sehr schmackhaft sind, immer wegnimmt, sehr fleißig bis zu 70—80 Stück. Man legt dieselben zum Behuf des Ausbrütens am liebsten Trut- und gewöhnlichen Hühnern unter. Die Jungen müssen sorgfältig vor Nässe und Kälte bewahrt werden. Auf 6—10 Weibchen hält man einen Hahn. Letzterer ist seinem Ansehen nach von jenen wenig verschieden. Man zieht auch Bastarde mit Pfauen oder Haushühnern. Das gemeine P. war schon den alten Griechen bekannt; nach der Mythe wurden die Schwestern des Meleager, als sie sich über den Tod ihres Bruders nicht trösten ließen, in Perlhühner (Meleagriden) verwandelt. In Deutschland war das P. noch um 1550 sehr selten. Das gehaubte P. (N. cristata *L.*) ist kleiner, ohne Fleischlappen am Unterkiefer, hat ebenfalls einen nackten Hals und Hinterkopf, auf dem Scheitel einen dichten Federbusch und schwarzes, an Hals und Oberbrust ungeflecktes, übrigens aber mit weißen, blau eingefaßten Flecken versehenes Gefieder. Es findet sich im Innern des Kaplands und weiterhin in Südafrika. Das gehelmte P. (N. mitrata *L.*) ist so groß als das gemeine, von dem es sich besonders durch den niedrigeren Helm, den rothen Scheitel und das schwarze, am Unterhalse quer weiß gewellte und am übrigen Körper weitläufiger gefleckte Gefieder unterscheidet. Es findet sich auf Madagaskar und der gegenüberliegenden afrikanischen Küste.]

Perlmutter (Perlenmutter), die Schale der indischen Perlenmuschel (Margarita margaritifera *Leach*), hält bis 8 Zoll im Durchmesser, auf der einen Seite mit zwei Ecken, wovon die eine einen einspringenden Winkel bildet, auf den andern drei Seiten fast kreisrund, gewöhnlich etwas länger als breit, von außen in der Regel schwarz, abgerieben und von Seewürmern durchbohrt, von innen mit eigenem Glanze, von Farbe weiß, gelb, regenbogenfarbig. Bloß diese innere Lage wird verarbeitet. Man schneidet sie, wo möglich unter Wasser, mittelst Uhrfedersägen in Platten und verfertigt Dosen, Messerhefte, Fächer, Musivarbeiten und andere Bijouterien, vorzüglich Knöpfe daraus. Sie kommt vorzüglich aus Ostindien nach Europa. Zu der P. gehören auch die sogenannten Pfauensteine oder Pfauenfedern, welche die gedörrten Knorpel, das Schloß, der Perlenmuscheln sind, sonst für Edelsteine gehalten wurden, jetzt aber nur noch zu eingelegten Arbeiten benutzt werden. Das Zuschneiden der P. geschieht mit feinen Sägen, die weitere Ausarbeitung entweder auf der Drehbank, oder mit Feilen, Grabsticheln, Bohrern, Laubsägen, Schleifsteinen 2c. Um die Gegenstände glatt zu schleifen, wendet man Schmirgel und geschlämmtes Bimssteinpulver, zum Poliren Tripel mit Oel oder mit verdünnter Schwefelsäure (auf Hutfilz) an. Auf diese Art werden Zahnstocher, Nadelbüchsen, Schnürnadeln, Knöpfe, Messer- und

Gabelhefte, Scheerengriffe, Spielmarken, Schachfiguren und viele andere Artikel verfertigt, die man, wenn sie zu groß sind, um aus einem einzigen Stück gemacht zu werden, aus mehren Theilen zusammenschraubt, nöthigenfalls mit Hausenblase zusammenkittet. Zu größeren Gegenständen (z. B. Leuchterfüßen) benutzt man oft ganze Muscheln; auch ganze Flächenräume werden nicht selten (auf einer Grundlage von Holz oder Metall) mit dünnen Perlmutterblättchen fournirt, wobei die Befestigung der P. nach Umständen mit Leim, Hausenblase oder irgend einem gut haftenden Kitte geschieht. Eine schöne u. leicht auszuführende Verzierung der P., welche oft geeignet ist, das Graviren mit Vortheil zu ersetzen, wird durch Aetzen erreicht. Da die P. vornehmlich aus kohlensaurem Kalk besteht, so läßt sie sich auch leicht ätzen. Die Schalen der Flußperlenmuschel (Mya margaritifera *L.*) stehen an Schönheit denen der indischen Perlenmuschel weit nach. Schönes Material liefern dagegen einige Meerschneckenschalen aus der Gattung Turbo, sowie das Schiffsboot (Nautilus Pompilius *L.*), welches zu prachtvollen Aufsetzstücken verarbeitet wird. Auch benutzte man die P. (Mater s. Nacra margaritarum vel perlarum) ehedem in gleicher Weise, wie die Perlen, als Arzneikörper. Nach dem Glühen hinterläßt sie, wie die Perlen, Aetzkalk und löst sich in Säuren, sogar schon in starkem Essig unter Brausen auf.

Perlmutterarbeiten, kleine, aus Perlmutter verfertigte Gegenstände, die man häufig mit Bronze, Gold, Silber oder Stahl verziert; oder auch Bestandtheile aus Perlmutter an größeren Arbeiten, die übrigens aus Holz oder Metall gemacht sind.

Perlmutterglanz, eine Art des Glanzes der Mineralien, welcher dem der Perlmutter ähnelt, findet sich nur in Verbindung mit vollkommen blätterigem Gefüge und wird durch den Theilungsflächen parallele Sprünge hervorgebracht. Dieser eigentliche oder charakteristische P. findet sich am Stilbit, Gyps, jedoch nur auf den vollkommensten Theilungsflächen, bei dem Perlsinter auf der traubigen Oberfläche. Zwei häufige Modifikationen sind der metallisirende (metallische) P., besonders bei dunkleren Mineralien, wie Felsglimmer, Bronzit, Paulit, und der seidenähnliche P. oder der Seidenglanz, welcher nur an faserigen, eigentlich höchst dünnstängelig zusammengesetzten Mineralien (Amianth, Malachit rc.) vorkommt.

Perlsand, ein aus feinen, gleich großen, runden und glatten Körnern bestehender Quarzsand (s. d.), wie er in den Sanduhren gebraucht wird; vgl. Sand.

Perlschrift, s. v. a. Perl.

Perlstein, perlenartiger Pechstein, glasartig, derb, mit muscheligem bis unebenem Bruche, kugelig-körnig und koncentrisch-schalig abgesondert, von 6,5—7,0 Härte, spröde und leicht zersprengbar, 2,3—2,4 spec. Gew., perl-, blaulich-, rauch-, aschgrau, auch röthlich, mit unvollkommenem Fett-, manchmal etwas Perlmutterglanz. Er besteht nach Erdmann aus 72,866 Kieselerde, 12,050 Thonerde, 6,133 Natrum, 1,100 Talkerde, 1,297 Kalkerde, 1,750 Eisenoxyd, 3,000 Wasser und findet sich bei Schemnitz in Ungarn, auf den Ponzainseln, bei Lorro de los Movajas und Zimapan in Mexiko. Als Gebirgsart erscheinend, umschließt der P. nicht bloß Glimmer, Feldspath, Quarz, Obsidian, Granat und wird dadurch porphyrartig (Perlsteinporphyr), sondern auch wie der Pechstein oft kleine Felsitkugeln (Sphärulith).

Perludiren (v. Lat.), scherzen, vorspiegeln; davon perlusorisch, scherzhaft, vorspiegelnd, scheinbar.

Perlustration (v. Lat.), das Durchlesen, Durchmustern.

Perlweiß (zweifach-basisches Chlorwismuth), weißes, lockeres Pulver, das man erhält, wenn man gelöstes salpetersaures Wismuthoxyd zu einer verdünnten Kochsalzlösung gießt. Es dient als Schminke, die aber leicht die Haut verdirbt, runzlig macht und durch Schwefelwasserstoffgas sich bräunt. Mischt man zur salpetersauren Wismuthauflösung verdünnte Salzsäure, so gewinnt man das P. in weißen, zarten, perlmutterglänzenden Schüppchen. Mitunter wird auch Bleiweiß, welches mit etwas Berlinerblau versetzt ist, P. genannt.

Perm (Permien), europ.-russ. Gouvernement, von Einigen zu Asien gerechnet und, da es vom Ural durchschnitten wird, allerdings zum Theil zu Asien gehörig, grenzt im Norden an die Gouvernements Wologda und Tobolsk, im Osten ebenfalls an Tobolsk, im Süden an das Gouvernement Orenburg, im Westen an das Gouvernement Wiätka und im Nordwesten an Wologda. Der Flächenraum beträgt nach Engelhard 245,000 □Werste oder ungefähr 5000 □Meilen, nach Arsseniew 5830, nach Bulgarin 5997 und nach Andern 6073 oder 6089 □Meilen. Das Land wird zwischen Europa und Asien durch den Ural getheilt und ist größtentheils gebirgig. Der Theil des Urals, welcher das Land durchstreicht, ist der werchoturische und der jekaterinenburgische. Ersterer erstreckt sich von 61° — 57½° nördlicher Breite und bildet den wildesten, steilsten und höchsten Theil des ganzen Gebirgs. Nur in den nördlichen Schluchten seiner erhabensten Stellen trägt er ewigen Schnee. Die höchsten Gipfel sind: Pawdinskoi-, Wostroi-, Kunschakewskoi- und Koswinskoi-Kamen und der Ssewernoi-Pojas, von denen sich indessen der erstere und größte nur gegen 6400 pariser Fuß über die Meeresfläche erhebt. Das Gebirg ist hier meist mit dichten Wäldern bedeckt. Der jekaterinenburgische Ural erstreckt sich von 57½° — 56° nördlicher Breite und hat mehr abgerundete, mit Waldungen bedeckte Kuppen, die weniger hoch ansteigen, aber viel Erze enthalten. Die Flüsse gehören auf der linken Seite des Gebirgs meist zu dem Gebiete der Wolga, auf der rechten zu dem des Tobol. Der Hauptstrom der westlichen Seite ist die aus dem Gouvernement Wiätka kommende Kama mit vielen Nebenflüssen: rechts Kossa, Urolka, Inwa, Obwa, links die Jaïwa, Kosswa, Tschussowaja mit zahlreichen Zuflüssen: Polewoi, Schaitanka, Utka, Ssulem, Koïwa rc. und dem Hauptarm Ssülwa ebenfalls mit mehren Zuflüssen: Tiß, Jrgina, Barda, Jren rc. Von den übrigen Flüssen sind bemerkenswerth: Ufa mit vielen Nebenflüssen; Jsset, Tura, Neïwa, die sich bei Ussi-Nitzinsk mit der Tura vereinigt; die Ssosswa. Im Norden

entspringt die Petschora. Man zählt gegen 600 Seen, die meisten im südöstlichen Theile. Auch **Mineralquellen** sind vorhanden. Das **Klima** ist rauher auf der Ostseite und auf den Gebirgshöhen, als auf der Westseite und in den weiten Thälern und Ebenen, im Ganzen aber gesund. Das Pflanzenreich ist reich an verschiedenen Produkten, besonders an Gewächsen zum medicinischen, technischen und ökonomischen Gebrauch; es liefert außerdem Getreide (Winter- und Sommerroggen, Sommerweizen, Gerste, Hafer ꝛc.) und Gartengewächse. Das wichtigste Produkt des Pflanzenreichs ist jedoch das Holz, welches $^9/_{10}$ der ganzen Oberfläche bedeckt. Das Thierreich liefert besonders Pferde, Hornvieh, weniger Schafe und Schweine, dagegen Ziegen, Hühner und Tauben im Ueberfluß. Die Wogulen halten hier und da Rennthiere, die Baschkiren treiben Bienenzucht. Von Wild findet man besonders Elennthiere, Hasen, Zobel, Marder, Wiesel, Iltisse, Hermeline, Füchse, Luchse, Bären, Vielfraße, Wölfe, Fischottern und verschiedene Arten von Geflügel. Die Kama liefert viele Fische. Das Mineralreich ist sehr ergiebig an Gold, Kupfer, Eisen, Salz ꝛc. Die **Einwohner** (1,637,800) bestehen aus Russen, die beinahe $^3/_4$ der Bevölkerung ausmachen; Biarmiern oder Permiern (Permjäken), dem Stammvolke, welches aber mehr und mehr mit den Russen verschmilzt; Tscheremissen (über 1400), die zum Theil getauft sind, zum Theil zum Schamaismus sich bekennen; Wogulen (über 1000), die besonders in der nördlichen Gegend wohnen und im Sommer nomadisiren; kasanschen Tataren (über 5400); Medscheriaken; Teptiären; Bobuilen (über 2400); Baschkiren (gegen 14,000) und aus Sürjänen. Mit Ausnahme der Baschkiren, von denen ein großer Theil nomadisirt, haben alle Bewohner feste Wohnsitze und alle, mit Ausnahme von etwa 40,000 tatarischen und baschkirischen Mohammedanern und einer geringen Anzahl von Wogulen und Tscheremissen, sind Christen. Die Eparchie von P. und Jekaterinenburg zählt 409 Kirchen, darunter 15 Kathedralen, und 4 Klöster, darunter ein Nonnenkloster. Die übrigen christlichen Konfessionen haben 4 Kirchen und die Mohammedaner 157 Moscheen. In der Industrie nimmt der Bergbau die erste Stelle ein. Man gewinnt, außer Kupfer, Eisen und Gold, etwas Blei, Silber, Salz, Marmor, Jaspis, Achate, Amethyste, Magnete und selbst Diamanten. Das Gold findet sich im Sand und in Goldadern. In den letzten Jahren hat man im Durchschnitt jährlich gegen 250 Pud Gold und gegen 100 Pud Platina erhalten. Alle Hammerwerke des Gouvernements beschäftigen gegen 100,000 Arbeiter. Das Gouvernement liefert außerdem jährlich gegen 7 Millionen Pud Salz (die kaiserliche Saline von Dedinkine im Kreis von Ssolikamsk allein 1,300,000 Pud). Auch der **Handel** ist bedeutend und wird nicht nur durch die Schifffahrt auf der Kama und ihren Zuflüssen, sondern auch durch Messen und Märkte befördert. Die bedeutendste Messe ist die zu **Irbit** (15. Februar — 15. März). Die Ausfuhr besteht in Metallen und daraus gefertigten Gegenständen, Marmor, Jaspis, geschliffenen Steinen, Salz, Holz, Theer, Bastmatten, Pelzwerk ꝛc., die Einfuhr in Korn, Branntwein, Vieh, Fabrik-, Kolonial- und Materialwaaren. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise: P., Kungur, Krassno-Ufimsk, Ossa, Ochansk, Ssolikamsk, Tscherdun, Schadrinsk, Kamüschlow, Irbit, Jekaterinenburg und Werchoturie. Großpermien hatte als alte Wolost (d. h. Amt) Nowgorods fast dieselben Grenzen wie das heutige Gouvernement, fiel 1472 in die Hände Iwans Wassiljewitsch und ward 1708 dem Gouvernement Kasan einverleibt. Katharina II. erhob es zu einem besondern Gouvernement und fügte 1781 den Oblast (d. h. Provinz, Gebiet) Jekaterinenburg und die Provinz Isset, sowie den Distrikt von Krassno-Ufimsk hinzu. Die gleichnamige **Hauptstadt** des Gouvernements am Einfluß der Jaguschicha in die Kama, an der großen östlichen Heerstraße, welche St. Petersburg und Moskau mit den sibirischen Provinzen verbindet, gegen 300 Meilen von ersterer Residenzstadt entfernt, ist Sitz der obern Regierungsbehörden, eines Bischofs, eines bürgerlichen Gerichts, sowie eines Staats- und Kriminalgerichts, hat gerade breite Straßen, meist hölzerne Häuser, mehre Kirchen, einen großen Markt, ein Gymnasium, theologisches Seminar, Hospital, ein großes Kornmagazin, Druckerei, Kupfer- und Eisenwerke und 10,300 (nach Andern 19,000) Einw. P. war bis 1780 nur ein unbedeutender Flecken und wurde erst damals zu einer Stadt erhoben. Jetzt ist es bereits von ziemlichem Umfang und treibt bedeutenden Handel, indem die Erzeugnisse des Urals an Eisen, Kupfer und Salz, sowie der aus Kiächta hieher gebrachte Thee von hier aus weiter versandt werden.

Perma, russisches Gewicht, = 71 Zollcentner 63,8 Pfd.

Per majora (lat., nämlich nota), durch Stimmenmehrheit.

Per mandatarium (lat.), durch den Bevollmächtigten.

Permanent (v. Lat.), bleibend, fortdauernd, ununterbrochen; daher **Permanenz**, Fortdauer, Beharrlichkeit.

Permeabel (v. Lat.), durchdringbar; daher **Permeabilität**, Durchdringbarkeit, und **Permeation**, das Einanderdurchdringen zweier Körper.

Permisches System, Gesteinsgruppe, die sich am westlichen Fuße des Ural bis gegen die Wolga hin durch die Gouvernements Perm, Orenburg, Kasan, Nischnei-Nowgorod, Jaroslaw, Kostroma, Wiätka und Wologda, also über einen Flächenraum ausbreitet, der mehr als doppelt so groß ist, als Frankreich. In Deutschland hat man die Gesteine mit dem Rothliegenden, dem Zechstein und dem Vogesensandstein (unterstes Glied des bunten Sandsteins) parallelisirt und sie mit dem Namen der **unteren Trias** bezeichnet und neuerlich dafür den murchisonschen Namen p. S. oder **permische Gruppe** adoptirt.

Permißgeld, ehemals in Brabant die alten zur Wechselzahlung gestalteten Alberts- oder Kreuzthaler; daher s. v. a. Wechselgeld.

Permission (v. Lat.), Erlaubniß, Gestattung, besonders zum Wohnen in einem Staate; daher **Permissionisten**, Fremde, die diese Erlaubniß haben.

Permutation (v. Lat.), Vertauschung, Versetzung, in der Mathematik jede Anordnung in der Aufeinanderfolge einer gegebenen Anzahl von Dingen; das Verfahren, nach welchem die P.en gebildet werden, heißt permutiren und gehört der Kombinationslehre an.

Permutationsreceß, Receß, in dem ein Fürst mit einem andern ein Land, ein Recht etc. gegen ein anderes vertauscht, so der halberstädter P. 1573 zwischen Kursachsen und Mansfeld.

Pernambuco (Fernambuco), brasilische Provinz, erstreckt sich von der Küste des atlantischen Oceans gegen Westen und Südwesten, grenzt gegen Norden an die Provinz Parahyba, gegen Osten an Minas-Geraes, gegen Südosten an Bahia, Sergipe u. Alagoas, gegen Westen an Goyaz und gegen Nordwesten an Piauhy und hat einen Flächenraum von 2908 □Meilen. Ein Gebirgszug (Serra Borborema) scheidet die Provinz von Goyaz und Piauhy und sendet mehrfache Verzweigungen in das Innere, doch nur von geringer Höhe, und schließt schöne Thäler neben öden, sandigen Steppen ein; fruchtbarer ist das flache Küstenland, doch nicht durchgängig. An der Ostgrenze fließt der San Francisco, der hier den Rio Grande aufnimmt; an der Grenze von Alagoas fällt die Unna in den Ocean, nördlich der Formozo. In den Ocean fließen ferner der Japojuc und Capibaribe. Das Klima ist heiß und feucht. Hauptprodukte sind: Baumwolle, Zucker, Mais, Mandioca, das berühmte Pernambukholz und das Gelbholz, wenig Getreide; Hornvieh. Ausgeführt werden besonders Baumwolle, Zucker, Brasilienholz, Erzeugnisse der Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beträgt 800,000, theils Europäer, theils Eingeborene, darunter die Aracuyes, wild und räuberisch. Die Provinz theilt sich in 3 Comarcas: Olinda, Recife und Sertao de P., und zu ihr gehören auch die Inseln Fernando do Noronha, Trinidad und Itamarca. Die gleichnamige Hauptstadt und wichtige Handelsstadt, am Flusse Capibaribe, besteht aus 3 Theilen oder Städten, nämlich Recife, auf einer südlichen Erweiterung der Landzunge, worauf Olinda steht, Santo Antonio auf einer Insel u. Boa Vista auf dem Festlande. Letzteres hat 65,000 Einw. und treibt bedeutenden Handel nach den afrikanischen Küsten und nach Ostindien. Hauptartikel der Ausfuhr sind Zucker, Baumwolle, Farbholz, Rum, getrocknete und gesalzene Häute. Die Gesammtausfuhr schlägt man auf 6, die Einfuhr auf 7 Millionen an. Gewöhnlich wird auch die nahe, nur noch 7000 Einwohner zählende Stadt Olinda, der Sitz eines Bischofs, mit zu P. gerechnet.

Pernambukholz, s. v. a. Fernambukholz.

Pernau, Fluß im europ.-russischen Gouvernement Livland, entsteht durch Zusammenfluß des Fellin, der in Livland entspringt, und des Fennern, dessen Quelle in Esthland sich befindet, und ergießt sich bei der gleichnamigen Stadt in den rigaischen Meerbusen. Die gleichnamige Kreisstadt (Pernealin), an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Meerbusen von Riga, ist klein, aber regelmäßig gebaut, wird in die neue und alte Stadt eingetheilt, hat drei Kirchen, darunter eine russische und eine esthnische, ein festes Schloß, verfallene Wälle, einen Hafen in der Mündung der P. und 6900, meist deutsche Einw., welche Seehandel treiben. Die Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Lein, Hanf, Werg, Holz, Leinsamen etc.; die Einfuhr besteht vorzüglich in Salz. Die Stadt war in älterer Zeit befestigt und Sitz eines Bischofs; auch ward hierher für einige Zeit die Universität Dorpat verlegt. Im Jahre 1573 wurde die Stadt von den Russen erobert, 1577 von Iw. Schenkenberg in Brand gesteckt und 1710 vom russischen General Bauer den Schweden abgenommen.

Pernes, Stadt im französ. Departement Vaucluse, Bezirk Carpentras, an der Nesque, hat vorzüglichen Wein-, Mandel-, Safran- und Olivenbau, Seidenspinnereien u. 4500 Einw. P. ist Geburtsort von Fléchier.

Pernice, Ludwig Wilhelm Anton, deutscher Rechtsgelehrter, geboren den 11. Juni 1799 zu Halle, wo sich sein aus Nesso am Lago di Como gebürtiger Vater als Kaufmann niedergelassen hatte, besuchte zuerst das Pädagogium seiner Vaterstadt und studirte dann seit 1817 Geschichte und Philologie, später die Rechtswissenschaft zu Halle, Berlin und Göttingen, habilitirte sich 1821 zu Halle, wurde daselbst 1822, nachdem er einen Ruf nach Dorpat ausgeschlagen, außerordentlicher Professor der Rechte und Mitglied des Spruchkollegiums, erhielt 1825 eine ordentliche Professur, bekleidete seit 1833 das Viceordinariat des Spruchkollegiums und ward 1838, als er von Neuem einen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, zum geheimen Justizrath ernannt. Im Jahre 1842 übertrug ihm der ältestregierende Herzog zu Anhalt-Köthen den Vortrag in den das Fürstenthum Pleß betreffenden Angelegenheiten, kurz darauf ward er Ordinarius der Juristenfakultät an der Stelle des verstorbenen Schmelzer und 1844 nach Delbrücks Tode unter Entbindung von seiner Professur und unter Beilegung des Prädikats eines geheimen Oberregierungsrathes Kurator und außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an der Universität, an der er früher bereits viermal, von 1832—43, das Prorektorat bekleidet hatte. Zudem ward ihm 1845 noch das Direktorium des königlichen Schöppenstuhls übertragen. Als 1848 mit der Bevormundung der Universitäten durch die Regierungen auch die Kuratorenstellen aufhörten, trat P., der überhaupt durch seine hocharistokratisch-absolutistischen Gesinnungen schon vorher in manchen Konflikt mit den einer freieren Entwickelung huldigenden Universitätsdocenten gerathen war, in die Reihe der juristischen Professoren wieder ein. Im J. 1852 wurde er Mitglied der ersten preußischen Kammer. Als Rechtslehrer hat P. vorzüglich Staats-, Völker- und Lehnrecht, ferner die Institutionen, die Geschichte des römischen Rechts, sowie die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte behandelt. Er schrieb: „Disputatio de furum nomine quod vulgo directariorum nomine circumfertur“ (Gött. 1821); „Sexti Pomponii de origine juris fragmenta cum varietate lectionis et notitia literaria“ (das. 1822); „Geschichte der Alterthümer u. Institutionen des röm. Rechts im Grundrisse“ (Halle 1821; 2. Aufl. 1823); „Observationes de principum comitumque imperii germanici inde a 1806 subjectorum juris de privati mutata ratione“ (das. 1827); „Quaestiones de jure publico germanico“

(das. 1828—35); „Commentatio, qua de jure quaeritur quo principes Hohenloenses tamquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint" (das. 1835).

Perniones (lat.), Frostbeulen.

Pernot, François Alexandre, französischer Zeichner und Landschaftsmaler, wurde 1793 zu Vassy im Departement Haute-Marne geboren und von Bertin unterrichtet. Er malte historische und andere Landschaften und Architekturstücke, die er bei allen Tags- und Jahreszeiten aufnahm. In den Jahren 1818—28 machte er Reisen in die Schweiz, in die Vogesen, an den Rhein, nach Belgien, England und Schottland, Deutschland ꝛc., als deren Resultat er „Les vues pittoresques de l'Ecosse", in 60 lithographirten Blättern von Bonington, Deroy, Goblain, Harding u. A. (Paris 1827), herausgab. Außerdem lieferte er die Zeichnungen der „Voyage pittoresque dans le Grand-Duché de Baden, par le Baron de Montemart" (4 Hefte mit 24 lithographirten Blättern von Sabatier, Tirpenne u. A., nebst Text, das. 1836).

Perogrullo, ein zum Nationaltypus eines Einfaltspinsels gewordener Spanier, der Albernheiten und augenscheinliche, von Niemandem bestrittene Wahrheiten als neue, höchst wichtige Entdeckungen erzählte; daher Perogrullo's Wahrheit.

Peronne, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Somme, rechts an der Somme, zwischen Morästen, in ungesunder Lage, Festung dritten Ranges, die früher für sehr fest galt, aber jetzt zum Theil verfallen ist, hat einen schönen Marktplatz, 5 Kirchen, ein Collége, ein Civiltribunal, eine Mineralquelle und 4750 Einw., welche starke Bierbrauerei, Gerberei, Oel-, Zucker-, Salzraffinerie und Fabriken für Linon, Battist ꝛc. und Handel betreiben. P. wird schon zur Zeit der Merovinger erwähnt. Hier starb Karl der Einfältige als Gefangener. Später gehörte die Stadt zu Burgund, aber nach Karls des Kühnen Tode bemächtigte sich ihrer Ludwig XI. Maria von Burgund forderte sie ohne Erfolg zurück, und im madrider Frieden wurde sie von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten. Am 26. Juni 1815 wurde sie von den Briten unter Wellington beim ersten Sturmangriff genommen.

Peroriren (v. Lat.), eine Rede, besonders eine Schulrede halten.

Perosa (Perousa), Stadt im Königreich Sardinien, Fürstenthum Piemont, südwestlich von Turin, am Clusone, war sonst befestigt und bedeutend, ist jetzt sehr herabgekommen (Erdbeben 1808) und hat mit Pinasca 2400 Einw.

Perowsky, Leo Alexiejewitsch, Graf, russischer General der Infanterie, Generaladjutant des Kaisers Alexander I., Minister der Apanagen und des kaiserlichen Kabinets, geboren um 1792, begann seine Laufbahn 1811 im Quartiermeisterstabe der kaiserlichen Suite und nahm dann als Offizier an den Kämpfen auf russischem, deutschem und französischem Boden Theil, bis er im Winterfeldzuge von 1814 durch Verwundung außer Thätigkeit gesetzt ward. Im J. 1818 zum Oberst ernannt, fungirte er im Generalstabe der Garde, trat aber 1823 in den Civildienst über, ward 6 Jahre später zum Vicepräsidenten im Departement der Apanagen, 1841 aber zugleich zum Chef des Ministeriums des Innern und 1852 zum Minister der Apanagen und Dirigenten des kaiserlichen Kabinets ernannt. Zugleich übernahm er die Leitung der Akademie der Künste, des kaiserlichen botanischen Gartens, der Hofbauschule zu Moskau und der Künstlervereine, sowie sämmtlicher archäologischen Institute des Reichs. Im J. 1854 übernahm er die Bildung eines Scharfschützenregiments aus den Apanagebauern und führte das Oberkommando über dasselbe. Er † den 22. Nov. 1856.

Per pedes (lat.), zu Fuße; p. p. Apostolorum, zu Fuße (reisen) wie die Apostel.

Perpendikel (Loth), jede gerade Linie, die mit einer oder mehren andern geraden Linien rechte Winkel bildet. Man unterscheidet P. auf eine Gerade, welche nur mit dieser Geraden rechte Winkel bilden, P. auf eine Ebene, welche mit allen in der Ebene liegenden durch ihren Treffpunkt mit der Ebene gehenden Geraden rechte Winkel bilden. Eine Gerade, die im Durchschnittspunkte zweier sich schneidenden Linien auf beiden senkrecht steht, ist ein P. auf die durch die schneidenden Linien gelegte Ebene, in sofern sie dann auch mit jeder dritten in den Durchschnittspunkt gehenden Linie derselben Ebene rechte Winkel bilden muß. Der Punkt, in welchem ein P. eine andere Gerade oder eine Ebene trifft, heißt der Fußpunkt desselben. Von einer Linie, die ein P. ist, sagt man, sie stehe perpendikular (senkrecht, lothrecht, winkelrecht) auf der andern Geraden oder der Ebene. Von einem Punkte außerhalb einer Geraden oder Ebene eine Linie so ziehen, daß sie mit den erstern rechte Winkel bildet, heißt ein P. fällen; in einem P. einer Geraden oder Ebene eine Linie so ziehen, daß sie in diesem P. mit erstern rechte Winkel bildet, heißt ein P. errichten. Von einem Punkte außerhalb einer Geraden oder Ebene kann nur Ein P. auf letztere gefällt, ebenso in einem P. derselben nur Ein P. errichtet werden. Alle P. auf eine Gerade oder Ebene sind einander parallel. Eine Ebene steht dann auf einer andern perpendikular, wenn irgend eine in ihr auf die Durchschnittslinie gezogene Gerade ein P. auf die andere Ebene ist. Man spricht auch von P.n auf Kurven und bezeichnet damit solche Gerade, welche auf einer Berührungslinie im Berührungspunkte senkrecht stehen. In diesem Sinne sind alle Halbmesser eines Kreises P. auf die Peripherie.

Perpetuität (v. Lat.), Fortdauer ohne Unterbrechung.

Perpetuum mobile (lat.), im Allgemeinen ein Ding, das sich unaufhörlich bewegt. In Beziehung auf die bewegende Ursache unterscheidet man das physische und das mechanische P. m. Das erstere wird durch eine natürliche oder physische Kraft bewegt. Solche Vorrichtungen sind z. B. schon das Barometer, dessen Schwankungen durch den Einfluß der Wärme und der dadurch erzeugten Luftströmungen nie aufhören, und die Magnetnadel, welche, bald mehr

nach Osten, bald mehr nach Westen vom Meridian abweichend, in fortwährender Schwingung sich befindet. In der Regel versteht man aber unter einem P. m. eine mechanische Vorrichtung, u. zwar eine solche, die ihre bewegende Kraft in sich selbst hat, od. wenigstens durch ihre eigene Bewegung stets wieder erneuert. Die Herrichtung eines solchen liegt aber nicht im Gebiete der Möglichkeit, weder wenn es die Ursache seiner Bewegung in sich selbst haben soll, was dem Begriff der Materie widerspricht, noch wenn ihm die Bewegung durch irgend einen äußern Impuls mitgetheilt werden und dann ohne Aufhören fortdauern soll, eine Voraussetzung, von welcher alle vermeintlichen Erfinder solcher Maschinen ausgegangen sind. Nach dem Gesetze der Trägheit müßte allerdings eine einmal eingeleitete Bewegung ohne Ende fortdauern, wenn keine entgegengesetzten Kräfte oder Hindernisse ihr ein Ende machen; aber diese Hindernisse der Bewegung, die besonders in der Reibung und dem Widerstande der Luft bestehen, lassen sich niemals beseitigen. Bei den Bemühungen um Herstellung eines P. m. nahm man immer eine anfängliche, wenn auch geringe Kraft von außen an, um die Maschine in Bewegung zu setzen, und in diesem Sinne ist allerdings ein P. m. wenigstens der Theorie nach möglich, wenn man nämlich alle Reibung, allen Widerstand eines Mittels, worin die Körper sich bewegen, gänzlich hinwegdenkt. Ein P. m. ist dann z. B. ein Rad, das durch einen kleinen Stoß in Umdrehung versetzt wird, oder ein Wagebalken, oder ein Pendel, die in Schwingung gebracht sind; denn die Bewegung dieser Körper kann nach dem Gesetze der Trägheit nicht aufhören. In der Wirklichkeit aber kommen alle diese Vorrichtungen durch die Reibung und den Widerstand des Mittels in längerer oder kürzerer Zeit zur Ruhe.

Perpetuus Augustus, Titel der römischen Kaiser seit Probus; s. Augustus.

Perpignan, Hauptstadt des französischen Departements Ostpyrenäen u. der vormaligen Grafschaft Roussillon, die südlichste Stadt Frankreichs, 1 Meile vom Meere, zum Theil auf einem Hügel, zum Theil in einer Ebene am Tet gelegen, über den eine lange steinerne Brücke führt und der sich hier in 2 Arme theilt, ist eine Festung mit starker Citadelle, welche aus einem alten Donjon und 2 Enveloppen, jede von 6 Bastionen, besteht, und wird von dem Kastell Douzon beherrscht. Unter den Gebäuden ist besonders der ehemalige Inquisitionspalast mit seinen ungeheuren Gewölben, die sonst zu Gefängnissen und Marterkammern dienten, merkwürdig. Auch die Kathedrale ist ein schönes, inwendig ganz mit Marmor bekleidetes Gebäude. Interessant wegen seiner eigenthümlichen Bauart ist das von Karl V. angelegte Schloß Salces auf dem Wege von P. nach Narbonne, unfern des Meeres, in der Nähe einer starken Salzquelle. P. ist der Sitz der Departements- und Bezirksbehörden, eines Bisthums, zweier Friedensgerichte, eines Civil- und Handelstribunals und hat ein Collége, eine Kunstschule, Hebammenschule, Musiklehranstalt, Normalschule, ein naturhistorisches Kabinet, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Gemäldesammlung, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und Handels, eine Münze, Stückgießerei, einige Hospitäler und 24,500 Einwohner, welche Rhederei, Baumwollenspinnerei, Färberei, Gerberei, Fabriken für Tuch, Wollenzeuche, Spitzen, Branntweinbrennerei, Seidenbau, Handel mit Wein (Roussillonwein), Oel, Wolle, Seide, Eisen &c. treiben. Das heutige P. steht in der Nähe des alten Ruscino, von welchem noch le Tour de Roussillon übrig ist. Die 1349 von Peter von Aragon hier gestiftete Universität ging zur Zeit der ersten französischen Revolution ein. Kaiser Karl V., zu dessen Zeit P. zu Roussillon gehörte, begann die Befestigung der Citadelle, und Philipp II. vollendete sie 1577. Ludwig XIV. eroberte P. 1641, u. im französischen Revolutionskriege griffen es die Spanier am 17. Juli 1793 an.

Perponcher-Sedlnitzky, Georg Heinrich, Graf von, niederländischer Generallieutenant, geboren 1773 im Haag, trat frühzeitig in die holländische Armee ein, machte 1793 und 1794 die Feldzüge gegen die französische Republik als Rittmeister und Adjutant des Prinzen Friedrich von Oranien mit, rettete diesem bei Werwick (13. Sept. 1793) das Leben und befreite in demselben Gefechte den Prinzen Karl von Nassau-Weilburg aus den Händen der Feinde. Im J. 1795 ging er mit der Familie des Erbstatthalters nach England, kehrte aber bereits 1796 mit dem Prinzen Friedrich zurück, trat als Hauptmann in österreichische Dienste u. ging dann als Major in das im englischen Sold stehende, meist aus Niederländern gebildete Jägerregiment Löwenstein über, welches 1801 den britischen Streitkräften in Aegypten zugetheilt wurde. Im J. 1804 ward er Oberstlieutenant und erhielt die Führung des Regiments Dillon auf Malta, 1807 ward er als Oberst zur lusitanischen Legion nach Portugal versetzt, in dieser zum Brigadegeneral befördert und später an die Spitze des Generalstabes gestellt. Als solcher erhielt er 1809 die Leitung der Expedition gegen Antwerpen, die aber an Bernadotte's Wachsamkeit scheiterte. Als im folgenden Jahre nach der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche Napoleon I. alle in fremden Diensten stehenden Niederländer mit Konfiskation ihrer Güter bedrohte, sah sich P. genöthigt, seinen Abschied zu nehmen und in sein Vaterland zurückzukehren, wo er unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Dessen ungeachtet wirkte P. 1813 für die Rückkehr des Hauses Oranien, als Graf von Hogendorp die allgemeine Erhebung Hollands vorbereitete, bestimmte den im Haag kommandirenden französischen General zum Abzug und schiffte sich darauf mit J. Fagel nach England ein, um den Prinzen Wilhelm von Oranien im Namen der provisorischen Regierung zur Rückkehr einzuladen. Er selbst übernahm als Generalmajor den Oberbefehl über die niederländischen Streitkräfte und schloß, von Engländern und Preußen unterstützt, mit ihnen 1814 Gorkum, Bergen op Zoom und Antwerpen ein. Nach dem ersten pariser Frieden ward P. als Gesandter nach Berlin geschickt, bei Napoleons Rückkehr von Elba aber sofort zurückberufen und als Generallieutenant an die Spitze der zweiten Division gestellt, mit welcher er, der britischen Armee sich an-

schließend, in der Schlacht bei Waterloo mit dem glücklichsten Erfolge kämpfte, indem er, fortwährend seine Stellung gegen Ney behauptend, wesentlich zum Siege beitrug. König Wilhelm I. erhob nach beendigtem Feldzuge P. in den erblichen Grafenstand und schickte ihn zum zweiten Male als Gesandten nach Berlin. Hier † P. 1842. Sein ältester Sohn, Wilhelm Heinrich Ludwig Arend, Graf von P.-S., ist königlich preußischer Kammerherr, Legationsrath und seit 1853 preußischer Ministerresident am nassauischen Hofe und der freien Stadt Frankfurt.

Per procura (ital., lat. per procurationem), durch Stellvertretung.

Perrault, Charles, französischer Dichter, geboren den 12. Jan. 1628 zu Paris, studirte anfänglich die Rechtswissenschaft, widmete sich aber bald der Literatur und zog durch seine dichterischen Versuche die Aufmerksamkeit Colberts auf sich, der ihn 1664 zum Bibliothekar bei der neuerrichteten Kunstakademie und dann zum Generalkontroleur der königlichen Bauten ernannte. In dieser Stellung erwarb sich P. um Beförderung der Künste und Wissenschaften große Verdienste; er stiftete die Académie de peinture, de sculpture et d'architecture, wurde 1671 Mitglied der Académie française und kurz darauf auch der Petite Académie, wie man anfänglich die von Colbert unter P.s Beirath gestiftete Académie des sciences et des belles lettres nannte. Seit etwa 1680 lebte P., vom Staatsdienst zurückgezogen, in der Vorstadt St. Jacques, allein mit seinen Studien und der Erziehung seiner zwei Söhne beschäftigt. Er † den 16. Mai 1703. Am berühmtesten wurde P. durch sein episches Gedicht „Le siècle de Louis le Grand", welches er 1687 in der Akademie vorlas und durch welches der kritische Streit über den Vorrang der Alten oder Neuern wieder erweckt wurde. Da P. den letztern den Vorzug einräumte, so erhob sich beinahe die ganze literarische Welt gegen ihn; unter Andern traten Boileau, Racine, Huet, Mad. Dacier als Vertheidiger der gelehrten Tradition auf. P. vertheidigte darauf seine Ansichten in dem umfassenden Werke: „Parallèle des anciens et des modernes" (Paris 1688—96, 4 Bde.), worin er sich in dialogischer Form über das Verhältniß des klassischen Alterthums zur Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft u. Kunst ausspricht. Seiner Beweisführung fehlt es aber an einer gründlichen Erfassung des Unterschiedes zwischen den antiken und modernen Elementen, welche übrigens eben so sehr bei seinen Anhängern, Houdart, de la Motte, St. Evremont, Fontenelle und Andern, zu vermissen ist. Das Gedicht selbst, welches diesen ganzen Streit von Neuem aufregte, ist eben so, wie ein anderes Epos von ihm: „Saint-Paulin", fast vergessen. Das Beste, was P. geschrieben und was noch viel gelesen wird, sind seine „Contes de ma mère l'Oye ou Histoire du temps passé par P. d'Armancourt" (Paris 1697, dann vielfach, theils vollständig, theils in Auswahl wiederholt, meist unter dem Titel: „Contes des Fées, en prose et vers", besonders von Dufresnoy, das. 1816 u. 1824, und von Cousin d'Avalon, das. 1833, beide mit Notizen über den Verfasser; deutsch in der „Blauen Bibliothek"). Außer diesen und einigen andern unbedeutendern prosaischen und poetischen Schriften schrieb P.: „Le cabinet des beaux arts, ou Recueil d'estampes etc." (Paris 1690); „Les hommes illustres qui ont paru en France pendant ce siècle" (das. 1696—1700, 2 Bde.); „Mémoires" (das. 1759). Eine Auswahl von P.s Werken veranstaltete unter dem Titel: „Oeuvres choisies" Collin de Plancy (Paris 1826). Von seinen 3 Brüdern war der älteste, Claude P., geboren 1613, † den 9. Okt. 1688, erst Arzt, wandte sich aber dann der Baukunst zu und lieferte die Zeichnungen zur Façade des Louvre und zum Observatorium, schrieb eine französische Uebersetzung von Vitruvius (Paris 1673 u. 1684) u. „Essais de physique", worin sich eine berühmte Abhandlung über die „Mécanique des animaux" befindet. Der zweite Bruder, Pierre P., bekleidete die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen u. hinterließ in seinen „Oeuvres de physique et de mécanique" (Leyd. 1721) verdienstvolle wissenschaftliche Arbeiten. Der dritte, Nicolas P., nahm an den dichterischen Produktionen seines Bruders Charles Antheil, gewann aber besonders dadurch einen Namen, daß er zu den 70 Doktoren gehörte, die wegen ihrer Parteinahme für Arnauld von der Sorbonne ausgeschlossen wurden.

Perresyp, die schmalen (doch oft auch breiten) Dämme (Nehrungen der baltischen Länder), die sich vor den Mündungen der meisten von Norden her in das schwarze Meer fallenden Gewässer durch wechselnde und entgegengesetzte Thätigkeit der Fluß- und der Meeresgewässer bilden. Sie geben Anlaß zur Entstehung der sogenannten Limans, die gewöhnlich nur durch eine enge Oeffnung (Girl) mit dem Meere zusammenhängen.

Perron (franz.), Podest, bei Freitreppen die unmittelbar vor der Thüre sich ausdehnende Plateforme; auf Eisenbahnstationen ein in Form eines langgedehnten Rechtecks fast bis zu gleichem Niveau mit dem Boden der Eisenbahnwägen aufgebauter, den Passagieren zum Einsteigen dienender Weg, an dessen einer Seite Schienen hinlaufen, so daß die Züge dicht daran hinfahren können.

Perrot, britisch-nordamerikanische Insel in Untercanada, südwestlich von der Insel Montreal, an der Mündung des Ottawa in den Lorenzstrom.

Perrotine, die von Perrot in Rouen erfundene Maschine, durch welche mittelst breiter, über die ganze Zeuchbreite reichender Formen mehre Farben auf einmal aufgedruckt werden. Sie leistet eben so viel, als beim Handdruck 20 geübte Hände, und besteht aus 3 hölzernen, mit erhaben geschnittenen Mustern versehenen Druckformen, die, je nach der Breite des zu bedruckenden Zeuches, eine Länge von $2\frac{1}{2}$—3 Fuß und eine Breite von 2—5 Zoll haben und, in einem sehr starken gußeisernen Gerüst unter rechten Winkeln gegen einander angebracht, nach einander so in Bewegung gesetzt werden können, daß sie gegen die vordere, obere und hintere Seite eines vierseitigen Prisma's treffen, welches mit Tuch überzogen ist und sich um eine Axe zwischen den 3 Formen dreht.

Der Kattun wird durch einen Cylinder, auf den er sich aufwindet, über das Prisma hinweggezogen und während dem durch die Formen, welche (um den sanften Druck der menschlichen Hand nachzuahmen) mit elastischen Federn gegen das Prisma gedrückt werden, bedruckt. Jede Form wird nach vollbrachtem Drucke mit einem ausgespannten und mittelst einer mechanischen Bürste mit Farbe bestrichenen Tuche in Berührung gebracht, um zu einem abermaligen Abdruck bereit zu seyn. Zwei Kinder pflegen auf die gehörige Ausbreitung der Farbe zu achten; ein Arbeiter leitet den Gang der Maschine.

Per Saldo (ital.), zur Ausgleichung, als Rest.

Persan (franz.), in der Baukunst eine tragende Bildsäule.

Persante, Fluß in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neustettin, entspringt daselbst aus dem See Persanzig, nimmt das krumme Wasser, die Damitz, Radun rc. auf und mündet nach einem Laufe von 22 Meilen (wovon $4^1/_2$ schiffbar sind) bei Kolberg, wo sie den Hafen Münde bildet, in die Ostsee.

Per se (lat.), für sich.

Persea, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, amerikanische Bäume und Sträucher, von denen mehre in der Heimath als Obst- und Arzneipflanzen geschätzt und andere wegen ihres schönen Wuchses als Ziergewächse kultivirt werden. Von P. Borbonia *Spr.* (Laurus caroliniensis *Catesb.*, Ocotea Cymbarum *Kth.*, rother Lorbeer), mit weißen Blüthentrauben, werden die aromatischen Blätter im Vaterlande als Heilmittel benutzt. Ueber P. gratissima *Gaertn.* (Alligator- od. Avogatobirne, Laurus P. *L.*), s. Avogatobaum. Von P. indica *Spr.* (Maderalorbeer), einem ansehnlichen Baum in Madera, auf den kanarischen Inseln und in Japan, mit weißlichen, in winkelständigen Doldentrauben vereinigten Blüthen, sollen die lorbeerartig riechenden Blätter nebst den Blattstielen und jungen Zweigen ein heilsames Mittel bei Durchfällen seyn. Die Perseaarten werden wie die Laurusarten kultivirt.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, die spätere Hauptstadt Persiens, schon zu Cyrus' Zeiten vorhanden, aber vornehmlich durch Darius I. und Xerxes vergrößert und verschönert, lag nördlich am Flusse Araxes (zu Bendemir) und östlich vom Flusse Medus (jetzt Polwar), unweit seiner Vereinigung mit ersterem, in einer großen, schönen und fruchtbaren, im Norden von niedrigen Bergen begrenzten Ebene (jetzt Merdascht), und hatte eine mit einer dreifachen, sich immer höher (16, 48 und 60 Ellen) erhebenden Mauer umgebene, den königlichen Palast, das Erbbegräbniß und die Schatzkammer der Könige enthaltende Burg, die nebst der ganzen Stadt von Alexander geplündert und niedergebrannt wurde; doch muß ein großer Theil von den Flammen verschont geblieben seyn, da wenige Jahre nach dieser Katastrophe Peucestes dem ganzen Heere in P. ein großes Gastmahl gab, auch Alexander bei seiner Rückkehr aus Indien die Stadt wieder vorfand und alle späteren Schriftsteller von ihr als noch vorhanden sprechen; selbst im Mittelalter, wo sie den Namen Istahkar angenommen hatte, war sie noch die Residenz mohammedanischer Fürsten. Ueber ihre 7 Meilen nordöstlich von Schiras und 1 Stunde nördlich vom Dorfe Merdascht auf dem linken Ufer des Polwar sich noch zeigenden umfangreichen und prachtvollen Ruinen, Namens Takht-i-Dschemschid (d. i. Thron des Dschemschid) od. Tschil-Minar (d. i. 40 Säulen), die, in 3 Hauptgruppen zerfallend, zu den großartigsten und interessantesten Ueberresten des Alterthums gehören, vergl. Vaux, Niniveh and P., London 1851.

Perserin (türkisch Prisrendi, früher Justiniana Secunda), Hauptstadt eines Sandschaks in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, eine der reichsten und gewerbfleißigsten Städte des Reichs, liegt am nördlichen Fuße des Kardaghgebirges, am Eingange der weiten Drinebene, wird von den Bächen Velja Rieka, Mala Rieka und Strednä Rieka durchflossen u. zählte (1838) 26,000 Einwohner. Die Stadt zerfällt in 4 Haupttheile: Eminit, Suleimit, Ahmit und die Citadelle. Letztere befindet sich auf einem 185 wiener Klafter über dem Niveau der Stadt sich erhebenden Berge, südöstlich von derselben, ist mit starken Mauern umgeben und enthält geräumige Kasernen, die bis zu 2800 Mann zu fassen vermögen. Das Stadtquartier Suleimit, am westlichen Ende der Stadt, enthält die geräumige Residenz Haireddin-Pascha's. Eminit, im südöstlichen Theile der Stadt, ist der Hauptsitz des Gewerbfleißes und Handels, dessen Hauptgegenstände Flintensteine, Töpferwaaren, grobe Glaswaaren, Sattlerarbeiten und namentlich Stahlwaaren bilden. Das große Karawanseraigebäude mit 400 Zellen für Reisende, die große Moschee Emin Pascha's mit 3 Kuppeln und einer Art Kloster für türkische Klausner, die Wohnung des griechischen Bischofs von P. und Skopia bilden die hervorstechendsten Punkte dieses Stadttheils. Das Quartier Ahmit hat vorzugsweise christliche Bevölkerung, die Ruinen einer gothischen Kirche, eine große Moschee Ahmets, die aus einer christlichen Kirche 1682 zur Aja Sofia P.s metamorphosirt wurde, u. das Postgebäude (Menzilhane) mit einem bedeutenden Personal von Tataren (Briefträgern) und Surdzi's (Postknechten). Die Zahl der Moscheen in P. überhaupt beträgt 42.

Perserkriege, die von 490 — 449 v. Chr. zwischen den Persern und den Griechen, anfangs auf griechischem, später auf persischem Gebiete geführten Kriege, welche für die Gestaltung des griechischen Lebens bei Weitem wichtiger geworden sind, als für die persische Geschichte. Veranlaßt wurden sie durch die Unterstützung, welche die Athener den im Aufstande gegen die Perserherrschaft begriffenen kleinasiatischen Griechen gewährt hatten; ihr Ende erreichten sie mit dem Siege der Athener bei Cypern, 449, weil darauf die Griechen, durch innere Spaltungen in Anspruch genommen, ihre Kämpfe gegen Persien eine geraume Zeit einstellten; s. Athen und Griechenland.

Perseus, berühmter Heros von Argos, von Zeus in Gestalt eines goldenen Regens mit der Danaë, Tochter des argivischen Königs Acrisius, erzeugt. Als Acrisius das delphische Orakel wegen männlicher Nachkommen befragte, erhielt er die Antwort, seine Tochter werde einen Sohn gebä-

ren und dieser ihn tödten. Er setzte daher die Danaë mit dem neugebornen Kinde in einem Kasten im Meere aus; dieser aber wurde an der Insel Seriphus ans Land getrieben, wo sich Dictys des Knaben erbarmte. Polydectes, des Dictys Bruder und König der Insel, verliebte sich in Danaë; da aber P., welcher inzwischen herangewachsen war, seinen Plänen im Wege stand, so entsendete er ihn zu den Gorgonen, um das Haupt der Medusa zu holen, angeblich als Hochzeitgabe für Hippodamia. Unter der Führung des Hermes und der Athene kam P. zu den Gräen Enyo, Pephreto und Deino, welche von Geburt an alt waren und nur ein Auge und einen Zahn mit einander hatten. P. nahm ihnen Auge und Zahn, versprach ihnen aber beides zurückzugeben, wenn sie ihn zu den Nymphen führen würden, welche die Mittel verwahrten, deren er zu seinem Vorhaben bedurfte. Die Nymphen gaben ihm nun Flügelschuhe, eine Tasche u. den unsichtbar machenden Helm des Hades, wozu Hermes eine Harpe oder Sichel fügte. Mit dieser Rüstung flog P. nach dem Oceanus, wo er die Gorgonen Stheno, Euryale und Medusa antraf. Nur Medusa war sterblich; weil aber ihr Anblick versteinerte, so trat er mit abgewendetem Gesicht vor sie, während sie schliefen, blickte in einen ehernen Schild, in welchem er das Bild der Medusa sah, und schnitt ihr, während Athene seine Hand leitete, den Kopf ab. Er steckte denselben in seine Tasche und floh. Als P. nach Aethiopien kam, fand er Andromeda, die Tochter des Königs Cepheus, einem Meerungeheuer ausgesetzt, befreite, heirathete sie und nahm sie nach Seriphus mit. Hier befreite er seine Mutter von der Zudringlichkeit des Polydectes, indem er diesem und seinen versammelten Freunden den Kopf der Gorgo zeigte und sie sämmtlich versteinerte. Darauf setzte er den Dictys als König ein, gab seine Flügelschuhe, Tasche und Helm dem Hermes, welcher sie den Nymphen zurückstellte, den Kopf der Gorgo aber der Athene, welche ihn auf ihrem Schilde anbrachte. Mit Danaë und Andromeda begab er sich darauf nach Argos, um den Acrisius zu sehen; dieser aber flüchtete sich, eingedenk des Orakels, nach Larissa. Als hier Teutamius seinem Vater Leichenspiele veranstaltete, erschien auch P. und zeigte die von ihm gemachte Erfindung des Diskus, welcher dem Acrisius auf den Fuß fiel und ihn tödtete. P. bestattete den Großvater vor der Stadt, scheute sich aber, das Erbe des von ihm Getödteten anzutreten, und vertauschte daher die Herrschaft über Argos mit Megapenthes, Sohn des Proëtus, gegen die Herrschaft von Tirynth und gründete Medea und Mycenä. Mit Andromeda zeugte er den Perses, Alcäus, Sthenelus, Eleius, Mestor, Electryon und die Gorgophone. An der Straße von Argos nach Mycenä hatte er ein Heroon, aber auch in Seriphus und Athen wurde er göttlich verehrt. Der Mythus wurde auch nach Aegypten übertragen, wo P. in Chemmis einen Tempel mit einem Standbilde hatte. Nach der Sage ließ er hier, wenn er erschien, einen zwei Ellen großen Schuh zurück, welcher Segensfülle über Aegypten brachte.

Perseus, letzter König von Macedonien, unehelicher Sohn Philipps III., nahm frühzeitig an den Kämpfen und Intriguen seines Vaters gegen die Römer Theil, räumte seinen jüngern Bruder, Demetrius, der ihm durch größere Beliebtheit bei den Macedoniern und Gunst bei den Römern gefährlich zu werden schien, aus dem Wege u. folgte 171 v. Chr. seinem Vater auf dem Thron von Macedonien. Ein grausamer und argwöhnischer Despot, soll er eigenhändig seine Gemahlin und den Apelles, sein Werkzeug bei der Ermordung des Demetrius, umgebracht haben. Obgleich sich ein neuer Römerkrieg auf ihn vererbt hatte, so glaubte er diesen doch aufschieben zu müssen, um zu den von Philipp schon in Bereitschaft gesetzten Mitteln noch weitere zu sammeln, und ließ daher durch eine Gesandtschaft in Rom um Erneuerung des väterlichen Bündnisses und seine Anerkennung nachsuchen. Zugleich warb er aber in der Nähe und Ferne um Bundesgenossen wider Rom, vermählte sich mit Seleucus' IV. Tochter, Cardice, u. gab dem bithynischen Könige Prusias II. seine Schwester zur Gattin, während er durch versöhnende Maßregeln im Innern den gewaltsam errungenen Thron sich zu sichern suchte. Rom aber versäumte ebenfalls nicht, durch diplomatische Künste der Gewalt seiner Waffen vorzuarbeiten. Zwar ließ es 171 eine Kriegserklärung an P. ergehen, gestattete jedoch dem dadurch eingeschüchterten P. die Anknüpfung neuer Unterhandlungen und einen Waffenstillstand und gewann so Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen und seiner Verbindungen in Griechenland. Mit solchen Mitteln wurde noch in demselben Jahre der Krieg vom Konsul P. Licinius Crassus eröffnet. P. erwartete die Römer in Thessalien, wo es bei Sycurium am Fuße des Ossa zu einem hitzigen Gefechte des leichten Fußvolks und der Reiterei kam. Obgleich sich dieses zu Gunsten des P. entschied, so ließ er doch um Frieden bitten; die Römer aber, dadurch übermüthig gemacht, verlangten Ergebung auf Gnade und Ungnade. P. ging darauf nicht ein, wich aber nach einem zweiten unentschiedenen Treffen nach Macedonien zurück. Auch das folgende Jahr 170 war für die Römer nicht glücklicher. Des Licinius Nachfolger, Hortensius, erlitt mit der Flotte durch einen Ueberfall des P. bei Oreum an der Nordküste von Euböa eine Niederlage, und der neue römische Feldherr, Hostilius, wurde bei zwei Versuchen, von der obermacedonischen Landschaft Elimea und dann von Italien aus vorzudringen, geschlagen und dadurch zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt. Während er aber von Thessalien aus die verschiedenen griechischen Staaten zur Treue gegen Rom auffordern ließ, brach P. in Thessalien ein und kehrte mit ungeheurer Beute heim. Unter so ungünstigen Verhältnissen eröffnete sich für den mit frischen Truppen auf dem Kampfplatz erschienenen neuen Konsul Q. M. Philippus der Feldzug von 169. Aber die Besetzung von Heracleum u. Dium durch das römische Heer brachte über P. einen solchen panischen Schrecken, daß er bis Pydna zurückwich. Bald faßte er sich jedoch wieder, als die Römer wegen Mangels an Lebensmitteln Macedonien räumen mußten, und bezog ein verschanztes Lager am Enipeus in Pierien, während die Römer sich darauf beschränkten, ihm gegenüber für den Rest des Sommers und den Win-

hindurch das Gleiche zu thun. Sie suchten aber durch allerlei Intriguen ihrer Sache aufzuhelfen, mit der es am Ende dieses dritten Feldzugs nichts weniger als glänzend stand, wogegen P. sich bei benachbarten Fürsten Sympathien zu erwerben wußte, die er freilich durch maßlosen Geiz und Habsucht bald wieder verscherzte. Zuletzt wurde die Entscheidung des Kampfes dem Triumphator über die Ligurier, dem Konsul Aemilius Paullus, in die Hände gelegt. Derselbe erschien mit beträchtlich verstärktem Heere am Enipeus, wo sich die Armeen noch im Winterlager gegenüberstanden, kräftigte die demoralisirten römischen Legionen, umging mit ihnen das macedonische Lager u. folgte dem nach Pydna zurückweichenden P., dessen Macedonier durch die in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 168 eingetretene totale Mondsfinsterniß, als durch ein angebliches Wahrzeichen des Sturzes ihres Königsthrones, erschreckt wurden. Der Konsul erfocht unter dem äußersten Widerstande der macedonischen Phalanx in der kurzen, aber mörderischen Schlacht bei Pydna einen entscheidenden Sieg. P. entwich nach vergeblichen Versuchen zum Widerstand mit einem Theil seiner Schätze, seiner Gemahlin und seinen Kindern nach dem Dioskurenheiligthum auf Samothrace. Hier ergab er sich, nachdem er vergeblich die Flucht nach der thracischen Küste versucht hatte u. zuletzt von Allen, bis auf seine zwei Söhne, Philipp und Alexander, verlassen worden war, dem Cn. Octavius unter Weinen und Klagen über den Wechsel des irdischen Glücks. Durch Octavius an den Konsul ins Lager bei Amphipolis abgeliefert, mußte er mit seiner Gemahlin, zwei Söhnen und einer Tochter den Triumph seines Besiegers schmücken. Sodann mit seinen Kindern in einen unterirdischen Kerker geworfen, wurde er auf Verwenden des Aemilius Paullus daraus erlöst und verlebte noch 2 Jahre in weiterer Haft zu Alba, die er durch freiwilligen Tod kürzte. Nach einem andern Berichte soll er durch die boshafte Rachsucht seiner von ihm gekränkten Wächter in einem Alter von 46 Jahren seinen Tod gefunden haben. Rom sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß. Längere Zeit überlebte ihn nur sein jüngerer Sohn Alexander, der bei seiner Kenntniß römischer Sprache und Schrift ein brauchbarer Schreiber im Dienste der albanischen Stadtbehörden war. Vgl. Macedonien.

Perseus, Sternbild am nördlichen Himmel inmitten der Milchstraße, wird als Perseus mit geschwungenem Schwert in der einen und dem Medusenhaupt, darin sich 4 kleine Sterne, die Gorgoneä, befinden, in der andern Hand dargestellt. Es ist östlich von der Andromeda, westlich von dem Fuhrmann, südlich vom Stier, nördlich von der Cassiopeja begrenzt. Nach Hevelius enthält es 45, nach Flamsteed dagegen 79 Sterne, unter ihnen den Algol und Algenib. Am Griff des Schwertes steht ein großer Nebelfleck.

Pershore, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, rechts am Avon, der hier schiffbar ist, in schöner und fruchtbarer Gegend, hat 2580 Einwohner, welche Strumpfwirkerei treiben.

Persico (ital.), ein Liqueur, der über Pfirsich- oder bittere Mandelkerne abdestillirt ist.

Persien (Persia), bei den alten Geographen zu verschiedenen Zeiten Name dreier, ihrer Größe nach sehr verschiedenen Ländergebiete. Persis (jetzt Pars, Fars, Farschtan), das Stammland und die Hauptprovinz des späteren großen Perserreichs, war ein etwa 6000 □Meilen großes, von hohen, theils dürren, theils weidereichen Gebirgen erfülltes, gegen Süden in eine Sandfläche auslaufendes Hochland, im Osten von Karamanien und der großen karamanischen Wüste, im Norden von derselben Wüste und dem Gebiet Parachoatras, der südlichsten Kette des Taurus, die es von Medien und Parthien trennte, im Westen von Susiana, im Süden vom persischen Meerbusen begrenzt. Unter den Gebirgen war den Alten am bekanntesten das nördliche Grenzgebirge Parachoatras, durch welches zwei Pässe nach P. führten. Die südlichen, von da durch das Land hinziehenden Züge werden nicht unter besonderen Namen aufgeführt; nur an der Küste nennen griechische Geographen den Berg Ochus. Die Flüsse P.s waren im Innern der Hauptstrom Araxes, mit dem Medus und Cyrus, an der Küste in der Richtung von Osten nach Westen der Grenzfluß Bagrada, der Hyperis, der Areon in der Gegend von Gogana, der Sitacus od. Sitiogardus, der Padargus, Granis, Rhogonis oder Rhogomanis, Brizana oder Brisoana und Arosis od. Oroatis. Was das Klima und die dadurch bedingte Fruchtbarkeit des Landes betrifft, so war der nördliche Gebirgsstrich kalt und rauh, jedoch zur Vieh-, namentlich zur Kameelzucht sehr gut geeignet; der mittlere Theil erfreute sich eines gemäßigten Klima's und großer Fruchtbarkeit, namentlich an Wein; der südliche Küstenstrich aber war unerträglich heiß und außer Palmen arm an Früchten. Die Einwohner P.s, später Persä, mit dem einheimischen Namen Artäi genannt, zerfielen in mehre Stämme. Der erste bestand aus den Pasargadä, zu denen das Geschlecht der Achämeniden, aus dem die Perserkönige stammten, gehörte, den Maraphii und Maspii; der zweite aus den Panthialäi, Dernysiai, Germani, den ackerbauenden Stämmen, wahrscheinlich Bewohnern des mittleren, fruchtbaren P.s; der dritte aus den Dai, Mardi, Tropici, Sagartii, von denen mehre auch in andere benachbarte Länder verbreitet waren. Die bedeutendsten Städte des Landes waren die alte u. die neue Hauptstadt Pasargada u. Persepolis. Außerdem sind noch Gabä, Taoce, Aspadana und an der Küste Gogana und Hieratis auf der Halbinsel Mesambria auszuzeichnen. Persia (Ariana, im Mittelalter Iran) war das Land der Zendvölker mit Einschluß des ihnen angehörenden einzelnen Zweigs der eigentlichen Perser, zwischen dem kaspischen Meere (im Norden), dem persischen Meerbusen und dem indischen Ocean (im Süden und Westen), dem Tigris (im Westen) und dem Indus (im Osten), die Heimath der Ormuzddiener, das Land des Lichts und des Heils, im Gegensatz zu dem nördlicher liegenden Turan, dem Lande der Finsterniß, das von feindlichen Barbaren bewohnt wurde, u. 40,000 □Meilen groß. Die einzelnen Bestandtheile dieser ungeheuren Ländermasse waren: Medien, Susiana, Persis, Karamanien, Gedrosien, Arachosien, Paropamisus, Hyrkanien, Margiana, Bactriana, Ariana, Parthien, Drangiana. Von noch größe-

rer Ausdehnung war das große Perserreich, das in den Zeiten seiner größten Ausdehnung, kurz vor dem Sturz durch Alexander den Großen, außer den genannten Gebieten noch Kleinasien, Armenien, Syrien, große Striche von Arabien, Aegypten umfaßte u. von Alexander im Südosten selbst bis über den Indus hinaus erweitert ward.

Das heutige P. (P. im weitern Sinne oder das Plateau von Iran) ist das große, einen Flächenraum von ungefähr 36,000 (nach Andern 59,000) □Meilen einnehmende Plateauland im westlichen Hochasien (Vorderasien), das, im Norden vom Tiefland von Turan, dem kaspischen Meer und den Kaukasusländern, im Westen von Armenien und den Tigrisländern, im Süden von dem persischen Meerbusen und dem arabischen Meer (Golf von Oman), im Osten aber von Vorderindien begrenzt, in der Mitte eine einzige zusammenhängende Hochfläche bildet, welche ringsum an ihren Rändern von Gebirgen umsäumt wird. Den Nordrand bildet der von Osten nach Westen laufende Hindukusch oder Hindukuh, eine Bergbrücke zwischen den Massenlanden des östlichen Hochasiens u. der Gesammterhebung Westasiens, bis zu 20,000 Fuß und höher aufsteigend, ein Gebirgsland von 60 Meilen Breite zwischen die Ebene und das nördliche ostkaspische Flachland werfend. Auf seiner Nordseite fällt er im türkischen Alpenlande (Sogdiana, Ferghana ꝛc.), den Wiegenländern des Dschihon und Sihon, ab, im Osten stößt er durch die Thsungling und die Terrasse von Pamer an die centrale Masse von Asien, in seinen Verzweigungen liegen die Bergkantone von Badakhschan ꝛc., im Süden lagert sich Kuhistan mit Kaferistan vor seine Schneemauer, bestehend aus hohen, über einander aufsteigenden Längen- und Querthälern, reizendes Alpenland, sowie auch die Ostterrasse des Plateau's am Kabulstrome, das schöne Peschawer. Nach Westen hin senkt sich der Hindukusch im Paropamisus ab, der die Lande von Balkh und Kabul im Norden und Süden füllt u. sich zwischen zwei großen Wüsten in westlicher Richtung zur Südseite des kaspischen Meeres fortzieht, das Plateau von Khorassan bildend. Hier senkt sich das im Osten 8000 Fuß hohe Plateau nach und nach zu 4000 Fuß und fällt fast unmerklich bis in die Flachwüsten von Khiwa ab. Erst in Masenderan am Südufer des Kaspisee's steigt der Albors (Elbrus) wieder zu 8—12,000 Fuß hinan, wendet sich, das Alpenland Aderbeidschan (3700—8300 Fuß hoch) füllend, nordwestlich, zieht sich auf der Küste hin (Talyschgebirg) und verwächst endlich mit dem Hochlande Armeniens. Hier beginnt zugleich der westliche Rand des Plateau's, der östlich von den zwei großen Strömen (Euphrat und Tigris) am Urmiasee nach Süden zieht, die Berglande Ostkurdistan und Loristan bildend und in seiner höchsten Kette Zagrosch genannt; im Osten steigen die Randgebirge Bisutun und Elwend empor. Weiter im Südosten, östlich vom persischen Golf, erhebt sich die Ebene zu 4500 Fuß (Schiras), das Gebirg (Descht Ersen) zu 7800 Fuß, sodann verliert letzteres den gemeinsamen Namen und streicht als Serdsir (kaltes Land) durch Farsistan und Kerman nach Südosten und Osten. Der tiefe und heiße Küstenrand, der vor ihm liegt, heißt Ghermsir (heißes Land) od. Deschtistan (Flachland). Endlich schließt sich hier der Südrand des Plateau's an, der vom persischen Golf (von Westen nach Osten) gegen die Indusmündungen sich richtet, die Terrassen von Beludschistan in mehren, immer höhern Ketten landeinwärts aufsteigend, bis im Osten die Verbindung mit dem östlichen Rande die 8000 Fuß hohe Terrasse von Kelat bildet. Der Ostrand geht in nördlicher Richtung vom Meere bis an den Hindukusch, gewöhnlich Salomonskette (von dem Gipfel Tukhte Soliman, d. i. Salomonsthron, 12,000 Fuß hoch) genannt, richtiger indo-persisches Grenzgebirg, das noch in Kabul den Gipfel Sufaid Kuh (weißer Berg, 12,000 Fuß hoch) hat. Während es gegen den Indus steil abfällt, senkt es sich in der Hochebene langsam nach Westen. Der Rücken des persischen Plateau's innerhalb der genannten Randgebirge besteht aus weiten Hochebenen, die einen flachen Kessel bilden, indem ihr Niveau in der Mitte nur 2—3000 Fuß hoch ist, während es nach den Rändern zu sich mehr erhebt. Die Mitte dieser Scheitelfläche P.s besteht aus einer von verschiedenen Oasen unterbrochenen Stein- und Kiesfläche, die eine nur hie und da von Salzpflanzen bekleidete und lediglich von einigen salzigen Lachen und Morästen bewässerte große Salzwüste bildet, die sich vom 69.° östl. L. bis zum Zarehsee um 78° östl. L. erstreckt, hier aber in eine Sandwüste verwandelt, welche sich ostwärts bis in die Nähe von Kandahar, südwärts aber bis zum nördlichen Beludschistan ausdehnt. In historisch-politischer Hinsicht zerfällt P. in zwei Haupttheile, in Ostpersien od. Herat, Afghanistan und Beludschistan, u. Westpersien od. das persische Reich im engern Sinne, welches nämlich in seiner gegenwärtigen Gestalt nach Osten zu nicht die ganze Hochfläche von Iran, sondern nur ihre Westhälfte umfaßt u. nach Westen zu noch über sie hinaus in das Tiefland übergreift. Der Name P. ist den Eingeborenen selbst gänzlich unbekannt; sie nennen ihr Land von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Iran (Eriene), das Land diesseits des Oxus, das lichte Land, im Gegensatze des hohen Turan. Der Name P. oder Parsistan (Farsistan), welchen die Europäer dem Lande geben, wird von der Provinz Fars abgeleitet und soll s. v. a. „das glänzende" bedeuten. Die bedeutendsten deutschen Geographen der neuesten Zeit haben den Namen P. aufgegeben und dafür den Namen Iran angenommen.

Das persische Reich begreift, mit Ausnahme des dem Imam von Maskat zugehörigen Küstenstrichs am persischen Meerbusen, den ganzen Theil des Plateau's westlich vom Eingange der Straße von Ormuz u. vom Zarehsee u. wird nördlich von den transkaukasischen Provinzen Rußlands, vom kaspischen Meere, von dem Tieflande von Turan, östlich von Afghanistan und Beludschistan, südlich vom persischen Meerbusen u. Meere und westlich von den türkischen Euphrat- und Tigrisländern begrenzt. Es erstreckt sich von 25° 40′ nördl. Br. und 75° 49′ 45″ östl. L. (Kap Dschask, Jacques am Eingange des Golfs und der Grenze gegen Mekran). Das Land hat einen Flächenraum von ungefähr 23,000 (nach Andern 25,600) □Meilen und wird in 11 Provinzen (bis 1827, wo Aran russisch

geworden ist, 12 Provinzen) eingetheilt (s. unten). Im Süden Terrassenland wie Beludschistan, im Norden Bergrand u. endlich gegen Armenien Alpenland, im Westen nach dem Gebirge abfallend in das Flachland der Ströme, im Innern einen Wechsel von weiten Thälern, Bergrevieren und unabsehbaren Salz- und Sandwüsten darbietend, hat das Land noch die Natur Hochasiens, im Osten, die Vorderasiens mehr im Westen, die Arabiens im Südwesten. Die große Wüste (Naubendan ꝛc.), im Norden von Kumis und Khorassan, im Osten von diesem, von Sistan und Mekran, im Süden von Kerman und Farsistan, im Westen von Irak Adschem (Rei, Kum, Kaschan) eingefaßt, nur von schmalen Kulturstrichen unterbrochen, ist 80 Meilen lang (von Westen nach Osten) u. 45 M. breit u. hat mit Seesalz geschwängerten Thonboden, der bald eine zerbröckelnde Erdkruste, bald Wellenhügel von Flugsand bildet u. oft von Salzlachen od. von Felsenwällen unterbrochen ist. Sie geht bis an den Hilmend in Afghanistan und im Süden des Flusses tief hinein in den Norden Beludschistans und macht auch die angrenzenden Reviere heiß, dürr und trocken. Die wenigen Flüsse u. Flüßchen der erwähnten Scheitelfläche, welche an den umgebenden Randgebirgen entspringen, endigen in der Wüste in Landseen oder Morästen. Hiervon macht selbst der bedeutendste unter ihnen, der Hilmend in Afghanistan, der in den Zarehsee mündet, keine Ausnahme. Ueberhaupt fehlen auf dem Plateau von Iran bedeutendere Ströme. Als die ansehnlichsten sind nur der Aras (der alte Araxes), der auf eine Strecke die Grenze gegen Rußland bildet und dann in den Kur fällt, der Kisil-Osen oder Sefidrud, der, aus den Gebirgen von Kurdistan und Aderbeidschan kommend, ins kaspische Meer mündet, der Kerah oder Hawisd und der Karun, die, vom Zagroschgebirge herabströmend, sich in den Schat-el-Arab ergießen, und der in Afghanistan entspringende u. in den Indus mündende Kabul zu nennen. Von den Landseen sind der salzige Urmia zwischen Kurdistan und Aderbeidschan und der Zareh- oder Hamunsee die bedeutendsten. Hinsichtlich des Klima's sind in P. 3 Abstufungen zu unterscheiden: Ghermsir oder das heiße, dürre Klima des Küstensaums am persischen Meerbusen und Meere, Sirhad oder das kältere, ebenfalls trockene der Scheitelfläche des Plateau's, und das zwischen beiden liegende glückliche Klima der Thäler und Terrassen der Randgebirge. Das erstere ist, obwohl außerhalb der Wendekreise gelegen und deshalb der Tropenregen entbehrend, seiner Hitze nach ein ächt tropisches, das an gewissen Punkten eine Sommerhitze gleich der des Innern Afrika's zeigt, dabei auch durch seine Ungesundheit verrufen ist. Das andere ist merkwürdig durch die unendliche Trockenheit seiner Atmosphäre bei einem stets heitern und reinen, wolkenleeren Himmel, durch die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die glühende Tages- und Sommerhitze und ebenmäßige Nacht- und Winterkälte, denn die Scheitelfläche P.s ist wegen ihrer Erhebung nicht ohne winterlichen Schneefall, obgleich sie im Klimagürtel der Südfrüchte und der immergrünen Bäume liegt. Das schönste Klima hat die Provinz Irak, und namentlich genießt Ispahan (Isfahan) einer Temperatur, deren sich keine andere Stadt P.s zu erfreuen hat. Uebrigens ist ganz P. größtentheils ein gesundes Land, das weder den tödtlichen Winden Arabiens, noch den Orkanen des hohen Asiens, daher auch keinen verheerenden Epidemien ausgesetzt ist. Nur die Küstenstriche am kaspischen Meere, sowie am persischen Golfe bilden eine Ausnahme, indem hier häufig Fieber vorkommen, sowie auch Augenkrankheiten u. Dysenterien nicht selten sind u. die Pocken oft große Verheerungen anrichten. Erdbeben sind, außer im Norden, nur selten. Die Regenzeit dauert im größten Theil des Reichs bis zwei Monate; vom Mai bis zum September ist auf dem Plateau der Himmel ganz wolkenlos. Die Physiognomie P.s in Bezug auf das Pflanzenreich weist ihm den Platz neben Arabien an. Beiden gemeinschaftlich ist, daß der Weizen unter den Cerealien vorzuherrschen beginnt, obwohl auch Reis und Mais als Brodfrüchte gebaut werden, Reis (ein Hauptnahrungsmittel der Perser) vorzüglich in den nördlichen Provinzen und unter diesen am meisten in dem wasserreichen Masenderan. Gerste und Hirse werden gleichfalls gesäet, seltener Hafer. Wein zieht man vorzüglich bei Schiras und Ispahan. Im Uebrigen ähnelt die Flora der indischen, ist aber weit ärmer als diese. Man könnte P. das Land der Mimosen (Gummigewächse) nennen. Daß es an großen Pflanzen arm ist, beweisen seine waldlosen Berge. Die ganze Hochebene ist von eigentlichen Waldungen entblößt, und erst in neuern Zeiten hat Abbas Mirza das Anpflanzen von Bäumen befohlen. Meist dient getrockneter Mist als Feuerungsmaterial. Nur im Norden breiten sich dichte Wälder von Akacien, Hagebuchen, Ahorn, Platanen, Ulmen, Eichen, Rothbuchen, Kornelbäumen aus, von Epheu, Lianen, Hollunder und andern Gesträuchen umgeben. Auf den Hochebenen wächst hier und da die Cypresse, Platane, Kornelkirsche, Weide; Cedern und Fichten trifft man auf einzelnen Bergen an, Eichen mit Galläpfeln, Linden, Akacien und Kastanien auf den niedern Hügeln und in den Felsklüften. Der Sumach- oder Färberbaum ist häufig; Granaten zieht man hauptsächlich in der Gegend von Hadschiabad und Turschis. Ferner finden sich Orangen, Citronen, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Quitten, Maulbeeren, Mandeln, Feigen, Terebinthen und Pistacien, Palmen, Datteln, Oliven, Tabak ꝛc. Auch pflanzt und säet man Baumwolle, Zuckerrohr und Mohn, welcher letztere Opium liefert. Treffliche Melonen wachsen in Ispahan und Nischapur, schmackhafte Steckrüben in der Gegend von Hadschiabad; außerdem baut man Gurken, Kohl, Möhren, Erbsen, Wurzeln, Flachs und Hanf. An Medicinalpflanzen liefert P. Rhabarber, Sesam, Manna, Senespflanzen, Salep, Ferula asa foetida, die auch als Gewürz benutzt wird, Wermuth, Terpentin, Senf, Ingwer, Gummitraganth) (in Khorassan), Mastix und Destambugeh, mit welchem man die Hände duftend macht; an Färberpflanzen Indigo, Krapp, Henna und Safran. Unter den Blumen nimmt die Rose von Schiras den ersten Rang ein; man nennt sie vorzugsweise Kul, d. i. Blume, und feiert ihr zu Ehren Feste. Der Jas-

min schmückt die Gärten freiwillig, blaue und scharlachrothe Anemonen zieren die Dickichte, Tulpen und Ranunculus die Weideplätze. Die Sumpfgegenden liefern Binsen, aus welchen Matten geflochten werden; die südliche Seeküste zeichnet sich durch herrliches Rohr aus, das zum Schreiben benutzt wird. Doch ist P. im Allgemeinen ärmer an Zier- als an Nutzpflanzen. Auch die Thierwelt P.s entspricht der Natureigenthümlichkeit des Landes. Vom Elephanten, welcher früher häufiger gefunden wurde, wenn er auch dem Lande nicht förmlich angehörte, findet man kaum noch einige Exemplare am Hofe des Schahs; er wird durch das Kameel (im Norden das zweihöckerige, am persischen Meerbusen das einhöckerige), Pferd, den Esel, Maulesel und Ochsen reichlich ersetzt. Vom Pferd hat man am persischen Meerbusen die rein arabische Race, dagegen in Irak und Fars eine Mischlingsrace, welche die eigentlichen persischen Pferde liefert. Diese haben lange Hälse mit vorwärts ausgestreckten Köpfen, eine schmale Brust, hohe Beine und wenig Feuer. Vom Esel hat man eine schöne, aus Arabien eingeführte Race mit glattem Haar und von leichter, muthiger Haltung. Die persischen Maulesel sind zwar klein, aber ungemein thätig und ausdauernd. Weit weniger Fleiß wendet man auf die übrige Viehzucht. Man hat Rindvieh, welches dem europäischen gleicht, Büffel und Buckelochsen. Ungemein bedeutend ist die Schafzucht; doch denkt Niemand daran, die vorhandene Race zu veredeln. Auch die Ziegenzucht wird betrieben, und man hat eine den europäischen, sowie eine den angorischen Ziegen ähnliche Art dieser Thiere. Schweine zieht man nur in einigen der nördlichen Distrikte. In Khorassan gibt es langhaarige Katzen. Als wilde Thiere beleben die Wüste Löwen, in den westlichen Distrikten, seltener Tiger, welche nur zuweilen aus Indien herüberstreichen, Panther, Bären und Wölfe, Hyänen, Schakale, Füchse, Hasen, wilde Esel, wilde Schweine, Bergziegen, Steinböcke, Viverren und Genettkatzen, Gemsen und Stachelschweine. Die Palmenhaine am persischen Meere ernähren Affen, und im Norden finden sich Springhasen. Hirsche, Rehe und Antilopen (Gazellen) bilden die gewöhnlichen Jagdthiere; am meisten wird jedoch der Bezoarbock gejagt, um den nach ihm benannten Stoff zu gewinnen. Alle unter denselben Breitengraden vorkommenden Vögel findet man auch in P. Von Hausgeflügel findet man vorzüglich Hühner und Tauben; häufig sind Gold-, Silber- und gemeine Fasanen, sowie wohlschmeckende Rebhühner. Ferner finden sich fast alle europäischen Zug- und Raubvögel, von welchen letztern der Falke mit dem Leoparden zur Gazellen- und Reiherjagd abgerichtet wird. Unter den Singvögeln zeichnet sich besonders der Bulbul oder die Nachtigall des Morgenlandes aus, welche gleich der Rose von Schiras eine große Rolle in der persischen Poesie spielt. Von Fischen findet sich der Stör im kaspischen Meere, außerdem sind besonders Karpfen, Forellen, Schmerlen und Barben häufig, und die arabischen Stämme am persischen Golf leben fast allein vom Fischfange, indem sie die Fische nicht bloß essen, sondern auch eingesalzen, geräuchert und getrocknet in den Handel bringen. Schlangen fehlen nicht, und an Ungeziefer aller Art ist Ueberfluß. Zu dem letztern rechnen wir die theils giftigen, theils eßbaren Heuschrecken, welche in ungeheurer Menge das Land durchfliegen, die Skorpionen, Taranteln, Falangen (Spinnen von ungeheurer Größe mit röthlichen Haaren, kleinen Klauen und 4 Zähnen), giftigen Wanzen, Mücken, Eidechsen, Erdspinnen &c. Der Seidenwurm findet sich besonders in Irak bei Kaschan, ferner in den Provinzen Ghilan, Masenderan, Kerman und Khorassan. Bienen sind selten, da es ihnen, namentlich auf der Hochebene, an der nöthigen Nahrung fehlt. Das Mineralreich ist weniger begünstigt. Zwar wurde in Fars eine Goldmine und in Aderbeidschan eine Silbermine entdeckt, aber beide waren nicht reichhaltig genug, um bergmännisch bearbeitet zu werden. Geringe Kupfersorten liefern die Gebirge bei Kasbin in Masenderan; Blei, auf die gewöhnliche Weise mit Silber versetzt, findet sich in Kerman und bei Yezd, Eisen rauh und zerbrechlich in den nördlichen Distrikten. Doch ist der Bergbau P.s ganz unbedeutend, und P. bezieht daher nicht nur Gold und Silber aus dem Auslande, sondern größtentheils auch das nöthige Eisen und Kupfer aus dem türkischen Asien, Rußland und Ostindien. Handel und Wandel müssen ihre Zuflucht zu türkischen Piastern, venetianischen Zechinen und holländischen Dukaten nehmen. Von Edelsteinen liefert P. Karneole, Chrysolithe, Lasursteine, Jaspise, Sapphire, Turmaline; von andern Steinarten Achate, Quarzarten, Quadersteine, Schiefer, Feuersteine, Marmor. Fars liefert Talk und reinen weißen Mergel, welcher sich wie Seife benutzen läßt. Gemeiner Thon, Lehm, Walkererde, Bolus, Meerschaum, Gyps, Kalk &c. finden sich in den Gebirgen der Hochebene, wie in denen der nördlichen Abdachung und in den Grenzgebirgen des Westens. Einen vorzüglichen Reichthum hat P. an Salzen, die man theils in den Bergen, theils in den Steppen, Seen und Baien, theils durch Salinen gewinnt. Steinsalz liefert das trockene Kerman, sowie die Gegend um Ispahan. Auch an Schwefel, Salmiak, Alaun, Vitriol, Soda, Salpeter &c. hat P. eher Ueberfluß, als Mangel; ebenso finden sich Federharz, Erdöl, Asphalt. Unter dem Namen Mumie (Mumia nativa) gibt es eine Art schwarzes, flüssiges Steinöl, dem man große Heilkräfte zuschreibt, weshalb auch der Schah die Quellen versiegeln, bewachen und jährlich nur einmal öffnen läßt. Im Jahre 1844 sind mächtige Steinkohlenlager am kaspischen Meere in der Provinz Masenderan aufgefunden worden.

Wie hoch sich die Bevölkerung von P. beläuft, ist wegen der widersprechenden Angaben überaus schwer zu bestimmen. J. M. Kinneir schätzt die Bevölkerung zwischen dem Euphrat und Indus mit Einschluß der Wanderstämme überhaupt auf 18—20 Millionen Köpfe. Da nun dieser Raum West- und Ostpersien in sich begreift, so können auf das erstere höchstens 8—13 Millionen gerechnet werden, was auch ungefähr mit der Truppenzahl übereinstimmen würde, welche P. nach den meisten Berichten aufzustellen vermag. Fraser rechnet 10—11 Millionen, Maltebrun 12 Millionen, Jaubert nur 7 Millionen, wovon auf

die ansässigen Nationen 6,200,000 und auf die nomadischen Völkerschaften 800,000 kommen. Unter den Bewohnern P.s machen die eigentlichen Perser (Neuperser oder Tadschiks) die Hauptmasse aus und sind nicht bloß der zahlreichste, sondern auch der civilisirteste Theil der ganzen Bevölkerung. Wahrscheinlich stammen sie von den alten Persern und Medern oder den ursprünglichen Bewohnern P.s ab, sind aber mit später eingewanderten Völkern (Türken, Kurden, Afghanen, Arabern, Georgiern, Juden ꝛc.) vermischt, da man die Harems mit den Schönheiten aller Länder, welche man sich durch Raub oder Kauf verschaffen konnte, anzufüllen pflegte, wie dies auch jetzt noch, wenn gleich in geringerem Maße, geschieht. Obgleich sie die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, sind sie doch nicht das herrschende, sondern vielmehr das dienende Volk, indem die Beherrscher des Landes den nomadischen Bewohnern angehören, nämlich dem turkomanischen Volksstamme. Die Tadschiks sind schön, stark, kräftig, kriegerisch, gastfrei, zugänglich für Fremde, ungemein fein, unterhaltend und liebenswürdig im Umgange. Der Perser liebt Pracht und Glanz. Zu seiner Kleidung wählt er fast durchaus dunkle Farben (grün und blau). Sie besteht in weiten, langen Pantalons (Sirdschame) von rother Seide od. blauer Wolle, einem seidenen Hemde (Pirahan), das über die Hüfte geht und an der rechten Schulter zugeknöpft ist, einer engen Weste (Alkalik) von Zitz, die bis unter die Kniee reicht und vorn offen ist, einem Rock (Kaba), der bis zu den Knöcheln geht und auf verschiedene Weise geknöpft wird, und einem Oberkleid (Balapusch). An einem breiten Shawl, der gürtelartig über den Rock um den Leib gewunden wird, steckt der Dolch (Khandschar, Kundschur) und hängt der Säbel. Das gemeine Volk trägt über den Pantalons bloß eine kurze Jacke (Kurdi) und im Winter ein Schaffell, mit der Wolle nach innen gekehrt. Den Kopf bedecken Alle, sowohl Vornehme als Geringe, mit einer $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen, aus einem Lammfell gemachten tatarischen Mütze, um welche die Vornehmen einen kostbaren Shawl winden. An den Füßen trägt man gewirkte, häufig rothe Socken, Pantoffeln mit hohen Absätzen und beim Reiten Saffianstiefel. Die Frauen tragen zu Hause ein leichtes linnenes oder seidenes Hemd, weite Beinkleider von Goldstoff, Shawl ꝛc., eine auf der Brust etwas offene Weste, die am Hals mit einer Agraffe schließt, ein anliegendes Oberkleid mit Borten u. Stickereien; ein gestickter u. reich verzierter Schleier zeichnet die Vornehmen aus. Die Augenbrauen malen sie in großen Bogen, die Nägel färben sie mit Alhenna, die Haare lassen sie in Flechten über die Brust hängen. Die Männer scheeren den Kopf bis auf einen Büschel auf dem Scheitel und 2 Locken hinter den Ohren; der lange Bart wird oft blau gefärbt. Beide Geschlechter sind überdies außerordentliche Liebhaber von allerlei Schmuck, besonders von Edelsteinen. Uebrigens sind hier, wie überall, die Trachten nach Stamm und Stand sehr verschieden. In Beziehung auf das gesellschaftliche Leben überhaupt und auf das Benehmen der verschiedenen Stände gegen einander insbesondere findet man in P. schon den Anfang jener feierlichen und ängstlichen Gebräuche, welche wir weiter nach Osten hin, in Hinterindien, China und Japan, auf den höchsten Grad gesteigert sehen. Ungeachtet aller Förmlichkeiten sind aber die Perser dennoch ein aufgewecktes, fröhliches Volk und große Freunde von gesellschaftlicher Unterhaltung. Man hat die Perser wegen ihres Leichtsinns, ihrer Höflichkeit, ihrer Gewandtheit und Lebhaftigkeit die Franzosen Asiens genannt. Sie besitzen jedoch nicht bloß diese liebenswürdigen Züge, sondern sind auch listig, verschmitzt, verstellt, falsch, lügenhaft, egoistisch und geizig, letzteres aber nur, um desto mehr verschwenden zu können. Kaum gibt es ein anderes Land in Asien, das von einem so furchtbaren Despotismus gedrückt wird, wie P. Der gedrückteste Stand ist der der Pächter und Landbauer; sie leben beständig unter einem System grenzenloser Erpressung und Ungerechtigkeit, indem alle Statt findenden Bedrückungen und Erpressungen am Ende auf sie zurückfallen. Der König erpreßt von seinen Ministern und Statthaltern, diese fordern die verlangten Summen von den Oberhäuptern der Distrikte, diese verlangen sie ihrerseits von den Oberhäuptern der Dörfer und diese erpressen sie endlich von den Landbauern. Die Sprache ist verschieden; außer dem Neupersischen (s. Persische Sprache) in mehren Dialekten spricht man noch Kurdisch (wenigstens in 12 Mundarten), Arabisch, Türkisch, Armenisch, Sabisch, Turkmanisch, Lurisch und mehre andere Sprachen. Türkisch spricht man im Nordosten, und fast jeder gebildete Perser versteht diese und die arabische Sprache. Die Gelehrsamkeit steht auch jetzt noch in hohem Ansehen. Die großen Dichter der Perser, Ferdusi, Sadi, Dschami, Hafis, sowie einige spätere, stehen noch immer in hohen Ehren. Die Religion P.s ist der Islam, u. zwar bei allen Tadschiks, den Ghelakis (Bewohnern der Provinz Ghilan), Luren, Beludschen, einem Theil der Kurden und den türkischen Wanderstämmen die Konfession der Schiiten, bei den Arabern und dem größern Theil der Kurden die Konfession der Sunniten. Eine freigeisterische Partei bilden die Souffiten. Das Oberhaupt der schiitischen Kirche in P. war früher der Sadr (Sudder-ul-Suddur). Nadir Schah schaffte ihn ab, seit welcher Zeit die Muschtaheds (d. i. Beweisführer) oder Hohenpriester an der Spitze der mohammedanischen Landeskirche stehen. Es gibt ihrer gewöhnlich in P. 3—5, von welchen die von Kermanschah, Kum und Ispahan die bedeutendsten sind. Den nächsten Rang nach ihnen nimmt der Scheikh-ul-Islam (d. i. Haupt des Glaubens) ein, dann folgen der Mufti, die Mollahs, Imams und Derwische (Mönche). Die alte Religion P.s, die noch jetzt von den Parsen oder Gebern festgehalten wird, ist der Dienst des Einen, unsichtbaren, unter dem Bilde des Feuers oder der Sonne und der Planeten verehrten Gottes. Die Armenier, seit der Abreißung Arans nur noch in geringer Anzahl in Dschulfa (Vorstadt von Ispahan), führen ein ärmliches, gedrücktes Leben (die meisten sind nach Rußland ausgewandert). Geachteter ist die Religion der in Chaldäa (Khusistan) lebenden Zabier (Sabäer) oder Johanneschristen (etwa 12,000), die in der Gegend von Schu-

ster das Grab Johannes des Täufers suchen, sich jährlich taufen lassen, verheirathete Bischöfe und Priester haben (die ihr Amt erben) u. noch einen Opferkultus ausüben. Nestorianische und jakobitische Christen leben in Kurdistan, griechische und römisch-katholische in Ispahan, wo ein Kloster und eine Mission sind, Protestanten in einigen Handelsplätzen, Juden (35,000) in allen größern Städten. Außer den ansässigen Persern gibt es noch eine Menge Wanderstämme in P., die man Ilyats (Illiats, Ihlats) nennt. Sie bilden, wenn auch nicht ihrer Anzahl nach, so doch hinsichtlich ihrer Macht das herrschende Volk, das die seßhaften Tadschiks unterworfen und ihnen die jetzige Herrscherdynastie aus türkischem Blute gegeben hat. Der erste wandernde Stamm kam von Osten mit Dschingiskhan (1234); diesem folgte Timur. Viele siedelten sich in Städten u. Dörfern an, weshalb sich die Stämme in 2 Abtheilungen scheiden, Schehr-nischin, die in Städten wohnen, und Sahra-nischin, die im Lande herumziehen. Die Hauptstämme sind folgende: die Kadschars (Kadscharen, Kujuren), der Stamm des gegenwärtigen Schahs von P., kamen unter Oguzkhan, dem Enkel Dschingiskhans, nach P.; ihr Hauptsitz ist Astrabad und Teheran, einige wenige sind in Eriwan und Merw und gewöhnlich an allen Orten, wo ein Schahzadeh (Königssohn) regiert. Die Affschars, ein großer Stamm, leiten ihren Ursprung von den turkomanischen Stämmen ab, theilen sich in zwei Hauptzweige, die Schamlus und Kirklus, u. wohnen in Städten, und zwar in größter Anzahl zu Abiverd, dem Geburtsort Nadirs, und zu Kelat. Die Araber aus der Provinz Nedsched im glücklichen Arabien halten ganz besonders an den nomadischen Gewohnheiten fest und gehören zur Sekte der Sunniten, haben noch theilweise ihre Sprache erhalten, das Nationalkostüm aber geändert. Die Laks, ein großer Stamm mit vielen Klans, sind Perser, und die Tradition führt ihren Ursprung bis zur kajanischen Dynastie hinauf. Die Zends, der Stamm des berüchtigten Kerim Khan, sind Laks, und man hält sie sämmtlich für Räuber. Sie sind durch ganz P. zerstreut, ihr Hauptsitz ist jedoch Kasbin, sowie die Provinzen Fars und Masenderan. Die Feilis sind der zahlreichste und furchtbarste Nomadenstamm. Die Layats, aus Turkestan stammend, sind über ganz P. in großen und kleinen Städten verbreitet. Die Kurden, ein Zweig des Volks, das die Gebirge an der türkischen Grenze bewohnt, wurden vom Schah Ismail aus Kurdistan nach P. gebracht und an dessen östlicher Grenze angesiedelt, um die Einbrüche der Turkomanen abzuhalten. Ihre Hauptsitze gegen Osten sind Burujud, Khabuschan, Isferayin, Tschinaran und Deredschez. Die Eimaks sind Sunniten, afghanischen Ursprungs. Ihre Hauptniederlassungen sind in den südlichsten Theilen von Khorassan, nahe bei Kara Khaf und Bakhez. Die Hezareh, verwandt mit den Vorigen, sind Afghanen, leben in Städten und Dörfern, in der Nachbarschaft von Kandahar und Kabul und in Sistan. Die Bachtiari sind ein tapferer Volksstamm auf den Hochlanden von Luristan. Die Schekadschi bewohnen hauptsächlich den nördlichen Theil von Aderbeidschan, sprechen Türkisch und sind gute Soldaten. Die Schah-seven, aus Turkestan stammend u. Türkisch redend, leben meist in Zelten, hauptsächlich in Aderbeidschan, aber auch in bedeutender Zahl um Teheran. Die Memacenni, merkwürdig durch die Gleichheit des Namens mit den „Memaceni", die von Quintus Curtius als Feinde Alexanders aufgeführt werden, rühmen sich ihres hohen Alters, nennen sich Abkömmlinge Rustems und behaupten, aus der Provinz Sedschestan gekommen zu seyn. Die besondern Vorrechte der Wanderstämme bestehen in der Freiheit, in Distrikten herumzuziehen, deren Besitz ihnen Niemand streitig machen kann. Im Sommer ziehen sie sich in die kältern Regionen hinauf, wo sie Weideplätze (Yailaks) finden, u. im Winter gehen sie in ihre Kischlaks, Strecken mit wärmerem Klima. Diese Yailaks und Kischlaks sind jedem Stamm von der Regierung angewiesen, und wenn die Grenzen dieser Bezirke von andern Stämmen widerrechtlich überschritten werden, entstehen hitzige Händel und Gefechte. Da die Gegenwart dieser wandernden Stämme der Regierung Vortheil bringt, so werden sie nicht sonderlich gedrückt. Sie müssen eine bestimmte Steuer zahlen und sind zum Dienst im königlichen Heer verpflichtet. Das Gewohnheitsrecht der Wanderstämme ist ganz verschieden von dem der Tadschiks. Gewöhnliche Rechtsfälle entscheidet der Häuptling, oder, wenn er abwesend ist, sein Stellvertreter, wie die bürgerlichen Richter in den Städten. Jeder Stamm hat außer dem Häuptling seine Aeltesten (Rischsefids, d. i. Weißbärte), welche in der Regel mit diesem näher oder weitläufiger verwandt sind, im Frieden die obrigkeitlichen Personen, im Kriege aber die Offiziere abgeben und ihre Würde vererben.

Das persische Volk befindet sich rücksichtlich der Kulturverhältnisse fast durchgängig in demselben Zustande von halber oder vielmehr ganzer Barbarei, wie er im Allgemeinen in dem ganzen mohammedanischen Asien herrscht. Wie von der frühern geistigen Blüthe P.s kaum noch schwache Spuren übrig geblieben sind, so sind auch Ackerbau u. Gewerbe aufs Aeußerste herabgekommen. Die greuelvolle Willkür und die unaufhörlichen Erpressungen eines Despotismus, der alle Hülfsquellen vernichtet, um sich nur momentan in den Besitz der daraus herfließenden Hülfsquellen zu setzen, nebst der dadurch herbeigeführten Unsicherheit des Eigenthums, machen jede Verbesserung des Grundeigenthums, insbesondere die so mühsame und kostbare Herstellung der für den Ackerbau des Landes unumgänglich nöthigen Bewässerungsanstalten unmöglich. Dazu sind die Verkehrswege vernachlässigt, unsicher u. durch die Züge der räuberischen Kriegerschaaren verödet. Das Manufakturwesen P.s fängt erst neuerdings, wo sich das Land einer größern Ruhe als im vorigen Jahrhundert erfreut, wieder an, sich etwas zu heben. Früher standen persische Silberstickereien, irdene Geschirre, Lederarbeiten, Bogen, Damascenerklingen und sonstige Stahlwaaren, Tuche aus Schaf- und Baumwolle, verschiedene Gewebe aus Kameel- und Ziegenhaaren in hohem Rufe und wurden nach allen Richtungen ausgeführt,

und noch jetzt stehen die Perser in mechanischen Arbeiten höher, als die meisten asiatischen Völker, in einigen Fächern selbst als manche europäische. Noch arbeitet der Perser trefflich in Gold, Silber, Stahl, Eisen und Kupfer; die Schwerter, welche er aus Lahorestahl schmiedet, sind gut gehärtet und zeichnen sich durch eine solche Schärfe aus, daß man sie höher als die damascener schätzt. Edelsteine werden ziemlich gut geschliffen, geschnitten und gefaßt. In der Bereitung des Rosenwassers und anderer Essenzen und Parfümerien, wozu die Pflanzen des Landes hinreichenden Stoff liefern, sind die Perser Meister. Auch die Färberei wird mit vieler Kunst betrieben; die einfach gefärbten und bunten Zeuche, die Gold- und Silberdrucke zeichnen sich durch lebhafte und dauerhafte Färbung aus. Die Gold- und Silberbrokate P.s haben ihren alten Ruf behauptet; dasselbe gilt auch von den persischen Teppichen. Auch die aus Kermanwolle gewebten Shawls sind oft sehr schön, obgleich sie den in Kaschmir gewebten nachstehen. Nicht minder blühend ist die Seidenweberei in mannichfaltiger Vermischung der Stoffe, und noch jetzt bereitet man dauerhafte Stoffe aus Kameel- und Ziegenhaaren. Dagegen bezieht P. das Tuch, besonders zur Bekleidung der Armee, größtentheils aus England, ebenso müssen ihm feine baumwollene Zeuche zugeführt werden, wogegen es in Leinwand und Seilerarbeiten den eigenen Bedarf ziemlich befriedigt. P. liefert ferner feines Seiden- und gröberes Baumwollenpapier, auch ziemlich gute Töpferwaaren und eine Art feuerfestes Steingut. Hinsichtlich der gröbern Eisenwaaren und des Glases ist P. von England und Rußland abhängig, da man Spiegel und Krystallwaaren nicht selbst zu liefern im Stande ist. In Holzarbeiten sind die Perser sehr geschickt, die persischen Konfitüren, die verschiedenen Eisarten, sowie die eingemachten Früchte werden sehr gerühmt. Hauptsitze der persischen Industrie sind Ispahan, Kaschan, Jesd (Yezd), Rescht, Kerman, Hamadan ꝛc. Der **Handel** P.s ist nur im Inlande stark, mit dem Auslande dagegen nicht bedeutend, indessen vermittelt P. vermöge seiner günstigen Lage noch immer den Karawanenhandel zwischen Europa und Innerasien. Die Länder, mit welchen P. in stärkerer oder schwächerer Handelsverbindung steht, sind das türkische Asien, Rußland, Ostpersien, Arabien und Ostindien. Die Transportmittel sind englische und arabische Schiffe auf dem persischen Meerbusen, russische auf dem kaspischen Meere (da P. selbst ohne alle Schiffe ist), Kameele, Esel und Maulesel. Der Mangel an Straßen, die Dürre der Wüsten und die schwer zugänglichen Felsketten sind dem Binnenhandel hinderlich. Hauptbandelsplätze sind: Tebris, Kermanschah und Hamadan gegen die Türkei und Armenien, Rescht gegen Rußland, Mesched und Nischapur gegen Turkestan, Kaschan gegen Afghanistan, Abuschähr und Bender Abassi gegen Arabien und Indien, Ispahan und Schiras im Innern. Diejenigen, welche den Handel betreiben, sind weniger die eigentlichen Perser (welche jedoch die reichsten Großhändler liefern), als vielmehr die im Lande lebenden Armenier, Juden und Ostindier (Banianen). Die Kaufleute in P. sind zahlreich und wohlhabend und genießen sowohl hinsichtlich ihrer Person, als ihres Eigenthums mehr Sicherheit, als andere Bewohner des Reichs. Sie verdanken dies den Einkünften, welche der Schah von dem Handel in mannichfachen Formen bezieht. Die Einfuhr europäischer Waaren hat einen Werth von mehr als 12 Mill. Thalern jährlich, und der Vortheil, den P. den europäischen Staaten durch den Absatz auf seinen Märkten gewährt, gibt dem Lande, das auf der Grenzscheide zwischen den britischen und russischen Besitzungen in Asien liegt, eine mehr und mehr steigende Wichtigkeit. Die gegenwärtige **Rechnungsweise** P.s ist nach den neuesten Angaben: nach Tomans (Tumans) zu 10 Sachibkiran (Sahib- oder Sáheb-kerán) à 2 Papabats (Penebads) à 10 Schahis oder Schachis, so daß demnach der Toman (Tuman) 10 Sachibkiran (Sahib- oder Sáheb-kerán), oder 20 Papabats (Penebads oder Penegabaten) oder 200 Schahis oder Schachis enthält. Daneben sind in den Provinzen noch andere Rechnungs- und wirkliche Münzen in Gebrauch.

Die **Staatsverfassung** P.s ist der gewöhnliche asiatische patriarchalische Despotismus u. reine Willkürherrschaft, die ihre Schranken nur in den heimlichen, fortwährend gegen sie im Schwunge befindlichen Ränken oder in der gegen sie sich auflehnenden offenen Gewalt findet. Diese unumschränkte Gewalt, vielleicht die unumschränkteste in der Welt, ist in den Händen eines **Königs** od. **Schahs** (**Schachs**, **Scheikhs**). Ihn binden weder Adel, noch Geistlichkeit, weder Stände, noch Gesetz, denn es ist Volksmaxime bei den Persern, daß ihr König thun kann, was er will, und daß er aller Verantwortlichkeit enthoben ist. Der Schah hat nach dem Herkommen eine absolute Macht über die zu seinem Hause gehörige Dienerschaft, über das Leben und Vermögen seiner Minister, Civil- und Militärbeamten, welche er ein- und absetzt, wie es ihm beliebt, über seine besiegten Feinde und rebellischen Unterthanen, welche mit Räuberbanden in eine Klasse gesetzt werden, indem man die Ergriffenen ohne weitere Untersuchung hinrichtet. Das Einzige, was der Schah etwa zu berücksichtigen hat und wodurch er gewissermaßen gebunden wird, ist die Religion, die öffentliche Meinung und das Herkommen. Der einfache Titel des Königs, den er auf seinem Siegel führt, ist **Schah von Iran** (er nennt sich auch **Chakan**). In den europäischen Staatsschriften heißt er Se. Majestät der Padischah, Beherrscher und Souverän von P. Das **Wappen** des persischen Reichs ist seit 1236 ein Löwe mit hinter ihm aufsteigender Sonne; man findet dieses Wappen über den Thoren der königlichen Paläste, auf den Fahnen der Regimenter, sowie auf den Ordensmedaillen. Ein **Ritterorden** ist der Sonnen- oder Löwenorden, von dem 1834 verstorbenen Feth Ali Schah zur Belohnung für treu geleistete oder ausgezeichnete Kriegsdienste und Thaten gestiftet, in 3 Graden, weshalb man auch große, mittlere und kleine Medaillen hat, auf welchen Devisen u. Verse stehen, die auf den Orden Bezug haben. Eine andere Auszeichnung besteht in der Zusendung des Ehrenkleids (**Kalaat**, **Khelat**). Die gewöhnliche **Residenz** der jetzigen Dynastie ist Teheran in der Provinz Irak, doch hält sich der

König auch häufig zu Sultanieh im Palast Kullei Frengi oder zu Tacht Katschar, Tschin Ali ꝛc. auf. Die jetzt regierende Dynastie gehört zu dem turkomanischen Stamm der Kadscharen und gelangte mit Aga Mohammed Khan 1794 auf den Thron. Thronfolger ist der Sohn der vornehmsten Gemahlin; einen bestimmten Titel hat er nicht; er wird mit dem 20. Jahre volljährig. Gleich seinen Unterthanen darf auch der König nur 4 rechtmäßige Gemahlinnen haben, hinsichtlich der Konkubinen ist er nicht beschränkt (er hat gewöhnlich 100 Konkubinen und zahllose Sklavinnen). Schwarze und weiße Eunuchen (unter dem Kodschar-Baschi) bewachen die königlichen Frauen. Der Hofstaat ist sehr bedeutend. Dem Schah zunächst steht an der Spitze des Ministeriums der Hamad-u-Doulah (Vertrauter des Staats) oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Sudder- (Sadder-, Sadr-) e-Azim, welcher die Stelle des Premierministers, des türkischen Großwessirs, vertritt. Ihm zur Seite steht der Finanzminister, Nizam-u-Doulah (Ordner des Staats) genannt. Auf diese beiden Minister folgen die Staatssekretäre (Munschi-ul-Mumalik) in den Departements, die als solche zwar wenig Bedeutung haben, aber doch gefürchtet werden, weil man aus ihnen die Minister wählt. Unter den Staatssekretären stehen die Staatsräthe oder Mustuffis (Mestufis), welche den Vorsitz in den verschiedenen Kammern, vorzüglich der Finanzen oder Dufter Khanah (d. i. Urkundenkammern) führen. Der Staatssekretär des Kriegs heißt Leschkernuwis, der Staatssekretär für die Konfiskationen, Exekutionen ꝛc. Daroghai Defter. Alle diese Staatsbeamten bilden mit dem Großmuschtahed oder Hohenpriester den Diwan, in welchem auch der Schah erscheint. Die Verwaltung der Provinzen wird von fast unbeschränkten, ganz nach dem Muster ihres Herrn mit der äußersten Willkür verfahrenden Statthaltern (Beglerbegs) geführt, die in der Regel Prinzen des regierenden Hauses mit dem Titel Mirza hinter dem Namen, immer aber Turkomanen sind u. die Tadschiks aufs Aeußerste bedrücken, während sie selten Macht genug besitzen, die räuberischen Horden der Ilyats, die unter ihren eigenen Khans stehen, zu zügeln und zu beherrschen, andererseits aber nach oben nichts weniger als durch die Bande strengen Gehorsams an die Centralregierung des Schahs gefesselt sind, so daß der Zusammenhang des Reichs mehr auf ihrem oft sehr zweifelhaften guten Willen, als auf einer strengen Ordnung des Verwaltungsorganismus beruht. Die Beglerbegs theilen sich wieder in Balaks, denen ein Khan, Zabit oder Hakim vorsteht. In den größern Städten ist die oberste Behörde der Hakim (Haukim), in den kleinern der Zabit (Sabit) oder Thobet. Oberhaupt u. Stellvertreter der Gemeinde ist der Kalantar oder Bürgermeister, welcher den Verkehr mit dem Hofe vermittelt, die zu entrichtenden Steuern vertheilt und großen Einfluß ausübt. Die Polizei ist sehr streng. Gut wird für die Bewässerung durch den Mirab (Wasserfürsten), für die geistlichen und Unterrichtsanstalten, die Karawanserais und die Postverbindung, desto schlechter aber für die Straßen und ihre Sicherheit gesorgt. Ueberall streifen Raubhorden, ungehindert und gegen Ablieferung eines Theils der Beute von den Behörden sogar geschützt, umher und überfallen die Karawanen, wie die Kurden, die Luren, besonders die Bachtiari in den Pässen des obern Khusistan, die Turkomanen ꝛc. Den persischen Golf machen Seeräuber (von den arabischen Anwohnern) in Menge unsicher. Die Justiz wird in P. durch zweierlei Gerichte, die Scherrah- und die Urfgerichte, verwaltet. Die erstern richten nach dem geschriebenen Recht, dessen einzige Quelle bei den Persern der Koran ist. Dagegen richten die Urfgerichte (von dem Worte Urf, d. i. Gewohnheit) nach dem in den Provinzen verschiedenen Herkommen. Das Scherrahgericht entscheidet in allen Streitigkeiten über religiöse Ceremonien, Erbschaften, Ehen, Kontrakte, Verkäufe, überhaupt über alle bürgerlichen Angelegenheiten, während die Urfhöfe Raub, Mord, Diebstahl, Betrug, sowie alle Verbrechen, durch welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit gestört wird, vor ihr Gericht ziehen. Bei den Scherrahgerichten ist der Scheikh-ul-Islam Präsident. Ein solcher befindet sich in jeder größern Stadt; er wird vom König erwählt und besoldet, welcher bei der Wahl die Stimme des Volkes u. den Ruf der Heiligkeit und Gelehrsamkeit berücksichtigt. Unter dem Scheikh-ul-Islam steht zunächst der Kadi (Kauzi, Richter), der in kleinern Städten die einzige Justizbehörde ist; in den Dörfern bilden niedere Mollahs die Gerichtsbehörden. Die Urfgerichte werden gebildet von dem Schah, den Statthaltern, den Gouverneuren der Städte, den Magistratspersonen, den Vorstehern und Einnehmern und allen Unterbeamten der Distrikte. Die Entscheidungen beider Gerichtshöfe erfolgen schnell, aber durch das in P. gewöhnliche Bestechungssystem der Richter werden die Prozesse dennoch theuer. Die Strafen sind bei Entscheidungen des Scherrahgerichts dieselben, wie in andern mohammedanischen Ländern, dagegen oft grausam und unmenschlich (Tortur, Pfählen, Gliederausreißen ꝛc.), wenn sie vom Schah selbst od. von den Gouverneuren und Generälen verhängt werden. Die Staatseinnahmen sind in P. immer größer als die Ausgaben, daher P. keine Schulden, wohl aber der Schah einen großen Schatz hat. Die Einkünfte werden, wahrscheinlich zu hoch, zu 15 bis 20 Millionen Thaler veranschlagt. Die Auflagen sind minder groß, aber ungleich vertheilt. Es bestehen zahlreiche unregelmäßige Taxen, von denen die Geschenke am Newrusfeste die bedeutendsten sind. Der Werth der an diesem Tage dem Schah dargebrachten Geschenke beläuft sich auf mehre Millionen und bildet fast den dritten Theil der Einkünfte des Schahs. Die regulären Truppen, von denen aber nur 6000 Mann Garden diesen Namen verdienen, bestehen aus 20,000 Mann; die irregulären dagegen, theils aus Reiterei, welche die Ihlats, und aus Milizen, welche die Städte zu stellen haben, bestehend, sollen auf 200,000 Mann gebracht werden können. Der Oberbefehlshaber des Heeres oder Armeecorps heißt Sardar, die Generäle bilden die Khans und die Stammältesten liefern die Bimbaschis, welche 1000, die Susbaschis, welche 500, die Pendschahbaschis, welche 50, und die Dihbaschis, welche 10

Mann befehligen. Eine Seemacht besitzt P. außer einigen kleinen Fahrzeugen nicht. Die Flagge ist roth, mit dem goldenen halben Mond in der Mitte, rings herum läuft eine goldene, nach innen ausgezackte Einfassung (nach Andern roth, in der Mitte mit einem weißen vertikalen Streifen und einer goldenen Sonne). P. wird in 11 Provinzen oder Beglerbegschaften eingetheilt. Diese Provinzen sind: Aderbeidschan, Ghilan, Masenderan, Taberistan, Irak (Irak Adschemi), Khusistan, Kurdistan, Fars (Farsistan), Kerman (Karamanien), Khorassan, Kuhistan. Haupt- und Residenzstadt ist Teheran.

Die beglaubigte Geschichte P.s umfaßt einen Zeitraum von fast dritthalb Jahrtausenden, abgerechnet das Halbdunkel der mythischen Zeit, von der alte Sagen berichten. Als die erste Periode können wir die sagenhafte Urgeschichte betrachten, die bis fast an die Wiege des Menschengeschlechts zurückgreift. Die Perser, angeblich von Perses, dem Sohne des Perseus, so genannt, scheinen zugleich mit den Hindu's aus dem Norden Asiens nach dem Süden herabgekommen zu seyn. Von Bactra aus verbreitete sich wohl die Kultur über die übrigen Zendvölker, so jedoch, daß immer eine Verschiedenheit unter ihnen blieb, zwischen den feineren und gebildeteren Baktrern, Medern, Arianern, Persern, Susianern und den armen Karamanen und Gedrosiern, oder den wilden Kadusiern und Kossäern. Das Reich von Bactra verschwindet dann durch die Gewalt der Assyrer, die 520 Jahre lang über die Mitte von Südasien geherrscht haben sollen. Kein Lichtstrahl fällt in die Geschichte dieser langen Zeit der Fremdherrschaft, bis 717 v. Chr. die Meder die Herrschaft der Assyrer stürzen und die Freiheit und Unabhängigkeit der Zendvölker wiederherstellen. Aber diese Unabhängigkeit dauerte nicht lange. Die Meder begründeten auf den Trümmern des assyrischen ihr eigenes Reich, unterwarfen unter ihrem König Phraortes die Perser als tributzahlendes Volk (660 v. Chr.) und führten 157 Jahre lang das Scepter, bis sich die Perser 560 gegen die Meder erhoben und deren letzter König Astyages von Cyrus vom Throne gestürzt wurde, den nun mit Cyrus der Perserstamm bestieg.

Die zweite Periode reicht von der Gründung des altpersischen Reichs durch Cyrus bis auf dessen Untergang durch Alexander den Großen (560—330 v. Chr.). Ein kräftiges, noch unverdorbenes Naturvolk, ergossen sich die Perser mit reißender Schnelle über das Reich und gewannen es ohne großen Kampf. Des Cyrus erste Heerfahrt ging gegen die Sacen, die an den nordöstlichen Marken des Gesammtlandes der Zendstämme wohnten. Noch während des Kampfes mit ihnen, die, endlich bezwungen, dem Cyrus die Heeresfolge mit 20,000 Reitern leisten mußten, vernichtete letzterer 557 das Reich von Lydien. Während dieses Kampfes wurden auch die Griechenstädte des Festlandes von Kleinasien erobert und dem Perserreiche einverleibt, dann wandte sich Cyrus in das Innere von Asien zurück, um das alte Reich von Babylon zu vernichten. Es stürzte 558 zusammen und ward in die Grenzen Persiens gezogen. Auf Cyrus folgte nach Herodot ohne Weiteres sein ältester Sohn Cambyses; nach Ctesias dagegen ward Cambyses nach des Vaters Willen zwar König, ein zweitgeborner Sohn, Tanyoxaroes, erhielt jedoch Baktrien, Parthien, Karamanien und das Land der Khorasmier ohne Zins u. Tribut gleichsam als ein abhängiges Reich. Bei beiden Geschichtschreibern schreitet Cambyses auf der Bahn der Eroberung fort und wendet zuerst seine Waffen gegen den Pharao von Aegypten, bezwingt ihn und unterwirft Aegypten dem Perserjoche. Die Nachricht von dem Ausbruche eines Aufstandes in P., wo ein medischer Magier sich für den getödteten Bruder des Königs, Smerdes, ausgab, rief Cambyses aus Aegypten zurück; ehe es ihm jedoch gelang, den Betrüger zu züchtigen, überraschte ihn zu Agbatana in Syrien der Tod. Sieben Monate beherrschte nun der Pseudo-Smerdes den Koloß des Perserreichs, ward aber von sieben persischen Großen in seinem Palast überfallen und ermordet. Diese ernannten einen aus ihrer Mitte, Darius, den Sohn des Hystaspes, zum Könige, der sofort durch Vermählung mit den Töchtern des Cyrus sich in den frühern Königsstamm einzuimpfen suchte. Darius Hystaspes, der das Reich in 20 Statthalterschaften oder Satrapien theilte und jedes Landes Tribut an den König fest bestimmte, hegte denselben Geist der Eroberung wie seine Vorfahren. Nachdem er Heerzüge gegen Babylon und die Scythen gemacht, träumte er von einer Weltherrschaft und faßte Griechenland ins Auge. Waren aber die mächtigsten Despotenreiche Asiens wie Rohr zerknickt unter den Fußtritten der gewaltigen Eroberer, so ließ das kleine, aber durch sein freies Bürgerthum mächtige Griechenland den Sieger zum ersten Male die Wandelbarkeit des Glücks fühlen. In der Schlacht von Marathon 490 schimpflich geschlagen, bereitete Darius einen Heereszug vor, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. Ueber 3 Jahre dauerte die Rüstung durch das ganze Reich; fast alle Völker Vorder- und Mittelasiens standen unter Waffen. Aber Darius sollte seinen Zweck nicht erreichen. Aegypten fiel ab, um seine nationale Selbstständigkeit sich wieder zu erkämpfen, und Darius mußte seine ganze Macht darauf verwenden, es zurückzuerobern. Der Tod ereilte ihn 486, noch ehe er die Heerfahrt antreten konnte, und der älteste Sohn von seiner zweiten Gemahlin, Xerxes, bestieg den Thron. Er hatte den Geist der Herrschsucht von seinem Vater ererbt, u. nachdem er Aegypten wieder unterjocht, gedachte er die Scharte von Marathon auszuwetzen. Fünf Millionen Menschen nahmen nach Herodot an dem Zuge gegen Griechenland Theil, wogegen Ctesias nur von 800,000 Streitern berichtet. Trotz all dieser Anstrengungen nahm die Heerfahrt gegen Griechenland einen für die Perser schmachvollen Ausgang. Xerxes kehrte mit den ärmlichen Ueberresten seines stolzen Heeres nach Asien zurück und gab, üppiger Wollust hingegeben, den Gedanken an die Besiegung der Welt auf, während die Griechen allmählig die thracische Küste, die Inseln zwischen Griechenland und Kleinasien und die Westküste Kleinasiens von der thatsächlichen Perserherrschaft frei machten. Von nun an war die Dynastie und mit ihr das Reich in merklichem Sinken begriffen. Hatten die bisherigen Könige die übermächtigen Satra-

pen noch im Gehorsam zu erhalten vermocht, so gelang dies dem in Ueppigkeit und Wollust verweichlichten Xerxes schon nicht mehr. Der Hyrkanier Artabanus ermordete mit Hülfe des Eunuchen Spimatres zuerst den König in seinem Gemache, 465; dann ward auch des Xerxes ältester Sohn Darius ermordet, und Artaxerxes I. Longimanus bestieg den Thron. Unter ihm fiel Aegypten aufs Neue ab u. konnte, von Athen unterstützt, erst nach mannichfaltigen Anstrengungen bezwungen werden. Dann erhob sich der Satrap Megabazus und behauptete sich mehre Jahre lang siegreich gegen die ganze Macht des Perserkönigs. Artaxerxes † 424, und ihm folgte sein einziger legitimer Sohn, Xerxes II., auf dem Throne. Doch schon nach 45 Tagen ermordete ihn ein anderer, mit einer Sklavin erzeugter Sohn des Artaxerxes, Sogdianus, der nun den Thron bestieg, bald aber von einem andern unächten Sprossen des königlichen Stammes, Ochus, mit Hülfe der Reiterei und der Satrapen von Aegypten und Armenien verdrängt und ermordet wurde. Ochus bestieg selbst den Thron und nahm als König den Namen Darius II. Nothus an. Unter ihm bietet die Geschichte des Perserreichs nichts dar, als eine Kette von Empörungen bald königlicher Prinzen, bald mächtiger Satrapen, bald unterworfener Völker, das Innere des Palastes aber einen Pfuhl von Schwäche, Feigheit, Frauen- u. Eunuchenherrschaft. Darius II. † 405, nachdem er seinen zweiten Sohn, Cyrus, der während des peloponnesischen Krieges die Küste Kleinasiens wieder unter die persische Herrschaft gebracht, zum Thronfolger bestimmt, nachher aber, durch andere Einflüsse bewogen, ihn durch seinen älteren Sohn Arsaces, der aber vor des Vaters Thronbesteigung geboren war, ersetzt hatte. Arsaces nahm als König den Namen Artaxerxes II. Mnemon an, und Cyrus ward in seine Satrapie in Lydien gesendet. Von da brach dieser mit 100,000 Streitern, worunter 10,000 griechische Söldner, in das Innere Asiens ein, fand aber, ehe er noch mit dem Heere seines Bruders zusammengetroffen, durch einen Zufall den Tod. Das so großartige Unternehmen löste sich nun in Nichts auf; die Griechen aber hatten durch diese Züge die Ueberlegenheit ihrer Waffen und die innere Zerrüttung des persischen Reiches kennen gelernt, und der kühne Spartaner Agesilaus ergriff den Versuch des Tissaphernes, die Griechenstädte Kleinasiens, die sich nach dem Abzuge des Cyrus in Freiheit gesetzt, wieder zu unterwerfen, als erwünschte Veranlassung, die Perserherrschaft in Kleinasien zu erschüttern. Daß das ungeheure Perserreich nur ein Koloß auf thönernen Füßen war, wurde schon bei dieser Gelegenheit klar. Nur durch Gold gelang es dem Großkönig, die Griechenstädte Kleinasiens wieder zu unterwerfen. So wurde das Daseyn des alten Perserreiches zwar noch gefristet, sein Leben war aber nur ein Scheinleben, von jedem Zufalle abhängig. Die unterworfenen Fürsten und Völker, ja selbst die Zendstämme sehnten sich nach Unabhängigkeit; den Satrapen war das Bestehen des Reiches mindestens gleichgültig. Ein großer Aufstand, der sich über Syrien, Phönicien, Phrygien, Karien, Kappadocien, Cilicien, Pamphylien und Lycien verbreitete, ward mit Mühe unterdrückt. Artaxerxes † 362, worauf der Brudermörder Ochus als Artaxerxes III. Ochus den Thron bestieg. Unter ihm leuchtete die Sonne des alten Perserreiches noch einmal in blutigem Glanze auf. Durch Geld und Verrath siegte er über die sich gegen das drückende persische Joch erhebenden Phönicier und Cyprier. Darauf brach das Perserheer auch in Aegypten ein, dessen Pharao nach Aethiopien entfloh, und verwüstete und plünderte das Land. Damit war aber der Geist der Empörung nicht erloschen. Artaxerxes ließ vergeblich eine Menge Großer hinrichten und befleckte selbst die Hand mit dem Blute des königlichen Stammes; er ward auf Befehl eines Eunuchen, Bagoas, von seinem Arzte 338 vergiftet und der jüngste von seinen Söhnen, Arses, nach Ermordung von dessen Brüdern, auf den Königsstuhl erhoben. Das stolze Perserreich war so tief gesunken, daß es sich von einem Verschnittenen beherrschen ließ, der nach 2 Jahren auch Arses aus dem Wege räumte und einen Seitenverwandten des königlichen Hauses, Darius Codomannus, als Schattenkönig auf den Thron erhob. Aber Darius wollte mehr als Schattenkönig seyn und zwang, als er einen Anschlag auf sein Leben entdeckte, den Bagoas, den Giftbecher selbst zu leeren. Schon Artaxerxes hatte mit Besorgniß gesehen, wie Philipp, König von Macedonien, auf eine Vereinigung aller Griechenstämme unter seiner Macht hinarbeitete und wie unter einem Theile der Griechen selbst der Gedanke mächtig ward, man müsse sich vereinigen, um den Kampf mit P. mit voller Kraft aufzunehmen. Vergebens sandte Artaxerxes den Satrapen in Kleinasien Befehle und Gold, um der weitern Ausdehnung der macedonischen Herrschaft entgegenzuarbeiten. Philipp vereinigte den größten Theil Altgriechenlands unter seiner Hegemonie, und der Beschluß des nationalen Krieges gegen die Perser ward gleich nach Artaxerxes' Tode gefaßt. Philipps Ermordung 336 schob die Ausführung dieses Beschlusses noch eine Zeit lang hinaus, denn sein Sohn Alexander der Große hatte zu thun, um die durch seines Vaters plötzlichen Tod erschütterte Herrschaft wieder zu befestigen, und Darius ließ große Summen an die antimacedonische Partei unter den Griechen gelangen. Alexander (s. d.) aber besiegte das Widerstreben dieser Partei u. trat 334 seinen Zug gegen P. an, der den Sturz des Reiches herbeiführte.

Die dritte Periode reicht von dem Untergange des altpersischen Reiches durch Alexander den Großen bis zum Aufhören der griechisch-macedonischen Herrschaft (330—137 v. Chr.). Alexander der Große hatte alle Nationalitäten zu achten, dem persischen Reichsadel seine Vorrechte zu wahren versprochen und dadurch schon die unterworfenen Völker nicht nur, sondern auch den einflußreichsten Theil der Zendstämme in sein Interesse gezogen. Die Satrapien blieben in den Händen des persischen Adels, nur daß jetzt macedonische Schlachthaufen unter macedonischen Befehlshabern neben den persischen Satrapen standen. Nach Alexanders Tode (323) brach wilde Verwirrung über das Reich herein; ein lang anhaltender Kampf entspann sich unter den Feldherren Alexanders über den Besitz seines Erbes, und

die Völker des persischen Reichs duldeten in schweigendem Gehorsam und fochten noch dazu die Fehden ihrer Unterdrücker aus. Aus den Kämpfen der Macedonier unter einander erhob sich endlich der Satrap von Babylon, Seleucus Nicator, der 312 durch Talent, Kraft und Glück ein Reich begründete, das, mit Ausnahme Aegyptens und anfangs auch Kleinasiens, so ziemlich wieder die Bestandtheile des alten Perserreiches umfaßte u. am passendsten das Reich der Seleuciden genannt werden kann. Der Gründer desselben suchte den Stützpunkt seiner Macht in Macedonien, dessen Sitte u. Kultur er an seinen Hof verpflanzte. Bis nach Hyrkanien und Parthien hin wurde das Reich mit neuen Städten (unter ihnen Antiochia am Orontes und Seleucia am Tigris) besäet, u. diese Städte wurden mit Griechen bevölkert. Um die Satrapen unschädlicher zu machen, theilte Seleucus das Reich in 72 Satrapien. Nachdem er noch Kleinasien erobert, ward er auf einer Heerfahrt nach Macedonien 281 ermordet. Ihm folgte sein Sohn Antiochus Soter, der 261 in Kleinasien erschlagen ward, worauf das Reich auf seinen Sohn, Antiochus Theos, überging. Aber auch er fiel 245 unter Mörderhänden, die eine seiner Gemahlinnen, Laodice, gedungen. Nachdem sie auch eine zweite Gemahlin, Berenice, Tochter des Königs Ptolemäus Evergetes von Aegypten, ermordet, erhob sie ihren Sohn, Seleucus Callinicus, auf den Thron. Wie sehr aber die Seleucidenherrschaft bereits untergraben war, zeigte sich bald. Ptolemäus Evergetes von Aegypten griff den Seleuciden an, und ein ägyptisches Heer drang über Syrien, Phönicien, Babylon u. Mesopotamien nach Susa, P., Medien u. Bactra, während auch Kleinasien von den ägyptischen Flotten angegriffen ward. Bald sah sich der König eines ehemals tributpflichtigen Landes als Sieger und Beherrscher des Reiches, dessen Könige sonst die unumschränkten Herrscher jenes gewesen waren. Während Ptolemäus Evergetes einen Obersatrapen über die im Fluge durchzogenen Länder bestellte, ließ sich in Kleinasien Antiochus Hierax, des Königs Seleucus Callinicus jüngerer Bruder, als König ausrufen und wurde von Ptolemäus, dann aber auch von seinem Bruder anerkannt. Diese Vereinigung der beiden Seleuciden zwang den König von Aegypten, zurückzuweichen und 246 einen 10jährigen Waffenstillstand zu schließen, indem er Cölesyrien, Palästina und mehre kleine Distrikte und Städte in Asien behielt. Die durch den Einfall der Aegypter entstandene Verwirrung benutzte der Satrap von Bactra, der Grieche Theodotus, sich unabhängig zu machen, ohne aber noch den Königstitel wirklich anzunehmen. Dieser Abfall gab den Brüdern, Arsaces und Tiridates, den Muth zum Abfall. So entstanden die Reiche von Baktrien (s. d.) und Parthien (s. d.). Seleucus Callinicus mußte beide Länder ihrem Schicksal überlassen, da die Empörung seines Bruders Antiochus Hierax seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Alle Feinde der Seleuciden mischten sich in diese Wirren, Ptolemäus Evergetes, die Könige von Pontus, Bithynien und Pergamus, und wenn auch Antiochus Hierax in dem Kampfe den Untergang fand, so ging das seleucidische Kleinasien doch an den König Attalus von Pergamus verloren. Seleucus Callinicus † 227, u. ihm folgte sein ältester Sohn Seleucus Ceraunus, der aber schon 224 vom Leben schied, noch ehe er eine beabsichtigte Heerfahrt zur Wiedergewinnung Kleinasiens antreten konnte. Als des Seleucus Ceraunus jüngerer Bruder, Antiochus der Große, den Thron bestieg, schien die Herrschaft der Seleuciden in neuem Glanze aufzublühen. Nachdem Antiochus mehre aufrührerische Satrapen besiegt hatte, demüthigte er Parthien und Baktrien und brach selbst in Nordindien ein. Bald aber wurden seine Augen auf die furchtbar steigende Macht Roms gerichtet, das jetzt zum ersten Male in die Geschichte des Morgenlandes trat. Nach langem Zögern und Beobachten begann Antiochus 191 den großen Krieg gegen die Römer, der 189 mit der Ablösung Kleinasiens bis an den Taurus vom Seleucidenreiche endete. Auch Medien und P. fielen vom Reiche ab, u. die übrigen Zendstämme machten sich von der Fremdherrschaft frei. Antiochus der Große ward auf einem Zuge in das Land der Elymäer 181 geschlagen und erschlagen. Ihm folgte sein Sohn, Seleucus Philopator, der 175 ebenfalls erschlagen wurde und den sehr geschwächten Thron dem Antiochus Epiphanes hinterließ. Auch dieser konnte sich, im Kriege mit Aegypten, um die Ostprovinzen nicht bekümmern, bis er um 165 einen Zug nach P. unternahm, wobei Persepolis in seine Gewalt gefallen seyn soll, und dann weiter nach Medien vordrang. Obgleich aber auch Ecbatana genommen wurde, so waren und blieben doch P. und Medien für die Seleuciden verloren, und Antiochus † in P. oder auf der Heimfahrt 164. Sein Sohn und Nachfolger, Antiochus Eupator, ein unmündiger Knabe, war nicht fähig, dem großen Partherreiche, das sich mit der Zeit gebildet hatte und jetzt fast alle Zendstämme, auch Medien und P. umfaßte, die Spitze zu bieten und zugleich die Intriguen der Römer zu vereiteln. In Rom befand sich ein Sohn des Seleucus Philopator, Demetrius, als Geißel. Der römische Senat ließ ihn entwischen, um im Reiche der Seleuciden einen Bürgerkrieg zu entzünden. Kaum aber war Demetrius nach Syrien gekommen, als Antiochus Eupator 161 zu Grunde ging. Jener bestieg nun als Demetrius Soter den Thron, war aber auch nicht im Stande, an die abgefallenen Satrapien des Ostens zu denken; vielmehr mußte er alsbald die Waffen gegen einen neuen Gegenkönig ergreifen, den die Römer in der Person des Alexander Balas, angeblichen Sohnes des Antiochus Epiphanes, aufgestellt. Demetrius fand 157 in einer Schlacht den Tod, und Alexander Balas bestieg den Thron, ward aber 145 wieder von Demetrius Nicator gestürzt. In dieser Zeit grenzenloser Verwirrung waren auch Mesopotamien und Babylon an die Parther verloren gegangen, deren Reich jetzt den höchsten Glanz erreichte. Von den unter der parthischen Herrschaft stehenden Macedoniergriechen zu Hülfe gerufen, drang er 130 in Parthien ein, siegte anfangs, ward jedoch dann geschlagen und gefangen. Es folgte ihm daher sein Bruder, Antiochus Sidetes, kam aber erst nach langem Kampfe in den Besitz des Thrones, den er kaum bestiegen

hatte, als der Partherkönig Arsaces VII. mit Heeresmacht über den Euphrat drang. Antiochus Sidetes raffte alle seine Kräfte zusammen, gewann drei Schlachten und drang bis Babylon vor. Die Feinde der Partherherrschaft schlossen sich ihm an; die Meder, Perser und Elymäer fielen von den Parthern ab und stellten sich zu den Seleuciden, so daß Antiochus bis nach Medien und P. vorzubringen vermochte und Arsaces VII. bis in das eigentliche Parthien zurückgedrängt ward. Letzterer eröffnete Friedensunterhandlungen; Antiochus aber verlangte, daß der Partherkönig aus allen andern Satrapien weichen und für Parthien Tribut bezahlen sollte. Bald jedoch wendete sich das Blatt. Als die Bundesgenossen erkannten, daß Antiochus die Seleucidenherrschaft im Osten wieder zu begründen strebte, fielen sie aufs Neue von ihm ab und dem Arsaces zu. Eine große Schlacht ward 128 geschlagen, in der Antiochus Sidetes entweder den Tod fand, oder sich denselben verzweiflungsvoll gab. Mit ihm endete das Reich der Seleuciden, und der letzte Schein der macedonisch-griechischen Fremdherrschaft erlosch.

Die vierte Periode umfaßt die Zeit von der Begründung des mittlern persischen Nationalreichs bis zum Sturze desselben durch die Araber (128 v. Chr. bis 651 n. Chr.). Diese Periode der Geschichte P.s, die nach den Dynastien auch den Namen der arsacidisch-sassanidischen führen könnte, zerfällt nach ihrem Gehalte wieder in zwei Hälften, die dadurch charakterisirt werden, daß die erste, die Zeit der Partherherrschaft (s. Parthien), als eine halbe, die zweite dagegen, die Zeit der Sassaniden, als eine ganze und völlige Restauration des alten Perserthums erscheint. Die Zendvölker hatten ihre nationale Eigenthümlichkeit nicht verloren, so sehr dies auch von den Macedoniergriechen angestrebt worden war. Sie erwachte neu, und zwar zunächst im eigentlichen P., wo die nationalen Gefühle sich noch am stärksten erhalten hatten, als die Parther durch die Römerkriege in einen Zustand der Erschöpfung gesunken waren, der den Sturz ihrer Herrschaft in den Bereich der Möglichkeit rückte. Die Magierfamilie Sassan übernahm die Aufgabe, das persische Nationalreich wieder herzustellen. Babek war der Aelteste dieses Geschlechts, und von ihm ging die Revolution aus, die den Thron der Parther stürzte. Aber schon unter seinen Söhnen brach unseliger Bruderzwist aus. Der älteste Sohn, Schapur, sollte nach des Vaters Willen König seyn, aber sein Bruder Ardschir überwand ihn und machte sich zum Herrn. Nach einer großen Schlacht auf der Ebene von Hormuz in Susiana, in welcher Artabanus besiegt ward, nahm Ardschir, den die Griechen u. Römer Artaxerxes I. nennen, den Titel „Schahinschah", d. i. König der Könige, an. Darauf folgten noch zwei andere Schlachten, in deren letzter Artabanus gefangen ward. Die Seitenlinien der Arsaciden in Armenien und Baktrien blieben jetzt noch bestehen, bis es endlich nach mannichfachen Kämpfen den Sassaniden gelang, das ganze Reich, vielleicht mit Ausnahme der in der Nähe des Indus wohnenden Stämme, wirklich zu unterwerfen. Die Restauration des alten Perserthums nahm nun einen raschen Aufschwung. Mit besonderem Eifer arbeitete Artaxerxes an der Wiederbelebung des Glaubens und der Kirche Zoroasters. Artaxerxes wollte aber auch den äußern Umfang des alten Perserreichs wieder herstellen, und so mußte er vor Allem seine Waffen gegen Rom wenden. Er brach im römischen Mesopotamien ein, und 400 vornehme Perser erschienen in Rom, im Namen ihres Großkönigs den Römern gebietend, aus allen Landen zu weichen, die vor Jahrhunderten zum Perserreiche gehört. Die Boten wurden aber in Rom gefangen genommen und zur Zwangsarbeit verurtheilt; Alexander Severus rüstete drei große Heere, die im Norden, in der Mitte und im Süden in P. einbrechen sollten. Wirklich brach das nördliche Heer, von Khosrov I., König von Armenien, unterstützt, in Medien ein, und das südliche bedrohte das eigentliche P.; da aber der Imperator zögerte, mit dem mittlern Heere den Angriff zu wagen, so schlug der ganze Plan fehl und die Römer mußten sich zurückziehen. Doch gab Artaxerxes seine Ansprüche für jetzt auf, setzte dagegen den Krieg mit Armenien, wiewohl vergeblich, fort, bis er 239 †. Der Thron ging auf seinen Sohn, Schapur I. (Sapores bei den Griechen), über, der das Reich wieder zu hoher Blüthe erhob. Nachdem er sich Armeniens bemeistert, griff er das römische Reich an, schlug den Imperator Valerianus, nahm ihn gefangen und stellte einen Römer, Cyriades, als Imperator auf. Darauf drang er in Syrien ein, wo er Antiochien eroberte, und breitete sich unter großen Verheerungen bis nach Kappadocien aus, ward aber durch die beginnende Macht des Odenat von Palmyra bald genöthigt, seine Eroberungen wieder aufzugeben. Gegen das Ende seiner Herrschaft erhob sich Mani (s. Manichäer), der sich den von Christus verheißenen Paraklet nannte. Sapors Nachfolger, Hormuz (Hormisdas bei den Griechen), der 270 den Thron bestieg, nahm, wie es scheint, für Mani Partei, und es scheint sich damals eine manichäische Kirchengesellschaft gebildet zu haben. Auch Bahram I. (Varanes bei den Griechen), der nach seines Vaters Tode 272 den Thron bestieg, soll anfangs Mani begünstigt, später aber sich von ihm gewendet haben. Bahram I. † wahrscheinlich 276, worauf sein Sohn, Bahram II., Schahinschah ward. Ein Krieg mit den Römern, sowie innere Bewegungen machten seine Regierung unruhig. Armenien, seit Sapor I. den Persern gehörig, aber von diesen in seinen religiösen Verhältnissen verletzt, da ihm Zoroasters Lehre u. der Feuerdienst aufgezwungen werden sollten, erhob sich 286 unter des ermordeten Khosrov Sohn, Tiridates, gegen die Herrschaft der Perser. Während dieser Kämpfe † Bahram II. (292) und sein Sohn, Bahram III., bestieg den Thron der Sassaniden, endete aber schon nach wenigen Monaten, worauf zwei seiner Brüder, Hormuz und Narses, sich um die Herrschaft stritten. Narses behielt die Oberhand, erhob sich mit ganzer Kraft gegen Tiridates und trieb ihn aus dem Lande; auch ein Römerheer, das dem Armenier zu Hülfe kam, ward geschlagen, brachte aber später dem Narses eine schwere Niederlage bei und zwang ihn zu einem schimpflichen Frieden, in welchem er allen Ansprüchen auf Mesopotamien und Armenien entsagen und 5 kleine Provinzen am linken Ufer

des Tigris abtreten mußte. Nicht lange darauf legte Narses die Krone nieder und zog sich in die Einsamkeit zurück, 302; ihm folgte sein Sohn, Hormuz II., dessen 10jährige Regierung keine Spur in der Geschichte hinterlassen hat. Bei seinem Tode, 312, war die Königin gesegneten Leibes und gebar bald darauf Sapor II., der in Windeln auf den Thron gesetzt ward. Bis dahin hatte das Christenthum in P. eine ziemlich gesicherte Stellung genossen, und selbst viele Magier kehrten sich christlichen Lehren und Vorstellungen zu. Als aber der römische Imperator Konstantin der Große sich zu demselben wendete, ward es von den Sassaniden als staatsgefährlich betrachtet. Feindschaft und Kämpfe mit Rom wegen Armeniens, das 337 von den Persern erobert, aber durch die Römer wieder befreit wurde, mußten auch Feindschaft gegen die persischen Christen erzeugen, die, wie man wußte, nach Rom als auf ihren Hort blickten. Es war sogar dem Schahinschah berichtet worden, daß die Christen römische Kundschafter bei sich aufnähmen und verrätherische Verbindungen mit Rom unterhielten. Deshalb und weil Simeon, der Bischof von Seleucia, durch eine hochfahrende Sprache den König beleidigt hatte, ließ Sapor II. um 342 die Christen in seinem Reiche verfolgen und 344 sogar gebieten, daß alle Christen, die nicht Ormuzd u. die Sonne verehren wollten, hingerichtet werden müßten. Die Verfolgung endete erst mit dem Lebensende Sapors II. Dieser, lange durch Kämpfe mit nordischen Völkerschaften beschäftigt, trat 358 wieder bedeutend gegen Rom auf, indem er von diesem wenigstens Mesopotamien und Armenien zurückverlangte, obwohl er ganz Asien als das Erbe seiner Väter in Anspruch nehmen könne. Hierüber brach der Krieg mit Rom abermals aus. Sapor rückte in Mesopotamien ein, mußte aber zurückweichen, als der römische Imperator Julianus einen verwegenen Angriff auf P. selbst unternahm. Schon war Sapors Residenz Ctesiphon in den Händen der Römer, Mangel und Noth aber begannen im Heere derselben um sich zu greifen, u. Julianus sah sich zum Rückzug genöthigt, auf welchem er den Tod fand. Sein Nachfolger Jovianus mußte den freien Abzug aus P. durch einen schimpflichen Frieden erkaufen, der die von Narses abgetretenen 5 Provinzen an das Perserreich zurückbrachte. Sapor wendete nun seine Macht gegen Armenien, das nach hartnäckigem Widerstande endlich bezwungen u. dem Reiche der Sassaniden einverleibt wurde, noch vor dem Lebensende Sapors jedoch seine nationale Unabhängigkeit wieder herstellte. Sapor II. † 381, und seinen Söhnen ward der Thron durch einen Bruder entrissen, der sich indessen als Ardschir oder Artaxerxes II. nur wenige Jahre behauptete. Er ward 385 abgesetzt und Sapors II. Sohn, Sapor III., als König aufgestellt, dem nach 5 Jahren Bahram IV. folgte, welcher 399 endete. Nach Bahram IV. kam Yezdijird (Jesdegerd) auf den Thron, der den langen Krieg zwischen P. und Rom durch einen hundertjährigen Frieden mit letzterem schloß. Unter ihm begann eine neue Christenverfolgung, hervorgerufen durch den Fanatismus des Bischofs Abdas von Susa, der einen Feuertempel zerstört hatte und sich weigerte, denselben wieder herzustellen. Jesdegerd † 420, und die Abneigung der Aristokratie gegen ihn trat nun deutlich hervor, indem sie keinen seiner Söhne, sondern einen andern Sassaniden, Khosru (Chosroes), zum König erwählte. Nachdem Jesdegerds ältester Sohn, Sapor, bei dem Versuch, den Thron für sich in Besitz zu nehmen, untergegangen, gelang dies dem zweitgebornen, Bahram V., der mit Hülfe arabischer Stämme den Khosru vertrieb. Er begann eine blutige Christenverfolgung, die über 30 Jahre dauerte und sich selbst über Armenien ausdehnte, das wieder persische Provinz geworden war. Der Christenhaß schien seit Bahram V. zur Politik der Sassaniden zu gehören, um den persischen Adel, der sich durch die Begünstigung der Christen unter den vorigen Königen gekränkt gefühlt hatte, fester an sich zu ketten. Darum hob auch Jesdegerd II., der 440 auf Bahram folgte, die von diesem erlassenen Blutbefehle nicht auf, wendete vielmehr alle Kräfte an, um das Christenthum in seinen Staaten gänzlich zu unterdrücken. Im Uebrigen stieg er ruhmlos ins Grab, auf dem sogleich ein blutiger Bruderkrieg begann. Einer seiner beiden Söhne, Hormuz III., bemächtigte sich des Throns, der andere aber, Firuz (Peroses), rief hunnische Hülfe herbei und raubte nach 4jährigem Kampfe seinem Bruder Thron und Leben. Kaum sah er sich in seiner Macht befestigt, als er die Waffen gegen seine Bundesgenossen, die den Tribut verweigerten, kehrte; er wurde jedoch von den Hunnen eingeschlossen und erhielt nur unter der schmählichen Bedingung freien Abzug, daß er ewigen Frieden schwöre und vor dem Hunnenfürsten anbetend niederfalle. Firuz erfüllte die Bedingung und ward nun frei, brach aber bald darauf den Frieden, indem er, von dreißig Söhnen begleitet, in das Land der Hunnen einfiel. Die Perser erlitten auf diesem unglücklichen Feldzuge 484 eine entsetzliche Niederlage, in welcher Firuz selbst nebst allen seinen Söhnen den Tod fand. Die Großen des Reichs ernannten einen Bruder des Königs, Palasch (Obalas bei den Griechen), zum König; mit den Hunnen ward ein schmählicher Friede geschlossen und ihnen Tribut versprochen, ja sogar Kovad, des Firuz jüngster Sohn, der jenem Feldzug nicht beigewohnt, als Geißel gestellt. Palasch scheint die Gunst des Adels bald verloren zu haben, und als er auch die Magier durch Einführung der Bäder (die Magier betrachteten das Wasser als heilig) beleidigte, da ward es dem unterdeß aus den Händen der Hunnen befreiten Kovad leicht, den König zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen (488). Kovads Regierung aber war dadurch merkwürdig, daß während derselben eine Bewegung durch das Perserreich ging, die bis dahin im Morgenlande nicht ihres Gleichen gehabt hatte. Ein Magier, Mazdak, lehrte die Nichtigkeit des Standesunterschiedes unter den Menschen und wollte ihn vernichten, eine völlige ultrademokratische Gleichheit, die sogar Gemeinschaftlichkeit der Güter und Frauen verlangte, einführen. Die Mazdakiten, anfangs vom König begünstigt, dann aber von ihm verlassen, wurden verrathen und niedergemetzelt. Dennoch brannte die demokratische Flamme, die Mazdak entzündet und der König anfangs geschürt, noch lange unter dem Schutte fort. Kovad endete 531, nachdem er

seinen dritten Sohn Khosru zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Khosru, mit dem Beinamen Nuschirwan (d. i. die großmüthige Seele), umgab den unter seinen Vorfahren schwankenden Thron der Sassaniden mit neuem Glanze. Wichtiger aber als seine meist siegreichen Kämpfe mit den Oströmern war sein Wirken im Innern des Reichs, in welches er die Ströme der Civilisation zu leiten suchte. Selbst Freund der Philosophie eines Plato und Aristoteles, ließ er die geschätztesten Werke griechischer Philosophen in die Sprache seines Landes übertragen, legte Schulen an, beförderte den Ackerbau, errichtete Waisenhäuser und schaffte auch im Staatshaushalte manche Mißbräuche ab. So ward das einige Wessirat, das im Namen des Königs über das ganze Reich geherrscht, aufgehoben und durch vier große Wessirate, über Assyrien, Medien, P. und Bactra, ersetzt. Nachdem er fast ein halbes Jahrh. lang mit Kraft und Glück regiert, starb der große Schahinschah, um dessen Freundschaft selbst Sina und Tübet buhlten, 579, und ihm folgte sein Sohn, Hormuz IV., auf dem Thron. Hatte Nuschirwans kräftige Hand die Aristokratie niederzuhalten vermocht, so erregte des neuen Königs Grausamkeit nur das Bestreben in ihr, die königliche Gewalt in ihr Schattenthum zurückzuführen. Während Hormuz einen unglücklichen Krieg gegen die Oströmer führte, erhob sich der Khan der Türken und begehrte von den Persern einen schweren Tribut, ward aber von dem persischen Feldherrn Bahram geschlagen und mußte selbst Tribut zahlen. Im Gefühle seines Sieges faßte Bahram den stolzen Gedanken, den Sassaniden zu stürzen, suchte deshalb das Heer an sich zu ketten und empörte sich endlich an der Spitze seines nach Besiegung der Türken ebenfalls an die oströmische Grenze gezogenen Heeres. Diese Verwirrung benutzte die Aristokratie, sammelte sich in Ctesiphon, wohin sich Hormuz nach dem Aufstande Bahrams gerettet, nahm den König gefangen und erwählte seinen Sohn, Khosru, zum König (590). Khosru ließ den Vater im Gefängnisse mit Keulen erschlagen, verlor aber gegen Bahram, der den Titel eines Freundes der Gottheit und eines Feindes der Tyrannen annahm, in der Nähe von Ctesiphon eine Schlacht und warf sich in die Arme des oströmischen Imperators Mauritius. Bahram eroberte nun Ctesiphon und bekleidete sich selbst mit dem königlichen Titel, da die Aristokratie und die Magier sich weigerten, ihn als Herrscher anzuerkennen. Mauritius gab dem geflüchteten Khosru ein Heer, das unter dem tapfern Narses 591 Bahram am Flusse Zab besiegte und den Thron der Sassaniden wieder herstellte. Doch dauerten die Unruhen noch geraume Zeit fort, da Khosru fortfuhr, die Aristokratie zu züchtigen. Um der dadurch erzeugten Unzufriedenheit eine Ableitung zu geben, faßte Khosru den alten Gedanken der Sassaniden wieder auf, das ganze Erbe des alten Perserreiches wieder zu gewinnen. Des oström. Imperators Mauritius Tod 602 und das falsche Gerücht, daß derselbe noch lebe, gab dem Schahinschah willkommenen Anlaß, zunächst Ostrom anzugreifen, an das er für seine Wiederherstellung Persarmenien hatte abtreten müssen. Angeblich zu Gunsten seines Freundes Mauritius eröffnete Khosru 604 den Krieg gegen den oström. Usurpator Phocas, eroberte leicht Persarmenien, nahm Edessa, drang über den Euphrat, verheerte Kleinasien und kam bis unter die Mauern von Chalcedon, kehrte zwar um 609 zurück, machte aber noch wiederholt Einbrüche in das oströmische Gebiet. Auf einem derselben 615 kamen die Perser unter dem Feldherrn Schaharbarz nach Syrien und nahmen dabei auch Jerusalem ein. Im J. 616 drang ein persisches Heer in Aegypten ein und griff selbst das oströmische Afrika und Karthago an, während ein anderes durch Kleinasien bis Chalcedon vorrückte und so gewissermaßen im Angesichte von Konstantinopel stand. Vergebens flehte der Senat von Konstantinopel um Frieden; Khosru gab die stolze Antwort, daß der Gekreuzigte verleugnet und die Sonne angebetet werden müsse, und schon wollte Kaiser Heraclius nach Afrika flüchten, als ihn der Patriarch von Konstantinopel noch bewog, zu bleiben. Endlich raffte Heraclius seine letzte Kraft zusammen, schiffte sein Heer nach Cilicien ein und griff von dort aus 622 Persarmenien an. Dieser Angriff nöthigte die Perser, Kleinasien aufzugeben und zur Vertheidigung ihrer Heimath zurückzukehren. Es entbrannte nun ein Krieg, der zu den blutigsten in der Geschichte gehört. Heraclius, mit den nordischen Völkern, besonders den Chazaren, verbündet, bekämpfte die Perser auf ihrem eignen Boden; Khosru aber sandte 626 dennoch ein persisches Heer durch Kleinasien gegen Konstantinopel, unterstützt von den verbündeten Bulgaren und Avaren. Obwohl aber seine Hauptstadt aufs Aeußerste bedroht war, wich Heraclius dennoch nicht aus P., gewann den 16. Dec. 627 gegen Khosru eine große Schlacht am Zab und drang nun in das Innere des Reiches ein, Schutt und Trümmer auf seinem Wege zurücklassend. Schon war er im Begriff, einen Angriff auf Ctesiphon zu unternehmen, als Khosru's ältester Sohn, Kovad (Siroes), unterstützt von der Aristokratie, die Fahne des Aufstandes aufpflanzte und auch das gegen Heraclius kämpfende Heer für sich gewann. Khosru ward auf der Flucht gefangen und, nachdem 30 Hungertage ihn nicht zu tödten vermocht, mit Pfeilen erschossen (628). Siroes (Kovad) ward König und schloß mit den Oströmern einen Frieden, in dem die gegenseitigen Gefangenen und Eroberungen zurückgegeben wurden. Das Perserreich war erschöpft von den ungeheuren Anstrengungen, die so karge Frucht getragen, und der Thron der Sassaniden wankte in seinen Grundvesten. Mohammed, der Prophet, hatte inzwischen eine neue Religion gestiftet und Khosru aufgefordert, den Glauben, den er verkündete, zu bekennen; der Schahinschah hatte jedoch die Aufforderung stolz und übermüthig zurückgewiesen und, wie berichtet wird, dem persischen Statthalter in Jemen, Badhan, befohlen, den angeblichen Propheten gefangen vor sein Angesicht zu führen. Kaum hatte aber Siroes den Thron bestiegen, als Badhan sich zum Islam wendete. Nachdem er noch Armenien verloren, ging Siroes nach kurzer Herrschaft zu Grunde, und sein 7jähriger Sohn Ardschir ward König. Der Thron der Sassaniden war wieder ein Spielzeug der Aristokratie geworden und ward eine Beute des Feldherrn Schaharbarz, der eine

Tochter Khosru's, Purandokth, heirathete, nach zwei Monaten aber schon die Herrschaft an Djevanschir verlor. Auch dieser ward bald von Purandokth gestürzt, die nach wenigen Monaten einem Seitenverwandten des königl. Hauses, Tschaschinendeh, weichen mußte. Tschaschinendeh ward nach kurzer Zeit gestürzt und Azermidokth, eine andere Tochter Khosru's, als Königin aufgestellt. Ihre Herrschaft wird nur durch einen Zusammenstoß mit den Arabern, die nach einer blutigen Schlacht das unter persischer Hoheit stehende kleine Reich Sira gewannen, bezeichnet und endete bald. Nach ihr tauchen vor dem letzten Sassaniden noch zwei Königsnamen auf, Khosru und Ferokhzad. Endlich stellten die Perser 632 oder 633 einen Enkel Khosru's, den 15jährigen Jesdegerd III., auf den Thron, um welchen noch ein anderer Sassanide, Hormuz, vier Jahre lang kämpfte. Während dieses Kampfes wurden die Angriffe der Araber kühner und erreichten das eigentliche Perserreich selbst. Jesdegerd verlor 636 bei Kadesiah eine Schlacht, in welcher die alte heilige Reichsfahne von den Arabern erobert wurde. Darauf fiel Ctesiphon, und nach einer dritten Schlacht zog sich Jesdegerd nach Medien zurück. Die Araber aber eröffneten sich durch die furchtbare Schlacht bei Nahawend am 29. Nov. 642 den Weg nach Medien und in die Länder am kaspischen Meer, trieben Jesdegerd 643 in die Ostprovinzen und von da zu den Türken. Mit deren Hülfe kehrte er in die Ostprovinzen zurück und behauptete sich hier bis 651, wo er von denselben Türken getödtet wurde. Sein ältester Sohn, Firuz, saß noch bis 661 als Schattenkönig auf dem persischen Throne.

Die fünfte Periode reicht vom Sturze des mittleren persischen Nationalreiches bis zur Herstellung des neupersischen Reiches durch die Ssaffi (651 oder 661 bis 1499). Der ungeheure Zeitraum, welchen diese Periode umfaßt, ist der ärmste in der persischen Geschichte, die in der Geschichte des Riesenreiches, welches P. verschlungen hat, des Reiches der Khalifen, verschwindet. Das Hereinbrechen der Araber führte eine gewaltige Umwandlung mit sich. Die wilden Söhne der Wüste, Araber und Saracenen, vermischten sich mit den Bekennern der Lehre Zoroasters, und aus der Mischung gingen neue Völker und eine neue Sprache hervor; der alte Glaube ging allmählig unter, oder wurde gewaltsam durch den Islam erstickt, die Feuertempel wurden zerstört, die dem Glauben der Väter treu Gebliebenen mußten sich, kämpfend und immer erliegend, in die entferntesten Provinzen des Sassanidenreichs zurückziehen und endlich auch von da nach Indien entweichen, wo sie, von ihren dem Islam anhängenden Stammgenossen verflucht, noch heute die Sonne anbeten und das heilige Feuer schüren (s. Parsen). Als der Thron der Sassaniden gleichsam von selbst zusammenstürzte, betrachteten die Araber das Zendland als eine Eroberung, und von irgend einer staatlichen Selbstständigkeit des letztern war lange keine Rede mehr, ja es vergehen fast zwei Jahrhunderte, ohne daß ein bedeutendes geschichtliches Moment, welches P. oder die Zendvölker überhaupt besonders beträfe, hervortritt. Aber die Eroberer hatten wohl den alten Zendgeist unterdrücken, doch nicht vernichten können. Obwohl er es nicht mehr wagen konnte, gegen den Islam selbst, der die herrschende Religion geworden ist, zu opponiren, so that er es doch gegen eine bestimmte Form desselben, gegen die Sunna. In den östlichen Provinzen ward versucht, den Islam mit dem Magismus zu verbinden; von dort aus verbreiteten sich die Schiiten (s. d.) über das Land. Aber auch gegen die weltliche Herrschaft der arabischen Khalifen begann sich im 9. Jahrhundert der Nationalgeist der Perser zu regen; indeß kam es noch zu keiner neuen bestimmten Schöpfung. Kaum waren seit 820 die Thaheriden, die von den Sassaniden abzustammen vorgaben, in den nordöstlichen Provinzen aufgetreten, als sie um 880 wieder von den Soffariden gestürzt wurden, die zwar ihre Herrschaft auch über das eigentliche P. (Fars, Farsistan) ausdehnten, aber schon 900 durch die Samaniden auf einen kleinen Raum zurückgedrängt wurden und dort bedeutungslos verloschen. Das Reich der Samaniden erstreckte sich, die schönsten Theile des alten Zendgebietes umfassend, von den Küsten des kaspischen Meeres bis an das persisch-indische Meer, zerfiel aber schon am Ende des 10. Jahrhunderts; 1004 fand das Geschlecht den Untergang. In den Provinzen am kaspischen Meere und im Norden hatten sich unterdessen die Ziaden, in dem eigentlichen P. die Buiden und an den Grenzen von Indien die Ghasnawiden erhoben. So hatten sich nach und nach die Zendländer in eine Menge größerer u. kleinerer Dynastien aufgelöst. Die Seldschucken vernichteten eine Masse von Dynastien. Die schwachen Versuche der Zendvölker, ihre Nationalität wieder zur Selbstständigkeit zu bringen, wurden damit unterbrochen, und wenn auch schon im 12. Jahrhundert das Seldschuckensultanat wieder verfiel, so war damit für die Zendstämme nichts gewonnen. In Farsistan, Laristan, Kerman, Khorassan, Aderbeidschan und andern Zendgebieten trieb sich eine Masse kleiner Seldschuckenhäuptlinge herum, die im 13. Jahrhundert theils durch die Schahs von Khowaresmien, theils durch die Mongolen ruhmlosen Untergang fanden. Erstere, im 11. Jahrh. entstanden, dehnten sich besonders seit dem Anfange des 13. Jahrh. vom kaspischen Meere bis Khorassan und Kerman aus, während an den Grenzen Indiens die Ghauriden sich in das Erbe der Ghasnawiden setzten, den Schahs von Khowaresmien jedoch im Kampfe um Khorassan und Kerman unterlagen. Endlich brachen die Mongolen unter Dschingiskhan in das alte Zendgebiet ein, stürzten zunächst das Reich der Khowaresmier (1231) und setzten mongolische Statthalter über das ehemalige Perserreich. Aber erst Hulagu ward der Gründer des Reichs der persischen Mongolen, der Ilchane, das sich vom Oxus bis an den Indus und über den Tigris hinaus erstreckte, wenn auch noch einige Zeit in Aderbeidschan, Fars und Laristan kleine abhängige Fürsten geduldet wurden. Hulagu suchte ein regelmäßiges Gouvernement zu begründen und machte den wilden Verheerungen ein Ende, die bisher die mongolische Eroberung begleitet hatten. Unter seinen Nachfolgern bot aber das Reich der Mongolen in P. nur ein eintöniges Schauspiel von wilden Empörungen, die durch wilde Grausamkeiten unterdrückt wurden, bis mit Abu Saids Tod

1335 die Hulagiden untergingen. Während eine Menge von Kronprätendenten um die Herrschaft rangen, hatte sich im eigentlichen P. Mohammed Ben Mosaffer gegen die Ilchane erhoben und ein persisches Reich gegründet, das sich über Susa und Kerman ausdehnte und 1364 auf Mosaffers Sohn, Schah Seedscha, einen Zeitgenossen des Dichters Hafis, überging. Da brach über alle Zendländer ein neuer Mongolensturm herein. Als Timur mit seinen Horden das Reich der Mosafferiden überschwemmte, erkaufte Seedscha zwar durch demüthige Unterwerfung 1386 den Frieden, da aber sein Sohn und Nachfolger, Seinol-Aabidin, den Tribut zu zahlen sich weigerte, eroberten die Mongolen 1387 Ispahan und richteten ein furchtbares Blutbad an. Die Verwirrung nach Timurs Tode benutzend, suchten zwei turkomanische Häuptlinge sich der Herrschaft in P. zu bemächtigen. Ussun Hassan, Herr der Horde vom weißen Hammel, besiegte seinen Gegner Dschihanschah vom schwarzen Hammel und machte sich zum Herrn von P. Seine Nachkommen aber schon geriethen unter sich in Zwist, und in der daraus entstandenen Verwirrung erhob sich die Familie Ssaffi, die von Ssaffieddin Ebu Ishak, einem Heiligen der Schii, abzustammen behauptete und schon seit einiger Zeit eine sehr bedeutende Rolle in P. gespielt hatte. Mohammed u. Elwand Mirsa, zwei Brüder und Nachkommen Ussun Hassans, stritten sich eben um den Thron, als Ismael Ssaffi sich erhob. Das ganze Land fiel ihm alsbald zu; Elwand Mirsa ward 1499 in der Schlacht von Nachitschewan geschlagen u. auch Mohammed im folgenden Jahre besiegt. Ismael Ssaffi bestieg den Thron und ward der Stifter des neupersischen Reiches.

Die sechste Periode reicht von der Gründung des neuen persischen Nationalreichs (1499) bis auf die jetzige Zeit. Da die Erhebung Ismael Ssaffi's als Nationalsache betrachtet und unterstützt ward, so gelang es diesem bald, seine Herrschaft, die bis über den Tigris, wo ihm selbst Bagdad gehorchte, und bis Khorassan reichte, zu befestigen. Mißlich aber ward die Stellung des neuen Reiches dadurch, daß es auf drei Seiten von mächtigen Reichen umgeben ward, die religiös und politisch den Persern entgegenstanden. Als Ismael seine Macht aufbaute, stand das Reich der Osmanen schon in furchtbarer Größe da, u. während das neue Perserreich entstand, stiftete die Familie Scheibani jenseits des Oxus bei den Usbeken ein mächtiges Reich. Gegen beide Feinde hatte schon Ismael Schah gefährliche Kämpfe zu bestehen. Gegen die Usbeken focht er mit ziemlichem Glück, von Selim I., dem Sultan der Osmanen, der alle Schiiten in seinem Lande ermorden ließ, ward er jedoch in Aderbeidschan am 23. August 1514 aufs Haupt geschlagen, in Folge dessen das von Kurdenstämmen bewohnte nördliche Mesopotamien verloren ging. Nach dem Tode Ismaels entstand noch, von Baber, einem Timuriden, gegründet, ein gewaltiges Reich in Indien, dessen Sitz nachmals Delhi war und das den Nachkommen Ismaels nicht minder gefährlich war, als das Reich der Osmanen. Auf Ismael Schah folgte 1523 sein ältester Sohn, Thamasip. Gegen ihn erhob sich sein jüngerer Bruder Sam Mirza in Khorassan, ward aber nebst den Usbeken, die sich in diese Wirren mischten, besiegt. Gefährlicher war der Krieg, den Soliman der Große, Sultan der Osmanen, 1533 gegen P. begann. Tabris u. Bagdad fielen in seine Gewalt, und doch wagte Thamasip keine Schlacht. Daß Soliman 1535 nach Konstantinopel zurückkehrte, rettete das Perserreich. Im Jahre 1555 schloß Soliman Frieden mit Thamasip, der 1575 von einer seiner Frauen vergiftet ward, worauf sein fünfter Sohn, Hyder, auf den Thron gesetzt, aber sofort von den Häuptlingen der tscherkessischen, kurdischen und turkomanischen Stämme niedergehauen ward. Statt seiner ward Thamasips vierter Sohn, Ismael II., ein durch übermäßigen Opiumgenuß bis zum Wahnsinn aufgestachelter Blutmensch, zum König erhoben. Auch er ward 1577 ermordet, worauf der halbblinde älteste Sohn Thamasips, Mohammed Mirza, auf den Thron erhoben ward, den nur die Kraft seines Wessirs Soliman aufrecht erhielt, während der Haß und die Eifersucht der turkomanischen und kurdischen Stämme unter einander das Reich erschütterten. Auch unter Mohammeds Söhnen, Hamsa, Abbas u. Thamasip, entbrannte blutiger Zwist, in Folge dessen Abbas 1587 den schwachen, den Lüsten des Serails ergebenen Vater vom Throne stürzte und nach Khorassan in die Verbannung sandte. Schah Abbas I. der Große brachte während seiner langen Herrschaft das Reich der Ssaffi auf eine Stufe der Kraft, des Glanzes und der Blüthe, die an die ruhmvollsten Tage des Alterthums erinnerte. Der Anfang seiner Herrschaft war freilich noch sturmbewegt und unsicher. Die Usbeken machten einen furchtbaren Einfall in Khorassan und eroberten Herat und die heilige Stadt Mesched, und mit der Pforte mußte am 21. März 1590 ein nachtheiliger Friede geschlossen werden, durch den Tabris, Aderbeidschan u. Schirwan verloren gingen; doch gewann Abbas dadurch Raum, sich gegen den Osten und in das Innere seines Reichs zu wenden. Die Usbeken wurden in ihre Grenzen zurückgewiesen, ein kleines unabhängiges Reich in Laristan ward vernichtet und über die Afghanen die persische Herrschaft begründet, so daß sich das Reich der Ssaffi bis an den Indus ausdehnte. Während Schah Abbas auf diese Weise seine Herrschaft nach Osten befestigte, wandte er den Blick auch wieder gen Westen, trat mit Frankreich, Venedig, Oesterreich, ja selbst mit dem Papste in Verbindung, um diese Mächte gegen die Pforte aufzustacheln, und begann 1603 den Kampf, der ihm die im Frieden von 1590 verlorenen Provinzen wiederbringen sollte. Dies Ziel ward erreicht; die Pforte mußte im Frieden von 1618 die Eroberungen wieder herausgeben, und so wurde auch im Westen die Reichsgrenze wieder hergestellt. Ein neuer Krieg mit der Pforte brachte 1623 selbst Bagdad in die Gewalt des großen Schahs zurück, der auch Georgien wieder dem Reiche einverleibte. Als Abbas 1628 †, bestimmte er seinen Enkel, den Sohn des ermordeten Ssaffi Mirza, Ssaffi, zum Thronfolger. Unter ihm begann die Kraft des persischen Reiches schon wieder zu sinken. Ein blutiges Ungeheuer, fand der Schah seine Lust an Menschenqual und Mord. Ein Krieg gegen die Osmanen lief im Ganzen unglücklich

aus. Im J. 1630 waren die Türken bis in das alte Medien vorgedrungen, wo sie Hamadan, das alte Ecbatana, niederbrannten; acht Jahre später ging auf der einen Seite Bagdad, auf der andern Kandahar verloren. Auf Schah Sfaffi folgte 1641 sein Sohn, Abbas II., ein 10jähriger Knabe. Während seiner Minderjährigkeit ward Kandahar wieder genommen, die persische Herrschaft in Afghanistan von Neuem befestigt und überhaupt die Regierung in seinem Namen nicht schlecht geleitet. Europäische Offiziere, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Missionare und Abenteurer aller Art fanden sich unter seiner Regierung in P. ein, wo jetzt auch die ersten katholischen Missionen versucht wurden. Auf Abbas II. folgte sein ältester Sohn 1666 unter dem Namen Soliman auf dem Throne. Die Regierung dieses feigen und grausamen Wüstlings verlief, von den Eunuchen des Palastes geleitet, in großer Ruhe, da auf der einen Seite das Reich der Osmanen und auf der andern das Mongolenreich in Indien dem Verfall entgegenging. Nach Solimans Tode 1694 erhoben die Verschnittenen Hussein Mirza zum Schah, der die Herrschaft den Priestern u. Eunuchen überließ, unbekümmert darum, daß das Reich der größten Verwirrung anheimfiel und die Erbitterung des Volkes über den unerträglichen Druck den höchsten Grad erreichte. Während die eigentlichen Perser das Joch schweigend trugen, erhoben sich die Afghanen gegen die Tyrannen und machten sich durch den großen Sieg 1714 über Mohammed Rustan Khan frei. Das Glück dieses Volkes aber munterte zur Nachahmung auf. Die Kurden erschienen bewaffnet vor Hamadan und sogar vor Ispahan, die Usbeken plünderten Khorassan, die Lesghier in Daghestan fielen ab, die Abdolli empörten sich, u. während so auf allen Seiten Verwirrung und Unglück hereinbrach, erschien Mir Mahmud mit 20,000 Afghanen in der Provinz Kerman, ward zwar von Schah Husseins tapferem Feldherrn, Ali Khan, zurückgetrieben, kam aber 1722 von Neuem und schlug den Schah in der Nähe von Ispahan. In seiner Hauptstadt eingeschlossen, mußte letzterer dem Afghanenhäuptlinge Huldigung leisten, der eine Regierung zu organisiren versuchte, welche, auf Milde gebaut, Afghanen und Perser friedlich und freundlich neben einander stellen sollte. Jetzt aber trat ein neuer Feind auf den Schauplatz, dessen Furchtbarkeit das Reich der Perser noch später empfinden sollte. Schon im Laufe des Jahres 1722 hatte Peter I. von Rußland, über das kaspische Meer kommend, Daghestan angegriffen, um sich in den Besitz der Provinzen am kaspischen Meere zu setzen. Zu ihm floh Husseins Sohn, Thamasip Mirza, um Hülfe gegen die Afghanen zu gewinnen, trat in einem förmlichen Traktate (2. Oktober 1723) Daghestan, Baku, Ghilan, Masenderan u. Asterabad an die Russen ab und wendete sich nun auch an die Türken, die ebenfalls den Krieg an P. erklärt u. Tiflis und Erzerum weggenommen hatten. Endlich vereinigten sich sogar Rußland und die Pforte am 24. Juni 1724 in einem Traktate über die Theilung der besten Provinzen P.s. Es war ein ungeheures Wirrsal, das über das Land hereinbrach: Russen und Türken theilten sich in die Beute, und das Volk litt unsäglich unter dem blutigen Ringen seiner Herren. Mir Mahmud, der wohl erkannte, daß er mit Milde die nur an Gewalt gewöhnten Provinzen nicht zusammenhalten werde, schlug den entgegengesetzten Weg ein und verfuhr mit wilder Wuth gegen die Perser. Die Einwohner der eroberten Städte wurden erbarmungslos niedergehauen, die Söhne, Brüder und Ohme Schah Husseins getödtet. Aber auch dies Mittel fruchtete nichts; die Afghanenhäupter entzweiten sich unter sich, Mir Mahmud verfiel zuletzt in Wahnsinn und ward 1725 von den Seinen erwürgt. Einer der Verschworenen, Eschref, ward auf den Thron gesetzt, vermochte aber eben so wenig als Mir Mahmud Afghanen und Perser zu versöhnen. Der Bruder des letztern, Hussein, machte sich zum Herrn von Kandahar und schnitt so die Afghanen in P. von den Quellen ihrer Macht ab. Eschref suchte vergebens die immer weiter vordringende Macht der Türken sich vom Halse zu schaffen: als er von der Pforte Rückgabe aller Landestheile des Reichs, das Eigenthum der Afghanen geworden sey, verlangte, erklärte jene am 4. Februar 1726 den Krieg auch an die Afghanen, ward aber am 20. November von Eschref in einer großen Schlacht geschlagen und schloß nun am 3. Oktober 1727 Frieden mit Eschref, der gegen Abtretung eines großen Theils des Reichs mit den Städten Eriwan, Teheran, Sultanieh und Tabris als Herr P.s anerkannt wurde. Auch Seid Ahmed Khan, der sich in Kerman ein unabhängiges Fürstenthum gegründet, ward besiegt; damit hatten die Afghanen aber auch den Höhepunkt ihres Glückes in P. erreicht. Thamasip Mirza, der seine Macht auf Masenderan, Asterabad und Aderbeidschan beschränkt sah, hatte ein kleines Heer zusammengebracht, das Nadir Khuli, ein Tatar aus dem Stamm der Affscharen, mit einer Schaar verstärkte. Letzterer nahm den Titel eines Khans an und wendete sich nach der Eroberung Mescheds und Herats gegen die Hauptmacht der Afghanen. Diese wurden in 2 großen Schlachten geschlagen und mußten die Hauptstadt räumen, in welche Nadir Khuli Khan mit seinem Heere einzog. Schah Thamasip belohnte den siegreichen Feldherrn mit den Statthalterschaften Masenderan, Khorassan, Kerman und Sestan. Da ihm aber der Ruhm Nadir Khuli Khans gefährlich zu werden schien, so versuchte er sich selbst am 15. September 1731 in einer Schlacht gegen die Türken bei Hamadan, erlitt aber eine Niederlage und schloß einen unehrenhaften Frieden mit der Pforte, um nur seinem Feldherrn den Weg zu weitern Siegen abzuschneiden. Nadir Khuli Khan erklärte sich jedoch sogleich gegen diesen Frieden, vertrieb die Türken und kehrte im August 1732 unter dem Jubel des Volkes nach Ispahan zurück, wo der Schah abgesetzt und sein 40tägiger Sohn, Abbas III., auf den Thron erhoben wurde. Im Namen des Kindes regierte Nadir Khuli Khan. Durch neue Siege wollte sich dieser den Weg zum Throne bahnen. In der That zwang er die Türken, am 24. September 1736 einen Frieden zu schließen, worin sie alle Eroberungen zurückgaben, und da auch Rußland seine Eroberungen am kaspischen Meere zurückgab, so stand Nadir Khuli Khan als Schah u. glücklicher Wiederhersteller des Reichs da. Nachdem der junge Abbas III. 1736 verschwunden war, riefen Nadir Khuli

Khan die Häupter des Heeres, der Völker und der Priester des Reichs in der Ebene von Ardebil als König aus (11. März 1736). Nadir Schah zeigte sich wohl als kühnen Eroberer, erhob sich aber sonst in nichts über die gewöhnlichen Despoten des Morgenlandes. Nachdem er die Kurden gezüchtigt, wendete er sich gegen die Afghanen von Kandahar und gegen die Usbeken nach Bokhara. Aber auch das Reich des Großmoguls sollte die Schärfe seines Schwertes fühlen, und mit 150,000 Streitern brach er 1738 über dessen Grenzen, eroberte Kabul, überschritt im Anfang des folgenden Jahres den Indus und drang durch das Pendschab und über Lahore gegen Delhi vor. Nach einer entscheidenden Schlacht bei Kurnal fiel der Großmogul in Nadirs Gewalt, und dieser rückte am 3. März 1739 in Delhi ein. Nachdem jener die Gebiete im Westen des obern Indus mit den Städten Kabul, Ghasan, Peschawer abgetreten, zog Nadir mit unermeßlicher Beute ab, betrog aber das Heer um seinen Antheil an der Beute, wie er auch sein Versprechen, auf drei Jahre alle Abgaben zu erlassen, nicht erfüllte. Weil die Usbeken während seiner Abwesenheit sich unabhängig zu machen gesucht, zog er gegen sie, eroberte Balkh wieder, drang über den Oxus und nöthigte den Khan von Bokhara, die Hoheit des persischen Reichs anzuerkennen. Um freiere Hand nach Westen zu haben, gab der Schah einen Krieg gegen die wilden Lesghier, die sich empört hatten, auf und eröffnete den Krieg gegen die Pforte, die ein Abenteurer, der sich für Schah Husseins Sohn ausgab, unterstützte. Mit Gewalt ward der Aufstand dieses Prätendenten unterdrückt, der große Sieg bei Eriwan am 10. August 1745 über die Türken gewonnen und am 4. September 1746 Friede mit ihnen geschlossen. Nadir Schah wüthete jetzt gegen das eigene Volk, zu Tausenden fielen die Opfer unter seiner Mörderfaust, alle Perser zu vernichten war sein Bestreben, bis das Ungeheuer inmitten seines Heeres am 20. Juni 1747 erschlagen ward. Darauf zog Ahmed, der Anführer der Afghanen, mit den Seinen in die Heimath zurück, wo sich nun das Reich der Afghanen selbstständig neben dem eigentlichen persischen Reiche erhob (s. Afghanistan). Während in P. Verwirrung und Zerrüttung herrschten, wurden Ghasna, Kabul, Peschawer, Balkh, das Pendschab, Kaschmir, die Gebiete am mittlern Indus, ein Theil von Khorassan und Herat von den Afghanen unterworfen, und so war das Reich Nadirs auf dem Punkte, zusammenzubrechen, als Nadirs Neffe, Ali Khuli Khan, als Adil Schah (d. i. der gerechte König) den Thron bestieg. Schon nach einem Jahre ward er von seinem Bruder, Ibrahim Mirza, gestürzt. Da aber auch der Sohn Nadirs, Schah Rokh, in Khorossan zum Schah ausgerufen ward, so entbrannte zwischen beiden Königen ein furchtbarer Kampf, der Ende 1749 damit endete, daß Ibrahim und der geblendete Adil in die Gewalt des Schahs Rokh fielen und niedergehauen wurden. Schon schien Schah Rokh Sieger zu seyn, als sich ein Abkömmling des Ssaffi, Seid Mohammed, erhob, Schah Rokhs Heer bei Mesched schlug, in die Stadt eindrang, den 16jährigen König blenden und sich unter dem Namen Soliman zum Schah ausrufen ließ. Kaum hatte er aber den Thron bestiegen, als er von Jusseff Ali, dem Feldherrn des Geblendeten, gestürzt und getödtet und Schah Rokh aufs Neue auf den Thron gesetzt wurde. Gegen ihn oder vielmehr gegen Jusseff Ali, der in des Königs Namen herrschte, erhoben sich zwei mächtige Häuptlinge. Mir Alim Khan, der Araber, und Dschaffar Khan, der Kurde, stürzten im Mai 1750 Ali und entthronten Schah Rokh zum zweiten Male. Dschaffar Khan ward kurze Zeit darauf von Mir Alim Khan gestürzt, dieser ward wieder durch Ahmed Schah von Afghanistan, der die Afghanenherrschaft über ganz P. wieder herstellen wollte, vernichtet und Schah Rokh zum dritten Male als Schattenkönig aufgestellt. Da erhoben sich zwei Kurdenhäuptlinge, Ali Merdan und Mohammed Kerim, und führten den 8jährigen Ismael, der von einer Tochter Schah Husseins abstammte, mithin ein Ssaffi war, nach Ispahan, um ihn zum Schah auszurufen. Unter Ahmed Schahs Leitung ward nun das persische Reich nochmals getheilt, indem Schah Rokh als Vasall der Afghanen in Khorassan eingesetzt wurde, in dem eigentlichen persischen Reiche aber jene beiden Kurdenhäuptlinge in Ismaels Namen herrschten. Zwischen beiden brach bald Streit aus. Ali Merdan ward schon 1752 ermordet, und Mohammed Kerim mußte noch zwei neue Nebenbuhler, Mohammed Hassan Khan aus dem Stamm der Kadscharen und Azad, den Afghanen, besiegen, ehe er sich unter dem Titel „Vekihl", d. i. Reichsverweser, des ruhigen Besitzes seines Herrenthums erfreuen konnte. Kerims erste Sorge war, das Reich so weit als möglich wieder herzustellen. Die Statthalter von Kerman, Laristan, Ghilan, Masenderan und fast alle Provinzen zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, sowie die arabischen Stämme an der Küste des persischen Meeres, die sich in der Zeit der Unruhen unabhängig gemacht, wurden wenigstens zu dem Namen des Reiches zurückgebracht. Die innern Wunden des Landes suchte er durch Begünstigung des Ackerbau's und des Handels zu heilen; besonders erfuhren die thätigen Holländer und die Armenier seine Gunst. Die Residenz verlegte er nach Schiras, wo er den 13. März 1779 †. Er hinterließ drei Söhne, Abul Futteh, Mohammed und Ibrahim, und mehre Verwandte, die durch Uneinigkeit das von ihrem Vater so wohl geordnete Staatswesen aufs Neue an den Rand des Verderbens führten. Abul Futteh ward gleich nach Kerims Tode in Schiras zum Schah ausgerufen, doch fiel die Gewalt alsbald an Zeki Khan, einen der Brüder Kerims. Gegen ihn erhoben sich zwei andere Glieder des Hauses, Zaduk Khan, der Bruder, und Ali Murad, der Neffe des Vekihls. In dem entbrennenden Streite fand zuerst Zeki Khan, dann auch Zaduk Khan den Untergang, und Ali Murad Khan stand 1781 als Sieger da und legte sich den Titel eines Schahs bei, nachdem die Söhne Kerims verschwunden. Schon aber schwebte das Schwert über seinem Haupte, das den Königsthron an eine neue Dynastie bringen sollte. Unter den turkomanischen Stämmen im Perserreiche spielten die Kadscharen und ihre Häuptlinge schon

lange eine Hauptrolle; namentlich hatte der Stamm Dschelair so sehr die Eifersucht des Schahs erregt, daß selbst der milde Mohammed Kerim sich gemüßigt fand, den Aga Mohammed Khan zu Schiras in fester Haft zu halten. Aber gleich nach des Vekihls Tod war derselbe entronnen und hatte sich nach Asterabad geflüchtet, von wo aus er sich mit Hülfe der Kadscharen auch Masenderans und Ghilans bemächtigte und die Stellung eines unabhängigen Fürsten gewann. Gegen diesen Feind brach Ali Murad auf, vermochte aber nicht ihn zu besiegen und endete 1785. Nun erhob sich in Ispahan Dschaffar Khan, ein Sohn Saduks, um den Thron zu gewinnen, mußte aber im Kampfe gegen Aga Mohammed, dessen Ehrgeiz sich nicht mehr mit den drei kleinen Provinzen begnügte, in den Süden zurückweichen und ward in Schiras zu Anfang 1789 ermordet. Die Mörder stellten Seid Murad, einen Neffen Ali Murads, als Herrn auf, der aber nebst allen Mördern Dschaffars durch dessen Sohn, Luft Ali Khan, der an der Spitze des gegen Aga Mohammed kämpfenden Heeres stand, den Untergang fand. Dieser selbst aber wurde von den Kadscharen von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt gejagt, mußte sich endlich dem Feinde ergeben u. ward sofort niedergehauen (1794). Mit ihm erlosch Kerims Geschlecht, und die Dynastie der Kadscharen gelangte auf den Thron, obwohl Aga Mohammed erst später den Titel eines Schahs annahm. Um der Stütze seiner Macht, den Kadscharen, nahe zu seyn, verlegte Aga Mohammed seine Residenz nach Teheran. Bald schwang Aga Mohammed die Geißel, wie die blutigsten seiner Vorfahren. Der christliche Fürst Heraclius von Georgien, der sich während der letzten Wirren unabhängig gemacht und in die Arme Rußlands geworfen, ward durch einen grausam verheerenden Einbruch in Georgien wieder unterworfen; doch sah sich Aga Mohammed darüber in einen Krieg mit Rußland verwickelt, durch den er nicht nur Georgien, sondern auch einige Provinzen am kaspischen Meere verlor, dergestalt, daß in dem Frieden von 1797 der Kur als Grenze angenommen ward. Um den Verlust zu ersetzen, wendete der Schah seine Waffen gegen Khorassan, eroberte Mesched, wo Schah Rokh eine unberühmte Herrschaft führte, tödtete denselben, ward jedoch von Afghanen aus Khorassan wieder zurückgedrängt und nicht lange darauf ermordet (1797). Hierauf gelangte des Ermordeten Neffe, Feth Ali Schah, auf den Thron und wußte sich darauf, nicht ohne manchen harten Kampf, zu behaupten. Ein Einfall der Perser in Khorassan ward vom Glück begünstigt. Die heilige Stadt Mesched wurde erobert, Schah Rokhs Nachfolger Nadir Mirza und Alles, was von dem Geschlechte Nadir Schahs übrig geblieben war, getödtet und so das kleinste der drei Reiche, in welche das Erbe der Ssaffi sich getheilt, zerstört (1802). Ein Krieg mit Rußland wegen Georgiens, das sich 1801 diesem Staate freiwillig unterworfen, ward erst 1813 durch einen Frieden geschlossen und verhinderte die Perser, sich um das auseinanderfallende Afghanenreich zu bekümmern; einige schwache Versuche, sich [illegible]ats zu bemeistern, schlugen fehl. Während dieser Zeit wurden nähere Beziehungen mit dem Abendlande angeknüpft. Napoleons I. Ruhm war auch nach P. gedrungen, und der Schah erblickte in ihm, dem Feinde Rußlands, einen natürlichen Bundesgenossen. Ein englischer Botschafter kam nach Teheran, ein persischer Gesandter erschien im Hauptquartier Napoleons. Zwischen Frankreich und P. ward eine Allianz geschlossen, deren vornehmster Zweck der Sturz Rußlands war. Doch wurde der französische Einfluß am Hofe des Schahs bald vom englischen untergraben, unter dessen Vermittelung der Friede mit Rußland abgeschlossen wurde. P. entsagte durch diesen Frieden allen Ansprüchen auf Georgien, Imerethien, Guriel, Mingrelien, Daghestan und mehre Distrikte am kaspischen Meere, so daß das Südufer des Araxes und der hohe Ararat fortan die Grenze bildeten. Auch mußte den Russen das Recht eingeräumt werden, das kaspische Meer mit Kriegsschiffen zu befahreu. Dazu kam noch die Spannung zwischen zwei Söhnen Feth Ali Schahs, Abbas Mirza und Ali Mirza, die dazu beitrug, die Kraftlosigkeit des Reichs zu vermehren. Abbas Mirza, der Statthalter von Tabris und Aderbeidschan war, hatte den Krieg mit Rußland tapfer, aber unglücklich geführt, obwohl er das persische Heerwesen auf europäische Weise zu organisiren begonnen hatte. Ali Mirza, Statthalter von Kermanschah und Kurdistan, der ältere, aber von einer Sklavin geborene und darum nicht zur Thronfolge bestimmte Sohn, stützte sich meist auf die tapfern Kurden. Er griff den türkischen Pascha von Bagdad an, nöthigte ihn, Tribut zu zahlen, und suchte auch die auf türkischem Gebiet wohnenden Kurdenhäuptlinge sich unterwürfig zu machen. Darüber brach 1822 der Krieg zwischen P. und der Pforte aus, der aber schon im folgenden Jahre durch einen Frieden wieder beigelegt wurde. Die Perser mußten allen Ansprüchen auf Bagdad entsagen und die alten Grenzen zwischen beiden Staaten herzustellen versprechen. Der Tod Ali Mirza's befreite Abbas Mirza von seinem Nebenbuhler. Wegen Grenzstreitigkeiten entbrannte darauf mit Rußland ein neuer Krieg, in welchem die Russen unter Paskewitsch nicht nur Eriwan eroberten, sondern auch in Aderbeidschan eindrangen. P. mußte am 10. Februar 1828 Frieden schließen und in demselben nicht nur die Khanate von Eriwan und Naitschewan mit den reichen Salinen von Kulpi abtreten, sondern auch 80 Millionen Rubel zahlen und den Russen große Handelsvortheile einräumen. Seitdem fand es der Prinz für gerathen, lieber um Rußlands Gunst zu buhlen, als den Zorn des übermächtigen Nachbars zu reizen. Dafür suchte er in den folgenden Jahren 1831 und 1832 die Stämme in Khorassan zu unterwerfen, konnte aber seinen Vater zu einem Unternehmen gegen die Trümmer des Afghanenreichs nicht bewegen. Der Tod setzte 1833 seinen ehrgeizigen Plänen ein Ziel; England und Rußland wußten den Schah zu bestimmen, daß er den Sohn des Abbas Mirza, Mohammed, zum Thronfolger ernannte. Dennoch wurde nach dem Tode des Schahs (20. Oktober 1834) ein wilder Krieg unter den Prinzenstatthaltern, die sich sämmtlich erhoben, um sich des Thrones zu bemeistern, aus-

gebrochen seyn, wenn nicht England und Rußland kräftig für ihren Schützling eingeschritten wären. Mohammed Schah ward unter dem Einflusse russischer Drohungen und englischen Goldes auf den Thron gesetzt, die Prinzenstatthalter demüthigten sich, oder wurden niedergeschlagen, und nur im fernen Khorassan dauerte der Ungehorsam noch eine Zeit lang fort. Mohammed Schah unternahm 1836 eine Heerfahrt gegen Herat, die aber erfolglos blieb. Im folgenden Jahre unternahmen die Perser eine zweite Expedition, belagerten Herat und nahmen die Grenzfestung Gorian. Herat hielt sich wider Erwarten tapfer; dennoch ward ein Vergleich, den der englische Gesandte im Auftrag der Belagerten bot, von den Persern abgelehnt. Der britische Gesandte, Sir John M' Neill, brach darauf allen Verkehr mit der persischen Regierung ab und rief alle im persischen Heere befindlichen Offiziere zurück; Lord Palmerston protestirte in einer drohenden Note vom 21. Mai 1838 gegen alle weiteren Eroberungspläne der Perser in Afghanistan, und Lord Auckland sandte aus Ostindien 5 Kriegsschiffe mit 2200 Mann in den persischen Meerbusen, welche die Insel Karrak u. später die Hafenstadt Buschir besetzten. Diese kräftige Erinnerung an seine Ohnmacht bewog den Schah, die Belagerung von Herat und den ganzen Zug aufzugeben. Auch ward jetzt der britische Einfluß in P. so überwiegend, daß eine Zeit lang ernstliche Konflikte mit Rußland zu befürchten waren, und nur die Scheu der letztern Macht, mit England geradezu zu brechen, verhinderte einen offenen Zwist. Ueberdies gewann die russische Politik, bei den Terrainverhältnissen beider Reiche und bei dem Einflusse des russisch gesinnten Großwessirs über den schwachen Schah, in P. bald wieder die Oberhand, und zwar in solchem Maße, daß P. wenig mehr als ein Vasall des mächtigen Czarenreiches ist. Diese Abhängigkeit der Kadscharendynastie zeigte sich namentlich in der Beilegung der Grenzstreitigkeiten, die 1843 mit der Pforte auszubrechen drohten, noch mehr aber in dem Zustandekommen des vom Fürsten Woronzow 1846 zu Tiflis abgeschlossenen Vertrags, nach welchem die Russen die persischen Häfen Rescht und Asterabad am kaspischen Meere als Stationshäfen für ihre Kriegsschiffe benutzen, Bergwerke, besonders auf Kohlen, in P. anlegen und auf dem Wege von jenen Häfen aus zu ihnen befestigte Etappen mit russischen Besatzungen errichten dürfen, wogegen die Perser gehalten sind, alle russischen Ueberläufer auszuliefern. Nachdem der erste Minister des Schahs, Hadschi-Mirza-Aghassi, der die innere Verwaltung mit unumschränkter Gewalt geleitet, 1847 und der Schah selbst den 6. Sept. 1848 gestorben war, trat des letztern Sohn, Nasir-Eddin (geb. den 30. November 1829), die Regierung an, vor den sich kundgebenden Herrschergelüsten zahlreicher Prätendenten durch die energisch ausgesprochene Anerkennung von Seiten Englands und Rußlands geschützt. Nasir-Eddin ernannte Mirza-Taghi-Khan, den Sohn eines Kochs, zum Wessir und seinen erst zweijährigen Sohn, Mehemed Mirza, zum Nachfolger. Mit den in Aussicht gestellten durchgreifenden Reformen, Erleichterung des Steuerdrucks, Befriedigung der Staatsgläubiger, Entschädigung der früherhin ihres Besitzes Beraubten 2c., blieb es bei Verheißungen. Von den auswärtigen Gläubigern, welche durch Vermittelung der Diplomatie befriedigt wurden, blieben nur die französischen im Rückstand, weshalb der französische Gesandte, Graf Sartiges, der seit 1845 in Teheran akkreditirt war und am 24. Juli 1847 zwar einen Handelsvertrag zwischen P. und Frankreich zu Stande gebracht, dem französischen Einfluß aber im Uebrigen nicht Raum hatte verschaffen können, seine Pässe nahm. Die inländischen Gläubiger blieben ebenfalls unbefriedigt. Der Abgabendruck, die Vernachlässigung der Straßen, Brücken, Wasserbehälter, Karawanserais und anderer öffentlichen Anstalten, die Verschwendung der Einkünfte in Prachtbauten, der Nepotismus des Ministers, die Verfolgung aller Derer, welche Klage erhoben: alles dies hatte wiederholte Empörungen in den Provinzen, in Schiras, Ispahan, Masenderan, Kerman, Khorassan zur Folge, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Selbst in Teheran entstanden im Januar 1850 Unruhen wegen der verweigerten Entlassung des verhaßten Ministers. Dieser gerieth zwar in den Verdacht, die Zerstörung eines russischen Depots bei Asterabad durch die Turkomanen von Masenderan veranlaßt und sogar das Volk von Teheran zur Erstürmung des russischen Gesandtschaftshotels aufgereizt zu haben; doch wußte er durch Versetzung des Statthalters von Masenderan, auf welche die russische Regierung gedrungen, das gute Einvernehmen mit dieser wieder herzustellen, zumal da er die Lust des Schahs, wieder mit Herat anzubinden, nährte. Endlich erfolgte aber durch die Intriguen der Mutter des Schahs, deren Ausschweifungen er diesem enthüllt hatte, u. durch die Umtriebe vieler unzufriedenen Großen sein Sturz; im Nov. 1851 ward er gefesselt nach dem Städtchen Kaschwan abgeführt und später ermordet. An seine Stelle trat der 70jährige Mirza-Agha-Khan. Um diese Zeit trafen österreichische Gelehrte und Offiziere in Teheran ein, um daselbst wissenschaftliche Anstalten zu gründen u. das persische Heer auf österreichischem Fuße zu organisiren. In letzterer Beziehung sahen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht; der mit ihnen geschlossene Vertrag ward nicht gehalten, der verheißene Sold nicht ausgezahlt. In ersterer Beziehung ward nur eine Anstalt für Bergbau errichtet, welche bald gedieh. In Khorassan, wo die rein persische Partei, welche die Unterwürfigkeit unter die Kadscharendynastie aus religiösen Gründen für unerlaubt hielt, am stärksten vertreten war, brach in Folge der Absetzung des dortigen Statthalters, Assad-ed-Daulah, ein Aufstand aus, der zur Trennung der Provinz von P. führte. Yar-Mohammed, der Beherrscher von Herat, rückte auf die Kunde hiervon mit Heeresmacht zur Eroberung der Provinz aus, ward aber von den Khorassanern zurückgeschlagen und sah sich nun seinerseits durch eine persische Expedition bedroht. Als nach dem Tode Yar-Mohammeds Dost-Mohammed, Khan von Kandahar, und dessen Halbbruder, Katuntil-Khan, sich um Herat stritten, rückten im März 1852 die Perser ein, eroberten Herat und verleibten dies Sul=

tanat ihrem Reiche ein. England that aber zu Gunsten der Selbstständigkeit Herats Einsprache, und um derselben mehr Nachdruck zu geben, landete eine britische Flotte bei Abuschähr am persischen Meerbusen und schiffte am 2. Okt. 9000 Mann aus. Ein Mordanfall auf den Schah, am 15. Aug. 1852 von drei Männern aus einer 1838 von einem gewissen Babi gestifteten und durch die Hinrichtung ihres Stifters fanatisirten religiösen Sekte, den Babis, ausgeführt, wurde mit zahlreichen martervollen Hinrichtungen geahndet. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei im Herbst 1853 neigte sich die persische Regierung auf die Seite Rußlands, hielt es aber wegen des sich laut kundgebenden Unwillens der Bevölkerung für gerathen, sich nicht thätig am Krieg zu betheiligen. Am 4. Mai desselben Jahres waren die Städte Schiras und Kaschan durch ein Erdbeben verwüstet worden, und nachher ward das ganze Reich von einer Choleraepidemie arg heimgesucht. Im Sommer 1855 sandten England und Frankreich Murray und Bourée als Gesandte nach P., um dem noch immer vorwaltenden russischen Einfluß entgegenzuwirken. Der französische Gesandte brachte in der That einen Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Frankreich und P. zu Stande, der am 14. Juli ratificirt wurde. Weitere Resultate Rußland gegenüber waren aber nicht zu erlangen, und namentlich zeigte sich England wegen P.s Einmischung in die Angelegenheiten Herats unzufrieden. In Folge davon trat zwischen beiden Staaten ein gespanntes Verhältniß ein, welches selbst zur Abreise des englischen Gesandten führte und noch gesteigert ward, als die persische Regierung, um Herat dem überwiegenden Einflusse Dost-Mohammeds zu entreißen, Truppen sandte und Herat selbst eroberte und besetzte. Die Engländer fanden hierin Bruch eines Vertrags, der 1853 zwar zwischen P. und England verhandelt, aber von letzterer Macht selbst nicht unterzeichnet worden war. P. sollte sich darin verpflichtet haben, keine Truppen gegen Herat marschiren zu lassen, außer in dem Falle, daß auswärtige Truppen diesen Platz angriffen und Herat P.s Hülfe anspräche. Die Absichten der Engländer waren aber weniger auf diesen Punkt, als vielmehr auf Besetzung einiger festen Plätze im persischen Meerbusen, namentlich der Insel Karrak und der Handelsstadt Buschir gerichtet, von wo aus sie ihren Einfluß in P. Rußland gegenüber zu erweitern gedachten. Am 1. Nov. erfolgte von Kalkutta aus die Kriegserklärung der britisch-indischen Regierung, und bereits am 24. Nov. langten 42 engl. Kriegsschiffe mit 12,000 Mann Truppen am Eingang des persischen Meerbusens an. Am 7. Dec. wurden die Truppen ausgeschifft, und schon am 9. ergab sich der persische Kommandant zu Buschir mit ungefähr 1200 Mann, worauf die Engländer die Insel Karrak und Buschir in Beschlag nahmen. Noch bevor dies geschah, hatte die persische Regierung einen außerordentlichen Gesandten, Feruk-Khan, nach Konstantinopel gesandt, um mit dem dortigen englischen Gesandten wegen einer Verständigung zu unterhandeln, doch ohne ein Resultat zu erlangen. Rußland zog zwar an der persischen Grenze Truppen zusammen, mahnte aber zum Frieden. Die französische Regierung gedachte aber den Umstand, daß die Insel Karrak von P. schon früher an Frankreich abgetreten worden, zu benutzen, um durch Friedensvermittelung in den orientalischen Angelegenheiten den verlornen Einfluß wieder zu gewinnen, und es kamen zu dem Ende im Januar 1857 Feruk-Khan und der französische Gesandte zu Teheran nach Paris, wo am 4. März der Friedensvertrag von den Bevollmätigten P.s und Englands unterzeichnet und bis zu dessen Bestätigung von Seiten beider Regierungen ein Waffenstillstand abgeschlossen ward. England versprach die Räumung der Insel Karrak und Buschirs unter dem Vorbehalt, daß erstere zum Freihafen erklärt werde, wo die Engländer zur Beförderung der Euphratbahn Niederlagen errichten könnten. Die Perser sollten dagegen Herat räumen, dessen Selbstständigkeit anerkennen und den Engländern allenthalben die Errichtung von Konsulaten gestatten, wo die Russen dergleichen unterhielten. Zu derselben Zeit schlossen auch die nordamerikanischen Freistaaten einen Handelsvertrag mit P., wodurch dieselben den am meisten begünstigten Handelsnationen gleichgestellt wurden und das Recht erlangten, in Teheran eine Gesellschaft und in Tauris und Buschir Konsulate zu halten. Auch Oesterreich knüpfte wegen eines gleichen Vertrags Unterhandlungen an.

Vgl. Malcolm, History of P., 2 Bde., neue Aufl., Lond. 1829; deutsch von Becker, 2 Bde., Leipzig 1830; Herford Jones Bridges, The dynasty of the Kajars, Lond. 1833; die Reisewerke von Chardin, Niebuhr, Olivier, Kinneir, Morier, Ouseley, Ker Porter, Will, Price, J. B. Fraser, G. Keppel, Drouville, Buckingham, Stocqueler u. A., besonders auch Struve, Résultats géographiques du voyage en Perse, fait par Lemm 1838—39, Petersb. 1851; Wagner, Reise nach P. u. dem Land der Kurden, 2 Bde., Lpz. 1852.

Persiflage (v. Franz.), versteckter Spott, spitziger Tadel; daher persifliren.

Persigny, Jean Gilbert Victor Fialin de, französischer Diplomat und Staatsmann, 1810 geboren, erhielt den Namen P. von seinem väterlichen Gute im Departement Loire, besuchte die Militärschule zu Saumur und trat 1829 in das 4. französische Husarenregiment. Zum Unteroffizier ernannt, verließ er 1833 die militärische Laufbahn und wurde Mitredakteur der „Revue de l'Occident“. Im J. 1835 ging er nach der Schweiz, erhielt Zutritt bei Ludwig Napoleon, der damals in Arenenberg lebte, war Theilnehmer der straßburger Ereignisse Ende Okt. 1836 u. entzog sich durch die Flucht nach England der Untersuchung. Als Ludwig Napoleon 1838 seinen Aufenthalt in London nahm, gehörte P. wieder zu seiner Umgebung, und hier legte er sich den Namen de P. bei. Er begleitete den Prinzen zurück nach Arenenberg und nahm 1840 Theil an der Expedition zu Boulogne, ward gefangen und vom Pairshofe zu 20jähriger Einsperrung verurtheilt. Die Februarrevolution 1848 gab ihm die Freiheit wieder, und als Ludwig Napoleon Präsident der Republik geworden war, ward sein Spießgeselle P. Oberst und Generalmajor der

Nationalgarde der Seine, kam 1849 als Repräsentant des Loiredepartements in die Nationalversammlung und ward hier das Haupt der bonapartistischen Partei. Im December ging er als Gesandter Frankreichs nach Berlin, kam im April 1850 zurück und erhielt hierauf mehre diplomatische Sendungen. Nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 erhielt er sogleich eine Mission nach Brüssel, ward am 23. Januar 1852 zum Minister des Innern ernannt und vermählte sich am 28. Mai als Vicomte de P. mit der Tochter des Fürsten von der Moskwa. Er schrieb: „Relation de l'entreprise du Prince Napoléon Louis“ (Newyork 1837).

Persimonpflaume (Dattelpflaume, Diospyrus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen, charakterisirt durch den vierspaltigen Kelch und die kreuzförmigen Knollen, Bäume und Sträucher meist in Ostindien, einige in Südeuropa, mit Achselblüthen (männliche und weibliche je auf besonderem Stamm) und abwechselnden lederigen Blättern. Die gemeine P. (Dattelpflaume, D. Lotus *L.*, grünes Ebenholz, wildes Franzosenholz) ist ein im nördlichen Afrika u. im Orient einheimischer, in Italien und im südlichen Deutschland in Gärten gezogener Baum, dessen Früchte, kaum so groß als eine Kirsche, gegessen werden. Das Holz wird bisweilen statt des ächten Franzosenholzes gebraucht. Die japanische P. (Dattelpflaume, D. kaki *L. fil.*), in Japan und in China angepflanzt, trägt apfelähnliche Früchte, deren röthliches, fast durchsichtiges, honigsüßes Fleisch, in großer Menge genossen, Durchfall und Ruhr bewirkt. Von der virginischen P. (Dattelpflaume, D. virginiana *L.*), in Nordamerika an feuchten Orten, auch häufig angepflanzt in Anlagen, sind die Früchte, die vorzugsweise so genannten Dattelpflaumen oder Persimonen, größer als eine Mispel, fleischig, gelblichroth, fast durchsichtig, schmecken zusammenziehend, werden aber nach einem Frost schmackhaft. Die Rinde, woraus Gummi schwitzt, schmeckt bitter und herb u. wird gegen Ruhr, Blutfluß u. Wechselfieber gebraucht. Der Baum liefert ein sehr hartes Holz und wird gleich den andern Arten durch Ableger, Stecklinge und Samen vermehrt. Die ebenholzartige P. (Dattelpflaume, D. ebenum *Retz.*) ist ein über 40 Fuß hoher Baum mit schwarzer Rinde und schwarzem, sehr hartem Holz, woraus man allerlei Geräthe macht, während der sehr schwere, schwarze Holzkern, unter dem Namen Ebenholz, Lignum Ebenum s. Ebenum officinale s. Ebeni s. Hebenum, früher als blutreinigendes Mittel bei Augenkrankheiten, Hautausschlägen, Syphilis u. dergleichen gebraucht wurde und einen Bestandtheil der sogenannten Holztränke (Species Lignorum) ausmachte, jetzt aber nur zu technischen Zwecken benutzt wird. Dasselbe gilt von dem Holzkern von dem sogenannten Bastardebenholz (D. ebenaster *Retz.*) auf den Molukken und auf Ceylon. Auch das Schwarzholz (D. melanoxylon *Roxb.*) ist als Ebenholz sehr geschätzt, doch ist hier nur der Kern der großen Bäume schwarz; das übrige Holz ist weiß und weich, verfault bald und wird von Insekten zerfressen. Die Rinde schmeckt herb u. wird gegen Ruhr gebraucht. Von D. malabarica *Kostel.*, einem gegen 80 Fuß hohen Baum auf Malabar, dessen Stamm oft 18 Fuß im Umfange mißt, benutzt man die jungen Blätter und Früchte gegen Aphthen und Augenentzündungen, die Rinde bei Fieberhitze und Leibschmerz und das aus dem Samen gepreßte Oel als eröffnendes u. linderndes Mittel.

Persio (Rother Indigo), ein violeter Farbestoff, der als Pulver in den Handel kommt, wird von verschiedenen Flechten, namentlich Lecanora tartarea, in Schweden, Schottland und dem nördlichen England, Lichen omphalodes, calcareus u. saxatilis, in Wales und auf den Orkneyinseln fast auf dieselbe Weise gewonnen, wie die Orseille, besonders in England und Schottland, auch in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in der Gegend von Eisenach. Guter P. muß trocken, nicht sandig, von nicht zu starkem, urinösem Geruche und einer ponceaurothen, ins Violete spielenden Farbe seyn. Er dient in der Färberei, indem er als Zusatz zur Krappfarbe und zum Indigo nicht allein einen Theil derselben entbehrlich macht, sondern auch den damit gefärbten Waaren mehr Feuer und Lebhaftigkeit verleiht.

Persis, Land, s. v. a. Persien.

Persische Erde (Indisches Roth), ein sehr schöner purpurfarbiger Ocker, klebt an der Zunge, hat einen stark zusammenziehenden Geschmack, braust in Säuren stark auf, kommt aus Ostindien und von der Insel Ormuz in festen, schweren Stücken in den Handel.

Persische Literatur. Die Geschichte der p.n L. beginnt erst mit der Zeit, wo sich die neupersische Sprache zu bilden begann, d. h. mit dem Eindringen des Islam. Auch konnte sie sich des arabischen Einflusses nicht entschlagen, und Inhalt wie Form nahm eine mehr oder weniger arabische Färbung an. Theologie, Rechts- und Staatswissenschaft wurden, weil in arabischen Vorstellungsweisen wurzelnd, auch von den persischen Gelehrten in arabischer Sprache behandelt u. blieben selbst später, als sie auf persischen Boden verpflanzt wurden, stets in größerem Zusammenhange mit der arabischen Literatur, als die schönwissenschaftlichen Literaturzweige, für welche das Persische vermöge seiner Lieblichkeit und Anmuth sich vorzugsweise eignete. Das eigentliche Gebiet der p.n L. bleibt daher die Poesie in ihrer ganzen Ausdehnung und daneben die Geschichte in ihren verschiedenen Abzweigungen; doch tritt die letztere erst mit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Bereich der Literaturgeschichte, während die Poesie in der Mitte des 10. Jahrhunderts den Anfang und für die folgenden Jahrhunderte den alleinigen Gegenstand derselben bildet.

Der eigentliche Anfang der neupersischen Poesie fällt in die Zeit, wo das Zerfallen des Khalifats die unbedingte Herrschaft des arabischen Elements brach und den einzelnen Nationalitäten Gelegenheit verschaffte, sich innerhalb desselben wieder zu einiger Geltung zu bringen. Vorzügliche Beförderer fand die persische Poesie unter den einzelnen Dynastien, welche in dieser Epoche neben und nach einander auftraten. Unter Sul-

tan Nasr zu Bokhara, dem dritten der Samaniden, lebte um 950 der erste persische Dichter, Abul Hasan Rudegi (der Blindgeborne), von dessen der Sage nach in 100 Bänden gesammelten Gedichten (1,300,000 Distichen), sowie von dessen metrischer Uebersetzung der Fabeln Bidpai's aber nur wenige Bruchstücke in den Werken späterer Biographen erhalten sind. Des Buiden Schems el Malek Kabus (976—1012) Andenken ward durch seinen Enkel Keikawus in dem Werke: „Kabusnameh“, Weisheitssprüche dieses Regenten enthaltend (übersetzt von Diez, Berl. 1811), verewigt. Unter dem Ghasnawiden Mahmud ward Ansari († 1039) zum Dichterkönig gekrönt; unter seinen Werken ist das im Original verlorene, von Hammer-Purgstall nach einer türkischen Uebersetzung herausgegebene, älteste romantische Gedicht „Wonnik und Afra“. Ein Zögling Ansari's war Ferrukhi, der außer vielen Lob- und andern Gedichten in seinem „Dolmetsch der Wohlredenheit“ zuerst die Gesetze der persischen Metrik und Poetik begründete und auch für die Prosa Muster wurde. Außer diesen beiden zeichneten sich an Mahmuds Hofe vor Allem die beiden Epiker Asadi und Firdusi, beide aus Thus in Khorassan, aus. Letzterer ist Verfasser des berühmten „Schahnameh“, einer großen poetischen Reichsgeschichte, der einzigen einheimischen Geschichtsquelle für das alte Persien. Sie wurde 20 Jahre früher unter dem Samaniden Mansur I. von Dirkiki begonnen und bis auf 1000 Verse gebracht und von Firdusi innerhalb 30 Jahren bis auf einen geringen Theil, den Asadi hinzufügte, vollendet. An dieses große Nationalepos lehnten sich nachher viele andere Dichtungen ähnlicher Art an. Unter dem Seldschucken Melikschah (1072—92) lebte der Dichterfürst Emir Mousi, in der Kaside ein Muster für viele spätere Nachahmer, und unter Gijath Eddin Mohammed, Melikschahs zweitem Sohne, der als Räthseldichter vorzüglich geachtete Abulmefachir Rasi. Sindschar, Melikschahs dritter Sohn, ward von Persiens größtem Panegyriker, Auhad-Eddin-Enweri († 1152), gepriesen. Gleichzeitig mit diesem lebte Senaji († 1130), der beste unter den ältesten mystischen Dichtern, der durch seinen „Ziergarten“ Ordensdichter der Sofis (s. d.) ward. Ein wenig später blühte der berühmte Vertreter des romantischen Epos, Nisami oder Nisam Eddin aus Gendsch († 1199), dessen „Khosru und Schirin“, „Meschnun und Leila“, sowie das „Alexanderbuch“ auch im Abendlande in Uebersetzungen bekannt geworden sind. Dem khowaresmischen Sultan Etsis diente Reschid Watwat († 1182) als Panegyriker. Er übersetzte die 100 Sprüche Ali (herausgegeben von Fleischer) und ist der Hauptgesetzgeber für die persische Metrik. Khakani (eigentlich Afdhal Eddin Hakaïki, † zu Tabris 1186) lebte am Hofe des Fürsten von Schirwan, Khakom Menudschehr, später am Hofe Arslans, u. zeichnete sich als Ghaselendichter aus. Esreki, am Hofe des Seldschuckiden Tuganschah, schrieb, um seinen abgelebten Herrn aufzufrischen, das erotische Gedicht „Elfije und Schelfije“, voll obscöner Liebesgeschichten. Sahir Farjabi, Hofdichter der Atabeken Mosaffer Eddin Mohammed und Kisil Arslan († zu Tabris 1202), zeichnete sich als Panegyriker durch Gewandtheit, die den gleichen Gegenständen des Lobes immer neue Seiten abzugewinnen weiß, sowie durch Lieblichkeit und treffendes Kolorit der Sprache aus. Eine in der p.n L. besonders ausgebildete Gattung der Poesie, welche nach der Ueberschwemmung Persiens durch die mongolischen Horden Dschingiskhans vor den übrigen hervortritt, bilden die durch allegorische Sprache und Inhalt uns fremdartig erscheinenden mystischen Gedichte, welche die Beschaulichkeit des Lebens und das Einwohnen Gottes im Menschen unter den verschiedenartigsten Bildern zu veranschaulichen suchen. Unter den hierher gehörigen Dichtern ist zu Anfange des 13. Jahrhunderts zuerst Ferid Eddin Attar (zwischen 1329 und 1334) zu nennen. Dieser mystificirte seine Sprache so, daß alle seine Worte einen mystischen Sinn haben, welchen in der Folgezeit Perser, Araber und Türken durch besondere Werke zu verständlichen bemüht gewesen sind. Auch verfaßte er außer andern Werken theosophischen Inhalts die vollständigste und berühmteste Sammlung von Biographien der Heiligen bis auf seine Zeit, betitelt „Pendnameh“, d. i. Buch des Rathes (herausgegeben von de Sacy, Paris 1820). Ihm tritt in noch größerem Glanze zur Seite Dschellal Eddin Rumi, der meist unter dem Seldschuckiden Alaeddin als vielgesuchter Lehrer zu Koniah in Kleinasien lebte u. 1262 †. Er stiftete den am weitesten verbreiteten und jetzt noch größten mystischen Mönchsorden (die Derwische Mewlewi) und ward durch sein doppeltgereimtes Lehrgedicht über das beschauliche Leben das Orakel der orientalischen Mystik. Außerdem schrieb er eine Menge lyrischer Gedichte, die den Anhängern jener Lehre der wahre Kodex aller Heiligungsregeln sind. Es sind zwei Sammlungen derselben vorhanden, aus denen man für die Derwische ein noch heutigen Tages alle Religionsübungen derselben beherrschendes Brevier zusammengestellt hat. Unter den Mongolenfürsten sind es besonders Hulagu Khan und Ghasan, welche Wissenschaft und Poesie schätzten und beförderten. Doch sind die hierher gehörigen Namen weniger bedeutend für die Gesammtentwickelung der persischen Poesie. Als Begründer der didaktischen Poesie unter den Persern ist Scheikh Moslih Eddin Sadi aus Schiras († 1291) zu nennen, dessen „Rosengarten“ und „Fruchtgarten“ sich durch liebliche Einfachheit der Erzählungen, denen Denksprüche in Prosa und Versen beigemischt sind, auszeichnen. Außerdem schrieb er noch andere lyrische Gedichtgattungen, Kasiden, Ghaselen, 4-zeilige Strophen ꝛc., welche zusammen seinen in Kalkutta gedruckten Diwan füllen. Zu Anfange des 14. Jahrhunderts, noch aus dem vorigen herüberreichend, finden wir als Nachfolger Sadi's auf dem Gebiete der moralisch-didaktischen Poesie Lutfallah († 1413), der viel zum Lobe des Propheten und der Imame sang, Emir Hasan aus Delhi, Mewlana Hasan aus Ghasan, Verfasser heiliger Lobgedichte, Mewlana Dschellal Eddin († 1333), Verfasser des Gedichtes „Die Rose und das Neujahrsfest“, Mewlana Nasir, Emir Ben Jemin Ferjumendi, Moin Eddin Dschuweini, Verfasser des „Nigaristan“, d. i. Bilder-

gallerie. Neben diesen stehen als Vertreter der mystischen Poesie Seid Nimet Allah aus Kuhistan, Ibrahim Ben Scheriar aus Hamadan, gewöhnlich Iraki genannt († 1309 zu Salihije in Syrien), Verfasser der „Ausstrahlungen", Seid Hoseini († 1238 zu Herat), Verfasser von 30 größeren und kleineren mystischen Schriften in Prosa und Versen, Ahmed Ben Mohammed Ben Ahmed, gewöhnlich Biabankhi genannt († 1361), Gedschedsch Tebrisi und Khodschu Kermani († 1341), der außer „Humai und Humajun" auch einen Diwan von 20,000 Distichen herausgab. Die romantische Poesie wurde angebaut von Emir Khosru Dehlewi († 1324 zu Delhi), der noch heute als einer der größten persischen Dichter verehrt wird. Sein „Fünfer" umfaßt 40,000 Verse und ist nach den 4 Altern, in denen er sie geschrieben hat, geordnet. Auch des erwähnten Mystikers Attar Sohn, Mohammed Ben Ahmed Attar († 1376), erlangte einen hohen Ruhm in dieser Gattung durch sein 5120 Distichen enthaltendes Gedicht „Die Sonne und Jupiter". Zu den Panegyrikern gehört Hafis (eigentlich Schems Eddin Mohammed), Panegyriker am Hofe der Mosaffer zu Schiras († daselbst 1388), welcher, obwohl Derwisch, dennoch der größte und berühmteste aller erotischen Lyriker Persiens ist. Seine Extase ist die des höchsten Sinnenrausches, wie aus Göthe's und Hammers Bearbeitungen seiner Gedichte (letzterer übersetzte seinen Diwan vollständig) hervorgeht. Mit Hafis hat die klassische Periode der persischen Dichtkunst ihren Glanzpunkt erreicht. An der Spitze der Dichter der folgenden Zeit steht Dschami († 1492), mit seiner alle Gebiete der Dichtkunst umfassenden Poesie der letzte große Dichter Persiens, als Romantiker vorzüglich ausgezeichnet, ein Meister in der Redekunst. Seine lyrischen Gedichte füllen 4 Diwane; außerdem schrieb er einen „Fünfer", den „Frühlingsgarten" u. eine Menge prosaischer Bücher, unter Anderm „Hauch der Menschlichkeit", eine Geschichte der Sofis, und Briefmuster, die zu Kalkutta im Druck erschienen sind. Als Romantiker schließen sich ihm an Jahja Nisaburi Fattahi, Verfasser von „Schönheit und Herz" und „Schlafgemach der Phantasie", Hatifi aus Dscham, Verfasser eines nicht unbedeutenden „Fünfer", Hilali, der in seinem „Schah und Derwisch" die Männerliebe besang und 1529 als Schiit hingerichtet wurde, Mirsa Kasim aus Khorassan, Verfasser von „Leila und Meschnin", „Khosru und Schirin" u. eines „Schahnameh". Unter den Mystikern der damaligen Zeit nennen wir Said Kasim Elenwar (Lichtspender, † 1431), dessen Diwan 300—400 Ghaselen voll tiefer Mystik, doch mit weniger poetischem Kolorit, enthält. Noch immer sind die Panegyriker die zahlreichsten, zumal an den Höfen der Timuriden u. Baburiden u. an dem Hofe der Großmogule von Delhi. So Ismet aus Bokhara, Hofdichter des Ulugbeg († 1425), Katibi († 1435), Emir Alischir, Mewlana Bennaji († 1512). Als erotische Dichter sind zu nennen Busati, Kadimi u. Ehli aus Khorassan; auch der zuletzt genannte Panegyriker Mewlana Bennaji hinterließ einen Diwan erotischer Gedichte. Als Lyriker verdient Mollah Wahschi ehrende Anerkennung. Als Volksdichter war unter Baburs Regierung vorzüglich hoch angesehen Mewlana Thufi. Der Miscellanpoesie angehörig sind der Räthseldichter Scheref Eddin Ali aus Jesd, zugleich größerer Historiker († 1430), Fonhr Eddin Auhadi Mestufi († 1463), der die mannichfachsten wissenschaftlichen Gegenstände poetisch behandelte, und der lyrische Epikuräer Saib u. And. Eigenthümlich ist noch der Diwan Feidhi's, Bruders des Großwessirs Abul Fadhl am Hofe des Großmoguls Akbar, der bald Lobgedichte auf seine Gönner enthält, bald die Erhabenheit der Mystik preist, bald in lieblichem erotischen Gesange die indische Zartheit unnachahmlich darstellt. Derselbe bearbeitete auch die altindische Erzählung „Nal und Damajanti" persisch (Kalkutta 1831). Auch die dramatische Poesie ist von den Persern (in dieser Beziehung dem einzigen Volke des Morgenlandes) angebaut worden; ihre Dramen sind reich an ergreifender natürlicher Lyrik und ganz den Mysterein der ältern französischen Literatur zu vergleichen. Die klassische Dichtkunst der Perser hat mit der eben behandelten Periode ihr Ende erreicht, und die spätern Jahrhunderte haben durchaus keine Männer aufzuweisen, welche für die Fortbildung derselben von Bedeutung wären. Wir erwähnen daher nur noch die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Zeit auf diesem Gebiete, nämlich das „Schahinschah-nameh", das Buch der Könige, das die neueste Geschichte P.s in Versen erzählt, und das „George-nameh" von Firos Ben Kaus (Bombay 1839, 3 Bde.), das die Eroberung Indiens durch die Engländer erzählt, ferner die Anthologie von Mirsa Sadik, „Schmuck der Lobsprüche", eine Sammlung von Lobsprüchen auf Schah Feth Ali Khan. Den Uebergang von der Poesie zur Prosa bilden die zahlreichen Sammlungen von Erzählungen, Novellen, Mährchen, Fabeln, Anekdoten, überhaupt alle Gattungen der Unterhaltungsliteratur, welche recht eigentlich ihre Heimath auf Persiens Boden haben. Wir nennen hier die treffliche, mit allem Zauber der persischen Sprache geschmückte Bearbeitung der Fabeln des Bidpai von Hosein Wâis Kâschifi, „Anwâri Soheili" genannt; ferner „Tuti-nameh", d. i. das Buch der Papageien, eine Mährchensammlung von Nechschebi (persisch u. englisch von Hadley, deutsch von Iken und Kosegarten, Stuttgart 1822), „Behâri Danisch", d. i. Frühling der Weisheit, von Inâjet Allah in Indien (englisch von Scott unter dem Titel „Garden of knowledge", 1799, 3 Bde), eine Sammlung von Erzählungen und Novellen; „Baktijâr-nameh", d. i. Geschichte des Prinzen Baktijâr (herausgegeben und übersetzt von Ousely unter dem Titel: „Tales of Bakhtyar and the ten veziers", Lond. 1801, Paris 1839).

Die persische Historiographie zeichnet sich durch inneren Gehalt und musterhafte Darstellung aus. Firdusi's großes Nationalepos ist in Bezug auf die vor ihm liegende Zeit eine Fundgrube historischen Wissens geworden, der sich keiner der spätern Geschichtschreiber hat entschlagen können, weil diesem die verlorenen ältesten Urkunden zu Grunde liegen. Schon der Wessir El Belami verpflanzte im 10. Jahrhundert die große ara=

bische Chronik des Abu Dschaffar Mohammed Tabari auf persischen Boden: „Tarichi Tabari" (franz. von Dubeur, London 1835), u. Ala Eddin Dschuweini schrieb im 13. Jahrhundert die Chronik „Dschihan Kuscha" (von den großen Eroberern); allein der erste große Historiker war Fadhl Allah Reschid Eddin (Wessir Ghasans, 1320 hingerichtet). Er schrieb „Dschami Ettiwarije" (d. i. Sammler der Geschichten), welchem er später noch einen vierten geographischen Band hinzufügte. Das Werk verbreitet sich über alle mohammedanischen Länder und Völker, selbst die Franken nicht ausgenommen, und enthält überdies eine vollständige Sektengeschichte. Uebersetzt ist der Anfang von Quatremère im 1. Bande der „Collection orientale" (Par. 1836). Neben Reschid Eddin erscheint als würdiger Nebenbuhler Fachr Eddin Mohammed Ben Abi Dawud Soleiman, gewöhnlich Binakiti genannt, am Hofe des Sultans Abu Said Behadur Khan, Verfasser des „Gartens der Verständigen", einer Universalgeschichte. An demselben Hofe blühte zu gleicher Zeit der durch seinen Styl berühmte Historiker Khodscha Abdallah Ben Fadhl Allah, gewöhnlich Wassaf, d. i. die Lobredner, genannt. Sein Werk, vermöge des rhetorischen Schwunges der Darstellung ein Muster der schönen Redekunst, umfaßt die Geschichte der Nachfolger Dschingiskhans bis auf Abud Said. Hamdallah Ben Hamid Ben Nasr Mestufi führte seine „Auserwählte Geschichte" von den Propheten bis auf die einzelnen Dynastien herab u. flocht die Biographien großer Gelehrten ein. In der Weise von Wassafs unerreichtem Styl schrieb im 15. Jahrh. Abdel Ressak seine Geschichte am Hofe des Schahs Rokh. Gleiches erstrebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts Scheref Eddin Ali Jesdi, der in seinem „Buche des Sieges" (franz. von Petit de la Croix, Paris 1724) die Geschichte Timurs schrieb. Die bisher genannten Namen repräsentiren die ältere (rhetorische) Periode der persischen Geschichtschreibung. Verschieden ist die Darstellung bei den neuern Historikern, welche sich durchaus von dem rhetorischen, oft überkünstelten Style der vorigen Periode fern halten. An ihrer Spitze steht der unter dem Namen Mirkhond bekannte Mohammed Ben Khawendschah Ben Mahmud aus Khorassan (✝ 1497), dessen Universalgeschichte „Rauset Essafa", d. i. Lustgarten der Reinheit, mit der Schöpfung beginnt u. bis auf die Regierung des Sultans Hasan Beikara geht. Abschnitte davon hat unter Andern Wilken (Geschichte der Samaniden, Ghasnawiden, Buiden ꝛc.) herausgegeben. Einen Auszug aus Mirkhonds Werke machte sein Sohn Khondemir noch bei Lebzeiten des Vaters unter dem Titel Quintessenz der Nachrichten". Derselbe schrieb jedoch auch ein eigenes, von der Schöpfung bis auf seine Zeit gehendes Geschichtswerk in 3 Bänden, unter dem Titel „Freund der Biographien". Der als Dichter genannte Gaffari gab unter dem Titel „Weltenschmuck" ein bis 1564 gehendes universalhistorisches Handbuch heraus. Mollah Moslih Eddin Mohammed Lari schrieb: „Spiegel der Kreise u. Leiter der Nachrichten", eine von der Schöpfung der Welt bis auf 1566 gehende Geschichte, welche von dem türkischen Historiker Saad Eddin ins Türkische übersetzt worden ist. Als die persische Herrschaft sich auch über Indien ausdehnte, wanderte mit der Poesie auch die Geschichtschreibung dahin. Hierher gehören: Mohammed Kasim Ferischtah aus Ahmednagur in Dekan um 1640, schrieb die ältere Geschichte Indiens und der Ghasnawiden bis zur Ankunft der Europäer in Indien (herausgegeben Bombay 1841, 2 Bde., englisch von Briggs, London 1829, 4 Bde.); Nisam Eddin Ahmed Ben Mohammed von Herat (um 1600) schrieb „Tabakati Akbari", die alte indische Geschichte u. die Herrschaft der Mohammedaner in Indien bis auf Akbar; Abul Fadhl Mobarek, Wessir des Großmoguls Akbar, schrieb eine der glaubwürdigsten Geschichten Indiens in 3 Theilen unter dem Titel „Akbar-nameh", welche zuerst die Zeit der Vorfahren Akbars schildert und dann ein umfassendes Staatsgemälde von Akbars Regierung gibt (letztere Abtheilung „Ajini Akbari", d. i. die Ordnung Akbars, erschien englisch von Gladwin, Kalkutta 1783, 2 Bde., und London 1800—1, 2 Bde.); Abdel Hadschi Ben Abdel Ressak (um 1779) schildert in der „Geschichte der Padischahe" die indischen Herrscher mohammedanischen Stammes bis auf Akbar, und in den „Denkwürdigkeiten" die Fürsten des Hauses Timur; eine Abtheilung davon, „Tusukâti Timur", d. i. Einrichtungen Timurs, gab persisch und englisch White heraus (Oxford 1783). Mehr chronikenartig ist die Kompilation des Mirsa Mehdi, die von 1423—1708 geht. Daran schließt sich Gholam Hussein Khans „Sidschar Mutakherin", enthaltend die Geschichte Indiens von 1705 bis 1782 (Kalkutta 1832, 2 Bde., englisch, das. 1789, 3 Bde.). Die Geschichte der Afghanen schrieb Neamet Ullah (engl. von Dorn, London 1829, 2 Bde.). Eines der neueren historischen Werke ist „Measiri Sultanije", welches die Geschichte der jetzt regierenden Dynastie Persiens enthält (Teheran 1825, englisch von Bridges, London 1833). Zahlreich sind die Biographien einzelner Herrscher. So beschrieb der Großmogul Babur selbst die Begebenheiten seiner Regierung in „Wakiâti Baburi" (englisch von Erskine, Edinburg 1826, deutsch von Kaiser, Leipzig 1828); Motawid Khan die Begebenheiten des Großmoguls Dschihângir (engl. von Price, Lond. 1829); Mahdi Khan die Geschichte Nadir Schahs (Teheran 1842, engl. von Jones, Lond. 1770). Nicht minder zahlreich und umfassend sind die Biographien anderer Männer, besonders von Gelehrten und Dichtern; wir erwähnen hier nur das Leben des Scheikh Ali Hasin (persisch und englisch von Belfour, Lond. 1830) und die Lebensbeschreibungen der persischen Dichter von Deivlet Schah, Sam Mirsa und Luft Ali Beg.

Bei weitem spärlicher sind die Früchte, welche die p. L. auf dem Boden der eigentlichen Fachwissenschaften gezeitigt hat. Hier tritt überall der bedeutende Einfluß arabischer Wissenschaft und Kunst und die geringe Selbstständigkeit der persischen hervor. Die Geographie wird häufig in Geschichtswerken mit behandelt; selbstständige Werke dagegen gibt es für dieselbe wenig, und diese sind meist reine Uebersetzungen aus dem Arabischen. Doch ist ein bedeutender Theil

der arabisch geschriebenen geographischen Werke von Persern verfaßt. Wir erwähnen hier von dem Historiker Mestufi ein geographisches Werk, „Die Ergötzung des Herzens“, von Ahmin Ahmed Rasi die „Heft Iklim“, d. i. die sieben Klimata, und von Berdschendi die „Adschaïb el Buldân“, d. i. die Wunder der Länder. Daß die literarischen Produkte der Perser auf dem Gebiete der Theologie sich vor allen andern an die arabische Literatur anlehnen, liegt in der Natur der Sache. Den Koran übersetzte Hosein Wâis Kaschifi im 15. Jahrhundert in das Persische und schrieb dazu einen persischen Kommentar; einen neuern vollständigern Kommentar gab Ahmed Ben Mohammed aus Guzerate unter dem Titel „Der Enthüller der Wahrheiten und das Weltmeer der Feinheiten“. Für die Religionsgeschichte ist wichtig „Ulemâï Islâm“, welches Nachrichten über die altpersische Religion liefert (pers. von Olshausen, Paris 1829, deutsch von Vullers, Bonn 1832); „Dabistan“, eine Darstellung aller Religionen Asiens (Kalkutta 1809, englisch von Troyer, Lond. 1843, 3 Bde.). Die Rechtswissenschaft hat ebenfalls ihren Kern aus den arabischen Lehrbüchern genommen. Ein Hauptwerk ist das „Hedadschah“ von Marginani (englisch von Hamilton, 1791, 4 Bde.); dazu die Kommentare, das „Inadschah“ vom Scheikh Akmal Eddin Mohammed Ben Mahmud Baberdi, und das „Kifadschah“ (1831, 4 Bde.). Dazu kommen die Sammlungen von Rechtssprüchen: „Futawa Alemgiri“ (1829, 6 Bde.) und „Fatavi Hamadidschah bar Ilni i Fikh“ (Kalk. 1825, 2 Bde.), Abhandlung über das mohammedanische Gesetz. Die eigentlich persischen Rechtsschriften bestehen meist nur in ausgeführten Erläuterungen, Abhandlungen über einzelne Kapitel oder Lehrbücher, letztere gewöhnlich in Frage und Antwort abgefaßt. In der Medicin, Chirurgie, Pharmacie, Botanik, Physik, welche Wissenschaften gleich von vorn herein einen systematischen Anstrich erhielten, hat die p. L. schätzbare Werke aufzuweisen, wovon wir hier nur das medicinische Werk: „Tochfet el Mûmenin“ von Mohammed Mumin Husseini erwähnen. Die mathematischen Wissenschaften verdanken in der arabischen Literatur einen großen Theil ihrer Ausbildung persischen Gelehrten. Schon früh gab es persische Uebersetzungen des Euklid und Ptolemäus. Hauptsächlich förderte diese Studien Nasir Eddin, Direktor der von Hulagu zu Meraga erbauten Sternwarte und Verfasser eines noch vorhandenen Lehrbuchs über Geometrie, Astronomie und Astrologie. Nach Meraga mußten die ausgezeichnetsten Gelehrten kommen, und aus den dort gemeinschaftlich angestellten Beobachtungen gingen die „Ilkhanischen Tafeln“ hervor. Nicht minder berühmt sind die „Kaiserlichen Tafeln“, die der gelehrte Fürst Ulug Beg oder Olug Beg mit Gajath Eddin Dschemschid gemeinschaftlich verfaßte. Die Philosophie fand durch die Kenntniß der Werke der griechischen Philosophen früh bei den Persern Eingang, nur schrieben die persischen Gelehrten ihre hierher gehörigen Werke meist arabisch. Zu erwähnen sind ein Paar ethische Schriften: „Achlâki Nâsseri“ des Nasir Eddin (um 1270), „Achlâki Muhsini“ von dem oben erwähnten Koranübersetzer Hosein Wâis Kaschifi (um 1480, Kalkutta 1809) und „Achlâki Jelâli“ (Kalkutta 1811, englisch von Thompson 1839). Im Gebiete der Rhetorik sind zu erwähnen „Hadaïk ul Belaghet“, d. i. die Lauben der Beredsamkeit, von Schems Eddin (Kalkutta 1814) und „Nahr ul Fasahet“, d. i. der Strom der Beredsamkeit, von Mirza Katil (Kalkutta 1820).

Persischer Meerbusen, auch Golfo di Bassora und Golfo d'Eclatif genannt, großer und tiefer Busen, Theil des indischen Meeres, erstreckt sich zwischen Arabien im Südwesten und Persien im Nordosten in nordwestlicher Richtung in den Kontinent von Asien hinein, zwischen 24° — 30° nördl. Br. und 65° 30′ — 75° östl. L. Der nördlichste Punkt ist parallel der Nordspitze des Meerbusens von Suez; der Eingang in den Golf führt durch die Straße von Ormus (Hormuz). Der Flächeninhalt des pers. M.s beträgt 4340 □Meilen und ohne die Inseln, die ein Areal von etwa 75 □Meilen haben, 4265 □Meilen. Die darin liegenden Inseln, von denen die meisten wüst u. öde, voll steiler Piks u. ohne Quellen sind, bestehen theils aus eisenhaltigem Gestein, theils aus Kalkstein und zeigen häufig Spuren vulkanischer Eruptionen. Die bedeutendsten sind Ormus, Kischm (30⅞ □M.) und die wegen der dort getriebenen Perlenfischerei bekannten Bahreininseln. Die Küsten des Busens gehören größtentheils der Kalkformation an. Auf der persischen Seite tritt das Hochland näher an das Meer, als an der arabischen, und läßt oft nicht einmal einem schmalen Küstensaume Raum. Von Flüssen ergießen sich von Persien aus außer dem Schat-el-Arab nur sehr unbedeutende in den Meerbusen. An der persischen Küste ist die Schifffahrt wegen der bis ganz ans Land sich erstreckenden Tiefe des Meeres am sichersten. Im Allgemeinen findet man an der Küste überall Ankerplätze, entweder in den verschiedenen Buchten, oder unterm Schutze der Inseln. Die arabische Küste von Ras Mussendom bis Khor Abdilla hat eine Länge von 227,5 deutschen Meilen, die Mündungen des Schat-el-Arab nehmen eine Länge von 25 Meilen ein, und die persische Küste von Deribuna bis zum Ras Koli hat eine Länge von 167,5 deutschen Meilen. Die Breite des Golfs am Eingange zwischen Ras Mussendom und Ras Koli beträgt 8,5, die mittlere Breite ungefähr 22,5, die größte 45 deutsche Meilen. An der Mündung des Golfs sind die herrschenden Strömungen in den Monaten Mai bis September hineinlaufend, während der übrigen Monate aber herauslaufend. Innerhalb des Meerbusens, von Ras Mussendom bis zu den Mündungen des Schat-el-Arab, geht die Strömung durchgängig in der Mitte des Golfs, ist aber oft sehr schwach u. setzt zuweilen nordwärts an. Den Küsten entlang herrscht mehr oder minder eine Art Fluth vor und öfters eine Strömung, welche dann und wann 3—4 Tage lang gegen Westen läuft. Der vorherrschende Wind ist der Nordwestwind; nur im November, December und Januar kann man auch auf südliche Winde rechnen, die aber leicht wieder umsetzen; am beständigsten ist noch der Südostwind. Das Klima des pers. M.s ist

eines der heißesten der Erde, vorzüglich im Herbst, wo die Hitze oft einen fast unerträglich hohen Grad erreicht, und zwar an der arabischen Küste mehr, als an der persischen. Namentlich sind an letzterer die herrschenden heißen Winde weniger empfindlich u. nachtheilig. Die auf den pers. Meerbusen bezüglichen geographischen Arbeiten der Portugiesen (der ersten unter den neuern Nationen, welche diesen Meerestheil kriegend oder handelnd durchschifften), der Engländer und der Holländer enthielten noch sehr viele Unrichtigkeiten. Im Jahre 1808 beorderte die ostindische Kompagnie, wegen der zunehmenden Unsicherheit der Beschiffung des Meerbusens durch die arabischen Seeräuber, von Bombay aus eine Expedition zur Bekämpfung derselben. Dieselbe wurde unter dem Befehle des Obersten Smith und des Kapitäns Wainwright glücklich ausgeführt und der Hauptschlupfwinkel der Seeräuber, Ras-el-Khyma, nebst einigen andern festen Orten zerstört. Dabei wurden zugleich mehre Strecken der arabischen Küste und die davor liegenden Inseln untersucht; das wissenschaftliche Resultat dieser Untersuchungen ist in Hurds Karte (1820) niedergelegt. Einen gleichen Erfolg auch in wissenschaftlicher Hinsicht hatte eine neue Expedition 1819 gegen die inzwischen wieder erstarkten Seeräuber. Aber noch wichtiger wurde die nach der nunmehrigen Vernichtung der Macht der Seeräuber auf Befehl der ostindischen Kompagnie von Bombay aus unternommene wissenschaftliche Expedition, indem 2 Kompagnieschiffe, zuerst unter Maughan, dann unter Guy u. Brucks 1821—25 die ganze arabische Küstenlinie, welche von jeher weniger bekannt war, vom Kap Mussendom bis zur Mündung des Schat-el-Arab nebst den Inseln trigonometrisch vermaßen. Die Resultate dieser Untersuchungen finden sich in Horsburghs, des Hydrographen der ostindischen Kompagnie, klassischem Werke: „India Directory".

Persische Sprache. Zu dem weitverzweigten Stamme der indogermanischen Sprachen gehören auch die einander nahe verwandten Sprachen, welche auf dem Boden der Zendvölker einst gesprochen wurden und theilweise noch gesprochen werden, wenn auch eingedrungene fremde Elemente diesen Boden hie und da beengt haben. Alle diese Sprachen, über deren Bezeichnung und Begrenzung für die ältere Zeit viel Unsicherheit in den Angaben herrscht, faßt man am besten unter dem Namen iranische Sprachen zusammen u. unterscheidet alt-, mittel- u. neuiranische Sprachen. Altiranische sind das Zend u. das Altpersische; mitteliranische das Påzend, das Mittelpersische u. das Pehlwi; neuiranische das Neupersische, das Kurdische, das Afghanische (Puschtu) u. das Baluktschische. Die Quellen der altpersischen Sprache, aus der uns keine Literatur aufbehalten ist, waren früher nur eine große Anzahl von Eigennamen u. einzelne andere Worte, welche uns von den Alten, unter andern auch in der Bibel, vorzüglich im Daniel, überliefert worden sind; jetzt kommen als hauptsächlichste Quelle die von den Achämeniden herrührenden dreisprachigen Keilinschriften (s. d.) hinzu, deren Entzifferung durch Grotefend, Burnouf und Lassen zum Theil gelungen ist. Diese wenigen Elemente zeigen mit Bestimmtheit, daß das Altpe[illegible] mit seinem alten organischen Bau eine dem Sanskrit nahe verwandte Schwestersprache, keine Mundart desselben war. Eine Uebersicht der grammatischen Formen des Zend gibt Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik" (Berl. 1833—52). Nach Strabo's Angabe war es die Sprache der Perser, Meder, Sogdianer und Karamanier, jedenfalls auch der Arier u. der Bewohner des jetzigen Ghilan u. Masenderan. Als die Dynastie der Sassaniden das alte Perserreich in seiner frühern Eigenthümlichkeit wiederherzustellen suchte, ward auch die p. S. wieder zur Hofsprache gemacht. Doch begünstigten die ersten Sassaniden nicht das Reinpersische, wie es sich in den inneren Provinzen des Reiches nach u. nach gestaltet hatte, sondern eine in den westlichen Provinzen an den semitischen Grenzen durch vielfache Einmischung semitischer Elemente entstandene Sprache, das Pehlwi, in welchem sich durch diesen Umstand eine reiche, jetzt größtentheils verlorene Literatur bildete. Denn nicht nur gehören die von Firduſi oft erwähnten historischen Bücher und eine Menge von Uebersetzungen aus dem Indischen (namentlich des berühmten Fabelbuches „Pantschatantra") hierher, sondern es wurden auch, da durch die einheimische Dynastie die zoroastrische Religion sich von Neuem hob, die Zendschriften in diese Sprache übersetzt und andere religiöse und liturgische Schriften in derselben verfaßt. Aus der religiösen Literatur allein kennen wir jetzt das Pehlwi, und es dient uns einerseits und hauptsächlich als Hülfsmittel zur Erläuterung der Zendschriften, andererseits lehrt es uns in seinen rein persischen Bestandtheilen den damaligen Zustand der eigentlichen p. n S., das Parsi, beurtheilen. Diese Sprache, die am reinsten in den östlichen Theilen Irans gesprochen worden seyn soll, wurde von dem Sassaniden Bahram Gur zur Hofsprache erhoben und führte als solche den Namen Deri. In ähnlicher Weise, wie das Altpersische sich nach und nach in der angegebenen Weise umgestaltete, löste sich in einem noch östlichern Theile des persischen Gebietes, der Heimath des Zend, wahrscheinlich das Zend auf. Ein Ueberbleibsel dieser aufgelösteren Sprache ist das Påzend, ein Idiom, worin einzelne kurze, einigen Zendhandschriften beigefügte und Uebersetzungen und Erläuterungen von Zendstellen enthaltende Texte abgefaßt sind. Die jetzige neupersische Sprache ist in gerader Linie aus der altpersischen hervorgegangen, nur ist das Zerfallen des alten Idioms in immer gesteigertem Maße hervortretend und dadurch die Sprache für die Aufnahme fremder Elemente, die ihr nicht mehr organisch eingebildet zu werden brauchten, empfänglicher geworden. Was die geographische Verbreitung des Neupersischen betrifft, so ist dasselbe im Allgemeinen sowohl Landessprache derjenigen Gebiete, welche den jetzigen Bestand des persischen Reiches ausmachen, als auch einiger andern Länder, die nicht mehr zum pers. Reiche gehören, z. B. Bokhara's. Indessen haben sich in allen diesen Gegenden auch nicht persisch redende Wanderstämme mit ihren heimathlichen Sprachen eingeschoben, so daß das Persische an vielen Stellen von dem Boden, wo es ursprünglich heimische Redeweise war, verdrängt worden ist. Dagegen hat es durch die

Gunst politischer Verhältnisse und wegen seiner frühern und größern Ausbildung wiederum eine viel weitere Sphäre gewonnen, als ihm ursprünglich örtlich zukam. Besonders ist es durch die mongolische Herrschaft sehr verbreitet worden und war namentlich bei den Afghanen die Sprache des Hofes und der Vornehmen; ebenso war es bis auf die jüngste Zeit im Reiche der Großmoguls Sprache der Diplomatie, der Gerichtshöfe, des höhern geselligen Lebens, häufig auch der dortigen Gelehrten. Die indisch-persische Literatur, vor Allem der historische Theil derselben, ist sogar von ziemlichem Umfange. Noch ist das Persische als Handelssprache im innern Asien gebräuchlich. Was die persische Schrift betrifft, so wurde unter den Achämeniden die einfachste Gattung der Keilschrift (s. d.) zur Aufzeichnung des Persischen gebraucht. Für die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens hatte man neben dieser monumentalen Schrift wahrscheinlich noch ein semitisches Alphabet. In der mohammedanischen Periode ist das arabische Alphabet für das Persische angenommen worden. Die jetzt gebräuchliche Form der arabischen Schrift (Neskhi) wird von den Persern mehr kursiv geschrieben und heißt daher Taalik, die hängende; die in Briefen übliche, sehr flüchtige Schrift heißt die Schikasteh, die gebrochene. Grammatiken des Neupersischen lieferten Sir William Jones (1771, 9. Ausgabe von Lee, London 1828), Wilken (Leipzig 1804), Lumsden (Grammar of the Persian language, Kalkutta 1810, 2 Bände), Vullers (Gießen 1840), Geitlin (Helsingfors 1845), Mirza-Ibrahim (deutsch von Fleischer, Lpz. 1847), Chodzko (Par. 1852) u. A. Die besten Originalwörterbücher sind das Burhânikati (Kalk. 1847), Ferhengi-Schuuri (2 Bde., Konstant. 1746) u. Hoft-kulzum (7 Bde., Lucknow 1822), sowie Meninski's „Lexicon Arabico-Turco-Persicum“ (Wien 1680—87; neue Ausgabe von Jenisch und Klezl, das. 1780—1802, 4 Bände), Richardsons „Persian, Arabic and English Dictionary“ (Oxford 1777, 3. Ausgabe v. Johnson, London 1829, 4 Bände), Vullers „Lexicon Persico-Linum“ (Heft 1, Bonn 1853).

Persius, Aulus P. Flaccus, einer der vorzüglichsten römischen Satyriker, wurde 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien aus einer angesehenen Ritterfamilie geboren, schloß sich in Rom, wohin er in seinem 12. Jahre kam, besonders an den Stoiker Cornutus an, lebte seitdem, wegen seiner Bescheidenheit von Allen geschätzt, mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Roms in den freundschaftlichsten Verhältnissen, † aber schon 62 n. Chr. mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens. Seine reiche Bibliothek vermachte er dem Cornutus, der sich auch des literarischen Nachlasses von P. annahm. Daraus sind noch sechs Satyren erhalten, worin der Verfasser ein Bild des herrschenden Sittenverderbens seiner Zeit gibt, im Gegensatze zu dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Zucht; dieselben zeichnen sich durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit aus, obgleich sie auf der andern Seite an großer Dunkelheit leiden, die theils in den für uns unverständlichen Anspielungen, theils in der abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze der Diktion ihren Grund hat. Nach der zu Rom um 1470 erschienenen Editio princeps wurden später diese Satyren häufig zugleich mit denen des Juvenalis einzeln am besten von Casaubonus (Par. 1605, zuletzt London 1647), Passow (1809, 1. Bd., zugleich mit deutscher Uebersetzung), dann von Weber (Leipzig 1826), Plum (Kopenhagen 1827), Dübner (Leipzig 1833), Orelli (in den „Eclogae poetarum lat.“, Zürich 1833), O. Jahn (Leipzig 1843), Heinrich (das. 1844) und Dünzer (Trier 1844) bearbeitet. Deutsche Uebersetzungen lieferten Donner (Stuttgart 1822), Weber (Bonn 1834) und Teuffel (Stuttgart 1844).

Persönliche Rechte, s. v. a. Obligationen und Forderungen.

Persönlichkeit, diejenige Form der Existenz, wornach ein Wesen Person (s. d.) ist, d. h. Selbstbewußtseyn und Selbstbestimmung besitzt; dann das Aeußere des Menschen, in sofern sich darin der selbstbewußte, sich selbst bestimmende, mehr oder weniger entwickelte Geist abspiegelt. So sprechen wir von angenehmer, unangenehmer, imponirender P. ꝛc.

Person (Persona), die den ganzen Kopf bedeckende Larve oder Maske, wodurch die alten Schauspieler den Charakter ihrer Rolle ausdrückten; dann auch die darzustellende Rolle; die Art und Weise, wie ein Mensch sich äußerlich darstellt; überhaupt Bezeichnung für das eigentlich Charakteristische einer jeden menschlichen Individualität; dann der Mensch als freies, vernünftiges Wesen, welches Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen fähig ist; daher insbesondere in der Rechtswissenschaft der Mensch, in sofern er Subjekt von Rechten seyn und einen rechtsgültigen Willen haben kann (Rechtsfähigkeit, Handlungsfähigkeit). Diese Eigenschaft kommt dem Menschen ausschließlich und nothwendig zu, wiewohl seine Persönlichkeit aus mannichfaltigen Gründen in Hinsicht auf den Erwerb mancher, besonders staatsbürgerlicher und mit solchen in Verbindung stehender Rechte, auf die Ausübung, gerichtliche Verfolgung, den Verlust der Rechte und auf die Uebernahme von Verbindlichkeiten beschränkt seyn kann. Beschränkungen der Persönlichkeit ohne solche Gründe und bloß zum Vortheil bevorzugter Klassen der Gesellschaft (z. B. Leibeigenschaft), oder gar Aufhebung aller Persönlichkeit (die römische Sklaverei) ist daher widerrechtlich. Zuweilen fingiren die Gesetze eine P., indem sie einer Gesammtheit von Individuen einen, durch einfache oder modificirte Stimmenmehrheit zu bildenden Gesammtwillen zuschreiben (fingirte Handlungsfähigkeit), oder eine Vermögensmasse, welche einem das Lebensalter der Menschen überdauernden Zwecke gewidmet ist, als Eigenthum dieses Zweckes selbst (pia oder publica causa) betrachten (fingirte Rechtsfähigkeit). Eine solche fingirte P. heißt, eben weil sie nur in einer juristischen Fiktion beruht, eine moralische od. juristische P. (s. d.). Besteht der Zweck, für welchen ein Vermögen bestimmt ist, in der Erhaltung einer Sache, z. B. eines Kirchengebäudes, so pflegt man auch diese Sache selbst, obwohl mit Unrecht, als Persona juridica zu bezeichnen. Die fingirte Persönlichkeit kann immer nur eine beschränkte seyn, indem die Gültigkeit der mit dergleichen Personen einzugehenden Rechtsgeschäfte, ähnlich

wie bei den Minderjährigen, an die Beobachtung gewisser Formen gebunden ist, die sich zunächst durch die besondere Verfassung eines jeden Instituts dieser Art bestimmen. In der Grammatik versteht man unter P. das beim Konjugiren ausgedrückte Verhältniß, wodurch man den Gegenstand unterscheidet, welcher spricht, erste P., zu welchem, zweite P., u. von welchem, dritte P., gesprochen wird.

Persona (lat.), in der römisch-katholischen Kirche ein Geistlicher, der gewisse Beneficien genießt u. sein Amt an den Kirchen durch Vikarien verwalten läßt. Daher **Personatus**, geistliche Pfründe u. das in einer Parochie verwaltete Vikariat.

Personalia (lat., Personalien), die Lebensumstände von gewissen Personen im Zusammenhang.

Personalisten, ehemals Mitglieder der Reichsritterschaft, die keine unmittelbaren Reichsgüter besaßen, entgegengesetzt den Realisten, die deren besaßen.

Personalität, das gesonderte Seyn, nach dem ein Wesen ein Wesen für sich, eine Person, ist. P.en, persönliche Beziehungen, Anspielungen, Anzüglichkeiten ꝛc. in Rücksicht auf eine Person.

Persona publica (lat.), eine öffentliche, d. h. einen Staatsdienst verwaltende Person; ein öffentliches Frauenzimmer, Freudenmädchen.

Personenrecht (**Jus personarum**), im Gegensatz zu dem Sachen- und Forderungsrecht, der Inbegriff derjenigen Rechte, welche mit persönlichen Eigenschaften, sowohl natürlichen als bürgerlichen, sowohl individuellen als solchen, die in einem Verhältniß zu Andern stehen, verbunden sind. Das P. begreift daher die Lehre von dem Stande im weitesten Sinne (**status**), und zwar dem natürlichen: Leben und Tod, Alter, Mündigkeit, Geschlecht, Gesundheit; dem Familienstande: Ehe und Verwandtschaft; dem bürgerlichen: Freiheit, besonders Standesrecht, Gemeinde- und Staatsbürgerrecht und Religion.

Personifikation (v. Lat.), s. v. a. Prosopopöie.

Perspektiv, Erdfernrohr, s. Fernrohr.

Perspektive (v. Lat.), die Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden, sowie die Lehre von den Grundsätzen dieser Kunst. Die P. beruht, da man mittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach dem Auge dringen, auf der Optik; doch kann man sie auch, in sofern das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfordert, zur Geometrie rechnen. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspektive. Beide sind von größter Wichtigkeit für Maler, Baukünstler, Bildhauer ꝛc. Die P. lehrt die Kunst, Verkürzungen richtig darzustellen. Darum mußte die Kunst noch in der Kindheit bleiben, so lange jene unbekannt war. Um sich die P. deutlicher zu machen, denke man sich einen Gegenstand in einiger Entfernung vom Auge auf den Boden hingestellt und zwischen ihm und dem Auge eine dünne, durchsichtige, senkrecht stehende Ebene (z. B. eine Glastafel). Von allen Punkten des aufgestellten Objekts dringen nun Strahlen nach dem Auge, schneiden aber bei dem Wege durch die durchsichtige Ebene Punkte ab, durch deren Fixirung ein treues Bild des Gegenstandes geliefert wird (perspektivische Abbildung, Projektion). Ist nun eine Zeichnung so entworfen, daß sie, in Gedanken an den gehörigen Ort zwischen Objekt und Auge gebracht, ersteres völlig in der Lage darstellt, als es, wenn das Blatt, auf dem es gezeichnet ist, durchsichtig wäre, erscheinen würde, so ist die Zeichnung perspektivisch. Die Linearperspektive, die vorzüglich durch Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci rationell durch Lehrbücher ausgebildet wurde, hat demnach die Aufgabe zu lösen, wie jeder Punkt in der Natur in die perspektivische Proportion zu bringen sey, und ist als Kunst die Kunst der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Er kann aber ein Gegenstand perspektivisch betrachtet werden von oben, wo er im Grundriß gelegt erscheint (Vogelperspektive), oder von der Seite oder im Profil (orthographischer Riß), oder halb von oben oder unten und halb von der Seite (Malerperspektive). Zu unterscheiden ist hiervon die Kavallerieperspektive (Militärperspektive), wo das Auge schief über dem Gegenstand (über einer Gegend, einem Gebäude, einer Festung) gedacht und derselbe halb von der Seite, halb von oben dargestellt wird. Zu Zeichnungen, welche dem Auge die Gegenstände darstellen sollen so wie sie erscheinen, wählt man die Malerperspektive, zu Grundrissen aber die Vogelperspektive. Die Kavallerieperspektive ist jetzt nicht mehr gebräuchlich, weil sie auf die naturgemäße Verkleinerung der ferneren Gegenstände keine Rücksicht nimmt. Nicht weniger wichtig, besonders für die Haltung eines Gemäldes, ist die Luftperspektive. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden, zurückwerfen, und zeigt zugleich, wie diese Gegenstände im Farbenton nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die dieselben vom Auge des Beschauers sondert, sich abstufen; besonders nothwendig ist die Luftperspektive bei der Landschaftsmalerei. In der nordischen Malerei ist Jan van Eyk als Gründer derselben zu betrachten, dessen Interieurs von Zimmern und Kirchen perspektivisch tadellos sind, während vor ihm dergleichen entweder gar nicht, oder mit der kindlichsten Befangenheit dargestellt wurden. In Italien gilt Paolo Uccello in Florenz, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, als wesentlicher Förderer der Luftperspektive. Vgl. Valencienne, Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspektive, deutsch, Hof 1803; J. A. Eitelwein, Handb. der P., Berl. 1810; Jakoby, Anleitung zur P., Leipzig 1821.

Perspiration (v. Lat.), s. Transpiration.

Per stirpes (lat.), gewöhnlicher Ausdruck bei Theilungen, wenn man das Ganze nach der Zahl der Stämme und den Antheil eines jeden Stammes nach der Zahl der einzelnen Glieder zerfällt.

Perth, britische Grafschaft, eine der größten u. wichtigsten im nördlichen Schottland, grenzt im Norden an die Grafschaften Inverneß und Aberdeen, im Osten an Forfar, Fife und Kinroß, im

Süden an Clackmannan und Stirling und im Westen an Dumbarton, Argyle und Inverneß und hat einen Flächenraum von 110,45 □Meilen mit 1 Stadt, 10 Marktflecken, 76 Kirchspielen und 143,000 Einw. Die Oberfläche ist von Natur in das Hochland und das Unter- oder Niederland getheilt. Ersteres hat einen rauhen, gebirgigen Charakter und bietet Scenerien von romantischer Pracht dar, während man im Unterlande nur Hügel und fruchtbare Thäler findet. Die Grafschaft wird von 3 hohen Gebirgszügen durchschnitten, den Grampians-, Ochils- u. Sidley- oder Sidlawgebirgen, deren höchste Spitzen sich bis zu 4000 F. erheben. An edeln Metallen ist P. ärmer, als man bei der großen Ausdehnung seiner Gebirge erwarten sollte. Auf Eisenstein wird nur an der Südseite der Ochils, wo sich auch der einzige Kohlendistrikt findet, gebaut. Mineralquellen gibt es zu Pitkethly, Dumblane, Blair-Gowrie, Fortingall, Clunie &c. Von den zahlreichen Flüssen und Bächen sind die bedeutendsten: der Forth mit Teath, Allan und Devon; der Tay mit Earn, Almon, Lyon, Tummel, Bruar und Tilt; der Bran, Isl-Ericht, Shee, Eardle u. Dean. Diese Flüsse bilden zum Theil prächtige Wasserfälle, z. B. die 3 herrlichen Kaskaden des Waldstroms Mones bei Aberfeldie, des Bruar bei Blair-Athol, des Tummel bei Killitkranki. Eben so reich, als an Flüssen, ist P., namentlich in den westlichen Gegenden, an Seen. Ausgezeichnet durch Größe und Schönheit der Umgebungen sind: die Lochs Rannoch, Tummel, Dochant, Tay, Earn, Lubnaig, Doine, Voil, Conar, Ard, Montheath, Vanchaoir, Achray und Katharine. Das Klima ist nach der Lage verschieden, in den Thälern mild und warm, auf den Höhen rauh und kalt. Der fruchtbarste Theil der Grafschaft, gewissermaßen Schottlands „goldene Aue", ist der „Carse of Gowrie" am nördlichen Ufer des Frith of Tay. Er besteht in einer 16 englische Meilen langen, schmalen Ebene, welche ungefähr 18,000 Acres äußerst reichen Bodens enthält. Außer dem Ackerbau nähren sich die Einwohner von Viehzucht und Fabrikation von Leinwand, Tuch und Wollenwaaren. Der Boden der Grafschaft P. hat einen klassischen Ruf in Schottlands Geschichte; hier befinden sich die durch Ossians Lieder verewigten Orte und sein Grab, Macbeths Schloß, der durch Walter Scotts Jungfrau am See berühmte Katharinensee, ferner Druidendenkmäler, theils aus Tempelruinen (wie bei Dull, Aberfeldie und Cargill), theils aus Steinkreisen und einzelnen, aufrecht stehenden Steinen bestehend, römische Lager und Straßen.

Die gleichnamige (St. Johnstone) Hauptstadt der Grafschaft, eine der schönsten und durch ihre Lage begünstigtsten Städte Schottlands, liegt am westlichen Ufer des Tay, über den hier eine prächtige Brücke führt, in einer mit Villen und Gartenhäusern bedeckten reizenden Ebene. Die Stadt theilt sich in die enge und winkelige Alt- und die schönere Neustadt (Newtown). In jener sind von öffentlichen Gebäuden zu nennen: das Rathhaus, das neue Gerichtshaus und Gefängniß, Gildenhaus, die sehr alte und große gothische Pfarrkirche (St. John), deren Erbauung Einige den Pikten zuschreiben; in der Neustadt: der Cirkus, das Theater und die geräumigen Kasernen. P. besitzt ein Krankenhaus, eine Handelsschule, eine lateinische Schule, eine Akademie, in welcher jährlich 80—100 junge Leute in den philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, sowie in der italienischen u. französischen Sprache &c. gründlichen Unterricht erhalten, und andere Lehranstalten. Auch besteht hier eine literarische und eine alterthumsforschende Societät mit Bibliothek und Sammlung von Münzen, Medaillen &c. Die Einwohner, 24,210 an der Zahl, betreiben große Druckereien, Leinen-, Garn-, Baumwollen- und Wollenweberei, Twistspinnerei, Gerberei, Oel- und Papiermühlen, Fischfang und Perlenfischerei, sowie bedeutenden Handel. Eine Wasserverbindung besteht mit London und andern Städten. Eine halbe Stunde von P. liegt das Schloß Scone, wo ehemals die schottischen Könige gekrönt zu werden pflegten und wo der Prätendent 1745 noch Hof hielt. P. ist eine sehr alte Stadt und soll bereits von den Pikten unter dem Namen Bertha oder Pertha, nach Andern von dem römischen Feldherrn Agricola angelegt worden seyn. Im Jahre 1210 wurde es vom König Wilhelm stark befestigt und galt damals für die Hauptstadt Schottlands. Zwischen 1201—1459 wurden 14 große Nationalversammlungen hier gehalten, und während dieser Zeit war P. auch Residenz der schottischen Könige und der Großen des Reichs. Schon damals war es auch eine bedeutende Handelsstadt. Eine noch größere Bedeutung erhielt P. unter Eduard I. von England, theils durch Verstärkung seiner Befestigungswerke, theils weil auf Befehl des Königs die Deputirten hier ihren Sitz nehmen mußten. Robert Bruce eroberte die Stadt 1311 und ließ die Werke schleifen. König Eduard Baliol stellte dieselben nach der Schlacht bei Dublin zwar wieder her, aber die patriotischen Schottländer schleiften sie kurz darauf zum zweiten Male. Jakob II. stellte die Mauern wieder her. Im J. 1559 nahm hier die Reformation ihren Anfang durch eine Predigt, welche John Knox in der St. Johnskirche hielt. Im J. 1600 war der hier befindliche Palast der Grafen von Gowrie der Schauplatz der sogenannten Gowrieverschwörung zur Ermordung König Jakobs VI. Am 25. August 1618 wurden von einer geistlichen Versammlung zu P. die sogenannten perther Artikel entworfen. Nach der Schlacht von Tibbermoor 1644 wurde P. von dem Marquis von Montrose belagert, 1651 von Cromwell eingenommen und am südlichen Ende der Stadt eine Citadelle angelegt. Im Jahre 1715 bemächtigte sich der Graf von Marr an der Spitze einer Rebellenabtheilung der letzteren und behielt sie als Waffenplatz, bis der Herzog von Argyle die Rebellen vertrieb. Dieselbe Partei gelangte jedoch 1745 abermals in den Besitz der Stadt und setzte, als der Prinz Karl zum König ausgerufen worden war, einen neuen Magistrat ein. Aus jener Zeit datirt sich P.s jetzige Blüthe.

Perthes, 1) Friedrich, ausgezeichneter deutscher Buchhändler, geboren den 21. April 1772 zu Rudolstadt, verlor früh seinen Vater durch den Tod und trat, ohne die nöthige Schulbildung erlangt zu haben, 1787 zu Leipzig als Lehrling in die Böhme'sche Buchhandlung. Die Verhältnisse ge-

statteten ihm nicht, das Versäumte nachzuholen. Erst als er 1793 als Gehülfe nach Hamburg in die B. G. Hoffmannsche Buchhandlung kam, fand er Gelegenheit zur Fortbildung. Schon nach 3 Jahren eröffnete er, obschon völlig mittellos, eine Sortimentshandlung, in welche auch sein nachheriger Schwager, Joh. Heinrich Besser (geboren zu Quedlinburg 1775, † zu Hamburg 1826) als Kompagnon eintrat. P.' unermüdliche, mit praktischem gesunden Sinne gepaarte Thätigkeit, Bessers gründliche Sprach- und Literaturkenntnisse und Hamburgs damalige Verhältnisse, die es zum Mittelpunkt des Welthandels und zum Sammelplatz der gebildetsten Männer aller Nationen machten, hoben diese Buchhandlung trotz der ungünstigen Verkehrsverhältnisse des J. 1799, trotz der Katastrophe von 1806 so sehr, daß sie eine der ersten und geachtetsten Deutschlands wurde. Das Sortimentsgeschäft führte bald Besser allein, P. dagegen wandte seine Thätigkeit immer mehr dem Verlag zu, und da er seinen Beruf nicht bloß im Sinne kaufmännischer Spekulation faßte, sondern die höheren Zwecke desselben, die allgemeine Menschenbildung, vorzugsweise verfolgte, so trat er nach und nach mit vielen ausgezeichneten Männern aller Wissenschaften in Verbindung. In Hamburg lernte er Claudius von Wandsbeck kennen und heirathete dessen älteste Tochter; ebenso machte er die Bekanntschaft der beiden Stolberge, und durch diese ward er jener eigenthümlichen fromm-religiösen Richtung zugeführt, welche sich in seinem ganzen Leben, wie in seinen Verlagsunternehmungen stets geltend machte. Wie er Alles, was er trieb, mit Wärme erfaßte, so kämpfte er, dem religiösen Indifferentismus jener Zeit gegenüber, stets mit Begeisterung für die strenge Kirchlichkeit. Auch in der Politik, wie in der Religion, war seine Richtung die konservative. Im J. 1813, wo sein Geschäft durch kluge Benutzung der schwachen Seiten des französischen Mauth- und Censursystems ganz vorzüglich blühte, erfaßte er begeistert den Gedanken der deutschen Freiheit und trat mit Beiseitesetzung aller andern Rücksichten an die Spitze des Aufstandes gegen die Franzosenherrschaft in Hamburg. Bei der Rückkehr der Franzosen nach Hamburg geächtet, nahm er an den Feldzügen im nordwestlichen Deutschland Theil. Als Mitglied des hanseatischen Direktoriums ging er um diese Zeit mit dem Bürgermeister Smidt aus Bremen als Abgeordneter in das Hauptquartier der Verbündeten zu Frankfurt am Main und brachte von dort die Freiheitsakte der Hansestädte mit zurück. Als er nach Vernichtung der französischen Herrschaft nach Hamburg zurückkehrte, fand er sein Geschäft so gut wie vernichtet; indessen gelang es ihm, die angehäuften Verbindlichkeiten, ohne von den vielfachen Unterstützungsanerbietungen Gebrauch zu machen, auf höchst ehrenhafte Weise zu lösen. Außerdem war P. auch in mehren Zweigen des wiederhergestellten hamburger Gemeindewesens thätig. Nach dem Tode seiner ersten Gattin siedelte er 1821 nach Gotha über, indem er sich nur dem Verlagshandel widmete und das hamburger Geschäft seinem Schwager Besser und dessen Schwiegersohne, Johann Heinrich Wilhelm Mauke, überließ. Letzterer führt es seit 1836 in Verbindung mit Bessers Sohne, Otto Rudolf Wilhelm Besser unter der Firma „Perthes-Besser u. Mauke" fort. Ein großartiges Unternehmen war Heerens u. Ukerts „Geschichte der europäischen Staaten", für dessen Ausführung P. die ausgezeichnetsten Historiker zu gewinnen wußte. Unter den Buchhändlern Deutschlands galt P. als Autorität; er wirkte mit in den Angelegenheiten des Nachdrucks, der Preßgesetzgebung und bei der Begründung des Börsenvereins zu Leipzig. Die Universität Kiel ernannte ihn zum Doktor der Philosophie, „weil er Lebensweisheit erworben und wirksam geübt". P. † den 18. Mai 1843. Er hinterließ 3 Söhne. Der älteste derselben, Friedrich Matthias P., geb. den 16. Jan. 1800 zu Hamburg, seit 1842 Pastor zu Moorburg bei Hamburg, schrieb: „Die alte und neue Lehre über Gesellschaft, Staat u. Kirche" (Hamb. 1849, 3. Aufl. 1850) u. „Leben des Bischofs Chrysostomus" (Hamb. u. Gotha 1853). Der zweite, Klemens Theodor P., geb. zu Hamburg den 2. März 1809, ist Professor der Rechte zu Bonn u. veröffentlichte außer einigen kleineren staats- und völkerrechtlichen Schriften: „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution" (Hamb. u. Gotha 1845) und die Biographie seines Vaters: „Friedrich Perthes' Leben" (1. u. 2. Bd., das. 1848—1850; 2. Aufl. 1853). Der dritte, Andreas Hansa Traugott P., geb. den 16. Dec. 1813 zu Kiel, setzt seit dem Tode seines Vaters dessen Verlagsgeschäft unter der alten Firma „Friedrich Perthes" in Hamburg im Auftrag der Erben fort, wohnt aber zu Gotha, wo er den 1. Jan. 1840 bereits eine eigene Verlagshandlung unter der Firma „Friedrich u. Andreas Perthes" begonnen hatte.

2) Joh. Georg Justus, Oheim von P. 1), ebenfalls aus Rudolstadt gebürtig, ursprünglich Kaufmann, trat aber später in die ettingersche Buchhandlung zu Gotha und gründete daselbst 1785 ein eigenes Verlagsgeschäft. Bald erweiterte er sein Geschäft bedeutend und führte selbst durch die schweren Kriegsjahre dasselbe ehrenhaft durch. Zu seinen bekanntesten Verlagsunternehmungen gehören: Schlichtegrolls „Nekrolog", Heckers „Medicinisches Journal", Lossius' „Jugendschriften" &c. Er † den 2. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Wilhelm P., geb. den 18. Juni 1793 zu Gotha, ward bei Friedrich P. in Hamburg für den Buchhandel gebildet, nahm 1813 u. 1814 als Lieutenant in der hanseatischen Legion am Feldzug in Mecklenburg und Holstein Theil, trat dann als Kompagnon in das väterliche Geschäft und übernahm nach des Vaters Tode dasselbe allein. Der „Gothaische Hofkalender" ging vom Jahrgang 1816 an mit dem ettingerschen in seinen Verlag über. Daneben erschien seit 1827 auch ein gothaisches „Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen u. (seit 1848) der freiherrlichen Häuser". In seinem Verlag erschienen auch Stielers „Handatlas" u. „Schulatlas". Außerdem sind die Arbeiten der bedeutendsten Geographen, wie die von Berghaus, Diez, Reichard, Spruner, Stülpnagel, Sydow &c. aus P.' Officin hervorgegangen. P. † den 10. Sept. 1853 und hinterließ das Geschäft unter der Firma „Justus Perthes" seinem Sohne Bernhard Wilhelm P., geb. den 3. Juli 1821.

Perti, Giacomo Antonio, Komponist aus der altitalienischen Schule, geboren zu Bologna 1656, stand erst in Diensten des Großherzogs von Toskana, erhielt später einen Ruf nach Wien, kehrte dann gegen 1726 in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Musikschule gründete, u. † zu Bologna 1747. Außer vielen Opern gelten besonders seine kirchlichen Kompositionen als klassisch.

Pertinax, Publius Helvius, röm. Kaiser, 126 n. Chr. in einem kleinen Orte bei der Stadt Alba Pompeja in Ligurien geboren, ging, um Grammatik zu lehren, nach Rom, trat aber ins Heer und erregte im Kriege gegen die Parther die Aufmerksamkeit des Marcus Aurelius, der ihn dann in den Geschäften des Krieges wie des Friedens verwendete. P. wurde Prätor und Senator und erhielt endlich die Verwaltung der Provinz Syrien. Bald nach dem Regierungsantritt des Commodus ward er in seine Heimath verbannt, später aber wieder zurückgerufen und zu Staatsgeschäften verwendet. Als in Britannien sich die Truppen gegen Commodus erhoben, beruhigte er die Provinz u. unterdrückte die Bewegung. Da aber die Legionen Roms die von ihm gehandhabte strenge Disciplin nicht mehr vertragen mochten, nahm er seine Entlassung und ward Präfekt der Stadt. Aus dieser Stellung ward er nach des Commodus Ermordung 192 am letzten Tage des Jahres als 66jähriger Greis auf den Thron gehoben. Zögernd nahm er das Scepter an. Während die Prätorianer dem strengen P. wenig geneigt waren, kam das Volk dem neuen Herrscher mit Jubel entgegen. Er regierte mit Besonnenheit und Weisheit und heilte die Wunden, welche die Tyrannei des Commodus geschlagen, rief die Verbannten zurück, gab die eingezogenen Güter heraus, schaffte mehre Abgaben ab und züchtigte die Delatoren. Allen Pomp vermeidend, lebte er wie ein Privatmann. Bald aber verschworen sich die Prätorianer gegen ihn und ermordeten ihn den 28. März 193.

Pertinenz (v. Lat.), Zubehör, Nebensache, daher Pertinenzien, solche Nebensachen, welche zwar mit einer Hauptsache in Verbindung gebracht werden, aber doch keine integrirenden Bestandtheile derselben ausmachen. Sie werden wie ein Theil der Hauptsache angesehen, und alle Dispositionen über diese erstrecken sich auch auf die P.ien. Die Pertinenzqualität muß jederzeit nachgewiesen werden, und zwar von Demjenigen, welcher sie behauptet. Allgemeine Merkmale dieser Qualität lassen sich nicht angeben, obwohl Vermuthungen für dieselbe aus verschiedenen Thatsachen entnommen werden können. So begründet die Aufführung eines Grundstücks mit einem andern unter einer und derselben Nummer des Steuerkatasters und unter einem und demselben Steueransatze eine sehr starke Vermuthung für die Pertinenzqualität. Das gemeine Recht rechnet ungefähr folgende Sachen unter die P. eines Grundstücks: bei Ländereien: die darauf befindlichen Gebäude, die vom Boden noch nicht getrennten Produkte, den zur Befruchtung der Grundstücke nöthigen Dünger, Brücken, Planken, Pfähle, einzelne Grundstücke, welche einen Theil des Ganzen ausmachen, das sogenannte Gutsinventarium und bisweilen selbst das Ameublement; bei Gebäuden: Alles, was nicht ohne Zerstörung und Auflösung davon getrennt werden kann, also die sogenannten erd-, wand-, band-, mauer-, niet- und nagelfesten Sachen.

Pertuis, Stadt im französischen Departement Vaucluse, Bezirk Apt, an der Löze, unweit der Durance, mit Handelsgericht, Branntweinbrennerei und Krappbau und 4450 Einw.

Pertulien, mittelmäßig starke Seile, welche den aufgewundenen Anker unter dem Krahnbalken festhalten.

Pertunda, römische Gottheit, stand dem jungen Ehemanne zur Seite, wenn er zum ersten Male die Umarmung seiner jungfräulichen Gattin genoß.

Perturbation (v. Lat.), Beunruhigung, Trübung, Störung, in der Astronomie die Abweichung, welche ein Himmelskörper in seiner Bahn um einen andern durch die Gravitation eines ihm nahen dritten Weltkörpers erleidet. Dann versteht man unter P.en diejenigen kleinen Unregelmäßigkeiten in den elliptischen Bewegungen der Haupt- und Nebenplaneten um die Sonne oder ihre Hauptplaneten, welche bei jenen von den gegenseitigen Anziehungen der Planeten, bei diesen theils von der gegenseitigen Anziehung der Nebenplaneten desselben Systems, theils von der ungleichen Anziehung, welche die Sonne auf sie und ihren Hauptplaneten ausübt, herrühren. Diese Störungen sind von doppelter Art: zum Theil sind sie periodisch und bringen nur eine bald nach der einen, bald nach der andern Richtung gehende Abweichung vom Normalzustande hervor, so daß diese beiden Aenderungen sich in gewissen Perioden gegenseitig ausgleichen; zum Theil bringen sie jedoch durch beständige Anhäufung Aenderungen hervor, die im Verlauf der Zeit beträchtlich werden können und Säkularänderungen heißen. Aenderungen der ersteren Art betreffen hauptsächlich die Orte der Planeten, solche der letztern aber die Gestalt und Lage ihrer Bahnen. Die Axen der Planetenbahnen leiden nur periodische Aenderungen, die übrigen Elemente derselben aber, Excentricität, Neigung &c., leiden Säkularänderungen, nämlich solche, die theils mit der Zeit immer in demselben Sinne zunehmen, theils ihrer ungemein langen Perioden wegen, nach denen die Zunahme in Abnahme übergeht u. umgekehrt, gleichfalls als Säkularänderungen betrachtet werden können.

Pertz, Georg Heinrich, deutscher Historiker, geboren zu Hannover den 28. März 1795, studirte zu Göttingen 1813—16 und erregte durch seine „Geschichte der merowingischen Hausmeier" (Hannover 1819) die Aufmerksamkeit des Ministers, Freiherrn von Stein, der damals die Herausgabe der deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters zu veranlassen beabsichtigte. P. wurde in die zu diesem Zwecke errichtete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde aufgenommen und übernahm die Bearbeitung der karolingischen Geschichtschreiber. Nach einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Italien 1820—23 ward er zu Hannover Sekretär am königlichen Archive. Stein übertrug ihm jetzt gänzlich die Leitung des gedachten Unternehmens, welches nunmehr auf alle wichtigen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters ausgedehnt wurde und ne

Geschichtschreibern auch die Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und kleineren Denkmäler verschiedenen Inhalts umfassen sollte. Zu dem Zwecke besuchte P. im Winter 1823—24 und 1825 noch verschiedene deutsche Archive und Bibliotheken und unternahm nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Monumenta Germaniae historiae" (Bd. 1—13, Hannover 1826—54) eine weitere Reise an den Rhein, durch Belgien, nach Paris und nach England. König Georg IV. ernannte ihn 1827 zum königlichen Bibliothekar und Archivrath in Hannover. Im folgenden Jahre ward er Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg und 1829 Mitglied des neu errichteten Oberschulkollegiums zu Hannover. Von 1832—37 redigirte er die neubegründete „Hannoversche Zeitung" und war mehrmals Vertreter der Stadt Hameln als Deputirter bei der zweiten Kammer. Neue Reisen zur Förderung seines Unternehmens machte er 1833, 1835 (nach Holland), 1837 (nach der Schweiz) und 1839 (nach Paris). Im Jahre 1842 wurde er als Oberbibliothekar nach Berlin berufen, wo er bald darauf den Titel geheimer Regierungsrath erhielt und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ward. Von Berlin aus unternahm er fernere Reisen, 1843 nach Prag, Salzburg u. Wien, 1844 u. 1853 nach England. Bei den Germanistenversammlungen zu Frankfurt (1846) u. Lübeck (1847) fungirte er als Präsident der Sektion für Geschichte. Ueber die Resultate seiner Reisen berichtete er in dem von ihm herausgegebenen „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (Bd. 5—10, Hannov. 1824—53). Außerdem gab er Leibnitz' „Gesammelte Werke" (Bd. 1—4, Hannover 1843 bis 1847) und eine Sammlung von Uebersetzungen der wichtigsten gleichzeitigen Quellen der deutschen Geschichte unter dem Titel „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" (Th. 1—22, Berl. 1846—54) heraus. In der Schrift „Ernst, Graf von Münster" (Bremen 1839) gab er ein Charakterbild dieses Staatsmannes. Der Herausgabe der „Denkschriften des Ministers, Freiherrn von Stein, über deutsche, insbesondere preußische Verfassung" (Berl. 1848) folgte sein Hauptwerk, das „Leben des Ministers, Freiherrn von Stein" (6 Bde., das. 1849—55). Von seinen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gedruckten Vorlesungen sind die über die Bruchstücke des 98. Buchs des Livius u. über die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth besonders im Druck erschienen. Ferner besorgte er „Handschriftenverzeichnisse der königlichen Bibliothek zu Berlin" (Berl. 1853, 1. Bd.) u. gab in der Schrift „Die königliche Bibliothek in Berlin in den Jahren 1846—50" (das. 1851) eine Uebersicht über die Verwaltung und die Bereicherungen derselben.

Peru, vor der Entdeckung durch die Spanier das größte und civilisirteste Reich Südamerika's, dann eines der vier Vicekönigreiche des spanischen Amerika und seit 1821 eine der Republiken, in welche die ehemaligen spanischen Kolonien in Südamerika zerfallen sind. Der Name P. ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden (die Bewohner des Reichs der Inkas nannten das Land *Tahuantinsuyu*, was so viel bedeutet, als die nach allen Weltgegenden ausgedehnte Herrschaft der Inkas). Die jetzige Republik P. *grenzt* im Norden an Columbia (Ecuador), im Osten an Brasilien, im Südosten und Süden an Bolivia und im Westen an den stillen Ocean. Die Länge des Landes von Norden nach Süden beträgt an 300 geogr. Meilen; die Breite kann durchschnittlich zu 175—200 geographischen Meilen angenommen werden; die Küstenlinie beträgt 375 geographische Meilen und der Flächenraum Nord- und Südperu's wird auf 27,320 □M. geschätzt. Die *physische Beschaffenheit* dieser großen Fläche ist von sehr wechselndem, aber großartigem Charakter. Den auffallendsten Zug des Gesammtbildes stellen jedenfalls die *Anden* dar, die der Küste parallel laufen u. sonach im Allgemeinen der Richtung von Südosten nach Nordwesten folgen. Sie sind überall vom Meere aus sichtbar, reichen aber nirgends bis an den Strand; selbst ihre Ausläufer bleiben, wenn sie sich dem Ocean nähern, niedrig und stellen an den wenigen Orten, wo sie wirklich Vorgebirge bilden, nur unbedeutende Höhen dar. Nach Humboldt verstärken sich die Anden zwischen dem 33.° und 18.° südl. Br., d. i. zwischen den Parallelkreisen von Valparaiso und Arica, auf der Ostseite mit 3 merkwürdigen Querjochen, denen der Sierra von Cordova, von Salta und der Nevados von Cochabamba. Die Sierra de Cordova, zwischen 33° und 31° südl. Br., ist gewissermaßen ein Vorgebirg, das südlichste, welches in der Richtung der Pampas bis zum 65.° westl. Länge vordringt; in ihm entsteht der Fluß, welcher unter dem Namen Desaguadero de Mendoza bekannt ist, und es erstreckt sich von San Juan de la Frontera und San Luis de la Punta bis zur Stadt Cordova. Das zweite Querjoch, die Sierra de la Salta und de Jujui, das unterm 25.° südl. Br. seine größte Breite hat, erweitert sich allmählig vom Catamarcathal und von San Miguel del Tucuman an gegen den Rio Vermejo (64° westl. L.). Das dritte Querjoch, das erhabenste von allen, die Sierra Nevada de Cochabamba und de Santa Cruz (vom 22.° — 17½.° südl. Br.), lehnt sich an den Gebirgsknoten von Porco und bildet die Wasserscheide zwischen dem Amazonenstrom und dem Rio de la Plata. Die beiden Querjoche von Cordova und Salta bilden nur ein Bergland von geringer Erhöhung, das sich an den Fuß der Anden von Chili anschließt. Das Querjoch von Cochabamba dagegen erreicht die Grenze des ewigen Schnee's (16,000 Fuß) und bildet gleichsam einen Seitenzweig der Kordilleren, der von ihrem Kamme zwischen Oruro und La Paz ausläuft. Nachdem die Hauptkette von Chili und dem südlichen Bolivia die beiden ersten Querjoche gegen Osten entsendet hat, und bevor sie dieses mit dem dritten, dem Schneegebirge von Cochabamba, thut, theilt sie sich zum ersten Male in 2 Zweige, und zwar innerhalb des Gebirgsknotens von Porco und Potosi, zwischen 19° und 20° südl. Br. Diese beiden Ketten umgürten das ungeheure inneralpinische Thal des Desaguadero u. den großen See von Titicaca oder Chucuito und bilden mit dem zwischen ihnen liegenden Plateau das *Hochland Bolivia*, den erhabensten Theil der Kordilleren von Südamerika. In den Gebirgen von Lipez und Chichas, unter 20° südl. Br., sondert sich eine westliche oder Küstenkette von der öst-

lichen oder Binnenkette ab. Jene erreicht zwischen den Parallelkreisen von 19° 20′ und 18° eine sehr bedeutende Höhe und enthält mehre schneebedeckte Gipfel, namentlich die 4 majestätischen Nevados: Gualatieri (Sehama, 22,000 F.), Chugara, Parinacota und Nevado von Anaclache. Auf der Verlängerung der Küstenkordillere, nördlich von Arequipa, steigen die Nevados von Ambato und Corpuna empor, und ungefähr 5 deutsche Meilen von derselben Stadt der kolossale Nevado von Chuquibamba, ein ungeheurer Trachytdom von 19,700 Fuß Höhe. Die Breite dieser Küstenkordillere beträgt im Durchschnitt gegen 20 deutsche Meilen; ihr westlicher Abhang ist außerordentlich abschüssig u. jäh, der östliche Abhang weniger steil, weil er hier gegen ein Thal abfällt, das selbst 12,200 F. hoch ist. Die östliche oder Binnenkette, die größtentheils innerhalb der politischen Grenzen der Republik Bolivia (sonst Oberperu) liegt, löst sich als abgesonderte Kette unter 20° südl. Br. Das von den beiden Ketten, der Küsten- und der bolivianischen Cordillera begrenzte Längenthal zeichnet sich eben so durch seine Größe, 70 deutsche Meilen lang u. durchschnittlich 10 Meilen breit, als, und zwar ganz besonders, durch seine außerordentliche Höhe (12,000 Fuß) aus. Der hier befindliche See von Titicaca ist 20mal größer, als der Genfersee. Das Plateau von Bolivia, wie man das große Längenthal des Titicaca u. seines Abflusses, des Desaguadero, nennen kann, ist in seiner Mitte von einer Reihe von Erhöhungen durchschnitten, die, von Nordwesten nach Südosten ziehend, die westliche oder Küstenkordillere mit der östlichen oder Binnenkette verbindet. Keine ihrer Höhen erreicht die Schneegrenze; ihr erhabenster Punkt, der zwischen La Paz und Corocoro liegt und aus buntem Sandstein besteht, steigt zu einer Höhe von 14,170 F. Die Vereinigung der Cordillera Real und der Küstenkordillere erfolgt zwischen 14° und 15° südl. Br. in dem Gebirgsknoten von Cuzco, dem größten in der ganzen Andenkette, der, auf einem Areal von 1000 □M., die Gebirge von Vilcañota, Carabaga, Abancai, Huando, Parinacochas und Andahuaylas umspannt und mit zahlreichen Nevados besetzt ist, welche an Größe und Höhe dem Chuquibamba gleichkommen. Jenseits dieses Knotens tritt sogleich eine andere Zweikettenbildung auf, im Osten u. im Westen des Rio de Jauja, der sich in den Mantaro, einen Zufluß des zum Amazonenstromgebiet gehörigen Apurimac, ergießt. Das Plateau, welches diese Ketten einschließen, ist fast um die Hälfte kürzer, als das Plateau von Bolivia. Zwei mit ewigem Schnee bedeckte Berge, welche den Namen Toldo de la Nieve führen, gehören zur westlichen Cordillera, zu der von Huarocheri. Im Nordwesten der Thäler von Salcabamba, zwischen 11° und 10° südl. Br., vereinigen sich die beiden Ketten des Jaujaplateau's in dem Gebirgsknoten von Huanuco und Pasco. Auf diesem Knoten, welcher durch die Bergwerke von Yauricocha oder Santa-Rosa Berühmtheit erlangt hat, erheben sich 2 Gipfel von kolossaler Höhe, die Nevados von Sasaguanco und La Viuda. Auf diesem Punkte spalten sich die Anden in 3 Ketten, deren erste, die östlichste, sich zwischen dem Rio Huallaga und dem Rio Pachitea, einem Zufluß des Ucayali, erhebt; die zweite oder mittlere zwischen dem Huallaga und dem Ober-Marañon; die dritte oder westliche zwischen dem Ober-Marañon und den Küsten von Truxillo und Payta. Anfangs nach Nordnordosten streichend und die Pampas del Sacramento begrenzend, dann nach Nordnordwesten sich wendend, verliert sich die Ostkette unter 6½° südl. Br. nordwestlich von Lamas. Die mittlere Kette streicht in nordnordwestlicher Richtung, erlangt im Parallelkreise von Chachapoyas eine ansehnliche Breite und bildet ein Bergland, das von tiefen und außerordentlich heißen Thälern durchschnitten ist. Sie erreicht in den Paramos von Callacalla und Piscoguanuna kaum eine Höhe von 11,000 F. u. dacht sich allmählig bis zu 5000 F. ab. Jenseits des Rio Huallaga u. des Pachitea, der mit dem Beni den Ucayali bildet, findet man nach Osten hin nur noch Hügelreihen. Die westliche Kette der Anden steht der Küste am nächsten und ist die höchste. Sie läuft mit dem Littorale fast parallel in der Richtung von Norden nach Westen gegen den Rio de Guancabamba u. enthält zwischen 9° u. 7½° südl. Br. die Nevados von Pelagatos, Moyopata u. Huaylillas. Zwischen 15° u. 5½° südl. Br. oder zwischen dem Gebirgsknoten von Cuzco u. dem folgenden von Loxa findet eine außerordentliche Erweiterung der Anden Statt. Da in derselben die Quellen des Rio Beni liegen, so kann man die Gruppe mit dem Namen des Beni-Querjochs bezeichnen. Längs der ganzen Ostküste von La Paz an bis zum Knoten von Huanuco lehnt sich ein sehr breites bergiges Terrain an den östlichen Abhang der Anden. Das Beni-Querjoch verliert sich gegen 8° südl. Br.; die Kette zwischen dem Ucayali und dem Huallaga endigt unter dem Parallelkreise von 7°, indem sie sich westlich von Lamas mit der zwischen dem Huallaga und dem Amazonenstrome streichenden Kette von Chachapoyas vereinigt. Diese letztere, auch die mittlere genannt, wendet sich, nachdem sie die Amazonenstromschnellen und Katarakten von Tomependa und San Borja gebildet hat, nach Nordnordwesten und schließt sich an die westliche Kette, die Kette von Coxamarca oder die der Nevados von Pelagatos und Huaylillas, um den großen Gebirgsknoten von Loxa zu bilden. Dieser Knoten hat eine mittlere Höhe von nur 6—7000 F. und umfaßt den weiten Landstrich zwischen Guancabamba, Ayavaca, Oña und den Trümmerstädten Zamora und Loyola, von 5½°—3¾° südl. Br. Einige Gipfel, die Paramos von Alpachaca, Saraguru, Savanilla, Gueringa, Chulcanas, Guamani, Yamoca, erheben sich zu Höhen von 9480—10,320 Fuß, werden aber nicht einmal sporadisch mit Schnee bedeckt, der in dieser Breite erst in Höhen von 11,200—11,400 Fuß fällt. Gegen Osten, längs des Rio de Santjago und des Rio de Chamaya, 2 Zuflüssen des Amazonenstroms, fallen die Berge sehr schnell ab; zwischen San Felipe, Matara und Jaen de Bracamoros haben sie nur noch 3000—1800 Fuß absolute Höhe. Geht man von Loxa's Glimmerschiefergebirgen gegen Norden, zwischen den Paramos von Alpachaca und Sarar, so theilt sich der Gebirgsknoten in 2 Aeste, welche das Längenthal von Cuença begrenzen. Diese Trennung dauert nur auf einer Länge von etwas über 7 Meilen, denn unter 2° 27′

südl. Breite vereinigen sich die beiden Kordilleren aufs Neue in dem Knoten von Assuay, einer Trachytgruppe, deren Plateau bei Cadlud 14,570 Fuß absolute Höhe hat u. fast die Region des ewigen Schnee's erreicht. In geognostischer Beziehung ist zu bemerken, daß die amphibolischen Massengesteine eine große Verbreitung haben, besonders der Granit, Gneis, Glimmerschiefer, der stellenweise reich an Silber ist, der Syenit und Urkalk, der Thonschiefer, Quarzfels u. Porphyr, der zuweilen 18,000 F. mächtig ist; ein syenitischer Porphyr ist ganz besonders die Lagerstätte der edlen Metalle. Die pyroxenischen Massengesteine spielen in der Zusammensetzung der Anden eine sehr bedeutende Rolle, namentlich der Trachyt und verwandte Felsarten, während die basaltischen verhältnißmäßig sehr selten sind, was auch von den Lavaströmen gilt, trotz der großen thätigen Vulkane, die sich auf dem Rücken der Anden erheben. Von den abgesetzten Gesteinschichten bemerkt man den Jurakalk, Lias, den rothen Sandstein rc. und die tertiären Formationen; das Steinkohlengebirg zeigt sich bei Huanuco, dicht an der Grenze des ewigen Schnee's, in einer Höhe von 13,800 F. über der Linie, wo alles Wachsthum phanerogamischer Pflanzen aufhört. Der vornehmste Fluß ist der Marañon, welcher hier unter 10° 30′ südl. Br. auf dem Ostabhange der Hauptkette der Anden in dem von dieser und der mittlern Andenkette begrenzten Längenthale entsteht. Er nimmt an der Nordgrenze P.'s den Huallaga, welcher weit hinauf schiffbar ist, u. den Ucayale (Ucayali) auf, welcher im See Chinchay, in den Ebenen von Bombon, etwa 15 Meilen östlich von Lima, entspringt u. mit seinen bedeutenden Nebenflüssen weit hinauf schiffbar ist. Nachdem der Marañon nach Brasilien übergegangen ist, empfängt er noch mehre aus den Pampas P.'s kommende ansehnliche Nebenflüsse, den Yavari, Yutai, Yurua, Tefe, Coari und Purus oder Cuchivaro. Den östlichen Winkel berührt der Beni, der westlichste von den 3 Flüssen, aus deren Vereinigung der Madeira entsteht. Von dem Abhange des Gebirges nach Westen ergießen sich nur wenige und dabei unbedeutende Flüsse; am Fuße angelangt, versiegen sie schnell in dem bis zu großen Tiefen aus Sand bestehenden Küstenlande, so daß außer der Regenzeit nur wenige von ihnen den Ocean erreichen. In den meisten Gegenden liegen diese in breiten, aber flachen Betten laufenden Flüsse halbe und ganze Tagereisen von einander entfernt; in den südlichern Provinzen gibt es sogar lange Küstenstriche, die wegen Mangels an süßem Wasser fast unbewohnbar sind. Die wichtigsten Flüsse auf dieser Seite sind, von Norden beginnend: Rio de Santa, R. Pasamayo, R. Rimac, R. de Quilca. Diese allein haben zu allen Jahreszeiten, wenn auch sparsames, Wasser. Die Flüsse des nördlichen Theils von Bolivia oder Oberperu gehören zu dem Flußgebiete des Marañon und die des südlichen zu dem Flußgebiete des Paraguay. Außer dem Titicacasee ist im Innern an der Nordgrenze von Bolivia der 7 Meilen lange und 4 Meilen breite See Roguaguado zu erwähnen, dessen nördliche Ausflüsse die großen Flüsse Yutai, Yurua und Tefe bilden. Der Theil des peruanischen Küstenstrichs, der bei den Bewohnern Region der Valles (Thäler) heißt, leidet an großer Dürre und Trockenheit. Der ödeste Theil der Küste ist die völlig wasserleere Sandwüste Atacama unterm 24.° südl. Br. Nur wo aus den Schlünden der Anden ein spärlicher Strom hervorrieselt und ein flaches Thal sich gebildet hat, finden in diesen Gegenden die dünn verstreuten Einwohner Gelegenheit zu einer mühsamen Benutzung des auch unter solchen Umständen nicht immer dankbaren Bodens. So groß ist die Trockenheit des leichten Bodens, daß man noch nach drei Jahrhunderten wohl erhaltene Leichname dort findet, welche die alten Peruaner in sitzender Stellung begruben. Als eine Wohlthat erkennt man die Nebel (Garuas), welche während sechs Monaten über dem Lande liegen und nur als ein feiner Niederschlag an wollener Kleidung sich anhängen, wenn auch der Einwohner von Lima sie mit dem Namen Platzregen (Aguaceros) bezeichnet. Von ähnlicher Beschaffenheit ist die Küste im Süden der Wüste Atacama; am steilen Abfalle der Anden gelegen, von Bergketten durchschnitten, mit langgestreckten, dem Meere parallel laufenden Hügelketten am Gestade, enthält sie wenige Flüsse, welche über Urgebirge dahinrollen und sowohl Spender der Fruchtbarkeit, als auch unwiderstehliche Zerstörer manchen Besitzthums sind. Der Boden ist aufgeschwemmtes Land, Lehm mit einer Menge großer und kleiner Geschiebe; Pflanzenboden erzeugt sich nirgends, dennoch aber ist er vermöge eines überaus günstigen Klima's während einer schnell veränderlichen Periode sehr fruchtbar, enthält jedoch wenig kultivirbare Ländereien. Ihre Entstehung verdankt diese Küstenstrecke theils dem Zurücktreten des Meeres, theils der Erhebung des Landes, welche bei jedem größern Erdbeben bemerkt wird. An manchen Orten ziehen sich auch längs des Meeres flache Lagunen hin. Weiter nach Süden ändert sich das Aussehen der Küste; immer weiter ziehen sich die Anden zurück, und das Land zwischen ihrem Fuße und der Küste dehnt sich meist in weiten Ebenen von großer Fruchtbarkeit aus, welche von Hügelreihen begrenzt und von Flüssen durchströmt werden, welche die Spender allgemeiner Fruchtbarkeit sind. Auf die Region der Valles folgt die Region der Serrania (Gebirgsstriche). Ihr Charakter ist Plateaubildung mit größern und kleinern Gebirgsseen, ein rauhes Klima, welches, dem Landbau weniger zuträglich, die Viehzucht hier ergiebiger macht, und ein im Allgemeinen großer, auf weiten Strecken gänzlicher Holzmangel. Nur die Thäler und abgeplatteten Kämme genießen eines erträglichen Klima's und sind fruchtbar. Die zahlreichen kleinen Seen, meist in der Nähe der Schneegrenze, oft sogar oberhalb derselben, sind von unergründlicher Tiefe und stellen wahrscheinlich meist die Oeffnungen alter Krater dar. Auch hier ändert sich aber die Beschaffenheit des Landes im Süden des Wendekreises. Die Anden enthalten hier in ihrem Schooße breite Längenthäler mit grünen Wiesen, die von nie versiegenden Bächen durchrieselt werden. Den Abhang der Gebirge decken hochstämmige Wälder aus Buchen, den dieser Weltgegend eigenthümlichen Myrten, Lorbeeren, Lebensbäumen, Podocarpen und Araukarien. Auf der Grundlage des Sandsteins aber finden sich

unermeßliche Lager von Steinkohlen. Von den Anden östlich gelangt man in die **Region der Montaña** oder des Waldlandes (la Ceja de la montaña). Diese Region zieht sich an den Bergen bis zur Höhe von 8500 Fuß hinauf. Ihre Vegetation zeichnet sich durch unbeschreibliche Dichtigkeit der Massen, durch völlige Undurchdringlichkeit weiter Flächen aus. Alle höhern Gewächse der Ceja haben nämlich die besondere Gewohnheit, sich bis an den Boden herab mit Aesten zu bekleiden, welche sich unter einander tausendfältig verwirren und dadurch einer Menge von parasitischen Gewächsen die besten Standorte darbieten. Größere Stämme stürzen über dieses Gewebe hin, von Stürmen umgeworfen; allein durch Luftwurzeln ernährt, wachsen sie fort. Eine neue Kolonie von Schmarotzern, Tillandsien, Pourretien, Bromelien, Orchideen, sogar große Sträucher siedeln sich an, und so liegt immer eine Schicht von Pflanzen auf der andern, und nur die alleruntersten ersterben, nach langem Kampf erdrückt, der Sonne beraubt, oder durch die hindurchdringende, nicht verdunstende Feuchtigkeit ergriffen u. zum Verfaulen gebracht. In den ganz felsigen Gegenden dieser Region gedeihen die schönen Büsche mit harzigen Blättern und Balsam schwitzenden Stämmen, die Helianthen, Calophyllen und Myrten und zahllose Cohideen. Alle Bäume der Ceja besitzen ein sehr hartes Holz, sind aber in botanischer Beziehung noch meist unbekannt. Weiter hinab, in geschützten Thälern, oft schon 1000 Fuß tiefer, beginnt die eigentliche **Waldregion**. Die Berge fallen hier gewöhnlich sehr steil ab; nirgends finden sich abgerundete Dome oder konische Piks; die Berge sind alle sogenannte Cuchillas, d. h. Rücken von schneideartiger Zuspitzung. In den unzähligen kesselförmigen Vertiefungen der ungleichen Bergseiten breiten sich die kleinen Bäche freier aus und bilden kleine, aber tiefe Sümpfe (Atolladeros). Ueberall aber ist die üppigste Vegetation und eine Unzahl von Schlingpflanzen. Nur an wenigen Orten, wo ein sandiger Boden den Gewächsen minder reiche Nahrung bietet und die Sonne schneller seine Feuchtigkeit zum Verdunsten bringt, entwickelt sich in beschränkten Streifen die eigenthümliche Vegetation der sogenannten Pajonales. Dieses sind Bergheiden, deren Boden aus buntem Sandstein besteht, auf dessen dünner, mit Salz geschwängerter Rinde nur kurzstämmige, vielästige Büsche gedeihen, ausgezeichnet durch vielgetheiltes, lederartiges, schwarzgrünes Laub oder zahllose krautartige Pflänzchen, welchen allen aber etwas Hartes und Sparriges anhängt. Am kräftigsten und höchsten streben im tiefsten Thale die Bäume in aller Majestät des Urwalds empor. Höher am Berge hinauf werden die Bäume schwächer, aber sie treten immer enger zusammen und trotzen durch Verbindung den heftigsten Stürmen, welchen einzeln stehend nur ein Riese aus der Pflanzenwelt, nur einer jener Wollbäume zu widerstehen vermag, dessen cylindrischer Stamm, von ungeheuren Strebepfeilern gestützt, 12 od. mehr Fuß im Durchmesser mißt und dessen schirmförmig platte, aber Alles überragende Krone um Mittag gegen den senkrechten Sonnenstrahl einen Umkreis von mehr als 100 Schritten beschattet. Höher hinauf, nach der Spitze der Berge hin, gewinnt der Baumschlag das Auszeichnende der Ceja; Gewächse eines ganz fremdartigen Ansehens nehmen die höchsten Felsen ein und erinnern an die Flora der trockenen Andengegenden, nicht aber an die ewig feuchte Region der Wälder. Das **Flachland** endlich bildet eine unermeßliche Ebene, worin man keine auch nur unbedeutende Erhöhung, ja keinen Stein weit und breit erblickt; ein klaftertiefer Pflanzenboden, wie ein Schwamm mit Wasser durchdrungen, ruht auf einem halbsandigen Lehm, und erst in größerer Tiefe stößt man auf einen leicht zerreiblichen Sandstein. Immer breiter werden die Flüsse, und zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche und tiefe Lagunen, bald als Erzeugniß der periodischen Ueberschwemmungen, bald als natürliche, scheinbar des Ausflusses beraubte Becken. Diesen ebenen, meist sumpfigen Boden aber bedeckt ein einziger ungeheurer Urwald, der nur an wenigen Orten durch kleine Savannen unterbrochen wird, welche ihre Entstehung allein der bis zur Oberfläche reichenden Sandsteinbreccie verdanken, welche sich nie mit einer dicken Schicht schwarzer Pflanzenerde bedeckt und daher jene gewaltigen Bäume des Urwaldes nicht zu ernähren vermag. Solche schattenlose Orte, die stets um einige Klafter höher liegen, als der sie umgebende Boden, haben ihre eigenthümliche Vegetation. Zu Ende der Regenzeit erblühen auf ihnen einige lilienartige Pflanzen; Hibiscus, Bignonien, Melastemen und andere Sträucher und Bäume von gedrungenem Wuchse stehen in vereinzelten Gruppen umher, als Stützpunkte für eine Menge von Schlingpflanzen, welche wiederum mit denen der Urwälder nichts gemein haben. Gräser sind solchen natürlichen Wiesen ein schnell vergänglicher Schmuck. Krautartige Pflanzen, besonders Rubiaceen, niedrige Palmen, Lisianthen, blaufärbende Cissus u. Malvengewächse geben diesen beschränkten Angern ein von der umgebenden Waldung sehr verschiedenartiges Ansehen. Den Urwald aber vermag selbst der heftigste Orkan nicht zu stürzen; der umgestürzte Baum wurzelt entweder von Neuem an verschiedenen Stellen seines Stamms, oder es erhebt sich aus seiner verscharrten Wurzel ein kraftvoller Nachwuchs. Zu jeder Jahreszeit ist der mit fußhohen Schichten von Pflanzentrümmern aller Art überdeckte Boden feucht und moorig, darum klebt ein eigenthümlicher Geruch, an faulige Gährung erinnernd, an allen Wurzeln und niedrigen Pflanzen, und daher erklärt sich die in den ersten Morgenstunden bei gewissen Wetterzuständen am Boden bemerkbare Schicht eines bläulichen Dunstes. Nur bestimmte Pflanzenfamilien, Piperaceen, Orchideen und Scitamineen und wenige andere, alle mehr oder minder mit fettem Blatt und Stengel versehen und durch minder schönes Grün, zum Theil sogar durch ungewöhnliche Färbung ausgezeichnet, gedeihen hier, um so zahlreicher aber bunte, höchst vergängliche Pilze. Einen Rasenteppich findet man nirgends. Nur Ranken- u. Schlingpflanzen gedeihen, indem sie an den gigantischen Baumstämmen sich emporwinden. Etwas anders ist die Vegetation am Waldsaum gegen die Flußgestade hin. Mehr Unterholz wird bemerklich, und vereinzelt stehen die dickern Stämme, dornige Schlingpflanzen, besonders die Ranken

der Sassaparille, und unzerreißliche Stipolobien hindern jeden Schritt in diesen zwar mit schönen Palmen erfüllten, aber verhältnißmäßig pflanzenarmen Strichen. Das Flußufer umgibt ein undurchdringlicher Gürtel von Gewächsen, baumartige Gräser, Cecropien, Hermesien u. die südamerikanische Weide, mit einer u. der andern Palme untermengt.

Gleich der übrigen natürlichen Beschaffenheit ist auch das Klima dieser Landstriche verschieden. Innerhalb des Wendekreises sind auch an der Küste nur zwei Jahreszeiten; die feuchte Jahreszeit (denn Regenzeit kann man sie nicht nennen) dauert vom Juni oder Juli bis zum November und December, etwas weiter südlich vom Mai bis Oktober. Dann vermindern die Nebel und die kalte Meeresströmung, welche mit Ungestüm von der magellanischen Meerenge bis zum Cabo Parina sich fortsetzen, die Temperatur. An der Südküste in der gemäßigten Zone herrschen alle vier Jahreszeiten. Gegen das Ende des März oder zu Anfang des April tritt der Winter ein, der aber nur im Hochgebirge mit Schnee, im niedrigeren Lande mit Regen begleitet ist. Dieser dauert jedoch im Norden selten länger, als 48 Stunden, in der Mitte 3—4 Tage, im Süden eine oder zwei Wochen; dann folgen herrliche, glanzvolle Tage, doch überzieht den Himmel fast immer eine Wolkendecke. Die herrschenden Winde sind um diese Zeit die Nord- und Nordwestwinde. Ende Juli beginnen sich leichte Ostwinde zu regen, welche nun bald den Sieg über die regenbringenden Nordwinde gewinnen. Jetzt ist in den ersten Morgenstunden die Kühle oft empfindlich, und die höhern Berge sind mit Reif bedeckt. Der Frühling ist zwar nur von ganz kurzer Dauer, aber von um so ausgezeichneterer Herrlichkeit; schnell bedeckt Alles eine zauberhaft schnell hervortretende Vegetation. Amaryllideen mit mannshohem Schaft, kleine hyacinthenartige Glockenblumen, krautartige Calceolarien u. eine Menge von schnell vergänglichen Zackotenpflanzen entstehen wie durch Magie. Auf freien Plätzen der Dörfer duftet die blühende Orange und fast noch stärker die herrliche Flor de Aroma (Acacia Farnesiana); zu Hunderttausenden erblüht die Flor de Perdiz, eine kleine, einblumige Oxalis, und an allen Felsen und dürren Orten erscheint die hier heimische Immortelle, die Siempreviva (Triptilion spinosum) mit himmelblauer Blüthe. Mit dem November beginnt der Sommer, mit dessen Anfang die Wolken fast ganz verschwinden. Die Hitze nimmt nach und nach zu, bis sie in der niedern Gegend 25° C. erreicht. Aber gleichzeitig treten die Südwinde ein, oft in der Gestalt heftiger Wirbelwinde, und da sie kühl und trocken sind, so mildern sie nicht nur die Hitze, sondern befördern auch das Eintrocknen der Erdoberfläche. Im December stehen Pflanzen und Thiere auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung. Allein bald tritt nun im Norden eine allgemeine Dürre ein, die Vegetation erstirbt und die Flüsse und Bäche versiegen theilweise oder ganz. Anders ist es im Süden, wo dann der starke Thau die Stelle des seltener werdenden Regens vertritt. Dann ist die Zeit der Blüthe der Waldbäume, und selbst der Meeresstrand schmückt sich dann mit vielerlei Pflanzen; unvorbereitet und wenig durch äußere Zeichen unterschieden tritt der Herbst ungefähr im Februar ein, und schon der nächste Monat bringt dann bisweilen die ersten Vorboten des Winters in Gestalt vorübergehender Regen. Im Gebirge nimmt die Temperatur immer mehr ab, doch nicht mit völliger Regelmäßigkeit, denn die östliche Cordillera ist wärmer, als die westliche, und während in dieser die Schneegrenze mit der Höhe von etwa 15,000 Fuß beginnt, steigt sie in der östlichen selten tiefer als 16,000 Fuß herab, fängt sogar erst in einer Höhe von 22—23,000 Fuß an. Desto schöner ist das Klima in manchen Gegenden der Montaña. In Huanuco ist der Sommer so herrlich u. mild, wie in den am meisten begünstigten Provinzen Chili's. Frost bemerkt man nie, denn niemals sinkt das Thermometer unter + 10° der hunderttheiligen Skala. Auch ist die Temperatur stets sehr gleichförmig, selten bei Nacht um 4—5° kühler, als bei Tag, ja auch während des ganzen Jahreslaufs übersteigt der Unterschied derselben höchst selten 12°, indem der niedrigste Stand im Winter 10—11° C., der höchste im Sommer 23—24° C. ist und den größern Theil des Jahres über das Thermometer sich fast unbeweglich auf 18° erhält. Nach 6 Monaten tritt der Winter ein; wenn aber dann auch Regen kommen und manches schwere Gewitter von den Bergen herabsteigt, so sind doch diese Erscheinungen zu schnell vorübergehend, als daß sie diesem Klima den Charakter eines ewigen Frühlings entziehen könnten. Steigt man in der Montaña noch tiefer herab, so findet man auch hier dieselbe Gleichförmigkeit der Temperatur. Drückende Schwüle empfindet man fast nie, höchstens dauert sie etliche Stunden als Vorläuferin eines heftigen Regens. Der Sommer dauert vom Mai bis zum September u. zeichnet sich nur durch die geringere Menge der Regen aus. Wenn sich diese Periode ihrem Ende nähert, so verkünden mehrfache Zeichen im Dunstkreise den Eintritt der zweiten Jahreszeit. Die vorherrschenden Süd- u. Südwestwinde weichen den Ost- u. Nordostwinden, das meistentheils heitere Wetter einer Masse von Wolken, welche lange Zeit drohend umherziehen, bis sie sich in heftigen Regengüssen entladen. Im Tiefland beginnt die Regenzeit zu Anfang des Januar mit schweren Gewittern, die meist um 2 Uhr Nachmittags unter furchtbarem Sturmesbrausen ausbrechen und gewaltige Wasserströme herabgießen. Die Nacht aber ist fast immer heiter. Im Juni endigt diese Periode; die trockene Jahreszeit fängt an, wo leichte Gewitter oder rasch vorübergehende Regen einzeln, aber genügend den Boden erfrischen. Die Temperatur der Nacht ist hier die, welche in den etwas höher gelegenen Gegenden den Tag über herrscht, und bei 20—21° C. fühlt man sich schon etwas unbehaglich, da man an eine fast immer gleichbleibende Wärme von 22—23° gewöhnt ist. Die Verschiedenheit des Klima's bedingt auch hier die Gesundheit oder Ungesundheit der einzelnen Gegenden. Die trockene Nordküste ist gerade nicht ungesund; Leberkrankheiten, Katarrhe und Lungenübel, auch Unterleibskrankheiten kommen am häufigsten vor. In den heißen Thälern kommt der Bucho oder das Mal de Valles, eine brandartige Eiterung, häufig vor. In mehren Thälern der Ostabdachung kommen Kröpfe und Cretins

häufig vor, in dem feuchten Tieflande aber richten oft bösartige Fieber große Verheerungen an. Auch Erderschütterungen sind nicht selten und richten manchmal große Verwüstungen an.

Die Naturprodukte sind so mannichfaltig, wie die Wechsel, die sich in Bodenbildung u. Klima darbieten. Der Reichthum P.'s an edlen Metallen ist seit der Entdeckung sprüchwörtlich u. nicht übertrieben. Gold kommt an vielen Orten bald allein, bald mit andern Metallen verbunden vor. Die ergiebigsten Gruben liegen bei Huaylas u. um Tarma; fast alle kleinen Flüsse, die von den Anden herabströmen, führen goldhaltigen Sand, woraus das Gold durch Waschen gewonnen wird. Die Quantität des gewonnenen Goldes läßt sich aber nicht einmal annähernd abschätzen, indem nur ein kleiner Theil vermünzt, sehr vieles im Lande selbst zu Schmuck und Kirchengefäßen verarbeitet und der Goldstaub, ungeachtet des Verbots, ausgeschmuggelt wird. Im Jahre 1841 sollen die Goldbergwerke gegen 2000 Mark Gold geliefert haben. Auf Silber wird an unzähligen Orten gebaut; der Bergbaubetrieb steht aber trotz der Bemühungen der Regierung noch auf einer tiefen Stufe. Die Menge des seit der Eroberung im 16. Jahrhundert aus P. nach Europa geflossenen Silbers läßt sich nur annähernd bestimmen. Humboldt nimmt für die Periode von 1630—1803 den Werth der ganzen Ausbeute zu 1232 Millionen spanische Piaster an. Laut der Zollregister wurden in dem Zeitraume von 1786—1820 nicht weniger als 15,232,679 Mark = 137,094,111 spanische Piaster wirklich verzollt. Man hat hierzu aber mindestens 1/8 der ganzen Summe hinzuzusetzen für Silber, das zu Geschirren verarbeitet oder auf Schleichwegen exportirt wurde, und erhält dann für jenen Zeitraum von 35 Jahren die Summe von 154 Millionen spanische Piaster als wahrscheinlichen, jedoch eher zu niedrig, als zu hoch angeschlagenen Ertrag. Im Jahre 1841 sollen die reichen Silberbergwerke von Lauricocha in der Nähe von Pasco allein 357,000 Mark Silber geliefert haben. Andere berühmte Silberbergwerke sind die von Gualgayoc und Micuipampa u. die von Huantajaga; das berühmteste aller südamerikanischen Silberbergwerke ist aber das von Potosi, welches seit 1556 regelmäßig bearbeitet wurde. Der Ertrag der dortigen Werke von 1556—1800 war 1614 Millionen Piaster. Quecksilber kommt an vielen Orten vor; da aber die ehemalige Regierung das Monopol sich vorbehielt und die Quecksilbergruben von Almaden in Spanien bevorzugt werden sollten, so durften nur die Gruben von Huancavelica betrieben werden. Sie wurden 1570 eröffnet u. lieferten bis 1789: 1,040,452, von 1790—1800 jährlich ungefähr 3500 Centner Ausbeute. Schon in den letzten 30 Jahren der spanischen Herrschaft sehr vernachlässigt, sind die Gruben von Huancavelica während des Revolutionskrieges fast ganz unbrauchbar geworden. Kupfer, Blei und Eisen kommen in vielen Gegenden vor, allein man hat es kaum der Mühe werth gehalten, sich mit dessen Gewinnung zu beschäftigen. Nur auf Kupfer baut man in einigen unbedeutenden u. schlaff betriebenen Gruben. Englische Bergleute entdeckten um 1825 reiche Steinkohlenlager auf 14,700 Fuß Erhöhung über dem Meere in der Nähe des Bergortes Cerro de Pasco. Braunkohlen sind in den Sandsteppen der Küste, südlich von Ilo, gefunden worden, und bei Tarapaca in der Provinz Arequipa liegen Wälder von großem Umfang unter dem leichtbeweglichen Sande des Küstenlandes ausgestreckt, deren Holz keineswegs in Kohle verwandelt ist, sondern sich spalten läßt, mit heller u. geruchloser Flamme brennt und, durch eine Art von Grubenbau gewonnen, den Bewohnern der Gegend bei der Bereitung ihres wichtigsten Ausfuhrerzeugnisses, des Salpeters, vom größten Nutzen ist. Andere Mineralien P.'s sind: Quarz, Bergkrystalle, Halbedelsteine, Edelsteine (Amethyst, Lasurstein, Rubin, Smaragd, Türkis), Porzellanerde, Thon, Thonschiefer, Lebererde, Kalk, Gyps, Frauenglas, Salmiak, Vitriol, Alaun, Erdpech, Schwefel, Mangan, Zink, Zinn, Platina, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglanz. Heiße Quellen gibt es in Menge. P. ist eins der pflanzenreichsten Länder der Erde. Pöppig nimmt drei Regionen an, von denen jede ihre eigenthümliche Flora hat: Die Region der tropischen Nahrungspflanzen, vom Meeresstrande an, der sich jedoch fast nirgends zum Anbau eignet, bis zur Höhe von 1800 Fuß, wird im untersten Theil charakterisirt durch das Zuckerrohr (Canna criolla), dann durch die tropischen Fruchtbäume, Anonen, die süße Kartoffel (Batate), die Musa und durch den Mais, welcher sich auch bedeutend in die zweite Region verbreitet. In der Region der europäischen Cerealien, von 1800—9000 Fuß hoch, ist Hauptgegenstand der Kultur der Luzernerklee, Weizen nur da, wo der Boden minder steinig ist. Die Kartoffel von der gemeinen, in Europa kultivirten Varietät erscheint nicht tiefer, als 3600 Fuß, die sogenannte peruanische oder gelbe Kartoffel aber gedeiht nur in den tiefen, warmen Thälern. Die Bäume dieser zweiten Zone sind kräftiger und höher als die der ersten, allein selten u. zum Bauen nicht tauglich. Das landschaftliche Ansehen dieser Region ist übrigens ziemlich europäisch, zumal gegen ihre obere Grenze. Die Region der Gräser, von 9000 bis 14,100 F., trägt einen völlig alpinischen Charakter. Hier baut man die Oca (Tropäolum) und Gerste als Futterkräuter. Von den Phanerogamen wachsen am höchsten einige moosartige Gentianen und Alchemillen und der silberblätterige, sehr holzige, aber in dichte Rasen verwebte Astragalus. In einer Höhe von 13,839 Fuß, auf dem Alto de Jacaobamba, finden sich noch kleine, niederliegende Gesträuche mit zusammengesetzten Blüthen, und krautartige Pflanzen mit spannenhohen Stengeln überschreiten diese Höhe noch um 300 F. In dieser Zone fällt der Schnee nicht allein im Winter, sondern bei schnellen Witterungswechseln mitten im Sommer. Die Temperatur ist zu niedrig, um mehr als Schafzucht zu erlauben. Noch höher hinauf deckt ewiger Schnee die Felsen, die dennoch an schroffen, der Sonne zugewendeten Orten selbst auf 14,400 F. Höhe einzelne Alpenpflanzen nähren und bei 15,000 F. noch mit Flechten sich bedecken. Im östlichen Gebiet gewinnt die Vegetation, je weiter man in die Niederungen hinabsteigt, immer mehr ein tropisches Ansehen, und zuletzt verhält sich der Urwald ganz wie im äquatorialen Brasilien. Hier wird die überaus

reiche Flora zumal durch die Cinchonen bezeichnet, die nirgends in gleicher Menge von Arten und Individuen vorkommen. Während an der Westseite der Anden Palmen schwerlich irgendwo wild gefunden werden und kultivirt dort nur die Jubäa aus Chili, die Dattel- und Kokospalme vorkommen, wird diese Familie auf der entgegengesetzten Seite eben so durch zahlreiche Arten repräsentirt, wie die der baumartigen Farrenkräuter, die ausschließlich den östlichen Andenabhang und die von seinem Fuße an sich ausbreitenden Ebenen bewohnt. So groß aber der natürliche Reichthum an nutzbaren Pflanzen da seyn muß, wo in einer Entfernung von wenigen Schritten 20 oder mehr Arten von Bäumen dem Wanderer in den Wäldern aufstoßen, so ist doch die Zahl der Pflanzenprodukte, welche von P. aus im Handel vorkommen, nur gering. An der Spitze steht in vielen Gegenden, trotz aller Nachlässigkeit und des absichtlichen Betrugs, immer noch die Fieberrinde. Von den Grenzen von Quito bis in die Gegend von Cochabamba trägt die östliche Abdachung der Anden Wälder, die stellenweise fast nur aus Cinchonen bestehen, die an den obern Grenzen der ihnen eigenen Zone (4800 — 5100 Fuß) in Form von Sträuchern, weiter hinab aber in Form kräftiger Bäume auftreten und sich fast bis in das Gebiet der niedrig liegenden heißen Urwälder erstrecken. Eine andere, wenigstens hinsichtlich des innern Verkehrs bedeutende Pflanze P.'s ist die Coca (Erythroxylon Coca), ein Strauch, dessen Blätter gekaut eine nervenaufregende Wirkung äußern. Im Großen wird die Kultur derselben besonders in der Provinz Huanuco getrieben, wo ein einziges Engthal (Quebrada de Chinchao) jährlich über $^1/_2$ Million Pfund getrockneter Blätter liefert, die mindestens einen Werth von 90,000 spanischen Piastern haben. Tabak, früher Gegenstand eines königlichen Monopols, darf seit der Revolution an allen Orten kultivirt werden und wird seiner guten Qualität wegen viel nach Chili ausgeführt. Indigo wächst, wie in andern Gegenden des tropischen Amerika, an grasigen Orten wild; besondere Arten, darunter auch der ächte Indigo von Guatemala, sind der Kultur unterworfen; doch wird der größte Theil im Lande selbst konsumirt. Kaffee gedeiht zu beiden Seiten der Anden, wird aber nirgends in P. im Großen angebaut, obwohl seine Qualität sehr gut ist. Zuckerrohr ist durch ganz P. verbreitet, so weit das Klima seinen Anbau zuläßt. Andere geringfügigere Produkte des Pflanzenreichs, wie spanischer Pfeffer, Baumharze, wohlriechende Rinden, Vanille, Baumwolle, mancherlei Gewürze und Arzneistoffe, Farbestoffe, leichter zu verarbeitende Pflanzenfasern, z. B. der Agave, bleiben entweder im Lande, od. werden nur in sehr geringen Quantitäten exportirt. Gleiches gilt von der Sassaparille, dem Kopial- od. Kopaivbalsam, Produkten der heißen Urwälder am untern Huallaga u. dem Amazonenstrom. So holzarm das westliche P. ist, einen so großen Ueberfluß an den kostbarsten Holzarten besitzen die östlichen Provinzen. Außer den oben genannten, auf den Handel bezüglichen Produkten kultivirt man in P. noch viele andere Nahrungsgewächse. In der Region der Valles baut man vornehmlich Zucker, Luzerne, Mais, Weizen, Bohnen, Wicken, Oel, Wein, spanischen Pfeffer, Reis, Maguay, tropische und europäische Küchengewächse und Früchte. Aus dem braunen, von Syrup nicht befreiten Zucker (Chancaca) macht man entweder kleine Brode, oder braut daraus durch Gährung den Guarapḥ, ein beim Volke sehr beliebtes Getränk. Die Luzerne (Alfalfa) baut man als Pferde- und Maulthierfutter in großer Menge; ebenso Mais in fünf verschiedenen Arten. An Weizen producirt das Land bei weitem nicht das für den eigenen Verbrauch nöthige Quantum und bezieht schon seit langer Zeit seinen Bedarf meist aus Chili und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ueberhaupt ist der Ackerbau auf die schmalen Uferstreifen der kleinen Flüsse beschränkt, die man in Tausenden von kleinen Kanälen so zu vertheilen weiß, daß nur wenige ins Meer gelangen. Der stärkste Weinbau wird bei Pisco getrieben, doch verwendet man dessen Ertrag vornehmlich zur Bereitung von Branntwein, von welchem jährlich an 150,000 Gallonen gemacht werden. Aus der Maguaypflanze wird auch hier Pulque bereitet. Reis gedeiht nur an solchen Orten, wo es nicht an Feuchtigkeit fehlt. Unter den Küchengewächsen sind der Maniok, die Bananen und die Kartoffel wichtig. Das Thierreich ist im westlichen P. sehr artenarm, weite Landstrecken erscheinen wie ausgestorben; selbst Insekten mangeln auf den Sandflächen. Dagegen ist der Strand von unzähligen Seevögeln, als Pelekanen, Möven und Seeschwalben, belebt. Auch an Fischen ist der Ocean der Küste entlang sehr reich; die ärmere Klasse der Bevölkerung lebt eigentlich nur von ihnen. Säugethiere größerer Arten kommen im Küstenlande nicht vor, wo alles irgend bewohnbare Land von Menschen in Besitz genommen ist; aber schon in den unzugänglicheren Anden treten die Lama's im gezähmten Zustande auf, und wild streifen dort die Guanaco's, Alpaca's und Vicuña's herum. Die Lama's waren die einzigen Lastthiere der alten Peruaner und dienen noch jetzt den Indianern statt der in der Erhaltung kostspieligern Maulthiere. Aus der Wolle der Vicuña's verfertigt man Zeuche, die sich mit jenen nicht messen können, die man in Europa aus derselben, in der neuesten Zeit im Handel erschienenen Wolle herstellte. Diese Wiederkäuer gehen niemals über die Grenzen der kältesten Region des Hochgebirges nach den östlichen Wäldern hinab, wo eine ganz entgegengesetzte Fauna beginnt, die in ihren allgemeinen Zügen derjenigen der Niederungen des tropischen Südamerika gleicht. Puma's steigen höher hinauf, ebenso Bären; Affen überschreiten nur durch Zufall die Grenze der warmen Urwälder. Je weiter man in östlicher Richtung vordringt, um so artenreicher werden die Thiere aller Ordnungen, bis zuletzt an den Ufern des Ucayale u. Amazonenstroms die Fauna der brasilianischen fast vollständig gleicht. Affen, Jaguare, Eichhörnchen, vielerlei Mäuse, Aguti's, Wildschweine, Faulthiere, Ameisenfresser, Hirsche, Waldkatzen bevölkern die Wälder, die Manati's weiden an den Stromufern, u. eine Delphinart bringt fast bis zum Fuße der Vorberge. Der Kondor horstet in der kältern Region der Anden; Papageien leben zwar zu beiden Seiten des Gebirges, sind aber im Westen

eben so selten, wie häufig im Osten. Nicht minder zahlreich sind in den wärmsten Waldebenen die Spechte, Bucconen, Kolibri's, Raubvögel. In den Sümpfen und an den Stromufern der letztern Provinz finden sich zahlreiche Watvögel, Straußhühner (Palamedea), Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher, Löffelreiher und Ibis. Staunenerregend ist aber die Mannichfaltigkeit u. Pracht der kleinen sperlingsartigen Vögel, deren eigentliche Heimath die Thäler des Huallaga, Pozuzo, Vilcabamba, Apurimac sind. Die Familie der Reptilien wird in den westlichen Provinzen nur durch wenige Eidechsen vertreten, nimmt aber an Repräsentanten zu, je wärmer und feuchter das Klima des Waldlandes sich gestaltet. Land- und Sumpfschildkröten sind in Maynas zahlreich. Der Alligator erscheint nur im Amazonenstrom und im untern Theile seiner Nebenflüsse und wird nirgends zur Plage. Die Schlangen sind der Mehrzahl nach identisch mit den brasilianischen; am zahlreichsten sind sie in Maynas, wo mehre Arten der Boa eine furchterregende Größe erreichen, 3 sehr giftige Species von Trigonocephalus nicht selten sind und goldgrüne Baumschlangen, die oft nicht dicker sind als eine starke Schnur, in den dichten grünen Wipfeln ihre Jagd treiben. Fische finden sich nur in den größern und ruhigern Strömen, mehren sich aber hier bis zur Gedrängtheit in jenen Monaten, wo unübersehbare Züge den Amazonenstrom heraufsteigen, um in den obern Gegenden seines Gebietes zu laichen. Nicht allein die wilden Volksstämme, sondern auch die Farbigen und Weißen der Flecken und Dörfer aller östlichen Provinzen nähren sich hauptsächlich vom Ertrage des Fischfangs und treiben mit getrockneten Fischen einen nicht unbedeutenden Handel nach den höhern und Weniges erzeugenden Gegenden der Anden. Blutsaugende Insekten machen besonders die Flußufer stellenweise ganz unbewohnbar, reichen jedoch nirgends bis in die gemäßigten Zonen hinauf. Wilde Bienen gibt es in den Wäldern in großen Mengen; die Einsammlung des Wachses ist daher eins der einträglichsten Geschäfte der Indianer. Die Viehzucht steht in P. ziemlich auf derselben Stufe wie der Ackerbau; es stehen ihr fast dieselben Hindernisse entgegen, wie diesem: in den Küstenländern die Trockenheit und der daraus entspringende Mangel an Futter, in den Anden die Seltenheit weit ausgedehnter Weidegründe, in der Region der Urwälder das Klima, die allzu üppige Vegetation und eine Menge von gefährlichen Raubthieren. Pferde zieht man weniger zum Gebrauch, als um Maulthiere durch sie zu erhalten. Rindviehzucht wird zwar in den kühlen Gegenden, jedoch nirgends in dem großen Maßstabe, wie in Chili oder den Plataſtaaten, getrieben. Für die Indianer der Waldregion ist der Tapir das größte Säugethier. Schafzucht wird in den Anden auf sehr nachlässige Weise betrieben, meist nur des Fleisches wegen; erst neuerlich hat man um Cuzco die Race zu veredeln und die Zucht, zu welcher sich die Hochebenen der Anden vorzüglich eignen, systematisch zu betreiben begonnen. Borstenvieh ist überall in Menge vorhanden und wird in Chancay, Santa und an vielen andern Orten der nördlichen Küstenprovinzen im Großen gezogen. Mit dem Fett und Speck dieser Thiere findet ein um so lebhafterer Handel Statt, als man nirgends Butter bereitet. Der Gewerbfleiß P.'s ist nicht bedeutend. Die im Lande selbst verfertigten Waaren beziehen sich fast nur auf die Bedürfnisse der niedern und armen Volksklassen. In den Anden webt man ein grobes, sehr langwolliges Zeuch aus der einheimischen Schafwolle und in den Provinzen Andahuaylas, Moyobamba u. Lamas und in den Küstenorten der nördlichen Provinzen aus peruanischer Baumwolle ein ebenfalls sehr geringes Zeuch, das einen Hauptgegenstand des Handels mit den Indianervölkern am Amazonenstrom bildet. Die Indianer von Cuzco liefern wollene Decken. In andern Provinzen versteht man sich auf zierliches Flechtwerk aus allerlei Pflanzenfasern, von denen besonders die Hüte aus den jungen Blattrippen von Palmen in der neuesten Zeit auch in Europa Beifall gefunden haben. Gold- und Silberarbeiten liefern fast alle Orte, doch zeigen sie wenig Geschmack. Die gewöhnlichen Handwerke werden in allen Städten getrieben; in den Hafenplätzen kommen jedoch diejenigen Handwerker nicht fort, deren Produkte auch aus Europa eingeführt werden. In den frühesten Zeiten wurde der Handel mit P. durch Gallionen und Registerschiffe betrieben und unterlag den drückendsten Monopolen. Dieses Zwangssystem gab man 1778 auf, erlaubte aber anfangs nur spanischen Schiffen den Handel und hielt die Fremden vom Zutritte durch eine strenge Küstenblokade ab, die jedoch einen Schleichhandel von beispiellosem Umfange nicht zu verhindern im Stande war. Allmählig machte man immer mehr Koncessionen, doch war es noch keineswegs jeder Flagge erlaubt, des Handels wegen in jenen Häfen zu erscheinen, als die Revolution ausbrach und die neuen Regierungen überall damit begannen, den Handel für frei zu erklären. Sie geriethen aber hinsichtlich der Tarife in mehrmaliges Schwanken. Der Seehandel P.'s ist größtentheils in den Händen englischer Kaufleute, und die Mehrzahl der eingelaufenen Schiffe segelt unter englischer Flagge. Die Gegenstände der Einfuhr waren größtentheils britische Erzeugnisse, oder kamen aus britischen Kolonien. Die Ausfuhr von P. nach England besteht hauptsächlich aus Gold und Silber, sowohl in Barren, als in Pesos duros, und außerdem nur in wenigen Artikeln peruanischen Ursprungs, besonders Chinarinde, Salpeter und Wolle von den Lama's, Alpaca's und Vicuña's (seit 1840 von 10,000 auf 25,000 Centner gestiegen). Nebst England haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika den lebhaftesten Handel mit P. Gegenstände der Einfuhr von dort sind: Mehl in großen Quantitäten, rohe Baumwolle, Salzfleisch, Butter, Lichter, Seife, deutsche Leinwand, russisches Segeltuch, Quecksilber, Stahl rc. Nach Nordamerika zurück gehen wenige rohe Produkte P.'s, meist nur Silber. Der Werth des Handels nach Frankreich ist nicht bedeutend, ungeachtet der großen Menge von Weinen, Seidenzeuchen, kurzen Waaren rc., welche meist von Bordeaux nach P. verschifft werden. Mit Spanien ist in der neuesten Zeit ein Handel entstanden, der im Allge-

meinen dem französischen gleicht. Mit Kanton, Manila und Indien findet von Lima aus Verkehr Statt, jedoch meist unter englischer oder nordamerikanischer Flagge; die Ausfuhr besteht fast nur in Silber, die Einfuhr in chinesischen Waaren (Seidenzeuchen, Thee, lackirten Geräthschaften), Tabak und Cigarren von Manila, Seidenzeuchen, baumwollenen Stückgütern, Gewürzen und Indigo von Kalkutta. Zwischen P. und Chili könnte ein weit lebhafterer Verkehr bestehen, wenn sich diese Staaten nicht gegenseitig mit großer Abneigung betrachteten, die sich besonders in den Tarifen und absichtlichen Handelserschwerungen ausspricht. Neuerlich ist die Ausfuhr des auf den der Küste benachbarten Chincha-, Lobos- und andern Inseln in ungeheurer Menge angehäuften Vogeldüngers oder Guano (s. d.) eine Haupteinnahmequelle für P. geworden; sie beträgt jährlich 138,000 Tonnen, im Werth von 3,845,000 Piastern. Der **Binnenhandel** hat um so mehr abgenommen, als viele Provinzen, welche sonst auf einem langen Landwege ihren Bedarf von Lima bezogen, jetzt zu Bolivia gehören, oder in den kleinen Häfen der sogenannten Intermedios direkte Verbindung mit fremden Kaufleuten unterhalten. Gegenwärtig ist die frühere Karawanenstraße von Buenos-Ayres nach Lima ganz aufgegeben, und nur eine unbedeutende Quantität von Paraguaythee wird auf dem Landwege eingeführt. Von dem Handel P.'s mit Bolivia kann kaum die Rede seyn, da gerade mit diesem Staate schon viele Kriege geführt worden sind. Mit den halb wilden Völkern, die bis zur brasilianischen Grenze ohne bleibende Heimath leben, findet ein unbedeutender Tauschhandel um Wachs, Sassaparille 2c. Statt. Die Gesammteinfuhr P.'s betrug in neuerer Zeit über 7 Millionen, die Gesammtausfuhr gegen 9 Millionen Piaster. Diesen Verkehr vermitteln 1412 einheimische und fremde Schiffe mit einer Last von 306,808 Tonnen. Für 1853 wurde der Handelsverkehr auf 25 Mill. Piaster geschätzt. Die meisten Geschäfte macht Lima vermittelst des nahen Hafens Callao.

Die **Volkszahl** P.'s wurde 1792 zu 1,076,000, 1810 mit Zuziehung einiger jetzt zu Bolivia gehörenden Provinzen zu 1,250,000 angegeben. Miller schlug sie 1825 zu 1,736,000 an, eine Zahl, die man noch 1838 von Seiten der Regierung als die richtige angab. Eine officielle Angabe von 1847 lautete nur auf 1,373,736. Die Bevölkerung besteht aus Indianern, Negern, eingeborenen Weißen und Europäern. Die erstern scheidet man in die sogenannten Serranos und die Indianer der östlichen Waldregion, die wieder in getaufte Bewohner des Missionslandes (Neofitos) u. in wilde, noch unabhängige Stämme (Indios infieles od. Aucas) zerfallen. Nur die Serranos und die Indianer des Küstenlandes sind ächte Nachkommen der alten Peruaner. Die Indianer P.'s sind an Zahl sehr heruntergekommen, denn 1551 zählte man ihrer noch 4 Millionen. Ursachen der großen Verminderung sind die lange Knechtschaft, die Pocken und andere ansteckende Krankheiten, sowie der Mißbrauch geistiger Getränke. Von der gezwungenen Arbeit in den Bergwerken hat zwar die Revolution die Indianer befreit; allein ihre dadurch herbeigeführte Entartung, ihr Haß gegen die Weißen, gegen welche sie tiefe Unterwürfigkeit heucheln, ihr Mißtrauen und ihre Ungefälligkeit vermochten sie bis jetzt noch nicht zu vertilgen. So stark und kräftig sie sind, so scheuen sie doch alle anstrengende Arbeit und sind überhaupt eine träge, unanstellige Race, die im dumpfen Hinbrüten und Schmutz ein ärmliches Daseyn führt. Die Indianer der Anden und der Küstenprovinzen sind civilisirter, wohnen seit 3 Jahrhunderten unter Weißen und haben daher von diesen Vieles angenommen. Sie bilden den eigentlichen Kern der Bevölkerung der höher gelegenen Gegenden, walten besonders in Cuzco, Arequipa und um den Titicaca entschieden vor und haben dort am meisten eine Art von Nationalität behauptet. Bergleute, Handarbeiter, Maulthiertreiber, Hirten, Fischer und Landleute sind in P. der Mehrzahl nach Indianer, und auch das Heer besteht fast nur aus ihnen. Daß sie als Soldaten unter verständigen und menschlich gesinnten Anführern Tüchtiges zu leisten vermögen, unermüdlich unter großen Entbehrungen ausharren und die Furcht vor den Weißen ganz ablegen, hat der Krieg gegen die Spanier bewiesen. Die Hauptsprache dieser Ureinwohner ist in den nördlichen Provinzen das Quichua, in den südlichern, namentlich in Bolivia, das Aymara; beide zerfallen in Dialekte, die aber sehr in einander übergehen. Ersteres ist die ausgebildetste und feinste der südamerikanischen Sprachen, angenehm und harmonisch, besonders durch die Stellung des Accents und die vielen Vokale sehr empfänglich für rhetorische und poetische Schönheit. Von ihren 5 Hauptmundarten ist das Cuzcucucano die verbreitetste u. reinste, vormals die Hofsprache der Inkas. Alle Völkerschaften am östlichen Fuße der Anden und von da an dem Huallaga, Pastaza, Napo u. Amazonenstrom entlang, endlich sogar die des untern Ucayale sind nicht die ursprünglichen Bewohner ihres Landes, sondern theils aus andern Gegenden, namentlich aus Brasilien dorthin entflohen, um den Weißen zu entgehen, theils von den Missionären in der Ferne zusammengezogen und übergesiedelt worden. Auf den Gebirgen am obern Huallaga wohnen die von den Weißen noch nicht unterjochten, ihnen feindseligen Stämme der **Carapachos**, die für Menschenfresser ausgegeben werden, der **Panataguas**, **Amoyes** u. **Califacas**, welche ihren Kindern bei der Geburt die Köpfe durch angebundene Breter platt drücken. Die von den Missionären angesiedelten Indianer bewohnen das sogenannte **Missionsland**, welches zuerst durch die Jesuiten, später durch die Franciskaner regiert wurde, jetzt aber großentheils wieder in die ursprüngliche Wildheit zurückgesunken ist, oder unter einer sehr unvollkommenen Verwaltung steht. Die dortigen Indianer sind sämmtlich Christen, gelten aber als unmündige. Die **Maynas** am untern Huallaga leben vornehmlich von Jagd und Fischfang, doch treiben sie auch, durch den Umgang mit den Europäern an manche Bedürfnisse gewöhnt, um diese zu befriedigen, etwas Ackerbau, aber höchstens 2 Jahre auf derselben Stelle. Die **Moros**, ein zahlreiches, in mehre Stämme getheiltes Volk, wohnen zu beiden Seiten des Mamore, südlich von ihnen die **Chiqui-**

tos, mit sanfter, wohlklingender und reicher Sprache, in viele Stämme getheilt, und die Chiriguanos, von muskulösem, schönem Körperbau und blaßkupferfarbig. Die Angaben über die Zahl der wilden heidnischen Indianer schwanken zwischen 40,000 und 100,000. Die Zahl der Neger in P. ist niemals groß gewesen; 1793 zählte man nur 40,000. Da durch die Konstitution die Sklaverei aufgehoben ist, so fällt jetzt die Möglichkeit neuer Einführung weg. Die schwarze Bevölkerung ist ganz auf das Küstenland beschränkt und bewohnt besonders gern die Städte, da sie den Ackerbau nicht liebt und kleinen Gewerben den Vorzug gibt. Die übrige Bevölkerung P.'s besteht aus Weißen (Europäern und Kreolen) und Farbigen. Sonst galt weiße Haut und direkte Abstammung von europäischen Aeltern dem Adel gleich. Die Revolution hat in dieser Beziehung Manches verändert, denn Farbige sind nicht selten zu Aemtern und Offizierstellen gelangt und haben bisweilen viel Energie bewiesen; doch dauert die alte Abneigung der Weißen gegen Farbige immer noch fort, obschon völlig unvermischte weiße Familien schon darum jetzt seltener sind, weil die Einwanderung aus Spanien aufgehört hat und die herabgekommenen Vornehmen hinsichtlich der Verheirathung mit andern peruanischen Geschlechtern von zweifelhafter Abkunft nicht mehr die ehemalige Strenge beobachten. Weichlichkeit und Charakterlosigkeit zeichnen den Peruaner vor andern Kreolen aus. Er ist gutmüthig, aber unzuverlässig, überaus sinnlich und arbeitsscheu, Neuerungen hold und daher einer vorwärtsstrebenden Regierung nicht hinderlich, aber unbeständig und unüberlegt und zu jeder Staatsumwälzung bereit, die ihm persönlichen Einfluß oder Bereicherung auf öffentliche Kosten verspricht. Die Siege über die Spanier wurden durch Indianer und Mulatten unter der Anführung europäischer, chilenischer oder kolumbischer Offiziere erfochten, nicht durch die Kreolen. Im Handel und in der Industrie legen die peruanischen Kreolen nur geringe Beweglichkeit an den Tag u. überlassen viele Geschäfte den Fremden od. den Farbigen. Meist ziehen sie den Aufenthalt in den Städten dem auf dem Lande vor u. lieben Luxus, Vergnügen und Spiel. Der ehemalige Reichthum der Kreolen ist übrigens sehr zusammengeschmolzen, hauptsächlich durch den Verfall des Bergbau's, der ehemals die einzige, aber ergiebigste Quelle der ziemlich allgemeinen Wohlhabenheit war. Die Weißen P.'s sind zwar oft von hoher Gestalt, aber nicht kräftig; das weibliche Geschlecht, namentlich in Lima wegen Ueppigkeit seiner Sitten berüchtigt, trägt den Stempel großer Schlaffheit und altert so schnell, daß die Zeit seiner Blüthe kaum über das 20.—22. Jahr dauert. Die Mestizen (Produkt der Vermischung von Weißen und Indianern) sind stark gebaut, braun, haben wenig Barthaar, besitzen den Stolz der Weißen bis auf einen zur Thorheit gesteigerten Grad, noch weniger Energie, theilen in vielen Dingen die Apathie der Indianer, nicht aber deren Entsagung und Geduld, lieben den Luxus mehr, als die Weißen, sind aber arbeitsscheuer, als selbst die Indianer. Dem Gesetze nach stehen sie jetzt zwar den Weißen gleich, allein die Aufhebung des frühern Drucks hat bisher in ihrem Wesen noch keine erhebliche Veränderung hervorgebracht. Die Mulatten sind zart gebaut, haben aber gute Geistesfähigkeiten u. eine feurige Einbildungskraft, lieben die Dichtkunst u. halten viel auf Putz u. Prunk. Sie widmen sich gewöhnlich den mechanischen Gewerben u. der Krämerei. Die Zambos sind stärker, als die Mulatten, aber auch mürrischer u. trotziger und zu Dieberei und Mord geneigt. Die verworfenste Race sind die Chinos, die Abkömmlinge von Negern u. Indianern, klein von Wuchs, mit häßlichem Gesicht und geringen geistigen Fähigkeiten. Die Kleidung der höhern Stände in P. ist der europäischen jetzt ziemlich gleich; doch ist bei den Männern der Poncho fast noch allgemein gebräuchlich, wie bei dem weiblichen Geschlechte die Saya und der Manto. Die Saya ist ein von den Hüften bis auf die Knöchel herabgehender Rock von Sammt oder Atlas, schwarz oder zimmtfarbig, in sehr schmale Falten gelegt und so dicht am Körper anliegend, daß die Formen desselben auf die vortheilhafteste Art sichtbar werden. Der Manto ist eine Art weiter Kappe von schwarzer Seide, welche, über den Hüften befestigt, rückwärts über den Kopf gezogen und mit den Händen zusammengehalten wird, so daß man nach Gefallen entweder das ganze Gesicht verhüllen, oder auch das eine Auge frei lassen kann. Ein vorn herabhängender Shawl oder ein Halstuch, ein Rosenkranz in der Hand, seidene Strümpfe und Atlasschuhe vollenden den Anzug. Bei festlichen Gelegenheiten sind die Peruanerinnen englisch oder französisch gekleidet, tragen dann eine Menge kostbarer Steine an sich und duften von Wohlgerüchen. Die Taglöhner (Peones) und Maulthiertreiber (Arrieros) tragen konisch geformte Strohhüte, Ponchos, Hosen bis unter das Knie, eine besondere Art Strümpfe, Botas genannt, und Sandalen aus rohen Häuten. Die Wohnorte sind Städte (Ciudades), Flecken (Villas) und Dörfer (Pueblos). Größere Güter heißen Haciendas und Estancias, die in der Mitte ihrer Felder (Chacras) liegenden Indianerhütten Ranchos. Dörfer im eigentlichen Sinne sind in P. und Chili große Seltenheiten. Hauptvergnügungen der Peruaner sind Schauspiele, Stiergefechte, Hahnenkämpfe und Tänze. Hazardspiele werden in den Städten sehr stark getrieben. Geistige Bildung u. Erziehung stehen auf einer niedrigern Stufe, als in den Nachbarländern. Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurden sie, jedoch nur scheinbar, gefördert durch die Universität San Carlos in Lima (1570 gestiftet), eine andere 1692 in Cuzco gestiftete und einige Provinzialgymnasien; allein die Masse des Volks blieb ohne Unterricht. Ein Gesetz von 1824 befahl die Einrichtung von Normalschulen in den Departementsstädten. Aber noch immer ist die Republik ohne ausreichende Bildungsanstalten. Die Erziehung der untersten Volksklassen ist ganz vernachlässigt, denn die durch neue Gesetze angeordneten Elementarschulen sind kaum in den Hauptstädten der Provinzen zu Stande gekommen. Indianer können nur in seltenen Fällen lesen. Die republikanische Regierung ward, so lange Spanien sie nicht anerkannt,

auch von Rom ignorirt, rächte sich aber dafür durch Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Angelegenheiten und wies die Einmischung von Legaten, welche unverlangt ankamen, mit Energie zurück. Die Zahl der Priester ward unter diesen Umständen immer geringer. Erst um 1839 ward eine Art von Abkommen getroffen, und seitdem wurden einige Bischöfe und Geistliche eingesetzt, aber nur in den Städten, indem die Regierung weder die Mittel, noch den Willen besitzt, die Besoldungen von Geistlichen zu vertreten. Aus dem letztern Grunde sind auch die Missionen eingegangen. Die Klöster sind fast alle aufgehoben worden, doch verfuhr man dabei so unordentlich, daß dem Staate kein Vortheil daraus erwuchs. Die untern Klassen sind sehr abergläubisch und höchstens mit den äußern Formen der katholischen Religion vertraut; die höhern Stände brüsten sich mit einer mißverstandenen Aufklärung, die in vielen Fällen ziemlich nahe an Atheismus streift. Wesentliche Verdienste um die Bildung in P. erwarb sich die Sociedad academica de los amantes del pay, welche einen statistischen Almanach und mehre Zeitschriften herausgab, deren wichtigste der „Mercurio peruano" war.

Die Republik P. ist in 11 Departements eingetheilt: Lima, Cuzco, Puno, Arequipa, Ayacucho, Amazonas, Libertad, Anchas, Junin, Huancavelica u. Moquegua, welche in 65 Provinzen u. diese wieder in Bezirke und Pfarreien zerfallen. Jedem Departement steht ein mit der Civil- und Militärgewalt bekleideter Präfekt vor. Die 4 ersten Departements sind die wichtigsten und diejenigen, welche auf den Vorrang eifersüchtig sind, woraus die meisten innern Kriege entsprangen. Die zu Huancayo am 10. Nov. 1839 statt der von 1837 angenommene Verfassung überträgt die ausübende Gewalt einem auf 6 Jahre gewählten Präsidenten, der für die nächste Periode nicht wieder wählbar ist und 4 Minister (für Inneres, Unterricht und Wohlthätigkeit; Aeußeres, Gerechtigkeit und Kirche; Krieg und Seewesen; Finanzen) neben sich hat. Die gesetzgebende Gewalt theilt ein aus 21 Mitgliedern bestehender Senat mit der aus 75 Mitgliedern gebildeten Kammer der Abgeordneten, die sich alle zwei Jahre u. auch dann nur auf kurze Zeit zur Berathung der ihnen vorgelegten Gesetze versammeln. Zwischen der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt steht vermittelnd ein Staatsrath aus 15 von den Kammern erwählten Mitgliedern, welcher die Bewahrung der Verfassung u. Gesetze überwacht. Die Abgeordneten werden alle 2 Jahre zum dritten Theil, die Senatoren alle 4 Jahre zur Hälfte erneuert. Die richterliche Gewalt wird durch den höchsten Gerichtshof in Lima, durch Appellhöfe in allen Hauptstädten der Departements, durch Bezirksgerichte und Friedensrichter ausgeübt. Außerdem gibt es Handels-, Berg-, Zehnt-, Wasser- u. Prisengerichte. Die katholische Religion ist Staatsreligion und die Ausübung bürgerlicher Rechte an ihr Bekenntniß gebunden. Unter dem Erzbischof von Lima stehen die Bischöfe von Truxillo, Chachapoyas, Ayacucho, Cuzco und Arequipa, nebst zahlreichen Welt- und Klostergeistlichen, deren Einkünfte in dem Zehnten bestehen. Die bewaffnete Macht zerfällt in das stehende Heer u. die Nationalgarde. Ersteres zählt 4 Marschälle, 4 Divisions- und 21 Brigadegeneräle, 6 Bataillone Infanterie, 3 Regimenter Reiterei und 1 Brigade Artillerie. Die Rekruten werden gepreßt, und die ganze Einrichtung ist höchst mangelhaft. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1850 auf 10,945,000 Piaster (54,725,000 Francs); die Ausgaben auf 9,285,000 Piaster (46,425,000 Fr.). Die Staatsschuld betrug nach amtlicher Angabe Ende 1855: 46,698,889 Dollars, wovon an jährlichen Interessen 2,101,750 Dollars bezahlt werden. Sie würde durch den vorgeschlagenen Verkauf eines Vorraths von über 12 Mill. Tonnen Guano getilgt werden können. Die auswärtige englische Schuld beträgt 1,816,000 Pfd. Sterl. und der Zins, der 1850 noch 4½ Procent war, stieg vertragsmäßig, bis er im Okt. 1853 die Höhe von 6 Proc. erreichte. Die innere Schuld besteht in den Schatzbons, welche nach dem Unabhängigkeitskriege in Umlauf gesetzt worden sind. Zur Regulirung der Schulden auf solider Grundlage hat die Regierung den auf dem Guanoexport liegenden Zoll bestimmt.

Die Urgeschichte dieses Landes ist eben so dunkel, als diejenige der neuen Welt überhaupt. Die in mehre Stämme getheilten Einwohner lebten im Zustande völliger Wildheit, als nach der Sage zu Anfang des 12. Jahrhunderts Manco Capac (Mango Kapak) u. seine Gattin Mama Oellozuaca (Mama Oello) aus weiter Ferne auf dem Hochlande der Anden am Titicacasee, nach der Volkssage als Kinder der Sonne vom Himmel herabgekommen, unter ihnen erschienen. Sie versammelten die zerstreut lebenden Wilden um sich, lehrten sie Städte bauen, die Erde bearbeiten und besäen, den Lauf der Gewässer ordnen und zur Bewässerung benutzen, Wolle spinnen und weben und führten statt des Fetischismus die reinere Verehrung des Sonnengottes, den sie ihren Vater nannten, und statt des Nomadenlebens den Ackerbau ein. So gewannen sie für sich und ihre Nachkommen, Inkas genannt, die Herrschaft über das Land. Die Inkas vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme, welche in kurzer Zeit civilisirt wurden, ihr Reich so sehr, daß es zur Zeit seines Falles die ganze weite Landstrecke von Quito bis an den Mauleflußin Chili u. vom großen Ocean bis in das Flachland im Innern umfaßte. Die Staatseinrichtung im Reiche der Inkas war sehr geregelt. Dem Staate stand der oberste Inka als monarchischer und theokratischer König vor. Alle Gesetze wurden im Namen der Gottheit gegeben. Das ganze Reich war nach den 4 Weltgegenden (Tavantinsuyu oder Tahuantinsuyu) in 4 große Theile geschieden; der östliche hieß Antisuyu, der westliche Cuntisuyu, der nördliche Chinchasuyu u. der südliche Collasuyu, nach den 4 Provinzen Anti, Cunti, Chincha und Colla. Die Hauptstadt, Cuzco (Nabel der Erde), lag in der Mitte. In jedem dieser Theile hatte der erste Inka 3 Räthe eingesetzt, einen für die Angelegenheiten des Kriegs, einen zur Handhabung der Gerechtigkeit und einen für die Sicherheit des Besitzthums. Außerdem hatte man 4 Vicekönige in den 4 Landestheilen, welche in ihren Provinzen unumschränkte Herren waren und nur dem Inka über Alles, was in ihrem Bezirke vorfiel, Nachricht zu

geben hatten. Die Bewohner jeder Stadt, selbst der kleinsten, wurden in ein öffentliches Register eingetragen, und zwar dekurienweise, d. h. je 10 und 10 Mann (Chunka), über welche ein Decurio als Zehnmann (Chunka=Kamayu) die Aufsicht führte. Je 5 solcher Dekurien hatten wieder ein eigenes Oberhaupt, das mithin über 50 Mann zu gebieten hatte. Zwei Dekurien von je 50 Leuten hatten einen Führer, 500 Mann bildeten eine Kompagnie unter einem Hauptmann, 2 Kompagnien oder 1000 Mann standen unter einem General. Zur Ueberwachung der Statthalter, Richter und übrigen Beamten waren Kontroleure und eigene Kommissäre (Kukuy=Rikok) angestellt, die insgeheim die Provinzen durchreisten, um sich Kenntniß von den etwaigen Vergehen und Verbrechen der Staatsdiener zu verschaffen und darüber an die kompetente Behörde zu berichten. Die Gesetze waren so streng, daß sogar die geringsten Verbrechen fast immer mit dem Tode bestraft wurden. Alles ward schnell zur Entscheidung gebracht. Auch auf den Müßiggang waren Strafen gesetzt. Der Staatshaushalt war fast eben so einfach, wie der Haushalt eines Privatmanns. Von Steuern im jetzigen Sinne des Worts wußte man nichts; der Haupttribut, den die Unterthanen zu entrichten hatten, bestand darin, daß sie die Ländereien der Sonne und des Inka bearbeiteten, die Ernte auf denselben besorgten und in die königlichen Speicher oder Magazine brachten. Außerdem lieferte jede Provinz, was sie besonders hervorbrachte. Gold, Silber und Edelsteine, wovon die Inkas eine ungeheure Masse besaßen, wurden nicht als Tribut entrichtet. Die Peruaner im Reiche der Inkas glaubten an ein höchstes Wesen, von ihnen Pachacamac (Weltseele) genannt, welches die Welt und auch die Sonne geschaffen habe, die nur sein sichtbarer Stellvertreter, die Offenbarung seiner Herrlichkeit und seiner Wohlthaten sey. Dem ewigen Unsichtbaren, welcher gleichsam über die Verehrung der Menschen erhaben war, wurde kein Tempel erbaut u. kein Opfer dargebracht; nur der Sonne wurde ein öffentlicher Dienst gewidmet. Ihre Schwester war der Mond, ihre Diener die Gestirne, unter ihnen der Morgenstern Leibdiener der Sonne, die andern Diener des Mondes; auch Donner und Blitz, die rächenden Diener der Sonne, und andere Meteore galten als göttliche Wesen. Die Peruaner glaubten auch an Unsterblichkeit der Seele, der sie auch ohne Körper das Vermögen zu denken und zu empfinden beilegten. Nach ihrer Glaubenslehre lebten die Frommen im Himmel, den sie Hanau=Pascha nannten, selig in einem ruhigen, von allen irdischen Beschwerden befreiten Leben; die Bösen aber litten bei dem bösen Wesen, Cupay, in der Unterwelt, Meu=Pascha, Pein. Unter den berühmtesten Tempeln, welche dem Sonnengott in P. geweiht waren, zeichnete sich besonders der auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See aus, wo Manco Capac u. seine Frau zuerst auf die Erde kamen. Man baute hier einen prachtvollen Tempel, zu welchem die Bewohner aller Provinzen wallfahrteten u. wo sie reiche Opfer an Gold, Silber, Edelsteinen 2c. am Altar der Gottheit niederlegten.

Nachdem die Spanier die erste undeutliche Kunde von dem Goldlande P. erhalten hatten, begannen unter Balboa's Anführung 190 Spanier unter dem Geleite von 1000 Indianern jene mühevolle Wanderung durch Urwälder, auf der sie, die ersten Europäer, von der Höhe der Anden herab den großen Ocean erblickten. Balboa nahm von den Küstenländern desselben im Namen seines Königs Besitz (1513), erlag aber den Verfolgungen seines Feindes Pedrarias (1517), ohne die Früchte seiner Entdeckung ernten zu können. Den kühnen Plan der Eroberung P.'s nahm nach ihm Francisco Pizarro wieder auf. Seine Genossen waren Diego de Almagro, ein glücksuchender Abenteurer, u. Hernando de Luque, ein reicher Weltpriester. Die Expedition, welche unter Pizarro's Anführung mit einem Fahrzeug und 114 Mann am 14. Nov. 1524 unter Segel ging, ward bald von Krankheiten und Mangel aufgehalten. Almagro schiffte sich darauf in Panama mit 70 Mann ein, gelangte am 24. Juni 1525 an die Mündung des Rio San Juan und kehrte nach Panama zurück, um Soldaten und Vorräthe herbeizuschaffen. Nachdem er sich mit 2 Schiffen u. 80 Mann seinem Gefährten wieder angeschlossen hatte, setzten beide den Entdeckungszug gemeinsam fort, auf dem sie 1526 die Bai San Matheo an der Küste von Quito erreichten. Sie fanden an dieser Küste ein Volk, das, einer geordneten Regierung unterthan, den Boden sorgfältig anbaute, Künste und Gewerbe trieb, mächtige Gebäude aufführte, Metalle zu bearbeiten verstand und Gold und Silber in Menge besaß. Alle Versuche, eine neue Expedition zu Stande zu bringen, scheiterten an den beharrlichen Verboten des Gouverneurs von Darien, Pedro de Rios, der voraussah, daß Alle dem goldreichen und angebauten P. zuströmen und die Kolonie des Isthmus verlassen würden, die zwar von politischer Wichtigkeit, sonst aber keineswegs geeignet war, den überspannten Ansprüchen der arbeitsscheuen u. nur auf schnelle Bereicherung denkenden Conquistadoren (Entdecker) zu genügen. Pizarro wußte aber dem Kaiser Karl V. seine Pläne als so ausführbar darzustellen, daß er am 28. Juni 1529 die Erlaubniß erhielt, P. zu erobern u. dort als Generalkapitän zu herrschen, wenn er auf eigene Kosten die nöthigen Truppen u. Ausrüstungen herbeischaffe. Trotz aller Anstrengungen brachte er aber nur 3 Schiffe, 148 Fußgänger und 37 Reiter zusammen, die nach einer ungünstigen Seefahrt im Jan. 1531 in der Bai San Matheo landeten. Schrecken ging den spanischen Waffen und den nie gesehenen Reitern voraus, u. überall unterwarfen sich die Eingeborenen. Die innern Kriege, welche damals zwischen den beiden Brüdern Atahualpa und Huascar, den Söhnen des 12. Inka, Huayna Capac, herrschten und P. zerrütteten, sowie eine im Volke gehende Weissagung vom Untergange der Herrschaft der Inkas durch weiße, bärtige Männer, Kinder der Sonne, begünstigten das tollkühne Vordringen der Spanier. Auf diese inneren Zerwürfnisse im Innern vertrauend, drang Pizarro von der Bai San Miguel, wo er im Mai 1532 die erste spanische Kolonie in P. gegründet hatte, nach Caxamarca, einer 12 Tagereisen entfernten Stadt, wo Atahualpa gerade lagerte. Sein schlecht ausgerüsteter Haufe

von 164 Soldaten, von welchen nur 22 mit Armbrüsten, 3 mit Musketen bewaffnet und 62 beritten waren, durchzog ungehindert die Sandwüste von Motupe und die Engpässe der Subandinen. Pizarro spielte arglistig die Rolle eines friedlichen Gesandten, der gekommen sey, den Frieden des Reiches wieder herzustellen. In Caramarca nahm er eine feste Stellung und ließ den Inka Atahualpa auffordern, Christ und ein Vasall des Königs von Spanien zu werden. Der Inka antwortete, die Spanier sollten ungesäumt sein Land räumen; Pizarro dagegen forderte eine Unterredung mit dem Inka, welche dieser zugestand. Diese für das Reich der Inkas so verderbliche Zusammenkunft fand am 16. Nov. 1532 Statt. Durch Waffen, Kleidung und das Fremdartige ihrer Erscheinung, sowie durch ihre Pferde, die größten aller in P. jemals gesehenen Thiere, die man für Doppelgeschöpfe hielt, den Peruanern imponirend, standen die Spanier in gedrängten Haufen, gleichmäßig zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit. Endlich nahte Atahualpa mit der Pracht eines mächtigen Alleinherrschers, von den reich geschmückten Großen des Landes und einem Heere von 30,000 Mann umgeben. Ein Dominikanermönch, Vincente Valverde, Pizarro's würdiger Gehülfe, nahte sich in seinem Auftrage dem Atahualpa, trug demselben die unverständlichsten Satzungen der Kirche vor, ermahnte ihn zur Bekehrung, verlangte dessen Unterwerfung unter Kaiser Karl V., den rechtmäßigen Herrn P.'s durch päpstliche Schenkung, und drohte mit der schrecklichsten Rache im Fall der Nichtbeachtung dieser Anträge. Der Inka verlangte, unwillig über die Kühnheit solcher Anträge, wie sie noch nie an seine geheiligte Person gerichtet worden waren, Valverde's Beweismittel. Das von diesem hingereichte Brevier, dem Inka ein völlig unbegreiflicher Gegenstand, wurde von demselben mit Verachtung zurückgewiesen. Da rief der listige Mönch, scheinbar voll Entsetzen über diese angebliche Lästerung der christlichen Religion, die Spanier zur Rache auf. Dies war für die letztern das verabredete Signal, um über die arglosen, gänzlich unvorbereiteten Peruaner herzufallen und sie zu Hunderten niederzustoßen. Den Inka riß man von seinem goldenen Tragsessel herab, plünderte u. mißhandelte ihn u. schleppte ihn ins Gefängniß. Es half ihm nichts, daß er als Lösegeld eine Menge von Gold- und Silbergeräthen in kürzester Zeit herbeischaffte. Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Almagro herbei und landete mit 150 Mann Verstärkung in der Bai San Miguel, um die erbeuteten Schätze und die Regierung mit Pizarro zu theilen. Nach Einleitung einer scheinbaren Untersuchung auf erdichtete Anschuldigungen hin erlitt Atahualpa den Tod durch Erdrosselung (1533). Die Eroberer zogen von nun an, in kleine Haufen getheilt, raubend und plündernd im ganzen Reiche umher. Erst als ein Haufe Spanier das Land verlassen hatte und dadurch die spanische Macht geschwächt schien, gaben die Peruaner ihre Parteiungen auf, riefen in der Provinz Cuzco den Manco Capac, einen Bruder des auf Atahualpa's Befehl hingerichteten Huascar, zum Inka aus (April 1533) u. sammelten sich um ihn so zahlreich, daß bald ein großes, schlagfertiges Heer von Cuzco aus nordwärts vorzudringen begann. Pizarro suchte der drohenden Gefahr dadurch zu begegnen, daß er in der Person des Toparpa, eines Sohnes von Atahualpa, einen Gegeninka ernannte, den jedoch ein schneller Tod von der Nothwendigkeit befreite, zur Unterjochung seines eigenen Volkes mitzuwirken. Neu ankommende Schaaren von Abenteurern setzten Pizarro nicht bloß in Stand, einige Plätze mit kleinen Garnisonen zu versehen, sondern auch an der Spitze von 500 Mann nach Süden aufzubrechen (Juni 1533). Die Indianer unterlagen zwar bei dem ersten Zusammentreffen, aber sie waren entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Es fehlte wenig an der Niederlage des Hernan Soto, der, mit der Reiterei voranziehend, unfern Cuzco mehre Tage hindurch die Angriffe der Peruaner auszuhalten hatte und nur durch die rechtzeitige Hülfe Pizarro's gerettet wurde. Das große und reiche Cuzco wurde jedoch endlich erobert und geplündert. Unterhandlungen mit dem Inka Manco Capac hatten zur Folge, daß derselbe von Pizarro die Krone der Inkas entgegennahm und sich zum Vasallen Spaniens erklärte. Einer der Brüder Pizarro's war inzwischen in Spanien angekommen, hatte dort durch seine Berichte, mehr aber noch durch die dem Kaiser überbrachten Schätze große Bewunderung hervorgerufen und war, mit Titeln und mit Ernennungen zu Statthalterschaften versehen, in Begleitung einer großen Anzahl geübter Kriegsleute nach P. zurückgekehrt. Bei dieser Gelegenheit erhielt Almagro den Titel eines Adelantado und die Erlaubniß, sich eine von P. unabhängige Statthalterschaft zu erobern, welche da beginnen sollte, wo Pizarro's Bezirk aufhörte. Es kam zwischen beiden ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen Almagro bald nachher zur Eroberung von Chili auszog. Der Inka Manco Capac benutzte die erste sich ihm darbietende günstige Gelegenheit, um den Spaniern zu entkommen. Nachdem er wieder unter den Seinigen angelangt war, brachte er 3 Heere zusammen, die zu gleicher Zeit Cuzco, die neuerbaute Stadt Lima und den aus Chili erwarteten Almagro überfallen sollten. Ein Theil dieser Pläne gelang in Folge der großen Sorglosigkeit der Spanier durch Ueberraschung. In Cuzco wurden die belagerten Spanier auf einige Straßen u. Tempel beschränkt, wo sie sich zwar 8 Monate hielten, aber harte Verluste erlitten, während alle von Lima zum Entsatz abgeschickten Truppen (über 400 Mann) den Indianern in die Hände fielen u. vertilgt wurden. Pizarro selbst wurde in Lima belagert und so entschlossen angegriffen, daß er sich nur mit Mühe hielt. Eine zufällige Ueberschwemmung, welche vielen Peruanern das Leben kostete und daher den Uebrigen als ein Gottesgericht erschien, entschied zu Gunsten der Belagerten, noch bevor Unterstützung für sie angelangt war. Die Indianer zerstreuten sich und ließen Pizarro von nun an freie Hand, den in Cuzco Eingeschlossenen Hülfe zu bringen. Inzwischen war Almagro nach einem merkwürdigen, bis tief nach Chili ausgedehnten Eroberungszuge dort wieder erschienen, um seine Ansprüche auf Cuzco von Neuem geltend zu machen. Nachdem der Inka Manco Capac es verschmäht, mit ihm gegen Pizarro's

Partei ein Bündniß zu schließen, hatte Almagro die Truppen des Inka zerstreut und sich in den Besitz Cuzco's gesetzt. Der von Lima aus mit 500 Mann eiligst entsendete Alvarado wurde von Almagro am Flusse Abancay überfallen, und seine Truppen gingen zum Gegner über, der nun eine hinreichende Macht besaß, um sich zum Alleinherrscher von P. zu machen. Er ließ sich jedoch von Pizarro überlisten, daß er einen Vertrag mit ihm abschloß, wonach dem Kaiser die Entscheidung überlassen, einstweilen aber beide Parteien im Besitz des eben behaupteteu Gebiets verbleiben sollten. Pizarro hatte während der absichtlich in die Länge gezogenen Unterhandlungen Alles aufgeboten, um durch herbeigezogene Verstärkungen sein Heer dem feindlichen gleich zu machen, und als ihm dies gelungen, forderte er, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag, Almagro auf, Cuzco zu räumen. Darauf kam es zum Kampf. Die Heere trafen bei Salinas, einigen salzigen Seen unweit von Cuzco, am 6. April 1538 auf einander; Almagro wurde besiegt, gefangen, zum Tode verurtheilt und im Gefängniß erdrosselt. Darauf verdrängte Pizarro die Anhänger Almagro's von allen Ländereien und aus allen öffentlichen Aemtern, verhinderte selbst die in Armuth Herumirrenden, das Land zu verlassen u. ihre Klagen vor den Kaiser zu bringen. Bald aber sammelte sich eine Gegenpartei um den Sohn Almagro's. Die Verschworenen erstürmten am 26. Juni 1541 unter Anführung des Juan de Herredia den Palast Pizarro's und tödteten diesen nach tapferer Gegenwehr. Von Spanien aus ward darauf der Oberrichter des Appellationshofes zu Valladolid, Christobal Vaca de Castro, mit fast unumschränkter Gewalt abgeschickt, um in dem zerrütteten P. die Ordnung wieder herzustellen. Dieser nahm mit Energie die Zügel der Regierung in die Hand, gewann ganze Abtheilungen des zum Bürgerkriege gerüsteten Heeres Pizarro's und hatte bald eine ansehnliche Zahl loyal gesinnter u. ihm völlig vertrauender Soldaten um sich. Nachdem er in Lima als Vicekönig aufgenommen worden, zog er mit stets sich vergrößernder Macht gegen Cuzco, den Hauptsitz Almagro's, welcher vergeblich versuchte, durch Unterhandlung die seinem Vater zugesagte Statthalterschaft sich zu erhalten; Vaca de Castro forderte unbedingten Gehorsam, zog dem mit der Antwort zögernden Almagro entgegen, traf ihn bei Chupas halbwegs zwischen Lima und Cuzco und schlug ihn vollständig in dem größten und blutigsten aller bis dahin auf amerikanischem Boden von Weißen gegen Weiße gelieferten Gefechte. Die gesammte Streitmacht beider Parteien hatte aus 1500 Kämpfern bestanden; davon lag $^1/_3$ todt auf dem Schlachtfelde. Castro bestrafte die Aufrührer mit unnachsichtlicher Strenge; 40 derselben, darunter auch der später ergriffene Almagro, büßten auf dem Blutgerüste, Andere wurden verbannt oder nach entlegenen Provinzen versetzt. Durch solche Strenge war in kurzer Zeit die völlige Unterwerfung Aller bewerkstelligt. Castro wirkte auch für die Indianer wohlthätig, indem er sie durch menschliche Gesetze zu schützen suchte. Zugleich ging er nach Möglichkeit auf die Ideen ein, welche damals auf Betrieb des Bart. Las Casas am spanischen Hofe Wurzel faßten. Karl V. ließ ein Gesetzbuch für die unterworfenen amerikanischen Reiche abfassen und einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten. In allen Richtungen begannen Ordnung und Gesetzlichkeit sich zu zeigen, als Castro 1543 abgerufen und durch den neuen Vicekönig u. Statthalter von P., Blasco Nuñez di Vela, ersetzt wurde. Dieser war aber so unklug, eines der wichtigsten Vorrechte der angesiedelten Spanier anzutasten, nämlich das Vorrecht, die Eingeborenen auf ihren Ländereien u. in ihren Bergwerken als Leibeigene zu verwenden, benahm sich ohne alle Schonung und Klugheit gegen die eben erst beruhigten Parteihäupter und sendete sogar seinen Vorgänger Castro mit Fesseln beladen in das Gefängniß. Die Mißvergnügten ernannten den von den Brüdern Pizarro's allein noch übrigen Gonzalo Pizarro zu ihrem Vertreter, der nach dem Falle seines Hauses sich nach Charcas zurückgezogen hatte und nun die Gelegenheit zur Rückkehr in das öffentliche Leben mit Eifer ergriff. Noch ehe er in Lima eintraf, war hier der Vicekönig durch eine unblutige Revolution entsetzt und eingeschifft worden, um gelegentlich nach Spanien gesendet zu werden. Als die bürgerlichen Autoritäten Lima's mit Pizarro zu unterhandeln versuchten, verwarf dieser alle Vorschläge mit Verachtung, bemächtigte sich der Stadt und nahm den Titel eines Generalkapitäns an. Inzwischen war der Vicekönig Vela seinen Wächtern entkommen und nach Tumbez entflohen, wo er ein kleines Heer sammelte und eine so drohende Stellung annahm, daß Gonzalo Pizarro sich genöthigt sah, gegen ihn zu marschiren. Nach langen und beschwerlichen Zügen trafen sich die Gegner unter den Mauern von Quito (18. Jan. 1546) und lieferten sich eine Schlacht, in welcher der Vicekönig Vela besiegt wurde u. blieb. Gonzalo Pizarro sandte darauf einen Unterhändler nach Spanien, um dort um Bestätigung in seiner Würde nachzusuchen. Mittlerweile regierte er als Alleinherr und raubte und mordete mit verdoppelter Wuth. Da erschien, um dem Tyrannen die Gewalt zu entreißen, der von Seiten der spanischen Regierung mit der Unterhandlung beauftragte Rath der Inquisition von Valencia, der Licentiat Pedro de la Gasca, mit unbeschränkter Vollmacht 1546 in Panama und forderte Pizarro brieflich zur Unterwerfung auf. Dieser fügte sich aber nicht nur nicht, sondern traf geheime Anstalten zur Ermordung Gasca's. Da er sich jedoch bald von dem größten Theil seiner Truppen verlassen sah, ergab er sich freiwillig und starb nebst einigen seiner Offiziere auf dem Blutgerüste. Obwohl hiermit der Bürgerkrieg endete, so gab es doch in kurzer Zeit wieder reichlichen Stoff zu neuer Unzufriedenheit, indem die Mittel nicht zureichten, um die endlosen Ansprüche Aller gleichmäßig zu befriedigen, neue, strengere Befehle vom Mutterlande (1548) menschliche Behandlung der Indianer geboten und eine Gesetzgebung zu Gunsten der letztern bereits begonnen hatte. Gasca vertheilte zwar viele Encomiendas (d. h. Ländereien) mit einer bestimmten Zahl von Indianern, die als Glebae adscripti betrachtet wurden, aber es blieb eine Menge, selbst jener Glückssoldaten, ohne Belohnung, die zur rechten Zeit sich

für die königliche Sache erklärt hatten. Dieser Zustand wurde noch mehr verschlimmert, als 1550 ein königlicher Befehl die Dienstbarkeit der Indianer aufhob. Gasca verlor den Muth und schiffte sich, statt dem Sturme zu begegnen, am 25. Jan. 1550 nach Spanien ein, nachdem er die Regierung in die Hände des Audienzhofs von Lima gelegt hatte. Sein Nachfolger war Antonio de Mendoza, der am 23. Sept. 1551 in Lima einzog, aber schon am 21. Juli 1552 starb. Im südlichen P. brach am 6. März 1553 eine förmliche Revolution aus. In derselben spielten mehre der ehemaligen Anhänger Pizarro's eine Rolle, besonders aber Francisco Hernandez de Giron, der nach mehrfachem Glückswechsel und einem 13monatlichen Kampfe gegen die Regierung am 24. November 1554 in Xaura gefangen und später in Lima als Verräther hingerichtet wurde. Mit der Unterdrückung dieses letzten Versuchs der eigentlichen Eroberer endeten die blutigen Bürgerkriege. Die Regierung befestigte sich immer mehr, ein Vicekönig folgte ruhig dem andern, und die Geschichte P.'s wird endlich völlig farblos. Im Jahre 1557 schloß der Inka Sayri Tupac mit den Spaniern Frieden und entsagte dem Throne. Das Raub- und Mordsystem wurde jedoch wieder herrschend, und 1571 wurde auch Tupac Amaru, der Erbe des letzten Königs, nebst allen Abkömmlingen der Inkas enthauptet. Die Mordlust der Spanier ging so weit, daß selbst Philipp II. durch zahlreiche Hinrichtungen und Landesverweisungen P. von diesen Würgern befreien zu müssen glaubte. Nun wurde endlich Ruhe und Ordnung hergestellt und das Ansehen des Königs von Spanien befestigt. Ein Vicekönig, der in Lima seinen Sitz hatte, verwaltete mit Zuziehung der Audiencia die Regierung. Zu dem Vicekönigreich P. wurden noch Chili, Paraguay, Buenos-Ayres und Terra Firma geschlagen. Zu Anfange des 17. Jahrh. bemächtigten sich die Jesuiten durch List des Landes Paraguay (s. d.). Im J. 1739 wurde die Terra Firma nebst Quito als eine besondere Statthalterschaft unter dem Namen Neugranada und 1776 Buenos-Ayres als ein eigenes Vicekönigreich, Rio de la Plata, von P. getrennt. Die Geschichte P.'s bietet in dem langen Zeitraum, welcher zwischen der Wiederherstellung der königlichen Gewalt und dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges liegt, nur noch zwei Indianeraufstände von allgemeinem Interesse dar. Der eine ist der 1742 ausgebrochene Aufstand der Indianer, welche einen Abenteurer, der sich den Namen Atahualpa beilegte und sich für einen Sprößling der Inkas ausgab, zu ihrem König ernannten und erst 1745 zur Ruhe gebracht wurden, indem die Regierung mehr durch Verrätherei und Intrigue des Klerus, als durch Waffengewalt siegte. Weit furchtbarer in seinen Folgen und vom Anfange an bedrohlicher war der Aufstand der Indianer in Oberperu 1780, der schon bis Cuzco sich auszudehnen begann, als die Anstrengungen der Spanier, die auch diesmal durch Verrätherei unterstützt wurden, ihm ein Ende machten. An der Spitze des Aufstandes standen mehre Männer aus der Familie Condorcanqui, die zu den ältesten Geschlechtern des Landes gehörte, Austreibung aller Weißen und Wiederherstellung des Inkareiches beabsichtigte und so rasch u. energisch auftrat, daß ihr Haupt, der sogenannte Inka Tupac Amaru (eigentlich Gabriel Condorcanqui genannt), sich fast ohne Widerstand einen großen Theil von Oberperu unterwerfen und den Spaniern entgegentreten konnte, welche ihren Verlust während dieses langen Kampfes selbst auf mehr als 30,000 Männer angaben. Die Indianer erlitten endlich eine große Niederlage durch den General José del Valle in der Provinz Tinta, wo sie ein Heer von 60,000 Mann aufgestellt hatten. Tupac Amaru selbst wurde gefangen und nebst seiner ganzen Familie grausam hingerichtet. P. blieb nun ruhig unter der spanischen Regierung, auch da noch, als schon alle andern spanisch-amerikanischen Länder die Herrschaft des Mutterlandes abgeworfen hatten, denn hier war die spanische Macht am stärksten, u. die Einwohner machten keinen Versuch, sich ihr zu entziehen. Die zuerst gegen Spanien aufgetretenen Republikaner der Plataſtaaten unternahmen 1810 auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu und Tucuman geführter Krieg, in welchem sich von spanischer Seite die Generäle Goyeneche und vorzüglich Pezuela, von argentinischer Seite aber Belgrano besonders auszeichneten. Endlich kam der in Diensten der Republik Buenos-Ayres stehende General San Martin auf den Gedanken, durch die Vertreibung der Spanier aus P. die Befreiung von Südamerika zu vollenden. Zu diesem Zwecke ankerte den 7. Sept. 1820 eine von ihm zusammengebrachte chilenische Flotte in der Bai von Paracas, südlich von Callao. Pisco und Chincha wurden ohne Schwertstreich genommen, doch erklärte sich die Bevölkerung keineswegs so schnell, als man erwartet hatte, für die Republikaner. Nachdem am 20. Sept. ein Waffenstillstand geschlossen worden, traten die Bevollmächtigten beider Theile in Miraflores, unweit Lima, zur Verhandlung zusammen; allein jeder Gedanke gütlicher Uebereinkunft mußte schwinden, als die Spanier Unterwerfung unter die konstitutionelle Regierung, die Amerikaner Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zur Präliminarbedingung erhoben. Schon am 5. Okt. nahmen daher die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang. Arenales, ein unternehmender Offizier der chilenischen Armee, verließ an demselben Tage Pisco, drang in das Innere vor, schlug an mehren Orten die gegen ihn abgesendeten Truppen u. erreichte nach einem Marsche von 80 Leguas durch eine Sandwüste am 31. Oktober Huamanga und am 23. November Tarma, brachte am 6. December unfern Pasco dem spanischen Brigadier O'Reilli eine empfindliche Niederlage bei und blieb von nun an Gebieter der Gebirgsprovinzen im Osten von Lima. Von allen Seiten strömte ihm die Bevölkerung zu, die nur auf das Erscheinen einer Heeresabtheilung der Patrioten gewartet hatte, um das spanische Joch abzuschütteln; der Aufstand verbreitete sich weit über die Grenzen der verlorenen Provinzen und konnte durch einzelne Vortheile und einen Sieg nicht aufgehalten werden, welchen der Brigadier Ricaforte am 29. November bei Huancayo über einen 8000 Mann starken Haufen

von Indianern erfocht. Abfall und Verrätherei in den eigenen Reihen machten die Lage des Vicekönigs immer gefährlicher. Die Chilenoflotte unter Lord Cochrane erschien am 29. Okt. vor der Callaobai u. blokirte dort die spanische Seemacht des stillen Meeres, und am 30. Okt. verließ auch San Martin mit der Transportflotte Pisco und segelte in die Bucht Ancon, von wo aus seine leichten Truppen bis Lima streiften. Die Regierung von Guayaquil eröffnete dem General San Martin unterm 4. November, daß sie sich für unabhängig erklärt habe und ihre Hülfsquellen zu seiner Verfügung stelle, worauf sich das Hauptquartier der Patrioten am 9. November nach Huaura begab. Durch den Abfall Guayaquils ging den Spaniern ihr einziges Seearsenal im großen Ocean mit allen Vorräthen verloren. Im November fielen auch Truxillo, Piura und überhaupt die Nordprovinzen ab, die bisher noch allein den Spaniern Mundvorräthe geliefert hatten. Zwar zählte das spanische Heer noch immer an 23,000 Mann, von denen in Oberperu nur 6000 Mann standen; allein es sah sich, über einen Raum von wenigstens 15 Breitengraden verstreut, genöthigt, eine Menge von Punkten zu bewachen, und in viele Abtheilungen aufgelöst, welche durch Wüsten, unzugängliche Gebirge und aufgestandene Provinzen von einander getrennt waren. Die Flotte war theils verloren gegangen, theils genöthigt, vor der Uebermacht unter den Kanonen der Forts von Callao Schutz zu suchen. Die spanischen Befehlshaber, untereinander uneinig, bildeten auf den Rath des Generals Laserna eine Kriegsjunta, in welcher der Vicekönig Pezuela entsetzt und an seiner Stelle der General Laserna gewählt wurde. Aber auch dieser sah sich genöthigt, am 12. Mai 1821 auf einen Waffenstillstand anzutragen, der ihm von San Martin auch bewilligt wurde. Am 23. Mai begannen die Feindseligkeiten wieder, und Laserna mußte am 6. Juli Lima räumen u. sich in das Innere bis Jauja (Xauxa) zurückziehen. Zuvor hatte er die Stadt Lima und ihre Bewohner San Martins Schonung empfohlen und Callao mit 2000 Mann als Garnison unter la Mar versehen. Am 9. Juli zog San Martin und am 17. Juli Lord Cochrane feierlich in der Hauptstadt Lima ein, am 28. Juli 1821 wurde die **Unabhängigkeit** P.'s feierlich proklamirt und am 3. August **San Martin** zum **Protektor** der neuen **Republik** erwählt.

San Martins, des neuen Protektors, bisher geheim gehaltenes Streben nach unbeschränkter Macht, wenn nicht nach einer Krone, trat bald hervor. Dazu brachen zwischen ihm und Lord Cochrane Streitigkeiten aus. Gleich nach der Besetzung der Hauptstadt war man zur Belagerung Callao's geschritten, dessen Garnison schon nach wenigen Tagen großen Mangel an Lebensmitteln litt. Der spanische General Canterac, der sich mit Laserna vereinigt hatte, brach am 25. August 1821 mit den besten Truppen (an 3000 Mann) wieder auf, um Callao wo möglich zu helfen. In Folge der Uneinigkeiten zwischen San Martin u. Cochrane gelangte er am 10. September plötzlich unter die Kanonen von Callao, durchbrach die Stellung der Belagerer, zog den besten Theil der Besatzung, des Feldgeschützes, der Munition und den Schatz aus der Festung und ging damit wieder in die Anden zurück. Erst am 21. Sept. 1821 wurden dem Protektor die Forts von Callao übergeben. Cochrane verlangte darauf den rückständigen Sold der Marine, erhielt vom Protektor ausweichende Antworten, überwarf sich mit demselben und nahm ohne Weiteres eine große Geldsumme (250,000 spanische Piaster) weg, die San Martin durch Kauffahrer nach Chili zu senden im Begriffe stand. Höchst gereizt, befahl San Martin dem Admiral, sogleich mit seiner Flotte die Bai von Callao zu verlassen, indem er dadurch den unvorbereiteten Seemann in große Verlegenheit zu stürzen meinte. Dieser war jedoch schon lange entschlossen, sich auf eigene Verantwortung hin von San Martin zu trennen; zur Stunde genügte er unter lautem Spott der lächerlichen Ordre und segelte nach der mexikanischen Küste ab. San Martin ging nach Guayaquil, um mit Bolivar, der jedoch abgehalten zu seyn vorgab, sich zu besprechen, lebte dann, scheinbar in republikanischer Einfachheit und Zurückgezogenheit, auf einem Landsitze bei Lima und that nichts, um die Vertreibung der Spanier zu vollenden. Man suchte die Regierung zu organisiren und ernannte Minister, unter welchen besonders José de **Monteaguado** durch Brauchbarkeit, aber auch durch große Härte gegen diejenigen Spanier sich auszeichnete, die, seit langer Zeit in Lima ansässig, bei Laserna's Abzug zurückgeblieben waren. Ihre Zahl verminderte sich in weniger als 8 Monaten durch Verfolgungen, Vertreibung, freiwillige Auswanderung und Krankheiten von 10,000 auf 600 Köpfe. **Torre Tagle**, von San Martin zum Stellvertreter ernannt, regierte ebenfalls mit eiserner Hand. Die Reaktion gegen die Spanier war allgemein; der Erzbischof und andere höhere Geistliche wurden gleich anfangs vertrieben, später die Reichen verhaftet u. ohne Prozeß u. mit gesuchter Grausamkeit haufenweise aus dem Lande transportirt, nachdem sie sich bereits einige Male durch große Summen freigekauft hatten. Im Gange der republikanischen Regierung zeigte sich bald Planlosigkeit u. das Streben der Mächtigen, den günstigen Augenblick zur eigenen Bereicherung zu benutzen. In Folge der Unordnung und der unverhältnißmäßigen Lasten, die man nicht gleichmäßig zu vertheilen verstand, riß bald der größte Geldmangel ein, dem weder durch Dekrete, noch durch Kreirung eines Papiergeldes u. Prägung einiger Millionen Kupfergeld, das man bis dahin in dem silberreichen P. nie gekannt hatte, abgeholfen werden konnte. Aller Stände bemächtigte sich ein bedenklicher Geist geheimer Unzufriedenheit. Die Indianer im Innern schwankten und nahmen zum Theil sogar für die Spanier Partei, und am 4. Mai 1822 brach in Lima ein heftiger Aufstand aus. San Martin wurde so mißliebig, daß er sich veranlaßt fand, den Oberbefehl niederzulegen, im August sich nach Chili einschiffte und Bolivar freie Hand ließ. Eine **Regentschaft** trat an seine Stelle. Die Spanier wiesen mit den inzwischen besser bewaffneten und disciplinirten Truppen vereinzelte Versuche republikanischer Abtheilungen mehrmals mit Erfolg zurück. Dann schlugen sie unter der Führung Canteracs und Valdes' am 19. Januar 1823

bei Torata, zwischen Puno und Moquegua, u. am 20. Januar bei Moquegua die Gegner aufs Haupt und sprengten sie vollständig aus einander. Dieser harte Schlag brachte die Sache der Patrioten dem Untergange nahe; sie hatten kaum noch 4000 Mann unter den Waffen. Ein Aufstand der Soldaten hatte den Kongreß gezwungen, den Oberst Riva Aguero zum Präsidenten der Republik zu ernennen, der nun von Chili, Kolumbien und Buenos-Ayres Hülfstruppen herbeizuziehen suchte und einen Plan ersann, um das königliche Heer völlig einzuschließen und mit Einem Schlage zu vernichten. Bevor jedoch dieser Plan zur Ausführung kommen konnte, erschien das unter Canterac u. Valdes von Süden herbeiziehende, 9000 Mann starke spanische Heer vor Lima und nahm diese Hauptstadt am 19. Juni 1823 ohne Schwertstreich. Der Kongreß zerstreute sich oder suchte in Callao Sicherheit. General Sucre, Anführer der eben daselbst eingetroffenen Abtheilung kolumbischer Hülfstruppen, ließ Riva Aguero durch den Kongreß absetzen und sich selbst mit der obersten Gewalt bekleiden. Die Spanier sahen sich schon am 16. Juli genöthigt, Lima wieder aufzugeben und in das Innere zurückzugehen, indem der General Santa Cruz von Arica her den in Cuzco stehenden Vicekönig Laserna bedrohte, Sucre aber am 21. Juli mit 3000 Mann in Quilca erschien. Während der nächsten Monate erlitten die Patrioten in vielen Gefechten fast nur Verluste u. mußten sich schleunig wieder zurückziehen. Die gesammte Macht der verschiedenen peruanischen Expeditionen, welche gleichzeitig den Angriff unternommen hatten, belief sich ursprünglich auf 7000 Mann, von denen es nur 1300 Mann gelang, sich wieder einzuschiffen. 2500 in Arica gelandete Chilenen mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ganz Oberperu war wieder in den Händen der Spanier u. die öffentliche Meinung wendete sich sehr zu Gunsten derselben. Aber obwohl sich die spanische Sache 1823 sehr gehoben hatte, so lagen doch im spanischen Heere die Keime der Zwietracht und in dieser die Unmöglichkeit endlichen Sieges. Die Parteikämpfe im Mutterlande fanden in P. ihren Wiederhall, indem sich auch unter den dortigen spanischen Offizieren zwei Parteien bildeten. Die eine, ganz königlich gesinnt, verwarf jeden Vergleich mit den Patrioten und wollte durch Waffen siegen, die andere, der Konstitution zugethan, rieth im Geiste der Cortes zu Unterhandlungen und war bereit, die Unabhängigkeit der Amerikaner anzuerkennen oder wenigstens ihnen das Recht selbstständiger innerer Verwaltung zu gewähren, wenn sie dem Mutterlande eine gewisse beschränkte Oberaufsicht und Handelsvortheile, sowie ein jährliches Staatseinkommen zusicherten. Bereits waren unterm 13. Februar u. 28. Juni 1822 von den Cortes Bevollmächtigte ernannt worden, um auf solche oder doch ähnliche Grundlagen hin mit den neuen amerikanischen Staaten zu unterhandeln. Zwei dieser Bevollmächtigten waren zu Anfang des Jahres 1823 in Buenos-Ayres eingetroffen. In Folge ihrer ersten Eröffnungen und bald abgeschlossenen Präliminarien beauftragte die dortige Regierung den General las Heras, mit Laserna zu unterhandeln, welcher zu diesem Behufe den später berühmt gewordenen Espartero als Bevollmächtigten nach Salta schickte; aber auch die diesmaligen Versuche zur Ausgleichung scheiterten an der Unnachgiebigkeit beider Theile. Noch waren die Resultate dieser Unterhandlungen nicht bekannt geworden, als die Sache der Spanier einen Schlag erhielt, von dem sie sich nie wieder erholen konnte. Der General Olañeta, welcher bis dahin Cochabamba behauptet hatte, traf am 4. Januar 1824, von seiner 4000 Mann starken Division begleitet, unerwartet in Potosi ein, suchte anfangs diese auf eigene Verantwortlichkeit unternommene Bewegung zwar zu entschuldigen, trat aber bald als offener Feind des Vicekönigs Laserna auf. Abgeneigt der Konstitution der Cortes u. überzeugt, daß die übrigen spanischen Generäle ihr meist unbedingt anhingen und dem absoluten König niemals gehorchen würden, hielt er es für angemessen, sich von ihnen zu trennen, und gab hierdurch ein gefährliches Beispiel, während er auf der andern Seite die Pläne des Vicekönigs durchkreuzte, der im Anfange des Jahres 1824 an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres von 18,000 Mann stand und eben einen Zug gegen Bolivar vorbereitete. Laserna schickte Valdes zur Unterdrückung Olañeta's ab. Valdes hegte jedoch im Stillen denselben Widerwillen gegen die Cortes und ihre Konstitution, und kaum hatte er über Buenos-Ayres Nachricht von Ferdinands VII. Dekret aus Puerto Santa Maria vom 1. Oktober 1823 erhalten, welches die königliche Gewalt wieder auf ihre ehemalige Höhe brachte, als auch er am 29. Febr. 1824 die Konstitution für aufgehoben erklärte u. mit Olañeta Unterhandlungen anknüpfte. Da jetzt Alles, was unter der konstitutionellen Regierung geschehen, ungültig war, so hörte Laserna auf, Vicekönig zu seyn. Dieser suchte den Sturm dadurch zu beschwören, daß auch er und mit ihm seine Heeresabtheilung der Konstitution entsagten und dem absoluten Könige huldigten; da aber Olañeta sich weigerte, sich ihm unterzuordnen, so brach ein offener Krieg zwischen den spanischen Generälen aus. Olañeta befand sich am Flusse Cinti in verzweifelter Lage, als neue Ereignisse im Norden P.'s ihn retteten. Bolivar, der inzwischen am 10. Febr. 1824 vom peruanischen Kongreß zum Diktator ernannt worden war, hatte nämlich kaum die Kunde von der Spaltung unter seinen Feinden erhalten, als er sein Heer von 11,000 Mann, dessen größere Hälfte aus kriegsgewohnten kolumbischen Truppen bestand, in Bewegung setzte und im Thal von Huaraz eine Stellung nahm. Im Juli bis Pasco vordringend, schlug er am 5. Aug. bei Junin auf der Hochebene der Anden Canterac aufs Haupt, und mit dieser Niederlage war die Sache der Spanier verloren. Zwar erfocht das königliche Heer trotz massenhafter Desertionen noch einige Vortheile, aber am 9. Dec. wurde es auf der kleinen Ebene von Ayacucho gänzlich geschlagen und damit das Schicksal P.'s entschieden. Von dem spanischen Heere fielen 3200 Mann, darunter auch der verwundete Vicekönig, in Gefangenschaft, der Rest entfloh in größter Verwirrung; den Wenigen, die um Canterac und Valdes sich gesammelt, blieb kein Weg zum Rückzuge frei. Die Kapitulation von Ayacucho vom 10. Dec. 1824, von den letztgenannten

Generälen unterzeichnet, überlieferte P. den Siegern, gestattete den Spaniern die Einschiffung nach Europa nebst einer kümmerlichen Geldunterstützung und verhieß den königlich gesinnten Peruanern Vergessenheit für alles Vergangene. Mit Ende 1824 war ganz P. in den Händen der Patrioten, mit Ausnahme von Callao (welches durch Aufstand seiner Garnison am 5. Febr. 1824 unerwartet wieder in die Gewalt der Spanier gekommen war, die sogleich eine Garnison in die Festung warfen) und dem von Olañeta behaupteten Theil von Oberperu. Olañeta bereute seinen Abfall zu spät, versuchte Widerstand, wurde aber von den Seinigen verlassen u. fiel durch Meuchelmord (1825). Callao suchte der Kommandant Rodil dem Mutterlande so lange als möglich zu erhalten. Erst als der größte Theil der Eingeschlossenen dem Hunger, dem Skorbut und den feindlichen Kugeln erlegen war, übergab Rodil die Festung am 23. Jan. 1826 auf die Bedingung freien Abzugs, und die letzte der spanischen Flaggen, welche seit 3 Jahrhunderten an tausend Orten des amerikanischen Festlandes geweht hatten, sank herab. Noch während der Belagerung von Callao wurde am 11. März 1825 vom Kongreß die Diktatur aufs Neue an Bolivar gegeben, und am 6. Aug. desselben Jahres erfolgte die Unabhängigkeitserklärung Oberperu's, dessen Provinzen Charcas, la Paz, Cochabamba, Potosi u. Santa Cruz sich unter dem Namen Bolivia zu einer Republik vereinigten.

Seit der Befreiung bietet die Geschichte P.'s kaum etwas Anderes, als das Bild einer immer steigenden Anarchie, unzähliger Umwälzungen, die oft von Subalternoffizieren unternommen und durchgeführt wurden, schnell beendeter und im Ganzen nicht sehr blutiger, aber in allen Provinzen und jährlich wiederholter Bürgerkriege, einer unbeständigen und verkehrten Gesetzgebung, unverbesserlicher Zerstörung des Staatshaushaltes, moralischer Verwilderung, Verarmung und Entvölkerung, wie sie, mit Ausnahme von Buenos-Ayres, keiner der vielen, im Innern zerrissenen amerikanischen Freistaaten erlebt hat. Am 15. Juli 1826 schloß P. einen Bundes- und Freundschaftsvertrag mit Mexiko, Columbia und Guatemala. Auf Bolivars Betrieb wurde ein Kongreß aus jenem ergebenen Repräsentanten berufen, welcher am 9. Dec. 1826 die von Bolivar ausgegangene Konstitution der neuen Republik Bolivia auch für P. annahm. Bald aber regte sich in P. Abneigung gegen die Kolumbier. Lamar, der neue Präsident P.'s, vergrößerte, Columbia's Abmahnung ungeachtet, das Heer, zog es drohend bei Piura zusammen, nahm den wichtigen Hafen von Guayaquil für P. in Anspruch u. fiel in Quito ein. Aber in einem Gefecht bei Tarqui unweit Giron am 27. Febr. 1829 wurden die Peruaner vollständig geschlagen, erlangten gleichwohl ehrenhafte Friedensbedingungen. Der General la Fuente erhob darauf die Fahne des Aufstands, erklärte den Präsidenten für abgesetzt, exilirte ihn nach Guatemala und empfing in Lima von dem erkauften Kongreß die Würde eines Vicepräsidenten, während Gamarra, der mit ihm im Einverständnisse gehandelt hatte, Präsident wurde. Die Freundschaft zwischen Beiden dauerte jedoch nicht lange. Der Vicepräsident intriguirte gegen den abwesenden Gamarra, mußte aber 1831 die Flucht ergreifen und wurde durch General Orbegoso ersetzt, der endlich 1833, durch eine Partei zum Präsidenten gemacht, an Gamarra's Stelle trat. Dieser erregte im folgenden Jahre einen Soldatenaufstand in der Absicht, die Südprovinzen loszureißen, sie zu einer besondern Republik zu machen u. sich als ihr Präsident festzusetzen. Nach kurzem Feldzuge erlitt er aber eine Niederlage, doch auch Orbegoso wurde durch eine neue Revolution gestürzt und mußte fliehen. Darauf nahm Salaverry, ein in Callao stehender General, am 25. Februar 1835 von Lima Besitz, erklärte die Regierung für aufgelöst und machte sich selbst zum Oberhaupte des Staats. Bald dehnte er seine Herrschaft über ganz P. aus, zog sich aber durch große Härte und Willkür den Haß des sonst ganz willenlosen Volkes zu. Orbegoso hatte bei Santa Cruz in Bolivia Hülfe gefunden, und ein bolivisches Heer zog gegen Lima und traf Ende Januar 1836 bei Arequipa auf das wohl verschanzte Lager der Feinde. Salaverry erlitt am 7. Februar im Engpasse von Tingo eine große Niederlage, wurde auf der Flucht gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 18. Februar nebst andern Mitschuldigen erschossen. Des bolivischen Präsidenten Santa Cruz Hülfe war aber keine uneigennützige gewesen; er verlangte und erhielt mehre große Provinzen, die zwar von den zu Sicuani am 17. März zusammengetretenen Provinzialdeputirten zu der neuen Republik Südperu (aus den Departements Ayacucho, Arequipa, Cuzco u. Puno bestehend) erhoben wurden, aber in Wahrheit nur einen Theil von Bolivia bildeten, wo Santa Cruz eine der monarchischen fast ähnliche Macht ausübte. Daher schlossen Chili und die Platastaaten ein Bündniß und erklärten am 17. Mai 1837 den Krieg. Die Argentinos griffen aber mit zu geringer Macht an, und die Chilenen wurden, nachdem sie unter Admiral Blanco Arica u. Arequipa genommen hatten, von Santa Cruz zu eiligem Rückzuge gezwungen u. verdankten nur der Großmuth ihres Gegners einen Friedensvertrag (vom 17. November) mit sehr billigen Bedingungen. Die Unzufriedenheit in Chili über das Mißlingen der Expedition war aber so groß, daß die Regierung die Ratifikation des Vertrags ablehnte und neue große Anstrengungen machte. Am 11. Juli 1838 verließ eine Flotte von 30 Schiffen, welche 8000 Mann Landungstruppen an Bord hatte, Valparaiso und setzte am 7. August zu Ancon 5000 Mann ans Land. Lima wurde am 21. August ohne Mühe genommen und der mit der Expedition gekommene Gamarra im Oktober von seinen chilenischen Beschützern zum Präsidenten ernannt, nachdem Orbegoso vergeblich versucht hatte, die Gunst der Chilenen und die Bestätigung im Amte durch Abfall von der peruanisch-bolivischen Konföderation zu erlangen. Inzwischen hatte Santa Cruz in Südperu und Bolivia ein ansehnliches Heer zusammengebracht, mit welchem er gegen Lima zog. Der Ruf des geübten Generals und Protektors des peruanischen Staatenbundes veranlaßte den Anführer des chilenischen Invasionsheeres, den General Bulnes, aus Vorsicht Lima zu räumen (im November). Doch landeten sie

wieder bei Huacho, nördlich von Lima. Gamarra setzte sich in der Provinz Piura fest und organisirte dort ein peruanisches, sogenanntes antiföderalistisches Heer. Mittlerweile nahm Santa Cruz Lima ohne Schwertstreich ein und marschirte dann nordwärts, wurde jedoch am 20. Jan. 1839 von den inzwischen zusammengestoßenen Generälen Bulnes u. Gamarra in seiner Stellung bei Yungai angegriffen und so vollständig geschlagen, daß er nur mit wenigen geordneten Truppen aus dem Gefecht entkam. Er floh nach Südperu. Da aber auch in Arequipa eine Meuterei ausbrach, so mußte Santa Cruz in Islai eine Zuflucht suchen, wo er unterm 12. März mittelst Proklamation der Präsidentschaft entsagte und am 13. März nach Guayaquil sich einschiffte. Dieser Schritt verursachte den Zerfall der peruanischen Konföderation und einen ununterbrochen fortgesetzten Kampf zwischen schnell auftauchenden und eben so schnell wieder verschwindenden militärischen Häuptlingen. Der Krieg zwischen P. und Bolivia wurde erst am 7. Juni 1842 durch den Frieden von Puno durch chilenische Vermittlung beendigt. Im August 1842 trat General Vidal mit dem Titel eines provisorischen Präsidenten an die Spitze der Verwaltung von Nord- und Südperu. Er unterdrückte am 17. Oktober 1842 die Empörung des Generals Torrico, den er bei Pisco schlug und zwang, sich an Bord eines französischen Schiffes zu flüchten. Da er sich aber gegen die Föderalisten nicht länger halten konnte, so legte er nebst seinem Vicepräsidenten la Fuente am 15. März 1843 die Präsidentschaft nieder und zog sich nach Chili zurück. Don Justo Figuerola, der bisherige Vicepräsident des Staatsraths, folgte ihm als provisorischer Präsident, aber schon am 18. März sprengte das Haupt der Centralisten, Oberst Ortiz, den Staatsrath u. ließ Don Manuel Ignacio Vivanço zum Directore supremo de la Republica ausrufen. Die erste Periode der Ruhe, die der Freistaat Peru seit seinem Bestehen erfuhr, war aber die Präsidentschaft des Generals Don Ramon Castilla, welcher, nachdem er seinen Vorgänger, den General Vivanço, nach dessen verunglücktem Versuche, die Verfassung zu beseitigen und als Diktator zu regieren, gestürzt und in die Verbannung geschickt hatte, am 19. April 1845 das Ruder in die Hand nahm. Seine 6jährige Verwaltung förderte den jungen Staat in mehrfacher Beziehung: Regulirung des Finanzwesens, Verminderung der Armee, Verbesserung ihrer Organisation, Vermehrung der Marine, Erbauung von Dampfschiffen, Gründung einer Marinewerkstätte zu Bellavista, Anlage einer Eisenbahn zwischen Lima und dem Hafen von Callao, Förderung mehrer Zweige der einheimischen Industrie u. die Eröffnung neuer materieller Hülfsquellen, dies die Hauptresultate dieser Regierung, welche am 20. März 1851 ablief und das Land in geordneten Zuständen und aufblühendem Wohlstande hinterließ. Zum ersten Male seit dem Bestehen der Republik ging die ausübende Gewalt an den gesetzlich gewählten Nachfolger über, an den General Don José Rufino Echénique, einen einsichtsvollen u. wie sein Vorgänger nicht in die Parteiumtriebe verwickelten Mann. Am 20. April trat er sein Amt an, und seine ersten Akte waren ganz geeignet, ihm das Vertrauen des Landes zu gewinnen. Er erklärte sich nämlich auf unzweideutige Weise für Ermäßigung der Zölle und für Förderung der europäischen Einwanderung zum Behuf progressiver Kolonisirung des Landes. Von den Unruhen in Chili blieb P. unberührt, u. ein gegen Ende 1851 von den Generälen Vivanço und San-Roman erregter Aufstand wurde rasch unterdrückt und endete mit der Flucht der Anstifter. Als aber Echénique die Rüstungen des Generals Flores, des Expräsidenten von Ecuador, der in P. meist Engländer und Deutsche anwarb und Anfang März 1852 von Callao aus nach Guayaquil unter Segel ging, unterstützte, fand er damit keinen Beifall im Lande u. sah sich dadurch zu einem Wechsel des Kabinets veranlaßt. Die 1852 eingetretene Differenz mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika über das Anrecht auf die an Guano reichen Lobosinseln ward durch die Vermittlung Englands u. Frankreichs, welche Mächte sich zu Gunsten P.'s ins Mittel schlugen, beigelegt. Die Lobosinseln wurden darauf der Republik förmlich einverleibt und erhielten seitdem eine permanente Besatzung. Weniger leicht wurden die Verwickelungen mit Ecuador, Neugranada u. Venezuela, hervorgerufen durch die entgegengesetzte politische Richtung, welche ihnen gegenüber P. verfolgte, beigelegt. Mit der Republik Bolivia, welche sich durch P. in ihrer Verbindung mit dem stillen Meere behindert fühlte, kam es selbst zu Thätlichkeiten, indem sich die Peruaner der Hafenstadt Cobiga bemächtigten, der einzigen, welche Bolivia am stillen Meere besaß. Mit Brasilien aber ward ein vortheilhafter Freundschaftsvertrag geschlossen, dessen Ratifikation am 18. März erfolgte. Darnach dürfen die Erzeugnisse des einen Landes ungehindert in die des andern übergeführt werden, ohne andern als den im Ursprungslande gesetzlichen Abgaben unterworfen zu seyn. Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom ward auf seinem ganzen Lauf für die Angehörigen beider Staaten freigegeben. Die Maßregeln der Regierung, die beträchtliche Staatsschuld nach einem niedrigeren Zinsfuß zu verzinsen, veranlaßte 1853 einen Aufstand, der in Verbindung mit dem Krieg gegen Bolivia den Bestand der Regierung in Frage stellte. General Ramon Castilla, Echénique's Vorgänger in der Präsidentenwürde, die Generäle Vivanço u. San-Roman u. Domingo Elias, ein reicher Kaufmann, waren die Leiter dieser Bewegung. Die bestehende Regierung ward von ihnen großer Unterschleife beschuldigt. Noch vor Ausbruch derselben erklärte sich indeß der Kongreß von 1853 für die Regierung, billigte die ergriffenen finanziellen Auskunftsmittel und bekleidete den Präsidenten mit außerordentlicher Gewalt. Gleichwohl ward die Ruhe zunächst durch einen Einfall des Generals Belzu an der Spitze der bolivischen Truppen ins Gebiet von P., dann aber durch den Ausbruch des Aufstandes in Tumbos und Ica unterbrochen. An letzterem Orte verlangte Domingo Elias mittelst Proklamation die Beseitigung der bestehenden Regierung und die Zusammenberufung eines neuen allgemeinen Kongresses, um dem Volke seine geschmälerten Rechte zurückzugeben. Am 13. Januar 1854 erklärte auch General Castilla in einem Manifest

von Arequipa aus, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle. Ein Treffen am 2. August 1854 entschied zu seinen Gunsten. Präsident Echénique suchte seine Sache dadurch zu halten, daß er allen Sklaven, die im Heere Dienste nähmen, die Freiheit verhieß, wogegen Castilla die Aufhebung der Sklaverei im Allgemeinen, sowie die der Grundsteuern in Aussicht stellte. Nach verschiedenen Wechselfällen schlug endlich Castilla am 5. Januar 1855 vor Lima die Regierungstruppen gänzlich u. zog darauf in die Hauptstadt ein. Echénique entfloh auf einem englischen Schiffe nach Newyork. Das ganze Land unterwarf sich dem jetzt als „Befreier" begrüßten Castilla ohne Schwertschlag. Dieser stellte die Verfassung wieder her und rief durch die plötzliche Freilassung aller Sklaven eine förmliche sociale Revolution hervor. Die Sklaveneigenthümer wurden auf Entschädigung aus der Staatskasse vertröstet, und wirklich ward bereits im Juli 1855 eine Million Dollars zu diesem Zwecke verwendet. Uebrigens verfuhr der Sieger hart und grausam gegen die besiegte Partei, weshalb Viele das zerrüttete Land verließen. Am 5. Februar 1855 wurde eine Nationalversammlung ausgeschrieben, welche den Befreier provisorisch in seiner Macht bestätigte. Von derselben Versammlung gingen mehre reaktionäre und namentlich in Sachen der Religion intolerante Gesetzvorschläge aus. Was die Kolonisirung P.'s betrifft, so hatte schon die vorhergehende Regierung (4. Juni 1853) mit einem Deutschen, Damian Schütz, und einem Peruaner, Manuel Ijurra, zur Herbeischaffung von Ansiedlern einen Vertrag abgeschlossen, wonach sich die Unternehmer verpflichteten, innerhalb 6 Jahren 10,000 Kolonisten ins Land zu bringen, wogegen sie für jeden derselben 30 Piaster und eine Strecke Landes erhalten sollten, wovon ein Theil ihnen und ein anderer dem Kolonisten gehören solle. Es fiel aber den Unternehmern schwer, die eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen. Von 1850—53 betrug die ganze Einwanderung nur 3032 Personen, worunter 1096 Deutsche und 2516 Chinesen. Vergl. Helm, Tagebuch einer Reise durch P., Dresden 1798; Jos. Skinner, The present state of Peru, London 1805; H. M. Brackenridge, Voyage to South-America, das. 1820; Mathison, Voyage to Chile, Peru and the Sandwich-Islands, das. 1825; Chas. Brand, Journal of a voyage to Peru 1827, das. 1828; Edmond Temple, Travels in various parts of Peru etc., das. 1830; Basil Hall, Journal written on the coast of Chile, Peru etc., Edinburg 1824; M. B. Stevenson, Account of South-America", London 1827; Arch. Smith, Peru as it is, das. 1839; F. J. Meyen, Reise um die Erde, Berlin 1834; E. Pöppig, Reise in Chili, P. rc., Leipz. 1836; Fröbel, Erdbeschreibung von P., Weimar 1831; Tschudi, Peru, 2 Thle., 1845—46.

Perubalsam, s. Balsam.

Perücke (Perüque, v. Franz.), eigentlich starkes, langes Haar; dann Kopfbedeckung von Haaren, die dem natürlichen Haupthaare mehr od. weniger ähnlich ist. Die P.n haben im Laufe der Zeit sehr viele Abänderungen in ihrer Gestalt erfahren. Man verließ bald den natürlichen Gesichtspunkt einer möglichst täuschenden Nachahmung des eigenen Haares u. trug P.n nicht bloß als ein Ersatzmittel des mangelnden Kopfhaares, sondern zur Zierde. Die wunderlichste Ausartung dieses sonderbaren Geschmacks waren die Allongeperücken (Staatsperücken) mit ihrer oft bis auf die Mitte des Rückens herabreichenden, schweren Fülle von Locken. Als andere, zum Theil weniger unnatürliche Arten nennen wir die Knotenperücken (Quarréperücken), deren Hinterhaare in Knoten geschürzt wurden; die Haarbeutelperücken (Beutelperücken, Sackperücken), bei welchen das lange Hinterhaar in einen Beutel eingeschlossen war; die Zopfperücken, welche sich hinten in einen offenen od. zusammengewundenen Zopf endigten; die Stutz- oder Abbéperücken, die im Nacken kurz abgeschnittenes Haar hatten. Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts ist man zu der einzigen vernünftigen Anwendung der P.n zurückgekehrt, indem man dieselben nur in den Fällen trägt, wo auf Antrieb der Eitelkeit, oder aus Rücksicht für die Gesundheit der Mangel des natürlichen Haares versteckt, oder dem kahlen Kopfe eine vor Erkältung schützende Decke gegeben werden soll. Je nach den Umständen braucht man nun entweder P.n, die den ganzen sonst behaarten Theil des Kopfes einhüllen und gleich einer Mütze aufgesetzt werden (Touren), oder solche, welche nur eine kleine kahle Stelle bedecken und theils (mit Quittenschleim u. Hausenblase) aufgeklebt, theils durch Federn festgehalten werden (halbe Perücken, Atzeln, Toupets und Platten). Die besten P.n kommen noch immer aus Paris. Die Haare, welche den Hinterkopf bedecken, heißen Hinterhaar (auch Placke); endigen sich dieselben in Locken, so heißen diese Plackbuckel (nach dem franz. plaque und boucle); es gehört dazu das Mittel- und Unterhaar, welches sonst zu Locken (Hinterlocken) gebildet wurde; Hintertheil nennt man zwei Theile Locken, welche über den Nähten zusammenhängen; Decke ist der Theil einer P., welcher den Scheitel bedeckt. Das Festsitzen der P. auf dem Kopfe wird jetzt meist mit Druckfedern (puttalliques) bewirkt. Der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfs kam schon im Alterthum vor. So trug Astyages eine P., u. mehre römische Kaiser folgten seinem Beispiele. Des Kaisers Commodus P. war mit wohlriechenden Farben angestrichen u. mit Goldstaub gepudert. In den folgenden Jahrhunderten kam der Gebrauch von falschem Haar ganz ab u. scheint erst ungefähr um 1500 wieder aufgekommen zu seyn. Zu jener Zeit waren P.n in Deutschland nicht selten; Männer aber scheuten sich, die Benutzung derselben bekannt werden zu lassen. Das Vaterland der neuern P.n wurde aber Frankreich, von wo aus sie sich über die meisten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. ließ, da er seine Haare in Folge einer Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Unter Ludwig XIII. wurde der Gebrauch der P.n immer allgemeiner. Ludwig XIV. führte die großen P.n ein, welche von seiner Zeit an durch eine lange Reihe von Jahren sich erhielten; unter seiner Regierung entstand auch in Paris 1673 die erste Perückenmacherzunft. Berlin erhielt eine solche Zunft 1716, nachdem

schon etwa 40 Jahre früher, unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die P.n Eingang gefunden hatten und 1698 (oder 1701) von Friedrich I. mit einer Steuer belegt worden waren. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts fing man an, die Unnatürlichkeit dieses Putzes zu erkennen, der nun zunächst durch den Zopf (s. d.) verdrängt wurde. Seitdem war man besonders bemüht, für Diejenigen, welchen eine P. Bedürfniß war, in ihr wenigstens die Natur möglichst treu nachzubilden. Vergl. Nicolai, Ueber den Gebrauch der falschen Haare und P.n, Berlin 1801.

Perûque, s. Perücke.

Perugia, Delegation des Kirchenstaates, grenzt im Norden an die Delegation Urbino und Pesaro, im Nordosten an die Delegation Macerata, im Osten an die Delegation Camerino, im Südosten u. im Süden an die Delegation Spoleto, im Südwesten an die Delegation Viterbo u. im Westen an Toskana und hat einen Flächenraum von 81½ (nach Andern 68,37) □Meilen mit 210,320 Einw. Die Provinz ist sehr gebirgig, indem sie von dem Hauptrücken des Apennins durchzogen wird, enthält anmuthige Olivenwaldthäler u. schöne u. üppige Hügel, namentlich auch die fruchtbare und trefflich angebaute umbrische Ebene. Der Hauptfluß ist die Tiber; auch die Chiana und der Clitunno bewässern Theile der Provinz. Der Lago di P. (trasimenische See), nahe an den Grenzen von Toskana, gegen 3 Meilen lang und 2½ Meilen breit, mit 3 Inseln, Polvese, Maggiore u. Piccola, ist der größte Landsee des Kirchenstaats. Der vulkanische Boden hat oft verwüstende Erdbeben zur Folge. Die gleichnamige Hauptstadt, Sitz des Delegaten, eines Bischofs und eines Civiltribunals, liegt amphitheatralisch an einem hohen und steilen Berge am rechten Tiberufer und wird von der vom Papst Paul III. erbauten Citadelle überragt. Die große, weitläufige, wohlgebaute und volkreiche Stadt ist mit Mauern umgeben, hat weitläufige Vorstädte, 5 Thore (worunter das angeblich aus der Römerzeit stammende Thor von San Angelo das merkwürdigste ist), an 100 Kirchen und 30 Klöster. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Domplatz, die Piazza Grimana, die Piazza del Papa mit der Bronzestatue des Papstes Julius III., die Piazza Sopramaro und die Piazza Oddi mit dem gleichnamigen Palaste, welcher eine sehenswerthe Sammlung von Alterthümern enthält. Unter den Kirchen zeichnet sich vor allen die Kathedralkirche San Lorenzo aus, eines der schönsten Bauwerke Italiens, im 15. Jahrhundert erbaut und mit zahlreichen Gemälden berühmter Meister geschmückt. Noch reicher an Gemälden ist die Kirche des Benediktinerklosters San Pietro fuori le mura, die, im Basilikenstyl erbaut, eine der größten im Kirchenstaate ist. Die Kirche von San Francesco de minori conventuali enthielt früher die berühmte Grablegung Raphaels, die jetzt im Palazzo Borghese zu Rom befindlich u. durch eine Kopie von Giuseppe Cesari d'Arpino ersetzt ist. Die Augustinerkirche enthält eine Sammlung von Gemälden des Meisters Pietro Perugino. In der alten Dominikanerkirche ist das Grabmal des Papstes Benedikt XI. bemerkenswerth, das ganz in gothischen Bogen und Verzierungen ausgeführt ist. Die neue Dominikanerkirche zeichnet sich durch eine herrliche Façade aus. Andere durch Bilderreichthum sich auszeichnende Kirchen sind: die Kirche Santa Maria auf Monte Luci, Santa Maria dei Fossi, S. Maria nuova, S. Maria del Popolo, die durch ihre besondere Bauart ausgezeichnete Jesuitenkirche, San Bernardino, San Angelo (auf dem Grunde eines Vulkantempels erbaut, dessen alte Form die Kirche zum Theil noch zeigt, mit einer darauf bezüglichen sehr alten Inschrift), San Girolamo u. a. Andere ausgezeichnete Gebäude sind der große Palazzo della Magistratura, Sitz des Delegaten, der Municipalität, des Archivs und verschiedener Kanzleien, ein imposantes u. sehr weitläufiges Gebäude im deutsch-italienischem Styl, und das ehemalige Kaufhaus, il Cambio, im 15. und 16. Jahrhundert die Börse von P., mit al Fresco gemalten Bildern des Pietro Perugino und einiger seiner Schüler. Eine für die Geschichte der Malerei sehr wichtige Sammlung von Gemälden befindet sich in der Akademie der schönen Künste, vorzüglich eine Reihe peruginischer Bilder, dann eine Sammlung von Gypsabgüssen der besten Originale von Florenz, Rom, Neapel, etrurischer Gefäße und alter Bronzen. Mehre Denkmäler sind für die Geschichte der Skulptur von besonderer Wichtigkeit, so der (um 1285 vollendete) große Springbrunnen des Giovanni Pisano, die sitzenden Statuen der Päpste Paul II. und Julius II. vor dem Dome. Von römischen Alterthümern ist das antike Thor auf der Piazza Grimana, der Bogen des Augustus genannt, und ein schönes Fragment der alten Stadtmauern zu erwähnen. Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die 1307 gegründete Universität, die aus 4 Kollegien besteht, gegen 400 Studenten u. mehre ausgezeichnete Lehrer zählt u. ein von Canali geschenktes schönes Naturalienkabinet u. einen botanischen Garten besitzt, obenan. Außerdem hat P. das Collegio Pio (nach Papst Pius VII. benannt), eine treffliche Lehranstalt für 80 Zöglinge, eine Musikschule, ein im Kirchenstaate seltenes literarisches Kabinet, eine an Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert und an seltenen Manuskripten reiche Stadtbibliothek von 30,000 Bänden, mehre andere Bibliotheken, eine Società Economico agraria, die Augusta bonarum artium Accademia, die Società de' Filedoni (einen Kunstverein) ꝛc. Das Stadtarchiv enthält viele schätzbare Urkunden zur Geschichte des italienischen Mittelalters. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt P. mehre milde Stiftungen u. Hospitäler, worunter sich besonders ein Waisenhaus auszeichnet. Die Industrie ist zwar nicht mehr so bedeutend wie früher, aber dennoch stehen die Seidenwebereien der Stadt noch immer in großer Achtung, und bedeutend sind Baumwollweberei, Wachsbleicherei, Gerberei und Branntweinbrennerei. Auch treibt P. lebhaften Handel mit Landesprodukten, Getreide, Borsten- u. Rindvieh, Wolle, Seide, Oel, Wein, Branntwein ꝛc. und versorgt Rom mit Hühnern, sowie die nähern und entfernteren Gegenden mit Obst und Gemüse. Die Zahl der Einwohner betrug im Mittelalter über 40,000, jetzt etwa 17,000 (mit Einschluß der weitläufigen Vorstädte 32,000) Seelen. P. hieß im Alterthum Perusia oder

Perusium und war eine der Zwölfstädte Etruriens. Im Jahre 310 v. Chr. wurde es vom römischen Konsul Q. Fabius nach harter Belagerung erobert. Die zweite Eroberung erfuhr die Stadt, als sie in dem nach ihr benannten perusinischen Kriege die Gegenpartei des Triumvirs Octavianus ergriff. Der Konsul Lucius Antonius, Bruder des Triumvirs M. Antonius, hatte sich hierher zurückgezogen und wurde von Octavianus belagert. In der eng eingeschlossenen Stadt brach eine so furchtbare Hungersnoth aus, daß der „perusinische Hunger" sprüchwörtlich wurde. Nachdem die Stadt kapitulirt hatte, ließ Octavianus 3—400 vornehme Perusiner am 15. März 40 v. Chr. am Altare des C. Cäsar wie Opferthiere hinschlachten. Die zur Plünderung verdammte Stadt wurde ein Raub der Flammen, von einem ihrer angesehensten Einwohner, Cestius Macedonicus, selbst angezündet. Durch Augustus wieder aufgebaut, erhielt die Stadt den Namen Perusia Augusta und bildete einen der festesten Orte Umbriens. Zum zweiten Male ward sie von dem Gothenfürsten Totila 546 erobert und zerstört. Nachdem sie von Narses wieder für Ostrom erobert worden, fiel sie in die Gewalt der Longobarden, die von Karl dem Großen vertrieben wurden, dessen Sohn Ludwig der Fromme sie dem Papst schenkte. Auch in den Kämpfen zwischen Ghibellinen und Guelfen litt P. sehr. Im Jahre 1416 bemächtigte sich Andreas Braccio di Montone der Herrschaft P.'s, seiner Vaterstadt, und führte sie weise und mild. Nach seinem Tode fiel die Stadt an den Papst zurück und verlor damit ihre politische Bedeutung, erlangte aber später um so größere Wichtigkeit in der Kunstgeschichte durch eine Reihe großer Meister, deren Werke man noch immer in P. u. in den Nachbarstädten bewundert. Nachdem in der Stadt wilde Parteikämpfe geherrscht hatten, warf sich zu Ende des 15. Jahrhunderts Giovanni Paolo Baglioni zum Oberherrn auf, ließ sich aber von Papst Leo X. nach Rom locken u. ward 1520 dort enthauptet. Darauf bemächtigten sich seine Söhne, Horazio und Malatesta, der Herrschaft von P., in der ihnen 1529 die Kaiserlichen folgten. Im Jahre 1708 wurde die Stadt vom Herzog von Savoyen erobert. Nachdem sie 1797 von den Franzosen besetzt worden, gehörte sie auf kurze Zeit zu der ephemeren römischen Republik. Im Jahre 1809 fiel sie an das neugeschaffene Königreich Italien und 1814 an den Papst zurück. In den Jahren 1832 u. 1838 litt sie sehr durch Erdbeben.

Perugino, Pietro, s. Vanucci.

Perurinde, s. v. a. Chinarinde.

Perusia, s. Perugia.

Perusinische Inschrift, die größte bis jetzt bekannte etruskische Inschrift, die 1822 auf einem Steinpfeiler zu Perugia entdeckt wurde. Ihrer Schriftart nach gehört sie in die jüngere Zeit der etruskischen Kunst. Vergl. Vermiglioli, Saggio di congetture sulla grande iscrizione etrusca, Perugia 1824.

Peruvianischer Balsam, s. Balsam.

Peruwels (Peruwelz), Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Tournay, hat beträchtliche Fabriken für Woll- und Baumwollmützen, Zucker, Glas, Leder, Serge, Wollspinnerei, Zwirnbleichen, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. 6580 Einwohner.

Peruzzi, Balthasar, berühmter Maler und Architekt, geboren 1481 zu Accajano bei Siena, kam frühzeitig nach Rom, wo er sich besonders Raphael zum Muster nahm, und versah mehre Gebäude, die dieser mit Malereien zierte, mit architektonischem Schmuck. Sein Talent in diesem Zweige der Kunst beurkundet vor Allem der Palast der Farnesina. Seine Oelbilder sind von großer Seltenheit; ebenso seine Staffeleigemälde. Eine Darstellung der drei Könige kommt in mehren Gallerien vor, aber nur als Kopie. Im Palaste Ranucci zu Florenz befindet sich von ihm eine Anbetung der Weisen, mit 59 Köpfen. In der bridgewater Gallerie ist die Anbetung der Könige aus der Gallerie Orleans, im Geschmacke Raphaels mit P.'s bekannten bizarren Zusätzen von Turbanen und andern wunderlichen Trachten, seinem übertrieben glühenden Farbenton und etwas gleichgültigen Köpfen; in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg ein Meisterstück der Architekturzeichnung, zwei Reihen großer Paläste darstellend. Auch als Architekt stand P. in hohem Ansehen. Er ward 1520 erster Baumeister der Peterskirche; doch kam sein Plan wegen Erschöpfung der päpstlichen Kasse nicht zur Ausführung. Bei der Eroberung Roms 1527 unter dem Connetable von Bourbon wurde er gefangen, aber, nachdem er das Bildniß des Connetable gemalt hatte, wieder freigelassen. Sein letztes architektonisches Werk war der Palast Massini, welchen er selbst nicht mehr beendigen konnte. Er † 1536 und wurde im Pantheon neben Raphael beigesetzt.

Pervigilium (lat.), bei den Alten die gottesdienstliche Nachtfeier, die zu Ehren einiger Gottheiten begangen wurde. Diese Vigilien wurden, da sie namentlich bei gewissen Mysterien und fanatischen Frauenvereinen, sowie bei den Bacchanalien Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, durch strenge Gesetze in Rom verboten und höchstens bei außerordentlichen Gelübden und Säkularfeiern nachgelassen. Ein wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. stammender lateinischer Hymnus an die Venus, unter dem Namen Pervigilium Veneris, wurde unter Andern von Orelli (mit dem Phädrus, Zürich 1831) und von du Méril („Poeseos popularis ante saec. XII latinae decantatae reliquiae", Paris 1843) herausgegeben und von Bürger in seiner „Nachtfeier der Venus" trefflich nachgebildet. Vgl. G. H. Heidtmann, De carm. lat. quod P. Veneris inscribitur, Greifswald 1842. Pervigilien sind jetzt s. v. a. nächtliche Feste, Schmausereien bis zum lichten Morgen.

Pes (lat.), Fuß.

Pesans, die gelben, braunen u. grünen Glaskorallen für den Handel mit den Negern.

Pesante (ital.), schwerfällig, gedehnt, schleppend.

Pesarese, Simone da, s. Cantarini.

Pesaro, Stadt in der Legation Urbino-Pesaro im Kirchenstaat, in sehr freundlicher Lage an der Mündung der Foglia ins adriatische Meer, mit antiker marmorner Brücke aus den Zeiten Tra-

jans oder Augustus' auf einer kleinen Anhöhe in einer hügeligen, anmuthigen Gegend, die vorzüglich gute Feigen hervorbringt, an der Hauptstraße von Rimini nach Ancona, ist mit Mauern umgeben und durch Basteien gedeckt, hat einen Marktplatz mit einer Marmorstatue des Papstes Urban VIII. und einem großen Springbrunnen, gerade Straßen mit großartigen, prachtvollen Palästen, 8 Kirchen, mehre mit ausgezeichneten Gemälden, und 10 Klöster. Die Stadt ist Sitz eines Governatore und eines Bischofs, besitzt ein Medaillenkabinet, ein Museum und eine Bibliothek von 15,000 Bänden, ein sehr schönes Theater, eine Sammlung alter Inschriften und Marmorbildwerke (darunter die bekannten Marmora pesaurentia im Palaste Aprico), eine Schule der Anatomie, der Thierheilkunde, der Zeichenkunst, einen botanischen Garten, eine Akademie der Wissenschaften, ein Seminar, eine Ackerbaugesellschaft, mehre öffentliche und Privatwohlthätigkeitsanstalten, darunter 2 Hospitäler, ein Irren-, ein Waisen- und ein Findelhaus 2c. Unter den Palästen zeichnet sich vor Allem der des Governatore aus, einst die Wohnung der Herzöge von Urbino aus dem Hause della Rovere, deren Hof der Sammelplatz der Dichter, Gelehrten und Künstler ihrer Zeit und deren Palast voll vorzüglicher Kunstschätze war. Sehenswerth sind noch die Paläste Passeri (mit einem Museum), Mazza (mit einer bedeutenden Majolikasammlung) und Abbati, und unter den Landhäusern, welche die umliegenden Anhöhen zieren, dasjenige, welches Karoline von England eine Zeit lang bewohnte. Der nur für kleine Schiffe zugängliche Hafen wird durch ein zur Zeit der Besitznahme von den Franzosen erbautes Fort vertheidigt. Von größern Gewerbsanstalten sind hier: Seidenfilatorien, Weinsteinraffinerien, Seidenwebereien, Fayence- und Majolikageschirrfabriken, Seilereien, Siegellackfabriken 2c. Der Handel ist ziemlich lebhaft und erstreckt sich auf Wein, Oel, Feigen, Seide, Leder, Häute, Seife, Käse, Eisen und Blei. Die Zahl der Einwohner (15,000, nach Andern 18,000) ist in raschem Zunehmen begriffen, seitdem die Sümpfe, welche die Stadt ehemals umgaben, ausgetrocknet worden sind. Die Umgebungen P.'s sind anmuthig und reich angebaut. Zwei Miglien von P. liegt auf dem Monte San Bartolo l'Imperiale, ehemalige Villa der Herzöge von Urbino, mit entzückender Aussicht, von den Malern Dossi und Raffaellino ausgeschmückt, von Tasso gepriesen, jetzt in Verfall. P. hieß zur Römerzeit Pisaurum u. war eine römische Kolonie. Vom Gothenfürsten Totila zerstört, ward es von Belisar wieder aufgebaut. Später zum ravennatischen Exarchat gehörig, wurde die Stadt vom König Pipin der römischen Kirche geschenkt. Kaiser Heinrich VI. schenkte sie mit der Mark seinem Großseneschall Marcovald; 1197 erkannte sie die Oberherrlichkeit des Papstes wieder an, ohne jedoch auf ihre Municipalverwaltung zu verzichten. Nachdem sie bis 1294 den Malatesta's unterthan gewesen, bemächtigte sich Galasso von Montefeltre derselben. Im Jahre 1324 erhielten jedoch die Malatesta's die Signorie über P. wieder. Später herrschten in P. die Sforza's u. dann die Herzöge de la Rovere, unter denen es der Mittelpunkt der italienischen Literatur u. von Tasso und Leonore d'Este häufig besucht war. Nach dem Aussterben dieses Hauses mit dem Tode des Herzogs Francesco Maria II. 1631 reklamirte Papst Urban VIII. dessen Herrschaften als heimgefallene Lehen. Von da an bildete die Vikarie von P. einen integrirenden Bestandtheil der dem katholischen Kirchenoberhaupte unmittelbar unterworfenen Länder u. theilte die Schicksale derselben. Im Jahre 1796 wurde P. von den Franzosen, im Dec. 1800 aber von den österreichischen Truppen unter Sommariva besetzt; dann gehörte es zum Königreich Italien bis zu dessen Auflösung.

Pesay (Pessey), Gebirgsortschaft im Königreich Sardinien, Herzogthum Savoyen, am rechten Ufer der Isère hoch in den Alpen gelegen, mit 1150 Einwohnern und einem bedeutenden Silber- und Bleibergwerke, dessen Erze in dem benachbarten Conflans geschmolzen werden.

Pescadores (Fischerinseln), asiatische Inselgruppe in der Straße zwischen Formosa u. dem Festlande von China, fast wüst, aber mit viel Schildkröten und Fischfang. Die größte Insel, Ponghu, nach welcher die Chinesen die ganze Gruppe benennen, hat einen guten Hafen mit Fort u. ist, wie einige andere Inseln der Gruppe, bewohnt.

Pescara, Fluß im Königreich Neapel, Hauptfluß der Abruzzen, entspringt im höchsten Theile der Apenninen in der Provinz Abruzzo ulteriore II unter dem Namen Aterno (Aternum), fließt zuerst in der Richtung von Norden nach Südosten, dann nördlich, nimmt von der Mündung des Gizio an den Namen P. an, wendet sich zuletzt nach Osten und Nordosten und mündet, an Chieti vorüberströmend, bei der Festung Pescara in das adriatische Meer. An seiner Mündung liegt die gleichnamige Stadt u. Festung, zur neapolitanischen Provinz Abruzzo citeriore gehörig, mit dem Titel eines Markgrafenthums, von dem Fluß in 2 Theile zerschnitten, welche durch eine Brücke mit einander verbunden sind. Sie hat 5 Kirchen, 2 Spitäler, einen Hafen, der für den besten aller Ankerplätze der Abruzzen gilt, Küstenhandel, Fischerei und 2900 Einw. P. steht an der Stelle des alten Ostia Aterni und war als befestigter Ort in spätern Zeiten von Wichtigkeit. Als 1707 der österreichische General Wenzel die Abruzzen unterworfen hatte, hielt sich die Festung P. bis Anfang September, wo sie endlich überging.

Pescara, Marchese de, s. Avalos.

Pescatori, Isola de (Isola Superiore), zum Königreich Sardinien gehörige Insel im Lago maggiore, eine der borromeischen Inseln, mit einem kleinen Fischerdorf.

Pesce Cola (d. i. Nikolaus der Fisch), ein als Naturschwimmer berühmt gewordener sicilianischer Taucher, der 4—5 Tage im Wasser zubringen konnte. Seine Natur war so amphibisch geworden, daß er Brustschmerzen bekam, wenn er einen Tag außer dem Wasser zubringen mußte, u. daß ihm sogar zwischen den Fingern eine Schwimmhaut gewachsen seyn soll. Er beschäftigte sich mit Aufsuchung von Korallen und Austern, von deren Verkauf er lebte. Als König Friedrich II. einst nach Messina kam und von P. hörte, wünschte er

von ihm den Meerstrudel der Charybdis untersuchen zu lassen. P. weigerte sich anfänglich, wagte aber doch das Unternehmen, als der König eine goldene Schale hinabwarf und ihm diese als Belohnung versprach, wenn er sie zurückbrächte. Der Versuch gelang, allein bei einem zweiten fand er seinen Tod. Alexander ab Alexandro in den „Dies geniales", Thomas Fazelli in seinem Buche „De rebus seculis" u. Athanasius Kircher geben diese Erzählung. Der aus Akten geschöpften Darstellung des letztern schließt sich fast durchgängig die schillersche Ballade „Der Taucher" an.

Pescennius Niger, römischer Kaiser 192 bis 193 n. Chr., der seinen Beinamen von der dunklen Farbe seines Gesichts erhielt, wird zuerst im Kampfe gegen die Völkerschaften jenseits Daciens genannt, verwaltete 192 unter Commodus Syrien und ließ sich auf die Nachricht von dem Tode des Pertinax und dem Kauf des Reichs durch Julian von seinen Truppen zum Kaiser ernennen. Bald wurde er im ganzen Orient, in ganz Griechenland, Thracien und Macedonien anerkannt, erhielt jedoch gleichzeitig an Kaiser Septimius Severus einen gefährlichen Gegner. Von diesem in mehren Schlachten besiegt, † er 193.

Peschawer, Provinz u. Stadt, s. Pischaur.

Peschek, Christian, nächst Adam Riese (s. d.) der bekannteste Rechenmeister der frühern Zeit, geboren den 31. Juli 1676 zu Zittau, † als Lehrer der Mathematik am dasigen Gymnasium den 28. Okt. 1747. Seine später von Andern verbessert herausgegebenen Rechenbücher haben den Vorzug großer Deutlichkeit. Am bekanntesten sind: „Kaufmanns- und ökonomische Rechnung" (Zittau 1732; 9. Aufl. 1745), „Allgemeine deutsche Rechenstunden" (das. 1734, verbessert u. vermehrt von Hainatz, das. 1801—9, 3 Bde.), „ABC der Rechenkunst" (neue Ausg. 1750).

Pescherähs (Pescheres), sehr schwacher südamerikanischer Volksstamm, auf beiden Seiten der Magellansstraße ansässig, hauptsächlich aber auf der durch die genannte Straße vom Festlande Südamerika's getrennten Inselgruppe Feuerland (Tierra del Fuego). Die P. verdanken ihren Namen dem Umstande, daß sie den ersten Seefahrern, mit welchen sie zusammentrafen, namentlich dem Weltumsegler Bougainville, beständig das Wort Pescheräh zuriefen, welches Freund bedeuten soll und woraus bei Einigen der Glaube entstand, sie vermöchten überhaupt nur dieses Wort zu sprechen. Im Allgemeinen sind sie vielleicht der häßlichste und auf der tiefsten Kulturstufe stehende Menschenschlag. Sie sind von kleiner Statur, haben dicke Köpfe, breite Gesichter, platte Nasen und stark hervorragende Backenknochen. Ihre Hautfarbe ist ein mattes, ins Kupfer- oder Rostfarbige spielendes Gelb. Ihre Kleidung besteht aus einem rohen Robben- od. Seelöwenfell, das mit einer Schnur am Halse befestigt u. höchstens durch einen Fischdarmgürtel zusammengehalten wird. Sie bemalen den Körper mit weißen, schwarzen und rothen Streifen oder Punkten. Einige errichten sich Hütten, oder vielmehr Lauben aus Baumzweigen und legen sie innen mit Robben- und andern Fellen aus. Zur Nahrung dient ihnen, was das Meer und die Jagd liefert, sowie einige Kräuter. Bogen und Pfeile verfertigen sie mit großer Zierlichkeit. Auch bedienen sie sich der Schleuder als Waffe. Außerdem haben sie noch Wurfspieße, welche 3½ Fuß lang und wie die Pfeile mit Kieselspitzen versehen sind, sowie eine Art Knochendolch. Ihre Kanots sind aus Baumrinde kunstlos zusammengefügt und innen mit Gras oder Haaren ausgestopft.

Peschiera, Stadt und Festung in der österreichisch-lombardischen Provinz Mantua, am Ausflusse des Mincio aus dem Südende des Gardasee's, in einer ungesunden Gegend, von Sümpfen umgeben, hat wegen seiner Lage an der Straße, die von Tyrol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, militärische Wichtigkeit. Es hat eine kleine, aber feste Citadelle, mit breiten Wassergräben u. Wällen, ein Zeughaus, einen kleinen Hafen, eine große und schöne Kaserne, ein Grenzzolleinnehmeramt, ein Arsenal für die Flottille des See's u. ein an die Festung anstoßendes verschanztes Lager für eine große Armee und 2500 Einwohner, die starke Fischerei treiben (daher der Name). Die Republik Venedig räumte den Ort 1796 beim Ausbruche des Krieges den Oesterreichern ein, was Napoleon als Verletzung der Neutralität ansah. Der österreichische General Beaulieu überließ P. aber nach der Schlacht von Lodi Bonaparte, welcher es durch den General Chasseloup in Vertheidigungszustand setzen ließ u. dadurch der Festung Mantua, als er diese hierauf belagerte, die Zufuhr von Tyrol und dem Gardasee her abschnitt. Ein wesentliches Hinderniß wurde der Verlust dieses Stützpunktes für Beaulieu's Nachfolger, Wurmser, als er wieder zum Angriff überging, u. noch mehr, als er sich über den Mincio zurückziehen mußte. Am 6. April 1799 kam P. in die Hände der verbündeten Russen und Oesterreicher; aber am 6. Jan. 1801 wurde es der cisalpinischen Republik einverleibt und gehörte dann bis 1814 zum Königreich Italien. Neuerlich ist der Platz mit seinen zwei vorgerückten Forts Mantella und Salvi besonders durch die Blokade und Beschießung von Seiten der Piemontesen unter Manno seit dem 10. April 1848, sowie durch die darauf folgende Kapitulation der Oesterreicher vom 31. Mai 1848, denen es jedoch schon am 14. Aug. 1848 wieder übergeben werden mußte, bekannt geworden.

Peschito (syrisch, d. i. einfach oder treu), Name der ältesten syrischen Bibelübersetzung des Alten und Neuen Testaments, die von jeher von den syrischen Christen in ähnlicher Weise, wie die Vulgata von den Katholiken oder Luthers Uebersetzung von den deutschen Protestanten, als der kirchlich sanktionirte Bibeltext angesehen worden ist. Die Uebersetzung sowohl des Alten als des Neuen Testaments ist aus dem Grundtexte geflossen und rührt von christlicher Hand her. Die des letztern fällt wahrscheinlich in die Mitte des 2., die des erstern in die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. Der Verfasser ist unbekannt, die einheimische Sage freilich nennt den Apostel Marcus oder Thaddäus, oder einen Schüler desselben. Das Neue Testament ist nicht vollständig darin enthalten; es fehlen die Offenbarung Johannis, der 2. Brief Petri, der 2. und 3. Brief Johannis und der Brief Judä. Ausga-

den sind: Editio princeps von Widmanstad (Wien 1555), von Trenellius (Genf 1569); dann in den Polyglottenbibeln von Paris (1645) und London (1657). Das Alte Testament allein ist herausgegeben von Lee (London 1823), das Neue Testament allein von Gutbier (Hamburg 1664), von Leusden und Schaaf (Leyden 1709), mit Varianten und Lexikon, von Lee (London 1816) und öfter auf Kosten der Bibelgesellschaft.

Pescia, Stadt im Großherzogthum Toskana, Hauptort des Thales von Nievole, nordwestlich von Florenz, am gleichnamigen Fluß, welcher rechts in den Arno mündet, ist Bischofssitz, mit Kathedrale, Kranken- und Armenhaus, Seidenspinnerei und Weberei, Töpferei, Papiermühlen, Obst- u. Olivenbau und 4000 Einwohnern.

Pescina, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, östlich am Lago Fucino, ist Sitz des Bischofs von Marsi, mit Kathedrale, mehren andern Kirchen u. Klöstern, hat ein Kastell, Handel mit Olivenöl, Wein, Honig, Häuten und 3000 (nach Andern 4500) Einwohner.

Pesco-Pagano, Flecken in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf einem Hügel am Ofanto, hat Fabrikation von wollenen und baumwollenen Zeuchen, Eisen- und Kupferwaaren und 4000 Einwohner.

Peseta (Pezeta), spanische und neapolitanische Silbermünze, deren 5 einen spanischen Piaster (Peso) ausmachen, an Werth $1^5/_8$ mexikanischen Silberrealen oder 4 Reales de Vellon in kastilischer Währung gleich, dem Gehalte nach = 9 Sgr., die mexikanische = $11^1/_4$ Sgr.

Peshawer, Provinz, s. v. a. Pischaur.

Pesne, Antoine, berühmter Bildnißmaler des 18. Jahrhunderts, geboren zu Paris 1684, erhielt den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, Thomas P., der ebenfalls Bildnisse malte, und begab sich dann nach Italien, wo er sich hauptsächlich in der Bildnißmalerei, daneben aber auch in der Historienmalerei ausbildete. Er verstand das Saftige und Markige des Pinsels der venetianischen Altmeister, Giorgione Barbarelli und Tizian, trefflich wiederzugeben. Nach Paris zurückgekehrt, war er der gesuchteste Porträtmaler. Als eins seiner vorzüglichsten Gemälde nennt man ein großes Familienbild des in Paris bei der Schweizergarde dienenden Obersten, Freiherrn von Erlach. Der berliner Hof ehrte den Künstler dadurch, daß er ihn zum Hof- und Kabinetsmaler, wie auch zum Akademiedirektor ernannte, worauf derselbe seinen beständigen Aufenthalt in Berlin nahm. Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Sanssouci u. a. enthalten eine große Zahl vorzüglicher Werke seiner Hand, namentlich die Familienbildnisse des königlichen preußischen Hauses, worunter einige treffliche von Friedrich dem Großen, dann auch mehre historische Gemälde und Plafonds, in denen die Zeitgeschichte des großen Helden illustrirt ist. Nach P. haben Daullé, Jeaurat, Petit, Wille u. And. schöne Blätter geliefert. Die königliche Gallerie zu Dresden besitzt von P. 6 Gemälde, darunter des Künstlers eigenes Bildniß, die Pinakothek zu München zwei: ein Mädchen mit dem Strohhut, und das Bildniß eines in Pelz gekleideten Malers.

Peso (span. und ital.), s. v. a. Stück, Gewicht, Name einer (P. Duro, Dollar) spanischen Silber- und Rechnungsmünze, s. Piaster; in Italien s. v. a. Gewicht, daher P. grosso, Schwergewicht, P. sottile, Leichtgewicht; auch ein bestimmtes Gewicht in Bologna und Brescia zu 25 Libbre, die Libbra von Bologna zu 361,85, von Brescia zu 320,812 Grammen.

Pessarium (lat.), s. Mutterkranz.

Pessimismus, Gegensatz von Optimismus (s. d.), diejenige Ansicht, nach der die Welt und Alles in ihr möglichst schlecht sey. Pessimist, Anhänger dieser Ansicht.

Pessinus, Stadt Galatiens, lag am südlichen Abhange des Gebirgs Dindymus und war die bedeutendste Handelsstadt des Landes u. Hauptsitz des Kults der Cybele, die hier den Namen Agdistis führte. Der reiche Tempel der Göttin, deren der Sage nach vom Himmel gefallenes hölzernes Bildniß die Römer nach einem Ausspruch der sibyllinischen Bücher nach Rom holen ließen, befand sich auf einem Berge vor der Stadt, u. die an ihm angestellten Priester, die Galli, standen in fast königlichem Ansehen. Unter den Römern fing die Stadt an zu sinken, obgleich sie unter Konstantin dem Großen die Hauptstadt der Provinz Galatia Salutaris wurde; seit dem 6. Jahrhundert verschwindet sie ganz aus der Geschichte. Ihre zum Theil prächtigen Ueberreste finden sich auf 3 Hügeln bei Belahazar oder Balahissar, 9—10 englische Meilen südöstlich von Sevrihissar.

Pest (lat. Pestis, Pestilentia, Beulen- od. Bubonenpest, Pestilenz), eine epidemische, großer Verbreitung fähige, kontagiöse, gewöhnlich fieberhafte Krankheit, welche sich vorzüglich durch ein eigenthümliches, specifisch entzündliches u. rasch in Eiterung übergehendes Ergriffenseyn der Lymphdrüsen unter den Symptomen eines typhösen Fiebers charakterisirt, vornehmlich in den Küstenländern um das Mittelmeer in Nordafrika, Westasien u. Südeuropa vorkommt u. vorzugsweise orientalische od. levantische P. genannt wird. Ueber das Alter der P. ist sehr viel gestritten worden, indem Einige die ersten geschichtlichen Erinnerungen großer und mörderischer Epidemien auf die Bubonenpest beziehen, während Andere das erste Erscheinen derselben in der von Thucydides beschriebenen, zu Athen 431 v. Chr. herrschenden Seuche und noch Andere erst in der justinianischen P. finden wollen, welche von 542—594 fast alle Länder des Römerreiches heimsuchte. Ob die ansteckenden, als P. bezeichneten Krankheiten, die im 7. Jahrhundert in Sachsen, 823 und 875 — 877 in ganz Deutschland hausten und dasselbe wieder im 11. und 12. Jahrhundert verheerten, die P. gewesen, ist zweifelhaft; im 13. Jahrh. brachten sie aber die Kreuzzüge aus dem Orient nach Europa. Auch später zeigte sie sich häufig hier in einzelnen Ländern, so 1419 in Sachsen, 1420 in Augsburg, 1429 in Leipzig, 1450 in Dresden, 1451 in Köln und Mecklenburg, besonders in Rostock, 1463 in Thüringen, 1472 in Sachsen und den Niederlanden; ferner sehr verbreitet im 16. Jahrh., wie 1504 in Sachsen, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm und Lübeck, 1557 zu Delft, 1573 zu Harlem, 1598 in Freiburg; im 17. Jahrh. 1635 und

1639 zu Nymwegen, 1665 u. 1666 in London und im übrigen Europa fast noch alle Jahre. In Sachsen kam sie 1680 zum letzten Male vor. Um diese Zeit errichtete man zuerst zur Verhinderung der Einschleppung und Weiterverbreitung allenthalben Quarantänen, die anfangs aber nicht streng genug gehandhabt wurden, so daß sich die P. 1711 und 1712 in Ungarn, 1715 in Wien und 1720 durch ein aus der Levante kommendes Schiff in Marseille und in die Provence einschlich. In der neueren Zeit, wo die Quarantäneanstalten immer mehr vervollkommnet wurden, verließ die P. nur ausnahmsweise ihr gewöhnliches oben bezeichnetes Gebiet; doch kam sie 1795 und 1796 in die Grenzländer der Türkei gegen Oesterreich, in denen sie sich bis auf die neueste Zeit mehrmals gezeigt hat, und 1816 nach Noja im Neapolitanischen.

Hinsichtlich des Charakters, unter welchem die P. auftritt, lassen sich sogleich 2 Hauptformen, eine gutartige und eine bösartige, unterscheiden. Erstere kommt in den Ländern, wo die P. endemisch ist, also in dem heutigen osmanischen Reiche, namentlich aber in Aegypten und Syrien, häufig vor und tritt als ein Drüsenleiden auf, welches kaum von einer merklichen Fieberbewegung begleitet ist, sich durch Entwickelung eines oder einiger Bubonen (Pestbeulen) unter mäßigen Schmerzen darstellt und oft schon am 4. Tage durch die Zertheilung der Geschwulst verschwindet. Bisweilen ist letztere hartnäckiger, fällt und steigt periodisch, oder geht auch selbst in eine leichte Eiterung über. Das Vorkommen solcher Fälle bezeichnet immer die Anwesenheit einer Pestkonstitution, welche entweder an und für sich mild ist und es bleibt, indem einige Zeit nach dem Auftreten dieser Form eine Veränderung in den Erkrankungsbedingungen eintritt, ehe ein höherer Grad des Leidens zum Ausbruch kommt; oder sie ist es bloß in ihrem Beginnen und entwickelt sich später stärker, indem auf die ersten gelinden Fälle andere von intensiverem Charakter, bald darauf tödtliche folgen und sich zuletzt eine vollkommene, mörderische Epidemie ausbildet. Die bösartige Form richtet sich wieder nach dem allgemeinen Charakter der Epidemie und wird danach eine nervöse, entzündliche und biliöse. Die beiden ersteren Arten werden unter folgende Symptome zusammengefaßt: Frostschauer, Kopfweh, mehr oder minder große Niedergeschlagenheit, Müdigkeit, taumelnder Gang, wie bei Berauschten, stumpfer Gesichtsausdruck, scheuer Blick, geröthete, injicirte Augen, schwerfällige Sprache, Gliederschmerzen, häufiges Athmen, Ekel, Erbrechen schleimig-galliger, später bisweilen schwärzlicher Stoffe, mit oder ohne Hitze und Brennen der Haut, häufiger zusammengezogener Puls, bisweilen stilles oder lautes Delirium, schreckende Träume, feuchte, weiße, am Rande rosenrothe Zunge, die nach dem 2. — 3. Tage trocken, dunkelroth, in der Mitte schwarz und rissig wird; rostige Zähne, zuweilen nach dem ersten Erbrechen Durchfall, rother, vollkommen blutfarbiger Harn, dessen Menge immer mehr abnimmt, bis diese Aussonderung zuletzt ganz stockt. Am 2.—4. Tage erscheinen Bubonen unter den Achseln, in den Weichen, am Halse, sowie Karbunkeln und Petechien, anhaltendes Delirium, Coma, worauf am 4.—5. Tage der Tod eintritt, oder bei günstigem Ausgange die Zufälle abnehmen, die Zunge und Haut wieder feucht wird und unter Verminderung der Pulsschläge, Zertheilung, Eiterung oder Verhärtung der Bubonen, Begrenzung der Karbunkeln, Verschwinden der Petechien, die Genesung am 5. oder 6. Tage beginnt. Die biliöse Form zeigt noch größere Heftigkeit aller Zufälle, Dumpfheit, äußerste Entkräftung, Taumeln, Schwindel, heftige, schnell wechselnde Anfälle von Frost und Hitze, Schmerzen und brennende Hitze in den Gliedern, kleinen, schnellen, zusammengezogenen, ungleichen Puls, kurzes, beschleunigtes Athmen, fast normale Hautwärme, feuchte, gallig überzogene, bisweilen bläuliche oder schwärzliche Zunge, die später heiß, trocken, zitternd wird, geröthetes Gesicht, mit stieren glänzenden Augen, galliges, gelbes, grasgrünes, bisweilen schwärzliches Erbrechen ohne Schmerz im Epigastrium (welcher auch in der nervösen Form zu fehlen pflegt), oft mit Petechien von dunkler Farbe, Stammeln, Irreseyn, Delirien, Aufhebung des Bewußtseyns, Angst, Betäubung und Tod. Alle diese Formen können in einander übergehen und verhalten sich der Heftigkeit der Epidemie, der Größe der Infektion und der Empfänglichkeit des befallenen Individuums gemäß. Die Höhe der Epidemie oder die größte Stärke der Infektion wird durch Fälle bezeichnet, wo es zu keiner Art von materiellen Bewegungen kommt, sondern die Kranken binnen 18—24 Stunden ohne Bubonen, Karbunkeln, oder selbst bei nur mäßigem Fieber, an welchem nichts charakteristisch ist, als die allgemeine Kongestion und die Angst und Unruhe des Leidenden, plötzlich sterben, ja wo sogar während einer nur kaum bemerkten Mattigkeit und Abgeschlagenheit ein Anfall von **Apoplexia pestilentialis** das Leben plötzlich beendet.

Seit den ältesten Zeiten, aus denen uns Nachrichten über große P.en bekannt sind, sehen wir dieselben am häufigsten im Gefolge von Heereszügen und Völkerbewegungen, in Begleitung von Kriegs- und Hungersnöthen auftreten. Der allgemeine Glaube macht öfters aufmerksam auf kosmische oder irdische Erscheinungen, Kometen und Erderschütterungen, Gestirnstellungen und Stürme oder Ueberschwemmungen; Meteore und Heuschreckenschwärme werden in näherer oder entfernterer Beziehung zur herrschenden Seuche dargestellt. Man kann indeß schwerlich behaupten, daß die P. aus solchen Vorgängen entstehe, wenn es auch möglich ist, daß dadurch dieselbe begünstigt oder eine bereits bestehende Epidemie dadurch unterhalten und weiter verbreitet werden könne. Die Akademie der Medicin zu Paris hat sich 1846 mit einer höchst genauen Untersuchung der P. beschäftigt. Wir heben aus deren Ergebnissen Folgendes hervor. Man hat die P. spontan entstehen sehen nicht allein in Aegypten, Syrien und in der Türkei, sondern auch noch in anderen Gegenden Asiens, Afrika's und Europa's. In allen Ländern aber, wo man die spontane P. beobachtet hat, konnte deren Entwickelung auf rationelle Weise bestimmten, auf einen großen Theil der Bevölkerung einwirkenden Ursachen zugeschrieben werden. Diese Ursachen sind besonders: die Bewohnung von angeschwemmtem oder morastigem

Lande in der Nähe des mittelländischen Meeres, oder in der Nähe gewisser Flüsse, des Nils, des Euphrats und der Donau; die Bewohnung niedriger, schlecht gelüfteter und überfüllter Häuser; eine feuchte und heiße Luft; die Einwirkung faulender, animalischer und vegetabilischer Substanzen, ungesunde und ungenügende Nahrung, großes physisches und moralisches Elend. Diese Bedingungen finden sich jährlich in Niederägypten vereinigt; die P. ist in diesem Lande endemisch, und man sieht sie daselbst fast jedes Jahr sporadisch und fast alle 10 Jahre epidemisch. Die Fortschritte der Civilisation und eine allgemeine und unablässige Anwendung der Gesetze der Hygiene können allein die Mittel gewähren, der Entwickelung der spontanen P. zuvorzukommen. Die P. verbreitet sich nach Art der meisten epidemischen Krankheiten, d. h. durch die Luft und unabhängig von dem Einflusse, welchen die Pestkranken ausüben können. Die Einimpfung von Blut aus der Vene eines Pestkranken oder vom Eiter einer Pestbeule hat nur zweideutige Resultate hervorgerufen; die Inokulation des Serums aus der Phlytäne eines Pestkarbunkels hat nie die P. hervorgebracht, und es ist daher nicht bewiesen, daß die P. durch Inokulation übergehen könne. Eine aufmerksame und strenge Prüfung der Thatsachen, wie sie die Wissenschaft darbietet, zeigt einestheils, daß in den epidemischen Herden die unmittelbare Berührung von Tausenden Pestkranker ohne Gefahr für Diejenigen geblieben ist, welche sich derselben in freier Luft, oder in gut ventilirten Orten aussetzten, andererseits beweist auch keine einzige strenge Beobachtung die Uebertragbarkeit der P. durch den alleinigen Kontakt mit den Kranken. Thatsachen in sehr großer Zahl beweisen vielmehr, daß Kleidungsstücke und andere Gebrauchsgegenstände, welche von Pestkranken benutzt worden waren, die P. auf Personen nicht übertrugen, welche ohne irgend eine vorhergehende Reinigung und sogar in einem Lande sich derselben bedienten, welches eben zu der Zeit oder ganz neuerdings unter dem Einflusse einer Pestkonstitution befindlich gewesen. Die Uebertragbarkeit der P. durch Waaren in Länder, wo die P. endemisch oder epidemisch ist, ist ebenfalls nirgends bewiesen. Die P. in den epidemischen Herden aber ist durch Miasmen übertragbar, welche die Pestkranken aushauchen, u. es ist unbestreitbar, daß die P. auch über die Grenzen epidemischer Herde hinaus übertragen werden kann, es geschehe dies in Schiffen auf der See oder in europäischen Pestlazarethen. Nichts aber beweist, daß die P. außerhalb epidemischer Herde durch unmittelbaren Kontakt übertragbar sey. Auch ist nicht konstatirt, daß die P. außerhalb epidemischer Herde durch die Habseligkeiten und Kleidungsstücke der Pestkranken übertragbar sey, eben so wenig, daß Waaren die P. über die Grenzen der epidemischen Herde hinaus fortpflanzen können. Die Klassifikation in unsern Quarantäneanstalten für empfängliche und nichtempfängliche Gegenstände beruht auf keiner Thatsache und auf keiner Erfahrung, welche Vertrauen verdienten. Das Studium der Mittel, womit man den Peststoff, den man in Kleidungsstücken und Waaren enthalten glaubt, zu zerstören sucht, ist und bleibt ganz ohne Bedeutung, so lange man nicht die wirkliche Gegenwart dieses Stoffes in jenen Gegenständen nachgewiesen hat. Die P. kann aber außerhalb der epidemischen Herde durch miasmatische Infektion, d. h. durch die mit Pestmiasmen erfüllte Luft fortgepflanzt werden und ist mehr oder minder fortpflanzbar je nach der Heftigkeit der Epidemie, je nachdem diese in ihrer ersten, zweiten oder dritten Periode sich befindet und je nachdem die exponirten Individuen disponirt sind. Auch die Pestkranken können dadurch, daß sie die Luft der Lokalitäten, in denen sie eingeschlossen sind, verderben, Infektionsherde bilden, welche die Krankheit weiter ausbreiten, und solche Infektionsherde, die sich einmal durch die Gegenwart eines oder mehrer Pestkranken am Bord eines Schiffes gebildet haben, können selbst auf große Entfernungen weiter gebracht werden. Bewegliche Herde aber können nicht die Ursache sekundärer Herde und dadurch großer Verbreitung der Krankheit werden, außer wenn sie da, wo sie hingekommen sind, die Entwickelung der der P. nothwendigen Bedingungen antreffen. Die gewöhnliche Inkubationszeit der P. beträgt 3—5 Tage; die Dauer dieser Inkubation scheint niemals 8 Tage überschritten zu haben. Wenn eine Gegend von der epidemischen P. ergriffen ist, so sind die Bewohner dem ausgesetzt, daß sie zuerst die Einwirkung der Pestkonstitution und sodann die Einwirkung von Seiten der Kranken auszuhalten haben. Die Isolirung schützt nicht vor der ersten, wohl aber vor der zweiten. Außerhalb der epidemischen Herde, deren Grenzen gewöhnlich leicht zu bestimmen sind, hat die Konstitution keine Einwirkung mehr; es bleibt alsdann nur der Einfluß der Pestkranken und der durch sie gebildeten Herde übrig, und die Isolirung ist in diesem letzteren Falle ein unfehlbares Mittel, sich vor jeder Gefahr sicher zu stellen.

Einer aufgeklärten und ausdauernden Anwendung der Gesetze der Hygiene ist es allein möglich, der P. durch Zerstörung ihrer schon angegebenen Ursachen, so weit sich dies nämlich bewerkstelligen läßt, in den Gegenden, wo sie endemisch herrscht, oder die in längeren oder kürzeren Zeiträumen immer wieder von derselben befallen werden, vorzubeugen, oder sie wenigstens in ihrer Heftigkeit und Ausdehnung zu beschränken. Gegen die Weiterverbreitung oder vielmehr Uebertragung der P. hat man schon zu Ende des 15. Jahrhunderts allenthalben Sperren und Quarantäneanstalten (s. d.) eingerichtet, die aber meist noch großer Verbesserungen fähig sind. Das zuverlässigste aller Mittel, sich vor Ansteckung zu schützen, ist die Ortsveränderung, welche aber freilich nicht ohne Rücksicht auf das Wohl der Umwohnenden gestattet seyn kann. Dann erscheint die freie Luftströmung für die individuelle Prophylaxis als das sicherste unter allen Schutzmitteln, indem sie Dasjenige, was in koncentrirterer Beimischung den Gegenständen die pesterzeugende Kraft gibt, verflüchtigt und zerstört. Das häufige Wechseln der Kleider und der Wäsche, die Reinlichkeit des Körpers und der Wohnungen, besonders in Bezug auf Lufterneuerung und Zulassung des Sonnenlichts, gewährt viele Bürgschaften der Unversehrtheit. Unter den vielerlei Specificis, die, wiewohl vergeblich, versucht wurden, erwarb sich der vielge-

rühmte Gewürzessig (Acetum aromaticum), den Namen Pestessig (Acet. pestilentiae), oder auch Vier-Spitzbuben-Essig (Vinaigre des quatre voleurs), letzteren, weil zur Zeit der verheerenden marseiller P. 4 Männer, gegen das Pestkontagium durch jenen Essig sich gesichert haltend, unter dem Scheine der Hülfeleistung die Pestkranken beraubten. Mehr Berücksichtigung verdient Bulards Bemerkung über den wahrscheinlichen Nutzen der Epispastika, indem man bei einer der stärksten Pestseuchen in Konstantinopel unter mehr als 40,000 Leichen nicht eine einzige gefunden haben soll, welche ein Blasenpflaster oder Kauterium (im Oriente ziemlich häufig gebrauchte Mittel) getragen habe. Es dürfte jedoch mit der Schutzkraft dieser Mittel sich schwerlich anders, als mit derjenigen der Oeleinreibungen verhalten, welche sich zuletzt doch auch nicht bewährt haben, so viel man auch anfänglich von der Integrität der Oelhändler sprach. Zu den bezeichneten direkteren Schutzmitteln kommen noch diejenigen, welche in der Vermeidung aller schwächenden, die Empfänglichkeit für die P. steigernden Einflüsse bestehen. Daher hütet man sich mit Recht vor Erkältungen, vor Unmäßigkeit, Ausschweifungen, übermäßiger Anstrengung. In Bezug auf Erhaltung einer gleichmäßigen Hautthätigkeit hat man auch den Gebrauch von Bädern empfohlen; indessen ist allerdings zu berücksichtigen, daß diese Mittel die Auffaugungsthätigkeit der Haut zu steigern geeignet sind, daß man bei allen Pestarten dem Wasser nur gegen den frischen Peststoff eine entgiftende Eigenschaft zuschreibt, und endlich, daß man die gemeinschaftlichen Bäder des Orients mehr als ein Vehikel der Verbreitung, denn als ein Verhütungsmittel der P. betrachtet. Immer ist die Vorsicht des Spoglio (gänzlichen Entkleidens) und der Lüftung höchst gerathen für alle Personen, welche in inficirten Räumen zu verkehren haben. Auch vermeidet man vielleicht mit Recht solche Kleidungsstücke, die als besonders giftfangend betrachtet werden, wie Pelze, haarige und rauhe wollene Zeuche, und gibt insbesondere den Leine, und der Seide den Vorzug. Unter die wirklich rationellen anempfohlenen Methoden, die aber auch eine große Verschiedenheit darbieten, gehören hauptsächlich folgende: Brayer fand Blutentleerungen in Konstantinopel sehr nützlich, Clot-Bey hat sie öfter, aber doch nur in gelinderen Formen angewendet, und zwar bis zu 2 Pfund täglich und selbst noch am 6. Tage der Krankheit mit Erfolg. Das Kalomel empfahl besonders Palloni. Kaltes Wasser innerlich soll nach Paris alle anderen Medikamente ersetzen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß bei dem bloßen Gebrauch dieses Getränks mindestens eben so viel Kranke genesen, als bei jeder andern allgemeinen Methode. Ein reizendes Verfahren durch flüchtig erregende Nervenmittel in dem Stadium der Prostration, vor dem Eintritte der Reaktionsbewegungen, ist von Einigen empfohlen, von Andern ohne großen Erfolg versucht worden. Die Brechmittel haben zu allen Zeiten einen hohen Rang unter den Pestmedikamenten eingenommen. Bei den allgemeinen Vorurtheilen der Türken gegen Brechmittel ziehen aber die dortigen Aerzte meist die Anwendung von Purganzen, selbst aus der Reihe der stärksten Drastika, wie Koloquinten, Scamonium, Jalappe rc., natürlich nicht zum Nutzen der Kranken, vor. Die schweißtreibende Methode ward neben der antiphlogistischen von Sydenham, Mead u. A. empfohlen. Zu den als specifisch bezeichneten Verfahrungsweisen gehören besonders noch die von G. Baldwin (1791) empfohlenen Oeleinreibungen, denen man eben sowohl eine kurative, als prophylaktische Wirkung zuschrieb und deren man sich besonders zu Tanger (1809) häufig bediente. Die Behandlung der Bubonen und Karbunkeln bildete bei vielen älteren und neueren Aerzten das Wesentliche der Pestbehandlung. Die Berücksichtigung derselben bei der allgemeinen Behandlung besteht hauptsächlich in Zeitigung und Reifung der Bubonen durch Kataplasmen, Oeffnung derselben nach gehöriger Schmelzung durch die Lanzette, nach Andern auch wohl in Anwendung von Blutegeln; bei Aelteren in vorzeitiger, augenblicklicher Spaltung des Bubo bei seiner Entstehung, einem jetzt mit Recht ganz verlassenen Verfahren, bei Andern im Auflegen von Thieren, Fröschen, Schildkröten, Sperlingen rc.; unter dem Volke, besonders in der Walachei, im Auflegen von Pferdemist rc. Die Karbunkeln behandelte man durch Kauterien, Skarifikationen, bei eingetretener Gangrän durch China rc. nach den allgemeinen Regeln. In neuester Zeit hat Bulard die Hervorrufung künstlicher Karbunkeln für ein wahres Heilmittel der P. erklärt. Vergl. Enrico di Wolmar, Ueber die P., Berlin 1827; K. J. Bornise, Die P. des Orients, das. 1827; Clot-Bey, De la peste observée en Egypte, Paris 1840; Frari, Della peste e della publica amministrazione sanitaria, Ven. 1840; Pruner, Die Krankheiten des Orients, Erlang. 1847; Simon, Nathan der Weise, oder die P. ist also doch kontagiös, Hamb. 1845.

Pestalozzi, Johann Heinrich, der einflußreichste Pädagog der neuern Zeit, wurde in Zürich geb. den 12. Jan. 1746, war der Sohn eines Chirurgen, welcher starb, als P. erst 6 Jahre alt war, u. eine Wittwe mit 3 Kindern in beschränkter ökonomischer Lage hinterließ. Da der Knabe von der Wiege an zart und schwächlich war, so wuchs P. als „ein Weiber- u. Mutterkind" auf, nach seinem eigenen Geständnisse aller Mittel und Reize zur Entwickelung männlicher Denkungsart und Kraft entbehrend. Doch traten reizbares Gefühl und lebhafte Imagination immer mehr als Eigenthümlichkeiten des Knaben hervor, während es ihm an verständiger Aufmerksamkeit, an Nachdenken, Umsicht und Vorsicht fehlte. Er lebte mehr in der Welt seiner Ideen, als in der wirklichen, und was immer sein gefühlvolles Herz berührte, ergriff auch sein ganzes Wesen. Als er später die öffentliche Schule seiner Vaterstadt besuchte, kam er zwar in Berührung mit seinen Mitschülern, blieb aber der ungewandteste und unbehülflichste unter allen. Einen mächtigen Eindruck machte die Lektüre von Rousseau's „Emil" auf ihn. Die häusliche wie die öffentliche Erziehung aller Stände erschien ihm jetzt als verfehlt, und nur in Rousseau's Ideen sah er das Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit der wirklichen Zustände. Die Vorstellung davon, was in dieser Rücksicht in seiner Vaterstadt zu thun nothwendig und möglich sey, brachte ihn

dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem er früher bestimmt war, zu verlassen und sich dem Studium der Rechte zuzuwenden. Aber in Folge seines angestrengten Studiums verfiel er in eine gefährliche Krankheit, zu deren Heilung ihm die Aerzte einen längeren arbeitsfreien Aufenthalt auf dem Lande anriethen. Dieser Vorschlag stimmte zu der Kur, welche Rousseau der an den Wissenschaften krankenden Welt vorgeschlagen, u. P. befolgte ihn daher in vollem Maße. Er warf die Bücher auf die Seite, verbrannte seine Manuskripte und ging zu einem mütterlichen Verwandten, Dr. Hetze, nach Richterschwyl und von da zu dem Landwirth Joh. Rud. Tschiffeli nach Kirchberg unweit Burgdorf im Kanton Bern. Bei diesem, der als Landwirth einen bedeutenden Ruf hatte und besonders durch seine Krapppflanzungen Aufsehen machte, wollte P. lernen, wie er seine Pläne zur Hebung des Landvolks verwirklichen könne. Als er erfuhr, daß bei dem Dorfe Birr, zwischen Lengburg und Brugg, eine große Strecke dürres Heideland feil sey, glaubte er hier den rechten Platz gefunden zu haben, wo er seine großen Pläne ausführen und praktisch zeigen könne, wie der Feldbau zu seiner alten Achtung zurückzuführen und in der Verbindung der Landwirthschaft mit Fabrikation und häuslicher Erziehung die Mittel zu finden seyen, um den Nachtheilen einer verkünstelnden Kultur entgegenzuwirken und das Volk aus seinem physischen und sittlichen Elend zur Sitteneinfalt zurück- und zu wahrer Kultur und wirklichem Glücke emporzuziehen. Es gelang ihm, ein reiches züricher Kaufmannshaus für seine Pläne zu gewinnen, und von diesem unterstützt kaufte er an 100 Morgen Wüstung bei Birr, errichtete daselbst ein Haus und nannte die Besitzung Neuhof (1767). Zwei Jahre später vermählte er sich, erst 24 Jahre alt, mit Agnes Schultheß, der Tochter eines sehr wohlhabenden Kaufmanns in Zürich. Bald aber brachen Leiden über das junge Ehepaar herein. Die angelegte Krapppflanzung gedieh nicht und das züricher Handelshaus, von dessen Gelde das Gut gekauft worden war, zog sein Kapital zurück. Dessen ungeachtet gab P. sein landwirthschaftliches Unternehmen nicht nur nicht auf, sondern beschloß auch noch, damit eine Erziehungsanstalt für arme Kinder zu verbinden. Der Plan zu einer solchen Anstalt, mit der er alsbald öffentlich hervortrat, gefiel in ökonomischer Hinsicht so sehr, daß er, obgleich man seiner praktischen Tüchtigkeit mißtraute, doch von Zürich, Bern und Basel her thätige Unterstützung seines Unternehmens fand und 1775 die neuhöfer Armenanstalt mit nahe an 50 Zöglingen eröffnen konnte. In einem Berichte über die Anstalt von 1778 gibt er als seine Ansicht an: „eine Erziehungsanstalt zu unternehmen, deren Erfolg gänzlich von der Arbeitsamkeit der zu erziehenden Kinder abhängen müßte". Im Sommer sollten die Kinder vornehmlich mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigt werden, während sie P. zugleich unterrichten wollte. Aber bald kam die Anstalt in Verfall, theils in Folge der Undankbarkeit der Kinder und Aeltern, theils in Folge von P.'s praktischem Ungeschick. Lange widerstand dieser dem Ungemache und der Armuth; er theilte seinen letzten Bissen mit seinen Kindern und lebte „wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben". Aber 1780 mußte er die Armenanstalt aufgeben. Seine Lage war jetzt eine sehr mißliche; oft fehlte es ihm in seinem schönen Landhause an Geld, Brod, Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen, und seine Frau, welche fast ihr ganzes Vermögen verpfändet hatte, verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. Doch vermochte weder das Mißgeschick, noch der Spott, den er darüber erfahren mußte, in P. das Vertrauen auf den Gehalt und die Ausführbarkeit seiner Ideen zu erschüttern. Unmittelbar aus dem äußeren Ruin seines Unternehmens trat er in der Schrift: „Abendstunden eines Einsiedlers", die 1780 in Iselins „Ephemeriden" erschien, zur Vertheidigung seiner Ideen auf. Frucht der vergangenen, sind diese Aphorismen zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre P.'s, Programm und Schlüssel seines pädagogischen Wirkens. Bald darauf erschien sein berühmtes Buch „Lienhardt und Gertrud" (4 Bde., Bas. 1781—89 u. ö.). Die Idee, welche diesem Buche zu Grunde liegt, ist die, daß nur durch eine bei allen Ständen tief eingreifende Verbesserung der Erziehung, welche die Gesammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder entwickle und der guten und frommen Gesinnung, sowie dem Können den Vorzug vor dem bloßen Wissen gebe, den Uebeln der Zeit abzuhelfen sey. Die Bildung des Volkes aber wollte der in der Mutterstube Aufgewachsene in die Hand der Mütter legen; sie sollte aus der Schulstube in die Wohnstube verpflanzt werden. Wenn P. bei den Versuchen zur Ausführung seiner Ideen großen Mangel an Geschick zeigte, so bewies er in „Lienhardt und Gertrud" eine bewundernswerthe Kraft, die liebevolle Sehnsucht seines Herzens den Herzen Anderer einzuflößen und für die Ideale zu begeistern, deren Verwirklichung ihm selbst nicht gelang. Ein anderes Buch, „Christoph u. Else" (Zürich 1782), sollte „der Versuch eines Lehrbuchs zum Gebrauche der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube" seyn. In demselben Jahre 1782 und dem folgenden gab P. „Das Schweizerblatt für das Volk" und die Abhandlung „Ueber Gesetzgebung und Kindermord" (Zürich 1783) heraus. In den Tagen der annähernden französischen Revolution verfaßte er die „Figuren zu meinem ABC-Buch", welche aber erst 1795 herauskamen und 1805 unter dem Titel „Fabeln" neu aufgelegt wurden. Sie beziehen sich vorzüglich auf damalige schweizerische Zustände und stellen mit Scharfsinn und Laune Mißbräuche und Verkehrtheiten in den damaligen Verhältnissen dar. Aber so wahr viele seiner Aeußerungen waren, so zog ihm doch sein lauter Tadel der Mißbräuche von vielen Seiten Feindschaft zu. Hatte man ihn früher als unbesonnenen Schwärmer, ja als einen Halbnarren verspottet, so wurde er jetzt als Revolutionär gehaßt. Allein sein politisches Streben war, wenn auch oft einseitig, durchaus nicht anarchisch, und er bekämpfte bald nachher revolutionären Despotismus mit derselben Kühnheit, womit er gegen veraltete Mißbräuche der Aristokratie aufgetreten war. Auch die Beseitigung der Gebrechen der Staatsverfassung zog er im pädagogischen Interesse und als

Mittel zur Begründung einer besseren Erziehung in den Kreis seiner Betrachtung. Reich an trefflichen Gedanken sind in dieser Beziehung seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" (Zür. 1797). Während dieser schriftstellerischen Thätigkeit von 1786—98 hatte P. sein äußerlich armes und gedrücktes Leben zu Neuhof fortgesetzt. Auch war er damals in den Illuminatenorden getreten, sagte sich aber, enttäuscht, davon bald wieder los. Von seinem übrigen Leben in dieser Zeit erfahren wir nichts Bemerkenswerthes, eine Reise ausgenommen, die er 1792 nach Deutschland unternahm und die ihn zu der Bekanntschaft mit Klopstock, Wieland, Herder, Jacobi, Göthe u. A. führte. Er besuchte dabei auch Schullehrerseminarien, fand sich aber wenig von ihnen befriedigt, namentlich widerstand ihm das künstliche Katechisiren. Er selbst war in dieser Periode mit pädagogischen Unternehmungen wenig oder gar nicht beschäftigt; selbst was er schrieb, war mehr philosophischen und politischen Inhalts und bezog sich nur mittelbar auf Erziehung. Als die französische Revolution, wie für die Schweiz, so für P. eine neue Epoche herbeiführte, schloß er sich an die neue Republik an, bot aber Alles auf, um das jakobinische Element in ihr niederzukämpfen. Er drang damals auf Rückkehr zur alten Ehrenfestigkeit und Frömmigkeit und gab in diesem Sinne, von der Regierung veranlaßt, ein „Schweizer Volksblatt" heraus. Legrand, einer der 5 Direktoren, welche an der Spitze der schweizer Republik standen, ging auf P.'s Pläne ein, und schon sollte P. im Aargau eine Erziehungsanstalt eröffnen, als ein Zwischenfall dies hinderte. Am 9. Sept. 1798 wurde Stanz in Unterwalden von den Franzosen verbrannt und der ganze Kanton verwüstet; in Folge davon trieb sich eine Menge verwaister Kinder verlassen und ohne Obdach umher. Daher forderte Legrand P. auf, sich der Verlassenen anzunehmen. P. kam dieser Aufforderung nach; seine Erlebnisse in Stanz hat er selbst in der Schrift „Pestalozzi u. seine Anstalt in Stanz" beschrieben. Das dortige Ursulinerkloster wurde ihm eingeräumt; er zog, einzig von einer Haushälterin begleitet, in dasselbe ein und sammelte allmählig bis 80 zum Theil älternlose, verwahrloste, mit Krätze und Grind behaftete, mit Ungeziefer beladene, 4—10jährige Bettelkinder um sich. Das Lernen suchte er, wie früher in Neuhof, mit den Arbeiten, die Unterrichts- mit einer Industrieanstalt zu verbinden; doch gab er den Elementarunterricht gesondert von dem des Arbeitens. Weil ihm andere Gehülfen fehlten, machte er den Versuch, Kinder durch Kinder unterrichten zu lassen, eine Weise, welche später durch Lancaster weit verbreitet wurde. Er war aber nicht bloß Lehrer und Erzieher von 80 Kindern, sondern zugleich Zahlmeister, Hausknecht und Dienstmagd und wäre den Anstrengungen unterlegen, hätten ihn nicht schon am 8. Juni 1799 die Franzosen befreit, welche, von den Oesterreichern gedrängt, nach Stanz kamen und die Nebengebäude des Klosters in ein Militärspital verwandelten. Er entließ daher die Kinder bis auf einige, welche er der Pflege eines Pfarrers anvertraute, und suchte bei der Heilquelle auf dem Gurnigel im berner Oberland Erholung. Kaum hatte er sich in etwas erholt, so ging er auf den Rath des Oberrichters Schnell nach Burgdorf im Kanton Bern. Hier erhielt er die Erlaubniß, in der sogenannten Lehrgottenschule zu unterrichten, in welcher 4—8jährige Kinder unter der obersten Leitung eines Frauenzimmers (Lehrgotte, d. h. Lehrpathin, genannt) im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten. P. verfolgte hier, so weit es ihm die Schulordnung erlaubte, seine in Stanz begonnenen Experimente im Elementarunterricht. Aber schon nach einem Jahre fühlte er seine Brust angegriffen und gab die Stelle auf. Bald darauf eröffnete er in Verbindung mit Krüsi und Tobler eine Erziehungsanstalt im burgdorfer Schlosse (1800), die bald solchen Erfolg hatte, daß sie nicht nur aus der Nähe und Ferne zahlreich besucht, sondern auch von der Regierung als öffentlie Anstalt anerkannt wurde u. die Lehrer kleine Besoldungen erhielten. Dazu kam noch die Zusicherung eines Privilegiums für die von P. angekündigten Elementarbücher und das Versprechen, daß ihm aus allen Gegenden der Schweiz Schullehrer sollten zugesandt werden, damit sie durch ihn in seiner Methode unterrichtet würden. Eben so viele Aufmerksamkeit erregte P. auch außerhalb der Schweiz. Aus allen Ländern Europa's wanderten Reisende, zum Theil von den Regierungen gesandt, nach Burgdorf. Ihre günstigen Berichte veranlaßten die Entstehung von Schulen und Seminarien nach pestalozzi'schen Grundsätzen nicht nur in Deutschland und Frankreich, sondern auch in Dänemark, Schweden, Rußland und sogar in Spanien. Im J. 1802 ging P., von zwei Distrikten zum Mitgliede der nach Paris geforderten Schweizerdeputation gewählt, nach Paris. Vor seiner Abreise veröffentlichte er „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat" (Bern 1802). Eine Denkschrift über das, was der Schweiz noth thue, übergab er in Paris dem ersten Konsul, welcher sie aber eben so wenig beachtete, als P.'s pädagogische Bestrebungen. Er könne sich nicht ins ABC-Lehren mischen, äußerte er. Da bald darauf (1803) die Kantonsverfassung wieder hergestellt und das Schloß Burgdorf von der berner Regierung zum Sitz eines Oberamtmannes bestimmt wurde, so mußte P. es mit seinem Institute am 22. Aug. 1804 räumen. Während seines Aufenthalts in Burgdorf schrieb P.: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten" (Bern u. Zürich 1801) u. „Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren" (das. 1803). In Gemeinsamkeit mit den übrigen Lehrern wurden abgefaßt und unter P.'s Namen veröffentlicht: „ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse" u. „Anschauungslehre der Zahlverhältnisse". Die berner Regierung räumte für P.'s Anstalt das Kloster München-Buchsee ein und ließ dasselbe hierzu einrichten. Da aber Ordnung in der Hauswirthschaft gerade die Eigenschaft war, welche P. am wenigsten besaß, so ging das Institut seiner Auflösung entgegen, weshalb die Lehrer der Anstalt Oekonomie und Direktion an Fellenberg, der nahe bei Buchsee, in Hofwyl, wohnte, übergaben. P. folgte darauf gern der

Einladung, welche von Iferten aus an ihn erging, und begab sich mit einigen seiner Lehrer und acht Zöglingen dahin; ein halbes Jahr später folgten ihm die übrigen Lehrer nach, denen, wie P. bemerkt, „das Regiertwerden sehr bald weit mehr als das Nichtregiertseyn unter meiner Regierungsunfähigkeit je mißfallen hatte". Mit dem Eintritt P.'s in Iferten (Yverdun) beginnt die Periode, in der P. und sein Institut eine europäische Berühmtheit erlangten, pestalozzi'sche Lehrer in Madrid, Neapel und Petersburg unterrichteten, der Kaiser von Rußland ihm persönlich sein Wohlwollen bezeugte und Fichte in P. und seinem Wirken den Anfang einer Erneuerung der Menschheit erblickte, während allmählig seine Anstalt selbst im Innern durch P.'s Unfähigkeit zu dirigiren u. praktische Untüchtigkeit, wie durch Entzweiung der Lehrer ihrem Verfalle entgegenging und dem Greise selbst die schmerzlichsten Kämpfe bereitete. Die Anstalt in Iferten war eine allgemeine Erziehungsanstalt für Kinder aus allen Ständen und sollte zugleich eine Anstalt für Lehrerbildung seyn. Auch P.'s Principien hatten eine weitere Begründung erhalten und allmählig in einem seiner Individualität fremden Boden Wurzel geschlagen. Er gehörte nicht mehr ganz sich selbst und seinen Ideen, sondern war mehr oder weniger in seinem Handeln wie in seinem Denken umsponnen von den Bestrebungen und Ansichten seiner Lehrer. Schon 1803 hatte er sich mit Niederer verbunden, einem Manne, der auf die ganze Richtung und Entwickelung des pestalozzi'schen Unternehmens einen entscheidenden Einfluß gewann. Ein anderer Lehrer, der auf die Anstalt in Iferten den größten Einfluß gewann, war Joseph Schmid aus Tyrol. Die Sprache, welche damals von Iferten aus über alle bisherigen Erziehungsgrundsätze und Methoden geführt wurde, nahm einen immer absprechenderen Ton an. In seinem Enthusiasmus und im Taumel über den raschen und außerordentlichen Aufschwung, den sein Institut in der öffentlichen Meinung nahm, stimmte P. selbst in diesen Ton um so eher mit ein, als er völlig unbekannt war mit Dem, was in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in Deutschland für Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens geschehen war. Jene Anmaßung sprach sich unter Anderem auch in der Ankündigung der Zeitschrift aus, welche in den Jahren 1807—11 unter dem Titel „Wochenschrift für Menschenbildung von H. P. und seinen Freunden" herausgegeben wurde. Nicht aber allein die Fülle von pädagogischen Fundamentalideen, welche in P.'s und seiner Freunde Schriften in die Welt traten, und nicht allein die Anpreisungen des Instituts, die, insofern sie übertrieben waren, auf P.'s Seite nur aus Selbsttäuschung hervorgingen, begründeten den außerordentlichen, europäischen Ruf der pestalozzi'schen Anstalt, sondern auch die Erfolge, welche der Unterricht in Iferten selbst erzielte, namentlich die fast zaubermäßige Fertigkeit, welche die Zöglinge unter Joseph Schmids Anleitung im Rechnen erlangten, und die Freiheit und Redefertigkeit, mit welcher sich die Kinder zu bewegen lernten, waren geeignet, die Gäste zu gewinnen, zum Theil zu blenden und zu der Ueberzeugung zu führen, daß ein großer Reichthum neu erfundener Unterrichts- und Erziehungsmittel in dem Schlosse zu Iferten Zinsen trage. Einen höchst wirksamen Empfehlungsbrief stellte Fichte der pestalozzi'schen Anstalt aus. In den „Reden an die deutsche Nation" (1808), in welchen er als das einzige Mittel zur Rettung des Vaterlandes aus seiner Versunkenheit eine Nationalerziehung forderte, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umschaffung des Menschengeschlechts bezeichnete, warf er die Frage auf: „an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung sich anknüpfen solle?" und antwortete: „an den von P. erfundenen, vorgeschlagenen u. unter dessen Augen in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang". Allmählig aber bildete sich auch eine Opposition gegen die pestalozzi'schen Ansichten und direkt gegen sein Institut. Diese fand bald ihren Weg in die Journale, und es wurde hier, namentlich in schweizerischen Blättern, ein von beiden Seiten sehr heftiger Kampf geführt. P. fing an zu fühlen, daß er auf Wegen wandle, die irre führen könnten. Aber andere Glieder des Instituts dachten ganz anders, und diese drangen gegen P.'s Willen mit der Meinung durch, daß das Institut seinen Werth in einer feierlichen Prüfung an den Tag legen sollte. Man wandte sich deshalb im Mai 1809 an die damals in Freiburg versammelte schweizerische Tagsatzung. Die Bitte ward gewährt, u. der Landamman d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Basel, Trechsel, Professor der Mathematik in Bern, und Pater Girard in Freiburg mit der Untersuchung, die im Nov. 1809 Statt fand. Pater Girards Bericht ward am 20. Mai 1810 der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. „Schade", so schließt derselbe, „daß die Gewalt der Umstände Herrn P. immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Absicht, der edlen Anstrengung, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beispiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängniß über einem Manne schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will." Im folgenden Jahre 1811 wurde P. von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, und damit hatte die Sache ihr Bewenden. Nach Publikation des Berichtes aber wurde die literarische Fehde über das Institut immer heftiger und widerlicher. K. L. von Haller hatte den Kommissionsbericht in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" recensirt und dabei das pestalozzi'sche Institut angeklagt, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Dagegen schrieb Niederer: „Das pestalozzi'sche Institut an das Publikum". Neu bearbeitet erschien diese Schrift 1812 unter dem Titel: „P.'s Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur". Gegen erstere Schrift schrieb Bremi in Zürich, gegen Bremi wiederum P. und Niederer. In Folge der ärgerlichen Zwistigkeiten unter den Lehrern wich zuletzt aller Segen von der Anstalt u. von P.'s Unternehmungen, und die letzten Lebens-

jahre des Greises wurden dadurch wahrhaft vergiftet. Im Jahre 1818 schloß Schmid mit Cotta einen Kontrakt zur Herausgabe sämmtlicher Werke P.'s. Es liefen bedeutende Subskriptionen ein. Der Kaiser von Rußland unterschrieb 5000 Rubel, der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 Gulden. Da erwachten in dem immer jugendlichen Geiste P.'s mit dem Feuer der Jugend neue Hoffnungen für sein Streben. Er bestimmte 50,000 französische Livres, „welche die Subskription abtragen werde", zu pädagogischen Zwecken und errichtete in demselben Jahre, zu seinem ursprünglichen Zwecke zurückgehend, eine Armenanstalt zu Cliedy, in der Nähe von Iferten. Im Jahre 1825 löste P. das Institut zu Iferten auf, nachdem dasselbe ein Vierteljahrhundert bestanden, und kehrte als fast 80jähriger lebensmüder Greis nach Neuhof zurück, wo er gerade vor einem halben Jahrhundert seine erste Armenanstalt angefangen hatte. In Neuhof schrieb er den „Schwanengesang" und seine „Lebensschicksale". Mit tiefem Schmerz blickt er darin auf so manche gescheiterte Unternehmung zurück und mit grenzenloser Offenheit legt er das Bekenntniß eigener Schuld vor der Welt ab, daß seine Unfähigkeit, das Steuerruder zu führen, die Schiffbrüche herbeigeführt habe. Im Mai 1825 ward er zum Vorstand der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach erwählt, deren ältestes Mitglied er war. Im folgenden Jahre las er noch der Kulturgesellschaft zu Brugg eine Abhandlung vor: über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ans 6. Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne. Er † zu Brugg im Aargau am 17. Febr. 1827. Bei klarster Kenntniß der Menschen ist P. unfähig, sie zu behandeln und zu regieren; er sieht die liebenswürdigen Ideale als Ziel seines Lebens vor sich, ist aber blind, wenn er den Weg zu diesen Idealen finden und zeigen soll. Er ist voll großer Gedanken, aber ergreift oft das diesen Gedanken Entgegengesetzteste und Widerstrebendste. In seinem „Lienhardt u. Gertrud" malt er mit unverkennbarer Liebe und im Gefühle der großen praktischen Bedeutung die schöne Ordnung des Haushaltes; aber Niemand war ferner von einer reinlichen, haushälterischen Existenz als er. Mitleiden mit den Armen und Verlassenen, eine heiße Sehnsucht, ihnen zu helfen, zieht sich durch die Seelenstimmung seines ganzen mühevollen Lebens; aber immer wieder läßt er sich von dem Wege ableiten, den eigentlichen Armen im Volke zu helfen, und während er von tiefem Widerwillen gegen die Aristokratie der Bildung erfüllt ist, hilft er dieser Aristokratie in seinem eigenen Institute neue Fundamente legen. Sein Geist ist höchst produktiv an tiefen Ideen, aber arm in der Erfindung der alltäglichsten Mittel der praktischen Ausführung. Die Liebe zu dem armen verlassenen Volke ist seines Herzens Leidenschaft, ihr Feuer entzündet in ihm einen starken Zorn gegen Alles, was seinem Liebesstreben in den Weg tritt; aber es fehlt seiner Liebe der Zügel der Ueberlegung. Wenn aber auch alle seine äußern Werke unter seiner unglücklichen Hand wieder zerfielen, so ist doch dies seine große That, daß er die Pädagogenwelt nöthigte, das Ganze ihrer Aufgabe von Neuem ins Auge zu fassen, über das Wesen und die Bestimmung des Menschen nachzudenken, wie über den Weg, um ihn von Kindheit auf dieser Bestimmung zuzuführen. Er hat hierfür fast durch ganz Europa hin und namentlich in Deutschland einen Anstoß gegeben, der in seinen Wirkungen noch bis in unsere Tage herüberreicht. P.'s Werke erschienen in einer Gesammtausgabe von 15 Bänden, in Tübingen bei Cotta, 1819—26. Im Jahre 1834 erschienen „P.'s mundirte Briefe und letzte Schicksale". Vgl. Biber, Beitrag zur Biographie H. P.'s, St. Gallen 1827; Blochmann, H. P., Züge aus dem Bilde seines Lebens u. Wirkens, Leipz. 1846; Christophel, P.'s Leben und Ansichten, Zürich 1846.

Pesteln, starke in die Erde geschlagene, oben mit Löchern versehene Pfähle, durch welche Stangen gesteckt werden, um so eine Einhägung zu machen. Sollen die P. dauerhaft seyn, so müssen sie von Akacienholz gefertigt, 2 Fuß hoch gebrannt und mit Blech beschlagen seyn, damit sie der Fäulniß widerstehen.

Pestessig, s. Pest.

Pesth (Pestum, Pestinum), österreichisch-ungarische Gespannschaft, Kreis diesseits der Donau, zwischen dieser und der Theiß, grenzt im Nordosten an die heveser, im Osten an die csongrader Gespannschaft, im Südosten an Kleinkumanien, im Süden an die bacser und baranyer Gespannschaft, im Westen an die tolnaer, stuhlweissenburger, komorner, graner und honther und im Norden an die neograder Gespannschaft. Das Land bildet kein geschlossenes Ganzes, sondern schließt mehre Theile von Kleinkumanien in sich, hat 2 Enklaven im Gebiete der Jazyger und einen Flächenraum von 191,4 (nach Andern 183) □Meilen mit 2 Städten, 22 Flecken, 165 Dörfern, 154 Prädien und 517,500 Einwohnern. Diesseits der Donau ist das Land eine weite, unübersehbare Ebene, die bei Waitzen beginnt, mit nackten unfruchtbaren Sandfeldern um den Fluß Tapio, um Pesth, Czegled, Oerkeny, Ketskemet, Izsak, Klein-Körös und Badkert und mit großen Sümpfen südlich von Oltsa bis Baja, zwischen Klein-Körös und Hojos (der Sumpf Oerjeg), auf der Donauinsel, zwischen Solth und Pataj. Nur Ein Gebirgszweig ist in diesem Flachlande; derselbe erhebt sich aus dem Naszal, zieht sich bis Gödöllö und verliert sich um Pezel in die Ebene. Gebirgig ist aber der Landestheil jenseits der Donau, mit den Bergen Pilis, Uröm, Szent Pal, Abraham, Johannisberg, Blocksberg an der Donau bei Ofen, den durch den Weinbau berühmten ofener Gebirgen. Flüsse sind: die breite, wasserreiche Donau, die sich unterhalb Wissegrad in 2 Arme scheidet und die St.-Andreer-Insel (3½ □Meilen lang), Haseninsel (Alt-Ofen gegenüber), Tsepel- (Csepel-) Insel (unterhalb Pesth, 6 Meilen lang), Gemenze-, Rezet-, Gogany- und andere Inseln bildet; die langsam fließende, fischreiche Theiß, Zagywa (mit dem Galga), Rakos, Hajta, Groß- und Klein-Tapio. Unter den Mineralquellen sind die schon den Römern bekannten und auch von den Türken benutzten ofener Bäder die berühmtesten. Unter den Ebenen ist das Rakosfeld am linken Donauufer zu nennen, auf welchem die Ungarn bis zu den Zeiten König Lud-

wigs II. sehr häufig ihre Landtage hielten. Der Boden ist von verschiedener Beschaffenheit, fruchtbar um Kolotsa herum, sowie in den mit Anhöhen u. Hügeln bedeckten Strichen, dagegen unterhalb Waitzen von der Donau fast bis zur Theiß, sowie zwischen der Donau und Theiß größtentheils sandig und oft wegen Flugsandes unfruchtbar. Das Klima ist ebenfalls sehr verschieden, am gesundesten zwischen den Bergen, an den Sümpfen dagegen fieberhaft. Im Sommer ist die Hitze, besonders wenn anhaltende Südwinde wehen, oft sehr drückend, die Nächte sind dagegen kühl. Im Winter durchwehen die flachen Theile heftige Winde, die, wenn sie von Osten kommen, einen hohen Grad von Kälte mit sich bringen. In der Umgebung von Ofen richten Wolkenbrüche zuweilen entsetzliche Verwüstungen an. Unter den Bodenerzeugnissen nehmen die Getreidearten (Weizen, Mais, Hirse ꝛc.) den ersten Platz ein; Gemüse wird wenig gebaut, Obstfrüchte sind schlecht, Melonen aber sehr schmackhaft. Bedeutend ist auch der Weinbau, namentlich um Ofen. Holz mangelt, daher Schilfrohr, Stroh und selbst getrockneter Hornviehmist als Brennmaterial benutzt werden. Die meisten Waldungen, die im Ganzen 414,440 Joch einnehmen, finden sich noch in den nördlichsten Theilen der Gespannschaft. Auf den Weiden (208,211 Joch) weiden große und zahlreiche Heerden von Schafen, Rind- und Borstenvieh. Die Donau und die Theiß sind sehr reich an Fischen, worunter sich besonders die Hausen durch ihre Größe (bisweilen 10—15 Centner schwer) auszeichnen; außerdem finden sich Karpfen, Hechte, Aale, Welse und andere Fischarten in Menge. Von Vögeln gibt es Kraniche, Störche, Trappen, Schwäne und andere Wasservögel. Das Mineralreich ist nicht bedeutend vertreten; die Ebene leidet sogar Mangel an Bausteinen. Hauptbeschäftigung der Bewohner sind Ackerbau und Viehzucht. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf die Städte Pesth und Ofen; der Handel ist sehr lebhaft und wird durch die Donaudampfschifffahrt befördert.

Die gleichnamige **Hauptstadt** daselbst, königliche Freistadt, die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns, liegt am linken Ufer der Donau, der Stadt Ofen, mit welcher sie gleichsam eine Doppelstadt (**Buda-Pesth**) bildet, gerade gegenüber, seit 1848 durch eine Kettenbrücke damit verbunden, auf einer sandigen Fläche. Die Stadt hat etwa 3 Stunden im Umfange u. zerfällt in 5 Stadttheile, in die innere Stadt und in die 4 Vorstädte: Leopold-, Theresien-, Joseph- und Franzensstadt. Die **innere** oder **alte Stadt** liegt der Raizenstadt von Ofen gegenüber, ist unregelmäßig gebaut, alt, schlecht gepflastert u. erst in der neuesten Zeit mit unterirdischen Abzugskanälen versehen worden, doch findet man auch in ihr mitunter einige schöne Gebäude. Unter den Vorstädten zeichnet sich die **Leopoldstadt** (auch **Neustadt**), der nördliche Theil von P., aus, die 1786 nach einem regelmäßigen Plane angelegt ward u. in lauter längliche Vierecke getheilt ist, welche durch breite, gerade Straßen von einander getrennt werden. An die Leopoldstadt schließt sich die **Theresienstadt** an, die von jener durch die überaus lebhafte Waitznerstraße getrennt u. meist von Juden bewohnt wird. Südlich hinter derselben liegt die **Josephstadt** zwischen der und der **Franzensstadt** die nach Siebenbürgen führende Straße sich hinzieht. Alle 4 Außenstädte haben meist regelmäßige und breite Straßen und erinnern durch ihre weitschichtige, häufig auf das Erdgeschoß beschränkte Bauart und durch die inmitten liegenden großen Hofräume und Gärten an die Jugend der in freier Ebene sich ausdehnenden Stadt und an die Nachbarschaft des Orients. Thore, Ringmauern, Wall und Graben der Altstadt sind in Folge der Vergrößerung gänzlich weggerissen, geebnet und überbaut worden. P. zählt 2 große und 10 kleine Plätze und mehr als 200 Straßen und Gassen. Unter den **öffentlichen Plätzen** sind die ausgezeichnetsten: der neue Marktplatz in der Leopoldstadt, welcher zur Zeit der Jahrmärkte der Mittelpunkt des Handelsverkehrs ist, u. der Kai, längs der Donau, mit prachtvoller Aussicht auf den Strom und das gegenüberliegende Ofen und mit stattlichen Gebäuden geziert. An ihn schließt sich jenseits der Schiffbrücke den Strom hinab der Promenadeplatz an, ebenfalls durch Schönheit seiner Umgebungen ausgezeichnet. Schöne Gebäude enthält auch der Josephsplatz; den Franciskanerplatz zeichnet das Gebäude der Curia regia, den Theaterplatz das Dreißigstgebäude aus. Der große Servitenplatz bildet einen der lebhaftesten Stadttheile. Unter den **Straßen** ist die Herrengasse die schönste, voll großartiger Gebäude und eleganter Kaufläden. Durch ihre Lebhaftigkeit zeichnen sich die Waitzner- und Schlangengasse, durch ihre Länge die Landstraße aus. Merkwürdig ist das Baron-Brudern- oder Pariser-Gäßchen, das, 200 Fuß lang, ganz nach Art der pariser Passagen gebaut, mit Portalen geschmückt, mit Glas gedeckt ist und 32 elegante Verkaufslokale enthält. P. zählt nur 10 katholische und 2 griechische **Kirchen**, 1 evangelisches und ein reformirtes Bethaus u. 2 große Synagogen. Unter den katholischen Kirchen sind bemerkenswerth: die großartige Universitäts- (Pauliner-) Kirche in der ketskemeter Gasse, mit 2 hohen, schönen Thürmen und herrlichen Freskogemälden; die im altdeutschen Styl erbaute Pfarrkirche der Altstadt, zu Mariä Himmelfahrt, mit der Façade gegen die Donau gekehrt, mit dem kostbaren Grabmal des 1804 gestorbenen ungarischen Feldzeugmeisters Baron Kray; die griechisch-walachische Kirche, durch Architektur und reiche Goldverzierungen im Innern ausgezeichnet; die Piaristenkirche, die Kirche der englischen Fräulein ꝛc. Die Stadt hat 5 **Klöster**, nämlich ein Serviten-, Piaristen- und Franciskanerkloster, ein Kloster der englischen Fräulein und ein Kloster der grauen Schwestern, und ist in 5 katholische Pfarrbezirke getheilt; außerdem haben noch die Griechen 2 und die Illyrier 1 Pfarrer und die Juden einen Rabbiner. Unter den übrigen **öffentlichen Gebäuden** sind die ausgezeichnetsten: das große Invalidenhaus in der innern Stadt, 1727 unter Kaiser Karl VI. aufgeführt, mit einem Umfang von 470 Klaftern, mit schönen Façaden von außen und 4 geräumigen Höfen; das josephinische Gebäude (Neugebäude) in der neuen Stadt, aus 4 durch Courtinen mit einander verbundenen Pavillons (mit 311 Sälen und Zim-

mern und 77 Küchen) bestehend, welche einen Flächenraum von 22,500 □Klaftern einschließen, unter Kaiser Joseph II. begonnen, gegenwärtig als Artilleriekaserne benutzt und mit dem dazu gehörigen Artilleriemagazin zum Hauptgeschütz- und Munitionsdepot für ganz Ungarn bestimmt; die große Grenadierkaserne; das Komitatshaus, besonders wegen des großen Saales bemerkenswerth, in welchem die Komitatskongregationen gehalten werden; das Theater, das mit dem Redoutengebäude ein von allen Seiten freistehendes Bauwerk bildet; das Handelsstandsgebäude; das Ludoviceum, durch seine Lage auf dem höchsten Punkte der Stadt imposant, mit Reitschule und Park, 1837 vollendet und zu einer Nationalerziehungsanstalt bestimmt. Andere ansehnliche öffentliche Bauwerke, aber schlicht oder in alterthümlichem Geschmack gebaut, sind: das Universitätsgebäude, das Rathhaus, das Lagerspital, das Bürgerspital, das Piaristenkollegium, der Wurmhof, das pfeffersche Badhaus &c. Die schönsten und größten Privatgebäude befinden sich in der neuen Stadt, zumal am Donauufer und am neuen Marktplatze; unter ihnen zeichnen sich am meisten aus: das große chemnitzersche Haus, die Paläste der Grafen Festetics, Uermenyi, Horvath, Czirakv, Karolyi, Almasy &c. In P. (Ofen) haben folgende Behörden ihren Sitz: der Militär- und Civilgouverneur, Erzherzog Albrecht, die Statthaltereiabtheilung des pesth-ofener Distrikts, die Landesfinanzdirektion, die k. k. Gewerbe- und Handelskammer, die Komitatsbehörde, das Appell- und Landes-, Handels- u. Wechselgericht, die Urbarialentschädigungskommission, das Hauptzoll-, Stempel-, Versatz-, und Telegraphenamt. Als städtische Behörden wirken der Magistrat und Gemeinderath mit einem von der Regierung ernannten Bürgermeister an der Spitze. An der Spitze der wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten steht die 1635 von dem Erzbischof von Gran und Primas des Reichs, Kardinal Peter von Pazmany, mit einem Fonds von 100,000 Fl. in Tyrnau gestiftete Landesuniversität, welche anfangs von den Jesuiten verwaltet, nach Aufhebung des Jesuitenordens durch einen Theil seiner Güter bereichert, von der Kaiserin Maria Theresia durch die Abtei Földvar und von Kaiser Franz II. durch die Propstei Thurolcz und die Hälfte der Propstei Bozok dotirt, 1777 nach Ofen und 1784 von da nach P. verlegt wurde. Ihr Gebäude ward 1786 von Kaiser Joseph II. erbaut. Sie hat 4 Fakultäten, 16 philosophische, 8 theologische, 11 juridische, 15 medicinische Lehrer und gegen 1000 Studirende und ein jährliches Einkommen von 70—80,000 Gulden. Mit ihr sind verbunden: eine 1786 gegründete Thierarzneischule, ein großes Generalseminarium (Priesterhaus) mit etwa 60 Alumnen, eine Bibliothek von 72,600 Bänden und 1400 Manuskripten, eine vorzügliche Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen, ein botanischer Garten, ein Naturalien- und ein physikalisches Kabinet, eine große Universitätsbuchdruckerei, die sich in Ofen befindet, ein anatomisch-pathologisches Museum, ein chemisches Laboratorium, ein numismatisches Kabinet und eine Sammlung von Alterthümern, ein Klinikum &c. Andere Unterrichtsanstalten sind: die Militärschule im Ludoviceum mit 488,000 Gulden Fonds für 120 unentgeltliche und 80 zahlende Zöglinge, ein Piaristen- und ein evangelisches Gymnasium, eine Nationalfechtschule, eine städtische Normalschule (ebenfalls im Piaristenkloster), Realschule, ein Institut der englischen Fräulein, 8 andere katholische Pfarrschulen, 2 griechische Trivialschulen, eine protestantische Schule, besondere Elementarschulen der Deutschen, Ungarn, Illyrier, Juden, Walachen, eine Handlungsschule, 2 Kleinkinderbewahranstalten, 2 Schwimmschulen (darunter eine große Militärschwimmschule). Getrennt von der Universität besteht das ungarische Nationalmuseum, das 1802 durch reiche Stiftungen von dem Grafen Franz von Szechenyi begründet und durch Beiträge aus allen Theilen des Reichs fortwährend vermehrt wurde, mit einer Bibliothek von 20,000 Bänden u. 2000 Handschriften, einer vollständigen Sammlung von Münzen der ungarischen Könige, einer Mineraliensammlung und einem zoologischen und ornithologischen Kabinet, einer Menge von Alterthümern und Fossilien, einer technischen Sammlung, einer Porträtsammlung berühmter Ungarn, einer Produktensammlung &c. Auf die Beförderung der geistigen Kultur hat auch die 1827 durch die Grafen Stephan Szechenyi, Abraham Vay, Georg Andrasy und Georg Karolyi mittelst reicher Subskriptionen gegründete und noch in demselben Jahre vom Reichstage mit 160,000 Gulden Fonds dotirte Gesellschaft der Wissenschaften (Tudományos Tórsaság) und der Verbreitung der magyarischen Sprache großen Einfluß, indem sie bemüht ist, die Sprachschätze Ungarns an den Tag zu ziehen, die magyarische Sprache zu veredeln und vom fremden, vorzüglich deutschen Einflusse unabhängig zu machen. Außerdem bestehen eine 1829 zur Veredelung der Viehzucht in Ungarn gestiftete Gesellschaft, ein landwirthschaftlicher Verein mit einer trefflichen Rebenschule am ofener Gebirg, ein ungarischer Kunstverein, der öffentliche Ausstellungen der Kunsterzeugnisse veranlaßt, ein Musikverein mit Konservatorium, Marastoni's Malerakademie und einige ausgezeichnete Privatsammlungen. Unter den letztern sind besonders bemerkenswerth: die Bibliothek des Herrn von Jankovich, mit welcher auch eine sehr interessante Münz- und Antikensammlung verbunden ist; die Modell- und Maschinensammlung des Barons von Brudern; dann die Bibliotheken des Grafen Teleky, der Herren von Horvath, von Koltsar &c. Außerdem hat P. noch 3 Buchdruckereien, 6 Buch- und 3 Kunsthandlungen, eine Antiquarhandlung &c. Es erscheinen in P. zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, und viele Schriftsteller haben hier ihren bleibenden Wohnsitz. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt P. ein 1842 gegründetes Blindeninstitut, einen wohlthätigen Frauenverein, das große Rochuskrankenhaus oder Bürgerspital (mit 2 kleinern Filialhospitälern), mit 300 Betten und einer Irrenbewahr- und Impfanstalt, ein Militärkrankenhaus mit 300 Betten, mit dem von Karl VI. gegründeten Invalidenhaus für 2000 Mann verbunden, ein Kinderkrankenhaus, ein jüdisches Krankenhaus, ein Spital der Griechen, ferner ein städtisches Armeninstitut mit bedeuten-

dem Fonds, ein Karolineninstitut, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Versetzamt, eine Kinderbewahranstalt, einen Krankheits- und Leichenverein, einen Ausstattungsverein 2c. Die Zahl der **Einwohner** von P. beträgt mit Einschluß der Garnison und der Fremden gegen 130,000, darunter über 20,000 Juden. Der Stammverschiedenheit nach sind die Einwohner meist Deutsche (oder doch Mischlinge), dann Magyaren, Raizen, Juden, Griechen, Slowaken und Türken. Diese verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung sind hier weit weniger durch Religion u. Nationalität von einander getrennt, als in andern Städten Ungarns. Im Mittelstande u. im amtlichen Verkehr herrscht die deutsche, in den literarischen und adeligen Kreisen die magyarische Sprache vor. P. ist der größte **Industrie- und Handelsplatz** Ungarns. Seiden-, Baumwollen-, Tuch- und Kotzenwebereien, viele Gerbereien, Tabak- u. Oelfabriken, Branntweinbrennereien, zahlreiche Gold- u. Silberarbeiter, Drechsler, Meerschaumschneider, Czismen- u. Handschuhmacher u. andere Handwerker und Modefabrikanten, die sich zum Theil aus Wien hier ansässig gemacht haben, produciren die mannichfaltigsten Gegenstände des Nutzens und des Luxus. Nächst Wien hat P. unter den Donaustädten den bedeutendsten Handel. Jährlich werden 4 große Jahrmärkte oder Messen gehalten, die jedesmal 14 Tage dauern und zu den ersten Märkten der Welt gehören. Bekannt sind auch die pesther Wollmärkte; 1852 wurden gegen 110,000 Centner Wolle abgesetzt. Die bedeutendsten Geschäfte aber werden in Fabrik- u. Kolonialwaaren, sowie in Landesprodukten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Tabak, Honig, Wachs, Häuten, Knoppern, Bauholz 2c. gemacht. Auf der Donau kommen bisweilen zu einem Markt allein 50—60,000 Eimer Wein. Die Zahl der anlangenden Fahrzeuge beläuft sich jährlich auf 8000. Am lebendigsten war der Verkehr 1805—11, wo die Kontinentalsperre den Kolonialwaarenhandel von Thessalonich u. Brody aus durch Ungarn leitete; seit dieser Zeit litt der Handel besonders durch die drückenden Ausfuhrzölle. P. besitzt eine Filiale der wiener Nationalbank, eine Börse, ein Wechselgericht u. eine Nationalsparkasse für Ungarn u. die Nebenländer; 1842 wurde die pesther ungarische Kommercialbank errichtet; die Errichtung einer Kredit- und Hypothekenbank erhielt 1844 die königliche Sanktion. Die pesther Lloydgesellschaft zur Förderung der Handels- und Industrieinteressen gibt seit 1854 ein eigenes Blatt, den „Pesther Lloyd", heraus. Das Fallen der österreichischen Zollschranken, der Fortbau der Südostbahn in der Richtung nach Szegedin und Debreczin, die Vermehrung der Dampfschifffahrt auf der Donau, Theiß und Maros haben den Gang des Handels zwar bedeutend modificirt, doch haben die Geschäfte P.s in Landesprodukten in den letzten Jahren sehr zugenommen. Von Anstalten zu **geselligen** Zwecken sind besonders das National- und Merkantilkasino zu bemerken. Eine sehr besuchte Promenade ist das Stadtwäldchen. Unweit desselben befindet sich das von Dr. Rumbach errichtete Eisenbad, wozu eisenhaltiger Moor das Wasser hergibt. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist der Garten des Ludoviceums, mit Parkanlagen, Glashaus und Weingärten; dicht dabei liegen die festeticsschen Gärten. Zahlreich findet sich das Publikum immer bei den Wettrennen ein, die auf dem Rakosfeld jährlich im Mai oder Juni gehalten werden. An schönen Partien reich ist das ofener u. das Steinbruchsgebirge, wo jährlich an 30,000 Eimer trefflichen Weines erzeugt werden. Zu den entferntern Merkwürdigkeiten der Umgegend von P. gehört das Schloß Peczel des Grafen Ragdai.

Der Ursprung P.s, dessen Name im Magyarischen s. v. a. Osten bedeutet, ist in tiefes Dunkel gehüllt. Schon die Römer hatten in dieser Gegend eine Kolonie (Transacincum), u. unter Geisa I. wird zuerst des pesther Zolls gedacht. Als die Mongolen 1241, nach Bela's IV. Niederlage am Sajo, Ungarn überschwemmten, war P. schon eine ansehnliche, von deutschen Einwohnern besetzte Stadt. Nachdem sie damals ein Raub jener Weltstürmer geworden, erhob sie sich bald wieder nach deren Abzuge und theilte nun allen Jammer, welcher nach dem Erlöschen des arpadischen Mannsstammes 1307 das Reich durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Georg Dosa traf. Dabei gewann sie aber an Flor durch die inzwischen gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen, durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus und besonders durch die Reichsversammlungen, welche auf der nahen Rakosebene gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100,000 Mann herbeizogen. Nach der Niederlage von Mohacs 1526 sank die Stadt unter der harten Herrschaft der Türken und in Folge der vielen Belagerungen der Festung Ofen zum Schutthaufen herab. Erst nach der Vertreibung der Türken 1686 hob sie sich bald durch neue Ansiedler, meist Deutsche und Raizen, durch ihre vortreffliche merkantile Lage, durch den Verkehr wegen der Türkenkriege und durch die Erneuerung des Privilegiums einer königlichen Frei- und Tavernikalstadt, so daß sie 1723 der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Karl VI., der 1727 daselbst die prächtige Invalidenkaserne erbaute, und mehr noch unter Maria Theresia, die hier 1751 große Heerschau hielt und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität zu Tyrnau 1777 nach Ofen verlegte. Zu der höchsten Blüthe aber gedieh die Stadt unter Joseph II., der P. zum Centralpunkt Ungarns machte. Er verlegte 1784 die Universität von Ofen nach P., baute daselbst das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheure Neugebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Bürgerkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie bereits 1790 2500 Häuser zählte (die jetzige Zahl derselben beläuft sich ungefähr auf 4600). Wiederholt den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt, ward die Stadt von einer der furchtbarsten im Frühjahr 1838 heimgesucht, wo an 3000 Häuser zerstört wurden und mehre Hunderte von Menschen das Leben verloren. Vgl. **Schams**, Beschreibung der Stadt P., Pesth 1820.

Pestifer (lat.), die Pest bringend, gleich der Pest ansteckend; von Pflanzen s. v. a. giftig.

Pestilentiarius (lat.), Pestprediger, ein

in Pestzeiten mit Besuchen der Pestkranken eigens beauftragter Prediger; hie und da noch Titel von Geistlichen, welcher auf diese Funktionen in den Zeiten der Pest hindeutet. Pestarzt, ein zur Behandlung der Pestkranken bestellter Arzt.

Pestilenzwurz, s. v. a. Radix Petasitidis, s. Petasites.

Pestwurz, Pflanzengattung, s. v. a. Petasites.

Peta, Ort in Griechenland an der Abdachung des suliotischen Gebirgs, nordöstlich vom Arta. Hier am 16. Juli 1822 blutiges Gefecht zwischen den Türken und Griechen, das nach heldenmüthigem Kampfe der Philhellenen mit deren Niederlage endete.

Petali (Spili), 4 kleine, unbewohnte griechische Inseln an der Küste von Euböa, im Busen von Negroponte, nahe an deren Südwestküste.

Petalismus, Blättergericht, eine dem athenischen Ostracismus ähnliche Einrichtung in Syrakus, ward um die Mitte des 5. Jahrhunderts in Folge versuchten Umsturzes der Verfassung eingeführt, nach kurzer Zeit jedoch wieder aufgehoben. Der P. bestand darin, daß von den versammelten Bürgern die Namen der wegen ihres Uebergewichts im Staate gefährlichen und verdächtigen Männer auf Oelbaumblätter geschrieben wurden, worauf Derjenige, welchen die Mehrzahl der Stimmen als den gefährlichsten bezeichnete, auf fünf Jahre des Landes verwiesen ward.

Petalum (lat.), Blumenblatt, Blumenkronenblatt, ein Theil der mehrblätterigen Blumenkrone; daher petaloidisch, blattähnlich, u. Petalurg, s. v. a. Blechmünzer, Goldschläger.

Petarde, eine Maschine zum Sprengen feindlicher Thore, besteht in einem aus Stuckgut gefertigten Mörser mit starken Wänden, von der Form eines Kegelstumpfes, dessen breiteres Ende offen ist, während der innere Raum (Kammer) einen abgerundeten Boden, von etwa halb so großem Durchmesser als die Oeffnung, und eine Höhe von etwa 10 Zoll hat. Im Boden befindet sich das Zündloch. Die Ladung besteht aus 9—11 Pfund feinem Schießpulver, welches möglichst eingepreßt wird. Darüber kommt ein hölzerner Spiegel, dann Werg oder Zwillich und dann eine Lage Pech oder eine Mischung von Terpentin und Wachs, um das Eindringen der äußern Luft abzuhalten. Darauf wird die P. mit dem Madrillbret verschlossen. Dies ist ein starkes, eisenbeschlagenes eichenes Bret, welches durch Nietschrauben an die um die obere Oeffnung herum sitzenden 4 Handhaben der P. befestigt wird. Mittelst dieses Bretes wird die P. an das zu sprengende Thor ɩc. gehängt, zu welchem Zwecke vorher ein Haken in dasselbe einzutreiben ist, oder wenn dies nicht angeht, stemmt man die P. gegen dasselbe mit Stützbalken. Die Zündung geschieht durch eine Röhre, welche mit langsam brennendem Satz gefüllt ist und nach der Ladung in das Zündloch eingesetzt wird. Man unterscheidet je nach der Bestimmung Thor-, Mauer-, Palissaden- und Kettenpetarden. Das Gewicht einer P. mit dem Madrillbrete ist 80—90 Pfund. Die weitläufigen Vorbereitungen und die Schwierigkeit, mit der bei der jetzt verbesserten Bauart der Festungen und bei größerer Wachsamkeit des Feindes die P.n anzubringen sind, hat ihre Anwendung in der neuern Zeit seltener gemacht.

Petasites (Pestwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde europäische, an feuchten Stellen wachsende Kräuter mit vielblumigen Blüthenköpfchen und großen nieren- oder herzförmigen Blättern, die, aus dem Wurzelstocke entspringend, später erscheinen, als die im ersten Frühling hervortretenden Blüthen. Von P. albus *Gaertn.*, weiße Pestwurz, weißer Huflattig, Tussilago alba *L.*, in der Schweiz, Deutschland, auf Bergen, mit aufrechtem, 1 Fuß hohem, filzigem Stengel mit zierlichem, weißem, 5—6 Zoll langem Blumenstrauße, wurden die Blätter, Herba Cacaliae tomentosae, früher als schleimige Mittel besonders bei Brustkrankheiten angewendet. P. vulgaris *Desf.*, gemeine Pestwurz, großblätteriger Huflattig, Wasserglätte, Giftwurz, Roßpappel, Pestilenzwurz, Tussilago Petasites *L.*, in Deutschland, an Ufern und feuchten Orten, hat einen braunen, 1 Fuß hohen, mit einem eirunden oder länglichen Strauße braunröthlicher Blumen gezierten Stengel u. große, tief-herzförmige, ungleich gezähnte, unten filzige, übelriechende Blätter. Die Wurzel, Radix Petasitidis s. Petasitidis vulgaris s. majoris, Pestilenzwurzel, Neunkraftwurzel, Schweißwurzel, getrocknet dunkelgrau, innen weißlich-markig, scharf gewürzhaft bitter schmeckend und frisch eigenthümlich süßlich und gewürzhaft riechend, stand früher als eröffnendes, erweichendes und schweißtreibendes Mittel bei Brustbeschwerden, Fiebern, Epilepsie, Gicht und besonders bei der Pest in großem Rufe und möchte auch jetzt noch Beachtung verdienen.

Petauristen (v. Griech.), Bezeichnung der Seiltänzer und Gaukler, vom Gebrauche des Petaurum (s. d.).

Petaurum (v. Griech.), hölzernes Gerüst für Gaukler (Petauristen), ein freistehendes schwingbares Rad, auf das sich die Gaukler zu zwei so legten, daß der eine es abwärts zu schieben, der andere es oben zu erhalten suchte; siegte jener, so wurde dieser in die Luft geschleudert, wobei es Gelegenheit gab, kunstreiche Sprünge und Burzelbäume, auch mit Hindernissen, z. B. durch brennende Reife hindurch, anzubringen.

Petavius (eigentlich Petau), Dionysius (Denis), als Chronolog berühmt gewordener französischer Gelehrter, den 21. August 1583 zu Orleans geboren, erhielt nach beendigten Universitätsstudien eine Lehrstelle in der philosophischen Fakultät zu Bourges, gab dieselbe aber nach 2 Jahren wieder auf, kehrte nach Paris zurück und trat in den Jesuitenorden (1605). Er lehrte an verschiedenen Kollegien desselben und ward 1621 Professor der positiven Theologie zu Paris. Er † den 11. Dec. 1652. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Chronologie sind: „Opus de doctrina temporum“ (2 Bde., Paris 1627), wozu als dritter Band das „Uranologium“ (das. 1630) gehört. Zusammen erschienen diese Hauptwerke P.' zu Amsterdam 1703, Verona 1734—36 u. Venedig 1757 (in jeder der 3 Ausgaben 3 Bde.). In denselben hat P. auf dem von Jos. Scaliger gelegten Grunde mit Erfolg fortgebaut und bei

ruhigem Forschungsgeiste und reicherem astronomischen Wissen die Ansichten seines Vorgängers deutlicher entwickelt und vielfach berichtigt. Von der „Doctrina temporum" machte P. einen Auszug unter dem Titel „Rationarium temporum", welcher (zuerst Par. 1633) lange als Lehrbuch für den historischen Unterricht in den Schulen diente und daher oft gedruckt ward (z. B. Leyden 1710 und 1724, 2 Bde., zuletzt Venedig 1745). Eben so für den Unterricht benutzt und oft edirt wurden seine „Tabulae chronologicae regum, dynastarum urbium, rerum virorumque illustrium" (Par. 1628, zuletzt 1708). Sein theologisches Hauptwerk ist: „Theologica dogmata" (Paris 1644 — 50, 5 Bde., mit den wichtigsten seiner andern theologischen Schriften, Antwerpen 1700, 6 Bde., Florenz 1722).

Petechien (**Peteschen, Blutflecken**, Petechiae, Peticulae, Puncticula), kleine, nicht wegzudrückende, mehr dunkel- als hellroth gefärbte Flecken in der Haut, nicht über dieselbe erhaben, ohne Stigma in der Mitte u. nur sehr selten mit einem Rande versehen. Die Größe derselben geht von der eines Nadelkopfes bis zu der einer Linse; ihre Gestalt ist meist rund, selten in größere unregelmäßige Mäler und Striemen übergehend, oder vom Rande aus strahlenförmig verlaufend. Sie entstehen gruppenweise ohne bestimmte Ordnung, aber manchmal in solcher Häufigkeit, daß der befallene Theil wie dunkelroth marmorirt aussieht. Sie verschwinden ohne Abschuppung oder Erhebung u. verursachen weder Jucken, noch Schmerz. Sie erscheinen am häufigsten an den zartern Stellen der Hautoberfläche, an den innern Flächen der Vorderarme und Oberschenkel, am Unterleibe, auf den Brüsten, auf dem Rücken, verschonen dagegen meist das Gesicht. Sie treten theils symptomatisch im Verlaufe anderer Krankheiten, besonders gastrischer Fieber, akuter Hautausschläge, Faul- und Nervenfieber, skorbutischer Zustände u. dgl., theils als selbstständige Krankheiten in der werlhoffschen Blutfleckenkrankheit (s. d.), in manchen Epidemien (Fleckfiebern, Febres petechiales s. petechizontes) auf.

Petelia (**Petilia**), uralte, der Sage nach von Philoctetes gegründete Stadt an der Ostküste von Bruttium, auf einer steilen Anhöhe, früher zum Gebiete von Croton gehörig, ward später von den Samnitern erobert und vertheidigte sich als eine sehr stark befestigte Stadt auf das Hartnäckigste gegen Hannibal. Nachdem bei einem verzweifelten Ausfall ihrer Bürger (216 v. Chr.) diese fast alle ihren Untergang gefunden, bevölkerte Hannibal P. mit Bruttiern; die Römer jedoch sammelten die Reste der alten Einwohner (**Petelini**) und setzten sie wieder in Besitz der Stadt. Jetzt Strongoli.

Peter, St. (**Petersinsel**), Insel im schweizerischen Kanton Bern, im Bielersee, mit einem Umfang von 1/2 Stunde, fruchtbar, mit Waldung, Wein- und Getreidebau. In der dortigen Pachterwohnung lebte J. J. Rousseau 1765.

Peter, St., Apostel, s. **Petrus**.

Peter (v. griech. **Petros**, d. i. Fels, franz. **Pierre**, ital. **Pietro**, span. u. portug. **Pedro**), 1) **Kaiser von Brasilien**: a) P. (**Pedro**) I., **Dom Pedro d'Alcantara, Herzog von Braganza**, zweiter Sohn des Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien, Johanns VI., und der Infantin von Spanien, Carlotta Joaquima, ward am 12. Oktober 1798 zu Lissabon geboren. Nachdem er durch den Tod seines ältern Bruders, Dom Antonio, 1801 den Titel eines Prinzen von Beira erhalten, wurde er 1807 nach Brasilien geschickt und dort von Johann Rademacker erzogen. Als aber dieser sein redlicher Erzieher durch Gift aus dem Wege geräumt worden, unterlag der mit trefflichen Anlagen des Geistes und Herzens begabte Prinz den nachtheiligen Einflüssen seiner Umgebung, einer ränkevollen Hof-, Priester- und Adelskaste. Aus eigener Lust erwarb er sich mancherlei Kenntnisse, namentlich auch in der Politik und in den Kriegswissenschaften. Nach dem Regierungsantritt seines Vaters 1816 zum Prinzen von Brasilien ernannt, vermählte er sich im folgenden Jahre mit der Erzherzogin Leopoldine, der Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich. Als 1820 die konstitutionelle Bewegung Portugals auch in Brasilien Platz griff, wußte er seinen Vater für die Ansicht zu gewinnen, daß die Reform vom Throne ausgehen müßte, schuf in seinem Namen eine freisinnige konstitutionelle Verfassung, die er am 26. Februar 1821 einführte, und wurde am 22. April 1821 von seinem nach Portugal zurückkehrenden Vater als Regent an die Spitze der brasilianischen Regierung gestellt. Er regierte ganz im konstitutionellen Geiste, wußte aber einen Aufstand, dem sich die Nationalportugiesen anschlossen, mit kräftiger Hand zu unterdrücken. Am 12. Oktober 1822 vom Volke zum Kaiser ausgerufen, handelte er mit Kraft u. mit dem redlichsten Willen, verbesserte Manches u. rief neue Anstalten ins Leben, verdarb aber auch viel durch seine Leidenschaftlichkeit und vermochte namentlich nicht, die Brasilianer mit den Portugiesen zu versöhnen. Nach dem Tode seines Vaters, den 10. März 1826, trat er die Regierung von Portugal an, aber nur um dem Lande eine Verfassung zu geben, worauf er den 2. Mai die portugiesische Krone seiner Tochter Donna Maria da Gloria abtrat und seinen Bruder Dom Miguel unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Donna Maria verlobe, zum Regenten ernannte. P.s unglücklicher Feldzug gegen Montevideo (s. **Uruguay**), seine Verwickelung in den portugiesischen Thronstreit, der in Folge von Dom Miguels Usurpation 1828 ausgebrochen war, seine Leidenschaftlichkeit, die ihn in mannichfaltige Streitigkeiten mit den Cortes brachte, entfremdeten ihm jedoch die Brasilianer in dem Grade, daß ein Soldatenaufruhr und, als er dem Volke mißfällige Minister ernannte, am 6. April 1831 ein Volksaufstand ihn bewogen, am 7. April zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro II., auf die Krone zu verzichten. Er übertrug seinem Freunde José Bonifacio d'Andrada die Vormundschaft über seine Kinder und ging mit seiner Gemahlin (einer Prinzessin Amalia von Leuchtenberg, seit 1829 mit ihm vermählt), seiner Tochter Donna Maria, seiner Schwester, der Marquise von Loulé und einigen Getreuen am 13. April nach Frankreich unter Segel. Hier nahm er den Titel eines Herzogs von Braganza an, führte am 20. Februar 1832

eine Expedition zunächst nach Terceira, dann von den Azoren nach Oporto und kämpfte von hier mit geringen Hülfsmitteln, aber mit so großem Erfolg gegen den Usurpator, daß er am 28. Juli 1833 in das von seinem Feldherrn Villaflor eroberte Lissabon einziehen konnte. Am 23. Sept. erhob er darauf seine Tochter auf den Thron und ordnete in ihrem Namen den zerrütteten Staat. Am 15. August hob er die meisten Klöster auf, zwang seinen Bruder durch die Kapitulation zu Evora am 26. Mai 1834, allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen, und ward am 23. von den Cortes mit 90 Stimmen gegen 5 förmlich zum Regenten gewählt. Da aber Sorgen und Anstrengungen seine Gesundheit zerrüttet hatten, legte er am 18. September die Regentschaft in die Hände der versammelten Cortes nieder, die nun die junge Königin für volljährig erklärten. Er † den 24. September 1834. Aus seiner ersten Ehe mit Leopoldine von Oesterreich († den 11. Dec. 1826) stammen außer der nachmaligen Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria, und dem Folgenden: Januaria, geboren 1822, seit 1844 die Gemahlin des Prinzen Ludwig beider Sicilien; Francisca Carolina, geboren 1824, seit 1843 Gemahlin des Prinzen von Joinville. Seine zweite Gemahlin gebar ihm eine Tochter, Maria Amalia. Vgl. **Brasilien** (Gesch.) und **Portugal** (Gesch.). — b) P. II. (**Dom Pedro II. d'Alcantara**), Sohn des Vorigen, den 2. Dec. 1825 zu Rio Janeiro geboren, ward den 7. April 1831 unter Vormundschaft seines Vaters zum Kaiser ausgerufen, stand dann unter einer Reichsregentschaft, wurde den 23. Juli 1840 für volljährig erklärt, den 18. Juli 1841 gekrönt und am 4. Sept. 1843 mit Therese Christine Marine (geboren 1822), Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien, vermählt. Vergl. **Brasilien** (Gesch.).

2) P. von Courtenay, **Kaiser des oströmischen Reichs**, Sohn Peters, des Sohnes Königs Ludwig VI. von Frankreich, zeichnete sich schon in der Schlacht von Bouvines aus und nahm 1190 an dem Kreuzzuge in das gelobte Land Theil. Nachdem seine Ehe mit Agnes, der Erbtochter des Grafen von Nevers und Auvergne, 1192 der Tod gelöst hatte, vermählte er sich mit Jolanthe von Hennegau, Schwester des lateinischen Kaisers Heinrich, dessen Nachfolger er 1216 ward. Ehe er den Thron bestieg, nahm ihn jedoch Theodor von Epirus gefangen.

3) **Kaiser von Rußland**: a) P. I. **Alexiewitsch, der Große**, Sohn des Kaisers Alexis und der Natalia Kirilowna Nariischkin, war den 11. Juni 1672 zu Kolomanskoe-Selo, einem Dorfe bei Moskau, geboren. Er verlor in zartester Jugend seinen Vater, dem dessen ältester Sohn Feodor Alexiewitsch auf dem Czarenthrone folgte. Als Feodor 1682 in die Gruft der Väter stieg, war P. kaum 10 Jahre alt und wurde mit Uebergehung des ältern, halbblödsinnigen Iwan zum Czaren ausgerufen. Sophie jedoch, Iwans rechte Schwester, die in dessen Namen zu herrschen gedachte, gewann die Strelitzen, jene zu Aufruhr und Empörung stets geneigten Prätorianer des moskauischen Hofes, welche die Forderung stellten, daß Iwan und P. gemeinschaftlich Czaren seyn, Sophie aber das Reich verwesen sollte. Iwan und P. wurden am 23. Juni 1682 gekrönt, und die Kaiserin-Wittwe mußte die schon angetretene Reichsverweserwürde in Sophiens Hände niederlegen. Diese herrschte nun mit unumschränkter Gewalt, ohne sich um die beiden Knaben weiter zu bekümmern. P. erhielt zwar als Oberhofmeister den Fürsten Boris Gollizün, im Uebrigen aber blieb seine Erziehung der Mutter überlassen. Der Unterricht beschränkte sich auf das Unentbehrlichste. Man ließ seinen Neigungen den freiesten Spielraum und umgab ihn dazu mit einer Schaar von jungen Leuten, die sich Thorheiten aller Art überließen. In Wein, Trunk, Spiel und schlechten Frauenhäusern wälzte sich die Gesellschaft herum; Frechheit und Zügellosigkeit waren an der Tagesordnung. Sophie begünstigte diese Ausschweifungen, weil sie ihr geeignet schienen, den verhaßten Halbbruder von den Staatsgeschäften abzulenken. Indessen fanden sich auch ernstere Männer zu dieser lustigen Genossenschaft. Zwei Offiziere, Franz Zimmermann aus Straßburg und Franz Lefort aus Genf, gewannen P.s Liebe und Vertrauen. Die Soldatenspiele, welche die Jünglinge zu Preobraschenskoe trieben, gewannen namentlich unter Leforts Leitung einen ernsteren Charakter; sie wurden auf einen regelmäßigen europäisch-militärischen Fuß organisirt und machten dem jungen Czaren zuerst begreiflich, daß Rußland seine wilden Strelitzen durch ein europäisch organisirtes und disciplinirtes Heer ersetzen müsse, wenn es den übrigen europäischen Heeren gleich stehen solle. Sophie schaltete inzwischen, als ob die jungen Czaren nicht vorhanden seyen, und nahm 1687 sogar den Titel Selbstherrscherin an. P. entging diese Gefahr nicht. Nachdem er sich am 27. Jan. 1689 mit Eudoxia Feodorowna Lapukin vermählt, trat er am 8. Juni in dem Staatsrathe, den er seit einiger Zeit besuchte, mit der Forderung auf, daß Sophie sich nur Großfürstin, nicht Selbstherrscherin und Regentin nennen und die Mitherrschaft niederlegen solle. Als Sophie sich weigerte, eilte P. sogleich mit Mutter und Gemahlin nach Preobraschenskoe in die Mitte seiner Getreuen, um Maßregeln gegen die zu erwartenden Angriffe Sophiens zu treffen. In dem Anführer der Strelitzen, Schtscheglowitij, fand aber die ränkevolle Frau ein gefügiges Werkzeug. 600 Strelitzen sollten das Schloß von Preobraschensk überfallen und P. ermorden. Der Anschlag ward indeß verrathen; P. konnte sich mit seiner Familie und seinen Getreuen in das feste Dreifaltigkeitskloster bei Moskau retten, Lefort aber eilte sogleich mit regelmäßigen Truppen herbei, und selbst ein Regiment Strelitzen stellte sich auf des Czaren Seite. Hiermit war Sophiens Herrschaft gestürzt. P. verkündete laut den Anschlag vom Balkon herab (den 5. Sept. 1689), und Alles strömte nach dem Kloster, um dem Czaren zu huldigen. Sophie selbst, die alle Schuld auf die Strelitzen wälzte, wollte sich dem Bruder zu Füßen werfen, ward aber von dem Zürnenden nicht angenommen und in ein Kloster geschickt, während ihr Verbündeter, Fürst Gollizün, exilirt wurde. P. hielt hierauf seinen Einzug in Moskau, und Iwan überließ der größern Kraft und Einsicht des von ihm geliebten

Bruders gern das Regieren. Die Strelitzen zu vernichten, deren wilder, unruhiger Sinn immer eine Schranke seiner selbstherrlichen Gewalt bildete, blieb fortwährend P.s erster Gedanke; darum vergrößerte er stets Leforts Schaar und zog eine große Zahl fremder Offiziere nach Rußland. Mit noch größerem Eifer warf er sich bald darauf auf den Gedanken, seinem Reiche eine Flotte zu schaffen. Der Errichtung einer solchen aber war besonders der Umstand hinderlich, daß Türken u. Tataren das schwarze Meer, Schweden die Ostseeküste vom russischen Reiche trennten. Daher brach er 1695 an der Spitze einer ansehnlichen Landmacht auf, um Asow den Türken zu entreißen. Die Belagerung lief aber schlecht ab, und P. mußte mit einem Verluste von 30,000 Mann wieder abziehen. Er zog nun aus aller Welt Offiziere, besonders Ingenieure, herbei und betrieb mit dem größten Eifer den Bau der Flotte auf dem Woroneschstrome, um Asow nun auch von der Wasserseite einschließen zu können. Mit einer Flotte von 2 Fregatten, 4 Brandern und 23 Galeeren und dem Landheere ward Asow 1696 zum zweiten Male angegriffen und am 18. Juli durch Kapitulation genommen. Inzwischen hatte P. mit seiner gewöhnlichen Leidenschaft den Gedanken aufgegriffen, eine Reise tief nach Europa hinein zu unternehmen. Ehe er jedoch diese Reise antreten konnte, war erst eine Verschwörung zu unterdrücken, die nichts Geringeres zum Zweck hatte, als P. zu entthronen. Zwei gemeine Strelitzen zeigten am 2. Februar 1697 dem Czaren die Sache an, und es erging ein furchtbares Strafgericht. Vor seiner Abreise bestellte P. Romanodanowski zum Reichsverweser, und die unter einander eifersüchtigen Bojaren Straschanow, Nariischkin und Prokorowski wurden ihm beigegeben, die unzufriedenen Strelitzen an die Grenzen des Reichs vertheilt, Gordon und Schein erhielten den Befehl über die regelmäßigen Regimenter, die in u. um Moskau aufgestellt waren. Im Gefolge einer großen außerordentlichen, nach Holland bestimmten Gesandtschaft, an deren Spitze Lefort, Golowin u. Wosnizyn standen, wollte sich der Czar unter dem bescheidenen Namen P. Michailow verbergen. Er eilte über Riga, Mitau, Königsberg, Berlin, wo er sich ein schriftliches Zeugniß über seine militärischen Kenntnisse ausstellen ließ, durch Niedersachsen nach Holland, vereinigte sich hier mit seiner Gesandtschaft und wohnte als Privatmann der Audienz derselben bei den Generalstaaten bei. In gemeiner Matrosentracht arbeitete er dann auf einer Schiffswerfte zu Amsterdam und Saardam als gemeiner Zimmermann, bis er sich den Meistertitel erworben. Am Anfang des folgenden Jahres ging er nach England, wo er es ziemlich in derselben Weise trieb, aber auch über 500 Handwerker und Künstler aller Art in seine Dienste nahm. Die Universität Oxford überreichte ihm das Doktordiplom. Von Holland, wo der Hauptzweck seiner Gesandtschaft, von den Generalstaaten eine Flotte gegen die Türken zu erhalten, gescheitert war, ging P. nach Sachsen und von da nach Wien und Preßburg; seine Weiterreise nach Italien ward aber durch die Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen verhindert. Mit der größten Schnelligkeit reiste der Czar, der bei Lemberg mit August von Sachsen, dem neuen Könige der Polen, zusammentraf, in sein Reich zurück, um den bereits unterdrückten Aufstand zu bestrafen. Am 25. Aug. 1699 traf er wieder in Moskau ein u. schwang mit eiserner Hand die blutige Zornruthe, unter welcher bei 20,000 Menschen den Untergang gefunden haben sollen. Mit eigner Hand schlug er eine Menge Köpfe ab, u. die Vornehmen seines Hofs wurden gezwungen, dasselbe zu thun. Sophie und Eudoxia mußten ins Kloster wandern, die Strelitzen aber zerstreute der Czar in kleine Haufen, so daß sie nun allmählig verschwanden. Von nun an folgten die Neuerungen und Veränderungen mit stürmischer Eile. Im Jahre 1699 fand die erste Rekrutenaushebung Statt, ein Schrecken für die Bauern, die zu Tausenden zu den Kosaken entflohen. Die altrussische Zeitrechnung, nach welcher das Jahr im Herbste begann, wurde vom 1. Januar 1700 an abgeschafft; allen Vornehmen ward geboten, sich in deutsche Tracht zu kleiden, die Priester, Kosaken, Kalmücken, Tataren sollten allein das Recht haben, lange Bärte tragen zu dürfen; Vermöglichen wurde eine Steuer von 100 Rubel für einen langen Bart aufgelegt, ein Bauer zahlte einen Kopeken, wenn er mit langem Barte durch ein Stadtthor ging. Den Tod des Patriarchen Hadrian benutzte der Czar, um den Patriarchenstuhl vor der Hand leer zu lassen und so die letzte unabhängige Macht neben dem Czarenthrone zu zerstören. Der am 3. Juli 1700 mit der Pforte abgeschlossene 30jährige Friede hatte Asow und demnach den Schlussel zu dem schwarzen Meere an Rußland gebracht; um nun auch an der Ostseeküste Fuß fassen zu können, verbündete sich P. mit Dänemark und mit August von Polen gegen Schweden. Bei Narwa von Karl XII. am 30. Nov. 1700 aufs Haupt geschlagen, erhielt er durch seines Gegners unbedachtsame Heftigkeit wieder Gelegenheit, in Polen einzudringen und selbst Ingermanland zu erobern, wo er 1703 den Grund zu der künftigen Hauptstadt seines Reiches legte. Bei der Willkür, mit welcher der Czar bei seinen Reformen verfuhr, konnte es nicht ausbleiben, daß die Unzufriedenheit gegen ihn sich steigerte. Aber der Czar ließ sich dadurch nicht hindern, auf dem betretenen Wege fortzugehen. Der Krieg gegen Schweden ward mit Glück fortgesetzt, die Russen fingen an, sich in Esthland und Livland festzusetzen, und Karls XII. Niederlage bei Pultawa (29. Juni 1709) bezeichnete das Ende der schwedischen Macht. P., der auch noch jetzt wenig Vertrauen zu seinen Kräften hatte, bot den Frieden an u. wollte sich mit der Abtretung von Ingermanland und Esthland begnügen; erst als Karl den Antrag zurückwies, steigerten sich P.s Wünsche und Entwürfe mit dem Erfolge seiner Waffen. Zwar waren Esthland und Livland Polen versprochen, aber dies hielt den Czaren nicht ab, sich selbst die Huldigung in diesen Ländern leisten zu lassen, und Polen war zu sehr in sich zerrissen, um seine Ansprüche durchsetzen zu können. Indessen war es dem Schwedenkönige gelungen, die Pforte zu bewegen, am 20. November 1710 den Krieg an Rußland zu erklären, was P. wenigstens nöthigte, in einem förmlichen Traktate vom 29. Mai 1711 die Abtretung von Livland an August als Kurfürsten von Sachsen förmlich anzugeloben.

Mit einem Heer von 90,000 Mann ging P. am 16. Juni 1711 über den Dniestr und rückte in die Moldau ein, deren Hospodar, Demetrius Kantemir, gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. Da er aber am 8. Juli die Schlacht am Pruth gegen die Uebermacht des Feindes verlor, so sah er sich zwischen dem Pruth u. einem Morast eingeschlossen. Doch kam am 12. Juli ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen Asow den Türken sammt Geschütz wieder ausgeliefert werden sollte. Dafür waren Ingermanland mit Karelien, Liv- und Esthland gewonnen; 1713 brachen die Russen wieder in Finnland ein, und die russische Flotte gewann bei den Alandsinseln am 27. Juli 1714 einen glänzenden Sieg über die schwedische. Die russischen Truppen organisirten sich in dem Kriege immer mehr, so daß selbst ihre früheren Lehrmeister, die Schweden, ihnen das Zeugniß geben mußten, sie wären nun gute Soldaten geworden. Während dieser Erfolge P.s nach außen hatte sich die Unzufriedenheit im Innern eher gesteigert als vermindert. Da viele Adelsfamilien sich vom Dienst des Czaren zurückzogen, so verordnete P., daß diejenigen Edelleute, die sich nicht zu seinem Dienste rechtzeitig meldeten, ihres Eigenthums verlustig seyn sollten. Nicht minder unzufrieden war der Klerus. Mit schweigendem Unwillen hatte er die Erklärung P.s vernommen, daß die patriarchalische Gewalt auf ihm selbst ruhe und daß der Erzbischof von Rjäsan beauftragt worden sey, die geistlichen Verrichtungen des Patriarchats, aber nur auf Befehl des Czaren und ohne den Patriarchentitel, zu führen. Der Mittelstand, besonders die Kaufmannschaft, hatte ebenfalls Klagen zu führen; namentlich beschwerte er sich über die Monopole und darüber, daß der Czar durch Machtgebote den archangelschen Handel nach Petersburg gezwungen. Alle Stimmen aber, die gegen ihn laut wurden, beachtete der Czar kaum. Wohl aber eröffnete er 1715 eine große Inquisition wegen Betrügereien, in welche fast alle Gouverneure u. ein guter Theil der Großbeamten verwickelt waren. Die Günstlinge aber kamen mit einem Verweis und Geldstrafen durch, und an die Stelle der Abgesetzten kamen Leute, die es genau so machten, wie jene, so daß in kurzer Zeit das ganze Aussaugungssystem zurückgekehrt war. Der Kreis von P.s Thätigkeit hatte sich dabei in sofern erweitert, als er nicht allein mehr auf das Heer und die Flotte gerichtet war, sondern fast alle Zweige des materiellen Daseyns umfaßte. Er wollte das Handwerk, die Manufaktur, den Verkehr, den Handel beleben, um dadurch die Staatskräfte und die Staatseinkünfte zu steigern; ja er legte Schulen und Druckereien an, sorgte für Uebersetzung und Verbreitung fremder u. einheimischer Schriften und beschäftigte sich mit der Organisation des Unterrichts fast in demselben Maße, wie mit den materiellen Dingen. Dagegen nahm seine stürmische Heftigkeit, sowie die Unsitte des Trinkens mit dem steigenden Alter nur noch zu, und es konnte ihn ordentlich erbittern, wenn er hörte, daß Jemand sich aus Branntwein oder Ungarwein nichts mache. Der rohe und betrügerische Menzikow und die sittenlose Katharina, die 1713 von P. als Gemahlin und Czarin öffentlich anerkannt worden war, theilten sich in P.s Gunst und bewogen ihn selbst zum Sohnesmord [s. Alexei 2)]. Die Sühnung für das vergossene Blut brachte P. auf seine Weise. Der Adel wurde beschwichtigt durch eine Verordnung, welche die Leibeigenschaft der Bauern noch fester und unbedingter machte, als sie früher gewesen; darauf folgte 1721 eine neue Bestätigung der Adelsprivilegien. Eine Verordnung für die Kaufmannschaft hob fast sämmtliche Kronmonopolien wieder auf, und nur der chinesische und kaspische Handel blieb Handelsgesellschaften überlassen. Durch Errichtung eines Regierungskollegiums sollte eine verbesserte Administration eingeführt werden, das Finanzkollegium die vorgegangenen Betrügereien und Bedrückungen untersuchen. Von größerem Gewicht waren aber andere Verordnungen. Gleiches Maß und Gewicht, die reitenden Posten, Findelhäuser, Waisenhäuser, Schulen in den Städten, Abstellung des übertriebenen Bilderdienstes, Reinigung des Volkes vom rohen Aberglauben erfüllten seine Seele; dem Bergbau, dem Handel, dem Verkehr sollte nach allen Richtungen Bahn gebrochen werden; am Ladoga- und Kronstädterkanal ward mit dem größten Eifer gearbeitet, und P. entwarf selbst einen Plan, durch die Wolga das kaspische Meer mit dem schwarzen zu verbinden. Auch in seinen kriegerischen Unternehmungen fuhr er fort, so gegen Schweden, um ganz Finnland oder doch den größten Theil desselben zu behalten. Durch Einsetzung der sogenannten heiligen dirigirenden Synode ward (14. Febr. 1720) dem Patriarchat für immer ein Ende gemacht u. die Kirche dadurch unter den Staat gestellt, daß der Czar sich selbst als das Haupt dieser Synode hinstellte. Endlich erfolgte auch der Abschluß des nystädter Friedens mit Schweden am 10. September 1721, durch den außer Esthland, Livland, Ingermanland und Karelien noch Wiborg und Kexholm an Rußland abgetreten wurden. Der dirigirende Senat und die Synode dekretirten bei dieser Gelegenheit dem Czaren den kaiserlichen Titel und am 2. November 1721 ward P. feierlich in Petersburg als Kaiser ausgerufen. P. dachte nun an eine Heerfahrt nach Persien; zuvor aber erschien am 5. Febr. 1722 eine kaiserliche Verordnung, in welcher festgesetzt wurde, daß es jederzeit in des regierenden Kaisers Willen stehen solle, die Thronfolge zuzuwenden, wem er wolle, daß ein solcher auch den bereits designirten Nachfolger wieder absetzen könne, wenn man Untauglichkeit an ihm bemerke, was offenbar keinen andern Zweck hatte, als den Sohn des Alexei von der Thronfolge zu Gunsten Katharinens auszuschließen. Im Jahre 1723 trat P. an der Spitze von 30,000 Streitern die Heerfahrt gegen Persien an und eroberte Derbend, mußte jedoch die weitere Expedition aufgeben, weil Stürme die russische Flotte auf dem kaspischen Meere zerstreut hatten. Dennoch wurde so viel gewonnen, daß Rußland sich nun auch an der Westküste des schwarzen Meeres festsetzen konnte und, nachdem auch Kamtschatka von Rußland in Besitz genommen worden, das Gebiet des Czarenreichs durch P. um etwa neunthalbtausend □M. gewachsen war. Im Mai 1724 erfolgte die Krönung Katharina's. In demselben Jahre fand eine neue große Untersuchung Statt, in Folge deren 19 vornehme Staatsbeamte hingerichtet, 5

geknutet wurden. Indessen ward damit nichts gebessert; P. verstand es nicht, redliche Männer um sich zu versammeln und dem Ehrgefühl bei den Russen Eingang zu verschaffen. Ueberhaupt war die Rechtspflege eine schwache Seite seiner Regierung. Eine vermehrte Gesetzsammlung erschien 1720, eine vorläufige Prozeßordnung 1721; eine Gesetzgebungskommission sollte ein neues Gesetzbuch entwerfen; es kam indessen nicht zu Stande. Im J. 1724 ward das geistliche Oekonomie- und Kammerkollegium eingesetzt, die geistlichen Güter wurden unter die Verwaltung der Regierung gestellt. Inzwischen waren die körperlichen Leiden des Kaisers zu einem hohen Grade gediehen. Ein Geschwür hatte sich in Folge einer vernachlässigten Gonorrhöe in der Harnblase gebildet; trotz der furchtbarsten Schmerzen aber ließ er sich wenig in seinen gewohnten Beschäftigungen stören. Als er sich aber einst in die Wellen des Meeres warf, um ein mit Untergang bedrohtes Schiff zu retten, zog er sich durch die Erkältung eine Entzündung zu, die ihn nöthigte, sich im Spätherbst 1724 nach Petersburg bringen zu lassen. Noch einmal schien P.s eiserne Natur zu siegen; aber mit furchtbarer Gewalt kehrte die Krankheit am 16. Jan. zurück, und der Czar unterlag ihr in der Nacht vom 7. auf den 8. Febr. 1725, ohne eine Verfügung wegen des Thrones getroffen zu haben. Am Säkularfeste der Thronbesteigung P.s wurde sein Denkmal von Falconet, P. zu Pferde, einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechten darstellend und mit der Inschrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII" enthüllt. Noch 6 andere, zum Theil ebenfalls sehr werthvolle Denkmäler P.s befinden sich zu Petersburg, Kronstadt, Pultawa, Woronesch, Lademoje Pole und Lipezk. Vergl. Halem, Geschichte P.s des Großen, 1803—5, 3 Thle.; Bergmann, P. der Große als Mensch und als Regent, 1829, 6 Thle.; Ségur, Histoire de Russie et de Pierre le Grand, 2. Aufl., Paris 1829; Treumund Welp, Peter der Große, 1848. Wichtig sind auch das Tagebuch P.s des Gr. bis zum nystädter Frieden, aus dem Russischen 1773 übersetzt, und das russische Original der von Katharina II. durchgesehenen und eigenhändig verbesserten „Geschichte P.s".

b) P. II. Alexiewitsch, Sohn des unglücklichen Czarewitsch Alexei, den 21. Okt. 1714 geboren, war nach dem Tode Katharina's, die ihn zur Thronfolge bestimmt hatte, noch nicht 13 Jahre alt und wurde daher unter Vormundschaft eines Regentschaftsraths gestellt, den Katharina ernannt hatte. Menzikow brachte aber P. gänzlich unter seine Leitung, und letzterer verlobte sich sogar mit Menzikows Tochter, während dieser des Kaisers Schwester Natalie zur Gattin begehrte. Obwohl der Emporkömmling gestürzt und nach Sibirien verbannt ward, wohin ihm die Kaiserbraut freiwillig folgte, so war doch an ein Selbstherrschen des jungen Kaisers auch jetzt nicht zu denken. Die Dolgoruki traten an Menzikows Stelle, und der Kaiser bekümmerte sich wenig um die Regierung. P. ward am 25. Februar 1728 mit großem Pomp zu Moskau gekrönt und faßte bei dieser Gelegenheit so große Vorliebe für die alte Czarenstadt, daß er seine Residenz dahin verlegte. Da die Dolgoruki ihre Macht zu sichern suchten, so ward P. am 29. Nov. 1729 mit Katharina Dolgoruki verlobt und die Vermählung auf den 22 Jan. 1730 festgesetzt. Am 17. Jan. aber kam der Kaiser krank von der Jagd nach Hause, und die Vermählung ward aufgeschoben. Am 26. Jan. brachen die Blattern aus, und der Kaiser verschied nach Mitternacht am 30. Jan. 1730.

c) P. III. Feodorowitsch, als Herzog von Holstein-Gottorp Karl P. Ulrich genannt, der Enkel Peters des Großen, entsprossen aus der Ehe von dessen Tochter Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, wurde, da schon mit Peter II. der romanowsche Mannsstamm ausgestorben war, durch die Kaiserin Elisabeth nach Rußland berufen und am 18. Nov. 1742 zum Großfürsten u. Thronfolger von Rußland ernannt. Er war dabei zur griechischen Kirche übergetreten und hatte den Namen P. Feodorowitsch angenommen. Fast gleichzeitig (den 4. Nov. 1742) wählten ihn die schwedischen Stände zum Könige. Elisabeth wußte ihn aber noch in vollkommener Unterwürfigkeit zu halten. Am 1. Sept. 1745 ward er mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst vermählt, die bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche die Namen Katharina Alexiewna annahm. Nachdem P. in demselben Jahre für volljährig erklärt worden war, trat er die Regierung seines angestammten Fürstenhauses selbstständig an. Von den Regierungsgeschäften in Rußland hielt ihn aber Elisabeth fern; im Winter wurde er sogar im Palaste der Kaiserin in einer Art Gefangenschaft gehalten, und nur im Sommer durfte er nach dem Schlosse Oranienburg gehen, wo er ein holsteinisches Truppencorps auf preußischem Fuße einexercirte und sich mit seinen holsteinischen Offizieren an Trinkgelagen ergötzte. Die lang ersehnte Geburt eines Sohnes, der in der Taufe den Namen Paul Petrowitsch empfing, legte den Grund zu einer tiefen Abneigung zwischen den beiden Ehegatten, da P., wohl mit Recht, an der Aechtheit dieses Sohnes zweifelte. Nach Elisabeths Tode (5. Jan. 1762) bestieg P. den Czarenthron. Er bezeichnete seinen Regierungsantritt mit einem Akt der Milde und zugleich der Klugheit, indem er alle unter den vorigen Regierungen nach Sibirien Verbannten, mit Ausnahme der durch die gewöhnlichen Gerichte verurtheilten Kriminalverbrecher, zurückrief und ihnen ihre Güter, so weit solche noch vorhanden, zurückgab. Das alte Reichsgesetz, daß kein Unterthan ohne Erlaubniß des Czaren das Reich verlassen durfte, hob er für den Adel auf; das furchtbare Tribunal, die geheime Kanzlei, die das Leben der Unterthanen allen Angebereien Preis gab, vernichtete er, schaffte die Tortur ab, verminderte für das Volk durch einen unwiderruflichen Ukas die Salzpreise, erließ Befehle gegen den überhand nehmenden Luxus, verminderte die Handelsabgaben und verbesserte das Kriminalverfahren. Dem unter Elisabeth wieder gesunkenen Handel, dem Verkehr und Ackerbau suchte er aufzuhelfen, Flotte und Heer durch Niedersetzung einer obersten Kriegskommission wieder herzustellen. Mit Friedrich II. von Preußen schloß er einen Frieden, nach welchem er das schon von den Russen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tscherni-

tschew mit 15,000 Mann zu Friedrichs Heere stoßen ließ. Um die Ansprüche des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig durchzusetzen, rüstete er sich zum Kriege gegen Dänemark und wollte sich persönlich an die Spitze seines Heeres stellen. Er war eben mit der Vorbereitung zur Abreise beschäftigt, als eine Verschwörung in Petersburg ausbrach, an deren Spitze des Kaisers eigene Gemahlin, welche die mit seinen Neuerungen unzufriedenen Großen für sich gewonnen hatte, stand. Münnich rieth ihm, sogleich an der Spitze seines Heeres von Oranienbaum, wo er sich befand, gegen die Empörer zu Felde zu ziehen; Muth und Entschlossenheit aber verließen P. im entscheidenden Moment, während die Empörung rasch um sich griff. Katharina war in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 zur Kaiserin ausgerufen und P. des Throns für verlustig erklärt worden, und P. verzichtete in einem Briefe an Katharina auf den Thron und versprach, in die deutsche Heimath zurückzukehren. Er wurde aber nach Peterhof gelockt, von dort auf das Landhaus Robeck gebracht und zur Unterschreibung der Thronentsagungsakte gezwungen. Am 17. Juli 1762 überfielen 8 Verschworene den gefangenen Kaiser, schlugen ihn u. nöthigten ihn, Gift zu trinken. Als dies nicht sogleich wirkte, erdrosselte ihn Orlow mit eigener Hand. Dennoch wagte man es, die Leiche des unglücklichen Monarchen öffentlich aufzustellen. Vgl. Russische Anekdoten, Wansbeck 1765; Saldern, Biographie P.s III., Petersb. 1800; Biographie P.s III., Tüb. 1809, 2 Bde.

4) **Könige von Aragonien:** a) P. I., dritter König von Aragonien, aus dem Stammhause Navarra, der älteste Sohn des Königs Sancho, bildete sich unter diesem zum weisen Regenten und zum tapfern Helden heran, der namentlich den Saracenen furchtbar wurde. Den berühmten Cid lernte er auf dem Schlachtfeld kennen, ward von ihm gefangen, aber sogleich wieder freigelassen u. schloß nun ein enges Freundschaftsbündniß mit ihm. Nachdem er 1094 König geworden, suchte er erst im Innern seines Reiches Ordnung zu schaffen. Dann erst griff er wieder zum Schwert gegen die Saracenen und lieferte ihnen bei Alcoraz am 18. November eine Schlacht, die sie zum Rückzug nach Saragossa nöthigte. Neun Tage nach diesem Siege, den 27. November, zog P. in Huesca ein. Im Jahre 1095 stellte P. sein Reich unter den Schirm des heiligen Stuhles und machte es den Päpsten zins- und lehnpflichtig. Darauf nahm er, trotz des heftigsten Widerstandes, Calasanz bei Bolea, erstürmte dann 1098 Roda, im folgenden Jahre Pertusa, 1100 nach langer Belagerung Barbastro und die kleine Burg Villula und schritt endlich im Juni 1101 an die Belagerung von Saragossa, die er jedoch nicht vollendete. Er † im September 1105. Da seine beiden Kinder, P. und Isabelle, vor ihm gestorben waren, ging der Thron auf seinen jüngeren Bruder Alfons I. über.

b) P. II., **der Katholische**, ältester Sohn Alfons' II., aus dem Hause der Grafen von Barcelona, folgte seinem Vater 1196 in der Regierung. Sofort sammelte er die Streitkräfte des Landes und führte sie Alfons VIII. von Kastilien zur Bekämpfung der Almohaden zu; dann wandten sich die beiden Könige 1197 gegen den König von Leon, den Verbündeten der Almohaden, und König Sancho VII. von Navarra, mit dem 1201 ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen ward. Den Frieden im Innern des Reichs vermittelte er, wo er gestört ward, griff selbst mit gewaffneter Hand ein, besiegte noch einmal den König von Leon und vereinigte sich dann mit diesem und Kastilien gegen Navarra. Kastilien und Navarra schlossen aber schon im Oktober 1207 einen fünfjährigen Waffenstillstand, in den P. erst 1209 aufgenommen ward. Dann wandte er seine Waffen wieder gegen die Mauren. Er fiel 1210 ins Gebiet von Valencia ein, nahm daselbst mehre Plätze und vereinigte sich 1212 wieder mit Kastilien zur Bekämpfung der Mauren, über die er auf der Ebene zwischen Tolosa und Ubeda einen großen Sieg erfocht. Nachdem er lange vergeblich mit dem Grafen Simon von Montfort und dem Papste zu Gunsten der Albigenserfürsten, der Grafen von Toulouse, Foix, Comminges u. Bearn, verhandelt, zog er 1213 gegen den ersteren persönlich ins Feld, belagerte das schwach besetzte Städtchen Muret an der Garonne, fiel aber den 12. Sept. 1213 im Kampfe.

c) P. III., **der Große**, Enkel des Vorigen u. ältester Sohn Jakobs des Eroberers und Jolanthens von Ungarn, 1236 geboren, erwarb sich die ersten Sporen im Kampfe gegen die Saracenen, namentlich die von Murcia, u. folgte 1276 seinem Vater in den Reichen Valencia, Aragonien u. Katalonien. Während er aus ersterem Reiche die Mauren vertrieb, vereinigten sich viele katalonische Proceres und Ritter gegen ihn unter dem Vorgeben, er habe bei seiner Thronbesteigung die Rechte und Freiheiten ihrer Provinz nicht bestätigt, noch zu Barcelona einen Reichstag abgehalten. P. zog den Aufrührern 1280 mit Heeresmacht entgegen, griff sie an und drängte ihre Häupter im Juni zu Balaguer zusammen, das sich nach einmonatlicher Belagerung ergab, worauf die Proceres gefangen und in der Burg Lerida eingesperrt wurden. Mit dem Infanten Sancho von Kastilien schloß P. am 27. März 1281 einen engen Bund wegen der Eroberung und Theilung Navarra's, wogegen aber Frankreich Einsprache that. Durch Vermittelung eines sicilianischen Edlen, Johann von Procida (s. d.), schloß er darauf ein Bündniß mit dem morgenländischen Kaiser Michael u. dem Papst Nikolaus III. zur Wiedereroberung Apuliens u. Siciliens, auf welche Länder er durch seine Heirath Ansprüche hatte. Obwohl der neue Papst Martin IV. sich dem Unternehmen P.s abgeneigt zeigte, so brachte dieser doch unter dem Drängen der sicilianischen Verschworenen bis zum Frühjahr 1282 ein Heer von 800 Reitern und 10,000 Mann Fußvolk und eine Flotte von 30—40 Schiffen zusammen. Der Aufstand zu Palermo am 30. März 1282, die sogenannte sicilianische Vesper, gab das Zeichen zum Losschlagen. Sicilien war in kurzer Zeit von den Franzosen gesäubert, und eine Botschaft ging an P. ab, die ihn als Retter und Beschützer nach der Insel rief. P. machte erst vorsichtige Bedingungen, ehe er sich öffentlich für Sicilien entschied. Im Jahre 1281 eingeladen, dem Beherrscher Konstantine's gegen dessen Bruder, den Gebieter von Tunis, beizustehen, sagte P. die Hülfe zu, übertrug am 2. Juni 1282 die Verwal-

tung der Reiche seinem ältesten Sohne und seiner Gemahlin, segelte Tags darauf aus dem Hafen Fangos ab und lief am 28. Juni in den Hafeu Alcoyl ein, wo er aber seinen Schützling bereits ermordet fand. Gleichwohl nahm er die Stadt und das feste Schloß und eroberte Bona und andere vortheilhafte Punkte. Eine nochmalige Botschaft der Sicilianer bestimmte ihn endlich, die ihm gemachten Vorschläge anzunehmen. Am 30. August landete er zu Trapani und wurde am 2. September zu Palermo unter dem Jubel des Volkes gekrönt. Langsam rückte er bis Randazzo vor, um der von Karl von Anjou zu Wasser und zu Lande belagerten Stadt Messina zu Hülfe zu kommen. Karl hob die Belagerung auf und floh nach dem unruhigen Kalabrien zurück, noch auf der Flucht die empfindlichsten Verluste erleidend. P. richtete nun seine Aufmerksamkeit besonders auf die Verfassung und die innern Zustände der Insel, auf milde Gesetzgebung und Verwaltung, wie auf Herstellung der Ordnung. Nachdem er sich im folgenden Jahre fast ganz Kalabrien unterworfen hatte, übergab er seiner Gemahlin Konstanze die Verwaltung Siciliens unter dem Beistande tüchtiger Räthe, ließ seinem Sohne Jakob als künftigem Könige von Sicilien huldigen und verließ die Insel, um einen Zweikampf mit Karl auszufechten, der am 1. Juni 1283 auf einer Ebene in Guienne bei Bordeaux Statt finden sollte. Papst Martin IV. hatte indeß am 9. November 1282 P. sammt seinem ganzen Anhang in den Bann gethan und dem Könige Karl am 6. Febr. das Duell mit dem Aragonier untersagt. Dennoch erklärten sich beide Könige bereit, ihre Sache auszufechten, doch kam es nicht zum Zweikampfe, weil P., als er sich seinem Gegner stellen wollte, von Verrath bedroht, umkehrte. Der Papst ließ in Frankreich und in dessen Nachbarschaft das Kreuz gegen P. predigen und verschenkte sogar dessen Lande jenseits der Pyrenäen an einen der Söhne Philipps III. Während nun Karl von Valois den Auftrag erhielt, P. zu vernichten, bemühte sich der Papst, dem Gebannten als einem Verfluchten und aus aller Gemeinschaft der Christenheit Verstoßenen alle Hülfe abzuschneiden. P. verspottete diese Lästerungen, und der König von England, sowie die Republik Venedig und Sancho von Kastilien blieben trotz der päpstlichen Drohungen in gutem Einvernehmen mit ihm, wenn er auch keine thätige Hülfe von allen diesen Mächten erhielt. Dagegen zeigte sich Unzufriedenheit in seinem eigenen Lande. Adel und Städte verbanden sich zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten mit einander und schwuren endlich, als P. auf dem Reichstage von 1283 Hülfe gegen die Franzosen verlangte, den König nicht mehr anzuerkennen, wenn er ihre Beschwerden nicht aufhöbe. Nothgedrungen erkannte P. die Beschwerden an, billigte sogar die Verbindung, stellte durch ein Generalprivilegium die alte Freiheit des Landes wieder her und unterwarf sich selbst ohne Rückhalt den Gesetzen. Dennoch blieben Adel und Bürger noch mißtrauisch gegen P., und schon auf dem Reichstage zu Saragossa zu Anfang 1285, dann zu Huesca am 9. und in Zuera am 26. März wurden neue Klagen und Forderungen der Union vorgelegt. Auch in Katalonien bestätigte P auf dem Reichstage zu Barcelona aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten unverdrossenen Dienste alle dem Lande früher bereits zugestandenen Rechte. Die katalonischen Truppen aber, die an die Grenze von Navarra geschickt wurden, flößten der aragonischen Union solchen Unwillen ein, daß sie sich den Einmarsch derselben verbat. P. selbst zog mit seiner kleinen Kriegsmacht an die navarreser Grenze, mußte jedoch seine Unternehmungen aufgeben und sein Heer abdanken, da einige Barone Unruhen in demselben erregt hatten. Dagegen erfochten P.s Waffen unter Lauria in Italien glänzende Siege. Die Kreuzpredigten gegen P. hatten in Frankreich solchen Erfolg gehabt, daß 1285 ein Heer von 18,000 Reitern und gegen 150,000 Mann zu Fuß schlagfertig da stand, welchem P. nur eine geringe Macht entgegenzustellen hatte. Sein Bruder, König Jakob, ging zu den Franzosen, um denselben durch sein Land den Weg nach Katalonien zu bahnen. P. mußte sich nach Gerona zurückziehen, welche wichtige Festung dem Vicomte von Cardona anvertraut wurde, während der König sich in die Gebirge und Schluchten warf. Der Hauptmacht des Feindes konnte Gerona auf die Dauer keinen Widerstand leisten, und P. selbst gestattete dessen Uebergabe. Bald nach dieser Eroberung mußten aber die Franzosen, durch den kleinen Krieg, den P. vom Gebirg aus führte, fortwährend beunruhigt und durch Hunger und Seuchen aufgerieben, zurückweichen, während ihre Flotte durch den tapfern, von Sicilien kommenden Lauria geschlagen wurde. Nachdem P. Gerona wieder erobert hatte, zog er am 12. Okt. in Barcelona ein. Von hieraus betrieb er die Rüstungen gegen seinen treulosen Bruder, erkrankte aber und † zu Villafranca den 10. November 1285, nachdem ihm der Erzbischof von Taragona noch die Vergebung seiner Sünden ertheilt.

d) P. IV., der Prächtige, Großenkel des Vorigen, ältester Sohn des Königs Alfons IV. von Aragonien und einer geborenen Gräfin von Urgel, den 5. September 1319 zu Balaguer geboren, folgte 1334 seinem Vater auf dem Throne und beschwor sofort auf einem Reichstage die Rechte und Freiheiten Aragoniens und Kataloniens. Darauf eilte er nach Valencia, um die ihm feindliche Partei seiner Stiefmutter, deren Haupt Peter von Exerica war, zu unterdrücken. Nach weitläufigen Unterhandlungen und unter Vermittelung der Reichsstände kam am 29. Oktober 1338 eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher Peter von Exerica sammt seinem Anhange wieder zu Gnaden angenommen wurde. P. zeigte sich deshalb zur Versöhnung geneigt, weil die Könige von Granada und Marokko zur Wiedereroberung der pyrenäischen Halbinsel und namentlich des Reiches Valencia große Zurüstungen machten. Er machte große Gegenrüstungen zu Wasser und zu Lande und stellte nach und nach eine Flotte von 30 Kriegsschiffen her. Seine Thätigkeit nahmen aber erst die Unruhen in Sardinien und sein Zwist mit seinem Schwager, dem König Jakob II. von Majorka, in Anspruch. Nachdem er schon 1343 den Titel eines Balearenkönigs angenommen hatte, erklärte er am 29. März 1344 alle Besitzungen Jakobs, mit Ausnahme der französischen Lehen, dem aragonischen Königreich

auf immer einverleibt. Ein Streit zwischen P. und seinem Bruder Jakob, Grafen von Urgel, den er zu Gunsten seiner Töchter von der Erbfolge auszuschließen suchte, wurde durch eine aus Prälaten und Gelehrten zusammengesetzte Kommission zu P.s Gunsten entschieden. Der Graf von Urgel aber, nicht geneigt, auf sein vermeintliches Recht zu verzichten, wußte sich großen Anhang zu verschaffen und eine Union „zur Beschützung der Gesetze und Gerechtsamkeiten" Aragoniens in Saragossa zu Stande zu bringen. Eine ähnliche Union bildete sich auch in Valencia. P. suchte zwar durch heimlich abgegebene Erklärungen die Bestrebungen dieser Unionen wirkungslos zu machen, sah sich aber endlich genöthigt, auf den 18. August 1347 einen Reichstag nach Saragossa zu berufen und hier alle an ihn gestellten Forderungen zu bewilligen. Auch gab er seinem Bruder die ihm entzogene Reichsstatthalterschaft zurück und hob seine neue Thronfolgeordnung auf. Dessen ungeachtet brach in Valencia zwischen der Union und den Anhängern des Königs der Krieg aus, und auch in Saragossa wurde die Unionsfahne ausgesteckt. Um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, erhob P. seinen Stiefbruder Ferdinand zum nächsten Thronfolger, falls er keine ehelichen Söhne bekäme, und zum Reichsstatthalter, bestätigte die Vereinigung beider Unionen und bewilligte den Valencianern einen Justicia von gleichem Ansehen, wie es der aragonische hatte. Da er sich in Valencia ganz in der Gewalt seiner Gegner befand, so ging er äußerlich auf alle Forderungen seiner Gegner ein. Nachdem aber Lopez Luna für ihn ein Heer gesammelt hatte, mit dem er Tarragona angriff, sagte sich der König von der Union los, der Infant Ferdinand wurde am 21. Juli bei Epila geschlagen und gefangen und die Unionsfahne erobert. Nachdem sich Saragossa unterworfen, ward daselbst ein Reichstag versammelt, auf dem P. alle seine Zugeständnisse zurücknahm. Doch gelobte er, die Gesetze, Freiheiten u. Rechtsgewohnheiten des Königreiches zu beobachten u. zu schützen. Die aragonische Statthalterschaft wurde genau begrenzt und dem Justicia eine richterliche Gewalt übertragen, die dem gesetzlosen Zustand ein Ende machte. Auch in Valencia wurde darauf die Ruhe hergestellt. Den Ansprüchen Ferdinands machte die Geburt des Infanten Johann 1350 ein Ende. Kaum war das Reich im Innern beruhigt, als P. einen Theil der Flotte in die Meerenge von Gibraltar gegen die Mauren schickte, während der andere zur Deckung der Balearen gegen Jakobs II. Angriffe bestimmt ward. Nach dem Tode des letztern ward dieser Theil der Flotte den Sicilianern zu Hülfe gesandt. Am meisten aber nahmen die schon ein Jahrzehnt dauernden Unruhen auf Sardinien P.s Thätigkeit in Anspruch. Er selbst begab sich nach Cagliari, wo er im Febr. 1355 Gericht hielt über mehre Rebellenhäupter, aber auch eine Verfassung für die Insel einrichtete. Noch war aber die Ruhe nicht hergestellt, als P. nach Barcelona zurückkehren mußte, um sich auf den Ausbruch des Kriegs mit Kastilien, wo sein Stiefbruder Ferdinand das Feuer schürte, gefaßt zu halten. Im Jahre 1356 begannen die Feindseligkeiten mit Kastilien; ein vom Papst vermittelter Waffenstillstand zur Einleitung von Friedensverhandlungen wurde von den Kastiliern gebrochen, indem sie Tarragona (1357) nahmen. Von da breiteten sie sich in Aragonien aus und bedrohten schon Saragossa, als sie von P. zurückgedrängt wurden. Der päpstliche Legat brachte darauf einen abermaligen Waffenstillstand zu Stande, den aber der König von Kastilien wieder nicht hielt. Während dieser mit Genua sich verband, versammelte P. die Reichsstände und ermahnte sie zur Vertheidigung des Landes; auch schloß er trotz der päpstlichen Abmahnungen mit dem Beherrscher von Fez und Marokko einen Bund gegen Kastilien, ebenso mit dem Bruder des Königs von Navarra, und söhnte sich mit Ferdinand aus, der zum Reichsstatthalter ernannt wurde. Im März 1359 drang P. mit Glück in Kastilien ein, mußte aber umkehren, als die feindliche Flotte die aragonischen Küsten bedrohte. Nachdem er auch diese vertrieben hatte, neigte sich der Krieg mehr und mehr zu seinen Gunsten. Daher kam im Mai zu Tudela ein Friede zu Stande, dem zufolge alle Eroberungen gegenseitig zurückgegeben werden sollten. Der Kastilier brach aber diesen Frieden, indem er 1362 plötzlich in das erschöpfte und unvorbereitete Aragonien einfiel, Teruel, Segorbe, Exerica, Murviedro und andere Plätze nahm und vor Valencia erschien. P. eilte ihm mit 15,000 Mann entgegen u. zwang ihn zum Rückzug. Ehe er ihm aber eine Schlacht liefern konnte, trat der päpstliche Nuntius mit Unterhandlungen dazwischen und vermittelte im folgenden Monat einen Frieden, nach welchem Peter von Kastilien des Aragoniers Tochter Johanna heirathen und diese zur Mitgift alle in Aragonien und Valencia gemachten Eroberungen ihres Bräutigams erhalten sollte. Bald aber brach der Krieg von Neuem aus, und lange schwankte derselbe unentschieden hin und her, bis sich endlich das Glück entschieden auf P.s Seite wandte. Graf Heinrich von Trastamara drang in Kastilien ein und nahm den Königstitel an, während alle aragonischen und valencianischen Plätze vom Feinde geräumt wurden. P. selbst nahm (1367) Granada. Am 10. April 1374 ward endlich mit Kastilien Friede geschlossen. Ein Streit um die Thronfolge in Sicilien mit König Friedrichs IV. Nachkommenschaft endete bald zu Gunsten P.s. Die letzten Jahre seines Lebens trübten Familienzwistigkeiten und innere Unruhen, die noch nicht beendet waren, als er am 15. Jan. 1387 zu Barcelona †. Unter seinen 8 Kindern waren seine beiden Nachfolger, Johann I. und Martin, seiner dritten Ehe mit Leonore von Sicilien entsprossen.

5) P. der Grausame, König von Kastilien, zweiter Sohn des Königs Alfons XI., den 30. Aug. 1334 zu Burgos geb., stand in seinem 16. Jahre, als der Tod seines Vaters 1350 ihn auf den kastilischen Thron rief. Ein Aufstand Alfons Ferdinand Coronels wurde durch Waffengewalt gedämpft, das verletzte nachbarliche Verhältniß zu Aragonien in dem am 4. Okt. 1352 zu Tarragona abgeschlossenen Vertrage friedlich wieder hergestellt und ein neuer Aufruhr Coronels in Andalusien im Februar 1353 unterdrückt. Auf Zureden seiner Mutter vermählte sich P. den 3. Juni 1353

mit Blanca, der Tochter Peters von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, ohne jedoch von seiner Geliebten, Donna Maria Padilla, deren Brüder und Verwandten sich im Besitze der höchsten Staatsämter befanden, zu lassen. Zu deren Sturz verbanden sich P.s verstoßene Günstlinge zu einem Aufstande, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara, einer seiner Halbbrüder, und Alvaro Perez de Castro standen, lockten den König in eine Art Gefangenschaft und vermochten ihn zu dem Versprechen, die Padilla zu verstoßen, in ein Kloster zu schicken und Blanca wie seine Gemahlin zu halten, obwohl die Bischöfe von Avila u. Salamanca die Ehe bereits getrennt hatten. Die größere Freiheit, die ihm hierauf gestattet ward, benutzte P. zur Flucht. Von Segovia aus suchte er das Bündniß seiner Gegner zu sprengen. Als ihm dies nicht gelang, forderte u. erhielt er von den Reichsständen Unterstützung und brach im Frühling 1355 nach Medina del Campo auf, wo er an einigen Granden blutige Rache nahm; trotz seines den Reichsständen gegebenen Versprechens ließ er Blanca wieder einkerkern und Viele vom Adel und aus dem Bürgerstande hinrichten. Weil er aber auch einen Prälaten hatte einsperren lassen, ward er vom Bischof von Cesena in den Bann gethan und sein Reich mit dem Interdikt belegt; seine Heerabtheilungen wurden überall geschlagen, wo sie Angriffen begegneten, dagegen wurden ihm die Städte Toro und Palenzuela übergeben, und abermals verfielen eine Menge Personen dem Tode. Ueberhaupt ließ er seinem Blutdurste immer freieren Lauf. Als der Krieg mit Aragonien 1361 endete, kehrte P. seine Waffen gegen Granada. Durch einen Geleitsbrief P.s geschützt, kam der Beherrscher Granada's mit großen Geschenken nach Sevilla, um den König um Frieden zu bitten. Der treulose P. ließ ihn jedoch mit seinem Gefolge verhaften, einen Theil auf die Galeeren schicken und ihn selbst mit 37 der Vornehmsten ermorden. Der Krieg mit Aragonien brach 1362 aufs Neue aus, endete aber bald mit einem Frieden, der von ihm wieder gebrochen wurde, worauf aber alle seine Feinde sich gegen ihn verbündeten und Heinrich von Trastamara in Kastilien eindrang und den Königstitel annahm, während P. nach Galizien flüchtete und in Coruña nach Bayonne sich einschiffte. Hier wußte er den Prinzen Eduard von Wales, den sogenannten schwarzen Prinzen, durch glänzende Versprechungen für sich zu gewinnen, so daß er ein Heer ausrüstete, um ihn auf den verlorenen Thron zurückzuführen. Am 3. April 1367 kam es in der Ebene bei Najera in der Provinz Burgos zu einer Schlacht, in welcher Heinrich, als er zu rasch über einen Fluß setzte, gänzlich geschlagen u. sein Heer zerstreut wurde. Zwei Tage nach dem Siege ward P. zu Burgos als König wieder anerkannt, zeigte sich aber wenig geneigt, seine dem Prinzen von Wales gemachten Versprechungen zu halten, der nun mit Aragonien und Navarra ein Bündniß schloß. Derselbe P., der noch kurz zuvor rath- u. muthlos geflohen, wüthete jetzt wieder mit unerhörter Frechheit und Grausamkeit. Alle, auch die entferntesten Anhänger Heinrichs wurden am Leben oder mit der Einziehung ihres Vermögens bestraft. Inzwischen hatte Heinrich mit Hülfe des Königs Karl V. von Frankreich ein kleines Heer gesammelt und mit diesem die Grenze der Gascogne verheerend überschritten. In Kastilien wuchs bei dem allgemeinen Hasse gegen P. Heinrichs Anhang mit reißender Schnelligkeit, und am 30. April 1368 stand er schon in Leon. P. rief die Saracenen von Granada zu Hülfe und zerstörte die Städte Jaen und Ubeda, die sich für Heinrich erhoben, ward aber am 14. März 1369 in der Ebene von Montiel in der Provinz la Mancha geschlagen u. am 23. März gefangen, worauf ihm Heinrich nach einem heftigen Wortstreit den Dolch ins Herz stieß. Wegen seiner Bemühungen um Verbesserung der Rechtspflege erhielt er den Beinamen el Justiciero (Rechtsprecher). Vgl. Nuñez de Cunha, Vida de Dom Pedro, Lissabon 1666; Dillon, History of the reign of P. the cruel, 2 Bde., London 1788.

6) Könige von Portugal: a) P. I., Sohn Alfons' IV. und der Beatrix von Kastilien, den 26. Nov. 1320 zu Coimbra geboren, vermählte sich 1340 mit Konstanze von Kastilien-Villena, faßte aber eine innige Liebe zu der schönen Iñez de Castro, einer Ehrendame der Königin, worüber diese aus Kummer starb, nachdem sie ihm 1345 einen Sohn, Ferdinand, geboren. Nach ihrem Tode vermählte sich P. heimlich mit Iñez, die aber 1355 auf Befehl des Königs ermordet wurde; s. Castro 1). P. ward bei der Todesbotschaft von der heftigsten Wuth ergriffen, begann offene Empörung gegen den Vater u. verübte an der Spitze eines wilden Haufens in den Städten des Königs zwischen dem Duero und Minho die größten Gewaltthaten. Endlich kam durch Vermittlung der Königin und des Erzbischofs von Braga eine Versöhnung zu Stande, in Folge deren dem Infanten vergönnt wurde, an denjenigen Orten, wo er sich persönlich befinden würde, alle Rechte des Herrschers auszuüben, wogegen er sich verbindlich machte, den Mördern der Iñez zu verzeihen. Nach seines Vaters Tode, den 12. Mai 1357, auf den Thron gelangt, sandte er in dem Kriege zwischen Kastilien und Aragonien 1358 dem Könige des ersteren Landes ein Geschwader von 10 Galeeren zu Hülfe, war aber hernach eifrig bemüht, den Frieden herzustellen, und schloß, als ihm dies mit Kastilien nicht gelang, mit Aragonien ein Bündniß. Der König von Kastilien versöhnte ihn jedoch wieder mit ihm durch Auslieferung der zu ihm entflohenen Mörder der Iñez, welche P. grausam hinrichten ließ. Im Jahre 1361 beschwor er in Gegenwart der vornehmsten Herren des Reichs, daß er mit Iñez in rechtmäßiger, obwohl geheim gehaltener Ehe gelebt, ließ ihren Leichnam ausgraben u. ihm königliche Verehrung zollen. In dem neuen Kriege zwischen Kastilien und Aragonien leistete er 1364 dem ersteren abermals Hülfe, wagte aber nicht, dem nach Portugal entflohenen Kastilier Schutz zu gewähren, sondern bewilligte ihm nur sicheres Geleit nach Galicien. Er † den 8. Jan. 1367 zu Estremos, von den Zeitgenossen el Riguoso, der Strenge, genannt.

b) P. II., dritter Sohn Johanns IV. und der Luise von Guzman, 1648 geboren, ward auf Betrieb der Jesuiten an seines Bruders Alfons VI. Stelle in einem Volksauflauf den 23. Nov. 1667 zum Regenten und Kriegsobersten ausgerufen,

worauf der erschreckte König gegen das Herzogthum Braganza und ein Jahrgehalt von 100,000 Thalern freiwillig abdankte. Es zeigte sich bald, daß P. nichts war, als das blinde Werkzeug der Jesuiten. Der ganze Hof hing von den Launen dreier Pfaffen ab, des Emanuel Fernandez, P.s Beichtvater, des Deville, Beichtvaters der Königin, und des in Kabalen grau gewordenen Nuño de Cunha, und dies schreckliche Triumvirat wurde allen Denjenigen, welche nicht blindlings die aus dem Profeßhause der Jesuiten kommenden Gesetze befolgten, gefährlich. Dennoch gewann das Land unter P.s Regentschaft nach Außen. Er war zunächst bemüht, dem Lande den ersehnten Frieden mit Spanien zu verschaffen, der am 13. Febr. 1668 zu Stande kam. Auch die ostindischen Streitigkeiten mit den Niederländern wurden beigelegt; ein Anschlag, Alfons VI. wieder auf den Thron zu setzen, ward durch die Wachsamkeit des spanischen Gesandten vereitelt. Erst nach seines Bruders Tode 1683 nahm P. den Königstitel an. Im spanischen Erbfolgestreite wollte P. erst selbst als Erbe auftreten, doch erklärte er sich für den zwischen Frankreich und den Seemächten England u. Holland geschlossenen Theilungsvertrag, der ihm einen Theil der Beute in Aussicht stellte. Als aber nach Karls Tode Philipp von Anjou sowohl in Spanien, als in sämmtlichen Kolonien und Nebenländern als König anerkannt ward, fand es P. für gut, mit den beiden Höfen von Frankreich und Spanien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Anerkennung Philipps V. abzuschließen. Dagegen trat er 1703 in das große haager Bündniß vom 7. Sept. 1701 ein. Er † den 9. Dec. 1706 auf seinem Lusthause zu Alcantara.

c) P. III., s. v. a. P. 1) a).

7) **Könige von Sicilien:** a) P. I., s. v. a. P. 4) d).

b) P. II., Sohn Friedrichs I., den 14. Juli 1305 zu Parcus novus im Gebiete von Palermo geboren, erhielt schon 1314 auf Sicilien den Huldigungseid u. ward von seinem Vater am 19. April 1322 feierlich zum Könige von Sicilien gekrönt. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter des Königs Heinrich von Böhmen; 1328 zog er dem Kaiser Ludwig dem Bayer mit einem Geschwader zu Hülfe und verheerte die Küste Italiens, trat aber, als Ludwig nach Oberitalien zurückeilen mußte, den Heimweg an, verlor durch einen Sturm den größten Theil seiner Schiffe und rettete sich kaum selbst nach Messina. Nach seines Vaters Tode 1337 bestieg er den Thron, zeigte sich aber bald seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen. Ein Theil der Barone hielt es mit Robert von Neapel, der seine Ansprüche auf Sicilien aufs Neue und mit Nachdruck geltend machte. Papst Benedikt XII. erklärte sich gegen ihn u. befahl ihm und seinen Brüdern, innerhalb einer festgestellten Frist Sicilien zu räumen, widrigenfalls die Strafen der Kirche sie treffen würden. P.s Unterthanen wurden des ihm geleisteten Eides entbunden. P. leistete natürlich keinen Gehorsam u. ward daher den 5. Dec. 1338 förmlich mit dem Banne, Sicilien mit dem Interdikt belegt. Auf der Höhe von Lipari kam es zwischen den feindlichen Flotten zur Schlacht, in der die Sicilianer geschlagen wurden, und die Insel wäre unzweifelhaft für P. verloren gewesen, wenn nicht die innern Unruhen im Königreich Neapel Roberts Kräfte in Anspruch genommen hätten, was P. in den Stand setzte, alle Eroberungen der Neapolitaner in Sicilien wieder in seine Gewalt zu bringen. Bald darauf erkrankte er in Calascibetto u. † den 8. Aug. 1342, worauf sein Bruder, der Herzog Joh. von Randazzo, mit Einwilligung der Reichsstände, die Regentschaft für P.s minderjährigen Sohn Ludwig übernahm.

8) **P. Nikolaus Friedrich**, Großherzog von Oldenburg, Sohn des Großherzogs August aus dessen zweiter Ehe, geboren den 8. Juli 1827, succedirte seinem Vater den 27. Febr. 1853, vermählt seit dem 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg.

9) **P. von Amiens** (**P. der Einsiedler**, auch **Kukupeter**), berühmter Kreuzprediger, in der Diöcese Amiens geboren, diente im flandrischen Kriege 1091 dem Grafen von Boulogne, verheirathete sich, ward aber nach dem Tode seiner Gattin Einsiedler. In den Jahren 1093 und 1094 wallfahrtete er nach Jerusalem und lernte hier den Patriarchen Simeon kennen, welcher ihm die Leiden schilderte, die die Christen in Palästina zu erdulden hätten. P. erbot sich, ein Schreiben des Patriarchen an die abendländischen Fürsten zu bringen und zu befürworten. Als er darauf eine Nacht in der Auferstehungskirche zubrachte und hier, von Gebeten erschöpft, in Schlaf sank, soll ihm der Heiland im Traume erschienen seyn und ihn zu seinem Vorhaben ermuntert haben. Sofort schiffte sich P. nach Apulien ein, reiste nach Rom, überreichte dem Papste Urban die Briefe des Patriarchen und schilderte ihm die Drangsale der in Palästina wohnenden Christen mit den glühendsten Farben. Als des Papstes und der Kirche zu Jerusalem Gesandter durch Briefe an die Großen der Christenheit bevollmächtigt, durchzog er nun Italien, ging dann über die Alpen, durchwanderte Frankreich und andere Länder, überall zum Kampfe gegen die Glaubensfeinde auffordernd. Schon auf der Kirchenversammlung zu Piacenza 1095 trug sein frommer Eifer Früchte, indem der Papst Urban II. das Bittgesuch des Kaisers Alexius Comnenus um Hülfe gegen die Türken kräftig befürwortete. Noch mehr zeigte sich die Wirkung von P.s begeisternden Predigten auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096. Durch seine hinreißende Beredsamkeit gewann er alle Herzen. Während aber die Fürsten, die das Kreuz nahmen, erst Zurüstungen zur Heerfahrt treffen wollten, drang die zahllose Menge, die dem Einsiedler auf seinen Zügen gefolgt war, auf schleunigen Aufbruch. Dieses Heer war ohne ordentliche Waffen, mit Ausnahme von einigen Rittern, unter denen sich Walter von Perejo mit seinem Neffen Walter ohne Habe befand. Diese Schaar war noch ungeduldiger als P. selbst; sie trennte sich zu Köln, wo P. das Osterfest feierte, von ihm und zog voraus, war aber zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, als sie Konstantinopel erreichte. P. gewann noch zu Köln zwei deutsche Grafen u. 15,000 Mann des gemeinen Volks für das Kreuz. An der Spitze dieses Zuges folgte er nun in der Mönchskutte und in Sandalen, auf dem Maulesel

reitend, dem Vortrab nach, durchzog Ungarn und plünderte Semlin. Als die Kreuzfahrer das bulgarische Gebiet betraten, fanden sie Städte und Dörfer, selbst die Hauptstadt Belgrad, von den Einwohnern verlassen. Nach 8 Tagen langten sie vor Nissa an, wo sie gütig aufgenommen und mit Lebensmitteln versehen wurden. Da aber ein Haufe Nachzügler Extravaganzen beging, kam es mit den Einwohnern von Nissa zum Kampfe, worin über 10,000 Mann von P.s Heer erschlagen wurden. Am 1. August 1096 langte P. mit seinen, Palmzweige in den Händen tragenden, Schaaren vor Konstantinopel an, wo er Walter ohne Habe mit dem Vortrab fand u. sich mit ihm vereinigte. P. ward zum Kaiser gerufen, der ihn reich beschenkte, ihm aber auch der Rath gegeben, die Ankunft der Fürsten abzuwarten. Voll Zuversicht auf die Stärke seines Heeres setzte er jedoch nach Bithynien über und lagerte sich erst bei Nikomedien, dann bei Civitos (Kibotus) in der Nähe von Helenopolis. Hier blieben die Kreuzfahrer zwei Monate. Bald aber regte sich wieder der Geist der Unruhe und des Ungehorsams unter ihnen, so daß sich P. bewogen fand, nach Konstantinopel zurückzukehren, um nicht abermals in die Folgen ihrer Zügellosigkeit verwickelt zu werden. Kaum war P. abgegangen, als einzelne Haufen glückliche Streifzüge in das türkische Gebiet unternahmen, die aber von den Türken blutig gerächt wurden. Bei Nicäa wurden darauf die Schaaren der Christen geschlagen, niedergemetzelt u. zersprengt; Walter ohne Habe selbst fand den Tod. Kaum 3000 Mann kamen nach Konstantinopel zurück, wo sie ihre Waffen an den Kaiser verkauften, um in die Heimath zurückkehren zu können. Mit geringen Ueberbleibseln seiner Schaaren vereinigte sich P. 1097 mit dem Kreuzheere der Fürsten unter Gottfried von Bouillon, um mit ihm in Jerusalem einzuziehen. Vor Antiochien jedoch, das von den Kreuzfahrern belagert wurde, verlor er den Muth und wollte nebst dem Ritter Wilhelm, Charpentier genannt, entfliehen, ward aber von Tankred eingeholt u. mußte schwören, das Kreuzheer nie verlassen zu wollen. Beim Einzuge in Jerusalem wurde P. von dem jubelnden Volke wieder erkannt u. wie ein Heiliger verehrt. Nachdem er eine Zeit lang Statthalter daselbst gewesen, kehrte er nach dem Abendlande zurück und † in dem von ihm begründeten Kloster zu Huy 1115.

10) P. von Bruis, Sektirer im südlichen Frankreich zu Anfang des 12. Jahrhunderts, war Priester, wurde aber aus der Kirche, der er vorstand, vertrieben und erlitt, nachdem er 20 Jahre der Schrecken der Priester und Mönche gewesen und mit den zügellosesten Ausschweifungen gegen alles äußere Kirchenwesen gewüthet hatte, zu St. Gilles den Feuertod, um 1126. Als Erbe seiner Lehre trat ein anderes Sektenhaupt, Heinrich, auf. Ihre Anhänger flossen deshalb als Petrobrusianer und Henricianer zusammen, bis sie zu Anfang des 13. Jahrhunderts mit andern Sekten als Albigenser ausgerottet wurden.

Peterborough, Stadt in der englischen Grafschaft Northampton, am Flusse Nen, ist Bischofssitz mit einer halb im normännischen, halb im gothischen Style erbauten Kathedrale (Begräbniß der Maria Stuart), Freischule, ökonomischer Gesellschaft, Wollenzeuchweberei, Handel mit Getreide, Malz, Bauholz u. 5550 Einw.; das alte Petuaria.

Peterhead, Stadt in der schottischen Grafschaft Aberdeen, auf der Halbinsel, welche die östliche Spitze Schottlands bildet, besteht aus einander rechtwinkelig durchkreuzenden Hauptstraßen, hat Fabriken für wollene u. baumwollene Zeuche, ein Salzwerk, Härings- u. Wallfischfang, Schiffbau, lebhaften Handel nach der Ostsee und Amerika und 7000 Einw. Auch sind hier besuchte Seebäder und stahlhaltige Mineralquellen.

Peterhof, Lustschloß im europ.-russischen Gouvernement St. Petersburg, am Meerbusen von Kronstadt, 4 Meilen von St. Petersburg, durch eine schöne Kunststraße mit der Residenz verbunden, ist wegen seiner Gärten und Wasserkünste das russische Marly und Versailles. Von Peter dem Großen gegründet, war es dessen Lieblingsaufenthalt. Die weitläufigen, prächtig ausgestatteten Schloßgebäude sind reich an historischen Erinnerungen aller Art. In dem Lusthause Mon-Plaisir zeigt man noch das Schlafgemach Peters des Großen in demselben Zustande, in welchem es sich bei seinem Tode befand. Vor Mon-Plaisir breitet sich am Gestade des Meeres eine große Terrasse aus, von der man eine herrliche Aussicht hat. Außer diesen Häusern sind auch die Eremitage u. das Haus Peters des Großen bemerkenswerth. Noch gegenwärtig ist P. bei der kaiserlichen Familie sehr beliebt; alljährlich verweilt sie hier den größten Theil der Sommerszeit, und am Geburtstage der Kaiserin Alexandra, am 1. (13.) Juli, findet hier jenes weltberühmte Fest Statt, zu dem mehr als 100,000 Menschen zu Fuß, zu Roß und Wagen, auf Kähnen und Dampfbooten hierher kommen, um die Wasserkünste zu sehen und die Illumination des ganzen Gartens zu bewundern. Bemerkenswerth ist auch die Papierfabrik zu P., die vortreffliche englische Maschinen hat und mit welcher eine Steinschleiferei in Verbindung steht. Das dabei liegende Städtchen P. hat 1000 Einw.

Petermännchen (Peterbatzen, Petermenger), silberne Scheidemünze des ehemaligen Kurfürstenthums Trier, früher Albus, dann nach dem Bilde des heiligen Petrus im Revers P. genannt, anfangs 9 leichte Pfennige, später nur 8 dergl. enthaltend (36 = 1 rhein. Gulden). Es gab auch Stücke von ½, von 1 und von 3 P.

Petermann, 1) Julius Heinrich, Orientalist, geboren 1806 in Glauchau, lebt seit 1837 als außerordentlicher Professor zu Berlin und hat sich besonders um die armenische Sprache und Literatur verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind die „Grammatica linguae Armeniacae" (Berlin 1837) und die „Porta linguarum orientalium", von welcher die das Arabische (das. 1840), das Chaldäische (das. 1841) und das Armenische (das. 1841) behandelnden Abtheilungen erschienen sind.

2) Augustus, verdienstvoller Kartograph der Gegenwart, geboren zu Bleicherode bei Nordhausen am 18. April 1822, besuchte das Gymnasium zu Nordhausen und seit 1839 die von Berghaus gegründete geographische Kunstschule zu Potsdam. Hier entwarf er die Karte zu Humboldts Werk über Centralasien und arbeitete dann besonders an Berghaus' „Physikalischem Atlas" mit-

Im Jahre 1845 begab er sich nach Edinburg, um sich hier an Johnstons englischer Bearbeitung dieses Kartenwerks zu betheiligen. Er zeichnete nicht nur eine beträchtliche Anzahl Karten für dasselbe, sondern bearbeitete auch den dazu gehörigen erläuternden Text. Im Jahre 1847 siedelte er nach London über, wo er Mitglied der geographischen Gesellschaft ward u. für das „Athenäum" die Berichterstattung über geographische Gegenstände übernahm. Mit Interesse verfolgte er insbesondere die Reisen Barths, Overwegs und Vogels in Afrika, sowie die zur Aufsuchung Franklins veranstalteten arktischen Reisen. Außer zahlreichen Karten, die er in London entwarf, veröffentlichte er hier im Verein mit Thomas Milner einen „Atlas of physical geography" und einen „Account of the expedition to Central-Africa" (Lond. 1855). Auch die neue Ausgabe der „Encyclopedia Britannica" enthält viele treffliche geographische Artikel von ihm. Im J. 1854 ließ er sich zu Gotha nieder, wo er für die perthessche geographische Anstalt arbeitet. Seit 1855 redigirt er die „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt", eine geographische Monatsschrift, die sich durch reichen und interessanten Inhalt auszeichnet. P. entwarf auch die Karten zu Barths großem Reisewerk.

Peterpaulshafen, s. v. a. Petropawlowsk.

Peters, A., deutscher Schriftsteller, geboren 1817 zu Taura bei Burgstädt in Sachsen, war Schreiber, Kaufmannslehrling, Soldat, Schauspieler und Forstmeistereiexpedient, bezog 1845 die Universität Leipzig u. ging 1847 als Redakteur des „Volksvertreters" nach Berlin. Nachdem er sich an den Bewegungen von 1848 und 1849, namentlich auch am dresdener Maiaufstande und dann am Kampfe in Baden betheiligt, ward er, in Rastadt gefangen, zu 10jähriger Haft in Bruchsal verurtheilt, hier 1851 begnadigt und an Sachsen ausgeliefert, wo er abermals zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt, im Juni 1856 aber entlassen ward. Er ließ sich darauf in Annaberg nieder und schrieb außer Novellen und Gedichten in verschiedenen Zeitschriften, meist unter dem Pseudonym Elfried von Taura: „Die stille Mühle" (Hannover 1855); „Friedrich der Freudige", Romanzenkranz Freiberg 1856); „Eine reiche Erbin", Novelle (Prag 1856).

Petersberg (auch Lauterberg, Mons serenus, genannt), Berg in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Saalkreis, $1^3/_4$ Meilen nördlich von Halle, in einer Ebene, 1125 Fuß hoch, merkwürdig durch die Ruinen eines dem heiligen Petrus geweihten Klosters der regulirten Chorherren des Augustinerordens. Dasselbe wurde 1127 vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen, gestiftet, 1540 aber säkularisirt. Die Gebäude nebst der im byzantinischen Styl erbauten Kirche, in welcher mehre Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitzstrahl entzündet und bis auf die Mauern durch die Flamme verzehrt, worauf man 1567 eine neue Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Neuerdings wurde auf den Willen des Königs von Preußen die Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt restaurirt. Eine reichhaltige Quelle für die Geschichte des Klosters bietet das „Chronicon Montis sereni", das von 1124—1225 reicht, einen Presbyter des Klosters, Konrad, zum Verfasser haben soll und nach der ersten Ausgabe von Mader (Helmst. 1665), in Menkens „Scriptores rerum germanicarum", Bd. 2, abgedruckt und zuletzt von Eckstein (Halle 1844 f.) herausgegeben wurde. Vgl. Puttrich, Denkmale der Baukunst, Leipzig 1845, Abth. 2, Bd. 2. Jetzt bildet P. ein Domänenamt mit Kirche, Prediger- und Schullehrerwohnung.

Petersburg, St. (bei den Russen St. Peterburg), europ.-russisches Gouvernement, begreift das ehemalige Ingermanland od. Ingrien, einen Theil Kareliens und einen Theil des alten Großfürstenthums Nowgorod, grenzt nördlich an Finnland, an den Ladogasee und an das Gouvernement Olonetz, östlich an das Gouvernement Nowgorod, südlich an das Gouvernement Pskow, südwestlich an das Gouvernement Nowgorod und westlich an den finnischen Meerbusen, an Esthland und an den Peipussee und hat einen Flächenraum von 848 geogr. □Meilen oder 41,193 □Wersten (nach Arssenjew 784 und nach Bulgarin 880 □Meilen). Im Allgemeinen ist das Land flach; nur im Norden bilden die Höhen von Olonetz, im Südosten die von Waldai leichte Wellungen, und nicht weit von St. Petersburg erheben sich bei Duderhof u. Krasnoje-Selo die sogenannten duderhofschen Berge (300 F. hoch), die bis zum finnischen Meerbusen reichen. Der Boden ist zum Theil sandig, zum Theil mit großen Morästen bedeckt und sehr waldig, doch auch strichweise ergiebig und gut, im Ganzen aber selbst noch um St. Petersburg herum zu wenig angebaut. Hauptfluß ist die aus dem Ladogasee fließende und in den finnischen Meerbusen mündende, schiffbare Newa mit den Nebenflüssen Mga, Tosma, Ishora, Slawianka, Tschornaja u. Ochta. Andere Flüsse sind: die Sestra, der Wolchow, die Narowa oder Narwa und die Luga, die Pskowa und die Scheltscha. Die größten Seen sind der Ladoga- und der Peipussee. Das Klima ist feucht und kalt, die mittlere Temperatur zu St. Petersburg ist + 3,58°; die größte Hitze herrscht im Juni und Juli, selten im August. Der erste Schnee fällt Anfangs Oktober, der letzte Mitte April, demnach ist die mittlere Schneezeit 171 Tage. Die Produkte des Pflanzenreichs sind: Winterroggen, Weizen, Gerste, Hafer, Hanf, Lein, Tannen, Fichten, Birken, Espen, Rüstern, Erlen, sparsam Ahorn, Ebereschen, Linden und wenig Eichen; des Thierreichs: Pelzthiere, Hausthiere, Wald- u. Wassergeflügel, Fische, besonders Lachse, wilde Thiere spärlich; des Mineralreichs: Kalkstein (marmorartiger Kalk), Granit, gute Bausteine, mehre Thonarten, Sumpfeisenstein, Moostorf 2c. Die alten Bewohner des Gouvernements waren Tschuden oder Finnen (Karelier und Ischoren), die meist die lutherische Religion angenommen hatten. Gegenwärtig bilden die Russen die Mehrzahl. Die Ischoren wohnen nur noch an der Ischora u. führen in ihren Rauchhütten ein armseliges Leben. Am Peipussee wohnen auch Esthen, die meist lutherischer Konfession sind. Außerdem gibt es viele Deutsche, besonders in der Hauptstadt und in Narwa. Die Zahl der Ein-

wohner beträgt 934,000. Der Ackerbau ist nicht unbedeutend, aber bei der starken Konsumtion der Hauptstadt muß noch viel Getreide eingeführt werden. Die Viehzucht gewährt gleichfalls Unterhalt, doch sind weder die Pferde, noch das Rindvieh, noch die Schafe ausgezeichnet; beträchtlich ist aber die Federviehzucht. Auf dem Lande herrscht wenig Industrie, um so mehr in den Städten, besonders in der Hauptstadt, die auch für den Handel den Centralpunkt abgibt. Das Gouvernement zerfällt in die 9 Kreise: St. Petersburg, Sophia, Schlüsselburg, Nowaja Ladoga, Oranienbaum, Jamburg, Gdow, Luga und Zarskoje=Selo.

Die gleichnamige Stadt, die zweite Hauptstadt des russischen Reichs und erste Residenz des Kaisers, Sitz der obersten Reichsbehörden, des Reichsraths, der Ministerien, des Senats und der heiligen Synode, der Provinzialbehörden, eines griechischen Erzbischofs, eines lutherischen Bischofs ꝛc., liegt im alten Ingermanland, an der Mündung der Newa in den finnischen Meerbusen, 97 Meilen von Moskau und 215 Meilen von Berlin. Die Stadt liegt in einer großen Ebene, 59,729 engl. Fuß (=56,055 franz. Fuß) über der Meeresfläche und hat (nach dem Plane der abgesteckten Barrieren berechnet) gegen 35 Werste im Umfang, während die von ihr eingenommene Fläche 81 □Werste und in der Länge 12 Werste, in der Breite 11 Werste beträgt. Diese Fläche wird von der Newa in 2 beinahe gleich große Theile getheilt, von denen jeder in mehre Inseln zerfällt (s. unten). Die hauptsächlichsten Flüsse und Kanäle, welche diese Inseln umströmen, sind: die große Newa, welche sich im Weichbilde der Stadt in 3 Hauptarme theilt: die große und kleine Newka und die kleine Newa; ferner die Fontanka, die Moika, die große Ochta mit der kleinen Ochta, die Tschornaja=Retschka, die Karpowka, die Shdanowka, die Gluchaja, die Priashka und die Jarakanowka, lauter Nebenflüsse oder Arme der Newa. Die Hauptkanäle sind: der Katharinen=, Admiralitäts=, kriukowsche und nikolskische, ligowsche, Schwanen= (Lebiashij=), Winter= (Simniaja=Kanawka), Alexander= und wedenskische Kanal. Schöne Granitkaien mit Brustlehnen von demselben Gestein und gegittertem Eisen fassen die Ufer der Newa und der Kanäle in ungeheurer Länge ein und dienen zu einer höchst angenehmen und langen Promenade. Namentlich ist der englische Kai, rechts von der Isaaksbrücke, zwischen der alten und neuen Admiralität, der Sammelplatz alles Feinen und Eleganten in prächtigen Verkaufslokalen und der Spaziergang der vornehmen Welt. Von diesem Kai erstrecken sich die andern rechts der Isaaksbrücke über den Petersplatz. Von Granit sind auch die meisten Brücken über die Arme der Newa und ihre Kanäle. Neuerlich hat man jedoch angefangen, statt der steinernen Brücken eiserne zu bauen. Die größern Flußarme vertragen übrigens wegen des starken Eisgangs keine stehenden Brücken, hier sind daher nur Schiffbrücken anwendbar. Außerdem führen noch über die kleinern Gewässer und Kanäle über 70 (nach Andern 166) Brücken, von denen die ältern 30 sämmtlich von Granit und von Katharina II. nach Einem Muster gebaut sind. Von den neuern sind auch viele von Granit und nach neuerem Muster gebaut; 10 sind von Gußeisen oder Kettenbrücken, einige auch von Holz. Außerdem unterhalten viele Gondeln die Kommunikation, besonders über die Newa. Im Allgemeinen macht St. P. unter allen europäischen Hauptstädten den vortheilhaftesten Eindruck durch die Breite, den schnurgeraden Lauf und die Reinlichkeit seiner Straßen, durch die Pracht, Eleganz und Regelmäßigkeit seiner Häuser, durch die vortheilhafte Lage seiner Paläste u. durch die Granitkaien längs der Newa. Besonders in den eleganten Stadttheilen an diesen Kaien, die ohne Widerrede die schönsten u. prächtigsten Straßen in ganz Europa bilden (namentlich die englischen Linien), sowie in den Prospekten erheben sich die herrlichsten Staats= und Privatgebäude; Massen von Granit und Marmor sind zu Säulen und jedem Schmuck der Architektur verwendet, und die Gebäude sind im edelsten antiken Styl gebaut; weite Plätze umgeben dieselben, nirgends enge, dumpfe Gäßchen. Selbst die entlegeneren Stadttheile sind immer noch geräumig und luftig genug. Die gewöhnlichen Bürgerhäuser sind fast durchweg ein= oder zweistöckig, mit Stuck beworfen und mit heitern Farben angestrichen und haben meist abgeplattete, mit Eisenplatten gedeckte, roth, schwarz oder grün angestrichene Dächer. Die meisten Häuser sind wegen des moorigen Bodens auf Roste u. Pfähle gebaut. Das untere Stock wird meist zu Verkaufsläden benutzt. Von der Mitte des Admiralitätsplatzes laufen die größten Prospekte (Perspektiven) fächerförmig aus, nämlich die Erbsenstraße, der wosnessenskische Prospekt und der Newskü= (Newsky=) Prospekt. Letzterer, der Sammelplatz alles Schönen und Eleganten, zieht sich, die Fontanka überschreitend, schnurgerade eine Stunde weit und ist mit den herrlichsten Kirchen und Palästen besetzt. Andere Prospekte sind: der Bolchoi=, Maloi=, Liteinoi=, Zagorodnoi=, Peterowkoi=Prospekt ꝛc. Noch sind unfern der Newa die große und kleine Marskaja, die kleine Million und die Gartenstraße in der Mitte der Stadt zu bemerken. Auch die andern Stadttheile haben Prospekte, so die wohlgebaute Wassilij=Ostrow den großen, mittleren u. kleinen Prospekt, welche durch andere Straßen (Linien) rechtwinkelig durchschnitten werden. Die schönsten öffentlichen Plätze sind: Der Admiralitätsplatz vor dem Winterpalaste, wo die großartigsten Wachtparaden Statt finden; der Peters= oder Senatsplatz, auf welchem das von Katharina II. Peter dem Großen errichtete kolossale Monument steht; neben dem Admiralitätsplatz der große Platz, der auf der einen Seite bogenförmig mit dem Generalitätsgebäude endet. Außerdem sind namentlich die Paradeplätze (Platzparad) bemerkenswerth, große Exercirplätze, wo Armeecorps sich frei bewegen können, unter diesen besonders die Czarenwiese (Zaryzinskoi=Lug, von den Fremden Marsfeld genannt), dann der weit größere Semenowskoiplatzparad, von Kasernen umgeben, der Alexanderowskoiplatzparad, eine □Werst groß, und der Preobraschenskoeplatzparad. Andere weniger großartige Plätze sind die Theaterplätze, der Heumarkt, der Kruglois=Rynok (runde Markt), der Isaaksplatz u. a. Thore und Mauern hat St. P.

nicht, wohl aber nach allen Seiten hin auslaufende, mit Barrieren an den Kanälen und Brücken geschlossene Straßen. Die Verkaufslokale sind, wie in Moskau, in bedeckten Buden, besonders auf dem Gostinoi Dwor, welcher gegen 10,000 Verkäufer enthält, oder auf dem Wintermarkt (Simniaja Ploschtschud), Trödelmarkt, apraxinschen Markt und andern Budenmärkten an der Gartenstraße, dem Tschukin Dwor mit Vögelmarkt, sowie in eigenen Magazinen, besonders an der newsky'schen Perspektive oder dem englischen Kai. Das Straßenpflaster in St. P. ist schlecht, und in den entfernteren Stadttheilen gibt es selbst noch ungepflasterte Straßen, welcher Uebelstand jedoch immer mehr abnimmt, indem jährlich große Strecken gepflastert werden. An den Seiten der Straßen längs den Häusern befinden sich Trottoirs aus steinernen Fliesen, zuweilen auch aus Granit. Wasserleitungen und Brunnen fehlen in P. gänzlich; da, wo man in die Erde schlägt, findet sich nur ein schwärzliches Brackwasser; die Einwohner sind daher nur auf das Newawasser zum Trinken und zu anderm Gebrauch angewiesen. Dasselbe wird mittelst Röhren durch die ganze Stadt geleitet. St. P. wird polizeilich in 58 Polizeireviere und 13 Stadtviertel (Tschasty) getheilt, von denen 9 auf dem linken Newaufer, 2 zwischen der großen Newa und der großen Newka und 2 am rechten Newa- und Newkaufer liegen. Der petersburger Stadttheil oder die petersburgsche Seite liegt zwischen der großen Newka und der kleinen Newa und bildet eine Insel, die wieder in mehre kleinere zerfällt, zwischen welchen sich mehre Flußarme hinziehen, u. hängt durch 3 Brücken mit dem wiborger Stadttheil, mit Wassilij-Ostrow und Kamenoi-Ostrow zusammen. Von Süden nach Norden wird dieser Stadttheil von einer langen Straße, große Straße (Perspektive von Kamenoi-Ostrow, auch Ossipennoiprospekt) genannt, durchschnitten u. seitwärts von der großen Perspektive. Vor dieser großen Insel, an der Newa, befindet sich noch eine kleine Insel, welche von der Festung eingenommen wird und Hasenholm heißt. Die ganze Insel hängt mit dem festen Lande durch die Dreieinigkeitsbrücke zusammen. Die Festung ward von Peter dem Großen gegründet, der 1703 selbst den Grundstein dazu legte. Sie war zuerst eine bloße Bastion und wurde 1710 durch andere Befestigungen ersetzt. Sie hat die Form eines länglichen Vierecks, ist mit 4 Eck- und auf der langen nördlichen und südlichen Seite mit 2 Mittelbastionen befestigt und hat auf den schmalen Seiten 2 Ravelins und 4 Lünetten. Sie hängt durch eine Zugbrücke über einen schmalen Arm der Newa mit der petersburgschen Insel zusammen und hat auf dieser Seite ein großes Kronenwerk mit 2 Ravelins vor sich und vor demselben eine breite Esplanade. Die Festungswälle umschließen zugleich den Münzhof. Im petersburger Stadttheil befinden sich ferner folgende Gebäude: Die Kathedrale des heiligen Peter und Paul liegt mitten in der Festung und wurde von 1712—27 errichtet. Hier ruhen die Ueberreste der Kaiser seit Peter dem Großen, mit Ausnahme Peters II., der in Moskau starb. Der 340 Fuß hohe Thurm ist mit vergoldetem Kupfer gedeckt, und seine vergoldete nadelförmige Spitze trägt eine Kugel, auf welcher ein Engel steht, dessen Fahne als Wetterfahne dient. Von sonstigen in diesem Stadttheile befindlichen Gebäuden sind noch zu nennen: das Lokal des Kadetencorps, 1762 von Katharina II. unter dem Namen Ingenieur- und Artilleriecorps gegründet, die Kirche des heiligen Nikolai, die des heiligen Apostels Matthäus, die des heiligen Nikolai, die der Verklärung Christi u. a., die Kasernen, der Markt, die Stadtmagazine, das Waisenhaus ꝛc. Der botanische Garten an der Apothekerinsel hat ein Areal von 50 Morgen Landes und zählt 15,000 exotische Baum- und Pflanzenarten. Zwischen dem Flüßchen Shdanowka und der kleinen Newa und Newka liegt die Insel Petrowski fast sumpfig vertieft, und in deren Nähe die Insel Krestowski oder Kreuzinsel, früher Eigenthum des Grafen Rasumowski, jetzt des Fürsten Bjelosfewski; neben ihr die liebliche Insel Jelagin mit dem Lustschloß und dem Park, den Gärten und Blumenpavillons der verstorbenen Kaiserin Maria Feodorowna, ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin-Mutter; neben Jelagin die Insel Kamenoi-Ostrow, für welche Kaiser Alexander, der hier oft ein prunkloses Sommerhaus bewohnte, eine besondere Vorliebe hegte. Auch eine Kirche Johannis des Täufers befindet sich auf dieser Insel, sowie eine Anstalt für Bereitung künstlicher Mineralwasser. Der Stadttheil von Wassilij-Ostrow wird von der großen und kleinen Newa und vom finnischen Meerbusen umgeben. Neben Wassilij-Ostrow liegt die zu diesem Stadttheil gehörige Insel Golodai, die von ersterer durch das Flüßchen Tschornaja-Retschka getrennt ist. Die Brücke Tutschkow setzt Wassilij-Ostrow mit dem petersburgschen u. die Isaaksbrücke mit dem Liteinaja-Stadttheil in Verbindung. Man zählt hier 25 Linien wohlgebauter Häuser, die von Süden nach Norden gehen und von drei Perspektiven in rechten Winkeln durchschnitten werden, nämlich durch die große, kleinere und mittlere Perspektive. Von hervorragenden Gebäuden dieses Stadttheils sind zu erwähnen: Die Börse, ein prächtiges Gebäude, 1804 bis 1811 errichtet, hat eine von 44 dorischen Säulen gebildete Façade, 330 Fuß in der Länge, 246 in der Breite und 90 in der Höhe, die Form eines länglichen Vierecks und einen 126 Fuß langen, 66 Fuß hohen Börsensaal, der sein Licht von oben empfängt. An der vorderen Seite sind 2 Leuchtthürme von 150 Fuß Höhe errichtet, welche den von Kronstadt aufwärts segelnden Schiffen zu Signalen dienen. Nicht weit von der Börse sind die neuen Lagerhäuser und die Zollgebäude. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, dem Kai entlang, wurde von Peter dem Großen gestiftet, den 25. December 1725 eröffnet und besteht gegenwärtig nach einem am 30. Januar 1830 vom Kaiser sanktionirten Reglement aus drei Klassen für die mathematischen, für die Natur- und für die historischen und politischen Wissenschaften. Ihr Zweck ist: allgemeine Aufklärung, Beförderung und Betreibung des Wissens im ganzen russischen Reiche durch gelehrte und gründliche Arbeiten und durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf alle Fortschritte in andern Ländern. Sie besitzt eine große Anzahl zum Theil sehr kostbarer Sammlungen, eine Bibliothek von

gegen 100,000 Bänden und werthvollen Manuskripten, ein asiatisches (welches jetzt alle in andern Sammlungen früher zerstreut gewesenen Gegenstände, die sich auf Literatur, Alterthümer und Künste des Orients beziehen, in sich vereinigt), ägyptisches (Papyrusrollen, Mumien, Götzen, Statuen, Basreliefs, Hausgeräthe 2c. enthaltend) u. ethnographisches Museum (Kleidungen, Geräthe 2c. verschiedener sibirischen Völker u. andere Merkwürdigkeiten enthaltend), ein Medaillenkabinet oder numismatisches Museum, ein zoologisches Museum, eines der reichsten in Europa, ein Herbarium, ein mineralogisches und physikalisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, einen magnetischen Pavillon, ein Kabinet von Kunstgegenständen verschiedener Art, eine Sternwarte. Die Akademie begreift 3 durch Gallerien mit einander verbundene Gebäude. Das Hauptgebäude, aus 2 Etagen bestehend, stellt ein Frontispice dar, welches mit 8 Säulen verziert und 1790 vollendet worden ist. Die **russische Akademie**, in der ersten Linie von Wassilij-Ostrow, wurde durch einen Ukas Katharina's II. vom 30. September 1783 gegründet und den 21. Oktober desselben Jahres unter dem Präsidium der Fürstin Daschkow eröffnet. Zweck dieser Anstalt ist die Kultivirung der Landessprache und die Erleichterung des Studiums derselben. Die **Akademie der schönen Künste**, gegründet durch die Kaiserin Elisabeth 1754 und durch Katharina II. 1764 organisirt, am Kai der Newa, ist eines der schönsten Gebäude der Hauptstadt. Ihr 1765 begonnenes Gebäude bildet ein großes Quarré von fast ½ Werst im Umfange und hat am Ufer der Newa eine 60 Ellen lange, mit Säulen und Pilastern gezierte Façade, deren mittleren Portikus die Statuen des farnesischen Hercules und der Flora zieren, während sich über ihm eine prächtige Kuppel erhebt, auf welcher eine kolossale Minerva thront. Das Innere entspricht dem Aeußern. Im Hofe ist eine kolossale Sphinx aus Aegypten aufgestellt. In den Sälen des großen Gebäudes sind die Preisstücke der Eleven in der Malerei, Plastik, Architektur 2c., Gemälde ausgezeichneter Künstler, Kopien berühmter Meisterstücke, Abgüsse, eine schöne Sammlung aus Kork geschnittener Modelle antiker römischen Tempel, Amphitheater, Grabmäler 2c. aufgestellt. Von besonderem Lokalinteresse sind ferner die Bildnisse, Statuen und Büsten der russischen Autokraten aus dem Hause Romanow; ferner die Statuen und Büsten mehrer berühmten Männer älterer und neuerer Zeiten, das historisch merkwürdige marmorne Standbild Napoleons I., welches, einst im Stadthause zu Hamburg nothgedrungen aufgestellt, von dem General Bennigsen erbeutet wurde, der es dem Grafen Wittgenstein überlieferte, welcher es dem Kaiser Alexander zum Geschenk darbrachte. In dem großen Hofraum des Gebäudes erhebt sich das Urmodell des in Moskau errichteten Denkmals, die herrliche Kolossalgruppe der Befreier Rußlands, Minin und Posharsky. Eine Abtheilung mehrer großen Säle umfaßt die wichtige polnische Bibliothek. Ein zweiter Saal enthält eine Sammlung etrurischer Vasen aller bekannten edlen Formen u. mit trefflich nachgeahmten Malereien. Die sogenannten **12 Reichskollegien mit den Archiven**, ehemals Sitze der höchsten Behörden, sind der 1819 gegründeten Universität (s. unten) zugewiesen. Mit ihr ist ein zur Bildung von Lehrern für den höhern Unterricht bestimmtes pädagogisches Hauptinstitut verbunden. In diesem Stadttheile befinden sich ferner das Seekadetencorps und das Bergcorps oder Bergkadetencorps, am Kai der großen Newa, mit den Riesengruppen des kämpfenden Hercules und des Pluto an der Kolonnentreppe und Sammlungen von Modellen, zum Bergbau erforderlichen Maschinen jeder Art, physikalischen Instrumenten, Medaillen, Münzen, Büchern über das Bergwesen, Mathematik 2c., einem chemischen Laboratorium u. einer Mineraliensammlung, die Kasernen, die Oelmagazine, mehre Krankenhäuser, die Kirche des heiligen Andreas, die der Verkündigung Mariä, die lutherische St. Katharinenkirche, die Kirche der smolenskischen Mutter Gottes, das Zollhaus, die Säule Rumjanzows (Romanzows) auf dem Rumjanzowplatze an der großen Newa, 1799 zu Ehren des Feldmarschalls, Grafen Rumjanzow-Sadunaiski († 6. December 1796) errichtet, ein Obelisk von schwarzem Granit, 83 Fuß hoch und auf einem Piedestal von röthlichem Marmor ruhend. Der **erste Admiralitätsstadttheil** liegt zwischen der großen Newa und der Moika. Von den hier befindlichen Baulichkeiten sind zu erwähnen: Die **Admiralität**, bildet ein ungeheures Viereck mit großen Bassins und Werften zum Schiffbau, ward 1716—1718 gleichsam zu einer zweiten Festung St. P.s gestaltet. Die durch Säulenreihen getheilte Fronte und die Dachgesimse prangen mit Statuen und Gruppen; von dem prächtigen Thurm mit vergoldetem Dach bietet sich das schönste Rundgemälde der Czarenstadt dar. Die Hauptfronte des Gebäudes ist mehr als ⅓ englische Meile, die Rückseite nach der Newa hin 672 Fuß lang. Das Innere enthält viele Kostbarkeiten und Seltenheiten aus allen Zweigen der Wissenschaften, eine Bibliothek von cirka 50,000 Bänden, Sammlungen von Schiffsmodellen, Maschinen, Karten 2c. Auf dem großen Platze der Admiralität befindet sich der **Winterpalast**, die Winterresidenz des Kaisers, ein in den ersten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth errichtetes, 1754—62 umgebautes, den 29. Dec. 1837 durch eine Feuersbrunst zerstörtes, dann von Neuem hergestelltes prachtvolles Gebäude, ein reguläres Viereck bildend, zum Theil mit Säulen von Malachit und im Innern mit eisernen Treppen. In seiner Nähe befindet sich die Eremitage, eigentlich eine Fortsetzung des Winterpalastes und durch bedeckte Gallerien mit diesem verbunden und eine Menge Säle, Gallerien und Kabinete, die mit Merkwürdigkeiten aller Art erfüllt sind, enthaltend. Die darin befindliche **Gemäldegallerie** enthält aus der italienischen Schule die ältesten Gemälde von Andrea Mantegna und von Giovanni Bellini, 8 Bilder von Leonardo da Vinci, 5 von Raphael, mehre ausgezeichnete Stücke von Andrea del Sarto und Tizian; aus der niederländischen treffliche Bilder von Gerhard Dow, Franz Mieris, Wouverman, Teniers, Rembrandt, Vandyck, van der Neer, Berghem, Potter (pissende Kuh), Snyder, van der Werf 2c.; aus der spanischen Meisterstücke von Murillo, Velasquez, Mo-

rales el Divino, Las Cuevas ꝛc.; aus der französischen 19 Gemälde von Nic. Poussin, Landschaften und Seestücke von Claude Lorrain, treffliche Stücke von Vernet ꝛc.; aus der altdeutschen mehre Gemälde von Lukas Cranach, Albrecht Dürer, Joh. Holbein, Denner und Rottenhammer. Längs den Wänden befinden sich von italienischen Künstlern ausgeführte ausgezeichnete Kopien der raphaelischen Logen im Vatikan. Unter den hier befindlichen Skulpturen verdienen Erwähnung Amor und Psyche, eine Gruppe in weißem Marmor von Canova; Paris und eine Tänzerin, von demselben Meister, und ein Genius von dem russischen Bildhauer Kosslowski. In der Eremitage befinden sich ferner Sammlungen von Kupferstichen und Zeichnungen, von Medaillen, Antiken und Kameen (mehr als 10,000 in Gold gefaßte Kameen, die von den Aegyptiern, Persern, Etruskern, Griechen, Römern und aus neueren Zeiten herstammen), ein naturhistorisches Kabinet, ein Kabinet von allerlei kostbaren Kunstgegenständen (Arbeiten in Gold, Silber, Perlen, Brillanten, von Perlmutter und Filigran, Zierrathen aus den Zeiten der alten Czaren, Waffen, Instrumente, Pokale, Kannen, Spiegel, Kassetten, Schachteln ꝛc. enthaltend), eine Bibliothek von gegen 100,000 Bänden, welche die Bibliotheken Voltaire's, Diderots und d'Alemberts in sich begreift. Merkwürdig ist noch der im dritten Stockwerk der Eremitage befindliche große Garten, mit Buschwerken, Orangerie und starken Birken besetzt, deren Spitzen weit über das Dach hinausragen. Die Eremitage war der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Katharina II., die hier residirte und Gelehrte, Künstler und sonstige Notabilitäten zu großartigen Abendgesellschaften versammelte, wo jede Etikette aufhörte. Der Marmorpalast, ebenfalls am Newakai, wurde 1770—83 ganz aus Granit und dunkelfarbigem Marmor und Metall erbaut, jetzt im Verfall. Das Monument Suwarows zwischen dem Marsfelde und dem Kai des Winterpalastes, vom Kaiser Paul I. 1800 errichtet, stellt den Helden zu Fuß, geharnischt, sonst in römischem Kostüm dar, auf einem granitenen Cylinder ruhend. Das Marsfeld ist einer der größten Plätze St. P.s u. durch die lange petersburgsche Brücke mit der Festung verbunden. Der Sommergarten, neben dem Marsfelde, zwischen der großen Newa, der Fontanka, Moika und einem kleinen Kanal, 1711 von Peter dem Großen angelegt, mit prächtigen Alleen, ist von einem vergoldeten eisernen Gitter umgeben, welches zwischen 36 Granitsäulen von 3 Fuß Dicke und 2 Faden Höhe mit Urnen von demselben Gestein befestigt ist. Hier wird alljährlich die sogenannte Brautschau gehalten. Noch befinden sich in diesem Stadttheile die Kasernen der kaiserlichen Leibgarde, die Alexandersäule, 1834 enthüllt, der Trajanssäule in Rom ähnlich, aus einem Monolithen von rothem Granit und von 84 Fuß Höhe und 14 Fuß Durchmesser bestehend, mit Kapital u. Fuß, die aus im Türkenkriege von 1828 eroberten Kanonen gegossen sind; das halbmondförmige, mit einer Quadriga gezierte Gebäude des Generalstabs (die Generalität) mit den Lokalen der Obermilitärbehörden und den Archiven, Kanzleien, Sammlungen von Karten u. Zeichnungen der Militärmessungen und Aufnahmen des russischen Reichs, reichen Sammlungen von Abbildungen und Modellen aller nur erdenklichen Waffengattungen und Kriegsgeräthe, einer trefflichen Militärbibliothek ꝛc., Werkstätten für Metallgießer, Schmiede, Schreiner ꝛc. Die Statue Peters des Großen, auf dem Petersplatze, den 7. August 1782 enthüllt, ist 17½ Fuß hoch und stellt den Kaiser zu Pferde dar, wie er im Galopp einen Granitfelsen hinaufreitet. Um die Hinterfüße windet sich eine Schlange (ein Symbol der Leidenschaften, gegen welche Peter zu kämpfen hatte), welche mit dem Schweife des Pferdes die ganze Last der Statue trägt. Der ungeheure Granitblock, der mit großem Aufwand von Maschinen, Kräften u. Geld 30 Werste weit aus Finnland herbeigeschafft wurde, trägt die Inschrift: „**Petro Primo Catharina Secunda 1782**"; er wog unbearbeitet 3 Mill. Pfd. u. wiegt noch jetzt bearbeitet gegen 900,000 Pfd. Die Isaakskirche auf dem Isaaksplatze, die schönste aller russischen Kirchen, unter der Leitung des Architekten Montferrand erbaut, hat die Form eines griechischen Kreuzes, von 350 Fuß Länge, 298 Fuß Breite und 317 Fuß Höhe. Jede der 4 gleichmäßigen Façaden schmückt an der Vorhalle ein Peristyl, zwei von 16 und zwei von 12 geschliffenen Säulen aus röthlichen finnischen Granitmonolithen von 56 Fuß Höhe und 7 Fuß Durchmesser an der Basis. Die äußern Mauern sind mit weißgrauem Marmor getäfelt. Im Innern befinden sich 188 Säulen und Pfeiler aus finnischem Marmor, deren Basis und Kapitäler aus Bronze gegossen und reich vergoldet sind. Jede Säule soll gegen 82,000 Rubel kosten. Die Pracht der Façaden entspricht dem Glanz des Innern durch Aufstellung von Marmor- und Bronzestatuen, Gruppen, Hochreliefs und andern plastischen Verzierungswerken, zu deren Vollendung die ausgezeichnetsten Künstler des In- und Auslandes berufen wurden. Endlich ist hier noch die neue Admiralität zu bemerken, fast am äußersten Ende dieses Stadttheils, an der Newa, ein prächtiges Gebäude mit bedeckten Werften u. Granitdocken, zum Bau der größeren Linienschiffe errichtet. Der zweite Admiralitätsstadttheil liegt zwischen der Moika, dem Katharinen- und Kriukowkanal. Hier befinden sich folgende Gebäude: die kaiserlichen Marställe; die finnische Kirche; die lutherische St. Petrikirche, am Reformationsfeste 1838 eingeweiht, akustisch gebaut und mit einer von Walker in Ludwigsburg gebauten Orgel von nicht weniger als 64 Registern und 13 Nebenzügen und 3753 Pfeifen; die reformirte Kirche; das kaiserliche Hofhospital. Das hervorragendste Gebäude aber ist die Kasankirche (Kirche der heil Maria zu Kasan), an der Newskyperspektive, 1811 eingeweiht. Diese nach dem Muster der Peterskirche in Rom aufgeführte Kirche enthält im Innern 56 mächtige Säulen, deren jede 35 Fuß hoch und 4 Fuß stark ist und aus einem einzigen polirten Granitblock besteht, während Kapitäler und Basreliefs von stark vergoldeter Bronze verfertigt sind. Der Fußboden ist Mosaik. Der Hochaltar strahlt von Gold und Edelsteinen. Herrlich ist die Kolonnade von 132 42 Fuß hohen und 4½ Fuß im Durchmesser haltenden Säulen, welche das Gebäude im geöffneten Halbzirkel

vorn umschließt. Im Innern der Kirche befinden sich viele Trophäen aus den Jahren 1812—1814, z. B. 107 französische Adler, 7 persische Fahnen ꝛc.; rechts am Eingange hängt an einem Pfeiler der Marschallsstab Davousts; ferner findet man hier das Grabmal des Fürsten Kutusow-Smolenskoi. Vor der Kirche stehen die Bildsäulen Kutusows und Barclay de Tolly's und in ihrer Nähe das Erziehungs- und Findelhaus, 1770 gegründet, längs der Moika mit mehren Gebäuden und einem Garten sich hinziehend. Im Jahre 1839 wurde auf Anregung der Kaiserin mit dieser Anstalt eine Hebammenanstalt verbunden, um Bäuerinnen aus den Provinzen Unterricht in der Geburtshülfe zu ertheilen. Neben diesem Gebäude befinden sich das Leihhaus, das Gouvernementsgymnasium, das Gebäude des Kriegsministeriums und in der Nähe das Theater, ein schönes, unter Katharina II. errichtetes Gebäude mit einem von 8 jonischen Säulen getragenen Peristyl, ausschließlich zu Vorstellungen von Prachtstücken, Opern, Schauspielen in russischer Sprache und Ballets bestimmt; ferner die Schiffbauschule, die St. Nikolauskirche und das Lokal des Ministeriums des Innern. Der dritte Admiralitätsstadttheil liegt einestheils zwischen der Moika u. dem Kriukowkanal, anderntheils zwischen dem Katharinenkanal und der Fontanka. Hier befinden sich: der alte michailowsche Palast, auf dem Platze des alten Sommerpalastes von 1797—1801 erbaut, ehemals die Wohnung des Kaisers Paul und seiner Familie, jetzt Lokal des Ingenieurcorps und Aufbewahrungsort von Schriften, Karten u. Plänen desselben, sowie der Ingenieurschule, davor eine zweite Reiterstatue Peters des Großen, eine schwache Kopie der antiken Reiterstatue von Marcus Aurelius auf dem Kapitol in Rom; der neue michailowsche Palast (Palast des Großfürsten Michael), 1822 vollendet; das michailowsche Theater und das Ordonnanzhaus; das Militärexercirhaus u. die Reitschule; das Lokal des Finanzministeriums; die armenische und die katholische Kirche, mit Moreau's Grabe an der Newskyperspektive; das Magistratsgebäude; der Stadtmarkt (Gostinoi Dwor) Die ebenfalls hier befindliche öffentliche Bibliothek (oder zaluckische Bibliothek) ward von dem Bischof Stanislaus Zalucki für Krakau gegründet, kam von da nach Warschau und endlich nach St. P., ward hier sehr vermehrt und zählt jetzt cirka 450,000 Bände, worunter viele werthvolle Seltenheiten und Handschriften. Das daneben befindliche Alexandertheater ist ein wahres Meisterstück moderner Baukunst, von großartigem Styl und im Innern meist von Gußeisen ausgeführt. In der Nähe dieses Theaters befindet sich der anitschkowsche Palast, bei der anitschkowschen Brücke, fast in der Mitte der Newskyperspektive, 1748 für den Grafen Rasumowski erbaut, nach dem Tode des Grafen von der Krone gekauft und von Katharina II. dem Feldmarschall Potemkin geschenkt, seit 1791 wieder im Besitz der Krone. Noch sind in diesem Stadttheile zu bemerken die Tschukinbutiken oder der Vogel- und Fruchtmarkt, das Polizeibureau, die Assignationsbank, die Kirche der Himmelfahrt, die Kirche der Auferstehung Jesu Christi, der Heumarkt ꝛc. Der vierte Admiralitätsstadttheil liegt im Westen des kriukowschen Seitenkanals, zwischen der Moika, Fontanka, dem Meerbusen und der großen Newa. Hier befinden sich die Gefängnisse am Kriukowkanal, eine Gußeisenfabrik, Magazine, das Generalauditoriat und die Kirche der Fürbitte der Mutter Gottes. Der narwa'sche Stadttheil liegt zwischen dem Meere und der obuchowschen Perspektive, zwischen der Fontanka und dem äußeren Kanal (Sagorodnij Kanal). Hier sind zu erwähnen: die St. Katharinenkirche; die Matrosenkaserne; die Entbindungsschule; ein Militärexercirhaus; die Kirche der heiligen Dreieinigkeit, zu der 1828 der Grundstein gelegt ward, mit einer 300 Fuß hohen, von Säulen getragenen Kuppel, um die sich 4 kleinere mit himmelblau gefärbten und goldbesternten Domen erheben; die Kavalleriekasernen; der Palast von Katharinenhof, 1711 von Peter dem Großen angelegt; die Triumphpforte, vom Kaiser Alexander zur Feier des Einzugs der tapfern kaiserlichen Garden, die von Paris zurückkehrten, errichtet und vom Kaiser Nikolaus in solidерem massiven Bau wieder hergestellt, mit in Erz gegossenen geschichtlichen Basreliefs und mit dem Genius des Ruhms, der den durchziehenden Kriegern den Lorbeer des Sieges zugleich mit der Palme des Friedens entgegenhält, 4 kolossalen Bronzestatuen russischer Reiter in altslavischer Tracht, welche den Siegern Eichen- und Lorbeerkränze darbieten. Der moskowsche Stadttheil, zwischen der obuchowschen und Newskyperspektive und zwischen der Fontanka und den beiden äußern Kanälen, enthält die Wladimirkirche, die größte St. P.s, aus zwei übereinander sich erhebenden mächtigen Gewölben bestehend, von welchen das obere die Sommerkirche, das untere die Winterkirche bildet, und im Innern mit geschliffenen Granitsäulen geziert; die Kirche der heiligen Dreieinigkeit; die Handelsschule; die Kirche der Darbringung Mariä; das Stadthospital; das technologische Institut, 1831 eröffnet, und die 1838 errichtete Triumphpforte, Denkmal der Heldenthaten, welche die russischen Truppen während der Jahre 1826—31 in den Kriegen gegen die Türken, Perser und Polen ausführten. Der Liteinaja-Stadttheil erstreckt sich von der Newskyperspektive bis zur Newa und von der Fontanka bis zum ligowschen Kanal. Hier befinden sich das Gieß- oder Stückhaus; das alte und neue Arsenal, am Ende der Liteinoiperspektive (letzteres 1808 erbaut, ein Gebäude, dessen Länge, 2 Seitenflügel nicht mit gerechnet, 504 Fuß beträgt, ersteres mit der alten Fahne der Strelitzen, dem Reisekabriolet Peters des Großen und andern Raritäten); die Artillerieexpedition; die Sergiuskirche; das Corps der Gardekavallerie; der taurische Palast und Wintergarten; die Artilleriekasernen; die Kirche der Verkündigung Mariä; das 1800 von der Kaiserin Maria gestiftete Armenspital; das woskressenskische Fräuleinstift oder Smolnakloster, eine sehr musterhaft eingerichtete Anstalt mit schönen Gärten; die St. Panteleimonkirche, in der Panteleimonstraße; die Kirche des heiligen Simeon; das Katharineninstitut für adelige Fräulein und Tochter hoher Staatsbeam-

ten; die Kirche der Mutter Gottes von Snamensk; die preobraschenskische Kirche mit zahllosen Trophäen der ältesten und neuesten Kriege; die lutherische St. Annenkirche; das Artillerielazareth; die Kasernen der Polizeidragoner; die Militärkanzlei 2c. Der roshdestwenskische Stadttheil liegt zwischen der großen Newa, dem Liteinaja- und Karetnajastadttheil und dem ligowschen Kanal. Hier ist besonders das Alexandernewskykloster zu nennen, welches den dritten Rang unter den Klöstern Rußlands einnimmt. Im Jahre 1712 wurde hier die erste Kirche von Holz gebaut, 1713 das Kloster und dann die Alexanderkirche, die 1723 zu dem Rang einer Kathedrale erhoben wurde und die Ueberreste des heiligen Alexander Newsky empfing, die früher in dem Kloster Gorodischtsché an den Ufern der Wolga geruht hatten. Jetzt werden dieselben in der Haupt- oder Dreieinigkeitskirche aufbewahrt. Diese ist mit einer schönen Kuppel geziert, enthält einen Hauptaltar von carrarischem Marmor, viele Gemälde und in der Kapelle, wo der Heilige ruht, Betpulte, Kandelaber, Statuen, Basreliefs 2c. von gediegenem Silber. Das ganze Klostergebäude bildet ein großes, von Mauern umgebenes Viereck u. gleicht fast einer kleinen Stadt. Hier wohnen auch der Metropolit oder Erzbischof von St. P. und Nowgorod, nebst etwa 50—60 Mönchen. Außerdem ist darin ein niederes und höheres Seminar für Geistliche der griechisch-russischen Kirche. Der Karetnaja- (Fuhrwerks-) Stadttheil liegt ganz außerhalb der Stadt, wird von dem Liteinajastadttheil, dem ligowschen Kanal, der Tschornaja-Retschka und der großen Newa umgeben. Hier befinden sich ein russischer und deutscher Kirchhof, desgleichen ein Kirchhof der Raskolniks, dicht neben einander, das Stadthospital, die Kirche Johannis des Täufers, der Wagenmarkt, die Poststation 2c. Der wiborgsche Stadttheil liegt auf dem festen Lande an der großen Newa und großen Newka, hat wenig Straßen, aber viele schöne Gärten und Landhäuser und steht durch eine Brücke mit der Insel Jelagin, durch eine andere mit Kamenoi-Ostrow, durch eine dritte, die wiborgsche genannt, mit dem petersburger Stadttheil und durch die woskressenskische Brücke mit dem Liteinajastadttheil in Verbindung. Hier befinden sich: die Kirche der Verkündigung, die prächtige Datscha (d. h. Landgut) des Grafen Stroganow, mit schönen Gärten, die Sampsonskirche; das große Proviantmagazin, mehre Hospitäler, die chirurgische Akademie, das Taubstummeninstitut, das Laboratorium, die kaiserliche Bierbrauerei 2c. Der ochta'sche Stadttheil liegt ebenfalls auf dem festen Lande, an der großen Newa, neben dem wiborgschen Stadttheil und enthält schöne Landhäuser des Grafen Bezborodsko, die Kirche des Herabfahrens des heiligen Geistes, den Holzhof für den Schiffbau, die Marienkirche 2c. Unter den Privatpalästen St. P.s zeichnen sich besonders das französische Gesandtschaftshotel an der Newa und, in der Nähe der Eremitage, die der Familien Stroganow, Bezborodko, Scheremetjew, Gagarin, Bjelossewski, Labanow 2c. aus. Im Ganzen zählt St. P. 46 griechisch-russische Kathedral- u. Pfarrkirchen, über 100 Hauptkirchen, 45 Kapellen, 626 Glockenthürme, 5 Kirchen der Altgläubigen, 8 evangelisch-lutherische, 2 reformirte, 1 der Brüdergemeinde, 2 armenisch-gregorianische, 70 Apotheken, gegen 300 Fabrikgebäude und 9000 Privatwohnhäuser.

Eine zahlreiche Menge wissenschaftlicher Anstalten trägt zum Glanze der Hauptstadt das Ihrige bei; über 50 öffentliche Erziehungsanstalten enthalten zusammen über 7000 Zöglinge. Dahin gehören: die Universität, welche vier Fakultäten, eine philosophisch-juristische, eine physikalisch-mathematische, eine medicinische und eine historisch-philologische hat und 1851 68 Lehrer und Beamte und 369 (früher 700) Studirende zählte; die chirurgisch-medicinische Akademie; das pädagogische Centralinstitut, das mit den Universitäten in demselben Range steht und Oberlehrer bildet; die geistliche Akademie von St. P., eine der vier großen Anstalten dieser Art in Rußland, in welcher griechische Theologie gelehrt wird; die mit der Universität verbundene Adelspension; die beiden Militärschulen, bekannt unter dem Namen des ersten und zweiten Landkadetencorps; die Artillerieschule; das Marinekadetencorps, mit welchem Alexander 1803 eine Navigationsschule für 50 Zöglinge verband; das Institut zur Bildung von Ingenieuren für Brücken- und Wegebau; das Pagencorps, eine Art von Militärschule, deren Zöglinge den Dienst bei Hofe haben; das orientalische Institut, 1823 zur Bildung orientalischer Dolmetscher gestiftet; die Schule für Jurisprudenz, die Subalternenschule für Chirurgie; die Schule für Pharmacie; die Schule für schöne Künste; die Thierarzneischule; das Institut der Bergingenieure; die technische Schule für Bergwesen; die Sektion der Medailleurs; das praktische Institut für Technologie; die Civilingenieurschule; die Schule der Handelsmarine zur Bildung tüchtiger Kapitäne und Lootsen für Kauffahrteischiffe; die Handelsschule; das Forstinstitut; die kaiserliche Ackerbauschule; die theatralische Schule; die Kondukteurschule; die hohe Schule, eine Art Gymnasium; 2 andere Gymnasien; die protestantische Hauptschule; die deutschen Schulen der heiligen Anna und der heiligen Katharina; viele russische u. einige deutsche Elementarschulen; das Taubstummeninstitut; die Hebammenschule; das adelige Fräuleinstift; das Katharineninstitut, in welchem 180 Mädchen aus vornehmen Familien erzogen werden; das Institut der St. Maria für bürgerliche Mädchen; die Schule für Soldatentöchter; die Schule bei der reformirten Kirche; das Konservatorium für Musik und Theater, die Fähndrichsschule 2c. Von gelehrten Gesellschaften und Vereinen sind außer den schon genannten kaiserlichen Akademien der Wissenschaften, der russischen Akademie und der Akademie der schönen Künste noch zu nennen die freie Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften und Künste, die Gesellschaft der Freunde und Beförderer der russischen Sprache, die medicinische Gesellschaft, die pharmaceutische Gesellschaft, die kaiserliche mineralogische Gesellschaft, die Gesellschaft zur Beförderung des Landbaues, die kaiserliche philanthropische Gesellschaft, die Gesellschaft zur Ermunte-

rung der Schulen des wechselseitigen Unterrichts, die Gesellschaft zur Aufmunterung junger Künstler, welche die besten Zöglinge der Kunstinstitute ins Ausland, besonders nach Italien, sendet, die Frauengesellschaft für Erziehung armer Kinder und andere wohlthätige Zwecke, die Gesellschaft zur Verbesserung des Zustandes der Gefängnisse und der Gefangenen, die russische Bibelgesellschaft (1813 gestiftet) 2c. Der **wissenschaftlichen und Kunstsammlungen** hat St. P. sehr viele, und mehre derselben gehören zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art (s. oben). Von Privatbibliotheken, die dem Publikum offen stehen, ist die romanzowsche Bibliothek in einem prächtigen Gebäude am englischen Kai. Auch an andern ausgezeichneten Privatsammlungen fehlt es nicht in St. P.; die bedeutendsten sind: die Museen Romanzows, Swischnins und Orlowski's; die Gemäldesammlungen Nariischkins, Bezborodko's, Stroganows, Mussin-Puschkins 2c. Nicht minder reich ist in St. P. für gut eingerichtete Wohlthätigkeitsanstalten gesorgt. Zuerst sind hier die Militärlazarethe, alle mit vortrefflicher Einrichtung, zu erwähnen, welche vorzuglich auf der wiborger Seite und den Inseln in großer Zahl vorhanden sind. Zu den ebenfalls in großer Zahl bestehenden, durch Stiftungen von Gliedern der kaiserlichen Familie oder reicher Russen entstandenen Civilhospitälern gehören außer vielen kleinern 4 große, namentlich: das abuchowsche oder Stadthospital, worin jeder dürftige Kranke, ohne Rücksicht auf Stand, Nation oder Religion, aufgenommen wird und womit auch eine Irrenanstalt in Verbindung steht; das iwanowsche Hospital; das kalinkische Hospital für Venerische; die Bogodelnia, eine große, weitläufige Anstalt in der Nähe des Smolnaklosters, nach dem Plane des Bicêtre und der Salpêtrière zu Paris zum Besten unheilbarer Kranken, Greise und Wittwen, für 1400 Kranke eingerichtet. Hierzu kommt noch das vom Kaiser Alexander 1813 gestiftete Hospital für arme Kranke, das auch außerhalb des Hauses eine Menge Kranker mit Arznei und Pflege versieht. Mit dem Findel- und Erziehungshaus (s. oben) ist zugleich ein Hospitium zur Entbindung Solcher verbunden, die sich dazu melden und dann ohne Ausnahme unentgeltlich entbunden und bis zu ihrer Herstellung verpflegt werden. Seit 1825 besteht in St. P. auch eine Anstalt für Augenkranke, in welcher jährlich 15,000 Personen behandelt werden. Auch gibt es ein Irrenhaus außerhalb der Stadt auf dem Wege nach Peterhof für 130 Irre.

St. P. ist nach London und Paris die volkreichste Stadt in Europa. Im Jahre 1725 zählte man 75,000, 1750 80,000, 1770 158,782, 1800 220,208, 1830 446,895, 1834 441,378, 1839 476,386 **Einwohner**. Darauf hat eine Verminderung Statt gefunden. Im Jahre 1843 zählte man 449,060 Einwohner, unter welchen 388,774 der orthodoxen griechisch-russischen Kirche Angehörige, 25,005 Lutheraner, 7864 Reformirte, 550 Anglikaner, 23,083 Katholiken, 34 Armenier, 572 Juden und 2214 Mohammedaner sich befanden, so daß über 60,000 Einwohner andern Religionen als der herrschenden angehörten. Im Jahre 1848 zählte man wieder 473,437, 1852 aber 532,241 Einwohner. Ende 1852 forderte die Cholera viele Opfer. Auch sind in St. P. fast alle Nationen vorhanden; die Deutschen aber, deren Gesammtzahl gegen 30,000 beträgt, bilden die Mehrzahl der Fremden. Viele hohe und niedere Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler und Handwerker, namentlich die meisten Bäcker, wie auch alle Apotheker gehören zu ihnen. Unter den Einwohnern waren 110,000 Leibeigene und 70,000 Soldaten. Es findet ein großes Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht Statt (wie 2:1), was sich zum Theil aus dem Troß männlicher Dienerschaft, an welche die russischen Großen gewöhnt sind, und aus der großen Zahl unverheiratheter Soldaten erklärt. Die Gesammtmasse der Bevölkerung kann man in 2 Hauptklassen theilen: in beständige und temporäre Einwohner. Die letztern bestehen meist aus Ausländern, Kaufleuten und Handwerkern, deren Zahl im Sommer durch Einwanderer aus den innern Gouvernements Rußlands vermehrt zu werden pflegt, aber sehr dem Wechsel unterworfen ist.

St. P. ist Hauptsitz der neuerstandenen europäisch-russischen **Manufakturen**, die bereits große Massen von Waaren liefern, welche auf den Märkten von Nowgorod, Charkow, Kursk und Romni an das innere Rußland und an asiatische Völkerschaften verkauft werden. St. P. zählt in seinen Mauern und in seiner Nachbarschaft die größten Etablissements dieser Art, deren Arbeit dabei entschieden so vollkommen ist, wie sie wenigstens Rußland sonst nirgends liefert. Es gehören dahin die Kattundruckereien, Färbereien, Baumwollenspinnereien, Spiegel- und Glasfabriken, Eisengießereien, Kanonenbohrereien, Gobelinstapetenmanufakturen, Edelsteinschleifereien, Papier- und Gewehrfabriken, die zum Theil von ausländischen Privatpersonen, aber mit Hülfe der Krone errichtet worden sind. Fast in allen Fabriken St. P.s stehen Ausländer u. besonders Deutsche an der Spitze, während Russen nur als untergeordnete Arbeiter thätig sind, außer in allen altrussischen Industriezweigen, wohin die Verfertigung von Lederarbeiten, von Nationalkleidern und überhaupt allen ächt national-russischen Bedürfnissen, von Wachslichtern, Holzschnitzwerken für die Kirchen, der Vertrieb und die Verarbeitung von Pelzwerken, von eigenthümlichen russischen Konfitüren und Gebäcken 2c. gehören. Die Spalernoimanufaktur (so nennen die Russen die Gobelinstapetenfabrik), eine der ältesten Fabriken St. P.s, zu Peters des Großen Zeit gegründet, nimmt ein großes Gebäude mit vielen herrschaftlichen, geräumigen Arbeitssalons ein. Die hier verfertigten Gobelinsstickereien sind bloß für den Hof bestimmt, welcher damit zum Theil seine Paläste schmückt, zum Theil die Produkte zu Geschenken für asiatische u. europäische Potentaten bestimmt. Andere großartige Etablissements sind: die kaiserliche Spiegelfabrik, mit der zugleich eine Krystallschleiferei und Glasbrennerei verbunden ist, die peterhofsche Papierfabrik; die kaiserliche Edelsteinschleiferei, wo die am Ural und Altai gefundenen Edelsteine, deren Verbrauch bei den großen Bedürfnissen des Hofs in Rußland und besonders in St. P. sehr ansehnlich ist, facettirt werden. Das Schönste und Eigenthümlichste aber, was aus

diesen Schleifereien hervorgeht, sind die großen prachtvollen Malachitvasen, zu denen Sibirien das Material liefert. Aehnliche Prachtexemplare von Vasen gehen aus der kaiserlichen Porzellanfabrik hervor, obwohl sich dieselbe im Uebrigen andern Instituten dieser Art im Auslande noch nicht an die Seite stellen kann. Von den großartigen Etablissements Bearths sind besonders eine Zuckerfabrik, eine Eisengießerei und eine Holzschneiderei zu erwähnen. Unter den Baumwollenspinnereien ist die in neuerer Zeit vom Baron Stieglitz errichtete die bedeutendste. Auch auf der wiborgschen Seite gibt es mehre derartige Etablissements, von denen das bedeutendste einem Deutschen gehört; es bearbeitet Tücher, Manchester, Kattune 2c. und beschäftigt 1000 Arbeiter. In der neuern Zeit sind in St. P. auch mehre von deutschen Mechanikern geleitete Etablissements gegründet worden, die sich fast ausschließlich mit der Verfertigung mathematischer Instrumente beschäftigen. Außerdem sind viel kleinere Fabriken für Gold- und Silberwaaren, Seide, Tapeten, Kattun, Uhren, Galanteriewaaren, Pulver (gegen 50 theils kaiserliche, theils Privatmühlen bei St. P.) in lebhafter Thätigkeit; auch baut man kleinere u. größere Schiffe zu St. P. Weit wichtiger, als die Fabrikindustrie, ist der Handel P.s. Die Lage der Stadt an der Mündung des finnischen Meerbusens und andererseits an dem Punkte, wo das ausgedehnte Netz der innern Wasserstraßen Rußlauds in die Newa ausläuft, die bedeutende eigene Konsumtion der reichen Stadt und die Begünstigungen, welche sie hinsichtlich des Einfuhrhandels vor den übrigen russischen Ostseehäfen genießt: alle diese Umstände haben zusammenwirkend die Schwierigkeiten der Lage St. P.s (kurze Dauer der Schifffahrtszeit, Beschaffenheit des Fahrwassers, des Bodens 2c.) überwunden. Der eigentliche Seehafen von St. P. ist Kronstadt auf der Insel Kosline im finnischen Meerbusen, vor der Mündung der Newa, wo alle für die Hauptstadt bestimmten Schiffe anlegen und diejenigen, welche mehr als 8 Fuß Wasserzug haben, laden oder löschen, zu welchem Ende Lichterschiffe die Verbindung mit St. P. unterhalten. Für kleinere Kauffahrteischiffe hat P. einen kleinen Hafen in der Newa, wo sich die große und kleine Newa trennen. Außerdem hat die Stadt einen Galeerenhafen für die kaiserlichen Galeeren am Ende von Wassilij-Ostrow. Jene Lichterschiffe bringen den in Kronstadt liegen bleibenden größern Schiffen Retourgüter; diese gehen reichlich aus dem innern Rußland durch die Kanalverbindungen ein, die das kaspische Meer, die Wolga, der Baikal, Jenisei, Obi, Tobol mit der Newa haben, und durch die Kommunikation, welche im Winter die Schlittenbahn gewährt. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr von St. P. sind Hanf, Flachs und Heede, Potasche, Talg, Talglichter, rohe Häute, Juchten, Stangeneisen, Kupfer, Borsten, Taue und Stricke, Leinwand, Getreide, Hanf- und Leinöl, Leinsaat, Segeltuch, Ravenstuch, Breter, Dielen, Rauchwaaren, Gold und Silber; die Einfuhr umfaßt hauptsächlich Baumwollengarn, Baumwolle, Kaffee, rohen Zucker, Gewürze, Baumwollen-, Leinen-, Seiden- und Wollenwaaren, Wein, Spirituoser, Apothekerwaaren, Blei, Zink, Farbehölzer, Indigo, Oele, Reis, Salz, Steinkohlen, Tabak in Blättern, Citronen und Orangen, Gold und Silber. Im Besitze des petersburger Handels mit dem Auslande sind überwiegend deutsche und englische Kaufleute, sodann auch Dänen, Schweden, Franzosen, Portugiesen, Spanier, Italiener 2c. Die Kontore der Nationalrussen betreiben, vermöge ihrer weitverzweigten Bekanntschaften im Innern des Landes, die Herbeischaffung der eigentlich russischen zur Ausfuhr bestimmten Waaren, z. B. des Getreides, Talgs, Holzes, Leders und dessen, was der asiatische Handel liefert. Dagegen fällt ihnen die Vertheilung der Einfuhren in das Innere des Reiches nur zum kleinsten Theile zu, denn in allen einigermaßen bedeutenden Städten des Innern befinden sich für diese feinern Erzeugnisse nichtrussischer Industrie Gewölbe von Ausländern, welche mit den petersburger ausländischen Handelshäusern in direkter Verbindung stehen. Auch mit dem Seehandel beschäftigen sich sehr wenige Nationalrussen, sowohl in St. P., als in den übrigen Häfen. St. P. ist durch seine Lage und seine Privilegien fast der einzige Hafen, von dem aus ganz Rußland mit Bijouterien, Uhren, Kleidungsstücken, Weinen, feinen Tuchen, Baumwollen- u. Seidenwaaren, Spitzen 2c. versehen wird. Seit 1846 besteht in St. P. eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, deren Schiffe den Verkehr mit den Ostseestädten, mit Havre, Hull, London vermitteln. Seit August 1851 ist die Eisenbahn nach Moskau eröffnet und 1852 ward der Bau der 144 Meilen langen Eisenbahn nach Warschau begonnen.

St. P. ist mehr eine westeuropäische, als eigentlich russische Stadt. Rußland wird hier nur durch den größtentheils neuen, an das Interesse des Hofes gefesselten Adel repräsentirt, während die Bojaren von altem Schlage noch immer zu Moskau, der eigentlichen Hauptstadt des Reichs, sich aufhalten. Die Bevölkerung von St. P. ist die bunteste, mannichfaltigste, die man sich denken kann; Kosaken auf kleinen Rossen, von Kopf bis zu Fuß bepanzerte und gewappnete Tscherkessen, ernst einherschreitende Taurier, russische Soldaten in den verschiedensten Uniformen und Bewaffnungen, von denen allen man in der Hauptstadt wenigstens eine Probe sehen kann, bevölkern die Straßen. Aber auch im täglichen Verkehr fehlt fast kein Volk Europa's und Asiens, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Bewohner der britischen Eilande, nicht der Normann, nicht die von Seidengespinnst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht der Indier aus Toprobane, der Chinese und der Araber. Selbst die niedrigste Klasse der Bevölkerung bietet gleiche Verschiedenheit dar. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die Mordwinen und ihre Brüder, die Tscheremissen, amerikanische Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen, kurz Menschen von allen Religionen u. Bekenntnissen, Juden u. Mohammedaner, Heiden und Christen, die Farben aller Racen, weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen. Der Handelsgeist ist ein charakteristischer

Zug in dem gemeinen Russen; zu kaufen u. zu verkaufen ist seine Freude, sein Glück. Sobald der Leibeigene daher nur einen Paß bezahlen kann, verläßt er sein Dorf, eilt nach der Hauptstadt, fängt hier sein Geschäft als Herumträger an, spart so lange, bis er eine Bude miethen kann, u. geht nun zu größern Spekulationen über, die ihn oft bis zu großen Lieferungskontrakten mit der Regierung führen, wobei er sicher ist, reich zu werden. Die Beispiele solcher schnell reich gewordenen Fisch- oder Groupenhändler sind häufig, und der Millionär fährt nun, trotzdem daß er ein Leibeigener bleibt, so lange sein Herr ihn nicht entlassen will, in glänzender Equipage umher. Fordert es der Herr, so will das Gesetz, daß er sein Hotel verlasse und in sein Dorf zu den gewohnten Diensten zurückkehre, denn der Preis für seine Freilassung liegt in der Willkür seines Herrn. Im Winter strömen wenigstens 10,000 Leibeigene und Bauern hier zusammen, um als Händler, als Fuhrleute, als Handwerker aller Art ihr Glück zu suchen. Die Hauptstadt hat keine andern Zimmerleute, Maurer u. Schmiede, als diese Bauern aus der Provinz, deren Anstelligkeit bewundernswürdig ist. Die starke Legion der Kaminfeger gehört dem Volke der Finnen an. Diejenigen Handwerke, welche, um sich in ihnen zu vervollkommnen, eine gewisse Geschliffenheit der Sitten erfordern (Juweliere, Buchbinder, Schneider, Schuhmacher ꝛc.), sowie Gastwirthschaften, Kaffeehäuser, Restaurationen, Manufakturen und Fabriken aller Art werden meist von Deutschen oder Eingebornen der Ostseeprovinzen betrieben. Die wohlhabenden Engländer sind fast sämmtlich Kaufleute, und unter den Franzosen zählt man fast lauter Künstler, als Musiker, Sänger, Maler und Gelehrte. Unter der letztern Landsmannschaft sind noch die Modehändler bemerkenswerth, die in St. P. in großem Ansehen stehen. Die Hofmeister oder Lehrer in Privathäusern (Utschiteli) sind meist Schweizer, Deutsche, oder Franzosen. Die Eingeborenen, die eigentlichsten und ersten Besitzer des Bodens, auf welchem St. P. steht, die Finnen, haben sich in die 2—3 Stunden von der Stadt entfernten, nach Finnland zu liegenden Dörfer zurückgezogen, wo sie ihre Sprache reden und nach ihrer Nationalweise leben, ohne sich mit den Neuangekommenen zu vermischen. Für die Ordnung in den Straßen sorgt eine Unzahl von Butschniks (Budenmänner), so genannt von den kleinen Buden (Butken) an jeder Ecke, die ihnen zum Obdach dienen. Die Butschniks haben an den Polizeihäusern ihren Ressort und werden von Polizeimeistern kontrolirt. Des Nachts patrouilliren außerdem noch kleine Gensdarmenabtheilungen zu Pferd durch die Straßen. Dies und die überhaupt sehr vollkommen organisirte Polizei bewirkt, daß man in St. P. wenig von Dieben, Gaunern, Freudenmädchen u. Bettlern inkommodirt wird. Mordanfälle kommen in St. P. fast gar nicht vor, am häufigsten noch im Winter auf dem Newaeis. Eine eigene Erscheinung in St. P. ist die Menge Krähen und Tauben; erstere bedecken in Schaaren die Monumente und Dächer, letztere, alle von der graublauen Art, laufen in großer Menge zwischen Menschen und Droschken auf den Straßen umher, da sie die Russen als Bild des heiligen Geistes für heilig halten und nicht verspeisen. Für gesellige Vergnügungen und Volksbelustigungen aller Art ist in St. P. mehr als in jeder andern russischen Stadt, mit Ausnahme Moskau's, gesorgt. Die meisten öffentlichen Lustbarkeiten fallen in die Butterwoche (Maßlänitze) oder die den siebenwöchentlichen Osterfasten vorausgehende Woche, das Karneval der Russen. Dann werden auf dem Admiralitätsplatze Rutschberge und Schaukeln (Katscheli), Panorama's, Kinderkarussels, Gaukler- und Seiltänzerbuden erbaut, von den Reichen werden Spazierfahrten (Gulanien) auf langen Bahnen zwischen dem Gewühl gehalten; dabei ist in allen Theatern täglich 3mal Vorstellung, und auch im großen Theater findet der große Maskenball Statt, welchem der Kaiser selbst beiwohnt. Auf diese Woche folgen dann die Palmsonntagswoche, die Osternacht, die Ostermahlzeiten, der Ostertag mit seinen Ostereiern und Osterküssen, das Erinnerungsfest an die Todten, den Montag nach Ostern mit Essen und Trinken begangen. Andere Feste sind: das große Sommerfest in Peterhof, daß große Neujahrsfest im Georgensaal, wo der Kaiser den Wirth seines Volkes macht u. wo dann oft 20,000 Personen seine Einladung empfangen, das religiöse Fest der Newaeinsegnung am Dreikönigstage, das Frühlingsfest an dem Tage St. Peter und Paul, die großen militärischen Schauspiele, wo oft 60—70,000 Mann versammelt sind. Ein Hauptvergnügen gewährt den Russen zur Winterszeit das Rutschen auf künstlich errichteten Eisbergen. Einen wichtigen Theil der öffentlichen Vergnügungen machen die Theater aus, deren es 6 gibt: das kleine Hoftheater bei der Eremitage, nur zu Hoffesten benutzt; das große, 5000 Menschen fassende steinerne Theater, wo große Opern und Ballets gegeben werden; das Alexandra- (russische) Theater in der Newskyperspektive, das michailowsche (französische und deutsche) und das Theater auf Wassilij-Ostrow (Sommertheater). Oeffentliche Gärten gibt es sehr viele; ein Winterpferderennen findet auf der Newa, ein Sommerrennen auf dem Pferdemarkt Statt. Statt der Kaffeehäuser gibt es in St. P. Theebuden, die im Sommer sich in Eisbuden verwandeln. Ueberhaupt herrscht der Thee statt des Kaffee's vor, von dem man nur in kleinen Hauswirthschaften eine kleine Tasse nach dem Mittagsessen bekommt. Tables d'hôte und Restaurationen sind weniger besucht, als in andern europäischen Hauptstädten, da die Gastlichkeit der Einwohner viele Gäste wegnimmt. In den besten Hotels sind die Wirthe Engländer, Franzosen oder Deutsche; die ersten darunter sind das der Demuth, das Hotel de Londres, das englische Hotel ꝛc. Andere Vergnügungen sind: die großen Spazierfahrten auf den Garteninseln u. die Lustfahrten auf der Newa und ihren Armen in offenen oder bedeckten Booten. Wenn der Frühling anbricht, und besonders am 1. Mai, zieht die ganze elegante Welt auf die Inseln, nach Ochta und den nächsten Dörfern in die Sommerwohnungen. Außerdem finden Spaziergänge im Winter auf dem englischen Kai und der Newskyperspektive, im Sommer Spazierfahrten nach Nowaja Dereweja Statt, wo die struve'sche Mineralanstalt ist,

ferner nach den schönen, dem Publikum geöffneten stroganowschen und besborodko'schen Gärten, weitere nach den kaiserlichen Lustschlössern Peterhof, Gatschina, Oranienbaum, Krasnoje-Selo, Pawlowsk, Strelna ꝛc., sowie auf der Eisenbahn nach Zarskoje-Selo. Ein sehr besuchtes Dorf ist Porogolowa, westlich von St. P., mit Park. Die Umgebungen von St. P. sind öde und traurig; unmittelbar aus der glänzenden Hauptstadt tritt man, vorzüglich gegen Norden und Osten, in eine mit Moos, Sumpf und Gebüsch bedeckte Wüste, wo kein Kornfeld und kein Fruchtbaum das Auge erfreut; desto reizender sind jene zahlreichen Sommerhäuser und Gärten der Reichen, vorzüglich auf der Südseite, und die prächtigen Gärten, welche die verschiedenen kaiserlichen Lustschlösser in der Nähe von St. P. zieren. Die Nähe des Meeres u. die niedrige Lage der Stadt ist oft Ursache, daß besonders die westlichen Stadttheile, wenn das schon hohe Newawasser mit Eis geht u. noch von einem starken Westwind zurückgehalten und aufgestaut wird, von großen Ueberschwemmungen heimgesucht werden. Eine der furchtbarsten fand am 7. (19.) Nov. 1824 Statt, wo gegen 500 Menschen ihr Leben und Tausende Habe und Gut verloren und 462 Häuser zerstört u. gegen 3700 beschädigt wurden.

Keine Stadt, mit Ausnahme einiger nordamerikanischen Städte, ist so rasch in ihrem Wachsthum fortgeschritten, als die Schöpfung Peters des Großen an den Ufern der Newa. Kaum war die Eroberung Ingermanlands und Kareliens vollendet, als der Plan in dem Czaren reifte, am Ufer der Newa seine Residenz und die erste Hafen- und Handelsstadt Rußlands anzulegen. Gründe hierzu waren ihm die Nähe des eroberungslustigen, feindlichen Schwedens, dem er von hier leichter entgegenzutreten im Stande war, dann die leichtere Verbindung mit dem Auslande, die ihm die Elemente zur Kultivirung seines Landes und Volkes rascher und mit weniger Schwierigkeit herbeizuziehen erlaubte, als er es nach der im Innern des Reichs gelegenen alten Residenz Moskau konnte. Nachdem er selbst die Küsten und das Bett des Stromes genau untersucht hatte, beschloß er auf der Spitze der Newainsel Hasenholm eine Festung nach einem von ihm selbst entworfenen Plan anzulegen. Am 16. (27.) Mai 1703 ward darauf der Grund zu der Festung St. P. gelegt. Bald waren 40,000 Arbeiter beim Bau beschäftigt und in wenig Wochen stieg ihre Anzahl aufs Doppelte. Freilich sollen dabei auch, theils durch das Klima, theils durch den in dieser unwirthbaren Wüste entstandenen Mangel, gegen 10,000 gestorben seyn. Nachdem die neue Festung in wenigen Monaten vollendet worden, schritt man zur Erbauung von Privathäusern. Zu gleicher Zeit mit der petersburger Insel wurde auch die Admiralitätsseite und die Insel Wassilij-Ostrow bebaut. Schon unter der Regierung seines Gründers bestand St. P. aus 6 Stadttheilen: aus der Festung, der petersburger Insel, der wiborgschen Seite und Wassilij-Ostrow auf dem rechten Ufer, dann der Admiralitätsseite und der moskau'schen Seite (auch Jämskoi genannt) auf dem linken Ufer der Newa. Ein kaiserlicher Befehl zur Vergrößerung, Bevölkerung u. Verschönerung der Residenz folgte dem andern. Da der Czar beharrlich seinen Aufenthalt in der neuen Residenz nahm, so zog sich auch ein Theil des dem Hofe nahe stehenden Adels dorthin. Kaufleute aus Nowgorod und andern Städten, deutsche und holländische Schiffbauer und Handwerker, durch Arbeit und Gewinn gelockt, fanden sich nach und nach ebenfalls ein. Auf Befehl des Kaisers mußten sich auch russische Handwerker aus dem Innern des Reiches hier ansiedeln, und damit alle diese Leute sobald als möglich Häuser bekämen, verordnete ein kaiserlicher Befehl von 1714, daß, damit es nicht an Maurern und Zimmerleuten mangele, im ganzen Lande alle übrigen Bauten ruhen sollten, bis die in P. vollendet wären. Dem Mangel an Steinen zu Staatsgebäuden, Brücken ꝛc. half ein anderer Befehl des Inhaltes ab, daß jedes aus dem Innern des Landes auf der Newa ankommende größere Schiff 30, jedes kleinere 10 und jeder Fuhrwagen 3 Steine nach St. P. bringen müsse. Die auf solche autokratisch-gewaltsame Weise bewirkten Bauten mußten natürlich rasche Fortschritte machen. Schon 1710 waren mehre Straßen gepflastert und 1723 ward eine Straßenbeleuchtung eingeführt. Feindliche Einfälle erfuhr St. P. nicht, doch war es der Schauplatz mehrer Thronumwälzungen; der letzte Versuch wurde im Dec. 1825 gemacht, doch siegte die Sache des Kaisers Nikolaus gegen die Verschworenen (s. Rußland). Hier am 5. Mai 1762 Friede zwischen Rußland und Preußen, welcher den 7jährigen Krieg endete; den 11. April 1805 Koncertvertrag zwischen Rußland, Oesterreich und England, woraus der Krieg gegen Frankreich 1805 entstand; den 11. April 1812 geheimer Vertrag mit Schweden gegen Frankreich. Vergl. R. Granville, Petersburgh, a journal of travels to and from that capital, London 1829, 2 Bde., 2. Aufl.; Meyer, Russische Denkmäler, 1828 und 1835 gesammelt, das. 1837, 1. Bd.; Kohl, P. in Bildern u. Skizzen, 3 Bde., 2. Aufl., Dresden und Leipzig 1845—46; Treumund Welp (Eduard Pelz), Petersburger Skizzen, 3 Thle., Leipzig 1842.

Petersburgh, Stadt im nordamerikanischen Staat Virginien, Grafschaft Dinwiddie, rechts am Appomattox, eines schiffbaren Nebenflusses des St. James, besteht aus den 3 Ortschaften P., Blandford und Pockahontas (Pocohantas), hat 8 Kirchen, 3 Banken, eine Akademie, mehre Tabakniederlagen, Spinnereien, Fabriken für Strümpfe, Eisen- und Seilerwaaren, viele Mühlen in der Nachbarschaft, ansehnlichen Handel mit Korn, Mehl, Tabak, Fleisch ꝛc. u. 1800: 2520, 1820: 6690, 1840: 11,300, 1853: 15,000 Einw.

Petersen, 1) Frederik Christian, dänischer Philolog und Archäolog, geboren den 9. Dec. 1786 auf Antvorskov in Seeland, bezog, seit 1800 auf der Bürgerschule zu Kopenhagen vorgebildet, 1803 die dortige Universität und studirte Theologie, Philosophie und Philologie. Nachdem er 1814 mit der Schrift „De Aeschyli vita et fabulis commentatio" die philosophische Doktorwürde erworben, hielt er philologische und dann auch theologische Vorlesungen, wurde 1826 Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und 1842 ordentlicher Professor der Philologie. Außer

zahlreichen Programmen philologischen und archäologischen Inhalts und vielen Aufsätzen in den beiden von ihm redigirten Zeitschriften „Monatsschrift für Literatur" (Bd. 1—20, Kopenhagen 1829—38) und „Zeitschrift für Literatur und Kritik" (Bd. 1—7, das. 1839—42), sowie in andern wissenschaftlichen Journalen, erwarb ihm besonders seine „Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie" (das. 1825; deutsch von Friedrichsen, Leipzig 1829) und das „Handbuch der griechischen Literaturgeschichte" (Th. 1, das. 1826; neue Ausg. und Fortsetzung 1830; deutsch, Hamburg 1834) einen geachteten Namen. Unter den von ihm als Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften verfaßten Abhandlungen sind zu erwähnen: „Ueber die Wegführung des delphischen Dreifußes durch Heracles" (Kopenhagen 1827), „Ueber die Aechtheit der Vorrede zu des Nicephorus Bryennius Geschichte der Komnenen" (das. 1841), „Ueber die Epheben und ihre Dikasterien zu Athen" (das. 1847).

2) Niels Matthäus, dänischer Sprach- u. Geschichtsforscher, geboren 1791 zu Sanderum auf Fünen, fing schon auf der Schule an, unter Rasks Leitung altnordische Sprachstudien zu treiben und widmete sich denselben, sowie dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes nachher ganz. Nachdem er 1815 Lehrer am Schullehrerseminar zu Brahe Trolleborg auf Fünen geworden, betheiligte er sich durch eine Reihe specieller Untersuchungen an dem von Rask 1825 angeregten Streit über die Principien der dänischen Orthographie und gab eine „Dänische Grammatik" (1829, nur die Wortbildungslehre enthaltend) heraus. Nach Aufhebung des Seminars 1826 ward er 1830 als Registrator beim geheimen Archiv angestellt. In seiner „Geschichte der dänischen, norwegischen und schwedischen Sprache u. ihrer Entwickelung aus der Stammsprache" (2 Bde., Kopenhagen 1829—30) legte er die Resultate seiner gründlichen Forschungen nieder. Auch seiner Uebersetzung der beppingschen Schrift über die Seezüge der Normannen (1830) gab er treffliche eigene Untersuchungen bei. Eine Lebensskizze Rasks lieferte er in den „Gesammten Abhandlungen Rasks" (Bd. 1, 1834). Als Mitglied der nordischen Gesellschaft für Alterthumskunde übersetzte er den 4.—10. Theil der „Formmanna-Sögur" und die bedeutendsten isländischen Sagas (4 Bde., Kopenhagen 1839—44) ins Dänische und gab ein „Handbuch der altnordischen Geographie" (Bd. 1, das. 1834), sowie eine durch gründliche Quellenforschung und ansprechende Darstellung ausgezeichnete „Geschichte Dänemarks in der ältesten Zeit" (3 Bde., das. 1834) u. eine „Nordische Mythologie" (das. 1849), die auch die deutschen Forschungen auf diesem Gebiete nicht unberücksichtigt läßt, heraus. Von seinen zahlreichen Beiträgen zur zweiten und dritten Reihe des „Danske Magazin", sowie zu den „Annalen für nordische Alterthumskunde" (Bd. 1—3, 1840—45), sind die Abhandlungen „Ueber die Sprachkenntniß im Norden", „Ueber den Strophenbau und die Versart in der Völuspá", „Ueber die Bedeutung des nordischen Alterthums für die Gegenwart" 2c. zu nennen. Sein neuestes Werk sind seine trefflichen „Beiträge zur Geschichte der dänischen Literatur" (1. Bd., Kopenhagen 1853).

3) A. C., Astronom, den 23. Juli 1804 zu Westerbau im Schleswigschen geboren, ward im Jan. 1827 Jansens Nachfolger als Observator auf der altonaer Sternwarte und Ende 1850 Schumachers Nachfolger als Direktor derselben. Er hat mehre Kometen entdeckt und eine lalandesche Beobachtung des Planeten Neptun aufgefunden. Auch war er Mitredakteur der von Schumacher 1821 begründeten „Astronomischen Nachrichten". Er † in der Nacht vom 2. auf den 3. Febr. 1854.

Petersgroschen (Peterpence, Peterpenny), im weitern Sinne eine dem Papste zu entrichtende Abgabe. Diese wurde von Inas, dem König des angelsächsischen Reichs Wessex, 725 n. Chr. in der Absicht gestiftet, daß davon eine Herberge mit Kirche und Schule für die zu Rom studirenden Engländer und für die dorthin kommenden englischen Pilger errichtet werden sollte. König Ethelwolf dehnte diese Abgabe 854 auf ganz England, mit einziger Ausnahme des Klosters St. Alban in der Diöces Hereford, aus, und zwar sollte ihre Beitreibung von dem Petri-Paulifeste (am 29. Juni) an bis zum Tage Petri-Kettenfeier (am 1. Aug.) erfolgen. Da diese Abgabe sich zugleich auf die Haushaltungen bezog, so nannte man sie auch Heartpenny. Im J. 964 wurde die Entrichtung des P.s vom König Edgar mittelst eines strengen Gesetzes bestätigt, welches der letzte angelsächsische König von England, Eduard der Bekenner, dahin ausdehnte, daß jeder Unterthan, der wenigstens 30 Groschen Vermögen besäße, davon einen P. abgeben solle. Nachdem schon König Eduard III. 1365 vergeblich einen Versuch zur Abschaffung des P.s, der unter Heinrich VIII. jährlich über 500,000 Thaler betrug, gemacht hatte, setzte der letztgenannte König mittelst Parlamentsakte von 1532 dieselbe durch. Die Bemühungen der von 1553—58 regierenden Königin Maria, denselben wieder herzustellen, blieben fruchtlos, und ihre Nachfolgerin Elisabeth bestätigte die von ihrem Vater Heinrich VIII. angeordnete Aufhebung des P.s, wobei es dann in England für immer geblieben ist. Im engern Sinne versteht man unter P. die während der englischen Heptarchie geprägten Denare in Silber (= 2 Groschen), mit welchen man damals den dem Papst unter gleichem Namen zu gewährenden Tribut abtrug.

Petershagen, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk und Kreis Minden, am linken Ufer der Weser, hat ein Stadtgericht, ein Nebenzollamt, ein Rentamt, ein altes Schloß (sonst Residenz der Bischöfe von Minden), Gerberei, Leinweberei, Tabakspinnerei, Schifffahrt, 3 Jahr- und Viehmärkte und 2100 Einwohner.

Petersilie (Petersilge, Petroselinum), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den verwischten Kelchrand, die fünf rundlichen, einwärts gekrümmten, wenig ausgerandeten und in ein einwärts gebogenes Läppchen verengerten Blumenblätter, den konveren, kurzen, kegelförmigen Stempelpolster und die eiförmigen, von der Seite zusammen-

gezogenen fünfriefigen Früchtchen mit höckerig-konverem, auf der Fugenseite flachem Eiweiß, zweijährige ästige Kräuter, in Europa und Neuholland, worunter die **gemeine P.** (**Peterlein**, *P. sativum Hoffm.*, Apium P. *L.*), mit aufrechtem, kantigem Stengel, glänzenden, dreifachgefiederten Blättern (die untern eiförmig-keilig, dreispaltig und gezähnt, die obern dreizählig), eine sehr bekannte Gemüse-, Gewürz- und Arzneipflanze ist, welche in der Provence, in Sardinien und Griechenland wild wächst und fast in ganz Europa kultivirt wird. Die Hauptvarietäten sind: die **dickwurzelige** oder **knollige P.** (Apium latifolium *Mill.*), mit großen, breiten Blättern und fleischiger Wurzel; die **krause P.** (Apium crispum *Mill.*), mit krausen, kurzen, ausgebreiteten Blättern; die **italienische P.** (Apium Romanum *Zucc.*), mit höherem Stengel und breiteren, dunkler gefärbten Blättern, als bei der Stammform. Die P. verlangt einen tiefen, lockern und fetten Boden, der aber nicht mit frischem Strohdünger gedüngt seyn darf. Man säet den Samen in den ersten Frühlingstagen auf Beete in Streifen und breitwürfig, oder auch als Einfassung, schneidet während des Sommers die Blätter für den Küchengebrauch ab und schlägt einen Theil davon für den Winterbedarf im Keller in Sand ein, während die übrigen Pflanzen im Freien zum Gebrauch im Frühjahre und zur Samenzucht stehen bleiben. Von der dickwurzeligen P., welche ebenfalls im Frühling dünn ausgesäet, während des Sommers aber gelichtet werden muß, so daß die einzelnen Pflanzen zuletzt einen Fuß weit von einander zu stehen kommen und die Wurzeln sich gehörig ausbreiten können, werden letztere im Winter, wie die gelben Rüben, zu Gemüse verwendet. In England besäet man ganze Aecker mit P. und füttert die Schafe damit. Zur Samenzucht läßt man eine Anzahl Stöcke im Freien überwintern, welche dann im August reife Samen tragen, die ihre Keimkraft zwei Jahre behalten. Alle Theile der P. haben einen eigenthümlichen, angenehm gewürzhaften und zugleich etwas flüchtig scharfen Geruch und Geschmack. Früher waren die Wurzeln, Blätter und Früchte (Radix, Herba et Semen Petroselini s. Apii Petroselini) officinell, jetzt finden sie noch wenig Anwendung. Die Wurzel wirkt harntreibend und eröffnend und ward besonders gegen Wassersucht und Gonorrhöe angewendet. Sie enthält gleich den übrigen Theilen der Pflanze ätherisches Oel, Petersilienkampher, Schleimzucker und Schleim. Das Kraut wendete man früher gegen Augenentzündungen und zur Zertheilung von Milchknoten und Drüsenverhärtungen an; zerquetscht aufgelegt wirkt es schmerzstillend. Die Früchte wirken vornehmlich harntreibend und werden gegen beginnende Wassersucht, sowie gegen Ungeziefer angewendet. Ueber die Unterscheidungszeichen der giftigen **Hundspetersilie** s. d.

Peterson (**Petri**), 1) **Olaf**, eifriger Beförderer der Reformation in Schweden, 1497 zu Oerebro geboren, war auf der Universität zu Wittenberg ein Schüler Luthers, kehrte 1519 nach Schweden zurück und begann 1523 in Vorlesungen und Predigten das Papstthum zu bekämpfen. Vom König Gustav Erichson nach Stockholm berufen, fuhr er fort, in dieser Richtung zu wirken und mußte sich deshalb mit seinem Bruder vor dem Domkapitel zu Upsala vertheidigen. Nachdem er 1527 auf dem Reichstage zu Westerås die evangelische Lehre siegreich gegen den Professor Galle von Upsala vertheidigt, verfaßte er 1529 die Beschlüsse, durch welche die Reformation in Schweden eingeführt wurde. König Gustav zog ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe und ernannte ihn zu seinem Kanzler. Der Staatsgeschäfte müde, ließ er sich 1539 ordiniren und ward Pastor an der Hauptkirche zu Stockholm. Beschuldigt, um eine gegen den König gerichtete Verschwörung durch ein vor ihm abgelegtes geheimes Bekenntniß gewußt zu haben, wurde er zum Tode verurtheilt, durch die Bürger von Stockholm jedoch für 5000 ungarische Gulden losgekauft. Er † 1552. P. gab zuerst die Messe in schwedischer Sprache heraus (1531), verfaßte auch eine neue schwedische Agende (1529), eine kleine Postille über alle Evangelien (1530), einen Katechismus (1530), eine Geschichte der Leiden und der Auferstehung Jesu Christi nach den Evangelien (Stockholm 1556 und 1561), mehre Predigten und andere theologische Schriften. Auch ist er Verfasser des ältesten schwedischen Drama's, „Tobiae Commedia“ (Stockholm 1550).

2) **Lorenz** (**Lars**), Bruder des Vorigen, 1499 zu Oerebro geboren, studirte ebenfalls unter Luther zu Wittenberg, wurde Professor der Theologie, 1527 Rektor der Universität zu Upsala und 1531 Erzbischof von Upsala, in welcher Eigenschaft er die Könige Erich u. Johann krönte. Er † 1573, der Apostel u. Evangelist des Nordlandes genannt. Auf Betrieb König Gustavs übersetzte er mit Unterstützung Laur. Andreä's und seines Bruders und mit Zugrundlegung der lutherischen Uebersetzung die Bibel ins Schwedische (Upsala 1540 und 1541 u. ö.), welche Uebersetzung zugleich für die Bildung der schwedischen Sprache von großer Wichtigkeit war. Mit seinem Bruder Olaf entwarf er auch die erste vollständigere evangelische Kirchenordnung Schwedens, die 1571 zu Stockholm erschien und 1572 von den Ständen Gesetzeskraft erhielt. Er verfaßte auch viele Lieder im schwedischen Gesangbuch von 1567.

Petersthal, 1) Pfarrdorf im badischen Mittelrheinkreis, Amt Oberkirch, am Fuße des Kniebis, im Renchthale, 1330 F. über dem Meere, hat über 1500 Einw. u. eine besuchte **Badeanstalt**, deren Wasser zu den glaubersalzhaltigen, alkalischen Sauerwassern gehört u. sehr wirksam ist, mit 4 Quellen, nämlich der Stahl- oder Petersquelle, der Salz- oder Larirquelle, der Gas- oder Sophienquelle u. der Badequelle; am meisten eisenhaltig ist die Petersquelle, am wenigsten die Larirquelle. Die Quellen wirken belebend auf die Nervensphäre, insbesondere die Sophienquelle, und stärkend auf das Blut. Man gebraucht das Wasser zum Baden und Trinken; jährlich werden 4—500,000 Flaschen versendet. Eine später entdeckte Quelle von säuerlichem Geschmack wirkt belebend, stärkend, den Stuhlgang und die Harnentleerung befördernd, wird versendet und an der Quelle getrunken und enthält kohlensaure Kalkerde, Chlornatrium, schwefelsaures und kohlensaures Natron,

kohlensaures Eisenoxydul, Kieselerde und Quellsäure, sowie kohlensaures Gas. — 2) (St. P. oder Valserthal), hochgelegenes und abgesondertes Alpenthal im schweizerischen Kanton Graubündten, im Grauenbund, Hochgericht Lugnetz, zieht sich an der Ostseite des Lugnetzthals, dessen hintere oder südöstliche Fortsetzung es bildet, gegen die hohe, mit Gletschern bedeckte Gebirgskette hinauf, durch welche es vom Rheinwald getrennt wird, und verzweigt sich dann in mehre Thäler. Das von dem Valserbach, einem Fluß des Vorderrheins, durchströmte Thal enthält einige Mineralquellen, die aber noch nicht chemisch analysirt sind.

Petersthaler, große Silbermünzen mit dem Bilde des Apostels Petrus. Man hat dergleichen u. a. von den Päpsten Klemens VII., Alexander VIII., Benedikt XIV., von den Kurfürsten von Trier und Köln. Als besonders merkwürdig gilt der P. des Bischofs Erich von Osnabrück von 1524 und der des Papstes Innocenz XII. von 1698.

Peterswald (Peterswalde), Dorf (Marktflecken) im österreichisch-böhmischen Kreis Leippa, im Erzgebirge, an der Straße von Dresden in das teplitzer Thal, mit Grenzzoll- und Postamt, Schnallen-, Metallknöpfe- und Löffelfabrikation, Gewehrfabrik und 2250 Einwohnern; geschichtlich merkwürdig durch Gefechte am 16. September 1813 zwischen den Franzosen u. den Verbündeten unter Pahlen und Kleist, die aber ohne eigentliche Entscheidung blieben.

Peterwardein (Petropolis, Petro-Varadinum, ungar. Petervaras, Petrowar), Hauptstadt der slavonischen Militärgrenze, eine der stärksten Festungen des österreichischen Kaiserreichs, am rechten Ufer der Donau, in sumpfiger, ungesunder Gegend, Neusatz gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt, ist Sitz des slavonisch-syrmischen Generalkommando's, des militärischen Appellationsgerichts und mehrer andern Behörden. Die Festung besteht eigentlich aus 2 verschiedenen Festungen. Die obere Festung, auf einem ziemlich hohen, von 3 Seiten isolirten Serpentinfelsen, steht mit einem Hornwerke in Verbindung und ist ein alter, sehr starker, schon Jahrhunderten trotzender Bau, an dem Natur und Kunst Alles gethan zu haben scheinen, um ihn unüberwindlich zu machen. Sie enthält die Kaserne und das an türkischen Trophäen reiche Zeughaus und einen durch den Felsen gehauenen Schacht, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht. Am nördlichen Fuße des Berges liegt die untere Festung, die eigentliche Stadt, mit Gräben, hohen Ringmauern und Ravelins umgeben. Die Besatzung beider Festungen beträgt in Friedenszeiten gegen 3000 Mann, doch können sie zusammen 10—12,000 Mann aufnehmen. Die kleine Stadt hat nur eine Hauptstraße und 2 kleinere, aber einen ziemlich großen Paradeplatz. P. wird zur Hälfte von der Donau umflossen, die in der Nähe 2 Inseln und starke Krümmungen bildet. Die größere oder Eugeniusinsel zieht sich bis Karlowitz hinab und ist, wie das gegenüberliegende Ufer der Donau, mit Vertheidigungswerken versehen. Die an den Berg gebaute Pfarrkirche St. Georg enthält mehre schöne Grabmäler berühmter Helden aus dem Türkenkriege; außerdem hat P. noch 2 andere Kirchen (darunter eine griechische), eine Normalschule und eine illyrische Schule und, abgesehen von der Besatzung, mit den Vorstädten Ludwigsthal und Rochusthal und dem Dorfe Bukowitz etwa 4900 Einwohner, welche Getreide-, Weinbau und Handel treiben. P. steht an der Stelle der römischen Pflanzstadt Acuminium (nach Andern an der Stelle Milata's) und soll seinen Namen von Peter dem Einsiedler erhalten haben. Die Stadt wurde während der Völkerwanderung zerstört, aber von den Magyaren wieder aufgebaut; 1526 eroberten sie die Türken, die sie jedoch nach den Siegen der Oesterreicher 1687 wieder verlassen mußten. Im Jahre 1688 wurden die Festungswerke von den Kaiserlichen in die Luft gesprengt, und bald nachher ward die Stadt von den Türken niedergebrannt. Im Frieden zu Passarowitz vom 21. Juli 1718 verblieb sie dem Kaiser. Besonders berühmt ist P. durch den Sieg, welchen daselbst Prinz Eugen von Savoyen am 5. August 1716 über die Türken unter dem Großwessir Damad Ali Pascha erfocht. Im Revolutionskriege von 1848 und 1849 von den ungarischen Insurgenten besetzt, mußte sich die Festung den 6. September 1849 an das kaiserliche Cernirungscorps ergeben.

Petinet, eine Art Tülle.

Pétion, Alexandre, eigentlich Sabès, Präsident der Republik Hayti, den 2. April 1770 zu Port-au-Prince auf St. Domingo frei geboren, war der Sohn eines europäischen Kolonisten und einer Mulattin. Kaum 20 Jahre alt, war er einer der Ersten, die bei der Revolutionirung der Insel zu den Waffen griffen, und wurde als Offizier bei der Artillerie angestellt und dann zum Generaladjutanten befördert. In dem Kampfe der Schwarzen unter Toussaint Louverture und der Farbigen unter Rigaud focht P. auf Seite der letztern, vertheidigte die wichtige Festung Jacmel gegen Toussaint lange und bahnte sich dann an der Spitze von 1900 Bewaffneten den Weg durch 22,000 Feinde. Nachdem der Kampf sich zu Toussaints Gunsten entschieden, schiffte er sich mit Rigaud nach Frankreich ein, wo er sich den Studien widmete. Dann begleitete er die französische Expedition unter Leclerc wieder nach St. Domingo und leistete ihr hier als Oberst die ersprießlichsten Dienste. Rochambeau's, des Nachfolgers Leclercs, Grausamkeiten bewogen ihn aber, sich in die unwegsamen Gebirge der Insel zu flüchten, wo sich seine unzufriedenen Landsleute um den Negergeneral Dessalines sammelten, um gegen die Franzosen einen erbitterten Krieg zu führen. Nach Dessalines' Ermordung, den 17. Oktober 1806, ward P. Statthalter des Präsidenten Christoph für die westlichen und südlichen Provinzen und erklärte sich in der nach Kap Français zusammenberufenen Nationalversammlung für die repräsentative Regierungsform, während Christoph dem Absolutismus das Wort redete. Dadurch entstand ein Zerwürfniß zwischen P. und Christoph, der sich unter dem Namen Heinrich I. zum König hatte krönen lassen, während P. am 27. Januar 1807 im südlichen und westlichen Theil der Insel zum Präsidenten der Re-

publik erwählt worden war. Am 1. Januar 1808 kam es zur Schlacht zwischen beiden Nebenbuhlern, in welcher Christoph trotz doppelter Uebermacht eine vollständige Niederlage erlitt. Christoph bereitete zwar einen neuen Kampf vor, sah sich aber von 3000 Mann seiner Truppen verlassen und mußte nach dem Kap zurück fliehen. P. organisirte sein Heer, befestigte die Grenzplätze, öffnete seine Häfen allen europäischen Nationen, brachte dadurch den Handel in Flor und begünstigte den Ackerbau. Zugleich suchte er Männer der Wissenschaft nach Hayti zu ziehen, traf Maßregeln zum Unterricht der Schwarzen und der Mulatten und erwarb sich so sehr die allgemeine Achtung, daß er 1815 zum dritten Male zum Präsidenten gewählt wurde. Er † den 29. März 1818, nicht mit Unrecht der „farbige Washington" genannt. Der Senat der Republik votirte ihm ein Denkmal; auch wurden ihm zu Ehren einige Münzen geschlagen. Vgl. Hayti.

Pétion de Villeneuve, Jérôme, französischer Revolutionär, wurde um 1753 zu Chartres geboren, studirte die Rechtswissenschaft und war Advokat in seiner Vaterstadt, als die Revolution ausbrach. Durch mehre im Geiste der Bewegung abgefaßte Schriftchen hatte er sich den Wählern des dritten Standes in seiner Vaterstadt empfohlen und trat als Abgeordneter derselben in die Generalstaaten. Er war einer der Ersten, die für die Fortsetzung der Sitzungen stimmten, als sie durch die Gewalt der Bayonnete gesprengt werden sollten, und in gleich entschiedener Weise sprach er sich für die Bildung eines Geschworenengerichts über alle gegen die Nation begangenen Verbrechen aus. Zwar fiel dieser Antrag durch; die Versammlung bewies ihm aber ihre Anerkennung, indem sie ihn am 3. August zu ihrem Sekretär wählte. In den Debatten über das Veto sprach er sich energisch für das aufschiebende Veto aus, sowie er in den Debatten über die Erklärung der Menschenrechte selbst gegen Mirabeau in die Schranken trat. Der Kirche nicht minder feindlich, als dem Königthum, rieth er fortwährend zu gewaltsamen Maßregeln gegen die Geistlichkeit. In der Sitzung vom 5. Oktober erhob er sich gegen die vom König gegebene partielle Sanktion verschiedener konstitutionellen Bestimmungen und gegen das bekannte Banket der Gardes du Corps. Seine Abhandlung über die Preßfreiheit blieb unbeachtet; dagegen erregte sein am 27. März 1790 vorgetragener Finanzplan, dem zu Folge in jedem Departement eine Leihbank, in Paris eine Centralbank angelegt werden sollte, Aufmerksamkeit. Als er das Recht über Krieg und Frieden für die Nation in Anspruch nahm, während Mirabeau es dem König vorbehalten wissen wollte, stieg sein Einfluß, und er bildete von nun an mit Buzot und Robespierre den Mittelpunkt der republikanischen Partei Mirabeau gegenüber. Noch vor Ende des Jahres ward P. Präsident der Versammlung. Als Präsident des Kriminalgerichts zu Paris erhielt er mit Barnave und Latour-Maubourg den Auftrag, die königliche Familie von Varennes zurückzuführen. Er war darauf der Erste, der im Jakobinerklub die Unverletzlichkeit des Königs bestritt. Nach der Trennung der Feuillants von dem Jakobinerklub rehabilitirte er diesen durch die von ihm vorgeschlagene und durchgesetzte Epuration desselben und ward am 25. Juli sein Präsident. Durch seinen Antrag auf Absetzung des Königs und Errichtung einer Regentschaft durch Volkswahlen war er der Liebling des Volkes geworden, und nach dem Schlusse der Sitzung reiste er im Oktober 1791 nach London, um im Interesse der Revolution, vielleicht auch in dem der Partei Orleans zu wirken. Seine Ernennung zum Maire von Paris, an Bailly's Stelle, am 18. November 1791, rief ihn nach der Hauptstadt Frankreichs zurück, wo er nun eine große revolutionäre Thätigkeit entwickelte. Zum Schrecken der Gemäßigten bewaffnete er das Proletariat mit Piken und stellte so der Nationalgarde eine revolutionäre Macht entgegen, die für die Zukunft entscheidend seyn mußte. Auch schürte er im Geheimen das Feuer der Revolution, und diesen Bemühungen ist hauptsächlich die Aufregung zuzuschreiben, welche sich in der Demonstration gegen die Tuilerien und den König am 26. Mai 1792 offenbarte. Auch den Aufruhr vom 20. Juni begünstigte er, und als die bewaffneten Haufen der Pikenmänner in die Tuilerien drangen, überließ er den unglücklichen König lange Zeit seinem Schicksale. Erst gegen 4 Uhr erschien er im Schlosse und bewog das Volk durch Schmeichelworte zum Rückzug. Trotz seiner Rechtfertigungsversuche verfügte das Direktorium der Departementalverwaltung seine und Manuels Suspension. Aus Furcht vor dem bewaffneten Volke, das seinen „Vater" zurückverlangte, hob die Nationalversammlung jedoch dieselbe durch Dekret vom 13. Juli wieder auf. Während Lafayette die Bestrafung der Juniinsurgenten forderte, beantragte P. im Namen der Gemeinde bei der Nationalversammlung die Absetzung des Königs. Als die Marseiller am 30. Juli in die Hauptstadt einzogen, begrüßte sie P. als Brüder und unterzeichnete am folgenden Tage den Beschluß über die Auflösung des Stabes der Nationalgarde und über die Bildung eines neuen Generalstabes, welcher die ganze bewaffnete Macht zur Verfügung der Sektionen stellen sollte. Vergeblich versuchte er den Sturm, den er mit heraufbeschworen, zu beschwichtigen; vergeblich machte er Chabot (s. d.) für die Folgen der von diesem beabsichtigten Insurrektion verantwortlich u. autorisirte den Generalkommandanten der Nationalgarde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Obwohl er sich auf des Königs Wunsch am 10. August in das Schloß verfügte, um die Maßregeln der Vertheidigung zu treffen, so raubte ihm doch die drohende Haltung des Volkes Besonnenheit und Energie. Eben so wenig, wie dem Aufstand des 10. August, konnte er den Septembergreueln steuern. Vom Departement Eure und Loire in den Konvent gewählt, wurde er am 21. September Präsident desselben. Seine Anklage gegen Marat vor dem Bürgerrathe hatte keinen Erfolg, als daß seine Popularität nur noch mehr schwand und er sich genöthigt sah, seine Funktionen als Maire niederzulegen und eine am 15. Oktober auf ihn gefallene Neuwahl abzulehnen. Von nun an ward er der Gegenstand der heftigsten Angriffe im Jakobinerklub, während er sich im Konvent mehr und mehr der Partei der Girondisten zu-

neigte. Im Prozesse des Königs stimmte er zwar für den Tod, aber mit Aufschub des Urtheils und der Berufung ans Volk. Dies gab seinen Feinden neuen Stoff zur Verdächtigung, die ihn offen des Royalismus beschuldigten. Mit vielem Muthe bot er ihnen die Spitze, entflammte aber dadurch die Gemüther noch mehr. Auf die Aussagen des Generals Miaczinski ward er als Mitschuldiger Dumouriez' vor eine Untersuchungskommission gestellt, vor der er sich nur schwach vertheidigte. Beim Sturz der Gironde am 2. Juni 1793 verhaftet, gelang es ihm, aus dem Gefängnisse zu entfliehen und nach Caën zu entkommen, von wo aus die Gironde eine föderalistische Armee gegen den Konvent ins Feld führte. Nach der Niederlage dieser Armee floh er in die Bretagne und gelangte mit Buzot in die Gegend von Bordeaux, das sich jedoch schon unterworfen hatte. Im Juli 1794 fand man Beider Leichname in einem Getreidefelde bei St.-Emilion, halb verwest und von Wölfen angefressen. Nicht unwahrscheinlich ist der ihm gemachte Vorwurf, daß er sich den Orleans verkauft habe; wenigstens besaß er das vollkommene Vertrauen des Egalité und hatte sogar zu den geheimen Vergnügungen des Parks von Mousseaux freien Zutritt. Seine politischen Reden und Flugschriften erschienen unter dem Titel „Oeuvres de P." (4 Bde., Paris 1793).

Petit (Jungfer, französisch Petit-Texte), Schriftgattung, deren Kegel $7\frac{1}{2}$—$7\frac{3}{4}$ typographische Punkte oder $1\frac{1}{4}$—$1\frac{7}{24}$ pariser Linien mißt und die Hälfte von der Höhe des Tertiakegels beträgt. Im Englischen entspricht ihr die Breverschrift.

Petit-Bourg, Lustschloß im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Corbeil, am linken Seineufer, Lieblingsaufenthalt Ludwigs XIV. in seinen spätern Jahren.

Petit-Canal, Flecken auf der Insel Guadeloupe, auf der Westküste von Grande-Terre, nordöstlich von Point-à-Pitre, mit Zuckerbau, Viehzucht und über 6400 Einw.

Petite-Terre, unbewohntes Eiland, bei der westindischen Insel Guadeloupe, flach, sandig und waldig, ½ Meile lang, ¼ Meile breit.

Petition (v. Lat.), Bitte, Gesuch; s. Bill und Petitionsrecht.

Petitioners (engl.), s. Abhorrers.

Petition of Rights (d. i. Bittschrift um Herstellung der Rechte), Benennung der Beschwerdeschrift, welche das englische Parlament 1628 König Karl I. überreichte. Sie begann mit Aufzählung der alten und wesentlichen Grundgesetze des Königreichs von der Magna Charta an, führte dann die schreienden Verletzungen derselben von Seiten der Krone an und verlangte am Schlusse, daß Niemand mehr gezwungen werden solle, dem Könige Abgaben, Darlehen, oder Geschenke ohne Bewilligung des Parlaments zu erlegen; daß Niemand willkürlich, ohne Angabe der Ursache und mit Uebertretung der gesetzlichen Formen verhaftet und gerichtet werden solle; daß man Niemanden willkürlich mit Einquartierungen von Soldaten oder Matrosen belästigen solle; daß die kriegsrechtlichen Kommissionen aufgehoben und niemals wieder in Anwendung gebracht werden sollten. Der König suchte anfangs die Petition zu hintertreiben, indem er das Oberhaus zu vermögen suchte, sie nicht anzunehmen. Als dies mißlang, gab er eine nichtssagende Antwort, und erst als sich der Unwille des Parlaments unverhohlen gegen Karls Günstling, den Herzog von Buckingham, dem man die Weigerung des Königs wohl mit Recht zur Last legte, richtete, erschien er am 7. Juni 1728 persönlich im Unterhause und gewährte die Anerkennung sämmtlicher Punkte. Zwar ließ er die deutlich ausgesprochene Anerkennung in der Druckerei wieder fälschen und durch seine erste Antwort ersetzen; dennoch galten die klaren Bestimmungen der Petition über Eigenthum und persönliche Sicherheit sofort als die Grundpfeiler der britischen Nationalfreiheit.

Petitionsrecht, in konstitutionellen Staaten das Recht der Staatsbürger, Bitten und Anträge an die höhere oder die höchste Staatsgewalt gelangen zu lassen. So natürlich das Recht der Bitte auch an und für sich erscheinen mag, so hat man es doch für nöthig gefunden, sich dasselbe in Konstitutionen ausdrücklich gewährleisten zu lassen, wie man es von anderer Seite mit allerhand Vorsichtsmaßregeln umgeben hat. So ist es in England gesetzlich verboten, eine an den König gerichtete Petition zu unterschreiben, welche den Zweck hat, diesen durch Bedrohung mit der Unzufriedenheit seines Volks oder wenigstens eines großen Theils desselben von irgend einer zu treffenden Maßregel abzuschrecken. Das P. im Allgemeinen wird aber stets für ein unveräußerliches Besitzthum des englischen Volkes erklärt und bestimmt, daß Niemand wegen der Ausübung desselben verfolgt oder bestraft werden dürfe. Dasselbe wird denn auch in England in so ausgedehntem Maße in Anwendung gebracht, daß oft Wagen erforderlich sind, um eine mit Millionen von Unterschriften versehene Riesenpetition an Ort und Stelle zu bringen. Doch muß jede Petition durch ein Parlamentsmitglied eingeführt werden. In den modernen Verfassungen wird das ständische P. fast immer ausdrücklich garantirt, gewöhnlich mit dem Zusatze, daß die Regierung auf solche Petitionen wenigstens einen motivirten Bescheid geben müsse. Außerdem wird auch in der Regel den Unterthanen das Recht der Petition an die Landesvertretung zugesprochen, vornehmlich zu dem Zweck, daß letztere von dem Stande der öffentlichen Meinung in Bezug auf eine in Frage stehende Angelegenheit unterrichtet werde.

Petitio principii (lat.), Fehler im Beweise, welcher darin besteht, daß man einen Satz durch einen andern noch zu beweisenden Satz beweisen will. Eines der bekanntesten Beispiele ist der Beweis, welchen die Kirchenväter für die Ewigkeit Christi aufstellten: Christus müsse von Ewigkeit her seyn, da Gott der Vater von Ewigkeit genannt werde und ein Vater sich nicht ohne Sohn denken lasse. Die P. p. kann sowohl im Obersatz, als im Untersatz liegen. Vgl. Beweis, Schluß.

Petit-loups (franz.), Halbmasken, die nur die Augen und Nase bedecken.

Petit-Maître (franz.), Stutzer, Zierbengel; Pedant; s. v. a. Kleinmeister (s. d.).

Petitor (lat.), Kläger in Civilstreitigkeiten.

Petitorienklagen (Petitorische Rechts-

mittel), diejenigen Klagen, wobei es auf das Recht selbst, das Eigenthum einer Sache, das Recht an einer Servitut ankommt, im Gegensatz zur possessorischen Klage, wo es sich bloß um den Besitz einer Sache oder eines Rechts handelt.

Petitot, Louis, französischer Bildhauer, 1794 zu Paris geboren, Schüler Carteliers, errang schon 1813 den zweiten und im folgenden Jahre den ersten Preis der Skulptur, fertigte 1819 im Auftrag der Regierung eine Statue des Ulysses bei Alcinous in Marmor, jetzt im Schlosse zu Fontainebleau, wo auch seine kolossale marmorne Büste Claude de Forbins steht. Im Jahre 1824 führte er zur Zierde der großen Stiege des Museums zwei große Basreliefs aus, das eine den Apollo vorstellend, wie er die Huldigung der schönen Künste annimmt, das andere die Minerva im Vorsitze bei der Austheilung der Belohnungen an die Künste vorstellend. Im Jahre 1827 vollendete er für die Stadt Caën die kolossale Bronzestatue Ludwigs XIV., dann das 11 Fuß hohe Modell einer Statue des Ueberflusses, welche vor dem Börsengebäude zu Paris aufgestellt werden sollte, und 1830 eine kleine Marmorstatue zu Ehren der Julirevolution, einen heroischen Genius vorstellend, der die Tyrannei mit Füßen tritt. Später ließ das Ministerium des Innern durch P. in der Magdalenenkirche der Königin ein Monument in Marmor setzen, und der Präfekt des Seinedepartements übertrug ihm die Ausführung eines der kolossalen Flußgötter, welche die Fontaine des Bastilleplatzes zieren.

Petit-Royal (franz.), Papiersorte, 20 Zoll breit, 16 Z. hoch.

Petit Tournois, französische Silbermünze, welche Philipp der Schöne zuerst 1310 prägen ließ. Es gab $^3/_4$=, $^1/_2$= und $^1/_4$=Tournois à 15,10 und 6 Sous, welche diesen Namen führten; anfangs von gutem Silber, wurden sie bald so schlecht, daß sie Niemand mehr nehmen wollte und die Annahme bei Todesstrafe befohlen werden mußte.

Petitum (lat.), der Gegenstand einer Petition.

Petivars, wilder Indianerstamm im nordöstlichen Brasilien, sanft und gastfreundlich. Sie durchbohren ihre Lippen und schmücken sie mit einem grünen Steine, auf den sie sehr stolz sind. Nach Estella herrscht bei ihnen der Gebrauch, daß der Mann statt der Frau einen Monat lang das Wochenbett hütet.

Petlandsfirth, Meerbusen zwischen Caithneß (Catanas) in Schottland und den Orkneys mit einem Malstrom oder Meerstrudel, der ihn für die Schiffer gefahrvoll macht. Hier Seeschlacht zwischen den orkney'schen Jarlen Rögnwald Brusason und Thorfinr.

Petöfi, Alexander, ungarischer Dichter, geb. den 31. Dec. 1822 in Kiskörös in Kleinkumanien im pesther Komitat als Sohn unbemittelter Aeltern, verlebte eine wechselvolle, stürmische Jugendzeit theils als gemeiner Soldat, theils als untergeordnetes Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe und ward dann von E. Nachot bei der Redaktion des „Divatlap" beschäftigt. In diesem vielgelesenen Blatte veröffentlichte er Gedichte, welche ihn bald zum beliebtesten Dichter seiner Nation erhoben. Andere Gedichte und auch einige sehr gelungene Dorfnovellen veröffentlichte er in der von ihm mit M. Jókai seit 1847 redigirten Zeitschrift „Eletképek". Minderen Erfolg hatte er auf dem Gebiete des Romans, und namentlich ward sein „Et hóhér kötele" („Der Strick des Henkers") als verfehlt bezeichnet. Im März 1848 trat P. an die Spitze der pesther Jugend, welche durch die bekannten zwölf Forderungen der ungarischen Nation den Sieg der Revolution in Pesth herbeiführte. Sein Gedicht „Most vagy soha" („Jetzt oder nie") war bestimmend für den Gang der Bewegung. Nachdem er sich vergeblich um einen Platz in der pesther Nationalversammlung beworben, vertauschte er beim Beginn des Revolutionskriegs die Feder mit dem Schwerte u. kämpfte später als Adjutant an Bems Seite. Ungefügig im Militärdienst, überwarf er sich mit Mészáros, verließ daher im Mai 1849 den Dienst und widmete sich wieder ausschließlich der Poesie. Beim Heranrücken der Russen trat er abermals als Bems Adjutant in die Armee. Nach einigen Angaben soll er in einem der letzten Gefechte in Siebenbürgen gefallen seyn, was aber von Andern in Zweifel gezogen wird. Viele seiner gluthvollen Schlachtgesänge sind in dem „Hangok a multbol" (Lpz. 1851; deutsch unter dem Titel „Nationallieder der Magyaren", übersetzt von Vasfi und Benkö, Braunschw. 1852) gesammelt. Seine früheren Gedichte erschienen in einer auserwählten Sammlung (2 Bde., Pesth 1847); ein Theil derselben wurde früher von Dux (Wien 1846), die vollständige Sammlung, sowie auch P.'s Epos „Held János" von Kertbeny (Frankf. 1849) übersetzt. Eine Auswahl von P.'s Gedichten gaben Szarvady u. Hartmann (Stuttg. 1853). P. nimmt als ächt nationaler Dichter durch überreiche Fülle der Empfindung, Leichtigkeit und Schönheit des Ausdrucks und naturwüchsige Kraft einen hohen Rang in der ungarischen Literatur ein.

Petorca, Stadt im südamerik. Freistaat Chili, Provinz Aconcagua, an einem Ausläufer der Andenkette, in wasserarmer u. unfruchtbarer Gegend, hat gegen 1000 Einw., die sich meist vom Bergbau nähren. Die Goldbergwerke von P. galten ehemals für die reichsten des Landes, sind aber gegenwärtig sehr erschöpft.

Petra (gr., d. i. Fels, Klippe, Stein, Arke), Stadt im Edomiterlande, mitten in der peträischen Wüste Arabiens, 25 Meil. vom arabischen Meerbusen in einem von Bergen eingeschlossenen Felsenthale, der Sage nach von Recham, König der Midianiter, erbaut, hieß eigentlich Sela (d. i. Fels) und wurde vom König Amazia, der sie eroberte, Jakteel, von den Syrern Recem und erst später P. genannt. Nach ihr wurde das peträische Arabien (Peträa) genannt. Um 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. war P. die Hauptstadt und ein wichtiger Handelsplatz der Nabathäer. Antigonus überfiel die Stadt und plünderte sie, ward aber wieder vertrieben und sein Heer aufgerieben; sein Sohn Demetrius belagerte darauf die unzugängliche Felsenstadt umsonst. Trajan unterwarf sie den Römern; unter Hadrian ward sie Sitz eines Metropoliten. Seit Anfang des 5. Jahrhunderts gehörte P. zu Palaestina tertia und war ein

christlicher Metropolitansitz unter dem Patriarchat von Jerusalem. Mit der türkischen Eroberung verlor die Stadt ihren alten Namen und nahm den des Thales an, in dem sie lag: Wady Musa, d. i. Vallis Moysi (bei den Kreuzfahrern), Thal des Mose. Die unter dem Namen Karek oder Hadsche noch vorhandenen Ruinen, die in zahllosen Felsengräbern und andern Werken der Baukunst bestehen, wurden zuerst von Burckhardt, von den Engländern Irby und Mangles und den Franzosen Grafen Léon de Laborde u. Linant wieder aufgefunden. S. Wady Musa.

Petraïsches Arabien (Peträa), s. Arabien.

Petraïsches Gebirg, s. v. a. sinaitische Gebirge; s. Arabien.

Petrarca (Petrarcha), Francesco, ausgezeichneter italienischer Dichter, Philosoph, Geschichtsforscher und Staatsmann, wurde am 20. (nach Andern am 4.) Juli 1304 zu Arezzo geboren. Seine Familie, deren Geschlechtsname unbekannt ist, stammte ursprünglich aus dem kleinen Orte Ancisa, 15 Miglien von Florenz; doch war sie schon seit langen Jahren in der Stadt ansässig. Sein Vater, Pietro di Parenzo, nach italienischer Weise im Diminutiv Pietracco oder Petracco, lat. Petracchus (woher der Name unseres Dichters Petracchi, scil. filius), ward als Notar und in mancherlei Staatsangelegenheiten gebraucht, aber, als zur Partei der Weißen gehörig, 1302 zugleich mit Dante und vielen Andern verbannt. Derselbe begab sich 1308 mit Frau u. Kindern nach Avignon, wo damals der päpstliche Hof sich aufhielt, schickte aber letztere nach dem benachbarten Carpentras, wo P. vier glückliche Jahre verlebte. Unter Leitung eines alten Lehrers, der selbst lateinischer Dichter war, ward P.'s Geistesrichtung früh auf die Literatur der Alten hingedrängt, wie er denn selbst erzählt, daß er schon als Knabe das höchste Wohlgefallen an dem Wortklange der Sprache Cicero's gefunden habe, ohne sie noch verstehen zu können. Dieser Schriftsteller, sowie Virgil und später Seneca, Livius und andere römische Geschichtschreiber waren bald seine Lieblinge. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er die Rechte studiren und begab sich zu diesem Zweck um 1318 nach Montpellier, wo er vier Jahre zubrachte, und von da 1322 nach Bologna, wo er ebenfalls drei Jahre zwar alle Theile des Civilrechts hörte, jedoch ohne Erfolg. Der Tod seines Vaters um 1326 gab ihm die Freiheit, von nun an ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben. In Avignon, wohin er zurückkehrte, erwarben ihm seine Talente die Freundschaft bedeutender Männer; die wichtigste Bekanntschaft aber, die er machte, war die einiger Mitglieder des mächtigen Hauses der Colonna. Jacopo Colonna nahm ihn 1330 mit nach seinem Bisthum Lombès, am Fuße der Pyrenäen, wo P. nach seiner eigenen Aussage den glücklichsten Sommer seines Lebens zubrachte. In Avignon war es auch, wo P. 1327 am Charfreitag seine Laura, die in seinen Gedichten gefeierte Geliebte seines Lebens, zum ersten Male sah. Aus jugendlicher Lust, die Welt zu sehen, trat P. 1333 eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland an. Er ging zuerst nach Paris, von da über Gent durch Flandern und Brabant nach Lüttich, wo er zwei Reden des Cicero entdeckte, Aachen und Köln, reiste dann über die Ardennen nach Lyon und von da zu Schiffe nach Avignon zurück. Für eine an den Papst Benedikt XII. gerichtete lateinische Epistel, worin er ihn zur Rückkehr nach Rom ermahnt, erhielt er 1335 seine erste Pfründe, ein Kanonikat in Lombès. Im folgenden Jahre unternahm er eine Reise nach Rom, wo er Ende Januar 1337 ankam und von wo er ein zweites poetisches Schreiben an den Papst erließ, um ihn, abermals vergeblich, zur Rückkehr nach der Siebenhügelstadt zu bewegen. Auf einem weiten Umweg um Spanien herum bis an die Küsten Englands kehrte er im Sommer 1337 nach Avignon zurück. In demselben Jahre kaufte er sich in Vaucluse, worauf schon des Knaben Francesco Wünsche gerichtet gewesen, an. Einsame Spaziergänge und gelehrte Arbeiten füllten hier seine Zeit aus, deren Einförmigkeit nur durch den Besuch eines Freundes unterbrochen wurde. Viele seiner schönsten Gedichte an Laura verdanken diesem Zeitraume ihre Entstehung. Auch schrieb er hier den größten Theil seiner lateinischen Eklogen, viele seiner lateinischen Episteln, zahlreiche Briefe und das Werk: „De vita solidaria libri II". Durch diese Werke gewann er bald einen so berühmten Namen, daß der römische Senat und der Kanzler der pariser Universität ihn gleichzeitig einluden, die Dichterkrone zu empfangen. P. entschied sich für den von Rom gebotenen Lorbeer, ließ sich aber zuvor 1341 bei einem Besuche in Neapel von dem dortigen König Robert, der als Autorität galt, des Dichterlorbeers für würdig erklären. Die Krönung selbst fand in Rom am 8. April 1341, dem ersten Ostertage, Statt; auf dem Kapitol setzte ihm der Senator Orso dell' Anguillara die Lorbeerkrone aufs Haupt, die P. dann am Altar der Peterskirche aufhängen ließ. Als er auf der Rückreise in Parma seinen alten Freund Azzo da Correggio, der sich eben erst zum Herrn dieser Stadt gemacht hatte, besuchte, behagte ihm der Aufenthalt daselbst bald so wohl, daß er sich auf einige Zeit daselbst niederließ. In Aufträgen des Gebieters von Parma reiste P. im folgenden Jahre nach Avignon, wo eben Pierre Roger als Klemens VI. den päpstlichen Thron bestiegen hatte. Er richtete bei dieser Gelegenheit abermals ein Gedicht an den Papst, worin er ihn zur Rückkehr nach Rom aufforderte, und erhielt dafür das Priorat von Migliarino in der Diöcese Pisa. Von Ende Mai 1342 bis Anfang Sept. 1343 blieb P. theils in Avignon, theils in Vaucluse. Während dieses Zeitraums vollendete er eines seiner bedeutendsten Werke, das gewöhnlich „De contemtu mundi libri III" überschrieben ist, von ihm selbst aber „Secretum suum" genannt wurde. Durch den Griechen Barlaam lernte er damals die Elemente der griechischen Sprache kennen. Im Auftrage des Papstes und des Kardinals Colonna reiste er im September 1343 nach Neapel, um sich von dem Stand der dortigen Angelegenheiten zu unterrichten und die Befreiung einiger vornehmen Gefangenen zu betreiben, mußte aber unverrichteter Sache jene Stadt wieder verlassen. Ueber Parma, Modena, Bologna und Verona, wo er

ein Manuskript der Briefe Cicero's Ad familiares fand, und durch die Schweiz kehrte er im Dec. 1345 nach Avignon zurück. Ein ihm vom Papst angetragenes Bisthum schlug er aus, weil er „genug mit der Sorge um seine eigene Seele zu thun habe"; dagegen erhielt er im folgenden Jahre ein Kanonikat in Parma. Die Nachrichten von der Erhebung des römischen Volks gegen seine adligen Tyrannen und von der Ernennung Cola Rienzi's zum Volkstribunen regten den in den Ideen des römischen Alterthums schwärmenden Dichter mächtig auf. In seiner ersten Begeisterung schrieb er an Cola Rienzi und an das römische Volk einen Brief, worin er von dem Adel Roms als von den schändlichsten Räubern und Tyrannen spricht, die nicht einmal römisches Blut in ihren Adern hätten, sondern vom Rhein und der Rhone eingewandert seyen. Da solche Gesinnungen sein gutes Einvernehmen mit seinem bisherigen Gönner, dem Kardinal Colonna, trübten, so reiste er nach Italien, wagte aber nicht, nach Rom zu gehen, als er auf dem Wege von Rienzi's Fehlgriffen hörte, den er vergeblich in einem Briefe zu weiser Mäßigung ermahnt hatte. Zu Padua, wohin er noch 1347 kam, erhielt er von Jacopo da Carrara 1348 ein Kanonikat in dieser Stadt. Er hielt sich nun abwechselnd zu Padua, Parma, wo er 1350 das Archidiakonat erhielt, und Verona auf. In Parma erhielt er (1348) die Nachricht von dem Tode seiner Laura, die ihn in die tiefste Trauer versetzte. Das Jahr 1350, in welchem das Jubiläum gefeiert werden sollte, rief ihn nach Rom. Auf dem Wege dahin besuchte er zum ersten Male seine Vaterstadt Florenz, wo er mit Boccaccio innige Freundschaft schloß. In Padua ward ihm durch diesen ein Schreiben der Republik Florenz überreicht, worin ihm die Zurückgabe seiner väterlichen Güter angekündigt und er eingeladen ward, nach Florenz zu kommen, um durch seine literarische Thätigkeit die neu gestiftete Universität zu beleben. Weil er aber den letzteren Antrag ablehnte, so nahmen die Florentiner auch ihre Schenkung wieder zurück. Von Vaucluse aus, wohin er im Sommer 1351 zurückkehrte, nahm er sich Rienzi's, der im Kerker schmachtete, eifrig an und schrieb einen Brief an das römische Volk, worin er es ermahnt, sich seines Tribunen anzunehmen, seine Auslieferung zu verlangen, oder ihm wenigstens einen Vertheidiger zu senden. Im Mai 1353 begab er sich wieder nach Italien und blieb zunächst am Hofe des Erzbischofs von Mailand, Giovanni de Visconti. Trotz der Vorwürfe seines Freundes Boccaccio, daß er, ein Florentiner, sich zum Rathgeber des schlimmsten Feindes seines Vaterlandes mache, brachte er fast zehn Jahre in und bei Mailand im engsten Verhältniß bei den Visconti zu, die ihn zu manchen Sendungen gebrauchten. Die Ankunft des Kaisers Karl IV. in Italien verschaffte P. neue Auszeichnungen. Der Kaiser empfing ihn überaus freundlich und unterhielt sich Tage lang mit ihm; P. fand sich jedoch in seinen Erwartungen von ihm getäuscht und schrieb einen Brief von großer Kühnheit an Karl IV., der indessen das gute Vernehmen zwischen ihnen nicht gestört zu haben scheint. Gerüchte, die sich 1355 verbreiteten, daß der Kaiser, verletzt durch das Betragen der Visconti gegen ihn, an einen neuen Zug nach Italien denke, veranlaßten eine Sendung P.'s an den Kaiser. P. mußte denselben in Prag aufsuchen und überzeugte sich bald von dem Ungrund jener Gerüchte. Der Kaiser schickte ihm in Folge dessen das Diplom eines Pfalzgrafen in einer schönen goldenen Kapsel. Während seines Aufenthalts in Mailand schrieb P. die zwei Bücher „De remediis utriusque fortunae" für seinen alten Freund Azzo da Correggio, der zu Mantua als Verbannter lebte. Dies Werk, so ermüdend und trivial es uns auch erscheint, machte doch zu seiner Zeit großes Aufsehen und wurde in mehre Sprachen übersetzt. Im J. 1360 ward ihm eine feierliche Gesandtschaft an den König Johann von Frankreich übertragen, doch schlug er alle dringenden Einladungen desselben, in Paris zu bleiben, aus, wie er auch ähnliche Anträge des Kaisers ablehnte. Für die nächsten Jahre ward Padua sein ständiger Aufenthaltsort u. er verheirathete hier seine Tochter (P. hatte 2 Kinder von einer uns unbekannten Mutter) an einen mailänder Edelmann, Francesco de Brossano. Im Jahre 1362 begab er sich nach Venedig, wo er seine Bücher als den Grundstein einer zu bildenden öffentlichen Bibliothek der Republik vermachte. Im Jahre 1370 zog er nach dem Dorfe Arqua am südlichen Abhange der euganeischen Hügel, wo er in einer paradiesischen Gegend und in Gesellschaft seiner Tochter und seines Schwiegersohnes seine letzten Lebensjahre zubrachte. Hier vollendete er mehre seiner Werke und arbeitete auch einige ganz neue aus. Von der letzten Novelle in Boccaccio's „Decamerone" fand er sich so angezogen, daß er sie unter dem Titel: „De obedientia et fide uxoria" übersetzte und seinem Freunde mit einem Briefe zusandte. Wenige Wochen nachher, am 18. Juli 1374, † er, 2 Tage vor seinem 71. Geburtstage. Man fand ihn des Morgens entschlafen in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Schwiegersohn ließ ihm ein Monument von rothem Marmor errichten, welches 1567 mit des Dichters bronzener Büste geziert ward. Im Jahre 1818 ward eine Marmorbüste P.'s von Rinaldo, einem Schüler Canova's, in der Kathedrale von Padua aufgestellt. Von P.'s zahlreichen lateinischen Schriften sind die Eklogen, 12 an der Zahl, mit großem Fleiß gearbeitet, allegorischen und daher zum Theil schwer verständlichen Inhalts. Sie sind einzeln als „Bucolicum carmen" (Köln 1473), mit andern lateinischen Werken als „Poemata omnia" (Basel 1541) und in allen Gesammtausgaben seiner Werke erschienen. Eine korrekte Ausgabe mit Uebersetzung und Kommentar besorgte Rossetti (Mailand 1829). Sein großes historisches Werk: „De vitis virorum illustrium", das aus den Studien zu einer beabsichtigten Römergeschichte statt derselben hervorging, enthält die Biographien von 31 berühmten Römern von Romulus bis Julius Cäsar. Es wurde erst neuerdings vollständig von Schneider herausgegeben (Breslau 1829—34). Die vier Bücher „Rerum memorandarum", einzeln im 15. Jahrhundert (o. O. u. J.) gedruckt, sind eine nach Art des Valerius Maximus angelegte Sammlung von Anekdoten und interessanten Zügen, Worten und Thaten berühmter Männer alter und neuer Zeit. Das in den Augen des Dichters selbst und seiner Zeitgenossen wichtigste

Werk ist das epische Gedicht „Africa" (1342 vollendet), dessen Held der von P. hochbewunderte Scipio Africanus der Aeltere ist. Keine Spur epischen Geistes weht aber in diesem unsäglich langweiligen und trotzdem viel bewunderten Gedicht, das dem Verfasser die Dichterkrone verschaffte. Eine Uebersetzung in ottava rima besorgte Fabio Maretti (Venedig 1570). Die „Epistolae" oder „Carmina", von verschiedenem Inhalt und an verschiedene Personen gerichtet, gehören zu den anmuthigsten und lehrreichsten Werken P.'s, da sie uns viele seiner Lebensumstände aufklären. Eine richtige Ausgabe besorgte zuerst Rossetti in den „Opere minori del P.". Bedeutend sind ferner die drei Bücher „De contemtu mundi". Das höchst unbedeutende Werk „De remediis utriusque fortunae libri duo" machte lange Zeit großes Aufsehen und ward in mehre Sprachen übersetzt. Deutsch erschien es unter dem Titel: „Von Hülf u. Rath in allem Anliegen" (Frankfurt 1551), „Zwei Trostbücher von Arznei und Rath" (das. 1559), „Trostspiegel im Glück und Unglück" (das. 1584 u. ö.). Unter allen lateinischen Werken aber nehmen die Briefe an Zahl und Umfang, wie an Wichtigkeit für die Geschichte seiner Zeit unstreitig den ersten Rang ein. In den verschiedenen Ausgaben der Werke P.'s pflegen sie in 5 Klassen getheilt zu seyn: Familiarium, Variarum, Ad veteres illustres, Senilium und sine titulo. Außer in den Gesammtausgaben der Werke P.'s sind sie allein nur dreimal gedruckt: o. O. 1484, Vened. 1492, Genf 1601. Eine kleine Sammlung ist: „Petrarchae et Lombardi Serici epistolae" (o. O. u. J.). Obwohl P. seinen ganzen Ruhm auf seine lateinischen Werke gründete, so sind es doch diese nicht, die seinen Namen der Nachwelt überlieferten, sondern seine italienischen Liebesgedichte, die er selbst, wie die ganze neu aufkeimende italienische Nationalliteratur, mit großer Gleichgültigkeit behandelte und in seinem frömmelnden Alter sogar bereute. Die Sammlung dieser italienischen Gedichte, „Le rime" oder auch „Il canzoniere del P.", ist es allein, welche seinen Namen unsterblich gemacht hat. Ganz Italien erkennt ihm den Preis als erstem Lyriker seines Volkes zu, und auch das Ausland hat ihm diesen Rang nicht streitig gemacht. Seine Sprache ist so gewählt, so zierlich und rein, daß italienische Kritiker behauptet haben, es kämen kaum zwei Wortformen in seinen Gedichten vor, deren sich nicht auch ein heutiger Dichter bedienen dürfte. Reichthum und Mannichfaltigkeit des Gedankens, des Ausdrucks und der Bilder, feines Gefühl für den Wohllaut und vor Allem Zartheit zeichnen den Sänger Laura's vor allen Liebesdichtern aus. Dennoch vermißt man an ihm die Innigkeit, die Wahrheit der Empfindung, die Gluth der Leidenschaft, die eigentliche wahre und starke Liebe. Er ist überall sinnreich, scharfsinnig, geistreich, aber nirgends glühend und tief; er gefällt sich in weit hergeholten Bildern, in schillernden Gedanken, in Witz und schwierigen Reimen, was Alles zu der Behauptung berechtigen würde, daß sein Liebesverhältniß entweder nur eine poetische Fiktion, oder doch nur ein der höfischen Sitte seines Zeitalters dargebrachter Tribut gewesen sey, wenn nicht in mehren nach Laura's Tode geschriebenen Gedichten ein wahrer, wirklich empfundener Schmerz erkennbar wäre. Ueberhaupt enthält die erste Hälfte des „Canzoniere", die Gedichte „In vita di M. Laura" (226 Sonette, 21 Canzonen, 8 Sestinen und 10 Ballaten), verhältnißmäßig viel weniger wahrhaft schöne Gedichte, als die zweite „In morte di M. Laura" (90 Sonette, 8 Canzonen und 1 Ballate). Das Vorzüglichste in der ganzen Sammlung sind die Canzonen, namentlich die, welche eine politische Beziehung haben, wo der sanfte, zarte Dichter der Liebe nicht selten eine wunderbare, zürnende Kraft entfaltet. Auch er zürnt, wie die meisten Dichter des Mittelalters, die Troubadours und die Minnesänger, auf Rom, und zwar in einer Sprache, die uns überraschen müßte, wenn wir nicht wüßten, daß die Kirche des Mittelalters auch den bittersten Angriff duldete, so lange sich dieser nur auf die Sitten oder vielmehr auf die Sittenlosigkeit ihrer Mitglieder erstreckte und nicht ihr innerstes Wesen, das Dogma, berührte. Ein Werk seines höheren Alters sind die „Trionfi", eine Reihe von Visionen in Terzinen, die den Gang der menschlichen Schicksale und das Lieblingsthema aller seiner Schriften, die Eitelkeit alles Irdischen, darstellen, doch so, daß er dabei vorzüglich auf sich selbst und auf die Geliebte, die auch hier verherrlicht wird, Rücksicht nimmt. Außer diesen beiden Hauptwerken findet man in vielen Ausgaben der italienischen Gedichte P.'s noch mehre Gedichte, Sonette, Canzonen und einige Fragmente zu den „Trionfi", zusammen unter der Ueberschrift: „Rime rifiutate", vom Dichter verworfene Stücke. Die italienischen Gedichte des P., namentlich der „Canzoniere", haben unzählige Auflagen erlebt. Die erste erschien Venedig 1470. Eine Prachtausgabe erschien in 2 Bänden, Parma 1799, eine andere Pisa 1805, 2 Bde., die korrekteste aller die von Marsand, Padua 1819 — 20, 2 Bde. Sie sind oft kommentirt worden, am besten von Vellutello, Gesualdo, Castelvetro, Tassoni, Muratori, Biagioli und Leopardi. Auch sind sie in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden, ins Deutsche außer Aelteren von Hermann (P.'s Gedichte, Leipz. 1796), Laube (Auswahl von P.'s Gesängen, Glogau 1808), Förster (P.'s italienische Gedichte, 3. Aufl., Lpz. 1851), Bruckbräu (P.'s sämmtliche Gedichte, München 1827, 6 Bde.), Kekule u. Biegeleben (Stuttg. 1844) und von Reinhold (in dessen „Dichterischem Nachlaß", Bd. 2, Leipz. 1853); einzelne Gedichte von Gries, A. W. Schlegel, Daniel. Gesammtausgaben der Werke P.'s erschienen zu Basel 1495, Vened. 1501, 1503, 1554, 1581 f. Was Laura, die viel besungene Geliebte des Dichters, betrifft, so wurde sie früher von Vielen für eine bloße Allegorie der Laurea, des Dichterlorbeers, gehalten, während Andere annahmen, daß sie aus dem Häusern Chabaud u. Sade entsprossen, ehelos geblieben sey, in Vaucluse gewohnt und hier dem Dichter Zusammenkünfte gewährt habe. Nach neueren Untersuchungen aber stammte sie aus dem alten provençalischen Geschlechte Noves und war als die älteste Tochter des Audibert Noves zu Avignon um 1307 geboren. Nach dem Tode ihres Vaters, der ihr ein beträchtliches Vermögen hin=

terließ, vermählte sie sich 1325 mit Hugo de Sade, dem Sprößling eines vornehmen Geschlechts zu Avignon, u. gehörte zu den gefeiertsten Schönheiten dieser Stadt. P., der sie, wie oben bemerkt, 1327 zum ersten Male sah und von einer eben so starken als beständigen Leidenschaft für sie ergriffen wurde, fand für seine Wünsche kein Gehör und erst, als er 1342 mit dem kapitolinischen Lorbeer gekrönt nach Avignon zurückkam, ein weniger strenges Entgegenkommen. Zum letzten Male sah er sie 1347 in einer Frauengesellschaft; im folgenden Jahre am 6. April starb sie, ein Opfer des schwarzen Todes, der damals in Avignon grassirte. Sie wurde in der Kirche des dasigen Minoritenklosters begraben. Ein Bildniß von ihr hatte P. 1334 von dem Maler Simon von Siena erhalten, der ihre Gestalt später auch in mehren Gemälden anbrachte. Das Grab sammt der Kirche wurden in den Revolutionsstürmen von 1791 zerstört, doch blieb der Grabstein erhalten, den der Präfekt von Vaucluse 1804 in die alte Kathedrale von Avignon bringen ließ. Diesen durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen entgegen, suchte der Abbé Costaing darzuthun, daß Laura die Tochter Adhemars de Baux gewesen sey; allein seine Gründe sind durchaus unhaltbar. P. galt während seines Lebens nicht mit Unrecht für den gelehrtesten Mann seiner Zeit, so daß selbst fremde Fürsten auf seine Entscheidung in gelehrten Dingen sich beriefen. Ueber die meisten Vorurtheile seiner Zeit war sein durch das Studium der Alten genährter Geist erhaben. Er verspottete die Astrologie und die Alchemie; die Medicin, wenigstens wie sie von den damaligen Aerzten geübt wurde, achtete er gering. Obgleich ein strenger und sogar ascetischer Katholik, urtheilte er doch oft überraschend unbefangen in religiösen Dingen. Sein diplomatisches Talent war nur gering, da er zu sehr in den Idealen der alten Römerwelt befangen war; sein berühmter Name war es, den man gern an die Spitze einer Gesandtschaft stellte. Die Literatur über sein Leben, seinen Charakter, seine Werke, seine politische und literärische Thätigkeit bildet eine kleine Bibliothek. Die wichtigsten Biographien P.'s sind von Giov. Boccaccio (herausgegeben von Rossetti, Triest 1828), Leonardo Bruni, Vellutello, Beccadelli, Tomasini, Muratori, de la Bastie, Bandini, de Sade, Badelli, Ugo Foscolo. Vgl. Blanc, in Ersch' und Grubers „Encyklopädie", 3. Sekt., 19. Thl.

Petraria (lat., v. Griech.), im Mittelalter Steinwurfmaschinen.

Petrefakten (v. Gr. und Lat.), Versteinerungen, die ganz oder theilweise in Steinmasse verwandelten Ueberreste untergegangener Organismen, welche sich in den verschiedenen Schichten der Erdrinde vorfinden. Wie die Naturgeschichte der jetztlebenden Organismen je nach den beiden Reichen, denen sie angehören, in Botanik und Zoologie zerfällt, so hat auch die Petrefaktenkunde oder Paläontologie zwei entsprechende Abtheilungen, deren eine, welche sich mit den fossilen Pflanzenresten beschäftigt, Paläophytologie, wohl auch fossile Botanik, die andere, welche die fossilen Thierreste zum Gegenstande hat, Paläozoologie oder auch fossile Zoologie genannt wird. Beide zusammen bilden, abgesehen von den geognostischen Beziehungen der fossilen Reste, die Paläontographie. Die paläontologische Terminologie ist theils eine physische, d. h. auf den Zustand, in welchem die fossilen Reste sich vorfinden, bezügliche, theils eine organologische. Nach dem Zustande, in welchem die fossilen Reste (fossilen Körper, Fossiles, Petrefacta, Petrificata) vorkommen, werden folgende P. unterschieden: Die fossilen Körper entstehen, wenn die festen organischen Reste die Feuchtigkeit, den Schleim und die Gallerte, wovon sie im lebenden Zustande durchdrungen waren, verlieren. Während frische Knochen oder Muscheln in verdünnter Salzsäure ihren Kalkgehalt verlieren, so daß nur eine Gallertmasse zurückbleibt, geschieht das Umgekehrte mit solchen Theilen, die unter der Erde liegen; die Gallerte wird aufgezehrt und die festen Theile bleiben in ihrer Lage. Die Folge davon ist, daß solche Knochen oder Muschelschalen in Säuren stärker brausen, als diese Theile von lebenden Thieren, und daß sie in völlig trockenem Zustande das Wasser zischend wieder aufsaugen, daher stark an der Lippe kleben (kalcinirte Körper, Linné's Fossilia), wodurch sie sich von allen jüngeren Resten unterscheiden. Es bedarf nämlich sehr langer Zeiträume zur Bewirkung dieses Zustandes, und Ueberreste aus historischer Zeit sind noch nicht anders, als mit Gallertgehalt gefunden worden, daher sie zum Unterschiede von jenen auch nur subfossile Körper genannt werden. Pflanzen, welche die flüchtigen Theile verlieren, schwärzen sich, d. h. sie werden kohlenstoffreicher, ja sie können sich fast gänzlich verkohlen und dennoch vollkommen ihre Struktur beibehalten (verkohlte Körper, z. B. Rinde von Pflanzenstämmen), oder sie werden von Erdharz durchdrungen (bituminöse Körper, wie bituminöses Holz). Die wahren Versteinerungen (P. ꝛc. im engeren Sinne, Linné's Transsubstantiata) entstehen entweder, indem in die Zwischenräume der harten fossilen Reste mechanisch Schlamm und feiner Sand, oder chemisch Kalkspath, Kieselerde, Schwerspath, Schwefelkies ꝛc. eindringen und sich innig mit dem organischen Gewebe verbinden, so daß es schwer ist, beide von einander zu unterscheiden; oder indem die Substanz der organischen Reste ganz vernichtet wird und an deren Stelle irgend ein Mineral (Kalkspath, Kieselerde, Schwefelkies) tritt, wobei die Gesammtform des Ueberrestes vollkommen erhalten bleibt und nur die Struktur verschwindet. Die Steinkerne (Metrolithen, Linné's Redintegrata, Petrefacta spoliata) werden dadurch gebildet, daß die bereits vorhandenen oder durch Zerstörung entstandenen hohlen Räume sich ausfüllen und die erhärtete Masse zwar nur unvollkommen die Form wiedergibt, aber an ihrer Oberfläche und an ihrem äußeren Gegendruck nicht selten die Zeichnung des ursprünglichen Körpers gut erhält. Abdrücke (Spurensteine, Typolithen, Linné's Impressa) sind entweder hohl und geben so die Mütter, die Model für Steinkerne, oder auch für Spurenreliefs, oder, von Pflanzen stammend, flach und lassen, besonders in feinem Schlamm (z. B. der Kohlenformation), oft nicht bloß die feinsten Blattadern und die Struk-

tur der Früchte, sondern selbst Blumenblätter u. Pollen noch erkennen. Etwas hiervon ganz Verschiedenes sind die eingeschlossenen Körper, wie Insekten in Bernstein und Bergkrystall, Mammuthknochen (selbst Fleisch) im Polareis. In Bezug auf die Organologie fällt die paläontologische Terminologie größtentheils mit der für die Naturgeschichte der Jetztzeit gebräuchlichen zusammen und hat nur für einige besondere Erscheinungen eigenthümliche Benennungen, wie Lithoxyla und Stelechites für fossile Holzstücke, Dendrolithen für Stämme und Aeste, Bibliolithen und Phyllolithen für Blattabdrücke, Antholithen für Blüthentheile, Karpolithen für Früchte, Ichthyocopri, Saurocopri und Koprolithen für versteinerte Exkremente von Fischen, Sauriern u. Säugethieren, Kololithen für Fischeingeweide, Ichthyodorulithen für Flossenstacheln, Ornithichniten für Spurenabdrücke von Vögeln. Eine besondere Terminologie ist noch für jene Familien und Gattungen gebildet worden, die völlig ausgestorben sind, wie für die Trilobiten, die Orthoceratiten, die Ammoneen, die Tesselaten unter den Krinoiden rc. Außerdem finden sich noch Ausdrücke, die sich auf die systematische Stellung der P. beziehen, z. B. Phytolithen für Pflanzenreste überhaupt, Endogeniten für monokotyledonische, Exogeniten für dikotyledonische Hölzer, Zoolithen für Thierreste überhaupt, Koralliolithen für Korallen, Konchiten für zweischalige Muscheln, Helmintholithen und Konchyliolithen für Konchylien überhaupt, Gamarrholithen für krebsartige, Arachnolithen für spinnenartige Thiere, Entomolithen für Ringelthiere überhaupt, Ornitholithen für Vogelreste, Tetrapodolithen für Säugethierreste und sogar Anthropolithen für jene Reste, die man früher für menschliche ansah. Die Systematik, vor der Anerkennung der specifischen Verschiedenheit der fossilen Reste von den jetztlebenden Organismen sich auf unmittelbare Subsumirung derselben unter diese beschränkend, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Einreihung der Arten, Gattungen und Familien in die Gattungen, Familien und Ordnungen des Systems, nach welchem die Organismen der Jetztwelt angeordnet sind, und es sind schon viele, bisher sehr fühlbare Lücken in den Entwickelungsreihen des organischen Lebens auf diese Weise ausgefüllt worden. Ungers fossile Flora enthält 22 Klassen und 205 Ordnungen weniger als die der Gegenwart, oder vielmehr aus so viel Klassen und Ordnungen sind keine fossilen Reste bekannt. Keine einzige fossile Gattung, geschweige eine Species, hat sich, wie es doch bei den Thieren öfters der Fall ist, bis in die Jetztzeit erhalten. Der Charakter der fossilen Vegetation spricht sich am entschiedensten darin aus, daß von den 1800 bekannten und bestimmten fossilen Pflanzen 138 unter die Thallophyten (Laubpflanzen), die übrigen unter die Kormophyten (Stengelpflanzen) gehören. Unter den mehr als 10,000 fossilen Thieren, worunter 2000 Wirbelthiere (1500 Fische), haben sich die meisten um so leichter in die bestehenden Systeme einreihen lassen, als Gattungen und selbst Arten aus allen Formationen, sogar aus der Grauwackeperiode, in zunehmender Häufigkeit sich bis in die Jetztzeit lebend erhalten haben und kaum eine Familie od. Ordnung (mit Ausnahme derjenigen, denen feste Körpertheile fehlen, und der Klasse der Vögel) ohne Repräsentanten in der Urfauna geblieben ist. Auch die wenigen völlig oder fast ganz ausgestorbenen Familien und Ordnungen haben leicht die ihnen zukommende Stellung gefunden, indem sie theils noch in Verbindung mit der Schöpfung der Gegenwart stehen, theils unverkennbare Verwandtschaften zu derselben zeigen. Höchst charakteristisch ist, daß in einem ähnlichen Verhältnisse, in welchem die unteren Pflanzen der Urflora vor den höheren herrschen, so auch die unteren Thiere in der Urfauna das Uebergewicht über die höheren behaupten, indem die Weich- u. Gallertthiere sich zu den Ringel- und Wirbelthieren verhalten wie 4 : 1, während das nämliche Verhältniß in der jetztlebenden Thierwelt sich = 1 : 8 gestaltet, also ungefähr eben so, wie das der niederen Pflanzen zu den höheren der Jetztzeit. Die paläontologische Nomenklatur zerfällt in eine ältere und eine neuere. Die ältere ist vorzugsweise eine vergleichende, und zwar vergleicht sie die fossilen Reste mit noch lebenden Organismen und findet sie identisch mit denselben, wie die Benennungen Pityites, Laricites, Elatites, Daphnites, Salicites, Vitites (versteinertes Fichten-, Lärchen-, Tannen-, Lorbeer-, Weiden- und Weinstockholz), versteinerte Schlangen, Ophiolithen, Ammons- und Widderhörner (für Ammoniten) rc. beweisen, oder mit anderen Gegenständen, wie Madenstein, Medusenhaupt, Rädersäulen, Spangen-, Walzensteine (für Säulenstücke von Krinoiden), Schraubensteine, Meeräpfel, Schlangeneier (für Echiniten), Warzensteine (für Echinitenasseln), Elephantenzähne, Pfeilsteine, Teufelskegel (für Belemniten), Krebsschwänze, Posthörner, Steinhörner (für Ammoniten), Teufelsfinger (für Orthoceratiten). Die neuere Nomenklatur ist theils ebenfalls eine vergleichende, indem sie die Aehnlichkeiten und Verwandtschaften der fossilen Körper mit den jetztlebenden andeuten will, wie es in Palmacites, Pinites rc. geschieht; theils eine der Nomenklatur für die organischen Reiche der Jetztzeit analoge, welche bald charakteristische Merkmale (Pachycormus, Neuropteris rc.), bald Aufenthalts- und Fundorte (Anthracotherium, Paludina), bald die Existenzperiode (Ogygia, Paläotherium), bald Aehnlichkeiten (Lomatoceras, Phacops) berücksichtigt, oder auch Verdienste um die Wissenschaft zu ehren sucht (Nöggeratia, Lyonsia, Gilbertsocrinus). Die Specialnamen, welche in der älteren Nomenklatur gänzlich fehlen u. gewöhnlich durch kürzere und längere Charakteristiken ersetzt werden, sind in der P. den nämlichen Regeln unterworfen, wie in der Botanik u. Zoologie der Gegenwart. Die paläontologische Physiographie hat nothwendig ein engeres Gebiet, als die des heutigen organischen Lebens, da so viele Theile der Urorganismen sich nicht erhalten konnten, u. sie ist in zahlreichen Fällen auf Schlußfolgerungen und selbst auf Hypothesen angewiesen, die jedoch mit Hülfe gewissenhaftester Anwendung der vergleichenden Anatomie zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit erhoben werden können. Die morphologische Untersuchung der Pflanzenreste bleibt zwar in vielen Fällen, namentlich in Bezug auf die Steinkohlen, ohne Ergebniß;

allein da, wo eine so mächtige Zusammenschichtung und in Folge des Drucks ꝛc. völlige Umwandelung der Reste nicht Statt gefunden hat, wo die Pflanzen mehr einzeln liegen und besonders von feinem Schlamm umhüllt dem Versteinerungsprozeß unterlegen haben, werden mit großer Sicherheit Wurzeln, Stämme, Rinde, Stengel, Blätter, Blüthen und Früchte unterschieden und selbst die Elementargewebe noch erkannt, wie bei den petrificirten Hölzern, die, in dünne Platten geschnitten, unter dem Mikroskope nicht bloß Jahresringe, sondern auch Zellengewebe, Gefäße und Markstrahlen mit überraschender Deutlichkeit darbieten, so daß es möglich geworden ist, sie auch ohne Beihülfe anderer charakteristischen Theile an die ihnen gebührenden Stellen zu bringen. Nicht minder deutlich hat sich der Blattbau unterscheiden lassen, eben so wie die Fruktifikationen der Farren bis ins feinste Detail und bei einigen Blüthenpflanzen selbst die Pollenkörner. Hinsichtlich der Thierreste bieten namentlich die eigentlichen Versteinerungen und die sogenannten kalcinirten Körper ein reichliches Material für die morphologische Untersuchung und die Erkennung der Gleichartigkeit der in der Urzeit waltenden Naturgeschichte mit den die Jetztzeit beherrschenden. Neben der Form sind es besonders noch die während des Lebens der Thiere festen Theile, welche die meisten Resultate liefern. Die Infusorien waren von ähnlichen Kieselpanzern bedeckt, wie die jetztlebenden, die Radiaten waren wie die heutigen von einem getäfelten Gehäuse umhüllt, und während die Echiniten noch ihre Stacheln tragen, läßt sich an Säulen und Asseln der Krinoiden oft noch die Oberhaut, die manchmal selbst ihre Färbung erhalten hat, unterscheiden. An den Konchiferen ist die Muschelschale oft noch so unversehrt, daß nicht bloß der eigentliche blätterige, bei einigen selbst senkrecht-faserige Bau der Schale, sondern bei solchen aus neueren Formationen sogar der perlmutterartige Glanz (opalisirender Muschelmarmor), bei vielen Gasteropodenschalen auch die bunte Zeichnung geblieben ist. Insekten haben sich, namentlich in Bernstein eingeschlossen, auf das Vollkommenste erhalten, und die Schuppen der fossilen Fische lassen ihren Bau noch mit der größten Genauigkeit erkennen. Selbst Federn und Haare sind aufgefunden worden. Ebenso ist das Kalk- oder Hornskelet der Korallen noch vorhanden und dem der jetztlebenden Korallen analog, die Sepie der Belemniten und der Theutiden, die Skelettheile der Fische, Reptilien, Vögel und Säugethiere dienen eben so wie die Zähne der Säugethiere, Reptilien und Fische zur vergleichenden Bestimmung und Einordnung der fossilen Reste und zur Erkennung der Gesetzmäßigkeit, nach der sie gebildet sind. Hieraus ergibt sich aber, daß eben so, wie die Organe im Pflanzen- und Thierreich der Urzeit denen der gegenwärtigen organischen Schöpfung analog sind, es auch ihre Verrichtungen seyn mußten. Und so weit die Forschung reicht, waren sie es, wie sich in Bezug auf die Fortpflanzung und Entwickelung aus der schon erwähnten Auffindung von Blüthentheilen, Pollenkörnern, Früchten, Keimblättern, eingerollten (also noch unentwickelten) Farrenwedeln ergibt. Unter den thierischen Resten finden sich z. B. Gasteropoden und Cephalopoden von solcher Kleinheit, solcher Zartheit und Form der Schale, daß sie augenscheinlich eben erst das Ei verlassen haben konnten, als sie von dem Versteinerungsmittel umgeben wurden. Bei den höheren Thieren werden ihre Entwickelungsstufen nicht bloß nach der Größe der Individuen erkannt, sondern es werden unter ihren Zähnen sogar die Milchzähne von denen des reiferen Alters unterschieden. Die der Ernährung dienenden Verrichtungen werden erkannt aus den Mundtheilen, aus der Abnutzung der Zähne, aus dem Inhalt des Magens und aus den Koprolithen. Auch die chemischen Bestandtheile, vorzugsweise phosphorsaurer und kohlensaurer Kalk, bestätigen die Analogie. Auf solche Wahrnehmungen stützt sich zum Theil auch die Eintheilung der fossilen Thiere in Phytophagen (Pflanzen fressende) u. Zoophagen (Fleisch fressende), und es stellt sich dabei das eigenthümliche Verhältniß heraus, daß die ältesten Thiere insgesammt Zoophagen waren, unter die sich nur sehr allmählig Phytophagen mischten. Diese, zu denen selbst riesenhafte Saurier (das 70 Fuß lange Iguanodon aus der Wealdenformation) gehörten, erreichten ihre höchste Blüthe in der älteren Tertiärperiode, von welcher an, besonders unter den Wirbelthieren, wieder die Anfänge der Herrschaft der Zoophagen datiren. Erst spätere Epochen mit einer Vegetation, in welcher die weicheren und schmackhafteren Monokotyledonen zur Herrschaft kommen und die Dikotyledonen zu erscheinen anfangen, nähren Phytophagen, welche sich mehrend und ausbreitend erst wieder die Existenz neuer Zoophagen möglich machen. Die Wohnplätze der Urorganismen lassen sich theils aus der Natur der Pflanzen und Thiere selbst, theils aus der voraussetzlichen Oberflächengestaltung der Erde während jener vorhistorischen Perioden erkennen. Was aber die horizontale oder geographische Verbreitung des organischen Lebens in der Urzeit anlangt, so ist sie von der Grauwacke bis zur Kreide eine so gleichmäßige, daß in den identischen Gesteinen der von einander entferntesten Punkte doch die nämlichen fossilen Reste vorkommen, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß bis zu jenem Zeitpunkte keine wahrnehmbaren Verschiedenheiten der Temperatur in verschiedenen Breiten Statt gefunden haben. Am auffallendsten ist diese Gleichartigkeit in der Grauwacke, die aber auch nach den krystallinischen Schiefergesteinen die über die Erdrinde verbreitetste Gruppe seyn dürfte. Die jüngeren Gruppen werden immer lokaler, behalten aber die überall gleichartige Flora und Fauna, bis endlich mit der Tertiärzeit ein Unterschied der Temperaturzonen und damit auch eine verschiedenartige Vertheilung der Organismen erkennbar wird. Diese zeigt schon viele Analogien mit der heutigen Vertheilung. Affen- und Edentatenreste finden sich nur in tropischen und subtropischen Gegenden, die kleineren Pachydermen in mittleren Breiten, während die größeren aus den tropischen Gegenden bis in die arktischen reichen und für ihre Existenz in letzteren durch dichten Pelz (Elephas primigenius) ausgerüstet sind. Aehnlich ist das Verhältniß bei den Ruminantien und Raubthieren; Cetaceen sind

nur in den mittleren und höheren Breiten gefunden worden. Aber erst die subfossilen Reste der Alluvialzeit zeigen die noch bestehende u., wie es scheint, sich immer schärfer aussprechende Sonderung.

Die Geschichte der fossilen Organismen umfaßt nicht, wie die der gegenwärtigen organischen Schöpfung, nur Ein Weltalter, sondern je nach der Eintheilung des seit der ersten Sedimentbildung verflossenen Zeitraums in eine plutonische (Grauwacke bis Kreide) und eine vulkanische (Molasse bis Alluvium) Zeit zwei, nach der Theilung in primäre (paläozoische, Grauwacke bis Zechstein), sekundäre (Zechstein bis Kreide) und tertiäre (Molasse) Zeit drei, u. nach der Theilung, der die verschiedenen Gruppen zu Grunde gelegt werden, wenigstens sieben, nach anderer Berechnung sogar zehn Weltalter, ein Gebiet, das unermeßlich wäre und der wissenschaftlichen Beherrschung entzogen bleiben müßte, wenn das Material in ähnlicher Fülle vorhanden wäre, wie in der jetztlebenden Schöpfung. In der primären (paläozoischen) Zeit, die von den ersten Gewässern bis zur Bildung des Rothliegenden reicht, hatte die nur geringe Unebenheiten zeigende und vom Urmeer überfluthete Erdrinde noch keinen Raum für luftathmende Thiere; Wasserpflanzen, zuerst zellige Meerespflanzen, dann Gefäßkryptogamen von gigantischer Größe und in ungeheurer Menge die nach und nach entstehenden Inseln bedeckend, dulden kaum einige Spuren von Monokotylebonen unter sich, und unter den Thieren (Pflanzen-, Weich-, Glieder- und Wirbelthieren der niedersten Organisationsstufe, Fischen) erscheint erst ein einziger luftathmender Skorpion in der Kohlenperiode. Mit der Bildung des Rothliegenden fand die bisherige Schöpfung so vollständig ihren Untergang, daß von ihren 700 Pflanzenspecies nur 33 sich erhielten, um mit in die folgende Epoche einzutreten, u. von den Thieren nur wenige Gattungen, keine Arten, jene Katastrophe überlebt haben. Mit der sekundären Zeit, von der Bildung des Zechsteins bis zum Ende der Kreideperiode, beginnt eine neue Aera des organischen Lebens. Auf den mehr und mehr zu Kontinenten sich erweiternden Inseln bilden sich Berg- und Thalformen aus und gestatten die Ansammlung von süßen Gewässern; die Geschlechter u. Arten, die sich aus der frühern Epoche herüber gerettet haben, nehmen andere Formen an, neue, mannichfaltigere Organismen treten auf und höhere Klassen (Monokotyledonen und Reptilien) beginnen ihre Herrschaft, so daß diese Periode die Zeit der Monokotyledonen und Reptilien ist, während die vorige die der Kryptogamen und Fische war. Die Pflanzenreste sind im Vergleich mit der vorigen und folgenden Periode weniger häufig, Monokotyledonen kommen zur Entwickelung und bilden die herrschende Vegetation, die jedoch durch ihre in allen Breiten gleichmäßige Vertheilung und ihre Formen von der jetzigen bedeutend abweicht. Allgemein treten Luft athmende Thiere, die Reptilien, auf, charakteristisch in den Sauriern erscheinend; selbst Spuren von warmblütigen Thieren (Vögeln und Säugethieren) finden sich. Zu den bisher lebenden Fischen kommen zwei neue Ordnungen, die Cykloiden und die Ctenoiden. Von allen Klassen wirbelloser Thiere sind Familien, Geschlechter und Arten dieser Periode eigenthümlich, aber im Vergleich mit der paläozoischen Periode kommen mehr solche Geschlechter vor, die bis in die Gegenwart reichen, die Arten dagegen sind sämmtlich ausgestorben. Die Periode findet ihr völliges Ende mit der Kreidezeit, deren Vegetation von den Meeresformen der Najaden sich schon bis zu den ersten Dikotyledonen erhebt, in deren Meeren die letzten Belemniten, Ammoniten und Krinoiden, aber auch die ersten Polythalamien, Ctenoiden und Cykloiden leben, u. die Brachiopoden wie die Reptilien den Gipfelpunkt ihrer Entwickelung erreichen, um von nun an wieder abwärts zu steigen. Die nach der Kreidebildung untergegangene Schöpfung wird in der tertiären Periode durch eine neue ersetzt, die mehr und mehr zu der jetztlebenden übergeht und in den größern Binnenländern Pflanzen und Thiere (Dikotyledonen und Säugethiere) der höchsten Organisationsstufe erscheinen läßt u. sich daher als Periode der Dikotyledonen und der Säugethiere charakterisirt. Koniferen und Palmen bilden die vorherrschenden Bestandtheile der Flora dieser Zeit u. besonders der Braunkohlenperiode. Obgleich die immer noch hohe Temperatur zur gleichmäßigen Vertheilung der Pflanzen dient, so zeigen sich doch schon die Einflüsse der Zonen, eben so wie in der Vertheilung der Thiere, unter denen die Säugethiere so vorherrschen, daß alle andern in den Hintergrund treten. Das Aussterben der Organismen nimmt fortwährend ab. Was die Art des Untergangs der verschiedenen organischen Schöpfungen betrifft, so sind wohl die meisten der petrificirten organischen Reste eines natürlichen Todes gestorben, wie die Schlammausfüllungen der hohlen Gehäuse, das Vorkommen einzelner Muschelschalen &c. zeigen. Die leeren Gehäuse versanken in den allumhüllenden Schlamm und wurden so erhalten. Auch Steinkerne von Muscheln, die nur durch Zusammenhalten beider Schalen entstehen konnten, sind kein Gegenbeweis, indem wir ja noch sehen, daß lebende Thiere sich in den Schlamm vergraben und darin absterben. Gegen die Gewaltsamkeit des Untergangs sprechen auch die Anhäufungen von Mollusken, aus denen ganze Schichten bestehen. Sie konnten nur im ruhigen Wechsel des Entstehens und Vergehens der ihrem Wohnplatze treuen Thiere sich bilden. Auch die Stein- und Braunkohlenflötze finden ihre beste Erklärung in ruhiger Ablagerung. Torf- und Deltabildungen, Holzführung großer Flüsse (Mississippi) und Treibholz geben so entschiedene Analogien, daß es unnöthig erscheint, seine Zuflucht zu der Hypothese von überall wirkender Gewaltsamkeit zu nehmen, und zwar um so unnöthiger, sobald die Zeiträume in Anschlag gebraucht werden, welche nothwendig während der verschiedenen Bildungen vergehen mußten. Angenommen z. B., daß zur Zeit der Bildung der Braunkohlenlager in unseren Breiten nur das Klima geherrscht habe, welches jetzt noch den Palmen, die in jener Zeit zur höchsten Entwickelung gekommen waren, nöthig ist, also im Mittel + 22° R., so bedurfte es bis zum Herabsinken der Temperatur auf unsere gegenwärtige, deren Mittel + 7° R. ist, eines Zeitraums von

wenigstens 86,400,000 Jahren, indem nach Laplace und Fourier die Abnahme der Temperatur innerhalb eines Jahrhunderts noch nicht ganz $^1/_{5000}$ eines Grades beträgt, demnach zu 1° Temperaturabnahme 5,760,000 Jahre nöthig seyn würden. Was die Erhaltung der organischen Reste vermittelst ihrer Versteinerung (Petrificirung ꝛc.) anlangt, so ist auf die dabei beobachteten Vorgänge schon oben hingewiesen worden. Göppert (vergl. Leonhard und Bronn, Neues Jahrbuch ꝛc., 1837) hat über den Vorgang der Versteinerung auf experimentellem Wege interessante Erfahrungen gesammelt. Nach seinen besonders mit Pflanzen angestellten Versuchen können die heterogensten Mineralien die Petrificirung bewirken. Legt man gefäßreiche (an Zellgewebe und Kali arme) Pflanzentheile in mäßig koncentrirte Auflösungen, z. B. von schwefelsaurem Eisen, von salzsaurem Gold und Platin, von essigsaurem Blei und Nickel, in Kieselfluorwasserstoffsäure ꝛc., so saugen diese Pflanzentheile nach kürzerer oder längerer Zeit sich voll. Erhitzt man sie nun vorsichtig, bis die Säuren und organischen Substanzen völlig verflüchtigt sind, so erhält man die vollkommene Pflanzenform in Gestalt von Eisenoxyd, Gold, Platin, Blei, Nickel und Kieselerde, je nach den angewendeten Substanzen.

Die Fundorte der P. ergeben sich hinlänglich theils aus dem Vorhergehenden, theils aus der Natur der organischen Körper. Eruptivgesteine können nie petrefaktenführend seyn, indem die hohe Temperatur, unter welcher sie gebildet wurden und hervorbrachen, weder die Erhaltung des Lebens, noch auch der Reste organischer Wesen erlaubt haben würde. Nur Sedimentgesteine sind die Lagerstätten von Versteinerungen, u. zwar werden diese Lagerstätten in primäre oder ursprüngliche und in sekundäre oder unregelmäßige, zufällige ꝛc. eingetheilt. Primäre Lagerstätten sind diejenigen Sedimente, in denen die organischen Reste versunken und versteinert sind. Sie sind daran kenntlich, daß sie die Versteinerungen unmittelbar umschließen und daß ihr Gestein mit dem Versteinerungsmittel identisch ist, oder, wo dies, wie bei Verkiesungen, nicht der Fall ist, das Versteinerungsmittel wenigstens als ein solches Mineral sich ausweist, welches unter die regelmäßigen Beimengungen des Gesteins gehört. Sekundär heißt die Lagerstätte, wenn ein Gestein aus der Zertrümmerung eines älteren Sediments entstanden ist, oder doch wenigstens Trümmer eines solchen enthält und mit demselben zugleich die jenem Gestein angehörigen P. aufgenommen hat. Die Erkennung dieses Charakters beruht darauf, daß die P. nicht unmittelbar von dem Gestein, in dem sie liegen, umschlossen werden, d. h. daß sie, wenn sie auch nicht mehr ganz von ihrem ursprünglichen Muttergestein umgeben sind, doch wenigstens noch einen Rest desselben wahrnehmen lassen, oder daß sie da, wo auch ein solcher Rest nicht mehr sichtbar seyn sollte, aus ihrem heterogenen Versteinerungsmittel ihren fremden Ursprung erkennen lassen. Wo diese Kennzeichen nicht mehr ausreichen, muß die Geognosie zu Hülfe gerufen werden. Es ist nämlich schon von William Smith darauf hingewiesen worden, daß die P. nicht zufällig durch die verschiedenen Gruppen und Formationen vertheilt seyen, sondern daß gewisse Formen stets nur in gewissen Schichten und unabänderlich wiederkehren u. jede Species ihre bestimmte Stelle behauptet. Diese Beobachtung, später durch unzählige Thatsachen bestätigt (ganz besonders durch G. Cuvier und A. Brongniart), hat die Stellung begründet, welche nun die Paläontologie zur Geognosie und zur Geologie einnimmt, indem sie dadurch das beste und sicherste Hülfsmittel zur Unterscheidung der Formationen und zur Bestimmung ihres relativen Alters, die reichhaltigste Quelle für die Entwickelungsgeschichte der Erde geworden ist, so daß A. von Humboldts Wort, eine Leitmuschel erzähle die Geschichte des Landes, dem sie entstammt, volle Wahrheit ist. Obwohl man sich schon früher mit den P. beschäftigte, so kam man doch hinsichtlich ihrer Natur und Entstehung über leere, oft phantastische Hypothesen nicht hinaus, und erst die neueste Geschichte der Paläontologie, welche den Arbeiten G. von Cuviers und Alexander von Brongniarts die eigentliche geognostische Richtung, „die glückliche Verbindung der zoologischen Charaktere mit der Alters- und Auflagerungsfolge der Schichten" verdankt, hat wahrhaft wissenschaftliche Resultate aufzuweisen, die sich an die gefeiertsten Namen anknüpfen. Alexander von Humboldt, Leop. von Buch, Lamarck, von Sternberg, Bronn, Goldfuß, Agassiz, Murchison, Buckland, Deshayes, von Münster, de Koninck, d'Orbigny, Göppert, Pictet, Mantell, Geinitz, Quenstedt, Giebel u. A. haben durch ihre allseitigen Beobachtungen, ihre tiefeindringenden Forschungen, ihre geistvollen Kombinationen u. Darstellungen der Resultate, die in alle Gebiete der Naturwissenschaften eingreifen, der Paläontologie die ihr gebührende Stellung erobert und ihr ein Interesse gewonnen, das sich täglich steigert und mehr und mehr alle Denkenden in Anspruch nimmt. Petrefakten- oder paläontologische Sammlungen, früher den mineralogischen untergeordnet, sind seit Anerkennung der Wichtigkeit, welche die P. für die Geognosie haben, integrirende Bestandtheile der geognostischen Sammlungen geworden und werden jetzt mehr u. mehr als nothwendige Ergänzungen den botanischen und zoologischen Museen einverleibt. Besondere Erwähnung verdienen die von Cambridge, Paris, München, Berlin und Petersburg. Eine ausgezeichnete Privatsammlung ist die von Höninghaus in Krefeld, welche mit der von münsterschen und der bonner Universitätssammlung das Material zu Goldfuß' „Petrefacta Germaniae" geliefert hat. Petrefaktenhandlungen finden sich zu Heidelberg und Berlin (Krantz und Komp.). Von neueren Werken über Petrefaktenkunde überhaupt sind hervorzuheben: von Schlotheim, Petrefaktenkunde, Gotha 1820, mit 2 Nachträgen 1822 u. 1823; Cuvier und Brongniart, Description géologique des environs de Paris, Paris 1822; Cuvier, Recherches sur les ossemens fossiles, das. 1822; Holl, Handbuch der Petrefaktenkunde, Quedlinburg und Leipzig 1830; Buckland, Geology and Mineralogy, London 1836, übersetzt von Agassiz, Neuenburg 1839; Bronn, Lethaea geognostica, 3. Aufl., Stuttgart 1846; Münster, Beiträge zur Petrefaktenkunde,

Baireuth 1839—44; d'Orbigny, Paléontologie française, Paris 1842—45; Pictet, Traité élémentaire de Paléontologie, Genf 1844—45; Geinitz, Grundriß der Versteinerungskunde, Dresden und Leipzig 1846; Quenstedt, Petrefaktenkunde Deutschlands, Tübingen 1846; Giebel, Paläozoologie, Merseburg 1846.

Petri (S. P.), kleine, zur spanischen Provinz Sevilla gehörige Insel, nahe an der Küste, südlich von Cadix, vor dem Eingang zum Rio S. Petri, mit festem Kastell. Hier kann man unter dem Wasser die Ruinen des alten Gades (s. d.) u. einen Herculestempel sehen.

Petri Erbgut, s. Patrimonium Petri.

Petrifikation (v. Griech. u. Lat.), Versteinerung; petrificirt, versteinert.

Petrikanal, spanische Meerenge, verbindet die Bai von Cadix nordöstlich mit dem atlantischen Ocean und trennt die Insel Leon vom Festlande.

Petrikau (poln. Piotrkow), Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, am Fluß Straba, ist Sitz der Kreisbehörden, mit Polizeigericht, hat ein Zuchthaus, 7 katholische Kirchen, mehre Klöster, ein Piaristenkollegium, ehemals Jesuitenkollegium, Gymnasium, schönes Rathhaus, verfallenes Schloß, eine Judenvorstadt u. 2100 Einw. Unter der jagellonischen Dynastie wurden hier Reichstage gehalten und Könige gewählt, und später war P. der Sitz des Oberlandesgerichts (Krontribunals) für die großpolnischen Provinzen. König Kasimir der Große ließ die Stadt mit einer Mauer umgeben. Im Jahre 1702 wurde sie von den Schweden gebrandschatzt, welche jedoch, von einem polnischen Corps plötzlich überfallen, ihre mit Geld beladenen Wagen den Siegern überlassen mußten. Im Jahre 1769 wurden hier die Anhänger der barscher Konföderation von den Russen geschlagen. Unter der preußischen Regierung war P. eine Zeit lang der Sitz der obersten Behörden der kalischen Kammer.

Petri Kettenfeier, katholisches Kirchenfest, das am 1. August gefeiert wird. Nach der Erzählung, wie sie am Feste selbst vorgelesen wird, soll Eudoxia, Gemahlin des Kaisers Theodosius des Jüngern, die Kette, mit der der Apostel Petrus in Jerusalem gefesselt gewesen seyn soll, als er wunderbar aus dem Kerker befreit wurde, in der heiligen Stadt zum Geschenk erhalten u. sie ihrer Tochter Eudoxia nach Rom geschickt haben. Dort soll man dieselbe mit der Kette, die Petrus in seiner römischen Gefangenschaft getragen, zusammengehalten haben, u. durch ein Wunder sollen beide Ketten plötzlich so in einander verschlungen worden seyn, daß man sie nicht wieder habe trennen können. Eudoxia ließ zur Aufbewahrung dieser beiden Ketten eine eigene Kirche (Kirche Petri zu den Ketten) erbauen, u. der Papst ordnete das Fest P. K. an.

Petriner, eine der vier Parteien, in welche die christliche Gemeinde zu Korinth getheilt war (1. Kor. 1, 12); die übrigen waren die Pauliner, die Apollonier und die Christiner. Ueber das Wesen und den Unterschied dieser Parteien sind die Ansichten noch sehr schwankend. Nach Neander waren die P. die Partei der Korinther, welche ein mit dem Christenthum vermischtes Judenthum einführen, die Freiheit und Unabhängigkeit, mit ... von Paulus verkündigte Christenthum sich unter den Heiden entwickelte, nicht dulden und folglich die Gemüther gegen den Apostel Paulus mißtrauisch machen wollten. Eine andere Ansicht stellt Baur auf in seinem Aufsatz: „Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des petrinischen u. paulinischen Christenthums in der ältesten Kirche etc." (in der tübinger „Zeitschrift für Theologie", 1831, 4. Heft). Auch heißen P. die Weltgeistlichen, weil der Apostel Petrus als Stifter des Predigtamtes angegeben wird.

Petrinia, Stadt im österreichisch-ungarischen Banatgeneralat, südöstlich von Agram, an der Kulpa, hat eine Hauptschule, ein Hospital und 4400 Einw. Hassan Pascha erbaute P. 1592 und befestigte es nach damaliger Art sehr stark; in neuerer Zeit hat man die verfallenen Festungswerke wieder hergestellt.

Petriolo, Mineralquelle im Großherzogthum Toskana, im Val di Merse, entspringt bei dem gleichnamigen alten Schlosse. Das Thermalwasser ist klar, riecht und schmeckt nach Schwefelwasserstoffgas und hat die Temperatur von 36° R., wird in Form von Bädern bei chronischen Rheumatismen, Gicht, Ischias, Hautkrankheiten und Lähmungen benutzt.

Petri Stuhlfeier, Fest der römischen Kirche, für die Cathedra romana den 18. Januar, für die Antiochena den 22. Februar gefeiert, zum Andenken an Petrus, der als erster Bischof seinen Sitz (Stuhl) in Rom gehabt haben soll. Das Vorhandenseyn dieses Festes läßt sich bis ins 6. Jahrhundert zurück nachweisen.

Petrobrusianer, die Anhänger des Peter von Bruys (s. d.).

Petrocarya (Steinnuß, Pflaumennuß), Pflanzengattung aus der Familie der Onagreen (Rosaceen), Bäume im heißen Amerika und Afrika, mit haarigen Zweigen, ganzen, unten sammetartigen Blättern, weißen Blumen in Sträußern und eßbaren, wolligen Samen. P. montana *Willd.*, Parinari montanum *Aubl.*, Bergsteinnuß, ist ein 80 Fuß hoher, 3 Fuß dicker Baum in den Wäldern von Guyana, mit gelblichem, sehr hartem Holze, von dessen Früchten der ovale, fingersdicke, mit rother Haut bedeckte Fruchtkern süß schmeckt, das Fleisch aber sauer u. nicht genießbar ist. Eßbar sind auch die Fruchtkerne von P. campestris *Willd.*, Parinari campestre *Aubl.*, Feldsteinnuß, in den Wäldern von Guyana, sowie von P. senegalensis *Steud.*, Parinarium senegalense *Perrot.*, senegalische Steinnuß, in Senegal.

Petrographie (v. Griech.), s. Geognosie.

Petroleum (Oleum petrae), s. v. a. Stein- oder Erdöl (s. d.).

Petroma (griech.), Behältniß aus zwei großen, hohlen, genau schließenden Steinen, worin die heiligen Schriften der griechischen Mysterien aufbewahrt wurden. Bei den Pheneaten war der Schwur bei dem P. der heiligste.

Petronell, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, im gleichnamigen Landgericht, an der Donau, hat ein Schloß, eine alte merkwürdige Pfarrkirche, 3 Kapellen u. 1300 Einw. Das Schloß enthält eine Sammlung von Alterthümern aus der in der Nähe gelegenen römischen Stadt Carnuntum.

Petronilla (Petronella), St., römische Jungfrau, nach Andern die Tochter des Apostels Petrus, schlug aus Keuschheit die Ehe mit einem vornehmen Römer Flaccus aus u. entging ihr in Folge ihres Gebets durch den Tod; Jahrestag: 31. Mai.

Petronius, Titus Arbiter, ein wegen seiner schlüpfrigen Darstellung berüchtigter römischer Schriftsteller, zu Massilia geboren, bekleidete das Prokonsulat in Bithynien und das Konsulat in Rom und genoß die besondere Gunst des Nero, der ihn bei seinen üppigen Festen und Vergnügungen als Rathgeber und Anordner (arbiter) benutzte. Durch einen Nebenbuhler, Tigellinus, beim Kaiser verleumdet, fiel er in Ungnade und ward in Cumä verhaftet. Aus Furcht vor Strafe öffnete er sich die Pulsadern, ließ sie aber wieder schließen, um langsam zu sterben und noch am Rande des Grabes die Freuden des Lebens zu genießen. Um Rache an dem Kaiser zu nehmen, beschrieb er die geheimen Schandthaten desselben und sandte die Schrift versiegelt an ihn ab; dann verblutete er (67 n. Chr.). Ihm wird gewöhnlich die nur in Fragmenten auf uns gekommene Schrift „Satiricon liber" zugeschrieben, eine Art Roman, der, halb in Prosa, halb in Versen abgefaßt, ein treues Bild von der Lasterhaftigkeit und Verdorbenheit des damaligen römischen Lebens bietet. Das Ganze ist nicht ohne Witz und in guter Sprache geschrieben, doch voll von obscönen und schlüpfrigen Beschreibungen, weshalb P. auch Auctor purissimae impuritatis genannt wird. Einige neuere Gelehrte, wie Niebuhr u. Weichert, setzten die Abfassung der Schrift in das 2. oder 3. Jahrhundert. Lange nach der ersten Bekanntmachung derselben (Vened. 1499) ward 1662 zu Traun in Dalmatien ein bis dahin unbekanntes größeres Stück, das sogenannte „Gastmahl des Trimalchio", entdeckt, welches, bald darauf von Frambotti (Pav. 1664) herausgegeben, in die späteren Ausgaben mit aufgenommen ward, unter denen die von Pet. Burmann (2 Bde., Utr. 1709; 2. Aufl., 2 Bde., Leyden 1743) und von Anton (Leipzig 1781) die besten sind. Die erste erschien zu Venedig 1499, dann Leyden 1585, aus einem 1588 gefundenen Codex vermehrt von Nodot, Paris 1603, Frankfurt 1629. Die angeblich zu Belgrad aufgefundenen und von Franz Nodot (Paris 1694 und Amsterd. 1756) veröffentlichten, sowie die aus der Bibliothek zu St.-Gallen von Marchena (Paris 1800) herausgegebenen Fragmente beruhen auf einem literarischen Betrug. Deutsche Uebersetzungen gaben Heinse (Schwabach, angeblich Rom, 2 Bde., 1773; neue Auflage 1783) und Gröninger (Berlin 1796 und, da diese Ausgabe konfiscirt ward, ohne des Verfassers Namen, Blankenb. und Lpz. 1798). Vgl. Niebuhr, Zwei klassische Schriftsteller, Curtius und P., des 3. Jahrh. n. Chr., in dessen „Kleinen historischen Schriften", Bonn 1828; Studer, Ueber das Zeitalter des P., im „Rhein. Museum", Heft 1, 1842. Eine besondere Bearbeitung des Gedichts „De bello civili" lieferte Wernsdorf im 3. Bande seiner „Poet. lat. min.".

Petropawlowsk, 1) Stadt und Festung im asiatisch-russischen Gouvernement Omsk, am rechten Ufer des Ischim, Hauptwaffenplatz der ischimschen Linie, hat einen Kaufhof, Handel, besonders mit Vieh, welches namentlich die Kirgisen zuführen, und 5590 Einwohner. — 2) (Peterpaulshafen), Hauptort der asiatisch-russischen Seeprovinz oder der Halbinsel Kamtschatka, am nördlichen Theile der Awatschabai, einer Bucht des kamtschatkischen Meeres, beinahe 1900 Meilen von St. Petersburg und fast 2000 Meilen von der russisch-preußischen Grenze oder von Tauroggen bei Tilsit, Sitz eines Gouverneurs, hat den Namen von 2 vulkanischen Bergen, St. Peter und St. Paul, von denen der eine (auch Awatscha genannt) am 8. August 1827 so bedeutende Massen von Asche und Staub auswarf, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, mehre Stunden in völlige Nacht gehüllt war. Die Stadt zählt gegen 100 aus Baumstämmen gezimmerte Häuser, eine kleine Kirche und 900 Einw., darunter eine Besatzung von 200 Mann, die hier zur Unterdrückung von Aufständen der Kamtschadalen, die noch gegenwärtig häufig Statt finden, stationirt sind. Am 6. Mai 1841 ward die Stadt durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht. Der Hafen von P. ist der bedeutendste auf der Halbinsel Kamtschatka und genießt die Rechte eines Freihafens.

Petropawlowskaja (P. Krepost, sonst auch Strelka genannt), Festung im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, an der Mündung des Tschikoi in die Selenga 1727 angelegt, hat eine bedeutende Niederlage chinesischer Waaren, 2 Kirchen, 200 hölzerne Häuser u. etwa 900 Einw.

Petrosawodsk, Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Olonetz, an einem Busen des Onegasee's, von der Lossossinka durchflossen, hat eine Kanonengießerei (Alexandrowsk), 6 Kirchen, eine gußeiserne Bildsäule Peters des Großen, mehre Schulen, Eisen- und Kupferwerkstätten, Ankerschmieden, Sägemühlen, Pulverfabriken, Magazine, Handel, 2 Häfen und 6800 Einw.

Petrosilex (lat.), alter Name für besonders harte Mineralien und Gesteine.

Petrowitsch (ruff., d. i. Sohn Peters), 1) Paul I. P., russischer Kaiser, s. Paul 4). — 2) Georg, s. v. a. Czerny 1).

Petrowsk, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Saratow, südöstlich von Pensa, auf einer Anhöhe an der Medweditza, von Peter dem Großen gegründet, hat 10 Kirchen, ein Kloster, ländliche Gewerbe u. 7000 Einw.

Petrus, eigentlich Simon, daher oft vollständig Simon Petrus genannt, einer der 12 Apostel Jesu, Sohn eines gewissen Jonas aus Bethsaida, trieb zu Kapernaum, seinem Wohnorte, das Fischergewerbe, wurde frühzeitig mit Jesu bekannt und einer der hervorragendsten unter dessen Jüngern, der sich durch volle und entschiedene Hingebung an seinen Meister und dessen Sache auszeichnete und seine Genossen öfters als Sprecher vertrat. Seine in der Tiefe des Gemüths begründete Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sey, u. die Stärke und Innigkeit dieser Ueberzeugung anerkennend und ehrend, nannte ihn Jesus den Felsen (petros), auf welchen er seine Kirche gründen werde. Jene Hingebung verließ ihn auch bei seines Meisters Gefangennehmung nicht, denn er folgte jenem mit Johannes in des Hohenpriesters

Haus nach. Hier erst übermannte ihn augenblickliche Furcht, daß er seinen Herrn dreimal verleugnete, wobei indeß nicht sowohl Furcht vor persönlicher Gefahr, als vielmehr der Wunsch, unerkannt in der Nähe des Herrn bleiben zu können, obgewaltet zu haben scheint. Sich vom Falle schnell wieder aufraffend, empfand er bittere Reue; seine Willenskraft stählte sich von Neuem und galt Jesu als Bürgschaft einer erfolgreichen Wirksamkeit für die Sache des Evangeliums (Joh. 21, 15 ff.). Nach dem Heimgang Jesu tritt P. als begeisterter Sprecher der sich bildenden ersten Gemeinde auf und mehrt die Zahl der Gläubigen eben so wohl durch die eindringliche Kraft seiner Rede, als durch wunderbare Thaten. Durch die Drohungen der jüdischen Oberen nicht eingeschüchtert, verkündet er das Evangelium in Samaria u. den phönicischen Küstenstrichen; auch ist er der erste Apostel, welcher Heiden in die christliche Gemeinschaft aufnimmt, sowie er späterhin auch die Heidenchristen von dem Joche des mosaischen Gesetzes befreit wissen will. Nach Jacobus des Aeltern Tode eingekerkert, wird er auf wunderbare Weise befreit und wirkt mit verdoppeltem Eifer in Jerusalem. Einen weiteren Schauplatz seiner Thätigkeit suchend, geht er als Apostel der Beschneidung nach Syrien und vielleicht auch nach Europa und Babylonien (1. Petr. 5, 13), jedoch berichtet die Apostelgeschichte weder von seinen Reisen und Erfolgen, noch von seinem Verhältnisse zu dem Heidenapostel Paulus fernerhin etwas. Die ältere Tradition läßt ihn in Pontus, Galatia, Kappadocien, Kleinasien und Bithynien, dann auch in Rom das Evangelium verkündigen, hier mit Simon dem Magier zusammentreffen u. endlich den Märtyrertod leiden. Die spätere Tradition schreibt ihm die Gründung des Bisthums Antiochia zu. P. war verheirathet (Luc. 4, 38; 1. Petr. 5, 13) und wurde von seiner Gattin, welche der Tradition nach Concordia oder Perpetua hieß, auf seinen Reisen begleitet (1. Kor. 9, 5). Auch soll sie den Märtyrertod, doch früher als der Apostel, gestorben seyn. Vergl. Niemeyer, Charakt. 1, 546 ff. Anfangs war P. der Zulassung der Heiden zum Evangelium abgeneigt und konnte nur durch eine Vision bewogen werden, auch ihnen dasselbe zu verkündigen (Apostelgesch. 10, 10 ff., 11; 4 ff.). Wiewohl er nun der erste Apostel war, welcher Heiden taufte, und sich später mit unzweideutigen Worten dafür erklärte, daß den Heiden der Zwang des mosaischen Gesetzes nicht auferlegt werden dürfe, so scheint er sich doch späterhin mit der Verkündigung des Evangeliums ausschließlich an die Juden gewendet zu haben, wie der Gal. 2, 12 erzählte Vorfall zu beweisen scheint. Den eben erwähnten Vorfall deuteten schon in der alten Kirche Manche auf einen andern Kephas, einen der 70 Jünger u. späteren Bischof von Iconium, und die katholischen Ausleger haben fast alle diesen Ausweg eingeschlagen. Was des P. Reise nach Rom anlangt, so sind die Kirchenväter hinsichtlich der Zeitbestimmung derselben nicht völlig mit einander in Einklang. Nach Eusebius soll er nach der Gründung der antiochenischen Kirche nach Rom gegangen, nach Irenäus dagegen mit Paulus zusammen in Rom gewesen seyn und die dortige Christengemeinde gestiftet haben, während nach einer andern Angabe bei Eusebius beide Apostel in Rom gemeinschaftlich den Märtyrertod erlitten haben sollen, wobei P., da er aus Demuth Bedenken getragen, in der Form des Todes dem Heilande ganz gleich zu kommen, darum gebeten habe, daß man ihn mit dem Haupte nach unten u. den Füßen nach oben kreuzigen möge. Dieser gemeinschaftliche Märtyrertod der Apostel wird von Eusebius in das 14. Regierungsjahr des Nero (68 n. Chr.) gesetzt. Seit Dionysius ist dies übereinstimmende Ueberlieferung des kirchlichen Alterthums, und man zeigte die Gräber der beiden Apostel zu Rom.

Unter des Apostels P. Namen finden sich im neutestamentlichen Kanon zwei Briefe vor. Die Leser, an die der erste gerichtet ist, sind die Christen der Provinzen Pontus, Galatien, Kappadocien, Kleinasien, Bithynien, und zwar, obschon als Judenchristen bezeichnet, doch vorzugsweise als Heidenchristen gedacht, indem in diesen Ländern, wie fast allenthalben, die Gemeinden aus einem Stamm ehemaliger Juden, aber aus einer weit größeren Anzahl ehemaliger Heiden bestehen mochten. Der Verfasser gibt sich ausdrücklich als Apostel P. zu verstehen, setzt jedoch weder ein bestimmtes Verhältniß zu seinen Lesern voraus, deren Lehrer er nach 1, 12 nicht war, noch bezeichnet er sonst seine persönliche Lage näher, nur in Babylon oder wenigstens in der Nähe dieser Stadt und in der Gesellschaft des Marcus will er gewesen seyn. Der Inhalt des Schreibens bezieht sich hauptsächlich auf das Verhältniß der Christen zu den Heiden, welches ein bedenkliches und mißliches war, in sofern damals auf Seiten der letzteren schon ein feindseliger Argwohn gegen die ersteren sich geregt hatte u. schon zu Gewaltthat fortgeschritten war. Hiernach läßt sich die Abfassungszeit des Briefs wenigstens annäherungsweise bestimmen, denn erweislich kam jener Argwohn und Haß gegen die Christen erst unter Nero 64 zum Ausbruche. Für die Aechtheit des Briefes zeugt die ganze alte Kirche und schon der 2. Brief Petri 3, 1. Nur die freilich unsichere Ueberlieferung, daß P. um 64 den Märtyrertod in Rom erlitten habe, widerspricht dem gleichzeitigen Aufenthalte des Apostels zu Babylon, von wo aus er den Brief geschrieben haben soll. Abgesehen aber von diesen äußeren Zeugnissen für die Authentie des Briefs, so ist Schreibart und Denkweise in demselben so paulinisch, daß man nur auf einen Schüler des Paulus als Verfasser rathen mag. Von dem „Apostel der Beschneidung" ist aber eine solche Aneignung paulinischen Charakters gewiß nicht zu erwarten. Außerdem ist auch noch die offenbare Verwandtschaft mit dem Briefe des Jacobus auffallend. Man hat diese sonderbare Erscheinung durch die Annahme, daß P. mittelbar durch Silvanus oder Marcus der Verfasser des Briefs sey, daß er also dem Einen oder dem Andern gewissermaßen die Gedanken geliehen habe, zu erklären versucht; doch stehen dieser Annahme manche Bedenken entgegen. Die Leser des zweiten Briefs sind (1, 1) ganz allgemein als Christen bezeichnet. Zweck des Briefs ist, die Leser theils überhaupt zu einem christlichen Leben, theils insbesondere dazu zu ermahnen, daß sie sich auf die nahe Wiederkunft des

Herrn bereit halten und sich im Glauben an diese, Spöttern und Irrlehrern gegenüber, befestigen sollten. Was den muthmaßlichen Verfasser anlangt, so bezeichnet sich derselbe weit bestimmter und geflissentlicher als im 1. Brief als Apostel P. (1, 1, 14, 18; 3, 1, 15). Doch zeugt die Bekanntschaft mit den paulinischen Briefen und den neutestamentlichen Schriften überhaupt (3,15 f.) nicht nur gegen den Apostel P. als Verfasser, sondern auch gegen die Abfassung des Schreibens im apostolischen Zeitalter, wie auch die Frage, ob der Verfasser des 2. Briefs von dem des 1. verschieden sey, entschieden bejaht werden muß. Der Brief, der als Paraphrase des Briefes Judä erscheint, ist wahrscheinlich erst zu Anfang des 2. Jahrhunderts von einem Alexandriner verfaßt. Früh wurden auch dem P. ein „Evangelium", „Acta" u. eine „Apocalypsis" untergeschoben (s. Apokryphen). Kommentare zu den Briefen Petri lieferten Augusti (Lemgo 1808), Jachmann (Lpz. 1838), Steiger (Berl. 1832). Vgl. Meyerhoff, Einleitung in die petrusschen Schriften.

Petrus de Vineis, eigentlich Pietro delle Vigne, berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich zu Capua aus niedrigem Geschlecht geboren, studirte zu Bologna die Rechte und gewann durch Zufall die Gunst Kaiser Friedrichs II., der den talentvollen Mann zu seinem Sekretär, dann zum Protonotarius, Rath und Kanzler ernannte. Als solcher war er des Kaisers vertrauter Rathgeber u. wurde zu mehren wichtigen Gesandtschaften verwandt. Im J. 1239 begleitete er den Kaiser nach Padua, wo er, als Friedrich exkommunicirt ward, die Paduaner durch seine Beredsamkeit für den Kaiser stimmte. Auf gleiche Weise wirkte er auf die Veroneser ein. Auch widerlegte er die Schmähschriften Gregors IX. gegen Friedrich mit Witz und Gründlichkeit und machte dadurch den wider den Kaiser ausgesprochenen Bannfluch ziemlich unwirksam. Als der neue Papst Innocenz IV. 1245 den Kaiser vor das Koncil zu Lyon forderte, war er es wieder, der seinen abwesenden Herrn mit Kraft vertheidigte. Ungeachtet dieser seiner Verdienste wußten ihn aber seine Feinde bei dem Kaiser zu verdächtigen, als habe er mit Hülfe seines Arztes einen Vergiftungsversuch gegen den Kaiser gemacht. Friedrich II., durch die Intriguen der Päpste und wiederholte Angriffe auf sein Leben verbittert, schenkte der Verleumdung Gehör, ließ P. die Augen ausstechen und ihn zu Pisa einkerkern. Der Unglückliche endete 1249 sein Leben freiwillig, indem er sich den Kopf an einer Säule des Gefängnisses zerschmetterte. P. war ein Liebhaber der Poesie, von dem noch einige Canzonen und Sonette vorhanden sind. Von seinen übrigen Schriften sind seine „Epistolarum libri IV" (neueste Ausgabe von Iselin, 2 Bde., Basel 1740) hervorzuheben, welche zwar in schlechtem Latein geschrieben, aber eine wichtige Quelle für die Geschichte Friedrichs II. sind, und die Abhandlung „De potestate imperiali".

Petrus Lombardus, berühmter Scholastiker, auch Magister sententiarum genannt, gebürtig von Novara in der Lombardei, studirte anfangs zu Bologna, ward dann von dem heiligen Bernhard in die Schule zu Rheims gebracht und begab sich von da nach Paris, wo er, besonders durch Abälard gefesselt, sich bleibend niederließ. Nachdem er dessen Nachfolger auf dem theologischen Lehrstuhl geworden, war er einer der gefeiertsten Lehrer zu Paris und stand am französischen Hofe in solchem Ansehen, daß ihm der König Ludwig VII. die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Im J. 1159 ward er Bischof von Paris, legte aber wahrscheinlich diese Würde nieder und zog sich in das Faubourg St. Marcel zurück, wo er den 20. Juli 1164 †. Er übte auf die Theologie und Philosophie seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß aus. Sein Hauptwerk „Sententiarum libri IV" (Nürnb. 1474 u. ö.) ward unzählige Male kommentirt und behauptete bis auf die Reformation ein fast klassisches Ansehen. Es sind darin die Aussprüche der Kirchenväter, besonders des Augustinus, über die Dogmen unter gewissen Titeln zusammengestellt, unter Hinzufügung der Einwendungen gegen dieselben und der Widerlegungen dieser Einwendungen durch kirchliche Autoritäten, aber ohne eigenes Endurtheil. Dies die Methode der Sententiarier. Von P. L. rührt die erste Theorie von den sieben Sakramenten her. Seine Schriften, unter denen noch eine „Glossa in Psalterium Davidis" (Nürnb. 1478 u. ö.) und „Collectanea in omnes Pauli epistolas" (das. 1535 u. ö.) zu erwähnen sind, gab Aleaume (Löw. 1546) heraus.

Petschaft, Werkzeug, womit bei dem Siegeln der Briefe u. dgl. ein Namenszug oder eine Figur abgedrückt wird. Statt der P.e bedient man sich auch, besonders beim Siegeln mit Oblaten, der Stecher, metallener P.e, auf welche Linien, höchstens mit dem Namenszug auf einem Felde in der Mitte, tief eingestochen sind. Goldene, bronzene oder vergoldete P.e trägt man als Zierrathen häufig an Uhrketten. Der Griff hat bei diesen P.en verschiedene zierliche Gestalten; die untere Platte besteht auch wohl aus einem edeln oder halbedeln Steine, welcher glatt oder geschnitten ist. Auch Ringe (Petschaftringe, Siegelringe) werden als P.e gebraucht. Die gewöhnlichen messingenen P.e verfertigen die Petschaftstecher, unzünftige Künstler, mittelst verschiedener Grabstichel und Bunzen, mit denen sie in das in den Arbeitsstock befestigte P. die Figuren rc. graben, die stählernen P.e die Stahl- oder Stempelschneider, die geschnittenen Steine zu den goldenen P.en und Petschaftringen die Steinschneider.

Petscheli (Pecheli, Petschyli), die nördlichste Provinz des chinesischen Kaiserreichs, zwischen 35° 2' — 41° 30' nördl. Br. und 131° 35' — 137° 8' östl. L., grenzt im Norden und Nordosten an die große Mauer und die Tscharra-Mongolei, im Osten an Mukden und an die Meerbusen von Leao-tong und Petscheli, im Südosten und Süden an die Provinzen Schan-tong und Ho-nan u. im Westen u. Nordwesten an die Provinz Schan-si und an die große Mauer. Der Flächenraum der Provinz beträgt, ohne das erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu ihr geschlagene Departement Tsing-te-fu, nach älteren Berechnungen 3684, nach Staunton und Barrow aber 2741½ geographische od. 58,949 engl. □Meilen od. 37,727,360 Acres (d. i. engl. Morgen). Im Norden des Reiches erhebt sich, von dem Südrande der Gobi beginnend, die Berggruppe des In-schan, mit

welchem Namen jetzt gewöhnlich die ganze, den Norden China's umsäumende Hügelgruppe belegt wird. Andere Gruppen umgeben die Provinz in Form eines Halbmondes, die Grenze bildend zwischen den westlichen und südwestlichen Landschaften, Schan-si und Ho-nan. Der nördliche Gebirgssaum P.'s setzt von Norden her dem Wassersysteme des Hoangho seine Grenzen. Alle diese Gebirge sind reich an trefflichen Steinkohlen; von anderen Mineralien finden sich: Gold, Silber, Bergkrystalle, Achat, Kalk, Granit, Porphyr, Schiefer, Alaun, blauer Vitriol. Im Osten gegen das Meer zu besteht die Provinz aus fruchtbarem Alluvialboden und bildet eine mit Sorgfalt angebaute Fläche, die sich gegen das Meer zu absenkt, überall bebaut und mit Dörfern u. Städten dicht besetzt ist. In den südwestlichen u. nordöstlichen Gebirgen sind die Quellen zahlreicher Flüsse, welche, die Ebene vielfach durchkreuzend, sich in den Golf von P. ergießen, aber sämmtlich, den Pe-ho ausgenommen, bloße Küstenflüsse und von geringer Bedeutung sind. Auch Seen, Teiche, Sümpfe u. Moräste finden sich. Von den erstern ist im Süden der fischreiche Payhon zu erwähnen, in welchen sich der Hayton, Fuyan und andere Flüsse ergießen, deren Wasser dann wieder der Hau-to dem Pe-ho zuführt. Das Klima bietet rasche Uebergänge dar und wird durch die Lage und Beschaffenheit des Bodens mannichfach verändert, doch ist es im Allgemeinen gesund. Die Hauptkrankheiten sind Wechselfieber und der Aussatz; auch die Pest und die Pocken richten öfters Verheerungen an. Da sich weder in der Ebene, noch auf den Bergen P.'s Waldungen vorfinden, so herrscht Holzmangel. Von Getreidearten baut man Reis, Weizen, Roggen, auch viel Wein; ferner Hirse, Buchweizen, Möhren, Steck- und Runkelrüben, Meerrettig, Wassermelonen, Kürbisse, Gurken, Ingwer, Hanf, Tabak, Sesam, etwas Baumwolle. Aus dem Thierreich finden sich in wildem Zustande: Pferde, Eber, Hirsche, Ziegen, Gemsen, kleine Leoparden, welche zur Jagd abgerichtet werden, Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Zobel, Eichhörnchen, gefleckte Damhirsche, Moschusthiere 2c. Hausthiere sind Pferde, Dromedare, Esel, Maulthiere, Büffel, wenig Rindvieh, Schafe (auch fettschwänzige), Schweine 2c., ferner Gänse, Hühner, Enten 2c. Die Einwohnerzahl wird sehr verschieden, neuerlich zu 28 Millionen angegeben. Städte gibt es vom ersten Range 9, vom zweiten und dritten 139. Die Hauptstadt der Provinz, sowie des ganzen chines. Reichs ist Peking.. Der gleichnamige Golf (Po-hai, Meerbusen von Peking) liegt zwischen den Provinzen Schan-tong, Petscheli und Leaot-ong, geht nördlich in den Golf von Leaotong über und steht durch den Meaotaokanal mit dem gelben Meer in Verbindung.

Petschenegen (Petscheneger), ein wildes Nomadenvolk türkischen Stammes, von den Russen Petschenegi, von den Deutschen Pecinaci oder Pizenaci, von den Griechen Bisseni genannt und sich selbst Kangli oder Kangar nennend, wohnte ursprünglich im Norden des kaspischen Meeres zwischen der Wolga und dem Jaik und ward durch die Wolga von den Chazaren geschieden, während es im Süden und Südosten die Uzen zu Nachbarn hatte. Die P. spielten vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrhunderts eine wichtige Rolle in der Geschichte Europa's, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wieder heraufbeschworen wurden. Im Jahre 839, wo sie zuerst auftraten, machten sie einen Einfall in das Reich der Chazaren, sodann bekriegten sie 867 die Slaven in Kiew, welche kurz zuvor noch den Chazaren zinsbar gewesen waren. Gegen den gemeinsamen Feind verbanden sich die Chazaren, Uzen und Slaven; die P. wurden aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben und diese von den Uzen in Besitz genommen. Die P. wendeten sich darauf nach Westen in die heutige Ukraine, verheerten einige Jahre hindurch Bessarabien, die Walachei und Moldau, bedrohten das russische Großfürstenthum Kiew, fielen nach längerem Umherirren über die wahrscheinlich zur finnischen Race gehörenden Ugren (Wengren, Ungarn) zwischen dem Don und Dniestr her u. vertrieben diese, welche bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, 883 trotz der Hülfe der letztern aus ihren Sitzen, so daß sie durch Siebenbürgen nach Pannonien auswandern mußten. Das Reich der P. erstreckte sich damals vom Don bis zur Aluta in Siebenbürgen. Sie zerfielen in 8 große Stämme, von denen 4 auf der Ostseite des Dniepr an den Grenzen der Uzen, Chazaren und Alanen und 4 an der Westseite des Dniepr, in Galizien, Siebenbürgen, am Bug, in der Moldau und einem Theile der Walachei ansässig waren. Später war besonders das byzantinische Reich ihren Angriffen ausgesetzt. Daß sie so lange fast ungestört ihr Wesen treiben durften, verdankten sie hauptsächlich dem Umstande, daß sie dem gegenseitigen Hasse der Nachbarvölker oft als Werkzeuge dienten. Von den Byzantinern erhielten sie Geld, um die Ungarn und Bulgaren, vorzüglich aber die Russen zu bändigen, die sich ebenfalls um ihre Freundschaft bewarben; denn da die Ufer des Dniepr und die Mündungen der Donau von den P. besetzt waren, so konnten die Russen nur unter jener Bedingung ungehindert mit Byzanz verkehren. Der russische Großfürst Igor schloß das erste Bündniß mit ihnen, kraft dessen sie Rußland 5 Jahre lang in Ruhe ließen. Im Jahre 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Byzanz. Zwischen den Jahren 997 und 1038, zur Zeit Stephans des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an; 1010 fielen sie in Bulgarien und Thracien ein, kamen 1028 auf einem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens, zogen 1049 über die Donau und schlugen ihre Sitze um Driadiza und Nissa auf. Zur Zeit der Kreuzzüge finden wir sie besonders in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinscythien, in welchen Ländern sie den Kreuzfahrern auf deren Durchzügen oft sehr beschwerlich fielen. In der Folge wurden sie von den Byzantinern und Ungarn häufig geschlagen, doch brachten sie den erstern in Verbindung mit den Walachen auch später noch manche Verluste bei. Im 12. Jahrhundert hatten sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen im Besitz, doch waren sie schon größtentheils den Magyaren steuerpflichtig, verschmolzen dann ganz und gar mit denselben und ver-

schwinden schon im 13. Jahrhundert spurlos aus der Geschichte. Reste von ihnen sollen die Szekler seyn.

Petschora (**Peczora**), europäisch=russischer Fluß, entspringt auf der Westseite des nördlichen Ural, wendet sich anfangs westlich, dann nordwestlich, durchströmt die Gouvernements Wologda und Archangel, lauter rauhe, unbewohnte Gegenden und unfruchtbare Steppen, und ergießt sich, nachdem sie sich zuvor in viele Arme getheilt hat, zwischen dem 67.° und 68.° nördl. Breite, in die pustogorskische Bai des nördlichen Eismeers Sie hat einen Lauf von etwas über 150 Meilen Länge und ein Flußgebiet von mehr als 3000 □Meilen. Sie wird schon nicht weit von ihrem Ursprunge schiffbar, ist aber den größten Theil des Jahres hindurch mit Eis bedeckt und die Schifffahrt deshalb auf ihr nur unbedeutend. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind: die Ussa, Utscha, Elma und Ischma. Zwischen der P. und der Dwina, oder vom Eis= und weißen Meere bis zum Gouvernement Wologda breitet sich die petschorische (arktische) Steppe aus, eine der traurigsten, einförmigsten Einöden, ein holzloser Morast mit niedrigem Gestrüppe und tiefen Moorgründen, mit einer Menge kleiner Süßwasserseen und mit Ausnahme der Gegenden um Archangel, Mesen ꝛc. völlig unbewohnt.

Petschorü (**Petschori**, **Peczory**, **Petschur**, **Pitschur**), Stadt im europäisch=russischen Gouvernement und Kreis Pskow, hat ein Höhlenkloster, welches ein viel besuchter Wallfahrtsort ist, eine in Stein gehauene Kirche mit weitläufigen unterirdischen Gängen, Korn= und Flachshandel und 500 Einw.

Pettau (**Petau**, slavisch **Ptui**, **Ptuja**, **Petusa**), Stadt im österreichisch=steiermärkischen Kreis Marburg, an der Drau, in weinreicher Gegend, hat ein Hauptzollamt, eine Dechanteikirche, ein Kloster der Minoriten, Invalidenhaus, Kastell und 1800 Einwohner, welche Rosogliobrennerei und Handel mit Ungarn treiben; die Umgegend heißt das pettauer Feld.

Petter, **Anton**, Historienmaler, geboren den 12. April 1783 zu Wien, arbeitete von Jugend auf mit dem jetzigen Kustos der kaiserlichen Gallerie im Belvedere, Karl Ruß, nach Kupferstichen und war eigentlich niemals Schüler eines lebenden Malers. Im Jahre 1808 ging er nach Rom. Bei der Akademie in Wien gewann er nach einander in verschiedenen Fächern 6 Preise, darunter durch seinen „todten Aristides" den zum ersten Male vertheilten großen reichelschen Preis. Die Mitgliedschaft der Akademie erwarb er sich 1814 durch seine Darstellung des von seiner Mutter im Schooße seiner Gattin gemordeten Meleager. Im Jahre 1820 wurde er Professor an der Akademie und 1828 Direktor derselben. Hormayr führte ihn der vaterländischen Historienmalerei zu. Seine Werke zeichnen sich durch harmonische Färbung und effektvolle Beleuchtung aus. Meisterstücke sind: die Zusammenkunft des Kaisers Maximilian mit seiner Braut, Maria von Burgund, und dessen Zusammentreffen mit seiner, den kleinen Philipp auf den Armen haltenden Gemahlin nach dem Siege bei Guinegate, jenes im Johanneum zu Grätz, dieses im Belvedere zu Wien; ferner Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatze der Marchfeldschlacht; die Königin Johanna von Aragonien am Sarge ihres Gemahls Philipp, und Karls V. Krankenbesuch bei seinem Gefangenen, dem Könige Franz I. J. A. Klein, Kolb und B. Höfel stachen nach ihm, letzterer das reiche Bild: Rudolf von Habsburg an Ottokars Leiche. Für die Domkirche zu Olmütz malte er 1844 den Tod des heiligen Wenzeslaw und 1845 die Verurtheilung des heiligen Nepomuk durch den König Wenzel.

Petto (ital.), die Brust; daher in petto haben, im Sinne haben.

Pettrich, **Franz**, Bildhauer, 1770 zu Trebnitz in Böhmen geboren, lernte in Dresden unter Casanova die Zeichenkunst, wurde 1795 Hofbildhauer und 1800 Mitglied und später Professor der Akademie. Er hat zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente, erstere theils in Marmor, theils in Gyps, geliefert. Besonders zu erwähnen sind das große Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani in Dresden. Seine Werke sind ausdrucksvoll, von schöner Wahl der Form und in gutem Style behandelt. Sein Sohn, Ferdinand, ebenfalls Bildhauer, geboren 1798 zu Dresden, theils auf der dortigen Akademie, theils zu Rom unter Thorwaldsen gebildet, ging 1835 als Direktor einer neu einzurichtenden Kunstakademie nach Pennsylvanien und später nach Brasilien. Seine Werke zeichnen sich durch Anmuth und Entschiedenheit des Styls aus, so z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus ꝛc., sein Todesengel (1828). An Mart. Wagners großem Friese für die Walhalla hatte er nebst Schöpf bedeutenden Antheil; die drei Künstler sind mit einander vereinigt, wo ein Apostel einer schmausenden Jagdgesellschaft entgegentritt.

Petunia (**Petunie**), Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, die trichterförmige oder präsentirtellerförmige Korolle mit fünfspaltigem Rande und die zweifächerige, zweiklappige, vielsamige Kapsel. Als Zierpflanzen sind bekannt: P. nyctaginiflora *Juss.*, Nicotiana nyctaginiflora *Lehm.*, weißblühende Petunie, ein Sommergewächs in Südamerika, am Plataflusse, mit 3—5 F. hohem, ästigem, wie die ganze Pflanze mit weichen, klebrigen Drüsenhaaren bedecktem Stengel, entgegengesetzten oder abwechselnden, länglich=eirunden Blättern und winkelständigen, schönen, großen Blüthen, gegen 2 Zoll langer, weichhaariger, oben mit etwas erweiterter Röhre und gegen 1 Zoll langem Rande, mit rundlichen, stumpfen Einschnitten; und P. violacea *Hook.*, violete Petunie, Nierembergia phoenicea *Hort.*, ein Sommergewächs in Buenos=Ayres, Chili, Montevideo, mit niederliegendem, ästigem, 3—4 Fuß langem, drüsig=weichhaarigem Stengel und leuchtend dunkel karmoisinrothen, trichterförmigen, im Schlunde schwarzvioleten, gestreiften, bauchig erweiterten Blüthen mit stumpfen, kurzen Randlappen. Durch wechselseitige Befruchtung hat man eine Menge schöner Bastardvarietäten erzeugt, welche sich vorzüglich zur Anpflan=

zung von Gruppen in Rasenflächen eignen. Ihre Kultur ist sehr leicht, da sie in jeder lockern, nahrhaften Erde gedeihen. Im Sommer verlangen sie reichliche, im Winter sehr mäßige Feuchtigkeit.

Petzl, Joseph, ausgezeichneter Maler, 1803 zu München geboren, besuchte die münchener Akademie und bildete sich seit 1827 unter Begas weiter. Im Jahre 1832 begab er sich nach Rom und von da im Gefolge des Königs Otto nach Griechenland. Von Nauplia aus machte er Reisen durch Lakonien, Attica, Euböa, durch die Maina, Arkadien und nach den Cykladen, verweilte auf Patmos und in Ipsara und besuchte auch Konstantinopel. Im Herbste 1834 kam er nach München zurück, wo er aus dem reichen Schatze seiner Zeichnungen und Skizzen eine Reihe von Gemälden lieferte. Wir nennen davon vor allen die treffliche Darstellung einer griechischen Hochzeit, 1837 vollendet. In Berlin befindet sich das Bild der attischen Frauen, am Monumente des Lysicrates beim Einzuge des Königs Otto, 1838 gemalt; ein anderes Gemälde mit griechischen Frauen ist in der Gallerie zu Hannover; andere Bilder von P. sind in Privathänden. Eines seiner früheren Werke, eine öffentliche Versteigerung, befindet sich in der Gallerie des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg. Seine „Wirthsstube an der preußischen Grenze zur Zeit der Cholera" ist durch Leiters Lithographie bekannt. Im Jahre 1841 vollendete er eine seiner reichsten und geistvollsten Kompositionen, die entflohene Tochter unter den Schauspielern. P.s Werke zeichnen sich besonders durch charakteristische Auffassung, malerische Gruppirung u. glänzenden Farbenreichthum aus.

Peu à peu (franz.), nach u. nach, allmählig.

Peucedanum (Haarstrang), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde Kräuter meist in Europa und Westasien, mit ein- bis dreimal fiederspaltigen Blättern, von denen mehre Arzneikräfte besitzen. Von P. Cervaria *Lapeyr.*, Athamanta Cervaria *L.*, Ligusticum Cervaria *Spr.*, starrer Haarstrang, Bergpetersilie, in Mittel- und Südeuropa, auf trocknen Wiesen, Hügeln und Bergen, haben die Wurzel u. die Früchte, Radix et Semen Cervariae s. Gentianae nigrae, einen angenehm gewürzhaften Geruch u. bittern u. beißenden Geschmack, u. wird erstere noch als Volksmittel, sowie von Thierärzten gegen Unterleibskrankheiten u. Wechselfieber angewendet. Auch von P. officinale *L.*, gebräuchlicher Haarstrang, Himmeldill, Saufenchel, in Mittel- und Südeuropa auf trocknen und sonnigen Wiesen, wird die Wurzel, Radix Peucedani s. Foeniculi porcini s. Pinastellae, Haarstrangwurzel, Schnabelwurz, Schwefelwurzel, in der Thierheilkunde angewendet und ist neuerlich gegen chronische Hautkrankheiten empfohlen worden. Vorwaltende Bestandtheile derselben sind ein gelbes Schleimharz und ätherisches Oel. Schlatter fand einen eigenthümlichen, neutralen Stoff, den er Peucedanin nennt. Früher war auch der getrocknete harzige Milchsaft, welchen man erhielt, wenn man im Frühlinge Einschnitte in die Wurzel machte, als Gummi Peucedani ähnlich wie Ammoniakgummi in An[illegible]ng. Von P. Oreoselinum *Mnch.*, Berg[illegible]ang, Bergeppig, Bergpetersilie, Grundheil, Augenwurzel, Hirschpetersilie, Athamanta Oreoselinum *L.*, in Europa bis zum Kaukasus, auf trocknen Wiesen, Hügeln und Bergen, war die möhrenartig-gewürzhaft riechende Wurzel nebst Kraut und Früchten, Radix, Herba et Semen Oreoselini s. Apii montani s. Petroselini montani s. Polychrestae s. Veelguttae (Vielgut) officinell, und ward erstere besonders bei Stockungen im Unterleibe angewendet, während der aromatisch-bittere Aufguß des Krautes bei Schleimflüssen der Genitalien gerühmt wird. Mit P. officinale gleiche medicinische Wirksamkeit hat P. gallicum *Pers.*, französischer Haarstrang, in Frankreich, in Wäldern, auf hohen Bergen.

Peucer, Kaspar, ein durch sein vielseitiges u. gründliches Wissen ausgezeichneter u. durch seine Schicksale merkwürdiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts, den 6. Januar 1525 zu Bautzen geboren, besuchte erst die Schule seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Goldberg in Schlesien, wo Trotzendorf lehrte, und bezog 1540 die Universität zu Wittenberg. Auf Trotzendorfs Empfehlung nahm ihn Melanchthon in sein Haus auf und ward sein Lehrer in der klassischen Literatur, Geschichte, Philosophie und Theologie, während seine eigentlichen Fachstudien die Arzneikunde, Mathematik und die verwandten Wissenschaften waren. Bald ward der Schüler ein vertrauter Freund und endlich der Schwiegersohn Melanchthons, der seine Ansichten, die er selbst nicht laut auszusprechen wagte, von dem feurigen Schüler kräftig vertreten sah. Im Jahre 1554 erhielt P. die ordentliche Professur der Mathematik nebst dem philosophischen Dekanate und rückte 1560 auf den Lehrstuhl der medicinischen Fakultät ein. Nach seines Meisters Tode übertrug ihm die Akademie am 1. Mai 1560 einstimmig das Rektorat, u. er war nun das Haupt der von jenem hinterlassenen u. sich zum Calvinismus hinneigenden Schule. Sein Ansehen als Leibarzt des Kurfürsten benutzte er zunächst zur Hebung der wittenberger Hochschule, die durch seine Vermittelung neu dotirt wurde. Zugleich wußte er es aber auch mit Hülfe seines Meinungsgenossen, des Ministers Krakau, durchzusetzen, daß die gesammte Geistlichkeit auf Melanchthons „Corpus doctrinae" verpflichtet und ein neuer Katechismus, der namentlich in der Abendmahlslehre von dem lutherischen abwich, ausgearbeitet u. verbreitet ward, zu welchem P. selbst eine „Exegesis perspicua controversiae de coena Domini" 1572 in calvinistischem Sinne schrieb. Weil er dadurch des Kryptocalvinismus verdächtig geworden, ließ ihn der Kurfürst auf Betrieb der lutherischen Zeloten verhaften. Nachdem P. ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß unterschrieben, ward er zwar seiner Haft entlassen, aber von Wittenberg verwiesen und dann in Rochlitz unter strenge Aufsicht gestellt. Des Kaisers Maximilian II. Fürbitte, der P. in seine Dienste nehmen wollte, hatte nicht nur keinen Erfolg, sondern der Gefangene mußte auch sein Gefängniß, das Schloß zu Rochlitz, mit der Pleißenburg zu Leipzig vertauschen. Aber weder die Androhung der Todesstrafe, noch der Tod seiner Gattin, noch wiederholte schwere Krankheit und die Drohung unehrlichen Begräbnisses konn-

ten ihn zur Sinnesänderung, seine Standhaftigkeit aber auch nicht den Kurfürsten zur Versöhnung bewegen. Seine Haft ward immer strenger. Vergeblich verwandte sich auch der Landgraf Wilhelm von Hessen für ihn und wollte ihn in seine Dienste ziehen; der Kurfürst gestattete nur, daß P. für den Landgrafen mehre astronomische und astrologische Fragen schriftlich beantworten durfte. Der Tod der Kurfürstin Anna befreite P. endlich von seiner grimmigsten Feindin; der Kurfürst ward vom Weiberregimente frei, vermählte sich 1586 mit der 15jährigen Tochter des Fürsten Joachim Ernst I. von Anhalt und gab auf deren Fürbitte den Gefangenen frei. Nach dem Tode des Kurfürsten, der 3 Tage nach P.s Freilassung erfolgte, versöhnte sich Kurfürst Christian I. mit dem schwer geprüften Manne; der alte Fürst von Anhalt aber nahm ihn als Leibarzt in seine Dienste, in welcher Eigenschaft er auch dessen Söhnen getreulich diente, während er ihnen zugleich in weltlichen u. geistlichen Angelegenheiten ein eifriger Rathgeber war. Er † den 25. September 1602 zu Dessau. Seine Hauptwerke sind: „Commentarius de praecipuis divinationum generibus" (Wittenberg 1553 u. ö.), „Idyllium, patria, seu historia Lusatiae superioris" (Bautzen 1594, 1603) u. „Historia carcerum et liberationis divinae" (die Geschichte seiner Gefangenschaft), herausgegeben von Chr. Pezel (Zürich 1605). Von seinen zahlreichen kleineren Schriften sind hervorzuheben: „Elementa doctrinae de circulis coelestibus et primo motu" (Wittenb. 1551 ꝛc.), „Practica seu methodus curandi morbos internos" (Frankfurt 1614), „Tractatus de febribus" (das. 1614), „Elementa doctrinae sphaericae" (Wittenberg 1551). Auch gab er eine Auswahl von Briefen seines Schwiegervaters Melanchthon (Wittenb. 1565, 1570) heraus. Vgl. Leupold, Leben Kaspar P.s, Bautzen 1745; Eichstädt, Narratio de Casp. P., Jena 1841; Heimburg, De Casp. P., das. 1842.

Peucker, Eduard von, preußischer General, geboren 1792 zu Schmiedeberg in Schlesien, trat 1809 in die preußische Artillerie, ward bald zum Offizier befördert und diente in den Befreiungskriegen als Adjutant mit Auszeichnung. Nach geschlossenem Frieden vornehmlich im Kriegsministerium beschäftigt, erwarb er sich um die Vervollkommnung der Artillerie und überhaupt der Schußwaffen der Armee große Verdienste. Im Jahre 1822 ward er zum Major, 1842 zum Generalmajor befördert und 1848 zum preußischen Militärbevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission zu Frankfurt a. M. ernannt. Hier berief ihn im Juli 1848 der Erzherzog-Reichsverweser zum Reichskriegsminister, in welcher Eigenschaft er bis zum 10. Mai 1849 thätig war, wo er seine Entlassung nahm. Gleich darauf übernahm er den Oberbefehl über das gegen Baden bestimmte Operationscorps der Bundestruppen und führte denselben bis zu Ende des Feldzugs, in welchem er den linken Flügel der gesammten Streitkräfte bildete und zuletzt die ganze Strecke von Donaueschingen bis zum Bodensee besetzt hielt. Im Mai zum Generallieutenant befördert, trat er im März 1850 an die Stelle des Generals von Radowitz in der Bundescentralkommission und ward im December desselben Jahres als preußischer Kommissär nach Kassel zur Beseitigung der dortigen Kollisionen gesandt. Später lebte er ohne dienstliches Verhältniß in Berlin.

Peumus, Pflanzengattung aus der Familie der Nyctagineen, ziemlich hohe, laubreiche, immergrüne und gewürzhafte Bäume in Chili, mit weißen, rosenartigen Blüthen und Früchten wie Oliven, aber kleiner, mit einem brüchigen Stein, der bald mehr, bald minder hart ist. Von P. Boldus *Mol.*, P. fragrans *Pers.*, werden die Früchte, in lauwarmem Wasser eingeweicht, gegessen, während die Rinde zum Gerben vortrefflich ist und eine braune Farbe gibt.

Peutinger, Konrad, deutscher Gelehrter und Alterthumsforscher, den 14. Oktober 1465 aus einem Patriciergeschlecht zu Augsburg geboren, studirte zu Padua die Rechtswissenschaft und kam, nachdem er noch einige Zeit die Schule des berühmten Humanisten Pomponius Lätus zu Rom besucht hatte, in seine Vaterstadt zurück, wo er 1493 zum Syndikus ernannt wurde. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt wohnte er mehren Reichstagen bei, und in dieser Stellung erwarb er sich so sehr das Vertrauen des Kaisers Maximilian, daß dieser ihn zu seinem Rath ernannte. Nach Maximilians Tode ging er 1519 nach Brügge, um Karl V. zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen, und wohnte 1521 dem Reichstage zu Worms bei, auf welchem er die Bestätigung der Privilegien seiner Vaterstadt und das Recht, Münzen zu prägen, erlangte. In seinem höhern Alter zog er sich gänzlich von den Geschäften zurück und † den 28. Dec. 1547 zu Augsburg. Unter seinen Schriften sind diejenigen, die sich mit der Alterthumskunde, die er zuerst in Deutschland zu Ehren brachte, beschäftigen, die bedeutendsten. Wir nennen vor allen: „Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi" (Augsburg 1505, 2. Aufl. unter dem Titel: „Inscriptiones vetustae romanae et earum fragmenta", das. 1520, 3. Aufl., Venedig 1590); „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus" (Straßburg 1506, neue Ausgabe von G. W. Zapf, Augsburg 1789). Die unter seinem Namen bekannte peutingersche Tafel (Tabula Peutingeriana) ist ein unter dem Kaiser Severus, nach Andern auf Theodosius' II. Befehl (daher auch Tabula geographica Theodosiana) gefertigtes Ortsverzeichniß, das den Abstand der Orte längs der gezogenen militärischen Straßen, sowie durch das beigefügte Bildchen bemerkt, ob der Ort Hauptstadt, Festung, Kolonie, Bad ꝛc. war, die Berge an den Straßen bezeichnet, sowie die Stellen, wo Flüsse zu passiren sind, und die angrenzenden barbarischen Völker. Die Tafel war auf 12 Pergamenttafeln gezeichnet und von Konrad Celtes in dem Benediktinerkloster zu Tegernsee gefunden worden. Celtes überließ sie P., der an ihrer Herausgabe durch seinen Tod verhindert ward. Darauf verschwand die Tafel wieder, bis M. Welser Bruchstücke von ihr unter dem Titel: „Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca" (Vened. 1591) herausgab. Welser fand endlich 1598 auch das Original in P.s Bibliothek und besorgte eine Kopie, die unter

dem Titel: „Tabula Itineraria“ zu Antwerpen 1508 u. ö. erschien. Das Original verschwand nun wieder fast aus dem Gedächtniß der Menschen, bis W. J. Sulzer es 1714 zufällig in P.s Bibliothek wieder auffand. Später kam es in den Besitz des Prinzen Eugen von Savoyen, der es in die kaiserliche Bibliothek zu Wien brachte. Hier veranstaltete Franz Christoph von Scheyb eine genaue und sorgfältige Kopie, in 11 Tafeln, mit 1 Tafel Alphabet (Wien 1753). Eine andere Ausgabe besorgte K. Mannert (12 Blätter, Leipzig 1824) und danach P. Katancsich in seinem „Orbis antiquus“ (Ofen 1825). In neuester Zeit hat man noch ein Blatt auf der wiener Bibliothek aufgefunden. Vgl. Lotter, De tab. Peut., Leipz. 1832.

Peyerscher Trichter (Ventriculus succenturiatus), im Darmkanal der Vögel der sogenannte Vormagen, durch Einschnürungen vom Kropf einerseits, vom eigentlichen Magen andererseits getrennt.

Peyron, 1) Jean François Pierre, Historienmaler und Kupferstecher, 1744 zu Aix geboren, Schüler des ältern la Grenée, seit 1783 Mitglied der Akademie, wurde 1787 Direktor der Manufaktur der Gobelins, für welche er viele Gemälde als Vorbilder zu Tapeten ausführte; † den 20. Januar 1815. Seine Werke zeichnen sich durch Neuheit und Genialität der Erfindung, durch einfachen, kräftigen und korrekten Styl, Lieblichkeit der Tinten u. starkes u. lebhaftes Kolorit aus. Sein bewundertstes Gemälde ist der Tod des Socrates, in der Kammer der Deputirten. Er radirte mehre Blätter nach Poussin, Raphael u. A. Nach seinen Gemälden stachen Montaldi und Buisson 2c.

2) Amadeo, italienischer Sprachforscher, geboren den 17. Juli 1789 zu Turin, ward Professor der orientalischen Sprachen am Athenäum und Sekretär der Akademie daselbst und machte sich besonders um die koptische Sprache u. die altägyptische Literatur verdient. Sein Hauptwerk ist das „Lexicon linguae copticae“ (Turin 1835), wozu später noch ein Supplement und eine „Grammatica linguae copticae“ (das. 1842) erschienen. Seine Arbeiten über griechisch-ägyptische Papyrusrollen 2c. finden sich in den „Memorie“ der turiner Akademie. Als Früchte seiner Durchforschung der Palimpsesten der turiner Universitätsbibliothek gab er unter Anderem „Fragmente der Reden des Cicero für Scaurus, für Tullius und gegen Clodius“ (Stuttg. 1824), sowie „Leges ineditae codicis Theodosiani“ (in den „Memorie“ der Akademie) heraus. Im Jahre 1848 ernannte ihn König Karl Albert zum Mitglied des Senats.

Peyronnet, Charles Ignace, Graf von, französischer Staatsmann, 1775 zu Bordeaux von bürgerlichen Aeltern geboren, studirte die Rechte, ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und zeichnete sich durch Beredsamkeit aus. Während der 100 Tage rettete er die Herzogin von Angoulème auf ein britisches Schiff, für welchen Dienst er nach der zweiten Restauration zum Präsidenten des Tribunals erster Instanz zu Bordeaux, dann zum Generalprokurator am Gerichtshofe zu Bourges ernannt wurde. Für das Departement Cher Mitglied der Kammer, war er einer der heftigsten Führer der Rechten. Schon im December 1821 erhielt er bei der Bildung des Ministeriums Villèle das Portefeuille der Justiz und im August 1822 die erbliche Grafenwürde. Seine ersten Schritte waren gegen die Presse gerichtet, indem er das Richteramt über Preßvergehen und die Beaufsichtigung und willkürliche Unterdrückung der Journale den königlichen Gerichtshöfen verschaffte. Im Kabinet drang er auf militärisches Einschreiten in Spanien. Er war es auch, der nach Ludwigs XVIII. Tode die Wiedereinführung der Censur durchsetzte. Das blutige Sakrilegiengesetz, wonach Kirchenraub als Vatermord und die Entwürdigung des Kirchengeräths mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft werden sollte, war sein Werk, so wie er auch großen Antheil an der Septennalität der Deputirtenkammer hatte. Mit dem Sturze Villèle's im Januar 1828 mußte auch er zurücktreten. Beim Zusammentritt des Ministeriums Polignac am 20. Mai 1830 übernahm P. das Portefeuille des Innern, wirkte hier im Sinne der äußersten Ultra's und unterschrieb die verhängnißvollen Ordonnanzen vom 25. Juli, welche dem König den Thron kosteten. Während der Katastrophe ergriff er die Flucht, ward aber zu Tours verhaftet und mit Polignac, Chantelauze und Guernon-Ranville am 21. December 1830 zu lebenslänglichem Gefängniß und zum bürgerlichen Tode verurtheilt und nach der Festung Ham gebracht, den 17. Oktober 1836 aber durch königliche Ordonnanz wieder in Freiheit gesetzt. Er † im Januar 1854 auf seinem Schlosse Montferrand in der Gironde. Während seiner Gefangenschaft schrieb er: „Pensées d'un prisonnier“ (Paris 1834, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1834) u. „Histoire des Francs“ (2 Bde., Paris 1835).

Peyster, australische, zum Mulgravesarchipel gehörige Inselgruppe, eine der südlichsten des Archipels, zwischen den Elliceinseln und der Nederlandsinsel oder Löwendahl, bewohnt und reich an Kokospalmen, ward 1819 von dem Amerikaner Peyster entdeckt.

Pézénas, Stadt im französischen Departement Hérault, Bezirk Béziers, Hauptort eines Kantons, am Zusammenfluß der Peine u. des Hérault, von Weinbergen, Oliven- u. Mandelhainen umgeben, hat ein Schloß, eine Börse, ein Handelstribunal, Messerschmieden, Hutfabriken, beträchtliche Gerberei, Leinwand-, Musselin- und Cadisfabriken, Branntweinbrennereien, Fabriken für chemische Produkte, Grünspan 2c., lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Feigen, Kapern, Seide 2c. und 9000 (nach Andern 7760) Einw.

Pezza (ital.), Stück. P. della rosa oder P. da Otto, Rechnungsmünze in Toskana, = 1 Thlr. 12 Sgr. 8 Pf. preuß. Kur.; Rechnungsmünze in Neapel, = 1 Thlr. 11 Sgr. 5 Pf. preuß. Kur.

Pezzo (ital.), Münzstück; Längenmaß; Feldmaß in Rom, = 695 Toisen.

Pfäfers, s. v. a. Pfeffers.

Pfäffikon, Ort, s. v. a. Pfeffikon.

Pfählen, Todesstrafe, die im Mittelalter dergestalt in Anwendung gebracht zu werden pflegte, daß man dem Verbrecher, nachdem über seinem Körper von den Füßen bis zum Halse ein Erdhü-

gel aufgeworfen und zuletzt auch der Kopf mit Erde überschüttet worden war, einen spitzen Pfahl durch den Leib trieb. Die Stelle, wo der Pfahl eindringen sollte (die Gegend des Herzens), pflegte durch einen senkrecht mit eingegrabenen Stock oder eine Ruthe genau bezeichnet zu werden, und die Stätte, wo die Marter vorging, war unter dem Galgen. Am gebräuchlichsten war diese grausame Strafe bei Frauenzimmern und namentlich bei Kindesmörderinnen, bis Karl V. in der peinlichen Gerichtsordnung dafür das mildere Ertränken substituirte. Im Orient ist das P. eine noch heute sehr gebräuchliche Todesstrafe. Der Verbrecher wird auf einen in die Erde gegrabenen, langen, spitzigen, im Feuer gehärteten Pfahl gesetzt; dieser dringt unweit des Afters in den Körper und kommt, wenn der Scharfrichter geschickt ist, oben bei der Schulter wieder heraus.

Pfälzer Weine, gute, meist blanke Weine, wachsen in der Unterpfalz, besonders bei Neustadt an der Hardt und Forst; die besten sind Forster, Deidesheimer, Rhodter und Königsbacher.

Pfändung, die Handlung, wodurch Jemandem, der eine leichte, verbotene Handlung, besonders in Bezug auf die Landwirthschaft, begeht, z. B. einen verbotenen Fußweg betritt, ein Kleidungsstück &c. genommen wird. Schon das römische Recht nahm einzelne Fälle an, wo dem Beschädigten ein Selbstvertheidigungsrecht gestattet wurde; weiter ausgebildet wurde das Institut der P. im deutschen Recht, und zwar finden sich die ersten Spuren desselben schon im Schwaben- und im Sachsenspiegel, u. durch alle deutsche Gesetzbücher hindurch zieht sich dieses Recht der P. mit größerer oder geringerer Beschränkung. Im Allgemeinen war das Recht der erlaubten Eigenmacht darunter zu verstehen, oder, strenger gefaßt, das Recht der Beschädigten, die schädliche Sache oder überhaupt eine dem Beschädiger gehörige Sache wegzunehmen, um sich den Schadenersatz und sein Recht zu sichern. Der am häufigsten vorkommende Fall der erlaubten P. war die P. schädlicher Thiere, d. h. die Ergreifung fremder Thiere auf seinem Eigenthum. Es setzte dieselbe jedoch voraus, daß sie an dem Orte vorgenommen wurde, wo der Schaden geschehen war, daß sie auf frischer That vollzogen, daß Excesse dabei vermieden und dem Richter sobald als möglich Anzeige von der geschehenen P. gemacht wurde. Zugleich muß das weggenommene Pfand dem Gericht zur Bewahrung eingeliefert, nach manchem Ortsgebrauch, Herkommen oder Specialgesetz auch wohl in der öffentlichen Pfandstelle untergebracht werden. Die P. dient zur Sicherung des Schadenersatzes, zur Abwendung künftiger Störungen und Beschädigungen, zur Erleichterung des Beweises der Rechtsansprüche des Beschädigten, indem aus der Thatsache der geschehenen P. eine rechtliche Vermuthung für das Recht des Beschädigten hergeleitet wird. So lange der Pfändende wegen des Schadenersatzes und aufgewandter Kosten, sowie des Fütterungsgeldes nicht völlig befriedigt oder wenigstens auf zureichende Weise sicher gestellt ist, ist er nicht verpflichtet, das Pfandobjekt herauszugeben. Auch kann derselbe darauf bestehen, daß die abgepfändete Sache für Tilgung des Schadens und der Kosten verwandt werde. Am gewöhnlichsten pflegt die P. zur Sicherung des Besitzstandes vorzukommen und entweder vom Einzelnen zum Schutz seines persönlichen Besitzes, oder vom Staat oder einer Gemeinde durch besonders angestellte Hüter zur allgemeinen Sicherheit ausgeübt zu werden. Hierbei ist es gewöhnlich, durch aufgesteckte Warnungszeichen (Pfandwische, Pfandzeichen) vor der widerrechtlichen Handlung, welche die P. nach sich zieht, abzumahnen. Im Fall der Betretung wird dann ohne Weiteres die P. vorgenommen. Dabei hat der Gepfändete weder das Recht des Widerstandes gegen den Pfänder, noch das Recht, ein Gegenpfand zu nehmen (Pfandkehrung). Unerlaubt ist die P. gegen Den, der im jüngsten Besitz eines Hutungsrechtes sich befindet, wegen der Ausübung dieses Rechtes, und gegen einen Fuhrmann, welcher beim Ausweichen das Getreide durch Anstreifen verletzt. Außer den eben schon angedeuteten Wirkungen ist es eine hauptsächliche Folge der geschehenen P., daß sie den Besitz und die Verjährung unterbricht.

Pfänner, Person, welche Antheil an Salzgütern, sey es an Kothen oder an einer Quantität Soole, besitzt; dann Besitzer einer Salzkothe. Die sämmtlichen P. bei einem Salzwerke heißen die Pfännerschaft.

Pfaff, Christoph Heinrich, berühmter Mediciner, Physiker u. Chemiker, den 2. März 1772 zu Stuttgart, wo sein Vater, Friedr. Burkhard von P., geheimer Finanzrath war, geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und der Karlsakademie, wo er Cuvier zum Mitschüler hatte und für die Naturwissenschaften gewonnen wurde, besuchte 1793 die Universität Göttingen und dann Kopenhagen, wo er das brownsche System studirte. Im Jahre 1795 begleitete er als Arzt eine gräfliche Familie nach Italien, prakticirte dann in Heidenheim, ward 1797 als außerordentlicher Professor nach Kiel berufen und machte mit Unterstützung der dänischen Regierung 1801 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Lehrstuhl der Chemie, ward ordentlicher Professor bei der medicinischen Fakultät und widmete sich nun besonders dem Studium der pharmaceutischen Chemie. Er richtete ein Laboratorium ein und sammelte einen reichen physikalischen Apparat, den später die Regierung ankaufte. Im Jahre 1829 ward er dänischer Staatsrath. Er † den 23. April 1853. Mit besonderem Eifer hat P. die Kontakttheorie in der Elektricität gegen die sogenannte chemische Theorie vertheidigt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Grundriß der allgemeinen Physiologie und Pathologie“ (Kopenh. 1801); „System der Materia medica nach chemischen Principien“ (7 Bde., Leipz. 1808—24); „Ueber die strengen Winter des 18. Jahrhunderts“ (2 Bde., Kiel 1809 bis 1810); „Ueber und gegen den thierischen Magnetismus“ (Hamb. 1817); „Handbuch der analytischen Chemie“ (2 Bde., Altona 1821 f., 2. verm. Aufl. 1825); „Der Elektromagnetismus“ (Hamb. 1824); „Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus“ (Altona 1837); „Parallele der chemischen Theorie u. der voltaischen Kontakttheorie der galvanischen Kette“ (Kiel 1845). Auch gab er heraus: „Mittheilungen aus dem Gebiete der

Medicin, Chirurgie und Pharmacie" (Kiel und Altona 1822—40); mit Scheel und Rudolphi: „Nordisches Archiv für die Natur- und Arzneiwissenschaft" (Kopenh. 1800 — 3) und „Neues nordisches Archiv" (Frankfurt a. d. O. 1807, 2 St.). Vgl. Ratjen, Chr. H. P.s Lebenserinnerungen, Kiel 1854.

Pfaffe (v. gr. papas, d. i. Vater), ehemals überhaupt ein Priester oder Geistlicher; jetzt nur in üblem Sinne ein eigennütziger, anmaßender und scheinheiliger Geistlicher; im Mittelalter, weil die Geistlichen fast allein die Gelehrten waren, s. v. a. Gelehrter, Rath, daher in Reichsstädten des Raths Pfaffen, s. v. a. Syndiker; ehemals auf den niedersächsischen Universitäten s. v. a. Student (die Füchse hießen Halbpfaffen). Man will die Entstehung des Namens P. auch herleiten aus den Anfangsbuchstaben von Pastor fidelis animarum fidelium (treuer Hirte treuer Seelen).

Pfaffendirne (Pfaffenmagd), alte Benennung der Konkubinen der Geistlichen, die gewöhnlich in einem Dienstverhältniß zu diesem standen. Auf verschiedenen Synoden wurden Bestimmungen gegen den Unfug getroffen, obwohl vergeblich. Sie mußten, wenn sie ausgingen, gleich andern Lustdirnen, den Mantel auf das Haupt nehmen rc., „damit eine Pfaffenhure vor eines frommen Bürgers Weibe erkannt werden möge"; in den Kirchen mußten sie abgesondert sitzen rc.

Pfaffengasse, bei ältern Geographen der Landstrich am linken Rheinufer, in welchem die Bisthümer Chur, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier und Köln lagen; sonst in Kathedralstädten gewöhnlich diejenige Gasse, in welcher die zur Kathedralkirche gehörigen Geistlichen wohnten.

Pfaffenhofen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Ilm, ist Landgerichtssitz mit Rentamt, Pfarrei, Post, 4 Kirchen, 2 Beneficiatenhäusern, hat eine Industrie- und Zeichenschule, ein Spital, Tuchweberei, Bierbrauerei, eine Getreideschranne und 1950 Einwohner. Hier 1705 Lager der Deutschen unter dem Markgrafen von Baden, aus welchem ihn die Franzosen unter Villers vom 6.—14. Sept. vergebens zu werfen versuchten. Im österreichischen Erbfolgekriege errangen hier am 15. April 1745 die Oesterreicher unter General Batthyanyi einen Sieg über die vereinigten Franzosen und Bayern unter Ségur, dessen Folge der Friede von Füssen war. Noch größere Berühmtheit erlangte P. durch das am 19. April 1809 zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter Oudinot hier vorgefallene Gefecht, in welchem der letztere Sieger blieb.

Pfaffenholz, s. v. a. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Pfaffenhütchen (auch Pfaffenkäppchen), s. v. a. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Pfaffenröhrchen, s. v. a. gemeiner Löwenzahn, Taraxacum officinale *Roth.*

Pfaffenröschen, s. v. a. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Pfaffensee, See im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Stuttgart, unweit der Stadt Stuttgart, im Schönbuch, gewöhnlich ganz mit Binsen verwachsen. Sein natürlicher Abfluß ging in die Glems, aber Herzog Christoph ließ in umgekehrter Richtung einen Kanal graben, welcher das Wasser in den Feuersee bei Stuttgart führt.

Pfahl, langes, mehr oder weniger starkes, an dem unteren Ende zugespitztes Stück Holz, das in die Erde getrieben wird, um etwas damit zu bezeichnen oder daran zu befestigen. Am häufigsten dienen die Pfähle zur Befestigung der jungen Obstbäume, der Weinstöcke, des Hopfens, der Zäune rc. Die dauerhaftesten sind die von Lärchen-, Wachholder-, Eichen- und Akacienholz. Um sie gegen die Fäulniß zu schützen, schält und trocknet man sie, brennt sie dann am untern Ende so, daß eine $^1/_4$ Zoll dicke Kohlendecke entsteht, die man wiederholt mit dickem Theer bestreicht, auch wohl mit pulverisirtem Koaksmehl überzieht. Bei Wasserbauten auf festem Grunde werden die Spitzen mit eisernen Hülsen versehen.

Pfahlbürger, diejenige Klasse der städtischen Bewohner, welche, früher Lehnshörige der Pfaffen und Herren, sich unter städtischen Schutz geflüchtet und um das Bürgerrecht beworben hatten, um jener Oberherrlichkeit sich zu entziehen. Ihren Namen erhielten sie daher, weil sie außerhalb der Ringmauern wohnten. Durch deutsche Reichsgesetze vom 13. Jahrhundert an, wie in der goldenen Bulle, ward es wiederholt den Ständen verboten, zum Nachtheil der Fürsten und Gutsherren P. aufzunehmen.

Pfahleisen, eiserne, etwa 5 Fuß lange und unten mit einem angeschweißten zugespitzten Kolben versehene Stange, mittelst welcher Löcher zur Aufnahme von Pfählen, Setzweiden, Hopfenstangen u. dergl. in die Erde gestoßen zu werden pflegen.

Pfahlgericht (Zaungericht), Gericht, dessen Zuständigkeit sich auf die in einem Gehöfte wohnenden Gutsleute und Dienstleute beschränkte, nicht aber auf Fremde sich erstreckte.

Pfahlgraben (Heidengraben, Landwehr), von den Römern errichtete Verschanzungslinie gegen deutsche Völker, von der noch jetzt Ueberreste vorhanden sind. Der erste und unstreitig am spätesten errichtete Theil des P.s beginnt bei Pföring, östlich von Ingolstadt, eine Meile oberhalb Kelheim, nahe am linken Donauufer, unweit der Einöde Haderfleck, und zieht sich, nordwestlich und quer über die Altmühl laufend, nördlich über Weißenburg, wo sich in einem nahen Eichenwalde noch deutliche Spuren zeigen, und Ellingen, dann westwärts über Gunzenhausen, dessen Vorstadt die Mauer durchschneidet, Schwaningen und Dinkelsbühl hinaus. Dieser Theil besteht aus einer Mauer (Teufelsmauer, aus Probus' Zeiten), deren 6 Fuß tief in die Erde gelegter Grund eine Breite von 5—6 Fuß hat. An diese Mauer schließt sich ein Wall an, der sich durch das Hohenlohische, über Oehringen, die Flüsse Kocher und Jaxt und durch die östliche Grenze der Grafschaft Erbach zieht. Der dritte Theil der Befestigungslinie oder der eigentliche P. (meist von Hadrian erbaut) nimmt, Mainz gegenüber, bei Kassel seinen Anfang, läuft nördlich vom Main durch die Wetterau über Wiesbaden, dann nordöstlich die Höhe entlang, über den Taunus, bei Homburg und Friedberg vorbei bis zum Städtchen Grüningen, worauf er

sich wieder gegen Südosten wendet. Andere lassen den P. sich westlich bis zum Siebengebirg, Bonn gegenüber, ja bis zur Lahn fortsetzen, so daß die ganze Länge der Linie sich auf 70 Meilen belaufen würde. Die ganze Linie entlang waren von halbe Stunde zu halbe Stunde Thürme errichtet, von denen sich Grundmauern, namentlich in den Wäldern, eben so erhalten haben, wie von den innerhalb der Linie aufgeführten zahlreichen Kastellen. Die Ueberreste des P.s geben bald Fahrwege, bald Fußsteige ab, bald dienen sie als Grundmauern von Gebäuden ꝛc. Mehre Orte verdanken dem P. ihren Namen, z. B. Pfahldorf, Pfahlheim ꝛc.

Pfahlschuh, eiserner Beschlag der Spitzen solcher Pfähle, welche in festen, besonders steinigen Boden eingerammt werden.

Pfahlwerk (Verpfählung), Pfahlzaun zur Verschließung eines Flusses oder Hafeneingangs; in der Befestigungskunst 5 und mehre Reihen 2—3 Fuß langer spitzer Pfähle, welche so nahe an einander geschlagen sind, daß das Dazwischentreten mit dem Fuße nicht möglich ist, dienen als Hinderniß im Graben oder auf der Contreeskarpe einer Feldschanze, können indeß durch darauf geworfene Faschinen oder starke Hurden leicht unschädlich gemacht werden; beim Wasserbau jede gegen die Strömung des Wassers angebrachte und aus Pfählen bestehende Uferbefestigung. Gewöhnlich wird eine Reihe Pfähle in einem Abstand von 3—4 Fuß von einander längs des Ufers eingerammt und oberhalb durch einen Holm bedeckt und verbunden, worauf man die hintere Seite mit Bohlen bekleidet und den Raum zwischen diesen und dem Ufer mit Erde ausfüllt.

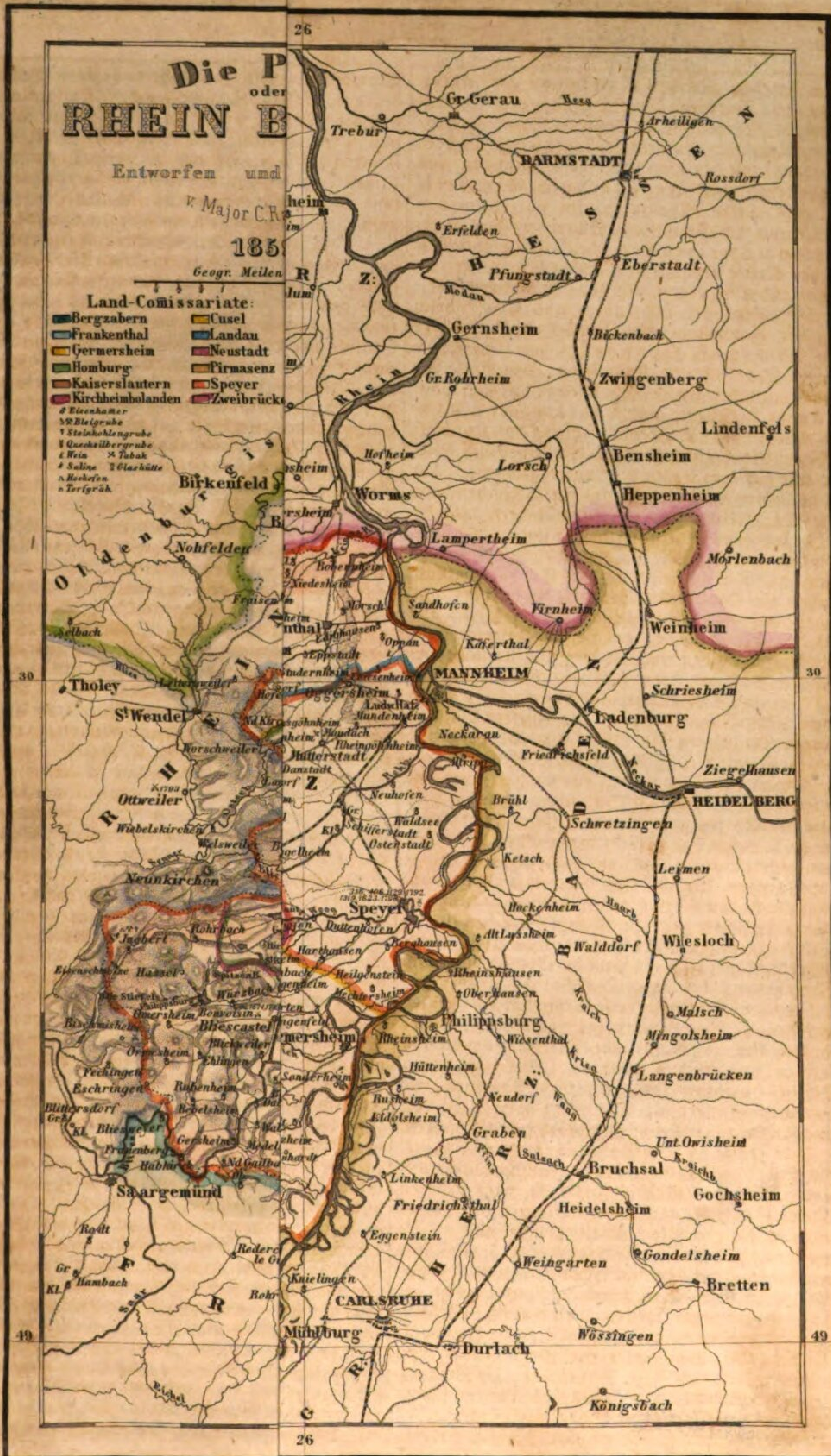
Pfahlwurzel, s. Pflanze.

Pfalz (v. lat. Palatium), kaiserlicher Palast; Stadt oder Ort mit einem solchen Palast; das zu diesen Palästen, für den Unterhalt der Pfalzgrafen (s. d.) bestimmte Gebiet, das endlich erbliches Eigenthum der Pfalzgrafen wurde; die bekanntesten unter diesen P.en waren die eigentliche Pfalz (s. d.) und die Pfalz Sachsen (s. Sachsen).

Pfalz, Provinz des ehemaligen deutschen Reichs, deren Name seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aus der politischen Geographie verschwunden war, bis ihn König Ludwig I. von Bayern 1837 wieder 2 bayerischen Regierungsbezirken (Pfalz und Oberpfalz und Regensburg) beilegte. Die P. war früher Besitz der Pfalzgrafen u. zerfiel in die Oberpfalz u. Unterpfalz. Die Oberpfalz (bayerische P., Palatinatus superior, Palatinatus Bavariae) galt als Herzogthum, grenzte gegen Norden an Baireuth (Fürstenthum Kulmbach), gegen Osten an Böhmen, gegen Süden an Neuburg und Bayern und gegen Westen an das Fürstenthum Bamberg und das nürnbergische Gebiet und hatte 1807 (mit Sulzbach und Cham) einen Flächenraum von 130 □M. mit ungefähr 283,800 Einwohnern in 17 Städten, 40 Märkten, 1619 Dörfern und Weilern, 18 Klöstern ꝛc. Sie gehörte zum Nordgau und bayerischen Kreise, zerfiel in den südlichen und nördlichen Theil und wurde in Pflegämter eingetheilt. Der südliche Theil enthielt die Pflegämter Amberg mit der gleichnamigen Hauptstadt (Sitz der Regierung und der Landesdirektion), Pfaffenhofen, Rieden, Freudenberg, Nabburg, Neunburg, Wetterfeld, Bruck, Retz, Waldmünchen, Murach und Tennensberg, der nördliche Theil dagegen die Pflegämter Bernau, Eschenbach, Hollnburg, Kirchen-Tumbach, Auerbach und Hertenstein (Hartenstein), sowie das Kastenamt Kemnath und das Landgericht Waldeck. Die Oberpfalz kommt unter diesem Namen zuerst 1329 vor, wo sie im Vergleich von Pavia zwischen Ludwig dem Bayer u. den Söhnen seines Bruders, des Kurfürsten Rudolf I. von der P., von Bayern abgerissen und zur Ausgleichung bei der Theilung jener Provinzen gegeben ward. Sie war nun fast 3 Jahrhunderte hindurch integrirender Theil der P. am Rhein, obgleich sie durch den fränkischen Kreis in einer Strecke von 20 Meilen davon getrennt war. Als aber Kurfürst Friedrich V. von der P. im Anfange des 30jährigen Krieges die ihm angetragene böhmische Krone annahm und deshalb geächtet wurde, schenkte Kaiser Ferdinand II. die Oberpfalz dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, der im westphälischen Frieden 1648 auch in diesem Besitz bestätigt wurde, obgleich das Haus P. die Kurwürde wieder erhielt. Doch wurde bestimmt, daß beim Aussterben der männlichen bayerischen Kurlinie die Oberpfalz wieder an den Kurfürsten von der P. zurückfallen sollte. Seitdem blieb die Oberpfalz bei Bayern. Jetzt bildet sie den bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und einen Theil von Oberfranken. Die Unter- (Nieder-) pfalz (P. am Rhein, Palatinatus inferior, Palatinatus Rheni) gehörte zum kurrheinischen Kreise und lag auf beiden Seiten des Oberrheins. Sie grenzte im Süden an das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden und das Elsaß, gegen Norden und Osten an das Erzstift Mainz und die obere Grafschaft Katzenellenbogen und gegen Westen an Lothringen und das Erzstift Trier. Mitten in die P. eingestreut lagen die Hochstifter und Bisthümer Worms und Speyer, die Reichsstädte Worms und Speyer, die Grafschaften Leiningen, Rappoltstein, Salm, Saarbrück und andere nassauische, hessische, isenburgische ꝛc. Besitzungen. Der größte Theil der P. bestand aus einer großen Ebene, welche sich vom Elsaß bis nach Oppenheim auf beiden Seiten des Rheins hinzog und im Osten des rechten Rheinufers von einer Kette des Kraich-, neckargauischen und oberwaldischen Gebirges, im Westen aber von Gebirgen der Vogesen und des Hundsrücks eingeschlossen wurde. Den Flächenraum der P. berechnet Büsching zu 145—150, den der eigentlichen Kurpfalz Stein auf 75 □Meilen mit 43 Städten, 611 Flecken und Dörfern (nach Widder 46 Städten, 39 Flecken und 586 Dörfern und Weilern) und (1786) 305,000 Einwohnern. Die Hauptgebirge der P., eines der fruchtbarsten Länder von Deutschland, waren die Bergstraße, das Hardtgebirg, der Hundsrück und der Odenwald, die bedeutendsten Flüsse: Rhein, Neckar und Nahe; außerdem: Weschenz, Elsenz, Elez, Queich, Selz ꝛc. Die rheinische P. war durch frühere Theilungen in mehre Gebiete zerfallen, nämlich: in die eigentliche Kurpfalz, größtentheils auf dem rechten Rheinufer, zum niederrheinischen Kreise gehörig, seit dem westphäli-

schen Frieden aus den Oberämtern Heidelberg, Mosbach, Boxberg, Bretten, Otz- oder Utzberg, Neustadt, Germersheim, Lautern, Alzei, Oppenheim, Bacharach, Lindenfels, Ladenburg, Umstadt bestehend, mit den Hauptstädten Mannheim und Heidelberg; das Fürstenthum Simmern, auf dem linken Rheinufer, im oberrheinischen Kreise mit der Hauptstadt Simmern; das Herzogthum Zweibrücken, ebenfalls im oberrheinischen Kreise und auf dem linken Rheinufer, im Was- und Speyergau, mit den Oberämtern Zweibrücken, Neukastel, Lichtenberg und Meisenheim und der Hauptstadt Zweibrücken; die Hälfte der Grafschaft Sponheim, mit den Oberämtern Trarbach und Kastellaun, dem Amte Allenbach und der Vogtei Sponheim; die Fürstenthümer Veldenz und Lautern, auf dem linken Rheinufer. Bei der Auflösung der Kurpfalz 1801 erhielt Frankreich durch den lüneviller Frieden alle auf dem linken Rheinufer gelegenen, zur P. gehörigen Landestheile mit einem Flächenraum von 44 □Meilen, und 1802 trat Bayern auch die auf dem rechten Rheinufer befindlichen pfälzischen Gebiete mit 31 □Meilen und 141,000 Einwohnern ab. Davon fielen an das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Mannheim, mit 17 □M. und 105,000 Einwohnern; an Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umstadt, sowie der Paß der Aemter Alzei und Oppenheim auf dem linken Rheinufer, im Ganzen 4 □M. mit etwa 9750 Einwohnern; an den Fürsten von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, mit 6½ □M. und 26,500 Einwohnern; an Nassau das Amt Kaub. Die pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Theil davon erhielt Bayern, das Uebrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der badische Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisirten leiningisch-pfälzischen Oberämter gehören, ist dem badischen Unterrheinkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bayerische Antheil gehört zur P., dem frühern Rheinkreise (s. unten); der preußische Antheil ist zur Rheinprovinz geschlagen. Außer Baden, Bayern, Darmstadt, Preußen und Nassau besitzen jetzt auch Oldenburg (Birkenfeld) und Hessen-Homburg (Meisenheim) Parcellen der ehemaligen Unterpfalz. Die neue oder junge P., das Fürstenthum Neuburg, gehört jetzt zu Bayern.

Der jetzige bayerische Regierungsbezirk, bis Ende 1837 Rheinkreis genannt, auf dem linken Ufer des Rheins, getrennt vom größern Theile Bayerns, grenzt gegen Norden und Nordosten an die preußische Rheinprovinz und an die großherzoglich hessische Rheinprovinz, gegen Osten an Baden, durch den Rhein davon getrennt, gegen Süden an Frankreich, durch die Lauter davon geschieden, und gegen Westen an die preußische Rheinprovinz und an die hessen-homburgische Herrschaft Meisenheim und hat einen Flächenraum von 105,64 □M. mit 710 Gemeinden, 28 Städten, 16 Marktflecken, 665 Dörfern und Weilern (Rudhart rechnet 12 Städte, 29 Marktflecken, 713 Dörfer und Weiler, 881 einzelne Höfe) u. 611,476 Einwohner. Die P. in ihrem jetzigen Bestande begreift: die Bezirke Zweibrücken, Kaiserslautern und Speyer (mit Ausnahme der Kantone Worms und Pfeddersheim) und vom Bezirke Alzei den Kanton Kirchheimboland im vormaligen französischen Departement des Donnersbergs; die Kantone Waldmohr, Blieskastel und Kusel (mit Ausnahme einiger Orte) im vormaligen Saardepartement; die Kantone Landau, Bergzabern und Langenkandel und das ganze am linken Ufer der Lauter gelegene Gebiet, wie es im 2. pariser Frieden 1815 von Frankreich abgetreten worden ist, bis dahin zum Departement des Niederrheins gehörig. Rücksichtlich der Bodenbeschaffenheit wechseln Berge und Hügel mit schönen Thälern und Ebenen ab. Die aus Frankreich hierher kommenden Vogesen, wozu das Hardtgebirg und der Donnersberg gehören, durchziehen die Mitte des Regierungsbezirks von Süden nach Norden und machen den größten Theil desselben zu einem reizenden Gebirgslande. Einzelne Spitzen sind: Bacheetskopf, Höchersberg (1596 F. hoch), Bloskül (1782 F.), Oselkopf; viel Wald (Hardt, Bienwald). Die Gegenden an der Ostseite des Gebirgs bis zum Rhein gehören zu den schönsten Deutschlands und bieten fruchtbare Ebenen, malerische Hügel, auf denen treffliche Weine wachsen, Obsthaine und angenehme Thäler dar. Insbesondere sind die Gegenden am Hardtgebirge durch ihre Schönheit berühmt. Das Land wird vom Rhein nebst der Lauter, Erl, Queich, Speyerbach, Fuchs, Eis und Pfrim und von der Glan und Blies (mit Erlbach) durchflossen. Der Regierungsbezirk ist eine der fruchtbarsten Provinzen des Königreichs und trefflich angebaut. Der Ackerbau ist auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht und kann als ein Muster aufgestellt werden. Naturprodukte sind: Getreide aller Art im Ueberflusse, Obst aller Art, sehr viele und gute Weine (ruprechtsberger, deidesheimer, forster, wachenheimer, ungsteiner), viel Tabak, Hanf, Flachs, Oelgewächse, eine Menge Holz, viel Rindvieh, schöne Pferde, eine Menge Schweine und Geflügel, köstliche Fische; Waschgold aus dem Rheinsande, viel Eisen, Quecksilber, Salz, Steinkohlen, Torf ꝛc. Auch die Industrie ist sehr blühend; es gibt zahlreiche Fabriken für Eisenwaaren, Steingut, Wollenwaaren, Seide, Papier ꝛc. Noch stärker ist der Handel, vorzüglich mit Landesprodukten. Dieser Regierungsbezirk zerfällt in 12 Landkommissariate, jedes Landkommissariat in 2—4 Kantone (zusammen 31), jeder Kanton in eine verhältnißmäßige Anzahl von Bürgermeistereien und jede Bürgermeisterei in eine oder mehre Ortschaften. Die Landkommissariate besorgen allein die polizeilichen und andere administrative Gegenstände. Die Justiz in geringen Rechtssachen wird von den Friedensgerichten, deren so viele als Kantone sind, ausgeübt; ihnen steht auch das Vermittelungsamt zu. In wichtigern Rechtsfällen entscheiden die Bezirksgerichte, deren 4 sind (Frankenthal, Kaiserslautern, Landau und Zweibrücken). Außerdem bestehen hier: 24 Rentämter, 16 Forstämter, 31 katholische Dekanate des Bisthums Speyer und 16 evangelische Dekanate (die Protestanten lutherischer und reformirter Konfession haben sich am 18. Oktober 1818 mit einander vereinigt) unter



W. Feuerstein sc.

schen Frieden aus den Oberämtern Heidelberg, Mosbach, Boxberg, Bretten, Otz- oder Utzberg, Neustadt, Germersheim, Lautern, Alzei, Oppenheim, Bacharach, Lindenfels, Ladenburg, Umstadt bestehend, mit den Hauptstädten Mannheim und Heidelberg; das *Fürstenthum Simmern*, auf dem linken Rheinufer, im oberrheinischen Kreise mit der Hauptstadt Simmern; das *Herzogthum Zweibrücken*, ebenfalls im oberrheinischen Kreise und auf dem linken Rheinufer, im Was- und Speyergau, mit den Oberämtern Zweibrücken, Neukastel, Lichtenberg und Meisenheim und der Hauptstadt Zweibrücken; die *Hälfte der Grafschaft Sponheim*, mit den Oberämtern Trarbach und Kastellaun, dem Amte Allenbach und der Vogtei Sponheim; die *Fürstenthümer Veldenz* und *Lautern*, auf dem linken Rheinufer. Bei der Auflösung der Kurpfalz 1801 erhielt Frankreich durch den lüneviller Frieden alle auf dem linken Rheinufer gelegenen, zur P. gehörigen Landestheile mit einem Flächenraum von 44 □Meilen, und 1802 trat Bayern auch die auf dem rechten Rheinufer befindlichen pfälzischen Gebiete mit 31 □Meilen und 141,000 Einwohnern ab. Davon fielen an das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Mannheim, mit 17 □M. und 105,000 Einwohnern; an Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umstadt, sowie der Paß der Aemter Alzei und Oppenheim auf dem linken Rheinufer, im Ganzen 4 □M. mit etwa 9750 Einwohnern; an den Fürsten von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, mit 6½ □M. und 26,500 Einwohnern; an Nassau das Amt Kaub. Die pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Theil davon erhielt Bayern, das Uebrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der badische Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisirten leiningisch-pfälzischen Oberämter gehören, ist dem badischen Unterrheinkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bayerische Antheil gehört zur P., dem frühern Rheinkreise (s. unten); der preußische Antheil ist zur Rheinprovinz geschlagen. Außer Baden, Bayern, Darmstadt, Preußen und Nassau besitzen jetzt auch Oldenburg (Birkenfeld) und Hessen-Homburg (Meisenheim) Parcellen der ehemaligen Unterpfalz. Die *neue* oder *junge P.*, das Fürstenthum Neuburg, gehört jetzt zu Bayern.

Der jetzige bayerische *Regierungsbezirk*, bis Ende 1837 *Rheinkreis* genannt, auf dem linken Ufer des Rheins, getrennt vom größern Theile Bayerns, grenzt gegen Norden und Nordosten an die preußische Rheinprovinz und an die großherzoglich hessische Rheinprovinz, gegen Osten an Baden, durch den Rhein davon getrennt, gegen Süden an Frankreich, durch die Lauter davon geschieden, und gegen Westen an die preußische Rheinprovinz und an die hessen-homburgische Herrschaft Meisenheim und hat einen Flächenraum von 105,64 □M. mit 710 Gemeinden, 28 Städten, 16 Marktflecken, 665 Dörfern und Weilern (Rudhart rechnet 12 Städte, 29 Marktflecken, 713 Dörfer und Weiler, 881 einzelne Höfe) u. 611,476 Einwohner. Die P. in ihrem jetzigen Bestande begreift: die Bezirke Zweibrücken, Kaiserslautern und Speyer (mit Ausnahme der Kantone Worms und Pfeddersheim) und vom Bezirke Alzei den Kanton Kirchheimboland im vormaligen französischen Departement des Donnersbergs; die Kantone Waldmohr, Blieskastel und Kusel (mit Ausnahme einiger Orte) im vormaligen Saardepartement; die Kantone Landau, Bergzabern und Langenkandel und das ganze am linken Ufer der Lauter gelegene Gebiet, wie es im 2. pariser Frieden 1815 von Frankreich abgetreten worden ist, bis dahin zum Departement des Niederrheins gehörig. Rücksichtlich der Bodenbeschaffenheit wechseln Berge und Hügel mit schönen Thälern und Ebenen ab. Die aus Frankreich hierher kommenden Vogesen, wozu das Hardtgebirg und der Donnersberg gehören, durchziehen die Mitte des Regierungsbezirks von Süden nach Norden und machen den größten Theil desselben zu einem reizenden Gebirgslande. Einzelne Spitzen sind: Bacheetskopf, Höchersberg (1596 F. hoch), Blosküll (1782 F.), Oselkopf; viel Wald (Hardt, Bienwald). Die Gegenden an der Ostseite des Gebirgs bis zum Rhein gehören zu den schönsten Deutschlands und bieten fruchtbare Ebenen, malerische Hügel, auf denen treffliche Weine wachsen, Obsthaine und angenehme Thäler dar. Insbesondere sind die Gegenden am Hardtgebirge durch ihre Schönheit berühmt. Das Land wird vom Rhein nebst der Lauter, Erl, Queich, Speyerbach, Fuchs, Eis und Pfrim und von der Glan und Blies (mit Erlbach) durchflossen. Der Regierungsbezirk ist eine der fruchtbarsten Provinzen des Königreichs und trefflich angebaut. Der Ackerbau ist auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht und kann als ein Muster aufgestellt werden. Naturprodukte sind: Getreide aller Art im Ueberflusse, Obst aller Art, sehr viele und gute Weine (ruprechtsberger, deidesheimer, forster, wachenheimer, ungsteiner), viel Tabak, Hanf, Flachs, Oelgewächse, eine Menge Holz, viel Rindvieh, schöne Pferde, eine Menge Schweine und Geflügel, köstliche Fische; Waschgold aus dem Rheinsande, viel Eisen, Quecksilber, Salz, Steinkohlen, Torf ꝛc. Auch die Industrie ist sehr blühend; es gibt zahlreiche Fabriken für Eisenwaaren, Steingut, Wollenwaaren, Seide, Papier ꝛc. Noch stärker ist der Handel, vorzüglich mit Landesprodukten. Dieser Regierungsbezirk zerfällt in 12 Landkommissariate, jedes Landkommissariat in 2—4 Kantone (zusammen 31), jeder Kanton in eine verhältnißmäßige Anzahl von Bürgermeistereien und jede Bürgermeisterei in eine oder mehre Ortschaften. Die Landkommissariate besorgen allein die polizeilichen und andere administrative Gegenstände. Die Justiz in geringen Rechtssachen wird von den Friedensgerichten, deren so viele als Kantone sind, ausgeübt; ihnen steht auch das Vermittelungsamt zu. In wichtigern Rechtsfällen entscheiden die Bezirksgerichte, deren 4 sind (Frankenthal, Kaiserslautern, Landau und Zweibrücken). Außerdem bestehen hier: 24 Rentämter, 16 Forstämter, 31 katholische Dekanate des Bisthums Speyer und 16 evangelische Dekanate (die Protestanten lutherischer und reformirter Konfession haben sich am 18. Oktober 1818 mit einander vereinigt) unter


Die P
oder
RHEIN B
Entworfen und
v. Major C. R
185
Geogr. Meilen
Land-Comissariate:
Bergzabern
Frankenthal
Germersheim
Homburg
Kaiserslautern
Kirchheimbolanden
Cusel
Landau
Neustadt
Pirmasenz
Speyer
Zweibrücke
Gr. Gerau
Trebur
DARMSTADT
Arheiligen
Rossdorf
Erfelden
Pfungstadt
Eberstadt
Gernsheim
Zwingenberg
Gr. Rohrheim
Lindenfels
Bensheim
Lorsch
Heppenheim
Worms
Lampertheim
Mörlenbach
Birkenfeld
Nohfelden
Oldenburg
Sandhofen
Virnheim
Weinheim
Käferthal
MANNHEIM
Schriesheim
Tholey
St. Wendel
Ladenburg
Neckarau
Friedrichsfeld
Ziegelhausen
HEIDELBERG
Ottweiler
Brühl
Schwetzingen
Mutterstadt
Neuhofen
Ketsch
Leimen
Neunkirchen
Speyer
Hockenheim
Walldorf
Wiesloch
Alt Lussheim
Rheinshausen
Oberhausen
Philippsburg
Malsch
Mingolsheim
Blieskastel
Langenbrücken
Hüttenheim
Graben
Unt. Owisheim
Bruchsal
Gochsheim
Linkenheim
Friedrichsthal
Heidelsheim
Saargemünd
Eggenstein
Gondelsheim
Weingarten
Bretten
CARLSRUHE
Mühlburg
Durlach
Wössingen
Königsbach
Rhein
Neckar
HESSEN
BADEN
FRANKREICH
26
30
49

dem Konsistorium zu Speyer. Der Sitz der Regierung ist zu Speyer, der des Appellationsgerichts zu Zweibrücken.

Geschichte. Die Pfalzgrafen, welche im Königreich Austrasien und später im westlichen deutschen Reich zu Richtern und Aufsehern der königlichen Paläste bestellt wurden, schwangen sich nach und nach aus dem Verhältniß von Reichsministerialen zu Landesherren empor, und so entstand die P. am Rhein als deutscher Staat aus den Dienstländereien und den eigenthümlichen Besitzungen der Pfalzgrafen im Gebiete der Franken, die anfangs ihren Sitz zu Aachen hatten. Die Reihe der Pfalzgrafen als mächtigerer Landesherren beginnt mit Eberhard, dem Bruder König Konrads I. († 939), nach Andern 966 mit Hermann I., Sohn Herzogs Arnulf des Bösen von Bayern, welcher sich zuerst Pfalzgraf am Rhein nannte. Nachdem dessen Stamm 1113 erloschen, setzte der Kaiser Heinrich Jasimirgott von Oesterreich zum Pfalzgrafen ein, und als dieser 1141 Markgraf von Oesterreich wurde, folgte ihm als Pfalzgraf Hermann III., Graf von Stahleck, der während Konrads III. Kreuzzug nach Palästina Reichsverweser war. Nach dessen unbeerbtem Abgang verlieh der Kaiser Friedrich I. die P. 1156 als eröffnetes Reichslehn seinem Stiefbruder, Konrad von Schwaben, der bald einer der mächtigsten Reichsfürsten wurde und Heidelberg zur Residenz der Rheinpfalzgrafen erhob. Ihm folgte 1195 in der pfalzgräflichen Würde sein Schwiegersohn, Heinrich der Schöne von Braunschweig, ältester Sohn Heinrichs des Löwen. Derselbe ward 1215 als Anhänger Kaiser Otto's IV. von Friedrich II. in die Reichsacht erklärt und abgesetzt und darauf der Herzog Ludwig von Bayern mit der P. belehnt. Die Rheinpfälzer hingen jedoch fest an ihrem bisherigen Gebieter, und als Ludwig mit einer Schaar erschien, um die Rheinpfalz in Besitz zu nehmen, ward er geschlagen und gefangen genommen. Pfalzgraf Heinrich vermählte indeß 1225 seine Erbtochter Agnes mit Ludwigs Sohne, Otto, der daher nach seines Schwiegervaters Tode die rheinische P., sowie die Oberpfalz erbte. So gelangte die P. an das Haus Bayern, und von dieser Zeit an wurde die Würde der Pfalzgrafen entschieden erblich, weshalb Viele die Geschichte der P. erst mit Otto beginnen.

Otto (II.) der Erlauchte, der nach der Ermordung seines Vaters 1231 auch Herzog von Bayern ward, residirte zu Heidelberg und † 1253. Seine Söhne, Ludwig II. der Strenge und Heinrich, theilten 1256 in der Weise, daß Ludwig II. die Rheinpfalz und Oberbayern, Heinrich Niederbayern bekam. Jener † 1294 und hinterließ 2 Söhne, Rudolf I. den Stammelnden und Ludwig, von denen der erstere die Kurwürde und die P., der spätere Kaiser Oberbayern und später auch Niederbayern erhielt. Ersterer wurde Stammvater der Pfalzgrafen am Rhein, letzterer der Herzöge von Bayern. Weil Rudolf es mit dem Gegner seines Bruders Ludwig, Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich, hielt, verjagte ihn Ludwig von Land und Leuten (er † in Oesterreich 1319), verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen u. ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stück Bayerns, das nachher die Oberpfalz genannt wurde. Rudolfs 3 Söhne, Adolf der Einfältige († 1327), Rudolf II. der Blinde und Ruprecht I. der Rothe, folgten auf einander in der Regierung. Rudolf II. († 1353) brachte Neuburg und Sulzbach, die sogenannte junge P., an die Rheinpfalz u. stiftete 1346 die Universität zu Heidelberg. Mit dem Kaiser Ludwig dem Bayer schloß er 1329 den Vertrag zu Pavia, zufolge dessen die Kurstimme wechselsweise von Bayern und der P. geführt werden sollte. Ruprecht I. († 1390) verkaufte 1355 einen Theil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., welcher dafür den Vertrag zu Pavia aufhob und der Rheinpfalz die Kurwürde allein zusprach, und kaufte 1385 Zweibrücken, Hornbach u. Bergzabern. Ihm folgte in der Regierung, da er keine Kinder hinterließ, seines Bruders Rudolf Sohn, Ruprecht II. der Harte od. Kleine († 1399), der dem König Wenzel mehre Gebiete der Oberpfalz entriß und 1395 verordnete, daß die Rheinpfalz stets ungetheilt bleiben sollte. Sein Sohn u. Nachfolger, Ruprecht III., wurde 1400 zum römischen Könige gewählt und vermehrte sein Gebiet durch den Ankauf der Grafschaft Simmern und durch die Grafschaft Kirchberg. Er stiftete die heidelberger Bibliothek und † 1410. Seine 4 Söhne theilten sich in die väterlichen Lande und gründeten 4 Linien, jedoch so, daß beim Erlöschen der 1. Linie deren Lande ungetheilt an die 2. und so fort fallen sollten, damit alle pfälzischen Länder einst wieder vereinigt würden, was vom Kaiser Sigismund 1414 und 1434 bestätigt ward. Der älteste Sohn, Ludwig III. der Bärtige, erhielt die Kur- u. Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, Otto Mosbach.

Die Kurlinie (heidelberger Linie) stand unter Ludwigs des Bärtigen Nachkommen bis 1559. Ludwig III. der Bärtige, der Beschützer des kostnitzer Koncils, † 1436. Unter seinem Sohn und Nachfolger, Ludwig IV. dem Sanftmüthigen († 1449), wurde 1444 ein Theil der P. von den Armagnacs verwüstet. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Philipp, der bei seines Vaters Tode kaum ein Jahr alt war und dem sein Vater in seinem Testament seinen Bruder, den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen, zum Vormund bestellte. Dieser führte die Vormundschaft bis 1454, behielt aber dann, in Folge eines Vertrags mit den Stammvettern und Ständen, die Regierung auf Lebenszeit, unter der Bedingung, daß er unvermählt bleiben u. Philipp sein Nachfolger seyn sollte. Später vermählte er sich dennoch morganatisch mit Klara von Tettingen; seine Söhne wurden Grafen von Löwenstein-Wertheim. Im Jahre 1448 fiel durch den Tod seines Bruders Johann (s. unten) Neuburg und Sulzbach wieder an die andern Brüder zurück. Unter Friedrich kam die P. zu hoher Blüthe, indem er die Raubschlösser zerstörte, den Landbau begünstigte und strenge Rechtspflege übte. Nach seinem Tode (1476) erhielt die Kur sein Neffe, Philipp der Edelmüthige, welcher durch den Tod des Pfalzgrafen Otto 1499 Mosbach und Neumark erwarb. Nach dem Tode Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut (1504) begann Philipps Sohn, Ruprecht der Tugendhafte,

Georgs Schwiegersohn, wegen der Nachfolge einen Krieg (pfälzischen Krieg), durch den die P. nicht nur arg verwüstet ward, sondern auch die Eroberungen Friedrichs des Siegreichen u. A. verloren gingen. Diese Verluste wurden keineswegs durch die junge P. ersetzt, welche in dem Vertrage zu Kostnitz 1507 an Kurpfalz abgetreten ward. Dazu kam, daß das Haus Bayern vom Kaiser Maximilian die Anwartschaft auf die P. zum Nachtheil der nachgeborenen Pfalzgrafen erhielt. Diese verbanden sich jedoch zur Behauptung ihrer Ansprüche, verfochten dieselben auch wirklich und erhielten unter Karl V. die Bestätigung des abgeschlossenen Vertrags. Nach Philipps des Edelmüthigen Tode (1508) folgte ihm sein älterer Sohn, Ludwig V. der Friedfertige, der mit Klugheit seinen Ländern den Frieden zu erhalten wußte. Unter ihm fand die Reformation Eingang in die P., obgleich Ludwig selbst katholisch blieb. Nach seinem Tode (1544) folgte ihm sein jüngster Bruder, Friedrich II. der Weise. Dieser hatte zwar kein Recht zur Regierung, aber das Testament seines Vaters Philipp hatte es so bestimmt, u. auch der eigentliche Erbfolger, Otto Heinrich, des ältern Bruders, Ruprechts des Tugendhaften, Sohn und Philipps Enkel, überließ ihm die Regierung auf Lebenszeit. Friedrich bekannte sich zur lutherischen Religion, nahm aber aus Rücksicht auf den Kaiser das Interim an. Er machte sich durch den 1545 mit den pfälzischen Nebenlinien gestifteten Erbvergleich, vermöge dessen nach dem Erlöschen der Kurlinie die Kur an Simmern fallen sollte, um die P. verdient, erweiterte auch das Gebiet derselben durch die halbe Grafschaft Sponheim und durch Lützelstein und † 1556. Nun kam Otto Heinrich der Großmüthige, der oben erwähnte Sohn Ruprechts des Tugendhaften, zur Regierung. Er beförderte die Reformation, verbesserte die Universität Heidelberg nach Melanchthons Plan und bereicherte die dortige Bibliothek mit vielen Handschriften. Bevor er zur Kur gelangte, besaß er das Herzogthum Neuburg, verlor dasselbe 1546 als schmalkaldisches Bundesglied, erhielt es aber 1552 wieder. Mit ihm starb 1559 Ludwigs III. des Bärtigen Nachkommenschaft aus. Seine Lande u. die Kur fielen darauf an die simmernsche Linie (s. unten), deren Haupt damals Friedrich III. der Fromme war. Derselbe entschied sich unter den damaligen Zänkereien der Reformirten und Lutheraner für die calvinische Lehre, forderte von seinen Unterthanen, daß auch sie diese Lehre annehmen sollten, besetzte die Fakultät zu Heidelberg mit reformirten Lehrern, ließ den heidelberger Katechismus verfassen, führte unter Mitwirkung von Olevianus 1569 die genfer Kirchenagende in seinem Lande ein und erregte dadurch große Streitigkeiten. Er vermehrte seine Lande mit Neuhausen und Sinzheim und † 1576. Ihm folgte sein Sohn, Ludwig VI. der Leichtfertige, der, an dem Hofe Otto Heinrichs zu Neuburg als Lutheraner erzogen und daher vom Vater nicht geliebt, bisher als Statthalter in der Oberpfalz die Einwohner derselben, die sich sämmtlich zu Luthers Lehre bekannten, gegen die Versuche seines Vaters, Calvinisten aus ihnen zu [illegible] nach Kräften beschützt hatte. Als Kurfürst verwies er in der Rheinpfalz die reformirten Beamten, Prediger und Schullehrer aus dem Lande. Aber bevor er die Umwandelung gänzlich vollenden konnte, † er 1583 und hinterließ die P. seinem 9jährigen Sohne, Friedrich IV. dem Aufrichtigen, dem er in seinem Testamente den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, den Herzog Ludwig von Würtemberg und den Landgrafen Ludwig von Hessen zu Vormündern bestimmt hatte. Aber Ludwigs Bruder und Friedrichs Oheim, der Pfalzgraf Johann Kasimir von Pfalz-Lautern, der nicht bloß für die Hugenotten in Frankreich, sondern auch für den zur reformirten Konfession übergegangenen Kurfürsten Gebhard von Köln gefochten hatte, kehrte sich an jenes Testament nicht und bemächtigte sich, auf die goldene Bulle sich stützend, der Regierung der Kurlande als Kurverweser und Vormund Friedrichs IV. allein, ließ diesen in der calvinischen Lehre erziehen, führte diese auch im Lande wieder ein und vertrieb die lutherischen Prediger. Als Johann Kasimir 1592 †, fiel das Fürstenthum Pfalz-Lautern an die Kurpfalz zurück. Zur Volljährigkeit fehlten Friedrich IV. noch 2 Monate, und Pfalzgraf Richard von Simmern, ein Lutheraner, begehrte nach den Satzungen der goldenen Bulle Kurverweser und Vormund zu werden. Aber Friedrich IV. trat die Regierung selbst an und fuhr auf der von seinem Pflegevater ihm vorgezeichneten Bahn rücksichtlich der Einführung der reformirten Lehre fort. In der Rheinpfalz fand er hierbei keinen Widerstand, aber in der Oberpfalz erhoben sich die Unterthanen zu offenem Aufruhr, und das Ende war, daß das Volk lutherisch blieb. Kurfürst Friedrich IV. erhob 1606 das Dorf Mannheim zur Stadt und versah es mit Befestigungen. Er war der vorzüglichste Beförderer und Stifter der evangelischen Union (1610), † aber unmittelbar nach der Stiftung derselben. Ihm folgte sein Sohn, Friedrich V., der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angetragene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Bayern, übertragen wurden. Der spanische Feldherr Spinola drang mit einem Heer in die Kurpfalz ein und eroberte sie größtentheils. Das Land litt unter den Greueln des Krieges unsäglich, und Mansfelds Siege und die Anstrengungen der übrigen Verbündeten Friedrichs, die P. von den Feinden zu befreien, vermehrten nur noch das Elend des Landes, welches nun der Schauplatz des Kriegs, aber nicht befreit wurde. Der spanische Feldherr Cordova eroberte Neustadt an der Hardt; Tilly überwältigte Heidelberg, ließ es 3 Tage lang plündern und entführte die Bibliothek. Die P. aber wurde bis zum westphälischen Frieden als erobertes Land behandelt. Friedrichs V. († 1632) Sohn, Karl Ludwig, erhielt auf kurze Zeit durch Schweden den größten Theil der P. zurück und suchte die Feinde aus dem übrigen zu vertreiben. Da er erst 15 Jahre alt war, so führte sein Oheim, Pfalzgraf Ludwig Philipp von Simmern, die Vormundschaft und Administration. Nach dem Treffen bei Nördlingen (1634) vertrieb der österreichische General Gallas den Kurfürsten

und seinen Vormund. Durch den westphälischen Frieden erhielt Karl Ludwig zwar die Kurpfalz verwüstet u. entvölkert zurück, auch gab man ihm eine neue, die achte, Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals P. im kurfürstlichen Kollegium gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Bayern. Doch wurde festgesetzt, daß, wenn der bayerische Mannsstamm erlöschen würde, P. wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Karl Ludwig suchte durch Sparsamkeit, Ordnung in den Finanzen, Herbeiziehung niederländischer und schweizerischer Einwanderer, Unterstützung des Landbaues, der Gewerbe, Beförderung gemeinnütziger Anstalten die Spuren der Verheerung zu tilgen. Bald aber kamen neue Drangsale über das Land. Bei den Kriegen des Kaisers und Reichs gegen Frankreich 1673—79 wollte letzteres den Kurfürsten zwingen, sich mit ihm zu verbinden, und als er dies nicht that, verwüstete ein französisches Heer die P. Nach dem Frieden zu Nymwegen aber drang Frankreich dem Kurfürsten noch eine Kriegssteuer von 150,000 Gulden ab und zog darauf beträchtliche Gebiete der P. durch die Reunionskammern ein. Karl Ludwig † 1680. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, **Karl**, der für des Landes Wohl nichts that, aber, da er kinderlos war, vor seinem Ende (1685) die reformirte Religion in seinem Lande durch einen Vertrag zu Schwäbisch-Hall mit seinem Nachfolger sicher zu stellen suchte. Da mit ihm die Linie Simmern erlosch, so fielen die Kur u. die dazu gehörigen Lande an **Zweibrücken-Neuburg** (s. unten), und zwar an den Pfalzgrafen **Philipp Wilhelm**, welcher bereits Jülich, Berg und Ravenna besaß, indem Wolfgang Wilhelm, sein Vater, durch Aussterben der Herzöge von Berg die Anwartschaft auf deren Erbe erhalten hatte. Dies hatte zu einem Erbfolgestreit mit **Brandenburg** geführt, in Folge dessen er, um die katholischen Mächte, namentlich den Kaiser, für sich zu gewinnen, katholisch geworden war. In der That hatte er jene Länder durch den Vertrag von Xanten 1614 erhalten, und dieser Vergleich war unter Philipp Wilhelm 1666 bestätigt worden. Als nun dieser 1685 dem Kurfürsten Karl in den Kurlanden nachfolgte, gerieth er wegen dieser neuen Erbschaft mit dem Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz und Lauterecк, welcher mit dem verstorbenen Kurfürsten Karl um einen Grad näher verwandt war, in einen Streit, der jedoch zu seinen Gunsten entschieden wurde, indem die Erbfolge in dem pfälzer Hause nicht nach dem Grade der Verwandtschaft, sondern nach dem Unterschiede der ältern oder jüngern Linie ging. Auch Ludwig XIV. von Frankreich machte Anspruch auf die Allodialverlassenschaft des Kurfürsten Karl Ludwig, da dessen Tochter, Charlotte Elisabeth, an den Herzog von Orleans vermählt war, und Ludwig XIV. zum Allodialvermögen auch Simmern, Lautern, Sponheim und viele andere Gebiete rechnete. Er überzog deshalb 1682 die P. mit Krieg und ließ sie schrecklich verwüsten. Zahlreiche Städte, z. B. Philippsburg, Frankenthal, Mannheim ꝛc., wurden in Schutthaufen verwandelt, Weinberge und Gärten verwüstet, das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg verbrannt. Kurfürst Philipp Wilhelm, der, obgleich eifriger Katholik, doch die Protestanten nicht bedrückte, † 1690 als Flüchtling zu Wien und hinterließ als Nachfolger seinen Sohn, **Johann Wilhelm**, dem er die Statthalterschaft in Jülich und Berg übertragen hatte. Dieser verlegte, da Heidelberg in Trümmern lag, den Hof nach Düsseldorf. Das Kriegselend der Kurpfalz dauerte bis zum ryswicker Frieden 1697 fort; an den Herzog von Orleans mußten 3 Millionen Scudi für seine Ansprüche gezahlt werden. Durch das Aussterben der veldenzischen Linie 1694 mit Leopold Ludwig gerieth Johann Wilhelm in einen Erbschaftsstreit mit Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld u. Pfalz-Sulzbach, welcher erst 1734 völlig verglichen wurde; er trug dabei Lauterecк, Veldenz u. Reimsberg davon. Im ryswicker Frieden hatte Frankreich zur Bedingung gemacht, daß in der P. die Aenderungen des öffentlichen Kultus geltend bleiben sollten, die es während der Jahre seines Besitzes eingeführt hatte. In Folge davon entstanden 1698 neue Ruhestörungen. Obgleich man auf einen Katholiken 2 Lutheraner und 3 Reformirte rechnete, so wollte doch die Regierung des katholischen Kurfürsten die katholische Kirche zur herrschenden erheben, und die Protestanten erlitten große Bedrückungen, bis sich Preußen und Braunschweig ins Mittel schlugen. Im J. 1705 kam es zu einem Vertrag, in welchem den Protestanten die Wählbarkeit zu öffentlichen Aemtern und den Reformirten besonders $^5/_7$ aller Kirchen in der P., den Lutherischen aber alle, die sie seit 1624 inne gehabt hatten, zugesichert wurden. Am spanischen Erbfolgekriege nahm der Kurfürst als Reichsstand u. Bundesgenosse des Kaisers Theil, wodurch sein Land besonders in den ersten Jahren des Kriegs sehr litt. Nach dem Frieden tilgte er bald die Spuren der Kriege in der P., die bei seinem Tode (1716) in der schönsten Blüthe stand. Als Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern geächtet ward, wurden dem Kurfürsten Johann Wilhelm die im 30jährigen Kriege der P. entzogene alte Kur und das Erztruchsessenamt und zugleich der Besitz der Oberpfalz wieder zugesprochen; aber der badener Friede 1714 entzog ihm diese Vortheile wieder. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, **Karl Philipp**, der den glänzenden Hofstaat seines prachtliebenden Vorgängers abschaffte, die lästige Accise und mehre andere drückende Abgaben aufhob, das Kameral- und Kriegs-, besonders aber das Steuerwesen in Ordnung brachte und die Schulden seines Vaters tilgte. Aber gleich nach seinem Regierungsantritt begann auf Antrieb der Jesuiten die Verfolgung der Protestanten aufs Neue; der Kurfürst zwang viele Familien zur Auswanderung und verbot sogar 1719 den heidelberger Katechismus, wurde aber von den evangelischen Ständen genöthigt, davon abzulassen. Weil die Reformirten in Heidelberg die dortige Hauptkirche den Katholiken nicht allein überlassen hatten, verlegte er 1720 seinen Hof nach Mannheim und baute das dortige Schloß. Er gerieth in mehrfache Streitigkeiten, namentlich mit Preußen wegen der Erbfolge in Jülich-Berg, das nach dem Tode des Kurfürsten, des letzten männlichen Zweigs der pfalz-neuburgischen Linie, an Preußen fallen sollte. König Friedrich II. von Preußen

entsagte endlich nach langen Verhandlungen unter Frankreichs Vermittelung im Vergleich vom 10. Febr. 1742 seinen Ansprüchen auf Jülich-Berg und erhielt dafür von Frankreich, Bayern und der P. die Garantie des eroberten Schlesiens. Da Karl Philipp am 31. December 1742 ohne männliche Erben †, so fiel die Kur an die pfalz-sulzbachische Linie, indem an deren Haupt, Karl Theodor, nun alle kurpfälzischen, jülichschen u. bergischen Lande übergingen. Unter diesem hochgebildeten Fürsten erreichte die Kurpfalz ihr goldenes Zeitalter; Wissenschaften und Künste, Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten, ein glänzender Hof ward, ohne das Land zu drücken, unterhalten, das Talent begünstigt. Im 7jährigen Kriege stellte die P. zwar ihr Kontingent gegen Preußen, hatte aber durch den Krieg unmittelbar nur wenig zu leiden. Als 1777 mit dem Kurfürsten Maximilian III. Joseph auch der bayerische Mannsstamm erlosch, wurden die bayerischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Kurpfalz trat, wie im westphälischen Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die 5. im kurfürstlichen Kollegium, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Im französischen Revolutionskriege besetzten die Franzosen den Theil der P. auf der linken Rheinseite; auch der auf der rechten Rheinseite gelegene Theil der P. litt sehr durch den Krieg, doch suchte Karl Theodor durch Unterhandlungen 1796 das Ungemach des Kriegs zu mildern. Da mit ihm 1799 die sulzbachische Linie erlosch, fielen die pfälzischen Lande mit Bayern an die letzte noch übrig gebliebene Linie, Zweibrücken-Birkenfeld, die anfangs den kleinsten Besitz gehabt hatte, aber alle andern Linien des pfälzischen Hauses überlebte und den größten Länderbesitz erhielt. Das Haupt derselben, Maximilian Joseph, seit 1795 Pfalzgraf von Zweibrücken-Birkenfeld und nun 1799 Kurfürst von Bayern und der P., mußte in Folge des lüneviller Friedens 1802 den auf der linken Rheinseite gelegenen Theil der P. an Frankreich abtreten, während der diesseitige Theil den Fürsten als Entschädigung zugesprochen wurde, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten; der letzte Theil von dem Herzogthum Berg aber wurde 1806 von Frankreich gegen Ansbach abgetreten, und die P. hört nun auf, ein selbstständiger Staat zu seyn.

Die neuburg-sulzbachische Linie wurde, wie erwähnt, von Ruprechts zweitem Sohn, Johann, gestiftet, bei dessen Tode 1448 Pfalz-Neuburg in Folge der großväterlichen Verordnung nicht an seinen Sohn Christoph kam, der inzwischen (1438) wegen seiner Mutter Sophie, einer dänischen Prinzessin, König von Dänemark geworden war und als solcher ebenfalls 1448 †, sondern an Kurpfalz zurückfiel. Ruprechts dritter Sohn, Stephan, wurde Stifter der zweibrücken-simmernschen Linie und brachte durch Heirath die Grafschaft Veldenz, sowie $^2/_3$ der vordern und die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim an sich. Er † 1459, und nun zerfielen die Lande der zweibrücken-simmernschen Linie in 2 Aeste: den eigentlichen simmernschen Stamm und den zweibrückenschen Stamm. Den eigentlichen simmernschen Stamm stiftete Stephans ältester Sohn, Friedrich der Hundsrücker. Diesem folgte 1480 sein Sohn, Johann I., diesem 1509 Johann II. und diesem 1557 Friedrich der Fromme, welcher von Otto Heinrich dem Großmüthigen 1559 als Friedrich III. die Kurpfalz erbte (s. oben). Er trat beim Antritte der Regierung der Kurpfalz Simmern an seinen Bruder Georg ab, der folglich die Linie Simmern fortführte, das Herzogthum Neuburg und die Hälfte der Grafschaft Sponheim Schulden halber an den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, Veldenz, Lauterecf und die Propstei Römigsberg an den Pfalzgrafen Ruprecht, die Grafschaft Lützelstein und die Stadt Trarbach aber an dessen Sohn, Johann Georg. Als Pfalzgraf Georg 1569 ohne Erben †, erhielt Simmern sein Bruder, Richard, der 1598 kinderlos †, und so wurde Simmern wieder mit der Kurlinie vereinigt. Den zweibrückenschen Stamm stiftete 1459 Stephans zweiter Sohn, Ludwig der Schwarze. Diesem folgte 1489 sein Sohn, Alexander, dessen 2 Söhne, Ludwig und Ruprecht, 1514 zwei Linien stifteten. Der Stifter der eigentlichen zweibrückenschen Linie war Ludwig, der in seinem Fürstenthume die lutherische Religion einführte und 1532 †. Sein Sohn und Nachfolger, Wolfgang, erhielt 1556 vom Kurfürsten Otto Heinrich das Herzogthum Neuburg und wegen früherer Schuldforderungen auch die halbe vordere Grafschaft Sponheim. Bei seinem Ableben 1569 wurde die ältere zweibrücken-neuburger Linie von seinem ältesten Sohn, Philipp Ludwig, gestiftet, welcher die an Nürnberg verpfändeten Aemter Hilpoltstein, Heideck und Allersberg einlöste und 1614 †. Er theilte sein Land wieder unter seine 2 Söhne. Der ältere, Wolfgang Wilhelm, führte die zweibrücken-neuburger Linie fort. Als 1609 der jülich-kleve-bergische Fürstenstamm erlosch, machte dieser Prinz wegen seiner Mutter, die eine Prinzessin dieses Hauses war, Ansprüche auf die Miterbschaft dieser Länder, entzweite sich deshalb mit Brandenburg, mit dem er die Erbschaft gemeinschaftlich angetreten hatte, und erhielt von dem Kurfürsten Joachim III. Friedrich von Brandenburg bei einem hierüber ausgebrochenen Zwist bei einem Gastmahl eine Ohrfeige. Um die Unterstützung des Herzogs Maximilian von Bayern und der Liga zur Durchführung eines Erbrechts zu erhalten, wurde er 1614 noch bei Lebzeiten seines Vaters katholisch, während die jüngern Brüder lutherisch blieben, und heirathete eine bayerische Prinzessin. Der Gram über diese Schritte zog seinem Vater 1614 den Tod zu. Im Jahre 1630 wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Brandenburg Kleve, die Grafschaft Mark und Ravenstein, Wolfgang Wilhelm aber Jülich und Berg erhielt. Letzterer hinterließ 1653 seinem einzigen Sohne, Philipp Wilhelm, die Regierung der pfalz-neuburgischen Lande. Dieser bestätigte durch einen neuen Erbvergleich von 1666 im Wesentlichen den von 1630 und folgte dem Kurfürsten Karl, als dieser 1685 †, auch in den Kurlanden nach (s. oben). August, der zweite Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig, stiftete 1614 die pfalz-

sulzbachische Linie, indessen sich sein älterer Bruder, Wolfgang Wilhelm, das Hoheitsrecht vorbehielt. Dieser wollte deshalb katholisch werden, auch die katholische Religion in Sulzbach einführen, was aber August nicht zuließ. Letzterer folgte Gustav Adolf auf seinem Zuge nach München und † auf einer Sendung nach Sachsen, wo er den Kurfürsten von dem Frieden mit dem Kaiser abhalten sollte, zu Windsheim. Ihm folgte sein Sohn, Christian August, der 1655 die katholische Religion annahm und nun von seinem Vetter, Philipp Wilhelm, die Landeshoheit über Sulzbach erhielt, aber seinen Unterthanen völlige Glaubensfreiheit sicherte. Ihm folgte 1708 sein Sohn, Theodor, der ebenfalls duldsam gegen die Protestanten war und 1732 †. Beide letztgenannten Regenten regierten zusammen 100 Jahre. Theodors Nachfolger, Johann Christian, brachte durch Heirath Bergen op Zoom an sein Haus u. † 1733. Sein Nachfolger, Karl Theodor, erbte 1742 die Kurpfalz und 1777 Bayern (s. oben.). Die jüngere zweibrückensche Linie wurde 1569 von Wolfgangs zweitem Sohne, Johann I., gestiftet, der 1594 † und 3 Söhne hinterließ, die wieder 3 Linien bildeten. Der ältere, Johann II., führte die jüngere zweibrückensche Linie fort. Zugleich führte er die Vormundschaft über Friedrich V., Kurfürsten von der P., legte aber 1613, bei dessen Mündigwerdung, die Regierung nieder und † 1635. Sein Sohn u. Nachfolger, Friedrich, gerieth mit dem Kurfürsten Friedrich V. in die Acht, erhielt sein Land erst 1648 im westphälischen Frieden wieder und schloß, da er 1661 †, ohne männliche Kinder zu hinterlassen, diese Linie. Johanns I. zweiter Sohn, Friedrich Kasimir, stiftete die landsbergische Linie und hinterließ 1645 seinem Sohne, Friedrich Ludwig, Landsberg und die Erbschaft seiner Mutter, einer Prinzessin von Oranien, Montfort in Burgund. Friedrich Ludwig erbte 1661 von seinem Vetter, Friedrich, Zweibrücken, verkaufte seine Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft dem Pfalzgrafen Philipp von Neuburg und † 1681 als der Letzte seines Stammes, indem alle seine zahlreichen Söhne, deren einem er die Regierung bereits übertragen hatte, vor ihm starben. Seine Besitzungen fielen an die von Johanns I. drittem Sohne, Johann Kasimir, gestiftete kleeburgische (schwedische) Linie. Dieser ging nach Schweden zum König Karl IX., heirathete 1615 dessen Tochter Katharina, Gustav Adolfs Schwester, und hinterließ, als er 1652 †, als Nachfolger seinen Sohn, Karl Gustav, der unter dem Namen der Pfalzgraf im 30jährigen Kriege schwedischer Generalissimus war u. nach Christinens Abdankung als Karl X. König von Schweden wurde. Er † 1660, nachdem er schon bei Lebzeiten sein deutsches Gebiet seinem jüngern Bruder, Adolf Johann, überlassen hatte, der es erhielt, sobald Karl den schwedischen Thron bestiegen hatte. Adolf Johann erbte 1681 auch Zweibrücken nach dem Aussterben der ältern Linie, erwehrte sich mit kräftiger Unterstützung von Seiten seines königlichen Bruders der Ansprüche der französischen Reunionskammern und † 1689. Mit seinem Sohn und Nachfolger, Gustav Samuel Leopold, der katholisch ward und 1731 †, erlosch die Linie Zweibrücken gänzlich, und ihr Gebiet fiel nun an Pfalz-Birkenfeld. Die von Wolfgangs drittem Sohne, Otto Heinrich, 1569 gestiftete sulzbacher Linie sollte nur mediat seyn und zu Neuburg gehören, erlosch aber schon 1604 mit Otto Heinrich, der keine männlichen Erben hinterließ. Die birkenfelsische Linie wurde von Wolfgangs jüngstem Sohne, Karl I., gestiftet, der nach des Vaters Testament sein Land nicht unmittelbar, sondern unter Abhängigkeit von Zweibrücken besitzen sollte, eine Verbindlichkeit, die indeß sein Bruder bald löste. Sein Sohn, Georg Wilhelm, der ihm 1620 folgte, benahm sich im 30jährigen Kriege mit vieler Klugheit. Ihm folgte 1669 sein Bruder, Karl Otto, diesem 1671 sein Enkel, Christian II., und diesem 1717—35 Christian III., dem nach dem Aussterben der vorigen Linien 1731 u. nach einem Vergleich mit Kurpfalz, das ebenfalls Anspruch auf die Erbschaft machte, 1733 ganz Zweibrücken (mit Ausnahme eines abgetretenen Amts) zufiel. Sein 1722 geborener Sohn, Christian IV., folgte ihm 1734 unter Vormundschaft seiner Mutter, wurde 1758 katholisch und † 1775. Ihn beerbte sein Neffe, Karl August II. Christian, und diesen 1795 sein Sohn, Maximilian Joseph. Dieser vereinigte 1799 nach Karl Theodors Tode das ganze Erbe des wittelsbacher Stammes. Ein Seitenzweig dieser Linie war das Herzogthum Bischweiler, dessen erster Pfalzgraf Christian I., Karls jüngster Sohn, war. Er † 1654, worauf sein Sohn und Nachfolger, Christian II., durch seine Verheirathung mit Katharina Agathe, der Erbtochter des Grafen Johann Jakob von Rappoltstein, 1673 mehre in Elsaß, Lothringen rc. zerstreut gelegene Güter erhielt, worüber Frankreich die Souveränetätsrechte hatte. Nach dem Tode seines Bruders Karl Otto 1671 vereinigte er wieder Birkenfeld mit Bischweiler und † 1717, wo ihm sein Sohn, Christian III., folgte, der 1733 Zweibrücken wieder durch Erbschaft erhielt. Die veldenzer Linie gründete 1514 Alexanders zweiter Sohn, Ruprecht, der jedoch Veldenz nicht reichsunmittelbar, sondern als Apanage von seinem Bruder besaß. Ihm folgte 1544 sein Sohn, Johann Georg, der nicht nur von seinen Agnaten die Landeshoheit, sondern auch Sitz und Stimme auf dem Reichstage erlangte u. 1592 †. Sein Sohn, Georg Gustav, † 1634 (sein Bruder, Georg Johann, stiftete die Nebenlinie Pfalz-Lützelstein, die aber bereits 1654 mit ihm selbst wieder ausstarb), und mit dem Tode Georgs, des Sohnes von Gustav, erlosch 1684 die veldenzer Linie. Ruprechts vierter Sohn, Otto, stiftete 1410 die mosbacher Linie und erhielt Sinzheim und Mosbach, an welchem letztern Orte er residirte. Aber schon mit seinem Sohne, Albert, Bischof von Straßburg, erlosch diese Linie wieder. Vgl. Ludwig Häusser, Die Geschichte der rheinischen P., nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, 2 Bde., Heidelb. 1845.

Pfalzburg (Pfalzbourg), befestigte Stadt im französischen Departement Meurthe, östlich von Saarburg, auf einem hohen Felsen am Eingang der Defiléen in die Vogesen, zu welchem sie, den Paß von Zabern deckend, sowie zu Lothringen

den Schlüssel bildet, hat Infanterie- und Kavalleriekasernen, ein bedeutendes Fouragemagazin, ein Hospital u. 5000 Einw., welche vorzügliche Liqueurs und Kirschenwasser fabriciren. P. bildete ehemals ein Fürstenthum und gehörte zu Luxemburg, wurde aber im 14. Jahrhundert an die Bischöfe von Metz und von diesen bald darauf an die von Straßburg verpfändet. Die Herzöge von Lothringen rissen es im 16. Jahrhundert an sich und bauten daselbst ein festes Schloß. Ludwig XIV. entriß es ihnen u. ließ nach dem nymwegener Frieden durch Vauban eine starke Festung daselbst anlegen. Im Jahre 1718 trat der Herzog von Lothringen P. definitiv an Frankreich ab. Im Jahre 1814 wurde P. von den Verbündeten belagert und von den Badenern übergeben; 1815 wurde es von den Oesterreichern bloß beobachtet.

Pfalzgraf (Comes palatinus), ursprünglich der einer Pfalz (s. d.) vorgesetzte Beamte, der die Aufsicht darüber führte und zugleich Richter über einen gewissen Bezirk war. Jedes Herzogthum im deutschen Reich hatte einen P.en, u. alle P.en standen unter dem in der kaiserlichen Pfalz zu Aachen. Später waren nicht nur in den kaiserlichen Pfalzen, sondern auch in den Landgrafschaften und Grafschaften P.en, die statt des Kaisers im Reichsrathe saßen, den kaiserlichen Fiskus und die Regalien verwalteten, zuweilen auch Zoll und Gefälle erhoben und die beständigen Rathgeber der Herzöge, Land- oder Markgrafen in allen wichtigen Rechtssachen waren. Es gab damals P.en in Sachsen, Kärnthen, Burgund, am Rhein, in Schwaben, Hennegau, Holland, Seeland, Pfirt, Kyburg, Namur und Zütphen, die wie der Kaiser im Lande herumzogen u. Recht sprachen. Da es zweierlei Recht in Deutschland gab, das fränkische und sächsische, wurden auch zwei P.en besonders wichtig. Dies waren der P. am Rhein und der in Sachsen, von denen jener in den Ländern des fränkischen Rechts, dieser in denen des sächsischen Rechts Gericht hielt. Sie rissen nach und nach die erblich gewordenen Gebiete der übrigen erloschenen P.en an sich, wurden aus Beamten mächtige Fürsten, und ihre ursprüngliche Bedeutung wurde auf Andere übertragen. Da nämlich die großgewordenen P.en ihr Richteramt vernachlässigten, fühlten die Kaiser das Bedürfniß, andere Richter einzusetzen, die zwar auch P. (Hofpfalzgraf, Hofgraf, Comes palatinus caesarius, Palatii comes) genannt wurden, aber keine Ländereien erhielten u. ihr Amt nicht vererbten. Mit Errichtung der Reichsgerichte hörte ihr Amt auf, u. die Benennung P. war nur noch ein Titel, mit welchem die Ausübung gewisser kaiserlicher Reservatrechte verbunden war. Der Inbegriff dieser Rechte hieß Komitiv u. theilte sich in ein kleines Komitiv, das Recht, uneheliche Kinder (mit Ausnahme der Fürsten-, Grafen- und Freiherrenkinder) zu legitimiren, Minderjährige, Kirchen und Gemeinden, die verkürzt worden, in den vorigen Stand zu setzen, Baccalaureen, Licentiaten und Doktoren der Rechte und der Medicin, auch Magister der Philosophie zu kreiren, Poeten zu krönen, Notarien zu ernennen, bürgerliche Wappen zu verleihen, Vormünder und Kuratoren, Annehmung an Kindesstatt, Entlassung aus väterlicher Gewalt zu bestätigen, Altersdispensation zu ertheilen und den Minderjährigen Veräußerungen ihrer Güter und Vergleiche über Alimente zu bestätigen; und in das große Komitiv, das Recht, Edelleute u. Ritter zu kreiren, adelige Wappen zu ertheilen, P.en mit kleinem Komitiv zu ernennen ꝛc. Anfangs wurde die Würde eines P.en nur Großen (auf Lebenszeit) und angesehenen Korporationen (auf immer) ertheilt. So erhielt Graf Berthold von Henneberg 1310 mit der Fürstenwürde auch die Pfalzgrafenwürde, und fast alle Universitäten und einzelne Stadträthe, z. B. der leipziger, erhielten das Recht der Komitive; später aber wurden besonders bürgerliche Gelehrte (z. B. Petrarca), namentlich Rechtskundige, zu P.en mit kleinem Komitiv ernannt, bis endlich die gewöhnliche Pfalzgrafenwürde völlig käuflich und so häufig wurde, wie heut zu Tage ein Hofrathstitel, aber auch, da die meisten durch das Komitiv erlangten Rechte durch die Landesgesetze der einzelnen Staaten beschränkt wurden, ihren Werth verlor. Mit Errichtung des Rheinbundes und der Auflösung des deutschen Reichs erlosch die Pfalzgrafenwürde gänzlich.

Pfalzgrafenstein (Pfalz), Schloß, s. Kaub.

Pfalzgrafschaft, sonst badische Provinz, umfaßte einen Theil der ehemaligen Unterpfalz, Theile des Bisthums Speyer und einige schon früher zu Baden gehörige Orte und hatte 1803 28 □Meilen und 134,500 Einw.

Pfalzstädte, im Mittelalter Städte, wo die deutschen Kaiser Pfalzen oder Paläste hatten und daher auch Pfalzgrafen residirten. In den Ländern sächsischen Rechts waren Allstädt, Grona bei Göttingen, Merseburg, Wallhausen bei Sangerhausen, Werlatz in der Grafschaft Arenberg, für das letztere später Goslar, und Dornburg im Großherzogthum Weimar, in den Ländern fränkischen Rechts Aachen, Ingelheim, Speyer, Trebur ꝛc. die wichtigsten. Außerdem waren Altdorf bei Tübingen und Scheyern in Bayern P.; letztere ward später nach Wittelsbach verlegt u. Pfalz Wittelsbach genannt. Die rheinische oder fränkische Pfalz, zu welcher die oberrheinischen, unterrheinischen und fränkischen Provinzen gerechnet wurden, war theils zu Aachen, theils zu Nymwegen. Brandenburgische und böhmische P. gab es nicht, weil die deutschen Kaiser niemals in diesen Ländern residirten.

Pfand, jede Sache, die zur Sicherung eines Forderungsrechtes verwandt worden ist. Das P. setzt daher für seine Entstehung eine Forderung voraus und ist ohne solche undenkbar. Soll eine schon bestehende, oder eben erst entstandene Forderung durch ein Pfandrecht sicher gestellt werden, so geschieht dies entweder durch die Hingabe der zum P. bestimmten Sache in den Besitz des Gläubigers, welcher hiermit zugleich Pfandgläubiger wird, oder dadurch, daß die Sache selbst im Besitz des Schuldners verbleibt und dem Gläubiger nur eine bestimmte, in der Natur des Pfandrechts selbst liegende Befugniß über die Sache eingeräumt wird. Im erstern Falle nennt man das P. ein Faustpfand oder P. im eigentlichen Sinne, im letzteren eine Hypothek. Das Faustpfand ist daher das P. mit Besitz, die Hypothek das P. ohne Besitz. Eine weitere Unterscheidung des P.es

pflegt man nach der Art seiner Entstehung zu machen. Das Pfandrecht beruht nämlich entweder auf einer Privatwillkür, od. nicht (freiwilliges oder nothwendiges P.). Der erste Entstehungsgrund ist entweder Folge eines Vertrags (Konventionalpfand), oder eines Testaments. Der zweite beruht entweder in dem Ausspruch des Gerichts (gerichtliches od. Hülfspfand), oder in dem Gesetz selbst (gesetzliches P.). So gibt, in letzterer Beziehung, das Gesetz dem Hausvermiether oder dem Verpächter ein Pfandrecht an dem eingebrachten Mobiliar des Miethmannes oder an den auf dem Pachtgrundstück erzeugten Früchten, und zwar in der Weise, daß der Verpächter oder Vermiether kraft des Gesetzes befugt ist, bis zu erfolgter Bezahlung des Pacht- oder Miethgeldes das Mobiliar oder die Früchte zurückzuhalten und deren Auslieferung zu verweigern. Das Pfandrecht kann eben sowohl an einzelnen, individuell bestimmten Sachen (Specialpfand), als an einem Begriffsganzen, z. B. an sämmtlichen Immobilien oder an sämmtlichen Mobilien, welche ein Schuldner besitzt, an einer Viehheerde, einer Bibliothek, einem Waarenlager rc. (Generalpfand), oder endlich an einem Gesammtvermögen (Universalpfand) begründet werden. Ueberhaupt können alle und jede Sachen, wenn sie nur nicht dem bürgerlichen Verkehr ohnehin entzogen sind, zu Pfändern bestimmt und gebraucht werden, selbst solche, die noch nicht einmal vorhanden sind, also künftige, oder solche, die dem Verpfänder gar nicht eigenthümlich angehören, wenn sie nur nicht Eigenthum des Pfandgläubigers sind, und endlich auch unkörperliche Sachen, als Schuldforderungen, Servituten, der Nießbrauch, das Wohnungsrecht u. a. Alle diese Pfandrechte werden auf verschiedene, je nach der Bestimmung der verpfändeten Sache mögliche u. zweckgemäße Weisen geltend gemacht, wie z. B. ein verpfändetes Forderungsrecht entweder durch Ausklagung des Schuldners des Pfandschuldners, oder durch eine Uebertragung oder Veräußerung an einen Dritten veräußert wird. Sogar das Pfandrecht selbst kann verpfändet werden, und zwar mit der doppelten Wirkung, einmal, daß dem Pfandgläubiger die Forderung, wofür das verpfändete Pfandrecht eingeräumt ist, als P. dient, u. dann, daß dem Pfandgläubiger alle Rechtsmittel in Bezug auf die Verfolgung des P.es zustehen, wie dem Pfandschuldner selbst als Pfandgläubiger des Dritten. Diese Verpfändung eines Pfandrechts bezeichnet man mit dem Namen Subpignus (Afterpfand). Nicht verpfändet werden können: Sachen, die dem Verkehr nicht unterworfen sind; Sachen, über deren Eigenthum Streit geführt wird, so lange der Prozeß dauert; Fideikommisse; Realservituten ohne das Grundstück, dem sie zustehen; Dotalgrundstücke der Ehefrauen. Da mit dem Institut des Faustpfandes wegen der Leichtigkeit, das P. im Fall der Saumseligkeit des Schuldners veräußern zu können, vielfacher Mißbrauch im Verkehr und Handel getrieben und dasselbe namentlich zu wucherlichen Geschäften ganz besonders benutzt wurde, so hat das Recht, auf Pfänder zu leihen und das daraus folgende Recht der Pfandveräußerung geltend zu machen, in den Gesetzgebungen verschiedener Staaten wesentliche Beschränkungen erfahren. In den meisten Ländern ist das Leihen auf Pfänder an eine Koncession von Seiten der Regierungen geknüpft, in andern die Veräußerung des P.es an richterliche Mitwirkung gebunden worden. Mit Erfolg hat man jedoch nur da dem Pfänderunwesen gesteuert, wo man öffentliche Pfand-, Leih-, Versatz- oder Kreditanstalten unter öffentlicher Kontrole errichtet hat.

Das Pfandrecht (Pignus, Hypotheca) ist dasjenige dingliche Recht, sich aus einer fremden Sache für eine Forderung befriedigt zu machen, und setzt also eine Forderung, ein bereits bestehendes oder mit der Verpfändung zugleich eintretendes obligatorisches Verhältniß zwischen einem Berechtigten (Gläubiger) und einem Verpflichteten (Schuldner) voraus. Es entsteht entweder durch Vertrag und Testament (freiwilliges), oder durch gesetzlichen und richterlichen Ausspruch (nothwendiges) und begründet ein rücksichtlich einer Forderung in Bezug auf eine gewisse Sache zwischen zwei Personen, dem Berechtigten (Pfandgläubiger) u. Verpflichteten (Pfandschuldner), obschwebendes Rechtsverhältniß. Der Verpfänder oder Pfandschuldner haftet mit der verpfändeten Sache nicht bloß wegen der Hauptforderung, sondern auch wegen aller Nebenverbindlichkeiten, als Interessen, Zinsen, Schäden, Kosten rc. Dem Pfandgläubiger steht die Befugniß zu, das P. zu veräußern, falls die Forderung nicht zu rechter Zeit getilgt wird. Um die Veräußerung möglich machen zu können, ist dem Gläubiger als Recht der Pfandverfolgung eine dingliche Klage gegen jeden Besitzer der verpfändeten Sache auf Herausgabe derselben mit allem Zubehör gegeben, die sogenannte hypothekarische Klage; daneben gebührt dem Faustpfandgläubiger, d. h. dem Pfandgläubiger, welcher im Besitz des P.es ist, eine, aus dem Pfandvertrag selbst herzuleitende, Klage gegen den Pfandschuldner wegen Leistung der Gewähr, wegen der Verwendungen, etwaigen Schadens u. dgl. Wegen der Konkurrenz mehrer Pfandgläubiger an einem und demselben P. ist von besonderer Wichtigkeit der Zeitpunkt, von welchem an das Pfandrecht wirksam wird, denn ihre Vorzugsrechte auf das P. rangiren sich in der Regel nach dem Anfang ihres Pfandrechts. Dieser Anfangspunkt ist verschieden je nach dem Entstehungsgrund des Pfandrechtes. Bei dem vertragsmäßigen Pfandrecht beginnt das Recht mit dem Augenblick der Bestellung; bei dem testamentarischen wird nach den Grundsätzen über die bei Vermächtnissen beginnende Wirksamkeit des Testaments entschieden; bei dem richterlichen ist die Zeit des richterlichen Ausspruches maßgebend; bei dem gesetzlichen der Zeitpunkt, in welchem die vorausgehende Hauptverbindlichkeit entstanden ist, wie z. B. bei dem gesetzlichen Pfandrecht, welches der Ehefrau wegen Rückerstattung des Heirathsgutes an dem Vermögen ihres Ehemannes zusteht, der Zeitpunkt, wo das Heirathsgut dem Ehemanne zugebracht worden ist. In der Regel geht bei der Konkurrenz mehrer Pfandrechte das früher erworbene dem ältern vor; für gewisse Pfandrechte gibt es aber noch ein besonderes Privilegium, welches ihnen den Vorrang vor allen andern einräumt. Nach

dem Pandektenrecht steht ein allgemein gesetzliches Pfandrecht zu dem Fiskus wegen rückständiger Abgaben, Vertragsleistungen an dem ganzen Vermögen des Schuldners, sowie auch an dem Vermögen der Beamten und Administratoren rücksichtlich Dessen, was sie aus der Amtsführung und Administration schuldig sind; den unter Vormundschaft stehenden Personen an dem Vermögen ihres Vormundes; Kindern wegen ihres mütterlichen Vermögens an dem Vermögen des Vaters; der Ehefrau wegen des Heirathsgutes am Vermögen des Ehemannes; der Kirche am Vermögen ihres Erbzinsmannes, u. A.

Pfandbrief, Urkunde, durch die Jemandem irgend ein Grundstück zum Pfand für eine geliehene Summe eingesetzt wird.

Pfandbuch, Buch, in das bei einer Leihanstalt die eingebrachten Pfänder eingetragen werden; s. v. a. Hypothekenbuch.

Pfandgläubiger, derjenige Berechtigte, dem gegenüber einer zweiten Person (Pfandschuldner) wegen einer Forderung an dieselbe ein Sicherungsrecht durch Verpfändung einer Sache eingeräumt ist. Er hat das Recht der Pfandveräußerung für den Fall, daß er zur rechten Zeit gar nicht oder nicht gehörig befriedigt wird, und zum Zweck der Pfandverfolgung eine Klage auf Herausgabe des Pfandes gegen jeden Besitzer.

Pfandhaus, s. v. a. Leihhaus.

Pfandinhaber, s. v. a. Pfandgläubiger.

Pfandkoncessionist, Derjenige, welchem vermöge besonderer obrigkeitlichen Erlaubniß das ausschließliche Recht, gegen Pfänder zu leihen, zusteht.

Pfandnutzung (Antichresis), der zwischen dem Verpfänder und dem Pfandgläubiger abgeschlossene Vertrag, daß letzterer die Früchte einer ihm als Faustpfand gegebenen Sache statt der Zinsen genießen soll. Stillschweigend wird dieser Vertrag geschlossen, wenn dem Gläubiger eine Frucht tragende Sache als Pfand eingeräumt wird, in welchem Falle er auch ohne Verabredung von Zinsen die Früchte derselben zieht.

Pfandschein, die richterliche, schriftliche Erlaubniß, den Gegner auszupfänden; der für ein ausgelegtes Pfand ausgestellte Empfangsschein; s. v. a. Hypothekenschein; s. v. a. Pfandbrief.

Pfandschuldner, s. Pfandgläubiger und Pfand.

Pfandvertrag, derjenige Vertrag, wodurch ich einem Dritten wegen einer an mich ihm zustehenden Forderung ein Recht an einer Sache einräume, welches demselben gestattet, zu seiner Befriedigung die Sache zu veräußern.

Pfanne, rundes oder viereckiges Gefäß, das im Verhältniß zu seiner Weite nicht sehr tief ist und zu verschiedenen wirthschaftlichen Zwecken dient (Brat-, Brau-, Kohlen-, Mörtel-, Bett-, Leucht-, Kühl-, Siedepfanne); in der Anatomie (acetabulum) die an der äußern seitlichen Wand des Beckens (s. d.) befindliche Gelenkgrube, welche den Kopf des Oberschenkelknochens aufnimmt. Sie ist halbkugelförmig ausgehöhlt u. umschließt, wenn man den auf ihrem Rande befindlichen sehnigen Ring dazu rechnet, mehr als eine halbe Kugel, so daß der in ihr liegende Knochen schwer aus ihr heraustritt, aber, wenn er herausgetreten ist, schwer wieder in sie zurückgebracht werden kann. Ueber den zum Festhalten der Kugel in der P. mitwirkenden Luftdruck s. Atmosphäre.

Pfannenstein, s. v. a. Topfstein (s. d.); dann die feste Rinde, die sich an der Innenseite der Salzpfannen ansetzt und, wenn sie dicker wird, herausgeschlagen werden muß, besteht aus Kalk, Gyps, Glaubersalz und etwas Kochsalz und wird zur Glaubersalzfabrikation benutzt; auch die Kruste von kohlensaurem Kalk, welche sich aus kalkhaltigem Wasser beim Kochen in den Kochgeschirren ansetzt, was man dadurch zu verhindern sucht, daß man Kartoffeln zu dem Wasser gibt, Bodensatz von Rüb- oder Leinöl beimengt, die Kesselwände mit Talg oder Oel nach jeder Reinigung einschmiert, feinen Thon zum Wasser setzt, oder einen losen Boden innerhalb des Dampfkessels anbringt, auf dem sich der größte Theil des Wasserabsatzes sammelt.

Pfarrer (v. lat. parochus, pastor), geistlicher Beamter, dessen Funktion sich auf eine gewisse Kirchengemeinde beschränkt und mit der Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Sakramente den Vortrag der Religionswahrheiten, die nächste Aufsicht über die Gemeinde in kirchlicher Hinsicht, über das Kirchenvermögen und gewöhnlich auch die über die Orts- oder Gemeindeschulen begreift. Die amtliche Stellung des P.s bringt es daher mit sich, daß einestheils Niemand ohne sein Vorwissen und seine Genehmigung vor dessen Gemeinde predigen, die Messe lesen oder sonstige kirchliche oder gottesdienstliche Handlungen verrichten, anderntheils aber kein Eingepfarrter zu den Handlungen, hinsichtlich deren er an den Ortspfarrer gewiesen ist, eigenmächtig einen andern Geistlichen nehmen darf. Mitglied einer Pfarrgemeinde wird man durch das Domicil innerhalb eines einem P. angewiesenen Bezirks (Pfarrei). Die P. sind die alten Presbyteri (s. d.), nur mit Beziehung auf eine bestimmte Gemeinde, deren Seelsorge ihnen in der katholischen Kirche vom Bischofe ausschließlich und unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit, in der protestantischen dagegen vom Landesherrn anvertraut wird. Hinsichtlich der Rechte und Pflichten des Pfarramts, sowie hinsichtlich des Begriffs von Pfarrgemeinde stimmt das protestantische Kirchenrecht mit dem katholischen überein. Bei größern, zahlreichern Gemeinden sind zuweilen mehre Geistliche angestellt, welche bald als Diakonus, Archidiakonus und Pastor, bald als P. und Oberpfarrer unterschieden werden. Verschieden von diesen Nebengeistlichen sind die Gehülfen, welche mit den Kaplänen, und die Substituten, welche mit den Vikaren der katholischen Kirche gleichbedeutend sind. Zuweilen bilden die P. einer Stadt ein besonderes Kollegium, welches das Ministerium heißt und die Angelegenheiten der Seelsorge in Berathung zieht. Neben dem P. steht häufig ein Ausschuß der Gemeinde, der sogenannte Kirchenrath oder das Presbyterium, dessen Thätigkeit sich indeß in den meisten Ländern auf die Verwaltung des Kirchenvermögens beschränkt. In der ältesten Kirche bestand das Einkommen der P. lediglich in freiwilligen Gaben an solchen Din-

gen, deren sie gerade bedurften. Bald aber wurde es gebräuchlich, daß sie aus dem sich bildenden Kirchenvermögen fixe Einkünfte und nach Ausbreitung der christlichen Kirche unter heidnischen Völkern auch den Zehnten bezogen. Auch für Verrichtung der Kasualhandlungen wurde Bezahlung (Stolgebühren) gewöhnlich. Dazu kamen noch von Seiten der Landesherren Dotationen an Grundstücken und Zinsen. Dies im Allgemeinen die Quellen, aus denen noch heut zu Tage das Einkommen der P., besonders in protestantischen Ländern, fließt; wo sie nicht zureichen, kommen noch bestimmte jährliche Abgaben von Seiten der einzelnen Gemeindeglieder oder Zuschüsse aus Kommunal- und landesherrlichen Kassen hinzu. In den nordamerikanischen Freistaaten ist das Einkommen der P. meist nur kontraktmäßig und nur auf eine Reihe von Jahren festgesetzt.

Pfarrfrohne, Frohndienste, welche an manchen Orten die Eingepfarrten ihrem Pfarrer leisten müssen, z. B. zur Bestellung des Pfarrfeldes, zur Unterhaltung der Gebäulichkeiten &c.

Pfarrkirche, die Hauptkirche, bei welcher ein Pfarrer funktionirt, im Gegensatz zu Filialkirche; die Kirche unter mehren desselben Orts, worin Tauf-, Trau- und Abendmahlshandlungen vorgenommen werden.

Pfarrsubstitut, der Gehülfe, welcher einem an Verwaltung seines Amtes durch Krankheit, Altersschwäche oder zeitweilige Suspendirung gehinderten Pfarrer beigesetzt ist, um an seiner Statt die pfarramtlichen Geschäfte zu besorgen; er erhält dafür entweder eine bestimmte Summe, oder einen Theil, gewöhnlich ein Drittel des Pfarreinkommens.

Pfau (Pavo), Gattung der Hühnervögel mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kopf klein und befiedert, Schnabel gewölbt und etwas gebogen, Nasenlöcher frei, auf dem Scheitel eine Federkrone von längeren, fast fahnenlosen Federn, Gefieder des Männchens von außerordentlicher Pracht, des Weibchens von bescheidener Färbung, Deckfedern des Schwanzes beim Männchen sehr lang, am Ende verbreitert, mit Augenflecken versehen und zu einem Rade aufrichtbar, wobei der kurze, gewöhnlich gestaltete Schwanz mit als Stütze dient; Füße stark und beim Hahn gespornt. Es sind stolze und muthige Vögel, die sich aber leicht zähmen lassen und sich von denselben Dingen nähren wie die Haushühner. Ihr ursprüngliches Vaterland ist das südliche Asien, besonders Indien. Der gemeine P. (P. cristatus *L.*) hat einen zusammengedrückten, kurzen Federbusch, dessen Federn an der Spitze ausgebreitet sind. Der Hahn ist über 4 Fuß lang und mit einer Federkrone geziert, die aus 24 drei Zoll langen aufrechten Federn mit weißem Schaft und einer Fahne besteht, welche nur an der Spitze zusammenschließt, während sie unten bloß einzelne schwarzgrüne Bärte zeigt. Ueber und unter dem Auge läuft ein weißer Streifen, unter dem ein schwarzer kahler Fleck steht. Kopf, Hals und Oberbrust sind indigblau, violet und goldgrün schillernd, die schuppenförmigen Rückenfedern goldgrün mit Kupferglanz und schwarzem Rande. Die Steißfedern liegen dachziegelig übereinander, und die mittelsten sind 4½ Fuß lang, mit weißem Schaft, unten bloß einzelne, schwarzgrüne, kupferglänzende Bärte, an der Spitze dagegen die goldgrüne, dichtgeschlossene Fahne tragend, in der das Auge oder der Spiegel befindlich ist. Die Mitte desselben nimmt ein dunkelblauer bohnenförmiger Fleck ein, um welchen ein blaugrüner, goldglänzender, ein kupferfarbig goldglänzender und endlich ein grünlich goldfarbiger Kreis liegen. Die 18 Schwanzfedern sind graubraun und ihre unteren, flaumigen Deckfedern schwarzgrau. Unterbrust, Seiten, Bauch und After sind schwarz, grünglänzend, die Schulter- und kleinen Deckfedern hell rostbraun, mit schwarzen Bändern, die goldgrün schimmern, die mittleren himmelblau, mit grünem Goldglanze, die größeren nebst den Afterflügeln gelbroth, die großen Schwungfedern ebenfalls gelbroth, die übrigen schwärzlich, röthlich und grün gefleckt; die Schenkel sind rostgelb, die vorn geschuppten Füße graubraun, wie auch die Nägel, die Mittelzehe ist 4 Zoll, die hintere 1 Zoll 9 Linien, der dicke Sporn 9 Linien lang. Die Henne ist kleiner, am Kopf und am kürzeren Federbusch mit einigen grünen Punkten gezeichnet, an Hals und Brust grün, mit weißen Federspitzen auf der Brust, sonst aschgraubraun. Der wilde P. ist durchgängig reicher gefärbt; der Hals des Hahns ist mehr goldgrün, die kleinen Deckfedern der Flügel sind dunkelgrün mit goldfarbigem Saum, die mittleren dunkelblau, goldgrün gesäumt, die großen metallisch schwarzgrün mit breiten purpurbronzefarbigen Rändern, die mittleren und kleinen Schwungfedern bronzefarbig, grün gesäumt. Auch der Schweif ist prachtvoller. Die Henne hat eine Krone aus ganzfahnigen Federn von goldgrüner Farbe, einen eben so gefärbten Hals und grünen Bauch. Der weiße P. (P. albus *Buffon*), eine schwächliche, aber beständig gewordene Varietät, ist ganz weiß mit noch zu unterscheidenden Spiegeln am Schweif. Aus der Kreuzung weißer P.en mit dem gemeinen entstehen bunte P.en (P. varius *Buffon*), gewöhnlich mit weißen Backen, Flügeln und Bauch, sonst dem gemeinen P. gleich. Der P. lebt in Polygamie, und ein Hahn genügt für 6 Hennen. Die Henne legt in ein schlechtes Nest oder in aufgescharrte Erde bis 12 (wild bis 30) braungelbe, dunkelgefleckte Eier von der Größe der Gänseeier, aus denen nach 4 Wochen die gelblichen, wolligen Jungen kommen. Erst im dritten Jahre mit Eintritt der Reife erscheinen beim Hahn, der bisher mit der jungen Henne fast gleich gefärbt war, die langen Schwanzdeckfedern und die glänzenden Farben. Das wahre Vaterland der P.en ist Ostindien, wo er an den Ufern des Ganges noch wild gefunden und mit Vogelleim oder auch in Schlingen auf den Bäumen gefangen wird. Aus Indien kam er zuerst nach Westasien zu den Persern (daher pers. Vogel), und durch Alexander den Großen nach Griechenland, von wo er sich überall hin verbreitete, wohin die kaukasische Race ihre Kultur getragen, so daß er jetzt auch in Amerika, Südafrika und Neuholland heimisch geworden ist. Außerdem findet er sich auch in Tübet und halb verwildert auf den Bergen der Krimm, wo er selbst eine Kälte von —18° R. ertragen soll. Unangenehm ist seine Stimme, die er besonders bei Witterungswechsel erhebt. Der Nutzen des P.en ist nicht erheblich. Nur die Jun-

gen sind genießbar und galten bei den Römern für Leckerbissen. Diese trieben besonderen Luxus mit Hirn u. Zunge der P.en. Früher war der P., in seinem ganzen Schmucke aufgetragen, eines der kostbarsten Schaugerichte, über dem besonders die altfranzösischen Ritter bei wichtigen Angelegenheiten ihre Gelübde (**Pfauengelübde**) ablegten. Die Eier, die die Alten höher schätzten, als Hühnereier, sollen ungesund seyn. Die Federn dienen zu Putz und zu Fliegenwedeln, in China als Rangzeichen der Mandarinen. Früher webte man in einen Aufzug von Gold und Seide Pfauenfedern als Einschlag. Die Schäfte der Schweiffedern dienen noch zu Peitschenstöcken. Vorzugsweise hält man die P.en ihrer Schönheit wegen.

Pfau, südliches Sternbild zwischen dem Oktant, Paradiesvogel, südlichem Dreieck, Altar, astronomischem Fernrohr und dem Indianer, 9 Sterne 3. — 6. Größe.

Pfauenstein, ein früher gebräuchlicher irisirender Schmuckstein, der aus der Schloßgegend der Perlenmuschelschale verfertigt worden seyn soll. Noch Linné führt ihn unter dem Namen Androdamas od. Helmintholithus mytili margaritiferi cardinis viridis auf. Nach Karmarsch heißt er auch **Pfauenfeder** und ist das getrocknete und polirte Schloßband der Perlenmuschel (Meleagrina margaritifera *L.*).

Pfebe (Pepo), f. v. a. Kürbis.

Pfeddersheim (Pfedersheim), Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, Kreis Worms, an der Pfrim, mit Mauern, Thürmen u. Burgruinen, Friedensgericht, Steuereinnahme, Post, 3 Kirchen, Krankenhaus und 2030 Einw. P. ist sehr alt u. erhielt 1349 Stadtrechte. Im J. 1490 schlug hier Friedrich I. von der Pfalz seine Gegner unter dem Kurfürsten Diether von Mainz, und 1525 wurden hier die Bauern am Georgenberge besiegt, womit der Bauernkrieg beendigt ward.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, deutscher Dichter, den 28. Juni 1736 zu Kolmar geboren, bereitete sich in dem Gymnasium seiner Vaterstadt für die Universität vor und studirte seit 1751 zu Halle die Rechte, namentlich Staatsrecht, beschäftigte sich daneben aber auch mit Mathematik u. Naturlehre. Eine langwierige Augenkrankheit, durch häufige Nachtwachen herbeigeführt, nöthigte ihn, 1753 Halle zu verlassen. Nach einer ziemlich glücklichen Kur zu Dresden kehrte er nach dem Elsaß zurück, verlor aber im Sommer 1758 das Augenlicht gänzlich. Dennoch verheirathete er sich im folgenden Jahre, und eine glückliche Ehe und die ruhige Heiterkeit seines Gemüths erleichterten ihm sein hartes Loos. Ludwig XV. ertheilte ihm 1773 die Erlaubniß, eine Erziehungsanstalt unter dem Namen einer Militärschule für die protestantische Jugend anzulegen, die sich eines guten Fortgangs erfreute und schon nach wenigen Jahren zu einer „Académie militaire“ umgewandelt werden konnte. Die Revolution machte derselben ein Ende. Seitdem widmete er sich ausschließlich literarischen Studien. Nach Wiedereinrichtung der öffentlichen Lehranstalten in Frankreich war er Mitglied und Präsident der verschiedenen Kollegien, welche die Regierung zur Leitung des öffentlichen Unterrichts eingesetzt hatte; auch bekleidete er das Amt eines Dolmetschers und Uebersetzers der Präfektur und ward 1803 Präsident des neu errichteten protestantischen Konsistoriums zu Kolmar. Er † den 1. Mai 1809. P.s Muße ist eine durchaus freundliche und heitere; doch wußte er die menschlichen Unvollkommenheiten mit Schärfe darzustellen und durch Neuheit der Gedanken anzuziehen. Am glücklichsten war er in der Fabel und in der leichten versificirten Erzählung. Gesunder Verstand, Phantasie, kaustischer Witz und Begeisterung für alles Edle und Große mit einem leichten und gefälligen Gewande sind die Vorzüge, die seinen Fabeln vorzüglich nachzurühmen sind. Große Stärke besaß er auch im Epigramm. Seine prosaischen Erzählungen, gesammelt unter dem Titel „Prosaische Versuche“ (10 Thle., Tübingen 1810—13, mit einem Supplementband, das. 1820), sprechen P.s einfaches und kindliches Gemüth am reinsten und rührendsten aus. Eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke erschien Tübingen 1802—10, 10 Thle., 5. Aufl. 1817—20, 7 Bde. Vergl. Joh. Jak. **Rieder**, G. K. P., ein biographischer Versuch, Stuttgart 1820.

Pfeffer (Piper), Pflanzengattung aus der Familie der Piperaceen, meist Sträucher oder auch kleine Bäume in den heißen Ländern beider Welten, meist knotig, an den Knoten mit wechselnden breiten und rippigen Blättern und walzigen, dünnen Blüthenkolben, klettern an Bäumen hinauf und schlagen Wurzel von Knoten zu Knoten. Blätter und Früchte sind bei den meisten Arten gewürzhaft. Vom **Amalagopfeffer** (P. Amalago *L.*), einem Strauch auf Jamaica, mit runden, kahlen, an den Gelenken knotigen Aesten und kleinen, länglichen, gedrängt stehenden Beeren, gebraucht man in Jamaica die Blätter und jungen Triebe als zertheilende Mittel zu Umschlägen und zu aromatischen Bädern. Die Wurzel wirkt schweiß- und harntreibend und wird bei Stockungen im Unterleibe, daraus entstehender Wassersucht und bei Gicht, die Beeren aber wie der schwarze P. angewendet. Von dem **baumartigen** P. (P. arborescens *Roxb.*), einem Kletterstrauch auf den Molukken und Java, benutzt man die brennend scharfe Rinde äußerlich bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen, die zerquetschten Blätter bei Kopfschmerzen. Der **Betelpfeffer** (P. Betle *L.*), in Ostindien als Strauch häufig kultivirt, klettert hoch u. weit umher, hat stielrunde, gerillte, fingersdicke Aeste mit 3—4 Zoll langen Gelenkstücken, welche an den Gelenken wurzeln. Die brennend gewürzhaft und bitter schmeckenden frischen Blätter werden in ganz Südasien mit den Früchten der Arekapalme oder den Arekanüssen, oder auch mit andern zusammenziehenden Dingen, besonders mit Katechu und etwas Muschelkalk als ein Kaumittel (Betel) gebraucht, welches den Bewohnern jener Länder zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse geworden ist, weshalb man es, wie in Europa den Schnupftabak, in Büchsen bei sich trägt. Vom **citronblätterigen** P. (P. citrifolium *Lam.*), einem Baum in Brasilien und Cayenne, braucht man die Wurzel als schweiß- und harntreibendes Mittel, die Blätter zu Bädern und Umschlägen bei rheumatischen Leiden und die Beeren ähnlich dem schwarzen P. Der Ku-

bebenpfeffer (P. Cubeba *L. fil.*), ein Strauch, welcher auf Java wild wächst und häufig kultivirt wird, gibt die unter dem Namen Kubeben (Stiel-, Schwanz- oder Kubebenpfeffer, auch Schwindelkörner, Cubebae, Baccae s. Grana Cubebae, Semen Cubebarum) bekannten Früchte, deren Geschmack bitterlich-scharf, pfefferartig, gewürzhaft u. etwas kampherartig ist. Die ächten Kubeben sind trockene, kugelrunde, mit einem nach oben verdickten Stielchen versehene schwarze, oft braungraue, gleichsam mit einem fast aschgrauen Reif überzogene, außen runzelige Beeren von brennendem Geschmack, welche ein dickes ätherisches Oel, ein grünes, dickflüssiges, unangenehm riechendes, bitteres Harz, etwas braunes, trockenes Harz, bittern Extraktivstoff, Gummi u. Salze enthalten. Sie wirken ähnlich wie der schwarze P., nur milder u. mehr balsamisch, und werden besonders bei Gonorrhöe und weißem Fluß angewendet. Der lange P. (P. longum *L.*) ist ein hoher, zwischen den Gesträuchen auf den Bergen in Ostindien wild wachsender, aber auch häufig kultivirter Strauch mit hohem Stengel und oval-kugeligen, blaßbraunen Samen. Ehedem waren die unreifen Fruchtkolben als langer P. (P. longum, Fructus piperis longi, Macropiper) officinell und wurden ähnlich wie der schwarze P. gebraucht. Man benutzt sie zuweilen noch wie die Paradieskörner, um schlechtem Essig Schärfe zu geben. Die Abkochung davon gibt Fliegengift. Reif in Wasser eingeweicht gähren sie und geben einen scharfen Branntwein. Der Awapfeffer (P. methysticum *Forst.*) ist ein etwa 6 Fuß hoher Strauch auf den Gesellschafts-, Freundschafts- und Sandwichinseln, wo man ihn sorgfältig kultivirt, weil man aus der zerstoßenen oder gekaueten Wurzel mit Kokosmilch oder Wasser ein äußerst berauschendes, scharf und unangenehm schmeckendes Getränk bereitet, welches in Australien äußerst beliebt ist. Die Wurzel (Awawurzel, Radix Avae, Ava) wirkt kräftig schweißtreibend. Der schwarze P. (P. nigrum *L.*), die Stammpflanze des unter dem Namen P. allgemein bekannten Gewürzes, wächst wild bloß auf der Halbinsel diesseits des Ganges; von da ist er nach Hinterindien und auf die ostindischen Inseln gebracht worden, wo er bloß kultivirt angetroffen wird. Seine Kultur geschieht fast durchaus vermittelst der Stecklinge; die Pflanzen werden verschnitten, und da der Pfefferstrauch die Eigenheit hat, weder in seinem wilden, noch kultivirten Zustande Früchte zu bringen, so lange er auf der Erde hinkriecht, muß man dafür sorgen, daß er klettern kann, und pflanzt zu diesem Behufe Ableger der Arekapalme und anderer geeigneten Bäume auf die zum Pfefferbau bestimmten Beete. Die Quantität der Ernte nimmt zu, bis der Pfefferstrauch 14 Jahre alt ist; von da an geht seine Fruchtbarkeit rückwärts. Unbeschnitten würde der Strauch 20 Fuß hoch werden. Ein guter Strauch liefert jährlich 2—3 Pfund Beeren. Auf Sumatra fällt die große Ernte zwischen den Oktober und März, die kleine oder halbe zwischen den April und September. Die Ernte dauert lange, weil der Pfeffer 4 Monate zur Reife gebraucht. Man wartet nicht, bis die ganzen Kätzchen reif sind, sondern sammelt sie, sobald einige Beeren daran roth werden, in kleine Körbe, schüttet sie auf ein ebenes, reines, hartes Stück Land, oder auf Bastdecken und läßt sie an der Sonne trocknen. Während dem reibt man sie mit der Hand oder tritt sie, um die Beeren von den Kätzchen zu trennen, entfernt dann alles Fremde von den Körnern durch Schwingen in großen, flachen Sieben und bringt den P. in großen Gefäßen unter Dach. Er kommt in verschiedenen Sorten in den Handel. Der schwarze P. besteht aus den Beeren, die unreif getrocknet sind, wodurch sie schwarz und runzelig werden. Der Geruch dieses P.s ist eigenthümlich, der Geschmack brennend, scharf gewürzhaft. Im Innern sind die Körner häufig hohl. Die Güte des P.s gibt der aromatische Geruch und aromatisch-scharfe Geschmack an. Man unterscheidet schweren und leichten P.; von jenem sinken fast alle Körner im Wasser unter, von diesem fast keine. Außerdem benennt man in Europa die Sorten gewöhnlich nach den Zwischenhändlern und Stammorten; so hat man holländischen (schwer, voll, gemengt mit etwas zerbrochenem oder Abfall vom Pfefferstaub), englischen (eben so, nur gewöhnlich ohne Abfall), Goa (eben so, mit wenig Abfall), indischen (sehr runzelig, kleinkörnig, oft bloß aus dem getrockneten Fleische ohne Kern bestehend). Im europäischen Handel verkauft man den P. auch ganz oder in Körnern. Der schwarze P. wird mehr als Gewürz zum Hausgebrauch, denn als Arzneimittel benutzt; das in demselben enthaltene Piperin wird gegen Wechselfieber angewendet. Die besondere Eigenschaft des P.s, Feuchtigkeit an sich zu ziehen, diese gleichsam zu binden, benutzt man, um Gegenstände, welchen Feuchtigkeit schadet, zu konserviren, indem man diese in P. einpackt. Der weiße P. hat dieselbe Abstammung wie der schwarze, indem er aus den reifen, von der äußern Schale befreiten Beeren besteht. Man weicht die reifen rothen oder überreifen gelben Körner 14 Tage lang in Wasser, wodurch sie aufquellen und die äußere Schale zerreißt, worauf sie an der Sonne getrocknet und zwischen den Händen abgerieben werden. Der weiße P. ist etwas kleiner als der schwarze; die Körner sind glatt, graulichweiß, ins Gelbe, schmecken und riechen minder stark pfefferartig, als die schwarzen. Es gibt 2 Nebensorten: der gemeine wird in England aus trockenem schwarzen P. durch Einweichen in Seewasser und Urin bereitet und kommt am meisten in den europäischen Handel; weniger trifft man in diesem den ächten, wozu man in Indien die reifen und überreifen Beeren nimmt, sie etwa 14 Tage lang in Seewasser quellen läßt, bis das Fleisch aufspringt, worauf sie an der Sonne getrocknet und mit den Händen gerieben werden. Die wichtigsten Bestandtheile der Pfefferbeeren sind: das Piperin (s. d.), scharfes Fett, dem der P. seine Schärfe verdankt, Pfefferöl, Stärkmehl und Extraktivstoff. Unter allen Gewürzen des reichen Ostindiens ist der P. in Rücksicht auf die starke Produktion das wichtigste. Die Hauptbezugsorte sind auf der Küste Malabar, auf Sumatra, auf den Inseln der Straße von Malakka, besonders Pulo-Pinang und Bintang, auf der Halbinsel Malakka, auf der Ostküste des Meerbusens von Siam,

auf Borneo, außerdem Celebes, Java, Ceylon, Bourbon, Isle de France, Tabago und seit 1819 Cayenne. Zweite Bezugsorte des schwarzen holländischen P.s sind: Amsterdam und Rotterdam, des englischen: London, des Goa: Lissabon, des indischen: Isle de France, des weißen: Holland, England. Die gesammte Produktion beträgt nach Crawfurds Schätzung jährlich: für Sumatra, Westküste 20,000,000 Pfd., Sumatra, Ostküste 8,000,000 Pfd., Siam 8,000,000 Pfd., Malabar 4,000,000 Pfd., Halbinsel Malakka 3,733,333 Pfd., Inseln derselben 3,000,000 Pfd., Borneo 2,666,667 Pfd., in Summa 49,400,000 Pfd. Der Siriboapfeffer (P. Siriboa *L.*), ein hoch an Bäumen hinankletternder Strauch Ostindiens mit stielrunden, kahlen, langen Aesten, wird auf den indischen Inseln häufig kultivirt, indem man die Blätter, wie in andern Gegenden die von P. Betle *L.*, kaut. Vom dreihäusigen P. (P. trioicum *Roxb.*), einem Strauch in den Bergwäldern Vorderindiens, sind die ziemlich schwarzen Beeren noch besser als der schwarze P. und werden eben so benutzt. Vom doldenährigen P. (P. umbellatum *L.*), einem Halbstrauch in Südamerika, ist die Wurzel (Radix Pariparobo) ein kräftiges, die Thätigkeit des lymphatischen Systems steigerndes und die Ausscheidungen beförderndes Mittel.

Pfefferbeere, s. v. a. gemeiner Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*; s. v. a. schwarze Johannisbeere, Ribes nigrum *L.*

Pfefferfresser, Vogelgattung, s. Tukan.

Pfefferkraut, s. v. a. Saturei, Satureja hortensis *L.*; s. v. a. breitblätterige Kresse, Lepidium latifolium *L.*

Pfefferkuchen (Lebkuchen), Backwerk, in welches je nach seiner Feinheit verschiedene Gewürze, oft auch Pfeffer, hineinkommen; zu der gewöhnlicheren Sorte (braune P.) wird Syrup, zu der etwas besseren (Honigkuchen) Honig, zu der feinen (weiße P.) Zucker genommen. Die gewöhnlicheren Sorten werden aus Roggenmehl, die feineren aus Weizenmehl gebacken, mit Mandeln durchknetet und mit Citronat belegt. Sie kommen hauptsächlich von Nürnberg, Erlangen, Ulm, Nördlingen, Danzig, Thorn, aus Schlesien, in Frankreich von Metz, Verdun und Rheims.

Pfefferküste, s. v. a. Malabar.

Pfeffermünze, s. Mentha.

Pfeffermünzöl (Oleum menthae piperatae), Oel, welches aus der Pfeffermünze durch Destillation mit Wasser erhalten wird. Es ist weißgelblich, gelb, grünlich, von stark durchdringendem Geruch, brennendem, kampherartigem, beim Einathmen den Mund kühlendem Geschmack, anfangs ziemlich dünnflüssig, mit der Zeit sich verdickend. Durch Destillation von altem, gelblichem P. mit Wasser und kohlensaurem Kali erhält man zuerst Oel, dann krystallisirten Pfeffermünzkampher. Es röthet Lackmus nicht. 20 Pfund Kraut geben 4 Loth, nach Andern 6 Loth Oel. Als Arzneimittel wird es besonders zur Bereitung von Pfeffermünzplätzchen oder Zeltchen verwendet.

Pfeffernüsse (Nonnenbrod), kleines abgerundetes Backwerk, meist von der Größe einer halben Wallnuß, entweder aus Pfefferkuchenmasse, oder einem Teig, der aus Mehl, Eiern, dem Gelben der Citronenschalen, Pfeffer, Kardamomen (Marcipanmasse) zusammengesetzt und hart gebacken ist. Oft werden sie in einen Teig von gleicher Masse eingeschlagen und in viereckigen Platten abgebacken. Sie kommen von Nürnberg, Suhl, Offenbach 2c.

Pfefferrinde, deutsche, s. v. a. gemeiner Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*

Pfeffers (Pfäfers), Badeort im schweizerischen Kanton St. Gallen, in einer tiefen Schlucht (Taminenthal) auf der Westseite der Tamina, am Fuß eines steilen Bergabhangs, so gelegen, daß eine gegenüberstehende, 664 Fuß hohe östliche Felswand die Sonne nur in den Monaten Juli und August von 11—3 Uhr auf die Badegebäude fallen läßt. Früher ließ man sich an Säulen und Leitern in den Felsenschlund, auf dessen Boden der Strom brauste, hinab. Man leitete das Wasser auch außerhalb der Schlucht nach Ragaz. Dasselbe unterscheidet sich fast nur seiner Temperatur nach (an der Quelle 29,75°, im Badehaus 29,50° und in Ragaz 27,75° R.) von gewöhnlichem Quellwasser, wird aber wegen seiner Wirkungen den erdig-alkalischen Mineralquellen zugezählt. Oberhalb des Taminaschlundes liegt das gleichnamige Dorf und die im 8. Jahrhundert gestiftete, 1838 aufgehobene Benediktinerabtei P. Vergl. Kaiser, Die Heilquelle zu P. und Hof Ragaz, 3. Aufl., St. Gallen 1843.

Pfefferschwamm (Agaricus piperatus *L.*, Galorheus piperatus *Fries*, Pfefferpilz, weißer Kuhschwamm, Bitterling, Täubling, Herbling), Pilz mit starrem, trockenem, in der Mitte trichterförmig vertieftem, kahlem, weißem Hut u. kurzem, dickem, festem Strunk, findet sich häufig im Herbste in Wäldern, enthält eine weiße Milch und schmeckt scharf, pfefferartig, wird aber dennoch gegessen, von Andern für giftig erklärt, von Eichhörnchen begierig aufgesucht.

Pfeffikon (Pfäffikon), Marktflecken im schweizerischen Kanton Zürich, an der Nordspitze des kleinen, aber tiefen und fischreichen Pfeffikersee's, südöstlich von Zürich, hat viel Industrie und 3350 Einw. Im Jahre 1839 ging von hier der Aufstand aus, in welchem ein schnell elektrisirter Volkshaufe von einigen Tausenden am 6. September den Sturz der Regierung des Kantons Zürich bewirkte.

Pfeife, hohles, röhrenförmiges Werkzeug, sehr verschieden benutzt; ehemals jedes flötenartige Instrument von Holz; jetzt ein Instrument, das aus einer Röhre besteht, in welche über einem Kerne Luft geblasen wird, die gleich unter diesem Kerne theilweise wieder ausströmt, theils in den Röhrenkörper dringt und hier durch Schwingungen den Klang des ganzen Instruments modificirt. Diese P.n sind entweder klein, wie die Hunde- und Lockpfeifen der Jäger, die Signal-, Boots- u. Kinderpfeifen, oder größer und künstlicher gearbeitet und mit Tonlöchern, mittelst deren eine gewisse Reihe, gewöhnlich von 2 Oktaven, diatonischer Töne hervorgebracht werden kann, versehen. Diese Art von P.n ist die sogenannte Bloch- oder Plockpfeife. Auch die Orgelpfeifen gehören zu dieser künstlichen Gattung von P.n.

Pfeifen, das Hervorbringen eines Tons durch einfache Verengung der Lippen, dessen nur der Mensch durch die Biegsamkeit seiner Lippen und die Beweglichkeit seiner Zunge fähig ist. Indem durch schwächere oder stärkere Zusammenziehung beider Lippen in der Mitte eine größere oder geringere Oeffnung bleibt, wird ein höherer oder tieferer Ton im Umfang einer Oktave und darüber hervorgebracht, der durch Uebung zu großer Reinheit und einer gewissen Modulation gelangen kann, ohne jedoch den gefälligen Klang eines Blasinstruments je zu erreichen. Auch durch Einziehen der Luft kann ein P. bewirkt werden, doch von minderer Stärke, als durch Ausstoßen derselben. Mit dem Verlust der Vorderzähne geht das Vermögen dazu mehr oder minder verloren, dagegen kann durch Ansetzen gespannter u. harter Körper an die Lippen u. andere Kunstmittel der Schall bedeutend verstärkt werden.

Pfeifenholz, s. v. a. Salix Caprea *L.*; türkisches P., s. v. a. Viburnum Lantana *L.*

Pfeifenkopf, **Pfeifenspitze**, s. Tabakspfeife.

Pfeifenstrauch, s. v. a. Philadelphus coronarius *L.*; s. v. a. Syringa vulgaris *L.*

Pfeifenthon, die feinste Abänderung des reinen weißen oder grauen Thons, die sich weiß brennt und aus der die kölnischen Pfeifen gefertigt werden; s. Thonpfeifen.

Pfeifenwerk, s. Orgel.

Pfeifer (vom lat. pipare oder pipire, pipen, dem Laute junger Hühner und anderer Vögel), früherhin Bezeichnung derjenigen Spielleute, welche Blasinstrumente aller Art spielten, dann, besonders seit dem 14. Jahrhundert, der Musikanten im Allgemeinen. Als das Innungswesen in den Städten immer mehr Eingang fand, suchten auch die Spielleute durch engeres Aneinanderanschließen ihre bürgerliche Stellung zu heben, da sie noch im 13. Jahrhundert, wenigstens wenn sie ein Wanderleben führten, im Allgemeinen verachtet und mit den freien Männern nicht gleichberechtigt waren. In Paris scheint sich schon im 13. Jahrhundert eine solche Verbindung der Ménéstreux et Jongleurs gebildet zu haben, deren Vorsteher, der Roi des ménéstriers (später Roi des violons genannt), die Gerichtsbarkeit nicht allein über die Instrumentalisten u. Sänger, sondern auch über die Organisten, Tanzmeister und Komponisten beanspruchte. Auch in den Niederlanden finden sich schon im Laufe des 14. Jahrhunderts solche Musikerkorporationen, die nach ihren Hauptinstrumenten pipers, trumpeners ꝛc. genannt wurden und, größtentheils ansässig, im Dienste von Städten und Fürsten standen. In England war das Innungswesen der Musiker durch einen Erlaß König Eduards IV. 1469 begründet, nachdem schon vorher ein Herzog von Lancaster 1381 für einen König der Minstrels einen auf altes Herkommen sich berufenden Freibrief ausgestellt hatte. In Deutschland, wo sich die Verhältnisse der Spielleute ebenfalls im Laufe des 14. Jahrhunderts fester gestalteten, ward für Oesterreich ein besonderes Oberspielgrafenamt errichtet, dessen Vorsteher seinen Sitz in Wien hatte. Auch belehnten die Kaiser mehre Reichsstände mit der Gerichtsbarkeit über die Musiker bestimmter Gebiete, und jene übertrugen dieselbe dann besondern Pfeiferkönigen. Im Elsaß hatten die Grafen von Rappoltstein und später die Pfalzgrafen von Zweibrücken die Schutzherrlichkeit über die P., und es war die Ausübung der Musik, sowie der Unterricht in derselben ausschließlich den Mitgliedern der Innung vorbehalten. Dieselbe verwaltete ihre Angelegenheiten selbstständig und hielt an bestimmten Tagen und Orten (zu Altenthann, Rappoltsweiler, Bischweiler ꝛc.) jährlich feierliche Gerichtssitzungen (Pfeifertage), von denen Berufung nur an den Schutzherrn galt. Bald, besonders im 15. Jahrhundert, bildeten sich nach dem Muster dieser großen Landesinnungen auch die kleineren der sogenannten Stadtpfeifer, und zwar geschah dies meist in der Weise, daß die städtische Obrigkeit einen Musiker in Pflicht nahm, der dann wie andere Handwerksmeister Lehrlinge lernte und Gesellen hielt und mit diesen seinen Leuten für bestimmte Vergütung an Geld und Naturalien bei Kirchenmusiken, sowie zu gewissen Zeiten vom Thurme oder Rathhausbalkon herab musiciren mußte und außerdem auch berechtigt, sowie verpflichtet war, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Tänzen ꝛc. gegen Vergütung aufzuspielen. Dieses Pfeiferwesen mit seinen Abstufungen (Stadtpfeifer, Kunstpfeifer, Stadtpinkenist, Thürmer ꝛc.) erhielt sich bis zum Untergang des Zunftwesens, wo dann die städtischen Musikchöre daraus hervorgingen. Die elsassische Pfeiferinnung ging in der Revolution unter; das wiener Oberspielgrafenamt war bereits 1782 aufgehoben worden. In einigen Armeen ist der P. ein Soldat, der die Querpfeife spielt, mit den Tambours und Hornisten zu den Spielleuten gehörig.

Pfeifergericht (Judicium tibicinum), unter der ältern Reichsverfassung ein zu Frankfurt a. M. unter Pfeifen und Pauken zur Zeit der Herbstmesse gehegtes, mit einem Volksfeste verbundenes Gericht, wo die Deputirten der Städte Nürnberg, Worms und Altbamberg dem kaiserlichen Oberzolleinnehmer einen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, ein Paar weiße Handschuhe, ein weißes Stäbchen und einen Räderalbus in feierlicher Procession überreichten und die Bestätigung ihrer Meßprivilegien, namentlich Zollfreiheit erhielten. Diese Feierlichkeit hatte jedesmal am letzten Gerichtstag vor Mariä Geburt Statt. Sie erlosch mit der Auflösung des deutschen Reichs. Noch 1801 ließ sich die Stadt Worms ihre Zollfreiheit in Frankfurt unter dieser Form bestätigen. Vgl. Fries, Vom sogenannten P., Frankfurt 1752.

Pfeiffer, 1) Burkhard Wilhelm, Rechtsgelehrter und Staatsmann, den 7. Mai 1777 zu Kassel geboren, studirte anfangs Theologie, ging aber dann zur Rechtswissenschaft über und wurde 1799 Archivar bei der Regierung, 1803 Staatsanwalt und 1808 erster Substitut des Generalprokurators bei dem Appellationsgericht zu Kassel. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen ward er 1814 Regierungsrath und 1817 Appellationsgerichtsrath. Als solcher entschied er die Rechtsfrage, ob die von dem Könige von Westphalen auf verfassungsmäßigem Wege vorgenommene Veräußerung von Staatskapitalien

nach den Landesgesetzen gültig sey, bejahend und vertheidigte den Ausspruch des Appellationsgerichts in einer besondern Schrift, fand sich aber durch die mißlichen Verhältnisse, in welche ihn diese Schrift in Hessen brachte, 1820 bewogen, die Stelle eines Mitglieds des Appellationsgerichts in Lübeck anzunehmen, trat jedoch nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. wieder in sein Amt zu Kassel. Zum Abgeordneten für die Ständeversammlung und von dieser zum Präsidenten gewählt, wurde er wegen eines geringen Formfehlers verworfen, indessen von Neuem zum Deputirten gewählt. Nach Auflösung der Ständeversammlung 1832 wurde er Mitglied und Vorstand des bleibenden Ausschusses und stimmte für die von diesem erhobene erste Anklage gegen den Minister Hassenpflug. Letzterer rächte sich dadurch, daß er ihm die Genehmigung zum Eintritt in die nächste Ständeversammlung verweigerte u. mit Uebergehung P.s die Präsidentenstelle im Oberappellationsgerichte einem seiner jüngern Kollegen übertrug. Im Jahre 1843 pensionirt, arbeitete er nach Berufung des Märzministeriums von 1848 eifrig für die Realisation einer konstitutionell-monarchischen Staatsverfassung, bekämpfte nach Einführung des Ministeriums Hassenpflug im Febr. 1850 dieses aufs Lebhafteste u. suchte selbst nach Unterdrückung der Preßfreiheit die Rechtmäßigkeit der konstitutionellen Sache in Kurhessen, sowie des von der aufgelösten Ständeversammlung geleisteten Widerstands darzulegen in den Schriften „Der alte und der neue Bundestag" (Kassel 1851) und „Die Selbstständigkeit des Richteramts" (das. 1851). Er † den 4. Okt. 1852. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Vermischte Aufsätze über Gegenstände des römischen und deutschen Rechts" (Marburg 1802), „Ueber die Grenzen der Civilpatrimonialjurisdiktion" (Göttingen 1806), „Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht" (2 Bde., das. 1808), „Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Prozeßordnung Westphalens" (1. Bd., das. 1812), „Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten" (Göttingen 1816), „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft" (7 Bde., Hannover 1825—44), „Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatskapitalien" (das. 1824), „Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere" (2 Bde., das. 1826), „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen" (Kassel 1834), „Fingerzeige für deutsche Ständeversammlungen" (das. 1849).

2) Ida, geb. Reyer, berühmte Reisende, geboren den 15. Okt. 1797 zu Wien aus einer nicht unbemittelten Familie, zeigte früh einen lebhaften, willenskräftigen Geist u. Neigung zu männlichen Beschäftigungen und Vergnügungen, so daß sie sich in Knabenkleidern mit Knaben herumtummelte und deren Studien theilte. Im Jahre 1820 verheirathete sie sich mit dem Advokaten Pfeiffer, fand aber in der von ihr ohne Neigung geschlossenen Ehe weder Glück, noch Ruhe. Ihr ansehnliches väterliches Vermögen ging in dem unglücklichen Verhältnisse verloren, und sie trennte sich förmlich von ihrem Gatten, der in Galizien lebte, während sie ihren Aufenthalt in Wien nahm. Die Erziehung zweier Söhne überwachte sie so lange, bis dieselben sich für einen Beruf entschieden hatten und auf eigenen Füßen stehen konnten. Nachdem sie sich so ihrer häuslichen Pflichten entledigt, beschloß sie, dem dunkeln Drange ihrer Jugend, zu reisen und die Welt zu sehen, zu folgen. Ihre erste Reise hatte den Orient zum Ziel. Am 22. März 1842 reiste sie nach Konstantinopel und von da über Brussa, Beirut, Jaffa, Jerusalem, das todte Meer, Nazareth, Damascus, Baalbeck, den Libanon, Alexandria, Kairo, den Isthmus von Suez nach Aegypten u. über Sicilien, Neapel, Rom 2c. in die Heimath zurück, wo sie im Dec. 1842 wieder eintraf. Sie veröffentlichte hier: „Reise einer Wienerin in das heilige Land" (2 Bde., Wien 1843, 4. Aufl. 1856) und betrat hiermit die schriftstellerische Laufbahn. Der glückliche Ausgang dieser ersten Reise und der Erfolg des Werkchens, welcher ihr frische Geldmittel zuführte, erweckten bald größere Reisepläne in ihr. Ihren Blick auf Länder richtend, wo sich großartige Naturanschauungen darbieten, trat sie am 10. April 1845 eine Reise nach dem Norden an und landete nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen den 16. Mai an der Küste von Island. Sie durchreiste diese Insel nach allen Richtungen, besuchte den Geiser und die anderen heißen Quellen und erstieg mit großer Mühe und Gefahr den Hekla. Von Kopenhagen, wohin sie Ende Juli zurückgekehrt, begab sie sich nach Christiania, besuchte Tellemarken und ging von da über die schwedischen Seen nach Stockholm, wo sie sich einige Zeit aufhielt. Nachdem sie noch Upsala und die Eisenwerke von Danemora besucht, kehrte sie über Travemünde, Hamburg und Berlin nach Wien zurück, wo sie am 4. Okt. 1845 eintraf. Auch diese Reise beschrieb sie in dem Werk: „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island" (2 Bde., Pesth 1846), welches ebenfalls eine gute Aufnahme fand. Das Honorar für diese Schrift und der Erlös aus Naturalien, welche sie aus dem Norden mitgebracht hatte, bildeten die Grundlage zu einem neuen Reisefonds. Eine Reise um die Welt war ihr nächstes Ziel, dem sie mit aller Energie nachstrebte. Am 1. Mai 1846 verließ sie Wien, um sich zunächst nach Hamburg zu begeben, wo sie sich am 28. Juni auf einer kleinen dänischen Brigg nach Brasilien einschiffte. Durch widrige Winde und Windstillen aufgehalten, passirte das Schiff erst 4 Wochen später den Aequator und lief erst am 16. Sept. im Hafen von Rio Janeiro ein. Von hier aus unternahm sie Ausflüge in das Land und wäre auf einem derselben von einem entlaufenen Negersklaven fast ermordet worden. Nach verschiedenen Besuchen in den deutschen Kolonien Brasiliens, sowie bei den Indianerstämmen ging sie zu Anfang Dec. 1846 von Rio Janeiro aus wieder zur See, umschiffte am 3. Febr. 1847 das Kap Horn und erreichte am 2. Mai Valparaiso. Von hier aus schiffte sie durch den großen Ocean und kam Ende April nach Otaheiti, wo sie der Königin Pomare vorgestellt ward und Gelegenheit fand, die Sitten der Eingeborenen genauer zu beobachten. Von Otaheiti gelangte sie Anfang Juli

nach Macao und besuchte von da aus die Insel Hongkong und Kanton, wo sie aber, vom Pöbel insultirt, ihren Wanderungen bald ein Ziel setzen mußte. Nach einem kurzen Besuch auf Singapore langte sie Mitte Oktober auf der Küste von Ceylon an, durchstrich die Insel in allen Richtungen und besuchte auch Candy, die alte Hauptstadt im Innern derselben, sowie den berühmten Tempel Dahoga. Ende Oktober erreichte sie das Festland von Indien in Madras. In Kalkutta, wo sie sich länger aufhielt, fand sie in verschiedene Häuser vornehmer Indier Zutritt, sowie Gelegenheit, einer Tigerjagd u. der Verbrennung einer Wittwe beizuwohnen. Angelegentlich beschäftigte sie sich auch mit den Zuständen des englischen Missionswesens in Indien und scheute überhaupt keine Mühe und Gefahr, um sich über die Verhältnisse des Landes in jeder Hinsicht zu unterrichten. Sie fuhr zu diesem Behufe den Ganges hinauf bis nach Benares, sah die Ruinen von Sarnath und die späteren Schauplätze der indischen Rebellion: Allahabad, Khanpur, Futtipore und Delhi. Von hier aus ging sie über Indore nach Bombay, besichtigte die berühmten Felstempel von Adjunta und Ellora und besuchte auch die Inseln Elephanta und Salsette. Ende April 1848 ging sie wieder in See, um sich zunächst nach Persien zu wenden. Sie landete in Buschir und hatte die Absicht, Schiras, Ispahan, Teheran rc. zu besuchen, ward jedoch durch innere Unruhen und Räuberhorden hieran verhindert. Sie wandte sich daher nach Mesopotamien, ging aus dem persischen Meerbusen den Schat-el-Arab hinauf nach Bassora und von da nach Bagdad. Nach einem Ausfluge zu den Ruinen von Ctesiphon u. Babylon reiste sie mit einer Karawane durch die Wüste nach Mosul und den Ruinen von Ninive, sodann nach Urumia und Tebris. Diese Reise durch Mesopotamien und Persien war so mühe- und gefahrvoll, daß die eiserne Ausdauer und kräftige Natur der unternehmenden Frau dazu gehörte, den unsäglichen Beschwerden nicht zu erliegen. Von Tebris aus, wo sie dem Vicekönig Vali-Ahd vorgestellt ward und auch die Erlaubniß erhielt, dessen Harem zu besuchen, reiste sie am 11. Aug. 1848 wieder ab, um durch Armenien, Georgien u. Mingrelien über Eriwan, Tiflis und Kutais nach Redutkale zu pilgern. Sie berührte Anapa, dann Kertsch u. Sebastopol auf der Krimm und landete in Odessa, von wo sie über Konstantinopel, Griechenland, die jonischen Inseln und Triest nach Wien zurückkehrte, wo sie am 4. Nov. 1848 gerade nach der Einnahme der Stadt durch den Fürsten Windischgrätz eintraf. Sie hatte 2760 englische Meilen zu Land und 34,950 Seemeilen zu Schiffe zurückgelegt und brachte einen reichen Schatz von Naturalien aus allen von ihr durchwanderten Gegenden mit nach Hause, die sie an die bedeutendsten Museen Europa's verkaufte. Sie beschrieb diese Reise um die Welt, welche ihrem Namen auch in weiteren Kreisen Ruf verschaffte, in dem Werk: „Eine Frauenfahrt um die Welt" (3 Bde., Wien 1850), welches auch ins Französische und Englische übersetzt ward. Obwohl sie anfangs gesonnen war, sich nun zur Ruhe zu begeben, so faßte sie doch, sich in der Heimath nicht behaglich fühlend, nach Vollendung ihres Reisewerks den Entschluß zu einer zweiten Reise um die Welt. Ihre geringen Reisemittel wurden diesmal durch einen Beitrag von 1500 Gulden von der österreichischen Regierung vermehrt. Obgleich ihre Mittel zu einer Weltfahrt noch lange nicht ausreichten, so verließ sie doch, auf ihr Glück vertrauend, am 18. März 1851 Wien, um sich zunächst nach London zu begeben und daselbst die Gelegenheit des Weiterkommens abzuwarten. Sie scheint diesmal kein bestimmtes Reiseziel vor Augen gehabt zu haben; wenigstens schwankte sie, nachdem sie von London Ende Mai 1851 abgesegelt und am 11. Aug. in der Kapstadt angelangt war, ob sie sich in das Innere von Afrika, oder nach Australien wenden sollte. Da aber das Erstere für ihre Mittel zu kostspielig, das Letztere aber wegen mangelnder Reisegelegenheit nicht ausführbar war, so benutzte sie ein vom Kap nach Singapore gehendes Schiff, um diese Insel zum zweiten Male zu besuchen u. von da aus das Weitere dem günstigen Zufalle zu überlassen. Sie ging zunächst nach Borneo. Nachdem sie an der Westküste der Insel in Sarawak gelandet war, besuchte sie zuerst die von den Malayen unterjochten Dayaks, begab sich dann zu dem noch unabhängigen Stamm dieses Volkes, mitten unter die sogenannten Kopfjäger. Ihr Muth und ihre Kaltblütigkeit fanden sogar bei den Wilden Bewunderung. Sie erreichte unbelästigt Sintang u. setzte dann ihre Reise in westlicher Richtung nach Pontianek und den Diamantenminen von Landak fort, durch das freundliche Entgegenkommen der holländischen Offiziere und Beamten in ihrem Unternehmen sehr gefördert. Ende Mai 1852 kam sie in Batavia an, von wo sie verschiedene Fahrten in das Innere der Insel unternahm und auch den 9500 Fuß hohen Pangorango bestieg. Am 8. Juli trat sie ihre Fahrt nach Sumatra an. Von der Hauptstadt Padang aus drang sie in das Innere der Insel vor bis mitten unter die Battas, welche Menschenfresser sind und noch nie einen Europäer bei sich geduldet haben. Nur von einem einheimischen Führer begleitet, durchschritt sie zu Fuß die furchtbarste Wildniß, von Gefahren aller Art bedroht, und stand erst dann von weiterem Vordringen ab, als die Wilden ihr den Weg mit vorgehaltenen Speeren versperrten. Nur noch eine Tagereise von dem großen See Ayer-Tawar entfernt, mußte sie nach Padang zurückkehren (7. Okt. 1852). Nachdem sie darauf nochmals Java und Batavia besucht hatte, landete sie auf mehren der kleinen Sundainseln u. den Molukken (Banda, Amboina, Saparua, Ceram, Ternate), hielt sich einige Zeit bei den wilden Alfuren auf und schloß ihre Sundafahrten auf Celebes. Darauf segelte sie durch den großen Ocean nach Kalifornien und stieg am 27. Sept. 1853 zu San Francisco ans Land. Hier verweilte sie einige Zeit, besuchte die Goldwäschereien und kampirte in den Wigwams der Rogue-Riverindianer. Am Schluß des Jahres begab sie sich über Panama nach Peru, hielt sich einige Zeit in Lima auf, um Ausflüge in die Umgegend zu machen, wandte sich dann, von der Revolution verscheucht, nach dem Staate Ecuador u. brach im März 1854 von Guayaquil auf, um ganz in der Nähe des Chimborasso den Rücken der Kordilleren in der Höhe von 14—16,000 Fuß zu

übersteigen. Sie genoß hier das seltene Schauspiel eines Ausbruchs des Vulkans Cotopaxi und erreichte am 3. April Quito. Da sie hier nicht die zur Beschiffung des Amazonenstroms nöthige Unterstützung von Seiten der Regierung fand, mußte sie ihren Plan, auf diesem Wege an die Ostküste Amerika's zu gelangen, aufgeben und die beschwerliche Reise über die Kordilleren nach Guayaquil wieder zurück machen. Bei der Beschiffung des Flusses Guava wäre sie bei einem Fall aus dem Boote fast von Kaimans verschlungen worden. Ende Mai überschritt sie den Isthmus von Panama, ging dann den Mississippi hinauf bis Napoleon und wandte sich von da auf dem Arkansas nach Fort Smith hinauf. Am 14. Juli kam sie in St. Louis an, setzte dann ihre Reise nördlich fort nach St. Paul, den St. Anthonyfällen, wandte sich von da nach Chicago und gelangte in die großen Seen und zu den Niagarafällen. Nach einem Ausflug nach Canada und einem kurzen Aufenthalt in Newyork, Boston &c. traf sie am 21. Nov. 1854 in Liverpool ein. Auf dieser ganzen Reise hatten ihr die amerikanischen und holländischen Dampfschiffe freie Fahrt gewährt, eine Vergünstigung, die ihr kein englischer Dampfer zu Theil werden ließ. Nach einem Besuche auf der Azoreninsel San Miguel, wo einer ihrer Söhne lebte u. wo sie sich von Januar bis Ende Mai 1856 aufhielt, kehrte sie über Lissabon, Southampton und London nach Wien zurück. Ihre neue Schrift „Meine zweite Weltreise" (4 Bde., Wien 1856) wurde viel gelesen und auch wieder ins Englische, Holländische und Französische übersetzt. Warmes Interesse an der muthigen Frau nahmen besonders Alexander von Humboldt und Karl Ritter, auf deren Antrag sie auch zum Ehrenmitglied der berliner geographischen Gesellschaft ernannt ward. Der König von Preußen verlieh ihr die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst. Bald trug sie sich mit neuen Reiseplänen, und zwar richteten sich ihre Absichten jetzt auf die Insel Madagaskar. Im Mai 1856 verließ sie Wien, um sich über Berlin nach Paris zu begeben, wo sie zum Ehrenmitglied der geographischen Gesellschaft ernannt ward. Da sie hier in Erfahrung brachte, daß in Madagaskar eine grausame, den Europäern feindliche Königin herrsche, schiffte sie sich am 31. Aug. 1856 nach Indien ein, ließ sich aber, als sie in der Kapstadt ans Land stieg, von einem Franzosen, Namens Lambert, zur Fahrt nach Madagaskar bereden. In Tananarivo wurden die Reisenden bei ihrer Ankunft (7. Mai 1857) erst anscheinend freundlich empfangen, dann aber als Ruhestörer verhaftet und aus dem Lande gewiesen. Die erlittene brutale Behandlung hatte die Gesundheit der 60jährigen Frau vollständig untergraben; siech und gebrochen kam sie am 30. Mai 1858 in England u. am 12. Juni in Hamburg an, wo sie im Hospital 6 Wochen lang ärztlich behandelt ward. Auf Einladung einer Freundin begab sie sich dann nach Berlin und von da, von einer steten Unruhe getrieben, in ihre Heimath, wo sie am 28. Okt. 1858, in Folge einer Entartung der Leber bis zur Unkenntlichkeit eingeschrumpft und geraume Zeit vorher der Sprache beraubt, †. Sie ward am 30. Okt. unter Theilnahme vieler Notabilitäten auf den St.-Max-Friedhofe beerdigt. Sie ist auf ihren Reisen, auf denen sie über 150,000 Meilen zur See, gegen 20,000 englische Meilen zu Lande zurücklegte, in Gegenden vorgedrungen, welche vor ihr noch kein Europäer betreten hatte, und wenn ihre Berichte auch keine neuen wissenschaftlichen Resultate brachten, so verbreiteten sie doch über manchen dunkeln Punkt Licht, oder dienten wenigstens zur Feststellung früherer, oft divergirender Angaben.

3) Ludwig Georg Karl, deutscher Naturforscher, geboren den 4. Juli 1805 zu Kassel, Sohn von P. 1), studirte 1821—25 zu Göttingen und Marburg Medicin und widmete sich, nachdem er noch Berlin und Paris besucht hatte, seit 1826 in seiner Vaterstadt der ärztlichen Praxis. Neben derselben entwickelte er eine bedeutende literarische Thätigkeit, theils durch Uebersetzung ausländischer gediegener Arbeiten auf dem Gebiete der Medicin, theils durch Ausarbeitung eigner, wie des „Universalrepertorium der deutschen medicinisch-chirurgischen u. obstetricischen Journalistik" (2 Bde., Kassel 1833) und „Versuch über die Phlegonasia alba dolens" (Leipzig 1837). Im Jahre 1831 wirkte er in Polen als Stabsarzt erst zu Lazienki und zu Pomonsk, dann im großen Alexanderhospitale. Nach seiner Rückkehr wandte er sich vornehmlich naturhistorischen Studien zu u. gab eine „Enumeratio diagnostica cactearum hucusque cognitarum" (Berlin 1837) und eine „Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebenden Kakteen" (das. 1837), sowie „Abbildungen u. Beschreibungen blühender Kakteen" (2 Bde., Kassel 1843—50) heraus. Eine Frucht eines Aufenthalts in Cuba im Winter 1838—39 waren die „Symbolae ad historiam Heliceorum" (3 Thle., Kassel 1841—46), wozu Reisen nach Paris, sowie nach Ungarn, die krainer und kärnthner Alpen und in die Gegenden von Fiume und Triest 1840—43 noch reiche Beiträge lieferten. Sein Hauptwerk ist aber die treffliche „Monographia Heliceorum viventium" (2 Bde., Leipzig 1847—48; Supplementband 1853). Das Resultat eines Aufenthalts zu London 1851 war die „Monographia Pneumonopomorum viventium" (Kassel 1852). Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge für die von ihm mit Menke seit 1846 zu Kassel herausgegebene „Zeitschrift für Malakozoologie", die seit 1854 als „Malakozoologische Blätter" fortgesetzt wird. Auch um die Erforschung der Flora seines Vaterlands machte er sich verdient, besonders durch die mit Cassebeer bearbeitete „Uebersicht der kurhessischen Flora" (Kassel 1844) und die „Flora von Niederhessen und Münden" (2 Bde., das. 1847 bis 1854).

Pfeil (lat. Pilum), ein an einem Ende zugespitzter und mit einem mit Widerhaken versehenen Pfeileisen (Pfeilspitze), am andern Ende gewöhnlich mit 2 oder 4 Reihen Federn versehener leichter Stab, der vor Erfindung des Feuergewehrs und der Armbrust mit dem Bogen verschossen wurde und noch jetzt bei den wilden Völkern der außereuropäischen Welttheile und den halbwilden Asiaten gebräuchlich ist. Als Erfinder des P.s gelten die Kretenser. Die Hebräer hatten P.e von Rohr, die zuweilen vergiftet wa-

ren, und Brandpfeile. Auch die Griechen fertigten ihre P.e aus Rohr; die Römer hatten schon eiserne. Letztere scheinen auch bei den nordischen Völkern und in Deutschland seit den frühesten Zeiten allgemein verbreitet gewesen zu seyn, wie zahlreiche Auffindungen, namentlich in Gräbern, beweisen. Das Geschenk eines P.s von Apollo erhalten, war Ertheilung der Weissagung. Bei den nordischen Völkern war es (in Schweden noch im 8. Jahrhundert) Sitte, durch Zuschickung eines zerschnittenen P.s (Herör, Orf, Kasti, Kriegspfeil, Heerpfeil) den Krieg zu erklären, sowie durch denselben die streitbare Mannschaft zusammengerufen wurde (Pfeilesaufgebot, Pfeilesthing, Ovarbod). Zusammenhängend damit ist die bei diesen, besonders aber den germanischen Völkern herrschende Sitte, Sklaven durch Zuwerfung eines P.s frei u. waffenfähig zu machen.

Pfeil, kleines Sternbild auf der nördlichen Halbkugel, nordwärts über dem Adler in der Milchstraße, südlich vom Fuchs und der Gans, durch 4 Sterne 4. Größe gebildet. Es soll damit der P. verewigt worden seyn, womit Hercules Juno und Pluto verwundete, nach Andern der P., womit Hercules den Geier tödtete, der an der Leber des Prometheus fraß.

Pfeil, Wilhelm, forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geboren den 28. März 1783 zu Rammelsburg, wurde 1804 auf den Gütern der Prinzessin von Kurland in Niederschlesien zuerst als Forstassistent, dann als Förster und später als Oberförster angestellt. Als Kompagnieführer der Landwehr des grünberger Kreises wohnte er den Feldzügen von 1813 und 1814 bei, erhielt dann 1816 von dem Fürsten von Karolath die Verwaltung der zum Fürstenthum gehörigen Forste und 1821 das Lehramt der Forstwissenschaft an der neu errichteten Forstakademie in Berlin und zugleich eine Professur an der Universität. Für die praktische Bildung der Forstkandidaten errichtete er im Auftrag des Ministeriums 1824 die königlich preußische höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde und wurde k. Oberforstrath und Direktor dieser Anstalt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forste" (2 Bde., Züllichau 1816, umgearbeitet als „Neue vollständige Anleitung rc.", 3. Aufl., 5 Abtheil., Berlin 1838—45), „Grundsätze der Forstwissenschaft" (2 Bde., Züllichau 1822—23), „Die Befreiung der Wälder von Servituten" (das. 1822), „Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht" (4. Aufl., Leipz. 1851), „Anleitung zur Ablösung der Waldservituten rc." (2. Aufl., Berlin 1844) u. A. In Verbindung mit Anderen gibt er die „Kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft" (Leipzig 1820 ff.) heraus.

Pfeiler, frei oder an einer Wand stehende Stein- oder Mauerwerksmassen, die zur senkrechten Tragung einer verhältnißmäßig großen Last bestimmt sind. Dienen sie nicht dazu, eine senkrecht wirkende Last zu tragen, sondern an der Außenseite einer Mauer dem Seitendruck eines Gewölbes zu widerstreben, so heißen sie Strebepfeiler. Bei einer Brücke heißen die am Rande stehenden und gewöhnlich mit einer Ufer-(Futter-)mauer verbundenen Brückenpfeiler Landpfeiler. Werden bei der Gründung eines Gebäudes die P. nicht auf durchgehende zusammenhängende Mauern, sondern auf einzelne Mauertheile angewendet, so nennt man diese oft Grundpfeiler. Die freistehenden P. erhalten gewöhnlich einen Fuß (Pfeilerfuß) mit Sockel und Ablauf und ein Kapitäl mit mehren Gliedern. Eckpfeiler sind gleichseitige P. an der Ecke eines Gebäudes oder am Ende einer Pfeiler- oder Säulenreihe. P. werden gewöhnlich in der Bogen- und Gewölbarchitektur angewendet, Säulen dagegen im geradlinigen Baustyl. Bei Schwibbogen wird der Knauf des P.s gewöhnlich Kämpfer genannt. In der antiken Architektur stehen gewöhnlich den Säulen des Tempelportikus aus der Wand vorspringende P. gegenüber, die meist von denen der Säulen abweichende einfache Kapitäle haben. Diese Wandpfeiler nennt man gewöhnlicher Pilaster (s. d.).

Pfeilgift, s. Woorari.

Pfeilkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Sagittaria *L.*

Pfennig (Pfenning), ursprünglich s. v. a. Brakteaten, weil diese von ausgehöhlter Form, also Pfännchen ähnlich, waren; dann geringe Scheidemünze, nach den verschiedenen Zeiten und Ländern, in denen sie geprägt wurden, von verschiedenem Werthe. Vor dem 12. Jahrhundert prägte man aus der Mark feinen Silbers 320 P.e, wonach der P. also beinahe 2 Groschen werth war. Allmählig wurden die P.e aber viel leichter, so daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts 660, des 14. Jahrhunderts 960 und zu Anfang des 15. Jahrhunderts 1200—1400 auf die Mark feinen Silbers gingen. Der viele Kupferzusatz gab den P.en ein schwarzes Ansehen, und man unterschied deshalb weiße P.e (Wißpenning, Albus, Silberpfennige) und schwarze P.e (Kupferpfennige). Die ersten deutschen P.e in reinem Kupfer wurden 1494 geprägt, und dieser Gebrauch ward endlich allgemein. Man unterscheidet schwere und leichte (Kupferpfennige); von jenen gehen 288 auf den Thaler, von diesen 432. In Preußen und den nach preußischem Münzfuß ausprägenden Staaten sind 360 P.e = 1 Thlr., 12 = 1 Sgr., in Sachsen 300 = 1 Thlr., 10 = 1 Ngr., in Mecklenburg 24 = 1 gGr. P. bedeutet auch s. v. a. Geld im Allgemeinen, daher Beichtpfennig, Nothpfennig, Reisepfennig, Zehrpfennig rc. Als Handelsgewicht ist 1 P. = $\frac{1}{4}$ Quentchen = $\frac{1}{16}$ Loth = $\frac{1}{512}$ Pfund = 2 Heller; in manchen Gegenden beim Gold- und Silbergewicht 12 P.e = 1 Mark, 1 P. = $1\frac{1}{3}$ Loth oder 24 Groschen.

Pfennigkraut, s. v. a. Lysimachia *L.*

Pferch (Hordenschlag), die Einsperrung der Schafheerden über Nacht (zuweilen auch während der Mittagszeit) in einem Lattengehege (Pferchlager, Hordenlager) auf dem Felde, dient mittelst des während dieser Zeit abgesetzt werdenden Düngers zur Düngung des Bodens. Die Vortheile des Hordenschlags sind im Wesentlichen folgende: Man wird dadurch in den Stand gesetzt, entfernte Grundstücke mit Ersparung der Düngerfuhren und der Handarbeiten beim Auf- und Abladen und Ausbreiten des Düngers auf wenig kostspielige Weise zu bedüngen; dann wird

in stroh- und waldarmen Gegenden viel Einstreu durch das P. erspart; ferner wird dem Acker nicht durch unreinen Mist Unkrautsamen mitgetheilt, da bei dem P. eine rein animalische Düngung Statt findet; endlich ist der Pferdedünger sehr auflöslich und setzt durch seine baldige Wirkung das Düngerkapital schnell um. Die Pferchung muß jedoch immer verhältnißmäßig mit dem dazu verwendeten Boden weder zu stark, noch zu schwach seyn, da man sonst entweder zu wenig Wirkung verspüren, oder Lagerfrucht erzeugen würde, aus welchem Grunde man auch, neben dem Einfluß des bessern oder schlechtern Bodens, die längern oder kürzern Nächte rücksichtlich der Dungerzeugung in Anschlag bringen muß. Am besten wirkt der P., wenn auf gepflügtem, aufgelockertem Lande gehordet wird und dasselbe nicht zu lange ungepflügt liegen bleibt. Auch darf der P. nicht tief untergepflügt werden, damit er den Pflanzenwurzeln nicht zu weit entrückt werde. Vortheilhaft ist es, wenn der P. auf die Saatfurche kommt und bloß mit dem Samen zugleich untergeeggt wird. Am vortheilhaftesten wirkt der P. auf Kohl- und Oelgewächse, namentlich Sommerrübsen.

Pferd (Equus), Säugethiergattung aus der Ordnung Einhufer, welche bloß aus ihr selbst besteht, oben und unten mit 6 Vorderzähnen, kleinen, gewöhnlich nur beim Männchen sich vorfindenden Eckzähnen u. allenthalben 6 Backenzähnen (s. unten), verlängertem, zusammengedrücktem Kopf, breitem, kurz behaartem Maul, mit einem einzigen großen Hufe, der die Mittelzehe vorstellt und neben welchem sich unter der Haut die Rudimente der beiden äußern Zehen (Kastanien) zeigen, umkleideten Füßen, einer Mähne im Nacken, sonst kurzer Behaarung, mittelmäßigem, entweder aus langen Borstenhaaren bestehendem oder am Ende mit einer Quaste versehenem Schwanze und zwei Eutern zwischen den Hinterbeinen, schlanke, aber kräftig gebaute, in grasreichen Ebenen in Heerden lebende Thiere, welche sich durch Beißen und Ausschlagen mit den Hinterbeinen vertheidigen und von denen die ungestreiften in den Steppen und Wüsten Mittelasiens, die gestreiften dagegen in den Gebirgsländern Südafrika's zu Hause sind. Außer dem Pferd gehören hierher noch 6 lebende Arten: der Esel, der wilde Esel (Kulan), das Dschiggetai, das Zebra, das Quagga und das Tigerpferd (Onagga). Ueber den Esel s. d. Das Dschiggetai (Halbesel, E. hemionus *Pall.*), hinsichtlich der Größe zwischen Pferd u. Esel in der Mitte stehend, aber dem Pferde ähnlicher als letzterem, von hellbrauner Farbe (isabell) mit dunkler Mähne und Rückenlinie, kuhschwanzähnlichem Schweif mit Quaste, lebt in der Mongolei auf grasreichen Bergweiden truppweise umherschweifend, ist sehr schnellfüßig, läßt sich nicht zähmen und wird des Fleisches wegen gejagt. Es ist bis jetzt nur von Reisenden, zuerst genauer von Pallas 1772 beschrieben und noch nicht lebend nach Europa gebracht worden. Ueber das Zebra s. d. Das Quagga (E. Quagga *Gm.*), ebenfalls von pferdeähnlicher Gestalt, mit kurzer, aufgerichteter Mähne, an Kopf und Hals dunkelbraun, auf dem Rücken, den Schenkeln und dem Kreuz (Croupe) heller, an den Schenkeln röthlichgrau, am Unterleib, an der Innenseite der Schenkel und Füße weiß, auch mit weißem Schweife, bewohnt heerdenweise das südliche Afrika, ist schnell, stark und muthig, aber zähmbar und eignet sich seiner Gelehrigkeit wegen zum Hausthier, daher es im Kapland das Pferd allmählig verdrängen dürfte. Das Tigerpferd (E. festivus *Wagn.*, E. Burchelii *Gray*, Bergzebra, Dauw) ähnelt hinsichtlich der Gestalt dem Quagga, ist an allen obern Theilen isabellfarben und bis an die Schenkel mit schwarzen und braunen Querbändern gezeichnet, an allen untern weiß, mit weiß und schwarz gestreifter Mähne, lebt auf den Bergen Südafrika's, hat Lebensart und Naturell mit dem Zebra gemein und findet sich in Menagerien häufig zahm. Ueber die Bastarde von Pferd und Esel s. Maulthier und Maulesel.

Das eigentliche Pferd (E. caballus *L.*), mit langhaarigem Schwanze, kurzen aufrechten Ohren, fliegender Mähne, an allen 4 Füßen mit Daumwarzen, ist der Gesellschafter des Menschen auf der Jagd, im Kriege und beim Ackerbau, sowie bei mancherlei Künsten und Gewerben und wird am sorgfältigsten von allen Hausthieren behandelt. Das Männchen heißt Hengst, das verschnittene Wallach, das Weibchen Stute, das Junge Fohlen oder Füllen; ein schlechtes P. Mähre, Gaul, ein kleines Klepper. Das Geschrei des P.es heißt Wiehern. Als Gesellschafter des Menschen ist das P. jetzt fast über die ganze Erde verbreitet. Es verträgt jedes Klima außerhalb der Polarkreise, gedeiht aber am besten im gemäßigten wärmern Klima. In Mittelasien, vom Ural bis zum japanischen Meere findet man jetzt wilde, herrenlose P.e, von denen sich jedoch nicht nachweisen läßt, ob sie verwildert oder ursprünglich wild sind. Sie sind klein, dickköpfig, Mähne und Schwanz sind kurz, die Hufe hart, die Farbe ist grau, zuweilen graubraun, selten isabell oder schwarz. Sie gehen in Heerden von 15—20 Stück, welche von einem Hengste geführt werden, und verführen oft zahme, ihnen zu folgen. Alte sind ganz unbändig und selbst junge werden nur mit Mühe gezähmt. Auch in Südamerika gibt es verwilderte P.e in den Pampas (Grasebenen) um den Platastrom in unzähliger Menge. Als die Spanier nämlich 1537 Buenos-Ayres räumen mußten, sahen sie sich genöthigt, eine Anzahl von P.en, die sie aus Andalusien und Teneriffa mitgebracht hatten, zurückzulassen. Als sie 1580 zurückkamen, fanden sie schon große Heerden wilder, von jenen abstammender P.e vor. Diese haben sich nach und nach so vermehrt, daß sie oft in Heerden von 10,000 Stück herumschweifen. Die Einwohner fangen sie mit dem Lasso und dem Bolas und stechen sie todt, um die Haut zu verkaufen. Die Farbe dieser P.e ist braun oder schwarz. Rio de la Plata allein führt jährlich cirka 15,000 getrocknete oder eingesalzene Pferdehäute aus. Selbst auf der Insel Sardinien, sowie auf der kleinen Insel Camargue am Ausfluß der Rhone sollen noch verwilderte P.e vorkommen. Klimatische Verhältnisse, Verschiedenheit der Nahrung, besonders aber größere oder geringere Sorgfalt in der Pflege und Kultur der P.e haben mannichfaltige Racen hervorgebracht, die sich zwar theils in der Gesammtform und im Habitus, theils durch einzelne hervorstechende Eigenschaften

deutlich genug von einander unterscheiden, aber ohne deshalb auf strenge wissenschaftliche Charaktere zurückgeführt werden zu können.

Die edlen asiatischen (arabischen) Racen sind im westlichen Asien und in Nordafrika einheimisch, von mittlerer Größe, mit aufgeworfenen Nüstern, feuersprühenden Augen, feinen Füßen, wenigen Haaren, sparsamen Mähnen, weit abstehendem, gebogenem, dünnem Schweif, hervortretenden Adern und Flechsen, hohen Hufen, zwar mager, aber muskulös, unermüdlich, kräftig, gelenk, die Ideale aller P.e. Das eigentliche arabische P. hat am Widerrist gewöhnlich 8 Fuß Höhe, einen mäßig starken Kopf, eine gerade Nase, große Augen, eine schmale Brust, ein vorstehendes Kreuz, einen schmächtigen Bauch, eine aufwärts gerichtete Schwanzwurzel, einen mittelmäßig starken Schweif, magere u. dünne Beine, eine feine Haut und glänzende Haare. Die Farbe ist häufig weiß oder grau, seltener braun. Die ganze Leibesgestalt ist leicht u. angenehm, mehr mager als voll, der Lauf schnell u. ausdauernd, das Naturell stolz u. feurig (s. Arabisches P. u. arabische Pferdezucht). Das berberisch-afrikanische P. ist fast eben so edel als das vorige und nur wenig von ihm unterschieden. Es wird in dem nördlichen Afrika und Nubien gezogen, am besten in Fez und Marokko, ist von Farbe meist grau, mit kleinem und feinem Kopf und dünner Mähne. Das persische P. kommt ebenfalls dem arabischen sehr nahe und ist fast noch schöner gebaut; es hat einen schlanken Hals, eine schmale Brust, spitzige Croupe, einen gut angesetzten Schweif, kleine Extremitäten und längliche Hüfte. Die Schimmel und weißgrauen sind vorherrschend. Dieses P. hat wohl den Stolz, aber nicht die Ausdauer des arabischen. Das tscherkessische P., nördlich vom Kaukasus, ist wahrscheinlich Blendrace von dem arabischen und persischen und sehr ausdauernd. Auch die P.e in Buchara und Khiwa sind schön, groß, schlank, feurig und äußerst dauerhaft. Das türkische P., ein Abkömmling von dem persischen und arabischen P.e, ist von gefälliger Form, mit breiter Brust, starkem, geradem Kopfe, ausgezeichnet durch Gewandtheit, Schnelligkeit und Ausdauer. Die ostindischen, chinesischen und japanischen P.e, die noch zu den asiatischen Racen gehören, sind klein und nicht schön.

Die nordischen (asiatischen und) europäischen Racen sind im Norden von Asien und Europa einheimisch, eher klein als groß, leicht, gelehrig, gute Läufer, vertragen sehr gut Strapazen und begnügen sich mit wenigem und schlechtem Futter. Das tatarische (mongolische) P. bildet den Uebergang von den edlen asiatischen zu den nordischen Racen, ist meist weder groß, noch schön, aber vortrefflich zum Reiten, schnell und ausdauernd. Der Kopf ist klein und leicht, der Hals lang, steif, die Schenkel sind hoch u. stark; das Kreuz ist abgeschliffen, der Schweif niedrig, die Hüfte lang, schmal, Brust und Bauch mager. Das russische P. ist dem vorigen sehr verwandt, nur noch unansehnlicher, kleiner und magerer, der Hals schlecht aufgesetzt und daher gerade ausstehend, der Kopf fast viereckig. Die besten sind die donischen Kosakenpferde, durch Vermischung mit türkischen P.en entstanden, öfters mit unförmlichen Mähnen und Weichselzöpfen, die bisweilen bis auf die Hufe herabhängen. Ihre Ausdauer ist bewunderungswürdig. Das polnische P., dem russischen nahe stehend, mehr klein als groß, hat einen ziemlich gut geformten Kopf, starke, meist hirschhälsige Ganaschen, einen starken, geraden Rücken, kurze, starke Lenden, eine schöne Croupe u. einen gut angesetzten Schweif. Es hat manche Unarten, stolpert leicht, wird leicht stätisch und kopfscheu, ist tückisch und boshaft, beißt und schlägt gern und wirft nicht gewandte Reiter ab. Dagegen hat es auch manche gute Eigenschaften, eine ungemeine Energie und Ausdauer und das Vermögen, selbst bei schlechtem und magerem Futter, ja sogar bei langem Hungern große Strapazen und Kälte auszuhalten, eine ungemeine Leichtigkeit im Laufe, viel Muth und Unerschrockenheit im Feuer, weshalb es sich vorzüglich zum Kriegsdienst für leichte Reiterei eignet. Das litthauische (finnische, schwedische, isländische) P., an den Küsten der Ostsee, besonders in Litthauen, Livland, Finnland, Schweden, auch in Norwegen und Island, ist sehr klein, auf den shetländischen Inseln und auf Oeland an Größe ein tüchtiges Schaf nicht bedeutend übertreffend, sonst den polnischen P.en ähnlich, aber ebenmäßiger, für seine Größe sehr ausdauernd, schnell laufend und kräftig, lange lebend, sehr steifhaarig u. daher gegen rauhes Klima gesichert.

Die westeuropäischen Racen sind groß, meist schön gestaltet, doch weniger ausdauernd, als die asiatischen und nordischen Racen. Das spanische P., auf der pyrenäischen Halbinsel, ist durch arabische Zuchtpferde sehr veredelt und ähnelt daher dieser Race; der Kopf ist groß, die Nase mäßig gekrümmt und spitzig, die Augen sind feurig, die Ganaschen schmal, die Ohren lang, der Hals ist stark, lang, aufrecht, die Mähne dick, die Brust breit, das Kreuz rund, die Füße sind gut geformt, die Farbe ist meist schwarz, die Haltung stolz, der Gang schön. Andalusien, Galicien und Asturien liefern die edelsten P.e dieser Race. Das neapolitanische P., in Unteritalien und auf Sicilien, ist durch arabische Zucht veredelt, dem spanischen ähnlich, jedoch weniger gelehrig und folgsam, im Gegentheil falsch, boshaft und widerspenstig, hochbeinig, mit fleischigem Hals und Widerrist, Ramskopfe, maulthierähnlicher Kruppe, stolz und kühn einherschreitend, weniger zum Reiten als zu Prachtzügen geeignet. Das englische P. kommt in 2 Unterarten vor. Das englische Schlagpferd ist friesischen Stammes, aber durch ausländische, zur Zucht verwendete Hengste veredelt worden; das englische Racepferd dagegen stammt von reinen arabischen Hengsten und den besten englischen Stuten ab, und man verlangt mindestens durch vier Generationen von Arabern oder von andern Bluthengsten besprungene Stuten, ehe man dem P.e den Namen Vollblutpferd, Blutpferd (Bloodhorse) ertheilt. Diese Race ähnelt daher der arabischen, ist aber größer und zärtlicher, der Kopf ist schön, oft zu lang, die Nase oft krumm, die Ohren sind steif und klein, der Hals ist wohl gebaut, oft aber zu dünn und langgestreckt, die Ganaschen sind ungebrochen und schwer, der Wi-

derrist ist mager, die Schultern sind leicht, der Rücken ist gerade, der Leib langgestreckt und hinten dünn, die Beine sind hoch, der Schweif ist gut angesetzt. Diese P.e haben einen festen, gewissen Schritt und sind sehr geschwind, dabei aber wild und scheu. Die edelsten sind die Wettrenner. Das ungarische P. ist zum Theil mit dem türkischen verwandt, hat einen etwas schweren Kopf, enge Nasenlöcher, einen langen Leib, aber gute Schenkel und ist ausdauernd bei karger Nahrung. Das französische P., nicht ausgezeichnet, ist dem friesischen ähnlich. Das deutsche P. findet sich ächt nur in Norddeutschland, an den Küsten der Nord- und Ostsee; im ganzen deutschen Binnenlande sind mit mehr oder weniger Glück Stutereien und Landgestüte errichtet worden, die Mischlinge der verschiedensten Abstammung erziehen. Zum reinen deutschen Stamme können noch gezählt werden: das friesische P., in Westphalen, Friesland und Nordholland, groß und stark, mit schwerem Kopfe, kurzem Halse, breitem Rücken, gespaltenem Kreuze, niedrig angesetztem Schweif, starken, gerundeten und dicht mit Haaren besetzten Schenkeln, groben und platten Hufen, daher nicht schön, aber ein guter Arbeiter, muthig, auch zu Kutschpferden, vorzüglich in Frankreich, gesucht, fast alle Rappen; das brabantische (niederländische, flamländische) P., von dem friesischen P.e wenig unterschieden, aber nicht so dauerhaft; das holsteinische P., durch englische P.e veredelt, meist mit Ramskopf, gut gebautem Vordertheil, meist abschüssigem, gespaltenem Kreuze und niedrig angesetztem Schwanze, meist mit sogenannten Kuhfüßen und platten Hufen, sehr groß, deshalb zu Kürassier- und Kutschpferden gesucht, doch vielen Krankheiten ausgesetzt und nicht ausdauernd; das mecklenburgische P., die schönste und edelste deutsche Race, ausgezeichnet durch wohl und ebenmäßig geformten Körper, wohlgebildeten Kopf mit weit geöffneten Nüstern, starken, mehr kurzen als langen Hals mit zarter Mähne, breite Brust, starke und kräftige Schultern, etwas zu tief eingebogenen Rücken, festen und gemessenen Schritt, gelehrig und zutraulich, ohne Falschheit und Tücke, und bis ins hohe Alter brauchbar und besonders zu Reit- und Kutschpferden gesucht. Außerdem werden noch zu den deutschen Racen, wiewohl uneigentlich, gezählt: das dänische P., vorzüglich auf Seeland und in Jütland, dem holsteinischen sehr ähnlich, mit vollem Körper, großem Kopf, dickem Hals, starken Schultern, breiter Brust, schmalem Kreuz, von mittlerem Wuchs, dient vorzüglich als Kavalleriepferd und zum Zug, ist gelassen, aber wenig gelenkig; das preußische P., sich schon dem polnischen nähernd, mit schönem Kopf, gut angesetzten Ohren, lebhaften Augen, langem, proportionirtem Hals, hohem Widerrist, geradem Rücken, runder Croupe, gut angesetztem Schweif, hohlen Kniekehlen, hochbeinig, aufwärtsstehend, langgefesselt; das Sennerpferd, in der Senne im Lippe-Detmoldischen, groß, schön, dauerhaft. Das gemeine italienische P. hat einen schweren Kopf, ein Eselskreuz, einen Hängebauch u. engen Huf. Das korsische u. sardinische P. ist klein, schnell, wild, in den Gebirgen weidend; dient als [illegible]pferd. Vgl. Jösey, Beiträge zur Kenntniß und Beurtheilung der Pferderacen, Weimar 1845; Froriep, die Pferde-Racen, das. 1845.

Die Farben der P.e sind bekanntlich sehr verschieden. Die verschiedenfarbigen P.e kann man in solche mit einfarbigem und gemischtem Haar theilen und diese wieder in mehre Untergattungen zerfällen. Zu den P.en mit einfarbigem Haar gehören die weißen (meist Kakerlaken), die gelben (Isabellen), die Füchse, die braunen, die grauen und die Rappen, jede Farbe mit verschiedenen Nüancirungen; zu den P.en mit gemischtem Haar, wo nämlich die Haare von zwei oder mehr Farben und mit einander gemischt sind, eine Farbe aber stets die Grundfarbe bildet: die Schimmel (Grund weiß, mit eingemischten dunklen Haaren und schwarzer Epidermis, die Falben (Haare roth, gelb und etwas weiß und weißlichblau gemischt), die stichelfarbenen (Grundfarbe dunkel, mit eingemischten weißen Haaren), die Schecken (mit großen, dunkeln Flecken auf weißem Grunde) und die Tiger (mit kleinen über den Körper gesprengten Flecken), jede Art ebenfalls in verschiedenen Nüancirungen vorkommend. Abzeichen kommen fast bei allen Farben vor und geben deshalb keinen Eintheilungsgrund ab. Sehr oft sind die Extremitäten, d. h. nicht nur die Füße, sondern auch die Mähne, der Schweif und das Maul, von anderer Farbe, als das übrige P. P.e mit weißen Füßen heißen Weißfüße; ein P. hat Hermelinfüße, wenn die weißen Füße mit schwärzlichen Flecken gesprenkelt sind; Kreuzfüße, wenn nicht alle vier Füße, sondern nur zwei über das Kreuz von anderer Farbe sind; ist gekrönt, wenn das Abzeichen eine weiße Krone, ganz oder halb, innen oder außen, bildet; halbgefesselt, wenn die weißen Haare bis auf die Mitte des Fußes reichen; gefesselt, wenn sie bis zur Köthe reichen; halbgestiefelt, wenn sie bis über die Köthe und bis zur Mitte des Schienbeins gehen; gestiefelt, wenn sie bis zum Knie und Sprunggelenk reichen; hochgestiefelt, wenn die Abzeichen an den Füßen bis oberhalb der Kniee reichen. Andere Abzeichen sind der Fleck, einige weiße Haare auf der Stirn; das Blümchen, das Flämmchen und die Flocke, ein verschieden gestalteter weißer Fleck an der Stirn; der Stern, wenn dieser Fleck besonders schön, groß und regelmäßig ist; der Ringstern, ein weißer Fleck mit Haaren von der Hauptfarbe in der Mitte; der Bläßenstern, ein nach unten spitziger Stern, der bis auf die Nase reicht; die Bläße, wenn sich der weiße Fleck die ganze Nase herabzieht, nach Umständen breit, schmal, schief; die Schnippe, ein schmaler, weißer Strich auf der Nasenspitze &c. Auch der verschiedene Stand der Haare bildet besondere Abzeichen.

Das Alter eines P.es wird vorzüglich nach den Zähnen beurtheilt und erkannt. Der Hengst hat 40 Zähne, nämlich 12 schaufelförmige Vorderzähne (Schneide-, Raff-, Rabzähne), 4 längere u. spitzige Hundezähne (Hakenzähne) u. 24 Backenzähne (Stockzähne) mit Kronen. Der Stute fehlen die Hundezähne meist ganz, oder sie sind sehr kurz. Man pflegt bei der Bestimmung des Alters durch die Zähne drei Perioden zu unterscheiden. Die erste umfaßt das Wachsthum der Zähne des Füllens. Das Füllen bringt 12

Backenzähne, in jeder Kinnlade 3, mit auf die Welt; diese 12 Backenzähne u. die innerhalb der ersten 6 Monate hervorkommenden 12 Schneidezähne heißen Füllen- oder Milchzähne, sind bis zum Ende des 2. Jahres weiß, platt und kurz und ohne Furchen. Darauf brechen die bleibenden Backenzähne hervor; der vierte Backenzahn (zusammen also 4) im 9.—12. Monat, der fünfte im 2.—3. Jahre, der sechste im 4., zuweilen auch erst im 5. Jahre. Die zweite Periode umfaßt den Wechsel der Zähne. Das P. wechselt nämlich seine Schneidezähne und die 12 ersten Backenzähne u. bekommt statt dieser Milchzähne Roß- oder Pferdezähne. Nur der vierte, fünfte und sechste Backenzahn (im Ganzen also 12) werden nicht gewechselt. Mit dem 2. Jahre fallen die Milchbackenzähne, im 3. die 4 Vorderschneidezähne (Zangen), im 4. Jahre die 4 Mittelschneidezähne und die 4 zweiten Backenzähne, im 5. Jahre die Eckschneidezähne und die dritten Milchbackenzähne aus und werden ersetzt. Nachdem das P. sämmtliche Zähne gewechselt hat, hat es abgezahnt. Die dritte Periode umfaßt die Veränderungen der Pferdezähne. Sämmtliche gewechselten Vorderzähne sind gelblicher und breiter und zeigen das Alter des P.es bis in das 8. Jahr und darüber an. Sowohl die Füllen-, als die Pferdezähne sind nämlich auf der Oberflache in Form eines ovalen Trichters ausgehöhlt, so daß die Vertiefung bis auf $\frac{1}{3}$ der Krone des Zahns und noch tiefer herabreicht. Diese durch die Reste des Futters und andere sich dort sammelnde Unreinigkeiten schmutzigbraun aussehende Vertiefung heißt Bohne (Kern, Kennung, Kunde). Durch die dem P.e als pflanzenfressendem Thiere eigene Seitenbewegung der Kinnladen beim Kauen werden diese Vertiefungen der Oberfläche und mit ihnen die Zähne selbst abgenutzt, und zwar erfolgt dieses Abnutzen mit solcher Regelmäßigkeit, daß man das Alter der P.e ziemlich genau hiernach bestimmen kann. Mit $2\frac{1}{2}$ Jahren hat der Zahnwechsel bereits begonnen, und die Vorderzähne haben sich schon erneuert, die Mittel- und Eckzähne mehr und mehr abgenutzt. Mit $3\frac{1}{2}$ Jahren wechseln auch die Mittelzähne und die Eckzähne schleifen sich noch mehr ab; ebenso beginnen schon die Vorderzähne durch Reibung, besonders an der vordern Fläche, Masse zu verlieren. Mit $4\frac{1}{2}$ Jahren sind auch die Eckzähne gewechselt, die Vorderzähne schon bedeutend, die Mittelzähne etwas, besonders nach vorn, abgenutzt, die Kunde aber ist noch bei allen stark vorhanden. Mit 5 Jahren sind die Vorderzähne schon bedeutend, weniger die Mittelzähne, gar nicht die Eckzähne abgenutzt; alle aber haben noch die Kunde vollständig. Mit 6 Jahren ist die Kunde an den Vorderzähnen kaum noch bemerklich, wird in den bedeutend abgenutzten Mittelzähnen schon schwächer und tritt in den doch auch schon beschädigten Eckzähnen nur allein noch vollständig hervor. Mit 7 Jahren ist die Kunde an den Vorderzähnen ganz, an den Mittelzähnen beinahe verschwunden, an den Eckzähnen nimmt sie bedeutend ab. Mit 8 Jahren hat sie sich auch an den Mittelzähnen verloren und nur an den Eckzähnen ist sie noch in Form eines schmalen Striches bemerkbar. Mit 9 Jahren hat sie sich gänzlich verloren und das P. ist an derselben nicht mehr kenntlich. Dennoch kann ein geübter Pferdekenner auch jenseits des 9. Jahres noch, obschon unsicherer, das Alter des P.es nach den Zähnen bestimmen. Je mehr nämlich die Kunde verloren geht, desto mehr nehmen die Zähne die Form von Ovalen u. dann von sphärischen Dreiecken an, von denen die breite Seite nach außen, eine Spitze aber nach dem innern Munde zu steht. Ein anderes Kennzeichen geben die Hakenzähne ab, die bis zum 12. Jahre eine immer kleiner werdende, furchenähnliche Vertiefung haben, die im 13. Jahre völlig verwischt ist. Im 15. Jahre zeigt sich der weiße Kern des Hakenzahns, der nun von Jahr zu Jahr immer sichtbarer wird. Nach dem 20. Jahre rundet sich der vorher spitzige Hakenzahn völlig ab, und zugleich wird der Hakenzahn von Jahr zu Jahr länger. Ein anderes Kennzeichen hohen Alters sind die immer weniger vom Zahnfleisch bedeckten u. daher scheinbar länger werdenden Schneidezähne. Vgl. J. F. Chr. Dieterich, Anleitung, das Alter der P.e nach dem natürlichen Zahnwechsel und den Veränderungen der Zähne zu erkennen, Berlin 1824. Die Lebensdauer des P.es ist nicht genau zu bestimmen, da sie durch Anstrengungen aller Art u. andere äußere Ursachen bedeutend gekürzt wird. Jetzt sind selten P.e über 20—25 Jahre brauchbar u. bringen es fast nie höher, als auf 40 Jahre. Je härter die P.e in der Jugend gezogen wurden, desto dauerhafter werden sie.

Das P. hat Unterscheidungsvermögen für Nahrung, Wohnung, Raum, Zeit, Licht, Farbe, Form, für seine Familie, Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungs-, inneres Vorstellungsvermögen, Gedächtniß, Erinnerungskraft, Einbildungskraft, mannichfaltige Empfindungsfähigkeiten. Es fühlt sich von den Verhältnissen angenehm oder unangenehm berührt, ist der Zufriedenheit mit seinem gegebenen Verhältniß u. des Verlangens nach einem andern, der Affekte, ja selbst der Leidenschaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist groß und wird leicht in Geschicklichkeit umgewandelt, so daß es außerordentlich gelehrig ist. Es hat neben seinem Ortsgedächtniß, wodurch es ein wahres geographisches Thier ist, auch Zeitgedächtniß. Es lernt im Takte, d. h. im Augenblicksgefühl, gehen, trotten, galoppiren und tanzen. Es kennt auch die Zeitunterschiede im Großen; es weiß, ob es Morgen, Mittag oder Abend ist. Es ermangelt auch des Tonsinns nicht. Es liebt, wie der Krieger, den Trompetenton und scharrt freudig mit dem Vorderfuße, wenn dieser Ton als Zeichen zum Laufen im Wettrennen und zur Schlacht ertönt. Es kennt und versteht auch die Trommel und alle Töne, die mit seinem Muth und seiner Furcht in Verbindung stehen, aber eigentlich musikalischen Sinn hat es nicht. Es kennt den Kanonendonner; P.e, welche in Schlachten zerschossene Kameraden gesehen, hören ihn nicht gern. Schon der Knall der Peitsche treibt ein gutes P. Durch den Umgang mit guten Menschen wird das P. immer menschlicher, durch den mit bösen immer thierischer, bestialischer.

Am frühesten wurde das P. wohl zum Reiten

gebraucht. Ein Reitpferd muß mittelgroß, von gutem Maule, lebhaft und muthig und nicht störrig seyn. Das Pferdefleisch wird von den südlichen Polen, Kalmücken, Tataren und Negern an der Guineaküste genossen. Von jungen P.en genommen, ähnelt es dem Rindfleische, nur schmeckt es etwas süßlicher. In neuester Zeit haben sich an verschiedenen Orten in Deutschland Vereine (Hippophagenvereine) gebildet, um den Genuß des Pferdefleisches allgemeiner zu machen und in das Volk einzuführen; doch sind ihre Bemühungen bisher noch nicht erfolgreich gewesen. Die Pferdemilch wird von den Kalmücken und Tataren durch Gährung zur Bereitung eines geistigen Getränks (Kumiß, Kosmos, Araki) gebraucht. Die Vorderzähne dienen zum Glätten, die Backenzähne zu Hornarbeit und zu ausgelegten Sachen; das Kammfett wird gebraucht, um das Leder geschmeidig zu erhalten; die Pferdeblase dient zu Tabaksbeuteln, die Pferdehaut zu Sohlen- und Riemenleder; die Sehnen werden unter dem Namen Roßadern von Sattlern und Orgelbauern zu festen Binden gebraucht; die Pferdehaare finden vielfache Anwendung (s. Roßhaare); die Hufe dienen zu Horndreherarbeit, zu Berlinerblau, zu Düngung, zu Bereitung des Cämentstahls und flüchtigen Laugensalzes; der Pferdemist wird zur Düngung der Thon- und Lehmfelder, vorzüglich aber in Mistbeeten, bei der Bleiweißbereitung, auch wohl statt der Lohe bei Lohbeeten, bei Champignonserzeugung, ja selbst bei Futtermangel, mit etwas Mehl, Kleie oder Spreu vermischt, zu Futter des Hornviehs, der Schafe und Schweine benutzt. Die Stutenmilch (lac equinum) ist reich an Milchzucker; ehedem bediente man sich ihrer bisweilen als Nahrungsmittel bei Atrophie der Kinder. Das Blut von Hengsten gehörte in frühesten Zeiten zu den antiseptischen Mitteln, und die Hoden (equi testes) wurden für ein Aphrodisiacum gehalten. Sogar Pferdespath (lichenes equorum), verhärtete, kallöse Stellen an den Knieen und Hufen, wurde zerrieben und dann mit Essig gemischt innerlich gegen Epilepsie gegeben.

Als Schöpfer des P.es wird von den Griechen Poseidon genannt. Als einst Poseidon und Pallas um den Besitz von Attica stritten, entschied ein deshalb versammelter Götterrath, daß das Land Dem anheim fallen sollte, welcher demselben das nützlichste Produkt geschenkt haben würde. Poseidon stieß mit dem Dreizack in die Erde und sogleich entsprang das Roß; Pallas schuf den Oelbaum, der als segensreicher erkannt wurde. Die Erfindung, das P. zum Reiten 2c. zu benutzen, wird den Amazonen, Centauren, dem Castor, Bellerophon, auch dem Poseidon zugeschrieben. Den Zaum soll Athene dem Bellerophon im Traume gezeigt haben, um damit den Pegasus zu bändigen. Als Rosse höherer, selbst göttlicher Natur und Abkunft sind bekannt: Pegasus, die Roßsöhne des Boreas, die Rosse des Achilles (Balios und Xanthus), des Ares, Apollo, der Dioskuren. Aegypter und Kanaaniter kannten und trieben die Pferdezucht schon sehr früh und gebrauchten das P. auch im Kriege; die Israeliten erst seit David und Salomo. Den Persern waren die P.e, besonders die weißen, heilig. Sie wurden der Sonne geopfert, der sie geweiht waren und deren Wagen sie zogen. Bei den Germanen wurden weiße P.e, die nie in menschlicher Arbeit gewesen seyn durften, in heiligen Hainen erhalten, u. es ward deren Wiehern u. Schnauben, wenn sie den heiligen Wagen der Priester u. Fürsten zogen, beobachtet. Die Tenchterer, Cimbern, Thüringer u. Quaden betrieben die Pferdezucht. Auch im Mittelalter stand das Roß noch in hohem, wenn auch nicht mehr religiösem Ansehen. Die eigentliche Pferdezucht hat aber erst im vorigen Jahrhundert Fortschritte gemacht.

Die Pferdezucht begreift im weiteren Sinne alles auf die Natur, Behandlung und Nutzung des P.es Bezügliche, im engeren Sinne die Erzeugung und Aufzucht des P.es. Die Fortpflanzung der P.e geschieht entweder durch viele beisammen lebende und besonders dieses Zweckes wegen gehaltene Thiere (s. Gestüte), oder nur mittelst weniger P.e, die man zunächst anderer Zwecke halber hält (Hauszucht). Bei der von Menschen geleiteten Fortpflanzung der P.e hat man besonders auf Folgendes zu achten: auf passende Auswahl der Zuchtthiere zur beabsichtigten Nachzucht. Mag man durch inländische Thiere (Inzucht) eine bessere Nachzucht erzielen (Reinzucht), oder durch ausländische P.e (Kreuzung) die inländischen veredeln wollen (Veredelung), so müssen stets die zu verwendenden Zuchtthiere die Eigenschaften an sich haben, welche man von den Nachkommen wünscht. Nie darf zwischen dem Hengste und der Stute ein solches Mißverhältniß der Eigenschaften Statt finden, daß nur durch eine mögliche Verschmelzung derselben das erwünschte Mittel herauskäme; man paare daher nie einen hochbeinigen, langgehalsten 2c. Hengst mit einer kurzbeinigen, kurzhalsigen 2c. Stute, und so umgekehrt. Durch den Hengst werden die Eigenschaften am besten fortgepflanzt, daher man auch durch ihn fast ausschließlich veredelt. Will man irgend einen gewissen Schlag P.e ziehen oder veredeln, so muß man 5—7 Generationen hindurch veredelnd fortfahren, indem bis dahin die gewonnenen Hengste von der Paarung ausgeschlossen und nur die besten Stutenfohlen mit dem edlen Hengste gepaart werden. Die Produkte der edlen Paarung besitzen die Hälfte der Eigenschaften vom Vater u. der Mutter (Halbblutpferde), das Zweiterzeugte $^3/_4$ ($^3/_4$-Blutpferd), das Dritterzeugte $^7/_8$, das Viertererzeugte $^{15}/_{16}$, das Fünftererzeugte $^{31}/_{32}$ u. das Sechst- u. Siebenterzeugte alle Eigenschaften (Vollblutpferde) des Vaters. Von der 7. Generation an kann man durch Inzucht mehre Generationen hindurch fortpflanzen, worauf es aber wieder nöthig wird, von Neuem die Stuten mit einem fremden edlen Racehengst zu paaren (Auffrischen der Race) und damit einige Generationen hindurch fortzufahren. Zur Veredelung der P.e eignet sich am besten das arabische und englische, der leichten Kavallerie- und Artilleriepferde das englische, russische, polnische, ungarische und türkische, der Wagenpferde das normännische und neapolitanische, und der schweren Kavallerie- und Artilleriepferde das holländische, spanische, englische und ungarische P. Von einem guten Zuchthengste (Beschäler, Springhengst) verlangt man

folgende Haupteigenschaften: ächte Stammrace (seine Aeltern, Vorältern &c. müssen bis zu mehren Generationen hinauf von gleich edler Race seyn, und er selbst muß das Vermögen besitzen, seine guten Eigenschaften möglichst vollkommen auf seine Nachkommen überzutragen), Ebenmaß des ganzen Baues und der einzelnen Theile, Erbfehlerfreiheit, Dauerhaftigkeit, Beherztheit, Munterkeit, Gelehrigkeit, Geduld u. Gutwilligkeit, ein Alter weder unter 5 Jahren, noch über 16—18 Jahren, reine Farbe u. ebenmäßigen Bau. Ein gute Zuchtstute (Mutterpferd) soll angemessen groß, munter, sonst gesund und wohlgebaut, nicht unter 4 Jahren und nicht über 14—16—20 (je nach der edlen Race) Jahre alt seyn und ein weites Becken und gutes Euter haben. Der Geschlechtstrieb wird bei den Pferden im Frühjahr rege und hält bei der Stute, wo man ihn an dem öftern Pressen zum Harnen (wobei aber nur etwas gelber Schleim entleert wird), der Anschwellung der Lefzen und dem Trieb zum Reiben derselben an harten Gegenständen (Rossen, Rossigseyn) erkennt, 12—14 Tage, bei dem Hengste aber viel länger an. Das freie Beschälen, wo man in Gestüten den Hengst mit den Stuten zusammen läßt und auf 1 Hengst 25, 30, 40—50 Stuten rechnet, findet bei zahmen Gestüten und bei der Hauszucht kaum mehr Statt; man führt vielmehr in der Regel beide Geschlechter zusammen (Beschälen aus oder von der Hand). Hat man sich überzeugt, daß eine Stute tragend ist, so ist es nicht allein nöthig, dieselbe möglichst von andern P.en zu trennen, sondern man muß ihr auch angemessene Wartung, Pflege und Behandlung zukommen lassen. Am besten ist es, einer jeden in hohem Grade tragenden Stute einen eigenen Stallraum zu geben, in welchem sie unangebunden und unangehalftert frei umhergehen und sich auf eine daselbst befindliche reine, trockne und weiche Streu legen kann. Eingestallt erhält die Stute nur gut gewonnenes, wohlriechendes Heu, gutes Gersten-, Hafer-, Weizen- oder Roggenstroh und Hafer zur Nahrung; doch darf dieselbe nicht gemästet, wohl aber muß sie fleißig getränkt werden. Nach dem Abfüllen dürfen ihr nicht plötzlich viele u. stark nährende Nahrungsmittel gereicht, sondern sie muß fortwährend so genährt und gefüttert werden, wie sie es bis dahin gewohnt war. Erst dann darf sie bessere und mehr Nahrung erhalten, wenn keine Gefahr in Folge des Geburtsgeschäfts mehr zu befürchten ist und wenn das Füllen schon mehr Nahrung verlangt. Vor Allem aber muß jeder plötzliche Wechsel der Fütterung vermieden werden, weil dadurch große Nachtheile nicht allein für die Stute, sondern auch für das Füllen, z. B. Verfangen (Rehe), Entzündungen, Durchfälle &c., entstehen können. Bald nach der Geburt versucht das Füllen aufzustehen und sucht seine Nahrung. Zuweilen aber widersetzen sich die Stuten, das Füllen saugen zu lassen. Diesem Widersetzen kann theils eine zu große Anhäufung der Milch in dem Euter, wodurch dieses gespannt und schmerzhaft geworden ist, theils Empfindlichkeit und Kitzel unter dem Bauche und an dem Euter zum Grunde liegen. Im ersten Falle muß man das Euter der Stute mit lauwarmem Wasser, mit Abkochungen von Schleim enthaltenden Pflanzen und Samen bähen und waschen, bei und nach dem Bähen die Milch abzumelken versuchen und dann das Füllen an das Euter zum Saugen bringen. Sobald die Witterung und die Weide es gestatten, pflegt man die Stuten sammt Füllen auf die Weide zu schicken. Sind Stute und Füllen gesund, so kann man nach 2—3 Wochen die erstere zur Arbeit gebrauchen; das Füllen aber muß man im Stalle zurücklassen. Letzteres ist nach und nach an die Trennung zu gewöhnen, so daß es zuerst 4—5mal täglich, mit zunehmendem Alter täglich 3mal, dann 2mal Muttermilch erhält, im Uebrigen aber sich möglichst bald an Futter (reichlichen Hafer) und Wasser gewöhnt. Die Saugzeit währt am schicklichsten $4\frac{1}{8}$ Monate, u. das Entwöhnen erfolgt daher in der Regel zu Anfang des August. Nach dem Entwöhnen muß die Mutter von dem Füllen gänzlich getrennt werden. Man rechnet nun auf das Füllen täglich $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ Metze Hafer u. 3 Pfund gutes, gewürzhaftes Heu, womit man aber später steigen muß. Besonders pflege man die Füllen den Winter hindurch gut. Den nächsten und die künftigen Sommer lasse man sie wo möglich weiden, wobei am besten die einzelnen Jahrgänge, sowie die Geschlechter von einander getrennt werden. Bei Landwirthen werden die Füllen im 3. Jahre (zur Herbstzeit) schon zur leichten Feldarbeit mit verwendet, was auch keineswegs zu mißbilligen ist. Bei vielen Füllen ist es nöthig, von Zeit zu Zeit den Huf auszuschneiden. Hengste, die man nicht als Hengste gehen lassen will, werden gewöhnlich im 3. Jahre kastrirt. Mit dem 4. Jahre muß man die Füllen anhalftern, aufzäumen &c. Die Stallung für P.e muß auf einen trockenen Boden gebaut, gehörig (wenigstens 10 Fuß) hoch, geräumig, hell (im Sommer etwas dunkel, luftdicht u. wo möglich mit gewölbter Decke, nach oben ausgehenden Zuglöchern u. hohen, breiten Thüren versehen seyn. Die Breite eines Pferdestandes beträgt 5—6, die Länge 8—10 F.; Stände für trächtige Stuten und für Hengste müssen 7—8 Fuß breit seyn. Hinter den P.en ist ein 6 Fuß breiter Gang, der nach der Mitte etwas abgeneigt ist, um den Abfluß der Jauche zu bewirken. Die Krippen stehen $3\frac{1}{4}$—4 Fuß hoch, von ihrem obern Rande bis zum Fußboden gemessen; 18 Zoll über der Krippe wird die Raufe angebracht. Die Stände werden ausgepflastert oder ausgebohlt, nach hinten etwas abhängig; man hat sie auch mit auf die hohe Kante gestellten Stammklötzen ausgesetzt. In Wirthschaften, wo P.e gezogen werden, sind besondere Fohlenställe nöthig, in welchen die Füllen frei umhergehen können; die Krippen sind hier am besten an der Wand anzubringen. Ein Raum von 32 □Fuß ist für ein Fohlen hinlänglich. Die tauglichsten Futterstoffe für das P. sind die Getreidekörner, und unter diesen steht der gemeine Hafer obenan. Nur in Ermangelung guten Hafers sind Gerste oder Roggen, und zwar entweder geschroten und gehörig angenetzt, oder vorher eingequellt, immer aber mit viel Häcksel gemischt, zu füttern. Man rechnet von gutem Hafer täglich auf 1 P. 1—$1\frac{1}{2}$, 2—3, bei schweren und großen Fuhrmannspferden 4—5 dresdner Metzen, mit etwas Zusatz (4—6—7 sächs. Pfd.) Häcksel. Die Menge des Hafers muß immer im

Verhältniß zur Größe und Dauer der Arbeit stehen. Gut getrocknetes, reines, angenehm riechendes, von Bergwiesen gemähtes Heu ist ebenfalls eine Lieblingsnahrung der P.e; sie aber ausschließlich damit zu erhalten, wo man täglich 20 Pfund aufs Stück rechnet, ist nicht rathsam, weil sie davon hängebäuchig, kurzathmig, dampfig und bei schwerer Arbeit matt und kraftlos werden und übermäßig schwitzen. Vortheilhafter gibt man es als vollends sättigendes Nachfutter und rechnet dann täglich auf ein leichtes Reitpferd 4—5, auf ein leichtes Wagenpferd 6—8, auf ein schweres Zugpferd 9—10—12 Pfund. Je mehr Körnerfutter gereicht wird, desto weniger Heu u. so umgekehrt. In Ermangelung guten Heues kann man auch das vor der Reife gemähte Hirsegras, oder Hafer-, Gersten- u. Weizenstroh füttern. Zu passender Jahreszeit gibt man gern Grünfutter, Gras, Klee, Esparsette u. Luzerne. Die Weiden sollen hügelig, grasreich, nicht feucht, jedoch von einem fließenden Wasser durchströmt seyn. Auf jedes P. rechnet man 3½—4—5 Morgen Weide. Der Uebergang von der Dürr- zur Grünfütterung und umgekehrt darf nur allmählig geschehen, und bei dem Klee ist es am besten, ihn anfangs klein geschnitten im Hartfutter zu geben. Das Futter wird in drei Mahlzeiten gereicht, wovon jede 2 Stunden währt und die eine von der andern 5—6 Stunden entfernt liegt. Das Kurzfutter wird bei jeder Mahlzeit in 3 Portionen getheilt und etwas mit Wasser angefeuchtet (angenetzt) gegeben; nach dem Verzehren der letzten wird das Rauh- oder Grünfutter aufgesteckt. Auf anhaltenden Reisen werden aber auch kleine Zwischenmahlzeiten nöthig; hier kann man mit Vortheil in Bissen geschnittenes Brod mit Salz und vielleicht etwas Bier oder Branntwein geben. Nach jedem Futter wird das P. mit reinem, nicht zu kaltem, im Winter etwas überschlagenem Wasser getränkt. Im Frühjahr und Herbst bringt man auch Leinkuchen und Roggenmehl ins Saufen, im Sommer aber etwas Sauerteig. Erhitzte P.e lasse man nie saufen, bevor sie nicht etwas gefressen und sich abgekühlt haben; aber auch dann nur wenig auf einmal. Das Reinlichhalten der P.e ist von besonderer Wichtigkeit. Jeden Morgen während des Fütterns müssen sie mit der Striegel, Kardätsche und dem Wedel von der abgestorbenen Oberhaut, von Staub, Schmutz und angebackenem Schweiß gereinigt werden, besonders an jenen Stellen, wo der Schmutz am festesten anhängt: an der Brust, dem Bauch, der innern Fläche der Vorder- und Hinterschenkel, den Kniekehlen, den Seiten des Schlauches u. Euters, den Fesseln, dem Genick und der Schweifwurzel. Die Augen, Nasenlöcher und Lippen, dann der Schlauch, das Euter und die Fesseln werden mit warmem Wasser und Seife ausgewaschen und die Mähne und der Schweif trocken ausgekämmt. Vorzüglich wohlthätig ist im Sommer das Baden und Schwemmen der P.e, nur muß dies an warmen Abenden bei nicht erhitztem Körper und unter tüchtigem Frottiren mit einer scharfen Wasserbürste geschehen. Bewegung in der freien Luft und verhältnißmäßige Anstrengung befördern und erhalten die Gesundheit, üben und stärken die Kräfte. Zu den verschiedenen anstrengenden Verrichtungen dürfen aber die P.e anfangs nicht kontinuirlich verwendet werden, was um so mehr zu beachten ist, je fremder sie ihnen sind. Je mehr ein P. eine Zeit lang in schnellem, anhaltendem Ritte oder Zuge angegriffen wurde, desto nachtheiliger ist ihm eine plötzliche längere Ruhe. In diesem Falle ist es stets nöthig, das P. einige Zeit im Schritte umherzuführen, bei kalter Jahreszeit zuzudecken u. nachher (im Stalle) die Schenkel tüchtig zu frottiren und mit Branntwein zu waschen. Erhitzte P.e lasse man nie in der Zugluft, am wenigsten unbedeckt stehen. Gegen scharf wehenden Nord- und Ostwind treibe man das P. nie zu sehr an, weil sonst leicht Lungenentzündung entsteht. Nächtliche Anstrengungen sind viel nachtheiliger, als dergleichen bei Tage. Nächst dem Menschen ist das P. den zahlreichsten und häufigsten **Krankheiten** ausgesetzt, die ihren Grund entweder in der eigenthümlichen Bauart, oder in den mancherlei Fehlern in der Fütterung, Pflege 2c. dieses Thieres haben. Die wichtigsten und gewöhnlichsten sind: Bräune, Bug- (Schulter-) lähme, Dampf, Darmentzündung, Druse, Dummkoller, Durchfall, Friesel, Gebärmutter- u. Gehirnentzündung, Gelbsucht, Genickbeule, Harnruhr (Lauterstallen), Harnstrenge, Hornspalte, Husten, Katarrh, Kolik, Kopfkrankheit, Krätze, Krippensetzen, Kronengeschwür, Kronentritt, Lähmung, Leber- und Lungenentzündung, Mauke, Maulsperre, Milzbrand, Mondblindheit, Nageltritt, Nierenentzündung, Piephake, Platthuf, Polyp, Rehbein, Rehe, Ringbein, Rotz, Ruhr, Satteldruck, Schankerseuche, Schieferzähne, Schlagfluß, Sehnenklapp, Spath, Speichelfistel, Steingallen, Stallbeule, Strahlfäule, Ueberbeine, Ueberköthen, Verbällung, Vernageln, Verrenkung, Verschlag, Vollhuf, Warzen, Widerristschaden, Wuth, Wurm, Würmer, Zwanghuf 2c. (s. d.).

Zähne u. Knochen von vorweltlichen P.en finden sich in Menge in Höhlen 2c. neben den Ueberresten vorweltlicher Riesenthiere vor. Man nimmt zwei **fossile** Pferdearten an: E. primigenius u. E. angustidens. Die fossile Gattung Hippotherium *Kaup* von Eppelsheim hat Affenklauen u. bildet den Uebergang vom P. zum Paläotherium. Vgl. **Ammon**, Handb. der gesammten Gestütskunde u. Pferdezucht, Königsb. 1833; **Dieterich**, Katechismus der Pferdezucht (gekrönte Preisschrift), Berl. 1826; **Derselbe**, Handbuch der prakt. Pferdekenntniß, das. 1835; **Hering**, Das P., seine Zucht 2c., Stuttg. 1837; **Reska**, Die Pferdewissenschaft, Prag 1838; **Baumeister**, Kurzgefaßte Anleitung zur Hauspferdezucht, Ulm 1843; **Jacoby**, Katechismus für Pferdezucht, Stolp. 1853.

Pferd, kleines, Sternbild auf der nördlichen Halbkugel, zwischen dem Delphin und dem Pegasus, nördlich über dem Wassermann und dem Aequator, besteht aus 10 Sternen, einem der 3., die übrigen der 4., 5. und 6. Größe.

Pferdekraft, ein in der Mechanik und Maschinenlehre gebräuchliches Maß für bedeutendere Kräfte. Für kleinere Kräfte ermittelt man durch direkte Versuche und Berechnung, wie viel Pfund eine solche in einer Minute einen Fuß hoch (in Frankreich, wie viel Kilogramme einen Mètre hoch) zu heben vermag, und erhält so die Fußpfunde (Kilogramme mètre). Da aber zu Bestimmung größerer Kräfte der Bequemlichkeit we-

gen größere Einheiten erforderlich sind, so gab der Engländer Watt nach Versuchen die mittlere Leistung eines Pferdes = 33,000 Fußpfund in der Minute oder 550 in der Sekunde an, und seitdem rechnen die englischen und deutschen Maschinenbauer meist nach wattscher P. und bestimmen die Kraft einer Maschine darnach, wie vielmal 33,000 Fußpfund dieselbe in der Minute leistet. Da aber Smeaton nachgewiesen hat, daß ein Pferd im Durchschnitt nur 22,000 Fußpfund bewältige, und auch die französischen Mechaniker schwankende Angaben machen zwischen 75—100 Kilogramm Mètre in der Sekunde, so ist die Rechnung nach Pferdekräften unsicher, und es ist bei Angabe der Leistungsfähigkeit einer Maschine nach solchen zur Vermeidung von Täuschungen und Differenzen nöthig, daß man sich über die Größe der zu Grunde zu legenden P. vorher verständige. Auch sind neuerlich mehrfach Vorschläge zu Annahme eines andern Maßes gemacht worden.

Pfiff, der scharfe Ton, welcher durch das Pfeifen (s. d.) hervorgebracht wird, besonders wenn er als Zeichen dient; in Oesterreich s. v. a. ¹/₈ Seidel Wein; eine listige Handlung, die einen andern Zweck hat, als sie scheint; daher pfiffig s. v. a. klug, listig.

Pfingsten (vom griech. Pentecoste, d. i. 50), eines der drei großen Feste der Israeliten, welches 7 Wochen nach Anfang der Ernte, nämlich von dem auf den Ostersabbath folgenden Tag an gerechnet, am 50. Tage als Erntedankfest beim Nationalheiligthume gefeiert wurde. Die religiöse Feier bestand hauptsächlich in Darbringung zweier gesäuerten Erstlingsbrode aus dem Mehl des neu geernteten Weizens, welche den Priestern zufielen, sowie in einem Dankopfer von zwei Lämmern. Hieran schloß sich noch ein großes Brand- und Sündopfer. Zur religiösen Feier war im Gesetz nur Ein Tag bestimmt; die neuern Juden dagegen haben, wie schon früher die in der Zerstreuung lebenden, zwei Festtage angenommen. Die dargebrachten Erstlingsbrode wurden im Namen des ganzen Volkes als eine Art Speiseopfer dem Jehovah dargebracht, und zwar mit dem Ritus des Webens (3. Mos. 23, 20). In der christlichen Kirche ist P. das dritte hohe Fest des Kirchenjahres und wird zum Andenken an die Ausgießung des heiligen Geistes 2 Tage (Pfingstfeiertage), Sonntags und Montags, feierlich begangen. Es gilt zugleich als Stiftungsfest der christlichen Kirche, da nach dem Berichte Apostelgesch. 2 am Pfingstfeste sich die erste christliche Gemeinde um die Apostel schaarte. Das Pfingstfest ist in Rücksicht auf seine jährliche Wiederkehr ein bewegliches Fest, denn es gehört in den Ostercyklus. Es ist wahrscheinlich bald nach dem Osterfeste regelmäßiges Fest in der christlichen Kirche geworden, denn nach mehren Zeugnissen aus dem 3. Jahrhundert wurde es schon geraume Zeit vorher gefeiert, in sofern die 50 Tage nach Ostern eine Festzeit zur Erhebung des verherrlichten Erlösers bildeten und am Schlusse sich das eigentliche Pfingstfest zum Gedächtnisse der Ausgießung des heiligen Geistes ganz natürlich anschloß. Der Charakter des Festes ist der froher Begeisterung, welchem die Frühlingszeit, in welche das Fest zu fallen pflegt, ganz adäquat ist. An vielen protestantischen Orten wird die Konfirmation der Kinder am 1. oder 2. Pfingstfeiertage vorgenommen, was in Rücksicht darauf, daß das Fest als Stiftungsfest der christlichen Kirche gilt, ganz passend erscheint.

Pfingstochse, der Ochse, der in manchen Gegenden, wo die Fleischerzunft um Pfingsten einen gemeinschaftlichen Schmaus zu halten pflegt, zu diesem Zweck geschlachtet wird. Er wird vorher, mit Blumen und Bändern geschmückt, in der Stadt umhergeführt, gewöhnlich von den sämmtlichen Fleischern und einem Musikchor begleitet.

Pfingstrose, s. v. a. gemeine Gichtrose, Paeonia officinalis.

Pfinz, deutscher Fluß, entspringt in Würtemberg im Oberamt Neuenbürg, am Abhang eines hohen Gebirges, geht bald nach Baden über, wird von Durlach an durch Schleußen schiffbar gemacht (hier nimmt sie auch den Namen Landgraben an) und fällt bei Russenheim in den Rhein. Von ihr hatte der ehemalige Murg- und Pfinzkreis in Baden den Namen.

Pfinzing, Melchior, deutscher Dichter, den 25. Nov. 1481 zu Nürnberg geboren, war Geheimschreiber Maximilians I., durch dessen Verwendung er 1512 zum Propst bei der Sebalduskirche zu Nürnberg ernannt wurde. Er kehrte jedoch noch in demselben Jahre in die Dienste des Kaisers zurück, der ihn zum kaiserlichen Rath ernannte und mit mehren Pfründen beschenkte. Nachdem er 1521 seine Stelle zu Nürnberg niedergelegt, wurde er Propst zu St. Victor in Mainz, wo er den 24. Nov. 1535 †. In dem historisch-allegorischen Gedicht: „Die geuerlichkeiten vnd eins teils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Herr Tewrdanckhs" (Nürnberg 1517 u. ö.), werden die Abenteuer beschrieben, welche Kaiser Maximilian I. zu bestehen hatte, ehe er zum Besitze der schönen und reichen Prinzessin Maria von Burgund gelangen konnte. Maximilian selbst soll den Plan zu diesem matt und frostig ausgeführten Gedichte entworfen haben. In einem harten Style und in gezwungenen Reimen werden ohne alles poetische Feuer Allegorien auf Allegorien bis zur räthselhaften Unverständlichkeit gehäuft; und doch fehlt es dieser harten Sprache nicht an Kraft, die in der spätern Umarbeitung von Burk. Waldis (Frankfurt 1553) völlig verschwindet. Den Titel „Theuerdank" hat das Gedicht, weil die Gedanken des darin gefeierten Helden stets auf theuerliche (abenteuerliche) Unternehmungen gerichtet sind. Den Schlüssel zu den in den Allegorien versteckten Namen gibt S. Frank in seiner „Chronik" (Bern 1539). Eine neue Ausgabe des „Theuerdank" besorgte K. Halläus (Quedlinburg 1835). Die erste Ausgabe des Werks ist besonders werthvoll durch ihre eigenthümliche typographische Ausstattung und die trefflichen, von H. Schäufelin gefertigten Holzschnitte. Vgl. A. G. Titz, Ueber den Theuerdank, Altdorf 1714, und J. D. Köhler, Diss. de inclyto libro poetico Theuerdank, das. 1714, neue Aufl. von B. F. Hummel, Nürnb. 1790.

Pfirsichbaum (Amygdalus persica *L.*, Persica vulgaris *Mill.*, Pfirsche, Pfirsing), Baum aus der Gattung Mandelbaum (Amygdalus), der in seiner Heimath eine Höhe von 25—30 Fuß erreicht, in Deutschland aber selten über 15—18 Fuß

hoch wird und selten über 30—40 Jahre aushält. Die Rinde des Stammes ist in der Jugend grau-röthlich und ziemlich glatt, im Alter braun und rissig. Die Blätter sind länglich-eiförmig, zugespitzt, glänzend grün, oft doppelt gesägt, von einer ziemlich starken Ader durchzogen; ist diese Ader an der untern Seite geröthet, so ist auch die Frucht des Baumes stark geröthet, ist sie es nicht, so gehört die Frucht zu den weißgefärbten. Die rosen- bis purpurrothen Blüthen entwickeln sich schon in den ersten Tagen des Frühlings, noch vor dem Laube, die Steinfrucht ist saftig, nicht aufspringend; die Nußschale unregelmäßig, mit Furchen und Grübchen. Das Vaterland des P.s ist Persien, von wo er nach Griechenland und Italien u. von da in alle milderen europäischen Länder verpflanzt ward. In Deutschland gedeiht er, so weit der Weinbau geht, als Hochstamm in sonnigen Lagen; wo der Weinbau aufhört, nur noch an südlich gelegenen Mauern am Spalier, wo er im Frühling, Herbst und Winter geschützt werden muß. Er verlangt nahrhaften, tiefgründigen, mehr feuchten als trockenen Boden u. eignet sich besonders in ausgefüllten Stadt- u. Festungsgräben, welche eine südliche Lage haben, zum Anbau. Durch den Samen erhält man oft wieder die nämlichen Früchte, manchmal auch gute neue Sorten und die dauerhaftesten und gesundesten Stämme. Man legt die Steine erst in feuchten Sand und steckt sie im Herbst auf ein gut zubereitetes Beet mit der Spitze nach unten etwa 1 Zoll tief. Wenn sie im Frühling einige Zoll getrieben haben, hebt man sie, ohne die Wurzeln zu verletzen, aus, stutzt die Pfahlwurzel etwas ein und verpflanzt sie an den Ort, wo sie stehen bleiben sollen. Hier müssen die Löcher gehörig groß und tief, mit gut verfaultem Rasen, Straßenkoth, Mistbeeterde ꝛc. ausgefüllt werden. Im September werden diejenigen, die man veredeln will, aufs schlafende Auge okulirt. Sie treiben sehr stark und werden oft bis zum Herbste noch 4—5 Fuß hoch u. tragen meist schon im folgenden Jahre einige Früchte. Die unveredelten, die man an ihrer alten Stelle stehen läßt, entwickeln sich meist zu großen, reichlich tragenden Bäumen. Zu Ablegern nimmt man die am nächsten bei der Erde befindlichen Sommerschosse, legt sie in die zubereitete Erde und verfährt mit ihnen wie mit Ablegern von Nelken. Die Fortpflanzung bestimmter edler Sorten geschieht durch Okuliren, Kopuliren und Pfropfen. Zu Unterstämmen kann man aus Samen erzogene Pfirsichen-, Aprikosen-, Mandel- u. Pflaumenstämmchen gebrauchen, je nachdem Erdreich und Klima für dieselben am geeignetsten sind. In warmen Gegenden nimmt man meist Mandelwildlinge zur Unterlage, indem diese die Veredlung mit Pfirsichen sehr gut annehmen. In rauheren Gegenden ist die Veredlung auf Pflaumen die angemessenste, und zwar sind Unterstämme von frühen Pflaumensorten, die wollige Triebe haben, die besten. Beim Kopuliren nimmt man am besten mittelmäßig starke Reiser, beim Okuliren solche Augen aus der Mitte des Edelreises, die doppelt und dreifach sind und stets ein Holzauge enthalten; das Pfropfen geschieht am besten in die Rinde mit altem und jungem Holze. Um nicht halberfrorene Reiser aufzusetzen, ist es am besten, sie im Herbst zu schneiden und sie dann durchs Einschlagen an eine trockene Stelle gegen den Frost zu schützen. Außerdem ist die Okulation aufs schlafende Auge die sicherste. Sind die eingesetzten Augen angewachsen, so hebt man die Stämmchen aus und schlägt sie in die Erde ein, wobei die eingesetzten Augen einige Zoll mit Erde bedeckt seyn müssen. Im Frühjahre verpflanzt man alsdann die Okulanten auf die für sie zubereiteten Stellen im Garten. Diejenigen Sämlinge, welche unveredelt zu Hochstämmen erzogen werden sollen, bedürfen fast gar keines Schnittes und keiner Pflege; sie werden nach und nach so abgehärtet, daß sie nicht selten die strengste Kälte fast ohne Nachtheil ertragen. In den meisten Gegenden Deutschlands wird der P. nur am Spalier an einer warmen Mauer oder Wand gezogen und hier durch vorgehängte Strohdecken oder Matten gegen die Winterkälte und im Frühjahre zur Blüthezeit gegen Nachtfröste und rauhe Witterung geschützt. Eine gute, nahrhafte, fruchtbare Gartenerde ist am zweckmäßigsten zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Triebkraft. Am Spalier wird der P. nicht auf den Herzstamm, d. h. mit einem Mittelaste, wie bei der Pyramide, sondern stets auf den Gabelzug gezogen, und um die Sommertriebe an den Aesten des untern und mittlern Theiles in gutem Zuge zu erhalten und junges Holz in hinreichender Menge zu erzeugen, müssen diese stets am schärfsten geschnitten werden.

Die Frucht des P.s, welche schon den Alten bekannt war, ist ein sehr wohlschmeckendes und kühlendes Obst, das man selbst in hitzigen Krankheiten genießen darf; in größerer Menge gegessen, verursachen jedoch die Pfirsichen leicht Durchfall. Gebräuchlich sind die Blüthen und Samen, seltener die Blätter. Die Pfirsichblüthen (**Flores Persicorum s. Persicarum s. Persicae**) haben einen gewürzhaften, dem der Bittermandeln ähnlichen Geruch und einen bitterlichen Geschmack, wirken beruhigend und wurden früher besonders bei Würmern, Hautausschlägen und Rheumatismen, später auch gegen Steinbeschwerden, jedoch selten, und zwar im Aufgusse angewendet. Die Pfirsichkerne (Pfirsichmandeln, **Nuclei Persicorum s. Amygdali persicae s. Mali persicae**) besitzen einen stark bittermandelartigen, gewürzhaften Geruch und einen sehr bittern, erwärmenden Geschmack, werden wie bittere Mandeln angewendet und enthalten blausäurehaltiges, ätherisches und fettes Oel. Mit Weingeist digerirt oder destillirt, geben sie einen angenehmen Liqueur, Persico genannt, doch benutzt man dazu statt ihrer häufig Pflaumenkerne u. bittere Mandeln. Die Pfirsichblätter (**Folia Persicorum**) haben gleichfalls einen bittermandelartigen, nur schwächeren Geruch und Geschmack und werden bisweilen wie der Kirschlorbeer angewendet. Auch die bittere, stark zusammenziehende Rinde der Aeste ist als fiebervertreibendes Mittel empfohlen worden. Aus dem Stamme und den Aesten fließt ein bassorinhaltiges Gummi hervor, welches mit dem Pflaumen- und Kirschgummi übereinstimmt. Das Holz ist hart und kann zu Drechslerarbeiten benutzt werden. Die im März erscheinenden rothen Blüthen erheben den P. zu einem sehr beliebten Zierbaum in den Gärten und Weinber-

gen Süddeutschlands. Eine wahre Zierde bildet der P. mit gefüllter Blüthe. Die verschiedenen, größtentheils durch Kultur entstandenen **Pfirsichsorten** werden eingetheilt in A) **Härtlinge**, mit derbem, fest am Kern hängendem Fleisch: 1) **Kirschen-Pfirsiche** (Persicae cerasariae), mit glatter Schale; 2) **Pflaumen-Pfirsiche** (Persicae prunariae), mit hängendem Stein und wolliger Schale. B) **Weichlinge**, mit weichem, sich leicht vom Steine lösenden Fleische: 3) **Möllen-Pfirsiche** (Persicae armeniacariae), mit rothem oder nach außen gelbem Fleisch; 4) **Mandel-Pfirsiche** (Persicae amygdalariae), gefurcht, oft mit einer Warze, mit weißem oder gelbem Fleische; 5) **Reine Pfirsiche** (Persicae persicariae, Purpur-Pfirsiche), meist purpurroth, mit weißem Fleisch. **Rubens** theilt die Pfirsichen ein: I. **Klasse: wollige Pfirsiche**: 1. **Ordnung** mit zartem, schmelzendem, sich vom Steine und der Haut leicht lösendem Fleisch; 2. **Ordnung** mit sich nicht ablösendem Steine und festem Fleische. II. **Klasse: glatte oder nackte Pfirsiche**: 1. **Ordnung** mit ablöslichem Steine; 2. **Ordnung** mit nicht ablöslichem Steine.

Pfirt (**Ferrette**), Stadt im französ. Departement Oberrhein, an der Straße von Basel nach Bruntrut, hat ein Friedensgericht, eine alte Pfarrkirche u. 700 Einw. Ueber der Stadt erheben sich die Ruinen einer alten Burg, des Stammhauses der **Grafen von P.**, die im 30jährigen Kriege zerstört wurde.

Pfister, 1) **Albrecht**, Buchdrucker zu Bamberg, der Nebenbuhler Gutenbergs (s. **Buchdruckerkunst**).

2) **Johann Christian von P.**, deutscher Geschichtschreiber, den 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach im Würtembergischen von bürgerlichen Aeltern geboren, besuchte das theologische Stift zu Tübingen, wo er einen Freundschaftsbund mit Schelling knüpfte, war dann 4 Jahre lang Hauslehrer, kehrte 1800 als Repetent am theologischen Stift nach Tübingen zurück und ging 1804 nach Wien, um hier die Schätze der kaiserlichen Bibliothek zu historischen Forschungen zu benutzen. Statt aber nach Johannes von Müllers Rathe sich der akademischen Laufbahn zu widmen, nahm er, seiner vorherrschenden Neigung zum geistlichen Stande getreu, die Stelle eines Vikars an den Kirchen zu Stuttgart an, wurde 1810 Diakonus in Vaihingen an der Enz u. 1813 auf die Pfarrei Untertürkheim bei Stuttgart versetzt, 1832 aber in Anerkennung seiner literarischen Verdienste zum Prälaten und Generalsuperintendenten in Stuttgart ernannt. Von Amts wegen Mitglied der Ständeversammlung, stimmte er fortwährend mit der ministeriellen Majorität. Er † den 30. September 1835. Spittlers Geschichte von Würtemberg hatte P. schon früh auf den Gedanken gebracht, eine Geschichte Schwabens zu schreiben, und schon hatte er den ersten Band entworfen, als Müllers „Schweizergeschichte" ihm in die Hände kam und das Muster für seine weitern historischen Arbeiten wurde. Außer diesem seinem Hauptwerke: „Geschichte von Schwaben" (Heilbr. nachher Stuttg. 1803—27, 5 Bde.) und seiner durch sorgfältige Quellenforschung eben so wie durch die Darstellung ausgezeichneten „Geschichte der Deutschen" (Hamb. 1829—35, 5 Bde.) nennen wir von seinen Schriften noch: „Historischer Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg" (Heilbr. 1816); „Denkwürdigkeiten der würtembergischen u. schwäbischen Reformationsgeschichte" (Tüb. 1817, 2 Hefte); „Herzog Christoph von Würtemberg" (2 Bde., das. 1819); „Herzog Eberhard im Bart" (das. 1822); „Die evangelische Kirche in Würtemberg" (Heilbr. 1822).

Pfizer, 1) **Paul Achatius**, ausgezeichneter publicistischer Schriftsteller, den 12. Sept. 1801 zu Stuttgart geboren, studirte in Tübingen die Rechte, arbeitete darauf als Sekretär beim Justizministerium unter dem Minister Maucler, bis er 1827 zum Oberjustizassessor bei dem Gerichtshofe zu Tübingen ernannt wurde. Wegen seiner geistreich und klassisch geschriebenen Schrift: „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1831, 2. Aufl. 1832), worin er, im Widerspruche mit den Süddeutschen, den Anschluß an Preußen als die einzige Hoffnung deutscher Nationalität empfahl, zur Rede gestellt, nahm P. seine Entlassung aus dem Staatsdienste, ward aber im December 1831 von der Stadt Tübingen in die Kammer gewählt. Als ausgezeichneter Redner glänzend und nebst Uhland und einigen andern Männern die Seele der immer schärfer hervortretenden Opposition bildend, brachte er die Motion, die Bundesbeschlüsse von 1832 betreffend, ein, welche die Auflösung der Kammern veranlaßte. Die neuen Wahlen brachten ihn wieder als Abgeordneten von Tübingen in die Ständeversammlung; der geringe Erfolg jedoch, welchen seine auf diesem und den folgenden Landtagen wiederholten Versuche hatten, den Zustand des durch die wachsende Ausdehnung der Bundesgewalt schwer gefährdeten deutschen Verfassungswesens zur öffentlichen Diskussion zu bringen, und die daraus gewonnene Ueberzeugung, daß bei dem Mangel an Preßfreiheit alle Anstrengungen einzelner Oppositionsparteien nur dazu dienen könnten, den Liberalismus zu verdächtigen, bewogen ihn, gleich mehren andern Abgeordneten, beim Ablaufe der Wahlperiode auf den Wiedereintritt in die Kammer zu verzichten. Er war nun bis 1844 ausschließlich mit publicistischen und philosophischen Studien beschäftigt, deren Ergebnisse zum Theil in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" (Stuttg. 1842, 2 Bde.) niedergelegt sind. Da ihm aber seine literarischen Arbeiten den gehofften Unterhalt nicht gewährten, ging er 1844 zur Rechtspraxis über und trat 1846 in städtische Dienste. In Folge dieser Dienstleistung von der Stadt Stuttgart mit dem Ehrenbürgerrechte beschenkt, bekleidete er seit 1847 das Amt eines Stadtraths und seit 1844 auch das Amt eines Vorstandes des Handelsschiedsgerichts, welches der Verein des würtembergischen Handels- und Fabrikantenstandes in Stuttgart errichtet hat. Im J. 1848 trat er in das liberale Märzministerium als Kultminister ein; doch ward er durch körperliches Leiden gehindert, im Ministerium, wie im frankfurter Parlament, in das er auch gewählt worden, selbst thätig zu seyn, und mußte im August beide Stellen niederlegen. Nach dem Sieg der Reaktion schilderte er in der Schrift: „Deutschlands Aussichten im J. 1851" (Stuttg. 1851) das Ungenü-

gende und Gefahrvolle der deutschen öffentlichen Zustände. Im Herbst desselben Jahres trat er als Oberjustizrath wieder in den Staatsdienst. Er ist einer der schärfsten Dialektiker und elegantesten Schriftsteller Deutschlands auf dem politischen Gebiete. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: „Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus" (Tüb. 1832); „Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde" (Straßb. 1832); „Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes" (Stuttg. 1835), eine scharfe Kritik der freiheitsfeindlichen Bestrebungen des deutschen Bundes, die P. in einen Kriminalprozeß verwickelte; „Das Recht der Steuerverwilligung" (das. 1836). P. ist auch als Dichter bekannt.

2) Gustav, lyrischer Dichter und Kritiker, Bruder des Vorigen, den 29. Juli 1809 zu Stuttgart geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und das Seminar von Blaubeuren und studirte von 1825—30 in dem Stifte zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent fungirte. Aufsehen erregte er zuerst durch seine „Gedichte" (Stuttg. 1831), denen er, nachdem er Italien besucht, eine zweite Sammlung (das. 1834) folgen ließ. Dann schrieb er „Martin Luthers Leben" (Stuttg. 1836), dem sich das Gedicht „Der Welsche u. der Deutsche, Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg, historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrh." (das. 1844), eine dichterische Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Völkerlebens in freier und kräftiger Auffassung, und die durch gute Darstellung ausgezeichnete „Geschichte Alexanders des Großen für die Jugend" (das. 1846), sowie die ebenso treffliche „Geschichte der Griechen für die reifere Jugend" (das. 1847) anschlossen. Im J. 1836 übernahm er die Leitung der als Beiblatt zum Ausland erscheinenden „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" und 1838 die Redaktion des lyrischen Bestandtheils des „Morgenblattes", während er zugleich an den Uebersetzungen von Bulwers und Byrons Werken thätig Theil nahm. Eine neue Gedichtsammlung ließ er unter dem Titel „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" (Stuttg. 1840) erscheinen. Als Kritiker führte er sich ein durch seine Schrift „Uhland und Rückert, ein krit. Versuch" (Stuttg. 1837) u. durch seine Beurtheilung von Heine's Schriften u. Tendenz in der „Deutschen Vierteljahresschrift", wofür sich Heine durch seinen berüchtigten „Schwabenspiegel" rächte. P. unterscheidet sich von den übrigen Dichtern der schwäbisch-lyrischen Schule wesentlich durch den vorwaltend reflektirenden Charakter seiner Poesien. Die Bewegung von 1848 rief P. auf ein neues Feld der Thätigkeit. Als Vertrauensmann ward er in das Märzministerium berufen, schied aber bald wieder aus. Auch er ist, wie sein Bruder, ein eifriger Vorkämpfer der preußischen Hegemonie in Würtemberg und schrieb von diesem Standpunkte aus 1848 u. 1849 einige politische Flugschriften.

Pflanze, organisches Wesen, welches sich von dem Thiere wesentlich nur durch den Mangel der willkürlichen Bewegung unterscheidet. Die einfachsten Organe, welche wir bei der Zerlegung der P.n erhalten und aus welchen alle übrigen Theile der letztern gebildet werden (Elementarorgane), sind von zweierlei Art: Zellen und Gefäße, und es gibt Tausende von P.n, welche nur aus Zellen zusammengesetzt sind. Die ursprüngliche Form der Zelle (cellula) ist ein Schlauch (Primordialschlauch) oder Bläschen, gebildet aus einer zarten, durchsichtigen, farblosen und völlig gleichförmigen Membran u. erfüllt mit einem gewöhnlich farblosen, manchmal auch gefärbten Safte. Mehre Zellen an einander gereiht bilden die Zellenfäden. Berühren die benachbarten Zellen sich von mehr als einer Seite, so entsteht, schon als eine höhere Bildung, das Zellgewebe. In einem vollkommenen Gewebe erscheinen die Zellen in Folge des von allen Seiten erfolgten gleichmäßigen Drucks von regelmäßig eckiger Form, und Grundform ist hier das Rautenzwölfeck (Rhombendodekaëder), welches, weil durch den Druck die ursprüngliche Kugelform der Zellen leicht in die ellipsoidische übergeht, in den meisten Fällen als ein in die Länge gezogenes Dodekaëder auftritt. In der Wirklichkeit weichen aber die Gewebzellen so bedeutend von der Normalform ab, daß der Zellendurchschnitt, statt 6eckig, 4-, 5-, 7-, oder 8eckig, oder unregelmäßig eckig, sternförmig und strahlig &c. erscheint. Zwischen den Kanten der zusammenstoßenden Zellen verlaufen die Zwischengänge der Zellen oder die Intercellulargänge, als Safthöhlen, die nicht von eignen Häuten umschlossen, sondern nur von den Außenwänden der Zellen begrenzt sind; ferner kommen im Zellgewebe der Rinde und des Bastes, zuweilen aber auch im Innern des Stengels und im Blattstiele und in der Blattrippe noch größere Saftgänge vor, welche sich theils als geradlaufende Kanäle parallel der Längenaxe hindurchziehen, theils durch Seitenäste mit einander in Verbindung stehen. Sie führen einen Saft, der schon weiter verarbeitet ist, als der in den Intercellulargängen enthaltene, oft gefärbt vorkommt und dann unter dem Namen Milchsaft bekannt ist. Von diesen, mit beständig flüssiger Substanz erfüllten Saftgängen sind wiederum die Saftbehälter zu unterscheiden, hohle, ebenfalls im Zellgewebe gebildete Räume, in welchen sich eigene, abgeschiedene Säfte ansammeln, die keine Bewegung zeigen und leicht verhärten; so bei den Citrusarten. Endlich kommen zu den Zwischenkanälen des Zellgewebes noch die verschiedenen Lufthöhlen, theils regelmäßige Luftgänge, vertikale, säulenförmige Höhlungen, gewöhnlich stellenweise durch häutige Querwände geschlossen, oft von bedeutendem Durchmesser, schon an jungen P.n vorhanden und mit bloßen Augen erkennbar; theils sogenannte Lücken, die erst in einem gewissen Alter der P. durch Zusammenziehung und Zerreißung des absterbenden Zellgewebes entstehen und einer regelmäßigen Gestalt ermangeln. Das Mittelglied zwischen der ersten und zweiten Klasse der Elementargefäße (eigentliche Zellen und Gefäße) bilden die Faserzellen. Bei diesen tritt im Innern der Zellen die Bildung einer oder mehrer Fasern auf, welche sehr häufig spiralförmig gewunden sind. Gefäße (vasa) sind im Allgemeinen Kanäle, deren Wände durch Fasern gebildet werden, welche bald einfach

bald auf verschiedene Weise unter sich verbunden sind. Sie treten als eine höhere Formation der Elementarorgane erst bei den ausgebildetern P.n auf und werden auch bei diesen nur in Gesellschaft von Zellen angetroffen. Es gibt keine P., die ganz aus Gefäßen besteht, wohl aber solche, die bloß Zellen haben. Dies sind die sogenannten Zellenpflanzen, während diejenigen, in welchen neben den Zellen auch Gefäße vorkommen, vorzugsweise Gefäßpflanzen heißen. Die Pflanzengefäße unterscheiden sich von den Blutgefäßen der Thiere dadurch, daß sie keine tropfbare, sondern nur eine luftartige Flüssigkeit enthalten. Das letzte Element des Gefäßes ist die Faser. Die erste und einfachste Form sind die Ringgefäße. Bei diesen bildet die Faser getrennte Ringe, welche alle in Bezug auf die Are der P. oder des Pflanzentheils, dem sie angehören, eine wagrechte Lage haben und in vertikaler Reihe in bestimmten Zwischenräumen über einander stehen, so daß ein hohler cylindrischer Raum im Zellgewebe durch sie gebildet wird. Wenn die Faser sich nicht in Ringe abgrenzt, sondern in ununterbrochenen, schraubenförmigen Windungen verlaufend die Wand der Gefäße überzieht, so entsteht die zweite Form derselben: die der Spiralgefäße. Diese finden sich in den meisten Gefäßpflänzchen, doch nicht im Holze, außer in der Gegend der Markröhre. Wenn die Faser der Gefäßwand sich in zahlreiche Aeste verzweigt, welche unter sich auf mannichfache Weise verwachsen, dann entstehen, je nach dem Grade dieser Verwachsung, nach der Breite der Gestalt und Größe der bleibenden Zwischenräume, verschiedene Modifikationen einer dritten Form, der netzförmigen Gefäße. Diese Gefäße unterscheiden sich im Allgemeinen von den beiden vorhergehenden durch bedeutende Größe und dickere und breitere Fasern, welche in wagrechter, schiefer u. senkrechter Richtung verlaufen. Die Faser der netzförmigen Gefäße ist, wie die der Spiral- und Ringgefäße, sehr durchsichtig u. unter dem Mikroskop gesehen meist farblos, selten gefärbt. Die Gefäße kommen nur selten einzeln vor, in der Regel stehen mehre beisammen, und an sie schließen sich enge, langgezogene, cylindrische Zellen an, deren Wände dichter als die der übrigen Zellen sind. Eine solche Vereinigung von Gefäßen und engen Zellen bildet ein Gefäßbündel.

Alle Organe der P., welche schon äußerlich, ohne vorhergegangene Sektion, unterschieden werden können, sind aus den genannten Elementarorganen zusammengesetzt und heißen daher äußere od. zusammengesetzte Organe. Sie zerfallen in drei Hauptabtheilungen: Die Ernährungs- oder Wachsthumsorgane haben die Bestimmung, die Nahrungsstoffe aus der Umgebung der P. aufzunehmen, die aufgenommenen in organische Bestandtheile der P. zu verwandeln, die überflüssigen und unbrauchbaren abzusondern und auszuscheiden und dadurch nicht bloß die organische Thätigkeit in den bereits vorhandenen Theilen zu erhalten, sondern auch zur Bildung neuer Theile, demnach zur allgemeinen Vergrößerung, zum Wachsthum der P. beizutragen. Sie sind die Wurzel, der Stamm und die Blätter, deren Bestimmung nicht über die Erhaltung des einmal vorhandenen Individuums hinausreicht. Vermehrungsorgane sind solche, welche die Grundlage zu neuen Organen bilden, oder auch schon diese Organe in zusammengedrängtem Zustande darstellen. Solche sind die Knospe mit dem Ast, die Zwiebel, die Knolle und das Rindenhöckerchen oder die Lenticelle. Ihre Bestimmung haben die vermehrenden Organe theils mit den vorhergehenden, theils mit den folgenden gemein; wenn sie mit der P. in Verbindung bleiben, so tragen sie unmittelbar zur Vermehrung der äußern Organe bei; wenn sie aber vor ihrer Entfaltung sich von der Mutterpflanze trennen, so können sie auch zu einer neuen P. sich ausbilden. Die reproduktiven oder Fortpflanzungsorgane bezwecken die Frucht- und Samenbildung und vermittelst dieser die Erzeugung neuer P.n. Sie nehmen nicht mehr Theil weder an der Ernährung der Mutterpflanze, noch an der Vermehrung ihrer Theile, sondern sie empfangen ihre Nahrungsflüssigkeit von der letzten nur, um erst sich selbst auszubilden und dann die Erzeugung einer neuen P. zu bewirken. Hierher gehören die Blüthe mit allen ihren Theilen (Kelch, Blume, Staubgefäßen, Pistill) und die Frucht mit dem in ihr enthaltenen Samen. Zu diesen 3 Hauptklassen von eigentlichen Organen kommen an jeder P., hier mehr oder weniger zahlreich und mannichfaltig, noch Theile vor, die als Ueberzug, Bekleidung ꝛc. von jenen zu betrachten sind, oder andere, zum Theil noch nicht gehörig erkannte Zwecke haben und dieser ihrer Nebenbestimmung gemäß accessorische oder Nebentheile genannt werden. Solche sind die Oberhaut, die äußere Rinde, die Haare, Drüsen und Warzen mit ihren Abänderungen u. a. m.

Unter den Ernährungs- und Wachsthumsorganen ist zuerst die Wurzel (radix) zu nennen. Dies ist derjenige Theil der P., welcher stets ein Streben zeigt, vom Licht ab in den der P. überhaupt zukommenden Boden einzudringen und sich in demselben zu verlängern, ohne je seine Spitzen wieder dem Lichte (von freien Stücken) zuzuwenden. Vom Stamm unterscheidet sich die Wurzel besonders dadurch, daß auf ihr niemals Blätter oder Andeutungen derselben (Schuppen, Narben u. dgl.) gefunden werden. Bei den Laubhölzern, vielen krautartigen P.n, z. B. Möhre, Gartensalat u. a., zeigt sich eine meist senkrecht absteigende Hauptwurzel, Pfahlwurzel genannt, welche den Stamm der Wurzel darstellt; sie entsendet nach den Seiten entweder ebenfalls in abwärts gehender, oder in mehr wagrechter Richtung Aeste, von denen die wagrechten den Namen Thauwurzeln erhalten. Gewöhnlich geht die Verzweigung noch weiter, und es entsteht eine Menge feinerer, faden- bis haarförmiger Aestchen, die Wurzelfasern. Jedes Wurzelsystem, welches einen deutlichen Stamm besitzt, kann mit dem allgemeinen Namen Stammwurzel belegt werden. Ihr Gegensatz ist die Zaserwurzel der Gräser, Zwiebelgewächse, Ranunkeln u. a. Eines abwärts gerichteten Wurzelstammes ermangelnd, stellt sie nur einen Büschel von Wurzelzasern dar, welche bald einfach, bald selbst wieder in noch feinere Zasern getheilt sind. Ihren Ursprung nehmen die Wurzelzasern in der Regel an der Basis des

Stammes aus dem Wurzelhalse (der Grenze zwischen Stamm und Pfahlwurzel), oft indeß auch aus andern Punkten des Stammes unter u. selbst über der Erde. Alle über der Erde hervorkommenden Wurzelzasern heißen Luftwurzeln. Auch sie streben, ihrer Wurzelnatur getreu, stets einem nährenden Boden zu, und können sie diesen nicht erreichen, so sterben sie ab. Eine dritte Hauptform ist die der Haarwurzel. Diese ist aus zarten, durchscheinenden, haarförmigen Zellen zusammengesetzt, deren mehre an einander gereiht und zweigartig zusammengestellt erscheinen. Das Ganze bildet meist einen Büschel, der bei jungen P.n an den Grund des Stammes gestellt ist, bei ältern aber sich in filzartig verwebte Wurzelhaare verwandelt, welche den Stamm in seiner ganzen Länge, so weit er den Boden berührt, bedecken. So bei vielen Moosen. Unter den niedrigeren Familien der Zellenpflanzen besitzen nur noch einige Flechten und Pilze (z. B. der Bovist, der Fliegenschwamm) haarförmige Wurzelfäden; allen übrigen fehlen sie, und statt der Wurzeln finden sich nur noch scheiben- oder knollenförmige Theile, vermittelst deren sie sich auf ihrem Boden anheften: Haftorgane oder falsche Wurzeln, z. B. bei manchen Flechten und vielen Meeralgen. Endlich verschwinden auch diese letzten Andeutungen der Wurzel, und die P. heftet sich mit ihrer ganzen untern Fläche auf den Boden fest, wie die auf Steinen und Baumrinden wachsenden Krustenflechten und viele Pilze, oder sie liegt ohne alle bemerkbare Anheftung auf der Erde, oder schwimmt frei im Wasser, wie viele Konferven. Im Allgemeinen erscheint das Aufsaugen der flüssigen Nahrung aus dem Boden als die Hauptbestimmung der Wurzel. Dieses Einsaugen geschieht indeß nicht durch die äußere Oberfläche der eigentlichen Wurzeln, sondern durch Saugwärzchen und feine haarartige Fasern, die sich am Ende u. an den Seiten der Wurzelzasern befinden. Als Saugwarze erscheint allenthalben die äußerste lockere Zelle der Zaser, die oft eine Art Wulst bildet (Wurzelschwammwülstchen); die Wurzelhaare sind meist so fein und durchsichtig, daß sie schwer bemerkt werden. Alljährlich sterben beide Arten von Saugorganen, wie am Stamme die Blätter, ab und neue treiben statt ihrer an den jüngsten Trieben der Wurzel hervor.

Des Stammes (truncus) Bestimmung ist, daß er mit seinen luftathmenden Theilen dem Lichte entgegenwachse. Von seiner ersten Entfaltung an zeigen sich deshalb auf seiner Oberfläche die Blätter, oder diesen verwandte Organe (Schuppen, Narben, Blattansätze 2c.), aus denen die athmenden Organe sich entwickeln, und die Knospen, die so charakteristisch sind, daß ein Pflanzentheil als zum Stamme, nicht zur Wurzel gehörig auch dann anerkannt werden muß, wenn er sich noch ganz unter der Erde befindet. Alle Gefäßpflanzen besitzen Stämme, und was man in dieser Abtheilung gewöhnlich stammlose P.n nennt, das sind solche, deren ganzer Stamm unterirdisch ist. Bei andern P.n tritt der Stamm in Gesellschaft einer Stammwurzel oder einer zaserigen Grundwurzel auf, oft so, daß sein unterer Theil sich auch noch unter der Erde hält. Bei P.n, deren Wurzel gleiche Dauer mit dem Stamme hat, ist die in den Boden eingesenkte Basis des letztern dem äußern Ansehen nach bald vom obern Stamme, bald von der Wurzel oft nicht merklich unterschieden; wenn dagegen die Wurzel perennirend ist, während die obere P. alljährlich abstirbt, so bildet der unterirdische, ebenfalls ausdauernde Theil des Stammes ein wirkliches Mittelglied zwischen Wurzel und oberem Stamm und heißt daher Mittelstock. Die Größe des Stammes ist bei den einzelnen Pflanzenarten u.-Gattungen bekanntlich sehr verschieden. Wirklich stammlose Gewächse kommen nur unter den Zellenpflanzen vor. Die ursprüngliche Richtung des Stammes ist, dem oben Gesagten zufolge, die senkrecht aufstrebende; sie wird das ganze Leben hindurch von allen den P.n behauptet, deren Stammkörper stark genug ist, um sich aufrecht zu erhalten; so von den Bäumen und vielen krautartigen P.n. Durch seinen Bau und seine Konsistenz, durch ein Mißverhältniß zwischen übergroßer Länge und unbeträchtlicher Dicke, selbst durch den Standort, den Boden und sonstige äußere Einflüsse kann indessen der Stamm bestimmt werden, eine von der senkrechten mehr oder weniger abweichende Richtung anzunehmen. So entstehen die niedergelegten oder hingestreckten, die aufsteigenden, kriechenden, kletternden 2c. Stämme. Der Stamm und seine Aeste sind bei den Gefäßpflanzen immer mit Knospen oder solchen Theilen versehen, welche Blätter andeuten oder enthalten. Diese Blätteranlagen sind bei einigen P.n bloß auf dem Gipfel des Stammes zusammengedrängt, in den meisten Fällen aber stehen sie entweder dem ganzen Stamm entlang, oder doch an seinen jüngern Trieben in gewisser Entfernung über einander, und es lassen sich die zwischen dem Ursprung der Blätter oder ihren Andeutungen gelegenen Stamm- und Aststheile deutlich unterscheiden. Diese Interfoliartheile (partes interfoliares) des Stammes sind oft an der nämlichen P. sehr ungleich an Ausdehnung; wo die Blätter aber ganz dicht über einander entspringen, da lassen sie sich ihrer geringen Distanz wegen, wie namentlich in den meisten Blüthen, gar nicht mehr mit unbewaffnetem Auge verfolgen. Bei vielen P.n ist die Grenze der einzelnen Interfoliartheile äußerlich durch nichts weiter, als durch die Basis der Blätter, oder, wenn diese abgefallen sind, durch die von denselben hinterlassenen Narben angezeigt; bei andern ist der Stamm an diesen Stellen knotig angeschwollen, oder durch ringförmige Streifen bezeichnet, oder eingeschnürt, so daß in allen diesen Fällen die Interfoliartheile als auf einander gesetzte Gliederstücke sehr in die Augen fallen. Sie heißen dann Glieder und die trennenden Streifen und Einschnürungen Gelenke. Hinsichtlich der Stammbildung im Allgemeinen treten 5 Hauptformen hervor: Der Krautstamm, die Grundform des Stammes, kommt sowohl bei Gefäß-, als bei Zellenpflanzen vor und umfaßt die Stammformen, welche krautartig sind, oder doch nur unvollkommen in Verholzung übergehen, dabei Blätter oder die Andeutungen derselben tragen. Seine Modifikationen (Nebenformen) sind für die Gefäßpflanzen: der Stengel (caulis), die

allgemeinste Form des krautartigen Stammes von mehr oder weniger fleischiger Konsistenz, meist aus einem ober- und aus einem unterirdischen Theile bestehend, von denen der letztere es dann oft ist, welcher perennirend das Leben der P. erhält und alljährlich die neuen Triebe über die Erde sendet, bis auch endlich ihm die Wurzel abstirbt, wie bei den meisten Zwiebelgewächsen u. a.; der Grashalm (culmus), nur den Gräsern eigen, jederzeit gegliedert, meist an seinen Gelenken in feste Knoten angeschwollen und mit Blättern besetzt, welche an ihrem Grunde in eine röhrige Scheide zusammengerollt sind; der Binsenhalm (calamus), vom Grashalm hauptsächlich dadurch sich unterscheidend, daß seine Gelenke, wenigstens in den oberirdischen Theilen, äußerlich nicht durch Knoten angedeutet sind; für die Zellenpflanzen der Moosstengel, diejenige Stammform der Zellenpflanzen, welche dem eigentlichen Stengel in der äußern Bildung am nächsten kommt, in seiner ganzen Länge mit meist dicht gestellten Blättern besetzt, aber weder mit Stamm-, noch Zaserwurzeln, sondern nur mit Wurzelhaaren versehen, der Laubstengel (stipes), bei welchem die Blättermasse den Stengel vom Grunde an in seiner ganzen Länge auf beiden Seiten einfaßt, so daß er nervenähnlich erscheint. Der Holzstamm (truncus) tritt in 2 Hauptformen auf: als eigentlicher Holzstamm und als Stock. Ersterer kommt nie ohne deutliche Stammwurzel u. Wurzelhals vor. Die Gefäßbündel in seinem Innern sind sehr dicht neben einander im Kreise gestellt, die auf dem Querschnitt als koncentrische Ringe (Jahresringe) erscheinen, als gemeinschaftliche Axe eine mit Zellgewebe ausgefüllte Röhre (Markröhre) besitzen und auswendig mit einer anderen Lage Zellgewebe (Rinde) umkleidet sind, deren innerste Schicht (Bast) aus derberen, biegsamen, langgestreckten Zellen besteht. Der eigentliche Holzstamm ist allen Laub- und Nadelhölzern eigen; er treibt außer seiner Stammwurzel bisweilen auch Luftwurzeln (Epheu), regelmäßig aber Aeste. Die verschiedenen Modifikationen in Menge, Größe, Stellung und Richtung der Aeste geben dem Stamme ein sehr verschiedenartiges, meist charakteristisches Ansehen, die sich jedoch im Allgemeinen auf 2 Hauptformen reduciren lassen: die baumartige, wo die Aeste erst in bedeutender Höhe über dem Boden beginnen und dann eine sogenannte Krone oder einen Wipfel bilden, u. die strauchartige, bei welcher die Aeste nahe über der Erde erscheinen und der Stamm gleichsam in lauter Aeste aufgelöst ist; daher der Unterschied von Baum und Strauch. Der Stock (caudex, planta) unterscheidet sich vom eigentlichen Holzstamm dadurch, daß er nur eine büschelige Zaserwurzel hat und sein ursprünglich vorhandener Wurzelhals bald verschwindet, daß ferner im Innern die Gefäßbündel keine geschlossenen Ringe bilden, also keine Jahresringe entstehen, und auch der älteste Stock immer nur einen einzigen Gefäßkreis zeigt, Holz und Mark nicht deutlich geschieden sind, und ganz entgegengesetzt dem eigentlichen Holzstamm der äußere Umfang der festeste und härteste Theil ist. Der Stock kommt vor bei den baumartigen Farren, den Palmen und den Asparagineen mit ausdauerndem Stamm (Drachenbäumen), treibt nicht selten Luftfasern und ist meist ganz astlos, nur am Gipfel mit einer großen Blätterkrone geziert. Der Lagerstamm (thallus, truncus) ist auf die Klasse der Flechten und einen Theil der Algen beschränkt, aus unvollkommenen Zellgeweben gebildet, ohne wahre Wurzelhaare, daher noch unvollkommener als der Moos- und Laubstengel, an welche er zunächst angrenzt. Der Pilzstamm oder Strunk (stipes fungi) besteht ebenfalls aus unvollkommenem Zellgewebe, unterscheidet sich aber dadurch vom Lagerstamm, daß er stets völlig blätterlos ist. Der Fadenstamm (filum) ist von allen übrigen Stammformen dadurch unterschieden, daß er entweder nur aus einer einzelnen gestreckten, röhrigen Zelle, oder aus einer einfachen Reihe von Zellen gebildet wird. Der innere Bau des Stammes, vornehmlich die Art, wie die Gefäße in ihm vertheilt sind, läßt mit Bestimmtheit erkennen, ob die P. zu den kryptogamischen Gefäßpflanzen, oder zu den Monokotyledonen, oder zu den Dikotyledonen gehört. Der Stamm der Dikotyledonen ist von dem der Monokotyledonen dadurch verschieden, daß die Gefäßbündel desselben regelmäßig neben einander gestellt sind und auf dem Querdurchschnitt einen mit dem Umfange des Stammes mehr oder weniger parallel laufenden Ring bilden. Dadurch wird die ganze Substanz des Stammes in deutlich begrenzte, einander umschließende Massen abgetheilt, wovon die außerhalb des Gefäßbündelringes liegende die Rinde und die innerhalb desselben das Mark bildet. Da aber hier, wie auch bei den Monokotyledonen, in den einzelnen Gefäßbündeln nach außen der Bast, nach innen der Holzkörper als deutlich begrenzte Lagen erkannt werden, so kann man in dem Gefäßbündelring selbst noch den Bast- und Holzring unterscheiden; Rinde, Bast, Holz und Mark sind also die vier, den Dikotyledonenstamm in deutlicher ringförmiger Begrenzung bildenden organischen Systeme, welche zwar auch schon im Stamme der Monokotyledonen angedeutet, aber nie so bestimmt von einander geschieden sind. Das Mark, welches immer die Axe des Stammes einnimmt und von dem Holze wie von einer Scheide umschlossen wird, ist nur aus Zellgewebe, meist tessularischem, zusammengesetzt; es dient zunächst nur zur Ernährung des jungen Triebes, u. wenn es diese Bestimmung vollendet hat, vertrocknet es, und es entsteht entweder eine Höhlung, wie beim Hollunder, oder es dehnen sich die neu entstehenden Holzlagen nach innen aus und erfüllen den Raum, den das allmählig verschwindende Mark einnahm. Das Holz, welches zunächst das Mark umgibt, besteht ursprünglich, d. h. im ganz jungen Triebe, aus einer Lage cylindrischer Saftzellen und Spiralgefäße, der sogenannten Markscheide. Diese Markscheide setzt ihre Gefäßbündel in die Rippen fort, wird aber selbst an vielen Stellen von den vom Marke ausstrahlenden Lagen kurzer, breiter Zellen durchbrochen, welche sich bis nach der Rinde hin ausbreiten. Während des Wachsthums der P. setzt sich nun außerhalb der Markscheide eine neue Lage von gestreckten Zellen, rings um diese aber statt der Markscheide eine Lage von Gefäßen

und röhrenförmigen Saftbehältnissen an. In diesem neu entstandenen Ringe der Zellen und Gefäße (dem **Splint**) steigen dann im zweiten Jahre die Säfte aus der Wurzel empor nach dem Stamme und seinen Blättern. Doch schon im darauffolgenden Jahre theilt der Splint mit dem Marke und der Markscheide das gleiche Schicksal. Denn auch von ihm zieht sich die vegetirende Lebensthätigkeit hinweg, indem sich um ihn her eine neue Anlage von Röhrenzellen und Gefäßen bildet, während sich die des Splintes durch Verdichtung ihrer Wände zu Holzfasern verhärtet. Während das anfängliche Mark mit seiner gefäßreichen Scheide zunächst von unten herauf sein Daseyn und Wachsthum erhält, bildet sich der Splint umgekehrt durch herabsteigende, schon verarbeitete Säfte von oben herab. Das Organ, durch welches dieses Niedersteigen geschieht, ist die **Rinde**, welche deshalb reich an eigenthümlichen Säften ist. Sie besteht nach außen aus kürzern, nach innen aus längern, gestreckten Zellen, den sogenannten Baströhren, welche z. B. bei der Linde ausgezeichnete Festigkeit erlangen. Nur im ersten Jahre ist die Rinde von der Oberhaut (epidermis) bedeckt, welche später zerreißt und abstirbt.

Die **Blätter** (folia, phyllia) sind Ernährungsorgane, welche nach ihrer Entfaltung unverändert bleiben u. immer tiefer stehen als die Knospen, die sich in, neben oder über den Blattwinkeln entwickeln. Sie kommen bei allen Gefäßpflanzen vor, unter den Zellenpflanzen nur bei den Moosen u. Lebermoosen. Die Blätter der Zellenpflanzen sind immer, die der Gefäßpflanzen bei der Mehrzahl zu dünnen Platten ausgebreitet (**Laubblätter**), an welchen man obere und untere Fläche, Rand, Grund und Spitze unterscheidet; bei den Gefäßpflanzen treten in das Blatt auch Gefäßbündel, die sich dann in seinem Zellgewebe als Nerven und Adern verbreiten, häufig aber auch noch vorher eine Zeit lang vereint bleiben und so als Blattstiel die ganze Blattscheibe unterstützen. Der Querdurchschnitt der Blattscheibe zeigt bei hinlänglicher Vergrößerung drei Schichten: eine dünne obere und untere und eine dickere Mittelschicht. Die letztere besteht aus den Zellgeweben, in welche sich die Nerven und Adern des Blattes ausbreiten. Wo die Blätter in ihrer ganzen Breite sich unmittelbar an den Stamm anschließen, da entstehen die **stiellosen** oder sitzenden Blätter, deren Ränder nicht selten schon früher und tiefer vom Stamme sich ablösen als die übrige Blattscheibe, und dann an jenem flügelartige, unmittelbar in die Blattscheibe sich verlaufende Einfassungen, **herablaufende Blätter**, bilden. Bei den Zellenpflanzen kommen bloß sitzende und herablaufende Blätter vor, und es fehlen ihnen auch die drei unterschiedenen Schichten, sowie die Gefäßadern und Nerven. Bei vielen Gefäßpflanzen kommen am Grunde der eigentlichen Blätter zu beiden Seiten noch andere, meist kleinere Blätter vor: **Nebenblätter**. Sie stehen immer zu zweien, haben häufig einen gleichen Bau wie die Blätter, meist jedoch einen verschiedenen, und sind fast immer ungestielt; auch entfalten sie sich stets früher als das eigentliche Blatt und fallen meist auch lange vor diesem ab, Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von manchen blattförmigen Anhängseln des Blattstiels und der Blattscheibe, den sogenannten **Ohren** und **Oehrchen**, unterscheiden, welche auch oft nur durch einen schmalen Streifen von Blattsubstanz mit der Hauptscheibe verbunden sind. Mehre Blätter, welche in gleicher horizontaler Linie am Stengel stehen, bilden an diesem einen **Wirtel** (verticillus). In dem zweiblätterigen Wirtel, der schon durch die Stellung der Keimblätter bei dikotyledonischen Gewächsen vorgezeichnet wird und sich auch bei sehr vielen (Ahorn, Eiche, spanischem Flieder u. a.) im erwachsenen Zustande zeigt, stehen die beiden Blätter von der Axe des Stammes (Stengels) aus einander grade gegenüber; der Zwischenraum von der Mitte des einen zu der des andern ist ein Halbkreis ($^1/_2$), und nur in seltneren Fällen sind sich beide nach der einen Seite mehr als nach der andern genähert, so daß der Abstand dort nur $^2/_5$, hier $^3/_5$ des Kreises beträgt. Statt der 2 zeigen sich am Wirtel des Wachholders 3, an dem der Einbeere (Paris quadrifolia) 4, an der des gemeinen Tannenwedels (Hippuris vulgaris) 8 Blätter in gleichen Abständen um den Stengel angeordnet, so daß der Abstand der Mitte des einen von der des andern $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_8$ des Kreises beträgt. Wenn über dem untersten 2blätterigen Wirtel der nächste und so alle darauf folgende in derselben Stellung zum Vorschein kommen, so entsteht daraus die 2zeilige Blätterordnung am Stamme, und auf ähnliche Weise wird beim 3blätterigen Wirtel die 3zeilige Blätterordnung erzeugt. Aber schon bei dem 2blätterigen und noch mehr bei den vielblätterigen Wirteln gilt es als fast durchgängige Regel, daß die Blätter des nächsten Wirtels nicht in dieselbe Richtung fallen, sondern daß sie an den Stellen des Stammes auftreten, die beim nächsten untern Wirtel blätterlos waren. Wenn dann beim 2blätterigen Wirtel die Richtung des nächsten, oberen Blätterpaares grade in die Mitte der Richtung des untern fällt, so entstehen 4 senkrechte Ordnungen (Zeilen) der Blätter, von denen jede um $^1/_4$ des Kreises von der andern absteht. Auf dieselbe Weise, indem die nächst höhern Blätter mitten an dem Zwischenraume stehen, welcher zwischen den nächst untern leer blieb, erzeugen sich durch den 3blätterigen Wirtel des Wachholders und des Oleanders 6, durch den 4blätterigen Wirtel der Lysimachia quadrifolia 8, durch den 5blätterigen Wirtel des Myriophyllum verticillatum 10 senkrechte Reihen oder Zeilen von Blättern. Allein auch diese Art der Zwischenstellung des einen Wirtels zwischen dem andern ist nicht die gewöhnliche Anordnung der Blätter. Es finden sich drei 2blätterige Wirtel so über einander gestellt, daß erst die Blätter des vierten wieder grade über die des ersten zu stehen kommen. In diesem Falle zeigen sich 6 Zeilen von Blättern; am 3-, 4-, 5- u. 8blätterigen Wirtel unter gleichen Umständen (wenn die Blätter des vierten Wirtels erst wieder mit denen des ersten sich decken) 9, 12, 15 und 24 senkrechte Blätterreihen oder Zeilen: denn die Zahl der Zeilen ist gleich der Zahl der Blätter eines Wirtels, multiplicirt mit der Summe der ungleichstehenden Wirtel selbst. Wenn nicht nach 3 ungleichstehenden Wirteln einer folgt, welcher sich mit dem ersten deckt, so folgt ein solcher

nach 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89 ungleichstehenden. Es verhält sich nämlich die Summe dieser ungleichstehenden Wirtel wie 0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89 ꝛc., wobei in die Augen fällt, daß man die Zahl jedes höheren Gliedes dieser Reihe finden könne, sobald man die Zahlen der beiden nächst vorhergehenden niederen kennt, indem 1 aus 0 + 1, 3 aus 1 + 2, 5 aus 2 + 3 ꝛc. entsteht. Dieses merkwürdige Gesetz ist zuerst von Schimper in seinen mündlichen Vorträgen angedeutet, von A. Braun u. A. näher begründet worden. Dasselbe Gesetz, welches in der Blattstellung des Wirtels herrscht, findet sich auch in der Anordnung der zerstreut am Stengel stehenden einzelnen Blätter wieder. Wenn diese, wie an den Maiblumen, Narcissen, Wicken, Linden, Ulmen, an 2 einander gegenüberliegenden Seiten des Stengels liegen, kommt schon das dritte, wenn sie, wie beim Flachs, an 3 Seiten sich befinden, das vierte wieder in dieselbe Richtung mit dem ersten. Hierauf folgt die Anordnung zerstreuter Blätter, bei welcher 5 Blätter in gleichmäßigem Abstand des Stellungswinkels von $^2/_5$ des Kreises so um den Stengel herumstehen, daß jedesmal das 6. wieder in die gleiche Stellung mit dem 1. kommt. Das Fortschreiten des Stellungswinkels geht hier mit jedesmaliger Ueberspringung eines dazwischenliegenden Fünftheils des Kreisumfanges von 1 auf 2, 3, hierauf fällt 4 schon um $^1/_5$ jenseits des Anfangspunktes des Kreises, in die Lücke zwischen 1 und 2; 5 fällt auf $^3/_5$ des zweiten Umlaufs, in der Lücke zwischen 2 und 3 endlich kommt das 6. Blatt grade wieder nach Vollendung des zweiten Umlaufs über das 1. zu stehen. So an den Kartoffeln, Aepfel-, Birnen-, Kirsch- und Pflaumenbäumen, an den Rosen-, Johannis- u. Stachelbeersträuchern u. a. m. Einer andern Ordnung der zerstreut stehenden Blätter (Lorbeerbaum, weiße Lilie, Färberginster, großes Löwenmaul, Gemüsekohl, Rettig u. a. m.) liegt der 8gliedrige Cyklus zu Grunde, d. h. erst das 9. Blatt steht wieder in gerader Linie mit dem 1., von welchem man zu zählen anfing. Hier vollenden die Blätter diesen Weg in 3 Umläufen um den Stengel. Bei dem Mauerpfeffer, am weißen Diptam, an der gemeinen Wucherblume (Chrysanthemum Leucanthemum), am Wermuth, Löwenzahn, an der Ananas u. a. erkennt man den 13gliedrigen Cyklus, der Ort der Blattanfügung hat 5 Umläufe um die Axe des Stengels bis zur Vollendung des Cyklus zu machen. Ein 21gliedriger Cyklus kommt an den Nadeln u. meist auch an den Zapfenschuppen der Rothtanne, an den Stengelblättern des Färberwaids und mancher Moose, sowie an dem Blüthenstande vieler P.n vor und hat 8 Umläufe zu seiner Vollendung nöthig. Eine genaue Untersuchung des reichen, enggedrängten Blüthenstandes der Arten von Dipsacus und mehrer Korbblüthigen (Syngenesisten) läßt noch weiter den 34-, 55-, 89-, ja 144- u. 233gliedrigen Cyklus der Stellungen, z. B. an der großen Sonnenblume, an der Silberdistel (Carlina acaulis) nachweisen. Der 34gliedrige Cyklus braucht 13, der 55gliedrige 21, der 89gliedrige 34, der 144gliedrige 55, der 233gliedrige 89 Umläufe um die Axe des Stengels. Wir finden uns demnach auch hier auf demselben festen Boden jenes Gesetzes, das der Stellung der einzelnen Wirtel zu Grunde lag, denn die Zahlen der Glieder der einzelnen Cyklen, sowie die der einzelnen Umläufe, welche ein Cyklus in sich faßt, folgen beide in der Ordnung von 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, 144 ꝛc. Der **Blattstiel** bildet, wo er vorkommt, das Mittelglied zwischen dem Stamm (Stengel) oder Ast u. der Blattscheibe, ist bald stielrund, bald zusammengedrückt, am häufigsten halbstielrund, d. h. auf seiner nach oben gekehrten Seite platt und mit einer Längsfurche oder Rinne durchzogen, auf der untern aber cylindrisch gewölbt. Mit der Blattscheibe (discus) steht der Stiel in der engsten Verbindung, er ist ihr Träger und eigenthümliches Lebensorgan. Bei manchen Blättern, z. B. bei denen der Eiche und Pappel, oder des Gemüsekohls, ist der die Mitte der Blattscheibe durchziehende Hauptnerv eine unmittelbare Verlängerung des Blattstiels, aus welcher die übrigen Nerven seitlich heraustreten, um sich gegen den Rand der Blattscheibe hinzuziehen, während die Seitennerven selbst wieder kleinere Nerven aussenden, die sich abermals verzweigen, und so wiederholt sich diese Verzweigung noch mehre Male, indem zuletzt die kleinsten Nerven verschiedener Zweige als kleine Adern in einander überlaufen und dadurch ein vielfach verschlungenes Netz bilden. Die Blattscheibe bildet in diesem Falle ein gleichförmiges und zusammenhängendes Ganzes. In andern Fällen theilt sich der Blattstiel noch vor seiner eigentlichen Ausbreitung in mehre Hauptnerven, deren jeder auf die eben beschriebene Art sich verzweigt und eine eigene Blattscheibe bildet: **geschnittenes Blatt.** Oft verfließen diese Theile noch an ihrem Grunde vermittelst schmaler Streifen des grün gefärbten Zellgewebes (parenchyma) unter sich oder mit dem Blattstiele (stinkende Nieswurz) und gehen dann, wenn diese Verschmelzung ihres Grundes bedeutender ist, auf der einen Seite in die getheilte, gespaltene, gelappte Blattscheibe (Wiesenstorchschnabel, Stachelbeere, Johannisbeere) über, während auf der andern Seite jene vom Blattstiele abgehenden, an ihrem Grunde nackten Hauptnerven sogar durch deutliche Gelenke von den letztern geschieden werden und gleichsam als getrennte Blätter auftreten (Roßkastanie, gemeiner Bohnenbaum). Bei allen bisher angeführten Formen tritt der Blattstiel an irgend einem Punkte des Randes der Scheibe in diese ein und liegt mit ihr in einer Fläche (randstielige Blätter); den Gegensatz bilden die schildförmigen Blätter, bei welchen der Stiel in oder gegen die Mitte der Scheibe eintritt und mit ihr einen Winkel bildet (Kapuzinerkresse, Seerose). Wenn der Blattstiel sich nur von seinem Gipfel aus in strahlige, wie die ausgespreizten Finger der Hand auseinander gehende Hauptnerven verzweigt, so entsteht ein handnerviges Blatt, von welchem die fußnervigen der Nieswurzarten und die schildnervigen der Kapuzinerkresse bloße Modifikationen sind. Nach dem früher oder später vom Grunde aus verschwindenden Zusammenhange des Parenchyms der Blattscheibe nennt man das Blatt selbst handförmig-gelappt, gespalten, getheilt oder geschnitten. Wenn dagegen der Blattstiel, wie bei dem Eichen-, Hasel- und Buchenblatte, als Mit-

telnerv in die Blattscheibe sich fortsetzt und in seiner ganzen Länge zu beiden Seiten in feinere Nerven verzweigt, die nach dem Rande der Blattscheibe hingehen, so entsteht das fiedernervige Blatt. In den genannten Beispielen erfolgt die eigentliche Ausbreitung in die Blattscheibe sogleich mit der ersten Verzweigung des Mittelnervs, aber auch hier ist der Zusammenhang der Scheibe zwischen den Seitennerven nicht immer vollständig bis zum Rande (ganzrandiges Blatt, Buche u. spanischer Flieder), sondern bald näher, bald weiter vom Rande wieder aufgehoben, wodurch zuerst die gezähnten, gesägten, gekerbten und buchtigen Blätter (Huflattig, Linde, Nessel, Gartensalbei, Stiel- u. Traubeneiche) entstehen, dann bei immer näher an die Seitennerven rückender Trennung die fiederspaltigen und fiedertheiligen Blätter hervorgehen (Ackerskabiose, Baldrian). Geschieht aber die Verzweigung in Seitennerven, bevor die Ausbreitung des Parenchyms selbst eintritt, so bilden auch hier diese Nerven ihre besondern Scheiben um sich, und der Mittelnerv zieht sich als nackte Axe bis gegen die Spitze des Blattes (fiederschnittige Blätter, Kartoffel, gemeine Bibernelle). Auch bei dem fiedernervigen Blatte sind häufig die am Grunde nackten Seitennerven durch Gelenke von den Mittelnerven unterschieden und gleichsam geglie dert, so daß der bis zur Spitze des Blattes fortgehende Blattstiel (gemeinschaftlicher Blattstiel) eine Axe und Spindel darstellt, die ihrerseits wieder gesonderte Blättchen trägt, z. B. bei der unächten Akacie (Robinia pseudacacia). Die fiedernervigen Blätter mit solchen abgegliederten Seitennerven heißen gefiedert (Wicke, Erbse, Wallnuß). Sehr häufig ist die fiederförmige Theilung nicht bloß einfach, sondern doppelt, drei- und vierfach; Beispiele geben die Doldenpflanzen, Ranunkulaceen, Hülsenpflanzen, Farren in reicher Mannichfaltigkeit. Ein solches Blatt heißt ein doppelt- oder respektive mehrfach-zusammengesetztes, während man schlechthin zusammengesetzt gewöhnlich nur die einfach gefiederten und die handnervigen Blätter, alle übrigen dagegen einfach nennt, wiewohl hier nicht vollkommene Uebereinstimmung herrscht. Alle diese Formen gehören zu den doppelt-zusammengesetzten Blättern. In vielen Fällen sind dagegen die vom Blattstiele und vom Mittelnerv ausgehenden Nerven fast oder ganz einfach, und dann ihrer Stellung nach bald strahlig (hand- und schildförmig), bald fiederförmig, oft auch mehr oder weniger parallel vom Grunde nach der Spitze der Blattscheibe gerichtet, so schon bei den Tannen, Wald- und Plattererbsen (Orobus, Lathyrus), beim Oleander und einigen anderen dikotyledonischen P.n; vorherrschend aber sind die einfachen Nerven in den Blättern der Monokotyledonen (Lilien, Gräser und Palmen), wo sie auch öfters durch querlaufende, jedoch ebenfalls einförmige Seitennerven verbunden sind (Orchideen). Die Blattscheibe ist bei dieser Nervenvertheilung entweder ganzrandig, oder doch nur in ganzrandige Zipfel gespalten. Seinem innern Bau nach entspricht das Vorkommen und die Stellung der Gefäßbündel im Blattstiel den oben bei dem Stamm angeführten Formen für Dikotyledonen, Monokotyledonen ꝛc. Auch bei ungestielten Blättern kehren die genannten Formen, obwohl unter manchen Modifikationen, wieder. Bei den Zellenpflanzen endlich, auf welche die obige Zergliederung der Blattstiele keine Anwendung findet, läßt sich eine entsprechende Abhängigkeit der Blattform von dem Nervenverlaufe nur unvollkommen und theilweise nachweisen. Im Gegensatze zu den mannichfaltigen Zertheilungen der Blattscheibe finden sich auf der anderen Seite auch verschiedene Arten der Verwachsung; hierher gehört jene Verlängerung der Blattscheibe nach dem Stamme zu, wodurch das umfassende Blatt, z. B. am Stengel der Rübe (Brassica Rapa), oder das durchwachsene Blatt beim gemeinen Durchwachs (Bupleurum rotundifolium) entsteht. Ferner verwachsen je zwei einander gegenüberstehende Blätter mit dem verbreiterten Grunde ihrer Blattscheiben unter sich und bilden dann scheinbar ein Ganzes; so beim Geißblatt, bei der wilden Weberkarde (Dipsacus sylvestris und fullonum); oder ganze Kreise (Wirtel) von Blättern sind zusammengewachsen (Bupleurum stellatum). Die Nebenblätter (stipula), die ihrer Entstehung und Natur nach mit den eigentlichen Blättern im Allgemeinen übereinstimmen, aber nie zusammengesetzt vorkommen, sind besondere Blattscheiben am Grund eines freien Mittelblattes, deren Verlauf sich von unten herauf am Stamme mehr oder minder deutlich verfolgen läßt. Bald sind die Nebenblätter so hinfällig, daß sie bei oder gleich nach Entfaltung des Mittelblattes abfallen (Buche, Pimpernuß), bald so dauernd, daß sie noch lange Zeit nach dem Abfallen des Mittelblattes stehen bleiben (gemeine Robinie und viele Arten der ächten Akacie, wo sie in einen erhärteten, dornartigen Zustand übergehen); bald aber sind sie auch mit dem Blattstiele eine Strecke weit verwachsen, wie bei vielen krautartigen Pflanzen (Trifolium pratense, wo sie mit dem ganzen Blatte zugleich absterben, Astragalus aristatus u. verus, wo sie nach dem Abfallen der Fiederblättchen mit der nackten, zum Dorn erhärteten Blattspindel beharren). Bei vielen P.n mit zusammengesetzten fiedernervigen Blättern kommen auch am Grunde der Theilblättchen Nebenblätter vor; so bei der gemeinen Robinie und der Bohne. Sie stehen hier immer so, daß ihrer zwei auf ein Blüthenpaar kommen, u. daß nur das unpaarige Endblättchen zu beiden Seiten ein Nebenblättchen hat. Am wenigsten entwickelt erscheinen die ersten Blätter des Keimes im Samen der Gefäßpflanzen, die Samenlappen oder Kotyledonen. Auch die zunächst auf diese folgenden Blätter des Keimknöspchens besitzen gewöhnlich eine weniger vollkommene Bildung, sind meist kleiner, einfacher, weniger zertheilt und von kürzerer Dauer, als die später sich entwickelnden Blätter. Noch unvollkommener sind sie am unterirdischen Stamme, wo sie immer klein, schuppen- oder scheibenförmig, nicht grün, dabei fleischig u. häufig oder vertrocknet, oft hinfällig auftreten und meist bald verschwinden. Am oberirdischen Stamme und an seinen Aesten sind die vollkommensten weder am obern, noch am untern Ende, sondern mehr in der Mitte, bald näher dem untern

bald näher dem obern Ende. Die dem Grunde benachbarten Blätter pflegt man ungenau **Wurzelblätter**, die zunächst der Blüthe stehenden, wenn sie eigenthümlich gebildet sind u. nicht die gewöhnliche grüne Farbe besitzen, sondern bleicher sind oder eine erhöhte Färbung angenommen haben, **Deckblätter** oder **Brakteen** zu nennen. Behalten solche der Blüthe nahe gestellte Blätter die Färbung und Bildung der übrigen, und weichen sie von diesen nur hinsichtlich der geringern Größe ab, so heißen sie **blüthenständige Blätter**. In seltenen Fällen, wo die Blattbildung noch über die Blüthenbildung hinausgeht, wie bei der Kaiserkrone, findet eine nochmalige Zunahme der Größe, zuweilen mit Wiedereintritt der grünen Farbe, bei den obersten Blättern Statt, wodurch ein gefärbter oder grüner Blätterschopf über dem Blüthenstande entsteht. Als eigentliche Brakteen müssen dagegen wieder die oft dachziegelförmig gestellten Schuppen angesehen werden, welche in den Kätzchen der Weiden, Pappeln, Haselstauden, Birken, Erlen, Hainbuchen, der Bärlapparten und sonst unter und zwischen den Blüthen vorkommen. Eben dieselbe Bewandniß hat es bei den Cyperaceen und bei den Gräsern mit den scheiden- und schuppenförmigen Bälgen, welche die Blüthen in den Aehren umschließen (die sogenannten Kelche und Blumen der Gräser sind nichts Anderes als Brakteen). Uebrigens haben bei allen P.n mit scheidigen Blättern (Schwertlilie, Cyperaceen, Gräser) auch die größern deutlichen Deckblätter in der Nähe der Blüthen mehr oder weniger die Scheidenform und werden daher **Blüthenscheiden** genannt. In vielen Fällen sind die Brakteen sehr hinfällig und bald nach der Blüthezeit oder schon während derselben verschwindend (Schneeball, Hollunder, Roßkastanie), in andern Fällen bleiben sie länger, als die Blüthe, und wachsen dann nicht selten mit der Frucht aus, indem sie sich zugleich sehr verändern und, wie bei der Erle, sogar verholzen. Wenn die Deckblätter nicht einzeln, sondern gedrängt u. wirtelig unter der Frucht gestellt auftreten, so bildet sich die **Hülle** (Doldenpflanzen, Skabiosen, Karden). Meist sind die Hüllblättchen unter sich getrennt, bisweilen jedoch auch verwachsen, so daß sie einblätterig werden (Wolfsmilch) und bald glockig, bald birn-, kreiselförmig 2c. erscheinen. Die größte Mannichfaltigkeit in der Form u. Zusammensetzung der Hülle zeigt sich bei den Korbblüthigen, namentlich den Distel- und Flockenblumenarten (Carduus, Cnicus, Centaurea), welche sich durch die schönen u. regelmäßigen Stellungsverhältnisse der dachziegelig sich deckenden Blättchen ihrer Hüllen ganz besonders auszeichnen. Indem bei der eben genannten Familie der Korbblüthigen, sowie bei andern (Skabiosen, Karden u. a.) noch jedes einzelne Blüthchen von einem Deckblatt unterstützt wird, welches sich, eingeengt zwischen die Blüthen und von der gemeinschaftlichen Hülle meist verdeckt, nur spärlich entfalten kann, so entsteht eine neue Form sehr unvollkommener Deckblätter, die sogenannten **Spreublättchen** (palea). Sie sind bei manchen P.n, z. B. den Flockenblumen u. mehren Skabiosen, in feine Streifen zerspalten und dann wirklich in borsten- und haarähnliche Theile umgewandelt.

Unter den **Vermehrungsorganen** sind zuerst die **Knospen** (gemma) zu nennen, d. h. die aus dem Stamm entwickelten u. an die Oberfläche der P. hervortretenden Anlagen zu einem Aste oder zu einem Gipfel. Nach der Stelle, an welcher sich Knospen erzeugen, unterscheidet man Gipfelknospen, welche nur zur Fortsetzung der Gipfeltriebe, also zur Verlängerung des Stammes oder der schon vorhandenen Aeste beitragen, und die Seitenknospen, welche sich zu neuen Aesten (Seitenästen) entfalten und also vorzugsweise die seitliche Ausbreitung der P. bezwecken. Wo mehre Seitenknospen in einem Blattwinkel hervorkommen, da übertrifft eine, die Hauptknospe, alle übrigen, die Beiknospen, an Größe und Entwickelung, so daß sie oft schon, wie bei der Mistel, als Ast erscheint, während die Beiknospen erst hervorbrechen. Der Bau der Knospe zeigt alle Theile des künftigen Astes im zusammengedrängten Zustande und verjüngten Maßstabe; auf einem mitten durch die Knospe geführten Vertikalschnitt erkennen wir schon mehr oder minder deutlich die Axe der Knospe, die sich künftig zu dem Aste verlängern soll, und um sie herum die Blätter in verschiedenen Höhen gestellt. Von diesen Blättern haben die äußern, trockneren, lederartigen nur die Bestimmung, den eingeschlossenen zärteren Theilen eine schützende Decke, **Knospendecke**, zu seyn, die innern Theile aber selbst gehören schon dem noch unentwickelten Stamme an. Wenn der junge Ast unmittelbar nach seiner Entfaltung Blüthen tragen soll, so sind auch diese in der Knospe schon vorhanden, und es läßt sich dann der ganze Blüthenstand im zusammengedrängten Zustande nachweisen. Darauf gründet sich der im gemeinen Leben bekannte Unterschied zwischen **Blüthenknospen** oder **Fruchtaugen** und **Blattknospen** oder **Holzaugen**, welcher meist schon in der äußern Gestalt, durch ein volleres Aussehen der Blüthenknospen, ausgesprochen ist. Aus einer Blattknospe kann sich ein Ast entfalten, der durch das wiederholte Ansetzen von Gipfelknospen sich bis zu einem unbestimmbaren Grade verlängern und ebenso durch neue Seitenknospen immer weiter verzweigen kann; durch die Blüthenknospen ist aber immer dem Wachsthum nach der Richtung hin, in welcher ihre Axe sich verlängert, ein Ziel gesetzt, indem sich nach ihrer völligen Entfaltung über die Blüthe und Frucht hinaus gewöhnlich keine neuen Knospen bilden. Auch die unterirdischen Stämme erzeugen Knospen, welche entweder die Aeste unmittelbar über die Erde hervortreiben (**Stockknospen**), oder vor ihrem Austreten erst noch eine Strecke unter dem Boden hin schicken, ehe der Gipfel zum oberirdischen Stengel wird (**Stocksprossen**). Beispiele von Stockknospen liefern die Gichtrose (Paeonia), der Sturmhut (Aconitum), das Schöllkraut (Chelidonium); von Stocksprossen, die eine unterirdische, ausdauernde Verzweigung bilden, die Münzenarten, die ausdauernden Gräser und Cyperaceen u. a. Von den letztern sind wiederum die **Ausläufer** (Schößlinge, Sprosser), z. B. der Erdbeeren, des kriechenden Günsel u. a., zu unterscheiden, als über dem Boden befindliche, niederliegende, aus Stockknospen entstandene Seitenstengel, welche, nachdem sie sich

am Boden festgewurzelt haben und der sie tragende Ausläufer abgestorben ist, als selbstständige P.n fortpflanzen u. somit schon zur Vervielfältigung der Individuen beitragen. An diese Ausläuferknospen schließen sich endlich die auf den Blättern entspringenden Knospen an, welche, wie bei mehren Farren (Asplenium rhizophyllum, A. flabellifolium u. a.), noch auf der Mutterpflanze Wurzeln treiben und sich schon bis zu einem gewissen Grade entfalten, bevor sie sich von jener trennen.

Die *Aeste* (ramus) sind neue, aus dem Stamme entwickelte Triebe, wodurch die Masse der P. sich mehr oder weniger vermehrt, daher wahre Vermehrungsorgane. Im Allgemeinen liegt der Aststellung das Gesetz der Knospenordnung u. entfernter das der Blattstellung zum Grunde, aber zerstört, da zwar jeder Ast aus einer Knospe sich entwickelt hat, aber nicht jede Knospe bis zur Entfaltung eines Astes gedeiht. Der innere Bau und in den meisten Fällen auch die äußere Form des Astes ist wie bei dem Mutterstamm, welcher sich durch den Ast, den er treibt, polypenartig um eine junge P. vermehrt, die sich aber nur in wenigen Fällen von ihm trennt, um ein selbstständiges Leben für sich fortzusetzen. Wo ein Stamm keine Seitenäste bringt, da besteht der aufwärts wachsende Theil der P. auch nur aus über einander gestellten, oft durch ringförmige Absätze geschiedenen Gipfeltrieben, wie beim Stock der Palmen und Farren und dem Holzstamme mehrer ausländischen Bäume. Die sogenannten *Ranken* sind eigentlich Blüthenstiele, deren Blüthe nicht zur Entwickelung gekommen; doch müssen sie als besondere Astformen gelten, da der Blüthen- wie der Fruchtstiel selbst seiner ganzen Entstehung nach nichts als ein eigens modificirter Ast ist. In andern Fällen sind die Ranken als Blätter anzusehen, z. B. beim Kürbis und der Gurke. Eine dritte Art der Astumwandlung ist die in *Dornen* von verschiedener Art. Eben so wenig aber, wie alle Ranken, dürfen alle Dornen für Aeste gehalten werden. Zwei Merkmale, einmal ihre Stellung in der Nähe eines Blattwinkels, und dann das Vorkommen von Blattnarben oder von Spuren verkümmerter Blätter auf den Dornen, sind entscheidend für ihren astartigen Charakter. Bei den *blattlosen* Stämmen der Zellenpflanzen geschieht die Bildung der Aeste ganz einfach durch ein Ansetzen an die bereits vorhandenen Theile, es waltet jedoch hierbei eine gewisse Regelmäßigkeit vor, wodurch auch bei diesen einfach gebauten Gewächsen jene ungemein große Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Formen erzeugt wird.

Die *Zwiebeln* (bulbus) sind nichts weiter als Knospen auf einem verkürzten und meist von den Blättern der Zwiebelknospe ganz verdeckten Stamme, *Zwiebelkuchen*, *Zwiebelscheibe* oder bezeichnender *Zwiebelstock* genannt. Der Zwiebelstock dauert entweder mehre Jahre aus, indem er fortwährend neue Zwiebelknospen ansetzt, oder er ist nur einjährig, oder doch nur so lange dauernd als seine Knospe; aber auch in diesem Falle erzeugt sich aus demselben vor seinem Absterben entweder nach oben (Safranarten), oder seitlich (Zeitlose) eine oder mehre Zwiebeln, welche im folgenden Jahre zur oberirdischen P. auswachsen. Die Blätter der Zwiebel sind ursprünglich alle dick und fleischig; indem sich aber aus dem kurzen Stocke immer neue Blätter über den alten erzeugen, sterben die untern oder scheinbar äußern Blätter ab, vertrocknen, nehmen meist eine braune Färbung an und schließen nun, als eine häutige oder lederige Decke, die jüngern, zärtern Blätter ein, welche wegen ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit vom Lichte eine blasse Farbe haben. Die Zwiebeldecke stimmt sonach im Allgemeinen mit der Knospendecke überein, unterscheidet sich aber von dieser doch wesentlich dadurch, daß ihre Blätter nicht vom Anfange an als Deckblätter vorhanden waren, sondern erst im Verlaufe des Wachsthums aus den Blättern der Zwiebel selbst entstanden sind: sie sind die abgestorbenen Blätter der Zwiebelknospe, welche, indem sich diese durch stetes Ansetzen neuer Blätter nach oben oder, dem Anschein nach, von innen nach außen verjüngt, nach einander abgestoßen und durch die innern Blätter ersetzt werden. Als Hauptmodifikation der Zwiebelblätter überhaupt treten hervor die mehr oder weniger bauchig erweiterten Blätter bei den Zwiebelgewächsen mit scheidigen Blättern (Sommerzwiebel, Knoblauch) und die dachziegelartig gelagerten, bei den Zwiebelgewächsen mit scheidenlosen Blättern (weiße und Feuerlilie); im ersten Falle heißt die Zwiebel *schalig*, im zweiten *schuppig*. Beiden Formen entgegengesetzt ist die *dichte* oder *feste* Zwiebel, bei der die Blätter im Innern unter einander verwachsen sind (Kaiserkrone, Herbstzeitlose u. a.). Wie aus den Blattwinkeln am Stamme über der Erde sich die Knospen erzeugen, so entstehen auch unter dem Boden in den Winkeln der Zwiebelblätter aus dem verkürzten Zwiebelstocke neue Zwiebeln (*Brutzwiebeln*), welche sich zwischen den Blättern der Mutterzwiebel hervordrängen und diese früher oder später ganz verlassen (Knoblauch, Tulpe). Aber auch über dem Boden können sich aus den beblätterten und Blüthen tragenden Gipfeltrieben des Zwiebelstocks, sowie aus andern Stengeln zwiebelförmige Knospen erzeugen, welche sich indeß vor ihrer Entfaltung immer von der Mutterpflanze trennen, Wurzeln schlagen und zu neuen P.n auswachsen; solche werden als *Knospenzwiebeln* oder *Bulbillen* unterschieden an der Tiger- und Feuerlilie (Lilium tigrinum u. bulbiferum), dem zwiebeltragenden Steinbrech (Saxifraga bulbifera) u. a. Im Allgemeinen kommen Zwiebeln vorzugsweise bei monokotyledonischen P.n vor, doch sind auch die wahren und noch weniger die Knospenzwiebeln aus der Reihe der Dikotyledonen nicht ausgeschlossen (Sauerklee, Steinbrech, Lerchensporn), und selbst unter den Akotyledonen werden Zwiebelbildungen gefunden: Farren u. Bärlappen.

Die *Knollen* sind fleischig verdickte Seitentriebe oder Astgipfel, welche mit Knospen besetzt sind, sich von der Mutterpflanze trennen u. zu neuen P.n auswachsen können. Sie unterscheiden sich von den Zwiebeln wesentlich dadurch, daß, während bei dieser die Knospe über den Stock vorherrscht, bei den Knollen umgekehrt der verdickte Ast, oder überhaupt die fleischige Unterlage, welche hier den Stamm darstellt, über die

kleinen, meist wenig entwickelten Knospen ein entschiedenes Uebergewicht behauptet, und dann dadurch, daß der Knollenstamm in der Regel früher abstirbt, als die Triebe seiner Knospen (z. B. bei Kartoffeln), während der Zwiebelstock jedesmal so lange, oft auch noch länger dauert, als der aus seiner Knospe hervorgegangene Trieb.

Die Lenticellen (Rindenhöckerchen) sind kleine warzenförmige Höckerchen od. auch nur wenig erhabene Flecken, welche auf der Rinde der jüngsten Zweige gewöhnlich eine längliche Form in vertikaler, d. h. mit der Axe des Zweigs paralleler Richtung haben, später durch die Dehnung des Zweiges in die Dicke eine mehr rundliche u. zuletzt an den ältern Zweigen eine quer längliche Gestalt annehmen. Bei ihrem ersten Erscheinen haben sie eine gleichförmige glatte Oberfläche; später platzen sie auf und erhalten eine mehr oder minder deutliche Ritze. Sie sind gleichsam die Knospen der Wurzelzasern, die sich bei manchen Bäumen, z. B. den Pappeln und Weiden, auch bei der Weinrebe, sehr leicht entfalten, wenn die abgeschnittenen Zweige in Wasser oder feuchtes Erdreich gebracht werden; ja manche Holzpflanzen (Epheu) treiben schon in freier Luft aus den Lenticellen Wurzeln. Im Allgemeinen entsprechen die Lenticellen den Knospen, und die Vergleichung beider läßt eine gewisse Uebereinstimmung in der Entwickelung der Aeste des Stammes und der Wurzeln und folglich dieser beiden Hauptorgane der P. selbst erkennen, welche noch besonders durch die doppelte Erfahrung bestätigt wird, einmal, daß ein Holzstamm und dessen Wurzel, soweit dieselben unter dem Boden befindlich sind, Wurzelzasern bringen, dagegen, wenn sie von Erde entblößt werden, statt der Zasern Knospen und beblätterte Zweige treiben, u. dann, daß die Wurzelzasern sehr vieler P.n nach einem gewissen Alter das Vermögen erhalten, Knospen und daraus beblätterte Triebe zu treiben. Die drei zuletzt betrachteten Arten von Vermehrungsorganen: Zwiebeln, Knollen und Lenticellen, kommen den Gefäßpflanzen allein zu; wirkliche Knospen haben unter den Zellenpflanzen nur noch die Moose und die beblätterten Lebermoose. Aber bei diesen zwei Ordnungen tritt noch eine neue Art der Vermehrungsorgane hinzu: grüne, aus einer od. mehren Zellen gebildete Körner, Brutkörner (granulum prolificum), welche sich leicht vom Mutterkörper trennen, Wurzelhaare treiben und schnell zu neuen P.n anwachsen. Diese Körner selbst sind bald nichts als grüne, vom Parenchym sich lösende Zellen, bald aber schon ein kleines Laub, welches sich unmittelbar zur jungen P. ausdehnt. Noch weniger ausgebildet sind die Brutkörner der Flechten (s. d.) und Algen (s. d.).

Unter den reproduktiven oder Fortpflanzungsorganen steht die Blüthe (flos) obenan. Die geschlossene Blüthe ist nichts Anderes, als eine Knospe, welche meist aus mehren Blattcyklen besteht und, wie die gewöhnliche Knospe, in der Regel aus einem Blattwinkel oder nahe über und neben demselben entspringt. Der Träger der Blüthe, der Blüthenstiel, ist nichts Anderes, als ein kleiner blüthentragender Ast oder Gipfeltrieb. Bisweilen ist derselbe so verkürzt, daß er undeutlich oder ganz unbemerkbar geworden ist (ungestielte Blüthen), in andern Fällen ist er dagegen von bedeutender Länge und vielfach verzweigt; (gestielte Blüthen). Die Stellung der Blüthen sowohl am Stamme selbst, als an dem Blüthenstiel ist der Blüthenstand oder die Inflorescenz (inflorescentia). Am nächsten der Blattstellung schließt sich derjenige Blüthenstand an, wo die Blüthen einzeln aus den Blattwinkeln entspringen und demnach in ihrer Stellung mit den Blättern übereinstimmen (Ackergauchheil). Bei wirtelig gestellten Blättern stehen dann auch, wenn jeder Blattwinkel eine Blüthe trägt, diese letzteren in Wirteln zusammen (Tannenwedel). Kommen mehre Blüthen aus einem Blattwinkel, so entstehen gebüschelte oder gehäufte Blüthen (Ampfer, Taubnessel, Geißblatt u. a.). Wo an einem Blüthen tragenden Aste oder Gipfeltriebe mehre Blüthen vorkommen, da gibt jener sehr häufig eine Art Axe oder Spindel ab, an welcher die Blüthen mit ganz kurzen Stielen oder auch ungestielt ansitzen u. eine Aehre (spica, Weizen, Roggen), oder ein nach der Blüthe oder Fruchtreife abfallendes Kätzchen (amentum, Haselnuß, Pappel), oder einen dickspindeligen Kolben (spadix, Kalmus, Mais) bilden. Kätzchen und Kolben sind nur verschiedene Modifikationen der Aehre. Werden dagegen die Blüthen der Aehre von deutlichen Stielen getragen, so entsteht ein neuer Blüthenstand: die Traube (racemus, Maiblume, Johannisbeere), die eine wahre Traube ist, wenn die Stiele gleich lang sind, aber zur Schirm- od. Doldentraube (corymbus) wird, wenn die untern Blüthenstiele länger als die obern sind, so daß die Blüthen von beiden oben in ziemlicher Höhe sich befinden und eine wenig konvexe Fläche bilden. Die Spindel der Schirmtraube kommt oft, z. B. beim Birnbaum, sehr verkürzt vor und wird von den langen Blüthenstielen fast versteckt. Geht diese Verkürzung noch weiter, so daß die Blüthenstiele unmittelbar aus dem Gipfel eines Stammes oder Astes zu entspringen scheinen, so erhalten wir die wahre Dolde od. den Schirm (umbella, Apfel-, Kirschbaum, Schlüsselblume). Sie ist einfach, in sofern ihre Blüthenstiele nur einzelne Blüthen tragen, zusammengesetzt, wenn die Blüthenstiele wieder kleine Schirme oder Döldchen tragen (Dill, Fenchel, Petersilie). Oft ist aber nicht bloß die Spindel, sondern auch jeder einzelne Blüthenstiel an ihr zur Unmerklichkeit verkürzt; dann entsteht der Blüthenkopf oder das Köpfchen (capitulum, Kugeldistel, Skabiose, Klee ꝛc.). Wenn sich die verkürzte Spindel, um gleichsam den Verlust der Höhe zu ersetzen, sehr in die Breite ausdehnt und eine mehr oder weniger vollkommene Scheibe bildet, so entsteht der Blüthenkorb (calathidium), welcher der großen Klasse der Korbblüthigen oder Kompositen (compositae) eigenthümlich ist. Die abgeflächte Spindel des Blüthenkorbes pflegt in neuerer Zeit das Blüthenlager (clinanthium) genannt zu werden; früher wurde sie oft mit dem Fruchtboden verwechselt. Solche ausgebreitete Blüthenlager finden sich auch außerhalb der Ordnung der Korbblüthigen, gewöhnlich etwas modificirt und als Blüthenkuchen (coenanthium) unterschieden. In allen bisher betrachteten Blüthenständen stellt sich der Gipfel der Axe (Spindel) als Mittelpunkt

der ganzen Blüthe dar; die Entfaltung der letztern beginnt von den untern od. äußern Rändern nach der Mitte zu (d. h. bei den Beeren u. Trauben öffnen sich die untern, bei den Dolden die äußern Blüthen zuerst): es sind Blüthenstände der centripetalen Entfaltung. Ein diesem entgegengesetzter centrifugaler Weg der Entwickelung wird bei jenen Blüthenständen gefunden, welche uns der Hollunder (Sambucus nigra), der Schneeball, die Gartenraute und manche Nelkenarten zeigen. Hier erschließt und vollendet sich die Gipfelblüthe zuerst und die Reihe der Entfaltung kommt dann allmählig immer weiter an die nach außen oder unten stehenden Blüthen. Die Grundform dieser centrifugalen Blüthenentwickelung ist die Trug- oder Afterdolde (cyma), deren oberste Fläche der Doldenfläche ähnlich (flach, halbkugelförmig und dergleichen) ist, deren Stiele aber unregelmäßig verästelt sind. Hierher gehört auch der Büschel (fasciculus), der eine zusammengedrängte Form der Doldentraube darstellt (Karthäusernelke, Leimkraut, Silene armeria), ferner die Rispe (panicula), eine zusammengesetzte Traube, an welcher die untern Aeste stärker verzweigt sind, als die obern, und der Strauß (thyrsus, Liguster, türkischer Hollunder), eine aus Trugdolden zusammengesetzte Rispe, obwohl mehre Rispen (Hafer) auch die centripetale Entwickelung repräsentiren, 2c. In der Regel endigt das Wachsthum des Gipfels der Blüthenspindel mit einer Blüthe; nur zuweilen, wie bei der Ananas, setzt sich dasselbe noch jenseit des Blüthenstandes fort und bildet den geblätterten Schopf, oder es treibt der gemeinsame Stiel einer einfachen Dolde, ohne mit den Seitenstielen abzusterben, im nächsten Jahre neue Doldenstiele hervor.

Die Blüthe besteht nicht bloß aus Theilen, welche unmittelbar zur Fortpflanzung bestimmt sind, sondern auch aus außerwesentlichen Nebentheilen, die jenen zum Schutz oder Schmuck zugeordnet sind. Jene sind die Befruchtungsorgane oder Zeugungstheile. Diese letztern werden unter den Namen der Blüthendecke (perianthium) zusammengefaßt. Die Blüthendecke besteht meist aus mehren Blättercyklen. Der äußerste Cyklus einer mehrfachen und nicht durchweg gleich gestalteten Blüthendecke ist der Kelch, von Farbe meist grün, doch auch gefärbt, z. B. blau beim FeldritterspORN und gemeinen Sturmhut, karminroth bei den Fuchsien, matt u. schmutzig gefärbt bei sehr vielen Gewächsen. In manchen Fällen ist der Kelch selbst wieder von einem oder mehren Blätterkreisen umgeben; sie führen den Namen von Hüllen (involucrum) u. äußeren Kelchen u. sind als Mittelglieder zwischen dem Kelch selbst und den Blättern der P. anzusehen. Hier ist die Verwandtschaft der äußern Kelche mit den Brakteen nicht zu verkennen. Häufig erscheint der Kelch auch mit den übrigen Theilen der Blüthe verwachsen; so der untere Kelchtheil, die Kelchröhre, mit der Blume und den Staubgefäßen (Pflaume, Kirsche), oder auch mit dem Pistill; entweder mit dessen unterem verdickten Theile (Hartriegel, Hollunder, Schneeball), oder mit dem ganzen Organe (Skabiosen, Zaunrübe). Der Kelch ist bei manchen Blumen, z. B. dem Schöllkraute und dem Mohn, so hinfällig, daß er schon beim Oeffnen derselben abfällt; bei andern, wie bei den Kirschen, fällt er wenigstens mit den Blüthen zugleich ab; bei noch andern aber (Wallnuß) bleibt er stehen und bildet die grüne Schale um die Nuß. Inner- und oberhalb des Kelches erscheinen die eigentlichen Blumenblätter, die Korolle oder Blumenkrone. Sie ist eine neue, öfters, wie beim Mohn, der Rose, der Nelke, von dem Kelch sehr entschieden u. augenfällig abgegrenzte Bildungsstufe des Blattes. Bei der Blume muß die aus getrennten Blättern gebildete Form als die Grundform angenommen werden; aus ihr können, durch die in sehr verschiedenen Graden Statt findende Verwachsung der Blumenblätter unter sich, leicht jene zahlreichen Formen abgeleitet werden, welche man gewöhnlich als Modifikationen der einblättrigen Blume ansieht. Man unterscheidet regelmäßige und unregelmäßige Blumen, d. h. solche, deren Blätter und Blatttheile unter sich in leicht erkennbaren symmetrischen Verhältnissen stehen, u. solche, bei denen jene Verhältnisse weniger deutlich oder gar nicht ausgesprochen sind. Als Grundbedingungen der Regelmäßigkeit müssen einmal die Stellung der Blätter in einem abgeschlossenen Cyklus und nächstdem Gleichheit oder regelmäßiger Wechsel hinsichtlich der Gestalt und Größe der Blätter angesehen werden. Wo noch der volle Blättercyklus vorhanden ist und nur ungleiche Größe oder Gestalt die Symmetrie stört, da tritt die mildeste Form der Unregelmäßigkeit auf, und es läßt sich das Grundgesetz der Blumenbildung leicht heraus erkennen (Randblüthen vieler Dolden, z. B. des Korianders, der Möhre, ferner des Schneeballs und der Skabiosen). Größer wird die Störung des Ebenmaßes, wenn sich dazu eine Verbiegung (Veilchen, Pelargonien) und selbst zu dieser noch die Verwachsung einiger oder aller Blumenblätter gesellt (Balsamine, Schmetterlingsblumen der Hülsenpflanzen, besonders aber die Blumen der Labiaten, als: Salbei, Taubnessel, Gamander 2c.). Noch schwieriger endlich ist das symmetrische Verhältniß der Theile oft da nachzuweisen, wo der Cyklus der Blumenblätter unterbrochen ist, wie bei den Ritterspornarten, Sturmhutarten 2c. Wo sich statt der Blüthen ein Cyklus von Staubgefäßen entwickelt, ist die Blüthe verstümmelt. Auch gibt es Beispiele, wo weder Kelch noch Blume vorhanden sind und demnach nur die wesentlichen Fortpflanzungsorgane vorkommen, z. B. bei der gemeinen Esche (Fraxinus excelsior, sogenannte nackte Blüthen). Nie ist die Blume auf dem Pistill oder höher als dasselbe, auch nie aus dem Kelche selbst entspringend, sondern ihr Ursprung liegt in der verkürzten Blüthenaxe über dem Grunde des Kelchs und tiefer als die Basis des Pistills; sie ist daher in Bezug auf dieses stets unterständig, aber häufig der Röhre des Kelchs aufgewachsen und dessen innere Fläche auskleidend, bis dahin, wo ihre Blätter sich trennen und über dem Kelchsaume sich frei darstellen. Für sich allein, ohne den Kelch, ist die Blume mit dem Pistill höchst selten verwachsen, wie bei der Seerose (Nymphaea alba); desto häufiger aber mit den Staubgefäßen (Labiaten, Schlüsselblumen, spa-

nischer Flieder ꝛc.). Wo die Blüthendecke nicht in Kelch und Korolle geschieden ist, pflegt man eine solche einartig gestaltete Blüthendecke Perigon oder Blüthenhülle zu nennen. Das Perigon besteht gewöhnlich aus einem Blattcyklus, häufig jedoch auch aus mehren. Es ist kelchartig u. nur durch einen Cyklus gebildet, z. B. bei der Mistel und Ulme; korollenähnlich, ebenfalls mit einfachem Cyklus, bei der Haselwurz (Asarum), dem Seidelbast (Daphne Mezereum) und der Wiesendotterblume (Caltha palustris); kelchartig, mit zweifachem Cyklus, bei den Ampferarten (Rumex); korollenartig, mit doppeltem Cyklus, bei den Anemonen, Laucharten und Liliengewächsen. Unter dem Namen der Nebenblume werden jene Gebilde begriffen, welche zwischen der Blüthenkrone und den Staubgefäßen ihre Stellung haben und auch ihrer Gestalt nach meist ein Mittelding sind zwischen den Blumenblättern und Staubgefäßen. Sie wurden früher als Nektarien bezeichnet, wogegen die neuere Terminologie, gestützt auf genauere anatomische Beobachtung, unter dem zuletzt genannten Namen nur die drüsenartigen Körper versteht, aus denen ein meist für die Insekten genießbarer Saft abgesondert wird, der zuweilen Zucker enthält und dann mit Recht Honigsaft genannt wird. Die eigentliche Nebenblume erscheint sehr ausgebildet in der weißen Narcisse als ein hellgelber, oben roth gesäumter Becher; in der Sumpfparnassie (Parnassia palustris) aus 5 gestielten Stückchen bestehend, an denen sich oben mehre fächerartig ausgebreitete, in Knöpfchen endigende Borsten zeigen. Die Nektarien erscheinen ihrer Stellung und ihrem ganzen Vorkommen nach meist als Verwandlungsstufen der übrigen, wesentlicheren Blüthentheile und bilden daher den natürlichen Uebergang zu der nächsten Klasse von Blüthentheilen.

Zu den Befruchtungsorganen gehören erstlich die Staubgefäße. Diese bilden in den Blüthen, wo sie vorkommen, jedesmal den äußern oder untern Cyklus der wesentlichen Fortpflanzungsorgane, der dann von der Blüthendecke, wenn eine solche vorhanden ist, unmittelbar umgeben wird. Die Staubgefäße sind eine neue, über und aus dem Blumenblatt hervorgegangene Stufe der Kontraktion od. der einfach geradlinigen Bildung. Es lassen sich an ihnen 3 verschiedene Theile unterscheiden: ein unterer, meist stiel- und fadenförmiger Träger, Staubfaden (filamentum), ein von diesem unterstützter, im geschlossenen Zustande gewöhnlich aus 2 sackförmigen Hälften (Fächern) bestehender Beutel oder Kolben, Staubbeutel, Anthere (anthera), und der Befruchtungsstaub (pollen), welcher in verschieden gefalteten Körnern oder vielmehr kleinen Schläuchen den eigentlichen Befruchtungsstoff einschließt u selbst die Anthere ausfüllt. Sowohl unter sich, als auch mit den übrigen Blüthentheilen sind die Staubgefäße auf verschiedene Weise verwachsen. Seit Linné ist es gewöhnlich geworden, die Verwachsungen als Brüderschaften (Adelphia) zu unterscheiden, und zwar Einbrüderschaft (Monadelphia), wenn alle Staubfäden (nach unten) in eine gemeinschaftliche Haut zusammengewachsen sind; Zweibrüderschaft (Diadelphia), wenn die Staubfäden in 2 verschiedene Büschel verwachsen, oder auch wenn einer frei, die übrigen verwachsen sind; Vielbrüderschaft (Polyadelphia), wenn 3 oder mehr Verwachsungsbüschel vorhanden sind. Wenn die Staubbeutel verwachsen, die Staubfäden frei sind, entsteht die Syngenesia Linné's. Die Gestalt der Staubfäden leidet mannichfache Aenderungen von der blattartig verbreiteten oder fleischig verdickten Form bei den Orchideen bis zu jener zur Haardürre zusammengezogenen Form bei den Gräsern und Cyperaceen, wozu noch eigenthümlich häutige, zahnartige, fadenförmige Anhängsel und Fortsätze, sowie verschiedene Arten der Behaarung und auffallende Verwachsungen kommen. In vielen Fällen ist der stielartige Träger bis zum Unmerklichen verkürzt, oder fehlt ganz; der Staubfaden ist nämlich nur der äußere unwesentliche Theil des Staubgefäßes; wo dagegen die Anthere fehlt, da ist das Staubgefäß als verkümmert zu betrachten. Die Farbe des Staubfadens ist meist der Blume ähnlich, oft aber bleicher, oder auch ins Grüne übergehend. An der Anthere, welche nie fehlen kann, ohne daß die Bestimmung des Staubgefäßes als befruchtendes Organ verloren geht, lassen sich meist (am deutlichsten auf dem Querschnitt der noch unreifen Anthere) zwei gesonderte Fächer unterscheiden; jedes Fach zeigt von außen eine Rinne oder Grube (Naht), in welcher es sich bei der Reife öffnet, um den Pollen zu entlassen. Die Formen der Anthere sind übrigens höchst mannichfaltig. Ebenso variirt die Färbung vom Gelb, welches am gewöhnlichsten ist, in Blau, Roth, Violet ꝛc. bis Schwarz. Die gewöhnlichste Art, wie sich die Anthere öffnet, um den Pollen auszulassen, ist das Aufspringen in einer Längsspalte, in vielen Fällen geschieht es jedoch auch anders. Der Inhalt der vollständig ausgebildeten Anthere stellt eine dem unbewaffneten Auge meist staubförmig erscheinende Masse dar, bei verschiedenen Pflanzen von verschiedener Farbe, meist jedoch gelb, wie die Anthere selbst, bisweilen blau, roth ꝛc., auch grün. Der Durchmesser der größten Pollenkörner beträgt etwa $^1/_{20}$ Linie; die kleinsten, bis jetzt untersuchten sind $^1/_{300}$ Linie breit, $^1/_{600}$ Linie lang. Sie sind von verschiedener Gestalt, glatt, höckerig und stachelig, meist getrennt, zuweilen aber auch durch zarte Fäden unter einander verbunden oder zusammengewachsen. Unter hinlänglicher Vergrößerung erscheinen die Pollenkörner nicht solid, sondern als eine schlauchartige Hülle, mit flüssigem Inhalt gefüllt. Der Inhalt der Pollenkörner selbst oder der eigentliche Befruchtungsstoff ist nach den neuesten Untersuchungen nichts Anderes als Oeltröpfchen und Stärkmehlkörner. Der Akt des Hervortretens dieser Bläschen wird am besten beobachtet, wenn man die Pollenkörner in Oel oder Säuren bringt (weniger gut in Wasser), wo sie dann anschwellen und die Feuchtigkeit an gewissen dünnen Stellen der Membran heraustritt. Die Pistille (Stempel) nehmen im normalen Zustande immer den Gipfel der Blüthenaxe ein u. bilden den obersten Cyklus der Fortpflanzungsorgane. Durch sie wird der Trieb oder Ast, welcher unmittelbar die Blüthe trägt, geschlossen, so daß über die Pistille hinaus, nach dem gewöhnlichen Entwickelungsgange, kein weiteres Auswachsen in Knospen und Triebe Statt findet. Man kann das einfache Pistill, weil

dasselbe nur die Anlage zur Frucht darstellt, als ein Fruchtblatt bezeichnen, welches mit seinen Rändern eingeschlagen oder eingerollt ist. In einer Blüthe ist entweder nur ein einzelnes Fruchtblatt vorhanden, wo dann das einzelne Pistill wirklich ein einfaches ist (Hülsenpflanzen), oder es kommen mehre Fruchtblätter in einer Blüthe vor, und dann unterscheidet man, wenn sie nicht unter sich verwachsen sind, eben so viel einfache Pistille, die bei sehr verkürzter Blüthenaxe einen Wirtel bilden. Ihre Zahl ist sehr verschieden, 2 — 12 und darüber. Die Anfänge des künftigen Samens, die Pflanzeneierchen, sitzen auf dem umgeschlagenen Rande des Fruchtblattes, oder auf der Scheidewand des zusammengesetzten Fruchtbehältnisses auf. Dieser Ort des Aufsitzens des Fruchtblattes, oder vielmehr der ganze, untere bauchige Theil eines geschlossenen Pistills, welcher die Eierchen trägt, ein Gebilde der Scheibe des Fruchtblattes, heißt der Eierstock. Das einzelne Pflanzenei gleicht anfangs einem höckerigen Auswuchs von gleichmäßig zelligem Gefüge mit doppelter Haut. Bald aber erscheint, im Verlaufe des Wachsthums, auf der nach oben gekehrten Seite desselben eine Oeffnung in der Oberhaut und äußersten Zellenschicht und sehr oft innerhalb dieser äußern noch eine kleinere, tiefer gelegene, innere Oeffnung. Jene gibt sich als Mündung der äußern, diese der inneren Eihaut kund. Diese Mündungen schließen sich, wenn die Aussaat des Pollens im Pistill vollendet ist, und es bleibt von ihnen nur noch eine punktförmige Vertiefung, selten ein wulstartiger Ansatz zurück. An die Naht ist das Ei fast immer mittelst eines kurzen, stielartigen Fortsatzes befestigt; dieser vergrößert sich zu einer Art Nabelstrang, der später nach seiner Trennung vom befruchteten Ei den an den reifen Bohnen und Erbsen deutlich sichtbaren Nabelfleck zurückläßt. Die Hauptveränderung, welche mit dem Pflanzenei nach der Befruchtung, nach dem Schließen der Mündung an seiner Oberfläche, vorgeht, ist die Entstehung einer Höhle im Innern des Eikernes. Mitten in dieser erzeugt sich der Keimsack, in welchem der Keim anfangs als ein grünlicher Punkt, bald nachher aber in seiner eigenthümlichen Form erkannt wird. Der übrige Theil der Höhlung bleibt entweder leer, oder er füllt sich mit Eiweißkörnern, welche zusammen mit dem bald wieder verschwindenden Keimsack u. mit der innern Eihaut zum Eiweißkörper sich gestalten. In sehr vielen Pflanzengattungen verlängert sich der Eierstock nach oben in den Griffel, der meist säulen- oder fadenförmig gestaltet ist. Wenn er kantig vorkommt, so deuten seine Kanten in der Regel die Zahl der im Pistill vorhandenen, nicht allein im Eierstock, sondern auch weiter im Griffel verwachsenen Fruchtblätter an, und es sind demnach viele einfach scheinende Griffel durch Verwachsung mehrer entstanden (Lilie, Kaiserkrone, Laucharten u. a.). Doch kommen auch Pistille mit dicken, breiten und blattartigen Griffeln vor (Orchideen u. a.), und bei den Schwertlilien verbreiten sich die freien Enden der unterwärts in die Säule verwachsenen drei Griffel so sehr, daß sie den innern Blüthenhüllblättern ähnlich werden. Gewöhnlich geht der Griffel mit den Theilen der übrigen Blüthencyklen keine Verwachsungen ein, oder höchstens der untere Theil ist verwachsen (Skabiosen, Kompositen, Doldenpflanzen). Nur mit den Staubgefäßen kommt er verwachsen vor, vorzüglich bei Orchideen, wo durch Verwachsung die sogenannte Griffelsäule entsteht. Der meist mit erhabenen Zellen (Papillen) oder saftigen Haaren besetzte Theil des Griffels, welcher zur Aufnahme des Pollens bestimmt ist, bildet die Narbe. Sie sitzt bald auf der Spitze des Griffels, bald an der Seite, so daß dann die Papillen und Haare oft die ganze Länge des Griffels einnehmen und der narbenartige Einschnitt selbst oft sehr verborgen und unscheinbar ist. Bei den meisten Orchideen vertritt eine glatte, glänzende, mit schmieriger Feuchtigkeit überzogene Fläche die Stelle der Narbe; ebenfalls ganz glatt und dabei trocken ist die große, schildförmige, eigenthümlich geformte, durch Verwachsung entstandene Narbe der Asklepiadeen, die nur an ihrem Grunde seitwärts eine Rinne oder Grube zur Aufnahme des Pollens besitzt.

Die Frucht (fructus) im weitesten Sinne ist das völlig ausgebildete, die zur unmittelbaren Fortpflanzung bestimmten Theile tragende Reproduktionsorgan, oder überhaupt die Gesammtheit der zu neuen Pflanzen entwickelungsfähigen Theile, mit Ausschluß der Knospen. Die Frucht der phanerogamischen Pflanzen ist nichts Anderes, als das nach der Befruchtung weiter ausgebildete Pistill. Ihre beiden Haupttheile sind die Bedeckungen u. der Same. Nach dem Verblühen treten in den befruchteten Pistillen große Veränderungen ein, unter welchen der Eierstock sich zur wirklichen Frucht ausbildet. Diesen Veränderungen ist aber nicht bloß das Ei und das Fruchtblatt unterworfen, sondern auch andere Theile, z. B. die verschiedenen Cyklen der Blüthendecke, die Brakteen ꝛc., nehmen daran mehr oder weniger Antheil. Alle an der Frucht vorkommenden Theile, die nicht schon dem Pistill in der Blüthe angehörten oder nicht mit diesem innig verschmolzen waren u. dadurch integrirende Theile desselben darstellten, bilden die unwesentlichen Bedeckungen des Samens oder Fruchtdecken (induriae), welche mehr oder minder vollständig die Frucht umhüllen oder einschließen. Die Früchte sitzen in diesen Decken meist frei, z. B. bei der Eiche, Buche, eßbaren Kastanie, bei welchen die Becherhülle aus verwachsenen Brakteen besteht. Ebenso wachsen die Scheidenblätter der einzelnen Aehrchen bei den Gräsern (Roggen, Weizen) zur Fruchtdecke oder Spelze aus; bei den Rosen wird der Kelch, bei der Maulbeere die Blüthenhülle zur fleischigen Fruchtdecke. Die die wesentlichen Bedeckungen des Samens umfassende Fruchthülle (pericarpium) bildet sich bloß aus dem Fruchtblatt, mit einziger Ausnahme der Fälle, wo letzteres mit andern Theilen verwachsen war und diese folglich mit jenen zugleich um die Frucht sich gelagert haben. An der Fruchthülle werden deutlich 3 Schichten unterschieden, wie an jedem Blatte und namentlich auch an dem Fruchtblatte selbst: die der Oberhaut an der obern und untern Seite der Stengelblätter entsprechende äußerste und innerste Fruchthaut (epicarpium und endocarpium) und zwischen ihnen die Mittelschicht (mesocarpium). Von diesen ist die äußere Haut meist dünn, membranös, also der Oberhaut des Blattes noch ähnlich. Die mitt-

lere Fruchthaut bildet die Hauptmasse der Fruchthülle und gibt dieser ihre Konsistenz; sie ist es, welche am Apfel und an der Birne das saftvolle Fleisch, an der Haselnuß und Kastanie die holzige, aus dickwändigen punktirten Zellen bestehende Nuß, oder die lederartige Schale, an der Kirsche zugleich das Fleisch und die Kernschale bildet, indem ihre äußern und innern Schichten eine verschiedene Konsistenz annehmen. Die innere Fruchthülle läßt sich am leichtesten bei der Dattel erkennen, wo sie sich vom Fleische ablöst. Nach der verschiedenen Beschaffenheit der Fruchthülle entstehen höchst mannichfaltige Fruchtformen. Die einfachsten sind diejenigen Früchte, deren Hülle aus einem einzigen Fruchtblatte gebildet ist; unter diesen aber stehen die auf der niedrigsten Stufe, in welcher das Fruchtblatt seine offene ausgebreitete Lage behält, wie in den Zapfen unserer Nadelhölzer: Offenfrucht. Ihr schließt sich an die Hülsenfrucht (legumen), wo sich ein einfaches, auf seiner Außenfläche mit vielen Spaltöffnungen versehenes, in seinen Zellen Blattgrün enthaltendes Fruchtblatt nur an seinen Rändern zusammenschließt, wie bei den Bohnen. Von der Hülse unterscheidet sich die Balgfrucht (folliculus) nur dadurch, daß sie aus zwei einer Blüthe angehörigen Eierstöcken entstanden u. daher meist paarweise gestellt ist (Vinca, Asclepias). Mehre hülsenförmige Früchtchen sind bei den Ranunkeln u. a. zu einer Schalfrucht verwachsen; bei der Himbeere u. Brombeere werden sie von einer saftigen mittlern Fruchthaut eingeschlossen u. machen so den Uebergang zur Steinfrucht. Durch eine Verwachsung mehrer Fruchtbehälter zu Einem entsteht die Kapsel. Diese ist zweifächerig (Schotenfrucht und Schötchen) bei den kreuzblüthigen Gewächsen. Wenn die zweiblätterige Kapsel mit der Blüthendecke überwachsen ist, bildet sie die Schließfrucht oder Achäne (Galien, Skabiosen, Kompositen und Doldenpflanzen). Wenn an der Schließfrucht die mittlere Fruchthaut holzig wird, entstehen Formen, wie die der Wassernuß; wenn fleischig, solche, wie die der Kornelkirsche. Außer der vorzüglich häufig vorkommenden zweiblätterigen Kapsel gibt es dreiblätterige, bei der Reseda und den Veilchen; vierblätterige, bei Epilobium und Oenothera; fünfblätterige, bei den Balsaminen und Lichtnelken; 14—20blättrige, beim Mohn und den Nymphäen. Nur eine Abänderung der Kapsel ist die Schlauchfrucht, z. B. der Amarantheen. Wenn die fest anliegende Fruchthülle geschlossen bleibt, wird sie zu der schon oben erwähnten Schalfrucht oder Karyopse. Diese ist zweiblätterig bei den Gräsern, einblätterig bei den Ranunkeln. Wenn die Hülle der Karyopse von großer Festigkeit ist, wird sie zur Nuß, z. B. beim Hanf und Steinsamen (Lithospermum). Die Flügelfrucht der Ulmen, Eschen 2c. ist nur eine Schalfrucht mit geflügelten Anhängen. Hülsenförmige Früchtchen, die in der Mispel u. Weißdornfrucht von musartiger Festigkeit, in der Birne u. a. häutig sind, bilden bei Verwachsungen der äußern Blüthenkreise mit den Eierstöcken die Apfelfrucht. Bei der Steinfrucht, z. B. der Kirsche, liegt der Same in der fest gewordenen innern Lage der mittlern Fruchthaut; bei der Beere, z. B. des Weinstocks, füllt das Fruchtfleisch das ganze Innere der Fächer aus u. umgibt genau die Samen. Die Frucht der Pomeranze ist eine rindenhäutige Beere (bacca corticata). Das nach der Befruchtung zur vollkommenen Ausbildung gelangte Pflanzenei ist der Same (semen), der, als das unmittelbare Fortpflanzungsorgan der phanerogamen Pflanzen, den wesentlichsten Theil der Frucht darstellt. Er besteht aus der Samenhülle u. dem von dieser umschlossenen Samenkern. Der Same ist immer, außer der ihm unmittelbar angehörenden Samenhülle, noch durch die Fruchthülle geschützt, welche denselben in den meisten Fällen vollständig einschließt und nur bei Zapfenbäumen als eine offene, den Samen bloß von einer Seite bedeckende Schuppe (Offenfrucht) erscheint. In vielen Fällen tritt aber eine Verwachsung der Fruchthülle mit der Samenhülle ein, die oft so innig ist, daß sowohl die Grenze zwischen beiden Hüllen, als auch zwischen den verschiedenen Lagen derselben theilweise oder ganz verschwindet (Gräser, Kompositen, Doldenpflanzen, Labiaten, Borragineen). Dann scheint nur Eine Samenhülle vorhanden zu seyn, und darum nannte man früher dergleichen Samen nackte. Viele Samen besitzen aber außer der Fruchthülle noch Anhängsel und anderweitige Bedeckungen. Zu den unwesentlichen Samenbedeckungen gehören der Nabelstrang, der sich erst entwickelt, nachdem das Ei schon eine gewisse Ausdehnung erreicht hat, oft auch gar nicht aus dem verlängerten Gefäßbündel, welches aus dem Samenträger in den Samen eingeht, besteht und äußerlich von einem Zellgewebe umkleidet ist. Die wesentlichen Bedekkungen des Samens bilden die Samenhülle (perispermium). Diese entwickelt sich aus der äußern Haut, oft auch aus der Kernhaut und dem Keimsack des Eichens, und hat je nach dem verschiedenen Alter des letztern eine oft sehr veränderte Beschaffenheit. Im Allgemeinen unterscheidet man in ihr drei Schichten: die Oberhaut ist meist eine zarte, durchscheinende, übrigens farblose oder nur bleiche, aus verschieden gestalteten Zellen gebildete Membran, zuweilen ziemlich dick und derb; die Samenschale gibt dem Samen seine eigenthümlichen Farben: braun, roth, schwarz, grau, weiß 2c., gesprengelt, gefleckt 2c.; die Kernhaut, die innerste Haut der Samenhülle, welche unmittelbar den Samenkern umschließt, ist immer von zärterem Bau als die Samenschale, meist bleich oder weiß. Der von der Samenhülle umschlossene Inhalt des Samens ist der Samenkern (nucleus), welcher gewöhnlich die Höhlung der Samenhülle ganz ausfüllt und dann seiner Gestalt nach mit dem Samen übereinstimmt. Der Samenkern wird entweder durch den Keim allein gebildet (Hülsenpflanzen, Kreuzblüthige), oder er enthält außerdem noch eine dichte Masse, das Eiweiß (Weinstock, Gräser u. a.). Der wesentlichste Theil ist der Keim, der zum Reproduktionsgeschäft nicht fehlen kann. Das Eiweiß (albumen) hat gewöhnlich gleichförmige Textur und weiße Farbe, aber wechselnde Konsistenz; von der weichen, fleischigen oder talgartigen Beschaffenheit geht es auf der einen Seite über in die käsige, brockliche und mehlige, auf der andern Seite in die lederartige und knorpelige. Es nimmt bald den ganzen Umfang des Samenkerns ein und umschließt den Keim allseitig,

bald liegt es neben dem Keim, bald wird es von dem Keim umgürtet, bald gar eingeschlossen. In noch andern Fällen besteht das Eiweiß aus zwei getrennten Hälften ꝛc. Seinem innern Baue nach besteht das Eiweiß aus (meist punktirten) Zellen, deren Inhalt Stärkmehl und in mehren Fällen eine ölige, schleimige Flüssigkeit ist. Der Keim (embryo) ist die neue Pflanze im Knospenzustande, deren Bestimmung es ist, nach der Trennung von der Mutterpflanze selbstständig sich zu entfalten und unabhängig von dieser ihren Lebenslauf fortzusetzen. Im Allgemeinen lassen sich an ihm unterscheiden: sein unterer (durch umgekehrte Lage aber oft am obern Samenende befindlicher), immer gegen den Umfang des Samenkerns gerichteter Theil, aus welchem sich bei der Keimung die Wurzel entwickelt, der sich indeß oft auch zugleich zum Stengel erhebt und, nicht ganz richtig, den Namen Würzelchen führt; ferner das von diesem unterstützte erste Blatt oder Blätterpaar, die Samenlappen oder die Kotyledonen; endlich das Keimknöspchen, welches aus den obern Blättchen des Keimes besteht, aber fast stets von den Samenlappen überdeckt ist. Seinem inneren Baue nach besteht der Keim nur aus zelligem Parenchym, in welchem statt der eigentlichen Gefäße nur Bündel von äußerst feinen, engen, langgestreckten Zellen gefunden werden. Die Farbe des Keimes ist anfänglich weiß, gegen die Reife hin grünlich, später wieder bleicher. Die untersten Keimblätter oder die Samenlappen sind bei den vollkommneren Pflanzen, in deren Samen kein Eiweiß bemerkt wird, am meisten von den vollkommenen Blättern verschieden; weniger verschieden von den übrigen Pflanzenblättern ist das einfache Keimblatt der Monokotyledonen in seiner vollkommenen Entwikkelung. In der Stellung dieser niedrigsten Blattanfänge, mit denen der Kreis, welcher in der Blüthe und Frucht nach oben sich wieder schließt, von unten aus dem Samen sich anhebt, finden wir übrigens schon deutlich dasselbe Gesetz herrschend, welches wir oben bei den Stengelblättern kennen lernten. Die Keimblätter zeigen entweder gleich vom Anfange die zerstreute, wechselständige Anordnung (Monokotyledonen), oder sie stehen in Wirteln zusammen (Dikotyledonen); diese Wirtel sind meist zweilappig (eigentliche Dikotyledonen), doch gibt es auch 3blätterige (Wachholder), 4blätterige (Hornblatt, Ceratophyllum), 5blätterige, ja 12blätterige (mehre Fichtenarten). Ueber die Fruchtorgane ꝛc. der Kryptogamen s. Moose, Farren, Flechten, Pilze u. Algen.

Als äußerer Ueberzug der Pflanzen werden diejenigen Theile des Pflanzenkörpers angesehen, deren Lage unmittelbar nach außen gewendet und deren Geschäft nicht in der direkten Beförderung der innern Saftcirkulation, sondern theils in der Bedeckung des Pflanzenkörpers, theils in Aus- u. Einathmen wässeriger und gasartiger Stoffe besteht. Es gehören hierher die Oberhaut, die äußere Rinde und die Nebentheile. Die Oberhaut (epidermis) ist die äußerste Schicht oder Lage des Zellensystems, sie überzieht die Blätter und übrigen blattartigen Organe, sowie überhaupt die blattartigen Theile aller Pflanzen, mit Ausnahme der Hautalgen und derjenigen Moose Lebermoose, welche nur aus einer einfachen Zellenlage bestehen. Die Rinde (cortex) gehört nur in sofern zu dem äußern Ueberzug des Pflanzenkörpers, als sie an den holzigen Stämmen und größern Wurzeln der strauch- und baumartigen Gewächse nicht mehr von der Oberhaut überkleidet wird. Das Zellgewebe, aus dem sie besteht, ist in diesem Falle gegen den Umfang hin ganz abgestorben und vertrocknet; nur im Innern sind die Rindenzellen noch lebendig und häufig durchaus mit gefärbten Säften oder körnigen Stoffen erfüllt. Man pflegt den äußeren leblosen Theil, im Gegensatz zu den tiefer liegenden saftigen Rindenschichten, Borke zu nennen. Als Nebentheile (partes accessoriae) sind anzusehen alle jene Pflanzentheile, die nicht aus Umwandlung wirklicher Organe hervorgegangen sind, sondern nur auf der Oberfläche verschiedener Organe vorkommen und die Bekleidung oder den Ueberzug derselben bilden. Sie entspringen entweder aus der alle krautartigen Theile überziehenden Oberhaut allein, oder es nimmt auch die zunächst unter der Oberhaut liegende Zellenschicht an ihrer Bildung Theil. Es gehören hierher: außer den Haaren, Borsten u. Stacheln, noch die Blattern, Höckerchen, Drüsen und Warzen, in sofern dieselben nicht aus gefäßreichen Organen abzuleiten sind. Haare (pilus) finden sich auf allen Pflanzentheilen, welche mit Oberhaut bekleidet sind, von der Wurzel bis zum Pistill u. den Samen, u. kommen unter sehr verschiedenen Formen oft bei derselben P. vor. Durch Ablagerung von festen Stoffen in ihren Zellen gehen die Haare in Borsten (seta) über, und wenn diese dicker, dabei hart und stechend werden, so entstehen die Stacheln (aculeus, bei den Rosen und Brombeeren), die nicht mit den immer gefäßhaltigen Dornen zu verwechseln sind. Nicht selten wird an dem Fuße des Pflanzenhaares eine verdickte Basis oder Haarzwiebel gefunden. Wenn eine solche einfache Zelle der Oberhaut durch ihre Verlängerung nicht in ein Haar, sondern mehr in eine blasenartige Erhöhung übergeht, heißt sie Blatter (papula). Oefters, wie an der innern Fläche der Blüthenblätter, erheben sich alle Zellen der Oberhaut zu spitzigen Höckerchen (papilla), welche, mit farbigen Säften erfüllt, der Blüthenkrone ihren eigenthümlichen sammetartigen Schein geben. Nahe verwandt mit den Papillen sind die Drüsen (glandula). Auch sie enthalten meist farbige Säfte und ragen bald (z. B. am Blatte des Hopfens und vieler rachenblüthigen Pflanzen) als eine einfache Zelle über die Hauptfläche empor, bald liegen sie unter der Oberhaut im Parenchym eingesenkt. Die Warzen (verruca) endlich unterscheiden sich von den Drüsen nur dadurch, daß sie keine eigene abgeschiedene Flüssigkeit enthalten und gewöhnlich viel fester sind.

Die Physiologie der P.n im Allgemeinen umfaßt die Kenntniß vom Baue, von dem Zusammenhange und den Verrichtungen der verschieden beschaffenen Pflanzentheile und begreift demnach das Mechanische im Bau, das Chemische in der Zusammensetzung der Theile und in den Prozessen in sich, letzteres als die Pflanzenchemie. Bei den P.n finden wir keinen bestimmten Mittelpunkt der Lebenskraft, wie Gehirn und Herzen bei den Thieren sind; jeder einzelne Theil der P. enthält die Be-

dingungen zur Fortdauer des Lebens, und es ist kein einziges Organ zu finden, das für das Bestehen des Ganzen wesentlicher wäre als ein anderes. Die Wurzel, vom Stamm getrennt, treibt einen neuen Stamm, ein abgeschnittener Stamm oder Ast schlägt oft neue Wurzeln und wird zur neuen P. Wenn auch die Produktion im getrennten Zustande nicht mehr dieselbe ist wie im Zusammenhange, so leben doch die Theile fort. Diese allgemeine Vertheilung der Lebenskraft ist es hauptsächlich, weshalb uns viele chemische u. mechanische Prozesse in den P.n verborgen bleiben, welche einen Theil der Lebenserscheinungen ausmachen. Die Pflanzenchemie lehrt die chemischen Bestandtheile der P.n und die Mischungsverhältnisse derselben kennen. Die Elementarorgane der P.n, sowie alle in und zwischen denselben enthaltenen flüssigen und festen Stoffe sind außer den Bestandtheilen, welche durch mechanische Theilung getrennt werden können, auch noch aus andern Bestandtheilen gebildet, welche nur durch chemische Zerlegung aus ihrer Verbindung gebracht werden können und die sich, einzeln dargestellt, nicht nur von den Stoffen, welchen sie angehören, sondern auch von einander selbst verschieden zeigen. Diese ungleichartigen Mischungstheile, welche erst in ihrer Vereinigung die organischen Bestandtheile und Elementarorgane, sowie die übrigen in dem Pflanzenkörper vorkommenden Stoffe bilden, stellen die chemischen Bestandtheile der P.n dar. Diese bestehen oft selbst wieder aus mehren ungleichartigen Mischungstheilen, die sich durch weitere chemische Zerlegung ebenfalls scheiden lassen. Daher hat man die noch weiter zerlegbaren nähere Bestandtheile, die als letztes Resultat der Zerlegung erhaltenen aber entferntere Bestandtheile, Elemente oder Grundstoffe, genannt. Von den bis jetzt bekannten einfachen Stoffen finden sich 18 im Pflanzenreich. Davon ist die Hälfte nicht metallischer Natur, nämlich Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, welche ausdehnsam-flüssig, Brom, welches tropfbar-flüssig, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor und Jod, welche fest sind; zur andern Hälfte oder den metallischen gehören Kalium, Natrium, Calcium, Magnium, Alumium, Silicium, Mangan, Eisen u. Kupfer, insgesammt feste Körper darstellend. Sauerstoff u. Wasserstoff sind wesentliche Bestandtheile aller P.n. Stickstoff findet sich, zu ⁴/₅ mit Sauerstoff gemengt, schon in der atmosphärischen Luft, welche häufig in den Lufthöhlen der P.n enthalten ist, außerdem mit andern Grundstoffen chemisch verbunden in sehr vielen P.n. Chlor kommt weniger häufig und nur in solchen P.n vor, welche auf salzhaltigem Boden, am Seestrande oder in der Nähe von Salinen, Brom nur in solchen, welche im Meerwasser selbst wachsen. Kohlenstoff ist als reine Kohle ein Bestandtheil aller P.n. Schwefel findet sich nur in geringer Menge in den P.n, unter andern in den Blüthen der Kapuzinerkresse u. Pomeranze, in der Schafgarbe, im Sellerie, im Hopfen, in der Muskatnuß u. den Senfsamen. Häufiger kommt Phosphor, jedoch stets mit Sauerstoff verbunden, Jod dagegen nur in den Meeralgen u. einigen andern Seepflanzen vor. Die drei in den P.n vorkommenden schweren Metalle, Mangan, Eisen u. Kupfer, treten hier stets in Verbindung mit Sauerstoff, als Metalloxyde und Salzbasen auf. Die leichten Metalle: Kalium, Natrium, Calcium, Magnium, Alumium u. Silicium kommen ebenfalls nur in oxydirtem Zustande, als Alkalien oder Erden in den P.n vor. Unter den näheren Bestandtheilen der P.n lassen sich zwei Klassen von chemischen Verbindungen unterscheiden. Die der ersten Klasse sind nur binäre, d. h. sie bestehen entweder nur aus zwei einfachen Stoffen, oder sie enthalten selbst wieder zwei nähere Bestandtheile, deren jeder, wenn er nicht einfach ist, in zwei entferntere Bestandtheile zerfällt, so daß im letzteren Falle der nähere Bestandtheil durch zwei Verbindungen vermittelt ist. Als Produkte der chemischen Verwandtschaft werden diese Bestandtheile auch im Mineralreich angetroffen und daher unorganische Verbindungen genannt. Die näheren Bestandtheile der zweiten Klasse bestehen meist wenigstens aus drei einfachen Stoffen, welche unmittelbar zu ternären, oder, wenn derselben mehre sind, zu quaternären, selbst quinären Verbindungen vereinigt sind, u. werden, da sie meist nur im Thier- und Pflanzenreiche vorkommen und Produkte der durch die Lebenskraft geleiteten Affinität sind, organische Verbindungen genannt. Es können aber in den P.n auch unorganische mit organischen Verbindungen zu einem näheren Bestandtheil vereinigt vorkommen, wie dies namentlich in den verschiedenen Salzen der Fall ist. Von den unorganischen Verbindungen ist das Wasser als indifferenter Stoff ein wesentlicher Bestandtheil in allen P.n, spielt eine der wichtigsten Rollen bei der Ernährung derselben, indem ohne Wasser keine P., so wenig als ein anderes organisches Wesen, bestehen kann. Von den unorganischen Säuren bildet die Kohlensäure nebst dem Wasser die Grundlage des Pflanzenlebens, kommt sowohl frei, als auch mit andern Stoffen verbunden in größter Menge in allen Pflanzen vor und wird von den meisten bei Nacht und im Finstern ausgehaucht. Die Schwefelsäure ist in vielen P.n, aber stets an Basen gebunden, enthalten. Die Phosphorsäure findet sich in ziemlich vielen P.n, an Basen gebunden, und soll selbst im freien Zustande vorkommen, wie in der Fruchthülle der Roßkastanie, in den Wollkrautblumen, in der gemeinen Zwiebel, in der Wurzel der Gichtrose u. im Mutterkorn. Weit weniger häufig u. niemals frei kommt die Salpetersäure im Pflanzenreiche vor. Die Salzsäure findet sich an Basen gebunden in sehr vielen P.n; die Hydriodsäure, mit Kali u. Natron verbunden, in vielen Meeralgen; die Hydrobromsäure desgleichen. Die Blausäure oder Hydrocyansäure kommt vorzüglich in den Gattungen **Prunus** u. Amygdalus *L.* vor, wo sie, mit flüchtigem Oele verbunden, in den Samenkernen, bei manchen Arten auch in den Blüthen, Blättern u. der Rinde enthalten ist. Von den unorganischen Salzbasen wird das Ammoniak oder flüchtige Alkali weniger häufig in den P.n angetroffen als die übrigen Alkalien; es findet sich unter andern als salzsaures Ammoniak in dem Ysop, Gartensalat, Wegerich, den Lindenblüthen, als kohlensaures u. essigsaures Ammoniak in dem stinkenden Gänse-

fuß (Chenopodium olidum). Das Kali findet sich dagegen in sehr vielen P.n, mit Kohlensäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure und verschiedenen organischen Säuren verbunden. Das Natron ist in Verbindung mit Säuren, als schwefelsaures, hydriodsaures, hydrobromsaures, salzsaures, salpetersaures und pflanzensaures Natron, vorzüglich in den See- u. Strandpflanzen, weniger in den P.n des Binnenlandes enthalten. Der Kalk kommt als einfach- und saurer-kohlensaurer, phosphorsaurer, schwefelsaurer, pflanzensaurer Kalk im Gewächsreiche vor und dürfte, vielleicht mit Ausnahme mancher Pilze, kaum in einer P. ganz fehlen. Die Bittererde oder Magnesia findet sich zwar weniger häufig als der Kalk, wird aber doch mit verschiedenen Säuren verbunden, z. B. als phosphorsaure in den Getreidesamen, als pflanzensaure Bittererde im Flußschafthalm, in Seegewächsen und in vielen andern P.n, angetroffen. Die Alaun- oder Thonerde ist, mit Säuren verbunden, in ziemlich vielen P.n enthalten, z. B. als wein- und essigsaure Alaunerde in dem flachästigen Bärlapp, in den Blättern des Hanfs, des Gerberstrauchs, in der Frucht des Buchweizens, als phosphorsaure in der Rinde des gemeinen Kreuzdorns (Rhamnus Frangula *L.*) ꝛc. Die Kieselerde findet sich im Pflanzenreiche in geringerer Menge als die andern Erden, doch enthalten manche P.n auch einen bedeutenden Antheil davon, wie die Gräser und Schafthalme, wo sie vorzüglich in der Oberhaut enthalten ist; ebenso bei Calamus Rotang, dessen Oberhaut dadurch eine außerordentliche Härte erlangt. Nach dem Verbrennen der Schafthalme bildet die Kieselerde oft über die Hälfte der Asche. Außerdem findet sie sich noch in geringerer Menge in den reifen Erbsen, in der harten Fruchthülle des gebräuchlichen Steinsamens (Lithospermum officinale), in den Erdäpfeln (Helianthus tuberosus), in den Blättern des Tabaks, des Hanfs u. a. m. Metalloxyde oder vielmehr Oxydule kommen in den P.n immer nur in sehr geringen Quantitäten und, wie es scheint, meist mit Phosphorsäure, seltener mit einer Pflanzensäure verbunden vor. So hat man phosphorsaures Mangan- u. Eisenoxydul in vielen Flechten, im grünen Gemüsekohl, im Waid, im Eiskraut, im gefleckten Schierling, im Borretsch, in den Gurken, in der Kurkumawurzel, im Ingwer u. Blauholz, und nebst Kupferoxydul im Sternanis und in den Stephanskörnern (Delphinium Staphisagria oder D. officinale *Wender.*) angetroffen; sie sind aber außerdem noch in vielen andern nachgewiesen worden, und namentlich Kupferoxyd soll in der Asche der meisten P.n enthalten seyn. Was die organischen Verbindungen in den P.n anlangt, so enthalten die organischen Säuren, welche in den P.n schon gebildet vorkommen, alle Sauerstoff, der mit Kohlenstoff und Wasserstoff, in mannichfach wechselnden Verhältnissen, ternäre Verbindungen bildet. Da diese stickstofffreien Säuren vorzugsweise dem Pflanzenreiche angehören, so werden sie auch vegetabilische oder Pflanzensäuren genannt. Die Zahl derselben ist ziemlich groß und vermehrt sich fortwährend durch die chemischen Analysen bisher nicht untersuchter P.n. Allgemeiner verbreitete Pflanzensäuren sind folgende: Die Essigsäure findet sich theils frei, theils mit Kali u. Kalk verbunden im Saft der meisten P.n, besonders der Bäume. Die Kleesäure (Sauerkleesäure, Oxalsäure) kommt in sehr vielen P.n vor, aber selten frei, wie in den Haardrüsen der gemeinen Kichererbse (Cicer arietinum), sondern meist an Basen gebunden, z. B. an Kali in Sauerklee- und Ampferarten, an Kalk in den Wurzeln der Rhabarber, Tormentill, des Seifenkrautes, in vielen Rinden, namentlich auch in den meisten Krustenflechten. Die Aepfelsäure ist nebst der Essigsäure und Kleesäure am weitesten im Pflanzenreiche verbreitet und findet sich theils frei, theils an Basen gebunden nicht bloß in Früchten, wie der Pyrus-, Prunus-, Sambucus- und Vacciniumarten, sondern auch in den übrigen Theilen verschiedener P.n, von der Wurzel bis zum Samen. Die Citronensäure kommt ziemlich frei vor in den Citronen und Pomeranzen, in den Früchten der Traubenkirsche, der Preusel- und Moosbeere (Vaccinium Vitis Idaea, V. Oxycoccus), der Hundsrose und des Bittersüßes (Solanum Dulcamara), mit Aepfelsäure vermischt in den Heidelbeeren, Krausbeeren, rothen Johannisbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Sauerkirschen, mit Aepfel- und Weinsäure in den Tamarinden, an Basen (Kali und Kalk) gebunden im Wolfseisenhut (Aconitum Lycoctonum), im spanischen Pfeffer, in den Erdäpfeln (Helianthus tuberosus), in der gemeinen Zwiebel, in der Haselwurz und dem Waid. Die Weinsäure oder Weinsteinsäure wird in ziemlich vielen P.n angetroffen, seltener frei, wie in den Weintrauben, den Tamarinden, der Ananas und dem Pfeffer, häufiger an Basen gebunden. Die Gallussäure kommt wahrscheinlich in den meisten adstringirenden Pflanzentheilen vor, so namentlich in den Galläpfeln, in der Rinde der Eiche u. vieler andern Bäume, in den Blättern des Gerberstrauchs (Coriaria myrtifolia), in den Blüthen des Bergwohlverlei (Arnica montana) ꝛc. Die Gerbsäure (Gerbstoff) wird in sehr vielen P.n, am häufigsten in perennirenden angetroffen, und zwar in allen Pflanzentheilen, z. B. in den Wurzeln der Tormentill und des Natterknöterichs (Polygonum bistorta), im Stamm, besonders in der Rinde und in den Blättern des Gerbersumachs (Rhus Coriaria) und unserer Eichenarten, in den Blüthen und Früchten des Granatbaums und den Früchten des Schlehendorns (Prunus spinosa) ꝛc. Die Benzoësäure ist nicht bloß im Benzoëharze, sondern noch in andern wohlriechenden Balsamen und flüchtigen Oelen, sowie in mehren stark riechenden P.n, wie den Steinkleearten (Melilotus) und dem Ruchgras (Anthoxanthum odoratum), der Vanille u. a. m. anzutreffen. Weniger allgemein verbreitete Pflanzensäuren sind die Chinasäure, in den verschiedenen Chinarinden; die Tanningensäure, in den genannten Rinden, sowie im Katechu oder Kino des Handels; die Mohnsäure (Mekon- od. Opiumsäure), im Opium und im Milchsafte reifer Mohnköpfe; die Caincasäure, in den Wurzeln der Schneebeerarten (Chiococca racemosa, Ch. densifolia, Ch. anguifuga); die Ratanhia- oder Kramer-

säure, in den Wurzeln der dreimännigen Krameria (Krameria triandra); die Bolet- oder Schwammsäure, im unächten Feuerlöcherpilz (Boletus pseudoigniarius); die Sabadillsäure, in den Sabadillsamen (von Veratrum officinale u. V. Sabadilla); die Krotonsäure, in den Samen des Purgirkrotons (Croton Tiglium); die Ricinsäure, in den Samen des gemeinen Wunderbaums (Ricinus communis); die Equisetsäure, in den verschiedenen Schafthalmarten (Equisetum); die Erdrauch- oder Fumarsäure, im gemeinen Erdrauch (Fumaria officinalis); die Flechtensäure, in der isländischen Flechte (Cetraria islandica); die Roccellsäure, in der färbenden Klippflechte (Roccella tinctoria). Von den organischen Säuren, welche eigentlich dem Thierreich angehören, sind auch in P.n gefunden worden: die Talg- und Margarinsäure, die Oelsäure, in den Kokkelskörnern (von Menispermum Cocculus), und die Delphinsäure, in den reifen Früchten des gemeinen Schneeballs. Zu den indifferenten organischen Stoffen gehören besonders die schleimigen. Zu den schleimigen Pflanzenstoffen werden gerechnet: das Gummi, als Schleim in den meisten, wo nicht in allen P.n, wahrscheinlich in allen weicheren Theilen derselben enthalten; das Bassorin oder der Traganthstoff (Pflanzenschleim, s. Bassoragummi); die Pflanzengallerte oder das Pektin, kommt, wie das Gummi, in den meisten, vielleicht in allen P.n vor und läßt sich vorzüglich aus säuerlich-süßen Früchten, Himbeeren, Heidelbeeren, Stachelbeeren, Citronen und Pomeranzen darstellen. Stärkmehlartige Stoffe sind: das gewöhnliche Stärkmehl (s. d.) oder die Stärke, in vielen P.n enthalten; das Alantstärkmehl (Inulin, Helenin, Alantin), in der Wurzel des Brustalants (Inula Helenium), der Georginen, der Wegwarte (Cichorium Intybus), den Knollen von Helianthus tuberosus &c.; das Flechtenstärkmehl, Hauptbestandtheil der isländischen Flechte (Cetraria islandica) und anderer Flechtenarten. Von den zuckerartigen Stoffen sind die wichtigsten: der gemeine Zucker, in den Säften vieler P.n; der Krümelzucker, namentlich in den Weintrauben (Traubenzucker), den Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Feigen, Datteln u. zahmen Kastanien &c.; der Wachholderzucker, in den Beeren des gemeinen Wachholders; der Schwammzucker, in verschiedenen Hutpilzen; der Schleimzucker, in allen genannten zuckerhaltigen P.n, sowie im Honig; der Mannazucker, Hauptbestandtheil der Manna (aus Ornus europaea und mehren Eschenarten im südlichen Europa fließend), auch in der gemeinen Zwiebel, in den Blättern und Wurzeln des Sellerie, in der Rinde des Oelbaums und verschiedener Fichten, in dem unterirdischen Halm der Quecke (Triticum repens) &c.; der Süßholzzucker oder das Glycyrrhizin, rein nur aus der Süßholzwurzel (von Glycyrrhiza glabra u. Gl. echinata) dargestellt; das Sarkokollin od. Fleischleimsüß aus dem Fleischleim (Sarcocolla), einer bassorinhaltigen Substanz aus Penaea mucronata und Penaea Sarcocolla.

Mit dem Namen Pflanzenfaser (Faserstoff, Holzfaser, Holzstoff) belegt man die Membranen der Zellen und die Fasern oder überhaupt die Wände der Gefäße, welche nach der Entfernung aller durch chemische Mittel ausziehbaren Stoffe zurückbleiben. Die chemisch rein dargestellte Pflanzenfaser bildet eine feste, weiße, undurchsichtige, geruch- und geschmacklose Masse, welche durchschnittlich etwa $1^1/_2$mal so schwer als Wasser, außerdem aber nach den verschiedenen P.n und Pflanzentheilen, woraus sie erhalten worden, von abweichender Substanz ist. Sie erscheint theils innig vereinigt zu einer harten und dichten Masse, aus den Steinschalen der Steinfrüchte und den harten Samenschalen, sowie aus den härtern Hölzern (Eben-, Guajak-, Eichenholz u. a.); theils weniger innig zu einer spaltbaren Masse verbunden, aus den Stengeln und Halmen krautartiger P.n und aus weichern Hölzern (Fichten-, Cedern-, Birkenholz u. a.); theils leicht in lange, biegsame und zähe Fasern trennbar (die gestreckten Zellen der Gefäßbündel, aus dem Hanf, Flachs, aus der faserigen Schale der Kokosnuß, oder die Spiralfaser der Gefäße selbst, aus dem Pisang &c.); theils völlig in Fäden getrennt, ebenfalls sehr biegsam und zähe (in der Baumwolle und andern Samenwollen, sowie überhaupt in den Pflanzenhaaren). Gay-Lussac und Thénard nehmen im Allgemeinen an, daß 100 Theile Pflanzenfaser 51,92 Kohlenstoff, 5,77 Wasserstoff und 42,31 Sauerstoff enthalten. Zu der Pflanzenfaser müssen noch folgende Stoffe gezählt werden, obgleich dieselben zum Theil in ihrem chemischen Verhalten abweichend sind: der Korkstoff, Hauptbestandtheil der äußeren Rinde der Korkeiche (des sogenannten Kork- oder Pantoffelholzes); der Markstoff (Medullin), in den Aesten des Hollunders, im Stengel der großen Sonnenblume &c.; das Fungin (Schwammstoff), das Zellgewebe der Pilze; das Pollenin, nach dem Ausziehen des Pollens, sowie der Sporen der Bärlappe mit Wasser, Weingeist und wässerigem Kali zurückbleibend; das Hordëin oder Cevadin, aus dem Gerstenmehl; die stärkmehlartige Faser aus dem Knollen der Kartoffel; das sogenannte stärkmehlartige Gerippe aus der isländischen Flechte; der Moder u. der Humus (Humussäure). Von den stickstoffhaltigen, den thierischen Stoffen verwandten Substanzen sind die wichtigsten: der Kleber od. Pflanzenleim, in dem Samen der Gräser, in vielen andern Samen, Früchten, allen grünen und andern saftigen Pflanzentheilen enthalten; das Emulsin (Pflanzeneiweiß, vegetabilischer Käsestoff), in den meisten Pflanzensäften und in vielen trockenen Pflanzentheilen, namentlich in allen öligen Samen enthalten; das Pilzosmazom, bis jetzt in mehren Blätterpilzen und in den Sporen des gebräuchlichen Hirschpilzes (Elaphomyces officinalis) gefunden; das Phytokoll (Phyteuma colla), ebenfalls in mehren Blätterpilzen, in der Kolumbowurzel (von Menispermum palmatum), in den Koloquinten, in dem spanischen Pfeffer u. a. gefunden.

Farbstoffe (Pigmente) werden diejenigen nähern Bestandtheile der P.n genannt, welche eine

eigenthümliche, intensive Färbung besitzen. Man theilt sie ein in stickstofffreie, d. h. solche, welche nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, und in stickstoffhaltige, d. h. solche, welche außer den drei genannten Grundstoffen auch noch Stickstoff führen. Die stickstofffreien Farbstoffe sind die zahlreichsten. Manche derselben sind nicht bloß in Weingeist, sondern auch in Wasser löslich und lassen sich durch beide aus den Pflanzentheilen ausziehen; daher hat man sie extraktive Farbstoffe genannt. Andere, welche im kalten Wasser wenig oder gar nicht löslich, dagegen leicht löslich in Weingeist u. Aether sind und sich hierin also den Harzen ähnlich verhalten, werden als harzige Farbstoffe unterschieden. Von den stickstoffhaltigen Farbstoffen findet sich im Pflanzenreiche nur einer vor, der (im gefärbten Zustande) weder im Wasser, noch im Weingeist u. Aether löslich ist. Doch sind nicht alle aus den P.n gewonnenen Farbstoffe als solche schon in denselben vorhanden, sondern viele erhalten erst bei oder nach der chemischen Ausscheidung durch die Einwirkung der Luft, des Wassers 2c. ihre färbenden Eigenschaften. Stickstofffreie extraktive Farbstoffe sind: der gelbe, in sehr vielen P.n (Berberitzengelb, Rhabarbergelb, Ampfergelb, Krappgelb, Gelbholzgelb, Visetgelb, Waugelb, Safrangelb 2c.); der rothe, ebenfalls im Pflanzenreiche häufig (extraktives Krapproth, Fernambukroth, Blauholzroth, Flechtenroth 2c.); der blaue, seltener ganz rein, weit veränderlicher u. schon durch Einwirkung der Luft u. des Lichtes leicht zerstörbar, durch Säuren meist in rothen Farbstoff umgeändert, in vielen P.n, namentlich unter den Borragineen, deren Blumen anfangs roth sind u. später blau werden (Echium, Pulmonaria, Anchusa), rein in einigen Ritterspornarten, Gentianen und Glockenblumen, mit mehr oder weniger Roth gemischt (violetblau) in den Blumen der Veilchen, der Akelei, vieler Schwertlilien, den Blättern des Blaukohls, der Wurzelrinde mancher Rettige, den Heidel-, Brom-, Maul-, Hollunderbeeren, schwarzen Kirschen, Weintrauben und Johannisbeeren; der braune, selten rein in den lebenden P.n enthalten, z. B. in den braunen Blüthen des schwarzen Schotenklee's (Lotus jacobaeus), des schwarzen Germers (Veratrum nigrum), der Stapelien und mehrer Ragwurzarten (Ophrys). Stickstofffreie harzige Farbstoffe sind: der grüne (Chlorophyll, Blattgrün, grünes Farbmehl), das färbende Princip der grünen Pflanzentheile, vorzüglich der Blätter, und daher am weitesten im Pflanzenreiche verbreitet; der gelbe (gelbes Farbharz), dargestellt als Karotin, aus den Wurzeln der Möhre (Daucus Carota); als Kurkumin oder harziges Kurkumagelb, aus den Stockknollen der langen Kurkume (Curcuma longa); als harziges Gummiguttgelb, aus dem gummiharzigen Saft der Guttabäume (Garcinia Cambogia, G. Morella u. a.); als harziges Orleangelb (Orellin), aus dem Orlean, dem Fruchtbrei des Orleanbaums (Bixa orellana), ferner aus den Blüthenhüllblättern der gelben Narcisse, aus den Blumen der gelbblühenden Wollkräuter (Verbascum) und der scharlachrothen Lichtnelke (Lychnis chalcedonica), aus den reifen Hagebutten, verschiedenen Flechten 2c.; der rothe, dargestellt als Alkannaroth, aus der Wurzel der färbenden Alkanne (Alcanna tinctoria); als harziges Krapproth, aus dem unterirdischen Stengel der Färberröthe; als Drachenblut (Drakonin), aus dem Stocke des ächten Drachenbaumes (Dracaena Draco) und mehrer Rotangpalmen; als Sandelroth oder Santalin, aus dem rothen Sandelholz; als Saflorroth oder Karthamin, neben gelbem extraktiven Farbstoff, aus den Blüthen des Saflors (Carthamus tinctorius); außerdem aus der Samenhülle des spanischen Pfeffers (Capsicum annuum), aus den blühenden Gipfeln des gemeinen Johanniskrautes (Hypericum perforatum); das Chicaroth, aus den roth gewordenen Blättern von Bignonia Chica in Südamerika bereitet, der in Roth umgewandelte grüne, harzige Farbestoff der Blätter. Von den stickstoffhaltigen Farbstoffen ist nur einer in chemischer Hinsicht bekannt und dargestellt, nämlich der Indig, welcher aber in den P.n selbst im ungefärbten Zustande, als Indigstoff oder Indigweiß, enthalten ist und erst, nachdem er aus den Pflanzen ausgezogen und der Einwirkung der Luft ausgesetzt worden, durch die Verbindung mit dem Sauerstoff derselben eine blaue Farbe annimmt. Ueber den Stoff, welcher die schwarze Farbe bei den P.n bedingt, ist man noch sehr in Ungewißheit. Am häufigsten kommt die schwarze Farbe bei den Pilzen vor; auch bei den Flechten ist sie, namentlich auf der untern Fläche des Lagers, in den Früchten und in dem oft wie verkohlt erscheinenden Scheibenboden nicht selten. Ein weißer Farbstoff läßt sich aus den rein weißen Pflanzentheilen nicht darstellen, insofern in diesen gar kein färbender Stoff vorhanden u. das ungefärbte Zellgewebe als die Ursache dieser Farbe anzusehen ist.

Die Fette kommen häufig im Pflanzenreiche vor und sind vorzüglich im Samenkern (im Eiweiß seltener als in den Samenlappen), doch auch in andern Pflanzentheilen, z. B. in den Fruchthüllen, in den Knollen bei der Erdmandel (Cyperus esculentus) enthalten, ferner als Wachs im Pollen, in manchem Satzmehl, als Ueberzug der Blätter, der Früchte und des Stammes auftretend. Die fetten Oele unterscheidet man als trocknende und schmierig bleibende Oele. Zu den ersteren gehören: das Lein-, Hanf-, Mohn-, Wallnuß-, Traubenkern-, Leindotteröl (von Camelina sativa), das Oel aus den Samen der großen Sonnenblume, der Kürbisarten, der Fichten, des Wunderbaums u. a. Schmierig bleibende Oele sind: das Baumöl, aus dem Fruchtfleische des Oelbaums, Mandel-, Rebs- oder Rübsen-, Buchecker-, Haselnußöl, das Oel aus den Pflaumenkernen, dem Oelrettig, Senfsamen, der Erdmandel, dem Gerstenmehl. Butter- und Talgarten sind: die Muskatbutter, das Lorbeeröl, die Kakao-, Palm-, Galmabutter 2c. Wachsarten sind: das gemeine oder Bienenwachs, das Myricawachs aus den Früchten des Wachsgagels (Myrica cerifera), das japanische oder Baumwachs aus den Früchten des japanischen Sumachs (Rhus succedanea), das Cubawachs von einer noch unbekannten P. aus Cuba. Außerdem ist das Wachs noch nachgewiesen worden in dem

staubigen Ueberzug des Gartenmohns, der Blätter der Kohlarten, der Pflaumen, Weintrauben, Feigen, Citronen, Pomeranzen u. and.; im grünen Satzmehl des Sedum acre, des Kohls und der Gerstenhalme; in den Blättern und Knospen der Schwarzpappel; im Milchsafte der Asclepias gigantea *L.* und des Kuhbaums (Galactodendron utile *Kunth*); im Stock der wachsgebenden Schirmpalme (Corypha cerifera); in der Alantwurzel (von Inula Helenium); in den Beeren des weißen Mistels und in den Wachholderbeeren. Die flüchtigen Oele kommen im Pflanzenreiche in sehr großer Menge und Verschiedenheit vor und sind fast in allen Pflanzentheilen enthalten, in der Wurzel, im Stamm (in Holz und Rinde), in den Blättern (sowohl in der Mittelschicht, als in der Oberhaut und in deren Nebentheilen, den Haaren und Drüsen), ebenso in allen übrigen blattartigen Theilen, von dem Kelche bis in den Keim. Schwere flüchtige Oele, sämmtlich Sauerstoff enthaltend, sind: das Zimmt-, Sassafras-, Nelken-, Safran- und Bittermandelöl, aus den bittern Mandeln; ferner die scharfen Oele der Kreuzblüthigen, z. B. aus den Samen des schwarzen und weißen Senfs, aus dem Kraute der Löffelkresse, aus der Wurzel, d. h. dem unterirdischen Stamme, des Meerrettigs, welche, sowie das Knoblauchöl aus dem Kraute des Knoblauchs und das Zwiebelöl aus den Schalen der Gartenzwiebel, auch Schwefel enthalten. Leichte flüchtige Oele, nicht alle in ihrem reinen Zustande Sauerstoff enthaltend, sind: das Rosen-, Rosmarin-, Kubeben-, Lavendel-, Pfeffermünz-, Muskatnuß-, Muskatblüth-, Anis-, Fenchel-, Petersilien-, Kamillen- und Schafgarbenöl, alle sauerstoffhaltig; das Terpentin-, Citronenöl, das flüchtige Oel der Pomeranzenschalen und Pomeranzenblüthen u. and., alle sauerstofffrei. Flüchtige Oele, nur im festen Zustande bekannt (Stearoptene oder Kampheroide), sind: der gewöhnliche oder Laurineenkampher, der Tonko- (Coumarin), der Alant-, Tabaks- (Nicotian oder Nicotianin), Haselwurz- (Asar oder Asarin), Anemonen- oder Pulsatillen- (Anemon oder Anemonin) und Birkenkampher. Der starke Geruch und Geschmack, sowie die scharfe Wirkung der P.n, hängen häufig von einem flüchtigen Oele ab, welches sich ausscheiden und im konkreten Zustande darstellen läßt. In vielen Fällen, besonders bei einer Menge von Blüthen, ist aber der flüchtige Riechstoff, der bald unausgesetzt bemerkt wird, so lange die Blüthe lebt, bald nur zu gewissen Zeiten sich kund gibt, wie bei Hesperis tristis, Pelargonium triste, Silene nutans, Orchis bifolia u. a., nicht darstellbar, und wir sind daher über die wahre Natur desselben noch in völliger Ungewißheit. Dasselbe gilt von der flüchtigen Schärfe, welche in vielen Pflanzen während ihres Lebens vorhanden ist, aber beim Trocknen oder Kochen derselben verloren geht, wie in dem gemeinen Aron, der Meerzwiebel, dem Wasserpfeffer (Polygonum hydropiper), dem Giftsumach (Rhus Toxicodendron) u. a. Die Harze sind bei gewöhnlicher Temperatur fest, dabei theils hart und spröde (Hartharze) theils weich und klebend (Weichharze), theils im trockenen Zustande elastisch (Federharz). Sie sind im Pflanzenreiche sehr verbreitet und finden sich, wie die flüchtigen Oele und meist in Verbindung mit denselben, in allen Theilen der P.n von der Wurzel bis zum Keim, scheinen jedoch vorzüglich nur in perennirenden und holzigen P.n vorzukommen. Hartharze sind: das Fichtenharz, das Harz der Wachholderbeeren, des Sandaraks, der Knospen der Schwarzpappel und Roßkastanie, der Birkenrinde, der Wurzel des Sauerdorns (Berberis vulgaris) und der Nelkenwurzel (von Geum urbanum), das Harz des Oelbaums, des Milchsafts mehrer Asklepiadeen (Asclepias syriaca, Cynanchum vincetoxicum), der Zaunrübenwurzel (Bryonia dioica und B. alba), der Kartoffeln, das Harz mehrer Flechten, das Harz des Mastix oder das Masticin (von Pistacia Lentiscus), der Kopal (von Rhus copallinum oder nach andern Angaben von mehren Arten der Gattungen Hymenaea, Trachilobium und Vonapa), das Harz des Bernsteins, welcher als fossiles Pflanzenprodukt erscheint. Die bisher genannten Harze sind alle geschmacklos oder doch von mildem Geschmacke. Zu den scharfschmeckenden Hartharzen dagegen gehören: das Harz aus dem Safte der Wolfsmilcharten, aus der Seidelbastrinde; das Harz aus der Senegawurzel (Senegin, Polygalin, von Polygala Senega), aus der Meerzwiebel (Scilla maritima), aus dem Stocke des männlichen Schildfarrens (Aspidium Filix mas), aus der Jalappenwurzel (Convolvulus Jalappa, C. Purga) und aus den Wurzeln anderer Windenarten (Convolvulus Scammonia, C. arvensis, C. sepium), aus dem Stamme des Guajakbaums oder Franzosenholzes (Guajacum officinale, G. sanctum) und aus dem Lärchenschwamme (Polyporus officinalis *Fries*). Die Weichharze haben meist einen bittern oder bitterscharfen Geschmack. Zu den bittern gehören: das neben flüchtigem Oel und Hartharz in der Myrrhe enthaltene Weichharz u. das mit der Zeit erhärtende Harz aus den Stengeln und Blättern des gemeinen Gnadenkrautes (Gratiola officinalis). Bitterscharfe Weichharze kommen unter andern vor: in der Violenwurzel (von Iris florentina), im schwarzen und spanischen Pfeffer, in den Blüthen des Fallkrautes (Arnica montana), im Opium, in den Klatschrosen (Papaver Rhoeas), in der Brechwurzel (von Cephaëlis Ipacacuanha), in der Bertramwurzel (von Anthemis Pyrethrum und Anacyclus officinarum), in der Alantwurzel (von Inula Helenium) und in den Wurzeln mancher Doldenpflanzen. Noch gibt es einige sehr schmierige und klebende Harze, welche keinen Geschmack besitzen und im Weingeist schwer löslich sind. Man begreift sie unter dem gemeinschaftlichen Namen Vogelleim. Dahin gehören: das Weichharz aus der innern grünen Rinde der gemeinen Stechpalme (Ilex Aquifolium) u. aus den Beeren der weißen Mistel; auch in der Wurzel des gelben Enzians (Gentiana lutea) ist Vogelleim enthalten, und der klebrige, braune, harzige Ueberzug der jungen Zweige der klebrigen Robinie (Robinia viscosa) und des obern Theils der Stengelglieder bei der Pechnelke (Lychnis Viscaria) gehören auch hierher. Das Federharz oder Kautschuk wird in dem Milchsafte sehr verschiedener Pflanzen angetroffen; nicht bloß eini-

ger ausländischen Bäume und Sträucher, namentlich der Federharzsiphonie (Siphonia elastica), sondern auch vieler anderen P.n aus den Familien der Apocyneen, Lobeliaceen, Artocarpeen (z. B. Feigenarten), Euphorbiaceen, Papaveraceen und Cichoriaceen. Die Harze kommen in den P.n nie rein, sondern stets gemischt vor, bald mit andern Harzen und Wachs, bald mit flüchtigem Oel, mit Säuren, mit Gummi, oder mit andern Stoffen. Diese natürlich vorkommenden Gemische haben zum Theil eigene Namen erhalten, wie die Balsame und Schleim- oder Gummiharze. Harzgemische mit Wachs sind: das sogenannte Palmenwachs, das Gummilack, das Retinit und das Stopfwachs. Harzgemische mit wenig flüchtigem Oele sind: das Fichtenharz, der Mastix, das Elemiharz und das Takamahak, das Animeharz und das Ladanum. Harzgemische mit vielem flüchtigen Oel werden Balsame genannt, wie der Terpentin, der Mekkabalsam u. der Kopaivabalsam. Harzgemische mit wenig flüchtigem Oel u. Gummi werden Schleimharze oder Gummiharze genannt. Sie sind theils wohlriechend-balsamische Schleimharze, wie der Weihrauch, die Myrrhe, das Epheuharz, theils übelriechende, stinkende Schleimharze, welche alle von Doldenpflanzen herkommen, wie der Stinkasant oder Teufelsdreck, das Sagapen, das Ammoniakharz, das Opopanargummi u. Mutterharz oder Galbanum, theils mit einem scharfen Stoffe verbunden, scharfe Schleimharze, wie das Euphorbienharz, das Scammonium u. das Gummigutt.

Die organischen Salzbasen in den P.n sind meist fest u. krystallisirbar, seltener tropfbarflüssig. Die flüchtigen besitzen einen eigenthümlichen Geruch, die festen sind im reinen Zustande geruchlos. Die meisten zeigen einen ausgezeichneten bittern, oft auch einen scharfen Geschmack, besitzen eine scharfe, narkotische oder rein bittere Wirkung u. sind (mit wenigen Ausnahmen) unlöslich od. schwerlöslich im Wasser. Die stärkeren organischen Salzbasen verbinden sich mit Säuren, indem sie dieselben vollständig neutralisiren, zu geruchlosen Salzen von bitterem oder scharfem Geschmack und werden daher auch als Pflanzenalkalien oder Alkaloide unterschieden. Die schwächeren verbinden sich zwar auch mit Säuren zu salzartigen Produkten, ohne jedoch denselben ihre sauren Eigenschaften völlig zu benehmen. Alle bis jetzt bekannten wahren vegetabilischen Salzbasen enthalten Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff in ihrer Mischung. Die Zahl der organischen Salzbasen ist zwar ziemlich bedeutend u. wird fortwährend durch neu entdeckte vermehrt, doch ist keine derselben weit im Pflanzenreich verbreitet, sondern sie gehören meist nur einzelnen Gattungen oder natürlichen Pflanzengruppen an, welche zum Theil ihnen ihre ausgezeichneten Wirkungen verdanken. Die wichtigsten der bis jetzt bekannten Salzbasen sind: von tropfbar-flüssigen u. flüchtigen, dabei scharfen u. narkotisch giftigen: das Coniin (von Conium maculatum) u. das Nicotin, in den verschiedenen Tabakarten vorkommend; von festen, meist nicht flüchtigen, scharfen u. giftigen: das Veratrin (von Veratrum), das Kolchicin (von Colchicum), das Akonitin (von Aconitum Napellus u. a.), das Delphinin (von Delphinium Staphisagria u. von D. officinale), das Surinamin und Jamaicin (von Geoffräa-Arten), das Emetin, in den Ipekakuanha- oder Brechwurzeln (von Cephaëlis Ipecacuanha, Psychotria emetica, Richardia scabra); von bitteren, narkotisch-giftigen: das Hyoscyamin (von Hyoscyamus niger), das Daturin (von Datura Stramonium), das Atropin (von Atropa Belladonna), das Solanin, in verschiedenen Nachtschattenarten, das Morphium oder Morphin, das Opian od. Narcotin u. das Narcëin, im eingetrockneten Milchsafte (Opium) der Mohnarten, das Codëin, ebenfalls im Opium, das Strychnin u. Brucin, in dem Samen, der Wurzel u. Rinde der Brechnußarten; von bitteren, nicht giftigen: das Chinin u. Cinchonin (von Cinchona-Arten), das Korydalin (von Corydalis tuberosa), das Guaranin (von Paullinia sorbilis), das Xanthopikrit (von Xanthoxylon Clava Herculis).

Bittere Extraktivstoffe sind Substanzen, welche durch das Ausziehen bitterer Pflanzentheile vermittelst Wassers oder Weingeists nach Ausscheidung der trennbaren, in dem Extrakte noch vorhandenen Stoffe erhalten werden und zunächst die Grundlage des bittern Geschmackes, den eigentlichen Bitterstoff, enthalten, der aber bis jetzt noch nicht daraus geschieden werden konnte. Rein bittere Extraktivstoffe sind: das Benediktenwurzbitter (von Geum urbanum), das Eichenrindenbitter (von Quercus Robur, Q. sessiliflora), das Fieberkleebitter oder Menyanthin (von Menyanthes trifoliata), das Hopfenbitter od. Lupulit, aus dem Hopfenmehl oder Lupulin des gemeinen Hopfens (Humulus Lupulus), das Kalmusbitter (von Acorus Calamus), das Kardobenediktenbitter (von Centaurea benedicta), das Kaskarillbitter aus der Kaskarillrinde (von Croton Eluteria), das Kopalchirindenbitter (von Croton Pseudochina), das Kreuzwurzbitter (von Polygala amara), das Löwenzahnbitter (von Leontodon Taraxacum), das Pomeranzenbitter aus den unreifen Pomeranzen, das Quassiabitter von Quassia amara und Simaruba excelsa), das Rainfarrenbitter (von Tanacetum vulgare), das Scordiumbitter (von Teucrium Scordium), das Simarubabitter (von Simaruba officinalis, S. amara), das Stechpalmenbitter oder Ilicin (von Ilex Aquifolium), das Syringabitter (von Syringa vulgaris), das Tausendgüldenkrautbitter (von Erythraea Centaurium), das Wallnußbitter (von Juglans regia), das Wegwartbitter (von Cichorium Intybus), das Wermuthbitter (von Artemisia Absynthium). Scharfe u. zum Theil drastische bittere Extraktivstoffe sind: das Aloëbitter (von Aloë spicata, A. succotrina, A. vulgaris u. a.), das Bingelkrautbitter (von Mercurialis annua), das Bohnenbaumbitter oder Cytisin (von Citysus Laburnum), das Fingerhutbitter oder Digitalin (von Digitalis purpurea), Haselwurzbitter oder Asarin (von Asarum europaeum), das Koloquintenbitter oder Kolocynthin (von Cucumis Colocynthis), das Meerzwiebelbitter oder Scillitin (von Scilla maritima), das Schwalbenwurzbitter (von Cynanchum vincetoxicum), das Sennabitter oder Kathartin, aus den Sennesblättern (von Cassia lanceolata, C. Senna, C. acutifolia), das Zaunrübenbitter oder Bryonin (von Bryonia alba und B. dioica). Narkotisch bittere Extraktivstoffe: das Lattig-

bitter oder Lactuarium, aus den verschiedenen Lattigarten, das Tanginbitter oder Tanginin, aus den Tanginmandeln.

Hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung der Pflanzenstoffe ist noch Folgendes zu bemerken. Der Kohlenstoff ist der allgemeinste, am häufigsten vorwaltende und die Natur der organischen Verbindungen in den P.n am meisten bezeichnende Grundstoff. Sauerstoff und Wasserstoff sind in mehren organischen Verbindungen (wie in den schleimigen, stärkmehlartigen, zuckerartigen Stoffen und in dem festen Pflanzengewebe oder der Holzfaser) in einem Verhältniß beisammen, welches dem Mischungsverhältnisse dieser beiden Grundstoffe im Wasser (nämlich 1 Gewichtstheil Wasserstoff auf 8 Gewichtstheile Sauerstoff) gleich oder doch sehr nahe kommt. Unter den nähern Bestandtheilen finden sich mehre, welche in allen oder doch in einer großen Anzahl von P.n vorkommen, während andere nur wenigen und sogar nur einzelnen Familien, Gattungen oder Arten eigen sind. Zu den mehr oder weniger allgemeinen Bestandtheilen gehören: von den unorganischen Verbindungen das Wasser, die Kohlensäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure und Salzsäure, das Kali, Natron (vielleicht auch das Ammoniak) und der Kalk, die Kieselerde und Bittererde, das Eisen=, Mangan= und Kupferorydul; von den organischen Verbindungen die Essigsäure, Kleesäure, Aepfelsäure, Citronensäure, Gallussäure, Gerbsäure und Benzoësäure; das feste Pflanzengewebe oder der Faserstoff, der Schleim, das Stärkmehl, der Zucker, der Kleber, das Emulsin, der grüne harzige Farbstoff, das Pflanzenfett, flüchtige Oel und Harz. Eigenthümliche Bestandtheile sind: von den unorganischen Verbindungen die Salpetersäure, Hydriodsäure, Hydrobromsäure, Blausäure und die Alaunerde; von den organischen Verbindungen die nur in einzelnen Gattungen oder Arten vorkommenden Säuren, die verschiedenen Farbstoffe, die organischen Salzbasen nebst verwandten Stoffen, die bittern Extraktivstoffe und einige andere. Eine jede Pflanzenart besitzt ihre bestimmte Anzahl von nähern Bestandtheilen, und häufig stimmen die Arten einer Gattung und selbst einer natürlichen Familie in ihrer chemischen Zusammensetzung sehr überein. Ferner sind manche einer P. normal zukommenden Bestandtheile nicht in jedem Alter derselben vorhanden; ebenso bemerkt man auch einen Wechsel der Bestandtheile, theils in der Beschaffenheit, theils in der Menge, nach den verschiedenen Jahreszeiten; so enthalten unsere Laubholzbäume im Frühling in allen Theilen mehr wässerge, schleimige und zuckerhaltige Säfte, welche im Sommer und Herbste mehr oder weniger durch andere Stoffe ersetzt werden; bei den Kartoffeln und andern Stärkmehl enthaltenden Knollen nimmt die Menge des Stärkmehls gegen das Ende des Jahres zu, ist im Winter am größten und nimmt mit dem Frühling wieder ab. Meist ist in welkenden und abgestorbenen Pflanzentheilen die chemische Mischung von der in frischen und lebenden verschieden. Häufig wird diese Verschiedenheit schon durch den Geruch, fast immer aber durch einen Wechsel der Farbe angezeigt. Die innere, lebende Rinde der Bäume enthält gewöhnlich andere Stoffe, als die äußere, abgestorbene; viele P.n, welche im frischen Zustande wenig oder gar nicht riechen, erhalten beim Abwelken einen ausgezeichneten Geruch, wie z. B. das Ruchgras (Anthoxanthum odoratum), der Waldmeister (Asperula odorata). Umgekehrt verlieren viele P.n u. Blüthen mit dem Absterben ihren Geruch; die Blätter der Laubholzbäume ändern im Herbste ihre Farbe. Verschiedenheit der Jahreswitterung, des Klima's, Bodens u. Standortes äußern ebenfalls auf die chemische Zusammensetzung der P.n Einfluß. So bildet sich in kühlen, regnerischen Sommern der Zuckerstoff in Wurzeln und Früchten weniger aus, als bei warmer und trockener Witterung; der Gartenmohn (Papaver somniferum), dessen Milchsaft in der Levante das wirksame Opium darstellt, gibt bei uns zwar ein ähnliches, aber weit schwächer wirkendes Produkt; der Baldrian (Valeriana officinalis) liefert, auf hohen, sonnigen Standorten gewachsen, eine weit wirksamere Wurzel, als der in feuchten Niederungen vorkommende.

Die **Pflanzenphysiologie** im engern Sinne ist die Lehre von den Lebensverrichtungen der P.n. Die P. hat, als organischer Körper, alle wesentlichen **Lebensverrichtungen**, nämlich Verdauung, Athmung und Saftbewegung, und deren Organe. Alle die Verrichtungen u. Organe aber, welche das Thier charakterisiren, nämlich: Nerventhätigkeit oder Empfindung, Muskelthätigkeit od. Bewegung der festen Theile, und endlich Knochenthätigkeit oder das Vermögen der Raumveränderung, hat die P. nicht. Wohl aber hat die P. Fortpflanzungsorgane, die zwar ihre eigenthümlichen Verrichtungen, aber dieselben Gewebe haben. Die Pflanzenverrichtungen selbst theilen sich demnach in die des Individuums und die der Gattung, oder des Wachsthums und der Fortpflanzung. Als allgemeine Verrichtungen des Wachsthums oder des Pflanzenlebens erkennen wir an allen Gewächsen ohne Ausnahme die des Verdauens, des Athmens und des Saftlaufs. Im **Verdauen** sieht Oken den Wasser= oder chemischen Prozeß im Organischen wiederholt, im Athmen den Luft= oder den Verbrennungsprozeß und den damit verbundenen elektrischen Prozeß, im Saftlauf oder im Ernähren den Erdprozeß oder den magnetischen Krystallisationsprozeß. Danach wäre das Pflanzenleben ein Auflösen, Orydiren und Niederschlagen, folglich ein Elektromagneto=Chemismus, oder mit einem Wort Galvanismus, dessen äußere Erscheinung bloß in der Bewegung der Flüssigkeiten, nicht in der Bewegung der festen Theile besteht. Eben so dunkel sind die Hypothesen der Pflanzenphysiologen zur Erklärung der **Saftbewegung**. Einige nehmen ein selbstständiges Laufvermögen der Säfte, die sogenannte Propulsionskraft, an; Andere, und dieser Ansicht folgen die Meisten, vergleichen die Bewegung des Saftes in den Pflanzengeweben mit dem Aufsteigen von Flüssigkeiten in Haarröhrchen. Diejenigen, welche eine organische, d. h. lebendige, Zusammenziehung der festen Theile als Ursache der Saftbewegung annehmen, scheinen das Meiste für sich zu haben; allein auch die stärksten Mikroskope haben selbst den geübtesten Beobachtern noch nie auch nur die geringste Spur von einer abwechseln=

den Verengerung und Erweiterung einer Zelle gezeigt. Auch das Ausfließen des Saftes beim Durchschneiden des Stengels gewisser P.n, z. B. der Wolfsmilch, oder bei der bloßen Berührung des Stengels des Lattigs, worauf man sich beruft, erklärt sich hinlänglich durch die Spannung der Pflanzentheile, während sie vom Safte strotzen, und durch ihre physikalische Zusammenziehung, sobald der Saft Luft bekommt. Zwar gibt es bei einzelnen P.n gewisse Organe, welche sich theils von selbst, theils auf schwache Einwirkungen von Reizen bewegen, wie die Blätter einiger Mimosen, die Haare verschiedener P.n und viele Staubfäden; allein diese Bewegungen kommen in so kleinen Organen und bei so wenig P.n vor, daß sie für das Daseyn von Zusammenziehungen im ganzen Pflanzenreiche nichts beweisen können. Der Saft bewegt sich nur während des lebendigen Zustandes der Pflanzengewebe, und alle Theile der P. folgen nur dem Lichte, d. h. sie werden durch seinen Reiz und seine Einwirkung in Bewegung gesetzt. Dieses Vermögen der P.n, einer fremden Einwirkung empfänglich zu seyn und derselben entweder entgegenzuwirken, oder ihr zu folgen, ist von den neuern Botanikern **Erregbarkeit** genannt worden. Es beruht diese Erregbarkeit bei den P.n nur auf dem Zufluß der Säfte, während sie bei den Thieren sowohl auf diesen, als auf die immaterielle Bewegung der festen Theile gegründet ist. Nach den bisherigen Erfahrungen polarisirt nämlich das Licht nicht die festen Theile der P., sondern nur die flüssigen, und bestimmt dieselben zur Zersetzung des Wassers. Wird demnach ein Pflanzentheil dem Licht ausgesetzt, so entwickelt sich auf seiner Oberfläche Sauerstoffgas, während derselbe Theil, wenn er im Finstern steht, Sauerstoffgas einzieht und kohlensaures Gas aushaucht. So treten die beleuchteten Theile ohne Zweifel in einen polaren Gegensatz mit den finstern, also mit den innern Theilen und mit der Wurzel, wodurch die Säfte bestimmt werden, sich sowohl nach unten, als nach oben zu bewegen. Dieser Satz enthält die wahrscheinlichste Erklärung der Saftbewegung. Die Pflanzenpolarität ist also durch einen chemischen Prozeß vermittelt, und das Leben der P. oder die Erregbarkeit beruht demnach nur auf einer materiellen, nicht auf einer geistigen Veränderung der Pflanzentheile. Das Hervordringen des Pflanzensaftes bei Verletzungen des Stengels, das sogenannte Thränen der P.n, erklärt sich nun hinlänglich aus dem beständigen Nachdringen des Saftes, welches angeregt ist durch die allgemeine Polarität oder die Einwirkung des Lichts und der Orydation der Luft. Von einer **Sensibilität** der P.n kann nach dem Vorhergehenden überhaupt keine Rede seyn, obgleich einige Erscheinungen vorkommen, welche an jene erinnern, z. B. das Winden der Ranken um Stangen, der Schlaf der Blätter und Blumen, das Oeffnen derselben bei Tag, das Schließen bei Nacht, das Bewegen der Blätter u. Blüthen nach dem Lauf der Sonne, die Bewegungen der Blätter der Mimosa pudica und des Hedysarum gyrans. Alle diese Erscheinungen beschränken sich aber nur auf einzelne Theile u. haben mit der ganzen P. nichts zu thun. Ihre Erklärung ist zum Theil sehr schwierig; am räthselhaftesten ist das Winden der Ranken, welches nach der ungenügenden Erklärung Einiger auf Eintrocknen beruhen soll. Die Wirkung der Gifte auf die P.n hat man auch als einen Beweis für die Sensibilität angeführt; daß aber eingesogene ätzende Stoffe die P. durch den chemischen Prozeß zerstören, ist klar, und auch der Umstand, daß das Opium, das im thierischen Körper bekanntlich nicht chemisch wirkt, die P. tödten könne, ist kein Beweis für Sensibilität. Jeder Saft, der kein Pflanzensaft ist, muß die P.n chemisch zerstören.

Da die P.n nur drei anatomische Systeme, oder nur drei verschiedene Raumgattungen haben, in welchen Prozesse Statt finden können, so können auch nur dreierlei Verrichtungen des Pflanzenlebens angenommen werden: die Verrichtungen der Zellen, der Adern oder Intercellulurgänge und der Spiralgefäße od. Drosseln. Die **Einsaugung** der Nahrung oder des Getränks geschieht vorzüglich durch die Wurzel; das Getränk ist bei den P.n die Hauptsache, der festere Nahrungsstoff ist nur beigemischt. Zwar saugt bei den P.n auch die ganze Oberfläche ein, wie unsere Haut, und daher ist die Oberfläche mit unendlich vielen Poren bedeckt, welche nach physikalischen Gesetzen einsaugen, wie die Haarröhrchen und alle porösen Körper; allein so wie bei den Thieren die Haut nicht im Stande ist, den Leib fortdauernd zu ernähren, und deshalb die Aufnahme der Nahrungsmittel durch eine große Oeffnung, den Mund, nöthig wird, so vermag auch die Oberfläche allein nicht die ganze P. zu ernähren, und diese würde sterben, wenn sie nicht ein eigenthümliches Einsaugungsorgan, die Wurzel, hätte. Sie, die Hauptnährerin der P.n, saugt durch die Rinde nur wenig ein; sie läßt durch die zelligen Fasern derselben eigentlich dieses Geschäft besorgen. Daher kommt es, daß abgeschnittene Zweige nur kurze Zeit im Wasser fortleben, u. daß man ihr unteres Ende von Zeit zu Zeit abschneiden muß, wenn man sie länger erhalten will, wahrscheinlich weil sich die Intercellulargänge verstopfen oder die Zellen überschmiert werden. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, daß auch umgekehrt ins Wasser gestellte Zweige einsaugen, Blätter treiben und eine Zeit lang fortleben: ein Beweis für die Gleichförmigkeit der Pflanzengewebe und für das Umschlagen der Polarität, je nachdem ein Theil der P. sich im Wasser oder in der Luft befindet. Die Frage, was eigentlich die **Nahrung** oder **Speise** der P.n sey, ist noch immer nicht völlig gelöst; man streitet sich sogar noch darüber, ob sie aus organischen oder unorganischen Stoffen bestehe, sowie, ob sie im letztern Falle aus der Erde oder aus der Luft eingesogen werde. Die vielen Versuche über diesen Gegenstand sind bis jetzt ohne solche Aufschlüsse, vor welchen alle Zweifel zurückweichen, geblieben. Viele Botaniker nehmen an, daß vorzüglich die im Wasser befindliche Kohlensäure die eigentliche Nahrung der P.n sey. Man kann mit Gewißheit schließen, daß die Wurzel keine festen Theile, z. B. den Mist, selbst einsaugt, sondern nur mit dem Wasser und die darin aufgelösten Stoffe. Da nun alle Theile der P. Kohlenstoff enthalten, ja meist daraus bestehen, so muß sie denselben aus dem Wasser bekommen, wenn man nämlich von demjenigen absieht, welchen

sie aus der Kohlensäure der Luft abscheidet. Da aber die Wurzel außer dem kohlensauren Wasser auch die auflöslichen Salze, welche sich in der Dammerde (humus) finden, einzusaugen pflegt, so ist es kaum zweifelhaft, daß die P. außer dem Kohlenstoff der Kohlensäure des Wassers, doch zugleich auch Extraktivstoff aus der Dammerde in sich schluckt, welche letztere zwar für sich wenig im Wasser auflöslich ist, desto leichter aber das Ammoniak, das sich bei der Fäulniß des Mistes bildet. Der von Vielen behaupteten Annahme, daß Kohlensäure die Nahrung der P. sey, tritt noch der Umstand entgegen, daß die im Wasser befindliche Kohlensäure nicht im Stande wäre, der P. den nöthigen Kohlenstoff in so kurzer Zeit zu liefern, wie sie ihn bei ihrem Wachsthum bedarf. Doch kann das Deficit durch den Einsaugungsprozeß (der Athmung) möglicherweise ergänzt werden; dunkel bleibt die Sache immer. Viele fanden es daher am gerathensten, bei der Beantwortung der Frage, welches die eigentliche Nahrung der P.n sey, bei dem Extraktivstoff oder dem Humus stehen zu bleiben. Sie nahmen ihn als den eigentlichen Nahrungsbrei an, welchen die P. mit der Wurzel einschluckt. Die Zellen saugen auch wirklich organische Stoffe ein und schwitzen sie wieder aus: so Schleim, Zucker, Säuren u. dgl. Also müssen sie das Vermögen dazu haben, und es ist kein Grund vorhanden, zu behaupten, daß sie nur den Kohlenstoff aus Luft und Wasser einzusaugen vermöchten. Ein entscheidender Beweis für die flüssige Einsaugung gibt übrigens das Keimen selbst, welches in reinem Wasser u. selbst in Säuren vor sich geht, wobei also von Einsaugung und Bildung der Kohlensäure aus der Luft keine Rede seyn kann. Zum Einsaugen des Extraktivstoffs gehört dessen vollständige Lösung; nur erst, wenn diese im Wasser Statt gefunden hat, wird er wirklicher Nahrungsstoff. Die Auflösung desselben wird bewirkt durch die Salze, besonders durch das Kali verschiedener Erden. Im thierischen Mist dient zur Wirkung theilweise der Ammoniak, wodurch der Extraktivstoff am schnellsten auflöslich wird. Es ist schon oben gesagt worden, daß die ganze Oberfläche der P., sowie die thierische Haut, Flüssigkeiten, wenn auch in ungleich geringerem Maße, als die Wurzel, einsaugt. Dies gilt vorzüglich von den Blättern. So wie sie zu gewissen Zeiten Flüssigkeiten ausschwitzen, so saugen sie solche auch bei andern Gelegenheiten wieder ein, wie sich durch eine Menge Versuche beweisen läßt. Getrocknete Moose füllen sich, sobald man sie mit Wasser begießt, fast augenblicklich an und werden wieder grün; fällt Regen auf P.n, deren Topf so bedeckt ist, daß kein Wasser hineinkommen kann, so werden sie dennoch in kurzer Zeit schwerer. Begießt man bei welken Kräutern bloß die Blätter, so richten sie sich bald wieder auf. Fettpflanzen kann man Jahre lang an eine Wand aufhängen und dennoch treiben sie Blüthen und Früchte, wozu freilich auch ihre schwache Ausdünstung wegen der geringen Zahl der Spaltmündungen viel beiträgt. Uebrigens nimmt man an, daß die Einsaugung durch die Spaltmündungen der Blätter geschehe, da die Zellen der Oberhaut mit Luft angefüllt sind und mithin nicht wohl Wasser aufnehmen können.

Zum Athmungsprozeß der P. gehört nicht bloß das Einziehen und Ausstoßen von Luft, sondern auch das Ausstoßen von Wasser. Die Ausdünstung von Wasser geht bei den P.n unaufhörlich vor sich, und bei Wasserpflanzen z. B. so schnell, daß sie bald vertrocknen, wenn das verdunstete Wasser nicht wieder ersetzt wird. Man hat Versuche mit P.n in Töpfen gemacht, indem man die letzteren sorgfältig bedeckte, damit das in der Erde enthaltene Wasser nicht verdunsten konnte: es verlor eine 3 Fuß hohe Sonnenblume täglich 20 Unzen, Kohl 19, Wälschkorn 7, Heliotrop 24 Unzen, also überhaupt viel mehr, als der menschliche Körper. Die Menge der Ausdünstung steht mit der Menge von Spaltmündungen in Verhältniß, weshalb man glaubt, daß die Ausdünstung vorzüglich durch diese geschehe, besonders da auch die Wurzeln, denen die Spaltmündungen fehlen, weniger Wasser verlieren, als die Rinde. Die Ausdünstung wird durch trockne Luft, höhere Temperatur und das Tageslicht befördert; das ausgedünstete Wasser ist ganz rein und hat nur einen schwachen Nebengeruch. Bedeckt man P.n mit einer Glasglocke, so schlägt sich der Dunst an derselben nieder; bisweilen zeigt er sich aber auch als Tropfen selbst auf den Blättern, wie bei dem Aron und Pisang. In hohlen und becherförmigen Blättern sammelt sich sogar das Wasser in ziemlicher Menge, z. B. beim Kannenkraut (Nepenthes). Die Lufteinathmung ist allen P.n gemein. Daß die Blätter Luft aus- und einathmen, erkannte schon Hales und berechnete, daß eine bedeckte Münzpflanze viel Luft verzehrte und zum fernern Benutzen unbrauchbar machte. Nach Grischows Versuchen verzehren die P.n im Durchschnitt ³/₄ ihres Raumes Sauerstoffgas und entwickeln ²/₄ Kohlensäure; das Stickgas bleibt unverändert. Daher ändern P.n, welche, wie gewöhnlich, abwechselnd bei Tag und bei Nacht in gesperrter Luft leben, dieselbe nicht, weil sie das Sauerstoffgas, welches sie bei Nacht verzehren, bei Tage wieder von sich geben, und so auch die Kohlensäure, welche sie in der Nacht ausathmen, bei Tage wieder an sich ziehen. Im Ganzen wird daher die atmosphärische Luft durch den Athmungsprozeß der P.n weder verbessert, noch verdorben. Bei Vergleichung aller verschiedenen Versuche über den Athmungsprozeß kann kein Zweifel über die Bedeutung der Blätter bleiben, nämlich, daß sie die eigentlichen äußern Organe für das Athmen sind, gleichsam die Lungen der P.n in Form von Kiemenblättern; zugleich aber wird klar, daß auch die ganze Rinde an dieser Verrichtung Theil nimmt. Es bleibt nur noch die Frage zurück: woher die Ausathmung von Sauerstoffgas im Sonnenlichte komme, und die der Kohlensäure bei Nacht? Die Antwort ist: das Sauerstoffgas kann entweder schon im Pflanzensafte frei vorhanden seyn, wie im Wasser, oder es entsteht durch Zersetzung des Wassers oder der Kohlensäure, in welchem Falle der Wasser- oder Kohlenstoff sich an die P. absetzen und ihr Gewicht vermehren. Daher glauben Manche, daß die Kohlensäure der eigentliche Nahrungsstoff der P.n sey, welcher sowohl aus der Luft, als aus dem Wasser eingesogen würde. In diesem Falle wäre aber Athmen und Ernähren, oder vielmehr Verdauen, einerlei, was den physio-

logischen Erscheinungen widerspricht, die wir bei den Thieren wahrnehmen. Das Einsaugen und Zersetzen der Luft hat jedenfalls einen andern Zweck, als das Einsaugen von Wasser, und dieses einen andern, als das der festen Theile. So wie nun im Thierreiche die Luft zum Athmen oder Oxydiren, das Wasser zum Verdauen oder Chemisiren, die Speise, als das Erdartige, zum Ernähren oder Krystallisiren dient, so ist es auch im Pflanzenreiche. Das Athmen dient bloß dem Verhältniß der P. zur Luft, u. das Licht hat nichts damit zu schaffen: der Athmungsprozeß wird daher im Schatten oder während der Nacht am vollkommensten Statt finden, und da zeigt er sich völlig wie im Thierreich, nämlich es wird Sauerstoffgas verzehrt und Kohlensäure entwickelt, ganz wie in den menschlichen Lungen und auch noch in schwachem Grade auf der menschlichen Haut. Dieser Zustand ist bei weitem der längste, in welchem sich die P. während ihres Lebens befindet. Sobald aber das Sonnenlicht die P. wirklich bescheint, so offenbart sich die zersetzende Wirkung des Lichtes; sie zeigt sich, wie überall, Sauerstoff entwickelnd durch Zersetzung des Wassers, der Säuren u. der Metallkalke, wodurch auch die Färbung der Pflanzenoberfläche zunächst entsteht. Diese Zersetzung kann nur im Sonnenlichte vorgehen, und selbst wenn nur eine Wolke vorüberzieht, hört die Sauerstoffentwickelung der P. augenblicklich auf. Da es aber nur wenige Tage im Jahre mit anhaltendem Sonnenschein gibt, so hat die durch denselben verursachte Unterbrechung des eigentlichen Athmungsprozesses auf die P. keinen großen Einfluß. Der bisher betrachtete Athmungsprozeß der Gewächse, nämlich die Zersetzung der Luft und des Wassers, geht bloß auf der Oberfläche der P. und vorzugsweise in den Blättern vor, daher auch P.n, die plötzlich ihrer Blätter beraubt werden, zu Grunde gehen oder gleichsam ersticken. Man beobachtet aber auch eine innere Athmung der P., vermittelt durch die Spiralgefäße oder Drosseln, welche, wie bei den Insekten, die Luft durch den ganzen Pflanzenleib bis zu den Wurzelspitzen führen, oder auf die Art, wie das Sauerstoffgas durch die Arterien in dem Leibe der höhern Thiere verbreitet wird. Obgleich man sich noch über die eigentliche Bestimmung der Spiralgefäße in Zweifel befindet, so ist es doch ausgemacht, daß man sehr oft Luft darin gefunden hat; über die Zusammensetzung dieser Luft hat Bischoff Versuche angestellt u. gefunden, daß sie 28 Procent Sauerstoff enthält, also 8 Procent mehr als die atmosphärische. Da die Spiralgefäße nirgends Löcher haben und selbst an ihren Enden geschlossen sind, so entsteht die Frage, wie die Luft in dieselben kommt. Oken gibt folgende Erklärung: Die jungen Spiralgefäße sind Zellen und können daher nicht anders entstehen, als die andern Zellen; sie müssen mithin anfänglich mit Saft angefüllt seyn, so wie auch bei den Thieren die Luftröhren vor der Periode des Athmens mit Saft angefüllt sind. Bei der beim Wachsthum erfolgenden Verlängerung saugen die Spiralgefäße aber weniger Saft ein, und da ihre Wände elastisch sind, so entsteht ein leerer Raum, in welchen die Luft auf dieselbe Art eindringt, wie in alle leeren Räume, nämlich durch ihr eigenes Gewicht. Deshalb findet man in den jüngern Spiralgefäßen an dem Baste noch Saft, während er in den ältern des Holzes verschwunden ist. Aber nicht bloß in den Spiralgefäßen, sondern auch in andern Theilen der P., z. B. in den Höhlen des Zellgewebes, in den Lucken der Wasserpflanzen, im hohlen Stengel der Gräser, in den Hülsen der Leguminosen, findet sich Luft, die nicht von außen hinein zu kommen, sondern durch innere Zersetzung zu entstehen scheint.

Ueber das gegenseitige Verhältniß der Organe, welche dem Saftlaufe dienen, über den Mechanismus desselben: ob er zunächst in die Zellen, in die Adern od. Intercellulargänge, oder in die Spiralgefäße rc. gehe, sind die Meinungen wegen der Schwierigkeit der Beobachtung sehr getheilt. Die richtigste Ansicht scheint die zu seyn, wonach die Zellen einsaugen u. den Saft verarbeiten od. verdauen, ihn aber von den Intercellulargängen zugeführt erhalten und den verarbeiteten wieder an diese zurückgeben, die Spiralgefäße dagegen Luft führen und daher wirklich Luftröhren oder Drosseln sind. Einige Botaniker meinen, die Säfte bewegten sich vorzugsweise im Baste, andere im Holze, noch andere selbst in der Rinde. Ohne Zweifel bewegt sich der Saft in allen lebendigen Theilen, vorzugsweise aber im Baste, was auch aus der Erfahrung hervorgeht, daß der Baum, dessen Bast zu Grunde geht, bald stirbt. Da nun die Spiralgefäße dem Baste fehlen, so kann man folgern, daß sie nicht die Organe des Saftlaufes seyn können. Es gibt aber auch einen triftigeren Beweis für diese Behauptung: Wenn man nämlich sogenannte übergreifende Schnitte an einem Zweige macht, von denen jeder bis über die Mitte reicht, wodurch alle Spiralgefäße unterbrochen werden, so dauert dennoch das Ausschlagen und Blühen des Zweiges fort, als wenn nichts geschehen wäre; es thränt selbst die obere Schnittfläche, so gut wie die untere. Der Saft steigt mithin auch über die Schnitte hinauf, und zwar durch Zickzackwege, welche sich nur in den Intercellulargängen befinden. Auch über das Absteigen des Pflanzensaftes ist keine Klarheit. Viele glauben, daß in der P. ein besonderer herabsteigender Saft vorhanden sey, während andere Physiologen das Daseyn eines solchen Saftes leugnen. Die Wahrheit mag wohl auf der Seite der Letztern seyn, denn es liegt wenigstens keine absolute Nothwendigkeit für das Daseyn eines absteigenden Saftes in der P. vor. Daß bei dem bekannten Ringschnitt der Zweige der obere Rand der Wunde stark anschwillt, während der untere unverändert bleibt, der obere Theil des Zweiges auch mehr Blüthen u. Früchte treibt und selbst Würzelchen am obern Rande entstehen, besonders wenn man den Schnitt mit Erde umgibt, liegt einfach darin, daß der untere Rand vom Lebensprozeß des Endzweiges nicht mehr von oben her angeregt wird, sondern die Polarität sich nach innen oder gegen das Holz wendet, daher der untere Saft auch dahin strömt, sowie die Bildung des Wulstes am obern Rande, abgesehen von der größern Saftfülle im Zweigende, ganz einerlei mit der Bildung und Richtung der Wurzel nach unten ist, welche bloß der Schwere des in ihr enthaltenen Wassers folgt.

Zu den Erscheinungen des Verdauungs-, Ath-

mungs- u. Ernährungsprozesses gehören auch die, welche diese Prozesse sowohl in den flüssigen, als festen Theilen im Gefolge haben. Jene erscheinen als Ab- u. Aussonderungen, diese als Vergrößerung u. Gestaltung, als Theilung und als Vermehrung. Die Ab- und Aussonderungen sind entweder innere, oder äußere und in beiden Fällen allgemeine und besondere. Die innern Absonderungen geschehen durch das Zellgewebe, und die Stoffe bleiben entweder in den Zellen selbst, wie Oele u. Farbstoff, oder sie schwitzen aus in Höhlungen, wie die Harze, oder in zusammenhängende Höhlengänge, wie die Milchsäfte. Die allgemeinen äußern Absonderungen finden ebenfalls durch das Zellgewebe Statt; die besondern äußern Absonderungen oder Auswürfe geschehen aber größtentheils durch die sogenannten Drüsen und Haare, welche bloß aus Zellgewebe bestehen und daher wohl nicht als eigenthümliche Organe gelten können. Die Drüsen und Haare zeichnen sich dadurch aus, daß sie über der Oberfläche der P. hervorstehen, und zwar nur an den Theilen über der Erde, am häufigsten am Rande der Blätter u. an den Blumenblättern. Das Zellgewebe derselben ist entweder durchsichtig, oder gefärbt; an den Fettpflanzen ist es weiß, wie Perlen, an den Aloëarten braun. Sie sind entweder aufsitzend, wie am Johanniskraut, an der Myrte, wo dann das Blatt gewöhnlich wie durchstochen aussieht (folium perforatum), oder sie befinden sich am Ende eines Haares, wie an den Rosenkelchen, am Sonnenthau, am Stengel der Doldenpflanzen. Die Drüsen sind meist nicht mit der Oberhaut überzogen und daher freie Hervorbringungen des darunter liegenden Zellgewebes. Eine eigenthümliche Art von Drüsen sind die Honigdrüsen in den Blumen (nectaria), die wohl mit Unrecht Manche für verkümmerte Organe halten, und zwar für Staubfäden, welche statt Blüthenstaub Honig absondern. Bei der Kaiserkrone z. B. und der sogenannten Honigblume (Melianthus) tritt die Thätigkeit der Materien äußerst stark hervor. Diese Honigabsonderung findet aber bei vielen P.n gar nicht Statt. Die Absonderung der ätherischen Oele oder der Riechstoffe äußert sich als Ausdünstung. Diese Aetheröle sind fast bei jeder P. verschieden, was sich schon durch die zahllose Mannichfaltigkeit des Geruchs verräth. Die Aetherölabsonderung wird durch Licht und Wärme sehr befördert; Feuchtigkeit dagegen scheint sie zu hemmen. In der Jugend der P.n geht sie rascher vor sich, als im Alter, wo die Bildung von Harzen u. Farbstoffen überwiegt.

Das eigentliche Wachsen der P.n ist die Folge des Krystallisationsstrebens der Säfte. Es geschieht zunächst durch die Veränderung des Pflanzenschleims in Stärke, deren Krystallkörner sich zu Zellen vereinigen, zu welcher Bildung die Oxydation hauptsächlich beiträgt. Die Bildung von neuen Zellen, wodurch also die P. räumlich zunimmt, geht größtentheils in den Zwischenräumen oder den Intercellulargängen vorzüglich des Bastes vor sich. Das Wachsthum ist demnach eine Vermehrung, keineswegs eine Vergrößerung der Zellen. Würde nichts auf die P. wirken, als der bloße Ernährungsprozeß, so würde sie sich ohne Zweifel gleichförmig nach allen Seiten, oder kugelförmig, ausdehnen. Daher muß ein Grund der Verlängerung oder eigentlichen Gestaltung der P. vorhanden seyn, und zwar ein solcher, welcher außerhalb liegt. Diesen Grund kann man nach allen Erfahrungen nur in den Einwirkungen des Lichts suchen. Das Licht wendet zwar keineswegs eine ziehende Kraft an, wie man früher annahm, wodurch die P. bestimmt würde, in die Höhe zu wachsen, sondern es gibt nur der Thätigkeit innerhalb der P. die Richtung nach oben, und zwar wohl dadurch, daß es durch seine desoxydirende Eigenschaft eine Polarität zwischen Stamm und Wurzel hervorruft und zugleich die obern Theile mehr erwärmt als die untern, wodurch sie mehr ausdünsten, und daher das Krystallisiren des Saftes und Zellenbildung befördern. Aus demselben Grunde bekommen auch die Pflanzenstoffe mehr Verwandtschaft zum Sauerstoff, ziehen denselben an, vermindern mithin die Luft in den Spiralgefäßen, wodurch neue einzudringen gezwungen ist. Da nun auch dieser Athmungsprozeß vorzüglich auf die obern Theile wirkt, so wird die Luft in zweiter Reihe ein Grund zum Wachsen in die Höhe, und zwar in völlig senkrechter Richtung, weil sie von allen Seiten gleich stark einwirkt. Wenn sich daher die P.n im Lichte nach der Sonne neigen, so wachsen sie bei bedecktem Himmel und während der Nacht gegen das Zenith. Da die P. am längsten in diesem Verhältniß bleibt, so ist es begreiflich, warum der senkrechte Wuchs im Pflanzenreiche vorherrscht. Die Dicke richtet sich nach der Schnelligkeit des Wachsthums in die Länge; schnell wachsende P.n werden selten dick. Die Schnelligkeit des Wachsthums ist sehr verschieden. Es gibt Grasarten, welche in einem Sommer weit über mannshoch werden; die baumartige Aloë oder Agave treibt in 4 Wochen einen Blüthenstengel 20 Fuß hoch. Alle Bäume wachsen langsam. Nach den Beobachtungen Meyers in Königsberg und Mulders wachsen die P.n viel rascher bei Tage, als bei Nacht, am schnellsten Vormittags zwischen 8 und 10 und Nachmittags zwischen 12 und 4 Uhr. Die Wurzeln scheinen ohne Unterbrechung, auch selbst im Winter, fortzuwachsen; Blätter wachsen nicht mehr, wenn sie einmal ausgebreitet sind, nur der Stiel pflegt sich dann noch zu verlängern. Wenn das Wachsthum ein gewisses Maß erreicht hat, dann finden die neugebildeten Gewebe keinen Platz mehr im Innern. Die äußere Blase zerreißt, wird zur Scheide oder zum Blatt und läßt die innern Blasen als fortgesetzten Stengel oder als Zweige heraustreten. Auf diesem Satze beruht die ganze Theilung der Pflanzengestalt oder des Pflanzenkörpers, welche nach der Natur der einzelnen Gewächse sehr verschieden erscheint. Da rings um den Stengel die Einwirkungen gleich sind, so sollte man zwar glauben, daß die innern Blasen ringsum gleichförmig hervortreten und daher sowohl in der Zahl, als in der Stellung regelmäßig oder symmetrisch erscheinen müßten. Allein es finden sich hier sehr viele Unregelmäßigkeiten. Diese beruhen eigentlich bloß in Verkümmerungen, zu denen jedoch der Grund in der P. selbst liegt, d. h. in dem Standpunkte, den sie in den Reihen des ganzen Pflanzenreichs einnimmt. Denn es können nicht

alle Organe in allen P.n seyn, auch nicht in gleicher Anzahl und gleicher Größe; die größern Organe treten früher hervor, die kleinern später und kraftloser, wodurch die Unregelmäßigkeit in Zahl, Gestalt und Größe entsteht. Aber eben darauf beruht die ganze Mannichfaltigkeit in der Pflanzenform. Schon die Theilung eines Stengels ist eigentlich eine Vermehrung: jeder Zweig ist ja wieder ein ganzer Stengel, der Blätter und Blüthen treibt und dem nur die eigentliche Wurzel fehlt. Er wurzelt aber, seinem Ernährungsprozeß nach, im Stengel ganz so, wie die Wurzel in der Erde, und daher kann er, abgeschnitten und in die Erde gesteckt, wurzeln und fortwachsen. Die Vermehrung durch Steckreiser oder Stecklinge setzt am Steckreis Knospen voraus, die sich zu Blättern entwickeln, vorzüglich deshalb, weil die sich entwickelnden Blätter desselben die Safteinsaugung hervorrufen, welcher Saft sodann am abgeschnittenen Rande einen Wulst bildet, aus dem die Wurzeln niederfallen. Stecklinge, welche schon entwickelte Blätter, aber keine Knospen haben, sterben daher bald ab, wenn man den beblätterten Theil nicht bedeckt, um die Ausdünstung, d. h. den Verlust des Saftes, zu hindern. Leicht auch erklärt sich, warum man bei Stecklingen Knospen mit in die Erde bringt, welche natürliche Wülste sind, die leichter Wurzeln schlagen. Wo es keine Knoten gibt, schnürt man daher auch die Zweige ein, damit sich ein Wulst bilde, oder man macht einen Ringschnitt in derselben Absicht; es kann auch der Zweig am Baume bleiben und durch einen Ringschnitt zur Bildung eines Wulstes und zum Schlagen von Wurzeln genöthigt werden. Es umbindet der Gärtner den Ringschnitt mit feuchtem Moos oder mit Erde, um durch die Feuchtigkeit das Bilden der Wurzeln zu befördern. Ebenso kann er bei schon abgeschnittenen Zweigen das Schlagen von Wurzeln oft auch dadurch veranlassen, daß er den Zweig so lange, bis dieses geschehen ist, in Wasser stellt. Bei saftreichen P.n braucht er den Zweig nicht abzuschneiden, sondern nur zu krümmen und einen Theil mit Erde zu bedecken, um Wurzeln zu bekommen. Hierauf beruht die Vermehrung durch Absenker. Aus dem Obengesagten ist es klar, warum man gewöhnlich an dem Senker einen Einschnitt bis zur Hälfte macht, den in die Erde zu senkenden Theil aufspaltet, oder eine starke Unterbindung anbringt. Der Theorie nach müßten alle P.n durch Steckreiser oder Absenker vermehrt werden können, freilich mit mehr oder weniger Leichtigkeit: weiche, saftreiche Gewächse, wie z. B. Weiden, sehr leicht, harte, wie z. B. die Obstarten, viel schwerer. Am wenigsten gelingt diese Vermehrungsart bei saftarmen, harzführenden P.n, z. B. bei den Nadelhölzern. Es gibt viele P.n, welche sich selbst durch Absenker vermehren, d. h. Ausläufer treiben, wie z. B. die Erdbeeren, Brombeeren, Farrenkräuter &c. Bei gewissen Gewächsen schlagen selbst abgeschnittene und in die Erde gesteckte Blätter Wurzeln, wie z. B. bei mehren Arten Crassula, bei der Schopflilie (Eucomis), beim Keimblatt u. a. Andere Gewächse vermehren sich auf ähnliche Art durch Knollen und Zwiebeln, wovon sich jene in der Erde bilden, diese aber in außer derselben. Die Knollen kann man als unterirdische Zweige betrachten, welche aus Mangel an Licht und Luft mehr in die Dicke wachsen, viel Nahrungssaft ansammeln und auf den Wülsten Keime ansetzen. Nur durch diese können sie sich zu neuen P.n entwickeln, wie z. B. bei den Kartoffeln, Georginen &c. die tägliche Beobachtung lehrt. Die eigentlichen Zwiebeln sind nichts Anderes, als unterirdische Knospen; es gibt jedoch auch Luftzwiebeln, in den Blattachseln, bei manchen Lilien, besonders bei der Tigerlilie, bei den Irien, Lauchen und bei mehren Farrenkräutern. Diese Luftzwiebeln, die knollige Knospen sind, fallen ab und wachsen fort.

Fortpflanzung nennen wir diejenige Vermehrung der meisten P.n, welche mit der Geschlechtsfortpflanzung der Thiere übereinstimmt. So haben mithin die blüthentragenden P.n eine doppelte Vermehrung: durch Theile u. durch Samen; die blüthenlosen nur eine: durch Theile. Die Fortpflanzung geschieht in der Blüthe u. diese ist, wie schon oben bemerkt worden, eine Wiederholung des ganzen Pflanzenstocks im Kleinen. So wiederholt sich in der Blüthe auch das Wachsthum des Stocks, und es bilden sich in ihr Knospen zur Vermehrung, welche hier Samen heißen. Die Samen sind daher Knospen der Blüthe und die Knospen sind Samen des Stocks. Wie die Blüthe schon ein abgesonderter Pflanzenstock ist, so ist der Same eine sich selbst ablösende und nach der Ablösung sich ausbildende und entwickelnde Knospe. Jene Selbstablösung ist der Hauptunterschied des Samens von der Knospe. Er unterscheidet sich auch durch seine Organe: der Same besitzt nämlich schon alle drei Haupttheile, Wurzel, Stengel u. Blatt; die Knospe hingegen ist nur eine Blattblase, woraus sich erst Wurzel und Stengel entwickeln. Die wichtigsten Verrichtungen der Fortpflanzung sind: Bestäubung, Reifung u. Keimen. Die Bestäubung besteht, äußerlich betrachtet, darin, daß der Blüthenstaub von dem Staubbeutel auf die Narbe fällt, wodurch der Same in dem Fruchtknoten oder Eierstock befruchtet wird. Dabei zeigen sich merkwürdige Erscheinungen. Die Staubfäden thun alles Mögliche, um den Staub auf die Narbe zu bringen, und diese, um denseben zu bekommen; es finden dabei jene Bewegungen der Geschlechtstheile Statt, welche von jeher den Forschern so räthselhaft erschienen. Diese Bewegungen kann man, wenigstens in Bezug auf die Staubfäden, fast bei allen P.n beobachten. Außerdem ist es der Fall, daß in der Regel Staubbeutel und Narben, selbst bei ein- u. zweihäusigen P.n, zu gleicher Zeit reifen, d. h. zu Staubabsonderungen und Aufnahme des Staubes geschickt werden; auch sind meist die Staubfäden so gestellt, daß der Staub leicht auf die Narbe fallen kann. Bei aufrechten Blumen sind sie gewöhnlich länger als der Griffel, bei hängenden kürzer; bei einhäusigen P.n stehen die Staubblumen meist höher, wie bei den Riedgräsern &c. Bei den Zwitterblumen, deren Staubfäden und Griffel gleich hoch sind, sowie bei den zweihäusigen, wo die Staub- und Samenblüthen weit von einander entfernt stehen, helfen Wind und Insekten die Bestäubung vollbringen; besonders dient das Umherkriechen der Bienen in den Blumen dazu, den Staub auf den Narben abzu-

streifen. Es treten auch hindernde Umstände für die Uebertragung des Staubes auf die Narbe auf. Eine Hauptschwierigkeit macht das Wasser; bei anhaltendem Regen schließen sich nämlich viele Blumen und setzen, wenn keine Sonnenblicke dazwischen kommen, nicht an. Sehr merkwürdig sind die Erscheinungen der Bestäubung bei den Wasserpflanzen; sie heben meist die Blumen kraftvoll über die Oberfläche des Wassers empor, z. B. die Seerosen, die Wassernuß, der Wasserhahnenfuß rc. Bei der Vallisneria spiralis, einem zweihäusigen Wassergewächs des südlichen Europa, zeigt sich sogar die merkwürdige Erscheinung, daß sich die Samenblume auf ihrem langen Stiel über die Oberfläche des Wassers erhebt, die Staubblume dagegen von ihrem kurzen Stiel abreißt und auf der Oberfläche herumschwimmt, bis sie die Samenblume erreicht und bestäubt hat. Nachdem dieses geschehen, zieht sich der letzteren langer Stiel in Spiralen zusammen und sie sinkt unter. Bei einigen Gewächsen, z. B. bei den Orchisarten, wo der Staub wachsartig aneinander hängt und nicht umherfliegen kann, stehen die Staubbeutel in unmittelbarer Berührung mit der Narbe. Das eigentliche Wesen der Bestäubung ist uns eben so wenig bekannt, als das der Befruchtung bei den Thieren. Wir wissen bloß, daß auch bei den P.n das weibliche Organ befruchtet wird, daß die Eier oder die Anfänge der Fruchtkörner, welche in dem Innern des Eierstocks enthalten sind, zu ihrer Entwickelung und zur spätern Wiedererzeugung der Individuen, die ihnen gleichen, geschickt gemacht werden, so oft der Blüthenstaub seinen Einfluß auf die Narbe ausgeübt hat. Die Staubfäden und Staubbeutel sind nicht bloß die zartesten Organe der P.n, sondern zeigen auch Erscheinungen, welche man mit der thierischen Reizbarkeit verglichen hat, obgleich dieselben nicht auf Nerventhätigkeit, sondern bloß auf einer gewissen mechanischen Thätigkeit des Zellgewebes zu beruhen scheinen. Der Blüthenstaub besteht aus Kügelchen, welche ganz frei im Staubbeutel liegen, also wie Saftkrystalle abgesondert werden, und nicht, wie kleine Knospen, mit einem Stiel hervorwachsen. Jedes Kügelchen ist von zwei Häuten umgeben, von denen die äußere irgendwo ein Loch bekommt und damit aus dem innern Behälter einen gallertartigen Saft herausläßt. Dieser Saft enthält in Menge kleine Körperchen, welche man Duft (fovilla) nennt. Unger will gefunden haben, daß diese Körperchen Schwänze haben und sich im Wasser als Samenthierchen selbstständig bewegen. Fällt nun der Blüthenstaub auf die Narbe, so schwillt er in der Feuchtigkeit derselben an, platzt und läßt jene innere gallertartige und wurstförmige Masse heraus, von der man noch nicht recht weiß, ob es bloß der Inhalt der inneren Haut der Staubkügelchen ist. Daß sich auf der Narbe eine solche wurstförmige Masse bilde, hat zuerst Amici 1823 beobachtet. Robert Brown und Brongniart haben bei verschiedenen Beobachtungen gesehen, daß diese wurstförmige Masse wie ein lebendiger Wurm in den Griffel hineindringe und zwischen dessen Zellengewebe, nicht in seinem natürlichen, von den zusammengeschlagenen Rändern des Balgs gebildeten Gange, fortkrieche bis zum Samen. Hier nun, so glauben jene Forscher, platze diese wurmartige, wurstförmige Masse und lasse den Duft heraus, wodurch das Zellgewebe des Balgs angeregt werde, dem Samen zur Entwickelung mehr Säfte zuzuführen. Die Beobachtungen von Corda, Schleiden und L. Treviranus unterscheiden sich von diesen dadurch, daß sie die wurstförmige Masse selbst in das Samenloch (micropyle) eindringen und also unmittelbar auf den Samen wirken sahen. Schleiden will dagegen (seit 1838) deutlich bemerkt haben, daß sich die wurstförmige Masse selbst in den Keim verwandele und daß daher der Same nichts Anderes sey, als ein Tragsack, worin sich die junge P. entwickele. Die Keime lägen also ursprünglich nicht in der Kapsel, sondern in den Staubbeuteln, und diese müsse man als die Eierstöcke betrachten. Das eingedrungene Kopfende der wurstförmigen Masse schwelle zu Samenlappen an und der Schwanz werde zum Würzelchen. Obwohl dieser Meinung bedeutende Autoritäten, wie Endlicher, beitraten, so hat doch noch die alte Meinung, welche überhaupt die das Thierreich betreffenden Beobachtungen für sich hat, wo die ursprüngliche Entstehung des Keimes im Ei selbst nachgewiesen worden ist, die meisten Anhänger. Trauen wir R. Browns und A. Brongniarts Beobachtungen, welche die wurstförmige Masse als lebendigen Wurm darstellen, so ist es klar, daß Infusionsthierchen im Blüthenstaube leben, u. dann wäre der Bestäubungsakt der P.n ganz gleich dem der Thiere. Nach Oken ist alle Entstehung des Organischen ein infusorialer Prozeß, worin sich Thiere und P.n mit einander vermählen, und jeder neue Organismus, sey er Thier oder P., ist nichts Anderes, als eine Anhäufung von Infusorien, nicht von solchen, welche schon als fertige Geschöpfe herumgeschwommen sind, sondern von solchen, die sich noch im schlafenden oder gebundenen Zustande befinden und erst frei werden wollen und können, nachdem sie während des Wachsthums eine Hülle nach der andern abgestreift haben. In der offenen und beleuchteten Blume werden sie ganz frei im Blüthenstaub; in der verschlossenen finstern Kapsel dagegen bleiben sie gebunden, bis jene sich mit ihnen vereinigen und sie durch ihre rastlosen Bewegungen u. Reizungen aufwecken. Die Blüthenhüllen, nämlich des Kelchs, der Blumenblätter und der Nektarien, scheinen wesentlich zum Bestäubungsgeschäft mitzuwirken. Sie verzehren, besonders im Finstern, eine große Menge Sauerstoffgas und verlieren in diesem Verhältniß Kohlenstoff. Daraus folgt, daß diese gefärbten Theile wässeriger, schleimiger und zarter werden, mithin günstiger für die endliche Trennung der Zellen oder der Staubkörner in den Beuteln, sowie des Keimpulvers in den Pilzen, Moosen rc. Die Blumen sind keineswegs bloß eine Zierde der P.; sie haben ein wichtiges Geschäft, nämlich die Stoffe zu entziehen, welche die infusoriale Masse gefangen halten. Mit dem starken Verbrauche des Sauerstoffgases durch die Blüthe ist auch eine größere Wärmeentwickelung verbunden. Diese ist unleugbar beobachtet worden, indem sich um die Zeit der Bestäubung eine Temperatur zeigt, die bisweilen 20 Grad höher ist, als die der Luft; der Kolben

des Arum z. B. verzehrt an Sauerstoffgas das Dreißigfache seiner Größe.

Hinsichtlich der **Reifung** ist die des Gröpses, d. h. der Frucht, u. die des Samens zu unterscheiden. Der Blüthenstaub gelangt bisweilen nicht zu allen Samen, daher werden denn auch nicht alle Samen befruchtet. Bekommt gar kein Same Befruchtungsstaub, so entwickelt sich in der Regel auch der Gröps od. die Frucht nicht; kann aber auch nur ein einziger Same reifen, d. h. ist er befruchtet, dann pflegt auch die Frucht zu wachsen. Von dieser Erfahrung finden sich jedoch mehre Ausnahmen: bei den Trauben, der Ananas, dem Brodfruchtbaum pflegt auch in dem Falle, daß keine Samen ansetzen, eine Entwickelung der Frucht Statt zu finden, ja die Frucht wird dann meist schmackhafter. Ebenso gibt es viele P.n, bei welchen regelmäßig mehre Samen zu Grunde gehen, wahrscheinlich durch den Druck von andern, indem sie im Gröpse nicht alle Platz haben. Wenn die Bestäubung gelungen ist, so strömt der Saft mehr nach dem Gröps, weil durch die Belebung des Samens ein Gegensatz zwischen ihm und dem Balg hervorgerufen wird, wie zwischen der Knospe und dem Zweige, oder zwischen der Wurzel und den Blättern. Der Balg wird nun gleichsam die Wurzel, d. h. das Einsaugungsorgan, für den Samen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Zweige mit Früchten, z. B. von einem Apfelbaum, wenn man sie ins Wasser stellt, viel mehr einsaugen, als Zweige, welche nur Blätter haben. Viele Kräuter, z. B. die einjährigen, gehen bei dem Saftzudrang nach dem Gröps zu Grunde; selbst Bäume gehen ein, oder leiden wenigstens, wenn sie übermäßig Früchte tragen. Die Folgen dieses Saftzuflusses äußern sich auf zweierlei Art: entweder aller Saft geht zu den Samen und der Gröps vertrocknet nach und nach, oder es bleibt ein Ueberschuß, welcher das Zellgewebe des Gröpses ausdehnt und in Frucht verwandelt. In der Regel dauert das Reifen vom Frühling bis zum Herbste, also ein halbes Jahr; indessen gibt es sehr viele Ausnahmen, besonders bei den Kräutern. Gräser brauchen oft nur einige Wochen. Man findet aber auch Früchte, die mehr als ein Jahr zur Reifung brauchen; so bei den meisten Nadelhölzern und den Orangenarten *rc.*, bei den der Wachholdern *rc.* Die gelungene Bestäubung und mithin das allmählige Beginnen der Reifung zeigt sich in der Anschwellung des Gröpses oder des sogenannten Fruchtknotens, welcher in der Regel grün ist und es meist bleibt bis gegen die vollkommene Reife, wo er gewöhnlich allerlei Farben annimmt, wie die reifenden Blätter, doch noch öfter gelb, roth, blau, weiß, selbst schwarz, marmorirt, gestreift, geschäckt wird. Saftige Früchte werden oft zugleich durchsichtig. Die Farben der Gröpse oder Früchte stehen nicht in Beziehung zu den Farben der Blumen und Samen. Mannichfaltigkeit der Farben zeigt sich nur bei den fleischigen Früchten: sie rührt offenbar von der Verwandlung der verschiedenen Säuren her. Rothe Früchte sind meist sauer, blaue und gelbe gewöhnlich süß; doch ist keine allgemeine Regel aus den Farben auf den Geschmack der Früchte zu ziehen. Bei anhaltendem Regenwetter werden die Früchte wässerig und fad; auch auf jungen Bäumen, wo sie zugleich weniger zahlreich erscheinen, weil die Hauptnahrung auf die Ausbildung des Stocks verwendet wird, sind sie nicht so schmackhaft, als auf älteren. Zur Entwickelung des Mehls in den Früchten ist Trockenheit zuträglich; saftige Früchte, besonders die Weinbeere und das Obst, werden größer, wenn es bei warmer Witterung öfters regnet. Daher baden die englischen Gärtner die Stachelbeeren, indem sie dieselben in Gläser mit Wasser hängen lassen, um sie recht groß zu machen. Die meisten Früchte reifen nach, nachdem sie vom Baume genommen worden sind: die Winterbirnen, Aepfel, Mispeln, Melonen *rc.* Die herben Säfte verwandeln sich durch diese Nachreife allmählig durch einen im Innern der Früchte vorgehenden chemischen Prozeß in Zucker. Stechen Insekten die Früchte an, so verursachen sie dadurch die frühere Reife derselben, weil durch die Verwundung schnellerer Saftzufluß veranlaßt wird. Auch ein Ringschnitt unter dem Fruchtzweige befördert das Reifen, wahrscheinlich weil dann der Zugang des Wasserstoffs, der das Reifen verzögert, erschwert wird. Es ist erwiesen, daß die Früchte im unreifen Zustande mehr Wasser enthalten (gegen 10 Procent mehr), als im reifen; umgekehrt vermehrt sich bei der Reife um eben so viel Procente der Zucker, der sich fast überall nur während der Zeitigung durch Diastase entwickelt. Daher ist warme Witterung zur Wasserentziehung und Reifung den Früchten so zuträglich. Alle diese Vorgänge sind chemischer Natur und in der Frucht als Mittel zur Reifung des Samens zu betrachten, sowie das Wachsthum des Stocks, nämlich Verdauen, Athmen und Ernähren, als Mittel zur Hervorbringung der Blüthe erscheint. Solche Umstände scheinen jedoch nur nöthig zu seyn bei denjenigen P.n, die Fleischfrüchte hervorbringen, d. h. größtentheils solchen, deren Gröps vom Kelch umgeben ist, wie bei den Aepfeln, Kürbisen, vielen Beeren, Pflaumen *rc.* Bei diesen Gewächsen kann die Haut des Gröpses nicht unmittelbar ausdünsten, die Ausdünstung bleibt gleichsam im Kelche stecken und sammelt sich so zu den verschiedenen in der Frucht enthaltenen Säften. Anders ist es bei den bloßen Hülsen, Bälgen und Kapseln. Hier geht durch die Ausdünstung wirklich verloren, was dort als Fruchtsaft ausgeschieden und aufbewahrt wird. In beiden Fällen bleibt aber für die eigentliche Ernährung u. Ausfüllung der Samen das Mehl zurück. Von der Entwickelung (dem Keimprozeß) des Samens ist oben bei Betrachtung der chemischen Verhältnisse im Pflanzenleben bereits Einiges erwähnt worden. Die erste Erscheinung am Samen zeigt sich als eine kleine Anschwellung des sogenannten Samenträgers, welcher in den meisten Fällen das Gefäßbündel des Balgrandes ist. Diese warzenförmige Anschwellung verdickt sich an der Spitze in eine Blase, die künftige Samenschale, und sie selbst wird zum Samenstiel. Der Same bekommt entweder oben, od. auch in der Nähe der Einfügung des Stiels, also an seinem Grunde, eine kleine Oeffnung, das Samenloch. Dadurch sieht man, daß der Same aus zwei zelligen Häuten besteht, welche einen weichen und auch zelligen Körper einschließen, den man Kernlein (nu-

cella, nucula) nennt. Der Stiel krümmt und verlängert sich auf verschiedene Art, und dadurch entsteht seine mannichfaltige Richtung und Lage. In dem nun allmählig hohl werdenden oder in dem sich einsackenden Kerne zeigt sich ungefähr nach dem ersten Drittel der ganzen Entwickelungszeit des Samens die erste Spur des Keims (Keimlings, Embryo's), bei Samen mit einem großen Eiweißkörper stets etwas später, als bei solchen, denen das Eiweiß fehlt. Dieser Keim nun soll nach Schleidens, Endlichers &c. Beobachtungen nichts Anderes, als die eingedrungene, wurstförmige Masse oder das Staubthierchen selbst seyn. Nach Okens und älterer Forscher Ansicht aber wird er durch die aus der Spitze des Samenblattes hervorgesproßten Blätter gebildet, so nämlich bei den zweilappigen Samen, daß das Samenblatt oder die Schale die Blattscheide vorstellt, der Keim aber den Schaft und die Fiederblättchen. Beim Fortgang der Entwickelung fängt die äußere Samenhaut an, dichter und härter zu werden; die innere aber, worauf sich die Gefäße vertheilen, bleibt weich u. wird zuletzt sehr dünn. Aus der von dem Kerne in seiner Höhle abgesonderten Flüssigkeit entsteht das dem Keim zur Nahrung dienende Samenwasser; bei vielen P.n, wie z. B. bei den Hülsenfrüchten, wird dasselbe ganz verbraucht, bei vielen läßt es aber auch einen mehligen Niederschlag fallen, den Eiweißkörper, der entweder den Keim ganz umgibt, oder ihm nur zur Seite liegt. Der Keim oder Embryo zeigt sich immer zuerst in der Nähe des Samenlochs, also am Gipfel des Samens oder der Blattscheide; er erscheint anfangs als ein ganz kleines, weiches, besonders bei den Scheidenpflanzen farbloses Körnchen; bei den Netzpflanzen, z. B. den Bohnen, Malven und andern, ist er häufig grün. Das Keimkörnchen schwimmt nicht frei im Samenwasser, sondern hängt nach L. Treviranus' und A. Brongniarts Beobachtungen durch einen zarten Faden mit dem Ende des Samens zusammen. Sind diese Beobachtungen von dem Faden oder Keimstiel richtig, so widersprechen sie gänzlich der Ansicht, daß der Keim von außen in den Samen komme. Nach und nach schrumpft dieser Faden ein, er löset sich ab, weil der Keim durch seine Oberfläche mehr Saft einzuziehen bekommt, als aus dem Gröps. Beim Keimen saugt er auf ähnliche Weise das Wasser von außen ein. Von nun an scheidet sich der Same in ein unteres und oberes Ende, oder in Würzelchen und Samenlappen, indem hier der dickere Theil sich allmählig spaltet, wenn nämlich der Same zwei Lappen bekommen soll. Auf diese Art wächst der Keim so lange fort, bis er die Höhle des Samens oder des Eiweißkörpers ausfüllt. Anfangs besteht er bloß aus Zellgewebe, in dem sich aber allmählig die Spiralgefäße entwickeln. Die Substanz ist fast allgemein süßlicher Schleim, welcher bei der Verhärtung sich größtentheils in Stärkmehl und in etwas Kleber verwandelt. Bisweilen schwitzt auch der überflüssige Schleim aus, manchmal setzt sich auch Oel in den Zellen des Keimes ab. Bemerkenswerth ist es, daß alle Samen durch die Vertrocknung schwerer werden, als Wasser; daher keimen sie immer auf dem Grunde desselben. Die bloßen Gröpse vertrocknen mit der Reife der Samen, spalten sich entweder am Rande der Bälge oder in der Axe, entweder im Rücken oder an den Seiten, öfters auch nach der Quere und lassen dem Samen freien Ausgang. Bei den Früchten bleiben die Samen eingeschlossen und werden erst frei nach der Fäulniß derselben. Dies Letztere ist auch der Fall bei den schlauch- und nußartigen Gröpsen, welche ebenfalls mit dem Samen abfallen u. sich erst bei der Verwitterung öffnen, wie bei den eigentlichen Nüssen; oft auch werden sie erst zersprengt durch die eingesogene Feuchtigkeit, wie beim Getreide und bei den Doldenpflanzen. Die Stiele der Früchte haben ziemlich allgemein ein Gelenk, worin sie abfallen. Viele trockene Samen sind mit Flügeln, Widerhaken, Fallschirmen &c. versehen, durch welche sie vom Winde fortgeführt werden und wieder zur Erde sinken. Bei vielen Gräsern bleibt das Korn in den Spelzen stecken und wird dadurch ebenfalls bauschiger und leichter. Diejenigen Früchte und Samen, welche leicht vom Winde fortgeführt werden, gedeihen meist auf jedem Boden; viel weniger ist dieses bei den Fleischfrüchten der Fall. Unter den trockenen Gröpsen streuen die Bälge und Kapseln durch das Klaffen, Drehen, Herabhängen, selbst durch die elastische Federkraft ihre Samen weit hin aus. Das elastische Aufspringen, worauf sich die Bälge schraubenförmig zusammenrollen und die Samen fortschleudern, findet bei dem Springkraut, dem Storchschnabel, der Springquecke und vielen andern Gewächsen durch einen nicht genug zu bewundernden Mechanismus Statt. In der Regel sind nur die vollkommen reifen, d. h. so mit Mehl angefüllten und eingetrockneten Samen, daß sie nicht einschrumpfen können, zum Keimen geschickt. Werden die Samen vor äußeren Einflüssen geschützt, so behalten sie ihre Keimfähigkeit sehr lange; das Getreide bleibt am längsten keimfähig: in der Regel 6—10 Jahre. Man hat aber auch Beispiele, daß Körner noch nach 100 Jahren keimten; ja es sind Getreidekörner aus ägyptischen Gräbern, die 3000—4000 Jahre alt waren, noch zum Keimen gebracht worden. Auch Hülsenfrüchte, besonders Bohnen, keimen noch nach 100 Jahren; Samen von Sinnpflanzen blieben 60 Jahre keimfähig, ebenso die Kerne von Kürbisen und die Samen der Malven. Samen, die tief in die Erde vergraben, mithin vor der äußern Luft geschützt sind, halten sich sehr lange; daher kommt es, daß Unkräuter auf denselben Plätzen viele Jahre hindurch immer wieder kommen, obschon man sie immer ausrauft, ehe sie Samen ausstreuen konnten. Auch die Erfahrung, daß nach einem Holzabtrieb ein Nachwuchs von einer andern Holzart folgt, deren Same vielleicht 60 Jahre unter der Erde Keimkraft behalten hatte, wird so erklärt werden können. Soll die Keimfähigkeit lange erhalten werden, so muß feuchte Wärme von den Samen entfernt bleiben; trockene Wärme schadet fast nie, ebenso wirkt die Kälte nicht auf trockene Samen. Hinsichtlich der Schnelligkeit des Keimens verhalten sich die Samen sehr verschieden. In der Regel treiben die Samen ihren Keim am schnellsten aus, wenn sie sogleich in die Erde fallen; fallen sie im Herbste in die Erde, so keimen sie im Frühjahr. Doch

gibt es auch Samen, die ein halbes Jahr u. länger liegen, ehe sie zu keimen anfangen. Samen ohne Eiweißkörper keimen im Allgemeinen früher; desgleichen die Samen von Kräutern eher, als die von Stauden und Hölzern. Schnell keimende Samen pflegen auch schneller zu wachsen; daher bei Hölzern beides langsamer geschieht. Zu den Gewächsen, welche schon in den ersten 8 Tagen keimen, gehören z. B. die meisten Kräuter, vorzüglich die Grasarten, Kopfblüthen und die Schotenpflanzen; die Hülsenfrüchte, die Dolden-, Lippen- und Rachenblumen brauchen 14 Tage u. länger. Viele andere bedürfen 3, 4—6 Wochen zur Entwickelung ihrer Keimkraft; manche Baumsamen gehen unter sonst gleichen Verhältnissen erst nach 3—6 Monaten auf. Nothwendige Bedingungen zum Keimen sind Feuchtigkeit, Luft u. Wärme; nichts keimt in einer Temperatur unter dem Gefrierpunkt. Begünstigungen sind höhere Wärme (gegen 20°R.), Sauerstoff (daher leichtes Keimen in verdünnten Säuren) und Dunkelheit. Im Wasser quellen alle Samen auf, sie mögen keimfähig seyn oder nicht; das Einsaugen ist daher bloß eine physikalische, keine organische Erscheinung. Ohne Sauerstoffzutritt (Luft) keimt kein Same, weshalb in abgekochtem oder destillirtem Wasser, oder in solchem, welches mit Kohlensäure oder Stickgas gesättigt ist, in freiem Stickgas, Wasserstoffgas oder kohlensaurem Gas, endlich in luftleerem Raum kein Keimen Statt findet. Am besten geht das Keimen in der atmosphärischen Luft von Statten; ein Ueberschuß von Sauerstoffgas befördert es in Bezug auf die Schnelligkeit, doch geht das Pflänzchen gewöhnlich bald zu Grunde. In der Regel keimen aber alle Samen besser, wenn die Wärme etwas höher als gewöhnlich ist, also etwa 16—20°. Ist die Wärme groß, dann saugen die P.n zu viel ein und werden wässerig und schwach. Das unmittelbare Sonnenlicht ist dem Keimen ebenfalls nicht vortheilhaft, theils weil es zu starke Verdunstung bewirkt, theils weil sich in demselben das Sauerstoffgas nicht mit dem Kohlenstoff verbinden kann. Das Tageslicht bei bedeckter Sonne wirkt schon weniger nachtheilig; am besten ist das Dunkel der Nacht für die keimenden P.n, die Nacht ist die ungestörte Athmenszeit der Gewächse. Das Keimen beginnt mit dem Erweichungs- und Athmungsprozeß; darauf folgt chemische Zersetzung. Das Stärkmehl, der Hauptbestandtheil der Samen, wird zuerst erweicht, dann dickflüssig, wie eine Milch, und in Folge der Diastase verwandeln sich die Stärkmehlkörner in Zucker und Schleim. Das Keimen ist also eine Art Gährungsprozeß, sowie sich auch bei der Gährung sprossende Körper, mikroskopische Pilze, entwickeln. Die junge P. besteht aus solchen Körperchen, welche sich von einander trennen, sich hin- und herbewegen, vereinigen und zu Zellen erstarren. Sodann tritt beim Keimen das Würzelchen hervor, bei den Scheidenpflanzen immer durch die Nabelstelle, welche hier allein aufreißt. Es erhält seine Nahrung aus den Samenlappen, und mithin geht die erste Bewegung des Saftes nach unten, weil der Gegensatz zum Licht noch fehlt. Darauf verlängert sich das Blattfederchen, auch wenn das Würzelchen noch nicht fest steht und aus der Erde einsaugen kann. Beide verlängern sich so lange, als die Nahrung aus dem Eiweißkörper und den Samenlappen hinreicht: dann sterben, wenn die Wurzel keine Nahrung bekommt, beide ab. In der Regel aber, wenn die Wurzel Nahrung aus der Erde an sich ziehen kann, werden die Samenlappen größer u. dicker; sie heben sich über die Erde empor. Nun werden sie grün, allmählig dünner u. sehen öfters aus wie gewöhnliche Blätter. Obgleich die Lappen keine Oberhaut hatten, so bekommen sie doch nun eine solche, u. zwar mit vielen Spaltmündungen; auch einige Spiralgefäße zeigen sich. Während dieser Zeit tritt auch das Blattfederchen hervor und verwandelt sich in den Stengel.

Streng genommen sterben alle Gewächse, sobald sie Samen hervorgebracht haben; denn die Samen sind die letzten thätigen Theile, welche noch polar auf den Stock wirken und die Säfte anziehen. Sind sie vertrocknet, so bleiben die Säfte stehen und das Zellgewebe vertrocknet nach und nach ebenfalls. Dies ist in der Regel der Vorgang bei allen blumenlosen und Scheidenpflanzen, auch bei den meisten Netzpflanzen; sie heißen daher **einjährige** P.n (plantae annuae). Es gibt jedoch manche Unterschiede. Bei vielen Gewächsen erhält sich die Wurzel als Zwiebel oder Knolle und schlägt im nächsten Jahre wieder aus: solche heißen **ausdauernde** P.n (plantae perennes). Bei andern behält auch der Stengel noch etwas Saft und dauert aus, d. h. er verholzt; dann bildet sich um den alten halbvertrockneten Bast ein neuer, der wieder Blätter u. Blüthen treibt. Diese P.n heißen Holzpflanzen, d. h. Sträucher, Bäume. Aber auch diese haben ein beschränktes Lebensziel: die Rinde wird jährlich dicker und härter und widersteht mithin nach und nach immer mehr der Ausbildung des neuen Bastes, der immer dünner wird, bis er endlich keinen Platz mehr findet. Daher nehmen die Bäume, je älter, desto langsamer an Dicke zu. Das schnellere Wachsthum hängt jedoch mit von der Güte des Bodens u. von der Witterung ab (s. **Baum**). Das **Absterben** der Gewächse erfolgt allmählig: zuerst sterben Blüthen und Früchte und fallen ab. In Ländern, welche einen eigentlichen Winter haben, d. h. wo die Kälte längere Zeit unter dem Gefrierpunkt bleibt, fallen die Blätter der Bäume am Ende des Herbstes ab; bei den Kräutern stirbt der Stengel und mit ihm die Blätter. Es gibt indeß auch sogenannte immergrüne Gewächse, deren gewöhnlich derbe und trockene Blätter den Winter über bleiben und wenigstens nicht auf einmal, sondern nur nach und nach abfallen, sowie die neuen hervorwachsen, so daß ein-, zwei- und dreijährige Blätter zusammenstehen. Solche P.n sind z. B. die Nadelholzarten, der Buchsbaum, Epheu, die Stechpalme, die Heiden, Heidelbeere und mehre andere. Die Hölzer wärmerer Länder behalten ihre Blätter länger und werfen sie meist nur zu unbestimmten Zeiten ab; bei manchen Bäumen, wie z. B. bei uns bei den Buchen und Steineichen, bleiben die Blätter auch bei vertrocknetem Zustande hängen und fallen erst im Frühjahr ab, wenn sich die neuen Knospen entwickeln. Die Ursachen des Blattfalls liegen offenbar im geringeren Saftzuflusse und in dem dadurch veranlaßten Vertrocknen der Blätter. Ehe

das Blatt abfällt, wechselt es bei vielen Gewächsen seine Farbe, wird bunt, meist gelb oder roth, während es bei andern, z. B. den Eschen, Akacien, grün abfällt. Die Blätter an den untern Zweigen trennen sich früher, als die an den obern, weil der Saft immer mehr nach oben strebt. Nach den Blättern vertrocknen die Zweige, nach diesen der Stengel, nach diesem endlich die Wurzel: bei den Kräutern in einem, bei den Stauden in mehren, bei den Hölzern in vielen Jahren. Die Blüthen und Blätter der Bäume sind als einjährige Kräuter zu betrachten.

Jeder Theil, welcher sich von einer P. ablöst u. fortwächst, sey es Knospe oder Same, wird der Mutterpflanze gleich und ist daher mit ihr von derselben Art. Die Pflanzenarten werden von der Natur selbst hervorgebracht. Sie können aber (wie bei vielen Kulturgewächsen geschehen ist) durch die Pflege und Kunst in unendliche Abarten vermehrt werden. Werden mehre ähnliche Arten nach gewissen gemeinschaftlichen Merkmalen zusammengestellt, so entsteht eine Gattung (genus, bei den Thieren gewöhnlich Geschlecht genannt). Mehre Pflanzengattungen bilden Familien oder auch Sippen. Die Zusammenstellungen von Pflanzenarten zu Pflanzengattungen hängen beim gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft bloß von unserem Scharfsinn ab, ob wir nämlich die Aehnlichkeiten richtig erkannt haben, oder nicht. Die Zahl der Arten ist daher, wenn sie auch noch so groß ist, eine bestimmte, die Zahl der Gattungen ist aber eine willkürliche. Verschiedenheit des Standortes, des Bodens, Einwirkung größerer oder geringerer Feuchtigkeit und andere Verhältnisse bringen öfters Ausartungen bei den Gewächsen hervor. Man nennt solche ausgearteten P.n Abarten (varietates) oder Spielarten. Die Verschiedenheiten sind öfters sehr bedeutend; sie bestehen in der Größe, der Farbe, Behaarung, dem Geschmack ꝛc. Der Hauptunterschied solcher Abarten von wirklichen Arten (species) ist die, daß sie nur eine Zeit lang ihnen gleiche Gewächse hervorbringen, aber bei der Fortpflanzung durch Samen nach und nach in den ursprünglichen Zustand zurückkehren; durch bloße Vermehrung kann man sie aber sehr lange, wie z. B. die Obstarten, im gleichen Zustande erhalten. Mißbildungen entstehen, wenn manche Arten von selbst od. durch äußere Einwirkungen sehr abweichende Formen annehmen, was häufig der Fall ist bei kultivirten Gewächsen, sehr selten bei wilden; hierher gehören die gefüllten Blumen. Durch Vermischung verschiedener Arten bei der Bestäubung entstehen Mittelbildungen, welche man Bastardpflanzen (s. d.) nennt.

Als ein Anhang oder vielmehr als eine Unterabtheilung der Pflanzenphysiologie erscheint die Pflanzenpathologie oder Phytopathologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen krankhaften Zuständen, denen die P.n unterworfen sind. Alles, was die normale Wechselthätigkeit der Pflanzenelemente, des Lichts, der Wärme und der Schwere (der Luft, des Wassers und der Erden, oder der Nahrungsstoffe), unterbricht oder stört, kann für die P.n Veranlassung zu Krankheiten werden. Störende Einflüsse äußern am häufigsten nachtheilige Mischungen des Bodens, ferner zu große oder zu wenig Feuchtigkeit, ätzende Stoffe, Säuren, Gifte, Schmarotzerpflanzen, Läuse; ferner äußere Verletzungen durch Stechen, Beschneiden, Benagen der Thiere, wodurch Wunden entstehen, die den Saftlauf und mithin das Vertrocknen der verwundeten Stellen veranlassen, bis sich die Wundränder wieder verhärtet haben. Auch allzu große Kälte und zu große Hitze sind häufige Ursachen zu Pflanzenkrankheiten. Strenge Winter schaden auf vielfache Weise und tödten viele Gewächse; auch sehr heiße Tage im Sommer, besonders wenn ermattende Südwinde wehen, wirken nachtheilig auf die Vegetation. Allgemeine Pflanzenkrankheiten, d. h. solche, welche aus allgemeinen Ursachen entstehen und die ganze P. betreffen, sind folgende: Das Verwelken oder die Auszehrung (tabes) wird durch heftige od. plötzlich eintretende Kälte veranlaßt. Blätter u. Zweige hängen erschlafft herab, und es erfolgt bei trockenen Gewächsen ein Vertrocknen, bei fleischigen Fäulniß. Bisweilen können Gewächse, besonders Topfpflanzen, dadurch vor Frost geschützt werden, daß man sie ganz trocken hält; öfters läßt sich auch ein gelinder Frost dadurch unschädlich machen, daß man die Gewächse mit eiskaltem Wasser begießt, oder mit Schnee bedeckt. Der Sonnenstich od. das Versengen (insolatio), wodurch schnelles Vertrocknen der P.n bewirkt wird, erfolgt, wenn die P.n einer allzu heftigen Wirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, besonders wenn diese Wirkung noch durch künstliche Mittel verstärkt wird, wie z. B. durch die Fenster der Mist- und Treibbeete. Die Bleichsucht (chlorosis) besteht darin, daß die P. ein blasses, nicht grünes Ansehen hat, daß sie schwache und spindelförmige Stengel treibt, keine kräftigen Blätter und Blüthen hervorbringt u. bald stirbt. Diese Krankheit entsteht gewöhnlich bei Mangel an Sonnenlicht, oder auch durch ungünstige Bodenverhältnisse, bei Topfgewächsen öfters, wenn die Erde allzu fett ist. Die besonderen oder örtlichen Pflanzenkrankheiten betreffen nur einen Theil des Gewächses und veranlassen das Absterben des kranken Theils, führen oft aber auch den Tod des ganzen Pflanzenkörpers herbei. Krankhafte Zustände der Wurzel werden verursacht durch Verletzungen derselben, Insektenstiche, Wurmfraß ꝛc., große Nässe, selten durch Mangel an Feuchtigkeit. Wenn die Wurzel erkrankt, ist in der Regel das ganze Gewächs verloren; man hilft noch am besten, wenn man die angegriffenen Theile der Wurzel zu entfernen sucht, oder das Gewächs in andere Erde bringt. Mannichfaltiger sind die Krankheiten des Stammes oder des Stengels. Hierher gehören die Fäulniß oder Fäule (caries), wenn sich die Rinde vom Holze trennt und das letztere vertrocknet, weich wird u. sich zuletzt in eine staubartige Masse auflöst. Sie erfolgt bei hohem Alter der Stämme, ist aber oft auch eine Folge von Verletzungen durch äußere Gewalt, durch Wurmfraß, wie z. B. des Borkenkäfers. Der Krebs (carcinoma) besteht darin, daß sich das Holz von Bast und Rinde trennt u. daß diese letzteren Theile Geschwüre bekommen, aufbrechen und den Ausfluß einer ätzenden, Holzsäure enthaltenden Flüssigkeit verursachen, welche ansteckend ist und die gesunden Theile rings her-

um angreift. Am besten hilft man, wenn man die angegriffenen Theile sorgfältig ausschneidet u. die Wunde mit Baumwachs oder einer Baumsalbe ausstreicht, damit sich frischer Bast u. Rinde bilden. Der Gummifluß zeigt sich darin, daß die Rinde zerspringt und ein gummiartiger Saft herausfließt, worauf die der Wunde nahen Theile der Rinde austrocknen, ohne gerade zu verderben. An den grünen Theilen der P.n, den Stengeln der Kräuter, den Blättern, Blüthenstielen ꝛc., zeigen sich ebenfalls mancherlei krankhafte Erscheinungen. An den Blättern, Blattstielen, Knospen vieler Bäume, besonders der Eichen setzen die Schlupfwespen ihre Gallen an; ähnliche kegel- oder walzenförmige Auswüchse entstehen durch die Blatt- und Schildläuse. Abwaschen der Zweige u. Blätter mit Seifenwasser ist das beste Mittel dagegen. Rost (s. d.), Brand (s. d.), Schimmel (s. d.) u. Moder (s. d.) sind Krankheiten der Stengel, Blätter u. Blüthen, öfters sogar auch der Fruchtknoten, bestehend in Zellenpilzen und andern Kryptogamen der niedrigsten Stufe, welche zum Verderben der P.n höherer Stufen beitragen. Viele P.n leiden auch am sogenannten Honigthau (melligo), welcher in dem Ausschwitzen eines süßen Saftes aus Blättern und Blümenkelchen besteht und augenscheinlich die Vegetation hindert. Der Salzfluß ist ein ähnlicher Ausfluß einer salzigen Flüssigkeit. Alle diese Krankheiten können, wenn sie die Kraft der Vegetation nicht überwindet, den Tod der Gewächse herbeiführen. Viele haben auch einen epidemischen Charakter, und manche nehmen in ihrem Verlaufe den einer wahren Pest an, wie z. B. die Kartoffelkrankheit.

Die Pflanzengeographie (Phytogeographie) ist die Lehre von dem Verhalten der Pflanzenwelt zur Oberfläche der Erde, eine der neuesten Zeit angehörige und zuerst von Alexander von Humboldt gründlicher bearbeitete Wissenschaft, der aber noch die genügende Ausführlichkeit mangelt, da ein bedeutender Theil der Erdoberfläche hinsichtlich der Vegetation noch nicht bis ins Einzelne durchforscht ist. Da die äußeren Verhältnisse der P.n in doppelter Beziehung betrachtet werden können, einmal in der, in welcher sie zur Sonne oder zum Aether, d. h. zur Wärme und zum Licht stehen, dann in der, in welcher sie zur Erde, d. h. zur Luft, zum Wasser und zum Boden stehen, so zerfällt diese Wissenschaft in einen allgemeinen und einen besonderen Theil; jener handelt von der Verbreitung der Pflanzenwelt über die Erde, dieser, auch botanische Topik genannt, von dem besonderen Vorkommen bestimmter P.n in gewissen Gegenden oder von den Standörtern derselben. Es sind bis jetzt gegen 100,000 Species von Gewächsen bestimmt und beschrieben. Eigentlich kosmopolitische P.n gibt es außer den von den Menschen besonders mit den Cerealien verschleppten sogenannten Unkräutern nur wenige; es hat vielmehr jeder Welttheil hinsichtlich seiner Vegetation seinen besonderen Charakter od. seine natürliche Physiognomie; namentlich gilt dies von großen, von andern getrennt liegenden Landmassen. Neuholland hat unter cirka 5000 sehr charakteristisch gebildeten Pflanzenarten nur 400, welche auch in andern Ländern vorkommen. Nicht minder eigenthümlich ist die Flora Südafrika's. In geringerem Maße wiederholt sich diese Erscheinung selbst innerhalb engerer Umgrenzungen, wie z. B. Südfrankreich eine ganz andere Vegetation hat, als Norddeutschland. Vieles erklärt sich hierbei aus der Verschiedenheit der Temperatur; Vieles bleibt aber auch räthselhaft, wie z. B., daß bei ganz gleicher mittlerer Temperatur viele P.n des nördlichen Asiens nicht in Deutschland und viele deutsche nicht in Nordamerika unter gleichem Klima fortkommen. Der besondere Theil der Pflanzengeographie zieht besonders die Bodenbeschaffenheit in Betracht. Das Granitgebirge trägt meist Nadel-, seltener Laubholz. in den Thälern hat es guten Graswuchs; auf Gneis, Glimmer- u. Thonschiefer, welche schneller verwittern, kommt Laub- und Nadelholz, auf Porphyr, Basalt und Laven vorzugsweise Laubholz fort. Kalkboden ist dem Wein- und Obstbau förderlich und verräth sich durch Orchideen, Berggamander u. das blaue Kammgras (Sesleria). Gyps ist der Vegetation nicht besonders günstig, ernährt aber als eigenthümliche P. das Gypskraut (Gypsophila). Das aufgeschwemmte Land (Alluvium) gibt für mannichfaltige P.n einen guten Boden ab. Eigenthümliche P.n (Salzkräuter) ernährt der feuchte, salzhaltige Boden um Salzquellen, Salzseen, in salzigen Steppen und am Meere. Der Flugsand ist wegen seiner Lockerheit und Trockenheit unfruchtbar und nährt meist nur schwache Kräuter, namentlich Gräser, unter denen für die Dünensandgegenden der Sandhafer (**Elymus arenarius**) das wichtigste ist, indem er seine Wurzeln 50, ja 100 Fuß weit durch den trocknen Sand treibt, um feuchten Boden zu erreichen, und so zur Befestigung der Dünen beiträgt. An hierher gehörigen Beobachtungen ist schon ein reicher Schatz angesammelt worden, seit Alexander von Humboldt in seinen „Ideen zu einer Geographie der P.n" (Tübingen 1805) die Hauptgrundzüge dargelegt hat, nach welchen diese Forschungen zu betreiben sind. Vgl. Unger, Ueber den Einfluß des Bodens, Wien 1836; Schouw, Pflanzengeographie, Berl. 1820.

Pflanzenabdrücke, Abdrücke vorweltlicher Pflanzen in Schieferformationen (s. Petrefakten); Darstellungen von Pflanzen durch unmittelbaren Abdruck von diesen selbst. Man bestreicht zu diesem Zwecke ein glattes Stück Bret, auch feines, aber starkes Papier oder eine Metallplatte dünn und gleichförmig mit einer aus Leinöl und Kienruß bestehenden schwarzen Farbe, legt das abzudruckende Pflanzenblatt darauf und auf dieses ein etwas starkes Blatt feinen weißen Papiers, reibt hierauf die Stelle desselben, wo das Pflanzenblatt liegt, so lange mit einem Falzbein od. dgl., bis sich die Farbe an das Pflanzenblatt hinlänglich angedrückt hat, nimmt dann letzteres hervor und legt es behutsam zwischen zwei Blätter weißen Papiers, die man nun ebenfalls mit dem Falzbeine so lange reibt, bis das Pflanzenblatt sich vollkommen abgedruckt hat.

Pflanzenbasen, s. v. a. Alkaloide.

Pflanzenfamilien, s. Botanik.

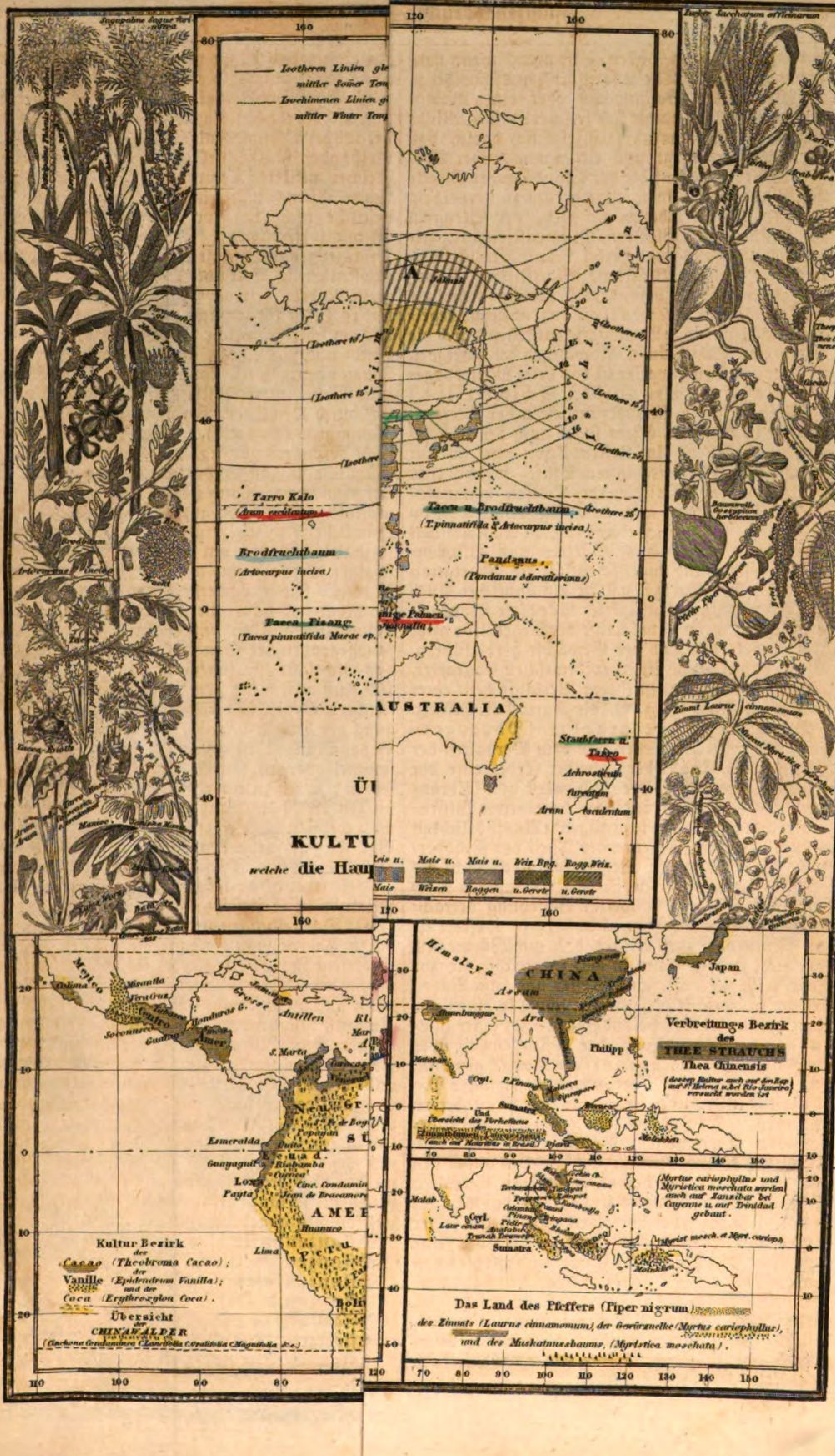
Pflanzenfaser, s. Pflanze.

Pflanzenkunde, s. v. a. Botanik (s. d.).

Pflanzenorgane, **Pflanzenphysiologie**, s. Pflanze.

Pflanzensäuren, zum Unterschied von Mi-

E;


Isothermen Linien
mittler Sommer Tem
Isochimenen Linien
mittler Winter Temp
Tarro Kalo
(Arum esculentum)
Brodfruchtbaum
(Artocarpus incisa)
Tacca Pisang
(Tacca pinnatifida Musae sp.)
Tacca u. Brodfruchtbaum
(T. pinnatifida & Artocarpus incisa)
Pandanus
(Pandanus odoratissimus)
AUSTRALIA
Staubfarrn u.
Tarro
Achrostichum
furcatum
Arum
Esculentum
KULTU
welche die Hau
Mais u. Weizen
Mais u. Roggen
Weiz. Rgg. u. Gerste
Rogg. Weiz. u. Gerste
Himalaya
CHINA
Japan
Philipp
Sumatra
Verbreitungs Bezirk
des
THEE STRAUCHS
Thea Chinensis
Myrtus cariophyllus und Myristica moschata werden auch auf Zanzibar bei Cayenne u. auf Trinidad gebaut.
Das Land des Pfeffers (Piper nigrum)
des Zimmts (Laurus cinnamomum), der Gewürznelke (Myrtus cariophyllus),
und des Muskatnussbaums, (Myristica moschata).
Mexico
Centro Amer.
Grosse Antillen
Neu Gr.
Esmeralda
Guayaquil
Loxa
Payta
Lima
Peru
AMER
Kultur Bezirk
des
Cacao (Theobroma Cacao);
der
Vanille (Epidendrum Vanilla);
und der
Coca (Erythroxylon Coca).
Übersicht
der
CHINAWÄLDER
Zucker Saccharum officinarum
Zimmt Laurus cinnamomum
Brodfrucht
Artocarpus incisa

um angreift. Am besten hilft man, wenn man die angegriffenen Theile sorgfältig ausschneidet u. die Wunde mit Baumwachs oder einer Baumsalbe ausstreicht, damit sich frischer Bast u. Rinde bilden. Der Gummifluß zeigt sich darin, daß die Rinde zerspringt und ein gummiartiger Saft herausfließt, worauf die der Wunde nahen Theile der Rinde austrocknen, ohne gerade zu verderben. An den grünen Theilen der P.n, den Stengeln der Kräuter, den Blättern, Blüthenstielen ꝛc., zeigen sich ebenfalls mancherlei krankhafte Erscheinungen. An den Blättern, Blattstielen, Knospen vieler Bäume, besonders der Eichen setzen die Schlupfwespen ihre Gallen an; ähnliche kegel- oder walzenförmige Auswüchse entstehen durch die Blatt- und Schildläuse. Abwaschen der Zweige u. Blätter mit Seifenwasser ist das beste Mittel dagegen. Rost (s. d.), Brand (s. d.), Schimmel (s. d.) u. Moder (s. d.) sind Krankheiten der Stengel, Blätter u. Blüthen, öfters sogar auch der Fruchtknoten, bestehend in Zellenpilzen und andern Kryptogamen der niedrigsten Stufe, welche zum Verderben der P.n höherer Stufen beitragen. Viele P.n leiden auch am sogenannten Honigthau (melligo), welcher in dem Ausschwitzen eines süßen Saftes aus Blättern und Blümenkelchen besteht und augenscheinlich die Vegetation hindert. Der Salzfluß ist ein ähnlicher Ausfluß einer salzigen Flüssigkeit. Alle diese Krankheiten können, wenn sie die Kraft der Vegetation nicht überwindet, den Tod der Gewächse herbeiführen. Viele haben auch einen epidemischen Charakter, und manche nehmen in ihrem Verlaufe den einer wahren Pest an, wie z. B. die Kartoffelkrankheit.

Die Pflanzengeographie (Phytogeographie) ist die Lehre von dem Verhalten der Pflanzenwelt zur Oberfläche der Erde, eine der neuesten Zeit angehörige und zuerst von Alexander von Humboldt gründlicher bearbeitete Wissenschaft, der aber noch die genügende Ausführlichkeit mangelt, da ein bedeutender Theil der Erdoberfläche hinsichtlich der Vegetation noch nicht bis ins Einzelne durchforscht ist. Da die äußeren Verhältnisse der P.n in doppelter Beziehung betrachtet werden können, einmal in der, in welcher sie zur Sonne oder zum Aether, d. h. zur Wärme und zum Licht stehen, dann in der, in welcher sie zur Erde, d. h. zur Luft, zum Wasser und zum Boden stehen, so zerfällt diese Wissenschaft in einen allgemeinen und einen besonderen Theil; jener handelt von der Verbreitung der Pflanzenwelt über die Erde, dieser, auch botanische Topik genannt, von dem besonderen Vorkommen bestimmter P.n in gewissen Gegenden oder von den Standörtern derselben. Es sind bis jetzt gegen 100,000 Species von Gewächsen bestimmt und beschrieben. Eigentlich kosmopolitische P.n gibt es außer den von den Menschen besonders mit den Cerealien verschleppten sogenannten Unkräutern nur wenige; es hat vielmehr jeder Welttheil hinsichtlich seiner Vegetation seinen besonderen Charakter od. seine natürliche Physiognomie; namentlich gilt dies von großen, von andern getrennt liegenden Landmassen. Neuholland hat unter cirka 5000 sehr charakteristisch gebildeten Pflanzenarten nur 400, welche auch in andern Ländern vorkommen. Nicht minder eigenthümlich ist die Flora Südafrika's. In geringerem Maße wiederholt sich diese Erscheinung selbst innerhalb engerer Umgrenzungen, wie z. B. Südfrankreich eine ganz andere Vegetation hat, als Norddeutschland. Vieles erklärt sich hierbei aus der Verschiedenheit der Temperatur; Vieles bleibt aber auch räthselhaft, wie z. B., daß bei ganz gleicher mittlerer Temperatur viele P.n des nördlichen Asiens nicht in Deutschland und viele deutsche nicht in Nordamerika unter gleichem Klima fortkommen. Der besondere Theil der Pflanzengeographie zieht besonders die Bodenbeschaffenheit in Betracht. Das Granitgebirge trägt meist Nadel-, seltener Laubholz. in den Thälern hat es guten Graswuchs; auf Gneis, Glimmer- u. Thonschiefer, welche schneller verwittern, kommt Laub- und Nadelholz, auf Porphyr, Basalt und Laven vorzugsweise Laubholz fort. Kalkboden ist dem Wein- und Obstbau förderlich und verräth sich durch Orchideen, Berggamander u. das blaue Kammgras (Sesleria). Gyps ist der Vegetation nicht besonders günstig, ernährt aber als eigenthümliche P. das Gypskraut (Gypsophila). Das aufgeschwemmte Land (Alluvium) gibt für mannichfaltige P.n einen guten Boden ab. Eigenthümliche P.n (Salzkräuter) ernährt der feuchte, salzhaltige Boden um Salzquellen, Salzseen, in salzigen Steppen und am Meere. Der Flugsand ist wegen seiner Lockerheit und Trockenheit unfruchtbar und nährt meist nur schwache Kräuter, namentlich Gräser, unter denen für die Dünensandgegenden der Sandhafer (Elymus arenarius) das wichtigste ist, indem er seine Wurzeln 50, ja 100 Fuß weit durch den trocknen Sand treibt, um feuchten Boden zu erreichen, und so zur Befestigung der Dünen beiträgt. An hierher gehörigen Beobachtungen ist schon ein reicher Schatz angesammelt worden, seit Alexander von Humboldt in seinen „Ideen zu einer Geographie der P.n“ (Tübingen 1805) die Hauptgrundzüge dargelegt hat, nach welchen diese Forschungen zu betreiben sind. Vgl. Unger, Ueber den Einfluß des Bodens, Wien 1836; Schouw, Pflanzengeographie, Berl. 1820.

Pflanzenabdrücke, Abdrücke vorweltlicher Pflanzen in Schieferformationen (s. Petrefakten); Darstellungen von Pflanzen durch unmittelbaren Abdruck von diesen selbst. Man bestreicht zu diesem Zwecke ein glattes Stück Bret, auch feines, aber starkes Papier oder eine Metallplatte dünn und gleichförmig mit einer aus Leinöl und Kienruß bestehenden schwarzen Farbe, legt das abzudruckende Pflanzenblatt darauf und auf dieses ein etwas starkes Blatt feinen weißen Papiers, reibt hierauf die Stelle desselben, wo das Pflanzenblatt liegt, so lange mit einem Falzbein od. dgl., bis sich die Farbe an das Pflanzenblatt hinlänglich angedrückt hat, nimmt dann letzteres hervor und legt es behutsam zwischen zwei Blätter weißen Papiers, die man nun ebenfalls mit dem Falzbeine so lange reibt, bis das Pflanzenblatt sich vollkommen abgedruckt hat.

Pflanzenbasen, s. v. a. Alkaloide.

Pflanzenfamilien, s. Botanik.

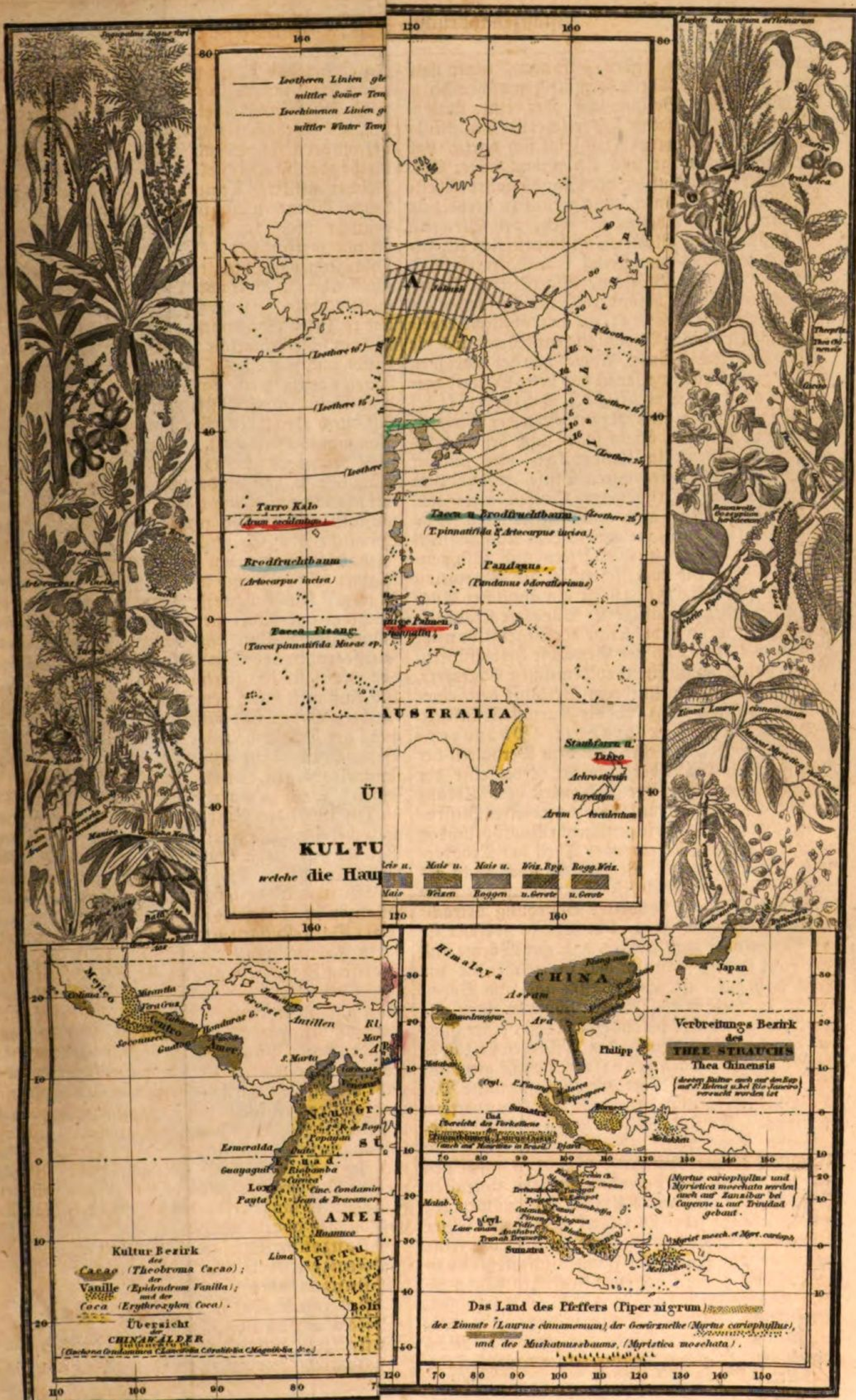
Pflanzenfaser, s. Pflanze.

Pflanzenkunde, s. v. a. Botanik (s. d.).

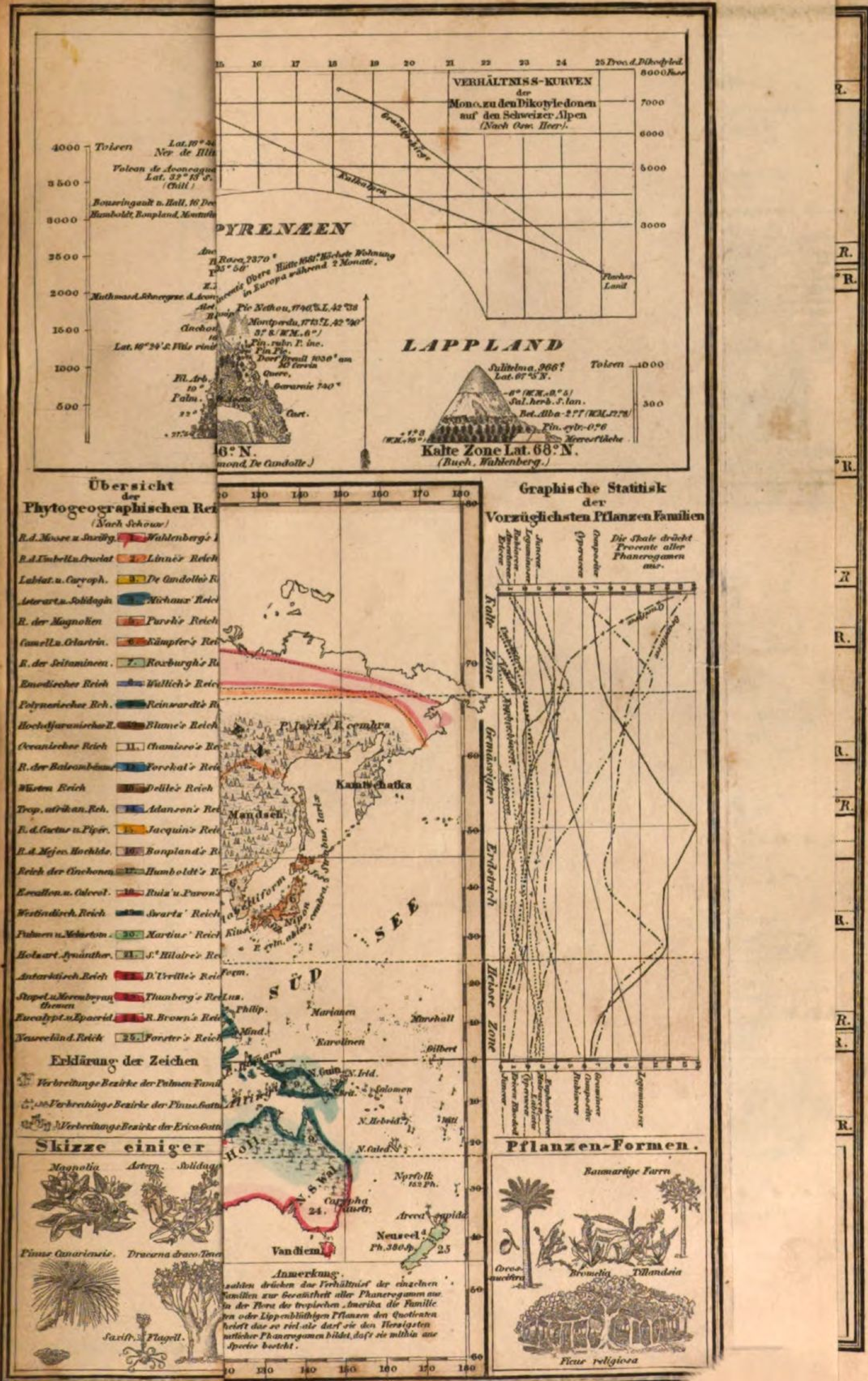
Pflanzenorgane }, s. Pflanze.
Pflanzenphysiologie }

Pflanzensäuren, zum Unterschied von Mi-

E;



AUSTRALIA
Tarro Kalo
(Arum occidentale)
Brodfruchtbaum
(Artocarpus incisa)
Tacca Pisang
(Tacca pinnatifida Musa sp.
Tacca u Brodfruchtbaum
(T. pinnatifida & Artocarpus incisa)
Pandanus
(Pandanus odoratissimus)
Staubfarrn u.
Taro
Achrostichum
furcatum
Arum occidentum
ÜI
KULTU
welche die Hau
Reis u. Mais
Mais u. Weizen
Mais u. Roggen
Weiz. Rgg. u. Gerste
Rogg. Weiz. u. Gerste
Mejico
Grosse Antillen
Centro Amer.
Esmeralda
Guayaquil
Riobamba
Loxa
Payta
Lima
Peru
Kultur Bezirk
des
Cacao (Theobroma Cacao);
der
Vanille (Epidendrum Vanilla);
und der
Coca (Erythroxylon Coca).
Übersicht
der
CHINAWÄLDER
Himalaya
CHINA
Japan
Assam
Ava
Philipp
Sumatra
Verbreitungs Bezirk
des
THEE STRAUCHS
Thea Chinensis
Myrtus cariophyllus und
Myristica moschata werden
auch auf Zanzibar bei
Cayenne u. auf Trinidad
gebaut.
Ceyl.
Malab.
Sumatra
Das Land des Pfeffers (Piper nigrum)
des Zimmts (Laurus cinnamomum), der Gewürznelke (Myrtus cariophyllus),
und des Muskatnussbaums, (Myristica moschata).


VERHÄLTNISS-KURVEN der Mono. zu den Dikotyledonen auf den Schweizer Alpen (Nach Osw. Heer).
Kalkalpen
PYRENÆEN
LAPPLAND
Sulitelma. 966 T. Lat. 67° 5' N.
Kalte Zone Lat. 68° N.
(Buch, Wahlenberg.)
Toisen
Übersicht der
Graphische Statitisk der Vorzüglichsten Pflanzen Familien
Die Skale drückt Procente aller Phanerogamen aus.
Kalte Zone
Gemässigter Erdstrich
Heisse Zone
Kamtschatka
Mandsch.
SEE
SÜD
Marianen
Karolinen
Marshall
Gilbert
Salomon
N. Hebrid.
N. Caled.
Norfolk
Neuseel.
Vandiem.
Erklärung der Zeichen
Anmerkung.
Pflanzen-Formen.
Baumartige Farrn
Bromelia
Tillandsia
Ficus religiosa
Magnolia
Pinus Canariensis.
Flagell.

neralsäuren diejenigen Säuren, welche in Pflanzentheilen enthalten sind, z. B. Aepfelsäure, Weinsäure; s. Pflanze.

Pflanzensammlung, s. v. a. Herbarium, s. Botanik.

Pflanzenstoffe, s. Pflanze.

Pflanzensynonymik, s. v. a. botanische Synonymik, s. Botanik.

Pflanzensystematik (Pflanzensysteme), s. Botanik.

Pflanzenthiere, Thierklasse, s. v. a. Polypen, Korallen.

Pflanzschule, s. v. a. Baumschule; bildlich Anstalt, wo junge Leute für ihren künftigen Beruf vorbereitet werden, z. B. Gymnasien, Universitäten ꝛc.

Pflaster (emplastrum), Name gewisser, zu äußerlichen Zwecken bestimmter pharmaceutischer Zubereitungen, welche Fett, Wachs, Oel, Harz ꝛc. als wesentliche oder doch dem Gewichte nach beträchtlichste Bestandtheile enthalten, wie die Salben, sich aber von diesen durch festere, härtere Konsistenz und meist zähere und klebende Beschaffenheit unterscheiden. Sie sind bei gewöhnlicher Temperatur mehr od. weniger hart, werden durch Erwärmen in der Hand weich und meist klebend, ohne ganz zu zerfließen, wie viele Salben, verflüssigen sich aber bei etwas höherer Temperatur vollständig. Sie sind theils bloße Mischungen u. werden, je nachdem das Eine od. Andere darin vorwaltet, Harz-, Wachs- ꝛc. Pflaster genannt; theils erhalten sie gewisse Pulver als Gemengtheile, z. B. spanische Fliegen, Kräuter (Schierling, Steinklee ꝛc.); theils stellen sie wirkliche chemische, den Seifen ähnliche Verbindungen dar, wie die Bleipflaster (s. d.). P. (Kugelpflaster) heißt auch das mit Talg bestrichene Stück Barchent, Leinwand oder Leder, worauf die Büchsenkugel (Pflasterkugel) beim Laden gesetzt wird.

Pflaster, Fußboden, welcher mit Steinen od. andern harten Stoffen belegt ist. Man unterscheidet rauhes und glattes P. Das rauhe P. besteht aus größeren oder kleineren, festen und dauerhaften Steinen (Basalt, Granit, Grauwacke ꝛc.), den Pflastersteinen, und wird von besonderen Handwerkern, den Pflasterern, gemacht. Bei dem Straßenpflaster sind besonders die Grundlage (Aufdämmung) und der Steinversatz (dichte Verbindung der Pflastersteine) in das Auge zu fassen. Die Grundlage muß durchaus fest seyn; ist dies nicht der Fall, so muß sie vor dem Pflastern festgestampft, zusammengefahren, oder förmlich gerammt werden. Damit das Wasser von der Oberfläche des P.s ablaufen kann, wird dasselbe gewölbt; diese Wölbung muß sogleich in der Grundlage hergestellt werden und beträgt auf jeden Fuß der Breite der Straße $^1/_4$ — $^1/_2$ Zoll. Wenn die Grundlage die gehörige Festigkeit erhalten hat, so wird sie eingeebnet und eine 3—5 Zoll hohe Lage groben Sandes darauf gebracht; diese Sandschicht wird angefeuchtet, worauf die Pflastersteine hineingesetzt werden. Bei dem Steinversatz ist vorzüglich zu berücksichtigen, daß die Steine einander möglichst gleich seyen. Bergaufsteigende Straßen werden gewöhnlich mit kleineren Steinen gepflastert. Die Steine müssen in einen gehörig in einander greifenden Verband gesetzt werden, d. h. die Fugen (Stoßfugen) dürfen nicht in gerader Linie fortlaufen, sondern müssen fortwährend abwechseln, da sonst die Räder, namentlich schwerbeladener Wagen, leicht Geleise bilden können. Man legt daher die Steine mit der Länge in die Oberfläche nach der Straßenbreite, also die kürzeste Abmessung nach der Länge der Fahrbahn, so daß das Wagenrad winkelrecht gegen die Langkante der Steinoberfläche trifft. Die Reihen Steine, welche als Grenze eines gepflasterten Raumes, besonders bei Rinnsteinen, dienen, nennt man Bordschichten. Die lütticher Methode, Straßen zu pflastern, ist besonders zu empfehlen; hierbei werden nämlich die mehr quadratisch behauenen Steine in diagonaler Richtung gegen die Länge u. Breite der Straße gestellt, so daß die Steinkante in schiefer Richtung vom Rad getroffen wird. Das Pflastern (Einsetzen der Steine) geschieht vermittelst des Pflasterhammers. Mit der breiten, löffelförmigen Seite dieses Hammers wird dem Steine, je nach seiner Gestalt, sein Bett in die Sandunterlage gegraben, mit der anderen platten Seite der Stein festgeschlagen und so mit kleinen Steinen, den sogenannten Zwicksteinen, umgeben, daß er gehörig fest zu stehen kommt. Zuletzt wird das P. gehörig angefeuchtet, mit reinem Kies überschüttet und dann mit einer leichten Handramme (Pflasterramme, Jungfer) durch sanfte, oft wiederholte Schläge festgestoßen. Um bei Brückengewölben das Eindringen der Feuchtigkeit durch die Fugen des P.s zu verhindern, gibt man den Steinen eine Beton- (Wassermörtel-) Unterlage. Zu demselben Zweck hat man in neuerer Zeit die Steinfugen mit Asphalt vergossen. Das glatte P. (Plattenbeleg) besteht aus Steinplatten von Granit, Kalk-, Sand-, oder Ziegelsteinen und erhält eine gleichmäßige Stärke. Die Steinfugen werden entweder nur mit Sand ausgefüllt, oder auch mit Kalkmörtel ausgegossen, und die Fugen wechseln wie beim gewöhnlichen Mauerverbande ab. Diese Art, P. zu legen, dient meist zu Trottoirs, die zuerst in London 1762 aus Portlandsteinen gelegt wurden. Das Holzpflaster ist eine Erfindung der neuesten Zeit. Es wird besonders zum Bodenbeleg hölzerner, fahrbarer Brücken, Durchfahrten in Gebäuden und auch als Straßenpflaster in Städten angewendet. Es besteht aus Würfeln oder vielmehr 6eckigen Säulen von Eichenholz von 8—12 Zoll Größe. Diese sind auf eine Unterlage von trockenem Kalk und Sand verbandmäßig neben einander gesetzt, dann mit Sand überstreut, besser aber mit Asphalt überzogen und werden zuletzt mit einer Handramme fest in einander geschlagen, so daß die vorhandenen Fugen theils gänzlich verschwinden, theils mit Asphalt oder Sand ausgefüllt sind und das Ganze eine gleichförmige Ebene bildet. Ueber Asphaltpflaster s. Asphalt. P. von Eisenwürfeln sind zwar dauerhaft, aber kostspielig und im Winter schwierig zu begehen. Kautschuktrottoirs, die das angenehmste und dauerhafteste P. abgeben sollen, hat man neuerlich in London hergestellt. Steinpflaster soll zuerst bei den Karthagern vorkommen. Die Stadt Rom erhielt Straßenpflaster zur Zeit des Appius Claudius. Der Maurenkönig Abderrhaman II. ließ im 9. Jahrhundert Cordova

pflastern. Auf Philipps II. Befehl soll Paris gepflastert worden seyn. Im Mittelalter waren die meisten europäischen Städte, auch die Hauptstädte noch nicht gepflastert. Das erste neuere P. kommt 1417 in London vor; Berlin erhielt im Anfang des 17. Jahrh. sein erstes P.

Pflastertreter, Müßiggänger, die ihre Zeit auf der Straße zubringen.

Pflaumenbaum (Zwetschenbaum, Prunus), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdaleen, charakterisirt durch den freien, etwas glockenförmigen, 5spaltigen, abfallenden Kelch, die 5blätterige, dem Schlunde des Kelchs eingefügte Blumenkrone u. ganz kahle und bereifte Steinfrüchte, mit zusammengedrückter, an beiden Enden spitziger, ziemlich glatter Kernschale, Bäume und Sträucher, in Europa, Asien und Amerika als Obstpflanzen bekannt. Vom spitzfrüchtigen P. (P. Cocumilia *Ten.*), einem Strauch oder ästigen Baum auf den Bergen Italiens und Griechenlands, ist die Rinde als ein gutes, fieberwidriges Mittel (Cortex Pruni Cocumiliae) statt der Fieberrinde in Gebrauch. Der gemeine P. (Quetschen- oder Zwetschenbaum, P. domestica *L.*) ist ursprünglich im Oriente u. wahrscheinlich auch in Südeuropa einheimisch. Varietäten sind: P. domestica cyanocarpa *L.*, mit violeten oder blauen Früchten; P. domestica erythrocarpa *L.*, mit röthlichen, sehr großen Früchten; P. domestica chlorocarpa *L.*, mit grünlichen Früchten; P. domestica xanthocarpa *L.*, mit gelben Früchten. Eine Varietät mit gefüllten Blüthen kommt in den Gärten als Zierpflanze vor. Der gemeine P. wird für die Stammpflanze aller länglichfrüchtigen Pflaumensorten gehalten. Das Holz, welches sehr hart u. von braunrother Farbe ist, wird von den Drechslern zu feinen Arbeiten und von den Tischlern zu Möbeln sehr gesucht. In der Medicin sind die Früchte, die Pflaumen oder Zwetschen (Pruna s. Fructus Prunorum), und die Samenkerne, Pflaumen- od. Zwetschenkerne (Nuclei Prunorum), gebräuchlich. Die Früchte wirken gelind nährend, demulcirend und eröffnend und enthalten Zucker, Schleim und Pflanzensäuren; man wendet sie an entweder, indem man die gedörrten oder gebackenen Pflaumen kocht, oder als Pflaumenmus (Pulpa Prunorum), bei Unterleibsbeschwerden oder überhaupt als eröffnendes Mittel. Die Pflaumenkerne besitzen blausäurehaltiges und fettes Oel und können zur Bereitung eines destillirten Wassers, gleich den Pfirsichkernen, benutzt werden. In Frankreich bei Briançon bereitet man aus ihnen ein mildes angenehmes, fettes Oel, das auch als Huile de marmotte in den Handel kommt. Aus den Rissen alter Bäume fließt häufig ein bassorinhaltiges Gummi, Gummi Prunorum s. Gummi nostras, welches besonders zu technischen Zwecken benutzt wird. Durch Gährung der Früchte und nachherige Destillation bereitet man einen starken Branntwein, den Zwetschenbranntwein, der in Kroatien und Slawonien, wo man ihn häufig genießt, Sliwowitz heißt. Der Kriechenpflaumenbaum (Haferpflaumenbaum, Krechen, zahme Schlehen, Haferschlehenstrauch, Spilling, P. insitia *L.*), ein Strauch oder Baum im südlichen Europa und im Oriente, wird fast im ganzen mittlern Europa kultivirt und kommt hier und da auch verwildert vor. Die Früchte reifen eher als die der vorigen Art, oft schon zur Hafererernte, daher der Name Haferpflaume. Er wird für die Stammpflanze aller rundlichen Pflaumensorten gehalten. Das Holz eignet sich zu Drechslerarbeiten, ist jedoch nicht so hart und braun wie das der vorigen Art. Aus den Früchten läßt sich Branntwein und ein guter Essig bereiten. Die Schlehenpflaume (Schlehenstrauch, Schlehdorn, Schwarzdorn, Heckendorn, P. spinosa *L.*) ist ein in Hecken, Gebüschen und Zäunen, an Waldrändern durch ganz Europa gemeiner, 4 — 10 Fuß hoher Strauch mit spitzen Dornen und kugeligen Früchten, wovon sich in Gärten eine Varietät mit gefüllten Blüthen findet. Jetzt sind nur noch die Blüthen, früher waren auch Rinde und Früchte officinell als Flores, Cortex et Fructus Acaciae s. Acaciae germanicae s. Acaciae nostratis s. Pruni spinosae. Die Blüthen haben frisch einen angenehmen, schwach bittermandelartigen Geruch und Geschmack; man wendet sie bisweilen als Zusatz bei Abführmitteln an; als Volksmittel stehen sie bei weißem Fluß und Störungen der Menstruation in großem Rufe. Aus den stark zusammenziehend-herbschmeckenden Früchten bereitete man sonst ein Extrakt, Succus Acaciae nostratis s. Acaciae germanicae, welches gegen Durchfälle und Ruhren angewendet wurde. Der Strauch dient besonders in den Gradirhäusern der Salzwerke zum Durchlaufen der Sohle. Das Holz wird auch von Tischlern, Drechslern und Instrumentenmachern zu feinen Arbeiten angewendet; auch liefert es Knotenstöcke. Die Rinde wird zum Färben u. zum Gerben gebraucht u. bewahrt die Käse vor Fäulniß und vor Maden. Die Früchte kann man nur im Spätherbst, wenn sie der Frost getroffen, roh essen; in Zucker, oder auch in Essig und Senf eingemacht, liefern sie eine gesunde Speise; auch kann Essig und Branntwein aus ihnen bereitet werden. Mit Apfelmost und Branntwein vermischt, geben sie den englischen Seeleuten das angenehme Getränk Rumpunsch oder Oporto. Auch färbt man mit dem Safte derselben weiße Weine roth. Die Kirschpflaume (Mirobalane, türkische Kirsche, P. cerasifera *Ehr.*), ebenfalls mit kugeligen, hängenden Früchten, ist ein Baum in Nordamerika, der in deutschen Gärten hier und da mehr der Zierde als des Nutzens wegen kultivirt wird, da dessen Früchte fade und wässerig schmecken.

Die Bäume der Pflaumen- und Zwetschenarten werden selten über 20 Fuß hoch u. in der Regel auch nicht viel über 30 Jahre alt u. bilden gewöhnlich eine etwas ausgebreitete, mit vielen Aesten besetzte Krone. Sie sind im Allgemeinen fruchtbar u. tragen reichlich; selbst ihre Wasserschossen liefern oft schon im zweiten Jahre Früchte. Das Holz bricht leicht, und bei Ueberfüllung der Bäume verlieren diese durch die Schwere der Früchte fast jährlich Aeste, wodurch sie verunstaltet und kränklich werden. Ihre Wurzeln dringen nicht tief in die Erde, sondern breiten sich unter deren Oberfläche aus. Die Blüthen kommen bald an langen und dünnen, bald an kürzern und dickern Fruchtruthen oder Bouquetzweigen hervor, welche, nachdem sie mehre

Jahre hinter einander Früchte hervorgebracht haben, wieder absterben, sich aber immer wieder höher hinauf an den Zweigen durch das Austreiben der Blüthenaugen zu Bouquet- und Fruchtzweigen ersetzen. Die Sommertriebe oder Sommerlatten des P.es sind bald kurz und fein, bald lang und dick; mehre Pflaumensorten, zumal die der zwetschenartigen Pflaumen und die eigentlichen Zwetschen, haben glatte, rothe oder violete Triebe ohne Wolle, während die eigentlichen Pflaumenarten mit einer weißlichen Wolle, oder mit kurzen, feinen Härchen überzogene Sommerlatten haben, welches Abzeichen zur Eintheilung der Pflaumensorten in verschiedene Klassen benutzt worden ist. Die Fortpflanzung geschieht theils durch Samen, theils durch Wurzelausläufer. Wem um die Aechtheit der Pflaumensorten zu thun ist, der vermehre sie nur durch Veredlung auf Pflaumen- oder Zwetschenwildlinge, oder auf deren Wurzelausläufer, wobei zu bemerken ist, daß man die eigentlichen Pflaumenarten nur auf Wildlinge od. Ausläufer von Pflaumen setzt, hingegen die zwetschenartigen Pflaumen oder wirklichen Zwetschen auf deren Wildlinge und Ausläufer, wodurch die Früchte in ihrer eigenthümlichen Form und Güte fortgepflanzt werden. Zur Erziehung guter Kernwildlinge sind die Steine des gelben und blauen Spillings, der Marunke oder gelben Eierpflaume und der blauen Haferpflaume oder Krieche vorzugsweise zu gebrauchen. Zur Veredlung der bessern Pflaumenarten wähle man nur diejenigen Pflaumenwildlinge, welche sich durch einen besonders schlanken, triebigen Wuchs auszeichnen, keine Stacheln oder wolligen Sommertriebe haben, deren Blätter groß und breit sind und überhaupt von Ansehen nichts Wildartiges verrathen. Die geringeren Pflaumenarten, sowie sämmtliche Zwetschenarten hingegen können ohne Nachtheil auf Zwetschenwildlinge veredelt und erzogen werden; ihr Holz, welches fester als das der Pflaumen ist, paßt eher zu einander, und die Verbindung beider gleich festen Körper geht sicherer von Statten, als wenn ein weiches markiges Pflaumenreis auf das härtere Zwetschenholz gesetzt wird. Die jungen, aus Samen erzogenen Pflaumen- oder Zwetschenwildlinge können alsbald auf ihrem Stand durch die Kopulation oder, noch besser, durch die Okulation veredelt werden, oder man versetzt sie, nachdem der Schaft und die Wurzeln gehörig verschnitten worden, in die Baumschule und läßt sie daselbst bis zu einer beliebigen Schafthöhe heranwachsen, worauf man sie in der Krone veredelt, bei welchem Verfahren man die schönsten Bäume erhält. Zu Zwergbäumen bestimmte Pflaumenarten veredelt man auf Ausschößlingen des gemeinen Schlehdorns, auf welchen die Bäume nicht höher als 6 Fuß werden und bald darauf tragen. Der P. gedeiht fast in jedem Boden, wenn er nur nicht zu naß, kalt, sandig und schwer ist, am besten aber in einem etwas lockern, fruchtbaren, etwas feuchten Boden, in warmer, sonniger Lage. Unter allen Obstbäumen verträgt er den meisten Dünger. In ganz schlechtem Boden kümmert er und trägt viel kleinere Früchte. Die Krankheiten, welchen er häufig unterworfen ist, sind hauptsächlich der Gummi- oder Harzfluß und die Gelbsucht. Ersterer entsteht nach starken Verwundungen oder Quetschungen der Rinde; wenn diese nicht sogleich mit einem Kitt oder Mörtel überzogen wird, so tritt der Saft aus solchen Wunden und verdickt sich gleich zu einem Harze oder Gummi, welches das Ueberwachsen der Rinde verhindert. Die andere Krankheit hat größtentheils ihren Ursprung in der schlechten Beschaffenheit des Bodens, worauf der Baum gepflanzt worden ist. Man gebe daher dem kranken Baum gute Erde u. beschneide ihn etwas stark. Doch mache man es sich zur Regel, alles Steinobst nicht zu viel und nicht zu stark zu schneiden, damit sich der Harzfluß nicht erzeuge; ohnedies ist der Pflaumen- oder Pfirsichbaum geneigt, alle Jahre dürre Aeste zu machen, zumal wenn er älter wird, und Wind und Wetter tragen dazu bei, die Aeste desselben viel früher als die des Kernobstes zu ruiniren. Unter den vorzüglicheren Pflaumenarten zeichnen sich viele ganz besonders durch einen köstlichen, süßen und gewürzhaften Geschmack aus; eine vollkommen reife Reineclaude oder gelbe Aprikotée, die verschiedenen Perdrigons- und Damascenerarten übertreffen oft in Hinsicht ihrer Güte die Pfirsichen und Aprikosen und gewähren uns selbst in ungünstigen Sommern, wo jene bei uns nicht gerathen, einen herrlichen Ersatz für diese, für unser Klima eigentlich nicht ganz passenden Früchte. Unter allen Obstarten sind die Pflaumen diejenigen, welche noch am wenigsten untersucht und beschrieben worden sind; auch ist bis jetzt noch kein vollständiges u. genügendes System vorhanden, nach welchem die zahlreichen Pflaumensorten eingetheilt werden können. Wir geben die wichtigsten Versuche, dieselben zu klassificiren, kürzlich an.

Diel stellte als 1. Klasse Pflaumen mit glatten, als 2. Klasse Pflaumen mit mehr oder weniger wolligen Sommertrieben auf, beide mit 2 Ordnungen, je nachdem die Früchte mehr länglich als rund oder mehr rund als länglich sind. Die Abstufung der Farben bildet in jeder Ordnung 5 Abtheilungen: blaue, rothe, gelbe, grüne, bunte Früchte. Liegel stellt als 1. Klasse auf: Zwetschen mit eiförmig-länglichen Früchten, in 2 Ordnungen: eigentliche Zwetschen, mit glatten, u. damascenenartige Zwetschen, mit wolligen oder weichhaarigen Sommertrieben; als 2. Klasse: Damascenen mit runden Früchten, ebenfalls in 2 Ordnungen: zwetschenartige Damascenen, mit glatten, u. eigentliche Damascenen, mit wolligen Sommertrieben. Jede Ordnung hat die bei Diels System angegebenen 5 Unterabtheilungen. Oken u. Dierbach klassificiren: A. Frucht rund. a. Kirschenpflaumen (Pruni cerasariae), Mirobalanen (P. cerasiferae, Mirobalanus), wie große Kirschen, purpurroth, süß; b. Reine Pflaumen (P. prunariae), Damascenen, Frucht von der Größe einer Haselnuß, durch die Kultur von der Größe der Taubeneier u. noch größer; c. Möllenpflaumen (P. armeniacariae), Spillinge, Mirabellen, Reineclauden; Fleisch mehlig und süß. B. Frucht länglich. d. Mandelpflaumen (P. amygdalariae), eigentliche Zwetschen, blau und violet; Fleisch sehr wohlschmeckend, saftig. e. Pfirsichpflaumen (P. persicariae), Eierpflaumen, Marunken, Perdrigons; gelb und roth, meist sehr groß, wie Eier, saftreich und süß.

Der P. stammt aus dem Orient und wurde von da nach Griechenland verpflanzt. Erst zu Cato's Zeiten soll er nach Italien gekommen seyn; später kam er durch die Römer nach Spanien und Frankreich. In Deutschland ist er erst vor 300 Jahren bekannt geworden; nach Christ sind durch Würtemberger im 17. Jahrhundert Zwetschenkerne aus Morea in die Neckargegenden gekommen, aus welchen dort die ersten Zwetschenbäume erzogen wurden. Jetzt sind diese Obstbäume so häufig in Deutschland, daß sie hier u. da schon verwildert erscheinen. Von Mitteleuropa aus hat sich die Kultur derselben bis hoch in den Norden verbreitet. Getrocknet sind die Pflaumen unter allen Obstsorten des mittlern Europa die, welche die bedeutendsten Versendungsartikel ausmachen. Die besten getrockneten Pflaumen liefern die französischen Departements Indre-Loire, wo Tours, Vienne, wo Chatellerault, Maine-Loire, wo Saumur, Gironde, Lot-Garonne, Tarn-Garonne, wo Bordeaux, Agen und Tonneins, Niederalpen, wo Digne und Castellane, Rhonemündungen, wo Aix und Marseille, und Var, wo Brignolles, Antibes und Toulon Hauptbezugsorte sind. Von letztgenannten Orten kommen die berühmten **Prunellen** (Prunes de Brignolles). Sie sind geschält und der Kern ist herausgenommen. Metz versendet die besten getrockneten Mirabellen, die in den Handel kommen. Die vorzüglichsten französischen Sorten, z. B. Brignolles, Castellanes, gehen in Schachteln von Tannenholz, mit Papier ausgelegt. Die geringern Sorten (Prunes communes, Pruneaux) werden in Fässern verschickt; die Producenten haben davon in den beiden Departementen Tarn und Lot-Garonne in gewöhnlichen Jahren einen Erlös von 2 Millionen Franken. Manche getrocknete Sorten sind mit einem weißen, zuckerartigen Staube bedeckt, den sie ausschwitzen; solche Pflaumen nennen die Franzosen Prunes fleuries. Die gebackenen Pflaumen halten sich an trockenen Orten 2—3 Jahre lang. In Deutschland führen Thüringen, Franken und Sachsen viel aus, die Gegend von Frankfurt am Main auch Mirabellen. Das aus frischen Pflaumen durch Kochen gewonnene Pflaumenmus (Pflaumensulze, Pulpa prunorum, russisch Pestil) kommt aus Oesterreich, Ungarn und Rußland, hier auf dem schwarzen Meere, in den Handel.

Pflege, die Verwaltung einer Sache oder die Aufsicht über dieselbe, z. B. Rechtspflege; die Erziehung, Erhaltung u. Versorgung einer Person, welche dies selbst zu thun außer Stande ist, besonders von Seiten solcher Personen, welche dazu keine rechtliche Verbindlichkeit haben, daher **Pflegeältern** (Pflegevater u. Pflegemutter), Personen, welche die Erziehung eines ihnen nicht angehörigen Kindes (**Pflegekind**) übernommen haben; früher s. v. a. Gerichtssprengel, Distrikt, daher der Distrikts- oder Gerichtsbeamte **Pfleger** hieß; ein Kammeramt oder Domänengut, dessen Verwalter od. Pachter **Pflegeamtmann** (**Pfleger**) heißt. **Pflegegericht** nennt man ein Gericht bei einem Domänengut.

Pfleger, Karl Nikolaus, Historienmaler aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, studirte mehre Jahre lang unter den berühmtesten Meistern in Italien und ließ sich dann in München nieder, erhielt 1685 den Titel eines Hofmalers u. † 1688. Mehre seiner größern Arbeiten, welche zum Theil ein Gemisch von italienischem u. niederländischem Geschmack zeigen, befinden sich in der Liebfrauenkirche zu München, in Wasserburg, wo besonders ein jüngstes Gericht merkwürdig ist, in Schleißheim etc.

Pflicht, überhaupt eine gewisse Verbindlichkeit. Eine jede P. oder Verpflichtung gründet sich auf ein gegebenes Gesetz, eine gegebene Regel des Verhaltens, durch welche bestimmt wird, was gethan oder gelassen werden soll. Alles pflichtmäßige Handeln geschieht daher mit Nothwendigkeit, freilich nicht mit einer natürlichen (physischen), sondern mit einer sittlichen (moralischen), die wir durch „Sollen" bezeichnen. Der absolut reine Wille ist nur auf das Gute gerichtet, er will dasselbe schlechthin, und es kann mithin von einer P., dasselbe zu thun, also von einem Sollen, bei ihm nicht mehr die Rede seyn. Pflichtsubjekt kann daher nur der Mensch seyn, der, obwohl ein sittlich-vernünftiges Wesen, es doch nie bis zu dem Grade sittlicher Vollkommenheit bringt, daß sein Wille absolut rein und daher über das Sollen erhaben wäre. Verpflichtend, die P. setzend, ist die gesetzgebende Vernunft; verpflichtet, durch die gesetzte P. gebunden, wird der Wille. Wenn nun ein Wille einen andern Willen verpflichtet, so geschieht dies immer nur mittelbar, in sofern nämlich das bürgerlich-sociale Lebensverhältniß, das die Vernunft selbst zu achten gebietet, gesetzliche Autoritäten bedingt. Hierauf beruht die Eintheilung der P.en in **allgemeine** (ursprüngliche, unbedingte), welche für alle Menschen ohne Ausnahme gegeben und von keiner anderweiten Bedingung abhängig sind, und **besondere** (abgeleitete, bedingte), welche nur für einzelne Menschen vorhanden und durch deren besondere Lebensverhältnisse bedingt sind. Eine zweite Eintheilung der P.en bezieht sich aber auf die Pflichtobjekte, wonach die P.en zerfallen in solche, die man **gegen sich selbst**, u. in solche, die man **gegen Andere** zu erfüllen hat. Erstere lassen sich in der Forderung zusammenfassen: „Achte die Vernunft in dir, betrachte und behandle dich selbst als ein vernünftiges Wesen". Den Kreis der letzteren haben manche Moralisten so sehr erweitert, daß sie darunter nicht nur P.en des Menschen gegen andere Menschen, sondern auch P.en gegen andere Wesen überhaupt, sowohl solche, welche über dem Menschen, als solche, welche unter ihm stehen, befaßt wissen wollten. Daher statuirten sie P.en nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen Engel, Verstorbene, Thiere, ja gegen die gesammte Natur. Da aber der Mensch nur vernünftigen Wesen gegenüber, mit denen er in Wechselwirkung oder Gemeinschaft steht, P.en erfüllen kann, so erscheint eine derartige Erweiterung des Begriffs der P. unstatthaft. Auch die sogenannten P.en **gegen Gott** lassen sich eigentlich von den P.en gegen Andere und gegen uns selbst gar nicht trennen, denn in Rücksicht auf das Verhalten gegen Gott ergeht an den Menschen nur die eine Forderung, den göttlichen Willen zu thun, und dieser göttliche Wille ist es eben, welcher uns gewisse P.en gegen Andere sowohl, als gegen uns selbst durch das Vernunftgesetz auferlegt. Abgesehen aber von der logischen Unhaltbarkeit des Begriffs von

besonderen P.en gegen Gott, so leidet derselbe auch noch an einem materiellen Mangel, in sofern nämlich der Mensch mit Gott bloß in einer idealen, durch die religiöse Gesinnung vermittelten, nicht aber in einer realen, in Wechselwirkung sich äußernden Gemeinschaft steht und also in keiner Weise auf Gott einwirken, dessen Zustand bestimmen, oder verändern kann, eine solche Wechselwirkung aber da vorausgesetzt werden muß, wo von P.en des Einen gegen den Andern die Rede ist. Eben diesem Einspruch unterliegen die sogenannten P.en gegen Engel, gegen Verstorbene u. gegen die Thier- und Pflanzenwelt. Man theilt die P.en ferner ein in Rechts- oder Zwangspflichten und in Tugend- oder Gewissenspflichten. Jene werden durch das Rechtsgesetz bestimmt und ihre Erfüllung ist erzwingbar; diese aber hängen vom Tugendgesetze ab, und ihre Erfüllung bleibt der Gewissenhaftigkeit des Menschen überlassen, in so weit sie nicht durch positive Gesetze die Geltung von Rechtspflichten erhalten haben. Bei der Unterscheidung von reinen und angewandten P.en versteht man unter jenen die P.en, in so weit sie durch das Vernunftgesetz im Allgemeinen bestimmt sind (daher auch transscendentale genannt), unter diesen aber die P.en, wie sie in den menschlichen Lebensverhältnissen der Erfahrung nach wirklich vorkommen (daher auch empirische P.en genannt). Alt, aber sehr unbestimmt ist die Eintheilung der P.en in vollkommene und unvollkommene, was nichts Anderes besagen soll, als daß einzelne P.en durchaus und vollständig bestimmt sind, so daß der eigenen Willkür bei Erfüllung derselben kein Spielraum gelassen ist (Gerechtigkeitspflichten, z. B. nimm dir nicht selbst das Leben, halte den abgeschlossenen Vertrag ꝛc.), während bei anderen die Art und Weise der Erfüllung mehr oder weniger dem eigenen Gutdünken des Pflichtsubjekts anheimgestellt ist (Gütigkeitspflicht, z. B. sey wohlthätig, entwickele die Menschheit in dir durch Ausbildung aller deiner körperlichen und geistigen Kräfte). Die ersteren nennt man auch P.en von enger, die letzteren P.en von weiter Verbindlichkeit. Deutlicher noch wäre die Bezeichnung vollkommen oder vollständig u. unvollkommen oder unvollständig bestimmte P.en. Was endlich die Unterscheidung zwischen höheren u. niederen P.en betrifft, so bezieht sich dieselbe auf die sogenannte Kollision der P.en; diejenige P. nämlich, welche in einem Kollisionsfalle vorgeht, ist die höhere, die andere die niedere. S. Kollision.

Pflichtenlehre, s. Moral.

Pflichtstreit, s. Kollision.

Pflichttheil (Portio legitima), der Theil einer Nachlassenschaft, welchen gewisse Personen jedenfalls und nach dem Gesetz als Erbtheil für sich beanspruchen können. Diese berechtigten Personen sind: Ascendenten oder Verwandte in aufsteigender Linie, so weit ihnen ein Intestaterbrecht zusteht; Descendenten oder Verwandte in absteigender Linie; vollbürtige und halbbürtige Geschwister des Erblassers, diese jedoch nur dann, wenn ihnen eine als anrüchig bekannte Person (persona turpis) als Erbe vorgezogen ist. Vor Justinian bestand der P. überhaupt und ohne Unterschied in einem Viertel der Erbportion, welchen der Berechtigte für den Fall bekommen haben würde, daß kein Testament vorhanden wäre, also reine Intestaterbfolge einträte. Justinian setzte den P. auf ein Drittel der Intestaterbportion fest, wenn vier oder weniger Notherben vorhanden sind, auf die Hälfte hingegen, wenn mehr als vier konkurriren. Dieser dritte oder halbe Theil setzt also als Ganzes, wonach er berechnet wird, die dem Berechtigten gebührende Intestaterbportion voraus, woraus von selbst folgt, daß nicht nach der Zahl der eigentlichen Pflichttheilsberechtigten, sondern nach der Anzahl sämmtlicher, zusammen zur Intestaterbfolge berufenen Personen die Portion bestimmt wird; z. B. A hinterläßt 5 Söhne, von welchen B, C, D als Erben bedacht sind, E rechtsgültig enterbt und F übergangen ist. Hier sind sämmtliche 5 Söhne zur Intestaterbfolge berufen. Die Erbportion eines jeden beträgt ein Fünftel des Nachlasses, der Pflichttheil des F also, da es hier 5 Konkurrenten sind, die Hälfte des fünften Theils, also ein Zehntel des ganzen Vermögens. Die Größe des hinterlassenen Vermögens berechnet sich nach dem Augenblick, in welchem der Erblasser mit Tod abgeht, so daß alles Dasjenige, was noch bei dessen Lebzeiten von dem Vermögen weggekommen ist, nicht in Anrechnung kommt. Von diesem Vermögen werden alle vorhandenen Schulden des Erblassers u. auch die sogenannten Masseschulden, oder die zum Besten der gemeinen Erbschaft gemachten Schulden, wie z. B. die Beerdigungskosten ꝛc., abgezogen, nicht aber die Vermächtnisse oder was einem Dritten außer den Erben von Todeswegen zufällt. Angerechnet wird endlich dem Pflichttheilsberechtigten Alles, was aus dem Vermögen des Erblassers durch den letzten Willen an ihn gekommen ist, oder auch, was er bei Lebzeiten von ihm erhalten hat, sofern dabei ausbedungen worden ist, daß es in Anrechnung gebracht werden solle. Will Jemand seinen Notherben auf den P. einsetzen, so genügt es, durch Vermächtniß dem Erbberechtigten den P. zu hinterlassen; ja selbst eine Zuwendung bei Lebzeiten kann als P. angesehen werden, wenn sie mit der Bedingung der Anrechnung geschehen ist.

Pflug, das vorzüglich zum Pflügen dienende Ackerwerkzeug, wird von Zugvieh gezogen u. von einem Arbeiter regiert und bietet in seiner Konstruktion mannichfache Verschiedenheiten dar. Nach der Form des vorzugsweise wirkenden Hauptpflugtheiles, des Keils oder Schars, zerfallen die Pflüge im Allgemeinen in solche, die einen halben Keil oder ein rechtwinkeliges Dreieck darstellen (eigentliche Pflüge), und in Pflüge, die einen ganzen Keil bilden oder einem gleichschenkeligen Dreieck sich nähern (Haken). Der eigentliche P. hat theils wirkende (nothwendige), theils leitende (nicht nothwendige) Bestandtheile. Erstere, welche den Pflugkörper (Hinterpflug, das Hintergestell) bilden, sind: das Pflughaupt, die Griessäule, der Pflugbaum, das Schar, das Pflugmesser, das Streichbret u. die Handhabe oder die Pflugsterzen; letztere machen das Vor- oder Vordergestell aus, an welches bei derartigen Pflügen das Spannvieh befestigt wird. Der gewöhnliche P. vereinigt beiderlei Bestandtheile. Das Pflughaupt (Pflugkopf, Pflugsohle, Haupt, Heft, Höft), ein längliches, rechtwinkeliges Bret, dessen gerade

Seite links ist, dient dem Pflugkörper oder Hintergestell zur Basis und ist an der linken Seite mit eisernen Schienen beschlagen. Nach vorn zu steht auf dem Pflughaupte eine kleine Säule (Gries-, Kriech-, Gretsäule), welche mit jenem einen Winkel von 80—85° bildet und mit einer scharfen Kante versehen ist. Sie trägt oben den Pflugbaum (Grindel, Balken), einen 6—8 Fuß langen Baum von zähem Holz, der zugleich am Hintertheil des P.s an der linken Sterze befestigt ist und an welchem der Pflugkörper fortgezogen wird. An der vordern Seite des Pflughauptes ist das Pflugschar (Pflugeisen, Hintereisen) befestigt, das einem rechtwinkeligen Triangel gleicht und beim Pflügen den Erdstreifen horizontal abschneidet. Der Theil des Schars, mit dem es an das Pflughaupt geschoben wird (Griff, Heft), wird mit einem Bolzen befestigt, oder nur festgekeilt; der schneidende Theil (die Feder) ist auf der rechten vorspringenden Seite, welche das Schneiden verrichtet, gut verstählt und geschärft, 12—15 Zoll lang, hat am zweckmäßigsten eine parabolische Gestalt und bildet mit der linken Seite einen Winkel von 35—40°. Um den abgeschnittenen Erdstreifen schon etwas zu heben, läuft das Schar nach der linken Seite konvex aufwärts. Ganz nahe vor und etwa ½—1 Zoll über demselben befindet sich das Pflugmesser (Sech, Säge, Koller, Vorder- oder Voreisen), das dort mit seinem Stiel in dem Pflugbaum (daher Sechloch) befestigt, und zwar eingekeilt oder eingeschraubt ist und den Erdstreifen senkrecht abschneidet. Der Breite nach muß das Pflugmesser einen halben Keil bilden, d. h. die linke Seite muß gerade seyn. In sehr lockerem Boden hat man auch Pflüge ohne Pflugmesser. Das Streichbret (Kehr-, Erd-, Rüsterbret, Ohr) hat den Zweck, den losgeschnittenen Erdstreifen umzuwenden, ist mittelst eines eisernen Bandes (Nasenschiene) an der rechten Seite der Griessäule, mittelst des Pflugbaumens an dem Pflughaupte befestigt und unten mit einer eisernen Schiene (Streichschiene) beschlagen. Der Ort, wo das Streichbret an die Griessäule befestigt ist, heißt die Pflugnase. Gegenüber dem Streichbret ist das Molder (Moll- oder Mühlbret) an der Griessäule u. der linken Sterze befestigt, welches die noch nicht losgeackerte Erde an der Landseite festhält. Der Raum zwischen beiden Bretern heißt der Pflugkasten. Die Handhabe (Pflugsterzen, Rüster, Hörner), 2 schräg rückwärts stehende, oben gekrümmte, 3½—4 Fuß lange Stützen, welche an der hintern Seite des Pflughauptes angebracht sind, dienen, den P. zu regieren. Die linke Sterze (Sattelsterze) ist die nothwendigste und auch oft etwas stärker. Nach unten zu sind beide Sterzen durch die Scheide, ein Querholz oder eine eiserne Schiene, verbunden. Das Vor- oder Vordergestell (Pfluggestell, Pflugstöckchen, Pflugkarren), an welches bei dem gewöhnlichen deutschen od. Räderpflug (Stockpflug) der Pflugbaum befestigt und das Zugvieh angespannt zu werden pflegt, besteht aus einem viereckigen starken Stück Holz (Pfluglade, Rumpf, Pflugbusch), das auf der obern Seite etwas ausgehöhlt ist, damit der Pflugbaum bequem darin liegen kann. Zwei an der Pfluglade befindliche Räder (Pflugräder) drehen sich um eine Axe, oder sind an einer sich drehenden Spindel (Pflugspindel, Pflugspille) befestigt. Sind diese Räder von gleicher Größe, so ist der Gang des P.s sehr schwankend, da das rechte Rad in der tiefern Furche geht; man macht deshalb das linke, auf der Landseite gehende Rad um einige Zoll niedriger. An der vordern Seite des Vordergestells ist eine ganz kurze Deichsel angebracht, an die das Zugvieh mit der Wage gehängt wird, die Zunge (Walterchen) genannt; diese ist beweglich und kann an einem eisernen Bügel (Leier, Spillewelle), der einen Halb- oder Viertelkreis bildet, mehr rechts oder links gestellt werden. Wird die Zunge mehr rechts gestellt, so greift der P. weiter in das Land und schneidet einen breitern Erdstreifen ab. Statt dieser Vorrichtung hat man zu demselben Zweck in manchen Gegenden das Kehrgestell oder Gezünge. An der Stelle der Leier geht nämlich ein Stück Holz (Zunge) durch die Pfluglade, auf welchem die gebogene Deichsel (Nase, Schnabel) mittelst eines Vorsteckers (Kehrpinne) mehr rechts oder links gestellt werden kann. Ein solcher P. heißt Nasenpflug. Die Befestigung des Pflugbaums an das Vordergestell geschieht mittelst einer Kette u. eines daran befindlichen Rings (Grindelkette, Zugkette, Sahlband). Die Kette ist am Vordergestell befestigt; der Ring wird auf den Pflugbaum, der von dem Pflugmesser an eine Reihe Löcher (Grindellöcher, Gretlöcher) hat, gesteckt u. mittelst eines eisernen Nagels (Vorstecker, König), der in ein Grindelloch gesteckt wird, festgehalten. Indem der Pflugbaum so gestellt ist, daß er vorn höher, hinten niedriger als das Vordergestell ist, so greift das Pflugschar nur flach in die Erde, wenn das Hintergestell so nahe als möglich an das Vordergestell gehängt wird, und umgekehet greift es tief in die Erde, wenn Hinter- und Vordergestell weit auseinander hängen und also der Pflugbaum niedergezogen wird. Der räderlose oder Schwingpflug, bei welchem das Vordergestell gänzlich fehlt, ist vorzüglich in England und den Niederlanden gebräuchlich. Die Sterzen sind in der Nähe des Pflugschars befestigt, damit der Pflüger den P. ganz in seiner Gewalt habe; das Zugvieh wird an den Pflugbaum gespannt, u. um den P. flacher oder tiefer stellen zu können, ist vorn am Pflugbaum ein eiserner Bügel, an dem ein Haken, woran die Wage gehängt wird, höher oder tiefer gestellt werden kann, wodurch der P. in umgekehrtem Verhältnisse tiefer oder flacher geht. Um diesen P. so zu stellen, daß er einen breitern oder schmalern Erdstreifen abschneidet, ist die Sprengwage so eingerichtet, daß sie auf verschiedenen Punkten mehr links oder rechts an den Pflugbaum gehängt werden kann, und um ihn vorn etwas zu unterstützen, gibt man ihm gewöhnlich, namentlich in Belgien, eine Art Fuß (Stelze, Schleife), der auf der Erde aufstößt, oder man bringt ein kleines Rad darunter an, das in einer Gabel geht, daher Gabelpflug. Der Doppelpflug, welcher zwei Furchen auf einmal zieht, aber nur auf leichtem Boden anzuwenden ist, hat 3 Pflugbäume, von denen der mittlere zur Anlegung der Zugkraft, die beiden Seitenbäume zur Anbringung der Schare bestimmt sind. Der amerikanische

P. ist fast ganz von Eisen. Das Furchenrad des Vordergestells kann tiefer gestellt werden; das Streichbret ist geschweift, und vor dem Pflugmesser und hinter dem Pflugkörper befindet sich ein Rad. Er wird, wie die Schwungpflüge, durch einen Bügel höher oder tiefer gestellt. Der Rajolpflug hat 2 Schare, von denen das erste einen Streifen Erde flach abschneidet und in die Furche schiebt, das hintere einen Erdstreifen tiefer heraufhebt und ihn über den vorigen weglegt. Nordmanns alleingehender P. besteht theils aus Holz, theils aus Eisen, theils aus Beidem, geht ohne menschliche Hülfe, bedarf einer geringen Zugkraft, ist auf allen Bodenarten anwendbar und verändert seinen Gang nicht. Er eignet sich trefflich zum Rajolen und zum Kartoffellegen. In leichtem Boden können mit ihm 8 Zoll breite und 5 Zoll tiefe Furchen mit einem Pferde gezogen werden, und er bedarf keiner Schleife ꝛc. zum Transportiren. Der Dampfpflug, von Heathcoat und Parkes erfunden, ist von leichtem Gang, zieht breite und tiefe Furchen und wird ohne Beihülfe von Ketten und Seilen in Bewegung gesetzt. In jeder Stunde legt er eine Stunde Wegs zurück, macht 18 Zoll breite und 9 Zoll tiefe Furchen und kehrt die untere Seite des Bodens regelmäßig nach oben; in je 3 Minuten zieht er eine 660 Fuß lange Furche, so daß eine einzelne Maschine in 12 Stunden 10 Acker Moorland pflügt. Die Maschine, welche die Dampfmaschine trägt, ist eine Lokomotive; da aber die Pflüge in rechten Winkeln längs der Linie gezogen, nicht von der Maschine nachgeschleppt werden, so bewegt sich letztere nur 1 Furche (18 Zoll) weit vorwärts, während die Pflüge $^1/_{11}$ Meile weit hin- u. hergehen. Die Maschine kann bis auf 50 Pferdekraft gesteigert werden. Der Dampferzeuger ist sehr groß u. besonders auf Anwendung von Torf berechnet. Die Besorgung der Maschine u. der beiden Pflüge erfordert 8 Mann, jedoch nur bei der ersten Umpflügung von Mooren ꝛc. Die Pflüge mit beweglichen Streichbretern (Wende-, Gebirgs- oder Handpflüge), besonders auf stark abhängigem Boden anwendbar, haben ein lanzettförmiges Pflugschar, und das Streichbret wird beim Umwenden des P.s jedesmal auf der entgegengesetzten Seite eingesetzt, oder der P. hat ein doppeltes, in einem Winkel zusammenlaufendes, um eine Spindel drehbares Streichbret, das mittelst eines Pflockes mehr auf die eine oder andere Seite gehalten werden kann (Flügelpflug oder Wendehaken). Durch diese Pflüge, welche besonders in den Rheingegenden, in Sachsen, Böhmen und Schlesien häufig in Anwendung kommen, wird das ganze Feld in eine Ebene gelegt, ohne daß Beete und Furchen sich bilden. Der Haken (Aadl, slav. Radlo) unterscheidet sich von dem eigentlichen P. wesentlich dadurch, daß sein Schar einen ganzen Keil od. ein gleichschenkeliges Dreieck bildet, demnach lanzettförmig ist; auch hat er entweder gar kein, oder ein leicht überstellbares Secheisen, welches nach jedem Furchenzuge überrichtet wird. Er vertritt theils die Stelle des eigentlichen P.s, in welchem Falle er gewöhnlich auf jeder Seite ein nach oben gekrümmtes, breites Streichbret hat, theils dient er bloß zur Auflockerung des Bodens (Lockerungspflüge), wo dann das Streichbret gänzlich fehlt. Beim Haken ersterer Art (Pflughaken) besteht das Hakenhaupt aus einem Stück Holz, auf das unten ein Bret (Hakensohle) aufgenagelt ist; in demselben befindet sich hinten eine Hauptsterze, wohl auch auf jeder Seite eine Nebensterze. Der Pflugbaum heißt hier Hakengründel (Hakenkrümmel), das Pflugmesser Hakeneisen, welches an dem Hakenbret befestigt ist. Letzteres geht mit seinem Stiele durch den Hakenkrümmel und ruht unten mit einem Fortsatz auf dem Hakenhöft oder dem Theile, der in der gemachten Furche hergeht. Das Hakenschar ist zweischneidig, doch kommt auch, namentlich an den Springhaken, ein langes breites Schar (Drittelschar) vor, das zum Saatpflügen und zur vollkommneren Bearbeitung des Bodens angesteckt wird. Das Auflockern der Erde wird hierbei noch durch 2 in der Hakensohle, oder auch in einem Querholze (Spillewetter) befestigte hölzerne Pflöcker (Strichpflöcker, Federn, Ohren) befördert; eine lange Deichsel (Hakenbaum) kann an dem Grindel befestigt werden. Zu den vorzüglichsten neuern Ackerwerkzeugen, besonders in Wirthschaften, wo der Kartoffelbau im Großen betrieben wird, gehört der Häufelpflug (Kartoffelhacke, Pferdehacke), welcher dazu dient, die in Reihen stehenden Kartoffeln zu reinigen, zu behäufeln und von Unkraut zu befreien. Er ist ohne Karre und Räder, also ein Schwingpflug, hat aber zwei eiserne Streichbreter, die entweder gerade in der Entfernung befestigt sind, welche durch die gewöhnliche Weite der Kartoffelreihen nöthig gemacht wird, od. beweglich sind und nach der Weite der Pflanzenreihen weiter oder enger gestellt werden können, wodurch dieses Werkzeug auch außer den Kartoffeln zu andern Gewächsen brauchbar wird. Das Schar gleicht einem Keil mit einer etwas unterwärts gerichteten Spitze, wodurch es den zwischen den Pflanzenreihen liegenden Boden aufwühlt und auf beiden Seiten den Streichbretern vorwirft, die ihn dann an die Pflanzen schieben. Dieser P. erfordert nämlich nur ein, höchstens zwei Pferde, die man bei etwas schwerem Boden stundenweise abwechseln läßt. In lockerem Boden kann man bequem in 3 Stunden 180 □Ruthen bearbeiten, folglich in täglichen 9 Arbeitsstunden 3 magdeburger Morgen vollenden, was 8 Personen kaum in 8 Tagen vermögen. Außer den genannten gibt es noch zahlreiche Pflugarten, und besonders ist die neueste Zeit reich in Erfindungen neuer gewesen (vgl. Landwirthschaft). Das augenscheinliche Bedürfniß der Bodenauflockerung behufs des Wachsthums der Kulturpflanzen führte zur Erfindung und Ausbildung des P.s. Nachdem man lange Zeit den P. in seiner ursprünglichen Unvollkommenheit beibehalten hatte, brachte man als erste Verbesserung Streichbreter an demselben an, die anfangs nur aus zwei hölzernen Pflöcken bestanden, welche erst später von den Römern mit wirklichen Bretern vertauscht wurden. Mit Rädern wurde der P. erst zu Plinius' Zeiten, namentlich von den Bewohnern des cisalpinischen Galliens versehen, sowie sich auch die Griechen hie u. da der Räderpflüge bedienten. Am P. der Römer waren die Haupttheile: der Pflugbaum (tempo), an welchem das Joch befestigt war; die

Pflugsterze (stiva); das Querholz (manicula), welches, am Ende der Sterze befindlich, dem Pflüger zur Handhabung des P.s diente; das Pflugschar (vomer), ein krummes Holzstück (buris) mit zwei Aures (wahrscheinlich Streichbretern). Dies krumme Holz ging zwischen dem Pflugbaum und dem Schar durch, was die Friktion minderte und somit den Zugthieren die Arbeit erleichterte. Das Schar war an dem Dentale, einem Stück Holz, befestigt. Als Erfinder des P.s werden Buzyges, auch Epimenides, Demeter und Triptolemus genannt. Um Vervollkommnung der Pflüge haben sich besonders die Deutschen (Thaer, Schwerz u. A.), Belgier und Engländer verdient gemacht. In manchen Gegenden, namentlich in Schleswig-Holstein, ist P. ein Ackerflächenmaß (so viel, als mit einem P. bestritten werden kann), welches zugleich auch die Güte des Bodens bezeichnet und wonach die Steueranlagen der Güter bestimmt sind; es enthält 1,682,240 franz. □Fuß oder (nach Kroymann) 9597 □Ruthen und 185 □Fuß. Bald werden $64\frac{1}{2}$, bald $80\frac{2}{3}$ Pflüge auf 1 □M. gerechnet.

Pflug, Johann Baptist, Genremaler, 1785 zu Biberach geboren, kam in früher Jugend in das Benediktinerkloster Weingarten, bezog die Akademie zu München und erhielt dann die Stelle eines Zeichenmeisters an der Real- und Gewerbschule seiner Vaterstadt. Seine Werke bestehen meist in vaterländischen Volksscenen aller Art, in denen sich eine Fülle von Anschauungen, verbunden mit großer Lebendigkeit und technischer Meisterschaft, offenbart. Die Bauernhochzeit ist hinsichtlich des poetischen Reichthums, der psychologischen Wahrheit und der harmonischen Anlage eine der vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers. Außerdem sind hervorzuheben: die Zigeunerfamilie u. die Bauernschenke, in der der Ortspastor die Zeitung vorliest.

Pflugschleife, einfaches, aus einem längern und einem kürzern Arme von festem Holze bestehendes Gestell, auf welches der Hinterpflug gelegt wird, um denselben bequem transportiren zu können. In manchen Gegenden bedient man sich statt der P. eines Schlittens; anderwärts müssen zur Schonung der Straßen die P.n mit kleinen Rädern versehen seyn.

Pförten, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, an einem See, mit einem Schloß des Grafen von Brühl, Schloßgarten, Theater, Justizkanzlei der gräflich brühlschen Standesherrschaft, Post, Tuch-, Woll- und Leinweberei, Tabaksbau, Brauerei, Brennerei und 960 Einw. P. hatte früher ein prachtvolles Schloß des sächsischen Ministers von Brühl, das Friedrich der Große im 7jährigen Kriege zerstören ließ.

Pförtner, Person, die auf die Ein- und Ausgehenden, sowie auf die regelmäßige Oeffnung und Schließung einer Pforte, besonders in einem Kloster, zu achten hat; in der Anatomie Pylorus, Magenmund, s. Magen.

Pfordten, Ludwig Karl Heinrich von der, bayerischer Staatsmann, geboren den 11. September 1811 zu Ried im Innviertel, Sohn Ludwigs von der P., der 1806 mit Ansbach an bayerische Hoheit kam und als Landrichter zu Kadolzburg bei Nürnberg 1828 starb. Nachdem Ludwig von der P., das älteste unter 6 Kindern, seine erste Bildung durch Privatunterricht erhalten, besuchte er von 1821—27 das Gymnasium zu Nürnberg und widmete sich hierauf zu Erlangen bis 1830 u. dann noch ein Jahr in Heidelberg dem Studium der Jurisprudenz. Nachdem er an letzterer Universität die juristische Doktorwürde erlangt und zu diesem Behufe die Abhandlung „De praelegatis“ geschrieben hatte, gedachte er sich an der münchener Universität als Privatdocent zu habilitiren, wurde aber im Frühjahr 1833 als Funktionär in das Ministerium des Innern berufen und im Herbst desselben Jahres zum Privatdocenten an der Universität Würzburg ernannt. Hier rückte er 1834 in eine außerordentliche, 1836 in eine ordentliche Professur ein. Trotz seiner angestrengten amtlichen Thätigkeit lieferte er vielfache Beiträge in juristische Zeitschriften und gab einen Band „Abhandlungen aus dem Pandektenrechte“ (Erlangen 1840) heraus. Durch belebten, geistreichen Vortrag, freundliche Milde und Freisinnigkeit gewann er sich die Zuneigung der akademischen Jugend, machte aber eben hierdurch das Ministerium Abel bedenklich und sah sich plötzlich 1841 durch seine Versetzung als Appellationsgerichtsrath nach Aschaffenburg seiner akademischen Thätigkeit entrissen. Zwei Jahre später ward er derselben zurückgegeben, indem er 1843 bei Puchta's Abgang nach Berlin und auf dessen Empfehlung als Professor des Pandektenrechts nach Leipzig berufen ward. Bei Antritt dieser Professur schrieb er die Dissertation „De obligationis civilis in naturalem transitu“. In den Jahren 1845—47 verwaltete er das Rektorat und wußte sich auch hier in schwieriger Zeit die Liebe und das Vertrauen der akademischen Jugend zu erwerben. Eine Rede, die er bei der Immatrikulation des Erbgroßherzogs von Oldenburg gehalten, soll wegen der darin enthaltenen revolutionären Anklänge damals beim Bundestage zu Erörterungen geführt haben. Die nächste Zeit lenkte die Blicke Vieler auf ihn. Die Stadt Leipzig ging damit um, ihn zu ihrem Oberbürgermeister zu ernennen, und die Hochschule wollte ihn zum Abgeordneten am Landtage erwählen, doch mußten beide Wünsche zurücktreten, da der König ihn im März 1848 in das Ministerium berief. In der damals eingesetzten neuen Verwaltung, deren Programm eine Reihe weitgehender liberaler Koncessionen in Aussicht stellte, übernahm P. das Kultministerium. Den Kammern gegenüber den in ihn gesetzten Erwartungen im Ganzen entsprechend, verfolgte er dagegen den Einheitsbestrebungen des deutschen Parlaments gegenüber mehre partikularistische Tendenzen, die besonders seit Ende 1848 schärfer hervortraten. Die Schwierigkeit, mit den neuen, überwiegend demokratischen Kammern im Einklang zu bleiben, veranlaßte das Ministerium, im Januar 1849 seine Entlassung einzugeben. Obwohl diese nicht angenommen ward, so wurde doch die Stellung der Regierung eben sowohl durch die innere Lage des Landes, als durch ihr Verhältniß im deutschen Parlament immer prekärer, so daß das Ministerium auf seinem Rücktritt bestand, der denn auch Ende Februar vom

König genehmigt wurde. Im April desselben Jahres kehrte P. auf Einladung des Königs Max, mit dem er schon seit 1840 in wissenschaftlichem Verkehr gestanden, nach Bayern zurück, um in dem neuberufenen Ministerium das Portefeuille des königlichen Hauses und des Auswärtigen, im December 1849 aber zugleich das Präsidium im Gesammtministerium zu übernehmen. In dieser Stellung übte er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der deutschen Angelegenheiten aus. Als entschiedener Gegner der preußischen Hegemonie, schloß er sich, nachdem der Versuch, Preußen zu Modifikationen des Bündnisses und des Verfassungsentwurfs vom 26. und 28. Mai zu bewegen, mißlungen war, aufs Engste an die österreichische Politik an, betheiligte sich an deren gegen die preußische Union und das erfurter Parlament gerichteten Bestrebungen und insbesondere auch an dem von Oesterreich protegirten Verfassungsentwurfe vom Februar 1850. Nach der Aussöhnung Oesterreichs u. Preußens begab er sich zu den dresdener Konferenzen, wo aber seine Bemühungen, eine Umgestaltung der Bundesverfassung zu bewirken, welche auch Bayern Antheil an der Exekutive gewähren sollte, scheiterten. Mit mehr Erfolg agirte er in den Zollangelegenheiten, in sofern es ihm im Frühjahr 1852 gelang, zu Darmstadt eine Anzahl süd- u. mitteldeutscher Regierungen zu der sogenannten Koalition zu vereinigen u. mit diesen sich sowohl an den wiener Zollkonferenzen zu betheiligen, als auch bei den Verhandlungen zu Berlin gegen Preußen eine geschlossene Opposition zu bilden. In der innern Politik aber schlug P. eine Richtung ein, die mit den Verheißungen von 1848 oft in grellem Kontrast stand, was ihm von Seiten der Liberalen heftige Angriffe zuzog. Insbesondere wurden bei den Landtagsverhandlungen von 1859 so dringende Beschwerden gegen seine Verwaltung erhoben, daß er sich veranlaßt sah, seine Demission einzugeben, welche im März vom König genehmigt ward.

Pforr, 1) Johann Georg, Thiermaler, den 4. Januar 1745 zu Upfen in Niederhessen geboren, genoß den ersten Unterricht auf der Bergakademie zu Reichelsdorf, wo er zugleich mit solchem Erfolg der Zeichenkunst oblag, daß ihn der hessische Minister von Weiz als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel anstellte, von wo er jedoch nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, ließ er sich, 32 Jahre alt, als Schüler aufnehmen, erhielt 1778 den ersten Preis und wurde im folgenden Jahre unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen. Seit 1781 lebte er in Frankfurt a. M. und † den 9. Juni 1798. Seine Pferdestücke wurden als unübertroffen gepriesen und verschafften ihm den Ehrennamen des deutschen Wouwerman. Seine Bilder, in denen das getreueste Studium der Natur sichtbar ist, sind nur leicht untermalt und sodann gleich in warmer, lieblicher Färbung und mit kräftigem Pinsel ausgeführt. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, die meist in bunten Tuschen behandelt oder leicht kolorirt sind. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorfs „Anleitung Campagnepferde abzurichten". Zu einer Folge von 12 Blättern der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode 11 Platten vollendet. Mehre seiner Zeichnungen sind auch durch Stiche von Schütz, Reinheimer, Bartsch, Susemihl ꝛc. bekannt.

2) Franz, Zeichner und Maler, Sohn des Vorigen, den 5. April 1788 zu Frankfurt a. M. geboren, bildete sich in Kassel unter Tischbein aus, lebte von 1806—10 in Wien, ging dann nach Rom und zog hier mit einem unvollendeten Bilde, Rudolf von Habsburg in Basel vorstellend, die Bewunderung der Kunstwelt auf sich. Er † vor Vollendung dieser herrlichen Komposition 1812 zu Albano bei Rom. Seine Kompositionen und Zeichnungen, worunter eine Folge von Blättern aus Göthe's Götz von Berlichingen, gab der Kunstverein zu Frankfurt a. M. heraus (Frankfurt 1832—35, 3 Hefte, nebst einem Supplement).

Pforta (Schulpforte), ehemaliges Cistercienserkloster, jetzt königlich preußische Landesschule in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Naumburg, an der kleinen Saale (einem von der Saale abgeleiteten Mühlgraben), im fruchtbaren Saalethale, am Fuße des gegen 400 Fuß sich über die Thalsohle erhebenden waldigen Knaben- (ehemaligen Kloster-) Berges, 1 Stunde westlich von Naumburg, unweit der thüringischen Eisenbahn, welche die zur Anstalt gehörige Feldmark durchschneidet, hat 20 Wohnhäuser und mit Einschluß der Schüler gegen 400 Einw. Die wichtigsten Gebäude sind: die schöne Kirche in reinstem altdeutschen Styl, erbaut 1251, seit 1840 mit restaurirtem Portal; das Schulhaus, sonstiges Klosterhaus, jetzt Schülerwohnung, 1568 erweitert und 1807 in seiner jetzigen Gestalt vollendet; das Fürstenhaus, ein schloßähnliches Gebäude, 1573 vom Kurfürsten August erbaut; daneben die byzantinische Kapelle, ein merkwürdiges Baudenkmal aus der Mitte des 12. Jahrhunderts; die sogenannte ewige Lampe auf dem Kirchhofe, vom Jahre 1268. P. ist die größte und berühmteste der drei von Moritz von Sachsen aus Gütern eingezogener Klöster gestifteten Fürstenschulen (s. d.). Cisterciensermönche, von heidnischen Slaven aus Schmölln im Pleißnerlande vertrieben und vom Bischof Udo von Naumburg gastlich aufgenommen, gründeten um 1136 an der Stelle der heutigen Landesschule ein Kloster (Monasterium S. Mariae de Porta oder in Porta, auch Coenobium portense in Urkunden genannt), welches nach und nach reiche Besitzungen und große Gerechtsame in weiter Umgebung erwarb. In Folge der Reformation 1540 vom Herzog Heinrich von Sachsen aufgehoben, ward die Abtei mit Beibehaltung ihrer sämmtlichen Güter und Einkünfte vom Herzog (spätern Kurfürsten) Moritz mittelst Patents vom 21. Mai 1543 zur Schule umgewandelt. Der erste Schüler trat am 1. Nov. desselben Jahres ein, weshalb dieser Tag in der Regel als Stiftungstag der Anstalt betrachtet zu werden pflegt. Zuerst war die Zahl der Schüler auf 100 bestimmt, welche neben unentgeltlichem Unterricht auch freie Kost und Wohnung erhielten. Schon Kurfürst August, Moritz' Nachfolger, erweiterte aber 1568 das Schulhaus und fügte noch 50 Freistellen für Schüler hinzu, von denen ein

Theil durch die Magistrate der kurfürstlichen Städte, die sächsischen Domstifter und einige adelige Familien vergeben wurde. Der erste Rektor der Schule, Joh. Gigas (geboren 1514 zu Nordhausen, † 1581 als Pastor primarius zu Schweidnitz), einer der einflußreichsten Reformatoren des Schulwesens im 16. Jahrhundert, wußte der neuen Anstalt gleich den Geist einzuhauchen, welcher sie einen höhern Aufschwung nehmen ließ, als die meisten andern Gymnasien. Wichtigere Veränderungen, resp. Verbesserungen des inneren Zustandes der Anstalt traten erst unter dem verdienten Rektor Geisler (1779—87) ein, und unter des Oberhofpredigers Reinhard Einflusse wurden dieselben von dem Rektor Barth (1787—95), besonders aber von Ilgen (1802—29) mit eben so viel Umsicht als Energie fortgesetzt. Weit durchgreifendere Veränderungen erfuhr die Anstalt, seitdem sie 1815 unter preußische Hoheit gekommen. Nicht nur ward die Zahl der Lehrer bedeutend vermehrt und der Lehrapparat durch Anschaffung physikalischer Instrumente, Abgüsse antiker Kunstwerke, naturhistorischer Sammlungen und Vergrößerung des Fonds der Bibliothek, welche etwa 10,000 Bände zählt, erweitert, sondern auch der Lehrplan wesentlich umgestaltet und mit den Forderungen der Gegenwart mehr in Einklang gebracht, ohne das klassische Fundament des Unterrichts zu beeinträchtigen. Auch streiften Lehrer und Schüler in Haltung und Lebensweise mehr und mehr Alles ab, was sie von der feinen Modewelt früher unterschied; kurz P. ist von da an ein modernes preußisches Gymnasium geworden. Die Einkünfte der Anstalt betragen jetzt an 44,000 Thaler. Neuerlich ward die Ausführung mehrer Neubauten, namentlich auch die Wiederherstellung der Kirche in Angriff genommen. Die Schule zählte in den letzten Jahren 69 städtische (für 41 Städte), 5 Stifts- und 5 Geschlechtsfreistellen, 100 königliche Stellen, unter denen 20 nur Koststellen, die übrigen theils Kost- und Gnadenstellen, theils völlige Freistellen sind, außerdem noch etwa 20 Extranerstellen. Die Schüler theilen sich nämlich in Alumnen und Extraner. Die erstern, welche die eigentlichen Beneficiaten der Anstalt sind, wohnen zusammen im Schulhause und bekommen freie Wohnung, nebst Licht, Heizung, Speisung, Bedienung, Krankenpflege &c. und freien Unterricht. Die Extraner oder Kostgänger wohnen bei den einzelnen Lehrern im Hause und stehen unter deren besonderer Aufsicht, genießen auch größere Freiheit, als die Alumnen. Von 1543 an haben in P. an 11,000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten und in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst und in allen Richtungen des öffentlichen Lebens glänzen Namen berühmter Pförtner. Grävius, Ernesti, Klopstock, Großmann, Thiersch sind nur einige der hervorragendsten Namen der neuern und neuesten Zeit, deren Ruhm auf P. zurückstrahlt. Vgl. Wolff, Chronik des Klosters P., Lpz. 1843; Schmidt und Kraft, Die Landesschule P., das. 1844; Kirchner, Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit dem 19. Jahrhundert, Naumburg 1843; L. Puttrich, Schulpforte, seine Kirche u. sonstigen Alterthümer, Lpz. 1838.

Pfortader (Vena portae), Venenstamm, der das Blut aus allen, von dem Sacke des Bauchfells befaßten Unterleibseingeweiden, daher von allen Verdauungsorganen, aufnimmt und zur Leber führt. Die P. bildet sich durch den Zusammenfluß der Milzblutader (vena splenica s. linealis) und der großen Gekrösblutader (vena mesenterica magna s. major), ist etwa 7 Linien dick und 3 Zoll lang, liegt hinter dem absteigenden Theil des Zwölffingerdarms und dem Kopf der Bauchspeicheldrüse und steigt von hier aus in schräger Richtung gegen die Quergrube der unteren Fläche der Leber aufwärts durch die Leberpforte in die gedachte Quergrube (fossa transversa), wo sie sich, nachdem sie während ihres Aufsteigens noch die obere rechte Magenkranzblutader (vena coronaria ventriculi superior) und die Gallenblasenblutader aufgenommen hat, in zwei Aeste, einen rechten kürzern und weitern und einen linken, theilt. Jener rechte tritt in das rechte Ende der Querfurche ein und versorgt den größten Theil der Leber mit Blut, dieser läuft längs der Querfurche zum linken Ende derselben und führt den Namen Sinus venae portarum. Dieser letztere Ast nimmt nach vorn die Nabelblutader auf, beide Aeste aber gehen nach mehren Spaltungen in die Masse der Leber ein. Der Stamm selbst wird nebst den Gallengängen von einem als glissonsche Kapsel (capsula Glissonii) bezeichneten festen Zellgewebe umschlossen. An dem ganzen Stamm unterscheidet man einen venösen Theil (Bauchpfortader, v. p. ventralis), in dem 2 Hauptvenenstämme, die Milzvene und die Gekrösvene, zusammentreten, und einen arteriösen Theil (Leberpfortader, v. p. hepatica), der sich in der Leber verästelt, um hier die Galle abzusondern. Die zweigartige Zertheilung der genannten Aeste in der Leber bildet die sogenannten Venulae interlobulares; die feinsten Zweige aber stellen, verbunden mit den letzten Zweigen der Leberschlagader, ein Netz von Haargefäßen dar, aus welchen die Leberblutadern (venae hepaticae) entspringen. Die P. bildet ein ganz eigenthümliches Gefäßsystem, das weder Blutader, noch Schlagader ist, sondern die Verrichtungen beider vereinigt, und nimmt eine wichtige Stelle im thierischen Organismus ein. Namentlich hat sie großen Antheil an der Gallenbereitung, indem sie der Leber eine große Menge Blut zuführt und eine weit geringere zur untern Hohlader zurückkehrt. In der P. ist der Ursprung vieler Krankheiten des Unterleibs zu suchen, daher der alte Ausspruch: Vena portae, porta malorum. Die Pfortaderentzündung, besonders durch Eiteraufnahme bedingt, ist eine nicht seltene Krankheit und gibt zu Eiterherden der Leber (Leberabscessen) Anlaß. Vgl. Hönlein, Descriptio anatomica systematis venae portarum in homine et in quibusdam brutis, Mainz 1808; Messow, De inflammatione venae portarum s. pylophlebitide, Berlin 1831. Vgl. Phlebitis.

Pforte, s. v. a. Thor, Thür, Eingang; besonders ein kleines Thor, ein in größeren Thoren angebrachtes Nebenthor für Fußgänger.

Pforte, hohe (osmanische P.), die türkische Regierung, eine Benennung, deren ältester

Ursprung in der alten orientalischen Gewohnheit zu suchen ist, nach welcher die Thore der Städte und königlichen Paläste zu Versammlungsplätzen und zu Gerichtshöfen benutzt wurden, was besonders im alten Persien und im byzantinischen Reiche geschah; dort sprachen nämlich die Herrscher, von den Großen des Reichs umgeben, Recht am Hauptthor ihres Palastes. Schon im byzantinischen Reiche war daher der Ausdruck h. P. gewöhnlich, und zwar nicht bloß in der eigentlichen Bedeutung für das kaiserliche Hauptthor, sondern auch in der bildlichen für die höchste Staatsgewalt. Die Türken nahmen bei der Organisation ihres Reichs, wie die meisten Hof- und Staatsformen, auch diese Benennung von den Byzantinern an, und Sultan Orkhan nannte zuerst nach dem Beispiel der Byzantiner das Hauptthor seines Palastes in Brusa h. P. **Pforte des Defterdars** heißt die Kammer in der Türkei.

Pforten (**Pfortgaten**, **Stückpforten**), die viereckigen Oeffnungen eines Kriegsschiffs, in denen die Geschütze liegen. Sie sind nach dem Kaliber der Geschütze verschieden. In der Regel haben sie 3—4 Zoll mehr Weite, als Höhe, und sind so geordnet, daß die auf beiden Seiten eines und desselben Decks befindlichen einander genau gegenüberstehen, während die der verschiedenen Lagen schachbretartig abwechseln, um die Last der Geschütze zu vertheilen. Ein Linienschiff ersten Ranges hat 15 P. in einer Lage auf jeder Seite (**Seitenpforten**). Große Kauffahrer haben auch noch Oeffnungen in den Seiten, um Ballast, Salz 2c. ein- und auswerfen zu können (**Ladepforten**).

Pforzheim, Amtsstadt im badischen Mittelrheinkreis, die wichtigste Fabrikstadt des Großherzogthums, am nördlichen Eingange des Schwarzwaldes, in einem Thale am linken Ufer der schiffbaren Enz, wo die Nagold, mit welcher sich oberhalb P. die Würm vereinigt, in dieselbe mündet. P. hat 3 Vorstädte (die **brötzinger Vorstadt** vor dem westlichen, die **Aue** vor dem südwestlichen und die **Altstadt** vor dem östlichen Thore), einen schönen Marktplatz, ein altes Schloß (vormals die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach) mit einer in gothischem Styl erbauten Schloßkirche (mit dem Denkmale der 1622 gefallenen 400 Pforzheimer u. der jetzt geschlossenen Gruft der badischen Regentenfamilie u. Grabmälern), ein Pädagogium, ein adeliges Fräuleinstift, eine Taubstummenanstalt, ein Hospital, Siechenhaus, Waisen-, Arbeits- und Irrenhaus, zahlreiche Stiftungen und Vereine 2c. und 9800 Einw. Die dortigen Bijouteriefabriken beschäftigen an 1000 Menschen und haben einen jährlichen Umsatz von 600,000 Gulden. Außerdem hat P. wichtige Gerbereien, Maschinenspinnerei, Tuch-, Saffian-, Zeuch- und chemische Fabriken, Rothgarnfärbereien, Leinwandbleichen, 2 Buchdruckereien, eine Buchhandlung 2c. In der Nähe von P. gibt es Kupfer- und Eisenhämmer, Oel-, Papier-, Pulver-, Säge- und Schleifmühlen. Sehr wichtig ist auch der Holzhandel, welcher mittelst des Neckars und Rheins bis nach Holland geht; ebenso ist der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel nicht unbedeutend. P. ist der Geburtsort Joh. Reuchlins. Die Stadt ist alt und war ursprünglich eine römische Niederlassung. Schon frühe wurde aus dem Flecken eine Stadt, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts badisch ward und von 1300—1565 badische Residenz war. Im Jahre 1565 verließ jedoch Karl II. wegen verweigerter Jagdfrohn P. und siedelte sich in Durlach an. Am 7. Mai 1622 opferten sich 400 Pforzheimer unter Anführung des Bürgermeisters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen zur Deckung des Rückzugs des Markgrafen Georg Friedrich heldenmüthig auf. Im Jahre 1624 erfolgte die Einnahme der Stadt durch die Soldaten der Ligue und 1689 ihre Verbrennung durch die Franzosen.

Pfranger, Joh. Georg, deutscher Dichter und Kanzelredner, den 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren, studirte zu Jena Theologie, wurde 1772 Pfarrsubstitut und 1773 Pfarrer zu Stressenhausen, 1776 Hofprediger zu Meiningen, wo er den 10. Juli 1790 †. Als Dichter hat er sich besonders durch das didaktische Drama: „Der Mönch vom Libanon“ (Dessau 1782, neue Ausgabe, Leipzig 1817), bekannt gemacht, in welchem er die christliche Religion gegen Nathans Bedenklichkeiten (in Lessings „Nathan der Weise“) zu vertheidigen sucht. Seine „Gedichte“ erschienen nach seinem Tode gesammelt (Meiningen 1794).

Pfreimdt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Landgericht Nabburg, am gleichnamigen Flusse, hat 3 Kirchen, ein Schloß mit Kapelle, Franciskanerhospitium, Krankenhaus, eine lateinische Schule, Spiegelschleiferei, Ackerbau, Viehzucht und 1600 Einw.

Pfrette, eisernes, 3 Zoll langes, an den Enden abgerundetes, scharfes, an einem langen Stiele befestigtes Werkzeug, um in Gärten, besonders in Blumengärten, die Erde aufzulockern und das Unkraut umzureißen (zu **pfretten**).

Pfriem, s. v. a. Ahle, doch rund u. stets gerade, während die Ahle vierkantig u. oft gekrümmt ist.

Pfriemenschnäbler (Subulirostres), Vögelfamilie aus der Ordnung der Sperlings- oder Singvögel, begreift die eigentlichen Sänger (Oscines, Canorae), Vögel, deren Schnabel an der Spitze nicht übergebogen ist u. nur einen leichten Ausschnitt vor der Spitze des fast pfriemenförmigen Oberkiefers hat. Sie haben schwache Bartborstenfedern u. Wandelfüße. Unterabtheilungen sind: Bachstelzen (Motacillidae: Bachstelze, Motacilla, Lerche, Anthus); Sänger (Sylviadae: Pirol, Oriolus, Drossel, Turdus, Wasseramsel, Cinclus, Braunelle, Accentor, Steinschmätzer, Saxicola, Sänger, Sylvia, Goldhähnchen, Regulus); Fliegenfänger (Myiotheridae: Zaunkönig, Troglodytes, Fliegenfänger, Myiothera, Leierschwanz, Menura).

Pfrim, Fluß in der Rheinpfalz, entspringt am Donnersberg und fällt bei Worms in den Rhein.

Pfropf, Theil einer weicheren Materie, womit eine Oeffnung verstopft wird, s. **Kork**. P. nennt man auch den Stöpsel, welcher beim Schießen mit Schroten u. Laufkugeln Pulver u. Blei im Laufe festhält; man nimmt dazu Papier, kurzgehacktes Werg, zur Vermeidung der Feuersgefahr Kuhhaare und noch besser kleine Filzscheiben, die mit einem Locheisen nach der Stärke des Gewehrs geschlagen sind. Der P. wird mit dem Ladestock fest aufgesetzt.

Pfropfen (Veredeln, Impfen), künstliche Veredlung der Bäume durch aufgesetzte Zweige mit Knospen (Pfropfreiser). Man beabsichtigt dadurch, den Stamm, die Wurzel, oder den Ast eines andern pflanzenartigen Gewächses zu zwingen, bloß als diejenige Art fortzuwachsen, von welcher das Pfropfreis oder Auge genommen ist, so daß der abgepfropfte Stamm, Ast *rc.* der aufgepfropften Veredlung bloß als ernährende Unterlage dient, ohne aus sich selbst Blätter, Blumen, oder Früchte hervorzutreiben. Alle Bäume ohne Ausnahme tragen nämlich, wenn sie abgepfropft werden, größere u. schmackhaftere Früchte, als Bäume aus Kernen und Ausläufern gezogen, besonders wenn man das Abpfropfen auf dem bereits veredelten Aste oder an Zweigen einige Male wiederholt. Bei der Operation des P.s hat man im Allgemeinen Folgendes zu beachten: Es ist Erforderniß, daß man die Varietäten der Pfropfreiser nur auf Stämme, Aeste u. Wurzeln von solchen Varietäten aufsetzt, auf welchen nach gemachter Erfahrung die ersteren gut gedeihen, es mag sich dies auf Verwandtschaft unter einander, oder auf den Boden beziehen, in welchem der abzupfropfende Stamm steht, oder in welchen er noch gepflanzt werden soll. Zu Pfropfreisern nehme man wo möglich nur einjährige, dicke und gesunde, also am Kerne nicht rothe, oder am Baste schwärzliche Triebe von ebenfalls gesunden und lebenskräftigen, fehlerlosen Subjekten, welche alle diejenigen Eigenschaften haben, die man durch das Abpfropfen des Stammes bleibend zu machen gedenkt. Die passendste Zeit, zu welcher man Pfropfreiser vom Baume schneiden muß, ist jene, wenn der Saft entweder noch gar nicht in das Holz getreten ist, oder wenn er eben angefangen hat, in letzteres zu treten. In der Regel ist daher der Monat März zum Schneiden der Pfropfreiser am geeignetsten. Doch auch schon im Monat November, sobald der Saft in den Bäumen zurückgetreten ist, sowie auch im December, Januar und Februar kann man Pfropfreiser von den Bäumen abnehmen. Mißlich ist es, die Reiser frisch vom Baume hinweg zu pfropfen, besonders wenn die Augen derselben bereits stark angeschwollen sind, weil alsdann das Reis in seinem stärksten Safttriebe unterbrochen und dadurch sehr leicht der Umstand herbeigeführt wird, daß es nicht anwächst. Ein dickes Pfropfreis treibt stärker, als ein schwaches. Deshalb verwende man zum Abpfropfen im Sommer und im Herbste nur die untern, völlig reifen Enden eines Sommertriebes. Je saftreicher der Wildling oder überhaupt der abzupfropfende Stamm ist, ein desto mehr abgetrocknetes Pfropfreis nehme man zum Aufsetzen, weil ein solches den Zufluß des Saftes aus der Pfropfunterlage eher zu konsumiren im Stande ist, als ein bereits mit Saft angefülltes Pfropfreis, das durch den überdies ihm aus dem Unterlagsstamme zufließenden reichen Saft ersticken würde. Einige Wochen vor dem P. hat man sämmtliche unter der Pfropfstelle befindlichen Zweige glatt wegzuschneiden. Das P. kann übrigens zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden, nur nicht zu einer solchen Zeit, wo die Vegetation völlig still steht. Am geeignetsten ist dazu das Frühjahr, wo das Aufschwellen der Knospen zeigt, daß der Saft in die Bäume getreten ist, u. zwar heitere, stille und trockene Tage. Die gewöhnlich vorkommenden Pfropfmethoden bei holzartigen Pflanzen, vorzugsweise bei Obstbäumen, sind folgende: Beim P. in den Spalt, einer der leichtesten und sichersten Veredlungsarten, werden die Pfropfreiser auf 2, 3 oder 4 Augen abgestutzt. Dann wird am untern Ende der Reiser mit dem Kopulirmesser ein Keil geschnitten, und zwar, je nachdem der abzupfropfende Stamm oder Ast stark oder schwach ist, $^3/_4$—1 Zoll lang geschnitten, nach unten zu dünner, und während man ihn so breit läßt, als das Pfropfreis war, wird bloß die in das Holz einzuschiebende Längenseite etwas dünner gehalten, als die nach außen stehen bleibende Rindenseite. Das obere Ende des Pfropfreises wird über dem letzten Auge etwas schräg geschnitten, so daß seine höchste Seite gegen Süden, die niedrigste gegen Norden zu stehen kommt, weil dadurch das Austrocknen desselben erschwert wird; aus diesem Grunde muß auch dieser schräge Schnitt kurz vor dem Aufsetzen des Pfropfreises mit etwas Baumwachs belegt werden. Das abzupfropfende Stämmchen oder der Ast wird abgeplattet, d. h. wagrecht abgesägt oder abgeschnitten. Hierauf schneidet man auf der einen Seite die Rinde der Länge nach 1—$1^1/_2$ Zoll lang bis an den Splint ein, spaltet den Stamm in $^2/_3$ seiner Stärke auf und setzt den Keil des Pfropfreises behutsam in den Spalt, und zwar so, daß dessen Bast, d. h. die stets grüne Rinde über dem Splinte, mit dem Baste des abzupfropfenden Wildlings genau an einander stoße und anliege. Darauf wird der Verband umgelegt. Zuvörderst verklebt man entweder die auf der Oberfläche und an den Seiten der Pfropfstelle entstandenen Risse mit etwas Baumwachs und legt auf diese Stellen ein Stück mit Bast festzubindendes Papier, oder getheerte Leinwand, die man mit Bastfaden befestigt, oder man wendet Baumsalbe an, nach deren Auftragen man die Pfropfstelle mit Leinwandstreifen u. Bast umwindet. Beim P. in den Spalt eines Stammes, dessen oberes Ende schräg zugeschnitten ist, wird das Pfropfreis wie bei ersterem Verfahren zugeschnitten. Hierauf schneidet man die horizontale Pfropffläche des Unterlagestammes von unten nach oben keilförmig zu, spaltet diese und setzt den Keil des Pfropfreises so ein, daß auf der Rindenseite des Keils die Rinden desselben genau mit denen des Stämmchens zusammenstoßen. Hierauf legt man den gewöhnlichen Verband um sämmtliche verwundete Theile. Die schräg abgeschnittenen Flächen erleichtern die Vernarbung der Stammwunde, veranlassen ein sehr gerades Aufwachsen des Stammes u. verhüten die öfters an der Pfropfstelle entstehenden Wülste. Beim P. auf den halben oder auf den einseitigen Spalt wird der Stamm mehr geschont, indem man denselben nur auf die halbe Dicke spaltet, so daß man das auf die gewöhnliche Weise keilförmig zugeschnittene Edelreis in den Spalt bringen u. Rinde an Rinde legen kann. In der Regel wird das Reis von dem nur auf die Hälfte aufgespaltenen Stamme so fest ergriffen, daß zu seiner weitern Befestigung kein Verband erforderlich wird und daß nur die Wunde und die Spitze der Veredlung mit Baumwachs zu belegen sind. Bei dieser Ver-

edlungsart ist es auch angemessen, dem abzupfropfenden Stamme statt der horizontalen Abplattung einen schrägen Schnitt (Rehfußschnitt) zu geben und das Pfropfreis auf die Mitternachtsseite des Unterlagestammes einzusetzen. Beim P. in die Rinde oder Krone nimmt man ein Pfropfreis von 2—3 Augen, schneidet es 1—1½ Zoll unter dem untersten Auge wagrecht ab und macht von diesem abwärts durch einen schräg laufenden, nach unten schmaler werdenden Schnitt einen wie einen Zahnstocher gebildeten Keil, der in eine rundliche oder scharfe Spitze ausläuft, oder man wählt die Form, wie sie beim P. in den Spalt beschrieben worden ist, nur muß das untere Auge auf der breiten Seite nach innen, nicht auf der schmalen Seite des Keils nach außen stehen. Am Keile schält man die obere, größtentheils braun gefärbte Rinde vorsichtig von der darunter befindlichen grünen ab, so daß letztere nicht verletzt wird, worauf das Einsetzen der Reiser in der Art erfolgt, daß diese mit dem über dem Keile befindlichen Absatze fest auf dem grünen Baste des Stammes aufliegen. Damit sich aber die feine Rinde am Keile durch den stärkern Druck beim Einschieben desselben nicht zurückschiebe, so muß man die untere Spitze des Keils sanft einwärts biegen. Hierdurch wird auch das bessere Anschließen des Reises an den Stamm bewirkt. Ist dies bewerkstelligt, ohne die Stammrinde aufzusprengen, so ist fast gar kein Verband nöthig, indem sich die Stammrinde an den Keil der Reiser fest andrückt; bloß die Wunden hat man mit Baumwachs zu umlegen. Im entgegengesetzten Fall aber wird die entstandene Spalte mit Baumwachs vorsichtig verklebt, ein wenig Papier auf diese Stelle gelegt und die Pfropfstelle mit Bast oder mit wollenen starken Fäden umwunden. Beim P. in die Seite mittelst Einschnitts schneide man ein Pfropfreis am untern Ende von beiden Seiten schräg zu, um ihm die Gestalt eines Keils zu geben; hierauf stutze man es bis auf 3 Augen ein und belege das obere Schnittende mit Baumwachs. Die Pfropfunterlage, die nur um ein Geringes stärker seyn darf, als das Edelreis, wird hierauf, etwa 1¼ Zoll tief, von oben nach unten schräg eingeschnitten und in diesen Schnitt der Keil des Pfropfreises dermaßen eingesetzt, daß die Rinden von dessen beiden Seiten genau aneinander stoßen. Beim P. in die Seite mit dem Pflock schneidet man das zu verwendende Edelreis auf 3 Augen zu, macht unter dem untersten Auge einen Kreisschnitt durch die Rinde bis auf den Splint, nimmt die Rinde unten weg und richtet den entblößten Fuß 1—2 Zoll lang kegelartig, unten in eine Spitze auslaufend, zu. Alsdann bohrt man ein glattes Loch von derselben Stärke und Länge, wie der Fuß des Edelreises zugeschnitten worden ist, in den zu veredelnden Stamm u. steckt, nachdem man die obere Schnittfläche desselben mit Baumwachs verklebt hat, das Edelreis bis auf dessen Rindenabsätze in die Pfropfstelle, so daß die Rinden gegenseitig zusammenstoßen, und verstreicht die verwundete Stelle mit Baumwachs. Ein weiterer Verband ist nicht erforderlich. Ehedem pfropfte man nur holzartige Gewächse, Bäume oder Sträucher, und wartete, bis die Triebe beider Arten, die man aufeinander pfropfen wollte, wenigstens 1 Jahr alt waren. Durch Tschoudy, Soulange und Bodin ist aber neuerdings die Methode in Gang gekommen, auch ganz junge krautartige Triebe, und nicht nur von Holzgewächsen, sondern auch von krautartigen Gewächsen durch P. nach der Methode des Spaltpfropfens mit einander zu vereinigen. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man stutzt den Hauptzweig im Frühling zur Zeit, wenn er den meisten Safttrieb zeigt, gerade da, wo er im vollen Wachsthum ist, ab u. macht in den Stamm einen Einschnitt, wie bei dem gewöhnlichen P., schneidet dann ein Edelreis, das von einer verwandten Pflanzenart und gleicher fleischigen Beschaffenheit wie der Wildling seyn muß, keilförmig zu, setzt dasselbe in den Spalt, verbindet die Wunde mit Wolle und macht dann einen Verband mit Papier und Bast. Zweckmäßig ist es, gepfropfte Zierpflanzen mit Gläsern, wie man sie zum Einmachen der Früchte braucht, zu bedecken und sie bei Sonnenschein zu beschatten. Auch kann man die gepfropften Pflanzen in einem mehr oder weniger warmen Mistbeete unter Glasglocken ganz wie Stecklinge behandeln. Das P. auf fleischige Knollen oder Wurzeln verdient vorzüglich zur Vermehrung schöner Arten von Dahlien oder Georginen angewendet zu werden. Ueber das Kopuliren s. Kopulation. Das P. in den Kerb ist eigentlich eine Art des Kopulirens und wird bei alten Bäumen angewendet. Da, wo der Ast abgeschnitten wird, macht man der Länge nach einige Kerbe durch die Rinde und etwas in das Holz. Nach der Gestalt des Kerbes wird das Pfropfreis abgeschnitten und hineingepaßt, worauf das Verbinden mit Baumwachs erfolgt. Ueber P. mit dem Auge s. Okuliren.

Pfründe (Präbende, vom althochdeutschen pruanta, Nahrung, Besoldung, davon das neulateinische praebenda, lat. beneficium), im katholischen Kirchenrecht der Inbegriff gewisser Kirchengüter, deren Ertrag und Genuß unter kirchlicher Auktorität mit der Verwaltung eines bestimmten Kirchenamts verbunden ist. Man theilt die P.n ein in Regular- u. Säkularpfründen, je nachdem sie entweder für Klostergeistliche, oder für Weltgeistliche bestimmt sind; ferner in einfache (beneficia), ohne, und Kuratpfründen (b. curata), mit Seelsorge, in höhere (b. majora), mit welchen eine kirchliche Jurisdiktion für das äußere Forum, oder doch wenigstens ein Personat, d. h. eine nicht mit Jurisdiktion verbundene Ehrenqualifikation, verbunden ist, wie z. B. bei dem Papst, den Bischöfen, Prälaten und Domherren, und niedere (b. minora), ohne diese Jurisdiktion, wie die Pfarrbeneficien. Die rechtliche Entstehung der P.n (erectio beneficii) kann auf dreifache Weise Statt finden: durch neue Begründung (per fundationem), durch Veränderung (per immutationem), wenn vorhandene und für einen gewissen Zweck bestimmte Kirchengüter zu einer andern P. angewiesen werden, und durch Wiederherstellung (per restitutionem), wenn eine unterdrückte P. wieder in das vorige Verhältniß versetzt wird. Anfänglich mußte jeder Kompetent einer P. die geistliche Weihe haben oder erwerben; aber schon zu Ende des 10. Jahrhunderts fing man an, auch ohne geistlichen Stand und geistliche Weihe P.n zu ertheilen. Mehre Kirchenversamm-

lungen eiferten sehr heftig gegen diese Sitte, die aber trotzdem immer mehr Wurzel faßte u. sich namentlich bei vielen Domkapiteln einbürgerte. Auch was die Kirchengesetzgebung über das Alter, die Fähigkeit des Aspiranten, die geistliche Weihe zu empfangen, und die wissenschaftlichen Kenntnisse desselben festsetzte, ward durch Dispensationen der Bischöfe fast regelmäßig übertreten. Als besonderes Qualifikationserforderniß zur Erwerbung mancher geistlichen P.n ist noch der Adels- und Ahnenprobe zu gedenken. Was die rechtlichen Modalitäten für den Genuß der P.n betrifft, so schreiben die kanonischen Gesetze dem Pfründner nur ein Nießbrauchsrecht daran zu (jus utendi fruendi). Veränderungen mit den P.n können nur mit Einwilligung des betreffenden Bischofs, als des gesetzmäßigen Inhabers des Kirchenregiments, vorgehen. Die Verwaltung erledigter P.n fällt dem Bischof zu, größerer dem betreffenden Domkapitel oder einer besonders dazu eingesetzten Pfründenkammer, die dann dem Bischof oder Domkapitel verantwortlich ist. Die Veräußerung von P.n durch Verkauf ist im Allgemeinen unzulässig; doch kommen Pfründenkäufe namentlich bei Domkapiteln ziemlich häufig vor, und es gilt dabei nur die Regel, daß einem solchen Kauf die ausdrückliche Einwilligung der Kirchenobern und sonstigen Interessenten vorhergehen muß. In protestantischen Ländern gibt es noch verschiedene weltliche P.n (Präbenden), indem man bei Säkularisirung der geistlichen Stifter die Einkünfte der Stellen zu Sinekuren an verdiente Staatsmänner oder Gelehrte vergab. Auch heißen hier P.n die mit Einkommen, besonders von liegenden Gründen, verbundenen Stellen der Geistlichen. Endlich versteht man unter P. auch Lebensunterhalt in milden Stiftungen, auch durch Einkauf; die Person, die solchen genießt, heißt Pfründner.

Pfuel, Ernst von, preußischer General, 1781 zu Berlin geboren, trat früh in die Armee und machte den Feldzug von 1806, dem Generalstab Blüchers zugetheilt, mit. Durch den tilsiter Frieden außer Aktivität gesetzt, ging er 1809 als Hauptmann in österreichische Dienste und errichtete zu Prag und später auch zu Wien, wohin er in den Generalstab versetzt wurde, große Schwimmanstalten für das Militär. Dann trat er 1812 in russische Dienste und ward Chef des Generalstabs des Generals Tettenborn. In den preußischen Generalstab wieder eingetreten, ward er 1815 Oberst unter Blücher und nach der Einnahme von Paris Kommandant dieser Stadt. Hierauf zum Generalmajor avancirt, befehligte er die 15. Division in Köln und wurde später Generallieutenant. Im Jahre 1831 wußte er als Bevollmächtigter in Neufchatel durch besonnenes und entschiedenes Benehmen die Ruhe herzustellen und zu erhalten, ward dann Gouverneur von Neufchatel, 1844 General der Infanterie und Kommandant von Berlin. Im Mai 1848 wurde er, nachdem die Mission des Generals von Willisen in der Provinz Posen ohne Erfolg geblieben, mit unumschränkter Vollmacht dahin geschickt, um die Insurrektion mit Waffengewalt zu unterdrücken, was ihm auch gelang. Nach Entlassung des Ministeriums Auerswald im Sept. 1848 erhielt er den Auftrag, ein neues zu bilden, worin er selbst zum Kriegsminister und Präsidenten ernannt ward. In Folge der tumultuarischen Excesse vom 31. Okt. reichte er seine Entlassung ein und schied damit zugleich aus dem aktiven Kriegsdienst aus. Er schrieb: „Beiträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Kriegs" (1. Heft, Berlin 1814).

Pfuhl, s. v. a. Sumpf und Pfütze; in der Bibelsprache s. v. a. Hölle.

Pfullendorf, Amtsstadt im badischen Seekreis, 2215 Fuß über dem Meere, am Zellbache, mit Wallfahrtskirche, Hospital, Sonntags- und Zeichenschule, Handel u. Gewerbe u. 1800 Einw. Der Ort ist sehr alt und war ursprünglich bloß eine Burg der Grafen von P., deren letzter, Graf Rudolf, 1180 nach Jerusalem wallfahrtete und die Grafschaft an Kaiser Friedrich I. übergab, worauf P. Reichsstadt wurde. Hier am 20. März 1799 Gefecht zwischen dem (siegenden) Erzherzog Karl und den Franzosen unter Jourdan, und am 6. Mai 1800 Gefecht zwischen den (siegenden) Franzosen unter Moreau und den Oesterreichern unter Kray. Im Jahre 1802 kam P. als Entschädigung an Baden.

Pfullingen, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Reutlingen, an der Echaz, in schöner und an Obst und Wein fruchtbarer Gegend, hat ein Schloß, ein Kameralamt, eine lateinische Schule, Feld- u. Obstbau, Viehzucht, Papierfabrikation, Bortenweberei, Baumwollenspinnerei und 4500 Einw. Dabei das schöne Pfullingerthal, gebildet durch die Echaz, mit Höhlen (Nebelloch mit 6 Grotten) und Trümmern mehrer Burgen (Greifenstein, Stahleck rc.). Die Stadt war früher Hauptort des Pfullinggau's, der sich von der Mündung der Echaz bis zu deren Ursprung erstreckte.

Pfund (lat. libra, franz. livre, ital. libbra, engl. pound), in den meisten europäischen Ländern die Einheit des Gewichts, dessen Größe u. Untertheilung aber sehr verschieden ist. In Deutschland haben neuere gesetzliche Anordnungen die ehemals außerordentliche Verschiedenheit der P.e schon größtentheils beseitigt. Baden und Hessen (Großherzogthum), Hessen-Homburg und Sachsen haben die Hälfte des französischen Kilogramms als P. angenommen; in Preußen ist gesetzlich festgestellt, daß der 66. Theil von dem Gewicht eines preußischen Kubikfußes Wasser im luftleeren Raume u. bei + 15° R. das P. seyn soll; Braunschweig, Hannover und Kurhessen sind dieser Bestimmung beigetreten. In Betreff Oesterreichs ist ausgemittelt, daß ein wiener Kubikfuß Wasser bei dessen größter Dichtigkeit (+ 3° R.) 56,3772 wiener P. (für den ganzen österreichischen Staat, mit Ausnahme der italienischen Provinzen gültig) beträgt. Durch ganz Deutschland wird das P. in 32 Loth, das Loth in 4 Quentchen oder 16 Unzen untergetheilt. Nach dem leichten oder Krämergewicht machen 110 P. 1 Centner, nach dem schweren oder Fleischergewicht 100 schwere P., auch wohl nur 90 P. 1 Centner, wie auch der Zollcentner der deutschen Zollvereinsstaaten nur 100 P. hat; indessen sind an den verschiedenen Orten die Centner gewöhnlich gleich und nur die P.e nach Krämer- und Fleischergewicht verschieden. Man hat auch Schiffs- oder Liespfunde. P. ist

auch eine alte deutsche Rechnungsmünze, deren Namen und Werth daher entstand, daß man sonst die kleinern Münzsorten zu wiegen pflegte, z. B. ein P. Heller, ein P. Pfennige, womit man anzeigen wollte, daß so und so viel dieser Münzsorten auf ein P. gingen. Da aber diese Münzen selbst ihrer Schwere nach veränderlich waren, so konnte man auch über die Zahl keine feste Bestimmung treffen. Im Allgemeinen hatte sich festgestellt, daß 12 Unzen Silber oder 20 Schillinge à 12 Pfennige 1 P. Silber galten, und 1 P. Gold zu 80 Goldschillingen à 3 Silberschillinge machte wieder 12 P. Silber. Später verschwand diese ursprüngliche Bedeutung des P.es, der Name erhielt sich aber hie u. da zur Bezeichnung eines in verschiedenen Ländern verschiedenen Werthverhältnisses.

Pfuschen, etwas machen, wovon man nicht die erforderliche Kenntniß hat; daher (stören), in der Gewerbssprache Arbeiten verrichten, welche die Zunftrechte eines Handwerks beeinträchtigen, weil der Arbeiter kein Zunftgenosse ist. Ein solcher Pfuscher heißt bei den Schneidern Bönhase, bei den Färbern Fretter, bei den Tuchmachern Ludler, bei den Kürschnern Zunähte &c. Die Arbeit eines Pfuschers heißt Pfuscherei.

Pfyffer, angesehene, seit Ende des 15. Jahrhunderts in Luzern ansässige Familie, von der mehre Mitglieder hohe Staatsämter bekleideten. Ludwig P., geb. 1523, fungirte 1566 als schweizerischer Abgesandter in Regensburg, trat dann in französische Kriegsdienste und rettete 1567 den König Karl IX. aus den Händen der Hugenotten, wofür er geadelt ward. Später diente er in der Schweiz als General u. † 1594. Franz Ludwig P., geb. 1715, stand ebenfalls in französischen Diensten, ward Generallieutenant, ist Verfertiger eines ausgezeichneten Hautreliefs der inneren Schweiz u. † 1802. Kasimir P., geb. den 10. Okt. 1794 zu Rom, wo sein Vater als Hauptmann in der schweizer Garde diente, besuchte das Gymnasium in Luzern und studirte 1813 und 1814 in Tübingen Jurisprudenz. Nachdem er schon Advokat in Luzern geworden, bezog er noch einmal die Universität Heidelberg und promovirte in Tübingen. Von 1821—24 bekleidete er eine Professur des Rechts in Luzern, wandte sich aber, durch das Uebergewicht der ultramontanen Partei veranlaßt, zur Advokatur zurück und arbeitete den Entwurf eines Strafgesetzbuchs und einer Civilgerichtsordnung aus. Im Jahre 1826 ward er Mitglied des großen Raths, verfolgte als solches eine entschieden liberale Richtung und trug viel dazu bei, daß 1829 eine Verfassungsrevision durchgesetzt ward. Nach den Ereignissen von 1830 war er als Mitglied des Verfassungsraths thätig und von 1831—41 stand er als Präsident des Appellationsgerichts an der Spitze des Justizwesens. Als Mitglied der Tagsatzung wirkte er eifrig für Revision der Bundesverfassung, sowie gegen die Einmischung auswärtiger Mächte in die schweizer Angelegenheiten. Nach dem Sieg der jesuitischen Partei (1841) stand er an der Spitze einer kleinen Minorität und ward deshalb unter den nichtigsten Vorwänden in den durch die Ermordung Leu's entstandenen Prozeß verwickelt (1845). Nach 3wöchentlicher Haft ward er gegen Kaution entlassen. Dann erhob er seine Stimme vergebens gegen den Sonderbund, folgte dem Rufe der Tagsatzung als Großrichter in eidgenössischen Dienst, ward nach Auflösung des Sonderbunds unter der neuen Bundesverfassung Nationalrath, dann Vicepräsident und 1851 Präsident des eidgenössischen Bundesgerichts. Außer vielen kleineren Abhandlungen juridischen u. politischen Inhalts in schweizerischen und deutschen Zeitschriften schrieb er eine gediegene „Geschichte des Kantons Luzern" (2 Bde., Zürich 1850—52); ferner: „Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuchs des Kantons Luzern" (3 Bde., Luzern 1832—39); „Der sempacher Krieg" (das. 1844); „Dr. J. R. Steiger u. dessen Staatsprozeß" (das. 1845); „Meine Betheiligung an der leu'schen Mordgeschichte" (Zürich 1846).

Phaca (Berglinse, Knollenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, aus der P. australis *L.*, mit weißlich- oder blaßgelben Schmetterlingsblumen, auf Alpen in der Schweiz, Oesterreich und Frankreich, und einige andere Arten hie und da als Zierpflanzen sich finden. Die meisten Arten lieben einen leichten lockern Boden u. blühen sehr reichlich. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen u. Zertheilung.

Phacus (lat., v. Griech.), Linse; Sommersprosse, Leberfleck; daher Phacopsis, der solche im Gesicht hat.

Phäacia, Eiland, nördlich von Ithaca gelegen, bloß im homerischen Epos erwähnt und hier Scheria genannt, wird von den Alten übereinstimmend für Corcyra gehalten, ist möglicher Weise aber auch eine bloße Fiktion des Dichters. Als Bewohner der Insel nennt Homer die Phäaken, ein von den Göttern geliebtes und mit allen Gütern des Lebens gesegnetes Völkchen. Früherhin hatten sie nach der Dichtung ihre Wohnsitze in Hyperien, in der Nähe der Cyklopen. Da sie aber von diesen gewaltthätigen Nachbarn beeinträchtigt wurden, führte sie Nausithous, ein Sprößling Poseidons, nach der Insel Scheria, wo er eine Stadt gründete, den Göttern Tempel erbaute und das Land unter seine Leute vertheilte. Nausithous war bereits gestorben und es herrschte sein Sohn Alcinous, als Odysseus als nackter Schiffbrüchiger von den Wogen an diese Insel geworfen und gastlich aufgenommen wurde. Vgl. Welcker, Die Phäaken, im „Rhein. Museum" (Bd. 2. 1833).

Phäaken, s. Phäacia.

Phäax, Sohn des Poseidon und der Cercyra, Vater des Alcinous und des Locrus, Beherrscher von Scheria und Stammvater der nach ihm benannten Phäaken.

Phädon, aus Elis, berühmter Philosoph, mehr durch Plato's nach ihm benannten Dialog, als durch seinen eigenen Namen bekannt, obwohl er Gründer einer philosophischen Schule u. Verfasser verschiedener Schriften war. Als Kriegsgefangener zum Sklaven gemacht u. nach Athen verkauft, wurde er durch Vermittelung des Socrates, nach Andern des Alcibiades befreit. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen.

Phädra, Tochter des Minos und der Pasiphaë, ward mit ihrer Schwester Ariadne von Theseus entführt und dann mit ihres Vaters Einwilligung seine Gattin, um den mit den Athenern vollbrachten Friedensschluß zu befestigen. Theseus zeugte mit ihr den Acamas und Demophon.

Als sie einst nach Eleusis ging, traf sie daselbst ihren ihr unbekannten Stiefsohn Hippolytus an, den Theseus vor ihrer Ankunft nach Trözene geschickt hatte. Zu ihrem und des schönen Jünglings Unglück verliebte sie sich in diesen. Nach der einen, verbreiteteren Erzählung erhenkte sie sich, weil Hippolyt sich ihrem leidenschaftlichen Begehren nicht willfährig zeigte, nach der andern entleibte sie sich mit dem Schwerte des Hippolyt, um glauben zu machen, er habe sie geschändet und dann ermordet. Die die Geschichte der P. behandelnden Tragödien des Sophocles und Euripides sind verloren gegangen. Auch die bildenden Künstler haben den Mythus mehrfach zum Vorwurf ihrer Darstellungen gemacht; namentlich stellte man der P. Verhältniß zu Hippolyt in der römischen Zeit gern auf Sarkophagen dar. Die berühmteste derartige Abbildung ist die in der Kathedrale zu Agrigent.

Phädrus, 1) epikureischer Philosoph, lange Zeit nur aus beiläufigen Notizen Cicero's bekannt, bis in der neuern Zeit unter herkulanesischen Rollen sich das Fragment einer Schrift von ihm aufgefunden hat, welche deshalb wichtig ist, weil sie sich als Quelle bedeutender Abschnitte in Cicero's erstem Buche „De natura Deorum" erwiesen hat. Er stand um 86 v. Chr. an der Spitze der epikureischen Schule. Das eben genannte Fragment erschien gedruckt zuerst London 1810, dann Hamburg 1833 (besorgt von Chr. Petersen), und besteht aus 12 Kolumnen, von denen die größere Hälfte stark beschädigt ist.

2) P., röm. Fabeldichter, von dem noch 5 Bücher äsopischer Fabeln vorhanden sind, stammte nach seiner eigenen Angabe aus Thracien u. war als Sklave des Augustus von demselben freigelassen worden, wie aus der Ueberschrift seines Buches: „Phaedri Augusti Liberti fabulae" und aus wiederholten Aeußerungen hervorgeht, in denen er sich mit Aesop, der gleichfalls Sklave gewesen, vergleicht. Obwohl P. in den beiden ersten Büchern seiner Fabeln, die zu Tibers Zeit erschienen, das menschliche Leben und gewöhnlich vorkommende Charaktere hatte zeichnen wollen, so fand doch das Publikum, und namentlich Tibers Günstling Sejanus, bestimmtere Beziehungen darin, weshalb der Dichter angeklagt und ins Gefängniß geworfen wurde, aus dem ihn erst Sejans Sturz befreite. Er hat den Aesop nicht nur übersetzt, sondern auch in dessen Geiste fortgedichtet und den Namen seines Vorbildes mehr nur zur Empfehlung seiner eigenen Produkte gebraucht, wie sich denn von den 90 Fabeln des P. unter den äsopischen der gewöhnlichen Sammlung nur 30 wiederfinden. P. hat die griechischen Fabeln hin und wieder verbessert; aber unbefangene Vergleichung lehrt, daß die Mehrzahl derselben den griechischen Originalen nachsteht. Der Charakter seiner Erzählungen ist nicht Anschaulichkeit, sondern zierliche Trockenheit und nüchterne Eleganz; seine Gemälde sind meist dürre Umrisse, die durch keinen Schein der Wirklichkeit täuschen. Doch ist rühmend anzuerkennen, daß ihm der deklamatorische Schwulst u. das zugespitzte Sentenzenwesen, welches beides in seinem Zeitalter schon so sehr eingerissen war, ganz fremd sind. Das Alter der Handschriften des P., u. besonders die prosaische Ueberarbeitung der Fabeln durch Romulus, sowie andere literarische Spuren beweisen jedoch, daß dieselben, wie 1618 Scriverius zuerst behauptete, nicht erst im Mittelalter entstanden, sondern wirklich ein Produkt der alten klassischen Literatur sind. Die erste Ausgabe besorgte Pithöus (Troyes 1596, sehr selten); andere Ausgaben sind von Ritterhusius (Leyden 1598), Gudius und Burmann (Amsterd. 1698, Haag 1719), den beiden Gronov (Amsterd. 1703), Schwabe (Halle 1779—81, 3 Bände; Braunschweig 1806, 2 Bde.), Berger de Xivrey (Paris 1830), Orelli (Zürich 1832), Achaintre (das. 1837), Dreßler (Budissin 1838) u. Bothe (Schaffhausen 1839). Brauchbare Schulausgaben besorgten Brohm (5. Aufl., Berl. 1848) u. Raschig (Lpz. 1853). Von den zahlreichen Uebersetzungen sind die von Schwarz (Halle 1818), Vogelsang (2. Aufl., Lpz. 1823), Heinzelmann (Salzwedel 1834) und Kerler in den „Röm. Fabeldichtern" (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1838) die besten. Erst neuerlich ist das sogenannte 6. Buch des P. hinzugekommen, welches 32 vorher unbekannte Fabeln u. andere Erzählungen enthält, aus einer Handschrift Perotti's, die schon 1727 zu Parma aufgefunden und an Burmann geschickt, von diesem aber wegen ihrer Unleserlichkeit unberücksichtigt gelassen u. erst von Cassitti (Neap. 1809; 4. Aufl. 1817) und Janelli (das. 1809 u. 1811) bekannt gemacht ward. In besserer Gestalt erschienen diese Fabeln aus einer zweiten vollständigeren Handschrift von Mai in der „Collectio auctorum classicorum e bibliotheca Vaticana editorum" (Bd. 3, Rom 1831), woraus Orelli unter dem Titel „Phaedri fabulae novae XXXII" (Zürich 1832) einen korrekten Abdruck besorgte. Von Mehren (Eichstädt, Jacobs) wird diese Sammlung für ein Werk Perotti's oder eines andern Späteren gehalten. Schon im Mittelalter finden sich unter dem Namen „Fabulae antiquae" oder „Fabulae Phaedrianae" ꝛc. viele Nachbildungen des ursprünglichen Originals, theils in Prosa, theils versificirt, meist jedoch ohne poetischen Werth.

Phänakistiskop (Phantasmoskop, vom Griech.), stroboskopische Scheiben, optische Spielerei, von Stampfer erfunden, mittelst deren man die Dauer des Lichteindrucks auf eine auffallende und belustigende Weise versinnlicht. Man hält eine runde Scheibe von Pappe, die sich um eine Axe dreht und mit verschiedenen, sich immer mit gewissen, genau berechneten Veränderungen ihrer Stellung wiederholenden Figuren bemalt ist, vor den Spiegel und betrachtet sie darin während des Drehens durch eine andere mit Oeffnungen, die eine Aussicht auf die Figuren gestatten, versehene Scheibe, die sich zugleich um dieselbe Axe dreht. Durch das rasche Umdrehen vereinigen sich die angebrachten Stellungsveränderungen der Figuren zu einer bestimmten, bei jeder Umdrehung sich wiederholenden Bewegung, z. B. Ballschlagen, Tanzen ꝛc.

Phänomen (v. Griech.), Erscheinung, ursprünglich nur für Lufterscheinungen gebraucht, dann aber von den Philosophen, besonders den Skeptikern, auf die Metaphysik übertragen und in Bezug auf das, was den Sinnen erscheint, im Gegensatz zu dem in Begriffen Gedachten, angewendet. Diese Bedeutung des Worts bestimmte

Kant dahin, daß P. die erfahrungsmäßige Erscheinung, d. h. das in Raum und Zeit wahrnehmbare Mannichfaltige, bezeichnet, wie es für uns, nach unserem subjektiven Wahrnehmungsvermögen, ist, gegenüber den Dingen an sich, die als solche nicht erscheinen, sondern bloß von uns als das den P.en zu Grunde Liegende gedacht werden. Den Theil der Naturlehre, welcher die Bewegung oder Ruhe der Materie bloß als solche Erscheinung der äußeren Sinne bestimmt, nennt Kant **Phänomenologie**, und in ähnlichem Sinne nimmt Hegel diesen Ausdruck, wenn er die Darstellung der Erscheinungsweisen des Geistes in seiner stufenweisen Herausbildung zum in sich vollendeten Wesen eine **Phänomenologie des Geistes** nennt.

Phänomenologie (v. Gr.), s. **Phänomen**; dann Lehre von den Erscheinungen am gesunden u. kranken Körper, daher besonders von den Krankheitserscheinungen.

Phaëthon, 1) bei Homer u. Hesiod Epitheton, bei Späteren Name des Helios oder Sol. — 2) Sohn des Helios und der Clymene, der Gattin des Merops, bat, um seine Abstammung von dem Gotte Helios, welche seine Genossen bezweifelten, darzuthun, den Sonnengott, ihm auf einen Tag den Sonnenwagen zu überlassen. Widerstrebend und abrathend gewährte ihm Helios die Bitte. Aber P. vermochte die Rosse entweder sogleich am Anfang, oder später nicht mehr zu regieren. Sie brachen aus dem Geleise, und der feurige Wagen steckte Himmel und Erde in Brand. Da tödtete Zeus den P. mit einem Blitzstrahl und stürzte ihn in den Eridanus. Hier beweinten ihn seine Schwestern, die Heliaden, bis sie in Schwarzpappeln oder Erlen verwandelt wurden. Ihre Thränen erhärten zu Elektron. Der verbrannte Weg am Himmel ist als Milchstraße noch sichtbar. Durch den Brand sind die im fernen Osten wohnenden Inder und Aethiopier schwarz geworden. Nach Hygin besteigt P. ohne Wissen des Vaters den Sonnenwagen, kommt zu hoch über die Erde und fällt von Furcht betäubt in den Eridanus, worauf Alles zu brennen anfängt, Jupiter aber, um das Menschengeschlecht unter willkommenem Vorwande umzubringen, sich stellt, als wolle er das Feuer löschen, und von allen Seiten Wasserströme herbeileitet, durch welche das ganze Menschengeschlecht, mit Ausnahme des einzigen Paares Deucalion und Pyrrha, seinen Untergang findet. Die Schwestern P.s werden, weil sie die Rosse ohne Geheiß des Vaters an den Wagen gespannt, in Pappeln verwandelt. Der Mythus des P. ist von den Dichtern überaus vielseitig behandelt worden, wozu die nahe liegenden naturhistorischen, geographischen, historischen und ethischen Beziehungen darin aufforderten. Insbesondere war die Materie auch bei den Tragikern beliebt; Aeschylus behandelt sie in seinen „Heliaden", Euripides in seinem „Phaethon", unter den römischen Dichtern namentlich Ovid. Mit den Dichtern wetteiferten die bildenden Künstler, von deren Darstellungen uns einige Basreliefs u. Gemmen erhalten sind. — 3) Sohn des Cephalus und der Eos, ward von Aphrodite seiner Schönheit wegen entführt und zum Hüter ihres Tempels auf Cypern bestellt.

Phaëthon, leichter, sehr eleganter Wagen zum Spazierenfahren, gewöhnlich etwas hochgestellt, oben entweder offen, oder mit einem auf vier Säulen ruhenden zierlichen Himmel versehen; jetzt veraltet.

Phajus, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, aus der P. maculatus *Lindl.*, Bletia flava *Wall.*, mit großen, prächtigen, hellgelben, blaßgrün schattirten, am Rande der Lippe orangefarbenen, in einfachen Trauben stehenden Blumen, in Nepal, sowie P. grandifolius *Lour.*, Bletia Tankervilliae *R. Br.*, mit in reicher, aufrechter Traube stehenden, auswendig weißen, inwendig röthlich rostfarbigen Blumen, prächtige Zierpflanzen sind.

Phaläkische Verse, s. **Hendecasyllabus**.

Phaläniden, Spanner, Familie der Nachtschmetterlinge.

Phalanstère (franz.), nach dem System des Socialisten Fourier (s. d.) gemeinschaftlicher Wohnort und Arbeitsanstalt für eine Phalanx, d. i. eine Gesammtheit von 400 Familien.

Phalanx (gr.), im weitern Sinne Benennung eines Kriegsheeres überhaupt, insbesondere aber der Hauptbestandtheil eines solchen, das schwerbewaffnete Fußvolk oder die Hopliten. Berühmt waren besonders die spartanische u. die macedonische P. Bei den **Spartanern** waren alle waffenfähigen Individuen in 6 Morä eingetheilt, deren 5 (die des Königs nämlich abgerechnet) auf die Bürger kamen. Die ganze Schaar einer solchen Mora war in 4 Lochen eingetheilt, jeder Lochos in 2 Pentekostyen, jede Pentekostys in 2 Enomotien; enthielt die Pentekostys, wie ihr Name besagt, wirklich 50 Mann, so gäbe eine Mora 400 Mann und mithin das Ganze nur 2400 Mann. Indessen wechselte, wenn auch nicht die Kopfzahl der Enomotien und Pentekostyen, doch die Anzahl dieser Abtheilungen selbst, so daß ein Lochos einmal 4 Pentekostyen und jede Pentekostys 4 Enomotien enthielt. Auch verliert sich späterhin die Eintheilung nach Morä, und es bleiben nur noch 12 Lochen, jeder zu 100 Mann. Wie aber auch die Eintheilungen gewechselt haben mögen, ihre taktische Organisation blieb wesentlich dieselbe; jedes Glied hatte seinen besondern Anführer, die Mora den Polemarchen, der Lochos den Lochagen, die Pentekostys den Pentekosten, die Enomotie den Enomotarchen; alle Anführer, den König eingeschlossen, standen jederzeit im ersten Gliede und waren also zugleich Vordermänner, der König mit seinem Geleite auf dem rechten Flügel. Die Anführer mußten kräftige und muthige Männer seyn, da sie den ersten Angriff mit ihren Speeren zu machen hatten; hinter ihnen standen ihre Abtheilungen in einer den Umständen angemessenen Tiefe, am gewöhnlichsten in einer solchen von 8—12 Mann. Für den unmittelbaren Angriff war nur das erste Glied berufen, die nächsten Glieder nur in so weit, als sie mit dem Speer, ihrer Hauptwaffe, über den Vordermann an dessen rechter Seite hinausreichen konnten, um so theils diese durch den Schild nicht gedeckte Seite zu schützen, theils die Feinde niederzustoßen. Im Uebrigen hatten die hinteren Glieder bloß festen Stand zu halten, die vordern, wenn sie gedrängt wurden, zu stützen und zu ersetzen,

wenn sie gefallen waren. So stand Mann an Mann in Reihe und Glied dicht geschlossen und eine solche Reihe mit einer Tiefe von 8 — 12 Mann hatte eine große Festigkeit und konnte einen gewaltigen Druck ausüben. Die äußeren Zeichen eines freudigen Muthes, langes, gescheiteltes Haar, verzierte Waffen, dazu die purpurrothen Ueberröcke, die das aus den Wunden fließende Blut nicht sehen ließen, glänzende Schilde, bekränzte Helme von Erz oder festem Filz, lange Speere mit blinkender Spitze und kurze Schwerter, alles dieses gab den Kämpfern ein heiteres und imponirendes Ansehen. Drängten sie den Feind zurück, so blieben sie fest geschlossen u. folgten ihm nur so weit, bis er sich zu entschiedener Flucht zerstreute; wurden sie besiegt, so zogen sie sich in guter Ordnung zurück. Am besten konnte die Phalanxordnung in der Viereckstellung nach jeder Seite hin ihre Kraft entwickeln, doch mußte sie gegen schnelle und flüchtige Angriffe geschützt werden durch Reiterei und durch Fernwaffen, so daß sie selbst diese Vertheidigung nur zu unterstützen hatte, bis etwa ein nachdrücklicher Angriff schwerer Truppen auf sie selbst versucht wurde; dann aber konnte sie ihre Brauchbarkeit im Kampfe um so mehr bewähren. Bei der macedonischen P. standen die Krieger in der Schlacht sehr dicht, jeder auf einem Raum von 3 Fuß, so daß die Schildränder sich berührten. Die Tiefe der Reihen war in der Regel 16, zuweilen 32 Mann. Jede Reihe von 16 Mann bildete ein Lochos. Die ganze P. mag etwa aus 4096 Mann bestanden haben, die von einem Phalangarchen oder Strategen befehligt wurde; vier solcher Phalangen oder Phalangarchien bildeten die 16,384 Mann starke Normalphalanx. Alexander hatte 18,000 Phalangiten in seinem Heere, welche aber nicht in 4, sondern in 6 Phalangen eingetheilt waren, deren jede zu 3000 Mann sich aus einer besonderen Provinz Macedoniens rekrutirte und nach ihr benannte; ihre Führer hießen Taxiarchen oder Strategen. Die Aufstellung der Phalangiten war im Uebrigen dieselbe wie bei den Spartanern; der König befand sich auch hier auf dem rechten Flügel, jedoch nicht als Hoplit, sondern an der Spitze der Reiterei. Doch hatte die macedonische P. das Princip der spartanischen, die unwandelbare Festigkeit, bis zum Extrem entwickelt, und von der leichtern freiern Bewegung der Glieder ganz abgesehen, welche man ausschließlich den leichten Truppen und der Reiterei einräumte. Die macedonische P. blieb im Ganzen unverändert, bis sie von der römischen Kriegskunst verdrängt wurde.

Phalaris, berüchtigter Tyrann von Agrigent, Zeitgenosse des Pittacus, Solon, Aesop, Amasis u. A., ward nach 16jähriger Herrschaft von dem Emmeniden Telemachus gestürzt (554 v. Chr.). Besonders war es der eiserne, von Perillus (s. d.) verfertigte Stier, welcher ihm den Ruf des blutdürstigen Wütherichs zu Wege gebracht hat. Nach Einigen büßte der Tyrann seine Blutschuld später selbst darin. Entschieden unächt sind die sogenannten 148 phalarideischen Briefe, in welchen P. als ein mächtiger Herrscher erscheint, daneben als ein Freund der Bildung und Dichtung, erbauliche Betrachtungen liebend und ungern strafend. Die stylistische Darstellung ist breit und charakterlos, die Gedanken sind bedeutungslos und dem Charakter eines Tyrannen ganz unangemessen; auch Anachronismen und Barbarismen fehlen nicht. Herausgegeben wurden sie von Lennep, verbessert von Valckenaer (Gröningen 1777, 2 Bde.) und von Schäfer (Leipzig 1823).

Phalaris (Glanzgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausdauernde oder einjährige Gräser fast in allen Welttheilen. P. canariensis *L.*, kanarisches Glanzgras, Kanariensame, Kanariengras, mit 3 — 4 Fuß langem, aufrechtem, schilfartigem, gegliedertem Halm u. ährenförmigen, ovalen Rispen, ist ein einjähriges Gras auf den kanarischen Inseln, kommt aber, wahrscheinlich verwildert, auch in England, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, in der Wetterau ꝛc., auf Getreidefeldern und kultivirt in Istrien, Languedoc, der Provence, Spanien, bisweilen in der Schweiz, in Thüringen bei Erfurt ꝛc. vor. Der Kanariensame verlangt einen lockern, leichten, nicht zu mageren Boden und wird im April, wenn das Feld rein und durch Pflug und Egge zu jeder andern Sommerfrucht zubereitet ist, breitwürfig, fast so dicht wie Hirse, oder etwas dichter als Gerste, ausgesäet und gehörig untergeeggt. Wenn Stroh und Aehren gelb werden, ist es Zeit zum Schneiden. Die geschnittene Frucht wird auf dem Felde gebunden, 3—4 Tage auf die Scheuertenne gelegt, damit sie sich aufeinander erwärmt, und dann mit leichter Mühe ausgedroschen. Der Kanariensame ist ein Lieblingsfutter der Kanarienvögel. Die Italiener mengen das daraus gewonnene Mehl unter Weizenmehl und bereiten daraus Brod und anderes Backwerk. Das Kanarienmehl wird auch sehr vortheilhaft zum Schlichten der feinen Baumwollenwaaren gebraucht, weil die Stoffe durch diese Schlichte weit länger feucht erhalten werden, als durch solche von Weizenmehl. Früher waren die Früchte unter dem Namen Glanzgrassame, Kanariensame, Semen canariense, Grana canariensia, Semen Phalaridis, officinell und wurden bei Blasen- und Steinkrankheiten als auflösendes Mittel sehr gebraucht, sind aber jetzt obsolet, da sie keine besondere Wirksamkeit besitzen. P. arundinacea *L.*, rohrartiges Glanzgras, ist ein ausdauerndes Gras in Deutschland, an feuchten Orten, an Ufern der Seen und Flüsse, mit 3—4 Fuß hohem Halm, zusammengezogener, ährenförmiger, bis 6 Zoll langer, röthlicher Blüthenrispe. In Gärten kultivirt man als Zierpflanze eine Varietät mit schönen, bandähnlichen, grün, weiß, gelb und röthlich gestreiften Blättern, auch Bandgras genannt, wovon die Blätter ehedem als Folia graminis picti officinell waren.

Phaleron, Demos und ältester Hafen Athens, 20 Stadien von der Stadt entfernt, kam zu Themistocles' Zeiten durch den neuangelegten Piräeus ziemlich außer Gebrauch, da er wenig gegen Stürme gesichert, von geringem Umfange und wenig tief war.

Phallus (v. Gr.), das männliche Glied; insbesondere die Abbildung desselben, als Symbol der Zeugungskraft der Natur und in dieser Beziehung

Gegenstand der Verehrung bei gewissen Dionysusfesten. Die Verehrung des Zeugungsgliedes finden wir in allen Naturreligionen wieder, von Indien an bis zu den Ufern des Nil und des jonischen Meeres, den Jehovismus und Parsismus allein ausgenommen, denn bei allen Völkern, welche ihre Götter in der Natur suchten und fanden, war die Vereinigung des Mannes mit dem Weibe ein ganz natürliches und vollkommen reines und heiliges Bild von jener allgemeinen Vereinigung der ganzen Natur mit sich selbst, durch welche alle Wesen hervorgebracht werden. Erst in spätern Zeiten, wo im Volksglauben die Bedeutung jener Symbolik verschwunden war, artete der Phalluskult in mancherlei Ausschweifungen aus. Seine Entstehung führten die Phönicier auf Adonis, die Aegypter auf Osiris, die Phrygier auf Attys, die Griechen auf Dionysus zurück; alle diese Mythen aber kommen dahin überein, daß eine Gottheit ihrer Mannheit beraubt und dies die Veranlassung des Kultus wird, in Beziehung auf die im Herbste die zeugende und befruchtende Kraft verlierende Sonne. Der Phalluskult erhielt sich in Griechenland und in Italien bis zur Vernichtung des Heidenthums. Der feierliche Umgang mit dem P. (Phallagogia oder Periphallia) geschah unter Anstimmung des Phallusliedes und allerhand Späßen, Neckereien und Spöttereien. Die Träger des P., der gewöhnlich aus rothem Leder roh gemacht und an ein längliches Stück Holz meist vom Feigenbaum gehängt war, hießen Phallophoroi, die Feste selbst Phallophoria. Auch hing man sich bei solchen Umzügen den P. an den Hals, od. band ihn mitten um die Hüften sich fest. Uebrigens fand diese Feier wegen ihres grobsinnlichen Charakters mehr auf dem Lande als in den Städten Anklang. Bisweilen waren die P. an beweglichen Statuen angebracht, selbst eben so groß wie die Statuen u. beweglich, z. B. in Aegypten. Bei einer bacchischen Procession des Ptolemäus Philadelphus kam ein goldener P. vor, welcher eine Höhe von 120 Ellen gehabt haben soll u. einen mit Gold durchwirkten Kranz oder auf der Spitze einen goldenen Stern trug. Vor dem Tempel der Aphrodite zu Hierapolis standen zwei 180 Fuß hohe Phalli mit der Inschrift, Dionysus habe sie der Here gewidmet. Auf einen derselben stieg jährlich ein Priester und verweilte 7 Tage oben, um mit den Göttern umzugehen und Segen für das Land zu erflehen. Der moabitische Baal Peor trug einen P. im Munde. Der P. war Attribut des Pan, des Priapus, in manchen Beziehungen auch des Hermes.

Phanagoria, vornehmste Stadt auf der asiatischen Seite des cimmerischen Bosporus, nach Einigen eine Kolonie der Teier, nach Andern der Milesier, auf einer Landenge liegend, wichtiger Handelsplatz, mit einem Tempel der Aphrodite Apaturos, zerstört im 6. Jahrhundert n. Chr. von den benachbarten Barbaren.

Phanar und **Phanarioten,** s. Fanar.

Phanerogamen (Phanerogamae, offenblühende Pflanzen), Blüthenpflanzen, alle mit sichtbaren oder gewöhnlich geformten Geschlechtsorganen versehene Gewächse; daher Phanerogamia (Phaenogamia), nach Linné die ganze, 23 Klassen enthaltende Abtheilung der sichtbar blühenden Gewächse, im Gegensatze der Cryptogamia, s. Kryptogamen, vgl. Botanik und Pflanze, s. Botanik.

Phaneromer (v. Gr.), Gestein, dessen Gemengtheile mit bloßen Augen erkennbar sind, im Gegensatz von kryptomer.

Phanias, aus Eresus auf Lesbos, Landsmann des Theophrast und mit ihm Schüler des Aristoteles, älterer Peripatetiker, thätiger Schriftsteller in allen Gebieten der peripatetischen Forschung, Logik, Physik, Geschichte und Literatur, von dessen Werken nur wenige dürftige Fragmente erhalten sind.

* **Phano** oder **Fano,** im kirchlichen Latein priesterliches Gewand, Corporale, welches der die Messe celebrirende Priester über Alba und Stola trägt; auch ein Tuch, womit die Hostie verhüllt wird; im mittelalterlichen Latein s. v. a. Fahne.

Phanocles, elegischer Dichter, Zeitgenosse des Hermetas, Callimachus u. A., im Uebrigen von unbestimmtem Zeitalter und Vaterland, schrieb ein Gedicht, welches von der Knabenliebe handelte und wovon Bruchstücke von Ruhnken (Opusc. II, S. 615 f.), Bach (Philetae, Hermesianactis atque Ph. Reliquiae, Halle 1829) u. Schneidewin (Delectus Poet. Eleg., S. 158 f.) herausgegeben sind.

Phansegaren (Phansigaren), indische Raubmörder, s. Thugs.

Phantasie (v. Gr.), das Vermögen der Seele, Vorstellungen aufzunehmen oder zu bilden, also die Einbildungskraft, besonders die produktive oder schöpferische Einbildungskraft. Nach Kant ist P. das Vermögen, einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart in der Anschauung vorzustellen. Doch gewann er ihr noch eine fernere Seite ab, indem er sie in der Kritik der Urtheilskraft als Quelle der ästhetischen Ideen begriff, derjenigen Vorstellungen nämlich, welche viel zu denken veranlassen, ohne daß ihnen doch irgend bestimmte Gedanken, d. i. Begriffe, adäquat seyn können, die folglich keine Sprache völlig erreichen und verständlich machen kann. Fichte bestimmt die Einbildungskraft als Kampf und Wechsel des Ich in und mit sich selbst und versetzt sie in die bedenkliche Lage des „Schwebens zwischen Endlichem u. Unendlichem". Mit dieser fichte'schen Fassung stimmt im Wesentlichen diejenige überein, welche wir bei Schelling in seiner frühesten Periode finden. Ausgehend von dem allgemein angenommenen Grundsatz, daß die Einbildungskraft in der Mitte stehe zwischen dem theoretischen und dem praktischen Vermögen, verfolgt er diesen Satz in alle seine Tiefen. In sofern nämlich die Einbildungskraft ein wirklich verbindendes Mittelglied zwischen jenen beiden Vermögen seyn soll, so muß sie sowohl dem einen wie dem andern Vermögen analog seyn. Analog der theoretischen Vernunft, muß sie wie diese von einem Objekte abhängig seyn und somit sich passiv verhalten, wogegen sie, analog der praktischen Vernunft, ihr Objekt selbst hervorbringen, sich aktiv verhalten muß. Beides vereinigt sie, indem sie aktiv ein Objekt dadurch hervorbringt, daß sie sich in völlige Abhängigkeit von diesem Objekt — in völlige Passivität — versetzt und, was dem Geschöpfe der Einbildungskraft an Objektivität fehlt, selbst

durch die Passivität ersetzt, in die sie sich freiwillig — durch einen Akt der Spontaneität — gegen die Idee jenes Objekts setzt. Und so glaubt Schelling die Einbildungskraft als das Vermögen erklären zu können, „sich durch völlige Selbstthätigkeit in völlige Passivität zu versetzen". An ihn schloß sich vor Allen Solger, der zunächst die „gemeine Einbildungskraft" von der P. unterschied, welche letztere sich bei ihm wieder in eine bildende, die das Symbolische bewirkt, und eine sinnende, welche die Allegorie hervorbringt, theilt. Die hegelsche Encyklopädie unterscheidet eine reproduktive und eine produktive (dichtende, symbolisirende, allegorisirende) Einbildungskraft, u. diese ist es, welche Hegel auch als P. bezeichnet. Sie ist die Vereinigerin des Innern des Geistes und des anschaulichen Inhalts und somit Vernunft, aber nur formelle Vernunft; denn der Gehalt der P. als solcher ist gleichgültig, wogegen die Vernunft als Vernunft auch den Inhalt zur Wahrheit bestimmt. Im Gebiete der schönen Künste nimmt die P. eine der ersten Stellen ein, da die Bedingung eines jeden ächten Kunstwerkes ist, von dem belebenden Hauche der P. durchdrungen zu seyn. Jede künstlerische Schöpfung ist eine Tochter der P. In der Musik ist P. (fantaisie, fantasia, improvisation) das durch Töne ausgedrückte und gleichsam hingeworfene Spiel der sich ganz überlassenen Einbildungs- und Erfindungskraft des Tonkünstlers, ein völlig subjektiver Gefühlsausdruck aus dem Stegreif, wobei sich der Spieler weder an eine bestimmte Form oder Gattung der Tonstücke, noch an eine Haupttonart, weder an ein bestimmtes Tempo, noch an einen festen Charakter &c. bindet, sondern in ungebundener Freiheit die mannichfachsten Licenzen sich gestattet, seine Empfindungen darstellt, wie sie eben in seinem Innern sich gestalten, harmonisch verbunden oder kontrastirend. Von der gebundeneren, eine gewisse Einheit repräsentirenden P. hat Mozart in seiner C-moll-Fantasia ein klassisches Vorbild gegeben. Ausgezeichnete Meister in der freien P. waren außer dem Genannten Hummel, Beethoven, Kalkbrenner u. A.

Phantasiestücke, im weiteren Sinn alle Werke der Poesie und der bildenden Kunst, bei denen der Phantasie ein mehr als gewöhnlicher Spielraum gegönnt, die Nachbildung der Natur oder eines in der Natur gegebenen Gegenstandes oder Zustandes weniger beabsichtigt wird; im engeren Sinne Landschaften, welche nicht Kopien, sondern Kompositionen sind, besonders aber die Arabesken oder Grotesken, weil sie als reine Spiele der Phantasie menschliche Gestalten aus Blumenkelchen hervor-, andere in Thiere ausgehen lassen, zarte Ranken zum Fußgestell für menschliche und andere Figuren machen &c.; endlich Dichtungen, in denen auf Kosten der Regel und der Wahrscheinlichkeit der Phantasie die Zügel überlassen sind, wie z. B. Hoffmanns „P. in Callots Manier".

Phantasma (gr.), Erscheinung, namentlich im Traume, bei den Neueren eine solche Erscheinung, welche im wachenden Zustande nur bei ungemein gesteigerter Phantasie producirt wird und einen solchen Grad von Lebendigkeit annimmt, daß sie sichtbar vor das Auge zu treten scheint.

Phantasmagorie (v. Gr.), die Kunst, durch optische Mittel, z. B. Hohlspiegel, Luftbilder und gespensterähnliche Gestalten hervorzubringen.

Phantast (v. Gr.), Mensch, welcher leeren Einbildungen und Träumen, welche nicht realisirt werden können, nachhängt, sich bei seinen Urtheilen und Handlungen ausschließlich von ihnen bestimmen u. leiten läßt und auch in seinem äußern Leben das Auffallende und Abenteuerliche liebt.

Phantastisch, im weiteren Sinne alles Das, was als Produkt der Phantasie aus dem Zusammenhange der Erfahrung heraustritt und die Bedingungen und Grenzen der Wirklichkeit überschreitet, im Gegensatz zum Nüchternen und Verständigen, im engeren Sinne tadelnd von denjenigen Vorstellungen und Handlungen gebraucht, die über das Maß des Vernünftigen hinausgehen und an Verrücktheit streifen, wenn nicht in diese übergehen. Selbst im Gebiete der Kunst darf das Phantastische Maß und Grenze, nämlich das Gesetz der Schönheit nicht überschreiten, wenn nicht seine Wirkung eine gegentheilige von der werden soll, welche jedes ächte Kunstwerk ausüben muß. Phantasielos darf kein Kunstwerk seyn; doch unterscheiden sich die Kunstprodukte und Kunstrichtungen verschiedener Zeitalter und Völker durch den Grad der Freiheit und Ungebundenheit in der Behandlung des künstlerischen Stoffs. So ist die antike Kunst weniger phantastisch, als die romantische; die Poesie der Engländer und Franzosen weniger, als die der Italiener und Spanier und selbst der Deutschen.

Phantasus, der Traumgott, Sohn des Schlafes, Bruder des Morpheus, Urheber der Traumbilder.

Phantom (v. Gr.), Trugbild, als Erzeugniß der Einbildungskraft; in der Geburtshülfe s. v. a. Fantom.

Phanuel (bei Luther Pnuel, Pniel), Ort in Palästina, jenseits des Jordans am Flusse Jabbok, erhielt den Namen (s. v. a. Angesicht Gottes) von dem Patriarchen Jakob, als er dort den geheimnißvollen nächtlichen Kampf bestanden hatte, der ihm selbst den Namen Israel verschaffte (1. Mos. 32, 31 f.).

Phara, kleine Stadt auf der Halbinsel Leucadia, in der Nähe des leucadischen Felsens, von welchem unglücklich Liebende den vermeintlich heilsamen Sprung ins Meer wagten.

Pharamund, angeblich erster König der Franken (s. d.).

Pharao, gemeinschaftlicher Name der früheren ägyptischen Könige, die in den kanonischen Büchern des Alten Testaments Erwähnung finden, bedeutet s. v. a. König. Der Name ist durch semitische Vermittelung in der Form Pherôs selbst in den griechischen Bericht des Herodot übergegangen.

Pharao (Pharo), Hazardspiel, nach dem Könige Pharao benannt, dessen Namen ehemals ein Kartenkönig führte, welcher, als vorzüglich glücklich geltend, am häufigsten in diesem Glücksspiele besetzt wurde. Das P. wird mit voller französischer Karte ausgeführt. Die beiden spielenden Parteien sind einerseits der Bankier, andererseits die Pointeurs von unbestimmter Anzahl, welche gegen den ersteren spielen. Jedem derselben wird vom

Bankier eine 13 Blätter (vom Aß bis zum Könige zählende Karte (Buch, livret) behändigt, worauf der Bankier seine Kasse (Bank) offen auflegt und den niedrigsten Satz (point) bestimmt, welchen indeß bis zum Betrag der ganzen Bank zu erhöhen jedem Pointeur freisteht; letzteres wird durch Va banque! bezeichnet. Hierauf mischt der Bankier seine Karte, läßt einen der Pointeurs, der dies zu thun erklärt, abheben und theilt nun den Spielern mit, welche Karte die letzte ist (en bas, en face liegt). Nachdem die Pointeurs beliebig eine oder mehre ihrer Karten besetzt haben, zieht der Bankier nach einander je zwei Blätter von oben ab und legt sie neben einander offen vor sich auf den Tisch nieder. Die Karte, welche in dem abgezogenen Kartenpaar (Abzug, coup) die erste war, ist für den Bankier, die letzte für die Pointeurs, d. h. der Bankier gewinnt alle Sätze der Spieler auf jenen Karten, deren Bilder dem des ihm gefallenen Blatts, ohne Rücksicht auf Farbe, gleich sind, während die Pointeurs gewinnen, wenn sie die zweite Karte eines Abzugs besetzt hatten. Fällt übrigens eine Karte plié, d. h. kommen in einem und demselben Abzuge zwei gleiche Karten heraus, so gebührt die Hälfte des auf dieser Karte stehenden Satzes dem Bankier, während in diesem Falle das à la première und à la figure gespielte Geld von demselben ganz eingezogen wird. Auch die erste Karte des letzten Abzugs oder die 51. von allen liegt im Profit, d. h. gehört ebenfalls dem Bankier, während der Pointeur die letzte dieses Abzugs und des ganzen Spiels niemals gewinnt. Das Herunterziehen aller 52 Karten durch 26 Abzüge heißt eine Taille. Mancherlei Modifikationen des Spiels entstehen durch das Umbiegen derjenigen Karten, welche Gewinne gemacht haben, die sogenannten Lappé's, Paroli's ꝛc., die im glücklichen Falle mehrfachen Gewinn zur Folge haben.

Pharaonsmaus (Pharaonsratte, Pharaonsratze), s. v. a. Ichneumon.

Pharisäer (hebr. Peruschim, d. i. Abgesonderte, Fromme), eine religiös-politische Sekte der Juden, deren zuerst unter dem Hohenpriester Jonathan (159—144 v. Chr.) gedacht wird. Ihre Entstehung ist historisch nicht genau nachzuweisen; ihre Richtung aber prägte sich wahrscheinlich bald nach Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens in Palästina, also zur Zeit Esra's bestimmter aus. Sie läßt sich als streng abgeschlossener Judaismus im Unterschied vom Hebraismus charakterisiren und fand ihren Gegensatz im Sadducäismus (s. Sadducäer). Zur eigentlichen Sekte mit kirchlicher und politischer Bedeutung erwuchsen aber die P. wahrscheinlich nicht vor der makkabäischen Zeit. Durch den Schein der Frömmigkeit und gründliche Gesetzeskenntniß erwarben sie sich früh Ansehen und Einfluß im Volk, und letzterer tritt selbst in der Geschichte der israelitischen Königsdynastie merklich genug hervor. Den größten Theil der Synedristen ausmachend, waren sie über das ganze jüdische Land verbreitet und zählten zu Herodes' Zeiten 6000 Mitglieder. Bei politischen Konflikten übten sie oft eine demagogische Thätigkeit aus. Im Zeitalter Jesu theilten sie sich in mehre Schulen, unter denen die des Hillel und Schammai, jene den gemäßigten, diese den strengen Pharisäismus repräsentirend, die berühmtesten waren. Als Sekte hatten sie besonders das Eigenthümliche, daß sie außer den schriftlichen Urkunden des Alten Testaments noch mündliche Ueberlieferungen als religiös-gesetzliche Norm anerkannten; dieselben bestanden in Ausdeutungen des oft zu allgemein gefaßten mosaischen Gesetzes für die Praxis des Lebens und betrafen eben sowohl das bürgerliche Recht, als das religiöse Ceremoniel. Als Gesetzeserklärer standen P. zum Theil gelehrten Bildungsanstalten vor. Ganz in Uebereinstimmung mit ihrer Anhänglichkeit an den Buchstaben des Gesetzes und der väterlichen Ueberlieferungen, legten sie der Beobachtung der äußerlichen Religionspflichten (Fasten, Gebete, Waschungen, Zehntabgabe, Almosen ꝛc.), gegenüber der religiösen Gesinnung, den größten Werth bei. Gleichsam eine Art jüdischer Stoiker, nahmen sie vor dem Volke geflissentlich den Schein der Begeisterung für das Heilige an, während sie unbeobachtet sinnliche Genüsse nicht verschmähten und, einer laxen Moral huldigend, selbst dem Laster fröhnten. Daher macht ihnen Jesus mit Recht den Vorwurf der Heuchelei, sah sich aber auch von ihnen mit seiner Verkündigung einer Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit nicht nur zurückgewiesen, sondern selbst verfolgt. Bei alledem darf man sich unter den P.n nicht lauter sittlich verderbte Menschen denken, sondern es gab auch rechtschaffen und edel denkende Männer unter ihnen, die mit äußerer Religiosität innere Frömmigkeit verbanden. Dogmatisch unterschieden sie sich von den Sadducäern besonders dadurch, daß sie die freien Handlungen und Schicksale der Menschen als das gemeinsame Resultat menschlicher Freiheit u. göttlicher Einwirkung angesehen wissen wollten, so daß jedem Menschen zwar sein Schicksal von Gott unabänderlich bestimmt sey, er sich aber innerhalb der Grenzen dieses Schicksals mit Freiheit bewegen könne und also seine Tugend sein Verdienst sey. Auch hielten sie am Daseyn höherer Geister (guter und böser Engel) und an der Unsterblichkeit der Seele mit Vergeltung fest, und zwar lehrten sie, daß die Seelen der Frommen einst wieder mit Körpern vereinigt werden und auf der Erde im messianischen Reiche leben sollten. Der pharisäische Lehrbegriff hat im neueren Judenthume entschieden das Uebergewicht behauptet.

Pharmacie (v. Gr., Apothekerkunst), die Kunst, aus Arzneistoffen Arzneimittel zu bereiten und nach ärztlicher Vorschrift auszutheilen (zu dispensiren), umfaßt: die Pharmakognosie oder die Lehre von den Namen, Synonymen und Kennzeichen der Arzneimittel und deren Bezeichnung auf Recepten, als Beschreibung der aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich entnommenen Arzneimaterialien (Droguen) angewandte Naturgeschichte; die pharmaceutische Chemie oder die Lehre von den chemischen Operationen, welche in der Apotheke zur Anwendung kommen, um die nöthigen chemischen Präparate darzustellen (angewandte Chemie); die P. oder Pharmaceutik (pharmaceutische Mechanik)

im engsten Sinne oder die Lehre von den mechanischen Handgriffen und Fertigkeiten, welche bei der Darstellung der Arzneimischungen, Extrakte, Pulver, Pillen, Pflaster, Salben ꝛc. erforderlich sind. Derjenige, welcher die P. betreibt, wird **Pharmaceut** genannt. Das „Handbuch der P." von **Geiger** (5. Aufl., Bd. 1, von Liebig, Heidelberg 1837—42; Bd. 2, von Esenbeck, Dierbach und Marquart, 1837—41) enthält die beiden ersten Theile in großer Vollständigkeit, **Duflos'** „Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis" (2 Bde., Berl. 1838—39) nur den zweiten, **Soubeirans** „Handbuch der pharmaceutischen Praxis" (deutsch von Schödler, Heidelb. 1838—39) nur den dritten, auf den sich meist auch die ältern Lehrbücher beschränken.

Im Alterthum bereiteten meist die Aerzte die Arzneimittel. Doch beschäftigten sich schon um 300 v. Chr. manche derselben vorzugsweise mit Bereitung von Arzneien und legten so den Grund zur nachmaligen Trennung der Heilkunde und P. Eine Pharmakopöe soll zuerst Mantius, ein Schüler des Herophilus in Alexandria, um 200 v. Chr. geschrieben haben. Nach ihm erwarb sich Zeno von Laodicea hauptsächlich durch Bereitung vieler zusammengesetzten Arzneimittel Ruf. Das erste römische Werk über P. lieferte um 50 v. Chr. Heres aus Kappadocien. Musa, des Kaisers Augustus Leibarzt, verewigte seinen Namen durch eine Menge von ihm erfundener und nach ihm benannter zusammengesetzter Mittel. Menecrates, des Tiberius Leibarzt, erfand das Diachylonpflaster, und Philon aus Tarsus (um 23 n. Chr.) einen schmerzstillenden Spiritus, der nach ihm den Namen Philonium führte. Dioscorides (1. Jahrhundert n. Chr.) machte zuerst auf die Verfälschung der Arzneimittel aufmerksam und lehrte mehre metallische Mittel darstellen, wie Galmei, Zinkblumen ꝛc. Scribonius Longus schrieb über zusammengesetzte Mittel ein noch vorhandenes Werk. Nero's Leibarzt Andromachus ist Erfinder des Theriak. Verdienst um die pharmaceutische Wissenschaft erwarb sich auch der ältere Plinius. Zu Anfang des 2. Jahrhunderts war Asclepiades Pharmacion einer der berühmtesten Pharmaceuten. Zu Galens Zeit (160—200) beschäftigten sich in Rom schon viele Aerzte und Quacksalber mit Bereitung von kosmetischen oder Schönheitsmitteln. Während aber im Abendlande die P. mit in den Verfall aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen hineingezogen ward, fand dieselbe im Morgenlande, namentlich in Alexandria, bei den Arabern eifrige Pflege und Förderung. Die arabischen Namen vieler Arzneimittel erinnern noch an diese Verdienste, welche zur Gründung eigentlicher Apotheken führten. In Bagdad stiftete 754 der Khalif Almansor die erste Apotheke. Auch rühren von den Arabern wahrscheinlich die ersten obrigkeitlich sanktionirten Vorschriften zur Bereitung von Arzneimitteln (**Dispensatorien**) her. Eine solche soll zuerst Sabor-Sahel um die Mitte des 9. Jahrhunderts geliefert haben. Im Abendlande erhielt das Apothekerwesen erst gesetzliche Ordnung seit der Wiederaufnahme der medicinischen Wissenschaften, besonders durch die Schule von Salerno (seit 1238). Apotheker und Spezereihändler wurden 1224 einer bestimmten Taxe unterworfen, auch Aufseher über die Apotheken, die aber nur in gewissen Städten eingerichtet werden durften, bestellt, in deren Gegenwart nur wichtigere Mittel bereitet werden durften. Das wichtigste pharmaceutische Werk des Mittelalters ist das bereits im 12. Jahrhundert gebrauchte „Antidotarium" von Nikolaus Präpositus aus Salerno. London erhielt 1345 die erste Apotheke. In Frankreich wurden diese Anstalten erst im 15. Jahrhundert unter die Aufsicht der Staatsärzte und der Fakultäten gestellt; zweckmäßigere Einrichtung und Taxen erhielten sie unter Karl VIII. 1484. Die ersten Apotheker Deutschlands, welche 1404 in Nürnberg und 1409 in Leipzig erwähnt werden, waren eigentlich bloße Arzneihändler in sofern sie die Arzneien nicht selbst zubereiteten, sondern aus Italien bezogen. Auch beschäftigten sich noch fortwährend die Aerzte mit Bereitung von solchen. Erst der durch Paracelsus in der Heilkunde veranlaßte Umschwung hatte auch wichtige Verbesserungen der P. zur Folge. Besonders nahm man jetzt zahlreiche chemische Präparate in den Arzneivorrath auf; auch datirt von daher der häufigere Gebrauch von Arzneistoffen aus dem Mineralreiche, z. B. des Quecksilbers und des Spießglanzes. Immer aber mangelte es noch an gründlicher Einsicht in das Wesen der verschiedenen pharmaceutischen Stoffe und Manipulationen, welche erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Folge des Aufschwungs, den die gesammte Naturwissenschaft und namentlich die Chemie zu nehmen begann, sich erfolgreich Bahn brach. Ihre gegenwärtige hohe Ausbildung verdankt die P. besonders Deutschen und Franzosen.

Pharmacusa, kleine Insel im Archipel, 120 Stadien von Miletus, wo Cäsar den Seeräubern in die Hände fiel.

Pharmakodynamik (v. Gr.), die Lehre von den Wirkungen der Arzneimittel auf den Organismus.

Pharmakognosie (v. Gr.), s. **Pharmacie**.

Pharmakolith, Mineral, das nach Glocker unter die Halochalcite gehört, wird auch Arsenicit, Arsenikblüthe, arseniksaurer Kalk genannt, erscheint meist in klinorhombischen Säulen von 117° 24' mit starker Abstumpfung der scharfen Seitenkanten, meist nadelförmigen, kugel-, büschel- und sternförmig gruppirten Krystallen, auch als Ueberzug, oder in kugeligen, traubigen Gestalten, spaltbar parallel den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkanten, mit erdigem Bruch, von 1—3 Härte, 2,6 — 2,7 specifischem Gewicht. Es ist wasserhell, weiß, glasglänzend, in faserigen Abänderungen seidenglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, in Salpetersäure ohne Brausen löslich, im Kolben Wasser ausgebend, mit Kohlenpulver gemengt und in der Glasröhre erhitzt Schichten von metallischem Ansehen absetzend, vor dem Löthrohre schwer zu weißem Email schmelzbar. Es besteht nach Klaproth aus 50,54 Arsensäure, 25,00 Kalkerde, 24,46 Wasser und bildet sich auf kobalt- und arsenhaltigen Kiesgängen, die zugleich Kalkspath führen, zugleich mit Kobaltblüthe, ist aber jünger als diese und entsteht jetzt noch. Es findet sich bei Schneeberg, Joachimsthal, Glücksbrunn, Saalfeld, Riechelsdorf, Wittichen.

Pharmakologie (Arzneimittellehre), die Lehre von den Arzneimitteln überhaupt, sowohl bezüglich ihrer Merkmale, als auch ihrer Wirkungen. Vgl. Pharmacie.

Pharmakon (griech.), etwas Eingerührtes; Gift; Zauber- und Liebestrank; Farbenpigment, Malerfarbe, Schminke; Arzneimittel.

Pharmakopöe, s. Apothekerbuch.

Pharmakosiderit (hexaëdrischer Lirokonmalachit), Mineral, gehört nach Glocker unter die Halochalcite, erscheint in Würfeln, Tetraëdern, Trapezoiddodekaëdern, Granatoëdern und einigen Kombinationen, ist spaltbar nach den Würfelflächen, von unebenem Bruch, von 2,5 Härte, 2,9—3,0 spec. Gewicht, pistacien- bis schwärzlichgrün, mit gelblichgrünem oder strohgelbem Strich, Glasglanz und durchscheinend bis undurchsichtig. Vor dem Löthrohre auf Kohle schmilzt es unter Arsenikgeruch zu einem schwarzen Korn, löst sich in Salpetersäure und besteht nach Berzelius aus 38,00 Arseniksäure, 0,70 Phosphorsäure, 40,56 Eisenoxyd und Eisenoxydul, 0,60 Kupferoxyd, 19,59 Wasser. Es findet sich in Cornwall, bei Horhausen bei Siegen, bei Schwarzenberg, Ehrenfriedersdorf, Pöhle, Schneeberg, Orange im Staate Newyork.

Pharnabazus, vornehmer Perser, mit dem königlichen Hause blutsverwandt und später Gemahl der Apama, der Tochter des Artaxerxes Mnemon, leistete, schon unter Darius Nothus in hohem Ansehen stehend, im peloponnesischen Kriege den Spartanern gegen die Athener Beistand, besonders durch Geldspenden. Anfangs dem Alcibiades günstig gesinnt, ließ er denselben späterhin auf Anstiften der Spartaner meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen. In dem Kriege zwischen Artaxerxes und Cyrus hielt er sich zu der Partei des ersteren, und in dem Kriege des persischen Königs mit Sparta focht er anfangs mit dem Tissaphernes gemeinsam gegen letzteres, wurde aber von dem spartanischen Heerführer Dercyllidas in seiner Satrapie Phrygien und Bithynien so hart bedrängt, daß er einen Vergleich abschließen mußte. Nachdem er sich darauf an den persischen Hof begeben, bat er um eine Flotte und schlug zum Befehlshaber derselben den Athener Conon, der damals auf Cypern im Exil lebte, vor. Unter dessen Anführung nahm er Theil an dem Siege über die lacedämonische Flotte bei Cnidus, half bei der Wiedereroberung der Städte und Inseln an der Küste Kleinasiens, welche die Lacedämonier besetzt hatten, machte mit Conon selbst einen Einfall ins lacedämonische Gebiet und händigte jenem beträchtliche Summen behufs des Wiederaufbaues der Mauern von Athen ein. In der Folge ward er zum Oberfeldherrn der gegen Aegypten bestimmten Armee ernannt, welche aus 200,000 persischen und 20,000 griechischen Miethstruppen bestand, welche letztere von dem Athener Iphicrates angeführt wurden. Die ganze Expedition mißglückte indeß, weil P. den klugen Rathschlägen des Iphicrates nicht folgen mochte, sondern ihn durch harte und ungerechte Behandlung zum Rücktritt vom Oberbefehl veranlaßte. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

Pharnaces, 1) Stammvater der kappadocischen Könige, Gemahl der Atossa, der Schwester des Cambyses.

2) P. I., Sohn und Nachfolger des pontischen Königs Mithridates IV., Großvater des berühmten Mithridates VI., des furchtbaren Feindes der Römer, eroberte 183 die Stadt Sinope und erhob sie zu seiner Residenz, reizte aber dadurch die Rhodier, Bundesgenossen der Sinopenser, gegen sich auf, so daß sie bei den Römern über ihn Klage führten. Er ließ sich indeß durch die Drohungen der letztern so wenig schrecken, daß er sogar in das Gebiet des pergamenischen Königs Eumenes, des eifrigen Freundes und Bundesgenossen der Römer, einen Einfall machte. P. fand aber hier so tapfern Widerstand, daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Die Römer suchten hierauf den Frieden zu vermitteln; aber des P. Halsstarrigkeit, die sich auf die Hülfe des syrischen Königs Seleucus stützte, vereitelte das Friedenswerk. P. ward nun von der vereinigten Macht der Könige von Pontus und Kappadocien, zu der noch römische Hülfstruppen stießen, angegriffen, sah sich aber von Seleucus, der von den Römern im Schach gehalten wurde, im Stich gelassen und sich gezwungen, selbst um Frieden zu bitten, der ihm unter harten Bedingungen bewilligt wurde (179). Er † 156 v. Chr.

3) P. II., Sohn des pontischen Königs Mithridates VI., Urenkel des Vorigen, ließ sich in ehrgeizigem Streben zum Verrath an seinem Vater verleiten, indem er das Heer auf seine Seite zu bringen wußte, so daß es ihn zum Könige ausrief. P. unterwarf sich darauf den Römern und erklärte sich sogar bereit, ihnen das Königreich Pontus abzutreten, wenn sie ihm mißtrauten. Wirklich behielten die Römer Pontus für sich und entschädigten dessen König mit dem bosporanischen Reich. Während des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar, der Roms Macht nach außen schwächte, überfiel er zuerst die Phanagorenser im Bosporus, welche Pompejus für frei erklärt hatte, und eroberte ihre Hauptstadt Phanagoria; dann bemächtigte er sich allmählig fast aller seiner väterlichen Besitzungen wieder, namentlich Pontus', Colchis', Bithyniens, Armeniens u. Moschis'; auch die Hauptstadt Sinope mußte sich wieder unter seine Gewalt beugen. Obwohl eine Schlacht bei Nicopolis in Armenien nicht zu Gunsten der Römer entschied, schüchterte doch Cäsars Herankunft den P. dermaßen ein, daß er um Frieden bat und alle seine Eroberungen, selbst Pontus, zurückzugeben versprach. Später suchte er unter allerlei Vorwänden die Vollziehung der von ihm zugestandenen Friedensbedingungen hinauszuschieben. Daher ließ Cäsar unvermuthet des P. Lager bei Zela (2. Aug. 47 v. Chr.) angreifen. Sein Sieg war ein vollständiger und wurde so schnell erfochten, daß er die Kunde davon seinem Freunde Anicius mit den Worten: Veni, vidi, vici! mittheilte. P. entfloh nach Sinope, sein ganzes Lager ward eine Beute des Siegers, der nun alle Länder, die P. außer dem Königreiche Bosporus besaß, besetzen ließ. Nach Cäsars Abgang nach Italien setzte Domitius den Krieg fort, und Sinope ergab sich ihm unter der Bedingung, daß es dem P. verstattet seyn solle, sich nach Bosporus zu begeben. Aber hier hatte sich während

seiner Abwesenheit sein Statthalter Asander empört und den Thron usurpirt. P. lieferte ihm ein unglückliches Treffen, in welchem er selbst fiel, nachdem er 15 Jahre regiert hatte.

Pharnaceum (Pharnacie), Pflanzengattung aus der Familie der Portulakaceen, kleine einjährige Kräuter, meist in Ostindien u. auf dem Kap, von denen mehre Arzneikräfte besitzen. P. malabaricum *Kostel.* wird in Malabar gegen Brechruhr und der Saft als gelind schweißtreibendes Mittel bei Blattern gebraucht. P. Mollugo *L.*, Mollugo Spergula *L.*, ist ein häufiges und lästiges Unkraut in den Gärten Ostindiens, welches bitterlich schmeckt und bei Leibschmerzen als ein die Verdauung beförderndes und auflösendes Mittel angewendet wird. P. spathulatum *Sw.*, in Westindien und Südamerika, wird als ein zertheilendes und linderndes Mittel bei Augenentzündungen, bei zu starkem Hämorrhoidalfluß, sowie gegen Schwindsucht und Auszehrung und äußerlich zu zertheilenden Breiumschlägen gebraucht.

Pharnacia, feste Stadt im Königreich Pontus an der Küste von Trapezus, westlich von Zephyrium, war schon zur Zeit Mithridates' VI. ein wichtiger Platz.

Pharsalus (jetzt Fersale), eine der namhaftesten Städte in Thessalien, am Enipeus an der Grenze der Landschaft Phthiotis gelegen, mit hoher und fester Akropolis. P. war mehr als einmal Schauplatz und Zeuge wichtiger Schlachten. Im Kriege der Römer mit dem macedonischen Könige Philipp wurde bei P. jene entscheidende Schlacht geliefert, durch welche Philipps Macht gebrochen wurde. Noch größere Celebrität erlangte aber die Stadt durch den hier ausgefochtenen Entscheidungskampf zwischen Cäsar u. Pompejus (9. Aug. 48 v. Chr.).

Pharsaman (Pharasmanes), Name mehrer Könige von Georgien (s. d.).

Pharus, 1) Insel an der ägyptischen Küste, nach der homerischen Geographie mitten im Meere liegend und eine Tagesfahrt von der Küste entfernt, späterhin aber dem durch Anschwemmung weiter ins Meer gerückten Ufer so nahe, daß sie durch einen im Meere künstlich aufgeführten Damm mit der Stadt Alexandria verbunden werden konnte, ein Werk, welches unter den Ptolemäern zu Stande gebracht wurde. Ueber den Damm hinweg, der zwei Brücken hatte, welche zurückgeschlagen werden konnten, war eine Wasserleitung nach der Insel geführt. Durch Cäsars alexandrinischen Krieg war aber diese in dem Grade entvölkert worden, daß zu Strabo's Zeit nur noch einige Schiffer dort wohnten. Berühmt im Alterthume war der auf dem östlichen Vorgebirge unter Ptolemäus II. von dem Cnidier Sostratus erbaute Leuchtthurm, von dem der Name P. später mit Leuchtthurm überhaupt gleichbedeutend wurde. Derselbe war aus weißem Marmor aufgeführt und bestand aus 8 gewölbten Stockwerken, die mit Gallerien umgeben waren und von Marmorsäulen getragen wurden. Die Fugen der Steine waren mit Blei ausgegossen, und die Höhe des ganzen Gebäudes soll 300 ägyptische Cubitus (= 531 rheinische Fuß) betragen haben. Auf der abgeplatteten Höhe des Thurmes wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, dessen Schein man 300 Stadien weit sehen konnte. Die blendende Weiße des Marmors machte den Thurm, besonders wenn er von den Strahlen der Sonne beleuchtet wurde, auch am Tage weithin sichtbar. Die Kosten des Baues sollen nach Plinius 800 Talente betragen haben. Derselbe wurde aber auch mit zu den 7 Wunderwerken der Welt gerechnet. Dieser Leuchtthurm war noch im 12. Jahrhundert vorhanden u. leistete damals den Schiffern noch gute Dienste. Jetzt ist er verfallen. — 2) Insel, zu Dalmatien gehörig, mit gleichnamiger Stadt, jetzt Lesina (s. d.).

Pharyngitis (gr.), Entzündung des Schlundkopfs (s. d.).

Pharynx (griech.), der Schlundkopf (s. d.).

Phaselis, Grenzstadt zwischen Pamphylien und Lycien, bald zu diesem, bald zu jenem Lande gerechnet, wichtige Seestadt auf einer weit ins Meer hinaus ragenden Landspitze, mit trefflichem Hafen, zu Pompejus' Zeit Herberge der Seeräuber, von Doriern gegründet, ward im Kriege Roms gegen die Seeräuber durch den Konsul Publius Servilius Isauricus um 76 v. Chr. zerstört, später zwar wieder aufgebaut, aber ohne die frühere Blüthe wieder zu erlangen.

Phaselus (griech.), kleines, leichtes, schnell segelndes Fahrzeug, Gondel, entweder von der Stadt Phaselis, oder von seiner einer Schwertbohne ähnlichen Gestalt so genannt, diente besonders in Aegypten zur Erhaltung der Kommunikation in den Städten während der Ueberschwemmung.

Phasen (v. Griech., Lichtgestalten), die verschiedenen regelmäßig abwechselnden Erscheinungen des Mondes und einiger Planeten, welche von ihrer Stellung gegen die Sonne herrühren. Je nachdem man nämlich die der Sonne zugewendeten, von ihr erleuchteten Himmelskörper ganz, theilweise, oder gar nicht sehen kann, erscheinen dieselben rund oder voll erleuchtet, halbkreisförmig, sichelförmig, oder sind ganz dunkel. Am bekanntesten sind die Mondphasen (s. Mond). Nächst ihnen sind die deutlichsten, schon durch mittelmäßige Fernröhre bemerkbaren die der Venus und des Merkur. Merkwürdigerweise zeigen diese dann den hellsten Glanz, wenn sie nur sichelförmig erscheinen. Mars dagegen erscheint nie sichelförmig und weicht überhaupt nie sehr von der Kreisgestalt ab, da der uns sichtbare erleuchtete Theil der Scheibe nie weniger als $^7/_8$ der ganzen Scheibe beträgt. Bildlich versteht man unter P. überhaupt mehr oder weniger regelmäßig vor sich gehende Entwickelungsstufen.

Phaseole, s. Bohne.

Phasis, reißender und schiffbarer Fluß des colchischen Reichs, soll früher Arcturus geheißen haben, erlangte durch den Argonautenzug eine besondere Berühmtheit, indem Jason hier landete u. von hier aus mit Medea's Hülfe das goldene Vließ erbeutete. Jetzt Rioni. Die gleichnamige Stadt an der Mündung des P., von Milesiern gegen das Ende des 5. Jahrh. v. Chr. gegründet, war durch ihre treffliche Lage ein Haupthandelsplatz der Colchier, gerieth nach Mithridates' VI. Zeiten in Verfall, ward unter Trajan wieder hergestellt und dem Kaiser zu Ehren Sebastopolis

genannt; jetzt Faso, nach Andern Polissonia (Putili, Poli).

Phazemon, Hauptstadt der Landschaft Phazemonitis im Reiche Pontus, westlich von Amassa liegend, erhielt durch Pompejus den Namen Neapolis. Die Landschaft war gegen Norden vom Gebiet der Amisener, gegen Westen vom Halys, gegen Osten von Phanaroia, gegen Süden vom Gebiete der Stadt Amasia umgeben. Jetzt Marsifun.

Phelloplastik (Korkbildnerei), die von dem Architekten Agostino Rosa in Rom um 1780 bis 1790 erfundene Kunst, römische und griechische Baudenkmale aus geschnittenem Kork in verjüngtem Maßstabe darzustellen. In Deutschland brachte der Baurath Mey in Aschaffenburg seit 1795 diese Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit, indem er sie auf Nachbildung gothischer Bauwerke anwendete. Die Bearbeitung des Korks ist mühsam und zeitraubend. Die käuflichen Korktafeln müssen nach Farbe u. Porosität sorgfältig sortirt werden; dann ebnet man sie durch Pressen zwischen Holztafeln, hobelt sie ab und gibt ihnen dadurch zugleich die Abstufungen der Dicke, welche für verschiedene Zwecke nöthig sind. Die Zertheilung und fernere Ausarbeitung wird mittelst Laubsägen, Lochsägen, scharfer Messer, Grabstichel, Raspeln, Hobel, Preßformen von hartem Holz, Messing oder Eisen ꝛc. vollführt. Die Nachbildungen in Kork übertreffen bei weitem die gewöhnlichen in Holz, Pappe und Papiermaché, indem die natürliche Beschaffenheit des Korks schon das Ansehen der vom Zahne der Zeit angegriffenen Mauerwerke nachahmt; freilich erfordern diese Kunstwerke in der Anlage und der Ausführung nicht nur Genauigkeit, sondern auch Geschmack und vollkommene Kenntniß der Perspektive. Vgl. Felloplastik oder die Kunst, Modelle von antiken Gebäuden in Kork darzustellen, Gotha 1804.

Phénakit, nach Glocker ein beryllartiger Sklerolith, hat zur Grundform ein Rhomboëder von 116° 40′, ist spaltbar parallel den primitiven Rhomboëderflächen, von muscheligem, unebenem Bruch, 7,5—8,0 Härte, 2,95—3,0 Gewicht, spröde, wasserhell, weiß, ins Weingelbe und Röthliche, glasglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar, besteht, nach Hartwall, aus 55,14 Kieselerde, 44,47 Glycinerde, 0,39 Thon- und Talkerde. Er kommt mit Smaragd im Glimmerschiefer des Gouvernements Perm, mit Quarz im Brauneisenstein bei Framont in den Vogesen vor.

Phensäure, s. v. a. Phenylhydrat.

Phenylhydrat (Phensäure, Phenol), chemischer Körper, welcher durch Einwirkung von Kalilauge auf Steinkohlenöl an Kali gebunden erhalten wird. Das krystallisirte P. schmilzt bei 34—35° und siedet bei 187—188°; die flüssige Substanz ist farblos, ölartig, stark lichtbrechend, im Geruch dem Bibergeil oder Kreosot äußerst ähnlich, schmeckt auch wie letzteres brennend ätzend, hat ein specifisches Gewicht von 1,065, reagirt neutral, brennt mit rußender Flamme, löst sich etwas in Wasser, in jedem Verhältniß in Alkohol und Aether, löst Schwefel und Jod unverändert auf, wird durch Salpetersäure in Pikrinsalpetersäure verwandelt und mischt sich mit Schwefelsäure in jedem Verhältniß, ohne sich zu färben. Frische Pflanzen sterben schnell, wenn man sie in eine gesättigte wässerige Auflösung von P. bringt. Blut damit gemischt gerinnt augenblicklich; Fische u. Blutegel sterben in wenigen Minuten darin und ohne konvulsivische Bewegungen. Durch Kalkmilch enthaarte Thierhaut wird auf der Haarseite, in solcher Lösung liegend, weiß, nach dem Trocknen hornartig und durchscheinend; in Wasser wird sie wieder weich und schlüpfrig, wie eine frische Haut, fault aber nicht mehr. Ein mit Kalk zubereitetes Hammelfell verhält sich auf eine andere Weise: es erhält dadurch eine lederartige Beschaffenheit und verliert die Fähigkeit, in Wasser weich und schlüpfrig zu werden. Rohes Rindfleisch nimmt darin eine braune Farbe an, trocknet zu einer harten Masse ein, wird auch durch Kochen nicht wieder weich. Faulendes Fleisch u. Fische verlieren in dieser Phenylhydratauflösung augenblicklich ihren Geruch, ebenso andere stinkende organische Stoffe; Harn damit gemischt fault nicht. In allen diesen Fällen geht das P. eine Verbindung mit den Thierstoffen ein. Mit Basen erfolgen leicht Verbindungen, die sich größtentheils leicht lösen und krystallisiren (phensaure Salze).

Pherä, alte bedeutende Stadt Thessaliens in der Landschaft Pelasgiotis, unweit des Pelion, soll von einem König Pheres, Sohn des Cretheus, etwa 100 Jahre vor dem trojanischen Krieg gegründet worden seyn. Sein Sohn u. Nachfolger war der bekannte Admetus, dessen Sohn Eumelus der gemeinschaftliche Anführer der Pheräer und Jolker vor Troja war. Später war P. Sitz einer selbstständigen Tyrannenherrschaft, die längere Zeit auf Griechenland Einfluß hatte. Unter diesen Tyrannen sind namentlich Jason (um 380 v. Chr.), der zum Oberhaupte von ganz Thessalien gewählt wurde, und Alexander (357 v. Chr. ermordet), durch unerhörte Greuelthaten berüchtigt, zu erwähnen. In den Kriegen der Römer mit Philipp von Macedonien und Antiochus von Syrien war P. mehrmals der Schauplatz kriegerischer Begebenheiten. Antiochus belagerte und eroberte P., mußte die Stadt aber bald darauf dem römischen Konsul Manius Acilius überlassen. Seit dieser Zeit hielten es die Pheräer mit den Römern, weshalb ihr Gebiet von dem Könige Perseus verheert wurde. Die Stadt hatte eine Akropolis und innerhalb ihrer Ringmauern die vielgenannte Quelle Hyperia, welche man noch heutzutage am südlichen Fuße der nahen Gebirgshöhe bemerken soll. Der Anker- und Stapelplatz von P. war Pagasä, 90 Stadien entfernt. Gegenwärtig finden sich keine Spuren mehr von der Stadt vor, nach denen man deren Lage genauer bestimmen könnte.

Pherecrates, Dichter der älteren attischen Komödie, ein Athener von Geburt und der Zeit nach zwischen Cratinus und Aristophanes stehend, also in den späteren Zeiten der Verwaltung des Pericles blühend, ist in der inneren Kunstgeschichte der attischen Komödie besonders in sofern wichtig, als er das durch Crates aufgekommene Streben nach größerer dramatischer Einheit weiter verfolgte und demgemäß schon derartige Sujets bearbeitete, wie wir sie aus Aristophanes

kennen. Die Zahl seiner Stücke soll 18 gewesen seyn, von denen aber nur wenige dürftige Fragmente (gesammelt von Meineke in den „Fragmenta comicorum graecorum, Bd. 1 und 2, Berlin 1839) erhalten sind. Nach ihm ist ein besonderes Metrum benannt, welches aus einer Base und einem hyperkatalektischen Choriamben besteht:

$$\overset{\smile}{-\,-}\;\Big|\;-\smile\smile-\underset{-}{\smile}$$

aber wohl nicht dem P. als Erfinder zuzuschreiben ist.

Pherecydes, 1) P. von Syrus, berühmter griechischer Philosoph aus der Epoche des Thales u. Anaximander, Zeitgenosse der sieben Weisen, erscheint, wie Pythagoras, sein Schüler, von dem Nimbus besonderer Heiligkeit und wunderbarer Kraft und Weisheit umschleiert. Diogenes Laert. läßt ihn den Pittacus hören; Suidas aber macht ihn zu einem Autodidakten, Josephus gar zu einem Schüler der Aegypter und Chaldäer. Von seinem Tode sind verschiedene Nachrichten vorhanden, von denen eine, die sich in den philosophischen und medicinischen Schulen fortpflanzte, ihn an der Läusesucht sterben läßt; nach einer anderen soll er sich bei Delphi von einem Felsen herabgestürzt oder auf sonst eine Weise sein Leben freiwillig geendet haben. Er soll zuerst in ungebundener Rede geschrieben u. die Unsterblichkeit der Seele gelehrt haben. Ein ihm beigelegtes Werk mit dem räthselhaften Titel „Heptamychos" handelte in jonischem Dialekte von der Entstehung der Götter und von den verschiedenen auf einander folgenden Regierungen des Ophioneus, Kronos u. Zeus. Fragmente davon sind gesammelt von Sturz (Gera 1798, 2. Aufl., Leipzig 1824) erschienen.

2) P. von Athen, griechischer Mythograph, wahrscheinlich von der Insel Leros stammend, aber in Athen so eingebürgert, daß er meist Athener genannt wird, Zeitgenosse des Herodot und Hellanicus, wird unter den ersten Prosaisten genannt. Die Fragmente seiner mythologisch-genealogischen Schrift sind wiederholt gesammelt und bearbeitet, so von Sturz (a. a. O.), Matthiä („De P. fragm.", Altenburg 1814) und selbst von Müller in der pariser Ausgabe der „Historicorum Graecorum".

Pheresiter (Pherissäer), alter Volksstamm im Lande Kanaan, im mittleren und nördlichen Theile des Landes, wo später der Stamm Ephraim wohnte, in der Patriarchengeschichte neben den Kanaanitern erwähnt und noch zu Salomo's Zeit vorhanden.

Pherra, ostindisches Reisgewicht, = $70\frac{1}{2}$ Zollpfund.

Phidias, der erste Meister der plastischen Kunst des Alterthums, der Sohn des Charmides von Athen, um 490 v. Chr. geboren, war in der Schule des Argivers Ageladas gebildet. Von seinen Lebensumständen ist nicht viel bekannt. Pericles erkannte sein hohes Genie und übertrug ihm die Leitung seiner großartigen Bauunternehmungen. Die Werke, welche ihm zugeschrieben werden, sind fast zu zahlreich für ein Menschenleben, und wir müssen daher annehmen, daß viele nur nach seinen Ideen von andern Künstlern ausgeführt wurden. Doch trägt Alles, was aus dieser Schule, als deren Haupt P. zu betrachten ist, hervorging, das Gepräge eines großartigen Geistes, welcher die bildende Kunst von den Fesseln alterthümlicher Steifheit befreite. Die bei weitem größte Mehrzahl von P.' Arbeiten bestand aus Götterbildern, in welchen die göttliche Hoheit und Majestät unmittelbar in die Erscheinung getreten, aber in einer Weise, daß sowohl die Charaktere der verschiedenen Götter aufs Bestimmteste unterschieden, als auch die der besonderen Gottheiten je nach dem Zweck und der Bestimmung des einzelnen Bildes mannichfach variirt waren. Den Triumph seiner Kunst über alles bis dahin Geleistete bezeichnet die kolossale Statue der Pallas Athene aus Gold und Elfenbein im Parthenon zu Athen (s. d.). Das abnehmbare goldene Gewand der Statue wog 44 Goldtalente (786,500 Thlr.), und doch betrug die Dicke wenig über eine Linie. An dieses 438 v. Chr. vollendete Bild schließen sich noch andere derselben Göttin an. Das kolossalste war das eherne von 50—60 Fuß Höhe, welches zwischen den Propyläen und dem Parthenon, über beide emporragend, stand (s. Athen). Als Vorkämpferin (Promachos) dargestellt, hob sie den Schild, der beinahe ein Menschenalter später von Mys nach Parrhasius' Zeichnung vollendet wurde. Noch Alarich sah 395 dieses Bild. Die unerreichte Würde seiner Pallas Athene verschaffte P. von Elis den Auftrag, das Götterbild des Zeus in Gold und Elfenbein auszuführen, das 436 vollendet im Tempel zu Olympia aufgestellt wurde. P. soll durch die berühmten Verse des Homer:

> „Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts,
> Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höh'n des Olympus"

zur Klarheit der Idee gelangt seyn. Der König der Götter war auf einem Thron sitzend, in dem Moment huldreicher Gewährung menschlicher Bitten dargestellt, etwa 110 Fuß hoch, auf einer Basis von 12 Fuß Höhe. In der einen Hand hielt er das Scepter, vielfarbig von verschiedenen Metallen, auf der andern eine Siegesgöttin, gleichfalls von Elfenbein und Gold. Das Haupt umwallten goldene Locken, von denen nach Lucian einige 6 Minen (etwa 300 Louisd'or) wogen. Sein goldenes Gewand war mit Blumen geschmückt und der Thron aus Cedernholz reich mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Steinen geziert. Tiefe Wissenschaft in der Anordnung der Maße der kolossalen Figur und der erhabenste Schwung in der Auffassung des Zeusideals machten diese Statue zu einem Wunder der Welt. Außer diesen Hauptwerken des P. werden noch zahlreiche andere genannt, worunter besonders ein aus 13 Erzstatuen der Schutzgötter Athens bestehendes Weihgeschenk, welches die Athener aus der marathonischen Siegesbeute zu Delphi aufstellten, hervorzuheben ist. Auch wird ihm die großartige Statue eines rossebändigenden Dioskuren, von welcher eine Nachbildung auf dem Monte Cavallo zu Rom zu sehen ist, zugeschrieben. Eine andere Gattung von P.' Werken sind die Skulpturen an athenischen Tempeln, von welchen wenigstens jene des Parthenon unter der unmittelbaren Auf-

sicht des P. gearbeitet und als von seinem Geiste erfüllt zu betrachten sind, sowie auch die Skulpturen des Theseustempels und der Nike Apteros im Style sich seiner Schule nähern (s. Athen). Um die unglaubliche Thätigkeit des Meisters zu übersehen, muß man das von Otfr. Müller und Sillig im „Catalogus artificum" gegebene Verzeichniß seiner Werke vergleichen. Die Nachrichten über die letzten Schicksale des P. sind schwankend. Daß er des Diebstahls angeklagt worden sey, erzählen Plutarch im Leben des Pericles und Diodor von Sicilien. P. sollte nämlich Gold veruntreut haben, welches er zur Ausführung der Statue der Athene erhalten hatte. Einige berichten nun, er sey nach der Verurtheilung glücklich zu den Eleern entkommen, von diesen aber getödtet worden, nachdem er die Statue des Jupiter vollendet; nach Andern rechtfertigte sich der Künstler durch genaue Darlegung des Gewichtes vollkommen, † aber 432 im Gefängniß, als Opfer einer dem Pericles feindlichen Partei. Nach Plutarch ward er, nachdem er sich von der Beschuldigung des Diebstahls gereinigt, der Verletzung der Religion angeklagt, weil er sein und des Pericles Bildniß auf dem Schilde der Athene angebracht hatte. Vgl. Otfr. Müller, Commentatio de Phidiae vita et operibus, Göttingen 1827.

Phiditien (v. Griech.), Name der gemeinschaftlichen Mahlzeiten bei den Spartanern (s. Sparta).

Philadelphen, Geheimbund, der um 1803 aus eifrigen Republikanern in der französischen Armee entstanden seyn und den Sturz des Kaiserthums bezweckt haben soll. Der Brigadegeneral Oudet, der als das Haupt des Bundes angesehen wurde, ward nach der Schlacht bei Wagram mit 35 mitverschworenen Offizieren in einen Hinterhalt gelockt und niedergeschossen. Eine Fortsetzung des Bundes soll 1812 die Verschwörung des Generals Mallet (s. d.) gewesen seyn.

Philadelphia, 1) Stadt in Lydien, an der Straße nach Sardes, früher wahrscheinlich Callabetus genannt, erhielt ihren neueren Namen durch den pergamenischen König Attalus Philadelphus, der ihr eine größere Ausdehnung gab und macedonische Ansiedler hierher versetzte. Noch im Mittelalter als wichtige Festung und Schlüssel von Lydien geltend, wurde sie von den Türken mehre Male erobert, aber von den Griechen stets wieder genommen, bis sie der siegreiche Bajazet für immer einnahm (1390). In der Offenbarung Johannis wird sie unter den sieben Gemeinden genannt, an welche das prophetische Buch gerichtet ist. Jetzt Alaschehr. — 2) Stadt in Palästina, an der südlichsten Spitze von Cölesyrien, zur Landschaft der Decapolis gehörig, früher Hauptstadt der Ammoniter und als solche Ammana (Rabba, Rabath Bene Ammon) genannt.

Philadelphia, die bedeutendste Stadt des nordamerikanischen Staats Pennsylvanien, nach Newyork die größte und rücksichtlich der Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Bauart die erste Stadt der Union, etwa 22 Meilen vom atlantischen Ocean, auf einer Landzunge zwischen den beiden schiffbaren Flüssen Delaware und Schuylkill, die sich einige englische Meilen unterhalb der Stadt vereinigen und in die Delawarebai ausmünden. P. besteht aus der eigentlichen Stadt (City), die in 4 Distrikte (Wards) getheilt ist, und den (gewöhnlich nicht zur Stadt, sondern zur Grafschaft gezählten) Vorstädten: Penns Township (mit Morrisville, Fairmount, Bushill und Francisville), Springgarden, Northern Liberties (die nördlichen Freiheiten), Kensington, Passyunk, Moyamensing und Southwark. Die Straßen P.'s schneiden einander meist unter rechten Winkeln. Die schönste ist die Dockstraße, erst 1784 angelegt und früher ein Sumpf. Alle Straßen sind gepflastert, mit Trottoirs versehen und öfters mit italienischen Pappeln bepflanzt. Keine Stadt der Union hat so viele öffentliche Plätze, als P.; die vorzüglichsten sind: Washingtonsquare (mit der Reiterstatue Washingtons), Clinton-, Northwest-, Southwestsquare rc. Die Häuser, die sich fortwährend stark vermehren, sind theils massiv, theils aus Ziegeln erbaut u. fast durchgehends 2—3 Stockwerk hoch; hölzerne Häuser dürfen im Innern der Stadt nicht mehr gebaut werden, doch sind noch viele aus der alten Zeit vorhanden. Unter den vielen schönen Gebäuden der Stadt zeichnen sich vorzüglich aus: die erste presbyterianische Kirche, 1794 neu erbaut, mit einem von 4 korinthischen Säulen getragenen großen Portikus; die deutsch-lutherische Kirche, Zion genannt, nach dem Brande von 1795 mit der größten Eleganz wieder aufgebaut, mit einer großen und prächtigen Orgel; die Christkirche, die erste Episkopalkirche, welche in P. gebaut wurde, mit prachtvollem Thurm; die zweite presbyterianische Kirche; die St. Augustinskirche, die größte Kirche P.'s; die Baptistenkirche, in der Mitte mit einem großen Wasserbecken zum Taufen; die afrikanische Kirche St. Thomas; die Kirche Neu-Jerusalem, 1810 erbaut, eine der größten Kirchen P.'s, mit gothischen Fenstern und einem moscheeartigen Dome mit einer Glaskuppel. Im Ganzen hat P. ungefähr 165 Kirchen und Bethäuser für die zahlreichen Religionsparteien, die hier vertreten sind (Katholiken, Episkopalen, Presbyterianer, schottische und reformirte Presbyterianer, Baptisten, Methodisten, Quäker, deutsche und schwedische Lutheraner, deutsche und holländische Reformirte, Universalisten, Swedenborgianer, Herrnhuter, Mennoniten, Unitarier, Bibelchristen), unter denen die Presbyterianer und Englisch-Bischöflichen, nach ihnen aber die Methodisten u. Katholiken die Mehrzahl ausmachen. Auch die Juden haben mehre Synagogen. Andere ausgezeichnete Gebäude sind: das alte Staatenhaus oder die Stadthalle mit den Stadtgerichten, das 200 Fuß in der Fronte mißt und bereits 1735 erbaut wurde (hier ward am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt); die 2 Rathhäuser der City und das Rathhaus der Grafschaft; die Markthallen in der Marketstreet; die Washington-Hall; die Universitätsgebäude; Peale's Museum mit dem vollständigen Skelet eines Mammuths, das in einem Moraste des Staates Newyork gefunden wurde; das Franklin-Institut; die 2 Schauspielhäuser; das Stadtgefängniß und das 1821 erbaute neue große Zuchthaus Penitentiary, welches ein Viereck bildet, an dem jede Seite 650 Fuß lang ist. Das Ganze be-

deckt einen Flächenraum von 10 Morgen und steht frei und luftig auf einer kleinen Anhöhe außerhalb der Stadt. Es ist aus Granitstein erbaut und hat die Form einer ungeheuren Ritterburg mit Thürmen, Zinnen und Plattformen; die Höhe der Ringmauer ist 40 und die der verschiedenen Thürme 50—80 Fuß. Der einzige Eingang in der Mitte des 200 Fuß langen Centralgebäudes wird durch ein ungeheures eisernes Fallgitter und doppelte, mit eisernen Spitzen bespickte Thorflügel von dicken Eichenbohlen verwahrt. Im zweiten Hofe ist die eigentliche Gefängnißanstalt, die nach dem Zellensystem eingerichtet ist. Zu den hervorragenderen Gebäuden gehören noch die Bank der Vereinigten Staaten mit einer Fronte von weißem Marmor und Portikus, und die Bank von Pennsylvanien, nach dem Modell des Parthenons zu Athen gebaut, ebenfalls mit marmornem Portikus. Wie Newyork der Hauptsitz des Handels, so ist P. der Sitz der Wissenschaften und Künste. Es hat eine Universität (1780 gestiftet), mit 4 Fakultäten (der Künste, der Naturwissenschaften, der Jurisprudenz und der Medicin), von denen die medicinische Abtheilung allein 4—500 Studenten zählt; eine Akademie der Naturwissenschaften (seit 1812); eine Akademie der schönen Künste (seit 1805); eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine amerikanische philosophische Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse; eine medicinische, chemische, mechanische und deutsche Gesellschaft; eine Gesellschaft zur Aufnahme des Landbaues, 1785 gestiftet, mit Sammlungen von Mineralien und Modellen; ein Athenäum, 1814 gestiftet, mit Sammlungen, einer reichen Bibliothek gemeinnütziger Werke und einem Journal-Lesezimmer; ein Seminar für Missionäre zur Bekehrung der Neger in Afrika; eine Taubstummenanstalt; eine Menge gut eingerichteter Schulen; 2 Kunstvereine, 4 Theater &c. Eine allgemeine philadelphische Bibliothek wurde hier 1781 von Franklin angelegt, und ihr 1790 errichtetes Gebäude, auf dessen Fronte die Statue Franklins von weißem Marmor steht, ist eins der geschmackvollsten der Stadt. Es enthält, außer der Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden, auch noch ein Museum und einen physikalischen Apparat. P. ist Hauptsitz der Quäker, welche hier, im Genusse besonderer Vorrechte, mehre wohlthätige Anstalten gegründet haben, z. B. ein Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beschäftigt, und mehre andere wohlthätige Anstalten, die musterhaft eingerichtet sind. Eine der großartigsten Stiftungen ist das von dem Bankier Stephan Girard mit einem Fonds von 2 Millionen Dollars ausgestattete Waisenhaus, für welches von ihm in der Stiftungsurkunde die Bestimmung getroffen worden ist, daß nie ein Geistlicher die Schwelle der Anstalt überschreiten darf. Eine ebenfalls sehr wohlthätige Anstalt ist das öffentliche Armen- und Krankenhaus, welches aus vielen Gebäuden besteht und zu dem ein anatomisches Museum, ein Klinikum und eine Bibliothek gehören. Sehr heilsam hat auf die Verbesserung des sittlichen Zustandes das 1826 gestiftete Zufluchtshaus (House of refuge) eingewirkt. Ferner hat P. ein Arbeitshaus mit einer Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt; ein Irrenhaus; eine Gesellschaft zur Beförderung der Abschaffung des Negerhandels, die 1787 von Franklin gestiftet wurde; eine Gesellschaft zur Unterstützung fremder Einwanderer, eine deutsche Ansiedelungsgesellschaft; die Washington Benevolent Society, die in der Washington-Hall ihren Sitz und mehre tausend Mitglieder hat; eine Gesellschaft zur Erleichterung des Elends in öffentlichen Gefängnissen &c. Obgleich P. von Newyork, Neworleans und Boston in Betreff des Handels überflügelt worden ist, so übertrifft es doch diese Plätze rücksichtlich der Industrie, welche außer einer Menge Twist aus den vielen Baumwollspinnereien und großen Quantitäten Baumwollenwaaren (die 104 Baumwollspinnereien und Webereien beschäftigen allein 10,000 Menschen und lieferten schon 1830 für 3,220,000 Dollars Waaren) viel Zucker, Tabak, Leder, Wachstuch, Tuche, Seidenzeuche, Papier, Tapeten, Hüte, Seife, Glas, Porzellan, Bleiweiß, Kutschen, Gold- und Silberwaaren, Eisenguß, Nägel und andere Eisen- und Stahlwaaren, Spinn- und andere Maschinen liefern. Auch findet man hier viele Dampfmahl- und Schneidemühlen, starke Branntweinbrennerei und Bierbrauerei &c. Man berechnet, daß in den verschiedenen Hand-, Wasser- und Dampfkraftetablissements und den dazu gehörigen Niederlagen und Geschäftskontoren, außer den eigentlichen Betriebskapitalien, 100 Millionen Dollars angelegt sind. In den 3 Jahren von 1843—46 sind allein 18 neue Dampfwalzmühlen errichtet worden. Dabei beschäftigt der hiesige Buchhandel, der erste in ganz Amerika, mehr als 150 Pressen. Auch die Schiffswerften sind von großer Wichtigkeit. Die Richtung, sowie die Gegenstände des Handels von P., unter welchen, außer Baumwolle, Baumwollenwaaren und Tabak, feines Mehl einen Hauptartikel bildet, sind dieselben wie bei Newyork, Neworleans und Boston, und ebenso ist von hier aus auch der Handel nach Ostindien u. China bedeutend. Es laufen hier jährlich 5—600 Schiffe ein, und man schlägt den Werth der Ausfuhr zu 6—7 Millionen, den der Einfuhr aber zu 16—17 Millionen Dollars an. Der Hafen ist vortrefflich; der Delaware trägt selbst vor der Stadt noch Seeschiffe. Obgleich nicht am Meere gelegen, bietet P. doch vortreffliche Verbindungen nach der Meeresseite, nach den nördlichen Seen und Staaten, sowie nach den westlichen und südlichen Staaten dar durch den Delaware, durch Kanäle und Eisenbahnen. Packetboote unterhalten die Verbindung mit Liverpool, London, Baltimore, Charlestown, Neworleans, Havaña, Newyork &c. Zur Beförderung des Handels dienen auch 15 Wechselbanken, 11 Assekuranzkompagnien, ein Handelskollegium und andere Anstalten. Auch ist in P. seit 1791 die Münze für die ganze Union. Wenige Städte der Welt haben in verhältnißmäßig so kurzer Zeit in solchem Maße zugenommen, wie P. Nach Mease's „Picture of Philadelphia" zählte die Stadt 1683: 600, 1700: 5000, 1760: 20,000, 1776: 40 000, 1783: 42,000, 1806: 90,000, 1820: 119,300, 1830: 170,000, 1840: 258,000, 1850: 409,045 Einw., worunter 84,000 Deutsche, viele Franzosen und freie Farbige. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein merkwürdiges Wasserwerk (water-works), wo das Wasser aus dem

Schuylkill 102 Fuß über das Niveau dieses Flusses auf den daran gelegenen, 56 Fuß über dem höchsten Punkte der Stadt liegenden Hügel Fairmount gehoben wird, aus dessen Reservoirs sodann das Wasser durch Röhren in alle Straßen, Häuser u. Stockwerke geleitet werden kann. Die Reservoirs (4 an der Zahl) auf dem Fairmount nehmen ein Terrain von 30,000 □Fuß ein und fassen 20 Millionen Gallonen Wasser; die Kommunikationskanäle zwischen denselben sind mit Filtrirapparaten versehen, so daß das Flußwasser, wenn es zur Stadt gelangt, schon eine vierfache Reinigung bestanden hat und sehr klar u. wohlschmeckend ist. Der Fairmount ist gartenartig bepflanzt, mit schönen Alleen und Terrassen versehen u. ein Lieblingsspaziergang der Philadelphier. In der Nähe der Stadt sind viele Landhäuser, worunter Woodlands eins der elegantesten ist, mit einem vielbesuchten englischen Parke. P. wurde 1682 von William Penn (s. d.) gegründet. Am 5. September 1774 war hier der Nationalkongreß, wo sich die Staaten über Maßregeln gegen die Willkür Englands beriethen, und am 4. Juli 1776 wurde hier die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien feierlich erklärt. Am 27. September 1777 ward P. von den Engländern unter Howe eingenommen, die jedoch im folgenden Jahre wieder abziehen mußten. Bis 1800 war die Stadt der Sitz der Regierung des Staates Pennsylvanien, die jetzt in Harrisburgh residirt. Von 1790—1810 war P. Bundesstadt; 1810 wurde der Kongreß nach Washington verlegt. Vom 10.—13. Mai 1844 fand hier ein Aufruhr gegen die irischen Katholiken Statt, welche einen Native-Americanverein aus einander treiben wollten. Die meisten irischen Wohnungen, katholischen Kirchen &c. wurden dabei zerstört, viele Iren getödtet, die übrigen verjagt, bis die Nationalmiliz einschritt.

Philadelphia, Jakob, berühmter Taschenspieler, im Anfang des 18. Jahrhunderts von jüdischen Aeltern in Philadelphia geboren, trat später zum Christenthum über und nahm den Namen seiner Vaterstadt an. Frühzeitig faßte er Neigung zur Mathematik, Physik und der Kabbala, und dies brachte ihn in die Nähe des Herzogs Heinrich Friedrich von Cumberland, nach dessen Tode 1757 er als „Künstler der Mathematik", wie er sich selbst nannte, in England mathematisch-physikalische Vorstellungen gab. Bald lenkte er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich u. durchreiste nun England, Irland, Portugal, Spanien und nach und nach fast alle Länder Europa's od., wie er vorgab, alle 4 Welttheile. Im Jahre 1771 finden wir ihn in Petersburg, wo er die Kaiserin Katharina II. dadurch in Schrecken gesetzt haben soll, daß er sich in ihrem Zimmer aufhängen und dann seine Glieder stückweise herabfallen ließ und sich wieder zusammensetzte. Auf ihren Befehl ließ ihn der russische Fürst Orlow auf den Kongreß nach Fokſan in der Walachei kommen, von wo er sich nach Konstantinopel zu dem Sultan Mustapha III. begab. Am 18. und 24. August 1773 gab P. zwei Vorstellungen am kaiserlichen Hofe zu Wien; darauf ließ er sich zu Potsdam u. Berlin sehen. In letzterer Stadt soll er zum Aerger Friedrichs des Großen, der ihm nicht wohl wollte, zu 4 Thoren zugleich hinausgefahren seyn. Seinen 1777 Göttingen zugedachten Besuch vereitelte Lichtenberg. Im folgenden Jahre beschenkte ihn der Magistrat zu Schwäbisch-Hall mit einer Ehrenmedaille, und 1779 befand er sich in Straßburg, um von da in die Schweiz zu gehen. Zwischen 1794 u. 1795 besuchte er noch die Schule zu Pforta. Ort und Zeit seines Todes sind unbekannt. Nach der Volkssage befahl er seinem Diener, ihn in Stücken zu schneiden und zu hauen und diese dann in ein mit aromatischen Kräutern gefülltes Faß zu spunden, indem er dann nach 9 Monaten in das Leben zurückkehren werde. Unglücklicherweise habe der neugierige Diener das Faß zu früh geöffnet und nun ein zwar völlig ausgebildetes, aber nach einigen Athemzügen verscheidendes Kind gefunden. Nach einer andern Sage soll er von den Bewohnern irgend einer Stadt in siedendem Oele getödtet worden seyn, weil er sie bei der Rückkehr aus der Kirche durch seine Zauberkraft der Kleider beraubt habe, so daß sie nackt hätten nach Hause gehen müssen. Wie der Name Faust, so lebt der P.'s noch heute im Munde des Volks, u. noch im Anfang unseres Jahrhunderts rühmten sich fast alle Professoren der höheren Magie, sowie alle gewöhnlichen Taschenspieler, Schüler P.'s zu seyn. Wenn er sich nicht auf Reisen befand, lebte er zu Köthen, wohin er noch 1797 von Kehl aus eine Summe Geldes schickte. Für seine Vorstellungen ließ er sich ziemlich theuer bezahlen. Er hatte einen Sohn und eine Tochter; letztere lebte noch um 1840 als die hochbetagte Wittwe eines Tambours zu Halle an der Saale.

Philadelphus (s. v. a. der seine Geschwister Liebende), Beiname von Ptolemäus II., König von Aegypten; von Attalus II., König von Pergamum.

Philadelphus (Pfeifenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Philadelpheen, charakterisirt durch den Kelch mit verkehrt-eiförmiger, kreiselförmiger Röhre und 4—5theiligem Rande, 4—5 Kronenblättern u. 4—5 oft verwachsenen Griffeln, Ziersträucher, meist in Nordamerika einheimisch, von buschigem Wuchse, mit entgegengesetzten Aesten und Blättern und weißen gestielten, zum Theil wohlriechenden Blüthen. P. coronarius *L.*, gemeiner Pfeifenstrauch, wilder Jasmin, Flötenbaum, in Südeuropa einheimisch, kommt als Zierstrauch in Gärten allenthalben vor und hat weiße, wohlriechende, traubenständige Blüthen. Früher waren die stark, ziemlich jasminartig riechenden Blumen, Flores Philadelphi s. Jasmini albi s. Syringae albae, deutsche Jasminblumen, Vielrebenblumen, als ein sogenanntes nervenstärkendes Mittel im Gebrauch. Die jungen starken Sprößlinge liefern Pfeifenröhre, die grünen Zweige ohne die Blätter eine braunrothe Farbe. Ein ähnliches Ansehen hat P. floribundus *Schrad.*, reichblüthiger P., in Nordamerika, dessen Blumen jedoch größer, weißer und zahlreicher, weniger stark wohlriechend sind. Schöne Ziersträucher sind: P. grandiflorus *W.*, großblühender P., in Nordamerika, mit großen, schönen, schneeweißen, aber geruchlosen Blüthen, P. speciosus *Schrad.*, prächtiger P., mit eben solchen Blüthen. Die Vermehrung geschieht theils durch Wurzelsprößlinge und Ableger, theils durch

Stecklinge im Frühlinge u. August, zu denen man die jungen gereiften Seitentriebe nimmt.

Philä, Nilinsel mit gleichnamiger Stadt in Oberägypten, 100 Stadien von Syene entfernt und von Aethiopiern u. Aegyptiern gemeinschaftlich bewohnt, mit bedeutenden Tempelbauten, Hauptverehrungsort des Habichts, nach Einigen auch Begräbnißplatz des Isis und Osiris. Schon unter den Ptolemäern mit prächtigen Tempelbauten geziert, erreichte P. seinen höchsten Glanz unter der römischen Herrschaft, verfiel aber schon im 4. Jahrhundert n. Chr. Justinianus bekehrte die Einwohner mit Gewalt zum Christenthume und verwandelte die alten Tempel in christliche Kirchen. Im 7. Jahrhundert bemächtigten sich die Saracenen der Insel. Jetzt Dschesira-el-Birbe. Vergl. Parthey, De Philis insula ejusque monumentis, Berl. 1830.

Philäni, zwei Brüder in Karthago, welche durch edelmüthige Selbstaufopferung für ihr Vaterland die Grenzen desselben gegen Cyrene hin beträchtlich erweiterten. Zwischen dem karthagischen und cyrenäischen Gebiete lag nämlich eine Sandwüste ohne Fluß und Berg, so daß keine Grenze sichtbar war. Die Grenzstreitigkeiten beider Völker führten endlich zu einem heftigen und langwierigen Kriege, welcher, für beide Theile Siege und Niederlagen mit sich führend, beide so erschöpfte, daß sie, aus Furcht, einem Dritten als Beute anheimzufallen, sich dahin vertrugen, daß an einem bestimmten Tage von beiden Seiten Gesandte ausgehen sollten und da, wo diese auf einander stoßen würden, fortan die Grenzmarke beider Staaten seyn sollte. Karthago sandte zwei Brüder aus, Namens P., welche ihren Marsch so sehr beschleunigten, daß die cyrenäischen Gesandten erst einen kleinen Theil ihres Wegs zurückgelegt hatten, als ihnen jene begegneten. Als nun die Cyrenaiker sahen, daß ihr Vaterland solcher Gestalt sehr zu kurz kommen werde, so beschuldigten sie die karthagischen Brüder, sie seyen zu früh vom Hause ausgegangen, und ließen den Brüdern nur die Wahl, entweder da, wo sie die Grenze zwischen beiden Staaten festgesetzt wissen wollten, sich lebendig begraben zu lassen, oder mit ihnen unter der nämlichen Bedingung auf Seiten der Cyrenaiker umzukehren und bis zu einem den letztern beliebigen Grenzpunkte fortzugehen. Die P. wählten das Erstere u. brachten ihr Leben dem Staate zum Opfer dar. Die Karthager aber errichteten an der Stelle, wo sie lebendig begraben wurden, dem edlen Brüderpaare Altäre und erwiesen ihm noch andere Ehrenbezeugungen. Der Platz hieß fortan Philaenorum arae und bildete wirklich die Grenzscheide zwischen Cyrenaica und Karthago. Die Zeit jener Begebenheit ist nicht bekannt und läßt sich schon deshalb nicht ermitteln, weil die ganze Erzählung ein offenbar sagenhaftes Gepräge an sich trägt.

Philalethen (Wahrheitsfreunde), die Mitglieder des 12. Grades der 1773 von dem großen Orient in Frankreich konstituirten Freimaurerloge des amis réunis, mit mystisch moralischer u. wissenschaftlicher Richtung, deren Statuten 1782 von 20 franz. u. anderen Logen angenommen worden waren; dann (Religiöse Wahrheitsfreunde) die ungenannten Verfasser des „Entwurfs einer Bittschrift an deutsche Fürsten" (Kiel 1830), worin die Idee zur Bildung einer neuen Religionsgesellschaft aufgestellt wurde, deren Eigenthümlichkeit darin bestehen sollte, an keine, weder positive, noch nationale Dogmen gebunden, sondern nur durch das allgemeine Element der Religiosität zu gemeinsamen Symbolen und Gebräuchen vereinigt zu seyn. Weiter wurde die Idee ausgeführt in der Schrift „Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder P." (Kiel 1830), durch die Julirevolution aber verdrängt. Die P. können gewissermaßen als Vorläufer der protestantischen Freunde (s. d.) angesehen werden.

Philalma, der Papst des Almamismus, einer im Anfange von 1845 gestifteten neuen Religion, die den Eingebungen des Geistes Gottes zu folgen behauptete u., sich zuerst im „Siècle" ankündigend, vorläufig an die Gelehrten sich wendete, im Laufe der Zeit aber die ganze Welt bekehren wollte. Der Almamismus ist jetzt spurlos verschollen.

Philander von Sittewald, Pseudonym für Moscherosch (s. d.).

Philanthrop (v. Griech.), Menschenfreund, Gegensatz von Misanthrop; in der Pädagogik Anhänger und Beförderer des von Basedow geltend gemachten pädagogischen Systems (Philanthropinismus); Mitglied einer während der französischen Revolution von Reveillère Lepaux 1797 gestifteten religiösen Gesellschaft, welche einen eigenthümlichen Vernunftkultus in besonderen Bethäusern ausübte, sich aber nach 4jährigem Bestand 1801 wieder auflöste; s. Theophilanthropen.

Philanthropie (v. Gr.), Menschenliebe, Menschenfreundlichkeit, Milde, Nachsicht.

Philanthropin (v. Griech.), nach Basedow s. v. a. Schule der Menschenfreundschaft oder auch der Humanität, Name des von demselben 1774 auf die Idee des Philanthropinismus gegründeten Erziehungsinstituts in Dessau, bestand nur bis 1793, übte jedoch indirekt einen bedeutenden Einfluß auf die Pädagogik aus.

Philanthropinismus (v. Griech.), das von Basedow begründete und zuerst im Philanthropin zu Dessau praktisch durchgeführte pädagogische System, welches in die Mitte der Erziehung das Princip der Naturgemäßheit und der Menschenfreundlichkeit setzte und dadurch in schroffe Opposition gegen die in den meisten damaligen Lehranstalten herrschenden Maximen trat. Weiteres s. Pädagogik.

Philanthropist (v. Griech.), s. v. a. Philanthrop; Anhänger des Philanthropinismus.

Philemon und **Baucis**, ein wegen treuer Liebe im Alterthum berühmtes Ehepaar. Beide bis zum Greisenalter vorgerückte Eheleute bewohnten in Phrygien eine ärmliche Hütte, als Jupiter und Merkur in menschlicher Gestalt vom Olymp herabkamen, um Phrygien zu durchstreifen. Aber Niemand in der Gegend, wo das fromme Ehepaar lebte, wollte den Fremdlingen Obdach gewähren; nur P. und B. empfingen sie gastfreundlich. Die Gäste gaben sich darauf zu erkennen und thaten ihnen kund, daß die ganze Gegend sofort für ihre schlechte Gesinnung bestraft werden solle. Beide möchten darum eiligst die Hütte verlassen und ih-

nen auf eine benachbarte Höhe folgen, worauf die ganze Gegend von Wasserfluthen überschwemmt und nur ihre Hütte verschont wurde, die sich darauf in einen prachtvollen Tempel verwandelte. Aufgefordert von den Göttern, ihre Wünsche mitzutheilen, baten sie, für ihre übrige Lebenszeit den priesterlichen Dienst in dem neuen Tempel versehen zu dürfen, und dann um einen gemeinsamen Tod. Die Götter gewährten ihnen ihre Bitte und verwandelten beide zu gleicher Zeit in Bäume, P. in eine Eiche, B. in eine Linde, die noch lange vor dem Tempel standen, der ganzen Umgegend ein Gegenstand der Verehrung. Ihre Namen wurden später sprüchwörtlich Eheleuten beigelegt, die einander noch im hohen Alter zärtlich liebten. Diese Sage, welche Ovid (Metam. VIII, 618–725) auf reizende Weise erzählt, ist von Lafontaine, Dryden, Swift und Hagedorn bearbeitet worden.

Philemon, 1) griechischer Lustspieldichter, aus Soli in Cilicien, nach Andern aus Syrakus gebürtig, aber in Athen, wo er sich frühzeitig niedergelassen, vollkommen eingebürgert, blühte um 320 v. Chr. und soll sehr alt (zwischen 96 und 101 Jahre) geworden seyn. Er ist mit Menander der Begründer der neuern Komödie. Die Zahl seiner Stücke wird auf 90, von Andern auf 97 angegeben; doch sind nur noch 53 Titel bekannt. In den größern Fragmenten, die von seinen Stücken uns erhalten sind, gibt sich eine außerordentliche Lebendigkeit, ausgezeichneter Witz, hohe Eleganz und praktische Lebensweisheit kund. Des Plautus „Mercator“ und „Trinummus“ sind nach seinen Stücken gearbeitet. Bearbeitet sind die Fragmente mit denen des Menander am besten von Meineke in den „Fragmenta comicorum graecorum“ (Bd. 1 und 2, Berlin 1839) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Paris 1838).

2) P. der Jüngere, ebenfalls Dichter der neuern Komödie, Sohn des Vorigen, schrieb nach Suidas 54 Stücke, die aber wahrscheinlich mit denen seines Vaters in ein Corpus verschmolzen wurden.

3) P., griechischer Grammatiker, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., nach Andern erst im 10. Jahrh., schrieb ein „Lexicon technologicum“ (herausgegeben von Burney, London 1812, und von Osann, Berlin 1821).

4) P., der Empfänger des kleinen paulinischen Sendschreibens, worin derselbe gebeten wird, den entlaufenen Sklaven Onesimus wieder zu Gnaden anzunehmen, nach Kol. 4, 9 ein Bürger von Colossä und wahrscheinlich ein angesehener u. wohlhabender, denn er gebot über ein geräumiges Haus, in welchem Andachtsübungen gehalten wurden, gab dem Paulus Herberge und erwies vielen Brüdern Wohlthaten. Die kirchliche Tradition macht ihn zum Bischof von Colossä und läßt ihn unter Nero den Märtyrertod erleiden.

Philetas, griechischer Dichter und Grammatiker, von Cos gebürtig, verlebte seine reiferen Jahre zu Alexandria unter Ptolemäus Philadelphus, ist aber seinen sonstigen Lebensverhältnissen nach unbekannt; seine Gedichte waren vornehmlich elegischer Art und behandelten die Liebe; Properz, der sie sich zum Muster nimmt, ist voll von deren Lobe. Sammlungen der Fragmente veranstalteten Kayser (Göttingen 1793) und Bach (Halle 1829).

Philhellenen (Griechenfreunde), Diejenigen, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampfe durch Wort oder That unterstützten. Um diese Hülfsleistungen nach einem einheitlichen Plane zu regeln, bildeten sich Philhellenenvereine, die vornehmlich die Einsammlung der freiwilligen Gaben besorgten und die Ausrüstung und Ueberschiffung der Kämpfer vermittelten. Besonders thätig in dieser Beziehung waren der Bankier Eynard in Genf und Ernst Emil Hoffmann in Darmstadt. Aus den aus allen civilisirten Ländern nach Griechenland gekommenen Freiheitskämpfern selbst bildete sich ein Philhellenencorps, das unter Führung des Generals Normann an den Kämpfen und Siegen der Griechen ruhmvollen Antheil nahm, in der unglücklichen Schlacht bei Peta (am 16. Juli 1826) aber vollständig zersprengt wurde.

Philidor, André Danican, Komponist u. berühmter Schachspieler, geboren 1726 zu Dreux, ward Kapellknabe und ließ als solcher, 11 Jahre alt, seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. Aus der Schule entlassen, setzte er seine musikalischen Studien fort und erlangte zugleich als geschickter Schachspieler Ruf. Dies veranlaßte ihn 1745 zu einer Kunstreise durch Holland, England und Deutschland. In Berlin spielte er 1750 zu gleicher Zeit 3 Partien Schach gegen 3 Meister mit verbundenen Augen und gewann sie alle drei. Nach Frankreich 1754 zurückgekehrt, widmete er sich der Musik, drang aber erst nach und nach mit seinen Opernkompositionen, die sich dem Kirchenstyl näherten, durch. Beim Ausbruch der Revolution war er Pensionär des Königs von Frankreich und des italienischen Theaters. Er reiste jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachklubs, dessen Mitglied er war, verlebte dort seine letzten Jahre und † daselbst den 31. Aug. 1795. Von seinen zahlreichen, gediegenen, durch Kraft und Gründlichkeit ausgezeichneten Opern wurden mehre auf deutschen Bühnen gegeben, z. B. „Der Huffschmied“, „Der Gärtner von Sidon“, „Der Soldat als Zauberer“, „Sancho Pansa“, „Der erste Schiffer“ u. a.

Philipp (Philippus), s. v. a. der die Pferde Liebende, der Ritterliche, Muthige. 1) Könige von Macedonien: a) P. I., Sohn des Argäus, regierte um 614 v. Chr., tapferer Krieger, ward in einer Schlacht gegen die Illyrier erschlagen.

b) P. II., der Gründer der Größe seines Reichs und Vater Alexanders des Großen, Sohn Amyntas' II. und der Eurydice. Als sein Bruder Alexander sich mit Hülfe des Feldherrn der Thebaner, Pelopidas, gegen Ptolemäus Alorites behauptet hatte, ward der junge P. nebst 30 vornehmen jungen Macedoniern als Geißel nach Theben gesandt. Hier mehre Jahre unter der Aufsicht des Polymnis, des Vaters des berühmten Epaminondas, lebend, machte der hoch begabte Jüngling die trefflichste Bildungsschule des künftigen Feldherrn u. Staatsmannes durch. Auf die Kunde von seines Bruders Perdiccas III. Tode entfloh er und kehrte nach Macedonien zurück. Das Reich war seiner Auflösung nahe. Durch innere Zwietracht und

unglückliche Kämpfe mit äußern Feinden war es in der Achtung von Seiten der benachbarten Völker gesunken, und diese schienen sich zu seinem Untergange verschworen zu haben. Die Illyrier rüsteten sich zu einem neuen Einfall; die Päonier verheerten die Grenzen; im Innern rangen zwei gleich mächtige Nebenbuhler um die Krone: Pausanias, welcher sich schon nach des Amyntas Tode um den Thron beworben hatte und jetzt, von einem ansehnlichen thracischen Heere unterstützt, im Anzuge war, und ein gewisser Argäus, welchem die Athener zur Geltendmachung seiner Ansprüche eine starke Flotte zu Hülfe sandten. Dazu waren die Finanzen des Reichs völlig zerrüttet, die Armee muthlos, demoralisirt, und das Scepter in den Händen eines Kindes. Aber die Menge der Gefahren und die Größe des Preises, den es galt, brachten auf einmal alle Talente P.s zur Reife, so daß ihm wie durch ein Wunder die Erfahrung und Gewandtheit des gewiegten Feldherrn und Staatsmannes zu Gebote standen. Schnell hatte er den Adel u. das Heer auf seine Seite gebracht, so daß er zum Vormund seines Neffen Amyntas III. und zum Reichsverweser ernannt ward. Die Rivalen, die sich gegen ihn erhoben, wußte er mit der Schlauheit eines alten Praktikers fern zu halten; die Päonier und Thracier brachte er durch Geschenke und Versprechungen dahin, daß sie Frieden hielten und des Pausanias Sache verließen; den Argäus aber schlug er in einem Gefechte, worauf er die athenischen Gefangenen ohne Lösegeld frei ließ und mit Athen Frieden schloß, indem er der Stadt Amphipolis, dem Zankapfel zwischen ihm und den Athenern, Unabhängigkeit zugestand. Nun wurden Orakelsprüche unter dem Volke verbreitet, wonach das Reich unter einem Sohne des Amyntas seinen alten Glanz wieder erhalten sollte, und ohne Bedenken erfüllte das Volk den Willen der Götter, indem es dem durch Geistes- und Körpervorzüge hervorragenden Jüngling mit Uebergehung des Kindes des Amyntas die Krone übertrug. Durch diese Wahl über seine inneren Gegner Herr, zwang P. jetzt mit dem Schwert die Päonier zur Anerkennung seiner Obergewalt und die Illyrier zum Frieden u. zur Zurückgabe aller von ihnen auf Kosten Macedoniens gemachten Eroberungen. Aber solche Erfolge reizten den jungen Helden nur zu neuen Unternehmungen. Ohne sich an den mit Athen abgeschlossenen Frieden zu kehren, nahm er Amphipolis, dann Potidäa und Pydna und schenkte den letztern Ort den Olynthiern, um diese, welche über eine ansehnliche Macht geboten, vom Bündniß mit Athen abwendig zu machen und auf seine Seite herüberzuziehen. Darauf bemächtigte er sich auch des Landstrichs zwischen den Flüssen Strymon u. Nessus, eine Eroberung, die ihm wegen der dortigen reichen Goldbergwerke sehr zu Statten kam. Während Hellas durch innere Kriege zerfleischt ward, nahm er die athenischen Inseln Imbros u. Lemnos weg. In Thracien zerstörte er die Stadt Methone und vertheilte deren Gebiet unter seine Soldaten. Hier verlor er durch einen feindlichen Pfeil ein Auge. In den sogenannten heiligen Krieg gegen die Phocier verwickelt, fiel er mit Heeresmacht in Thessalien ein, unterlag zwar erst Onomarchus gegenüber in zwei blutigen Schlachten, trat aber bald von Neuem auf den Kampfplatz und schlug seinen Gegner entscheidend aufs Haupt. Als sich die Phocier mit Hülfe des delphischen Tempelschatzes wieder erholt hatten und den Thebanern und Böotiern so zusetzten, daß auch diese den Macedonierkönig um Hülfe anriefen, wurde der Argwohn der Athener erregt. Eine athenische Flotte sollte den Krieg nach Macedonien hinüberspielen, aber auf ein leeres Gerücht hin, daß P. gefährlich erkrankt sey, takelten die Athener ihre Schiffe wieder ab, während jener vor Thermopylä erschien, um in Phocis einzubrechen. Zufälliger Weise war hier eine Flotte stationirt, welche den Phociern Truppen zuführen sollte. Diese deckte den Engpaß und P. mußte deshalb umkehren. Jetzt betrat Demosthenes die Rednerbühne, um den verblendeten Athenern über die wahre Lage der Dinge die Augen zu öffnen, aber des Macedoniers Gold und die gegenseitige Eifersucht unter den hellenischen Staaten verhinderte jegliche energische Erhebung zur Vertheidigung der bedrohten Freiheit. In den ansehnlichsten Städten Griechenlands und besonders in Athen standen die öffentlichen Redner u. die vornehmsten Bürger in seinem Solde, ja ganze Städte waren durch sein Gold gewonnen. Nach Thessalien legte er nach Besiegung des Onomarchus in drei Hauptplätze macedonische Besatzung, bis es ihm gefiel, das ganze Land in eine macedonische Provinz zu verwandeln (344 v. Chr.). Auf ähnliche Art verfuhr er mit Olynth. Die Olynthier baten die Athener um Hülfe, und nach langem Widerstreben der von P. bestochenen Redner beschloß man zwar endlich nach dem Antrag des Demosthenes, der bedrängten Stadt beizustehen; aber Athens Hülfe kam zu spät; Olynth fiel nicht durch Gewalt, sondern durch die Verrätherei seiner eigenen Befehlshaber. Die Kunde von Olynths Eroberung erregte in Athen den äußersten Unwillen; Krieg gegen P. und Aufwiegelung von ganz Hellas gegen ihn war allgemeine Losung; eine von allen hellenischen Staaten beschickte Versammlung sollte über den Krieg Beschluß fassen; aber sie kam nicht zu Stande, weil die vornehmsten und gewichtigsten Männer der einzelnen Staaten und unter diesen auch die athenischen Gesandten sich an P. verkauft hatten. Selbst das Volk zu Athen wurde bald wieder anderer Gesinnung gegen P., und nachdem athenische Gesandte, unter ihnen Demosthenes und Aeschines, in Macedonien und macedonische in Athen über den Frieden unterhandelt hatten, ward derselbe endlich unter für P. ziemlich günstigen Bedingungen abgeschlossen, worauf Athen aufs Neue Gesandte schickte, um ihn ratificiren zu lassen. P. war unterdeß gegen die Bedingungen des Friedenstraktats in Thracien eingefallen. Nach des Demosthenes Plan sollten jetzt die Gesandten auf eine entschiedene Erklärung über Genehmigung oder Verwerfung des Traktats dringen, ehe die neue Eroberung vollendet wäre. Aber die Gesandten brachten, vielleicht von P. bestochen, lange auf ihrer Reise zu und gingen, als sie endlich in Macedonien angekommen waren, nicht nach Thracien zu P., sondern erwarteten denselben in Pella. Hier waren auf P.s Einladung von den vornehmsten griechischen Städten Gesandte versammelt, unter dem

Vorwande, den Krieg zwischen Phocis und Theben beizulegen, in der That aber, um die Griechen in Unthätigkeit zu erhalten, bis P. seine Pläne ausgeführt hätte. Endlich erschien P. in Pella, gab zwar viele Verheißungen, aber ausweichende Antworten, so daß die Gesandten unverrichteter Sache wieder abreisen mußten. Als er dann den Vertrag doch noch bestätigte, schloß er die Phocier davon aus, rückte mit seinen Truppen gegen Thermopylä vor und besetzte, ohne Widerstand zu finden, Phocis. Dann versammelte er die Amphiktyonen zum Gericht über die Tempelräuber, wobei die Thebaner und Thessalier, die Feinde der Phocier, durch die Mehrzahl ihrer Stimmen die für jene so verderbliche Entscheidung herbeiführten. P. aber erhielt für sein Verdienst, die Ehre der Götter vertheidigt zu haben, Sitz und Stimme im Amphiktyonenrath und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die hellenischen Angelegenheiten, den er bald geltend zu machen wußte. Die Argiver u. Messenier, der Tyrannei der Lacedämonier überdrüssig, wandten sich um Hülfe an die Thebaner, P.s treue Bundesgenossen, und dieser wirkte von den Amphiktyonen einen Beschluß aus, wonach Lacedämon Argos und Messenien freigeben u. P., der König von Macedonien, nöthigen Falls sich dieser Staaten mit gewaffneter Hand annehmen sollte. Wieder war es Demosthenes, welcher durch seine gewaltige Beredsamkeit des Macedoniers Eroberungspläne vereitelte. Unternehmungen in Thracien sollten diesen dafür entschädigen. Zuerst wandte er sich gegen Perinthus, Athens Bundesgenossin, u. suchte diesen Schritt in einem Schreiben an die Athener zu rechtfertigen. Demosthenes widerlegte aber dasselbe, und Phocion ward der bedrängten Stadt zu Hülfe gesandt, die außerdem auch noch von Artaxerxes Ochus so nachdrücklich unterstützt ward, daß P. sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen mußte. Auf einer andern Seite aber wußte der Unermüdliche bessere Erfolge zu erzielen. Atheas, ein scythischer Fürst, hatte ihn gegen die Istrier um Hülfe gebeten und sie unter der Bedingung erhalten, daß er nach seinem Tode den Macedonierkönig zum Erben seiner Länder einsetzen wolle. Da indeß Atheas der macedonischen Hülfe dann nicht bedurfte, so wollte er den Vertrag nicht mehr als gültig anerkennen. P. wandte sich deshalb gegen ihn, schlug ihn und machte reiche Beute. Kaum war er aber nach Macedonien zurückgekehrt, so bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, sich in die griechischen Händel einzumischen. Es war dies der letzte der sogenannten heiligen Kriege, der gegen Amphissa. P., vom Amphiktyonenrathe zum Oberfeldherrn des zur Bestrafung von Amphissa bestimmten Exekutionsheeres ernannt, drang in Phocis ein, wandte sich dann unter dem Vorgeben, daß es bloß den Amphissäern gelte, plötzlich gegen Elatea und bemächtigte sich dieses wichtigen Platzes. Jetzt gingen den Athenern die Augen über des Macedoniers wahre Absichten auf. Demosthenes' Beredsamkeit fand erst jetzt empfängliche Ohren; es trat unter Athens Leitung jener hellenische Bund zusammen, der, was die Begeisterung anlangt, an Griechenlands schönste Zeiten erinnert. Aber es war zu spät. Vergeblich war es, daß in der verhängnißvollen Schlacht bei Chäronea die Hellenen sich ihrer tapfern Ahnen würdig zeigten. Das Banner des freien Hellas sank und ein macedonischer Hegemon gebot fortan über der Hellenen Streitkräfte. Im Ganzen zeigte P. nach seinem Siege eine anerkennenswerthe Mäßigung; nur gegen die Thebaner, seine abtrünnigen Bundesgenossen, verfuhr er etwas härter, indem er seinen entschiedenen Anhängern hier die Gewalt übertrug. Besonders rücksichtsvoll behandelte er Athen, wiewohl auch dieses durch P.s Hegemonie seiner Herrschaft zur See verlustig ging. Die Versammlung zu Korinth, wo nur Lacedämons Abgesandte vermißt wurden, erkannte des Macedoniers Hegemonie über Griechenland an u. nahm mit Jubel seinen Vorschlag, der Hellenen Gesammtmacht zur Wiedervergeltung alter Unbilden gegen Persien ins Feld zu führen, auf. Um die Rüstungen zu dem neuen Feldzug zu beschleunigen, kehrte er in seine Staaten zurück; aber hier steckte das Eisen des Meuchelmörders Pausanias seinem Leben ein plötzliches Ziel, als er eben das Beilager seiner Tochter Cleopatra mit dem epirotischen König Alexander feierte. Er † im 47. Jahre seines Alters und im 24. seiner Regierung (336 v. Chr.). Für die Anstifterin des Mordes hielt man Olympias, P.s erste, von ihm verstoßene Gemahlin (s. d.). Von dieser hatte er zwei Kinder, den berühmten Alexander und die eben erwähnte Cleopatra; von seiner zweiten Gemahlin, Cleopatra, der Nichte seines Feldherrn Attalus, ebenfalls zwei, einen Sohn Caranus und eine Tochter Europa, welche beide dem Hasse der Olympias als Opfer fielen. Vgl. **Brückner**, König P., Göttingen 1837.

c) P. III. **Arrhidäus**, s. v. a. Arrhidäus.

d) P. IV., Sohn des Cassander u. Enkel des Antipater, folgte 298 v. Chr. seinem Vater auf dem Throne von Macedonien, † aber schon im folgenden Jahre.

e) P. V. (III.), Sohn des Demetrius, war bei dem Tode seines Vaters (233 v. Chr.) erst 4 Jahre alt, weshalb Antigonus Doson an seiner Statt erst zum Reichsverweser und bald auch zum König erhoben ward, doch mit der Bedingung, daß P. nach seinem Tode den Thron erben solle. Da Antigonus 221 starb, so erhielt P. als 16jähriger Jüngling die Krone. Ausgerüstet mit allen Gaben, welche einen Herrscher zieren, tapfer, einnehmenden Wesens, beredt und kenntnißreich, übernahm er die Gewalt unter den glücklichsten Verhältnissen. Die ersten 5 Jahre seiner Regierung wurden durch seine Theilnahme am Kriege der Achäer gegen die Aetolier (s. **Bundesgenossenkriege**) ausgefüllt. Erstere riefen den macedonischen König um Hülfe an, und dieser rückte sogleich mit seinem Heere bis nach Korinth vor, wo noch andere Städte Griechenlands gegen die Aetolier Klage führten und sich aufs P.s Aufforderung dem Bunde gegen den gemeinsamen Feind anschlossen. P. eilte darauf durch Thessalien nach Epirus, belagerte und eroberte Ambracia u. drang in Aetolien ein, mußte aber seinem eigenen Lande zu Hülfe kommen, das von dem ätolischen Feldherrn Scopas verwüstet und nachher durch die Dardaner mit einem Angriff bedroht worden war. Nachdem seine bloße Gegenwart die Feinde zurückgeschreckt, kehrte er nach Thessalien zurück, vereinigte sich mit dem

jüngeren Aratus, dem Feldherrn der Achäer, eroberte den wichtigen Platz Psophis und bemächtigte sich des größten Theiles von Elis. Der glückliche Fortgang des Krieges ward aber durch die Umtriebe des Höflings Apellas, seines ehemaligen Hofmeisters, längere Zeit gehindert. Apellas, welcher sein durch Ränke gegen Aratus verlorenes Ansehen beim Monarchen nicht verschmerzen konnte, wußte es durch allerlei Intriguen dahin zu bringen, daß dem Könige bei seinen Unternehmungen das nöthige Geld fehlte, wodurch er diesen zu nöthigen gedachte, sich wieder in seine Arme zu werfen. Doch führte P. seinen Einfall in Aetolien mit Glück aus, eroberte die Hauptstadt Thermä und schlug die Aetolier in zwei Treffen, fiel dann mit den Achäern in Lakonien ein, schlug die Spartaner zu wiederholten Malen, verheerte ihr Land und kehrte darauf mit Beute beladen wieder nach Korinth zurück. Neue Ränke und Umtriebe des Apellas und Leontius führten deren Hinrichtung herbei, verzögerten aber den Abschluß des Friedens mit den Aetoliern, bis derselbe endlich durch Vermittelung Dritter zu Stande kam, und zwar unter gegenseitiger Anerkennung des status quo. Der Hauptvortheil, den P. durch seine Theilnahme am Bundesgenossenkriege gewann, war der, daß Macedonien dadurch sich wieder zu einer Seemacht emporarbeitete. Wenn aber P. so bereitwillig auf den Frieden einging, so waren hieran vornehmlich die Nachrichten schuld, die aus Italien über Hannibals Fortschritte kamen. Auf den Rath des von den Römern vertriebenen Demetrius von Pharus trat er mit Hannibal in Unterhandlungen, welche 214 den Abschluß eines Bündnisses herbeiführten, worin sich P. anheischig machte, nach Italien hinüberzugehen und seine Streitkräfte mit denen Hannibals zu vereinigen. Aber die Römer wußten ihm an den Grenzen seines eigenen Reiches so viele Feinde zu erwecken und ihre Uebermacht zu See so geschickt zu benutzen, daß die Ausführung jenes Planes so lange verhindert ward, bis sie ihn in Griechenland selbst angreifen konnten, wo der gebieterische Ton, den er jetzt, durch seine bisherigen Erfolge übermüthig gemacht, gegen seine Verbündeten annahm, ihm viele Gegner machte. Er beabsichtigte nämlich, ganz Griechenland seinem Scepter zu unterwerfen. Den Anfang wollte er mit Messenien machen, wohin er, um die zwischen dem Adel und dem Volke entstandenen Streitigkeiten beizulegen, von beiden Parteien als Schiedsrichter eingeladen ward. Da aber des Aratus Biedersinn für dies Mal seinen Plan vereitelte, so wandte er sich gegen Epirus und belagerte Oricum, ward aber von dem römischen Prätor Lävinus zum Rückzug genöthigt. Als er darauf einen neuen Versuch auf Messenien zu machen gedachte, verweigerte man ihm den Eintritt in die Hauptstadt, und auch die Achäer wollten ihm zur Züchtigung der widerspenstigen Messenier keine Hülfe leisten. Da er dem Aratus die Schuld davon beimaß, so ließ er ihn durch Gift aus dem Wege räumen. Der achäische Bund konnte diese Schandthat nicht strafen, weil er der macedonischen Hülfe gegen die Aetolier bedurfte, die mit den Römern ein förmliches Bündniß geschlossen hatten. Trotz der überlegenen Anzahl ihrer Feinde — Römer, Aetolier, Lacedämonier, Eleer, Pergamener und Illyrier standen ihnen gegenüber — gewannen P. und die Achäer sogleich im ersten Feldzug zwei wichtige Siege über die Aetolier, brachen, als die Friedensunterhandlungen scheiterten, in Elis ein und belagerten die Hauptstadt. Aber ein Einfall der Dardaner in Macedonien nöthigte den P., dahin zurückzukehren. Leicht trieb er die Eindringlinge zurück und eilte dann wieder nach Achaja, wo er sich mit Römern und Aetoliern glücklich herumschlug, während Philopömen, der Feldherr des achäischen Bundes, die Lacedämonier gänzlich besiegte. Da nun die Römer in Italien zu thun bekamen, so sahen sich die Aetolier bald von ihren mächtigsten Bundesgenossen verlassen, weshalb sie mit P. und den Achäern unter nachtheiligen Bedingungen einen Separatfrieden schlossen, dem dann auch die Römer beitraten. Die Ruhe währte indeß nur kurze Zeit. P. sah wohl ein, daß ein entscheidender Kampf mit den Römern unvermeidlich sey, und gedachte daher ihre vornehmsten Bundesgenossen im Voraus zu entwaffnen. Also griff er 203 den König Attalus von Pergamus an, wurde aber im folgenden Jahre von der vereinigten Flotte der Pergamenier und Rhodier bei Chios gänzlich geschlagen. Zu Land dagegen focht P. mit Glück, denn als auch Athen sich dem Bunde gegen P. anschloß, strafte es dieser mit Verheerung seines Gebietes und trug darauf seine siegreichen Waffen bis nach Abydus am thracischen Chersones. Hier aber wandte sich das Glück; denn jetzt erklärten ihm die Römer, von Attalus und den Rhodiern zu Hülfe gerufen, aufs Neue den Krieg (200 v. Chr.), welcher Macedoniens Macht für immer vernichtete. P. stand, anfangs mit den Achäern vereint, dann allein, den Römern, Aetoliern, Athenern, Rhodiern, Athamanern, Dardanern u. Pergamenern, denen sich später auch die Achäer beigesellten, gegenüber. Der Krieg ward mit wechselndem Glücke geführt, während eine römische Flotte vereint mit einer rhodisch-pergamenischen an der Küste Griechenlands mit Erfolg agirte, eroberte P. Argos; aber ein Sieg der Achäer, welche von dem Bündniß mit P. auf die Gegenpartei übergetreten waren, befreite bald darauf ganz Achaja von den Macedoniern. Besonders unglücklich aber war P. dem römischen Konsul Quinctius Flaminius gegenüber, der 198 gegen ihn auftrat. Dieser bahnte sich einen Weg bis in das Herz Macedoniens, eroberte mehre thessalische Plätze und lieferte endlich dem König bei Cynoscephalä (197) eine Hauptschlacht, in welcher die Beweglichkeit der Legion über die Schwerfälligkeit der Phalanx einen entscheidenden Sieg davontrug. P. mußte einen Frieden unter den härtesten Bedingungen eingehen, die von ihm besetzten griechischen Städte in Asien und Europa freigeben, seine Flotte ausliefern, sein Heer auf 500 Mann beschränken, 1000 Talente zahlen und sich verbindlich machen, außerhalb Macedoniens keinen Krieg ohne Genehmigung des römischen Senats zu beginnen. Hiermit war das Principat über Griechenland von Macedonien auf Rom übertragen. Während des Kriegs der Römer mit Antiochus war P. unter den vielen Bundesgenossen der ersteren. Um ihn bei Gutem zu erhal-

ten, erlaubte ihm jetzt die stolze Republik, sich auf Kosten seiner Nachbarn, der Athamaner, Thracier und Thessalier, zu vergrößern. Aber dessen ungeachtet fühlte er seine Schmach zu tief, um nicht auf Rache und Wiederherstellung seiner frühern Macht zu sinnen. Da die Römer allen seinen Eroberungsplänen hindernd entgegentraten, so bot er allen seinen Scharfsinn auf, sich Wege zur Vergrößerung seiner Macht zu eröffnen, die ihm die Römer nicht verlegen könnten. Seine Einkünfte suchte er dadurch zu vermehren, daß er die Auflage auf den Handel steigerte, die Erzgruben seines Landes mit mehr Sorgfalt bearbeiten ließ, gewissen Städten gegen hohe Summen große Vorrechte ertheilte und Ausländer zur Ansiedelung herbeizog. Eine Hauptkränkung für ihn war der Befehl der Römer, daß er seine Besatzung aus Aenus und Maronea, zwei thracischen Seestädten, welche ihm als Bollwerke gegen die Streifereien der thracischen Barbaren dienten, herausziehen solle. Da alle seine Einwendungen kein Gehör fanden, so beschloß er, zwar dem Befehle nachzukommen, aber auch zugleich an den Maroneern Rache zu nehmen, deren Klagen jenen Befehl des römischen Senats ausgewirkt hatten. Er gab zu dem Ende der macedonischen Besatzung in Maronea den Befehl, nach geschehenem Abzuge die Thracier zur Plünderung hereinzulassen. Aber die Römer hatten von dieser Maßregel Kunde bekommen und zogen P. zur Rechenschaft. Dieser, zu schwach, um mit ihnen zu brechen, schickte seinen Sohn Demetrius nach Rom, der ihn rechtfertigen sollte. Aus Achtung gegen diesen, der ein Freund der Römer war, ließ man in Rom die von ihm vorgebrachten Entschuldigungsgründe gelten und hielt den Frieden mit P. aufrecht. Dieser aber hatte sich, so gut er vermochte, auf den Krieg gefaßt gemacht und zu diesem Behufe die den Römern sehr ergebenen Küstenbewohner in das innere Land und an deren Stelle ihm geneigte kriegerische Thracier an die Küste versetzt. Jene waren mit dieser Veränderung sehr unzufrieden, und als P. mit Strenge und Grausamkeit gegen sie verfuhr, erregten sie einen förmlichen Aufruhr, der die letzte Zeit seiner Regierung ihm verbitterte. Dazu kam häusliches Zerwürfniß. Er hatte zwei Söhne, der ältere, Perseus, war mit einer Beischläferin, der jüngere, Demetrius, aber mit einer rechtmäßigen Gemahlin erzeugt und der Liebling des Vaters. Demetrius war in Rom erzogen worden, daher ein Freund der Römer und durch die achtungswerthesten Eigenschaften ausgezeichnet; aber Perseus hegte den bittersten Haß gegen ihn und verleumdete ihn bei dem Vater, als sinne er auf dessen Verderben. Das Bubenstück gelang, Demetrius ward auf P.s Befehl 181 v. Chr. hingerichtet. Zu spät entdeckte der Vater die Unschuld des Lieblings und die Büberei des Perseus; er verfiel in eine tiefe Schwermuth und † endlich vor Gram nach 42jähriger Regierung (179 v. Chr.).

2) M. Julius P. Arabs, römischer Kaiser, von Geburt ein Araber, aus der römischen Kolonie Bostra in der Landschaft Thraconitis, schwang sich von dunkler Geburt zum prätorianischen Präfekten in Asien empor, bewies sich als kühner und geschickter Anführer, stürzte durch seine Machinationen den Kaiser Gordianus III., ward darauf durch die Soldaten auf den Thron erhoben (243 v. Chr.) und vom Senate anerkannt. Er feierte, um das Andenken an seine Usurpation auszulöschen und des Volkes Zuneigung zu gewinnen, auf Anlaß der Vollendung eines vollen Jahrtausends seit Roms Gründung die Säkularspiele mit außerordentlicher Pracht. Aber schon 249 ward er, wie sein Vorgänger, durch eine Empörung der Soldateska, die zuerst unter den Legionen in Mösien ausbrach, gestürzt und entweder in der Schlacht getödtet, oder einige Tage nachher zu Verona hingerichtet. Sein Nachfolger war Decius (s. d.). Die öffentliche, sogar parteiische Gunst, welche P. gegen die Christen an den Tag legte, und die hohe Verehrung, die er den Dienern der Kirche erwies, liehen dem Argwohne, der zu seiner Zeit herrschte, daß er nämlich selbst sich zum Christenthum bekehrt habe, Wahrscheinlichkeit.

3) P. von Schwaben, deutscher Kaiser, jüngster Sohn Kaiser Friedrichs I. Barbarossa u. der Beatrix von Burgund, erhielt 1195 von seinem Bruder Heinrich VI. Tuscien und die mathildischen Güter in Italien und nach Konrads Tode 1196 auch das Herzogthum Schwaben. Auf dem Wege nach Sicilien, wohin ihn 1197 Heinrich VI. berufen hatte, erfuhr er auf dem Schlosse Montefiascone den Tod desselben und kehrte unter großen Gefahren, da die Italiener sich empörten, nach Deutschland zurück. Da er sich hier vergeblich bemühte, seinem unmündigen Neffen Friedrich II. die Anerkennung der Reichsfürsten zu verschaffen, trat er selbst, um dem Hause der Hohenstaufen die Krone zu erhalten, als Bewerber um die Kaiserwürde auf, bewog seinen Rivalen Berthold durch 11,000 Mark Silber und verschiedene Lehen zum Rücktritt, ließ sich 1118 zu Mühlhausen feierlich wählen und zu Mainz von dem Erzbischof von Tarantaise krönen. Als Papst Innocenz III. Otto von Braunschweig als Gegenkaiser aufstellen ließ, schlug P. seinen Gegner in mehren Treffen. Dagegen belagerte er 1199 Braunschweig vergeblich, machte sich den König Ottokar von Böhmen zum Feind, indem er denselben des Throns für verlustig erklärte, weil er 1200 seine Gemahlin Adela verstoßen, und ward 1203 von dem vereinten Heere der Böhmen, Sachsen und Thüringer in Erfurt eingeschlossen, entkam jedoch mit dem Markgrafen von Meißen, erschien mit Heeresmacht wieder in Thüringen, vertrieb die Böhmen und unterwarf den Landgrafen Hermann von Thüringen. Ueberall siegreich, ließ er sich 1204 von Erzbischof von Köln zu Aachen von Neuem krönen, versöhnte sich mit dem Papst und knüpfte Unterhandlungen mit Otto von Braunschweig an, die sich aber zerschlugen. Im Begriff, sein Heer zu einem neuen Feldzuge zu sammeln, ward er am 21. Juni 1208 auf der Altenburg bei Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach meuchlerisch erschlagen, weil P. diesem seine ihm früher verlobte Tochter, Kunigunde, nicht hatte zur Ehe geben wollen und auch, als Otto sich um die Tochter des Herzogs von Polen bewarb, statt des Empfehlungsbriefs an den Herzog, den sich Otto von P. erbeten, ihm ein Abmahnungsschreiben gegeben hatte.

4) P. I. von Courtenay, Kaiser von Kon=

stantinopel, Sohn Balduins II. und Maria's von Brienne, 1243 geboren, wollte nach dem Tode seines vertriebenen Vaters 1273 mit Hülfe Venedigs und seines Schwiegervaters, Karls I. von Neapel und Sicilien, sein Reich wieder gewinnen und schloß deshalb 1281 mit ihnen ein Bündniß, † aber noch vor Ausführung desselben, 1285.

5) Könige von Frankreich: a) P. I., Sohn Heinrichs I., 1053 geboren, ward 1059 zum König gewählt, noch bei Lebzeiten seines Vaters gekrönt und bestieg 1060 unter Vormundschaft des vortrefflichen Balduin von Flandern den Thron. Nach Balduins Tode 1067 übernahm der 15jährige König selbst die Regierung, mischte sich in den Krieg, den Balduins V. von Flandern Söhne, Balduin und Robert, um die Herrschaft führten, ward aber von letzterem 1071 bei St. Omer geschlagen und schloß mit ihm Frieden. Auch die Empörung des englischen Prinzen Robert gegen seinen Vater Wilhelm den Eroberer unterstützte er, weshalb Wilhelm 1087 einen Verheerungszug nach Frankreich unternahm und selbst Paris bedrohte. Nur Wilhelms Tod rettete diese Hauptstadt vor der Eroberung. P. hatte durch seine unglücklichen Kriege und seine Nachgiebigkeit gegen die Anmaßungen des Papstes Gregor VII. die Liebe seiner Unterthanen längst verscherzt, verächtlich aber wurde er ihnen, als er 1093 seine Ehe mit Bertha von Flandern trennte und die Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, Bertrade, entführte, mit welcher er sich vermählte. Er wurde deshalb wiederholt mit dem Banne belegt und erst nach den größten Demüthigungen 1105 losgesprochen, mußte jedoch seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten annehmen, der nach mannichfachen Kämpfen die erschütterte Ruhe wieder herstellte und Frankreich aus der Verwirrung rettete. P. † den 29. Juni 1108 zu Melun. Er hatte durch Kauf die Grafschaft Bourges an Frankreich gebracht.

b) P. II. August, der Eroberer oder Gabe Gottes, Sohn Ludwigs VII. und der Alix von Champagne, 1165 geboren, bestieg 1180 unter Vormundschaft des Grafen Philipp von Flandern den Thron. Er hatte durch den Bischof Klemens von Metz eine vortreffliche Erziehung erhalten u. schon als Knabe große Geisteskraft und Selbstständigkeit des Charakters verrathen. Seinen Regierungsantritt bezeichnete er durch drei Edikte, deren erstes alle Ketzer zum Feuertode verurtheilte, das zweite die Austreibung aller Gaukler, Schauspieler und Possenreißer verordnete und das dritte alle Lästerer und Schwörer bei Gottes Haaren od. Zähnen hart zu strafen befahl. Im April 1182 wurden die Juden ihres Wuchers wegen aus dem Reiche verbannt; die Räuberbanden, die sich aus den abgedankten Söldnerhaufen gebildet hatten, wurden vertilgt, die aufrührerischen Vasallen gedemüthigt. Er verschönerte Paris, ließ die Städte des Reichs ummauern und verstand es, sich die Liebe der niederen Geistlichkeit zu erwerben. Den König Heinrich II. von England, der seine Minderjährigkeit benutzen wollte, um einen Theil seiner Lande an sich zu reißen, zwang er mit den Waffen in der Hand zum Vergleich. Dann erweiterte er sein Gebiet durch die Grafschaft Vermandois, die er 1184 dem Grafen von Flandern entriß. Nach Beilegung ihrer Händel vereinigten sich P. und Heinrich II. von England zu einem Kreuzzuge, der aber erst unter Richard Löwenherz zu Stande kam, zu welchem Zweck P. im ganzen Reiche den Zehnten des Einkommens, den sogenannten Saladinpfennig, erhob. Beide Könige setzten 1190 mit ihren Heeren nach Sicilien über, wo König Tankred sie gut aufnahm. Die kriegerische Ueberlegenheit Richards und seine Heftigkeit verletzten jedoch schon hier P.s Ehrgeiz, der zuerst die Insel verließ und mit seiner Macht das Kreuzheer vor Ptolemais verstärkte. Neuer Hader mit Richard und eine heftige Krankheit bewogen ihn, 1191 nach Frankreich zurückzukehren. Um Richard zu beruhigen, schwor er, die englischen Staaten in dessen Abwesenheit nicht anzugreifen, auch ließ er ihm 10,000 Franzosen zurück. Indessen bereute er seinen Eid bald und suchte schon in Rom beim Papst um dessen Lösung, aber vergeblich, nach. Auf die Nachricht von Richards Gefangenschaft reizte er dessen Bruder, Johann ohne Land, sich des englischen Throns zu bemächtigen, überschickte dem ersteren in seiner Gefangenschaft eine Kriegserklärung und griff die Normandie an, während er zugleich dem Kaiser 150,000 Mark Silber bot, wenn er Richard noch ein Jahr in Gewahrsam halten wollte. Richard kehrte jedoch im Frühjahr 1194 zurück und eröffnete einen blutigen Kampf, der 1195 durch den Frieden von Louviers beendigt ward, durch welchen P. das Ländchen Vexin für sich erhielt. Als P. nach 6 Monaten diesen Frieden brach, verband sich Richard mit dem Grafen von Toulouse und Flandern und schlug seinen Gegner in mehren Treffen. Dieser hatte unterdessen eine dänische Prinzessin, Ingeborg, geheirathet, aus Liebe zur Agnes von Meran sie aber wieder verstoßen, weshalb der Papst ihn in den Bann that, gegen das Versprechen, seine frühere Gemahlin wieder anzunehmen, aber lossprach. Nachdem Richard 1199 bei Limoges gefallen und Johann ohne Land König von England geworden war, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs von Bretagne, der aber 1202 von Johann ermordet wurde. P. zog den Mörder als französischen Vasallen zur Verantwortung, erklärte ihn, als er nicht erschien, aller Lehen für verlustig und eroberte bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Als Innocenz III. den König Johann in den Bann that und 1213 England an P. verschenkte, rüstete dieser zur Eroberung Englands ein großes Heer. Als er aber mit demselben einen Angriff machen wollte, versöhnte sich Johann mit dem Papste, der darauf P. gebot, nichts gegen England zu unternehmen. P. setzte aber seine Rüstungen fort und eröffnete die Feindseligkeiten. Eine englische Flotte vernichtete jedoch die französische Seemacht an der flandrischen Küste, und im Frühjahr 1214 drangen Kaiser Otto IV., der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Flandern und Boulogne mit einem vereinigten Heer in das französische Gebiet ein, wurden indeß am 27. Juli bei Bovines in einer blutigen Schlacht vollständig geschlagen. P. konnte aber diesen glänzenden Sieg aus Furcht vor der Eifersucht seiner Großen nicht benutzen und schloß mit Johann einen fünfjährigen Waffenstillstand, den er aber dadurch brach, daß er seinen Sohn Ludwig,

dem die englische Volkspartei die englische Krone antrug, mit einem starken Heere nach England schickte, um es zu erobern. Der schnelle Tod Johanns tilgte jedoch den Groll der Engländer, die sich nun für Johanns Sohn, Heinrich III., erklärten und die Franzosen zwangen, im Mai 1217 England zu verlassen. P. war fortan beschäftigt, seine erworbene Macht im Innern zu befestigen. Er hatte das Krongebiet durch Einziehung und Eroberung fast um das Doppelte vergrößert und erhielt dafür den Beinamen Augustus, d. i. Mehrer des Reichs. Er schaffte die Würde des Großseneschalls ab und begünstigte die Umwandlung des Pairhofs in ein königliches Obertribunal. Unter ihm begannen die unheilvollen Finanzoperationen, wie z. B. die Verpachtung der Gerichtsstellen, welche das Reich fortan bedrückten u. zerrütteten. Er † zu Nantes den 14. Juli 1223. Sein Sohn Ludwig VIII. folgte ihm auf dem Throne. Vgl. Capefigue, Hist. de P., Paris 1829, 4 Bde.; Margarethe de Lussan, Anecdotes de la cour de P., das. 1733—38, 6 Bde.

c) P. III., der Kühne, Sohn Ludwigs IX., des Heiligen, befand sich mit seinem Vater zu Tunis, als derselbe durch seinen Tod 1270 die Krone auf ihn vererbte, schloß mit dem Dei einen nicht rühmlichen Frieden und kehrte, von seinen Unterthanen mit Freuden empfangen, nach Paris zurück. Nachdem er den unruhigen Grafen von Foix mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückgeführt, vermählte er sich 1274 mit Maria von Brabant. Er war so friedliebend, daß er die Ansprüche Eduards I. von England auf die Grafschaft Agenois befriedigte, indem er ihm 1279 dieselbe abtrat. Doch führte er, um den Söhnen seiner Schwester Blanca die Erbfolge in Kastilien zu sichern, 1276 einen unglücklichen Krieg mit diesem Reiche, und nicht glücklicher fiel der Feldzug aus, den er 1285 gegen Katalonien unternahm, um die sicilianische Vesper zu rächen und Aragonien, welches ihm der Papst für seinen neugeborenen Sohn geschenkt hatte, zu erobern. Seine Flotte wurde geschlagen, und sein durch Krankheiten geschwächtes Heer mußte sich nach Perpignan zurückziehen, wo P. 1285 aus Gram †. Er führte zuerst die Adelsbriefe ein u. brachte die Grafschaft Poitiers an Frankreich, das unter seiner Regierung reich und blühend wurde.

d) P. IV., der Schöne, Sohn des Vorigen, folgte diesem als 17jähriger Jüngling auf dem Throne, nachdem er sich 1284 mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte. Deshalb nahm er auch den Titel eines Königs von Navarra an. Den Krieg mit Aragonien führte er bis 1291, wo ein Vergleich zu Stande kam. Mit dem Könige Eduard I. von England suchte er anfangs in gutem Vernehmen zu bleiben. Allein 1294 benutzte er eine zwischen normännischen und englischen Matrosen ausgebrochene Fehde, lud Eduard als seinen Lehnsmann vor sein Parlament und nahm, als derselbe nicht erschien, die Landschaft Guienne weg. Papst Bonifaz warf sich zum Schiedsrichter auf und gebot 1296 beiden Parteien Frieden. Indessen war keine Partei gesonnen, diesen Frieden zu halten. P. rückte 1297 in Flandern, das sich mit England verbündet, ein, und es erhob sich ein blutiger Streit, der 1298 abermals durch Vermittelung des Papstes geschlichtet wurde. Aus altem Groll gegen den Grafen Guido von Flandern sandte er ein Heer gegen diesen, unterwarf ihn, nahm den Bittenden gegen sein gegebenes Wort gefangen u. vereinigte Flandern förmlich mit der Krone. Die Härte jedoch, womit sein Statthalter die Flamänder behandelte, brachte diese 1302 zum allgemeinen Aufstande, und das Heer, welches P. unter Robert von Artois gegen sie sandte, erlitt am 11. Juni 1302 bei Courtray eine furchtbare Niederlage, so daß er endlich 1305 Frieden schließen und das ganze jenseits der Lys gelegene Flandern dem ältesten Sohne des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Guido als Lehn zurückgeben mußte. Dieser Krieg und unverhältnißmäßiger Aufwand überhaupt stürzten P. in Geldverlegenheiten, denen er durch Konfiskationen und Erpressungen aller Art, durch Zueignung des Münzrechts als Regal, durch Prägung schlechter Münzen und Einziehung der guten, durch die Beraubung und Vertreibung der Juden und Lombarden, durch Einführung einer regelmäßigen Steuer (maltôte, d. i. drückende Steuer, vom Volke genannt) vergeblich abzuhelfen suchte. Da diese Bedrückungen auch den reichen Klerus betrafen, so erließ Papst Bonifaz schon 1296 die Bulle Clericis laicos, in welcher der gesammten Geistlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpstliche Erlaubniß bei Strafe des Bannes untersagt wurde. P. rächte sich dafür durch ein strenges Verbot der Ausfuhr von Gold und Kostbarkeiten, was den Papst schnell zur Nachgiebigkeit zwang. Wiederholte Reibungen bewirkten jedoch, daß schon 1300 der Papst seine Bulle und der König sein Ausfuhrverbot wieder herstellten. Des Königs Weigerung, an einem Kreuzzuge Theil zu nehmen und das anmaßende Benehmen des päpstlichen Nuntius Saisetti, den der König deshalb gefangen nehmen ließ, schürten das Feuer. Der Papst erließ 1302 ein Schreiben, worin er behauptete, daß ihm der König nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen untergeordnet und Jeder, der das Gegentheil behaupte, ein Ketzer u. Narr sey. P. antwortete in gleichem Tone, leugnete, als er darüber in den Bann gethan ward, gänzlich die Rechte des Papstes in weltlichen Dingen und berief eine Reichsversammlung, welche in einem heftigen Schreiben an das Kardinalkollegium die päpstlichen Anmaßungen zurückwies. Als Bonifaz den Bann erneuerte und die berüchtigte Bulle Unam Sanctam erließ, ließ P. die Bulle erst verbrennen, dann durch seine Schreiber verstümmelt unter das Volk verbreiten und rief zugleich im December 1302 die Generalstaaten wieder zusammen, welche das Verbot der Geldausfuhr bestätigten, klagte feierlich den Papst an, appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung und begann einen Krieg gegen Bonifaz, den er auch durch Wilhelm von Nogaret und Sciarra Colonna in seinem Palaste zu Anagni aufheben und gefangen setzen ließ. Der Tod befreite 1303 den König von seinem schlimmen Gegner, und Bonifacius' Nachfolger, Benedikt XI., stellte durch Aufhebung des Bannes die Einigkeit zwischen Frankreich und Rom wieder her. Nach dem Tode Benedikts brachte P. den Erzbischof von Bordeaux,

Bertrand de Goth, als Klemens V. gegen das Versprechen, unbedingt seinen Vortheil zu befördern, auf den päpstlichen Thron, demzufolge der Sitz des Papstes nach Avignon verlegt wurde und der Papst sich verpflichtete, seine Hand zur Zerstörung des Tempelherrenordens, dessen Reichthum längst die Habsucht des Königs gereizt hatte, zu bieten. Am 13. Okt. 1307 wurden in ganz Frankreich alle Templer gefangen genommen, durch die entsetzlichsten Martern zu Geständnissen gezwungen und 113 Ritter zu Paris bei gelindem Feuer verbrannt; ihre Schätze aber wurden zum Besten der Krone eingezogen. Durch diese Blutthat für alle Zeiten geschändet, † P. zu Fontainebleau am 29. Nov. 1314. Unter seiner tyrannischen Regierung wurde die Macht der Vasallen gebrochen, die Kirche gänzlich gedemüthigt, das Krongebiet bedeutend konsolidirt und die Grundlage zum absoluten Herrscherthume gelegt. P. hinterließ 3 Söhne, P. V., Ludwig X. u. Karl IV., mit dem 1328 der männliche Stamm der Capetinger erlosch.

e) P. V., der Lange, zweiter Sohn des Vorigen, 1293 geboren, folgte 1316 seinem Bruder, Ludwig X., in der Regierung und ließ sogleich im folgenden Jahre von den Reichsständen das salische Gesetz als unumstößlich für die Thronfolge in Frankreich anerkennen. Er schränkte die Tyrannei der Großen gegen ihre Unterthanen durch ein weises Benehmen und festes Auftreten dermaßen ein, daß die Ruhe des Landes dadurch gesichert und vermehrt wurde. Auch mit Flandern schloß er 1320 Waffenstillstand und dann Frieden. Dem Hasse des Volkes gegen die Juden, die beschuldigt wurden, die Brunnen vergiftet zu haben, nachgebend, vertrieb er sie 1321 aus dem Reiche. Mehre seiner besten Absichten scheiterten an dem Widerstande der Großen und der Geistlichkeit, die das Volk gegen ihn aufhetzten. Im Begriff, gleiches Maß und Gewicht durch das ganze Reich einzuführen, † er den 3. Januar 1322, vielleicht an Gift.

f) P. VI. von Valois oder der Glückliche, Sohn Karls von Valois, des Bruders Philipps IV. von Frankreich, 1293 geboren, machte, als der nächste männliche Seitenverwandte, nach Karls IV. Tode 1328 seine Thronansprüche geltend und übernahm einstweilen, bis zur Niederkunft der verwittweten Königin, die Regentschaft. Neben ihm trat König Eduard III. von England, des letzten Königs Schwestersohn, als Kronprätendent auf; die französischen Großen aber sprachen der ganzen weiblichen Nachkommenschaft die Thronfolge ab und erkannten P. die Krone zu, der sich, nachdem die Königin-Wittwe eine Tochter geboren, am 23. März 1328 zu Rheims krönen ließ. Gleich nach der Krönung zog er an der Spitze des von ihm begünstigten Adels gegen die Flamänder, die ihren Grafen Ludwig mit vielen Großen vertrieben hatten, und unterwarf sie durch den Sieg bei Kassel, am 23. August 1328. Durch das Glück übermüthig gemacht, lud er seinen Nebenbuhler und Vasallen, Eduard III. von England, der nicht bei der Krönung erschienen war, vor, wegen Guienne die Huldigung zu leisten. Eduard erschien 1329 zu Amiens u. schwor den Huldigungseid, ward aber darum [illegible] so erbitterter gegen P., der seine feindlichen Absichten ebenfalls nicht verbarg. Er nahm nicht nur 1333 den aus Schottland vertriebenen König David Bruce gastfreundlich auf, sondern unterstützte denselben auch und unternahm unter dem Vorwande eines Kreuzzuges große Rüstungen, zu welchem Zweck er vom Papst Benedikt XII. den von Johann XXII. hinterlassenen Schatz von 18 Millionen Goldgulden und auf 10 Jahre den Zehnten von allen geistlichen Einkünften der Christenheit verlangte. Während der Papst 1336 den Frieden zwischen beiden Königen zu vermitteln suchte, brach P. in Guienne ein, weshalb Eduard im Juli 1337 sich mit dem Kaiser Ludwig von Bayern, den Grafen von Holland und Hennegau, den Herren von Brabant, Namur, Geldern, Jülich und dem Erzbischof von Köln verband, welchem Bündnisse auch die wieder insurgirten Flamänder zufielen. Auf P.s Seite standen Oesterreich, Böhmen, Lothringen, Lüttich, Bretagne, Navarra und später Kastilien. So gerüstet, traten sich die Parteien gegenüber. Eduard eröffnete 1339 den Krieg, indem er in die Picardie einfiel; doch konnte er seinen Gegner zu keiner Schlacht bewegen, so daß er nach Flandern zurückgehen und die Truppen entlassen mußte. Um die Ueberfahrt der Engländer zu hindern, schickte P. im folgenden Jahre eine starke, mit 40,000 Mann bewaffnete Flotte in den Kanal, die Eduard jedoch am 23. Juni 1340 auf der Höhe von Sluis zerstörte. In Folge dieses Siegs kam ein 2jähriger Waffenstillstand zu Stande, der mehrmals erneuert, aber nie gehalten wurde, da beide Theile in dem bretagnischen Erbfolgestreit Partei ergriffen. P. ließ 1345 eine Menge englisch-gesinnter bretagnischer Edelleute festnehmen und ohne Verhör enthaupten, welche Blutthat Eduard als Friedensbruch betrachtete. Dieser landete 1346 mit einem Heere an der Küste der Normandie und drang von hier aus bis in die Gegend von Paris vor, eilte aber, als P. ein bedeutendes Heer zusammenzog, mit 30,000 Mann durch Frankreich über die Somme nach Flandern. P. holte ihn bei Creſſy ein und lieferte ihm am 26. Aug. 1346 eine Schlacht, in der 30,000 Franzosen umgekommen seyn sollen. Die Folge dieser Niederlage war der Verlust von Calais, das über 200 Jahre in englischen Händen blieb, und eine so völlige Entkräftung des Reichs, daß P. sich gezwungen sah, 1348 einen oft verlängerten Stillstand einzugehen. Krieg und ungemessener Aufwand stürzten ihn in Geldnoth, welcher er dadurch abzuhelfen suchte, daß er schlechte Münzen prägen ließ und das Reich mit drückenden Steuern belastete, unter denen die Salzsteuer (gabelle), die ein Jude erfunden hatte, eine immerwährende blieb. Im Jahre 1349 brachte er durch Schenkung die Dauphiné an sich und im folgenden Jahre kaufte er von dem unglücklichen Könige Jakob, der sich an seinem Hofe befand, Majorka für 120,000 Goldthaler, während er früher schon das Erbe seiner Mutter, Anjou und Maine, mit der Krone vereinigt hatte. Er † den 22. Aug. 1350, von den Großen verachtet, von dem Volke als Bedrücker gehaßt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Johanna von Burgund, vermählte er sich noch 1349 mit Blanca von Navarra, die er eigentlich seinem Sohne zugedacht hatte. Von jener hinter-

ließ er zwei Söhne, von denen ihm der älteste, Johann der Gute, auf dem Throne folgte.

6) Könige von Spanien: a) P. I., der Schöne, Sohn des Erzherzogs von Oesterreich u. nachmaligen römischen Kaisers Maximilian I. und Maria's von Burgund, 1478 geboren, erbte schon 1482 durch den Tod seiner Mutter die reichen burgundischen Länder, die während seiner Minderjährigkeit sein Vater für ihn regierte, vermählte sich 1496 mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella, die ihm 1500 zu Gent den nachmaligen Kaiser Karl V. gebar, und erhielt, da die übrigen Geschwister seiner Gemahlin gestorben waren, 1501 die Nachfolge in Spanien zugesichert. Nachdem er 1502 von den Reichsständen anerkannt worden war, ging er wieder nach den Niederlanden, schloß auf der Durchreise durch Frankreich mit Ludwig XII. im Namen seines Schwiegervaters einen Vertrag wegen der Theilung des Königreichs Neapel, der die Streitigkeiten zwischen beiden Königen beendigen sollte, von Ferdinand aber alsbald gebrochen wurde. Nach Isabellens Tode 1504 nahm P. Wappen und Titel eines Königs von Kastilien an, gerieth aber darüber mit seinem Schwiegervater in Streit, der die Regierung dieses Reichs im Namen seiner geistesschwachen Tochter Johanna übernehmen wollte und durch seinen Gesandten Conchillos von ihr eine Schrift unterzeichnen ließ, worin sie ihrem Vater die Regentschaft über Kastilien auftrug. P. fing das Schreiben auf und ließ Conchillos verhaften; er selbst ging mit seiner Gemahlin 1506 zu Schiffe nach Kastilien ab, ward aber durch einen Sturm gezwungen, in Weymouth einzulaufen, wo ihn Heinrich VIII. 3 Monate lang zurückhielt. In Kastilien angelangt, wurde er mit vieler Freude empfangen und trat die Regierung an, verscherzte aber bald die Liebe der Kastilier, da er die Niederländer so sehr begünstigte. Seine Absicht, die wahnsinnige Johanna als regierungsunfähig erklären zu lassen, scheiterte an der Anhänglichkeit der Kastilier an die Tochter ihrer großen Königin; sie ward vielmehr gemeinschaftlich mit ihm als Königin proklamirt und ihr Name vor den seinigen gesetzt. P. † den 25. Sept. 1506 an Gift, das ihm seine Gemahlin in einem Anfalle wahnsinniger Eifersucht beigebracht. Sein Sohn war Kaiser Karl V.

b) P. II., Sohn Kaiser Karls V. und Isabellens von Portugal, ward den 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren und von spanischen Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Dieser „Dämon des Südens", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, zeigte von frühester Jugend an eben so viel Regierungstalente als Ernst, stolzes Betragen, Tücke und Verstecktheit, wodurch er hauptsächlich die Deutschen von sich entfernte. Kaum 16 Jahre alt, ward er mit Maria, der Tochter des Königs von Portugal, vermählt und von seinem Vater, als dieser nach Deutschland ging, unter dem Beirath des Herzogs von Alba an die Spitze der Regierung Spaniens gestellt. Nachdem der Plan Karls V., ihn auf dem Reichstage zu Regensburg 1550 zum römischen König erwählen zu lassen, vereitelt worden war, vermählte er P., der inzwischen Wittwer geworden, 1554 mit der Königin Maria von England; doch traf das englische Parlament Maßregeln, daß er durchaus keinen Antheil an der Regierung erhielt. Dagegen belehnte ihn der Kaiser mit Neapel, Sicilien und Mailand, sowie mit dem Titularkönigreiche Jerusalem. Nach 14monatlichem Aufenthalte in England kehrte P. nach den Niederlanden zurück, deren Oberherrschaft er 1545 nach der Abdikation des Kaisers empfing; bald darauf übernahm er auch die Regierung in Spanien und ward nun der reichste und mächtigste Monarch seiner Zeit. Seine erste Regentenhandlung war die Abschließung eines Waffenstillstandes mit Frankreich, den aber die Franzosen noch in demselben Jahre brachen, während P. zugleich mit dem römischen Stuhle in einen Krieg verwickelt wurde. P. zog gegen die ersteren eine große Armee bei Charlemont zusammen, bewog auch seine Gemahlin, an Frankreich den Krieg zu erklären, und schlug durch seinen Feldherrn, den Herzog Philibert von Savoyen, die Franzosen in der Schlacht bei St. Quentin den 10. Aug. 1557 gänzlich aufs Haupt, wußte jedoch diesen Sieg nicht zu benutzen, sondern begnügte sich, statt auf Paris loszugehen, mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Mit dem Papste schloß er trotz der von Alba errungenen Vortheile einen Frieden, den dieser kaum so vortheilhaft gewünscht hatte. Auf der andern Seite eroberte Frankreich Calais und andere englische Plätze. Zwar wurden die Franzosen von den Spaniern in der Schlacht bei Gravelingen am Flusse Aa geschlagen und hierauf neue Rüstungen zur Fortsetzung des Kriegs gemacht; aber ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen, schlossen beide Mächte den Frieden von Chateau-Cambresis (1559), nach welchem Calais in den Händen der Franzosen blieb. Inzwischen war P.s Gemahlin, Maria von England, gestorben, und P. hatte, wiewohl vergeblich, um die Hand ihrer Nachfolgerin, Elisabeth, geworben. Am 20. Aug. 1559 verließ P. nach 3jähriger persönlicher Verwaltung, unter Anzeigen eines täglich steigenden Volksunwillens über seine Bedrückungen, die Niederlande, das Ruder der Regierung seiner Halbschwester, Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin überlassend, wohnte in Spanien der Verbrennung einer Anzahl Ketzer bei und rüstete sich, um den häufigen räuberischen Einfällen der Türken auf den italienischen und spanischen Küsten zu steuern, wiederholt zum Kriege gegen die Türken. Er schlug diese zwar 1560; es fehlte jedoch wenig, daß der furchtbare Soliman II. Spanien mit Krieg überzog; denn seine Macht brach nur an der Tapferkeit der Malteserritter, P.s Verbündeten. Mit zunehmendem Alter immer unduldsamer und fanatischer werdend, wendete P. von nun an seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausrottung der Protestanten in den Niederlanden und nöthigte durch seine unerträgliche Strenge die Niederländer zur verzweifelten Gegenwehr gegen seine Gewaltträger, besonders gegen den blutdürstigen Herzog von Alba, sowie er dadurch, daß er um dieselbe Zeit die in der Provinz Granada noch ansässigen Mauren zu Christen machen wollte, nicht nur einen Bürgerkrieg erregte, welcher Spanien mehr als 100,000 Menschen kostete, sondern auch

mit dem Sultan Selim II., bei dem viele Häupter der grausam verfolgten Mauren Hülfe suchten, 1570 in einen Krieg verwickelt ward. Mit Venedig, dem Papste u. andern italienischen Staaten verbündet, errang er zwar durch seinen Halbbruder, Don Juan d'Austria, den entscheidenden Seesieg bei Lepanto (7. Okt.); aber auch diesmal benutzte P. aus Trägheit oder Eifersucht den Sieg nicht, und die einzige Folge davon war 1573 die Eroberung von Tunis durch denselben Don Juan, die aber bald wieder verloren ging und mit ihr fast Alles, was bis dahin die Spanier in Nordafrika besessen hatten. Inzwischen verschwendete P. seine Kraft im fruchtlosen Kriege wider die aufständischen Niederlande, für deren Verlust ihm das Glück einen reichen Ersatz an Portugal bot, den er aber eben so wenig zu nützen wußte. Als nämlich Sebastian, König von Portugal, nach der großen Schlacht bei Alcazar (1578) nicht wieder zum Vorschein kam, erklärte sich P., als Sohn Isabellens, des großen Emanuels ältester Tochter, obgleich gegen die Gesetze des Reichs, zum Thronfolger, überzog Portugal mit Krieg, behauptete sich gegen Anton, Prior zu Crato, den natürlichen Enkel Emanuels, u. A., ließ sich von Portugal mit allen Nebenländern in drei Welttheilen huldigen (1581) und machte es zu einer spanischen Provinz, indem er, uneingedenk der den Portugiesen gemachten feierlichen Zusicherungen, ihre Rechte und Freiheiten zu schützen, diese ihnen durch sein despotisches Machtwort nahm. Unterdessen hatten schon längst Mißhelligkeiten zwischen dem spanischen u. englischen Hofe obgewaltet. Elisabeth, die durch die den Niederlanden bevorstehende Gefahr ihre eigene Krone und die protestantische Religion bedroht sah, begünstigte den Aufstand der Niederländer durch geheime, bald auch durch öffentliche Unterstützung. Sie sendete Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die spanischen Besitzungen in Amerika anzugreifen, wofür sich P. durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit dem er vom Papste belehnt war, rächte. Dann beschloß er, England selbst zu erobern, oder wenigstens Elisabeth zu entthronen und das Papstthum wieder einzuführen, und rüstete zu diesem Zwecke die unüberwindliche Armada (s. d.) aus, von der aber kaum 60 Schiffe mit etwa 6000 Menschen nach Spanien zurückkehrten. Trotz dieser Unfälle aber und ohne seine eigenen Staaten wieder zum Gehorsam gebracht zu haben, ließ sich P. aus Bigotterie und ungemessenem Ehrgeize doch zu unklugen Einmischungen in die Verwirrungen Frankreichs verleiten. Bereits am 2. Febr. 1585 hatte er mit der Ligue von 1576 ein Bündniß geschlossen und 1590 und 1592 ließ er eine Armee unter den Befehlen des Herzogs von Parma aus den Niederlanden nach Frankreich aufbrechen, um seine Tochter Clara Eugenia (als von einer französischen Prinzessin geboren) auf den französischen Thron zu setzen. Erst wiederholte Verluste und drückender Geldmangel nöthigten ihn zu dem Frieden von Vervins (2. Mai 1598), durch welchen eine Anzahl genommener Städte Frankreich zurückgegeben wurde. Auch der Krieg mit England hatte unterdeß fortgedauert; Lord Howard u. der Graf von Essex hatten sich mit einer Flotte des Hafens von Cadix bemächtigt (20. Juni 1596), dann die Stadt selbst mit Sturm erobert und unermeßliche Beute mit fortgeführt; in den Niederlanden aber hatte Prinz Moritz von Oranien schon so weit die Oberhand gewonnen, daß er die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen erklären konnte. Jetzt versuchte zwar P. durch Abtretung sämmtlicher Niederlande an seine Tochter Clara Eugenia und ihren Gemahl, den Erzherzog Albrecht von Oesterreich, unter dem Vorbehalte des Rückfalls an Spanien, den Weg zur Aussöhnung zu bahnen u. unterzeichnete am 6. Mai 1598 die Abtretungsschrift; die vereinigten Provinzen suchten sich jedoch in der Unabhängigkeit zu behaupten, u. P. erlebte das Ende dieses Volkskrieges nicht. Schon seit zwei Jahren litt er am Podagra; dazu kam noch ein auszehrendes Fieber und die Wassersucht. Von Madrid nach dem Escurial gebracht, verschlimmerte sich sein Krankheitszustand. Geschwüre an den Knieen und an der Brust, Folgen früherer Ausschweifungen, marterten ihn Tag und Nacht; aus ihrem giftigen Eiter entstanden ganze Schaaren von Läusen, die nicht getilgt werden konnten. In diesem jämmerlich schmerzlichen Zustande brachte er noch 50 Tage zu, während welcher Zeit er ein würdiges Beispiel von Geduld gab. Seine frühere Strenge suchte er zu sühnen, indem er vielen Eingekerkerten die Freiheit schenkte und ihnen ihre Güter wieder zurückgeben ließ. Mit Eifer hielt er aber bis an seinen Tod auf die Ausübung der katholischen Gebräuche, gab seinem Sohne Philipp, von seiner vierten Gemahlin Anna von Oesterreich, und seiner Tochter Clara Eugenia noch die heilsamsten Lehren und † den 13. Sept. 1598. P. war vor seinem Tode so verschuldet, daß er durch Geistliche von Haus zu Haus in seinem Reiche eine Kollekte sammeln lassen mußte; dennoch hinterließ er eine Schuldenlast von 150 Millionen Dukaten. Vgl. Dumesnil, Histoire de P. II roi d'Espagne, Paris 1822.

c) P. III., Sohn des Vorigen, geboren 1578, übernahm die Regierung des mit einer ungeheuren Schuldenlast niedergedrückten, entvölkerten und völlig erschöpften Staates, den aus seiner traurigen Lage emporzubringen es ihm aber an Kraft gebrach. P. übergab gleich beim Antritte der Regierung alle seine Gewalt in die Hände eines obersten Ministers, des Herzogs von Lerma, welcher selbst wieder einen Günstling, den Grafen von Oliva, damit bekleidete. Aber so elend war P.s Regierung, daß Spanien unter ihm die Zeiten des Tyrannen Philipp II. als goldene Zeiten zurückwünschte. Der Unwille des Volks zwang endlich 1611 P., seine unwürdigen Günstlinge, die Land und Volk aussogen, zu entfernen, und der Herzog von Uzeda trat an Lerma's Stelle. P. † 1621, nachdem er auf seinem Sterbebette das Bekenntniß abgelegt hatte, daß er seinem Volke nur Böses zugefügt habe.

d) P. IV., Sohn des Vorigen, geboren 1605, gelangte am 28. Febr. 1621 zur Regierung und erhob 1623 den Herzog von Olivarez zum ersten Minister, einen jungen talentvollen, aber eitlen u. ehrgeizigen Mann, der während seiner Verwaltung Spanien eine höhere Rolle übernehmen ließ, als sie seinen damaligen Kräften angemessen war, woher es denn kam, daß alle seine Unternehmun-

gen zum Schaden des Landes ausschlugen. Obwohl die bereits von Philipp III. gegebenen Gesetze zur Wiederbelebung des Ackerbaues erneuert u. erweitert, auch fleißige Einwanderer herbeigezogen wurden, so verschlangen doch auswärtige Kriege die Einkünfte und drückten sonst auf alle Weise den Staat, und die Niederländer richteten den spanischen Handel zu Grunde, wozu noch der Krieg mit Frankreich und dem mit diesem verbündeten England- und langwierige Aufstände in Katalonien und Andalusien kamen. P. † noch vor dem Ende dieser Wirren 1665.

e) P. V., Herzog von Anjou, Sohn des Dauphins, Enkel König Ludwigs XIV. von Frankreich, 1683 geboren, wurde von König Karl II. von Spanien zum Erben aller spanischen Reiche ernannt und bestieg, nach Karls II. Tode, den 1. Nov. 1701 den spanischen Thron, den er im spanischen Erbfolgekriege gegen Oesterreichs Ansprüche behauptete. Durch sein Glück aber, das er allein der Klugheit seines Ministers Puerto Carero u. günstigen Umständen verdankte, übermüthig gemacht, nahm er blutige Rache an den Ländern seines Reichs, die Partei gegen ihn ergriffen. Namentlich ließ er Katalonien die Schwere seines Zorns fühlen, indem er alle Verfassungsrechte dieses Landes vernichtete und es als eroberte Provinz behandelte. Auch in Kastilien hörten die Cortes auf. Selbst der Staatsrath mit den übrigen alten Kollegien wurden vernachlässigt; die Befehle ergingen aus dem Kabinet; ein vollkommenes Despotenthum bildete sich. Nur in Biscaya und Navarra blieb noch ein Schatten der alten Freiheit. Gegen das Ausland nahm der 1714 an das Ruder gekommene Alberoni eine imposante Stellung an; mancherlei Unfälle nöthigten aber P., Alberoni zu entlassen u. Frieden zu schließen (1720). Nachdem auch die Mauren zur Ruhe gebracht waren, überließ sich P. ganz seiner natürlichen Schwermuth u. der Unthätigkeit; er brachte 6 Monate im Bette zu, ohne krank zu seyn, resignirte am 16. Jan. 1724 zu Gunsten seines Sohnes Ludwig u. zog sich nach S. Ildefonso zurück, übernahm aber nach Ludwigs baldigem Tode im August desselben Jahres die Krone von Neuem, worauf er unter dem Einflusse seiner Gemahlin und des Herzogs von Ripperda regierte, mit Kaiser Karl VI. Frieden schloß und die pragmatische Sanktion anerkannte. Als aber Karl VI. die vom madrider Hofe gewünschte Vermählung seiner Erbtochter Maria Theresia mit dem spanischen Infanten Don Carlos ausschlug, ergriff P. wieder Frankreichs Partei u. sandte im Kriege zwischen dieser Macht und Oesterreich wegen der polnischen Thronfolge (1733) ein Heer von 30,000 Mann nach Italien, wodurch endlich doch dem spanischen Prinzen Don Carlos die Krone von Neapel und Sicilien erobert ward. P. erlebte weder das Ende dieses Krieges, noch eines andern mit England; er † den 9. Juli 1746. Er war seit 1701 mit Luise Marie Gabriele, Tochter des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, seit 1714 mit Elisabeth Farnese, Tochter des Don Carlos, vermählt.

7) Herzöge von Burgund: a) P. II., der Kühne, Stifter des jüngeren Hauses von Burgund, vierter Sohn des Königs Johann von Frankreich, den 15. Jan. 1342 geboren, entfaltete als 14jähriger Knabe in der Schlacht bei Poitiers eine so glänzende Tapferkeit, daß er den Beinamen des Kühnen erhielt, ward aber daselbst zugleich mit seinem Vater gefangen und mußte dessen lange Gefangenschaft zu London theilen, bis endlich beide durch den Frieden von Bretigny 1360 in Freiheit gesetzt wurden. Johann gab ihm darauf die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine und 1361 das Herzogthum Burgund u. ernannte ihn zum ersten Pair von Frankreich. Ueber seine Regierung s. Burgund. P. † den 27. April 1404 unweit Brüssel, so tief verschuldet, daß eine Anleihe gemacht werden mußte, um ihn feierlich zu bestatten. Er war vermählt mit Margaretha von Flandern. Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, folgte ihm.

b) P. III., der Gütige, Sohn Johanns des Unerschrockenen u. Margarethens von Bayern, 1396 zu Dijon geboren, ward 1419 durch die Ermordung seines Vaters Herzog von Brabant, † den 15. Juli 1467 zu Brügge. Ueber seine Regierung s. Burgund. Er war vermählt seit 1409 mit Michaela, Tochter Karls VII. von Frankreich, seit 1424 mit Bona von Artois, Tochter des Grafen Philipp von Nevers, und seit 1429 mit Isabella von Portugal, aus welcher Ehe sein Nachfolger Karl der Kühne entsprang. Vergl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois, Paris 1824, 10 Bde.

8) Landgrafen von Hessen: a) P. der Großmüthige, Sohn des Landgrafen Wilhelm II., den 13. Nov. 1504 geboren, folgte 1509 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter, Anna von Mecklenburg. In seinem 14. Jahre für mündig erklärt, trat er 1518 selbstständig die Regierung an und vermählte sich 1523 mit Christine, Tochter Georgs des Bärtigen von Sachsen. Gegen Franz von Sickingen verbündete er sich mit dem Kurfürsten von Trier und zwang den Ritter, sich und seine Veste Landstuhl zu übergeben. Zur Unterdrückung des Bauernkriegs zog er persönlich zu Felde. Für die Reformation hatte er sich schon 1524 öffentlich erklärt, 1526 führte er sie in seinem Lande ein, schloß gleichzeitig mit Johann dem Beständigen von Sachsen das torgauer Schutzbündniß und gründete 1527 aus den eingezogenen Klostergütern die erste evangelische Universität zu Marburg. Um die wittenberger und schweizer Reformatoren wieder zu vereinigen, veranstaltete er 1529 das Kolloquium zu Marburg, welches aber ohne Erfolg blieb. An den Verhandlungen auf den Reichstagen zu Speyer (1529) und zu Augsburg (1530) nahm er den lebhaftesten Antheil. Im Nov. des letztern Jahres schloß er mit Zürich, Basel und Straßburg ein Vertheidigungsbündniß auf 6 Jahre, setzte durch einen glücklichen Handstreich den Herzog Ulrich von Würtemberg in seine Staaten wieder ein und trat 1535 mit an die Spitze des schmalkaldischen Bundes. Im Jahre 1536 brachte er in Kassel und Wittenberg eine sogenannte Konkordienformel zu Stande. Nachdem er 1542 siegreich gegen den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig gekämpft, unterwarf er sich nach der Schlacht bei Mühlberg, den Zusicherungen seines Schwiegersohnes, des Herzogs Moritz von Sachsen, folgend, dem Kaiser

Karl V., der ihn aber als Gefangenen behandelte, bis Moritz durch den passauer Vertrag am 3. Sept. 1552 seine Freilassung erzwang. P. sandte nach seiner Rückkehr den französischen Hugenotten Hülfstruppen und † den 31. März 1567. Seine Länder hatte er unter seine 4 Söhne getheilt. Mit Genehmigung seiner Gemahlin Christine und mit Zustimmung Luthers und Melanchthons hatte er sich 1540 noch Margarethe von Saale (gewöhnlich die linke Landgräfin genannt) antrauen lassen und mit ihr 6 Söhne und eine Tochter erzeugt. Er war ein kluger, großherziger, muthiger, entschlossener Fürst, aber oft zu rasch und feurig handelnd, mehr kenntnißreich und thätig, als staatsklug. Vergl. Rommel, P. der Großmüthige, Gießen 1830, 3 Bde.

b) P. II., Sohn des Vorigen, Landgraf zu Hessen-Rheinfels, regierte von 1557—83, s. Hessen.

c) P. August Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg, Sohn Friedrich Ludwig Wilhelms, den 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe geboren, trat 1794 als Hauptmann in holländische Dienste, ward von den Franzosen gefangen und machte nach seiner Freilassung als Freiwilliger in der österreichischen Armee den Feldzug in Bayern und am Oberrhein mit. Nachdem er 1797 als Hauptmann in österreichische Dienste getreten war, avancirte er bis zum Oberst. Er focht in den Schlachten bei Landshut, Regensburg, Aspern und Wagram, ward Generalmajor und zeichnete sich 1812 in den Gefechten bei Podubine und Slonym aus. Nachdem er 1813 Feldmarschalllieutenant geworden, nahm er Theil an den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und am Gefecht bei Hochheim. Im Nov. 1813 wurde er Gouverneur von Frankfurt a. M., führte im Feldzuge des folgenden Jahres das 6. Armeecorps der Verbündeten bis Lyon und war 1815 als Divisionär bei dem Rheinübergange bei Germersheim und in den Gefechten bei Straßburg thätig. Von 1815—20 war er als Divisionär in Wien stationirt, besorgte aber zugleich mehre diplomatische Sendungen, so 1818 nach Rußland und 1820 nach England. An der Spitze eines österreichischen Armeecorps ging er 1821 nach Neapel, wo er Gouverneur war, bis er 1825 zum kommandirenden General in Illyrien, Innerösterreich und Tyrol ernannt wurde. In gleicher Eigenschaft fungirte er von 1827—29 in Galizien, worauf er in seine frühere Stellung nach Grätz zurückkehrte. Im Jahre 1827 war er zugleich österreichischer Krönungsbotschafter in Moskau, während des russisch-türkischen Feldzuges befand er sich im russischen Hauptquartier und 1829 und 1830 in weiteren Aufträgen seines Hofes in Warschau. Seit 1832 Generalfeldzeugmeister, erhielt er 1839 durch den Tod seines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafschaft Hessen-Homburg, wohin er sich im Juli begab, ohne den österreichischen Dienst zu verlassen. Noch in demselben Jahre ward er Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Er † im Dec. 1846. Er war seit 1838 in morganatischer Ehe vermählt mit der verwittweten Freifrau von Schimmelpfennig, einer Bürgerlichen, die vom König von Preußen zur Gräfin von Naumburg ernannt wurde.

Philipper, Brief an die, neutestamentlicher Brief des Apostels Paulus, welcher der allgemeinen Ueberlieferung nach von Rom aus der Gefangenschaft geschrieben worden ist und dessen Abfassung etwa in das Jahr 63 oder Anfang 64 zu setzen ist. Wie die Veranlassung des Briefes die Liebe gegeben hatte, indem nämlich die Philipper dem Apostel durch Epaphroditus eine Geldunterstützung hatten zu Theil werden lassen, so athmet auch der ganze Inhalt des Briefes innige Liebe, welche der gefangene Paulus zu der philippischen Gemeinde hegte. Keiner seiner Briefe ist so reich an herzlichen Ergüssen und zarten Beziehungen, und keiner so eigentlich brieflichen Charakters, ohne strengere Disposition des Inhalts, ohne doktrinelle Erörterungen, auch ohne alttestamentliche Citate und dialektische Argumentationen. Obwohl aber Erguß gemüthlicher Erregung, trägt der Brief doch das Gepräge hoher apostolischer Würde und Freimüthigkeit. Seine Authentie ist sowohl durch die einstimmigen Zeugnisse der alten Kirche, als durch das ächt paulinische Gepräge des Inhalts hinreichend gestützt.

Philippeville, 1) Stadt in der belgischen Provinz Namur, zwischen der Jamague und dem Bridou, an der Grenze gegen Frankreich, eine kleine Festung mit einem Graben, 5 Bastionen, Ravelins und andern Außenwerken, hat schöne Straßen, ein Stadthaus, Kasernen, Töpfereien, Marmor- und Bausteinbrüche, Eisengruben, Eisenwerke und Bleibergwerke in der Umgegend u. 1750 Einwohner. Es entstand aus dem zur Grafschaft Hennegau gehörigen Flecken Coubigny, den Karls V. Schwester, Maria von Oesterreich, 1555 befestigen ließ und nach ihrem Neffen Philipp II. benannte. Im pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten und dann durch Vauban stärker befestigt. Im Jahre 1814 ward es von den Alliirten belagert und eingenommen und im pariser Frieden dem Königreich der Niederlande einverleibt. — 2) P.-Stora, neue Stadt in Algerien, an der Küste der Provinz Konstantine, ist auf der Stelle der alten Römerstadt Rusciada angelegt und durch eine alte römische Küstenstraße, deren Schutzmauern gegen die Brandung des Meeres theilweise noch stehen, mit Stora verbunden. Die noch erhaltenen Umfassungsmauern eines römischen Kastells auf einem steilen Hügel hat man zur Anlegung einer Citadelle benutzt. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz und 7500 Einwohner.

Philippi, Stadt in Macedonien, früher zu Thracien gehörig, nahe an der thracischen Grenze, am Pangäus. P., früher Crenides, wurde vom Könige Philipp II. von Macedonien, der die Stadt eroberte und wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, benannt. Hier 42 v. Chr. Sieg der römischen Triumvirn Octavius und Antonius über Brutus u. Cassius, welche beide letztern nach der Schlacht sich selbst ermordeten. Unter Augustus legten die Römer eine Kolonie hier an (Colonia Julia Augusta Philippensis), u. 53 n. Chr. gründete der Apostel Paulus eine christliche Gemeinde daselbst, an die derselbe den „Brief an die Philipper" schrieb. Jetzt Felia, Dorf. Die dabei befindlichen Ruinen

der Stadt, über dem Wahlplatze der Schlacht bei P., heißen noch jetzt P., nach Andern Feliba.

Philippicae orationes (Philippische Reden), heftige Reden des Demosthenes gegen den macedonischen König Philipp II.; dann auch Cicero's gleich heftige und deshalb eben so genannte Reden gegen Antonius; daher allgemeiner Name für heftige oder strafende Reden.

Philippinen (Manilische Inseln), große ostindische Inselgruppe, die nordöstlichste des ostindischen Archipelagus, die größte und bedeutendste im ostindischen Meer, zwischen dem Meere von China, dem Soulongarchipel und dem großen Ocean, in der Hauptrichtung von Norden nach Süden sich erstreckend, vom 5.° 22′—21.° nördl. Br. und vom 134.° 35′—143.° 43′ östl. L. v. Ferro. Nach dieser Bestimmung rechnet man zu den P. die Babouyanen= u. Baschi=Inseln zwischen Formosa u. Luzon, die Insel Magindanao oder Mindanao, die Insel Palavouan od. Paragoua, die Calamianen=, Coujos=, Bissayer=Inseln ꝛc.; ausgeschlossen werden die Marianen= u. die Soulonginseln. Danach umfaßt dieser Archipel gegen 1200 Inseln u. Inselchen, welche zusammen einen Flächeninhalt von etwa 7000 □Meilen haben und von denen die Inseln Luzon oder Manila, die nördlichste, mit 2500 □M., Magindanao oder Mindanao, die südlichste, mit 1175 □M., und die zwischen diesen beiden liegenden minder großen Mindoro, Leyte, Samar, Panay, Bouglas oder Negros, Zebou, Maßbate, Bohol, Palavouan und Catandouanen die bedeutendsten sind. Nach einer andern Bestimmung rechnet man zu den P. die Inseln zwischen 4° — 22° nördl. Br. und 134° — 146° östl. L. Sämmtliche Inseln sind, die südliche Fortsetzung der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe bildend, vulkanischer Natur, mit vielen noch thätigen Vulkanen, wie man deren allein auf der südöstlichen Halbinsel von Luzon nicht weniger als 10 auf einer Strecke von 30 Meilen findet. Obschon die größeren auch ausgedehnte Ebenen aufzuweisen haben, sind sie doch sämmtlich von gebirgiger Beschaffenheit und zu den hohen Inseln zu rechnen. Gebirge durchziehen sie in allen Richtungen, so hoch, daß ihre Gipfel in die Wolken reichen, während ihr Fuß mit Schlacken und Lava bedeckt ist. Fast überall sprudeln heiße Quellen hervor, und hie und da brennen Solfataren. Die Küsten sind von einer Menge von Baien und Busen durchschnitten, welche vortreffliche Ankerplätze bieten. Bei ihrer vulkanischen Beschaffenheit sind die P. häufigen Erdbeben ausgesetzt. Bei einem solchen Erdbeben verschwand der Berg Cervalhos in der Provinz Tuyagan völlig und es kam dafür ein großer See zum Vorschein. Lokalsagen sprechen von einer Menge derartiger Fälle. Hinsichtlich ihres Klima's und ihrer sonstigen Naturbeschaffenheit gehören die Inseln zu den reizendsten Tropenelanden der Erde. Obgleich in den niedern feuchten Gegenden ungesund, erfreuen sie sich meist eines gemäßigten und im Allgemeinen auch weit gesunderen Klima's, als die übrigen Inseln des ostindischen Archipelagus. Der Wechsel der Jahreszeiten kündigt sich durch schreckliche Stürme (Typhons oder Taifoungs) an, welche den Horizont mit einer ungemein verwirrenden Gewalt durchströmen und nichts in seiner Lage lassen, aber die Luft reinigen und die Dünste zerstreuen, welche die Moräste während der Regenzeit aushauchen. Der December und Januar sind die gemäßigten Monate, die Hitze beginnt im Februar und März, doch ist sie nie übermäßig. Gut bewässert und von vortrefflicher Bodenbeschaffenheit, entwickeln die P., obgleich sie am Rande der nördlichen Tropenzone gelegen sind, noch die ganze Pracht der Tropenvegetation und eine Fruchtbarkeit, welche mit der von Java und Brasilien wetteifert. Das Pflanzenreich bietet Mais und andere Getreidearten, Hülsenfrüchte, europäische Gemüse, Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Kakao, Kaffee, Tabak, Safran, Zimmt, Quassia, Betel, Aloë, Sago, Yamswurzeln, medicinische Pflanzen, Ingwer, Ananas, Kokospalmen, Tamarinden, Rosenäpfel, mehr als 20 Arten Pisang, Brodfrucht=, Mango=, Lorbeer=, Feigen= und Orangenbäume, in den Wäldern mehre Baumarten mit wohlriechendem Harze, Lianen, Blumenrohr, Cabinegrobäume, deren Rinde unzerreißbare Seile gibt, die Molavebäume, deren dauerhaftes Holz zum Schiffbau sehr geeignet ist, Rotang, Bambus, Fächerpalmen, die sämmtlich vorzügliches Material zum Bau der Häuser geben, den weißen Ebenholzbaum, dessen Holz Glätte u. Weiße des Elfenbeins annimmt, den schwarzen Ebenholzbaum, Eisen=, Gelb= und Jakarandaholz, Bananen in vielen Arten ꝛc. dar. Eine Fülle der prachtvollsten Blumen bedeckt Ebenen und Thäler und erfüllt die Luft mit Wohlgerüchen. Auch die Fauna dieser Inseln ist reich und interessant. Ihre bewaldeten Einöden dienen Schaaren von Dam= und gewöhnlichen Hirschen, Büffeln, Schweinen und Affen zum Aufenthalt. Außerdem finden sich merkwürdige Reptilien, Boaschlangen, Krokodile, Sägefische, geflügelte Eidechsen, Leguane mit eßbarem Fleische und kolossale Fledermäuse; ferner herrliche Vögel, namentlich Turteltauben in außerordentlicher Mannichfaltigkeit, Hühner, die prächtigsten Papageien, Argus, Fasanen und Pfauen, Paradiesvögel, Salanganen, Seevögel ꝛc. Gezogen werden alle Arten von europäischen Hausthieren, Büffel, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine. Unter die Hausthiere kann man auch eine Art von Eidechse, Chacon genannt, rechnen, die beinahe dem Krokodil gleicht, sich in den Häusern aufhält u. sie von schädlichen u. giftigen Thieren befreit. Schildkröten und die verschiedenartigsten köstlichen Fische beleben Flüsse, Seen und Meer, welches letztere auch ungeheure Austern, Perlen= und Kaurismuscheln, Korallen, Ambra ꝛc. liefert. Die Berge enthalten große, bis jetzt meist noch unausgebeutete Schätze von Mineralien; ganze Gebirgsketten bergen in ihrem Gange eisenhaltiges Gestein; außerdem findet sich Kupfer von trefflicher Qualität, Gold und andere Metalle, selbst Diamanten. So lange Spanien im Besitz der amerikanischen Kolonien war, vernachlässigte es den Bergbau auf den P. Steinkohlen finden sich ebenfalls im Ueberfluß, so daß sie an manchen Stellen sogar zu Tage liegen. Die Bewohner der P. bestehen theils in den alten Ureinwohnern, die, zum

Stamme der Papuas oder Australneger gehörig und von den Spaniern Negritos del Monte genannt, jetzt nur noch im unzugänglichen Innern der Inseln in geringer Anzahl im Zustande völliger Wildheit hausen; theils in Völkern malayischen Stammes, welche, von außen kommend, jene ins Innere verdrängten und die Inseln besetzten, auf denen sie jetzt den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden. Sie zerfallen in mehre verschiedene Völkerschaften: die Bisayos, Magindanaos, Ilocos, Illanos und Tagalen, die sämmtlich den übrigen malayischen Sprachen verwandte Dialekte sprechen u. schon früher durch das Einwirken der chinesischen und javanischen Kultur zu einer gewissen Civilisation und Bildung gelangten. Außerdem gibt es eine Menge eingewanderter Chinesen (auch getaufte, 60—70,000), welche vorzüglich den handel- und gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung bilden; ferner Negersklaven und Europäer, vorzüglich Spanier (nur ungefähr 4000), und Mischlinge, die aus allen diesen entsprossen sind. Jene eingeborenen Völkerschaften sind theils den Spaniern, welche einen großen Theil der Inseln besitzen, unterworfen und von ihnen zum Christenthum bekehrt, theils bilden sie unabhängige mohammedanische Völkerschaften, so besonders auf der Insel Magindanao, wo die Spanier nur einzelne Küstenpunkte besitzen, während das Sultanat Magindanao einen Flächenraum von 750 □M. mit etwa 400,000 Einwohnern einnimmt und eine Konföderation der vielen kleinen Häuptlinge des Illanovolks (33 Bundesstaaten) besteht. Die Beschäftigung dieser Völker besteht in dem Anbau von Feldfrüchten, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Kakao, Zimmt, Pfeffer, Muskat 2c., in Weberei, Schiffbau, Fischerei, wenig Viehzucht, auch, besonders auf Magindanao, in Seeräuberei und im Handel. Die Leinwand, Baumwollenzeuche, Seidenzeuche, Matten, Töpferwaaren, Goldarbeiten 2c. der Einwohner sind wegen ihrer Schönheit u. Güte gesucht; auch Waffen, Kanonen, Pulver und dergl. werden auf den P. verfertigt. Gold bringen die Papuas aus den Gebirgen zum Tausch (jährlich über 15,000 Unzen). Die Besitzungen der Spanier bilden ein eigenes **Generalkapitanat**, zu dem auch die Labouyanen- und Marianeninseln gehören, und nehmen, seitdem 1851 der Sultan von Magindanao, der bis dahin den größten Theil der Insel nebst benachbarten Eilanden unabhängig beherrschte, sowie der Beherrscher der Sundainseln und der Insel Palawan sich der spanischen Herrschaft unterworfen haben, ein Areal von 5362 □M. ein (wovon auf Manila allein 1734 □M. mit mehr als 2 Mill. Einw. kommen) mit 1850: 3,815,878, nach den neuesten Erwerbungen gegen 4½ Mill. Einw. Der Hauptsitz der spanischen Herrschaft ist die Insel Luzon, wo die Stadt Manila, am Passig, mit einem schönen Hafen und einer Bevölkerung von 150,000 Einwohnern, die Hauptstadt der Kolonie ist. Ehemals kam jährlich ein Schiff aus Acapulco in Neuspanien nach Manila, die „Galione von China", mit Geld und Waaren für 1—2 Millionen Piaster. Den europäischen Handel betrieb ehemals die monopolisirte königliche Handelsgesellschaft der P. in Spanien; in der neuern Zeit ist er freier geworden, doch hat die genannte Gesellschaft noch manche Vorrechte. Im Jahre 1851 belief sich die Einfuhr auf 12,490,280, die Ausfuhr auf 5,016,148 Realen. Im Laufe der Zeit waren die Inseln, statt Vermittlerinnen zwischen Amerika und Indien zu seyn, auf den Handel mit den Eilanden und Küstenländern Ostasiens beschränkt worden. In der neuern Zeit hat jedoch seit der Aufhebung des Monopols der philippinischen Gesellschaft der Handel einen großen Aufschwung genommen, die Kolonie hat sich dadurch sehr gehoben und ist zu einer Geldquelle für das Mutterland geworden. Sie bestreitet nämlich jetzt nicht nur ihre Ausgaben, sondern läßt jährlich noch über 1 Million Thaler Ueberschuß zur Verfügung des Staates. Die oberste **Verwaltung** ist einem Generalkapitän übertragen, der eigentlich nur 3, bisweilen aber 6 Jahre dieses Amt verwaltet. Seine Macht erstreckt sich über alle Theile der Staatsverwaltung und er ernennt alle Beamten, mit Ausnahme der für die Finanzen. Für die Civilsachen gibt es einen Intendanten, der zwar auf 6 Jahre ernannt wird, aber meist 9 Jahre hindurch sein Amt behält und allein die Verwendung und Vertheilung der Staatsfonds überwacht. Die **Audienza**, das höchste Gericht, aus einem Präsidenten und 5 Auditoren bestehend, entscheidet über alle Rechtssachen in letzter Instanz. Jeder Provinz steht ein Beamter vor, der in Cavita, Zamboanga und auf den Marianen den Titel eines Gouverneurs, in den andern Seeprovinzen den eines Corregidors und in den Binnenprovinzen den eines Alkalden führt. Zu Manila befindet sich außerdem noch ein Ayuntamiento, das aus 2 Alkalden u. 12 Regidors besteht, u. dem, wenn es nöthig ist, der Generalkapitän selbst präsidirt. Die Städte und Flecken haben Gobernadorcillos (Kapitäne), Lieutenants und Alguazils (Gerichtsschreiber), die aus den Notabeln gewählt werden. Die freien Malayen haben ihre despotischen Häuptlinge und theilen sich in 2 Klassen, Adel und Leibeigene, zu denen noch die Timawat oder Freigelassenen kommen. Diese 3 scheiden und befeinden sich als Kasten. Das Haupt der katholischen Geistlichkeit ist der in Madrid ernannte Erzbischof von Manila; unter ihm stehen die Bischöfe von Zebou, Camarines und Nueva Segovia. Die zahlreichen Klöster besitzen außer den besten Parochien auch bedeutende Ländereien. Die Kolonie ist ein sehr unsicheres Besitzthum Spaniens, das ganz von dem guten Willen der zahlreichen Mönche abhängt, welche den unbeschränktesten Einfluß auf die Eingeborenen ausüben. Schon mehrmals waren Aufstände nahe daran, das ganze spanische Kolonialregiment umzustürzen. Zu Manila gibt es zwar 3 Kollegien, aber die Wissenschaften sind doch gänzlich vernachlässigt; ein Lehrstuhl für die Schifffahrtskunde war nur ephemer. Die Militärmacht besteht aus 3500 Mann Linie (Veterana) und 12,200 Mann Miliz. An den wichtigsten Punkten der Küsten sind Forts angelegt, deren vorzüglichste das zu Samboanga auf Magindanao und das Fort Triumfo in der Provinz Mesamis sind. Diese Inseln wurden 1521 von Ferdinand Ma-

gelhaens entdeckt und von ihm Archipel St. Lazarus genannt; 1565 wurde ein Theil derselben der spanischen Herrschaft unterworfen, und nun entstand nach dem damaligen Könige Philipp II. der Name der P. Auf der Hauptinsel fing man 1571 an, die Stadt Manila zu erbauen, von der die Inseln auch die manilischen heißen. Bei dem verkehrten Kolonialsysteme der Spanier konnte die Kolonie lange zu keiner Blüthe kommen. Erst seitdem Ferdinand VII. 1814 die Häfen derselben allen Nationen öffnete, sind die guten Folgen dieser Maßregel in der Zunahme des Handels und der Industrie sichtbar. Aber noch immer bleibt viel zu thun übrig, bis diese Kolonie zu der Blüthe gelangt, welche sie, vermöge ihrer natürlichen Fruchtbarkeit und ihres Produktenreichthums, zu erreichen fähig wäre.

Philippisten, die Anhänger der weniger streng augustinischen Lehren des Melanchthon, im Gegensatz zu den streng augustinisch gesinnten Lehren Luthers, s. Melanchthon.

Philipponen, Sektirer der russisch-griechischen Kirche, ein Zweig der Raßkolniken (Ketzer) od. Starowerski (Altgläubigen), nach ihrem Anführer Philipp Pustoswiät genannt, unter dessen Leitung sie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus Rußland flüchteten. Die P. halten, wie die Raßkolniken überhaupt, sehr streng auf die nach ihrer Meinung unverfälschte alte Bibelübersetzung und die alten Gesang- und Gebetbücher der russisch-griechischen Kirche, welche durch die Revision des Patriarchen Nikon zu Moskau in der Mitte des 17. Jahrhunderts erst verderbt worden seyen. Die P. gehören zu den unpopischen Altgläubigen, die weder den heiligen Synod, noch sonst ein geistliches Oberhaupt der Kirche anerkennen, die Priesterweihe der russischen Geistlichkeit für unächt halten, keine ordinirten Geistlichen unter sich dulden, sondern ihren Gottesdienst von ihren Stariks oder Gemeindeältesten verwalten lassen, und den Cölibat für ein wesentliches Erforderniß des Christenthums halten. Von den 7 Sakramenten der griechischen Kirche verwerfen sie das der Salbung, des Abendmahls, der Priesterweihe, der letzten Oelung und Ehe. Im Uebrigen stimmen die P. vollkommen mit dem Glaubensbekenntnisse der griechisch-russischen oder rechtgläubigen Kirche überein, wie auch ihre Kultusformen die nämlichen sind. Von ihren frühern Schwärmereien sind sie ganz zurückgekommen. Doch enthalten sie sich noch aller geistigen Getränke, beobachten eine strenge Zurückgezogenheit von allen andern Glaubensgenossen, die sie für unrein halten, und verzichten auf ärztlichen Beistand, indem sie jedes Leiden als eine von Gott auferlegte Buße ansehen. Ihre hergebrachte Kleidung dürfen sie nicht verändern u. ihr Haupt- und Barthaar nicht scheeren. Das ihrem Kultus allein eigenthümliche Kreuz, welches am Fuße einen zweiten, schräg gestellten kurzen Querbalken hat, trägt Jeder auf der Brust an einem um den Hals gehenden Bändchen. In Rußland verfolgt u. unterdrückt, verließ um 1700 ein Philipponenhaufe seinen Stammsitz, das Kloster Pomer am Wüig im Gouvernement Olonetz, u. wanderte unter des genannten Philipp Pustoswiät, eines schlichten Landmanns, Anführung in das polnische Litthauen aus; ein Theil desselben zog nach dem spätern Neu-Ostpreußen. Von hier, namentlich aus der Gegend von Seyni, haben sie sich schon seit längerer Zeit nach dem sensburger Kreise des preußischen Regierungsbezirks Gumbinnen gewendet. Hier gibt es 10 Philipponenkolonien, deren größte Eckartowo u. Ladnepole (mit eigenen Kirchen) sind und die zusammen über 500 Einwohner zählen. Bei ihrer Aufnahme in die preußischen Staaten wurden ihnen mancherlei Zugeständnisse gemacht, z. B. freie Ausübung ihrer Religionsgebräuche und selbstständige Verwaltung ihres Kirchen- und Schulwesens, sowie Befreiung vom Kriegsdienste für die erste Generation. Im Jahre 1844 haben jedoch die Regierungen zu Königsberg und Gumbinnen die Niederlassung der P. in den dortigen Regierungsbezirken verboten.

Philippopel (Felibe, Filibe), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Rumelien, Sandschak Sophia, rechts an der Maritza, die hier schiffbar wird, in schöner Gegend, wo die Straßen von Konstantinopel aus Bulgarien und der Walachei zusammentreffen, die Hauptstadt des Sandschaks und Sitz eines griechischen Erzbischofs, ist schön gebaut und viel reinlicher gehalten, als andere türkische Städte, und hat 20 Moscheen, mehre griechische und amerikanische Kirchen, Karawanserais, Bäder und andere öffentliche Gebäude, interessante Ueberreste aus dem Alterthum und 30,000 Einwohner, die sich mit Fabrikation von Wollen- und Baumwollenzeuchen, Seide und Seidenzeuchen, Leder und Tabak beschäftigen und lebhaften Handel treiben. Der Landbau liefert Reis in Menge, und die benachbarten Hügel tragen vielen köstlichen Wein, Maulbeer- und treffliche Obstpflanzungen. P. ist das alte Philippopolis, eine ansehnliche Stadt in Thracien, am Hebrus, früher Eumolpias, dann Poneropolis, nach Philipp von Macedonien, der sie erweiterte und verschönerte, P. genannt, unter den Römern Hauptstadt der Provinz Thracien u., weil auf drei Hügeln liegend, Trimontium genannt. Hier 250 n. Chr. Niederlage des römischen Kaisers Decius gegen die Gothen. In die Hände der Türken kam die Stadt 1360. Im Jahre 1818 wurde sie fast gänzlich durch ein Erdbeben zerstört, blühte aber seitdem durch ihren Handel wieder auf.

Philipps, australische Inselgruppe, zu den Pomotuinseln gehörig, stark bewaldet, sonst wenig gekannt, 1803 von Turnbull entdeckt, 1819 von Bellinghausen gesehen u. Kutusow genannt.

Philippsburg, Amtsstadt im badischen Unterrheinkreise, am Einflusse der Salzbach in den Rhein, war sonst Reichsfestung, die zum Hochstift Speyer gehörte, hat eine höhere Bürgerschule, Acker- und Hanfbau, Viehzucht, Bierbrauerei, Holzhandel und 2050 Einwohner. P. war früher nur ein Flecken, Udenheim, welchen Bischof Gerhard 1338 mit Mauer und Graben befestigte. Bischof Philipp Christoph von Sötern erwählte den Ort zu seiner Residenz u. ließ ihn seit 1618 nach neuerer Art befestigen. Diesem Vorhaben widersetzten sich mehre Fürsten, besonders der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz und der Markgraf von Baden-Durlach, die den Ort am

15. Juni 1618 einnahmen und die Festungswerke schleiften. Als deshalb der Bischof 1623 bei dem Reichskammergericht eine Klage erhob, wurden ihm 100,000 Reichsthaler Entschädigung zuerkannt, womit er die Festung 1623 wieder herstellte und sie dem Apostel Philippus zu Ehren P. nannte. Im 30jährigen Kriege fiel P. der Reihe nach den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und zuletzt wieder den Franzosen in die Hände, welchen letztern im westphälischen Frieden das Besatzungsrecht bestätigt ward. Gefälle und Hoheitsrechte blieben dem Hochstifte Speyer. Die Franzosen verstärkten die Festungswerke bedeutend. Im Jahre 1676 kam P. wieder an die Deutschen und Kaiser und Reich erhielten in dem nymwegener Frieden das Recht, Garnison darin zu halten. Im Jahre 1688 fiel es wieder an die Franzosen, die es 1697 im rySwicker Frieden wieder herausgaben. Die Deutschen ließen später die Werke sehr verfallen, so daß den Franzosen 1734 die Einnahme nicht schwer wurde. Im Jahre 1735 wurde P. dem deutschen Reiche zurückgegeben, verfiel aber seitdem immer mehr. Im Jahre 1799 ward es von den Franzosen belagert, vom 6. bis zum 12. Sept. bombardirt, am 20. Sept. 1800 durch Kapitulation übergeben und im Winter 1800 — 1 demolirt. P. war militärisch wichtig durch seine natürlich feste Lage am Rhein zwischen Morästen. Bei P. wurde am 1. Juni 1849 ein Theil der badischen Revolutionsarmee unter dem Polen Miniewski von den Preußen geschlagen, welche darauf die Stadt besetzten.

Philippsthal (Kreuzberg), Kirchdorf (Marktflecken) in der kurhessischen Provinz Fulda, Kreis Hersfeld, an der Werra, mit Schloß und 890 Einwohnern, war früher ein Benediktiner-Nonnenkloster. Davon hat eine noch vorhandene mediatisirte Seitenlinie des kurhessischen Hauses den Namen Hessen-Philippsthal (s. Hessen).

Philippus, 1) St. P., einer von den am frühesten erwählten Aposteln Jesu, aus Bethsaida gebürtig. Nur das Evangelium Johannis führt ihn uns in einigen Berührungen mit Jesu vor, ohne uns jedoch damit etwas Entscheidendes für die Charakteristik des Apostels darzubieten. Seine späteren Schicksale sind unbekannt. Die Tradition läßt ihn das Evangelium in Phrygien verkündigen und zu Hierapolis seinen Tod finden.

2) P., einer der sieben Diakonen zu Jerusalem (Apostelgesch. 6, 5), der als Evangelist die christliche Lehre mit Erfolg in Samaria predigte und später auf der Landstraße von Jerusalem nach Gaza einen verschnittenen Hofbedienten der äthiopischen Königin von Meroe taufte. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt. Nach griechischen Heiligenlegenden ward er später Bischof in Tralles und starb daselbst; nach latein. Nachrichten aber beschloß er sein Leben zu Cäsarea. Schon von den Alten ward er öfters mit dem Apostel P. verwechselt.

Philister (Philistäer), Volk an der Küste des Mittelmeeres, welches südwestlich von Judäa einen schmalen, von Ekron bis an den Bach Sihor sich erstreckenden Landstrich (Philistäa) am Abhang der judäischen Gebirge bewohnte und an die israelitischen Stämme Dan, Simeon und Juda angrenzte. Sie hatten sich schon zu Abrahams Zeit hier ansässig gemacht und ein Königreich zu Gerar gestiftet und erscheinen zu Josua's Zeit in einem Staatenbunde von 5 durch Fürsten regierten Gemeinwesen vereinigt, deren Hauptstädte Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ekron waren. Erst im Zeitalter der Richter kamen die Israeliten in feindselige Berührung mit den P.n, die weit ins Land herein wohnten und zu Zeiten selbst über die Israeliten eine Art Oberherrschaft ausübten. Unter Eli's Oberpriesterthum erbeuteten sie die heilige Bundeslade, doch erlitten sie unter Samuel eine entscheidende Niederlage bei Mizpa, welche ihrer 40jährigen Herrschaft über Israel auf immer ein Ende machte. Dessen ungeachtet hatte Saul noch seine ganze Regierungszeit hindurch ihre immerwährenden Einfälle abzuwehren, wobei sich sein Sohn Jonathan und David durch Muth auszeichneten. Letzterer fügte auch, nachdem er sich mit Saul verfeindet, den P.n noch manchen Schaden zu, sah sich aber zuletzt genöthigt, im Staate von Gath ein Asyl zu suchen, und war schon nahe daran, mit den P.n gegen Saul gemeinsame Sache zu machen, als letzterer im Kampfe gegen die nimmer rastenden Feinde seinen Tod fand. Nachdem David den Thron der Israeliten bestiegen, erhoben sich auch gegen ihn die P., wurden aber zu wiederholten Malen geschlagen. Salomo scheint Ruhe vor diesen Feinden gehabt zu haben, obwohl sie noch unter den ersten ephraimitischen Königen tief in das israelitische Land hinein wohnten. Unter Joram zogen sie mit den Arabern vereint gegen Jerusalem und führten nicht nur die königlichen Schätze, sondern selbst das Serail und die Kinder des Königs mit sich hinweg. Usias soll die P. wieder besiegt haben; doch unter Ahas fielen sie nicht nur von Neuem ab, sondern rissen auch einen Theil des westlichen Judäa an sich. Nachdem Hiskia wieder Vortheile über sie errungen, zogen assyrische Heere gegen Philistäa und bemächtigten sich der wichtigen Grenzfestung Asdod, welche später Psammetichus den Assyrern wieder entriß. Necho unterwarf sich das feste Gaza, sowie später Alexander der Große. Nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil verschwägerten sich viele Juden mit den P.n. Im Zeitalter der Makkabäer waren sie syrische Unterthanen; König Alexander Balas trat aber einen Theil ihres Gebiets an die Juden ab, und der jüdische König Alexander Jannäus eroberte und zerstörte Gaza. Pompejus verleibte Azotus, Jamnia und Gaza der römischen Provinz Syrien ein; der Kaiser Augustus überließ jedoch letzteres dem König Herodes. Doch war damals der Name Philistäa schon längst außer Gebrauch gekommen, oder vielmehr in der Form Palästina auf das ganze zwischen dem Libanon und Aegypten gelegene Land ausgedehnt worden. Die P. erscheinen als ein ziemlich kultivirtes, kriegerisches und kriegskundiges Volk. Sie beschäftigten sich mit Landbau und lieferten zu Sauls Zeiten den Israeliten eisernes Ackergeräthe und Waffen. Ihr religiöser Kult war im Wesentlichen von dem phönicischen nicht verschieden; Astarte und die Fischgottheiten Dagon und Atorgatis (Derceto) scheinen allgemeine Verehrung genossen zu haben; in

Ekron hatte der Baal Zebub seinen Hauptsitz. Wahrsager und Zauberer standen bei ihnen in großem Ansehen. Die Beschneidung war unter ihnen nicht üblich. Ihre Sprache war mit der phönicischen und hebräischen stammverwandt und mag sich erst im Laufe der Zeit dialektisch von diesen geschieden haben. Auf Universitäten ist P. Name aller Derjenigen, die nicht Studenten sind, besonders aber der Bürger. Nach Beyer verdankt der Name seinen Ursprung folgendem Vorfall. Im Gasthofe zum goldenen Engel zu Jena gab es 1693 Händel zwischen Studenten und Handwerksburschen, bei denen ein Student fast todt geschlagen wurde. Am folgenden Sonntag rief der Pastor Götz in Beziehung darauf von der Kanzel, es sey dabei hergegangen, wie geschrieben stehe: Philister über dir, Simson! Diese Worte ertönten am Abend desselben Tages u. der folgenden aus dem Munde der Studenten, und seitdem hießen die jenaischen Bürger P., welche Benennung sich bald auf andere Städte fortpflanzte. Nach Adelung und Andern stammt der Name von Balistarii oder Balistaei, Armbrustschützen, als dem Namen der Stadtmiliz, und wirklich wurden die Armbrustschützen des Mittelalters in Ungarn Philistaei genannt, und die Stadtsoldaten in Wien führten schon im 17. Jahrhundert den Spottnamen P. Davon philiströs, beschränkt in Ansichten, Thun und Treiben, im Gegensatz zu burschikos.

Phillips, Georg, deutscher Rechtsgelehrter, geboren 1804 in der Gegend von Danzig von protestantischen Aeltern, studirte in Göttingen, habilitirte sich in Berlin und folgte 1833 einem Rufe nach München, wo er ordentlicher Professor der Rechte an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ward, nachdem er mit seinem Freund und Schwager Jarcke zur katholischen Kirche übergetreten war. Als Schriftsteller trat er mit seinem „Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechts" (Göttingen 1825) auf, dem nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in London die „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen" (2 Bde., Berl. 1827—28) und die „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts" (das. 1830, 2 Bde., 2. Aufl. 1838—39) folgten. In seiner „Deutschen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung" (Berlin 1832, 3. Aufl. 1846) stellte er sich schon ganz auf ultramontanen Standpunkt. In demselben Geiste sind die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" gehalten, die er seit 1838 mit Görres herausgab u. worin er die Obergewalt der Kirche über den als eine bloße Polizeianstalt betrachteten Staat historisch zu begründen suchte. Ueberhaupt bewies er sich in Verbindung mit den beiden Görres, Döllinger, Windischmann, Moz und Ringseis als einen eifrigen Verfechter ultramontaner Interessen. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel 1847 ward er von seinem Lehrstuhl entfernt und zum Rath bei der königlichen Regierung in Landshut ernannt. Doch trat er diese Stelle nicht an, sondern widmete sich in der ihm gegönnten Muße seinen Studien. Im November 1849 ward er an die Universität nach Wien berufen, doch fand diese Berufung hier eine so heftige Opposition, daß er als Professor des Kirchenrechts nach Innsbruck versetzt wurde. Er kam indeß 1851 als Professor der Rechtsgeschichte abermals nach Wien. Sein Hauptwerk ist das „Kirchenrecht" (Bd. 1 — 4, Regensburg 1845 — 51), neben welchem noch die „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" (München 1845; 2. Abtheil. 1850) hervorzuheben ist. Erwähnung verdienen auch die Schriften: „Die Diöcesansynode" (Freib. 1849; 2. Aufl. 1850) und „Ueber den Ursprung der Katzenmusiken" (das. 1849).

Phillyrea (Steinlinde), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den vierzähnigen Kelch, die kurze, glockenförmige, vierspaltige Korolle u. die zweifächerige, kugelige Beere, immergrüne Sträucher in Südeuropa, von denen mehre, wie P. ilicifolia *Willd.*, mit in kleinen, winkelständigen, doldentraubigen Büscheln stehenden Blüthen; P. laevis *Ait.*, mit gehäuft-gedrängten, winkelständigen Blüthen; P. racemosa *Link*, mit in winkelständigen Trauben vereinigten Blüthen, und andere hier und da als Zierpflanzen gezogen werden. P. latifolia *L.* war schon den Alten als heilkräftig bekannt, indem die gelind abstringirenden Blätter vorzüglich bei Geschwüren im Munde und bei Hautkrankheiten äußerlich angewendet, aber auch innerlich gegen zu starke Menstruation und zu reichlichen Harnabgang verordnet wurden. Noch jetzt werden sie in den Ländern Südeuropa's als Hausmittel gebraucht, wie die Blätter von P. angustifolia *L.* und P. media *L.* Man pflanzt die Phillyreen in eine lockere, fette, mit 1/6 Lehm und 1/6 Sand gemischte Mistbeeterde, vermehrt sie durch Ableger, Stecklinge und Sprößlinge und durchwintert sie an frostfreien Orten.

Philo, 1) P. aus Heraclea, lebte um 247—222 v. Chr., nach Einigen der Verfasser einer uns erhaltenen, aber am Schlusse nicht vollständigen kleinen Schrift von den 7 Wunderwerken der Welt, die in ihrem jetzigen Bestande noch die Beschreibung der Pyramiden, der Zeusstatue zu Olympia, des Kolosses von Rhodus, der Mauern von Babylon und des Dianentempels zu Ephesus enthält, aber durch schwülstige und fehlerhafte Darstellung sich als das Werk eines Rhetors aus ziemlich später Zeit kundgibt. Sie ward zuerst gedruckt von Leo Allatius (Rom 1640), zuletzt herausgegeben mit den Noten des Boessius, Bast u. A. von J. C. Orelli (Leipzig 1816).

2) Judäus, der vorzüglichste Repräsentant der jüdisch-hellenischen Philosophie, ein Zeitgenosse Jesu, um 20 v. Chr. geboren, begleitete um 40 n. Chr. eine Mission der alexandrinischen Juden an den Kaiser Caj. Caligula, um gegen die Bedrückungen, denen dieselben ausgesetzt waren, weil sie das Bild des vergötterten Imperators in ihren Synagogen aufzustellen sich weigerten, Abwehr und Abhülfe zu erbitten. Als die Gesandtschaft vom Kaiser schnöde abgewiesen worden, verfaßte P. eine von großer Gelehrsamkeit zeugende Rechtfertigungsschrift der Juden, die nach Caligula's Tode im Senat vorgelesen wurde. Unwahrscheinlich ist die Angabe, daß P. unter Claudius nochmals in Rom gewesen sey und hier mit Petrus Verkehr gepflogen, auch

den christlichen Glauben angenommen, demselben später aber wieder entsagt habe. Seine Philosophie, welche als den letzten Endzweck des Lebens das Schauen Gottes durch ascetisches Sichversenken in das heilige Wesen des Schöpfers aufstellt, fand unter den Juden von Alexandria zahlreiche Anhänger und bildete, von Klemens, Origenes u. And. in christliche Lehrsätze gebracht, die Grundlage der Theologie der alexandrinischen Schule. Der wichtigste Verbreiter derselben im Occident war Ambrosius. P.'s in griechischer Sprache geschriebene Werke sind herausgegeben worden von Turnebus (Paris 1552), vollständiger von Thomas Mangey (mit lateinischer Uebersetzung, London 1742), von Pfeiffer (Erlangen 1785 bis 1792, 7 Bde.) und von Richter u. Klotz (Lpz. 1820—30, 8 Bde.). Einige neu aufgefundene Schriften P.'s wurden von A. Mai (Mailand 1818) und J. B. Aucher (Venedig 1826) bekannt gemacht. Dahl gab eine „Chrestomathia Philoniana" (Hamburg 1800—2, 2 Bde.) heraus. Vgl. Gfrörer, P. und die alexandrinische Theosophie, Stuttgart 1835; Dähne, Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, Halle 1834—35, 2. Thle.

3) P. aus Byzanz, griechischer Mathematiker im 2. oder in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., schrieb ein Werk über die gesammte Mechanik, von dem sich aber nur das 4. Buch, das von den Kriegsmaschinen handelt, und einige Fragmente erhalten haben, abgedruckt in Thevenots Mathemat. vet. (Paris 1693, S. 49 ff.).

4) P. aus Byblus, Grammatiker zur Zeit der Kaiser Nero und Hadrian, schrieb außer einigen historischen Werken eine griechische Uebersetzung der „Phönicischen Geschichte" des Sanchuniathon in 9 Büchern, wovon sich jedoch nur das erste Buch, und zwar in verderbtem Zustande in der „Praeparatio evangelica" des Eusebius erhalten hat. Die Bekanntmachung einer vorgeblichen vollständigen Handschrift derselben aus dem Kloster Sta. Maria de Merinhao in Portugal durch Wagenfeld (Bremen 1837) war ein literarischer Betrug.

Philochorus, griechischer Geschichtschreiber, aus Athen gebürtig, lebte um 300 v. Chr. u. ward als Gegner sowohl von Demetrius Poliorcetes, als von dessen Sohne Antigonus Gonatas, von letzterem als Parteigänger des Ptolemäus Philadelphus zum Tode verurtheilt. Als Schriftsteller ist er bekannt als Verfasser eines Geschichtswerks „Atthis", welches die Geschichte Athens von der ältesten Zeit an umfaßte und nach Jahren der Könige und Archonten geordnet war. Bei großer Dürftigkeit und Trockenheit der Darstellung enthielt es reichhaltiges Material und ward deshalb häufig von späteren Geschichtschreibern als Quelle benutzt. Die Fragmente davon sind von Müller in den „Historicorum graecorum fragmenta" (Par. 1841) gesammelt.

Philocles, attischer dramatischer Dichter, Neffe des Aeschylus, suchte das äschyleische Drama noch eine Zeitlang auf der Bühne fortzuerhalten und soll über den „König Oedipus" des Sophocles den Sieg errungen haben, wonach er um Ol. 87 geblüht haben mag. Von seinen Dramen, deren Zahl Suidas auf 100 angibt, sind uns nur noch einige Titel erhalten.

Philoctetes, Sohn des Pöas und der Demonassa oder der Methone, trefflicher Bogenschütze, einer von Helena's Freiern, führte die Krieger von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon auf 7 Schiffen nach Troja, ward aber unterwegs auf der Insel Lemnos von einer giftigen Schlange gebissen und, in Folge davon mit einem eiternden Geschwüre behaftet, auf Lemnos zurückgelassen. Die cyklischen und tragischen Dichter schmückten diese einfache Geschichte auf mannichfaltige Art aus u. verwebten sie mit der Geschichte des Heracles. Als Freund und Waffenträger dieses Heros ward er von demselben in der Kunst des Bogenschießens unterwiesen und erhielt später zum Lohne dafür, daß er den Scheiterhaufen, auf welchem sich Heracles auf dem Oeta den Flammen übergab, angezündet hatte, von diesem den berühmten Bogen mit den nie fehlenden vergifteten Pfeilen. Nach Dictys Cret. II, 14 ward er bei dem Opfer, welches Palamedes im Namen der versammelten Griechen dem Apollo darbrachte, von einer Schlange in den Fuß gebissen und nach Lemnos zurückgebracht, weil die dortigen Hephästuspriester im Rufe großer Heilkünstler standen. Nach Hygin (Fab. 102) sandte Here die Schlange, weil P. ihrem Feinde Heracles den letzten Dienst erwiesen, oder die Liebe der Nymphe Chryse verschmäht hatte. Er ließ sich zwar durch die Wunde an der Fortsetzung der Reise nicht hindern. Dieselbe verbreitete jedoch einen so unerträglichen Gestank, daß die Griechen ihn auf Lemnos aussetzten, wo er seine Zeit unter den bittersten Schmerzen hinbrachte, bis endlich Odysseus und Diomedes (nach Andern Odysseus und Neoptolemus) kamen, um ihn mit nach Troja zu nehmen, denn einem Orakelspruch zufolge konnte die Stadt ohne die Pfeile des Heracles nicht erobert werden. Obwohl noch krank, folgte er ihnen und ward nach seiner Ankunft vor Troja von Apollo in einen Schlaf versenkt, während dessen Dauer Machaon die Wunde aufschnitt, mit Wein auswusch und mit Heilkräutern belegte. Darauf gab P. vor Troja Proben seiner Tapferkeit und erlegte unter Andern auch den Paris mit seinen Pfeilen, worauf Troja fiel. Als er aber von Troja nach Meliböa zurückkam, fand er die Stadt in Aufruhr gegen sich, schiffte sich daher wieder ein und segelte nach Italien, wo er Petilia und Crimissa gründete. Nach Einigen starb er an der alten Fußwunde, nach Andern fiel er im Kampfe mit den Rhodiern, welche nach Italien kamen und hier mit Kolonisten aus Pellene in Streit geriethen. Sein Grab und Heiligthum, wo ihm als einem Heros Rinderopfer gebracht wurden, zeigte man in Macalla. Sophocles, Euripides und Aeschylus behandelten den Mythus des P. in Tragödien; doch ist nur die des ersteren noch vorhanden.

Philodemus, aus Gadara in Syrien, epikureischer Philosoph, Zeitgenosse Cicero's u. Freund des C. Piso, Verfasser von mehr als 30 Epigrammen in der griechischen Anthologie, meist erotischen und sehr schlüpfrigen Inhalts, und von zwei größeren Werken, die erst in neuerer Zeit in Herculanum aufgefunden worden sind, und wovon das eine „Ueber Rhetorik", zuerst bekannt gemacht in den „Antiquitates Herculanenses" (Bd. 5) und in den „Volumina Herculanensia" (Bd. 2, Orf.

1825), von Gros unter dem Titel „Philodemi rhetorica" (Par. 1840), das andere „Ueber die Musik" aus Rosini's „Volumina Herculanensia" (Bd. 1, Neap. 1793) von Murr (Straßb. 1804) u. von demselben in deutscher Uebersetzung (Berl. 1806) herausgegeben ward.

Philötius, Rinderhirt u. treu gesinnter Diener des Odysseus, bezeigte diesem, der im Gewande eines Bettlers heimkehrte, seinen Widerwillen gegen die Freier und seine Anhänglichkeit und versprach, als sich letzterer ihm zu erkennen gab, ihm treulich beizustehen, erlegte auch den Pisander und Elesippus.

Philogyn (v. Griech.), Weiberfreund, besonders mit dem Nebenbegriff der Veränderlichkeit der Neigungen; Philogynie, diese Neigung selbst.

Philolaus, pythagoräischer Philosoph, nach Plato Zeitgenosse des Socrates, von Croton, nach Andern von Tarent, floh in Folge wider die Pythagoräer entstandener Unruhen von Metapontum nach Lukanien. In seiner Jugend Schüler des greisen Pythagoras, war er der Erste, welcher die bisher nur mündlich fortgepflanzte pythagoräische Lehre in Schriften behandelte. Er machte nämlich die pythagoräischen Lehren über die Natur in einem Werke von 3 Büchern bekannt, welches von Dio auf Plato's Betrieb um 100 Minen erkauft worden seyn soll, wovon nur noch einzelne Fragmente vorhanden sind. Zusammengestellt u. erörtert sind dieselben von A. Böckh („P. des Pythagoräers Lehren 2c.", Berlin 1819).

Philologie (v. Gr.). Das Wort philologus, welches im früheren Alterthum nicht nur dem Wortsinne nach einen Freund der Rede, der wissenschaftlichen Erörterung durch Gespräch, sondern einen wissenschaftlich-gebildeten Mann überhaupt bezeichnete, scheint zuerst in Alexandrien von solchen Gelehrten gebraucht worden zu seyn, welche Wissenschaft und Literatur vornehmlich der vergangenen klassischen Zeit in den Kreis ihrer Studien zogen und dieses Gebiet kritisch durchforschten und bearbeiteten. In diesem Sinne soll zuerst Eratosthenes den Namen eines Philologen angenommen haben. Jetzt ist P. ein im Verlaufe der Zeiten ziemlich schwankend gewordener Begriff, welcher das wissenschaftliche Studium einer fremden oder wenigstens fremd gewordenen Sprache bedeutet, wodurch man in den Stand gesetzt wird, dieselbe allseitig und kunstgerecht zu verstehen, zu deuten und für wissenschaftliche Zwecke zu verwenden. Der Zweck des philologischen Studiums kann ein doppelter seyn: einerseits sucht man nämlich die Gesetze und die Gestaltung einer Sprache kennen zu lernen, um dadurch zum Verständniß der in derselben vorhandenen Schriftwerke zu gelangen und aus diesen wieder die Kenntniß der Wissenschaften und Künste eines fremden Volks oder einer früheren fremden Zeit zu schöpfen; andererseits aber hat das Studium einer Sprache seinen Zweck in sich selbst, in sofern man nämlich aus ihren Formen, Gestaltungen und Gesetzen das Wesen und die Eigenschaften der geistigen Kräfte des Menschen, in so weit sich dieselben durch die Sprache kund geben, zu erforschen sucht. Das philologische Studium im ersteren Sinne hat aber eine formale und eine reale Seite, indem es sich einmal auf die gesammte logische und ästhetische Form und Bildung der Sprache und dann auch auf den sachlichen Inhalt ihrer Literatur richtet. Wenn demnach in ersterer Beziehung das genaue und richtige logische Verständniß der Worte und Sätze angebahnt und die Richtigkeit dieses Verständnisses aus der Bedeutung der Worte u. aus den Gesetzen ihrer Bildung und Zusammensetzung erwiesen, ferner der Redeausdruck einer ästhetischen Beurtheilung unterstellt und endlich die Form und Gestaltung dieses Redeausdrucks als abhängig von den verschiedenen Stimmungen, Gefühlen und Neigungen des Autors und seiner Zeit klar gemacht werden muß, so zerfällt die formale P. in die besonderen Disciplinen der Grammatik und Lexikographie, denen sich die Etymologie u. Synonymik anschließen, der Rhetorik, Stylistik, Prosodik und Metrik. In Hinsicht auf das sachliche Verständniß der Schriftwerke aber involvirt das philologische Studium ein solches Maß von historischen Studien, welches in die geographischen u. politischen Zustände und Thatsachen, in die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse des betreffenden Volks, sowie in die Denk- und Anschauungsweise des betreffenden Schriftstellers und in die Art und Beschaffenheit der wissenschaftlichen Leistungen seiner Zeit und seines Volkes eine möglichst klare Einsicht gibt, und es nimmt daher die P. nach ihrer realen Seite nicht nur ihren Stoff aus fast allen historischen und positiven Wissenschaften, sondern sie selbst läßt sich auch in viele Disciplinen, in Geographie, Geschichte, Chronologie, historische Kritik, Staatskunde, Religionskunde, Sitten-, Kunst- und Literaturgeschichte 2c. eintheilen. Weil aber viele Schriften besonders aus dem früheren Alterthum nicht in unverderbtem Zustande auf uns gekommen sind, so zieht die P. als gelehrtes Sprachstudium endlich auch noch die philologische Kritik oder die Wissenschaft in ihren Bereich, welche die Aechtheit und Unverderbtheit einer Schrift entweder ins Licht setzt, oder, wenn diese Aechtheit und Unverderbtheit nicht mehr vorhanden seyn sollte, zu deren Wiederherstellung Anleitung gibt (s. Kritik). Die P. in dem anderen Sinne, in welchem man sie als die höhere zu bezeichnen pflegt, sieht von jeglichem materiellen Zwecke ganz ab und beschäftigt sich nur mit der Sprache als solcher, um aus ihren Erscheinungen das Wesen der geistigen Kräfte des Menschen und die Art und Weise ihrer Thätigkeit zu erkennen. Ihr gilt die Sprache nur als das Produkt der geistigen Thätigkeit, und sie sucht, da das geistige Wirken des Menschen sich der unmittelbaren Anschauung entzieht, von den verschiedenen Ausprägungen der Sprache auf die geistigen Kräfte, durch welche dieselben hervorgebracht sind, zurückzuschließen und aus der Aehnlichkeit u. Verschiedenheit der einzelnen Spracherscheinungen die verschiedenartige Thätigkeit jener Kräfte zu erforschen. Diese höhere P. ist mithin nichts Anderes, als ein philosophisches Forschen über die Sprache, welches sich von der rein philosophischen Forschung nur dadurch unterscheidet, daß es von den empirisch gegebenen Spracherscheinungen ausgeht und auf analytischem Wege zur Erkenntniß der schaffenden Kräfte emporsteigt, während die philosophische Forschung aprioristisch von dem Seyn u.

Wesen der geistigen Kräfte aus auf deren Wirkungen schließt. Das philologische Studium beschränkt sich aber vornehmlich auf diejenigen Sprachen, in denen sich die höchste und reinste Entwickelung der geistigen Kräfte des Menschen offenbart. Solche Sprachen sind aber — abgesehen von einigen orientalischen und europäischen Sprachen alter und neuer Zeit, die zwar eine sehr reiche und allseitige Entwickelung des Menschengeistes beurkunden, aber nur dürftige Schriftdenkmale aufzuweisen haben — vornehmlich zwei, die altgriechische und altrömische. In diesen beiden erscheinen nämlich die einzelnen Sprachgesetze und Sprachbildungen am meisten abgeschlossen u. bestimmt abgegrenzt, aus der schärfsten und reinsten Anschauung und sinnlichen Erkenntniß hervorgegangen, in ihrer Bildung und Gestaltung am entschiedensten von den hierher gehörigen beiden Hauptkräften des Geistes, von dem Verstande u. der Vernunft, geschaffen und unter dem naturgemäßen Mitwirken der Phantasie u. des Gemüths entwickelt, am wenigsten durch das Einwirken schädlicher Einflüsse auf den Geist getrübt u. am wenigsten durch einen übermäßigen Einfluß der geistigen Nebenkräfte verändert. Deswegen pflegt man auch diese beiden Sprachen als die klassischen von allen anderen abzusondern, und das wissenschaftliche Studium derselben die klassische P. zu benennen. Weil aber die klassischen Sprachen sich als die reinsten Produkte der naturgemäßesten Entwickelung des Menschengeistes beurkunden, so pflegen die Studien, deren Objekt sie sind, vorzugsweise als Humanitätsstudien oder Humaniora, in sofern sie die ächte Humanitätsbildung geben sollen, bezeichnet zu werden. Die specielle Anwendung aller P. besteht nämlich in der durch sie zu bewirkenden Aus- und Weiterbildung des Menschengeistes. Diese ihr inwohnende Wirkungskraft hat man schon vor Jahrhunderten erkannt und darum die P. als ein wesentliches Moment bei der geistigen Ausbildung des Menschen betrachtet und vornehmlich für die höhere Jugendbildung benutzt (s. Gymnasium).

Die ersten Spuren philologischer Thätigkeit finden wir bei den Griechen zu Solons und Pisistratus' Zeiten in der Sammlung und Sichtung der homerischen Gesänge, dann in den vorzugsweise auf das Wesen der Sprache sich beziehenden Untersuchungen und Forschungen der Sophisten und in den fast das ganze Gebiet des Wissens umfassenden wissenschaftlichen Leistungen des Aristoteles; aber die Erhebung dieser Thätigkeit zu geregelter Methodik und zu den Anfängen eigentlich wissenschaftlicher P. beginnt erst mit dem 3. Jahrhundert v. Chr. in Alexandria und Pergamus, als die um die dortigen Bücherschätze sich schaarenden Grammatiker und Sprachforscher die kritische und exegetische Bearbeitung der altgriechischen Schriftsteller, überhaupt eine wissenschaftliche Behandlung der nach dem Orient verpflanzten und dadurch mit einem fremdartigen Gepräge versehenen altgriechischen Sprache und Literatur einführten, um dieselbe für die Zwecke der neugeschaffenen orientalisch-griechischen Literatur auszubeuten. Schon etwas weiter gediehen diese philologischen Be[illegible]en in Rom, wo das Studium der ganz fremden griechischen Sprache und Literatur zur Hebung und Vervollkommnung der lateinischen Sprache und Literatur diente und in schwachen Anfängen auch schon als Mittel bei der Jugendbildung benutzt ward. Diese ganze philologische Thätigkeit erhob sich indeß noch nicht zu eigentlich wissenschaftlicher Form und Bedeutung, sondern bestand entweder nur in einem mechanischen und empirischen Sammeln des Sprachmaterials, oder in einem aprioristisch-spekulativen, von Spitzfindigkeiten keineswegs freien Philosophiren über die Sprachgesetze und deren Ursprung aus den Urgesetzen des menschlichen Denkens und Empfindens, ohne in jenem wie in diesem Falle zu einer klaren Einsicht in das positive Wesen der Sprache zu führen. Mit dem Christenthum kam zwar das Studium der lateinischen Sprache und zum Theil auch schon der griechischen zu den germanischen Völkern Europa's, doch blieb es bei diesen nicht nur ausschließlich in den Händen des Klerus, sondern war auch lediglich auf ein mechanisches Erlernen des Lateinischen für kirchliche Zwecke berechnet. Weder durch Karls des Großen anerkennenswerthe Bemühungen in dieser Sphäre, noch durch der Benediktiner Fleiß im Abschreiben und Sammeln der alten Klassiker, der erst später erfreuliche Früchte trug, noch auch durch die relativ-vollkommenere Kenntniß, zu welcher einige begabtere Individuen jener dunklen Zeiten sich erhoben, ward ein Umschwung zum Besseren zu Wege gebracht, so wie auch durch die höheren, aber dem Abendlande größtentheils verschlossenen Sprachstudien der Araber und durch die im 11. und 12. Jahrhundert auf den medicinischen und juridischen Fakultätsschulen Italiens und Frankreichs eingeführte Erklärung der römischen Rechtsbücher und der Schriften der griechischen und römischen Aerzte den klassischen Sprachstudien nicht Rechnung getragen ward. Die P. des modern-christlichen Europa's und ihre Betreibung in wissenschaftlicher Weise beginnt demnach erst am Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts, als in Italien Petrarca und Boccaccio unter ihren Landsleuten ein neues und würdigeres Studium der altrömischen Schriftsteller anregten und die durch die Eroberung Konstantinopels (1453) nach Italien versprengten Griechen Chrysoloras, Gaza und Laskaris auch den Anbau der altgriechischen Sprache und Literatur versuchten. Damals hob jene berühmte Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften an, in welcher diese neuen Sprachstudien nicht nur in Italien in immer weiteren Kreisen Anklang fanden und auf den dortigen Universitäten feste Wurzeln schlugen, sondern von da auch bald nach Frankreich, Deutschland u. den Niederlanden, sowie nach Großbritannien, Dänemark, Spanien und Portugal verbreitet, allenthalben von dem jetzt emporkommenden Gelehrtenstande begeistert aufgenommen wurden u. durch die eben erfundene Buchdruckerkunst eine außerordentliche Erleichterung und Unterstützung fanden. Man bewunderte an den alten Klassikern neben der Vortrefflichkeit des Inhalts ganz besonders die Schönheit der Darstellung, die vollendete Form, und es war die natürliche Folge dieser Bewunderung, daß man in eigenen Produktionen jene gepriesenen Muster stylistisch nachahmte und nach-

bildete, wobei man sich besonders an die Schriften des Cicero und einiger anderen ausgezeichneten Prosaiker und Dichter des augusteischen Zeitalters hielt. Mit dieser aus reiner Bewunderung der sprachlichen Form hervorgehenden Nachahmung verband man aber auch bald den praktischen Zweck, die alten Schriftsteller nach ihrem materiellen Inhalte zur Bereicherung der einheimischen Gelehrsamkeit und namentlich zur theoretischen Entwikkelung und Fortbildung der Fakultätswissenschaften, der Jurisprudenz, Medicin, Theologie, sowie später auch der Geschichte, Mathematik und Philosophie zu benutzen und gab damit den ersten Anstoß zur Begründung des realen Theils der P. Die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung der P. begann aber erst im 16. Jahrhundert mit der empirisch-grammatischen Erforschung der Sprache oder mit der grammatikalisch-lexikalischen Sammlung und Anordnung des Sprachstoffs. Dann folgte im 16. und 17. Jahrhundert die Periode des Realismus oder des Sammelns des in den alten Schriftstellern enthaltenen sachlichen und gelehrten Stoffs, besonders des auf Geschichte, Geographie, Mythologie und Antiquitäten bezüglichen. Das Aufspeichern dieses Stoffes führte aber bald zu einer massenhaften Polyhistorie, die des ordnenden Geistes entbehrte, aber eben dadurch genöthigt war, den gewonnenen realen Stoff in verschiedene Fächer zu sichten, wodurch die später erfolgende Verarbeitung desselben in den einzelnen Systemen der Antiquitäten, Mythologie, Geschichte ꝛc. vorbereitet ward. Doch war man sich damals noch nicht des scharfen Unterschieds zwischen realer u. formaler P. bewußt, da man die gesammten Sprachstudien immer noch mehr als das unentbehrliche Mittel der Lektüre der Alten, denn als ein selbstständiges Gebiet der Wissenschaft betrachtete. Die mit dem Schluß des 17. Jahrhunderts eintretende grammatisch-kritische Periode endlich schritt zur schärferen Prüfung und genaueren Sonderung des formalen und realen philologischen Stoffes fort und bereitete dadurch die Gestaltung und Erhebung der philologischen Disciplinen zu einem selbstständigen und großartigen Gebäude vor, die das 19. Jahrhundert brachte. Dem eben angedeuteten Entwickelungsgange sind die philologischen Studien in Spanien und Portugal nur bis zur ersten oder empirisch-grammatischen Periode gefolgt und haben sich nur über die lateinische Sprache erstreckt, was sich aus den Leistungen eines Vives, Achilles Statius, Ciaconius, Sanctius u. A. ergibt. Auch die Italiener kamen im Wesentlichen nicht über jene erste Periode hinaus, indem sie zum Behufe der oben erwähnten stylistischen Nachbildung der schönen lateinischen Form die Aufsuchung der sprachlichen Feinheiten zur Hauptsache machten, was eine mehr elegante als gründliche Erklärung der Klassiker und überdies nur einiger bevorzugten zur Folge hatte, wie wir an Paulus Manutius, Victorius, Ursinus, Gyraldus und in hervorstechender Art an Muret sehen, bis späterhin Lagomarsini, Garatoni, Fea und Mai auch dem kritischen Elemente Beachtung verschafften. Nur die schon frühzeitig durch Nizolius mit Erfolg betriebene Lexikographie ward durch Facciolati und Forcellini zu einem gewissen Glanzpunkte erhoben. Der antiquarischen Sachforschung wandten sich im 16. Jahrhundert schon Sigonius, Robortellus u. A. mit gutem, Macchiavelli selbst mit ausgezeichnetem Erfolge zu, denen im 17. Jahrhundert Fabretti, Maffei, Marini, Visconti, Corsini, Passeri, Morelli, Ferrari, Borghesi, Canini, Fea, Nibby, Garzetti u. A. folgten, doch in der Weise, daß alle ihre Leistungen mehr den Charakter des Zufälligen an sich trugen, weil sie mehr durch lokale Verhältnisse, als durch rein wissenschaftliches Interesse hervorgerufen wurden. Eine schnelle und glänzende Ausbildung erfuhr aber die P. in Frankreich, wo im 16. Jahrhundert die Lehrer an den Universitäten in Gemeinschaft mit gelehrten Typographen, Juristen, Staatsmännern und Geistlichen durch eine grammatisch-sachliche Behandlung der alten Klassiker eine philologische Polyhistorie anstrebten, die wir noch heut zu Tage in den umfangreichen Arbeiten eines Budäus, Robert und Heinrich Stephanus, in den gelehrten Kommentaren eines Turnebus, Lambinus, in den antiquarischen Sammlungen eines Scaliger, Casaubonus und Salmasius bewundern. Zugleicher Zeit waren Staatsmänner, wie de Thou, Cujacius, Hotoman und Pithou, beflissen, dieses philologische Wissen auf die praktischen Wissenschaften, namentlich auf die Jurisprudenz anzuwenden, und führten dadurch die praktischere Zertheilung der P. in mehre Fächer ein, welche durch die Leistungen eines Petav, Gassendi, Menage, Bochart, Valesius, Dufresne, S. Petit, André Dacier, Huet, Hardouin, Mabillon, Montfaucon, Caylus, Fréret, d'Anville, Barthélemy, Gosselin, Brunck, und neuerlich durch die ausgedehnten Arbeiten eines St. Croix, Matter, Villoison, Raoul-Rochette, Boissonade, Quatremère de Quincy, Courier, Letronne, Gail, J. F. Champollion, J. J. Champollion-Figeac, Clavier, Pouqueville, Millin, Mionnet, Sylvestre de Sacy, Cousin, Dubois-Maisonneuve, Lesage, Simonde de Sismondi, Pastoret, Levesque u. A. noch bestimmter gegen einander abgegrenzt und außerordentlich bereichert worden sind. Bei der Verbesserung des Schulunterrichts durch Cousin und Villemain ist auch das grammatisch-formale Sprachstudium, welches man vorher, zum Nachtheil der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Strenge, ungebührlich bei Seite gelassen, für die höheren Bildungsanstalten herbeigezogen worden, und in der neuesten Zeit entwickeln die in Paris lebenden Philologen, zum Theil Ausländer, namentlich K. B. Hase, E. Miller, Havet, die Gebrüder Müller, Egger, Fix, Sinner, Dübner, Henschel und Gros, die regste schriftstellerische Thätigkeit, welche die 1845 gegründete „Revue de philologie, de littérature et de histoire ancienne" zu koncentriren und durch räsonnirende Berichte über die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes zu befördern sucht. In den Niederlanden blieb die P. im 16. Jahrhundert der damaligen Zeitrichtung gemäß bei dem Streben nach Fülle der Erudition und nach massenhafter äußerer Gelehrsamkeit stehen. In Folge davon zog sie sich auch bald auf die Universitäten zurück, verlor dadurch den Keim zur methodischen und praktisch-elementaren Entwickelung und bildete sich in reine Fachgelehrsamkeit um. Als aber gegen das Ende des 16. Jahr-

hunderts J. Scaliger die französische Polyhistorie nach Leyden verpflanzte und Dousa, Merula, Vulcanius, Grotius, Meursius u. A. durch ihn zu einem ähnlichen Sammeln von kritischem, sprachlichem und antiquarischem Stoffe veranlaßt wurden, da entwickelte sich jener stupende Sammlerfleiß, der im Aufstapeln dieses Materials und im Aufhäufen von Phrasen und Parallelstellen seine Aufgabe fand, aber eben nichts als ungenießbare Massen lieferte. Nur Perizonius zeigte einen geläuterteren Geschmack und kritischen Geist, besonders in seinen historischen Untersuchungen. Im Allgemeinen aber führte die einmal herrschende Manier geistlosen Sammelns und Aufspeicherns durch Nik. Heinsius, Fr. Gronov, Grävius, Cuper u. A. zu jener unerquicklichen Verkünstelung der sogenannten holländischen P., deren stereotyper Charakter auch in den Arbeiten P. Burmanns, Drakenborchs, Dukers, d'Orville's, Oudendorps, Wesselings, Clericus' u. A. und selbst in denen des geistreichen Hemsterhuis, welcher das Verdienst hat, der bis dahin ganz vernachlässigten griechischen Literatur Eingang verschafft zu haben, sowie in denen seiner Schüler und Anhänger, Valckenaer, Ruhnken, Lennep, Pierson, Luzac, Wyttenbach, Sluiter, mehr oder weniger sich kund gibt. Erst Thorbecke, Philipp van Heusde, van Linden, Groen van Priesterer, Peerlkamp, Wichers, Baguet, Suringar, Karsten, J. C. L. van Heusde, Hulleman, Hamaker, Cobet, Greel, Janssen schritten, durch die Leistungen des übrigen gebildeten Europa angeregt, zu einer fruchtbareren Behandlung einzelner Partien der Alterthumswissenschaft fort, und neuerlich wirkte besonders die von Bake u. A. wieder aufgenommene, aber schon 1831 in Folge der politischen Zerwürfnisse wieder eingegangene „Bibliotheca critica nova“ viel zur Hebung der philologischen Studien mit. Seit 1837 scheint dieses Organ in den „Symbolae literariae“ eine Art Regeneration erhalten zu haben. Nichts besonders Bedeutendes ward auf dem philologischen Felde in Dänemark geleistet, obwohl in der neueren und neuesten Zeit Thorlacius, Bröndsted, Petersen und Bojesen um Mythologie, Kunst und Literatur, Bloch und Madvig um griechische und lateinische Grammatik, Ingerslev und Henrichsen um Interpretation und Kritik sich verdient gemacht haben. Einen weit großartigeren Aufschwung nahm die P. in Großbritannien, namentlich in England seit dem Anfange des 18. Jahrh., nachdem die Sprachstudien schon früher in den dortigen Gelehrtenschulen mit Eifer betrieben und im 16. Jahrh. durch Linacre u. Buchanan, im 17. Jahrh. durch Pearson, Gataker, Stanley, Dodwell, Clarke, Barnes, Gale, Hudson mit Scharfsinn und praktischem Takt weiter gebildet worden waren. Freilich verfiel diese Sprachforschung bald in eine einseitige, streng grammatisch-kritische Richtung, die, das grammatische Regelwerk zu scharf abgrenzend, der Konjekturalkritik zu viel Spielraum überließ, indem nämlich alle mit den grammatischen Satzungen nicht übereinstimmenden Lesarten keck für unächt erklärt wurden. Der ausgezeichnete R. Bentley war der Altmeister in dieser Art der Kritik, und ihm ahmten Davis, Wasse, Taylor, Markland, Dawes, Toup und viele Andere nur zu getreu nach, ja Einige, wie Wakefield, trieben dieselbe bis zu frevelndem Leichtsinn, bis zu Anfang des 19. Jahrh. Porson ein gesunderes kritisches Verfahren beobachtete, welchem sich Monk, Elmsley, Gaisford und Blomfield anschlossen. Schon im 18. Jahrh. war aber die reale P. ziemlich scharf von der formalen geschieden und von Middleton, Wood, Chandler, Gibbon, Gillies, Stuart, Mitford, Adam, Cooke, Dodwell, Rennel, Donaldson, Clinton, Leake, Fellows, Hamilton, Ainsworth, Finley, Arnold u. A. mit Erfolg angebaut worden. Seit 1842 hat W. Smith in einer Reihe encyklopädischer Werke mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen deutscher Gelehrten den gesammten realen Stoff in sehr tüchtiger Weise bearbeitet, und zur Besprechung u. Beurtheilung der philolog. Erscheinungen dient das „Classical Museum“, welches seit 1843 an die Stelle des „Museum criticum Cantabrigiense“ getreten ist.

Deutschland ist das Land, wo die philolog. Disciplinen bei weitem mit dem größten Eifer und glücklichsten Erfolge betrieben worden sind und noch werden. Nachdem der in Italien u. Frankreich gebildete Rud. Agricola von Heidelberg aus auf die hohe Wichtigkeit der klassischen Studien hingewiesen und die Reformatoren im Vorgefühl ihrer Bedeutsamkeit für allgemeine Volksbildung ihnen auf den Hochschulen zu Wittenberg und Leipzig eine bleibende Stätte verschafft hatten, widmeten sich im protestantischen Deutschland nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer, wie G. Fabricius, Caselius, Xylander, Hieron. Wolf, Silburg, Rittershus u. A., mit Eifer dem Anbau dieses Gebietes, sondern es gingen auch aus der Schule eines Melanchthon und Camerarius die trefflichsten Jugendlehrer hervor. Auch während der alles wissenschaftliche Interesse gleichsam verschlingenden theologischen Händel und Streitigkeiten, die den rascheren Fortschritt der philologischen Wissenschaft nur zu hemmen geeignet waren, fehlte es dieser nicht an tüchtigen Kräften, hinsichtlich deren wir an die Namen eines Taubmann, Gruter, Lindenbrog, Kaspar Barth, Freinsheim, Gudius, Scheffer, Spanheim, Cellarius, Weller und Balde erinnern. Der schreckliche dreißigjährige Krieg brachte alles wissenschaftliche Leben ins Stocken, und als nach hergestellter Ruhe sich die Liebe zu den klassischen Studien von Neuem regte, mußte die deutsche P. bei der sterilen holländischen in die Lehre gehen, kam aber in Folge davon auch so weit herunter, daß selbst die wässerige Interpretationsweise eines Minelli unter mancherlei Modifikationen Nachahmung fand. Aber bald halfen Männer, wie J. M. und J. Fr. Heusinger, welche über den lateinischen Sprachgebrauch die gründlichsten Forschungen anstellten, und J. A. Fabricius, welcher die ganze alte Literaturgeschichte nach einem großartigen Plane bearbeitete, dem den Deutschen angebornen gesunden Sinne und guten Geschmacke wieder auf. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gibt sich aber ein dreifacher Fortschritt auf dem philologischen Gebiete kund, nämlich einmal das Erwachen des gründlichen grammatisch-kritischen Sprachstudiums, dann die mehr systematische Behandlung des bisher ganz zerrissenen antiquarischen Theils

der P., endlich das durch die Ausbildung der Nationalliteratnr veranlaßte ernstere Studium der Muttersprache im Allgemeinen und der metrischen, rhetorischen und ästhetischen Gesetze derselben insbesondere. Es machen sich aber auch in dem Entwickelungsgange der deutschen P. zwei Hauptrichtungen bemerklich. Zuerst wandte man sich auch in Deutschland wie anderwärts der grammatisch-kritischen Forschung und Erklärung zu, wozu J. A. Ernesti für die latein. Sprache durch Aufstellung eines streng abgegrenzten grammatisch-rhetorischen Systems den Hauptanstoß gab, während auch das Studium der griech. Sprache durch Reiske und Morus in lebendigere Aufnahme gebracht und durch F. W. Reiz, Schütz, J. G. Schneider, Chr. D. Beck und Schäfer tiefer begründet ward. Diese grammatisch-kritische Richtung aber erreichte ihre höchste Spitze durch Gottfried Hermann, der mit dem durchdringendsten, oft in das Gebiet der Dialektik hinüber greifenden Scharfsinne und mit der größten Konsequenz die Sprachgesetze auf die innersten Denkformen des menschlichen Geistes zurückführte und damit die rationale Methode für den gelehrten Schulunterricht zur maßgebenden Norm erhob. Ph. Buttmann, A. Matthiä, Fr. Thiersch, Fr. Passow beförderten die Zwecke des Unterrichts durch Darbietung der besten grammatischen und lexikalischen Hülfsmittel, während Andere, wie Näke, Lobeck, Meineke, die beiden Dindorf und vornehmlich Reisig die schon gewonnenen Resultate einer neuen Prüfung und Sichtung unterwarfen. Freilich läßt es sich hierbei nicht in Abrede stellen, daß einestheils der subjektiven Textkritik ein sehr weites Terrain, das öfters zum Tummelplatz des Muthwillens dienen mußte, eingeräumt und anderntheils der Realgehalt der P. zu sehr in den Hintergrund geschoben wurde, wozu der Altmeister Hermann das Beispiel gab, indem er die anderen Disciplinen der Alterthumswissenschaft nicht in gleichen Rang mit der Sprache gestellt, sondern dieser vor jenen den Vorzug gegeben wissen wollte, weil sie sich zu ihnen verhalte wie die Seele zum Körper, ja ein Abbild, eine Verkörperung des Geistes sey. Aber bald wandte man sich, um jenen Mangel zu beseitigen, auch der Durchforschung der philologischen Realien mit dem lebendigsten Eifer zu. Nachdem schon Gesner in seinem Buche „Primae lineae isagoges in eruditionem universam“ den ganzen Realstoff zu klassificiren versucht hatte, waren es besonders die historischen und antiquarischen Leistungen des Auslandes, sowie die ästhetisch-kritischen Bestrebungen Lessings und Winckelmanns, ausgezeichnete Forschungen auf dem Gebiete der antiken Kunst, welche den philologischen Realstudien zu einem zwar hohen, aber immer noch vereinzelten Aufschwung verhalfen, bis C. G. Heyne das Ganze der mythologischen, historischen, literarischen und kunstgeschichtlichen Gegenstände mit ordnender Hand vereinigte und zur Erklärung der alten Schriftsteller mit solchem Erfolg benutzte, daß dadurch der Werth dieser Studien außer Zweifel gesetzt ward. Nach ihm widmeten sich der Betreibung derselben besonders Meiners, Tiedemann, Heeren, J. G. Schneider, J. G. Gurlitt, Manso, Beckmann, Eichstädt, K. A. Böttiger, während J. H. Voß eine chronologische Anordnung des Stoffs nach Zeitaltern u. Schriftstellern versuchte und Fr. Jacobs einzelne Theile desselben zu den ansprechendsten Gemälden der politischen, sittlichen und religiösen Zustände des antiken Lebens und der gesammten griechisch-römischen Weltanschauung verarbeitete. F. A. Wolf aber war es, welcher die auf diese Weise mehr und mehr divergirende formale und reale P. zur Selbstständigkeit und zur Einheit erhob, indem er beide als „Alterthumswissenschaft“ in einem Organismus von 6 formalen und 18 realen Disciplinen vereinigte und derselben als Zweck setzte, uns zur Kenntniß des ethischen Menschen im Alterthum, zur Anschauung seiner gesammten geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung und Thätigkeit, überhaupt zum Erfassen der griechischen und römischen Nationalität zu verhelfen und so das Mittel zu gewähren, an dieser Erkenntniß unsere Seelenkräfte zu wecken, zu erziehen und für die edelsten Bestrebungen zu verfeinern. Zur Verwirklichung dieses Gedankens trug Wolf selbst durch seine akademischen Vorträge und in weiteren Kreisen durch seine Schriften bei, in denen er zugleich eine bessere grammatisch-reale Interpretation anstrebte und eine auf historisch-diplomatischem Grunde ruhende höhere und niedere Kritik hervorrief, für die er selbst durch seine Untersuchungen über Homer und über mehre Reden Cicero's glänzende Beispiele gab. Diese Kritik aber, welche bei Feststellung des Textes einzig und allein von der gewissenhaftesten Benutzung der handschriftlichen Urkunden ausgeht, handhabte vor Allen Imm. Bekker mit dem glücklichsten Erfolge, und Wolfs Grundsätze über Interpretation fanden zunächst von seinen Schülern Hindorf, Spalding und Ludwig Walch weitere Ausführung u. Anwendung. Wolf erkannte in den philologischen Realdisciplinen das vorzüglichste Mittel zur Erreichung des von ihm gestellten Zieles und gab dadurch diesen Studien einen neuen Aufschwung. Fast zu gleicher Zeit mit ihm, aber in ganz selbstständiger Art beschäftigte sich auch F. Creuzer mit der Frage über Umfang und Zweck der Alterthumswissenschaft u. brachte durch seine antiquarischen, besonders mythologisch-symbolischen Forschungen über die Religionen der alten Völker eine neue Anschauungsweise in diesem Gebiete auf, die aber an J. H. Voß einen heftigen Gegner fand. Ein unmittelbarer Schüler Wolfs war aber Böckh, welcher, durch B. G. Niebuhrs historische Kritik angeregt, die historische Forschung auf die gesammte griechische Alterthumskunde ausdehnte und über viele einzelne Fächer derselben, über Geographie und Geschichte mit ihren verschiedenen Verzweigungen, über Staatshaushalt, Staatsverfassung, Gerichtswesen, Mythologie, Archäologie, Epigraphik und Numismatik in gediegenen Schriften Licht verbreitete und so ein großartiges und umfassendes System der Alterthumskunde herstellte, welches bald auch auf die Bearbeitung der römischen Alterthümer übertragen ward und zu der immer vollkommneren Gestaltung der P. wesentlich mitwirkte. Einen eifrigen Vertreter fand Böckhs Richtung an dessen genialem Schüler Otfried Müller. Der gelehrte Streit aber, in welchen Böckh mit

G. Hermann gerieth und der sich zunächst über die Behandlung der griechischen Inschriften entspann, sehr bald aber die Lebensfrage über Werth, Stellung und Betrieb der realen und formalen P. berührte, hat zur Aufklärung der strittigen Punkte nicht wenig beigetragen, und es steht jetzt im Allgemeinen wohl fest, daß die wahre Erkenntniß des Alterthums nur durch eine gründliche grammatische Sprachforschung und durch Aufsuchung und Sichtung des Stoffes auf analytisch-empirischem Wege, wie sich dies in den Forschungen W. A. Beckers und K. F. Hermanns kund gibt, nicht aber durch gewisse philosophische Kombinationen, wie sie etwa die hegelsche Philosophie bietet, gewonnen werden kann. Der große Aufschwung, den neuerlich die Forschungen in der orientalischen Literatur, namentlich die Sanskritstudien, welche durch A. W. Schlegel, Wilh. von Humboldt, Bopp, Pott u. A. zu einem umfassenden System vergleichender Sprachforschung erweitert worden sind, deren Resultat für die griechische u. lateinische Sprache freilich noch sehr problematisch ist, ferner die historischen Forschungen der beiden Grimm, Lachmanns, Graffs, Haupts u. A. im Gebiet der germanischen Sprachen, sowie endlich die philosophischen Untersuchungen sprachlicher Gegenstände, wie sie neuerlich Schmitthenner, K. F. Becker und Lersch angestellt, haben jene Frage in den Hintergrund gedrängt, aber dafür auf dem ganzen Gebiete der Sprachforschung in weitester Ausdehnung eine Bewegung hervorgebracht, die späterhin noch zu neuen und reichen Resultaten führen kann. Als mehr oder minder glückliche Versuche einer Systematisirung der philologischen Wissenschaft sind außer denen von Wolf und Böckh besonders die von Bernhardy, Ritschl und Haase zu nennen. Noch erwähnen wir einiger Beförderungsmittel und besonderen Institute für das Studium der philologischen Wissenschaften. Philologische Zeitschriften kamen in Deutschland schon in den früheren Zeiten auf. Die Gegenwart bietet eine ziemliche Anzahl derselben dar, von denen wir außer den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", den „Göttinger" und „Münchner gelehrten Anzeigen" und verschiedenen Literaturzeitungen, die insgesammt auch andere Zweige des Wissens umfassen, besonders Jahns „Jahrbücher für P. und Pädagogik", nebst dem „Archiv" seit 1826 bestehend, das von Böckh, Niebuhr und Brandis 1827 begründete, zuletzt von Welcker und Ritschl redigirte „Rheinische Museum für P.", die „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft", das „Museum des rheinisch-westphäl. Schulmännervereins", und die neuerlich von Schneidewin gegründete „Philologus oder Zeitschrift für das klassische Alterthum" erwähnen. Das erste philologische Seminar ward von Gesner zu Göttingen 1737 gegründet; Nachahmung fand dasselbe zunächst 1774 in Erlangen, dann 1777 in Kiel, 1787 in Halle, 1807 in Heidelberg, 1809 in Leipzig, 1810 in Berlin und Königsberg, 1812 in Marburg, 1813 in Breslau, und so weiter in Jena, Bonn, Greifswalde, Gießen, München und Rostock, außerhalb Deutschland nur in Dorpat. Einige dieser Anstalten haben außer den gewöhnlichen Interpretations- und Disputirübungen, die von mehren Professoren abwechselnd geleitet zu werden pflegen, noch den besonderen Zweck der praktischen Vorbereitung für den höheren Schulstand. Vgl. Seminar. Die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner endlich wurden bei der Feier des Jubiläums der Universität Göttingen 1837 zuerst von Fr. Thiersch in Anregung gebracht, und da die Sache viel Anklang fand, so trat schon im Herbste 1838 die erste Versammlung zu Nürnberg zusammen, und es wiederholten sich seitdem diese Zusammenkünfte alle Jahre unter steigender Theilnahme. Die Versammlungsörter waren Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm, Kassel, Dresden, Darmstadt, Jena &c. Es werden gewöhnlich 3 Tage rein wissenschaftlichen, methodologischen und pädagogischen Besprechungen und Vorträgen gewidmet und sämmtliche Verhandlungen dem Druck übergeben.

Philomela, Tochter des Pandion, Königs von Athen, s. Procne und Tereus.

Philomelus, Anführer der Phocier im phocischen (heiligen) Kriege, aus der phocischen Stadt Ledon gebürtig, rieth, als die Phocier von den Amphiktyonen wegen Bebauung eines Theils des dem delphischen Gotte geweiheten cirrhäischen Feldes in eine bedeutende Geldstrafe verurtheilt worden waren und wegen Nichtbezahlung derselben ihr Land mit dem Banne belegt wurde, sich gegen dieses Urtheil zu erheben und ein altes Recht auf die Oberaufsicht über das delphische Orakel durch die Besitznahme des Tempels geltend zu machen. Von den Phociern zum Feldherrn erwählt, warb er, von Sparta aus mit Geld unterstützt, einen Söldnerhaufen und besetzte mit demselben und 1000 Phociern den delphischen Tempel (356 v. Chr.). Die Säulen, auf welchen die Beschlüsse der Amphiktyonen eingegraben waren, wurden umgestürzt, die Lokrer zurückgeschlagen und selbst in ihrem eigenen Lande angegriffen. Während P. den hellenischen Staaten versicherte, daß das Tempelgut unverletzt bleiben solle und die Phocier nur ihr altes Recht in Anspruch nähmen, zwang er die Pythia zu der Aussage, daß der Gott ihm Alles zu thun gestatte, was er für gut halte. Bald schlossen auch Athen, Sparta und einige andere Staaten, die nicht genannt seyn wollten, einen Bund mit den Phociern, und nun brach P. mit einem beträchtlichen Söldnerheere in das Gebiet der Lokrer ein und brachte ihnen bei den phädriadischen Felsen eine bedeutende Niederlage bei. Durch die in Verbindung mit den Thessaliern anrückenden Thebaner aber bedrängt, griff P. den Tempelschatz an, zog durch erhöheten Sold zahlreiche Söldnerschaaren an sich, siegte von Neuem über die Lokrer und eine Abtheilung des thebanischen Heeres und darauf auch über die Thessalier. Nachdem aber der Thebaner ganze Macht angerückt war, standen sich beide Heere einige Zeit unthätig einander gegenüber; dann folgte eine Hauptschlacht, in welcher P. geschlagen ward und nach tapferem Kampfe den Tod fand (354 v. Chr.). Sein Nachfolger im Oberbefehl war sein Bruder Onomarchus.

Philomusos (gr.), Liebhaber der Künste und Wissenschaften.

Philopömen, aus Megalopolis in Arkadien, der letzte große Feldherr und Staatsmann der

Hellenen, zu Megalopolis 253 v. Chr. geboren, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von Cleander, einem Flüchtling aus Mantinea u. Gastfreunde seines Vaters, Craugis, erzogen. Nachdem er sich schon als Jüngling bei Streifzügen in das lakonische Gebiet hervorgethan hatte, bot des spartanischen Königs Cleomenes Angriff auf Megalopolis (222 v. Chr.) ihm Gelegenheit, seine kriegerische Tüchtigkeit zu beweisen. König Antigonus von Macedonien suchte ihn für seine Dienste zu gewinnen und bot ihm Geld u. Würden; aber P. schlug beides aus. Um aber während der Zeit der Ruhe nicht müßig zu seyn, begab er sich nach Kreta, wo damals Bürgerkrieg herrschte, und übernahm den Oberbefehl über die Miethstruppen. Er erntete in dieser Stellung solchen Ruhm, daß ihn die Achäer nach seiner Rückkehr sogleich zum Hipparchen ernannten, in welcher Stellung er sich eine treffliche Reiterschaar heranbildete. Im Jahre 208 trat er zum ersten Male als Strateg an die Spitze des achäischen Bundes und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode siebenmal. Seine rastlosen Bemühungen um Wiederherstellung der Kriegszucht und Belebung des Gemeingeistes waren nicht vergeblich, denn der glänzende Sieg der Achäer über den lacedämonischen Tyrannen Machanidas zeigte ihnen, unter welchem Führer sie kämpften. Nachdem er 201 wieder Strateg des achäischen Bundes gewesen, ging er, mißmuthig über das Mißlingen seiner demokratischen Bestrebungen, wieder nach Kreta, wo die Gortynier ihn zu ihrem Feldherrn wünschten, und kehrte erst 195 in den Peloponnes zurück. Im Jahre 192 zum dritten Male an die Spitze des achäischen Bundes gestellt, kämpfte er, des Seekrieges weniger kundig, unglücklich gegen den lacedämonischen Tyrannen Nabis, desto glücklicher aber zu Land. Nach Ermordung des Nabis durch Alexamenus gelang es ihm sogar, Sparta mit dem Bunde der Achäer zu vereinigen. Seine edle Uneigennützigkeit bewies er durch Ablehnung eines Geschenkes von 120 Talenten, des Erlöses aus den verkauften Gütern des Nabis, den ihm die Spartaner anbieten ließen. Nachdem er in Folge der Verwirrung in Lacedämon (188) wieder die Strategie erhalten, verfuhr er dies Mal mit blutiger Strenge gegen alle Diejenigen, welche sich seinem Vereinigungswerke widersetzten, indem er um jeden Preis Sparta dem Bunde erhalten wissen wollte. Den römischen Umtrieben gegenüber wahrte er auch in den nächstfolgenden Jahren nach Kräften die Selbstständigkeit und Ehre des Bundes. Als 183 die Messenier, von den Römern insgeheim bearbeitet, von dem Bunde abgefallen waren, sammelte der schon 70jährige Feldherr seine Soldtruppen und eine aus dem Kerne des Volkes gebildete Reiterschaar und zog gegen die Abtrünnigen aus. Aber in der Nähe von Messene ward er, nachdem er anfangs im Kampfe glücklich gewesen, in einen Engpaß gedrängt und gefangen. Dinocrates, sein persönlicher Feind u. der Römer Freund, Haupt der Messenier, beschleunigte die Verurtheilung des greisen Helden, damit nicht das Volk, eingedenk seiner früheren Verdienste, seine Freilassung und durch ihn Wiedervereinigung mit dem Bunde der Achäer verlangen möge. Es wurde ihm daher schon am andern Morgen der Giftbecher zugeschickt, den er rasch leerte, nachdem er sich noch der Kunde gefreut hatte, daß seine Reiter glücklich entkommen seyen. Lycortas, sein Nachfolger in der Strategie, rächte den großen Feldherrn, indem er Messene zu unbedingter Unterwerfung zwang. Dinocrates entging gerechter Strafe, indem er sich selbst den Tod gab; aber die Anderen, welche an der Verurtheilung P.s sich betheiligt, büßten mit ihrem Leben. In den meisten Bundesstädten erhoben sich zu Ehren P.s Bildsäulen mit Inschriften, welche seinen Ruhm verkündigten, und in seiner Vaterstadt ward er als Heros geehrt.

Philosophaster (v. Griech.), Afterphilosoph; Philosophasterie, seichtes philosophisches Geschwätz.

Philosophem (v. Gr.), philosophische Lehre oder Ausspruch eines Philosophen.

Philosophenöl (Ziegelöl, Oleum philosophorum), Oel, welchem die philosophischen Alchemisten wunderbare Kräfte zuschrieben; wird bereitet, indem man Ziegelsteinpulver mit Baumöl oder einem andern Fette tränkt und der trockenen Destillation unterwirft. Es ist hell- bis dunkelbraun, etwas dickflüssig, stinkend, reagirt sauer u. enthält außer Paraffin, Eupion und Kreosot viel Oel- und Margarinsäure, Fettsäure, Essigsäure und Akrol. Durch wiederholte Rektifikation liefert es ein fast wasserhelles, durchdringend riechendes Oel, worin vorzüglich Eupion, Kreosot, Akrol und Essigsäure koncentrirt sind. Das P. wird zu Einreibungen angewendet.

Philosophie (v. Griech.). Den Namen eines Philosophen soll zuerst Pythagoras (540 v. Chr.) aus Bescheidenheit statt des eines Weisen oder Kundigen von sich gebraucht haben: er bedeutet Freund u. Jünger der Weisheit od. des Wissens. P. selbst ist demnach Liebe zur Weisheit, d. h. Forschen und Suchen nach (theoretischer u. praktischer) Wahrheit. Doch nur ein solches Forschen ist ein philosophisches, das mit ächt wissenschaftlichem Sinne betrieben wird, das, von festen Principien ausgehend, in methodischer Gedankenentwickelung fortschreitet und uninterressirt für andere Zwecke nur die Auffindung der Wahrheit als sein Ziel erstrebt. Daher ist nun P. s. v. a. Wissenschaftlichkeit, und die Philosophirenden sind bei Plato die „Wissenschaftlichen", die Männer der freien Forschung. Die beiden eben erwähnten Bedeutungen des Wortes P. lassen aber letztere nur als etwas Subjektives an ihrem Besitzer, dem Philosophen, als eine eigenthümliche Thätigkeit oder Methode desselben erscheinen; fragt man dagegen nach ihrem objektiven Inhalt, so ist sie die Wissenschaft der allen andern Wissenschaften gemeinsamen Principien und der allgemeinen Gesetze der wissenschaftlichen Forschung, also Wissenschaft der Wissenschaften oder des wissenschaftlichen Erkennens. Da nun dieses allen Wissenschaften Gemeinsame nichts Anderes ist, als das, was, unabhängig von jeder zufälligen Beziehung zu andern Dingen, das wahre Wesen der Erscheinungen ausmacht, so erscheint die P. endlich als die Wissenschaft von dem Wesen der Dinge an sich, vom Seyenden, wie es Aristoteles nannte, also von dem, was in dem Wechsel der Erscheinungen und unter allen Modifikationen als das eigent-

lich Reelle, Bleibende sich manifestirt, vom Absoluten, wie die Neuern zu sagen pflegen. Ist nun durch diese letztere Bemerkung der P. allerdings ein bestimmtes Objekt vindicirt, so ist doch hierin noch nicht ihr specifischer Unterschied von den übrigen Wissenschaften ausgesprochen; denn jede der übrigen Wissenschaften, die Mathematik, die Naturwissenschaft, die Medicin, die Theologie, die Jurisprudenz, die Politik ꝛc., geht auch darauf aus, die einzelnen in ihr Gebiet gehörenden Gegenstände u. Erscheinungen auf gewisse Principien zurückzuführen und neben den besonderen Eigenschaften derselben das allen Gemeinsame zu erforschen und zu Tage zu legen. Nur in sofern unterscheidet sich die P. objektiv von den genannten empirischen Wissenschaften, daß sie sich nicht, wie jede einzelne von diesen, auf eine gewisse Klasse von Erkenntnissen bezieht, sondern in Vergleich zu diesen eine universelle Wissenschaft ist. Die P. hat von jeher darauf Anspruch gemacht, nicht an einen Gegenstand oder an eine gewisse Klasse von Gegenständen der Erkenntniß gebunden zu seyn; was irgend Gegenstand der Erkenntniß werden konnte, hat sie in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen. Raum und Zeit, Bau und Ordnung des Weltalls, das Wesen des menschlichen Geistes, die Struktur und Verrichtung des menschlichen Körpers, Gott, Eigenthum, Recht, Staat und Familie sind alles Gebiete, über welche die P. sich verbreitet. Wollte man demnach den Begriff der P. nach dem Objekte ihrer Forschung bestimmen, so könnte man sie zu den übrigen Wissenschaften nur in das Verhältniß des Allgemeinen zu dem Besonderen setzen. Allein auch die P. bleibt nicht bei den allgemeinen Principien der Wissenschaften stehen, sie ist befähigt, in die kleinsten Einzelnheiten der Erkenntniß einzugehen und die Gegenstände der empirischen Wissenschaften nach allen Richtungen hin zu verfolgen. So hat sie z. B. von Alters her das Gebiet der Psychologie nach allen Seiten hin und so genau durchmustert und geordnet, daß sie hier fast allein maßgebend geworden ist und die Empirie ihr gegenüber in den Hintergrund zu treten pflegt; Aehnliches ist auf dem Gebiete der Theologie, der Jurisprudenz und sonst öfters geschehen. Die Allgemeinheit ihres Objekts gibt also einen durchgreifenden Erkennungsgrund für die P. nicht ab. Das Eigenthümliche der P. liegt vielmehr in der Art der Untersuchung irgend welcher Gegenstände. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat längst darüber entschieden, daß philosophiren einen Gegenstand denkend untersuchen heißt, und alle P. macht darauf Anspruch, eine durch das Denken gewonnene Erkenntniß derjenigen Dinge, die sie sich zum Objekt wählt, zu seyn. P. also ist die durchs Denken vermittelte und in sich begründete Erkenntniß der Dinge. Das Denken des Philosophen aber ist ein wissenschaftliches Denken, kein zufälliges Aggregat von Gedanken und Betrachtungen, sondern ein in Begriffen und durch Begriffe in sich genetisch zusammenhängendes und systematisch fortschreitendes. Hierdurch bemächtigt sich die P. ihrer Objekte und macht sie ganz zum Eigenthum des denkenden Geistes, der jedem seine bestimmte Stelle im System der Erkenntniß anweist und dadurch in die Erkenntniß [illegible]hen und nothwendigen Zusammenhang bringt. Die einzelne Erfahrungswissenschaft, als solche, nimmt ihren Stoff unmittelbar aus der Erfahrung auf, sie findet ihn vor, und nimmt ihn so auf, wie sie ihn vorfindet. Die P. dagegen nimmt nirgends das Gegebene als Gegebenes auf, sondern sie verfolgt es vielmehr bis zu seinen letzten Gründen, sie betrachtet alles Einzelne in Beziehung auf ein letztes Princip, als bedingtes Glied in der Reihe des Wissens. Eben hierdurch aber streift sie dem Einzelnen, in der Erfahrung Gegebenen diesen Charakter der Unmittelbarkeit, Einzelnheit und Zufälligkeit ab: aus dem Meere der empirischen Einzelnheiten stellt sie das Allgemeine, aus der unendlichen, ordnungslosen Menge des Zufälligen das Nothwendige, die allgemeinen Gesetze heraus — kurz, die P. betrachtet die Totalität des Empirischen in der Form eines gegliederten, gedankenmäßigen Systems. Sowie aber keine Wissenschaft dem Einflusse der P. sich entziehen kann, vielmehr alle zur P. hinstreben, und Erkenntnisse, die einer philosophischen Behandlung unzugänglich wären, kaum auf den Namen der Wissenschaft Anspruch machen könnten, so erhält auch umgekehrt die P. ihren Nahrungsstoff aus allen Gebieten des Wissens. Es sind dies diejenigen Begriffe, die in der Auffassung der gegebenen Erscheinungswelt sich unwillkürlich aufdrängen und deren die philosophische Reflexion sich bemächtigt, einmal, um sie selbst in das System des bereits Erkannten einzureihen, und dann auch, um von ihnen aus weiter auf dem Gebiete des Wissens vorzudringen oder noch vorhandene Lücken auszufüllen. Ein solches Denken eben, welches sich der Bestimmung solcher Begriffe und Begriffsreihen, der Begründung ihres Zusammenhangs, der Nachweisung ihrer gegenseitigen Abhängigkeit hingibt, wird vorzugsweise ein philosophirendes genannt. Eigentlich können alle Gegenstände der empirischen Wissenschaften auf diesem Wege Eigenthum der P. werden, und es ist schon hieraus erklärlich, daß es zu keiner Zeit eine vollendete P. gegeben hat, eben so wenig als eine vollendete Empirik, vielmehr schreitet jene mit dieser ebenmäßig fort. Da indeß die hauptsächlichsten Erscheinungen der geistigen wie der physischen Welt seit Jahrtausenden bekannt sind, so gibt es auch eine ziemlich große Anzahl von Begriffen, um die sich das philosophirende Denken seit Langem bewegt und die gleichsam die Axen desselben bilden. Solche Funktionen des philosophischen Denkens sind die Begriffe des Seyns und Werdens, des Dinges und seiner Eigenschaften, der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folge, der Materie und der Kraft, des Raumes und der Zahl; der Begriff der Gottheit, des Geistes; ferner des Rechts, des Guten, Nützlichen, Angenehmen, des Schönen ꝛc. In wiefern nun diese Begriffe, die als Ausgangs- und Angelpunkte alles Forschens anzusehen sind und deren Bestimmung für das gesammte Wissen maßgebend ist, in der P. ihre Würdigung nach Wesen und Umfang erhalten, hat man diese auch die Wissenschaft der Principien od. des principiellen Denkens genannt; ungefähr dasselbe, wiewohl in mehr od. weniger einseitiger Weise, bezeichnen die Namen Wissenschaft der Ideen, Wissenschaft von den letzten Gründen des Wissens

und dergleichen mehr. Nach dem Gesagten dürfte eben sowohl die Verwandtschaft der P. mit den übrigen Wissenschaften, als ihre Verschiedenheit von jeder derselben hinlänglich klar geworden seyn. Sie unterscheidet sich von ihnen wie Seele und Leib, sie ist in allen wirksam, erhält von allen Einflüsse, geht aber doch weder in einer einzelnen, noch in allen zusammen ganz auf, sondern sie ist auch ein für sich Selbstständiges.

Die **Eintheilung** der P. nach ihren verschiedenen Gebieten und die Abgrenzung der letztern von einander ist in den Systemen der einzelnen Philosophen nicht dieselbe; indeß wie sich das Geistesleben am leichtesten unter dem Gesichtspunkte des **Erkennens**, des **Wollens** und des **Gefühls** als ein Streben nach dem **Wahren**, dem **Guten** und dem **Schönen** auffassen läßt, so ist auch die P. theils, wenn sie auf das reine Erkennen der Dinge gerichtet ist, **Physik** im Sinne der Alten oder **Metaphysik** im Sinne der Neuern, theils, wenn sie den sittlichen Werth der Objekte, insbesondere des Handelns bestimmt, **Ethik**, theils endlich als Schönheitslehre **Aesthetik**. In allen drei Gebieten kann aber das philosophische Denken ein **theoretisches** oder ein **praktisches** seyn, je nachdem der Gegenstand so, wie er vorliegt, ohne Frage nach seinem Ursprunge, den Bedingungen seiner Existenz und seinem Zwecke einer Kritik unterworfen wird; oder jene Begriffe als Motive des Thuns u. Lassens, und als Gründe des Vorziehens und Verwerfens erwogen werden. Da aber bei allen diesen Untersuchungen das philosophische Denken immer von Begriffen zu Begriffen fortschreitet, u. die Resultate ebenfalls nur in Begriffen niedergelegt und ausgesprochen werden, so setzen dieselben insgesammt eine Reihe anderer, **fundamentaler** Untersuchungen voraus, welche über die Gesetze des Verfahrens mit Begriffen entscheiden und die Kriterien an die Hand geben, nach denen es sich beurtheilen läßt, in wie weit eine Gedankenreihe auf innere Richtigkeit und Wahrheit Anspruch machen könne oder nicht. Diese Fundamentaluntersuchungen fallen in das Gebiet der **Logik** oder nach der Terminologie der Alten in das der **Dialektik**, welche somit als eine allgemeine Propädeutik alles wissenschaftlichen Denkens, in so weit dieses unabhängig ist von dem besondern Inhalte der Begriffe, betrachtet werden kann. Neben diesen Haupteintheilungen gibt es in den verschiedenen philosophischen Systemen noch zahlreiche andere, die indeß mehr in der eigenthümlichen Behandlung der philosophischen Probleme, als in diesen selbst begründet zu seyn pflegen, und von denen die Geschichte der P. an entsprechender Stelle Auskunft gibt. Hier sind die principiellen Gegensätze der philosophischen Spekulation zu berücksichtigen, welche als **Empirismus** und **Rationalismus**, **Idealismus**, **Realismus**, **Materialismus**, **Sensualismus** und **Spiritualismus**, **Dogmatismus**, **Kriticismus**, **Skepticismus**, **Theismus** und **Pantheismus** &c. hervorgetreten sind und sich gegenseitig bekämpft haben. Schon aus dem eben Bemerkten geht hervor, daß die Geschichte der P. nicht eine einfache Aufzählung der äußeren Schicksale derselben in den verschiedenen Entwickelungsepochen der Menschheit und unter den verschiedenen Völkern, welche sich an philosophischen Untersuchungen betheiligt haben, sondern vielmehr die historische Darstellung der Entfaltung des philosophischen Geistes in der Menschheit selbst ist. Eine absolute, vollendete P. hat es, wie schon oben hervorgehoben wurde, zu keiner Zeit gegeben, vielmehr existirt die P. nur in der Form verschiedener auf einander folgender Zeitphilosophien, die, Hand in Hand mit dem Fortschritt der empirischen Wissenschaften u. der allgemeinen geselligen u. staatlichen Bildung, im Laufe der Geschichte hervorgetreten sind u. die Wissenschaft auf ihren verschiedenen Entwickelungs- und Ausbildungsstufen repräsentiren. Den Inhalt, die Aufeinanderfolge und den innern Zusammenhang dieser Zeitphilosophien hat die Geschichte der P. darzustellen. Da nun die P. der wahrste Ausdruck des geistigen Gesammtlebens einer Zeit ist und in derselben die tiefgehendsten Bestrebungen der Männer, welche auf der Höhe der Zeit stehen, ihre Offenbarung finden, so ist die Geschichte der P. zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes, ja der Menschheit selbst, in sofern diese als ein denkendes, reflektirendes Gesammtwesen angesehen wird. Dazu kommt noch, um die Bedeutung der Geschichte der P. noch mehr zu heben, daß die einzelnen nach einander hervorgetretenen philosophischen Systeme, deren Darstellung ihren Inhalt ausmacht, eine organische Bewegung, ein vernünftiges, inniglich gegliedertes System darstellen, in welchem zwar nicht, wie Hegel zu behaupten wagte, eine streng logische Aufeinanderfolge in der Weise herrscht, daß jedes folgende System nur als die nothwendige Konsequenz der vorhergehenden anzusehen wäre und die Wahrheit sich von Stufe zu Stufe in geradem logischen Fortschritt entfaltete; welches aber doch eine Reihe von Entwickelungen vorführt, die im Triebe des Geistes begründet sind, sein Seyn immer mehr zum bewußten Seyn, zum Wissen zu erheben, das ganze geistige und natürliche Universum mehr und mehr als sein Daseyn, als seine Wirklichkeit, als Spiegel seiner selbst zu erkennen. Die Geschichte der P. wird dadurch selbst eine Encyklopädie der P., in welcher alle Fragen nach der Zeit ihres Hervortretens im Bewußtseyn der Menschheit ihre natürliche Stelle finden.

Die **Geschichte** der P. bildet dermalen zwei große Epochen, die Geschichte der **alten** (griechischen, griechisch-römischen) P. und die Geschichte der **neuern** P. Zwischen beiden liegt die lange Periode des Mittelalters, in der es zwar eine philosophirende Theologie, aber keine oder doch nur eine sehr spärliche eigentliche P. gab; vor der griechisch-römischen P. aber liegt die Zeit der orientalischen (indischen, persischen, ägyptischen &c.) Theosophie u. der hellenischen Mythologie, die, so viel philosophische Elemente sich in ihnen auch vorfinden, doch überall ein entschiedenes Uebergewicht phantasiereicher Anschauungen über das reflektirende Denken erkennen lassen und, obwohl gewisse Grundtypen philosophischer Gegensätze nicht fehlen, doch nirgends ein eigentliches philosophisches Princip aufweisen. Die Geschichte der P. beginnt daher mit **Thales**, als demjenigen Denker, welcher zuerst zu einem Princip

Seyns auf dem Wege der Reflexion zu gelangen suchte.

Die alte P. zerfällt in 3 Perioden: Die erste Periode begreift die vorsokratische P. Die gemeinsame Tendenz der vorsokratischen P. ist das Streben, ein Princip der Naturerklärung zu finden. Man ging von dem Gedanken aus, daß den mannichfaltigen, wechselnden Erscheinungen ein erstes, im Wechsel verharrendes Princip zum Grunde liegen müsse. Die Beantwortung der Frage, welches dieses Princip, welches der Urgrund der Dinge sey, bildet das Problem der jonischen Philosophen. Alle suchten ein greifbares Grundelement: der Eine erblickte dieses im Wasser, ein Anderer erklärte dafür die Luft, ein Dritter einen chaotischen Urstoff. Eine höhere Lösung desselben Problems versuchten die Pythagoräer. Nicht die greifbare Materie, sondern die ihr Daseyn beherrschenden Größen, Verhältnisse und Dimensionen schienen ihnen den Erklärungsgrund des Seyenden zu enthalten. Daher machten sie Verhältnißbestimmungen zum Princip ihrer Forschungen, und so kamen sie auf den Satz: „Die Zahl ist das Wesen aller Dinge". Diese Erhebung über den Stoff, die aber zugleich ein Fußen auf dem Stoff ist, macht das Wesen u. die Stellung des Pythagoräismus aus. Ueber die Materie sich vollkommen erhebend, von allem Stofflichen vollkommen abstrahirend, stiegen dagegen die Eleaten zur Negation alles räumlichen und zeitlichen Auseinanderseyns und stellten das reine Seyn als Weltprincip auf. An die Stelle des sinnlichen Urgrundes der Jonier, des symbolischen Princips der Pythagoräer trat jetzt ein rein intelligibles Princip, dem alles endliche Daseyn, die Realität des Sichtbaren, zum Opfer fiel. Aber die Leugnung von Natur und Welt war undurchführbar. Die Eleaten waren von ihrem Princip des reinen Seyns aus in einen Widerspruch gegen die täglich sich aufdrängende Wirklichkeit gekommen, welcher das Einseitige ihrer Spekulation nicht verkennen ließ. Ihr Princip hatte einen Erkennungsgrund für das Geschehene, das sinnlich Vorliegende werden sollen, und hatte zur Negation des zu erklärenden Objekts geführt. Heraklit nahm daher die Untersuchung allseitiger auf und erklärte, daß weder dem reinen Seyn, noch auch der sinnlichen Materie für sich Realität zukomme, sondern nur der Einheit beider, dem Werden. Wir sehen hier an die Stelle des Urstoffs den Begriff der Urkraft treten. Für Empedocles war der Stoff das beharrliche Seyn, die Kraft der Grund der Bewegung; aber die bewegenden Kräfte waren bei ihm noch mythische Mächte, Liebe und Haß, wofür Demokrit und die Atomisten die bewußtlose Nothwendigkeit setzen, welche die Grundstoffe der Materie, die Atome, in unaufhörlicher Bewegung erhält und dadurch eine unendliche Reihe von Kombinationen erzeugt. Die Atomistik führte zu einer durch und durch mechanischen Naturerklärung, die eben darum über das innere Wesen des Werdens und Lebens keinen Aufschluß geben konnte. An einer solchen Art der Welterklärung verzweifelnd, setzte daher Anaxagoras dem Stoffe eine weltbildende Intelligenz zur Seite, er erfaßte den Geist als die letzte Ursächlichkeit der Welt, ihrer Ordnung und Zweckmäßigkeit. Durch ihn trat die Intelligenz, der Geist, an die Spitze aller Bewegung, die P. erhielt ein ideelles Princip. Von der Naturphilosophie war nun der Schritt zur P. des Geistes möglich. Der nächste Schritt wurde durch die Sophisten gethan, indem durch sie die Gewalt des Denkens und dadurch das Uebergewicht des Geistes über das Objekt zur Anschauung gebracht wurde. Die Sophisten haben, indem sie alles Bestehende ihrer zersetzenden und destruirenden Dialektik unterwarfen, der Subjektivität Geltung verschafft und gezeigt, daß der Geist das Höhere gegenüber der Natur sey. Hieran reiht sich die Thätigkeit des Socrates, welcher den Geist mit dem sittlichen Gehalt erfüllte, der ihn zum freien, sich selbst bestimmenden und somit absoluten Wesen erhebt. Mit ihm beginnt daher die zweite Periode, nachdem die frühere P. durch die Sophistik ihrer Selbstauflösung entgegengeführt worden war.

Diese zweite Periode der griechischen P. verläuft in drei philosophischen Haupt- und mehren Nebensystemen. Die Urheber der ersteren, auch persönlich im Verhältniß von Lehrer und Schüler stehend, stellen drei auf einander folgende Generationen dar: Socrates, Plato, Aristoteles. Des Socrates Philosophiren war durchaus ethischer Natur. Zwar ist dasselbe theils durch die vorangehende P., theils durch die Sophistik bestimmt, aber doch nur negativ, indem es ihm, im Gegensatz zu den Denkern der frühern Zeit, die Ueberzeugung gab, daß nicht die Erforschung der Natur, sondern allein die Selbsterkenntniß die des Philosophen würdige Aufgabe sey, zugleich aber auch, im Gegensatz zu den Sophisten, ihn dahin trieb, durch das Denken ein Anundfürsichseyendes, Festes, von der Willkür des Subjekts Unabhängiges, eine begreifliche Objektivität zu gewinnen, unbedingte sittliche Weltbestimmungen festzustellen. Das positive Philosophiren des Socrates ist ausschließlich Untersuchung über die Tugend, so ausschließlich, daß es sich sogar als Verachtung des bisherigen Strebens der Naturphilosophie u. Mathematik aussprach. Andererseits hat Socrates, während es die Sophisten zu ihrer Aufgabe machten, durch die subjektive Reflexion alle festen Bestimmungen zu verwirren und aufzulösen, somit alle objektiven Maßstäbe unmöglich zu machen, das Denken als die Thätigkeit des allgemeinen Geistes, den freien objektiven Gedanken als das Maß aller Dinge erkannt und somit die sittlichen Pflichten u. alles sittliche Thun, statt auf Meinen u. Belieben des Einzelnen, vielmehr auf das richtige Wissen, das Wesen des Geistes zurückgeführt. Dem Meister am äußerlichsten und dadurch einseitigsten schloß sich Antisthenes an. Er stiftete im Kynosarges, einem für nicht vollberechtigte Athener, wie er selbst war, bestimmten Gymnasium, eine Schule, von der (nach Andern von ihrer schmutzigen und rigorösen Lebensweise) seine Schüler den Namen Cyniker erhielten. Die Tugend ist ihm, wie seinem Meister, eine Wissenschaft und darum lehrbar; aber das Tugendideal, wie er es in der Person des Socrates ausgeprägt sieht, besteht nur in der Bedürfnißlosigkeit, und er selbst ahmte in seinem Aeußern den Bettler durch Sack und Tasche nach. Noch greller tritt diese

Geringschätzung alles Wissens und diese Verachtung aller öffentlichen Sitte bei den spätern Cynikern, namentlich dem bekannten Diogenes von Sinope, dem Zeitgenossen Alexanders des Großen, uns entgegen. Im schroffsten Gegensatz zum Cynismus traten die Cyrenaiker, deren Haupt Aristippus von Cyrene ist. Er setzte die Lust als höchstes Gut. Indem er aber als Mittel zur Erreichung und Bewahrung des Genusses die Einsicht, die Selbstbeherrschung und Mäßigung, überhaupt die Geistesbildung empfahl, also zur Beurtheilung des wahren Vergnügens einen gebildeten Geist verlangte, zeigte er noch Spuren des sokratischen Geistes, so weit auch Socrates davon entfernt gewesen war, die Tugend nur um des unmittelbaren Vortheils willen zu empfehlen; indem nun Aristippus die Tugend bloß als Mittel zum Genuß faßt und diesen Genuß meist in die harmonische Befriedigung der Begierden setzt, zieht er das Tugendideal des Socrates in den Staub und beraubt die Tugend jedes inneren Werthes. Wenn die Cyniker und die Cyrenaiker sich durch einseitige Auffassung des sokratischen Moralprincips charakterisiren, so liegt dagegen die Eigenthümlichkeit der dritten, von Socrates ausgegangenen Schule, der megarischen, darin, daß sie eine Kombination des sokratischen u. des ältern eleatischen Princips versuchte. Die Idee des Guten ist auf der ethischen Seite dasselbe, was die Idee des Seyns auf der physischen: es war also nur eine Anwendung der eleatischen Ansicht und Methode auf die Ethik, wenn Euclides, das Haupt der Megariker, das Gute als das Eine, Sichselbstgleiche, als das reine Seyn, und das Nichtgute als das Nichtseyende, die reine Negation aufstellte. Wie der Hedonismus (die Lustlehre der Cyrenaiker) den Uebergang zur Lehre Epikurs, der Cynismus den Uebergang zur Stoa, so bildete die spätere megarische Eristik den Uebergang zur Skepsis. Die drei angeführten Versuche (der Cyniker, Cyrenaiker und Megariker), auf den Grundpfeilern der sokratischen Lehre fortzubauen, waren, wie in ihren Anfängen einseitig und nur halbberechtigt, so in ihren Ausgängen unfruchtbar und resultatlos. Den ganzen Socrates hat nur Einer seiner Schüler, Plato, gefaßt und dargestellt. Von der sokratischen Idee des Wissens ausgehend, hat er die beim Meister, wie bei den vorangegangenen Philosophen überhaupt zerstreuten Elemente und Strahlen der Wahrheit in einem Brennpunkte gesammelt und zu einem schöngegliederten System ausgebildet, in welchem, was bei Socrates nur als philosophisches Postulat erscheint, in systematischer Entwickelung und Darstellung als harmonisches Ganzes begründet und auseinander gebreitet vor uns liegt. Die platonische P. ist das erste Beispiel einer auf Dialektik, Physik und Ethik sich gleichmäßig erstreckenden Denkbewegung, und Plato wurde dadurch der Urheber der die spätere griechische P. beherrschenden Unterscheidung dieser Haupttheile der philosophischen Wissenschaft. Den Umfang der P. beschränkte Plato nicht auf den ethischen Gedankenkreis, in welchen Socrates sich eingeschlossen hatte; er kannte die vorsokratischen Spekulationen zu gut, um nicht in dem sie trennenden Geiste das Motiv eines Versuchs zu finden, sie unter einander auszugleichen und die Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganzes der Erkenntniß auszubilden. Die Art, wie er dies gethan hat, stellt ihn in die Reihe der ersten Denker aller Zeiten. Seine P. gehört zu den schönsten Blüthen des griechischen Geistes, und seine Schriften werden, so lange eine Erinnerung an hellenische Kultur übrig bleibt, auf empfängliche Gemüther immer von Neuem einen wohlthuenden Einfluß üben. Die nächsten Schüler, Speusippus, Xenocrates, Polemo, Crates, Crantor, welche die sogenannte ältere Akademie ausmachten, hielten indeß noch unmittelbar an dem Meister fest; es waltet hier kein erfinderischer Geist; wir finden außer wenigen Fortsetzungen nur Stillstand und allmähliges Erlöschen des platonischen Philosophirens. Die Eigenthümlichkeiten der älteren Akademie charakterisiren sich im Allgemeinen durch ein Vorwiegen gelehrter Studien, durch ein Ueberhandnehmen pythagoräischer Elemente, namentlich der pythagoräischen Zahlenlehre, womit die Hochstellung der mathematischen Wissenschaften und das Zurücktreten der platonischen Dialektik zusammenhing, endlich durch das Aufkommen phantastischer dämonologischer Vorstellungen, in welchen namentlich die Verehrung der Gestirne eine Rolle spielte. Während aber in der Akademie selbst ein ebenbürtiger Schüler Plato's nicht gezogen wurde, trat außerhalb derselben ein Mann auf, der das platonische System nicht bloß in seiner Tiefe aufgefaßt hatte, sondern durch rationelle Begründung und allseitige Vergleichung mit der Erfahrung erweiterte und zu einem wirklichen System alles Wissens ausbildete. Es ist Aristoteles (384 bis 322), Lehrer im athenischen Gymnasium Lykeion, in dessen Schattengängen auf und ab wandelnd er zu philosophiren pflegte und eine Schule gründete, die davon den Namen der peripatetischen erhielt. Mit Aristoteles wird die P., die bei Plato nach Form und Inhalt noch volksthümlich gewesen war, universell, sie verliert ihre hellenische Partikularität. Der platonische Dialog verwandelt sich in trockene exponirende Prosa, an die Stelle der mythischen und poetischen Einkleidung tritt eine nüchterne Kunstsprache, das in Plato intuitiv gewesene Denken wird in Aristoteles diskursiv, die unmittelbare Vernunftanschauung des Erstern wird beim Andern Reflexion und Begriff. Das platonische System war Idealismus, das aristotelische ist vorherrschend Empirismus. Von der platonischen Einheit alles Seyns sich abwendend, richtet Aristoteles mit Vorliebe den Blick auf die Mannichfaltigkeit der Erscheinung; er sucht die Idee nur in ihrer konkreten Verwirklichung. Mit gleichem Interesse umfaßt er dabei das in der Natur, der Geschichte u. im Innern des Menschen selbst Gegebene; aber immer geht er von der Empirie aus; seine ganze P. ist Betrachtung und Reflexion über das Gegebene. Indem aber kein Gebiet des Thatsächlichen sich seiner Forschung entziehen kann, wird die aristotelische P. eine universelle Wissenschaft von der Welt, und indem sie die Grenzen ihres Gebietes nach allen Seiten hin erweitert, entstehen auch innerhalb desselben abgeschlossene Reiche, welche man bis dahin nicht gekannt oder doch nicht

hinlänglich von einander geschieden hatte. So ist Aristoteles der Gründer mehrer philosophischen Disciplinen geworden: der Logik und Metaphysik, die bei Plato noch in einander verschmolzen sind, dann der empirischen Psychologie, des Naturrechts, der Naturgeschichte. Mit Aristoteles hat die produktive Kraft der griechischen P. sich ausgelebt, gleichzeitig und im Zusammenhange mit dem allgemeinen Zerfall des griechischen Lebens und Geistes. Die unmittelbaren Schüler des Aristoteles, die **Peripatetiker**, verdienen bei der unverhältnißmäßigen Unselbstständigkeit ihres Philosophirens nur eine beiläufige Erwähnung, so berühmt auch einige Häupter dieser Schule zu ihrer Zeit waren. **Theophrast** aus Eresus, der unmittelbare Nachfolger des Aristoteles im Lykeion, der noch mehr Glanz als sein Lehrer um sich verbreitete, ferner **Eudemus**, **Strato**, **Dicäarchus**, **Aristoxenus**, **Heraclides**, **Critolaus** sind berühmte Vertreter der Wissenschaft ihrer Zeit. Aber sie haben sich fast durchaus darauf beschränkt, das aristotelische System genauer auszuführen und zu erläutern; wo sie es weiter zu bilden versuchten, betrifft dies, bei ihrer Richtung aufs gelehrte stoffliche Wissen, zunächst nur die empirischen Gebiete, besonders das Physikalische unter Vernachlässigung der spekulativen Grundlagen des Systems und mit starker Hinneigung zu einer materialistischen Weltansicht.

Die **dritte Periode** ist die der nacharistotelischen P. Die zuerst in der Sophistik hervortretende Richtung der Subjektivität hat nach langen Kämpfen, auf den Trümmern des griechischen Kunst- u. Staatslebens, gesiegt, der hellenische Gesammtgeist hat sich aufgelöst u. losgerissen u. individuellen Bestrebungen Platz gemacht. Dieser Entwickelungsgang des allgemeinen Kulturlebens zeigt sich auch in der P., wo er um so leichter sich Bahn brechen konnte, als weder Plato noch Aristoteles die Gegensätze von Subjekt und Objekt, Geist und Materie auf einen letzten einheitlichen Grund zurückzuführen vermocht, vielmehr den Dualismus stehen gelassen hatten. Der vergeblichen Vermittelungsversuche müde, bricht jetzt das Subjekt mit der objektiven Welt; es zieht sich auf sich selbst, in sein Selbstbewußtseyn zurück, entweder als moralisches Subjekt in die Selbstgenügsamkeit des Weisen, dem jedes äußere Gut, jedes objektive Werk etwas Gleichgültiges und nur das Handeln selbst, die sittliche Thätigkeit als solche ein Gut ist (Stoicismus); oder als sich selbst genießendes Subjekt in das innere Lustgefühl und die selbstbefriedigte Ruhe eines gebildeten maßvollen Gemüths, das die Gegenwart und Vergangenheit genießt, die Zukunft nicht fürchtet (Epikureismus), oder als zweifelndes, alle objektive Wahrheit und Gewißheit verwerfendes Subjekt in die Apathie und Gemüthsunerschütterlichkeit des Skeptikers, der mit der objektiven Welt theoretisch und praktisch gebrochen hat (Skepticismus). Denselben Charakter der Subjektivität trägt aber auch das letzte der antiken philosophischen Systeme, der Neuplatonismus; denn auch hier bildet die Erhebung des Subjekts zum Absoluten, das selbstgefällige Schwelgen des Geistes in einer imaginirten Welt den eigentlichen Angelpunkt der Spekulation, die auf eine Identificirung des Subjekts mit dem Absoluten hinsteuert.

Der **Stoicismus**, gestiftet von **Zeno** aus Citium (um 300 v. Chr.), **Cleanthes** von Assus und **Chrysippus** aus Soli, hat die P. in die engste Verbindung mit dem praktischen Leben gesetzt. Die P. ist den Stoikern Weisheitslehre im praktischen Interesse, Uebung der Tugend. Tugend und Wissenschaft war ihnen so Eins, daß sie in Beziehung auf den Begriff der P. die Tugend in die physische, ethische und logische eintheilen konnten. Trotz dieser moralischen Richtung war der Stoicismus seinem Wesen nach Sensualismus und Materialismus. Dies drückt sich in der Logik aus, wo alle wissenschaftliche Erkenntniß auf die Sinnenerkenntniß beschränkt und die Vorstellung, welche von einem vorhandenen Gegenstande erregt wird, als die Darstellung desselben angesehen wird, in sofern die Vorstellung immer nur in der dem Gegenstande entsprechenden Art erregt werde. Auch durch die ganze Physik der Stoiker geht als Grundzug der Gedanke, daß nichts Unkörperliches, daß alles Wesentliche, alle Dinge körperlich seyen. Die unmittelbarste Konsequenz dieser Anschauung ist der Pantheismus der Stoiker. Sie setzte Gott und Welt (Materie) nur in das Verhältniß von Kraft und Wirkung, d. h. als Eins. Gott ist die thätige und bildende Kraft der Materie, ihr inwohnend und wesentlich mit ihr verbunden: die Welt der Leib Gottes, Gott die Seele der Welt, nicht als bloße blinde Kraft, sondern auch als Vernunft, welche die ganze Welt regiert und durchdringt. Gewohnt aber, alles Geistige nur in sinnlicher Weise sich vorzustellen, schaueten die Stoiker diesen Begriff Gottes in materieller Form an; sie denken sich Gott, analog der Ansicht früherer Naturphilosophen, als Lebenswärme, Urfeuer, und nennen ihn in diesem Sinne bald den vernünftigen Athem, welcher die ganze Welt durchdringe, bald das künstlerische Feuer, welches die Welt bilde und bewege. Hieran knüpft sich ihr oberstes Moralprincip, welches die sittliche Gesetzmäßigkeit des Lebens von der Vernünftigkeit und Gesetzmäßigkeit der allgemeinen Natur abhängig macht und das höchste Gut oder den höchsten Lebenszweck darein setzt, daß wir unser Verhalten dem allgemeinen Weltgesetz anpassen, der Weltharmonie, der Natur gemäß leben.

Der **Epikureismus**, gestiftet von Epicurus (342—271 v. Chr.), erklärt die P. für die Kunst, den Menschen vermittelst der Vernunft zur Glückseligkeit zu führen. Logik (Kanonik) u. Physik stehen hier ganz im Dienste der Ethik. Diese aber ist wesentlich Eudämonismus. Das höchste Gut ist das Vergnügen, die Lust; aber nicht ein momentanes Vergnügen, sondern ein System von Glückseligkeiten. Die wahre Lust ist daher Gegenstand der Berechnung und Abwägung, und dieser Hedonismus wird noch dadurch veredelt, daß der geistige Genuß über den Sinnengenuß, die Lust des Geistes aber in die unerschütterliche Gemüthsruhe des Weisen, in das Gefühl seines innern Werthes und seiner Erhabenheit über die Schläge des Schicksals gesetzt wird. Dieses Glückseligkeitsideal wird auch auf die Götterwelt

übertragen. Die Götter führen in menschlicher Gestalt, doch ohne menschliche Bedürfnisse und ohne festen Körper, in den leeren Zwischenräumen zwischen den Welten ein ungestörtes, unveränderliches Leben, dessen Glückseligkeit keines Zusatzes fähig ist. Da aber ihre Seligkeit Ruhe ist, so haben sie mit der Verwaltung der Welt nichts zu schaffen und es geht die Welt ihren Lauf auch ohne die Götter. Die zahlreichen Schüler Epikurs, von denen besonders Metrodorus, Colotes u. Polyänus, alle aus Lampsacus, hervorzuheben sind, haben für die theoretische Fortbildung des Systems wenig geleistet; der Epikureismus wurde, je länger, desto mehr, bloß praktische Lebensrichtung und empfahl sich als solche insbesondere den reichen genußsüchtigen Römern, welche in ihm eine Rechtfertigung ihrer egoistischen Lebenspraxis fanden. Die Vollendung der von der Ueberschätzung der Subjektivität ausgehenden Richtung ist der Skepticismus, dessen Wesen in der Leugnung aller objektiven Wahrheit, Erkenntniß und Wissenschaft, in der vollendeten Zurückziehung des Weisen auf sich selbst und sein subjektives Fürwahrhalten ist. Man unterscheidet zwischen dem ältern Skepticismus (Pyrrhonismus) der neueren Akademie und dem späteren Skepticismus. Das Haupt der älteren Skeptiker ist Pyrrho aus Elis, Zeitgenosse des Aristoteles. Die Tendenz seiner Schule war ebenfalls eine praktische: die P. soll zur Glückseligkeit führen. Um aber glückselig zu seyn, muß man sich in ein richtiges Verhältniß zur Welt setzen, und dieses besteht darin, daß man sich gegen die Außendinge völlig indifferent zeigt. Die Dinge allesammt sind gleichgültig gegen das Wahre und Falsche, ungewiß und unserm Urtheil nicht unterworfen. Weder unsere Sinne, noch unsere Meinungen über die Dinge lehren uns etwas Wahres; jedem Lehrsatze, jeder Aussage läßt sich das Gegentheil entgegenstellen; daher auch die widersprechenden Ansichten der Menschen und besonders der Schulphilosophen über eine und dieselbe Sache. Bei dieser Unmöglichkeit alles objektiven Erkennens und aller Wissenschaft ist das wahre Verhältniß der Philosophen zu den Dingen gänzliche Zurückhaltung des Urtheils, gänzliche Enthaltung von jeder positiven Behauptung. In dieser Zurückhaltung des Urtheils beruht die Glückseligkeit des Weisen: denn der Urtheilslosigkeit folgt gleichsam als Gabe des Glücks wie ein Schatten die Unerschütterlichkeit des Gemüths. Wer die skeptische Stimmung angenommen, lebt immer in Ruhe, ohne Sorgen, unbewegt in gleicher Gesinnung des Menschenthums entkleidet, wie Gott. Durch Arcesilaus (316—241) wurde die Skepsis in die Akademie eingeführt. Er stellte das Vorhandenseyn eines Kriteriums, durch welches die Wahrheit unserer Erkenntnisse für uns gewiß werde, entschieden in Abrede und erklärte in diesem Sinne, man vermöge Nichts zu wissen, nicht einmal das, daß man Nichts wisse. Im Sittlichen jedoch, in der Wahl des Guten und im Abscheu vor dem Bösen solle man, forderte er, der Wahrscheinlichkeit folgen. Von den späteren Häuptern der neuern Akademie ist Carneades aus Cyrene († 129 v. Chr.) der Bedeutendste, der auch als Stifter einer dritten Akademie angesehen wird, im Gegensatz zu welcher die unmittelbare Schule des Arcesilaus als mittlere Akademie gilt. Bei ihm tritt die Opposition gegen die Stoa noch schärfer hervor, als bei Arcesilaus, ja seine ganze P. geht darin auf. Die späteren Akademiker lenkten zu einer eklektisch-dogmatischen Lehrweise zurück. Hauptrepräsentant des späteren Skepticismus bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts sind Aenesidemus, Agrippa und Sextus Empiricus. Die Römer haben an der Fortbildung der P. keinen selbstthätigen Antheil genommen. Sie sind Schüler der Griechen u. Reproducenten Dessen, was diese gesagt haben. Den ersten Fuß faßte die griechische P. auf italischem Boden, als die drei ausgezeichnetsten Repräsentanten attischer Geistesbildung, der Akademiker Carneades, der Peripatetiker Critolaus und der Stoiker Diogenes, als Gesandte Athens (158 v. Chr.) in Rom auftraten und Griechenland, wenige Jahre nachher römische Provinz geworden, auch äußerlich in nähere Berührung mit Rom kam. Bald hatten fast alle bedeuteneren griechischen Systeme der P., besonders das epikureische (Lucretius) und stoische (Seneca) in Rom Anhänger gefunden und wurden zum Theil mit Eifer gepflegt, doch ohne daß wir irgendwo einen wirklichen philosophischen Fortschritt fänden. Der durchgängige Charakter des römischen Philosophirens ist Eklekticismus, was sich am augenfälligsten bei dem bedeutendsten und einflußreichsten philosophischen Schriftsteller unter den Römern, bei Cicero, beurkundete. Die Popularphilosophie dieses eleganten Schriftstellers ist aber darum in der Kulturgeschichte nicht ohne große Wichtigkeit, weil sie die Resultate der griechischen Forschung unter den gebildeten Ständen der Römerwelt verbreitete und zugleich später viele Jahrhunderte hindurch den Hauptschlüssel zum Verständniß der früheren griechischen Systeme abgab. Aber noch einmal raffte sich der antike Geist auf, um, im Gegensatz zu der neuen Anschauungsweise der Welt, welche das Christenthum verbreitete, einen letzten Versuch zu machen, ein auf die griechische P. gebautes System der Erkenntniß und Lebensweisheit aufzustellen. Dies geschah im Neuplatonismus, der das Wahre auf eine allen skeptischen Einwürfen entrückte, schlechthin befriedigende Thatsache, auf unmittelbare innere Erfahrung gründet und dieser Erfahrung sich ganz hingibt. Nicht durch dialektische Vermittelung, nicht durch diskursives Denken sucht er die Wahrheit zu erkennen, sondern durch unmittelbar geistige Anschauung, durch die Extase und die mystische Versenkung in die Gottheit. Dieses Sichhineinschwindeln ins Absolute ist es, was dem Neuplatonismus gegenüber von den ächt griechischen Systemen der P. einen ganz eigenthümlichen Charakter gibt und ihn eher als ein Produkt des theosophischen Orients, als des nüchternen, klaren Hellas erscheinen läßt. Der Gründer des Neuplatonismus ist Ammonius Saccas (um 163 n. Chr.), der bedeutendste Repräsentant Plotinus (205—270 n. Chr.), dessen Schüler Porphyrius war, später Jamblichus (im 4. Jahrhundert) und Proclus (im 5. Jahrhun-

dert). Mit dem innern Verfall und der äußern Verdrängung des Heidenthums durch das jetzt herrschend gewordene Christenthum welkte im 6. Jahrhundert auch diese letzte Blüthe der griechischen P. dahin. Der Neuplatonismus ist die Aufhebung des seit Aristoteles immer offener hervortretenden Gegensatzes zwischen dem erkennenden Subjekt und dem zu erkennenden Objekt jenes Gegensatzes, der zuletzt im Skepticismus in der trostlosen Erklärung ausgesprochen wurde, daß das Objekt ein schlechthin Unerkennbares sey. Der Charakter des griechischen Geisteslebens zur Zeit seiner schönsten Blüthe war die Hingebung des Subjekts ans Objekt und das volle Sich-hineinleben des erstern in das letztere. Der ächt-hellenische Geist geht in der Natur, im Staate, in der Religion und andern Objekten seiner Thätigkeit und Erkenntniß ganz auf und lebt darin in reinster Harmonie. Später tritt aber der Bruch ein, unter Aufgebung der objektiven Welt zieht sich das Selbstbewußtseyn auf sich selbst zurück und eben damit ist die Brücke zwischen beiden abgebrochen. Ein Gefühl des Unbefriedigtseyns, einer ungestillten Sehnsucht, tritt an die Stelle jener Einheit zwischen Geist und Natur, die den bessern Zeiten des griechischen Staats- und Kunstlebens eigen gewesen war. Einen letzten verzweifelten Versuch, dieses der Erkenntniß entrückte wahre Seyn der Dinge, das Jenseitige, Göttliche, durch überfliegende Spekulation und praktisch durch Ertödtung des sinnlichen Menschen, durch Ascese zu erreichen, machte der Neuplatonismus; er bestand in der unnatürlichsten Ableugnung oder Ertödtung der Subjektivität und mußte mißlingen, und die alte P. endigte mit gänzlicher Erschöpfung. Der Dualismus also ist es, an dessen Ueberwindung die alte P. gescheitert ist. Das Christenthum nahm eben dieses Problem auf, ja es sprach eben die Idee, welche das Alterthum nicht zu vollziehen gewußt hatte, als sein Princip aus, die Aufhebung der Jenseitigkeit Gottes, die wesentliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen.

Zwischen dem Untergange der alten P. und dem Erwachen der neuern liegt die Zeit des **Mittelalters** ausgebreitet; es ist die Uebergangs- und Vorbereitungsperiode. Nach dem gänzlichen Verfall des Griechen- und Römerthums mußte eine ganz neue Welt geboren werden, und diese hatte eine lange Jugend zu durchleben, ehe sie so viel Männlichkeit erringen konnte, um die Arbeiten der alten Welt wieder selbstständig aufzunehmen und weiter zu führen. Es galt nicht bloß, am Leben des Alterthums wieder anzuknüpfen, es handelte sich vielmehr darum, dieses mit einem specifisch Verschiedenen, mit dem christlichen Elemente zu vermählen und aus dieser Verbindung unter dem Einflusse der mannichfachsten Nationalitäten, insbesondere des Germanenthums, eine ganz neue Bildung hervorzubringen. Während das Griechenthum zu dieser Entwickelung die formelle Geistesbildung gibt, liefert das Christenthum den geistigen Inhalt, und das Mittelalter hat die Aufgabe, Griechenthum und Christenthum, Philosophie und Religion in sich zu vermitteln. Das Christenthum hat sich sehr früh, schon in den Apologeten des 2. Jahrhunderts unter den alexandrinischen Kirchenvätern, namentlich in **Origenes**, mit der Zeitphilosophie, besonders dem Platonismus in Berührung gesetzt, später, im 9. Jahrhundert, mit **Scotus Erigena** auch Versuche einer Kombination mit dem Neuplatonismus hervorgebracht, doch erst seit dem 11. Jahrhundert sich zu einer im eigentlichen Sinne christlichen P., der sogenannten **Scholastik**, entwickelt. Der Charakter derselben ist die Vermittlung zwischen dem Dogma und dem denkenden Selbstbewußtseyn, zwischen Glauben und Wissen. Es wird jetzt eine Reihe von Versuchen gemacht, die Kirchenlehre in der Form von wissenschaftlichen Systemen zu bearbeiten, und der gemeinsame Zweck aller dieser Versuche ist, die gegebene, geoffenbarte Wahrheit zu begreifen, das Dogma der rationellen Erkenntniß erfaßbar zu machen. Als Anfänger und Begründer dieser wissenschaftlichen Scholastik kann **Anselmus** (1034—1109) angesehen werden; sein bekannter Ausspruch: Credo, ut intelligam! ist das Losungswort der gesammten Scholastik geblieben. Das ausgebreitete Studium des Aristoteles, des vorzugsweise sogenannten Philosophen, den mehre der bedeutendsten Scholastiker kommentirten und der gleichzeitig auch unter den **Arabern** blühete, wo **Avicenna** u. **Averrhoes** sein Ansehen auf den Kulminationspunkt brachten, lieferte Terminologien, schematische Gesichtspunkte, dialektische Kunstgriffe, kurz, den ganzen Formalismus; während die auf die Autorität der Tradition, der Kirchenväter und in letzter Instanz der Bibel gestützte Kirchenlehre den materiellen Inhalt bildete. Auf der Höhe der scholastischen Kunst stehen **Thomas von Aquino** (✝ 1274) und **Duns Scotus** (✝ 1308), die Stifter zweier Schulen, in welche sich seitdem die ganze Scholastik theilte, jener den Verstand, dieser den Willen zum höchsten Princip erhebend, jener also der Vertreter des theoretischen, dieser des praktischen Princips in der P. Was aber dem Scholasticismus bei seiner Dienstbarkeit gegen die Kirchenlehre, abgesehen von seiner logischen und dialektischen Methode, noch am meisten den Charakter einer metaphysischen Disciplin verleiht, ist der durch seine ganze Entwickelung hindurchgehende Gegensatz zwischen **Nominalismus** und **Realismus**, ein Gegensatz, der auf die platonische und aristotelische P. zurückweist. Nominalisten nannte man Diejenigen, denen die Begriffe des Allgemeinen (die universalia, platonische Ideen) bloße Namen, Flatus vocis, inhaltsleere Vorstellungen ohne Realität waren. Nach der Ansicht der Nominalisten gibt es keine allgemeinen Begriffe, keine Gattungen, keine Arten: Alles, was ist, existirt nur als Einzelnes in seinem reinen Fürsichseyn. Es gibt also auch kein reines Denken, sondern nur ein Vorstellen und sinnliches Wahrnehmen. Die Realisten hielten dagegen nach dem Vorgange Plato's an der objektiven Realität der Universalien fest (universalia sunt ante rem). Der Gegensatz beider Richtungen trat zuerst hervor zwischen **Roscellin** (Nominalist) und **Anselm** (Realist) und zieht sich bis zum Verfall der Scholastik; schon seit **Abälard** (geboren 1079) bildete sich jedoch eine vermittelnde Ansicht, die

von dort an im Allgemeinen die herrschende blieb. Nach dieser Ansicht ist das Allgemeine nur ein Gedachtes und Vorgestelltes, aber als solches ist es nicht bloß ein Produkt des vorstellenden Bewußtseyns, sondern es hat auch seine objektive Realität in den Dingen selbst, aus denen es nicht abstrahirt seyn könnte, wenn es nicht an sich in ihnen enthalten wäre (universalia sunt in re). Diese Identität des Denkens und Seyns blieb nun die wesentliche Grundlage des Scholasticismus. Stürzte jene Voraussetzung, so stürzte mit ihr der ganze Boden der Scholastik und es blieb dem an seiner Objektivität irre gewordenen Denker nichts übrig, als sich in sich selbst zurückzuziehen. Wirklich trat diese Selbstauflösung der Scholastik ein, als Wilhelm von Occam († 1347) den Nominalismus in seiner ganzen frühern Stärke wieder auf den Kampfplatz führte und dieser gegen die alternde realistische Schule siegreich vordrang. Als die dogmatische Grundlage ihr entzogen war, war es um die ganze Scholastik geschehen, sie ging unaufhaltsam, wenn auch nur allmählig, unter.

Sobald die stillschweigende Grundvoraussetzung, auf welcher die scholastische Theologie u. die ganze Methode der Scholastik ruhte, die Rationalität des Dogma's aufgegeben werden mußte, nahm die Vernunft sofort das Recht in Anspruch, das, was sich ihr als unerweisbar darstelle, auch als falsch oder doch problematisch verwerfen zu dürfen. So begannen Angriffe gegen Sätze der Dogmatik, die bisher als unantastbar erschienen, und wenn man sich auch noch nicht gegen die Fundamente der Kirchenlehre zu wenden wagte, so suchte man doch die Hauptstütze der Scholastik, die aristotelische P., d. h. was damals dafür galt, in ihrem Ansehen zu erschüttern, was besonders Petrus Ramus (1515—72) that, der eine ganze Reihe von Gegnern des aristotelischen Scholasticismus anführt. Verstärkt wurden diese Bestrebungen durch das Wiederaufleben der klassischen Studien und der Naturwissenschaften; jene weckten den Sinn für die freie Anschauungsweise des Alterthums, sowie für Natürlichkeit und einfache Schönheit; diese schlossen ganz neue Reiche der Erkenntniß auf und regten zu Forschungen ganz anderer Art an, als die waren, welche die Scholastik gepflegt und gestattet hatte. Es entstand ein lebhafter Kampf der klassisch gebildeten Gelehrten gegen die starre, unkritische, geschmacklose Weise, in welcher bisher die Wissenschaften bearbeitet worden waren; neue Ideen kamen in Umlauf, es regte sich wieder der freie, universelle denkende Geist des Alterthums. Insbesondere lernte man auch die alte P. besser verstehen, denn bisher hatte man fast nur den Aristoteles und auch diesen meist nur aus lateinischen Uebersetzungen oder sekundären Quellen kennen gelernt. Besonders wirkten Bessarion († 1472) und Ficinus († 1499) für ein besseres Verständniß der P. Die jetzt beginnende wissenschaftliche Naturforschung zerstörte nicht bloß eine Reihe überlieferter Irrthümer und Vorurtheile, sondern lenkte auch Sinn und geistiges Interesse der Menschen aufs Diesseitige, aufs Wirkliche und nährte und unterstützte das Selbstdenken, das Selbstständigkeitsgefühl, den erwachten Prüfungs- und Zweifelgeist. Alle Elemente der Neuzeit, der Kampf gegen die Scholastik, die Interessen des Humanismus, das Streben nach nationaler Unabhängigkeit, die Versuche des Staats und des Bürgerthums, sich von der Kirche und Hierarchie zu emancipiren, der Zug der Geister zur Natur und Wirklichkeit, vor Allem das Verlangen des denkenden Selbstbewußtseyns nach Autonomie, nach Freiheit von den Fesseln der Autorität — alle diese Elemente fanden endlich ihren Brennpunkt und ihre Evolutionskraft in der deutschen Reformation. Die Reformation war ihrem Princip nach ein Bruch des denkenden Geistes mit der Autorität, eine Protestation gegen die Fessel des Positiven, eine Rückkehr des Geistes aus seiner Selbstentfremdung zu sich selbst. Vermöge dieses ihres Charakters steht die Reformation in engster Beziehung zur neueren P.; im Princip sind der Protestantismus des religiösen Geistes, welcher die Kirchenreformation schuf, und der Protestantismus der denkenden Vernunft, dessen Produkt die neuere P. ist, Eins u. Dasselbe, wie sie denn auch in ihrem Verlaufe Hand in Hand mit einander gingen, obgleich natürlich ein specifischer Unterschied Statt findet zwischen der Art, wie der Geist der neueren Zeit sich als religiöses Princip, und der Art, wie er sich als wissenschaftliches Princip verwirklichte.

Die Geschichte der neueren P. zerfällt, wie die der alten, in 3 Hauptperioden. Die erste Periode, von Cartesius bis Spinoza, zeigt die Entwickelung des Gegensatzes von Geist und Materie, und die Auflösung dieses Gegensatzes in der absoluten Substanz, also die Durchbildung des Dualismus zum absoluten Monismus. Vom Standpunkte des Naturforschers ausgehend, versuchte zuerst eine vollständige Reform der philosophischen Wissenschaften der Brite Baco von Verulam († 1626), welcher deshalb auch bisweilen als der erste Repräsentant der neueren P. bezeichnet wird. Er lenkte zuerst den Blick und das Nachdenken seiner Zeitgenossen wieder auf die gegebene Wirklichkeit, zunächst auf die Natur, machte die Erfahrung, die früher nur Sache des Zufalls war, an und für sich zum Objekte des Denkens u. wies ihre Nothwendigkeit u. Unentbehrlichkeit nach. Neben ihm sind noch einige Italiener, aus der zweiten Hälfte des 16. u. ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts: Cardanus († 1575), Campanella († 1639), Giordano Bruno († 1600), Vanini († 1619), und der deutsche Theosoph Böhm als Vorläufer der neueren P. zu bezeichnen. Die genannten Italiener sind eben so begeisterte Verehrer der Natur als des klassischen Alterthums; ihre philosophische Richtung läuft auf einen mehr oder weniger scharf ausgeprägten Pantheismus hinaus, der sich meist an den alten Gedanken der Stoa von einer Weltseele anschließt. Wie aber Baco unter den Engländern, Bruno unter den Italienern, so bezeichnet unter den Deutschen Jakob Böhm die Uebergangsperiode von der Scholastik zur neuern P., Baco als Schildträger des Empirismus, Bruno als Vertreter eines poetisch gestimmten Pantheismus, Böhm als Vater einer tiefsinnigen, der Natur abgelauschten Mystik. Der eigentliche Begründer der neueren Philosophie ist René Descartes (Cartesius, 1596—1650), der mit den eben erwähnten Männern der Uebergangsperiode dies gemein hat, daß er ohne Rück-

sicht auf die bisherigen Methoden des Philosophirens ganz seinen eigenen Weg einschlug, sich aber von ihnen dadurch unterscheidet, daß er nicht, wie Baco, nur ein methodologisches Princip aufgebracht, oder, wie Böhm und die gleichzeitigen Italiener, philosophische Anschauungen ohne methodische Begründung ausgesprochen, sondern vom Standpunkte gänzlicher Voraussetzungslosigkeit aus ein neues, positives, inhaltsvolles, philosophisches Princip aufgestellt und aus demselben sofort, auf dem Wege zusammenhängender Beweisführung, die Hauptsätze seines Systems abzuleiten gesucht hat. Das von ihm aufgestellte Postulat gänzlicher Voraussetzungslosigkeit, dieses Protestiren gegen Alles, was nicht vom Denken gesetzt ist, gegen alles Gegebenseyn der Wahrheit, ist etwas Neues in der Geschichte der P. und von da an Grundprincip der neuern Zeit geblieben. Dann hat Cartesius das Princip des Selbstbewußtseyns, der Ichheit, die Auffassung des Geistes, als einer selbstständigen, sich im Denken selbstbewußten Substanz aufgebracht, eine Anschauung, welche in dieser Fassung dem Alterthum ebenfalls unbekannt war. Drittens endlich hat Cartesius den Gegensatz von Seyn und Denken, Daseyn und Bewußtseyn aufgestellt und die Vermittelung dieses Gegensatzes zwar nicht gelöst, aber als philosophische Aufgabe ausgesprochen, u. auch diese Vermittelung ist seitdem ein Hauptproblem der P. geworden. Die Mängel des cartesianischen Systems schließen sich sogleich an jene Epoche machenden Sätze an. Cartesius hat zwar seine P. mit der Protestation gegen alles Daseyende begonnen, er hat den Anlauf genommen, alles Gegebene nur aus dem Denken abzuleiten; allein im Verlauf der Untersuchung macht die Empirie sich doch wieder geltend. Schon seine angeborene Gottesidee ist ihm eine unmittelbar gegebene, ebenso sind es die beiden geschaffenen endlichen Substanzen, die er neben oder unter die oberste Substanz setzt, der Geist und die Materie, und so wird das scheinbar Weggeworfene, nachdem das Princip der Gewißheit in der Wahrhaftigkeit Gottes gefunden ist, unverändert wieder aufgenommen. Ein zweiter Mangel des Systems ist es, daß Cartesius die beiden Seiten des Gegensatzes, Denken und Seyn, ganz von einander isolirt hinstellt. Die Materie als das Ausgedehnte und der Geist als das Denkende sind vollkommene Gegensätze, wie Aeußerliches und Innerliches, oder wie Centrifugales u. Centripetales; eine innere Vermittelung beider ist hierbei etwas Unmögliches; wo beide zusammenkommen, wie beim Menschen, können sie nur durch einen gewaltsamen Schöpfungsakt vereinigt und durch eine dritte Macht, die göttliche Assistenz, zusammengehalten seyn. Auf dieses Dritte, die Gottheit, führt nun Cartesius allerdings alle Konnexion zwischen Geist und Materie zurück; aber indem er jene beiden als feindliche, sich ausschließende Substanzen nur gewaltsam an einander gekettet seyn läßt, macht er Gott zum tyrannischen Weltenzwinger, zu einem Deus ex machina, der die feindlichen Brüder durch sein Einschreiten in Ruhe hält. Noch mehr tritt der Mangel an einer wahren Vermittelung zwischen Geist und Materie bei den Schülern des Cartesius, Geulinx und Malebranche, hervor. Der Erstere (†1669) geht so weit, daß er alle und jede unmittelbare Einwirkung des Geistes auf die Materie (z. B. den Körper) und umgekehrt der Materie (Körper, Welt) auf den Geist geradezu leugnet und überall erst Gott als Vermittler einschiebt. Gott ist es allein, der das Aeußere mit dem Innern, das Innere mit dem Aeußern verbindet, der die äußern Erscheinungen zu innern Vorstellungen, zu Vorstellungen des Geistes, die Welt daher diesem anschaulich macht, der aber auch die Bestimmungen des Innern, den Willen, zur äußern That werden läßt. Wie Geulinx die cartesianische Auffassung des Verhältnisses von Geist und Körper nach der Seite des Willens hin auf die Spitze trieb, so that dies Malebranche (geboren zu Paris 1638, †1715) nach der Seite der Erkenntniß hin. Gott, die absolute Substanz, ist ihm die absolute Idealität, die unendliche Vergeistigungskraft aller Dinge; er ist die ganze Welt als intellektuelle oder ideale Welt. Gott ist also das höhere Medium zwischen dem Ich und der Außenwelt. In ihm schauen wir die Ideen, da wir so genau mit ihm verbunden sind, daß man ihn den Ort der Geister nennen könnte. Wenn Cartesius als die beiden sich entgegengesetzten Substanzen den Geist und die Materie angenommen und die Vermittelung beider in einer höheren Substanz, in Gott, als der unendlichen Substanz, gesucht hatte, so war dabei übersehen, daß jene zwei unvollkommenern Substanzen eigentlich gar nichts Selbstständiges waren, daß sie vielmehr nur als einseitige und entgegengesetzte Evolutionen oder auch Accidenzien der Einen Ursubstanz hätten aufgefaßt werden müssen. Malebranche kam diesem Gedanken nahe: die Körperwelt wenigstens ist nach ihm ideell aufgehoben und gewissermaßen verschwindend in Gott, in dem die ewigen Urbilder der Dinge sind. Ganz entschieden sprach aber jene Konsequenz, die Accidentialität aller Einzelnwesen, die alleinige u. ausschließliche Substantialität Gottes Spinoza (†1677) aus; sein System ist somit die Vollendung des cartesianischen. Das System des Spinoza ist vollkommener Monismus, in welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit der Welt, sammt dem Gegensatz von Geist u. Materie auf ein Einziges, die Substanz, reduciren und als Accidenzien und Modus derselben darstellen. Spinoza geht aus von dem cartesianischen Begriff der Substanz: Substanz ist das, was für sich selbst besteht (quod per se subsistit), was zu seiner Existenz keines Andern bedarf, von keinem Andern herrührt, noch an einem Andern als Accidenz sich befindet. In diesem Sinne kann nach ihm nur eine einzige Substanz existiren, außer welcher es nichts geben kann, was ein substantielles Seyn hätte. Die Eine Substanz nennt Spinoza bald Gott, bald Natur. Dieser Gott ist freilich nicht der christliche Gott; Spinoza macht darauf ausdrücklich aufmerksam; er leugnet geradezu, daß von Gott Verstand und Wille prädicirt werden könne; er lächelt über Die, welche Gott nach Zwecken handeln lassen, ja über Die, welche die Welt als Produkt des göttlichen Wollens oder Denkens ansehen. Gott ist ihm nur die Substanz und nichts weiter. Die Prädikate, welche von der

Substanz ausgesagt werden können, sind weniger positiver, als vielmehr negativer Natur. Sie ist untheilbar, unbeschränkt; sie ist kein Vieles, sondern Eine; sie ist von keinem Andern abhängig, sondern die Ursache ihrer selbst, ihr Wesen schließt die Existenz in sich; sie ist also ewig, denn Ewigkeit und unabhängige Existenz ist einerlei; sie ist frei, d. h. jeder fremde Zwang ist von ihr ausgeschlossen, und sie selbst ist mit sich in voller Uebereinstimmung. Materie (Ausdehnung) und Geist (Denken) sind ihm nur Attribute der Substanz, d. h. ihr nicht von Natur inhärirende, sondern nur von den Menschen beigelegte Bestimmungen. In dem Wesen der Substanz selbst liegt der Gegensatz von Geist und Materie durchaus nicht begründet; nur der menschliche Verstand ist es, der jene beiden Attribute an die Substanz heranbringt. Gott (oder die Substanz) ist also denkend, sofern der Mensch ihn als ein denkendes, er ist ausgedehnt, sofern derselbe ihn als ein ausgedehntes Wesen sich vorstellt. Die beiden Attribute beruhen also bloß auf der menschlichen Auffassungsweise, die Substanz selbst wird durch sie nicht afficirt. Im Verhältniß zu einander sind sie, Geist und Materie, als Gegensätze zu fassen. Hierin stimmt Spinoza mit Cartesius wieder überein; zwischen der körperlichen und der idealen Welt findet, auch nach seiner Ansicht, kein gegenseitiger Einfluß Statt; es kann weder der Geist auf den Körper, noch dieser auf jenen einwirken. Daß dennoch zwischen Leib und Seele, Materie und Geist eine vollkommene Uebereinstimmung, ein durchgängiger Parallelismus Statt findet, hat nach Spinoza den ganz einfachen Grund, daß es eine und dieselbe Substanz ist, welche unter jenen beiden Attributen gedacht wird. Idee und Ding, Geist und Materie, Leib u. Seele sind immer Eins und Dasselbe, nur unter verschiedenen Attributen betrachtet. Der Geist ist nichts Anderes, als die Idee des Körpers, d. h. dasselbe Ding, nur unter dem Attribut des Denkens betrachtet, ebenso was unter dem einen Gesichtspunkte körperliche Bewegung ist, ist unter dem anderen Gesichtspunkte Denkakt. Die Einzelnwesen, d. h. die einzelnen Ideen und Körper, bezeichnet Spinoza als wechselnde Formen der Substanz (Modi); sie sind an u. für sich Nichts, haben kein Seyn; nur die unendliche Substanz existirt wirklich. Man kann demnach nicht sagen, daß Spinoza Gott und die Welt identificire, vielmehr vernichtet er die Welt, die als ein Aggregat von Einzelndingen für ihn gar nicht existirt. Daß uns aber die Welt mit ihren einzelnen Erscheinungen immer wieder entgegentritt, ist nach Spinoza bloß eine Folge unserer mangelhaften Auffassungs- und Betrachtungsweise; der ungebildete Verstand, die gemeine Erfahrung sieht überall ein Vieles, Wechselndes und Getheiltes; die höhere Erkenntniß, die Vernunft, dagegen faßt Alles unter den Begriff der Einheit und der gleichmäßigen Existenz, der Ewigkeit. Mit Spinoza schließt die erste Periode der neueren P. Nachdem Cartesius den Gegensatz von Denken und Seyn, von Geist und Materie aufgestellt und eine Vermittlung desselben postulirt, aber nicht herbeigeführt hatte, nachdem auch die Versuche seiner Nachfolger hierin nicht glücklich gewesen, hob Spinoza jene beiden Gegensätze ganz auf und ließ sie in einem Höheren, in der unendlichen Substanz aufgehen. Allein da Spinoza hierdurch nur die gesonderte Substantialität und Realität von Geist und Materie aufhob, ohne daß er zugleich ihr wenigstens scheinbar selbstständiges Auftreten in der Welt ableugnen konnte, so war mit dieser Aufhebung des Unterschiedes von Geist und Materie in der Substanz wenig gewonnen, ja es wurde die Frage, woher ihr gegenseitiger Gegensatz in der Erscheinungswelt stamme, nur noch schwieriger, da die Substanz weder von dem einen noch von dem andern etwas wußte. Man mußte also die Untersuchung von Neuem aufnehmen und in dem Wesen des Geistes und der Materie selbst einen Vermittelungspunkt suchen. Dies konnte nun auf doppelte Weise geschehen: man konnte entweder das Materielle dem Ideellen, oder das Ideelle dem Materiellen nähern; man konnte sagen: die Materie hat am Geiste Theil, oder der Geist ist nur eine verfeinerte Materie. So entstanden zwei ziemlich parallele Entwickelungsreihen des philosophischen Denkens: der **Idealismus** und der **Realismus** (Empirismus, Sensualismus, Materialismus).

Es beginnt damit die **zweite Periode** in der Geschichte der neueren P., die der einseitigen Ausbildung des Realismus und des Idealismus bis zum Extrem, dann der Verflachung der philosophischen Forschung durch Einführung eudämonistischer und egoistischer Grundsätze und unwissenschaftlichen Räsonnements. Der Urheber der realistischen Entwickelungsreihe, der Vater des modernen Empirismus und Materialismus, ist der Engländer John **Locke**, Vorläufer aber Thomas **Hobbes** (✝ 1679). Des Ersteren P. koncentrirt sich in der Untersuchung des Erkenntnißvermögens. An der Spitze stehen die beiden leitenden Gedanken, der negative: es gibt keine angeborenen Ideen oder allgemeinen Grundsätze, und der positive: alle unsere Erkenntniß stammt aus der Erfahrung. Beide Sätze sucht Locke auf spekulativem, sowie auf geschichtlichem Wege zu erweisen. Auf die Frage, wie der Verstand zu Ideen komme, antwortet Locke: durch die Erfahrung. Diese aber ist eine doppelte, eine äußere oder eine innere; entweder entsteht sie nämlich durch die Wahrnehmung äußerer Gegenstände, durch Vermittelung der Sinne: Empfindung (Sensation); oder sie ist Wahrnehmung der Thätigkeiten unseres eigenen Verstandes: Reflexion. Aus diesen beiden Quellen leitet Locke sämmtliche Ideen ab, indem er sie als einfache und zusammengesetzte und letztere insbesondere als Ideen der Modi, der Substanzen u. der Verhältnisse betrachtet. Substanz ist ihm nichts als der Träger derjenigen Qualitäten, die in uns einfache Ideen wirken, ein gewisses, mehren einzelnen Vorstellungen gemeinsames Substrat. Verhältniß bezeichnet den Konnex, in welchem mehre Ideen zu einander stehen, z. B. Ursache und Wirkung, Identität und Verschiedenheit sind Verhältnißbegriffe. Modi aber sind die verschiedenen Beziehungen des Raumes, der Zeit, der Zahl, der Kraft, des Denkens 2c., unter welchen die Dinge von uns gedacht werden. Die Kombination der Ideen unter einander gibt den Begriff des Erkennens. Eine Erkenntniß verhält sich daher zur einfachen und zusammengesetzten Idee wie ein Satz zu den Buchstaben, Sylben und Worten.

Es folgt hieraus, daß unsere Erkenntniß nicht über den Bereich unserer Ideen und somit der Erfahrung hinaus geht. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, ist das Losungswort dieses Standpunktes. Locke's Empirismus, mit Klarheit und Präcision, Offenheit und Bestimmtheit dargelegt, wurde in England bald herrschende P. und ist in die populäre Bildung übergegangen. Noch weiter als Locke geht der Geschichtschreiber David Hume (†1711) in der Vernichtung des Geistes, in sofern er das Selbst oder Ich, den Geist, nichts Anderes seyn läßt, als einen Komplex vieler schnell auf einander folgenden Vorstellungen, denen wir fälschlich ein Substrat unterlegen, die Seele, das Selbst oder Ich. Dem locke'schen Empirismus am nächsten steht der Sensualismus des Abbé Condillac (1715—80). Er ging, mit Locke, von dem Satze aus, daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung stamme; während jedoch Locke eine äußere und eine innere Erfahrung, die Sensation und Reflexion, angenommen hatte, ließ Condillac nur die Sensation stehen. Die Reflexion ist ihm gleichfalls nur Sensation, nur sinnliche Empfindung; alle geistigen Vorgänge, auch das Kombiniren der Ideen und das Wollen, sind nach ihm nur als modificirte Empfindungen anzusehen (vollkommener Sensualismus). Doch scheut er sich noch, die Materialität der Seele zu behaupten und das Daseyn Gottes zu leugnen. Zunächst zog Helvetius († 1771) die sittlichen Konsequenzen des sensualistischen Standpunktes, indem er die Befriedigung der sinnlichen Lust zum Princip der Moral erhob. Die Selbstliebe, der Egoismus oder das Interesse ist nach ihm der Hebel aller geistigen Thätigkeiten; selbst unsere rein intellektuelle Thätigkeit, unser Trieb zum Erkennen beruht darauf. Es ist eine Absurdität, zu verlangen, daß der Mensch das Gute um des Guten willen thue; dies kann er eben so wenig, als er das Böse um des Bösen willen will; eine vernünftige, wirksame Moral wird daher die Pflichten aus der Selbstliebe ableiten und zeigen, daß das Gebotene Genuß, das Verbotene Unannehmlichkeiten bereitet. Der gemeinsame Charakter der französischen Aufklärungsmänner des 18. Jahrhunderts ist die Opposition gegen das in Staat, Religion und Sitte herrschende Unfreie, Unsittliche und Verkehrte. Hierin liegt ihre Berechtigung. Ihr Fehler war, daß sie im Oppositions- und Vernichtungseifer zu weit griffen. Sie richteten ihre mehr geistreiche und beredte, als streng wissenschaftliche Kritik und Polemik nicht bloß gegen das Falsche und Faule, sie kämpften vielmehr gegen alles Bestehende an und warfen so mit dem Unbrauchbaren und Verderbten auch das Gute über Bord. Die Männer jener Periode haben sich das große Verdienst erworben, die Korruption ihrer Zeit schonungslos aufgedeckt u. dadurch die Heilung möglich gemacht und eingeleitet zu haben; aber indem sie selbst als Kinder ihrer Zeit in sich einen tieferen Grund nicht hatten, artete ihre Kritik in Frivolität, ihre Polemik in Freude am Zerstören, ihr Eifer gegen das Unsittliche in Selbstüberhebung, ihre Apathie gegen Heuchelei in Irreligiosität aus. Die philosophische Encyklopädie, welche Diderot († 1784) gründete und im Verein mit d'Alembert und Andern veröffentlichte, gab in glänzender, allgemein verständlicher Sprache dem Empirismus u. Materialismus, in welchem das damalige Frankreich sich bewegte, Worte; sie räsonnirte mit beißendem Witz aus dem Staat das Gesetz, aus der Moral die Freiheit, aus der Natur den Geist und Gott hinweg, doch alles dies nur in zerstreuten Andeutungen. Anfangs noch Deist, kommt Diderot später auf die Ansicht hinaus, das All sey Gott; früher Vertheidiger der Immaterialität u. Unsterblichkeit der Seele, äußert er sich später dahin, nur die Gattung habe ein Bestehen, das Individuum sey vergänglich, und die Unsterblichkeit sey nichts, als das Fortleben im Andenken kommender Geschlechter. Das letzte Wort des konsequenten Materialismus sprach aber erst Lamettrie († 1751) aus. Alles Geistige ist Wahn, u. physischer Genuß das höchste Ziel des Menschen. Das Daseyn Gottes wird von ihm nicht bloß als unerweislich fallen gelassen, sondern als nutzlos geradezu verworfen. Die Seele ist nichts als ein leerer Name, wenn man nicht darunter das Gehirn versteht, das eben so seine Denkmuskeln hat, wie die Beine Muskeln zum Gehen haben. Unsterblichkeit ist natürlich eine Absurdität. Mit dem Tode ist Alles aus, la farce est jouée! Die Hauptschrift Lamettrie's führt den bezeichnenden Titel: „L'homme machine“. Was Lamettrie in leichtfertigem Tone hingeworfen hatte, suchte nachher das in dem Kreise, der sich bei Baron Holbach versammelte, entstandene spätere Werk: „Système de la Nature“, mit größerem Ernste und wissenschaftlicher Bestimmtheit durchzuführen. Es gibt darnach überall nichts, als Materie und Bewegung. Beide sind untrennbar verbunden. Wenn die Materie ruht, so ist sie nur an der Bewegung verhindert; an u. für sich ist sie keine todte Masse. Die Bewegung selbst aber ist eine doppelte, Attraktion und Repulsion. Durch diese beiden entstehen die verschiedenen Bewegungen, durch die verschiedenen Bewegungen hinwiederum die verschiedenen Verbindungen und die ganze Mannichfaltigkeit der Dinge. Die Gesetze, wonach dies geschieht, sind ewig und unveränderlich. Die Folgerungen sind übrigens den Resultaten nach dieselben, wie bei Lamettrie. Das „Système de la Nature“ ist die bedeutendste Exposition des Materialismus; in ihm hat er seine Spitze erreicht, mit ihm schließt die mit Hobbes und Locke beginnende Entwickelungsreihe des einseitigen Empirismus ab.

Parallel mit dem empirischen Realismus verlaufen in der Geschichte der neueren P. die Systeme des Idealismus. War der Empirismus von dem Bestreben geleitet, das Geistige dem Materiellen unterzuordnen, das Spirituelle zu materialisiren, so sucht umgekehrt der Idealismus das Materielle zu spiritualisiren, oder den Begriff des Geistes so zu fassen, daß das Materielle unter ihn subsumirt werden kann. Der empirisch-sensualistischen Richtung war das Geistige nichts, als verfeinerte Materie; die idealistische Richtung stellt umgekehrt die Materie als ein unausgebildetes Geistiges dar. Jene wurde in ihrer konsequenten Entwickelung auf den Satz hingetrieben: es gibt nur materielle Dinge; diese kommt auf den entgegengesetzten Satz hinaus: es gibt nur Geister

(Seelen) und Vorstellungen derselben (Ideen). Hatte endlich der Realismus das Werden und Geschehen in der Natur vorzugsweise aus realen Bestimmungsgründen, d. h. mechanisch, zu erklären gesucht, so sucht es der Idealismus umgekehrt aus idealen Bestimmungsgründen, d. h. teleologisch, zu erklären. Im Zweckbegriff, in der teleologischen Harmonie aller Dinge wird jetzt die Vermittelung zwischen dem Geistigen und Materiellen, zwischen Denken und Seyn gesucht. Dies ist zunächst der Standpunkt der leibnitzschen P. Gottfried Wilhelm Leibnitz († 1716) ist nach Jakob Böhm der erste bedeutende deutsche Philosoph. Seine P. bildet den Gegensatz sowohl zum Spinozismus, als zum locke'schen Empirismus. Er hält den Begriff der Substanz fest, aber er faßt sie als Aktivität, als thätige Kraft und denkt sie als Inbegriff unendlich vieler Einzelnwesen, Monaden. Die Monaden sind, wie die Atome der Alten, punktuelle Einheiten u. durch keine Gewalt zerstörbar. Aber sie sind nicht, wie die Atome, einander qualitativ gleich, vielmehr gleicht keine Monade der andern, jede ist eine kleine Welt für sich. Ferner sind die Monaden vorstellende Wesen; jede ist eine Art Seele, ein kleiner Gott in seiner Art. Das Universum ist die Summe aller Monaden, jedes Ding, alles Zusammengesetzte ein Aggregat von denselben. Auf der Verschiedenheit der Monaden beruht die Verschiedenheit, die Stufenfolge der Dinge. Ein Hauptunterschied für die Monaden ist der Grad der Vorstellung, welche sie haben. Eine Monade untersten Ranges ist diejenige, die nur eine verworrene Vorstellung hat, gleichsam eine Traumvorstellung. Aus solchen Monaden bestehen die Dinge der anorganischen Natur. Höher stehen diejenigen Monaden, in welchen die Vorstellung als bildende Lebenskraft, aber noch nicht als Bewußtseyn thätig ist; es ist dies die Stufe der Pflanzenwelt. Noch höher steigert sich das Leben der Monade, wenn sie zur Empfindung und zum Gedächtniß gelangt, was in der Thierwelt der Fall ist. Erhebt sich die Monade zur Vernunft und reflexiven Thätigkeit, so nennen wir sie Geist. Das Universum bietet uns, sofern jede Monas das eine Universum spiegelt, aber jede auf verschiedene Weise, ein Schauspiel eben sowohl der größtmöglichen Verschiedenheit, als der größtmöglichen Einheit und Ordnung, d. h. der größtmöglichen Vollkommenheit oder der **absoluten Harmonie**; denn Verschiedenheit in der Einheit ist Harmonie. Die Gottheit bezeichnet Leibnitz gewöhnlich als den zureichenden Grund aller Monaden, dann als die einzige primitive Einheit, ferner als reine materienlose Aktualität (**actus purus**), während den Monaden Materie, d. h. gehemmte Aktualität, Streben (**appetitio**) zukommt; immer aber spielt der Gottesbegriff im leibnitzschen System eine ziemlich müßige Rolle. Das Verhältniß von Leib und Seele erklärt Leibnitz, konsequent seinem Princip, durch die **prästabilirte Harmonie**. Gott hat nämlich eine so harmonische Uebereinstimmung der beiderseitigen, an u. für sich von einander unabhängigen Thätigkeiten angeordnet, daß faktisch eine vollständige Einheit von Leib und Seele vorhanden ist. Daß die Seele unzerstörbar (unsterblich) ist, folgt aus der Monadenlehre von selbst. Es gibt keinen eigentlichen Tod; der sogenannte Tod besteht nur darin, daß, indem die Seele einen Theil der Monaden, aus denen die Maschine ihres Leibes besteht, verliert, das Lebendige in einen Zustand zurückgeht, dem ähnlich, in welchem es sich befand, ehe es auf den Schauplatz der Welt trat. Leibnitz erklärte zwar die Körperdinge in Raum und Bewegung für Phänomene, die nur in der verworrenen Vorstellung existirten, doch leugnete er andererseits das Daseyn der Körperwelt nicht schlechthin, sondern ließ ihr in der Monadenwelt ein festes substantielles Fundament. So brach er, obwohl Idealist, mit dem Realismus nicht gänzlich. Dies that aber Georg Berkeley († 1753), der schroffste Gegner des locke'schen Empirismus. Er erklärte die körperlichen Dinge für bloße Phänomene, für bloße subjektive Vorstellungen ohne alle und jede zum Grunde liegende Realität. Die sogenannten Dinge existiren nur in unserer Vorstellung, ihr Seyn ist bloß ein Percipirt- oder Wahrgenommenwerden. Eine materielle Außenwelt existirt überhaupt nicht; es existiren nur Geister, d. h. denkende Wesen, deren Natur im Denken und Wollen besteht. Die Ideen bringt Gott in uns hervor u. gibt sie uns; da es aber undenkbar ist, daß ein Wesen Ideen mittheile, welche es selbst nicht hat, so ist anzunehmen, daß diese Ideen in Gott existiren. Man kann diese Ideen in Gott Archetype (Urbilder), diejenigen in uns Ektype (Abbilder) nennen. Dieser Ansicht zufolge wird eine von uns unabhängige Realität der Dinge nicht geleugnet: es wird nur geleugnet, daß sie wo anders existiren können, als im Verstande. Während der berkeley'sche Idealismus ohne weitere Fortbildung blieb, fand die leibnitzsche P. einen Fortsetzer und Ueberarbeiter in Christian Wolf († 1754). Ihm gebührt nächst Leibnitz, von dem der Anstoß hierzu ausgegangen ist, der Ruhm, die deutsche Sprache zum Organ der P. gemacht, sowie der, eine feste Terminologie in die Wissenschaft eingeführt zu haben. Die P. ist nach Wolf die Wissenschaft vom Möglichen als solchem; möglich aber ist, was keinen Widerspruch in sich enthält. In den Bereich der P. gehört daher Alles und Jedes, was sich als Inhalt eines vernünftigen, widerspruchsfreien Denkens ausweist. Die ganze Summe des somit beanspruchten philosophischen Wissens zerfällt aber nach den beiden Hauptvermögen der Seele, dem Vermögen des Erkennens und dem des Wollens, in die **theoretische P.** oder **Metaphysik** und in die **praktische P.** Die Logik ist eine Propädeutik für das gesammte philosophische Studium u. geht beiden Haupttheilen voraus. Die Metaphysik theilt sich in Ontologie, Kosmologie, Psychologie, natürliche Theologie; die praktische P. in Ethik, deren Gegenstand der Mensch als Mensch, Oekonomik, deren Gegenstand der Mensch als Familienglied, Politik, deren Gegenstand der Mensch als Staatsmitglied ist. Die leibnitzsche prästabilirte Harmonie behielt Wolf bei, um die Uebereinstimmung in den Bewegungen der Seele und des Leibes zu erklären. Dagegen tritt das Specifische der leibnitzschen Monadenlehre zurück; an die Stelle der Monaden stellt Wolf einfache Wesen, die sich wieder den Atomen mehr nähern und ihn zu manchem Widerspruch mit sich selbst führen. Insbesondere aber hat er die Ontologie, d. i. die

Lehre von den allgemeinen Grundbegriffen des Denkens, viel genauer ausgebildet, als seine Vorgänger, wenn er sich gleich über die empirische Fassung der Kategorien in seinen Grundbegriffen nicht wesentlich erhoben hat. An die Spitze der Ontologie stellt Wolf den Satz des Widerspruchs: es kann Etwas nicht zugleich seyn und nicht seyn; daran knüpfen sich die Begriffe des Möglichen, des Grundes, des Wesens; ferner des Raumes, des Ortes, der Bewegung, der Zeit &c. Die wolfsche P. wurde in Deutschland bald national und gewann eine ausgebreitete Herrschaft. Zu den hervorragendsten Wolfianern gehören Thümming, Bilfinger, Baumeister, Baumgarten, Gründer der Aesthetik als Wissenschaft, und dessen Schüler Meier. Unter den wenigen Gegnern des wolffschen Systems um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist nur Christian August Crusius († 1775) zu nennen, der die Gewißheit der Erkenntniß auf eine innere Nöthigung des Verstandes und in letzter Instanz, wie Cartesius, auf die Wahrhaftigkeit Gottes gründete. Unter dem Einflusse der leibnitz-wolfischen P. bildete sich in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine eklektische Popularphilosophie aus, und es trat mit ihrer Herrschaft eine der französischen Aufklärung analoge Richtung hervor, die man mit dem Namen der deutschen Aufklärung bezeichnet. Ihr Hauptstreben war auf das Praktische gerichtet; Volkserziehung, Jugendunterricht, religiöse Toleranz, Glaubensfreiheit und Bekämpfung des religiösen Dogmatismus, Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse waren die Zielpunkte jener Richtung, und gebildete Reflexion, geistreiches Räsonnement die Form, in welcher sie sich aussprach. Für die Geschichte der P. sind die Männer dieser Richtung von untergeordneter Bedeutung; ihr allgemeiner Charakter ist ein extremer, aller reellen Objektivität baarer Subjektivismus. Hierdurch ist die deutsche Aufklärung das Gegenbild der französischen geworden; wie diese den Materialismus, so brachte jene den Idealismus zum Abschluß. Das empirische, einzelne Ich als solches gilt den Männern dieser Periode als das Absolute, als das ausschließlich Berechtigte. Alles Andere hat für sie nur in dem Maße Werth, als es sich auf das Subjekt bezieht u. zu der Förderung u. Befriedigung seiner Interessen beiträgt. Daher wird von dem metaphysischen Problem fast allein die Unsterblichkeitsfrage behandelt, in welcher Hinsicht Moses Mendelssohn († 1786), überhaupt der bedeutendste Mann dieser Richtung, hervorzuheben ist. In zweiter Reihe sind die Moralphilosophie (Garve, Engel, Abt) und die Aesthetik (Sulzer) diejenigen Disciplinen, welche Bearbeitung finden, weil beide ein subjektiveres Interesse gewähren; dabei wird, charakteristisch für die ganze Richtung, der Gesichtspunkt des Nützlichen u. des Zweckes vorzüglich festgehalten. Im Zusammenhange damit steht die vorherrschend theologische Naturbetrachtung (Reimarus) und der eudämonistische Charakter der Sittenlehre und selbst der Religionslehre (Basedow, Steinbart). Rousseau stellte die Berücksichtigung der Subjektivität im Kinde an die Spitze seiner Erziehungslehre. Kurz, es ist die äußerste Konsequenz des subjektiven Idealismus, was den Charakter der deutschen Aufklärungsperiode ausmacht; die letztere schließt eben hierdurch die idealistische Entwickelungsreihe ab.

Die dritte Periode der neueren P. reicht von Kant bis Hegel. Es ist die des Kriticismus und des subjektiven, objektiven und absoluten Idealismus. Nachdem der Realismus einseitig die Materie, der Idealismus ebenso einseitig das empirische Ich zur Absolutheit erhoben u. beide Extreme dahin geführt hatten, daß dort in der französischen, hier in der deutschen Aufklärungsperiode der wahre philosophische Geist aus der Welt entwichen und die P. sich in Sand verlaufen zu haben schien, — da war es hohe Zeit, daß ein Mann erschien, welcher die divergirenden philosophischen Richtungen in einen Knotenpunkt zur Einheit und Totalität zusammenfaßte und der Wissenschaft neues Leben einhauchte. Dieser Erneuerer der P. ist Kant, († 1804), der über allen früheren Systemen steht, indem er auf allen fußt und alle in dem seinigen auszugleichen und zu vereinigen sucht. Dem Idealismus eröffnet er einen berechtigten Platz in der P., indem er erklärt: das Ich ist frei u. autonom, unbedingter Gesetzgeber seiner selbst, als praktisches Ich; dem Empirismus dagegen läßt er sein Recht widerfahren, indem er das Ich als theoretisches Ich betrachtet, dem zwar einerseits der Stoff aus der Erfahrung zugetragen werden müsse, während ihm doch auch andererseits diejenigen Grund- und Hauptbegriffe, welche zum Auffassen und Verstehen der durch die Erfahrung gebotenen Eindrücke nöthig sind, eingeboren, a priori gegeben seyen. Kant wurde der Begründer eines philosophischen Systems, das in Deutschland bald eine bis dahin beispiellose, fast allgemeine Herrschaft erlangte. Die imponirende Kühnheit des Standpunktes, die Neuheit der Resultate, die Anwendungsfähigkeit der Principien, der sittliche Ernst der Weltanschauung, vor Allem der Geist der Freiheit und moralischen Autonomie, der den Bestrebungen des Zeitalters kräftigend entgegenkam, verschaffte der kantschen P. eben so begeisterten als ausgebreiteten Beifall. Kants Eintheilungsprincip der P. ist ein psychologisches. Alle Seelenvermögen lassen sich nach ihm auf drei zurückführen, welche sich nicht weiter auf einen gemeinsamen Grund reduciren lassen: Erkennen, Gefühl, Begehren. Das erste Vermögen enthält für alle drei die Principien, die leitenden Gesetze. Sofern das Erkenntnißvermögen die Principien des Erkennens selber enthält, ist es theoretische Vernunft; sofern es die Principien des Begehrens und Handelns enthält, ist es praktische Vernunft; sofern es endlich die Principien des Gefühls, der Lust und Unlust enthält, ist es Urtheilskraft. So zerfällt die kantsche P. nach ihrer kritischen Seite in drei Kritiken: Kritik der (reinen) theoretischen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft. Die Untersuchung und Feststellung der allgemeinen Verstandesbegriffe ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der kantschen P. und begründet den Hauptunterschied des kantschen Systems vom locke'schen Empirismus. Die Kategorien erscheinen hier als die dem menschlichen Erkenntnißvermögen immanenten Gesetze, als die eigentlichen Bewegungsgesetze des Verstandes; es sind ihrer nach Kant zwölf, und sie gruppiren sich in vier

Klassen: Kategorien der Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit; der Qualität: Realität, Negation, Limitation; der Relation: Substantialität, Kausalität, Wechselwirkung; der Modalität: Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit. Die Kategorien entsprechen eben so vielen Klassen und Species von Urtheilen, aus denen sie sich ableiten lassen; indem sie aber als aprioristischer Besitz des Verstandes nachgewiesen werden, ergibt sich zweierlei: die Kategorien sind aprioristisch, daher kommt ihnen eine nothwendige und allgemeine Gültigkeit zu; sie sind für sich leere Formen und bekommen nur durch die Anschauung einen Inhalt. Wie die Kategorien dem Verstande dazu dienen, sich mit seiner angeborenen Macht und Willensfreiheit (Spontaneität) der Erscheinungen zu bemächtigen und sie sich durch Auffassung derselben mittelst der Kategorien anzueignen und gleichsam zu assimiliren, so bedient sich die Sinnlichkeit der Anschauungsformen, um Eindrücke aufzunehmen und sich dieselben anschaulich zu machen. Sinnlichkeit und Verstand sind nämlich die beiden Faktoren alles Erkennens, die Stämme aller Erkenntniß, wie Kant sagt, die vielleicht aus einer gemeinsamen, uns aber unbekannten Wurzel entspringen. Die Sinnlichkeit ist die Receptivität, der Verstand die Spontaneität unseres Erkenntnißvermögens; durch die Sinnlichkeit, welche uns die Anschauungen liefert, werden uns die Gegenstände gegeben, durch den Verstand, der die Begriffe bildet, werden die Gegenstände gedacht. Die aprioristischen Principien unseres sinnlichen Erkennens, die ursprünglichen sinnlichen Anschauungsformen sind aber Raum und Zeit; und zwar ist der Raum die Form des äußeren Sinnes, vermittelst dessen uns Gegenstände als außer uns und als außereinander u. nebeneinander existirend gegeben werden; die Zeit die Form des inneren Sinnes, vermittelst dessen uns Zustände unseres eigenen Seelenlebens gegenständlich werden. Abstrahiren wir von allem, was zur Materie unserer Empfindungen gehört, so bleibt als die allgemeine Form, in die sich sämmtliche Materien des äußeren Sinnes einordnen, übrig der Raum. Abstrahiren wir von allem, was zur Materie unserer Empfindungen gehört, so bleibt doch noch übrig die Zeit, welche die Gemüthsbewegung einnahm. Hieraus ergeben sich die drei Hauptsätze, in welche sich die kantsche Erkenntnißtheorie fassen läßt und von denen jeder folgende die Konsequenz des vorangehenden ist: 1) Wir erkennen nur Erscheinungen, nicht die Dinge an sich; der von der Außenwelt uns gebotene Erfahrungsstoff wird durch unsere eigenen subjektiven Zuthaten so zubereitet und beziehungsweise alterirt, daß er, wie der Wiederschein eines leuchtenden Körpers, der auf einer Glasfläche mannichfach gebrochen wird, nicht mehr die Sache selbst rein und unvermischt in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit darstellt. 2) Nichtsdestoweniger ist nur die Erfahrung das Gebiet unserer Erkenntniß, und eine Wissenschaft des Unbedingten gibt es nicht. Denn da jede Erkenntniß Produkt des Erfahrungsstoffs und der Verstandesbegriffe ist, oder auf dem Zusammenwirken des Verstandes und der Erfahrung beruht, so kann keine Erkenntniß möglich seyn von Dingen, für welche der eine jener Faktoren, der Erfahrungsstoff, uns fehlt. Eine Erkenntniß aus Verstandesbegriffen allein ist eine illusorische, da für den Begriff des Unbedingten, welchen der Verstand aufstellt, die Sinnlichkeit den ihm entsprechenden unbedingten Gegenstand nicht aufzeigen kann. 3) Versteigt sich nichtsdestoweniger das menschliche Erkennen über die Erfahrung hinaus, wird es transscendent, so verwickelt es sich in die größten Widersprüche. Es ist z. B. unmöglich, das Daseyn Gottes als eines höchsten Wesens oder das Daseyn der Seele als eines realen Subjekts u. somit die Unsterblichkeit, oder auch das Weltganze als Totalität zu beweisen und zu begreifen; alle diese Ideen sind so sehr aller empirischen Wirklichkeit entrückt, so sehr reine Erzeugnisse der Vernunft, regulative, nicht konstitutive Principien, denen kein Objekt in der sinnlichen Erfahrung entspricht, daß sie, wenn sie nun doch auf die Erfahrung angewendet, d. h. als wirklich existirende Objekte gedacht werden, zu den auffallendsten Paralogismen und Sophismen führen. Die eigentlichen Probleme der Metaphysik, dies ist das Resultat der kantschen Kritik des Erkenntnißvermögens, liegen also jenseits der Grenzen des philosophischen Wissens. Was hier aber Kant mit kaltblütiger Konsequenz niedergerissen hatte, das suchte er in der Kritik der praktischen Vernunft wieder aufzubauen. War nach der einen Seite der theoretische, erkennende Geist schlechthin von der Objektivität der Sinnenwelt bedingt gewesen, so geht der praktische Geist schlechthin über das Gegebene, den sinnlichen Trieb hinaus. Er gibt sich sein Gesetz selbst; nur dieses hat er zu hören; er ist frei und autonom. Dieses Gesetz ist der kategorische Imperativ: „du sollst!“ War der theoretische Geist an die erscheinende, nothwendigen Gesetzen gehorchende Sinnenwelt geknüpft, so gehört der praktische, kraft der ihm wesentlichen Freiheit, vermöge seiner Richtung auf den absoluten Endzweck, einer rein intelligibeln, übersinnlichen Welt an. Dies der praktische Idealismus Kants, aus dem sofort die drei, als theoretische Wahrheiten vorher geleugneten od. durchaus problematisch gemachten Annahmen: die Unsterblichkeit der Seele, die sittliche Freiheit u. das Daseyn Gottes, als praktische Postulate abgeleitet werden.

Die kantsche P. bewirkte in Deutschland eine unter allen gebildeten Ständen sich verbreitende, in solchem Maße noch bei keinem Volke zum Vorschein gekommene Theilnahme an philosophischen Forschungen. Als die bedeutendsten Kantianer unter den eigentlichen Philosophen sind K. Leonh. Reinhold († 1823), Bardili († 1808), Schulze, Fries, Krug, Bouterweck, Tieftrunk, Gerlach zu nennen; sie haben sich um Verbreitung und Durchbildung des Systems nicht geringe Verdienste erworben, über den Meister aber ist keiner von ihnen wesentlich hinausgegangen. Eine hervorragende, durch wirklichen Fortschritt in der Geschichte der P. Epoche machende Stellung nehmen unter den Fortsetzern und Fortbildnern der kantschen P. nur Fichte u. Herbart (s. unten) ein. Unter den Gegnern des kantschen Kriticismus (Hamann, Herder) hat nur Einer philosophische Bedeutung, Jacobi. Um die Verzweiflung im Wissen, welche das Ende des kantschen Philosophismus zu seyn schien, zu beseitigen, stellte Friedrich Heinrich Jacobi († 1819) dem

Standpunkte des Kriticismus als Antithese den Standpunkt der Glaubensphilosophie gegenüber. Allerdings seyen die höchsten Vernunftideen, sey das Ewige und Göttliche nicht auf dem Wege und mit den Mitteln der Demonstration zu erreichen und zu erweisen; allein die Unerweisbarkeit, diese Unerreichbarkeit des Göttlichen für den Verstand sey eben das Wesen des Göttlichen. Um des Höchsten, über den Verstand Hinausliegenden gewiß zu werden, gebe es nur Ein Organ, das Gefühl. Im Gefühle, im unvermittelten Wissen, im Glauben liegt für Jacobi jene Gewißheit, die Kant auf dem Boden des diskursiven Denkens vergeblich gesucht hatte. Das Eigenthümliche der jacobi'schen Ansichten hat seinen letzten Grund in der schroffen Gegenüberstellung der beiden Erkenntnißvermögen im Menschen, des Verstandes auf der einen und des Gefühls oder der Vernunft, wie er die zweite und höhere Erkenntnißquelle auch zu nennen pflegt, auf der anderen Seite. Verstand faßt Jacobi als das reflektirende, logische Erkenntniß- und Denkvermögen, wie es Kant auch gethan hatte. Derselbe hat es nur mit den aus der inneren u. äußeren Erfahrung gewonnenen Vorstellungen und Begriffen zu thun. Die Vernunft oder das Gefühl ist dagegen das Organ zum Vernehmen des Uebersinnlichen; ihr thut sich das Wahre in und über den Erscheinungen auf eine den Sinnen und dem Verstande unbegreifliche Weise kund. Wie es eine sinnliche Anschauung gibt, so gibt es auch eine rationelle Anschauung durch die Vernunft, gegen welche so wenig eine Demonstration des bloß erklärenden und kombinirenden Verstandes gilt, als gegen die Sinnesanschauung. Den Inbegriff der auf Vernunftanschauungen gegründeten Ueberzeugungen nennt Jacobi: Glauben, Vernunftglauben, unmittelbares Gefühl; in ihm findet er die höchste und ausreichendste Autorität für die transscendenten Wahrheiten; das Vermögen der Gefühle, sagt er, ist das höchste im Menschen, was ihn allein vom Thiere specifisch unterscheidet, es ist mit der Vernunft Eins und Dasselbe, oder die Vernunft beruht einzig und allein in diesem Gefühle. Wie Jacobi's Gefühlstheorie als Antithese, so verhält sich die fichte'sche P. als unmittelbare Konsequenz zur kantschen. Johann Gottlieb **Fichte** († 1814) hat den kantschen Dualismus, wonach das Ich bald als theoretisches Ich der Außenwelt unterthan, bald als praktisches Ich ihr Herr ist, dadurch zu seiner Konsequenz fortgeführt, daß er die Vernunft ausschließlich praktisch, nur Willen, nur Spontaneität seyn läßt u. selbst ihr theoretisches, receptives Verhalten zur Objektivität als eine von der Vernunft selbst gesetzte Beschränktheit auffaßt. Für die praktische Vernunft gibt es nur ein Sollen, kein Seyn. Damit ist die Objektivität der Wahrheit überhaupt aufgehoben, und das unbekannte „Ding an sich", welches Kant noch übrig gelassen, mußte als leerer Schatten von selbst wegfallen. Das Ich ist das Eins und Alles; Alles, was ist, ist Ich; in diesem Princip faßte Fichte seinen Idealismus zusammen; daß nur das Ich ist, und daß dasjenige, was man für eine Beschränkung des Ichs durch äußere Gegenstände hält, vielmehr die eigene Selbstbeschränkung des Ichs ist, dies ist das Grundthema des fichte'schen, wie jedes vollendeten Idealismus. Daß unter diesem Ich nicht das einzelne Individuum, sondern das allgemeine Ich, die allgemeine Vernunft oder Vernünftigkeit zu verstehen ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Ichheit und Individualität, reines und empirisches Ich sind ganz verschiedene Begriffe. Die Welt wird durchs Ich gesetzt. Das Ich ist das absolut Produktive, das aber nicht zum Bewußtseyn seiner selbst, d. h. seiner unendlichen Selbstthätigkeit, würde kommen können, wenn es sich nicht zugleich als Anstoß und als Schranke seiner Thätigkeit das Nichtich, d. h. die Welt der Objekte, die Natur gegenüberstellte. Das Ich, in sofern es sich setzt als bestimmt durch das Nichtich, ist das intelligente Ich und als solches Gegenstand der theoretischen Wissenschaftslehre. Freiheit, absolute Selbstthätigkeit ist nämlich für Fichte nicht, wie bei Kant, die Bedingung und Voraussetzung des sittlichen Handelns, sondern der höchste Ausdruck für die sittliche Aufgabe, für das Sittengesetz selbst. Um aber diese Selbstthätigkeit zu realisiren, bedarf es einer Welt der Objekte, durch welche das Ich sich selbst Schranken setzen muß, um an diesen Schranken sich seiner Selbstthätigkeit bewußt zu werden. Die Methode, wodurch Fichte sein System konstruirte, ist eine Verbindung der synthetischen mit der analytischen. Es wird von einem obersten Grundsatz (Thesis) ausgegangen; aus diesem wird ein zweiter (Antithesis) abgeleitet, welcher der Form nach durch den ersten bedingt und aus ihm abgeleitet, dem Inhalte nach aber unbedingt ist; aus beiden vorigen endlich wird ein dritter (Synthesis), dem Inhalte nach bedingter, der Form nach unbedingter deducirt. Fichte's Ansichten unterlagen aber in sofern einer Umbildung, als er das Absolute später nicht in das menschliche, sondern in das göttliche Bewußtseyn verlegte und die einzelnen Geister sammt der Natur als Abspiegelungen jenes Weltichs auffaßte. Obgleich Fichte eine eigene Schule nicht gegründet hat, so ist sein Einfluß auf die Entwickelung der späteren deutschen P. doch höchst bedeutend zu nennen. Aus Fichte ist zunächst Schelling hervorgegangen; dann auch Hegel, wenigstens, was die Methode seines Philosophirens betrifft. Zwischen Fichte und den eben Genannten steht aber, ziemlich isolirt, Johann Friedrich **Herbart** († 1841), dessen P. eine eigenthümliche Fortbildung des Kantianismus repräsentirt. Die herbartsche P. ist gleichfalls Kriticismus, aber mit eigenthümlichen, von den kantschen durchaus abweichenden Resultaten. Herbart erklärt die Voraussetzung eines einzigen Princips und einer einzigen Methode für ein Vorurtheil. Nach ihm muß der Philosoph lediglich von den gegebenen Erfahrungsbegriffen ausgehen; die Erfahrung in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit ist Fundament und Objekt der P., und ein philosophisches System ist nichts, als der Versuch, die Erkenntnisse, welche die Erfahrung gibt, zu einem durchsichtigen, widerspruchslosen, in sich zum Ganzen abgeschlossenen Wissen zu erheben. Nach der Bedeutung der Begriffe, die sich einer denkenden Bearbeitung darbieten, unterscheidet er die rein theoretischen Aufgaben, die sich auf Begriffe des Seyenden und Werdenden beziehen, von den ästhetisch-praktischen, deren Principien in solchen Begriffen liegen, die eine beurthei-

lende Werthbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Bestimmung und Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik, die Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung. Nun findet aber das Denken in den Erfahrungsbegriffen, z. B. Raum, Zeit, Werden, Bewegung ꝛc., Widersprüche, widersprechende, einander verneinende Merkmale; daher müssen wir die Erfahrungsbegriffe umarbeiten; die Hinausschaffung der Widersprüche aus ihnen ist der eigentliche Akt der Spekulation. Das Resultat der Untersuchung ist aber dieses, daß die Mannichfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich unter der Voraussetzung nur Eines Realen nicht begreifen lassen, sondern daß für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit des Realen (Monaden) nöthig sey, aus deren Verbindungen und qualitativen Verhältnissen sowohl die Form der Erscheinungswelt (Raum und Zeit ꝛc.), als auch das wirklich Geschehene in ihr, d. h. die äußere Natur eben so wie die das geistige Leben bestimmenden Kräfte, sich ableiten lassen müssen. Herbarts „Realen" erinnern an die Atomenlehre der Atomistiker, an die Alleinslehre der Eleaten und an die leibnitzschen Monaden. Von den Atomen unterscheiden sie sich jedoch dadurch, daß ihnen das Prädikat der Undurchdringlichkeit nicht zukommt; es können mehre auf einem und demselben Raume zugleich gedacht werden. In diesem Punkte hat das herbartsche Reale weit mehr Aehnlichkeit mit dem eleatischen Eins; aber der wesentliche Unterschied hiervon ist wieder, daß die herbartschen Substanzen in der Mehrzahl vorhanden und von einander verschieden sind, ja selbst konträre Gegensätze bilden. Von den leibnitzschen Monaden sind die herbartschen dadurch wesentlich unterschieden, daß jene vorstellende Wesen, Wesen mit inneren Zuständen sind, während nach Herbart das Vorstellen so wenig, wie jeder andere Zustand, zum Wesen selbst gehört. Die wissenschaftliche Bedeutung der herbartschen P. ist lange verkannt worden; erst in neuester Zeit hat sie eine Schule ins Leben gerufen, die, nachdem das hegelsche System seine Herrschaft zu verlieren anfing, allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wußte. Drobisch, Hartenstein, Strümpell sind die Führer dieser Richtung.

Die schellingsche P. ist kein geschlossenes, fertiges System, sondern sie ist wesentlich, wie die platonische P., Entwickelungsgeschichte, eine Reihe von Bildungsstufen, die der Philosoph an sich selbst erlebt hat. Schellings († 1854) Ausgangspunkt war Fichte. Unter dem Einflusse der Lehre Spinoza's fing er aber bald an, den fichte'schen Idealismus nur für eine einseitige Darstellung der wahren P. zu erklären, die einer wesentlichen Ergänzung bedürfe, für welche wiederum ein höherer spekulativer Standpunkt nöthig sey. Fichte deducire das Nichtich aus dem Ich, das Reale aus dem Idealen, die Natur aus dem Geiste, das Objekt aus dem Subjekt; es sey ebenso der umgekehrte Weg möglich; die Gesetze der Natur müssen sich als Gesetze des Bewußtseyns nachweisen lassen, und umgekehrt, u. der Punkt, von welchem aus beide Reihen der Untersuchung und des Geschehens ausgehen, könne nirgend anders liegen, als im Unendlichen, in welchem Natur und Geist zur Einheit aufgehoben, vollkommen identisch seyen (Identitätsphilosophie). Das ganze Weltsystem ist eine Art von Organisation, die sich von einem Centrum aus gebildet hat und von den niedrigeren zu immer höheren Stufen aufsteigt. Diese Organisation ist aber dadurch möglich geworden, daß das Absolute nicht leere Einheit, sondern konkrete Einheit, Einheit alles Entgegengesetzten, das harmonische Zusammenwirken des Heterogenen ist; die Welt ist die aktuose Einheit eines positiven und eines negativen Princips. Von diesem Standpunkte aus gelangte Schelling zum Begriff von einer Weltseele, als einem die Welt organisirenden, zum System bildenden Princip. Die Natur erhielt durch diesen Gedanken eine bisher nicht beachtete Beziehung zum Geiste. Natur und Geist, in einem Höheren identisch, sind nur verschiedene Pole des Absoluten. Um aber beide Seiten zu vereinigen, sind zwei Wege möglich: entweder man macht die Natur zum Ersten und fragt: wie kommt zu ihr das Intelligente hinzu, d. h. man sucht sie in reine Bestimmung des Gedankens aufzulösen: Naturphilosophie; oder man macht das Subjekt zum Ersten und fragt: wie gehen die Objekte aus dem Subjekt hervor: Transscendentalphilosophie. Wie die Transscendentalphilosophie das Reelle dem Ideellen unterzuordnen hat, so muß die Naturphilosophie das Ideelle aus dem Reellen zu erklären suchen. Beide aber sind nur die zwei Pole eines und desselben Wissens, welche sich gegenseitig suchen; daher muß man auch, wenn man von dem einen Pole ausgeht, nothwendig auf den andern kommen. In weiterem Fortgange seiner philosophischen Thätigkeit sehen wir Schelling erst einem vollkommenen Spinozismus, dann einem gewissen Mysticismus anheimfallen, wohin er von dem Standpunkte der ohne Weiteres angenommenen intellektuellen Anschauung allerdings leicht gelangen konnte. Seine spätere P. ist aber besonders noch dadurch von der vorhergehenden Auffassung unterschieden, daß er die Indifferenz des Idealen und Realen vom Absoluten dahin modificirt, daß nun dem Idealen das Uebergewicht über das Reale zukommt und die Idealität zur Fundamentalbestimmung des Absoluten gemacht wird. Das Erste ist das Ideale; das Ideale bestimmt sich zweitens in sich zum Realen, und das Reale als solches ist erst das Dritte. Die innere Harmonie von Geist und Materie löst sich auf: die Materie erscheint jetzt erst als das Negative des Geistes. Indem Schelling auf diese Weise von dem Absoluten das Universum als dessen Gegenbild unterscheidet, verläßt er den Boden des Spinozismus; er tritt anfangs durch den Gedanken, daß die Welt durch Abfall vom Absoluten entstanden sey, auf die Seite der Neuplatoniker, dann durch die Idee, daß das Absolute als ein sich selbst Entäußerndes und aus dieser Entäußerung zu höherer Einheit mit sich Zurückkehrendes sey, an Jakob Böhm heran. Schellings Ideen vom Leben und Organismus der Natur fanden, namentlich bei Aerzten und Naturforschern, großen Beifall und führten zu einer sehr geistreichen, doch oft

auch phantastischen Auffassung der Naturerscheinungen. Steffens, Oken, Baader, Windischmann, Schubert, Schelvers, Nasse, Kieser u. A. können als Schellingianer bezeichnet werden; aber eine eigentliche Durch- und Ausbildung des Systems hat diese Schule nicht gegeben.

Die Hauptschwäche der schellingschen P. bestand in dem Mangel einer dem Inhalte adäquaten Methode; diesem Mangel suchte Georg Wilhelm Friedrich Hegel († 1831) mittelst der absoluten Methode zu begegnen. Hegel ist eben sowohl aus Fichte als aus Schelling hervorgegangen; seine Methode ist im Wesentlichen die fichte'sche, sein allgemeiner philosophischer Standpunkt der schellingsche. Die philosophische Methode Hegels ist die schon von Fichte angewendete Verbindung von Thesis, Antithesis und Synthesis. Wie mittelst derselben Fichte das Seyn aus dem Ich deducirt hatte, so deducirt auch Hegel damit alles Seyn — das geistige und natürliche Universum — aus dem Denken, nur mit dem Unterschiede, daß das idealistisch Deducirte nach ihm zugleich objektive Realität hat. Das Resultat der P., sagt Hegel, ist der Gedanke, der bei sich ist und darin zugleich das Universum erfaßt, es in eine intelligente Welt verwandelt. Alles Seyn zum bewußten (erkannten) Seyn, zum Wissen zu erheben, ist Aufgabe und Ziel des Philosophirens; dieses Ziel ist erreicht, wenn es dem Geiste gelungen ist, alles Gegenständliche, die ganze objektive Welt aus sich selbst zu erzeugen, mit andern Worten: die Entwickelung der spekulativen Gedankenbestimmungen ist der wahre und adäquate Ausdruck des Geschehens, welches im Gebiet des natürlichen und geistigen Daseyns Statt findet, und die allgemeinen Gesetze des Geschehens sind auch die Gesetze des Denkens (absoluter Idealismus). Entsprechend den drei Momenten der Methode, Thesis, Antithesis und Synthesis, zerfällt das ganze hegelsche System in die Entwickelung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zu Grunde liegenden Begriffe oder Denkbestimmungen, die logische Entfaltung des Absoluten, die Wissenschaft der Logik (Thesis), in die Entwickelung der realen Welt oder der Natur, Naturphilosophie (Antithesis) und in die Entwickelung der idealen Welt oder des konkreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft sich bethätigenden Geistes, Philosophie des Geistes (Synthesis). Die hegelsche Logik ist die wissenschaftliche Darstellung und Entwickelung der reinen Vernunftbegriffe, jener Begriffe oder Kategorien, die nicht bloß allem Denken, sondern auch allem Seyn zum Grunde liegen, die ebenso sehr die Grundbestimmungen des subjektiven Erkennens, als die inwohnende Seele der objektiven Wirksamkeit sind, jener Ideen, in welchen das Ideale und Reale seinen Koincidenzpunkt hat. Indem der zu sich selbst gekommene Begriff in sein Gegentheil, die Natur, übergeht, entsteht die Naturphilosophie. Innerhalb der Naturphilosophie bezeichnen der mechanische, der physikalische und der organische Prozeß die drei allgemeinsten Stufen oder Momente. Aber die Idee faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen, kommt als Geist wieder zu sich, wird „an und für sich", was sie in der Logik „an sich" und in der Natur „außer sich" war, und die Darlegung der Momente, durch welche dies geschieht, ist die P. des Geistes, der sich von den Stufen des subjektiven durch die des objektiven zu denen des absoluten Geistes erhebt. Während hier die anthropologischen und psychologischen Erscheinungen dem Gebiete des subjektiven, die rechtlichen und sittlichen Begriffe dem des objektiven untergeordnet werden, bezeichnet die Kunst, die Religion und die P. die Momente des absoluten Geistes. Hegel zog sich eine zahlreiche, ausgebreitete, wissenschaftlich sehr thätige Schule heran; seine P. gewann namentlich durch seine Verbindung mit dem preußischen Beamtenstaate auch politisch administrativen Einfluß und erwarb, unter dem Ministerium Altenstein, sich die Geltung einer Staatsphilosophie. Unter die bedeutendsten Schüler Hegels sind zu zählen: Gabler, Marheinecke, Daub, Göschel, Hinrichs, Michelet, Gans, Hotho, Rosenkranz, Dav. Strauß, Erdmann, Schaller, Vatke, Ruge, Feuerbach. Sie theilen sich in zwei Hauptfraktionen, eine Rechte und eine Linke. Die Spaltung hatte ihren Ursprung in den Meinungsverschiedenheiten, welche darüber entstanden, ob gewisse religiöse Lehren und sociale Grundsätze durch das hegelsche System aufgehoben würden oder nicht, z. B. die Unsterblichkeit, der Theismus, der Monarchismus u. dgl. So lange Hegel lebte, hielt man seine P. für vollkommen fähig, die positiven Glaubenslehren spekulativ zu konstruiren und zum christlichen, ja zum kirchlichen Glaubensinhalte dieselbe friedliche, ja sogar stützende Stellung einzunehmen, wie zu den positiven Einrichtungen und dem historisch bestehenden Rechtsstand des Staats; sie galt für wesentlich konservativ. Aber bald nach des Meisters Tode wurde diese Ansicht sehr angefochten. Zuerst wurde der hegelsche Pantheismus als Antagonist der christlichen Gottesidee dargestellt und angegriffen, dann durch Richter gezeigt, wie die hegelsche P. den Glauben an die Unsterblichkeit des individuellen Geistes aufhebe, endlich trat Dav. Fr. Strauß in seinem „Leben Jesu" u. seiner „Dogmatik" mit dem offenen Bekenntniß hervor, daß das ganze positive Christenthum, im Lichte der neuen Wissenschaft betrachtet, in seinem historischen Theile als Mythus, in seinem dogmatischen Theile als haltloser Anthropomorphismus erscheine, und daß vor dem Urtheil der P. nur der Pantheismus bestehen könne. Noch weiter gingen Br. Bauer, Ruge, Feuerbach u. A. Diesen von Leo als „Hegelinge" bezeichneten jüngern Schülern Hegels traten vorzüglich die älteren, insbesondere Göschel, Marheinecke, Gabler, Rosenkranz, mit der Erklärung entgegen, daß die Konsequenzen der Junghegelianer nur aus Mißverständniß dem System des Meisters zur Last gelegt werden könnten. Sie bildeten nun die Rechte, die Gegner die Linke in der hegelschen Schule. Unter den Angriffen, welche Hegels System von außen her erfahren hat, sind am bedeutendsten die Einwendungen, welche Trendelenburg in seinen „Logischen Untersuchungen" (1840) und Exner in seiner „Kritik der Psychologie der hegelschen Schule" (1842—44) gegen die Methode des Philosophirens, auf welche Hegel so viel Gewicht

legte, vorgebracht haben. Daß die Schule von Herbart in Opposition gegen Hegel getreten ist, versteht sich von selbst. Andere, wie Weiße und der jüngere Fichte, haben die hegelsche P. zwar für eine bedeutende wissenschaftliche Erscheinung erklärt, aber sie doch der Einseitigkeit oder des Mangels gehöriger Begründung angeklagt. Immer aber muß sie für jetzt als die konsequenteste Durchbildung des Idealismus und als eine Theorie angesehen werden, in welcher die Systeme Fichte's (des Vaters) und Schellings ihren Kulminationspunkt und Einigung gefunden haben. Mit Hegel schließt bis jetzt die Geschichte der P.; unter den neuern Philosophen hat keiner noch diejenige Bedeutung sich errungen, daß von ihm aus eine neue Fortbildung der P. datirt werden könnte. Der allgemeine Charakter der neuesten P. ist die Rückkehr zur Empirie. Fichte, der Sohn, hat seine Bedeutung der nicht erfolglosen Bekämpfung der dialektischen Methode Hegels zu verdanken; er gesteht dieser Methode nur eine formale, nicht, wie Hegel, eine reale Bedeutung zu und nimmt daher die Erfahrung, als die thatsächliche Verwirklichung der Idee, zu Hülfe, um das Verhältniß des Subjektiven und Objektiven zu erklären. Wenn Fichte noch eine mittlere Stellung zwischen dem Idealismus und Empirismus behauptet, so ist dagegen das empirische Princip in Lud. Feuerbach bereits in seiner ganzen Stärke aufgetreten. Feuerbach stand in den philosophischen Kämpfen, die nach Hegels Tode über das System des Verstorbenen geführt wurden, in den vordersten Reihen der Junghegelianer, bis er sich von der hegelschen Schule in seiner Schrift „Das Wesen des Christenthums" ganz lossagte. Hier stellte er die Religion als bloße Angelegenheit des Herzens, u. zwar als eine Ausgeburt überschwänglicher Gefühle dar, zeigte, wie alle Dogmen nichts weiter als der Ausdruck bestimmter einzelner Gefühlsbedürfnisse seyen, die aber aller reellen Wahrheit entbehrten. Die Religion sey nur die Maßlosigkeit des Gemüthslebens, das, seiner naturgemäßen Schranken im Menschen sich entledigend, in Wirklichkeit keinen Ruhepunkt mehr finde. Wie Feuerbach hier die Religion als etwas von dem Menschen einseitig Gesetztes, daher Trügerisches darstellt, so löst er in den „Grundsätzen der P. der Zukunft" die ganze Metaphysik in Anthropologie auf. Es wird an der ganzen bisherigen Metaphysik von Cartesius bis auf Hegel nachgewiesen, daß, da nur das Denken ihr als Wahrheit gegolten, ihre Wahrheit selber keine andere, als eine nur gedachte, keine wirkliche sey. Die wahre P. hat es nach Feuerbach nicht mehr mit einer außerhalb des Menschen liegenden Wahrheit zu thun, mit keinem Gott und mit keinem jenseitigen Gedanken: sie ist wesentlich Anthropologie. Das ethische Moment im Leben ist der Trieb nach Geselligkeit und gegenseitiger Vervollkommnung in der Gesellschaft, d. h. die Liebe, wie Feuerbach diesen Associations- und Vervollkommnungstrieb nennt. Max Stirner setzt dafür, noch über Feuerbach hinausgehend, die Selbstliebe oder den Egoismus. Die Ideen vom Kommunismus, Socialismus knüpfen sich an diese Theorien. Eine entschiedene Abneigung gegen die Metaphysik des Denkens u. eine ebenso entschiedene Sinnlichkeit ist die Basis dieser philosophischen Richtung. Unverkennbar spricht sich darin der herrschende Zeitgeist aus.

Außer den älteren Werken von Brucker und Buhle sind über die Geschichte der P. zu vergleichen: Tennemann, Geschichte der P., 11 Bde., Lpz. 1798—1819; Degérando, Histoire comparée des systèmes de la philosophie, 2. Aufl., Paris 1822, 3 Bde., deutsch von Tennemann, Marburg 1806; Tiedemann, Handbuch der allgemeinen Geschichte der P., das. 1791—97; Reinhold, Handbuch der allgemeinen Geschichte der P., Gotha 1828—30, 2 Thle. in 3 Bdn.; Derselbe, Lehrbuch der Geschichte der P., 3. Aufl., Jena 1849; Ritter, Geschichte der P., Bd. 1—11, Hamburg 1829—52; Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der P., im 13.—15. Bande von Hegels sämmtlichen Werken, Berl. 1832 ff.; Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren P., 3 Bde., Lpz. 1836—53. Außerdem haben Chalybäus (Historische Entwickelung der P. von Kant bis Hegel), Schaller, Fichte der Jüngere, L. Feuerbach u. A. die Geschichte der P. behandelt.

Philosophisches Ei, eiförmige Phiole, in welcher die Alchemisten den Stein der Weisen zu erzeugen strebten.

Philosophische Sünde, nach der Jesuitenmoral eine solche Sünde, die dem Menschen nicht zugerechnet werden könne, weil sie ohne den Willen, Gott zu beleidigen, begangen worden.

Philostorgie (v. Gr.), Geneigtheit zur Liebe; daher Philostorg, ein Liebevoller, Menschenfreund.

Philostorgius, aus Kappadocien, lebte um 370—430 n. Chr., schrieb eine Kirchengeschichte in 12 Büchern, wovon noch ein von Photius bearbeiteter Auszug vorhanden ist, herausgegeben von J. Gothofredus (Genf 1643), besser von H. Valois mit Theodoretus &c. (Paris 1673).

Philostratus, 1) Flavius P. der Aeltere, aus Lemnos, griechischer Rhetor und Sophist, lebte zuerst in Athen (daher sein Beiname der Athener), sodann in Rom unter Septimius Severus bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts und gehörte zu dem Kreise von Gelehrten, welche des Kaisers Severus Gemahlin, Julia Domna, um sich versammelte. Er schrieb auf Veranlassung der Kaiserin eine Biographie des Apollonius von Tyana, gewöhnlich „Vita Apollonii" genannt, aber nicht viel mehr als ein Roman, welcher, an die Persönlichkeit des Wundermannes anknüpfend, die Verherrlichung der pythagoräischen Philosophie als eines Läuterungsmittels für die gesunkene Staatsreligion im Gegensatze sowohl zu dem herrschenden Unglauben und Indifferentismus, als zu dem mehr und mehr um sich greifenden Christenthum bezweckt und Hindeutungen auf mancherlei historische Ereignisse und Persönlichkeiten, sowie Schilderungen der Natur und Gebräuche orientalischer Länder, vornehmlich Indiens, Aegyptens und Aethiopiens, zur Staffage hat (herausgegeben von Aldus, Venedig 1501); dann „Vitae sophistarum", eine für die Gelehrtengeschichte und die Kenntniß des Standes der griechischen Bildung unter den römischen Kaisern wichtige Darstellung des Lebens und Wirkens der Redekunst beflissener Gelehrten

(herausgegeben von K. L. Kayser, Heidelb. 1838); „Heroica", eine Erzählung u. Charakteristik der von den Heroen vor Troja verrichteten Thaten, mit besonderer Berücksichtigung des Achilles, in dialogischer Form abgefaßt und auf Belebung der sinkenden Volksreligion abzweckend (herausgegeben von J. F. Boissonade, Paris 1806); „Epistolae", 73 an der Zahl, meist erotische Spielereien, in 2 verschiedenen Recensionen vorhanden (herausgegeben von J. F. Boissonade, Paris 1842); „Imagines", in 2 Büchern, eine Beschreibung einer Anzahl von Gemälden, die in einer zu Neapolis befindlichen Sammlung vereinigt gewesen seyn sollen (herausgegeben mit des Callistratus „Statuae" von Jacobs und Welcker, Leipz. 1825; vgl. Göthe, „P.' Gemälde", in seinen Werken, Bd. 39, Ausgabe letzter Hand). Sämmtliche Schriften des P. sind herausgegeben von F. Morel (Paris 1608), Olearius (Leipzig 1709) und K. L. Kayser (Zürich 1844—46), ins Deutsche übersetzt von D. Chr. Seybold (4 Bde., Lemgo 1776), das Leben des Apollonius u. die Heldengeschichten von Fr. Jacobs (5 Bde., Stuttgart 1828 — 32), die Gemälde beider Philostrati von A. F. Lindau (3 Bde., das. 1832 und 1833).

2) P. der Jüngere, ebenfalls Rhetor u. Sophist, Sohn des Nervianus und einer Tochter des Vorigen, hielt sich zeitweilig in Rom auf, wo er beim Kaiser Caracalla in Gunst stand, lebte und lehrte aber in Athen und † 264 n. Chr. in Lemnos. Von seinen Schriften sind nur die „Imagines" erhalten, ein Werk, welches dem gleichnamigen des älteren P. nachgebildet ist, jedoch an Reichthum der Erfindung wie an Gewandtheit in der Ausführung jenem weit nachsteht. Vergl. K. G. Heyne, P. junioris imaginum illustratio, Göttingen 1800.

Philotechnie (v. Gr.), Liebe zur Kunst, daher Philotechnos, Kunstfreund.

Philotimie (v. Gr.), Ruhmsucht, Prahlerei.

Philotrapez (v. Gr.), s. v. a. Gourmand, Gutschmecker.

Philoxenie (v. Gr.), s. v. a. Xenophilie.

Philoxenus, 1) P. von Cythera, griechischer Dithyrambendichter u. Musiker, geboren um 435 v. Chr., gerieth bei der Einnahme von Cythera in die Sklaverei der Spartaner, kam dann zu Melanippides, der ihn in die lyrische Poesie einführte, hielt sich darauf in Kleinasien und in Sicilien am Hofe des älteren Dionysius auf, wo er, weil er sich weigerte, des Tyrannen schlechte Poesien zu loben, oder wegen eines Liebeshandels mit einer Hetäre des Dionysius, in die Latomien geworfen ward, ging, nachdem er seine Freiheit wieder erhalten, nach Kleinasien zurück u. † 380 v. Chr. Er war wegen seiner Gefräßigkeit berüchtigt u. soll an dem übermäßigen Genuß eines sogenannten Meerpolypen gestorben seyn. Bruchstücke von seinen Dithyramben sammelte Bippart in „Philoxeni, Timothei, Telestis dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquiae" (Leipzig 1843) und Schmidt in der „Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias" (Berl. 1845).

2) Name mehrer griechischen Grammatiker, welche sich mit der Kritik Homers beschäftigten.

Philtrum (Poculum amatorium), Liebestrank oder Liebeszauber, dessen sich der Aberglaube bediente, um in Individuen des anderen Geschlechts Liebe zu erwecken. In Bereitung solcher Zaubertränke waren besonders die thessalischen Weiber sehr erfahren. Aber dieselben übten oft auf die Gesundheit eine sehr nachtheilige Wirkung aus, und die Person, bei welcher sie applicirt wurden, verlor nicht selten ihren Verstand. Nach Plutarch soll der Römer Lucullus durch ein P. wahnsinnig geworden und gestorben seyn, sowie auch der Wahnsinn des Kaisers Caligula einem von Cäsonia demselben beigebrachten P. zugeschrieben wird. Die Ingredienzien dieser Liebestränke waren verschieden. Man nahm dazu das sogenannte Hippomanes, Theile, besonders die Zunge des Vogels Jynx (s. d.), ferner verschiedene Kräuter, auch Insekten, welche durch Fäulniß erzeugt werden sollten, einen gewissen Fisch (remora), Eidechsen, Kalbsgehirn, Haare von dem Schwanzende eines Wolfs, etwas von den Genitalien desselben, die Knochen von der linken Seite einer Kröte, welche von Ameisen gefressen worden war rc. Auch bereitete man Liebestränke aus Taubenblut, Schlangengerippen, Uhufedern, Bändern, womit ein Mensch, der sich selbst erhängt, umwunden gewesen, und anderen Ueberbleibseln von Verstorbenen. Liebe erregende Wirkung maß man auch Knochen bei, welche einem hungrigen und gefräßigen Hunde entrissen worden waren. Auch hatte man Zaubermittel, welche die Leidenschaft der Liebe unterdrücken und besonders dann wirksam seyn sollten, wenn die Liebe durch Zauberei erregt worden war, theils solche, welche vermöge persönlicher Beschaffenheit diese Wirkung zu äußern schienen, z. B. den Geschlechtstrieb ertödtende Kräuter (z. B. Agnus castus, Schierlingssaft, den die Hierophanten zu Athen tranken, um ihre Keuschheit zu erhalten), theils solche, welche durch eine geheimnißvolle Kraft unter Beistand von Dämonen die Liebe ertödten sollten. Vorzüglich waren die Gegenden am Kaukasus u. um Colchis berühmt wegen der vielen daselbst wachsenden Kräuter, sowohl liebeerregender als liebevertreibender. Ein besonderes Mittel war noch das Baden im Flusse Selemnus. Da das Unwesen mit solchen Zaubermitteln und Liebestränken in Folge des überhandnehmenden Sittenverderbnisses zu arg ward, so erschien unter den ersten Kaisern ein Senatskonsult, wonach die Anwendung von Philtren der Vergiftung gleich geachtet und bestraft werden sollte.

Phimose (v. Gr.), der krankhafte Zustand, bei welchem die Vorhaut an der Eichel des männlichen Gliedes so eingeschnürt oder verengt ist, daß diese gar nicht (vollständige P.), oder nur zum Theil (unvollständige P.) entblößt werden kann, im Gegensatz zur Paraphimose, wo die Einschnürung hinter der Eichel Statt findet. Die P. ist entweder eine angeborene Krankheit, oder zufällig erworben, wenn in Folge von Entzündung und Geschwulst die Empfindlichkeit und das Volumen der betreffenden Theile vermehrt wird. Die Behandlung der P. besteht in letzterem Falle in Anwendung des entzündungswidrigen Heilverfahrens, Blutentziehungen, lauen Einspritzungen, erweichenden Ueberschlägen. Die angeborene P. fordert meist die Operation, durch Einschneiden der verengten Vorhaut. Bei der

Paraphimose versucht man durch die Anwendung der Kälte und geeignete Manipulationen die Reposition, wendet auch nach Umständen Blutentziehungen an; im Nothfall muß man auch hier zur Operation schreiten.

Phineus, 1) Sohn des Belus und der Anchinoe, Bruder des Aegyptus, Danaus u. Cepheus, überfiel den Perseus, seinen glücklichen Rivalen in der Bewerbung um Andromeda, des Cepheus Tochter, an dessen Hochzeittage, ward aber nach einem blutigen Kampfe von jenem mittelst des Hauptes der Gorgo in Stein verwandelt.

2) Sohn des phönicischen Königs Agenor, oder dessen Enkel, oder Sohn des Poseidon, König zu Salmydessus in Thracien, ward von Apollo mit der Gabe der Weissagung beschenkt, aber mit körperlicher Blindheit geschlagen, entweder von den Göttern zur Strafe für unvorsichtige Enthüllung der Zukunft, welche er Sterblichen gemacht, oder zur Strafe für die Behandlung seiner Söhne. Des P. erste Gemahlin war nämlich Cleopatra, die ihm den Orythus und Crambis gebar, seine zweite aber Idäa, die Mutter des Thynus und Mariandynus. Die Stiefmutter beschuldigte nun die Söhne erster Ehe, daß sie ihr schmähliche Zumuthungen gemacht, wofür sie der Vater blendete. Für dies grausame Verfahren ward er von den Göttern dadurch bestraft, daß, so oft er sich zum Essen niedersetzte, die Harpyien herbeieilten, den größten Theil der Speisen raubten und den Rest besudelten. Die Argonauten, besonders die Brüder der Cleopatra und Söhne des Boreas, Zetes und Calais, befreiten ihn von dieser Plage, und zum Danke wies er ihnen den von ihnen einzuschlagenden Weg.

Phiole, ein birnförmiges gläsernes Gefäß, welches in einen geraden, verhältnißmäßig langen und engen Hals ausgeht.

Phlebitis (Venenentzündung), eine erst neuerdings genauer erforschte u. in vieler Beziehung noch räthselhafte Krankheit, charakterisirt sich an der Leiche durch Röthe der inneren Venenhaut, die eine größere Fläche gleichmäßig einnimmt u. mit einiger Anschwellung und Auflockerung verbunden ist. Die bösartigsten Fälle der Krankheit sind die, bei welchen sich an der Stelle der ursprünglichen Entzündung Eiter bildet (eiterige P.), welcher dem Blute sich beimischt und allgemeine Zersetzung und Entmischung derselben zu Wege bringt. Daneben finden sekundär entstehende Entzündungen und Eiterablagerungen Statt, vornehmlich in den Lungen, in der Leber, der Milz und anderen drüsigen Unterleibsorganen, auch im Gehirn u. dessen Häuten, im Auge, im Zellgewebe der Haut 2c., in den Nieren, der innern Haut des (linken) Herzens, dem Herzbeutel, den Gelenken, dem Brustfell, den Mandeln, Ohrspeicheldrüsen 2c. Der Verlauf der Krankheit ist oft äußerst akut, so daß in wenig Tagen der tödtliche Ausgang eintritt; im andern Falle zieht sie sich ins Chronische. Ihre Ausgänge sind entweder Zertheilung durch Entleerung des Eiters nach Außen auf natürlichem oder künstlichem Wege, oder in Nachkrankheiten, die durch die gestörte Funktion der ergriffenen Theile bedingt werden, oder in den Tod, der durch Lungen-, Hirn- 2c. Entzündung erfolgen kann, oder durch nervöses fauliges Fieber, als Folge von Eiteraufsaugung. Unter den Ursachen der Krankheit sind zu erwähnen: mechanische, z. B. nach Reizung der Vene durch einen Aderlaß oder eine andere Verwundung, Erkältung (rheumatische P.), Vergiftung einer Wunde durch Instrumente, Schwämme 2c., die mit schlechtem Eiter imprägnirt sind; auch die nicht seltenen Verletzungen der Aerzte bei Sektionen, namentlich bei Wassersüchtigen, gehören hierher. Vor Allem scheint eine gewisse Beschaffenheit der Luft die Entstehung der Krankheit zu begünstigen; zuweilen sieht man dieselbe in einer Reihe von Jahren nicht, während sie ohne nachweisbare Veranlassung zu andern Zeiten häufig auftritt, was man namentlich bei der operativen Behandlung der Krampfaderknoten wahrzunehmen Gelegenheit hat. Die Behandlung ist vor Eintritt der Eiterbildung eine gemäßigt entzündungswidrige mit Blutentziehungen, Anwendung der Kälte, der Merkurialmittel 2c. Nach Aufnahme von Eiter in das Blut hat man die Aufgabe, ihn wieder aus demselben zu entfernen, und hat zu diesem Behufe große Gaben Brechweinstein, Ipecacuanha, Kalomel, Blutentziehungen angewandt, ebenso die desinficirenden Mittel, namentlich das Chlor, aber ohne daß diese Behandlung von sonderlichem Erfolg gewesen wäre. Von Vortheil ist die Entleerung des abgelagerten Eiters, um seine Rückwirkung auf den Gesammtorganismus zu verhüten, wenn man ihm auf operativem Wege beikommen kann.

Phlegethon (Pyriphlegethon, gr., der Flammende), mythischer Fluß in der Unterwelt, der feurige Wellen wälzte und in den Acheron mündete.

Phlegma (gr.), Schleim; besonders Schleim im Blute, als Grundlage des phlegmatischen Temperaments, daher gleichbedeutend mit Ruhe, Trägheit, Mangel an Lebhaftigkeit; in der Chemie der Wassergehalt einer geistigen Flüssigkeit, der beim Destilliren der letzteren im Destillationsgeschirr als untauglich zurückbleibt.

Phlegmagoga (gr.), abführende Mittel, um Schleimausleerungen zu bewirken.

Phlegmapyra (gr.), Schleimfieber.

Phlegmasie (v. Gr.), Entzündung.

Phlegmatiker, Mensch mit phlegmatischem Temperament, s. Temperament.

Phlegmatorrhagie (Phlegmatorrhöe, v. Gr.), Schleimfluß, Katarrh.

Phlegmone (gr.), im engern Sinne eine tiefer sitzende Bindegewebs-(Zellgewebs-) Entzündung, besonders der Haut, welche dieses Sitzes wegen mit ödematöser Anschwellung verbunden und zu reichlicher Eiterbildung geneigt ist. Daher phlegmonös, oberflächlich entzündet, Gegensatz zu rosenartig.

Phlegon, aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, griechischer Schriftsteller, lebte als Freigelassener des Kaisers Hadrian in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. und verfaßte, außer einigen andern Schriften, unter dem Titel „Wunderbare Geschichten" ein geschmackloses Gemisch abenteuerlicher Histörchen, von einigem Werthe nur wegen der darin enthaltenen Notizen aus älteren Schriftstellern, und eine Abhandlung „De macrobiis", von Leu-

ten handelnd, die ein hohes Alter erreicht haben, einige größere Stücke aus den sibyllinischen Orakeln abgerechnet, nichts weiter als eine bloße Nomenklatur; beide herausgegeben von W. Xylander mit Anton. Liberalis (Basel 1568), von J. Meursius (Leyden 1620), J. G. Franz (Halle 1775), zuletzt von A. Westermann in der Sammlung der Paradoxographen (Braunschweig 1839).

Phlegräische Felder (Phlegraei Campi), im Alterthum Name der an der Küste Kampaniens von Cumä bis Capua hinziehenden Ebene (das heilige Thal Solfatara), so genannt, weil es vor Zeiten in Brand gestanden haben sollte. Auch gegenwärtig heißt noch so ein Landstrich bei Puzzuoli (westlich von Neapel), von 8 □Meilen Flächeninhalt, worauf sich 27 mehr oder weniger erhaltene alte Krater befinden, unter denen die Solfatara (s. d.) noch gegenwärtig heiße Dämpfe aushaucht und der 428 Fuß hohe Monte nuovo (s. d.) 1538 in 48 Stunden gebildet wurde.

Phlegyas, Sohn des Ares und der Chryse, Nachfolger des Eteocles in der Herrschaft über Orchomenus, Vater des Ixion und der Coronis, zündete, weil diese von Apollo Mutter des Asclepius ward, den Tempel des Gottes an, ward aber dafür von dessen Pfeilen getödtet u. in der Unterwelt zu der Strafe verdammt, unter einem fortwährend den Einsturz drohenden Felsen zu sitzen.

Phleum (Lieschgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausdauernde od. einjährige Gräser, meist in Europa, von denen mehre als Futtergräser bekannt od. zu empfehlen sind. P. pratense *L.*, Wiesenlieschgras, Timotheusgras, Hirtengras, mit 2—3 Fuß hohem, gestreiftem, blätterigem Halm und ährenförmiger, walzlicher Rispe, ausdauernd, wächst wild auf feuchten, guten, hier und da auch auf kalten, thonigen Wiesen in Deutschland, England und Frankreich, kultivirt auf Feldern in Nordamerika und hier u. da in England. Jung gemähet ist es weich und dem Vieh angenehm; kommt es bis zur Aehre, so ist es schon hart und sein Heu fast nur für die Pferde nutzbar. Es gibt, da es später treibt, nur einen Schnitt, aber vielen Samen, der nicht leicht ausfällt und also gemähet und abgedroschen werden kann. Der Same ist sehr fein, und man bedarf nur einige Pfund auf einen Morgen.

Phlius, uralte Stadt im nordöstlichen Peloponnes, Hauptstadt des unabhängigen Gebietes Phliasia, das westlich an Arkadien, nördlich an Sicyon, östlich an das Gebiet von Cleonä, südlich an das von Argos grenzte. Die Stadt hatte ein Theater, mehre Tempel, auch eine Akropolis. Die Phliasier waren ihrer Abkunft nach Argiver. Bei dem Einfall der Herakliden unterwarf sich der größte Theil von ihnen; nur ein Theil wanderte unter Hippasus nach Samos aus und gründete hier Clazomenä. Die Verfassung war eine aristokratische und ging durch die Tyrannis in eine oligarchische über. Die Stadt hielt bis nach dem peloponnesischen Kriege treu zu Sparta, und schon unter Leonidas kämpften 200 Phliasier mit bei den Thermopylen. Im Jahre 394 v. Chr. ward in Folge einer demokratischen Bewegung die Oligarchie gestürzt u. erst nach langen inneren Kämpfen wieder hergestellt. Seitdem hielt die Stadt, ungeachtet wiederholter Angriffe von Argos, Sicyon und Arkadien, am Bunde mit Sparta fest. In der Zeit der letzten Wirren vor der Unterwerfung unter römische Herrschaft schwang sich ein gewisser Cleonymus zur Tyrannis empor, ward aber wieder gestürzt, worauf P. dem achäischen Bunde beitrat. Ueberreste der alten Stadt liegen noch jetzt amphitheatralisch unter dem Namen Staphyliki in der Nähe des Asopus.

Phlogistisch (v. Gr.), auf das Phlogiston (s. d.) sich beziehend; entzündlich, mit Entzündung verbunden 2c.

Phlogiston (v. Gr.), nach Stahl eine Materie, welche seiner Meinung nach allen verbrennlichen Stoffen innewohne und vermöge deren dieselben erst der Verbrennung fähig seyn sollen, so daß, wenn ein Körper brenne, dies einzig und allein auf der Entweichung des P.s beruhe. Hierauf gründete Stahl seine phlogistische Theorie. Als das reinste P. sah Stahl den Ruß an, weil er bei seiner Verbrennung fast gar keinen Rückstand hinterläßt. Die stahlsche Verbrennungstheorie blieb herrschende Ansicht der Chemiker bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Lavoisier das Irrige derselben zeigte, indem er bewies, daß jeder Körper beim Verbrennen, statt abzugeben, im Gegentheile am Gewichte zunehme. Die lavoisiersche Ansicht von der Verbrennung erhielt den Namen antiphlogistische Theorie. Vergl. Chemie.

Phlogosis (gr.), Entzündung, vorzüglich eine heftige; auch fliegende Hitze.

Phlogoskop (v. Gr.), ein den Hitzgrad anzeigendes Instrument, s. v. a. Thermometer, hauptsächlich bei Oefen oder Lampeneinrichtungen angewendet.

Phlomis (Filzkraut, Salbenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den 5eckigen, 5zähnigen Kelch und die Korolle mit gewölbter Oberlippe, Sträucher und Kräuter Südeuropa's und des Orients. Als Ziergewächse kommen vor: P. ferruginea *Ten.*, rostfarbiges Filzkraut, strauchartig, mit schönen, goldenen Blüthen in Quirlen; P. italica *Smith*, mit purpurrothen Blüthen; P. laciniata *L.*, im Orient, ebenfalls mit purpurrothen Blüthen; P. lanata *W.*, in Unteritalien, wollig, mit großen gelben Blüthen, u. a. Von P. fruticosa *L.*, strauchartiges Filzkraut, in Spanien, mit grauweißem, wollig-filzigem Stengel u. großen, hochgelben, quirlständigen Blüthen, gebrauchte man in frühern Zeiten die Blätter bei Wunden und Geschwüren, besonders aber zu Umschlägen bei Verbrennungen. Von P. tuberosa *L.*, knolliges Filzkraut, in Sibirien, mit 4 bis 6 Fuß hohem, viereckigem, glattem Stengel u. hellpurpurrothen, quirlständigen Blüthen, werden die Knollen von den Kalmücken roh und zubereitet gegessen, aber auch als gelind adstringirendes Mittel bei Brüchen, Geschwüren 2c. gebraucht. Auch bedient man sich eines Aufgusses des Krauts in der Ukraine als eines Volksmittels gegen anhaltende Durchfälle und Ruhren. Die Vermehrung dieser Zierpflanzen geschieht durch Samen, Stecklinge und Wurzeltheilung.

Phlox (Flammenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, charakterisirt durch die präsentirtellerförmige Korolle und

den 5spaltigen, fast cylinderischen oder prismatischen, bleibenden Kelch, ausdauernde Kräuter u. Stauden in Nordamerika, gegen 60 Arten, fast alle als Modezierpflanzen Gegenstand der Blumengärtnerei. Die bekanntesten sind folgende: **P. acuminata** *Pursh*, **P. decussata** *Lyon*, langgespitzte Fammenblume, in Georgien und Südcarolina an Bergen, mit 4—5 Fuß hohem, eckigem, oben weichhaarigem Stengel, eirund-lanzettförmigen, langgespitzten, unten weichhaarigen, kreuzweise entgegengesetzten Blättern und hell-purroth-lillafarbigen, in reichen, rispenständigen Enddoldentrauben stehenden, wohlriechenden Blüthen; **P. carolina** *L.*, carolinische Flammenblume, in Carolina, mit 3—4 Fuß hohem, weichhaarigem Stengel, eirund-lanzettförmigen, glatten, glänzenden, spitzen Blättern und schönen, purpurrothen, wohlriechenden, in reichen Enddoldentrauben stehenden Blüthen; **P. corymbosa** *Hort. angl.*, doldentraubige Flammenblume, in Nordamerika, mit $2^1/_2$—3 Fuß hohem, oben weichhaarigem und sehr fein punktirtem Stengel, lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, langgespitzten, 1—3 Zoll langen Blättern und lilla-rosenrothen, in reichen, rispenförmigen Doldentrauben stehenden, wohlriechenden Blüthen; **P. divaricata** *L.*, ausgebreitete Flammenblume, in Pennsylvanien, mit ausgebreitetem, 1—$1^1/_2$ Fuß langem Stengel, breit-lanzettförmigen, weichhaarigen Blättern und schönen, großen, blaßblauen oder lillafarbigen, in lockeren Doldentrauben stehenden Blüthen; **P. Drummondii** *Hook.*, Drummonds Flammenblume, in Texas, die einzige einjährige Art, mit 2—3 Fuß hohem, drüsenhaarigem Stengel, stachelspitzigen, scharfrandigen Blättern und schönen, lillafarbigen, am Schlunde dunkel-purpurroth gefleckten, auch hell- und dunkel-purpurrothen, oder rosenrothen und weißen, in Enddoldentrauben stehenden Blüthen; **P. Ingrum** *Booth*, Ingrumflammenblume, in Nordamerika, mit $3^1/_2$ Fuß hohem, rauhhaarigem Stengel, lanzettförmigen, langgespitzten, glatten Blättern, schönen, in großen, dichten, fast doldentraubigen Endrispen stehenden, wohlriechenden, lillafarbigen, am Schlunde weißlichen Blüthen; **P. longiflora** *Sweet*, langblumige Flammenblume, in Nordamerika, eine der schönsten Arten, mit 2—$2^1/_2$ Fuß hohem Stengel und prächtigen, weißen, in reichen Endrispen stehenden, wohlriechenden Blumen mit auffallend langen Röhren; **P. nivalis** *Lodd.*, schneeweiße Flammenblume, in Carolina und Georgien, mit ausdauerndem, dichtbeblättertem, niedergestrecktem Stengel und pfriemenförmigen Blättern und sehr zahlreichen, schneeweißen Blüthen mit röthlicher Röhre und geaderten Einschnitten; **P. odorata** *Sweet*, wohlriechende Flammenblume, in Nordamerika, mit 3 Fuß hohem, schön purpurroth geflecktem Stengel, glatten, langgespitzten, ansitzenden, 3—5 Zoll langen, 1—$1^1/_2$ Zoll breiten Blättern und wohlriechenden, in einer langen, pyramidalischen Endrispe stehenden Blüthen mit langgespitzten, weißen, geränderten Kelchzähnen und rother und roth-lillafarbiger Korolle mit 11 Linien langer, glatter Röhre; **P. paniculata** *L.*, rispenblüthige Flammenblume, in Nordamerika, eine der schönsten und in den Gärten am frühesten bekannten Arten, mit 4—6 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, breit-lanzettförmigen, spitzigen, ansitzenden, scharfrandigen Blättern und wohlriechenden, purpurroth-lillafarbigen oder rosenroth-lillafarbigen oder weißen, in reichen, dichten, rispenförmigen Doldentrauben stehenden Blüthen; **P. pyramidalis** *Smith*, pyramidalische Flammenblume, in Nordamerika, mit 3—4 Fuß hohem, scharfem, mit kleinen, rothen Flecken gezeichnetem Stengel, ansitzenden, spitzigen Blättern u. violet-purpurrothen, wohlriechenden, in reichen, pyramidalischen Endrispen stehenden Blüthen; **P. rosea** *Hort. angl.*, rosenrothe Flammenblume, mit 3—4 Fuß hohem, glattem Stengel, länglich-lanzettförmigen, langgespitzten, glatten, ansitzenden Blättern und prächtigen, in großen, straußförmigen Endrispen geordneten, sehr wohlriechenden, rosenrothen oder blaß purpur-rosenrothen Blüthen mit weichhaariger, $9^1/_2$ Linien langer, blaß purpurvioleter Röhre und gerundet-stumpfen, am Schlunde etwas dunkler gefärbten, 5 Linien langen, 5 Linien breiten Einschnitten; **P. seccata** *W.*, borstenblätterige Flammenblume, in Virginien, Carolina, mit dünnen, weitschweifigen, 1—2 Fuß langem, niederliegendem, dichtbeblättertem Stengel, gebüschelten, linien-pfriemenförmigen, fein gespitzten Blättern und rosenrothen, am Schlunde dunkelrothen Blüthen mit ausgerandeten, verkehrt-herzförmigen Einschnitten; **P. speciosa** *Pursh*, prächtige Flammenblume, in Nordamerika, am Columbiaflusse, mit staudigem Stengel, sehr ästigen, lilienförmigen, glatten Blättern und prächtigen, in rispenförmigen Doldentrauben stehenden, weißen, am Schlunde mit einem rothen Kreise gezeichneten Blüthen mit ausgerandeten Einschnitten. In den Gärten werden viele hybride Formen kultivirt. Die Flammenblumen lieben im Allgemeinen einen fetten, lockern, mäßig feuchten, hinreichend mit Sand vermischten Boden. Die Fortpflanzung geschieht durch Wurzeltheilung, Stecklinge und Samen. Die kleinern Arten können sämmtlich auch in Töpfen kultivirt werden.

Phocäa, blühende Handelsstadt Joniens, von Athenern gegründet, auf der Landspitze zwischen dem Sinus Elaiticus und Sinus Hermäus, 200 Stadien von Smyrna entfernt, mit zwei Häfen und vor diesen mit einer kleinen, mit Tempeln u. Palästen besetzten Insel Bachium. Ihre Einwohner, die Phocäer, sollen zuerst unter den Griechen lange, geräumige Handelsschiffeerbaut haben und bis nach Tartessus im äußersten westlichen Spanien gesegelt seyn. In Folge des jonischen Aufstandes ward die Stadt von den Persern belagert und erobert, weshalb sämmtliche Einwohner sich zu Schiff begaben, um neue Wohnplätze aufzusuchen (539 v. Chr.). Sie ließen sich anfangs in Korsika nieder. Da sie aber das Meer durch ihre Seeräubereien unsicher machten, so erklärten ihnen die benachbarten Völker den Krieg, und es kam zu einer Seeschlacht, in welcher die Phocäer zwar siegten, aber selbst solche Verluste erlitten, daß sie sich auf die Dauer nicht behaupten zu können meinten und sich deshalb nach Massilia in Gallien wandten, wo sie schon um 600 v. Chr. eine Kolonie gegründet hatten. Ein Theil

wandte sich auch wieder der alten Heimath zu, deren früherer Glanz aber nicht wiederkehrte. In der römischen Periode ergriff P. für Antiochus Partei und ward deshalb von den Römern belagert, erobert und geplündert, aber in ihrer alten Verfassung belassen. Jetzt noch führen Ruinen bei dem Flecken Fokia Nova den Namen Alt-Fokia.

Phocion, athenischer Feldherr und Staatsmann zur Zeit der welkenden Blüthe des Staats, genoß, obwohl von geringer Herkunft, eine sorgfältige Erziehung, war unter Plato's Schülern und stand mit Xenocrates in freundschaftlicher Verbindung. Mäßig und streng gegen sich selbst, war er auch von dem Ehrgeiz, welcher damals die begabteren Persönlichkeiten zu Athen beseelte, frei und drängte sich daher im öffentlichen Leben nicht in den Vordergrund. In seinen jüngeren Jahren nahm er an den Feldzügen des Chabrias Theil, der die Tüchtigkeit des Jünglings erkannte und denselben zu den ersten Befehlshaberstellen beförderte. Dieser zeigte sich solcher Auszeichnung würdig, so namentlich in der Schlacht bei Naxos (376 v. Chr.), wo er es war, der den Lacedämoniern den Sieg über den linken Flügel der athenischen Flotte entriß. Als ihn Chabrias dann aussandte, um von den Bundesgenossen die Geldbeiträge einzutreiben, flößten seine Mäßigung u. sein rechtlicher Sinn diesen volles Vertrauen ein, und sie leisteten willig, was er forderte, sowie sie auch noch später am liebsten mit ihm zu schaffen hatten. Nach Plutarch soll er 45mal Strateg gewesen seyn, ohne sich jemals um diese Würde beworben oder nur der Wahlversammlung beigewohnt zu haben. Ohne sich im Geringsten an das Geschrei und Gebahren der Menge zu kehren, hatte er stets nur die wahre Wohlfahrt des Staats im Auge, und keine Drohung konnte ihn bewegen, von dem Wege abzugehen, den er einmal als den richtigen erkannt hatte. Als ihm einst Demosthenes zurief: „Phocion, die Athener werden dich noch in ihrer Raserei umbringen", versetzte er trocken: „und dich, wenn sie bei Verstand sind." Als Philipp von Macedonien sich durch List und Ränke der Insel Euböa zu bemächtigen suchte u. schon ziemlich Raum gewonnen hatte, rief der Tyrann Plutarchus von Eretria die Athener um Hülfe an, die den P. mit einem Truppencorps dahin absandten, in der Hoffnung, daß sich die Freiheitsfreunde um diesen schaaren würden. Aber Philipps Intriguen hatten schon so viel gewirkt, daß P. fast allenthalben auf feindselige Stimmung traf und in eine bedenkliche Lage gerieth. Er verschanzte sich auf einer Anhöhe bei Tamynä, erfocht aber, als er angegriffen ward, einen entscheidenden Sieg, worauf er den Plutarch wieder als Machthaber in Eretria einsetzte, ihn jedoch bald darauf wegen seines Abfalls vom athenischen Bündnisse selbst wieder vertrieb, wie andere kleine Gewaltherrscher der Insel. Nach Beendigung dieses Feldzuges kehrte er nach Athen zurück und lebte hier in bescheidener Zurückgezogenheit von dem Ertrage eines kleinen Grundstücks, das er selbst bebaute. Im Jahre 340 erst sehen wir ihn wieder in einer öffentlichen Stellung. Damals ward er den Byzantinern gegen Philipp von Macedonien zu Hülfe gesandt. P. ward bereitwillig in Byzanz aufgenommen; und da auch Chier, Coer, Rhodier u. A. herbeieilten, so hob Philipp die Belagerung auf. P. nahm ihm noch einige Schiffe weg, bemächtigte sich mehrer von ihm besetzter Städte und drang selbst in Macedonien ein, wurde jedoch durch eine Verwundung zum Rückzuge veranlaßt. Dann leistete er (339 v. Chr.) den Megarern gegen die Thebaner Hülfe. An dem letzten Kampfe gegen den macedonischen Eroberer nahm P. keinen Theil, ward aber nach der Schlacht bei Chäronea von dem dem Kriege abgeneigten Theil der Bürger zum Strategen erwählt. Auch jetzt noch war er ein Gegner des Demosthenes, dessen Bestreben, die Hellenen zur allgemeinen Erhebung für die Freiheit zu begeistern, ihm als Tollkühnheit erschien. Seine Friedensliebe ging sogar so weit, daß er, als Alexander die Auslieferung der Häupter der Volkspartei verlangte, in der Volksversammlung allen Ernstes den Antrag stellte, man solle der Forderung des Königs nachkommen, und jene Männer möchten aus Liebe zum Vaterlande ihr Leben zum Opfer darbringen. Mit Unwillen vernahm das Volk seine Rede und trieb ihn tobend aus der Versammlung. Alexander aber fand um so größeres Gefallen an ihm und ehrte ihn fortan auf ausgezeichnete Weise. Die erste Kunde von Alexanders Tode erweckte in den Athenern neuen Muth, und P.s Ermahnungen, sich nicht zu übereilen, fanden keine Beachtung, besonders da die glücklichen Waffenthaten im Anfange des lamischen Kriegs die Gemüther hoben. Doch führte er selbst ein Heer gegen den macedonischen Feldherrn Micion, als dieser in Folge eines Seesiegs über die Athener 323 in Attica bei Rhamnus landete, und schlug die Feinde zurück. Nach der Schlacht bei Crannon (322 v. Chr.) ward er als Friedensvermittler an den gegen Athen vorrückenden Antipater gesandt, konnte aber keine milderen Friedensbedingungen auswirken. Nach der neuen aristokratischen Herrichtung des Staats traten P. und Demades an die Spitze der Geschäfte. Der Erstere bewies sich dem Antipater gegenüber stets als ehrenhafter Mann und ließ sich besonders die Förderung des materiellen Wohles der Bürger angelegen seyn. Als sich nach Antipaters Tode (319) Cassander der Herrschaft bemächtigt hatte, bewog P. den von jenem nach Athen gesandten Nicanor zu einem freundlichen Benehmen den Athenern gegenüber und verhalf demselben später zur Flucht, als die von Polysperchon verheißene Wiederherstellung der alten demokratischen Verfassung Athen in große Aufregung versetzte. Hierdurch erregte er großen Unwillen, noch mehr aber dadurch, daß er, obgleich mehrfach gewarnt, aus allzu großem Zutrauen zu Nicanor keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um denselben an der Besetzung des Piräeus zu hindern. Als sich Nicanor nicht zur Räumung der Häfen bewegen ließ, ging P. mit einigen Gleichgesinnten auf die Kunde von dem Anrücken Alexanders, des Sohnes Polysperchons, demselben entgegen, um sich gegen Cassander und Nicanor zu erklären, zugleich aber, aus Furcht vor demokratischen Bewegungen, dem Alexander den Rath zu geben, die Hafenstädte nach Vertreibung des Nicanor nicht ohne Besatzung zu lassen, während die Athener gerade die Räumung derselben von Alexander erwarteten.

Da nun diese nicht erfolgte, so argwöhnte man, er habe sich in Folge der Vorstellungen P.s und seiner Parteigenossen mit Nicanor gegen Athens Freiheit vereinigt. Daher ward P. in einer stürmischen Volksversammlung seiner Würde entsetzt und auf den Antrag des Agnonides, für den er sich einst bei Antipater verwendet, in Anklagestand versetzt. P.s Vertheidigung ward kaum gehört; er und seine Genossen wurden für schuldig erkannt und in Ketten nach Athen zurückgeführt. Eine Versammlung, in welcher allerlei schlechtes Gesindel das Hauptwort führte, sprach das Todesurtheil über ihn und seine Mitgefangenen aus, wiewohl er diese für unschuldig erklärt und sich selbst allein die Schuld beigemessen hatte. Als das Gift nicht für Alle reichte und der Henker für eine neue Dosis 12 Drachmen verlangte, mußte er von einem Freunde diese Summe borgen, indem er es nur beklagte, daß man nicht einmal umsonst sterben könnte. Er † mit der Ruhe eines Philosophen 318, über 80 Jahre alt. Bald bereute man in Athen des P. Hinrichtung, errichtete ihm eine eherne Bildsäule und veranstaltete ihm ein feierliches Leichenbegängniß.

Phocis, Landschaft im alten Griechenland, rauh, gebirgig und wenig ergiebig, aber durch den Besitz des delphischen Orakels von großer Bedeutung, ward von dem Gebiet der epicnemidischen u. opuntischen Lokrer, von Böotien, dem korinthischen Meerbusen und vom Gebiete der ozolischen Lokrer und Doris begrenzt und umfaßte einen Flächenraum von etwa 41 □Meilen. Das Hauptgebirg im Innern des Landes war der Parnassus, nördliches Grenzgebirg der Cnemis, südöstliches der Helicon; außerdem sind noch zu bemerken das Gebirg Cirphis und der Berg Philoböotus, sowie das Vorgebirg Pharygium. Der Hauptfluß des Landes war der Cephissus mit dem Nebenflüßchen Cachales. Die Bevölkerung des Ländchens bestand aus verschiedenen Elementen. Die ältesten Einwohner waren Leleger, unter denen sich höchst wahrscheinlich auch Pelasger, Thracier, Abanten und Hyanten schon frühzeitig angesiedelt hatten. Nachdem sich der achäische Stamm der Phlegyer von Orchomenus aus in Besitz des Landes gesetzt hatte, bildeten die Achäer den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, die darauf von Phocus, einem Enkel des Sisyphus, aus Korinth, den Namen Phocier (Phocäer, Phocenses) annahmen. Doch lebten unter ihnen auch dorische Ansiedler. P. bildete mit den angrenzenden Landschaften Locris und Böotien den Ursitz der Hellenen, welche mehre kleine Königreiche in diesen Gegenden bildeten. Einige Zeit nach dem trojanischen Kriege werden keine Könige mehr genannt, und die Phocier lebten seitdem in uneingeschränkter Freiheit, indem sie die Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten einer Anzahl Abgeordneter überließen. Unter den folgenden Thatsachen der Geschichte von P. treten vor allen die Kriege der Phocier mit den Thessaliern hervor, zu welchen nachbarliche Eifersucht Veranlassung gegeben zu haben scheint. An den großen Kriegen der Hellenen, den persischen und dem peloponnesischen, betheiligten sich auch die Phocier, an dem letzteren als Bundesgenossen der Athener. Im korinthischen Kriege dagegen standen sie auf Seiten der Spartaner. Mittelpunkt heftiger Kämpfe aber war ihr Land in den sogenannten heiligen Kriegen, deren Endursache das von den Athenern schon zu Pericles' Zeit den Phociern übertragene Aufsichtsrecht über das Heiligthum zu Delphi war. Nach der Schlacht bei Chäronea theilten sie das Schicksal der Hellenen, fochten im lamischen Kriege mit den Athenern im Bunde gegen Antipater und zeichneten sich besonders im Kampfe mit den eindringenden und nach den delphischen Tempelschätzen lüsternen Celten aus, was ihnen wieder zu ihrem Stimmrechte in dem Amphiktyonenrathe, dessen sie 346 durch Philipp von Macedonien verlustig geworden waren, verhalf (277 v. Chr.). Unter der Herrschaft der Römer ward P. zur Provinz Achaja gerechnet und bildet heute mit Locris ein Departement des Königreichs Griechenland.

Phocylides, gnomischer Dichter aus Milet, um 540 v. Chr., rühmt in den erhaltenen Fragmenten sicheren, durch Arbeitsamkeit erworbenen und zusammengehaltenen irdischen Besitz u. ehrenfeste, zuverlässige Gesinnung in schmuckloser, bündiger, fast orakelhafter Sprache. Einen grellen Gegensatz hierzu bildet das ihm fälschlicher Weise zugeschriebene Sittengedicht „Poëma nudeticum" von 230 Hexametern, das durch Inhalt u. Form sich unzweifelhaft als Produkt eines alexandrinischen Judenchristen ankündigt. Korrekte Abdrücke davon finden sich in den Sammlungen der „Poetae Graeci Gnomici" von Brunck (neue Ausgabe, Leipzig 1817) und Boissonade (Paris 1823) und in Gaisfords „Poetae graeci minores" (neue Ausgabe, Leipzig 1823). Eine Bearbeitung mit deutscher metrischer Uebersetzung lieferte Stickel (Mainz 1831).

Phöbe, 1) des Uranus und der Gäa Tochter, Mutter der Latona und vor Apollo Vorsteherin des delphischen Orakels; — 2) Tochter des Tyndarus u. der Leda, Schwester der Clytämnestra; — 3) Name der Artemis als Mondgöttin.

Phöbus (d. i. der Glänzende, Leuchtende), Beiname des Apollo (s. d.).

Phönice, ansehnliche Handelsstadt der Provinz Chaonia im alten Epirus, 56 Milliarien nordwestlich von Buthrotum, in sumpfiger Gegend, von Justinian stark befestigt, jetzt Finiki, mit Ruinen der alten Stadt.

Phönicien, schmaler, kaum 3 Meilen breiter und über 30 Meilen langer, gebirgiger Küstenstrich am mittelländischen Meere, begriff diejenige Küstenstrecke des heutigen Syriens, welche im Südwesten des alten eigentlichen Syriens und im Norden Palästina's von Aradus am Eleutherus an bis unterhalb des Berges Karmel und Tyrus am Leontes, nach Ptolemäus bis zum Chorseus, an welchem Cäsarea lag, erstreckte. Dieses kleine Ländchen, mit einem Flächenraum von nicht viel mehr als 200 (nach Andern 100) □Meilen, war sandig und von den Gebirgsketten des Libanon u. Antilibanon durchschnitten; es hatte Mangel an Getreide, dagegen Cedernholz in den Wäldern des Libanon, gute Fischereien, die bequemste Lage zur Schifffahrt, viele durch die Natur selbst gesicherte gute Hafenbuchten und an der Küste sichere kleine Inseln, die ein so betriebsames Handelsvolk, wie die Phönicier, zur Handelsschifffahrt anreizen mußten. Es hatte in seiner blühendsten Zeit eine

Menge wichtiger und berühmter Städte. Die nördlichste Grenzstadt gegen Syrien war Aradus, von den Hebräern Arvath genannt, auf einer kleinen Felseninsel an der Küste, und gegenüber auf dem Festlande Antaradus. Ungefähr 4 Meilen südlicher lag Tripolis (jetzt Tarablus), davon in gleicher Entfernung südwärts Byblus (jetzt Dschibili oder Esbile) und etwas weiter Berytus (jetzt Beirut); hierauf Sidon (jetzt Saida), die älteste Stadt P.s, und die südliche Grenzstadt Tyrus. Zwischen diesen vorzüglicheren Städten lagen noch andere (wie Orthosia, Sarephta ꝛc.), die sich namentlich durch ihre Industrie auszeichneten. Manche rechnen auch noch Acco oder Acca, in spätern Zeiten Ptolemais (jetzt Saint-Jean-d'Acre) zu P. P. bildete nie einen einzigen Staat, sondern ein Aggregat von Städten, die unabhängig für sich bestanden, nur zeitweilig mit einander durch Bündnisse vereinigt, oder noch öfter von den mächtigern unter ihnen in ein Abhängigkeitsverhältniß gebracht waren. Besonders übten Sidon und Tyrus eine Art Oberherrschaft aus, wie sie überhaupt den Mittelpunkt der phönicischen Geschichte bilden. In den einzelnen Städten, deren jede ihre besondere Verfassung behielt, trifft man Könige und Suffeten an der Spitze der Staatsgewalt, die jedoch nicht eine unbeschränkte Herrschaft führten, sondern durch aristokratische Magistrate eingeschränkt und bald erblich, bald lebenslänglich, bald für eine gewisse Zeit gewählt waren. In der blühendsten Periode P.s (1000 bis 600 v. Chr.) finden wir einen phönicischen Städtebund, dessen Angelegenheiten durch Abgeordnete auf einer allgemeinen Reichsversammlung in Tripolis berathen wurden. Die Einwohner (Phönicier) waren unter allen Völkern des Westens der alten Welt das erste Volk, welches die hohe See beschiffte. Auch entwickelte kein anderes Volk des Alterthums eine so ausgebreitete Handelsthätigkeit, wie sie. Ihr Handel war aber keineswegs bloßer Vertrieb von Waaren, die sie durch Tausch oder Kauf von andern Völkern erworben hatten u. im Verkehr wieder mit Gewinn an andere absetzten, sondern sie verarbeiteten auch Rohstoffe, die sie sich aus der Ferne geholt hatten. Die wichtigsten Erzeugnisse ihrer Industrie waren Glas und Purpurfarbe, welche beide sie erfunden haben sollen, Metallarbeiten aller Art, verschiedenartige gewebte Stoffe, insbesondere sidonische Leinwand, ferner Bildwerke und Ornamente, Geräthe aus Elfenbein, Ebenholz und Bernstein. Die wichtigsten Gegenstände ihres Handels waren außer ihren eigenen Fabrikaten Eisen, Zinn, edle Metalle, Bernstein, Elfenbein, Wolle, Pferde, Getreide, Weihrauch, Zimmt, Ebenholz u. Sklaven. Auch in geistiger Bildung nahmen die Phönicier für ihre Zeit einen hohen Rang ein. Sie waren die Erfinder des Baues der Seeschiffe und der nautischen Astronomie. Das Alterthum schrieb ihnen auch die Erfindung der Rechenkunst und der Buchstabenschrift zu, und gewiß ist es, daß die Griechen diese von ihnen erhalten haben. Auch die Münzen sollen sie erfunden haben. Die Hülfsquellen ihres Reichthums, ihrer Größe u. Macht waren: ihre glückliche Lage am Ostgestade des Mittelmeers, das sich mit allen seinen Becken von hier aus in weiter Oeffnung ausbreitet, die an Naturprodukten reichen und betriebsamen asiatischen Länder in ihrem Rücken, sowie zur Seite, und ihr Unternehmungsgeist, der, weder durch ein Gesetz, noch durch eigennützige, nach hohen Zöllen u. Abgaben lüsterne Herrscherwillkür beschränkt, frei das thun konnte, was ersprießlich schien. Ueber ihre Reisen in ferne Länder wußten sie allerhand Mährchen von Seeungeheuern, Gefahren ꝛc. zu erzählen; aber die „phönicischen Lügen", die in dieser Beziehung bei den Griechen ebenfalls sprüchwörtlich geworden waren, bezeichnen im Grunde weiter nichts, als die kaufmännische Klugheit, welche sich den Alleinbesitz eines einträglichen Handels zu sichern suchte.

Ihrem Ursprung nach waren die Phönicier ein hamitisches Volk (nach 1. Mos. 10, 15 war Sidon der erstgeborene Sohn Kanaans, des Sohnes von Ham), das eine von dem Hebräischen nur wenig verschiedene Sprache redete (s. unten). Sie wohnten in den ältesten Zeiten, wahrscheinlich nomadisch, am persischen Meerbusen, wo noch später 2 Inseln, Tyrus und Aradus (die Bahreininseln), mit Ueberresten phönicischer Heiligthümer gefunden wurden. Von hier wanderte dieses phönicische Urvolk nach dem arabischen Meerbusen aus; von da begab es sich nordwärts nach Palästina und Syrien und dann, lange vor der Ankunft der Israeliten, in seine nachherigen Wohnsitze. Hier auf der Grenzmark des alten Orients und Occidents wohnhaft, im innersten Busen des großen Binnenmeers, zwischen den drei Vesten der alten Welt, sind sie die Vermittler zwischen dem Orientalischen und Occidentalischen geworden. Alle Küstenländer des Mittelmeeres wurden durch sie in einen großartigen Weltverkehr hineingezogen und mit den Binnenländern der asiatischen Kulturwelt in Verbindung gebracht. Die ersten Kolonien gründeten sie auf der Insel Cypern (Citium, Amathus, Paphus ꝛc.) und drangen von da allmählig westwärts bis zum Ocean vor. Alle phönicischen Kolonien am Mittelmeere werden aber ausdrücklich tyrische Gründungen genannt. Und in der That fällt die Anlage jener Niederlassungen in die Zeit der Blüthe P.s, wo Tyrus die übrigen Städte an Größe und Macht überragte, nämlich in die Periode von David bis auf Cyrus (ungefähr 1000—500 v. Chr.). Die Blüthe Sidons gehört einer viel früheren Zeit an, als die Gründung der tyrischen Kolonien. Es erscheint schon mehr als 17 Jahrhunderte v. Chr. als Handelsstaat. Seine Kolonien erstarkten aber bald zur Selbstständigkeit und machten sich vom Mutterstaat unabhängig. Obgleich nun hierdurch Sidons früh gewonnene bedeutende Macht gebrochen wurde, so blieb es doch bis in die spätere Zeit der Sitz des phönicischen Kunstfleißes, während Tyrus sich durch seinen kaufmännischen Unternehmungsgeist auszeichnete. Sidon begründete durch seine industriellen Leistungen den Ruf der Phönicier, und dann übernahm es Tyrus, ihn kaufmännisch auszubeuten, indem es den phönicischen Handel über die Gestade des Mittelmeeres, sogar in den Ocean hinaus verbreitete. Eine phönicische Station war die Insel Cythera, an der äußersten Südspitze des Peloponnes, wo die den Sidoniern eigene Göttin Astarte oder Astaroth verehrt wurde. Derselbe uralte Kultus in der sicilischen

Felsenstadt Eryx läßt auch auf Sicilien den frühen Verkehr der Sidonier vermuthen, denn die Tyrier gründeten überall ihrem Schutzgott Hercules Heiligthümer. An der thracischen Küste hatten die Phönicier die goldreiche Insel Thasus inne. Im Meere von Marmora und am Südgestade des schwarzen Meeres sollen sie die Städte Pronectus und Bithynien gegründet haben; in Karien und Pisidien, dem südwestlichen Theile Kleinasiens, verrieth die Sprache des Volkes der Solymer phönicische Abkunft. Herodot berichtet, daß zu seiner Zeit Phönicier von Tyrus in Memphis (in Aegypten) ein ganzes Stadtviertel inne hatten. Auf der afrikanischen Küste legten sie noch andere Kolonien an. Da sie sich aber hier bemühen mußten, die Nomadenvölker ihrer unsteten Lebensweise zu entwöhnen, wenn ihre dortigen Ansiedelungen nicht den Angriffen wilder Horden unterliegen sollten, so brachte der phönicische Handel die Kultur unter rohe Naturvölker. Auf dem mittlern Theil der afrikanischen Küste erhob sich die phönicische Kolonie Utica als die früheste (ungefähr 1100 v. Chr.). Erst nach beinahe 300 Jahren entstand Karthago, dann Adrumetum, Tysdrus, Groß- und Klein-Leptis, Hippo ꝛc. In Spanien entstanden zwei Kolonien der Phönicier, Tarsis oder Tarschisch, gewöhnlich Tartessus genannt, und Gadeir oder Gades, und da sie hier unerschöpfliche Schätze an Silber und Gold fanden, so blieb Spanien stets das Hauptziel des phönicischen Handels. Auf Sicilien waren ihre bedeutendsten Kolonien Panormus, Heraclea und Lilybäum. Mit Griechenland standen sie noch zu Herodots Zeiten in regem Verkehr. Uebrigens ist der Umfang des Handels und der Schifffahrt der Phönicier auch häufig übertrieben worden. Nach den Kassiteriden oder Zinninseln, dem heutigen Großbritannien, sind sie erst in späterer Zeit, um Zinn zu holen, geschifft. Die Erzählungen von ihren Fahrten nach der Ostsee und um Afrika herum sind wohl ins Reich der Fabeln zu verweisen; denn den Bernstein holten sie schwerlich aus den Ostseeländern, sondern erhielten ihn von andern Völkern, die schon in der ältesten Zeit auf dem Landwege mit den Ostseeländern in Handelsverkehr standen. Wohl aber beschifften sie auch das südliche Meer vom arabischen Meerbusen aus und verbanden sich zu diesem Behufe mit dem israelitischen König Salomo, weil ihnen ohne dieses Bündniß der Zugang zu jenem Meerbusen nicht möglich gewesen wäre. In Folge jenes Bündnisses ließ Salomo Schiffe zu Ezeongeber bauen, und **Hiram**, König von Tyrus, bemannte dieselben mit phönicischen Schiffsleuten. Das Ziel dieser Schifffahrt, welche aber nach Salomo's Tode aufhörte, war Ophir, worunter wahrscheinlich die reichen äthiopischen und arabischen Gestade, sowie Indien selbst zu verstehen sind. **Ithobal (Ethbaal)**, um 900 v. Chr. König von Tyrus und Sidon, der Vater der Isebel, erbaute mehre Städte in P. u. bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badezor (Badozor) folgte **Matgen** (Mutgo, Mutgenus oder Muttinus), der Vater des Pygmalion und des Barka, der Dido und Anna. **Dido** gerieth 888 mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka u. Anna aus u. gründete Karthago; **Pygmalion** aber erbaute Carpasia auf Cypern. Für die nächsten Jahrhunderte fehlen Namen und Begebenheiten. Eben so wichtig, als die Seehandelsfahrten der Phönicier, waren auch ihre Handelsverbindungen zu Lande auf Karawanenstraßen. So ging der Weg zu den Sabäern über Petra südwärts, während die Karawanen nach Dedan oder Daden (wahrscheinlich die Handelsstadt Gerrha in der Nähe der Bahreininseln) durch die arabische Wüste zogen. Die alte Felshöhlenstadt Petra war ein Sammelplatz und Stationsort der Karawanen aus den Wüsten und in dieselben. Südwärts erstreckte sich der tyrische Handel nach Aegypten. Auch mit Damascus und weiter ostwärts mit Palmyra und Baalbeck fand lebhafter Handelsverkehr Statt. In Folge der Ausbreitung des assyrischen und babylonischen Reichs und der innern Zerwürfnisse, welche durch Tyrus' Tyrannei unter den phönicischen Städten entstanden, kam aber auch P. in eine schlimme Lage. Gegen 730 v. Chr. fielen unter Anführung des Eluläus die Citier auf Cypern ab und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder, und Salmanassar, König von Assyrien, schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andere Städte gegen die Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar und gaben ihm ihre Schiffe. Aber die Tyrier widersetzten sich ihm tapfer und zogen sich zum großen Theil, als ihre Stadt endlich Salmanassars Angriffen erlag, auf die vor ihrer Stadt gelegene Insel zurück, wo sie Neutyrus begründeten, das von nun an der Sitz der tyrischen Herrschaft wurde. Zwar wurden die Tyrier auch hier 5 Jahre hinter einander von den Assyrern angegriffen, allein vergeblich, und die letztern mußten endlich unverrichteter Sache abziehen. Tyrus blühte nun von Neuem auf und erreichte bald den höchsten Grad seiner Macht. Aus dem übrigen P. und aus Arabien bezog es die Matrosen zur Bemannung seiner Flotte, u. in Nordafrika, in Arabien und Persien warb es Söldner, aus denen es sein Landheer bildete. Neue Gefahr drohte Tyrus im Anfange des 6. Jahrhunderts v. Chr. durch Nebukadnezar, gegen den Tyrus und Sidon ein Bündniß mit Zedekias, König von Juda, geschlossen hatten. Auch diesmal huldigten wieder alle phönicischen Städte dem Eroberer, der Sidon zerstörte, bis auf die Tyrier, die sich wieder auf ihre Inselstadt zurückzogen und, während Alttyrus in die Gewalt Nebekadnezars fiel, 13 Jahre dem babylonischen Heere widerstanden und so ihre Unabhängigkeit behaupteten. Als aber Cyrus ganz Vorderasien der persischen Herrschaft gewann, unterwarfen sich ihm auch die phönicischen Städte (mit Einschluß von Tyrus) freiwillig (555 v. Chr.). Sie verpflichteten sich zur Leistung gewisser Abgaben u. zur Stellung von Schiffen zum Seedienste, wie sie denn überhaupt mit den kleinasiatischen Griechen den Kern der persischen Seemacht bildeten; in ihren innern Verhältnissen aber blieben sie ganz frei, behielten ihre politischen Einrichtungen, ihre eigene Verwaltung und ordneten auf einem Kongreß zu Tripolis ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Freilich erlaubten die persischen Satrapen und Heerführer willkürliche Bedrückungen, besonders in Sidon, das jetzt wieder über Tyrus emporzublühen u. von Neuem der Mittelpunkt des phönicischen Handels zu wer-

den begann. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus waren in der Schlacht von Salamis (480) die hervorragendsten Anführer auf der persischen Flotte. Nach Mapens Tode brach in Tyrus eine Sklavenempörung aus, wodurch Straton auf den Thron erhoben ward. Die Phönicier nahmen darauf an der großen Empörung Theil, die um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. in Aegypten gegen die persische Herrschaft (Ochus) ausbrach, jedoch unglücklich endete. Alle phönicischen Städte unterwarfen sich freiwillig bei der Annäherung des persischen Heers, bis auf die Sidonier, die ihre Flotte (die mehr als 100 große und kleine Schiffe zählte) verbrannten und sich, entschlossen zum äußersten Widerstande, in ihre Stadt einschlossen. Aber Tennes, der König von Sidon, der, unterstützt von Griechen unter Mentor, die Perser geschlagen hatte, ließ sich durch den Verräther Mentor selbst zum Verrath bewegen und lieferte die Stadt 350 in die Gewalt des Perserkönigs, der sogleich die edelsten Bürger ermorden ließ. Da zündeten die Sidonier in der Verzweiflung die Stadt an und verbrannten sich selbst sammt Weib und Kindern und ihren Schätzen. An 40,000 Menschen kamen dabei um, und man fand in den Trümmern große Stücke geschmolzenen Silbers und Goldes. Zwar wurde die Stadt von denjenigen Sidoniern, welche damals abwesend waren, nach ihrer Heimkehr bald wieder aufgebaut und bevölkert; allein Tyrus erhielt durch jene Katastrophe von Neuem das Uebergewicht in Handel und Industrie und blieb nun der Sitz des Welthandels bis auf Alexander den Großen. Nachdem dieser in der Schlacht am Issus die persische Herrschaft vernichtet hatte, kam er 333 v. Chr. nach P. Sidon unterwarf sich ihm nebst den übrigen phönicischen Städten freiwillig, Tyrus aber, welches damals lediglich aus der Inselstadt bestand, leistete Widerstand und fiel erst nach siebenmonatlicher Belagerung. Obwohl sich die Stadt nochmals aus ihren Trümmern erhob, so hatte doch inzwischen der Welthandel im neugegründeten Alexandrien einen andern Mittelpunkt gefunden, wodurch P. seine welthistorische Bedeutung verlor. Es theilte fortan die Schicksale Syriens.

Die phönicische Religion war eine polytheistische. Ihre Lehre von der Weltschöpfung und der Abkunft der Götter soll nach Sanchuniathon folgende gewesen seyn: Ursprünglich war Nacht (Baau); sie vermischte sich mit dem geistigen Hauch (Kolpiah), und ihre Umarmung erzeugte den Möth, d. h. den Urschlamm. In diesem bildeten sich erst vernunftlose, später aber mit Vernunft begabte Wesen (Zophasemim), noch später die Gestirne. Kolpiah und Baau erzeugten auch die Zeit, Aeon, von welchem Genos u. Genea (Geschlecht und Gattungen) herkamen. Diese selbst brachten die Dreiheit: Feuer, Flamme und Licht, hervor. Durch die Vermischung von Feuer und Licht, mit dem Meer und der Luft entstanden Winde und Wolken. Der Donner, der aus ihnen krachte, erweckte die schlummernden Thiere aus dem Urschlamm, aus dem sie nun hervorkrochen. Von jener Dreiheit stammen auch die Riesen ab, von denen wieder Hypsuranius und Usous ihren Ursprung nahmen. Hypsuranius hielt sich in Tyrus auf und brachte den Menschen die Kunst bei, aus dem Schilfrohr sich Wohnungen herzurichten. Usous lehrte die Bekleidung mit Fellen, die Befahrung des Meeres in ausgehöhlten Baumstämmen und die Verehrung der Götter. Ein Anderer, Chrysor genannt, erfand das Eisenschmieden, die Fischerei, die Kunst der Rede und der Weissagung. Man verehrte ihn, als er gestorben, unter dem Namen Diamichius. Die Erfinder des Häuser- und Ackerbau's, Agrotes und Agrus, zwei Brüder, genossen bei den Bybliern eine besonders große Verehrung. Ihre Abkömmlinge waren Misor, der Vater des Thaauth, welcher die Buchstabenschrift erfand, und Sydyk, der eine staatliche Ordnung einführte. Auch sollen von ihm die in der Heilkunst erfahrenen Kabiren abstammen. Die Nachfolger der Genannten waren Eliun und seine Gattin Beruth, dann Epigeus u. Titäa, deren Söhne Ilus, Betylus, Dagon und Atlas sich gegen den Vater empörten. Des Atlas Töchter hießen Astarte (s. d.), Rhea und Dione. Epigeus wurde entthront und Ilus an seiner Stelle König. Die Bibel berichtet von Dagon als einer Nationalgottheit der Philister in Asdod und Gaza. Ihr Bild zeigte den Oberkörper eines Menschen und den Hinterleib eines Fisches; dies Heiligthum dieser Gottheit soll Simson zerstört haben. Titäa gebar noch den Demaroon, und dieser zeugte den Melkarth, den Hercules der Phönicier. Onca wurde von ihrem Vater Ilus getödtet. Die Verehrung derselben verpflanzte bei seiner Auswanderung Cadmus nach Theben in Böotien, in welcher Stadt das oncäische Thor ihren Namen bewahrte. Auch wurde daselbst ein Tempel für sie errichtet. Außer dem Beherrscher der Unterwelt, dem Muth, ist noch die Gottheit Thammuz bemerkenswerth, der mit Adonis verglichen oder gar identificirt ward, da sein Dienst viel Aehnlichkeit mit dem des Adonis hatte. Zur Abwendung der Gefahren auf der See hatten die Phönicier noch besondere Schutzgötter, die Patäci, deren Bilder an den Vordertheilen der Schiffe angebracht waren.

Die phönicische Sprache ist ein Zweig des semitischen Sprachstamms und stimmt bis auf unbedeutende Abweichungen mit dem Hebräischen überein, u. zwar sowohl hinsichtlich der Wurzeln, als der Formenbildung; nur selten streift sie an das Aramäische und Arabische. Durch die zahlreichen Kolonien der Phönicier wurde ihre Sprache über Afrika, Cypern, Sardinien, Sicilien und Spanien verbreitet. Auf der afrikanischen Küste erhielt sie sich am längsten; nach glaubwürdigen Berichten wurde sie daselbst noch im 5. Jahrhundert n. Chr. gesprochen. Die Annahme, daß die vokallose phönicische Schrift die Mutter sowohl aller semitischen, als auch der griechischen sey, aus welcher auch die lateinische und mittelbar alle europäischen geflossen sind, bestätigt sich vollkommen durch die auf den Monumenten sich vorfindenden Schriftzüge, wie mannichfach auch die Modifikationen seyn mögen, welche sich nach Zeit und Ort des Ursprungs ausgebildet haben. Die Originaltexte der größern Werke der phönicischen Literatur, die ziemlich reichhaltig gewesen zu seyn scheint, sind verloren gegangen. Für den ältesten Schriftsteller gilt Sanchuniathon,

der um 1200 v. Chr. eine phönicische Urgeschichte schrieb, von welcher sich aber nur geringe Ueberbleibsel in griechischer Uebersetzung erhalten haben; außerdem werden noch die Historiker Theodotus, Hypsieratus und Mochus erwähnt. Indeß beschränkte sich die Historiographie der Phönicier bloß auf die Geschichte ihres Landes. Unter den Puniern werden als Schriftsteller genannt: Mago, ein Suffet, der über Ackerbau schrieb (von Cassius Dionysius aus Utica ins Lateinische übersetzt), Hamilcar, Hanno, Himilco, Hannibal und Hiempsal, König von Numidien. In alten Inschriften, auf Grabsteinen und Votivsteinen, auf Gemmen, Siegeln, Papyrusrollen und Münzen sind uns manche Ueberreste der phönicischen Sprache erhalten, deren Entzifferung den Scharfsinn der Gelehrten vielfach in Thätigkeit gesetzt hat. Auch in römischen Schriftstellern kommen manche Ueberbleibsel vor, von denen die punischen Stellen in dem „Poenulus" des Plautus am bedeutendsten sind. Die wichtigeren Inschriften gehören in die nächste Zeit vor Christo, die Münzen in die Periode der Seleuciden und Römer. Um Erklärung der phönicischen Schriftreste haben sich besonders Gesenius, Ewald, Movers und der Herzog von Luynes verdient gemacht.

Phönicus, blühende Stadt im alten Lydien am Berge Olympus, daher auch Olympus genannt, später Hauptsitz der Seeräuber, aber bereits von Servilius zerstört; Ueberreste davon beim jetzigen Deliktasch.

Phönigmus (v. Griech.), s. Hautröthe.

Phönix, 1) mythischer Ahne des Volks der Phönicier, Sohn des Agenor und der Agriope, bald Bruder, bald Vater der Europa, ward ausgeschickt, um die entführte Europa zu suchen, und setzte sich, da er sie nicht fand und ohne sie nicht zum Vater zurückkehren durfte, in Phönicien fest, das von ihm den Namen erhielt.

2) P., heiliger Vogel der alten Aegypter, von adlerähnlicher Gestalt u. purpur- und goldfarbigem Gefieder. Nach der gangbarsten Sage bereitete er sich alle 500 Jahre, wenn sein Tod herannahte, einen Scheiterhaufen aus Gewürzen, bestieg denselben und starb, ging aber verjüngt aus seiner Asche wieder hervor und trug, wenn er herangewachsen, die Reste seines alten Körpers, in Myrrhen eingeschlossen, nach Heliopolis, wo er sie verbrannte; sein Nest stand an den Quellen des Nil und er sang sich vor seinem Ende selbst sein Sterbelied. Vgl. Heinrichsen, De P. fabula apud Graecos, Romanos et populos orientales, Kopenhagen 1825. Der Vogel P. ist wahrscheinlich Symbol eines ägyptischen Zeitcyklus. Später kam er als Symbol ewiger Verjüngung auch in den christlichen Sagenkreis und ward ein Emblem des byzantinischen Reichs. In der Alchemie bedeutet P. den Stein der Weisen.

Phokas, byzantinischer Kaiser, wurde als Centurio nach Mauritius' Tode 602 von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, war roh und unwissend, dem Trunke und der Wollust ergeben und wüthete gegen das Haus seines Vorgängers, wie gegen das Reich überhaupt. Als, des Despoten überdrüssig, die Byzantiner den Exarchen von Afrika, Heraclius, zur Befreiung des Vaterlandes aufforderten, schickte dieser seinen Sohn, Konstantin, mit einer Flotte, während sein Freund Niketas mit der Landarmee anrückte. Sofort erhob sich Alles gegen P., der getödtet wurde (610).

Pholoe, Grenzgebirge zwischen Arkadien und Elis, südliche Fortsetzung des Erymanthus, mit den Quellen des Selleris, Ladon und anderer Flüsse, Sitz der Centauren und Ort, wo Artemis den Buphagus tödtete, jetzt Olona.

Phone (griech.), Stimme, Laut.

Phonetik (v. Griech.), der richtige und wohlgefällige Gebrauch der Stimme beim Sprechen und Singen; auch der Unterricht darüber.

Phonetisch, was durch die Stimme (durch Laute) dargestellt werden kann.

Phonognomik (v. Griech.), Andeutung des Charakters durch die Stimme, Theil der Physiognomik.

Phonographik (v. Gr.), s. Pasigraphik.

Phonokampsie (v. Gr.), Stimmbeugung; Brechung des Schalls.

Phonolith (Klingstein), Gestein, das nach seinem muthmaßlichen Ursprunge den vulkanischen Steinen, nach seinem Gefüge den krystallinischen Massengesteinen, nach seinen Gemengtheilen von Einigen den pyromachitischen oder Feldspathgesteinen, von Andern den Basaltgebilden beigesellt wird. Es gehört unter die dichten Felsarten, deren Gemengtheile nur durch charakteristische Zerlegung erkennbar sind. Wesentliche Gemengtheile sind Felsit (oder Labrador) und Zeolith (Natrolith oder Mesotyp), und zwar nach Gmelin 81,31 Felsit und 18,69 Zeolith, oder 84,16 Felsit und 15,84 Zeolith, oder 44,90 Felsit u. 55,10 Zeolith. Nach andern Analysen besteht er aus 57—58 Kieselerde, 18—19 Thonerde, 6—7 Natrum u. 3—7 Kali. Von 5,5—6,0 Härte u. 2,57 spec. Gew., ist er auf dem Bruche splitterig, schieferig, grünlichgrau, rauhgrau, schimmernd bis matt kantendurchscheinend, in dünnen Platten klingend, fest und zähe. Unwesentliche Gemengtheile, theils eingewachsen, theils in Drusenräumen, sind Chabasit, Kalkspath, Magneteisen, Augit, Hornblende, Glimmer, Hyalith, Leucit ꝛc. In der Regel ist er massig oder unvollkommen schieferig (flaserig). Erscheinen in der Masse Feldspath- oder Hornblende- oder Augitkrystalle, so heißt das Gestein porphyrartiger P. oder Klingstein- od. Phonolithporphyr; wird die Absonderung plattenförmig oder schieferig und sind die Feldspathkrystalle weiß und glasig, so wird das Gestein Porphyrschiefer genannt. Dieser geht durch Aufnahme von Augit leicht in Basalt, oder durch Zunahme des glasigen Feldspaths in Trachyt über. Die Verwitterung des P.s hängt vorzüglich von der Menge des Zeoliths ab, indem derselbe durch die atmosphärische Kohlensäure in eine, mit Säuren oft brausende Masse umgewandelt wird, die das Gestein mit einer charakteristischen weißen Rinde überzieht. Die Vollendung der Verwitterung wandelt das Gestein in einen weißlichen oder lichtgrauen, besonders dem Weinstocke zusagenden Thonboden um. Dieser Phonolith، thon wird nicht selten durch Bindung von Wasser wieder zu einem weichen, an der Luft erhärtenden Gestein, Phonolithtuff, das zum Bauen benutzt werden kann. Der P. erscheint fast immer neben Basalten und Trachyten und

wird bald von ihnen durchsetzt, bald und zwar am häufigsten durchsetzt er sie, so daß diese drei Gesteine wohl so ziemlich der nämlichen geologischen Epoche angehören dürften. Ihr Alter steht dem der Tertiärgebilde ungefähr gleich. Die Lagerungsverhältnisse des P.s sind denen des Basalts sehr ähnlich, aber die kegel- oder glockenförmigen Phonolithberge stehen meist noch isolirter und schroffer da, als die Basaltkuppen. Die Schroffheit ist besonders Folge der eigenthümlichen Zerklüftung des Gesteins, das meist durch horizontale Absonderung in große, schichtenförmig aufeinander liegende Platten sich spaltet; kommen dazu vertikale Klüfte, so entsteht eine Absonderung in 4—6seitigen Säulen, oft mehre 100 Fuß hoch und aus lauter dünnen, übereinanderliegenden Platten bestehend, die zur Säulenaxe etwas geneigt sind. Solche Platten werden im franz. Departement Cantal als Dachschiefer verwendet. Die Verbreitung des P.s ist nicht sehr groß. Er ist bis jetzt bekannt in der Rhön, an der Veste Heldburg, in der Lausitz (Kottmar und Oberwitzerspitzberg), in Böhmen (Teplitz, Karlsbad, Mileschauer, Schreckenstein), am Kaiserstuhl, an Hohentwiel, Hohenstaufen rc.

Phonolithbreccie (Phonolithkonglomerat), Trümmergesteine, welche mit den Phonolithen auftreten und aus den Bestandtheilen des Phonoliths im zersetzten od. locker mechanisch verbundenen Zustande, gemengt mit Geschieben, bestehen. Sie sind unter Mitwirkung des Wassers bei Eruptionen der Phonolithe entstanden. Manchmal heißen sie auch Leberfels. Gefunden werden sie im böhmischen Mittelgebirge und in der Rhön.

Phonolithwacke, zersetzter Phonolith von dichter oder erdiger Beschaffenheit, hellfarbig, in den Blasenräumen Kalkspath, Desmin, Natrolith, Chabasit, Apokles, Phillipsit, Analzim rc. führend, kommt vor am Marienberge bei Aussig u. an den Bergen von Skritin bei Tetschen in Böhmen.

Phonos (griech.), die Personifikation des Mordes.

Phorbas, Sohn des Lapithes und der Orsinome, ward von den Rhodiern zu Hülfe gerufen, um die Insel von Schlangen zu befreien, erhielt dafür Heroenehre und ward als Ophiuchus (s. d.) unter die Sterne versetzt.

Phorbium (lat.), Halfter; dann lederne Binde um die Lippen und Backen der Flötenbläser, diente zur Milderung des Tons und um die Stärke des Blasens zu regieren.

Phorcus (Phorcys), bei Homer ein über das Meer herrschender Greis u. Vater der Thoosa, dem ein Hafen auf Ithaca geweiht war. Bei Späteren ist er ein Sohn des Uranus und der Ceto, od. der Gäa, Bruder des Thaumas, Nereus u. der Eurybia, zeugte die Gräen und Gorgonen, die daher Phorciden heißen, und den hesperischen Drachen, mit der Hecate die Scylla.

Phorminx (griech.), eine Art Cither od. Harfe, das älteste Saiteninstrument, von den griechischen Dichtern benutzt.

Phormium (Flachslilie), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, charakterisirt durch die 6blätterige Korolle, deren äußere Blätter kelch-[illegible], kürzer, die inneren zusammengeneigt sind, [illegible]rehte, verlängerte, fast 3flügelige, 3fächerige Kapsel, enthält die einzige Art: P. tenax *Forst.*, *L.*, zähe Flachslilie (neuseeländischer Flachs oder Hanf, Chlamydia tenacissima *Gaertn.*), eine ausdauernde Pflanze an nassen Orten in Neuseeland. Die Blätter sind wurzelständig, reitend, nach zwei Seiten ausgebreitet, linienschwertförmig, spitz, 3—6 Fuß lang, rothrandig, oben grün und glatt, glänzend, unten graugrün u. zart gestreift, immergrün, von sehr zäher u. fester Textur, so daß zwei starke Personen kaum im Stande sind, ein welkes Blatt quer zu zerreißen. Die Blüthen sind zahlreich, rothgelb und stehen auf einem 6—8 F. hohen Schafte in einer Rispe. Diese Pflanze wird in deutschen Gewächshäusern zuweilen nur ihrer schönen Blätter wegen kultivirt und zum Dekoriren benutzt. In Neuseeland und Indien aber verfertigt man aus den Blattfasern einen Flachs, welcher zu Geweben, Netzen, Stricken benutzt wird und außerordentlich fest und dauerhaft ist. Daher ist ihr Anbau als technische Pflanze in Südeuropa schon vielseitig empfohlen worden. Sie verlangt im Sommer viel, im Winter wenig Wasser. Vom Mai bis Oktober muß sie an einem geeigneten Ort im Freien stehen, im Winter aber im Zimmer und im Orangeriehause bei 1—5 Grad Wärme durchwintert werden. Sie wächst in jedem lockeren, guten Boden, am besten aber in gleichen Theilen Dammerde, Mistbeeterde u. Torferde, mit $^1/_6$ Sand gemischt. Man pflanzt sie in einen großen Topf oder Kübel, am besten aber in den freien Grund eines Winterhauses, wo sie eine beträchtliche Stärke erlangt. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung.

Phorometrie (v. Griech.), Lehre von der Bewegung, in sofern sie Größenverhältnisse in Betracht zieht.

Phoroneus, Herrscher im Peloponnes, Sohn des Inachus und der Oceanide Melia, Gemahl der Nymphe Laodice, gilt als Autochthone und Stifter der geselligen Verbindungen und soll auch die Opfer der Here eingeführt u. zuerst das Feuer zu benutzen gelehrt haben.

Phoronomie (v. Griech.), Lehre von den Gesetzen der Bewegung.

Phosphor (v. Griech., Lichtträger), einer der nichtmetallischen elementaren Stoffe, 1669 von Brandt im Harn entdeckt und von Funkel 1674 aus demselben dargestellt, findet sich ziemlich häufig, aber nie isolirt in der Natur, sondern stets gebunden, meist an Sauerstoff als Phosphorsäure im Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, in eigenthümlichem, wie es scheint, nicht oxydirtem Zustande im Eierweiß, Fibrin, Gehirnfett, als Wasserstoffverbindung in den aus manchen Sümpfen aufsteigenden Gasen. Er muß in jedem Boden in geringer Menge enthalten seyn, da die Körner der Getreidearten phosphorsauren Kalk aus dem Boden aufnehmen. Durch ihren Genuß geht der P. in den thierischen Körper über, wo sich im Blute und im Urin phosphorsaure Salze vorfinden und das ganze Knochengerüst aus phosphorsaurem Kalk besteht. Die leichte Entzündlichkeit des P.s hat ihm in neuerer Zeit die ausgedehnteste Anwendung zu den bekannten Zündhölzchen verschafft. Früher bereitete man den P. aus dem Harn; jetzt wird er allgemein aus den Knochen dargestellt. Diese werden kalcinirt, gepulvert u.

6 Theile des Pulvers mit einer Mischung von 5 Theilen koncentrirter Schwefelsäure und 30 Theilen Wasser 24 Stunden lang digerirt; hierauf kolirt man die Masse durch Leinwand, wäscht den rückständigen Brei aus, dampft die saure (sauren phosphorsauren Kalk enthaltende) Flüssigkeit zur starken Syrupsdicke ein, setzt dem Syrup $1/3$ seines Gewichts Kohlenpulver zu, erhitzt weiter bis zum Rothglühen, bringt die trockene Masse in irdene Retorten, kittet an dieselben ein knieförmiges kupfernes Rohr, welches unter Wasser geleitet wird, und erhitzt nach und nach bis zum Weißglühen, so lange noch etwas übergeht. Der P. sammelt sich unter dem Wasser, während Kohlensäure, Kohlenoxydgas, Wasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas, selbstentzündliches und nicht selbstentzündliches Phosphorwasserstoffgas fortgehen. Er wird hierauf unter Wasser geschmolzen, in mit langen Röhren versehene Trichter gegossen, nach dem Erkalten herausgestoßen und unter Wasser aufbewahrt. Der P. ist bei gewöhnlicher Temperatur fest, von der Härte und Festigkeit des Wachses, von 1,77 specifischem Gewicht, farblos oder gelblichweiß, wird am Lichte gelb bis roth, leuchtet im Dunkeln und überzieht sich unter Wasser im Dunkeln mit einer weißen matten Kruste, welche nichts als P. im veränderten Aggregationszustande ist. An sich ist er geruchlos, aber in Berührung mit der Luft stößt er weiße, knoblauchartig riechende Dämpfe von phosphoriger Säure aus, welche im Dunkeln leuchten. Auch schmeckt er an sich nicht, aber im gelösten Zustande scharf, widrig. Er schmilzt bei 45°; schüttelt man ihn im geschmolzenen Zustande auf Wasser, besser Weingeist, in einem verschlossenen Gefäße bis zum Erkalten, so wird er in einen feinen Staub verwandelt (granulirter P.). Er siedet bei 290° und kann in verschlossenen Gefäßen überdestillirt werden, läßt sich an der Luft sehr leicht entzünden und brennt mit leuchtender Flamme unter Ausstoßung eines dicken, weißen Rauches von wasserfreier Phosphorsäure, welche sich an kältere Körper als eine schneeartige Masse anlegt, während im Rückstande ein Gemenge von rothem Phosphoroxyd mit etwas unverbranntem P. bleibt. Im Wasser ist er unlöslich, aber beim Aufbewahren darunter bildet sich etwas phosphorige Säure, und das Wasser erhält dadurch saure Reaktion und einen knoblauchartigen Geruch; Alkohol nimmt geringe Mengen, etwas mehr nehmen der Aether und die ätherischen und fetten Oele auf; am reichlichsten wird er von Schwefelkohlenstoff aufgelöst. Salpetersäure löst ihn in der Hitze auf und verwandelt ihn vollständig in Phosphorsäure. Beim Kochen mit Alkalien bildet sich unterphosphorigsaures Alkali und entweichendes Phosphorwasserstoffgas. Mit dem Sauerstoff verbindet sich der P. überaus leicht. Seine langsame Verbrennung findet schon unter 0° in atmosphärischer Luft Statt. Er raucht bei Tage und leuchtet im Finstern, Beides in Folge einer Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft. Schwefelwasserstoffgas und Kohlenwasserstoffgas, Alkohol- und Aetherdampf und der Dampf von ätherischen Oelen, der atmosphärischen Luft selbst nur in geringer Menge beigemengt, vernichten das Leuchten. Die Phosphorsäure besteht in wasserfreiem Zustande aus 2 Atomen P. u. 5 Atomen Sauerstoff. Diese, als die höchste Oxydationsstufe des P.s bekannte Säure findet sich in allen drei Naturreichen, aber nie frei, sondern stets an Basen, namentlich an Blei, Kupfer, Eisen, Mangan, Kalk, Magnesia, Ammoniak, Natron und Kali gebunden; das am meisten vorkommende phosphorsaure Salz ist der phosphorsaure Kalk. Wasserfrei erhält man sie durch Verbrennen des P.s in trockener atmosphärischer Luft oder in reinem Sauerstoffgase unter einer mit Quecksilber gesperrten Glasglocke; es entstehen dicke weiße Nebel, welche sich als schneeähnliche Flocken an die Wände der Glocke legen und sofort in ein fest zu verschließendes Glas gebracht werden müssen. Die wasserhaltige Phosphorsäure kann entweder direkt aus dem P., oder (minder rein) durch Trennung der Säure von ihren Basen gewonnen werden. In eine geräumige Retorte bringt man 1 Theil P. und 12 Theile Salpetersäure von 1,20 spec. Gew., erhitzt, nach angelegter Vorlage, vorsichtig so lange, bis aller P. verschwunden ist, gießt den Inhalt der Retorte in eine Porzellanschale, verdunstet über freiem Feuer zur starken Syrupskonsistenz, d. h. bis zur Entfernung aller Salpetersäure, und verdünnt den Syrup mit Wasser bis zum verlangten specifischen Gewicht, od. erhitzt ihn, wenn man glasige (trockene) Säure haben will, in einem Platinatiegel so lange, bis eine herausgenommene Probe beim schnellen Erkalten fest wird, gießt hierauf auf ein Platinblech aus und verschließt die Stangen nach dem Erhärten in ein Glas. Die zum medicinischen Gebrauch anzuwendende Phosphorsäure (Acidum phosphoricum purum) bedarf noch einer sorgfältigen Reinigung. Der P. enthält nämlich fast immer Arsen, welches gleichzeitig mit dem P. durch Salpetersäure oxydirt wird und die Phosphorsäure verunreinigt. Zu dem Ende wird die zur Syrupskonsistenz verdampfte Säure mit Wasser verdünnt und in diese Flüssigkeit so lange Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet, bis diese stark danach riecht; man läßt dann das Gefäß 24 Stunden leicht bedeckt stehen, filtrirt, erwärmt, bis alles Schwefelwasserstoffgas entfernt ist, und verdünnt bis zum erforderlichen specifischen Gewicht. Aus Knochen (Acidum phosphoricum ex ossibus) erhält man eine nicht ganz reine Phosphorsäure, indem 10 Theile gepulverte weißgebrannte Knochen mit 30—40 Theilen Wasser in einem geräumigen steinernen Gefäße angerührt und unter fleißigem Rühren 9 Theile Schwefelsäure von 1,85 spec. Gew. zugesetzt werden; nach 12—24 Stunden werden noch 50—60 Theile Wasser zugesetzt und die Masse wird unter öfterem Rühren 24—48 Stunden digerirt oder einige Zeit gekocht. Man läßt dann die Flüssigkeit durch genäßte Leinwand laufen, preßt den Rückstand scharf aus, versetzt ihn noch einige Male mit Wasser, welches durch Pressen geschieden wird, bis er geschmacklos ist; die sämmtlichen, den sauren phosphorsauren Kalk enthaltenden Flüssigkeiten werden in einem passenden Gefäße hinlänglich verdunstet, dann einen Tag lang hingestellt, filtrirt und auf verschiedene Weise, je nachdem man eine vollkommenere Reinigung damit verbindet, behandelt. Kalk und Bittererde hängen sehr hartnäckig dieser Phosphorsäure an, und diese möglichst davon zu tren-

nen, dienen Weingeist oder Ammoniak. Die wasserfreie Phosphorsäure bildet eine weiße, lockere, schneeartige, geruchlose, sehr sauer, aber nicht ätzend schmeckende Masse, welche äußerst hygroskopisch ist und sich an der Luft in einen zähen Syrup verwandelt, in Wasser gebracht wie glühendes Eisen zischt und sich darin, sowie in Alkohol und Aether leicht löst. Die glasige Phosphorsäure bildet ein farblos durchsichtiges, amorphes, sprödes Glas, welches sich ohne Geräusch, aber unter starkem Erwärmen auflöst und sich übrigens wie die wasserfreie Phosphorsäure verhält. Die flüssige Phosphorsäure ist eine farblose Flüssigkeit von angenehm saurem Geschmack; verdampft man sie bis zum Syrup und läßt diesen mehre Tage im Vacuo stehen, so schießt daraus ein Hydrat mit 3 Atomen Wasser in farblosen, sehr zerfließlichen Krystallen an. P. und **Wasserstoff** vereinigen sich nur indirekt; man kennt aber bereits drei verschiedene Verbindungen, eine feste, flüssige und gasförmige. **Fester Phosphorwasserstoff** scheidet sich aus dem durch Erhitzen mit Kalilauge gewonnenen selbstentzündlichen Gase ab und ist ein gelbes oder gelbweißes Pulver, kann ohne Zersetzung bis auf 112° erhitzt werden, zerlegt sich in höherer Temperatur in Wasserstoffgas und P., löst sich nicht in Wasser und Alkohol und oxydirt langsam in Wasser. **Flüssiger Phosphorwasserstoff** setzt sich ab, wenn man das durch Einwirkung von Wasser auf Phosphorcalcium entwickelte Gas (welches immer selbstentzündlich ist) in bogenförmig gekrümmte Röhren streichen läßt. Dieser flüssige Phosphorwasserstoff ist farblos, noch bei — 10° flüssig, sehr flüchtig, entzündet sich äußerst leicht an der Luft und brennt mit weißer, stark leuchtender Flamme. Im Sonnenlicht zersetzt er sich schnell in gelben (festen) und in gasförmigen Phosphorwasserstoff, langsamer im zerstreuten Lichte. **Gasförmiger Phosphorwasserstoff** bildet sich stets im reinen (d. h. nicht selbstentzündlichen) Zustande, wenn man Phosphorcalcium in starke Salzsäure bringt, wobei sich gleichzeitig viel fester Phosphorwasserstoff abscheidet. Ein farbloses Gas, riecht er sehr unangenehm, nach faulen Fischen, reagirt neutral, hat ein spec. Gew. von 1,846, entzündet sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht von selbst an der Luft, läßt sich aber leicht anzünden; schon durch eine Spur von flüssigem Phosphorwasserstoffgas, sowie durch Erwärmung wird es selbstentzündlich. Der P. nimmt unter den irritirenden Giften eine der ersten Stellen ein. Er bewirkt schon in verhältnißmäßig sehr kleinen Gaben ($^1/_4$—$^1/_2$ Gran) heftige Zufälle in den ersten Wegen, die sich bei stärkerer Gabe (2—3 Gran) bis zur rasch gangränescirenden Entzündung der Magendarmorgane steigern. So wurden schon nach einer Gabe von $^1/_4$ Gran in fettem Oel aufgelösten P.s schmerzhaftes Erbrechen, Durchfall und bedeutende Fieberbewegung beobachtet. Döffenbach, welcher an sich mit dem P. Versuche anstellte und den ersten Tag 1 Gran, den zweiten 2 Gran und den dritten 3 Gran P. mit Zucker abgerieben nahm, ward nach dieser dritten Gabe, in Folge der nun ausgebildeten Magendarmentzündung, aller angewandten Hülfe ungeachtet ein Opfer seiner Versuche. Orfila fand in seinen Versuchen, daß 24 Gran P., in 2 Drachmen Oel vertheilt, in den Magen eines starken Hundes gebracht, nach $4^1/_2$ Stunden den Tod unter Aufstoßen von starken phosphorigen Dämpfen durch Mund und Nase, außerordentlichem Geheul und Winseln, Erbrechen einer gelblichen, dampfenden und nach Knoblauch riechenden Flüssigkeit hervorbrachten. In einem andern Versuche, wo 14 kleine Phosphorstangen, deren Gewicht etwa 140 Gran betrug, nach Schlundunterbindung in den Magen gebracht wurden, erfolgte der Tod 21 Stunden nach dieser Operation in einem Zustande von außerordentlicher Mattigkeit. Auf die Haut eingerieben, bewirkt er heftiges Brennen und Schmerz, röthet die Haut und erzeugt darauf seröse Exsudate. Um das Phosphorgift so schnell als möglich zu entleeren, reiche man ein Emetikum. Als eigentliches Antidot des P.s empfiehlt Orfila den reichlichen Genuß eines mit gebrannter Magnesia geschwängerten Wassers, indem dadurch nicht nur die atmosphärische Luft im Nahrungskanal absorbirt werde, mithin der P. nicht so schnell sich entzünden könne, sondern auch die bereits gebildete phosphorige oder Phosphorsäure neutralisirt und der durch sie bedingten Korrosion des Magengewebes vorgebeugt werde. Der entzündliche Zustand des Nahrungskanals muß nach den Regeln der Kunst antiphlogistisch behandelt werden.

Phosphorescenz. Manche Körper strahlen, nachdem sie eine Zeit lang dem Sonnenlicht ausgesetzt waren, darauf im Dunkeln eine kurze Zeit Licht aus, ohne gerade Wärme zu entwickeln, was man Phosphoresciren durch Insolation oder Bestrahlung nennt. Als die besten Lichtträger verhalten sich in dieser Hinsicht die kalkartigen Fossilien, vor allen Flußspath von allen Farben, vorzüglich grüner, dann Diamant, Kalksinter, Tropfsteine, Pfannensteine, versteinerte Schneckenhäuser und Muscheln, karlsbader Sprudel- und Erbsensteine, Marmor, vorzüglich weißer, Aragonit und Dolomit, gemeiner Kalkspath, Kreide, verhärteter Mergel, weiße Korallen, Knochen und Zähne der Säugethiere, Eierschalen der Vögel, besonders die weißen, orientalische Perlen, Harn- und Gallensteine von Menschen und Thieren, Alabaster, Pharmakolith, Marienglas. Kunstprodukte dieser Art sind der bologneser Leuchtstein (mit Traganthschleim zur Paste geformtes und geglühtes Schwerspathpulver), der cantonsche Phosphor (Austernschalen mit Schwefel geglüht), Antimonphosphor (Austernschalen mit Schwefelspießglanz geglüht) und der balduinsche Phosphor (wasserfreier salpetersaurer Kalk). Das Pflanzenreich bietet wenig Erscheinungen dieser Art dar. P. zeigen aber altes Zuckerrohr, gebleichtes Wachs, Hutzucker, arabisches Gummi. Durch Bleichen wird das Phosphorescenzvermögen der Pflanzenstoffe auffallend verbessert, wie z. B. weißes Papier oder gebleichte Leinwand durch Insolation leuchten. Thierische Substanzen, welche Fette od. Oele enthalten (z. B. die Federn der Vögel, die geronnene Milch, Käse, Eigelb ꝛc.), leuchten, wenn sie nicht vollkommen ausgetrocknet sind, sehr schwach oder gar nicht, stark ausgetrocknet gut. Diese P. ist sowohl der Lebhaftigkeit als der Farbe und Dauer nach sehr verschieden. Bei einigen Körpern findet sich ein sehr dauerhaftes glänzen-

des helles Licht, bei andern dagegen ist dieses ruhig und sanft, bei noch mehren schwach und matt, kaum sichtbar. Alle natürliche P. bringt weißes Licht ohne prismatische Farben und nur bei Diamanten ist dasselbe anfänglich feurig, dagegen glänzen derartige künstliche Präparate in mancherlei Farben. Natürlicher Phosphor leuchtet am längsten, Flußspath und Diamant mehre Minuten lang, andere Körper dagegen nur 1—30 Sekunden. Weiße Körper leuchten, alles Uebrige gleich gesetzt, besser, als gefärbte; diese besser, als braune; aber auch schwarze Körper sind der P. fähig, sowie dagegen umgekehrt die weißen wegen der Farbe allein noch nicht phosphorescciren. Berühren, Drücken, Reiben mit der Hand u. dgl. hemmt das Leuchten nicht. Auch unter reines Wasser getauchte Körper werden durch Bestrahlung leuchtend, sowie sie ihr phosphorisches Licht nicht verlieren, wenn sie nach der Bestrahlung unter Wasser versenkt wurden, vorausgesetzt, daß das Wasser den Körper nicht auflöse. Haben Körper, wie Cantonsphosphor, bei einer gewissen Temperatur ausgeleuchtet, so leuchten sie wieder, selbst nach Monaten, bei Erhöhung derselben, z. B. durch Wärme der Hand, Siedhitze, Annäherung eines heißen Eisens; dann aber bedürfen sie wiederum der Insolation, um von Neuem zu leuchten. Sämmtliche Leuchtsteine behalten ihr Vermögen zu phosphoresciren, wenn sie nicht chemisch verändert werden, was bei vielen künstlichen der Fall ist, wenn sie nicht vor Luft und Licht verwahrt werden. Durch die Behandlung in mäßigem Feuer zwischen glühenden Kohlen kann die P. der gesäuerten Kalk- u. Schwererden sehr bedeutend verbessert werden; ebenso durch Mengung im gepulverten Zustande mit stärkern Säuren und nachheriges Kalciniren. Eine merkliche Temperaturerhöhung findet bei der P. durch Insolation nicht Statt. Ueber die Ursache der P. durch Insolation ist man noch im Dunkeln. Die gewöhnlichste Ansicht ist die, daß die Phosphore, wenn sie dem Licht ausgesetzt werden, einen größern Antheil desselben zu absorbiren vermögen, als sie nachher festzuhalten im Stande sind, und daß sie diesen Antheil dann wieder im Dunkeln von sich geben. Dieser Ansicht scheint der Umstand günstig zu seyn, daß die Wärme nach Aufhören des Leuchtens die P. noch einmal hervorrufen kann, daß aber nachher neue Insolation erfordert wird, indem es hier ganz den Anschein hat, als vermöchte die erhöhte Temperatur einen noch zurückgebliebenen Rest von Licht auszutreiben. Fast alle durch Insolation zum Phosphoresciren zu bringenden Körper lassen sich auch durch Wärme im Dunkeln in diesen Zustand versetzen. Je länger ein Körper durch Insolation phosphorescirt, desto länger dauert auch dieser Zustand, durch Wärme hervorgerufen, an. Auch steht die Stärke des Lichts im geraden, seine Dauer im umgekehrten Verhältniß mit dem angewandten Temperaturgrade. Flußspath, in kleine Stückchen zerschlagen, zeigt bei allmählig zunehmender Wärme erst mattweißes, dann gelbliches, grünes, bläuliches, endlich violetes Licht, u. zwar letzteres schön und anhaltend. Sonst ist die Farbe des durch Wärme erzeugten phosphorischen Lichts mannichfaltiger, als das durch Insolation hervorgerufene. Eine sehr bekannte Erscheinung von P. ist die von faulenden Pflanzenstoffen. Von unsern Hölzern scheinen Erlen und Weiden, Tannen und Fichten für diese Erscheinung vorzüglich geeignet zu seyn. Es ist aber zur P. keine eigentliche Fäulniß des Holzes erforderlich, indem das Leuchten oft früher als diese eintritt, nur muß das Holz abgestorben seyn. Eine wesentliche Bedingung zum Leuchten aber ist mäßige Feuchtigkeit. In dem Grade, als es diese verliert, nimmt es auch an Stärke ab, und man kann ihm, wenn es ganz damit aufgehört hat, durch mäßiges Benetzen mit frischem Wasser und Verhüllen in Papier oder Leinwand die P. wieder hervorrufen. Mehre Umstände scheinen darauf zu deuten, daß die P. des Holzes von einem schwachen Verbrennen herrühre. Eine ähnliche Art P. wie beim Holze hat man auch öfters an Kartoffeln beim Zerschneiden bemerkt, wenn sie im Keller auszuwachsen angefangen haben. Unter den Thieren zeigt sich P. am häufigsten bei den Seefischen, Mollusken und kleineren Seethieren, und gewiß verursachen diese zum Theil das Leuchten des Meeres (s. d.), wogegen Fische des süßen Wassers, also solche unserer Flüsse, weniger dazu geeignet sich zeigen. Lebendige Fische an sich leuchten aber im Wasser nie, außer vermöge anhängender leuchtender Seegewürme. Auch leuchten die Fische nur, so lange sie feucht bleiben, und zwar am meisten an den Ohren, Finnen zc. Die Lichtstärke der Fische steht nicht im geraden, sondern vielmehr im umgekehrten Verhältniß mit der Fäulniß; frische, vom Markt gebrachte Häringe und Makrelen leuchteten immer in den zwei ersten Tagen am schönsten, nahmen hierauf ab, bis nach 4—6 Tagen das Leuchten ganz aufhörte. Im Winter kann sich das Leuchten bis auf 14 Tage verlängern, jedenfalls hört es aber bei eingetretener Fäulniß auf. Am meisten leuchten die Aponeurosen, Ligamente, Kapseln, Milchen, kurz, die schleimigen Theile, nicht die muskulösen; die inneren Theile fangen erst an zu leuchten, wenn sie einige Zeit der Luft ausgesetzt waren. Es schwitzt aus den Thieren ein anfangs klarer flüssiger Schleim aus, welcher zähe und trübe und damit auch leuchtend wird. Dieser leuchtende Schleim läßt sich über die Finger verbreiten, welche selbst dadurch leuchten; auch kann er durch Maceration mit Wasser oder salzigen Flüssigkeiten den Fischen entzogen und, so getrennt, als leuchtende Flüssigkeit dargestellt werden, die es oft mehre Tage lang bleibt und besonders beim Rütteln eine verstärkte P. zeigt. Daseyn der atmosphärischen Luft scheint zum Leuchten nothwendig. Nach Allem kann man nicht umhin, anzunehmen, daß das Leuchten der todten Seefische von einem Zersetzungsprozesse derselben mit Sauerstoffaufwand herrühre, mithin auf dem nämlichen Grunde wie beim Holze beruhe. Unter den lebenden Pflanzen führt schon Aristoteles das Leuchten der Schwämme auf, und neuerdings fand man die unterirdischen Rhizomorphen und andere kryptogamische Gewächse in Gruben, z. B. die Schachtmorchel, sowie Moos stark leuchtend. Sehr bekannt ist aber das Phosphoresciren des Johanniswürmchens (Lampyris splendida u. noctiluca). Oeffnet man den Hinterleib eines solchen Leuchtkäfers, so entdeckt man auf der Innenseite der drei Endringe eine gelblichweiße, halbdurchsichtige Materie, welche

unter dem Mikroskop als aus kleinen stark verzweigten Fasern bestehend sich zeigt u. im Dunkeln lebhaft leuchtet. Ist das Innere eines Ringes dieser Substanz beraubt, so leuchtet er nicht mehr. Auch wird die P. äußerlich nur vermöge der ausnehmenden Durchsichtigkeit der Bedeckungen sichtbar. Außer den genannten Ursachen für phosphorescirende Lichterscheinungen sind noch Druck, Stoß, Bruch und Reibung hinreichend, ähnliche Phänomene hervorzurufen. So lassen Mineralien von krystallinischem und hartem oder sprödem Gefüge beim plötzlichen Zerbrechen P. wahrnehmen, z. B. Flußspath, Feldspath, Frauenglas, desgleichen Bergkrystall, namentlich beim Zerschlagen mit einem hölzernen Hammer in der Hand, desgleichen Glasröhren, bologneser Fläschchen, schwefelsaures Kali, recht harter weißer Zucker, namentlich Kandiszucker im Mörser, Eisschollen beim Anstoßen an Brückenpfeiler. Doppelspath leuchtet gerieben, körniger Kalkstein noch stärker als der vorige, ferner Flußspathstücke, wenn man sie gegen einander reibt, ebenso Feldspathstücke, gebranntes Porzellan und gebrannte Töpferwaaren.

Phosphorochalcit (malachoidischer Halochalcit, Phosphorkupfererz, Phosphormalachit, prismatisches Phosphorkupfer), zum klinorhombischen Krystallsystem gehöriges Mineral, dessen Krystalle von der Form einer klinorhombischen Säule, klein, fast immer undeutlich, drusig gruppirt, häufiger nierenförmig, traubig, derb, von unvollkommener Struktur, meist büschelförmig strahlig und faserig bis dicht sind. Es ist von 5,5 — 6,5 Härte, 4,1 — 4,2 spec. Gewicht, spröde, dunkel spangrün, schwärzlich- u. smaragdgrün, von Fett- bis Glasglanz, durchscheinend bis undurchsichtig. Es besteht nach Lunn aus 62,847 Kupferoxyd, 21,687 Phosphorsäure, 15,454 Wasser, nach Berthier aus 64,9 Kupferoxyd, 22,8 Phosphorsäure, 9,0 Wasser, 1,6 Eisenoxyd, 1,0 Kohlensäure, löst sich ohne Brausen in Salpetersäure, schmilzt vor dem Löthrohre zu einer grünlichen Kugel. Es findet sich auf Gängen anderer kupferhaltigen Mineralien zu Virneberg, bei Rheinbreitbach, Siebenhitz bei Hof, Ullersreuth bei Hirschberg, Libethen in Ungarn, Nischne-Tagilsk in Sibirien und wird als Schmuckstein geschliffen, auch auf Kupfer verschmolzen.

Photinus, Verfechter einer heterodoxen Ansicht im arianischen Streite, zu Ancyra in Galatien geboren, um die Mitte des 4. Jahrhunderts Bischof von Sirmium in Pannonien. Er nahm den Menschen Jesus an als geweiht und erfüllt vom Logos, einer göttlichen Kraft, die nach dem vollkommenen Siege des Gottesreichs wieder von ihm scheiden werde. Seine Lehre ward von den Eusebianern auf den Synoden von Antiochia 345 und Mailand 346 verdammt, P. selbst aber von der Synode zu Sirmium 351 seines Amtes entsetzt. Von Julian 361 zurückgerufen und wieder eingesetzt, ward er unter Valentinian 364 abermals verwiesen. Er † wahrscheinlich um 376 in Galatien. Seine Gegner nannten ihn spottweise Scotinus, d. i. Finsterling. Seine Anhänger, Photinianer, unterschieden sich wesentlich sowohl von den Arianern, als von der orthodoxen Partei, waren aber nicht zahlreich; zu Rom (375) u. zu Konstantinopel (381) wurden Beschlüsse gegen sie gefaßt; unter Gratian ward ihnen die Gottesverehrung untersagt, u. unter Theodosius dem Jüngeren (418) verschwinden sie gänzlich. Vgl. Klose, Geschichte u. Lehre des Marcellus u. P., Hamb. 1837.

Photius, gelehrter Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, aus vornehmer, mit der kaiserlichen verwandter Familie, war erst Hauptmann der Garden, dann unter Kaiser Michael III. Staatssekretär und wurde, nachdem er als Laie binnen 6 Tagen alle priesterlichen Würden durchlaufen hatte, 857 an der Stelle des vertriebenen Ignatius Patriarch von Konstantinopel. Papst Nikolaus I. sprach 862 seine Absetzung und die Zurückberufung des Ignatius feierlich aus, wogegen P. eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel berief, auf der er den Papst absetzte und exkommunicirte und zugleich die römische Kirche der Ketzerei beschuldigte. Dennoch wurde er vom Kaiser Basilius, dessen Gesellschafter und Prinzenerzieher er war, 867 ins Kloster geschickt, weil er ihn wegen der Ermordung seines Vorgängers Michael exkommunicirt hatte. Als aber Ignatius wegen der Gerichtsbarkeit der neubekehrten Bulgaren mit dem römischen Stuhl in einen harten Streit gerieth, kehrte P. schnell nach Konstantinopel zurück, wo er 877 mit kraftvoller Hand seine Würde wieder zurücknahm, in der ihn auch der Papst, in der Hoffnung, durch ihn Bulgarien für den römischen Sitz zu gewinnen, bestätigte. Als der Papst aber sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, wiederholte er das über P. verhängte Anathema, und der neue Kaiser Leo setzte ihn 886 von Neuem ab und verwies ihn in ein armenisches Kloster, wo er 892 †. P. war ein tiefsinniger Denker, Polyhistor, ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache und Literatur, der Dicht- und Redekunst, der Philosophie, Astronomie, der Arzneikunde, wie der schönen Wissenschaften, aber auch ehrgeizig und streitsüchtig. Er hinterließ viele kleine und große theologische, kirchenrechtliche und historisch-literarische, von denen namentlich die zwei höchst wichtigen: „Myriobiblon", auch „Bibliotheca" betitelt, worin Urtheile und Auszüge von 280 verschiedenen griechischen Prosaikern, deren vollständige Schriften größtentheils verloren gegangen sind, mitgetheilt werden, und ein griechisches Lexikon zu erwähnen sind. Ausgaben des ersteren lieferten Höschel (Augsb. 1601), Schott, zugleich mit lateinischer Uebersetzung (Genf 1611, neuer Abdruck, Rouen 1653) und Bekker (Berl. 1824, 2 Bde.). Das Lexikon gab zuerst heraus G. Hermann (Leipz. 1818), dann Porson, (Lond. 1822, vermehrter Abdruck, Leipz. 1823, 2 Bde.). Sein „Nomocanon", eine für die Kirchengeschichte wichtige Sammlung kaiserlicher Gesetze und gottesdienstlicher Bestimmungen, wurde von Justellus (Par. 1615) und in Voellus' „Bibliotheca juris canon. veteris" (Par. 1661, 2 Bde.), seine sehr zahlreichen „Briefe" von Montacutius (Lond. 1651) und seine Schrift „De consolatione" von Rittershusius (Nürnb. 1601) herausgegeben. Einige andere Abhandlungen und Bruchstücke veröffentlichte A. Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatican. codicibus edita" (Rom 1825—27, Bd. 1 und 2).

Photogen (v. Gr.), Lichtstoff, allgemeine Andeutung des Ursächlichen des Lichts; insbesondere

Name eines erst neuerlich bei der Darstellung des Paraffins (s. d.) gewonnenen Leuchtstoffs.

Photographie (v. Gr.), im Allgemeinen jede durch das Licht hervorgebrachte Zeichnung, dann im Besondern Bezeichnung der auf Papier gemachten Lichtbilder im Gegensatz zu den auf Metall gemachten, die nach ihrem Erfinder Daguerreotypien heißen. Doch ist letzterer Name jetzt fast verdrängt, und man pflegt unter P. im Allgemeinen die Kunst, Lichtbilder hervorzubringen, sowie letztere selbst, und unter Photographen Diejenigen zu verstehen, welche sich jener Kunst widmen. Daß das Licht bei manchen Stoffen eine Veränderung der Farbe erzeuge, ist eine längst bekannte Thatsache; die auffallendsten Beispiele davon liefern einerseits die am Lichte bleichenden Pflanzenfarbstoffe, andererseits gewisse leicht reducirbare Verbindungen mehrer Metalle, insbesondere des Silbers. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts beobachtete man namentlich die Schwärzung des Chlorsilbers unter dem Einflusse des Lichts, und der schwedische Chemiker Scheele war der Erste, welcher 1676 darüber wissenschaftliche Beobachtungen anstellte. Aehnliche Experimente machten andere Physiker, und man kam endlich zu der Annahme, daß in den Sonnenstrahlen verschiedene Partien wären, von welchen die eine beleuchtend, die andere chemisch wirke. Hängen nun, so schloß man, jene Wirkungen wirklich vom Lichte ab, so müssen sie auch, unter sonst gleichen Umständen, der Intensität des Lichtes proportional seyn, woraus folgt, daß der Gegenstand, welcher von seinen einzelnen Theilen Lichtstrahlen von verschiedener Stärke aussendet, sich auf einer durch das Licht veränderlichen Fläche proportional seiner Lichtstrahlung abbildet, natürlich nicht in Farben, sondern nur in Vertheilung von Licht und Schatten. Diese Betrachtungen ließen an die Möglichkeit denken, das in der Camera obscura sich darstellende Bild zu fixiren, und so entstanden die ältern photographischen Methoden. Man brachte in den Brennpunkt einer Camera obscura eine mit Chlorsilber bestrichene Haut, oder ein so zubereitetes Blatt Papier und erhielt eine ziemlich genaue Darstellung der Gegenstände, aber ein sogenanntes negatives Bild, d. h. ein solches, in welchem die Theile des Gegenstandes desto dunkler erschienen, je mehr sie Licht ausstrahlten, d. h. je heller sie waren, und umgekehrt. Auch konnte ein solches Bild dem Lichte nicht ausgesetzt werden, nicht einmal dem Kerzenlichte, weil die weiß gebliebenen Theile sich bald färbten. Der Engländer Talbot wendete demnächst mehre Mittel an, um die Theile vom Chlorsilber wegzunehmen, welche das Licht nicht verändert hatte, z. B. Ammoniakauflösung, unterschwefeligsaures Natron. In Folge dieses Fortschrittes konnten zwar die erzeugten Bilder, ohne weitere wesentliche Veränderung zu erleiden, erhalten werden, aber immer blieben sie in Bezug auf Schatten und Licht das Umgekehrte von dem, was sie seyn sollten. Außer Talbot haben noch Kobell, Steinheil, Enzmann, Petzholdt, Fyfe, Biot u. A. Versuche über diese Methode angestellt. Alle bedienten sich dabei des mit einem Silbersalze getränkten Papiers. Später kam man auf das phosphorsaure Silber und nach Talbot auf das Jodsilber, welche beide auf ähnliche Art durch Tränkung des Papiers mit salpetersaurem Silber und nachherige Behandlung mit phosphorsaurem Natron oder Jodkalium in dem Papiere selbst erzeugt werden. Von der Methode der genannten Physiker unterscheidet sich die eigentliche Daguerreotypie zunächst dadurch, daß sie, was dort auf bereitetem Papier erzeugt wird, auf blanken Metallplatten ausführt. Die ersten Versuche Daguerre's (s. d.) gehen parallel mit denen seines Landsmannes Niépce. Des letzteren Verfahren bestand im Wesentlichen im Folgenden. Eine in Lavendelöl aufgelöste Quantität Asphalt, welche sich, nachdem sie abgedampft war, zu einem dicken Firnisse verdichtete, wurde auf eine Silberplatte aufgetragen. Auf dieser zeigte sich dann nach einer gelinden Erwärmung eine weißliche Schicht. Auf solche Weise präparirt und in die Camera obscura gebracht, ließ die Platte bald die schwachen Spuren eines Bildes erkennen. Wurde sie darauf in eine Mischung von Stein- und Lavendelöl gebracht, so blieben die vom Licht getroffenen Stellen unangetastet, während die übrigen Flächen, von Firniß gereinigt, in ihrem früheren Metallglanze erschienen. Die Lichter entsprachen dabei den Lichtern, die Schatten den Schatten. Um den Gegensatz zwischen Hell und Dunkel mehr hervorzuheben, ließ Niépce die dunkeln Stellen durch Schwefelkalium oder Jod angreifen. Doch erlitt letztere Substanz im Tageslichte fortwährende Veränderungen, und der Erfolg war stets unsicher. Außerdem war das Präparat so wenig empfindlich, daß man den Gegenstand zuweilen drei Tage dem Focus der Camera obscura aussetzen mußte, ehe er sichtbar ward. Daher beschäftigte sich Niépce meist mit dem Kopiren von Kupferstichen. Im Januar 1826 verband sich Daguerre, nachdem er bis dahin ganz im Stillen für sich an der Vervollkommnung der P. gearbeitet hatte, mit Niépce und gab nach und nach der Methode eine solche Vollkommenheit, daß die eigentliche Erfindung der neuen Kunst mit Recht ihm zugeschrieben wird. Er bediente sich anfangs des Rückstandes von der Destillation des Lavendelöls, indem er diese Flüssigkeit in Alkohol oder Aether löste und sie in einer dünnen Schicht auf die Platte trug. Sobald nun die Platte in der Camera obscura den Lichteindruck empfangen hatte, brachte er sie über ein Gefäß mit erwärmtem ätherischen Oel. Der Dampf ließ die vom Lichte getroffenen Stellen unberührt, während er in die Stellen der Mitteltinten nach ihrem Verhältnisse eindrang, so jedoch, daß keine derselben gänzlich vom Ueberzuge entblößt wurde. Größere Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der Schattirungen, größere Gewißheit des Erfolgs und Vollständigkeit des Bildes zeichnete schon diese Arbeiten Daguerre's vor denen Niépce's aus. Den wichtigsten Schritt in der Ausbildung seiner Methode machte aber Daguerre dadurch, daß er das Jod, als das empfindlichste, schnellste und zarteste Reagens für die Lichtwirkungen, anwendete und die Fixirung des Bildes durch Quecksilberdämpfe auffand. Damit waren die Grundzüge bestimmt, von welchen sich die Kunst bis heute noch nicht entfernt hat. Anfangs gehörte jedoch immer noch eine ziemlich lange Zeit dazu, um ein Bild hervorzurufen, da cirka 25 Minuten bei heller Sonnenbeleuchtung erfordert wurden, einen Gegenstand ab-

digem Umrühren mit einem Glasstabe in die Salzlösung. Die auf diese Weise gewonnene Goldlösung hat anfangs einen Strich ins Gelbe, wird aber bald klar und wasserhell und gibt den Bildern einen Lustre von angenehmer Wirkung. Sobald sie erwärmt wird, schlägt sich Gold aus ihr auf die Platte nieder; anfänglich wird das Bild etwas dunkler, bald aber nehmen die hellen Stellen immer mehr an Weiße und die dunklen an Tiefe zu und die Mitteltinten treten mehr hervor, überhaupt wird die ganze Zeichnung deutlicher u. bestimmter. Während des Erhitzens muß man hin und wieder leise auf die Platte blasen, um die Flüssigkeit in Bewegung zu setzen und so den Stellen frische Lösung zuzuführen, auf denen sich das Gold schon abgeschieden hat; denn das Natron, vorwaltend, würde bald Flecken an hellen Stellen verursachen. Uebrigens darf die Erhitzung nie so stark werden, daß sich in der Flüssigkeit größere Blasen bilden. Fertig ist das Bild, wenn die hellen Stellen, insbesondere der Hintergrund, recht klar hervorgetreten sind. Die Goldlösung wird nun abgegossen und das Bild mit destillirtem Wasser abgewaschen und getrocknet. Neben dieser einfachen Methode der Vergoldung ist eine zweite Art in Gebrauch, die galvanische Vergoldung, bei welcher die Goldlösung durch das Einwirken eines galvanischen Stromes zersetzt wird. Die Bilder bekommen hierdurch einen durchweg goldgelben Ton, den man ins Bräunliche steigern kann. Neuerlich haben Glénisson und Tereil statt des Chlorgoldes verdünntes Königswasser, ein Gemisch von Salzsäure und Salpetersäure, angewendet, um die störende Spiegelung der Lichtbilder auf Metallplatten verschwinden zu machen. Mit dieser Mischung wird die Platte behandelt, nachdem sie mit unterschwefligsaurem Natron gewaschen worden ist. Es wird hierdurch das Amalgam, welches die weißen Stellen des Bildes hervorbringt, in Chlorsilber und Chlorquecksilber verwandelt, welches letztere bekanntlich die Veränderung des Chlorsilbers durch das Licht verhindert. Die Feinheit, der Hauptvorzug dieser Bilder, wird durch diese Operation durchaus nicht beeinträchtigt; die Harmonie der Tinten bleibt ungestört und das Bild wird eben so gut fixirt, als mit Anwendung des Chlorgoldes. Auch auf Silberpapier hat man gelungene Lichtbilder übertragen. Die Operationen sind hier ganz dieselben wie bei den Platten; auch die Lichteinwirkung findet in derselben schnellen Weise Statt. Vergoldete Bilder können auch kolorirt werden, während bloß abgewaschene durch den leisesten Pinselstrich sich verwischen würden. Man bedient sich eines mit arabischem Gummi versetzten trockenen Farbenstaubes (der gewöhnlichen Pastellstifte auf Papier zerrieben), nimmt ein wenig davon in einen feinen Pinsel und tupft ihn auf die betreffende Stelle; die Farbe sitzt leicht darauf fest. Man bläst nun schwach darauf, um die überflüssige zu entfernen, und haucht auf das Bild; das Gummi löst sich und die Farbe gewinnt mehr Festigkeit an der Platte. Im Allgemeinen ist aber das Koloriren nicht anzurathen, da eine wahre Harmonie zwischen Farbe und Lichtzeichnung doch nie erreicht werden kann.

Erwähnenswerth sind die Versuche, welche angestellt worden sind, um mittelst des elektrischen Funkens Bilder auf Metallplatten zu erzeugen. Man erhielt binnen 40 Sekunden sehr gelungene Bilder, und zwar nicht bloß von leblosen Gegenständen, sondern auch Porträte, letztere in 1 Minute. Talbot gab mittelst des elektrischen Funkens auch solche Gegenstände wieder, welche sich mit großer Schnelligkeit bewegten. Er drehte vor der Camera obscura eine Scheibe, auf der sich ein mit Buchstaben bedrucktes Papier befand, und entlud dabei eine starke elektrische Batterie. Der Funke beleuchtete einen Moment lebhaft die Scheibe, und auf der Platte befanden sich die Buchstaben ohne Fehler abgebildet, wie wenn die Scheibe unbewegt geblieben wäre. Mit dem Versuche, das erhaltene Bild ins Unendliche zu vervielfältigen, beschäftigte man sich bereits in der ersten Zeit nach Erfindung der P. Donné beobachtete, daß Scheidewasser, mit 4 Theilen Wasser verdünnt, die schwarzen Stellen des Bildes angreife oder, mit andern Worten, das Silber der Platte auflöse, ohne das Quecksilber anzugreifen. Man hat nun nichts weiter zu thun, als den Rand der Platte mit dem gewöhnlichen Firniß der Graveurs zu überziehen und auf das Bild Scheidewasser zu gießen und dieses einige Minuten darauf einwirken zu lassen. Hat die Einwirkung hinreichende Zeit gedauert, so wäscht man die Platte ab und entfernt den Firniß am Rande. Die Platte kann darauf unmittelbar geschwärzt werden und zum Druck dienen. Doch ist das reine Silber ein zu weiches Metall, als daß man eine größere Zahl von Abdrücken von einer auf die angegebene Weise behandelten Platte machen könnte. Berres wendete daher Platten von reinem Silber an, welche eine tiefere Aetzung gestatteten. Auch erzeugte man Lichtbilder unmittelbar auf Kupferplatten; nur mußte hierbei der reflektirte, intensive Sonnenstrahl 4mal so lange einwirken, als bei Anwendung jodirter Silberplatten. Alle diese Versuche sind aber seit Erfindung der P. auf Papier fast ganz aufgegeben worden.

Die Unvollkommenheit der daguerre'schen Bilder, in denen namentlich die metallische Spiegelung störte, erzeugte nämlich den Wunsch, statt der Metallplatten Papier zur P. verwenden zu können. Nach mehrjähriger Bemühung gelang es dem Engländer Talbot (1839), ein sehr empfindliches Papier zu bereiten, welches er kalotypes nannte. Silbersalze schwärzen sich nämlich, der Einwirkung des Lichts ausgesetzt, sehr schnell in Folge chemischer Zersetzung. Wenn man also in dem Brennpunkte der Camera obscura ein mit der Auflösung eines Silbersalzes getränktes Papier aufstellt, so wird das durch das Objektiv entstehende Bild auf dem Papier sich wiedergeben, indem an den hell erleuchteten Theilen das empfindlich gewordene Papier sich schwärzt, während es an den dunkeln, weil hier keine Einwirkung des Lichts Statt findet, die weiße Farbe bleibt. Die erleuchteten Theile des Originals sind also auf dem Papier durch einen schwarzen, die dunkeln durch einen weißen Ton dargestellt. Ein solches Bild nennt man ein negatives. Wenn man nun dieses auf ein ande-

res, mit der Auflösung eines Silbersalzes getränktes Papier legt und das Ganze wieder der direkten Einwirkung des Sonnenlichts aussetzt, so geht das Licht durch die weißen Stellen der Zeichnung, während ihm der Weg durch die dunkeln verschlossen ist. Man erhält hier also eine Abbildung, in der Schatten u. Lichter ihren rechten Platz, wie im Original, einnehmen. Ein solches Bild heißt ein positives. Kupferstiche und Lithographien kann man ohne Anwendung optischer Instrumente auf das Papier übertragen. Um letzteres empfindlich zu machen, sind zwei Flüssigkeiten erforderlich. Die eine besteht in einer Auflösung von Kochsalz in kaltem destillirten Wasser, worin das Kochsalz auflöslicher ist, als in heißem. Drei Gewichtstheile derselben werden mit 10 Theilen destillirten Wassers verdünnt. Die andere bereitet man aus einem Theil salpetersaurem Silberoxyd und 5 Theilen destillirten Wassers. Beide Flüssigkeiten müssen vollkommen klar seyn, die Präparation des Papiers aber im dunkeln Zimmer bei Lampenschein vorgenommen werden. Zuerst wird die eine Oberfläche desselben mit der Kochsalzlösung getränkt, wozu 3 Minuten Zeit erforderlich sind. Nach dem Trocknen bringt man es eben so lange Zeit auf die Oberfläche der Silberlösung, welche man aber nicht mit Fließpapier beseitigen, sondern sorgfältig abtropfen lassen muß, damit keine Flecken entstehen. Das Original macht man mit Oel transparent und legt es mit der bedruckten Seite auf das präparirte Papier. Darauf bringt man beide zwischen zwei Glasscheiben, von denen die untere mit schwarzem Papier überzogen ist, damit das Licht nicht auch von unten wirken kann. Dies Alles muß im dunkeln Zimmer in Stand gesetzt werden, und dann erst gibt man das Ganze der Einwirkung des Lichts preis. Unter den günstigsten Umständen dauert die Uebertragung des Bildes $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunde, unter ungünstigeren 2—3 Stunden. Nach dem Obigen erhält man aber auf diese Art ein negatives Bild, mit dem man dann auf folgende Weise verfährt. Um die weitere Einwirkung des Lichts aufzuheben, bedeckt man die erhaltene Zeichnung mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron in 8 Theilen destillirten Wassers. Diesem Gemisch setzt man ein wenig salpetersaures Silber zu und filtrirt das Ganze. Nach einer Minute kann man die Zeichnung bereits im Licht betrachten, ohne sie jedoch aus der Flüssigkeit herauszunehmen. Hatte die Lichteinwirkung hinreichend lange Zeit Statt gefunden, so bemerkt man, wie sich Schatten und Lichter nach und nach entwickeln und die Zeichnung allmählig schärfer hervortritt. Zu lange darf man aber das Bild nicht im Bade liegen lassen, da es sonst wieder schwächer wird. Darauf wird dasselbe mit Wasser abgewaschen und zuletzt etwa eine Viertelstunde lang damit bedeckt, um das unterschweflige Natron zu beseitigen. Treten die Schatten nicht ordentlich hervor, so kann man dadurch eine bessere Wirkung erzielen, daß man eine bis zum Sieden erhitzte Auflösung von Goldflorür darauf gießt. Das Verfahren aber, ein Lichtbild auf Papier zu erhalten, ist im Wesentlichen dasselbe wie das eben beschriebene. Das Papier zu negativen Bildern, feines Briefpapier, wird mit Jodsilber getränkt, wozu man eine Auflösung von Jodkalium und Natrium anwendet; damit sich aber das Papier leichter mit dieser Substanz durchziehe, legt man es auf eine Lage von feuchtem Fließpapier, und damit die Oberfläche glatt und eben werde, preßt man es zwischen zwei Glasscheiben. Das Ganze bringt man dann in die Camera obscura, denn das durchsichtige Glas hemmt die Einwirkung des Lichts nicht. Nach 30—50 Sekunden ist das Jodsilber an den Stellen, die der Einwirkung des Lichts ausgesetzt gewesen sind, hinreichend zersetzt. Eine Zeichnung bemerkt man aber erst dann, wenn man das Papier in eine Auflösung von Gallussäure taucht, welche mit dem zersetzten Jodsilber eine Verbindung von dunkelschwarzer Farbe eingeht. Das unzersetzte Jodsilber aber wird durch unterschwefligsaures Natron aufgelöst und so die weitere Einwirkung des Lichts auf die erhaltene Zeichnung aufgehoben. Um nun ein positives Bild zu erzeugen, wendet man das negative um und legt es auf stärkeres, auf die angegebene Art mit Chlorsilber getränktes Papier. Dann setzt man das Bild der Einwirkung der Sonne oder des gewöhnlichen Tageslichts aus, jenem 15—25 Minuten, diesem $\frac{1}{2}$—4 Stunden. Fixirt wird das erhaltene Bild ganz wie oben. Je nachdem man es längere oder kürzere Zeit in dem Bade läßt, kann man der Zeichnung eine Farbe mittheilen, welche die ganze Stufenfolge zwischen braun, dunkelviolet und tief schwarz durchläuft. Von dem negativen Bilde kann man aber unzählige Kopien abnehmen, ohne daß es beim Anfertigen derselben durch das Aussetzen gegen das Sonnenlicht verändert oder zerstört würde. Sollte dies aber auch geschehen, so kann man es leicht wieder in seiner frühern Schärfe herstellen, wenn man es bei Kerzenlicht, mit salpetersaurem Silberoxyd und Gallussäure bestreicht und erwärmt, wobei es merkwürdig ist, daß auf dem Bilde oft neue Details zum Vorschein kommen, welche vorher, wegen zu baldiger Hemmung beim Hervorrufen, nicht hervortreten konnten und also in unsichtbarem Zustande im Papier vorhanden waren, ohne durch das Aussetzen gegen das Sonnenlicht beim Kopiren zerstört zu werden. Uebrigens ist das angegebene Verfahren nicht das einzige, um Lichtbilder auf Papier zu erzeugen, da es bekanntlich noch eine Menge anderer Substanzen gibt, welche durch das Licht verändert werden. Hunt machte das Papier durch doppeltchromsaures Kali und Kaliumeisencyanür empfindlich. Dieses dunkelbraune Papier, das jedoch für die Camera obscura zu unempfindlich ist, liefert von Stichen ein schwach negatives Bild. Taucht man dieses in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul, schlägt sich an den dunkeln Stellen in reichlicher Menge berlinerblau nieder, wodurch man ein blaues Bild erhält. Nimmt man dazu eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd, so erhält man ein sehr kräftiges blaues Bild, dessen Lichter anfangs gelb sind. Aehnliche Bilder erhält man auch auf einem Papier, das mit einer Auflösung des rothen Blutlaugensalzes durchzogen und später mit einer salpetersauren Silberoxydlösung überstrichen ist. Auf

zubilden. Der Ruhm, auch diesen Uebelstand entfernt zu haben, gebührt vorzugsweise den Deutschen. Man erkannte bald, daß die Camera obscura nicht mehr in ihrer hergebrachten, einfachen Einrichtung beibehalten werden könne. Bisher benutzte man eine Linse von 3 Zoll Oeffnung und 16—18 Zoll Brennweite; sie mußte, um die seitlichen, durch die Linse nicht zur Vereinigung zu bringenden und daher die Deutlichkeit des Bildes störenden Strahlen abzuhalten, mittelst einer in bestimmter Entfernung vorgesteckten Blendung bis auf 1 Zoll Oeffnung bedeckt werden. Dadurch wurde die Masse und Kraft des im Focus operirenden Lichtes nothwendig sehr beschränkt. Man bemühete sich daher zunächst, durch eine Veränderung in der Konstruktion der Linse die Blendung unnöthig zu machen; Technik und Theorie gingen dabei Hand in Hand. Endlich gelang es den Untersuchungen Petzvals, Professors der höhern Mathematik an der wiener Universität, ein dem Zweck der P. entsprechendes Objektiv zu erhalten, wodurch die frühere Zeit, welche zur Aufnahme eines Bildes nöthig war, auf ein Drittel reducirt wurde. Da aber 8—9 Minuten für Kopirung lebender Wesen immer noch eine zu lange Zeit waren, indem eine fast absolute Ruhe Haupterforderniß für die Herstellung eines guten Bildes ist, so mußte jetzt auf Mittel gesonnen werden, die Empfindlichkeit der Jodschicht auf der Silberplatte in dem Grade zu steigern, daß eine Exposition der Platte von wenigen Sekunden genügte. Brom und Chlor ergaben sich bald als die wirksamsten beschleunigenden Substanzen. Die Art der Anwendung dieser Stoffe wurde von den einzelnen Künstlern vielfach modificirt und eine große Anzahl von Mischungen angegeben. Die Herstellung der Bilder hatte jetzt zwar den erwünschten Grad von Schnelligkeit, Präcision und Sicherheit erhalten; weniger aber war noch für ihre Erhaltung geschehen. Glänzend wurde diese Aufgabe durch die Erfindung Fizeau's gelöst, indem dieser mit Glück die Vergoldung anwendete. Hierdurch gewannen die Bilder nicht nur an Festigkeit, sondern traten auch viel bestimmter und mit einer wohlthuenden Färbung hervor.

Das praktische Verfahren bei der P. ist nun der Hauptsache nach folgendes. Die gute Versilberung einer Platte erkennt man an der Weiße und Lebhaftigkeit des Glanzes und an der Abwesenheit aller Kritzeln und Pünktchen, zu welchem Behufe man die Platte anhaucht, wodurch die etwa vorhandenen Verletzungen und Unregelmäßigkeiten deutlicher hervortreten. Hat man sich von der Brauchbarkeit einer Platte versichert, so müssen zuvörderst die groben Polirstreifen entfernt werden, eine Operation, zu welcher man sich eines Filzklötzchens bedient, das aus einem pyramidalischen Holz und einem auf der Grundfläche der Pyramide aufgeklebten, ausgekochten, sandfreien Filzstück besteht. Nachdem man dasselbe stark mit Wasser getränkt und Tripel auf die Platte gestreut hat, schleift man unter einigem Drucke in kreisförmiger Bewegung, bis alle Streifen u. Unebenheiten entfernt sind, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man die Platte mit Baumwolle abgewischt hat. Die letzte Politur gibt man, indem man mit einem, dem Filzklötzchen ähnlichen Sammetklötzchen, welches mit pariser Roth (Kolkothar) imprägnirt ist, erst in kreisförmiger und dann in einer Richtung putzt, die senkrecht zu der aufrechten Stellung des Gegenstandes ist. Ein Haupterforderniß ist aber eine gleichmäßige Vertheilung des Jods auf der Platte. Man erreicht dieselbe am besten auf folgende Weise. Nachdem man die Platte in einen passenden Rahmen gelegt hat, bringt man sie in den Jodkasten, entweder über ein Kissen, welches Jod absorbirt hat, oder über trockenes, grob gepulvertes Jod. Der Jodkasten ist von Holz, hat ³/₄ Zoll Höhe, ist an den Seiten mit Glas ausgelegt u. enthält das Jodkissen, welches man folgendermaßen herstellt. Man nimmt eine viereckige Glasscheibe, verzeichnet die Umrisse derselben auf einen starken Papierbogen, schneidet ein Stück Barchent von der Größe der Glasscheibe, legt dasselbe, die rauhe Seite nach oben, auf das auf dem Papier verzeichnete Viereck und bestreut es recht gleichmäßig mit trockenem, grobkörnigem Jod. Hierauf bringt man die Glasscheibe wieder darüber und klebt die Ränder des Papiers über dem Glase zusammen. Dieses Kissen legt man, die Glasscheibe nach unten gekehrt, in den flachen Kasten. Das Jod durchdringt bald Barchent und Papier, und man erhält so eine Fläche, aus welcher dasselbe gleichmäßig verdunstet und eine darüber befindliche Platte egal überzieht. Eine zweckmäßig jodirte Platte muß eine goldgelbe Farbe haben, die sich im Silberspiegel reflektirt, wenn man die Platte gegen ein vom hellen Tageslichte beschienenes weißes Papier, oder besser gegen eine auf der Rückseite mit weißer Farbe bestrichene Glastafel hält. Um schneller zu operiren, kann man auch grobkörniges Jod auf dem Kissen ausbreiten und darüber jodiren, wobei die Platte nur öfters umzuwenden ist. Hat die Platte die erwähnte goldgelbe Färbung in einem recht gleichmäßigen Ueberzuge, so setzt man sie den Dämpfen beschleunigender Substanzen aus. Die wirksamsten Stoffe in Betreff der Beschleunigung des Lichteindrucks sind Chlor und Brom. Seit ihrer ersten Anwendung sind unzählige Kompositionen versucht worden. Fizeau u. nach ihm viele Andere bedienen sich des Bromwassers, einer Sättigung von Brom und Wasser, im Verhältniß von 1 : 34, in reinem Wasser etwa 30fach verdünnt. Man gießt die Flüssigkeit in eine Porzellanschale und setzt die Platte 30—60 Sekunden den sich aus der Flüssigkeit entwickelnden Dämpfen aus. Andere empfehlen Jodchlorür, Jodchlorid u. Chlorjod, noch Andere Bromjodür, Jodbromür, Bromkalk, Chlorschwefel, Bromoform u. chlorige Säure. Eine gute Komposition besteht aus: 1 Unze Jodchlorür, 1 Unze Bromwasser (1 Brom, 34 Wasser), ³/₄ Unze Jodtinktur (Jod in Alkohol aufgelöst), 10 Unzen destillirtes Wasser. Die nach dieser Mischung erhaltenen Bilder zeichnen sich durch große Tiefe in den Schatten und sanfte Uebergänge in den hintern Partien aus; die Lichtwirkung ist bei hellem Lichte in 30—45 Sekunden vollständig, bei trüberem in 1¹/₄ Minuten. Die Bilder erscheinen stets gut nivellirt, d. h. man hat nicht das Verbrennen heller Partien zu befürchten, während die dunkleren noch nicht zur Erscheinung gekommen sind. Beim Gebrauche gießt man so viel in eine flache Por=

zellanschale, daß die in ihr gleichmäßig vertheilte Flüssigkeit ungefähr 6 Linien unter dem Rande bleibt, und verschließt jene sorgfältig durch eine darauf geschliffene dicke Glastafel. Sobald die Platte vom Jodkasten kommt, bringt man sie unverzüglich über die geöffnete Schale und läßt sie, unter zweimaligem schnellen Umwenden, so lange darüber, bis sie eine dunkelrosa Färbung angenommen hat, was man erkennt, indem man, wie beim Jodiren, eine weiße Fläche sich in der Platte reflektiren läßt. Sodann bringt man die Platte in einen Rahmen, der mittelst eines Schiebers geschlossen werden kann und die Platte vor Einwirkung des Lichts schützt. Die ganze Operation ist in 30—36 Sekunden abgemacht; ein etwaiger kleiner Lichteinfluß auf die Platte, die jetzt sehr empfindlich ist, läßt sich durch eine kurze Nachwirkung der Dämpfe wieder aufheben; doch ist Vorsicht u. Schnelligkeit beim Besehen sehr anzurathen. Haben die Dämpfe zu lange gewirkt, so bildet sich nachher im Quecksilberkasten ein sogenannter Bromschleier, welcher das Bild überdeckt; bei zu kurzer Wirkung dagegen ist die Jodschicht nicht durchdrungen, und es treten nur die hellsten Partien auf dem Bilde hervor, während sich auf den dunkleren das Quecksilber in kleinen Kügelchen abgesetzt hat.

Um gute Bilder zu erhalten, ist helles Tageslicht erforderlich; es eignen sich also die Stunden von 9 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags an solchen Tagen am besten dazu, wo der Himmel nicht gar zu bewölkt und die Luft nicht zu bewegt ist. Die Einrichtung der Camera obscura ist verschieden; nach der Konstruktion von Voigtländer in Wien besteht sie aus einem cylindrischen, weiten Messingrohr, nach der ältern Einrichtung aus einem viereckigen Kasten aus Holz von mannichfacher Größe und Ausführung im Einzelnen. Die Mechaniker Chevalier, Buron und Deportes in Paris haben praktische Modifikationen der Camera obscura geliefert, besonders aber zeichnet sich Lerebours durch seine Leistungen aus. Alle Arten stimmen darin überein, daß an der vordern Seite des Instruments das Objektiv eingesetzt, an der Hinterfläche die Platte in ihren Rahmen eingestellt wird. Um zu sehen, ob die Platte, welche das Bild aufnehmen soll, im Fokus stehe, bedient man sich eines Rahmens mit einer mattgeschliffenen Glastafel, welche durch zwei Bleistiftlinien gerade in ihrem Mittel- oder Schwerpunkte durchkreuzt wird. Auf derselben zeigt sich dann, wenn die Camera obscura aufgestellt ist, das Bild deutlich, und mittelst der Kreuzlinien kann es gehörig auf die Mitte der Platte gebracht werden. Dann wartet man den Zeitpunkt ab, in welchem sich die Person oder überhaupt der abzubildende Gegenstand in ruhiger Lage befindet und ein gutes Licht vorhanden ist, alsdann zieht man den vor der Platte befindlichen Schieber schnell auf u. läßt nun, die Sekundenuhr in der Hand, oder indem man auf die Schläge eines Pendels achtet, das Licht so lange eindringen, als man zur vollständigen Einwirkung auf die Platte für nöthig erachtet. Dann schiebt man den Schieber schnell wieder herunter und trägt ohne langen Verzug den Rahmen mit der Platte zum Quecksilberkasten, um das bis jetzt noch unsichtbare Bild zur Erscheinung zu bringen. Das **Quecksilbern** geht nämlich in einem Kasten vor sich, in welchem das Bild über einer, mit etwa 1/3 Pfund Quecksilber gefüllten Schale aus Eisenblech zu liegen kommt. Unter die Quecksilberschale bringt man eine Spirituslampe und läßt diese wirken, bis das Quecksilber eine Temperatur von 70° R. erhält, was ein angebrachtes Thermometer anzeigt. Hat man 70° erreicht, so zieht man die Spirituslampe unter dem Kessel vor, und das Thermometer steigt dann noch bis 75°. Durch ein kleines Glasfensterchen am Quecksilberkasten beobachtet man mit Hülfe eines Wachslichtes das allmählige Hervortreten des Bildes auf der Platte; entwickelt sich dasselbe nur matt und langsam, so erhöht man die Temperatur des Quecksilbers, sobald sie bis auf 50° herabgesunken ist, noch ein- oder zweimal, indem man zugleich die Platte einmal umwendet. Ist auch dann noch keine Zeichnung auf der Platte sichtbar, so ist bei dem Typiren irgend ein Versehen vorgefallen und wenig Hoffnung zu einem guten Bilde vorhanden. Ueberhaupt treten nach dem Quecksilbern etwaige Fehler der Platte stark hervor. Bis zum Abwaschen muß das Bild vor der Wirkung des hellen Tageslichtes geschützt werden. Die zweckmäßigste Methode des Abwaschens ist folgende: Man übergießt die Platte zuvörderst mit Alkohol, legt sie auf den Boden eines beliebigen flachen Porzellangefäßes, gießt aus einer kleinen Höhe reines Brunnenwasser darüber und schüttelt das Gefäß, oder bewegt die Platte mittelst eines kleinen Häkchens auf und nieder damit die etwa angesetzten Stäubchen von der Platte abgenommen werden. Hierauf bringt man die Platte in eine andere Porzellanschale mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron in destillirtem Wasser und schüttelt sogleich kräftig, damit die Oberfläche gleichmäßig von der Salzauflösung bedeckt werde. Man fährt damit so lange fort, bis sich die Jodschicht vollkommen im Natron gelöst hat und die Platte an den dunkeln Stellen in ihrem reinen Silberglanze erscheint. Ist dieses erfolgt und will man das Bild nicht vergolden, so nimmt man die Platte auf die flache Hand und gießt mehrmals destillirtes Wasser darüber, um die Salzlösung mit dem gelösten Jod zu entfernen, und bringt sie dann mittelst einer kleinen Schraubenzwinge in schräger Lage über eine Spirituslampe, indem man zugleich durch Daraufblasen das Abtrocknen noch beschleunigt. Die Vergoldung ist unerläßlich, wenn das Bild Kraft und Deutlichkeit erhalten soll; ein unvergoldetes Bild erscheint, gegen ein vergoldetes gehalten, wie ein Schatten. Man bringt die Platte aus der Natronlösung, ohne sie abzuspülen oder abzutrocknen, sogleich auf ein Fixirgestell, gießt Goldlösung darauf, daß dadurch die Platte 1/2 Linie hoch gleichmäßig bedeckt wird, und fährt dann mit einer Spiritusflamme unter der Platte umher. Die Goldlösung bereitet man folgendermaßen: Man löst 16 Gran krystallisirtes gelbes Chlorgold in 16 Unzen destillirtem Wasser, dem man 1—2 Tropfen Ammoniakflüssigkeit unter Umrühren zusetzt. Hierauf macht man eine Auflösung aus 50 Gran unterschwefligsaurem Natron und 16 Unzen destillirtem Wasser und gießt die vorher filtrirte Goldsolution tropfenweise unter bestän-

digem Umrühren mit einem Glasstabe in die Salzlösung. Die auf diese Weise gewonnene Goldlösung hat anfangs einen Strich ins Gelbe, wird aber bald klar und wasserhell und gibt den Bildern einen Lustre von angenehmer Wirkung. Sobald sie erwärmt wird, schlägt sich Gold aus ihr auf die Platte nieder; anfänglich wird das Bild etwas dunkler, bald aber nehmen die hellen Stellen immer mehr an Weiße und die dunklen an Tiefe zu und die Mitteltinten treten mehr hervor, überhaupt wird die ganze Zeichnung deutlicher u. bestimmter. Während des Erhitzens muß man hin und wieder leise auf die Platte blasen, um die Flüssigkeit in Bewegung zu setzen und so den Stellen frische Lösung zuzuführen, auf denen sich das Gold schon abgeschieden hat; denn das Natron, vorwaltend, würde bald Flecken an hellen Stellen verursachen. Uebrigens darf die Erhitzung nie so stark werden, daß sich in der Flüssigkeit größere Blasen bilden. Fertig ist das Bild, wenn die hellen Stellen, insbesondere der Hintergrund, recht klar hervorgetreten sind. Die Goldlösung wird nun abgegossen und das Bild mit destillirtem Wasser abgewaschen und getrocknet. Neben dieser einfachen Methode der Vergoldung ist eine zweite Art in Gebrauch, die galvanische Vergoldung, bei welcher die Goldlösung durch das Einwirken eines galvanischen Stromes zersetzt wird. Die Bilder bekommen hierdurch einen durchweg goldgelben Ton, den man ins Bräunliche steigern kann. Neuerlich haben Glénisson und Tereil statt des Chlorgoldes verdünntes Königswasser, ein Gemisch von Salzsäure und Salpetersäure, angewendet, um die störende Spiegelung der Lichtbilder auf Metallplatten verschwinden zu machen. Mit dieser Mischung wird die Platte behandelt, nachdem sie mit unterschwefligsaurem Natron gewaschen worden ist. Es wird hierdurch das Amalgam, welches die weißen Stellen des Bildes hervorbringt, in Chlorsilber und Chlorquecksilber verwandelt, welches letztere bekanntlich die Veränderung des Chlorsilbers durch das Licht verhindert. Die Feinheit, der Hauptvorzug dieser Bilder, wird durch diese Operation durchaus nicht beeinträchtigt; die Harmonie der Tinten bleibt ungestört und das Bild wird eben so gut fixirt, als mit Anwendung des Chlorgoldes. Auch auf Silberpapier hat man gelungene Lichtbilder übertragen. Die Operationen sind hier ganz dieselben wie bei den Platten; auch die Lichteinwirkung findet in derselben schnellen Weise Statt. Vergoldete Bilder können auch kolorirt werden, während bloß abgewaschene durch den leisesten Pinselstrich sich verwischen würden. Man bedient sich eines mit arabischem Gummi versetzten trockenen Farbenstaubes (der gewöhnlichen Pastellstifte auf Papier zerrieben), nimmt ein wenig davon in einen feinen Pinsel und tupft ihn auf die betreffende Stelle; die Farbe sitzt leicht darauf fest. Man bläst nun schwach darauf, um die überflüssige zu entfernen, und haucht auf das Bild; das Gummi löst sich und die Farbe gewinnt mehr Festigkeit an der Platte. Im Allgemeinen ist aber das Koloriren nicht anzurathen, da eine wahre Harmonie zwischen Farbe und Lichtzeichnung doch nie erreicht werden kann.

Erwähnenswerth sind die Versuche, welche angestellt worden sind, um mittelst des elektrischen Funkens Bilder auf Metallplatten zu erzeugen. Man erhielt binnen 40 Sekunden sehr gelungene Bilder, und zwar nicht bloß von leblosen Gegenständen, sondern auch Porträte, letztere in 1 Minute. Talbot gab mittelst des elektrischen Funkens auch solche Gegenstände wieder, welche sich mit großer Schnelligkeit bewegten. Er drehte vor der Camera obscura eine Scheibe, auf der sich ein mit Buchstaben bedrucktes Papier befand, und entlud dabei eine starke elektrische Batterie. Der Funke beleuchtete einen Moment lebhaft die Scheibe, und auf der Platte befanden sich die Buchstaben ohne Fehler abgebildet, wie wenn die Scheibe unbewegt geblieben wäre. Mit dem Versuche, das erhaltene Bild ins Unendliche zu vervielfältigen, beschäftigte man sich bereits in der ersten Zeit nach Erfindung der P. Donné beobachtete, daß Scheidewasser, mit 4 Theilen Wasser verdünnt, die schwarzen Stellen des Bildes angreife oder, mit andern Worten, das Silber der Platte auflöse, ohne das Quecksilber anzugreifen. Man hat nun nichts weiter zu thun, als den Rand der Platte mit dem gewöhnlichen Firniß der Graveurs zu überziehen und auf das Bild Scheidewasser zu gießen und dieses einige Minuten darauf einwirken zu lassen. Hat die Einwirkung hinreichende Zeit gedauert, so wäscht man die Platte ab und entfernt den Firniß am Rande. Die Platte kann darauf unmittelbar geschwärzt werden und zum Druck dienen. Doch ist das reine Silber ein zu weiches Metall, als daß man eine größere Zahl von Abdrücken von einer auf die angegebene Weise behandelten Platte machen könnte. Verres wendete daher Platten von reinem Silber an, welche eine tiefere Aetzung gestatteten. Auch erzeugte man Lichtbilder unmittelbar auf Kupferplatten; nur mußte hierbei der reflektirte, intensive Sonnenstrahl 4mal so lange einwirken, als bei Anwendung jodirter Silberplatten. Alle diese Versuche sind aber seit Erfindung der P. auf Papier fast ganz aufgegeben worden.

Die Unvollkommenheit der daguerre'schen Bilder, in denen namentlich die metallische Spiegelung störte, erzeugte nämlich den Wunsch, statt der Metallplatten Papier zur P. verwenden zu können. Nach mehrjähriger Bemühung gelang es dem Engländer Talbot (1839), ein sehr empfindliches Papier zu bereiten, welches er kalotypes nannte. Silbersalze schwärzen sich nämlich, der Einwirkung des Lichts ausgesetzt, sehr schnell in Folge chemischer Zersetzung. Wenn man also in dem Brennpunkte der Camera obscura ein mit der Auflösung eines Silbersalzes getränktes Papier aufstellt, so wird das durch das Objektiv entstehende Bild auf dem Papier sich wiedergeben, indem an den hell erleuchteten Theilen das empfindlich gewordene Papier sich schwärzt, während es an den dunkeln, weil hier keine Einwirkung des Lichts Statt findet, die weiße Farbe bleibt. Die erleuchteten Theile des Originals sind also auf dem Papier durch einen schwarzen, die dunkeln durch einen weißen Ton dargestellt. Ein solches Bild nennt man ein negatives. Wenn man nun dieses auf ein ande-

res, mit der Auflösung eines Silbersalzes getränktes Papier legt und das Ganze wieder der direkten Einwirkung des Sonnenlichts aussetzt, so geht das Licht durch die weißen Stellen der Zeichnung, während ihm der Weg durch die dunkeln verschlossen ist. Man erhält hier also eine Abbildung, in der Schatten u. Lichter ihren rechten Platz, wie im Original, einnehmen. Ein solches Bild heißt ein positives. Kupferstiche und Lithographien kann man ohne Anwendung optischer Instrumente auf das Papier übertragen. Um letzteres empfindlich zu machen, sind zwei Flüssigkeiten erforderlich. Die eine besteht in einer Auflösung von Kochsalz in kaltem destillirten Wasser, worin das Kochsalz auflöslicher ist, als in heißem. Drei Gewichtstheile derselben werden mit 10 Theilen destillirten Wassers verdünnt. Die andere bereitet man aus einem Theil salpetersaurem Silberoxyd und 5 Theilen destillirten Wassers. Beide Flüssigkeiten müssen vollkommen klar seyn, die Präparation des Papiers aber im dunkeln Zimmer bei Lampenschein vorgenommen werden. Zuerst wird die eine Oberfläche desselben mit der Kochsalzlösung getränkt, wozu 3 Minuten Zeit erforderlich sind. Nach dem Trocknen bringt man es eben so lange Zeit auf die Oberfläche der Silberlösung, welche man aber nicht mit Fließpapier beseitigen, sondern sorgfältig abtropfen lassen muß, damit keine Flecken entstehen. Das Original macht man mit Oel transparent und legt es mit der bedruckten Seite auf das präparirte Papier. Darauf bringt man beide zwischen zwei Glasscheiben, von denen die untere mit schwarzem Papier überzogen ist, damit das Licht nicht auch von unten wirken kann. Dies Alles muß im dunkeln Zimmer in Stand gesetzt werden, und dann erst gibt man das Ganze der Einwirkung des Lichts preis. Unter den günstigsten Umständen dauert die Uebertragung des Bildes $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunde, unter ungünstigeren 2—3 Stunden. Nach dem Obigen erhält man aber auf diese Art ein negatives Bild, mit dem man dann auf folgende Weise verfährt. Um die weitere Einwirkung des Lichts aufzuheben, bedeckt man die erhaltene Zeichnung mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron in 8 Theilen destillirten Wassers. Diesem Gemisch setzt man ein wenig salpetersaures Silber zu und filtrirt das Ganze. Nach einer Minute kann man die Zeichnung bereits im Licht betrachten, ohne sie jedoch aus der Flüssigkeit herauszunehmen. Hatte die Lichteinwirkung hinreichend lange Zeit Statt gefunden, so bemerkt man, wie sich Schatten und Lichter nach und nach entwickeln und die Zeichnung allmählig schärfer hervortritt. Zu lange darf man aber das Bild nicht im Bade liegen lassen, da es sonst wieder schwächer wird. Darauf wird dasselbe mit Wasser abgewaschen und zuletzt etwa eine Viertelstunde lang damit bedeckt, um das unterschweflige Natron zu beseitigen. Treten die Schatten nicht ordentlich hervor, so kann man dadurch eine bessere Wirkung erzielen, daß man eine bis zum Sieden erhitzte Auflösung von Goldflorür darauf gießt. Das Verfahren aber, ein Lichtbild auf Papier zu erhalten, ist im Wesentlichen dasselbe wie das eben beschriebene. Das Papier zu negativen Bildern, feines Briefpapier, wird mit Jodsilber getränkt, wozu man eine Auflösung von Jodkalium und Natrium anwendet; damit sich aber das Papier leichter mit dieser Substanz durchziehe, legt man es auf eine Lage von feuchtem Fließpapier, und damit die Oberfläche glatt und eben werde, preßt man es zwischen zwei Glasscheiben. Das Ganze bringt man dann in die Camera obscura, denn das durchsichtige Glas hemmt die Einwirkung des Lichts nicht. Nach 30—50 Sekunden ist das Jodsilber an den Stellen, die der Einwirkung des Lichts ausgesetzt gewesen sind, hinreichend zersetzt. Eine Zeichnung bemerkt man aber erst dann, wenn man das Papier in eine Auflösung von Gallussäure taucht, welche mit dem zersetzten Jodsilber eine Verbindung von dunkelschwarzer Farbe eingeht. Das unzersetzte Jodsilber aber wird durch unterschwefligsaures Natron aufgelöst und so die weitere Einwirkung des Lichts auf die erhaltene Zeichnung aufgehoben. Um nun ein positives Bild zu erzeugen, wendet man das negative um und legt es auf stärkeres, auf die angegebene Art mit Chlorsilber getränktes Papier. Dann setzt man das Bild der Einwirkung der Sonne oder des gewöhnlichen Tageslichts aus, jenem 15—25 Minuten, diesem $\frac{1}{2}$—4 Stunden. Fixirt wird das erhaltene Bild ganz wie oben. Je nachdem man es längere oder kürzere Zeit in dem Bade läßt, kann man der Zeichnung eine Farbe mittheilen, welche die ganze Stufenfolge zwischen braun, dunkelviolet und tief schwarz durchläuft. Von dem negativen Bilde kann man aber unzählige Kopien abnehmen, ohne daß es beim Anfertigen derselben durch das Aussetzen gegen das Sonnenlicht verändert oder zerstört würde. Sollte dies aber auch geschehen, so kann man es leicht wieder in seiner frühern Schärfe herstellen, wenn man es bei Kerzenlicht, mit salpetersaurem Silberoxyd und Gallussäure bestreicht und erwärmt, wobei es merkwürdig ist, daß auf dem Bilde oft neue Details zum Vorschein kommen, welche vorher, wegen zu baldiger Hemmung beim Hervorrufen, nicht hervortreten konnten und also in unsichtbarem Zustande im Papier vorhanden waren, ohne durch das Aussetzen gegen das Sonnenlicht beim Kopiren zerstört zu werden. Uebrigens ist das angegebene Verfahren nicht das einzige, um Lichtbilder auf Papier zu erzeugen, da es bekanntlich noch eine Menge anderer Substanzen gibt, welche durch das Licht verändert werden. Hunt machte das Papier durch doppeltchromsaures Kali und Kaliumeisencyanür empfindlich. Dieses dunkelbraune Papier, das jedoch für die Camera obscura zu unempfindlich ist, liefert von Stichen ein schwach negatives Bild. Taucht man dieses in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul, schlägt sich an den dunkeln Stellen in reichlicher Menge berlinerblau nieder, wodurch man ein blaues Bild erhält. Nimmt man dazu eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd, so erhält man ein sehr kräftiges blaues Bild, dessen Lichter anfangs gelb sind. Aehnliche Bilder erhält man auch auf einem Papier, das mit einer Auflösung des rothen Blutlaugensalzes durchzogen und später mit einer salpetersauren Silberoxydlösung überstrichen ist. Auf

einem mit rothem chromsauren Kali getränkten Papier erscheint die Zeichnung gelb auf orangefarbigem Grunde, und zwar um so intensiver, je rascher man das Papier trocknet. Smith bestreicht das Papier erst mit salpetersaurer Silberoxydlösung (1 : 10), dann mit einer Jodkaliumlösung (1 : 50), wäscht es aus und trocknet es. Nachdem es dann nochmals mit einer Kelplösung (jodhaltigen Aschen der Meergewächse) bestrichen worden ist, wird es für die Lufteinwirkung empfindlicher. Noch ist das Bild erst schwach zu bemerken; behandelt man es aber mit Salzsäuredämpfen, so tritt es mit rother Farbe hervor, bei Anwendung von Ammoniakdampf aber mit blauer. Durch verschiedenartige Behandlung mit diesen beiden Stoffen kann man selbst Bilder von verschiedenen Farben erzeugen, weshalb Smith sein Verfahren Iritypie nannte. Löcherer in München retouchirt das Lichtbild auf gewöhnliche Weise mit Farben und Pinsel zu einem vollkommenen Aquarell und verwendet es dann, um aufs Neue ein negatives Bild zu erhalten, auf dem nun auch die Verbesserungen sichtbar sind. Von diesem erhält man dann makellose Kopien, die allen Anforderungen an Reinheit und Genauigkeit vollkommen entsprechen. Versuche, auf dem Papier ebenso wie auf Metallplatten direkt positive Bilder zu erzeugen, sind bereits in großer Zahl gemacht worden, haben aber doch kein befriedigendes Resultat ergeben. Es fehlen diesen Bildern die hohen Lichter; sie gleichen Zeichnungen von Grau in Grau oder von Halbdunkel in Dunkel. Zur Aufnahme von Porträten eignet sich am besten Mayers Methode. Dieser legt das Papier zuerst in eine verdünnte Jodkaliumlösung $^1/_2$ — $^3/_4$ Minute, dann nach dem Abtrocknen eine Minute lang in salpetersaure Silberoxydlösung, welcher Essigsäure zugesetzt ist. Nach der Exposition wird das Bild, wie gewöhnlich, durch Gallussäure hervorgerufen. Noch feucht wird es darauf ins Licht gelegt, jedoch nicht in die Sonne, wobei es aber stets mit Gallussäure feucht zu erhalten ist. Es fängt sofort an zu verschwinden, dann aber wird es nach und nach positiv. Haben die lichten Stellen einen schönen, matten Silberton angenommen, so trocknet man das Bild vollkommen zwischen Fließpapier. Ist es vollkommen trocken, so kann man es dem Tageslichte aussetzen, ohne ein Erlöschen befürchten zu müssen. Diese Lichtbilder auf Papier sind neuerlich sehr vervollkommnet worden; da sie aber wegen der rauhen Oberfläche des Papiers hinsichtlich der Zartheit in der Zeichnung, der feinen Abstufung der Töne und der Schärfe den auf glatten Metallplatten gemachten stets nachstehen, so haben sie diese nicht verdrängen können, und beide Zweige der Kunst gehen ungehindert neben einander und ergänzen sich gegenseitig. Die P. auf Glas, eine Erfindung Niépce's de Saint-Victor, eines Neffen des ersten Erfinders Daguerre, ist nur eine Abänderung der auf Papier. Man wendet dabei zu Erzeugung des negativen Bildes einen Ueberzug von Eiweiß, Kleister und thierischem Leim oder Kollodium an, welcher nach dem Trocknen eine gleichförmige, vollkommen glatte Oberfläche bildet, die vorzüglich geeignet ist, der Zeichnung scharfe und genaue Umrisse zu geben. Auch kann man Papier mit diesem Ueberzuge versehen. Die weiteren Operationen sind den beschriebenen ganz gleich. Die Uebertragung des negativen Bildes geschieht aber nicht auf Glas, sondern auf Papier. Diese Methode, welche ausgezeichnet scharfe und feine Zeichnungen liefert, ist gegenwärtig in steter Vervollkommnung begriffen.

Photokampsis (griech.), Beugung der Lichtstrahlen, Strahlenbrechung.

Photometeore, Meteore, bei denen das Licht das Wesentliche ihrer Erscheinung ist.

Photometrie, die Lehre von der Messung der Stärke des Lichts, ward zuerst von Bouguer, vollständiger aber von Lambert in seiner „Photometria" (Augsb. 1760) nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet. Zur Abmessung der Intensitäten des Lichts leuchtender Körper dient das Photometer, und zwar ist das sogenannte rumfordsche, das aber eigentlich schon Lambert angegeben hatte, das einfachste Instrument dieser Art. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus einer vertikal stehenden weißen, mit Papier überzogenen Fläche, vor welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein etwa $^1/_2$ Zoll dicker, cylindrischer Stab oder sonstiger schmaler Körper steht. Will man nun den Glanz zweier Lichter, z. B. das einer Lampe mit dem einer Wachskerze, mit einander vergleichen, so stellt man sie so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten auf die weiße Fläche wirft, von denen jeder nur von dem einen Lichte beleuchtet wird, und entfernt dann die eine oder die andere Lichtquelle so weit vom Stabe, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. In diesem Falle verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate der Abstände der leuchtenden Körper von der Fläche. Bouguer und Ritchie bestimmten die Lichtfläche zweier leuchtenden Körper durch die Stärke der Beleuchtung, die dadurch einer weißen Fläche zu Theil wird. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper (z. B. Hornscheiben), die das zu prüfende Licht nicht mehr durchlassen, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Saussure und Landriani nach seinen chemischen Wirkungen. Leslie's Photometer ist eigentlich ein Differentialthermometer, das Ritchie verbesserte. Den Namen Photometer führt auch eine von Köhler erfundene Vorrichtung am Objektiv mancher Fernröhre, wodurch deren Oeffnung in bestimmten Verhältnissen erweitert und verengt, folglich die Lichtstärke des Rohres vermehrt oder vermindert werden kann, so daß man bei Beobachtungen unter Voraussetzung gleicher Größe der Firsterne auf deren verhältnißmäßige Entfernung von der Erde schließen kann. Vgl. Kamsdorf, Grundlehren der P., Erlangen 1803; Littrow, Dioptrik, Wien 1830.

Photophobie (Lichtscheu), der Zustand des Auges, in dem dasselbe gegen das einfallende Licht empfindlich ist, vom einfachen Geblendetwerden bis zur krampfhaften Verschließung desselben, die weder der untersuchende Arzt, noch der Wille des Kranken selbst zu überwinden im Stande ist. Sie ist meist Symptom anderer Augenkrankheiten, vorzüglich der skrophulösen, syphilitischen und rheumatischen Augenentzün-

bungen. Im erstern Falle ist sie des Morgens am heftigsten und läßt gegen Abend nach; in den beiden letztern verhält es sich umgekehrt. Ebenso begleitet sie oft beginnenden grauen und schwarzen Staar. Außerdem findet sie sich bei verschiedenen anderen Krankheiten, bei Kongestionszustand des Kopfes, bei Typhus und verschiedenen Nervenleiden. Sie scheint durch Reflexbewegung hervorgebracht zu werden. Ihre Behandlung ist nach dem Grundleiden verschieden; örtlich wendet man mit Erfolg narkotische Mittel an, zumal wenn die Lichtscheu als primäre Krankheit erscheint; besondere Dienste leistet hier das Extractum conii maculati. Der Kranke gewöhne sich an die Einwirkung des Lichts, um die erhöhte Empfindlichkeit des Auges zu vermindern.

Photopsie (Visio scintillarum, Licht- und Funkensehen), subjektive Erscheinungen von hellen Punkten, Kreisen, Kugeln 2c. vor dem Auge. Die Krankheit ist Folge eines gereizten Zustandes der Augennerven, oft auch von Kongestionen, auch durch einen Schlag, der das Auge trifft, hervorgerufen. Vgl. Augentäuschungen.

Phraates, Name mehrer parthischen Könige, s. Parthien.

Phrantzes, Georgios, byzantinischer Schriftsteller, 1401 geboren und mit der kaiserlichen Familie verwandt, stieg vom Kämmerling bis zum Protologothetes empor. Bei der Eroberung Konstantinopels 1453 von den Türken gefangen, ward er in Sparta in Freiheit gesetzt und trat in die Dienste des Prinzen Thomas, des Bruders des verstorbenen Kaisers Konstantin, der ihn zu mehren Gesandtschaften gebrauchte. Er ging darauf nach Italien und Corcyra, wo er Mönch wurde. Er schrieb eine Chronik von Byzanz unter den Paläologen, von 1259—1477 (herausg. Ingolstadt 1604, Vened. 1733 von Alter, Wien 1796).

Phraortes, König von Medien, folgte seinem Vater Dejoces 656 v. Chr., regierte bis 635 v. Chr., unterwarf die Perser und andere asiatische Völkerschaften dem medischen Scepter, unterlag aber den Assyrern. Vgl. Medien.

Phrase (v. Gr.), eigentlich ein Satz, ein dargestellter Gedanke, dann überhaupt eine Redensart, sowohl eine irgend einer Sprache eigenthümliche Wortverbindung, als, und das besonders, ein leerer, nichtssagender Ausdruck; daher Phrasenmacher, ein Mensch, der hohle Gedanken in schöne Worte zu fassen versteht.

Phraseologie (v. Gr.), Lehre von den einer Sprache eigenthümlichen Redensarten; dann Sammlung solcher Redensarten. Dergleichen Sammlungen hat man schon in frühern Zeiten, namentlich von der griechischen und lateinischen Sprache, als man diese in den Schulen zu lehren anfing, unter dem Titel „Phraseologia graeca“ oder „Phraseologia latina“ veranstaltet.

Phratrien (v. Gr.), Brüderschaften, bei den alten Griechen Bezeichnung des engern Kreises der Geschlechtsgenossenschaft gegenüber der Stammesgenossenschaft. In Athen, Korinth, Aegina, Theben, Thessalien und andern griechischen Staaten, wo das politische Leben sich aus dem Familienleben entwickelte, so daß es die Formen des letzteren annahm, erhielten die geschlechtlichen Genossenschaften frühzeitig politische Bedeutung und wurden nun den Phylen oder Stämmen untergeordnet, sowie die P. wiederum eine gewisse Zahl von einzelnen Geschlechtern als noch engern Verwandtschaftskreisen in sich schlossen. Wahrscheinlich waren die P. ursprünglich Theile der vier alten jonischen Phylen, deren jede drei befaßte, so daß es im Ganzen zwölf waren, und vertraten die Stelle der zwölf Stadtgemeinden, welche, früherhin über Attica zerstreut, durch Theseus um ein gemeinschaftliches Prytaneum zu Athen vereinigt wurden. Seit Clisthenes aber hatten sie nur noch als Vereinigungspunkte für die Ausübung gewisser gemeinschaftlichen Kultformen und als Prüfmittel der Reinheit der bürgerlichen Abkunft politische Bedeutung. Der Mittelpunkt einer Phratrie war das Phratrion, d. i. das Heiligthum, worin den gemeinsamen Gottheiten aller P., sowie den besonderen Gottheiten der einzelnen geopfert ward. Hier versammelten sich unter dem Vorsitz des Phratriarchos die Phratoren an bestimmten Tagen, namentlich am Feste der Apaturien, an welchem die Aufnahme der im abgelaufenen Jahre Geborenen in die Phratrie erfolgte. Diese Aufnahme galt als unerläßliche Bedingung der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte und als sicheres Merkmal ebenbürtiger Abstammung. Vgl. Buttmann, Ueber die P., in den historisch-philologischen Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften (1818—19).

Phreattys (gr.), Gerichtshof im alten Athen, vor welchem Diejenigen abgeurtheilt wurden, die wegen eines unvorsätzlichen Mordes die Flucht ergriffen und nachher einen vorsätzlichen begangen hatten. Dem Verbrecher war es nicht gestattet, das Land zu betreten, sondern er mußte sich in einem Kahne stehend verantworten. Fand man ihn schuldig, so ward er der Willkür der Wellen Preis gegeben; fand man ihn aber des vorsätzlichen Mordes unschuldig, so ward er zwar freigesprochen, aber des unvorsätzlich von ihm begangenen Mordes wegen mit 12monatlichem Exil bestraft.

Phren (gr.), eigentlich das Zwerchfell; dann Seele und Verstand.

Phrenesie (Phrenitis), tobsüchtiger Zustand mit heftigem Fieber, der seinen Grund meist in Entzündung des Hirnes und seiner Häute hat, oft aber auch konsensuell sich zu Entzündungen der Brustorgane, vorzüglich des Zwerchfelles gesellt. Der Kranke hat furibunde Delirien; bei Zwerchfellentzündung tritt oft sardonisches Lachen ein. Die Behandlung der Krankheit richtet sich nach der ursprünglichen Krankheit und ist meist entzündungswidrig, mit Aderlässen, kalten Aufschlägen auf den Kopf und den geeigneten innern Mitteln.

Phrenologie (v. Gr.), Gehirnlehre; die gallsche Schädellehre (s. d.); daher Phrenolog, der sich mit derselben beschäftigt.

Phrenopathie (v. Gr.), Geisteskrankheit.

Phricasmus (v. Gr.), das Starrwerden vor Frost; die Gänsehaut; Fieberschauder.

Phrixus, Sohn des Athamas, Königs von Böotien, und der Nephele, sollte auf Betrieb seiner Stiefmutter Ino, deren Liebesanträge er zurück-

gewiesen hatte, dem Zeus geopfert werden, weil einem Orakelspruch zufolge nur unter dieser Bedingung eine andauernde Unfruchtbarkeit des Landes aufhören sollte. Von den Bewohnern seines Landes dazu gezwungen, willigte Athamas in des Sohnes Opferung, und schon stand letzterer an dem Opferaltare, als ihn Nephele nebst ihrer Tochter Helle auf einem Widder mit goldenem Felle, welchen Hermes ihr gesandt hatte, durch die Lüfte und über die Meeresfläche entführte. Zwischen Sigeum und dem Chersones stürzte aber Helle ins Meer, welches davon den Namen Hellespontus erhielt. P. gelangte nach Colchis, wo des Helios und der Perseis Sohn Aeëtes herrschte. Dieser gab ihm seine Tochter Chalciope zur Gattin; P. aber brachte den rettenden Widder dem Zeus Phryxios als Opfer dar und schenkte dessen goldenes Vließ dem Aeëtes, welcher dasselbe in dem Haine des Ares an einer Eiche aufhängte. P. starb in hohem Alter eines natürlichen Todes, oder wurde von Aeëtes getödtet, oder kehrte zuletzt in seine Heimath, das minyeische Orchomenus, zurück. Vergl. E. **Gerhard**, Phrixos der Herold, Berlin 1842.

Phronesis (**Phronema**, griech.), Einsicht, Klugheit.

Phrontisterium (v. Gr.), eigentlich ein Ort, wo gedacht, geforscht, oder gegrübelt wird, nach Voß Grübelbude, Denkwirthschaft; später in ernsterem Sinne s. v. a. Studirzimmer, Hörsaal, Schule. **Phrontisten** nannten die Griechen auch ihre ersten spekulativen Philosophen.

Phrura (gr.), Gefängniß; Arrest; Posten, Schildwache; **Phrurarch**, s. v. a. Gefängnißinspektor oder auch wachthabender Offizier.

Phrygien, kleinasiatische Landschaft, welche zu verschiedenen Zeiten von verschiedenem Umfang war. Das einst weit ausgedehnte Gebiet der Phrygier war in der persischen Zeit auf die beiden Landschaften **Kleinphrygien** und **Großphrygien** beschränkt. Erstere reichte an der Küste des Hellespont vom Fluß Eius bis Sestus, umfaßte aber wahrscheinlich auch das alte Troas, in seiner politischen Abgrenzung als Provinz auch Kleinmysien, u. grenzte östlich an Bithynien u. Großphrygien, südlich an Lydien. Großphrygien aber bildete gewissermaßen das Herz Kleinasiens u. dehnte sich von Osten nach Westen etwa 40, von Norden nach Süden etwa 35 geographische Meilen aus. Es stellte sich als eine gegen Osten offene, auf den drei übrigen Seiten von hohen Gebirgen umschlossene Hochebene dar. Im Norden grenzte es an Bithynien u. Paphlagonien; der wichtigste Landestheil war hier das fruchtbare Sangariusthal, wo die alten Städte Pessinus, Dorylaum, Midäum, Ancyra und Gordium lagen. Im Osten waren Kappadocien und Lykaonien die Nachbarlandschaften, gegen die der Halys die Grenze bildete; hier war der nordwestlich von Iconium gelegene Landstrich mit dem Salzsee Tatta, eine dürre und rauhe, wasserlose Hochebene, die sich nur zur Schafzucht eignete. Von Iconium an bildete der von Osten nach Westen streichende Taurus die Südgrenze Großphrygiens gegen Cilicien und Pisidien; dieser südliche Theil der Landschaft, der vom Taurus, eine westnordwestlichen Ausläufer desselben u. von dem westlichen Quellengebirge des Mäander umschlossen war, hatte den Beinamen **Parorius** und bildete eine mit vielen volkreichen Städten, wie Antiochia, Peltä, Thymbrium, Tyriäum u. a., besetzte Hochebene. Im Westen zog sich vom Temeus ein zusammenhängender Gebirgszug unter dem Namen Tmolus und Messogis nach Süden zum Cadmus hinab, dem westlichen Ende des Taurus. Hier sind die Grenzen gegen Mysien, Lydien, Karien unbestimmt. Dies war die schönste u. bevölkertste Gegend P.s. An den Quellen des Mäander lag Celänä, ein alter Hauptort der Phrygier, weiter herab Apamea Cibotus, im Thal des Lycus, eines Seitenflusses des Mäander, aber Colossä, Laodicea und Hierapolis. Furchtbare Erdbeben suchten öfters diese Gegenden heim. Der schwarze, unterhöhlte Boden, unter dem der Lycus streckenweise verschwand, die heißen Quellen bei Hierapolis, das Plutonium, aus welchem erstickende Gase hervorströmten, und andere dergleichen Erscheinungen bezeugten die vulkanische Beschaffenheit dieses Landstrichs, welcher der Herd für die bis über das vordere Kleinasien sich erstreckenden Erschütterungen gewesen zu seyn scheint. Von Flüssen P.s sind noch der Rhyndacus, Hermus u. Marsyas zu nennen. P. war ein an Produkten jeglicher Art reiches Land. Der Goldreichthum wird durch die Midassage angedeutet; Goldsand führte der Pactolus mit sich. Besonders berühmt war ferner der phrygische Marmor, der besonders bei Synnada gebrochen ward. Die Blüthe des Weinbau's in P. ergibt sich schon aus dem einheimischen Dionysusdienst und andern Mythen. Als ausgezeichnet galt auch die phrygische Wolle; die Schafe von Laodicea übertrafen durch die Feinheit und glänzende Schwärze ihrer Wolle alle andern, und in dem unfruchtbaren westlichen Theile des Landes ward die Schafzucht in der großartigsten Weise betrieben.

Das räthselhafte Volk der **Phrygier** ist seit den ältesten Zeiten in Kleinasien ansässig gewesen u. stammt höchst wahrscheinlich aus dem armenischen Hochlande her. Vitruvs Angabe, daß die Phrygier die natürlichen Hügel aushöhlten, darin Gänge gruben u. die Räume zu Wohnungen erweiterten, erhält durch die Entdeckungen neuerer Reisenden Bestätigung. Ueber die ganze kleinasiatische Halbinsel sind solche Felsenwohnungen in auffallender Menge verbreitet. Ganze Felsberge sind ausgehöhlt und enthalten Tausende von größeren und kleineren Kammern in vielen Stockwerken über einander. Am merkwürdigsten ist aber die von Texier aufgefundene Felsenstadt bei Boghazkieui zwischen dem Halys und Iris. In dem Umfange dieser Stadt, der nur von dem Babylons und Ninive's übertroffen wird, finden sich von Menschenhand bearbeitete Felsen, cyklopische Mauern im größten Maßstab, unterirdische Gänge und die Grundmauern eines 219 Fuß langen und 140 Fuß breiten Tempels. In Zusammenhang damit stehen die etwa 3—4 Meilen nördlich davon gelegenen Trümmer bei Euyuk, die Hamilton auffand. Aehnliche Denkmäler finden sich im Thale von Doganlu und in dem des Rhyndacus bei dem heutigen Tauschanli. Wenn man auch mit Recht annimmt, daß das Volk der Phrygier in alter Zeit die Hauptbevöl=

kerung des größten Theils von Thracien, Macedonien und Illyrien gebildet habe, so erscheinen doch in der historischen Zeit nur noch spärliche Ueberreste von der einstigen Macht derselben. Zu der Schwächung ihrer politischen Bedeutung kam der Verlust nationaler Selbstständigkeit hinzu, und in Sprache und Religion faßte das semitische Element tiefe Wurzeln. Von allen Seiten bedrängt, behauptete sich das Volk nur in der Mitte Kleinasiens, bis es Crösus seinem Scepter unterwarf. Bei des Cyrus Eroberung finden wir Groß- und Kleinphrygien bereits unterschieden; in dem ersteren erscheint ein persischer Satrap, in Phrygien am Hellespont ein König. Hiermit beginnt erst die eigentlich geschichtliche Zeit des Volks, das nun bis zu Alexanders Zug unter persischer Oberherrschaft stand. Alexander übergab Großphrygien schon 333 dem Antigonus, dem es dann auch bei der Theilung der Provinzen sammt Lycien und Pamphylien verblieb, wie dem Leonnatus Kleinphrygien. Zu Anfang 321 übergab Perdiccas Großphrygien dem Eumenes; als aber dieser bald darauf seinen Feinden unterlag, erhielt bei der Theilung von Trisparadisus Antigonus seine Provinzen zurück, und Arrhidäus Kleinphrygien, das ihm aber schon 319 von Antigonus entrissen ward. Nach dessen Tode (301) fiel Kleinphrygien an Lysimachus, Großphrygien wahrscheinlich ganz an Seleucus, der nach der Besiegung des Lysimachus beide Phrygien dem syrischen Reiche einverleibte. Der gefährlichste Feind der Phrygier aber waren die Gallier, die, von Nicomedes herbeigerufen, 279 nach Kleinasien herüberkamen und sich nach langem Umherstreifen in der nach ihnen benannten Landschaft Galatia niederließen. Die altberühmten Städte Gordium, Ancyra, Pessinus wurden nun die Mittelpunkte gallischer Horden. Auch im Osten verlor P. viel von seiner alten Ausdehnung. Schon 240 scheint König Attalus I. von Pergamus Kleinphrygien in Besitz genommen zu haben, jedoch schränkten ihn die syrischen Könige bald wieder auf sein früheres Gebiet zwischen dem alaitischen und adramyttenischen Meerbusen ein. Sein Nachfolger Eumenes II. erhielt indeß nach der Niederlage des Antiochus III. bei Magnesia 191 den größten Theil des den Syriern angehörigen Kleinasiens und namentlich auch beide Phrygien. Nach dem Tode Attalus' III. ward auch P. dem römischen Weltreiche einverleibt. Die alten phrygischen Landschaften bestanden als P. u. Kleinmysien im Ganzen zwar fort, aber sie verloren ihre Bedeutung, denn die Eintheilung nach Jurisdiktionen ward ohne Berücksichtigung der alten Stamm- und Provinzialgrenzen gemacht. Bei der letzten, im 4. Jahrhundert bewerkstelligten Eintheilung endlich ward Phrygia Parorius zur Provinz Pisidien, ein Strich Landes am Mäander aber zu Karien geschlagen. Den Rest P.s theilte man in Phrygia salutaris, das den östlichen Theil mit der Hauptstadt Synnada umfaßte, und in Phrygia Pacatiana (auch Capatiana), das sich westlich von Bithynien nach Karien hinabzog.

Die Phrygier erscheinen als ein friedliches, gegen fremde Eindrücke fast widerstandloses Volk. Ein wunderlicher mystisch-phantastischer Grundzug geht durch ihr Wesen hindurch und unterscheidet sie unverkennbar von den Hellenen. Keine von den vielen phrygischen Sagen weiset auf ein ehemaliges kriegerisch-heroisches Zeitalter des Volks hin, sondern alle klingen mystisch und mährchenhaft. Daher kam seit der persischen Zeit das kraftlose Volk in nicht unverdiente Mißachtung; die phrygischen Namen Midas und Manes bezeichneten so viel als Sklaven. Für die Landeskultur dagegen war der friedliche Charakter des Volks desto ersprießlicher. Der Ackerbau erscheint als die Hauptbeschäftigung desselben. Gordius, der Gründer ihrer Dynastie, ward vom Pfluge weg auf den Thron berufen. Auch der Handel muß schon frühzeitig bei ihnen geblüht haben. Die Kunst des Stickens galt für eine phrygische Erfindung. Das schlagendste Zeugniß von ihrer Kultur aber geben ihre wohlgebauten Städte, deren schon Homer erwähnt. Was die **Religion** der Phrygier anlangt, so war deren Einwirkung auf die hellenischen Religionsbegriffe höchst bedeutend. Manche dunkele griechische Mythen sind offenbar phrygischen Ursprungs. Als eigentliche Landesgottheiten sind Cybele (Rhea, Agdistis) und Sabazius (Dionysus) anzusehen. An sie schloß sich der Orgienkultus mit wilder Musik und Tanz an, der durch Vermittelung der Thracier auch zu den Griechen kam. Als urphrygisch sind auch die Dämonen Olympus, Hyagnis, Lityerses u. Marsyas anzusehen. Aber schon frühzeitig vermischte sich mit der altphrygischen Religion der unreine Naturdienst der eingewanderten syrophönicischen Stämme. Der Atys (Attes) oder Adonis ist unstreitig eine semitische Gottheit, ward aber oft mit dem phrygischen Dionysus verwechselt, wie die Cybele die Züge der Astarte in sich aufnahm. Ursprünglich war der keusche Marsyas der treue Genosse der Cybele, dann aber gesellte sich Atys zu ihr, der nun die Orgien und das damit zusammenhängende Gallenwesen (s. **Galli**) einführte. Seitdem wurden auch die Dionysien durch den schmutzigen phönicischen Kult verunreinigt.

Phrygische Mütze, den Kopf umschließende, vorn überhängende Mütze, auf Kunstwerken, Vorbild der Jakobinermütze.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären des alten Griechenlands. Von Thespiä gebürtig und vom Hause aus so arm, daß sie sich anfangs durch Kapernsuchen ihren Unterhalt verdienen mußte, erwarb sie sich in Athen, wo sie ihre Reize feil bot, so enorme Reichthümer, daß sie sich im Ernste erbieten konnte, die Mauern von Theben wieder aufzubauen, wenn die Thebaner die Inschrift darauf setzen: „Alexander hat sie zerstört, die Hetäre P. wieder aufgebaut". Sie galt in ihrer Blüthezeit als die Repräsentantin der Göttin der Schönheit. Als sie von Euthias der Gottlosigkeit angeklagt ward, übernahm Hyperides ihre Vertheidigung und sprach mit allem Feuer des begünstigten Liebhabers für die Schöne. Gleichwohl neigte sich das Urtheil der Richter zu Ungunsten der Beklagten; da ergriff Hyperides seine Klientin bei der Hand, zerriß ihren Schleier und enthüllte ihren Busen. Dieser Kunstgriff glückte; die ernsten Richter vergaßen bei dem Anblick der jugendlichen Reize das Gesetz der Unbestechlich-

keit und wagten es nicht, die Priesterin der mächtigen Aphrodite zu verurtheilen. Als P. einst an dem Feste des Poseidon im Angesichte des ganzen Volkes ihre Kleider am Ufer des Meeres ablegte und mit aufgelösten Haaren in die Fluthen hinabstieg, diente sie dem Apelles als Modell für seine Aphrodite Anadyomene und dem Praxiteles für seine cnidische Aphrodite. Der gewöhnliche Preis, um welchen sie ihre Reize verkaufte, war 100 Drachmen. In einem Tempel zu Thespiä stand neben einer von Praxiteles gearbeiteten Aphrodite auch der P. aus derselben Hand hervorgegangene Statue. Eine andere Statue aus Gold war ihr zu Delphi gesetzt, und zwar zwischen denen des spartanischen Königs Archidamus und des macedonischen Philipp, des Vaters Alexanders des Großen. Uebrigens wollte man durch solche Auszeichnung nicht sowohl der Hetäre, als vielmehr der Schönheit die schuldige Anerkennung zollen. Ihres unbedingten Sieges über alle Männerherzen gewiß, ging P. einst eine Wette ein, sie wolle den durch seine Sittenstrenge bekannten Philosophen Xenocrates verführen. Unter dem Vorgeben, verfolgt zu werden, kam sie des Nachts in sein Haus; der Philosoph nahm sie ohne Argwohn auf und theilte sein Ruhebett, das einzige, welches er hatte, mit ihr. Alle Bemühungen der Buhlerin aber, die Tugend des Weisen wanken zu machen, blieben fruchtlos. P. trieb ihr Gewerbe bis ins Alter, ohne daß es ihr an Liebhabern fehlte.

Phrynichus, 1) aus Athen, einer der ältesten lyrischen Dichter, Nachfolger des Thespis und Erfinder des trochäischen Tetrameters, älterer Zeitgenosse des Aeschylus, siegte zuerst 511 v. Chr., war aber noch 476 für die Bühne thätig und † in hohem Alter vielleicht zu Syrakus am Hofe Hiero's. In seinen Tragödien, bei deren Aufführung er zuerst Frauenmasken gebrauchte, herrscht das lyrische Element, also Chor u. Chorgesang, noch sehr vor, so daß sie fast nur dramatische Lyrik waren. Stücke von ihm waren: „Die Phönissen", zu welchen Themistocles den Chor ausrüstete, eine Verherrlichung des Sieges über die Perser, u. „Die Einnahme von Milet", welche dem Dichter eine Geldbuße von 1000 Drachmen zuzog, außer denen Suidas noch 12 andere nennt, von denen jedoch zum Theil zweifelhaft ist, ob sie nicht von dem gleichnamigen Komiker herrühren.

2) P. von Athen, Dichter der älteren attischen Komödie, ließ sich mit den „Fröschen" des Aristophanes mittelst eines Stückes „Die Musen" 405 v. Chr. in einen Wettstreit ein und wird unter den namhaften Dichtern der ältern Komödie aufgeführt.

3) P., mit dem Beinamen Arabius, Sophist aus Bithynien, lebte um 180 n. Chr. und verfaßte ein großes rhetorisches Werk in 37 Büchern, woraus Bekker in den „Anecdota graeca" (Bd. 1, Berl. 1814) Einiges mittheilt, und die „Eclogae nominum et verborum Atticorum" (herausg. von Lobeck, Leipzig 1820).

Phrynium (Wasseringwer), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, charakterisirt durch den dreiblätterigen Kelch, die langröhrige Blume, die blumenartigen Staubfäden u. die dreifächerige Kapsel, Kräuter u. Sträucher in Brasilien u. Ostindien, meist an niedrigen feuchten Orten, von denen P. dichotomum *Roxb.*, Thalia cannaeformis *Forst.*, gemeiner Wasseringwer, ein zierlicher, bis 6 Fuß hoher Strauch in Ostindien, mit geradem Stengel u. großen, weißen rispenartig vertheilten Blüthen, u. P. virgatum *Roxb.*, mit kleinen, milchweißen, in langen Endähren stehenden Blüthen, in Treibhäusern vorkommen.

Phthah, s. Phthas.

Phtharticum (v. Gr.), schnell tödtendes Gift.

Phthartolaträ (v. Gr.), s. Monophysiten.

Phthas (Phthah), ägyptischer Gott, Sohn des Nilus, ursprünglich Lokalgott von Memphis, der Metropole des altägyptischen Reichs, und als solcher Ordner der Zeit. P. hat auf Bildwerken die Göttin Ma neben sich, den Nilmesser in der Hand, steht auf einer Elle, dem Symbol der Gerechtigkeit, und führt selbst den Namen Herr der Panegyrien, d. i. der dreißigjährigen Perioden. Als Zeitgott stellen den P. auch die 9000 Jahre dar, welche seine Regierung als König von Aegypten währt. Auch wird er als weissagender Gott genannt. Bei der Geburt des Sesostris kündigte er dem Vater die Größe des Sohnes im Traume an. Auch jene Libation aus eherner Schale, die Psammetichs Herrschaft zum Voraus anzeigte, geschah in seinem Tempel, und eine Reihe von Königen verherrlichte daher den Gott durch prächtige Bau- und Bildwerke. Die Priester stehen unter seinem besondern Schutz, und ein Priester des Hephästus, Sethon, weiß sich selbst dem Uebermuthe der Kriegerkaste gegenüber mittelst der ihm von Gott im Traume verheißenen Hülfe auf dem Throne zu behaupten. In der spekulativen Abrundung des ägyptischen Göttersystems erscheint er als der Offenbarer in einem höhern Sinne, nämlich als die unsichtbare und sichtbare Welt vermittelnder Demiurg. Da der griechische Hephästus nicht nur mit ihm verglichen, sondern selbst seinem Namen nach von P. hergeleitet, und der Schild, den jener fertigt, als Bild der von ihm geschaffenen Welt gedeutet wird, so nimmt man auch P. als den Gott des Feuers, besonders des elementarischen, des feurigen Aethers oder des immateriellen männlichen Feuers, das mit dem weiblichen (Neith) das reinste materielle Feuer, die Substanz der Sonne, zeugt, oder als den ewigen, Alles bindenden, Götter gebärenden Welthauch, oder als zeugende Urkraft, oder als Ordner des Chaos, oder als die Urwärme, die den Stoff zur physischen Erzeugung belebt. Abgebildet findet sich P. häufig als ein Zwerg mit Krummstab und Osirispeitsche, zuweilen auch mit einem Falkenkopf, sowie mit dem Scarabäus statt des Kopfes, mit geschlossenen oder verschränkten Füßen, an das die vier Elemente bezeichnende Gerüst gelehnt, oder in einem Boote fahrend, ferner mit Straußenfeder, Scheibe, Nilschlüssel, eng anschließender Kappe, auch in mumienartiger Umhüllung, gewöhnlich von grüner Farbe. In Memphis hatte er einen prächtigen, von Menes erbauten Tempel, der von den folgenden Königen mit kolossalen Bildwerken ausgestattet ward. Cambyses, der die ganze Phthas-

familie mit Hohn verbrannte, machte seinem Kult ein Ende.

Phthiotis, der südlichste Theil des alten Thessaliens, am Gebirge Othrys, von der Quelle des Sperchius bis zum pagasäischen Meerbusen, von Achäern bewohnt, daher auch Achaja. Darin einst die Königreiche Phthia und Trachis.

Phthiriasis (Morbus pedicularis, Läusesucht), eine in neuerer Zeit sehr selten gewordene Krankheit, hat ihre Ursache in einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Körpers, vermöge welcher er zur Erzeugung dieser Schmarotzerthiere besonders geneigt ist und wobei dieselben aus den verschiedensten Oeffnungen desselben, als Mund, Nase, Ohren &c., hervorkommen und sich in Pusteln, welche auf der Oberfläche des Körpers entstehen, durch Generatio spontanea in außerordentlicher Menge erzeugen. Die Krankheit kommt nur bei außerordentlich erschöpften Organismen vor, nach langer Einwirkung von Kummer, Elend, Unsauberkeit; geschlechtliche Ausschweifungen sollen sie besonders begünstigen. Die Kranken fallen, durch das unaufhörliche Jucken allen Schlafes unfähig und durch das Ungeziefer der letzten Lebenskräfte beraubt, in hektisches Fieber, dem sie erliegen. Bei Behandlung des Kranken hat man zunächst die Vertilgung der Thiere im Auge und wendet zu diesem Zwecke Sublimatbäder an, etwa 1 Skrupel bis 2 Drachmen auf ein Bad; ferner Waschungen mit einem Aufguß des Sabadillsamens oder der Staphis agriae, Einreiben von Merkurialsalbe und große Reinlichkeit. Dem konstitutionellen Leiden begegnet man durch Versetzen des Kranken in bessere Außenverhältnisse, durch diätetische Maßregeln und stärkende Arzneien.

Phthisis (gr., Schwindsucht), dem Wortlaut nach jede Krankheit, welche mit Abnahme der organischen Masse verbunden ist, dann insbesondere Name der Zehrkrankheiten, welche die Folge einer Eiterung sind, die ein zum Leben nöthiges Organ ergriffen hat. Man unterscheidet nämlich zwischen Verschwärungsphthisen (Phthises ulcerosae), bei welchen Organtheile in eine schwärende, eiternde Fläche umgewandelt werden, u. tuberkulösen Phthisen (P. tuberculosae), welche das Produkt einer Dyskrasie sind. Was den allen Phthisen gemeinsamen Charakter betrifft, so ist hervorzuheben, daß bei denselben ein Organ, welches im gesunden Zustande irgend einer bestimmten physiologischen Funktion vorsteht, in ein Eiter secernirendes verwandelt wird, so die Lunge bei Schleimschwindsucht, die Leber bei Leberschwindsucht. Diese Eiterbildung ist entweder Folge eines akuten oder chronischen Entzündungsprozesses, welcher nicht auf gewöhnliche Weise durch Krisen zu Ende geführt wurde, wie man dies namentlich bei der Leberphthisis findet, oder einer eigenthümlichen dyskrasischen Beschaffenheit der flüssigen Theile des Organismus. Der Eiter kann sich nach außen entleeren, was nur bei Organen möglich ist, die nicht tief unter der Haut liegen, z. B. den Nieren, der Leber; auch bei der Lunge hat man dies beobachtet. Ist die Eiterung nicht übermäßig und der Kräftezustand des Kranken gut, so beschränkt sie sich nach und nach, und der Abscess schließt sich, ein Ausgang, den man durch frühzeitiges Eröffnen des Eiterherdes und durch Eiterung befördernde Kataplasmen herbeizuführen sucht. Ist dagegen der Kranke sehr erschöpft und die Eiterung sehr bedeutend, so stellen sich sogleich nach Durchbruch des Eiters die Zeichen des hektischen Fiebers ein, die Absonderungen der Haut werden außerordentlich reichlich, es zeigen sich Vereiterungen und Geschwürbildungen in verschiedenen Organen. Der Kranke wird im höchsten Grade erschöpft, im Munde bilden sich Schwämmchen, in Folge von Aufliegen bildet sich leicht Brand, schmelzende Durchfälle, durch Geschwüre im Darmkanal bedingt, wassersüchtiges Anschwellen der untern Extremitäten verzehren die letzten Kräfte; dabei werden die einzelnen Fieberanfälle länger und gehen zuletzt in einander über, so daß sie eine Continua remittens bilden u. der Tod aus Schwäche erfolgt. Die Vorhersage richtet sich hauptsächlich nach der Bedeutung des befallenen Organs für den Gesammtorganismus; P. der Lunge, Leber, Nieren, ist also bedeutender und gibt eine ungünstigere Prognose, als P. des Auges, der Haut, des Muskelsystems. Dann aber richtet sie sich auch nach der Reproduktionsfähigkeit des ergriffenen Theils. P. der Haut läßt die günstigste Vorhersage zu, da selbst bedeutende Zerstörungen derselben wieder ersetzt werden; P. der Lunge dagegen läßt, auch wenn sie geheilt wird, immer eine Beeinträchtigung des Respirationsgeschäftes zurück. Einige Arten von Phthisen spotten im Allgemeinen der ärztlichen Behandlung, so die der Lunge, des Kehlkopfes. Das ganze Bemühen des Arztes beschränkt sich hier darauf, den tödtlichen Ausgang so weit wie möglich hinauszuschieben, und gelingt ja die Heilung, so ist sie wohl in den wenigsten Fällen Verdienst des Arztes. Mehr vermag die ärztliche Kunst zur Verhütung der Krankheit bei angeborner Anlage zu derselben durch diätetische Mittel und genaue Ueberwachung. Eine erbliche Anlage findet sich vorzüglich bei Phthisen der Respirationsorgane. Sie ist in sehr vielen Fällen schon am Aeußeren des Individuums zu erkennen (phthisischer Habitus). Tuberkulöse Subjekte sind mager, haben einen flachen Brustkasten, flügelförmig abstehende Schulterblätter, hervorstehende Schlüsselbeine, unter denselben tief eingesunkene Gruben; ihre Körperkräfte sind schwach, ihr Wuchs ist schlank; sie sind zu säuerlich riechenden Schweißen geneigt, hüsteln leicht, leiden oft an Nasenbluten, namentlich in der Jugend. Dabei haben sie eine eigenthümliche weiße, nicht selten ins Gelbliche spielende Gesichtsfarbe, besonders längs der Nase, und unterhalb des Foramen infraorbitale eine bestimmt umschriebene Röthe der Wangen, die man mit dem rothen Fleck eines Apfels verglichen hat. Die Jochbogen stehen hervor, das Gesicht ist mager. Lungenphthisis ist die am weitesten verbreitete Krankheit aus dieser Klasse; sie findet sich in jedem Klima und Lande, in Europa wie in Westindien und Afrika. Nach Andral ist sie vom 60. Grade nördlicher Breite bis zum 50. Grade sehr selten; auf 1000 Todesfälle kommen hier nur 53 Schwindsüchtige. Vom 50. bis zum 45. Grade ist sie häufiger. So kommen in Wien auf 1000 Todes-

fälle 114 Schwindsüchtige, in München 107, in Berlin 71, in London 246, in Paris $^1/_5$, in Marseille $^1/_4$, in Philadelphia $^1/_6$, in Nizza $^1/_7$, in Genua $^1/_6$, in Neapel $^1/_8$, in Mailand und Rom $^1/_{20}$. Der Verlauf der P. ist entweder akut, oder chronisch, und zwar liebt die Krankheit in einzelnen Organen einen mehr hitzigen, in andern einen mehr langsamen Gang. So ist sie in den Lungen weitaus in den meisten Fällen chronisch, zieht sich durch die ganze Lebensdauer eines Individuums mit Remissionen und Exacerbationen hindurch und scheint mehr eine ganze Kette von Krankheiten mit freien Zwischenräumen zu seyn, als eine einzige Krankheit. In andern Organen ist die P. schneller verlaufend, namentlich in den Digestionsorganen, und kann hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Tod herbeiführen. Als durchschnittliche Dauer einer Lungenphthisis hat man die Zeit von 2 Jahren angenommen, doch scheint diese Annahme ziemlich willkürlich, wenn man bedenkt, wie außerordentlich schwer es ist, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo sie zuerst auftrat, indem die Zeichen im Anfang sehr dunkel sind und die Kranken meist erst die Hülfe des Arztes in Anspruch nehmen, wenn das Uebel schon weit vorgeschritten ist. Diese P. hat überhaupt das Eigenthümliche, daß die Kranken selbst bei schon weit gediehener Zerstörung des Lungengewebes sich relativ wohl befinden, daß sie den Grund ihres Leidens überall suchen, nur nicht in der Brust, und daß diese glückliche und befriedigende Gemüthsstimmung mit dem Fortschreiten der P. ebenfalls zunimmt, wie es scheint, in Folge von Erethismus des Gehirns. Lungensüchtige entwerfen oft noch kurz vor ihrem Tode Pläne für die fernste Zukunft, ohne Ahnung ihrer baldigen Auflösung. Die Behandlung der P. ist gleich ihrer Prognose u. Diagnose verschieden nach den einzelnen Formen der Krankheit u. kann daher hier nur im Allgemeinen angedeutet werden. Von vorbeugenden Maßregeln ist hauptsächlich bei Phthisen des Respirationssystems etwas zu erwarten. Die Zehrkrankheiten der übrigen Organe, wenn sie Folge von Entzündungen sind, verlangen oft noch im Anfange, da die Reizungssymptome andauern, eine gelind entzündungswidrige Behandlung durch örtliche Blutentziehungen, Einreibungen von grauer Salbe, schmerzstillende Mittel, welche selbst in höherem Maße angewendet werden können, wenn man dadurch der Eiterbildung zuvorkommen zu können glaubt. Zugleich sucht man die kritischen Ausscheidungen durch Haut und Nieren, durch reichliches Getränk, schweiß- und harntreibende Mittel zu befördern, da vorzugsweise durch das Außenbleiben derselben der Verschwärungsprozeß in entzündeten Organen begünstigt zu werden scheint. Ist hingegen die Eiterbildung schon eingetreten, so muß man den Eiter auf dem kürzesten Wege zu entleeren suchen. Kann man hierzu chirurgische Hülfe brauchen, so wende man sie an. Vorher befördert man die Reifung des Abscesses durch erweichende, feuchtwarme Ueberschläge. Ist die Entleerung des Eiters erfolgt, so hat man die Aufgabe, die Eiterung zu beschränken und die schwärende Fläche zur Heilung zu bringen. Dies geschieht durch umstimmende, bei Torpor derselben durch reizende Mittel, durch Verbinden mit irritirenden Salben, Unguentum digestivum, Ung. basilicum ꝛc., durch Einspritzungen mit reizenden Mitteln, einer Höllenstein- oder Sublimatsolution, der Jodtinktur, unter möglichster Berücksichtigung des individuellen Falles. Zu gleicher Zeit nimmt man auf den Zustand des Gesammtorganismus die gehörige Rücksicht. Oft werden hier tonisirende und roborirende Mittel am Platze seyn, China, Säuren, Wein. Bei sinkenden Kräften und eintretendem hektischen Fieber gebe man schwefelsaures Chinin, womit man letzteres oft wenigstens für eine Zeit zum Schweigen bringt; später nährende, nicht erhitzende Nahrungsmittel und Medikamente, Molken, Gerstenwasser, Milch, Milchspeisen, abgekochte Hafergrütze, Eier, Kraftbrühen, leichte Fleischspeisen, isländisches Moos, gegen die schmelzenden Schweiße Mineralsäuren und einen Aufguß von Salbei, kalt zu trinken. Von großem Vortheil ist oft der Gebrauch des Opiums, um den durch die Kolliquationen aufs Aeußerste herabgebrachten Kranken durch einige Stunden erquickenden Schlafs zu restauriren.

Unter den Phthisen der Respirationsorgane ist die Lungenschwindsucht, Schleimschwindsucht (Phthisis pneumonalis) wohl von der tuberkulösen Lungensucht zu unterscheiden, da letztere Folge eines dyskrasischen Zustandes der gesammten Säftemasse des Organismus ist (s. Tuberculosis), während diese meist nach mechanischen Verletzungen des Lungengewebes durch fremde Körper, auch, namentlich bei betagten Subjekten, durch Bildung von steinichten Konkrementen im Lungengewebe u. in den Respirationsorganen, welche Entzündung und Eiterung hervorrufen, entsteht. Der Verlauf der Lungenschwindsucht hat aber mit dem der tuberkulösen P. die größte Aehnlichkeit, in prognostischer Beziehung unterscheidet sie sich von derselben, in sofern bei ihr die Vorhersage bei weitem nicht so ungünstig ist. Nicht selten werden die fremden Körper durch den Husten oder auch durch Perforation nach außen entleert, und dann folgt gewöhnlich die Heilung rasch. Oft werden sie auch eingekapselt und wirken dann nicht mehr als Reiz. Da sich aber die Entfernung des fremden, als Reiz wirkenden Körpers in den wenigsten Fällen verwirklichen läßt, so muß man sich damit begnügen, die reaktive Entzündung durch Blutentziehungen und einhüllende Mittel zu mäßigen; reizmildernde Arzneien, wie Hyoscyamus, Belladonna, Opium, welche die erhöhte Sensibilität der Lungennerven herabstimmen, sind hier von Nutzen, namentlich wenn Krampf des Respirationssystems eintritt, der selbst im Stande ist, den Tod herbeizuführen, welcher übrigens auch durch Weitergreifen der Zerstörungen im Lungengewebe und dadurch bewirktes Zehrfieber eintreten kann.

Die Verschwärung des Kehlkopfes und der Luftröhre (P. trachealis und P. laryngea) geht zuweilen von den Bändern und Knorpeln aus, indem diese kariös und nekrotisch werden und sich der Eiterungsprozeß dann der Schleimhaut mittheilt. In anderen Fällen ist die Ursache eine mechanische: fremde Körper, beim Athmen eingedrungener Staub, auch übermäßige Anstrengung durch heftiges Schreien, oder specifische Reize,

namentlich nach Unterdrückung gewohnter pathologischer Absonderungen, nach Gebrauch des Merkur, nach Syphilis. In den meisten Fällen aber ist ein chronischer Entzündungsprozeß des Kehlkopfes und der Luftröhre im Spiel, der leicht durch Erkältung hervorgerufen wird. Das erste Symptom der Krankheit ist stets Heiserkeit, die gegen Abend zunimmt, und am Morgen, nach der Ruhe der Nacht, weniger bedeutend ist; sie verschwindet zeitweilig, um dann wiederzukehren, und Unterdrückung der Hautthätigkeit vermehrt sie stets. Später stellt sich kurzer Husten ein mit wenig, zuweilen blutig gefärbtem oder glasartigem Auswurf, der allmählig reichlicher wird. Jetzt findet man die Schleimhaut im hinteren Theile der Mundhöhle deutlich entzündet; es stellt sich zuweilen heftiger Krampf der Stimmritze mit großer Athemnoth ein, wodurch der Tod herbeigeführt werden kann. Der Verlauf der Krankheit ist sonst ziemlich langsam, bis der reichlich werdende Eiterauswurf hektisches Fieber hervorruft, welches dann rasch dem Leben ein Ende macht. Die Behandlung dieser P. besteht zunächst in Regulirung der diätetischen Verhältnisse. Besondere Berücksichtigung erfordert hier die Hautkultur; warme Kleidung und Vermeidung jeder Erkältung sind sehr zweckmäßig. Die Reizung in Kehlkopf und Luftröhre mäßigt man durch Einathmen warmer Dämpfe, durch den Aufenthalt in mäßig warmer, etwas feuchter Atmosphäre; dabei ist möglichste Ruhe des leidenden Theils durch Enthalten von Sprechen erforderlich. Längeres Bewohnen eines Kuhstallzimmers ist hier oft von besonderem Nutzen. Bei entzündlicher Reizung wende man örtliche Blutentziehungen an; um ableitend zu wirken, dienen Einreibungen von Brechweinsteinsalbe oder Krotonöl, oder ein Haarseil in dem Nacken. Neuerdings will man von wiederholten und allmählig verstärkten Kauterisationen der hinteren Partien der Mundhöhle mit Sublimat oder Höllenstein, vorzugsweise aber mit **Mercurius nitrosus** vortreffliche Erfolge gesehen haben. Die Behandlung des später eintretenden hektischen Fiebers ist die oben angegebene.

Unter den Verschwärungsprozessen des Verdauungsapparats und seiner Anhänge steht obenan der des Darmkanals (**Enterophthisis ulcerosa**, Darmschwindsucht), eine nicht seltene Nachkrankheit des Typhus, der Ruhr, der Darmentzündung und der Einwirkung korrodirender Gifte, wie des Sublimats. Es bleiben hier auf der Darmschleimhaut Geschwüre zurück, deren schwere Heilbarkeit hauptsächlich in ihrer wiederholten Reizung durch die Contenta des Darms ihren Grund hat. Nach einem der erwähnten Krankheitsprozesse bleibt Empfindlichkeit des Unterleibes zurück mit zeitweiligen Kolikanfällen, zuweilen mit Stuhlzwang. Zuweilen erfolgt der tödtliche Ausgang außerordentlich rasch, u. zwar dann, wenn die Geschwürsfläche hoch oben am Darm sitzt, weil dann die Ernährung um so mehr gestört ist; in andern Fällen stellen sich Durchfälle ein, mit denen Blut, Eiter und auch losgestoßene Darmschleimhaut entleert wird. Die Kräfte sinken außerordentlich rasch; es zeigt sich Fieber, Husten mit bedeutendem Auswurf; die Füße schwellen wassersüchtig an, und der Kranke unterliegt der Kolliquation. Die Behandlung dieser P. ist im Anfange eine gelind antiphlogistische mit örtlichen Blutentziehungen und reizmildernden, einhüllenden Mitteln. Leider ist sie oft erfolglos. Ist der Sitz der geschwürigen Fläche weit unten im Darmkanal und also für die Einwirkung medikamentöser Stoffe direkt zugänglich, so ist dies nur erwünscht, und man kann dann Klystiere mit besänftigenden und umstimmenden Mitteln anwenden. Außerdem hat man die Kohle, Eisen und Bleisalze 2c. empfohlen; doch ist bei ihrer Anwendung große Vorsicht nöthig, damit sie die leidenden Theile nicht irritiren. Man gebe leicht verdauliche Fleischspeisen, welche den Verdauungsapparat wenig belästigen, thierische Gallerte, Brühen, Eigelb, auch wohl Knochengallerte oder Malzbäder, bei kolliquativen Schweißen Essigwaschungen u. dergl. mit adstringirenden Mitteln. Bei dem weiter vorgeschrittenen Leiden dient das Opium dazu, den Zustand des Kranken noch am meisten erträglich zu machen.

Die Leberschwindsucht (**P. hepatica, Hepatophthisis ulcerosa**) kommt wohl nur nach Leberentzündung vor, namentlich bei heftigem, raschem Verlauf derselben, wenn die Krisen unvollständig oder gar nicht eintreten. Die Lebergegend schwillt an; die Leber selbst ist schwer, nach dem Gefühl des Kranken, und es stellt sich entweder Abgang von blutiger, dem Fleischwasser ähnlicher Flüssigkeit ein, Leberfluß (**fluxus hepaticus**), oder der Absceß öffnet sich durch die Bauchdecken, nachdem sich eine weiche, schwappende, im Umkreis härtliche und entzündete Geschwulst eingestellt hat. Die Eiterung ist oft sehr beträchtlich und hat den größten Theil des Lebergewebes zerstört, ehe der Durchbruch erfolgt. Durchbruch nach außen und nach ihm Entleerung durch den Darm sind die günstigeren Erscheinungen; in ungünstigeren Fällen ward der Eiter durch die Nieren u. den Harn ausgeschieden, in anderen durch die Luftröhrenäste. Die Behandlung hat die Verhinderung oder wenigstens Beschränkung der Eiterbildung im Auge; bei Entzündungserscheinungen also antiphlogistische Mittel, Blutentziehung, Hautreize 2c. Ist sie schon eingetreten, so befördere man die Entleerung durch erweichende Ueberschläge und nehme bald die Eröffnung des Abscesses vor. Dabei Hebung der Kräfte durch Tonica, China, Rheum. Die Behandlung der Kolliquation ist wie bei den übrigen Phthisen.

Phul (Phua), König von Assyrien, fiel unter Menahem in das Reich Israel ein und ließ sich nur durch die Zusage eines sehr beträchtlichen Tributs, welcher auf die Reichen vertheilt ward, zum Abzuge bewegen.

Phull, Karl Ludwig, Baron von, russischer Generallieutenant u. Chef des Generalstabs, Sohn des würtembergischen Generallieutenants und Oberbefehlshabers der Truppen des schwäbischen Kreises, August von P., wurde in der Kriegsschule zu Stuttgart erzogen, trat aber bald aus dem würtembergischen in den preußischen Militärdienst über. Im Jahre 1806 begab er sich in russische Dienste, ward Lehrer des Kaisers Alexander in der Kriegswissenschaft u. von demselben über die gegen Napoleon I. vorzunehmenden Operationen zu Rathe gezogen. Sein Kriegsplan ging

dahin, Zeit und Raum, die Tiefe des Reichs und das Klima auf gleiche Weise zur Defensive zu benutzen, und fand des Kaisers Billigung. Ein erst 1852 veröffentlichtes Schreiben Kaiser Alexanders an P. vom Herbst 1813 nennt ihn ausdrücklich den Urheber des Plans, der „mit Hülfe der Vorsehung Rußlands Heil und damit das Heil Europa's zur Folge gehabt hat". In Rußland maß man aber P. die Schuld der ersten Unfälle bei, und er ward bald so sehr Gegenstand allgemeinen Hasses, daß der Kaiser, in seinem Vertrauen auf ihn schwankend geworden, seinen Rath nicht mehr hörte, obgleich P. im kaiserlichen Hauptquartier blieb. Als man diesen aber immer lauter des Verraths beschuldigte, rief ihn der Kaiser nach Petersburg zurück, von wo P. heimlich nach England ging. Nach dem Friedensschluß ward er gerechtfertigt und zum Gesandten im Haag ernannt. Nachdem er aber 1820 seinen Abschied genommen, lebte er erst in Berlin, dann in Stuttgart, wo er den 25. April 1826 †. Sein bedeutender literarischer Nachlaß ward gleich nach seinem Absterben auf Reklamation des russischen Gesandten versiegelt und letzterem ausgehändigt, weshalb wenig davon veröffentlicht worden ist. Erst in neuester Zeit gab Oberst von Batz, Adjutant des Königs von Würtemberg, ein Manuskript P.s erst deutsch (Stuttg. 1852), dann in der französischen Urschrift unter dem Titel: „Essai d'un système, pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires etc." (Lpz. 1853) heraus.

Phycella (Phycelle), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch die sechstheilige Korolle mit kurzer Röhre u. schmalglockenförmigen, zusammengerollten, oben mehr od. minder zurückgebogenen Einschnitten u. niedergebogenen Staubfäden u. den dreiseitigen, dreifächerigen Fruchtknoten mit zweireihigen Samenlagen, perennirende, schön blühende Zwiebelgewächse aus Chili, von denen P. corusca *Lindl.*, mit karmoisinrothen, in vielblumiger Dolde stehenden, P. cyrthantoides *Lindl.*, mit überhängenden, fast $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, purpurrothen, P. glauca *Lindl.*, mit eben so langen, scharlachrothen, auswendig gelbrothen, überhängenden, und P. ignea *Lindl.*, mit feuerfarbenen oder scharlachrothen Blüthen, als Ziergewächse wie die Amaryllisarten kultivirt werden.

Phylakterien, nach Luthers Uebersetzung Denkzettel, bei den nachexilischen Juden Pergamentstreifen mit gewissen Bibelsprüchen beschrieben, die, in ein Kästchen gelegt, besonders von dem männlichen Geschlechte beim Gebet an die Stirn gerade zwischen die Augenbrauen und an den linken Arm in der Gegend, wo das Herz gegenüber liegt, mit ledernen Riemen festgebunden wurden, um an die Pflicht zu erinnern, daß man das Gesetz mit Kopf und Herz erfüllen müsse. Sie galten zugleich als Amulette gegen dämonische Einwirkungen (daher der griechische Name P.; in der jüdischen Sprache heißen sie Thephilim). Die ganze Sitte gründet sich auf 2. Mos. 13, 9; vgl. 16; 5. Mos. 6, 8; 11, 18.

Phylarchus, griechischer Historiograph, zweifelhaft ob aus Athen, oder aus Naucratis in Aegypten, oder aus Sicyon, Zeitgenosse des Aratus aus Sicyon, schrieb ein großes Geschichtswerk, „Historiae" betitelt, welches die Geschichte der 50 Jahre vom Einfall des Pyrrhus in den Peloponnes (272 v. Chr.) bis zum Tode des spartanischen Königs Cleomenes (221) behandelte. Fragmente davon sind gesammelt von J. F. Lucht (Leipzig 1836), A. Brückner (Breslau 1839) u. C. Müller (Hist. graec. Fragm., Paris 1841).

Phylax (gr.), Wächter.

Phyle (griech.), Vereinigung Einzelner zu einer Gemeinde. Dergleichen Vereine bildeten die ersten Anfänge und die Grundlage der Verfassung der meisten griechischen Staaten. Schon in den ältesten Zeiten soll Attica in vier P.n eingetheilt gewesen seyn; die historische Forschung kann aber erst von den sogenannten jonischen P.n ausgehen. Diese, angeblich von Jon eingesetzt, hießen Geleontes, Argades, Aegicores und Hopletes. Schon im Alterthum deutete man diese Namen auf zweierlei Weise, einmal genealogisch, indem man sie von den Namen der Söhne Jons, Geleon, Argadeus, Aegicoreus u. Hoples, herleitete, dann appellativ, indem man in jenen Namen die Bezeichnung verschiedener Lebensberufe finden wollte. Plutarch erklärt, auf ältere Erklärer sich berufend, die Geleontes für Landbauer, die Argades für Handwerker, die Aegicores für Hirten, die Hopletes für Krieger. Solon ließ diese alten jonischen P.n unangetastet; erst Clisthenes schaffte sie ab u. setzte an ihre Stelle folgende zehn, die nach altattischen Heroen, als ihren Eponymen (s. Eponymos), benannt waren: Erechtheis, Aegeis, Pandionis, Leontis, Acamantis, Oeneis, Cecropis, Hippodoontis, Ajantis, Antiochis. Die P.n, auf gleiche Weise zur Theilnahme an der Staatsverwaltung berechtigt, stellten zu den meisten Staatsämtern je ein Mitglied, zum Rath, der dadurch von 400 auf 500 Mitglieder erhöht ward, je 50 Mitglieder, welche wieder zusammen als Prytanen jedesmal den 10. Theil des Jahres oder eine Prytanie hindurch den Vorsitz im Rathe führten, zu den Richterkollegien je 600 aus ihrer Mitte. Auch die innere Gliederung der P.n erlitt wesentliche Modifikationen, in sofern die Phratrien aus dem Verbande mit den P.n herausgenommen und jede P. in eine Anzahl von Gemeinden eingetheilt ward. An die Spitze der P.n traten die Epimeleten der P., denen Schatzmeister beigeordnet waren. Die Epimeleten besorgten die inneren Angelegenheiten der P.n, die Verwaltung des Eigenthums derselben, beaufsichtigten das Liturgien- und Festwesen, worüber sie sich mit den betreffenden Staatsbehörden zu vernehmen hatten, führten vermuthlich auch den Vorsitz in den Versammlungen der P.n u. die Leitung der Geschäfte. In dieser Gestalt bestanden die P.n auch nach dem Aufhören der atheniscchen Selbstständigkeit noch fort. Aber 307 v. Chr., als Athen durch Demetrius Poliorcetes von Cassanders Herrschaft befreit worden, fügte man zur Erinnerung an dieses Ereigniß den zehn alten noch zwei neue P.n hinzu, welche dem Demetrius und dessen Vater Antigonus zu Ehren Demetrias und Antigonis genannt und an der 5. und 12. Stelle der P.n eingereiht wurden. Verbunden war hiermit nicht nur eine Erhöhung der Zahl der Rathsmitglieder von 500 auf 600 und der Prytanien von 10 auf 12, sondern auch eine neue Ver-

theilung der Demen unter die P. n. Eine 13. P. endlich, Hadrianis genannt, fügte man um 123 n. Chr. dem Kaiser Hadrianus zu Ehren hinzu. Auch in andern Staaten war die Phyleneintheilung gebräuchlich. Vgl. Kutorga, De antiquissimis tribubus Atticis, Dorpat 1832.

Phylica (Heidemyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, charakterisirt durch den korollenartigen fünfspaltigen Kelch mit cylindrischer Röhre, die fehlende Korolle und die dreifamige Kapsel, heidenartige Sträucher, am Vorgebirge der guten Hoffnung, immergrün, mit zerstreuten flaumigen Blättchen und kleinen, unansehnlichen, meist weißen, grünlichen, oder gelblichen Blüthen, werden ihres zierlichen Ansehens wegen in Gewächshäusern gezogen, verlangen eine sandige Heide- und Lauberde und werden wie die übrigen zarten Kapsträucher behandelt.

Phyllanthus (Blattblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den sechstheiligen Kelch, die fehlende Korolle und die am Grunde in ein Säulchen verwachsenen Antheren an den männlichen u. durch das einen 12eckigen Rand bildende Nectarium an den weiblichen Blüthen, Bäume, Sträucher und Kräuter, denen die Blätter zum Theil fehlen, wo dann die Aeste blattartig erscheinen, indem sie sich verbreitern. Von den zahlreichen (90) Arten besitzen viele Arzneikräfte. P. falcatus *W.*, in Westindien, mit baumartigem, ästigem Stengel, lineallanzettförmigen, spitzen Blättern und aus den Blattkerben kommenden, kleinen, rothen, geknäuelten Blüthen von zierlichem Ansehen, wird auf den Bahamas als harntreibendes Mittel benutzt. Von P. Niruri *L.*, einem einjährigen Gewächs in Indien, mit 1—2 Fuß hohem Stengel, gefiederten Blättern und kleinen, zierlichen, weißen, glockenförmigen, achselständigen Blüthen, wird die bitter und zusammenziehend schmeckende Wurzel gegen Gelbsucht, das gleichfalls bittere Kraut gegen Nieren- und Blasenkrankheiten, sowie gegen Ruhren, Koliken und Menstruationsfehler angewendet. Von P. oblongifolius *Dennst.*, einem strauchigen oder baumartigen Gewächs in Ostindien, wird die Rinde nebst den Blättern und Früchten zu Bädern bei gichtischen Leiden und die Blätter, um das Zahnfleisch zu stärken, gebraucht. Von P. retusus *Dennst.*, einem großen, schönen Baum in Ostindien, benutzt man die abstringirende Wurzel nebst den Blättern und Früchten bei Brustkrankheiten, namentlich gegen chronischen Husten, Asthma und Schleimschwindsucht, die Rinde äußerlich zu Breiumschlägen. P. urinaria *L.*, ein krautiges Gewächs in Ostindien, steht hier als ein kräftiges, harntreibendes Mittel im Rufe, welches noch außerdem in verschiedenen Krankheiten der Urinwerkzeuge, auch bei Krämpfen der Kinder u. bei Koliken angewendet wird. Diese Gewächse verlangen einen Standort im Lohbeete des Warmhauses, sandige Heideerde und im Sommer viel, im Winter wenig Wasser, auch bei heißer Witterung hinreichende Luft. Ihre Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken im Warmbeet.

Phyllis, Tochter des Königs Sithon in Thracien, nahm den von Troja zurückkehrenden Demophon gastfreundlich auf und verliebte sich heftig in ihn. Da nun Demophon, der ihr versprochen hatte, an einem bestimmten Tage wieder zu kommen, um sich mit ihr zu vermählen, vergeblich auf sich warten ließ, so erhenkte sie sich aus Verzweiflung und ward in einen Mandelbaum verwandelt. Zu spät kehrte Demophon endlich zur Geliebten zurück und umfaßte den Stamm des geliebten Baumes, der, von dieser Umarmung erwärmt, sogleich Blätter trieb, welche nun Phylla genannt wurden, während sie früher Petala hießen. Auch ist P. gewöhnlicher Mädchenname in Schäferidyllen.

Phyllus, Stadt im alten Thessalien, nördlich von Metropolis, mit einem Tempel des phylläischen Apollo, beim jetzigen Petrino.

Phyma (gr.), Geschwulst, besonders eine engbegrenzte, schnell entstandene; dann Drüsengeschwulst.

Physalis (Blasenkirsche, Schlotte), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den fünfspaltigen Kelch, die radförmige Korolle, die zusammengeneigten Staubgefäße und die zweifächerige, vom aufgeblasenen Kelche eingeschlossene Beere, einjährige oder ausdauernde Kräuter, bisweilen auch Sträucher, in allen Welttheilen. Von P. Alkekengi *L.*, gemeine Blasenkirsche, Judenkirsche, Boberelle, einem krautigen Gewächs in Mittel- u. Südeuropa, in Gebüschen, mit bei der Fruchtreife scharlachrothem Kelch, waren die Beeren, Baccae Alkekengi s. Halicabi s. Solani vesicarii, Cerasa Judaeorum, früher officinell. Sie haben einen säuerlich-süßen Geschmack und werden in manchen Gegenden häufig gegessen, wobei man aber zu verhüten hat, daß von den kleinen gelben, drüsigen Körnern, welche an der Innenseite des Kelchs sitzen und ihren bittern Geschmack der Beere leicht mittheilen, keine an diese kommen. Weil sich nun beim Oeffnen des Kelchs mittelst der Finger an diese der bittere Stoff ansetzt und dann die von den Fingern berührte Beere bitter schmeckt, so ist die Meinung entstanden, die Berührung mit den Fingern vergifte die Beeren. Sie wirken harntreibend und wurden deshalb bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, gegen Wassersucht, aber auch bei Gicht und Rheumatismus angewandt. Jetzt bedient sich ihrer noch die Homöopathie. P. peruviana *L.*, peruanische Blasenkirsche, mit gefleckter Blumenkrone und eiförmigem Fruchtkelch, in Amerika, wird in Ostindien, Australien rc., in einigen Abänderungen auch in Südeuropa kultivirt und trägt wohlriechende, säuerlich-süße Früchte, welche sowohl roh, als mit Zucker eingemacht genossen und wie die bittere Wurzel u. die Blätter als ein gelind harntreibendes Mittel angewendet werden.

Physem (v. Gr.), Blähung, Aufblähung.

Physharmonika (gr., Windharmonika), ein 1826 von Hankel erfundenes Tasteninstrument, dessen Klang durch Metallzungen, welche mittelst künstlichen, durch einen Blasbalg gewonnenen Windes in Vibration gesetzt werden, hervorgebracht wird. Der ganze Korpus des Instruments ist ungefähr 4 Fuß lang und 2 Fuß breit. Beim Niederdruck der Tasten öffnen sich Ventile, in oder über deren Kancelle die tonentsprechenden Stahlzungen liegen, und der Wind strömt dagegen. Je weiter ein Ventil sich öffnet, desto mehr Wind kann

in die Kancelle bringen und desto stärker ist natürlich der Klang; bei geringerer Oeffnung ist weniger Wind und natürlich auch geringere Kraft des Klanges. Daher läßt sich auf dem Instrument ein herrliches Piano, Crescendo und Decrescendo hervorbringen. Der Balg, welcher ein Spann-, oder auch ein Faltenbalg seyn kann, da unter demselben noch ein kleiner Schöpfbalg liegt, wird durch einen Fußtritt regiert. Der Orgelbauer Cockmann in Delitzsch verband mit diesem Instrumente noch ein Flötenregister, durch dessen Anwendung ein angenehmer Wechsel in das Spiel gebracht wurde.

Physik (v. Griech.), ursprünglich s. v. a. Wissenschaft oder Lehre von der Natur, bezeichnet gegenwärtig nur einen Zweig des großen Stammes der Naturwissenschaften, nämlich die Lehre von den Gesetzen der in der anorganischen Natur vorkommenden Erscheinungen, sofern letztere nicht auf chemischer Veränderung der Bestandtheile beruhen. Die P. in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist eine Erfahrungswissenschaft, d. h. sie geht von lauter einzelnen Erfahrungslehren aus, die sie durch Beobachtungen und Versuche (Experimente) gewinnt und auf wissenschaftlichem Wege unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenfaßt, wobei sie sich insbesondere der mathematischen Berechnung u. auch der Hypothesen bedient. Da sie nie über den Begriff des Materiellen und Gegebenen hinausgeht, so ist sie keine spekulative, sondern eine empirische Wissenschaft, und die Hypothesen, welche sie zur Erklärung mancher Naturphänomene annimmt, sind nichts, als aus der Erfahrung entlehnte Voraussetzungen und Annahmen, die nur so lange Gültigkeit haben, als keine direkte Beobachtung in Widerspruch mit ihnen tritt; daher gibt es auch eigentlich keine theoretische P., und was man bisweilen damit bezeichnet, ist nichts, als ein physikalisches Lehrgebäude, in welchem die auf empirischem Wege (durch Beobachtung und Versuch) gefundenen Gesetze der Natur in möglichst strenger Ordnung und mit wissenschaftlicher Genauigkeit entwickelt und dargestellt, die Beobachtungen und Versuche selbst aber mehr als bekannt vorausgesetzt werden. Werden die auf dem Wege der Empirie gefundenen Erscheinungen der mathematischen Berechnung unterstellt, so entsteht die mathematische P., die man auch bisweilen als dynamische P. bezeichnet, weil die Mathematik ihrem Wesen nach nur auf Kräfte und Bewegungen anwendbar ist und von diesen als dem Ursprünglichen in der Natur ausgeht; im Gegensatz dazu bezeichnet man die P., welche den Erscheinungen ein materielleres Substrat unterlegt, als mechanische P. Ihrem Inhalte nach zerfällt die P. in mehre Haupttheile, die man in zwei große Gruppen zusammenzustellen pflegt, in die reine und in die angewandte P. Die reine P. sucht aus den Erscheinungen die allgemeinen und besondern physikalischen Gesetze aufzufinden, die angewandte dagegen aus den bereits aufgefundenen Gesetzen die Erscheinungen der Natur im Großen zu erklären; jene bedarf der Beobachtungen und Versuche, um die in der Natur wirksamen Kräfte kennen zu lernen, diese dagegen sucht die bereits erkannten auf vorkommende Phänomene anzuwenden. Zu der letztern Gruppe physikalischer Wissenschaften gehören daher die Astronomie oder Himmelsmechanik, als Anwendung der Gesetze der allgemeinen Schwere und der Trägheit zur Konstruktion der Bewegungen der Himmelskörper, die physische Geographie, als Nachweisung der Beschaffenheit und der steten Veränderungen, welche unsere Erde und insbesondere deren Oberfläche in Folge stets thätiger Naturkräfte zeigt, und die Meteorologie, deren Aufgabe darin besteht, die im Luftkreise vorkommenden zahlreichen Phänomene zu erklären. In das Gebiet der reinen P. gehören dagegen die Lehren von den allgemeinen Eigenschaften der Körper in Bezug auf ihr gegenseitiges Verhältniß in Raum u. Zeit. Hier ist von der Trägheit der Materie, sowie von den Kräften derselben und den verschiedenen Arten der Bewegung, der gegenseitigen Anziehung der Körper und der Expansivkraft zu reden, woraus sich die Eintheilung in feste, flüssige u. gasförmige Körper ergibt, an denen die allgemeinen Stabilitäts- und Bewegungsgesetze nachgewiesen und modificirt werden. Man pflegt diesen Theil der reinen P. auch mit dem Namen mechanische P. (im engern Sinne) zu bezeichnen, weil alle Veränderungen sich, abgesehen von der Trägheit der Materie, auf einen mechanischen Zug, den zwei einander entgegengesetzte Kräfte, die Attraktions- oder Centripetalkraft und die Expansiv- oder Centrifugalkraft, ausüben, reduciren lassen. Die Lehren von den festen, den flüssigen (Hydraulik u. Hydrostatik) u. den gasförmigen (Aërodynamik und Aërostatik) Körpern machen die drei Haupttheile dieser mechanischen P. aus. Eine rein selbstständige Stelle nimmt in derselben die Akustik, d. h. die Lehre vom Schalle, ein, welche gewissermaßen den Uebergang zur folgenden Gruppe der physikalischen Wissenschaften bildet. In diesem zweiten Haupttheile werden die sogenannten Imponderabilien behandelt; die Elektricitätslehre, der Galvanismus, Magnetismus, Elektromagnetismus, die Optik und die Wärmelehre gehören hierher. Die P. greift mit diesen Disciplinen tief ein, nicht bloß in die Gebiete der Chemie und Physiologie, sondern selbst in die Psychologie; immer aber werden Licht, Elektricität &c. von dem Physiker nur als mechanische Potenzen ins Auge gefaßt; er fragt nach ihren Wirkungen und leitet aus der gesammelten Erfahrung allgemeine Gesetze ab.

Bei den Griechen war es Thales (600 v. Chr.), der zuerst die P. von Allegorie und Fabel trennte; mit ihm beginnt aber auch zugleich die Behandlung der P. als einer aprioristischen, spekulativen Wissenschaft. Die alten philosophischen Schulen haben, so sehr auch in ihren Philosophemen die Bestimmung des letzten Urgrundes der Natur die Spitze ist, um die sich Alles dreht, doch der reellen Erkenntniß der Naturgesetze wenig oder keinen Vorschub geleistet, ja sie haben dadurch, daß sie von dem Gebiete des Wirklichen sogleich in das Reich der Spekulation übersprangen, den einfachen nüchternen Sinn, mit welchem die Natur beobachtet seyn will, wenn sie ihre Geheimnisse uns entdecken soll, verwirrt und getrübt und dadurch das Fortschreiten auf dem Wege einer sichern Empirie eher aufgehalten, als gefördert. In dieser Beziehung machte sich Socrates, trotz

seiner Geringschätzung der Naturwissenschaften, um letztere verdient, indem er darauf hinwies, daß Philosophie und P. zwei ganz verschiedene Dinge seyen und gesondert behandelt werden müßten. Doch schon Plato, indem er sich dem Pythagoräismus wieder näherte, zog die P. von Neuem auf das Gebiet der Spekulation. Die Ableitung der 4 Elemente, die Abtheilung der 7 Planeten nach Maßgabe der musikalischen Oktave, die Ansicht von den Gestirnen als unsterblichen himmlischen Wesen, die Behauptung, daß die Erde eine ruhige Stellung in der Mitte der Welt einnehme, die Zurückführung aller stofflichen Gestaltungen auf das Dreieck, als die einfachste Flächenfigur, die Eintheilung der leblosen Wesen in Erde-, Wasser-, Luftthiere ꝛc. sind aber nicht geeignet, als Fortschritte in der physikalischen Naturkenntniß angesehen zu werden. Werthvoller ist, was der mehr der Empirie zugewandte Aristoteles für die P. gethan hat. Doch bleiben auch seine Leistungen im Allgemeinen für die Kenntniß der Naturgesetze weit hinter seinen Verdiensten um die Naturgeschichte, insbesondere die Zoologie, zurück. Auch die nacharistotelische Zeit, so bedeutend ihre Fortschritte in Mathematik, Astronomie und Naturgeschichte waren, blieb in den meisten Gebieten der P. auf einer niedrigen Stufe stehen. Nur in der mit der Mathematik eng verbundenen Mechanik und Hydraulik wurde Tüchtiges geleistet. Auf der Spitze der Zeit steht in dieser Beziehung der geniale Archimedes († 212 v. Chr.), der Entdecker des specifischen Gewichts und Erfinder des Flaschenzugs, der Schraube ohne Ende, der Wasserschraube ꝛc. An einen weitern Fortschritt in der Hydraulik erinnert der Heronsball und der Heronsbrunnen, von denen Heron von Alexandrien (120 v. Chr.) den erstern beschrieb, den zweiten erfand. Für die Geschichte der physikalischen Geographie sind die Arbeiten Strabo's (60 v. Chr.) von Interesse und Bedeutung. Durch seine Untersuchungen über die Strahlenbrechung ist Ptolemäus (120 n. Chr.) epochemachend. Er stellte zuerst physikalische Experimente über den Gang der Lichtstrahlen an, leitete sie unter verschiedenen Einfallswinkeln von Luft in Wasser und in Glas und stellte die Resultate in Tabellen zusammen. Unter den Römern sind Lucretius durch sein Gedicht „De rerum natura", Lucius Seneca durch seine „Quaestiones naturales", namentlich aber der ältere Plinius durch seine „Historia naturalis" Repräsentanten der Naturwissenschaften geworden. Auch bei ihnen ist im Ganzen die P. die schwächste Partie; mehr als die großartigen, aber gewöhnlicheren Naturphänomene: Gewitter, Temperaturveränderungen, Hagel ꝛc., ziehen die sogenannten Naturwunder, als Blutregen, Steinmeere ꝛc., ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Den Uebergang der physikalischen Wissenschaften vom Alterthum auf das Mittelalter bilden hauptsächlich die Araber. Doch haben sie in der P. verhältnißmäßig weniger geleistet, wiewohl die Untersuchungen eines Alhazen über die Strahlenbrechung, besonders aber die Kenntniß u. erste Anwendung des Pendels als Zeitmessers, welche dem Ebn-Junis (am Ende des 10. Jahrhunderts) zugeschrieben wird, einen Fortschritt in der Erforschung der Naturgesetze kundgeben. Auch die künstlichen hydraulischen Uhren mit Räderwerk, welche Karl der Große u. Friedrich II. von arabischen Fürsten zum Geschenk erhielten, dokumentiren umfangreichere Kenntnisse in der Mechanik. Die Araber wurden in den empirischen und mathematischen Wissenschaften die Lehrer der christlichen Völker Europa's. Durch sie erhielt das christliche Abendland die Schriften des Aristoteles und mit ihnen die Hinweisung auf die Empirie, wodurch die physikalischen Phantasien, welche die Kirchenväter aus Plato's „Timäus" geschöpft u. auf das christliche Mittelalter vererbt hatten, in den Hintergrund gedrängt wurden. Albertus Magnus († 1280) und Roger Baco († 1294) ragen unter den Pflegern der Naturwissenschaft besonders hervor. Ersterer ist der Verfasser einer Art physikalischer Geographie: „Liber cosmographicus de natura locorum", in welcher scharfsinnige Bemerkungen über die gleichzeitige Abhängigkeit der Klimate von der Breite und Höhe des Orts, wie über die Wirkung des verschiedenen Einfallswinkels der Sonnenstrahlen auf Erwärmung des Bodens gefunden werden. Roger Baco aber rügte streng den blinden Autoritätsglauben der Schule und empfahl Anwendung der Mathematik und die Scientia experimentalis. Neben seinen chemischen Versuchen über brennende explodirende Mischungen sind seine, auf Ptolemäus gestützten, optischen Arbeiten über die Perspektive u. die Lage des Brennpunkts bei Brennspiegeln am wichtigsten. Seit dem 13. Jahrhundert begegnen wir einer Reihe encyklopädischer Werke über die Naturwissenschaften, die hier einer Erwähnung besonders deshalb verdienen, weil sie zur Verallgemeinerung der Ansichten und zur Belebung der Naturforschung dienten. Die einflußreichsten waren: die 20 Bücher „De rerum natura" von Thomas Cantipratensis, Professor in Löwen (1230); der „Naturspiegel" (Speculum naturale), welchen Vincenz von Beauvais (Bellovacensis) für Ludwig den Heiligen und dessen Gemahlin (1250) schrieb; das „Buch der Natur" von Konrad von Meygenberg, Priester zu Regensburg (1349); das „Weltbild" (Imago mundi) des Kardinals Petrus de Alliaco, Bischofs von Cambray (1410), durch welches Columbus hauptsächlich auf den Gedanken einer westlichen Seefahrt nach Indien und somit indirekt auf die Entdeckung Amerika's geführt wurde. Diese Encyklopädien waren die Vorläufer der großen „Margarita philosophica" des Pater Reisch (1486), welche ein halbes Jahrhundert hindurch der Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse diente. Am Schluß des Mittelalters stehen die drei großen Mathematiker u. Astronomen: Georg von Peurbach († 1461), dann sein Schüler Joh. Müller (Regiomontanus, † 1476) u. Dominicus Maria Novera von Bologna, der Lehrer des Kopernikus. Die Schriften des Regiomontanus insbesondere enthalten über Wasserleitungen, Brennspiegel, Gewicht und ähnliche Gegenstände scharfsinnige Abhandlungen, und noch mehr ist die Mechanik durch sie bereichert worden. Unter den physikalischen Erfindungen der letzten Periode des Mittelalters steht die Konstruktion der Brillen durch Alexander de Spina († 1313) in erster Reihe. Noch wichtiger ist die Anwendung der

Magnetnadel auf die Schifffahrt in europäischen Gewässern, für welche Flavio Gioga aus Positano bei Amalfi (1300) ein epochemachender Name geworden ist. Eine bis dahin beispiellose Erweiterung erhielten die Naturwissenschaften durch die großen Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Fielen diese neuen Eroberungen der Wissenschaft zunächst auch hauptsächlich in das Gebiet der Geographie, Naturgeschichte u. Ethnographie, so erhielt doch auch die P., namentlich die angewandte, dadurch viele Bereicherungen: Christoph Columbus selbst ist der Entdecker einer magnetischen Linie ohne Abweichung; Amerigo Vespucci und sein Neffe, Juan Vespucci, machten auf die verschiedenen Höhen der Schneegrenze unter verschiedenen Breiten aufmerksam und leiteten daraus die Lehre von der senkrecht abnehmenden Wärme der Luft u. die dadurch bedingte Senkung einer ungefähr gleich kalten obern Luftschicht vom Aequator gegen die Pole hin ab. Der größte Physiker des 15. Jahrhunderts, der mit ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen den bewunderungswürdigsten Tiefblick in die Natur verband, war Leonardo da Vinci, ein Zeitgenosse des Columbus. Die Meteorologie hat dem ruhmgekrönten Künstler eben so viel als die Hydraulik und Optik zu verdanken. Ein volles Jahrhundert früher als Franz Baco hielt er die Induktion für die einzige sichere Methode in der Naturwissenschaft. Doch erst das 17. Jahrhundert ist der Zeitraum, in welchem die P. zum Rang einer selbstständigen Naturwissenschaft sich ausbildete, und zwar mit einer bis dahin nicht geahneten Schnelligkeit. Das 17. Jahrhundert ist das Zeitalter von Fr. Baco, Galilei, Kepler, Tycho, Descartes und Huyghens, von Fermat, Newton und Leibnitz. Fr. Baco von Verulam († 1626) war es, der mit eben so umfassender Gelehrsamkeit als scharfer Dialektik die Erfahrung als einzige lautere Quelle für das Studium der Naturgesetze nachwies, und Galilei († 1642) durchforschte zuerst auf diesem Wege das ganze Gebiet der Natur und wurde dadurch der Begründer der modernen P. Das Fernrohr, das er nach oberflächlichen Berichten über seine Erfindung in Holland 1610 selbst konstruirte, führte ihn in unbekannte Himmelsregionen, und das zusammengesetzte Mikroskop, die Erfindung der beiden Niederländer Zacharias und Hans Jansen (1590), wies in der Welt des Kleinsten ungeahnte Wunder nach. Fast gleichzeitig entdeckte Galilei die wahren Gesetze des Falls und des Pendels, Torricelli († 1647) erfand das Barometer, Otto von Guericke († 1686) die Luftpumpe. Während nach solchen Vorarbeiten Descartes († 1650) dahin strebte, der Naturwissenschaft eine zuverlässigere, metaphysische Basis anzuweisen, und darüber in neue unhaltbare Spekulationen (Wirbeltheorie) sich verlor, war die Experimentalphysik so glücklich, an Boyle († 1691) und dem genialen Hooke in England, an Borelli u. Grimaldi in Italien, an Pascal, Mariotte und Picard in Frankreich eifrige Pfleger zu finden, und so entstanden um 1650 die londoner Societät, von deren Mitgliedern wir nur Wallis, Wren u. Huyghens nennen, die pariser Akademie der Wissenschaften und die florentiner Accademia del Cimento, deren erste, mit gemeinsamen Kräften ausgezeichneter Köpfe unternommene Bestrebungen zur Förderung der Naturwissenschaften unendlich viel beigetragen haben. Alle Theile der P. erhielten in diesem Zeitraume wesentliche Erweiterungen. Für die Prozesse des Lichts, der Wärme und des Magnetismus sind Huyghens, Galilei und William Gilbert (1600) die bedeutungsvollsten Namen. Huyghens entdeckte (1678) die Art der Polarisation des Lichts, welche seinen Namen trägt. Malus fand (1808) die Polarisation durch Zurückwerfung von spiegelnden Flächen, Arago (1811) die farbige Polarisation. Die Interferenz des Lichts haben schon Grimaldi (1665) und Hooke beobachtet; aber die Auffindung ihrer Bedingungen und die klare Erkenntniß ihrer Gesetze verdankt die neuere Zeit dem glücklichen Scharfblick von Thomas Young. Die Gesetze der Interferenz des polarisirten Lichts haben Arago und Fresnel entdeckt. Die von Huyghens und Hooke angeregte, von Leonhard Euler vertheidigte Undulationstheorie fand endlich festen und sicheren Grund. Nicht weniger wichtig ist die durch Olaus Römers Beobachtung an den Jupiterstrabanten (1675) gemachte Entdeckung der meßbaren Geschwindigkeit des Lichts. Diese Entdeckung hat Bradley (1728) in den Stand gesetzt, die von ihm aufgefundene Veränderung des scheinbaren Orts der Sterne als eine Folge der Bewegung der Erde in ihrer Bahn, verbunden mit der Fortpflanzung des Lichts, zu betrachten und so die Aberration des Lichts zu konstatiren. In Gilberts geistreichem Werke über die magnetischen und elektrischen Kräfte, „Physiologia nova de Magnete“, werden Magnetismus und Elektricität für zwei Emanationen der einigen aller Materie inwohnenden Grundkraft angesehen; die Erde selbst erscheint als Magnet, und Gilbert hatte einen so klaren Begriff von der Mittheilung der tellurischen Magnetkraft, daß er bereits den magnetischen Zustand von Eisenstangen am Kreuz alter Kirchthürme dieser Einwirkung der Erde zuschrieb. Durch die Entdeckung des Rotationsmagnetismus von Arago (1825) ist faktisch bewiesen worden, daß alle Arten der Materie des Magnetismus fähig sind: die neueren Arbeiten von Faraday über die diamagnetischen Substanzen bestätigen, unter besondern Bedingnissen der Meridian- und Aequatorialrichtung des festen, flüssigen oder gasförmigen Zustandes der Körper, jenes wichtige Resultat. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden auch die Untersuchungen über die Inklination der Magnetnadel begonnen, obwohl es erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb, über die periodische Veränderlichkeit, welche die drei Hauptformen der magnetischen Erscheinungen (die isoklinischen, isogonischen und isodynamischen) charakterisirt, eine klare Einsicht zu gewinnen. Besonders ist es das Verdienst Alexander von Humboldts, in diese dunklen Regionen der Wissenschaft Licht gebracht zu haben. Die Erfindung und Vervollkommnung wärmemessender Instrumente und die rationellen Folgerungen, die aus ihren Anzeigen gezogen werden können, bezeichnen eine neue Epoche in einem der

wichtigsten Zweige der P. Die Beobachtungen der strahlenden Wärme, durch die Accademia del Cimento und Mariotte's († 1684) Arbeiten begründet und ergänzt, schlossen sich an jene Leistungen an und gestalteten rasch die Wärmelehre zu einer reichhaltigen Wissenschaft. Die Lehre von der Wärmestrahlung verbreitete großes Licht über Erhaltung des Bodens, die Entstehung des Thaues und viele allgemeine klimatische Modifikationen. Den Untersuchungen über die nach Maßgabe der geographischen Breite, der Jahreszeiten und die Erhebung des Bodens veränderte Wärme des Luftkreises gesellten sich bald andere bei: über den wechselnden Druck und die Dunstmenge der Atmosphäre und über die so oft beobachtete periodische Folge, d. h. die Drehungsgesetze der Wärme. Galilei's richtige Ansichten vom Luftdrucke hatten Torricelli auf die Konstruktion des Barometers geführt. Daß die Quecksilbersäule in der torricelli'schen Röhre minder niedrig am Fuße eines Thurmes oder Berges, als auf deren Spitze stehe, bemerkten zuerst in Pisa Claudio Beriguardi und 5 Jahre später in Frankreich, auf Pascals Aufforderung, des letztern Schwager, Perrier, da er den Puy de Dome bestieg. Die Idee, das Barometer zu Höhenmessungen anzuwenden, bot sich nun von selbst dar. Die Theorie der Luftströme ist ebenfalls vor dem Schluß des 17. Jahrhunderts erkannt worden. Hooke's umfassendes Genie verbreitete auch hier Gesetzmäßigkeit und Licht. Er erkannte den Einfluß der Rotation der Erde, wie die obern und untern Strömungen warmer und kalter Luft, vom Aequator zu den Polen und von diesen zu dem Aequator zurückkehrend. Diese einzig richtige Ansicht blieb indeß lange unbeachtet; erst Halley nahm sie im 18. Jahrhundert wieder auf und erläuterte dieselbe in Hinsicht auf die Wirkung der jedem Parallelkreis zugehörigen Geschwindigkeit. Das Drehungsgesetz der Winde war schon von Baco und Joh. Christ. Sturm aus Hilpoltstein († 1703) seinen allgemeinen Zügen nach erkannt worden. Im 17. Jahrh. wurde auch die Luftfeuchtigkeit, in ihrem Zusammenhange mit den Veränderungen der Temperatur und der Windesrichtung, näher erforscht. Bei den Hygrometern des 17. Jahrhunderts fehlte indeß die zur Vergleichung und zum Verständniß der Resultate so nothwendige und endlich durch Regnault erreichte Bestimmung fester Punkte der Trockenheit und Nässe. Der elektrische Prozeß ward als Wirkung einer eignen, wenngleich der magnetischen verwandten Naturkraft bereits von William Gilbert erkannt. Die Idee einer allgemeinen tellurischen Elektricität war ihm nicht ganz fremd, von Abstoßung, vom Unterschied von Isolatoren und Leitern ist aber bei ihm noch keine Rede. Mehr als bloße Anziehungserscheinungen beobachtete zuerst der sinnige Erfinder der Luftpumpe, Otto von Guericke. In seinen Versuchen mit einem geriebenen Schwefelkuchen erkannte er Phänomene der Abstoßung u. solche, die später auf die Gesetze der Wirkungskreise und Vertheilung der Elektricität geleitet haben. Er hörte das erste Geräusch, sah das erste Licht in selbst-hervorgerufener Elektricität. In einem Versuche, welchen Newton (1675) anstellte, zeigten sich die ersten Spuren der elektrischen Ladung an einer geriebenen Glasplatte. Diese ersten Keime des elektrischen Wissens trieben nach und nach kräftige Schößlinge. Wall (1708), Stephan Gray (1734) und Nollet vermutheten die Identität der Reibungselektricität und des Blitzes; die empirische Gewißheit aber wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die glücklichen Bestrebungen Benj. Franklins erlangt. „Von dem Zeitpunkte an trat der elektrische Prozeß aus dem Gebiete der spekulativen P. in das Gebiet kosmischer Naturanschauung, aus dem Studirzimmer in das Freie" (Humboldt). Die Lehre von der Elektricität hat, wie die Optik und wie der Magnetismus, lange Epochen überaus schwacher Entwickelung gehabt, bis die Arbeiten von Franklin, Galvani und Volta, Thomas Young und Malus, Oersted und Faraday die Zeitgenossen zu einer bewundernswürdigen Thätigkeit anregten.

Die Erweiterung des physikalischen Wissens konnte nicht ohne Einfluß auf die physische Geographie bleiben. Alles Andere übergehend, erwähnen wir hier nur der größten aller dahin schlagenden Errungenschaften: der wissenschaftlich begründeten Erkenntniß der wahren Erdgestalt. In seinen Hauptzügen, freilich nicht genau in den numerischen Angaben des Verhältnisses zwischen der Polar- und Aequatorialaxe, wurde das Bild der Erdgestalt am Ende des 17. Jahrhunderts entworfen. Picards Gradmessung, mit von ihm selbst vervollkommneten Meßinstrumenten (1670) ausgeführt, ist um so wichtiger gewesen, als sie zuerst Newton veranlaßte, seine schon 1666 aufgefundene und später vernachlässigte Gravitationstheorie wieder mit erneuetem Eifer aufzunehmen. Den Versuchen über die wahre Länge des Sekundenpendels zu Bayonne von Richer (1637) und an der westlichen afrikanischen Küste waren andere, weniger entscheidende zu London, Lyon und Bologna vorhergegangen. Die Abnahme der Schwere vom Pol zum Aequator, die lange noch selbst Picard geleugnet, wurde nun allgemein angenommen. Newton erkannte die Polarabplattung der Erde und ihre sphäroidische Gestalt als eine Folge der Rotation; er wagte sogar, unter der Voraussetzung einer homogenen Masse, das Maß dieser Abplattung numerisch zu bestimmen. Das Zeitalter von Galilei und Kepler, Newton und Leibnitz begann mit den Entdeckungen in den Himmelsräumen durch das neuerfundene Fernrohr; es endigte mit der Bestimmung der Erdgestalt aus theoretischen Schlüssen. Newton erhob sich zu der Erklärung des Weltsystems, weil es ihm glückte, die Kraft zu finden, von deren Wirkung die keplerschen Gesetze die unmittelbare Folge sind und welche den Erscheinungen entsprechen mußte, indem diese Gesetze ihnen entsprachen und sie vorher verkündigten. Fermat († 1665) ist hier Vorgänger, Newton und Leibnitz sind die fast gleichzeitigen Nachfolger und Vollender des großen Weges.

In dem eben geschilderten Zeitabschnitt ist der Grund zum Aufbau der P. als einer die Kräfte und Gesetze des ganzen Weltalls umfassenden u. mit der Macht des menschlichen Verstandes durchdringenden Wissenschaft gelegt und das Gebäude

selbst in seinen Haupttheilen ausgeführt worden; der universellste Bearbeiter der P. in ihrem ganzen Umfange ist Peter von Musschenbroek († 1761). Die Arbeit der neueren Zeit ist zwar in den meisten Fällen nur Fortsetzung des bereits Begonnenen und Ausführung des entworfenen Plans zum Gebäude der P.; allein je größer die Höhe ist, auf welcher die Gegenwart baut, desto bedeutender ist die Mühe und die Kunst, u. nicht selten hat es sich gezeigt, daß der Unterbau zu Aufnahme des Giebels nicht geeignet sey und von Neuem gelegt werden müsse. Das Prüfen und Untersuchen der Vorarbeiten ist sogar eine charakteristische Funktion der neuern Physiker geworden und hat sich mit den schönsten Resultaten belohnt. Man ist bemüht gewesen, den Blick nicht auf das Neuerrungene zu beschränken, sondern alles früher Berührte nach Maß und Gewicht streng zu prüfen, das bloß aus Analogien Geschlossene von dem Gewissen zu sondern, und so einer und derselben strengen kritischen Methode alle Theile der Wissenschaft zu unterwerfen. Die Allgemeinheit dieses Kriticismus hat besonders dazu beigetragen, die jedesmaligen Grenzen der einzelnen physikalischen Disciplinen kenntlich zu machen, oder die Schwäche solcher Theile aufzudecken, in denen unbegründete Meinungen als Thatsachen, symbolisirende Mythen unter allen Firmen als ernste Theorien auftreten. Gegen solche Strenge der physikalischen Methode konnte auch die geistreichste aller rein spekulativen Naturphilosophien, die schellingsche, nur einen vorübergehenden und meist auf ihr Vaterland beschränkten Einfluß auf das physikalische Studium gewinnen. Während in England und Frankreich der Weg einer durch rationelle Behandlung und mathematische Begründung geregelten und gesicherten Empirie nicht verlassen und auf demselben eine Menge der bedeutendsten Entdeckungen gemacht wurden, konnten Schelling und seine Schüler: Ritter, Oken, Steffens, Schubert und Andere, mit ihrer theilweise ganz mystischen Naturauffassung nur in Deutschland eine vorübergehende Herrschaft auf die Naturwissenschaften ausüben, von der überdies die eigentliche P. sich noch am meisten entfernt hielt. Was weiter die Geschichte der neuern P. charakterisirt, ist, neben der sonst allseitigen Erweiterung ihres Umfangs, der Höhe ihres Fortschritts und dem Kriticismus in ihrer Methode, die Anwendung der physikalischen Erkenntnisse auf die Praxis des Lebens. Wie man dem Standpunkte immer näher gerückt ist, von welchem aus Wärme, Licht, Elektricität, Galvanismus und Magnetismus nur als verschiedene Modifikation einer und derselben Ursubstanz oder als verschiedene Aeußerungen einer und derselben Grundkraft erscheinen werden, so hat sich andererseits die P. mit den wichtigsten Berufs- und Geschäftsbeziehungen des Lebens in den mannichfachsten Verkehr gesetzt. Die Konstruktion der komplicirten Maschinen, welche die Gegenwart für fast alle Gewerbe besitzt, die Erfindung der hydraulischen Presse, des Dampfschiffs, des Dampfwagens, des Blitzableiters, der davy'schen Sicherheitslampe, des elektrischen Telegraphen, der galvanischen Apparate, des Luftballons &c. bezeichnen nur einige der zahllosen Arme, mit welchen die P. schöpferisch u. umbildend ins Leben eingreift. Wir müssen uns begnügen, neben den oben gegebenen Andeutungen die vorzüglichsten Namen zusammenzustellen. Obenan stehen Lavoisier († 1794) und Laplace († 1827), jener Begründer der antiphlogistischen Chemie und glücklicher Vermittler der neugewonnenen chemischen Entdeckungen mit der P., dieser, Freund des ersteren, Newtons größter Schüler, wissenschaftlicher Erklärer der Himmelsmechanik (das epochemachende Werk „Mécanique céleste" erschien 1799—1825). An Lavoisier reihen sich: Black († 1792), Scheele († 1786), Priestley († 1804), Cavendish († 1812, Entdecker des Wasserstoffs und Sauerstoffs im Wasser), Davy, Benj. Franklin, Galvani, Volta, u. Malus, Arago, Fresnel, Brewster, Biot, Melloni, Daniell, August, Regnault, Young, Oersted, Faraday, A. von Humboldt sind als die vornehmsten Beförderer der physikalischen Wissenschaften zu Ende des vorigen u. in diesem Jahrhundert anzuführen. An sie schließen sich von Lebenden oder unlängst Verstorbenen als ebenbürtige Heroen der Wissenschaft an: Lichtenberg, Jer. Benjamin Richter, Ampère, Seebeck, de Larive, Gay-Lussac, Fechner, Pfaff, Dove, Gauß (Erdmagnetismus), Weber (Wellentheorie), Poggendorf, Pouillet, Jolly u. A. m.

Das vollständigste Wörterbuch der P. ist Gehlers „Physikalisches Wörterbuch", neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Littrow, Muncke, Pfaff (11 Bde. und 2 Bde. Register, 1 Bd. Kupfer, Leipzig 1825—45). Brauchbar ist auch das „Physikalische Wörterbuch" von Fischer (10 Bde., Göttingen 1798—1827). Eine fleißige Kompilation aus guten Quellen gibt das „Physikalische Wörterbuch" von O. Marbach (Leipzig 1836 ff.), für Freunde der P. recht brauchbar, die keine mathematischen Vorkenntnisse besitzen. Das neueste Werk dieser Gattung ist das „Handwörterbuch der P. u. Chemie" von August, Barentin, Dove u. A. (Berlin 1842 ff.). Von Lehrbüchern sind hervorzuheben: Baumgärtner, Die Naturlehre, 8. Aufl., Wien 1844—45, dazu ein Supplementband, welcher die mathematische Begründung enthält; Biot, Lehrbuch der Experimental-Physik, bearb. von Fechner, 2. Aufl., 5 Bde., Leipz. 1829; Eisenlohr, Lehrbuch der P., Mannheim 1852; Pouillet, P., bearbeitet von J. Müller, 2 Bde., 5. Aufl., Braunschw. 1857; Götz, Elemente der P. nach mathematischen Principien, Leipz. 1846. Journale und Sammelwerke: Poggendorfs „Annalen der Chemie u. P.", Fortsetzung von Gilberts „Annalen der P.", Leipzig und Berlin, seit 1797 „Annales de chimie et de physique" von Gay-Lussac u. Arago, Par. 1816 ff.; Fechners „Repertorium der P.", 3 Bde., Leipz. 1832; fortgesetzt als „Repertorium der P." von Dove u. anderen berliner Physikern, Berl. 1837 f.

Physikalische Geographie, s. Geographie.

Physikalischer Apparat, Sammlung von physikalischen Instrumenten, als Hülfsmitteln bei physikalischen Studien u. Arbeiten, sowie beim Unterricht in der Physik; auch ein einzelnes physika-

lisches Instrument von komplicirterer Konstruktion. Die physikalischen Instrumente zerfallen in 3 Hauptklassen: solche, an denen die physischen Erscheinungen, wie sie die Natur im Großen bietet, im Kleinen absichtlich hervorgerufen werden, wozu alle Vorrichtungen gehören, mit denen der Physiker Experimente macht, d. h. Naturprozesse auf künstlichem Wege darstellt, um die Natur dabei gleichsam zu belauschen und ihren Gesetzen auf die Spur zu kommen, z. B. die Elektrisirmaschine, die galvanische Kette 2c.; Instrumente, an denen die Naturphänomene unmittelbar beobachtet werden, z. B. das Fernrohr, das Barometer, Thermometer 2c.; Instrumente gemischter Art, die zugleich zu Experimenten und zu Beobachtungen gebraucht werden, z. B. die Magnetnadel, die Luftpumpe. Das Zimmer, in welchem der physikalische Apparat sich befindet, ist das physikalische Kabinet, worunter man indeß nicht selten auch den Apparat selbst als Sammlung versteht. Der Apparat ist nach den einzelnen physikalischen Wissenschaften systematisch zu ordnen; seine Erhaltung und Vermehrung erfordert ebenso wie sein Gebrauch einen geübten Physiker. Sammlungen dieser Art sind bald reicher, bald dürftiger, eine absolute Vollständigkeit derselben ist schwer bestimmbar und kann in der Wirklichkeit schon darum kaum erreicht werden, weil der Apparat mit der Wissenschaft selbst fortgeht. Die reichsten und schönsten sind Eigenthum der Universitäten, höheren Lehranstalten u. Akademien, z. B. der Ecole polytechnique und der Universität zu Paris, der Universität zu Edinburg, des polytechnischen Instituts und der Universität zu Wien u. der Universitäten zu Berlin, München u. Dorpat. Kleinere Apparate muß es bei jeder Schule, wo Physik gelehrt wird, geben, denn ohne allen Apparat ist ersteres nicht denkbar.

Physikbäder, Mischungen koncentrirter Abkochungen von Farbhölzern u. dergl. mit Zinnsolution und Weingeist, in welche die zum Färben bestimmte, zuvor mit Alaun gebeizte Seide gebracht wird. Aus dem Blauholz wird vorzüglich das Pencephysikbad zur blauschwarzen Farbe bereitet.

Physikotheologie (v. Griech.), natürliche Gotteserkenntniß, im Gegensatz der geoffenbarten und positiven Religionslehre; im engern Sinn der Versuch, aus der Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Natur den Glauben an Gott als den weisen, gütigen, mächtigen Urheber, Erhalter und Regierer der Welt zu begründen, oder doch zu rechtfertigen. Die physikotheologische Weltanschauung, in Form eines Beweises dargestellt, bildet den physikotheologischen Beweis, der, weil der Begriff der Zweckmäßigkeit in ihm das vorwiegende Moment ist, auch teleologischer genannt wird (s. Gott). Angefochten wurde der physische Beweis zuerst von Kant, indem dieser bemerklich machte, daß derselbe nicht auf einen absoluten Weltschöpfer, sondern höchstens auf einen Weltordner oder Weltbaumeister führe, neben dem der bildsame Stoff als ein Zweites, gleich Ursprüngliches stehen bleibt.

Physikus, im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein von der Regierung angestellter Arzt, der einen Bezirk des Landes in sanitätspolizeilicher Beziehung beaufsichtigt und der Verwaltungs- u. Gerichtsbehörde den nöthigen Beistand leistet. Im Mittelalter wurden alle Aerzte Physici genannt, auch Magistri in Physica, später Medici physici. Im 16. Jahrhundert kam das Institut der Stadtphysikate in Aufnahme, um den Gesundheitszustand der Gemeinden besser zu überwachen. Darnach bildeten sich in den verschiedenen Staaten die Namen Kreis-, Stadt- und Landphysikus. Dem P. ist in einem bestimmten Bezirk die Aufsicht über das Medicinalwesen anvertraut, er ist also ein zur Erhaltung des allgemeinen Gesundheitszustandes angestellter öffentlicher Beamter. Seine Funktionen sind hauptsächlich folgende: er hat über die Gesundheitsverhältnisse seines Bezirkes zu wachen, beim Ausbruch einer Seuche über die Natur derselben, ihre Ansteckungsfähigkeit, ihre Ursachen, Tödtlichkeit 2c. Beobachtungen anzustellen, gegen ihre weitere Verbreitung die geeigneten Maßregeln, als Absperrung 2c., anzuordnen; dasselbe gilt in Bezug auf Viehseuchen, im Einvernehmen mit Thierärzten. Ferner unterliegen seiner Aufmerksamkeit die klimatischen, tellurischen u. a. Verhältnisse seines Kreises, der Einfluß, den Wälder, Sümpfe, Flüsse, Ueberschwemmungen, Witterungsverhältnisse 2c. auf die Gesundheit ausüben, die Benutzung schon vorhandener oder erst sich zeigender Mineralquellen, der Einfluß von Fabriken, der Kleidung, Lebensweise der Bewohner auf ihre Sanitätsverhältnisse, sowie die Aufsicht über den Verkauf von Lebensmitteln, ihre etwaige Verfälschung, die Einimpfung der Schutzpocken. In geeigneten Fällen wird der P. von der Obrigkeit requirirt, um über die Tödtlichkeit vorgefallener Verwundungen, nach angestellter legaler Obduktion, über Vergiftungen, über zweifelhafte Seelen- und Körperzustände 2c. nach medicinischen Grundsätzen Gutachten abzugeben. In einigen Staaten ist ihm die Prüfung der Apotheker, Wundärzte und Hebammen, deren Thätigkeit er auch zu überwachen hat, und die Visitation der Apotheken übergeben, sowie er auch alles unbefugte Quacksalbern von Afterärzten u. Pfuschern und den verbotenen Verkauf arzneilicher Gegenstände verhindern und zur Anzeige bringen muß. Zur Erlangung eines Physikats sind in den meisten Staaten bestimmte, sogenannte Physikatsprüfungen zu bestehen. In manchen Ländern ist statt P. der Name Gerichtsarzt eingeführt.

Physiognomie (v. Griech.), die ganze äußere Andeutung eines Menschen, Thieres oder einer Pflanze, in sofern sich daraus ein Schluß auf die inneren Eigenschaften derselben ziehen läßt; besonders die Gesichtsbildung (s. Physiognomik).

Physiognomik (v. Griech.), die Kunst, aus der Beschaffenheit der äußeren Theile des menschlichen Körpers, besonders des Gesichts, die Beschaffenheit des Geistes zu finden. Schon in alter Zeit glaubte man ein Mittel, zur Menschenkenntniß zu gelangen, in der sorgfältigsten Betrachtung der menschlichen Gesichts- und Körperbildung gefunden zu haben. Die Pythagoräer nahmen Keinen in ihre Schule auf, bevor sie ihn nicht in Bezug auf Gesichtsbildung, Gestalt, Gang, Haltung 2c. geprüft und daraus einen Schluß auf seine Tauglichkeit gezogen hatten. Auch Plato

untersuchte das Aeußere seiner Schüler, und wenn es ihm wenig versprechend erschien, so nahm er sie nicht als solche auf. Im Mittelalter finden wir die Kunst der P. häufig kultivirt, so von Albertus Magnus, dem Bischof von Regensburg. In der neuern Zeit haben sich Baptist della Porta, welcher die Aehnlichkeiten von Thierköpfen mit Menschengesichtern aufsuchte, und der berühmte Thomas Campanella mit der Kunst der P. beschäftigt. Mit den größten Ansprüchen trat endlich J. K. Lavater auf, dessen „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (Lpz. 1775—78, 4 Bde.) verhießen, der vorgeblichen Wissenschaft der P. die bis dahin vermißten festen, unumstößlichen Grundlagen zu verschaffen. Hielt man demgemäß eine große, offene, viereckige Stirn für ein Zeugniß von Geist, Verstand, Fassungskraft, so nahm man bei den Augen auf ihre Größe, Lage, Farbe Rücksicht. Schwarze Augen sind schon bei Albertus Magnus ein Zeichen von Kraft, blaue von Sanftmuth. Gebogene Augenbrauen sind nach Aristoteles das Zeichen eines eitlen, stolzen, gebieterischen Menschen; werden sie oft erhoben, so zeigt dies Kühnheit, Zorn, Drohung und Haß an. Wenn sie sich auf die Nasenwurzel herabbiegen, so beurkunden sie einen harten Charakter. Eine römische oder Habichtsnase ist ein Zeichen von Genie, meist mit Stolz verbunden, eine Stumpfnase von Leichtsinn, Munterkeit, Eitelkeit, eine spitze Nase von Anlage zur Satyre. Nasen ohne allen auffallenden Charakter, sagt Lavater, ohne Nuance, ohne Beugung, ohne Undulation, ohne einige angebliche Bezeichnung können zwar bei vernünftigen, guten, allenfalls auch edlen Charakteren gefunden werden, nie aber bei großen und vorzüglichen. Der Mund ist (nach diesen Grundsätzen) nächst den Augen vielleicht das sicherste Mittel, auf Neigungen, Anlagen &c. zu schließen. Man machte auf die aufgeworfenen, halb geöffneten Lippen des Sinnlichen, die schmalen, gekniffenen Lippen des Egoisten, die schlaff herabhängende Lippe des Geistesschwachen aufmerksam. Jeder Mund, der noch einmal so breit ist, als das Auge, ist nach Lavater der Mund eines Dummkopfes. Wie die Lippen, so der Charakter: feste Lippen, fester Charakter; weiche und schnell bewegliche Lippen, schnell beweglicher Charakter (Lavater). Diese Ansichten fanden besonders in Deutschland rauschenden Beifall. Lavater wurde hoch gepriesen als „der Schöpfer einer Wissenschaft, die den Schlüssel zu allen Tiefen der menschlichen Natur gebe". Der geistvolle Satyriker G. Chr. Lichtenberg bemühte sich, den physiognomischen Taumel, der wie eine ansteckende Seuche unser Vaterland durchzog, einigermaßen zu dämpfen. Er schrieb den trefflichen Aufsatz „Ueber P. wider die Physiognomen" im göttinger Taschenkalender für 1778 (in seinen „Vermischten Schriften", 1844, Bd. 4). Aber es dauerte geraume Zeit, bis die besonnene Forschung die prätentiösen Phantasien der neuen P. wieder verdrängte. Im Allgemeinen läßt sich wohl eine Intelligenz auf den ersten Blick von einem Dummkopf, einem Blödsinnigen, unterscheiden. Die auffallenden Extreme sind auch hier am leichtesten zu erkennen. Ein anderes Ding aber ist es mit der großen Masse des Mittelschlags der Geister. Es ist unmöglich, für sie genaue Grenzbestimmungen zu geben, eben so unmöglich, für jeden Einzelnen aus seinem Aeußeren zu finden, für welche Art geistiger Thätigkeit er besonders befähigt sey. Sobald die P. aufs Detail eingeht, muß sie nothwendig straucheln und zu Falle kommen. Der Nachfolger Lavaters, Gall, suchte bloß aus der Form des Schädels die moralischen und intellektuellen Eigenschaften des Menschen zu bestimmen; aber mit der Haupthypothese, wonach den äußeren Hervorragungen am Schädel allemal innere des Gehirns entsprechen sollten, welche sich bald als irrig erwies, fiel das ganze System zu Boden (s. Schädellehre). Vergl. außer den bereits genannten Werken: Camper, Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge, aus dem Holländischen von Sömmering, Berl. 1792; Maaß, Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie, Lpz. 1803; J. Croß, An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles, Glasg. 1817; Sibler, Symbolik des Antlitzes, Berlin 1829; Carus, Symbol der menschlichen Gestalt, Leipzig 1853. Die pathologische P. (Pathognomik) oder die Beurtheilung einer psychischen und somatischen Krankheit aus den Gesichtszügen u. andern äußeren Merkmalen ist ein höchst wichtiger Gegenstand für den praktischen Arzt und ein nicht unwesentlicher Theil der Diagnose. Vgl. Esquirol, Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, a. d. Franz. von Hille &c., Leipzig 1827.

Physiognosie (v. Griech.), Naturkenntniß, besonders die Kenntniß der körperlichen Natur, im Gegensatz der Selbstkenntniß (Heautognosie).

Physiographie (v. Griech.), Naturbeschreibung.

Physiokratie (v. Griech.), Herrschaft der Natur; Physiokratismus, die philosophische Ansicht, nach welcher die Natur das oberste Machtprincip in der Welt ist.

Physiokratisches System, s. Agrikultursystem.

Physiologie (v. Griech.), die Lehre von den Lebensverrichtungen der gesunden organischen Körper. Synonyme Bezeichnungen sind noch Biologie, auch Phänomenologie od. Physik des Lebens od. der Biologie. Die zuerst gegebene Begriffsbestimmung beseitigt schon zum Voraus die von Manchen geforderte Universalität der P., nach welcher sie alle Phänomene der Natur, die als ein ewig Werdendes und sich Entwickelndes auch als ein Lebendiges betrachtet wird, umfassen und demnach sich eben sowohl mit den Erscheinungen in den Weltsystemen und an den Himmelskörpern, als mit denen, die sich an den organischen wie anorganischen Körpern auf Erden manifestiren, beschäftigen soll. Nur der pflanzliche und thierische Körper, sofern derselbe ein durch u. durch sich stetig Umbildendes (d. h. Lebendes) ist, kann demnach Gegenstand der P. seyn, während die nämlichen Körper, als etwas Beharrendes (d. h. Todtes) genommen, Gegenstände der Morphologie od., wie gewöhnlicher gesagt wird, der Anatomie sind. Innerhalb dieser Umgrenzung zerfällt die P. in die allgemeine und in die specielle P. Die allgemeine P. gibt nämlich zunächst die Einleitung, die Prolegomenen für die Betrachtung

der stetigen Umbildung und Entwickelung, also der Lebensverrichtungen der Organismen, und sucht daher zuerst den Grund u. Boden, aus dem sich alles organische Leben entwickelt, nämlich das Wesen der organischen Materie zu erkennen, stellt die Begriffe von Organismus und von Leben überhaupt, sowie die Unterschiede zwischen pflanzlichen und thierischen Organismen fest und untersucht endlich noch, welche Erscheinungen den organischen und anorganischen Körpern gemeinsam sind (sogenannte physikalische Erscheinungen), um so desto sicherer die Unterscheidung vollziehen zu können. Die specielle P. hat zum Vorwurf die einzelnen organischen Sphären und Systeme, aus denen die Organismen bestehen, und zwar nicht die Verrichtungen der Organe allein, sondern auch die Zustände, welche die Organe selbst während ihrer Thätigkeit durchleben. Sie zerfällt nach den beiden organischen Reichen in Pflanzen- und Thierphysiologie u. wird zur vergleichenden P., wenn sie die Modifikationen der Lebensverrichtungen, wie sie den einzelnen Klassen jener Reiche oder den Ordnungen ꝛc. dieser Klassen eigenthümlich sind, neben einander stellt. Ueber die Pflanzenphysiologie s. Pflanze; über die Thierphysiologie s. Thier.

Wie die Anatomie, so ist auch die P. zuerst von den griechischen Philosophen betrieben worden. Die Philosophen vor Aristoteles haben wenig die Natur selbst beobachtet, und ihre physiologischen Sätze sind meist nur Theoreme, die aus den herrschenden philosophischen Systemen hergeleitet wurden, und betreffen fast nur Kosmogenie, Seelenlehre und Erzeugungstheorie. In des Aristoteles peripatetischer Schule ward die erste, auf unbefangene Naturanschauung gegründete Naturphilosophie gelehrt. Natur ist das innere Princip der Veränderungen eines Dinges; die allgemeine Natur handelt nach gewissen Absichten. Der Körper besteht aus gleichartigen und ungleichartigen Theilen; die Sinne vollbringen ihre Wirkung vermittelst eines gewissen Mediums: das des Gesichts ist das Licht, des Gehörs die Luft, des Geruchs eine Mischung von Luft und Wasser; der Geschmack aber hat kein Medium, weil er durch unmittelbare Berührung entsteht. Das Blut ernährt den Körper, und die andern Säfte sind als solche im Blute enthalten. Grundform der Seele ist eine stete und ununterbrochene Bewegung (Entelechie); Sitz derselben ist das Herz. Des Aristoteles Schüler Praxagoras (350) fand den Puls auf und unterschied die Arterien von den Venen. Der Alexandriner Herophilus aus Chalcedon (300) folgte ihm in Beobachtung des Pulses in Bezug auf Stärke, Rhythmus oder andere Eigenschaften, nannte die Pulmonalvenen arteriöse, unterschied von den Blutgefäßen die Lymphgefäße des Gekröses und erkannte die physiologische Bedeutung der Nerven und des Gehirns. Erasistratus (297), ebenfalls ein Alexandriner, lehrte, daß das platonische Pneuma, durch das Athmen eingezogen, sich durch die Pulmonalvenen in das linke Herz und von da durch die Arterien im Körper verbreite und im Herzen Lebensluft, Seelenluft im Gehirn sey. Den Blutlauf durch die Hohlvenen und das rechte Herz bis in die Lungen kannte er. Die Schüler beider (Herophileer und Erasistrateer) folgten theils dem Plato als Pneumatiker, theils waren sie Eklektiker, verließen aber bald gänzlich den Weg der Erfahrung, der erst in der folgenden Periode u. unter großem Widerstande wieder aufgenommen wurde. Claudius Galenus aus Pergamus (130—200 n. Chr.) betrat wieder die von Hippocrates eröffnete anatomische Bahn und rettete die theoretische Medicin vom Untergang im Sektengeiste sophistischer, nur noch spekulirender Schulen. Auf genaue Zergliederung und Naturbeobachtung gestützt, nannte er teleologisch den Nutzen jedes Körpertheils. Nach Galen verließen sich viele Jahrhunderte hindurch die Aerzte nur auf ihn od. folgten dem Hippocrates od. Aristoteles, ohne selbst zu beobachten. Beständige Kriege, der Untergang der alexandrinischen Schule, der Uebergang der Medicin in die Hände der Araber, denen der Koran die Oeffnung der Leichen verbot, päpstliche Verbote der Anatomie, Sucht nach Magie und die Kreuzzüge hinderten die Fortentwickelung der Wissenschaft. Erst seit dem Hohenstaufen Friedrich II. u. durch ihn beginnt ein neues, obschon leises Aufathmen derselben, bis endlich das Zeitalter der Reformation auch die P. neu belebte und reformirte. Aber dem materialistischen Extrem des Galenus trat jetzt zuvörderst ein theosophisches gegenüber, unter den Auspicien des Paracelsus (†1541). Obwohl dieser aber durch seine Träume die Forschung hemmte, so regte er doch mächtig an, namentlich zur Bekämpfung seiner Lehre. Diejenigen seiner Schüler, die vorzugsweise seine chemischen Ansichten weiter entwickelten, bildeten die spagirische Schule; diejenigen, welche das aus seinem System Annehmbare in die Theorie des Galen hinübertrugen, waren die sogenannten Synkretisten oder Konciliatoren. In diese Zeit gehört auch Fernelius aus Amiens (1542). Das mystisch-chemische System der theosophischen Schule mußte übrigens bald den gewaltigen Fortschritten in der Anatomie weichen, und namentlich durch die richtige Erkenntniß des Kreislaufs des Bluts durch Harvey (1597—1657), der die Entdeckung Servets, daß das Blut aus den Arterien in die Venen und durch die Lungen gehe, verfolgte, und die der Lymphgefäße durch Aselli (1622), sowie die ersten Anfänge einer allgemeinen Anatomie durch Malpighi (1628—94) und Ruysch (1665), gewann die P. eine festere Grundlage. Allerdings folgten noch Manche dem von Paracelsus gegebenen Anstoße; unter ihnen waren die Stifter der iatrochemischen Schule (Chemiatrie), Helmont und Cartesius. Diese Schule, die eigentlich erst aus der durch F. de le Boë oder Sylvius aus Hanau (1614—72) geschehenen Verschmelzung der Lehren jener beiden entstand, erklärte alle Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers aus dem Verhalten der Säfte zu einander, dem vermeintlichen Aufbrausen, Gähren u. Niederschlagen dabei und aus der Gestalt der kleinsten Theilchen der Säfte. Ihr gegenüber steht die iatromathematische oder iatromechanische Schule, hervorgegangen aus des Cartesius Korpuskulartheorie, verbunden mit der mathematischen Naturansicht Newtons und Galilei's, wozu noch die auf

Harvey's Entdeckung sich stützende *hydraulische* Ansicht von der Säftebewegung im Organismus kam. Sie hat mit der vorigen die Berücksichtigung der Materie des Organismus und die Vernachlässigung der in ihm wirkenden Lebenskräfte gemein, aber sie faßt nicht die Mischung der flüssigen Theile ins Auge, wie jene, sondern die mechanischen Bedingungen der festen Körpertheile. Jatromathematiker, die noch der Chemiatrie nahe stehen, sind *Borelli* (1608—79), *Bellini* (1643 bis 1713) und *Cole* von Bristol, der das arterielle System als einen Kegel auffaßte, dessen Spitze das Herz, die Basis die Peripherie des Körpers sey. Unter den reinen Jatromathematikern ist besonders *Keill* aus Northampton (1673—1719) zu nennen, der die Kraft des Herzens maß und die newtonsche Attraktionslehre auf die Erklärung der physiologischen Vorgänge anwendete. Die späteren Jatromathematiker, wie *Perrault*, *Sauvage*, *Boerhave* (1668—1738), nähern sich schon der *dynamischen Schule*, die der Psyche die Oberherrschaft über das Leben des organischen Körpers zuerkennt (*Stahlianismus* oder *Psychiatrie*). Der Gründer der Schule ist *Stahl* (1660—1734). Die Basis seiner ganzen Theorie ist die Passivität der Materie, so daß alle Verrichtungen nur von der Seele abhängen. *Alberti*, *Richter*, *Bonnet* und *Platner* (Nervengeist) sind seine vorzüglichsten Anhänger, zu denen auch *Hoffmann* (1694—1742) gerechnet werden darf, indem er der Seele wenigstens noch Einfluß auf die größere Thätigkeit gewisser Körper zuschrieb. Diese Seele aber ist im Nervenfluidum, das im Gehirn abgesondert und durch die Systole und Diastole der Dura mater in die Nerven getrieben wird, wo sie nach noch unbekannten Gesetzen der höheren Mechanik Alles leitet. Endlich wies *Haller* (1708—77) nach, daß die bisher sogenannten todten Kräfte (der unorganische Körper) allein nicht zur Erklärung der Lebenserscheinungen hinreichen, sondern daß im Organismus noch eigenthümliche Kräfte wirksam sind, zu denen er besonders die Reizbarkeit (irritabilitas, der Muskeln) und die Empfindlichkeit (sensibilitas, der Nerven) rechnet. So bildete sich die Ansicht von der Wichtigkeit des Nerveneinflusses, der freilich auch wieder von *Cullen* zu hoch angeschlagen wurde (*Nerventheorie*, *Nerven- oder Solidarpathologie*). Der Aufschwung der Hülfswissenschaften für die P. hat dieser in der letzten Hälfte des 18. und in der ersten des 19. Jahrhunderts die wichtigsten Entdeckungen möglich gemacht. So ist die Anatomie hülfreich gewesen durch *Sömmering*, *Scarpa*, *Monro*, *Reil*, *Gall*, *Cruikshank*, *Mascagni* (die beiden letzten für das Lymphsystem), *Bichat* (Histologie). *Blumenbach* schuf die vergleichende Anatomie. Nicht minder hat die Chemie (*Priestley*, *Lavoisier*, *Fourcroy*, *Vauquelin*, *Berzelius*, *Davy*) die P. gefördert und sogar die *neueren Jatrochemiker* (*Girtanner*, *Baumé*, *Reich*) verleitet, die Lebenserscheinungen auf die 4 Grundstoffe: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, zu basiren. Der *Galvanismus* ist von höchster [illegible]keit für die Deutung der Muskel- und [illegible]keit geworden. Von geringerem Einflusse waren der *Mesmerismus* (thierische Magnetismus, 1775) u. der *Brownianismus* oder die *Erregungstheorie* (1780), nach welcher alle Lebensäußerungen nur Folge der durch Reize aufgeregten Organe sind und das Leben das Produkt einer in jedem Körpertheile sich äußernden Erregbarkeit und reizender Potenzen ist. Unter den neuern philosophischen Systemen ist namentlich das von *Schelling* vielfach in die P. eingedrungen. Die neueren Physiologen, ohne einem bestimmten System zu huldigen, verfolgen bloß den sichern Weg der Erfahrung. Daher hat aber auch keine andere Periode größere Entdeckungen aufzuweisen, als die neueste. Besonders zu erwähnen sind die Experimente an Thieren, die *Charles Bell*, *Brodie*, *Magendie*, *Flourens*, *Emmert*, *Tiedemann*, *Gmelin* und *Edwards* anstellten und die für die P. des Nervensystems, der Verdauung, der Einsaugung und Wärmeentwickelung hochwichtig geworden sind; die vergleichend-anatomischen Untersuchungen von *Blumenbach*, *Rudolphi*, *Treviranus*, *Rathke*, *Bär*, *Burdach* und *Müller*, welche die Lehre von der Zeugung und Entwickelung des Embryo vervollkommneten. Ganz vorzüglichen Einfluß müssen die mikroskopischen Beobachtungen der neuesten Anatomen und Physiologen (*Schwann*, *Henle* u. v. A.), sowie die täglich fortschreitende organische Chemie üben. Vergl. *Burdach*, Die P. als Erfahrungswissenschaft, 6 Bde., Leipzig 1826—40; J. *Müller*, Handbuch der P. des Menschen, 2 Bde., 3. Aufl., Koblenz 1837—40; *Carus*, System der P., 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1847—49; *Valentin*, Lehrbuch der P. des Menschen, 2. Aufl., 2 Bde., Braunschweig 1847—50. Rein physiologische Zeitschriften sind: die Archive von *Reil*, von *Meckel*, von *Müller*, *Magendie's* „Journal de P." u. *Tiedemanns* u. *Treviranus'* Zeitschriften für P. Aber auch die meisten andern naturwissenschaftlichen Zeitschriften enthalten zahlreiche Beiträge zur P.

Physionomie (v. Griech.), Lehre von den Naturgesetzen; unrichtig für Physiognomie.

Physioplastik (Chirurgia curtorum, *plastische* oder *anaplastische Chirurgie*), der Theil der Chirurgie, welcher sich mit dem organischen Wiederersatz verloren gegangener Theile beschäftigt. Die Kunst ist sehr alt. Schon bei Celsus und verschiedenen griechischen Wundärzten finden sich Beschreibungen der Operationsmethoden. In Indien ist sie sehr früh von Priestern geübt worden, namentlich der Wiederersatz der Nase, deren Verlust eine in diesem Lande häufige Strafe war. Im 15. Jahrhundert übte in Sicilien die Familie *Branca* diese Kunst, später die *Bojani's*, zu Ende des 16. Jahrhunderts Gasp. *Tagliacozzi* in Bologna, dem seine Mitbürger deshalb nach seinem Tode eine Statue setzten. In den folgenden Jahrhunderten verschwanden die plastischen Operationen aus Europa; nur in Indien erhielten sie sich, wo englische Wundärzte (*Lucas*, *Carpue*) wieder mit ihr bekannt wurden und sie mit Erfolg versuchten. In Deutschland war *Gräfe* der Erste, der sie ausübte; er modificirte die Methode Tagliacozzi's und ward so der Erfinder der sogenannten deutschen Methode. Allmählig ward die Operation auf verschiedene Körpertheile ange-

wandt, auf Hodensack, Lippen, Wangen, Vorhaut ꝛc. Die größten Verdienste hat sich in neuerer Zeit durch Angabe neuer Handgriffe Dieffenbach um dieselbe erworben. Die Operation ist nicht bloß deshalb hoch anzuschlagen, weil durch dieselbe entstellende Deformitäten, z. B. eingesunkene Nasen, beseitigt werden können, sondern weil sie auch wirklich krankhafte und sehr beschwerliche Zustände zu heben im Stande ist, z. B. Scheiden-, Mastdarmfisteln. Die indischen Wundärzte nahmen das zum Ersatz der Nase nöthige Stück Haut von der Stirn, die Italiener aus dem Arm, nachdem dasselbe vorher durch spirituöse Einreibungen ꝛc. vorbereitet worden, Gräfe sogleich nach Loslösung des Lappens. Nach der Methode des letztern bleibt der Arm so lange durch die Vereinigungsbinde an die Nase befestigt, bis die Verbindung des einzuheilenden Hautlappens mit derselben gehörige Festigkeit erlangt hat. Die Methode ist deshalb sehr beschwerlich, und man befolgt darum mehr die der Indier. Noch ist die von den Franzosen Heteroplastik genannte Methode zu erwähnen, bei welcher das zu übertragende Hautstück von einem andern Individuum genommen wurde. Als hierher gehörige Operationen sind zu nennen: die Nasenbildung (Rhinoplastik) nach der indischen Methode aus der Stirnhaut: nachdem man den Nasenstumpf behufs der Anheilung wund gemacht hat, wird der losgelöste Stirnlappen durch blutige Nähte an der Nase möglichst genau befestigt; Wiederaufbau eingesunkener Nasen durch Zerlegung der Trümmer der alten Nase in mehre Theile und Zusammenheften derselben; Blepharoplastik, Augenlidbildung, dient ebenso zur Verschönerung des Gesichtes, als sie im Stande ist, der Zerstörung des Auges vorzubeugen; Chiloplastik, Lippenbildung, aus der Haut der Wangen; Otoplastik, Bildung des äußeren Ohres, schon von Tagliacozzi aus der Haut hinter dem Ohr vollführt; Bronchoplastik der Franzosen, besteht im Zuheilen von Luftröhrenfisteln ꝛc. Vgl. Gräfe, Rhinoplastik, Berlin 1818; Dieffenbach, Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile, 1.—5. Abtheilung, das. 1829—38; Zeis, Handbuch der plastischen Chirurgie, das. 1838.

Physisch (physicus), in der Natur begründet oder sich darauf beziehend. Eine physische Unmöglichkeit ist, was nach Naturgesetzen nicht Statt haben kann.

Physkonie (Hypertrophie), Vermehrung des Volumens im Allgemeinen, ausschließlich aber nur von der Leber und Milz gebraucht.

Physoncus (lat.), Windgeschwulst.

Phytelephas (Elfenbeinpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, palmenartige Gewächse mit und ohne Stamm, im heißen Amerika. Von P. macrocarpa *Ruiz, Pav.*, in Peru in Neugranada, mit niedrigem Stamm, sehr langen, gefiederten Blättern am Ende, sind die großen Früchte (Capez de Negro, Negerkopf) eßbar und enthalten einen klaren Saft, welcher den Durst löscht, nach und nach aber milchig und endlich so fest wie Elfenbein wird. Aus der Nußschale werden Stockknöpfe u. dergl. gefertigt, die so weiß u. hart wie Elfenbein sind.

Phyteuma (Rapwurzel, Rapunzel), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die 5theilige Korolle, deren Einschnitte lange mit der Spitze zusammenhängen, die an der Basis breiteren Staubfäden und die 2—3fächerige, vielsamige Kapsel, ausdauernde Kräuter, meist in Europa und Westasien, mit Blüthen in langen Köpfen. P. orbiculare *L.*, rundköpfige Rapunzel, ist eine vielgestaltige Pflanze, mit 2—10 Zoll hohem, glattem Stengel, gekerbten Blättern und blauen, in kugelrunden, später ovalen Köpfchen mit glatten oder gewimperten Brakteen sitzenden Blüthen. P. Scheuchzeri *All.*, scheuchzersche Rapunzel, in der Schweiz, auf Alpen, mit 1—2 Fuß hohem, aufrechtem, glattem Stengel und blauen, in runden Köpfchen mit zurückgeschlagenen oder abstehenden, 1½—2 Zoll langen Brakteen vereinigten Blüthen, schreibt man Heilkräfte gegen Syphilis zu. Als Zierpflanzen werden diese Gewächse durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt.

Phytochemie (v. Gr.), s. v. a. Pflanzenchemie, s. Botanik.

Phytogeographie (v. Gr.), s. v. a. Pflanzengeographie, s. Botanik.

Phytoglyphen (v. Gr.), s. v. a. fossile Pflanzenabdrücke.

Phytognosie (v. Gr.), die genauere Kenntniß der Gewächse an u. für sich selbst, philosophische Botanik.

Phytographie (v. Gr.), s. v. a. Pflanzenbeschreibung.

Phytolacca (Kermesbeere, Scharlachbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, charakterisirt durch die blumenkronenartige, gefärbte, tief 5theilige Blüthenhülle und die platt kugeligen, aus 8—10 locker verbundenen Karpellen bestehenden und mit eben so vielen kurzen, bleibenden Griffeln versehenen Fruchtknoten, Kräuter oder Halbsträucher in den wärmern Ländern von Asien und Amerika. Von P. decandra *L.*, gemeine Kermesbeere, amerikanischer Nachtschatten, einem ursprünglich nordamerikanischen, jetzt auch in den Ländern am Mittelmeere verwildert angetroffenen Gewächse mit krautigem, aufrechtem, ästigem Stengel und reichen, langgestielten Blüthentrauben, wirken Wurzel, Blätter und Beeren (**Radix, Herba s. Folia et Baccae Phytolaccae s. Solani racemosi s. americani**), sämmtlich von bedeutend scharfem Geschmack, heftig purgirend und Erbrechen erregend, weshalb man sie in Amerika innerlich als Brechmittel, bei langwierigen Rheumatismen und als Vorbauungsmittel gegen Wassersucht, äußerlich als Reiz- und Aetzmittel bei bösartigen u. krebshaften Geschwüren für sich oder auch verschieden zubereitet und mit andern Arzneien verbunden anwendet. Mit dem schönen rothen Safte der reifen Kermesbeeren färbt man in Frankreich die rothen Weine und in ganz Europa viele Zuckerbäckerwaaren. Für Wolle und Seide erhält man eine violete Farbe. Die jungen Sprossen verlieren durch das Kochen alle schädliche Schärfe und werden als wohlschmeckende Speise gegessen. Man pflanzt diese Gewächse in lockere, nahrhafte Erde und überwintert sie in Treib- und Glashäusern. P. decandra *L.* perennirt auch

im Freien und wird als Zierpflanze in Gärten unterhalten.

Phytolithen (v. Gr.), die in der Erde sich findenden vorweltlichen pflanzlichen Ueberreste.

Phytologie (v. Gr.), s. v. a. Pflanzenkunde, Botanik.

Phytomorphen (v. Gr.), Steine mit pflanzenähnlichen Zeichnungen, Bildersteine.

Phytopathologie (v. Gr.), s. v. a. Pflanzenpathologie, s. Botanik.

Phytophagen (v. Gr.), pflanzenfressende Thiere.

Phytotomie (v. Gr.), s. v. a. Anatomie der Pflanzen.

Piacenza, Herzogthum in Oberitalien, Verwaltungsbezirk des Herzogthums Parma, hat 29½ Quadratmeilen und (1853) 143,600 Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt desselben u. zweite Stadt Parma's, südwestlich von Parma, in einer schönen und fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Po, ist mit Mauern und Wällen umgeben und hat 5 Thore und eine starke Citadelle mit 5 Bastionen, in welcher Oesterreich das Besatzungsrecht hat. Die Straßen sind gerade und breit, besonders die 1200 Schritte lange, mit 600 Pfeilern versehene Straße Stradone (oder der Corso). Der herzogl. Palast ist groß, öde, zum Theil noch unvollendet, aber mit schönen Gartenanlagen umgeben und Fresken von Raphael, Correggio und Parmigiano enthaltend. Auf dem großen unregelmäßigen Marktplatze, an welchem das Stadthaus (mit einem schönen Portikus u. mit Sammlungen) und der Palast des Gouverneurs liegen, befinden sich die kolossalen ehernen Reiterstatuen Alexander Farnese's und seines Sohnes Ranuccio von Mochi de Montevargi. Die im byzantinisch-lombardischen Styl erbaute Kathedrale zeichnet sich besonders durch die von Guercino schön gemalte Kuppel, durch eine treffliche Orgel, schöne Säulen und Gemälde von Carracci, Procaccini, Landi rc. aus. Die übrigen Kirchen haben zum Theil Kunstwerke von Landi und Camuccini. Man zählt im Ganzen 12 Pfarrkirchen (darunter St. Francesco mit Gemälden, St. Antonio, sonst Kathedrale rc.) und 37 Klosterkirchen (darunter St. Sisto mit dem Grabmale der Engelberta, Gemahlin des Kaisers Ludwig II., und der Margaretha von Oesterreich). P. ist der Sitz eines Bischofs und hat ein bischöfliches Seminar, Gymnasium, eine Specialschule für Rechtswissenschaft, Medicin und Chirurgie, ein geologisches Kabinet, einen botanischen Garten, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 36,000 Bänden und die des Marchese Landi mit 15,000 Bdn., mehre Hospitäler, Seidenspinnerei, Fabriken für Wollen- und Baumwollenzeuche, Strümpfe, Hüte, Töpferwaaren rc. und 33,800 Einw. Der Handel ist ganz unbedeutend, da P. eben so wenig als Parma eine selbstthätige Rolle im Binnenhandel Italiens spielt, weshalb auch der Po von den Bewohnern der Stadt verhältnißmäßig sehr wenig zum Schiffstransport benutzt wird. P. ist Geburtsort von Laurentius Valla, Ferrante, Pallavicini, Kardinal Alberoni und Papst Gregor X. P. ist das alte Placentia und wurde 218 v. Chr. von den Römern als Kolonie mit dem Rechte eines Municipiums im Gebiete der Anamaner erbaut. Hannibal schlug in der Nähe die Römer in der Schlacht an der Trebia. Nachdem in den punischen Kriegen die Stadt von den Galliern überfallen, geplündert und fast ganz zerstört worden war, bauten sie die Römer später wieder auf und befestigten sie. Eine neue Zerstörung erlebte P. in den Kriegen Otho's gegen Vitellius (70 n. Chr.). Im Mittelalter wurden hier 2 Kirchenversammlungen gehalten, 1095 von Urban II., und 1132 von Innocenz II., wo der Gegenpapst Anaklet in den Bann gethan wurde. Alberto Scotti warf sich hier zur Zeit der Hohenstaufen zum Oberherrn auf, wurde vertrieben, wieder eingesetzt und abermals verjagt. Darauf herrschten abwechselnd verschiedene Geschlechter des hohen Adels der Stadt, die Ascelli, Landi, Anguilola und Torriani; dann kam P. an die Visconti's und zuletzt an das Haus Farnese, dessen erster Herzog Pietro Ludovico hier von dem Balkon seines Palastes herabgestürzt wurde, worauf P. das Schicksal Parma's theilte. Franz Sforza eroberte es 1488 und führte gegen 10,000 Einwohner als Sklaven fort. Am 16. Juni 1746 hier Schlacht zwischen den (siegenden) Oesterreichern unter Lichtenstein und den vereinigten Franzosen und Spaniern unter Gages und Maillebois.

Piacenza, Herzog von, s. Lebrun.

Piacere (ital.), s. Al piacere.

Piacevole (ital.), gefällig, anmuthig, in der Musik einen leichten, einschmeichelnden Vortrag der damit bezeichneten Stelle andeutend.

Piaculum (lat.), Sühnopfer, s. Opfer; daher piakuliren, sühnen, versöhnen.

Pia desideria (lat.), fromme Wünsche.

Pia fraus (lat., d. i. frommer Betrug), Betrug in vermeintlich guter Absicht, namentlich Volkstäuschung für religiöse Zwecke, kommt dem jesuitischen Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" gleich.

Pia mater (lat.), s. Gehirn.

Pianino, s. Fortepiano.

Piano (ital., abbrev. p.), schwach, leise, bezeichnet in der Musik nicht den äußersten Grad von Schwäche des Klanges, sondern denjenigen, der noch einen schwächeren, welcher durch den Superlativ Pianissimo (abbrev. pp.) bezeichnet wird, zuläßt. Bei der Begleitung einer Singstimme, eines koncertirenden Instruments muß das P. durchgehends der Beschaffenheit der Stimme oder des Instruments, welche oder welches man begleitet, angepaßt werden, und in dem Falle geht es oft in das Pianissimo über. Bei den Franzosen ist P. die abgekürzte Benennung des Fortepiano.

Piano, vom Papst Pius IV. gestifteter, von Pius IX. am 17. Juni 1847 erneuerter Ritterorden zur Belohnung von Männertugend und Verdienst; er hat zwei Grade: Ritter der ersten Klasse, welche den Erbadel, und Ritter der zweiten Klasse, welche nur den persönlichen Adel erhalten. Die Insignien sind: ein goldener Stern, dessen Fläche 8 himmelblaue Strahlen theilen, in der Mitte ein weißer Stempel mit dem Namen Pio IX in Gold, um den Schild ein goldener Rand mit der Devise Virtuti et merito in Blau, auf der Rückseite die Jahreszahl 1847. Die Ritter erster Klasse tragen ihn an einem himmelblauen, mit Purpur geränderten Seidenband, die der zweiten

Klasse ebenso, nur kleiner, auf der linken Brust; dazu ein himmelblaues Kleid mit Gold gestickt, je nach der betreffenden Klasse. Nach dem Breve vom 21. Juni 1847 können auch die geheimen und Ehrenkammerherren am päpstlichen Hofe, wenn sie Laien sind, den Pianoorden erhalten.

Piano forte (ital., abbrev. pf.), Bezeichnung zweier Noten, von denen die erste schwach, die zweite stark vorgetragen werden soll.

Pianoforte, s. v. a. Fortepiano.

Pianori, Giovanni, geboren um 1823 zu Faenza, erlernte das Schuhmacherhandwerk, ward, verschiedener Verbrechen schuldig, eingekerkert, entfloh aber und trat 1849 in die römische Insurrektionsarmee. Nach der Besiegung des Aufstandes im Kirchenstaat begab er sich nach Piemont, trieb sich dann einige Zeit in Marseille, Lyon, Chalons und Paris umher und wandte sich im December 1854 nach London, wo er sich zu den demokratischen Flüchtlingen gesellte. Ende März 1855 kehrte er nach Paris zurück und machte hier am 28. April ein Attentat auf den Kaiser Napoleon III., indem er in den elysäischen Feldern ein Pistol auf ihn abfeuerte, ohne ihn jedoch zu verwunden. Er ward sofort ergriffen, am 7. Mai von den Assisen zum Tode verurtheilt und am 14. guillotinirt.

Pianosa, 1) unbewohnte neapolitanische Insel in der Provinz Capitanata, im adriatischen Meere, nordöstl. von der Insel Tremiti. — 2) Toskanische Insel, zwischen Elba, Monte Cristo und Korsika, hat 5 ital. Meilen im Umfang und erhielt ihren Namen (im Alterthum Planasia od. Planesia) von ihrer ganz ebenen, nach der Mitte zu etwas gesenkten Oberfläche. Auf dem ganzen Eilande findet sich nur ein einziger Hügel, Gian Filippo genannt, der zum Theil aus Marmor besteht. Die Insel hat Waldung und ist fruchtbar, aber nur von einigen Fischerfamilien bewohnt. Sie wurde von Seeräubern oft besucht; 1801 kam sie zu Frankreich, 1814 an Toskana zurück.

Piaristen (Arme der Mutter Gottes zu den frommen Schulen, auch Väter der frommen Schulen, scholarum piarum, in Polen Piaren genannt), geistlicher Orden, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams noch ein viertes beobachtet, das seine Mitglieder zu unentgeltlichem Unterricht der Jugend verpflichtet. Derselbe ward 1607 von einem spanischen Edelmann Jos. Casalanza († 1648) gestiftet, 1621 von Gregor XV. bestätigt und zu einer Kongregation regulirter Kleriker erhoben, von Innocenz XII. aber, zur Anerkennung der von dem Orden dem päpstlichen Stuhle und der Kirche geleisteten Dienste, mit den wichtigsten Privilegien der Bettelorden ausgestattet. Die P. verfolgen besonders den Zweck, zu Gunsten des Katholicismus auf die Volkserziehung einzuwirken, und streben hierin mit den Jesuiten nach Einem Ziele. Diesen gleichen sie auch in der Tracht, nur tragen sie einen kürzeren Mantel und schließen den Rock auf der Brust mit 3 ledernen Knöpfen. Sie sind besonders in den österreichischen Staaten verbreitet. Ihre Ordensverfassung ist der der Jesuiten ähnlich; doch sind sie dem Vorwurf der Einmischung in die politischen Angelegenheiten nicht ausgesetzt gewesen, wie der Orden seine Blüthe einzig und allein den gemeinnützigen Bemühungen seiner Mitglieder um Hebung des Schulwesens im kirchlich-katholischen Sinne verdankt. Noch jetzt stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen unter Leitung der P., und auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich haben sie Kollegien. Doch haben sie sich hinsichtlich ihrer Betheiligung am öffentlichen Schulwesen den Zwecken des Staats anbequemen müssen.

Piast, Stammvater der ersten nach dem mythischen Zeitalter in Polen auftretenden Herrscherdynastie, ein Bauer aus Kruswitz in Kujavien, ward nach der gewöhnlichen Annahme 840 oberster Herzog oder König von Polen, soll weise und friedlich regiert, zu Gnesen residirt haben u. 890 gestorben seyn. Sein Sohn und Nachfolger Zenowitz (Ziemowit) eröffnete die Reihe der nach ihm Piasten genannten Könige von Polen, die 1370 mit Kasimir III., und der Herzöge von Schlesien, die 1675 mit Georg Wilhelm von Liegnitz u. Brieg erloschen. Die berühmtesten Piasten sind Mieczyslaw I., Wladislaw IV. und Kasimir III. (s. d.). Vgl. Polen (Gesch.) u. Schlesien (Gesch.).

Piaster, eine ursprünglich spanische Silbermünze von der Größe eines Reichsthalers, welche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts weiter verbreitet und vielfach nachgeahmt ward. Der spanische P. galt früher 8 Realen; jetzt gilt er 20 Kupferrealen (Reales de vellon). $9^3/_4$ spanische P. betragen nach der bisherigen Prägung durchschnittlich eine kölnische Mark fein Silber, so daß der Werth eines P. s 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Gulden $30^3/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuße ist. Seine Feinheit ist 14 Loth 6 Gran, gesetzlich 14 Loth 8 Gran. Seit 1848 ist er gesetzlich $^9/_{10}$ fein (= 14 Loth $7^1/_5$ Gran), und $9^8/_9$ betragen eine köln. Mark fein Silber, so daß sich darnach sein Werth auf 1 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. stellt. Sein einheimischer Name ist Peso duro od. Peso fuerte (d. i. hartes Stück), abgekürzt Duro. In der Levante heißt er Colonnato oder Säulenpiaster, weil die älteren, für das spanische Amerika geprägten Stücke zwei Säulen im Gepräge zeigen. Der P. ist jetzt eine wahre Weltmünze, und aus ihm ist der nordamerikanische Dollar (s. d.) hervorgegangen, der nur durch einen Irrthum in seiner anfänglichen Schätzung einen etwas geringeren Werth erhalten hat. Der italienische P. oder Scudo ist eine Nachahmung des spanischen u. gilt 10 Paoli, der halbe 5 Paoli, und der Viertelpiaster (Piastrino) $2^1/_2$ Paoli. Durch Erhöhung des Werths der älteren P. gegen die neueren entstand auch hier ein Unterschied im Werth von $^1/_2$—1 Paolo. Der jetzige römische Scudo ist dem bisherigen spanischen P. gleich. Der türkische P. ist eine selbstständige Silbermünze, die bis 1753 durchschnittlich $1^1/_6$ Thlr. preuß. werth war, aber allmählig so verschlechtert ward, daß sie jetzt nur 1 Sgr. $9^2/_3$ Pf. preuß. = $6^1/_4$ im $24^1/_2$-Guldenfuß beträgt, indem auf die kölnische Mark fein Silber 235 Stück gehen. Der einheimische Name ist Gersch (Mehrzahl Gurusch, Grusch). Gegenwärtig gibt es auch Stücke zu 2, 5, 10, 20, sowie zu $^1/_2$ P. in Silber, und zu 50 und 100 P. in Gold. Der türkische P. zerfällt in 40 Parà zu 3 Asper.

Piatigorsk, Stadt in der asiatisch-russischen Provinz Kaukasien, am Podkumok, mit 1500 Einw., merkwürdig durch die vielen in der Nähe der Stadt und in der Umgegend befindlichen Mineralquellen. Aus dem südlichen Abhange des Berges Maschuka, an dessen Fuße die Stadt liegt, sprudeln heiße Schwefelquellen hervor, die zum Baden gebraucht werden, nordwestlich von P., am Südabhange des Eisenberges, aber eine eisenhaltige Mineralquelle, wohin viele Kranke nach beendigter Kur in den Schwefelquellen sich begeben. Südlich von P., am rechten Ufer des Podkumok, ist der Sauerbrunnen und Flecken Kißlowodsk, wo die Kranken ihre Kur beendigen.

Piatti, die Becken bei der Janitscharenmusik, s. Becken.

Piauhy, brasilianische Provinz, grenzt im Norden mit einem schmalen Küstenstrich an den atlantischen Ocean, im Nordosten an die Provinz Ceara, im Osten an Parahyba, im Südosten an Pernambuco, im Südwesten an Goyaz und im Westen an die Provinz Maranhao, durch den Parahyba davon geschieden, während die Ostgrenze durch die Gebirge Serra Ibiapaba und Serra de P. bezeichnet wird, hat einen Flächenraum von 4597 □Meilen mit 76,000 Einw. P. ist ein Flachland mit geringen und kahlen Hügeln und hat nur an der Süd- u. Ostgrenze Gebirge. Der Parahyba ist der Hauptfluß und nimmt hier die von Osten kommenden Zuflüsse Piauhy, Urusshuy, Gorguea (Gorquea), Caninde &c. auf. Im Süden zeichnet sich der Pernagoasee, aus welchem der Gorguea kommt, durch seine Größe aus. Das Klima ist tropisch. Hauptprodukte sind: Baumwolle, Zucker, Tabak, Maniok, Hirse, Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Jalappe, Ipecacuanha, Früchte im Ueberfluß; Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Hirsche; Salz, Silber, Eisen, Blei, Alaun, Salpeter. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbszweige. Das Rindvieh ist groß u. wohlgebaut, die Pferde sind minder gut. Die Dürre schadet öfters der Viehzucht. Der Handel ist nicht bedeutend. Unter den Einwohnern befinden sich Indianer von den Stämmen der Gueicos, Pimenteiras, Acroas, Gogues und Timbiras. Das Land ist erst seit 1673 von Europäern besetzt. Hauptstadt ist Oeiras.

Piave (sonst Flavis), Küstenfluß in der Lombardei, entspringt am Monte Paralba in den norischen Alpen, durchfließt Belluno, Treviso, wird von Noventa an schiffbar, nimmt den Cordevole und den Piavessakanal auf und fällt nordöstlich von Venedig bei Porto di Cortelazzo durch zwei Mündungsarme, deren südlicher Piave Vecchia heißt, ins adriatische Meer. Weiter südwestlich folgt der Porto di Piave Vecchia. An der P. fand am 8. Mai 1809 ein heftiges Rückzugsgefecht zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Johann und den Franzosen und Italienern unter dem Vicekönig Eugen Statt, das trotz der tapfern Gegenwehr der Oesterreicher mit deren Rückzuge endigte.

Piazetta, Giovanni, italienischer Historienmaler, geboren zu Venedig 1682, genoß den ersten Unterricht von seinem Vater, einem guten B[illegible]nitzer, studirte dann in Bologna die Werke [illegible] ahmte aber dann Guercino nach und suchte besonders durch starken Gegensatz von Licht und Schatten zu überraschen. Er ist daher im hohen Grade manierirt, nicht selten unedel. Venedig besitzt sehr viele Bilder von ihm; andere, sowohl Gemälde, als Zeichnungen in schwarzer Kreide u. weiß gehöht, kamen nach Turin, Frankfurt, Dresden, München, Prag, Köln &c. Am liebsten malte er Brustbilder und Köpfe und mit besonderem Beifall Zerrbilder. Die Zahl der nach ihm gestochenen Blätter ist sehr bedeutend. Er lieferte auch Zeichnungen zu Albrizzi's Ausgabe des „Befreiten Jerusalems" (1745). Verdienstvoll sind seine „Studj di pittura" (1760). P. † den 24. April 1754.

Piazzi, Giuseppe, berühmter italienischer Astronom, den 16. Juli 1746 zu Ponte im Veltlin geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, trat 1764 zu Como in den Theatinerorden und studirte zu Turin und Rom. Nachdem er in Genua und dann zu Rom Professor der Philosophie u. Theologie gewesen war, ging er als Professor der Mathematik nach Malta, bekleidete dann bis 1781 eine Professur der Philosophie zu Ravenna und wurde in dem genannten Jahre Professor der Astronomie an der Universität zu Palermo. Auf seine Veranlassung wurde hier eine Sternwarte angelegt; er selbst erhielt den Auftrag, europäische Astronomen und Sternwarten zu besuchen und Instrumente zu bestellen, ging zu diesem Zwecke 1787 nach Paris, im folgenden Jahre nach London und kehrte 1789 nach Palermo zurück, wo er den Bau der Sternwarte so geschickt leitete, daß er bereits am 11. Mai 1791 seine größeren praktischen astronomischen Arbeiten auf dem Observatorium anfangen und die ersten Früchte seiner Beobachtungen in dem Werke „Della specola astronomica de regij studj di Palermo" (Pal. 1792—95, 2 Bde.) darlegen konnte. Er unternahm darauf ein großes und genaues Sternverzeichniß, entdeckte am 1. Januar 1801 den Planeten Ceres, welche Entdeckung er in zwei kleinen Schriften bekannt machte, und gab die Resultate seiner zehnjährigen Fixsternbeobachtungen in dem 7646 Sterne enthaltenden Kataloge: „Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae" (Palermo 1803) heraus. Auch machte er sich um Verbesserung der Maße u. Gewichte von Sicilien verdient. Im J. 1817 wurde er nach Neapel berufen, um den Plan des neuen Observatoriums daselbst zu prüfen. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich besonders der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien. Er † auf einer Erholungsreise zu Neapel den 22. Juli 1826. Er schrieb außerdem: „Libro sesto del Reale Osservatoro di Palermo" (Palermo 1806, der 3. Theil des Werkes „Della specola etc."); „Sezioni elementari di astronomia" (2 Bde., das. 1817, deutsch von J. H. Westphal, Berlin 1822).

Pic (franz., engl. Peak), s. v. a. Bergspitze, wird häufig in Zusammensetzungen gebraucht, z. B. Adamspic u. dgl.

Picadores, die reitenden Kämpfer bei den spanischen Stiergefechten, s. Stiergefecht.

Picae (Citta, Malacia, lat.), Gelüste, besondere krankhafte Alienationen der Eßlust in quantitativer Beziehung, u. zwar unterscheidet man, ob dieselben auf ungewöhnliche Speisen gerichtet sind:

Malacia, oder auf absolut ungenießbare Dinge: Picae, krankhafte Gelüste, z. B. auf Sand, Kalk, Kreide ꝛc. Ihr Grund ist in krankhafter Verstimmung der Gangliennerven, besonders der Magennerven zu suchen; sie finden sich häufig bei Schwangeren, ebenso bei Individuen mit sogenannt nervöser Konstitution, bei Hysterischen, Hypochondern, geistig Gestörten, Bleichsüchtigen, Wassersüchtigen ꝛc.

Picard, Louis Benoit, französischer Lustspieldichter, den 29. Juli 1769 zu Paris geboren, Sohn eines Prokurators, trat gegen dessen Willen in seinem 18. Jahre zu Paris auf dem Theater des Marais auf u. wurde bald einer der besten Komiker Frankreichs. Nachdem seine komische Oper „Visitandines“ auf dem Théâtre français aufgeführt worden, trat er in dasselbe u. ward 1800 Direktor des Theaters Louvois (im Odeon), wo er als Dichter u. Schauspieler zugleich glänzte. Im J. 1807 entsagte er der Bühne, erhielt bald darauf von Napoleon die Direktion der großen Oper, übernahm 1816 das Theater des Odeons wieder, verlegte es nach dem Brand desselben 1818 in den Saal Favart, trat später vom Theater ab und † den 31. December 1828. Seine zahlreichen (etwa 80) Stücke, meist Lustspiele, gehören der alten komischen Schule an und zeichnen sich durch lebhaften Dialog, treffenden Witz und schöne Anordnung der einzelnen Partien aus; die besten erschienen gesammelt erst als „Théâtre“ (5 Bde., Par. 1812), dann in den „Oeuvres de P.“ (10 Bde., das. 1821 bis 1822), zum Theil auch von Iffland, Th. Hell u. A. für die deutsche Bühne bearbeitet. Er schrieb auch mehre Romane, von denen wir nur nennen: „Aventures d'Eugène de Senneville et de Guillaume Delorme“ (4 Bde., Paris 1813); „L'exalté, ou histoire de Gabr. Désodry sous l'ancien régime“ (4 Bde., das. 1824); „Le Gilblas de la révolution“ (5 Bde., das. 1824); (mit Droz) „Mémoires de Fauvel“ (4 Bde., das. 1822).

Picarden, s. v. a. Adamiten (s. d.).

Picardie, sonst eine der 32 großen Provinzen Frankreichs, im nordöstlichen Theil desselben, zwischen der Champagne, den Niederlanden, der Normandie, Isle de France und dem Meere, getheilt in die Ober- und Niederpicardie, ist gegenwärtig unter die Departements Pas de Calais, Somme, Oise, Aisne und Nord vertheilt. Die P. hat größtentheils ebenen Boden, wird von der Somme, Oise, Canche, Authie, Lys, Aa, Deule und Scarpe durchflossen, trägt Getreide und andere Feldfrüchte, etwas Wein und hat auch an manchen Stellen Steinkohlen. Die Hauptstadt war Amiens. Zur P. gehörte auch die Grafschaft Ponthieu (s. d.) mit der Hauptstadt Abbeville, jetzt im Departement Somme. Die P. kam schon frühzeitig unter die Herrschaft der Franken, deren Könige zuerst in Amiens residirten. Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafschaft P. mit seiner Gemahlin Elisabeth zum Brautschatze. Nach seinem und seiner Verwandten Tode kam sie jedoch an Frankreich zurück und blieb seitdem ununterbrochen mit demselben vereinigt. Der Kanal de P., im Departement Somme, beginnt an der Schelde u. führt zum Pas de Calais.

Picart, 1) Etienne, Zeichner u. Kupferstecher, 1632 zu Paris geboren, wahrscheinlich von F. Poilly unterrichtet, begab sich später nach Rom, wo er längere Zeit blieb, so daß er nach seiner Heimkehr den Beinamen le Romain erhielt. Seit 1684 Mitglied der königlichen Akademie zu Paris und Graveur des Königs, begab er sich später mit seinem Sohne Bernard nach Amsterdam, wo er 1721 †. P. hat eine große Anzahl von Blättern geliefert, theils in der Manier Poilly's, theils in einer Weise, in welcher er die Nadel mit dem Grabstichel verband. Auch verdankt man ihm die Herausgabe des berühmten „Cabinet du Roy“, welches die Nachbildung der vorzüglichsten Gemälde des Königs enthält.

2) Bernard, Zeichner und Kupferstecher, Sohn des Vorigen, den 11. Juni 1673 zu Paris geboren, ward von seinem Vater, dann von Leclerc unterrichtet u. machte so große Fortschritte, daß er schon im 12. Jahre mit Benoit Audran in Konkurrenz trat. Doch verließ er als eifriger Protestant 1710 Frankreich und verlebte viele Jahre in Amsterdam, wo er seinen Ruhm gründete, sowohl durch die Werke, welche er lieferte, als durch eine blühende Schule, in welcher er viele Künstler heranbildete. Er † daselbst den 8. Mai 1733. Seine Werke belaufen sich auf 1300 Blätter, von denen aber viele nur unter seiner Aufsicht von Schülern ausgeführt sind. Obwohl dieselben, besonders die späteren, oft sehr manierirt sind und namentlich der Ausdruck der Köpfe durch zu viele Punkte oft sehr beeinträchtigt erscheint, so wurden P.s Blätter doch geraume Zeit als unerreicht bewundert. Seine große Fertigkeit, die verschiedenen Stichmanieren älterer Künstler nachzuahmen, erhellt aus einer Sammlung von 78 Blättern, die 1738 zu Amsterdam unter dem Titel: „Impostures innocentes“ gesammelt wurden. Interessant ist auch sein Werk: „Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde“ (19 Bde., Amst. 1725—43), dazu: „Superstitions anciennes et modernes“ (das. 1733—36; neue Ausgabe, Paris 1810, 13 Bde.). Ferner erschienen von ihm: „Cérémonies religieuses“ (mit Text von Poncelin, 4 Bde., Paris 1783) und „Superstitions orientales“ (das. 1785), ein Supplement zu den übrigen Ausgaben. Zu dem Besten, was er lieferte, gehören die Bildnisse seines Vaters, des Roger de Piles und des Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die von Poussin und Lesueur nachgestochene Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt.

Piccini, Nicolo, berühmter Komponist, wurde zu Bari in Neapel 1728 geboren, besuchte von seinem 12. Jahre an das Konservatorium St. Onofrio zu Neapel und komponirte hier schon Psalmen, Motetten, Opernarien und eine ganze Messe. Nachdem er 12 Jahre lang den Studien obgelegen, verließ er 1754 das Konservatorium u. komponirte nun mehre Opern, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Sein Genie entwickelte sich immer mehr u. erhob sich endlich in der Oper „Zenobia“, welche er 1756 für das Theater S. Carlo schrieb, zur ernsten Gattung. Im Jahre 1758 ward er nach Rom berufen, um die Oper „Alessandro nell' Indie“ zu komponiren. Im Jahre 1760 erschien seine berühmte Oper „Cecchina“, welche in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens unerhörten Beifall erhielt.

Den glänzendsten Beifall in der ernsten Gattung erlangte er aber im folgenden Jahre durch seine Oper „Olimpiade“, durch die er der gepriesenste u. bewundertste Komponist Italiens ward. 15 Jahre fuhr er fort, mit immer gleichem Erfolg für Neapel und Rom zu arbeiten. Schon hatte er 130 Opern vollendet, als ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegentrat u. in Rom eine seiner Opern durchfiel. Der Schreck darüber wirkte so heftig auf ihn, daß er schnell nach Neapel abreiste u. daselbst krank ankam. Genesen, beschloß er, sich fortan den Theatern zu Neapel ganz zu widmen. Seine nächste Arbeit war die komische Oper „I Viaggiatori“. Um diese Zeit ergingen an P. Anträge von Paris aus, die zwar durch den Tod Ludwigs XV. unterbrochen, von Seiten Ludwigs XVI. aber bald erneuert wurden. Obwohl P. damals in seiner Vaterstadt das größte Ansehen genoß, folgte er doch unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe und komponirte zu Paris, nachdem ihn Marmontel in der französischen Sprache unterrichtet hatte, Quinaults „Roland“. Aber neue Widerwärtigkeiten drohten ihm gleich beim Beginne seiner neuen Wirksamkeit. Gluck u. dessen zahlreiche Anhänger waren ihm entgegen; der „Roland“ war von ihnen schon im Voraus verurtheilt, und sein Fall schien daher unvermeidlich. P. selbst war ganz darauf gefaßt. Desto größer war seine Ueberraschung, als die Aufführung der Oper den glänzendsten Erfolg hatte. Die Königin selbst nahm Unterricht bei ihm. Obwohl er sich aber selbst mit Gluck aussöhnte, so dauerte doch unter den Anhängern beider Meister, den Gluckisten und Piccinisten, der Kampf fort. Man beschloß, P. mit Gluck in Parallele zu bringen, und übertrug Beiden denselben Gegenstand, „Iphigenie in Tauris“. P. wurde in diesem Wettstreit überwunden. Bald darauf verließ aber Gluck Paris u. P. behauptete allein das Feld. Zwar entstanden mit Sacchini's Auftreten neue Rivalitäten, aber sie bereiteten ihm nur geringe Verlegenheiten, zumal er mit Glucks Tode auch dessen Anhänger zu seiner Fahne herüberzog. Sein „Atys“ (1783) und seine „Didon“, die nächstfolgenden Opern, galten für Meisterwerke. Ihnen folgten: „Adéle de Ponthieu“, „Le faux lord“, „Pénélope“, „Diane et Endymion“, „Phaon“, „Clytemnestre“ u. a. Dabei stand er, von 1782 an, einer öffentlichen Singschule vor und in Paris selbst an der Spitze von gegen 8000 Musikern. Die Revolution vertrieb ihn aus dieser Stellung; er wandte sich zuerst nach seiner Vaterstadt, Neapel, wo ihm der König die Komposition mehrer Werke übertrug und ein jährliches Gehalt von 600 Dukaten zusicherte. Sein für die Fasten 1792 gesetztes Oratorium „Jonathan“ in 3 Akten und die komische Oper „La serva onorata“ ernteten wieder den glänzendsten Beifall, während die königliche Gunst stieg, bis eine Unvorsichtigkeit von seiner Seite ihn aus seiner glücklichen Lage herausriß. Er kam in den Ruf revolutionärer Gesinnung und sah sich von der Ungnade des Königs u. von Verfolgungen jeglicher Art betroffen. Seine große Oper „Ercole“ wurde ausgepfiffen, und seiner Kantate, die er auf die Vermählungsfeier des Erbprinzen komponirt, wurde die Arbeit eines weit jüngern und von P. früher unterrichteten Musikers vorgezogen. Diese traurige Lage dauerte fort, bis der Sänger David ihn nach Venedig einlud u. ihm hier Beschäftigung auswirkte. Er schrieb für das dortige Theater „Griselda“ u. „Il servo padrone“. Als er nach 9monatlicher Abwesenheit nach Neapel zurückzukehren wagte, erhielt er sogleich durch den Minister Acton Hausarrest. Doch auch in dieser kummervollen Lage verließ ihn die Lust zum Komponiren nicht; er schrieb eine Menge Psalmen für Kirchen und Klöster. Sie verschafften ihm 1774 den Titel eines Kapellmeisters an der spanischen Kirche zu Rom, mit der Bedingung, bisweilen Kompositionen dieser Kirche zuzuschicken. Auch erhielt er vom Könige die früher bezogene Pension wieder. P. hatte 4 Jahre in dieser Gefangenschaft gelebt, als der französische Gesandte in Neapel (Garat) ihm unter dem Vorwande einer neuen Anstellung in Venedig einen Freipaß verschaffte, insgeheim aber rieth, damit nach Paris zu gehen. P. kam im November 1798 in Paris an. Die glänzende Aufnahme, die er fand, schien ihm eine glückliche Zukunft zu versprechen. Er wandte sich an Napoleon und erhielt endlich von demselben eine Inspektorsstelle am Konservatorium mit 6000 Franken jährlichem Gehalt zugesichert; allein die Genehmigung dazu von Seiten des Senats kam zu spät: P. war schon, ein Opfer des Kummers und Verdrusses, in eine schwere Krankheit verfallen, von der er nie wieder hergestellt werden sollte. Er konnte daher die Stelle nicht annehmen und zog nach Passy, wo er am 7. Mai 1800 †. P.'s Vorzüge bestehen besonders in reinem Gesang u. ausdrucksvollen Melodien, wodurch er in Frankreich der italienischen Musik das Uebergewicht verschaffte. Sein Sohn, **Louis P.**, ebenfalls Musiker und Komponist, 1762 zu Neapel geboren, vollendete 1784 seine erste Oper: „Les amours de Cherubin“, und erhielt 1794 einen Ruf als Gesanglehrer nach Stockholm, wo er noch 1802 wirkte, nebenbei mit Kompositionen, namentlich von Operetten, für das Theater Feydeau in Paris beschäftigt. Später ging er wieder nach Paris und endlich nach Italien.

Piccolo (ital.), klein, z. B. Flauto piccola (Piccoloflöte), die Oktavflöte, s. **Flöte**; Violina piccola, die kleine Geige 2c.

Piccolomini, altes italienisches Geschlecht, stammte aus Rom, ließ sich dann in Siena nieder und kam in den Besitz des Herzogthums Amalfi. Merkwürdig ist außer dem Papst Aeneas Sylvius **Bartholomäus P.** (s. **Pius II.**) besonders **Octavio, Herzog von Amalfi**, 1599 geboren, diente von früher Jugend an, anfangs unter den spanischen Truppen in Mailand, ging dann mit dem Regimente, welches der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Regiment, gegen welches Gustav Adolf persönlich focht und blieb, kommandirt haben. Im Jahre 1634 wurde er von Wallenstein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt und vertheidigte als solcher die nach Italien führenden salzburger Pässe. Er trug viel zum Sturze Wallensteins bei und erhielt dafür einen Theil von dessen Gütern. Nach der Schlacht bei Nördlingen focht

er mit Isolani in Würtemberg u. am Main, vertrieb 1635 die Franzosen aus den Niederlanden, erlitt aber gegen die Holländer Verluste. Glücklicher kämpfte er 1640 gegen die Schweden unter Banner, eroberte Hörter und entsetzte Freiberg, machte dann in Westphalen den Festungskrieg mit, befehligte unter dem Erzherzog Leopold in Mähren und Schlesien gegen Torstensohn, trat aber nach der Schlacht bei Leipzig 1643 in spanische Dienste. Nachdem er nun in den Niederlanden abermals gegen die Schweden und Holländer gefochten, rief ihn der Kaiser 1648 zurück, ertheilte ihm den Oberbefehl und ernannte ihn zum Feldmarschall. Bei dem Konvent zu Nürnberg 1649 trat er als kaiserlicher Generalbevollmächtigter auf, um für die Vollstreckung des Friedens zu sorgen, ward dann vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt vom König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi zurück. Er † zu Wien den 10. August 1656. P.'s Sohn Max in Schillers „Wallenstein" ist Fiktion, da P. keine Kinder hatte.

Pic de Teyde, s. v. a. Pic von Teneriffa, s. Teneriffa.

Picentia, Küstenstadt im alten Kampanien, am innersten Winkel des Sinus Pästanus gelegen, deren Einwohner, die Picentini, ein Zweig der sabinischen Picentes, wegen ihres Abfalls zu Hannibal genöthigt wurden, die Stadt zu verlassen und sich in den benachbarten Dörfern niederzulassen. Die Stadt selbst erhielt sich und ist jetzt noch unter dem Namen Vicenza am Flüßchen Vicentino vorhanden.

Picenum, Landschaft des alten Mittelitaliens, bildete unter Augustus die 5. Region Italiens, grenzte im Norden, wo der Fluß Aesis die Grenze machte, an Umbrien, im Süden, wo die Apenninen und der Fluß Matrinus die Scheidung markirten, an das Gebiet der Marser und Vestiner, u. im Osten an das adriatische Meer. Die Länge an der Küste herab betrug 800 Stadien, die Breite landeinwärts natürlich viel weniger. Niedrige Hügelketten, die östlichen Ausläufer des Apenninus, durchzogen sie u. gaben vielen kleinen Küstenflüssen, dem Miscus, Tessuinus, Truentus, Matrinus, Albula u. a., den Ursprung. Das Land war fruchtbar, besonders reich an Obst u. Baumfrüchten, weniger an Getreide. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner war aber die Vieh-, besonders die Schweinezucht. Die Einwohner, Piceni, Picentes, auch Picentini genannt, gehörten zu dem sabinischen Volksstamme. Sie schlossen zwar 299 v. Chr. ein Bündniß mit Rom, fielen aber schon 269 wieder ab, wurden in dem Kampfe, der sich daraus entspann, von dem Konsul P. Sempronius geschlagen und nach Eroberung ihrer Hauptstadt Asculum der römischen Herrschaft unterworfen, bei welcher Gelegenheit ein Theil des besiegten, damals 360,000 Seelen zählenden Volkes an den Sinus Pästanus in Kampanien verpflanzt wurde (s. Picentia). Um sich den Besitz des Landes zu sichern, gründeten die Römer 265 die Kolonien Firmum und Castrum novum. Der Bundesgenossenkrieg, an welchem sich auch die Picentes betheiligten, verschaffte diesen das römische Bürgerrecht. Die bedeutendsten Städte des Landes waren zur Zeit der römischen Herrschaft an der Küste: Ancona, Firmum, Castrum novum, im Innern Asculum, Urbs Salvia u. Auximum.

Pichegru, Charles, französischer General, den 16. Nov. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté geboren, studirte, von seinem Vater, einem Schullehrer, für den gelehrten Beruf bestimmt, bei den Minoriten und trug als Lehrer der Mathematik an dem großen Kollegium zu Brienne das Ordenskleid, empfing aber nie die Weihen. Er gab auch an der Militärschule zu Brienne Unterricht, und hier war Napoleon sein Schüler. Später trat er als Soldat in das Artillerieregiment von Auxerre, avancirte, seiner mathematischen Kenntnisse wegen, bald zum Sergeanten, machte als solcher die letzten Feldzüge des nordamerikanischen Freiheitskrieges mit und ward nach seiner Rückkehr Sergeantmajor, dann Kompagnieadjutant. Beim Ausbruch der französischen Revolution stand er in Besançon und erhielt als Präsident eines politischen Klubs das Kommando des Bataillons Nationalgarde von Gard, das er zur Rheinarmee führte. Hier zeichnete er sich so aus, daß er 1792 in den Generalstab kam, zum Obersten und Brigadegeneral und 1793 zum Divisionsgeneral befördert wurde. Noch im Oktober dieses Jahres erhielt er das Kommando über die Rheinarmee, stellte die Disciplin in derselben wieder her, warf am 23. Dec. die Oesterreicher zurück, bemächtigte sich der Linien von Hagenau, entsetzte Landau und nahm Lauterburg ein. Zwar erhielt Hoche durch St. Justs Protektion das Kommando über die Rhein- und Moselarmee; als sich aber St. Just mit Hoche überwarf, bekam P. im Februar 1794 den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte in den Niederlanden. Der vom Wohlfahrtsausschuß befohlene Angriff auf das feindliche Centrum bei Landrecy mißlang; dagegen ließ P. auf eigene Gefahr eine Abtheilung seines Heeres nach Westflandern rücken, gewann dadurch die Flanke des Feindes, erfocht vom 26.—29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcastel und Menin, zwang Clairfayt zum eiligen Rückzuge, schlug dann die Oesterreicher unter Koburg und York am 18. Mai bei Courtray, im Juni bei Rouselaer und Hoogleede und brachte so ganz Westflandern in die Hände der Franzosen. Nachdem Jourdan bald darauf den Sieg bei Fleurus erfochten hatte, überschritt P. die Schelde, wodurch er die Verbindung zwischen Clairfayt und der englischen Armee abschnitt, nahm Brügge, Ostende, Gent und Oudenarde, rückte gegen Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juli die vereinigte Armee der Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im September die Engländer über die Maas zurück und besetzte Herzogenbusch. In Folge seines Sieges bei Puhlbach den 29. Oktober besetzte er Hulst, Arel, Sas de Grand und Nimwegen und schloß Grave ein. Am 2. Juni 1795 überschritt er die zugefrorene Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm und blokirte Breda. Unterdessen waren die Jakobiner in Paris gestürzt worden, und P., der sich der neuen Partei zuwendete, wurde im Kommando der Rhein- und Moselarmee und im Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee bestätigt. Doch ward er im März als Stadtkommandant nach Paris berufen, wo er den

Volksaufstand der Vorstädte unterdrückte und so die letzte Anstrengung der Terroristenpartei, sich der Herrschaft wieder zu bemeistern, vereitelte. Auf seinen Antrag kehrte er indeß bald wieder zur Rheinarmee zurück. Hier trat er mit Fauche-Borel, dem Agenten der Bourbons, in Unterhandlungen und erhielt im Namen des Prinzen Condé große Versprechungen (das Gouvernement Elsaß, das Schloß Chambord, 1,000,000 Fr. baar, 300,000 Fr. Renten, Arbois, das den Namen P. annehmen sollte, als Eigenthum, 12 Kanonen und das rothe Band), wenn er die Bourbons auf den französischen Thron zurückführe. Während dieser Unterhandlungen wurde P. durch Befehl seiner Regierung genöthigt, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, verfuhr aber dabei so auffallend zum Vortheil des Feindes, daß er die Liebe der Armee verlor; zudem ward der Regierung der beabsichtigte Verrath P.'s durch einen Emigrirten entdeckt. Das neue Direktorium fand es jedoch nicht gerathen, offen gegen ihn zu verfahren, sondern suchte ihn nur vorläufig dadurch zu entfernen, daß es ihm einen Gesandtschaftsposten nach Schweden übertrug. P. nahm diesen Posten nicht an und lebte nun im ehemaligen Kloster Bellevaux bei Arbois. Im März 1797 wählte ihn sein Departement zum Repräsentanten beim Rathe der Fünfhundert, in dessen erster Sitzung er zum Präsidenten ernannt wurde. P. trat an die Spitze der royalistischen Partei Clichy, war aber nicht im Stande, Einheit in dieselbe zu bringen und sie zu dem ersten Angriff auf die Gegner zu vermögen. So geschah es, daß er am 4. September verhaftet und mit 20 Mitschuldigen zur Deportation nach Cayenne verurtheilt wurde. P. rettete sich von da mit 7 Gefährten auf einer Barke nach Paramaribo, von wo er sich nach England einschiffte. Er schloß sich dann dem österreichisch-russischen Heere unter Korsakow an, lebte nach dem Rückzuge der Russen u. dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und Oesterreich noch einige Zeit in Deutschland, kehrte aber, um den Nachstellungen der französischen Regierung zu entgehen, nach England zurück. Nachdem er seine früheren Verbindungen mit den Bourbons wieder angeknüpft, entwarf er mit Georges Cadoudal den Plan, den ersten Konsul zu ermorden. Verkleidet begaben sich Beide 1804 nach Paris, wo P. mit Moreau Verbindungen anknüpfte. Die Polizei kam jedoch hinter das Geheimniß; Cadoudal wurde plötzlich verhaftet, wenige Tage darauf P. ebenfalls und der Prozeß gegen die Verschworenen eingeleitet. Ehe die Sache aber zur Entscheidung kam, fand man P. eines Morgens, den 8. April 1805, in seinem Kerker erwürgt. Mit Unrecht hat man diesen Tod Napoleon zur Last legen wollen; wahrscheinlich hat P. sich selbst mittelst seines Halstuches umgebracht. Nach der Restauration ließen die Bourbons ihm an mehren Orten Statuen errichten, die aber wieder umgestürzt worden sind. Aufschlüsse über die Verbindung P.'s mit den Bourbons liefert Montgaillards „Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III, IV, V".

Pichincha, Vulkan in der südamerikanischen Republik Ecuador, westlich von Quito, das an seinem Fuße liegt, in den Anden, mit 5 Gipfeln, von denen der höchste 14,988 (nach Andern 15,036) Fuß hoch ist.

Pichler, 1) Joseph Anton, berühmter Steinschneider, den 12. April 1697 zu Brixen geboren, war für die Kaufmannschaft bestimmt, verließ aber seine Kondition in Nizza und begab sich nach Neapel, wo er sich selbst die zum Steinschneiden nöthigen Instrumente fertigte und sich nach und nach ohne Lehrmeister zum ausgezeichneten Künstler in diesem Fache ausbildete. Im Jahre 1750 zog er nach Rom und † daselbst 1779. Seine vorzüglichsten Werke belaufen sich ungefähr auf 40 Stücke, darunter sind nach eigener Erfindung: Antigonus und Ismene vor dem Tempel der Furien, wie sie dem Vater rathen, nach Theben zurückzukehren, ein großer Onyx, und Priamus zu den Füßen des Achilles; ferner sind zu nennen: die große Büste von Homer; der Kopf des Julius Cäsar; Meleager, nach der Statue im Vatikan; das Bacchanal des Michel Angelo, dessen Siegelring genannt, genau kopirt.

2) Johann von P., ebenfalls berühmter Steinschneider, Sohn des Vorigen, den 1. Jan. 1734 zu Neapel geboren, ward vom Vater in der Kunst unterrichtet und studirte besonders eifrig die Antike. Kaum 14 Jahre alt, schnitt er einen Hercules im Kampfe mit dem nemäischen Löwen, der allgemeine Bewunderung erregte. Seine Arbeiten wurden oft als Antiken von den Gemmenhändlern verkauft, bis sich P. eines eigenen Zeichens bediente. Sein Ruf war ein europäischer, und die Italiener nannten ihn häufig Artefice di sempre gloriosa memoria. Er † zu Rom den 25. Jan. 1791. Seine Gemmen, sowohl vertieft als erhaben geschnitten, sind von ausgezeichneter Reinheit und Schärfe. Auch in der Pastellmalerei leistete er Gutes.

3) Johann Peter, Kupferstecher, geboren zu Botzen 1765, widmete sich zu Wien der Kupferstecherkunst mit so großem Erfolg, daß er bald den Ruf eines über alle in diesem Fache arbeitenden Deutschen hervorragenden Künstlers erlangte. Von dem Fürsten von Anhalt-Dessau beauftragt, für die zu Dessau neuerrichtete chalkographische Gesellschaft mehre Platten nach berühmten Gemälden der Gallerien zu Braunschweig, Dresden und Basel zu verfertigen, hielt er sich längere Zeit zu Dresden auf, wo er unter andern die Magdalena in der Einöde und einen heiligen Johann Baptist, beide nach Battoni von Seidelmann gezeichnet, sowie die Venus nach Tizian, Myrrha nach Poussin, Omphale nach Dominichino &c. stach. Nach seiner Rückkehr nach Wien versah er nach dem Tode seines Lehrers Jacobe provisorisch seine Professorstelle, die wirkliche Ernennung aber erlebte er nicht, da er schon 1806 †. P. hat eine bedeutende Anzahl von schönen Blättern geliefert, von denen einige selten geworden sind, wie Magdalena und der Johannes nach Battoni, die fliehende Myrrha nach Poussin, Venus nach Tizian u. a.

4) Johann Joseph, Steinschneider, Stiefbruder von P. 2), zu Rom geboren und daselbst herangebildet, schnitt verschiedene treffliche Kameen und Intaglios. Ausgezeichnet sind die Bildnisse des Kaisers Franz und des Papstes Pius VII. Seiner großen Geschicklichkeit wegen

als Professor der Steinschneidekunst nach Wien berufen, erhielt er hier den Auftrag, von sämmtlichen kostbaren Steinen des k. k. Antikenkabinets Glasgüsse zu machen, eine kostbare, aus mehren Hunderten von Pasten bestehende Sammlung, welche für den Papst Pius VII. bestimmt war u. die P. selbst 1821 nach Rom überbrachte.

5) **Karoline von P.**, geb. Greiner, beliebte deutsche Romanschriftstellerin, den 7. Sept. 1769 zu Wien geboren, erhielt im Hause ihres Vaters, des Hofraths von Greiner, welches als Sammelplatz der gebildeten Männer der Hauptstadt galt, eine sehr sorgfältige Erziehung, indem sie mit ihrem jüngeren Bruder selbst den Unterricht im Lateinischen theilte. Im Jahre 1796 verheirathete sie sich mit dem geheimen Regierungsrathe Andr. Pichler, mit dem sie in sehr glücklicher Ehe lebte. Der tägliche Umgang mit Haschka, Alxinger, Denis und vielen andern Dichtern und Literaten hatte sie schon in früher Jugend mit den vorzüglichsten Erscheinungen der schönen Literatur vertraut gemacht, und sie selbst hatte sich schon als Dichterin versucht. Erst auf Anrathen ihres Gatten aber trat sie mit ihren „Gleichnissen" (Wien 1800) öffentlich als Schriftstellerin auf, denen die Romane „Olivier" (zuerst im österreichischen Taschenkalender 1802), „Leonore" (Wien 1802, 1804, 2 Thle.), „Frauenwürde" (das. 1808, 4 Thle.), „Die Grafen von Hohenberg" (2 Bde., Leipzig 1811), „Die Belagerung Wiens im Jahre 1683" (das. 1824), „Die Schweden in Prag" (das. 1827, 3 Thle.), „Die Wiedereroberung von Ofen" (das. 1829, 2 Thle.), „Friedrich der Streitbare" (das. 1831, 4 Thle.), „Zeitbilder" (das. 1840, 2 Thle.) u. a. m. folgten. Ein tiefes, wohlwollendes Gemüth und Gefühl für alles Edle und Gute zeichnen die meisten ihrer Leistungen aus, denen jedoch Geschwätzigkeit und nicht selten auch Flachheit zum Vorwurfe gemacht werden muß. Von geringerer Bedeutung sind ihre dramatischen Versuche: „Germanikus" (1813), „Heinrich von Hohenstaufen" (1813), „Ferdinand II., König von Ungarn u. Böhmen" (Wien 1816) und ihre Gedichte: „Idyllen" (Wien 1803), „Ruth" (das. 1805), „Biblische Idyllen" (Leipzig 1812). Ihre „Sämmtlichen Werke" erschienen Wien 1811—20, 24 Bde., neue Aufl., das. 1822 bis 1845, 60 Bde. Ihre „Denkwürdigkeiten" (Wien 1844, 4 Bde.) enthalten manches Interessante, leiden aber ebenfalls nur zu sehr an geschwätziger Breite. Sie † zu Wien den 9. Juli 1843.

Pichurimbohnen (Muskatbohnen, brasilianische Bohnen, Fabae Pichurim), die gewöhnlich in zwei Hälften getrennten Samenkerne von Ocotea Puchury major *Mart.* Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: Die ächte, große P. wird von genanntem Baume gesammelt, dessen Frucht eine pflaumengroße Fleischbeere mit sehr dünner Kernschale ist. Die Indianer am Rio Negro und Amazonas sammeln die P. in den ersten Monaten des Jahres. Die Samenlappen werden aus der Frucht herausgenommen und über Feuer getrocknet, wobei ein Theil des flüchtigen Oels verloren geht. Sie sind länglich, auf der einen Seite flach und etwas vertieft, auf der andern konvex, über $1^1/_2$ Zoll lang; ihre Farbe ist gelblichbraun, innen röthlichbraun. Dicht und sehr hart, riechen sie nach Muskaten u. schmecken gewürzhaft. Der Destillation mit Wasser unterworfen, geben sie das Pichurimöl. Die kleine oder falsche Pichurimbohne stammt von Ocotea Puchury minor *Mart.*, ist bis $^3/_4$ Zoll lang, mehr rundlich und dicker als die ächte, riecht dem Perubalsam ähnlich, kommt häufig mit vereinigten Samenlappen vor und enthält ätherisches und fettes Oel. Die P. finden als Arzneimittel bei Durchfall, Ruhr und Windkolik Anwendung.

Picke (Bicke, Bickel), ein spitziges, eisernes Werkzeug mit hölzernem Stiel, wird zum Ausbrechen der Steine, bei abzutragenden Mauern, zur Lockerung auszugrabender Erde u. dgl. verwendet; auch eine Art Hammer zum Schärfen der Steine, auf der einen Seite mit einer Spitze, auf der andern mit einer breiten Schneide versehen.

Pickelbeere, s. v. a. gemeine Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus *L.*

Pickelhäring, s. v. a. Hanswurst.

Pickelhaube, helmartige Kopfbedeckung von Leder mit Metallbeschlägen, auch von Eisen oder Stahl, gewöhnlich oben mit einer Spitze und mit breitem Nackenschirme versehen, neuerlich in der preußischen und anderen Armeen für Infanterie und Kavallerie, mit Ausnahme der Husaren und Uhlanen, wieder eingeführt.

Pickenick, geselliger Verein, wozu jeder Gast seinen Antheil an Speisen und Getränken mitbringt.

Pickersgill, Henry William, berühmter englischer Bildnißmaler, malte Fürsten und Lords und andere Notabilitäten aller Art, in England wie in Frankreich, unter andern Lafayette, Cuvier und Alexander von Humboldt, lauter durch meisterhafte Behandlung und charakteristischen Ausdruck ausgezeichnete Porträte.

Pickling, s. v. a. Bückling.

Pico, 1) afrikanische Insel, eine der südlichsten Azoreninseln, nordwestlich von Fayal, davon durch einen Kanal getrennt, mit kegelförmiger Bodenerhebung, Weinbau u. 24,000 Einwohnern. — 2) (Puerto del P.), spanische Gebirgskette, im Süden der Provinz Avila und im Nordwesten der Provinz Toledo, stößt im Westen an die Sierra de Gredos.

Pico, Giovanni, Graf von Mirandola, Fürst von Concordia, italienischer Gelehrter, den 24. Febr. 1463 geboren, mütterlicher Seits aus dem Geschlecht Bojardo stammend, erregte schon in früher Jugend durch sein außerordentliches Gedächtniß und großen Scharfsinn Bewunderung, studirte seit seinem 14. Jahre zu Bologna das kanonische Recht, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, wandte sich aber der scholastischen Philosophie und den Naturwissenschaften zu, die er dann auf den berühmtesten Schulen Italiens und Frankreichs eifrig studirte. In Rom veröffentlichte er mit Genehmigung des Papstes 900 Thesen (Conclusiones DCCCC, Rom 1486, Köln 1619) physikalischen, metaphysischen, moralischen, theologischen, mathematischen und dialektischen Inhalts, die er gegen Jedermann zu vertheidigen sich erbot; der Neid erklärte jedoch 13 dieser Thesen für ketzerisch, und so wurden sie ver-

boten, obwohl P. alle Angriffe durch seine „Apologia", ein Werk voll gründlicher Gelehrsamkeit, widerlegte. P. begab sich nach Frankreich, mußte aber wieder in Rom erscheinen, wo sich der Papst indeß mit ihm aussöhnte. Er lebte von nun an auf einem Landgute bei Ferrara, führte ein sehr strenges Leben und † den 17. Nov. 1494 zu Florenz. In seinen Ansichten folgte er seinem Lehrer Ficinus und suchte platonische und aristotelische Philosophie, die er identificirte und vom Standpunkte des alexandrinischen Neuplatonismus auffaßte, mit pythagoräischer und orientalischer, aus der Kabbala geschöpfter Weisheit zu verschmelzen. Er schrieb noch: „Heptaplus" (Straßburg 1574), worin er die platonische Philosophie auf Moses zurückführte, und „De Ente et Uno" (Bologna 1496). Sein Neffe, Johann Franz, kabbalistischer Mystiker und Gegner der scholastischen Philosophie, † 1533. Beider Schriften erschienen zusammen Basel 1573 und 1601, 2 Bde.

Picolin, eine organische Base, im Steinkohlentheer, von Anderson entdeckt, bildet eine farblose, sehr bewegliche Flüssigkeit von durchdringendem, etwas aromatischem Geruch, im koncentrirten Zustande scharf brennendem, im verdünnten Zustande stark bitterem Geschmack, verdunstet rasch an der Luft, siedet bei 133°, verändert oder färbt sich nicht leicht an der Luft, hat ein specifisches Gewicht von 0,955, mischt sich mit Wasser in jedem Verhältniß, löst sich auch leicht in Alkohol, Aether, Oelen, nicht in Kalilauge, reagirt alkalisch, koagulirt das Eiweiß nicht wie das Anilin, wird von Chlorkalklösung und von Chromsäure nicht gefärbt, färbt auch das Fichtenholz nicht. Salpetersäure wirkt nicht zersetzend.

Picot, François Edouard, Historienmaler, 1786 zu Paris geboren, von Vincent unterrichtet, gewann 1811 den zweiten großen Preis der Malerei und 2 Jahre später den ersten mit einem Gemälde, welches die Segnung Jakobs vorstellt. In Rom, wohin sich P. nun begab, gründete er seinen Ruf 1819 mit dem großen Gemälde Amor und Psyche, das in den Besitz des damaligen Herzogs von Orleans, nachmaligen Königs Ludwig Philipp kam, und von Burdet gestochen wurde. Ein anderes vorzügliches Werk, durch Garniers Stich bekannt, ist das Gemälde mit Raphael und der Fornarina, jetzt im Besitze des Grafen von Schönborn. In St. Severin zu Paris ist sein 15 Fuß großes Bild des Todes der Saphira, 1819 gemalt; den in den Armen der Electra schlafenden Orest, 1822 ausgestellt, findet man in der Gallerie von Luxembourg. Zwei andere größere religiöse Darstellungen P.s sind die Verkündigung Mariä und die heilige Genovefa, wie sie das Ordensgelübde ablegt. Im 4. Saale des Musée de Charles X im Louvre malte er an der Decke die allegorische Darstellung des Ueberganges der ägyptischen zur griechischen Civilisation; im 6. Saale Cybele, wie sie die Städte Stabiä, Herculanum und Pompeji wider die Ausbrüche des Vesuvs beschützt; in der Lorettokirche zu Paris, an der hintern Wand, die Madonna mit dem auf ihren Knieen stehenden Kinde, zu den Seiten anbetende Engel und die 4 Apostel. Man rühmt an seinen Gemälden Adel und Einfalt des strengen Styls, einen schönen Ausdruck der Köpfe und Figuren und ein blühendes, durch den Goldgrund trefflich gehobenes Kolorit. Er lieferte auch treffliche Porträte merkwürdiger Personen.

Picpuses (franz.), s. v. a. Barfüßer; dann von Abbé Coudrin gestiftete, vom Papst Pius VII. bestätigte Kongregation zur Verbreitung des katholischen Glaubens in Frankreich, begann im Juli 1814 ihre Thätigkeit und erhielt 1833 die Inseln des östlichen Oceans als Schauplatz ihrer Wirksamkeit zugewiesen. Zu ihrer Unterhaltung zahlt jeder Katholik ihres Wirkungskreises wöchentlich einen Sous.

Picramnia (Bitterstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, westindische Bäumchen und Sträucher. Von P. Antidesma *Sw.*, langtraubiger Bitterstrauch, auf den Bergen von Jamaica und Hayti, werden die Rinde der Wurzel und des Stammes, sowie die Blätter von den Negern gegen syphilitische Leiden, häufig auch gegen Koliken und überhaupt als bitter-tonische Mittel angewendet. Von P. pentandra *Sw.*, fünfmänniger Bitterstrauch, auf den Antillen, dient die bittere Rinde als tonisches Arzneimittel, das Holz färbt wie Brasilienholz, aber brauner.

Picria (Gallenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Gesneriaceen (Personaten), von deren 2 Arten P. Felterrae *Lour.*, eine ausdauernde krautartige Pflanze in Cochinchina und China, ihrer Arzneikräfte wegen häufig gebaut wird. Die Blätter werden dort häufig als ein tonisches, eröffnendes, schweiß- und harntreibendes Mittel bei Leibschmerzen und Kolik, bei Wechselfiebern, anfangender Wassersucht, sowie bei unterdrückter Menstruation angewendet.

Pictet, 1) Marc Auguste, schweiz. Naturforscher, Sprößling einer alten, vornehmen Familie, war Schüler, Freund u. Reisebegleiter Saussure's, dem er 1786 als Professor und später als Präsident der Akademie zu Genf folgte. In den politischen Stürmen seines Vaterlandes erhielt er sich in allgemeiner Achtung, verlor aber sein Vermögen und wurde dadurch zu literarischer Thätigkeit hingedrängt. Im Jahre 1796 begründete er mit seinem Bruder und Maurice die „Bibliothèque britannique" (seit 1816 „Bibl. universelle"), welche die Bekanntmachung und Verbreitung aller in England gemachten wichtigeren Entdeckungen und herausgekommenen Werke bezweckte. Im Jahre 1798 unterhandelte er im Interesse seiner Vaterstadt mit der französischen Republik u. erhielt für Genf besonders freie Uebung des Religionskultus, sowie eigene Verwaltung der öffentlichen Anstalten des ererbten Gemeinguts zugesichert. Als Mitglied des Tribunats (1802) u. als Sekretär dieser Behörde (1803) stimmte er für das lebenslängliche Konsulat, dann für die Erhebung des Konsuls zum Kaiser und ward dafür von diesem 1807 zu einem der 5 Aufseher der kaiserlichen Universität ernannt. Nach der Restauration ließ er sich zu Genf nieder und lebte ganz den Wissenschaften, namentlich dem Studium der Meteorologie. Er machte zur Errichtung eigener Observatorien auf den höchsten europäischen Gebirgen den Anfang auf dem Hospiz des

großen St. Bernhard, unternahm bedeutende Verbesserungen des genfer Observatoriums u. † den 18. April 1825. Sein sehr bedeutendes Kabinet der Experimentalphysik kaufte die Stadtverwaltung von Genf für das dortige Museum. Er schrieb: „Essai sur le feu" (Paris 1798, deutsch von S. J. Kapf, Tübingen 1790) u. A.

2) **Charles P. de Rochemont**, Bruder des Vorigen, 1755 zu Genf geboren, diente von 1775 bis 1785 in einem französischen Schweizerregiment, heirathete nach seiner Rückkehr die Tochter des Staatsraths de Rochemont, dessen Familiennamen er nun führte, u. bereiste mit seinem Bruder England. Im Jahre 1789 erhielt er den Auftrag, die genfer Miliz zu reorganisiren, bekleidete 1790 ein Polizeirichteramt, mußte aber 1794 mit seiner Familie nach dem Waadtlande flüchten. Während der französischen Herrschaft war er ohne Anstellung, befand sich jedoch 1813 als Abgeordneter Genfs mit bei den verbündeten Monarchen in Basel und war als solcher 1814 auch in Paris und beim wiener Kongreß. Im Jahre 1815 ging er als Gesandter und bevollmächtigter Minister der Eidgenossenschaft nach Paris und Sardinien, wurde nach seiner Rückkehr Repräsentantenrath und Staatsrath in Genf, zog sich aber auf sein Gut Lancy zurück, wo er sich der Landwirthschaft widmete und die landwirthschaftliche Abtheilung der „Bibliothèque britannique" besorgte. Mit Fellenberg errichtete er landwirthschaftliche Armenschulen und bestimmte auch das ihm von Genf gemachte Geschenk zur Errichtung von Lancasterschulen. P. † den 27. Dec. 1824 zu Genf. Von seinen Schriften ist hervorzuheben: „La Suisse dans l'interêt de l'Europe" (deutsch Tübingen 1821), anfangs dem General Jomini zugeschrieben. Auch der unter Kapo d'Istrias' Namen erschienene Bericht über Hofwyl ist aus P.s Feder.

Picti, die celtischen Bewohner von Caledonia, meist in Verbindung mit den Scoti genannt, mit denen sie häufige Einfälle in das römische Britannien unternahmen; später ließen sie sich im nördlichen Schottland nieder, wo 839 ihr Reich von den Skoten selbst zerstört wurde. Seitdem verschwindet ihr Name, der wie der der gallischen Pictones celtischen Ursprungs ist.

Picton, Fluß in der belgischen Provinz Hennegau, mündet westlich von Charleroi in die Sambre, links.

Pictones (Pictavii), ansehnliches Volk an der Westküste von Gallia Aquitania, nördlich bis an den Liger, östlich bis in die Gegend des Flusses Cruse (im heutigen Poitou) wohnend, mit der Hauptstadt Limonum und Ratiatum.

Pictor (lat.), Maler.

Pictorum colica (lat.), Bleikolik.

Pictura (lat.), das Malen, die Malerei (s. d.); Gemälde, auch Stickerei. P. contumeliosa, famosa, infamans, s. v. a. Pasquill.

Pictus (lat.), gemalt, gestickt.

Picumnus (Pitumnus), Gefährte und Bruder des Pilumnus (s. d.), Erfinder der Ackerdüngung, daher auch Sterquilinus oder Stercutus genannt.

Picunches, südamerikanischer freier Indianerstamm, auf der Grenze von Chili, Cuyo und Patagonien lebend, gehört zu den Molutschen und gilt für sehr tapfer.

Picus, römischer Nationalgott, Sohn des Saturnus oder des Stercutus, Vater des Faunus, ward als Feld- und Waldgottheit, daneben auch als Gott der Weissagung verehrt, der in einem Haine am aventinischen Berge seinen Sitz hatte. Er wird auch als der erste König in Latium und Gemahl der Pomona oder der Canens genannt. Circe soll sich in ihn verliebt haben, aber ohne Gegenliebe zu finden, weshalb sie ihn in eine Elster verwandelte. Dargestellt ward er als Augur mit dem Augurstab, in roherer Gestalt auch als bloße hölzerne Säule mit einem Specht, dem Weissagevogel des Mars, später als Jüngling mit einem Specht auf dem Haupte.

Pidpai, s. Bidpai.

Pièce (franz.), ein Stück, daher ein einzelnes Stück aus einer Sammlung; Stube, Kammer, kleines Nebengemach in einem Hause; s. v. a. Kanone; s. v. a. Geldstück, daher P. de quatre-cinq sous &c.; altfranzösisches Maß von 12 Fuß Länge, für Zimmerleute; auch ein Buch von nicht zu großem Umfange.

Pièce à tiroir (franz.), Schubladenstück, kleines Schauspiel, gewöhnlich in 1 Akt, deren man gleichsam eines nach dem andern aus einer Schublade ziehen kann. Man nennt auch die Verkleidungsstücke (s. d.) so.

Pied (franz.), Fuß.

Piedestal (v. Franz.), Unter- oder Fußgestell für Vasen, Säulen, Kandelaber, Bildsäulen. Besteht es aus einem einfachen Würfel oder Cylinder ohne Kranz und Fußgesimse, so nennen es Manche P. oder Bilderstuhl im engeren Sinne, im entgegengesetzten Falle Postament (s. d.). Bei dem eckigen P. bildet meist jede Seite nur Ein Feld, das mit Inschriften oder Reliefs verziert ist, die in Beziehung mit der auf dem P. befindlichen Bildsäule stehen, aber nicht die Aufmerksamkeit von der Hauptfigur ablenken dürfen. Bei stehenden Bildsäulen gibt man dem P. zur Höhe $^2/_3$ oder $^2/_5$ von der Höhe der Figur; bei gekuppelten oder liegenden Figuren u. bei Thieren muß aber die Höhe geringer seyn, als die Breite desselben. Bei Bildsäulen auf freien Plätzen stellt man das P. auf eine Erhöhung von einigen Stufen.

Piedimonte, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Lavoro, am Berg Matese, nördlich von Caserte, hat ein Schloß, 9 Kirchen, ein Hospital, Seminar, Baumwollenzeuchmanufaktur, Weinbau (Piedimonte) und 5000 Einw.

Piedra-Blanca, nordamerikanische Insel in Meriko, an der Westküste, vor der Mündung des Rio Grande.

Piek, im Schiff der hintere enge Raum am Hintersteven, woselbst vorräthiges Ladezeug, Taljen, Taue &c. vom Konstabler verwahrt werden. Piekstücken sind die hier aufrecht gehenden Hölzer, welche das hintere Scherff des Schiffes bilden.

Piemont (Piedemonte), Fürstenthum in Oberitalien, zum Königreich Sardinien gehörig und den vorzüglichsten Theil desselben bildend, liegt zwischen 44° 15′—46° 29′ nördl. Br. und 24° 5′—27° 7′ östl. L., grenzt gegen Norden an die

Schweiz, gegen Osten an das lombardisch-venetianische Königreich und Parma, gegen Süden an Genua und Nizza und gegen Westen an Frankreich und Savoyen und hat in seiner jetzigen Vereinigung mit dem sardinischen Antheile des ehemaligen Herzogthums Mailand (150 □M. mit 810,000 Einw.) und dem Herzogthum Montferrat (50 □M. mit 180,000 Einw.) einen **Flächenraum** von 550 □M. mit 2,970,000 Einw. Das Land bildet eine fast wagrechte Ebene, welche der Po in eine nördliche und südliche Hälfte theilt, wovon die erstere sich an die Alpen, die letztere, wenigstens zum Theil, an die Apenninen anlehnt. Seinen Namen hat es von der Lage am Fuße hoher **Gebirge**. Gegen Osten ist das Land offen und frei, und es zieht sich das große Pothal in ebener Fläche bis zum adriatischen Meer fort. Auf allen übrigen Seiten wird P. von Bergen umschlossen, welche steil und schroff gegen das Land abfallen und ihre Zweige nicht weit vorschieben. Von den penninischen Alpen im Norden, die P. von Wallis trennen, führt die stark befahrene Kunststraße des Simplon herab. In dieser Centralgebirgskette erheben sich der mächtige Monte Rosa, der große St. Bernhard, der Montblanc u. andere Gebirgsspitzen zwischen unermeßlichen Gletscherfeldern auf der Grenzscheide. Die südlich steil abschießenden Vorberge bilden anmuthige Thäler, welche mit dem romantischen Charakter der Schweizerthäler die üppige Vegetation des Südens verbinden. An das penninische Hochgebirg lagern sich in einem stumpfen Winkel die grajischen Alpen an und bilden bis zum Mont Cenis die Scheidewand zwischen P. und Savoyen. In südlicher Richtung zwischen Frankreich und P. bis zu den Quellen der Stura ziehen sich die cottischen Alpen hin. Am Ursprung der Stura wurzeln die Meeralpen und trennen P. von Nizza, und die Scheide zwischen P. und Genua bildet der von den Seealpen ausgehende wasserarme und kahle Apennin. Ueber die Grenzgebirge laufen Hauptpässe und Straßen von und nach P. Groß ist der Reichthum an **Gewässern**, welche die umgrenzenden Gebirge in die Ebenen P.s hinabsenden, und die Kunst der Kanalisirung und Bewässerung hat dieselben mit den fruchtbarsten Erfolgen für die Ergiebigkeit des Bodens fast ins Unendliche vertheilt. Der Hauptfluß des Landes ist der Po, der alle diese Wasser dem adriatischen Meere zuführt. Links erhält er in P.: den Clusone, die Dora Rivaria, den Orco, die Dora Baltea, die Sesia, die Agogna; rechts die Braita, die Maira, den Tanaro und die Scrivia. Von der Grenze des Kantons Tessin bei Brissago bis zum Ausfluß des Tessin bei Sesto bespült der Lago Maggiore das piemontesische Gebiet. Zur Seite des Lago Maggiore, nur 2 Stunden entfernt, liegt der Ortasee, in einer ungemein malerischen Umgebung und durch die ausfließende Negoglia mit dem großen See verbunden. Aus seinem Wasserspiegel erhebt sich die Insel **St. Giulio**, berühmt durch die Vertheidigung der Gemahlin des Königs Berengar im 10. Jahrhundert. Die übrigen Seen sind unbedeutend. An Heilquellen ist P. reich; wir nennen: die warmen Bäder zu Acqui, Valdieri und Vinadio, die Mineralquellen zu St. Genesio, Pré St. Didier, Courmayeur und St. Vincent. Das **Klima** richtet sich nach der Erhebung des Landes. Die Gebirge haben Gletscher, Eis- und Schneefelder und sind kalt und rauh. Je mehr man sich von den Bergen entfernt, um so milder wird die Luft, und im eigentlichen Pothale entwickelt sich eine üppige Fülle südlicher **Vegetation**. Die höheren Gebirgsstriche haben kahle Felsenmassen und steiniges, dürftiges Erdreich, aus dem nur Gras für die Viehheerden sproßt; um so fruchtbarer ist das niedere Land, dessen natürliche Fruchtbarkeit noch durch künstliche Bewässerung ungemein erhöht wird. Der Anbau in den Ebenen ist gleichförmig und sehr zweckmäßig. Die Felder sind mit Gräben umgeben, an denen ganze Alleen von Maulbeer-, Obst- und Nußbäumen, Pappeln ꝛc. gepflanzt sind. Das beste Kornland findet sich in dem Landstrich zwischen Turin und Cuneo. Zwischen dem Getreide ranken Hecken und Lauben von Reben an Bäumen empor und bilden Gewinde und festonartige Guirlanden. Die Provinzen Tortona, Vercelli und Mortara bauen viel Reis; die Reisfelder werden im Frühjahre so reichlich bewässert, daß die Ueberschwemmungen großen Seen gleichen und die dadurch entstandenen Sümpfe Fieber erzeugen. Die Kultur des Weinstocks ist zwar allgemein, allein die Behandlung des Weines selbst schlecht; der bessere wächst bei Casale, Acqui und Nobiolo. Der Obstbau wird stark betrieben, trefflich sind die Pfirsiche und Aprikosen; die besten Kastanien wachsen bei Coni. Ein nicht unwichtiges Produkt des Landes ist die Trüffel, die mit Hunden aufgesucht wird; die schmackhaftesten, oft in der Größe von 10 Pfund, findet man bei Casale. Waldungen gibt es nur in den Gebirgsgegenden, und nirgends sind sie von großer Ausdehnung; sie bestehen theils, und zwar in den Höhen, aus Nadelhölzern, theils (auf den niederen Abhängen) aus Laubholz (Buchen, Eichen, Kastanien). Die Forstkultur ist gänzlich vernachlässigt. Arm ist das **Thierreich** in diesem Lande. Die Eisschluchten der hohen Alpen, sowie das Thal von Aosta enthalten noch Steinböcke; in den Hochgebirgen sind auch Gemsen ꝛc., Raubthiere, z. B. Luchse und Wölfe, Adler, Geier; sehr wohlschmeckend ist das Fleisch der Ortolane. Auf die Rinderzucht wird viel Fleiß verwendet; der Ochse ist stark und muskulös, die Kuh klein; die besten Käse liefert das Thal von Aosta. Die Pferdezucht liegt ganz darnieder. Für die Schafzucht fehlen in den Ebenen die Brachen, doch zeichnet sich die Schäferei von Mandria sehr aus. Die Alpentriften werden im Sommer von den Heerden Bergamo's (gegen 50,000 Stück) gegen Hutgeld beweidet. An schwarzen Schweinen ist Ueberfluß; Esel und zahmes Geflügel, mit Ausnahme der Gans, findet man auf jedem Meierhof, Ziegen aber mehr in den Gebirgen als in der Ebene. Dem Gedeihen des Seidenwurms sind sowohl Boden' als Klima und Kultur ungemein förderlich, und die piemontesische Seide wird für die vorzüglichste in Europa gehalten. Man schlägt den jährlichen Ertrag auf 200,000 Centner Cocons und den Werth der daraus gewonnenen Seide auf 30 Millionen Livres an. Das **Mineralreich** liefert

zwar große Schätze an Metallen, aber sie bleiben meist unbenutzt. Kupfer wird im Thale Pellina ausgebeutet. Groß ist der Reichthum an herrlichem Marmor bei Susa (weißer und grüner, Verd de Suze), am Lago Maggiore (Marmo Bigio), im Thale Ponte (weiß) u. bei Trabosa (schwarz). Auch gibt es Porphyr und Granitarten, Lavezsteine, Gyps, Krystalle, Schiefer, Amianth, Magnesia, Vitriol, Steinsalz und eine Salzquelle (bei Alessandria). Der Kunst- und Gewerbfleiß beschränkt sich hauptsächlich auf die Verarbeitung der Seide zu Zeuchen, Damasten, Strümpfen 2c., wie z. B. in Turin, Alessandria, Vigevano, Lorenzo 2c. Unbedeutend sind die Wollenmanufakturen (für grobe Zeuche) in Turin, Mondovi, Coni, Bioglio, Pinerolo, Rivoli 2c. Leinwand wird am meisten in Ormea, Biella, Rivoli, Conza 2c. gewebt. Die Gerbereien sind zwar zahlreich, aber die Lederfabrikation ist mangelhaft. Papier wird in etwa 40 Mühlen verfertigt, Glas in 2 Hütten, Kesselschmied- und Messingarbeiten in den Thälern Locana, Ponte und Soana. Der Handel vertreibt die Fabrikate und Landeserzeugnisse; die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind: Seide, Reis, Mastochsen (etwa 12,000 jährlich), Kupfer- und Messingwaaren, Papier, Hanf, Häute, Liqueure, Trüffeln, Chokolade, Maronen 2c. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Turin, Alessandria, Casale, Chieri, Vigevano und Carmagnola. Die Piemontesen sind groß und wohlgebaut, freundlich und gefällig gegen Fremde, gute Soldaten und reden eine eigene Mundart, die ein Gemisch vom Französischen und Italienischen ist. Sie bekennen sich zur katholischen Kirche, bis auf ungefähr 22,000 Waldenser, welche (in 34 Gemeinden) rauhe Thäler am Fuße der Alpen (Lucerna, Perosa, Clusone und San Martino) bewohnen. Viele Tausend Piemontesen ziehen im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler herum und kehren dann mit ihrem Verdienst in ihr Vaterland zurück. P. hat 40 Städte und über 1750 Marktflecken; in den Pogegenden leben wenigstens 6000 Menschen auf einer □Meile. P. zerfällt seit 1819 in 5 Provinzen oder Generalintendanzen (Divisionen): Turin, Coni, Alessandria, Novara und Aosta. Hauptstadt ist Turin. P. umfaßt verschiedene alte Markgrafschaften und Grafschaften; während der Herrschaft der Franzosen war es dem französischen Reiche einverleibt, aber nach dem Sturze Napoleons I. kam es zum Königreich Sardinien (s. d. und Savoyen).

Pieno (ital.), s. v. a. voll, stark; con suono p., mit vollem und starkem Tone; coro p., in vollem Chor.

Pienza, Stadt in Toskana, Hauptstadt eines Kapitanats, nordwestlich von Chiusi, ist Bischofssitz mit Lyceum, geistlichem Seminar, Viehhandel u. 1500 Einwohnern, Geburtsort von Aeneas Sylvius, der ihm 1463 Stadtrecht und den Namen P. gab, sowie auch ein Bisthum hierher verlegte.

Piephacke, Geschwulst auf der Spitze des Sprungbeins der Pferde, eigentlich eine unvollkommene Balggeschwulst, besteht aus einem Erguß wässeriger Feuchtigkeit unter der Haut u. hindert, wenn sie verhärtet, die Bewegung des Gelenks. Sie entsteht am häufigsten durch Reiben der Füße gegen einander, sowie durch Stoßen u. Schlagen der Pferde unter sich. Entzündet sich die Geschwulst, so wäscht man sie öfters mit Bleiweiß und Kampferspiritus; ist sie kalt und unempfindlich, so wendet man reizende Einreibungen an. Enthält sie einen gefüllten Sack, so durchsticht man die Haut und reibt sie mit Kampherspiritus und Kantharidentinktur ein. Veraltete P.n werden ausgebrannt.

Pierce, Franklin, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde den 23. November 1804 in Hillsborough in Newhampshire geboren. Sein Vater, Benjamin P., aus Massachusetts stammend, hatte im Unabhängigkeitskampfe mitgefochten u. erhielt nach dem Frieden Generalsrang in der Miliz von Newhampshire. Obwohl ohne alle wissenschaftliche Bildung, ward er doch seines geraden Sinnes und seiner Rechtschaffenheit wegen zum Obersheriff der Grafschaft Hillsborough und 1827 zum Gouverneur von Newhampshire erwählt. Die Vortheile geistiger Kultur anerkennend, wollte Benjamin P. trotz seiner Armuth seine Kinder die literarische Ausbildung, deren er selbst hatte entbehren müssen, genießen lassen. Demnach schickte er Franklin, nachdem die vorbereitenden Studien erledigt worden, in das Bowdoincollege zu Brunswick im Staate Maine. Franklin kam hier in seinen Studien nur langsam und mit Mühe vorwärts, und nur seine Ausdauer machte es ihm möglich, seine begabteren Altersgenossen am Ende doch einzuholen. Doch stand er bei seinen Kommilitonen in hoher Achtung und ward von ihnen zum Präsidenten eines Vereins, der athenienſischen Gesellschaft, erwählt. Nachdem er das Kollegium verlassen hatte, entschied er sich, trotz seiner Neigung für eine kriegerische Laufbahn, für den Advokatenstand. Er widmete noch ein Paar Jahre den vorbereitenden Studien und wurde 1827 in Hillsborough unter die Zahl der dortigen Advokaten aufgenommen. Der erste Prozeß aber, in dem er öffentlich auftrat, zog ihm die vollständigste Niederlage zu. Als ihn einer seiner Amtsgenossen zu trösten und zu ermuntern suchte, äußerte er: „Ich brauche keine Ermuthigung, ich werde mein Glück noch neunhundertneunundneunzigmal versuchen, u. glückt es mir dann noch immer nicht, so fange ich zum tausendsten Male von vorn an." In der That ließen seine gerichtlichen Erfolge lange auf sich warten, aber endlich kamen sie, und als die Volkswahl ihm die erste Stelle der Vereinigten Staaten übertrug, war P. der berühmteste Advokat von Newhampshire. Uebrigens war das Vertrauen seiner Landsleute seinem Rufe vorausgeeilt und hatte ihn aus der juristischen in die politische Laufbahn geführt. Bereits der demokratischen Partei angehörig, unterstützte er auf das Lebhafteste die Kandidatur des Generals Jackson und wurde 1829 in die Legislatur von Newhampshire gewählt, deren Präsident er zwei Jahre lang war. Bei dem Ablaufe seines Mandats 1833 wählten ihn seine Mitbürger, deren Vertrauen fortwährend gewachsen war, in den Kongreß. Hier zeigte er sich so, wie er in

seiner Jugend und in seinen bisherigen Funktionen gewesen war, bescheiden und zurückhaltend, als Mann von wenigen Worten, das Sprechen berühmten Rednern überlassend und sich mit nützlichen Dienstleistungen begnügend. Am besten paßte er zu Ausschüssen, wo er glänzte und manche Berathung durch seine praktischen Bemerkungen und Einwürfe leitete. Im Jahre 1837 wurde er zum Mitgliede des Senats erwählt und machte sich hier besonders durch den Nachdruck bemerklich, womit er 1840, als die Whigs ihren Wahlsieg benutzt hatten, um alle Demokraten aus den Aemtern zu entfernen, dieses System tadelte. Im Jahre 1842 reichte er seine Entlassung als Senator ein u. zog sich an seinen häuslichen Herd zurück. Er war während seiner politischen Thätigkeit arm geblieben. Verheirathet und Familienvater, mußte er sich Hülfsquellen für die Zukunft schaffen. Er erneuerte daher seine Versuche als Advokat und gelangte diesmal durch seine Anstrengungen zum Ziele. Von dieser Epoche, von 1842 an, datirt seine eigentliche Advokatenlaufbahn. Von dem edelsten Rechtsgefühle geleitet, zeigte er sich jederzeit bereit, selbst auf Kosten seines Privatvortheils die Sache der Unterdrückten zu führen. Während er aber als Advokat arbeitete, bezeichnete ihn eine demokratische Versammlung als Kandidaten für die Statthalterstelle von Newhampshire. Er wäre gewählt worden, schlug aber die Bewerbung aus. Im Jahre 1846 ernannte ihn der Präsident Polk zum Staatsanwalt in seinem Kabinet, aber auch jetzt lehnte er wieder ab. Bei dem Ausbruch des Krieges mit Mexiko aber trat er als Freiwilliger in die Reihen ein, erhielt den Oberbefehl über ein Regiment und bald darauf den Rang eines Brigadegenerals. Seine Brigade hatte sich aus dem fernsten Norden, Westen und Süden rekrutirt und glich einer regelmäßigen Truppe so wenig als möglich. Die Soldaten waren, wie ihr General, einfache Bürger: Kaufleute, Rechtsgelehrte, Landwirthe, mit einem Worte eine Bürgergarde, die sich aber durch Muth und Begeisterung furchtbar machen konnte. P. schiffte sich im Mai 1847 zu Newyork auf dem „Kepler" ein und landete etwa einen Monat nach seiner Abfahrt in Veracruz, ohne genau zu wissen, wohin sich das Hauptheer gewendet u. wo er sich mit demselben zu vereinigen habe. Nur ganz unbestimmt erfuhr er, daß General Scott in Puebla stehe, und richtete dorthin seinen Marsch. Es gelang ihm, sich am 7. August bei Puebla mit dem Hauptheere zu vereinigen. In der Schlacht bei Contreras (19. August) verwundet, weigerte er sich trotz aller Vorstellungen seiner Offiziere, sein Kommando abzugeben. Als Santa Anna einen Waffenstillstand vorgeschlagen hatte, wurde P. zu einem der Bevollmächtigten ernannt, welche über die Bedingungen unterhandeln sollten. Als der Krieg aufs Neue begonnen, zeichnete sich P. in den Schlachten von Molino-del-Rey und Chepultepec abermals aus. Ohne weitere für das Waffenhandwerk nöthige Kenntnisse, beschränkte er sich während seiner kriegerischen Laufbahn darauf, die ihm zukommenden Befehle rasch und muthig auszuführen. Nach Beendigung des Krieges nahm er seine Thätigkeit als Advokat wieder auf und betheiligte sich nur in so weit an den Angelegenheiten der Union, als die innere Politik von Newhampshire die großen Interessen des Bundes berührte. Als sich 1850 in Concord ein demokratischer Konvent versammelte, um über die Revision der Verfassung von Newhampshire zu berathen, ward General P. zum Präsidenten ernannt. P. suchte hier, jedoch ohne Erfolg, eine Klausel der Verfassung in Wegfall zu bringen, welche gewisse Aemter und Würden ausschließlich Protestanten vorbehält. Der alte puritanische Geist, der in den Staaten von Neuengland noch so mächtig ist, verwarf diesen Antrag zweimal und wollte, allen Grundsätzen von Duldung und Gewissensfreiheit zum Trotz, die alte Vertheidigungs- und Kriegswaffe nicht fahren lassen. Im Januar 1852 brachten ihn mehre Demokraten von Newhampshire für die Präsidentenwürde in Vorschlag, doch lehnte er entschieden ab. Daher wurde sein Name nicht auf die Liste der Kandidaten gesetzt, und erst nachdem man auf dem Kongreß fünfunddreißigmal abgestimmt hatte, ohne zu einem Resultate zu gelangen, nannte man P. Bei der 36. Abstimmung erklärten sich die Abgeordneten von Virginien zu seinen Gunsten, und bei der 49. vereinigten sich 282 Stimmen auf seinen Namen, während den Mitbewerbern nur 11 blieben. Unter den Worten, die Franklin P. nach seiner Wahl gesprochen, befindet sich eines, das außerordentliches Glück gemacht hat. Nach seinem Wappen gefragt, antwortete er: „Ich kenne keines, es müßten denn die Hemdärmel seyn, in denen mein Vater bei Bunkershill gefochten hat." Am 4. März 1853 erfolgte seine feierliche Inauguration in Washington. Ueber seine Amtsführung s. Vereinigte Staaten von Nordamerika. Vergl. Hawthorne, Life of Franklin P., Boston 1852.

Pierer, 1) Johann Friedrich, medicinischer Schriftsteller, den 22. Januar 1767 zu Altenburg geboren, studirte seit 1783 erst die Rechte, dann die Heilkunde in Jena, Erlangen, Berlin, Wien, Straßburg und Göttingen, ließ sich 1790 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und wurde 1792 Landphysikus und Lehrer am anatomischen Institute. Im Jahre 1799 kaufte er die richtersche Hofbuchdruckerei und begründete 1801 ein buchhändlerisches Geschäft als literarisches Komtor, das er 1816 an Brockhaus abtrat, 1823 als Literatur-Komtor aber wieder aufnahm. Im Jahre 1814 vertauschte er das Landphysikat gegen das Stadt- und Amtsphysikat, wurde Hofrath, 1823 Vorstand der Medicinalkommission, 1826 Obermedicinalrath und konsultirender Leibarzt des Herzogs und † den 22. December 1832. Er schrieb: „Taschen- und Adreßbuch für praktische Ärzte und Wundärzte" (Altenburg 1813) und gab heraus: „Medicinische Nationalzeitung für Deutschland" (seit 1798), als Fortsetzung: „Allgemeine medicinische Annalen des 19. Jahrhunderts" (seit 1801), seit 1821 als „Annalen der Medicin" (mit Choulant), auch unter dem Titel „Kritische Annalen der Medicin" u. „Allgemeine medicinische Zeitung" von 1831—32, seit 1833 von Papst fortgesetzt; ferner „Bibliotheca iatrica" (enthaltend den Hippocrates, lat., Altenb. 1806, 3 Bde.) u. „Medicinisches Realwörterbuch"

(1. Abth. Anatomie u. Physiologie, das. 1816—29, 8 Bde., seit dem 4. Band mit Choulant).

2) **Heinrich August**, Sohn des Vorigen, geboren 1794 zu Altenburg, studirte 1813 in Jena Medicin, als der Aufruf zum Freiheitskampfe ihn zum Eintritt in das lützowsche Freicorps bewog. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann der altenburgischen freiwilligen Jäger, später altenburgischer Major außer Dienst. Er führte das väterliche Geschäft fort und gab das „Encyklopädische Wörterbuch" (26 Bde., Altenb. 1824—36), welches in der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage (34 Bde., das. 1840—46) den Titel „Universal-Lexikon" erhielt, heraus. Er † den 12. Mai 1850. Seitdem wird das buchhändlerische Geschäft, das er zugleich mit der Hofbuchdruckerei 1835 unter eigner Firma übernommen, von seinen Erben unter Leitung seiner Söhne, Victor und Eugen P., fortgesetzt. Neue Ausgaben des „Universal-Lexikons" erschienen (34 Bde.) 1851 bis 1854 mit „Supplementen" (6 Bde., Altenburg 1851—54) und 1857 ff.

Pieria, schmaler macedonischer Küstenstrich, der sich vom Peneus bis zum Haliacmon, etwa 9 geographische Meilen weit, erstreckte, sich im Westen an das Olympusgebirge anlehnte u. höchstens 2 geographische Meilen breit war. Ein nördlicher Zweig des genannten Gebirgs, der die Landschaft im Norden begrenzte, führte den Namen pierischer Wald oder pierisches Gebirg. Hier am Fuße des Götterberges war der Mittelpunkt des thracischen Musen- und Dionysusdienstes, hier auch das Grab des Orpheus. Als das macedonische Reich in Emathia gegründet ward, fiel ihm das benachbarte P. als erste Eroberung zu. In strategischer Hinsicht war die Landschaft als der Schlüssel zu Thessalien und Hellas von großer Bedeutung. Den Namen P. führten noch zwei andere Landschaften, eine in Macedonien, östlich vom Strymon, mit den festen Städten Phagrus und Pergamus, und eine andere in Syrien, auf der rechten Seite des Orontes, mit einem die Landschaft beherrschenden Berge Pieria und der Hauptstadt Seleucia, beide Niederlassungen der von den Macedoniern vertriebenen Pierier.

Pierides, 1) Beiname der Musen, entweder von Pieria am Olympus abzuleiten, wo frühzeitig der Musendienst im Schwunge war, oder von Pierus, dem Macedonier, der denselben in Thespiä eingeführt haben soll. — 2) Benennung der 9 Töchter des Pierus, Königs von Emathia, und der Euippe od. Antiope, die sich mit den Musen in einen Wettstreit im Gesange einließen, aber von diesen besiegt u. in Vögel verwandelt wurden; nach dem Orte ihrer Geburt auch Emathides genannt.

Pierre, St. (St. Pietro), 1) Insel im mittelländischen Meer, an der Südwestküste der Insel Sardinien, zur Generalintendanz Capo di Cagliari gehörig, ist 8 italienische Meilen lang und 5 Meilen breit, bergig und steinig, aber stellenweise gut angebaut, mit beträchtlichen Salzwerken an der Küste, lebhafter Korallen- und Thunfischerei, welche dem Besitzer der Insel (Herzog von St. Pietro) 60,000 Scudi jährlich einträgt, Handel u. 2500 Einw. Der Hauptort ist Carloforte (Fort San Carlo) auf der Ostküste. — 2) P. (St.-P.-le-Port), Hauptort auf der normannischen Insel Guernsey, am Kanal, mit tiefem u. sicherem Hafen mit Molo u. 12,000 Einwohnern. — 3) Kleine französische Insel im nördlichen atlantischen Ocean, nördlich von Neufoundland, mit 1200 Einwohnern, die meist von Fischerei leben, und einer gleichnamigen Stadt auf der Südostküste, mit schöner Rhede und Fort. — 4) Stadt auf der französisch-westindischen Insel Martinique, auf der Westküste in einer Bucht, mit vorzüglicher Rhede, ist durch mehre Forts geschützt, Mittelpunkt des Handels der Insel und Waarenniederlage und hat 30,000 Einwohner; Geburtsort der Kaiserin Josephine, der Gemahlin Napoleons I.

Pierre pertuis, schweizerisches Felsenthor im Kanton Bern, unweit Tavannes, im Juragebirge, eine weite Gewölböffnung, die ein Werk der Natur, nicht der Kunst ist und von den Römern als Straße in das Rauraker- und Sequanerland benutzt ward, 30—40 Fuß hoch, 24 Fuß breit und 12 Fuß tief, auf der Nordseite mit einer römischen Inschrift. Durch diese Felsenöffnung ist die Ansicht des Thales von Tavannes besonders anziehend. Dem P. p. zur Seite entspringt die Birs. In den Kriegszügen der Oesterreicher 1813—14 erhielt dieses uralte Felsenthor einige Befestigungen vermittelst Graben und Pallisaden.

Pierres (franz.), Steine oder Gesteine. P. précieuses, Edelsteine; P. pr. artificielles, künstliche Edelsteine oder Glasflüsse.

Pierrier (fr.), Steinmörser, Geschütz, womit steinerne Kugeln geschossen werden.

Pierrot (d.i. Peterchen), eigentlich Kindername; dann Name der stehenden Maske der italienischen Pantomime, 1684 von Giuseppe Giaraton erfunden. Der Charakter des P. ist aus dem des Harlekin und dem des Polichinell zusammengesetzt und ihnen in sofern ähnlich, als auch er leichtgläubig, dumm und schwerfällig erscheint und von Allen Prügel bekommt. Sein Kostüm ist ganz weiß, sehr weit, mit ungeheuren Knöpfen besetzt und die freie Bewegung des Körpers hindernd; auf dem Kopfe trägt er unter einem ungeheuer großen weißen Hut ein schwarzes Käppchen. Sein Gesicht ist weiß gefärbt, mit brennend rothen Backen und sehr großem Munde, sein Gang zierlich trippelnd, mit den Knieen eingeknickt, breitbeinig oder latschend. Noch jetzt erhält sich der P. in italienischen Balletten, besonders aber in dem Théâtre des Funambules zu Paris, wo Debureau ihn in neuerer Zeit wieder zu einer ungewöhnlichen Bedeutung erhoben hat.

Pietà (ital.), Frömmigkeit, Milde, Verwandtenliebe, in der bildenden Kunst die Darstellung des vom Kreuz abgenommenen Leichnams Christi im Schooße der weinenden Mutter, als Gegensatz der Madonna mit dem Christuskinde auf dem Arme. Eine berühmte P. ist die von Michel Angelo in der Peterskirche in Rom, in Marmor ausgeführt.

Pietät (v. Lat.), Frömmigkeit; ehrfurchtsvolle Liebe gegen Aeltern, Wohlthäter 2c.

Pietas (lat.), Personifikation der Liebe gegen Götter und Menschen, hatte zu Rom erst ein kleines Heiligthum, bekam aber 151 v. Chr. einen

ordentlichen Tempel, und zwar zum Andenken an die Pietät einer Tochter, welche ihren zum Hungertode verurtheilten Vater mit der Milch ihrer Brüste nährte. Auf römischen Münzen ist sie dargestellt als Matrone, Weihrauch auf einen Altar streuend, mit Storch und Kindern als Attributen.

Pietin, s. v. a. Klauenseuche; daher pietiniren, die Füße abwechselnd und taktmäßig heben, ohne weiter zu kommen, besonders bei der Klauenseuche.

Pietismus (v. Lat.), eine abnorme, krankhafte Form der Frömmigkeit (pietas), die, nach Umständen und Persönlichkeiten zu verschiedenen Zeiten verschieden gestaltet, bald in einseitigen, überspannten und excentrischen Ansichten und Meinungen mit Verleugnung alles Wissenschaftlichen, bald in aufgeregten, schwärmerischen Gefühlen, ohne Einsicht und Klarheit des Bewußtseyns, bald in skrupulöser Aengstlichkeit in Sachen der Moral und des Bekenntnisses ohne festen Anhaltspunkt, bald endlich in einem sektirerischen und separatistischen Treiben ohne Maß und Ziel sich kund gibt. Eine epochemachende historische Bedeutung hat der P. erst im Christenthum, und zwar in der evangelischen Kirche, erhalten. In der römisch-katholischen Kirche ist allerdings der P. in den Katharern, Beghinen, Begharden, in den Brüdern des gemeinsamen Lebens, später in den Jansenisten, in der Gesellschaft von Port-royal u. A. repräsentirt; aber alle diese religiösen Fraktionen sind gewissermaßen nur Vorläufer der seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts in der evangelischen Kirche auftretenden Pietisten, in denen der Begriff des P. geschichtlich realisirt worden ist. Im Laufe des 17. Jahrhunderts war der frische, lebendige und belebende Hauch der Reformation aus der evangelischen Kirche entwichen und an seine Stelle eine totale Stockung und Lähmung des wahren religiösen Bewußtseyns getreten. Seit der Einführung der Konkordienformel (1577—80) war das Christenthum über dem Lutherthum, die Bibel über den symbolischen Büchern vergessen worden; an die Stelle der abgeschafften katholischen Gebräuche war der todte Buchstabe des Dogma's getreten. Rechtgläubigkeit, und zwar lutherische oder calvinische Rechtgläubigkeit, aber fern von aller Gesinnung, von allem Leben, war die ganze christliche Virtuosität dieses Geschlechts. Gegen solche Stagnation mußte eine Reaktion eintreten, und sie trat ein. Wie im Schooße der anglikanischen Kirche unter ähnlicher Verderbtheit der kirchlichen Zustände sich durch die Gebrüder John und Karl Wesley die Gesellschaft der Methodisten mit der ausschließlichen Tendenz auf praktisches Christenthum bildete, so trat inmitten der lutherischen Kirche Deutschlands Spener (s. d.) jenem stumpfsinnigen u. erstorbenen Orthodoxismus ohne Leben und Wärme mit einem vom evangelischen Geiste tief erfüllten Herzen entgegen u. kämpfte durch Schrift und That gegen ein in Formeln erstarrtes Christenthum, dessen Fesseln er zu lösen trachtete. Was er mit dem redlichsten Eifer und hoher Mäßigung begann und einleitete, das ergriffen zahlreiche Schüler mit Hast und Leidenschaft und bildeten es bald zu einem andern Extrem aus. So entstand der P. u. die Partei der Pietisten. Spener drang in einer Reihe von Schriften: „Pia desideria, oder: Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (1675 u. 1678), „Das geistliche Priesterthum" (1677) u. a., auf eine totale Erneuerung des kirchlichen und häuslichen Christenthums und legte selbst Hand an, um eine Gemeinde nach seinem Sinn heranzubilden. Die gewöhnliche Amtsthätigkeit des Geistlichen erschien ihm zur Erreichung dieses Zweckes ungenügend; er glaubte die Gemeinde enger verbinden, auf sie unmittelbarer und von keiner äußern Formalität beengt einwirken zu müssen. Zu diesem Ende veranstaltete er seit 1670 in seinem Hause besondere Versammlungen (collegia pietatis), zu welchen Jedermann Zutritt hatte. Er begann mit einem Gebet, dann folgte die Erklärung eines biblischen Abschnitts oder einer andern erbaulichen Schrift, und hieran knüpften sich gesprächsweise geführte Diskussionen und Herzensergießungen, an denen jeder Anwesende sich betheiligen durfte. Diese Versammlungen, welche bald auch anderwärts Nachahmung fanden, sind als die eigentliche Pflanzstätte des P. zu betrachten; er hat von ihnen nicht bloß den Namen bekommen, sondern sein ganzer Charakter wurde hier wesentlich bestimmt, sowie hier auch die Hauptquelle seiner raschen Entartung zu suchen ist. Nachdem Spener in Frankfurt 16 Jahre hindurch seine Collegia pietatis gehalten, und in Augsburg, Gießen, Essen, Hamburg und vielen andern Orten ähnliche Versammlungen, meist von weniger befähigten und weniger umsichtigen Anhängern der spenerschen Richtung, eingeführt worden waren, erhielten dieselben seit Speners Versetzung nach Dresden dadurch eine höhere Bedeutung, daß sie jetzt, unter Protektion des letztern und von seinen unmittelbaren Schülern geleitet, in etwas anderer Form auch an der Universität Leipzig Eingang fanden und so von dem Gebiet des praktischen kirchlichen Lebens in jenes der theologischen Wissenschaft überzugreifen anfingen. Mehre junge Docenten: Schade, Anton und vorzüglich Aug. Herm. Francke, veranstalteten seit 1689 in Leipzig sogenannte Collegia philobiblica, d. h. exegetisch-praktische Vorlesungen über das Neue Testament für Bürger und Studirende, in welchen sie zugleich auf das Unfruchtbare der zeither üblichen Behandlung der Bibel hinwiesen. In Leipzig kam nun auch der Parteiname der Pietisten auf, um die Besucher der Collegia philobiblica, welche sich auch durch eine besonders andächtige und eingezogene Lebensweise hervorthaten, zu bezeichnen. Die orthodoxen Zionswächter der leipziger theologischen Fakultät, besonders Joh. Bened. Carpzov, erhoben alsbald ein gewaltiges Geschrei und brachten es dahin, daß nach Speners Weggange von Dresden auch die obengenannten Magistri Leipzig verlassen mußten. Francke ging zunächst nach Erfurt. Aber auch hier nicht lange geduldet, traf er mit seinen Freunden in Halle zusammen, wo auf des Philosophen Thomasius Vorschlag und unter des inzwischen nach Berlin versetzten Spener Einflusse eine neue Universität gegründet worden war.

Die Reibungen der orthodoxen Partei mit Spe-

ners Schülern in Leipzig waren der erste äußerlich hervortretende Hauptpunkt in den eine lange Reihe von Jahren sich hindurch ziehenden sogenannten pietistischen Streitigkeiten. Speners Grundgedanke einer Umgestaltung der damaligen Theologie sprach sich besonders in einer kräftigeren Anregung zum Bibelstudium aus. Er selbst dachte dabei nicht daran, die übrigen theologischen Wissenschaften zu verwerfen, wohl aber thaten dies manche seiner Anhänger, besonders in Leipzig, die so weit gingen, daß sie das ganze theologische Studium auf die heilige Schrift beschränkten und die dogmatischen Lehrbücher und Hefte in das Feuer warfen. Carpzov u. A. machten es daher auch den Pietisten zum besonderen Vorwurfe, daß sie die theologischen Systeme abschaffen und an deren Stelle eine mystische Theologie einführen wollten. Ferner sprach sich Speners Grundansicht von einer innern Umgestaltung der Kirche in der Lehre von der Heiligung abweichend von der geltenden Orthodoxie aus; man warf der spenerschen Richtung im Allgemeinen vor, daß sie die Leute ohne Rücksicht auf Rechtgläubigkeit oder Heterodoxie der Gottseligkeit zuführen wolle. Löscher erklärte geradezu als ersten Charakterzug des P. den frommscheinenden Indifferentismus. Dieser Vorwurf war nicht ganz ungegründet, zumal von dem Standpunkte der damaligen Orthodoxie aus. Indem der P. einzig und allein die Frömmigkeit anstrebte, ließ er die Lieblingsdogmen der Zeit bei Seite liegen, legte dagegen auf gewisse praktische Entsagungen ein Gewicht, welche nur von einer übertriebenen Ascese als wesentliche Momente des christlichen Lebens angesehen werden können. So erklärten die Pietisten den Tanz, das Spiel, den Besuch des Theaters, das Tragen kostbarer Kleider, sogar das Lachen, den Scherz, das Spazierengehen &c. für unerlaubt. Mit dieser Selbstkasteiung hing die Ansicht der Pietisten genau zusammen, daß durch geistliche Uebungen allein Wiedergeburt und Erleuchtung zu erreichen sey. Speners richtige Behauptung, daß die wahre Erkenntniß in christlichen Dingen mit der Bekehrung des Willens anfange und fortgehe, wurde von seinen Anhängern bald dahin umgewandelt, daß nur sie, die Pietisten, als die Bekehrten auch die Erleuchteten seyen. Hieraus entsprang eben sowohl ein ganz unsittlicher geistlicher Hochmuth, als ein mystisches Schwärmen in unklaren Stimmungen und Gefühlen. Die übrigen sogenannten pietistischen Streitpunkte von der Buße, dem Glauben, der Rechtfertigung, dem tausendjährigen Reiche drehten sich hauptsächlich um Distinktionen der Schultheologie. Im Allgemeinen hielten die Pietisten an dem kirchlichen Lehrbegriff fest, bildeten darum auch keine besondere Sekte, sondern blieben in der Kirche, hoben aber die Dogmen von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christi Blut und von der Buße, Wiedergeburt und Erleuchtung mit besonderem Nachdruck hervor. Es herrschte bei ihnen das stärkste Gefühl von der sittlichen Verdorbenheit des menschlichen Wesens und der gänzlichen Kraftlosigkeit des Menschen zu allem Guten, und dieses Gefühl suchten sie immer lebendig zu erhalten. Ehe der Mensch wiedergeboren werden könne, müsse erst dieses Gefühl ihn zu einer „heilsamen Verzweiflung" treiben, worauf dann die „Gnade in seiner Seele zum Durchbruch komme". Daher gezieme dem Menschen Ernst und Traurigkeit, daher müsse er die Freuden der Welt meiden, durch die ohnehin der Teufel die Herzen zu bethören und zu fangen suche. Nur in dem Erlöser, der durch sein Blut den Zorn Gottes gesühnt habe, müsse der wahre Christ leben. Indem aber die Pietisten ohne Unterlaß ihr religiöses Gefühl an dem Bilde des Heilands nährten, auch nicht selten in ein süßliches Spiel mit seinem Blute und seinen Wunden verfielen, ward der Erlöser gleichsam ihr Abgott.

Die von Spener angeregte Belebung des praktischen Christenthums ist nicht ohne heilsame Früchte geblieben; das evangelisch-deutsche Missionswesen, zahllose Anstalten der Wohlthätigkeit inmitten der Kirche, obenan die großartigen francke'schen Stiftungen in Halle, sind durch den P. ins Leben gerufen worden. Auch die im J. 1722 durch Graf Zinsendorf entstandene Brüdergemeinde (s. d.) ist eine Tochter des P., und die Theologie selbst, namentlich die praktische, hat unter den Händen Speners und der bessern seiner Schüler manche Modifikationen erfahren. Halle wurde, wie einst Genf, das Herz, dessen Schläge man durch alle evangelischen Länder fühlte. In den ersten 30 Jahren der neuen Universität studirten daselbst 6034 Theologen, und Tausende wurden außerdem in den Schulen des durch Francke gestifteten Waisenhauses erzogen, während zu gleicher Zeit in der vom Baron Canstein daselbst gegründeten Bibelanstalt Millionen von Bibeln, Neuen Testamenten, Psalmen- und Erbauungsbüchern gedruckt und nach allen Seiten hin versandt wurden. Nach allen Ländern Deutschlands berief man Prediger und Schullehrer von Halle. In die Fußtapfen Speners und seiner nächsten Schüler (Aug. Herm. Francke, Anton Horbius &c.) traten später als Häupter des P.: K. B. Michaelis, der jüngere Francke, Freylinghausen, der ältere Knapp, Callenberg, Lange, Rambach u. A. Aber so gut und ehrlich es die meisten dieser Männer meinten, so fehlte ihnen doch die Tiefe Speners und der richtige Takt Francke's; die Einseitigkeit und das Schiefe ihr Richtung trat immer mehr hervor, und bald war der P. wirklich das, was die Gegner lange schon ihm Schuld gegeben, ein Deckmantel der Heuchelei, ein Beförderungsmittel schnöder Leidenschaften. Am stärksten grassirte die pietistische Heuchelei an den Höfen mehrer kleinen Fürsten, z. B. am Hofe des Grafen Heinrich II. von Reuß, des Grafen von Stolberg-Wernigerode, des Herzogs Joh. Ernst zu Saalfeld, des Herzogs August von Mecklenburg. Auch am dänischen Hofe konnte man sich durch P. empfehlen. An einigen Höfen erleichterte der Gebrauch pietistischer Redensarten die Beförderung nicht nur zu geistlichen, sondern auch zu Staatsämtern. Mit dieser praktischen Verwirrung Hand in Hand ging die Geringschätzung gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse. Wenn Spener und Francke nur gemeint hatten, die Theologie mehr mit dem Leben in Verbindung setzen zu müssen, so artete diese Richtung bei den spä-

teren Pietisten in Verachtung der wissenschaftlichen, insbesondere der dogmatischen Theologie aus, und der P. lud neben dem Vorwurf der Scheinheiligkeit und Frömmelei bald auch den der Oberflächlichkeit und Ignoranz auf sich, wodurch der oft zur Schau getragene geistliche Hochmuth nur noch widerwärtiger erscheinen mußte. Durch diese Verirrungen machte sich der P. auch ganz unfähig, dem seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Kirche eindringenden Rationalismus und dem in dessen Begleitung einherziehenden Indifferentismus einen wirksamen Damm entgegenzusetzen; ja er rief beide Richtungen gewissermaßen hervor, in sofern sie zunächst nur eine Reaktion gegen den P. waren. Während der Herrschaft des Rationalismus und des Indifferentismus zog sich der P., beengt von der sogenannten religiösen Aufklärung, in engere Kreise zurück u. schien ganz erstorben zu seyn, als er in unserem Jahrhundert, durch die gewaltigen Zeitbewegungen gefördert, sich nochmals als **moderner** P. erhob.

Durch den napoleonischen Druck, sowie den darauf folgenden patriotischen, von Sieg gekrönten Aufschwung der unterjochten Nationen war mit dem Gefühle für Vaterland und vaterländisches Wesen auch das religiöse Gefühl geweckt und in sein gutes, lange verkümmertes Recht eingesetzt worden. Ein Umschwung im religiösen Leben, eine Reaktion gegen den flachen Rationalismus, war die Folge dieser Stimmung, und das dreihundertjährige Jubeljahr der Reformation (1817) wurde der Wendepunkt der alten und neuen Richtung. Ein schöner, freier und tiefchristlicher Geist fing nach langer, öder Stille wieder an, die Gemüther zu durchwehen. Aber bald war auch er wieder auf die Irrwege des alten P. gerathen. Dieselben überspannten Anforderungen, dieselben sektenartigen Bewegungen und abgesonderten Vereine, dieselben Anfeindungen und Verfolgungen waren bald wieder im Gange. Auch jetzt fand der P. wieder seine hohen Protektoren und seine fanatischen Apostel unter Männern und Frauen. Es entstanden die frommen Theegesellschaften, neue Konventikel, fromme Kassen zur Verbreitung von Zeitschriften und Traktätchen. In Preußen, in Bayern und sonst sah man wieder, daß auf den Universitäten die Studirenden von den pietistischen Professoren bearbeitet wurden. Nur Männer, die sich als „Fromme" darstellten, wurden in die höhern geistlichen Aemter befördert, und die jungen Theologen bestrebten sich, Strenggläubigkeit u. Frömmigkeit an den Tag zu legen. Berlin, Halle, Erlangen, Altenburg, das Mulde- und das Wupperthal, dann Würtemberg waren die Plätze, wo dieser moderne P. die zahlreichsten Anhänger fand. Durch seine Vorliebe für die alten Formen des Kirchenglaubens und seine Opposition gegen den Rationalismus wurde der P. ein natürlicher Verbündeter der Altlutheraner und machte namentlich in Preußen mit diesen Front gegen die Union der reformirten und lutherischen Kirche, während er an andern Orten sich von dieser Partei fern hielt und manche sonst pietistisch gesinnte Theologen sich direkt für die Union aussprachen. Bei den propagandistischen Bestrebungen des P., mit dem sich zugleich alle andern, Vernunft und Aufklärung hassenden Elemente mischten, erhob sich aber auch der Rationalismus (s. d.) energischer als jemals, um mit den Waffen der Wissenschaft jene krankhaften Tendenzen zu bekämpfen. Bis gegen 1835 hin standen sich die Parteien am schroffsten gegenüber; damals aber gewann eine vernünftigere Religiosität in der öffentlichen Meinung einen entschiedenen Sieg, zu welchem wissenschaftliche Forschung nicht weniger, als widerwärtige, von Unduldsamkeit, Gehässigkeit u. Heuchelei zeugende Erscheinungen, welche in der sogenannten frommen Partei hervortraten, mithalfen. Es vermischten sich aber bald politische Reformbestrebungen mit der kirchlichen und religiösen Bewegung. Auf der äußersten Linken, dem kirchlichen und politischen Konservatismus gegenüber, standen die protestantischen Lichtfreunde und die freien Gemeinden, deren Radikalismus während der politischen und socialen Stürme der Jahre 1848 und 1849 das entschiedene Uebergewicht errang. Kaum war indeß die Revolution zurückgedrängt, so erhob sich auch das andere Extrem wieder, und die Abspannung der Gemüther, verzweifelte Lebensanschauungen, reaktionäre Bestrebungen und noch manche andere Umstände wirkten zusammen, um der pietistischen Richtung u. den ihr verwandten Bestrebungen neue Geltung, Ausdehnung und Kraft zu verleihen. Vgl. **Bretschneider**, Die Grundlage des evangelischen P., Lpz. 1833; **Hüffell**, Der P. geschichtlich und kirchlich beleuchtet, Heidelb. 1846.

Pietisten und **Pietistische Streitigkeiten**, s. **Pietismus**.

Pietola (sonst **Andes**), Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, Gubernium Mailand, Provinz Mantua, am Mincio, südöstlich von der Stadt Mantua, hat 950 Einw. P. ist Virgils Geburtsort; noch ist hier das Vorwerk **la Virgiliana** u. angeblich die Lieblingsgrotte des Dichters.

Pietra, Santa, Stadt in Toskana, nordwestlich von Lucca, mit großherzoglichem Palast, Dom, dessen Hauptseite von weißem Marmor ist, u. 3000 Einw. Die **Acqua di P.**, auch unter dem Namen Asina lunga bekannt, hat einen säuerlich-zusammenziehenden Geschmack, den Geruch der Säuerlinge, ist vollkommen klar und von der Temperatur von 12° R. Sie soll sich bei Krankheiten der Harnwerkzeuge, Dyspepsie, Stockungen, namentlich der Milz, Koliken, Verschleimungen und Blennorrhöen, als Douche u. in Klystierform angewendet gegen Leukorrhöe und Durchfall heilsam erweisen.

Pietramala, Flecken in Toskana, nordöstlich von Prato, an der Grenze des Kirchenstaats; in der Nähe ist eine Quelle, welche brennbares Gas ausdünstet, und der Monte di Fuoco, aus welchem bisweilen entzündetes Gas ausströmt.

Pietraperzia, Flecken auf der Insel Sicilien, südöstlich von Caltanisetta, mit 3400 Einw., welche Schwefel, Gyps, Lapislazuli, Mandeln, Pistacien und Getreide in den Handel bringen. Dabei die Ruinen der Stadt **Caulania**.

Pieve (P.-di-Sacco, P.-di-Sasso), Marktflecken im lombard.-venet. Königreich, Gubernium Venedig, Provinz Padua, an einem Kanal der Brenta, hat eine Stiftskirche, viele ausgezeichnete

Gebäude reicher Venetianer und mit Einschluß mehrer nahegelegenen Dörfer 5700 Einw.

Pieve di Primiero (Fiera), Stadt im österreich.-tyroler Kreis Trient, am Cismone, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft im Val Sugana, sonst mit Grenzzollamt, Berggericht u. Waldamt, hat Eisengruben, Bilderhandel und 1200 Einw.

Pieverna, Fluß in der Lombardei, fließt bei Bellano in den Comosee u. bildet einen 200 Fuß hohen Fall.

Piezometer (v. Gr.), Druckmesser, eine Vorrichtung zur Messung der Zusammendrückbarkeit von Flüssigkeiten.

Pigafetta, Antonio, berühmter Reisender, gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus einer angesehenen Familie zu Vicenza geboren, ward schon in früher Jugend durch die Lektüre portugiesischer und spanischer Reiseberichte von dem Gedanken beseelt, einst selbst auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, und widmete sich deshalb eifrig dem Studium der Mathematik, Geographie u. Schifffahrtskunde. Als der Streit zwischen den Portugiesen und Spaniern über den Besitz der Molukken durch den Papst entschieden werden sollte, befand sich P. in Rom, begleitete dann den spanischen Botschafter nach Spanien und erhielt von Karl V. die Erlaubniß, 1519 der Expedition unter Magellan nach den Molukken beiwohnen zu dürfen. Sein starker Körperbau und seine Mäßigkeit schützten ihn gegen die Krankheiten, welche die Reihen seiner Reisegefährten lichteten. In dem unglücklichen Gefechte bei Zahu auf den Philippinen, in dem Magellan seinen Tod fand, ward auch P. schwer verwundet. Nach vielen Fährlichkeiten langte er am 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern wieder in Sevilla an, von wo er sich nach Valladolid begab, um dem Kaiser Bericht von der Reise abzustatten. Darauf ging er nach Frankreich und von da nach Italien, wo er beim Papst Klemens VII. ehrenvolle Aufnahme fand. Später ward er Ritter des Johanniterordens auf Rhodus und Ordenskommandeur zu Novisa. Sein Todesjahr ist unbekannt. Seine auf Veranlassung des Papstes Klemens VII. abgefaßte Reisebeschreibung galt lange für verloren und war nur in einzelnen Bruchstücken bekannt, bis Amoretti in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand das vollständige, in verdorbenem Italienisch verfaßte Tagebuch entdeckte und, in reines Italienisch (Mailand 1800) und auch in das Französische übersetzt (deutsch von K. W. Jacobs und F. Kries, Gotha 1801), mit Anmerkungen, Kopien eigenhändiger Seekarten P.'s und einem von diesem bearbeiteten Wörterbuch der auf den Philippinen und Molukken herrschenden Sprachen, herausgab.

Pigalle, Jean Baptiste, französischer Bildhauer, 1714 zu Paris geboren, war der Sohn eines Tischlers und zeigte früh große Neigung zum Modelliren. Nachdem er Lemoine's und Lemayne's Unterricht genossen, besuchte er mit Unterstützung einiger Gönner Italien. Nach seiner Rückkehr gründete er in Lyon seinen Ruhm durch das Modell zu seiner Statue des Merkur, von der Lemoine selbst sagte, er wünsche sie gebildet zu haben. Obwohl dies Werk dem Künstler die Pforte der Akademie öffnete, so mußte er doch noch lange ums Brod arbeiten, bis er durch eine Madonna für die Invalidenkirche dem Minister d'Argenson bekannt und von diesem mit einer Statue Ludwigs XV. beauftragt ward. Nun richtete auch die Frau von Pompadour ihr Augenmerk auf ihn, und von nun an hatte der mühevolle Erwerb ein Ende. Er fertigte die Bildsäule derselben, dann die Statue des Gottes der Verschwiegenheit und eine Gruppe, welche Liebe und Freundschaft vorstellte. Auf Befehl des Königs führte er seinen Merkur im Großen aus und als Pendant eine Venus, die beide als Geschenk an Friedrich II. nach Berlin geschickt wurden. An diese beiden in Sanssouci aufgestellten Werke, die trotz Winckelmanns strengem Tadel zu den besten Arbeiten des 18. Jahrhunderts gehören, reihen sich zwei Statuen Ludwigs XV., von denen die 1765 in Rheims aufgestellte neben dem Grabmal in Straßburg (s. unten) für ein Meisterstück des Künstlers erklärt wurde. Die zweite dieser Statuen kam in den Palast von Bellevue; eine dritte, welche bis zur Revolution auf dem Platze Ludwigs XV. in Paris zu sehen war, ist von P. nach Bouchardons Modell ausgeführt worden. Ein Kuriosum ist P.'s Statue des Voltaire, welche die Verehrer des letzteren bestellten, aber als ein anatomisches Zerrbild erhielten, das man nicht öffentlich ausstellen durfte. Von seinen Statuen rühmte man jene eines Kindes, welchem der Vogel aus dem Käfig entwischt. Von den Bildnissen stehen jene Ludwigs XV., Diderots, Voltaire's, Raynals 2c. obenan. Sein letztes, durch Schönheit und Zartheit ausgezeichnetes Werk war ein Mädchen, welches sich den Dorn aus dem Fuße zieht. Das Hauptwerk des Künstlers ist aber das Monument des Marschalls Moritz von Sachsen, in der St. Thomaskirche zu Straßburg, 1756 auf Befehl Ludwigs XV. begonnen und 1776 aufgestellt. Im Schooße des Friedens öffnet sich dem Helden der Sarg; er steigt mit Unerschrockenheit in voller Rüstung, den Lorbeer um die Schläfe, den Feldherrnstab in der Hand, die zum Grabe führenden Stufen hinab. Ueber zerbrochenen Standarten stehen und liegen schon die Wappenthiere der Feinde Frankreichs. Auf der andern Seite trauert Dankbarkeit und Liebe; Frankreich klagt um den Helden. Die allegorische Figur, welche das zweite Vaterland des Marschalls darstellt, sucht mit der rechten Hand ihn vom Herabsteigen in den Sarg, mit der linken die gefahrvollen Anmuthungen des Todes zurückzuhalten, der seine Knochengestalt unter einem Mantel verbirgt. Der Genius Frankreichs senkt mit Bekümmerniß die Fackel. Unten, zur rechten Seite des Sarges, Hercules als Repräsentant der Kraft, trauernd, zur Linken die frohlockende Gestalt des Todes. Allerdings treten auch an diesem Meisterwerke französischer Skulptur diejenigen Mängel hervor, welche die vorcanova'sche Periode kennzeichnen. Es fehlt das Studium der Natur und der Antike, und die Gestalten sind mit der unsichern Weichheit und Fülle behandelt, welche, das Ergebniß dürftiger Kenntniß der anatomischen Verhältnisse, die letzteren entweder ganz übergeht, oder übermäßig hervorhebt. Die Gewänder sind in einer willkürlichen Fülle und mit gesuchten Falten angebracht. Die Haltung des Marschalls ist am besten gelungen; dagegen tra-

gen die Figuren des Hercules, des Genius und in Frankreich die Merkmale einer unnatürlichen Kunstperiode deutlich an sich. C. Cochin und H. Dupuis haben das Grabmal gezeichnet und gestochen; Ch. von Mechel gab es in kleinerem Maßstabe. Micher stach aus demselben Studien auf zwei Blättern. P. † als Bildhauer des Königs, Rektoratsadjunkt (seit 1770), Rektor (seit 1771) und Kanzler der Akademie den 20. August 1785. A. de S. Aubin stach sein Bildniß nach Cochins Zeichnung.

Pigault-Lebrun, Guillaume Charles Antoine, französischer Romanschriftsteller, den 8. April 1753 zu Calais geboren, erhielt während des Kaiserreichs eine Anstellung bei der Mauthverwaltung, verlor dieselbe aber nach der Restauration und † den 24. Juli 1835 zu Laselle in der Nähe von St.-Germain-en-Laye. Witz, lebhafte Phantasie, Wahrheit in der Schilderung der Charaktere, gelungene Anlegung und Ausführung des Plans, unerschöpfliche Jovialität und feiner Spott sind P. in hohem Grade eigen; diese Vorzüge werden aber durch gefährliche Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit in den Schilderungen der Sitten und Personen verdunkelt. Von seinen Romanen sind besonders folgende hervorzuheben: „L'enfant du carneval" (Par. 1792, 1818, 3 Bde., deutsch von Mylius, Berl. 1801, 2 Bde.); „Les barons de Felsheim" (Paris 1798, 1818, 4 Bde., deutsch, Goslar 1810); „Mon oncle Thomas" (Paris 1799, 1819, 4 Bde., deutsch von Zink, Basel 1801); „Adelaïde de Méran" (Paris 1800, 1820, 4 Bde., deutsch, Berl. 1802); „Monsieur Botte" (Paris 1802, 1818, 4 Bde., deutsch, Stuttgart 1806, 4 Bde.); „Le garçon sans souci" (Paris 1818, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1826, 2 Bde.); „Jérôme" (Paris 1818, 4 Bde., deutsch, Lpz. 1825, 4 Bde.); die bedeutenderen Romane sind in seinen „Oeuvres" (Paris 1821—24, 20 Bde.) vereinigt. Auch im Drama versuchte sich P.-L. nicht ohne Glück; mehre seiner Stücke, darunter „Les rivaux d'eux-mêmes" (deutsch von Kotzebue unter dem Titel: „Das Posthaus zu Treuenbrietzen), „Le Pessimisme", „L'amour et la raison", werden noch immer gern gesehen. Sie erschienen gesammelt als „Théâtre" (Paris 1807, 6 Bde.). Einen Theil seiner Werke hat er selbst ins Spanische übersetzt. Unbedeutend ist seine „Histoire de France" (Paris 1823—30, 8 Bde.). Mit seinem Schwiegersohne, Victor Augier, gab er eine „Voyage dans le midi de la France" (Paris 1826) heraus. Vergl. Vie et aventures de P., Paris 1836.

Pigmente (v. lat. pigmentum, Farbstoffe), Körper, welche an sich farbig und geeignet sind, anderen Körpern eine Farbe mitzutheilen. Nach ihrem optischen Verhalten sind sie entweder durchsichtige (Lasurfarben) od. undurchsichtige (Deckfarben), entweder glänzende oder matte. Nach ihrem chemischen Verhalten gibt es feuerfeste P., welche eben wegen ihrer Feuerbeständigkeit u. ihrer Fähigkeit, sich mit Kieselerde zu verbinden, zu Porzellanmalerei über oder unter der Glasur, Glasmalerei ꝛc. geeignet sind; Lack- und Applikationsfarben, welche nur als Ueberzüge mechanisch auf der Unterlage haften, ohne sich mit ihr näher zu verbinden oder in Wechselwirkung mit ihr zu treten, und, je nachdem bei ihnen Wasser und Gummi, oder Leim, oder Oele, oder Wachs und Harze als Bindemittel angewendet werden, Aquarell- oder Wasser-, Tusch-, Leim-, Oel- oder enkaustische Farben genannt werden; chemische P., welche in Folge chemischer Verwandtschaft sich mit ihrer Unterlage verbinden, wie die in der Färberei und dem Zeuchdruck verwendeten Farbstoffe; endlich Freskofarben, die auf frischen Kalk oder mit Wasserglas (s. Stereochromie) aufgetragen werden. Aecht heißen alle Farben, welche den Einwirkungen des Lichts, der Luft, der Seife, schwacher Säuren u. Alkalien widerstehen, unächt solche, welche unter dergleichen Einwirkungen verbleichen oder ganz zerstört werden. In Rücksicht auf ihren Ursprung sind die P. animalische, vegetabilische oder mineralische. Die animalischen, unter denen der Purpur der Alten, die Cochenille, Kermes und Sepia hervorzuheben sind, erhalten, an sich leicht zerstörbar und daher unächt, nur in Verbindung mit chemischen Beizen größere Dauer, wie die Cochenille. Weit zahlreicher sind die vegetabilischen Farbstoffe, u. zwar sind hier zu unterscheiden die allgemein verbreiteten, aber der Veränderung unterliegenden Farben der Blätter und Blüthen: das wachsartige Blattgrün, die rothen und blauen, vergänglichen, durch Säuren roth, durch Alkalien grün werdenden Farben der Blumenblätter, Beeren ꝛc.; dann die sogenannten extraktiven, meist gelben Farben vieler Wurzeln und Pflanzensäfte, z. B. des Rhabarbers, der Berberis u. a. m., die, in Wasser löslich und von saurer Beschaffenheit, ebenfalls keine große Dauer besitzen; ferner die beständigeren, meist rothen und gelben Farbstoffe mancher Hölzer, Wurzeln und Beeren, wie z. B. Krapp, Quercitron, Saflor, Orlean, Avignonbeeren, Gelb- u. Fustikholz, Wau, Kurkume ꝛc., die braunen gerbstoffhaltigen Farben des Katechu, Kino ꝛc., die durch eigenthümliche chemische Veränderlichkeit sich charakterisirenden Farben des Campeche- und Brasilienholzes, die rothen und blauen Farben der Orseille und des Lackmus, die unter Einwirkung von Luft und Ammoniakdämpfen mittelst eines Zersetzungsprozesses aus an sich wenig Farbe zeigenden Flechten bereitet werden, und endlich der hinsichtlich seines chemischen Verhaltens von den andern Farbstoffen sich unterscheidende Indigo. Alle diese vegetabilischen P.e besitzen die Fähigkeit, sich mit Alkalien zu verbinden und ihre alkalischen Eigenschaften aufzuheben; sehr viele verbinden sich mit Säuren. An dem Lichte und namentlich bei Gegenwart von Feuchtigkeit erleiden sie mehr oder weniger eine Veränderung, indem sie unter Sauerstoffaufnahme zerstört, gebleicht werden. Werden sie in alkalischen Flüssigkeiten gelöst, so wird ihre Fähigkeit, Sauerstoff aufzunehmen und damit zerstört zu werden, sehr befördert. Ihre Verbindungen mit Alkalien besitzen meist eine andere Farbe, als die Substanz für sich selbst, woher es kommt, daß sie bei Berührung mit Alkalien augenblicklich ihre Farbe wechseln; die gelben P. werden häufig braun, die rothen violet, blau, grün. Einen ähnlichen Farbenwechsel zeigen viele P., wenn sie mit Säuren zusammengebracht werden; die dunkelrothen werden dann meist heller roth, die blauen roth. Sehr

viele dieser Materien sind in dem Zustande, in welchem sie aus Pflanzentheilen dargestellt werden, in den lebenden Pflanzen nicht enthalten. So ist die frische Krappwurzel gelb und wird erst durch eine Art von Gährung roth, das frische Campecheholz gelb oder braungelb; beide werden erst an der Luft roth. Diese Art von P.n verdankt ihre Farbe der Aufnahme einer gewissen Menge von Sauerstoff, der sich ihnen durch Reduktionsmittel, durch Schwefelwasserstoff u. Zink, häufig entziehen läßt, wodurch sie farblos werden. Setzt man die auf diese Weise entfärbten P. der Luft wieder aus, so absorbiren sie den entzogenen Sauerstoff wieder und nehmen ihre frühere Farbe wieder an. So gibt es eine Menge ungefärbter Substanzen, welche in Berührung mit Luft u. Ammoniak Sauerstoff aufnehmen, wodurch neue, meist stickstoffhaltige P. entstehen, deren Bildung auf einer Oxydation u. einer Aufnahme der Bestandtheile des Ammoniaks beruht, wie z. B. das Lackmus. Andere farblose Materien, wie Gallus- u. Gerbsäure, färben sich, wenn sie in geringeren Mengen in alkalischen Flüssigkeiten gelöst der Luft ausgesetzt werden, dunkelblau oder purpurroth. Alle P. werden durch Chlor zerstört; mit der schwefligen Säure gehen die meisten ohne Zerstörung der Farbe farblose Verbindungen ein, sie werden gebleicht. Wird die schweflige Säure durch eine stärkere Säure ausgeschieden, oder durch Aufnahme von Sauerstoff in Schwefelsäure übergeführt, so erscheint die Farbe wieder. Alle animalischen u. vegetabilischen P. lassen sich, sobald sie in Wasser löslich oder mit Hülfe von Gummi oder Leim zertheilbar sind, als Saft-, Aquarell- u. Tuschfarben benutzen; doch sind es lauter Lasur-, keine Deckfarben. Gehen sie mit Thonerde Verbindungen ein, so lassen sie sich aus ihrer Auflösung mittelst Alaun fällen und geben dann in Wasser unlösliche, meist deckende, zum Theil aber auch äußerst feiner Zertheilung fähige Lackfarben, wie den ächten Karmin, die Krapplacke, den Kugellack 2c. Am zahlreichsten sind die Mineralfarben, wozu alle Porzellan- und Glasfarben gehören, die meist erst durch den Prozeß der Verglasung die erzielte Farbe zeigen und vorher anders aussehen. In der Zeuchdrukkerei und der Färberei wendet man vornehmlich solche Farben an, welche sich aus ihren Bestandtheilen auf dem Zeuche selbst hervorbringen und aus Lösungen niederschlagen lassen, als Berlinerblau, Chromgelb, die verschiedenen Eisen- und Manganfarben. Als bloße Applikationsdruckfarbe, sowie in der Aquarell- und Oelmalerei läßt sich jede Mineralfarbe anwenden, sobald sie nur bei sonst für den Zweck unschädlicher Beschaffenheit die gehörige Schönheit des Tons an der Luft beibehält, sich mittelst Wasser, Oel 2c. gut vertheilen läßt und durch die gewöhnlichen Gasarten nicht leidet. Je krystallinischer die Mineralfarben sind, desto weniger decken sie. Es gehören hierher Bleiweiß, Kreide, Tusche, Ruß, brauner, gelber und rother Ocker, Pariserroth, Berlinerblau, Bergblau, Mineralblau, blauer Karmin, Berggrün, Schweinfurtergrün, Chromgelb 2c., sowie die künstlichen Bronzen, Gold- und Silberfarben. Zum Färben der Konfitüren, Papiere und Spielwaaren dürfen keine schädlichen Farbstoffe gebraucht werden, wobei indeß zu bemerken ist, daß ein in Verbindung mit Leim schädliches Pigment durch Verbindung mit Oelfirniß so unlöslich werden kann, daß es unschädlich wird. Vgl. Stöckhardt, Ueber die Zusammensetzung, Erkennung und Benutzung der Farben, 2. Aufl., Lpz. 1844. Die Darstellung der Mineralfarben, Lacke, Farbholzextrakte 2c. wird jetzt meist in besondern Fabriken betrieben, von denen manche nur einen bestimmten Farbstoff bereiten, wie die Blaufarbenwerke für Kobaltfarben, die zeltnersche Ultramarinfabrik in Nürnberg u. a.

Pignoration (v. Lat.), Verpfändung; vgl. Hypothek.

Pignus (lat.), Pfand, Pfandkontrakt, Verpfändung, Pfandrecht.

Pigritia (lat.), Faulheit; s. Utopien.

Pigrum mare (faules Meer), alter Name eines Theils des Nordoceans, jenseits Skandinavien.

Pik (Pic), türkisches Längenmaß, entspricht ungefähr unserer Elle, ist aber in den einzelnen Handelsplätzen und Provinzen verschieden, in Acre und Aleppo 677,32, in Alexandrien 680,7, in Algier: der türkische P. 610 (623), der maurische 480 (467); in Athen für Wollenwaaren 685,8, für Seidenwaaren 635, auf den jonischen Inseln 573 Millimeter.

Pike, der Spieß des Fußvolks, der von einem Theile desselben, den sogenannten Pikenieren, noch geraume Zeit nach Einführung der Feuerwaffen getragen ward. Die P. bestand aus einem hölzernen Schaft mit eiserner Spitze und war kürzer als der alte Spieß der Schweizer und Landsknechte. Die Zahl der Pikeniere, welche im Gefecht den geschlossenen Kern der Schlachthaufen bildeten und daher eiserne Rüstungen trugen, betrug noch im 30jährigen Kriege die Hälfte der Kompagnien. Von Gustav Adolf von Schweden ward sie auf ein Dritttheil herabgesetzt, und dies Verhältniß bestand bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kamen sie in den europäischen Heeren ganz ab, bei den Franzosen schon 1703, bei den Schweden erst nach dem Tode Karls XII. (1718).

Piket (franz. piquet), Truppenabtheilung eines Feldlagers oder Bivouaks, welche bei einbrechender Dunkelheit zur Unterstützung der Feldwachen oder der ganzen Vorpostenlinie in geringer Entfernung hinter den Feldwachen aufgestellt oder auch nur zum Ausrücken bereit gehalten wird, besteht aus Infanterie oder Kavallerie und dient zur momentanen Verstärkung eines angegriffenen Punktes, der Flügeldeckung 2c. Solche P.s erhalten sich durch Zwischenposten und Patrouillen (s. d.) in steter Verbindung mit den Feldwachen und kehren gewöhnlich des Morgens in ihre frühere Stellung zurück.

Piket (Rummelpiket), Kartenspiel zwischen zwei Personen, wird theils mit der französischen Piketkarte von 32 Blättern, theils mit der deutschen gespielt. Das As gilt 11, die 3 Bilder gelten 10, die andern Karten nach der Benennung. Das As sticht den König, der König die Dame, die Dame den Buben, und so fort. Jeder Spieler bekommt 12 Karten. Die letzten 8 Karten, der Talon genannt, bleiben liegen, doch werden die 5 oberen von den 3 unteren geschieden. Jeder

der Spieler legt hierauf solche Karten, die ihm am wenigsten nützen, weg. Die Vorhand nimmt (kauft) für die weggelegten vom Talon, darf aber nicht mehr als die 5 ersten und nicht weniger als 3 nehmen. Hat der Erste welche von den 5 liegen lassen, so muß der Zweite zunächst diese kaufen. Auch er braucht nur 3 zu nehmen. Die Zusammenstellungen der Karten sind: der Rummel, d. h. eine Anzahl Karten von gleicher Farbe; die Sequenzen, d. h. Karten von gleicher Farbe, die ohne Lücke aufeinanderfolgen; die Gevierten, d. h. 4 Karten von gleichem Werthe, vom Aß an gerechnet bis zur Zehn mit; die Gedritten, d. h. solcher Karten 3. Die Sequenzen heißen nach der Zahl ihrer Karten Oktave (8 Karten), Septime (7 Karten), Sexte (6 Karten), Quinte (5 Karten), Quarte (4 Karten) u. Terze (3 Karten). Rummel, Sequenzen, Gevierten u. Gedritten werden angesagt. Die größeren Sequenzen gehen über die kleineren, die Oktave über die Septime, die Septime über die Sexte und so fort. Die Oktave gilt 18, die Septime 17, die Sexte 16, die Quinte 15, die Quarte 4, die Terze 3 Augen, die Gevierten 14 (daher der Ausdruck 14 As, 14 Könige &c.), die Gedritten 3. Nach geschehener Zählung spielt die Vorhand aus. Es muß stets Farbe bekannt werden. Jedes einzelne Ausspielen und jeder gemachte Stich zählt 1. Doch wird, wenn der Ausspieler auch den Stich macht, ihm für Beides zusammen nur 1 gerechnet. Für den letzten Stich, der beim Ausspielen der 12 Karten gemacht wird, zählt man meistentheils 3. Wer die größere Zahl von Stichen gemacht hat, rechnet dafür 10. Hat Jeder 6 Stiche, so bleiben sie stehen und werden je nach Uebereinkunft Demjenigen zugeschrieben, der im nächsten Spiel die meisten Stiche macht. Ist der Gegner nicht im Stande, etwas Gültiges anzusagen, und kann er keinen einzigen Stich machen, so zählt die Vorhand, wenn sie eine Anzahl von Augen angesagt hat und mit diesen durch das ununterbrochene Ausspielen bis auf 30 gekommen ist, statt 30 nun 60 (macht einen Sechziger) und weiterhin 61, 62 &c. Wenn einer von den Spielenden nichts Gültiges anzumelden hat, der andere aber durch fortgesetztes Anmelden bis auf 30 kommt, so macht er einen Neunziger. Von 90 zählt er weiter: 91, 92 &c. Macht Einer alle Stiche (capot), so zählt er dafür 40. Eben so viel wird gezählt, wenn einer der Spieler nach beendigtem Kauf lauter Bilder (Figuren) hat (cartes blanches). Gewöhnlich wird hierbei auch die Zehn als Bild betrachtet. Das P. wird entweder nach Partien, oder nach Augen gespielt. Beim Partiespiel wird nicht weiter als bis zu 100 Augen gespielt. Wer so viel zählt, hat gewonnen. Kommt Keiner bis zu 100 Augen, so wird von Neuem gespielt, bis die Zahl erreicht ist. Bekommt der Verlierende nicht 50 Augen, so muß er das Doppelte des ausgemachten Preises zahlen. Bei dem Spiel nach Augen werden nach jedem Spiel die Augen des Verlierenden von denen des Gewinners abgezogen und für den Rest der für jedes Auge festgesetzte Preis bezahlt oder dies auch erst nach mehren Spielen, wo dann mit jedem Spiel die Vorhand wechselt.

Piketberge, Bergreihe im afrikanischen Kapland, erstreckt sich weit nach Norden, mit vielen hohen, freistehenden Spitzen, die von fern Thürmen ähnlich sind.

Pikrolith, ein Amphibolit oder prismatischer Serpentinsteatit, derb, dünnstängelig, von schwachem Perlmutterglanz, grüner, bräunlicher, grauer Farbe, 3,5—4,5 Härte, 2,5 specifischem Gewicht, unterscheidet sich vom Serpentin durch größere Härte und Sprödigkeit, flachmuscheligen, ins Ebene übergehenden Bruch und an sich matte, aber durch Berühren glänzend werdende Bruchflächen. Er besteht nach Lychnell aus 40,98 Kieselerde, 33,44 Talkerde, 12,86 Wasser, 8,72 Eisenoxydul, 0,73 Thonerde und etwas Kalk und findet sich im Gneis auf Magneteisenerzlagern von Taberg und Nordmarken in Schweden, im Serpentin von Reichenstein in Schlesien, Trebitsch in Mähren, Sachsen, Parma, Vermont und Connecticut.

Pikromel, s. v. a. Gallensüß, Gallenzucker; vergl. Galle.

Pikrosmin, ein Amphibolit, gehört dem rhombischen Krystallsystem an, erscheint aber bloß derb mit sehr vollkommener Theilbarkeit nach den Abstumpfungsflächen der schärferen, weniger vollkommen nach den Abstumpfungsflächen der stumpfen Seitenkanten einer rhombischen Säule von 126° 52′, von unebenem, splitterigem Bruch, 2,5—3,0 Härte u. bis 2,6 specifischem Gewicht, grünlichweiß, grünlichgrau, öl-, lauch- bis schwärzlichgrün, mit Perlmutterglanz auf den vollkommenen Spaltungsflächen, sonst mit Glasglanz, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, riecht bitterlich beim Anhauchen u. ist vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar. Er besteht nach Magnus aus 54,886 Kieselerde, 33,348 Talkerde, 0,792 Thonerde, 1,399 Eisenoxyd, 0,420 Manganoxydul, 7,301 Wasser und kommt auf Lagern mit Serpentin im Gneis bei Priesnitz im Erzgebirge vor.

Pikrotoxin (Kokkolin), ein eigenthümlicher, neutraler, krystallinischer Stoff, der sich in den Kokkelskörnern (Menispermum Cocculus) findet. Das P. schießt in weißen krystallinischen Rinden, od. in einzelnen glänzenden Nadeln an, ist geruchlos, schmeckt aber unerträglich bitter, verändert sich nicht an der Luft, schmilzt in der Hitze und zersetzt sich in höherer Temperatur, löst sich in 150 Theilen kaltem und 25 Theilen kochendem Wasser, sowie auch in Alkalien, in Säuren leichter, als in Wasser, ohne sich damit zu verbinden.

Pikten, s. Picti.

Piktenmauer (Piktenwall), Verschanzung, welche der römische Feldherr Agricola an der Grenze zwischen England und Schottland aufführen ließ, um die Provinz Britannia gegen die Einfälle der Pikten zu schützen. Sie war 12 Fuß hoch und 8 Fuß dick, mit einzelnen, von Soldaten besetzten Thürmen versehen und ging von dem jetzigen Newcastle in Northumberland quer durch das Land bis an die Westküste (bei Carlisle). Oefters zerstört und wieder aufgebaut, wurde sie 431 n. Chr. aufs Neue von den Pikten zerstört u. blieb seitdem Ruine.

Piktupöhnen, Dorf in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Tilsit. Hier am 26. Dec. 1812 Gefecht zwischen dem französischen General Bachelu, welcher den Vortrab des macdonaldschen

Corps führte, und dem russischen General Wlastow, welcher den Rückzug versperrte. Die Franzosen schlugen sich durch.

Pila (lat.), Mörser; Pfeiler; Ball, s. Ballspiel.

Piladen (v. Franz.), hölzerne Pfeiler mitten auf der Reitbahn, um welche man junge Pferde an der Longe herumlaufen läßt.

Pilar, s. v. a. Pilade; dann der Pfeiler in Pferdeställen, welcher 2 Pferdestände von einander trennt; auch in den Niederlanden Name für den spanischen Piaster.

Pilaster, Wandpfeiler von säulenartiger Proportion, sind mit einer Wand verbunden und treten aus derselben mehr oder weniger hervor. Stehen sie so weit heraus, als sie breit sind, so nennt man sie Anten. Ihr Zweck ist theils die Erhöhung der Festigkeit großer Wände, theils die ausfüllende Verschönerung derselben, theils die Unterstützung der Architrave. Sie haben wie die Säulen drei Theile: die Basis, welche in der korinthischen und jonischen Ordnung dieselbe ist wie bei den Säulen, in der dorischen aber nur einen einfachen Fuß (aus Sockel und Ablauf) bildet; den Schaft, welcher nicht verjüngt ist u. nur die Breite des mittleren Säulendurchmessers bekommt, manchmal kannelirt; das Kapital, welches in der korinthischen Ordnung fast dasselbe wie das der Säule ist, in der dorischen und jonischen aber anders, nämlich nur aus kleinen Gliedern gebildet wird.

Pilatre de Rozier, Jean François, französischer Physiker, 1756 zu Metz geboren, ward Apotheker, entfloh aber dem väterlichen Hause um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen, konditionirte hier in einer Apotheke, hörte aber daneben Vorlesungen über Mathematik, Physik und Naturgeschichte und hielt dann in einem Kreise von Frauen und jungen Leuten Vorträge, worin er besonders Franklins Entdeckungen über die Elektricität durch Experimente erläuterte. Durch Sage's Verwendung ward er zu Rheims Professor der Chemie, kehrte aber bald als Aufseher der Naturaliensammlung des Grafen von Provence (nachmals Ludwigs XVIII.) nach Paris zurück. Mit Unterstützung des Prinzen gründete er 1781 eine Anstalt, in der den Schülern der verschiedenen Kollegien das Studium der Physik und Chemie durch Experimente erläutert werden sollte. Als der Gebrüder Montgolfier Versuche mit dem Luftballon bekannt wurden, war P. der Erste, der in Paris diese Versuche wiederholte. Seine ersten Fahrten 1783 und 1784 waren glücklich; als er aber am 15. Juni 1785 mit dem Physiker Romain zu Boulogne aufstieg, um nach England überzusetzen, entzündete sich der Ballon in einer Höhe von ungefähr 300 Toisen, und die beiden Unglücklichen stürzten zur Erde. P. war sogleich todt; Romain verschied nach wenigen Minuten. Vgl. Tournon de la Chapelle, Vie et mémoires de P. de R., Paris 1786.

Pilatus, Pontius, sechster römischer Prokurator von Judäa, bekannt als Zeuge des Wirkens, Leidens und Sterbens Christi, war der Nachfolger des Valerius Gratus und bekleidete sein Amt 10 Jahre lang, u. zwar unter der Regierung des Kaisers Tiberius, erregte aber durch sein willkürliches Verfahren mehrmals Unruhen in Jerusalem, die nur durch blutiges Einschreiten gestillt werden konnten. P. ward deshalb bei dem Präses von Syrien, Vitellius, verklagt, von diesem seiner amtlichen Funktionen enthoben und, um vor dem Kaiser selbst Rechenschaft abzulegen, nach Rom geschickt. Hier traf er jedoch erst nach des Tiberius Tode ein. Später unter Kaiser Caligula soll er sich selbst entleibt haben. Daß er Jesum für das schuldlose Opfer des jüdischen Fanatismus erkannte und ihn gern retten wollte, geht aus dem evangelischen Berichte deutlich hervor; aber es fehlte ihm theils überhaupt an Festigkeit des Charakters, um das Gute ganz zu wollen, theils bei der Drohung der Juden an einem guten Gewissen, um, was er wünschte, mit Energie durchzusetzen. Doch darf man auch nicht übersehen, daß P., da auch die Menge sich nicht für den Unschuldigen erklärte, den religiösen Fanatismus eines reizbaren Volkes fürchten mußte, wenn er ihm dieses Opfer entriß, und daß er nach den bekannten Grundsätzen römischer Politik sicherlich nicht angewiesen war, jenem Fanatismus eines unterjochten Volkes ein sonst gleichgültiges Opfer zu entreißen. Weil nach seinem Dafürhalten von einer Verurtheilung Jesu nach römischem Rechte gar nicht die Rede seyn konnte, so glaubte er alle römischen Rechtsformen bei Seite setzen und das Urtheil der versammelten Menge anheimstellen zu müssen, indem er vielleicht hoffte, daß deren Mitleid die fanatischen Absichten des hohen Raths durchkreuzen werde, und dann, als diese Hoffnung zu nichte geworden, offen darlegte, daß er nicht das Urtheil gesprochen, sondern bloß nach den Grundsätzen römischer Toleranz dem Fanatismus eines abergläubischen Volkes seinen Lauf gelassen habe. Die kirchliche Tradition nennt des P. Frau Procla oder Claudia Procula. Daß P. über die Angelegenheiten Jesu, namentlich über dessen Verurtheilung, einen amtlichen Bericht an den Kaiser gesandt habe, ist theils an sich nicht unwahrscheinlich, theils versichern es Justinus Martyr, Tertullianus, Eusebius, Orosius, und es cirkulirten noch lange unter den Christen solche „Acta“ oder „Commentarii Pilati“, die vielleicht ächt gewesen seyn mögen. Was aber jetzt noch in griechischer Sprache unter diesem Titel vorhanden, ist, sowie die zwei lateinischen Briefe des P. an den Kaiser, Machwerk einer späteren Zeit. Vgl. F. A. Bürger, De Pontio Pilato, Meißen 1782.

Pilatusberg (auch Frakmont, wegen seines in zwei Spitzen getheilten höchsten Gipfels, Mons fractus, Mons pileatus, d. i. Berg mit einem Hute, wegen der Wolkenhaube, mit welcher sich sein Gipfel bedeckt, bevor Regen und Ungewitter über die Gegend losbrechen), schweizerischer Gebirgsstock an der Grenze der Kantone Luzern und Unterwalden ob dem Walde, am westlichen Ufer des Luzernersee's, auf dessen Südseite ihm gegenüber der Rigi liegt, erstreckt sich von Nordosten nach Südwesten in einer Länge von beinahe 14 Stunden bis zu dem nordwärts vom Brienzersee befindlichen Gebirge. Von seinen 7 höhern Gipfeln: dem Esel, dem Oberhaupt, der Bande, dem Gemsmättli, dem schiefliegenden Widderfeld, dem Gnappstein und dem Tomlishorn, ist letzteres das höchste (7130 Fuß über der Meeresfläche u. 576 F.

über dem Vierwaldstädtersee). Obwohl das Gebirg wegen seiner isolirten Lage treffliche Aussichten darbietet, so wird es doch jetzt nicht mehr so oft besucht, wie früher, weil man die Aussichten auf dem Rigi vorzieht. Auf dem P. liegt der Pilatussee, angeblich Grab des römischen Landpflegers Pontius Pilatus, der sich aus Verzweiflung über die Verurtheilung Christi zum Tode darein gestürzt habe, seitdem seine Tücken auf diesem Berge ausübe und für jeden Stein, der in den See geworfen würde, sich durch Sturm und Donner räche. Der P. zeichnet sich durch treffliche Alpenweiden, auf welchen im Sommer über 4000 Kühe ernährt werden, sowie durch viele Merkwürdigkeiten, Berghöhlen und Grotten, Seltenheiten aus dem Mineral- und Pflanzenreich, vieles Hochwild, Auerhähne, Gemsen rc. aus. Sechs Wege führen auf denselben, 4 von der Nord- und 2 von der Südseite. Der bequemste und gefahrloseste Weg leitet von Alpnach in Unterwalden in 5 Stunden auf seinen Gipfel.

Pilau, weit verbreitetes Gericht im Orient, besteht aus in Wasser oder Fleischbrühe gekochtem und mit zerlassener Butter übergossenem Reis, wird übrigens in verschiedenen Gegenden verschieden zubereitet.

Pilcomayo (Pilco Mayu), Fluß im südamerikanischen Staat Bolivia, entsteht am Ostabhange der Anden (Potosi) aus den Flüssen San Juan und Oro, fließt anfangs nordöstlich, wendet sich dann aber südlich und theilt sich in 2 Arme, von denen der nördlichste Aracuaya heißt und Assuncion gegenüber rechts in den Paraguay mündet, und der andere weiter abwärts ebendahin fließt.

Pileus (lat.), runde, fest an den Schläfen anliegende Filzkappe, Filzmütze, der Hälfte eines Eies ähnlich, welche die Römer bei der Mahlzeit, bei Schauspielen, Festen und Freudentagen zu tragen pflegten, sowie Sklaven, die zum Verkauf ausgeboten oder freigelassen wurden. S. Hut.

Pilger (Pilgrim, vom lat. peregrinus, Fremder), Reisender zu Fuß, besonders der aus Andacht an ferne heilige Orte Wallfahrtende, daher Pilgerfahrt. Das Pilgerkleid bestand in einem braunen oder grauen Gewande; der Pilgerhut hatte einen sehr breiten Rand und war gewöhnlich mit Meermuscheln geziert. Der Pilgerstab bestand aus einem langen, oben mit einem Knopfe, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel versehenen Stabe; die Pilgerflasche war ein ausgehöhlter Kürbis.

Pilgram, Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Budweis, an der Iglawa, hat eine Dechanteikirche, 2 andere Kirchen, eine Vorstadt, Salzniederlage, Tuchmanufakturen, Wollspinnereien und 3300 Einw.

Pilgrim, s. v. a. Pilger.

Pilica, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, am gleichnamigen Fluß, einem Nebenfluß der Weichsel, mit Gerberei u. 3100 Einw.

Pillau, befestigte Hafenstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Fischhausen, $6^1/_2$ Meilen von Königsberg, zwischen der Ostsee und dem frischen Haff, auf einer von Flugsand gebildeten Landzunge, zwischen welcher und der Spitze der frischen Nehrung das 1510 entstandene Gatt oder Tief, der Eingang zum Haff, liegt. Dicht neben der Stadt liegt die Festung, die, ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck, den Eingang des Haffs beherrscht. P. ist klein, aber wohl gebaut, bildet den Vorhafen von Königsberg, Elbing und Braunsberg, wo die nach den genannten Plätzen bestimmten Seeschiffe bleiben oder durch Leichterschiffe gelöscht werden müssen, und gilt für die zweite Seehafenstadt der Provinz. Die Stadt hat einen Leuchtthurm, dessen Licht $2^1/_2$ Meilen weit sichtbar ist, eine Garnison, ein Stadtgericht, eine Deputation des Kommercien- und Admiralitätskollegiums zu Königsberg, ein Hauptzollamt, eine Post, eine evangelische Kirche, Navigationsschule, höhere Bürgerschule, einen Packhof, zahlreiche Magazine, Fischerei, besonders Störfang, Kaviarbereitung, Schiffsbau, Schifffahrt, Speditionshandel und 4800 Einwohner. Im Jahre 1852 liefen 880 Schiffe mit 49,729 Lasten daselbst ein und 852 Schiffe mit 48,000 Lasten aus. Die Einfuhr besteht in Wein, Kolonialwaaren, Steinkohlen, Steinen, Thran, Häringen, Salz und Eisen, die Ausfuhr hauptsächlich in Roggen und Weizen, dann in Hülsenfrüchten, Oelsaat, Flachs u. Hanf. Die Halbinsel, auf deren Spitze P. erbaut ist, heißt wegen der herrlichen Aussicht und eines schönen Buchenwaldes das Paradies. Nordwestlich von P. beginnt die eigentliche Bernsteinküste. Die jetzige Stadt P. wurde an dem schon vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm befestigten Orte vom König Friedrich Wilhelm I. 1722 angelegt. Sie wehrte sich 1807 sehr tapfer gegen die Franzosen. Im Jahre 1812 wurde sie für die Dauer des Kriegs mit Rußland dem Kaiser Napoleon I. durch Vertrag eingeräumt; 1813 ward sie von den Russen belagert u. nach dem Abzuge der Franzosen an Preußen zurückgegeben.

Pillen (lat. Pilulae), eine besondere Form von Arzneimitteln, stellen kleine Kügelchen von der Größe eines Pfefferkorns bis zu der einer Erbse dar und werden im Allgemeinen auf die Weise bereitet, daß man pulverige Substanzen mit Extrakten u. dgl. zu einer steifen Masse anstößt, diese in dünne, gleichförmige, lange Cylinder ausrollt u. auf einer mit kleinen Kanälen versehenen Maschine (Pillenmaschine) in Kügelchen zerschneidet. Um das Ankleben derselben zu verhüten, bestreut man sie mit irgend einem Pflanzenpulver, oder sie werden versilbert oder vergoldet. P. finden besonders Anwendung, wenn Arzneimittel nur langsam und allmählig wirken sollen, oder wenn dieselben in anderer Gestalt Magen und Darmkanal angreifen würden, oder wenn sie aufbewahrt oder versendet werden sollen.

Pillersdorf, Franz, Freiherr von, österreichischer Staatsmann, 1786 zu Brünn geboren, studirte 1802—5 in Wien Staats- und Rechtswissenschaft, war dann 1805—7 in Galizien bei der innern Landesverwaltung beschäftigt, worauf er in Wien als Official an der Seite des Staatsraths von Baldacci angestellt wurde, mit dem er 1809 dem Heere folgte. Nach dem Kriege wurde P. bei der Hofkammer angestellt und unterstützte dann 1813—15 wieder den Armeeminister Baldacci in der Versorgung der Armee und der Ver-

waltung der besetzten Gebietstheile in Frankreich. Von England, das er hierauf besuchte, nach Oesterreich zurückgekehrt, wurde er anfänglich wieder im Finanzfache beschäftigt, bei einem Wechsel in der Finanzverwaltung aber zum Kanzler der vereinigten Hofkanzlei ernannt, welche berufen war, Verbesserungen der inneren Verwaltung herbeizuführen, doch mußte er sich hier auf die Abhülfe vereinzelter Mängel beschränken. Bei dem Ausbruch der Revolution 1848 hatte P. die öffentliche Meinung für sich, da seine Opposition gegen das herrschende System bekannt war, und dieser Stimmung verdankte er seine Ernennung am 20. März zum Minister des Innern, sowie seine Erhebung zum Ministerpräsidenten am 4. Mai. Die Insurrektion in Italien, die Aufstände zu Wien am 15. u. 26. Mai, die Pfingstereignisse in Prag griffen störend in seine ruhige Thätigkeit ein, und die Gestaltung der Dinge in Deutschland wich gänzlich von seinen Absichten ab. Schon nach dem 15. Mai hatte er mit dem ganzen Kabinet seine Entlassung angeboten, wollte aber die Geschäfte bis zur Bildung eines neuen Ministeriums führen. Die von ihm ausgearbeitete Verfassung genügte den maßlosen Ansprüchen nicht, und ein Beschluß der Bürger, Nationalgarden und Studenten in Wien bewirkte am 8. Juli seinen Sturz. Er wurde darauf zum Mitglied des am 18. Juli eröffneten österreichischen Reichstags gewählt, konnte aber den Gang der Ereignisse weder aufhalten, noch einen gebietenden Einfluß darauf gewinnen. Nach der Auflösung des Reichstags in Kremsier blieb er ohne öffentliche Wirksamkeit u. begnügte sich, seine Ansichten über die Lage Oesterreichs in Flugschriften darzulegen. Seine Staatsverwaltung, sein Entschluß, in eine Abtretung der Lombardei zu willigen, besonders seine Haltung in den Oktobertagen 1848 wurden Gegenstand einer Disciplinaruntersuchung, in Folge deren er 1852 aus der Reihe der wirklichen geheimen Räthe und Stephansritter gestrichen ward.

Pillkallen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, mit Land- und Stadtgericht, Untersteueramt, Post, Bierbrauerei, Verfertigung wollener Handschuhe und 1650 Einwohnern.

Pillnitz, Kammergut und Schloß im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk und Amt Dresden, der gewöhnliche Sommersitz des sächsischen Hofes, bei dem gleichnamigen Dorfe (dem 1725 angelegten sogenannten französischen Dorfe, mit 450 Einwohnern), ungefähr $2^1/_2$ Stunden von Dresden, in einer reizenden Gegend, am Fuße des Borsberges und am rechten Ufer der Elbe, hat schöne Gebäude und Gartenanlagen, doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart demselben ein auffallendes Ansehen. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Westen der königliche Garten, nach Osten die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons, von welchen der vierte 1801 vollendet wurde, sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toskanischer Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Hinter dem Dorfe P. öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, der sich 933 Fuß über die Elbe erhebt. Ein Waldpfad führt auf den Schloßberg, wo 1788 künstliche Burgruinen angelegt wurden. Die Aussicht sowohl vom Borsberge, als vom Schloßberge ist herrlich. Auf dem erstern befindet sich auch ein Wasserfall und eine Eremitage. Im J. 1693 kaufte der Kurfürst Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach des Kurfürsten Tode kam es an die Familie von Einsiedel, wurde aber bald darauf Kammergut. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Cosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und erweiterte es 1734 durch den Anbau von zwei neuen Flügeln oder Palästen im chinesischen Style (dem Wasserpalais auf dem Elbufer und dem davon ziemlich entfernten Bergpalais). Immer häufiger war P. nun der Aufenthalt der Regentenfamilie, und Friedrich August bestimmte es endlich ein- für allemal zur Sommerresidenz und fügte 1788—1800 dem Palais noch vier elegante Pavillons mit Portiken an, wodurch sich der (nordwestwärts offene) neuere, meist mit Bowlingreens, Spielvorrichtungen und einer Orangerie bedeckte, sehr große Hof gestaltete. Das alte Schloß, welches den ehemaligen Venustempel enthielt, mit den Bildnissen schöner Frauen aus der Zeit Augusts des Starken, brannte 1818 ab und wurde durch ein schöneres Gebäude ersetzt, das einen großen, prächtigen Speisesaal umschließt, der mit schönen Freskogemälden vom Professor Vogel geziert ist. Auch die Kapelle hat Freskogemälde von Vogels Hand. In P. wurde vom 25.—27. Aug. 1791 eine denkwürdige Fürstenversammlung, zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten, gehalten. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der nachmalige Kaiser Franz und der nachherige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., sowie der Prinz von Nassau, der französische Exminister Calonne und der Marquis von Bouillé zugegen waren, unterredeten sich hier über die Maßregeln, welche im Interesse der monarchischen Regierungsform gegen die an den Thronen zum ersten Male rüttelnde französische Revolution zu ergreifen seyen. Der Zweck dieser pillnitzer Konvention war zwar kein Offensivbündniß gegen Frankreich, aber es wurde doch beschlossen, jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution gemeinschaftlich entgegenzuwirken. Das früher zu Wien (25. Juli) vorläufig geschlossene und nachher zu Berlin (17. Febr. 1792) zwischen Preußen und Oesterreich definitiv abgeschlossene Schutzbündniß ward hier nur besprochen. Preußen und Oesterreich gaben unterm 27. Aug. den Brüdern des Königs jene Erklärung, welche, von den Franzosen als Beweis einer Koalition der europäischen Fürsten gegen Frankreich betrachtet, diese Republik zu den Waffen rief. Außer-

dem sollen in P. sechs geheime Artikel unterzeichnet worden seyn.

Pillows (engl.), halb leinenes, halb baumwollenes Zeuch, eine Art Barchent oder Biber, entweder kurzhaarig geschoren (Shoren P.), oder langhaarig mit Karden gerauhet, Beavers (Beaverd P.), kommt von Manchester und Lancashire.

Pilon, Germain, französischer Bildhauer und Architekt der Renaissance, zu Loué geboren, † zu Paris um 1605. P.s Meisterstück, jetzt im Museum der Kunstdenkmäler, ist die Gruppe der den drei Grazien gleichenden 3 theologischen Tugenden, welche in der Kirche der Cölestiner zu Paris sich befand und bestimmt war, eine Urne zu tragen, welche das Herz Heinrichs II. und der Katharina von Medicis einschloß. P.s Werk ist auch das prächtige Monument der beiden genannten königlichen Gatten in der Stiftskirche zu St. Denis. Andere Werke von P. sind: in der heiligen Kapelle eine Schmerzensmutter, zu St. Gervais ein Ecce homo, zu St. Généviève eine Grablegung und ein auferstandener Heiland in gebrannter Erde, zu St. Etienne-du-Mont eine Grablegung und eine Auferstehung, am Hauptaltar von St. Germain-l'Auxerrois vier Engel in Erz, an der Kanzel in der Kirche der Grands Augustins zwei Basreliefs mit Johannes dem Täufer u. Christus am Jakobsbrunnen, im Kloster daselbst ein heil. Franz auf den Knieen, eine Gypsfigur von 1588 u. a. m. P. ist nach Jean Goujon der größte Bildhauer Frankreichs. In seinen Werken vereinigt sich Kraft und Stärke des Ausdrucks mit Grazie und Reinheit der Form; doch besitzt er weniger Großartigkeit, als Goujon. Auch ist die Drapirung manchmal etwas trocken u. besonders an den frühern Werken gothisirend.

Pilot, s. v. a. Lootse.

Pilot (Lootsenfisch, Naucrates), Fischgattung aus der Ordnung der Brustflosser und der Familie der Makrelen, charakterisirt durch den abgestumpften Kopf, seine einzige Rückenflosse, vor welcher mehre freie Strahlen stehen, und einen beiderseits am Schwanze befindlichen Knorpelkiel. Der gemeine P. (N. ductor *L.*, Gasterosteus ductor *L.*), bläulichweiß, mit 3 breiten, dunkelbraunen Querbinden, 4 Rückenstacheln, 6 bis 12 Zoll groß, lebt im Mittelmeere. Da er die Schiffe in Gesellschaft der Haifische zu begleiten pflegt, so wird er von den Schiffern als Führer der Haie angesehen, von denen er in der That nicht gefressen wird, obgleich er sich oft nahe genug an sie wagt. Nach Meyens Vermuthung soll er von den Exkrementen der Haifische leben; doch hat Hasselquist in seinem Magen Fische gefunden. Er ist sehr gefräßig, schnell und liefert ein wohlschmeckendes Gericht.

Pilotage (v. Franz.), Steuermannskunst; Lootsengeld; Pfahlrost.

Pilsen, österreich.-böhmischer Kreis, grenzt im Norden an den egerer, im Osten an den prager, im Süden an den budweiser Kreis und im Westen an das Königreich Bayern, wird von Verzweigungen des Böhmerwaldes durchzogen, von der Mies, nach Aufnahme der Klabawa Beraun genannt, mit der Bradlawka, Strzela ꝛc. durchströmt und hat zahlreiche Mineralquellen, besonders Säuerlinge. Produkte sind: Getreide, Flachs, Hopfen, Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Hasen, Rehe, wildes Geflügel; Eisen, Vitriol, Blei, Steinkohlen; Nahrungszweige: Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, lebhafte industrielle Betriebsamkeit (Eisenwerke, Glashütten, Steingutfabriken), Handel. Man spricht hier durchgehends Deutsch u. nur in einigen Gegenden zum Theil Böhmisch, das sich aber nach der bayerischen Grenze zu ganz verliert. Die gleichnamige Hauptstadt des Kreises (Pisek, böhmisch Plzen, lat. Pilsna) ist nahe am Einflusse der Bradlawka in die Mies gelegen, mit Gräben umgeben, mit 4 Thoren, einem großen Platz in der Mitte, 3 Vorstädten (Prager-, Reichs- u. Sachsenvorstadt), regelmäßig gebaut. Das Innere der Stadt theilt sich in 4 Viertel: Sachsen-, Prager-, Nonnen- und Reichsviertel. P. ist der Sitz eines erzbischöflichen Vikariats u. mehrer Staatsstellen und hat eine schöne, im gothischen Styl erbaute Dechantei- und 16 andere Kirchen, ein Franciskanerkloster, ein Gymnasium, eine philosophische Lehranstalt, Kleinkinderbewahranstalt, ein Erziehungshaus, ein Militärhospital, eine Kaserne, ein Schauspielhaus, eine Post, lebhafte Tuch- u. Lederfabrikation, in der Nähe ein großes Alaunwerk, lebhaften Handel mit Vieh, Leder, Federn, Potasche, Eisen, Wollen- und Leinenwaaren und 13,200 Einwohner. P., das seinen Namen von dem altslavischen Wort Plza (d. i. Fruchtbarkeit, wegen seiner Lage in fruchtbarer Gegend) hat, bestand schon 976, wo es hier zwischen Kaiser Otto III. und dem Herzoge Heinrich II. von Bayern zu einer Schlacht kam, aus welcher letzterer als Sieger hervorging. P. war im 30jährigen Kriege 1633 — 34 das Hauptquartier Wallensteins und litt in den meisten österreichischen Kriegen. Im Jahre 1475 bestand schon eine Buchdruckerei in P.

Pilum (lat.), Stämpfel, womit man stampft, Keule, Mörserkeule; dann der Wurfspieß des römischen Fußvolks, der bei Beginn der Schlacht auf den Feind geworfen ward, worauf man zum Schwert griff.

Pilumnus, Hausgottheit des alten ländlichen Roms, Bruder des Picumnus (s. d.), führt als Attribut eine Keule, womit er das Korn zermalmen lehrte und die Häuser beschützte, worin ein Neugeborener lag. Man pflegte für die Götterbrüder ein Bett im Atrium bereit zu halten, damit sie, bis die Gesundheit und normale Beschaffenheit des Kindes erforscht und dasselbe vom Vater aufgehoben und als das seinige anerkannt wäre, dasselbe beschützen und vor Behexung und Auswechslung behüten möchten.

Pilus, Kompagnie der Triarier in der römischen Schlachtordnung, daher Primipilus, die 1. Kompagnie und der 1. Centurio derselben.

Pilus (lat.), bei den Säugethieren, die zweierlei Haare haben, jedes über das Wollhaar oder die Grundwolle hervorragende Haar, wie Spitzhaare, Grannenhaare, Borstenhaare, Contourhaare.

Pilze (Schwämme, Fungi), zahlreiche Klasse der kryptogamischen Pflanzen, welche besonders dadurch charakterisirt sind, daß sie, von sehr einfachem Baue und nur aus Zellgewebe bestehend, sowohl des Pflanzengrüns (Chlorophylls), sowie

der Blüthen und Früchte entbehren und statt der Befruchtungstheile zum Behufe der Fortpflanzung mit Keimkörnern oder Sporen (sporulae) versehen sind, welche entweder lose zwischen dem Zellgewebe oder in häutigen Behältnissen (sporidia) liegen. Sie sind nach Gestalt, Struktur, Konsistenz, Farbe ꝛc. unter einander sehr verschieden, leben aber meist als Parasiten auf verwesenden organischen Stoffen und erscheinen am häufigsten in der Zeit des Absterbens der übrigen Vegetation, weshalb sie als die „Traumgestalten der entschlummerten Pflanzenwelt" bezeichnet wurden. Hinsichtlich ihrer chemischen Mischung nähern sie sich den Thieren durch Vorherrschen des Stickstoffs. Ihre großentheils ephemere Existenz stellt sie als auf einer niederen Lebensstufe stehende Organismen dar, wie sie auch zum Theil durch eine ursprüngliche Erzeugung aus organisirbarem Schleime (generatio originaria) zu entstehen scheinen, dem jedoch Ehrenberg und Andere widersprechen, indem sie überall, wo P. entstehen, das Daseyn von Keimkörnern annehmen (vgl. Ehrenberg, De mycetogenesi, Berlin 1821). Sie entstehen gewöhnlich bei warmem und feuchtem Wetter und erreichen oft in einer Nacht ihre vollkommene Größe, während nur wenige länger als 14 Tage leben. Viele sind sehr klein und erscheinen nur als Staub oder Fäden, die größeren kugel-, walzen- und hutförmig, meist nur wenige Zoll, selten über eine Spanne hoch sich über den Boden erhebend. Die kleineren vertrocknen und zerfallen, die mittleren zerfließen, und zwar oft in eine bläuliche oder dintenartige Flüssigkeit; die größeren pflegen zu verholzen. Obgleich die niedrigeren Pilzformen über die ganze Erde verbreitet sind, so ist doch das eigentliche Vaterland der ausgebildeteren Formen nur die gemäßigte und kalte Zone, wo sie häufiger in den Ebenen, als auf Gebirgen wachsen. In sofern die P. nur aus geronnenem Pflanzensaft u. Schleim bestehen, haben sie etwas Fleischartiges, riechen aber, weil sie aus faulenden Stoffen entstehen und selbst gewissermaßen eine Art von lebendigem Fäulnißprozeß sind, meist unangenehm oder müchelnd u. wirken, wenn sie genossen werden, von den eßbaren abgesehen, Ekel und Erbrechen erregend. Nicht wenige unter ihnen sind giftig und enthalten eine harzartige Materie, welche heftig purgirend wirkt und Darmentzündung hervorbringt. Obschon es nicht leicht ist, die giftigen P. von den unschädlichen zu unterscheiden, so kündigen sich die ersteren doch meist durch ihr bleiches oder grelles Aussehen als verdächtig an, und nimmt man dazu noch Geruch und Geschmack, so kann man in vielen Fällen die giftigen erkennen; wenigstens ist es rathsam, diejenigen nicht zu genießen, deren Geruch und Geschmack etwas Widerliches hat. Diejenigen, welche einen dumpfen Keller- oder scharfen Rettiggeruch haben oder bitter schmecken, muß man nicht sammeln, wohl aber die gewürzhaft, pfefferartig, säuerlich od. nach Knoblauch riechenden. Die blaßgelben und die dunkelrothen sind verdächtig; die weißlichen, weingelben, festen, trockenen u. leicht zerbrechlichen meist gut. Auch wachsen diese mehr in der freien Luft, am Rande der Wälder, in Schlägen, unter Hecken und auf Weiden, jene dagegen in dickem Gebüsch, wohin kein Licht bringt. Auch muß man die eßbaren bei trockener Witterung einsammeln, und zwar die eben reif gewordenen, nicht die alten. Kleinere, z. B. die Morcheln, hebt man getrocknet auf, größere, z. B. die Löcherpilze, schneidet man in Scheiben, reiht sie an eine Schnur und hängt sie in Schatten. In Böhmen, Ungarn, Polen u. Italien, auch in manchen Gegenden Deutschlands sind sie in gewissen Jahreszeiten fast tägliche Nahrung, ein Beweis, daß sie wirklich Nahrungsstoff enthalten und gesund sind. Durch ihren Reichthum an Stickstoff nähern sie sich der Fleischnahrung. Immer aber ist bei ihrem Genuß große Vorsicht nöthig, indem in kälteren Gegenden manche sehr verdächtige P. ohne Schaden genossen werden, welche bei uns giftig wirken. Vielleicht mag auch dazu die verschiedene Bereitungsart mit beitragen. Man hat viele Beispiele von Vergiftungen, und es ist vorgekommen, daß ganze Familien in Folge des Genusses giftiger Schwämme gestorben sind. Die Wirkung giftiger Schwämme spürt man erst mehre Stunden nach ihrem Genusse es entsteht heftiges Grimmen, Erbrechen und Stuhlgang, Durst und Krämpfe; dann folgt Schwindel, Ohnmacht, kalter Schweiß, endlich wohl auch der Tod, aber stets bei vollem Bewußtseyn. Als Gegenmittel dienen Brech- und Laxirmittel, dann Ricinusöl u. Syrup, auch Klystiere. Die Bestandtheile der P. sind sehr mannichfach: Pilzstoff, Zucker, Gummi, Gallerte (Osmazom), Eiweiß, Fett, Essigsäure und eine eigenthümliche, sogenannte Pilzsäure, auch Phosphorsäure, Salzsäure u. Schwefelsäure mit Kalk, Potasche, Soda, Ammoniak und Eisen. Der Pilzstoff od. Fungin, der die Hauptmasse bildet, ist ein Mittelding zwischen Kleber und Holz und das eigentliche Nahrhafte des Pilzes. Das Kochen oder Rösten zieht gewöhnlich den giftigen Stoff aus und zerstört denselben. Unter allen Zweigen der Botanik ist die Pilzkunde oder Mykologie die jüngste und wurde bisher nur von einer geringen Anzahl von Forschern gepflegt, unter denen sich namentlich E. Fries verdient gemacht hat. Die Untersuchung der P. bietet auch manche Schwierigkeiten dar, weil sie Uebung im mikroskopischen Beobachten voraussetzt, viele Pilzarten sehr vergänglich sind und sich nur sehr wenige im kennbaren Zustande im Herbarium aufheben lassen. Sonst zeigen sie im Bau und in der äußeren Gestalt eine solche Regelmäßigkeit, daß ihre Klassifikation in Ordnungen, Gattungen und Arten nicht sehr schwierig zu bewerkstelligen ist.

Die P. zerfallen in die Familien der Haut-, Kern-, Bauch-, Faden- und Staubpilze. Die Hautpilze (Hymenomycetes *Fries*) bestehen aus einer fädigen, seltener häutigen oder fleischigen (knollenförmigen), oft wurzelähnlichen Masse (Lager), die meist vergänglich, seltener bleibend oder ausdauernd und wiederholt fruchttragend ist. Der gallertartige oder fleischige oder korkige bis holzige Fruchtkörper, der meist die Hauptmasse der Pflanze ausmacht, ist verschieden gestaltet (hut- oder scheiben-, napf-, keulenförmig ꝛc.), sitzend od. gestielt (bestrunkt), stets mit einer Schicht auf der Oberfläche (Fruktifikationsschicht, Schlauch- oder Sporenhaut) überzogen. Sie wachsen auf oder unter der Erde, sowie auf lebenden, häufiger aber

auf abgestorbenen und in Verwesung übergehenden Organismen und verlangen zum Gedeihen vornehmlich Feuchtigkeit. Sie sind ihrem Baue nach von den übrigen Zellenpflanzen sehr verschieden. Es sind darunter viele giftige, aber auch eßbare Arten. Die erste Gruppe bilden die Hutpilze (Pileati), mit ausgebreitetem, meist zur Kreisform sich hinneigendem (scheiben- od. hutförmigem), oft von einem Stiele (Strunke) getragenem Fruchtkörper. Hierher gehört die artenreiche Gattung Blätterpilz (Agaricus), aus der der kaiserliche Blätterpilz (A. caesareus *Schaeff.*, Kaiserschwamm, Kaiserling, Herrnpilz), mit anfangs halbkugeligem, dann ausgebreitetem Hute, pomeranzen- od. dunkelgoldgelb, ins Rothe übergehend; der Maischwamm od. Mufferon (A. graveolens *Pers.*), veränderlich nach Gestalt und Größe, leicht kenntlich an dem eigenthümlichen angenehmen Mehlgeruche; der Stockschwamm (A. mutabilis *Schaeff.*, Pholiota mutabilis *Fr.*), braun, mit flachem Hute; u. der Feldblätterpilz (A. campestris *L.*) oder Champignon (s. d.), sehr bekannte und beliebte Speisepilze sind, der Fliegenblätterpilz (A. muscarius *L.*, s. Fliegenschwamm) aber einer der giftigsten P. ist; ferner die Gattung Faltenpilz (Cantharellus) mit dem eßbaren, etwas scharf schmeckenden Speisefaltenpilz (C. cibarius *Fries*, Eierschwamm, Pfifferling, Röthling), mit anfangs gewölbtem, zuletzt kreisel- bis fast trichterförmigem Hute, dottergelb, zuweilen stark ins Weiße fallend, gemein in Laub- und Nadelwäldern; die Gattung Netzpilz (Merulius) mit dem Thränen- oder (zerstörenden) Hausschwamm (M. lacrymans *Schum.*, M. destruens *Pers.*, M. vastator *Tode*), auf faulendem oder verstocktem Holze im Freien, wie in Gebäuden, wo er oft großen Schaden anrichtet (s. Schwamm); die Gattung Röhrenpilz (Boletus) mit dem eßbaren Röhren- oder Steinpilz (B. edulis *Bulliard*), mit stark gewölbtem, polsterförmigem, dunkel- oder hellbraunem, im feuchten Zustande etwas klebrigem Hut, einem beliebten Speisepilz, dem ebenfalls eßbaren königlichen Röhrenpilz (B. regius *Krombh.*) und dem giftigen Satanspilz (B. Satanas *Lenz*); die Gattung Löcherpilz (Polyporus) mit dem doldigen Löcherpilz (P. umbellatus *Fries*, Eichhase), sehr ästig, mit zahlreichen, kreisrunden, anfangs gewölbten, zuletzt oberseits nablig eingedrückten Hüten, oft mehre Pfund wiegend u. eine schmackhafte und gesunde Speise darbietend, einigen andern eßbaren Arten, dem in industrieller Beziehung wichtigen Zunderlöcherpilz (P. fomentarius *Fries*, Zunderpilz, Feuerschwamm), woraus der Zündschwamm oder Zunder (s. d.) bereitet wird, und dem purgirenden Löcherpilz oder Lärchenschwamm (P. officinalis *Fr.*, Boletus purgans *Pers.*), mit strunklosem, klumpenförmigem Hut, weiß oder gelbbräunlich, gürtelstreifig, mit gelblichen oder bräunlichen Löchern, innen weiß, ein purgirendes Harz enthaltend und deshalb in der Medicin als Purgirmittel gebräuchlich, besonders in der Thierarzneikunde; die Gattung Leberpilz (Fistulina) mit dem ächten Leberpilz (F. hepatica *Fries*, Fleisch-, Leber-, Zungen-, Blutschwamm, Rindszunge, Boletus hepaticus *Huds.*), einen großen, dicken, fleischig-saftigen Lappen von blutrother oder rothbrauner Farbe darstellend, oberseits feucht und klebrig, unterseits flach, an den Stämmen der Laubholzbäume, namentlich der Eichen, frisch obstartig riechend, jung eßbar; die Gattung Stachelpilz (Hydnum *L.*), mit dem schuppigen Stachelpilz (H. imbricatum, Habichtschwamm, braune Hirschzunge, H. cervinum *Pers.*), mit fleischigem, kreisrundem, schwach gewölbtem Hut, hell-graubraun, würfligschuppig, einem schmackhaften Speisepilz, u. dem Igelstachelpilz oder Igelschwamm (H. Erinaceum *Bull.*), verschieden gestaltet, an alten Kastanien-, Buchen- und Eichenstämmen, eßbar. Die zweite Gruppe bilden die Keulenpilze (Clavati), fleischig, ästig oder einfach, stielrund, ohne deutlich gesonderte Fruchtkeule, oberwärts von der trockenen Schlauchhaut umgeben. Zu ihnen gehören die Gattungen Keulenpilz (Clavaria) mit dem blumenkohlähnlichen Keulenpilz (C. Botrytis *Pers.*, Hirschschwamm, Bocks-, Geisbart, Hahnenkamm etc.), mit niederliegendem, sehr ästigem, gelblichweißem Strunk mit rothen, zuletzt gelben, stumpfen Gipfeln, und einigen andern eßbaren Arten, und Lappenpilz (Sparassis *Fries*) mit dem krausen Lappenpilz (S. crispa *Fr.*, Clavaria crispa *Wulf.*, Ziegenbart), eine kugelige, oft 1 Fuß dicke, blaßgelbe oder weißliche Masse mit einem kurzen Strunke bildend, eßbar und wohlschmeckend. Die dritte Gruppe bilden die Scheibenpilze (Discophori), zu welchen gehören: die Gattung Morchel (Morchella) mit der bekannten Speisemorchel (M. esculenta *Pers.*, Phallus esculentus *L.*, Mauroche), stark gerippt, mit grubigen Feldern von rundlicher, quadratischer oder rautenförmiger Gestalt, blaß-graugelb oder braungelb bis nußbraun und schwärzlich, einem sehr beliebten Speisepilz, der im Frühjahr bei feuchter Witterung sich häufig in Wäldern und auf Bergwiesen findet, und einigen ähnlichen Arten; die Gattung Lorchel (Helvella *L.*) mit der Speiselorchel (H. esculenta *Pers.*, Laurich, Stockmorchel), mit aufgeblasenem, unregelmäßig gestaltetem, kreisfaltig-runzeligem Hute, heller oder dunkler braun, wie die Morchel eßbar; die Gattung Becherpilz (Peziza) mit dem durch feine schöne Farbe in die Augen fallenden orangenrothen Becherpilz (P. aurantia *Pers.*). Die vierte Gruppe begreift die Zitterpilze (Tremellini), worunter die Gattung Sprühpilz (Excidia *Fries*) besonders dadurch merkwürdig ist, daß die hierher gehörigen P., welche meist gallertartige Massen bilden, die Sporen wie einen feinen Staub aussprühen.

Die Kernpilze (Pyrenomycetes *Fries*) haben ein fädiges, zuweilen körnig-krustiges oder einem bloßen Flecken ähnelndes Lager und einen aus anfangs geschlossenen, später aufspringenden Gehäusen (Kernhüllen) bestehenden Fruchtkörper. Diese Kernhüllen sind trocken, meist derb u. starr, seltener weich oder dünnhäutig und von verschiedener, am häufigsten schwarzer Färbung; sie enthalten einen weicheren, bei der Reife auswitternden oder zerfließenden Kern, welcher die Sporen einschließt. Sie finden sich allenthalben, wo Vegetation ist, auf absterbenden Theilen anderer Ge-

wächse, seltener auf der bloßen Erde, sind aber meist klein und oft für das unbewaffnete Auge kaum erkennbar. Sie schließen sich durch die Gruppe der Phacidien zunächst an die Flechten an. Die **Bauchpilze** (Gasteromycetes *Fries*) haben ein flockiges, faseriges, häutiges, schleimiges oder mehlstaubartiges, zuweilen undeutliches Lager, während der Fruchtkörper einen anfangs geschlossenen, später sich öffnenden Sack (Balg, Peridie) von meist rundlicher Form darstellt, welcher die Sporen meist eingeschlossen enthält, seltener auf der Außenfläche eines bestrunkten, kopf- oder hutförmigen Bodens oder Polsters trägt. Sie wachsen, so weit die Vegetation reicht, auf lebenden oder todten Pflanzen, sowie auf animalischen Ueberresten, viele auch auf der Erde, manche sogar mehr oder weniger tief unter der Erde vergraben. Bei einigen Arten ist der Fruchtkörper von bedeutender Größe, bei den meisten aber klein und nur für das bewaffnete Auge erkennbar. Es sind einige eßbare, aber auch nicht wenige giftige Arten darunter. Unter den ersteren ist besonders die **Trüffel** (s. d.) zu erwähnen. Auch der **Flockenstäubling** oder **Bovist** (s. **Bovista**) ist in jungem Zustande eßbar. Unter der Gattung **Wurzeltödter** (Rhizoctonia *Dec.*) sind mehre Arten manchen Kulturgewächsen sehr nachtheilig, während die auf den Wurzeln verschiedener Papilionaceen wuchernden **Hartpilze** (Sclerotium *Tode*) diesen Gewächsen keinen besonderen Schaden zu bringen scheinen. Die **Fadenpilze** (Hyphomycetes *Fries*) haben ein flockiges, selten krustiges oder auch gar kein Lager, einen aus einer einzigen oder aus mehren an einander gereihten Zellen gebildeten Fadenstamm, welcher die Sporen trägt, neben denen sich häufig noch kleinere, staubförmige, freie Zellenbläschen (Brutkörner) eingestreut finden. Das entweder bleibende oder verschwindende Lager ist immer auf dem Mutterboden ausgebreitet, während die fruchttragenden Fäden aufgerichtet oder auch zusammenneigend sind. Auf organischen Ueberresten wachsend, kommen sie überall vor, wo sich solche finden. Sie sind meist klein, oft von mikroskopischer Kleinheit, und werden für das unbewaffnete Auge nur dadurch bemerkbar, daß sie in dichten Massen beisammen wachsen. Viele Arten, welche im gemeinen Leben unter dem gemeinschaftlichen Namen **Schimmel** (s. d.) begriffen werden, überziehen die an feuchten, dumpfigen Orten aufbewahrten Speisevorräthe und sonstige Gegenstände und sind deshalb in der Hauswirthschaft sehr ungern gesehene Schmarotzer. Doch ist zu bemerken, daß die Schimmelbildung erst alsdann einzutreten und um sich zu greifen pflegt, wenn die davon befallenen Gegenstände bereits angefangen haben, in Verderbniß überzugehen, so daß also diese Fadenpilze als sichere Zeichen bereits begonnener Auflösung zu betrachten sind. Die **Staubpilze** (Coniomycetes *Fries*) bestehen lediglich aus Sporenmassen ohne Lager, die unter der Oberhaut der Pflanzen oder in der innern Substanz derselben entstehen und zuletzt an ihrer Oberfläche hervorbrechen, aus getrennten, schnurförmig gereihten oder zu einer gallertartigen oder häutigen Masse vereinigten Sporen bestehen, bald völlig nackt, bald von einem Gehäuse (Balg, Peridie) umschlossen, zuweilen auch von einem strunk- oder höckerförmigen Polster getragen werden. Sie leben ausschließlich auf Pflanzen und sind mit diesen über die Erde verbreitet, aber meist von so geringer Größe, daß sie dem unbewaffneten Auge nur durch ihr haufenweises Vorkommen oder durch ihre oft lebhafte Färbung bemerklich werden. Sie befallen oft in großer Menge die Getreide- und sonstige mehlreiche Samen und theilen diesen giftige Eigenschaften mit. Darum und weil sie sich zum Theil auch auf den Halmen und Blättern der Getreidearten einfinden, wodurch die Gewächse in einen siechen Zustand gerathen, können sie zu einer gefürchteten Plage werden. Nur das gewöhnlich hierher gerechnete **Mutterkorn** (s. d.) wird als Arzneimittel benutzt. Die Mehrzahl dieser Staubpilze wird von den Neuern nicht als selbstständige Gewächse, sondern als bloße Krankheitsprodukte, den Hautausschlägen vergleichbar, angesehen. Manche scheinen sich auch als die Elementarzustände oder tiefsten Glieder den übrigen Familien der pilzartigen Gewächse anzureihen.

Vgl. **Persoon**, Synopsis methodica fungorum, Gött. 1801; **Nees von Esenbeck**, Das System der Pilze und Schwämme, Würzburg 1817; **Trattinik**, Oesterreichs Schwämme, Wien 1830; **Lenz**, Die nützlichen und schädlichen Schwämme, Gotha 1831, 2. Aufl. 1840; E. **Fries**, Systema mycologicum, neue Aufl., Upsala 1839; **Krombholz**, Abbildung u. Beschreibung der eßbaren, schädlichen und verdächtigen Schwämme, neue Ausg., Halle 1845; **Trog**, Tabula analytica fungorum, Bern 1846; P. **Hermann**, Der Pilzjäger, Dresden 1854. Besonders ist auch zu erwähnen: Professor **Büchners** (in Hildburghausen) „Schwammkunde“ (6 Gruppen, Berlin 1858), ein Werk, das von 60 der wichtigsten Pilzarten, sowohl eßbaren, wie schädlichen, naturgetreue Modelle in natürlicher Größe und Färbung, nebst Beschreibung enthält, die Unterscheidung der giftigen und der nützlichen P. wesentlich erleichtert und deshalb als höchst zweckmäßig und verdienstlich von den namhaftesten Naturforschern Deutschlands, wie von den Behörden allgemein empfohlen ward.

Pilzmehlthau (Myc-Albigo), eine Pflanzenkrankheit, entsteht durch mikroskopische Pilze, in Folge einer krankhaften Beschaffenheit der Blätter, welche atmosphärische Einflüsse zu begründen vermögen.

Pimas, Indianervolk in Mexiko, Departement Sonora, ist zum Theil zum katholischen Kultus übergegangen. Ihr Land (**Pimeria**) liegt nördlich und wird durch den Fluß Ascension in Pimeria alta (außerordentlich goldreich) und Pimeria baxa getheilt.

Pimelea (**Kreuzzeidel**, **Glanzstrauch**), Pflanzengattung aus der Familie der Thymelaceen, charakterisirt durch die trichterförmige, vierspaltige Blüthenhülle, Sträucher in Australien, vorzüglich in Neuholland, meist mit Gegenblättern und Blüthen in Köpfchen, von denen sich als Zierpflanzen in deutschen Gärten finden: P. arenaria *Cunn.*, ein kaum 1 Fuß hoher, gabelästiger Strauch mit schönen, weißen, krugförmigen, wolligen Blüthen mit dunkel orangenfarbi-

gen Antheren; P. hispida *R. Br.*, mit sehr zahlreich in dichten, ansehnlichen Endköpfchen sitzenden, auswendig lang- und steifhaarigen Blüthen; P. rosea *R. Br.*, mit rosenrothen, in dichten Endköpfchen vereinigten Blüthen mit unten borstenhaariger Röhre; P. spectabilis *Lindl.*, der P. hispida ähnlich, aber mit größeren Blumenköpfen, und P. sylvestris *R. Br.*, mit röthlichweißen, in reichen Endköpfchen vereinigten Blüthen mit gegliederter, glatter Röhre. Man pflanzt die Pimeleen in gleiche Theile sandiger Torf- und Heideerde, mit einer Unterlage fein zerschlagener Topfscherben, in nicht zu große Töpfe, durchwintert sie im hellen, luftigen und trocknen Glashause bei 5—8° Wärme und gibt ihnen im Winter nur sehr mäßig Wasser. Im Sommer erhalten sie einen Standort im Freien und Schutz gegen die Mittagssonne. Ihre Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge.

Pimelit, ein Talkthon oder Steatit, erscheint derb, in Trümmern, als Ueberzug, mit flachmuscheligem Bruch, ist von 2,5 Härte, 2,2 Gewicht, apfelgrün, wenigglänzend oder stark schimmernd, wachsglänzend, mit grünlichweißem Strich, fast matt, durchscheinend, oder kantendurchscheinend, fettig anzufühlen, nicht an der Zunge hängend, im Wasser unverändert. Er enthält nach Klaproth 35,00 Kieselerde, 15,61 Nickeloxyd, 4,58 Eisenoxyd, 5,00 Thonerde, 1,25 Talkerde, 0,40 Kalk, 37,91 Wasser und findet sich mit Chrysopras und Opal bei Thomnitz, Kosemitz, Gläsendorf bei Frankenstein in Schlesien.

Pimenow, Stepan Stepanowitsch, genialer russischer Bildhauer, war Kollegienrath, Professor der Skulptur an der Akademie der Künste zu Petersburg und † daselbst den 3. April 1833. Seine letzten Arbeiten sind die kolossalen Statuen des heiligen Wladimir und Alexander Newsky in der Kathedralkirche der kasanschen Mutter Gottes; die ebenfalls kolossalen Statuen Homers und Plato's in der kaiserlichen Bibliothek; Apollo im Wagen stehend und die Rosse lenkend über dem alexandrinischen Theater; die kolossalen Statuen zweier Krieger in slavischer Kleidung bei der Triumphpforte an der narwaschen Barrière; die emblematischen Figuren der Flüsse Newa und Dniepr. Die Statuen des Gesetzes und der Gerechtigkeit auf dem Senatsgebäude wurden erst von seinem Sohne, Nikolai Stepanowitsch P., vollendet.

Piment, s. v. a. spanischer Pfeffer, Capsicum annuum; s. v. a. Nelkenpfeffer, Neugewürz, s. Pimenta.

Pimenta (Pimentbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, westindisch-südamerikanische Bäume oder Sträucher mit gegenständigen, durchsichtig punktirten Blättern, von denen folgende als Gewürzpflanzen bekannt sind: P. acris *Kostel.*, Myrica acris *Dec.*, scharfer Piment, ist ein Baum von 30—40 F. Höhe, auf den Antillen. Früher leitete man von diesem Baume fälschlich den Nelkenzimmet, Cassia caryophyllata, her. Die stark und angenehm zimmet- und nelkenartig riechenden Blätter, sowie die gleichfalls sehr aromatischen reifen Früchte werden auf den Antillen sowohl als Arznei, wie auch als Gewürz angewendet, die unreifen Früchte wahrscheinlich auch als Nelkenpfeffer (Piment, Semen Amomi) benutzt. Von P. aromatica *Kostel.*, Myrtus P. *L.*, Eugenia P. *Dec.*, einem 20 bis 30 Fuß hohen Baume auf Jamaica und den karaibischen Inseln, werden alle Theile, vorzüglich aber die Blätter und unreifen Früchte benutzt. Die unreifen Früchte kommen als Nelkenpfeffer, Piment, Neu- oder Englischgewürz, Jamaicapfeffer, Amomen, Amonsamen, Brasilienpfeffer, Nelkenköpfe, Semen s. Baccae Amomi, Pimenta, Baccae Pimentae, Fructus Pimenti, Piper jamaicense s. jamaicum, Piper odoratum jamaicense, häufig im Handel vor. Sie haben die Größe einer Erbse, sind aber bisweilen auch kleiner, oft noch mit einem Stielchen versehen und durch den bleibenden Theil des Kelches genabelt, gelblichbraun bis grau- und schwärzlichbraun, fein-runzelig. Sie enthalten viel scharfes, ätherisches Oel, ein grünes, fettes Oel, Extraktiv- und Gerbstoff, Harz, Gummi und Zucker. Als Arznei gebraucht man sie nur selten, in England besonders bei Magenschwäche u. anhaltenden Durchfällen, desto häufiger dagegen als Gewürz. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten, englische und spanische Pimente. Der letztere scheint weniger sorgfältig behandelt zu werden. In Jamaica wird der Pimentbaum, obgleich er häufig wild wächst, schon seit 1668 angebaut. Englands innerer Verbrauch beläuft sich jährlich auf 350,000 Pfd., der Ueberschuß wird ausgeführt. Von P. citrifolia *Kostel.*, citrusblätteriger P., Myrtus citrifolia *Poir.*, Myrtus pimentoides *Dec.*, einem Baum mit zahlreichen, aufrecht abstehenden Aesten und einer glatten grauen oder braunen Rinde, liefern die unreifen Früchte die Pimentsorte, welche als Kronpimenta jetzt nur noch selten im Handel vorkommt und in ihren Eigenschaften ganz mit voriger übereinstimmt.

Pimpernell, s. v. a. Pimpinelle.

Pimpernuß, Pflanzengattung, s. v. a. Staphylea *L.*; s. v. a. gemeine Pistacie, Pistacia vera *L.*

Pimpinella (Pimpinelle, Bibernell), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, einjährige od. ausdauernde Kräuter mit einfacher Wurzel und fiederig-zerschnittenen Wurzelblättern, meist in Europa u. Westasien. P. magna *L.*, große P., mit kantig-gefurchtem Stengel, fiederschnittigen Blättern u. länglich-eiförmigen, kahlen Früchten, wächst ausdauernd in ganz Europa u. im Orient, auf Wiesen und Triften. Die Wurzel dieser Pflanze, Radix Pimpinellae nigrae s. albae majoris s. Tragoselini majoris s. Dauci cyanopi, schwarze Bibernell, Blauwurzel, wird gegenwärtig nur noch selten von den Thierärzten als ein kräftiges Reizmittel gebraucht. P. Saxifraga *L.*, gemeine Bibernell, Steinbibernell, weiße Pimpinelle oder Bibernell, Bockspetersilie, ein ausdauerndes Gewächs in Europa, auf trockenen Wiesen, sonnigen Rainen, Heiden, Hügeln, Triften und auf Bergen bis zu den hohen Alpen hinaufsteigend, mit stielrundem, zart gerilltem, oberwärts fast nacktem Stengel, fiederschnittigen Blättern u. eiförmigen, kahlen Früchten, kommt in mehren Abänderungen vor. Von dieser Pflanze ist jetzt noch die Wurzel in Gebrauch, früher waren es auch das Kraut und die Samen. Die weiße oder kleine Bibernell,

weiße Pimpinelle, Steinbrechwurzel, Steinpetersleinwurzel, Pfefferwurzel, Radix Pimpinellae s. Pimp. albae s. albae minoris s. nostratis s. umbelliferae s. hircinae s. Radix Saxifragae s. Tragoselini, ist spindelförmig, selten ästig, 3—6 Zoll lang, oben gegen 1 Zoll dick, in mehre kleine, längliche, gekrümmte, dicht beisammen stehende Köpfe ausgehend, außen mattgelb oder lederbraun. Der Querdurchschnitt derselben zeigt unter der dünnen Oberhaut eine sehr lockere Rindensubstanz, in welcher große, kreisförmig gestellte Höhlungen sich befinden, welche bei ältern Wurzeln pomeranzengelb oder bräunlich, bei jüngern blaßgelb gefärbt sind. Der Markstrang, welcher das Mittelfeld bildet, ist weiß, lockerfaserig oder schwammig und zeigt an seinem Rande einen Kreis kleiner zerstreuter Höhlen. Der Geruch ist besonders im frischen Zustande stark und angenehm gewürzhaft, etwas bocksartig, der Geschmack süßlich, gewürzhaft, später scharf und brennend, den Speichel zusammenziehend, unangenehm. Die Wurzel enthält ein leichtes, gelbes, ätherisches Oel von starkem und widrigem Geruch und bitterlich kratzendem Geschmacke, ferner Harz, Weichharz, harzigen und gummigen Extraktivstoff, Stärkemehl, Gummi, Eiweiß, krystallinischen Zucker, Schleimzucker, Pflanzenfett, Apfelsäure, Essigsäure, Benzoësäure, Faser, Salze, Manganoxyd und Kieselerde. Sie wirkt reizend-erregend auf die Brust- und Verdauungsorgane, besonders bei Verschleimungen derselben, ferner die Haut- und Harnabsonderungen befördernd. Man wendet sie deshalb an bei Verschleimungen und Schwäche der Verdauungs-, Brust- und Harnwerkzeuge, bei Blähungen, Kolik, gegen Husten und Katarrhe, u. endlich auch zur Beförderung der Menstruation. Auch die Thierärzte bedienen sich derselben noch häufig. Zu der Gattung P. gehört auch der Anis (s. d.). Pimpinelle od. Wiesenpimpinelle heißt auch der Wiesenknopf, Sanguisorba officinalis *L.*, sowie die gemeine Becherblume, Poterium sanguisorba *L.*

Pimpinellessenz (Pimpinelltinktur, Essentia pimpinellae), mit Weingeist bereiteter Auszug der Pimpinellwurzel, wird gegen schleimiges Halsweh und Heiserkeit auf Zucker oder in Linctus (à 5—10 Tropfen) eingenommen.

Pinakothek (v. Gr.), bei den Römern der mit Statuen, Gemälden und anderen Kunstgegenständen geschmückte Ort am Eingange in das Atrium, jetzt s. v. a. Gemäldesammlung. Berühmt ist die P. zu München (s. d.).

Pinarello, kleine französische Insel an der Südostküste der Insel Korsika, südlich vom gleichnamigen Vorgebirge, nördlich vom Golf de Porto Vecchio.

Pinasse (Schaluppe), das zweit-kleinere Fahrzeug bei einem Kriegsschiffe, mit 8 Rudern, einem Mast und Segeln versehen und hauptsächlich für den Gebrauch der Marineoffiziere bestimmt; auch kleines Fahrzeug, welches neben den Rudern die Schoonertakelage führt und zur Küstenfahrt benutzt wird.

Pinaster, s. v. a. italienische Kiefer, Pinus Pinaster *Ait.*; langnadeliger P., s. v. a. Strandkiefer, Pinus maritima *L.*

Pincerna (lat.), Mundschenk.

Pincette (volsella), kleine, innen mit Querriefen versehene stählerne Zange von verschiedener Größe, deren man sich bedient, um kleine Gegenstände, selbst nur ein Haar (Haarzange) scharf fassen zu können. Chirurgen benutzen die P., um Pflaster von den Wunden abzunehmen, aus den Wunden oder Geschwüren oder dem Ohrgang fremde Körper herauszunehmen, die Anatomen, um feine Theile, Nerven rc. emporzuheben u. dem Messer näher zu bringen. Daher hat man chirurgische u. anatomische P.n, die je nach dem Zweck in der Form von einander abweichen, mitunter auch noch mit andern Vorrichtungen versehen sind. Auch die Botaniker benutzen die kleineren P.n, um feine Pflanzentheile, wie Staubgefäße rc., auseinander zu legen.

Pinchina (Pinchinat), darguetartig gewebtes, häufig zweifarbiges, theils wollenes, theils halb wollenes und halb leinenes Zeuch, kommt aus Frankreich und geht viel nach der Levante u. Italien; auch geköpertes grobes Wollenzeuch, ein grober Serge aus Berry.

Pincius mons (auch Collis hortorum genannt), einer der Hügel der Stadt Rom, den aber erst Honorius zur Stadt gezogen. Vgl. Rom.

Pinckneya, Pflanzengattung aus der Familie der Cinchonaceen, mit der einzigen Art: P. pubens *Mich.*, Cinchona carolina *Poir.*, einem baumartigen Strauch in Georgien und Südcarolina, wovon man in den südlichen Provinzen von Nordamerika Wurzel und Rinde als Ersatzmittel der ächten China benutzt.

Pinczow, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Krakau, Kreis Stobnica, an der Nidor, hat ein Schloß mit englischem Garten, 5 Kirchen, ein Gymnasium und 5000 Einw., von welchen mehr als die Hälfte Juden sind. In der Nähe wird viel Kalk- und Sandstein gebrochen, letzterer auch zur Bildhauerei tauglich. P. wurde im 14. Jahrhundert erbaut und gehörte den Olesnicki's, von denen Stanislaus Olesnicki unter Sigismund August einer der eifrigsten Beförderer der Reformation war. Nach dem Aussterben der olesnicki'schen Familie ging die Herrschaft P. an das neyszkowski'sche Haus über, welches ein Majorat errichtete. Dieses kam bald an die wielopolski'sche Familie und von dieser an Joh. Ulrich Staniecki. Dieser errichtete hier ein Gymnasium, legte eine Bibliothek und eine Sammlung von Kupferstichen und Steindrucken, ferner eine Volksschule nach Lancasters und Bells System, eine Mädchenschule und eine Poststation an und zog, um den Gewerbfleiß zu heben, geschickte Handwerker herbei. Hier 1702 Gefecht zwischen den (siegenden) Schweden und den Polen und Sachsen.

Pinczowianer, im 16. Jahrhundert die Antitrinitarier, weil sich viele derselben in Pinczow, wo 1663 auch eine Synode gehalten wurde, aufhielten.

Pindarries (Pindarees), räuberischer Volksstamm in der vorderindischen Provinz Malwa, an der Nerbudda, in einem 20 Meilen langen und 8 Meilen breiten Gebiet, war früher sehr mächtig. Sie sind theils Mohammedaner, theils Hindu's, nehmen unter ihre Horden auch Verbrecher auf und nationalisiren sie sogleich. Seit

der Zerstörung der Mahrattenmacht drangen sie als berittene Räuberhorden jährlich in das fruchtbare Gebiet der englischen Kompagnie vor, machten reiche Beute und kehrten, nachdem sie Alles verheert, in ihre Gebirge zurück. Ohne inneren Zusammenhang, hielt nur Beutelust und das Geschick der Führer sie verbunden. Gewöhnlich streiften sie nach Radschputana, Berar, Orissa 2c.; selbst bis Mirzapur bei Benares wagten sie sich. An Scindiah und Holkar, wie überhaupt an allen Mahrattenhäuptern hatten sie heimliche Stützen. Im Interesse der Kompagnie beschloß endlich der britische Generalgouverneur, Warren Hastings, die Vernichtung dieser Räuber (1817). In weglosen, dicken Wildnissen der Vindhyagebirge stellten sie sich, mit Holkar, dem Radscha von Berar und andern Häuptlingen verbunden, den gegen sie anrückenden Briten entgegen, wurden aber noch in demselben Jahre in verschiedenen Schlachten besiegt und zerstreut u. ihre Raubnester zerstört. Die Briten legten Festungen, Festungslinien und sichere Straßen durch das Hochland an und steckten die noch übrigen Horden unter ihr Militär, oder siedelten sie an, so daß die Macht der P. jetzt gänzlich gebrochen ist.

Pindarus, berühmter lyrischer Dichter der Griechen, geboren 521 v. Chr., gehörte seiner Abstammung nach dem reichen und weit verzweigten Geschlechte der Aegiden an. Als seine Lehrerinnen in der Poesie werden die böotischen Dichterinnen Myrtis und Corinna genannt. Zu Delphi hatte er einen eigenen Stuhl im Tempel des Apollo und ward dahin zu dem Göttermahle der Theoxenien regelmäßig eingeladen, eine Ehre, die selbst auf seine Nachkommen forterbte. P. gehörte nicht allein in seinen Gesängen, sondern auch in seinem äußeren Leben dem ganzen hellenischen Volke an, denn allenthalben zog er in Griechenland umher, theils um seine zahlreichen Freunde zu besuchen, theils um seine Gesänge unter seiner eigenen Leitung zur Aufführung zu bringen. Vor Allem waren es die großen Festversammlungen, wo das hellenische Volk in seiner Einheit und Zusammengehörigkeit erschien, die den gepriesenen Dichter als begeisterten Theilnehmer am öftesten in ihrer Mitte sahen. Auf Hiero's Einladung ging er auch nach Sicilien hinüber u. scheint hier vier Jahre verweilt zu haben. Während im glorreichen Freiheitskampfe der Hellenen durch die Verbindung seines engeren Vaterlandes Theben mit Persien sein Arm gefesselt war, weihete er seine begeisterten Gesänge dem gemeinsamen Vaterlande und mußte ein nach der Schlacht bei Platää gelegentlich gesprochenes Wort zum Preise Athens, welches damals das freie Hellenenthum repräsentirte, dem gekränkten Sonderinteresse seines engeren Vaterlandes zu Gefallen mit einer Geldstrafe im Betrag von 1000 Drachmen büßen. Dieselbe ward ihm aber nicht nur reichlich vergütet, sondern erwarb ihm auch die Ehre der athenischen Proxenie. Uebrigens finden sich in seinen Gesängen nur sehr selten direkte und bestimmte über das Gnomische hinausgehende politische Anspielungen; seine Muse bewegt sich vorzugsweise auf solchen Gebieten, die für Haß und Zwietracht unzugänglich sind. Er erreichte ein hohes Alter, denn nach der wahrscheinlichsten Angabe † er 441 v. Chr., 80 Jahre alt, zu Argos im Theater, an seinen geliebten Theoxenus gelehnt, sanft und schmerzlos, wie er gelebt. Ein Bild von ihm stand zu Athen. Das Andenken des großen Dichters ehrte noch Alexander der Große dadurch, daß er bei Thebens Zerstörung sein Haus allein verschonte. P.' Gesänge waren Hymnen, Päanen, Dithyramben, Prosodien, Parthenien, Enkomien, Hyporchemata, Threnodien und Epinikien, außerdem tragische Dramen (für die dorische Dionysusfeier, daher wohl schon unter den Dithyramben mit inbegriffen), Epigramme und prosaische Paränesen an die Hellenen. Von allen diesen sind aber nur die Epinikien vollständig bis auf einige Lücken in den Isthmien uns erhalten. Die Anordnung der einzelnen Gesänge, von denen 14 auf olympische, 12 auf pythische, 11 auf nemeische u. 8 auf isthmische Sieger gedichtet sind, rührt von Aristophanes her und ist nicht nach der Zeit gemacht, sondern nach der Art der darin besungenen Wettkämpfe. Gegenstand dieser Epinikien ist aber vielmehr die Feier des Sieges, als dessen schönstes und ehrenvollstes Zeugniß, als der Sieg selbst, der als vorauszusetzende Thatsache kaum erwähnt wird und dessen besondere Beschaffenheit auf Inhalt und Form des Liedes wenig oder gar nicht influirt. Das Lied ward in der Regel bestellt u. auch bezahlt. Besungen werden entweder die Heroen, welche an der Spitze des Geschlechtes oder des Staates stehen, welchem der Sieger angehört, oder welche die Spiele, in denen dieser gesiegt, eingeführt haben, oder solche Begebenheiten der Heroenzeit, welche mit den Lebensverhältnissen und Bestrebungen des Siegers Aehnlichkeit haben, oder in denen Lehren und Warnungen liegen, die der Sieger beherzigen soll. Die Erzählung ist aber nicht, wie im Epos, Zweck, sondern nur Mittel der Darstellung eines Gedankens und wird daher freier gehandhabt, bald abgekürzt, bald weiter ausgeführt, manchmal für einen bestimmten Zweck auch wohl etwas abgeändert. Neben diesem mythischen Stoffe wird auch rein geschichtlicher verarbeitet, nämlich Thatsachen, welche der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit angehören und daher streng der Wahrheit getreu vorgeführt werden. Eine Eigenthümlichkeit der pindarischen Muse ist die öftere Wiederkehr lehrhafter, gnomischer Wendungen und Darstellungen, wozu bald die Umstände des Helden, bald des Sängers eigene Zustände, bald auch die behandelten Mythen Veranlassung geben, und zwar treten diese sententiösen Anklänge bald in der Form von Sprüchwörtern, bald als direkte Mahnungen, bald auch als eigene Vorsätze des Dichters auf. Die Siegeshymnen waren aber dazu bestimmt, von einem Chor vorgetragen zu werden, welcher dem Sieger gegenüber die Gesammtheit des feiernden Volks vertritt. Was die Anlage der pindarischen Epinikien anlangt, so ist sie aufs Künstlichste berechnet, in sich verschlungen und verdeckt, so daß sie öfters zur Härte, Geschraubtheit und Dunkelheit führt. Nur die kürzeren Gedichte sind leicht, durchsichtig und anmuthig. Die Sprache ist durchgehends feierlich, voll Pathos und sucht alle Berührung mit dem Gewöhnlichen bis zur Gesuchtheit, Unverständlichkeit und Geschmacklosigkeit zu vermeiden. Der Wörterschatz, wie der

Dialekt, beruht auf homerischer Grundlage, ist aber durch die Beimischung dorischer und äolischer Formen bedeutend verändert. Der vorherrschende Bau der Chorgesänge ist die Trias; in der Strophe tritt der Chor symmetrisch auseinander, sammelt sich dann wieder in der Antistrophe und spricht stillestehend die Epode. Als musikalische Begleitung wird meist die Lyra und Phorminx, zuweilen auch die Flöte, oder alle diese Instrumente zusammen genannt. Die erste Ausgabe lieferte Aldus (Venedig 1513, cum schol., Rom 1515). Verdienstlich ist die Ausgabe von Er. Schmid (Wittenberg 1616, mit Kommentar); epochemachend aber sind die von Heyne (2 Bde., Göttingen 1773, neue Ausgabe, 3 Bde., das. 1797—99, Leipzig 1817, Lond. 1824), Böckh (2 Bde. in 4 Abth., Leipzig 1811 bis 1822), F. Thiersch (mit deutscher metrischer Uebersetzung, 2 Bde., das. 1820), Ahlwardt (das. 1820), L. Dissen (2 Bde., Gotha u. Erfurt 1830; 2. Ausg. von F. W. Schneidewin, Thl. 1, Gotha 1843, Thl. 2, 1848), Bergk (in „Corpus poetarum lyricorum", Leipzig 1843; 2. Aufl., Bd. 1, 1853) und Schneidewin (das. 1850). Die Fragmente sind in den meisten der vorstehenden Ausgaben namentlich von Böckh und Bergk, gesammelt u. erläutert worden. Deutsche Uebersetzungen lieferten außer Thiersch, dessen Uebertragung schwer verständlich ist, Fähse (2 Bde., Penig 1804 bis 1806 und Leipzig 1824), Ganter (Donaueschingen 1824) u. Mommsen (Lpz. 1846), von den olympischen und pythischen Hymnen Gedicke (2 Bde., Berlin 1777—79) und Gurlitt (2 Bde., Hamb. 1809—16), von einzelnen Oden Solger, J. H. Voß, Manso, Conz und W. von Humboldt. Griechisch-lateinische Lexika zu P. gaben Amil. Portus (Hanau 1606, neue Ausg. von Huntingford, Lond. 1814 u. 1821), Damm (Berl. 1765; neu bearbeitet von Duncan, Lond. 1817) u. Rost (Lpz. 1831) heraus. Vgl. Rauchenstein, Zur Einleitung in P.' Siegeslieder, Aarau 1843; Mommsen, P., zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe seiner Zeit, Kiel 1845.

Pindemonte, 1) Giovanni, Marchese, italienischer Dramatiker, 1751 zu Verona geboren, erregte schon auf der Schule zu Modena, namentlich durch seine improvisirten Verse, Aufmerksamkeit, bekleidete im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Amt eines Prätors der Republik Venedig, mußte jedoch später sein Vaterland verlassen und Paris zu seinem Aufenthaltsorte wählen, wo ihn der erste Konsul zum Mitglied des gesetzgebenden Körpers für Italien ernannte. Er † zu Mailand im Januar 1812. P. war einer der Ersten, welche die Herrschaft der aristotelischen Regeln beschränkten. Bühnenkenntniß, ächtes Gefühl und glühender Patriotismus machten seine Dramen bei der Menge beliebt, wenn auch mitunter Dunkelheit, Unverständlichkeit, leere Deklamation und falsches Pathos zu tadeln sind und seine Diktion nicht immer die reinste und gediegenste ist. Zu einem ächten Kunstwerke ließ es seine reiche, aber zügellose Phantasie nicht kommen. Seine dramatischen Werke (darunter „Ginevra di Scozia", „L. Quinzio Cincinnato" und „Adelinda e Roberto") erschienen unter dem Titel „Componimenti teatrali" (Mail. 1804, 4 Bde., 1827, 2 Bde.). Unter dem Namen Eschilo Acanzio gab er eine metrische Uebersetzung von Ovids „Mitteln wider die Liebe" (Vicenza 1791) heraus.

2) Ippolito, italienischer Dichter, Bruder des Vorigen, 1753 zu Verona geboren, trat schon in seinem 16. Jahre als dramatischer Dichter vor die Oeffentlichkeit und durchreiste dann, nachdem er seinen Kunstgeschmack an den klassischen Mustern Griechenlands und Roms herangebildet, Italien, Frankreich, England, Holland und Deutschland. Er war Mitglied des italienischen Instituts, lebte meist in Venedig und † zu Verona den 13. Nov. 1828. Seine Reiseerfahrungen legte er in dem Gedichte „Viaggi" u. in dem Romane „Abaritte" nieder; Englands Landschaften und Sitten pries er in dem „Saggio di poesie campestri" (Parma 1788). Foscolo's an ihn gerichtetes bekanntes Gedicht „Die Gräber" begeisterte ihn zu einem ähnlichen Versuche: „I sepolcri" (Brescia 1808), anziehend durch malerische Schilderungen. Zu seinen besten Arbeiten gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die „Sermoni" (Verona 1819) und die „Epistole" (das. 1805, Florenz 1809), die Tiefe der Gedanken, Innigkeit der Gefühle und viel künstlerischen Takt offenbaren. Sein „Arminio" (Pisa 1804, Verona 1819) ist ein Trauerspiel mit Chören, die eine Zeit lang als Stylmuster galten. Seine letzte bedeutende Arbeit war die gelungene Uebersetzung von Homers Odyssee (1822). Außerdem nennen wir noch: „La Fata Morgana" (Verona 1782), „Gibiltera salvata" (das. 1783), „La Francia" (Paris 1789), „Poesie" (Pisa 1798, Mailand 1830, 2 Bde., u. öfter). Seine Uebersetzungen aus dem Griechischen u. Lateinischen erschienen gesammelt als „Volgarizzamenti dal latino e dal greco" (Verona 1781).

Pindus, Hauptgebirge des nördlichen Griechenlands, südlich sich abzweigend von dem großen nördlichen Grenzgebirge und die Grenze zwischen Thessalien und Epirus bildend, in seinem nördlichen, höchsten Theile auch Lingus u. Lacmon genannt, mit den Quellen des Peneus, Achelous, Arachthus, Aous ꝛc. Jetzt führt dieses Gebirge keinen allgemeinen Namen; die bedeutendsten Höhen seiner südlichen Fortsetzung sind der Katharbista u. Tzumerka auf dem rechten, der Karava, Agrafa, Itamo u. a. auf dem linken Ufer des Achelous.

Pinealdrüse, s. v. a. Zirbeldrüse.

Pinega, Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Wologda und Archangel, nimmt rechts die Bjulaja und Tschuja und links die Pokschenga und Jula (mit dem Juras) auf und mündet bei Ust Pinegski in die Dwina, rechts.

Pinehas, 1) Sohn des Hohenpriesters Eleasar, Aarons Enkel, durchstach einen Israeliten, der mit einer Midianiterin Unzucht trieb, erschlug dann auf einem Zuge gegen die Midianiter alle Männer nebst 5 Königen und Bileam und erhielt als Beuteantheil die Stadt Gibea. Nach seines Vaters Tode ward er Hoherpriester, und auf seinen Antrieb unternahmen die Stämme den Rachezug gegen den Stamm Benjamin.

2) P., zweiter Sohn des Hohenpriesters Eli, Priester zu Silo, fiel im Kriege gegen die Philister.

Pine Islands, nordamerikan. Inselgruppe, an der Spitze der Halbinsel Florida, eine Riffkette bildend.

Pinel, Philippe, ausgezeichneter französischer Irrenarzt, den 11. April 1745 zu St. Paul André bei Lavour im Tarndepartement geboren, studirte in Toulouse und Montpellier, wo seine Mittellosigkeit ihn zwang, Unterricht in der Mathematik zu geben, und ging 1778 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris. Hier beschäftigte er sich besonders mit der Seelenheilkunde, ward 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt zu Bicêtre u. 1794 an der Salpétrière, später Professor der Pathologie an der medicinischen Schule. Er † zu Paris den 25. Okt. 1826. Er drang zuerst auf eine menschlichere Behandlung der Irren und wies in seinem Werke „Sur l'aliénation mentale" (Par. 1791, neue Aufl. 1809, deutsch von Wagner, Wien 1801) auf die Nothwendigkeit einer psychischen Behandlung derselben hin. Für die Pathologie stellte er im Geiste der condillacschen Philosophie die unmittelbare Wahrnehmung von Erscheinungen und Berücksichtigung der Naturheilkraft als Grundlage auf u. verwarf tieferes Eindringen in das Wesen der Krankheiten. Eigentliche Lehrertalente gingen ihm ab; doch hat er eine Menge tüchtiger Schüler, darunter Esquirol, gezogen. Er war es, der in der Schreckenszeit den unglücklichen Condorcet in seinem Hause verbarg. Von seinen Schriften nennen wir noch die in der französischen Medicin Epoche machende „Nosographie philosophique" (Paris 1798, 6. Aufl. 1818, deutsch von Pfeiffer, Kassel 1829 f., 2 Bde.), die „Médecine clinique" (Paris 1801, neue Aufl. 1815, deutsch von A. v. Krauß, das. 1802) u. den „Discours sur la necessité de rappeler l'enseignement de la médecine aux principes de l'observation" (das. 1806). Er redigirte eine Zeit lang die „Gazette de santé", war Mitarbeiter an Fourcroy's „Médecine éclairée par les sciences physiques" und an dem großen „Dictionnaire des sciences médicales". Auch besorgte er eine französische Uebersetzung von Cullens „First lines of the practice of physic" (Paris 1785) und eine neue Ausgabe von Baglivi's Werken (das. 1788). Sein Sohn, Scipion, Arzt am Bicêtre, ist ebenfalls als medicinischer Schriftsteller bekannt; er schrieb: „Recherches sur les altérations de l'encéphale" (Paris 1821); „Sur les causes physiques de l'aliénation mentale" (das. 1826); „Physiologie de l'homme aliéné" (das. 1833); „Du régime sanitaire des aliénés" (das. 1836).

Pinelli, Bartolomeo, Zeichner, Maler u. Radirer, um 1790 zu Rom geboren, ein ausgezeichneter und geistreicher Künstler, besonders trefflich in der Darstellung ländlicher Scenen und der Sitten und Gebräuche seiner Nation. In seinen Bildern herrscht Leben und Bewegung, u. sie sind dabei von einer Wahrheit u. Treue der Darstellung, daß man es gern vergißt, wenn der Künstler manchmal ins Triviale verfällt. Noch bekannter aber, als durch seine Gemälde, ist P. durch seine radirten Blätter; besonders berühmt machten ihn seine Kompositionen, welche römische Sitten und Gebräuche vorstellen, Alles in vollkommener Wahrheit des Kostüms, zusammen über 100 Stücke, an die sich viele andere, größtentheils zu Folgen vereinigt, reihen, so daß eine andere Folge von 100 Blättern die ganze römische Geschichte darstellt. P. † plötzlich zu Rom 1835.

Pinerolo (franz. Pignerol), sonst Provinz des Königreichs Sardinien, Fürstenthum Piemont, an Frankreich grenzend, 25 □M. groß mit 116,000 Einw., längs der cottischen Alpen, jetzt zur Generalintendanz Turin gehörig. Die gleichnamige Stadt daselbst, in herrlicher Lage am Ausgange der Alpen, von der Limara durchströmt, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, 5 andere Kirchen, ein großes Hospital, 9 Klöster, ein königliches Kollegium, blühende Manufakturen in Seide, Baumwolle, Wolle, Leder, Papier, Branntwein, lebhaften Handel mit Tuch, Papier, Wein, Getreide, Leder, Seide 2c. und 15,000 Einw. Die Umgegend, in welcher die fleißigsten Piemontesen wohnen, ist trefflich angebaut. Westlich von P. liegen die von 20,000 Waldensern bewohnten vier Thäler Lucerna, Perosa, San Martino u. Clusone und die Ruinen der alten Veste Fenestrelles. P. selbst war sonst Festung. Im Jahre 1536 wurde P. von Franz I., König von Frankreich, erobert und kam erst 1574 wieder an Savoyen. Am 20. März 1630 nahmen es die Franzosen, räumten es jedoch am 3. Okt. desselben Jahres wieder; indessen trat es der Herzog durch einen geheimen Vertrag 1631 den Franzosen ab, von denen es als der Schlüssel von Italien sehr befestigt wurde. Erst 1696 kam es wieder von Frankreich an Savoyen. Im Jahre 1704 wollten die Franzosen es wieder befestigen, mußten es aber 1706 an den Herzog zurückgeben, ehe die Befestigungsarbeiten vollendet waren. Ehemals residirte in P. eine Linie der Herzöge von Savoyen (s. d.).

Pinetum (lat.), Fichtenwald, Nadelholzwald, überhaupt ein aus Koniferen (Zapfenbäumen) bestehender Wald.

Pingré, Alexandre Guy, einer der ausgezeichnetsten und thätigsten französischen Astronomen, den 4. September 1711 zu Paris geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und ward 1735 Professor der Theologie, mußte aber wegen seiner Theilnahme an den jansenistischen Streitigkeiten der Theologie entsagen und erhielt 1745 die unterste Lehrerstelle zu Rouen. Durch Lecats Vermittlung wurde ihm 1745 die Stelle eines Astronomen an der dortigen Akademie der Wissenschaften übertragen, u. 1751 riefen ihn seine Ordensbrüder nach Paris zurück und ließen ihm eine Sternwarte bauen, auf der er nun 40 Jahre lang seine Beobachtungen fortsetzte. Von 1754—57 gab er den ersten astronomischen Schifferkalender heraus, von dem die „Connaissances de temps" (s. Lalande) die Fortsetzung bilden. Er wurde 1756 Mitglied der Akademie, deren Memoiren er mit zahlreichen Abhandlungen bereicherte, beschäftigte sich seit 1757 besonders mit der Theorie und Berechnung der Kometen, bestimmte für die 2. Ausgabe der „L'art de vérifier les dates" alle Sonnen- u. Mondfinsternisse auf 2000 Jahre und nahm als Geograph der Marine an verschiedenen Seereisen zur Prüfung von Seeuhren Theil, beobachtete auch 1769 den Durchgang der Venus durch die Sonne auf dem Cap français. Er † den 1. Mai 1796. Seine Hauptwerke sind: „Cométographie" (2 Bde., Paris 1783) und die „Histoire de l'astronomie du 17ème siècle" (das. 1790, unvollendet).

Pinguedo (lat.), Fett. P. morbosa, s. v. a. Fettsucht.

Pinguente, Stadt (Marktflecken) im österreichisch-illyrischen Distrikt Capo d'Istria, nördlich von Tisino, auf einem 391 Fuß hohen Berge, über dem Quitoflusse, hat alte Mauern, Wein- u. Oelbau, Mühlsteinbrüche, Handel mit Getreide, Wein, Olivenöl und 1680 Einw.

Pinguicula (Fettkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, meist ausdauernde Kräuter in Europa und Nordamerika. Von P. vulgaris *L.*, gemeines Fettkraut, Butterwurzel, Bergsanikel, Hutblume, Schmeerkraut, in Deutschland, auf sumpfigen Wiesen u. Triften, mit 4—6 Zoll hohem, glattem, einblumigem Stengel und überhängender, zierlicher, violeter, mitunter purpurrother, selten weißer Blüthe, gebrauchte man früher die Blätter (Folia Pinguiculae) frisch als gelindes Abführungsmittel, getrocknet gegen Lungensucht und äußerlich bei Wunden und Geschwüren, und in Nordeuropa soll man sie noch häufig benutzen, um frisch gemolkene Milch mittelst derselben sehr dick und wohlschmeckender zu machen. Den Schafen soll das Kraut schädlich seyn.

Pinguin (Fettgans, Fetttaucher, Aptenodytes), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Alken, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Flügel sind mit äußerst kurzen, schuppenähnlichen Federn bedeckt, die nur da, wo sonst die Schwungfedern erster Ordnung stehen, etwas größer sind u. daher nur zum Rudern dienen. Der Schwanz besteht nur aus spitzen, steifen Federn und dient als Steuerruder im Wasser u. als Stütze auf dem Lande, indem die P.e sich auf die sehr kurzen Fußwurzeln ihrer Füße stützen, die so weit hinten stehen, daß der Gang aufrecht wird. Die 3 vorwärts gerichteten Zehen sind groß und stark und durch ganze Schwimmhäute verbunden; die rudimentäre Hinterzehe, nach vorn und innen stehend, hat eine breite Hauteinfassung. Die P.e haben allein unter allen Vögeln 3 Tarsalbeine (Laufknochen). Sie finden sich in den südlichen Polargegenden bis zum Kap herauf, wo sie, den größten Theil ihres Lebens in der See zubringend, in ungeheuren Gesellschaften von vielen Tausenden auf gewissen Inseln brüten. Das Männchen füttert das brütende und dabei fett werdende Weibchen, und die Jungen werden von beiden Aeltern mit größter Sorgfalt geätzt, wobei diese selbst sehr abmagern. Auf dem Lande nehmen sie meist eine aufrechte Stellung an und stehen gern in langen, regelmäßigen Reihen an den Ufern, so daß sie die Sage von Zwergvölkern (Pygmäen) veranlaßt haben. Die Fettgans (A. patagonica *L.*), schiefergrau, unten weiß mit schwarzem Gesicht und schwarzer, gelb eingefaßter Kehle, 3 Fuß groß, findet sich häufig an der Magellanstraße; das Weibchen legt sein Ei nicht in ein Nest, sondern trägt dasselbe beständig in einer Längsfalte der Bauchhaut zwischen den Schenkeln, welche völlig verschwindet, sobald das Ei einige Zeit daraus entfernt ist. Der kleine oder Brillenpinguin (A. demersa *L.*), schwarz, unten weiß, an der Kehle mit zwei aus einander laufenden schwarzen Längsstreifen und mit schwarzem, mit weißer Binde versehenem Schnabel, 20 Zoll groß, lebt sehr häufig am Kap und auf den Maluinen od. Falklandsinseln an der Südspitze Amerika's. Die Eier sind sehr schmackhaft, das Fleisch der alten Vögel ist aber hart und thranig. Der goldhaarige P. (A. chrysocoma *Gm.*), auf dem Hinterkopf jederseits mit einem goldgelben Federbusche, 20 Zoll groß, auf den Südseeinseln, springt zuweilen über das Wasser in die Höhe (daher Sprungtaucher oder springender Hans genannt). Die dichten Federpelze, besonders das Halsstück der P.e, dienen als Putz und ihre Häute werden zu Beuteln verarbeitet.

Pinguis (lat.), fett oder fettig, von Fettkonsistenz, oder auch von fettigem Ansehen, wie mit Fett überstrichen.

Pinguit, ein Talkthon oder Steatit, derb mit muscheligem, unebenem Bruche, von 1,0 Härte, zerbrechlich, milde, von 2,3 spec. Gew., zeisiggrün, stellenweise ölgrün, wenig glänzend oder schimmernd, mit Fettglanz, nicht an der Zunge hängend, nicht abfärbend, im Wasser unverändert, beim Anhauchen von schwachem Thongeruch, schwärzt sich vor dem Löthrohr und schmilzt an den Kanten. Er enthält nach Kersten 36,900 Kieselerde, 29,500 Eisenoxyd, 6,100 Eisenoxydul, 1,800 Thonerde, 0,450 Talkerde, 0,148 Manganoxyd, 25,100 Wasser, kommt gangartig mit Schwerspath im Gneis bei Wolkenstein u. Geilsdorf in Sachsen, Steinsburg bei Suhl, Rothehütte am Harz vor.

Pinhel, Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, nordwestlich von Almeida, ist Bischofssitz, mit lateinischer Schule, 2 Kirchen, Armenhaus, Hospital und 2500 Einw.

Pinie (Piniennuß, Pinienkiefer), s. Kiefer.

Piniolen, s. v. a. Piniennüsse, s. Kiefer.

Pinit, rhomboëdrischer Terpentinsteatit, sonst auch Mikarelle und Mikanit, wird theils zu den Steatiten, theils zu den Margariten gerechnet, krystallisirt in dihexaëdrischen oder rhombischen 6-, auch 12seitigen, selbst cylindrischen Säulen mit vorherrschender gerade angesetzter Endfläche, ist sonst derb u. geradschalig abgesondert, parallel den Endflächen spaltbar, von unebenem Bruch, 2,9—3,0 Gewicht, milde od. wenig spröde, von 2,7 bis 2,8 Härte, grünlichgrau, gelblichgrau, durch Eisenocker braun, wenig glänzend od. schimmernd, fettglänzend bis matt, undurchsichtig, selten kantendurchscheinend. Vor dem Löthrohr an dünnen Kanten schmelzbar, wird er von Säuren fast nicht angegriffen. Er enthält nach Gmelin 55,964 Kieselerde, 25,480 Thonerde, 7,894 Kali, 0,386 Natrum, 5,512 Eisenoxyd, 3,760 Talkerde u. Mangan, 1,410 Wasser und kommt eingewachsen in Granit oder Gneis bei Schneeberg in Sachsen, bei Heidelberg, Menat, St. Pardoux &c. in der Auvergne, in Cornwall, Schottland, Connecticut, Massachusetts &c. vor.

Pinka, ungarischer Fluß, entspringt in Steiermark, nordöstlich von Friedberg, u. mündet oberhalb Kormond in die Raab, links.

Pinke, 1—3mastiges Lastschiff mit einem langen Hintertheil, dient besonders in Spanien und in Neapel zum Handel; in der Ostsee ein dreimastiges, mit Raasegeln versehenes Schiff, unten ziemlich schief gebaut und hinten hoch.

Pinna (lat.), Feder, Flügel, Flosse; in der botanischen Terminologie s. v. a. Fieder, Fiederblatt, bei gefiederten Blättern ein Theilblatt der ersten Verzweigung des gemeinschaftlichen Blattstiels oder der Hauptspindel des Blattes, also bei dem einfach-gefiederten Blatt ein einfaches Theilblatt, bei dem doppelt-gefiederten ein gefiedertes, bei dem dreifach-gefiederten ein doppelt-gefiedertes Theilblatt ꝛc. Auch versteht man unter Pinnae Seitenaustreibungen einiger Theile des menschlichen Körpers, so namentlich P. hepatis, Leberlappen, P. musculi, s. v. a. Dentationen, P. nasi, Nasenflügel, P. pulmonum, Lungenflügel, ꝛc.

Pinnata (sc. Mammalia), Flossensäugethier, nach Burmeister die dritte Hauptabtheilung der Säugethiere, umfaßt die Ordnungen der Schwimmfüßer (Pinnipedia) und Wale (Cetacea).

Pinneberg, landesfürstliche Herrschaft im Herzogthum Holstein, hat mit Einschluß der Propstei Untersen einen Flächenraum von $9^5/_{16}$ □Meilen mit 36,000 Einw., erhielt 1390 eine Linie der Grafen von Holstein, ward nach dem Erlöschen des gräflichen Hauses Schaumburg getheilt und fiel 1640 an das jetzt regierende Haus. Der gleichnamige Marktflecken und Hauptort, nordwestlich von Altona, an der Pinnau (Pinnaue), ehemalige Residenz der Grafen von Schaumburg, jetzt Sitz des Landdrosten, hat eine Propstei, ein Unterkonsistorium, eine Forstinspektion, Zolleinnahme, Amtsverwaltung, Post-, Spar- und Leihkasse, Bürgerschule, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und über 1000 Einw.

Pinnipedia (Pinnipeda, Ruderfüßer, Schwimmfüßer, Mammalia quadripinnata), Säugethierordnung, charakterisirt durch einen langgestreckten Rumpf mit deutlich abgesetztem Halse und kurzer, anliegender Behaarung, die horizontal nach hinten gerichteten und einander genäherten Hinterfüße, welche, wie die Vorderfüße, Flossenfüße, d. h. solche Füße, deren Zehen durch eine über das Nagelglied hinausreichende Schwimmhaut verbunden sind, so daß sie zum Schwimmen dienen, dagegen vermöge ihrer an den Vorderfüßen nach außen, an den genäherten Hinterfüßen nach hinten gerichteten Stellung zum Gehen wenig brauchbar sind. Es sind zwar alle drei Arten Zähne vorhanden, aber sie zeigen eine abweichende Bildung. Die Ordnung umfaßt friedliche, sanfte, gesellige, in allen Meeren, besonders in den nördlichen, lebende, meist an den Küsten sich aufhaltende Thiere, welche fast nur von Fischen, Mollusken und Seepflanzen sich nähren und des Thrans, der Haut und des Specks wegen häufig gefangen (harpunirt, geschossen oder erschlagen) werden. Es gehören hierher die Familien der Wallrosse und der Robben.

Pinnplanken (Dammplanken), starke Breter, von denen, wenn durch einen unvorhergesehenen Fall das Stromwasser die Deichkappe zu übersteigen droht, in der Eile ein Damm gebildet wird, indem man zwischen zwei Breterwände Mist, Lehm ꝛc. füllt; diese Methode nennt man Aufdeichen.

Pino, Marco di, Maler und Architekt von Siena, daher auch Marco da Siena genannt, um 1517 geboren, Schüler u. Nachahmer Michel Angelo's, kam um 1560 nach Neapel, wo er verschiedene bedeutende Werke ausführte das Bürgerrecht erhielt und † um 1587. Eines seiner Hauptwerke ist die Beschneidung, ehedem in der Kirche S. Paolo, jetzt im königlichen Museum in Neapel. Auch eine Anbetung der Weisen und andere Bilder verdienen Lob. Er baute die Kirche u. das Kollegium del Gesù Vecchio zu Neapel u. schrieb eine „Geschichte der neapolitanischen Malerei“ (von Domenici 1742 theilweise herausgegeben) und ein anderes Werk über die Baukunst, das verloren gegangen zu seyn scheint. Corn. Cort stach nach ihm den Gruß der Elisabeth und die Anbetung der Hirten, Cherub. Alberti 1580 die Beschneidung Christi.

Pinos (Isle de P.), spanisch-westindische Insel an der Südküste von Cuba, 9 Meilen lang, 7 Meilen breit, hat 23 □Meilen, gute Viehweiden, viel große Bäume (vorzüglich Acajou) und ist nur von einigen Fischern bewohnt.

Pinsel, Werkzeug zum Auftragen von Farben, Lack, Firniß, Leim u. dgl. Es gibt feine u. grobe, große und kleine P. Die kleinsten sind die Haar- oder Malerpinsel für Maler, aus Menschen-, Biber-, Fischotter-, Zobel-, Fuchs-, Dachs-, Marder-, Eichhörnchenhaaren, auch aus Seide und Straußfedern; aus Zobelhaaren sind besonders die ganz feinen Miniaturpinsel gefertigt, mit denen man auf Pergament und Elfenbein malt. Nach dem Abschneiden werden die Haare sorgfältig so gelegt, daß die Spitzen nach einer Seite kommen; hierauf macht man kleine Büschel davon, welche in starkes Papier gewickelt und einige Zeit, um mehr Elasticität zu gewinnen, in einen warmen Backofen gelegt werden. Dann macht man größere oder kleinere Bündel, je nachdem der P. groß werden soll, richtet sie gleich, probirt bei Spitzpinseln, ob sie, wenn man sie durch den Mund zieht, eine gute Spitze bilden, bindet sie mit Zwirn fest zusammen, schneidet mit einer Scheere die Wurzeln der Haare ab und schiebt das Bündelchen mit einem eisernen Stift in eine oben und unten offene Feder oder Blechspule, so daß es fest in der engern Oeffnung stecken bleibt. Breite P. werden auf gleiche Weise in breite Blechspulen eingefaßt. Die stärkern Maler- oder Vergolderpinsel sind von Dachshaaren, daher Dachspinsel. Größer sind die Borstenpinsel, von Schweineborsten gefertigt. Verhältnißmäßig steifere Haare oder Borsten haben die Oelpinsel, womit Oelfarben aufgetragen werden. Man hat auch größere P. von weichen Haaren, welche die Vergolder und Lackirer (Lackirerpinsel) verwenden. Die Haarpinsel theilen sich in weiche und in geschliffene, leydensche Spitz-, Stutz- oder Staffir- und Lackir-, Geißpinsel u. a.; sie werden gefertigt in Augsburg, München, Nürnberg, Lyon, Leyden und an andern Orten. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch heißt P. ein einfältiger, dummer Mensch.

Pinsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, an der Pina, in einer großen Sumpfebene, ehemals Hauptstadt von Polesien, hat mehre Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, Juftenlederfabrikation, Handel und 4900 (nach Andern 7350) Einw., worunter viele Juden, Griechen und Armenier.

Pinte (engl. pint, ital. pinta), altfranzösisches Maß für Flüssigkeiten, bisweilen auch für trockene

Waaren, = 46,95 par. Kubikzoll oder 0,931318 Litre; im Großhandel = 0,9512 Litre; im lombardisch-venetianischen Königreich s. v. a. Litre; in Großbritannien (Pint) = $\frac{1}{8}$ Gallon, nach dem jetzigen gesetzlichen Maße = 0,56793 Litre, nach dem alten Maße = 0,47315 Litre.

Pintger, früher Flüssigkeitsmaß in den Rheingegenden, = 19 par. Kubikzoll.

Pinto, Flecken (Stadt) auf der Insel Malta, südwestlich von la Valetta, hat 3000 Einw.; nach dem Großmeister Emanuel Pinto benannt, welcher den Ort nach einem Erdbeben im 18. Jahrh. wieder herstellen ließ.

Pinto-Delgado, Joao Mendez, portugiesischer Dichter, im 16. Jahrhundert zu Tavira in Algerien geboren, bereiste Italien und Flandern, † 1590; schrieb ein Gedicht „Esther", übersetzte die Klagelieder des Jeremias ins Spanische, hinterließ auch eine metrische Uebersetzung des Petrarca. Seine Werke erschienen gesammelt Rouen 1627.

Pinturicchio, Bernardino, eigentlich Betti, berühmter Maler der römischen Schule, 1454 zu Perugia geboren, war Mitschüler Perugino's bei einem der älteren Meister der umbrischen Schule und malte mit Perugino gemeinschaftlich vermuthlich schon um 1484 in der Sistina zu Rom. Unter Anderem schmückte P. im Palaste des Papstes mehre Zimmer mit Darstellungen aus dem Leben der Madonna und verschiedener Heiligen, alle bis auf den heutigen Tag erhalten, da sie Pius VII. reinigen u. wieder herstellen ließ. Von seinen Malereien in der Engelsburg ist nichts mehr vorhanden. In St. Croce di Gerusalemme sind von ihm die Freskèn in der Tribüne des Hauptaltars, darunter der Heiland von Engeln umgeben, auf blauem Grund mit goldenen Sternen, und die Geschichte der heiligen Helena; in St. Onufrio die Fresken am Gewölbe der Tribüne des Hochaltars. Im Palazzo Braschi befindet sich eine Anbetung der Hirten und eine Kreuzigung von P.'s Hand. P. arbeitete auch in andern Gegenden Italiens; so in Neapel, wo er in der Kapelle des Paolo Tolosa in Monte Oliveto eine noch wohl erhaltene Himmelfahrt Mariä malte, die mit Recht als eines seiner besten Werke angesehen wird. Ausgezeichnet sind auch seine Malereien im Dome zu Spello, wo er in der sogenannten schönen Kapelle an den Wänden die Verkündigung, das Präsepe und Christus als 10jährigen Knaben im Tempel (sein eigenes Porträt), und im Gewölbe die 4 Sibyllen darstellte. Bekannt sind auch P.'s Arbeiten in der Dombibliothek zu Siena, Darstellungen aus der Zeitgeschichte, zum Theil nach Raphaels Zeichnungen gemalt und alle noch wohl erhalten. P. † 1513, und zwar, wie die Sage erzählt, aus Aerger darüber, daß ihm ein Schatz aus den Händen gegangen war. Mönche hatten nämlich dem Maler ein großes Zimmer einräumen müssen, aber einen alten schweren Kasten nicht weiter schleppen wollen, bis sie sich endlich durch P.'s wiederholte Aufforderungen dazu bestimmen ließen. Bei dieser Gelegenheit brach im Kasten ein Bret, und die Mönche fanden darin 500 Dukaten in Gold. Von den Gallerien des Auslandes hat namentlich jene des königlichen Museums in Berlin Werke von P., unter denen eine große Anbetung der Könige hervorzuheben ist, ein ausdrucksvolles Bild, in dessen Ausführung jedoch eine gewisse, mehr handwerksmäßige Weise sich kundgibt. Noch befinden sich daselbst von ihm ein kindlich sinniges Porträt eines zarten Jünglings mit blondem, herabhängendem Haar, nach Kuglers Meinung Raphaels Bildniß, eine kleine Verkündigung, voll Grazie und lebendiger Bewegung, u. a. Graf Caylus und N. Lesueur stachen nach P.'s Zeichnung die Kreuzerfindung im Helldunkel für das Kabinet Crozat; B. Pinelli radirte die Fresken im Dome zu Spello im Umrisse; Faucci stach 1760 die Bilder in der Bibliothek des Domes zu Siena, besser C. Lasinio nach F. Pierucci's Zeichnung. Die Krönung Pius' III. daselbst stach Gius. Rossi, ebenfalls nach Pierucci's Zeichnung.

Pinzgau, österreichisches Thal, Land ob der Ens, in den salzburger Alpen, der obere Theil der Thäler der Salzach und Saale oder des sogenannten Langenthals. Dasselbe wird im Süden von der hohen Tauernkette mit steilen bewaldeten Felswänden, im Norden dagegen von sanften, zum Theil angebauten Gebirgsabhängen umgeben. Außer reichen Waldbeständen enthält es treffliche Viehweiden und einige Kupfer- und Bleiminen. Es zerfällt in Ober-, Mittel- und Unterpinzgau, und zwar besteht der untere Theil des Thales, von Taxenbach an, fast nur aus einem sehr schmalen Spalt. Bei St. Johann ändert die Salzach ihren östlichen Lauf in einen nördlichen und tritt hier in das untere Querthal, Pongau genannt, welches durch ein kesselförmiges, bis 1200 Schritte breites Becken und mehre Klüfte gebildet wird. Das Thal berührt die Orte Werfen, Golling, Hallein und Salzburg. Merkwürdig ist der enge Felspaß Lueg, eine Stunde oberhalb Golling, an dessen engster Stelle, in den sogenannten Oefen, der brausende Strom bis auf 8 Fuß Breite zwischen 3—4000 Fuß hohen Thalwänden eingeengt wird. In der Nähe ist der malerische Wasserfall des Schwarzenbachs. Unter den Bewohnern des P.'s ist die Kropfkrankheit sehr verbreitet, und man findet selten ein Individuum, das nicht wenigstens einen Ansatz dazu hätte. Auch findet man hier viele Cretins. Ueberhaupt sind die Pinzgauer ein ziemlich verwahrlostes, in Unwissenheit und Aberglauben befangenes Völkchen.

Pinzon, zwei Brüder, Kaufleute zu Palos in Spanien, die zuerst mit die Pläne des Weltentdeckers Columbus unterstützten und ihn selbst auf seiner ersten Expedition begleiteten. Einer der Brüder, Martin Alonzo, kommandirte eines der Schiffe der Expedition. S. Colombo.

Piolenc, Stadt (Flecken) im franz. Departement Vaucluse, Bezirk Orange, links an der Rhone, hat Fabriken für Fayence, Seidenspinnerei, Weinbau, eine Messe und über 1900 Einw.

Piombi (d. i. Bleidächer), die schauderhaften Staatsgefängnisse Venedigs (s. d.).

Piombino, italienisches Fürstenthum unter der Hoheit des Großherzogs von Toskana, im Compartimento Pisa, stößt südwestlich an das tyrrhenische Meer u. den Kanal von P. (der es von der Insel Elba trennt) und nördlich an das mittelländische Meer, besteht aus der Stadt P. mit

ihrer Flur und dem größten Theil der Insel Elba und hat einen Flächenraum von 6⅕ (nach Andern 9) □Meilen mit 25,000 Einw., etwas Ackerbau, Viehzucht, gute Fischerei und gegen 80,000 Gulden Einkünfte. Ursprünglich war dieses Fürstenthum ein kaiserliches Reichslehn und gehörte zu Pisa. Als Gerhard Appiano 1399 Pisa an Mailand verkaufte, behielt er P. nebst Elba als Fürstenthum für sich. Nachdem die Familie der Appiani 1603 mit Jakob VII. in männlicher Linie ausgestorben war, überließ Kaiser Ferdinand II. dasselbe 1631 dem König Philipp IV. von Spanien. Dieser verkaufte es 1634 an Niccolo Ludovisi, den Gemahl der Polyrene, einer Enkelin des letzten Appiano, behielt sich aber vor, die schon seit 1549 in der Citadelle von P. gehaltene spanische Besatzung auch ferner zu halten. Als des Vorigen Sohn, Johann Baptist, 1699 ohne Erben †, kam das Fürstenthum an seine Schwester Hippolyte, die seit 1681 mit Gregor II. Buoncompagni, Herzog von Sora und Alcara, vermählt war. Dieser folgte, als sein Bruder Georg 1707 †, ihm als Fürst von P. Seine Tochter Maria heirathete 1702 ihren Oheim, Anton Buoncompagni. Da dieser im spanischen Erbfolgekriege auf Seiten Frankreichs stand, so wurde das Lehn 1708 vom Kaiser eingezogen, nachher aber unter sardinischer Hoheit an das Haus Buoncompagni zurückgegeben. Anton † 1738, und seine 2 Söhne stifteten die beiden noch blühenden Linien P. Cajetan, der ältere Sohn Antons, setzte die Linie als Buoncompagni-Ludovisi fort; ihm folgte 1777 sein Sohn Anton. Unter diesem trat der König beider Sicilien, Ferdinand IV., 1801 den Stato degli Presidii nebst P., über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Der Kaiser Napoleon I. entzog der Familie Buoncompagni ihr ganzes Besitzthum und ertheilte am 18. März 1805 das Fürstenthum P. als ein französisches Reichslehn seiner Schwester Elisa Bacciochi. Die wiener Kongreßakte gab dem Hause Buoncompagni-Ludovisi 1815 das Fürstenthum P. nebst dem Antheil an Elba, unter der Lehns- und Landeshoheit des Großherzogs von Toskana, zurück, mit der Bedingung, daß der Großherzog den Fürsten Ludwig Maria, Sohn des am 26. April 1805 gestorbenen Fürsten Anton, für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädige. Ludwig Maria † den 9. Mai 1841, u. ihm succedirte sein älterer Sohn Anton, geboren den 11. Aug. 1808; er residirt in Rom, ist Grand von Spanien erster Klasse und königlich sicilianischer Kammerherr und vermählte sich am 4. Oktober 1829 mit Wilhelmine, Schwester des Herzogs Marius Massimo, geboren den 25. November 1811. Peter Georg, der jüngere Sohn Antons, stiftete die Linie Buoncompagni-Ludovisi-Ottoboni, mit welchem letztern Zusatz er sich nach seiner Gemahlin, Maria Franciska Ottoboni, Erbtochter des Marco Ottoboni, Fürsten von Fiano, nannte; auch den Titel Fürst von Fiano nahm er an. Jetziges Haupt dieser Linie ist Marco, Herzog von Fiano, geboren den 21. September 1832, Sohn des Herzogs Alexander († den 29. August 1837) und der Konstanze, Tochter des Fürsten Ludwig Maria von P. Die gleichnamige Hauptstadt des Fürstenthums, auf der Spitze eines Vorgebirgs am Golf Fullencia und am gleichnamigen Kanal, ist Sitz der Centralbehörden des Fürstenthums, mit Kastell, Palast, unbedeutendem Hafen, lebhafter Fischerei u. 4000 Einw. Dabei die Ruinen von Populonia.

Piombo, Fra Sebastiano del, berühmter Maler der venetianischen Schule, 1485 zu Venedig geboren, hieß mit seinem Geschlechtsnamen Luciani. In seiner früheren Jugend betrieb er mit Vorliebe Musik, widmete sich aber dann unter Giovanni Bellini und Giorgione der Malerei und ahmte namentlich dem letzteren glücklich im Farbenton und im Duftigen nach. Ein reicher Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, berief ihn nach Rom, um zur Ausschmückung seines Palastes (Farnesina) beizutragen. P. malte hier mythologische Darstellungen, die in Hinsicht der Färbung das größte Lob ernteten, in der Zeichnung aber die Werke der neben ihm arbeitenden Meister Raphael und Peruzzi nicht erreichten. Michel Angelo, der auf den wachsenden Ruhm Raphaels eifersüchtig zu werden schien, begann nun, sich P.'s bei der Ausführung mehrer seiner Kompositionen zu bedienen, um so die eigene gediegene Zeichnung mit dem schönen Kolorit der venetianischen Schule zu vereinigen. Michel Angelo's Beihülfe förderte aber auch P. bei der Ausführung der Malereien zu St. Pietro in Montorio zu Rom, wo er in einem Zeitraume von 6 Jahren nach den Kartons desselben einige Bilder malte. Durch Michel Angelo unterstützt, bestand er auch den Wettkampf mit Raphael, neben dessen Transfiguration er die Auferweckung des Lazarus für den Erzbischof von Narbonne 1519 zu malen hatte, ein Werk, das deutlich die Spuren von Michel Angelo's Mitwirkung trägt und für die beste Schöpfung P.'s gehalten wird. Von seinen übrigen Bildern haben viele durch die Zeit gelitten. Erhalten sind die Wandgemälde zu St. Pietro in Montorio; die Geißelung Christi daselbst aber, die er in Oel auf Stein malte, ist schwarz geworden. Er wiederholte dieses Bild für die Osservanti zu Viterbo, und ein ähnliches malte er in der Karthause zu Neapel in Oel, das man aber in der Ausführung auch dem Buonarotti zuschreibt. Ein großes Bild P.'s ist das Hauptaltarblatt der Kirche St. Niccolo in Treviso, die Madonna u. mehre Heilige vorstellend. In der Kirche des heil. Bartholomäus in Venedig ist ein heiliger Sebastian und Bartholomäus, nackte Figuren, von ihm. Am meisten gelangen ihm einzelne Figuren und Porträte, in denen er es zu hoher Meisterschaft brachte. Unter diesen ist das Porträt des Papstes Klemens VII., jetzt in der königlichen Akademie zu Neapel, hervorzuheben. Den Werken der ersten Meister an die Seite zu stellen ist sein Märtyrertod der heiligen Agatha in der Gallerie des Palazzo Pitti zu Florenz, angeblich nach Michel Angelo's Zeichnung, mit lebensgroßen Figuren. Außer mehren Bildnissen von ihm besitzt die königliche Sammlung zu Neapel noch eine Madonna, welche das schlafende Kind mit einem Schleier bedeckt, unvollendet, aber von wundersamer Färbung. Auch das Ausland bewahrt Werke von diesem Künstler. So besitzt die Nationalgallerie zu London außer der oben er-

wähnten Erweckung des Lazarus das angebliche Bildniß der Giulia Gonzaga und das Bild des Kardinals mit dem Künstler; die Bridgewatergallerie die Grablegung nach einer Komposition des Michel Angelo aus der Gallerie Orleans. Sir Thomas Baring besitzt ein Meisterwerk des Künstlers, worin der Geist Michel Angelo's mit seiner eigenen trefflichen Malweise auf das Glücklichste gepaart ist. Maria, das lebhaft bewegte Kind von sehr edlen Formen auf dem Schooße, welches auf den als Jüngling dargestellten Johannes zur Linken deutet, legt die Hand auf die Schulter des verehrenden Donators, eines vortrefflichen männlichen Bildnisses von inbrünstigem Ausdrucke. Auf der rechten Seite ist der schlafende Joseph. Graf Radnor in Longfortcastle besitzt ein Bild des heiligen Sebastian, ebenfalls nach einer Komposition des Michel Angelo, in sehr klarer Farbe höchst fleißig durchgebildet; im Hintergrunde sind Felsen und Ruinen von bizarren Formen. In der Gallerie des Louvre in Paris ist die Heimsuchung Mariä, Kniestück, ein treffliches Werk, in dem der Einfluß des Michel Angelo unverkennbar ist. Auch das unter dem Namen „Raphael und sein Fechtmeister" bekannte Bild gilt für ein Werk des P. aus den ersten Jahren seines Aufenthalts in Rom. In der Sammlung des Marschalls Soult war ein kreuztragender Christus. In der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg findet sich das Bildniß des Kardinals Polus, welches früher für Raphaels Werk galt. Auch ein Gemälde mit Susanna, von den Alten überfallen, daselbst wird für P.'s Werk gehalten. In der königlichen Pinakothek zu München sieht man das herrliche Bild des heiligen Nikolaus im Kirchenornate, zur Linken St. Andreas und rechts St. Johannes den Täufer, ganze lebensgroße Figuren. In der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg ist eine heilige Familie mit dem kleinen Johannes, Zacharias und Jacobus, lebensgroße Kniestücke. Die königliche Gallerie des Museums zu Berlin bewahrt das vortreffliche Bildchen eines gekreuzigten Heilandes, auf eine bunte Marmorscheibe gemalt. Auch schreibt man ihm daselbst die Kopie eines Gemäldes von Giorgione zu, das sich in der Ambrosiana zu Mailand befindet u. den an die Säule gefesselten heiligen Sebastian vorstellt. In der k. k. Gallerie zu Wien ist das Brustbild eines bärtigen Mannes. Sebastian del P. verlebte die größere Zeit seines Lebens in Rom, und es tragen auch die meisten seiner Gemälde den Charakter der florentinisch-römischen Schule. Nie aber erlosch seine venetianische Farbengluth, die er als Erbtheil seiner ersten mit sich in seine zweite Vaterstadt brachte. Sein Kolorit zeichnet sich indeß vor dem anderer Venetianer durch breite Lichter und eine mehr ins Ockerfarbige als Rothe fallende Mischung aus. In der letzteren Zeit seines Lebens malte er wenig mehr, denn Klemens VII. gab ihm die einträgliche Stelle eines päpstlichen Siegelbewahrers (Frate del Piombo), worauf sein Beiname anspielt. Seitdem beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Er † 1547 und ward in Sta. Maria del Popolo beigesetzt. N. della Casa, Hollar, R. de Lauay, Larmessin, Thomassin, Vendramini stachen nach ihm.

Pionneers (engl.), in Nordamerika die ersten Ansiedler in einem noch unkultivirten Gebiete, die den nachfolgenden Einwanderern gewissermaßen den Weg bahnen.

Pionniers (Pionniere), ein Theil des Ingenieurcorps, der vorzugsweise dazu verwendet wird, entweder den Boden und die Lokalität überhaupt zur Vertheidigung geschickter zu machen, od. um die in gleicher Absicht vom Feinde gemachten Arbeiten zu zerstören. Sie haben daher besonders die Feldschanzen aufzuwerfen, die Ueberschwemmungen auszuführen, Verhaue, Barrikaden zu bauen und wegzuräumen, Dämme, welche eine Ueberschwemmung bilden, auf feindlicher Seite zu zerstören, Brücken zu sprengen oder zu verbrennen, die Kolonnenwege einzurichten, gewöhnliche Wege auszubessern, im Festungskriege die Tranchéearbeiten zu leiten. Besonders ausgebildet sind die P. bei den Preußen, wo jede Kompagnie aus 3 Abtheilungen, P., Minirern und Pontonierern, besteht, und bei den Russen.

Pipa (Wabenkröte, Pipa), Reptiliengattung aus der Ordnung der Batrachier und der Familie der Froschlurche od. schwanzlosen Batrachier, charakterisirt durch den Mangel der Zunge und der Zähne, die kleinen, am Kieferrande liegenden Augen ohne Lider und Nickhaut, das unter der Haut verborgene Trommelfell, den plattgedrückten Leib, die kleinen, mit 4 an der Spitze 4spaltigen Zehen ohne Schwimmhaut versehenen Vorderfüße und die starken, 5zehigen, mit sehr entwickelter Schwimmhaut versehenen Hinterfüße. Der untere Kehlkopf ist beim Männchen sehr groß, dreieckig, knöchern. Die Lippen fehlen, und vom Kinn und der oberen Mundwinkelseite hängen beim Männchen freie Hautlappen herunter. Die Fortpflanzung geschieht, indem das Männchen dem Weibchen den eben abgesetzten Laich auf den Rücken streicht und daselbst mit seinem Samen befeuchtet, worauf das Weibchen ins Wasser geht und hier so lange bleibt, bis die Jungen ausgekrochen sind und in eigenen, oben mit einem Deckel verschlossenen Zellen der Rückenhaut, welche zu dieser Zeit krustenartig aufschwillt, ihre ganze Verwandlung (nach 82 Tagen) überstanden haben. Die surinamsche Wabenkröte (P. dorsigera, Rana P. *L.*, P. Cururuiu *Spix*, Asterodactylus P. *Wagl.*), schwarzbraun, unten heller, mit sehr plattem, kleinem, dreieckigem Kopf, 8—10 Zoll groß, lebt in Surinam und Cayenne, in Sümpfen, aber auch an dunkeln Orten der Häuser.

Pipa (Pipe), ursprünglich spanisches und portugiesisches Wein- und Oelmaß, das bei Messung portugiesischer und spanischer Weine auch in andern Ländern gebraucht wird. Die P. in Spanien und Lissabon hält cirka $6^1/_3$, in Porto $7^3/_4$ preuß. Eimer. Für Oel ist die P. in Lissabon $= 1^2/_{13}$ Weinpipen. Auch ist in Lissabon die P. ein Steinkohlenmaß von $58^3/_5$ franz. Hectolitres.

Piper, Karl, Graf von, schwedischer Staatsmann, 1645 geboren, von dunkler Herkunft, stieg durch Talente schnell empor und war unter Karl XI., dessen volles Vertrauen er besaß, bereits Staatsrath. Karls XII. Gunst erwarb er sich dadurch, daß er 1692 mit Axel Sparre auf des Königs Andeutung, daß ihm die Vormundschaft seiner Großmutter lästig sey, bei den Stän-

den es zu bewirken wußte, daß er von derselben losgesprochen wurde. Er ward darauf schwedischer Reichsrath und Oberhofmarschall, 1698 erster Minister Karls XII., den er auf allen Feldzügen begleitete. Er war es, der ihm 1708 rieth, Sachsen zu verlassen und nach Moskau zu gehen. Bei Pultawa gerieth er in harte Gefangenschaft und † zu Schlüsselburg 1716.

Piperin, ein krystallinischer, stickstoffhaltiger Bestandtheil des schwarzen und weißen Pfeffers (der Früchte von Piper longum und P. nigrum), krystallisirt in ansehnlichen farblosen und blaßgelblichen Säulen, ist geruch- und geschmacklos, schmilzt in der Hitze (bei 100°), zersetzt sich in höherer Temperatur, löst sich nicht in kaltem Wasser, in kochendem nur in sehr geringer Menge; die Lösungen reagiren neutral u. schmecken pfefferartig. Auch in Essigsäure ist es löslich.

Piperno, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, auf den Ruinen der alten Stadt Privernum, in den pontinischen Sümpfen, am Amaseno, Bischofssitz mit 3500 Einw.

Pipette, ein Instrument von Glas, mittelst dessen man Flüssigkeiten aus einem Gefäße in ein anderes bringt, ohne das Gefäß von der Stelle zu nehmen, ganz dem sogenannten Stechheber entsprechend. Es besteht aus einer unten in eine feine Spitze ausgezogenen Röhre, an der, etwa in der Mitte, eine Kugel ausgeblasen ist; beim Gebrauch wird die feine Spitze in die Flüssigkeit gesenkt, und an dem obern Ende mit dem Munde die Luft ausgezogen, wodurch die Flüssigkeit in die Kugel steigt.

Pipin (vom plattdeutschen Pipe, Pfeife), 1) Fränkische Majores domus: a) P. I. von Landen, Sohn eines fränkischen Edlen Karlmann, trug mit dem Bischof Arnulf von Metz am meisten dazu bei, daß es Chlotar II. 613 gelang, die fränkischen Reiche zu vereinigen. Unter ihm und seinen Nachfolgern Dagobert I. und Siegbert verwaltete er das Amt eines Majordomus in Austrasien, in der That aber führte er die Herrschaft über das Land. Er regierte mit Kraft und Weisheit bis an seinen Tod, 639. Sein Sohn Grimoald behauptete die Stelle eines Majordomus. Aus der Ehe seiner Tochter Begga mit Ansegisil stammte das karolingische Königshaus. — b) P. II. von Heristall, Sohn Ansegisils u. der Begga, Enkel des Vorigen, trat nach Dagoberts II. Tode 678 mit seinem Vetter Martin an die Spitze der Austrasier, die sich weigerten, Theoderich III. von Neustrien u. Burgund u. seinem gewaltthätigen Majordomus Ebroin zu gehorchen, u. wurde zum Herzog von Austrasien u. unter diesem Titel zum Regenten dieses Landes ernannt. Im Felde geschlagen, behauptete sich P. dennoch, bis nach Ebroins Ermordung 682 der neue neustrische Majordomus Waratto Frieden mit ihm schloß. Doch kam es abermals zum Krieg, in dem P. 687 die Neustrier bei Testri an der Somme, unweit Peronne, aufs Haupt schlug und sich der Stadt Paris, der königlichen Schätze und der Person des Königs selbst bemächtigte, worauf er von Theoderich als Majordomus in allen drei Reichen anerkannt wurde. Unter dem Titel eines Dux et princeps Francorum regierte er nun unter den Königen Theoderich, Chlodwig, Childebert III. und Dagobert III., und zwar wußte er sich bald allgemeines Zutrauen zu erwerben. Er führte die unter Ebroin in Verfall gekommene Sitte der Volksversammlungen auf dem Märzfelde wieder ein, kämpfte 689 und 697 siegreich gegen die Friesen, ebenso gegen die Alemannen und Bayern und † kurz nach dem Tode seines Sohnes Grimoald, den er als Majordomus in Neustrien eingesetzt hatte, im December 714. Seine Gemahlin war Plectrude, sein berühmtester Sohn Karl Martell.

2) P. der Kurze oder der Kleine, König der Franken, berühmt durch gewaltige Körper- u. Geisteskraft, war der zweite Sohn Karl Martells und erhielt in der Theilung mit seinem älteren Bruder Karlmann 741 Neustrien und Burgund. Der jüngere Bruder Gripho sollte einzelne Landschaften erhalten; doch nahmen ihn Karlmann und Pipin zu Laon gefangen, unterdrückten den Aufstand Hunolds von Aquitanien und setzten auf den seit 737 erledigten fränkischen Thron Childerich III. als letzten merovingischen Schattenkönig. Den Herzog Odilo von Bayern, der wider ihren Willen ihre Schwester Chiltrud geheirathet hatte, und den mit ihm verbündeten Herzog Theodebald von Schwaben schlugen sie 743 am Lech u. zwangen auch die Alemannen und Sachsen und 745 den Herzog Hunold von Aquitanien zum Frieden. Im Jahre 747 trat Karlmann in den geistlichen Stand, übertrug P. seine Länder und lebte, nachdem er zu Rom die Weihen empfangen, in Montecasino als Mönch. Gripho, der seine Freiheit wieder erhalten, hatte die Sachsen gegen P. unter die Waffen gerufen; doch unterwarfen sie sich, als P. mit Heeresmacht gegen sie zog; ebenso die Alemannen und die Bayern, zu denen Gripho geflohen war. Bei den Alemannen hob P. die Herzogswürde auf, in Bayern setzte er Odilo's unmündigen Sohn Thassilo als Herzog, aber unter fränkischer Oberhoheit ein, dem Gripho verzieh er. Als P. so seine Macht befestigt hatte, beschloß er, die merovingische Königspuppe vom Throne zu stoßen und ihn selbst zu besteigen. Auf einer Versammlung der Franken 751 brachte er es dahin, daß ein Bote nach Rom gesandt wurde, mit der Frage: ob Derjenige mit Recht König heiße, der sorglos daheim sitze, oder Derjenige, welcher die Last des Reiches und aller Staatsgeschäfte zu tragen habe. Papst Zacharias antwortete, es sey besser, daß Derjenige König heiße, auf dem die Regierung beruhe. In Folge dieser Antwort wurde P. auf einem Reichstage zu Soissons 752 auf den Schild erhoben und mit seiner Gemahlin Bertrade vom heiligen Bonifacius zum König gesalbt, der abgesetzte Childerich III. aber in ein Kloster bei St.-Omer und sein Sohn Theoderich in das Kloster Fontenelle in der Normandie gesperrt. Als der von Aistulf, dem König der Longobarden, heftig bedrängte Papst Stephan II. P. um Hülfe anrief, ließ dieser ihn 753 nach Ponthon zu sich kommen und sich nebst seinen Söhnen Karlmann und Karl zu St. Denys von ihm noch einmal krönen. P. zog darauf im Frühjahre 754 nach Italien. Aistulf, in Pavia belagert, verstand sich zu Allem, brach aber nach P.s Abzug seine Zusagen und belagerte den Papst in Rom. P. kehrte nun 755 zurück, zwang Aistulf zur Aufhebung der Belagerung u. Abtretung des Exarchats,

das P. dem Papste schenkte (pipinische Schenkung), und übernahm das Patriciat über die Stadt Rom. In den Jahren 753 und 757 führte er glückliche Kriege gegen die Sachsen, trieb durch die Eroberung Narbonne's die Saracenen über die Pyrenäen und machte 760—68 wiederholte Feldzüge gegen den unruhigen Herzog Hunold von Aquitanien. Er † den 24. Sept. 768 zu Paris, seinen Söhnen Karl und Karlmann den Thron hinterlassend.

3) P., König von Italien, Karls des Großen und der Hildegard zweiter Sohn, um 777 geboren, hieß früher Karlmann und erhielt den Namen P. erst, als er 781 vom Papst Hadrian zu Rom getauft und zum König von Italien gekrönt ward. Im Kriege gegen den Herzog Thassilo von Bayern 787 drang P. mit seinen italienischen Truppen in Tyrol ein, während sein Vater auf das Lechfeld zog. Im J. 791 zog er gegen die Avaren und gegen Benevent, das er größtentheils verheerte, 792 (793) jedoch abermals mit seinem Bruder heimsuchen mußte. In den Ring, den Herrschersitz der Avaren, drang er 796 ein und brachte die unermeßlichen Schätze derselben zu seinem Vater nach Aachen. Mit den Bayern und Longobarden verwüstete er 797 das Land der Slaven, zog 799 mit seinem Vater gegen die Sachsen und wurde 800 abermals gegen die Beneventiner gesandt. Bei Karls des Großen Theilung seines Reiches unter seine Söhne 806 zu Thionville erhielt P. Bayern und Italien. Nachdem er die Mauren aus Korsika vertrieben, eroberte er 810 Venedig und unterwarf die Herzöge Wilheran und Beatus, † aber den 3. Juli 810 an der Pest. Sein Sohn Bernhard erhielt Italien.

4) Könige von Aquitanien: a) P. I., zweiter Sohn Kaiser Ludwigs des Frommen und der Ermengard, wurde 814 von seinem Vater nach Aquitanien geschickt und in der Theilung 817 in dessen Besitz bestätigt. Zwei Jahre darauf drang er auf Befehl des Vaters in Waskonien ein und säuberte es von Rebellen; dann befehligte er 824 eine Heerabtheilung gegen die Bretonen. Ein Feldzug gegen die Saracenen endete unglücklich. Mit seinem Bruder Lothar empörte er sich 830 gegen den Vater, ließ viele Anhänger desselben einkerkern, nahm ihn selbst gefangen und überlieferte ihn seinem Bruder. Indessen wurde der Kaiser auf dem Reichstage zu Nymwegen wieder frei und P. nach Aquitanien entlassen. Auf dem Reichstage zu Thionville im Herbst 831 erschien er nicht und floh, als er deshalb vom Vater zu Aachen kalt empfangen wurde, aus der kaiserlichen Pfalz in sein Reich zurück. Auf der Versammlung zu Limoges abgesetzt und mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in die Haft des Vaters gegeben, entkam er auf dem Wege nach Trier und kehrte nach Aquitanien zurück, wo unterdessen Karl dem Kahlen gehuldigt worden war. Im Jahre 833 vereinigte er sich mit seinen Brüdern Lothar und Ludwig gegen den Vater, der auf dem Rothfelde in die Gewalt der Söhne fiel. Von Ludwig von Bayern aber umgestimmt, versammelte P. im Frühling 834 seine Getreuen an der Loire, um den unglücklichen Vater zu befreien, der indeß bald darauf durch Unterhandlungen frei wurde. In einem neuen Streite mit Lothar stand P. auf des Vaters Seite und ließ sich auch von diesem bewegen, alles den Kirchen Entzogene zurückzugeben. Er † den 13. Dec. 838. Von seiner Gemahlin Ingeltrud hinterließ er zwei unmündige Söhne, P. und Karl.

b) P. II., des Vorigen Sohn, wurde nach seines Vaters Tode 838 von einem Theile der Aquitanier zum König erwählt, während die andern in Folge kaiserlichen Befehls Karl den Kahlen als König anerkannten. Nach des Kaisers Tode 840 überzog P. dessen Gemahlin, Judith von Aquitanien, mit Heeresmacht, ward aber geschlagen und verlor auch seinen Bundesgenossen, den Herzog Bernhard von Septimanien, den Karl der Kahle auf seine Seite zog. Mit seinem Oheim Lothar schlug er 841 die große Schlacht bei Fontenai gegen Karl, ward aber hier, sowie in mehren andern Feldzügen geschlagen, bis er am 7. Juni 844 dem Heere Karls im ecolesimer Gau eine große Niederlage beibrachte. Doch leistete er, da die vereinigten Brüder Lothar, Ludwig und Karl ihm mit Krieg drohten, 845 zu Fleury Karl den Lehnseid. Als P. sich bei den Einfällen der Dänen 848 zu unthätig bewies, wählten die Aquitanier Karl zum Könige, nahmen aber P. wieder an, als Karl im Februar 850 das Land verließ. Im Jahre 852 wurde P. vom Grafen Lancius von Waskonien gefangen, von Karl nach Francien gebracht und im Kloster des heiligen Medardus zu Soissons zum Mönch geschoren. Als er aber 854 nach Aquitanien zurückkehrte, strömte der größte Theil seines Volkes ihm zu, verließ ihn aber 856 wieder, um Karl zum König zu wählen. Der Verlassene verband sich nun mit den dänischen Seeräubern, erhielt zwar Aquitanien zurück, verlor es aber auch wieder an Karl den Jüngern, schloß sich darauf dem Grafen Rodbert und den Bretonen an und vereinigte sich 864 mit den Normannen. Durch List von dem Herzog Ramnulf von Aquitanien gefangen, ward er auf der Reichsversammlung zu Pistres im Juli 865 als Verräther des Vaterlandes und abtrünniger Christ zum Tode verurtheilt, aber nach Senlis in lebenslängliche Haft gebracht, wo er †.

Pippel (Nestflüchter), zweite Hauptabtheilung der Vögel, alle diejenigen umfassend, deren Junge sehend und befiedert aus dem Eie kommen, nicht geätzt werden, sondern bald herumlaufen und ihr Futter selbst suchen. Füße und Schnabel sind verschieden gestaltet, letzterer meist stumpf, mit sichtbaren, von der Wurzel entfernten Nasenlöchern. Diese Vögel fliegen wenig, sondern schwimmen oder gehen mehr, und zwar schreitend, schlafen meist stehend oder sitzend auf der Erde oder einem dicken Ast, nicht auf Zweigen, die umklammert werden müssen. Es gehören hierher die Hühner-, Lauf-, Sumpf- und Schwimmvögel.

Pips, Krankheit der Hühnervögel, s. Huhn; bei den Menschen ein katarrhalischer, mit Anschwellung der Halsdrüsen verbundener Zustand.

Piquant (v. Franz.), stechend, scharf, beißend; anzüglich, stark, reizend, in körperlicher sowohl, als geistiger Beziehung, z. B. eine piquante Sprache und ein piquanter Witz. Sich piquiren, auf etwas erpicht seyn; piquirt, s. v. a. gereizt, empfindlich &c.

Pique, Fluß im französischen Departement

Obergaronne, entspringt in den Pyrenäen, fließt von Süden nach Osten und mündet nach 6 Lieues langem Lauf bei St. Beat in die Garonne.

Piqué, starkes Gewebe von Baumwolle, bei welchem die Figuren des Musters etwas erhaben sind, so daß es fast das Aussehen hat, als wäre das Zeuch durchnäht. Dies wird durch die doppelte Kette bewirkt, wovon die untere aus grobem, die obere aus feinem Garne besteht. Man hat aber auch platt gearbeiteten P. Der P. wird auch oft gefärbt und bunt gedruckt; auch gibt es seidenen und halbseidenen P.

Piquet, s. Piket.

Piqueur, s. Parforcejagd.

Piräeus, Hafen von Athen (s. d.).

Piranesi, 1) Giambattista, Zeichner, Architekt und Kupferstecher, 1707 zu Rom geboren, lernte zu Mailand Zeichnen und die Anfangsgründe der Baukunst, widmete sich dann in seiner Vaterstadt der Archäologie und † 1778. Unter seinen zahlreichen Werken ist sein großes Prachtwerk: „Le Antichità Romane“ (4 Bde., mit 218 Blättern, Rom 1756, neue Aufl. 1786), ausgezeichnet durch treffliche malerische Darstellungen, aber hinsichtlich der darin enthaltenen antiquarischen Angaben unzuverlässig.

2) Francesco, Sohn des Vorigen, 1756 zu Rom geboren, setzte die von seinem Vater begründete Kunsthandlung fort und vermehrte die Zahl der von demselben begonnenen Werke. Er war schwedischer Geschäftsträger, 1798 Minister der Republica Romana in Paris, kehrte noch einmal nach Rom zurück, wurde dann in Neapel auf der Reise nach Frankreich verhaftet, auf Napoleons Fürsprache aber freigegeben. Er ging nun mit seinen Kunstschätzen nach Paris, wo er 1810 †.

3) Peter und Laura, Bruder und Schwester des Vorigen, stachen ebenfalls in Kupfer und vereinigten ihre Kräfte mit denen des Bruders. Peter kehrte später von Paris nach Rom zurück, wo er unter Anderem T. Piroli's Abbildungen von Basreliefs herausgab. Laura radirte in einer gefälligen Manier Ansichten römischer Monumente.

Pirano, Stadt auf der österreichisch-illyrischen Halbinsel Istrien, am Meerbusen von Triest, auf einer Halbinsel am Meerbusen Largone, hat eine im mittelalterlichen Styl erbaute geräumige Hauptkirche mit einer alten, ein Oktogon bildenden Taufkapelle, in welcher eine römische Urne zum Taufbecken dient, ein Minoritenkloster und ein Rathhaus, beide mit sehenswerthen Gemälden, einen Hafen Della Rosa (Porto Glorioso), einen der sichersten Landungsplätze in Istrien, ein Kastell, eine Hauptschule, Wein- u. Oelbau, Schiffsbau, Seeschifffahrt, Fischerei, Salzbereitung, Handel mit Salz, Wein, Oliven ꝛc. und 9000 Einw. Das Seesalz, welches hier im Valle de Sicciole gewonnen wird (jährlich an 300,000 Centner), ist das beste des ganzen Küstenlandes. Die Salinen, meist Privateigenthum, waren schon im 13. Jahrhundert bekannt, werden aber erst seit 1814 mit größerer Sorgfalt kultivirt. P. ist sehr alt und behauptete sich nach dem Untergange des römischen Reichs als eine der ansehnlichsten Gemeinden Istriens. Von den Venetianern 1283 erobert, blieb es Venedig treu und kämpfte mit seiner Flotte 1380 für Capo d'Istria. Am 20. Jan. 1810 wurde es von den Briten beschossen. Unter der österreichischen Regierung hat sich die Stadt sehr gehoben. P. ist die Vaterstadt des berühmten Violinisten Tartini.

Piraten, s. v. a. Seeräuber; **Piratik**, s. v. a. Seeräuberei.

Pirates, hinterindische Inselgruppe, zum Reiche Anam gehörig, im Meerbusen von Tunkin, war sonst gewöhnlich der Aufenthalt von Seeräubern.

Piremedi (Pramiti), Stadt in der europ.-türkischen Provinz Albanien, Sandschak Avlona, an der Vojussa oder Voniza, ist schön und modern gebaut, mit einem festen, mit Bastionen und Kasematten versehenen, von Ali Pascha gebauten Schlosse, einem Palast für den Wessir, 2 Moscheen und 2 Kirchen, lebhaftem Handel und 4000 Einw.

Piriac, Flecken (Dorf) im französischen Departement Loire inférieure, Bezirk Savenay, an der gleichnamigen Landspitze, hat Seebäder, eine Zinnmine und 1140 Einw.

Piriatin (Pürätin), Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Pultawa, nordwestlich von Pultawa, rechts am Udai, mit 1500 Einw.

Piristina (Pristina), Stadt und Festung in der europ.-türkischen Provinz Serbien, auf einem Berge an der kossower Ebene, Sitz eines griechischen Bischofs und der Aufsichtsbehörde über die Bergwerke von Uskub und Kostendil, treibt lebhaften Handel und hat 10,000 Einw. Zwischen P., Kossowa und Veldschterin liegt das in der serbischen Geschichte durch mehre Schlachten berühmte kossower oder Amselfeld.

Pirithous, Sohn des Zeus und der Dia, der Gemahlin des Irion, auch Sohn des Letzteren genannt, König der Lapithen in Thessalien, vermählte sich mit Hippodamia, einer Tochter des Lapithen Atrax. Bei dem Vermählungsfeste entspann sich der berühmte Kampf zwischen den Centauren und Lapithen. Von Wein berauscht, gab Eurytion (oder Eurytus) dazu Veranlassung, indem er der Hippodamia Gewalt anthun wollte, oder nach Virgil Mars, weil er allein von den Göttern nicht zum Feste eingeladen worden. Der Schauplatz des blutigen Kampfes war am Fuße des Pelion. Die Centauren kämpften mit Baumstämmen, während die Lapithen ordentliche Waffen führten. Erstere zogen den Kürzeren u. wurden vom Pelion herab in das wüste Gebiet der Aethiker verjagt. Der Kampf ward öfters von Künstlern zum Gegenstand der Darstellung gewählt; so sah man denselben im Tempel des olympischen Zeus zu Elea u. an den Metopen des Parthenons zu Athen abgebildet. Späteren Ursprungs, als dieser Mythus, scheint die Sage von des P. und Theseus Freundschaft zu seyn. P. hatte öfters des Theseus Thaten preisen hören und wünschte ihn kennen zu lernen. Er ging daher nach Attica und trieb dem Theseus einige Rinder hinweg, ward aber von Letzterem, wie er gewünscht hatte, verfolgt, ging ihm entgegen und gab ihm die Rinder unter Eröffnung seiner Absicht wieder zurück. Nachdem Einer des Andern Geschicklichkeit und Stärke erprobt hatte, schlossen sie ein enges Freundschaftsbündniß mit einander. Theseus

focht bei des P. Vermählungsfeste mit gegen die Centauren, und zum Dank dafür war ihm der Freund bei der Entführung der Helena aus Sparta behülflich, wogegen Theseus ihm wieder versprach, ihm zur Erlangung einer eben so ausgezeichneten Schönheit zu helfen. Er begleitete daher den P. in die Unterwelt, um ihm bei der Entführung der Persephone beizustehen. Als sie sich aber auf diesem gefährlichen Gange ermüdet niedersetzten, vermochten sie nicht wieder aufzustehen und blieben auf ewig sitzen. Nach Anderen ward Theseus durch Hercules wieder befreit, als dieser den Cerberus aus der Unterwelt heraufholte. Hercules wollte auch den P. befreien, als er aber dessen Bande lösen wollte, erbebte die Erde, worauf er von seinem Beginnen abstand. Nach Andern gelang zwar des P. Befreiung, doch war derselbe so fest an den Felsen angewachsen, oder mit 300 Ketten angefesselt, daß, als er losgerissen ward, seine Hinterbacken auf dem Felsen sitzen blieben, wovon er fortan Apygos hieß. P. hatte mit Theseus zu Athen ein Heroon.

Piritu, 1) westind. Gruppe kleiner Inseln im Antillenmeer. — 2) P. (Nostra Senhora de la Concepcion de P.), Flecken im südamerikanischen Staat Venezuela, Provinz Barcelona, mit 1600 Einw., ist Hauptmissionsanstalt der Franciskaner in dieser Provinz, wurde 1656 angelegt und zählt 40 davon abhängige Missionsorte mit 12,000 bekehrten Indianern.

Pirkheimer (Pirkhaimer), **Wilibald**, berühmter nürnberger Rathsherr, aus einem alten, reichen Patriciergeschlechte Nürnbergs, war den 5. Dec. 1470 zu Eichstädt geboren. Der Vater, Johann P., seit 1467 Konsulent der Stadt Nürnberg, zugleich aber auch von Eichstädt, Bayern und Oesterreich, stand eben sowohl als gewandter Staatsmann, wie als Freund u. Kenner der klassischen Literatur in großem Ansehen. Er nahm den Sohn, der von Anfang an viel Geist und Verstand zeigte, frühzeitig mit auf seine Geschäftsreisen, um ihn mit der Welt bekannt zu machen. Der wissenschaftliche Unterricht wurde dabei nicht versäumt und mit besonderem Eifer auch Musik getrieben. Im 18. Lebensjahre trat der junge P. in die Dienste des Bischofs von Eichstädt und verlebte hier zwei Jahre in fast ununterbrochenem Kriegsdienste. Gern wäre er auch dieser Beschäftigung auf einem größeren Schauplatze unter den Fahnen Maximilians von Oesterreich treu geblieben, wenn ihn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmann bilden wollte, dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. P. lag in Padua und Pavia 7 Jahre lang den juristischen Studien ob und legte hier zugleich den Grund zu der vielseitigen Bildung, wodurch er sich später unter seinen deutschen Zeitgenossen auszeichnete. Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg wurde er in den Rath gewählt u. bald mit mehren wichtigen Gesandtschaften betraut. Im J. 1499 ernannte ihn der Senat zum Anführer der Truppen, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser zu dem Kriege gegen die Schweizer zu senden hatte. Diesen für die kaiserlichen Waffen unglücklichen Krieg hat uns P. selbst beschrieben in der „Historia belli Suitensis“, einer der bedeutendsten historischen Schriften aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Der Kaiser war aber mit den Diensten P.s in dem Maße zufrieden, daß er ihn bald nachher zum kaiserlichen Rath ernannte. Im Jahre 1501 trat P., um völlig ungestört sich den Wissenschaften widmen zu können, aus dem Rathe und lebte nun 3 Jahre als Privatmann. Trotz seines Widerstrebens wurde er 1504 wieder in den Rath gezogen und abermals mit wichtigen Gesandtschaften betraut, da ihn sein feiner Takt, sein scharfer Blick, sowie seine bedeutende Rednergabe hierzu ganz vorzüglich geeignet erscheinen ließen. Neue Beschuldigungen neidischer Gegner, gegen welche er sich in einem eigenen Schriftchen (1511) zu vertheidigen für nöthig fand, bestimmten ihn wieder zu dem Entschluß, aus dem Rathe zu treten; allein sein Entlassungsgesuch wurde nicht angenommen, vielmehr wurden ihm noch 1511 und 1512 zwei wichtige Gesandtschaften auf die Reichstage zu Trier und Köln anvertraut. Wir finden ihn dann von dieser Zeit an bis 1522 ununterbrochen im Rathe; nur die letzten 8 Jahre seines Lebens verlebte er wieder als Privatmann. Er † den 22. Dec. 1530. P. bildete einen jener literarischen Mittelpunkte, welche zu Ende des 15. u. zu Anfang des 16. Jahrh. die Kräfte der jüngern Generation um sich sammelten, theils ermunternd, theils Unterstützung gewährend. In Nürnberg selbst erwarb er sich großes Verdienst um das Schulwesen, indem er als Inspektor der Schulen auf eine bessere Gestaltung des ganzen Unterrichtswesens hinwirkte. Unter seiner Protektion nahm aber auch die nürnberger Typographie ihren hohen Aufschwung. Die Reformation fand an ihm einen rüstigen Beförderer. Sein Haus war der Versammlungsort der Gelehrten, und er stand mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen, Albrecht Dürer, Konr. Celtes, Reuchlin, Hutten, Spalatin, Erasmus u. A., in lebhaftem und engem Verkehr. P.s Wirksamkeit war weniger die des Schriftstellers, als eine unmittelbare, praktische, darum nicht minder einflußreiche. Von P.s Schriften nennen wir hier, außer der schon erwähnten „Geschichte des Schweizerkrieges“ von 1499 (von E. Münch übersetzt und mit P.s Biographie begleitet, Basel 1826) u. dem „Briefwechsel“, seine Arbeit über die „Frühere Geschichte Deutschlands“, eine Feststellung der Wohnsitze der alten deutschen Völker, dann sein „Lob des Podagra“ (1521), endlich seine „Apologie Reuchlins gegen die Kölner“ (1517). Die älteste Biographie P.s ist von Imhof; seine gesammelten Schriften gab Goldast heraus (Frankfurt 1610). Vergl. Mayer, P.s Aufenthalt zu Neunhof, von ihm selbst geschildert, nebst Beiträgen zu dem Leben seiner Schwestern und Töchter, Nürnberg 1828, und: Zum Andenken P.s, das. 1828; Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, mit besonderer Rücksicht auf Wilibald P., Bd. 1, Erlangen 1841. Ueber Charitas P., Schwester P.s, geboren 1464, † 1532, schrieb Münch (Nürnberg 1826).

Pirmasens, Stadt in der bayerischen Rheinpfalz, hat ein Schloß, 3 Kirchen, eine Synagoge, lateinische Schule, ein Landkommissariat, Friedensgericht, Forst- und Rentamt, eine Steuerkontrole, Post, 2 evangelische und eine katho-

lische Pfarrei, eine Salzfaktorei und 5700 Einw., welche musikalische Instrumente, Tabak, Strohhüte und Schuhwerk fabriciren. P. gehörte sonst zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg und war Residenz des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Hier auf der naheliegenden Husterhöhe am 14. Sept. 1793 Schlacht zwischen den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig u. den Franzosen unter Moreau. Letztere wurden bis an die Saar zurückgeworfen und hierauf sogar die weissenburger Linien, eine für unüberwindlich gehaltene Verschanzung der Franzosen zwischen Weissenburg und Lauterburg, durch die vereinten Kräfte der Oesterreicher und Preußen am 13. Okt. erstürmt.

Pirna, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, $2^1/_4$ Meilen südöstlich von Dresden, am linken Ufer der Elbe, in die hier die Gottleube mündet, hart am Rande der sächsischen Schweiz, in einer herrlichen Gegend, ist meist regelmäßig und massiv, aber eng u. ziemlich alterthümlich gebaut u. hat nur noch 2 Thore, sowie Reste der hohen Mauern, anstatt der Festungswerke aber Alleen und Gärten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus, die schöne Hauptkirche, 1502—46 erbaut, mit buntgemalten Fensterscheiben und 2 Orgeln, und die Kloster- oder Spitalkirche, welche zu dem daselbst 1301 gestifteten Dominikanerkloster (dessen reiche Bibliothek an die Universität Leipzig kam) gehörte und 1686 in besseren Stand gesetzt wurde. Die südliche Vorstadt enthält die Nikolaikirche auf dem Friedhofe, das große Postgebäude, ein Sandsteinröhrenbohrwerk an der Gottleube, eine Steingut- oder vielmehr Porzellanfabrik, welche besonders Apothekerbüchsen liefert und viele Menschen beschäftigt, und ein Waisenhaus, 1814 errichtet u. für 80 Waisen aus dem gesammten meißnischen Kreise unterhalten, mit einer Freischule. An die Stelle des ehemaligen Lyceums sind eine Knaben- und Mädchenschule, eine Armen- u. Fabrikschule getreten; auch hat die Stadt ein gut fondirtes Hospital und andere wohlthätige Anstalten. Sie ist ferner der Sitz eines Justiz-, Rent-, Untersteuer- und Postamts und hat eine Buchdruckerei (mit Wochenblatt), 2 Buchhandlungen, Schiffsbauwerfte, eine Runkelrübenzuckerfabrik, 2 Kattunfabriken, beträchtliche Gerbereien, Strumpfwebereien, Töpfereien, starke Bierbrauerei, geringen Wein-, dagegen bedeutenden Obst- und Hopfenbau, Schifffahrt, lebhaften Material-, Kalk- und Sandstein-, Getreide-, Ziegel- und andern Elbhandel und 7000 Einw. Auf einer vorliegenden Ecke des Elbsandsteingebirgs baute Kurfürst August 1573 an der Stelle der uralten Burg Pirna, die schon in Urkunden von 1292 und 1299 als eine Grenzveste der meißnischen Markgrafen vorkommt, das große und feste Schloß Sonnenstein, welches lange für wichtiger als der benachbarte Königstein galt und zum Staatsgefängnisse diente, wo unter Andern Patkul (s. d.) saß. Im 30jährigen Kriege wurde es von den Schweden vergebens belagert, während P. selbst erstürmt ward. Im 7jährigen Kriege ward es von den Preußen 1758 erobert und geschleift. Als Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und den dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten andere Sitze angewiesen werden mußten, ward der damit verbundenen Irrenanstalt das Schloß Sonnenstein eingeräumt; am 8. Juli 1811 ward die Anstalt unter der ärztlichen Leitung des Dr. Pienitz eröffnet. Die Kriegsunruhen von 1813 brachten sie der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß neu befestigten und bis in den November gegen die Verbündeten behaupteten. Nach der Uebergabe wurde es aber wieder in Stand gesetzt, und schon im Februar 1814 konnten viele Kranke zurückkehren. Die Anstalt gehört zu den umfassendsten und berühmtesten Irrenanstalten Deutschlands und ist hauptsächlich für heilbare Irre bestimmt; diejenigen, die für unheilbar befunden werden, erhält das Irrenhaus Kolditz, ehemals Waldheim. Die Zahl der Kranken in der öffentlichen Anstalt beträgt gewöhnlich über 200, und die Einrichtung des Hauses und physische und psychische Behandlung der Kranken sind musterhaft. Am Fuße des Schloßbergs liegt die Mineralquelle Erlenpeter. P. war früher von den Slaven besetzt und wurde diesen von den Deutschen abgenommen. Kaiser Heinrich I. trat es 933 dem Bisthum Meißen ab. In der Folge kam es an Böhmen und 1249 als Heirathsgut der Prinzessin Agnes an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen; aber Albert der Unartige verkaufte es wieder an das Bisthum Meißen, und dieses ließ es wieder an Böhmen ab. Indeß versetzte es König Wenzel an den Markgrafen Wilhelm den Einäugigen (1404), und da es nicht wieder eingelöst wurde, verblieb es seitdem bei Kursachsen, das 1459 im egerschen Vertrag das wirkliche Besitzrecht darüber erhielt. Schon in sehr früher Zeit hatte P. Stapelgerechtigkeit erlangt, was dazu beitrug, daß es sich im Mittelalter zu einer der ansehnlichsten Städte Sachsens erhob. Durch Krieg und Pest sank es in der Folge von seiner Blüthe herab. Im Jahre 1634 wurde hier der Vertrag zwischen Sachsen und dem Kaiser geschlossen, der den prager Frieden einleitete. Entsetzliche Leiden hatte die Stadt durch die Schweden unter Banner 1639 zu erdulden, der sie am 23. April einnahm. Auch im 7jährigen Kriege litt sie bedeutend, wo in ihrer Nähe die sächsische Armee von den Preußen gefangen, sowie im Kriege von 1813, wo die Stadt von den Franzosen besetzt wurde.

Pirnatza, Fluß in Morea, entspringt auf den mainotischen Gebirgen, am Hellenitza, fließt gegen Süden, mündet in den Meerbusen von Koron; der alte Pamisus.

Pirnitz (Brtnice, Brtnica), Marktflecken im österreich.-mährischen Kreis Iglau, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, hat ein altes Schloß, eine Pfarrkirche, Synagoge, Kattun- und Tuchfabriken und 3460 Einw., darunter 420 Juden.

Piroguen, die größeren, meist nur mit Rudern versehenen Fahrzeuge der Wilden, welche bisweilen 50 Menschen fassen können, bestehen aus einem einzelnen, durch Feuer ausgehöhlten Baumstamme, oder sind aus einem hölzernen Gerippe zusammengesetzt und mit rauhen Thierfellen oder mit Baumrinde überzogen. Die kleinen Fahrzeuge heißen Kanots, in Guinea Pipris. Die malayische Proa ist eine eigenthümliche Gattung der P. Ihre eine Seite ist näm-

lich rund, und dicht am Borde steht der Mast; die andere Seite ist dagegen vollkommen gerade und bleibt stets vom Winde abgekehrt, so daß man nur durch Umwenden des Segels hin und wieder fährt. Die Proa segelt sehr schnell.

Pirol (Oriolus *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Pfriemenschnäbler oder eigentlichen Sänger u. der Gruppe der Drosseln, charakterisirt durch den starken, kaum merklich gebogenen, hochrückigen Schnabel mit etwas überhängender, gezähnter Spitze, den abgestutzten Schwanz und die kurzen, starken Füße, woran die äußere und mittlere Zehe bis zum ersten Gelenk verwachsen ist, ungesellige Vögel, die sich von Beeren und Insekten nähren. Der P. oder die Goldamsel (O. galbula *L.*, Golddrossel, Pfingstvogel, Kirschvogel) ist ein schöner Vogel, der in Südfrankreich, Italien und Griechenland sehr häufig ist, bei uns aber als Zugvogel erst im Mai ankommt und im August wieder abzieht. Das Männchen ist am Körper und an der Schwanzspitze hochgelb, nur die Flügel, der Schwanz und ein Flecken unter dem Auge sind schwarz; das Weibchen ist gelbgrünlich, unterseits weißlich und schwarz gestrichelt. Das erstere läßt einen starken, hellen, flötenden Gesang ertönen und kann als Stubenvogel gehalten werden. Der P. baut zwischen den äußersten Gabelenden dünner Zweige ein künstliches Nest aus Halmen, Pflanzenfasern 2c., ist lebhaft, sehr scheu und schwer zu schießen und zu fangen. Er frißt Insekten und deren Larven, sehr gern aber Kirschen, Weinbeeren und Feigen, woran er zuweilen nicht unbedeutenden Schaden anrichtet. Im Sommer wird er fett u. gilt dann in Südeuropa für ein schmackhaftes Gericht. Eine der europäischen sehr ähnliche Art lebt in Indien, andere in Amerika.

Piron, Alexis, französischer Dichter, den 9. Juli 1689 zu Dijon geboren, war der Sohn des als Dichter im burgundischen Dialekt bekannten Apothekers Aimé P. Nachdem er zu Besançon die Rechte studirt, ward er in seiner Vaterstadt Sachwalter, gab aber diesen Beruf wieder auf, ging nach Paris und erwarb sich als Kopist einen dürftigen Unterhalt. Seine treffenden Epigramme machten ihn allmählig bekannt, u. er wurde wegen seines Geistes und seiner Heiterkeit ein gesuchtes Glied der guten Gesellschaft, namentlich gehörte er mit Crébillon, Collé, Gallet und Gresset zu den beliebtesten Mitgliedern der Zusammenkünfte des Caveau. Als Bühnendichter arbeitete er lange Zeit für Francisque, den Unternehmer der komischen Oper, der nur Melodramen spielen durfte. Seine größeren Stücke, „L'école des pères" (1728), seine Trauerspiele „Callisthène" (1730), „Gustave Wasa" (1735) und „Fernand Cortès" (1741) fanden keinen Beifall; erst seine „Métromanie" (1738) wurde mit Enthusiasmus aufgenommen und wird noch jetzt als P.s Meisterwerk betrachtet. Sein beißender Witz gegen die französische Akademie, deren Mitglieder er „Les Invalides du Bel-Esprit" nannte, versperrte ihm den Eingang in dieselbe, um den er sich 1753 beworben hatte. Er † den 21. Januar 1771. Seine Grabschrift hatte er sich selbst verfaßt; sie lautet: „Ci-gît Piron, que ne fut rien, Pas même Académicien." (Hier liegt P., der nichts war, nicht einmal Akademiker.) Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Rigoley de Juvigny (Paris 1776, 7 Bde. u. 9 Bde.). Die anstößigen Gedichte finden sich in den „Poésies diverses d'Aléxis P." (Neufchatel 1775, London 1793) gesammelt.

Pirouette (franz.), eigentlich ein kleiner Kreisel, daher in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße; in der Reitkunst das schnelle Herumwerfen des Pferdes, so daß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife stand. Daher pirouettiren, im Kreise drehen.

Pirsch, s. Bürschen.

Pisa, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz (Compartimento Pisano) im Großherzogthum Toskana, am Arno, eine der ältesten u. prachtvollsten Städte Italiens, einst die mächtige Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, zählt jetzt aber statt der 150,000 (nach Andern 200,000) Einw., welche es im 13. Jahrhundert gezählt haben soll, kaum 22,000. Es ist der Sitz eines Erzbischofs. Der Arno bildet hier einen weiten Bogen nach Osten, in welchem die größere Hälfte der Stadt, die Domseite oder der südwestliche Theil, liegt. Vier Brücken, worunter der marmorne Ponte a Marc, verbinden beide Stadttheile. Innerhalb der Stadtmauern sind große Strecken mit Kraut- und Obstgärten bedeckt, und selbst Getreidefelder finden sich in derselben. Mit Livorno ist die Stadt durch einen frequenten Kanal verbunden. Die ehemaligen Wälle u. Gräben sind in Promenaden u. Gärten umgewandelt; doch stehen noch 3 feste Schlösser neben den alten Mauern, von denen das Kastell an der Porta San Marco das ansehnlichste ist. Die Stadt hat 6 Thore u. breite, gut gepflasterte Straßen, mehre Vorstädte und schöne, große Plätze, unter denen der Marktplatz mit der Bildsäule der Göttin des Ueberflusses, der Domplatz, einer der schönsten Plätze Italiens, die Piazza de Capallieri, Piazza de Sta. Caterina mit der Statue des Großherzogs Ferdinand zu nennen sind. Das Ufer des Arno ist mit schönen Kaien eingefaßt. Von hervorragenden Gebäuden sind außer dem großherzoglichen Palast am Arno der des einst hier residirenden Ritterordens des heiligen Stephan mit Kirche, Gemälden, Büsten und der Statue Cosmo's I., die Paläste der Lanfranchi (wo Lord Byron eine Zeit lang wohnte), der Lanfreducci 2c., die aus Marmor erbaute und mit dorischen Pilastern versehene Börse, das Hospital, das Findelhaus am Domplatze, das Zeughaus 2c. zu erwähnen. Auch zeigt man noch den Hungerthurm, in welchem Ugolino Gherardesca 1288 mit seinen Söhnen umkam. Unter den 80 Kirchen zeichnet sich der im 11. Jahrhundert von einem griechischen Architekten im byzantinischen Styl erbaute u. mit Marmor bekleidete Dom aus. Das Schiff desselben ruht auf 74 Säulen von orientalischem Granit; das Innere ist reich an alten Denkmälern, Gemälden und Kunstschätzen, der Fußboden musivisch mit Marmor ausgelegt. Unter den Gemälden zeichnen sich die heilige Genovefa von Andrea del Sarto und eine Madonna von Raphael aus; auch das Marmordenkmal des Kardinals Ilci und die Mosaiken des Chors sind treffliche Arbeiten. Dem Dome gegenüber steht das 1152

von Dioti Salvi erbaute Battisterio (Taufkapelle) oder die Kirche des heiligen Johannes, eine schöne Rotunda mit einer Kuppel, die von mächtigen Granitsäulen getragen wird und ein ungemein starkes, vielfältiges Echo bildet. Der Taufstein ist eines der ersten Meisterwerke Niccolo Pisano's, stützt sich auf Säulen von Jaspis, Porphyr und Granit und hat vortreffliche Basreliefs. Hinter dem Dome steht der berühmte, im 12. Jahrhundert von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute **schiefe Thurm** (Campanile Torro), dessen höchster Punkt an der Grundmauer eine Abweichung von 15 Fuß ergibt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht bei einer Höhe von 168 Fuß aus 7 Stockwerken und ist oben platt und mit einer Gallerie umgeben. Nach der Meinung Einiger ist der Thurm absichtlich schief gebaut; nach den neuesten Untersuchungen scheint er jedoch, wie andere Gebäude in P., nach der Meeresseite hin sich gesenkt zu haben. Daß er dessen ungeachtet keine Risse bekommen, rührt von der außerordentlich guten Verbindung seiner Materialien her. Eine Marmortreppe von 290 Stufen führt auf seine Plattform, von wo man eine herrliche Aussicht hat. Am südwestlichen Ende des Domplatzes liegt eine der größten Merkwürdigkeiten P.'s, nämlich das **Campo Santo**, ein alter, seit früher Zeit zum Begräbnisse großer und verdienter Bürger der Republik bestimmter Kirchhof, der indeß seit langer Zeit nicht mehr als Begräbnißort gebraucht wird. Ein Erzbischof von P., der gegen das Ende des 12. Jahrhunderts an einem Kreuzzuge Theil nahm, führte von dem Kalvarienberge bei Jerusalem eine ungeheure Menge heiliger Erde auf 50 Schiffen mit zurück u. kaufte nach seiner Rückkehr nach P. einen Platz zu einem Kirchhofe, wohin man die heilige Erde brachte, weshalb diese Stätte Campo Santo genannt wurde. Im Jahre 1283 wurde der Bau des Campo Santo von dem Baumeister Giovanni Pisano vollendet. Es bildet ein längliches Viereck, das bei einer Länge von 450 Fuß etwa 150 Fuß Breite hat und rings mit überwölbten, von Säulen getragenen Arkaden umgeben ist. Unter den letztern liegt eine Menge alter und neuer Sarkophage, Urnen und Monumente, und die Wände sind mit Freskogemälden von Giotto, Buffalmaco, Laurati, Antonio Veneziano, Spinello, Memmi, Orgagna und andern Meistern der in Italien damals neuerweckten Kunst geschmückt, die aber alle durch die unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli's verdunkelt werden. Ihr Anblick entzündete den Funken des Kunstgenie's Leonardo's, Raphaels und Michel Angelo's. Vergl. **Carlo Lasinio**, Pitture al fresco del Campo, Pisa 1812; **Paolo Lasinio**, Pitture al fresco del Campo santo, Florenz 1832. Außerdem verdienen Erwähnung, eben sowohl wegen ihres Baues, als wegen ihrer Kunstschätze: die Kirchen der Madonna della Spina (in zierlich gothischem Geschmack erbaut), San Girolamo, San Francesco, San Domenico, San Stefano, San Michaele de Borgia, Sta. Caterina und San Matteo. In dem Nonnenkloster San Matteo werden künstliche Blumen aus allen möglichen Materialien, aus Seidenstoff, Moos, Steinen und verschiedenen künstlichen Kompositionen, gemacht, die wegen ihrer Farbenpracht in ganz Italien bewundert werden. Die **Universität zu P.**, angeblich 1309 gestiftet, wurde durch Cosmo I. von Medici erneuert, stand in frühern Zeiten in hohem Rufe und gehört noch immer zu den besten derartigen Anstalten Italiens. Sie hat eine Bibliothek von 60,000 Bänden, eine Sammlung astronomischer Instrumente, ein schönes naturhistorisches Kabinet, eine Sternwarte, die eine herrliche Aussicht über das Meer, die Stadt und die Ebene bietet, einen botanischen Garten und ungefähr 400 Studenten. Mit der Universität sind vier Kollegien (Putaneum, Ferdinandeum, della Sapienza und de Rizzie del Pozzi), ferner ein Seminarium, ein physikalisch-medicinisches Kollegium, die Accademia Sachettiana und die Accademia Italiana verbunden. Berühmt ist die Buchdruckerei von Mollini. Der Kai am rechten Arnoufer und dieses selbst vor dem Thore di Spiagia bilden anmuthige Promenaden; am Kai steht die Statue Ferdinands I., wo das Karneval und alle 3 Jahre (am 17. Juni) der Mittelpunkt einer festlichen Erleuchtung der Stadt (la Luminada) ist. Das Theater ist gut gebaut. Die Luft ist, bis auf einige Monate, sehr gesund, doch drückt bisweilen der Scirocco. Gutes Trinkwasser kommt vermittelst einer vortrefflichen Wasserleitung vom Berge Asciano in die Stadt. Die Pisaner leben meist von den Fremden, welche durch das schöne Klima und die weltberühmten Bäder (s. unten) hierher gezogen werden, sowie auch von der Universität und den reichen, ihre Einkünfte hier verzehrenden Grundeigenthümern der Umgegend. Das weibliche Geschlecht von P. zeichnet sich vor allen Italienerinnen durch schöne Gesichtszüge und edle Formen aus. **Industrie und Handel** sind, obwohl durch eine nach Livorno geführte Eisenbahn unterstützt, jetzt nicht mehr bedeutend. Fabricirt werden besonders Baumwollen- und Seidenstoffe, Tuch, berühmte Kunstblumen, Glas, Korallen- und Alabasterwaaren, Vitriol 2c. Der ehemals so blühende Handel P.'s ist meist auf Livorno übergegangen. Der Hauptverkehr besteht jetzt im Handel mit Oel, das in der Umgegend gewonnen wird. Der Hafen der Stadt und die Mündung des Arno sind so versandet, daß nur Barken und kleine Küstenfahrer in den Fluß gelangen können. In der Geschichte des Handels spielt P. eine bedeutende Rolle. Es nahm, wie Genua, einen sehr wichtigen Antheil an dem ehemaligen Welthandel Italiens und war ursprünglich mächtiger, als Genua. Die erste bestimmte Nachricht von P.'s Seemacht findet sich 980, wo Otto II. Schiffe von P. zu seinem Zuge nach Unteritalien nahm. Damals hatte die Republik in der Mündung des Arno einen, wenn auch nicht großen, doch sichern Hafen. P.'s Seemacht versuchte sich zuerst gegen die seeräuberischen Araber von Sardinien, welche 1005 P. überfielen. Später bekämpfte es dieselben in Verbindung mit Genua, vertrieb sie von Sardinien, griff sie 1035 sogar in Afrika selbst an, bedrohte Karthago und hierauf sogar Bona. Am Ende des 11. Jahrhunderts kriegten die Pisaner mit dem Fürsten des Raubstaats Tunis, bemächtigten sich mehrer Städte

und erzwangen besonders durch die Einnahme der Hafenstadt Almadia außer einer Geldentschädigung die Befreiung der Christensklaven. Diese Unternehmungen hoben das Ansehen des Freistaats P. und breiteten zugleich dessen Handelsverkehr aus. Pisanische Kaufleute handelten zu Palermo auf Sicilien, fuhren nach Afrika und wußten sich auch zu Konstantinopel dieselben Handelsprivilegien zu verschaffen, welche andere Handelsstaaten daselbst genossen. In dieser Zeit öffnete P. seinen Hafen den Schiffen aller Völker, mochten sie Christen, Mohammedaner oder Juden seyn, und gewann durch diese klug berechnete Handelsfreiheit bald einen Reichthum, der schon in den letzten Decennien des 11. Jahrhunderts sprüchwörtlich war und fortwährend wuchs. Bei diesem günstigen Stande seiner Zustände konnte P. mit um so nachdrücklichern Kräften an den Kreuzzügen Theil nehmen. Diese thätige Theilnahme war die Ursache, daß P. in den syrischen, von den Kreuzfahrern eroberten Städten bedeutende Handelsfreiheiten erhielt, die ihnen durch besondere Urkunden bestätigt wurden. Joppe, Acre, Tripoli, Antiochia, besonders Tyrus wurden ihre vorzüglichsten Handelsplätze in Syrien, wo sie Grundbesitz, Bazars, Waarenmagazine, eigene Backöfen, Zollfreiheit und eigene Gerichtsbarkeit hatten. Vor allen scheint jedoch Tyrus ihr Hauptstapelplatz gewesen zu seyn, denn dort hatte die religiöse Gewerbe- und Handelsgesellschaft (Societas Humiliorum) ihren Sitz, die schon in den letzten Decennien des 12. Jahrhunderts erwähnt wird, sich ausschließlich mit der Wollenweberei beschäftigte und darin so Vorzügliches leistete, daß ihre Tuche sehr gesucht wurden. Da P. aber von Süden und Westen immer noch von arabischen Seeräubern beunruhigt ward, so predigte 1113 der pisanische Erzbischof einen Kreuzzug gegen die Araber auf den Balearen. Während dieses Unternehmens, das erst 1115 beendigt wurde und durch welches Iviza und Majorka erobert wurden, knüpften die Pisaner friedliche Verbindungen mit den Grafen von Montpellier, Narbonne, Barcelona und andern französischen und spanischen Großen an. Kaum hatte P. einige Jahre Frieden genossen, so wurden kirchliche Angelegenheiten die Veranlassung zum Ausbruch der Rivalitätsfeindschaft Genua's. Im Jahre 1119 griff eine starke genuesische Seemacht P. an und fügte dessen Besitzungen in einem 14jährigen Kampfe großen Schaden zu, bis endlich der Papst 1133 den Frieden vermittelte, wodurch aber der Rivalität zwischen beiden Städten kein Ende gemacht ward. Im Jahre 1150 wurde zwischen ihnen ein Vertrag geschlossen, worin Genua versprach, die Pisaner nirgend, weder zu Wasser, noch zu Lande, zu beleidigen, vielmehr zu vertheidigen. Damals verkehrten die Pisaner auch in den afrikanischen und aragonischen Seehäfen. Im Jahre 1192 wurden ihnen auch die frühern Handelsprivilegien zu Konstantinopel bestätigt; sie verloren dieselben jedoch später durch das Uebergewicht der Venetianer wieder. Im Jahre 1225 schlossen die Pisaner mit dem Sultan von Aegypten für den Verkehr zu Alexandrien und Kairo einen Handelsvertrag, und 1230 einen ähnlichen mit dem Sultan von Bugia. In Spanien gab ihnen König Alfons X. von Kastilien 1256 Zollfreiheit nebst andern bedeutenden Vorrechten. Zwölf Jahre später erhielten sie auf Sicilien durch Konrad II. besonders für Messina und Palermo wichtige Handelsrechte. Im Jahre 1265 gestattete ihnen der Sultan von Tunis, zu Bona und in den übrigen Städten seines Reiches Waarenmagazine zu haben. Indessen war dies Alles nicht im Stande, den drohenden Verfall P.'s abzuwenden. Die Saracenen hatten die Eroberungen der Kreuzfahrer in Syrien wieder gewonnen, und dadurch verloren die Pisaner ihre dortigen Märkte. Die Handelsrechte, welche ihnen der König von Cypern 1291 gab, konnten kein genügender Ersatz für jenen Verlust seyn. P. verlor gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch die Insel Korsika, sowie Sardinien durch die Genuesen. In den Kämpfen darum sank P., dessen Gebiet sich am Meer entlang von Lerici bis Piombino erstreckte, immer tiefer. Nachdem endlich seine Flotte vernichtet und der Hafen durch die Genuesen zerstört worden war, hörte es im Anfang des 15. Jahrhunderts auf, Handelsstadt zu seyn, und an seine Stelle trat Florenz (s. d.). Vier italienische Meilen von P. entfernt, am Fuße des Berges San Giuliano, liegen die berühmten, schon zu Plinius' Zeit bekannten und benutzten, von der Gräfin Mathilde wieder hergestellten pisanischen Bäder (il Bagni di San Giuliano), die in 36 Quellen von 34°—36° natürlicher Wärme hervorsprudeln, reich an kohlensaurem Gas und vitriol- wie auch salzsaurem Natrum sind, besonders in rheumatischen und gichtischen Krankheiten und gegen Leberleiden und Nervenschwäche innerlich und äußerlich angewendet werden, eine wundersame Heilkraft gegen diese Uebel bewähren und jedes Jahr zahlreich besucht werden, doch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr in der Mode waren, als gegenwärtig. Die Bäder befinden sich in einem Gehöft und theilen sich in das Bagno di Marte und Bagno della Regina. Jedes Bad hat zwei große, mit Marmor ausgelegte Bassins. In der Nähe von P. ist auch die landwirthschaftliche Anstalt San Rossori mit großen Stutereien und mit Kameelzucht. Ungefähr 200 Kameele, die noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herstammen sollen, irren hier auf weit ausgedehnten magern Weiden mit sandigem Boden in vollkommener Freiheit umher. Von da kommen die Kameele, die in Europa zur Schau herumgeführt werden. Außerdem sind in der Nähe von P.: das Bad Vicaccio, die Höhlen von Aquano und Noce, der Sauerbrunnen von Asciano, die verfallene Veste Verruculo, das großherzogliche Landhaus Caprona, das Kloster la Cortasa, die Kirche San Piedra la Grado 2c. P. ist der Geburtsort von Galilei.

P. hieß im Alterthum Pisä und war eine der ältesten und wichtigsten Städte Etruriens, der Sage nach entweder von Pelops oder von einem Theile der bei ihrer Rückkehr von Troja dahin verschlagenen Begleiter des Nestor gegründet. Im Jahre 182 v. Chr. ward sie römische Kolonie und mit Lateinern bevölkert, daher Colonia Julia Pisana genannt. Eine Stunde nördlich von der Stadt waren die Aquae Pisanae, heiße Mineral-

quellen, die indeß im Alterthum noch nicht so berühmt waren, wie in der Neuzeit. Auch gehörte ein guter Hafen zu der Stadt, **Portus Pisanus** genannt, mit einem daran gelegenen Flecken Turrita. Nach dem Untergang des weströmischen Reiches gehörte P. zum longobardischen und später zum italienischen und fränkischen Reiche und stand in der Folge unter den sächsischen Kaisern. Durch den kräftigen Freiheitssinn und den thätigen Handelsgeist seiner Bürger hob sich seine Macht so sehr, daß es in der Mitte des 12. Jahrhunderts unter den Hohenstaufen ein mächtiger, fast ganz unabhängiger Freistaat war, dessen Gebiet damals die ganze sehr angebaute und fruchtbare Maremma von Lerici bis Piombino am tyrrhenischen Meer umfaßte. Jenseits der See besaß es Sardinien und einen Theil von Korsika, über das es mit Genua fortwährend im Streite lag (s. oben). Im Jahre 1184 ward hier ein Koncil gehalten. Zu den Konsuln, welche damals an der Spitze der Republik P. standen, kam 1190 noch ein Podesta. Zu diesen aber kamen 1254 noch Capitani des Volks und zuweilen auch Capitani del Massade (Feldhauptleute der Republik). Als eifrige Ghibellinen dem Kaiser treu ergeben, geriethen die Pisaner mit den guelfisch gesinnten Städten Florenz und Lucca in blutige Fehden. Aber diese Städte und das mit ihnen verbündete Siena wurden 1252—54 besiegt und zum Frieden gezwungen, welcher Friede sich auch auf Genua bezog. Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange, indem bald der Krieg gegen Venedig und dann gegen Florenz und die Guelfen wieder ausbrach. Nachdem diese 1260 aus Florenz vertrieben worden waren, behaupteten die Ghibellinen die Oberhand bis 1267, wo sie Florenz wieder räumen mußten. Die Nebenbuhlerschaft auf Korsika und Sardinien veranlaßte 1282 einen neuen Krieg zwischen Genua und P., der vorzüglich zur See geführt wurde; in der Seeschlacht bei der Insel Molara 1288 wurden die Pisaner völlig besiegt, die Standarte von P. genommen und 29 Galeeren der pisanischen Flotte in Grund gebohrt oder erobert, ein Schlag, von welchem sich P. nie wieder erholte und in dessen Folge es in den folgenden Kämpfen alle seine überseeischen Besitzungen nach und nach verlor. Seine übrigen Feinde, die bereits früher von ihm gereizten benachbarten Städte Lucca, Pistoja, Florenz, Siena, Prato, Volterra &c., verbanden sich mit Genua, und während dieses es zur See angriff, bekämpften sie es zu Lande. Man hatte bereits die Absicht, P. zu einem bloßen Flecken zurückzuführen, da ergriff P. 1285 die guelfische Partei und entwaffnete dadurch seine Feinde. Das Haupt dieser Guelfen war Ugolino Gherardesca (s. d.), der am Ende (1288) mit zweien seiner Söhne im sogenannten Hungerthurm den Hungertod starb. Nach ihm war seit 1288 Guido, Graf von Montefeldro, ein Ghibelline, der schon früher der Republik wesentliche Dienste gegen Bologna geleistet hatte, Herr von P. In den Jahren 1290—92 bestand P. einen neuen Krieg mit Lucca, Florenz und Genua und litt dadurch, sowie durch innere Parteiungen viel. Nachdem Guido von Montefeldro 1296 in den geistlichen Stand getreten war, folgte ihm sein Sohn Friedrich in der Signoria, der 1309 die Guelfen bei Ancona schlug. Nach ihm trug P. vergebens die Signoria dem König Friedrich von Sicilien und andern Fürsten an, bis sich endlich der Ghibelline Ugoccione zum Herrn von P. aufwarf. Unter ihm gewann P. neue Kräfte. Er eroberte 1314 auch Lucca, verband dieses mit P. zu einem Staate und besiegte 1315 die Florentiner und den sie führenden Pietro, Roberts von Sicilien Bruder. Aber Ugoccione's Bedrückungen erregten bald den Unwillen der pisanischen Bürger; 1316 brach ein Aufruhr gegen ihn aus, und er wurde sowohl aus Lucca, als aus P. verjagt. Die Pisaner wählten nun den Grafen Gaddo Gherardesca von Donaratico zum Signore, und beide Städte trennten sich wieder, doch stand P. 1320 Castruccio, dem Herrn von Lucca, gegen die Florentiner bei. Nach langem, blutigem Kampfe bemächtigte sich 1322 Neri der Herrschaft in P. Nach seinem Tode (1325) und beim Herannahen Ludwigs des Bayern als deutschen Königs (1328) unterwarf sich P. dem letztern. Ludwig setzte anfangs Castruccio zum Signore ein, nahm ihm aber auf die Bitten der Bürger diese Würde wieder, gab die Signoria seiner Gemahlin und blieb selbst einen Winter hindurch in P. Graf Fazio (Bonifazio) Gherardesca erlangte 1329 großen Einfluß auf die Republik und riß 1335, als er eine Verschwörung des Adels unterdrückt hatte, unter dem Titel eines Capitano del Massade fast die Rechte eines Signore an sich. Er regierte mit Klugheit und Milde und starb 1340. Im folgenden Jahre brach ein Krieg zwischen Florenz und P. um die Oberherrschaft über Lucca aus, aus welchem P. siegreich hervorging. Bald kam es jedoch wieder zu innern Zwistigkeiten, indem die Stadt sich in 2 Parteien theilte: die ghibellinisch gesinnten Bergolini (die volksthümlich Gesinnten) und die guelfisch gesinnten Raspanti, später Maltraversi (die Aristokraten). Der Führer der erstern, die für den Augenblick im Besitz der Herrschaft waren, war seit 1348 Andrea Gambacorti unter dem Titel eines Generalkapitäns. Als er 1354 starb, folgte ihm Franz Gambacorti. Diesen ließ 1355 Kaiser Karl IV., welchem beide Parteien die Signoria übertrugen, unter dem Vorwand einer Verschwörung mit seiner ganzen Familie hinrichten, worauf er den Bischof von Augsburg zum Vikar einsetzte. Die Pisaner waren jedoch mit der kaiserlichen Regierung so unzufrieden, daß sie 1369 den Pietro Gambacorti nach 14jähriger Verbannung nach P. zurückriefen und ihm die Oberherrschaft über die Stadt übergaben. Die Republik P. blühte nun von Neuem auf und behauptete ihre Selbstständigkeit auch gegen den Kaiser. Giacomo Appiano ermordete 1392 seinen Freund Pietro und dessen Söhne und machte sich selbst zum Oberherrn von P. Ihm folgte 1398 sein Sohn Gerhard, welcher die Signoria u. P. 1399 an Giovanni Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, verkaufte. Dieser überließ die Stadt seinem natürlichen Sohne Gerhard, der sie 1406 den Florentinern, den geschworenen Feinden P.'s, abtrat. Als die Pisaner sich erhoben und den Giovanni Gambacorti, einen Neffen Pietro's, zurück-

riefen, wurde die Stadt von den Florentinern belagert, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen und durch Gewalt in Gehorsam erhalten; aber die Hälfte der Bürger wanderte aus. Im Jahre 1409 wurde hier ein zweites **Koncil** gehalten, auf welchem wider die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. ein dritter Papst, Alexander V., erwählt wurde. Als 1494 Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich auch P. unter **Simon Orlandi** gegen die Florentiner, nahm den König von Frankreich zum Schutzherrn an und erkämpfte sich mit dessen Hülfe in einem blutigen Kriege seine Selbstständigkeit und sein früheres Gebiet, sowie eine neue Verfassung, die ihm Karl VIII. gab. Die Franzosen mußten zwar abziehen, aber P. schwur, ihnen treu zu bleiben. Aber es reizte fortwährend, als ein wichtiger Stützpunkt der Macht in Italien, die Eifersucht und Herrschbegierde der benachbarten Staaten. Die Florentiner bemächtigten sich von Neuem des Gebietes von P. und begannen am 31. Juli 1499 die Stadt zu belagern. Ihre Anstrengungen scheiterten jedoch an dem Muthe und der Tapferkeit der pisanischen Männer und Frauen, so daß die Florentiner im September die Belagerung aufheben und in eine Blokade verwandeln mußten. Eben so kräftig widerstand die neubefestigte Stadt dem Eroberungsversuche Ludwigs XII. von Frankreich und zwei neuen Belagerungen der Florentiner 1504 (wo ein Versuch, den Arno oberhalb P. abzuleiten, mißlang) und 1505. Erst am 8. Juni 1509 gelang es den Florentinern, die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und zwar unter der Bedingung völliger Amnestie. Seitdem blieb P. bei **Toskana**; aber der Großherzog von Toskana bemühte sich ohne Erfolg, die verödete Stadt wieder gehörig zu bevölkern. Vergl. **Morrona**, P. illustrata nelle arti del disegno, Livorno 1812, 3 Bde.; **Derselbe**, Pregi di P., das. 1816.

Pisä, Stadt, s. **Pisa**.

Pisander, 1) aus Acharnä, Demagog zu Athen, in der zweiten Hälfte des peloponnesischen Kriegs, wird in der Komödie als ein eben so habgieriger als feiger Mensch geschildert, spielte aber in den von Alcibiades angestifteten oligarchischen Händeln eine nicht unbedeutende Rolle. Als er nebst Andern vom Hauptquartier zu Samos nach Athen gekommen war und Vorschläge zur Rückrufung des Alcibiades und zur Umgestaltung der Verfassung im oligarchischen Sinne machte, fand er anfangs wenig Gehör beim Volke, wußte aber durch Hinweisung auf die nur so zu erlangende persische Hülfe dasselbe für seine Pläne zu gewinnen. Persische Hülfe ward nun zwar den Athenern nicht zu Theil, aber P.s Helfershelfer wußten die ihnen unbequemen Volksmänner zu beseitigen und so reine Bahn zu machen, daß P. bei seiner Rückkunft zur Umgestaltung der athenischen Staatsverfassung Alles vorbereitet fand. Von ihm ging namentlich der Antrag auf Einsetzung der Regierung der Vierhundert aus, und er selbst stand nebst Phrynichus, Aristarchus und Antiphon an der Spitze derselben, entwich aber bei der bald herbeigeführten Auflösung derselben nebst andern Häuptern der oligarchischen Partei zu den Lacedämoniern nach Decelea. In der Folge ward sein Vermögen konfiscirt.

2) P., Schwager des Agesilaus, lacedämonischer Nauarch, ward von Conon (s. d.) bei Cnidus besiegt.

3) P., epischer Dichter, aus Camirus auf Rhodus, von Einigen bis in die Zeiten des Eumolpus hinaufgerückt, von den meisten Neuern um Ol. 33 angesetzt, nach Suidas Verfasser eines Gedichts „Herakleia" in 2 Büchern, wovon aber nur noch drei Verse erhalten sind.

Pisang (Musa, **Paradiesfeige**, **Banane**), Pflanzengattung aus der Familie der Musaceen, charakterisirt durch die polygamen Blüthen mit lippig-2theiligem Perigonsaum, woran die eine Lippe aufrecht, 5zähnig, die andere kürzere vertieft ist, am Grunde Honigsaft ausscheidend, 6 Staubgefäße, wovon oft 1 oder 5 verkümmert, den unterständigen, 3fächerigen Eierstock, dicken Griffel, die trichterig-keulige, kurz 6lappige Narbe und kantige, 3fächerige, vielsamige Beere. In den männlichen Blüthen sind alle 6 Staubgefäße vollkommen ausgebildet, in den unfruchtbaren Zwitterblüthen ist 1 Staubgefäß antherenlos, und in den fruchtbaren Zwitterblüthen sind 5 Staubgefäße unfruchtbar. Die Gattung begreift baumartige Gewächse, die eigentlich in Ostindien und auf den Südseeinseln einheimisch, durch Verpflanzung aber in allen heißen Ländern verbreitet sind, mit sehr großen Blättern am Ende und schmackhaften, gurkenartigen Beeren. Der **gemeine P.** (M. paradisiaca *L.*) hat einen knollenförmigen, mit zahlreichen, dicken Wurzelzasern besetzten Wurzelstock, einen straff-aufrechten, 8—15 Fuß hohen, am Grunde bis 1 Fuß dicken, nur aus den langen, um einander gerollten Blattscheiden gebildeten, auf dem Gipfel eine mächtige Blätterkrone tragenden Stamm, über ihrer Blattscheide gestielte, 6—12 Fuß lange, 1½—2 Fuß breite, längliche, an beiden Enden zugerundete, stachelspitzige, ganzrandige, dünne, hellgrüne, unterseits blässere Blätter mit einer sehr dicken, unterseits stark vorspringenden Mittelrippe und sehr genäherten, parallelen, einfachen Seitennerven, und eine überhängende, 3—4 Fuß lange, kolbenartige Blüthenähre, die unterwärts mit 12—16, von eben so vielen länglichen, spitzlichen, beiderseits violeten Blüthenscheiden gestützten 12- bis 20blüthigen Büscheln fruchtbarer Blüthen, oberwärts aber mit unfruchtbaren Blüthen besetzt ist und über diesen noch eine eiförmig-kegelige, purpurblaue, stets unentwickelte Blüthen einschließende Knospe trägt. Sämmtliche Blüthen sind stehenbleibend, weißlichgelb, an der Spitze schmuzig-röthlich; die Beere ist walzig-dreiseitig, abwärts sichelig-gekrümmt, von verschiedener Größe und Farbe; die Samen sind niedergedrückt-kugelig, mit einem stark vertieften Nabel, bei den kultivirten Pflanzen meist fehlschlagend. Dies Gewächs ist in Ostindien und auf den Inseln des indischen Meeres einheimisch und wird dort, sowie in den übrigen Tropenländern der Erde, in unzähligen Spielarten kultivirt. Der **Bananenpisang** (M. Sapientum *L.*) ist dem vorigen in der Tracht ganz ähnlich, aber der Stamm purpurroth gestreift und gefleckt, die Blätter am Grunde ungleich herzförmig, die unfruchtbaren Blüthen im obern Theile der Aehre abfällig, die länglichen

Blüthenscheiden stumpflich, die untern nur außen violet und innen grün, die Früchte ellipsoidisch, kürzer, weniger gekrümmt. Dies sind die beiden Arten, welche in der heißen Zone unter dem gemeinschaftlichen Namen P. oder Banane als zwei der gewöhnlichsten Kulturpflanzen gezogen werden. Doch ist die Kultur des Bananenpisangs weiter verbreitet, indem derselbe noch über den nördlichen Wendekreis hinaus, bis zu 30—35° der Breite, und zwischen den Tropen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere gedeiht, während der gemeine P. außerhalb der heißen Zone und selbst unter dem Aequator in einer Höhe von mehr als 3000 F. keine reifen Früchte mehr bringt. Durch die (wenigstens in Indien) schon seit Jahrtausenden fortgesetzte Kultur dieser Pflanzen sind eine große Menge von Spielarten, besonders hinsichtlich der Früchte entstanden, welche gewöhnlich völlig samenlos, aber eben darum als Nahrungsmittel höher geschätzt sind. Diese Früchte, die bei den meisten Varietäten süß, etwas mehlig, bei einigen aber auch säuerlich oder etwas herb sind, werden halb und völlig reif, roh oder auf mannichfache Weise zubereitet (gekocht, geröstet, in Butter gebraten ꝛc.) als eine sehr allgemeine und in manchen Tropengegenden als Hauptnahrung genossen. Eine Abkochung derselben mit Wasser ist ein gewöhnliches Getränk, das durch Gährung weinartig wird. Die Knospe am Gipfel der Blüthenähre gibt ein gutes Gemüse; die Blätter dienen als Tischtuch u. Teller, sowie als Sonnenschirme und Fliegenwedel, zum Einpacken von Waaren ꝛc. Aus den festen, langen Fasern der Blattscheiden werden nicht nur dauerhafte Taue und Angelschnüre, sondern auch verschiedenartige Zeuche zur Kleidung verfertigt. Die Früchte, der Wurzelstock und der Saft des Stammes sind als Arzneimittel mehrfältig im Gebrauche. Bei dieser vielfältigen Benutzungsweise erfordern die Pisangpflanzen nur wenig Mühe bei ihrer Kultur, da man nach der Fruchtreife nur den alten Stamm abzuhauen braucht, um die raschere Entwickelung der Stockknospen zu bewirken, die nach 3 Monaten schon wieder Früchte tragen. Im Durchschnitt gibt ein Pisangstamm 30—40 Pfd., nicht selten aber auch 60—80 Pfd. Früchte, und da nach dem Abhauen des alten Stammes der Wurzelstock noch dreimal im Jahre fruchttragende Stämme bringt, so können von einer einzigen Pisangpflanze in jedem Jahre durchschnittlich 1—1½ Centner Früchte gewonnen werden. Musa chinensis *Sweet*, in China, ist für die europäischen Warmhäuser die empfehlungswertheste Art, da sie Schönheit und reichlichen Ertrag wohlschmeckender Früchte mit einander vereinigt und bei einer geringen Höhe von 3 bis 4 F. in einem Alter von 18—20 Monaten schon an einem Kolben 50—80 und mehr Früchte trägt, welche bei vollkommener Reife den Geschmack der Ananas, Birnen u. Melonen in sich vereinen. Die Blätter sind länglich, an 3 Fuß lang, an beiden Seiten der Basis abgerundet, mit kurzem dicken, am Grunde scheidigem Stiele, die Blumen in herabhängender Rispe (Kolben), mit braunrothen und weißen Scheiden (Brakteen) umgeben, gelb, die Früchte bis 10 Zoll lang, in der Reife gelb. Im 2. Jahre verlangt dies Gewächs einen 2—3 Fuß weiten und eben so tiefen Kübel; übrigens pflanzt man sie gleich den übrigen Arten in eine lockere, selten fette Erde (Mistbeet- und Lauberde zu gleichen Theilen, mit ⅙ Sand und ein wenig Moorerde gemischt) mit einer starken (im Kübel 6—9 Zoll hohen) Unterlage zerstoßener Ziegelsteine, und gibt ihr reichlich Wasser, welches im Sommer bisweilen mit Schafmist oder Kuhlager gemischt werden kann. Musa coccinea *Andr.*, in China, ist eine sehr schöne, 4—5 Fuß hohe Pflanze mit 1½ bis 2½ Fuß langen, 6—10 Zoll breiten Blättern mit langen, rinnenförmigen Stielen, aufrechten, kurzen, mit prächtigen, scharlachrothen Scheiden versehenen Blüthenkolben und gelben Blumen. Ihre Kultur ist wie bei voriger Art; sie verlangt einen 12—14 Zoll weiten Topf und, wenn die Blüthen sich vollkommen schön entwickeln sollen, die Wärme eines Lohbeetes, kommt aber auch ohne untere Wärme im Topfe oder im Erdbeete oft zur Blüthe, doch muß man die überflüssigen Wurzelschößlinge zeitig wegschneiden, damit der Hauptstamm desto kräftiger werde. Der Affenpisang (M. troglodytarum *L.*), auf den Molukken, hat einen aufrechten Kolben u. wächst in Wäldern. Aus den Scheidenblättern der Kolben gewinnt man sehr feine Fäden, woraus man Zeuche macht, besonders zu Sesselüberzügen.

Pisano, 1) Niccolo, Baumeister und Bildhauer, um 1200 zu Pisa geboren, lebte u. wirkte meist in seiner Vaterstadt u. † nach 1270. In seinen frühern Werken zeigt sich ein unverkennbarer Einfluß deutscher Künstler, so namentlich in der Kanzel der Taufkirche zu Pisa, sowie in der Kanzel im Dome zu Siena, wo sich neben gothischen Verzierungen manche, obwohl gemilderte Eigenthümlichkeit des deutschen Relief- und Gewandstyls findet. Aber auch für die Antike hegte er große Verehrung; daher die vollendete Ausführung derjenigen Vorwürfe, die in der Antike Verwandtes finden, und die Schülerhaftigkeit derer, bei denen der Künstler sich selbst überlassen blieb, wie in Kreuzigungen, jüngsten Gerichten ꝛc. Cicognara beginnt mit ihm die wahre Kunstgeschichte. Für sein schönstes, sinnreichstes und wunderbarstes Bauwerk hält Vasari den Thurm von St. Niccola zu Pisa. Von wunderbarer Erfindung ist besonders die Wendeltreppe, deren Form später von Bramante im Belvedere für Julius II. u. von Bernini im päpstlichen Palast mit Verbesserungen angewandt wurde. Von Bildwerken rühmt Vasari die in Marmor ausgeführte Kreuzabnahme an San Martino zu Lucca. Treffliche Werke von ihm sind auch die achteckige Kanzel im Dome von Siena, zwar größtentheils eine Wiederholung der pisaner Kanzel, aber reicher, und der prachtvolle Sarkophag des heiligen Dominicus in Bologna. Außerdem wird er als Architekt mehrer Kirchen in Pisa, Pistoja, Volterra ꝛc. genannt.

2) Giovanni, Bildhauer und Baumeister, Sohn und Schüler des Vorigen, um 1240 zu Pisa geboren, einer der wichtigsten Repräsentanten des seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Italien überwiegend gewordenen germanischen Styls, fertigte in Perugia die Grabmäler Urbans IV., Martins IV. und Benedikts IX. und den großen Springbrunnen in Perugia. Von ihm wurde auch das berühmte Campo Santo zu Pisa angelegt. Ein kunstreiches Werk P.'s ist auch der Hauptaltar

des Domes zu Arezzo. Außer andern trefflichen Werken verfertigte er in Florenz für die Kirche Sta. Maria del Fiore die Bildsäule der Madonna mit dem Kinde, zu Bologna für die Kapelle des heiligen Dominicus einen Altar von Marmor u. eine Marmortafel mit der Madonna und 8 Figuren, für die Kirche St. Andrea zu Pistoja eine Kanzel in Marmor, die ganz in derselben Art angeordnet ist, wie die seines Vaters zu Pisa und Siena, und in fünf Feldern die Geburt Christi, die drei Könige, den Kindermord, die Kreuzigung und das jüngste Gericht darstellt, u. für die Kirche zu St. Johannes daselbst einen Weihkessel in Marmor, von 3 allegorischen Figuren getragen, ein Werk von seltener Schönheit. Im Dome zu Pisa begann er den Bau der großen Kanzel, die mit vielen, 3 Ellen hohen Figuren als Trägern und mit Säulen, die auf Löwen ruhen, geziert ist, Erfindung und Anmuth aber vermissen läßt. Zu Prato baute er im Dome die Kapelle der Cingola als Aufbewahrungsort des Gürtels der heiligen Jungfrau; auch wurde nach seiner Angabe der Dom um Vieles vergrößert und von außen mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Er † 1320 und wurde im Campo Santo neben seinem Vater begraben.

3) **Andrea**, eigentlich **Ugolino**, Bildhauer u. Baumeister, 1280 zu Pisa geboren, Schüler des Vorigen, galt besonders im Erzgusse für den ersten Meister Toskana's und ward nach Florenz berufen, um beim Bau von Sta. Maria del Fiore mitzuwirken. Seiner Hülfe bediente sich auch Gualtieri, Herzog von Athen und Tyrann von Florenz, bei seinen Bauunternehmungen; er ließ durch ihn seinen Palast zur Festung einrichten, an den Mauern der Stadt viele Thürme aufführen und das Modell zu einer neuen Festung anfertigen, welches aber nicht zur Ausführung kam, da Gualtieri 1343 vertrieben wurde. P. † 1345. An den Werken seines Sohnes **Nino**, der um 1340—60 arbeitete, vermißt man schon die edlere Einfachheit u. Größe der früheren Meister der Bildhauerschule von Pisa.

4) **Vittore**, auch **Pisanello** genannt, Maler und Medailleur, 1368 zu San Vigilio sul Lago im Veronesischen geboren, stand am päpstlichen Hofe in großem Ansehen. Mehre seiner Werke sind zu Grunde gegangen. Außer einigen sehr beschädigten Fresken zeigt man in Verona von ihm eine Madonna mit dem Kinde von großer Zartheit der Ausführung, in der Pinakothek des Rathspalastes die heilige Jungfrau im Blumengarten mit Engeln und der heiligen Katharina, in der Gallerie San Bonifacio eine Madonna mit dem Kinde, Anderes im Palaste Canossa; in der Pinakothek zu München eine heilige Jungfrau, wie sie, auf dem Kissen sitzend, das Kind auf dem Schooße hält. Berühmter wurde aber der Künstler dadurch, daß er zuerst oder als einer der Ersten Schaumünzen, Bildnisse von Fürsten und andern Personen seiner Zeit vorstellend, modellirte, in Formen abdruckte und in Metall goß, die, was Auffassung des Bildnisses, Anordnung der Figuren und schöne Behandlung des Reliefstyls betrifft, zu den vortrefflichsten Kunstdenkmälern jener Zeit gehören.

Pisatis (**Pisäa**), mittlere Landschaft der Provinz Elea im Peloponnes, nördlich an Cöleelis, südlich mit dem Alpheus an Triphylia und östlich an die arkadischen Gebiete von Heräa und Thelpusa angrenzend, in der ältesten Zeit Sitz des Oenomaus und der Pelopiden und ein Verein von acht Städten, von denen außer der Hauptstadt Pisa noch Salmone, Heraclea, Harpinna, Cycesium und Dyspontium bekannt sind. Die ältere Geschichte dieser Landschaft dreht sich meist um die Vorstandschaft bei der Feier der olympischen Spiele, welche den Eleern gegenüber fortwährend von den Pisaten in Anspruch genommen u. einige Male wirklich errungen ward.

Pisback, Raum unterhalb der Kluven (Oeffnungen für die Ankertaue) des Schiffs, mit Planken wasserdicht eingefaßt, in welchem sich das durch jene hereinkommende Spritzwasser sammelt und durch die zu beiden Seiten des P.s befindlichen Abzüge (Speigaten) wieder abfließt.

Piscataqua (**Portsmouthhafen**), Fluß im nordamerikanischen Staat Newhampshire, entspringt auf der Grenze zwischen Maine und Newhampshire aus dem East-Pondsee, vergrößert sich durch mehre Flüsse, besonders durch den Swamscott, mündet unterhalb Portsmouth in den atlantischen Ocean und bildet bei seiner Mündung eine große Bai (**Piscataquabai**), von der aus man 4 Meilen weit aufwärts fahren kann, bis zu einem großen Falle des reißenden Flusses.

Piscatorii ludi, jährlich im Juni zu Rom vom Stadtprätor für die Tiberfischer gegebene Spiele, bei welchen die gefangenen kleinen Fische dem Vulkan für Menschenseelen lebendig dargebracht wurden.

Pisces (lat.), Fische.

Pischaur (**Peschauer**, **Peshawer**), Provinz des Königreichs Lahore oder des Staats der Sikhs, ist in geographischer Hinsicht eigentlich zu Afghanistan zu rechnen, zu dem es auch in politischer Hinsicht gehörte, bis Rundschit Singh, König von Lahore, es eroberte und mit dem Staate der Sikhs vereinigte. Die Provinz P. liegt auf dem rechten Ufer des obern Indus am Ostrande des Tafellandes von Iran, zwischen Kabul und Lahore u. zwischen Kandahar u. Badakschan, im Westen von der Solimanskette, im Osten vom Indus begrenzt, und begreift das untere Thal des Kabulflusses von den Kheiberpässen an bis zu dessen Mündung in den Indus, Attock gegenüber. Dieses Thal ist eine der ergiebigsten u. schönsten Landschaften des östlichen Afghanistan; hier verschmilzt sich europäische Natur mit indischer, u. obwohl es 3000 Fuß über dem Meere erhaben ist, gedeihen in der Thalebene doch das Zuckerrohr u. andere Tropengewächse. Die Bevölkerung besteht meist aus mohammedanischen Tadschiks und Hindu's; die Zahl der Sikhs, der Beherrscher des Landes, und der zurückgebliebenen Afghanen ist weit geringer. Die gleichnamige **Hauptstadt**, mitten in der Ebene von P., südlich von Kabul, hat außer dem Bala-Hissar oder dem Schloß, einem großen Gebäude mit schönen Gärten, in welchem sonst die Könige von Kabul häufig ihren Aufenthalt nahmen, und dem Karawanserai mehre Moscheen, Wallfahrtstempel, eine berühmte mohammedanische Akademie und ist Hauptniederlage für ostindische Waaren. Vor den

innern Unruhen und den Kriegen, welche das Land in der neuesten Zeit zerrütteten, war P. durch Handel und Ackerbau blühend und zählte 100,000 Einw., während es gegenwärtig kaum noch 70,000 zählt, die aus Afghanen, Tadschiks, Persern, Hindu's, Juden und andern Völkerschaften bestehen. P. wurde im 16. Jahrhundert vom Sultan Akbar erbaut.

Pischtyan (Pöstenÿ), Marktflecken in der neutraer Gespannschaft in Ungarn, mit Schloß, verfallener Templerkirche und 3200 Einw.; im nahen Teplitz oder Klein-Pischtyan berühmte warme Bäder mit einer Temperatur von 48—50° R.

Piscidia (Fischfänger), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Bäume in Westindien und Mittelamerika. Von P. Erythrina *Jacq.*, Erythrina piscipula *L.*, gemeiner Fischfänger, jamaikanischer Kornelkirschbaum, Hundsbeerbaum, einem gegen 25 Fuß hohen mannsdicken Baum in den Niederungen Westindiens, werden Blätter, Zweige und Wurzelrinde zur Zeit des April-Vollmonds gesammelt, mit dem Rückstande von der Destillation des Rums oder mit Kalkwasser macerirt und zum Fischfange angewendet, indem man damit angefüllte Körbe im Wasser hin- und herzieht, bis ihr wirksamer Stoff herausgespült und dem Wasser mitgetheilt worden ist, wodurch dann die Fische betäubt auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen.

Piscina (lat.), bei den Römern ein Wasserbassin zur Aufbewahrung von Fischen. Anfangs waren solche Fischbehälter sehr einfach und enthielten nur süßes Wasser; bald aber ward damit der größte Luxus getrieben. Auf den Villen der Reichen entstanden ungeheure Wasserbecken, die an mehren Stellen mit dem Meere zusammenhingen. Namentlich werden die Piscinae des Hortensius, Lucullus, Hirrus u. A. gerühmt. Sie waren in verschiedene Abtheilungen getrennt je nach den Fischarten, hatten trefflich eingerichtete Abzüge, schöne steinerne Kaien und sonstige Zierden (Säulenhallen, Gartenanlagen und dergl.) am Ufer. Die niederen Dienste dabei verrichteten die Piscatores, meist Sklaven, unter Aufsicht der Piscinarii, welche bloß für die Wartung der Fische Sorge trugen. Im uneigentlichen Sinn heißt auch ein großes, zum Baden und Schwimmen bestimmtes Bassin P.

Pisciotta, Flecken in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, am tyrrhenischen Meer, hat 3100 Einw., welche starke Fischerei (Thunfische u. Sardellen), Wein-, Obst- u. Olivenbau treiben.

Piscopi (Tilo, Telos), Insel im asiat.-türk. Ejalet Anatolien, Sandschak Rhodus, im ägäischen Meer, mit gutem Hafen, ist von Griechen bewohnt, die Ackerbau und Viehzucht treiben. Dabei die Klippe Madonna, die ihren Namen von einer der Maria gewidmeten Kapelle hat.

Pisébau (Pisé, franz., Stampfbau), eine eigenthümliche Bauart aus Lehm oder Erde, welche sich von dem gewöhnlichen Lehmbau besonders dadurch unterscheidet, daß der Lehm nicht bloß aufgeknetet, sondern aufgestampft wird (woher der Name), und die sowohl bei einzelnen Mauern, als ganzen Gebäuden ihre Anwendung findet. Als Material zum P. sind alle Erd- und Lehmarten geeignet, mit Ausnahme des zu dürren Sandes u. zu fetten Thones; am geeignetsten ist in der Regel der Feuchtigkeitsgrad der Erde, wie man denselben einige Fuß unter der Erdoberfläche antrifft. Das Fundament eines aus gestampfter Erde zu erbauenden Hauses wird am zweckmäßigsten aus Steinen errichtet, was namentlich bei feuchtem Boden unerläßlich ist, während man in trockener, hoher Lage und wenn die Dachtraufe völlig unschädlich gemacht wird, den P. auch von Grund aus aufführen kann. Die Aufführung der Pisémauern selbst wird entweder zwischen zwei dünnen Lehmsteinmauern, in deren Zwischenraum der Pisé eingestampft wird, oder zwischen einer hölzernen Form stückweise bewerkstelligt. An den Ecken muß die Form abwechselnd auf den beiden Mauern, welche die Ecke bilden, aufgesetzt werden, damit nicht Fuge auf Fuge zu stehen komme, sondern ein Verband entstehe. Im Allgemeinen gibt man einer Pisémauer niemals unter 1½ Fuß Stärke; bei 9—12 Fuß hohen Stockwerken sind 2 Fuß Stärke, bei 12—16 Fuß Höhe 2½—3 Fuß erforderlich; die untern Stockwerke müssen je ½ Fuß stärker gehalten werden. Ein besonderes Verfahren beim P. besteht darin, den Pisé in kleinern Formen, namentlich in hölzernen Kasten zu fertigen und mit den so erhaltenen Stücken (Pisésteinen) die Mauern aufzuführen, was jedoch außer dem größern Zeitaufwand noch den Nachtheil hat, daß die Verbindung dieser Steine niemals die Festigkeit einer im Ganzen gestampften Mauer bietet. Der P. hat alle Vortheile des gewöhnlichen Lehmbaues und außerdem den Vorzug der größeren Festigkeit und Nettigkeit, vor Allem aber der Wohlfeilheit. Eine neuere Art P. beruht auf dem erfahrungsmäßig richtigen Princip, daß richtig gemengter u. bearbeiteter Kalkmörtel mit der Zeit steinhart wird. Bei diesem P. aus Kalk und Sand mit dem nöthigen Wasserzusatz (Kalksandpisébau) werden die einzelnen Sandkörner, welche durch Stampfen an einander getrieben sind, durch die Adhäsionskraft des Kalkes mit einander verbunden, und es entsteht auf diese Weise eine in sich durchaus feste, ja fast luftdichte künstliche Steinmasse, deren Austrocknen durch die Absonderung des Wassers beim Stampfen sehr beschleunigt wird. Diese Art P. ist eine Erfindung des schwedischen Baumeisters Rydin und hat in Deutschland, namentlich in Preußen, Freunde und vielfache Anwendung gefunden. Man macht das Fundament wie zu einem gewöhnlichen massiven Hause, und auf dieses stellt man Pfosten von der Höhe der aufzuführenden Wand, in einer Entfernung von 2—3 Ellen, in einer Stärke von 5 Zoll im Geviert, welche das Dach, sowie die Balkenlage, während die Wände noch nicht vollkommen trocken sind, tragen sollen. Zum Guß der Mauern verwendet man Sand (4 Theile), Kalk (1 Th.) und Wasser (1½ Th.), auch Steine, wie man sie in der Nähe des Baues findet. Je nachdem der Sand mehr oder weniger trocken ist, muß man das Quantum Wasser vergrößern, wobei zum Anhalt dient, daß der Mörtel die Dicke eines Kleisters oder dünnen Breies habe. Brauchbar ist jede Sandsorte, welche mit großen Feldsteinen untermengt ist, wogegen Sandarten mit Lehm, Erdpartikeln und dergleichen

nicht anwendbar sind, weil der damit gefertigte Kalkmörtel nie die nöthige Festigkeit bekommt. Der Guß der Mauern erfolgt zwischen Bretern, die auf die hohe Kante gestellt und, genau an einander angepaßt, von Pfosten zu Pfosten reichen. Die Stärke der Wand muß bei einem einstöckigen Hause 9, zu einem zweistöckigen Hause 12 Zoll seyn. Um Kalkmörtel zu sparen, ohne die Festigkeit der Mauer zu beeinträchtigen, packt man kleine Steine, Ziegelstücke 2c. hinzu. So wird eine Schicht nach der andern, jede von einigen Zoll Höhe, aufgefüllt, bis die ganze Mauer ausgegossen ist, wonach sie mit den festsitzenden Seitenbretern 3 — 4 Wochen hindurch des Trocknens wegen in Ruhe gelassen wird. Die abgetrocknete u. erhärtete und von den Bretern befreite Masse wird jetzt mit einer dünnen Berappung abgeputzt. Solche Bauten sind von außerordentlicher Festigkeit und Dauer. Denn da der Kalksand von Jahr zu Jahr mehr erhärtet, so nehmen die Mauern nach und nach jene Härte an, wie wir sie an dem Mörtel alter Bauten wahrnehmen. Auch die Wohlfeilheit eines solchen P.s ist hervorzuheben. Eine preußische Tonne gelöschter Kalk ist hinreichend, um 10 Quadratellen Mauer von 9 Zoll Stärke aufzuführen, und ein nach diesem System aufgeführtes Gebäude ist mindestens dreimal so wohlfeil, als ein aus Ziegeln hergestellter Bau. Auch eignet sich diese Pisémasse zum Bau von Wölbungen über Thüren und Fenster; ob sie aber auf Keller und andere große Wölbungen anwendbar sey, dürfte zu bezweifeln seyn. Der P. war schon den Alten bekannt, namentlich finden sich in Spanien noch Pisémauern an alten Thürmen aus den Zeiten Hannibals. In neuerer Zeit fand diese Bauart besonders in Frankreich, vorzüglich in der Dauphiné, Anwendung und erreichte daselbst, namentlich durch den Architekten Cointereaux, einen hohen Grad der Vollkommenheit. Vgl. Wölfer, Der verbesserte P., Weimar 1835; Lehmann, Der P., Leipzig 1837; Engel, Der Kalk-Sand-Pisébau, Wriezen 1851.

Pisek, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Budweis, am rechten Ufer der Wottawa, über welche eine der größten steinernen Brücken in Böhmen führt, hat 3 Vorstädte, 3 Thore, ein Kreisamt, Kriminalgericht, eine Kameralbezirksverwaltung, ein Gefällbezirksgericht, 4 Kirchen (darunter Stiftskirche), ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Militärknaben-Erziehungshaus, eine Schwimmschule, ein Spital, eine Kaserne, Reste eines alten Schlosses, Salpetersiederei, einen Eisenhammer, Fabriken für türkische Kappen, Tuch, Eisendraht, in der Umgegend böhmische Diamanten und Flußperlen und 6000 Einw. Die Stadt verdankt Goldwäschereien ihren Ursprung, erhielt frühzeitig ein Kloster und war ehemals befestigt. Sie wurde im Dec. 1741 von den Franzosen besetzt, die am 8. Juni 1742 hier geschlagen wurden.

Pisidien, Landschaft im Süden von Kleinasien, welche früher als ein Theil von Paphlagonien galt und erst seit der neuen Eintheilung des römischen Reiches unter Konstantin eine eigene Provinz bildete. Gegen Osten grenzte das Ländchen an Isaurien und Cilicien, gegen Süden an Pamphylien, gegen Westen an Lycien, Karien und Phrygien; im Norden sind die Grenzen schwer zu bestimmen, weil der nördliche Theil der Landschaft bald zu Phrygien, bald zu P. gerechnet ward. Die Landschaft war größtentheils rauh und gebirgig, umschloß indeß auch mehre fruchtbare, selbst Oelbäume tragende Ebenen. Als Produkte des Landes werden hervorgehoben Salz, Styraxgummi, die zu Salben benutzte wohlriechende Wurzel Iris und der Wein von Amblada. Von dem die Landschaft durchziehenden Gebirge, einem hohen und rauhen Hauptzweige des Taurus, strömten die Flüsse Catarrhactes und Cestrus durch Pisidien und Pamphylien in den pamphylischen Meerbusen. Im nordwestlichen Theile der Landschaft war ein großer Salzsee, Ascania genannt. Die Einwohner, Pisidä, waren ein tapferes, freiheitliebendes Bergvolk, das nie von fremden Eroberern unterworfen ward, denn wenn das Land auch später eine römische Provinz hieß, so fand doch in das innere Gebirgsland nie eine römische Besatzung oder Kolonie Zutritt, und auch die Städte des flachen Landes standen in weiter keiner Abhängigkeit von Rom, als daß sie von Zeit zu Zeit eine Abgabe dahin zahlten. Jetzt wird dieser gebirgige Landstrich, der selten von Reisenden besucht wird, von den räuberischen Karamanen bewohnt. Die namhaftesten Städte daselbst waren Antiochia, Pisidiä, Sagalassus, Termessus, Selge, Pednelissus, Cybira, Oenanda, Balbura.

Pisino, Stadt auf der österreich.-illyrischen Halbinsel Istrien, südwestlich von Fiume, in schöner Gegend, am Flüßchen Fluva, mit Kreisbehörde, Propstei, Post, Hauptschule, Spital, Felsenschloß des Grafen Montecuculi, Handel und über 2200 Einw. Bis 1809 gehörte P. zum adelsberger Kreise.

Pisistratus, berühmter Machthaber (Tyrann) von Athen, Sprößling des angesehenen attischen Geschlechts der Philaiden, das seinen Ursprung von Neleus ableitete, Sohn des Hippocrates, Verwandter des Solon, verdankte die großen Erfolge, welche er bei seinen ehrgeizigen Bestrebungen hatte, eben sowohl der damaligen Lage Athens, als seiner ausgezeichneten Individualität. Voll Schlauheit und Unternehmungsgeist, gegen seines Gleichen nachgiebig und geschmeidig, gegen die ärmere Volksklasse leutselig und herablassend, wußte er sich nicht nur in den niederen Regionen beliebt zu machen, sondern auch in den höheren sich Freunde und Anhänger zu verschaffen und, durch die ausgezeichnetsten Gaben des Körpers und Geistes unterstützt, hier wie dort die Meinung zu erwecken, er und kein Anderer sey im Stande, den drohenden Sturm zu beschwören und die Verfassungsfrage zu einem für den Staat gedeihlichen Abschluß zu bringen. Durch eine auf die Sympathie der verblendeten Menge berechnete List soll er zum Ziele gelangt seyn. Einst kam er, wie auf der Flucht begriffen, mit Staub und Wunden, die seine eigene Hand geschlagen, bedeckt auf den Markt gefahren und bat um Schutz gegen seine mächtigen Feinde, die ihn überfallen und ihm nach dem Leben gestrebt hätten, weil er sich der Armen und Niedrigen gegen die Anmaßungen der Reichen und Vornehmen immer so nachdrücklich angenommen. Das leichtgläubige Volk ließ sich bethören; es ward sofort eine Versammlung veranstaltet und

beantragt, daß dem P. eine Leibwache von 50 Keulenträgern zu Gebote gestellt werde. Vergeblich widersprach der hellsehende Solon; das verblendete Volk gewährte seinem Lieblinge sogar, sich mit einer beliebigen Zahl Bewaffneter zu umgeben. Durch eine andere List entwaffnete P. darauf das Volk selbst. Er berief nämlich eine Versammlung, wobei das Volk bewaffnet erscheinen sollte, und hielt darin eine Rede, aber so, daß er von Keinem verstanden ward. Als ihm dies zu erkennen gegeben ward, erklärte er, daß das Waffengeklirr daran Schuld wäre, und bat, man möge die Waffen in dem bedeckten Gange eines Tempels niederlegen, so lange er spreche. Dies geschah, aber während er nun das arglose Volk von der Rednerbühne herab haranguirte, bemächtigte sich seine vorher instruirte Leibwache der Waffen. So ward das Volk entwaffnet. Aber auch jetzt erkannte es den ihm gespielten Betrug noch nicht oder wollte ihn nicht erkennen, wenigstens blieb es bei Solons Aufforderung zum thätigen Widerstande gegen die nun offenbar gewordenen Absichten des Tyrannen passiv und ließ den verdienten Gesetzgeber feig im Stich. P. bemächtigte sich nun mit Hülfe seiner Leibwache der Akropolis und machte sich dadurch auch faktisch zum Herrscher Athens. Die Alkmäoniden entwichen aus der Stadt und Solon zog sich vom öffentlichen Leben zurück (560 v. Chr.). Seine Herrschaft ward zweimal auf längere Zeit unterbrochen. Nicht lange nach seiner Erhebung verschworen sich nämlich die Anhänger des Lycurgus und Megacles zu seinem Sturze und vertrieben ihn aus Athen. Aber nach seiner Entfernung geriethen Megacles und Lycurgus selbst an einander, und nachdem die Reibungen 5 Jahre gedauert, söhnte sich Megacles, in Gefahr zu unterliegen, mit P. aus und rief diesen unter der Bedingung, daß derselbe seine Tochter heirathen solle, nach Athen zurück. P. ging diese Bedingung ein und wurde darauf unter Anwendung einer groben List in Athen feierlich eingeführt. Eine schöne Athenerin von majestätischem Wuchse, Namens Phya, wurde mit der Rüstung und den Attributen der Athene versehen und fuhr mit P. auf demselben Wagen in Athen ein; voran gingen Herolde, welche dem Volke verkündigten, daß die Göttin selbst erschienen sey, um den P. in die Stadt zurückzuführen, und das Volk aufforderten, den Günstling der Unsterblichen liebreich aufzunehmen. Aus Erkenntlichkeit gab P. diese Phya nachher seinem Sohne Hipparchus zur Gemahlin. Aber diese zweite Regierungsperiode des P. war von kurzer Dauer. Er behandelte seine Gemahlin, des Megacles Tochter, nicht mit der gehörigen Achtung und reizte dadurch deren Vater so, daß dieser sich mit seinen Gegnern vertrug, worauf der Tyrann, um dem Ausbruche der Kontrerevolution zu entgehen, die Stadt verließ und sich mit seinen Söhnen erster Ehe, die bereits erwachsen waren, nach Eretria begab. Hier fand er, nach einem Aufenthalte von 11 Jahren, Mittel und Wege, sich mit Gewalt wieder in Besitz der Tyrannis über Athen, und zwar unter Mitwirkung der Thebaner, Argiver und des Lygdamis von Naxos, zu setzen. Er landete bei Marathon, wo seine Anhänger aus Athen und anderes Volk, das von ihm Befreiung von dem unleidlichen Drucke des oligarchischen Regiments hoffte, in beträchtlicher Anzahl zu ihm strömte. Zwar boten die athenischen Gewalthaber bedeutende Streitkräfte gegen ihn auf und zogen mit ansehnlicher Macht gegen ihn aus, aber sie wurden auf halbem Wege bei Pallene überfallen und in die Flucht geschlagen. So gelangte P. zum dritten Male zur Herrschaft, die er fortan behauptete (527 v. Chr.). Die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie gewann ihm die Herzen von Neuem. Nur an seinen Gegnern, den Alkmäoniden, nahm er Rache, indem er ihre Häuser zerstören und selbst ihre Gräber öffnen und verwüsten ließ. Auch scheint er jetzt in der That die Zügel etwas straffer angezogen zu haben, denn er verwendete den Ertrag der attischen und thracischen Bergwerke zur Anwerbung von Soldtruppen, hob aus den in Athen zurückgebliebenen vornehmen Geschlechtern Geißeln aus und sandte dieselben nach Naxos. Im Uebrigen kann er wirklich als das Muster eines guten Regenten aufgestellt werden. Nur die Leitung der Staatsangelegenheiten und die Besetzung der höchsten und wichtigsten Staatsämter behielt er sich vor; im Uebrigen ließ er die Gesetze Solons in voller, ungeschmälerter Geltung und unterwarf sich vorkommenden Falles selbst denselben, wie er denn einst auf die Anklage des Mordes sich freiwillig vor dem Areopag gestellt haben soll. Auch Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen eifrigen Beförderer; er gründete das Olympicum, legte das Pythium und das Lyceum an und rief andere Bauten zur Verschönerung der Stadt ins Daseyn. Auch eine ansehnliche Büchersammlung hat er zusammengebracht. Für die poetische Literatur der Griechen ist aber vor Allem die durch ihn veranstaltete Sammlung und Recension der homerischen Gesänge von hoher Bedeutung. Als er starb (527 v. Chr.), konnte er die gesichert scheinende Herrschaft seinen Söhnen Hippias, Hipparchus und Thessalus, die man gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen der Pisistratiden (Nachkommen des P.) bezeichnete, hinterlassen.

Piso, Name einer römischen, zum Geschlechte der Calpurnier (s. Calpurnia gens) gehörigen Familie, welche zuerst im zweiten punischen Kriege genannt wird. Cajus P., Prätor 61 v. Chr., verheirathete seine Tochter Calpurnia 59 an Julius Cäsar und erhielt durch dessen Einfluß 58 mit Aulus Gabinius das Konsulat, begünstigte des Clodius Verfahren gegen Cicero, weshalb er sich mit diesem verfeindete und 55 von ihm in einer noch erhaltenen Rede wegen schlechter Verwaltung der Provinz Macedonien im Senat heftig angegriffen ward. Im Jahre 49 suchte er als Censor die aristokratische Partei vergeblich zu einem friedlichen Vergleiche mit Cäsar zu bewegen, wie auch seine Bemühung, nach Cäsars Ermordung den Frieden zu erhalten, fruchtlos war. Sein Sohn, Lucius Calpurnius P. Cäsonius, Konsul 15 v. Chr., Günstling des Augustus und Tiberius, der ihm die Prätur der Stadt übertrug, † 80 Jahre alt 32 n. Chr. und ist vermuthlich der P., an den und dessen Söhne Horatius seine „Epistel über die Dichtkunst“ richtete. Lucius Calpurnius P., mit dem Beinamen Frugi (d. i. der Brave, Biedere), brachte als

Volkstribun 149 v. Chr. das erste Gesetz gegen Erpressungen (Lex Calpurnia repetundarum) in Vorschlag, kämpfte 133 gegen die Sklaven in Sicilien und gehört als Verfasser einer nicht mehr vorhandenen Geschichte Roms zu den römischen Annalisten. Demselben Zweig der Familie gehörte durch Adoption an Lucius Calpurnius P. Frugi Licinianus, den Galba zu seinem Nachfolger erkor und adoptirte und der mit ihm durch Otho 69 n. Chr. ermordet ward. Andern Zweigen gehörten an: Cajus Calpurnius P., der 67 v. Chr. als Konsul und Haupt der aristokratischen Partei sich dem Gesetz, durch das Gabinius dem Pompejus für den Seeräuberkrieg ungemessene Macht übertrug, vergeblich entgegenstellte; Cnejus Calpurnius P., der 65 an der ersten, nicht zum Ausbruch gekommenen Verschwörung des Catilina Theil nahm und im folgenden Jahre als Quästor in Spanien erschlagen ward; Cnejus Calpurnius P., der 7 v. Chr. mit Tiberius Konsul war und von diesem dann Syrien zur Verwaltung erhielt. Er vergiftete, vermuthlich von Tiberius dazu veranlaßt, den mit der Leitung der orientalischen Angelegenheiten betrauten Germanicus zu Antiochia 19 n. Chr., mußte aber darauf dem Cajus Sentius, welchem des Germanicus Gefolge die Provinz übertrug, weichen und begab sich nach Rom, wo er sich selbst tödtete (20 n. Chr.), als er sich von Tiberius dem Ingrimm des seinen Tod verlangenden Volks preisgegeben und mit einer Untersuchung bedroht sah. Cajus Calpurnius P. versuchte 65 n. Chr. eine Verschwörung gegen Nero zu Stande zu bringen, entleibte sich aber selbst, als er sich entdeckt sah.

Pisogne, Flecken in der österreichisch-italienischen Provinz Bergamo, am Iseosee, im Thale Cammonica, hat einen Hafen, eine Eisengrube, Eisenwerke, Fischerei, Handel mit Getreide, Eisen 2c. und 2800 Einwohner.

Pisolith, s. v. a. Erbsenstein, ein großkörniger Roggenstein oder Oolith, meist Varietät des Aragonits.

Pissa, Fluß in der preuß. Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, in den Kreisen Goldap und Stallupöhnen, ist der westliche Ausfluß des See's von Wysztyden auf der polnischen Grenze, nimmt bei Gumbinnen die Rominte auf und bildet durch den Zusammenfluß mit dem Angerap den Pregel.

Pissevache, einer der schönsten Wasserfälle der Schweiz, im Kanton Wallis (Unter-Wallis), an der von St. Moritz nach Martinach führenden Landstraße, durch die aus den Gletschern des Dent du Midi entstehende Salance (Salenche) od. Eau noire (Schwarzwasser) gebildet. Weiß wie Schnee rollt der Bach an einem schwärzlichen ausgewölbten Felsen 280 (senkrecht nur 120) Fuß hoch herab und strömt geradezu in die hier breite Rhone; in der ihn umgebenden Wasserstaubwolke bildet sich bei Sonnenschein ein herrliches Regenbogenspiel.

Pissophan, zu den opaloidischen Ceramiten gehöriges Mineral, erscheint nierenförmig, stalaktitisch, mit glatter Oberfläche und muscheligem Bruche. Von 1,5—2,5 Härte, ist es wenig milde, frisch selbst etwas zähe, sonst leicht zerbrechlich, von 1,9 Gewicht, pistacien-, spargel-, olivengrün mit grünlichweißem Strich, auch leberbraun mit blaßgelbem Strich, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, ganz frisch etwas klebrig wie Baumharz, im Wasser ruhig in scharfkantige Stücke zerfallend. Vor dem Löthrohre schwärzt es sich, ebenso im Kolben, und gibt Wasser aus. Nach Erdmann besteht es aus 35,155 Thonerde, 12,700 Schwefelsäure, 9,738 Eisenoxyd, 41,690 Wasser, 0,717 Verlust. Es kommt vor als Guhr in Alaunschieferbrüchen u. Gruben in Garnsdorf bei Saalfeld, bei Reichenbach im sächs. Voigtlande.

Pistacie (Pistacia, Terpentinbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, charakterisirt durch kätzchenbildende Blumen mit getrennten Geschlechtern, ohne Korolle (männliche Blüthe mit fünf-, weibliche mit drei- bis vierspaltigem Kelche), 5 Staubgefäße, 3 dickliche Narben u. die einsamige Steinfrucht, Bäume oder Bäumchen ums Mittelmeer, in Amerika, Ostindien und China, mit gefiederten Blättern, Blüthen in Rispen und mandelartigen, ölreichen Samen. Die Mastixpistacie (P. Lentiscus L., Mastixbaum, ewiges Holz), ein Baum in Südeuropa, Westasien und Nordafrika, mit abgebrochen-gefiederten, dunkelgrünen, wohlriechenden, steifen Blättern, geflügelten Blattstielen und kleinen purpurrothen Blumen in winkelständigen Trauben, ist die Stammpflanze des Mastix oder Mastixharzes (Resina mastix, Resina Lentiscina, Gummi mastix, Gummi Lentisci, Gluten romanum). Obgleich der Baum sich auf allen Küsten des Mittelmeeres findet, so wird doch nur in Kleinasien und in Kurdistan, besonders aber auf der Insel Chios (türk. Saki) im griechischen Archipel das Harz desselben gesammelt. Vom 15.—19. Juni alten Styls macht man zahlreiche, aber nicht tiefe Quereinschnitte in die Stämme u. dicken Aeste, aus denen der Saft sehr langsam herausdringt und Tropfen bildet, die nach und nach erstarren und entweder an der Rinde hängen bleiben und abgekratzt werden, oder herunterfallen und aufgelesen werden. Die Haupternte darf nicht vor dem 24. Aug. vorgenommen werden und dauert 8 Tage. Später werden noch 2 Nachernten gehalten, die aber weniger liefern. Auf Chios theilt man den Mastix in 3 Sorten: den Serailmastix, der am sorgfältigsten ausgelesen ist und aus weißen Körnern besteht, den auserlesenen Mastix oder Mastix in Körnern (Mastix selecta s. in granis s. in lacrymis), von derselben Farbe und Güte wie der vorige, nur mit grünlichen und anders gefärbten Stücken untermischt, und den ordinären Mastix (Mastix in sortis), mit Holz- u. Rindenstückchen vermengt. Die Stücken sind bei allen Sorten tropfenförmig, meist plattgedrückt, gewöhnlich erbsengroß, höchstens haselnußgroß, wenig durchscheinend und bestäubt. Die reinen Körner sind hart, leicht zerreiblich, von ebenem glasglänzenden Bruche und sehr schwachem Geruche, der aber sehr stark und balsamisch angenehm wird, wenn man sie auf Kohlen streut. Beim Kauen werden sie weich, vereinigen sich, ohne klebrig zu werden, sind dann undurchsichtig, lassen sich in Fäden ziehen und schmecken schwach gewürzhaft und sehr wenig zusammenziehend. Der Mastix wiegt specifisch 1,04 — 1,075, wird vom Wasser gar nicht, von Wasser haltendem

Weingeiste zu $^9/_{10}$ und von fetten und ätherischen Oelen ganz aufgelöst. Verfälscht wird der Mastix mit Sandarak, der aber beim Kauen sich nicht vereinigt und im Terpentinöle sich auch nicht auflöst. Der Mastix wird gebraucht zum Räuchern, zu Lackfirnissen, zu Kitt, in der Medicin unter Pflaster, Salben und Zahnpulver. In der Türkei kaut man ihn, um das Zahnfleisch zu konserviren, die Zähne weiß zu erhalten u. dem Athem einen angenehmen Geruch zu geben. Das Mastixholz (Lignum Lentisci) ist nicht mehr in medicinischem Gebrauch, eignet sich aber sehr gut zu Tischlerarbeit und wird besonders zu Mosaik verwendet. Triest, Venedig, Livorno, Marseille beziehen den Mastix fast bloß von Smyrna. Die atlantische P. (P. atlantica *Desf.*), ein schöner, oft 60 Fuß hoher Baum im Orient und in Nordafrika, liefert ein wohlriechendes und angenehm schmeckendes, dem ächten Mastix sehr ähnliches Harz, den amerikanischen Mastix, welcher wie der ächte benutzt wird, u. trägt eßbare säuerliche Früchte. Die Terpentinpistacie (P. Terebinthus *L.*), ein mittelmäßiger Baum in den Ländern am Mittelmeere, mit dicker, zerrissener, an den Aesten glatter Rinde, gibt durch Einschnitte in die letztere die feinste Sorte des Terpentins, nämlich den cyprischen Terpentin oder den Terpentin von Chio. Ein völlig ausgewachsener Baum soll jährlich nur 8—10 Unzen liefern. An den Enden der Aeste entstehen häufig durch die Stiche von Insekten sehr harzreiche Auswüchse, welche Aehnlichkeit mit dem Johannisbrode haben und bei asthmatischen Zuständen wie Tabak geraucht werden. Früher wurden auch die Rinde und die Blätter gegen passive Blutflüsse, Durchfälle u. dergl. angewendet. Die ächte P. (P. vera *L.*), ein 20—30 Fuß hoher Baum, ursprünglich in Persien und Syrien einheimisch, jetzt in allen Ländern um das mittelländische Meer kultivirt, hat eine glatte, aschgraue Rinde, lange, ausgebreitete Aeste, unpaarig-gefiederte, abfallende Blätter mit zu 3—5 stehenden, eiförmigen, fast stachelspitzigen, am Grunde etwas verschmälerten Blättchen und ovale oder rundliche, gegen 1 Zoll große Früchte mit dünnem, grünem und röthlichem Fleische. Die in den letzteren enthaltenen Kerne (P.n, Pistaciennüsse, Pimpernüsse, syrische, wälsche, italienische, levantische, grüne Pimpernüsse, Pistaciae, Nuces s. Fructus s. Semina s. Nuculae s. Nuclei Pistaciae, Amygdalae virides) sind haselnußgroß und haben eine ziemlich feste, holzige Schale, die auf beiden Seiten in eine schwache Spitze ausläuft und leicht in zwei Hälften theilbar ist. Diese umschließt den länglichen, schwach oder unregelmäßig dreieckigen, in ein braunröthliches Häutchen eingeschlossenen Samen. Derselbe ist von dunkel-zeisiggrüner Farbe und angenehm mandelartigem Geschmack und enthält ein süßes, fettes Oel. Die P.n wurden früher als Arzneimittel gebraucht, jetzt werden sie besonders zu Konfitüren verwendet, in den südlichen Ländern häufig genossen. Sie kommen entweder in der Schale (in cortice), oder ohne dieselbe (ex cortice) in den Handel. Die von Aleppo sind die vollsten und öligsten, die sicilianischen gelten ein Drittel weniger, und die neapolitanischen, sowie die toskanischen werden, weil sie zu dürr sind, nicht versandt. Als Zierpflanzen verlangen die Pistacienarten sandgemischte, fette Laub- und Mistbeeterde, geräumige Gefäße und Durchwinterung an frostfreien Orten mit mäßiger Befeuchtung. Im freien Boden eines Winterhauses gedeihen sie besonders gut. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Samen.

Pistacit (Eisenepidot, edler Epidot, Thallid, Arendalid, Delphinit, Oisanit, Akantikon), zu den Amphiboliten oder Augitspathen gehöriges Mineral, besteht nach Beudant aus 60,9 Kieselerde, 28,9 Thonerde, 16,2 Kalkerde, 14,0 Eisenoxyd, hat zur Grundform eine gerade rhombische Säule von 115° 24′, eine den Seitenflächen parallele Spaltbarkeit, 7,0 Härte, 3,1—3,4 spec. Gewicht, ist pistacien-, berg-, oliven- oder ölgrün, auch bräunlich und schwärzlich, glasglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig, schmilzt vor dem Löthrohre erst nur an den Kanten, schwillt zu einer dunkelbraunen, blumenkohlartigen Schlacke an, die sich endlich schwärzt u. rundet, aber nicht völlig in Fluß kommt. Er kommt theils in einzelnen, großen, theils in nadelförmigen, zu Bündeln und Büscheln verbundenen oder verworren gruppirten Krystallen der Grundform, mit ein- bis dreifacher Abstumpfung der scharfen Seitenkanten und verschiedener Endzuschärfung, in hemitropischen Zwillingen, auch in derben, stängeligen, faserigen, körnigen, sandartigen u. dichten Massen vor und findet sich als Gemengtheil oder auf Lagern und Gängen der Grundgebirge in Tyrol, Salzburg, Sachsen, Schlesien, Mähren, die schönsten Krystalle bei Arendal in Norwegen, Allemont und Bourg d'Oisans in der Dauphiné.

Pistia (Muschelblume, Wassersalat), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit scheidenartigem, röhrig-kappenförmigem, außerhalb zottigem Kelch ohne Korolle und einfächerigem Samenbehälter und der einzigen Art: P. Stratiotes *L.*, schwimmende Muschelblume, einer einjährigen Pflanze, die in den Ländern der heißen Zone schwimmend in Teichen vegetirt. Gewöhnlich werden die Pflanzen vom Winde hin- und hergetrieben und bedecken bald die ganze Oberfläche. Auf Reisfeldern, welche unter Wasser stehen, wächst sie so plötzlich und häufig, daß man sie auswerfen muß, ehe man den Reis pflanzt. Sie wird von den Enten gefressen u., mit Sagokleien gekocht, auch von den Schweinen. Auch bringt man sie in Fischteiche, weil sich unter ihren breiten, salatartigen Blättern gern Wasserinsekten aufhalten. In Ostindien gebraucht man die Blätter als demulcirendes und kühlendes Mittel bei Ruhren, Blutspucken und andern Krankheiten, in Aegypten bei starken Blutungen und auch äußerlich bei Wunden.

Pistill (pistillum), s. v. a. Stempel, s. Pflanze.

Pistoja, Stadt in Toskana, nordwestlich von Florenz, in einer sehr fruchtbaren, vom Ombrone durchströmten Ebene, ist der Sitz eines Vikariats und des Bischofs von P. und Prato, schön gebaut, hat außerordentlich breite und gerade Straßen, einige Befestigung, eine Citadelle, ansehnliche Kirchen und einige schöne Paläste. Die sehenswerthesten Gebäude sind: der Dom oder die Kathedrale St. Jacopo, aus dem 12. Jahrhundert, mit vielen Reliquien, merkwürdigen Grabmälern

und Kunstwerken; die Kirchen dello Santo Spirito, mit einer trefflichen Orgel, Sta. Maria dell' Umilita, von sehr schöner Bauart, St. Francesco, mit Fresken von Leonardo da Vinci, St. Bartolomeo und del Carmine, mit werthvollen Gemälden &c.; ferner das bischöfliche Schloß, das Stadthaus, das Prätorium, das Bibliothekgebäude Sapienza &c. Außerdem hat P. ein Gymnasium, ein erzbischöfliches Seminar, 2 öffentliche Bibliotheken, einen botanischen Garten, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, und 13,400 Einwohner, welche Quincaillerie- und Eisenmanufakturen, die namentlich gute Flintenläufe liefern (in P. sollen die Pistolen erfunden u. diese danach benannt worden seyn), Fabriken für wollene und seidene Zeuche, Gerbereien &c. betreiben. Auch steht die Gärtnerei in P. auf hoher Stufe, und namentlich gelten die hiesigen Wassermelonen für besonders wohlschmeckend. In der Umgegend findet man Kupfer und schöne Bergkrystalle, die geschliffen als Diamanti di P. in den Handel kommen. Der dortige Dialekt des Italienischen gilt mit dem von Siena für den reinsten. Im Alterthum hieß P. Pistoria und ward besonders durch die Niederlage Catilina's und seiner Genossen berühmt. Von dem Longobardenkönig Desiderius wurde es mit Mauern umgeben. Nachdem es sich im Mittelalter zu ziemlichem Ansehen erhoben hatte, wurde es 1250 von Florenz und Lucca erobert, geschleift und sein Gebiet getheilt. In der Folge errang es zwar seine Unabhängigkeit wieder, aber die bürgerlichen Unruhen brachten der Stadt großen Nachtheil. In der Folge kam die Stadt an Toskana.

Pistoja, Leonardo da, italienischer Maler, auch Guelfo dal Celano, Grazia u. Malatesta genannt, worunter Grazia der Geschlechtsname seyn dürfte, lebte um 1540, schloß sich in Rom an Francesco Penni (Fattore) an u. setzte später fort, was dieser in Neapel begonnen. In der Kirche des heiligen Petrus zu Casal Guidi im Sprengel von Pistoja malte er den Schutzheiligen und drei andere um den Thron der Madonna; eine ähnliche Komposition ist im Dome zu Volterra. Ausgezeichnet ist sein Kolorit, weniger seine Zeichnung. Er † zu Neapel um 1550.

Pistole, Handfeuerwaffe, welche aus denselben Theilen zusammengesetzt ist wie die Flinte, nur daß ihr meist mit Messing beschlagener Kolben (Griff) keine Backen hat und gekrümmt und dünn ist, um beim Abfeuern fest in der Hand gehalten zu werden. Der Lauf ist entweder glatt oder gezogen; nicht selten werden zwei, auch drei bis vier Läufe in Eine Waffe (s. Revolvers) vereinigt. Kolbenpistolen sind solche, an die ein gewöhnlicher Kolben mit Anschlag angeschraubt wird. In der Regel wiegt die P. 2½ bis 3 Pfund. Die Länge der im 16. und 17. Jahrhundert gebräuchlichen P.n ist gegenwärtig wesentlich vermindert. Am meisten geschätzt sind die kuchenreuterschen P.n, sowie die von Lazaro Lazarino. Terzerole nennt man sehr kleine P.n, welche man in der Tasche bei sich tragen kann. Sie sind oft kaum 3—4 Zoll lang u. ganz von Eisen. Unbezweifelt sind die ersten P.n in Italien aufgekommen. Anfangs waren sie mit einem Luntenschloß versehen, welches nachher, angeblich zu Pistoja (daher der Name, der aber auch von pistallo, einem Beschlagknopfe, abgeleitet wird), verbessert und zu einem Radschloß, endlich zu Ende des 17. Jahrhunderts in ein sogenanntes französisches Schloß und neuerdings meist in ein Perkussionsschloß umgewandelt wurde.

Pistole (span. Piastole, d. i. Stückchen, Plättchen), ursprünglich spanische Goldmünze, in der Größe eines Louisd'or, ward etwa seit 1537, anfangs sehr unförmlich, erst seit 1730 rund und regelmäßig geprägt. Anfangs war das dazu verwendete Gold 22 Karat, später nur 21 Karat 8 Grän fein, wobei 34½ Loth auf die rauhe Mark gingen, daher das Stück 5 Thlr. 4 gGr. werth war. Nach diesen P.n wurden seit 1640 die französischen Louisd'or eingerichtet. Gegenwärtig versteht man unter P.n alle goldenen Fünfthalerstücke, die, verschieden benannt, auch in ihrem Werthverhältnisse nicht völlig gleich sind (s. Louisd'or). Das 21—22 Karat feine Gold wird nach ihnen Pistolengold genannt.

Piston (franz.), Pumpenstock, Ziehstange; s. v. a. Pistill, Stempel; auch Stift für Zündhütchen.

Pistor (lat.), Müller, dann, als Backen und Mahlen gewerbsmäßig verbunden ward, Bäcker.

Pistoria, s. Pistoja.

Pistorius, Eduard, Genremaler, 1796 zu Berlin geboren, besuchte die Akademie der Künste daselbst, ging aber später zur Fortsetzung seiner Studien nach Düsseldorf, wo er in kurzer Zeit seinen Ruf begründete. Viele seiner Werke sind Meisterstücke ihrer Art, sowohl in Hinsicht auf Intensität der Darstellung, als auf Meisterschaft und Präcision der Behandlung. Wir nennen darunter den Fiedler, welcher die Geige stimmt, die Kegelbahn mit verschiedenen Gruppen Kegelspieler, den betrunkenen Küfer und den alten Politiker, den kranken Esel, dessen Gesundheitszustand der Kurschmied untersucht, eines der bedeutendsten Genrebilder der neueren Zeit u. das Gegenstück dazu, unter dem Namen des kranken Stiefels bekannt, eben so launig gedacht, als meisterhaft durchgeführt. Im Jahre 1833 wurde P. Mitglied der Akademie in Berlin.

Pistrinum (lat.), Stampfmühle, oder Ort, wo vor Erfindung der eigentlichen Mühlen das Getreide gestampft ward. Vgl. Mühle.

Pistrucci, Medailleur der Gegenwart zu London, verewigte in seinen Medaillen berühmte Personen od. merkwürdige Ereignisse der englischen Geschichte. Berühmt ist seine treffliche Medaille auf die Krönung der Königin Victoria, sowie sein Medaillon auf die Schlacht von Waterloo. P. ist erster Münzmedailleur der Königin Victoria von England.

Pisuerga, Fluß in Altkastilien, entspringt in Santander auf dem kantabrischen Gebirge, fließt von Norden nach Süden an der Westgrenze von Burgos, durch Palencia und Valladolid, nimmt mehre Flüsse (Arlanzon u. a.) auf, speist den Kanal von Castilla und mündet bei Simancas in den Duero nach einem Laufe von 31¼ Meilen.

Pitaval, François Gayot de, berühmter französischer Rechtsgelehrter, 1673 zu Lyon geboren, diente erst als Soldat, studirte dann die Rechte, wurde 1713 Advokat u. † 1743. Dauern-

deren Ruf, als durch ſeine ſonſtigen Schriften, erwarb er ſich durch die Herausgabe ſeiner „Causes célèbres et intéressants“ (Paris 1734 ff., 20 Bde., deutſch, Leipzig 1747—68, 9 Bde.), einer Sammlung der berühmteſten Rechtsfälle nebſt deren Entſcheidung, die vom Parlamentsadvokaten Richer (Amſterdam 1768—70, deutſch von Franz, Jena 1782 ff.) fortgeſetzt wurde. Eine ähnliche Sammlung unter dem Titel „Neuer Pitaval“ (1. Folge, 12 Bde., Leipz. 1842—47; 2. Folge, daſ. 1848 ff.) haben in neueſter Zeit Hitzig und Häring erſcheinen laſſen.

Pitcairn, auſtraliſche Inſelgruppe, zu dem Archipel der niedrigen Inſeln gehörig, von Korallenriffen umgeben, beſteht aus einer bergigen größern (Pitcairninſel) u. mehren kleinern Inſeln, bringt Kokosnüſſe, Bananen, Brodfrüchte u. andere tropiſche Gewächſe hervor und iſt reich an Schweinen und Ziegen. In den Gehölzen findet man eine Art wilder Schweine u. an den Küſten gute Fiſche. Die Pitcairninſel würde bei ihrem Umfange von nicht mehr als 2½ Stunden an ſich ohne alle Bedeutung ſeyn, wenn ſie nicht durch die Art ihrer Bevölkerung und Koloniſation berühmt geworden wäre. Im Jahre 1790 landeten nämlich 8 Matroſen von der Mannſchaft des engliſchen Schiffs Bounty, die ſich 1788 in der Südſee gegen ihren Kapitän empört und nach Otaheiti begeben hatte, nebſt 6 Männern und mehren Weibern von Otaheiti unter Anführung des Steuermanns Chriſtian auf P. und ſiedelten ſich daſelbſt an. Die farbigen Gefährten, die als Sklaven für die Weißen den Boden anbauen mußten, ertrugen in den erſten Jahren ihr Loos geduldig; als aber Einer von ihnen gezwungen ward, einem Europäer ſein Weib zu überlaſſen, brach ein blutiger Zwiſt aus, in welchem die otaheitiſchen Männer nach u. nach aufgerieben wurden und die Engländer bis auf vier umkamen. Unter dieſen waren Alex. Smith und Eduard Young Diejenigen, welche für die Bildung des aufwachſenden Geſchlechts zu ſorgen unternahmen. So waren 20 Jahre verfloſſen, als durch den amerikaniſchen Kapitän Folger, der 1808 auf einer Reiſe nach China die Inſel P. berührt hatte, die erſte Nachricht von jener Anſiedelung nach England kam. Sechs Jahre ſpäter landeten auf der Inſel 2 britiſche Schiffe, deren Befehlshaber Staines u. Pipon 1815 die erſten umſtändlichen Berichte von den Anſiedlern gaben. Smith, der den Namen John Adams angenommen hatte, war der einzige überlebende Seemann, und ſeit Young 1801 geſtorben war, hatte er die Sorge für die Anſiedelung allein übernommen und ward als Vater der ganzen Familie geehrt. Die aus der Verbindung der Engländer mit den otaheitiſchen Weibern hervorgegangene Generation war ſchön gebaut, von etwas bräunlicher Hautfarbe, und beſonders zeichneten ſich die jungen Weiber durch einen ſchlanken, kräftigen Wuchs und eine ungemeine Schönheit aus. In der kleinen Kolonie herrſchte Eintracht und in dem Handelsverkehr, der in dem Austauſche der Bedürfniſſe beſtand, Aufrichtigkeit. Als Beechey die Inſel 1825 beſuchte, beſtand die Bevölkerung aus 66 Perſonen, unter welchen zwei neue Anſiedler waren, deren einer, John Buſhes, mit einem fremden Schiff angekommen war und die Stelle eines Geiſtlichen und Schullehrers vertrat und auch durch ſeine Kenntniſſe mechaniſcher Fertigkeiten nützlich wurde. Adams ſtarb im März 1829. Beechey's Bericht hatte die engliſche Regierung bewogen, den Anſiedlern verſchiedene Bedürfniſſe zu ſenden, mit welchen Kapitän Waldegrave im März 1830 dort landete. Da man indeſſen beſorgte, daß der beſchränkte Umfang der Inſel für die wachſende Volksmenge nicht mehr ausreichen und der herrſchende Waſſermangel ſich immer drückender zeigen werde, ſo dachte die engliſche Regierung daran, die Bewohner nach den Geſellſchaftsinſeln zu verſetzen, und die amerikaniſchen Miſſionäre in Otaheiti beförderten eifrig dieſe Abſichten. So wurden 1830 alle Bewohner der Pitcairninſel nach Otaheiti gebracht. Das Sittenverderbniß der Otaheitier aber empörte die ſchuldloſen Inſelbewohner, und ſie ſehnten ſich nach ihrer Heimath zurück; aber nur einige von ihnen wurden durch die Vermittlung eines wohlwollenden Engländers wieder nach der Pitcairninſel gebracht. Als der britiſche Seefahrer Ruſſell 1837 auf der Pitcairninſel war, beſtand die Kolonie aus 92 Perſonen, unter welchen er noch ganz patriarchaliſche Sitteneinfalt herrſchend fand. Im J. 1841 hatte ſich die Bevölkerung auf 114 Perſonen vermehrt. Vergl. Beechey, Narrative of a voyage to the Pacific and Beerings straits, Lond. 1832.

Pitcairnia (Pitcairnie), Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, ananasartige ausdauernde Pflanzen mit zierlichen, traubenſtändigen Blumen auf mehr oder minder hohem Schafte, meiſt in Amerika einheimiſch. Als Zierpflanzen kommen vor: P. bracteata *Ait.* und P. bromeliaefolia *L'Her.*, mit ſcharlachrothen; P. furfuracea *Lodd.*, mit über 2 Zoll langen Blüthen, deren innere Theile purpurroth, die äußeren gelb und rothbunt ſind; P. latifolia *Ait.*, mit innen purpurrothen, außen gelben Blüthen in gedrängter Traube; P. staminea *Lodd.*, mit reicher pyramidaliſcher, 1—1½ Fuß langer Traube ſehr ſchöner, faſt 3 Zoll langer Blumen; P. suaveolens *Lindl.*, mit weißen, wohlriechenden, über 1½ Zoll langen Blumen, deren innere Einſchnitte ſtumpf wellenförmig und mit der Spitze einwärts gebogen ſind. Die Pitcairnien verlangen einen Stand im Warmhauſe bei 10—15° Wärme, wo ſie am beſten im Lohbeete gedeihen, nahrhafte, mit ⅛ Flußſand vermiſchte Lauberde, im Sommer ziemlich häufige, im Winter geringe Befeuchtung.

Pitea (P.-Elf), ſchwediſcher Fluß, entſpringt aus mehren Landſeen an den Kjölen in Weſterbotten, an der Grenze von Norwegen, geht nach Norrbotten und fließt in ſüdöſtlicher Richtung in den bottniſchen Meerbuſen. Die gleichnamige Stadt daſelbſt, Provinz Norrbotten, auf einer Landzunge, am Ausfluſſe des P.-Elf, ſüdweſtlich von Lulea, hat einen guten und ſicheren Hafen u. 1200 Einw., welche See- und Landhandel, beſonders mit Theer, Bretern, Pelzwerk, Fiſchen und Vögeln und bedeutenden Fiſchfang treiben. Die gleichnamige Inſel iſt mittelſt einer Brücke mit der Stadt verbunden.

Piteſcht (Piteſti), Stadt in der großen Walachei, Bezirk Ardſiſch, Hauptſtadt deſſelben, nord-

östlich von Krajova, rechts am Ardsisch, in sehr schöner Lage, Sitz eines Isbravniks, mit Kloster, 8 Kirchen, Bazar, Handel und 3000 Einw. P. war einst ziemlich ansehnlich. In der Nähe das trajanische Thor (Puerta Romanilow) aus der Römerzeit.

Pithiviers, Stadt im französischen Departement Loiret, nordöstlich von Orleans, auf der Höhe und am Abhange eines Hügels, der sich auf einer Seite zu einer tiefen Schlucht herabsenkt, durch welche das Flüßchen l'Oeuf strömt. Dieser Absturz ist mit den Trümmern ungeheurer Mauern und umgestürzter Thürme bedeckt. Die Stadt, sonst eine starke Festung, ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Civiltribunals, hat Wein- und Safranbau, Korbflechterei und Gerberei, Handel mit Safran (Gatinais), Wolle, Honig, Wachs, Wein, Lerchenpasteten und Mandelkuchen u. 4000 (nach Andern 9000) Einw.

Pitho (Peitho), Göttin der Ueberredung, Ueberzeugung, welche zu Athen u. Argos verehrt wurde, deren Name aber auch als bloßer Beiname anderer Gottheiten, z. B. der Artemis, vorkommt. Bei den Römern hieß sie Suada oder Suadela (s. d.).

Pithometrie (v. Gr.), Bestimmung des Inhalts eines Fasses; das dazu angewendete Instrument heißt Pithometer.

Pithou (lat. Pithöus), Pierre, berühmter französischer Rechtsgelehrter und für die Beförderung des Studiums der alten Literatur sehr thätiger Staatsmann, 1539 zu Troyes geboren, war eine Zeit lang Generalprokurator von Paris und † 1596 zu Nogent sur Seine in der Champagne. Er machte sich besonders durch die Herausgabe des Phädrus (Troyes 1596) aus einer von seinem Bruder François († 1607) aufgefundenen Handschrift verdient und schrieb außerdem: „Adversariorum subcesivorum libri II" (Par. 1565), „Les libertés de l'église gallicane" (das. 1594, mit Kommentar von Dupuy, das. 1715, 2 Bde.) u. A., gab heraus die „Annalium et historiae Francorum scriptores coaetanei XII" (Frankf. 1594) u. die „Historiae Francorum scriptores veteres XI" (das. 1596). Seine „Opera sacra, juridica, historica et miscellanea" gab Labbé heraus (Paris 1609). Vgl. Boivin de Villeneuve, Vita, elogia, opera et bibliotheca Pithoei, Par. 1711 und 1715; Grosley, Vie de P., 2 Bde., das. 1756.

Pithyusische Inseln, s. v. a. Pityusen.

Pitiscus, Bartholomäus, Mathematiker und Theolog, 1651 zu Schlauen in Schlesien geboren, war Lehrer, dann Kapellan des Kurfürsten Heinrich IV. von der Pfalz, † zu Heidelberg 1613, schrieb: „Trigonometriae libri V" (3. Ausgabe 1612). Sein Hauptwerk aber ist der „Thesaurus mathematicus" (Frankfurt 1613), worin u. A. die Sinus aller Winkel bis 90 Grad von 2 zu 2 Sekunden, und zwar bis auf 15 Decimalstellen, berechnet sind.

Pitschen (poln. Przin, auch Bytschin oder Byzina), Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, mit Mauern, Kirche, 2 Kapellen, Rathhaus, Spital, Stadtgericht, Nebenzollamt, Post, Tuch- und Leinweberei, Färberei, Ziegelei und 2100 Einw. Hier am 24. Jan. 1588 Schlacht zwischen den beiden Bewerbern um die polnische Krone, dem König Sigismund von Schweden und dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, welcher letztere geschlagen und gefangen wurde.

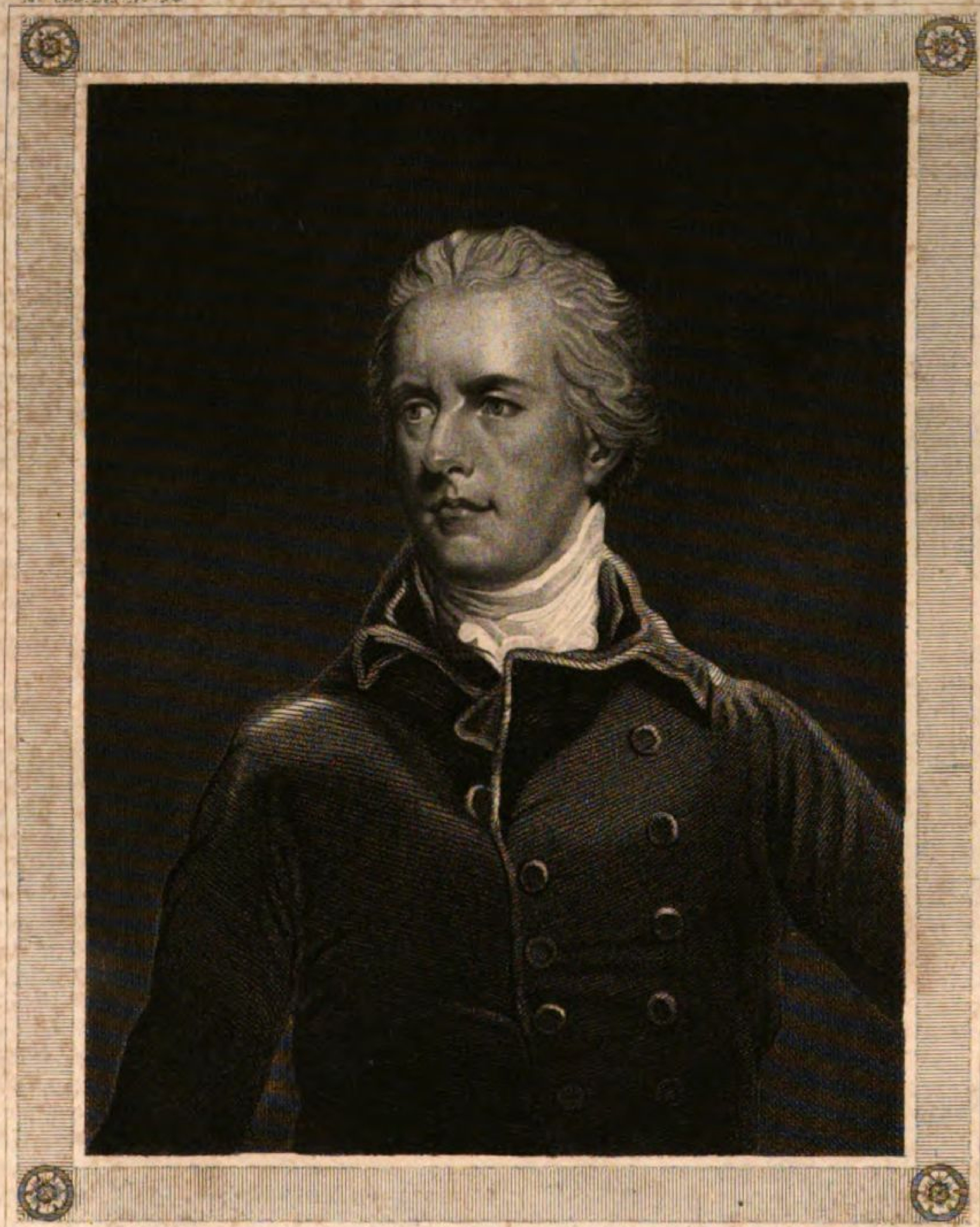
Pitt, 1) Thomas, der Gründer des Hauses Chatham, 1653 geboren, wurde gegen das Ende des Jahrhunderts Gouverneur von Madras, in welcher Stellung er zu einem beträchtlichen Vermögen gelangte. Er brachte den großen Diamant, der unter dem Namen Pitts-Diamant bekannt ist, für 20,400 Pfund Sterling an sich und verkaufte ihn dem König von Frankreich für 135,000 Pfund. Er saß in vier Parlamenten und † 1726.

2) William, Graf von Chatham, Enkel des Vorigen, einer der berühmtesten engl. Staatsmänner, den 15. November 1708 zu Boconnock in Cornwall geboren, wollte sich erst dem Kriegswesen widmen und trat in ein Dragonerregiment. Die Herzogin von Marlborough eröffnete ihm aber die Laufbahn des Staatsmannes, indem sie ihm einen Sitz im Parlament verschaffte, womit sie bezweckte, dem Sir Robert Walpole ein bedeutendes Talent entgegenzustellen. Im J. 1746 wurde P. Viceschatzmeister von Irland und bald darauf Generalzahlmeister der Armee. Indem er dieses wichtige Amt mit unbeugsamer Rechtschaffenheit verwaltete und alle sogenannte Nebeneinkünfte verschmähte, wurde er bald der Liebling des Volks. Als er 1755 aus dieser Stellung scheiden mußte, da ihm Fox vorgezogen wurde, sprach sich die Stimme des Volks so nachdrücklich zu seinen Gunsten aus, daß sich der König Georg II. genöthigt sah, P. zum Staatssekretär zu ernennen. Hatte P. bereits im Parlament energisch die Rechte der Nation gewahrt, so behielt er auch in diesem Amte ihr Interesse und ihre Ehre fest im Auge; doch sah er sich schon nach 2 Monaten entlassen, da er zu einem in Deutschland zu führenden Kriege, der bloß der Sache des Königs zu dienen schien, seine Zustimmung verweigerte. Wieder war das Gewicht der öffentlichen Meinung so entschieden auf seiner Seite, daß schon nach einigen Monaten seine Wiederanstellung erfolgte. Er führte nun das Staatsruder so geschickt und kraftvoll, daß Alles, namentlich aber die auswärtigen Angelegenheiten, ein ganz anderes Ansehen bekam. Unter P.s Oberleitung errang England in kurzer Zeit, besonders über Frankreich, in vier Welttheilen die größten Vortheile. Die ungeheuren Erfolge seiner Politik bewirkten, daß der große Staatsmann vom Volke fast vergöttert wurde. Man prägte ihm zu Ehren Medaillen und setzte ihm Denkmale, da er das Vaterland gerettet habe. Ein Bildniß von ihm war fast in jedem Hause zu finden; öffentliche Plätze, Straßen und Häuser wurden nach ihm genannt. Als er nach Georgs III. Thronbesteigung von einem Familientraktat zwischen Frankreich und Spanien, durch welchen beide zu einem festen Bund gegen England vereint werden sollten, Kunde bekam, drang er im geheimen Rathe des Königs mit aller Macht auf unverweilte Kriegserklärung. Aber der Einfluß des Grafen Bute, der die Erziehung des neuen Königs geleitet hatte, war schon zu stark; P. wurde überstimmt und legte das Regierungssiegel nieder. Seitdem trat er nie wieder in die Verwaltung ein. Die auswärtigen Unternehmungen wurden

zwar anfangs in seinem Geist und nach seinen Plänen fortgeführt, aber die Friedenspräliminarien von 1763 zwischen England, Frankreich und Spanien entsprachen wenig den bereits errungenen Vortheilen. P. sprach in fast 3stündiger Rede gegen den Frieden, der jedoch zu Paris abgeschlossen wurde. Im Jahre 1766 erhielt er die Peerswürde unter dem Titel Baron Pynsent und Graf von Chatham. Er blieb aber nichtsdestoweniger auch im Oberhaus der Vertheidiger der Volksrechte. Als eine Bill zur Einführung allgemeiner Verhaftsbefehle eingebracht wurde, erhob er sich mit edler Entrüstung dagegen. In seiner ganzen Größe zeigte sich aber P.s Geist, als die unglückseligen Maßregeln gegen die nordamerikanischen Kolonien ergriffen wurden. Er bot Alles auf, um die Peers gegen diese Maßregeln zu stimmen; aber er wurde damals nicht gehört. Erst als der amerikanische Krieg anfing, große Besorgniß zu erregen, wandte sich das Ministerium an ihn und suchte ihn zum Eintritt in die Administration zu bewegen. Doch wollte er mit Leuten, die er verachtete, nichts zu thun haben und wies alle Anträge zurück. Die letzte Sitzung, der er beiwohnte, war die vom 2. April 1778, wo eine wichtige Frage auf der Tagesordnung stand, nämlich der Antrag des Herzogs von Richmond, den König zu ersuchen, daß er mit den Amerikanern Frieden schließe. Der greise Staatsmann hielt eine lange Rede, konnte aber zuletzt vor Entkräftung nicht weiter. Als er nach einigen Minuten nochmals zu sprechen versuchte, schloß ihm eine konvulsivische Ohnmacht den Mund. Er überlebte den Unfall nicht lange und † schon am 11. Mai 1778. Sein Tod wurde als ein Nationalunglück beklagt. Obschon er mehre Jahre hindurch England, so zu sagen, ganz allein regierte, hatte er sich doch keine Schätze gesammelt.

3) **William, der Jüngere**, dritter Sohn des Vorigen, wurde den 28. Mai 1750 geboren und erhielt unter Leitung seines Vaters eine sorgfältige Erziehung. Die Talente des Knaben berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. In seinem 15. Jahre bezog er die Universität Cambridge, wo er klassische, mathematische und juristische Studien machte. Im J. 1780 trat er in London als Sachwalter auf, hatte aber als solcher wenig Glück. Er richtete deshalb seinen Blick auf die Laufbahn, zu der ihn sein Vater bestimmt hatte. Durch den Einfluß des Herzogs von Rutland erlangte er schon im folgenden Jahre einen Sitz im Unterhaus. Gleich sein erstes Auftreten war glänzend. Nach dem Vorgang seines Vaters hielt er es mit den Whigs, sprach gegen den amerikanischen Krieg und trug wesentlich zu dem Sturze des Ministeriums North bei, der 1782 erfolgte. Zu dieser Zeit vertheidigte P. die Principien, die seinen Vater beim Volke so beliebt gemacht hatten; er forderte die Abschaffung der Testakte, die Emancipation der Katholiken, die Reform des Parlaments. Seine Freisinnigkeit verschaffte auch ihm große Popularität. Die neuen Minister Rockingham, Fox und Shelburne boten ihm die Stelle des Viceschatzmeisters von Irland an, aber P. nahm sie nicht an; wohl aber trat er, als Fox nach Rockinghams Tode wegen Amerika mit Shelburne zerfiel und resignirte, als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburne ein. Seitdem war P. erklärter Gegner von Fox und dessen Politik. Als Fox dem Parlament die Indiabill vorlegte, wonach alle Rechte der Kompagnie an den Staat übergehen sollten, setzte P. derselben im Unterhause den größten Widerstand entgegen; sie ging trotzdem durch, wurde aber im Oberhaus verworfen. Darauf ernannte Georg III. ein neues Ministerium, dessen Premier P. wurde. Die Stellung des noch nicht ganz 24 Jahre alten Staatsmannes war eine schwierige. Zwar ward P.s Ministerium vielfach freudig begrüßt, aber im Unterhaus war ihm die Majorität entschieden ungünstig. P. erklärte ihr gegenüber, er sey der Minister der Krone, die das unumschränkte Recht besitze, ihre Diener nach Belieben zu wählen. Als alle Versuche, sich mit der Opposition zu vereinbaren, fehlschlugen, löste er endlich das Parlament im März 1784 auf. Das neue Parlament, worin er selbst als Vertreter der Universität Cambridge saß, verschaffte ihm eine beträchtliche Majorität, mit welcher er ruhig fortregieren konnte. Durch eine neue Indiabill, die P. einbrachte, wurde festgesetzt, daß die ostindische Kompagnie bei den Anstellungen für ihren Dienst der Kontrole einer Kommission unterworfen seyn solle, deren Mitglieder die Krone zu ernennen habe. Mit großer Energie und Umsicht ordnete P. ferner das zerrüttete Finanzwesen und sicherte namentlich durch die Einführung von Tilgungsfonds den öffentlichen Kredit. Im Jahre 1786 brachte er einen günstigen Handelsvertrag mit Frankreich zu Stande. Ueberhaupt sorgte er für Englands Interesse nach innen wie nach außen unermüdlich. Der Wohlstand der Nation hob sich, durch neue industrielle Erfindungen unterstützt, in großartigem Maßstabe. Allein in Bezug auf die Ausdehnung der bürgerlichen Freiheit war P., der anfangs dem Fortschritt darin gehuldigt, nach und nach immer konservativer geworden, und die französische Revolution mit ihren Folgen bestärkte ihn nur in dieser Stabilität. Während Fox die aufgehende Sonne der Volksfreiheit, die alle Länder erleuchten sollte, jubelnd begrüßte, erklärte P. vom specifisch britischen Standpunkte aus das von Frankreich ausgehende Licht für eine Brandfackel des Verderbens, und um die weitere Verbreitung der demokratischen Ideen zu hindern, griff er sogar zu solchen Mitteln, wie die Fremdenbill, die zeitweilige Suspension der Habeaskorpusakte, die Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechtes, und trotz der Protestationen von Fox und seinem Anhange wußte der Minister stets die weit überwiegende Mehrheit des Parlaments für seine Maßregeln einzunehmen. Der Konvent antwortete auf P.s feindseliges Verfahren damit, daß er ihn „für den Feind des Menschengeschlechts" erklärte. Aber P. brachten auch die Erfolge der französischen Waffen auf dem Festlande nicht von dem Wege ab, den er einmal betreten. Der Aufstand der Irländer wurde mit blutiger Strenge unterdrückt. Als 1797 die Bank ihre Baarzahlungen einstellte, bot er Alles auf, um das Parlament zu bewegen, eine solche zeitweilige Zahlungseinstellung für gesetzmäßig zu erklären. Kaum war es ihm gelungen, auf diese Weise die Vernichtung des öffentlichen Kredits zu verhindern, so nahm er seine Operationen gegen Frank-

M. Conv. Lex. No. 184



Reynolds pinx.

Lud. Hoffmann sc.

W. PITT

Inst. Bibl. excudit

reich mit frischer Energie wieder auf. Dem Konsul Bonaparte, der nach dem Staatsstreich des 18. Brumaire einen Friedensvorschlag machte, durfte der König gar nicht antworten. Durch ein kolossales Bestechungssystem und glänzende Vorspiegelungen wurde Irland, um ihm jede selbstständige Bewegung unmöglich zu machen, ganz mit England vereinigt. Die auswärtigen Verhältnisse nahmen jedoch eine immer ungünstigere Gestalt an. Mehre Mächte, denen die anmaßende Störung der Schifffahrt von Seiten Englands zur totalen Absperrung Frankreichs zur See im höchsten Grade mißfiel, schlossen ein bewaffnetes Neutralitätsbündniß. Ueberdies war die Nation der ungeheuren Anstrengungen, die der Minister ihr auferlegte, bereits müde, zumal die beabsichtigte Demüthigung Frankreichs noch im weiten Felde war. P. resignirte daher im März 1801. Das ihm succedirende Ministerium Addington schloß den Frieden von Amiens. Während der 18 Jahre, in denen P. die Angelegenheiten des Staats verwaltet hatte, waren die Staatsschulden von 230 bis zu 490 Millionen Pfund Sterling angewachsen; die jährlichen Abgaben betrugen statt der früheren 12 nun 28 Millionen Pfund. Allein die dafür erlangte Oberherrschaft zur See erschien dem Parlament als eine reichliche Entschädignng; es votirte dem scheidenden Minister den Dank der Nation. Man konnte P. nicht lange entbehren. Die Riesenpläne Napoleons I. kollidirten zu sehr mit dem Interesse Englands; ihnen mußte um jeden Preis Einhalt gethan werden, denn es handelte sich für England um Seyn oder Nichtseyn. Als 1803 der Krieg wieder entbrannte, übte P. selbst eine kleine Freischaar dazu ein. Er u. Fox, welche durch die Ereignisse mit einander ausgesöhnt worden waren, stürzten das kraftlose Ministerium Addington. Da der König auf P.s Vorschlag, Fox ins Ministerium mit eintreten zu lassen, nicht einging, so übernahm er am 15. Mai 1804 wieder sein früheres Amt. Er ordnete nun die großartigsten Rüstungen an u. bildete die dritte Koalition gegen Frankreich. Nelson siegte bei Trafalgar, aber Oesterreich unterlag in kurzer Zeit den französischen Waffen. Aber auf P.s ohnehin schwächliche Konstitution wirkten die ungeheuren Geschäftsanstrengungen höchst nachtheilig ein. Die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Austerlitz gab ihm den Todesstoß. Er † den 23. Jan. 1806. Seufzend sprach er seine letzten Worte: „Oh my country!" (O mein Vaterland!) Ein Monument in der Westminsterabtei sollte den großen Staatsmann ehren, u. durch Parlamentsbeschluß übernahm die Nation die Bezahlung von 40,000 Pfd. Sterling Schulden, die P. hinterlassen. Freund u. Feind gaben ihm das Zeugniß, daß nicht Verschwendung sie verursacht habe, denn P. lebte nicht sich, sondern dem Vaterlande; nur mit seinem Dienste beschäftigt, setzte er seine eigenen Angelegenheiten ganz hintan. Einfachheit und Liebenswürdigkeit zeichneten sein Privatleben aus. An P. als Redner rühmte man die klare Verständigkeit, die vortreffliche Dialektik, die vollendete innere u. äußere Abrundung. Ein heftiger Ausdruck verwickelte ihn noch 1798 mit einem Mitgliede des Parlaments in ein Duell, welches jedoch unschädlich ablief. Seine bedeutenderen Reden sind in mehren Ausgaben gesammelt. Vergl. Gifford, Life of P., 3 Bde., Lond. 1809; Francis Thalkery, History of P., 2 Bde., das. 1809; Tomline, Life of P., das. 1821.

Pittacus, einer der sieben Weisen Griechenlands, aus Mytilene auf Lesbos gebürtig, Sohn des Thraciers Caicus, 651 v. Chr. geboren, befreite in Gemeinschaft mit Alcäus seine Vaterstadt von der Herrschaft des Tyrannen Melanchrus u. ward dann, da andere Bewerber um die Tyrannis bald neue Unruhen und Wirren erregten, mit der höchsten Gewalt bekleidet. In dieser Stellung benahm er sich mit der rühmlichsten Uneigennützigkeit und Mäßigung, und es gelang ihm durch Revision der Gesetzgebung, einen geordneten Zustand des gemeinen Wesens wieder herbeizuführen. Seine Herrschaft dauerte 10 Jahre. Als Mytilene wegen der Eroberung der Stadt Sigeum Seitens der Athener mit diesen in Streit gerieth, erwarb er sich als Anführer auch kriegerischen Ruhm. Nach einigen Gefechten vertrugen sich der athenische Heerführer Phrynon und P. dahin, daß sie den Streit durch einen Zweikampf schlichten wollten. P. aber überwand darin seinen Gegner durch List, indem er hinter seinem Schilde ein Netz versteckt hielt, welches er jenem unversehens über das Gesicht warf, worauf er ihn tödtete. Zuletzt legte er seine Würde freiwillig nieder und verbrachte den Rest seiner Tage in philosophischer Ruhe. Er † 569 v. Chr. Sein Wahlspruch war: „Erkenne den rechten Zeitpunkt". Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze hat sich nichts erhalten, wohl aber findet sich von ihm bei Diogenes Laërtius ein Brief an Crösus und außerdem ein kurzes Gedicht (herausgegeben von Schneidewin in dem „Delectus poesis Graecorum elegiacae", Gött. 1839).

Pittakall, chemischer Stoff, von Reichenbach entdeckt, findet sich in dem letzten schweren Destillate des Theers, erscheint, aus seinen Auflösungen gefällt, in spröden, abfärbenden dunkelblauen Massen mit Kupferstrich und Glanz, ist geruch- und geschmacklos, nicht unzersetzt destillirbar, gibt in der Hitze ammoniakalische Produkte, löst sich nicht in Wasser, dagegen in Säuren, kann aber nur aus Essigsäure unverändert niedergeschlagen werden. Es verbindet sich mit Thonerde und Zinnoxyd und kann auf Zeuche niedergeschlagen werden, wobei es ein Blau gibt, welches durch Licht, Wasser, Seife, Ammoniak, Wein und Urin nicht verändert wird.

Pittenweem, Stadt in der schottischen Grafschaft Fife, nördlich am Forthgolf, hat Steinkohlenminen, einen Hafen, Handel, Fischerei und 1220 Einw.

Pitterlax, Vorwerk im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Wiborgs-Län, unweit des finnischen Meerbusens, mit einem berühmten Granitsteinbruch, welcher Petersburg mit Granitblöcken von ungewöhnlicher Größe versieht und woraus auch der Granitblock zur Alexanderssäule genommen wurde.

Pitticit (Eisenpecherz, Eisensinter, Kolophoneisenerz, hydrosiderischer Oxydolith), Mineral von harzähnlichem Ansehen, derb, als Ueberzug, nierenförmig, traubig, stalaktitisch, von muscheligem Bruch, 3,5—4,5 Härte und 2,4

Gew., braun bis gelb, mit blaßgelbem Strich, fettglänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, bei schneller Erhitzung etwas dekrepitirend, langsam erwärmt u. auf Kohle mit einigem Auftreiben zur schwarzen magnetischen Kugel schmelzend und dabei arsenische Dämpfe entwickelnd, besteht nach Stromeier aus 26,059 Arsensäure, 10,038 Schwefelsäure, 33,096 Eisenoxyd, 0,641 Manganoxyd, 29,255 Wasser. Er entsteht aus Zersetzung des Arsenkieses als Guhr und erzeugt sich roh in Freiberg, Schwarzenberg, Niederlazisk in Oberschlesien. Hierher wird auch gerechnet der **Diadochit**, später auch **Delvaxit** genannt, in nierenförmigen, getropften Gestalten mit nach außen gekrümmter schaliger Zusammensetzung, braun bis gelb mit gelblichgrauem Strich vorkommend, von 3,5—4,5 Härte und 1,9—2,0 Gew., lebhaft glänzend, durchscheinend, vor dem Löthrohre Wasser ausgebend, zusammensinternd und verbleichend. Er besteht nach Plattner aus 14,366 Schwefelsäure, 14,050 Phosphorsäure, 37,650 Eisenoxyd, 33,300 Wasser und findet sich in Alaunschieferbauen und Brüchen zu Berneau bei Visé in Frankreich, ausgezeichnet in Arnsbach bei Gräfenthal und Garnsdorf bei Saalfeld vor.

Pittoresk (v. ital. pittore, Maler), malerisch, im Gegensatz zum Poetischen und Plastischen.

Pittosporum (**Klebsame**), Pflanzengattung aus der Familie der Violaceen, charakterisirt durch den fünfblätterigen, hinfälligen Kelch, fünf mit den Nägeln in eine Röhre zusammengeneigte Blumenblätter, die 2—3klappige Kapsel und den mit einem breiig-harzigen Saft umgebenen Samen, Sträucher und kleine Bäume in Neuholland, beiden Indien und Afrika. Von **P. ferrugineum** *Ait.*, in Guinea, mit gelblichen, auf doldenförmig gehäuften Stielen sitzenden Blüthen, wird der Bast abgezogen und in feine Fäden gespalten, welche, verschieden gefärbt, mit Sagofäden zu Zeuch gewebt werden. Andere Arten, wie **P. angustifolium** *Lodd.*, mit blaßgelben, **P. coriaceum** *Ait.*, mit weißen, sehr wohlriechenden, **P. resolutum** *Ait.*, mit gelben Blüthen 2c., werden als Zierpflanzen kultivirt und sind wegen der schönen, lorbeerartigen, immergrünen Blätter und zierlichen wohlriechenden Blumen sehr empfehlenswerth. Man pflanzt sie in sandgemischte Laub- und Mistbeeterde, überwintert sie im Zimmer oder Glashause bei 1—5 Grad Wärme und gießt im Winter mäßig, im Sommer reichlich.

Pittsburg (**Pittsburgh**), Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Hauptstadt der Grafschaft Alleghany, in einer schönen Ebene, auf einer Landspitze zwischen dem Alleghany und Monongahela, die hier zusammenfließen und den Ohio bilden, ist die erste Fabrikstadt der Vereinigten Staaten und durch ihre Lage Hauptstapelplatz zwischen dem Norden und Süden der Union. Die **eigentliche Stadt**, in der Gabel beider Flüsse, ist nicht bedeutend, doch werden die kleinen, nahe liegenden Städte **Manchester**, **Alleghanytown** und **Lawrenceville** als Vorstädte von P. betrachtet, dessen eigentliche Vorstädte **Northern**- und **Western-Liberty** sind. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat mehre schöne Brücken über die beiden genannten Flüsse, über den Monongahela eine große Drahtbrücke und wird durch eine Dampfmaschine mit Wasser aus dem Alleghany reichlich versehen. Die ausgezeichnetsten Gebäude sind das Western-Penitentiary, die Western-University von Pennsylvanien (1819 gegründet, mit 5 Lehrern), ein presbyterianisches und reformirtes theologisches Seminar (1828 gegründet), 40 Kirchen (die St.-Pauls-Kathedrale der bischöflichen Protestanten wurde 1829 im gothischen Styl erbaut) und Bethäuser, das Rathhaus, das große Arsenal der Union (mit Waffen für 80,000 Mann) und das Theater. Außerdem hat P. eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Akademie, einen musikalischen Verein, 4 Buchdruckereien, zahlreiche Sonntags-, Frei- u. Privatschulen. Da ganz in der Nähe unerschöpfliche Massen von Eisenerz liegen, so wird besonders die Eisenfabrikation schwunghaft betrieben, welche auch eine Menge Holzkohleneisen verarbeitet. P. liefert Eisen- und Stahlfabrikate aller Art, Nägel, Dampfmaschinen, auch für die Zuckerpflanzungen im Süden, Baumwollenpressen, Pflüge und alles andere Ackergeräth von Eisen, Kanonen; seine Glasfabriken sind die bedeutendsten in der Union; es hat ferner Hut-, Mützen-, Wachstuch-, Baumwollen- und Wollenfabriken, liefert Papier, Seilerwaaren, Buchdruckertypen und Pressen, Lederwaaren und feine Tischlerarbeiten. Alle diese Artikel versendet es nach allen vier Himmelsgegenden und empfängt dafür große Massen von Agrikulturprodukten; es ist ein Hauptabsatzmarkt für Schinken aus Ohio, für Speck, Butter, Käse, Mehl, Hanf, Tabak, Baumwolle, Zucker, Syrup u. für Kaffee u. andere Kolonialwaaren, die als Rückfracht Mississippi u. Ohio aufwärts eingehen. Vom Alleghany, der für kleine Dampfboote fahrbar ist, kommt viel Holz herab, das jährlich für mehr als 400 Archen u. Flatboote Ladung gibt; in diesen Fahrzeugen gehen dann von P. Kohlen nach Cincinnati und weiter bis Louisville und Natchez. Auch der Handel mit Pot- und Perlasche, Branntwein, Holzwaaren, Hopfenstangen, Borke, Salz und Roheisen ist beträchtlich. Der Gesammtwerth des Manufakturbetriebs und des Kohlenhandels von P. ward für 1850 auf 50 Millionen Dollars geschätzt; 1847 wurden 60 Dampfer auf den dortigen Werften gebaut. P. ist eine Hauptstation für die Einwanderer, welche nach dem Westen ziehen; die Zahl der Einwohner betrug 1800: 1570, 1820: 7250, 1840: 21,120, 1854: 58,500, mit den dazu gerechneten Nachbarorten 107,569, worunter in der eigentlichen Stadt 16,000, in ihrem weiteren Umfange etwa 40,000 Deutsche. P. entstand aus einer Veste, welche 1753 der damalige französische Gouverneur von Canada, **Duquesne**, anlegte und nach seinem Namen nannte. Als die Veste in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege von den Engländern erobert ward, erhielt sie den Namen **Fort Pitt** (daher der jetzige Name der Stadt). Die jetzige Stadt wurde erst 1765 gegründet. Die Kriege mit den Indianern und die Unruhen im westlichen Lande störten ihr Wachsthum bis 1793, seitdem aber hat sie sich fort und fort gehoben.

Pituitös (v. Lat.), schleimig, verschleimt.

Pityriasis (Furfuratio, Kleiengrind, Hautkleie), Hautausschlag, bei dem die öfters verschiedenartig gefärbte Oberhaut in Gestalt von kleinen, dünnen Schuppen sich losstößt. Die Haut ist zuweilen unverändert, zuweilen geröthet, auch wohl bunt und scheckig, auch sondert sie oft eine mehr oder weniger scharfe Flüssigkeit ab. Nicht selten befällt die P. den behaarten Theil des Kopfes, wo die Abstoßung der Epidermis öfters Ausfallen der Haare zur Folge (P. capitis) hat. Die Ursachen sind meist dunkel; oft ist aber das Uebel von schwer zu beseitigender Hartnäckigkeit. Am meisten scheint gegen dasselbe eine gehörige Hautkultur, namentlich bei Kopfhautkleie durch Bürsten, Waschen ꝛc., zu leisten. Neuerdings hat man eine Auflösung des Jodkali's mit Zusatz von etwas Jodtinktur zum Waschen empfohlen.

Pityus, ansehnliche Stadt im asiatischen Sarmatien, am innersten nordöstlichen Winkel des Pontus Euxinus, in der Nähe des Flusses Corax, ward von Griechen gegründet, später von den Heniochern geplündert und zerstört, aber wieder auferbaut, blieb lange unter der römischen Herrschaft neben Dioscurias wichtige Grenzfestung u. ward als solche zuletzt von Justinian besetzt; in der Gegend des heutigen Drandar der Pitzunda.

Pityusen (Pithyusen, d. i. Fichteninseln), spanische Inselgruppe, zum Königreich Mallorka gehörig, von der spanischen Küste 10—15 geographische Meilen entfernt, mit einem Flächenraum von 8½ □Meilen und 17,000 Einwohnern, besteht aus 2 Hauptinseln (Iviza [Ibiza] und Formentera) und sehr vielen kleinen, fast gänzlich unbewohnten Eilanden, die um die beiden Hauptinseln herumliegen. Von den kleineren nennen wir: zwischen Iviza und Formentera Espalmador, Espartell, die kleine Gruppe der Aharcados, an der Westküste von Iviza Bedro, Esparto, Bleda, die größere Conejora (Kanincheninsel), Margarita, an der Ostküste Tagomago, St. Eulalia ꝛc. Iviza hieß im Alterthum Ebusus, Formentera Ophiusa.

Piu (ital.), s. v. a. mehr, wird zur näheren Bezeichnung der Ab- oder Zunahme des Zeitmaßes oder der Stärke des Tons gebraucht, z. B. p. allegro, geschwinder, p. lento, langsamer, p. tosto, vielmehr, lieber, z. B. Andante p. tosto allegretto, langsam, lieber ein wenig geschwind.

Pium desiderium (lat.), frommer Wunsch.

Piura, Stadt im südamerikanischen Staat Peru, Departement Libertad, am gleichnamigen Fluß, berühmt wegen ihrer Maulthierzucht, mit 9000 Einw., welche viele Seife und Korduan verfertigen.

Pius (lat.), fromm, gottesfürchtig; pflichtgemäß handelnd gegen Gott, Vaterland, Aeltern, Gatten, Kinder, Wohlthäter ꝛc.; zu wohlthätigen oder gottesdienstlichen Zwecken bestimmt, z. B. pia causa, pium corpus, milde Stiftung, pia fraus, frommer Betrug ꝛc.

Pius, Name von neun römischen Päpsten: a) P. I., der Heilige, aus Aquileja, Nachfolger des Hyginus von 142—157, nach anderer Angabe von 156—165, bekämpfte die Ketzereien des Valentinianus und Marcian. Die Briefe, die unter seinem Namen sich in Hallands „Biblioth. patr. I" finden, sind wahrscheinlich unächt.

b) P. II., eigentlich Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, Papst von 1458 bis 1464, wurde den 18. Oktober 1405 zu Corsini in Siena geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, doch überließ er sich in seiner Jugend großen Ausschweifungen. Nachdem er seine Studien zu Siena vollendet hatte, ging er als Sekretär des Kardinals Capranica 1431 mit zum Koncil in Basel, wo er sich als eifriger und geschickter Vertheidiger der Rechte der Kirchenversammlungen gegen die prätendirte Alleinherrschaft der Päpste auszeichnete. Später wurde er Sekretär des Kardinals Albergati und 1442 Geheimschreiber des deutschen Kaisers Friedrich III., von dem er wegen seiner poetischen Begabung die Dichterkrone empfing und zu wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht wurde. Der Papst Nikolaus V. ernannte ihn zum Bischof von Siena. Nachdem er sich als päpstlicher Nuntius mehrfach hervorgethan, wurde er 1456 vom Papst Calixtus III. zum Kardinal ernannt. Ihm folgte er als Papst am 27. August 1458. Als solcher war er entschlossen, von der päpstlichen Autorität nicht das Geringste preiszugeben. Im Jahre 1460 erließ er eine Bulle, in der er die Appellation vom Papst an ein Koncilium für „null und nichtig, irrig, verabscheuenswerth u. den heiligen Satzungen zuwider" erklärte. Als dessen ungeachtet das Parlament von Paris zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion, die vom Papst nicht anerkannt wurde, an ein Koncil appellirte, setzte es P. bei Ludwig XI. 1462 durch, daß die pragmatische Sanktion bedeutend beschränkt wurde. Unter dem 26. April 1463 publicirte er eine neue Bulle, in der er seine eigenen Schriften verdammte, die er während des Koncils zu Basel als Sekretär desselben zur Vertheidigung der Freiheit der Kirche geschrieben hatte, „weil sie die Autorität des apostolischen Stuhls zu vermindern beabsichtigten". Auch die Bestimmungen des wiener Konkordats wurden von ihm vielfach mißachtet. Er † den 16. August 1464 zu Ancona. Er hinterließ mehre historische, geographische, rhetorische und poetische Werke, darunter eine Geschichte Friedrichs III., eine Beschreibung des Koncils zu Basel, eine Geschichte von Böhmen, eine Abhandlung über Kindererziehung, eine Kosmographie, 432 Briefe u. A. Sie sind in mehren Sammlungen vorhanden, z. B. „Opera" (Basel 1571 und Helmstädt 1700). Sein Leben ist von Platina, Campani und von ihm selbst beschrieben in seines Geheimschreibers Gobelini „Commentar. rer. memor. tempore Pii II" (Rom 1584, Frankfurt 1614).

c) P. III., eigentlich Franz (Anton) Todeschini, auch Piccolomini, Neffe des Vorigen, folgte 1503 Alexander VI., † aber schon nach 27 Tagen, den 18. Okt. 1503.

d) P. IV., eigentlich Angelo von Medici, nicht aus der florentinischen Familie dieses Namens stammend, 1499 zu Mailand geboren, ward von den Päpsten Klemens VII., Paul III. u. Julius III. zu wichtigen Geschäften und Legationen gebraucht und von Letzterem 1549 zum Kardinal ernannt. Nach Pauls IV. Tod 1559 wurde

er zum Papst gewählt. Als solcher schloß er 1563 das Koncil von Trient, bestätigte den 26. Januar 1564 die Dekrete desselben und promulgirte zugleich einen Index librorum prohibitorum s. expurgandorum. Er † 1565, von den Römern wegen seiner Strenge gehaßt, obgleich er viel zur Verschönerung der Stadt gethan.

e) P. V., eigentlich S. Michael Ghisleri, des Vorigen Nachfolger, 1504 zu Bosca bei Alessandria von armen Aeltern geboren, trat in den Dominikanerorden, ward von Paul IV. zum Bischof von Sultri u. 1557 zum Kardinal und Generalinquisitor in der Lombardei ernannt. Durch seine Härte machte er sich hier, wie später in Venedig, sehr verhaßt. Mehre freidenkende Männer, wie z. B. Palearius, mußten auf seine Veranlassung den Scheiterhaufen besteigen. Nachdem er 1566 Papst geworden, suchte er die Beschlüsse des trienter Koncils möglichst durchzuführen, verbot die Stiergefechte, verwies die feilen Dirnen aus Rom und gestattete, daß die Kardinäle Schulden halber verfolgt werden durften. Er verdammte die Lehren des Bajus, hob den Orden der Humiliaten auf, reformirte den der Cistercienser, sprach über die Königin Elisabeth von England den Bann aus und drohte, Maximilian II. abzusetzen, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gestatte. Die berüchtigte Bulle „In coena Domini" befahl er durch die ganze Kirche zu verbreiten. Dann brachte er eine Ligue mit den Venetianern und dem König Philipp II. von Spanien gegen die Türken zu Stande, welche den großen Seesieg von Lepanto am 7. Oktober 1574 herbeiführte. Sechs Monate darauf † er. Im Jahre 1712 wurde er von Klemens XI. kanonisirt.

f) P. VI., eigentlich Angelo Braschi u. wurde 1717 zu Cesena in der Romagna aus einem vornehmen, aber herabgekommenen Geschlecht geboren. Er studirte die Rechte und dann von 1740 an Theologie in Rom, wurde darauf Auditor bei der päpstlichen Kanzlei und 1753 Geheimschreiber Benedikts XIV. Als Generalschatzmeister der päpstlichen Kammer, welches Amt er seit 1766 bekleidete, machte er sich beim Volke sehr unbeliebt. Klemens XIV. entfernte ihn aus dieser Stellung, indem er ihn zum Kardinal ernannte. Ein Anhänger des Jesuitismus, allen Verbesserungen gram, stand er im Kardinalkollegium auf der Seite der reaktionären Opposition. Nach Klemens' VI. Tode 1775 zum Papst gewählt, machte er den Versuch, das gesunkene Ansehen der Kirche wieder herzustellen, war aber darin ebenso wenig glücklich, als in seinen rein weltlich-politischen Plänen. Der Verschleuderung der Pfründen machte er ein Ende, behielt aber dafür den vieleintragenden Aemterhandel bei und begünstigte das den Wohlstand des Volkes ruinirende Lottospiel. Zwar baute er einen Hafen für Ancona und schaffte die Durchgangszölle in seinem Staate ab, doch die andern Hindernisse des Handels, die nicht hinweggeräumt wurden, machten diese Vortheile illusorisch. Auf die Austrocknung der pontinischen Sümpfe verwendete er ungeheure Summen, obgleich der in Aussicht stehende Gewinn lange nicht so bedeutend war. Ueberhaupt war persönliche Eitelkeit die Haupttriebfeder seiner Handlungen. Das Volk brachte er durch seinen Nepotismus gegen sich auf, besonders als er einem seiner Neffen, dem Luigi Braschi, den er zum Herzog ernannt hatte, den Alleinhandel mit Oel und Korn überließ. Es kam so weit, daß man 1777 das Leben des Papstes bedrohte. Auf dem Gebiete der äußeren Politik sammelte er auch keine Lorbeeren. Die katholischen Fürsten selbst fragten wenig nach seinen Ansprüchen. Neapel erkannte seit 1777 die Lehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhls nicht mehr an; Leopold II. von Toskana und Kaiser Joseph II., den er in Wien persönlich um Schonung der Kirche und ihrer Rechte anging, ließen sich durch ihn in der Ausführung ihrer Reformen nicht stören. Nur der Egoismus mehrer deutschen Bischöfe hinderte, daß die emser Punktation in Ausführung kam, wodurch die päpstliche Nuntiatur in Deutschland beseitigt und der transalpinische Einfluß der römischen Kurie gebrochen worden wäre. Aber eine lange Reihe der schwersten Leiden brachen in Folge der französischen Revolution über P. herein (s. Kirchenstaat, Gesch.). Da P., nachdem der Kirchenstaat den 18. Febr. 1798 zur Republik erklärt worden, sich beharrlich weigerte, die Regierung niederzulegen, beschloß die französische Regierung, ihn als Staatsgefangenen zu behandeln. Der kranke Greis wurde von einem Ort zum andern transportirt, wobei er manchen Unbilden von Seiten der rohen Soldateska ausgesetzt war, und beschloß endlich in der Citadelle von Valence sein Leben, den 29. August 1798, eine würdige Haltung bis ans Ende bewahrend. Vergl. Bourgoing, Mémoires histor. et philos. sur Pie VI, Paris 1799, 3 Bde., deutsch von Meyer, Hamburg 1800, 2 Bde.

g) P. VII., eigentlich Gregor Barnabas, Graf Chiaramonte, wurde 1742 zu Cesena geboren, trat 1758 in den Benediktinerorden, hatte dann als Lehrer der Philosophie und Theologie viele Zuhörer u. wurde von Pius VI. zum Bischof und Kardinal ernannt. Durch den Frieden von Tolentino Bürger der cisalpinischen Republik geworden, wußte er sich mit schlauer Schmiegsamkeit in die Umstände zu fügen und sich Napoleon I. geneigt zu machen. Des Letztern Einfluß wirkte nicht wenig mit, als P. den 14. März 1800 zu Venedig von 35 Kardinälen zum Papst gewählt wurde. Aber mit der dreifachen Krone übernahm er auch die alten hierarchischen Grundsätze in ihrer vollsten Strenge. Ein Hirtenbrief von ihm verdammte sogleich unumwunden die Philosophie als die Urheberin aller Drangsale der Zeit. Mehre seiner Bullen brachen über jede freie Geistesbewegung den Stab. Nachdem er am 3. Juli 1800, von österreichischen Truppen beschützt, feierlich in Rom eingezogen war, ließ er es seine erste Sorge seyn, den zerrütteten Staatshaushalt wieder zu ordnen, und er war darin weit glücklicher, als sein Vorgänger, da er klug und vorsichtig zu Werke ging. Er führte die höchste Sparsamkeit in der Verwaltung ein, beförderte den Handelsverkehr durch Verminderung der Zölle, hob die Industrie durch ein Ausfuhrverbot für die Rohstoffe und schaffte die so nachtheiligen Monopole ab. Durch Anordnung von neuen Ausgrabungen beschäftigte er die römi-

schen Armen. Bei seinen Bestrebungen nach Wiederherstellung der Kirchengewalt kamen ihm die Pläne Napoleons sehr zu Statten. Dieser glaubte nämlich zur Befestigung seiner Herrschaft die Restauration des alten katholischen Glaubens und des priesterlichen Ansehens nöthig zu haben, und es erfolgte daher eine Einigung des päpstlichen Stuhls mit der französischen Regierung. Durch den Frieden zu Luneville bekam P. den größeren Theil des Kirchenstaats wieder, und den 15. Juli 1801 schloß er ein Konkordat mit Frankreich, welches ihm das Supremat über die französische Kirche, wenn auch in mancher Beziehung nur dem Namen nach, zurückgab. Doch wurde seine Autorität wieder durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 geschwächt, indem durch denselben die geistlichen Fürstenthümer und Stifter in Deutschland säkularisirt wurden. Im folgenden Jahre gelang ihm zwar die Wiedereinführung der Jesuiten in Sicilien, aber als er sie in Frankreich als Väter des Glaubens unterbringen wollte, stieß er auf entschiedenen Widerstand. Auch die Wiederherstellung des Malteserordens glückte ihm nicht, und die spanische Regierung drang ihm die Zustimmung zum Verkauf von Kirchengütern ab. Von Napoleon eingeladen, zur Salbung und Kaiserkrönung nach Paris zu kommen, hielt er daselbst am 28. November 1804 einen glänzenden Einzug. Das Kardinalkollegium hatte sich gegen diese Reise erklärt, allein P. hoffte durch persönliche Unterhandlung mit Napoleon bedeutende Vortheile für die Kirche zu erlangen. Er wurde indeß bald enttäuscht. Napoleon ließ zwar sich und seine Gemahlin von ihm salben, aber die Krone setzte er sich selbst aufs Haupt. Außer dieser Mißachtung mußte der Papst noch die Kränkung erleiden, daß der Kaiser auf Verhandlungen über Kirchenfragen gar nicht einging. Natürlich weigerte sich P. nun auch, zur Krönung nach Mailand zu kommen, und die Weigerung trennte die beiden Herrscher noch mehr. Am 4. April 1805 kehrte P. in tiefem Mißmuth nach Rom zurück, wo das Volk seinen Unwillen über die Erniedrigung des Papstes laut kund gab. Die Bücherverbote und Heiligsprechungen, mit denen er die Zeit von 1806—7 ausfüllte, konnten den verlorenen Einfluß auf Deutschland nicht wiederbringen; ebenso wenig wurde dadurch seine Stellung zu dem Hofe von St. Cloud verbessert. Nachdem es mit letzterem zum völligen Bruch gekommen (s. Kirchenstaat), erklärte Napoleon am 17. Mai 1809 zu Wien, daß der Papst als weltlicher Herrscher aufgehört habe zu regieren. Der ganze Kirchenstaat wurde dem Kaiserreich einverleibt, und Rom sollte eine freie kaiserliche Stadt werden. Nur die geistliche Macht wurde dem Papste gelassen. Auch wurde ihm ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Franken bestimmt, sowie der Besitz mehrer Paläste garantirt, ferner Exemtion von allen Abgaben und eigene Jurisdiktion für seine Besitzungen. Mit der tiefsten Entrüstung wies P. dies Alles zurück und sprach über den Urheber dieser Beschlüsse und über Jeden, der zu ihrer Ausführung mitwirken würde, den Bann aus. In der Nacht des 6. Juli drang der französische General Radel, von einer Abtheilung Militär unterstützt, gewaltsam in den päpstlichen Palast ein, dessen Thüren vermauert waren; sie wurden durchbrochen, und der General betrat das Zimmer, wo P. eben mit Schreiben beschäftigt war. Radel forderte von ihm die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft. Da sie aber P. entschieden verweigerte, so wurde er verhaftet und mit seinem Staatssekretär, dem Kardinal Pacca, erst nach Grenoble, dann nach Savona deportirt. Seine Haltung während seiner Gefangenschaft war eine durchaus würdige; er wies den Glanz einer Hofhaltung und die ihm von Napoleon bestimmten großen Einkünfte zurück, und weder Bitten noch Drohungen konnten ihn bewegen, den Anordnungen des Kaisers in Kirchensachen seine Zustimmung zu geben. Den Bischöfen, die Napoleon ernannte, ertheilte er die kanonische Bestätigung nicht; auch sprach er sich unumwunden gegen des Kaisers Scheidung von Josephine aus. Der Vorwand, daß an der Küste von Savona englische Schiffe kreuzten, um den Papst zu entführen, diente dazu, P. um die Mitte des Jahres 1812 nach Fontainebleau zu bringen. Als Napoleon aus Rußland zurückkam, nöthigte er P. zur Abschließung eines Konkordats, in dem sich der Papst zur Bestätigung jener Bischöfe verpflichtete. Da Napoleon dasselbe aber früher, als verabredet war, publicirte, so zog P. auf den Rath seiner Kardinäle seine Zustimmung zurück. Härtere Behandlung war die Folge davon, die erst mit dem Sturze des Kaisers ein Ende nahm Am 24. Mai 1814 zog P. unter dem Jubel des Volks wieder in Rom ein. Die auf dem wiener Kongreß vertretenen Mächte garantirten ihm den Besitz des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin und eines kleinen Landstrichs jenseit des Po. In der innern Politik der Kirche ging P. seitdem von streng hierarchischen Grundsätzen aus; er stellte den Jesuitenorden und die Inquisition wieder her, verdammte 1816 die Bibelgesellschaften, verbot die nicht approbirten Bibelübersetzungen und erließ scharfe Gesetze gegen die Freimaurer und Carbonari. Wie sehr er gegen reformatorische Bestrebungen innerhalb der Kirche war, ergab sich aus seinem Verfahren gegen Wessenberg, den Instruktionen, die er seinem Nuntius für die Schweiz gab, und Anderem deutlich genug. Da der wiener Kongreß nicht darauf einging, Bestimmungen über die rechtliche Stellung des Papstes zu den Souveränen, deren Unterthanen in kirchlichem Verbande mit Rom stehen, zu geben, so suchte P. diesem Mangel durch Abschließung besonderer Konkordate mit den einzelnen Regierungen abzuhelfen und erlangte dabei meist sehr günstige Resultate: so für Neapel, Polen, Bayern, Hannover, Preußen u. A. Dem Kirchenstaat verlieh P. am 6. Juli 1816 eine neue Verfassung, die freilich die Wünsche der liberalen Partei nicht erfüllte. Doch verbesserte P. das Verwaltungswesen, that viel für mildthätige Zwecke, unterstützte die Künste (das Museum Chiaramonti im Vatikan hat daher seinen Namen), verminderte den Hofluxus und ließ keine Klage über Nepotismus aufkommen, da seine Verwandten eben so einfach leben mußten, wie er selbst. Ja, er gestattete, daß Rom ein Zufluchtsort politisch mißliebiger Personen wurde; selbst den Verwandten Napoleons gewährte er

großherzige Duldung. Seine letzten Tage wurden ihm noch durch den Brand der Paulskirche und durch die drohenden Bewegungen der revolutionären Partei verbittert. Ein Ausgleiten auf dem Marmorboden seines Zimmers verursachte einen Schenkelbruch, der seinen Tod den 20. August 1823 herbeiführte. Durch seine gelehrten Kenntnisse, seine Staatsklugheit, besonders aber durch die großartige Charakterfestigkeit, die er in einer Zeit, wo fast alle Fürsten sich vor Napoleon I. erniedrigten, diesem gegenüber an den Tag legte, hat sich P. auch bei seinen Gegnern Achtung zu verschaffen gewußt. Vgl. **Storia del pontificato di Pio VII**, Venedig 1815, 2 Bde.; Simon, **Vie politique et privée de Pie VII**, Paris 1823; Gaudet, **Esquisses historiques et politiques sur la papa Pie VII**, das. 1824; Jäger, Leben P.' VII., mit Urkunden, Frankfurt 1824; Pacca, **Relazione del viaggio di papa Pio VII**, Rom 1836.

h) P. VIII., hieß ursprünglich Franz Xaver, Graf von Castiglione, wurde den 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona geboren und trat früh in den geistlichen Stand. Seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit und die Gleichheit der Ansichten erwarben ihm die Freundschaft P.' VII., der in ihm eine Stütze der Kirche erblickte. Er wurde 1800 Bischof von Montalto, mußte sich aber 1808 ins Exil nach Südfrankreich begeben. Dafür machte ihn P. VII. nach seiner Rückkehr 1814 zum Bischof von Cesena, 1816 zum Kardinal, dann zum Großpönitentiar und Vorstand der Kongregation für den Index der verbotenen Bücher und 1821 zum Bischof von Frascati. Seine Erwählung zum Papst erfolgte den 31. März 1829. Seinen Unterthanen gewährte er mehre materielle Erleichterungen und unterstützte die Kunst. Mit Holland schloß er ein Konkordat ab und einigte sich mit den Armeniern. Uebrigens war seine Politik aller Neuerung feind. Die Inquisition lebte unter ihm neu auf, und von seinem Staatssekretär Albani unterstützt, regierte er so, daß die Unzufriedenheit der Freisinnigen immer größer werden mußte. Der Ausbruch der Julirevolution erschütterte seine ohnehin schwächliche Konstitution und er † schon am 30. November 1830.

i) P. IX., der jetzt regierende Papst, hieß ursprünglich Johann Maria Mastai Ferretti und wurde am 17. Mai 1792 zu Sinigaglia im Kirchenstaate aus einer gräflichen, aber armen Familie geboren. Seine Schulbildung genoß er in dem Piaristenkollegium zu Volterra in Toskana und entwickelte hier bedeutende Fähigkeiten. Für den Militärstand bestimmt, begab er sich nach Rom, um von dem damaligen Papst Pius VII. Aufnahme in die adelige Leibwache zu erbitten. Da er aber an epileptischen Zufällen litt, mußte ihm sein Wunsch versagt werden, und er beschloß nun, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Mit großem Eifer studirte er in der geistlichen Akademie zu Rom unter der Leitung des gelehrten Abbate Graziosi Theologie, während er zugleich mit innigster Liebe dem Unterricht der Kinder in dem Waisenhause Tata Giovanni oblag, dessen Oberaufsicht ihm der Papst übertrug. Doch konnte er seines körperlichen Zustandes wegen nicht zum Priester geweiht werden. In seinem frommen Sinn pilgerte er nach Loretto, um von der Mutter Gottes Hinwegnahme seines Uebels zu erflehen, und zu demselben Zweck wandte er sich an den im Geruch der Heiligkeit stehenden Priester Strambi, der ihm die Hand auflegte. Ferretti blieb seit dieser Zeit von der Epilepsie frei und trat nun zuerst als Priester in Rom ein. Im Jahre 1823 begleitete er den Erzbischof Muzi nach Chili, wohin derselbe als päpstlicher Stellvertreter gesendet wurde. Ein Sturm warf am 10. Oktober das Schiff an die Küste von Katalonien, und mit größter Gefahr erreichte man die Rhede von Palma. Die spanischen Behörden verhafteten den Erzbischof und seinen Begleiter, denen nur durch die Konsuln von Sardinien und Oesterreich aus dieser mißlichen Lage geholfen wurde. Auf ihrer weitern Fahrt wurden sie in der Nähe der kanarischen Inseln von einem Kaper angehalten, wobei sich Mastai durch den Muth auszeichnete, welchen er den Drohungen und Beschimpfungen der eingedrungenen bewaffneten Schaar entgegensetzte. Als ihr Schiff sich schon den Küsten Südamerika's näherte, erhob sich der furchtbarste Sturm, der Mastai betäubt zu Boden warf. Kaum hatte er sich aber aufgerafft, als er aufs Eifrigste an den Rettungsanstalten zu Gunsten eines in See gestürzten Matrosen Theil nahm. In Chili so schlecht empfangen, daß sie fast genöthigt waren, von Almosen zu leben, schifften sie sich am 29. Oktober wieder ein und landeten am 5. Juli 1825 in Genua. Nach Rom zurückgekehrt, wurde Mastai Vorsteher des Michaelhospitals, der größten und vorzüglichsten Gewerbschule Roms, die er vollständig und zeitgemäß umgestaltete. Zum Lohn für diese Thätigkeit ernannte ihn Leo X. am 21. Mai 1827 zum Erzbischof von Spoleto. Auch in dieser Stellung wirkte er segensreich. Als in Folge der französischen Julirevolution auch im Kirchenstaat ein Aufstand ausbrach, blieb nur der Sprengel von Spoleto ruhig; dennoch wollten die Oesterreicher diese Stadt besetzen. Der Erzbischof widersetzte sich, und auf sein Wort legten die Aufrührer, die sich nach Spoleto geworfen hatten, die Waffen zu seinen Füßen nieder. Noch wollte man die Verdächtigen nachträglich verhaften, und ein Polizeibeamter aus Rom überreichte dem Erzbischof eine Liste derselben. Mastai ergriff das Blatt mit zitternder Hand und warf es in den brennenden Kamin. Als ihn Gregor XVI., der inzwischen den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, deshalb zur Verantwortung zog, rechtfertigte sich Mastai, das Evangelium in der Hand, voll edlen Feuers, so daß er in der Hochachtung des Papstes stieg, der ihn am 17. December 1832 auf den Erzbischofssitz von Imola berief. Auch hier rief er einen bessern Geist in der Priesterschaft hervor, nahm sich verwahrloster Kinder an, verbesserte die Armenpflege, öffnete sein Haus Männern aller politischen Meinungen und suchte sie in der Liebe zu Italien zu vereinigen. Im Jahre 1836 befand er sich als päpstlicher Nuntius in Neapel, als die Cholera dort ausbrach. Die Noth war entsetzlich, denn es fehlte nicht nur an Arzneien und Krankenanstalten, sondern auch an Aerzten. Da ward Mastai der rettende Engel der Stadt. Er verkaufte seine

Equipagen, sein kostbares Geräth, sein Silbergeschirr u. vertheilte den Erlös unter die Aermsten; noch mehr aber wirkte er durch die Unerschrockenheit, mit welcher er die Cholerakranken besuchte. Als er 1841 zum Kardinal erhoben ward, feierte Imola ein Freudenfest. Als Gregor XVI. vom Tode ereilt wurde, war die Lage Italiens eine bedenkliche. Die große Mehrzahl der Bevölkerung Roms wünschte den Kardinal Micara auf dem päpstlichen Stuhle zu sehen, während man im entgegengesetzten Lager den Kardinal Lambruschini wünschte. Bei der Papstwahl am 16. Juni 1846 gelang es aber dem Kardinal Pignatello, dem Pater Ventura den Erzbischof von Imola empfohlen hatte, die Stimmen auf diesen zu lenken. Mastai nahm die Wahl nach langem Widerstreben an und bestieg als P. IX. den päpstlichen Thron. Ueber seine an tief eingreifenden Begebenheiten reiche Regierung s. Kirchenstaat (Geschichte); vgl. Papst. In seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche hat P. von den Ansprüchen der hierarchischen Ueberlieferung keinen einzigen aufgegeben, wenn er auch mildere Maßregeln zu deren Geltendmachung ergreift, und die in dieser Richtung von ihm gehegten Erwartungen haben sich noch weniger erfüllt, als die Hoffnung politischer Reformen. Vgl. Clave, La vie et pontificat de Pie IX, Par. 1848; Balmes, Pie IX, das. 1848; Clerc, Pie IX, Rome et Italie, das. 1849.

Piusorden, von Papst Pius IV. 1559 gestifteter Orden für 325 Ritter, die dafür eine bestimmte Steuer von 187,500 Scudi entrichteten und Pfalzgrafen vom Lateran und Edelleute wurden. Das Ordenszeichen war an goldener Halskette eine goldene Medaille mit dem Bilde des heiligen Ambrosius und dem päpstlichen Wappen. Die Zahl der Ritter wurde gegen neue Gebühren bald bedeutend vermehrt; Pius V. u. Gregor VIII. schmälerten aber ihre Privilegien so sehr, daß der Orden endlich zu einem bloßen Amtsaccessit herabsank.

Piusverein, Name einer im April 1848 zu Mainz entstandenen und über das ganze katholische Deutschland verzweigten Verbindung, welche auf die unbeschränkte Autonomie des römisch-katholischen Kirchenwesens hinarbeitet und zu diesem Behufe auch mit den seit 1849 bestehenden Vereinen für innere Mission in der römisch-katholischen Kirche in engen Verkehr getreten ist. Zu diesen Vereinen gehört vornehmlich der auf Propaganda gerichtete Bonifaciusverein, welcher auf einer Versammlung katholischer Geistlichen zu Regensburg im Herbst 1849 besonders durch die Thätigkeit des Grafen Stolberg gestiftet wurde, sowie der im Mai desselben Jahres auf einer ähnlichen Versammlung in Breslau ins Leben gerufene Vincentiusverein. Beide Vereine dienen als Zweigvereine den Zwecken des großen P.s. Letzterer erhielt, 1848 von zu Würzburg versammelten deutschen Bischöfen dem Papste empfohlen, im Februar 1849 dessen Sanktion und ist seitdem mit Erfolg thätig, besonders in Bayern, am Rhein, in Westphalen und im nördlichen Deutschland. Er bezweckt auch Wiedererwerbung der eingezogenen Klostergüter für die Kirche, Herstellung von Klöstern u. klösterlichen Vereinen und geschlossene Opposition gegen die Staatsregierungen, wo diese solchem Streben hindernd entgegentreten. Auch nimmt der Verein dann und wann eine aggressive Stellung der protestantischen Kirche gegenüber ein. Noch gegenwärtig verfolgt er mit Konsequenz streng römisch-hierarchische Tendenzen, und es stehen ihm zur Realisirung derselben bedeutende Geldmittel zu Gebote.

Pixette (franz.), eine, in der Mitte zu einer Kugel ausgeblasene, an einem Ende zu einer Spitze mit freier Oeffnung ausgezogene Glasröhre, welche dazu dient, um Fluida, die auf anderen Flüssigkeiten schwimmen, durch Saugen am weiteren Ende in die feinere Oeffnung einzuziehen (Heber).

Pizarro, Francisco, der Entdecker u. Eroberer von Peru, zu Truxillo in Spanien 1478 geboren, war der Bastard eines Edelmanns und genoß fast gar keine Erziehung. Eine Zeit lang war er Schweinehirt, lief dann in Folge harter Behandlung davon und ging unter das Militär. Er kämpfte in Italien mit und schiffte sich später in Verbindung mit einer Anzahl beutegieriger Abenteurer zu Sevilla nach der neuen Welt ein. Die Kämpfe auf Cuba und Hispaniola (1510) machte er sämmtlich mit; auch folgte er Ojeda auf seiner Entdeckungsfahrt nach dem Meerbusen von Darien, sowie Balboa auf seiner Expedition durch den Isthmus der Südsee. Dann schloß er 1524 mit Hernando Luque u. Almagro einen Bund zur Entdeckung der Südseeküsten und des Goldlandes hinter den Kordilleren, welcher die wirkliche Eroberung von Peru (s. d.) zur Folge hatte. Was ihm an Schulkenntnissen abging, ersetzte P. durch reiche praktische Erfahrung, und seine ungemeine Thatkraft schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück. Er ward den 26. Juni 1541 ermordet. Vgl. Prescott, Geschichte der Eroberung Peru's deutsch, 2 Bde., Leipz. 1848.

Pizzicato (ital.), Manier beim Violinspiel, wo die Saiten nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit dem Finger angeschlagen werden.

Pizzighettone, befestigte Stadt im lombard.-venetianischen Königreich, Lombardei, Delegation Cremona, am Einfluß des Serio in die Adda, die hier schiffbar ist, in ungesunder Lage, mit der Vorstadt Gera und 4200 Einw. In der dortigen, von dem Herzog von Mailand, Philipp Maria Visconti, erbauten Citadelle wurde Franz I., König von Frankreich, eine Zeit lang gefangen gehalten. Im spanischen Erbfolgekriege eroberten die Kaiserlichen P. am 27. Oktober 1706 durch Kapitulation, 1733 nahmen es die Franzosen und sardinischen Truppen und 1746 die Franzosen und Spanier ein. Auch in den Revolutionskriegen 1796 und 1799 eroberten es die Franzosen.

Pizzo, il, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, nordöstlich von Monteleone, am St.-Eufemiagolf, hat ein festes Schloß, einen nicht sicheren Hafen, lebhaften Handel, Thunfischfang und Korallenfischerei und 5100 Einwohner; wurde durch das Erdbeben von 1783 fast ganz zerstört. In der Nähe wurde 1815 der hier gelandete Murat, Exkönig von Neapel, gefangen und erschossen. Seitdem führt die

Stadt, weil ihre Einwohner den Erkönig ergriffen, den Titel **Fidelissima** (allergetreueste Stadt) und hat Abgabenfreiheit.

Pl. (Plur., lat.), Abkürzung von Pluralis.

P. L. (lat.), Abkürzung für **Pastor loci, Poeta laureatus, Professor logices.**

Plaarer, die Person, welche in Eisenschmelzhütten die ganze Arbeit des Schmelzens leitet, Hüttenmeister.

Placage (franz.), s. v. a. Fournierplatten, fournirte Arbeit, eingelegte Holzarbeit.

Placard (franz.), Anschlag, Plakat; im Bauwesen das über einer Thür oder über einem Fenster befindliche Verdachungsgesims; in der Kupferstecherei eine Schlußverzierung. Placardiren heißt beim Kattundrucken die Form ganz mit einem Beizmittel überziehen und dann Muster mit einem Aetzmittel aufdrücken, welches die Beize zersetzt und auflöst, wonach beim Ausfärben weiße Muster auf farbigem Grund erscheinen.

Placencia, 1) Flecken (Villa) in der spanischen Provinz Guipuzcoa, an der Deva, hat eine nautische Schule, Uhrmacherei, Waffen- und Gewehrfabrikation, ergiebige Forellen- und Aalfischerei und 1840 Einw. — 2) (Placentia), Stadt auf der britisch-nordamerikanischen Insel Neufoundland, auf der Südküste, an der gleichnamigen Bucht, nach St.-Johns die größte Stadt der Insel, Sitz eines katholischen Bischofs und eines Lieutenant-Gouverneurs, mit Fort, gutem Hafen und 3000 Einw. Die gleichnamige Bai daselbst nimmt den Salomonsfluß auf und hat eine Inselgruppe.

Placenta (lat.), Kuchen; Mutterkuchen; Samenträger.

Placentia, Stadt, s. Piacenza.

Placet (lat., es gefällt, beliebt, wird zugestanden), Zustimmungsformel der Bischöfe bei Koncilien, daher Placetiner s. v. a. Jaherren. Wichtig und viel debattirt ist das sogenannte **Placetum regium**, d. i. das dem Regenten eines Landes zustehende Recht, von allen in der Kirche zu treffenden Maßnahmen Kenntniß zu nehmen und die Genehmigung dazu zu geben oder zu versagen. Das P. kommt als nothwendiger Ausfluß der Staatsgewalt einem jeden Staatsoberhaupte, zu welchem Glauben sich dasselbe auch bekenne, zu, räumt ihm aber nicht eine kirchliche, sondern nur eine weltliche Aufsicht (inspectio secularis) ein. Vom Standpunkte der Doktrin sind hier folgende Unterscheidungen zu machen. Betrifft der Erlaß eines geistlichen Obern lediglich die Glaubenslehre oder die reine Religionsübung, so hat die Staatsgewalt davon Einsicht zu nehmen, nicht, um über die Richtigkeit und Unrichtigkeit des Inhalts selbst abzuurtheilen, sondern nur, um sich zu überzeugen, ob nicht Verordnungen anderer Art beigemischt seyen. Neue Disciplinargesetze dagegen, welche auch das bürgerliche Leben berühren, oder der Mitwirkung der weltlichen Gewalt bedürfen, dürfen auf Grund des P. nicht promulgirt werden, ohne in Rücksprache mit der Staatsregierung abgefaßt oder doch von ihr anerkannt u. genehmigt worden zu seyn. Ausgenommen hiervon sind solche Verordnungen u. Rundschreiben, welche die gewöhnliche Geschäftsführung mit sich bringt, in sofern der Kirche in Gemäßheit ihrer Reception von Seiten der Staatsgewalt stillschweigend die zu ihrer innern Verwaltung nöthige Freiheit zugestanden ist. Diese Unterscheidung liegt mehr oder weniger auch den neueren Landesgesetzgebungen zu Grunde. In der russischen Kirche steht die Gesetzgebung dem Kaiser und der heiligen Synode zu. Die Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche statuiren zwar ein Gesetzgebungsrecht der Kirche, aber die thatsächliche Ausübung desselben ist in Deutschland, Dänemark und Schweden ganz in die Hände des Landesherrn gekommen. Auch in England werden die Kirchenangelegenheiten betreffenden Gesetze lediglich von König und Parlament beschlossen, und selbst in Holland müssen die Gesetzentwürfe der Generalsynode dem König vorgelegt werden. In den Konkordaten, welche deutsche und andere Regierungen mit Rom abschlossen, ist das P. stets festgehalten worden.

Plache (franz.), grobes Tuch oder Leinwand.

Plachmal, Masse aus Gold und Silber gemischt; das durchschwefelte Silber, welches bei der trocknen Scheidung des Goldes von Silber durch Schwefel gewonnen wird.

Placidamente (placido, ital.), behaglich, zufrieden.

Placidia Galla, Tochter des Kaisers Theodosius des Großen und der Galla, gerieth bei der Eroberung Roms in die Gefangenschaft Alarichs. Seit 414 mit dem Gothenkönig Athaulf vermählt, wurde sie nach dessen Tode 415 vom König Sigerich schimpflich behandelt und nach dessen Tode nach Konstantinopel zurückgeschickt. Im Jahre 417 heirathete sie den Konsul Constantius, von dem sie Mutter der Honoria und Valentinians III. wurde. Von 425—50 regierte sie für ihren minderjährigen Sohn den Occident und † zu Rom 450. Zu Ravenna ward ihr in einem Stuhle von Cypressenholz sitzender Körper lange Zeit aufbewahrt.

Placidus, St., Römer aus patricischem Geschlecht, seit seinem 7. Jahre Schüler Benedikts von Nursia, thätiger Verbreiter des Christenthums in Italien, erlitt um 560 den Märtyrertod. Ihm zu Ehren stiftete Nicolas de Panzon 1618 die Kongregation der Benediktiner des heiligen P., die 1795 aufgehoben wurde.

Placitum (lat.), Willensmeinung, besonders Gutachten; **P. imperii**, Reichsgutachten.

Plackwerk, Bekleidungsart der Brustwehr u. der Erdwälle mit von Kies u. Steinen gereinigter guter Thon- oder Gartenerde (Plackerde), die man nach Verhältniß der Höhe in 6—30 Fuß breiten Lagen an den Böschungen feststampft und mit Gras bewachsen läßt.

Placoides, Plakoiden oder Körnerschupper nach Agassiz, Knorpelfische nach Cuvier, s. Fische.

Pladaroma (Pladarosis), Balggeschwulst, besonders der Augenlider.

Pläner, Plänerkalk, Plänermergel, Plänersandstein, Plänerthon, s. Kreidegruppe.

Plänkern, s. v. a. Blänkern.

Plänterwirthschaft (Femelwirthschaft), der Wirthschaftsbetrieb, nach welchem

man den Wald mit Holz von jedem Alter in Bestand erhält, weil klimatische oder Bodenverhältnisse (namentlich auf hohen Bergspitzen) den kahlen Abtrieb verbieten; man nimmt unter sorgfältiger Vermeidung von Blößen und eifriger Nachzucht nur die stärksten und bereits im Absterben begriffenen Bäume einzeln heraus. Gegensatz der Schlagwirthschaft.

Pläswitz, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, hat ein Schloß mit schönem Garten und 490 Einwohner. Hier wurde am 4. Juni 1813 der Waffenstillstand zwischen den Franzosen und den vereinigten Preußen und Russen geschlossen. Von hier wird auch zuweilen der Waffenstillstand von Poischwitz datirt.

Pläth, leichtes Floß, das, wenn man Flußschiffe von der Werfte in den Fluß oder Kanal hinabläßt, an das entgegengesetzte Ufer angelegt wird, wenn zu befürchten ist, daß das hinabzulassende Flußschiff an das gegenüberliegende anstoßen könnte.

Plafond (richtiger Platfond), die Decke eines inneren Gebäuderaumes; besonders eine durch Stukkatur oder Malerei verzierte Decke. Zur Verzierung der Decke eines Raumes führte wohl zunächst die einfache oder gekreuzte Balkenlage, indem schon dadurch Fächer entstehen, die zur Ausfüllung mit Kassetten, Rosetten 2c. einluden. Besonders zu berücksichtigen bei der Ornamentirung einer Decke ist, daß der P. bei möglichster architektonischer Harmonie mit den Wänden doch nicht schwer und drückend erscheine, weshalb man meist helle Farben zu wählen und beim Gebrauch der Vergoldung sparsam zu Werke zu gehen hat.

Plafondmalerei (Deckenmalerei), die Verzierung eines Plafonds mit Gemälden. Die gewöhnlichste und einfachste Art der P. besteht darin, daß von den Enden und dem Gesimse der Seitenwände bis zur Decke hinan eine Hohlkehle gemacht und, wo diese aufhört, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er entweder in Felder abgetheilt, oder, und dies gewöhnlicher, mit Laubwerk, Blumengewinden und Arabesken ausgeschmückt. Viel weiter und vielleicht in Berücksichtigung der Gesetze naturgemäßer Betrachtung zu weit ging man, indem man den Plafond mit wirklichen Gemälden (Deckenstücken oder Deckengemälden im eigentlichen Sinn) verzierte. Michel Angelo, Raphael und die älteren Maler behandelten diese Deckengemälde gleich an der Decke befestigten Teppichen, so daß die Figuren darauf wie in einem gewöhnlichen Gemälde erschienen u. die Gemälde im eigentlichen Sinne nur Ausschmückungen der Deckenfelder waren. Später aber behandelte man die Deckengemälde als Vorgänge an der Decke, wobei die Figuren in der wunderbarsten Verkürzung erscheinen mußten, um die Illusion nur einigermaßen zu bewirken. Den Anfang damit machten Correggio, der in seinen Kuppelgemälden die Kuppel geöffnet zeigte und das Auge im freien Himmel schwebende, aufwärts gerichtete Gestalten erblicken ließ, und Giulio Romano im Palozzo del Te zu Mantua. Diese Behandlung wurde von späteren Künstlern auch auf flache Decken angewendet, und man ging sogar so weit, Gegenstände zur Darstellung zu bringen, die in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden seyn können, wie Landschaften, oder die Flotte des Aeneas und die Thaten des Hercules von Pietro Cortona und Lebrun. Erst in neuester Zeit ist man, z. B. Cornelius in der münchener Glyptothek und Ludwigskirche, zu der Weise Raphaels und der älteren Künstler zurückgekehrt. Die natürlichste Deckenverzierung bleibt immer die mit Ornamenten, Arabesken; zu eigentlichen Deckenstücken sind, abgesehen von der Anstrengung, die eine ruhige Anschauung von Seite des Beschauers erfordert, nur Decken von bedeutender Höhe, am meisten die gewölbten, geeignet.

Plaga (lat.), Geschwulst, Beule; Fleck von einem Schlag oder Stoß.

Plage, beschwerliches, dauerndes Uebel; so Landplage, ehemals an einigen Orten die Pest; (Plagegeist) ein plagendes Individuum.

Plagiarius (lat.), Einer, der die Leute drückt, um das Ihrige bringt; Menschenräuber; Schriftsteller, der ein Plagiat (s. d.) begeht.

Plagiat (v. Lat.), literarischer Diebstahl, wenn ein Schriftsteller die Gedanken, Phrasen 2c. eines andern (gleichsam dessen Kinder) entwendet und für die seinigen ausgibt. Ein P. wird nur dann nachzuweisen seyn wenn der Plagiarius mit dem Gedanken auch zugleich die Worte entwendet, in die der Gedanke gekleidet ist. Der Begriff des Diebstahls fällt weg, wenn die Quelle angegeben wird, aus welcher der Gedanke 2c. entnommen ist; doch wird auch die Quellenangabe nicht genügen, wenn das Entlehnte ein abgeschlossenes schriftstellerisches Ganzes ist, dessen unbefugte Veröffentlichung dem ursprünglichen Eigenthümer Nachtheil bringt. In diesem Falle fällt das P. unter den Begriff des Nachdruks (s. d.).

Plagiëder, Krystallform, die, von 6 Trapezoiden begrenzt, 6 gleiche Axen- (Scheitel-) Kanten und 6 abwechselnd längere und kürzere Seiten- (Rand-) Kanten hat. Von diesen liegen die rechten oder die linken Endpunkte tiefer. Die Ecken sind 2 dreiflächige gleichkantige Scheitel und 6 dreiflächige ungleichkantige Randecken. Sie sind stumpfer oder schärfer, je nach den Skalenoëdern, deren hemiëdrische Formen sie sind. Die rhomboëdrische Hauptaxe geht durch die gleichkantigen Scheitel.

Plagionit, hemiprismatischer Distomglanz nach Haidinger, antinonischer Lambrochalcit nach Glocker, hat zur Grundform ein klinorhombisches Oktaëder, ist oft gestreift, die Krystalle aufgewachsen, in Drusen, sonst derb, von ziemlich deutlicher Struktur, unebenem Bruch, 2,5 Härte, 5,4 Gewicht, schwärzlich bleigrau ins Eisenschwarze. Vor dem Löthrohre dekrepitirend, schmilzt er sehr leicht und enthält nach H. Rose 40,52 Blei, 37,93 Antimon, 21,53 Schwefel. Er kommt mit Bournonit bei Wolfsberg am Harz vor.

Plagiostomi, nach Burmeister Fische mit querer Mundöffnung, zerfallen in Fische mit knorpeligem Skelet, Chondracanthi, Knorpelfische, u. solche mit knöchernem Skelet, Ostacanthi; auch s. v. a. Quermäuler, Ordnung der Knorpelfische aus der Abtheilung der Haftkiemer (Pectobran-

chii), auch Selacier genannt und die Familien der Haie und Rochen begreifend; vgl. Fische.

Plagium (lat.), Menschenraub. P. literarium, s. v. a. Plagiat. P. militare, die strafbare (gewaltthätige) Werbung zum Kriegsdienst.

Plagoskop (v. lat. plaga, Himmelsgegend), Windfahne, oder auch ein Windzeiger innerhalb eines Gebäudes, von der Windfahne gedreht.

Plaid (Tartan), Mantel der Bergschotten, aus einem einzigen Stücke groben, je nach den Clans auf verschiedene Art gewürfelten oder buntkarrirten Tuches bestehend; wird bei gutem Wetter zusammengeschlagen wie ein Mantel getragen; auch (Plaiding) Umschlagtuch für Damen, dem Mantel der Bergschotten ähnlich.

Plaidiren (v. Franz.), bei mündlichem Gerichtsverfahren vor Gericht Einen mündlich vertheidigen; Plaidoyer, die Vertheidigungsrede des Anwalts.

Plain-pied (franz.), das Erdgeschoß eines Gebäudes.

Plaisant (franz.), kurzweilig, lustig, hübsch; daher Plaisanterie, ein Scherz, eine Schnurre, ein Spaß.

Plan, im subjektiven Sinne die bewußtvoll überlegende Vorstellung der Zwecke, die der Mensch in seinem Handeln verfolgt, vereint mit der Vorstellung der Mittel, die zur Erreichung des Zwecks angewendet werden sollen; im objektiven Sinn das System der Regeln, welche man zur Erreichung eines Zwecks verfolgt, daher s. v. a. Entwurf, Disposition. So spricht man von einem Schulplan, Kriegsplan dem P. eines Kunstwerks ɩc. Endlich ist P. auch die sichtbare Darstellung, wie sich ein Ganzes aus seinen Theilen zusammenstellt, namentlich wenn dies Ganze ein räumliches, in verjüngtem Maßstabe darstellbares ist; s. Planzeichnen

Plan, Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Pilsen, am Mies, mit 2 Vorstädten, Schloß, Pfarrkirche, Wallfahrtskirche, Spital, Post, Kommercialwaarenstempelamt, Fabriken in Waid, Vitriol ɩc., Bad und 2950 Einw.

Plana, spanische Inselgruppe, zur Provinz Alicante gehörig, nahe an der Küste, östlich vom Kap San Pola. Auf der gleichnamigen Hauptinsel befindet sich eine 171 angelegte Kolonie losgekaufter Sklaven, die sich mit Espartoflechten beschäftigen. Hauptstadt: Nueva Tabarca, mit 1500 Einw.

Planasia, 1) Insel vor der etrurischen Küste, Aufenthaltsort vieler wilden Pfauen, von Augustus zum Verbannungsorte seines Enkels Agrippa bestimmt, jetzt Pianosa. – 2) Insel vor der Südküste von Gallien, östlich von den Stöchaden, wahrscheinlich jetzt St. Honorat.

Planck, 1) Gottlieb Jakob, gelehrter Theolog, den 15. November 1751 zu Nürtingen in Würtemberg geboren, studirte zu Tübingen, ward daselbst Repetent der theologischen Fakultät, 1780 Prediger bei der Karlsakademie zu Stuttgart und 1781 Professor daselbst. Im J. 1784 ging er als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen, wurde 1791 Konsistorialrath und erster Professor der Theologie, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen, 1828 Abt zu Bursfelde, † den 31. August 1833 zu Göttingen. Er schrieb: „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfang der Reformation bis zur Einführung der Konkordienformel" (Leipzig 1781—1800, 6 Bde., 1.—3. Bd., 2. Aufl. 1791); „Neueste Religionsgeschichte" (Lemgo 1787—93, 3 Bde.); „Anecdota quaedam ad historiam concilii tridentini pertinentia" (Göttingen 1791—1801); „Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen christlichen Religionsparteien" (das. 1797, 3. Aufl. 1822); „Ueber die Trennung u. Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien" (Tüb. 1803); „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (Hannover 1803—1809, 5 Bde.); „Ueber Spittler als Historiker" (Göttingen 1811); „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt" (das. 1819, 2 Bde.); „Ueber den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums" (das. 1821); „Geschichte der protestantischen Theologie von der Konkordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts" (das. 1831) u. A. Auch besorgte er die 5. Auflage von Spittlers „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Göttingen 1812).

2) Heinrich Ludwig, bekannter Exeget, Sohn des Vorigen, den 19. Juli 1785 geboren, ward 1806 Repetent der theologischen Fakultät u. 1810 außerordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen, mußte aber wegen Epilepsie diesen Wirkungskreis aufgeben und † den 23. September 1831. Er schrieb: „Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus" (Göttingen 1808); „Kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre" (das. 1821) u. A. Vgl. Lücke, Zum Andenken an H. L. P., Göttingen 1831.

Plan du Bourg, Insel, zum franz. Departement Rhonemündungen gehörig, am Ausfluß der Rhone ins Mittelmeer, gebildet von der großen und der alten Rhone und dem Meere.

Plane, Fluß in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, entspringt im Kreis Belzig und fließt nach einem Laufe von 8 Meilen unweit Brandenburg in die Havel.

Planetarium (Planetenmaschine), eine, gewöhnlich mit Räderwerk versehene Maschine, durch welche die Bewegung der Planeten um die Sonne, oft auch die gegenseitige Distanz, das Größenverhältniß, die Erleuchtung jener Himmelskörper und Aehnliches im Kleinen dargestellt wird. Schon Archimedes erbaute eine solche Maschine, welche die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten versinnlichte; einer ähnlichen Vorrichtung bediente sich Posidonius, um die Bewegungen der Himmelskörper darzustellen; später war Boëthius im Besitz eines P.s. In neuerer Zeit hat sich die Zahl solcher Maschinen sehr vermehrt. Eines der vorzüglicheren Planetarien ist das von Jones. Im Allgemeinen beschränkt sich die Zweckmäßigkeit dieser Maschinen nur auf den Elementarunterricht. Vgl. Tellurium, Lunarium.

Planeten (v. Griech., Stellae errantes, Wandelsterne), diejenigen sphäroidischen Himmelskörper, welche sich in kreisähnlichen Bahnen um

die Sonne bewegen und dabei von der Sonne erleuchtet werden. Auch die Erde gehört in die Reihe dieser Weltkörper, nicht aber die Kometen, welche sich schon durch ihre Gestalt von den P. unterscheiden und deren Bahnen im Allgemeinen nicht kreisähnlich genannt werden können. Die P. verändern in Folge ihres Umlaufs um die Sonne beständig, mit wenigen Unterbrechungen, ihren Standort unter den übrigen Sternen (Fixsternen) des Himmels, im Allgemeinen aber entfernen sie sich nicht, oder doch nicht sehr weit über die Grenzen des Thierkreises hinaus. Sie haben nicht den funkelnden Glanz der Fixsterne, sondern ein milderes, weniger stechendes Licht, das sich bei näherer Untersuchung als ein polarisirtes, also reflektirtes, zu erkennen gibt. Im Fernrohre stellen sie sich, wenigstens die größeren, nicht, wie die Fixsterne, als bloße feurige Punkte, auch nicht, wie die Kometen, mit unbestimmter Begrenzung und schweifartiger Verlängerung des Lichtglanzes, sondern als scharf abgerundete Scheiben mit meßbaren Durchmessern dar, an deren einigen man sphäroidische Oberflächenwölbung, Axendrehung, Abplattung an den Polen, ferner regelmäßigen Lichtwechsel, ähnlich wie bei dem Monde, u. anderen rotirenden Sphäroiden zukommende Eigenschaften wahrnehmen kann. Der Astronom bemerkt ferner, daß die P. einen Masseneinfluß auf ihre nächsten Umgebungen ausüben, der sich von Seiten der größeren gegen die kleineren durch eine sehr bedeutende Anziehung fühlbar macht und die Bahnen der letztern vielfach modificirt, namentlich aber auch die P. den Kometen gegenüber, welche ihrer Attraktion gleichfalls sehr ausgesetzt sind, als viel solidere, dichtere und massenhaltigere Körper erkennen läßt. Die größeren P. werden durch diesen ihren Massenbetrag sogar in den Stand gesetzt, vermöge ihrer Anziehungskraft einen oder mehre kleinere Himmelskörper (Nebenplaneten) beständig um sich kreisen zu machen. Die auffallendste Erscheinung an den P. ist für den Beobachter der Wechsel ihrer Stellung am Himmel, der einerseits so regelmäßig und bestimmt ist, daß ein allgemeines Gesetz sich darin gar nicht verkennen läßt, andererseits aber wieder so komplicirt und scheinbar in sich selbst widersprechend, daß man Jahrtausende lang hinter den wahren Grund jenes Wechsels nicht kommen konnte. Schon die alten Astronomen haben sich viele Mühe gegeben, um diese unregelmäßigen Erscheinungen im Lauf der P.: ihr Vor- und Rückwärtsgehen, ihr scheinbares Stillestehen, dann ihre Deklinationen zu beiden Seiten des Aequators 2c., zu erklären und auf ein gemeinschaftliches Princip zurückzuführen. Ptolemäus nahm an, die Erde befinde sich ruhend im Mittelpunkte und um sie bewege sich zuerst der Mond, dann Merkur und Venus, weiter die Sonne und die übrigen P., und zwar sämmtlich in Kreisen. Dieses ptolemäische Weltsystem galt Jahrhunderte hindurch für das richtige, wiewohl es sich nur mit Hülfe der eben so sinnreichen als verwickelten Hypothese der Epicykel (s. Epicykloide) den Erscheinungen einigermaßen anpassen ließ. Aber erst Kopernikus stellte die Sonne in die Mitte des Planetensystems, ließ die P. sich um dieselbe in koncentrischen Kreisen (zunächst der Sonne Merkur, dann Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn) in der Richtung von Westen nach Osten bewegen, während zugleich die Erde in derselben Richtung sich täglich um ihre gegen die Ebene der jährlichen Bahn (Ekliptik) schief gestellte Axe dreht und dadurch die Abwechselung des Tages und der Nacht sowohl, als auch die der Jahreszeiten erzeugt. Durch das kopernikanische System ward aber nicht bloß die tägliche Rotation der Himmelskugel und aller an ihr sichtbar werdenden Körper um die Erde auf eine binnen 24 Stunden erfolgende Axendrehung der letztern zurückgeführt und höchst einfach erklärt, sondern es fanden auch in der Annahme, daß alle P., die Erde nicht ausgenommen, sich um die Sonne bewegten, die auffallendsten Erscheinungen in der Bewegung der P., namentlich ihr Vor- und Rückwärtsgehen, sowie ihr zeitweiliger scheinbarer Stillestand Aufschluß; und indem dazu noch die Voraussetzung gefügt wurde, daß die Bahnen der übrigen P. gegen die Erdbahn (Ekliptik) unter verhältnißmäßig kleinen Winkeln geneigt seyen, so hatte man auch den Erklärungsgrund für die beobachtete, aber nicht sehr beträchtliche Deklination der P. vom Aequator. Da jedoch des Kopernikus Weltsystem wegen des Widerspruchs, mit dem es nicht nur mit eingewurzelten Vorurtheilen, sondern auch, wenigstens scheinbar, mit einzelnen Stellen der Bibel stand, auf vielen Seiten Anstoß erregte, so stellte Tycho de Brahe ein drittes auf, wonach die Erde ruhen u. der Mond u. die Sonne sich um dieselbe bewegen sollten, während allen andern P. eine Bewegung zunächst um die Sonne und mit dieser um die Erde zugeschrieben ward. Doch widersprach dieses System den beobachteten Erscheinungen zu sehr, um Eingang zu finden, wogegen das kopernikanische immer allgemeiner als das richtige anerkannt ward. Gleichwohl stimmte auch dieses noch nicht vollständig zu den Erscheinungen der Planetenwelt, namentlich ließ sich die Größe der Geschwindigkeit, mit welcher sich nach dem System die P. bewegen sollten, nicht durchgängig mit der wirklich beobachteten Ortsveränderung jener Sterne in Einklang bringen. Kepler wurde hierdurch auf die wichtige Verbesserung des kopernikanischen Systems geleitet, welche ihn zum wahren Begründer der neueren Astronomie gemacht hat. Er fand die wahren Gesetze der Bewegung der P. auf und erkannte, daß sich die P. nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, daß eine vom Mittelpunkt der Sonne zum Mittelpunkt eines Planeten gezogene gerade Linie (Radius vector) in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreibt, und daß die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten zweier P. sich wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne verhalten. Erst 100 Jahre später lieferte Newton, der Entdecker der allgemeinen Schwere (Gravitation) und der Schöpfer der Himmelsmechanik, den theoretischen Beweis für die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Gesetze, die Kepler nur auf empirischem Wege als richtig erkannt hatte; Newton wies zugleich nach, daß diese Gesetze Keplers nichts Anderes als Bruchstücke oder besondere Modifikationen des allgemeinen Gravitationsgesetzes sind, welches durchs ganze Weltall geht. Seitdem wurden die

Bahnen der P. in allen ihren Einzelnheiten näher bestimmt und mehre derselben genau berechnet, daß wenig mehr zu wünschen übrig bleibt.

Um den Ort eines Planeten für eine gegebene Zeit zu berechnen, müssen sechs Bestimmungsstücke, die sogenannten Elemente der P., bekannt seyn. Unter diesen sind besonders zwei von Wichtigkeit, die Excentricität und die Neigung der Planetenbahn gegen die Ekliptik. Je größer die erstere ist, desto mehr weicht die Bahn vom Kreise ab. Am bedeutendsten ist dieselbe bei den kleinen P. Phocäa, Juno, Pallas, Thalia, Iris, bei denen sie ungefähr $^1/_4$ beträgt; dann folgen Clio, Melpomene, Merkur und Hebe, bei denen sie $^1/_5$ etwas übersteigt; fast $^1/_5$ beträgt sie bei Aſträa, Eunomia u. Euterpe; etwa $^1/_6$ bei Irene, Fortuna und Flora; $^1/_7$ bei Themis; $^1/_8$ bei Metis und Thetis; $^1/_9$ bei Psyche, Massalia und Lutetia; $^1/_{10}$ bei Hygiea u. Calliope; $^1/_{11}$ bei Mars, Parthenope und Vesta; $^1/_{12}$ bei Egeria; $^1/_{13}$ bei Ceres; nicht ganz $^1/_{14}$ bei Proserpina; $^1/_{18}$ bei Saturn; $^1/_{21}$ bei Jupiter und Uranus; nicht ganz $^1/_{60}$ bei der Erde; $^1/_{115}$ bei Neptun; $^1/_{146}$ bei Venus. Die Neigungen der Bahnen der ältern P. gegen die Ekliptik sind gering: bei Jupiter 1° 19′, bei Mars 1° 51′, bei Saturn 2° 30′, bei Venus 3° 23′, bei Merkur 7°, am kleinsten bei Uranus, 46′. Demgemäß erscheinen alle diese P. stets sehr nahe bei der Ekliptik, innerhalb eines schmalen Streifens, des sogenannten Thierkreises. Weit beträchtlichere Neigungen zeigen die übrigen Planetenbahnen; sie betragen bei Melpomene, Thalia und Ceres 10—11°, bei Eunomia 11$^3/_4$°, bei Juno 13°, bei Calliope 13$^3/_4$°, bei Hebe 14$^3/_4$°, bei Egeria 16$^1/_2$°, bei Phocäa 21—22° u. bei Pallas 34° 35′, weshalb dieser Planet, von der Erde aus gesehen, 50° 49′ von der Ekliptik entfernt seyn kann. Aus dem dritten der oben angegebenen keplerschen Gesetze folgt, daß bei den P. rücksichtlich ihrer Umlaufszeit dieselbe Reihenfolge Statt findet, wie rücksichtlich ihres Abstands von der Sonne; je weiter sie also von letzterer entfernt sind, desto größer muß auch ihre siderische Umlaufszeit, d. h. der Zeitraum seyn, innerhalb dessen sie ihren Umlauf um die Sonne vollenden. Der größte Planet ist Jupiter, der die Erde seinem körperlichen Inhalte nach über 1414mal übertrifft; ihm steht Saturn am nächsten. Die kleinsten P. sind die zwischen Mars und Jupiter befindlichen, deren Größe noch nicht genau bestimmt ist. Die scheinbare Größe der P. ist nicht nur von ihrer wirklichen Größe, sondern auch von ihrem Abstande von der Erde abhängig. Der Erde am nächsten kommt Venus, zu gewissen Zeiten nämlich bis auf 5$^1/_4$ Millionen Meilen, wo sie uns dann größer erscheint, als irgend ein anderer Planet, nämlich von einem scheinbaren Durchmesser von 62 Sekunden, der sich zur Zeit ihres größten Abstandes von der Erde auf 10 Sekunden vermindert. Hinsichtlich ihrer Stellung zur Sonne theilt man die P. (ohne die Erde) in untere: diejenigen, welche zwischen der Erde und Sonne stehen, Merkur und Venus, und obere: die übrigen. Merkur und Venus entfernen sich scheinbar nie weit von der Sonne und können gleichsam als Begleiter derselben betrachtet werden, während die übrigen in jeder Entfernung von der Sonne und daher auch derselben diametral gegenüber erscheinen können. Die Breite (Polhöhe) eines Planeten ist entweder heliocentrisch oder geocentrisch; die heliocentrische ist seine Distanz von der Ekliptik von der Sonne aus, die geocentrische dieselbe von der Erde aus gesehen. Wie aber die Kreise der P. sich in verschiedenen Winkeln zur Ekliptik neigen, so ist auch die heliocentrische Breite eines Planeten fast immer verschieden von dessen geocentrischer. Alle P. sind ebenso wie der Mond bald in Konjunktion, bald in Opposition mit der Sonne, und zwar in Konjunktion, wenn ihr geocentrischer Ort derselbe mit dem der Sonne ist, oder wenn sie mit dieser u. der Erde ziemlich in gerader Linie stehen; in Opposition aber, wenn sie, was nur bei den obern P. vorkommen kann, der Sonne gerade gegenüber stehen und also am besten gesehen werden. Wenn der geocentrische Ort eines Planeten 90° oder einen Viertelkreis vom Ort der Sonne beträgt, so sagt man: der Planet steht in Quadratur oder im Geviertschein von der Sonne. Außer diesen notirten die Alten noch besonders zwei Stellungen, den Gedritt- und den Gesechstschein, den ersteren, wenn die Entfernung der Gestirne 120° und den andern, wenn sie halb so viel betrug (vgl. Aspekten). Die unteren P. haben zwei Arten von Konjunktion mit der Sonne, die eine in dem unteren, die andere in dem obern Theile ihrer Bahnen; in der ersteren befindet sich der Planet zwischen der Erde und der Sonne; in der letzteren die Sonne zwischen der Erde und dem Planeten. Die unteren P. können nie in Opposition mit der Sonne kommen, noch selbst, wie bemerkt, in einer großen Entfernung von ihr erscheinen. Die P. scheinen bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen, bald stille zu stehen, oder sie sind, nach der Ausdrucksweise der Astronomen bald in direkter, bald in retrograder Bewegung, bald stationär. Von der Sonne aus gesehen würden sie immer vorwärts zu gehen scheinen, aber von der Erde aus gesehen scheinen die unteren P. sich vorwärts zu bewegen, wenn sie in ihrem obern Halbkreise, retrograd aber, wenn sie in ihrem unteren Halbkreise sich befinden. Beim Uebergang aus der einen Bewegung in die andere scheinen sie eine Zeitlang stille zu stehen. Wenn sich nun die Erde in der Knotenlinie (s. d.) eines unteren Planeten befindet, so ist die scheinbare Bewegung des letzteren eine gerade Linie, weil die Ebene derselben durch das Auge geht; wenn aber die unteren P. in Konjunktion in ihrem oberen Halbkreise stehen, so gehen sie hinter, im unteren Halbkreise aber vor der Sonne vorbei, so daß man sie die Sonnenscheibe als dunkle Flecke passiren sieht. Dies heißt Durchgang. Wären die Ebenen der Planetenbahnen koincident mit der Ekliptik, so würde man diese Erscheinung jedes Jahr beobachten können; wegen der schrägen Lage der Planetenbahnen zur Ekliptik ist es aber selten der Fall. Ein Durchgang des Merkur wurde am 12. November 1782 um 3 Uhr 44 Minuten Nachmittags, dann wieder den 4. Mai 1786 um 6 Uhr 57 Minuten Morgens und am 6. December 1789 um 3 Uhr 55 Minuten Nachmittags, seitdem aber nicht eher wieder als 1799 am 7. Mai um 2 Uhr 34 Minuten Nachmittags beobachtet. Zum letzten Male ereignete sich ein Durchgang des Merkur 1848 den 9. Nov. 7

Uhr 49 Minuten früh, und erst 1861 den 11. Nov. 7 Uhr 49 Minuten Abends wird ein solcher wieder beobachtet werden können. Die Venus erscheint seltener auf der Sonnenscheibe; dies war nur in den Jahren 1739, 1761, 1769 der Fall und wird erst 1874 sich wieder ereignen. Da die oberen P. sich in weiteren Kreisen um die Sonne bewegen, als die Erde, so können sie nur dann in Konjunktion mit der Sonne treten, wenn sie auf der der Erde entgegengesetzten Sonnenseite stehen, in Opposition dagegen, wenn die Erde zwischen ihnen und der Sonne steht. Die direkte Bewegung eines oberen Planeten ist, je näher er einer Konjunktion ist, desto geschwinder, und je näher er in Quadratur mit der Sonne kommt, desto langsamer. Die retrograde Bewegung eines oberen Planeten ist, je näher einer Opposition, desto geschwinder, und je näher einer Quadratur mit der Sonne, desto langsamer. Konjunktionen, Oppositionen, direkte und retrograde Bewegungen der oberen P. hängen übrigens theils von der gegenseitigen Kombination ihrer Bewegungen, theils von der Bewegung der Erde ab und sind häufiger beim Saturn, als beim Jupiter, bei diesem aber häufiger als beim Mars, am häufigsten aber beim Uranus, weil die Erde desto eher den Planeten einholt und mit ihm in eine der bezeichneten Stellungen kommt, je langsamer seine Bewegung ist. Die oberen P. sind zur Zeit ihrer Konjunktion wie die unteren unsichtbar. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei auf einander folgenden Oppositionen oder zwischen zwei entsprechenden Konjunktionen desselben Planeten vergeht, heißt die synodische Umlaufszeit desselben.

In Hinsicht auf die Beschaffenheit und Größe der P. werden drei Klassen derselben unterschieden: die kleinen, deren bis Januar 1854 27 bekannt waren, die vier mittleren: Merkur, Venus, Erde und Mars, und die vier großen: Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Die mittleren stehen der Sonne am nächsten, die großen am entferntesten von derselben; zwischen jenen und diesen stehen die kleinen. Die großen werden auch von mehren Trabanten umkreist; von den mittleren hat nur die Erde einen solchen. Auch zeichnen sich jene durch ihre schnelle Axendrehung vor den übrigen aus. Ueber die großen und mittleren P. s. die betreffenden Artikel. Die kleinen sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden. Herschel nannte sie wegen ihrer Kleinheit Asteroiden, ihr gewöhnlicher Name ist Planetoiden. Sie stehen alle in ziemlich gleichem Abstande von der Sonne. Ceres (⚳) ward den 1. Januar 1801 von Piazzi in Palermo, Pallas (⚴) den 28. März 1802 von Olbers in Bremen, Juno (⚵) den 1. Sept. 1804 von Harding in Lilienthal bei Bremen, Vesta (⚶) den 29. März 1807 von Olbers in Bremen, Asträa und Hebe den 8. Dec. 1805 und 1. Juli 1847 von Hencke entdeckt. Im Jahre 1847 wurden Iris u. Flora, 1848 Metis, 1849 Hygiea, 1850 Parthenope, Victoria oder Clio und Egeria, 1851 Irene und Eunomia, 1852 Psyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Massalia, Lutetia, Calliope und Thalia, 1853 Phocäa, Themis, Proserpina und Euterpe entdeckt. Iris, Flora, Victoria oder Clio, Irene, Melpomene, Fortuna, Calliope, Thalia u. Euterpe sind von Hind in London, Hygiea, Parthenope, Egeria, Eunomia, Psyche, Massalia und Themis von de Gasparis in Neapel, Thetis und Proserpina von Luther in Bilk bei Düsseldorf, Metis von Graham in Irland, Lutetia von Goldschmidt in Paris, Phocäa von Chacornac in Marseille aufgefunden worden. Seit 1854 sind noch folgende Planetoiden entdeckt worden: Bellona, Amphitrite, Urania, Euphrosyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leucothea, Atalante, Fides, Leda, Lätitia, Harmonia, Daphne, Isis, Ariadne, Nysa, Eugenia, Hestia, Aglaia, Doris, Pales, Virginia, Nemausa und Calypso. Man hat zwar auch für diese neu entdeckten Planetoiden besondere Zeichen in Vorschlag gebracht; meist bezeichnet man sie aber durch einen Kreis, worin eine die Reihenfolge der Entdeckung anzeigende Zahl steht, so daß z. B. Euterpe das Zeichen (27) erhält. In Bezug auf ihren mittlern Abstand von der Sonne stehen die bis 1854 aufgefundenen nach den bis jetzt gegebenen Bestimmungen in dieser Reihenfolge: Flora ($45^{1}/_{2}$ Mill. Meilen von der Sonne entfernt), Melpomene, Clio, Massalia, Vesta, Iris und Metis, Phocäa, Hebe, Euterpe, Parthenope, Fortuna, Thetis, Asträa und Egeria, Irene, Proserpina, Lutetia, Thalia, Eunomia, Juno, Ceres, Pallas, Calliope, Psyche, Themis, Hygiea (über 65 Mill. Meilen von der Sonne entfernt). Die Größe dieser kleinen P. ist nicht mit Sicherheit anzugeben; nach Herschels Angabe hat keiner derselben einen Durchmesser von viel über 30 Meilen; nach Schröter beträgt derselbe bei Vesta 59, bei Juno 308, bei Ceres 350, bei Pallas 452 Meilen. Manche derselben, namentlich Ceres u. Pallas, werden zu manchen Zeiten von einem Nebel umgeben, der ihren eigentlichen Kern ganz unsichtbar macht, während sie zu andern Zeiten mit scharf begrenztem Licht erscheinen. Vesta hat ein so lebhaftes Licht, daß man sie zuweilen mit unbewaffnetem Auge erkennen kann. Ceres, bei der letzteres auch zu gewissen Zeiten der Fall ist, erscheint bald in einem hellen röthlichen, bald in einem schwachen weißlichen Lichte. Alle übrigen sind nur durch das Teleskop zu erkennen. Die Bahnen dieser kleinen P. sind meist stark excentrisch; so ist z. B. die Excentricität der Iris 0,227, der Juno 0,255, der Pallas 0,242, der Ceres nur 0,077. Weil die Neigung ihrer Bahn gegen die Ekliptik meist sehr beträchtlich, z. B. für Flora 5° 53′, für Ceres 10° 37′, für Juno 13° 2′, für Pallas 34° 35′ ist, so entfernen sich ihre scheinbaren Bahnen oft sehr weit von der Ekliptik. Olbers und Andere haben die Vermuthung ausgesprochen, daß diese kleinen P. Trümmer eines untergegangenen großen seyen. Bei der sehr bedeutenden Vermehrung der Zahl der P. ist die ältere Eintheilung in untere (richtiger: innere) und obere (richtiger: äußere) P. nicht mehr ausreichend, um die nöthige Uebersichtlichkeit des Systems zu gewähren; noch weniger kann daraus eine wahre Charakteristik der fraglichen Himmelskörper entnommen werden. Daher hat Mädler bereits 1842 eine neue, bezeichnendere Eintheilung in drei Gruppen: innere, mittlere und äußere, empfohlen. Hiernach würden sich die 17 jetzt bekannten P. folgendermaßen

ordnen: Zur inneren Gruppe gehören: Merkur, Venus, Erde, Mars, alle mittelgroß, von beträchtlicher Dichtigkeit, wenig abgeplattet, in beiläufig 24 Stunden um eine stark geneigte Axe rotirend, mondlos mit einer einzigen Ausnahme; zur mittleren oder Planetoidengruppe die genannten kleinen P., alle klein, massearm, gänzlich mondlos, die Bahnen durch einander geschlungen, sehr veränderlich, mit großem Neigungswinkel gegen die Ekliptik und meist sehr excentrisch, für unsern Anblick von Fixsternen schwer zu unterscheiden; zur äußeren Gruppe endlich Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, alle sehr groß, wenig dicht, stark abgeplattet, rasch rotirend (10—11 Stunden), mondreich, die Aequatoren bezeichnet durch die Ebenen der Mondbahnen, sowie durch Streifen und Ringe, die Bahnen wenig gegen einander geneigt und von Kreisen nur mäßig abweichend.

Die Alten kannten von den Himmelskörpern, die wir jetzt P. nennen, nur sechs: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und Erde. Die letztere jedoch wurde, als Hauptkörper des Weltalls, in dem Mittelpunkte desselben ruhend gedacht und mit jenen durchaus nicht in eine Kategorie gestellt, daher von den Alten selbst auch niemals zu den P. gerechnet. Dagegen gehörten Sonne und Mond unter die wandelnden Gestirne des Himmels, und indem diese beiden zu den fünf wirklichen P. hinzugezählt wurden, erhielt man 7 P. Jeder dieser P. war schon bei den alten Aegyptiern Regent eines der 7 Tage der Woche, und die Römer benannten ihre Wochentage nach den P.: **Dies Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni.** Den Chaldäern und Aegyptiern galten die P. von jeher als Gottheiten ersten Ranges; von ihnen entlehnten die Griechen und weiter die Römer dieselbe Vorstellung und setzten sie mit den Nationalgottheiten in Verbindung. Gewisse wirklich vorhandene, oder fingirte Eigenthümlichkeiten der P. bezüglich ihres Glanzes und ihrer Stellung wurden mit dem Charakter der Nationalgötter oft höchst sonderbar kombinirt. So wurde das glänzendste Gestirn des Himmels der Göttin der Schönheit, Venus, vindicirt, der blutrothe Mars dagegen dem Kriegsgotte identificirt 2c. Die schon im Alterthum gebrauchten Planetenzeichen hält Saumaise für Schriftzüge; richtiger könnte man sie als Hieroglyphen bezeichnen, da sie offenbar symbolische Darstellungen gewisser, den P. beigelegter Thätigkeiten und Embleme sind. Nach Scaliger stellt ♄ (Saturn) eine Hippe vor, ♃ (Jupiter) Blitz oder ein Z (Ζεύς), ♂ (Mars) Lanze und Schild, ☉ (Sonne) Sonnenscheibe, ☾ (Mond) Mondsichel, ♀ (Venus) Spiegel, ☿ (Merkur) Heroldsstab. Die neuen Zeichen sind zum Theil der Symbolik ihrer Namen entsprechend gewählt, z. B. ⚳ (Ceres) Sichel, ⚶ (Vesta) brennender Herd, ♆ (Neptun) Dreizack 2c.; zum Theil haben sie historische Bedeutung, wie ♁ (Erde) eine Hindeutung auf die Herrschaft des Kreuzes auf dem Erdrund ist.

Planetoiden (v. Griech., Asteroiden), die Gruppe der kleinen Planeten zwischen Mars u. Jupiter, s. Planeten.

Planier, kleine Insel im französischen Departement Rhonemündungen, an der Küste, südwestlich von Marseille, mit Leuchtthum.

Planiglobium (v. Lat.), Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Erd- oder Himmelshalbkugel, auf einer ebenen Fläche.

Planimetrie (v. Griech.), der Theil der Geometrie (s. d), welcher die Lehre von denjenigen Raumgrößen behandelt, die in Einer Ebene liegen, zum Unterschied von der Stereometrie, deren Größen in mehr als einer Ebene sich ausdehnen.

Planina (Ober- und Unter-P.), Stadt im österreichisch-illyrischen Kreis Adelsberg, Bezirk Haasberg, zwischen hohen Alpen und Wäldern, an der Unz und unterhalb des Schlosses Haasberg, an der Straße von Wien nach Triest, mit Post, 3 Kirchen, Handel und Gewerbe und 1200 Einwohnern.

Planiren, s. Buchbinderkunst.

Planisphärium (v. Griech.), s. v. a. Planiglobium; s. v. a. Astrolabium.

Planitz, 1) Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, an der Bratawa, mit Schloß, Wollenzeuchweberei u. 1430 Einwohnern. — 2) Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, liegt zerstreut ½ Meile südlich von Zwickau, an der voigtländischen Kohlenstraße, mit Schloß, ansehnlicher Kirche mit cranachschen Bildern, Schäferei u. Brauerei, Kalköfen, Ziegelei, Hopfenbau, Sandstein- u. Porphyrbrüchen, Papiermühle, Bergbau und gegen 1000 Einwohnern. P. hat (mit Bockwa und Oberbohnsdorf) am linken Muldeufer große Steinkohlengruben, welche treffliches Material liefern. Ein Flötz dieses Kohlenlagers brennt an einer Stelle des Muldethales schon seit 3—4 Jahrhunderten, wo es wahrscheinlich durch Nachlässigkeit beim Abbauen in Brand gerathen ist (1479 durch den Schuß eines Jägers in einen Kohlenbau, wie die Sage erzählt) und seitdem aller Löschversuche gespottet hat. Im Jahre 1841 hatte sich das Feuer schon auf eine Fläche von 350 — 400 Ellen Länge und 150 Ellen Breite ausgedehnt, welche Strecke man im Innern des Bodens endlich ummauerte, um dem weitern Umsichgreifen des Brandes vorzubeugen. Geitner in Schneeberg benutzte die unterirdisch entwickelte Hitze zur Gründung eines Gemüsegartens und erzielte damit frühreife Gurken, Melonen 2c. in einer Größe und Güte, die zu weiteren Versuchen ermunterten und die Bildung eines Aktiensvereins zur Ausbeutung (1834) veranlaßten. Nach Auflösung desselben übernahm 1845 Gustav Geitner, der Sohn des Gründers, die Anstalt auf eigene Rechnung. Die unterirdische Brandstelle rückt von Jahr zu Jahr der Erdoberfläche näher zu; 1848 war sie gegen 200 Fuß unter derselben. Es bleibt im Winter kein Schnee auf der Stelle liegen, und ein Thermometer am Gewächshause sinkt im Freien trotz der schneidenden Bergwinde im strengen Winter nicht unter + 4° R. Bei geringer Tiefe steigt die Wärme beträchtlich, und es genügt an manchen Stellen ein leichtes Einstechen mit einem Stocke in den Boden, um daraus einen bituminös riechenden Wasserdampf, der eine Temperatur von 60—70° (bei trübem Wetter höher als bei heiterem) hat, hervorzulocken.

Planke, starkes Bret; besonders ein solches zum Beschlagen der äußeren Seiten, des Bodens und des Verdeckes der Schiffe.

Planquette, Scheidemünze in Belgien, im Werth von etwa 6⅓ Batzen.

Planta (lat.), der Hinterfuß der Säugethiere; dann s. v. a. Pflanze.

Planta, 1) Martin von, schweiz. Pädagog, Mathematiker und Naturforscher, 1727 zu Süs im Kanton Graubündten als Sprößling einer alten Familie geboren, studirte in London unter der Leitung seines Oheims, des königlichen Hofkaplans Andreas von P., Theologie u. Philosophie, sowie Physik und Mathematik. Nachdem er eine Zeitlang Hauslehrer in der Schweiz gewesen, kehrte er 1750 nach London zurück, wo er Prediger der deutsch-reformirten Kirche wurde. Da aber die londoner Luft seiner Gesundheit schadete, so begab er sich nach wenigen Jahren in sein Vaterland zurück und widmete sich daselbst der Verbesserung des Jugendunterrichts. Mit Hülfe des Professors Nesemann aus Magdeburg gründete er eine Erziehungsanstalt in Zizers und erweiterte sie dann in Haldenstein zum Seminarium, welches am 1. Mai 1761 eröffnet wurde und bald einen weit verbreiteten Ruf erlangte. Da bald das Schloß nicht mehr Raum genug bot, so verlegte P. die Anstalt auf Anerbieten des Ministers von Salis-Marschlins nach dem Schloß Marschlins, wo dieselbe die höchste Blüthe erreichte. Die Mußestunden, die ihm seine pädagogischen Arbeiten übrig ließen, verwandte P. auf Forschungen im Gebiete der Mathematik u. Physik. Von seinen Arbeiten auf diesem Felde ist besonders die Erfindung der Scheibenelektrisirmaschine zu nennen, deren er sich bereits 1755 bediente. Hauptsächlich aber ist hervorzuheben, daß er wohl der Erste gewesen ist, der die Idee, den Wasserdampf als bewegende Kraft bei Fahrzeugen zu benutzen, gefaßt und zur Ausführung empfohlen hat. P. ging nämlich nach Paris, um den Minister Choiseul mit seiner Erfindung bekannt zu machen. Man verwies dieselbe zur Untersuchung an den General Gribauval, den Chef der Artillerie, welcher die Sache der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung mittheilte. Diese fällte jedoch das Urtheil, daß P.'s Erfindung zwar außerordentlich geistreich, aber unanwendbar sey. P. wurde im März 1772 plötzlich vom Tode überrascht. Sein Seminarium ging nun dem Verfall entgegen; doch führte das Interesse an dem Volksunterricht, das durch P.'s Wirken hervorgerufen worden war, nach einigen Jahren zur Gründung einer öffentlichen Landesschule. P. veröffentlichte nur einige kleine Volksschriften, da er gegen schriftstellerische Thätigkeit Abneigung hegte.

2) Joseph von P., Oberbibliothekar u. erster Vorsteher des britischen Museums in London, Sohn des königlichen Hofkaplans Andreas von P., wurde 1744 geboren, genoß seine Erziehung in London und bezog dann die Universität Utrecht, wo er unter der sorgsamen Leitung des berühmten Saxius die Rechtswissenschaft studirte. Doch beschränkte er sich nicht auf die Jurisprudenz, sondern erstrebte eine möglichst vielseitige Bildung. Nach zwei Jahren besuchte er die Universität Göttingen, ging dann nach Frankreich, wo er sich längere Zeit aufhielt, und machte schließlich eine Reise nach Italien. Dann kehrte er nach London urück, um die diplomatische Laufbahn anzutreten. Er wurde schnell Sekretär bei der britischen Gesandtschaft in Brüssel; doch der Tod seines Vaters bewog ihn, nach London zurückzukehren. Zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, bekam er 1775 eine Anstellung als Gehülfe an der Bibliothek des britischen Museums, wurde im nächsten Jahre Sekretär der Royal society und bald darauf Direktor des Münz- und Medaillenkabinets. Nach dem Tode des gelehrten Morton wurde P. vom König zum Oberbibliothekar und ersten Vorsteher des britischen Museums ernannt, welche Stelle er 30 Jahre lang verwaltete. Dabei entfaltete er eine große literarische Thätigkeit, indem er viele treffliche Aufsätze für gelehrte Zeitschriften lieferte. Seine „Geschichte der romanischen Sprache in Graubündten", die in die „Philosophical transactions" von 1775 aufgenommen wurde, fand vielen Beifall, noch mehr aber seine „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" (London 1820, 2 Bde., nebst Supplement, 1821). Sein Handschriftenkatalog der berühmten cottonischen Bibliothek in London ist ein Muster für alle Werke dieser Art. P. † 1828. Sein Sohn, Joseph P., wurde als Staatsmann unter dem Ministerium Castlereagh und später bekannt.

3) Friedrich, Freiherr von P., Kirgener oder Kirchner genannt, Divisionsgeneral des Geniecorps unter Napoleon I., wurde 1761 zu Paris geboren. Während sein Vater, erst Oberstlieutenant bei der Schweizergarde, dann Flügeladjutant des Königs beim Ausbruch der Revolution, mit dem Herzog von Rohan-Gueminé Frankreich verließ, trat der Sohn unter dem Familiennamen seiner Mutter, Kirgener, in die Armee der Republik ein. Sein militärisches Talent, besonders seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse erwarben ihm schon 1792 den Grad eines Hauptmanns beim Genie. Bei Napoleon in hoher Gunst stehend, ward er bald zum Divisionsgeneral ernannt. Seine geschickte Leitung der Belagerung von Danzig 1807 verschaffte ihm großen militärischen Ruf. Nachdem er seinen väterlichen Familiennamen wieder angenommen, vermählte er sich mit der Gräfin von Königsmark, der Schwägerin des Marschalls Lannes. Im Begriff, die höchsten militärischen Ehrenstellen zu erlangen, fand er den 22. Mai 1813 bei Hochkirch den Tod. Als er nämlich mit Napoleon und dem Marschall Duroc eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, um zu rekognosciren, tödtete eine Kanonenkugel zugleich Duroc und P. Sein Andenken wurde durch Eingrabung seines Namens auf dem Triumphbogen zu Paris verherrlicht.

Plantage (v. Franz.), Pflanzung, besonders von Nutzpflanzen aus fernen Gegenden, namentlich in den beiden Indien, wo solche P.n Besitzungen reicher Eingeborenen oder Kolonisten sind. Nach den Produkten, die auf solchen Pflanzungen erzeugt werden, nennt man dieselben Zucker-, Kaffee-, Baumwollen-, Indigo- rc. P.n.

Plantagenet, der Beiname des französischen Hauses Anjou, der davon abgeleitet wird, daß Fulco, der erste Graf von Anjou, der diesen Namen führte, zur Abbüßung seiner Sünden nach Jerusalem gepilgert sey und sich unterwegs mit

Ginsterzweigen gegeißelt habe. Das Haus Anjou oder P. gelangte 1154 auf den Thron von England und gab demselben 14 Könige, bis es 1485 dem Hause Tudor Platz machen mußte. S. England, Geschichte.

Plantago (Wegerich, Wegbreit, Wegtritt), Pflanzengattung aus der Familie der Plantagineen, charakterisirt durch die radförmige, vierspaltige u. umgeschlagene Blumenkrone mit 4 langen Staubfäden, die zweifächerige, ein- und mehrsamige Kapsel mit haarförmigem Griffel und die auf breitem Kuchen liegenden Samen, meist kleine, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit rosenartigen Wurzelblättern, welche etwas herb und bitter sind und gegen Wunden angewendet werden. Von P. arenaria *Waldst.* et *Kit.*, Sandwegerich, Sandflohkraut, einer einjährigen Pflanze an sandigen Stellen durch ganz Mitteleuropa, enthalten die Samen (Semen Psyllii s. Pulicariae, Flohsamen, Flohkrautsamen) in ihrer Samenschale sehr vielen Schleim, so daß 1 Theil derselben 40 Theile Wasser so schleimig macht, daß es die Konsistenz des Eiweißes erhält. Früher brauchte man sie deshalb häufig innerlich und äußerlich als einhüllendes Mittel bei Brustentzündungen, Ruhren, Gallenfiebern, aber auch vorzüglich zu Augenwassern bei Augenentzündungen. Gegenwärtig sind sie als Arzneimittel fast außer Gebrauch, dagegen werden sie zur Musselinwäscherei, Färberei und Kattundruckerei und um den Geweben Steifheit und Glanz zu ertheilen, in Menge verbraucht. In Frankreich baut man diese Art daher im Großen an und führt die Samen als einen bedeutenden Handelsartikel aus. P. Coronopus *L.*, fiederspaltiger Wegerich, Hirschhorn, Rabenfuß, Krähenfuß, eine einjährige Pflanze am Meeresstrande von ganz Europa, Nordafrika und Kleinasien, war früher als Herba Coronopi vel Cornu cervini officinell und wird in Griechenland noch jetzt in Abkochung als harntreibendes Mittel bei Wassersucht gebraucht. Von P. Cynops *L.*, strauchartiger Wegerich, immergrünes Flohkraut, Hundsauge, einem halbstrauchartigen Gewächs in den Ländern um das Mittelmeer, sind die Samen als Semen Psyllii s. Pulicariae, Flohsamen, wie die von P. arenaria in Gebrauch. Von P. lanceolata *L.*, lanzettblätteriger Wegerich, Hundsrippe, sowie von P. major *L.*, großer Wegerich, Schafzunge, und von P. media *L.*, mittlerer Wegerich, ausdauernden Pflanzen in Europa, Asien und Amerika, an Wegen und auf Grasplätzen, waren Wurzel, Kraut und Samen früher officinell, und noch jetzt ist die Wurzel ein Volksmittel gegen Zahnschmerzen, indem man aus ihr kleine Kegel schneidet, welche man, an einen Faden gebunden, ins Ohr steckt. Sonst wurde sie nebst den bitterlichen, zusammenziehenden Blättern bei Blutflüssen, Durchfällen und Lungenkrankheiten gebraucht. Die Blätter sind noch ziemlich häufig äußerlich und frisch bei Geschwüren in Anwendung. Von P. maritima *L.*, Meerstrandswegerich, einer ausdauernden Pflanze in den Binnenländern Europa's am Meeresufer u. auf salzigem Boden um Salinen, werden die fleischigen Blätter in den nördlichen Ländern gegessen u. von den Landleuten gegen Steinkrankheiten angewendet.

Plantain, afrikanische Inseln im atlantischen Ocean, Oberguinea, an der Sierra-Leoneküste, zwischen der Küste und der St.-Annenbank.

Plantigrada (Plantigradä, Plattfußgänger od. Sohlengänger), die erste Gruppe der eigentlichen Raubthiere, die diesen Namen davon haben, daß sie mit der ganzen nackten, schwieligen Sohle ihrer fünfzehigen Füße auftreten. Die Gruppe enthält nur eine Familie, die der Bären (Ursina), mit den Gattungen: Bär, Ursus *L.*, Waschbär, Procyon *Storr*, Wickelbär, Cercoleptes *Ill.*, Bärenmarder, Arctitis *Tem.*, Nasenthier, Nasua *Storr*, Katzenbär, Ailurus *C.*

Plantin, Christoph, berühmter Buchdrucker, geboren 1514 zu Montlouis bei Tours, errichtete um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die bald die ausgezeichnetste ihrer Zeit ward. Sie beschäftigte oft 20 und mehr Pressen, zahlte in ihrer blühendsten Zeit täglich über 100 Dukaten Lohn und druckte in allen Sprachen. Ihre Drucke zeichnen sich ebenso durch elegante Ausführung, als durch Korrektheit aus. Eins ihrer Hauptwerke ist die unter der Aufsicht des Hofkaplans Philipps II. von Spanien, Arias Montano, besorgte „Biblia polyglotta“ (8 Bde., 1569—72). P. wendete sich später mit einem Theil seiner Druckerei nach Leyden, kehrte jedoch später nach Antwerpen zurück und † hier den 1. Juli 1589. Das Zeichen seiner Drucke ist eine Hand, welche einen ausgespannten Zirkel hält, mit der Inschrift: Labore et constantia.

Plantula (lat.), s. v. a. kleine Pflanze; besonders der schon etwas im Keimen begriffene Embryo.

Planudes, Maximus, griechischer Grammatiker und Mönch aus Nicomedia, lebte meist in Konstantinopel und ward 1327 vom Kaiser Andronicus Paläologus als Gesandter nach Venedig geschickt. Er lebte noch 1353 und erwarb sich besonders durch griechische Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller, die zum Theil noch in Bibliotheken verborgen liegen, sowie durch seine, wenn auch nicht sehr gewählte Sammlung der Gedichte der griechischen Anthologie (s. d.) um die alte Literatur anerkennenswerthe Verdienste. Von seinen eignen Schriften sind schon früher außer einer mährchenhaften Biographie des Aesopus einige Epigramme, Briefe u. Reden im Drucke bekannt gemacht worden u. einiges auf griechische Grammatik Bezügliche hat Bachmann in den „Anecdota Graeca“ (Bd. 2, Leipzig 1828) herausgegeben. Von seinen griechischen Uebersetzungen lateinischer Klassiker sind die des durch Macrobius erhaltenen „Somnium Scipionis“ aus Cicero's Werk „De republica“ (herausgegeben von Heß Halle 1833), der 7 Bücher Cäsars „Vom gallischen Krieg“ (herausgegeben von Baumstark, Freiburg 1834), der „Metamorphosen“ des Ovid (herausgegeben von J. F. Boissonade, Paris 1822), der „Distichen“ des Cato (herausgegeben von O. Arnzen, Utrecht 1735 und 1754, und von Dumoulin, Paris 1802), eines Stückes aus dem 3. Buche der „Rhetorica ad Herennium“ (Kap. 16—24) über die Gedächtnißkunst (herausgegeben von Matthäi, Moskau 1810, und von Heß a. a. O.) u. der

„Consultatio" des Boëthius (die poetischen Stücke davon herausgegeben von K. F. Weber, Darmstadt 1832) durch den Druck bekannt geworden. Andere Schriften des P., z. B. eine kleine Grammatik, Predigten, Briefe ꝛc., sollen noch in Handschriften vorhanden seyn.

Planum (lat.), ebene Fläche, geebneter Platz, auf dem eine Bauanlage gemacht werden soll.

Planurie (v. Griech.), Harnabgang durch ungewöhnliche Wege.

Planzeichnen, das Niederlegen einer Gegend oder einer Terrainstrecke in derselben in einen ihr mathematisch ähnlichen Grundriß. Betrifft dieser Plan Baulichkeiten, so wird derselbe Bauriß, Bauplan genannt, wozu auch die Festungspläne gehören, in sofern sie nicht zugleich den Plan der umliegenden Gegend umfassen; erstreckt er sich über eine ganze Gegend, so heißt er Situationsplan, und zwar theilen sich die Situationspläne wieder in ökonomische Pläne, die neben dem Umfang auch die Güte der verzeichneten Grundstücke, den Bestand der Holzgrundstücke ꝛc. anzugeben haben, militärische Pläne und Specialkarten.

Plarrauge (Ectropium, Ausstülpung, Auswärtskehrung der Augenlider), krankhafter Zustand in der Stellung der Augenlider, wobei eins oder beide in der Art umgestülpt sind, daß die Augenlidbindehaut sichtbar wird, welche sich entzündet und verschiedenartig degenerirt, entsteht nach Wunden mit Narbenbildung, bei Krankheiten der Konjunktiva, bei gestörter Funktion des Orbikularmuskels ꝛc.

Plarre, Durchfall des Rindviehs; Blasen an der Zunge bei demselben; Zungenkrebs.

Plarrer, s. v. a. Plaarer.

Plasencia, befestigte Stadt in der spanischen Landschaft Estremadura, Provinz Caceres, in einer fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer des Xerte, freundlich und gut gebaut, mit 7 bethürmten Thoren, 7 Plätzen, 7 Kirchen (worunter die im Laufe mehrer Jahrhunderte aus Granit erbaute Kathedrale), 7 Klöstern, 7 Armenhäusern, 5 Hospitälern, 2 Kollegien, ist Sitz eines Suffraganbischofs von San Jago, hat 7000 Einwohner, welche Gerberei, Töpferei, Woll-, Flachs- und Hanfleinwandweberei, Hutfabrikation, starke Bienenzucht und einigen Handel treiben. Fünf Meilen nordöstlich von der Stadt liegt das jetzt verfallene ehemalige Hieronymitenkloster San Geronimo de Justi, in welchem Kaiser Karl V. seine letzten Lebensjahre verlebte.

Plasma (griech.), die Blutflüssigkeit (mit dem darin aufgelösten Faserstoff), weil sie die ganze plastische Thätigkeit des Blutes vermittelt, bildet eine farblose Flüssigkeit, deren Gerinnbarkeit von der Lebensenergie des Blutes abhängt.

Plassenburg, ehemalige Bergfestung im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, bei der Stadt Kulmbach, wurde 1806 von den Franzosen belagert und bald darauf durch Kapitulation den Preußen übergeben. Im Jahre 1808 wurden die Festungswerke geschleift. Jetzt ist P. ein Zwangsarbeitshaus mit Teppich- und Wollenmanufaktur und Maschinenspinnerei und 380 Einwohnern. Auch befindet sich hier das Archiv für das Fürstenthum Baireuth. P. gehörte anfangs den aus dem Hause Meran stammenden Grafen von P., kam im 14. Jahrhundert an die Grafen von Orlamünde und im 15. Jahrhundert an die Burggrafen von Nürnberg. Es war lange die Hauptfestung der letztern und Residenz der Markgrafen von Baireuth-Kulmbach.

Plassey, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft und Provinz Bengalen, südlich von Murschedabad, links am Kossimbazar, ist historisch merkwürdig durch den Sieg der Engländer unter L. Clive am 23. Juni 1757 über den Nabob von Bengalen, durch welchen jene in den Besitz von Bengalen kamen. Clive erhielt von der Schlacht den Titel Baron von P.

Plasticismus (v. Gr.), s. v. a. Bildungstrieb.

Plasticität (v. Gr.), Bildung durch eigene Kraft, sowie die Befähigung dazu.

Plastik (v. Gr, Bildformkunst, Ars plastica), derjenige Theil der bildenden Kunst, welcher die organischen Formen selbst körperlich hinstellt u. nicht nur durch Farbe oder Zeichnung ihren Schein hervorbringt. Die P. verschmäht die Farbe und mit ihr das Helldunkel und die Perspektive und behält nur die reine Form, am liebsten die nackte, für sich, die aber um so mehr die Aufmerksamkeit des Künstlers in Anspruch nimmt. Sie umfaßt in diesem weiteren Sinne die Formkunst, Schnitzkunst, Bildhauerkunst und Bildgießerkunst; auch haben wir gewissermaßen die Schauspielkunst und Pantomimik (belebte P.) mit zur P. zu rechnen, in sofern jene Künste nämlich Schönheit der Form mit charakteristischem Ausdruck in Stellung und Bewegung zu ihrer Aufgabe haben. Im engeren Sinne versteht man unter P. die Kunst, Figuren aus weichen Massen, wie Thon, Gyps, Wachs ꝛc., zu fertigen (Formkunst). Aus Thon soll zuerst Dibutades aus Sicyon Bilder gefertigt haben, die, wie uralte griechische und ägyptische Ueberreste zeigen, meist bemalt gewesen zu seyn scheinen. Des Gypses bediente man sich zu Stukkaturarbeiten sehr früh; Erfinder der Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, soll Lysistratus, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, gewesen seyn. Auf den höchsten Gipfel wurde die Kunst der Abgüsse in Gyps durch Mengs gebracht. Wachs soll ebenfalls zuerst von Lysistratus zum Guß von Bildern angewendet worden seyn; bei den Römern war es sehr gewöhnlich, Büsten, Spielzeug ꝛc. daraus zu verfertigen. Auch die Kunst, aus Papiermaché Figuren plastisch darzustellen, gehört hierher, und zwar hat es dieselbe zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß sie selbst lebensgroße Statuen hervorbringt. In neuester Zeit bedient man sich auch der Gutta Percha zur Darstellung plastischer Figuren. Häufig gebraucht man das Wort P. auch als gleichbedeutend mit Bildhauerkunst oder Skulptur (s. d.).

Plastischer Thon (Töpferthon, Letten), Thon mit beigemengtem Gyps, Glimmer, Quarz, Eisenkies mit Kohle und Retinit im Innern, besteht aus etwa 35 Proc. Thonerde und 60 Proc. Kieselerde, ist von 1,8—2,0 Gewicht, erdig, mit Wasser sich erweichend u. formbar, weiß, grau, bläulich, gelblich und geht über in bituminösen Thon oder in Lehm. Er erscheint zwar schon in älteren Sedimentgesteinen, vorzugsweise

aber in der Molasse und bildet namentlich im pariser Becken (s. d.) ein bestimmtes Glied der Schichtenfolge. S. Thon.

Plastograph (v. Griech.), Schriftverfälscher.

Plastron (franz.), halber Harnisch, Bruststück, der nur die vordere Seite des Mannes deckt, zuweilen auch einen vollständigen Küraß bezeichnend; in der Fechtkunst ein starkes Stück Leder, welches der Fechtmeister beim Unterricht im Stoßfechten auf die Brust bindet.

Plata, la (Rio de la P., d. i. Silberstrom), einer der größten Ströme Südamerika's. Derselbe bildet eines der drei großen, östlich von den Andes gelegenen Flußgebiete Südamerika's und nimmt alle Gewässer auf, die auf dem südlichen Abhange des brasilianischen Centralgebirges zwischen den südlichen Zuflüssen des Amazonenstromes und dem Rio Negro Patagoniens aus den Andes entspringen und lange vor der Erreichung des la P. selbst zu großen Strömen geworden sind. Der Rio de la P. besteht, abgesehen von einer Menge stattlicher, aber nach amerikanischem Maßstabe kleiner Flüsse, aus den Strömen Paraguay (s. d.), Parana (s. d.) und Uruguay (s. d.); doch gehört der Name Rio de la P. streng genommen nur dem großen Strome, welcher durch die Vereinigung des Uruguay mit dem Parana entsteht, etwa 15 Meilen nordwestlich von der Stadt Buenos-Ayres, die an seinem rechten Ufer liegt. Der eigentliche Rio de la P. gleicht mehr einem tief ins Land einschneidenden Meerbusen, als einem Flusse, denn zwischen den Vorgebirgen Santa Maria im Norden und San Antonio im Süden, wo gewöhnlich die Mündung des Stromes angenommen wird, weil man bis dahin den Einfluß der Fluth nicht verspürt und keine der Eigenthümlichkeiten des Meeres bemerkt, beträgt die Breite über 40 Meilen; die Mündung nimmt noch den San Joseph auf und hat die Insel Ratones. Die Lootsen geben dem Strome seine Mündung zwischen den Spitzen von Santa Lucia und de los Piadros, weil von hier an das Wasser des Stroms aufhört, trinkbar zu seyn, u. die Gefahren der Schifffahrt beginnen. Der la P. strömt mit solcher Gewalt in den atlantischen Ocean hinaus, daß sich sein Wasser bis auf 45 Meilen nicht mit dem Meerwasser vermischt. Die Gesammtlänge des Laufs des la P. beträgt 480, die Größe der Stromkrümmen 223, der direkte Abstand der Quellen von der Mündung 257 geographische Meilen; die Länge des Laufs des Paraguay schätzt man auf 185, die des Parana bis zur Vereinigung mit dem Paraguay auf 290 und von da bis zur Mündung ins atlantische Meer auf 170 geogr. Meilen. Der Flächenraum seines Stromgebiets beträgt 71,700 (nach Berghaus nur 55,400) geogr. □Meilen. Die Tiefe des Stromes ist an der Mündung gering und der Breite nicht entsprechend. Es gibt nur 2 fahrbare Kanäle, wo Schiffe, die über 8 Fuß im Wasser gehen, einlaufen können: einen an der Nordküste, einen anderen längs der südlichen. Der Strom bietet in seinem untern Theile nur einen sichern Hafen, Montevideo, außerdem bloß offene, durch die berüchtigten Südwestwinde (Pamperos) unsicher gemachte Rheden, wie Buenos-Ayres, und Ufer, an welchen der vielen Sandbänke wegen kein größeres Fahrzeug sich hinwagen darf. Das nach dem Fluß benannte ehemalige span. Vicekönigreich grenzte an Brasilien, das atlantische Meer, Patagonien, Chili u. Peru und hatte mit den Falklandsinseln einen Flächenraum von 52,077 □Meilen mit 1,400,000 Einw. Es trug für Spanien gegen 4½ Millionen Dollars jährlicher Einkünfte. Eingetheilt wurde es in die Provinzen Südperu, Tucuman, Ostchili (Cuyo) und Paraguay oder die Intendanzen la Paz, la Plata, Paraguay, St. Cruz de Sierra ꝛc. Hauptstadt war Buenos-Ayres.

Die Vereinigten Staaten des la Plata, la Plata-Union, Republik Argentina, sind diejenigen neuen Staaten, welche sich aus dem südlichen Theil des vormaligen spanischen Vicekönigreichs des Rio de la P. gebildet haben und einen Bundesstaat ausmachen. Das Gebiet derselben grenzt im Norden an Bolivia und Paraguay, im Osten an Paraguay, Montevideo und den atlantischen Ocean, im Süden an die patagonische Ebene und im Westen an Chili und erstreckt sich (mit Einschluß der Pampas im Süden, wo unabhängige Indianer hausen) von 21°—40° 30′ südl. Br. u. von 307° 40′—324° östl. L. Die Größe der Vereinigten Staaten des Rio de la P. beträgt etwa 31,000—40,000 □Meilen. Der westliche Theil der la Plastaaten ist gebirgig, indem hier die Cordilleras oder Andes die Grenze gegen Chili bilden u. auf ihren höhern Piks ewigen Schnee tragen, worunter der Tupungato, ein erloschener Vulkan, über alle andern emporragt und der höchste Punkt der südlichen Andes seyn soll (angeblich 20,000 Fuß hoch). Sie theilen sich hier in 2 Ketten, von welchen die westlichste Sierra de los Punquenos heißt. Mehre beschwerliche Pässe führen zum Theil auf einer Höhe von 12,000 Fuß über die Cordilleras aus den la Plataſtaaten nach Chili, wie der große Paß von Uspallata, Mendoza gegenüber, auf dessen höchsten Stellen steinerne Schutzhäuser (Casuchas) für die Reisenden angelegt sind, von welchen die Casucha las Cuevas 11,065 Fuß über der Meeresfläche liegt. Südlicher ist der Paß Portillo und noch südlicher der Paß el Planchon, der nach Concepcion in Chili führt. Oestlich von den Andes gibt es auch noch einige Bergketten, die sich mehr in das Innere erstrecken, als die Sierra de Palcipa (im Staate Catamarca), die Sierra de San Luis und die Sierra de Cordova, von welchen die letztere, etwa 3000 Fuß hoch, als das östlichste Vorgebirge der Andes angesehen werden kann. Der östliche Theil dieser Staaten besteht aus unermeßlichen Niederungen und zum Theil fast ganz wagrechten Ebenen, die sich nach dem atlantischen Ocean hin immer mehr verflachen. Diese weit ausgedehnten Flächen (Pampas), wahre Steppen mit Mangel an Wasser, trockenem Sandboden und vielen Salz- und Salpeterstrichen, erstrecken sich zwischen dem atlantischen Ocean, dem Rio Dolce und dem Colorado und noch jenseits bis nach Patagonien hinein, in einer Ausdehnung von 300 Stunden in die Länge und 180 Stunden in die Breite. Zum Theil sind sie mit Klee und Disteln bewachsen, die eine Höhe von 10 — 11 Fuß erreichen und im Sommer eine undurchdringliche Wand bilden;

zum Theil bringen sie bloß Gras hervor, nur der bis zum Fuße der Cordilleras sich erstreckende Strich ist mit niedrigen Bäumen und Sträuchern bedeckt. Doch gibt es in den la Platastaaten auch sehr fruchtbare Gegenden, nämlich auf der Ostseite des Parana und in den Gebirgsstrichen des nordwestlichen Theils, wo eine reiche, üppige Vegetation herrscht. Flüsse sind: Parana, Paraguay u. Uruguay, welche den la P. bilden (s. oben), mit ihren Nebenflüssen. Der Desaguadero oder Colorado, welcher die Grenze zwischen den Staaten San Luis und Mendoza macht und den Salzsee Berberero durchfließt, nimmt eine südöstliche Richtung durch die südlichen Pampas u. mündet in den atlantischen Ocean. Der Rio Negro oder Cusu-Leuwu, der südlichste große Fluß, macht die Grenze gegen Patagonien. Viele Flüsse, die auf den Cordilleras oder in den östlich von denselben gelegenen Sierras entspringen, erreichen das Meer nicht, sondern breiten sich in Seen aus, od. werden von der Hitze ausgesogen, z. B. der Rio Dolce (Rio Dulce), welcher von einer Andeskette kommt und sich in den Salzsümpfen (Porongos) verliert, die während der Regenzeit mit dem Parana in Verbindung stehen. Auch der Rio Primero, Rio Segundo und Rio Tercero verlieren sich in Salzseen, und der Rio Quarto und Rio Quinto erreichen nur zur Regenzeit den Saladillo. Ein anderer Salzsee ist der Berberero, an dessen Ufer das schönste weiße Salz in Würfeln anschießt. Bemerkenswerth ist östlich von Corrientes die 60 □Meilen große Lagune Ybera (Ypuzu) in der Nähe des Parana, ein sumpfiger See, aus welchem der Mirinay in den Uruguay fließt und 3 andere Flüsse in den Parana gehen. Das Klima ist in diesem so weit von Norden nach Süden ausgedehnten Landstrich natürlich sehr verschieden. In den nördlichsten Theilen herrscht das Tropenklima; die Regenzeit dauert hier vom November bis April oder Mai. Im Westen herrscht große Trockenheit und fällt kein Thau; im Osten, in der Gegend von Buenos-Ayres, regnet es im Juli, August und September am meisten, und hier unterscheidet man schon 4 Jahreszeiten, doch ist Schnee sehr selten, und wenn es 3 oder 4 Tage nach einander gefriert, so heißt der Winter streng. Die Winde sind heftiger, als in den nördlichen Gegenden, die Westwinde häufiger; die Südostwinde bringen im Winter immer Regen, im Sommer sind sie trockener, aber anhaltender und heftiger, und jagen nicht selten Staubwolken auf, welche die Sonne verdunkeln. Die von den Andes über die Pampas streichenden Westwinde (Pamperos) sind zwar oft sehr heftig und nicht selten furchtbare Orkane, kühlen aber die Luft ab, haben einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit u. vertreiben die große Feuchtigkeit, welche in manchen Gegenden ein großes Uebel ist. Die nach Süden gerichteten Wände der Gebäude sind mit Gras und Moos bedeckt, u. die Südseite der Dächer ist mit einer fast 3 Fuß hohen Pflanzendecke bewachsen, von welcher sie, wenn das Gebäude nicht zu Grunde gehen soll, alle 2—3 Jahre gereinigt werden muß. Gleichwohl hat diese große Feuchtigkeit keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Bewohner, im Gegentheil ist das Klima sehr gesund. Die Gewitter sind besonders heftig, und der Blitz schlägt häufig ein. Auszehrung und Unterleibskrankheiten sind hier die gewöhnlichsten Krankheitsformen. Die Temperaturwechsel, durch die von den Andes herabkommenden kalten Luftströme bewirkt, sind häufig und oft sehr lokal. Die Pampas haben ein sehr warmes Klima. Das Thierreich liefert außer einer ungeheuren Menge von Rindvieh und Pferden, welche die Pampas auf ihren unermeßlichen Grasflächen ernähren, Maulthiere, mit deren Zucht sich vornehmlich die Provinzen Mendoza, Cordova und Tucuman beschäftigen, andere europäische Hausthiere, Raub- und Speisewild, Tapirs, Viscacho's (welche wie Kaninchen Löcher in den Erdboden graben und dadurch manche Stellen ganz unterminiren), Armadille, Guanaco's, Vicugna's, Lama's, mancherlei Geflügel, als eine große Menge von Schwänen und Rebhühnern (sehr häufig in den Pampas), südamerikanische Strauße 2c., Wallfische an den Küsten, Fische, Bienen, Cochenille, Ameisen, Schlangen 2c. Aus dem Pflanzenreich sind als Hauptprodukte hervorzuheben: europäische Getreide- und Gemüsearten, Kartoffeln, Melonen u. Kürbisse, Flachs, Hanf, Bataten, Obst, Pfirsiche, edle Südfrüchte, Oliven, Wein in den Thälern der Gebirgsgegenden, wilder Indigo, Tabak, Baumwolle, Mimosen, Cactusarten 2c. In einigen Gegenden finden sich große Waldungen, in andern ist Mangel an Baumwuchs; so gibt es in den Pampas südlich vom la P. nach Patagonien, mit Ausnahme von Pfirsichbäumen, weder Baum noch Strauch. Aus dem Mineralreiche findet man etwas Gold und Silber, Kupfer, Blei, Salpeter, Salz in Menge, indem sowohl viele Gewässer und Seen ein salziges Wasser enthalten, als auch das Erdreich in den Pampas fast überall damit geschwängert ist; auch ist eine salzige Thonerde, Barrero genannt, sehr häufig, die von den verwilderten Pferden und Rindern häufig genossen wird und ihr Wohlseyn befördert.

Die Zahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben; sie schwankt zwischen 450,000 und $2^1/_2$ Mill. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme einer Volkszahl von 1,235,000, die unabhängigen Indianer nicht mitgerechnet. Die Bevölkerung besteht aus Weißen, meist von spanischer Abkunft, Kreolen, Mestizen, Mulatten, wenigen Negern und sowohl civilisirten und zum Christenthume bekehrten, als auch freien, in Unabhängigkeit und ihrem religiösen Glauben getreu lebenden Indianern (vorzüglich in den Pampas), die öfters feindliche Einfälle in die angrenzenden Distrikte machen. Als Kreolen und zugleich als Mestizen muß man die Gauchos (s. d.) betrachten, die aus der Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entstanden sind und als Viehhirten beständig in den Pampas leben. Von Indianerstämmen sind zu nennen: die Sanquelches, Payaguas, Nalicungas, Pitilagas, Machicuys, Guenture, Guaranier, bis nach Patagonien sich ausdehnend (zum Theil Christen), Tobas, Guanas, mit den Ethelenas und Equiniquinas, am Paraguay 2c. Der Feldbau wird in den la Platastaaten noch bei weitem nicht so stark getrieben, als es bei besserer Benutzung des vielen dazu tauglichen Bodens möglich wäre; ein Hauptgewerbe

bildet er mit dem Gartenbau nur in der Gegend von Buenos-Ayres u. in den Provinzen Mendoza und San Juan. Die Saaten leiden oft durch Insekten u. Regengüsse. Am meisten wird Weizen und Gerste gebaut, Mais weniger; Reis baut man in einzelnen Gegenden, Gemüse nur um Buenos-Ayres; stärker ist der Anbau des spanischen Pfeffers. Der Obstbau hat seinen Hauptsitz in den Provinzen Mendoza, San Juan und Rioja; hier gedeihen besonders Feigen und Oliven, in Tucuru, Salta und Santiago vornehmlich Südfrüchte; Quitten und Granatäpfel gibt es, außer in den Pampas, überall; bei Buenos-Ayres pflanzt man auch europäisches Obst, das aber nur mittelmäßig gedeiht. Weinbau wird besonders in Mendoza, San Juan und Rioja getrieben; man verstand jedoch bisher den Wein nicht gut zu warten. In Catamarca, Salta und Corrientes baut man Baumwolle, in Tucuman und Corrientes Tabak, in Corrientes Kaffee und Zucker, in Tucuman Bataten und Maniok; Indigo u. Maulbeerbäume wachsen hier wild. Die Viehzucht erstreckt sich vorzüglich auf Rindvieh und Pferde. Es gibt Grundbesitzer (Estancieros, ihre Besitzungen Estancias), welche ihren Viehstand nach Tausenden zählen. Die Heerden bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel auf den Pampas zu. Die Pferde sind nicht schön, aber sehr dauerhaft; bei ihrer übergroßen Zahl (mancher Gutsbesitzer hat deren gegen 6000) werden sie allgemein gebraucht, selbst Bettler sieht man zu Pferde, und Wohlhabendere haben immer eins oder mehre vor der Hausthüre gesattelt stehen, um sie jeden Augenblick gebrauchen zu können. Auch zu manchen Arbeiten, die anderswo von Menschen verrichtet werden, wie zum Ausdreschen des Getreides und zum Durchkneten des Lehms in den Ziegelhütten, gebraucht man Pferde. Die Maulthierzucht ist hauptsächlich in den bergigen Gegenden sehr bedeutend, wo sie einen Haupterwerbszweig ausmacht; in Tucuman und Salta kommen zahlreiche Heerden zusammen, überwintern hier und werden dann nach Chili und Peru geführt. Man gebraucht die Esel nur zu dieser Zucht, wendet sie aber sonst nicht an. Schafzucht treibt man nur in den Nordprovinzen, die Wolle ist aber gering. Auch Geflügel wird häufig gezogen. Der Bergbau, welcher nur in dem gebirgigen Theile des Landes getrieben wird, ist durch die Revolution sehr in Verfall gerathen, und seinem Aufblühen stehen mancherlei Hindernisse entgegen. Die Bergwerke sind von einander und von den nächsten Orten zu sehr entfernt und liegen zwischen sehr hohen, bis tief in den Sommer mit Schnee bedeckten Gebirgen; auch leiden viele an Wassermangel, und es führen nur ganz schlechte Wege zu ihnen. Die Eingeborenen sind zum Bergbau zu träg, und fremde Bergleute gewöhnen sich schwer an Klima und Lebensart. Auch ist der politische Zustand des Landes zu unruhig und ungeordnet, um die nöthige Sicherheit für dergleichen Geschäfte zu gewähren. Westlich von Rioja liegt ein berühmtes Gold- und Silberbergwerk, Famatina; auch die Silberminen von Uspallata und die Goldminen von Jacsa sind ergiebig. Salz gewinnt man viel in den Ebenen, auch Salpeter, Alaun u. Glaubersalz. Die Industrie ist gering, und die Zunahme derselben, die sich eine Zeit lang nach der Revolution bemerklich machte, ist durch die endlosen Unruhen wieder in Abnahme übergegangen. In Cordova wird Kalk gebrannt und Soda fabricirt; man verfertigt hier auch die besten Ponchos, außerdem auch anderwärts grobe Baumwollen- und Wollenzeuche. Die stärkste Gerberei wird in Corrientes getrieben, die stärkste Branntweinbrennerei aus Trauben in Mendoza, San Juan und Rioja. Auch bereitet man etwas Tabak und Zucker. Der Handel war zur Zeit der spanischen Herrschaft sehr beschränkt, und selbst der mit Peru war durch schwere Zölle belastet; erst 1778 wurde der Handel mit dem Mutterlande freigegeben. Seit der Unabhängigkeit der la Platastaaten von der spanischen Herrschaft dürfen alle Völker am Handel Theil nehmen, und seitdem hat sich derselbe, besondes der Seehandel, sehr gehoben. Buenos-Ayres ist der Stapelplatz für alle Provinzen des la P. Am bedeutendsten ist der Seehandel mit Großbritannien; am 2. Febr. 1825 wurde durch einen Vertrag völlige Handelsfreiheit festgesetzt. Die Einfuhr aus England besteht in Twist, Wollenwaaren, Seidenwaaren, Strümpfen, Stiefeln und Schuhen, Leinen, Stahl- und Eisenwaaren, Porter, irdenen und Glasgefäßen; ausgeführt wurden nach England: Rinds- und Pferdehäute, Dörr- und Salzfische, Chinchilla-, Jaguar-, Wolfs-, Ziegen- und andere Felle, Talg und Fett, Haare, Hörner, Straußfedern, Schafwolle rc. Nächstdem treiben die Nordamerikaner und die Franzosen den stärksten Handel mit dem Lande. Jene führen Mehl, Baumwollenzeuche, Leder, Stiefeln und Schuhe, Kutschen und Wagen, Kriegsbedürfnisse und Schiffe, diese vorzüglich ihre Manufaktur- und Fabrikwaaren ein. Aus Brasilien werden Zucker, Kaffee und Rum eingeführt. Zu Lande geht der Handel nach Chili, Bolivia und Peru; die Waaren werden über die Andes theils in mit Ochsen bespannten Karren, theils auf Maulthieren, Eseln und Lama's gebracht. Die Hauptwege nach Chili sind der Paß von Uspallata und der Paso del Portillo, der aber nur Sommers benutzt werden kann. Was den Binnenhandel betrifft, so führen Mendoza Feigen, Catamarca und Tucuman Baumwolle, Cordova Ponchos, Tucuman und Corrientes Tabak, Tucuman Käse, Mendoza, San Juan, Rioja und Salta Vicugna- und Guanacofelle, Corrientes gegerbte Wildhäute und Schaffelle, die Nordprovinzen auch Holz aus.

Die la Plataprovinzen, welche sich 1816 für unabhängig von der spanischen Herrschaft erklärten, nahmen 1825 den Namen der Vereinigten Staaten am la Platastrome an. Zwar wurden alle Theile, die das vormalige Vicekönigreich la P. ausmachen, zu dieser Union aufgefordert, aber Oberperu (jetzt Bolivia) konstituirte sich zu einer besonderen Republik, Paraguay bildet ebenfalls einen besonderen Staat, und die Banda Oriental macht jetzt, nach dem 1828 mit Brasilien abgeschlossenen Frieden, einen unter dem Namen der Republik Montevideo oder Uruguay für sich bestehenden Staat aus, so daß 14 Provinzen die Republik ausmachten, welche den Namen Republik der vereinigten Provinzen des Rio de la P. und eine föderative Repräsentativverfassung an-

nahm, die durch Zustimmung von $^2/_3$ der Provinzen 1827 zum Staatsgesetze erklärt ward. Die gesetzgebende Gewalt ruhte in den Händen einer Deputirtenkammer und eines Senats, die vollziehende Gewalt war einem Präsidenten anvertraut, und ein hoher Gerichtshof stand an der Spitze der Gerichte. Uebrigens befand sich die Union in einem Zustande großer Uneinigkeit und Verwirrung, und besonders waren die Finanzen in einer traurigen Lage. Nach dem Budget von 1837 sollten die Einnahmen 12 Millionen, dagegen die Ausgaben 18,854,124 Dollars betragen; das Deficit betrug also mehr als 6 Millionen. Alle Jahre wuchs die Schuldenlast, und 1842 betrug dieselbe bereits 64,583,700 Dollars. Das Wappen zeigte zwei einander fassende, einen Stab mit einer Freiheitsmütze haltende Hände, umschlungen von einem Lorbeerkranz, darüber eine Sonne mit der Umschrift: Provincias unidas del Rio de la Plata 1813. Die Nationalflagge enthielt 3 horizontale Streifen, der untere und obere weiß, der mittlere blau mit einem Stern. Zu der la Plata-Union gehörten folgende 14 Staaten: 1) Buenos-Ayres, der östlichste, am südlichsten Ufer des la P., mit 2000 □Meilen u. (1854) 500,000 Einw., mit der Haupt- und Bundesstadt der Union, Buenos-Ayres; 2) Santa Fé, nördlich von Buenos-Ayres, an der Westseite des Parana, 1950 □Meilen und 30,000 Einw., mit der Hauptstadt Santa Fé; 3) Entre Rios, östlich von Santa Fé und nördlich von Buenos-Ayres, zwischen den Flüssen Parana und Uruguay, 1500 (2050) □Meilen und 70,000 Einw., mit der Hauptstadt Barada; 4) Corrientes, nördlich von Entre Rios und südlich von Paraguay, 2200 □Meilen und 60,000 Einw., mit der Hauptstadt Corrientes; 5) Cordova, westlich von Santa Fé, 2100 □Meilen u. 90,000 Einw., mit der Hauptstadt Cordova; 6) San Luis de la Punta, südwestlich von Cordova, 700 □Meilen und 30,000 Einw., mit der Hauptstadt San Luis de la Punta; 7) Mendoza, westlich vom vorigen u. am östlichen Fuße der Andes, 2200 □Meilen und 45,000 Einw., mit der Hauptstadt Mendoza; 8) San Juan de la Frontera, nördlich von Mendoza und am östlichen Fuße der Andes, 1800 □Meilen u. 45,000 Einw., mit der Hauptstadt San Juan de la Frontera; 9) La Rioja, nördlich vom vorigen und am östlichen Fuße der Andes, 2600 □Meilen und 30,000 Einw., mit der Hauptstadt Rioja; 10) Catamarca, östlich vom vorigen, ein Gebirgsland, 1800 □Meilen und 65,000 Einw., mit der Hauptstadt Catamarca; 11) Santiago del Estero, östlich vom vorigen und nördlich von Cordova, 3200 □Meilen u. 60,000 Einw., mit der Hauptstadt Santiago del Estero; 12) Tucuman (San Miguel de Tucuman), nördlich vom vorigen, östlich von Catamarca und westlich von Paraguay, 2000 □Meilen und 45,000 Einw., mit der Hauptstadt Tucuman; 13) und 14) Salta u. Jujuy, wovon letzteres bis 1835 eine Provinz von Salta war, dann aber sich davon getrennt und zu einem besonderen Staat erhoben hat, nördlich vom vorigen und südlich von Bolivia, 2600 □Meilen und 70,000 Einw., mit den Hauptstädten Salta und San Jujuy.

Der Spanier Juan Diaz de Solis entdeckte 1515 den la Platastrom. Diego Garcia, Sebastian Caboto und Petro de Mendoza setzten seine Entdeckungen fort. Caboto gab dem Strom, in der Meinung, daß das Land reich an Silber sey, den Namen Rio de la P. oder Silberstrom. Vor der Bildung des Vicekönigreichs Buenos-Ayres waren in der frühesten Zeit nach der Entdeckung und Eroberung des Landes die Gegenden am Parana und Rio de la P. unter dem allgemeinen Namen Paraguay, die Provinzen im Nordwesten unter dem allgemeinen Namen Tucuman und die drei Provinzen Mendoza, San Juan und San Luis de la Punta unter dem allgemeinen Namen Cuyo oder Chili tramontano bekannt, indem letztere in der frühesten Zeit zur Statthalterschaft Chili gehörten. Im Jahre 1777 wurde das Vicekönigreich Buenos-Ayres oder Rio de la P. aus der südlichen Hälfte des Vicekönigreichs Peru gebildet; es bestand außer den Provinzen der jetzigen argentinischen Republik, Paraguay und Montevideo, noch aus dem sogenannten Oberperu oder dem jetzigen Bolivia, dessen Provinzen damals unter dem Namen der Gebirgsprovinzen (Provincias de la Sierra) unterschieden wurden. Die ganze Zeit, bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, verstrich diesen Gegenden sehr ruhig. Als 1806 die Engländer, in Folge des zwischen Spanien und England ausgebrochenen Krieges, Buenos-Ayres einnahmen, machten sie den Eingeborenen das Anerbieten, dieselben zu unterstützen, wenn sie Lust haben sollten, sich von Spaniens Herrschaft unabhängig zu machen. Dieses Anerbieten fand zwar damals wenig Eingang, aber es regte doch die ersten Ideen von politischer Unabhängigkeit an, welche sich, befördert von englischen Kaufleuten, die unter dem spanischen Monopol litten, immer mehr ausbreiteten, bis die Besetzung Spaniens durch die französischen Truppen die Ereignisse, die über das Schicksal der südamerikanischen Staaten entschieden, herbeiführten. Der Kampf gegen das Mutterland entspann sich zuerst in Buenos-Ayres und verbreitete sich von da über das ganze Land. Nachdem am 25. Mai 1810 in Buenos-Ayres der durch die liberale Partei vorbereitete Aufstand zum Ausbruch gekommen und der Vicekönig abgesetzt worden war, übernahm eine aus 7 Delegaten und 2 Sekretären bestehende Regierungsjunta (Junta gubernativa) die Staatsverwaltung. Sie löste sich aber am 25. September 1811 wieder auf, und nun erhielt ein Triumvirat, bestehend aus Chiclana, Passo und Saratea, die oberste Gewalt. Bald aber mischte sich die Soldateska in die Regierungsangelegenheiten und setzte ein neues Triumvirat, aus Pena, Jonte u. Passo bestehend, ein, bis am 31. Jan. 1813 eine konstituirende Versammlung zusammentrat, um mehr Regelmäßigkeit und Nachdruck in die Staatsverwaltung zu bringen. Man ernannte Don Gervasio Posadas zum Diktator; dieser aber dankte schon nach einigen Monaten zu Gunsten seines Neffen Alvear ab, der aber ebenfalls rasch beseitigt wurde. Es folgte in der Diktatur der General Rondeau, der sich durch militärischen Despotismus verhaßt machte und gleich seinem Nachfolger Balcarce bald wieder gestürzt ward. Dann leitete eine Kommission die öffentlichen Angelegenheiten, bis

der vom Kongreß zu Tucuman ernannte Payrredon 1816 die Präsidentschaft übernahm. Nach 2 Jahren der Verrätherei beschuldigt, entwich auch er, u. General Ramirez zog als „Befreier“ ein. Anfangs hatte man den Schein bewahrt, als wolle man dem Könige von Spanien die Treue bewahren, und die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen des Rio de la P. erfolgte erst am 9. Juli 1816, wo sie von dem zu Tucuman versammelten Kongresse ausgesprochen wurde. Am 3. September 1817 ward ein provisorisches Grundgesetz für die vereinigten Provinzen bekannt gemacht; ein nachfolgender Kongreß aber gab der Konföderation am 30. April 1819 eine Verfassung nach dem Muster der nordamerikanischen, was aber alsbald zu der ärgsten Zerrüttung führte. Die Bevölkerung der argentinischen Republik löste sich in Parteien auf, und es brachen Bürgerkriege aus, genährt durch ehrgeizige Generäle, die in der rohen Bevölkerung bereitwillige Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne fanden. Regierungen folgten auf Regierungen in schnellem Wechsel, so daß man von 1816—29 deren 20 zählte. In diesem Gewirr traten 2 Parteien hervor, die Unitarier oder Unionisten, die eine starke Centralgewalt einführen wollten, und die Föderalisten, die für die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen waren und nur für gemeinschaftliche Interessen und für auswärtige Verhältnisse eine Verbindung wollten. In den Kriegen zwischen beiden bekämpften sich zugleich die Elemente der Bildung und der Rohheit, ersteres durch die Unitarier, letzteres durch die Föderalisten vertreten. Mehre Häuptlinge, Bernardino Rivadavia, Martin Rodriguez, Francesco Cruz und Manuel Garcia, vereinigten sich auf folgender Grundlage: eine Föderativverfassung soll eingeführt und jede Theorie fern gehalten werden, das alleinige Fundament zum Aufbau einer neuen Konstitution aber die Erfahrung seyn. Darauf hin schlossen die Provinzen Buenos-Ayres, Corrientes, Entre Rios und Santa Fé bereits 1822 den sogenannten „vierfachen Vertrag“. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ward 1825 Buenos-Ayres übertragen. Rivadavia, 1826 auf den Präsidentenstuhl erhoben, suchte dies allzu lockere Bündniß fester zu knüpfen und der Republik ein Haupt zu geben. In diesem Sinne beschloß der Kongreß 1826 eine neue Konstitution, welche aber in den Provinzen auf solchen Widerstand stieß, daß Rivadavia nach kurzer Regierung am 7. Juli 1827 abzudanken sich veranlaßt fand. Doch hatte er viele Verbesserungen gemacht und zu anderen den Grund gelegt, so daß seine Nachfolger stets darauf zurückkommen mußten. Nach dem Rücktritt Rivadavia's trat zunächst ein Zustand äußerster Verwirrung ein. Es fehlte an einem Haupte der Regierung, daher der Name Akephalia (Rumpfstaat) für diese Periode. An die Stelle der verworfenen Verfassung von 1826 traten 1829, 1830 und 1831 neue Bündnisse in der Art des „vierfachen Vertrags“ zwischen Buenos-Ayres, Corrientes, Entre Rios, Santa Fé, Cordova und San Juan, welchen die übrigen Provinzen stillschweigend beitraten. Auf diesen Bündnissen beruht heutigen Tags noch das Staatsrecht der argentinischen Konföderation. Die wesentlichen Grundsätze desselben sind: vollständige Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen nach innen; jede Provinz hat ihren Statthalter, ihre Repräsentanten, ihre besondere Verwaltung und ihren besonderen Staatshaushalt; die Leitung der äußeren Angelegenheiten und des Kriegswesens wird dem Statthalter und Feldobersten von Buenos-Ayres übertragen; gegen jede fremde Macht sind die Provinzen offensiv und defensiv verbunden; der Verkehr ist in allen Ländern der Konföderation frei; zur geeigneten Zeit soll ein Kongreß zusammentreten, welchem die Aufgabe gestellt ist, die Republik auf dieser Grundlage der Konföderation zu befestigen und die noch schwebenden Fragen über die Schifffahrt auf den Flüssen, den Handel mit dem Auslande, die Beisteuer der Mitglieder der Konföderation rc. zu lösen. Ein solcher Kongreß ist aber bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen. Rivadavia's Nachfolger, Vincenz Lopez, behauptete sich kurze Zeit und wurde von Manuel Dorrego ersetzt, welcher der Partei der Föderalisten angehörte. Am 1. December 1829 erhob sich der Unitarier General Lavalle an der Spitze einer Truppenschaar aus Uraguay gegen Dorrego, der in der Schlacht bei Navarra besiegt, gefangen genommen und erschossen ward. Damit ward der Bruch zwischen beiden Parteien unheilbar. Lavalle behauptete sich kaum ein Jahr lang, nach ihm ward Manuel Ortiz de Rosas auf den Präsidentenstuhl erhoben. Dieser, ein Gaucho nach Gewohnheiten und Sitten, begriff, daß er nicht auf den Beistand der gebildeten Klassen rechnen dürfe, und zog es schon aus diesem Grunde vor, sich auf die Gauchos zu stützen, mit deren Hülfe er 20 Jahre lang die grauenhafteste Tyrannei ausübte. Nachdem er die losen Glieder, welche auseinander zu fallen droheten, mit kräftiger Faust wieder zusammengebracht und zusammengehalten, zog er sich nach Ablauf seiner 3jährigen Amtszeit in das Privatleben zurück. Bald kehrte die Verwirrung wieder, was seinen herrschsüchtigen Plänen nur förderlich war. Während ein Präsident den andern drängte und die Anarchie immer weiter um sich griff, wartete Rosas ruhig ab, bis der Augenblick zur festen Begründung seiner Herrschaft kommen werde. Die Indianer im Süden und Westen hatten während der inneren Zerrüttung freie Hand gewonnen, durchstreiften weit u. breit das Land und plünderten die Provinzen, ohne daß ihnen gewehrt ward. Rosas aber sammelte eine Schaar berittener Gauchos um sich, durchzog die Pampas bis zum Rio de Colorado und Rio Negro, schlug die Indianer, wo er sie traf, u. schloß dann, nachdem er ihnen seine Ueberlegenheit gezeigt, mit ihnen Friedensverträge. Darauf zog er sich auf ein Landgut zurück und spielte scheinbar den ruhigen Zuschauer. Nicht weniger als fünfmal ward ihm die Präsidentschaft angeboten, und stets lehnte er sie ab, weil er sich, wie er vorgab, außer Stand sehe, unter den obwaltenden Verhältnissen mit der bestehenden Verfassung Ruhe und Ordnung zu schaffen. Erst 1835 erklärte er sich bereit zur Uebernahme der Präsidentschaft, aber unter der Bedingung, daß ihm unumschränkte Vollmacht übertragen werde. Diese ward ihm durch Dekret vom 7. März eingeräumt, indem er zum unabhängigen Regenten

ernannt ward, mit der einzigen Verpflichtung, die Föderation und die Religion nicht anzutasten. So ward Rosas Diktator und damit begann eine Zeit greuelvoller Gewaltherrschaft. Alle seine Gegner richtete Rosas nach und nach zu Grunde, und dann wußte er sich auch seiner Parteigenossen zu entledigen, sobald sie seinen Absichten in den Weg traten, oder zu Macht und Ansehn gelangten. Die Haupthebel seiner Regierung waren Kerker, Vermögenskonfiskationen, Todesurtheil u. Meuchelmord. Im Jahre 1840 organisirte er die berüchtigte Majorkagesellschaft, die sich die Aufgabe stellte, den argentinischen Boden von den Unitariern zu säubern und vom Diktator allemal losgelassen ward, um zu plündern und zu morden, wenn es galt, den Gegnern Furcht und Schrecken einzujagen. Ueber jedem Argentiner, der sich nicht unbedingt zum Werkzeug des Diktators hergeben wollte und schon deshalb verdächtig ward, hing das Schwert des Damocles. Insbesondere aber hatte es Rosas auf alle höher Gebildeten abgesehen, die Unitarier waren. Bis zu Ende 1843 waren nicht weniger als 22,030 Opfer theils im Kampfe, theils durch des Diktators Mörderbanden gefallen und nahe an 10,000 Argentiner waren geflohen. Während so die Unitarier völlig zu Boden geworfen wurden, führte der Häuptling der Föderalisten ein straffes unitarisches Regiment, denn alle Provinzen mußten sich unter seine Gewalt beugen. Aber gerade sein vollständiger Sieg bereitete ihm eine Reihe von Verlegenheiten, denen er zuletzt unterlag. Er gerieth nämlich mit allen Nachbarstaaten und zwei europäischen Seemächten in Zerwürfnisse, weil er für sich, als den Beherrscher von Buenos-Ayres, eine hegemonische Stellung und für diese Handelsstadt ein kommercielles Monopol in Anspruch nahm. Mit Chili gerieth er in Streit wegen der Magellanstraße, indem er nicht dulden wollte, daß jene Republik dort Niederlassungen gründe, weil nämlich jene Küste zur Zeit der spanischen Herrschaft zum Gebiete des Vicekönigreichs Buenos-Ayres gehört habe. Ebenso protestirte er gegen die Besetzung der Maluinen- oder Falklandsinseln durch die Engländer. Bolivia gegenüber erhob er Ansprüche auf die Provinz Tarija und drohte mit Krieg. Dann wollte er Paraguay nicht für einen unabhängigen Staat, sondern nur für eine Provinz der argentinischen Konföderation gelten lassen, weil es ebenfalls früher zum Vicekönigreich Buenos-Ayres gehört habe. Auch mit Brasilien stand er auf gespanntem Fuße, weil hier flüchtig gewordene Unitarier Aufnahme gefunden hatten; den Hauptgegenstand des Zwistes bildete aber Uruguay, die vormalige Banda Oriental, mit deren Unabhängigkeit es weder Brasilien, noch Rosas ehrlich meint. Hierin liegt der Schwerpunkt der sogenannten la Platafrage, welche ein Vierteljahrhundert hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und für Europa allerdings von großer Bedeutung geworden ist, weil es sich dabei namentlich um freie Schifffahrt u. um ungehinderten Zugang in das Herz von Südamerika handelt. Aber England und Frankreich haben in dieser Angelegenheit eine armselige Rolle gespielt. Das Zerwürfniß des Diktators Rosas mit Frankreich rührte daher, daß er Franzosen, welche sich in Buenos-Ayres des Handels wegen aufhielten, besteuert und zum Dienste in der Miliz herbeigezogen und ihnen sonstige Nachtheile zugefügt hatte. Die französische Regierung forderte auf die Beschwerdeführung der Beschädigten in unsanfter Weise Recht für ihre Staatsangehörigen; Rosas aber hielt durch diese Einmischung einer europäischen Macht die Souveränetät der argentinischen Staaten für beeinträchtigt und verweigerte die verlangte Genugthuung. Daher erklärte Frankreich am 23. März 1838 Buenos-Ayres in Blokadezustand, der Jahre hindurch dauerte. Von nun an spielt aber auch Montevideo eine Hauptrolle in diesen Händeln. In Uruguay war nämlich der gesetzlich gewählte Präsident, Manuel Oribe, ein Freund Rosas', von dem Unitarier Fructuoso Rivera gestürzt worden. Frankreich nahm für diesen Letzteren offen Partei u. gewährte ihm Unterstützung. So wurde Montevideo Sammelplatz für alle mißvergnügten Argentiner, an deren Spitze Lavalle trat. Die Franzosen unterstützten ihn, als er die Provinzen Corrientes und Entre Rios gegen Rosas aufregen wollte, und bewaffneten ihre in Montevideo ansässigen Landsleute. Aber gerade diese Einmischung Frankreichs war der Partei der Unitarier nachtheilig u. gab dem Diktator willkommenen Vorwand zu Ausübung von Grausamkeiten, die sich damals eben in der oben angedeuteten Weise häuften. Frankreich suchte aus seiner falschen Lage herauszukommen und schloß am 29. Okt. 1839 einen Vertrag mit Rosas, wonach dieser die Unabhängigkeit Uruguay's anerkannte, eine Amnestie gewährte u. französischen Bürgern, welche begründete Ansprüche hatten, Schadenersatz verhieß. Damit waren aber die Verwickelungen noch nicht gelöst. Rivera, Frankreichs Verbündeter, welchen diese Macht hatte fallen lassen, hielt noch Corrientes u. Entre Rios besetzt, und Lavalle wies die Amnestie zurück, weil er seinem Feinde Rosas nicht traute. Dieser bot von 1840—45 Alles auf, um sich seiner unitarischen Gegner zu entledigen; er schlug sie aus dem Felde und unterstützte Oribe in Uruguay, wo die in Montevideo ansässigen Franzosen seinem Einflusse nach Kräften zu wehren suchten. Nun glaubte sich auch England in diese Händel einmischen zu müssen, und zwar vorgeblich, um zwischen Rosas und Uruguay zu vermitteln, daher es auch scheinbar mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte. Beide Mächte hatten allerdings auch ein Interesse daran, Uruguay nicht in die Gewalt des Diktators fallen zu lassen. Im J. 1845 trat die englisch-französische Diplomatie geradezu feindlich gegen Oribe und Rosas auf, erklärte die Blokade gegen Buenos-Ayres und begann ihre Vermittelung mit Feindseligkeiten. Montevideo, der einzige Ort in der ganzen Banda Oriental, der noch den Gegnern des Diktators gehörte, ward damals zu Lande vom General Oribe belagert und zu Wasser durch ein kleines argentinisches Geschwader unter Kommando des Admirals Brown blokirt. Gegen die Mitte Juli 1845 befahl General Rosas seinem Admiral, die Blokade von Montevideo aufzuheben und das argentinische Schiffsgeschwader nach Buenos-Ayres zurückzuführen. Als derselbe aber abfahren wollte, eröffnete eine französische Brigg das

Feuer auf ihn, und er mußte der Uebermacht weichen und sich ergeben. Das auf diese Weise genommene Geschwader wurde zwischen den Engländern und Franzosen getheilt, welche die Fahrzeuge gleich darauf gegen ihre früheren Besitzer gebrauchten. Man wollte nämlich den Eingang in den Parana erzwingen, u. Franzosen u. Engländer besetzten gemeinschaftlich die Insel San Martin Garcia, welche die Mündungen des Parana u. Uruguay beherrscht. Von dort aus ließen sie, der Einsprache des Präsidenten Rosas zum Trotz, unter kriegerischer Bedeckung eine aus 110 Handelsschiffen bestehende Flotte den Parana hinaufsegeln. Am 20. November 1845 kam es zu einer Flußschlacht. 113 englische und französische Kanonen gegen 25 argentinische erzwangen nach achtstündigem Kampfe die Durchfahrt bei der Vuelta de Obligado unter großem Verlust. Weiter aufwärts litten aber die Kauffahrteischiffe viel Schaden, bis sie nach mehrmonatlicher Fahrt nach Corrientes, an der Mündung des Paraguay in den Parana, gelangten, ohne erhebliche Vortheile zu realisiren. Auf der Rückfahrt mußten sie abermals die argentinischen Batterien passiren, und nach mancherlei Mißgeschick langten sie endlich im Juni 1846 wieder in Montevideo an. Die Expedition war in kommercieller Hinsicht vollkommen gescheitert, denn man erkannte, daß die reichen Märkte, welche man an den Ufern des Parana u. des Paraguay zu finden hoffte, eine Chimäre waren, daß die Langsamkeit des Tausches und die Schwierigkeiten der Schifffahrt die direkten Handelsoperationen über Buenos-Ayres hinaus fruchtlos oder verlustbringend machten. Jetzt bedauerte man, sich auf eine so ungeschickte Weise in diese Angelegenheiten eingelassen zu haben, und suchte Mittel und Wege, um sich so gut wie möglich wieder herauszuziehen. Daher die Sendung eines besonderen Agenten, um eine Annäherung an General Rosas zu versuchen. Dieser Agent, der Engländer Hood, stellte im Auftrag beider Mächte Punkte auf, welche als Grundlage der späteren Verhandlungen dienten, die von England und Frankreich wieder getrennt gepflogen wurden. Der englische Vertrag wurde zuerst abgeschlossen, fast unter denselben Bedingungen, wie später der französische. Am 27. Febr. 1850 gab England denjenigen Theil der argentinischen Kriegsschiffe zurück, welcher in seinen Besitz gekommen war, wobei die argentinische Flagge mit 21 Kanonenschüssen salutirt wurde. Frankreich schickte 1847 den Grafen Walewski nach Buenos-Ayres, die Unterhandlung scheiterte jedoch, und bald darauf brach die Februarrevolution aus. Nachdem die erste Unruhe dieser Revolution vorüber war, beauftragte die republikanische Regierung den Admiral Lepredour, die Unterhandlungen auf der Basis Hood wieder anzuknüpfen, und es wurde der erste Traktat Lepredour abgeschlossen, der jedoch die Genehmigung der französischen Nationalversammlung nicht erhielt, da einzelne Bedingungen darin für die französische Ehre verletzend erachtet wurden. Der Unterhändler erhielt daher Auftrag zu neuen Negociationen, wobei ihm eine stärkere Kriegsmacht zur Verfügung gestellt wurde. Wie wenig diese in jeder Beziehung unzureichende Macht Rosas imponirte, zeigt der zweite Vertrag Lepredour, abgeschlossen in Buenos-Ayres am 30. August 1850. Der brennendste Streitpunkt, der vielfache Beschädigungen und selbst Ermordungen von Franzosen betraf, wurde hier unberücksichtigt gelassen, weil der Zweck des Vertrags darin bestehe, die völkerrechtlichen Differenzen zu schlichten. Wie in diesem Punkte, so gab Frankreich in allen anderen nach, kaum den äußeren Schein der Ehre wahrend. Frankreich verpflichtete sich, für die Entwaffnung der Fremdenlegion in Montevideo und aller Ausländer, die auf irgend einem Punkte des Staats Uruguay in Waffen ständen, Sorge zu tragen, die Blokade der Häfen aufzugeben, die Insel San Martin Garcia zu räumen, die argentinischen Kriegsschiffe zurückzugeben und die argentinische Flagge mit 21 Kanonenschüssen zu salutiren. Auch erkannte es an, daß die Schifffahrt auf dem Flusse Parana eine innere Schifffahrt des argentinischen Bundesstaats und nur dessen Gesetzen und Bestimmungen unterworfen sey. Dieses klägliche Ende nahm die französisch-englische Intervention, nachdem sie beiden Staaten die beträchtlichsten Summen gekostet hatte, ohne daß Rosas ein verhältnißmäßiger Schaden zugefügt worden wäre. Hatten aber Frankreich u. England die Zeit der Feindseligkeiten gegen Rosas auf das Uebelste gewählt, indem sie den Diktator bekriegten, als derselbe in seinen Staaten mit unumschränkter Gewalt gebot, so wählten sie nicht minder unglücklich die Zeit für ihre Versöhnung mit ihm. Seine Macht war erschüttert, seine eifrigsten Anhänger befanden sich in einem Zustande heimlicher Empörung gegen ihn, unter der Bevölkerung begann eine dumpfe Gährung zu herrschen, in Folge deren Rosas seine despotische Strenge verdoppelte. Dazu waren neue Verwickelungen entstanden, und zwar mit Staaten, die Rosas mehr zu fürchten hatte, als das französisch-englische Bündniß. Die Vereinigten Staaten hatten einen Bevollmächtigten und zwei Fregatten geschickt, um für Rechtswidrigkeiten und Beleidigungen Rechenschaft zu fordern. Ein noch ernstlicherer Zwist bestand mit Brasilien. Schon 1850 hatte der Kaiser dieses Landes dem argentinischen Bevollmächtigten in Rio Janeiro seine Pässe zugeschickt und im Mai 1851 auch seinen Gesandten von Buenos-Ayres abgerufen. Dies war die Kündigung des 1828 zwischen Brasilien und der argentinischen Republik abgeschlossenen Vertrags, dem beide Theile ausdrücklich nur den Charakter eines Waffenstillstandes beigelegt hatten. Zu Ende 1850 schloß der montevideanische Bevollmächtigte, Don Andres Lamas, in Rio Janeiro ein Schutz- und Trutzbündniß ab, dem auch die Republik Paraguay beitrat. Als ostensiblen Zweck schob man die Usurpation des Generals Don Manuel Oribe vor, dessen Rechtstitel allerdings verjährt war, indem er, 1835 zum Präsidenten der Republik Uruguay auf 4 Jahre gewählt, 4 Monate vor Ablauf der gesetzlichen Frist seines Amtes entsetzt worden, aber als Flüchtling mit argentinischen Truppen zurückgekehrt war und sich seitdem nur mit dieser fremden Hülfe behauptet hatte. Paraguay schloß sich an jenes Bündniß, weil es von Rosas bedroht war und die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch Anschluß an die beiden anderen Staaten am sichersten zu erlangen

hoffte. Brasilien, dem die Last dieses Krieges vorzugsweise anheim fallen mußte, machte ernstliche Rüstungen und ließ bei der Untauglichkeit der einheimischen Truppen in Deutschland Werbungen anstellen, wo der unselige Ausgang des Krieges gegen Dänemark die Reste des schleswigschen Heeres verfügbar gemacht hatte. Zu Anfang 1852 waren einheimische und geworbene Truppen in einer Stärke von 20,000 Mann in der südlichsten Provinz Rio Grande do Sul unter dem Kommando des Grafen Caxias, eines ehrgeizigen, aber unfähigen Offiziers, vereinigt. Rosas sah dem Angriffe mit schlecht verhehlter Unruhe entgegen. Während er öffentlich das Gerücht von einer Kriegsgefahr als eine Albernheit behandelte, forderte er insgeheim den englischen Gesandten Southern auf, den Brasilianern mit der Macht seines Landes zu drohen, was dieser verweigerte. Um der Welt zu zeigen, wie fest die Macht des Diktators in der Anhänglichkeit des Volks gegründet sey, wurde ein Schauspiel in Scene gesetzt, das am la P. schon mehrmals gespielt hat. Rosas stellte an die Versammlung seiner Kreaturen, die unter dem Namen einer Provinzialjunta von Buenos-Ayres figurirte, die dringende Bitte, ihm die Bürde seiner Stellung als Haupt der verbündeten argentinischen Provinzen u. Vertreter der gemeinschaftlichen Interessen gegen das Ausland endlich abzunehmen. Er hatte gehofft, daß man ihn, wie früher jedesmal, flehentlich bitten werde, sich noch ferner für die amerikanische Freiheit aufzuopfern. Es sollte ihm aber nicht so gut werden, wie Augustus, seine Rolle ungestört bis zum Ende zu spielen. Urquiza, ein tüchtiger General, auf den Haß vertrauend, welchen der Druck des Diktators und die beständige Bevorzugung von Buenos-Ayres unter seinen Landsleuten erregt hatten, nahm Rosas beim Wort und erklärte die Vollmachten, welche derselbe seit 20 Jahren besessen, nach dessen eigenem Wunsche für erloschen. Mit Urquiza fiel die wichtige Provinz Entre Rios ab, der bald darauf die Provinz Corrientes unter dem dort befehligenden General Virasoro und San Juan unter Benavides folgten. Auch in Buenos-Ayres fehlte es nicht an Unzufriedenen, namentlich unter den wohlhabenden und gebildeten Einwohnern, aber öffentlich durfte sich nichts zeigen, als die wildeste Begeisterung für den erlauchten Rosas. Die alte Losung: „Tod den Unitariern!“ erschallte mit einem Zusatz auf Urquiza überall, verbunden mit den sinnlosesten und ausschweifendsten Demonstrationen gegen den „Verräther“. Die Unthätigkeit des Diktators ließ aber seinen Gegnern Zeit, ihre Operationen auszuführen. Am 21. Juli ging Urquiza bei Paysandu über den Uruguay, von wo er ohne Hinderniß bis an den Rio Negro vorrückte. Ziemlich gleichzeitig überschritt General Garzon, der Oberbefehlshaber der Truppen der Banda Oriental, den Fluß bei Salto, und eine Abtheilung Correntiner bewerkstelligte etwas höher hinauf ihren Uebergang, während Entre Rios nach der Paranaseite hin von 7000 Mann unter General Virasoro geschützt blieb. Beide Generäle, Urquiza u. Garzon, vereinigten sich an dem südlichen Ufer des Negro u. erwarteten dort den General Caxias, zu dem jetzt die deutsche Legion gestoßen war. Die Thätigkeit Rosas' hatte sich bis dahin nur darin gezeigt, daß er ein Schiffsgeschwader unter seinem Admiral Coe ausgerüstet hatte, das indessen zu schwach od. zu unbereitwillig war, um die brasilianischen Schiffe abzuhalten, die unter Admiral Grenfell in den la P. einliefen, am 28. Aug. 1851 eine Verstärkung von 32 Offizieren u. 402 Mann deutscher Truppen in Montevideo ausschifften u. dann den Parana aufwärts segelten. Alle diese Maßregeln waren gegen Oribe gerichtet, der, während man ihn angriff, zugleich von den Unterstützungen seines argentinischen Verbündeten abgeschnitten wurde. Der usurpatorische Präsident von Montevideo war völlig rathlos. Rosas schickte ihm keine Truppen und wenig Geld, seine eigenen Offiziere verließen ihn, sein ältester General, Servando Gomez, war der erste, der mit 1000 Reitern zu den Feinden überging. Einmal unterhandelte er mit Montevideo, indem er sich nach Buenos-Ayres zurückzuziehen versprach, dann wollte er wieder das Kriegsglück versuchen, konnte aber weder rückwärts noch vorwärts, da seine Truppen sich weigerten zu marschiren. Als Urquiza aber heranrückte, gingen seine argentinischen Truppen zu diesem über, und er mußte kapituliren. Man gestattete ihm, an Bord der englischen Korvette Tweed zu gehen, und seine letzten Truppen vereinigten sich mit Urquiza, der am 8. Okt. 1851 seinen Einzug in Montevideo hielt, das seit 1843 belagert gewesen war. Der Krieg in der Banda Oriental war damit beendigt, ohne daß Sieger u. Besiegte einen Tropfen Blut verloren hatten. Am 22. Dec. 1851 begann das Heer Urquiza's, 28,000 Mann mit 5000 Pferden und 40 Geschützen stark, den Uebergang über den Parana u. vollendete denselben am 8. Jan. 1852. Sogleich „pronunciirte“ die Provinz Santa Fé, die in sofern von militärischer Wichtigkeit ist, als sie das Verbindungsglied zwischen Buenos-Ayres und der übrigen argentinischen Konföderation bildet. Der argentinische General Mancilla, der den Strom hatte decken sollen, verlor durch Uebergang zum Feinde 4000 Mann und konnte die Hauptstadt mit nur 100 Reitern erreichen. Das moralische Ansehen der Regierung war zerstört. Der Diktator, der sich von seiner Provinzialjunta mit unumschränkter Vollmacht hatte bekleiden lassen, schien seinen Fall vorausgesehen zu haben; denn seine Thätigkeit in den letzten Wochen seiner Regierung war vielmehr darauf gerichtet, Subsistenzmittel für seine bevorstehende Verbannung zu sammeln, als kräftige Anstalten zur Vertheidigung des argentinischen Gebiets zu treffen. Er nahm eine vortheilhafte Stellung bei Moron auf der Anhöhe von Monte Caceres, wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt, wo er 20,000 Mann zu Fuß, Leute von jedem Alter und von jeder Abstammung, um sich versammelte, mit 100 Geschützen, jedoch ohne einen einzigen kundigen Artilleristen zur Bedienung. Die einzigen kampffähigen Truppen waren 6000 Reiter unter Pacheco, lose verbundene Gauchoshorden, welche nicht im Stande waren, den Angriff regelmäßiger Truppen auszuhalten. Am 31. Jan. 1852 geriethen diese Vortruppen, indem sie das Vordringen der verbündeten Armee aufhalten wollten, mit der schleswig-holsteinischen Reiterei in Kampf.

Mit dem ersten Anprall war Alles entschieden: die Schleswig-Holsteiner ritten diese in ganz Südamerika vielgerühmte Gauchosreiterei nieder. Die Nachricht von dieser Niederlage zerstörte im argentinischen Lager die geringe Ordnung, die dort bis dahin noch geherrscht hatte. Am 3. Febr. bot Urquiza die Schlacht an unter den Lagerschanzen, die einen Raum von $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen Länge bedeckten. Beide Heere waren sich an Zahl gleich und bestanden nach den speciellen Listen zusammen aus 50,000 Mann. Bald wichen die argentinischen Truppen auf allen Seiten, außer im Centrum, wo General Chilavert mit dem Kernfußvolk und dem Artilleriepark eine Zeit lang tapfer Stand hielt, bis er, von allen Seiten umzingelt, gezwungen war, sich zu ergeben. Da er ein Deserteur war, ließ ihn Urquiza rücklings erschießen. Der Verlust soll auf beiden Seiten 350 Mann nicht überstiegen haben. Rosas gab gleich anfangs seine Sache verloren. Auf die erste Kunde von dem mißlichen Stande des Treffens floh er nach Buenos-Ayres u. ging von da als englischer Matrose verkleidet auf eine englische Brigg, von der er später auf ein anderes Schiff kam, das ihn und seine Tochter nach Europa führte. Seine Flucht entschied über Buenos-Ayres: General Mancilla übergab die Hauptstadt, u. alle Staaten fügten sich darauf der provisorischen Regierung, welche die Sieger eingesetzt hatten. Der Sturz des Diktators im Februar 1852 hatte für die weiten Länder der argentinischen Konföderation zunächst einen Zustand der Anarchie zur Folge. General Urquiza schien eine Zeitlang der Erbe und Nachfolger des gestürzten Despoten werden zu sollen. Die Bewohner der befreiten Hauptstadt begrüßten den Sieger von Monte Caceres als Libertador, und unter Zustimmung einer Kongregation von Deputirten der verschiedenen Staaten nahm derselbe, mit dem Titel eines provisorischen Direktors der argentinischen Konföderation, die Leitung der äußeren und inneren politischen Angelegenheiten der Republik in die Hand. Ein nach Santa Fé berufener Generalkongreß aller Provinzen sollte den Besitz dieser Macht bestätigen u. die Bundesakte definitiv feststellen. Ueberall aber hatten bereits die alten Parteien ihr Haupt wieder erhoben, und das ganze Land bot bald das Bild der größten Zerrissenheit dar. Vor allen war es die reiche Hauptstadt Buenos-Ayres selbst, welche nicht bloß den Herrn zu wechseln, sondern ihre eignen freien Institutionen in Wahrheit zu genießen wünschte. Die Grausamkeit, mit welcher Urquiza seinen leichten Sieg verfolgt hatte, die zahlreichen Exekutionen und Exilirungen, welche er angeordnet, die Besetzung der Stadt selbst durch eine Truppendivision aus Entre Rios, die rücksichtlose Beschlagnahme des vorgefundenen Staats- u. des erpreßten Privateigenthums, dies Alles erweckte in den Bewohnern der Stadt die Furcht, Urquiza beabsichtige eben nichts Anderes, als in Rosas' Fußstapfen zu treten. Seine Popularität ging daher eben so rasch wieder verloren, als er sie gewonnen hatte. Die in der Hauptstadt zusammengetretene Deputirtenkammer der Provinz Buenos-Ayres nahm daher sofort eine feindselige Haltung gegen den provisorischen Direktor der Konföderation an, so daß sich dieser veranlaßt fand, sie bereits am 24. Juni aufzulösen. Kaum aber hatte Urquiza die Hauptstadt verlassen, um sich zu dem nach Santa Fé zusammenberufenen Generalkongreß aller Provinzen zu begeben, als am 12. Sept. die Bevölkerung derselben sich fast einstimmig erhob, die aufgelöste Provinzialkammer wieder einsetzte und eine eigene Regierung kreirte, an deren Spitze der General Pinto, der Todfeind des Direktors, u. ein Dr. Alsina traten. Die liberale Partei hatte jetzt die Gewalt in den Händen und erklärte, daß die Stadt, müde einer 20jährigen Tyrannei, nicht bloß den Herrn wechseln wolle, sondern die Herstellung bürgerlicher und republikanischer Freiheit beabsichtige. Die Unabhängigkeitserklärung vom 25. Mai 1810 sollte als Grundlage bei der Neugestaltung der Dinge angenommen werden. Anfangs glaubte zwar Urquiza, die Bedeutung dieser unerwarteten Erhebung verkennend, sie rasch mit Waffengewalt unterdrücken zu können, und dirigirte daher sofort die ihm zu Gebote stehenden Kontingente der Provinzen Santa Fé u. Entre Rios gegen die Hauptstadt. Als er aber am 7. Sept. in Santo Nicolão dos Arroyos mit etwa 2000 Mann anlangte, mußte er sich überzeugen, daß seine Macht zur Unterwerfung von Buenos-Ayres nicht hinreichen werde. Er ließ sich daher zu Unterhandlungen herbei, verhieß die Hauptstadt in der Konstituirung ihrer Verfassung ferner nicht zu stören und sich mit seinen Truppen nach Santa Fé und Entre Rios zurückziehen zu wollen. Wirklich zog er sich in letztere Provinz zurück, behielt aber den Titel eines Direktors der argentinischen Konföderation bei. Auch in den Provinzen regte sich trotz des Aushängeschilds der allgemeinen nationalen Reorganisation der Sondergeist allenthalben. So schlossen die 3 nördlichen Provinzen Santiago, Tucuman und Catamarca zu Huarra einen Sonderbund, um sich von der tyrannischen Herrschaft ihres Gouverneurs Guiterricz zu befreien. Unter diesen Umständen glaubte Urquiza eine abwartende Rolle spielen zu müssen. Wirklich fand die Erhebung der Hauptstadt trotz ihrer liberalen Tendenz in den Provinzen keine Sympathien und ward sehr bald auf das Weichbild der Stadt eingeschränkt. Am 1. Dec. 1852 erhob sich der General Lagos, die Fahne Rosas' erhebend, gegen die Regierung von Buenos-Ayres, und die Hauptstadt ward von zahlreichen wilden Banden eingeschlossen. Da sie von den übrigen Provinzen keine Hülfe erwarten durfte, so schien sie um so mehr unterliegen zu müssen, als auch Don Luiz Rosas, ein Verwandter, aber Gegner des gestürzten Diktators, welcher mit einem in den südlichen Pampas gesammelten Haufen von Gauchos und Indianern zum Entsatze herbeieilte, von den Belagerern geschlagen u. gefangen worden war. Jetzt trat auch Urquiza, den günstigen Moment benutzend, aus seiner scheinbaren Neutralität wieder heraus und schloß sich mit Truppen der Provinzen Entre Rios und Santa Fé im Febr. 1853 den Belagerern an. Unter diesen Wirren war der beschlossene Kongreß in Santa Fé am 20. Nov. 1852 zusammengetreten. Alle Provinzen der argentinischen Republik waren vertreten, nur Buenos-Ayres nicht. Die

wiederholten Versuche des Direktors Urquiza und des Kongresses, sich mit Buenos=Ayres zu verständigen und die Stadt zu vermögen, der Konföderation beizutreten, waren fruchtlos. Der Bürgerkrieg dauerte daher noch geraume Zeit fort, und erst am 8. Jan. 1855 kam durch einen zu Parana unterzeichneten Vertrag eine Ausgleichung zu Stande. Die argentinische Konföderation unter dem Präsidenten Urquiza erkannte darin die Selbstständigkeit des Staates Buenos=Ayres an. Beide verpflichteten sich jedoch, jeder Entfremdung eines nationalen Landes entgegenzutreten und sich der gemeinschaftlichen Flagge zu bedienen. Freihandel und Freizügigkeit sollten zwischen beiden Staaten auf der breitesten Grundlage offen gelassen seyn. Bereits am 1. Mai 1853 war der Kongreß der konstituirenden Versammlung der argentinischen Konföderation zu Santa Fé über eine neue Konstitution übereingekommen. Die argentinische Republik ward darnach als ein Föderativstaat geordnet, welcher in mehre Provinzen zerfällt, denen alle Souveränetätsrechte verbleiben, welche nicht ausdrücklich der Centralgewalt vorbehalten sind. Die Provinzen erhalten ihre besonderen Legislaturen und Exekutivgewalten. Der Kongreß besteht aus zwei Kammern, aus den von der Nation gewählten Deputirten u. den von den Provinziallegislaturen ernannten Senatoren. Der Kongreß hat besonders folgende Befugnisse: Ordnung der Zölle und der direkten Steuern; Aufnahme von Anlehen und Festsetzung des jährlichen Budgets; Annahme und Verwerfung aller Staatsverträge und der päpstlichen Bullen; Ertheilung der Vollmachten an die Exekutivgewalt, um Krieg zu erklären u. Frieden zu schließen. Die ausübende Gewalt wird durch mittelbare Wahl einem Präsidenten auf 6 Jahre übertragen. Nach vielen Kämpfen und wiederholten Wahlversuchen ward endlich Urquiza gemäß dieser Verfassung auf 6 Jahre zum Präsidenten gewählt und trat am 5. März 1854 sein Amt an. Die Konstitution von Santa Fé gewährt allen Bürgern des Staatenbundes folgende Rechte: Die Freiheit jedes Geschäft zu betreiben; das Petitionsrecht, Preßfreiheit, Eingang u. Ausgang aus der Republik ohne Paß; Verfügung über das Besitzthum in jeder Weise und Form; Vereinigungsrecht zu erlaubten Zwecken; die Freiheit zu lehren und zu lernen nach Belieben; unentgeltlichen Unterricht für alle Insassen auf Staatskosten. Das Gesetz kennt keine Verschiedenheit der Stände und Personen; es gibt keine Titel, keine Sonderrechte der Farbe, des Blutes und der Geburt. Alle sind befähigt zu allen Aemtern; Alle sind verpflichtet zu gleichen Antheilen an den Abgaben. Das bürgerliche Gesetz kennt keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden. Die freie Beschiffung der Flüsse und die Beseitigung aller Binnen= und Durchgangszölle ist nochmals garantirt. Fremden Ansiedlern sind Erleichterungen gewährt. Ungeachtet wiederholter Einfälle der Indianer von Süden her war die argentinische Konföderation während der letzten Jahre, unter dem Schutze dieser liberalen Verfassung, in gedeihlichem Fortschritt begriffen. Selbst die früher so verwirrten finanziellen Zustände konnten geordnet werden. Die Ausgaben betrugen nach der Botschaft des Präsidenten vom 1. Mai 1855 an den Kongreß 61 Millionen, und es konnte ein Ueberschuß der Einnahmen erzielt werden. Vgl. v. Reden, Die Staaten im Stromgebiet des La=Plata in ihrer Bedeutung für Europa, Darmstadt 1852.

Platää (Plataa), Stadt in Böotien, am nördlichen Abhang des Cithäron, unweit der Quellen des Asopus, an der Grenze von Attica, der Sage nach eine Gründung der Thebaner und nach Platäa, einer Tochter des Asopus, genannt. Die Stadt muß nur von mittelmäßiger Größe gewesen seyn, da sie zur Schlacht bei Marathon nur 1000 und zu der unter ihren eigenen Mauern geschlagenen gar nur 600 Bewaffnete stellte. Als Bundesgenossin der Athener ward sie zuerst in den Perserkriegen auf Anstiften der Thebaner von Xerxes zerstört, dann nach dem unter ihren Mauern von Pausanias und Aristides erfochtenen Siege über die Perser (479 v. Chr.) wieder auferbaut und wahrscheinlich zum Theil mit Athenern bevölkert. Im peloponnesischen Kriege (427) ward sie von den Lacedämoniern zerstört und ein Theil der Einwohner nach Scione auf der macedonischen Halbinsel Pallene verpflanzt. Nach dem antalcidischen Frieden von Neuem aufgebaut, ward P. (374) zum dritten Male von den Thebanern zerstört, erhob sich aber unter der macedonischen Herrschaft nochmals aus den Trümmern und erhielt sich bis in die spätesten Zeiten, so daß sie noch unter Justinian der Herstellung ihrer verfallenen Mauern bedurfte. Der Haupttempel der Stadt war der Hera geweiht, nach dem entscheidenden Siege bei P. erhielt aber auch Zeus Eleutherios einen Tempel, bei welchem die Eleutherien mit Wettkämpfen zum Andenken jener siegreichen Schlacht gefeiert wurden. Vgl. F. Münscher, De rebus Plataeensium, Berlin 1841; Friedrich, Rerum Plataicarum specimen, das. 1841.

Platamona (Platamina), Stadt in der europ.=türk. Provinz Thessalien, Sandschak Trikala, an der Westseite des Busens von Salonichi, unweit der Mündung des Salambria, ist befestigt, mit Citadelle und Hafen und hat 1500 (nach Andern 2000) Einw. Dabei die Mündung des gleichnamigen Flusses.

Platane (Platanus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, große Bäume mit wässerigem Safte und lappigen Wechselblättern, ohne Nebenblätter, in wärmern Ländern. Die abendländische P. (Wasserbuche, Kleiderbaum, Platanus occidentalis *L.*, P. lobata *Moench*) erreicht 70—80 Fuß Höhe und 8—10 Fuß im Durchmesser u. wächst so schnell, daß sie in 24 Jahren 60—70 Fuß Höhe und 1½—2 Fuß im Durchmesser erlangt. Sie breitet ihre Aeste und Zweige weit aus und macht eine hohe, kegelförmige, schattenreiche und dichte Krone. Die alte Rinde ist hell aschgrau oder olivenbraun, blättert sich aber schuppenförmig ab, worauf eine neue gelbbraune erzeugt wird; die Rinde an jungen Zweigen ist aschgrau oder olivengrün, mit vielen weißlichen, warzigen Querpunkten besetzt. Die Wurzeln laufen weit und flach, ohne eigentliche Pfahlwurzel, in dem Boden hin. Das Holz ist weißgelb, fein=kurzfaserig, ziemlich fest,

schwer und sehr zähe. Die schönen, wechselweise auf langen, röthlichen Stielen stehenden Blätter sind groß, meist oft 10 Zoll lang und breit, oben dunkelgrün, unten mattgrün und mit einem weißlichen Filz überzogen, der sich auch über die Blattstiele und jungen Triebe ausbreitet. Sie ändern in der Gestalt bisweilen ab, gleichen aber am meisten denen des Spitzahorns; gewöhnlich sind sie fünflappig, nicht tief eingeschnitten, doch mit scharfen Spitzen und Zähnen. Die Blüthen erscheinen im Mai und Juni; nach der Befruchtung schwellen die an langen Stielen hängenden Köpfe an und werden bei der Reife im Spätherbst braun. Die länglichen, oben stumpf zugespitzten Samen, welche am Grunde lange Haare haben, fallen erst in der Mitte des folgenden Aprils ab u. verbreiten sich bis 200 Fuß um den Mutterstamm herum. Das eigentliche Vaterland dieses Baumes ist Nordamerika, doch findet sich derselbe häufig in Europa, besonders in englischen Gärten, angepflanzt, da er das deutsche Klima ohne Nachtheil verträgt. Er liebt vorzüglich einen frischen, etwas feuchten Boden und treibt daher in ebenen Gegenden und an den Ufern der Flüsse, Bäche, Seen und Teiche außerordentlich in die Höhe. Die Fortpflanzung geschieht durch den Samen, welcher eingeweicht und im Frühjahr auf feuchte und schattige Beete in Rinnen gelegt wird. Er erhält wenig Bedeckung und bleibt zuweilen ein Jahr liegen, ehe er mit seinen zwei rundlichen Samenlappen keimt. Leichter ist die Vermehrung durch Ableger, oder durch Schnittlinge und Setzstangen. Diese schlagen in einem milden und feuchten Boden sehr gut an und wachsen so schnell, daß vierjährige Stecklinge 20 Fuß Höhe und 5 Zoll Stärke erreichen. In 30 bis 40 Jahren kann die P. als Baum zu Bau-, Nutz-, Brenn- und Kohlholz abgetrieben werden; in 12—16 Jahren gibt sie starkes Stangenholz, das auf schlechtem Boden beim Abtrieb im ersten Jahre 8—9 Fuß hohe Schüsse treibt; als Kopfbaum liefert sie alle 3—4 Jahre ein starkes Reisig. Das Holz eignet sich gut zum Bauen im Trocknen, und Schreiner und Drechsler können es als Werk- und Nutzholz so gut wie weißes Ahornholz verarbeiten. Auch als Brenn- und Kohlholz ist es zu empfehlen, weil es eine schnelle und starke Hitze gibt. Vorzüglich gut schickt sich die P. zu Alleen, Gruppen in Parkanlagen, da ihre reichbeblätterte Krone sich vortrefflich ausnimmt. Auch leidet sie wenig oder nicht von Insekten und verbreitet einen balsamischen Geruch. Die Ureinwohner von Nordamerika machen aus der Rinde leichte Nachen, Eimer, Schachteln und andere Gefäße. Die morgenländische P. P. orientalis *L.*, P. palmata *Moench*), ein in Griechenland und im Oriente einheimischer Baum von 80—100 Fuß Höhe, kommt fast in jeder kultivirten Bodenart, wenn dieselbe nicht feucht, thonig oder zu sandig ist, fort, verlangt aber einen etwas geschützten Standort und gedeiht besser in der Ebene, als an Bergabhängen. Etwas empfindlich gegen die Kälte, gedeiht sie im nördlichen Deutschland weniger gut als die vorige Art, mit der sie übrigens als Nutz- und Zierbaum übereinstimmt. Die Blätter und Fruchtköpfchen braucht man hier und da mit Essig bei Blutflüssen und äußerlich bei Geschwüren, auch die Rinde und Blätter bei entzündlichen Geschwülsten. Die ahornblätterige P. (P. acerifolia *Willd.*) erreicht eine Höhe von 60 Fuß, wirft, wie die abendländische P., jährlich ihre Rinde ab und wächst im Orient, in Süd- und Mitteleuropa hier und da in Alleen.

Platanthera (Breitbeutel, Breitkölbchen), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, die in allen Ländern, besonders aber in Nordamerika vertreten ist. Von P. bifolia *Rich.*, Orchis bifolia *L.*, weißblüthiger Breitbeutel, mit weißen, Abends wohlriechenden Blüthen in einer lockern, 3 — 6 Zoll langen Aehre, in Wäldern, auf Wiesen und Bergtriften durch ganz Deutschland, wurden ehedem die Wurzelknollen, Radix Satyrii s. Satirionis, Radix Cynorchidis, Stendelwurzel, Fuchshödchen, Hundshödchen, Nachtschattenwurzel, als harntreibendes Mittel angewendet, auch für ein Aphrodisiacum gehalten.

Plat de menage (franz.), Zierplatte von Porzellan, Spiegelglas 2c. mit Aufsätzen, Figuren, Blumentöpfen 2c., auf die Mitte der Tafel zu stellen; dann Gestell von Silber, Blech oder Holz mit Gefäßen für Oel und Essig, Gewürz-, Zucker-, Salz- und Senfbüchsen 2c.

Plate, der spanische Silberpiaster in Gibraltar.

Plateau (franz.), Platte; dann besonders Hochebene, s. Gebirge.

Platen, altes pommersches Grafengeschlecht, das schon 1308 in Urkunden erwähnt wird und 1630 in den deutschen Reichsfreiherrenstand erhoben wurde. Die ältere Linie ist in Schweden reichssässig, die jüngere nennt sich P.-Hallermünde. Franz Ernst, Graf von P.-Hallermünde, 1631 aus dem Hause Granskowitz auf Rügen geboren, nahm sehr jung hannöversche Dienste, ward 1670 Kammerherr u. geheimer Rath, 1674 Premierminister, 1689 deutscher Reichsrath und Erblandpostmeister in Hannover, 1704 Graf zu Hallermünde; † 1709. Balzer Bogislaus, Freiherr, später Graf von P., schwedischer Staatsmann, 1766 auf Rügen geboren, wurde 1779 Seekadet, 1782 Obersteuermann in der schwedischen Marine und begleitete 1786 eine Gesandtschaft nach Marokko. In der Seeschlacht bei Hoglaes 1788 verwundet und von den Russen gefangen, ward er nach seiner Freilassung 1790 Kapitän, machte mehre Expeditionen mit und nahm 1799 seinen Abschied. Nachdem er bereits seit 1801 die Direktion des Trollhättakanals geführt hatte, legte er 1809 den Reichsständen den Plan zur Verbindung der Ostsee mit der Nordsee durch den Wenersee vor, der enthusiastisch aufgenommen und mit dessen Ausführung P. beauftragt wurde. Im J. 1810 wurde er Staatsrath und Kontreadmiral, 1817 Graf, 1827 Statthalter von Norwegen und † 1828. Er ist der Begründer des Götakanals. August, Graf von P.-Hallermünde, einer der ausgezeichnetsten neuern deutschen Dichter, wurde am 24. Okt. 1796 zu Ansbach geboren. Zur militärischen Karriere bestimmt, besuchte er das Kadetenhaus und später das Pageninstitut in München und machte als Lieutenant den zweiten Feld-

zug gegen Frankreich mit. Später widmete er sich dem Studium der alten u. neuen Literatur u. besuchte seit 1818 die Universitäten Würzburg und Erlangen, wo ihn namentlich Schellings Lehre und persönlicher Umgang fesselten. Die Beschäftigung mit der persischen Sprache und Literatur begeisterte ihn zu den „Ghaselen" (Erlangen 1821), denen er „Lyrische Blätter" (Leipz. 1821), „Vermischte Schriften" (Erlangen 1822) und „Neue Ghaselen" (das. 1823) folgen ließ. Während dieser Zeit machte er mehre Reisen durch Deutschland und die Schweiz und 1824 einen Ausflug nach Venedig, wo er seine „Sonette aus Venedig" (Erlangen 1825) dichtete. Da er jedoch noch immer in einem gewissen Militärverbande stand, so wurde er nach seiner Rückkehr wegen Ueberschreitung des Urlaubs mit einem langwierigen Arrest zu Nürnberg bestraft, der ihm Muße gab, die Dramen „Der Schatz des Rhampsinit", „Der Thurm mit sieben Pforten" und „Treue um Treue" (gesammelt unter dem Titel „Schauspiele" Stuttg. und Tüb. 1828) zu dichten. Nach der Bekanntmachung seines satyrischen Drama's im aristophanischen Geschmack: „Die verhängnißvolle Gabel" (Stuttg. 1826), ging er nach Italien. Hier entstanden das Seitenstück zu dem zuletzt genannten Drama: „Der romantische Oedipus" (Stuttg. 1829), worin er vorzüglich deutsche Literaturzustände geißelte, was den heftig angegriffenen K. Immermann zur Herausgabe seines „Im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Kavaliers" (Hamb. 1829) veranlaßte; ferner das kleine Drama „Die Liga von Cambrai" (Frankf. 1833); das historische Werk „Geschichten des Königreichs Neapel von 1814—43" (das. 1833) und die größere Dichtung „Die Abassiden" (Stuttg. 1835). Auch besorgte er von Italien aus eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (neue Aufl., Erlangen 1834). Er kehrte seit 1826 nur zweimal auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Aus Furcht vor der Cholera ging er im Sept. 1835 nach Sicilien; in Syrakus von einem heftigen Fieber ergriffen, † er daselbst am 5. Dec. 1835. Er ward im Garten der Villa Landolina zu Syrakus beerdigt. P. ist bei weitem nicht nach Verdienst gewürdigt worden, und während ihm keine Stimme die vollendete Meisterschaft in der Form streitig macht, ist es gleichsam Tradition geworden, von seinen Dichtungen zu sagen, sie seyen eben so marmorkalt als marmorglatt. Die Wenigsten nahmen sich die Mühe, in die Tiefen seiner Dichterseele hinabzusteigen; gedankenlos betete man die Phrase nach, P. sey ein Dichter des Verstandes, nicht des Gemüthes, weil er mit den schärfsten Waffen des Witzes gegen die Ausgeburten der Romantik zu Felde zog. Man konnte vor Bewunderung der vollendeten Form, welche die Gedanken und Bilder wahrhaft plastisch der Anschauung des Lesers entgegentreten läßt, nicht zur unbefangenen Prüfung ihres Inhalts kommen, und doch hat fast kein Dichter Form und Inhalt in so schöner Harmonie zu vereinigen gewußt, als gerade P., in dessen großem Herzen auch der Schmerz unterdrückter Völker einen starken Wiederklang fand, wie seine „Polenlieder" beweisen. Sein Grimm gegen die Deutschen, die, wie er meinte, kein Aufschwung der Welt und alle Melodien ihrer großen Dichter, alle Gedanken ihrer freien Denker nicht befreit haben, kann nur dem feurigsten Patriotismus entsprungen seyn. Nach seinem Tode erschienen seine „Gesammelten Werke" in Einem Bande, Stuttg. 1839, in 5 Bänden 1843 und 1847. Eine Anzahl von Gedichten, die in Deutschland censurwidrig befunden wurden, erschienen aus seinem Nachlasse (Straßburg 1839, neue Auflage 1841). Vgl. Minkwitz, Graf P. als Mensch und Dichter, Leipz. 1838, und: Briefwechsel zwischen P. und Minkwitz, das. 1836.

Plater, polnische Familie, die mit den Schwertrittern im 13. Jahrhundert aus Westphalen, Livland u. Polen kam. Ludwik, Graf P., polnischer Patriot, zu Kraslaw in Livland geboren, trat 1794 als Freiwilliger in das polnische Nationalheer und ward Adjutant des Generals Sierakowski. In der Schlacht bei Maciejowice verwundet, lebte er eine Zeit lang auf seinen Gütern und bekleidete dann die Stelle eines Provinzialforstmeisters. Im Jahre 1812 wurde er als Geißel in das Innere von Rußland geschleppt, trat 1815 nach Bildung des neuen Königreichs in den polnischen Staatsrath, wo er das Domänen- und Forstwesen leitete. Während der Revolution von 1830 ging er mit Kniaziewicz nach Paris, um bei der französischen Regierung für seine Nation zu wirken. Nach der Unterdrückung des Aufstandes wurden seine Güter konfiscirt, und er blieb in Paris, wo er Vicepräsident der polnischen literarischen Gesellschaft ward. Im J. 1840 nahm er mit Erlaubniß des Königs von Preußen seinen Wohnsitz im Posenschen und † hier den 6. Okt. 1846. Sein Bruder, Stanislaw, Graf P., geb. 1782 zu Dawgielißki in Litthauen, stand 1806—15 als Offizier in polnischen Diensten, lebte dann längere Zeit in Posen und Paris und † den 8. Mai 1851 zu Wroniewz im Posenschen. Er hat sich als Historiker und Alterthumsforscher einen geachteten Namen erworben, insbesondere durch seinen „Atlas historique de la Pologne" (Posen 1827), seinen „Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le 17ième et 18ième siècle" (das. 1828) und seine „Mata Encyklopedya polska" (Lissa 1841—47, 2 Bde.). Emilie, Gräfin P., wegen ihrer heldenmüthigen Theilnahme an dem Befreiungskampfe von 1830 gefeiert, den 13. Nov. 1806 zu Wilna geboren, lebte seit 1815 mit ihrer geschiedenen Mutter zu Ligna in Livland, wo sie eine fast männliche Erziehung genoß. Auf die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution in Warschau wiegelte sie mit ihrem Vetter Cäsar das Landvolk bei Düneburg auf, trat selbst unter die freiwilligen Jäger von Wikomir, dann zu Parczewski's Corps und wurde Kapitän und Kommandant der ersten Kompagnie des 25. Linienregiments. Sie focht bei Przystowiany, Kowno, Schawle und Schawlany und folgte bei der Theilung des polnischen Heers dem Corps des Generals Chlapowsky, bis derselbe das preußische Gebiet betrat. Sie suchte nun mit ihrem Vetter nach Warschau zu gelangen, wurde aber unterwegs von einem heftigen Fieber ergriffen und † im Hause eines Gutsbesitzers in den Wäldern von Augustowo den 23. Dec. 1831. Vgl. Joh.

Straszewicz, Emilie P., sa vie et sa mort, Par. 1833. Cäsar, Graf P., Vetter der Vorigen, 1810 zu Wilna geboren, Sohn des Starosten von Sambor, Kasimir P., theilte anfangs das Schicksal seiner Cousine, gelangte aber glücklich nach Warschau, wo er als Landbote in den Reichstag trat. Nach dem Falle Warschau's ging er nach Paris, wo er Präsident der polnischen literarischen Gesellschaft ward. Wladislaw, Graf P., Bruder des Vorigen, nahm an dem Aufstande in Litthauen als Rozicks Adjutant Theil, war dann Landbote von Wileika und gründete später zu Paris das Journal „Le Polonais" (1833—36). Er veranlaßte die Adresse des englischen Volkes zu Gunsten Polens, die 1832 dem Parlament überreicht ward. Michael, Graf P., Urenkel Kosciuszko's, schrieb 1823 als 12jähriger Gymnasiast zu Wilna die Worte „Es lebe die Konstitution vom 3. Mai!" an eine Tafel, wodurch er die dortigen Untersuchungen gegen politisch Verdächtige veranlaßte. Er selbst mußte bis 1830 als Gemeiner im russischen Heere dienen.

Plath, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, an der Rega, mit Stadtgericht, Post, Tuch- und Raschweberei, Handel und 1770 Einw.

Platin (Platina), eigenthümliches Metall, welches dem tesseralen Krystallsystem angehört und zuweilen in sehr kleinen Hexaëdern und Oktaëdern, gewöhnlich in platten oder eckigen Körnern (Platinsand), in stumpfeckigen oder rundlichen Stücken, manchmal mit sphärischen oder nierenförmigen Auswüchsen (Brasilien), nierenförmig eingesprengt erscheint. Es ist theils wenigglänzend, theils rein metallglänzend, von Farbe stahlgrau bis schwärzlich mit metallischem Striche. Was seinen Aggregationszustand anlangt, so ist es geschmeidig und seine Streckbarkeit die 3. nach dem Golde, seine Hämmerbarkeit die 5.; ein Platindraht von zwei Millimeter Durchmesser trägt 124,000 Kilogramm. Vor dem Löthrohr schmilzt es nicht, bei starker Rothglühhitze läßt es sich schweißen, schmilzt aber nur vor dem Knallgasgebläse, und zwar unter Funkensprühen. Zwischen 0° und 100° beträgt seine Ausdehnung nach Laplace und Lavoisier 0,00086, nach Dalton und Davy 0,00087. Auch die stärksten Säuren greifen es nicht an, nur in Königswasser löst es sich zu einer orangegelben oder braunrothen Flüssigkeit. Eben so wenig wird es von ätzenden alkalischen Laugen afficirt, aber beim Glühen mit Kalihydrat wird eine kleine Menge aufgenommen. Die Härte ist 4,0—4,5, das specifische Gewicht nach Berzelius 21,5, nach Cloud 23,5, in Geschieben 17,332, gemünzt 22,100, gewalzt 22,069, geschmolzen 20,857, als Draht 19,267. Obgleich das P. sich in der Natur nur gediegen findet, so ist es doch nie rein, sondern stets (als Platinerz) verunreinigt mit Eisen, Kupfer und jenen Metallen, die bis jetzt nur als Begleiter des P.s bekannt sind, nämlich Iridium, Rhodium, Palladium und Osmium. Das von Breithaupt unterschiedene Eisenplatin, von stahlgrauer Farbe und 14,6—15,7 Gewicht, ist noch wenig bekannt. Das P. ist 1741 durch Wood bekannt geworden und ward früher von den Spaniern für eine Art Silber (Platiña, Kleinsilber) gehalten. Scheffer nannte es Aurum album, Weißgold. Es findet sich, gleich dem Golde, in der Natur bloß in metallischem Zustande, und zwar nur an einem Punkte (Santa Rosa) auf Quarzgängen in den sogenannten Pacos, außerdem ausschließlich im Schuttlande, aus dem es auf Seifenwerken (Platinseifen) gewaschen wird. Bis 1819 kam alles P. aus Amerika, nämlich am frühesten von Choco und Barbacoas in der columbischen Provinz Antioquia, am westlichen Abhange der Andeskette zwischen dem 2. und 6. Grad n. Br., wo es besonders bei Ereboto, Santa Rita und Santa Lucia, in den Schluchten des Iro und bei Apote zwischen den Dörfern Norita und Taddo mit gediegenem Golde in einem eisenhaltigen braunen Sande, auch Pacos genannt, vorkommt. Dieses platinführende Sandlager liegt im Allgemeinen in einer Tiefe von 20 Fuß unter der Bodenoberfläche. Beim Verwaschen wird das P. mit dem Golde zugleich erhalten und hernach durch Auslesen von demselben getrennt. Von geringerer Bedeutung ist das Vorkommen des P.s in Brasilien, wo es besonders in den Goldwäschen der Provinz Matto-Grosso und bei Villarica in Minas-Geraës gefunden wird. Es unterscheidet sich von den plattgedruckten rundlichen Blättchen von Choco durch seine unregelmäßig kugelförmige Gestalt mit vielen kleinen rundlichen Auswüchsen. Die Körnchen schließen häufig kleine Goldtheilchen ein, nie aber Magneteisenstein oder Zirkon, die mit dem P. von Choco vorkommen. Zwischen den Platinkörnchen finden sich hier auch Körner von gediegenem Palladium. Der dritte amerikanische Fundort des P.s ist der Fluß Jocky in der Nähe des Bergs Sibao auf Hayti, in dessen goldführendem Sande es 1809 von dem französischen Wundarzte Dubizi entdeckt wurde. Es hat äußerlich große Aehnlichkeit mit dem von Choco. Am Ural wurde es 1822 entdeckt, zuerst in den am östlichen Abhange des Gebirgs gelegenen werchisetzkischen, newjänskischen und birimbajewskischen Goldseifen. Später wurde es noch an vielen andern Punkten gefunden, so zu Slatoust, Bogoslawsk, Nischne-Turinsk, Jekatherinenburg, Nischne-Tagilsk und Goroblagodat. Die beiden letzten Punkte sind gegenwärtig für die Platingewinnung die wichtigsten. Die reichen tagilschen Gruben (den Erben des Nikolai Nikititsch Demidoff gehörig), von welchen jährlich der Krone 15 Proc. des gewonnenen rohen P.s als Grundsteuer entrichtet werden, liegen am höchsten Kamme des uralischen Bergrückens, wo das platinführende Sandlager in geringer Tiefe unter einer Schicht Ackererde streicht. Der Sand besteht aus feinem Gerölle, gemischt mit thonhaltigem grünlichen Sande, der durch Verwitterung von Hornblendegesteinen, Grünstein und Serpentin entstanden zu seyn scheint, die in der Nähe anstehen. Der Gehalt dieses Sandes an rohem P. ist $^1/_{4000}$ bis $^3/_{4000}$. Das tagilsche Platinerz erscheint als grobkörniger schwarzer Sand, meist aus eckigen Körnern oder dünnen Flittern bestehend, in welchem aber auch einzelne größere Stücke sich finden. Der Platingehalt beträgt durchschnittlich 70

Proc., der Gehalt an Iridium 3—5 Proc. Reicher ist das Platinerz, welches im Bezirke der der Krone gehörigen Werke von Goroblagodat gewonnen wird (bis 88 Proc.). Es hat das Ansehen eines gleichartigen grauen Sandes, in welchem nur hie und da abgeschliffene, metallisch glänzende Flittern wahrzunehmen sind. Die russischen Wäschen produciren, obgleich ihr Betrieb noch ein beschränkter ist, jährlich 3800 Pfund, während die sämmtlichen amerikanischen nur etwa 850 Pfund ausgeben. Noch erscheint P. in Brauneisenstein eingewachsen im Departement Charente in Frankreich, nach v. Wrede auch im Golde des Selenbleiglanzes von Tilkerode am Harz.

Die Darstellung von einem hämmerbaren P. aus dem Erze, früher eine schwierige Aufgabe, ist jetzt eine der einfachsten chemisch-mechanischen Operationen, die darin besteht, daß das Platinerz in Königswasser aufgelöst, das P. durch Salmiak gefällt, der Niederschlag geglüht und der so erhaltene Platinschwamm durch starkes Pressen und nachheriges Glühen und Hämmern verdichtet wird. Die Platinreinigung im größten Maßstabe dürfte wohl im Laboratorium des Bergcorps in Petersburg ausgeführt werden, wo fast alles uralische Platinerz verarbeitet wird. Der Preis von 1 Loth P. ist jetzt ungefähr 4 Thlr. In Rußland wird das P. seit 1828 zu Münzen (à 3 Silberrubel, neuerlich auch von 6 und 12 Silberrubel) verprägt, von besonderer Wichtigkeit aber ist es für einige Zweige der Technik, welche ein den stärksten Säuren und dem Zerspringen widerstehendes Material erfordern, wie zu Abdampfkesseln und Hebern für die Schwefelsäurefabrikation, zu Auflösungsgefäßen für Gold- und Silberscheidung, zu Tiegeln, Abdampfschalen rc., die aber mit Behutsamkeit behandelt seyn wollen, da bei aller Geschmeidigkeit die dünnen Ränder der Platingefäße leicht Risse erhalten, die sich schnell weiter fortsetzen, und außerdem solche Gefäße bei Berührung mit geschmolzenen leichtflüssigen Metallen in Gefahr gerathen, da das P. mit jenen Metallen leichtflüssige Legirungen bildet und sodann keine Glühung mehr aushält. Auch Blitzableiterspitzen, Normalmaße, Teleskopspiegel, Gewehr- und Geschützzündlöcher, Blech, Draht rc. werden aus P. verfertigt. Zur Darstellung eines reinen P.s, wie dies für chemische Zwecke erforderlich ist, sind viele Bereitungsarten vorgeschlagen, welche aber alle immer darauf hinauslaufen, Platinsalmiak zu erzeugen, weil durch Hülfe dieser Verbindung das Metall am leichtesten zu isoliren ist. Von den das Platinerz begleitenden Metallen ist das Iridium die unangenehmste Beimengung, weil es am schwierigsten davon zu scheiden und dann für manche Zwecke, zu welchen das P. verwendet wird, sehr störend ist. Die Reinheit des P.s erkennt man daran, daß es in keiner Temperatur verändert wird und in allen Säuren (Salpetersäure ausgenommen, welche nicht als Säure, sondern als chlorhaltige Flüssigkeit darauf wirkt) vollkommen unlöslich wirkt.

Außer den oben angeführten Eigenschaften zeichnet sich das P. durch die Eigenthümlichkeit aus, in zwei Zuständen feiner Zertheilung aufzutreten, die, obschon von verschiedenartigem Ansehen, dennoch nichts Anderes als P. im metallischen Zustande sind. Es sind dies Platinschwamm und Platinschwarz; ersterer befindet sich vielleicht fein zertheilt im krystallinischen, Platinschwarz dagegen im amorphen Zustande. Unter Platinschwamm versteht man im Allgemeinen jene graue, poröse Masse, als welche das P. metallisch zurückbleibt, wenn der bei dessen Ausscheidung erhaltene Platinsalmiak geglüht wird. Insbesondere aber nennt man Platinschwamm jene mit diesem porösen P. überzogenen Ringe, welche bei den döbereinerschen Feuerzeugen in Anwendung kommen. Der Platinschwamm erscheint als graue, matte, poröse Masse; je heftiger er geglüht wurde, desto dichter vereinigt er sich; durch den Strich mit einem harten Körper verdichtet er sich zu metallglänzenden Blättchen. Er besitzt die merkwürdige Eigenschaft, die Entzündung des Wasserstoffgases in Sauerstoffgas und atmosphärischer Luft selbst bei niedriger Temperatur zu veranlassen. Döbereiner benutzte diese Eigenthümlichkeit und gründete hierauf die Einrichtung seiner Platinfeuerzeuge (vgl. Feuerzeuge). Um für diesen Zweck das P. tauglich zu machen, soll man nach Döbereiner reinen (besonders von Iridium freien) Platinsalmiak mit koncentrirtem Aetzammoniak befeuchten und die teigige Masse, fest in einen Tiegel gestampft, bis zur Zerlegung glühen. Um das P. zu befestigen, verbreitet man die teigige Masse auf ein aus Platindraht gefertigtes Netz, welches an einem kleinen Eisendrahtring befestigt ist, läßt abtrocknen, erhitzt über der Spiritusflamme und führt die vollkommene Zersetzung mit Hülfe des Löthrohrs aus. Das Verhalten des schwammigen P.s, die Vereinigung von Sauerstoff- und Wasserstoffgas zu bewirken, hat diesem auch Benutzung in der Eudiometrie verschafft; Döbereiner gründete hierauf sein Eudiometer. Er knetete Platinschwammpulver mit Thon zu einer Masse, formte kleine Kugeln (Platinakugeln) daraus und glühte diese nach dem Trocknen. Werden diese Kugeln über Quecksilber in ein Gemenge von Luft und Wasserstoffgas gelassen, so geht die Vereinigung des letztern mit dem Sauerstoffgas langsam und ohne Feuerentwickelung vor sich. Das Platinschwarz (Platinmohr, Platinsuboxyd) mit seinen auffallenden Wirkungen auf Sauerstoff und brennbare Körper wurde zuerst von Edm. Davy entdeckt, welcher es aber wegen zufälliger geringer Beimengungen für salpetrigsaures Platinoxydul hielt, bis Liebig zeigte, daß das reine Platinschwarz höchst fein vertheiltes reines P. ist. Es ist ein schweres, sammetschwarzes Pulver, welches durch Druck Metallglanz annimmt und P. im höchst fein zertheilten Zustande darstellt, und besitzt die Eigenschaft, Wasserstoffgas zu entzünden, in noch höherem Grade als Platinschwamm. Vermöge des aufgesaugten Sauerstoffgases hat es auch die Eigenschaft, Ameisensäure und Kleesäure in Kohlensäure und Wasser zu verwandeln und, wenn es mit Alkohol befeuchtet oder mit den Dämpfen desselben bei Gegenwart von atmosphärischer Luft in Berührung kommt, sich bis

zum Glühen zu erhitzen, wobei der Weingeist sich in Essigsäure umwandelt. Auch zur Bereitung von reiner Essigsäure im Großen ist Platinschwarz empfohlen worden.

Platinanmetalle, nach Döbereiner die das Platin regelmäßig begleitenden Iridium, Palladium, Rhodium und Osmium.

Platinstahl, eine Legirung von Stahl mit 1—3 Procent Platin, gibt einen zu schneidenden Instrumenten sehr brauchbaren Stahl, der dem Rosten sehr wenig unterworfen ist. Das beste Verhältniß ist nach Prechtl: 1,5 Procent Platin.

Platitude (franz.), Gemeinheit, gemeiner niedriger Ausdruck.

Platner, 1) Johann Zacharias, berühmter Chirurg, den 16. August 1694 zu Meißen geboren, studirte zu Leipzig und Halle Medicin, ging dann nach Paris und wurde nach seiner Rückkehr 1721 Professor der Anatomie und Chirurgie, später auch der Therapie zu Leipzig, wo er den 19. December 1747 †. Seine „Institutiones chirurgiae rationalis" (Leipzig 1745, letzte Ausgabe 1783, deutsch, von Krause, 1786) sind klassisch. Nach seinem Tode erschienen „Opuscula chirurgica et anatomica" (Leipzig 1749, 2 Bde.).

2) Ernst, Arzt und Anthropolog, Sohn des Vorigen, den 11. Juni 1744 zu Leipzig geboren, besuchte die Schulen in Altenburg und Gera, studirte dann zu Leipzig und machte 1768 eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr erhielt er zu Leipzig 1770 eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 eine außerordentliche und 1811 eine ordentliche Professur der Philosophie. Er † in Geisteszerrüttung den 27. December 1818. Seine Vorlesungen, in denen er die philosophische Darstellung in ein gefälliges ästhetisches Gewand zu kleiden wußte, wurden sehr besucht. Besonders machte er sich um Anregung und Verbreitung des Studiums der Psychologie und deren innigere Verbindung mit der Medicin verdient. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Anthropologie für Aerzte und Weltweise" (Leipzig 1772—73, 2 Bde., neu bearbeitet, daselbst 1790); „Philosophische Aphorismen" (das. 1776—1782, 2 Bde., u. öfter); „Quaestiones physiologicae" (das. 1794); „Quaestiones medicinae forensis" (das. 1797 — 1817, deutsch von K. F. Hederich, das. 1820, neu herausgegeben von Choulant, das. 1824).

3) Ernst Zacharias, Maler und Kunstschriftsteller, Sohn des Vorigen, den 1. Oktober 1773 zu Leipzig geboren, besuchte die dortige Zeichenakademie unter Oeser, setzte seine Studien seit 1790 zu Dresden, seit 1797 in Wien fort und ging 1800 nach Rom, wo er 1823 königlich sächsischer Agent ward. Von seinen Kompositionen rühmt man besonders seine „Verstoßung der Hagar" und „Hagars Noth in der Wüste". Durch Niebuhr wurde er als einer der thätigsten Mitarbeiter an der „Beschreibung der Stadt Rom" (Stuttgart 1829 ff.) gewonnen. Er † den 14. Oktober 1855 in Rom.

4) Eduard, Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, den 30. August 1786 zu Leipzig geboren, studirte seit 1800 zu Leipzig, seit 1805 in Göttingen, ward 1811 außerordentlicher, 1814 ordentlicher Professor der Rechte zu Marburg. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts" (Marburg 1820); „Der Prozeß und die Klagen bei den Attikern" (Darmstadt 1824—25, 2 Bde.); „Quaestiones de jure criminum Romano" (Marb. 1842). Auch hat er mehre Abhandlungen in Fichte's „Zeitschrift für Philosophie", die „Halleschen Jahrbücher" und die „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" geliefert.

Plato, nächst Aristoteles der bedeutendste und tiefste aller griechischen Philosophen, ward geboren 429 v. Chr. zu Athen, Sohn des Aristo, eines Atheners aus einem vornehmen Geschlecht, das Codrus seinen Ahnherrn nannte, und der Perictione (oder Potone), deren Familie sich der Verwandtschaft mit Solon rühmte. P.'s Name soll erst nach seinem Großvater väterlicher Seits Aristocles gewesen seyn, bis er wegen der Breite seiner Brust oder auch seiner Stirne von seinem Lehrer in der Gymnastik die Benennung P. erhielt. Von seinem Jugendleben wissen wir wenig. Es wird erzählt, er habe in den isthmischen oder olympischen, pythischen oder nemeischen Spielen einen Sieg beim Ringen davongetragen, auch sey er mit zu Felde gezogen und habe sich längere Zeit mit poetischen Versuchen beschäftigt. Nach Aristoteles soll er, ehe er mit Socrates bekannt wurde, den Unterricht des Philosophen Cratylus, eines Anhängers Heraklits, genossen haben. In einem Alter von 20 Jahren ward er ein Schüler des Socrates und widmete sich seitdem ausschließlich der Philosophie. Ueber seine persönlichen Beziehungen zu seinem Lehrer liegen aber wenig Data vor. Als Socrates angeklagt wurde, erbot sich P., der in günstigen Vermögensverhältnissen stand, die Geldstrafe für ihn zu erlegen, wenn er zu einer solchen verurtheilt werden sollte. Der Tod des Socrates, bei dem er wegen Krankheit nicht zugegen war, machte den tiefsten Eindruck auf ihn; dieser tragische Konflikt der freien Philosophie mit der an den alten überlieferten Glaubensvorstellungen haftenden Demokratie war es, der ihn zur Verachtung der Massenherrschaft, zu dem Grundsatz führte, daß die Intelligenz herrschen müsse. Um etwaigen Verfolgungen sich zu entziehen, begab er sich nach Megara zu Euklid, wo er sich vorzüglich mit dem Studium der eleatischen Philosophie beschäftigt haben soll. Dann trat er eine größere Reise an, um seine Kenntnisse zu erweitern. Er ging nach Cyrene, wo der Mathematiker Theodor lehrte, nach Aegypten, Sicilien und Großgriechenland. In Italien war es hauptsächlich die pythagoräische Schule, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Gerechte Zweifel erregt die Behauptung, daß P. in Aegypten die geheime Priesterweisheit, oder gar, wie mehre Kirchenväter aufstellen, die Lehren und Schriften des Alten Testaments kennen gelernt habe. Eben so wenig glaubwürdig ist die Erzählung, daß er ins Innere von Asien vorgedrungen sey, um den Unterricht der Magier zu genießen. Auf dieser Reise mag P.'s Hauptzweck und Hauptgewinn wohl die Erweiterung seines mathematischen und astronomischen Wissens, sowie vermehrte Länderkunde gewesen seyn. Auf Dio's Veranlassung kam P. auch an den Hof des

ältern Dionys in Syrakus, wo er durch philosophischen Unterricht heilsam zu wirken strebte. Aber seine Freimüthigkeit brachte den Tyrannen gegen ihn auf. P. entging zwar dem ihm zugedachten Tode, wurde aber an Pollis, den Gesandten der Spartaner, die zu dieser Zeit mit Athen Krieg führten, ausgeliefert, damit er ihn zu Aegina als Sklaven verkaufe. Dieser verstand sich auch dazu. Doch wurde P. wieder losgekauft, nach einer Nachricht durch den Philosophen Anniceris aus Cyrene um den Preis von 30 Minen. Nach seiner Rückkehr nach Athen begann er 389 v. Chr. in der Akademie, einem in der Nähe der Stadt gelegenen Gymnasium, welches dem attischen Heros Academus geweiht war, philosophische Vorträge zu halten. Die Nachricht, daß er nach dem Tode des älteren Dionys 368 v. Chr., von dessen Nachfolger dazu eingeladen, eine zweite Reise nach Syrakus gemacht habe, verdient keinen unbedingten Glauben. Wenigstens wäre der Zweck dieser zweiten Reise, zu welcher P. wieder durch Dio bestimmt worden sey, eben so verfehlt worden, wie bei der ersten, da Dio vom Hofe verbannt und P. wieder nach Hause geschickt ward. Trotzdem soll Letzterer 361 v. Chr. eine dritte Reise nach Sicilien unternommen haben, da er den Bitten Dio's und der Pythagoräer, der wiederholten Einladung des Tyrannen zu folgen und noch einen Versuch zur Besserung desselben zu machen, nicht habe widerstehen können. Aber auch dieser Versuch soll gescheitert seyn und P. nur durch die Bemühungen des Archytas eine sichere Heimkehr erlangt haben. Durch Elis reisend, wo eben die olympischen Spiele abgehalten wurden, soll er die allgemeine Aufmerksamkeit der versammelten Hellenen auf sich gezogen haben. Alles dies ist sehr zweifelhaft, wie auch die Behauptung, daß Aristoteles, die Abwesenheit seines Lehrers schlau benutzend, durch Gründung einer eigenen Schule P. aus der Akademie zu verdrängen gesucht habe. Es wird ferner berichtet, daß P. von den Cyrenern beauftragt worden sey, für ihren Staat neue Gesetze zu machen; ein Gleiches habe man von ihm für Megalopolis erbeten. Beides soll er abgelehnt haben, wie er sich überhaupt von aller praktischen politischen Thätigkeit absichtlich fern gehalten zu haben scheint. Er † 81 Jahre alt 348 v. Chr., bei einem Gastmahl, oder, nach Cicero, mit Schreiben beschäftigt. Es sind uns aus dem Alterthum 41 philosophische Dialoge, eine Sammlung „Philosophischer Definitionen" und 13 „Briefe" als von P. verfaßt überliefert worden. Die „Definitionen" sind aber jedenfalls das Werk eines Spätern. Eben so lassen sich gegründete Zweifel über die Aechtheit der 13 „Briefe" erheben, deren Autorschaft Neuplatonikern zuzuschreiben seyn dürfte. Die Kunstform, in der die „Dialoge" verfaßt sind, ist fast durchaus von solcher Schönheit und Vollendung, daß sie für alle Zeiten als klassisches Muster zu betrachten ist. Die sokratische Begriffsentwickelung durch persönliches Zwiegespräch diente P. zum Vorbild, wie Socrates auch die Hauptperson in den meisten Dialogen ist. Man hat mehrfach versucht, die platonischen Schriften in eine Reihenfolge zu bringen, wobei man aber von verschiedenen Gesichtspunkten ausging. Bereits im Alterthum theilte man sie nach ihrer Form in dramatische, erzählende und gemischte, nach ihrem Inhalt in unterrichtende und untersuchende ein. Diese formalistischen Eintheilungen sind aber offenbar ganz ungenügend. Schleiermacher theilt die Dialoge in drei Hauptreihen: die elementarischen oder vorbereitenden, die dialektischen und die konstruktiven. Die ersteren läßt er aus dem „Phädrus", „Protagoras" und „Parmenides", dem „Lysis" als Zugabe zum „Phädrus", und aus „Laches", „Charmides" und „Euthyphron" als Supplementen des „Protagoras" bestehen. Die „Apologie" und den „Crito" erklärt er für Gelegenheitsschriften, in denen P. nicht eigene Ideenentwickelungen, sondern nur geschichtliche Erinnerungen wiedergebe. Die zweite Reihe besteht aus „Gorgias" und „Theätet", „Meno", „Euthydem" und „Cratylus", dem „Sophisten", dem „Politicus", dem „Gastmahl", „Phädon" und „Philebus". Die dritte Reihe bilden die „Republik", der „Timäus" und „Critias", die „Gesetze" und die „Dialogi nothi". K. F. Hermann nimmt eine stufenweise Ausbildung von P.'s Philosophie an, deren Fortgang aus den einzelnen Schriften zu erkennen sey, gelangt zu der Annahme von ebenfalls drei Entwickelungsperioden: Zeit von Socrates' Tod; Aufenthalt P.'s in Megara; seine Lehrthätigkeit in der Akademie, und stellt demgemäß drei Reihen von Dialogen, nämlich sokratische oder elementarische, dialektische oder vermittelnde, und darstellende oder konstruktive auf. Die erste Periode, wo sich P. mehr an Socrates anschließt und auf die Grundprincipien der Philosophie noch nicht so tief eingeht, wird dargestellt durch „Lysis", den kleinern „Hippias", „Jo", „Alcibiades I.", „Charmides", „Laches", „Protagoras" und „Euthydem". Den Uebergang zur zweiten Periode bilden die „Apologie", der „Crito" und „Gorgias", noch deutlicher der „Euthyphron", „Meno" u. der größere „Hippias". Die Periode selbst wird unverkennbar charakterisirt durch das specielle Eingehen auf die megarisch-eleatische Philosophie, zu der sich die hierher gehörenden Schriften theils bejahend, theils verneinend verhalten; so erstlich der „Theätet" und „Cratylus", dann der „Sophist" und der „Politicus". Den Schluß bildet der „Parmenides". Die hierauf gewonnene nähere Bekanntschaft mit den Pythagoräern vermittelt die dritte Periode, deren Anfang mit P.'s Rückkehr von seinen Reisen und mit seinem Auftreten in der Akademie zusammenfällt. Von Hermann und Stallbaum wird der „Phädrus", so zu sagen, als Eröffnungsprogramm zu dem Unterricht in der Akademie betrachtet. Zu dem „Phädrus" gehört als Nebenarbeit der „Menexenus". Der Charakter dieser Periode erscheint ganz ausgeprägt im „Gastmahl" und „Phädrus", sowie im „Philebus", welcher die Werke der gereiften Zeit, die „Republik", den „Timäus" und „Critias", vorbereitet. P.'s letzte Schrift, die „Gesetze", schließt die Periode. Es ist nicht möglich, die Zeitfolge der platonischen Schriften mit absoluter Genauigkeit zu bestimmen. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß die „Apologie" u. der „Crito", dessen Aechtheit jedoch von Manchen in Zweifel gezogen ist, gleich in der nächsten Zeit nach So-

crates' Tod geschrieben worden sind. Von den größern Schriften haben Brandis, Schleiermacher und Zeller den „Phädrus“ und „Protagoras“ gewiß mit Recht vorangestellt. Nach dem „Protagoras“ kommt der „Gorgias“, mit dem der „Theätet“ und „Meno“ zu verbinden ist, mit dem „Theätet“ der „Sophist“ und „Politicus“, welchen Beiden der „Parmenides“ folgt. Nach „Parmenides“ kommt das „Gastmahl“ u. der „Phädon“, denen nach Schleiermacher der „Philebus“ anzureihen ist. Die „Republik“, der „Timäus“, der „Critias“ und die „Gesetze“ folgen ohne Zweifel so auf einander und sind die spätesten Schriften. Die „Gesetze“, die von Einigen wegen des auffallenden Gegensatzes, in dem sie zu der „Republik“ stehen, trotz des Zeugnisses des Aristoteles für unächt erklärt worden sind, mögen wohl nicht durchaus von P. selbst seyn, sondern viel Fremdartiges von einem seiner Schüler beigemischt bekommen haben. Jedenfalls ein späteres Machwerk ist die den „Gesetzen“ angehängte „Epimomis“. Die Dialoge „Charmides“, „Laches“, „Crito“, noch mehr „Euthyphron“, der kleinere „Hippias“, „Io“, „Alcibiades I.“, der größere „Hippias“ und „Menexenus“ haben theils durch ihre Form, theils durch ihren Inhalt vielfachen Verdacht gegen ihre Aechtheit erweckt. „Minos“ und „Hipparch“, „Alcibiades II.“, die „Anterasten“, „Theages“ und „Clitophon“ werden jetzt fast allgemein für unächt gehalten. Dasselbe widerfuhr schon im Alterthum dem „Eryxias“, „Demodocus“, „Axiochus“, „Sisyphus“, den „Unterredungen über die Tugend und das Gerechte“ und dem „Eisvogel“ (Alcyon, der jetzt dem Lucian angehängt wird).

Da P. selbst sein philosophisches System nirgends im Zusammenhange dargestellt hat, vielmehr in seinen Schriften nur die Geschichte seines Denkens, die Darstellung seiner philosophischen Entwickelung gegeben und auch diese Darstellung in eine Form — die dialogische — gekleidet hat, welche vieles Unbestimmte mit sich führt: so ist eine wissenschaftlich zusammenhängende Uebersicht der platonischen Philosophie eine nicht leichte Aufgabe. Hinsichtlich der Eintheilung der platonischen Philosophie war es alte Ansicht, daß P. zuerst die bei den früheren Philosophen zerstreuten Glieder der Philosophie in ein Ganzes vereinigt und so drei Theile der Philosophie erhalten habe: Logik, Physik, Ethik. Dabei wird die Dialektik die erste Stelle einzunehmen haben, da P. dieselbe als Grundlage alles Philosophirens ansieht. Unter den beiden übrigen Theilen wird die Physik der Ethik vorauszugehen haben, da sie in dieser kulminirt und die Ethik umgekehrt die physischen Untersuchungen über die beseelende Kraft in der Natur zur Grundlage hat. Die Dialektik definirt P., nach der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, als die Kunst, gesprächsweise in Fragen und Antworten Erkenntnisse zu entwickeln. Da jedoch die Kunst der richtigen Mittheilung im Gespräch nach P. auch zugleich die Kunst des richtigen Denkens ist, so kann er die Dialektik näher bestimmen als die Wissenschaft, die Rede richtig durchzuführen und die Gattung der Dinge, d. h. die Begriffe, richtig mit einander zu verbinden und zu unterscheiden. Die Dialektik ist ihm demnach zweierlei: zu wissen, was verknüpft werden kann und was nicht, und zu wissen, wie getheilt oder zusammengefaßt werden kann. Nimmt man zu dieser Definition hinzu, daß für P. diese zusammengefaßten Gattungsbegriffe oder Ideen das allein Wirkliche und wahrhaft Existirende sind, so wird man eine dritte Definition, die ebenfalls nicht selten bei P. vorkommt, ganz übereinstimmend finden: die Dialektik sey die Wissenschaft vom Seyenden, vom Wahrhaften und immer in gleicher Art Beständigen, die Wissenschaft von allen übrigen Wissenschaften. Man kann sie hiernach kurz bezeichnen als die Wissenschaft des schlechthin Seyenden oder der Ideen; sie ist für P., was für Hegel die Logik. Die erste Untersuchung der platonischen Dialektik ist die Frage nach der Art, wie wir zur Erkenntniß der Dinge gelangen, oder die Frage nach dem Wesen der Wissenschaft. Der Erörterung dieser Frage hat P. einen eigenen Dialog, den „Theätet“, gewidmet. Diejenige Thätigkeit der Seele, vermittelst welcher sie das Allgemeine durch sich selbst erforscht und das Wesen der Dinge begreift, ist das Denken. Das Empfinden und Vorstellen ist eine Quelle der Erkenntniß, das vernünftige Denken die andere. Jenes, das Empfinden und das daraus entsprungene Vorstellen, bezieht sich auf Das, was im beständigen Werden, in beständiger Veränderung begriffen ist, auf das rein Augenblickliche, welches in einem beständigen Uebergehen aus dem War durch das Jetzt in das Wird-seyn ist; die Empfindung ist folglich eine Quelle trüber, verunreinigter und ungewisser Erkenntniß; das Denken dagegen bezieht sich auf das Beharrliche, welches weder wird, noch vergeht, sondern immer auf gleiche Weise sich verhält. Die wahre Wissenschaft fließt folglich nur aus der reinen, vom Körperlichen, von allen sinnlichen Trübungen und Störungen abgewandten, durchaus innerlichen Thätigkeit der Seele. In diesem Zustand erblickt die Seele die Dinge, wie sie sind, in ihrem ewigen Wesen und ihrer unveränderlichen Beschaffenheit. Die Wissenschaft ist also nichts Anderes, als das Denken des Wahrhaftseyenden oder der Ideen, und das Mittel, diese Ideen zu finden und zu erkennen, ist die Dialektik, als die Kunst der Sonderung und Vereinigung der Begriffe, und umgekehrt, der wahre Gegenstand der Dialektik sind die Ideen. Die platonische Lehre von der Idee ist das gemeinsame Produkt der sokratischen Methode der Begriffsbildung, der heraklitischen Lehre vom absoluten Werden und der eleatischen Lehre vom absoluten Seyn. Der erstern verdankt P. die Idee des begrifflichen Wissens, der zweiten die Anerkennung des Werdens im Gebiete des Sinnlichen, der dritten die Setzung eines Gebiets der absoluten Realität. Die Idee ist bei P. der abstrakte Begriff der Dinge als ein selbstständiges Wesen, eine Hypostase aufgefaßt. Das Verhältniß der Erscheinungswelt, des Sinnlichen zu den Ideen, hat P. von verschiedenen Seiten beleuchtet, ohne es irgendwo ganz erschöpfend darzulegen. Gewöhnlich bezeichnet er die Ideen als Urbilder, die Dinge der Sinnenwelt als Abbilder und Abschattungen der Ideen. Bestimmter ist das fragliche Verhältniß bezeichnet, wenn die Welt der sinnlichen Empfindung und Wahrnehmung nur

als Produkt des subjektiven Vorstellens, einer verworrenen Vorstellung von den Ideen, aufgefaßt wird. Durch diese Ansicht, die P. hier und da äußert, würde, wenn sie festgehalten wäre, der vollkommenste Idealismus begründet worden seyn, wobei den Erscheinungen den Ideen gegenüber alle Selbstständigkeit genommen wäre. Allein indem P. doch wieder das Sinnliche eine Mischung des Selbsteigenen mit dem Andern oder Nichtseyenden, indem er die Ideen als Selbstlauter bezeichnet, welche wie eine Kette durch Alles hindurchgehen, indem er sich die Möglichkeit denkt, daß die Materie sich gegen die bildende Kraft der Ideen widersetzlich zeige, indem er von einer bösen Weltseele und einem widergöttlichen Naturprincip in der Welt Andeutungen gibt, indem er endlich im „Phädon" das Verhältniß zwischen Leib und Seele als ein ganz heterogenes und feindseliges faßt: so gibt er deutlich zu erkennen, daß ihm die Erscheinungswelt allerdings noch eine selbstständige Existenz hat, und daß er eine organische Vermittelung zwischen Idee und Sinnending noch nicht gefunden. Hier ist die Achillesferse des platonischen Systems; P. fühlt den **Dualismus** seiner Weltansicht, ringt aber vergeblich, ihn zu beseitigen. Die platonischen Ideen stehen gegen einander in einer bestimmten Stufenfolge und bilden zusammen einen gegliederten Organismus, in welchem je die niedrigere als Grundlage und Voraussetzung sich zu einer höheren verhält. Die höchste Idee, die letzte „im Erkennbaren", ist für P. die **Idee des Guten**, d. h. nicht des moralisch Guten, sondern des metaphysisch Guten. Das Gute ist von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur für die Seele die Ursache der Wissenschaft wird, sondern auch Allem, was Gegenstand der Wissenschaft ist, Wahrheit und Wesen gewährt; es ist nicht die Wissenschaft und die Wahrheit, sondern über beiden, und beide sind nicht das Gute, sondern nur gutartig. Die Idee des Guten schließt alle Voraussetzungen aus, sofern das Gute unbedingten Werth hat und allem Andern erst Werth verleiht. Sie ist der letzte Grund zugleich des Erkennens und des Seyns, der Vernunft und des Vernommenen, des Subjektiven und Objektiven, Idealen und Realen, selbst aber über diese Sonderung erhaben. Was die **Gottheit** betrifft, so ist sie für P. mit der Idee des Guten identisch. Konsequent durchgeführt, würde daraus folgen, daß P. die Gottheit nicht als persönliches Wesen gedacht habe; denn ist nur das Allgemeine (die Idee) das wahrhaft Seyende, so kann auch die absolute Idee oder die Gottheit nur das absolut Allgemeine seyn. Daß aber P. sich diese Konsequenz zum Bewußtseyn gebracht habe, kann eben so wenig behauptet werden, als das Umgekehrte, er sey mit bestimmtem philosophischen Bewußtseyn Theist gewesen. Er folgte für sein eigenes religiöses Bedürfniß dem geläuterteren Glauben seiner Zeit, spricht in populärer Darstellung von Gott und den Göttern als von persönlichen Wesen, rechtfertigt auch den allgemein verbreiteten Gottesglauben aus der Naturzweckmäßigkeit, macht aber in streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen davon weiter keinen Gebrauch.

Den **physischen** Untersuchungen hat sich P. mit geringerer Vorliebe zugewandt, als den ethischen und dialektischen, und zwar erst in seinen späteren Jahren. Er hat ihnen nur ein einziges Gespräch gewidmet, den „Timäus", in welchem er überdies durchaus pythagoräisirend zu Werke geht. Hiernach war vor der Erschaffung der Welt ein Schöpfer als bewegendes und überlegendes Princip da, ihm zur Seite einestheils die Ideenwelt, die, immer sich selbst gleich, als das ewige Urbild unbeweglich dasteht, anderntheils eine chaotische, formlose, unregelmäßig fluktuirende Masse, welche die Keime der materiellen Welt in sich enthält, aber ohne noch eine bestimmte Gestalt und Wesenheit zu haben. Aus diesen beiden Elementen mischt nun der Schöpfer die Weltseele, die er, nach Zahlenverhältnissen eingetheilt, in harmonische Kreise mit bestimmter Bewegung ausspannt; in dieses Gerüste wird dann die materielle Welt, welche durch Gliederung der chaotischen Masse in die vier Elemente zur Wirklichkeit gekommen ist, eingebauet und durch Bildung der organischen Wesen ihr innerer Ausbau vollendet. Die platonische Naturauffassung selbst ist im Gegensatz gegen die mechanischen Erklärungsversuche der frühern Philosophen durchaus teleologisch und auf den Begriff des Guten, der sittlichen Idee, gebaut. P. faßt die Welt als Abbild des Guten, als Werk der göttlichen Neidlosigkeit. Nach dem Bilde des Vollkommenen gemacht, ist sie nur eine der Idee des einigen, allumfassenden Wesens entsprechende; aus dem gleichen Grunde ist sie kugelrund, was die vollkommenste und gleichförmigste Gestalt ist, welche alle übrigen Formen in sich begreift; ihre Bewegung ist die Kreisbewegung, weil diese, als die Rückkehr in sich selbst, der Bewegung der Vernunft am meisten gleicht. Die nähern physischen Bestimmungen des „Timäus", welche im Alterthum und im Mittelalter so viel Anklang fanden, die Ableitung der 4 Elemente, die Abtheilung der 7 Planeten nach Maßgabe der musikalischen Oktave, die Ansicht von den Gestirnen als unsterblichen himmlischen Wesen, die Behauptung, daß die Erde eine ruhende Stellung in der Mitte der Welt einnehme, die Zurückführung aller stofflichen Gestaltungen auf das Dreieck als die einfachste Flächenfigur, die Eintheilung der lebenden Wesen in Erd-, Wasser- und Luftthiere ꝛc. haben nicht sowohl wegen ihres stofflichen Gehaltes Werth, denn es kommt in ihnen die ganze Mangelhaftigkeit des naturwissenschaftlichen Standpunktes jener Zeit zu Tage, als vielmehr wegen ihrer Grundidee, die Welt als Werk und Abbild der Vernunft, als einen Organismus der Ordnung, Harmonie und Schönheit, als Selbstverwirklichung des Guten zu begreifen. An der menschlichen **Seele** unterscheidet P. zwei Bestandtheile, das Göttliche und das Sterbliche in ihr, das Vernünftige und das Vernunftlose, zwischen welche beide als vermittelndes Glied der Muth (das Gemüth) tritt, der jedoch, weil er auch in den Kindern und selbst in den Thieren sich zeigt und sich oft ohne Nachdenken blindlings fortreißen läßt, auf Naturanlage beruht und nicht mit der Vernunft selbst verwechselt werden darf. An diese Dreitheilung der Seele, welche in verschiedenen Wan-

derungen durch die ganze letzte Periode des platonischen Philosophirens hindurch geht, schließen sich die berühmten Unsterblichkeitsbeweise im „Phädon" an. Daß die Seele, als ein denkendes Wesen, an der Vernunft Theil habe und als ein dem Körperlichen Entgegengesetztes, von ihm Unabhängiges selbstständig fortexistire, ist der gemeinsame Gedanke dieser Argumente. Sie haben sämmtlich keine zwingende Beweiskraft, wie sie denn ihr Urheber selbst nur für Beweise der Wahrscheinlichkeit erklärt und höchstens als praktische Postulate angesehen wissen will. Darum hat er auch an den Schluß derselben, gleichsam als historische Besiegelung des Spekulativen, den Mythus vom Todtenreich und der Unterwelt gestellt, um durch Anknüpfung an den Volksglauben, durch Benutzung der religiösen Tradition dem Unsterblichkeitsglauben eine positive, historisch gegebene Autorität zu gewinnen. Im Ganzen finden auch wir in P.'s Unsterblichkeitsbeweisen, wie in seiner Psychologie überhaupt den Dualismus wieder, der sich hier als Haß gegen das Körperliche ausspricht und mit der Tendenz, den besten Grund des Bösen in der Natur des „Andern" und der sinnlichen Welt zu suchen, zusammenhängt.

Die Grundidee des **Guten** erhält in der Ethik eine dreifache Entwickelung, als (höchstes) Gut, als individuelle Tugend und als ethische Welt im Staate. Das Pflichtgefühl tritt bei P., wie bei den alten Philosophen überhaupt, zurück. Daß das **höchste Gut** kein anderes seyn kann, als die Idee des Guten selbst, hat schon die Dialektik gezeigt, indem sie diese Idee als Inbegriff alles Erstrebenswerthen darstellt. Allein da die vollkommenste aller Ideen an sich der menschlichen Vernunft unerreichbar ist, so können nur die verschiedenen Erscheinungsweisen des höchsten Gutes, welche nicht das Gute selbst, sondern nur das Werden des Guten darstellen, also Wissenschaft, Wahrheit, Schönheit, Tugend, unter den Gesichtspunkt des menschlichen Strebens fallen. Wir sollen nicht Gott gleich, sondern ihm ähnlich werden (Theätet). Bei der Auffassung des höchsten Gutes wird auch der Begriff der Lust (des Vergnügens) in Betracht gezogen. P. versucht (im Philebus) eine Ausgleichung zwischen dem Hedonismus der Cyrenaiker und dem Cynismus. Während er einerseits nicht mit Aristipp die Lust als das wahre Gut gelten läßt, will er doch auch andererseits nicht, wie die Cyniker, leugnen, daß die Lust zu den Gütern des menschlichen Lebens gehöre. Der Hauptsache nach kommt die platonische Erörterung darauf hinaus, daß die wahre Lust von der falschen, die reine von der unreinen unterschieden werden müsse, daß die letztere allerdings in nothwendiger Verbindung mit der Tugend stehe und mit dieser zugleich erstrebt werden dürfe und solle, daß dagegen Der, welcher die Lust ohne Unterscheidung wählt, zugleich die mit den unreinen Lüsten vergesellschaftete Unlust in die Mischung seines Lebens mit aufnehme. Die **Tugend** selbst ist nach P., wie bei Socrates, eine Wissenschaft (Protagoras), darum lehrbar (Meno) und in sofern nur eine, als jede einzelne Tugend die Gesammtheit aller Tugenden in sich begreift. In der Eintheilung der Tugend folgt P. zunächst der vorgefundenen Viertheilung in Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Indem er aber in der „Republik" diese vier Tugenden psychologisch zu begründen sucht, gelangt er zu einer Dreitheilung. Die Tugend der Vernunft ist die Weisheit, die leitende und maßgebende Tugend, ohne deren Wirksamkeit die Tapferkeit zum thierischen Triebe, die Mäßigkeit zum Stumpfsinn herabsinkt; die Tugend des Muthes (Gemüths) ist die Tapferkeit, die Helferin der Vernunft, die im Kampfe gegen Lust und Unlust, Begierde und Furcht, als die richtige Vorstellung und Haltung gegenüber dem Furchtbaren und Nichtfurchtbaren sich bewährt; die Tugend der sinnlichen Begehrungen, welche dieselben auf ihr bestimmtes Maß zurückzuführen hat, ist die Mäßigkeit; diejenige Tugend endlich, welcher die schickliche Anordnung und Ausbildung der einzelnen Seelenkräfte unter einander zukommt, die Ordnerin der Seele und darum das Band und die Einheit der drei andern Tugenden ist, ist die Gerechtigkeit. Letztere ist es nun auch, welche über den Kreis des sittlichen Einzellebens hinausführt und das Ganze einer sittlichen Welt begründet. Die Gerechtigkeit „in großen Buchstaben", das sittliche Leben als sich ergänzende Totalität, ist der **Staat**. Der Darstellung der Idee des Staats hat P. seine Bücher von der „Republik" und von den „Gesetzen" gewidmet. Der platonische Staat ist das in die Idee erhobene griechische Staatsleben. Seine Institutionen sind nur Folgerungen, die, mit unerbittlicher Strenge gezogen, aus der Idee des hellenischen Staats sich ergeben. Der allgemeine Grundcharakter ist die ausschließliche Hingebung des Individuums an die Gesammtheit, des Einzelnen an das Allgemeine, an das Staatsleben, die Zurückführung der moralischen auf die politische Tugend. Weil der Mensch nicht im vereinzelten Daseyn, sondern nur in organisch gegliederter Gesellschaft, d. h. im Staate, sein Seelenleben vollständig zu entwickeln vermag, so muß, schloß P., Zweck und Gliederung des Einzellebens dem Zwecke und der Gliederung des Gemeinlebens völlig entsprechen; es muß aller Eigenwille u. aller Eigenzweck im Gesammtwillen u. Gesammtzweck aufgehen, der Staat muß eine vollendete harmonische Einheit, ein durchgängiges Gegenbild des sittlichen Einzellebens darstellen. Im vollkommenen Staate soll Allen Alles gemein seyn, Freude und Leid, selbst Augen, Ohren und Hände, alle Besonderheit und Partikularität muß wegfallen. Daher die Härten des platonischen Staats. Privateigenthum und Familienleben muß aufhören und an ihre Stelle Gütergemeinschaft und Weibergemeinschaft treten; Erziehung und Unterricht, die Wahl des Standes und Lebensberufs, selbst alle übrigen Thätigkeiten des Einzelnen in Kunst u. Wissenschaft — Alles muß dem Staatszweck geopfert und der Lenkung und Leitung der obersten Staatsbehörde anheim gestellt werden. Der Einzelne muß sich bescheiden, nur auf diejenige Glückseligkeit Anspruch zu machen, die ihm als Bestandtheil des Staats zukommt. Im Uebrigen sind die politischen Institutionen des platonischen Staats entschieden aristokratisch. Im Widerwillen gegen die Ausschweifungen der

athenischen Demokratie aufgewachsen, zieht P. in den Büchern von der „Republik" das unumschränkte Königthum allen andern Verfassungen vor; aber der König soll ein vollkommener Herrscher, ein vollendeter Philosoph seyn. In der Schrift von den „Gesetzen", wo überhaupt von der Konsequenz der Idealisirung Mehres fallen gelassen wird, verzichtet P. auf dieses Ideal eines absoluten Herrschers und entscheidet sich hier für die gemischte Staatsverfassung, welche etwas vom Monarchischen, etwas vom Demokratischen an sich tragen soll. Aecht aristokratisch aber ist die platonische Eintheilung der Stände. Zuerst zwei Stände: Obrigkeit und Unterthanen, als Grundeintheilung in jedem Staate, dann, analog der Dreitheilung der Seelenvermögen, drei Stände: der Vernunft entsprechend der Stand der Herrscher, dem Muth entsprechend der Stand der Wächter oder Krieger, dem sinnlichen Begehren entsprechend der Stand der Gewerbtreibenden. Dem ersten Stande kommt zu die Funktion der Gesetzgebung, der Thätigkeit und Vorsorge fürs Allgemeine; dem zweiten die Funktion der Vertheidigung des Gemeinwesens nach außen gegen den Feind; dem dritten die Sorge für das Einzelne, das Bedürfniß, wie Ackerbau, Viehzucht, Häuserbau. Jeder Stand bringt dem Staate eine besondere Tugend als sein vorzugsweises Eigenthum zu. Durch den Stand der Herrscher kommt dem Staate die Tugend der Weisheit, durch den der Wächter und Krieger die Tugend der Tapferkeit, durch den der Gewerbtreibenden endlich, indem diese den Herrschern gehorsam sind, die Mäßigkeit; aus der richtigen Verbindung dieser drei Tugenden im gesammten Staatsleben geht dann die Gerechtigkeit des Staats hervor, eine Tugend, die somit die Gliederung der Totalität, die organische Theilung des Ganzen in seine Momente repräsentirt.

Die Schriften und Lehren P.'s sind Gegenstand einer reichen Literatur geworden. Unter den Ausgaben sind hervorzuheben: die aldinische (Vened. 1513, 2 Bde.), die von H. Stephanus (1578, 3 Bde.; mit der lat. Uebers. des Ficinus, Frankf. 1602), die zweibrücker (1781—87, 12 Bde.), J. Bekker (nach Schleiermachers Uebersetzung geordnet, Berlin 1816—23, 10 Bde., und London 1826), Stallbaum (Leipzig 1821—25, 11 Bde.), Ast (das. 1819—32, 11 Bde.), Baiter, Orelli und Winckelmann (Zürich 1839—42, 2 Bde.), Schneider (Paris 1851—54, 2 Bde.) und Hermann (Leipzig 1851—53, Bd. 1—4). Sehr verbreitet ist die zu der gothaer „Bibliotheca graeca" gehörige Ausg. Stallbaums (Gotha 1833). Einzelne Dialoge sind neuerlich von Heindorf, Buttmann, F. A. Wolf, Ast, Stallbaum, Schneider, Nitzsch u. A. herausgegeben worden. Nach der trefflichen, doch nicht ganz vollendeten Uebersetzung Schleiermachers (Berl. 1804, neue Aufl., 1817—28, 6 Bde.) lieferte neuerdings J. Müller eine solche von P.'s sämmtlichen Werken (mit Einleitungen von Steinhart, Bd. 1—4, Lpz. 1850—54). Werthvoll ist auch Schneiders Uebers. der „Bücher vom Staate" (Bresl. 1842). Eine franz. Uebers. lieferte Cousin (Par. 1839, 12 Bde.). Vgl. Tennemann, System der platon. Philosophie, Leipz. 1792—95, 4 Bde.; Tiedemann, Argumenta diologorum Platonis (im 12. Bde. der zweibrücker Ausgabe); Fr. Ast, P.'s Leben und Schriften, Leipz. 1816; dessen Lexicon Platonicum, Lpz. 1834—39, 3 Bde.; Socher, Ueber P.'s Schriften, München 1820; Ph. W. van Heusde, Initia philosophiae Platonicae, Utr. 1827—36, 3 Bde.; K. F. Hermann, Geschichte und System der platon. Philosophie, Bd. 1, Heidelb. 1839.

Platonische Liebe, die von Plato geforderte Liebe zur Idee des Guten, als dem Inbegriff aller Vollkommenheit, insbesondere der Tugend, der Wahrheit und Schönheit; daher überhaupt die von sinnlichem Interesse freie Liebe und insbesondere die geistige Verbindung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, der lediglich diese Gesinnung zum Grunde liegt.

Platonische Philosophie, s. Plato.

Platonisches Jahr (auch großes Jahr), die Periode, in welcher die Fixsterne, die, in Folge des beständigen Rückganges der Nachtgleichen auf der Ekliptik, um die Pole der Ekliptik nach Osten hin jährlich um cirka $50\frac{1}{3}$ Sekunden scheinbar vorrückend, einen vollen Umlauf an dem Himmel (parallel der Ekliptik) vollenden, vorausgesetzt, daß dieses Vorrücken ein gleichmäßig fortschreitendes ist. Diese Periode beträgt 25,740 (nach Lalande 52,972, also in runder Zahl 25,800 Jahre) und wird nach Plato benannt, weil dieser eine ähnliche Periode für den Umlauf der Fixsterne aufgestellt haben soll, die aber nur 12,000 Jahre betrug und nicht auf das Vorrücken der Nachtgleichen bezogen werden konnte, da dieses Hipparchus (150 v. Chr.) zuerst erkannte.

Platow, Matwei Iwanowitsch, Graf, berühmter Kosakenhetman, den 6. August 1757 aus einer ursprünglich griechischen, aber in Rußland eingewanderten Familie geboren, nahm früh Dienste im russisch-donischen Heere und begann seine militärische Laufbahn mit dem türkischen Feldzuge von 1770 und 1771. In den Jahren 1782—83 diente er unter Suwarow am Kuban und in der Krimm, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Oczakow, 1789 vor Akjerman und Bender und 1790 vor Ismail aus und stieg 1801 zum Hetman des ganzen donischen Heeres empor. Als solcher focht er von 1805—7 gegen die Franzosen, nahm 1809 die Stadt Hirsowa und hatte großen Antheil an den Siegen bei Rassewat und Tatariza. Im Feldzuge von 1812 befehligte er 20 donische Kosakenregimenter, 2 Jägerregimenter und 2 reitende Batterien, die stets die Avant- und Arrieregarde der Russen bildeten. Am 28. Juni warf er mit denselben den König von Westphalen bei den Flecken Mir und Romanowo zurück und verfolgte den Feind ununterbrochen von Moskau bis über die russische Grenze, worauf er sich der Städte Marienwerder, Marienburg, Dirschau und Elbing bemächtigte, den General Lefebvre bei Altenburg schlug u. nach der Schlacht bei Leipzig die Franzosen bis an den Rhein verfolgte. In Frankreich selbst siegte er bei Laon, nahm Nemours mit Sturm, besetzte Arcis und Versailles und rückte mit den Alliirten in Paris ein. Am 29. Okt. 1812 in den Grafenstand erhoben, † er den 3. Jan. 1818 am Don in der elantschizkischen Slobode und wurde in der unter seiner Leitung erbauten Kosakenhauptstadt

Nowotscherkask begraben. Sein Leben beschrieb Smirnow (Petersburg 1822).

Platt, eben, niedrig, im ästhetischen Sinne, was in das Gemeine fällt, durch niedrige Darstellung oder das Herabziehen des Großen und Edlen zum Gemeinen das Gefühl beleidigt. Die Plattheit hat ihren Ursprung meist in dem Mangel an Kraft und Sinn für Schicklichkeit, Erhabenheit und Schönheit. Auch ist platt s. v. a. plattdeutsch.

Plattdeutsch (Platt, Niederdeutsch), im Gegensatz zum Hochdeutschen u. Oberdeutschen, die deutsche Mundart, welche im Norden Deutschlands, von den niederländischen bis an die litthauischen Grenzen, vom Rhein bis zur Ostsee gesprochen wird; s. Deutsche Sprache.

Platte, flacher Körper, im Verhältniß zur Länge von beträchtlicher Breite, dagegen von sehr geringer Stärke, meist von Metall oder Stein, auch von gebranntem Lehm; flache Schüssel; flacher Berggipfel oder größere flache Stellen an der Seite eines Berges (Plateau); auch s. v. a. Glatze.

Platte, 1) Sandbank vor der Weichsel in der preuß. Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk u. Kreis Danzig, durch welche ein Kanal aus der Weichsel in die Ostsee führt. Dieselbe (Westerfahrt oder Neufahrwasser) ist durch eine Schleuße gegen den Andrang des Sandes geschützt und für größere Schiffe fahrbar, während durch die versandete alte Weichsel (Nordfahrt) nur Fischerkähne fahren können. — 2) (Platter Fluß), Fluß im nordamerikanischen Staate Missouri, entspringt in mehren Armen, der südliche (Padouca) auf dem Schneegebirge, der nördliche in der Nähe des Bighorn, nimmt mehre ansehnliche Nebenflüsse (Laip, Elkhorn ꝛc.) auf und mündet nach einem Laufe von 400 engl. Meilen in einer Breite von 600 Ellen unterhalb des Forts Calhoun in den Missouri.

Platten, unregelmäßige Mineralformen, die sich in einer offenen Kluft, einem Sprunge ꝛc. eines einfachen oder gemengten Minerals gebildet haben und dabei ihren Zusammenhang behalten, wenn sie auch vom beiderseitigen Gestein frei gemacht werden. Sie erscheinen besonders bei den gediegenen dehnbaren Mineralien, wie Silber, Kupfer ꝛc. Ganz dünne P., die nur als Ueberzüge der Kluftflächen gelten können, sind Anflüge, die bei den wichtigeren metallischen Mineralien beobachtet werden.

Platten, das Glätten der feineren Wäsche (Plattwäsche), in der Hauswirthschaft mittelst der Platte, während man die übrige Wäsche unter der Rolle glättet. Die Platte ist entweder von Messing, oft auch von Eisen, mit einem hohlen, plattenförmigen Theile, dessen untere Seite ganz glatt ist; der obere Theil besteht aus einem hölzernen, zwischen zwei Ständern befindlichen Griff; der hohle Theil wird dadurch heiß gemacht, daß man einen hineinpassenden glühenden Stahl (Plattstahl, Bolzen) hineinsteckt. Auch hat man sehr tiefe Platten, die mit glühenden Kohlen gefüllt werden. Vor dem P. wird die Wäsche durch das Einsprengen etwas angefeuchtet und bei der Manipulation des Glättens selbst auf das sogenannte Plattuch (Plattquele), ein wollenes oder leinenes Tuch, oder auf ein Plattkissen, ein flaches Polster, oder auch auf ein langes, nach der einen Seite schmales und mit Fries überzogenes Plattbret gelegt. Bügeleisen nennt man die größere Platte, deren sich die Schneider zum Glätten der Kleider bedienen; sie hat statt des hölzernen geschlossenen Griffs einen offenen.

Plattenförmige Absonderung, auch tafelförmige Absonderung, die nicht mit Schichtung verwechselt werden darf, diejenige, welche durch horizontale und vertikale Klüfte nach zwei sich schneidenden Ebenen das Gestein in platten- oder tafelförmige Stücke (Platten) theilt, wie bei Basalten, Phonolithen und Porphyren. Sind die Platten dünn und gekrümmt, so heißen sie Schalen. Sie kommen in Verbindung mit der Säulenform vor bei manchen Porphyren, in Verbindung mit der Kugelform bei den Basalten (Vogelsberg ꝛc.).

Plattensee (ungarisch Balaton), der schönste und größte See Ungarns, von den einheimischen Schriftstellern älterer Zeit poetisch das magyarische Meer genannt, breitet sich zwischen der veszprimer, szalader und schümegher Gespannschaft von Nordosten nach Südwesten in einer Länge von 8 deutschen Meilen aus; genauen Messungen zufolge sind die früheren Annahmen von 10—13 Meilen Länge unrichtig. Seine Breite wechselt zwischen $\frac{1}{8}$ — $1\frac{1}{2}$ Meilen, am bedeutendsten ist sie zwischen dem Dorf Alsó-Förs und dem Postorte Siofok, 6000 wiener Klafter, am geringsten bei Tihany, 560 wiener Klafter. Die Tiefe des See's ist sehr verschieden, bleibt jedoch zu verschiedenen Zeiten ziemlich die nämliche; am beträchtlichsten soll sie unweit Tihany seyn, wo sie auf 40 — 60 wiener Fuß angegeben wird, minder beträchtlich im westlichen Theile des See's, wo man in sehr trockenen Jahren hier und da Sandbänke gesehen haben will. In der Nähe der Ufer ist sie meist gering, bedeutender nur an der südöstlichen Seite des See's, wo die Ufer zugleich hoch und steil sind. Den Flächeninhalt des See's kann man, seine Moräste abgerechnet, zwischen 16 und 17 □M. annehmen, mit diesen aber auf 21—22 □M. Die den See umgebenden Ufer erheben sich an den meisten Stellen nur wenig über seine Oberfläche und steigen nur östlich und südöstlich zuweilen zu einer Höhe von 6 — 8 wiener Klaftern schroff empor, während sie sich an den südwestlichen Partien an vielen Stellen so tief senken, daß dadurch das Seewasser austritt und ausgedehnte Moräste bildet; so unweit Keresztur, sowie südlich bei Siofok. Die Ufer verlaufen meist in sanften Wellenlinien; nur zwischen Füred und Aszofer treten sie fast eine deutsche Meile in den See hinein, ragen steil empor und bilden die Halbinsel Tihany. Der See nimmt außer dem in seine westliche Endigung einmündenden Szalaflusse, der als beträchtlicher Zufluß anzusehen ist, noch 32 größere und kleinere Bäche und 8 an seinem Ufer entspringende Quellen auf, welche aber insgesammt eine im Verhältniß zum See geringe Masse Wasser demselben zuführen. Diese Thatsache und die große Fläche, welche der See der Verdunstung darbietet, ohne merklich abzunehmen, geben der von Alters her gehegten Ansicht, daß auf dem

Grunde seines Wasserbeckens noch mehre Quellen aufgehen, große Wahrscheinlichkeit. Den Abfluß des See's gibt man gewöhnlich als durch den Siofluß geschehend an; dies beruht jedoch auf einer irrigen Annahme, denn zum Abfluß des See's ist der Sio zu klein und die Neigung des Seebeckens zu gering. Die Römer sollen Versuche gemacht haben, den P. mittelst dieses Flusses in die Donau zu leiten. Nord- und Nordostwinde rühren die Fluthen des See's am stärksten auf und machen den Aufenthalt auf ihm ungemein gefährlich. An den P. knüpfen sich viele romantische Sagen der Magyaren, theils aus der dunkeln Vorzeit, in der die deutschen Ritter in den Gauen und auf den Höhen ringsum hausten, theils aus den sturmbewegten Jahrzehnten, während welcher die Türken die Burgvesten und Schlösser weithin inne hatten, und nur das kleine Tihany den Anfechtungen und der zweimaligen Belagerung derselben fortwährend glücklich trotzte. Historisch erwiesen ist indessen nur so viel, daß schon die Römer an den Gestaden des P.'s zahlreiche und bedeutende Niederlassungen gehabt haben. In der neuern Zeit sind Regulirungen seiner Ufer und Trockenlegungen daraus sich absetzender Sümpfe wiederholt und mit günstigem Erfolge unternommen worden. Eine üppige Vegetation schmückt die Umgebungen, und viele Meilen weit nehmen die Weingärten alle Höhen ein; auf den Niederungen wechseln fette Wiesengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern, und nur hie und da ragen die grauen Basaltmassen über die Waldungen der Berge hinaus, manche derselben mit Burgruinen gekrönt. Die Gegend ist reich an oryktognostischen und mineralogischen Schätzen. Der See nährt eine große Menge schmackhafter Fische, deren Fang einen bedeutenden Ertrag abwirft. Die Anwohner des See's sind großentheils Ungarn und beschäftigen sich mit Feldbau und Viehzucht; doch finden sich auch viele Deutsche und Slavonier unter ihnen. Die Schifffahrt auf dem See, von geringer Bedeutung, wird mittelst kleiner, einfacher Kähne und weniger mit Ruderschiffen, seit 1847 auch mit einem Dampfboot betrieben. Friert während des Winters der See zu, so dient die Eisdecke zur Brücke. Die interessantesten Partien am See sind das Städtchen Keßthely, am westlichen Ende desselben, am nördlichen Gestade aber die Abtei Tihany und der Badeort Füred. Während des ungarischen Freiheitskampfs 1848 und 1849 waren die Gegenden um den P. mehrmals der Schauplatz der Kriegsereignisse, s. Ungarn.

Plattform, ein hoher, oben flacher Gegenstand; namentlich nennt man so die platten Dächer, deren Neigung so gering ist, daß man auf denselben bequem herumgehen kann, zu welchem Zweck Geländer angebracht sind; diese platten Dächer werden mit Asphalt oder Metall gedeckt, in der neueren Zeit viel nach der dornschen Methode. Außerdem bedeutet P. s. v. a. Plateau.

Plattfuß, der Theil des Fußes, der beim Gehen den Boden berührt; dann eine eigenthümliche Deformität des Fußes, welche in zu geringer Wölbung desselben ihren Grund hat und dem Klumpfuß gewissermaßen entgegengesetzt ist. Die natürliche Wölbung des Fußes fehlt, ebenso die Aushöhlung der Fußsohle und des inneren Fußrandes, so daß der Fuß mit seiner ganzen unteren Fläche den Boden berührt. Findet der Fehler in der Richtung von vorn nach hinten Statt, so ist Längenplattfuß, geht der Fehler von rechts nach links, Querplattfuß vorhanden. Es findet bei dieser Deformität stets Abweichung des Fußes nach außen Statt; der innere Knöchel ragt sehr hervor, steht tiefer und berührt fast die Erde, während unter dem äußeren Knöchel eine mehr oder weniger bedeutende Vertiefung ist; die größte Breite des Fußes ist in der Fußwurzel. Der Fuß ist meist kalt, dunkelroth oder blau und zum Transspiriren geneigt, feucht, die Haut der Fußsohle weich und ohne Schwielen. Der Gang Plattfüßiger geschieht mit gebogenen, einwärts gerichteten Knieen; sie ermüden leicht beim Gehen, die Füße schwellen an, die Weichtheile derselben werden beim Auftreten gereizt, es stellt sich Schmerzhaftigkeit und chronische Entzündung derselben, sowie der Gelenkbänder und Synovialhäute ein und man hat selbst Uebergang in Beinfraß beobachtet. Der P. ist angeboren oder erworben. Man findet ihn häufig bei Individuen, welche schon in früher Jugend viel stehen und gehen und größere Lasten tragen mußten. Skrophulöse Kinder sind dazu disponirt. In manchen Familien hat man Erblichkeit des Uebels beobachtet. Als Ursachen hat man Subluxationen einzelner Fußknochen, Schlaffheit und Nachgiebigkeit der Bänder des Fußrückens und der Fußsohle, Umdrehung des Fersenbeines rc. angegeben. Zur Heilung des P.es hat man spirituose Einreibungen, Einwickelung des Fußes vermittelst einer mit Weingeist befeuchteten Binde, kalte Fußbäder und lederne Schnürstrümpfe empfohlen. Das Tragen erhöhter Absätze hat sich zuweilen als hülfreich bewährt. Bei älteren Individuen hat man Blutegel, Aufschläge von Bleiwasser, spanische Fliegenpflaster und das Glüheisen mit längere Zeit unterhaltener Eiterung angewandt.

Plattiren (Platiren), englische Erfindung, ein unedles Metall (Kupfer rc.) mit einer dünnen Lage eines edlen Metalls (Gold, Silber, Platin) auf die Weise überziehen, daß man das erstere zuvor auf nassem Wege versilbert, vergoldet, oder verplatinirt, dann eine Platte des respektiven edlen Metalles auflegt u. unter öfterem Ausglühen auswalzt, wodurch beide Metalle so innig an einander haften bleiben, daß sie nicht mehr mechanisch von einander getrennt werden können. Die daraus gefertigten Geräthe heißen plattirte Waaren. Diese wurden zuerst in England gefertigt, später in Frankreich und jetzt auch in Deutschland. Anfänglich löthete man mit Silberloth das Silber-, mit Goldloth das Goldblech auf die Kupferplatte, indem man das mit Borax gemengte Loth zwischen beiden Metallen auftrug. Seit geraumer Zeit aber bedient man sich des folgenden, weit zweckmäßigeren Verfahrens. Man walzt aus reinem weichen Kupfer eine quadratische Platte von ungefähr $^{7}/_{8}$ Zoll Stärke u. 20 Pfund Gewicht, reinigt die Oberfläche und macht sie vollkommen metallisch; darauf wird von Feinsilber gleichfalls eine entweder eben so große Platte gewalzt, oder eine etwas größere, so daß sie, wenn man sie auf erstere legt, nach

allen Seiten eine Linie übersteht, im Gewicht $^1/_{20}$ der Kupferplatte, also in unserem Fall von 1 Pfund. Auch die Seite des Silberblechs, mit welcher dasselbe auf das Kupfer zu liegen kommt, muß ganz rein und völlig metallisch seyn. Soll nun das Aufwalzen beginnen, so wird erst die Oberfläche des Kupfers kalt versilbert, in Wasser gut abgespült und über Feuer getrocknet; dann legt man das Silberblech auf, und wenn es größer als die Platte von Kupfer ist, so biegt man die vorstehenden Ränder herum, damit dieselben fest auf dem Kupfer, ohne sich verschieben zu können, liegen. Das mit Silberblech belegte Kupfer wird nun in eine aus Kupferblech gefertigte Kapsel geschoben, deren umgebogene Ränder die Platten gegen einander andrücken und jedes Verschieben hindern. Darauf wird das Stück über Kohlenfeuer rothglühend gemacht und unter Walzen gewalzt, wodurch die beiden Metalle in innige Berührung mit einander kommen. Bei fortgesetztem Walzen dehnen sich beide Metalle gleichförmig, so daß ein immer dünner werdendes, mit Silber überzogenes Kupferblech entsteht; während des Walzens muß aber öfters ausgeglüht werden. Beim P. des Kupfers mit Gold wird ganz eben so verfahren; das Kupfer wird vorher versilbert (oder vergoldet), sodann das Goldblech aufgelegt, welches nach der beabsichtigten Stärke der Vergoldung ungleich schwer ist. Soll Platin aufplattirt werden, so verplatinirt man auf nassem Weg zuvörderst das Kupfer und verfährt dann im Uebrigen eben so. Die auf solche Weise mit Silber oder Gold plattirten Kupferbleche werden entweder von Knopfmachern, von Fabrikanten, welche Verzierungen arbeiten, hauptsächlich aber von den sogenannten Doublefabrikanten selbst zu den verschiedenartigsten Gegenständen verarbeitet, die, wenn sie hohl sind, theils durchs Ziehen über den Dorn gefertigt, theils auf der Drehbank über hölzerne Futter getrieben werden, indem man ein Stück Blech von der gehörigen Größe und Gestalt über eine hölzerne Form, die als Futter an der Spindel der Drehbank befestigt ist, mit Hülfe eines Polirstahls andrückt (Aufziehen). In andern Fällen arbeitet man gewissermaßen auf entgegengesetzte Weise, indem man ein Blech an der Peripherie auf einem vertieften Futter befestigt und es in die Höhlung des letztern mittelst eines Polirstahls hineinpreßt (Eindrücken). Man bedient sich auch der Stanzen und eines Fallwerks, Prägewerks, gravirter Walzen 2c. Gegenwärtig sind die plattirten Waaren durch die auf galvanischem Wege vergoldeten oder versilberten ziemlich verdrängt.

Plattköpfe, Volk, s. v. a. Flachköpfe.

Plattlack (Kolumbinlack), hochrothe Lackfarbe, welche aus der Scherwolle des Scharlachs dadurch bereitet wird, daß man die Farbe mit scharfer Lauge aus derselben zieht; wird in viereckigen Stücken verkauft.

Plattlaus, s. v. a. Filzlaus, Pediculus pubis *L.*, s. Laus.

Plattling (Platling), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, Landgericht Deggendorf, an der Isar, über die eine Brücke führt, mit Schloß, 3 Kirchen, Schiffmühlen, Getreidebau, Viehzucht und 1220 Einwohnern.

Plattmönch, Vogel, s. Grasmücke.

Plattnagel, der Nagel an den Zehen der Säugethiere, wenn er platt und vorn abgerundet ist, wie bei den Affen.

Plattner, Künstler, welche Skulpturen in Eisen ausführten. Das reichste und geschmackvollste Werk dieser Art ist der 1571 von Thomas Rücker in Augsburg gefertigte Lehnsessel, welchen diese Stadt dem Kaiser Rudolf II. zum Geschenk machte u. der in kleinen Rundwerken u. Reliefs viele Begebenheiten darstellte; derselbe wurde später Eigenthum des englischen Grafen Radnor.

Plattsburg, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Clinton, auf beiden Ufern des Saranac River, an dessen Mündung in die Cumberlandsbai, 1815 inkorporirt, mit Post, 4 Kirchen (1 presbyterianische, 1 episkopalische, 1 methodistische, 1 römisch-katholische), Bank, Lyceum, Akademie, Gerichtshaus, Notariat, Baumwollen- u. Wollenzeuchfabrikation, Säge-, Marmor-, Walkmühlen, Gerbereien, Maschinenwerkstätten u. (1850) 5590 Einwohnern. Hier am 11. September 1814 Gefecht zwischen 2500 Nordamerikanern und 14,000 Engländern; gleichzeitig fand ein unglücklicher Kampf einer englischen Flottille in der Cumberlandsbai gegen eine nordamerikanische Statt.

Plattseide, ungedrehte oder ungezwirnte Seide, zum Sticken und Weben verwendbar.

Platycodon, Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, mit fünfspaltigem Kelch und fünflappiger, sehr großer, trichterförmiger Korolle, ausdauernde, krautartige Pflanzen in Sibirien in 2 Arten, welche als Zierpflanzen in unsern Gärten vorkommen: P. grandiflorum *Dec.*, Campanula grandiflora *L. fil.*, mit wenigen einblumigen Aestchen und glatten, blauen, an 2 Zoll weiten, geaderten, schönen Blüthen mit spitzen, ausgebreiteten Endspitzen, und P. homallanthium *Dec.*, Campanula Redowskiana *Cham.* Beide Arten verlangen gegen heftigen Frost einige Bedeckung.

Platylobium (Breitlappen), Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen (Leguminosen), niedrige Sträucher in Neuholland und Vandiemensland, mit einfachen, entgegengesetzten, mit zwei Afterblättchen versehenen Blättern und schönen, winkelständigen, gelben oder orangegelben, am Grunde des Fähnchens rothgezeichneten Blumen, von denen in Deutschland als Zierpflanzen vorkommen: P. formosum *Sm.*, Cheilococca apocynifolia *Salisb.*, mit zahlreichen, goldgelben, P. Murrayanum *Hook.*, mit dunkelgoldgelben, P. obtusangulum *Hook.*, mit pomeranzenfarbigen Blüthen, u. a.

Platystemum (Breitfaden), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, Sommergewächse in Kalifornien in 2 Arten, schönen Zierpflanzen: P. californicum *Benth.*, mit blaßgelben, am Grunde dunkelgelben, und P. leiocarpum *Fisch.*, mit ockerweißen Blüthen.

Platzmajor, der Offizier in einer Festung oder einer großen Stadt, der den täglichen Dienst der Truppen zu regeln und zu beaufsichtigen, auch die Staatsgefangenen, sowie die arretirten

Soldaten unter seiner Oberaufsicht hat. Er ist gewöhnlich Hauptmann, nur in großen Städten zuweilen ein Stabsoffizier.

Plau, Stadt und Amtssitz im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, wendischer Kreis, am Plauersee, aus welchem die Elde entsteht, hat Mauern, 3 Thore und Vorstädte, ein Amtsgericht, eine Post, ein Schloß, eine gothische Marienkirche, eine Augenheilanstalt, ein Armenhaus und 2650 Einw., welche Feldbau, Tuch- und Boymacherei, Leinweberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Grützmühlen, beträchtliche Fischerei, Prahm- und Kahnfahrt u. Handel betreiben. P. ist sehr alt und erhielt 1218 das lübische Recht.

Plauderhaftigkeit, s. Schwatzhaftigkeit.

Plaudite (lat.), klatschet Beifall! so rief auf dem röm. Theater der Schauspieler, der zuletzt zu sprechen hatte, am Schluß seiner Rede; daher auch s. v. a. Ende eines Schauspiels.

Plaue, 1) Marktflecken in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis West-Havelland, an einem See (Plauersee), durch welchen die Havel fließt und in welchen die Plaue mündet. Hier beginnt auch der plauesche Kanal, der, nach Westen gerichtet, 1743—1745 zur Abkürzung der Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg angelegt ward, 4½ Meilen lang, von der Ihle gespeist und von der Stremme durchschnitten wird und die Havel mit der Elbe verbindet, die er bei Parey verläßt. P. hat eine Mutterkirche, Schifferei, Fischerei, Ziegelei, Jahrmarkt und 730 Einw. Hier 1546 Gefecht zwischen den Brandenburgern unter dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen im schmalkaldischen Kriege (für erstere siegreich). — 2) Stadt in der schwarzburg-sondershäusischen Oberherrschaft, Amt Arnstadt, am südlichen Anfange des schönen plauischen Grundes, an der Gera und Spring, in der Nähe der gothaischen und weimarischen Grenze, hat ein verfallenes Schloß, eine Kochgeschirrfabrik, Papiermühle, Bleicherei, eine sehr starke Salzquelle, die früher als Saline benutzt, aber Frankenhausen zu Gunsten aufgegeben wurde, und 810 Einw. P. wurde 1824 unter Denen von Witzleben (als Besitzern der Ehrenburg, deren Ruine auf der nördlichen Höhe über der Stadt steht) zur Stadt erhoben, war bis 1459 böhmisches und dann weimarisches Lehn.

Plauen, 1) P. (ursprünglich Plawin, d. i. Schwemmort), Amtsstadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, ehemals Hauptstadt des voigtländischen Kreises, eine der wichtigsten Fabrikstädte Sachsens, in einem schönen Thale am linken Ufer der weißen Elster, über die eine steinerne Brücke führt, hat ein Schloß (Rathschauer), worin jetzt das Justiz- und Rentamt ihren Sitz haben, ein Hauptsteueramt, Post-, Forst- und Floßamt, eine Salzverwaltung, eine alte, große Hauptkirche, ein Gymnasium, das 1835 neu organisirt und 1843 zur Staatsanstalt erhoben wurde, seit 1811 ein Schullehrerseminar, das 1845 ein neues Gebäude erhielt, eine Bürgerschule, eine königl. Gewerbschule seit 1836, eine Sonntagsschule seit 1831, ein Waisenhaus (im ehemaligen Elisabethhospital), eine Kleinkinderbewahranstalt, 2 Hospitäler, ein Zeughaus, Leichenhaus und andere wohlthätige Anstalten. Die Stadt ist der Hauptort für Musselin-, Mull-, Battist- und Jaconetfabrikation, sowie für gestickte und brochirte Waaren und hat sehr großartige Baumwollenmanufakturetablissements. Die Musselinweberei wurde schon vor länger als 2½ Jahrhunderten durch emigrirte schweiz. Protestanten hier begründet. Die große Kattundruckerei von Facilides hat eine bedeutende Kammwollspinnerei. Außerdem gibt es noch mehre Maschinenspinnereien, sowie Fabriken für Maschinen, Webstühle, Uhren, Instrumente, ferner Papiermühlen, Gerbereien, Färbereien, Bleichen, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, 2 Buchhandlungen &c. Die Einwohner, 13,000 an der Zahl, treiben außerdem lebhaften Fabrikaten- und Material-, sowie Pech- und Rußhandel. P. wurde wahrscheinlich von den Sorben gegründet und gehörte zu Anfang des 12. Jahrhunderts den Grafen von Eberstein auf Dobenau, dann aber den Grafen von Reuß. Im Jahre 1306 stiftete der mittlere Sohn Heinrichs des Reichen, Heinrich I., die Linie Reuß-Plauen. Diese trennte sich im Anfange des 14. Jahrhunderts in die ältere (starb 1572 mit Heinrich VII. aus) und jüngere plauensche Linie, welche sich 1532 wieder in die Linien Untergreiz, Obergreiz und Gera spaltete, von deren erster und letzter die jetzigen Fürsten von Reuß abstammen (s. Reuß). Zu Anfang des 13. Jahrhunderts begaben sich deutsche Ritter nach P., stifteten 1214 das Hospital St. Elisabeth und errichteten nachher einen eigenen Komthurhof, der unter dem thüringischen Landkomthur stand und bald sehr bereichert wurde. Im Jahre 1418 verkaufte der Graf Heinrich Stadt und Herrschaft P. an den Burggrafen von Nürnberg auf Wiederkauf. In den hussitischen Unruhen hatte P. viel zu leiden. Im Jahre 1466 brachte des Vogts Heinrich II. (als Burggraf von Meißen Heinrich III.) Starrsinn es zum prager Vertrage, wodurch er das Burggrafenthum Meißen u. den nachmaligen (1485 vom Kurfürsten Ernst gebildeten) voigtländischen Kreis an Kursachsen verlor. Seine Nachkommen betrachteten jedoch diesen Vertrag als nichtig, und Kaiser Karl V. bestätigte Heinrich V. 1540 die burggräflich meißnische Würde, erklärte ihn 1547 für einen durchlauchtigen Reichsfürsten, so daß sich derselbe nun Herzog zu P. schrieb, und übergab ihm das sächs. Voigtland als böhmisches Lehn. Heinrich ordnete 1551 eine Regierung zu P. an, und 1554 folgten ihm seine beiden Söhne, von denen jedoch der verschuldete Heinrich VI. seinen Landestheil an Kursachsen verpfändete. Sein Bruder Heinrich VII. verkaufte endlich das Ganze an Sachsen. Unter dem Kurfürsten August ließen sich in P. mehre, wegen Religionsverfolgung ausgewanderte schweiz. Protestanten nieder, welche die Fabrikation wollener Schleier hierher brachten. Am 13. Okt. 1813 fiel hier ein Gefecht zwischen den Franzosen und Russen vor. Im Jahre 1834 wurde der untere Theil der Stadt von einem Wolkenbruch zerstört, und am 10. Sept. 1844 wurden durch eine Feuersbrunst über 150 Gebäude in Asche gelegt. — 2) Dorf im königl.

sächsischen Kreisdirektionsbezirk und Amt Dresden, $^1/_8$ Meile von der Hauptstadt, am rechten Ufer der Weißeritz, hat 2 schöne Brücken, einen Park, einige Villen, starken Obstbau, Syenit- und Plänerbrüche und 580 Einw. Es gibt dem dahinter sich öffnenden **plauischen Grunde** (s. d.) den Namen.

Plauischer Grund, das im Königreich Sachsen hinter dem Dorfe Plaue beginnende und bis Tharand sich hinziehende, fast 3 Stunden lange, reizende Felsenthal der Weißeritz. Es ist merkwürdig durch seine mineralogische Beschaffenheit, wichtig durch die hier lagernden Steinkohlenflötze. Der tiefe Thalgrund, der sich in phantastischen Krümmungen von Nordosten nach Südwesten hinzieht, verdankt ohne Zweifel seine Gestaltung diesen gewaltsamen, furchtbaren Zerstörungen durch diluvianische Wasserfluthen. Steinkohlenflötze wechseln mit Porphyrgebirgen und Gneis ab, während das Urgebirg des Thals auf beiden Seiten aus Syenit besteht. In diesem Syenit kommen kleine Krystalle (Titanit) von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor, in denen Klaproth ein bisher unbekanntes Metall, das Titanium, entdeckte. Außerdem finden sich darin auch kleine Granitkrystalle. Ueber dem Syenitgebirge finden sich 3 sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste ist ein hohes Sandsteinflötz, welches gegen 40 Ellen aufsteigt und ohne Zweifel von Meergewässern hier abgesetzt worden ist, wie dies die unzählige Menge versteinerter Muscheln der verschiedensten Gattungen beweisen. Ueber diesem Sandsteinflötze liegt ein 2—4 Ellen hohes Syenitgeschiebe, das aus lauter zertrümmerten, mit vielem sandigen Thon verbundenen Syenitstücken besteht, deren Verwitterung und abgerundete Form beweist, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben wurden. Auf diesem Konglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt, das aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes in horizontalen Schichten sich hinaufzieht, deren jede 2 Ellen dick und wieder in 3—4 Bänke abgelöst ist. Die ungeheuren Kohlenflötze ziehen sich von Burgk am Windberge herab bis nach Zaukerode und über Kleinhermsdorf hinauf, und liegen oft doppelt und dreifach über einander. Der Abbau derselben gibt jährlich eine Ausbeute von ungefähr 2 Mill. Scheffel Kohlen. Die Hauptwerke sind in Burgk, Zaukerode, Döhlen u. Potschappel, welche gegen 3400 Bergleute beschäftigen; die zu Zaukerode u. Döhlen gehören dem Staate, die zu Großburgk und Kleinburgk dem Freiherrn Dathe von Burgk und die zu Potschappel und Gütersee einer Aktiengesellschaft. Dem Botaniker bietet der plauische Grund die mannichfaltigsten Kräuter.

Plaunich, felsige Halbinsel im österreichisch-illyrischen Istrien, Bezirk Cherso, zwischen Veglia und Cherso, am adriatischen Meer, an der Küste; Aufenthalt von Viehhirten.

Plausibel (v. Lat.), beifallswürdig; wahrscheinlich oder annehmungswürdig; so **plausibler Grund**, der aber auch ein Scheingrund seyn kann.

Plaustrum (lat.), unbedeckter Lastwagen, um Mist, Holz und dergl. zu fahren, gewöhnlich mit Ochsen bespannt. Auf einem solchen wurde am Feste der Ceres zu Athen und Rom das Bild der Göttin herumgeführt.

Plausus (lat.), Beifallklatschen.

Plaute, kurzer, breiter, oder unförmlich großer Degen; Brustschild der Rüstung.

Plautus, Titus Maccius, berühmter römischer Komödiendichter, ward um 254 v. Chr. zu Sarsina in Umbrien geboren, kam jung nach Rom und verbrachte die erste Zeit, die er hier verlebte, als Aufwärter (**operarius**) bei einer Schauspielertruppe, fing dann mit dem hierbei erworbenen Gelde ein Handelsgeschäft an und machte Reisen, verlor aber dabei sein ganzes Kapital und sah sich bei seiner Rückkehr nach Rom gezwungen, sich zur Fristung seiner Subsistenz bei einem Stampfmüller zu verdingen. Hier kam er auf den Gedanken, Lustspiele zu schreiben, um sich dadurch eine etwas erträglichere Lage zu schaffen, und die Bühnenkenntnisse, die er sich in seiner früheren Stellung erworben, kamen ihm hierbei trefflich zu Statten. Noch als Mühlknecht schrieb er 3 Lustspiele. Von seinen ferneren Lebensumständen ist weiter nichts bekannt, als daß sein Tod nach Cicero um 184 v. Chr. erfolgte. Des P. Stücke erhielten sich anfangs bloß in den Händen der Schauspielunternehmer fort. Als aber um die Mitte des 7. Jahrhunderts der Stadt die literarische Thätigkeit erwachte, sammelten die Grammatiker die sogenannten plautinischen Stücke und nahmen in die Indices, die sie davon anfertigten, nur die Stücke auf, welche sie für ächt hielten, wobei sie freilich eine ganz subjektive Kritik handhabten. Als nun Varro an dasselbe Geschäft ging, fand er ungefähr 130 Stücke vor, die für plautinische galten, worunter aber gewiß manche erst von den Schauspielunternehmern aus Rücksicht auf das nach plautinischen Stücken begierige Publikum dem berühmten Komiker zugeschrieben worden waren. Varro sonderte zuvörderst die Stücke als ächt aus, die nach dem einstimmigen Urtheile der früheren Grammatiker dem P. als Verfasser angehörten, und dies sind die 21 Stücke, die wir, mit Ausnahme der „**Vidularia**", noch besitzen. Es sind lauter der **Fabula palliata** angehörige Stücke, also Nachbildungen griechischer Originale, und zwar meist solcher der neuen Komödie. Rücksichtlich der Art und Weise, wie P. sich an seine Vorbilder anschloß, zerfallen seine Stücke in zwei verschiedene Klassen, von denen die eine die freier gearbeiteten, die andere die treuer den griechischen Originalen nachgebildeten befaßt. In den letzteren folgte P. ganz dem Gange des griechischen Stücks, nur daß er manche Scenen desselben bedeutend abkürzte und andere erweiterte; in jenen aber ersetzte er längere Abschnitte des griechischen Vorbilds durch eigene Zuthaten und nahm auch in den beibehaltenen Scenen bedeutendere Abänderungen vor, wozu er theils durch seinen eigenen schöpferischen Trieb, theils durch die Rücksicht auf sein Publikum, dem manche Partien der griechischen Originale ungenießbar waren, bewogen ward. Daneben war es auch die Verschmelzung zweier griechischen Stücke zu einem römischen, welche bei jenen Abänderungen maß-

gebend war. Des P. Stücke genügen den strengeren Anforderungen, die an das Lustspiel zu stellen sind, nur selten, indem er die Grenzen der Wahrscheinlichkeit oft überschreitet, das feinere Gefühl durch viele seiner Witze und Obscönitäten verletzt, überhaupt die Farbe zu grell aufträgt, manche Charaktere ins Karrikaturmäßige verzerrt, gar häufig in das Possenhafte verfällt und überhaupt mehr in eine phantastische, als in die wirkliche griechische Welt einführt. Uebrigens werden diese Mängel durch die Zeit, in der P. dichtete, entschuldigt, in sofern sein Publikum im Theater keineswegs reinen Kunstgenuß, sondern nur augenblickliche Befriedigung der Lachlust suchte. Und in dieser Beziehung lassen die Stücke des P. wirklich nichts zu wünschen übrig, indem die drolligsten Verwechselungen, die komischsten Situationen, die urplötzliche Bezugnahme auf römische Zustände, Sitten und Verhältnisse, die unerschöpflich strömende Witzader, die große Menge von Parodien, der sprungweis fortgehende Dialog, endlich der liebliche Wechsel der Rhythmen die Zuschauer fortwährend in der heitersten Laune erhalten mußten. Die vorhandenen Stücke des P. sind: die „Captivi", der „Miles gloriosus", der „Pseudolus", der „Trinummus", der „Truculentus", der „Epidicus", die „Bacchides", der „Stichus", der „Amphitruo", die „Asinaria", die „Aulularia", die „Casina", die „Cistellaria", der „Curculio", die „Menaechmi", der „Mercator", die „Mostellaria", der „Persa", der „Poenulus", mit punischen Sprachstücken, deren Erklärung mehrfach versucht worden ist, u. der „Rudens". Von der „Vidularia" sind uns nur einzelne Verse, von den übrigen Stücken kaum die Titel erhalten. Auch die erhaltenen sind, wie schon oben hin und wieder bemerkt wurde, sehr lückenhaft; von der Hälfte derselben sind ganze Scenen, ja Akte verloren gegangen, und auch in der anderen Hälfte gibt es nicht ein einziges Stück, in welchem nicht durch den Ausfall einzelner Verse der Sinn und Zusammenhang mehrfach gestört wäre. Die Lustspiele des P., als so getreue Schilderungen des Volkslebens, erhielten sich bis in die spätere Kaiserzeit herab auf der Bühne. Das umfassendste und gründlichste Studium widmete dem P. der Polyhistor Varro, von dessen dramaturgischen Schriften hier besonders die „Quaestiones Plautinae" zu nennen, aber verloren sind. Zuerst waren nur die ersten 8 Stücke des P. bekannt; die 12 anderen wurden 1428 oder 1429 in Deutschland aufgefunden. Alle diese Handschriften gaben den Text nach der Recension des Calliopius; einen älteren Text als diese aber entdeckte Angelo Majo 1815 auf der ambrosianischen Bibliothek in Mailand in einem Palimpseste des P., der, obwohl 7 Stücke gar nicht und auch die anderen zum Theil sehr lückenhaft enthaltend, für die Kritik des Dichters von hoher Wichtigkeit ist. Gesammtausgaben sind: Ed. princeps von Georg Merula (Venedig 1472), von Camerarius (Basel 1552), Lambinus (Paris 1576 u. öft.), Taubmann (Wittenberg 1605, 1612, 1621), Pareus (Frankfurt 1610, 1641), Gronov (Leyden 1684, 2 Bde., c. praefat. Ernesti, Leipzig 1750), Bothe (Berlin 1809—11, 4 Bde.), Ritschl (Bd. 1—11, Bonn 1849—52) u. Fleckeisen (Bd. 1—11, Lpz. 1850—51). Unter den Ausgaben einzelner Stücke sind die des „Rudens" von Reiz (Lpz. 1789) u. Schneider (Bresl. 1824), des „Trinummus" von Hermann (Lpz. 1800; 2. Aufl. 1853), der „Bacchides" von Ritschl (Halle 1835) u. von Hermann (Lpz. 1845) hervorzuheben. Epoche machend in der Literatur über P. sind Ritschls theils in der erwähnten Ausgabe, theils in den „Parerga Plautina" (Th. 1, Lpz. 1852) niedergelegte Forschungen. Eine treffliche Charakteristik des Dichters gaben Lessing in der „Abhandlung von dem Leben und dem Wirken des P." (Werke, Bd. 22) und ein Ungenannter im „Rheinischen Museum für Philologie" (Jahrg. 1852). Deutsche Uebersetzungen lieferten Köpke (2 Bde., Berl. 1819—20), Rapp (6 Bde., Stuttg. 1838—44) und Rost (Neue Lustspiele des P., herausgeg. von Lipsius, Lpz. 1836).

Play (engl.), Schau- oder Lustspiel, im älteren englischen Theater weltliches Possenspiel, das statt der Miracles von Laien in Wirthshäusern und an anderen öffentlichen Orten gegeben wurde; seit dem 13. Jahrhundert üblich.

P. L. C., Abkürzung für **Poeta laureatus caesareus.**

Pleaux, Stadt (Flecken) im französischen Departement Cantal, Bezirk Mauriac, mit Leinwandfabrik, Handel und 3020 Einw.

Plebanus (neulat.), katholischer Priester einer Stadtkirche, der von keinem Stifte abhängig ist.

Plebejer, Mitglied der römischen Plebs; dann Mensch von niedriger Gesinnung; daher plebejisch, niedrig, pöbelhaft.

Plebeji ludi, bei den Römern 3tägige Spiele, vom 15. bis 17. Nov., von plebejischen Aedilen im Circus angestellt, zum Andenken an die Vertreibung der Könige, nach Andern an die Rückkehr der Plebejer vom heiligen Berge; kamen bald ab, wurden aber von Sulla wieder eingeführt.

Plebiscitum, bei den Römern ein Volksbeschluß, welcher in den von den Plebejern ausschließlich beherrschten Tributkomitien (s. Komitien und Tribus) gefaßt wurde. Die Plebiscite hatten ursprünglich einen sehr beschränkten Kreis, gewannen aber mit der wachsenden Bedeutung der Tribusgemeinde u. der steigenden Macht der Volkstribunen einen weiteren Umfang und griffen nach und nach in das gesammte innere Staatsleben ein. Zur Gültigkeit derselben war die Einwilligung des Senats, sowie die Beobachtung der Auspicien nicht erforderlich. Wie den eigentlichen, von den höhern Magistraten beantragten Gesetzen (leges) die Volkstribunen in der Regel zu widersprechen pflegten, so den Plebisciten hinwiederum eben jene Magistrate, und auf deren Seite stand gewöhnlich das Patriciat. Die Plebiscite wurden auf Tafeln niedergeschrieben und den plebejischen Aedilen zur Aufbewahrung übergeben. Anfangs waren sie nur für die Plebejer verbindlich, in der Folge aber erhielten sie für das ganze römische Volk gesetzliche Geltung. Dies geschah zuerst durch die Lex Horatia (448 v. Chr.) und noch nachdrücklicher durch die Lex Publilia und Hortensia (340 v. Chr.). Die Plebiscite betrafen verschiedene Gegenstände, z. B. Friedensschlüsse, die Ertheilung des Bürgerrechts, die Zuerkennung eines Triumphs, wenn der Senat die

Ehre eines solchen verweigert hatte, die Anvertrauung des Oberbefehls, die Lossprechung von gesetzlichen Strafen ꝛc. Im neuesten französischen Staatsrecht heißt Plébiscite bei Wahlhandlungen ein durch allgemeine Abstimmung erzielter Volksbeschluß.

Plebs (Plebeji), Bezeichnung eines Theiles des römischen Populus (s. d.), nämlich der römischen Gemeinde im Gegensatz zu den Patriciern (s. Patricier) oder adeligen Geschlechtern. Was die Entstehung der Plebejer anlangt, so steht so viel fest, daß der eigentliche Kern der P. durch die nach Rom verpflanzten besiegten Latiner gebildet worden ist. Der Ursprung der freien plebejischen Gemeinde datirt also von Tullus Hostilius, welcher die Albaner nach Rom brachte und ihnen den Mons Coelius als Wohnplatz anwies. Ancus Martius erweiterte dieselbe, indem er wiederum latinische Städte Rom einverleibte und den Bewohnern derselben den Aventinus einräumte. Tarquinius Priscus war sehr geneigt, den bisher als unberechtigte Fremdlinge in Rom wohnenden Latinern mit den Altbürgern gleiche Rechte zu verschaffen, konnte aber nur einem Theil der Fremden Aufnahme in die engere Bürgerschaft der Patricier erwirken; die größere Mehrzahl jener blieben wie seither freie, aber rechtlose Grundbesitzer. Erst Servius Tullius gelang es, diese fremden Ansiedler aus ihrem rechtlosen Zustande zu befreien und des Tarquinius Priscus Plan in einem noch weiteren Umfange, als dieser beabsichtigt hatte, zu verwirklichen. Er erhob alle in dem noch kleinen römischen Staate lebende Freie, die Klienten sowohl als die neuhinzugekommenen Latiner, zu Bürgern, vertheilte unter die Aermeren Land und suchte diese Neubürger oder Plebejer mittelst der Klassen- oder Centurieneintheilung (s. Centurien) mit den Altbürgern völlig zu verschmelzen. Die Angeseheneren und Begüterten unter diesen Neubürgern trieben vorzugsweise Ackerbau und bildeten die Tribus rusticae (s. Tribus). Die städtischen Plebejer (P. urbana) aber, welche zum Theil aus alten Klienten und Freigelassenen bestanden, wandten sich nach und nach auch den früher in einer gewissen Mißachtung stehenden Handwerken und dem Kleinhandel zu (s. Tribus). Ungeachtet jener Verschmelzung der Neubürger mit den Altbürgern blieb der von plebejischen Aeltern Geborne immer Plebejer, auch wenn er die größten Reichthümer besaß, oder zu den höchsten Staatsämtern und Ehrenstellen gelangte. Nie erwarb er dadurch das Patriciat, sondern war immer nur Nobilis (s. d.). Nur durch Kooptation und Allektion konnte die Patricierwürde erworben werden (s. Patricier). Nach dem Umsturze des Königthums begannen jene langdauernden Kämpfe zwischen Plebejern und Patriciern, welche letzteren noch viele rechtliche und faktische Vorrechte zu behaupten suchten, aber zuletzt wenigstens in allen wesentlichen Dingen den ersteren völlige Gleichberechtigung zugestehen mußten. In den letzten Jahrhunderten der römischen Republik ist an die Stelle des Patriciats (der Geburtsaristokratie) die Nobilitas, der Adel der hohen Staatsämter und des Geldes, getreten, und dieser neue, aus einem Theil der alten Patricier und den reichen und angesehenen Plebejern gebildete Adel ist es, welcher nun als Partei dem unter materiellem Druck seufzenden und auch moralisch immer tiefer sinkenden großen Haufen der Proletarier gegenübersteht (s. Rom). Die Rechte der Plebejer waren staatsrechtlich: das Stimmrecht in den Centuriat- und Tributkomitien, in denen sie fast allein den Ausschlag gaben, während sie des Stimmrechts in den Kuriatkomitien entbehrten; das Jus honorum, welches den Plebejern anfangs, mit Ausnahme des ihnen allein angehörigen Volkstribunats, ganz vorenthalten war, das sie sich aber in der Folge ganz zu erkämpfen wußten, mit Ausnahme des Amtes des Interrex; das Jus provocationis, welches von Servius Tullius auf die Neubürger ausgedehnt ward (s. Provocatio). Auch waren die Plebejer von den entehrenden Leibes- und Lebensstrafen befreit, und das Recht, Klienten anzunehmen, hatten die angesehenen plebejischen Familien ebenso wie die patricischen, sowie auch beide Stände hinsichtlich des Steuerwesens einander gleich standen. Privatrechtlich standen den Plebejern zu das Commercium, das Recht des kaufmännischen Verkehrs, welches sie von Servius Tullius erhalten hatten, und das Connubium mit den Patriciern oder das Recht, mit diesen Heirathen einzugehen (durch die Lex Canuleja). Sakralrechtlich aber standen die Plebejer stets den Patriciern nach; sie waren ausgeschlossen von den patricischen Sacris, während sie an den staatlichen Sacris mit den Patriciern gemeinschaftlich Antheil hatten; außerdem hatten sie aber auch besondere plebejische Sacra, z. B. in dem plebejischen Sacellum Pudicitiae, welche indeß nur Privatsacra waren. Im Sprachgebrauch der Autoren aus der Kaiserzeit bedeutet P. immer nur das gemeine Volk, den großen Haufen. In der Sprache des Mittelalters wird das unfreie und steuerbare Volk als misera contribuensque plebs bezeichnet.

Plectranthus (Hahnensporn), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde aromatische Kräuter oder Sträucher in Südafrika, China, Neuholland und Ostindien, von denen wenige als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen, so P. Forscalei *Vahl*, P. madagascariensis *Benth.*, ein Strauch auf den Bergen des glücklichen Arabiens, mit violetblauen oder weißen Blüthen in langen Endtrauben; P. fruticosus *L.*, Germanea urticifolia *Lam.*, ein Strauch auf dem Kap, mit blauen Blüthen u. Endtrauben; P. monachorum *Spr.*, ein Sommergewächs in Ostindien, mit kleinen, weißen Blüthen in sechsblumigen, traubenständigen Quirlen und mit purpurröthlicher Unterlippe u. purpurrothen Staubfäden.

Plectrude, Tochter des Bayernherzogs Grimoald, Gemahlin Pipins von Heristall, führte nach dessen Tode für ihren minderjährigen Enkel Theudobald die Regierung des Reichs und nahm ihren von ihr gefürchteten Stiefsohn, Karl Martell, gefangen. Die Franken aber, die sich keiner Frau unterwerfen wollten, ernannten Rainfred zum Majordomus und bekriegten P. mit Hülfe des Friesenherzogs Radbod. Auch Karl Martell entkam und zwang nun P., ihm die Stadt Köln und die Schätze seines Vaters zu überlassen. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Sie liegt in Köln begraben.

Plectrum (lat., v. Gr.), Stäbchen von feinem

Holze oder auch von Elfenbein, womit bei den Alten, ehe das Spiel mit den Fingern aufkam, Cithara und Lyra gespielt wurden; dann Werkzeug zum Schlagen, Peitsche, Ruderstange 2c.

Plein pouvoir (franz.), Vollmacht.

Pleisa (**Pleißa**), Fabrikdorf im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Chemnitz, an der waldenburger Straße und am Anfange der Pleiße, liefert unter Anderem viel Segeltuch für das nördliche Europa, Zeltleinwand, seidene Strümpfe 2c., hat eine Baumwollspinnmühle, mehre Sägemühlen, einige Bleichen, ansehnliche Teiche, Torf- und Steinbrüche und 1300 Einw. In der Nähe erhebt sich das rabensteiner Gebirge mit dem Eichelberg, Krämerberg, Todtenstein 2c.

Pleiske, Fluß in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, entspringt aus den Seen bei Lagow im Kreise Landsberg u. mündet bei Anrith im Kreise Sternberg in die Oder.

Pleiße, Fluß im Königreich Sachsen u. Herzogthum Sachsen-Altenburg, entsteht bei Steinpleiß in der Nähe von Zwickau durch die Vereinigung des Lichtentannerbaches mit dem stärkeren Neumärkerwasser. Der erstere, auch selbst schon die P. genannt, entquillt dem Lindenborn, oberhalb Ebalsbrunn, das letztere entspringt an der voigtländischen Grenze in großer Höhe über dem Meere, sammelt sich im Flecken Neumark und vereinigt sich mit dem Lichtentannerbache. Das Flüßchen geht nun nordwärts in den angenehmen Pleißegrund und tritt bei Gosel ins Altenburgische über. Nachdem sie unterhalb Serbitz wieder in Sachsen eingetreten ist, fließt sie in der Ebene nordwärts nach Leipzig, wo sie sich mit der weißen Elster veräßtet. Zuletzt bespült sie das Rosenthal, Gohlis und Möckern und erreicht die Elster bei Wahren, 305 F. über dem Meere. Vom Lindenborn aus, der etwa 1150 F. hoch liegt, hat sie gegen 850 F. Gefälle bei $11^3/_4$ Meilen Länge, wovon $3^1/_2$ Meilen auf das Altenburgische kommen. Ihre wichtigeren Zuflüsse sind: Bernsbach, Mörichen, Sprotta, Gerstenbach, Erla, Gösel, Parde 2c. — 2) Fluß daselbst, entspringt in großer Höhe am Langenberge, unfern Wüstenbrand, durchläuft in einem Bogen, doch im Ganzen in östlicher Richtung, das Fabrikdorf Pleißa u. a. und mündet beim chemnitzer Schloßteiche in die Chemnitz.

Pleißnerland, im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße in der Pflege Altenburg gelegene Landstrich, welcher hauptsächlich das gegenwärtige Amt Altenburg und die Städte Leisnig, Kolditz, Waldenburg, Krimmitzschau und Werdau sammt ihren Schlössern und Pflegen umfaßte. Auch gehörten dazu die freien Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau, welche als solche ihre besondern Verfassungen und Rechte hatten. Das P. war eine Reichsdomäne, deren Verwaltung die Kaiser eigenen Statthaltern mit dem Titel Richter des P.es (**Judices terrae plisnensis**) übertrugen. Nach der Eroberung durch Heinrich I. bekam dieser Gau besondere Grafen; in den Chroniken heißen die Grafen von Schmölln Grafen in Pleißen. Nach der Auflösung der deutschen Gauverfassung trat an die Stelle der Gaugrafen ein oberstes kaiserliches Landgericht, das aus dem vornehmsten Adel des P.es zusammengesetzt war und an dessen Spitze ein vom Kaiser erwählter Richter des P.es stand. Kaiser Friedrich II., welcher seine Tochter Margaretha mit dem ältesten Sohne des meißnischen Markgrafen Heinrichs des Erlauchten, Albrecht, verlobte, versprach ihr eine Mitgift von 10,000 Mark Silber und verpfändete dafür das P. und die drei Reichsstädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau; da aber der Kaiser vor der Vermählung starb und bei dem nun folgenden verworrenen Zustande des Reichs an eine Auszahlung der versprochenen Mitgift nicht zu denken war, so nahm Markgraf Heinrich der Erlauchte das P. und die genannten Reichsstädte 1254 für seinen Sohn in Besitz. Später stand das P. mit den Städten Altenburg, Chemnitz und Zwickau 18 Jahre lang wieder unter dem Reiche und litt sehr in den Kämpfen der meißnischen Markgrafen mit dem Kaiser Adolf von Nassau und dessen Nachfolger, Albrecht I. von Oesterreich. Friedrich der Gebissene unterwarf sich, nachdem durch die Schlacht bei Lucka 1307 die kaiserliche Macht in Meißen gebrochen war, das P., von dem er sich nun den Titel eines Herrn des P.es beilegte. Die Markgrafen von Meißen blieben seitdem im Besitz des Landes, indem Kaiser Heinrich VII. am 1. April 1311 einen Vergleich einging, nach welchem Markgraf Friedrich das P. und die drei Reichsstädte auf 10 Jahre in vollen Besitz mit allen Hoheitsrechten erhalten sollte. Nach Ablauf dieser Frist sollte zwar der Kaiser gegen eine Zahlung von 2000 Mark Silber die abgetretenen Besitzungen wieder zurückbekommen; aber in Folge der Verheirathung des Landgrafen Friedrich mit des Kaisers Tochter Mathilde 1323 trat sein kaiserlicher Schwiegervater ihm zunächst das Wiedereinlösungsrecht auf die drei mehrgenannten Reichsstädte ab und verschrieb ihm auf das eigentliche P. nach und nach die Summe von 13,000 Mark Silber. Die Markgrafen von Meißen verleibten letzteres später theils dem Osterlande (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen ein. Vgl. Limmer, Entwurf einer Geschichte des gesammten P.es, Gera 1830—31, 2 Bde.

Pleistocene Gebilde, Schichten mit neuen Meeresmuscheln, gehören theils als oberste Glieder der Molassegruppe, theils als tiefste Glieder den Diluvialgebilden an. Sie werden deshalb auch postpliocene Gebilde genannt; s. Pliocenes System, Molasse und Diluvium.

Plejaden (**Pleiades**, **Pliades**), Töchter des Atlas und der Oceanide Pleione, Schwestern der Hyaden, der Zahl nach sieben, nämlich: Electra, Maja, Taygete, Alcyone, Celäno, Sterope, Merope, oder Coccymo, Plaucia, Protis, Parthemia, Maja, Tonychia, Lampatho. Sie gaben sich aus Schmerz entweder über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden, oder über das Geschick ihres Vaters Atlas selbst den Tod und wurden als Sternbild (Siebengestirn) an den Himmel versetzt. Nach Andern sind die P. Jungfrauen und Gefährtinnen der Artemis. Ihre Mutter Pleione ging einst mit ihnen nach Böotien; hier sah sie Orion, verliebte sich in sie und folgte ihnen mehre Jahre lang, bis sie Zeus endlich in Tauben und dann in Sterne verwandelte. Götter und Menschen bewarben sich um ihre Liebe. Da von dem Sternbilde der P. nur sechs Sterne sichtbar und einer unsichtbar

ist, so erzählt der Mythus, Sterope habe sich aus Scham unsichtbar gemacht, weil sie allein von ihren Schwestern einem Sterblichen sich hingegeben. Da mit dem Aufgang des Siebengestirns die Schifffahrt begann, mit seinem Untergang endete, so scheint es natürlich, das Wort P. von πλεῖν, schiffen, abzuleiten. Die Alten legten dem Gestirn eine besondere Wichtigkeit bei, weil es die Saat- und Erntezeit ankündigte.

Plempe, s. v. a. Plaute, kurzer, breiter Degen.

Plenarsitzung, Sitzung einer Versammlung, an welcher alle Mitglieder derselben Theil nehmen.

Plenterwirthschaft, s. v. a. Plänterwirthschaft.

Plenum (lat.), eine vollzählige Versammlung.

Plenus (lat.), gefüllt, von Blumen.

Plenus venter non studet libenter (lat.), Sprüchwort: Ein voller Bauch studirt nicht gern.

Pleochroismus, die Eigenschaft eines vollkommen homogenen Krystalls, nach welcher er bei durchfallendem Lichte in mehren bestimmten Richtungen verschiedene Farbentinten zeigt. Der dafür oft gebrauchte Ausdruck Dichroismus bezieht sich nur auf einarige, der auch gebräuchliche Ausdruck Trichroismus auf optisch zweiarige Krystalle.

Pleonasmus (v. Gr.), Ueberfluß, der überflüssige Gebrauch gleichbedeutender oder dem Sinne nach schon in andern enthaltener Wörter, wodurch der nämliche Begriff oder Gedanke wiederholt wird, z. B. rother Purpur, schwarzer Rappe, Eidschwur. Der P. unterscheidet sich von der Tautologie dadurch, daß diese den vollständigen Begriff oder Gedanken wiederholt, während der P. nur Wiederholung eines Unterbegriffs ist. Als rhetorische Figur dient der P. zu Vermehrung des Nachdrucks. Pleonastische Wortverbindungen der alltäglichen Sprache sind: „zum guten Glücke"; „Ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen" &c.

Pleonexie (v. Gr.), Habsucht.

Pleorama (gr.), s. Panorama.

Pleroma (gr.), Ausfüllung, Fülle; das Lichtmeer, nach der Lehre der Gnostiker die Wohnung Gottes.

Ples (Plessa), Stadt im europ.-russ. Gouvernement Kostroma, an der Wolga, die hier die Plessa aufnimmt, hat viel Industrie u. 1750 Einw.

Pleschen (Pleszew), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, mit Kreisbehörde, Stadtamt, Post, Garnison, 2 Kirchen, Tabaks- und Wollenwaarenfabrikation, Potaschesiederei, Leinweberei, Pferdehandel und 5550 Einw.

Plesiosaurus (Meerdrache), ein fossiles Sauriergeschlecht aus der Familie der Enaliosaurier, das erst seit 1821 durch Conybeare bekannt geworden ist. Diese Thiere vereinigen mit dem Kopfe einer Eidechse die Zähne des Krokodils, mit einem ungeheuren, dem Körper einer Schlange ähnlichen Halse den Rumpf und Schwanz eines Säugethiers, die Rippen des Chamäleons u. die Flossenfüße der Wale. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, Gaumen und Nasenlöcher wie bei Ichthyosaurus, ebenso die von einem Knochenring umgebenen Augen. Der Zwischenkiefer ist sehr entwickelt und die Kieferknochen bilden nur einen schmalen Außenrand der mittellangen Schnauze. Der Unterkiefer ist vorn verdickt und hinten weichen seine Aeste weit aus einander. Die Zähne, die bis unter die Augen reichen, stehen in besondern Alveolen, wie beim Krokodil, etwa 27 jederseits, sind schlank (6—9mal so lang als dick), mit Schmelz überzogen und fein längsgestreift, während die Wurzel hohl ist. Es finden sich hier 41 Halswirbel, von denen 35 kleine artförmige u. 6 etwas verlängerte Halsrippen tragen. Rumpfwirbel sind es 23 und Schwanzwirbel 26. Die Rippen bilden geschlossene Reife, die aus 2 Wirbelstücken, 2 Bauchstücken und einem unteren unpaarigen Querstück bestehen. Die Füße sind länger und spitzer als die der Ichthyosauren, die Oberschenkelknochen walzenförmig, am untern Ende platt und breit, die Unterschenkelknochen fast so breit als lang, darauf folgen zwei Reihen (vorn 7, hinten 6) platter, rundlicher Wurzelknochen und endlich die länglichen Mittelfußknochen und Phalangen, die denen der Wale sehr ähnlich sind. Nach Conybeare ist die Zahl derselben vom Daumen an 4, 7, 7, 6, 7 an den Vorderfüßen, 4, 8, 10, 9, 7 an den Hinterfüßen. Daß die P. Meerbewohner waren, ergibt sich aus allen ihren fossilen Begleitern. Sie finden sich überall nur mit den Ichthyosauren, also im Lias, am häufigsten in England (Lyme, Street, Bath &c.), auch hier und da in Deutschland. Von **P. dolichodeirus** *Conyb.* fand sich ein ganzes Skelet von 5 Fuß 8 Zoll Länge; nach einzelnen Resten aber gab es deren bis 27 Fuß Länge.

Pleskow, s. Pskow.

Pleß, Standesherrschaft in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, wurde 1827 vom König von Preußen zu einem Fürstenthum erhoben, umfaßt beinahe den ganzen plesser und einen Theil des beuthener Kreises und zählt auf 20 □Meilen Flächenraum gegen 73,000 Einwohner. Die Standesherrschaft, deren Besitzer einen Antheil an den 3 Kuriatstimmen auf dem ehemaligen schlesischen Provinziallandtage hatte, kam 1548 an die Grafen von Promnitz und 1765 als eine Schenkung derselben an das Haus Anhalt-Köthen, von welchem eine Linie sich danach Anhalt-Köthen-Pleß nannte, indem P. zur Sekundogenitur des Hauses wurde. Aber im Februar 1846 verkaufte Herzog Heinrich die Standesherrschaft an den nächsten Fideikommißerben, Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, gegen eine Jahresrente von 30,000 Thlr. Die gleichnamige (Pszczna) Kreisstadt daselbst ist Sitz der fürstlichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden und hat ein schönes fürstliches Residenzschloß (von den Piasten erbaut), eine evangelische und katholische Pfarrkirche, katholische Tochterkirche, Synagoge, 2 Spitäler, ein Armenhaus, eine Zuckerfabrik, starke Tuchmacherei, Wollspinnerei, Gerberei, eine Bleiweißfabrik, Wachsbleiche, Handel und 3620 Einw.

Plessis-Richelieu, s. Richelieu.

Plessur, Bergstrom im schweizerischen Kanton Graubündten, entsteht aus mehren Seen der hohen Gebirge des Schalfikthales, durchströmt das Schalfikthal, nimmt die wilde Araschka auf und mündet nahe unterhalb Chur in den Rhein.

Pletakalkstein, nach Murchison provinzieller Name des Orthoceratitenkalks in den Umgebungen von Petersburg.

Pletho, Philosoph, s. **Gemistus**.

Plethomerie (v. Gr.), Ueberzahl der Körpertheile, z. B. 6 Finger.

Plethora (Gr., **Polyämie**, **Vollblütigkeit**), normwidrige Vermehrung der Blutmasse, im Gegensatz zum Blutmangel (defectus sanguinis, Anämie, Oligämie). Die Ursachen von Vollblütigkeit sind einerseits solche, welche eine vermehrte Blutbereitung zur Folge haben, als reichliche Nahrung, der Genuß geistiger Getränke in mäßigem Grade, anderntheils die verminderte Konsumtion des erzeugten Blutes durch ruhige, wenig anstrengende Lebensweise, Abwesenheit aller die animalen Funktionen in Anspruch nehmenden Vorgänge, z. B. starker Muskelbewegungen, erschöpfender Sekretionen, der Milch, des Sperma's. Vollblütigkeit manifestirt sich nicht immer durch äußere Zeichen; sie kommt selbst mit blasser Gesichtsfarbe verbunden vor. Aus der P. entspringen eine Menge verschiedener Krankheitszustände. Bei **allgemeiner** Vollblütigkeit (Plethora universalis) leiden die Individuen leicht an Beängstigung, Herzklopfen, die Gefäße werden übermäßig durch die abnorm vermehrte Blutmasse ausgedehnt, u. es können Rupturen derselben Statt finden. Die **örtliche** Vollblütigkeit, welche entweder in übermäßiger Zufuhr von arteriellem Blut (**Kongestion**), oder in vermindertem Abfluß des venösen Blutes (**venöser Kongestion**) ihren Grund hat, disponirt zu Blutungen aus dem betreffenden Organe, zu hitzigen od. schleichenden Entzündungen mit Texturveränderungen, zu Hypertrophien, Funktionsstörungen rc. Am leichtesten wird dieselbe in Körpertheilen Statt haben, in welchen schon nach mechanischen Gesetzen der Blutlauf verlangsamt ist, also in den unterhalb des Herzens gelegenen Partien. Die Anlage zu örtlicher wie zu allgemeiner P. ist oft ererbt. Den üblen Folgen der P. vorzubeugen, gelingt meist durch ein gehöriges diätetisches Verhalten. Vollblütige Subjekte sollen wenig schlafen, da namentlich hierdurch die Bereitung venösen, zu Kongestionen disponirten Blutes begünstigt wird; ihre Nahrung bestehe mehr in vegetabilischen, als animalischen Stoffen. Aktive Bewegung ist ihnen sehr zu empfehlen. Von Getränken müssen sie alle ernährenden und erhitzenden, z. B. stark gehopfte Biere, schwere Weine, vermeiden; am zuträglichsten ist ihnen der reichliche Genuß von Wasser. Zum medikamentösen Gebrauch eignen sich zeitweilig kühlende, auf den Stuhl wirkende Abführsalze, Glauber-, Bittersalz, schwefelsaures Kali, Cremor tartari, Bitterwasser. Gewohnte Ausleerungen berücksichtige man; doch ist vor den sogenannten Gewohnheitsaderlässen nachdrücklich zu warnen.

Plethrum, griechisches Längenmaß, 100 griechische oder 104 römische Fuß, der sechste Theil des Stadion; Flächenmaß von 10,000 Fuß ins Geviert, bei den Römern aber s. v. a. Jugerum, 240 Fuß in die Länge und 120 in die Breite, also 28,800 ins Gevierte.

Plettenberg, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Altena, an der Else und Grünne, mit Schloß (Stammschloß der Grafen von P.), Land- und Stadtgericht, 2 Kirchen, Tuch-, Wollstrümpfe-, Nähnadel-, Kupfer- und Lederwaarenfabriken, Osemund-, Rohstahl- u. Sensenhämmern, Steinbrüchen und 1700 Einw.

Pleura (gr.), Brustfell (s. d.).

Pleuralgie (v. Gr.), Seiten- oder Rippenschmerz.

Pleureuse (fr.), Trauerzeichen; Trauerbesatz rc. an Kleidern; die schwarzen Ränder am Papiere, deren sich während der Landestrauer alle Behörden rc. bedienen müssen.

Pleuritis (v. Gr.), s. v. a. Pleuresie, Brustfellentzündung (s. d.).

Pleurorrhöe (v. Gr.), Lungenschleimfluß, Ansammlung krankhafter Feuchtigkeiten in den vom Brustfell gebildeten Zwischenräumen.

Plevle (**Plewglie**, **Taschlidscha**), Stadt in der europ.-türk. Provinz Bosnien, Sandschak Bosna, einst Residenz der Herzöge von Herzegowina, jetzt Sitz eines griechischen (katholischen) Bischofs, mit 3000 Einw. In der Nähe sind die Quellen der Drina.

Plexus (lat.), Geflecht, von Gefäßen, besonders venösen und lymphatischen, und von Nerven.

Pleyl, **Ignaz**, seiner Zeit berühmter Komponist, 1756 zu Ruppersthal bei Wien geboren, Schüler Haydns, besuchte Italien und Frankreich und wurde 1787 Kapellmeister am Münster zu Straßburg. Durch die Revolution verlor er seine Stelle, komponirte zwar eine Freiheitshymne, blieb jedoch unbeachtet und ging nach London, wo er als Nebenbuhler seines Lehrers auftrat. Nach seiner Rückkehr nach Paris ward 1796 sein Name unter den Komponisten zweiten Ranges feierlich mit ausgerufen. Er etablirte eine Musikalienhandlung, begründete 1801 die „Bibliothèque musicale“, worin die ausgezeichnetsten Werke der berühmtesten italienischen, deutschen und französischen Meister aufgenommen werden sollten, u. † den 14. November 1831. Seine eigenen Werke, meist Instrumentalstücke verschiedener Gattung, sind melodiös und gefällig und waren sonst sehr beliebt. Er schrieb auch eine Oper: „Iphigenia“, und eine Pianoforteschule.

Pli (franz.), eigentlich Falte, daher Briefumschlag rc.; gefällige äußere Haltung, leichter Anstand rc. Davon **pliiren**, in Falten legen, biegen, besonders von Karten; in der Kriegskunst s. v. a. sich zurückziehen.

Plica (lat.), Weichselzopf (s. d.).

Plinius, 1) **C. P. Secundus Major**, d. i. der Aeltere, römischer Gelehrter von sehr vielseitiger literarischer Thätigkeit, ward geboren 23 n. Chr. zu Comum (dem jetzigen Como) aus begüterter, doch nicht mit Sicherheit zu ermittelnder Familie. Ueber seinen Bildungsgang fehlen uns alle Nachrichten. Im Jahre 45 n. Chr. stand er bei dem römischen Heere in Germanien, und zwar bei der Reiterei, und besuchte bei dieser Gelegenheit das Land der Chauken und die Donaugegenden. Im J. 52 finden wir ihn nach beendigtem Dienst in Germanien wieder in Rom, wo er sich wissenschaftlichen Studien gewidmet zu haben scheint. Im J. 67 aber war er Prokurator von Hispanien, von wo aus er auch Afrika besuchte. Später ward er vom Kaiser Vespasian zu Staatsgeschäften hinzugezogen. Zuletzt finden wir ihn als Befehlshaber der bei Misenum stationirten Flotte, und als solcher kam er 79 bei dem bekannten Ausbruche

des Vesuv ums Leben. Auf die Kunde von diesem Phänomene ließ er nämlich mehre Schiffe in See gehen und bestieg selbst, theils um bedrängten Freunden zur Rettung behülflich zu seyn, theils aus Wißbegierde eines derselben. Unerschrocken machte er unter einem steten Regen heißer Asche und glühender Steine seine Beobachtungen und zeichnete sie auf. Zu Stabiä von dem immer heftiger werdenden Erdbeben und dem heißen Aschenregen aus seiner Behausung vertrieben, konnte er wegen des tobenden Meeres nicht absegeln und erstickte wahrscheinlich in dem dicken Schwefeldampfe. Als am dritten Tage darauf die Sonne die Gegend wieder beleuchtete, fand man seinen Körper noch unversehrt. Umständlich erzählt der jüngere Plinius (Ep. VI, 16) die Katastrophe. Daß er, seinen Tod voraussehend, durch einen Sklaven sich habe tödten lassen, wie die „Vita" des Sueton berichtet, ist unwahrscheinlich. Ueber des P. Leben gibt die dem Sueton beigelegte „Vita Plinii" nichts Bedeutendes; eine andere kurze Biographie, welche sich in den Ausgaben des P. vorfindet, ist ein Produkt des 14. Jahrhunderts. P. galt unter seinen Zeitgenossen als einer der gelehrtesten Männer. Seine außerordentliche Thätigkeit ist von dem Neffen (Ep. III, 5) auf anziehende Weise geschildert worden. Alle seine Mußestunden widmete er den Wissenschaften. An der Tafel, im Bade, auf Reisen, in der Sänfte, kurz zu jeder Zeit las er entweder selbst, oder ließ sich vorlesen, oder excerpirte, oder diktirte. Sein Neffe gibt uns auch Nachricht von seinen verlornen Schriften. Das einzige uns erhaltene Werk des P. ist die „Historia naturalis" in 37 Büchern, eine Art von Encyklopädie, deren Inhalt nach des Verfassers eigener Versicherung aus mehr als 2000 Bänden geschöpft ist. Es beginnt mit Physik u. Astronomie, dann folgt vom 3. bis 6. Buche eine ins Specielle eingehende, aber zum Theil auf bloße Nomenklatur sich beschränkende Erdbeschreibung, weiter bis zum 19. Buch eine Naturgeschichte, die mit dem Menschen und dessen Körper anhebt, dann die Land- und Seethiere, die Vögel und Insekten u. zuletzt die Pflanzenwelt behandelt, woran sich bis zum 32. Buch die Auseinandersetzung der Heilkräfte, welche die Pflanzen- wie die Thierwelt bietet, anschließt. Den Beschluß macht das Mineralreich und die Betrachtung der daraus zu gewinnenden Heilmittel. Endlich folgt in den letzten 5 Büchern noch eine übersichtliche Darstellung der Kunst und ihrer einzelnen Werke, sowie der einzelnen Künstler des Alterthums. Da der Verfasser auf den meisten Gebieten nur ein gebildeter Laie, kein Mann von Fach war, so darf man sich nicht darüber wundern, daß sich Verstöße aller Art darin vorfinden, abgesehen von dem Mangel planmäßiger Anordnung des Materials und von der oft sehr fühlbaren Eile beim Excerpiren. Uebrigens ist der Text vielfach korrumpirt, wodurch die Lektüre des Werks sehr erschwert wird. Außer der Editio princeps (Venedig 1469) sind von Ausgaben zu erwähnen die von Beroaldus (Parma 1476), Erasmus (Basel 1525), Dalecampius (Leyden 1587), Hardouin (Paris 1685, 5 Bde., 1741, 3 Bde.), Miller (Berl. 1766, 5 Bde.), Franz (Lpz. 1788—91, 10 Bde.), Lemaire (Par. 1829 bis 1833, 10 Bde.). Eine Revision des Textes gab Sillig (Lpz. 1831—36, 5 Bde.), eine kritische Ausgabe Derselbe (Hamb. u. Gotha 1851 ff.). Eine gute Handausgabe hat von Jan (Bd. 1., Leipz. 1855) begonnen. Für Erklärung des Inhalts sind von Wichtigkeit Salmasius' „Plinianae exercitationes" (Par. 1629, besser Utrecht 1689, 2 Bde.). Die auf Kunst bezüglichen Stücke gaben Heyne (Gött. 1790, 1811) u. (das 34. Buch) Wüstemann (Gotha 1824) heraus. Deutsche Uebersetzungen gibt es von Grosse (Frankf. 1782—85, 2 Bde.), Fritsch (Prenzl. 1829—30, 8 Bde.) und Külb (Stuttg. 1840—47, 7 Bde.), eine französische von Grandsagne, mit lateinischem Text u. Noten (Par. 1820).

2) C. P. Cäcilius Secundus, zur Unterscheidung vom Vorigen gewöhnlich P. der Jüngere genannt, Sohn des C. Cäcilius und einer Schwester des Vorigen, ward geboren 62 n. Chr. zu Comum. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seinem Oheim adoptirt, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, und zwar zu Rom, wo unter Andern auch Quinctilian sein Lehrer war. In seinem 19. Lebensjahre betrat er die juridische Laufbahn, ging dann in den Militärdienst über und befand sich als Kriegstribun bei dem römischen Heere in Syrien, wo er mit den Philosophen Euphrates und Artemidorus Bekanntschaft anknüpfte. Nachdem er in den Staatsdienst wieder eingetreten, ward er Quästor, Volkstribun u. Prätor. Aber Domitians Gewaltherrschaft verleitete ihm den Staatsdienst dermaßen, daß er in den Privatstand zurücktrat, aus dem ihn erst die Thronbesteigung Nerva's und Trajans wieder hervorlockte. Er bekleidete sofort die Praefectura aerarii und 2 Jahre darnach (100 n. Chr.) das Konsulat, während dessen er den „Panegyricus" hielt, und nach weiteren 2 Jahren das Prokonsulat in Bithynien und Pontus. Masson setzt seinen Tod 110 n. Chr., Andere um 107 oder 117. P. stand mit den gebildetsten Männern seiner Zeit in Verkehr, so mit Quinctilian, Cornelius Tacitus, Sueton, Silius Italicus, Martialis. In seiner Vaterstadt Comum gründete er eine Bibliothek und machte auch sonst von seinem bedeutenden Reichthum den edelsten Gebrauch. Er besaß mehre Villen. Von zwei derselben, deren eine an der Seeküste, die andere im Tuskerlande gelegen war, gibt er selbst eine Beschreibung, welche neuerlich zu Restaurationsversuchen veranlaßt hat; die sogenannte Villa Pliniana am Comersee ist erst in der neueren Zeit errichtet worden. Ueber seine Lebensverhältnisse geben seine Briefe u. Inschriften einigen Aufschluß. Von seinen Schriften ist nur der an Trajan gerichtete „Panegyricus" u. eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung von „Briefen" erhalten. Ersterer, eine feierliche Dankrede für Verleihung des Konsulats, enthält eine prunkvolle Schilderung des Kaisers und seiner Verdienste in zierlicher, schwungvoller und glänzender Sprache und bildet eine für die Geschichte der Regierung Trajans sehr wichtige, doch ihrer panegyrischen Tendenz halber nicht ganz reine Quelle. Letztere, die Briefsammlung, ist jetzt in 10 Bücher abgetheilt; das 10. Buch, ein besonderes Ganzes enthaltend, enthält officielle Korrespondenzen. Die Briefform ist hier nicht bloß äußere Einkleidung, sondern es sind wirklich Briefe im eigentlichen Sinne des Worts.

Sie sind von hohem Interesse, indem sie ein treues Bild des socialen und literarischen Treibens jener Zeit geben. Die Sprache darin ist fließend und elegant, aber auch kunstvoll berechnet, daher die Briefe in der folgenden Zeit als Muster des Briefstyls gegolten haben. Was P. sonst noch geschrieben, die poetischen Versuche aus seiner Jugendzeit, eine griechische Tragödie und Anderes, ist verloren gegangen, und auch von 16 seiner Reden sind nur noch unbedeutende Fragmente vorhanden. Die besten Gesammtausgaben beider Werke des P. gaben außer der **Editio princeps** (Vened. 1485) Hearne (Oxford 1703), Gesner (Lpz. 1739, 1770), Schäfer (das. 1805), mit berichtigtem Text und Noten Gierig (das. 1806, 2 Bde.). Der „Panegyricus" allein erschien zuerst in der Sammlung der „**Panegyrici veteres**" von Puteolanus (1482), mit Noten von Lipsius (Antwerp. 1600, 1604), Arntzen (Amsterd. 1738), Schwarz (Nürnberg 1746), Gesner (2. Aufl., Gött. 1749) und Gierig (mit Kommentar, Lpz. 1796); die Briefe allein von Corte und Longolius (Amsterd. 1734), Gierig (Lpz. 1800, 2 Bde.), Dönning (2 Bde., Freiburg 1843) u. Keil (Lpz. 1853). Deutsche Uebersetzungen der „Briefe" lieferten Schmidt (2 Bde., 3. Aufl. von Stark, Lpz. 1819) und Schäfer (2 Bde., Ansb. 1801—2; 2. Aufl. 1824), des „Panegyricus" Wiegand (Lpz. 1796) und Hoffa (Marb. 1837), von beiden Schriften Schott (Stuttg. 1835, 5 Bde.). Vgl. Gierig, Ueber das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngeren P., Dortm. 1798; Held, Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngeren P., Bresl. 1833.

3) C. P. Valerianus, Name des Verfassers einer vornehmlich aus Plinius dem Aeltern und aus Dioscorides geschöpften Kompilation medicinischen Inhalts, betitelt: „**De re medica libri V**" (zuerst gedruckt Rom 1509, dann in der Sammlung des Alb. Torinus „**De re medica**", Basel 1528, und der „**Medici antiqui**" von Aldus, Venedig 1547).

Plinthe (v. Gr.), eigentlich Ziegel oder Fließ von gebrannter Erde als Unterlage für Säulen; jetzt platter Untersatz, Sohle oder Sockel für Säulen, Füße, Pilaster und Postamente.

Pliocen (v. Gr., s. v. a. am neuesten), Name, mit welchem Lyell die obere Abtheilung des Molassegebirgs belegt. Zu diesen pliocenen Gebilden werden von oben nach unten gerechnet der Süßwasserquarz von Paris, Falkenau rc., die Subapenninenformation, der Süßwasserkalk von Böhmen (Bilin, Eger), von Würtemberg, Mainz und Wien, der Crag und Bagshotsand in Südengland, ein Theil der schweizer Molasse, der öninger Kalkschiefer und die obere Braunkohle (Radoboj). Vgl. Molassegruppe.

Plioir (fr.), Falzbein, Briefstreicher.

Plistarchus, König von Lacedämon, aus dem Hause der Agiden, Sohn des Leonidas, ward, erst wenige Jahre alt, nach des Cleombrotus Tode (479 v. Chr.) König; an seiner Statt führte Pausanias, sein Vormund, die Regierung; er selbst regierte nur kurze Zeit und † 458 v. Chr.

Plistoanax, König von Sparta, aus dem Hause der Agiden, Sohn des Pausanias, ward König 458 v. Chr. und stand anfangs unter der Vormundschaft seines Oheims Nicomedes. Bei dem Einfalle der Peloponnesier in Attica (445 v. Chr.) befehligte er bereits in eigener Person; der geringe Erfolg aber, welchen jener Zug brachte, zog ihm den Verdacht zu, daß er sich vom Feinde habe bestechen lassen, und er ward in eine Geldbuße von 15 Talenten verurtheilt, ging aber, außer Stande, diese Summe aufzubringen, freiwillig ins Exil. Er lebte 19 Jahre in Arkadien auf dem Berge Lycäum, während sein Sohn Pausanias regierte, bis er (426 v. Chr.) auf Geheiß der delphischen Pythia zurückgerufen ward. Er vornehmlich betrieb den Abschluß des Friedens des Nicias (421 v. Chr.), war darauf Führer der Lacedämonier im Kriege gegen die Arkadier, sowie gegen die Argiver (418 v. Chr.) und †, stets mit Argwohn betrachtet, 408 v. Chr.

Plock, europ.-russ. Gouvernement im ehemaligen Königreich Polen, gehörte zur Zeit der preußischen Herrschaft zur Provinz Ostpreußen und bildete, als diese einen Theil des Herzogthums Warschau ausmachte, das Departement Plock. Es grenzt nördlich an Preußen, östlich an das Gouvernement Augustowo, südlich und westlich an Masovien (Gouvernement Warschau). Der Flächenraum beträgt 313 □Meilen mit 547,455 Einw. in 45 Städten und 3921 Dörfern. Das Gouvernement besteht aus einer Ebene mit wenigen unbedeutenden Erhöhungen. Außer der Weichsel, dem Bug und dem Narew verdienen von Flüssen erwähnt zu werden: Drzycz, Omulek, Wkra, Pelta, Skrwa und Kosoga, Nebenflüsse der Narew, und Drweca, welche die Grenze gegen Preußen bildet und in die Weichsel mündet. Der Boden ist durchschnittlich mittelmäßig, im plocker und im pultusker Kreise am fruchtbarsten, dagegen im ostrolenker Kreise meist sandig und morastig. Die Haupterzeugnisse sind: Roggen, Weizen, Hopfen, Flachs, Hanf, Holz, Eisenerz, Porzellanerde, Fasergyps, Braunkohlen, Bernstein und Torf, ferner Pferde, Hornvieh und Hausgeflügel. Die Pferde- und Schafzucht macht bedeutende Fortschritte. Von industriellen Gewerbszweigen ist namentlich die Tuch- und Lederfabrikation in starkem Betriebe. Gegenstände des Handels sind hauptsächlich Getreide, Holz, Wolle u. Bernstein. Das Gouvernement zerfällt in 6 Kreise: Plock, Lipno, Pultusk, Mlawa, Przasznysz u. Ostrolenka. Die gleichnamige Hauptstadt, auf dem 190 Fuß hohen und steilen rechten Weichselufer gelegen, ist gut gebaut, besteht aus der Alt- und Neustadt, von welchen die letztere erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut worden ist, und ist Sitz eines Bischofs, eines Domkapitels, der Gubernialkommission, der Kreiskommission, eines Civil-, Kriminal- und Polizeigerichts. Die Stadt hat eine Kreisschule, ein bischöfliches Seminar, Kollegiatstift, Piaristenkollegium, viele Kirchen, darunter die alterthümliche Kathedralkirche mit dem Grabmal der hier beigesetzten polnischen Herzöge Wladislaw, Hermann und Boleslaw III., und eine Synagoge. Andere ansehnliche Gebäude sind: das Regierungsgebäude, der bischöfliche Palast, das große Gefängniß, das Waisen- u. Irrenhaus, das Theater rc. Auch hat die Stadt öffentliche Bäder und einen schönen Marktplatz. Die 10,000 Einwohner, fast die Hälfte Juden, betreiben Gerberei und einigen Handel auf der Weichsel. P.

gehört zu den ältesten Städten Polens und war ehemals die Hauptstadt von Masovien und die Residenz der oben genannten polnischen Herzöge. Auch das hiesige Bisthum ist eines der ältesten in Polen, indem es schon im 10. Jahrhundert gegründet wurde. Die Stadt war aber seit den ältesten Zeiten feindlichen Einfällen Preis gegeben und wurde schon von den heidnischen Preußen verwüstet, später von den Litthauern, dann von den Kreuzherren und mehrmals von den Schweden.

Plön, Stadt und Amtssitz im Herzogthum Holstein, in einer höchst romantischen Gegend, auf einer Erdzunge zwischen dem großen u. kleinen Plönersee, hat ein Schloß, Landgericht u. eine Propstei, 2 Pfarrkirchen, ein Waisenhaus, Krankenhaus, eine Spar- und Leihkasse, Gelehrtenschule, (früher breitenauische Stiftung) und 2870 Einw., welche Feldbau und Gewerbe treiben. P. war bereits im 11. Jahrhundert (1067) ein befestigter Ort und erhielt 1236 das lübische Recht. Im Jahre 1564 kam es an den Herzog Johann den Jüngern von Holstein-Sonderburg, u. bei seinem Tode 1622 wurde es die Residenz der herzoglichen Linie Holstein-Plön, die mit dem Herzog Friedrich Karl 1761 im Mannsstamme erlosch. Vgl. Holstein (Gesch.).

Plöne, Fluß in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, entspringt daselbst bei Berlinchen, bildet, bald nach seinem Eintritt in die Provinz Pommern, im Regierungsbezirk Stettin den großen und kleinen Plönersee, durchfließt den Madüesee, geht durch den Brenkenhofskanal in einige andere Seen u. mündet in mehren Armen in den dammschen See.

Plönersee (großer P.), holsteinischer See, der größte des Herzogthums, hat einen Umfang von $5^1/_2$ Meilen, wird durch eine Landzunge in 2 Theile getheilt, ist sehr fischreich u. wird durch den Mühlenstrom (Schwentine) verbunden mit dem kleinen P., der nur $2^1/_2$ Meilen Umfang hat.

Ploermel, Stadt im französischen Departement Morbihan, Hauptstadt eines Arrondissements, am Zusammenfluß der Oust und Malestroit, ist Sitz einer Unterpräfektur mit Civiltribunal, hat Fabriken für grobe Tuchwaaren, Handel mit Vieh, Getreide, Wolle, Hanf, Honig, Leinwand, Wollzeuchen, Hanfzwirn, Eisen und 5000 Einw.

Plötzkau, Marktflecken und Amtssitz im Herzogthum Anhalt-Bernburg, am linken Ufer der Saale, mit altem Schloß, Korrektionsanstalt, Hospital u. 850 Einw.; bildete früher eine Grafschaft.

Ploke (gr.), rhetorische, in der mehrmaligen Wiederholung der nämlichen Wörter bestehende Figur, z. B. Fürsten sind Fürsten, Simia est simia etc., wodurch sowohl der Gegenstand, als seine Beschaffenheit bezeichnet wird.

Plombe (v. Franz.), s. Plombiren.

Plombières, Stadt im französischen Departement Vogesen, in der Tiefe eines malerischen Thals, an der Argonne, hat eine schöne Kirche, ein Hospital, Fabriken für Messer, Nägel, Ketten, feine Eisen- u. Stahl-, Broderie- u. Quincailleriewaaren, Eisenwerke, Baumwollspinnerei, Papierfabrikation u. 1500 Einwohner, ist aber vorzüglich wegen seiner Mineralquellen berühmt, die schon über ein Jahrtausend benutzt werden. Die meisten haben 40 und 50°, eine aber 70° R. Wärme. Alle Quellen gehören, mit Ausnahme einer Stahlquelle, zu den salinisch-alkalischen Mineralwassern mit sehr wenig festen Bestandtheilen, sind aber von starker, durchdringender Wirkung. Sie werden sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, vorzüglich bei chronischen Hautausschlägen, Skrophelkrankheit, gichtischen und rheumatischen Leiden und Unterleibskrankheiten.

Plombiren (v. Franz.), ein Bleisiegel (Plombe) an Waarenballen oder Kisten anlegen. Dies geschieht besonders dann, wenn die betreffenden Güter nicht für den Gebrauch eines Landes bestimmt sind, sondern bloß hindurchgehen, um in ein anderes geführt zu werden, in welchem Falle entweder keine, oder doch nur eine geringe Abgabe (Transitozoll) bezahlt wird. Das P. geschieht beim Eingange der Waaren, und zwar werden die zu plombirenden Gegenstände mit einer Schnur umwunden, deren Enden durch einen durchlöcherten Schieber von Blei gezogen werden, der dann mit einer Siegelzange zusammengedrückt wird. An der entgegengesetzten Grenze wird dann von der Zollbehörde nachgesehen, ob die Plomben unverletzt geblieben sind, die dann abgenommen werden. In den meisten Staaten wird beim P. der volle Zollsatz deponirt und bei Abnahme der Plombe nach Abzug des Transitozolls zurückerstattet. Auch Reisende lassen ihre Effekten plombiren, wenn sie dieselben nicht visitiren lassen wollen. In der Zahnheilkunde versteht man unter P. das Auslegen eines hohlen Zahns mit einem dünnen Metallplättchen (meist Gold, Silber oder Platina), oder mit Zahnkitt, um den frei liegenden Nerv zu schützen.

Plomnitz, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerd, mit Schloß und 650 Einw. Hier am 14. Februar 1745 Sieg der Preußen unter Lehwald über die Oesterreicher unter Wallis.

Ploos van Amstel, Cornelis, berühmter niederländischer Zeichner und Kupferstecher, 1726 zu Amsterdam geboren, ahmte Oelmalereien und Zeichnungen bis zur Täuschung nach. Sein Haupt- und Prachtwerk: „Collection d'imitations de dessins d'après les principaux maitres hollandois et flamands“ (neue Ausgabe von C. Jost, London 1821) existirt nur in 100 Exemplaren, von denen 77, jedes gegen die Summe von 40 Guineen, in die Hände der Subskribenten übergingen. P. † zu Amsterdam 1798.

Plotina, Pompeja, Gemahlin des Kaisers Trajanus.

Plotinus, der originellste und tiefsinnigste Denker der neuplatonischen Schule, geboren zu Lycopolis in Aegypten 205 n. Chr., neigte sich früh zu kontemplativer Versenkung in die Tiefe der göttlichen Dinge hin und war daher jeder öffentlichen Wirksamkeit abgeneigt, wiewohl seine ascetische Strenge und Resignation durch die milde Heiterkeit des griechischen Geistes gemäßigt war und weniger in hoffährtige Schwärmerei und trüben Aberglauben ausartete. Niemand erfuhr den Namen seiner Aeltern oder seines Geschlechtes von ihm; nie gestattete er die Feier seines Geburtstages, auch ließ er sich nie von einem Maler oder Bildhauer abbilden, weil es seinem Sinne

widerstrebte, das Bild eines Bildes — denn der Körper war ihm nur ein nichtiges Bild des Seyns — der Nachwelt zu erhalten. Auch sonst achtete er seines Leibes nicht; in Krankheiten verschmähte er ärztliche Hülfe, nur frottiren ließ er sich; der Fleischspeisen enthielt er sich ganz, ja öfters aß er nicht einmal Brod. Der Trieb zur Philosophie erwachte erst in ihm, als er schon 28 Jahre alt war. Zuerst hörte er die Vorträge der berühmtesten alexandrinischen Philosophen, fand aber erst bei Ammonius Saccas, den er 10 Jahre lang hörte, Befriedigung. Im Jahre 242 schloß er sich der Expedition des Kaisers Gordianus gegen Persien an, nicht in kriegerischer Absicht, sondern um im tiefern Orient, in Persien u. Indien aus den Urquellen der Weisheit zu schöpfen. Aber schon in Mesopotamien ward der Kaiser ermordet, und mit Mühe rettete sich P., ohne das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, nach Antiochia, von wo er 244 nach Rom ging. Hier eröffnete sich ihm ein bedeutender Wirkungskreis, indem aus der Nähe und Ferne Jünglinge und Männer zu seinen geistvollen Vorträgen sich einfanden und von ihm nicht nur für platonische Weisheit, sondern auch für ascetische Zurückgezogenheit und Kontemplation gewonnen wurden. Die hervorragendsten unter des P. Schülern waren Amelius, Eustochius, vornehmlich aber Porphyrius von Tyrus. Die Heiligkeit seines Lebenswandels brachte ihn in den Geruch eines Wunderthäters und Götterfreundes, daher die Fabeln von seiner Verbindung mit Dämonen u. von seinen Wunderthaten. Noch in seinem 60. Jahre erwachte in ihm ein merkwürdiger Trieb, einen aristokratisch-kommunistischen Musterstaat zu gründen und in demselben seine Freunde um sich zu versammeln. Er hatte sich dazu eine wüst liegende Stadt in Kampanien ausersehen und schon den Namen Platonopolis für seine ideale Schöpfung erfunden; aber die Ungunst einiger Höflinge wußte die Ausführung des vom Kaiser Gallienus freundlich aufgenommenen Planes zu hintertreiben. Viermal in seinem Leben soll P. in dem Zustande des begeisterten Schauens des Göttlichen, der Extase gewesen seyn, welchen Zustand er selbst mit den lebendigsten Farben schildert. Von einer pestartigen Krankheit, die ihn 262 befiel, ward er zwar wieder hergestellt, aber eine bösartige Bräune untergrub seine Gesundheit auf immer. Von Kampaniens mildem Himmel Genesung hoffend, fand er (269) bei seinem Schüler, dem Arzte Zethus, auf dessen Landgute bei Minturnä freundliche Aufnahme. Aber schon im folgenden Jahre (270) † er im 66. Jahre seines Lebens. Wir haben von ihm noch Bücher verschiedenen Umfanges und Gehaltes. Sein Schüler Porphyrius hat dieselben gesammelt, mit Titeln versehen, von Sprachfehlern gereinigt und sie nach der Verwandtschaft des Inhalts in 6 Hauptabschnitte geordnet, deren jeder wieder 9 Bücher enthält (daher der Name „Enneaden"). Marsilius Ficinus machte durch eine weitschweifig paraphrasirende lateinische Uebersetzung (Florenz 1492, Basel 1559) zuerst wieder auf des P. Schriften aufmerksam. Die erste Ausgabe des griechischen Textes erschien zu Basel 1580 mit den Kommentaren und der Uebersetzung des Ficinus (wieder abgedruckt 1615), sehr inkorrekt; ihr folgte in dritthalb Jahrhunderten keine zweite, bis Creuzer eine kritische, mit Variantensammlung und erklärenden Noten versehene Ausgabe sämmtlicher Enneaden unternahm (3 Bde., Oxford 1835). Das Buch gegen die Gnostiker hat Heigl (Regensburg 1832) besonders herausgegeben. Engelhardts Uebersetzung sämmtlicher Enneaden (Erlangen 1820—23, 2. Abth.) ist unvollendet geblieben. Die Lehre des P. ist im Allgemeinen Plato's Ideenlehre, aber zum Emanatismus umgestaltet; denn er faßte das nach Plato durch die Ideen vermittelte Verhältniß der Welt zu ihrem Urgrunde als eine ewige Ausströmung des Abhängigen aus dem Selbstständigen auf. Der Urgrund oder Gott ist als das schlechthin Vollkommene keiner Veränderung in irgend einer Hinsicht, folglich auch keines Strebens, Beabsichtigens oder Wollens bedürftig und fähig und als Urquell des Denkens, des Lebens und des Seyns über das Denken, das Leben und das Seyn erhaben. Aus ihm geht zunächst Dasjenige hervor, was nach dem unbedingt Ersten das Zweite, das Nächstvollkommene ist, nämlich die Intelligenz (d. i. der Verstand oder die Vernunft im allgemeinsten Sinne), welche die Ideenwelt, die wahre und erste Welt, das All des unveränderlichen wahrhaften Seyns, das ewige Leben und die allumfassende Erkenntniß enthält. Die Art, wie die Vernunft aus dem ursprünglichen Gott hervorgeht, muß man sich gleichsam als eine Ausstrahlung denken, wie von der Sonne ohne eine Veränderung derselben das Licht ausgestrahlt wird. Die Vernunft ist der unmittelbare Abglanz, das Urbild des Ureinen, und blickt beständig auf das Eine hin, dessen sie wohl bedarf, das aber ihrer auf keine Weise bedürftig ist. Aus ihr, der Vernunft oder dem Verstande, strömt aber ewig die Weltseele aus, welche das Abbild des Verstandes in derselben Weise ist, wie das von uns ausgesprochene Wort eine Darstellung des in uns vorhandenen Gedankens ist. Wie nun der Verstand auf das Eine sich hinrichtet, von dem er ausgegangen, so richtet sich die Weltseele wieder auf ihn hin und empfängt von ihm das Vermögen des verständigen Erkennens. Während aber die unmittelbare Wirksamkeit des Verstandes in einer intransitiven, nicht nach außen, sondern bloß nach innen gerichteten Thätigkeit besteht, so nimmt die Weltseele nicht nur die Verstandesformen in sich auf, sondern stellt sie auch äußerlich dar an der Materie des Sinnenfälligen, welche als das durchaus Unbestimmte, Qualitätlose und Quantitätlose, das Nichtseyende und in der Reihenfolge der Emanationen das Letzte und Unterste ist. Daher ist die Weltseele die Bildnerin des sichtbaren Weltalls. Von der intellektuellen Welt, wo die individuellen Seelen ihre ursprüngliche und eigentliche Heimath haben, steigen diese, eine jede zu der ihr angewiesenen Zeit, unfreiwillig und einer inneren Nöthigung folgend, in die Körperwelt herab, ohne jedoch die Ideenwelt gänzlich zu verlassen, sondern, wie ein Sonnenstrahl zugleich die Sonne und die Erde berührt, befinden sie sich sowohl in der einen wie in der andern. Aber der uns gewordene Beruf besteht darin, auf dem Wege der Erhebung unseres

Selbstes von dem untergeordneten Seyn zu dem höchsten Princip die innigste Theilnahme an dem schlechthin Guten und damit die wahre Glückseligkeit zu erlangen. Die Uebung der bürgerlichen Tugenden, der vernünftigen Einsicht, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit ist nur der Anfang dieser Erhebung; wir sollen weiter fortschreiten und durch die reinigenden Tugenden, zu denen wir mit Hülfe der Mathematik und insbesondere der Dialektik gelangen, unser besseres Selbst ganz von der Theilnahme an dem Körperlichen und an den sinnlichen Interessen befreien und der intellektuellen Welt ausschließlich unsere Betrachtung zuwenden. Ist aber unsere Seele mit ihrer ganzen Kraft in die intellektuelle Welt emporgestiegen und in diesem Aufenthalt des unmittelbar von dem Urquell ausströmenden Guten und Schönen heimisch geworden, so gelangt sie von da aus zu dem letzten Ziele alles Wünschens und Strebens durch die unmittelbare Vereinigung mit Gott, in welcher sie ganz in das Anschauen des ursprünglich Einen sich versenkt und verliert, aus dem Zustande des Denkens heraustritt und in einen unaussprechlichen Zustand des Außersichseyns, der Entzückung, der Begeisterung, der Vereinfachung, des Einsseyns mit dem über das Seyn und Wesen Erhabenen versetzt wird, ein Zustand, welcher indeß während unseres irdischen Lebens nur für einzelne Momente gewonnen werden kann. Mit P.' Lehre verknüpfen sich übrigens manche bloß phantastische und unphilosophische Vorstellungen, so die Annahme einer Seelenwanderung, Götter- und Dämonenlehre. Auch der Mantik und Astrologie redete er das Wort, indem er ihre Gültigkeit daraus ableitete, daß in der intellektuellen Welt Alles auf das Innigste zu einem vollkommenen Ganzen verbunden sey und demzufolge auch in der Reihe der sinnenfälligen Dinge ein genauer Zusammenhang der sämmtlichen Begebenheiten Statt finden müsse, so daß der Eingeweihte aus der Beobachtung einiger auf das Bevorstehen anderer zu schließen vermöge. P.' Philosophie war der letzte und kühnste Versuch des griechischen Geistes, das Räthsel der Welt und des Daseyns zu lösen. Sie eröffnete eine bis dahin in der abendländischen Welt noch nicht betretene Bahn und deutete auf die spätere christliche Philosophie prophetisch hin, deren Fragen sie anticipirte und in ihrer Weise, zuweilen phantastisch, aber nicht ohne Tiefe und Originalität zu beantworten versuchte. Nach P. war auf dem vorchristlichen Standpunkte wohl noch eine feinere Zuspitzung und formelle Erweiterung, aber keine tiefere Ausbildung dieser Lehre möglich. Vgl. Neuplatonismus.

Plougastel (P.-Douglas), Flecken im französischen Departement Finistère, Bezirk Brest, an der Rhede von Brest, mit Bruch von schwarzem Marmor, Leinwandfabrikation und 5730 Einw.

Pluchea, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, einjährige, ausdauernde, krautartige und strauchartige Gewächse in Westindien, Ostindien und Südamerika, worunter einige Arzneipflanzen. Von P. balsamifera *Less.*, Conyza balsamifera *L.*, einem 5—8 Fuß hohen Strauch im südlichen Asien, wird auf Java das stark aromatisch riechende Kraut bei langwierigen katarrhalischen Affektionen im heißen Aufgusse als ein schweißtreibendes und die Expektoration beförderndes, sowie als reizendes, krampfstillendes Mittel innerlich und äußerlich angewendet. Auch das Kraut von P. indica *Less.*, Conyza indica *Blum.*, einem Strauch in Ostindien, wird als gewürzhaftes und sehr reizendes Mittel besonders äußerlich zu Bähungen, Bädern, Umschlägen und Salben gebraucht.

Pluderhosen, sehr weite, bis an die Knöchel reichende Hosen, mit denen oft solche Verschwendung getrieben ward, daß 14 und mehr Ellen Tuch zu einem Paare gehörten. Umsonst eiferte die Geistlichkeit auf den Kanzeln gegen den „gottlosen Hosenteufel"; er behauptete seine Herrschaft, bis ihm der wechselnde Zeitgeschmack dieselbe entriß.

Plünderung, Beraubung der Landesbewohner, besonders durch offenes Ausräumen der Wohnungen, was namentlich im Kriege und am häufigsten durch marodirende Soldaten bei Heeren von schlechter Mannszucht geschieht. Die P. ist nur dann zu entschuldigen, wenn bei langwierigen Kriegen dem Heere die Lebensmittel ausgegangen sind; doch ist sie auch dann noch ein Zeichen schon vorhandener Demoralisation. Auf der eigenmächtigen P. steht eigentlich der Tod oder mehrjährige Festungsstrafe, die aber in der Praxis nie in Anwendung kommen.

Plüsch (franz. Peluche), sammetartiges Zeuch von Kameel- oder Ziegenhaaren od. levantinischem Ziegenhaar zur Poilkette, feingezwirntem Wollengarn oder Hanfgarn zur Unterkette u. Leinengarn zum Einschuß, oder auch aus einem Aufzug von gedrehter Seide u. einem Einschuß von gekochter Seide (Plüschsammet); es gibt glatten, gestreiften, geblümten u. verzierten P.; den seidenen P., dessen Flor (die vorstehenden Haare) sehr lang ist, oder auf der rechten Seite kurz und auf der linken lang, nennt man Doppelplüsch.

Pluie (franz.), Art Droguet, brillantirt aussehend, von seidenem oder kameelhaarenem Aufzug und einem mit Silber- oder Goldflimmerchen durchwirkten Einschlag.

Plukenetia, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen (Euphorbiaceen), Sträucher in Ost- und Westindien. Von P. corniculata *Smith*, in den Wäldern von Amboina sich mit dünnen Stengeln an den Bäumen hinaufwindend, sind die Blätter, mit Kokosmilch zubereitet, als wohlschmeckendes Gemüse sehr beliebt.

Plumage (franz.), Federn, welche zum Kopf- und Hutputz der Damen verwendet werden; Federbusch.

Plumbago (Bleiwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, charakterisirt durch den gefalteten, fünfzähnigen Kelch und die präsentirtellerförmige, am Rande fünfspaltige Korolle, ausdauernde Kräuter oder schwache Sträucher mit abwechselnden Blättern und Blüthen in Aehren, meist in den Tropen der alten und neuen Welt. Von P. europaea *L.*, europäische Bleiwurz, Zahnwurz, Antonskraut, in Südeuropa u. Kaukasien, waren früher Wurzel und Kraut, Radix et Herba Dentariae s. Dentariae majoris s. Plumbaginis europaeae, officinell. Die Wurzel war insbesondere

unter dem Namen Zahn-, Blei-, St. Georgen-, Mai-, Schuppenwurzel, Kreuzwurz, und das Kraut als St. Antons-, Schwamm-, Zahn-, Zahnwurzkraut bekannt. Die erst süß, dann anhaltend scharf schmeckende Wurzel enthält wie die ganze Pflanze einen krystallinischen, flüchtigen, brennend-scharfen Stoff, das Plumbagin, sowie einen fetten, bleigrauen Färbestoff, zieht, äußerlich auf die Haut gelegt, Blasen, bringt Geschwüre hervor und gehört zu den scharfen Mitteln. In Frankreich wird sie gegen Zahnschmerzen gekaut. Das mit Baumöl bereitete Dekokt oder der ölige Aufguß sind gegen Hautausschläge und selbst gegen Krebsgeschwüre in Gebrauch. **P. lapathifolia** *Willdnw.*, im Orient, stimmt hinsichtlich der Eigenschaften und Wirkungen mit der vorigen Art ganz überein. Von **P. rosea** *L.*, in Ostindien, mit schönen hochrothen Blüthen in langen Endähren, sind Wurzel und Blätter ätzend-scharf und blasenziehend, wirken besonders die Absonderungen befördernd und werden daher innerlich und äußerlich vorzüglich bei Bißwunden giftiger Thiere und bei Hautausschlägen mit Erfolg angewendet. Auf gleiche Weise wird die Wurzel von **P. zeylanica** *L.*, in Ostindien, mit weißen, ährenständigen Blüthen, angewendet.

Plumbaria (Enosis), kleine Insel an der sardinischen Küste, westlich vom Vorgebirg Sulcense, wahrscheinlich jetzt St. Antioco.

Plumb-Island, 1) zum nordamerikanischen Staat Newyork gehörige Insel, nordöstlich von Long-Island, ist fruchtbar. — 2) P., zum nordamerikanischen Staat Massachusetts gehörige Insel, nahe an der Küste, durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden, mit 2 Leuchtthürmen.

Plumeau (franz.), leichtes Bettkissen oder Bettdecke mit Eiderdunen oder anderen sehr leichten Federn gefüttert und mit Seide überzogen, dient dazu, einen Theil des Körpers zu bedecken.

Plumieria, Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, charakterisirt durch den kleinen 5spaltigen Kelch, die trichterförmige, vor dem Entfalten zusammengedrehte Korolle mit langer, dünner Röhre und 5theiligem Rande, die zusammengeneigten Antheren und die unterhalb häutig geflügelten Samen, Bäume der heißen Zone, besonders in Meriko und Peru, voll scharfer Milch, mit großen zerstreuten Blättern und prächtigen, meist wohlriechenden Blumen in Enddolden. Von **P. acuminata** *Ait.*, **P. acutifolia** *Poir.*, in Cochinchina, mit in rispenförmiger Doldentraube stehenden, auswendig rothen, inwendig gelben Blüthen mit zungenförmig verlängerten Einschnitten, enthält die Wurzel viel ätzend-scharfe Milch und dient in Java als ein kräftiges Abführmittel. Schöne Zierpflanzen sind: **P. alba** *L.*, in Jamaica, mit weißen, wohlriechenden, endständig-doldentraubigen Blüthen; **P. aurantiaca** *Don*, **P. lutea** *R.* et *Pav.*, in Westindien, mit orangegelben Blüthen; **P. bicolor** *R.* et *Pav.*, mit weißen und gelben, fast rispenständigen Blüthen; **P. mexicana** *Lodd.*, in Meriko, mit zahlreichen, großen, sehr wohlriechenden, weißen, am Schlunde gelben Blüthen mit ausgebreiteten Randeinschnitten; **P. obtusa** *L.*, in Florida und Südamerika, mit weißen, auf vielspaltigen Stielen in rispenförmigen Enddoldentrauben stehenden Blüthen; **P. purpurea** *R.* et *Pav.*, in Peru, mit prächtigen, purpurrothen, am Schlunde mit gelbem Kreise gezeichneten, auch am Rande oft etwas ins Gelbliche schimmernden, sehr wohlriechenden Blüthen. Von **P. drastica** *Mart.*, in Brasilien, braucht man den scharfen Milchsaft als drastisches Abführmittel bei Stockungen in den Unterleibsorganen, sowie bei Gelb- und Wassersuchten, auch gegen Wechselfieber. Von **P. phagedaenica** *Mart.*, in Brasilien, wendet man den Milchsaft zum Wegbeizen der Warzen und zum Reinigen bösartiger Geschwüre, sowie innerlich als drastisches Purgirmittel gegen Würmer an. **P. rubra** *L.*, indianischer Jasminbaum, in Westindien, ist ein schönes Ziergewächs mit baumartigem Stamm, großen, rothen u. hellrosenrothen, sehr wohlriechenden, zahlreich in Enddoldentrauben geordneten Blüthen. Der ätzend-scharfe Milchsaft wird in der Heimath als drastisches Purgirmittel bei Unterleibsstockungen, Wassersucht, chronischen Hautkrankheiten, Syphilis und andern Kacherien gebraucht und aus den Blüthen ein Syrup bereitet, welcher sehr häufig bei Brustkrankheiten in Anwendung kommt. Man unterhält diese Gewächse bei 12—17 Grad Wärme im Warmhause oder während der Vegetationszeit am besten im Lohbeete. Im Sommer verlangen sie an warmen Tagen viel Luft, feuchte Atmosphäre und reichlich Wasser. Im Winter, besonders wenn sie die Blätter abwerfen, und überhaupt bei trübem, kaltem Wetter begießt man sie wenig.

Plumosit (Federerz, Silberfedererz, haarförmiges Grauspießglanzerz), ein peritomer Antimonglanz oder antimonischer Lamprochalcit, erscheint in haarförmigen, büschelförmig oder filzartig gruppirten Krystallen, daher auseinander- u. untereinanderlaufend zartfaserig, weich, mild, biegsam, dunkel bleigrau, wenig glänzend. Vor dem Löthrohre dekrepitirt er u. schmilzt leicht. Er enthält nach Rose 46,87 Blei, 31,04 Antimon, 19,72 Schwefel, 1,30 Eisen, 0,98 Zink und findet sich auf Gängen bei Wolfsberg und Andreasberg am Harz, bei Freiberg, Bräunsdorf, Schemnitz rc.

Plump, von einem Menschen, bei dem die Masse ein Uebergewicht über die Form u. die freie Beweglichkeit hat. Die Plumpheit hat ihren Grund theils im Mangel an körperlicher Entwickelung, theils in vernachlässigter Erziehung und Ausbildung und kann sich eben sowohl auf eine ganze Individualität, als auf einzelne Theile und Bewegungen beziehen. Im geistigen Leben bezeichnet der Ausdruck die Herrschaft des Grobmateriellen (Unfeinen) über das Geistige und Schöne, z. B. plumper Geschmack, plumper Scherz.

Plumula (lat.), das Blattfederchen, das zwischen den Samenlappen versteckte Keimknöspchen, s. Pflanze.

Plurale tantum (lat.), ein bloß im Plural gebräuchliches Substantivum.

Pluralis (lat.), die Mehrzahlform, s. Numerus.

Pluralis majestaticus (lat.), wenn ein Hochgestellter in der Mehrheitsform von sich redet, z. B. Wir, König von rc.

Plurima vota valent (lat.), die meisten Stimmen gelten.

Plus (lat.), mehr, Ausdruck, welcher anzeigt, daß zu einer Größe noch eine andere hinzugethan werden soll, also Andeutung einer Addition. Das Zeichen dafür ist +. Es wurde, wie das Subtraktionszeichen (—), von Rudolf u. Stiefel in die mathematische Zeichensprache eingeführt. In Rechnungen bedeutet P. das Mehr der Einnahme oder Ausgabe; daher Plusmacherei, die ungesetzliche oder unredliche Vermehrung der Einnahme.

Pluselektricität, s. v. a. positive Elektricität, s. Elektricität.

Plusquamperfectum (lat.), längstvergangene Zeit, Tempus, welches anzeigt, daß eine Handlung einer andern, ebenfalls vergangenen Handlung vorangegangen sey, z. B. ich hatte geschrieben.

Plutarchus, 1) griechischer Schriftsteller der späteren Zeit, geboren um 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, scheint in Athen eine Zeitlang studirt, dabei aber auch die politische Laufbahn betreten und sich dann längere Zeit in Italien, namentlich in Rom aufgehalten zu haben. Trajan verlieh ihm die konsularische Würde und ertheilte allen Behörden Illyriens die Weisung, seinen Anordnungen Folge zu leisten. Von Hadrian aber ward er bereits in vorgerücktem Alter zum Prokurator von Griechenland ernannt. In seiner Vaterstadt verwaltete er das Amt eines Archon. Sein Tod fällt in die ersten Regierungsjahre Hadrians, nach Saxe um 120 n. Chr., nach Corsini um 134 n. Chr. Von den Schriften des P. nennen wir vor allen die unter Trajan niedergeschriebenen, wohl zu Chäronea gesammelten oder herausgegebenen „Biographien" ausgezeichneter Männer Griechenlands und Roms, von denen meist zwei, die eines Griechen und eines Römers, in der Weise mit einander verbunden werden, daß eine vergleichende Betrachtung beider (syncrisis) am Schlusse beigefügt wird. Erhalten sind uns die Biographien des Theseus (mit der an Sossius Senecio gerichteten, das Ganze eröffnenden Dedikation) und Romulus, des Lycurgus u. Numa Pompilius, des Solon und Valerius Publicola, des Themistocles und Camillus, des Pericles und Fabius Maximus, des Alcibiades und Coriolanus, des Timoleon und Paullus Aemilius, des Pelopidas und Marcellus, des Aristides und des ältern Cato, des Philopömen und Flamininus, des Pyrrhus und Marius, des Lysander u. Sulla, des Cimon und Lucullus, des Nicias und Crassus, des Eumenes und Sertorius, des Agesilaus und Pompejus, des Alexander von Macedonien und Cäsar, des Phocion und des jüngern Cato, des Agis und Cleomenes und der beiden Gracchen, des Demosthenes und Cicero, des Demetrius Poliorcetes und des Triumvir Antonius, des Dio und Brutus, wozu noch die gesonderten und für sich ausgearbeiteten Biographien des Artaxerxes Mnemon, des Aratus, des Galba u. des Otho hinzukommen. Andere biographische Schriften sind verloren. Was die Würdigung jener Biographien anlangt, so muß man wohl im Auge behalten, daß P. keine Geschichte, sondern Schilderungen von Charakteren geben wollte. Seine umfassende Belesenheit läßt ihm keinen irgend wie bedeutenden Zug entgehen, und er weiß aus solchen einzelnen Zügen mit hoher Kunst ein Bild zusammenzustellen, welches zwar meist eine panegyrische Färbung hat, aber namentlich für jugendliche Gemüther um so anziehender ist. Wenn aber auch die Biographien im romantischen, die Phantasie anregenden Tone gehalten sind, so spricht sich in ihnen doch überall ein hoher sittlicher Ernst und eine reine Moral, sowie ein milder, menschenfreundlicher Sinn, ein tiefes Gefühl und eine ächt religiöse Gesinnung aus. Der Verfasser ist begeistert für das Alterthum, das er deshalb stets von der edleren Seite auffaßt. Auch ein bedeutender historischer Werth ist diesen Biographien nicht abzusprechen, denn wenn auch ihr Verfasser keine Geschichte schreiben wollte, so war es ihm doch sehr darum zu thun, treu und wahr zu berichten, weshalb er, zwar einem Hauptführer vorzugsweise folgend, immer auch die abweichenden Angaben anderer Quellen erwähnt und bespricht. Hinsichtlich der Sprache befleißigt sich P. des reinen Atticismus, ohne jedoch manche in seiner Zeit schon allgemein herrschende Unregelmäßigkeiten vermeiden zu können. Sein Periodenbau ist etwas schwerfällig, indem zu lang gedehnte Sätze, gehäufte Bilder rc. die leichte Auffassung hindern. Die übrigen, zum Theil philosophischen Schriften Plutarchs werden gewöhnlich als eine besondere Sammlung unter dem Titel „Moralia" zusammengefaßt, sind sehr mannichfaltig nach Inhalt und Darstellung und fassen wohl Manches in sich, was hinsichtlich seiner Aechtheit gerechtem Zweifel unterliegt, wie z. B. die den Anfang der ganzen Sammlung bildende Schrift über die „Kindererziehung", ferner die „Apophthegmata" (Sammlung sinnreicher Einfälle, Denksprüche von Feldherren und Königen), die „Biographien der zehn Redner" die Schrift „Ueber die Lehrmeinungen der Philosophen" u. a. Unter der großen Anzahl von mehr als 70 Abhandlungen und Aufsätzen ungleichen Umfangs finden wir eine Reihe geschichtlich-antiquarischer und literarisch-historischer, wie die „Untersuchungen über einzelne bemerkenswerthe Gebräuche der römischen u. griechischen Welt", die „Vergleichungen aus der griechischen u. römischen Geschichte", welche viele schätzenswerthe Notizen enthalten. Auch die Sammlungen der „Apophthegmata" lassen sich hierher rechnen, weniger die in der Weise sophistischer Reden gehaltenen Abhandlungen „Ueber das Glück der Römer", „Ueber das Glück und Verdienst Alexanders des Großen", sowie die unvollständig uns erhaltene Beantwortung der Frage, „Ob Athens Ruhm im Kriege, oder in den Wissenschaften höher stehe" u. A. m. Bei weitem die Mehrzahl der einzelnen Abhandlungen hat aber einen populär-praktischen Inhalt, so z. B. die Schriften: „Ueber Tugend u. Laster", „Ueber die Beherrschung des Zornes", „Ueber die innere Ruhe", „Ueber Aelternliebe", „Ueber Bruderliebe", „Ueber Liebe zum Reichthum" rc.; ferner die „Trostschriften an Apollonius und an sein eigenes Weib", die „Gesundheitsvorschriften", die „Ehevorschriften", auch das „Gastmahl der sieben Weisen" und die „Tischgespräche", in welchen eine Reihe von Gegenständen der verschiedensten Art in ganz populärem Tone besprochen

werden, u. a.; auch die „Liebeserzählungen" gehören in diese Klasse, sowie mehre Aufsätze politischen Inhalts. Mehr in das Gebiet der Religion und des Kultus schlagen die Schriften ein: „Von der Abnahme u. dem Verschwinden der Orakel", „Ueber Isis und Osiris", „Ueber das Schicksal", „Ueber die oft langsam und spät erst eintretende Strafe der Gottheit" u. a. Von Bedeutung für die Geschichte der alten Philosophie ist die freilich in Absicht auf ihre Aechtheit sehr zweifelhafte Schrift „De placitis philosophorum". Wichtiger als einige in die Naturphilosophie hinüberstreifende Schriften sind die „Untersuchungen über Plato" und die Schrift „Ueber die Bildung der Weltseele im platonischen Timäus". Auch die Schrift „Ueber das Dämonium des Socrates" behandelt einen verwandten Gegenstand. Andere Aufsätze sind gegen die Stoiker u. Epikureer gerichtet. Von Interesse, weil fast die einzige dieses Inhalts aus dem Alterthum, ist endlich die Schrift „De musica". Auf wissenschaftliche Tiefe und Orginalität machen alle diese Schriften keinen Anspruch. Sie sind in populärem Tone gehalten, und ihr Vortrag ist wohl anziehend und geistreich, aber auch oft weitschweifig und breit, einmal mit Bildern od. mit gelehrten Notizen und Citaten überladen, dann wieder ins Triviale u. Alltägliche verfallend und auf Gemeinplätzen sich bewegend; dazu leiden diese Schriften nicht minder als die Biographien an schwerfälligem Satzbau und Verdorbenheit des Textes. Was die philosophische Richtung des P. anlangt, so ist er ein Eklektiker, aber mit einer gewissen Vorliebe für die ältere Akademie; er bestreitet Epikurs u. Zeno's Lehren und neigt sich mitunter selbst der neueren Akademie zu, ohne indeß, wie sie, die Skepsis auf das Gebiet des praktischen Lebens oder auf das des religiösen Glaubens überzutragen. Mittelpunkt und Hauptsache ist ihm die Ethik in Verbindung mit den Fragen über die Endursachen aller Dinge, und eine Folge dieser seiner sittlich-religiösen Richtung ist seine innige Ueberzeugung von dem Walten der Vorsehung. In der Lehre von der Materie als dem Grunde des Bösen und in anderen verwandten Punkten neigt er sich platonischen Ansichten zu; auch zeigen sich bei ihm hier und da Spuren pythagoräischer Ansichten, sowie auch hin und wieder bei ihm eine gewisse Hinneigung zu orientalischen Anschauungsweisen durchschimmert. In diesem Sinne sucht er die alten Mythen und Kulte zu deuten, ohne jedoch das Gebiet des von ihm selbst bekämpften Aberglaubens immer ganz zu vermeiden. Bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. Jahrhundert wurden einzelne Biographien und Aufsätze zuerst in lateinischen Uebersetzungen in Italien bekannt; die erste Sammlung dieser von Mehren (Philelphus, Tortelli, Varinus u. A.) ins Lateinische übersetzten Biographien veranstaltete J. A. Campanus (Rom 1470, 1473, Venedig 1478 u. ö.). Die erste Ausgabe des griechischen Textes der Biographien erschien zu Florenz 1517 (abgedruckt Venedig 1519). Die „Moralia" erschienen zu Venedig 1509, zu Basel 1542, 1574; die Biographien zu Basel 1530, 1560, Alles in inkorrekter Gestalt. Namhaft verbessert ist der Text in der ersten Gesammtausgabe der Werke Plutarchs von H. Stephanus (Genf 1573, 13 Bde.). Neuere Gesammtausgaben Plutarchs sind die von Reiske (Leipzig 1774—82, 12 Bde.) u. Hutten (Tübingen 1791—1805, 14 Bde.). Eine Revision des Textes der „Vitae" gab Coraes, (Paris 1809—15, 6 Bde.); an sie schließen sich die von Schäfer besorgten Ausgaben an (Leipz. 1812 ff., 9 Bde., 1820 ff., 9 Bde., 1825—30, 6 Bde.). Den korrektesten Text bieten die Ausgaben von Sintenis (Leipz. 1839—47, 4 Bde., Handausgabe das. 1853, 2 Bde.) und Döhner (Paris 1846 bis 1848, 2 Bde.) dar. Eine Auswahl gab Sintenis (Leipz. 1848—51, 3 Bde.). Für die „Moralia" brach D. Wyttenbach eine neue Bahn durch seine Ausgabe (Oxford 1795—1800, 6 Bde., auch 12 Bde., Leipzig 1796 ff.), wozu später „Animadversiones in Plutarchi Moralia" (Oxf. 1810—21, 2 Bde. in 3 Thln.; verbesserter Abdruck von Schäfer, Leipzig 1821, 2 Bde.) und ein „Index Graecitatis" (Oxf. 1836, 2 Bde.; abgedr. Leipzig 1835) kamen. Eine neuere Textrecension gab Dübner (Paris 1839—42, 2 Bde.). Von besonderen Ausgaben einzelner Schriften sind zu erwähnen: „De placitis philosophorum" von Beck (Leipz. 1787), „De sera numinis vindicta" von D. Wyttenbach (Leyden 1772), „Consolatio ad Apollonium" von Usteri (Zürich 1830), „Opera moralia selecta" von Winckelmann (das. 1836). Die Schrift „De Iside et Osiri" ward am besten von Parthey (Berlin 1850), die „De fluviis" von Hercher (das. 1851) herausgegeben. Bearbeitungen einzelner Biographien lieferten Bähr, Held, Salomon, Sintenis, Gottschick, Vögelin, Schömann, Franer, Westermann und Ekker. Die moralischen Schriften sind von Kaltwasser (Frankf. 1783—1800, 9 Bde.) und von Bähr (Stuttgart 1828 f.), die „Biographien" von Schirach (Berl. 1776—80, 8 Bde.), Kaltwasser (Magdeburg 1799 bis 1806, 10 Bde.) und Klaiber (Stuttg. 1827 f.) übersetzt worden.

2) P., neuplatonischer Philosoph, lehrte um 420 n. Chr. zu Athen den Neuplatonismus im schwärmerisch-phantastischen Geiste des Jamblichus u. soll nach Suidas Vieles geschrieben haben, wovon aber nichts auf uns gekommen ist.

Pluteus (Pluteum), bei den Römern Schutzdach von Bretern, welches bei Belagerungen gebraucht zu werden pflegte, um die Belagerer bei ihrer Arbeit vor den Geschossen der Feinde zu sichern; bei Gebäuden die Zwischenwand zwischen zwei Säulen, die Brustlehne, das Geländer.

Pluto, Gott der Unterwelt, Sohn des Kronos und der Rhea, Bruder des Zeus, ward bei den Griechen gewöhnlich H a d e s, später erst P l u t o n, bei den Römern auch Orcus, Jupiter infernus, Jupiter Stygius, Dis, Summanus genannt. Gleich den übrigen Kindern der Rhea verschlang ihn Kronos, aber durch das Brechmittel der Metis gezwungen, mußte er ihn wieder von sich geben. Nach des Kronos Sturz theilte er sich mit Zeus und Poseidon in dessen Reich und erhielt durch das Loos die Unterwelt, die er fortan als König beherrschte. Als der unterirdische Zeus sitzt er auf einem Throne. Er ist der Unerbittliche und Unversöhnliche und als Derjenige, welcher die Sterblichen durch den Tod in sein Reich hinabzieht, Göttern u. Menschen verhaßt. Seine

Wohnung ist öde und schauervoll; vor seinem Palaste liegt der furchtbare Cerberus. Er fährt auf einem Wagen, der von den 4 schwarzen Rossen gezogen wird. Wenn er nach einer orphischen Hymne als Zeus der Unterwelt die Schlüssel der Erde in der Hand hält und das Jahr mit Früchten segnet, so ist er hiernach Urheber der Fruchtbarkeit, in sofern nämlich jeglicher Same eine Zeit lang unter der Erde liegen muß, um sich zur künftigen Pflanze entwickeln zu können. Einst ward er von Hercules am Eingange zum Schattenreiche durch einen Pfeil in der Schulter verwundet, aber von Päon im Olymp wieder geheilt. Auch kämpfte derselbe Heros mit ihm, um die Alcestis der Unterwelt zu entreißen. Im Kampfe des Zeus mit den Titanen focht auch P. mit und erhielt von den Cyklopen den unsichtbar machenden Helm. Auch gegen die Giganten stand er dem Bruder bei und lieh seinen wunderbaren Helm dem Hermes. Bei den ältern Dichtern treibt er selbst mit seinem Stabe die Schatten in die Unterwelt hinab; aber schon bei Homer erscheint er in dieser Beziehung mehr in königlicher Würde; Hermes ist hier sein Herold und verrichtet jenes Geschäft für ihn. P.'s Gemahlin ist Proserpina, welche er einst, als sie auf einer Wiese bei Eleusis Blumen pflückte, raubte und auf seiner Quadriga durch die Höhle der Atthis in sein Reich führte. Mit ihr auf dem unterweltlichen Throne sitzend, straft er die Gottlosen, indem er die Erinnyen gegen sie aussendet, und entscheidet über jede bekannte und verborgene böse That. Als König der Unterwelt ist er von einem Hofstaat umgeben, zu welchem auch die drei Richter Aeacus, Minos und Rhadamanthus, sowie der Fährmann Charon und die Erinnyen gehören. P.'s Verehrung war bei den Griechen u. Römern weit verbreitet; insbesondere hatte er uralte Tempel zu Coronea in Böotien und zu Pylus in Messenien, einen heiligen Hain aber bei Nysa. In Rom hatte er einen Tempel in der achten Region unter dem Namen Vejovis und als Dis pater noch einen in der elften Region. Heilig waren ihm die Cypresse, der Buchsbaum, die Narcisse u. die Pflanze Adiantum. Von uralter Zeit her war in Latium die Zahl 2 dem P. heilig; deshalb hielten sie die Pythagoräer für eine unglückliche Zahl, u. die Römer weiheten aus demselben Grunde den 2. Monat, den Februar, dem P. und bestimmten den 2. Tag dieses Monats namentlich zu seinen Opfern. Abgebildet wird P. als ein Mann mit dickem Barte und finsterer Miene; öfters trägt er auf dem Haupte den ihm von den Cyklopen geschenkten unsichtbar machenden Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von der Pflanze Adiantum oder von Narcissen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruhet der Höllenhund Cerberus. Er sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf einem mit den oben genannten Rossen bespannten Wagen. Wenn er statt der Krone mit einem Scheffel auf dem Haupte abgebildet ist, so ist dies eine ägyptische Vorstellung u. von der Abbildung des Serapis, der gewöhnlich einen Scheffel od. einen Fruchtkorb auf dem Haupte trägt, hergenommen.

Plutonische Periode (Plutonische Zeit), der Zeitraum der Urgeschichte der Erde, innerhalb dessen das Empordringen der ältesten Eruptivgesteine (plutonischen Gesteine) Statt gefunden hat. Sie beginnt mit den Durchbrechungen der frühest gebildeten Erdrinde durch die granitischen Gesteine und reicht durch die Perioden der Sedimentgebilde bis zu den letzten Ausbrüchen der Grünsteine während oder sogleich nach der Kreideperiode, mit welchem Zeitpunkte die bis in die Gegenwart reichende vulkanische Periode ihren Anfang nimmt. Der Ausdruck plutonisch soll ganz allgemein nur das von unten Emporgedrungene bezeichnen, während vulkanische Gebilde diejenigen sind, deren Eruption an eine bestimmte Stelle (Krater) gewiesen ist. Unter plutonischen Gesteinen werden daher gewöhnlich nur die granitischen Gesteine, die Grünsteine und die Porphyre verstanden, also die Urgebirge Werners und die Urgebilde oder Primitivgesteine Anderer. Diese plutonischen Gesteine sind durch die fort und fort die Erdrinde verdickenden Schichten der krystallinischen Schiefergesteine und der Sedimentgebilde überall ohne Krater und ohne begleitende Lavaströme aufgestiegen. Ein Mittelglied zwischen plutonischen und ächt vulkanischen Gebilden scheinen die sogenannten erloschenen Vulkane mancher Gegenden darzustellen. Petrographisch charakterisiren sich namentlich die älteren plutonischen Gesteine dadurch, daß sie (Granite und Quarzporphyre) Verbindungen von Silikaten (Felsit, Phengitglimmer, Hornblende 2c.) mit Quarz sind. Insgesammt aber unterscheiden sich die plutonischen Gesteine von den vulkanischen durch den Mangel an Augit. Sie erscheinen überall massiv in Massivs, Lagern, Stöcken, Keilen, Gängen 2c., nie geschichtet, höchstens in plattenförmiger Absonderung. Die Struktur ist immer eine krystallinische oder porphyrartige, und namentlich die alten plutonischen Gesteine werden nie von blasigen oder verglasten Gesteinen oder von Tuffbildungen (plutonisch-neptunischen oder amphoteren Bildungen) begleitet, während Wacken und Mandelsteine fast regelmäßige Begleiter der quarzfreien neueren plutonischen Gesteine sind. Diese lassen auch meist mehr oder weniger starke Hitzeinwirkungen auf das Nebengestein wahrnehmen, welche bei jenen gänzlich fehlen. Die plutonischen Gesteine enthalten, wie die vulkanischen, keine Spuren organischen Lebens, weshalb sie Murchison azoische oder prozoische, Phillips hypozoische, Glocker petrefaktenleere Gesteine nennen. Nur in den Tuffen u. Wacken, bei deren Bildung die Gewässer mitgewirkt haben, finden sich hie und da die Petrefakten der zerstörten benachbarten Sedimentgesteine erhalten.

Plutonisches Gebirg, die Gesammtheit der plutonischen Gesteine.

Plutonismus, s. Geologie.

Plutus, der Reichthum, personificirt als Gott des Reichthums, Sohn des Jasion und der Demeter, Bruder des Philomelus, war anfangs sehend, ward aber, weil er mit seinen Gaben nur die Guten beglückte, von Zeus geblendet, damit er fortan nicht bloß zu den gerechten, weisen und bescheidenen Menschen gehen, sondern blind seine

Gaben Jedermann zu Theil werden lassen sollte. Er war schwach, unvermögend und hinkend, wenn er zu Jemandem kommen wollte; aber schnellfüßig und auf leichten Fittigen eilte er von dannen, wenn er Jemanden verlassen sollte. Dargestellt ward er als Knabe mit einem Füllhorn.

Pluviale (lat.), Regenmantel; im katholischen Kirchenwesen großes Meßgewand der Priester, welches den ganzen Leib bedeckt und vorn durch 2 Haken geschlossen wird.

Pluviometer (Hyetometer), s. v. a. Regenmesser.

Pluviose (franz.), Regenmonat, der 6. Monat im französischen republikanischen Kalender, vom 20. Januar bis 18. Februar; s. Jahr.

Pluvius (lat.), Regenspender, römischer Beiname des Jupiter.

Plymouth, 1) Seestadt u. Festung in der englischen Grafschaft Devon, am Kanal, zwischen dem Plym und dem Tamar, da, wo beide sich in eine von hohen Kalkfelsen umgebene große Bai (P.-Hafen, P.-Sound) ergießen, welche die befestigte Insel St. Nicolas enthält, eigentlich einen befestigten Felsen. P., eine der bedeutendsten Seestädte des britischen Reichs, besteht aus 3 vor nicht gar langer Zeit noch von einander getrennten, jetzt aber durch Anbau mit einander vereinigten Städten, nämlich aus der eigentlichen Stadt P., Devonport (bis 1824 plymouther Dock genannt) u. Stonehouse. Die eigentliche Stadt, mit mehr als 40,000 Einw., ist eng u. unregelmäßig gebaut u. schlecht gepflastert. Devonport, mit fast 40,000 Einw., einem königl. Seehospital, den Schiffswerften, dem schönen Seearsenal u. nicht unbedeutendem Handel, entstand erst seit 1760, übertrifft aber gegenwärtig die eigentliche Stadt weit an Zierlichkeit der Häuser und Straßen. Besonders schön ist die große Verbindungsstraße zwischen Devonport und P. Stonehouse, eigentlich ein schönes Dorf zwischen P. und Devonport, enthält die Kaserne für 6000 Seesoldaten. Dazu kommen noch Sutton-Pool und die neue St. Moricetown. Im Ganzen hat P. 102,380 Einwohner. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das Royal-Hotel, das fast ganz aus Eisen erbaute Theater, das 1818 nach dem Muster des Parthenons erbaute Athenäum, eine Art Universität, wo, mit Ausnahme der Theologie, alle Wissenschaften gelehrt werden, das Lyceum, das Stadthaus, das große, ganz aus Granit aufgebaute Seehospital, die beiden großen Kasernen, das Arsenal der königlichen Marine mit Docks u. Werften, auf welchen stets 4000 Arbeiter mit dem Bau von Kriegsschiffen beschäftigt sind, die Börse, die neue Halle, mehre Hospitäler, Arbeitshäuser, die Industrieschule, Schifffahrtsschule, die kaufmännischen Magazine, die Sternwarte, das Werkhaus, Zollhaus, Gefängniß, zahlreiche Kirchen für Independenten, Baptisten, Methodisten, Unitarier, Katholiken, Anglikaner, eine Synagoge rc. P. ist vor Allem wichtig als Kriegshafen, in welchem fortwährend ein Theil der englischen Kriegsflotte liegt und durch die damit verbundenen ungeheuren Anstalten zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe, wie Docks, Werften, Schmieden, Maschinenbauanstalten, Seilereien, Magazine und Arsenale. Die Stadt mit allen diesen Anstalten wird durch verschiedene starke Festungswerke vertheidigt, namentlich durch mehre Batterien u. ein Kastell, welches unter Karl II. 1670 erbaut wurde. Der große Hafen, in welchem 100 Schiffe in einer Reihe ankern können, ist in mehre Abtheilungen (Catwater und Hamoaze) geschieden und durch die Berge, welche die Stadt umgeben, vollständig gegen Stürme und durch einen Molo (Breakwater, Wellenbrecher) von 4600 Fuß Länge, einer durchschnittlichen Höhe von 60 Fuß, am Grunde einer Breite von 300 Fuß und an der Dammkrone einer Breite von 36 Fuß gegen die vom Meere her furchtbar andringenden Wogen geschützt. Letzteres Werk wurde 1812—20 mit einem Kostenaufwand von mehr als 9 Millionen Thalern ausgeführt. Bei den Einfahrten im Molo befinden sich zwei Leuchtthürme. Das Trinkwasser erhält P. durch eine Wasserleitung. Auch hat die Stadt ausgedehnte Seebäder. Mit London, Exeter rc. steht P. durch die Südwestbahn in Verbindung. Der Fabrik- und Handelsverkehr ist verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend. Am lebhaftesten ist letzterer mit Nordamerika und dem baltischen Meer (Getreide, Wein, Holz, Kohlen), sowie mit Westindien. Die Küstenfahrt ist bedeutend. Seit dem 15. Dec. 1850 gehen die londoner Brieffelleisen nach Sierra-Leone, dem Kap der guten Hoffnung und Australien monatlich von P. durch die Dampfschiffe der General-Scraw-Steam-Shipping-Company, und ebenso expedirt von P. aus eine neue Dampfschifffahrtsgesellschaft (Eastern-Steam-Navigation-Company) am 5. jedes Monats nach Alexandria und von Suez nach Kalkutta, Singapore und China. P. hieß bei den Angelsachsen Tamerworth u. war schon unter Heinrich II. ein Fischerflecken, welcher der Abtei Plympton gehörte. Unter Eduard III. wurde die Stadt von den Franzosen in Brand gesteckt, die unter Heinrich IV. wiederkehrten und abermals 600 Häuser verbrannten, ohne daß ein ernstlicher Widerstand geleistet werden konnte. Im Jahre 1577 trat Franz Drake von hier aus seine Reise um die Welt an. In den Jahren 1579 und 1581 wüthete die Pest hier; Karl I. belagerte die Stadt 1625 mit 120 Segeln und 6000 Mann 14 Tage lang ohne Erfolg; 1626 raffte die Pest abermals 2000 Menschen weg. Während der bürgerlichen Kriege wurde die Stadt mehre Monate lang von den Königlichgesinnten eingeschlossen. Trotz dieser Widerwärtigkeiten hob sie sich, durch ihre treffliche Lage begünstigt, dennoch fort und fort. Hier am 26. Aug. 1652 Seeschlacht zwischen der holländischen Flotte unter Ruyter und der englischen unter Ayscul. Dieser wurde nach dem Hafen und hinter die Werke von P. gejagt, u. der Kanal war somit frei für die holländische Schifffahrt. Die Citadelle von P. wurde 1670 unter Karl II. gebaut, welcher seinen natürlichen Sohn Charles Fitz Charles zum Grafen von P. ernannte.

2) P., Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staat Massachusetts, an der Bai von Cape-Cod, hat 4 Kirchen, eine Bank, Eisenhämmer, Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Salzschlämmereien, Nagelschmieden, Ankerschmiede, Schifffahrt, Stockfischfang, ansehnlichen Seehandel und 1820:

4350, 1850: 6024 Einwohner. P. ist die erste europäische Kolonie, welche 1620 die aus Yorkshire vertriebenen und hier gelandeten Independenten gründeten. Zum Andenken daran wurde hier die Pilgrim-Hall erbaut.

Plynlymmongestein, silurische Schiefergesteine, welche, am Plynlymmonberge im Flußgebiet des Severn besonders entwickelt, das oberste Glied des sogenannten Killas, der untersten Abtheilung der silurischen Gebilde, ausmachen.

P. M. (p. m.), Abkürzung für: **pro memoria** (zur Erinnerung); **piae memoriae** (seligen Andenkens); **pondus medicinale** (Medicinalgewicht); **pagina mea, pag. mihi** (auf meiner Blattseite, d. h. auf der Blattseite der Ausgabe eines Kontobuchs); **pro mense** (auf den Monat); **pro, per, pour mille** (für Tausend).

Pneuma (gr.), Gegensatz des grob Körperlichen; Hauch, Luft, ätherischer Stoff; Athem, Lebenshauch, Leben; im reinen Gegensatz von Körper, s. v. a. Seele, Geist (P. hagion, der heil. Geist); in der Rhetorik Periode, die so lang ist, daß sie möglicher Weise noch in einem Athem gesprochen werden kann.

Pneumacität, die Eigenschaft der Vögel, daß sie in ihre markleeren Knochen Luft aufnehmen können. Vgl. Vögel.

Pneumatik, die Lehre von der Bewegung elastisch- od. expansibel-flüssiger Körper, s. Aërodynamik.

Pneumatiker (pneumatische Schule), alte, im 1. Jahrhundert n. Chr. entstandene medicinische Schule, welche eine Art von Luftgeist als Triebfeder im lebenden, gesunden oder kranken menschlichen Körper annahm. Hauptvertreter oder Stifter derselben war Athenäus aus Attalia. Vgl. Osterhausen, Historia sectae medicorum pneumaticorum, Altona 1792.

Pneumatisch (v. Gr.), das Athmen betreffend, daher pneumatische Organe, die Respirationsorgane; auch auf Gase und auf die Seele sich beziehend.

Pneumatisches Bett, s. v. a. Luftbett.

Pneumatismus (Spiritualismus, v. Gr.), die dogmatische Annahme, daß nur unkörperliche, denkende Substanzen existiren und die Materie nur Erscheinung oder Schein sey. Die Anhänger dieser Lehre heißen Pneumatisten.

Pneumatologie (v. Gr.), überhaupt Lehre von dem Geiste; in der älteren Metaphysik, z. B. der wolfschen Schule, gleichbedeutend mit Psychologie; in der theologischen Dogmatik die Engel- und Dämonenlehre (Angelo- und Dämonologie).

Pneumatomachie (v. Gr.), Verleugnung des heil. Geistes als besonderer Person in der göttlichen Dreieinigkeit; Sünde wider den heiligen Geist.

Pneumonica (sc. remedia, lat., v. Gr.), Mittel gegen Lungenkrankheiten besonders zur Beförderung des Auswurfs.

Pneumonitis (gr.), Lungenentzündung.

Pnoumonocele (v. Gr.), Lungenbruch.

Pneumonometer (v. Gr.), Lungenmesser, Vorrichtung, um die Athmungsfähigkeit der Lungen zu bestimmen.

Pneumonorrhagie (v. Gr.), Lungenblutfluß, Bluthusten.

Pneumothorax (gr.), Ansammlung von Luft in der Brusthöhle, eine weniger an und für sich, als durch das sie verursachende Leiden, in den meisten Fällen Tuberkulose, gefährliche Krankheit.

Pnyx, Platz oder eigentlich Hügel in Athen, nördlich vom Museum und südwestlich vom Ceramicus, Versammlungsplatz des Volkes; s. Athen (das alte).

Po (bei den Alten Eridanus, auch Padus), der größte Fluß in Italien und einer der wenigen Ströme Europa's, welche nach Osten fließen, entspringt im Königreich Sardinien, Intendanz Coni, am östlichen Abfalle des Monte Viso in den cottischen Alpen, aus einer Quelle, die Visenda heißt, in einer Höhe von 6000 F., bei dem Dorfe Pian del Re, auf der Grenze von Piemont und Frankreich, wird schon oberhalb Turin schiffbar und durchfließt Piemont, das lombardisch-venetianische Königreich, wo er auf einer Strecke von 41 Meilen die Grenze gegen die sardinischen Staaten, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet, fließt anfangs von Südwesten nach Nordosten, dann nördlich, wendet sich dann östlich und behält diese Richtung im Allgemeinen bis zu seinem Einfluß in das adriatische Meer durch mehre Mündungen. Nachdem sich nämlich der Po di Volano, das alte Flußbett des Po, von ihm getrennt hat, theilt sich der Hauptfluß bei Ariano, an der Grenze von Ferrara und Polesina, wieder in 2 Arme, Po di Goro und Po di Maestro oder Po Grande. Der erstere, südliche, hat 5 Mündungen, di Goro, della Tolle, della Cammello, della Donzella und della Gnocca; der zweite, nördliche (Hauptarm) hat 4 Mündungen, della Maestra, di Portoviro, della Scoetta und di Levante, von denen einige wieder sich theilen, so daß nur die Mündungen della Maestra, di Goro und della Gnocca den Schiffen zugänglich sind. Die Nebenflüsse des Po sind ungemein zahlreich und zum Theil schiffbar; die wichtigsten sind: links in Sardinien: Clusone, Sangone, Dora Ripera, Stura, Orco, Dora Baltea, Sesia, Ticino; in der Lombardei: Olona, Adda, Oglio, Mincio; in Venedig: Bianco; rechts in Sardinien: Vraita, Grana, Tanaro, Scrivia, Curone, Staffora; in Parma: Trebbia, Nura, Taro, Parma; in Modena: Crostolo, Secchio; in Ferrara: Panaro. Die vorzüglichsten Städte, die er berührt, sind: Turin, Casale, Piacenza, Cremona und Guastalla. In seiner Länge von 150 Stunden ist er 140, von Stafarda an, schiffbar und von Placencia an in Dünen von 10 Mètres Höhe eingeschlossen, die man den Etruskern zuschreibt. Er trägt Lasten bis zu 2300 Ctnr. und wird auch mit Dampfbooten befahren. Der Verkehr auf ihm ist sehr lebhaft und hat durch die von Oesterreich neuerlich mit Modena, Parma und dem Kirchenstaat in Betreff freier Schifffahrt getroffene Uebereinkunft an Ausdehnung sehr gewonnen. Da er viel Sand mitführt, so ist sein Wasser trübe. In seinem unteren Lauf richtet er trotz der ihn einengenden kostbaren Dämme durch Ueberschwemmungen großen Schaden an, da das umliegende Land flach ist und das Bett des Flusses sich fort und fort erhöht. Der Kanal Gran Naviglio verbindet ihn in gerader Linie mit dem Ticinoflusse. Er ist im Verhältniß zu seinem kurzen Laufe sehr wasserreich

und fließt meist sehr schnell. Das Pogebiet umfaßt einen Flächenraum von 1468 □Meilen.

Poa (Rispengras, Viehgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, meist ausdauernde Gräser in allen Welttheilen, worunter mehre als Wiesen- und Futtergräser Gegenstand der ökonomischen Botanik sind. **P. alpina** *L.*, Alpenrispengras, mit 1 Fuß hohen Halmen, auf den Alpen und Voralpen in Oesterreich und in der Schweiz, ausdauernd, ist jung ein vortreffliches Schaffutter; **P. annua** *L.*, jähriges Rispengras, treibt mehre vereinigte, oft 2 F. hohe Halme, auf Wiesen und an Wegen in ganz Deutschland, einjährig, wird vor und während der Blüthe vom Vieh sehr gern gefressen; **P. bulbosa** *L.*, zwiebeltragendes Rispengras, am Grunde der 1 F. hohen Halme mit Zwiebeln, ausdauernd, auf sandigen, sonnigen Plätzen, ist jung ein gutes Schaffutter; **P. nemoralis** *L.*, Hainrispengras, treibt mehre, dicht vereinigte, an 2 F. hohe dünne Halme, in Laubwäldern, in ganz Deutschland, wird vor und während der Blüthe vom Vieh sehr gern gefressen; **P. pratensis** *L.*, **P. glabra** *Ehrh.*, **P. angustifolia** *Poll.*, Wiesenrispengras, glattes Viehgras, Wiesenviehgras, großes Viehgras, eines der vorzüglichsten Futtergräser Mitteleuropa's, mit kriechender, Ausläufer treibender Wurzel mit breitern und schmälern Wurzelblättern variirend, ausdauernd, auf Wiesen, Triften und an Ackerrainen durch ganz Mitteleuropa, bildet auf kräftigem, feuchtem, warmem Boden einen dichten Rasen und leidet selbst bei großer Trockenheit nicht, weshalb es ein gutes Untergras ist, das zwar nicht viel, aber kräftiges Futter abwirft; **P. trivialis** *L.*, **P. dubia** *Leers*, **P. scabra** *Ehrh.*, gemeines Rispengras, mit 1—3 F. hohem Halm, auf Wiesen, Grasplätzen, Rainen, besonders an niedern, feuchten Stellen durch ganz Mitteleuropa, eignet sich besonders für feuchte, thonige, sowie zur Aussaat auf neuanzulegende Wiesen.

Poatello di Primaro (P. di Marara, P. del Traghetto), Kanal im Kirchenstaat, Legation Ferrara, ist bei Ferrara aus dem Po di Volano abgeleitet, gegen Süden gerichtet und bei Traghetto mit dem Reno verbunden, worauf er den Namen Po di Primaro erhält und als solcher in das adriatische Meer fließt.

P. occ. (franz.), Abkürzung von par occasion (durch Gelegenheit), auf Briefen.

Poccetta (ital.), kleine Geige, die man in der Tasche tragen kann und der sich gewöhnlich die Tanzmeister beim Unterricht bedienen. Sie bildet die Oktave der Violine und hat die nämliche Tabulatur.

Pocci, Franz, Graf von, trefflicher Zeichner, Dichter und Musiker, ward den 7. März 1807 zu München geboren, Sohn des Grafen Fabricius P., welcher, einem alten röm. Patriciergeschlecht entstammend, 1781 als Edelknabe an den Hof des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz kam und als bayerischer Generallieutenant und Obersthofmeister der Königin Therese von Bayern den 1. Februar 1844 zu München starb. Franz P. besuchte das Lyceum zu München, widmete sich dann zu Landshut und München von 1825—28 juristischen und administrativen Studien, ward aber durch das Beispiel seiner Mutter, der Gräfin Franciska Xaverie, geb. Freiin von Posch (geb. zu Dresden 1776, † den 11. März 1849), welche mit Erfolg Radirkunst und Malerei trieb, frühzeitig für die Zeichenkunst gewonnen. Beweise seines glücklichen Talents lieferte er zuerst durch seine „Sangweisen mit Randzeichnungen", deren nach und nach mehre erschienen, wie: „Blumenlieder für Knaben und Mädchen", „Sechs altdeutsche Minnelieder als Frühlingsgruß" (1836), „Bildertöne fürs Klavier" (1835), Volkslieder und A. im „Festkalender in Bildern und Liedern, geistlich und weltlich", den P., Guido Görres u. A. seit 1834 in München heftweise herausgaben. Bereits 1830 zum Ceremonienmeister ernannt, hatte er Muße genug, seiner Neigung zu folgen. Auch begleitete er den König Ludwig und den damaligen Kronprinzen Maximilian auf mehrmaligen Reisen nach Italien. Seit 1847 ist er als Hofmusikintendant thätig. Außer mehren kleinen Singspielen für Privattheater komponirte er eine Oper, „Der Alchymist", außerdem Sonaten, Gesangstücke 2c. Am bekanntesten ist er aber durch seine literarisch-artistischen Produkte für die Kinderwelt, von welchen folgende hervorzuheben sind: „Legende von St. Hubertus" (1840); „Blaubart" (1845); „Ein Büchlein für Kinder" (Schaffh. 1843); „Studentenlieder" (Landsh. 1845); „Geschichten und Lieder in Bildern" (3 Bde., Münch. 1840—45); „Schattenspiel" (das. 1847); „Der Osterhas" (Nördl. 1850); „Dramatische Spiele für Kinder" (München 1850); „Allerneuestes Spruchbüchlein" (das. 1851); „Lustiges Bilderbuch" (das. 1852); „Alte und neue Kinderlieder" (Leipz. 1852); „Die Nacht im Walde" (Münch. 1852); „Frühlingslaube für gute Kinder" (3. Aufl., Frankf. 1853); „Was du willst" (Münch. 1854) u. a. Seine „Dichtungen" gab er gesammelt (Schaffh. 1843) heraus. Auch lieferte er Radirungen zu Grimms „Deutschen Volksmärchen" und Schreibers „Märchen", Illustrationen zu Kobells „Schnadahüpfln", Andersens „Tales from Denmark", Gülls „Kinderheimath" 2c. Seine Zeichnungen sind durch den reinsten kindlichen Ausdruck charakterisirt.

Pocherz (Wascherz), geringhaltiges Erz, das vor dem Schmelzen erst durch Pochen und Waschen von der meisten Unart geschieden werden muß.

Pochkäfer (Nage- oder Pochbohrkäfer, **Anobium** *Fabr.*, **Ptinus** *L.*), Käfergattung aus der Familie der Sägehörner (Serricornia), charakterisirt durch die fadenförmigen Fühler, woran die drei letzten Glieder lang sind, den länglichen, cylinderischen Leib u. den breiten quergehenden, breit gerandeten Brustschild. Die augenlosen Larven fressen im frischen und trocknen Holze, besonders im Laubholze. Der Klopfkäfer (Todtenuhr, Starrkopf, **A. pertinax** *L.*, **A. striatum** *Fabr.*, **Ptinus pertinax** *L.*), mit punktirt-gestreiften, dunkel-schwarzbraunen Flügeldecken, $2\frac{1}{4}$ Linien lang, ist häufig in alten Weiden u. in hölzernen Geräthen, welche er oft ganz in Wurmmehl verwandelt. Das Männchen bringt durch heftiges Klopfen mit dem Kopfe, wobei es sich auf die 4 hintern Beine stellt, einen den Taschenuhrschlägen ähnlichen Ton hervor, welchen das Weibchen beantwortet, wie man

leicht im Frühjahr beobachten kann, wenn man einige in eine Holzschachtel mit gläsernem Deckel setzt. Der Aberglaube hält dieses Klopfen für die Ankündigung eines im Hause bevorstehenden Todesfalls. Starrkopf heißt der Käfer, weil er bei der leisesten Berührung die Beine anzieht, sich todt stellt und sich nicht rührt, wenn man ihn auch anspießt. Der Werkholznagekäfer (A. striatum *Oliv.*, A. pertinax *Fabr.*, Bretersbohrer) ist dem vorigen sehr ähnlich, aber meist nur halb so groß und findet sich vom Frühling bis zum Herbst häufig in Häusern, wo er der Urheber der vielen kleinen Löcher in alten Geräthen, Möbeln 2c. ist. Der buntwürflige Nagekäfer (A. tesselatum *Fabr.*, Ptinus pulsator *L.*), mit unregelmäßig punktirten dunkelbraunen Flügeldecken, mit gelblichen Haarflecken, 3 Linien lang, die größte deutsche Art, findet sich häufig in Laubholz, vorzüglich in Eichen, auch in Nutzholz und Geräthschaften, welche er oft ganz in Staubmehl verwandelt. Ueber den ebenfalls hierher gehörigen Brodkäfer s. d.

Pochmann, Traugott Leberecht, Geschichts- und Bildnißmaler, 1762 zu Dresden geboren, Schüler Graffs und Casanova's, ward 1796 Pensionär und später Professor der Akademie zu Dresden, † daselbst 1830. Von den frühern Bildern des Künstlers rühmt man besonders die drei Grazien, denen Amor die Gewänder raubt. In Rom malte er 1804 eine lebensgroße Sappho, der Amor ein Gedicht einflüstert, dann einen lebensgroßen Narciß, an der Quelle liegend, und Venus und Amor. Von seinen profangeschichtlichen Bildern ist seine Cleopatra, von den biblischen Darstellungen die von Abraham verstoßene Hagar zu nennen. Besonders gepriesen wurde sein Johannes auf Patmos (1819). Ausgezeichnet ist P. hinsichtlich der Zeichnung und der Wahrheit der Färbung, sowie durch Einfachheit und Klarheit der Komposition.

Pochwerk, bergmännisches Betriebswerk, wodurch die Erze zerkleinert werden, um sie leichter schmelzbar zu machen, oder auch um sie durch das Zerpochen in klare Stücke von den erdigen Bestandtheilen besser trennen und sie somit reiner herstellen zu können. Seiner Einrichtung nach gleicht das P. einer Oelstampfmühle. Die Pochwelle, eine Daumenwelle, hebt die Pochstempel, die Stampfen, in die Höhe, welche dann durch die Wucht des Niederfallens das Erz in dem Pochtrog, einem trogähnlichen Behältniß von Stein oder Eisen, klar stoßen. Je nach der Größe der zu zerstampfenden Erzbrocken muß der Pochhub, die Höhe, aus welcher die Pochstempel niederfallen, verschieden seyn. Die Stempel sind unten mit dem Locheisen, einem 50—100 Pfund schweren Gußeisenstück, besetzt. Beim Pochen der Zinnerze wird statt des Pocheisens ein fester Stein an dem Stempel befestigt, da das Klarpochen durch den eisernen Schuh dem Zinnerze schädlich seyn würde. An den Stempeln sind die Hebedaumen so eingelocht, daß sie höher oder niedriger gekielt werden können, damit dem Stempel für zäheres Erz ein höherer Hub gegeben werden kann. Dem Pochrad, dem Wasserrad, welches die Daumenwelle dreht, wird ein Durchmesser von höchstens 16 Fuß gegeben, damit das Heben der Stempel nicht allzu langsam erfolgt. Wird im P. nur die Zerkleinerung des Erzes bezweckt, so ist es ein Trockenpochwerk; meist wird aber das klar gepochte Erz oder das Pochmehl auf Setz- und Wasserherden zugleich gewaschen, d. h. es werden die Bestandtheile der Gangart je nach ihrer ihren Metallgehalt anzeigenden specifischen Schwere mit Hülfe des Wassers sortirt, indem sich nämlich die leichten, also erzarmen Gangarten am längsten im Wasser schwebend erhalten, die schweren, metallreicheren aber sich zuerst absetzen; s. Waschwerk.

Pocillator (lat.), der den Wein einschenkt, Mundschenk, meist ein Sklave, zuweilen auch ein schöner Knabe oder ein schönes Mädchen.

Pockels, Karl Friedrich, deutscher Schriftsteller, wurde am 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle geboren, studirte in Halle Theologie, ward, durch Rochow empfohlen, 1780 Erzieher der Prinzen von Braunschweig und 1800 zum Hofrath und Kanonikus in Braunschweig ernannt. Johann von Müller bot ihm eine Stelle im Königreich Westphalen an, die P. aber ausschlug. Als der Herzog 1813 nach Braunschweig zurückkehrte, übertrug er ihm das Censoramt, doch schon am 28. Okt. 1814 † P. in Folge eines Schlagflusses. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts" (7 Bde., Hannover 1797—1802, neue Aufl. 1806, 5 Bde.); „Der Mann, ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts" (4 Bde., das. 1805—8); „Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang" (3 Bde., das. 1813—16); „Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig" (Tübingen 1809).

Pocken (Blattern, Urschlechten, Kinder-, Menschen-, natürliche Pocken, Variola, Variola vera), ansteckende, seit der Erfindung des Impfens seltener gewordene Hautkrankheit, die während der Zeit ihrer 12hundertjährigen Herrschaft mehr Menschen als die Pest dahin gerafft hat. Der gewöhnlich regelmäßige Verlauf derselben ist folgender. Das erste Stadium ist das der fieberhaften Erregung. Es treten die gewöhnlichen Fiebererscheinungen ein, Abgeschlagenheit, Mattigkeit, Störung des Gemeingefühls, Appetitlosigkeit, Unlust, Uebelkeit, Erbrechen, Leibweh, namentlich lästiger Kreuz- und Lendenschmerz, der oft den ganzen Rücken einnimmt; dabei rother, brennender Harn, zuweilen katarrhalische Symptome, Thränen u. Empfindlichkeit der Augen. Später tritt meist heftiger Frost ein, der in Hitze übergeht; der Puls ist voll, hart, gespannt; das Fieber hat den Charakter des entzündlichen. Athem, Harn und Schweiß bekommen den eigenthümlichen Blatterngeruch, welcher dem von schimmlichtem Brod gleichkommen u. am deutlichsten unter den Achselhöhlen wahrgenommen werden soll. Es folgt das Stadium des Ausbruchs der P. Nachdem die Fieberexacerbation am Abend des 3. Tages sich zu einer bedeutenden Höhe gesteigert hat und die oben angegebenen Symptome einen hohen Grad erreicht haben, tritt mit dem Hervorbrechen des Ausschlages Erleichterung ein. Es erscheinen kleine rothe Flecken und Stippen, zuerst im Gesicht, um Nase und Mund, oben am Halse, an den Händen, am Leibe, zuletzt an den Füßen;

doch ist diese Reihenfolge nicht konstant; die kleinen rothen Pünktchen (stigmata variolarum) sind in der Mitte ein wenig erhoben und lassen ein kleines härtliches Knötchen fühlen. Sie nehmen sehr rasch zu, so daß sie nach 24 Stunden schon kleine Pusteln bilden; ihre Spitze geht in ein herzförmiges Bläschen über, in dessen Mitte sich eine Vertiefung (Delle) befindet. Es stellen sich jetzt erleichternde Schweiße, Niederschläge im Urin und wohlthätiger Speichelfluß ein. Nun beginnt das Stadium der Eiterung. Nach 3 Tagen nämlich stellen sich neue Fieberbewegungen ein mit vollem, gespanntem Puls, bis zu Delirien, das sogenannte Eiterungsfieber (Febris maturatoria, secundaria); die mit Lymphe halbgefüllten Knötchen bekommen einen Entzündungsrand (halo), die Flüssigkeit in denselben wird eiterartig, die Delle auf der Spitze verschwindet, die Pustel ist zuletzt ganz mit Eiter gefüllt. Dies Eiterungsstadium dauert 3 Tage, die durch dasselbe bewirkte Spannung der Haut ist oft so bedeutend, daß sich konsensuelles Fieber einstellt, welches mit Entleerung der Pusteln aufhört. Das Jucken und Spannen der Haut quält die Kranken außerordentlich. Aehnliche Prozesse, wie auf der äußern Haut, gehen auf der Schleimhaut des Darmkanals vor sich, mit Erbrechen, Durchfall, Schlingbeschwerden, kleinen schmerzhaften Geschwürchen, dabei Anschwellen der Ohr-, Speichel- u. Halsdrüsen. Oft stellt sich jetzt erst Speichelfluß ein; der abgesonderte Speichel ist oft scharf und wirkt auf die von ihm berührten Theile irritirend; dennoch ist er eine willkommene Erscheinung und muß als kritisch betrachtet werden. Bei Beginn des Stadiums der Abtrocknung oder der Krisen brechen die Blattern auf und entleeren den Eiter nach außen, zum Theil vertrocknen sie auch; sie werden klein, ihre Flüssigkeit wird aufgesaugt, es bleiben zuletzt nur Borken zurück, welche abfallen, und unter unbedeutenden Fiebererscheinungen stellen sich duftende Schweiße ein; der Urin hat einen dicken Bodensatz, zuweilen brechen viele Furunkeln hervor, zuweilen findet sich auch jetzt erst Speichelfluß ein. Mit dem Aufhören dieser kritischen Bewegungen beginnt die Rekonvalescenz. Die Krisen selbst dauern 3—5 Tage. Ein unregelmäßiger Verlauf der Krankheit findet bei folgenden Modifikationen der P. Statt. Bei den entzündlichen P. (Variola inflammatoria, synochalis) ist das Fieber von Anfang an außerordentlich heftig, mit vollem, hartem, gespanntem Puls, geröthetem Urin, trockner Zunge verbunden. Es stellen sich Entzündungen des Gehirns und seiner Häute, der Lunge, der Pleura ein. Der Ausbruch des Hautausschlages erfolgt frühzeitig und stürmisch; die Hautreizung ist sehr bedeutend, die Pusteln stehen sehr gedrängt, sind stark gefüllt; der Eiter unterwühlt die Oberhaut, es bilden sich zusammenfließende Blattern; die dicken Borken lassen den Eiter nicht gehörig abfließen. Die Krisen sind hier sehr reichlich durch Schweiße und Niederschläge von Urin, durch Furunkel- und Abscesbildung, welche letztere wieder durch zu starke und tief gehende Eiterung das Leben des Kranken bedroht. Blutungen aus der Nase, den Sexualorganen bei Frauen erleichtern sehr. Ein nervöser Charakter (Variola nervosa, typhosa) kann sich gleich von Anfang an zeigen od. erst im Verlauf der Krankheit eintreten. Der Ausbruch des Exanthems erfolgt unregelmäßig; es ist wenig entwickelt und hat eine starke Delle (eingedrückte Blattern), große Neigung zurückzutreten, worauf die gefährlichsten Erscheinungen eintreten; zuweilen hat der Organismus nicht Kraft genug, das Eiterungsfieber und die Pustelfüllung zu Stande zu bringen, statt wässeriger Flüssigkeit enthalten sie nur Gas (Windpocken). Dabei finden unwillkürliche Entleerungen, Aufliegen des Kranken u. außerordentliche Schwäche Statt. Die faulichten P. (schwarzen od. bösartigen P., Variola septica, putrida, petechialis) sind die gefährlichste Form. Die Symptome sind hier wie bei den nervösen P., außerdem noch Zeichen der Blutzersetzung; die Pusteln füllen sich mit jauchiger Flüssigkeit (blutige Blattern), sie gehen gern in Brand über (brandige Blattern) u. bilden brandige Geschwüre. Weitere Erscheinungen sind: aashafte, unwillkürliche Durchfälle, rissige Zunge, erschöpfende Blutungen aus Nase, Darm 2c., Blutergießungen unter die Haut, übelriechende Schweiße, zersetzter ammoniakalisch riechender Urin, größte Erschöpfung, passive Blutüberfüllung der Lungen, langsames u. reichliches Hervorbrechen des Exanthems, zwischen den Pusteln Petechien oder Friesel. Die der äußern Pustelbildung analogen Vorgänge auf der Darmschleimhaut sind ebenfalls perniciösen Charakters, es bilden sich auf derselben bösartige Geschwüre. Der Grad der Erschöpfung steigt während des Eiterungsstadiums aufs Höchste, in diesen Zeitraum fallen die meisten tödtlichen Ausgänge; überlebt ihn der Kranke, so geht er einer lange dauernden Rekonvalescenz entgegen u. es bleiben große Narben und Entstellungen zurück. Die gastrischen P. (Variola gastrica) treten mit Zeichen gestörter Digestion auf; drückender Kopfschmerz in der Stirngegend, dicker Zungenbeleg, Gefühl von Vollseyn in den Präkordien, Angst, Unruhe sind die gewöhnlichen Symptome. Der Ausbruch erfolgt langsam, der Ausschlag ist blaß und zeigt Neigung zurückzutreten. Die Krisen sind zum Theil gastrisch, mit Durchfällen und sehr trübem Urin. Die P. fließen leicht zusammen und hinterlassen entstellende Narben. Die modificirten, durch die Kuhpockenimpfung gemilderten P. oder Varioloiden (Variola modificata, mitigata, Varicella varioloida) zeichnen sich durch Fehlen des Eiterungsfiebers und dadurch aus, daß das Exanthem auf einer niedern Entwickelungsstufe stehen bleibt. Die ersten Erscheinungen sind wie bei den wahren P., jedoch weniger heftig, namentlich fehlen der charakteristische Kreuz- und Lendenschmerz und der Pockengeruch. Es treten dann rothe linsen- bis erbsengroße Flecken hervor, denen das Stigma der wahren P. fehlt. Auf den Flecken erheben sich kleine Bläschen mit einem Entzündungsrand, eiterartigem, alkalisch reagirendem Inhalt und fächerigem Bau. Sie trocknen am 5. oder 6. Tage der Krankheit ab, selten platzen sie und entleeren ihren Inhalt nach außen. Zuweilen bleiben noch lange sichtbare rothe Flecken zurück, selten Narben. Meist stellen sich auch in dieser Zeit Krisen durch Haut und Nieren ein; die bösartigen obenerwähnten Komplikationen

finden nur sehr selten Statt. Die Krankheit verläuft oft außerordentlich gelind, mit kaum bemerkbaren Fieberbewegungen und wenigen Pusteln. Der Tod erfolgt bei der Pockenkrankheit entweder durch Schwäche, namentlich bei der nervösen und faulichten Form, unter den oben angegebenen Erscheinungen, auch durch Hektik, welche durch übermäßige Eiterung und Geschwürbildung verursacht wird, oder er geht von einem Organ aus, vom Hirn, durch blutigen Schlagfluß, von der Lunge, indem sich durch passive Blutüberfüllung Lungenentzündung bildet, letzteres namentlich bei den entzündlichen Blattern und im Eiterungsstadium. Die Nachkrankheiten bestehen besonders in Geschwüren, welche oft sehr tief gehen und selbst die Knochen ergreifen, die kariös werden, auch in Eiterablagerungen in die Gelenke mit gestörter Funktion derselben. Sehr häufig bleiben Augenkrankheiten zurück, ferner Vereiterung des Trommelfells, langwieriger Eiterausfluß aus dem Ohr, Beinfraß der Nasenknochen mit seinen entstellenden Folgen; Krankheiten der Respirationsorgane, Schleimflüsse der Lunge mit Uebergang in Auszehrung, Asthma; Leiden des Gehirns, Lähmungen, geistige Störungen, Blödsinn, Amaurose. Die Genesung erfolgt unter reichlichen Krisen. Die P. befallen in der Regel dasselbe Individuum nur einmal. Sie sind Produkt eines Kontagiums. Die vornehmsten Eigenschaften desselben sind die folgenden: Das Pockengift steckt gewöhnlich nur durch unmittelbare Berührung an. In kleinen, abgeschlossenen Räumen erfolgt die Ansteckung am leichtesten. Mit der Luft verdünnt, verliert das Pockengift seine Eigenschaften; hierauf gründet sich der Nutzen der Sperrmaßregeln. Die Empfänglichkeit des Organismus für dasselbe wird durch Ueberstehen der Krankheit getilgt. Einzelne Pockenpusteln entstehen bei Individuen, welche die wirklichen P. gehabt, zuweilen nach Berührung solcher Kranken, wirkliches Pockenfieber außerordentlich selten. Um die Wirkungen des Pockengiftes hervorzubringen, ist nächst der Einwirkung desselben eine gewisse Empfänglichkeit des Organismus nöthig. Diese scheint zuweilen zu fehlen; wenigstens sind Individuen mit Pockenkranken oft in die innigste Berührung gekommen, ohne je angesteckt zu werden, eine Beobachtung, die man auch bei anderen Kontagien gemacht hat. Doch hat man auch wieder Individuen gesehen, die, nachdem sie sich ungestraft der Ansteckung ausgesetzt hatten, noch im hohen Lebensalter von den P. befallen wurden. Das Pockenkontagium scheint sich auf dem natürlichen Wege der Ansteckung nur dem menschlichen Organismus mitzutheilen. Wielange es Zeit braucht, um seine Wirkung zu entfalten, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben; bei der Impfung dauert es gewöhnlich 7 Tage bis zum Ausbruch des Fiebers, bei auf anderem Wege erfolgter Ansteckung bis zu 14. Am leichtesten wird das Kontagium durch die äußere Haut dem Organismus zugeführt, weniger leicht durch die Schleimhaut der Respirationsorgane. Es erzeugt sich nur in dem Pockeneiter, behält aber seine Wirksamkeit lange Zeit u. ist nach dem Pestgift das fixeste aller fieberhaften Kontagien. Aaron, ein Arzt zu Alexandrien, um 640 n. Chr., ist der erste medicinische Schriftsteller, der der P. erwähnt. Im J. 541 scheinen sie in Italien gewüthet zu haben, 569 in Frankreich, 950 in St. Gallen; den weiter nach Norden zu liegenden Ländern sind sie erst spät mitgetheilt worden; nach Island kamen sie 1707, nach Grönland 1717, nach Kamtschatka 1767; in Lappland sind sie noch gar nicht gewesen; nach Amerika drangen sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Seit der allgemeinen Einführung der Kuhpockenimpfung kommen sie in den Ländern, wo diese Statt hat, nur vereinzelt vor u. auch dann meist nur unter der gutartigen Form der Varioloiden. Vor derselben unterlagen den P. allein in Europa jährlich gegen eine halbe Million Menschen. Allein in Frankreich starben jährlich an denselben 64,000 Menschen. Man hat Epidemien gesehen, bei denen der dritte Kranke eine Beute der Seuche wurde. Man hat 60 bis 70 Procent sterben sehen. Nach einer 50jährigen Berechnung in einem londoner Hospital war die durchschnittliche Sterblichkeit 30 — 33 Procent. Epidemien, bei denen nur der Zehnte starb, galten für gutartig. Bei Stellung der **Prognose** im individuellen Fall ist zu berücksichtigen zunächst der Charakter des Fiebers. Septisches Fieber ist am gefährlichsten, nächst ihm nervöses; gelind entzündlicher Charakter gibt die beste Vorhersage. Dann die Form u. Menge der P. Mißfarbiges, mit Gas gefülltes, brandig werdendes Exanthem ist höchst bedenklich, auch die zusammenfließenden Blattern wegen der Gefahr profuser Eiterung; einzeln stehende, gehörig erhobene, mit gelblichem Eiter gefüllte Pusteln sind gut. Kinder, mit Ausnahme der im ersten Lebensalter stehenden, überwinden die Krankheit leichter, als Erwachsene, namentlich blonde Kinder mit weicher, schlaffer Haut; solche mit dunklem Haar und straffer Haut sind mehr gefährdet. Erwähnung verdient, daß die Krankheit selbst Kinder im Mutterleibe befällt. Der Sitz der Krankheit ist das oberflächliche Gefäßnetz der Lederhaut. Früh dachte man auf Mittel, um sich zu schützen. Medikamente u. Absperrung halfen nicht, ebenso wenig Mesmers Vorschlag, die Nabelschnur nicht zu unterbinden, sondern auszudrücken, weil durch das mütterliche Blut dem Kinde die Krankheitsanlage mitgetheilt werde. Ein entschieden günstiges Resultat erzielte man aber durch die künstliche Impfung der P. (s. **Kuhpocken**). Die **Behandlung** der Krankheit selbst wird hauptsächlich durch den Charakter und die Heftigkeit des Fiebers bestimmt. Bei den einfachen, ohne Komplikationen auftretenden P. genügt sorgfältige Ueberwachung des Kranken, kühles Verhalten, reizlose Diät, Entziehung des Fleisches u. aller erhitzenden Speisen u. Getränke, Genuß von säuerlichen, kühlenden Stoffen, Obst rc. Bei heftigerem Grade des Fiebers sind gelind antiphlogistische Mittel, Salpeter mit Salmiak, mäßige Anwendung kühlender Laxirsalze mit Berücksichtigung des etwa gereizten Darmkanals angezeigt. Bei der entzündlichen Form der Krankheit sind wiederholte Blutentleerungen durch Aderlässe, Blutegel an Kopf und Brust, je nach dem ergriffenen Theil, angezeigt. Innerlich reicht man die kräftiger wirkenden antiphlogistischen Mittel, den Brechweinstein, das Kalomel. Die Temperatur des Zimmers sey kühl, man sorge für gehörige Luftreinigung. Hat der Kranke das Stadium

der Krisen erreicht, so gebe man zur Beförderung derselben reichliches auf Haut und Nieren wirkendes Getränk &c. Die nervösen P. erfordern ein dem Verfahren bei den entzündlichen entgegengesetztes Verhalten. Die Diät sey hier reichlicher, um der drohenden Erschöpfung zuvorzukommen; der Kranke nehme leichte Fleischbrühen, Gallerte, selbst Wein; bei geringeren Graden nervöser Symptome gebe man leichtere Reizmittel, Valeriana, Angelica, Serpentaria; bei bedeutenderen stärkere Excitantien, Kampher, Opium in kleinen Gaben. Aeußerlich sind Hautreize am Platz, spanische Fliegen, Senfteige auf den Waden, Auflegen von kamphorirten Tüchern, oder von Tüchern, die in weinige aromatische Abkochungen getaucht sind, Waschungen mit warmem Wein, warme Bäder mit Zusätzen von Wein, Branntwein, aromatischen Kräutern, Senf, Lauge. Faulichte P. erfordern dieselbe Behandlung wie die nervösen, nur in verstärktem Grade; man gebe mischungändernde Gaben Kalomel, China mit Säuren &c. Die gastrischen P. erfordern den frühzeitigen Gebrauch ausleerender Mittel; man gebe bald ein Brechmittel u. dann kühlende Abführsalze, schwefelsaures Kali, Bittersalz, oder ein Tamarindendekokt. Zum Schutz der Augen gegen Pockenpusteln hat man Augenwasser von Opium mit Bleiextrakt empfohlen; am besten ist es, den Trieb des Exanthems nach anderen, weniger leicht verletzbaren Stellen der Körperoberfläche zu leiten. Man wende deshalb Hautreize auf die Waden an, warme Fußbäder, auf das Auge selbst bringe man abstringirende Flüssigkeiten, oft genügt schon Waschen derselben mit kaltem Wasser mehre Male des Tages. Bei bedeutender Eruption in der Nähe derselben setze man Blutegel. Man trage durch öfteres Abwischen Sorge, daß kein Eiter von der Stirn ins Auge träufele. Wenn die Borken sehr fest sitzen, so suche man ihre Losstoßung durch ein warmes Bad, durch Bähungen mit Flüssigkeiten, warmer Milch &c. zu befördern. Die verschiedenen gegen die P. empfohlenen Specifica, wie Opium, Schwefelsäure, Kalomel, Brech- und Abführmittel, haben sich nicht bewährt und können selbst, so nützlich sie im einzelnen Fall seyn können, ohne Unterschied angewendet, schaden, sind deshalb auch längst verlassen. Dasselbe gilt von dem bei den Arabern gebräuchlichen Incidiren der Blattern und vom Kauterisiren derselben. Letzteres hat, wahrscheinlich durch Unterdrückung der Hautkrise, sehr ungünstige Resultate geliefert. Die Behandlung der Varioloiden ist dieselbe wie bei den wirklichen P. In den meisten uncivilisirten Staaten ist zur Verhütung ihrer Weiterverbreitung beim Ausbruch der P. die Einrichtung getroffen, daß der Kranke isolirt wird, bei wirklichen Blattern 6 Wochen lang, bei modificirten bis zum Abfall der Schorfe. Das Kontagium sucht man zu zerstören durch gehöriges Lüften des Krankenzimmers, der Genesene wird mit Chlor durchräuchert, Wäsche, Kleider, Betten &c. gelüftet und mit Chlorwasser gewaschen, desgleichen die Stube, in der der Kranke gelegen hat, ihre Wände werden frisch geweißt. Die Frage, ob die Impfung unbedingt gegen die Blattern schütze, muß verneint werden, denn seit dem 3. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sind viele Fälle beobachtet worden, in denen Geimpfte von den P. befallen wurden. Der Grund davon ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß mit der Zeit die Empfänglichkeit für das Pockenkontagium wieder erwacht. Hierfür spricht das erneute Auftreten der P., wenn die Wirkung der Vaccination durch die Dauer der Zeit als erloschen betrachtet werden muß. Jedenfalls schützt die Impfung auf eine Reihe von Jahren, und in der Revaccination hat man ein Mittel, ihre Wirksamkeit zu verlängern. Auch wird unzweifelhaft die Pockenanlage im Allgemeinen dadurch vermindert und der Verlauf der Krankheit ein milderer, indem es in den meisten Fällen nicht zu wirklichen P., sondern nur zu Varioloidenbildung kommt. Auch haben nicht alle Vaccinirte Empfänglichkeit für die Ansteckung; bei der Epidemie zu Marseille 1828 wurden von 30,000 Geimpften nur 2000 angesteckt, von 15 also einer. Man hat den Grund für die Ansteckung Geimpfter in unächter Vaccination suchen wollen, oder auch die neuerdings auftretenden P. für eine ganz neue Krankheit erklärt und die Vermuthung aufgestellt, der Impfstoff habe bei seinem Durchgang durch so viele Körper an Wirksamkeit eingebüßt; doch erklärt sich die Sache am naturgemäßesten durch Wiedererwachen der Empfänglichkeit für das Kontagium.

Die falschen Blattern (Wasserblasen, wilde Blattern, Varicellae, Variolae spuriae, volaticae, lymphaticae, Pseudovariolae) sind ein fieberhafter ansteckender Hautausschlag, welcher den wahren Blattern ähnlich ist, jedoch bei weitem milder verläuft und das Charakteristische hat, daß die einzelnen P. nicht alle zugleich, sondern in der Weise hervorbrechen, daß viele erst entstehen, während andere schon abtrocknen. Die Krankheit beginnt mit Fieber, welches meist nur unbedeutend und selten von bedeutender Hirn- und Nervenreizung begleitet ist. Am 1. oder 2. Tag brechen ohne bestimmte Ordnung an verschiedenen Körpertheilen Knötchen hervor, meist unter Schweiß, worauf das Fieber für die Dauer der Krankheit verschwindet. Der Ausschlag füllt sich rasch mit lymphe- oder eiterartiger Flüssigkeit, wird pustulös, hat in der Mitte eine Delle und geht am 3. oder 4. Tag in eine Borke über. Zwischendurch erscheinen am 2., 3. und den folgenden Tagen neue Knötchen, ohne daß Fieber vorhergeht, welche denselben Verlauf nehmen. Mit dem Abfallen der letzten Borken ist die Krankheit zu Ende. Man theilt die Varicellen nach der Form des Ausschlages in Wasserpocken (Varicellae aquosae), mit heller Flüssigkeit gefüllt; Schweine- oder Schafpocken (Varicellae ovales), oval, dunkelroth, hart, mit rothen Ringen, oft größer, als wahre P., sich mit Eiter füllend, schwarze Krusten bildend, oft Geschwüre verursachend und leicht Narben hinterlassend; Spitz-, Stein- oder Hundspocken (Varicellae acuminatae s. verrucosae), sich gar nicht oder nur an der Spitze mit zäher Flüssigkeit füllend, ohne Grübchen, vertrocknend und warzenartige Erhabenheiten zurücklassend, die nach einigen Tagen verschwinden. Die Vorhersage der Krankheit ist durchaus günstig. Sie verläuft oft so gelind, daß der Arzt gar nicht zu Rathe gezogen wird. Die bösartigen Formen gehören zu den größten Seltenheiten. Varicellen befallen

meist Kinder, nach dem 25. Jahre sind sie selten. Dasselbe Individuum wird nicht selten zweimal von denselben ergriffen; Impfung schützt nicht gegen dieselben. Ueber das Wesen der Varicellen hat lange Zeit Streit geherrscht. Für die Identität oder wenigstens Verwandtschaft der Varicellen und der Varioloiden spricht aber, daß bei Blatternepidemien gewöhnlich auch Varicellen sich einstellen und daß das Entstehen letzterer in Folge von Ansteckung durch erstere in vielen Fällen ganz unzweifelhaft scheint. Schönlein hält die Varicelle für die europäische, Variola dagegen für die im Orient, namentlich in Mittelasien und Ostafrika heimische Form der P. Zur Heilung der Krankheit genügt in den meisten Fällen Aufenthalt in gleichmäßiger Temperatur mit gelind auf die Haut wirkenden Getränken, bei heftigeren nervösen Symptomen ableitende Mittel, Sinapismen auf die Waden, Essigklystiere, im Nothfall nach Schönlein kleine Gaben Moschus und etwas Essigammoniak, auch Blutegel an den Kopf und Mittelsalze. Die bösartigen Formen werden eben so behandelt wie bei den wahren Blattern. Vergl. Hufeland, Bemerkung über natürliche und geimpfte Blattern, 3. Aufl., Berlin 1798; L. J. M. Robert, Blattern, Varioloiden, Kuhpocken und ihr Verhältniß zu einander. Nach dem Französischen von Günß, Leipzig 1830; Hesse, Ueber Varicellen 2c., das. 1829.

Pockenholz, Pflanzengattung, s. v. a. Guajacum; s. v. a. ceylonische Sassaparille, Smilax ceylanica *L.*

Poco (ital.), wenig; in Zusammensetzungen, um den Grad der Stärke und das Zeitmaß im musikalischen Vortrag näher zu bestimmen; so p. allegro, etwas geschwind; p. andante, ein wenig langsam; p. a p., allmählig; p. a p. accelerando, allmählig steigend; p. a p. il tempo va crescendo, s. v. a. accelerando; p. forte, etwas stark; p. largo, weniger langsam; p. lento, nicht zu langsam; p. piano, etwas schwach, 2c.

Pococke, 1) Edward, berühmter Orientalist, am 8. Nov. 1604 in Oxford geboren, studirte auf der Universität daselbst orientalische Sprachen, wurde 1630 Kaplan der englischen Faktorei in Aleppo, wo er sich eine gründliche Kenntniß des Arabischen erwarb, und erhielt 1636 in Oxford die Professur der arabischen Sprache. Da er nach dem Ausbruch der Revolution als Anhänger des Königs in Oxford nicht sicher war, so zog er sich nach Childrey in Berkshire zurück. Erst 1647 nahm er seine Stelle wieder ein und wurde 1648 Professor der hebräischen Sprache u. Kanonikus. Als er den Independenzeid verweigerte, wurden ihm 1650 alle seine Aemter wieder genommen. Erst 1660 wurde er in Folge der Restauration wieder eingesetzt. Er † den 12. September 1691. Von seinen Arbeiten sind, außer seiner Ausgabe einer syrischen Uebersetzung der neutestamentlichen Episteln des Petrus, Johannes und Judas (Leyden 1630) zu nennen: „Specimen historiae Arabum" (Oxf. 1649, neue Aufl., das. 1806); „Porta Mosis" (das. 1655); „Carmen Abu Ismaelis Tograi" (arab. und latein.) und „Gregorii Abul Farajii historia dynastarum". Auch hatte er bedeutenden Antheil an der waltonschen Polyglotte. Seine theologischen Werke erschienen London 1740, 2 Bde.

2) Richard, Verwandter des Vorigen, wurde 1704 in Southampton geboren, durchwanderte von 1737—42 Aegypten, Arabien und Griechenland, wurde nach seiner Rückkehr Archidiakonus von Dublin, 1765 Bischof von Ossory in Irland, darauf Bischof von Meath und † noch in demselben Jahre. Außer einer Sammlung griechischer u. lateinischer Inschriften hat man von ihm die treffliche „Description of the East and some other countries" (Lond. 1743—45, 2 Bde., 2. Aufl. 1774; deutsch von Berger, Erlangen 1771—73, 3 Bde.).

Poculum (lat.), Trinkgeschirr, Becher; davon pokuliren, s. v. a. bechern, zechen.

Poculum vomitorium (lat.), Brechbecher, Brechwein, der eine Nacht über Spießglanzkönig gestanden hat.

Podagra (griech., Fußgicht), örtliche, die Gelenke des Fußes, besonders die große Fußzehe oder auch die Ferse befallende Gicht. Der Verlauf der Krankheit ist folgender. Das erste Stadium ist das des Pfortaderleidens, welches oft lange Zeit den entzündlichen Gelenkerscheinungen vorhergeht. Es sind Zeichen von Säure im Darmkanal vorhanden, die Verdauung liegt darnieder, es stellen sich Anfälle von Magenkrampf ein, die Magengegend ist empfindlich u. gespannt, die Eßlust vermindert, die Zunge dick mit Schleim überzogen, der Stuhlgang angehalten oder vermehrt; der Harn reagirt auffallend sauer und ist sehr reich an Harnsäure, er ist geröthet, nicht selten ist ihm Blut beigemischt; seine Entleerung ist oft von unangenehmen Empfindungen und Schmerzen in den Nieren, den Harnleitern und der Blase begleitet. Das zweite Stadium ist das des Ausbruches. Der Kranke wird Nachts, nachdem eine Gelegenheitsursache vorhergegangen, wie eine reichlich eingenommene Mahlzeit, eine Verkältung, oder auch ohne daß sich eine solche nachweisen ließe, von heftigen Schmerzen in der großen Zehe ergriffen. Das ergriffene Gelenk ist außerordentlich empfindlich, es verträgt nicht die leiseste Berührung, es schwillt an, die Venen desselben sind mit Blut überfüllt, seine Haut geröthet, in verschiedenem Grade von einfacher erysipelatöser Röthe bis zum Dunkelvioleten. Der Gesammtorganismus nimmt stets an diesen örtlichen Erscheinungen Theil, es stellt sich Fieber ein, der Puls ist meist hart, voll, frequent, die Reaktion zeigt den synochalen Charakter, dabei fühlt sich die Haut heiß an, der Urin ist feurig, der Durst groß. Das Fieber macht in den Morgenstunden Remissionen, während welcher die Haut feucht wird und der Harn anfängt, Niederschläge zu zeigen. Zur Bildung dieser örtlichen Erscheinungen genügt meist die Zeit von 12—24 Stunden. Das dritte Stadium ist das der Blüthe. Die örtlichen u. allgemeinen Symptome dauern verschieden lange Zeit, im Allgemeinen etwa 14 Tage, in ziemlich gleich bleibendem Grade an, das Fieber und die Schmerzhaftigkeit des ergriffenen Gelenkes ist weniger bedeutend, als in vorhergehenden Zeiträumen. Zuweilen schreitet die Affektion weiter fort und ergreift die nächsten Gelenke unter weniger heftigen Erscheinungen. Gegen das Ende dieser Periode machen sich reichliche Schweiße und dichter Bodensatz im Urin bemerkbar und es beginnt das vierte Stadium, das der Krisen.

Die Schweiße hinterlassen getrocknet ein glänzendes Pulver, welches phosphorsauren Kalk enthält. Das Sedimentum rosaceum des Harns enthält Harnsäure (welche während des Anfalles in demselben fehlte), phosphorsaure u. harnsaure Kalkerde, apfelsauren und kleesauren Kalk ꝛc. Die Entzündungsröthe der ergriffenen Hautpartie verschwindet, die Schmerzhaftigkeit nimmt ab, die Epidermis wird kleienartig abgeschuppt. Mit dem Eintritt der Krisen verschwinden auch die dem Anfall vorangehenden Störungen im Pfortadersystem, die Verdauung ist ausgezeichnet, der Kranke zu einem neuen Leben erwacht, seine trübe hypochondre Gemüthsstimmung macht einer heiteren Lebensanschauung Platz, der ganze Organismus ist nach Ausstoßung des pathischen Produktes neu gestärkt u. belebt. Dieser Zustand des Wohlbefindens hält verschieden lange Zeit an, bis von Neuem die Symptome des Unterleibleidens sich einstellen, um in neue Gelenkaffektion überzugehen. Anfangs tritt der Anfall alle 2—3 Jahre ein, nach u. nach kommen die Paroxysmen häufiger, alle Jahre, dann jährlich 2mal, im Frühling und im Herbst, und nach und nach werden die freien Zwischenräume noch kürzer, bis zu 6 oder 8 Wochen, zuletzt verschwinden sie ganz und der Kranke ist stets von gichtischen Schmerzen u. Anschwellungen geplagt (Arthritis chronica s. frigida). Während das ergriffene Gelenk, welches der Organismus als Eliminationsstelle krankhafter Produkte benutzte, anfangs nur in geringem Grade erhöhte Sensibilität nach dem Ausstoßungsakte zurückbehielt, bilden sich bei wiederkehrenden Gichtanfällen bleibende Veränderungen in demselben. Es stellen sich die sogenannten Gichtkonkremente (Tophi arthritici) ein, auch arthritische Tuffsteine genannt. Sie sind gelblich, erdig oder krystallinisch, fühlen sich oft weich oder fettig an und bestehen aus harnsaurem Natron oder phosphorsaurem Kalk; ihre Ablagerung erfolgt oft außerordentlich schnell, innerhalb weniger Stunden unter heftigen Entzündungserscheinungen, meist erst in wiederholten podagrischen Paroxysmen. Die Tophi stören die Beweglichkeit der Gelenke und bewirken Anchylose, Kontrakturen ꝛc., in seltenen Fällen tritt Verschwärung ein u. sie werden ausgestoßen. Eine andere, nicht seltene Folge von wiederholtem P. ist das gichtische Fußgeschwür. Es entsteht auf verschiedene Weise. Zuweilen bilden sich auf der Haut des ergriffenen Gelenkes Blasen, welche aufplatzen, oder der Gichtstoff korrodirt die Epidermis, oder zufällige Verletzungen derselben gehen in Exulceration über. Diese Geschwüre sind oberflächlich, ihr Grund ist breit, braunroth, glatt, eingezogen und scheint sehr vertieft, der Rand derselben ist unregelmäßig, blaß, hart, zuweilen rosenartig geröthet und empfindlich. Sie sondern scharfe, seröse Flüssigkeit ab, welche die berührten Theile wund macht und die Leinwand schwarz färbt. Dieses Sekret enthält harnsaure Salze. Der Sitz dieser Geschwüre ist in der Nähe der Gelenke, in den Zehen, Knöcheln, Händen. Sie sind sehr hartnäckig, ihr plötzliches Verschwinden kann die gefährlichsten Zufälle hervorrufen. Eine bei weitem seltener im Gefolge des P.'s eintretende Krankheit ist die gichtische Knochenerweichung.

Das P. befällt weit mehr Männer, bei denen das arterielle Gefäßsystem vorherrscht, als Frauen mit vorwiegender Venosität, welche mehr zu Hämorrhoiden geneigt sind. Die meisten Podagrafälle kommen zur Zeit der Rückbildungsperiode vor; vor der Pubertät ist es außerordentlich selten, kommt vielleicht nie vor. Auch beim P. liegt oft, wie bei allen Dyskrasien, erbliche Anlage zu Grunde. Zuweilen überspringt die Anlage eine Generation und zeigt sich erst in der folgenden wieder. Excesse in den Freuden der Tafel u. der sinnlichen Liebe begünstigen das Entstehen der Krankheit; „Bacchus pater, Venus mater arthritis" sagt das alte Sprüchwort. Daher kommt es, daß P. eine Krankheit der höheren Stände ist. Individuen, welche an chronischen Rheumatismen gelitten haben, sind in Folge einer eigenthümlichen Beschaffenheit der Haut besonders zu P. disponirt. Ansteckend ist das P. nicht, wie von älteren Aerzten behauptet worden ist. Der Grund des podagrischen Krankheitsprozesses ist im Pfortadersystem zu suchen (Vena portarum, porta malorum). Hierfür spricht, daß P. bei Individuen vorkommt, welche vermöge ihrer Lebensweise zu Abdominalleiden disponirt sind, die einen reichlichen, gutbesetzten Tisch führen, dem Genuß des Weines und anderer Alkohol enthaltenden Getränke ergeben sind ꝛc. Hierdurch scheint eine Ueberladung des Lebersystems mit Blut Statt zu finden, die Sekretionen der Abdominalorgane werden verändert, es bildet sich im Blute der Pfortader eine Säure; hat diese Bildung des pathischen Produktes einen gewissen Grad erreicht, so findet ein Ausstoßungsprozeß Statt, und zwar geschieht nach Schönlein diese Elimination auf doppelte Weise, entweder durch das arterielle Gefäßsystem: es entsteht dann P., mit heftigem Fieber, oder durch den nervösen Theil des Gefäßapparates: es entstehen Hämorrhoiden. „Beide, Hämorrhoiden u. P.", sagt Schönlein, „sind also ursprünglich derselbe Krankheitsprozeß, und erst im Augenblick der Elimination des pathischen Produktes tritt eine Differenziirung desselben durch die Verschiedenheit der Ausstoßungsweise ein." Das Fieber bei P. ist deshalb, weil durch dasselbe ein dem Organismus fremd gewordener Stoff ausgestoßen wird, als ein Reinigungsfieber zu betrachten, und jeder Versuch, dasselbe zu bekämpfen, kann nur schädlich werden. Die Vorhersage ist unter allen Formen der Arthritis bei P. die günstigste.

Was die **Behandlung** des podagrischen Anfalles anlangt, so darf derselbe, weil während desselben dem Organismus fremde Stoffe ausgestoßen werden, als ein heilender Akt der Natur nicht gehemmt oder unterdrückt werden. Der Arzt hat nur die Aufgabe, ihn in den gehörigen Schranken zu halten und die denselben begleitenden beschwerlichen Zufälle zu mäßigen. Man sey deshalb vorsichtig mit Blutentziehungen; höchstens setze man bei heftigen Schmerzen und bedeutender Geschwulst Blutegel. Linderung bringen auch warme Ueberschläge von narkotischen Mitteln, einer Cicutabkochung, Anwendung einer Opiumsalbe, Dampfbäder. Von entschiedenem Nutzen ist oft beim ersten Eintritt des Paroxysmus oder wo möglich noch vor demselben ein Brechmittel, man gebe hier den Tartarus emeticus mit Ipecacuanha, um zugleich Ausleerungen durch den Darm her-

vorzurufen und die Hautthätigkeit zu erregen. Die Diät ist streng antiphlogistisch. Der Patient genieße wenig vegetabilische, leicht verdauliche Kost, mit Vermeidung von Allem, was den Verlauf der Krankheit stören könnte, namentlich der äußeren Anwendung der Kälte, welche durch Unterdrückung des Eliminationsprozesses im höchsten Grade schädlich werden kann. Zur Zeit, wo die Krisen eintreten, begünstige man sie durch reichliches Trinken von schweißtreibendem Thee und überwache sie sorgfältig; bei bedeutender Schwäche wird zuweilen der vorsichtige Gebrauch erregender Mittel nothwendig werden. Gegen keine Krankheit sind so viele Specifica empfohlen worden, wie gegen P. Namentlich stehen gewisse Mittel, welche die Sekretionen anregen und so einen rückwirkenden Einfluß auf die Blutkrase haben, im Ruf. So die Antimonialien und der Schwefel mit ihren verschiedenen Präparaten, dem Sublimat, dem Guajak, Vinum sem. Colchici, namentlich in Verbindung mit Opiumtinktur, die Dulcamara, der Akonit, der Fingerhut, die sibirische Schneerose, das Terpentinöl. Neuerdings hat man auch den Leberthran, namentlich gegen chronische Gicht, mit Erfolg gegeben. Um auf die Leber zu wirken und Stockungen im Pfortadersystem zu beseitigen, dient der Rhabarber, die auflösenden Extrakte, das Extractum tarax. marrub. Sapon. fumar. ꝛc. Eines wohlbegründeten Rufes beim P. genießen aber die Bäder, namentlich die Seebäder und Soolenbäder. Auch Schlammbäder, Dampfbäder, das Thierbad können von Nutzen seyn, ebenso Tropfbäder. Doch erheischen solche Badekuren große Vorsicht und die genaueste Berücksichtigung des individuellen Falles. Auch die Kaltwasserkuren können bei P., wie bei so vielen Krankheiten, vom besten Erfolg seyn. Vgl. Wendt, Die Gicht, ihre Zufälle, Bresl. 1841; Gairdon, On gout, Lond. 1850; Hébert, De la goutte, Par. 1851.

Podalgie (v. Gr.), s. v. a. Podagra.

Podaliria (Podalirie), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, meist Sträucher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von denen mehre, wie P. argentea *Salisb.*, Sophora biflora *Retz.*, mit seidenhaarigen silberweißen Blättern u. weißen, am Rande des Fähnchens gerötheten Blüthen; P. buxifolia *Willd.*, Sophora buxifolia *Retz.*, mit großen, hellvioleten Blüthen; P. hirsuta *Willd.*, Sophora hirsuta *Ait.*, mit purpurrothen Blüthen; P. myrtifolia *Willd.*, Sophora rotundifolia *Thunb.*, mit blaßrothen Blüthen; P. styracifolia *Sims.*, P. calyptrata *Willd.*, mit großen, wohlriechenden, purpurlillafarbenen Blüthen u. a., als Zierpflanzen kultivirt werden. Sie verlangen sandige Laub- und Heideerde mit einer Unterlage zerstoßener Scherben, im Sommer reichliche, im Winter sehr mäßige Befeuchtung u. Durchwinterung bei 4—8° Wärme, nahe am Fenster.

Podalirius, Sohn des Aesculapius und der Epione od. Arsinoe, Bruder des Machaon und wie dieser in der Heilkunde sehr erfahren, führte gemeinschaftlich mit dem Bruder die Thessalier aus Ithome, Tricca und Oechalia gegen Troja und hatte hier öfters Gelegenheit, seine ärztliche Tüchtigkeit zu beweisen. So heilte er unter Andern den Philoctetes von seiner Wunde. Auf der Rückkehr von Troja ward er nach Karien verschlagen und irrte lange an der Küste umher, bis sich ein Hirt seiner annahm und ihn zum König von Damäthus führte. Er heilte sogleich dessen Tochter Syrna, welche an den Folgen eines Falles litt, durch Aderlaß, worauf der Vater sie ihm zur Gattin gab und ihn mit der karischen Halbinsel belehnte.

Podest, Ruheplatz auf einer Treppe.

Podestà, in Italien die höchste obrigkeitliche Person einer Stadtgemeinde, welche der bürgerlichen Rechts- und Verwaltungspflege vorsteht. Zur Zeit der italienischen Republiken des Mittelalters hatten die P.'s dieselbe Gewalt wie die Schultheißen oder Bürgermeister der Schweizerstädte. Gewöhnlich wurden Rechtsgelehrte, und zwar Fremde, zu dieser Würde erhoben, damit der P. völlig unabhängig und frei von verwandtschaftlichen Einflüssen seiner Pflicht unparteiisch genügen konnte.

Podgorze, Stadt in Galizien, an einem Arm der Weichsel, Krakau gegenüber, mit Hauptschule, Eisenwerken, Flintenstein- und Kreidebrüchen u. 2000 Einw.; spielte in der Geschichte des Polenaufstandes von 1846 eine nicht unbedeutende Rolle.

Podiebrad, Stadt im österreich.-böhm. Kreis Gitschin, am rechten Ufer der Elbe, über die eine 1842 eröffnete Kettenbrücke führt, mit 2 Vorstädten, altem Schloß (Invalidenwohnung) mit Kapelle, Dechanteikirche mit Gemälden, Rathhaus, Post, Garnison u. 2900 Einw., welche Landwirthschaft, Gewerbe, Brauerei u. Handel treiben. P. ist Stammort Georg Podiebrads, Königs von Böhmen.

Podiebrad und Kunstat, Georg Boczko von, der Sohn Herants von Kunstat und Podiebrad, König von Böhmen 1458—71, wurde am 6. April 1420 zu Horsiwitz geboren. In religiöser und politischer Beziehung einer gemäßigten hussitischen Denkweise folgend, wie sein Vater, trat er als Gegner der Taboriten und der beiden Procope auf. Sein Einfluß trug wesentlich dazu bei, daß die Kompaktaten angenommen wurden. Eben so fest zeigte er sich aber auch der katholischen Partei gegenüber. Als diese 1438 es durchsetzte, daß Albrecht II. von Oesterreich zum König von Böhmen gewählt wurde, verband sich P. mit den utraquistischen Ständen in Tabor und verkündigte, daß Kasimir von Polen als rechtmäßiger König von Böhmen zu betrachten sey. Albrecht erklärte nun seinen Gegnern den Krieg und zwang in kurzer Zeit die Utraquisten, die von Lipa geführt wurden, sich in das feste Tabor zurückzuziehen. Um Tabor zu entsetzen, machte P. einen kühnen, unvermutheten Angriff auf das Heer Albrechts, der in Folge desselben bis nach Prag zurückweichen mußte. Dies vermehrte den Einfluß P.s außerordentlich; neben Lipa stand er an der Spitze der Utraquisten. Während jener die Regentschaft führte, fungirte P. als Landeshauptmann, dann, als Lipa 1444 starb, als Reichsverweser. P. agitirte nun aufs Eifrigste bei der utraquistischen Partei, überfiel 1449 zur Nachtzeit unversehens die Hauptstadt, verjagte alle katholischen Beamten und Adeligen und brachte Meinhardt von Neuhaus, seinen Hauptgegner, in seine

Gewalt, den er jedoch nach einem Kriege mit Ulrich von Neuhaus 1450 wieder frei ließ. Durch einen glücklichen Zug gegen Meißen vermehrte er sein Ansehen, wußte geschickt die Reichsstände auf seine Seite zu bringen, so daß sie ihn nach Ladislaws Tode (1457) einstimmig zum König wählten. Am 7. Mai 1458 empfing P. die so beharrlich erstrebte Krone von Böhmen. Er ging mit Polen ein Bündniß ein und wußte sich die Anerkennung der deutschen Kurfürsten und des Kaisers Friedrich III. zu verschaffen. Letzterem brachte er Hülfe, als die Bürger von Wien die kaiserliche Burg belagerten. Mähren, Schlesien und die Lausitz nöthigte er in kurzer Zeit zur Unterwerfung. Dann widmete er den inneren Angelegenheiten des Staats seine Sorgfalt, ordnete das zerrüttete Finanz- und Münzwesen, veranstaltete eine neue Organisation des Kirchen- und Schulwesens und bemühte sich, die religiösen Zwistigkeiten auf friedlichem Wege zu schlichten. Als er aber beim Papst um erneute Bestätigung der Kompaktaten nachsuchte, wollte derselbe den Hussiten den Gebrauch des Kelchs beim heiligen Abendmahl, der ihnen auf der Kirchenversammlung zu Basel bewilligt worden war, wieder entzogen wissen. P. weigerte sich dessen entschieden und wurde dafür vom Papst Pius II. im Dec. 1463 in den Bann gethan. Vergeblich versuchte P. den friedlichen Weg der Vermittelung. Der päpstliche Legat Rudolf schürte unter seinen katholischen Unterthanen das Feuer der Empörung an. P. wurde der königlichen Würde für verlustig erklärt und ein Kreuzzug gegen ihn, den Ketzer, gepredigt. Der undankbare Kaiser, den P. zweimal aus harter Bedrängniß gerettet, bemühte sich, im Verein mit dem päpstlichen Nuntius, ein Reichsheer gegen ihn aufzubieten, das aber im Sept. 1446 bei Riesenberg eine schwere Niederlage erlitt. Als der Papst nochmals den Bannstrahl auf P. schleuderte und selbst den König Matthias Corvinus von Ungarn zu einem Einfall in Mähren bewog, appellirte P. wegen der ihm schuld gegebenen Vergehen gegen die Kirche an ein allgemeines Koncil, rief die von ihm vertriebenen Taboriten nach Böhmen zurück, besiegte die aufständischen Katholiken und schlug ein aus Schlesien vorgedrungenes Kreuzheer bei Münsterberg und Frankenstein und ein anderes bei Neuern. Das Jahr darauf brach sein Sohn Victorin in Oesterreich ein, um es mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Ungarn, welche in Böhmen eingerückt waren, wurden bei Wilemov umzingelt und zum Frieden gezwungen. Dessen ungeachtet ließ sich Matthias Corvinus 1469 zu Olmütz von dem päpstlichen Legaten zum König von Böhmen krönen. Da hielt P. einen Landtag in Prag und machte den versammelten Ständen des Reichs den Vorschlag, den Erben der polnischen Krone auch zu seinem Nachfolger auf dem böhmischen Thron zu ernennen. Als die Stände nach einigem Widerstreben darauf eingingen, bekam Böhmen sogleich Hülfe von Polen. Auch Kaiser Friedrich zeigte jetzt friedliche Gesinnungen, und Ungarn wurde leicht zur Ruhe gebracht. Wenige Monate darauf, am 22. März 1471, † P. Seine Söhne, Victor und Heinrich (Hinko), nannten sich Herzöge von Münsterberg und Grafen von Glatz. Hinko I. tauschte gegen die Herrschaft P. Oels und Wohlau ein. Im J. 1647 starb das Haus aus.

Podium (lat., v. Gr.), Anhöhe; Erker; Platz im Amphitheater (s. d.); im heutigen Theater der sichtbare Theil der Bühne, so weit er vom Vorhang begrenzt wird.

Podlachien (Podlesien), europ.-russisches Gouvernement im ehemaligen Königreich Polen, grenzt nördlich an das Gouvernement Plock, östlich an Rußland, südlich an das Gouvernement Lublin und westlich an Masovien und Sandomir und hat einen Flächenraum von 258,47 (nach Andern 228 oder 252) □M. mit 384,650 Einwohnern. Die Provinz besteht aus flachem Land und wird von der Weichsel, dem Bug, Wieprz und einigen kleineren Flüssen bewässert. Weil P. viel Sandboden hat, so wird hier viel Roggen und Buchweizen, weniger Weizen gebaut. Viele Wälder, in denen die Bienenzucht gedeiht, und weite, zum Theil entwässerte Brüche durchziehen den Landstrich. Man treibt starke Pferde- und Schafzucht. Die großen Waldungen enthalten viel Wild. In den sumpfigen Gegenden gibt es unzählige Massen von Sumpfvögeln, und die Flüsse und einige Seen sind reich an Fischen. Von Fossilien wird bloß Kalk in großer Menge gewonnen. Die Industrie beschränkt sich auf Tuchfabrikation. Bedeutender ist der Handel mit Getreide, Holz, Tuch, Hüten, Wolle, besonders auch mit Schweinen und Ochsen. P. zerfällt in 4 Kreise: Siedlce, Lukow, Biala und Radzyn mit 45 Städten, 1698 Dörfern, 466 Gemeinden und 237 Kirchspielen. Hauptstadt ist Siedlce (Siedlec). P. war ehemals Herzogthum und Woiwodschaft im Königreich Polen, gehörte bis 1569 zu Litthauen, kam später wieder zu Polen und wurde bei der neuen Eintheilung des Königreichs 1844 mit dem Gouvernement Lublin vereinigt.

Podobna (Podubnie), Dorf im europ.-russ. Gouvernement Grodno, berühmt durch die Schlacht am 12. August 1812 zwischen dem General Grafen Reynier mit Sachsen und Franzosen und den Oesterreichern unter dem Fürsten Schwarzenberg gegen die Russen unter General Tormassow. Letzterer mußte sich in Folge der Schlacht hinter den Styr zurückziehen.

Podolatrie (v. Gr.), Fußanbetung, Fußleckerei.

Podolien, europ.-russ. Gouvernement, begreift die ehemalige poln. Woiwodschaft Podolien u. einen Theil der Woiwodschaft Braczlaw, grenzt im Norden an Volhynien, im Nordosten an das Gouvernement Kiew, im Osten u. Südosten an das Gouv. Cherson, im Süden an den Dniestr, der es von der Provinz Bessarabien trennt, und im Westen an das Königreich Galizien. Der Flächenraum beträgt nach Arssenieiw 730, nach Andern 774, 780 □M. mit (1846) 1,703,000 Einw. Das Land ist eine gegen den Dniestr von Norden nach Süden sich sanft neigende Hochfläche, welche die Stromgebiete des Bug und Dniestr scheidet. Hinter dem Dorfe Dumanow, an dem Esmotritsch, erhebt sich ein zweigipfliger Berg plötzlich 550 Fuß über die Ebene, mit einem äußerst steilen Abhang. Er läuft wie eine Mauer durch die Ebene und setzt sich mit zerrissenem, schmalem

Kamm bis zur Tarnawa fort. Vor dieser Felsenmauer erheben sich gegen Süden, mitten in der Ebene, vier isolirte Felsenpyramiden. Die Berg- und Hügelreihen, die P. durchziehen und viele Thäler bilden, machen es ungeachtet seiner im Ganzen ebenen Beschaffenheit zu einer der reizendsten, mit mannichfaltigen malerischen Partien ausgestatteten Landschaften Rußlands. Zugleich ist P. eines der gesegnetsten Länder voll fruchtbarer Ebenen und noch fruchtbarer Thäler. Es wird der Länge nach durchströmt vom Bug im Osten und dem Dniestr im Süden, der P. von der Moldau trennt; der Bug nimmt hier die Ssinjucha, der Dniestr den Sbrutsch, Ssmotritsch, die Murafa und an der Südgrenze den Jagoslük auf. Das Klima ist gesund und mild. Die Jahreszeiten gehen parallel mit denen im mittleren und Süddeutschland. Rebe und Maulbeerbaum gedeihen. Das Mineralreich liefert Eisenerz, Mühl- und Feuersteine, Kreide, Gyps, Porzellanerde, Thon, Salpeter &c.; das Pflanzenreich: Getreide, Hanf und Flachs, Hopfen, Tabak, Gemüse, Melonen, Arbusen, Reben, Linden, Ahorn, Akacien, Buchen, italienische Pappeln &c.; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Füchse, Dachse, Murmelthiere, Hasen, Rehe, wilde Ziegen, viel Geflügel, Fische, Bienen, Cochenille &c. Die Einwohner sind Kleinrussen, Rußniaken, Polen und Juden; in geringer Anzahl kommen vor: deutsche Kolonisten, Moldauer, Armenier, Griechen und Zigeuner. Auch haben sich hier viele von der Sekte der Raßkolniken, besonders Philipponen, niedergelassen. Der Ackerbau ist ohne große Mühe sehr lohnend. Alle Getreidearten, besonders Weizen, wachsen in dem schweren und fetten Boden mit unglaublicher Ergiebigkeit und geben, ohne Dünger, 20—40fachen Ertrag. Der Gartenbau ist vernachlässigt. Auch die Forstkultur ist in schlechtem Stande; die Waldungen nehmen ungefähr $^1/_{15}$ der Oberfläche ein und geben Bau- und Brennholz. Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Viel Hornvieh geht in das Ausland. Die Schafzucht blüht besonders im Gebiete von Szawranka. Der Reichthum von aromatischen Kräutern auf den Bergen und Wiesen macht die Bienenzucht sehr ergiebig. Der Fischfang bringt mehr ein, als die Jagd. Kermes oder polnische Cochenille wird häufig eingesammelt. Die Industrie steht noch auf niedrigem Standpunkte. Der Handel ist in den Händen der Juden. Die Haupthandelsplätze sind Kamenez-Podolsk, Mogilew, Felschtin und Balta. Die Hauptstadt ist Kamenez-Podolsk. In alten Zeiten gehörte die Woiwodschaft P. zu den altrussischen Fürstenthümern Kiew und Wladimir (in Volhynien), wurde aber später, nachdem sie eine Zeitlang im Besitz der Tataren gewesen, von den Litthauern und Polen erobert und mit Kleinpolen vereinigt. Katharina II. verleibte 1793 einen Theil von P. und 1795 die ganze Provinz dem russischen Reiche ein, und hierauf wurde 1796 das gegenwärtige Gouvernement gebildet.

Podolsk, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Moskau, an der Pachra, mit kaiserlichem Schloß, Kreisschule, Magazinen, Manuf[illegible] von gewürfelten Seidentüchern und 1100

Podonipten (v. Gr.), Fußwascher, Sekte der Wiedertäufer im 16. Jahrh., welche das Fußwaschen als Sakrament empfahl.

Podophyllum (Entenfuß, Fußblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, enthält wenige Arten, worunter P. peltatum *L.*, Anapodophyllum peltatum *Moench*, eine dauernde krautartige Pflanze in schattigen Wäldern Nordamerika's von Neuengland bis Carolina, deren scharfe Wurzel als Purgirmittel dient, in größerer Gabe auch brechenerregend wirkt.

Poe, Edgar Allan, amerikanischer Schriftsteller, geb. zu Baltimore 1811, begleitete seine Aeltern 1816 nach Schottland, kehrte 1822 nach Richmond in Virginien zurück und bezog 1825 die Universität, wo er sich klassischen und naturwissenschaftlichen Studien widmete. Entschlossen, an dem Freiheitskampfe der Griechen gegen die Türken Theil zu nehmen, verließ er Amerika, kehrte jedoch, ohne sein Ziel erreicht zu haben, über Petersburg in seine Heimath zurück. Er besuchte darauf die Militärakademie zu Westpoint, wurde aber wegen seiner dissoluten Lebensweise relegirt und trat, nachdem er sich eine Zeit lang literarischen Arbeiten gewidmet, als Gemeiner in die Armee. Gegen Ende 1834 ward er nomineller Herausgeber der „Southern Literary Messenger" in Baltimore, wo er bis 1835 blieb, begab sich dann nach Baltimore und Newyork und von da 1838 nach Philadelphia, wo er Mitarbeiter an mehren Zeitschriften ward. Seit 1849 hielt er zu Richmond sehr besuchte Vorlesungen und † den 7. Okt. 1849, auf einer Reise begriffen, in Baltimore. Er schrieb: „Tales of the Folio Club" und „Manuscript found in a Battle" (1834); „The Tales of the Grotesque and Arabesque" (1839); „The Gold Bay" (1843); „The Mystery of Mary Roget", lauter Erzählungen; ferner „The Literati of New-York City", eine Reihe von Aufsätzen verschiedenen Inhalts; „Eureka or the Universe", Gedichte in Prosa u. A. m. Seine Werke erschienen in Newyork 1851, 3 Bde.

Pöbel (v. lat. populus), gewöhnlich die niedrigste Klasse der Staatsbürger, in sofern sie sich durch Mangel an Bildung und an Achtung für dieselbe, besonders für das Schickliche und Gesetzliche, und durch Niedrigkeit der Denkungsart charakterisirt. Armuth ist daher nicht das Merkmal des P.s, der eben sowohl unter den höchsten wie unter den niedrigsten Klassen gefunden wird (vornehmer und gelehrter P.). Jede Gemeinheit, von wem sie auch ausgehen mag, wird deshalb pöbelhaft genannt.

Pöcile (Poikile), näml. Stoa (Säulenhalle), eine auf Säulen ruhende und mit Gemälden verzierte Halle, die alten griechischen Städten zur Zierde diente. Berühmt war besonders die P. Stoa zu Athen (s. d.).

Pökelfleisch, Fleisch, welches mit Salz und Salpeter behandelt und in Fässer fest eingedrückt wird, meist Rind- und Schweinefleisch. Liebig fand, daß die in dem Pökelfasse sich sammelnde Salzlake die Hauptbestandtheile koncentrirter Fleischbrühe enthält, woraus hervorgeht, daß P. um die in Lake übergegangenen Bestandtheile an Nahrungsstoff verliert. Hieraus läßt sich erklären,

warum P., lange Zeit als Hauptnahrung genossen, der Gesundheit nicht zuträglich ist. Vgl. Pökel.

Pöl (**Pöel**, **Pöhl**), mecklenburg-schwerin. Insel, Herrschaft Wismar, in der Ostsee, vor dem wismarschen Meerbusen, hat einen Flächenraum von 4/7 □Meilen mit 16 Ortschaften, Kirche, 4 Schulen und 1700 Einw., war früher eine Halbinsel und ist mit dem Festlande durch mehre Brücken verbunden. Hauptort ist Kirchdorf, mit der einzigen Kirche der Insel und mit Märkten.

Poelemburg, Cornelis, genannt Brusco oder Satyro, niederländischer Maler, 1586 zu Utrecht geboren, Schüler A. Bloemaerts, studirte in Rom und Florenz Raphaels Werke, ward von Karl I. von England 1637 nach London berufen, kehrte aber bald in seine Vaterstadt zurück, wo er nach 1666 †. Er malte meist kleinere landschaftliche Darstellungen aus der Gegend von Rom, mit mythischen Figuren, Satyrn, Nymphen ꝛc. staffirt, auch biblische und andere historische Stücke. Obwohl manchmal an inkorrekter Zeichnung leidend, wurden seine Bilder doch wegen ihres Farbenglanzes und ihrer dekorativen Zierlichkeit theuer bezahlt. Auch gibt es einige gute geätzte Blätter von ihm.

Pölitz, Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Randow, an der aus der Oder entstehenden Larpe, welche sich hier mit dem Oderarm, der pölitzer Fahrt, vereinigt, hat ein Armenhaus, Hopfenbau, Schifffahrt und 3000 Einw.

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig, deutscher Schriftsteller im Fach der Geschichte, Politik und deutschen Sprache, geboren am 17. August 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen, studirte seit 1791 in Leipzig Philosophie und Geschichte, dann auch Theologie, habilitirte sich 1794 als Privatdocent der Philosophie und wurde im folgenden Jahre als Professor der Moral und Geschichte an die kurfürstliche Kadettenanstalt in Dresden berufen. Im Jahre 1803 kehrte er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, erhielt aber noch in demselben Jahre einen Ruf als Professor des Natur- und Völkerrechts an die Universität Wittenberg, wo er nach Schrökhs Tode 1808 ordentlicher Professor der Geschichte und Direktor des akademischen Seminars ward. Nach Aufhebung dieser Universität ging er 1815 als Professor der sächsischen Geschichte und Statistik wieder nach Leipzig und wurde daselbst 1820 Professor der Politik und Staatswissenschaften. Er † am 27. Februar 1838. Seine fast 30,000 Bände zählende Bibliothek vermachte er unter der Bedingung gesonderter Aufstellung und Verwaltung, wozu er die nöthigen Fonds legirte, dem Magistrat der Stadt Leipzig. Sein Vermögen bestimmte er größtentheils zu Stipendien und Freitischen für Studirende. Als Schriftsteller war P. ungemein fruchtbar; ohne eigentlich neue u. tiefe Gedanken, haben seine wissenschaftlichen Werke vornehmlich das Verdienst übersichtlicher Anordnung und klarer Darstellung. Unter seinen geschichtlichen Werken sind hervorzuheben: „Handbuch der Weltgeschichte“ (Lpz. 1805, 3 Bde.; 7. Aufl., von Bülau und Zimmer, 1851—53, 4 Bde.); „Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau“ (das. 1808—10, 3 Bde.); „Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des deutschen Bundes“ (Bd. 1 in 2 Abth., das. 1817—18); „Geschichte des Königreichs Sachsen“ (das. 1817); „Geschichte Friedrich Augusts, Königs von Sachsen“ (das. 1830, 2 Bde.). Staatswissenschaftlichen Inhalts sind: „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit“ (Lpz. 1823, 5 Bde.; neue Aufl. 1827); „Grundriß für encyklopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften“ (Meißen 1825); „Staatswissenschaftliche Vorlesungeu für den gebildeten Lehrer in konstitutionellen Staaten“ (Lpz. 1831—33, 3 Bde.). Sehr verdienstlich war die Herausgabe des Werkes: „Die europ. Staatsverfassungen seit 1789“ (Lpz. 1817—25, 4 Bde.; 2. Aufl. 1833—34, 3 Bde.; Bd. 4 in 3 Abth., von Bülau, 1847). Seine die deutsche Sprache betreffenden Arbeiten sind veraltet, so auch „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Poesie und Beredsamkeit“ (Lpz. 1825, 4 Bde.) und das „Praktische Handbuch zur statarischen und kursorischen Erklärung der deutschen Klassiker“ (2. Aufl., das. 1828, 4 Bde.). Außerdem gab er geschichtliche Werke anderer Verfasser heraus, wie die Posselts, Schrökhs, Heinrichs ꝛc. Im Jahre 1838 begann er die Herausgabe von „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst“, die von Bülau fortgesetzt ward.

Pöllnitz, Karl Ludwig, Freiherr von, bekannter Memoirenschriftsteller und Abenteurer, geboren am 25. Febr. 1692 zu Issomin im Kölnischen als der zweite Sohn des kurbrandenburgischen Ministers und Generalmajors Bernhard von P., machte 1708 als preußischer Offizier den Feldzug in Flandern mit und wurde hierauf zum Kammerjunker ernannt. Als er wegen Nachlässigkeit im Dienst einen strengen Tadel erhielt, verließ er Berlin und begann nun ein unstetes Wanderleben, indem ihm seine weltmännischen Talente an verschiedenen europ. Höfen Eingang verschafften. Von dem Kurfürsten von Hannover empfohlen, ward er in Paris Kammerjunker der Herzogin von Orleans; da aber sein Einkommen für seine großen Bedürfnisse nicht ausreichte, begab er sich wieder nach Berlin. Hier kehrte er wieder zur reformirten Kirche zurück, denn in Paris war er zur katholischen übergetreten. Als er am preußischen Hofe nicht den gewünschten Succeß hatte, ging er abermals nach Paris und von da, nachdem er wieder katholisch geworden war, nach Polen, wo er kaum dem Schuldgefängnisse entging. Wieder nach Paris zurückgekehrt, mußte er, um Logis und Kost zu bekommen, Liebe zu einer alten häßlichen Dame heucheln. Als sie starb, entzog er sich seinen Gläubigern durch die Flucht nach Berlin. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, da sein abermaliger Uebertritt zur katholischen Kirche ruchbar geworden war. Er suchte deshalb erst an mehren kleinen deutschen Höfen sein Heil, dann in Wien, wo ihm Eugen von Savoyen eine Offiziersstelle verschaffte. Um sich zu seinem Regiment, welches in Sicilien stand, zu begeben, reiste er über Paris und büßte hier das Geld, welches er in Wien geschenkt bekommen, durch den lawschen Aktienschwindel ein. In Rom stellte er sich dem Papste vor, aber seine

Eröffnung, daß er gesonnen sey, sich dem geistlichen Stande zu widmen, machte nicht den geringsten Eindruck. Er quittirte nun den österreichischen Dienst und begab sich nach Spanien, wurde eine Zeit lang zu Bayonne in Haft gehalten, bekam in Madrid bloß den Oberstlieutenantstitel ohne Gehalt, verließ deshalb Spanien wieder und wandte sich nach England. Hier vom Hofe mit einer kleinen Summe Geldes unterstützt, schiffte er sich nach Holland ein. Bald mußte er sich aber vor seinen Gläubigern durch die Flucht nach Deutschland retten, wurde in Dessau des Landes verwiesen, erhielt aber endlich als Vorleser Friedrichs des Großen eine Anstellung. Da er sich in dieser Stellung viel gefallen lassen mußte und oft wie eine Art Hofnarr behandelt ward, so nahm er endlich seinen Abschied. Um eine reiche Nürnbergerin zur Frau zu bekommen, trat er, da er inzwischen wieder reformirt geworden war, zum dritten Male zur katholischen Kirche über. Sein Heirathsplan schlug jedoch fehl, so daß er sich genöthigt sah, Friedrich den Großen um Wiederanstellung zu bitten. Er † am 23. Juni 1775 als Theaterdirektor in Berlin. Er verfaßte die witzigen und zu ihrer Zeit viel gelesenen „Lettres et mémoires“ (Lüttich 1734, 3 Bde.; deutsch, Frankf. 1735, 4 Bde.); „Nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages“ (Amsterd. 1737, 3 Bde.); „Etat abrégé de la cour de Saxe sous la règne d'Auguste III“ (Frankf. 1734; deutsch, Bresl. 1736). Auch hat P. wahrscheinlich die „Histoire secrète de la duchesse d'Hannovre, épouse de George I, roi de Bretagne“ (Lond. 1732) verfaßt. Manche schreiben ihm auch das berüchtigte Buch „La Saxe galante“ zu. Nach seinem Tode edirte und übersetzte Brunn seine „Mémoires pour servir à l'histoire de quatres derniers souverains de la maison de Brandenbourg“ (Berl. 1791, 2 Bde.; deutsch das.)

Pölten, Stadt im österreich. Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Hauptstadt des Kreises, westlich von Wien, am Trasenflusse, war ehemals eine Festung und ist mit doppelten Mauern umgeben. Die Stadt hat 3 Thore, mehre schöne Plätze, breite Straßen, eine bischöfliche Residenz, eine Domkirche, ein bischöfliches Alumnat, eine theologische Lehranstalt, eine Hauptschule, ein engl. Fräuleinstift mit Mädchenkonvikt, ein Regimentserziehungshaus, ein Bürgerspital, Siechenhaus, Theater und über 5000 Einw., welche Baumwollenspinnerei, Baumwollenmanufaktur, Papier-, Zündhölzchen- und Fayencefabrikation, Ziegelbrennerei betreiben. Im Jahre 823 erhielt der Ort den Namen Sreisma und vertauschte denselben erst im 10. Jahrhunderte mit dem Namen St. Ypoliti (von einem Kloster), der mit der Zeit sich in St. P. verwandelte.

Poema (lat.), Gedicht.

Pön (v. Lat.), Strafe, besonders Geldstrafe; daher verpönen, untersagen, besonders mit Strafandrohung.

Poena (lat.), Strafe; dann personificirte Gottheit der Strafe, dargestellt wie die Erinnyen, aber von ihnen unterschieden.

Pönalcodex (v. Lat.), s. v. a. Strafgesetzbuch.

Pönalinhibition (Pönalmandat, v. Lat.), Strafauflage, Verbot unter Strafandrohung.

Poena talionis (lat.), in Wiedervergeltung bestehende Strafen.

Poenitentes (Pönitenzbrüder), s. v. a. Reuerer, Reuerinnen.

Poenitentiale (lat., Pönitenzbuch), katholisches Lehrbuch, enthält die Regeln der reuigen Sündern aufzulegenden Bußen.

Pönitentiarius (v. Lat., Großpönitentier), der Vorsteher der Penitenziaria, eines geistlichen Gerichts zu Rom, welches darüber zu entscheiden hat, ob, wenn ein sehr schwieriger Kollisionsfall der Umstände mit dem Gebot der Kirche vorkommt, Dispensation zu ertheilen sey. Der P. muß Kardinal seyn und kommt in Bezug auf den Rang gleich nach dem Generalvikar. P. ist auch ein Priester, der von einem Bischof die Vollmacht erhalten hat, in Fällen, die sonst dem Bischof vorbehalten sind, Absolution zu ertheilen. Man hat für einen solchen Priester auch die Benennung „Bischofs Ohr“ und „Piacularis sacerdos“.

Pönitenz (v. Lat.), die Reue eines Sünders, in der römisch-katholischen Kirche als Sakrament geltend, welches die Aussöhnung der Gläubigen mit Gott, wenn sie gesündigt haben, bewirkt, so daß mit der Schuld auch die Strafe der Sünde im Jenseits aufgehoben wird, wobei aber vorausgesetzt wird, daß der Sünder einem Priester seine Sünde beichtet, der ihm dann die Absolution dafür ertheilt; dann Strafe, welche das kanonische Recht für Vergehen und Verbrechen bestimmt, oder eine Buße, welche der Priester seinem Beichtkinde, weil es eine sogenannte kanonische Sünde begangen hat, aufzuerlegen pflegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten, Gebete und andere dergleichen Bußwerke (s. Kirchenbuße); endlich Strafe, die über Geistliche wegen leichterer Vergehen verhängt wird, z. B. Versetzung auf eine sogenannte Pönitenzpfarre, mit der entweder geringeres Einkommen, oder schwererer Dienst verbunden ist.

Poenus est (lat.), er ist ein Karthager, d. h. schlau, treulos.

Pöpel, in der Vulgärsprache s. v. a. Gespenst.

Pöppig, Eduard, bekannter Reisender und Naturforscher, geboren 1797 zu Plauen im Voigtlande, besuchte die Thomasschule zu Leipzig, dann die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich seit 1815 naturwissenschaftlichen Studien auf der Universität zu Leipzig. Nachdem er schon mehre Reisen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Frankreich gemacht, schiffte er sich 1822 in Hamburg nach Cuba ein und beschäftigte sich hier zwei Jahre lang mit wissenschaftlichen Studien, die er dann in Pennsylvanien fortsetzte. Am 27. Nov. 1826 trat er von Baltimore aus eine Reise nach Südamerika an, landete nach Umschiffung des Kaps Horn in Valparaiso, bereiste die mittleren und südlichen Provinzen von Chili, erstieg im Febr. 1829 den Vulkan von Antuco, ging dann zur See nach Lima und von da über die Kordilleren nach der Provinz Maynos, wo er in einsamen Indianerdörfern zwei Jahre verlebte. In Begleitung von Eingeborenen fuhr er den Amazonenstrom hinab und kehrte dann über Pará mit reichen botanischen und zoologischen Samm-

lungen gegen Ende 1832 in die Heimath zurück. Einen ausführlichen Bericht von seiner Reise erstattete er in dem Werke: „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom" (Lpz. 1835, 2 Bde., mit Atlas). Eine Anzahl neu entdeckter Pflanzen beschrieb er in „Nova genera ac species plantarum, quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra Amazonica annis 1827—32 legit etc." (Lpz. 1835—45, 3 Bde., mit 300 Kupf.). Die zoologischen u. sonstigen Ergebnisse seiner Forschungen legte er in verschiedenen gelehrten Zeitschriften, sowie in Ersch' u. Grubers „Encyklopädie" nieder. Im J. 1833 wurde er außerordentlicher, 1845 ordentlicher Professor der Zoologie an der Universität Leipzig.

Poerio, Carlo, neapolitanischer liberaler Staatsmann, Sohn Giuseppe P.'s, der sich in den Parlamenten von 1799 und 1820 als Redner hervorthat und 1843 starb, studirte Rechtswissenschaften, ward dann Advokat und trat in die Fußtapfen seines Vaters. Wegen seiner freisinnigen Bestrebungen in Neapel eingekerkert, erhielt er durch die Amnestie vom 24. Jan. 1848 seine Freiheit wieder u. wurde Anfangs März 1848 unter dem Ministerium Cariati mit dem Portefeuille des öffentlichen Unterrichts betraut. Dem König als versöhnender Rathgeber zur Seite stehend, ward er der Umsturzpartei so verhaßt, daß er sich bewogen fand, seine Entlassung zu nehmen. Er ward darauf in das nach dem Aufstand vom 15. Mai 1848 eröffnete und bis Febr. 1849 oft unterbrochene Parlament gewählt und nahm dann Theil an der Grande Società della Unità Italiana, einem Geheimbund, welcher auf Italiens Unabhängigkeit von jeder fremden Gewalt abzweckte. Deshalb im Sept. 1849 verhaftet, wurde er zu 24 Jahren Kettenstrafe verurtheilt und zuerst im Febr. 1851 nach Nisida gebracht, wo seine barbarische Behandlung den viel besprochenen Brief Gladstone's (s. d.) an Lord Aberdeen veranlaßte. Von da ward er nach Ischia und zuletzt nach Montesacchio gebracht, von wo er 1858 nach Südamerika in die von Neapel acquirirten Kolonien gebracht werden sollte.

Pöschel, Thomas, Schwärmer und Sektirer, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, ward in Linz zum katholischen Weltpriester gebildet und dann als Beneficiatkorporator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau angestellt. Hier hatte er 1806 den zum Tode verurtheilten Buchhändler Palm (s. d.) zu seinem letzten Gange vorzubereiten. Schon früher zum Mysticismus hinneigend, verfiel er bald darauf in religiöse Ueberspanntheit, ward deshalb von seinem Amte entfernt, später aber wieder als Landkaplan zu Ampfelwang in Oberösterreich angestellt. Sich übernatürlicher Erleuchtung von Gott rühmend, predigte er den in das Herz der Gläubigen einziehenden Christus und erregte als Visionär Aufsehen, besonders unter den Weibern. Nachdem er wegen seiner Extravaganzen 1815 nach Salzburg in Haft gebracht worden, geriethen seine Anhänger in große Exaltation, die sie bis zu dem Wahne fortriß, daß der Herr die Ermordung der Unreinen gebiete. Im März 1817 wurden drei Personen von ihnen tödtlich mißhandelt und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingegeben, wirklich umgebracht, so daß die Behörde dem Unwesen mit Gewalt steuern mußte. P. ward nach Wien gebracht, wo er im Verhör Symptome von Geisteszerrüttung zeigte. Eine Zeit lang unter geistliche Aufsicht gestellt, ward er später wieder entlassen und † vergessen zu Linz den 15. Nov. 1837. Seine Anhänger, die Pöschelianer, waren schon bei dem Einschreiten der Staatsgewalt verschwunden.

Poesie (v. Gr.), ursprünglich jede künstlerisch schaffende Thätigkeit, das Vermögen der freien, individualisirenden Darstellung eines nach den Elementen der Wirklichkeit gebildeten Ideals, wonach der Begriff das gesammte Kunstgebiet umfaßt; dann auch die Eigenschaft eines Gegenstandes, das Gemüth in eine gesteigerte Stimmung zu versetzen und zum Idealen zu erheben; in engerer Bedeutung als Dichtkunst aber die Kunst, menschliche Gedanken, Empfindungen, Gefühle, Affekte, Leidenschaften, Handlungen &c. durch die Sprache auszudrücken und durch die sprachliche Darstellung gleiche oder doch ähnliche Empfindungen im Leser oder Hörer zu erregen, wie der Dichter sie hatte, als er das Gedicht schuf. Andere Aesthetiker nennen P. das freie Spiel der schöpferischen Phantasie und des Gemüths in allgemeinster Bedeutung ohne bestimmt ausgesprochenen Zweck, in sofern dieses Spiel vermöge der Rede und der sämmtlichen Formen derselben ein Ideal darstellte oder der Darstellung eines solchen nachstrebte. Die P., als der Ausdruck der Phantasie und der Empfindung, ist die älteste Sprache aller Völker; sie war daher anfänglich nur ein natürlicher Ausdruck des Gefühls und eine zwar kunstlose, aber doch in verschönerter Form vorgetragene Mittheilung von Gedanken und Gesinnungen oder merkwürdigen Ereignissen und Begebenheiten, deren äußere Gestaltung durch die Weise des Vortrags bestimmt wurde, welcher entweder im wirklichen Gesange, oder doch in einer zwischen dem Gesange und feierlichen Rede die Mitte haltenden Art mündlicher Mittheilung bestand. Es lag in der Natur des Menschen, für Alles, was seinen Geist und sein Gemüth tiefer und nachhaltiger ergriff, als die täglichen Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, einen seinen Empfindungen und Gefühlen angemessenen Ausdruck zu suchen und so, was ihn bewegte, erfreute oder betrübte, begeisterte oder niederdrückte, durch die Rede zur sinnlichen Erscheinung zu bringen, sich selbst und seinen Mitmenschen zur Erhebung, zur Freude, zum Troste. So kleidete sich die Religion, die Sittenlehre, ja selbst die Philosophie und Gesetzgebung in das Gewand der P. Diese anfängliche P., aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit der Auffassungsweise einer Nation hervorgegangen und den innersten Geist derselben wiederspiegelnd, wird Volkspoesie genannt, im Gegensatze zur späteren, bestimmten Regeln unterworfenen, mit Bewußtseyn schaffenden Kunstpoesie, die sich wiederum gewissermaßen von den Leistungen eines mit der wissenschaftlichen Theorie der Dichtkunst unvertrauten Dichters, der sogenannten Naturpoesie, unterscheiden läßt. Die Volkspoesie, der reine ursprüngliche Ausdruck des Geistes der

Menschen, wie er sich in dem eigenthümlichen Wesen eines Volkes zeigt und von ihm ausgesprochen wird, ist nicht Eigenthum eines Einzelnen, sondern einer ganzen Nation, die sich das von einem Einzelnen Gegebene als Allen gehörig aneignet, unbekümmert um den Einzelnen, der es zuerst aussprach und von dem es ein Zweiter empfing, der hinzusetzte, ein Dritter, der Einzelnes weiter ausführte oder Anderes wegließ, ein Vierter, der es mit schon Vorhandenem verschmolz, bis es zuletzt Allen sinn- und mundgerecht wurde und sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die spätesten Zeiten vererbte. Aus solcher Volkspoesie bestehen die Anfänge aller Literaturen; die Ilias, die Nibelungen, die Edda sind nichts weiter als Volkslieder, die ein späterer Kunstdichter sammelte und zu einem Ganzen mehr oder weniger künstlich verschmolz. Die erste P. aller Völker war episch (Kindheit der P.), dann wurde sie vorherrschend lyrisch (Jünglingsalter) und erreichte endlich ihren Höhepunkt in der dramatischen P. (Mannesalter); die abnehmende schöpferische Manneskraft beschäftigte sich dann mit Vorliebe mit der didaktischen P. (Greisenalter). Dieser natürliche Gang ist in der Literatur der einzelnen Völker wie in der Gesammtgeschichte der P. zu erkennen.

Ihrer mannichfachen Anwendung und Behandlung wegen zerfällt die P. in verschiedene Gattungen oder Dichtungsarten. Stellt man diese Eintheilung fest, je nachdem der Dichter selbst redet, oder andere Personen reden läßt, so kann man zwei Hauptklassen annehmen, die epische und die dramatische. Dagegen stellt Hillebrandt die Behauptung auf, daß es nur so viel Hauptklassen von Dichtungsarten geben könne, als es poetische Kunstschöpfungen gebe, die einen eigenthümlichen, wesentlich verschiedenen Charakter an sich tragen. Dieser Charakter aber werde bedingt durch die in den dichterischen Erzeugnissen vorwaltende, den Grundton bildende innere Anschauungsweise der darzustellenden Beziehungen, welche Anschauungsweise verschieden sey nach dem Standpunkt des Gefühls (P. des Gemüths, lyrische P.), oder nach dem Standpunkte der Erkenntniß (didaktische P.), oder nach dem Standpunkte des Handelns (P. des Lebens, dramatische P. im weiten Sinn, einschließlich der epischen), welche drei Hauptrichtungen dann mehr oder weniger rein und gemischt in einer poetischen Kunstschöpfung zur Darstellung kommen könnten; doch sey die Klassifikation und Charakterisirung stets von dem durchgreifenden Vorwalten der einen oder der andern Hauptrichtung abhängig. Da aber die P. (nach Hegel) als Totalität der Kunst die unterschiedenen Weisen der Kunstproduktion überhaupt zu ihrer bestimmten Form mache, so hätte sie deshalb den Eintheilungsgrund für die Gliederung der Dichtarten auch nur aus dem allgemeinen Begriffe der künstlerischen Darstellung zu entnehmen, und zwar in der Form der äußeren Realität als epische P., die Darstellung einer außer dem Subjekte stehenden und für sich abgeschlossenen Begebenheit; in der Form der innern Welt, des betrachtenden und empfindenden Gemüths, lyrische P., und in der Verknüpfung beider Formen als Handlung, dramatische P. Die gewöhnliche Eintheilung der Dichtungsarten ist aber die in die lyrische (Lied, Ode, Elegie, Kanzone, Heroide, Sonett), die didaktische (didaktische Epistel, didaktische Satyre, Lehrgedicht), die dramatische (Tragödie, Drama, Schauspiel, Lustspiel, Posse, Oper) und die epische P. (eigentliche Epopöe, Romanze, Ballade). Da aber diese Eintheilung nicht ausreichend erschien, so nahm man mit Bouterwek eine fünfte, gemischte oder Ergänzungsklasse (Idylle, beschreibendes Gedicht, Epigramm, Fabel, Roman, Novelle, Mährchen) zur Hülfe. Eine neue Anordnung und Eintheilung der Dichtungsarten stellte Hellm. Winter auf, indem er auf die psychologischen Quellen aller Dichtkunst zurückging und aus den verschiedenen Seelenkräften die einzelnen Dichtungsarten ableitete, wie aus dem Gefühl die lyrische P., aus der Einbildungskraft die plastische, aus dem Verstande die didaktische, aus der Vernunft die allegorische, aus der Willenskraft die pragmatische P. (Tragödie, Epopöe &c.). Allgemein theilt man die P. auch in ernsthafte und komische ein. Eine Eintheilung der Dichtkunst nach Tendenzen erscheint uns als unstatthaft; man kann im Grunde eben so wenig von einer politischen P. sprechen, als von einer theologischen, astronomischen &c. Vgl. Rosenkranz, Handbuch einer allgemeinen Geschichte der P., Halle 1832, 3 Bde.; Bouterwek, Geschichte der neuern P. und Beredsamkeit, Göttingen 1801—19, 12 Bde.; Zimmermann, Geschichte der P. aller Völker, Stuttg. 1847.

Pösing (ungar. Bazin, slavisch **Pezynk**), königl. Freistadt in der ungarischen Gespannschaft Preßburg, an der preßburg-tyrnauer Eisenbahn, hat ein fürstlich palffy'sches Schloß, eine katholische und lutherische Kirche, ein Kloster, eine Synagoge, Hauptschule, ein kaltes Mineralbad (Eisenquelle), Gold- und Schwefelbergwerke, Granitbrüche, Weinbau u. 4650 Einw.

Pößneck (Pösneck), Stadt im sachsen-meiningischen Amt Saalfeld, im Osterlande, an der Kotschau und am Siechbach, Sitz einer Kreisgerichtsdeputation, hat meist 3 Stockwerk hohe und zum Theil ansehnliche Häuser, 3 Kirchen (Moritz-, Gottesacker- und ehemalige Hospitalkirche), ein altes Rathhaus (1460 erbaut, mit alten Rüstungen und Kriegsgeräthschaften), ein schönes und geräumiges Schulhaus, Hospital und 4200 Einw., welche sehr gewerbthätig sind und in ausgebreiteten Handelsverbindungen stehen. Etwa 260 Tuchmacher verarbeiten für ungefähr 450,000 Gulden Wolle u. lassen für etwa 320,000 Gulden Tuche und tuchene Waaren ins Ausland gehen; etwa 120 Gerbermeister liefern allerlei Leder, von dem für mehr als 200,000 Gulden ins Ausland geht. Eine Porzellanfabrik beschäftigt über 70 Menschen. Außerdem machen Seifensieder und Wagenfabrikanten Geschäfte ins Ausland, und auch unter den übrigen Gewerben herrscht reger Fleiß. Der Ort wechselte häufig seine Besitzer; 1011 kam er als Reichsdomäne an den Pfalzgrafen Ego zu Aachen, 1057 an den Erzbischof Hanno von Köln, und dieser schenkte ihn 1100 dem Grafen Wiprecht von Groitsch,

welcher dem Orte das Stadtrecht ertheilt haben soll und sich über der Stadt die Altenburg erbaute. Nach dem Erlöschen dieser Familie kam P. an die Grafen von Arnshaugk, dann durch Heirath 1303 an den Landgrafen Friedrich den Gebissenen, der 1324 die Grafen von Schwarzburg wegen geleisteter Dienste damit belehnte, die zuweilen hier residirten. Graf Günther von Schwarzburg erweiterte die Grenzen der Stadt, worauf über das Grenzrecht zwischen den Bürgern von P. und von Rahnis ein Streit (von 1475—88) entstand, und seine Gemahlin, Margarethe von Henneberg, nahm hier ihren Wittwensitz. Nach Günthers Tode kam die Stadt Schulden halber an das Haus Meißen, bei dem sie verblieb. Früher ward hier Bergbau auf Kupfer, Eisen und Silber betrieben; die Bergwerke gingen jedoch wegen häufigen Wassers ein. Bis 1826 koburgisch, kam die Stadt durch den gotha-altenburgischen Theilungsvertrag von 1826 an Sachsen-Meiningen.

Poet, Poetin, s. v. a. Dichter, Dichterin.

Poeta laureatus (lat.), ein mit dem Lorbeer gekrönter Dichter.

Poetaster (v. Gr.), ein schlechter Dichter, Verseschmied.

Poesthény (Pöstyén, Klein-Pöstyén oder Piestján, gewöhnlich Pischtschan gesprochen), Kurort im neutraer Komitat in Ungarn, am rechten Ufer der Waag, hat vielbesuchte Thermalquellen, deren Hauptbestandtheile kohlensaures Natron und Eisenoxyd sind. Das Wasser ist, frisch geschöpft, farblos und durchsichtig, ohne besondern Geschmack und Geruch, wird nach Einwirkung der Luft etwas trüb und bildet dann einen feinen, anfangs weißlichen, zuletzt schwärzlichen lockern Bodensatz. Es hat einen brenzlich-schwefligen Geruch nach Wasserstoffgas, der sich mit dem allmähligen Erkalten des Wassers verliert, bei dessen künstlicher Erwärmung aber in schwächerem Grade wieder hervortritt, und behält seine eigenthümliche Wärme ziemlich lange. Als Getränk angewendet, unterstützt es die Wirkung der Bäder und befördert Appetit, Verdauung, Darmausleerung, Urinabsonderung und Schlaf; äußerlich in Gestalt von Gemein-, Wannen-, Schlamm- und Gasbädern angewendet, wird es empfohlen gegen veraltete rheumatische und gichtische Leiden, Paralysen, lymphatische Geschwülste, Skropheln, Rhachitis, chronische Hautausschläge, fehlerhafte Verdauung, Stockungen im Unterleibe, Hämorrhoidalleiden, Verschleimungen u. Schleimflüsse, veraltete Brustkatarrhe, weißen Fluß, Gries- und Steinbeschwerden 2c.

Poetik (v. Gr.), die Theorie der Dichtkunst oder der Inbegriff der Regeln der Dichtkunst im Allgemeinen und der einzelnen Dichtungsarten im Besondern, sowie der Regeln der äußern Form eines Gedichts, ein Theil der Aesthetik. Wenn die Poesie sehr bezeichnend die Vermittlerin aller Zeiten, Völker und Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen genannt worden ist, so mußte man schon früh darauf kommen, ihre Theorie auszubilden, wobei man vom Besondern zum Allgemeinen, von dem Kunstwerk zur Regel aufstieg. Die älteste P., die uns bekannt ist, war die von Aristoteles, wovon aber nur Bruchstücke übrig sind, die namentlich das Heldengedicht und die Tragödie betreffen. Auch Horaz schrieb in poetischer Form eine „Ars poetica". Den Grund zur deutschen P. und Metrik legte Martin Opitz durch sein Buch „Von der Poeterei" (1634), das bis 1668 in Deutschland 10 Auflagen erlebte. Von neueren Werken über P. nennen wir nur: Scaliger, Poetices libri VII, Leyden 1681; Voß, De artis poeticae natura ac constitutione, Amst. 1647; Breitinger, Kritische Dichtkunst, Zürich 1740, 2 Bde.; Gottsched, Versuche einer kritischen Dichtkunst für Deutsche, Leipzig 1751; Boileau, L'art poétique; Marmontel, Poétique française, Paris 1763, 2 Bde.; Vida, Poeticorum libri III, Altenburg 1766; Blair, Lectures or rhetoric and belles letters, das. 1783, 2 Bde., Basel 1788, 3 Bde., deutsch, Liegnitz 1785, 4 Bde.; Sulzer, Allgemeine Theorie der schönen Künste; Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, Berl. 1783, neue Aufl. 1804; Eschenburg, Entwurf einer Theorie u. Literatur der schönen Redekünste, das. 1805; Ph. Mayer, Theorie u. Literatur der deutschen Dichtungsarten, Wien 1824, 3 Bde.; Hellm. Winter, Dichtlehre, Kasan 1840; Hartung, Lehre der Alten über die Dichtkunst 2c., Gotha 1845; Cuvier, Wesen und Formen der Poesie, Leipz. 1854. Vgl. auch die Werke über Aesthetik von Bolger, Hegel und Fischer u. Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik". Einzelne Gegenstände der P. behandelten besonders Sturz, Lessing, Klopstock, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Falck, Viehoff u. A.

Poetisch, s. v. a. dichterisch, sowohl in Auffassung als Darstellung; in ersterer Beziehung spricht man von einem poetischen Gemüth, in letzterer sagt man, ein Gedicht sey p., wenn es einen dichterischen Gedanken nach den Regeln der Dichtkunst zur Darstellung bringt.

Poetische Epistel, s. Epistel.

Poetische Licenzen (dichterische Freiheiten), Abweichungen von der Sprachregel, des Versmaßes oder des Reims wegen. Sie dürfen nur mäßig benutzt werden, wenn nicht das Kunstwerk darunter leiden soll.

Poggendorf, Johann Christian, deutscher Chemiker u. Physiker, am 29. Dec. 1796 in Hamburg geboren, widmete sich erst der Pharmacie, begann aber 1820 auf der Universität zu Berlin das wissenschaftliche Studium der Chemie und Physik. Im folgenden Jahre schon gab er in der Zeitschrift „Isis" eine Abhandlung über den Magnetismus der voltaischen Säule heraus, worin er zuerst die Eigenschaften des Multiplikators mittheilte und erläuterte. Doch hat Schweigger in Halle gleichzeitig mit P. die Gesetze desselben aufgefunden. Im Jahre 1824 wurde ihm die Redaktion der „Annalen der Physik u. Chemie" übertragen. Mit Liebig vereinigte sich P. zur Herausgabe des „Wörterbuchs der Chemie". P. hat sich besonders durch seine Untersuchungen über den Galvanismus um die Wissenschaft verdient gemacht. Im Jahre 1834 wurde ihm eine Professur an der berliner Universität übertragen und 1838 nahm ihn die Akademie als Mitglied auf. Er schrieb noch „Lebenslinien zu einer Geschichte der exakten Wissenschaften" (Berl. 1853) als Vor-

läufer eines biographischen Lexikons der Mathematiker und Naturforscher.

Pogghy- (Poggy- oder Nassau-) **Inseln,** zwei gleichnamige ostindische Inseln an der Südwestküste von Sumatra, durch einen schmalen Meeresarm (die Straße Seekokcup) getrennt, beide gebirgig, voll hoher Waldberge und schroffer Abhänge, rauh, aber fruchtbar, bewachsen mit Sagopalmen, Kokospalmen, Mangustan, Pisang, Ananas, Bambusrohr und bewohnt von Affen, Schweinen, Hirschen. Die Bewohner (Orang-Matawis) sind klein, aber wohlgebaut, braun u. kupferfarbig und tätowiren sich. Sie stehen auf einer niedern Kulturstufe u. sind Götzendiener.

Poglizza, Landschaft (Distrikt) im österreich.-dalmatischen Kreis Spalato, zwischen der Clissa und Duara, den Mündungen der Cettina und Scharnovicza, mit einem Flächenraum von 9 □-Meilen, ist gebirgig, bringt viel Holz, Getreide, Wein, Vieh hervor und hat gegen 20,000 Einwohner, die früher besondere Freiheiten genossen und eigenthümliche Sitten u. Gebräuche hatten, aber keineswegs einen besondern Freistaat bildeten, wie gewöhnlich behauptet wird. Hauptort ist Pirun-Dubrava. Die Landschaft P., welche ehemals freiwillig unter venetianische Hoheit getreten war, kam 1797 unter den Schutz Oesterreichs und theilte seitdem Dalmatiens Schicksale.

Pogoda, bei den Russen und Polen Gott des Frühlings, des blauen Himmels, Geliebter der Simzerla, der Göttin des Frühlings. Er wird beschrieben als jung u. schön, bekränzt mit blauen Blumen, geschmückt mit blauen Flügeln, mit einem blauen, silberdurchwirkten Gewande, auf Blumen hingestreckt, in stiller heiterer Luft ruhend.

Pohlenz, Christian August, bekannter Liederkomponist, im Juli 1793 zu Saalgast geboren, besuchte die Kreuzschule zu Dresden und studirte seit 1814 zu Leipzig die Rechte, dann aber ausschließlich Musik. Er wurde Organist an der Universitätskirche zu Leipzig und 1821 an der Thomaskirche, 1827 Musikdirektor der leipziger Abonnementskoncerte und der Gesangakademie, 1843 zugleich Gesanglehrer an dem neu errichteten Konservatorium der Musik. Er † den 10. März 1843. P. glänzte im einfachen, volksthümlichen Liede; bekannt u. beliebt sind sein „Kleiner Tambour Veit" und sein „Matrosenlied".

Poids (franz.), Gewicht, daher P. de fer, Schwergewicht; P. de marc, Markgewicht.

Poignard (franz.), zweischneidiger Dolch.

Poil (franz.), Haar.

Poinsinet, Antoine Alexandre Henri, französischer Lustspieldichter, 1735 zu Fontainebleau geboren, schrieb besonders für die komische Oper, durchreiste Frankreich, Italien u. Spanien und ertrank 1769 in dem Guadalquivir. Als ein eitler und leichtgläubiger Mensch, diente er als Zielscheibe des Witzes, der Persiflage und des Mystificirens (welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam) seiner Bekannten. Zahlreiche Scherze, die mit ihm getrieben wurden, finden sich in Monnets „Mémoires" (2. Bd.). Von seinen Stücken erhielt sich „Le cercle ou la soirée à la mode".

Point (franz.), Punkt; Landspitze, Vorgebirg; der zwölfte Theil einer Linie; Auge auf dem Würfel; im Hazardspiel der geringste Aussatz, s. Pharao; bei andern Kartenspielen s. v. a. Stich.

Point-à-Pitre, la, Stadt auf der westindischen Insel Guadeloupe, auf der Südwestküste von Grand-Terre, am südlichen Eingange des Salzflusses, in ungesunder Lage, von Sümpfen umgeben und ohne Süßwasser, hat ein Tribunal erster Instanz, eine Börse, ein Fort, bequemen Hafen mit gutem Ankergrunde und mit den Umgebungen 15,000 Einwohner. Dabei die gleichnamige Landspitze.

Point-de-Galle, Stadt auf der Südküste der Insel Ceylon, etwas südöstlich von der Mündung des Ghinderi, südöstlich von Colombo, in ungesunder Lage, mit geräumigem und sicherem Hafen, Citadelle, Zimmtwäldern u. beträchtlichem Handel.

Point d'honneur (franz.), Ehrenpunkt, Punkt der Ehre, Ehrgefühl.

Pointe (franz.), Spitze; Vorgebirg; Bollwerksspitze (Pünte); Spitze eines Witzwortes, eines Epigramms &c.

Pointeur (fr.), im Hazardspiel der Gegner des Bankhalters; im Kriegswesen der Artillerist, der die Kanone richtet.

Poischwitz, Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, im Regierungsbezirk Liegnitz, mit Schloß und 630 Einwohnern. Hier am 4. Juni Waffenstillstand zwischen den Preußen und Russen einer- und den Franzosen andererseits.

Poi segue (poi seguente, ital.), hierauf folgt, hierauf folgend, musikalische Andeutung, wie der Vortrag fortzuschreiten habe.

Poissarden (v. Franz.), Fischhändlerinnen, besonders in Paris, spielten in der ersten französischen Revolution eine hervorstechende Rolle, indem sie sich bei den verschiedenen Aufständen durch Gemeinheit und Grausamkeit auszeichneten.

Poisson, Dionys Simeon, ausgezeichneter französischer Mathematiker, wurde am 21. Juni 1781 geboren und kam 1798 in die polytechnische Schule. Nachdem er seine Studien vollendet, wurde er im Längenbureau angestellt, dann als Professor an der Fakultät der Wissenschaften zu Paris. Im Jahre 1812 wurde er Mitglied des Instituts. Napoleon I. schätzte ihn sehr und erhob ihn in den Adelsstand. Der König Ludwig Philipp ernannte ihn 1837 zum Mitglied der Pairskammer. P. † am 25. April 1840. Sein Hauptwerk ist der Epoche machende „Traité de mécanique" (Paris 1811, 2. sehr vermehrte Ausgabe, das. 1833, 2 Bde.). Außer diesem verfaßte P. eine große Anzahl meist vortrefflicher Abhandlungen über mathematische und physikalische Gegenstände, die in den „Mémoires" der Akademie u. in verschiedenen Zeitschriften zu finden sind.

Poissy, Stadt im französischen Departement Seine und Oise, Bezirk Versailles, links an der Seine, über die eine Brücke mit reizender Aussicht führt, hat ein Centraldetentionshaus, Messer- und Leinwandfabriken, beträchtlichen Vieh- u. Getreidehandel nach Paris u. 4500 Einwohner. Hier vom 9. September bis 19 Okt. 1561 erfolg-

loses Religionsgespräch zwischen katholischen und reformirten Theologen über die Fragen, ob die Kirche über der heiligen Schrift stehe, sowie über die Abendmahlslehre und über die Sakramente, von Katharina von Medicis veranlaßt. P. ist Geburtsort Ludwigs des Heiligen.

Poitiers, Hauptstadt des franz. Departements Vienne und des Bezirks Poitiers, südwestlich von Tours, am Zusammenflusse des Clain und der Boivre, auf dem Gipfel eines steilen Berges und ringsum von schroffen Felsen eingeschlossen, von alten Mauern mit Thürmen umgeben, durch welche 6 Thore führen. Die Straßen sind sehr eng, düster, uneben gepflastert und in der Stadt finden sich große Gärten und Felder. Die öffentlichen Plätze sind ungemein ausgedehnt, aber von meist verfallenen Häusern umgeben. Merkwürdig sind besonders die ebenfalls meist verfallen aussehenden Kirchen von P., namentlich die Notredamekirche, ein großes Gebäude mit einer Menge von verwitterten Figuren, Bogen, Nischen, Thüren mit zahllosen Säulen, Zierrathen, Heiligenbildern, Medaillons 2c. In der Kirche der heiligen Radegunde, der Schutzpatronin der Stadt, befindet sich in einer unterirdischen Kapelle das aus schwarzem Marmor gebaute Grab der Heiligen, das Ziel vieler Pilgerfahrten. Die Kathedrale zu St. Peter, von Heinrich II. von England im großartigsten Styl erbaut, ist mit reich verzierten Hauptportalen und eleganten Thürmen versehen. Interessant ist auch die kleine Johanniskirche aus dem 6. Jahrhundert. Von dem alten Palast der Grafen von Poitou (jetzt Gerichtsgebäude) steht nur noch ein prächtiger, von runden Bogen und zierlichen Pfeilern umgebener Saal mit schönem Schnitzwerk und einem alterthümlichen Plafond von Kastanienholz. Stadt und Umgebung sind reich an römischen, celtischen und mittelalterlichen Alterthümern, unter denen sich namentlich die Reste eines römischen Amphitheaters (jetzt ein Gasthof) auszeichnen, dessen Gründung dem Kaiser Gallienus (im 3. Jahrhundert) zugeschrieben wird. Eines der interessantesten Denkmäler in P. ist ferner das Museum, ein sehr wohl erhaltener römischer Bau (wahrscheinlich Tempel), der jetzt zur Aufbewahrung der in der Umgegend aufgefundenen römischen und celtischen Alterthümer dient. Unter Anderem zeigt man einen Steinblock, welcher der Jungfrau von Orleans als Stufe gedient haben soll, als sie in voller Rüstung zu Pferde stieg, um Karl VII. auf seinem Krönungszuge zu begleiten. Jenseits des Clain findet sich ein sogenannter Pierre levée, ein Dolmen aus der Druidenzeit, an den sich allerlei Sagen knüpfen, ein länglichrunder, 20 Fuß langer und 17 Fuß breiter Stein, der 3½ Fuß von der Erde auf fünf Pfeilern ruht. P. hat ein Bisthum, eine Präfektur, einen Gerichtshof, ein Civil- und Handelstribunal, eine Berathungskammer für Künste und Manufakturen, eine akademische Gesellschaft für Ackerbau, schöne Künste und Wissenschaften, landwirthschaftliche Versammlungen, Assekuranzgesellschaften 2c. Die von Karl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der ersten Revolution, wo sich auch die übergroße Zahl der dortigen Kirchen, Kapellen und Klöster bedeutend verminderte, ein, und statt derselben wurden nachmals eine Akademie mit 2 Fakultäten und ein Lyceum gegründet; auch bestehen hier ein geistliches Seminar, ein Collége, eine Normalprimär- und Taubstummenschule, Zeichen- und Architekturschule, öffentliche Bibliothek von 12,000 Bänden, ein naturhistorisches nebst Münz- und Antikenkabinet (das erwähnte Museum) und ein botanischer Garten. Die Einwohner, 31,600 an der Zahl, treiben Flachs- und Hanfspinnerei, Papier-, Nägel-, Draht- und Zweckenfabrikation, beträchtliche Gerberei und Lederbereitung, Färberei, Liqueurfabrikation, Brauereien, Fabriken für wollene Mützen und Strümpfe und Handel. P., im Alterthum Pictavium oder Limonum, war schon unter römischer Herrschaft eine ansehnliche und wichtige Stadt. Später war es die Hauptstadt der Provinz Poitou. Historisch merkwürdig ist die Stadt besonders durch zwei in ihrer Nähe geschlagene Schlachten. Der hier 732 von Karl Martell über die Araber erfochtene Sieg rettete das Abendland vor der Unterjochung durch den Islam. Dann erfochten auf dem nahe gelegenen Felde Maupertuis den 19. September 1356 die Engländer einen Sieg über die Franzosen, welcher Frankreich mit dem Untergang seiner Selbstständigkeit bedrohte. Das von dem schwarzen Prinzen Eduard geführte englische Heer war kaum 12,000 Mann stark, während das französische unter Anführung des Königs Johann von Frankreich gegen 60,000 Mann gezählt haben soll; aber das englische Heer war in größerer Ordnung und mehr an Gehorsam gewöhnt als das französische, u. so kam es, daß gleich anfangs die Vorhut der Franzosen geschlagen u. fast beim ersten Zusammentreffen der Mittelpunkt derselben gesprengt wurde. Da die französischen Großen nur für ihre eigene Sicherheit sorgten, so endigte der Tag der Schlacht damit, daß der König Johann nach tapferem Kampfe einem verbannten französischen Ritter sich ergeben mußte. Der gefangene König wurde zwar von dem Sieger persönlich ächt ritterlich behandelt, ja dieser wartete ihm selbst bei der Abendtafel auf und vertrat die Stelle des Stallmeisters, als er ihn in London einbrachte; aber um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte der französische König dem König Eduard III., dem Vater des schwarzen Prinzen, nach Verlauf von vier Jahren mehre Provinzen Frankreichs abtreten und sich mit einer großen Geldsumme loskaufen.

Poitiers, Diane de, Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, s. Diane 1).

Poitou, ehemalige Provinz in Frankreich, zwischen Bretagne, Anjou, Touraine, Marche, Angoumois, Saintonge und dem Meere, theilte sich in Oberpoitou und Niederpoitou, mit der Hauptstadt Poitiers. Jetzt sind daraus die Departements Vienne (Oberpoitou), Deux-Sèvres und die Vendée (Niederpoitou) gebildet, und einzelne Stücke sind mit den Departements Charente-inférieure, Charente, Haute-Vienne, Indre-Loire und Maine-Loire vereinigt. Das Land P. war im Alterthum von den Pictones bewohnt und wurde nach der Eroberung durch

die Römer mit Aquitania secunda vereinigt. Später besetzten es die Westgothen und im 6. Jahrhundert eroberten es die Franken unter Chlodwig. Nachdem P. vom Ende des 7. Jahrhunderts bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts im Besitz des Herzogs Eudes von Aquitanien und der Nachfolger desselben gewesen war, vereinigte Pipin es mit seinen Besitzungen. Gegen das Ende des 9. Jahrh. machten sich die Grafen von P., die von den fränkischen Königen eingesetzt wurden, erblich und legten sich den Titel als Herzöge von Aquitanien bei. An die Könige von England kam P. im 12. Jahrhundert, aber König Philipp August von Frankreich nahm es ihnen unter Johann ohne Land zu Anfang des 13. Jahrhunderts wieder ab, und 1259 wurde es förmlich an Frankreich abgetreten. Ein Jahrhundert später (1360) kam es durch den Frieden von Bretigny abermals an die Engländer, denen es König Karl V. gegen Ende des 14. Jahrhunderts wieder abnahm. Karl gab es seinem Bruder Johann, Herzog von Berry, und nach dessen Ableben verlieh Karl VI. es seinem Sohn Johann. Da dieser keine Erben hinterließ, so fiel P. an die Krone Frankreich zurück und blieb seitdem bei derselben.

Pokrow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, in waldiger und sumpfiger Gegend, an der Shitka, mit 1100 Einw. Dabei liegt das reiche Pokrowkloster.

Pokutien, sonst die Woiwodschaft Halicz oder derjenige Theil des westlichen Galizien, welcher zwischen dem Dniestr, dem Pruth u. den Karpathen liegt und an die Bukowina grenzt. Die Bewohner dieses schönen gebirgigen Landstrichs, namentlich die Rußniaken, haben viele eigenthümliche Volkslieder bewahrt. Ihr Hauptort ist Kolomyi.

Pol (v. Griech.), s. v. a. Drehpunkt, auf einer Kugel die beiden Endpunkte eines Durchmessers (Axe), in Beziehung auf einen größten Kreis und die diesem parallelen kleineren Kreise, deren Ebene auf dem bezüglichen Durchmesser senkrecht ist. In der Astronomie versteht man darunter die beiden Punkte am Himmelsgewölbe (Weltpole), welche während der täglichen Rotation desselben unbeweglich bleiben, also die Endpunkte der Weltaxe und zugleich die P.e für den Himmelsäquator, von dem sie 90° abstehen, sowie für alle Parallelkreise derselben. Die P.e der Ekliptik aber sind die beiden Punkte der Himmelskugel, welche die Endpunkte der Axe der Ekliptik bezeichnen und von der Ekliptik selbst 90° entfernt sind. Von den Weltpolen haben sie eine Distanz, welche der Schiefe der Ekliptik gleichkommt, also 23½°. Sie beschreiben bei ihrer täglichen Bewegung um die Weltpole die Polarkreise. Wie Aequator und Ekliptik, so haben auch alle andern größten Kreise der Himmelskugel, sowie die Parallelkreise derselben zwei P.: Zenith und Nadir sind die P.e des Horizonts; Morgen- und Abendpunkt die P.e des Mittagskreises; Mittags- und Mitternachtspunkt die P.e des ersten Scheitelkreises. Entsprechend den P.en an der Himmelskugel, unterscheidet man auf der Erdkugel: die beiden Erdpole, Nord- und Südpol, d. h. die Endpunkte der Erdaxe, welche, in einem Abstande von 90° vom Erdäquator und von 23½° von den Polarkreisen gelegen, während der täglichen Rotation der Erdkugel in beständiger Ruhe verharren. Magnetische P.e der Erde nennt man die beiden, 90° nördlich und südlich vom magnetischen Aequator gelegenen Punkte, in welchen eine frei schwebende Magnetnadel eine vollkommen vertikale Neigung annimmt, die Inklination der Nadel also ihr Maximum erreicht, während dieselbe auf dem magnetischen Aequator = 0 ist (s. Magnetismus). P.e heißen auch die beiden entgegengesetzten Enden eines Magnets, in welchen sich die Anziehungskraft auf Eisen am stärksten zeigt und zwischen denen, ungefähr in der Mitte des Magnets, die neutrale Linie oder Mittellinie, deren Punkte gar keine Anziehung auf das Eisen ausüben, befindlich ist. Endlich versteht man unter P.en auch die beiden entgegengesetzten Enden der voltaischen Säule und unterscheidet, je nachdem die dort aufgehäufte Elektricität positiv oder negativ ist, den positiven und negativen P. Vergl. Polarität.

Pol, St. (P.-de-Léon), Stadt im französischen Departement Finistère, Bezirk Morlaix, auf einem Hügel am Ocean, mit kleinem, aber stark besuchtem Hafen, Fabriken für Leinwand, Gerberei, Handel und 6650 Einwohnern.

Pola, Stadt in der österreichisch-illyrischen Markgrafschaft Istrien, Bezirk Dignano, an der gleichnamigen Bucht des adriatischen Meeres (Golf delle Rose), mit einem weiten u. sichern Hafen, einem der schönsten Europa's, der neuerlich durch Forts u. andere Befestigungen, Werfte, Magazine aufs Trefflichste hergerichtet, durch Strandbatterien geschützt und 1850 zu einem Kriegshafen und als solcher zum Stationsort des zweiten Marinedivisionskommando's bestimmt worden ist. In der Bucht liegen die kleinen Inseln San Andrea, San Pietro, Santa Caterina und Olive. P. ist Bischofssitz mit Domkapitel, hat eine Kathedralkirche, eine griechische Kirche, 3 Klöster, eine Citadelle und 1600 Einwohner, welche Feldbau, Holzhandel und Thunfischerei treiben. Die Mauern der Stadt sind halb verfallen, die Straßen und Plätze mit Schutt bedeckt und mit Gras bewachsen, viele Häuser unbewohnt, weil das ungesunde Klima viele Leute hinwegtreibt. P. enthält aber die großartigsten Denkmäler aus seiner Glanzperiode unter den Römern. Die Porta aurea, jetzt ein Stadtthor, ist ein kolossaler, prachtvoller Triumphbogen, den die Römerin Salvia Posthuma ihrem Gemahl, dem Tribun Sergius Lepidus, errichten ließ, als er siegreich aus Illyrien zurückkehrte; er ist im Innern reich mit Basreliefs, über dem Bogen mit zwei Viktorien und neben diesem mit korinthischen Säulen geziert. Unweit davon steht das berühmte Amphitheater, im Munde des Volkes Orlandina genannt, oval, 366 Fuß lang, 272 Fuß breit und 75 Fuß hoch, in 2 Ordnungen 244 Bogen enthaltend, mit Thoren, Sitzen u. dgl. von weißem Marmor. Der große Platz von P. gibt die Stelle des alten Forums an. Am äußersten Ende des Forums standen 2 kleine gleichgeformte Tempel von edler Bauart. Der eine, der nach der Aufschrift „Romae et Augusto“ dem glänzendsten Zeitalter der römischen Kunst angehört, ist 42 Fuß lang und

22 Fuß breit, stützt sich auf 8 korinthische Säulen und ist noch ziemlich vollständig erhalten. Der andere Tempel, von welchem noch mehre Bruchstücke vorhanden sind, war, der Sage nach, der Diana geweiht. Auf den Trümmern eines dritten Tempels steht die Domkirche. Die gefälligsten Ansichten dieser u. anderer Denkmäler von P. hat Cassas in der „Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie" und die architektonisch genauesten Stuart und Revet gegeben. Vgl. Stancovich, Dell' amfiteatro di Pola, Venedig 1822. Die Stadt hieß schon im Alterthum P. u. lag am **Polaticum promontorium** (jetzt Promontore, Ponta di Promontorio) und dem **Polaticus sinus**, an der Mündung der Arsia. Die Römer beschenkten die Einwohner von P. mit dem Bürgerrecht. Augustus ließ die Stadt, weil sie im Bürgerkriege die Partei des Pompejus ergriff, zerstören, stellte sie aber auf die Bitten seiner Tochter Julia wieder her, gab ihr den Namen Julia Pietas, machte sie zur Hauptstadt von Istrien und bevölkerte sie mit römischen Kolonisten. Die Polenser errichteten deshalb den oben beschriebenen Tempel des Augustus. Besonders begünstigt wurde P. vom Kaiser Septimius Severus, der früher Statthalter von Illyrien gewesen. Zu seiner Zeit führte P. den stolzen Namen einer **Respublica Polensis**, erreichte damals seine höchste Blüthe und zählte nach Einigen 50,000 Einwohner. Im Mittelalter wurde es 1148 von den Venetianern, 1192 von den Pisanern und dann wieder von den Venetianern erobert. In Folge einer Empörung der Stadt 1267 wurde sie abermals verwüstet. Die Genuesen trugen in der Folge viel zum Sinken des Wohlstandes und der Blüthe der Stadt bei.

Pola, Sta. (Plana, Nueva-Tabarca), Insel in der spanischen Provinz Alicante im mittelländischen Meer, südöstlich von dem gleichnamigen Kap, eben, holz- und wasserlos; auf der Westküste mit der kleinen Veste San-Pablo.

Polacca (alla p., ital.), im musikalischen Vortrage nach Art der Polonaise (s. d.).

Polaccra (ital.), eine Art großer 3mastiger Lastschiffe.

Polänen, slavischer Volksstamm, zog im 5. Jahrhundert, von den Walachen verdrängt, unter Kij nach dem Dniepr und soll dort Kiew gegründet haben.

Polaken, Pferderace, polnische Pferde, s. Pferd.

Polangen, Flecken (Stadt) im europäisch-russischen Gouvernement Wilna, Kreis Telsch, an der Ostsee, mit Zollamt, Fischerei, Handel und 700 Einwohnern. Im polnischen Revolutionskriege von 1831 war P. der Hauptangriffspunkt der insurgirten Litthauer gegen Rußland. Der Ort ging dabei in Feuer auf.

Polar..., die Pole betreffend; an den Polen wohnend; auch s. v. a. gerade entgegengesetzt.

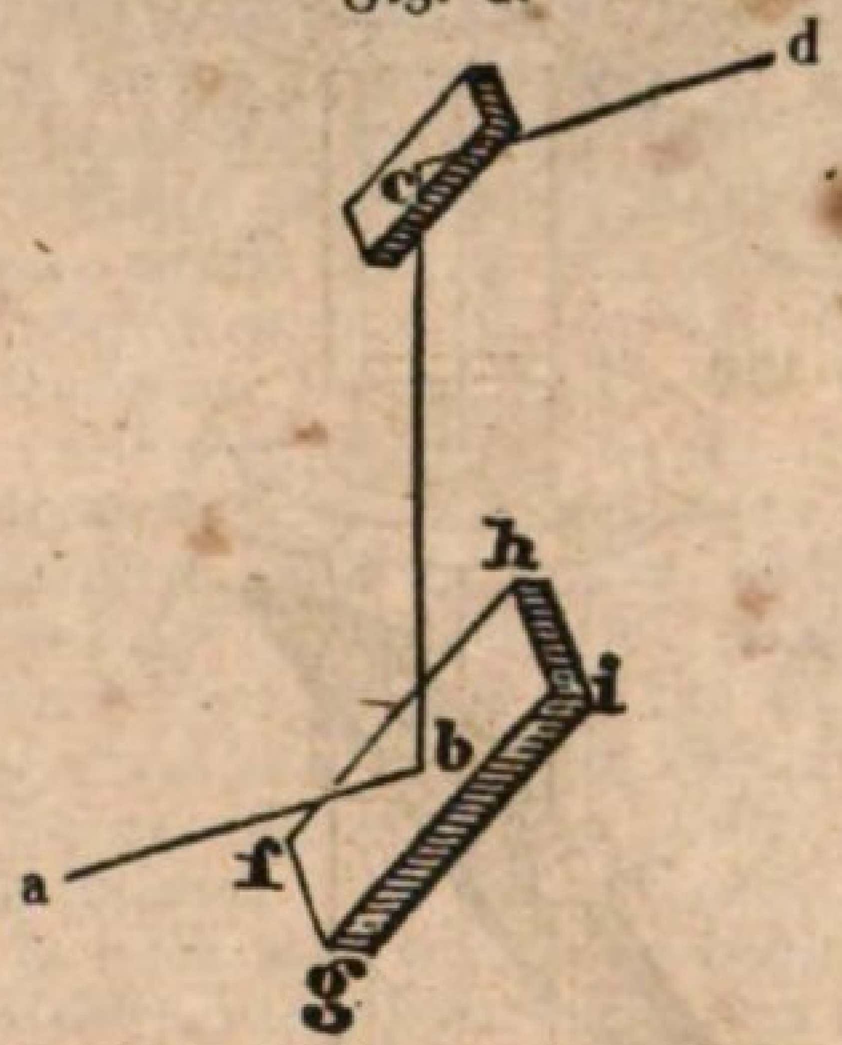
Polardistanz, s. v. a. Poldistanz.

Polareis, Eismassen, welche sich in den Polarzonen anhäufen und von da theilweise auch nach geringeren Breiten getrieben werden.

Polarisation des Lichts, die Eigenthümlichkeit gewisser Lichtstrahlen, vermöge welcher sie nicht nach allen Seiten hin dieselben Beziehungen besitzen und sich namentlich nicht nach allen Seiten hin auf gleiche Weise zurückwerfen lassen. Ein Lichtstrahl, der auf eine spiegelnde Oberfläche fällt, wird bekanntlich stets zurückgeworfen; hat aber der Lichtstrahl schon eine Zurückwerfuug oder eine einfache oder doppelte Brechung erlitten, so findet die Zurückwerfung nur bei gewissen Lagen der Spiegelfläche Statt, während sie bei andern Lagen nicht beobachtet wird. Der Lichtstrahl zeigt an verschiedenen Seiten verschiedene Eigenschaften, gleichsam verschiedene Pole; daher der Name.

Erstlich findet P. d. L. durch Reflexion Statt. Fällt ein gewöhnlicher Lichtstrahl ab auf eine ebene Glastafel fg hi (Fig. 1) in einem Winkel von 35° 25′ auf, so wird er zum großen Theil nach den gewöhnlichen Gesetzen der Strahlenbrechung in der Richtung bc reflektirt, so daß Einfalls- und Reflexionswinkel einander gleich sind.

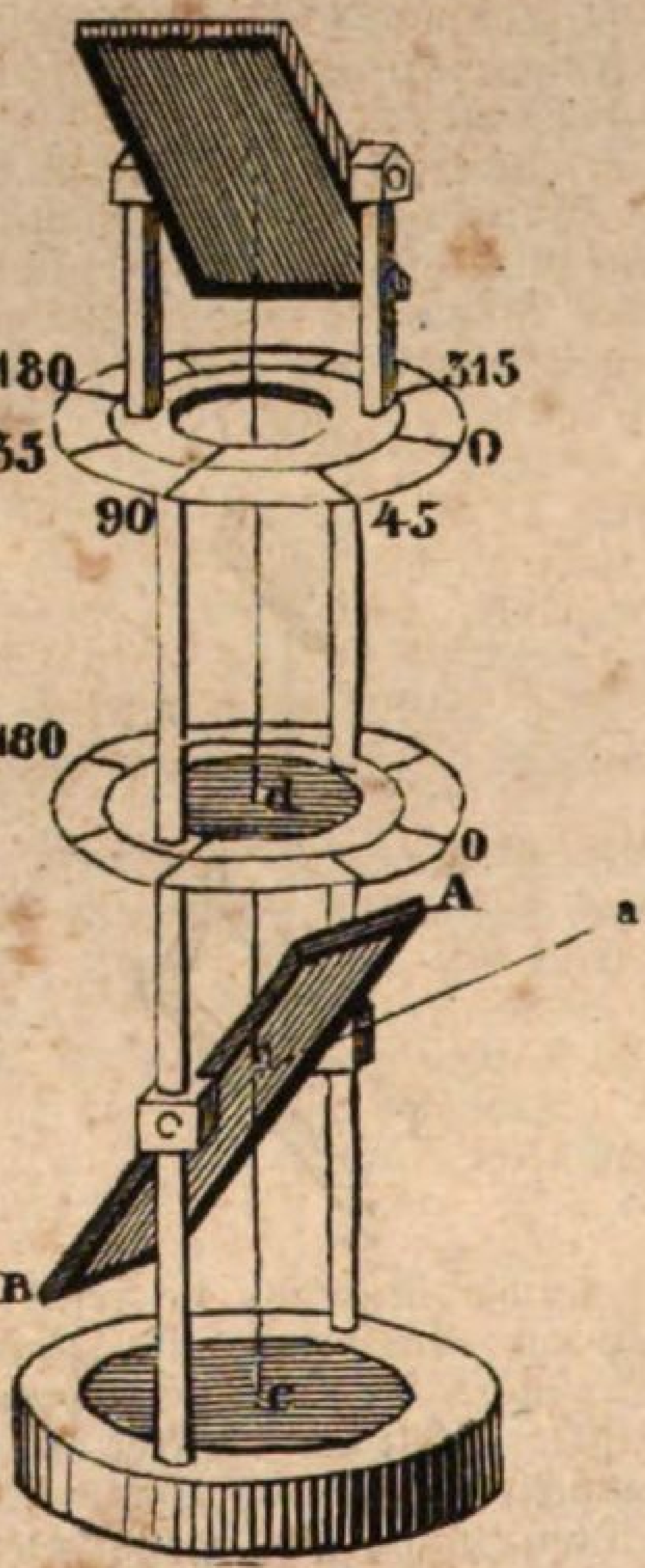
Fig. 1.



Der in der Richtung bc gespiegelte Strahl ist polarisirt. Fällt nun derselbe auf eine zweite, auf der Rückseite geschwärzte Glastafel, so kommt es darauf an, in welcher Lage sich diese gegen die erstere (untere) befindet; ist sie mit derselben parallel, so wird der Strahl bc, wie jeder gewöhnliche Lichtstrahl, reflektirt; dreht man dagegen den obern Spiegel so, daß die Richtung des Strahls bc die Umdrehungsaxe bildet, und bringt man ihn so aus der Lage des Parallelismus mit dem untern heraus, so nimmt die Intensität des zum zweiten Male reflektirten Strahls um so mehr ab, je mehr der Winkel wächst, den die Reflexionsebene des obern Spiegels mit der des untern macht, bis dieser Winkel 90° erreicht hat, oder bis die Reflexionsebenen beider Spiegel sich unter einem rechten Winkel kreuzen. Bei dieser Stellung wird der Strahl bc von dem obern Spiegel gar nicht mehr reflektirt, was doch der Fall seyn müßte, wenn bc ein gewöhnlicher Lichtstrahl wäre. Bei weiter fortgesetzter Drehung des obern Spiegels nimmt die Intensität des reflektirten Strahls allmählig zu, bis sie wieder ihr Maximum erreicht, wenn die ganze Drehung 180° beträgt. In dieser Stellung fallen die Reflexionsebenen beider Spiegel abermals zusammen. Dreht man noch weiter, so wird der vom obern Spiegel reflektirte Strahl wieder schwächer und verschwindet ganz, wenn die Reflexionsebenen beider Spiegel wieder gekreuzt sind, also bei einer Drehung

von 270° ꝛc. Eine Vorrichtung, an welcher beide Polarisationsspiegel so angebracht sind, daß man damit den eben beschriebenen Versuch anstellen kann, heißt **Polarisationsapparat**. Der zweckmäßigste ist der von Nörremberg angegebene. In einem runden Fußgestell (Fig. 2) befinden sich am Rande, diametral einander gegenüberstehend,

Fig. 2.



zwei Stäbe, zwischen denen ein Rähmchen AB angebracht ist, welches eine Platte von geschliffenem Spiegelglase einschließt. Dieses Rähmchen, und mit ihm der Spiegel, ist mittelst zweier Zapfen um eine horizontale Axe drehbar, so daß man dem Spiegel jede beliebige Lage gegen die Richtung des Bleiloths geben kann. Gewöhnlich wird jedoch der Spiegel in einer solchen Lage festgestellt, daß seine Ebene einen Winkel von 35° 25′ (**Polarisationswinkel des Glases**) mit der vertikalen macht. Fällt bei dieser Stellung des Spiegels ein Lichtstrahl ab in einem Winkel von 34° auf den Spiegel, so geht er zum Theil durch das Glas hindurch, und diesen Theil haben wir weiter nicht zu betrachten; zum Theil aber wird er in der Richtung bc vertikal nach unten reflektirt. Dieser reflektirte Strahl ist nun polarisirt; eine durch die Linie ab und bc gelegte (vertikale) Ebene ist seine **Polarisationsebene**. Auf dem Fußgestell befindet sich in wagrechter Lage ein gewöhnlicher, auf der Rückseite belegter Spiegel, den der reflektirte Strahl bc rechtwinklig trifft; er wird also in derselben Richtung zurückgeworfen, in welcher er gekommen ist, geht durch den Polarisationsspiegel, bei b, hindurch und gelangt in vertikaler Richtung durch den mittleren Theil des Apparats, wo eine durchsichtige runde Glasplatte in einem Ringe eingeschlossen liegt, bei d hindurch zum obern Theile des Apparats. Hier befindet sich ein in Grade getheilter Ring, worin der Nullpunkt so liegt, daß, wenn man sich durch die Theilstriche 0 und 180° eine Vertikalebene gelegt denkt, diese Ebene mit der Reflexionsebene des untern Spiegels, also mit der Polarisationsebene der durch den Spiegel polarisirten Strahlen zusammenfällt. In diesem getheilten Ringe ist ein anderer drehbar, auf welchem diametral gegenüberstehend zwei Säulchen angebracht sind, zwischen welchen ein Spiegel von schwarzem Glase oder ein auf der Rückseite geschwärzter Spiegel eben so befestigt ist, wie der untere Polarisationsspiegel zwischen den Stäben; wie der untere um eine Axe drehbar, kann der schwarze Spiegel leicht so gestellt werden, daß er einen Winkel von 35° 25′ mit der Vertikale macht. Der drehbare Ring, auf welchem die Säulchen stehen, ist am Rande etwas zugeschärft, und gerade in der Mitte der vordern Hälfte des Ringes ist eine Linie, ein Index, auf die Zuschärfung gezogen. Eine durch diesen Index auf den Mittelpunkt des Ringes gelegte Vertikalebene fällt mit der Reflexionsebene des schwarzen Spiegels zusammen. Dreht man den Ring, welcher den obern Spiegel trägt, so, daß der Index mit dem Nullpunkte der Theilung zusammenfällt, so fallen die Reflexionsebenen des obern und des untern Spiegels zusammen. Dasselbe ist der Fall, wenn der Index bei 180° steht. Wenn der Index bei 90° (wie in Fig. 2) oder bei 270° steht, so macht die Reflexionsebene des obern Spiegels einen rechten Winkel mit der Reflexionsebene des untern Polarisationsspiegels. Die Erscheinungen der gewöhnlichen Polarisation, welche man an diesem Apparate beobachten kann, sind folgende: Wenn beide Spiegel parallel stehen, wenn also der Index des den schwarzen Spiegel tragenden Ringes bei 0° steht, so reflektirt der obere Spiegel die von unten her ihn treffenden Strahlen, das Gesichtsfeld ist also hell. Dreht man aber den Zerlegungsspiegel, d. h. den obern (schwarzen) Spiegel, aus dieser Lage heraus, so nimmt die Intensität des durch ihn reflektirten Lichts mehr und mehr ab und wird Null, wenn der Index bei 90° steht. In dieser Stellung reflektirt der schwarze Spiegel die von unten her ihn treffenden Strahlen nicht mehr; das Gesichtsfeld erscheint dunkel. Dreht man noch weiter, so wird es allmählig wieder heller, und wenn der Index bei 180° steht, ist die Lichtstärke wieder derjenigen gleich, die bei 0° beobachtet wurde. Das Licht nimmt jedoch wieder ab, wenn man noch über 180° hinausdreht; das Gesichtsfeld wird zum zweiten Male dunkel, wenn der Index bei 270° steht. Der obere Spiegel bleibt übrigens bei diesen Drehungen gegen die Vertikale unverändert und bildet mit ihr einen Winkel von 35° 25′. Der in der Mitte der Stäbe über dem untern Polarisationsspiegel angebrachte Ring um d schließt einen zweiten drehbaren ein (das **Tischchen**), dessen Oeffnung mit einer Glasplatte verschlossen ist, auf welche man durchsichtige Gegenstände legen kann, deren Verhalten im polarisirten Lichte man untersuchen will. Der Rand dieses drehba-

ren Ringes ist ebenfalls etwas zugeschärft u. mit einem Inder versehen; auf dem äußersten Ringe ist eine Kreistheilung angebracht, welche der obern entspricht. Ist der Winkel, unter welchem ein Strahl auf den untern Spiegel einfällt, nicht 35° 25', so wird das von dem obern Spiegel zurückgeworfene Licht nie ganz Null, sondern es wird während der ganzen Drehung wenigstens ein Theil der von unten kommenden Strahlen reflektirt, d. h. einige Strahlen sind nicht polarisirt; die Polarisation der vom untern Spiegel reflektirten Strahlen ist unvollkommen, und zwar ist die Zahl der reflektirten, d. h. unpolarisirten Strahlen um so größer, je mehr der Winkel, welchen die auf den untern Glasspiegel fallenden Strahlen mit der Ebene dieses Spiegels machen, von 35° 25' abweicht. Der Winkel, für welchen die vollständigste Polarisation Statt findet, heißt **Polarisationswinkel**; er ist für Glas, wie aus Obigem hervorgeht, 35° 25', für andere Substanzen hat er andere Größen, für Obsidian z. B. ist derselbe 33°. Brewster entdeckte, daß der Polarisationswinkel immer derjenige ist, für welchen der reflektirte Strahl auf dem gebrochenen rechtwinklig steht. Die Ebene, mit welcher die Reflexionsebene eines Spiegels zusammenfallen muß, wenn er einen polarisirten Strahl möglichst vollständig reflektiren soll, heißt die **Polarisationsebene** des Strahls. Eine durch den Mittelpunkt des obern Rings am nörrembergschen Apparate und durch den Nullpunkt der Theilung gehende Vertikalebene ist z. B. die Polarisationsebene der durch den untern Spiegel polarisirten Strahlen; denn sie werden durch den Zerlegungsspiegel nur dann möglichst reflektirt, wenn die Reflexionsebene desselben mit der bezeichneten Ebene zusammenfällt, wenn also der Inder bei 0 oder 180° steht. Die Polarisationsebene dieser Strahlen fällt aber auch mit der Reflexionsebene des untern Spiegels zusammen, woraus man schließen kann, daß, wenn ein Lichtstrahl durch Spiegelung polarisirt wird, seine Einfallsebene zugleich auch seine Polarisationsebene ist. Steht der Inder am obern Ringe bei 90° oder bei 270°, so steht die Reflexionsebene des Zerlegungsspiegels rechtwinklig auf der Polarisationsebene der von unten her ihn treffenden Strahlen. Eine andere Art der Polarisation ist die **durch gewöhnliche Brechung**. Wenn Lichtstrahlen unter einem Winkel von 35° auf eine durchsichtige Glastafel fallen, so werden sie zum Theil reflektirt und durch diese Reflexion polarisirt, zum Theil aber gehen sie auch durch die Glanztafel hindurch. Die hindurchgehenden Strahlen zeigen nun ebenfalls Spuren von Polarisation, u. zwar steht ihre Polarisationsebene rechtwinklig auf der Polarisationsebene der an der Vorderfläche reflektirten Strahlen. Läßt man die durchgegangenen Strahlen, deren Polarisation übrigens sehr schwach ist, auf eine zweite, der ersten parallele Glastafel fallen, so sind sie nach ihrem Durchgange durch diese zweite schon vollständiger polarisirt. Durch eine dritte, vierte, fünfte &c. Glastafel wird die Polarisation immer vollständiger; durch 8—10 Glastafeln erhalten die Strahlen schon eine ziemlich vollständige Polarisation. Ein solches System von Glasplatten kann statt des Zerlegungsspiegels als Kopf des Polarisationsapparats gebraucht werden. Zu diesem Zwecke setzt man statt des Ringes, welcher den Zerlegungsspiegel trägt, einen Ring mit einem hohlen Cylinder auf den Apparat, u. in diesen hohlen Cylinder kann man dann die Röhre mit den Glasplatten hineinstecken. Wenn man nun die Säule von Glasplatten statt des Zerlegungsspiegels auf den Apparat aufgesetzt hat, so wird beim Durchsehen durch die Glasplatten das Gesichtsfeld dunkel erscheinen, wenn die Reflexionsebene der Platten mit der Polarisationsebene der einfallenden Strahlen zusammenfällt, hell dagegen, wenn die Reflexionsebene der Glasplatten auf der Polarisationsebene der von unten kommenden Strahlen rechtwinklig steht. Nimmt man von dem Polarisationsapparat den Zerlegungsspiegel weg, und läßt man statt auf diesen die polarisirten Strahlen auf eine Turmalinplatte fallen, deren Oberflächen der krystallographischen Hauptaxe dieses Minerals parallel sind, so gewahrt man an dem durch die Platte hindurchgegangenen Lichte ganz ähnliche Erscheinungen wie diejenigen, welche man an dem vom Zerlegungsspiegel reflektirten Lichte beobachtet. Endlich findet Polarisation **durch doppelte Brechung** Statt. Die Lichtstrahlen, welche durch einen doppeltbrechenden Körper gegangen sind, sind stets polarisirt. Am leichtesten überzeugt man sich hiervon auf folgende Weise: Man halte ein doppeltbrechendes Prisma vor das Auge, so wird man von einem und demselben Gegenstande zwei Bilder sehen; hält man nun zwischen das Auge und das Prisma eine polarisirende Turmalinplatte, so wird man leicht eine bestimmte Stellung derselben ausmitteln können, bei welcher nur eines der beiden Bilder im Prisma sichtbar ist; dreht man alsdann die Turmalinplatte in ihrer Ebene langsam um, so wird alsbald das zweite Bild sichtbar werden; je weiter man dreht, desto lichtschwächer wird das erste Bild, während das zweite stärker wird, und wenn man um 90° gedreht hat, so verschwindet das erste Bild und nur das zweite ist sichtbar. Daraus geht nun nicht allein hervor, daß die Lichtstrahlen beider Bilder polarisirt sind, sondern auch, daß die Polarisationsebene des einen Bildes rechtwinklig auf der Polarisationsebene des andern steht oder, mit andern Worten, daß die beiden Strahlenarten, welche sich durch einen doppeltbrechenden Krystall fortpflanzen, rechtwinklig auf einander polarisirt sind. Hat man ein Kalkspathprisma, dessen brechende Kante mit der optischen Axe, d. h. derjenigen Durchsichtslinie, in welcher gar keine Brechung Statt findet, parallel ist, so liegen die beiden Bilder eines Gegenstandes, etwa einer Kerzenflamme, welche man durch das Prisma sieht, neben einander, wenn man die Kante des Prisma's vertikal hält. Bringt man nun die Turmalinplatte zwischen das Prisma und das Auge, so verschwindet das eine Bild, wenn man die krystallographische Hauptaxe der Turmalinplatte vertikal, also parallel mit der Kante des Prisma's, hält, das andere, wenn die Axe der Turmalinplatte wagrecht steht. Die P. d. L. ist 1808 von dem Franzosen Malus entdeckt worden. Das verschiedene Verhalten der beiden im Doppelspathe durch Doppelbrechung entstehenden Strah-

ten kannte schon Huyghens. Nach der Vibrationshypothese unterscheidet sich ein polarisirter Lichtstrahl von einem gewöhnlichen dadurch, daß bei dem ersteren die Aethertheilchen nur in einer Ebene, welche auf der Polaritätsebene senkrecht ist, bei letzteren aber in verschiedenen Ebenen schwingen. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß zwei polarisirte Strahlen, deren Polarisationsebenen auf einander senkrecht stehen, sich nicht interferiren (s. Interferenz des Lichts).

Polarität (polares Verhältniß), Gegensatz von Eigenschaften und Kräften eines Körpers, z. B. des Magnets, der voltaischen Säule ꝛc., welche bei ihrer Vereinigung sich gegenseitig neutralisiren und in einem höhern Dritten aufgehen. Analog dieser rein physikalischen Beziehung, ward das Wort P. in der Naturphilosophie zur Bezeichnung eines Gegensatzes gebraucht, den man oft als die wahre Ursache alles Lebens und Strebens in der körperlichen wie in der geistigen und sittlichen Welt ansehen zu müssen geglaubt hat; doch beruht diese ganze Annahme auf unklarer Auffassung, und es kann nur in sehr uneigentlichem oder beschränktem Sinne von einem polaren, durch die ganze Schöpfung gehenden Gegensatze gesprochen werden. Vgl. Neumann, Kritische Untersuchung des allgemeinen Polaritätsgesetzes, Leipzig 1822.

Polarkreise (circuli polares), an der Himmelskugel zwei Kreise, die in allen ihren Theilen um das Maß der Schiefe der Ekliptik, also um $23\frac{1}{2}$ Grad, von den Polen dieser Kugel (den Weltpolen) abstehen. Man unterscheidet einen nördlichen (circulus arcticus) und einen südlichen (circulus antarcticus) Polarkreis. Dem Aequator parallel, gehören sie zu den Tagekreisen und sind diejenigen, welche die Pole der Ekliptik bei der täglichen Rotation der Himmelskugel beschreiben. Ihr Abstand vom Aequator beträgt $66\frac{1}{2}$ Grad. Mit der Schiefe der Ekliptik ändert sich fortwährend um ein Weniges ihre Lage und Größe. Auf der Erdkugel sind P. ebenfalls zwei, den vorigen entsprechende Kreise, die von den Erdpolen um $23\frac{1}{2}$ Grad, vom Erdäquator $66\frac{1}{2}$ Grad abstehen und mit letzterem parallel laufen, also zu den Parallelkreisen gehören. Auch hier unterscheidet man einen nördlichen und einen südlichen Polarkreis. Sie schließen die nördliche und südliche Polarzone (arktische und antarktische Zone) ein. Die Sonne geht für jeden dieser Kreise einmal des Jahres nicht auf und einmal nicht unter; für jeden gibt es also (abgesehen von der Strahlenbrechung) einen fast zweimal 24stündigen Tag und eine eben so lange Nacht.

Polarländer, im Allgemeinen die um den Nord- und Südpol bis zu den Polarkreisen gelegenen Länder, die also entweder Nordpolar- oder Südpolarländer sind; im engeren Sinne versteht man aber nur erstere darunter.

Polarlicht, s. v. a. Nordlicht.

Polarmeer, s. v. a. nördliches und südliches Eismeer.

Polarstern (Nordstern, Nordpolarstern), derjenige Stern des nördlichen Himmels, welcher dem Nordpole am nächsten steht. Gegenwärtig ist dies ein Stern 2. Größe am Ende des Schwanzes vom kleinen Bären, Cynosura genannt. Derselbe steht gegenwärtig nur $1\frac{1}{2}$° (genauer 1° 33′) vom wirklichen Pole entfernt, beschreibt also bei der täglichen Rotation um diesen einen sehr kleinen Kreis und scheint, während alle andern Sterne den Pol umkreisen, allein still zu stehen. Für die Schifffahrt wie für die Orientirung am nächtlichen Himmel ist er von großer Wichtigkeit. Seine Entfernung vom Pole ist aber nicht konstant, sondern er nähert sich dem Pole jährlich um 19″,6. Seine größte Annäherung an den Pol wird 2102 erfolgen, wo der Abstand nur noch 29″ seyn wird. Von da an wird letzterer wieder wachsen, und Cynosura wird endlich aufhören, P. zu seyn. Vom Jahre 4547 an wird der Stern 3. Größe γ am Knie des Cephus P. werden und nur 56′ vom P. entfernt seyn. Wie die Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, so beträgt auch die kreisförmige Wanderung des P.s cirka 26,000 Jahre. Der Südpolarstern, der dem Südpole zunächst stehende Stern, ist ein Stern 5. Größe im Sternbild des Seeoktanten, wegen dessen Kleinheit aber gewöhnlich ein Stern 3. Größe (β) in der kleinen Wasserschlange als südlicher P. angenommen wird, obwohl er über 11° vom Südpol entfernt ist. Uebrigens ist die Lage des Südpols demselben Wechsel unterworfen wie die des Nordpols, nur in umgekehrter Richtung.

Polarströmung, s. Antarktische Meerströmung.

Polarzonen, die beiden kalten Zonen; s. Zonen.

Polder (Kooge), in Holland und den flachen Küstenniederungen Deutschlands an der Nordsee Strecken des Marschlandes, welche ringsum mit Dämmen in Form unregelmäßiger Vierecke eingefaßt u. so gegen die andringenden Meeresfluthen geschützt sind. Ein solcher P. umfaßt in der Regel eine Gemeinde, die aber mehr durch gemeinsame Gefahr, als durch gemeinsamen Besitz verbunden ist. Die Wohnungen liegen zerstreut u. sind, wie die Felder, von tiefen Wassergräben umgeben.

Poldermühle, eine in Holland übliche Wasserhebungsmaschine, welche durch den Wind in Bewegung gesetzt wird, besteht aus einer Spindel, an welcher ein hölzerner Trichter oder ein umgekehrter Kegel befestigt ist. An dem untern Rande des hölzernen Trichters oder umgekehrten Kegels sind Schaufeln angebracht, in der innern Fläche desselben aber schraubenförmig gewundene Rinnen. Die Schaufeln fassen das Wasser, u. die schnelle Umdrehung des Trichters bewirkt, daß dasselbe in den Rinnen emporgetrieben wird und oben herausfließt. Will man einen Morast vermittelst einer solchen P. entwässern, so muß man vorher einen Brunnen graben, in welchem sich das Wasser ansammeln kann; über denselben stellt man dann die Maschine auf. Das Wasser, welches oben herausfließt, wird in Rinnen weiter geführt.

Poldistanz, der Abstand eines Gestirns vom Pole. Die P. ist gleich dem Komplement der Abweichung, wenn sie auf die Weltpole (Pole des Aequators) bezogen wird, dem Komplement der Breite aber, wenn man sie auf die Pole der Ekliptik bezieht.

Polei, Pflanzengattung, s. Mentha.

Polemarchos (griech.), in Athen der dritte Archon, in den ältesten Zeiten bis auf die Perserkriege

militärische Behörde, als welche er zuletzt in der Schlacht bei Marathon erscheint, kommandirte früher im Treffen den rechten Flügel und hatte im Kriegsrath mit dem Strategen gleiches Stimmrecht. Später lag ihm die Leitung der Leichenfeier zu Ehren der im Kriege Gefallenen ob. Der Mittelpunkt seiner Thätigkeit aber war in der Zeit nach den Perserkriegen die Jurisdiktion in Sachen der Fremden oder Nichtbürger. In Sparta war P. der Anführer einer Mora, der als solcher auch die Syssitien zu beaufsichtigen hatte.

Polemarchus, Bruder des Redners Lysias, begab sich mit diesem nach Thurii, kehrte aber mit ihm nach Athen zurück, wo er sich mit seinem Bruder durch den Betrieb einer Schildfabrik ein bedeutendes Vermögen erwarb, aber eben dadurch die Habsucht der dreißig Tyrannen reizte, als deren Opfer er fiel, indem er ohne vorausgegangene Anklage und Untersuchung den Giftbecher trinken mußte.

Polemik (v. Griech.), s. v. a. Streitkunst, besonders diejenige theologische Disciplin, welche Anweisung gibt, alles Fehlerhafte u. Krankhafte, was auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens oder der theologischen Wissenschaft zum Vorschein kommt, zu bekämpfen; im engeren protestantischen Sinne diejenige theologische Disciplin, welche den evangelisch-protestantischen Lehrbegriff in seiner relativen Wahrheit, nämlich im Verhältniß zu den Lehrbegriffen anderer geschichtlich bestehenden christlichen Kirchengemeinschaften, namentlich der römisch-katholischen Kirche und separatistisch-sektirerischen Tendenzen u. Bestrebungen gegenüber, darzulegen und ins Licht zu setzen sucht.

Polemo, 1) P. der Philosoph, von Athen, Schüler des Xenocrates und nach diesem Vorsteher der Akademie. Von vornehmer Geburt und allen Lüsten ergeben, hörte er in seiner Jugend die Vorträge des Xenocrates nur in der Absicht, sie zu verspotten; nach und nach aber machten dieselben einen solchen Eindruck auf ihn, daß er seine bisherige Lebensart aufgab und aus einem Wollüstling der tüchtigste Schüler des würdigen Lehrers ward. Diese Umwandlung erlangte eine paradigmatische Bedeutung und ward stehende Tradition der philosophischen Schule.

2) P. der Perieget, aus Troas gebürtig, aber zu Athen eingebürgert, Schüler des Stoikers Panätius, lebte im 3. Jahrhundert v. Chr., Zeitgenosse des Ptolemäus Epiphanes, hinterließ viele Schriften periegetischen, historischen u. archäologischen Inhalts, deren Fragmente Preller in „Polemonis Periegetae Fragmenta" (Lpz. 1834) zusammengestellt hat.

3) P. I., König von Pontus (s. d.), aus Laodicea in Phrygien gebürtig, Sohn des Rhetors Zeno, leistete dem Triumvir Antonius wesentliche Dienste und erhielt dafür von diesem ein kleines Reich am Pontus Euxinus (Pontus Polemoniacus) angewiesen, welches sich durch das Wohlwollen der römischen Herrscher allmählig bedeutend erweiterte.

4) Antonius P., Sophist u. Rhetor von Laodicea, lebte größtentheils zu Smyrna und stand unter den Kaisern Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in großem Ansehen. Als der gefeiertste Rhetor und Sophist seiner Zeit sammelte er zahlreiche Schüler um sich und ward in Angelegenheiten Smyrna's wiederholt nach Rom gesandt. Namentlich glänzte er durch sein improvisatorisches Talent. Erhalten von ihm sind zwei Lobreden auf den Cynägirus und Callimachus (am besten herausgegeben von J. K. Orelli, Lpz. 1819).

Polemonium, Stadt in Pontus, von dem Könige Polemo erbaut, Hauptstadt des nach ihr benannten mittleren Theils von Pontus (Pontus Polemoniacus), lag westlich neben dem Promontorium Jasonium, an der Stelle der alten Stadt Side an einem nach dieser genannten Flüßchen, u. hatte einen Hafen.

Polemonium (Sperrkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, ausdauernde Kräuter in Sibirien, Nordamerika und Mitteleuropa, worunter mehre Zierpflanzen, so P. pulchellum *Bunge*, mit wohlriechenden weißen oder blauen Blüthen; P. pulcherrimum *Hook.*, mit blauen Blüthen in fast doldentraubigen Rispen; P. reptans *L.*, mit überhängenden blauen Blüthen in lockeren Endrispen, und andere meist in Amerika einheimische. Von P. coeruleum *L.*, gemeines Sperrkraut, griechischer Baldrian, Himmels- oder Jakobsleiter, mit zahlreichen, in aufrechten Endsträußern gesammelten, nach Honig riechenden, blauen oder weißen Blüthen, auf Waldwiesen und in den Voralpen von Mitteleuropa, war ehedem das Kraut als Herba Valerianae graecae in Anwendung und gehört zu den vielen Mitteln, welche in Rußland gegen Wasserscheu empfohlen u. angewendet werden. Diese Gewächse gedeihen in jedem Gartenboden und lassen sich leicht durch Samen u. Wurzeltheilung vermehren.

Polemos (griech.), Krieg.

Polen, ehemaliges europäisches Reich, dessen Umfang zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden war. Am Ende des 10. und am Anfang des 11. Jahrhunderts begriff P. 4020 □Meilen, in der Mitte des 15. Jahrhunderts 17,370 □Meilen, 2 Jahrhunderte später, um die Zeit des 30jährigen Kriegs, 18,520 □Meilen und vor der ersten Theilung 1772 noch an 13,500 □Meilen mit 12—14 Millionen Einw. Es bestand aus dem eigentlichen Königreich P., dem Großherzogthum Litthauen und dem Lehns- oder Vasallenherzogthum Kurland und theilte sich in 3 große Provinzen: Groß- und Kleinpolen und Litthauen. Großpolen begriff mehr den westlichen Theil des Reichs, mit den Woiwodschaften Posen, Kalisch, Sieracz, Lenczyc (Lentschitz), Brzesk, Inowraclaw, Plock, Masovien, Rawa, Gnesen (erst 1767 errichtet) und den Freiländern Wielun und Dobrczyn. Zu Großpolen gehörte auch (jedoch mit eigener Verfassung) das Herzogthum Preußen (Polnisch-Preußen, größtentheils das jetzige Westpreußen) mit den Woiwodschaften Kleinpommern oder Pomerellen, Kulm u. Marienburg, Ermeland, sowie den freien Städten Danzig und Thorn. Kleinpolen bildete mehr den östlichen und theilweise den südlichen Theil. Dahin gehörten die Woiwodschaften Krakau, Sandomir, Lublin, Podlachien, Podolien, Braczlaw, Kiew, Rothrußland (Rothreußen), Belcz, das Land Halicz und das Freiland Chelm. Zu Litthauen gehörten die Woiwodschaften Wilna, Troki, Brzesk-Litewski, Nowogrodek oder Schwarz-

rußland, Minsk, Mscislaw, Witepsk, Smolensk, Polozk (die 5 letzteren Woiwodschaften hießen das litthauische Weißrußland), Polnisch-Livland und das Herzogthum Kurland und Samogitien. Die Bewohner des alten P.s vor der ersten Theilung bestanden aus 6—7 Millionen eigentlichen Polen, $1\frac{1}{2}$ Millionen Deutschen, $\frac{1}{2}$ Million (nach der gewöhnlichen Annahme, richtiger wohl $2-2\frac{1}{2}$ Millionen) Juden, 2 Millionen Litthauern und 2 bis 3 Millionen Roth- und Weißrussen. Die eigentlichen Polen sind slavischer Abstammung, gleich den Russen (wahrscheinlich aus dem Orient eingewandert), von kräftigem Körperbau, meistentheils hager, aber kernfest, von mittlerer Statur, mit slavischer Gesichtsbildung, vorstehenden Bakkenknochen, etwas eingedrückter Nase, schönen blauen oder schwarzen Augen und weißen Zähnen. Die Polinnen sind in der Regel schön, anmuthsvoll und durch ihre Manieren bezaubernd. Die hauptsächlichsten Nationalzüge sind: Gastfreiheit, Offenheit, Anhänglichkeit an das Vaterland, Aufopferung für das gemeine Wohl, andererseits Leichtsinn, Mangel an Beharrlichkeit, sowohl bei unbedeutenden, als auch bei wichtigen Unternehmungen, Mißtrauen und Argwohn, erzeugt durch viele Unglücksfälle und oft getäuschte Hoffnungen. Fast sprüchwörtlich geworden ist der Polen Talent, fremde Sprachen zu erlernen, und ihre Gewandtheit in den geselligen Formen, welche ihnen den Namen der „Franzosen des Nordens" verschafft hat. Alles dies gilt vorzugsweise von den höheren Ständen. Das im Allgemeinen kräftige Volk war und ist in Unwissenheit versunken, und die allgemeinen Tugenden der Gastfreiheit, Arbeitsamkeit, Mildthätigkeit u. Vaterlandsliebe, welche die Kleinstädter und Bauern mit ihren bevorzugten Mitbürgern theilen, werden verdunkelt durch die natürlichen Folgen des Druckes, unter dem diese Menschenklasse seit Jahrhunderten seufzt. Jeder Pole ist gleichsam geborner Soldat; denn wenn auch der Bauer ungern aus seinen Verhältnissen tritt, so schlägt er sich doch dann tapfer und ist besonders als Kavallerist unübertrefflich. Die Polen theilten und theilen sich in Bauern, Bürger, Edelleute, Geistliche und Juden. Unter der alten polnischen Regierung befand sich der Bauernstand in P. im elendesten Zustande. Der Bauer hatte im Wesentlichen weder Eigenthum, noch Rechte und fühlte daher keine Neigung, seine Wirthschaft zu verbessern, sondern überließ sich der Trägheit. Am besten waren noch die Zinsbauern u. die königlichen Bauern (auf den Staatsgütern) daran, denen die Könige persönliche Freiheit schenkten und die sie gewissermaßen zu eingeschränkten Eigenthümern durch Gewährung eines Erbfolgerechts in den Höfen machten. Auch das Loos der Bauern des Klerus war noch erträglich. Desto trauriger war die Lage der Bauern der Edelleute. Diese waren völlige Leibeigene, wahre Sklaven, die nichts Eigenes besaßen, deren Höfe sammt dem Inventarium ihren Herren, den Edelleuten, gehörten. Die Bürger bestanden ehemals aus den christlichen Bewohnern der Städte, den Handwerkern und Kaufleuten; jetzt gehören auch die Juden dazu. Der polnische Adel ist äußerst zahlreich: fast jeder freie Gutsbesitzer ist adelig u. vererbt den Adel auf alle Nachkommen. Der Grund davon liegt zum großen Theil in der historischen Thatsache, daß die polnischen Könige zuweilen nach glücklichen Feldzügen ganze Militärcorps in den Adelsstand erhoben, so z. B. Johann Sobieski nach dem Entsatz von Wien 1683 seine ganze Reiterei. Man rechnet daher, daß es im ehemaligen P. 120,000 adelige Familien gab. Ein Adeliger hieß Szlachcic und die adelige Würde Szlachectwo. Alle höheren Titel waren eigentlich unerlaubt u. gaben keinen höhern Rang. Der Adel bildete den Kern der Nation und war im Besitz ungemein großer Vorrechte. Jeder Adelige war unumschränkter Herr auf seinen Gütern, und der König konnte weder Abgaben von denselben fordern, noch dem Edelmann Soldaten ins Quartier legen. Geistliche und weltliche Ehrenstellen konnten nur durch Adelige besetzt werden, und auch die Landgüter waren in ausschließlichem Besitz des Adels. Diese Privilegien sind aber seit dem Untergange des polnischen Reichs bedeutend geschmälert, ja zum Theil ganz aufgehoben worden. Auch der katholische Klerus, welcher unter polnischer Regierung große Freiheit genoß, ist gegenwärtig sehr beschränkt. P. war bis zur dritten Theilung 1795 eine von einem Wahlkönig regierte Republik. Anfangs war es jedoch ein Erbreich, und die Piasten regierten unumschränkt. Erst nach dem Erlöschen der Piasten mit Kasimir dem Großen 1370 und bei der Ernennung von Nachfolgern machten sich die Reichsstände bemerklich, namentlich nöthigten sie Ludwig, König von Ungarn, die ersten Pacta conventa anzunehmen. Unter den Jagellonen wurden zuerst Bischöfe und Große als Senatoren zu Rathe gezogen und ihrem Rathe Folge geleistet, und nun berief man den vornehmsten Adel auch zu Reichsversammlungen, die besonders Steuern zu bewilligen hatten und immer mehr Einfluß auf die Besetzung des Thrones (aber stets mit Gliedern des jagellonischen Stammes) erlangten. Die polnischen Reichsstände, welche auf diese Weise allmählig entstanden, waren aus Senatoren und Adel zusammengesetzt und theilten sich in fünf Klassen: die erste bildeten der Erzbischof von Gnesen und die Bischöfe; die zweite die 34 Woiwoden (d. i. Feldherren) oder Statthalter der einzelnen Landschaften (Woiwodschaften), welche in diesen die Regierung, Justiz und Polizei verwalteten u. bei einem Aufgebot des Heeres die Mannschaft ihres Bezirks ins Feld führten (daher ihr Name); die dritte die Kastellane, die ursprünglich Kommandanten in einer polnischen Festung waren und dieselben Rechte wie die Woiwoden hatten; die vierte die Landboten (Nuntii terrestres), die Repräsentanten des Adels, die von jeder Woiwodschaft und jedem freien Land in einer gewissen Anzahl gesendet wurden; die fünfte die Städte, von denen aber nur einige der bedeutendsten während eines Interregnums Abgeordnete zu einer Konföderation und zur Königswahl zu senden pflegten. Der Reichstag wurde durch die vereinigten Senatoren und Landboten gebildet und war entweder ein ordentlicher oder außerordentlicher, oder auch ein solcher, der während eines Interregnums wegen der Königswahl und Krönung gehalten wurde. Die ordentlichen Reichstage wurden vom König ausgeschrieben, und zwar durch

Rundschreiben (*Universalien*), die er an die Woiwodschaften und Freiländer erließ; sie wurden alle 2 Jahre zweimal hinter einander in Warschau und dann das dritte Mal in Grodno gehalten. Während bei Geldsachen die Mehrheit der Stimmen entschied, war bei Staatssachen Einhelligkeit derselben erforderlich, so daß ein einziger Landbote durch die Worte: Nie masz zgoda (d. i. nicht zufrieden) oder: Nie poz walam (d. i. ich erlaube es nicht) den ganzen Beschluß ungültig machen konnte. Dieses Recht (Liberum veto) ward 1718 völlig gesetzlich. Jeder ordentliche Reichstag endete nach sechswöchentlicher Dauer; verlegt oder verlängert konnte ein solcher nur durch einstimmige Einwilligung werden, durfte aber auch dann gesetzlich nicht die Dauer von 2 Jahren überschreiten. Daß durch dergleichen Bestimmungen die Unordnung und das Zerwürfniß unter den Ständen befördert werden mußte, sieht man leicht ein, und so kam es, daß ein „polnischer Reichstag" sprüchwörtlich zur Bezeichnung von Streit und Unordnung wurde. Die *außerordentlichen* Reichstage, die ebenfalls vom König ausgeschrieben wurden, unterschieden sich von den ordentlichen dadurch, daß sie nur 2 Wochen dauern sollten, glichen aber in allen andern Beziehungen den ordentlichen. Aber 1774 setzte der Adel einen aus 18 Senatoren und 18 Landboten bestehenden *beständigen Rath* (Reichsrath) ein, welcher Hüter der Gesetze seyn sollte, dabei aber den König sehr beschränkte. Eine förmliche *Königswahl* kam zum ersten Male nach dem Tode des letzten Jagellonen, Sigmund August, zu Stande, indem 1573 Heinrich, Herzog von Anjou, zum König gewählt wurde. Als er schon 4 Monate nach seiner Krönung P. in heimlicher Flucht verließ, kam die Verwandtschaft mit den Jagellonen wieder in Betracht, und erst als Johann Kasimir 1672 die polnische Krone niederlegte, wurde die *Wahlfreiheit* unbedingt ausgeübt, und seitdem war P. ein völliges *Wahlreich*. Das Verfahren bei der Königswahl bestand in Folgendem: Nach dem Ableben des Königs trat eine Zwischenregierung (Interregnum) ein. Der Primas von P. u. Litthauen (Erzbischof von Gnesen, oder im Fall einer Sedisvakanz der Bischof von Kujavien) wurde *Reichsverweser*, führte auf dem Wahltage den Vorsitz und besorgte alle königlichen Obliegenheiten. Der gewöhnliche Wahlort war auf einem freien, mit Graben und Wall umgebenen Felde bei dem Dorfe Wola, unweit Warschau, wo für den Reichsrath ein hölzernes Haus (Schoppa) errichtet war, während die Landboten sich außerhalb des Hauses versammelten (ihr Versammlungsort hieß Kolo, d. i. Kreis). An der Wahl selbst nahmen sowohl die Senatoren und Landboten, als auch die Abgeordneten der Städte Krakau, Posen, Wilna, Lemberg, Warschau, Danzig und Thorn Theil, doch mußten letztere Abgeordnete stets der Wahl des Adels beitreten. Auch konnte jeder Adelige selbst erscheinen. Seit der Wahl Heinrichs von Anjou mußte der gewählte König selbst oder durch Gesandte die Pacta conventa beschwören, welche von den Reichsständen in polnischer Sprache vorgelegt wurden. Hierauf wurde er ausgerufen und in der Kathedrale zu Krakau vom Erzbischof von Gnesen die Krönung vorgenommen. Von höchst nachtheiligem Einfluß auf P. waren die *Konföderationen*, welche durch Vertheidigung ihrer Meinungen oft die blutigsten Bürgerkriege hervorriefen. Wenn nämlich eine Partei in einer einzelnen Provinz anderer Meinung als die Mehrheit war, so konnte sie sich gesetzlich zu einer Konföderation vereinigen, die ihre eigenen Konföderationsmarschälle hatte und ihren Namen meist von der Stadt führte, wo sie errichtet war. Die zu einer Konföderation Gehörigen hießen *Konföderirte* und die Zusammenkünfte zur Abschließung solcher Konföderationen *Konföderationskongresse*. Das *Wappen* des polnischen Reichs war ein quadrirter Schild, das 1. und 4. Quartier mit dem weißen gekrönten polnischen Adler im rothen Felde, das 2. u. 3. mit einem silbernen geharnischten Reiter mit blauem Schilde, goldenem Patriarchenkreuz u. bloßem Säbel auf einem rennenden silbernen Pferde mit goldenen Hufeisen und blauem Reitzeug im rothen Felde wegen Litthauen. Das Herzschild enthielt das Familienwappen des Königs. Die *Einkünfte* der ganzen Republik wurden 1767 auf 14,495,000 polnische Fl. (2,617,000 Thlr.), die Ausgaben aber über 23,500,000 polnische Fl. (3,916,666 Thlr.) berechnet, was ein jährliches Deficit von 7,000,000 polnischen Fl. (1,166,666 Thlr.) ergab. Nach der Theilung von 1772 war es noch schlimmer, indem die Einnahmen kaum 16,000,000 polnische Fl. (2,666,666 Thlr.), die Ausgaben aber 35,000,000 polnische Fl. (5,833,333 Thlr.) betrugen, also mit einem Deficit von ungefähr 20,000,000 polnischen Fl. (3,333,333 Thlr.). *Geschichte* s. unten.

Das *jetzige Königreich P.*, der Krone Rußland gehörig, grenzt gegen Norden an West- und Ostpreußen, gegen Osten an die russischen Gouvernements Wilna, Grodno und Volhynien (insgesammt ehemals zu P. gehörig), wo der Bug u. der Niemen größtentheils die Grenze bezeichnen, gegen Süden an das österreichische Galizien, wo die Weichsel zum Theil die Grenze bildet, und an das Gebiet der ehemals freien, seit 1846 aber zu Galizien gehörigen Stadt Krakau, und gegen Westen an die preußischen Provinzen Schlesien und Posen, wo die Prosna zum Theil die Grenze macht, und hat einen Flächenraum von $2331\frac{1}{4}$ □Meilen mit 453 Städten, 22,607 (22,360) Dörfern und 1818: 3,345,000, 1847: 4,857,700 u. 1851: 4,852,100 Einw. Die einzelnen Gouvernements haben an Flächenraum u. Einwohnern: Warschau 927,302, Lublin 1,018,701, Plock 547,455, Augustowo 622,195, Stadt Warschau 163,597 Einw. Die größte Länge des Landes von Norden nach Süden, vom Niemen bis zur Weichsel, beträgt 120 Meilen, seine größte Breite von Osten nach Westen ist zwischen dem Bug und der Prosna. Der gesammte Grenzzug wird auf 311 Meilen angeschlagen, wovon auf die russische und preußische Grenze je 124 Meilen kommen dürften. Mehre Flüsse bilden, wie bereits angedeutet, zum Theil natürliche Grenzen: der Niemen auf 45, der Narew auf 11, der Bobr auf 17 und der Bug auf 45 Meilen gegen Rußland, die Pissa und Drewenz auf 10 und die Prosna auf 21 Meilen gegen Preußen, die Weichsel auf 20 und der San auf 2 Meilen gegen Galizien. Fast das ganze Land bildet eine weite, flache, mitunter wellenförmige *Ebene*, wo man keine

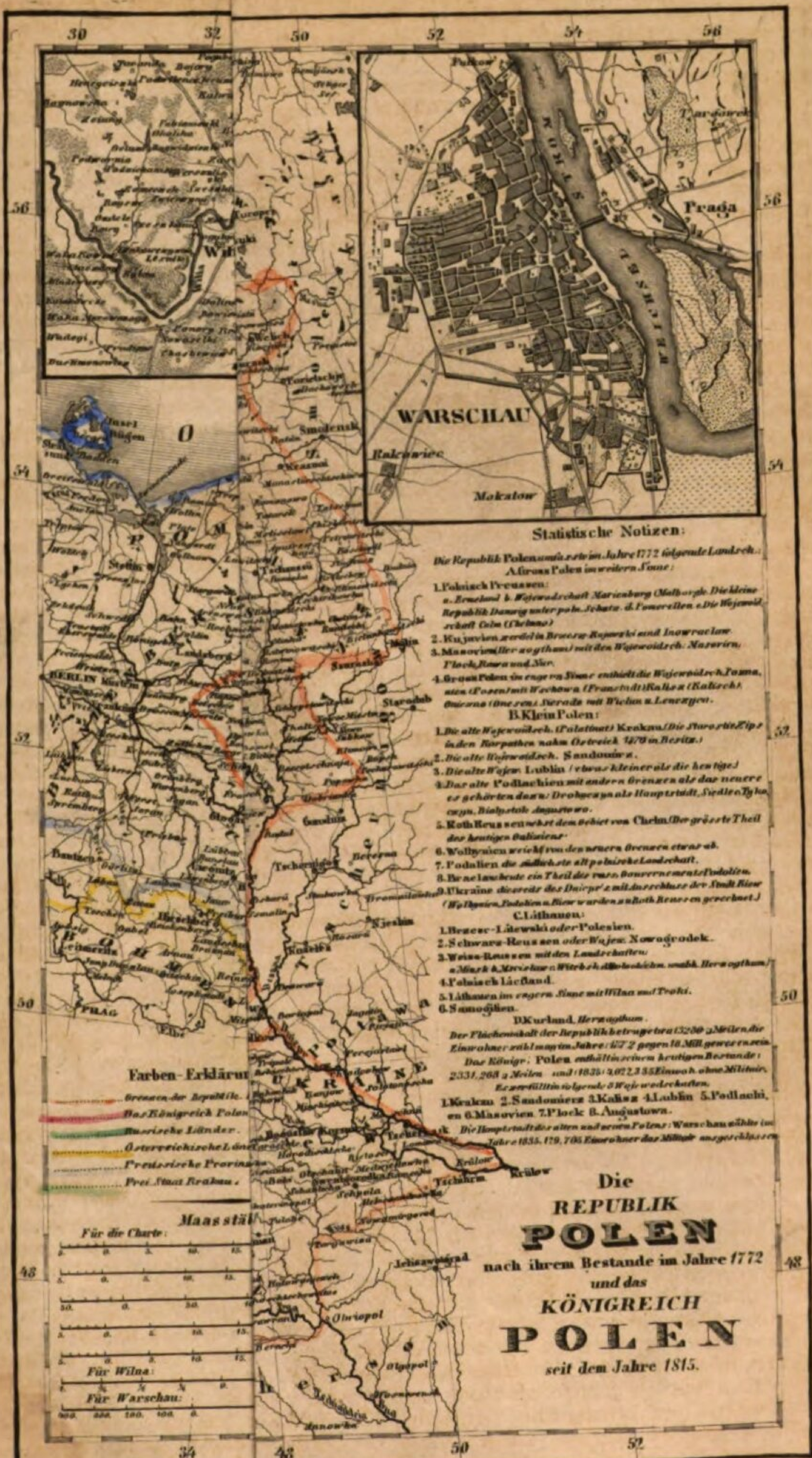
Berge, sondern nur Anhöhen und Hügel, letztere besonders an der Weichsel, dem Niemen u. Bug wahrnimmt. Größere oder kleinere Granit- und Schieferblöcke sind eine Seltenheit in dieser Ebene. Im Südwesten, d. h. in den ehemaligen Woiwodschaften Krakau, Lublin und Sandomir, verzweigen sich die nördlichen Vorberge der Karpathen; die hier sich entwickelnde Mischung von Bergen u. Thälern bildet die schönsten Gegenden P.s. Diese Vorberge sind nicht stark bewaldet und begleiten nordöstlich die obere Weichsel und Pilica bis gegen Radom und Drzwnica. Einer der höchsten Punkte des krakauer Gebirgs ist der Kreuzberg (Gora Swietokrzyska, im ehemaligen Gouvernement Krakau, $^1/_2$ Meile von der Stadt Stupia), der sich 2000 Fuß über das Meeresniveau erhebt. Der Landrücken Lysagora, welcher eine Fortsetzung des krakauer Gebirgs ist, läuft an Czenstochau u. Petrikau vorbei und bildet die Wasserscheide zwischen der Weichsel und Oder. Andere bemerkenswerthe Höhen sind: der St. Katharinenberg, nicht weit vom Kreuzberg, im ehemaligen westlichen Sandomir, der Chelm, im Gouvernement Lublin, und der Nicko im Gouvernement Plock. Der Boden besteht theils aus schwarzer Dammerde, mit Thon und Lehm gemischt, theils aus tiefem Sande. An der Pilica, zwischen der Weichsel u. der preußischen Grenze, ist der Boden meist sandig, mager und unfruchtbar, viel Mühe und Anstrengung erfordernd. Dagegen haben die Landstriche um Lublin, Sandomir und Krakau eine so üppige Bodenproduktion, daß man die Fruchtbarkeit P.s mit der Aegyptens verglichen hat und es noch im 18. Jahrhundert die Kornkammer Europa's war. Den meisten Sandboden hat Podlachien u. Plock; eine fruchtbare Thonstrecke bietet das nördliche Augustowo dar. Dagegen findet man aber auch große Moräste und Brüche in Kalisch, an den Ufern der Warthe und Prosna und in Masovien, sowie in Plock und Podlachien 2c. und an den Ufern des Niemen. Fast überall im Lande findet man Ueberbleibsel von Fossilien und Pflanzen, die andern Erdstrichen angehören und deren Gattungen man gar nicht mehr kennt. Der Hauptfluß P.s ist die Weichsel (Wisla), die in P. 10 größere und 45 kleinere Flüsse aufnimmt, auf der rechten Seite: die Spla, die Raba, den Dunaei, die Wisloka, die Laka und den San, lauter Grenzflüsse gegen Galizien, ferner die Sanna, den Wieprz, die Okrzeia, die Wilga, den Sevider, den Narew (mit Bobr, Nettic, Lyk, Nurzec, Pysz, Rosoga, Omulew, Orzycz, Wzadza, Czarna, Wkra, Bug) und den Skrwa; auf der linken Seite: die Czarna Przemsc, die schiffbare Nida, die Radomka, die schiffbare Pilica, die Jeciora, Brzura, Bachorze 2c. Andere bedeutendere Flüsse sind: die Warthe (mit Cleszniка, Teleszina, Nar und Prosna), der Memel oder Niemen (mit Czarna Hancza, Jesie). An fischreichen Seen und Teichen ist P. reich, besonders im nordöstlichen Theile, doch ist keiner von sehr bedeutendem Umfange; zu nennen sind: in Masovien die Seen von Chodecz, Lubin, Bedow 2c.; in Kalisch der Goplosee; in Lublin die Seen von Zamosk; in Augustowo die Seen Duzia, Metele, Obelia, Sadrio; die Seen bei Slepsk, Olechwiany Raygrod 2c. Die bedeutendsten Sümpfe sind: am linken Ufer des Narew, bei Pultusk, der Pulwy Bloto (d. i. Sumpf), 3 Meilen lang, und der Karaska Bloto; in Augustowo der Warez Netta und Lyk Bloto. Auch Mineralquellen gibt es, z. B. das schwefel- u. eisenhaltige Mineralwasser in Busko im ehemaligen Gouvernement Krakau, unweit Pinczow u. Ropnica, die Eisenquellen in Natecroij, unfern Lublin, in Gozdzikow in Sandomir, in Mysliwczow und Kobiala im ehemaligen Gouvernement Kalisch. Das Klima ist rauher und unveränderlicher, als in andern Ländern, die unter der gleichen Breite liegen, was von den stürmischen Nord- und Ostwinden herrührt, denen das flache Land ausgesetzt ist. Die mittlere Temperatur ist 7° R., die größte Kälte 26°, die größte Hitze im Schatten etwa + 28°, in der Sonne + 38°. Der Sommer dauert ungefähr vom 5. Juni bis 5. Okt. Im März u. November fällt der meiste Regen. Manche Gegenden haben eine neblige und feuchte Luft, z. B. Warschau, woran der Nordwind schuld ist. Die vielen Wälder u. Sümpfe erzeugen allerlei atmosphärische Erscheinungen: Nebensonnen, Nebenmonde, Feuerkugeln, Sternschnuppen, Nordlichter 2c. Die Naturprodukte anlangend, liefert das Pflanzenreich außer den gewöhnlichen Waldbäumen Mitteleuropa's, namentlich Tannen und Kiefern, Obstbäume und Strauchgewächse aller Art, hie u. da auch Weinreben. Groß ist die Mannichfaltigkeit u. Menge der Feldfrüchte u. Gartengewächse, z. B. Weizen, in vorzüglicher Güte und auf ausländischen Getreidemärkten sehr gesucht, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen, Buchweizen, Kukuruz, Linsen, Bohnen, Flachs, Hanf, Wicken, Rüben, Meerrettig, Tabak, Hopfen, Zwiebeln, Artischocken 2c., mehre Apotheker- und Färbepflanzen und treffliche Futterkräuter. Das Thierreich ist in den dichten Waldungen durch Bären, Wölfe, Dachse, Fischottern, Iltisse, Elennthiere, Eber, Hirsche, Rehe, Biber, Hasen, Adler, Geier, Schnepfen, wilde Gänse und Enten, Auerhühner, Haselhühner, Wachteln, Rebhühner, Drosseln, Kibitze 2c. vertreten. Die Flüsse, Seen und Teiche enthalten viele Fische, z. B. Störe, Lachse, Hechte, Karpfen, Flußbarben, Aale, Welse, Brassen, Schleihen, Neunaugen, Forellen 2c.; die Warthe ist sehr reich an Krebsen. Von Insekten sind die spanischen Fliegen, polnischen Kermes u. Bienen zu bemerken. Das Mineralreich liefert Eisen, Zink (in Sandomir), Blei (Krakau u. Sandomir), Kupfer (Krakau), Sandsteine, Marmor (Krakau), Kreide (Chelm), Galmei, Töpferthon, Fayenceerde, Alabaster, Quarz, Granit, Steinkohlen, Schwefel, Alaun, Gyps, Salz.

Der Nationalität nach besteht die große Mehrzahl der Bewohner aus Polen; außerdem wohnen im Lande Litthauer (Augustowo), Deutsche und Juden, Großrussen, Russniaken oder Rothrussen und Tataren. Die polnische Sprache ist die herrschende, doch wird auch die französische, deutsche und russische gesprochen. Im Jahre 1847 zählte man Römisch-Katholische 3,781,297, Russisch-Griechische 4305, Griechisch-Unirte 239,101, Lutheraner und Reformirte 266,517, Mennoniten 1037, mährische Brüder 435, vom altgriechischen Ritus 394, griechische Sektirer 3843, Juden 560,363, Mohammedaner 280, Zigeuner 128. Der katholische Klerus ist

nach den Gouvernements und Diöcesen eingetheilt und steht unter den Bischöfen, diese aber unter dem Erzbischof von Warschau. Für die Bildung des katholischen Klerus gibt es außer der theologischen Akademie zu Warschau noch 12 Eparchialseminare im Lande. Die griechisch-unirten Geistlichen haben ihren besondern Bischof. Die Protestanten stehen unter einem Konsistorium in Warschau; die Lutheraner bildeten 1840 51 und die Reformirten 10 Pfarrgemeinden. Die Engländer besitzen in Warschau ein eigenes Bethaus. Die Juden haben gegen 300 Synagogen und die mohammedanischen Tataren einige Moscheen. Das heutige Königreich P. besitzt keine Universität; die alexandrinische (1816 gestiftet) wurde 1831 aufgehoben. Eine theologische Fakultät wurde 1836 in Warschau, eine medicinische in Wilna u. eine juridische in Warschau errichtet. Was das übrige Unterrichtswesen anlangt, so bestehen gegenwärtig 14 Woiwodschafts-, 23 Vorbereitungs-, 762 Volksschulen und zwei Schullehrerseminarien, eine polytechnische Anstalt zu Warschau und eine pädagogisch-agrarische zu Marimont. In Folge der Bewegungen von 1846, die ihren Herd in den Schulen hatte, wird der Unterricht noch strenger als früher überwacht. Der Besuch der Gymnasialanstalten ist nur den Söhnen der höheren Stände gestattet. Wer in den Staatsdienst treten will, muß seine akademische Bildung auf einer russischen Universität erwerben. Die russische Sprache muß als Gerichts- und Geschäftssprache in allen Schulen gelehrt werden. Nicht minder läßt sich die Regierung die Ausbreitung der griechischen Religion angelegen seyn. Die Hauptbeschäftigung der Polen ist **Ackerbau**. P. war schon in alten Zeiten eine Kornkammer Europa's. Das meiste u. ergiebigste Ackerland findet sich in den ehemaligen Woiwodschaften Masovien ($^1/_3$ der Oberfläche), Kalisch und Sandomir, das wenigste in Podlachien (kaum $^1/_4$ der Oberfläche). Die eigentlichen Gutsbesitzer bedienen sich aller Mittel der rationellen Landwirthschaft, um den Landbau zu heben, z. B. der Pflüge und Dreschmaschinen und anderer zeitersparender Instrumente neuer Erfindung, und in vielen Gegenden hat man auch das sogenannte Fruchtwechselwirthschaftssystem eingeführt. Aber der eigentliche Bauer hängt aus eingewurzeltem Vorurtheil noch an dem alten System und läßt von der Dreifelderwirthschaft seiner Vorfahren nicht ab. Die Gärtnerei ist mehr Sache des Adels und der größern Gutsbesitzer, als des Bauern, und blüht besonders um Warschau. In der neuesten Zeit ist auch der Bau der Maulbeerbäume für die Seidenkultur aufgekommen. Für die geregelte forstwissenschaftliche Benutzung der **Waldungen**, welche ungefähr $^1/_5$ der ganzen Bodenfläche einnehmen, hat die russische Regierung viel gethan und durch ihr Beispiel auch auf die adeligen Waldbesitzer wohlthätig eingewirkt. Das Nadelholz, besonders Fichten und Kiefern, herrscht mehr als das Laubholz vor, doch gibt es auch schöne Eichen-, aber wenig Buchenwälder. Im Norden von Augustowo gibt es lindenreiche Bruchwälder, die sich in einer Länge von 10 Meilen und in einer Breite von 5 Meilen von Prenn zwischen Marienpol und Kauen bis an die preußische Grenze erstrecken. Die **Viehzucht** ist in allen ihren Zweigen wichtig und wird durch den Reichthum an Wiesen in mehren Gegenden, namentlich in den von der Weichsel durchströmten Woiwodschaften Podlachien und Masovien, sehr befördert. Das Rindvieh wird veredelt durch Einführung ausländischer Racen aus Schlesien, dem danziger Werder, Tyrol, der Schweiz &c., und die Pferdezucht wird verbessert durch königliche Stutereien, wo sich Zuchthengste aus England, Persien, Arabien, der Ukraine und der Türkei befinden. Die Pferde sind von mittlerer Größe, stark in den Knochen und laufen leicht. Das neue Ackerbausystem und das Verbot ausländischer Tücher hat einen wohlthätigen Einfluß auf die Schafzucht ausgeübt, zu deren Veredlung schlesische, böhmische und sächsische Widder und Mutterschafe dienen. Auch rücksichtlich der Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht ist der Bauer gleichgültig gegen alle Verbesserung; es bleibt bei ihm Alles im althergebrachten Zustande. Die einträglichsten Geschäfte macht er noch mit den Schweinen, die in den waldigen Gegenden einen leichten Unterhalt finden. Federvieh wird in großer Menge gehalten, besonders viele wälsche Hühner. Auch die Bienenzucht ist bedeutend und liefert Wachs und Honig zur Ausfuhr. In den großen Wäldern, z. B. in Plock, Podlachien und Augustowo, wird noch wilde Bienenzucht getrieben, daher der köstliche Lindenhonig und das Honigwasser. Fischerei und Jagd sind Regalien. **Bergbau**, auf Kupfer, Eisen, Zink u. Steinkohlen beschränkt, findet nur im Süden, und zwar in den beiden Woiwodschaften Krakau und Sandomir Statt. Die ergiebigsten Bergwerke sind in Niewki, Starachowice, Michalowice, Brody, Nietuliska und Sielpia. Das polnische Eisen, das an Güte dem schwedischen wenig nachgibt, wird besonders zu Wirthschaftsgeräthschaften verarbeitet. Große Steinkohlenwerke sind in der neuesten Zeit bei Dabrowa angelegt worden. Auch hat P. 2 Salzwerke, wovon das zu Ciechocin (Sochocin) im Gouvernement Plock 1841 88,000 Ctr. Salz producirte. An Steinkohlen gewann P. 1842 1,118,707 Korzec à $2^1/_3$ preuß. Scheffel. Das alte P. kannte die **Industrie** so gut als gar nicht. Die meisten Fabrikate, selbst diejenigen, zu welchen das Land die rohen Materialien erzeugte, wurden vom Ausland eingeführt. Die preußische und die russische Regierung boten Alles auf, um den Kunstfleiß und die Fabrikation zu heben. Dies geschah theils durch die Einwanderung ausländischer Gewerbsleute u. Fabrikanten, durch Befreiung mancher Künstler u. Fabrikanten von der Konskription, durch Herabsetzung der Eingangszölle von rohen Materialien und durch Erhöhung der Zölle von fremden Fabrikaten, theils durch die Entstehung mehrer Gewerbsgesellschaften und Kunst- und Gewerbsausstellungen, durch Unterstützung von Seiten der Nationalbank, durch Ertheilung von Privilegien für Verbesserungen und Entdeckungen im Fabrik- u. Manufakturwesen &c. Bereits vermag P. viele Fabrikate in das Ausland abzusetzen. Am wichtigsten und blühendsten sind die Fabriken in Wolle, Baumwolle, Leinwand und Seide, namentlich Tuch, Teppichen, Merino's, Flanell, Fries, Molton &c. Die meist von Deutschen betriebenen Fabriken lieferten 1850 an verschiedenen Sorten Tuch 1,351,734, an andern

Wollengeweben 880,108 Arschinen, 38,146 Stück Teppiche, 111,587 Shawls &c. 16,374,976 Arschinen und 868,805 Stück nebst 151,283 Paar Baumwollenwaaren, 4,369,282 Arschinen verschiedener Leinwandwaaren, 74,034 Seidenwaaren. Glas-, Fayence-, Tabaks-, Leder- und Papierfabriken gibt es überall im Lande. Auch sind jetzt Seidenwaarenfabriken und Zuckerraffinerien in starkem Betrieb. Ferner werden Stahl- und Eisenwaaren in Menge fabricirt. Außerdem gibt es Bierbrauereien und Branntweinbrennereien in Menge, sowie Ziegeleien, Potaschesiedereien, Theerschwelereien, Wachsbleichen &c. Die große Maschinenfabrik in Solez fabricirt alle Arten von Maschinen, auch Dampfmaschinen. Auch der polnische Handel hat unter der russischen Regierung sehr zugenommen. Da jedoch das jetzige Königreich P. nicht ans Meer stößt und somit keinen Seehafen hat, so müssen alle Waaren auf der Weichsel und dem Niemen (welchen der 1839 vollendete Augustowokanal mit dem Narew und dadurch auch mit der Weichsel verbindet) oder auf der Axe aus- und eingeführt werden. Gegenstände der Ausfuhr sind: Getreide, Rübsamen, Mehl, Vieh, Holz, Wolle, Häute, Schweinsborsten, Honig, Wachs, Potasche, Pech, Theer, Talg, Zink, Eisen &c.; der Einfuhr: Seidenwaaren, Pelze, Wein, Porter, Arak, Salz, Zucker, Farben, Gewürze, Apothekerwaaren &c. Die Gesammteinfuhr betrug 1850 10,161,991 Silberrubel (wovon 5,957,502 auf Preußen, 2,773,590 auf Rußland, 1,450,899 auf Oesterreich kamen); die Gesammtausfuhr: 5,249,804 Silberrubel (wovon 3,858,183 auf Preußen, 960,620 auf Rußland, 431,001 auf Oesterreich kamen). Gegen 1849 war die Einfuhr um 1,858,429 Silberrubel gestiegen, die Ausfuhr dagegen um 2,434,413 Silberrubel gesunken. Der Waarenumsatz auf den inländischen Märkten betrug 6,602,681 Silberrubel, während er sich 1849 auf 6,862,877 und 1848 auf 7,806,154 belaufen hatte. Die Zollrevenüen betrugen 1851 1,407,039 Silberrubel; die russische Ausfuhr über P. wird für dasselbe Jahr zu 4,852,226, die Einfuhr zu 9,015,372 Silberrubel angegeben. Die russischen Handelsartikel sind hauptsächlich Vieh, Baumwollenwaaren und Getreide, die polnischen, nach Rußland gehenden: Wollentücher, Wolle, Häute, Holz, Wachs, Honig und Schweine. Die Westgrenzen des Königreichs P. sind fast hermetisch verschlossen. Die Bank in Warschau, welche Bergbau und Landwirthschaft unterstützt, besaß 1850 ein Vermögen von 8,400,340 Silberrubel. Die bedeutendsten Handelsstädte sind Warschau und Lublin, wo auch Messen gehalten werden. Der Klein- und innere Handel ist größtentheils in den Händen der Juden, welche selbst in Deutschland und andern Ländern ihre Geschäfte betreiben. Sehr förderlich für den Handelsverkehr ist die durch eine Aktiengesellschaft ins Leben gerufene Dampfschifffahrt auf der Weichsel. Dazu kommen die neuerlich vervielfachten Straßenbauten, der Augustowokanal, die Anlegung einer Wasserverbindung mit Kiew am Dniepr, die Erbauung einer Eisenbahn von Warschau nach Krakau und einer andern nach Petersburg.

P. erhielt bei der Errichtung des neuen Königreichs 1815 vom Kaiser Alexander eine besondere Konstitution, deren Grundzüge folgende waren: Das Königreich P. ist auf ewig dem russischen Kaiserreich einverleibt und die Krone erblich nach der in Rußland eingeführten Erbfolgeordnung; doch bildet es eine besondere konstitutionelle Monarchie, in welcher die gesetzgebende u. die vollziehende Gewalt völlig von einander getrennt sind. Die vollziehende befindet sich in den Händen des Kaisers als Königs von P., der eine Civilliste von 7 Millionen poln. Fl. erhält und einen Statthalter ernennt, der seine Stelle vertritt und ein im Königreiche Eingeborener od. Naturalisirter seyn muß, wenn der Kaiser nicht einen kaiserlichen Prinzen dazu ernennt. Die gesetzgebende Gewalt theilt der Kaiser und König mit den Ständen, die solche durch Repräsentanten auf dem Reichstage ausüben lassen. Dieser Reichs- oder Landtag besteht aus 2 Kammern. Die erste Kammer wird vom Senate, die zweite von den Landboten oder Deputirten gebildet. Der Senat besteht aus den Prinzen von kaiserlichem und königlichem Geblüte, den Bischöfen, Palatinen oder Woiwoden und den Kastellanen, die der König ernennt, doch darf die Zahl der Senatoren nicht die Hälfte der Landboten übersteigen. Die Kammer der Landboten besteht aus 77 Landboten, die von den Provinzialversammlungen der Adeligen ernannt werden, und aus 51 Abgeordneten der Gemeindeversammlungen. Der Landtag versammelt sich alle 2 Jahre zu Warschau. In Folge dieser Konstitution genoß P. bis zur Insurrektion von 1830 einen Schein von Unabhängigkeit, den es aber nach der Unterdrückung der polnischen Revolution 1831 verlor. Es ward einem Ukas zufolge dem russischen Reiche förmlich einverleibt, die Konstitution aufgehoben und dem Lande nur eine abgesonderte Verwaltung und Gesetzgebung gelassen. An die Stelle der Konstitution trat als Staatsgrundgesetz das organische Statut vom 14.—26. Febr. 1832. Dasselbe enthält in drei Abschnitten folgende wesentlichen Bestimmungen: Das Königreich P. wird auf ewige Zeiten mit dem russischen Reiche unzertrennlich vereinigt und macht einen Theil desselben aus. Es wird eine besondere, den Lokalbedürfnissen angemessene Regierung haben, desgleichen eigene Gesetzbücher für Civil- und Kriminalgerichte. Die Verwaltung wird dem Administrationsrathe übertragen, in welchem der königliche Statthalter den Vorsitz führt. Der Administrationsrath besteht aus dem Statthalter, den Hauptdirektoren, welche in den Kommissionen präsidiren, dem Generalkontroleur und andern Individuen. Der Administrationsrath wählt Erzbischöfe, Bischöfe, Hauptdirektoren, Stadträthe &c. und stellt sie dem König zur Bestätigung vor. Alle wichtigeren Angelegenheiten, die das Königreich P. betreffen, werden in St. Petersburg von dem Departement der polnischen Angelegenheiten geprüft und bedürfen einer Bestätigung desselben. In jedem Gubernium wacht eine aus einem Präsidenten u. Räthen bestehende Kommission über die Ausübung der Gesetze und Verordnungen und die Ordnung und Thätigkeit im öffentlichen Dienste in allen Verwaltungszweigen &c. Zur Entscheidung der Rechtssachen sind in jedem Gubernium Landgerichte (Tribunale) er-



Die
REPUBLIK
POLEN
nach ihrem Bestande im Jahre 1772
und das
KÖNIGREICH
POLEN
seit dem Jahre 1815.
WARSCHAU
Praga
Statistische Notizen:
Für die Charte:
Für Wilna:
Für Warschau:

d New York

ster Instanz und in jedem Bezirke Friedensgerichte. Außerdem gibt es Gerichte für Korrektions- und Kriminalsachen, Handelsgerichte und 2 Appellationstribunale. Der Staatsrath zu Warschau und das Obertribunal daselbst wurden 1841 aufgehoben und statt derselben 2 Departements des dirigirenden Senats, sowie eine Generalversammlung der warschauer Departements des dirigirenden Senats zu St. Petersburg angeordnet. Das Militär ist mit der russischen Armee verschmolzen. Festungen sind: Zamosk, Modlin, Warschau. Die gesammte Einnahme betrug 1844 14,773,736 Rubel; hiervon kamen: auf direkte Steuern 2,560,904, auf indirekte Steuern 7,870,706 Rubel (Zölle 1,352,166, Getränke- und Schlachtsteuer 1,914,476, Salz 3,090,665 Rubel), auf Domänen und Forste 1,168,742, auf verschiedene andere Einnahmen 3,173,384 Rubel. Ueber den Betrag der Schulden des Königreichs fehlen bestimmte Nachrichten; 1832 betrugen sie 200 Millionen polnische Fl. oder etwa 30 Millionen Thaler. Das Wappen des jetzigen Königreichs P. ist ein gekrönter weißer Adler im rothen Felde auf der Brust eines russischen Adlers. Die Nationalfarben sind weiß und roth, jetzt sind sie aber mit den russischen Nationalfarben (gelb, schwarz und weiß) vertauscht. Die Orden des Königreichs sind: der weiße Adler-, der St. Stanislaus- und der Militärverdienstorden. Seit 1844 ist das Königreich in die obengenannten 5 Gouvernements (statt der frühern 8) eingetheilt; Hauptstadt ist Warschau. In Civilsachen gilt der unter dem Großherzogthum Warschau eingeführte und mit geringen Abänderungen noch bestehende franz. Codex; ein neuer Strafcodex wurde 1818, eine Hypothekenordnung in demselben Jahre, ein Ehegesetz 1837 eingeführt. Das Handelsgesetzbuch von 1811—12 ist fast wörtlich dem französischen Code de commerce nachgebildet. Vergl. L. Chodzko, Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1831; K. Andree, P. in geographischer, geschichtlicher u. kulturhistorischer Hinsicht, Lpz. 1831; Possart, Lukaszewicz und Mulkowski, Das Königreich P. und der Freistaat Krakau, Stuttgart 1840.

Geschichte. Als der erste polnische Fürst wird Lech genannt. Dieser, ein Bruder Czechs, der in Böhmen seine Herrschaft gegründet, soll aus Chrobatien in die Gegend von Gnesen gekommen seyn, welche Stadt er an der Stelle, wo er das Nest eines weißen Adlers fand, 550 n. Chr. angelegt habe. Andere setzen einen gewissen Pollach an den Anfang der polnischen Geschichte, die in den ersten Jahrhunderten ganz sagenhaft ist. Im J. 842 kam Piast auf den Thron. Mit ihm beginnt die Zeit der Piasten von 842—1386. Piast soll wegen seiner Verdienste um die Stadt Gnesen zur Zeit einer Hungersnoth vom Volke zum Herrscher erhoben worden seyn. Im J. 892 folgte ihm sein Sohn, Ziemowit, in der Regierung nach, diesem 924 Leszek VIII., diesem 952 Ziemomysl I., dann 960 Mieczislaw I. (Miesko), mit dem eigentlich erst die geschichtliche Zeit beginnt. Mieczislaw vermählte sich 962 mit der Tochter des Herzogs Boleslaw von Böhmen und wurde durch sie bewogen, 966 das Christenthum anzunehmen. Er soll später die Bisthümer Gnesen, Krakau, Posen, Chelm, Kammin u. Lebus gestiftet haben. Das Volk mußte aber zum Theil erst durch harte Strafen zur Annahme des Evangeliums genöthigt werden. Kaiser Otto I. mischte sich vielfach in die kirchlichen Angelegenheiten P.s, welches nach einem unglücklichen Kriege gegen den Markgrafen Gero von der Lausitz 967 die Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers anerkennen mußte. Im J. 992 folgte auf Mieczislaw sein Sohn, Boleslaw I., Chrobry, der Große, auch Tragbier (Biertrinker) genannt, der bis 1025 mit Geschick u. Kraft regierte. Er ist als der eigentliche Begründer der Größe P.s zu betrachten, da er sein Reich durch glückliche Kriege im Westen bis Glogau und Krossen, im Norden bis an die pommersche und preußische Küste und im Osten bis Kiew erweiterte. Den Böhmen entriß er Krakau und eroberte Mähren. Der Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers suchte er sich erst zu entziehen, mußte aber später Heeresfolge gegen die Obotriten leisten. Von ihm unterstützt, predigte Bischof Adalbert den heidnischen Preußen das Evangelium. Gnesen wurde zum Erzbisthum erhoben, dem die drei Bisthümer zu Krakau, Breslau und Kolberg untergeordnet wurden. Nach dem Tode Otto's III. eroberte Boleslaw die Lausitz und Meißen, machte 1003 Böhmen von sich abhängig und kämpfte mit Glück gegen die Deutschen bis 1009. Mit Heinrich II. schloß er endlich Frieden und trug ihm 1013 als Lehnsmann zu Magdeburg das Reichsschwert vor. Als aber die Böhmen seinen Sohn Mieczislaw hinterlistiger Weise gefangen nahmen u. an Heinrich II. auslieferten, erneuerte er die Feindseligkeiten gegen diesen. Nach mehrfachen Kämpfen wurde 1018 zu Budissin (Bautzen) Friede geschlossen und ein Theil der Lausitz, mit Schlesien vereinigt, P. einverleibt. Als Kaiser Heinrich II. starb, ließ sich Boleslaw zum König von P. krönen und erkannte Konrad II. nicht als Lehnsherrn an, starb aber kurze Zeit darauf. Sein Sohn, Mieczislaw II., der Träge genannt (1025—34), war ein untüchtiger, ausschweifender Fürst. Er verlor Mähren an die Böhmen, die Lausitz an Konrad II. und Rothrußland an den russischen Großfürsten Jaroslaw, den sein Bruder herbeirief, um mit Hülfe desselben sich der Krone zu bemächtigen. Mieczislaw rettete sich durch die Flucht nach Böhmen und kam erst, nachdem sein Bruder ermordet worden war, nach P. zurück. Hier gründete er für Masovien und Kujavien die Bisthümer Plock und Kruszwica. Er wurde endlich wahnsinnig, so daß seine Gemahlin Rixa die Regierung übernnahm. Sie mußte aber mit ihrem Sohne Kasimir aus P. entfliehen. Nun trat die größte Anarchie ein; die Russen machten verheerende Einfälle nach P., die Böhmen plünderten Krakau, und selbst das Christenthum begann hie und da wieder zu wanken. Da wurde Rixa's Sohn zurückgerufen. Er regierte bis 1058 als Kasimir I. mit dem Beinamen der Mönch, weil er mehre Jahre im Kloster Clugny gewesen war, oder der Wiederhersteller, wegen seiner Verdienste um das zerrüttete P. Kasimir erkannte die Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers Heinrich III. an, weshalb ihm dieser Schlesien gegen eine jährliche Abgabe von 500

Mark Silber überließ. Jetzt konnte Kasimir die Ordnung im Innern wieder herstellen, die aufrührerischen Großen unterwerfen und die Landesgesetze verbessern. Auch stiftete er mehre Klöster und erbaute das Schloß zu Breslau. Ihm folgte sein Sohn, Boleslaw II., der Kühne genannt. Nachdem er die Aufständischen in seinem eigenen Lande zur Ruhe gebracht hatte, zog er 1078 nach Ungarn u. gewann den dritten Theil dieses Reichs. Dann entriß er den Russen Volhynien und eroberte 1077 Kiew. Seine Tyrannei wurde aber immer ärger. Daher sprach der Papst Gregor VII. über ihn und über Alle, die ihm ferner Gehorsam leisten würden, den Bann aus. Boleslaw mußte sich nach Ungarn flüchten. Um der durch den Bann herbeigeführten Verwirrung ein Ende zu machen, wurde 1081 der Bruder Boleslaws, Hermann Wladislaw I., König. Der Papst erkannte ihn nicht als solchen an, und der Kaiser Heinrich IV. verlieh P. dem Herzog Wratislaw von Böhmen. Wladislaw einigte sich aber mit dem Kaiser und heirathete 1088 dessen Schwester Judith. Er † 1102. Sein Sohn, Boleslaw III., Krzywousti, d. h. Krummmaul, genannt, leistete 1134 zu Merseburg dem Kaiser Lothar den Lehnseid und entrichtete ihm den seit 12 Jahren schuldig gebliebenen Zins von 6000 Mark Silber. In dem Streite Bori's und Bela's des Blinden um die ungarische Krone trat er auf die Seite des Ersteren, wurde aber, da ihn sein Bundesgenosse im Stiche ließ, von den übermächtigen Russen und Ungarn 1137 gänzlich geschlagen. Dagegen züchtigte er die Böhmen, die unterdessen in P. eingefallen waren. Der Friede zu Glatz (1137) machte diesen Feindseligkeiten ein Ende. Kurz vor seinem Tode vertheilte Boleslaw sein Reich unter seine vier Söhne. Der älteste, Wladislaw II., erhielt Pommern, Schlesien, Sieracz, Lenczyc und Krakau mit der Oberherrschaft über seine Brüder; Boleslaw bekam Masovien, Kujavien, Dobrczyn u. Kulm, Mieczislaw Großpolen und Heinrich Sandomir und Lublin. Wladislaw wurde von seiner Gemahlin Agnes, der Stiefschwester des Kaisers Konrad III., dazu beredet, auch die Besitzungen seiner Brüder an sich zu ziehen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit den Russen und Deutschen und wurde 1140 vom Kaiser mit ganz P. belehnt; aber der Papst Eugen III. sprach den Bann über ihn aus. Seine Brüder besiegten ihn 1148 bei Posen u. vertrieben ihn mit seiner Gemahlin nach Deutschland. Dieser Wladislaw ist der Stammvater der piastischen Herzöge von Schlesien, welche 1675 ausstarben. Seine Besitzungen kamen nun mit der Oberherrschaft an Boleslaw IV., der Krauskopf genannt, unter welchem Kaiser Friedrich Barbarossa 1157 mit Heeresmacht in P. eindrang u. die Entrichtung eines bedeutenden Tributs und die Angelobung der Lehnsfolge erzwang. Die Preußen vertheidigten sich gegen Boleslaw mit der größten Tapferkeit, lockten ihn 1165 in einen Hinterhalt und brachten ihm eine schwere Niederlage bei. Boleslaw † 1173. Ihm folgte Mieczislaw IV., der aber schon 1177 durch eine Verschwörung gestürzt ward. Darauf folgte der jüngste der Brüder, welcher bei der Theilung leer ausgegangen war. Er regierte als Kasimir II., mit dem Beinamen der Gerechte, von 1177—94. Er verminderte die Steuerlast des Volks und führte manche Verbesserung ein. Doch war er nicht im Stande, den trotzigen Adel zur Ruhe zu bringen. Mieczislaw, unterstützt von dem Herzog von Böhmen und Bernhard von Sachsen, überzog ihn mit Krieg, worauf er 1179 Großpolen an Otto, den Sohn Mieczislaws, abtrat. Im Jahre 1187 gewann Kasimir das Fürstenthum Halicz, welches die Ungarn eine Zeit lang besessen hatten. Auf Kasimir folgte sein Sohn, Leszek, der Weiße oder der Weißhaarige genannt, in der Regierung. Da derselbe aber noch minderjährig war (er zählte erst 6 Jahre), so führte seine Mutter Helena die Regentschaft. Dieser Umstand bewog Mieczislaw, von Neuem nach dem Throne zu streben. Es kam zum offenen Kampfe, und wiewohl Mieczislaw in einer Schlacht an der Mozgawa (1199) geschlagen wurde, so wußte er den Thron doch bis zu seinem Tode (1202) zu behaupten. Sein Sohn, Wladislaw Schmalfuß, wurde aber durch Leszek nach vierjährigem Kampfe so in die Enge getrieben, daß er vom Schauplatze zurücktrat. Während dieser Verwirrung war die königliche Macht bedeutend geschwächt worden und existirte so gut wie gar nicht mehr. Leszek führte Krieg mit den Russen und den Ungarn und besiegte die erstern 1207 bei Zawichost, war aber in den Kämpfen gegen die letztern nicht so glücklich, sondern mußte ihnen endlich 1217 ein Stück seines Gebietes abgeben. Um den heidnischen Preußen einen Damm entgegenzusetzen, rief er 1210 den Ritterorden der Brüder des Heeres Christi zu Dobrczyn ins Leben, der aber nicht genug erstarkte, um mit Erfolg den Heiden die Spitze zu bieten. Leszek wandte sich deshalb 1226 an die deutschen Ordensritter. Er fiel 1227 durch die Hand Swentopolks, Fürsten von Danzig. Auf ihn folgte sein Sohn, Boleslaw V., der Keusche, der aber erst 1239 selbstständiger Regent ward. Unter ihm machten die Tataren ihren verheerenden Einfall (1240—41). Bald darauf drangen die Litthauer in Masovien ein und zwangen Boleslaw V., nach Ungarn zu fliehen. Ein zweiter Einfall der Tataren (1258), welcher sich auf Sandomir und Krakau erstreckte, hatte eine zweite Flucht Boleslaws nach Ungarn zur Folge. Boleslaw † 1279 ohne Kinder. Sein Nachfolger war Leszek VI. (IX), der Schwarze, der Sohn des Herzogs Kasimir von Kujavien, der schon 1265 zum Nachfolger Boleslaws V. bestimmt worden war. Die Tataren, welche 1287 wieder einen Einfall machten, nöthigten auch ihn, nach Ungarn zu fliehen. Da auch er 1289 ohne Kinder †, fanden sich zwei Thronbewerber, Herzog Boleslaw von Masovien u. Heinrich VI. von Breslau, die sich Beide deshalb bekriegten. Heinrich VI. von Breslau wurde zwar anerkannt, aber ihn suchte der Stiefbruder Leszeks VI., Wladislaw, mit dem Beinamen der Ellenlange, der als Gegenbewerber auftrat und den Adel auf seiner Seite hatte, wieder zu vertreiben. Indeß behauptete sich Heinrich auf dem Thron bis zu seinem bald erfolgten Tode (1290). Jetzt bekämpften sich wieder der Regierung wegen Przemislaw II., Herzog von Posen, und der König Wenceslaw von Böhmen. Nach langem Kampfe wurde end-

lich 1295 Przemislaw zum Könige gekrönt und war der Erste, welcher den Königstitel wieder in P. führte. Seine Regierung endete schon nach 7 Monaten, da er vom brandenburger Markgrafen getödtet wurde. Wladislaw IV., der Ellenlange, gelangte nun zur Herrschaft, mußte aber dem König Wenzel von Böhmen Platz machen, der von den Großpolen zum Könige gewählt wurde. Dieser konnte aber trotz seiner Milde sich die Liebe der Polen nicht erwerben. Nach seinem Tode gelangte Wladislaw IV. zum dritten Male auf den Thron und ließ sich 1306 zu Krakau krönen. Im Jahre 1309 ward er auch in Großpolen anerkannt u. 1311 verschaffte er sich in Krakau Geltung und Anerkennung. Von 1325 bis 1331 führte er mit wechselndem Erfolg Krieg mit dem deutschen Orden. Das schon durch den Krieg hart mitgenommene P. wurde noch durch Pest und Hungersnoth an den Rand des Verderbens geführt. Wladislaw IV. † 1333. Die Herzöge von Masovien strebten zwar nach der Krone, aber Kasimir III., der Große, wurde der Nachfolger Wladislaws. Er schloß mit dem deutschen Orden 1334 einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß er seinerseits Pomerellen abtrat, dagegen vom Orden Dobrczyn und Kujavien erhielt, einen Waffenstillstand, der 1343 in den Frieden von Kalisch überging. Ebenso machte Kasimir mit dem Könige von Böhmen Frieden, indem er auf die Oberhoheit über Schlesien u. einen Theil Masoviens verzichtete. Mit Ungarn schloß er ein Bündniß, und da er selbst keine männlichen Nachkommen hatte, so suchte er schon bei seinen Lebzeiten die Nachfolge dem Kronprinzen Ludwig von Anjou u. damit dem ungarischen Königsstamme zu verschaffen. Ludwig von Anjou mußte daher 1339 versprechen, dem Adel keine neuen Lasten aufzubürden und keine Fremden in P. anzustellen. Dieses Versprechen bildet die Grundlage der Pacta conventa, welche dem absoluten Königthume einen Zaum anlegten und zuletzt den Ruin P.s herbeiführten. Im Jahre 1347 hielt Kasimir eine große Reichsversammlung, u. hier war es, wo die erste geschriebene Gesetzessammlung für P. abgefaßt wurde. Halicz wurde 1349 der Krone hinzugefügt. Wieder brachen Hungersnoth und Pest aus. Doch jetzt verdiente sich Kasimir den Beinamen eines Großen. Der Hungersnoth wirkte er durch seine wohlgefüllten Getreidekammern, der Entvölkerung des Landes durch die Pest mittelst Herbeiziehung von Kolonisten aus dem Auslande entgegen. Er hob den Ackerbau und nahm die Bauern gegen die Tyrannei des Adels in Schutz, weshalb er von dem Adel mit dem Spottnamen Bauernkönig belegt wurde. Nachdem er 1365 Kujavien auf die Dauer mit der Krone verbunden und 1366 und 1368 siegreiche Kämpfe gegen die Litthauer in Volhynien und Masovien bestanden hatte, verunglückte er 1370 auf der Jagd. In Gemäßheit des obenerwähnten Vertrags folgte Kasimirs nächster Verwandter, Ludwig, König von Ungarn und Sohn Karls von Anjou und Elisabeths, der Schwester Kasimirs, als König von P. Da derselbe aber die Regierung vernachlässigte und sie größtentheils seiner Mutter überließ, auch das polnische Territorium durch Dotationen an Verwandte zerstückelte, so entstand eine Empörung. Nach Unterdrückung derselben wandte er sich gegen die Litthauer und entriß ihnen Rothrußland. Da er aber dies Land zu Ungarn schlug und dadurch der mit den Polen getroffenen Uebereinkunft entgegenhandelte, so steigerte er die Mißstimmung der Polen zu dem höchsten Grade der Unzufriedenheit, die er nur dadurch beschwichtigte, daß er drei polnische Magnaten zu Statthaltern von P. einsetzte. Da Ludwig ohne männliche Nachkommen war, so ernannte er seine Tochter Katharina zur Königin von P.; da diese aber starb, so verfügte er, um die Regierung seiner andern Tochter Marie zu verschaffen, daß der Markgraf Sigmund von Brandenburg, Sohn des Kaisers Karl IV. u. Verlobter seiner Tochter, König von P. werden solle. Ludwig † 1382. Doch noch bei seinem Leben wurde Sigmund von der Majorität einer Reichsversammlung zu Zips als Nachfolger Ludwigs verworfen und statt seiner der Herzog Ziemowit von Masovien zum König erwählt. Es bildeten sich nun drei Parteien, wovon die eine auf Vorschlag der Königin-Wittwe Elisabeth, der gewesenen Gemahlin Ludwigs, deren jüngerer Tochter Hedwig auf dem Reichstage zu Wislica die Krone P.s zusprach; eine andere Partei erkannte Ziemowit, eine dritte endlich Sigmund und Marien an. Hedwig trug den Sieg aus diesen Wirren davon und empfing die Krone 1384 zu Krakau, mußte aber versprechen, sich mit dem heidnischen Großfürsten Jagello von Litthauen, der sich um ihre Hand bewarb und Christ werden wollte, zu vermählen.

Hiermit beginnt die Herrschaft der Jagellonen, von 1386—1572. Jagello kam den 12. Febr. 1386 nach Krakau und ließ sich am 14. Febr. als Wladislaw V. (II.) Jagello taufen. Durch ihn wurde ganz Litthauen dem Christenthume zugewandt und P. trat in die Reihe der Hauptmächte des östlichen Europa's. Jagello's Regierung war ruhmreich für P. Als 1399 die Königin Hedwig starb, wollte Jagello auf die polnische Krone verzichten, doch ward er zur Heirath mit Anna von Cilly, einer Enkelin Kasimirs des Großen, bewogen, in deren Folge er die Krone behielt. Ein Krieg mit dem deutschen Orden endete durch Abtretung Samogitiens an den Orden, wogegen Dobrczyn an P. zurückfiel. Die gegenseitige Eifersucht ließ aber den Frieden nicht lange dauern; schon 1409 begann der Krieg wieder mit einem Einfall des Ordens in Kujavien. Bei Tannenberg kam es zwischen Jagello und dem Großmeister Ulrich von Jungingen am 13. Juli 1410 zur Schlacht, die günstig für P. ausfiel. Indessen verlor der König durch Zögern seine Vortheile wieder, nahm die ihm gebotenen großen Abtretungen (Pomerellen, Chelm und Michalow) nicht an und mußte sich am Ende, als der König Sigmund von Ungarn zu Gunsten des Ordens einzuschreiten drohte, mit Dobrczyn, das ihm ohnehin gehörte, 60,000 Schock böhmischen Groschen und mit Samogitien begnügen. Durch die Bestimmung, daß die Könige von P. und die Großfürsten von Litthauen nur mit Beistimmung beider Völker gewählt werden sollten, ward die Vereinigung beider Staaten gesichert. Im Süden verschaffte sich Wladislaw die Anerkennung pol-

nischer Hoheit über die Fürsten der Moldau und Walachei. Den Rest von Wladislaws Regierung füllten Streitigkeiten mit seinem Bruder Witold, der nach der Königswürde strebte, Mißhelligkeiten mit den Russen, die abfallen wollten, weil der König die katholische Kirche begünstigte, und der nimmer rastende Krieg mit dem deutschen Orden aus. Sein älterer Sohn seiner vierten Ehe mit Elisabeth von Pilecza, Wladislaw VI. (III.) von Varna, bei seines Vaters Tod, 1434, 10 Jahre alt, folgte ihm auf dem Throne. Obwohl aber diesem nur unter sehr beschwerlichen Bedingungen die Nachfolge zugestanden worden war, so konnte derselbe doch nur durch die Vermittelung des Bischofs Zbigniew von Krakau die Anerkennung unter Vormundschaft seiner Mutter erhalten, und auch dann noch zerrütteten Parteiungen das Land. Der deutsche Orden und der Großfürst Swidrygailo drohten mit Krieg, und auch Kaiser Sigmund verlangte die Rückgabe der verpfändeten Grafschaft Zips. Endlich kam 1435 der Friede zu Brzesk zu Stande, durch den der Orden die Neumark gegen das Versprechen erhielt, sich nicht mehr in die litthauischen Händel zu mischen. Im folgenden Jahre ward der Landfriede festgesetzt. Wladislaw übernahm 1439 selbst die Regierung u. ward 1440 auch zum König von Ungarn gewählt, fiel aber am 11. November 1444 in der Schlacht bei Varna gegen die Türken. Da man über seinen Tod in Zweifel war, so gelangte sein Bruder, Kasimir IV., erst 1446 zum sichern Besitz der Krone. Der preußische Bund, der sich 1440 gegen den deutschen Orden gebildet hatte, bot 1455 seine Unterwerfung unter polnische Oberherrlichkeit an, der Orden selbst aber wurde durch die Eroberung Marienburgs 1457 fast vernichtet und, als P. auch die Oberherrlichkeit über die westliche Hälfte von Preußen gewann, auf Ostpreußen beschränkt. Durch den Frieden zu Thorn erhielt P. Kulm, Michalow, ganz Pomerellen, Marienburg, Stuhm, Christburg, Elbing u. Tolkemit mit ihren Gebieten; dem Orden verblieb alles Uebrige in Preußen, doch nur als polnisches Lehn. Jeder Hochmeister sollte verpflichtet seyn, 6 Monate nach seiner Wahl in eigner Person für sich und seinen Orden dem Könige den Eid der Treue zu schwören. Als bald darauf Kasimir, in Kämpfe mit Ungarn wegen der Berufung seines zweiten Sohnes Kasimir auf den Thron dieses Landes verwickelt und von der Schuldenlast aus dem preußischen Kriege gedrückt, einen Landtag der Kleinpolen berief, beschloß man 1468 zum Behuf leichterer Einigung, daß auf dem künftigen Reichstage zu Petrikau nicht der ganze Adel erscheinen, sondern jede Woiwodschaft zwei Bevollmächtigte (Landboten) schicken sollte, eine Gewohnheit, die seitdem beibehalten wurde. Noch verlor Kasimir nach einem 5jährigen Kampfe 1485 Weißrußland an den Großfürsten von Moskau, Iwan I., wogegen sein Sohn Johann Albrecht 1489 einen großen Sieg über die Tataren erfocht. Seinem ältesten Sohn Wladislaw verschaffte Kasimir die Kronen von Böhmen und Ungarn; den polnischen Thron hinterließ er 1492 seinem zweiten Sohn, Johann I. Albrecht, der aber kraftlos und unglücklich regierte und 1501 zu Thorn †, seinem Bruder Alexander das Reich hinterlassend. Auch dieser war ein schwacher Fürst, der den das Land verwüstenden Zerrüttungen und Raubfehden kein Ziel zu setzen vermochte. Er überlebte den Sieg Glinski's 1506 über die Tataren bei Klezk nicht lange. Sein jüngerer Bruder, Sigmund I. der Alte, wurde darauf von den Polen u. Litthauern einstimmig zum Könige gewählt. Aber auch dieser Fürst konnte wegen der Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit nur mit den größten Opfern die äußere Sicherheit des Reichs aufrecht erhalten. Zuerst erregte Michel Glinski gefährliche Unruhen, wurde aber vertrieben, und der ihn unterstützende Czar mußte um Frieden bitten. Auch der Hospodar der Walachei, Bogdan, der sich 1509 empörte, wurde 1510 zum Gehorsam gezwungen. Die Tataren erlitten 1512 bei Wisniowiec, die Russen 1514 bei Borissow eine Niederlage. Als aber die Polen 1519 eine Schlacht gegen die Tataren verloren und dem Khan einen Tribut bewilligten (der indeß nie bezahlt wurde), drangen die Russen aufs Neue ins Land, und auch der deutsche Orden kehrte wieder die Waffen gegen P. Doch wurde mit Preußen der durch Sigmunds Mäßigung herbeigeführte Friede zu Krakau (1525) geschlossen, durch welchen der letzte Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg, als Lehnsträger P.s erster Herzog von Preußen wurde. Auch mit den Russen ward ein Waffenstillstand geschlossen, und ein Bündniß mit der Pforte hielt die Tataren im Zaume. Als Sigmund 1546 †, erkannte das polnische Volk die Verdienste, welche er sich um die Hebung des Reichs, namentlich durch Beförderung der Agrikultur, der Industrie und der Wissenschaften erworben, dankbar an. Auf ihn folgte sein Sohn, Sigmund II. August, der auch unter dem Namen August I. bekannt ist. Er hatte viele Kämpfe zu bestehen und mancherlei Hindernisse zu überwinden, aus denen er aber siegreich hervorging. Der widerspenstige Hospodar der Walachei war bereits 1551 wieder in Abhängigkeit gebracht worden; ebenso wurde der Ordensmeister in Livland, als er einen Empörungsversuch machte, bald in die Schranken seiner Pflicht zurückgeführt. Nicht so schnell endete der Krieg mit Rußland, welcher sich entspann, als der Czar von Moskau 1558 in Livland einfiel und einen Theil dieses Landes wegnahm. Der Ordensmeister Gotthard Kettler trat deshalb Livland an P. ab und führte von nun an den Titel eines Herzogs von Kurland. Im Jahre 1560 wurden die Russen durch eine Erhebung des Adels aus Livland verjagt; allein dadurch war der Krieg mit Rußland noch nicht beendigt, sondern wurde nur um so komplicirter, als sich auch Schweden darein mischte, indem es vorschützte, Rechtsansprüche auf Livland zu haben. Die Russen wurden indessen mehrmals geschlagen und 1567 zu einem Waffenstillstande genöthigt. Im Jahre 1570 kam auch der Friede mit Schweden zu Stande. Während dieser Zeit hatte der Protestantismus in P. einen Boden gefunden, der um so günstiger für ihn war, als ihm weder Ketzergerichte und Verfolgungen, wie dies in andern Ländern damals geschah, noch überhaupt ein Glaubenshaß

hemmend in den Weg trat. Auf diese Weise kam es, daß binnen Kurzem zwei Drittel des polnischen Senats aus Protestanten bestand. Selbst die Sekte der Socinianer konnte hier sich ungestört festsetzen.

Erst mit Sigmunds II. August Tode (1572) ward P. ein eigentliches **Wahlreich**. Da nämlich mit jenem das Geschlecht der Jagellonen erlosch, so bewarben sich Fremde um die polnische Krone, nämlich der Herzog Heinrich von Valois, der Czar von Rußland, Iwan Wasiljewitsch, der Erzherzog Ernst von Oesterreich und der König Johann von Schweden. Nachdem die polnischen Großen fast ein ganzes Jahr zwischen den verschiedenen Kronbewerbern hin- und hergeschwankt hatten, erklärte sich endlich die Mehrheit für **Heinrich von Valois**, welcher 1574 feierlich zum Könige gekrönt wurde. Doch machte sich der neue König schon nach 4 Monaten im Geheimen auf und davon. Die Ursache dieser Flucht war, daß er sich durch seine Intoleranz den Haß der protestantischen und durch seine schwelgerische, üppige Lebensweise die Verachtung der katholischen Stände zugezogen hatte. Zudem waren ihm die Privilegien des polnischen Adels unerträglich, und der Schwur auf die Pacta conventa hatte ihm das Herrscheramt verleidet. Er ergriff daher, als sein Bruder, Karl IX., König von Frankreich, gestorben war, die günstige Gelegenheit, gegen die Krone von Frankreich die von P. aufzugeben. Da er der Aufforderung, innerhalb einer bestimmten Frist zurückzukehren, kein Genüge leistete, wurde eine neue Königswahl nothwendig. Es gab nun zwei Parteien, wovon die eine dem Kaiser Maximilian II., die andere dem Woiwoden **Stephan Bathori von Siebenbürgen** die polnische Krone übertragen wollte. Letzterem wurde die Bedingung gestellt, daß er sich mit der schon bejahrten Tochter Sigmunds I. und Schwester des Königs Sigmund II., Anna, vermähle, und nachdem er dies gethan, ward er als König anerkannt. Den Krieg gegen Rußland führte er mit Glück. Indem nämlich Johann Zamoyski die Feinde anderwärts zu Paaren trieb, nahm er selbst 1579 Polozk mit Sturm und eroberte von Rußland die ganze Woiwodschaft. Ja, er brachte ganz Livland mit Riga in seine Gewalt und schüchterte dadurch den Czaren so ein, daß dieser ihn um Frieden anflehte, der auch 1582 auf 10 Jahre geschlossen ward. Wie gegen die äußern Feinde, trat nun Stephan auch energisch gegen die innern Feinde auf und beugte den stolzen Adel. Aber sein Tod (1586) verhinderte ihn, dem Königthume seine volle Autorität wieder zu geben. Der General Zamoyski beabsichtigte, dem Hause Bathori die Krone zu verschaffen, traf aber zu geringe Sympathien für dasselbe, so daß er sich bewogen fand, für **Sigmund III., Prinzen von Schweden**, den Sohn der jüngern Tochter Sigmund Augusts, Partei zu ergreifen. Ihm traten die Zborowski's entgegen, welche zu Gunsten des Erzherzogs Ernst von Oesterreich eine 20,000 Mann starke Armee ins Feld führten. Diese Armee wurde jedoch von Zamoyski bei Krakau besiegt und der Prinz Sigmund in Folge dieses Siegs daselbst gekrönt. Zwar versuchte der Erzherzog noch einmal den Kampf, war aber nicht glücklicher als früher, sondern erlitt 1588 bei Bitschen eine Niederlage u. gerieth in Gefangenschaft. Sigmund benahm sich gegen Zamoyski, der so Vieles für ihn gethan, undankbar und verwandte denselben, um ihn aus seiner Nähe zu entfernen, zu einer Unternehmung gegen die Türken, wobei er ihm aber so wenig freien Spielraum ließ, daß die ganze Unternehmung ohne allen Erfolg bleiben mußte. Aus den Vortheilen, welche über die Russen errungen worden waren, verstand er nicht Nutzen zu ziehen, vielmehr machte er mit ihnen einen 11jährigen Waffenstillstand. Gegen die Protestanten wurde er eidbrüchig, indem er gegen sie Verfolgungen begann. Da ihm nach dem Ableben seines Vaters 1595 das Königreich Schweden zufiel, so begab er sich 1596 in dieses Land, um sich dort krönen zu lassen. Nach seiner Rückkehr nach P. bemächtigte sich aber sein Oheim, Karl von Südermanland, der Herrschaft in Schweden und setzte sich 1604 unter dem Namen Karl IX. förmlich die Königskrone auf. Während die Schweden in Livland eindrangen, gerieth Sigismund durch Unterstützung des falschen Demetrius in einen Krieg mit dem Czaren. Anfänglich ging dieser Krieg glücklich von Statten; die Polen schlugen die Russen und nahmen 1606 Moskau ein; doch mußten sie dieses wieder räumen und von der Unterwerfung der Russen abstehen, da die Moldau sich als selbstständiger Staat konstituirte, Siebenbürgen Kriegsrüstungen machte, die Tataren Podolien verheerten und der Reichstag zur Fortsetzung des Kriegs gegen Rußland kein Geld bewilligte. Prinz Wladislaw, welcher unterdessen den Kampf gegen die Russen fortführte, bewirkte durch den Erfolg seiner Waffen, daß 1616 in dem Waffenstillstande die von ihm weggenommenen Provinzen Severien, Czerniczew und Smolensk bei P. verblieben. Der Krieg gegen Schweden führte aber zu keinem günstigen Resultate. Im Jahre 1620 büßten die Polen Riga ein, und bald nachher wurde eine polnische Armee durch die Tataren fast völlig aufgerieben. Die Pforte kündigte ebenfalls den Polen den Krieg an, schloß aber schon nach Kurzem wieder Frieden, da ihr der General Chotkiewicz Respekt einzuflößen wußte. Um mit Schweden sich zu verständigen, mußte Sigmund auf die Krone von Schweden zu Gunsten seines Neffen Gustav Adolf verzichten. Doch dauerte der Waffenstillstand nicht lange, denn Gustav Adolf machte 1625 einen Einfall in Samogitien, nahm Kurland und im folgenden Jahre Polnisch-Preußen weg, wurde aber durch Koniecpolski am weitern Vorschreiten verhindert. Ein **Waffenstillstand**, der 1630 unter französischer und englischer Mediation zu **Stuhm** zu Stande kam, sprach Schweden alle seine Eroberungen zu. Nach Sigmunds III. Tode 1632 gelangte sein Sohn, **Wladislaw VII.**, zur Regierung. Dieser mußte alsbald mit den Türken und Russen Krieg führen. Ein russisches Heer, welches Smolensk belagerte, mußte vor Wladislaw die Waffen strecken, und der Czar Michael sah sich genöthigt, Frieden mit P. zu machen. Wegen dieses unerwarteten Kriegsglücks Wladislaws wurde die Pforte so eingeschüchtert, daß auch sie einen Waf-

fenstillstand mit ihm abschloß. Im Jahre 1635 kam es zu einem neuen Waffenstillstande mit Schweden, der 26 Jahre dauern sollte und Polnisch-Preußen wieder an P. gab. Gern hätte Wladislaw während des Friedens Verbesserungen im Lande bewerkstelligt, scheiterte aber damit an der Hartnäckigkeit des Adels. Eben so wenig vermochte er es, durch die Religionsgespräche zu Thorn 1644 den religiösen Zwiespalt zu schlichten. Sein Tod (1648) brachte einen bisherigen Kardinal und Jesuiten auf den Thron, nämlich seinen Bruder, Johann II. Kasimir V., der an seiner Statt zum König gewählt wurde. Die Kosaken, welche zwei Jahre hindurch das anliegende polnische Gebiet verwüsteten, wurden 1652 vermittelst eines allgemeinen Aufgebots besiegt. Der Umstand aber, daß der Kosakenhetman Chmielnicki P. unterthänig gemacht worden war, bewirkte, daß P. in neue Händel mit Rußland gerieth, die damit endigten, daß Rußland Smolensk an sich riß. Karl Gustav von Schweden machte 1655 über Pommern einen Einfall in Großpolen, besiegte die Polen auf allen Punkten, gelangte siegreich bis nach Krakau und brachte mehr als die Hälfte von P. unter seine Botmäßigkeit. Obwohl Johann Kasimir zaghaft sein Heil in der Flucht suchte und nahe daran war, auf den polnischen Thron freiwillig zu verzichten, schaarten sich doch die ihm Treugebliebenen um ihn und brachten Warschau wieder in seine Hände, und der Kosakenhetman Chmielnicki vereinigte den polnischen Adel unter seine Fahnen und trat den Schweden entgegen. Karl Gustav, der sich allein zu schwach fühlte, um jetzt den Polen erfolgreich die Spitze zu bieten, verband sich mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und beide vereinigt schlugen die Polen am 18., 19. und 20. Juni 1656 bei Warschau, das sie einnahmen. Der König ergriff die Flucht und begab sich nach Lublin. Allein Eifersucht auf Schweden und Sorge der Selbsterhaltung bestimmten den Kurfürsten von Brandenburg, von der fernern gemeinschaftlichen Operation mit Schweden abzustehen und P. zu unterstützen. Rußland machte aus gleichem Grunde Frieden mit P. und griff dagegen Schweden in Ingermanland an. Auch erstarkte P. selbst bald wieder und fühlte sich schon 1658, als der Kosakenhetman abgefallen war, gekräftigt genug, um mit Rußland den Kampf wieder aufzunehmen. Im Jahre 1660 kam zu Oliva ein Friede mit Schweden zu Stande, in welchem P. Esthland und Livland an Schweden abgab und auf die Oberhoheit über Preußen verzichtete. Die Kämpfe gegen die Russen dauerten bis 1667 fort, und zwar zum großen Nachtheil der Russen. In dem darauf erfolgenden Frieden trat P. Smolensk, Czernigow, Severien und die Ukraine bis zum Dniepr an Rußland ab. Johann Kasimir trat 1668 von der Regierung zurück, um einem seiner Verwandten, dem Prinzen Condé, Platz zu machen. Diesen erkannten aber die Reichsstände nicht an, u. es erhoben sich hitzige Wahlkämpfe. Der niedere Adel wollte einen einheimischen König haben; der höhere Adel war meist von fremden Fürsten, die als Kronbewerber auftraten, bestochen. Sonderbarer Weise wurde Michael Wisnowiczki zum König erwählt. Da derselbe arm u. einflußlos war, keine besonderen Geistesgaben besaß und dem Adel nicht energisch genug entgegentreten konnte, so trat wieder eine arge Verwirrung im Innern des Landes ein. Weil Michael eine Tochter des Kaisers Leopold, Leonore, zur Gemahlin nahm, wollte ihn die darüber aufgebrachte französische Partei abdanken. Ein 1672 mit den Türken ausgebrochener Krieg fiel zum Nachtheile P.s aus. Denn da der Kronfeldherr Sobieski nicht gehörig mit Mitteln versehen wurde, blieben seine Anstrengungen ohne Erfolg; P. wurde daher genöthigt, in dem Vertrage zu Buczacz sich dazu zu verstehen, an die Türken Podolien abzugeben und ihnen jährlich eine Abgabe von 20,000 Dukaten zu zahlen. Als aber die Türken die Feindseligkeiten von Neuem begannen und mit einer 80,000 Mann starken Armee sich bei Choczim verschanzt hatten, erfocht Sobieski am 12. Nov. 1673 einen glänzenden Sieg. Michael hatte diesen Sieg nicht erlebt, sondern war Tags vorher gestorben. Bei der nun wieder eintretenden Königswahl gelang es Johann III. Sobieski, durch die Geldspendung der mit ihm vermählten Maria Casimire de la Grange d'Arquien, der früheren Gemahlin des Fürsten Radziwil, über zahlreiche Mitbewerber den Sieg davonzutragen. Als sich die Türken eines Stückes von Podolien bemächtigten, rückte Johann gegen sie, schlug sie 1675 und reinigte Podolien von den Feinden. Bis jetzt hatte er immer für Frankreich Partei genommen, weil seine Gemahlin, die eine Französin war, ihn für den französischen Hof gewonnen hatte; da dieselbe aber von Ludwig XIV. eine Beleidigung erfuhr, stimmte sie ihn für das Interesse des Hauses Oesterreich. Deshalb unterstützte er auch den Kaiser von Oesterreich, als die Türken 1683 bis vor Wien vordrangen. Durch einen Vertrag hatten sich P. u. Oesterreich gegenseitige Hülfe zugesagt, aber letzteres hielt nicht Wort, als die Türken P. mit Krieg überzogen. Auch konnte Johann allein wegen Geldmangels nichts gegen die Türken ausrichten, sondern mußte denselben die weggenommenen Gebietsstücke überlassen. Er † 1696. Unter den zahlreichen Bewerbern um die polnische Krone war auch ein Prinz von Condé, der seines Sieges so gewiß war, daß er mit französischen Schiffen sich in Danzig einfand. Doch triumphirte über ihn Kurfürst August II. von Sachsen. Dieser hatte das Versprechen geben müssen, die von den Türken weggenommenen polnischen Landestheile wieder an P. zurückzubringen. Dies Versprechen konnte er jedoch nicht durch Waffengewalt erfüllen. Denn obschon er mit einem aus Polen und Sachsen zusammengesetzten Heere einen Angriff auf Podolien, das im Besitze der Türken war, machte, so war doch die Uneinigkeit in seiner Armee zu groß, als daß er einen entscheidenden Schlag damit hätte ausführen können. Bessern Erfolg fand er auf dem Wege der Unterhandlungen. Da nämlich die Türken zu dieser Zeit von den Oesterreichern bedeutende Nachtheile erlitten hatten, so verstanden sie sich im Frieden zu Karlowitz 1699 dazu, Podolien nebst der Veste Kaminiec an P. zurückzugeben. August wollte auch Livland wieder zu P. schlagen und hatte sich

zu dem Zwecke mit den Dänen und Russen gegen Schweden verbündet, jedoch verweigerte ihm der Reichstag jede Unterstützung, und Karl XII. von Schweden nahm, nachdem er Dänemark einen Frieden diktirt, den Czar Peter den Großen bei Narwa geschlagen und das sächsische Heer 1701 von Riga zurückgetrieben hatte, nicht bloß Warschau ein, sondern ließ auch vermittelst eines polnischen Reichstages 1704 August II. der polnischen Krone für verlustig und an seiner Stelle den Woiwoden von Posen, Stanislaw Leszczynski zum König von P. erklären. Auch trieb er die Konföderation zu Sandomir, welche die Erhaltung Augusts auf dem polnischen Throne bezweckte, aus einander, schlug August nach Sachsen zurück, drang in seine Staaten ein und zwang ihn im Frieden zu Altranstädt 1706, auf den polnischen Thron Verzicht zu leisten. Erst als die Schweden von den Russen bei Poltawa 1709 aufs Haupt geschlagen worden waren, konnte August an die Rückkehr auf den polnischen Thron denken, u. Stanislaw Leszczynski ergriff vor ihm die Flucht. Aber die gegenseitige Befehdung der Adelsparteien ging deshalb noch nicht zu Ende, und die sächsische und polnische Armee wurden sogar mit einander handgemein. August II. hatte vorzüglich die Vergrößerung der königlichen Macht im Auge und beabsichtigte, sich zum erblichen Könige von P. zu machen. Doch erreichte er weder das Eine, noch das Andere. Damit die Katholiken überzeugt würden, daß er von Herzen ihrer Kirche zugethan sey, ließ er den Jesuiten und ihren Helfershelfern bei der Beeinträchtigung der Dissidenten freien Spielraum. Nach seinem Tode 1733 suchte Frankreich Stanislaw Leszczynski wieder auf den Thron zu bringen und leistete ihm großen Vorschub, allein seine Anstrengungen wurden durch Oesterreich und Rußland paralysirt, welche den französischen Einfluß in P. fürchteten und deshalb August III. von Sachsen begünstigten. Dieser wurde auch von einem Reichstage am 3. Oktober 1733 gewählt und im Januar 1734 zu Krakau gekrönt. Die Russen vertrieben Stanislaw nach Danzig, von wo er verkleidet nach Frankreich flüchtete. August III. verfolgte ebenfalls die Nichtkatholiken und veranlaßte dadurch nicht bloß Ruhestörungen im Schooße des Landes, sondern bot auch Rußland eine willkommene Gelegenheit dar, sich in P.s innere Angelegenheiten einzumischen. Der 1736 abgehaltene Pacifikationsreichstag bezweckte vergebens die Herstellung der innern Ruhe und Ordnung. Die Verwirrung und dadurch erzeugte Machtlosigkeit P.s ging so weit, daß die Russen im Kriege gegen die Türken 1738 und 1739 ohne vorherige Anfrage ihre Truppen durch die Ukraine und Podolien, im 7jährigen Kriege durch das ganze Land führen konnten. Ja, die Kaiserin Elisabeth von Rußland setzte willkürlich den Herzog Karl von Kurland, welcher der Sohn eines polnischen Königs und ein polnischer Lehnsmann war, ab u. theilte sein Land dem Sohne des vor ihm abgesetzten Herzogs Biron zu. Von jetzt an beginnt P.s Verfall. Die Ereignisse unmittelbar nach dem Tode Augusts III. zeigten, wie gering der Werth der polnischen Krone bereits angeschlagen wurde. Von ausländischen Fürsten bewarb sich keiner darum, als Augusts Sohn, Christian Friedrich. Die ehrgeizigen Bestrebungen einiger polnischen Familien, der Oginski's, Branicki's u. Radziwils, führten blutige Wirren herbei, worauf mit Zustimmung Preußens russische Truppen in P. einrückten, unter dem Vorwand, die Freiheit der Wahlen zu beschützen. Auch war zwischen Rußland u. Preußen am 11. April 1764 ein Bündniß abgeschlossen worden, welches unter Anderem die Bestimmung enthielt, daß P. kein Erbreich werden dürfe; Unternehmungen, die eine Veränderung der Grundlagen der polnischen Verfassung beabsichtigten, sollten mit aller Macht niedergehalten werden. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland beschloß, ihren Liebling, den Grafen Stanislaw Poniatowski, mit der polnischen Krone zu schmücken. Da König Friedrich II. von Preußen ihr beistimmte, so mußte Oesterreich, welches den Kurfürsten von Sachsen begünstigte, nachgeben. Von der Einmischung Rußlands in die Wahlangelegenheiten hebt die eigentliche Leidensgeschichte P.s an u. eröffnet sich eines der traurigsten Schauspiele in der neuen Geschichte. Am 7. Mai 1764 begannen die Sitzungen des Reichstags. Da russische Soldaten die Freiheit der Verhandlungen bedrohten, so verließen über ²/₃ der Landboten die Versammlung; die übrigen, etwa 80 an der Zahl, an deren Spitze die Czartoryiski's, die Oheime Poniatowski's, sich befanden, harrten aus und versuchten zunächst die Umgestaltung der Verfassung, namentlich wollten sie das nachtheilige Gesetz, welches Einstimmigkeit der Landbotenkammer forderte, das Liberum veto (s. oben) aufheben. Allein dem setzten die Gesandten von Rußland u. Preußen ihren entschiedenen Protest entgegen. So kam nichts zu Stande als die Wahl des Grafen Poniatowski, der am 7. September als König Stanislaw II. August ausgerufen wurde. Der russische und preußische Gesandte verlangten jetzt die vollkommene Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken hinsichtlich der politischen Rechte und wurden in dieser Forderung von England, Schweden und Dänemark unterstützt. Der Bischof Cajetan Soltyk von Krakau u. Massalski von Wilna, mit denen sich der päpstliche Nuntius Visconti verband, wußte aber die eifrigen Katholiken so zu bearbeiten, daß sie durchaus nicht darauf eingingen. Ihre Weigerung, den Dissidenten Rechtsgleichheit zu gewähren, wurde zum Vorwand genommen, um die russischen Truppen noch länger in P. zu lassen. Die Erledigung der Dissidentenfrage wurde auf den künftigen Reichstag verschoben. Unterdessen hatte der Einfluß der patriotischen Czartoryiski's auf den König immer mehr zugenommen. Ihn suchte der russische Gesandte, Fürst Repnin, zu brechen. Im J. 1766 zeigte sich auf dem Reichstage eine große Geneigtheit, das Liberum veto wenigstens für die Landtage abzuschaffen. Die Aufhebung desselben für die Reichstagsbeschlüsse in Finanz- und Kriegsfragen stand nahe bevor. Preußen und Rußland aber erklärten, daß sie Beides als einen Akt der Feindseligkeit betrachten würden. Der Antrag des Bischofs Soltyk, daß Jeder, der für die Dissidenten sprechen würde, des Vaterlandsverrathes schuldig erachtet werden sollte, und der Beschluß des Reichstags vom 24. Nov., daß die Dissiden-

ten nach den Verordnungen von 1717, 1733 und 1736 behandelt werden sollten, gab nächst den beabsichtigten Verfassungsreformen den Grund dazu ab, daß wieder 40,000 Russen in P. einrückten. Repnin forderte gebieterisch, daß das Liberum veto unbeschränkt gelassen werde. Die Dissidenten bauten auf den Schutz der fremden Mächte u. bildeten zu Thorn eine Konföderation für P., zu Sluck eine für Litthauen. Nachdem sich die Städte Danzig, Thorn und Elbing ihnen angeschlossen, vereinigten sie sich am 21. Juni 1767. Andere Konföderationen von Mißvergnügten, 178 an der Zahl, verbanden sich mit jenen und bildeten eine **Generalkonföderation**, an deren Spitze sich der Fürst **Radziwil** stellte. Sie drohten, den König vom Throne zu stoßen, wenn er sich nicht ihnen und den Russen ganz anschließe. Der schwache Poniatowski fügte sich. Radziwil präsidirte nun dem außerordentlichen Reichstage, der am 5. Oktober eröffnet wurde, und trug darauf an, daß eine Kommission von Senatoren und Landboten gewählt werde, um eine neue Verfassung auszuarbeiten, welche von Rußland garantirt werden sollte. Soltyk erklärte sich dagegen. Da erschien Repnin mit einer Abtheilung russischer Truppen im Reichstage, verlangte auch noch die Gleichstellung der Dissidenten und ließ die bedeutendsten Männer der Opposition, Soltyk, den Bischof von Kiew und Andere, verhaften und dann nach Sibirien abführen, „weil sie die Reinheit der Absichten Katharinens verdächtig zu machen gesucht u. sich gegen ihre Würde vergangen hätten". Ein Ausschuß von 8 Personen entwarf hierauf ein neues Staatsgrundgesetz, wie es Rußland genehm war. Dafür garantirte auch diese Macht im Verein mit Preußen am 24. Februar 1768 den Bestand des Machwerks. Eifersüchtig auf den russischen Einfluß, bearbeiteten aber Oesterreich, Frankreich und die Pforte insgeheim den aufgeregten katholischen Adel von P., und sehr bald bildete sich die **Konföderation von Bar** für die Erhaltung der katholischen Religion und der Freiheit. An ihrer Spitze stand der Marschall **Krasinski**. Mit ihr verbanden sich die Konföderationen zu Lublin und Halicz unter **Pulawski** und **Potocki**, sowie die von Krakau, u. es ward beschlossen, die neue Verfassung mit Waffengewalt umzustürzen. Repnin zwang den Senat, an die Kaiserin Katharina die Bitte zu richten, daß sie ihre Truppen nicht aus P. entfernen möge, u. drohte den Konföderirten den Tod durch Henkershand. Ein russisches Corps von 12,000 Mann rückte in die Ukraine ein und überfiel, obgleich der kurz vorher abgeschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, die Konföderirten, welche trotz ihrer Tapferkeit auf dem Schlachtfelde keine Erfolge errangen. Bar, Berdyczew und Krakau fielen in die Gewalt der Russen; kaum hielt sich Branicki in Podolien. Als aber die russischen Truppen bei Verfolgung der Polen die türkische Grenze nicht achteten und das Städtchen Balta plünderten und zerstörten, erklärte die Pforte am 4. Okt. 1768 an Rußland den Krieg. Diese für die Konföderirten günstige Wendung der Dinge bewog Katharina, den Fürsten Repnin durch den milderen Fürsten Wolkowski zu ersetzen. Die [illegible] Truppen fochten indeß in der Moldau glücklich gegen die Türken; auch eroberten sie allmählig fast alle festen Plätze in P., während die Konföderirten auf das platte Land beschränkt wurden. Die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich erlaubte den Polen, 1770 zu Eperies in Ungarn eine Versammlung abzuhalten, der selbst Joseph II. beiwohnte, ohne jedoch bestimmte Versprechungen zu machen. Von Frankreich aber erhielt sie Geld, Ingenieure und Offiziere, an deren Spitze der General Dumouriez stand. Mit diesen wurde in Eperies der Operationsplan verabredet. Fast wäre nun den Konföderirten die Ueberrumpelung von Warschau gelungen, welche in der Nacht des 12. Febr. 1770 von 3000 Mann versucht wurde. Pulawski drang im August unvermuthet in Praga ein, wo ein Theil der polnischen Garde zu ihm übertrat, entsetzte das von den Russen eingeschlossene Czenstochau, bemächtigte sich dieses festen Punktes durch List und drang hierauf nach Posen vor, mußte sich aber wieder nach Czenstochau zurückziehen, von wo er den ihn belagernden Russen glücklich entkam. Die Konföderirten suchten nun auch Litthauen in Aufstand zu bringen und erklärten am 9. April 1771 den König Stanislaw II. Poniatowski für abgesetzt, da er sich nicht für sie erklären wollte. Drei der Ihrigen überbrachten ihm die Absetzungsurkunde in seinen Palast und retteten sich dann durch die Flucht. Der Parteigängerkrieg in Litthauen, in der Nähe der Karpathen u. in Kurland kostete den Russen viele Opfer, weshalb Wolkowski der Oberbefehl abgenommen und dem General Saldern übertragen wurde. Dieser bemühte sich, den patriotischen Verein zu Warschau, der aus den gemäßigten verschiedenen Parteien bestand und eine Einigung Aller herbeiführen wollte, zu sprengen und wandte zu diesem Zweck Bestechung und Gewalt an. So ließ er z. B. Potozki, den Primas von P., verhaften und tyrannisirte den König. Die Konföderirten wollte er für Räuber und Mörder angesehen wissen. Sein Versuch, eine Anzahl derselben, die zu Biala bei Krakau versammelt waren, aufzuheben, brachte sie auf die Idee, den König durch List u. Gewalt aus seiner Hauptstadt zu entführen. Der päpstliche Nuntius soll die Waffen der vierzig Verschworenen, welche den König in die Gewalt der Konföderirten bringen wollten, mit seinem Segen geweiht haben. Die Verschworenen überfielen in der Nacht des 3. Nov. 1771 den königlichen Wagen, rissen den König heraus und brachten ihn bis 3/4 Stunde vor Warschau, ergriffen aber beim Annähern russischer Patrouillen die Flucht, so daß Poniatowski wieder frei wurde. Endlich kam es zur **ersten Theilung** P.s, wozu der Plan längst im Stillen allseitig erwogen u. zur Reife gebracht worden war. Es dauerte freilich eine geraume Zeit, ehe diese Mächte unter einander selbst einig wurden, denn es suchte immer eine die andere bei diesem unsauberen Geschäft zu übervortheilen. Es ist viel darüber gestritten worden, wem eigentlich die Priorität dieser diplomatischen Erfindung zukomme, ob Friedrich der Große oder Katharina oder Kaunitz zuerst an die Theilung P.s gedacht haben. Jedenfalls aber trägt das russische Kabinet die meiste Schuld, daß dieses Verbrechen gegen das Völkerrecht zur Ausführung

kam, da es durch sein Verfahren in P., dessen Aufstreben in allen Beziehungen gehemmt wurde, systematisch auf den Ruin des Landes hinarbeitete, so daß ihm jeder kräftige Widerstand unmöglich gemacht ward. Auch Friedrich der Große mag mit Gedanken über die Theilung P.s umgegangen seyn. Als er mit Joseph II. 1769 in Neiße zusammenkam, bearbeitete er diesen gegen P. Bei einer andern Zusammenkunft beider Monarchen am 3. September 1770 im Lager bei Neustadt in Oberschlesien wurde schon deutlicher von der Nothwendigkeit der Einmischung in die Angelegenheiten des Nachbarstaates gesprochen. Im Juli 1770 riß Oesterreich die 1402 von Ungarn an P. verpfändete Grafschaft Zips an sich. Unter dem Vorgeben, daß in P. die Pest herrsche, und um sich wegen Grenzverletzungen, welche die Polen verübt haben sollten, zu revanchiren, ließ Friedrich II. Truppen auf polnischem Gebiet vorrücken, welche reichlichen Unterhalt erpreßten und nur in schlechtem, ausdrücklich zu diesem Zweck geprägtem Gelde bezahlten. Besonders wurde Danzig ausgesaugt. Nachdem so Gewaltthätigkeiten aller Art von Oesterreich, Preußen und Rußland verübt worden waren, schlossen die beiden letzteren Mächte am 17. Februar 1772 einen förmlichen Traktat über die Theilung P.s. Am 4. März trat demselben auch Maria Theresia bei, und nachdem Oesterreich die Stadt Lemberg und die Salzwerke von Bochnia und Wieliczka zugestanden waren, kam den 5. Aug. 1772 in Petersburg der Definitivtraktat über die erste Theilung P.s zu Stande. Am 18. Sept. 1772 erklärten die 3 Mächte, sie seyen entschlossen, die zweckmäßigsten Mittel anzuwenden, damit ihr eigenes Recht gewahrt, die Ruhe und Ordnung in P. wieder hergestellt und die Verfassung mit den Freiheiten u. Rechten des Volks auf sicheren Grundlagen befestigt werde. Ihre Einigkeit bürge für die Erreichung dieses Ziels. Daher sollten die Polen alle Streitigkeiten u. Illusionen bei Seite setzen u. nach Kräften zu dem edlen Unternehmen der 3 Mächte mitwirken. Dazu wurde die Abtretung von 3925 □Meilen, $^2/_7$ von ganz P., verlangt. Das war der wesentliche Inhalt des Manifestes vom 13. Jan. 1773. Ohne die Antwort oder die Abtretung abzuwarten, nahmen die Verbündeten mit Heeresmacht die Landschaften in Besitz. Stanislaw Poniatowski mußte einen Reichstag berufen, und die Herrscher, welche früher die Einstimmigkeit der Beschlüsse vorgeschrieben hatten, befahlen jetzt, die Mehrheit der Stimmen solle entscheiden, aus den in Anspruch genommenen Ländern aber Niemand zum Reichstage erwählt werden. Als die Polen gegen dieses ganze Verfahren Protest einlegten, erklärten die Verbündeten auf den Vorschlag des wiener Hofs, daß sie, wenn bis zu einem festgesetzten Tage Alles bewilligt sey, ihre Heere zurückziehen, im entgegengesetzten Falle aber ganz P. theilen würden. So aufs Aeußerste bedrängt, willigten endlich die meisten Landboten auf dem nur sehr schwach besuchten Reichstage in die geforderten Landabtretungen. Wenn aber die Polen hofften, daß die Grenzen ihres verkleinerten Vaterlandes nunmehr gesichert seyen, weil die theilenden Mächte in feierlichster Form für die Zukunft allen Ansprüchen entsagten, die sie aus irgend einem Grunde an P. gehabt hätten oder haben könnten, so täuschten sie sich sehr. Preußen z. B., dessen Grenze der Netze entlang ging (es hatte die Woiwodschaften Marienburg, Pomerellen u. Ermeland, 630 □Meilen mit 416,000 Einw. bekommen), verlangte auch das Land, das dieser Fluß auf der polnischen Seite überschwemme, wobei man annahm, daß die Ueberschwemmung sich an einer Stelle 12 Meilen weit über die Berge erstrecken könne. Auf Bitten der Generalin Skorzewska schloß ihr Freund, der preußische Geheimrath von Brenkenhof, willkürlich ihre Güter, einige □Meilen Land mit 2000 Einw., in das preußische Gebiet ein. Ja der König befahl ihm, die Grenzen unvermerkt zu erweitern, und es wurden noch 46,000, gleichwie 1774 noch 18,000 Einw. mit ihren Städten und Dörfern hinzugenommen. In ähnlicher Weise verfuhr Oesterreich, welches die Grafschaft Zips, die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sandomir, Rothrußland und Stücke von Belcz, Pokutien u. Podolien, im Ganzen 1280 □Meilen mit 2,700,000 Einw. erhalten hatte. Die Kaiserin Katharina, der die Woiwodschaften Witepsk und Mieczislaw, die Hälfte der Woiwodschaft Polozk u. das polnische Livland, im Ganzen 1975 □M. mit 1,800,000 Einw. zugefallen waren, gedachte nach wie vor von Petersburg aus das übriggebliebene P. zu beherrschen. Am 13. Sept. 1773 überreichten die Gesandten der drei Mächte den polnischen Deputirten eine Denkschrift folgenden Inhalts: Die Höfe nehmen so viel Antheil an der Herstellung der Ruhe in P., daß ihre Minister, um nichts von der so kostbaren Zeit zu verlieren, der Deputation einen Theil der Grundgesetze mittheilen, deren Ratifikation ihre Höfe ohne allen Widerspruch verlangen: Das Königreich P. soll für immer ein Wahlreich bleiben und alle Erbfolge soll daraus verbannt seyn. In Zukunft soll Niemand zum König von P. erwählt werden können, als ein geborener Pole von edler Geburt, welcher liegende Güter im Königreiche hat. Der Sohn oder Enkel eines Königs von P. soll aber nicht unmittelbar nach dem Tode seines Vaters oder Großvaters erwählt werden, sondern erst nach einem Zwischenraume von zwei Regierungen wählbar seyn können. Die Regierungsform von P. soll für immer frei, unabhängig und republikanisch seyn. Damit war die Hoffnung, durch die Wahl eines mächtigen auswärtigen Fürsten dem polnischen Reiche aufzuhelfen, ganz abgeschnitten, ebenso die Erkräftigung durch Vererbung der Herrschaft in Einer Familie, und durch die Wahrung des Liberum veto wurde auch für die Zukunft dem Eigensinn oder der Böswilligkeit jedes einzelnen Adeligen, der auf dem Reichstage Stimme hatte, der weiteste Spielraum gelassen. Von seinem Gebiete hatte P. 10,000 □Meilen mit 8 Millionen Einwohnern behalten; die Zahl der Krontruppen wurde auf 16,000 Mann und das Einkommen des Königs auf 1,266,000 Thlr. fixirt. Mit den wichtigsten Befugnissen in Verwaltung und Gesetzgebung wurde nach dem Gebot der drei Mächte ein immerwährender Rath betraut, der aus 36 Mitgliedern bestehen sollte, nämlich aus einem Minister, 3 Bischöfen, 11 Senatoren, 18 Räthen aus dem Adel und dem Landbotenmarschall des

resp. letzten Reichstages. Er entschied nach Stimmenmehrheit, so daß, wenn 19 Stimmen für das russische Kabinet gewonnen waren, dieses eigentlich über P. regierte. Das Bündniß, welches der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen im Juni 1788 mit England und Holland einging, erschien als günstiger Wendepunkt für das Geschick P.s, da es ein Zeichen der gestörten Einigkeit seiner Feinde war. Rußland und Oesterreich suchten P. für eine Allianz gegen die Türkei zu gewinnen, Preußen aber mahnte davon ab und sagte P. seinen Schutz zu. Der preußische Gesandte Lucchesini erklärte in Warschau, Preußen denke durchaus nicht an eine neue Theilung P.s, sondern es strebe nach dem edlen Ruhme, Europa gegen die Barbaren des Nordens zu beschützen u. P. Macht und Freiheit wieder zu geben. Die am 7. Okt. 1788 eröffnete Reichsversammlung benutzte diese günstige Stimmung des preußischen Kabinets für P. zur Vollendung eines neuen Verfassungsentwurfs, gegen dessen Ausführung die Kaiserin Katharina aber protestirte. Sie ließ die drohende Aeußerung fallen, daß es ja in ihrer Macht liege, den Namen P. auf der Karte von Europa wegzustreichen. Der König von Preußen ersuchte die Polen, sich nicht dadurch einschüchtern zu lassen, sondern vielmehr ihre Verfassung zu verbessern, wie sie wollten. Ueberdies wurde ein preußisches Armeecorps von 30,000 Mann an die polnische Grenze beordert; jedoch bestand Friedrich Wilhelm darauf, daß ihm die beiden Städte Danzig und Thorn überlassen würden. Der polnische Reichstag, ermuthigt durch das freundliche Entgegenkommen des westlichen Nachbars, hob am 19. Jan. 1789 den immerwährenden Rath wieder auf, beschloß die Vermehrung des Heeres auf 100,000 Mann und ernannte einen Ausschuß zur Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten, in den nur solche Männer aufgenommen wurden, welche beschwören konnten, daß sie niemals von einem fremden Staate Besoldung empfangen. Die Verfassungsarbeiten wurden nun eifrig fortgesetzt, und der Reichstag verdoppelte, trotz der russischen Drohungen, die Zahl seiner Mitglieder und gelangte zu immer größerer Einigkeit. Am 5. April 1790 kam ein förmliches Bündniß mit Preußen zu Stande. Stanislaw Poniatowski wurde von der allgemeinen Begeisterung für die Wiedergeburt des Vaterlandes mit ergriffen, und so wurde endlich am 3. Mai 1791 die neue Verfassung P.s vom König und dem Reichstag feierlich beschworen. Der Inhalt derselben war im Wesentlichen folgender: Die Staatsreligion ist die katholische; der Uebertritt von ihr in eine andere Konfession ist verboten. Allen Christen wird aber Schutz u. freie Religionsübung, sowie die Zulassung zu allen Würden und Aemtern des Staats garantirt. Die Rechte und Besitzungen des Adels werden bestätigt. Die Gewalt der Starosten über die Städte ist aufgehoben. Die Bürger wählen ihre Obrigkeit selbst, können Grundstücke erwerben, sind zu allen Würden des Staats fähig u. schicken Abgeordnete zum Reichstage. Der Staatsgewalten sind drei: die vollziehende des Königs und Staatsrathes, die gesetzgebende der versammelten Stände u. die richterliche. Der Reichstag besteht aus der Landbotenstube und der Stube der Senatoren. Die erstere besteht aus den Abgeordneten der Landeigenthümer, die letztere bilden die Bischöfe, Woiwoden, Kastellane und Minister. Der König präsidirt und entscheidet bei Gleichheit der Stimmen. Wenn ein Gesetz in der Landbotenstube berathen ist, so geht es an den Senat, der es entweder annimmt, oder verwirft. Wird im letzteren Fall das Gesetz von einem folgenden Reichstag nochmals gebilligt, so kann es der Senat nicht mehr annulliren. Der Reichstag versammelt sich alle 2 Jahre, doch auch außerordentlich. Die Verfassung selbst wird alle 25 Jahre durch einen Reichstag revidirt. Das Liberum veto u. die Konföderationen finden fernerhin nicht mehr Statt. Ohne den Reichstag darf der König keine Gesetze geben, keine Steuern ausschreiben u. keine Anleihen machen; sonst ist er unverantwortlich, führt den Oberbefehl über die Armee &c. Die Thronfolge geschieht nach Erbrecht in männlicher Linie. Die 5 Minister, welche mit dem Primas den Staatsrath bilden, werden vom König ernannt und sind verantwortlich. Zur Gültigkeit einer königlichen Verordnung ist die Unterschrift eines Ministers unerläßlich. Der preußische Gesandte äußerte, sein König freue sich, daß P. endlich eine weise und geregelte Verfassung bekommen habe. Preußen verband sich sogar zu Pillnitz mit Oesterreich zum Besten der neuen Verfassung, der Unabhängigkeit und Untheilbarkeit P.s. Die Kaiserin Katharina bekam aber durch den Frieden von Jassy, den sie am 9. Jan. 1792 mit der Pforte abschloß, wieder völlig freie Hand gegen P., dessen Konstitution ihr ein Dorn im Auge war. Sie fand bald ein ergiebiges Feld für ihre Machinationen. Felix Potocki, der gern König werden wollte, Rzewuski, den 5jährige Gefangenschaft in Sibirien geschmeidig gemacht, und Branicki, der Potemkins Nichte geheirathet hatte, wurden zu Verräthern an ihrem Vaterlande. Sie bildeten gegen die neue Verfassung, die sie nicht anerkannten, die *Konföderation zu Targowice*. Katharina begann die Feindseligkeiten, indem sie Truppen in P. einrücken ließ, vorgeblich zur Aufrechterhaltung des Rechts und der Freiheit. Die Polen hatten es leider verabsäumt, sich tüchtig zu rüsten, und die polnische Armee unter Joseph Poniatowski, dem Neffen des Königs, war der russischen nicht gewachsen. Der russische General Kachowski hatte nämlich am 19. Mai mit 40,000 Mann bei Mohilew den Dniestr überschritten, u. ein zweites Corps drang in Litthauen ein. Nachdem die Generäle Wilohorski und Lubomirski zwischen Zaslaw und Szegetowka am 17. Juni eine Niederlage erlitten hatten, wurde Joseph Poniatowski von dem König, dem es bereits bange wurde, genöthigt, einen Waffenstillstand anzubieten, den die Russen jedoch nicht annahmen. Vergebens riefen die Polen jetzt preußische Hülfe an. Der König von Preußen, aufgebracht darüber, daß man ihm Danzig nicht überlassen wollte, antwortete: „Die Republik hat sich eine Verfassung gegeben ohne mein Wissen und Zuthun; ich habe nie daran gedacht, sie zu schützen." Von aller Hülfe verlassen, mußten sie den Russen immer mehr Terrain einräumen. *Kosciuszko* machte vergeblich den Versuch, bei Drohobusk ihr Vordringen zu hemmen. Er mußte sich mit seinem

Corps an den Bug zurückziehen. Hier aber lieferte er bei Dubienka am 17. Juli mit 4000 Mann und 8 Kanonen gegen 18,000 Russen mit 40 Kanonen eine glänzende Schlacht. Dreimal mußten sich die übermächtigen Russen zurückziehen; sie verloren an 4000 Mann, viermal mehr als die Polen, und Kosciuszko wurde nur dadurch endlich zum Rückzug genöthigt, weil sein rechter Flügel durch die russische Kavallerie, die das neutrale österreichische Gebiet ohne Weiteres verletzte, umgangen wurde. Das russische Corps in Litthauen, welches 22,000 Mann zählte und von Kossakowski kommandirt wurde, operirte auch mit Erfolg gegen die Polen, welche am 10. Juni bei Nyswitz geschlagen wurden. Hierauf nahmen die Russen Grodno und Wilna. Die Kaiserin Katharina forderte jetzt den König von P., der sie um Frieden und Anerkennung der Konstitution bat und dafür ihren Enkel Konstantin zum Erben der polnischen Krone einzusetzen verhieß, auf, der Konföderation von Targowice sich anzuschließen und sich von der Verfassung loszusagen. Der charakterlose König that sogleich, was Katharina verlangte, u. unterzeichnete sogar ein Manifest der targowicer Konföderirten, worin die Konstitution ein Erzeugniß des Wahnwitzes genannt ward. Darauf wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Der Oberbefehl über das ukrainische Heer ging vom Fürsten Joseph Poniatowski auf Branicki über. Am 4. August rückten 10,000 Russen in Praga, der Vorstadt von Warschau, im November 3000 Mann in die Hauptstadt selbst ein. Der Reichstag löste sich auf. Damals schied Kosciuszko mit vielen der edelsten Männer vom unglücklichen Vaterland. Im Januar 1793 besetzten auch preußische Truppen polnisches Gebiet. Dies, erklärte der König von Preußen, geschehe deshalb, weil der Geist u. die verderblichen Grundsätze der französischen Revolution auch in P. um sich griffen, welchem Unwesen nicht schleunig genug Einhalt gethan werden könne. Auch müsse man sich während des Kriegs mit Frankreich den Rücken decken. Am 8. Sept. 1792 hatte sich die reaktionäre Generalkonföderation zu Brzesk-Litewski gebildet, u. auf das Verlangen der Kaiserin von Rußland wurde im November ein neuer Reichstag nach Grodno einberufen, an welchem später auch städtische Abgeordnete Theil nehmen durften. Nun begann die Restauration; man steuerte mit allen Kräften nach den Zuständen vor 1789 zurück. Die politischen Vereine wurden verboten, die Preßfreiheit sehr beschränkt, die Polizei äußerst verschärft. Der französische Gesandte mußte Warschau verlassen, wo der russische Kommandant Igelström und der russische Gesandte Sievers nach Belieben schalteten und walteten. Am 9. April 1793 erließen die Gesandten von Rußland und Preußen zwei Proklamationen, in denen sie sich über die Undankbarkeit der Polen beschwerten, die mit sicilianischen Vespern die Wohlthaten der Kaiserin und des Königs zu vergelten gedächten. Um P. ganz von dem Jakobinismus zu reinigen, der auch die Nachbarländer mit Verderben bedrohe, würden einige neue Landabtretungen nöthig seyn. So nur könne der Republik eine dauerhafte Verfassung und ein unerschütterlicher Friede verschafft werden. P. mußte sich die zweite Theilung gefallen lassen. Preußen riß die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieracz, Lenczyc, halb Rawa, Danzig, Thorn, Czenstochau, die Hälfte der Woiwodschaft Brzesk und die Landschaft Dobrczyn, im Ganzen 1060 □Meilen mit 1,100,000 Einwohnern an sich; Rußland nahm die Ukraine, Podolien, die östliche Hälfte von Volhynien, die Hälfte der Woiwodschaften Nowogrodek u. Brzesk und den Rest von Polozk und Minsk, im Ganzen 4553 □Meilen mit 3 Millionen Einw. So behielt P. nur 4000 □Meilen mit $3^1/_2$ Millionen Einw., denen nur der Schein von Selbstständigkeit blieb. Gedemüthigt durch so viele Schmach, wollte Stanislaw Poniatowski die Krone niederlegen, allein Katharina gab es nicht zu. Er mußte sich zum Reichstage nach Grodno begeben, um denselben für die Annahme der preußisch-russischen Propositionen zu stimmen. Das Gefühl der Ehre hielt den größeren Theil der Landboten ab, in die Forderungen der Gewalt zu willigen. Sie setzten ihnen, von russischen Truppen umlagert, ein beharrliches Schweigen entgegen, welches endlich als Zustimmung ausgelegt wurde. Auf diese Art erlangte Rußland am 22. Juli u. Preußen am 3. Sept. den Abschluß eines sogenannten Vertrags. Dabei erlaubten sich insbesondere die Russen die ärgsten Brutalitäten. Die Zahl der polnischen Truppen wurde auf 16,000 reducirt. Unvermögend, den Gewaltthätigkeiten aller Art, welche fremde Willkür über P. verhängte, erfolgreichen Widerstand zu leisten, beendigte der Reichstag am 24. November seine Sitzungen. Das schonungslose Verfahren der Russen unter Igelström steigerte aber die Aufregung unter den Polen von Tag zu Tag. Sie wurde eifrig geschürt durch die ins Ausland geflüchteten Führer, Kosciuszko, Kolontai, Malachowski, Ignaz Potocki u. A. Es bildeten sich zahlreiche geheime Verbindungen zur Befreiung des Vaterlandes. Igelström beschloß, um sich ganz sicher zu stellen, den Rest der polnischen Armee zu entwaffnen. Ein derartiger Befehl an den Brigadier Madalinski führte den Ausbruch der Verschwörung herbei. Mitte März 1794 brach Madalinski mit 1800 Mann zu Pferd und mehren Abtheilungen Fußvolk, denen sich Verschworene beigesellten, von seinem Garnisonsort Pultusk auf, überrumpelte ein russisches Infanterieregiment, wobei er 30,000 Rubel wegnahm, überfiel eine preuß. Husarenschwadron zu Szrenk und rückte nach Krakau vor. Dorthin begab sich schnell Kosciuszko und organisirte den Aufstand. Nachdem man eine Proklamation an das polnische Volk erlassen, ward Thaddäus Kosciuszko zum Oberbefehlshaber der ganzen bewaffneten Macht (Naczelink) ernannt. Mit ihm vereinigte sich Madalinski, dessen Corps bereits 3000 Mann zählte. Es wurde nun die Konstitution vom 3. Mai 1791 für rechtsbeständig erklärt, eine allgemeine Erhebung gegen P.s Unterdrücker angeordnet und zur Sicherung gegen die volksfeindliche Partei ein Revolutionstribunal errichtet. Die Russen waren gegen 22,000 Mann stark, von denen aber 6—8000 allein zur Niederhaltung von Warschau gebraucht wurden. Andere Punkte mußten auch möglichst stark besetzt bleiben, so daß General Denisow in Verbindung mit General

Tormassow dem an der Weichsel operirenden Madalinskt kaum 7000 Mann entgegenstellen konnte. Doch verstärkte er sich durch 2000 Mann der Garnison von Lublin und wurde durch 2 preußische Armeecorps unterstützt, von denen das eine bis in die Nähe von Warschau, das andere unter dem General Schwerin gegen Krakau und Sandomir vordrang. Schnell führte nun Kosciuszko seine Mannschaft, die zum Theil nur mit Piken und Sensen ausgerüstet war, gegen die Russen und schlug sie am 4. April 1794 bei Raclawice, 4 Meilen von Krakau. Dieser Sieg vermehrte die Begeisterung der Patrioten, besonders in Warschau. Hier war die polnische Besatzung bereit, zu den Bürgern, die sich erheben wollten, überzugehen. Ein zufälliger Schuß wurde für das Signal zum Aufstand gehalten. Sogleich ertönte der Klang der Trommeln und das Geheul der Sturmglocken. Die Stabsoffiziere der polnischen Regimenter wurden arretirt, viele Russen, ehe sie ihre Sammelplätze erreichen konnten, getödtet. Die polnische Garde zu Pferde machte einen glücklichen Angriff auf die Russen, welche sich hinter dem sächsischen Palais aufgestellt hatten, und eroberte eine Kanone. An mehren anderen Punkten wurden die Russen gleichfalls geschlagen. Die Polen erstürmten das Zeughaus, welches 213 Kanonen und andere Waffen in Menge enthielt. Igelströms Palais in der Methstraße wurde von einem Bataillon mit 4 Kanonen 2 Tage lang vertheidigt, dann von den Polen geplündert, worauf jedoch die vorgefundenen Geldsummen den polnischen Behörden ausgehändigt wurden. Das sächsische Palais wurde in Brand gesetzt und die russische Besatzung darin zusammengehauen. Igelström selbst flüchtete sich, als der Kampf begann, in das krasinski'sche Palais und von da zu den Preußen, die 2000 Mann stark in der Nähe von Warschau standen und zur Unterstützung der Russen bis an die Barrieren der Hauptstadt vorrückten, aber wieder zurückgingen, als sie sahen, daß sie nichts ausrichten würden. Während des 18. und 19. Aprils hatten die Russen 4 Generäle, darunter den Fürsten Gagarin, und 2265 Mann verloren. Ueberdies waren 400 Russen verwundet und 2000 gefangen worden; nur gegen 3300 hatten sich aus Warschau gerettet. Von Warschau aus wurde nun die Konstitution von 1791 von Neuem verkündigt. In Wilna brach schon am 19. April der Aufstand los, u. der Oberst Jazinski überrumpelte die russische Garnison. Hierauf schlossen sich auch die Distrikte von Chelm und Lublin der Insurrektion an. Warschau wurde schnell in Vertheidigungsstand gesetzt. Unter dem Klang der Musik arbeitete Jedermann an den Befestigungen mit. Selbst die vornehmsten Damen und der König nahmen daran Theil. Stanislaw Poniatowski zeigte sich mit Allem einverstanden. In einer Predigt hatte er sich sagen lassen müssen, jetzt sey die letzte Gelegenheit gekommen, wo er sich als tüchtig erweisen und bewirken könne, daß man alles Unheil seiner Regierung vergesse. Da erhob er sich und gelobte feierlich, mit dem Volke zu leben oder unterzugehen. Er mußte aber die Leitung der Angelegenheiten ganz dem Oberfeldherrn und Diktator Kosciuszko überlassen. Dieser forderte nun alle Polen vom 15. bis zum 50. Lebensjahr auf, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen. Das Nationalheer, welches vor der Erhebung Warschau's schon aus 8000 Mann übergetretener Linientruppen, 5000 Adeligen zu Pferde und 14,000 Sensenträgern bestand, wurde hierauf 70,000 Mann stark und bildete 5 Corps. Um den Unterhalt desselben zu bestreiten, wurde geboten, alles Silberzeug abzuliefern und die Abgaben auf 3 Jahre voraus zu bezahlen. Auch wurde eine Miethssteuer von $^1/_4$ der Miethe auferlegt. Ein oberster Nationalrath, der 8 Mitglieder zählte, besorgte die auswärtigen Angelegenheiten, die Verwaltung, die Finanzen &c. Leider gelang es aber nicht, auch die große Masse der Bauern für die Erhebung zu begeistern, da sie sich von der Nationalfreiheit, wie sie der Adel verstand, wenig oder gar keinen Vortheil versprachen. Und doch verlangte die Macht der Feinde P.s eine großartige Betheiligung des ganzen Volks an dem Kampfe gegen sie; denn außer den 60,000 Russen, welche schon gegen die Polen beordert waren, sollte auch noch Suwarow mit seinem Heere kommen, welches gegen die Türken gekämpft hatte; ferner bewegte sich ein österreichisches Corps von 18,000 Mann und ein preußisches Heer von 54,000 Mann, von Friedrich Wilhelm II. selbst befehligt, gegen P. Kosciuszko operirte mit seiner Hauptmacht zwischen Polanize und Opatow im Sandomirschen, um die Russen unter Denisow aufzuheben, was ihm jedoch nicht gelang, da sie sich auf die Preußen, die in der Nähe von Krakau standen, zurückzogen. Hierauf aber wurde Kosciuszko von 38,000 Mann Preußen und Russen am 6. Juni bei Szczekocin angegriffen und geschlagen. In dieser blutigen Schlacht fielen 2000 Polen, darunter die Generäle Grochowski und Wazeki, 200 wurden gefangen genommen. Auch verloren die Polen 17 Kanonen. Kosciuszko führte nun seine Armee nach Radom zurück; Krakau aber wurde von seinem Kommandanten Winiawski dem Feinde gleich nach der ersten Aufforderung übergeben. Von Radom brach Kosciuszko mit 25,000 Mann nach Warschau auf. Die Preußen folgten ihm auf dem Fuße nach u. schritten zur Belagerung der Hauptstadt, während von Süden und Litthauen her die Russen unter Derfelden und Repnin sich derselben näherten. Am Abend des 27. Juni erhoben sich in Warschau die unteren Klassen und übten, von dem Demagogen Kanoffa aufgeregt, an 8 Personen, die des Vaterlandsverraths beschuldigt waren, schrecklich Volksjustiz. Die Gefängnisse wurden erbrochen, Galgen errichtet, und jene 8, unter denen sich der geheime Rath von Boskamp, der Fürst Czetwertynski, der Kroninstigator Roguski und der Bischof Massalski von Wilna befanden, daran aufgehängt, Massalski, nachdem er durch die Straßen geschleift worden, in seinem bischöflichen Ornate. Durch energische Maßregeln wurde diesem gesetzwidrigen Treiben Einhalt gethan. Die Vertheidigung Warschau's gegen Preußen und Russen wurde nach den Anordnungen Kosciuszko's mit Geschick und Ausdauer fortgesetzt. Die Russen bildeten den rechten Flügel, die Preußen den linken und das Centrum. Nachdem die preußischen Positionen am 26. Juli bis gegen Wola vorgerückt worden, mußten die Polen am 27. die wichtige

Kreuzschanze bei Wola räumen. Nun wurde ein heftiges Bombardement gegen die polnischen Verschanzungen eröffnet und bis in den Monat August fortgesetzt. Aber vergeblich wurde der Kommandant von Warschau, Orkowski, aufgefordert, die Stadt zu übergeben; er erwiederte, daß er nicht entfernt daran denke, so lange Kosciuszko noch das offene Feld zu behaupten im Stande sey. Die Preußen scheuten den Menschenverlust, den der Versuch einer Erstürmung gekostet haben würde, und entschlossen sich zu einer regelmäßigen Belagerung. Allein da die erste Parallele bei dem Dorfe Wola in zu großer Entfernung angelegt war, so war die Wirkung der preußischen Batterien gering. Ueberdies wurde das Belagerungsheer durch Krankheiten, ungenügende Nahrung und Desertionen sehr geschwächt, so daß es nur noch 25,000 Mann zählte. Die Polen nahmen endlich mehre Höhen, von wo sie die preußischen Parallelen in der Flanke beschießen konnten, verloren sie aber am 26. August wieder, was die Absetzung Joseph Poniatowski's, der dort kommandirt hatte, und die Uebertragung seines Kommando's an Dombrowski zur Folge hatte. Obgleich die Preußen am 28. Aug. noch 3 Schanzen bei Powonsk eroberten, so sahen sie sich doch kurz darauf genöthigt, die Belagerung in eine bloße Blokade zu verwandeln. Am 6. Sept. schon mußten sie den Rückzug antreten, wobei sie viel Gepäck und Geschütz verloren; auch mußten sie viele Kranke zurücklassen. Sie zogen sich nach Petrikau, Zakroczyn und Czenstochau zurück, während die Russen an der Weichsel hinaufzogen. Zur Unterstützung des Aufstandes in Preußisch-Polen ging Madalinski am 24. Aug. mit einem Reiterregiment dahin ab, wurde aber von dem preußischen General Schönfeld geschlagen. Hierauf kam ihm Dombrowski mit 4000 Mann zu Hülfe, schlug die Preußen und nahm am 11. Oktober die Stadt Bromberg. Nun war für P.s Hauptstadt von den Preußen zunächst nichts mehr zu befürchten. Die Russen wurden anfangs durch die Insurrektion in Litthauen beschäftigt, drangen aber bald vor. Am 12. Aug. fiel Wilna in ihre Gewalt, und eine Gegenkonföderation für Litthauen und Kurland, die von Branicki u. Poninski geleitet wurde, arbeitete den Russen bei der Pacificirung dieser Provinzen wirksam in die Hände. General Fersen war mit seinem 8000 Mann starken Corps über die Weichsel gezogen, um die Verbindung mit dem General Derfelden herzustellen, der mit 12,000 Mann bei Slonym stand. Zu ihrer Unterstützung rückte Suwarow mit 20,000 Mann aus der Moldau heran, trieb die Polen, welche 25,000 Mann stark waren und von Sierakowski befehligt wurden, bei Brzesk am 18. Sept. über den Bug zurück und schlug sie am 19. so vollständig, daß sie ihre sämmtlichen 25 Kanonen und 6000 Todte u. Gefangene einbüßten. Vergeblich gab sich aber Kosciuszko alle Mühe, dem polnischen Volke größere Hingebung für das Vaterland einzuflößen. Leider war das Mißtrauen des so lange geknechteten Bauernstandes gegen den Adel zu groß, und dieser that auch jetzt zu wenig für die Erleichterung der Lasten seiner Untergebenen. So kam es, daß auch Kosciuszko's letzter Aufruf vom 24. Sept. keine allgemeine Betheiligung des Volks am Kampfe zur Folge hatte. Um die Vereinigung des Generals Fersen mit Suwarow zu hindern, setzte Kosciuszko seine Truppen bei Praga über die Weichsel. Er gedachte, die russischen Corps, die zusammen 40—50,000 Mann stark waren, eins nach dem andern anzugreifen. Am 10. Oktober traf er mit seinen 21,000 Mann bei M a c i e j o w i c e, 12 Meilen von Warschau entfernt, auf das bedeutend verstärkte Corps von Fersen und erlitt eine Niederlage. Kosciuszko wurde schwer verwundet. Zur Erde sinkend, sprach er seufzend die berühmten Worte: „Finis Poloniae". Die Russen nahmen außer ihm noch vier Generäle und mehre tausend Mann gefangen und eroberten 16 Kanonen. Keinen Pardon gewährend, machten sie an 3000 Polen nieder. Der Rest eilte mit dem General Poninski, der nicht zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze eingetroffen war, in wilder Flucht nach Warschau, wo der Verlust des Oberfeldherrn und so vieler Mannschaft den größten Schrecken hervorrief. Die entschiedenen Patrioten, unterstützt durch die niederen Volksklassen, setzten jedoch die Fortführung des Krieges und die Ernennung des Generals Wawrzewki (der vor dem Aufstande als Lieutenant in preußischem Dienst gestanden) zum Oberbefehlshaber durch. Praga wurde befestigt. Auch wurden Dombrowski, Madalinski und Jos. Poniatowski aus Preußisch-Polen nach Warschau beordert. Mit 10,000 Mann und 27 Kanonen lieferte Poniatowski am 22. Oktober dem preußischen Corps, welches die Straße nach Warschau sperrte, bei Chaczew ein Treffen, in Folge dessen Dombrowski und Madalinski nach der Hauptstadt gelangten, wohin sich auch Mokronowski aus Litthauen zurückzog. Schon am 29. Oktober stand das vereinigte russische Heer vor Praga, welches durch eine Reihe von Erdwerken und eine Armee von 30,000 Mann mit 104 Kanonen vertheidigt wurde. Der Reichstag nöthigte den König, die Aufforderung zur Uebergabe abzuweisen. Nachdem Suwarow drei Batterien hatte errichten lassen, kommandirte er am 4. November Morgens 3 Uhr 22,000 Mann zum Sturm auf Praga. Um 9 Uhr hatten die Russen alle drei befestigten Linien genommen. Von den polnischen Truppen wurden 13,000 getödtet, darunter vier Generäle, 200 ertranken in der Weichsel, 14,000 wurden gefangen genommen und nicht viel über 800 retteten sich über die Brücke nach Warschau. Die Wuth der Russen verschonte auch die Unbewaffneten nicht; über 6000 Wehrlose jedes Alters u. Geschlechts wurden niedergemacht. Ein Theil der Stadt ging in Flammen auf. Suwarow berichtete seinen Sieg mit den drei Worten: „Hurrah, Praga, Suwarow!" nach Petersburg und erhielt die Antwort: „Bravo, Herr Feldmarschall!" Als nun Warschau von den russischen Batterien beschossen ward, gab der Nationalrath dem Verlangen der Bürger nach und legte sein Amt nieder. Hierauf kapitulirte der städtische Rath und Suwarow zog am 8. in Warschau ein. Vorher verließ der Rest des polnischen Heeres mit dem Oberfeldherrn die Hauptstadt und marschirte nach dem Sandomirschen, um dann in Galizien einzurücken; allein ein preußisches Corps unter dem

General von Kleist und ein russisches unter Denisow folgte ihm auf dem Fuße nach. Bei Opoczno ging die polnische Infanterie auseinander u. 80 Kanonen wurden dem Feinde Preis gegeben. Die Kavallerie, die noch 6000 Mann stark war, zog mit den Führern weiter, sah sich aber am 18. Nov. bei Radaczyn zur Uebergabe genöthigt. Ein Theil, worunter sich Madalinski u. Kolontai befanden, rettete sich durch die Flucht nach Galizien, wo sie aber den Oesterreichern in die Hände fielen. In Preußisch-Polen hatten die preußischen Truppen, nachdem Poniatowski, Dombrowski und Madalinski gegen die Russen abgegangen waren, mehre Erfolge errungen. Am 15. Nov. mußten sich die letzten 7000 Polen mit 50 Kanonen ergeben. Auch Oesterreich betheiligte sich nun wieder an den Unterhandlungen über die **dritte Theilung** P.s. Die drei Mächte schlossen den wiener Traktat vom 3. Januar 1795 und verkündigten: „Durch Erfahrung von der völligen Unfähigkeit der Polen überzeugt, sich eine feste und sichere Verfassung zu geben und ruhig und unabhängig unter Gesetzen zu leben, haben die Mächte aus Liebe zum Frieden und für das Wohl ihrer Unterthanen beschlossen, die polnische Republik ganz zu theilen." In Folge dieses Beschlusses wurde P. aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen. Preußen riß 997 □Meilen (Masovien und Podlachien bis zum rechten Bugufer) mit 940,000 Einwohnern an sich, Oesterreich 834 □Meilen mit 1,037,782 Einwohnern, Rußland aber 2185 □Meilen mit 1,176,000 Einwohnern. Der König Stanislaw August Poniatowski schied am 9. Januar aus seiner Hauptstadt und legte am 25. November, am Jahrestage seiner Krönung, seine Herrscherwürde nieder.

Die polnischen Soldaten, welche nach Frankreich entkamen, vereinigten sich auf Veranlassung des Generals Dombrowski am 9. Januar 1797 zu der **polnischen Legion**, die fortan einen Bestandtheil von Napoleons I. Armee bildete. Nach der Schlacht bei Jena erging unter dem Namen Kosciuszko's, der aber die Autorschaft später leugnete, ein Aufruf an die Polen, sich zur Befreiung ihres Vaterlandes zu erheben, und Dombrowski und Wybizki forderten am 1. November 1806 von Berlin aus die der preußischen Herrschaft unterworfenen Polen auf, dieselbe abzuschütteln. Der Adel in Posen vereinigte sich wirklich zu einer Konföderation, und Preußen mußte in kurzer Zeit seine polnischen Landestheile aufgeben. Die polnische Legion rückte in Warschau ein, wo sich bereits am 14. December eine provisorische Regierung konstituirte. Aus Preußisch-Polen wurde das **Herzogthum Warschau** gebildet, dessen Umfang der Friedenstraktat von Tilsit auf 1766 □Meilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern festsetzte. Rußland ließ sich bei dieser Gelegenheit den Kreis Bialystock und Augustowo abtreten. Am 21. Juli 1807 bestätigte Napoleon in Dresden die Verfassung des Herzogthums, dessen Oberhaupt der König von Sachsen wurde. Der neue Staat nahm das französische Gesetzbuch an, wurde in sechs Departements getheilt und bekam eine Repräsentativverfassung mit zwei Kammern. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde aufgehoben. Dagegen mußten Napoleons Generäle mit Nationalgütern im Werth von 20 Millionen Franken dotirt werden und einige polnische Regimenter Kriegsdienste in Spanien leisten. Auch machten die Franzosen Danzig zu ihrem Waffenplatz. Im Kriege von 1809 mußten die polnischen Truppen unter dem Fürsten Poniatowski erst vor den Oesterreichern zurückweichen, und Warschau wurde eine Zeit lang von diesen besetzt. Später aber nöthigten die Fortschritte Napoleons auf dem Hauptkriegsschauplatz die Oesterreicher zum Rückzug; die Polen rückten in Galizien ein und okkupirten Lemberg. Der Friede von Schönbrunn am 14. Oktober verschaffte dem Herzogthum Warschau einen Zuwachs von 900 □Meilen mit mehr als 1 Million Einwohnern, nämlich Westgalizien, den zamosker Kreis in Ostgalizien u. einen Distrikt bei Krakau. Napoleon besaß die Macht, das ganze P. wiederherzustellen, wenn er nur ernstlich wollte. Daß er es nicht that, war ein großer politischer Fehler. Er begnügte sich mit den 60,000 Mann Hülfstruppen, die ihm das vergrößerte Herzogthum Warschau stellte. Erst als er den Vernichtungskrieg gegen Rußland begann, schickte er De Pradt, den Erzbischof von Mecheln, nach Warschau und regte die Hoffnungen der Polen von Neuem an. Am 28. Juni verwandelte sich der Reichstag in Warschau in eine allgemeine polnische Konföderation. Der König von Sachsen trat derselben am 12. Juli bei, allein Napoleon dämpfte die Begeisterung für das wieder zu gewinnende ganze P. durch die Erklärung, daß er Bestrebungen, die den Kaiser von Oesterreich in dem ruhigen Besitz seiner polnischen Landestheile stören könnten, nicht dulden werde. Die Insurrektion von Litthauen hatte auch keinen rechten Fortgang. Doch rüstete das Herzogthum Warschau noch 80,000 Mann Hülfstruppen für Napoleon aus. Das Land wurde aber durch den Durchzug der Franzosen und ihrer Alliirten und dann durch den der Russen furchtbar mitgenommen. Die Russen hielten es so lange besetzt, bis der wiener Kongreß im Mai 1815 feste Bestimmungen über sein künftiges Schicksal gab. Da Preußen die Hälfte von Sachsen bekam, so mußte es auf den größeren Theil seiner früheren polnischen Besitzungen verzichten. Es erhielt den kulmischen und michelauschen Kreis, die Städte Thorn und Danzig mit ihrem Gebiete, das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peisernschen Kreises, und den Theil des Departements Kalisch bis an die Prosna, Stadt und Kreis dieses Namens ausgenommen. Alle diese Landestheile wurden unter dem Namen **Großherzogthum Posen** zu einem Ganzen verbunden. Der tarnopoler Kreis, welcher in Folge des wiener Friedens an Rußland gekommen war, und der Distrikt auf dem rechten Weichselufer wurden an Oesterreich zurückgegeben. Da keine Einigung über die Frage, wem die Stadt Krakau zugetheilt werden sollte, zu Stande kam, so wurde sie mit einem Gebiet von 23½ □Meilen für einen Freistaat erklärt (s. **Krakau**), dessen Bestand Preußen, Oesterreich u. Rußland garantirten. Aus dem Uebrigen bildete der Kaiser Alexander das Königreich (Czarthum) P., welches zwar als ein Bestandtheil des russischen Reichs betrachtet wurde, aber eine gesonderte Ver-

waltung und am 27. November 1815 eine eigene Verfassung erhielt, welche den Adel bevorzugte, während sie den Bürger- u. Bauernstand wieder in die alten Schranken bannte (s. oben).

Als erster Vicekönig regierte im Namen des Kaisers von Rußland der alte polnische General **Zajonczek**. Ihm wurde der russische Kommissär **Nowossilzow** (s. d.) beigegeben. Das Königreich, welches auf 2293 □Meilen 3½ Millionen Menschen zählte, stellte ein eigenes Heer, welches 50,000 Mann stark war und von dem Großfürsten Konstantin als Generalissimus befehligt wurde. Daneben aber blieb fortwährend eine russische Besatzung in Warschau. Der Kaiser Alexander bemühte sich anfangs, die Zuneigung des polnischen Volks zu gewinnen. Als aber die Polen mit den verliehenen konstitutionellen Freiheiten Ernst machen wollten, zeigte er sich diesem Streben sehr abgeneigt. Die Veröffentlichung der Protokolle des am 27. März 1818 eröffneten ersten Reichstags durch den Druck wurde nicht gestattet, und im folgenden Jahre sogar die Censur für alle Schriften wieder eingeführt. Mehre Blätter der Opposition durften nicht mehr erscheinen. Eine geheime Polizei mußte alle freieren Regungen überwachen; überhaupt bewies die Haltung des Kaisers, daß ihn die Zugeständnisse von 1815 reuten. Als der zweite Reichstag, im September 1820 eröffnet, mehren Vorschlägen der Regierung entgegentrat, ward die Volksvertretung von der kaiserlichen Ungnade getroffen. Unter solchen Umständen ward die Mißstimmung immer größer, und es bildeten sich schon seit 1819 geheime Verbindungen, welche auf Befreiung P.s von der russischen Herrschaft abzweckten. So gründete in Wilna der Student Zahn einen akademischen Bund, die Strahlenden (Promienisci) genannt, der angeblich bloß Belebung des wissenschaftlichen Eifers u. Unterstützung armer Studenten bezweckte. Ihm trat auch der Dichter Mickiewicz bei, und der Professor Lelewel übernahm die Leitung desselben. Die Promienisci wurden 1823 aufgelöst, thaten sich aber wieder als Philareten auf, deren Leitung ein Ausschuß von 20 Philomathen besorgte. In Volhynien stiftete Majewski den Bund der Templer. Alle diese Vereine traten mit einander in Verbindung und wurden durch Provinzialvereine verstärkt. Die argwöhnische Regierung verbot am 6. December 1821 alle diese Verbindungen, sowie auch den Freimaurerorden, und verordnete am 9. April 1822, daß zum Studiren auf ausländischen Universitäten vorher besondere Erlaubniß eingeholt werden müsse. Ueberhaupt ward das Schulwesen mit militärischer Strenge geregelt und beaufsichtigt. Der Fürst Adam Czartoryiski wurde seines Amtes als Kurator der Universität Wilna enthoben und Nowossilzow damit bekleidet. Durch ein kaiserliches Dekret vom 18. December wurde der Statthalter Großfürst Konstantin ermächtigt, den Reichstag beliebig zu vertagen u. zu verlegen. Auch wurde die Oeffentlichkeit der Verhandlungen aufgehoben. Ueber alle russisch-polnischen Provinzen wurde der Kriegszustand verhängt und Konstantin zum Kriegsgouverneur ernannt. Mit eiserner Strenge ahndete dieser die unbedeutendsten Disciplinarvergehen der polnischen Truppen und erregte dadurch große Erbitterung, besonders bei den jüngern Offizieren. Es bildete sich daher unter der Leitung des Oberstlieutenants Krzyzanowski eine Verschwörung unter dem Militär, welche direkt auf den Sturz der russischen Regierung abzielte und mit einigen der erwähnten geheimen Verbindungen zu diesem Zweck korrespondirte. Auch mit den Häuptern russischer Verschwornen wurde eine Besprechung in Kiew veranstaltet, die jedoch nicht zu der gehörigen Einigung führte. Als daher nach dem Tode des Kaisers Alexander im December 1825 der Aufstand in Petersburg und Südrußland ausbrach, wurde er von den Polen nicht unterstützt. Die nach seinem Mißlingen eingeleitete Untersuchung führte aber auf den, wenn auch lockern Zusammenhang mit den geheimen Gesellschaften in P. Das Urtheil der Militärkommission, vor welche auch die betheiligten polnischen Civilpersonen gestellt wurden, fiel sehr hart aus. Der Kaiser Nikolaus ließ jedoch der Konstitution gemäß das Urtheil über die angeklagten Civilisten durch den Senat revidiren, welcher sie sämmtlich freisprach. Im höchsten Grade darüber aufgebracht, gab Nikolaus dem Senat offen seine Mißbilligung zu erkennen. Eine Anzahl junger Polen hatte unterdessen wieder einen patriotischen Verein gegründet, dessen Kern die Unterfähnriche der Militärschule bildeten, mit dem Lieutenant Peter Wysocki an der Spitze. Der Haß gegen die russische Herrschaft wurde inzwischen immer mehr angeschürt, besonders als der im Mai 1830 eröffnete Reichstag schon nach fünf Wochen seine Sitzungen beendigen mußte, weil er es mit der Verantwortlichkeit der Minister genau nehmen wollte. Als nun plötzlich aus Petersburg ein Verhaftsbefehl gegen eine Menge Studenten und Fähnriche eintraf, brach die lange verschlossene Insurrektion los. Am 29. November Abends 6 Uhr drangen 14 der Verschworenen, den Lieutenant Wysocki an der Spitze, ins Belvedere, wo Konstantin residirte, tödteten den General Gendre, der ihnen entgegenkam, versetzten dem Polizeipräsidenten Lubowiczki Bayonnetstiche, durchsuchten aber die Gemächer vergebens nach dem Großfürsten. Wysocki war inzwischen in die Kriegsschule geeilt und hatte hier 160 Fähnriche auf seine Seite gebracht, die er nach der in der Nähe liegenden Kaserne der litthauischen Uhlanen führte. Vor derselben hatten sich die Uhlanen, durch Schüsse alarmirt, zu Fuß aufgestellt, wurden aber durch einen Bayonnetangriff zum Weichen gebracht und zerstreut. Während dieses geschah, war es dem Großfürsten Konstantin gelungen, sechs Infanteriekolonnen nach Belvedere zu ziehen, wo auch die Gardekavalleriebrigade bereits angelangt war. Die Aufständischen, die fast überall auf Kavallerieabtheilungen stießen, fanden anfangs nur geringen Zulauf. Erst nachdem der Lieutenant Nyko mit Hülfe einer Anzahl Männer aus den niedern Klassen die Wache am Karmeliterkloster, worin die Staatsgefangenen saßen, überwältigt und letztere befreit hatte, gestaltete sich die Sache günstiger. Nach 7 Uhr ging das vierte Infanterieregiment, das Gardesappeurbataillon und ein Theil der Artillerie zu den Aufständischen über. Diese bemächtigten sich darauf des Arsenals und der darin enthaltenen 30,000

Gewehre. Mehre Generäle und Oberoffiziere, welche die Truppen zum Gehorsam ermahnten, wurden niedergemacht, andere gefangen. Als Konstantin sah, daß die Truppenabtheilungen, welche er von Belvedere aus in die Stadt sandte, nichts ausrichteten, zog er sich nach dem Dorfe Kolikarnia zurück. Die polnische Aristokratie nahm nun die Zügel der Bewegung in die Hand, damit sie nicht zu weit greife. Der Finanzminister Fürst Lubecki hielt mit mehren Staatsräthen und Generälen in der Nacht eine Berathung, der auch die Fürsten Czartoryiski und Radziwil und der Dichter Niemcewicz beiwohnten. Sie beschlossen, den Weg der Vermittelung u. Versöhnung einzuschlagen. Am andern Morgen wurde eine Proklamation erlassen, worin das Geschehene bedauert wurde. Nachdem Konstantin in der Frühe Warschau noch zweimal durch das Gardejägerregiment ohne Erfolg hatte angreifen lassen, zog er mit seinen Truppen ab. Hierauf ward General Chlopicki auf den Wunsch des Volkes zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Da aber die Mitglieder des Verwaltungsrathes, der die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernommen hatte, als Aristokraten nicht das volle Vertrauen des Volkes besaßen, so wurde auch Lelewel, der den früher geheimen patriotischen Verein in einen öffentlichen Klub verwandelt hatte, als Mitglied in den exekutiven Ausschuß aufgenommen. Als General Szembek mit seinem Regiment von Sochaczew nach Warschau zog und sich dem Oberbefehlshaber zur Verfügung stellte, fielen auch diejenigen polnischen Truppen, welche seither dem Großfürsten noch treu geblieben waren, von diesem ab, so daß ihm nur noch 5—6000 Mann, die ohne Gepäck und ohne genügende Munition waren, zu Gebote standen. Diese mißliche Lage bewog ihn, am 2. December Parlamentäre nach Warschau zu schicken. Der Verwaltungsrath ertheilte die Antwort, daß, wenn die Konstitution genau eingehalten und die von P. abgerissenen Provinzen wieder damit vereinigt würden, die Aufrechterhaltung der Ruhe garantirt werde. Konstantin stellte darauf sich u. seine Truppen während des Rückzugs unter den großmüthigen Schutz der polnischen Nation und versprach allen seinen Einfluß auf seinen Bruder Nikolaus aufzubieten, damit den gerechten Forderungen der Polen Genüge geschehe. Am 3. December wurde an der Stelle des exekutiven Ausschusses eine provisorische Regierung eingesetzt, deren Mitglieder Czartoryiski, Kochanowski, Paz, Dembowski, Ostrowski, Niemcewicz und Lelewel waren. Schon am 4. December wurde der demokratische lelewelsche Klub mit Anwendung von Waffengewalt aufgelöst. Der besonders beim Militär beliebte Chlopicki, den die Aristokraten gewonnen hatten, wurde nun zum Diktator ernannt; er entfernte Lelewel aus der Regierung und ersetzte ihn durch den Fürsten Radziwil. Während dies in der Hauptstadt geschah, verbreitete die Nachricht von der Befreiung Warschau's den Aufstand auch in die Provinzen. In Radom, Kalisch, Lublin und andern Orten mußte der russische Adler dem polnischen Platz machen, und als das Schutzgesuch des Statthalters bekannt wurde, fielen auch die Festungen Modlin u. Zamosk in polnische Hände. Während aber Konstantin seinen Rückzug ungefährdet bewerkstelligte, that Chlopicki nur wenig, um das Land in gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen; statt die angeordnete allgemeine Volksbewaffnung in Ausführung zu bringen, erhöhte er die Armee nur auf die in der Verfassung bestimmten 50,000 Mann. Dagegen sandte er am 10. December den Fürsten Lubecki mit dem Landboten, Grafen Jezierski, nach Petersburg. Nikolaus hielt diese so lange hin, bis seine Truppen bereit waren, in P. einzurücken. Unterdessen hielten die Landboten, welche sich zum Reichstag, dessen Eröffnung auf den 18. December festgesetzt worden war, in Warschau eingefunden hatten, vorläufige Zusammenkünfte und ordneten eine Deputation an den Diktator ab, um sich von den Unterhandlungen mit Rußland in Kenntniß zu setzen. Chlopicki theilte ihnen das Resultat derselben nicht mit; auch wies er die Aufforderung der Landboten, die Zurückgabe von Volhynien u. Litthauen als Friedensbedingung aufzustellen, entschieden ab. Als aber nicht einmal der Reichstag am 18. December, wie bestimmt war, eröffnet wurde, begaben sich am Abend die Landboten von selbst in den Sitzungssaal und erklärten den Reichstag für eröffnet. Man wählte hierauf Wladislaw Ostrowski zum Marschall des Reichstags und verkündigte, daß der Aufstand als Nationalsache zu betrachten sey. Ueber das Verfahren der Landboten erzürnt, legte Chlopicki um Mitternacht die Diktatur und den Oberbefehl über das Heer nieder. Aber durch die Drohungen der Garden Chlopicki's, die Jeden, der nicht für ihn stimmen würde, aufhängen zu wollen erklärten, wurde der Reichstag am 20. December zu dem Entschluß gebracht, Chlopicki zum Diktator mit unbeschränkter Gewalt zu ernennen. Nachdem noch in einem Manifeste die Rechtmäßigkeit der Forderungen der polnischen Nation bargethan worden, ging der Reichstag auseinander. Doch blieb eine von ihm gewählte Kommission, aus Senatoren und Landboten bestehend, in Warschau zurück, um die öffentlichen Angelegenheiten zu überwachen. Der Diktator setzte nun an die Stelle der provisorischen Regierung einen Nationalrath ein, zu dessen Mitgliedern er Czartoryiski, Radziwil, Ostrowski, Dembowski und Barzykowski ernannte. Bald zeigte sich, daß jeder Vermittelungsversuch dem Kaiser Nikolaus gegenüber vergeblich war. Die Nachrichten, die Jezierski von Petersburg endlich zurückbrachte, lauteten nicht sehr tröstlich. Der Kaiser machte der Revolution nicht die geringste Koncession, sondern verlangte, daß Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werde. Eine Depesche an Chlopicki gebot diesem, die Armee bei Plock zu sammeln und dort weiterer Befehle gewärtig zu seyn. Auch sollten die alten Administrationsbehörden wieder eingesetzt werden. Um seinen Forderungen Nachdruck zu geben, ließ der Kaiser gegen P. eine bedeutende Truppenmacht mobil machen. In erster Linie standen bald 85,000 Mann Infanterie, 26,000 Mann Kavallerie u. 6500 Mann Artillerie mit 396 Geschützen zum Kampf gegen die Insurgenten bereit. Die zweite Linie und die Reserve bildete ein Theil des zweiten Armeecorps unter Pahlen II., dessen Sammelpunkt Mohilew war,

das dritte unter Rüdiger rückte in Volhynien, Podolien und die Ukraine ein, das vierte stand in Weißrußland mit der Garde unter dem Großfürsten Michael. Chlopicki theilte die Depesche dem Nationalrath mit und rieth zu weiteren Unterhandlungen mit dem Kaiser. Als sich aber der Nationalrath für die Entscheidung durch die Waffen erklärte, legte der Diktator am 16. Januar 1831 seine Würde in die Hände der Aufsichtskommission nieder. Der Reichstag wurde am 19. Januar wieder eröffnet und am 21. der Fürst Michael Radziwil zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 29. Januar wurde eine Regierung eingesetzt, deren Mitglieder der Präsident Czartoryiski, Vincenz Niemojowski, Morawski, Barzykowski und Lelewel waren. Von dieser Regierung wurde Bonaventura Niemojowski zum Minister des Innern, Biernacki zum Finanz-, Krasinski zum Kriegs-, Rembielinski zum Justiz-, Bninski zum Kultusminister und Gustav Malachowski zum Minister des Aeußern ernannt. Am 22. Januar hatte der Landbote von Sandomir, Roman Soltyk, im Reichstage einen Antrag auf Ausschließung des Hauses Romanow vom polnischen Throne gestellt. Die beste Unterstützung fand er aber an den Proklamationen des russischen Feldmarschalls Diebitsch, welche die Polen zu unbedingter Unterwerfung aufforderten. In der Sitzung vom 25. Januar stimmten fast alle Mitglieder des Reichstags für die Absetzung des Hauses Romanow. Am 3. Februar beschloß der Reichstag die Beibehaltung der konstitutionell-monarchischen Staatsform, doch sollte der König erst nach der Beendigung des Krieges mit Rußland gewählt werden. Durch den Reichstagsbeschluß vom 25. Januar waren die Würfel gefallen. Am 5. und 6. Februar rückte die russische Armee in P. ein. Sie zählte 94,300 Mann mit 336 Kanonen. Bedeutende Verstärkungen folgten nach. Gegen diese gewaltige Macht mußten die Polen alle Kräfte aufbieten. Es waren aber nur 52,000 Mann geübte Truppen vorhanden; 60,000 neue waren nur unvollkommen exercirt und bewaffnet. Es fehlte an Gewehren für die Infanterie, an Munition und besonders an Kanonen, deren man nur 136 Stück hatte. Von fremden Mächten hatte P. keine Hülfe zu erwarten. Die französische Regierung that weiter nichts, als daß sie in Petersburg vergebliche Vermittelungsversuche machte und den Kabinetten von Preußen u. Oesterreich erklärte, daß Frankreich jede bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten P.s als eine Kriegserklärung betrachten werde. Die beiden Mächte hielten sich nun zwar neutral, stellten aber Beobachtungscorps an der Grenze auf. Die preußische Regierung nahm sogar Gelder, Munition und Waffen weg, die für P. bestimmt waren, und eine Kabinetsordre vom 6. Februar bedrohte alle polnischen Unterthanen des Königs mit Festungsstrafe und Güterkonfiskation, wenn sie sich an dem Kampfe gegen Rußland betheiligten. Nachdem ein Aufruf an das polnische Heer erlassen worden war, begann der Kampf. Der General Dwernicki schlug am 14. Februar mit 3800 Mann bei Stoczek die 3200 Mann starke russische Avantgarde unter dem General Geismar und am 19. die Avantgarde des Generals Kreutz bei Nowi Miasto. So verhinderte er Geismar u. Kreutz, den Polen in den Rücken zu kommen. Die Hauptmacht der Russen ging in drei Corps unter Schachowski, Rosen u. Pahlen direkt auf Warschau zu. Das Corps des Generals Rosen wurde von der Division Skrzynecki's bei Dobre lange aufgehalten, obgleich es mehr als noch einmal so stark als diese war. Nachdem das 4. polnische Infanterieregiment, um den Rückzug der Division des Generals Zymirski zu decken, vier heftige Attaken zurückgeschlagen hatte, führte Skrzynecki seine Division nach Osencizna hinter Stanislowow und vereinigte sich am 18. mit der Division von Szembek. Nach einer Kanonade bei Okuniew zogen sich beide nach Grochow zurück, und nachdem die Division des Generals Krukowiecki von Radzinim, die des Generals Zymirski von Milosna anmarschirt war, wagten die Polen, nunmehr 60,000 Mann stark, bei Wawre, einem von Warschau zwei Stunden entfernten Dorfe, eine Schlacht. Es blieben gegen 3000 Polen und eben so viel Russen. Letztere erhielten aber zuletzt beträchtliche Verstärkungen, so daß die Polen sich hinter Wawre zurückziehen mußten. Diebitsch schloß am 20., um sich zu verstärken, einen Waffenstillstand. Schon am 24. wurde der Kampf wieder eröffnet. Am hitzigsten wurde um das Dorf Bialolenka gestritten, welches die Polen erst verloren, dann aber wieder nahmen. Am Morgen des 25. ließ Diebitsch seine Hauptmacht gegen Grochow vorrücken, wo es zu einer großen Schlacht kam. Die Polen kämpfen heldenmüthig, zogen sich aber gegen 6 Uhr des Abends nach Praga zurück, welches nun von der russischen Artillerie beschossen wurde. In den letzten Tagen waren auf jeder Seite über 8000 Mann gefallen. Am 26. wurde in Warschau Kriegsrath gehalten. In demselben behauptete Skrzynecki, daß bei besserer Führung die Polen hätten siegen müssen. Radziwil dankte deshalb ab, worauf der Oberbefehl seinem Ankläger übertragen wurde. Skrzynecki erließ nun eine Proklamation, um die Armee und die Einwohner von Warschau wieder zu ermuthigen. Denn von diesen wünschten bereits viele, daß kapitulirt würde, und in der Reichstagssitzung am 27. fanden sich sogar nur 27 Mitglieder ein. Diebitsch wagte jedoch keinen Sturm und verlegte sein Hauptquartier aus Praga zurück nach Milosna, um Verstärkungen abzuwarten. Nur der General Geismar blieb bis zum 9. März mit 10,000 Mann und 20 Kanonen in Praga, ging aber dann nach Grochow zurück. Unterdessen hatte der General Dwernicki bei Kurow den General Kreutz zurückgedrängt und Lublin u. Krasnotaw besetzt. Hierauf schlug Diebitsch sein Hauptquartier in Sienica, welches südlicher liegt, auf und schickte eine Grenadierdivision von 13 Bataillonen gegen Dwernicki ab. Dadurch wurde dieser genöthigt, sich nach Zamosk zurückzuziehen, wo er am 14. März eintraf. Ende März veränderte Diebitsch seine Stellung und verlegte das Hauptquartier nach Ryki. Skrzynecki machte nun mit 30,000 Mann einen Versuch, das russische Centrum an der untern Weichsel zu sprengen. Nachdem er mit diesen Truppen unbemerkt über die Weichsel gegangen war, ließ er den einen

Theil unter dem General Kicki auf der grochower Straße vorgehen. Die Nacht begünstigte das Unternehmen. Die polnische Kavallerie kam dem Corps des Generals Geismar, welches 5—6000 Mann stark war, bei Wawre in den Rücken; Kicki griff am 31. März früh 3 Uhr dasselbe von vorn an, eroberte 4 Kanonen und nahm 2000 Mann gefangen. Die Uebrigen retteten sich zu dem Corps des Generals Rosen, welches, 20,000 Mann stark, in einer festen Stellung bei Dembe Wilkie stand. Sie wurde von Skrzynecki genommen und das Corps auseinander getrieben. Diebitsch wandte sich nun nach Lukow und von da mit der Hauptmacht nach Siedlce, worauf sich Skrzynecki in die feste Stellung von Dembe zurückzog. Längere Zeit hindurch wurden nun keine größeren Operationen vorgenommen. Die Russen waren durch Volkserhebungen im Rücken bedroht, die aber von den polnischen Generälen nicht genug unterstützt wurden. Mit wechselndem Glück kämpften seit Mitte März die litthauischen Insurgenten, an deren Spitze die Grafen Plater u. Ronicker, der General Kalinowski, Staniewicz u. Przezdziecki standen. Der Aufstand ward jedoch endlich von den Russen durch Anwendung der äußersten Mittel um die Mitte des Maimonats ziemlich unterdrückt. In Volhynien rückte Dwernicki von Zamosk aus mit 5000 Mann und 12 Kanonen ein, nachdem Diebitsch nach Siedlce gezogen war. Allein er fand nicht den geringsten Anklang, ward nach einigem Hin- und Herziehen am 27. April von den 27,000 Mann starken Russen unter den Generälen Rüdiger und Roth auf der Höhe von Ciulce Wilkie angegriffen und auf das österreichische Gebiet hinübergedrängt, wo das Corps entwaffnet und nach Steiermark gebracht ward. Der General Sierawski ward mit 10,000 Mann und 6 Kanonen von dem General Kreutz am 17. April bei Wronow geschlagen. Dann verlor er bei Kazimierz mehr als die Hälfte seiner Truppen und wurde deshalb abgesetzt. Als Skrzynecki vernahm, wie es Dwernicki ergangen, beschloß er, die Insurrektion von Litthauen besser zu unterstützen. Trotz der Cholera, welche russische Kriegsgefangene auch unter den Polen verbreitet hatten, brachte er sein Heer auf 68,000 Mann Infanterie, 13,500 Mann Kavallerie mit 145 Kanonen. Dazu kamen noch 5000 Mann Freicorps. Der General Uminski mußte mit 16,000 Mann u. 20 Kanonen Diebitsch gegenüber stehen bleiben. Skrzynecki aber ging am 14. Mai mit 46,000 Mann und 100 Kanonen über den Narew, um die russischen Garden zu überraschen. Als Diebitsch merkte, daß ihm nur Uminski entgegenstehe, folgte er mit seiner Hauptmacht dem Gros der polnischen Armee, und nach einigen kleineren Gefechten kam es am 26. Mai zu der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka (s. d.). Die Russen verloren 8—10,000 Mann; die Polen, welche nur 6—8000 verloren hatten, begaben sich auf den Rückzug über Pultusk nach Praga. Dem General Uminski wurde, weil er den Feldmarschall Diebitsch nicht genug beschäftigt, das Kommando genommen. In Pultusk schlug Diebitsch am 6. Juni sein Hauptquartier auf. Hier traf der Graf Orlow aus Petersburg ein, um dem Feldherrn das Mißfallen des Kaisers zu erkennen zu geben, weil er den Rückzug der polnischen Armee von Ostrolenka so wenig gehindert habe. Als Diebitsch schon am 10. an der Cholera starb, trat an seine Stelle der General Toll. Am 14. führte Skrzynecki seine Armee in Eilmärschen von Warschau nach Siedlce, um den General Kreutz, der nach Litthauen wollte, zu fassen. Auch wurde zu gleicher Zeit der im südlichen P. stehende General Rüdiger von Jankowski, Bukowski und Ramorino angegriffen und umzingelt. Allein das kreutzsche Corps entging durch eine geschickte Wendung dem ihm zugedachten Ueberfall, und als auf die falsche Nachricht, daß Toll mit dem Gros seiner Armee gegen Warschau vordringe und Skrzynecki am 19. nach der Hauptstadt zurückeile, zog auch Jankowski schleunig dorthin, obgleich er weit stärker war, als Rüdiger. Er und Bukowski wurden deshalb in Verhaft genommen. Am 25. langte der Feldmarschall Paskewitsch in Pultusk an und übernahm die Führung der russischen Armee. Unterdessen hatte der General Chlapowski seine Sendung erfüllt. Auf Veranlassung Skrzynecki's war er nämlich mit 500 Mann Kavallerie, 100 Jägern und 100 Instruktionsoffizieren und Instruktionsunteroffizieren am 19. Mai in Litthauen eingedrungen, hatte mehre kleine Erfolge errungen und sich am 6. Juni durch 1000 Insurgenten verstärkt, die der Fürst Gab. Oginski befehligte. Der in Folge der Schlacht bei Ostrolenka von der polnischen Hauptarmee abgeschnittene General Gielgud zog sich mit seinen 8000 Mann u. 22 Kanonen ebenfalls nach Litthauen. Nachdem das dembinski'sche Corps und Zaliwski's Freischaar zu ihm gestoßen war, griff er, 12,500 Mann stark, den russischen General Sacken bei Raygrod an und schlug ihn. Chlapowski setzte sich nun mit Gielgud und Dembinski in Verbindung; allein die blutige Strenge, mit der die Russen zuvor die litthauische Insurrektion niedergehalten hatten, hatte bewirkt, daß sich jetzt mit Ausnahme der Studenten von Wilna nur Wenige betheiligten. So war die Einsetzung einer Centralregierung von Litthauen mit dem Kastellan Tyskiewicz als Präsidenten u. Oginski als Vicepräsidenten an der Spitze von gar keinem Nutzen. Gielgud beschloß nun, nachdem sein Corps 16,000 Mann stark geworden, Wilna in seine Gewalt zu bringen, wo nur 9000 Russen unter dem Fürsten Chilkow und den Generälen Sacken und Malinowski standen. Aber unbegreiflicher Weise verzögerte Gielgud seinen Marsch mehre Tage lang, so daß Dembinski, der nördlich auf Wilna vorgerückt war, am 17. Juni bei Kalwaria in die höchste Gefahr gerieth, mit seinem ganzen Corps der russischen Uebermacht in die Hände zu fallen. Nur der schleunigste Rückzug nach Poridoki, 8 Stunden von Wilna, rettete ihn. Am 18. griff Gielgud bei Ponary die Russen an, die durch eine Gardebrigade auf 18,000 Mann verstärkt waren. Er wurde geschlagen und verlor über 2000 Mann. Nachdem noch das vierte russische Infanteriecorps unter Tolstoy eingetroffen war, wurde der Stand der Dinge für die Insurgenten immer mißlicher. Viele desertirten, und die Disciplin hörte fast ganz auf. Die Insurgenten erlitten durch die Russen immer größere Verluste, besonders als auch noch Kreutz mit seinem Corps in Litthauen einrückte. Chlapowsk

und Gielgud mußten sich endlich, überall verfolgt, am 13. Juli auf das preußische Gebiet bei Schweigsten u. Langallen zurückziehen. Das chlapowski-gielgudsche Corps zählte noch 2000 Mann Infanterie, 500 Mann Kavallerie und 6 Kanonen. Ein zweites unter Rohland, 3000 Mann mit 19 Kanonen, ergab sich am 15. bei Coadjuthen gleichfalls den Preußen. Dembinski aber führte sein Corps mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach Warschau zurück, wo er am 4. August mit noch 3000 Mann eintraf, ein Rückzug, der den berühmtesten aller Zeiten an die Seite gestellt werden kann. Am 8. Juli rückte das russische Heer, welches jetzt aus 60,000 Mann Infanterie u. 15,000 Mann Kavallerie mit 300 Kanonen bestand, nach Plock vor. Paskewitsch hatte sich entschlossen, seine Truppen über die untere Weichsel zu setzen, um Warschau von der weniger geschützten Westseite angreifen zu können. Er konnte bei diesem Plane die preußische Festung Thorn als Operationsbasis mit benutzen; überhaupt wurde er von den Preußen auf jede Weise unterstützt, eine deshalb von Skrzynecki erhobene Beschwerde aber zurückgewiesen, weil sie „nicht vom Kaiser Nikolaus affirmirt sey". Warschau wurde schnell befestigt. Männer und Frauen aus allen Ständen, selbst die Regierungsmitglieder, waren dabei thätig. Skrzynecki baute auf die Beschlüsse, die in der londoner Konferenz zu Gunsten P.s gefaßt werden würden und auf die ihn der französische Minister Sebastiani vertröstet hatte. Diese wollte er abwarten und unterdessen die Russen auf dem linken Weichselufer beschäftigen. Bei dem Dorfe Ossiek, in der Nähe der preußischen Grenze, ging das russische Heer vom 17.—19. Juli auf einer Schiffbrücke ungehindert über die Weichsel und rückte von da vor, ohne daß sich der polnische Generalissimus in eine Schlacht einließ. Dies erregte große Unzufriedenheit bei einem Theil der Bevölkerung von Warschau. Hier standen schon längst zwei Parteien einander schroff gegenüber, die aristokratische und die demokratische oder klubistische. Der hohe Adel, welcher der Aufrechterhaltung seiner Privilegien wegen sich gern mit dem russischen Kaiser versöhnt hätte, bildete die aristokratische Partei, zu der Chlopicki, Radziwil, Czartoryiski, Skrzynecki und sehr viele Mitglieder der Regierung und des Reichstags gehörten. Demokraten waren die jungen Männer aus dem niederen Adel, die meisten jungen Offiziere und Beamten und eine große Anzahl von Bürgern. Das Mißtrauen der Klubistenpartei erhielt durch die beharrliche Weigerung Skrzynecki's, den Russen eine Schlacht zu liefern, neue Nahrung. Am 10. August, als Paskewitsch nur noch vier Stunden von Warschau entfernt war, ging auch dem Reichstage die Geduld aus. Er ernannte eine Kommission, welche die höheren Offiziere zu einem Kriegsrath berief, damit das Verfahren des Oberfeldherrn gehörig geprüft werde. Man erkannte, daß es zwar nunmehr unzweckmäßig sey, eine Schlacht zu wagen, daß aber Skrzynecki, der diese Lage der Dinge verschuldet, Tadel verdiene. Die Kommission setzte hierauf den Oberfeldherrn ab und übertrug dem General **Dembinski**, der nach seinem Rückzug aus Litthauen zum Gouverneur von Warschau ernannt worden war, das Kommando. Dembinski, der auch auf der Seite der Aristokratie stand, nahm die Stelle nur provisorisch an; der Argwohn der Demokraten führte endlich die blutigen Scenen in der Nacht des 15. August herbei. Aufgeregte Volkshaufen ermordeten mehre des Einverständnisses mit den Russen beschuldigte Personen, darunter die Generäle Jankowski und Bukowski, den Major Petrikowski, den Staatsrath Hankiewicz. Auch die Privatrache suchte sich ihre Opfer aus. So wurden gegen 35 Menschen meist auf eine greuliche Weise ums Leben gebracht. Der Fürst Czartoryiski entging dem Tode nur durch schleunige Flucht zu der Armee. In Warschau trat nun Anarchie ein, welche der in der Schreckensnacht von Volkshaufen als Präsident ausgerufene General **Krukowiecki** nicht bändigen konnte. Da erschien am 17. August Dembinski mit einer Truppenabtheilung und ließ die Anstifter der Scenen vom 15. August verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Krukowiecki wußte es nun dahin zu bringen, daß er vom Reichstag zum Präsidenten der neuen Regierung ernannt wurde, als welcher er, um alle Parteien für sich zu haben, zu seinen vier Ministern Männer von verschiedener politischer Ueberzeugung wählte. Chranowski wurde Gouverneur von Warschau und hob mit Krukowiecki's Zustimmung den patriotischen Klub auf. Dembinski behielt den Oberbefehl über die Armee, aber nur bis zum 20. August, wo durch den Präsidenten der alte General Malachowski an seine Stelle kam. Da Warschau bereits Mangel an Lebensmitteln zu leiden anfing, so brach Ramorino mit 20,000 Mann und 40 Kanonen aus Praga auf, trieb das Corps des Generals Rosen, welches auf dem rechten Weichselufer stand, zurück und verproviantirte die Hauptstadt auf 2 Monate. Da aber die russische Armee inzwischen durch das kreutzische und geismarsche Corps auf 84,000 Mann angewachsen war, so entschloß sich Paskewitsch zum Angriff auf Warschau. Vorher aber ließ er die Polen noch einmal auffordern, sich dem Kaiser Nikolaus als ihrem Herrn zu unterwerfen, und verhieß ihnen Amnestie und Fortbestand P.s als eines besondern Staats. Krukowiecki wollte sich damit zufrieden geben, nicht aber der Reichstag. Außer 60,000 Mann Nationalgarden, mit denen aber nicht viel anzufangen war, befanden sich nur 34,000 Mann reguläres Militär in Warschau. Da auch die Dörfer um Warschau verschanzt waren, so wären zur gehörigen Vertheidigung aller Werke über 80,000 Mann erforderlich gewesen. Geschütz hatten die Polen 120 Stück. Da Ramorino mit seinem Corps nicht eintraf, so war der Ausgang des Kampfes, der am 7. Sept. früh 5 Uhr begann, leicht vorauszusehen. Gegen die russische Uebermacht konnten sich die Polen unmöglich lange halten. Nachdem die Polen 4000—5000 Mann verloren, kapitulirte die Hauptstadt, und am 8. September Mittags zog der Großfürst Michael an der Spitze der Garden in Warschau ein. Die polnische Regierung, an deren Spitze nach Krukowiecki's Abdankung am 7. September der Oberst **Zielinski** stand, die Armee unter Malachowski und viele Privatpersonen, besonders aus den höhern Ständen, begaben sich nach Mod=

lin, dann nach Plock, wo Rybinski den Oberbefehl über die Truppen erhielt. Ramorino zog sich, als er keine andere Rettung mehr sah, mit 10,000 Mann und 40 Kanonen auf das österreichische Gebiet zurück, wo er am 18. August bei Chalowice die Waffen strecken mußte. Der Reichstag wurde am 11. September in Zakroczyn wieder eröffnet, allein schon am 27. September kamen die Mitglieder desselben, sammt den radikalen Zeitungsschreibern und allen Kompromittirten aus dem Civilstande, auf preußischem Gebiete an. Ihnen folgte am 5. Oktober der Rest der Hauptarmee, 20,000 Mann mit vielem Geschütz, die bei Straßburg die Waffen niederlegten. So endete die große Revolution. An ihrem Mißlingen trägt der polnische Adel selbst nicht geringe Schuld; in engherziger Besorgniß für seine Privilegien scheute er die freie Entwickelung der Volkskraft. Am 16. Oktober hielten die Russen in Warschau ein Siegesfest und ließen das Te deum erschallen. Ihm antworteten bald in ganz P. die Schmerzenslaute der Verzweiflung. Die hervorragenden Männer der Revolution, welche den Russen in die Hände fielen, wurden in das Innere von Rußland oder nach Sibirien deportirt. Litthauische, podolische oder volhynische Insurgenten verloren den Adelstitel und wurden zu Zwangsarbeiten oder zum Dienst in den sibirischen Linienbataillonen verurtheilt. Häufig war damit auch noch die Konfiskation ihres Eigenthums verbunden. Die Universitäten von Warschau und Wilna wurden aufgehoben und ihre wissenschaftlichen Hülfsmittel, Bibliotheken und Sammlungen nach Petersburg geschickt. P. hatte in Zukunft keine eigene Armee. Die polnischen Soldaten, welche nicht darthun konnten, daß sie genügenden Lebensunterhalt oder Erwerb hatten, wurden den russischen Regimentern einverleibt, um 15—20 Jahre lang dem Kaiser zu dienen. Ja, es wurden sogar die Kinder aller todten, geflüchteten oder eingekerkerten polnischen Adeligen und auch die der niederen Volksklassen von Kosaken eingefangen und auf Wagen nach Rußland geschafft, um sie zu russischen Soldaten zu erziehen. Alles, was auf eine besondere polnische Nationalität hindeutete, wurde mit Bann und Interdikt belegt. P. behielt nur den Namen. Die Verfassung von 1815 wurde beseitigt und dafür das organische Statut (s. oben) gegeben (26. Februar 1832). An die Stelle des Reichstags trat ein Staatsrath, dessen Mitglieder nicht einmal geborene Polen zu seyn brauchten und vom Kaiser selbst ernannt wurden. Der Gedankenaustausch in Rede und Schrift wurde fortan mit der peinlichsten Strenge durch Censur und Polizeispione überwacht. Kosaken besetzten die Grenzen des Landes, damit nichts Gefährliches sich einschleiche. Dennoch machte Arthur Zawisza im April 1833 einen Aufstandsversuch, wurde aber mit seiner Schaar nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen und starb zu Warschau am Galgen. Die Vorsichtsmaßregeln wurden nun verdoppelt. In der verstärkten Festung Modlin, welche den Namen Nowo-Georgiewsk bekam, erhob sich eine furchtbare Zwingburg für das unglückliche P. Die Besitzungen der flüchtigen Revolutionäre, welche der mit einer Menge Ausnahmen versehenen kaiserlichen Amnestie nicht trauten und daher im Ausland blieben, wurden als Fideikommisse an hohe russische Staatsbeamte vergeben, mit der Bedingung, daß sie nur auf Angehörige der griechischen Kirche vererbt werden dürften. Auf diesem Wege sollte allmählig eine vollkommene russische Aristokratie in P. Wurzel fassen und mit ihr russisches Wesen und russischer Geist. Auf die Verbreitung dieses Geistes wurde überhaupt mit allen Mitteln hingewirkt. Bei einem Besuche in Warschau gab der Kaiser Nikolaus den Deputirten des Stadtraths unverhohlen zu erkennen, wie die Polen nur die Wahl zwischen völliger Verschmelzung mit Rußland und zwischen Vernichtung hätten. Ein Ukas vom 18. September 1841 räumte auch die letzten schwachen Trümmer der Selbstständigkeit P.s hinweg, indem er den Staatsrath und das Obertribunal, die sich bisher in Warschau befanden, aufhob und dafür zwei neue Departements in dem dirigirenden Senat des Kaiserreichs für die Angelegenheiten errichtete, die seither vor das Forum jener Behörden gebracht worden waren. Die Woiwodschaften wurden in Gubernien verwandelt, und 1842 verordnete der Kaiser, daß nicht mehr nach polnischen Gulden, sondern nach russischen Silberrubeln gerechnet werden sollte; alle polnischen Münzen müßten nach und nach in russische umgeprägt werden. Schon früher war verfügt worden, daß kein Pole ein öffentliches Amt bekleiden dürfe, wenn er nicht der russischen Sprache vollkommen mächtig sey. Von derselben Bedingung wurde die Zulassung zu den russischen Universitäten und für die Adeligen der Eintritt in die Armee abhängig gemacht. Von der katholischen Geistlichkeit verlangte Nikolaus die völlige Unterordnung unter den Staat. Der polnische Adel wurde zu seinen Bauern in eine üble Stellung gebracht, indem man ihm aufgab, die Rekrutirungen und die Steuererhebungen auf seinen Gütern zu besorgen und dergleichen mehr. Durch solche machiavellistische Politik betrieb man das System der Russificirung mit unermüdlichem Eifer. Dabei wurde durch das Spionir- und Denunciationswesen die Demoralisation immer weiter verbreitet. Damit aber eine neue Revolution rein unmöglich werde, wurde das polnische Volk waffen- und wehrlos gemacht, und 80,000 Mann russische Truppen, die stets in P. garnisonirten, mußten jeden Gedanken an eine Erhebung verscheuchen.

Indessen war die polnische Emigration, wiewohl sie auch in der Verbannung die alte polnische Uneinigkeit darstellte, unermüdlich thätig, eine neue Insurrektion in P. vorzubereiten, und zwar nahm die demokratische Partei, welche jetzt das Uebergewicht besaß, die Leitung in die Hand. Zum Behuf der Revolutionirung ward das Land in 5 Regionen (Posen, Krakau, Galizien, Königreich P. und Litthauen) getheilt und durch zahlreiche Emissäre bearbeitet. Auch ließ sich ein Theil des Adels herbei, durch freundliche Annäherung an das niedere Volk und durch Verbreitung socialistischer Doktrinen die Massen in Bewegung zu setzen. Der Ausbruch der so vorbereiteten Insurrektion ward auf die Zeit zwischen dem 17. und 21. Februar 1846 festgesetzt. Aber

gleich anfangs scheiterte eine der wichtigsten Unternehmungen, die Ueberrumpelung der Festungen Posen und Thorn. Ludwig Mieroslawski, einer der Hauptleiter der Bewegung, ward bei Gnesen gefangen genommen, und viele angesehene Polen in Posen und Westpreußen wurden verhaftet und am 2. August 1847 gegen sie der „Riesenprozeß", der erste öffentliche politische Prozeß diesseits des Rheins, eröffnet. Auch in Russisch-Polen ward der zu Siedlce unternommene Revolutionsversuch vereitelt, und seine Theilnehmer traf schwere Strafe. Ebenso ward in Krakau, wo unter Tyssowski's Diktatur die Erhebung anfangs mehr Erfolg zu haben schien, derselben durch Besetzung der Stadt mit russischen, preußischen und österreichischen Truppen Anfangs März ein Ende gemacht. Einen blutigen Verlauf nahm aber der Aufstand in Galizien, wo sich, besonders im tarnower Kreise, die unter Frohndiensten (Roboten) erliegenden Bauern gegen die Edelleute erhoben und unter Scela's Führung die ärgsten Excesse begingen. Während nach der Unterdrückung dieses Insurrektionsversuchs im Königreich P. die Russificirung fortschritt, zeigten sich in den österreichischen und preußischen Antheilen P.s noch fortwährend Symptome der Gährung, welche durch die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 neuen Anstoß erhielt. Insbesondere war die polnische Emigration bei den Aufständen in Frankreich, Deutschland und Italien mit Eifer thätig, gleichsam einen Rachekrieg gegen die bestehende Ordnung in Europa führend. Sogar in Russisch-Polen, wo durch Anhäufung großer Truppenmassen jedem Aufstandsversuch vorgebeugt war, regten sich die alten Wünsche wieder, und eine polnische Deputation suchte in Petersburg um Herstellung des Zustandes von 1815 nach. Nachdem in Krakau sofort nach dem Ausbruch der wiener Märzrevolution von 1848 eine Amnestie verkündigt worden, strömten Emissäre und Emigrirte in Menge ins österreichische P., wo am 26. April die Bewegung losbrach und nur nach blutigem Kampfe unterdrückt werden konnte, worauf die Regierung durch Ablösung der Roboten auf Staatskosten und Verkündigung einer abermaligen Amnestie die Gemüther zu versöhnen suchte. In Preußen gab der Aufstand vom 18. März den gefangenen Führern der Polenverschwörung von 1846 die Freiheit wieder, und einer polnischen Deputation, welche um die nationale Reorganisation Posens petitionirte, wurden sogar günstige Zusagen gemacht. Gleichwohl sammelten sich im östlichen Theile des Großherzogthums bewaffnete Haufen und versuchten bei Keschew, Schroda und andern Orten bewaffneten Widerstand gegen die preußischen Behörden und Truppen. Auch der Vergleich (Konvention von Jaroslawiec), welcher von dem als Kommissar nach Posen gesandten General Willisen mit den Aufständischen geschlossen ward und gegen Niederlegung der Waffen der polnischen Nationalität nicht unbedeutende Zugeständnisse machte, genügte weiter gehenden Wünschen nicht mehr. Während aber die Polen fortfuhren, sich zu bewaffnen, vertheidigte auch die deutsche Bevölkerung mit allen gesetzlichen Mitteln ihre Sache gegenüber dem sie benachtheiligenden Projekte nationaler Reorganisation in Posen. Durch königliche Kabinetsordre vom 26. April ward nämlich vom Großherzogthum ein Gebiet abgetrennt, welches als von vorwiegend polnischer Bevölkerung bewohnt eine besondere konstitutionelle Verfassung, polnischen Schulunterricht, polnische Gerichtsverfassung und Administration erhalten sollte, während der andere Theil, bestehend aus dem ehemaligen Netzedistrikt, den Kreisen Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt, Samter, Buk, den westlichen Theilen der Kreise Obornik und Posen sammt der Festung Posen, den südlichen Theilen der Kreise Kröben und Krotoschin und der Stadt Kempen dem deutschen Bundesgebiet einverleibt werden sollte. Dessen ungeachtet dauerten die Insurrektionsversuche unter der polnischen Bevölkerung fort, indem massenweise herbeiströmende Emigranten das Feuer fortwährend schürten. Bei Gortyn und Kozwin wurden preußische Truppenabtheilungen überfallen und in Borak, Grätz und andern Orten Gefechte geliefert, dies Alles von Haufen, welche ohne Organisation und bestimmten Plan selbst bei augenblicklichem Siege keinen dauernden Erfolg hätten erringen können. In Wreschen und andern Orten ließen sich die Polen zu Plünderungen und Mißhandlungen, ja selbst zu einzelnen Ermordungen von Deutschen hinreißen, und es waren sogar Gerüchte von einer Art sicilianischer Vesper verbreitet, die Ostern gegen Deutsche und Juden losbrechen sollte. Die Folge dieser Aufstandsversuche war die faktische Aufhebung der Konvention Willisens durch die Polen selbst. Am 29. April kam es bei Xiras zu einem Treffen zwischen 16,000 Insurgenten unter Mieroslawski's Anführung und einem preußischen, vom General Brandt kommandirten Truppencorps. Erstere wurden zwar geschlagen, aber am folgenden Tage gelang es Mieroslawski, die Preußen bei Miloslaw zurückzuwerfen, und in Buk ward (4. Mai) eine Kompagnie Preußen während der Nacht überfallen und größtentheils niedergemacht. Schon schwärmten die Insurgenten bis an die Vorstädte von Posen, und allenthalben befand sich die polnische Bevölkerung wieder in großer Aufregung. Endlich ward zur Herstellung der Ordnung General Pfuel mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet. Derselbe erklärte die ganze Provinz in Kriegszustand, beugte durch Zersprengung einzelner Insurgentenhaufen dem drohenden kleinen Krieg vor, schlug eine größere Abtheilung derselben bei Obornik und Wreschen und drängte die Hauptcorps gegen die russische Grenze hin, so daß ihnen jetzt nichts übrig blieb, als Kapitulation. Ehe dieselbe aber zu Stande kam, zerstreuten sich die Aufständischen größtentheils nach allen Richtungen. Die preußischen Truppen nahmen den einzelnen Schaaren die Waffen ab und schafften sie in ihre Heimath oder nach Posen; nur einzelne Führer wurden zurückbehalten, aber auch gegen sie mit Milde verfahren. So erreichte der Aufstand gegen Mitte Mai sein Ende. Die nationale Reorganisation des Großherzogthums ward aber nicht aufgegeben. Eine vom General Schäffer als Reichskommissär später festgesetzte Demarkationslinie schied den zum deutschen

desgebiet geschlagenen Theil Posens von demjenigen, welcher unter eine nationale Selbstregierung gestellt werden sollte und in Kroscewski den Chef einer polnischen Verwaltung erhielt. Zugleich ward eine allgemeine Amnestie verkündigt. Die Demarkationslinie ward im Februar 1849 von dem frankfurter Parlament, unter dem Widerspruch der Demokraten und Ultramontanen, aber mit großer Mehrheit gut geheißen. Aber erst in der Sitzung der zweiten preußischen Kammer vom 14. Februar 1850 kam es in dieser Hinsicht zu einer Entscheidung, indem die Kammer die Einverleibung Posens in das Bundesgebiet beschloß, aber die Anträge auf Zerstückelung der Provinz verwarf. Seitdem war von der nationalen Organisation des Großherzogthums nicht mehr die Rede. Russisch-Polen ward in Folge der Verfügung, daß die Zolllinie zwischen Polen und Rußland fallen sollte, dem letztern immer mehr einverleibt. Auch Galizien ward in Gemäßheit der österreichischen Gesammtstaatspolitik mit dieser Monarchie immer mehr verschmolzen, ganz auf österreichischem Fuß organisirt, und zwar durch große Unternehmungen, namentlich Eisenbahnbauten, gefördert, aber mit Unterdrückung alles national-polnischen Wesens.

Vgl. **Rulhière**, Histoire de l'anarchie de P. et du démembrement de cette république, Par. 1807, 4 Bde.; **Oginski**, Mémoires sur la P. et les Polonais depuis 1788—1815, das. 1826, 4 Bde.; **Derselbe**, Observations sur la P. et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc., das. 1827; **Ronpell**, Geschichte von P., Hamb. u. Gotha, Bd. 1, 1840; **Spazier**, Gesch. des Aufstandes des polnischen Volks in den Jahren 1830-31, Altenb. 1832, 3 Bde.; **Soltyk**, La Pologne, précis historique, politique et militaire de sa révolution etc., Par. 1833, 2 Bde.; **Brzozowski**, La guerre de P en 1831, Lpz. 1833; ferner die Originalwerke von **Naruszewicz**, **Niemcewicz**, **Bandtke** und **Mickiewicz**.

Polenta, in Italien gewöhnliche Speise, bestehend in einem Brei von Maisgrütze, wozu gesottene Milch gegossen wird. Nach dem Erkalten wird der Brei steif und kann in Stücke geschnitten und in Butter gebacken werden. Jetzt wird die P. häufig auch aus geriebenen und gedörrten Kartoffeln bereitet.

Polenz, Fluß im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, entspringt auf dem Hohberg, vereinigt sich mit der Sebnitz und mündet unter dem Namen **Lasbach** unterhalb Schandau in die Elbe.

Polewoi, **Nikolai Alexejewitsch**, russischer Schriftsteller, geb. 1796 in Sibirien, kam 1811 in Handelsgeschäften nach Moskau, wo er wissenschaftliche Vorlesungen hörte, lebte von 1812—15 abwechselnd in Petersburg, Kursk und am Don und kehrte 1815 nach Irkutsk in Sibirien zurück. Aber im kaufmännischen Geschäfte keine Befriedigung mehr findend, widmete er sich mit Eifer wissenschaftlichen Studien und siedelte 1820 nach Moskau über, wo er von 1825—34 den „Moskauer Telegraphen" herausgab, ein ... das ihm den Namen eines Begründers der neuern russischen Journalistik erwarb. Seit 1838 lebte er in Petersburg, wo er das Journal „Der Sohn des Vaterlandes" redigirte und 1846 †. P.'s dramatische Stücke fanden zu ihrer Zeit viel Beifall; einige derselben, wie „Paraschа", „Großväterchen der russischen Flotte" u. a., haben sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten. Von seinen historischen Arbeiten ist die unvollendete „Geschichte des russischen Volks" hervorzuheben; eine einzelne Episode derselben behandelte er im „Fall und Ende Menschikows". Auch verfaßte er eine Biographie Suwarow's (deutsch von de la Croix, Riga 1850). Auch sein Bruder, **Alexejewitsch P.**, der eine Zeit lang Buchhändler in Moskau war, hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht.

Polhöhe (Elevatio poli), der Bogen eines Meridiankreises, um welchen für einen bestimmten Ort der Weltpol über den Horizont erhaben ist. Die P. und die Aequatorshöhe machen zusammen immer 90°, d. h. die eine ist das Komplement der andern. Ist die P. = 0, so ist die Aequatorshöhe = 90°, und umgekehrt.

Polias (gr.), Beschützerin der Stadt, Beiname der Athene.

Policandro (sonst **Pholegandros**), griechische Insel im Archipel, zum Departement der mittlern Cykladen gehörig, hat einen Flächenraum von 1 □Meile mit 1500 Einw. und bringt Getreide, Wein, Oel und Baumwolle hervor. Die gleichnamige **Stadt** liegt auf der Nordseite der Insel, mit den Ruinen des alten Pholegandros.

Policastro, Stadt in der neapolitan. Provinz Principato-citeriore, südwestlich von Bonati, unweit der Küste, ist Bischofssitz mit Kathedrale, hat ein Seminar, einen sichern Hafen, Alterthümer, lebhafte Fischerei und 420 Einw.

Police (v. Franz.), die Urkunde über einen Versicherungsvertrag, welche der Versicherer dem Assekuraten ausstellt, enthält die Klauseln und Bedingungen, unter denen der Versicherer den Werth des versicherten Gegenstandes ersetzen will; s. **Assekuranz**.

Polich, s. v. a. gemeiner Polei, Mentha Pulegium *L.*

Policinell, s. **Pulcinella**.

Polidoro da Caravaggio, s. **Caldara**.

Polignac, alte Adelsfamilie Frankreichs, stammt vom gleichnamigen Schlosse im Departement Oberloire, in der Nähe von Puy-en-Velay. Als 1385 die männlichen Nachkommen dieses Geschlechts ausstarben, substituirte die Familie Guillaume's de Chalençon, welcher sich mit einer P. verheirathet hatte und die Hinterlassenschaft der erloschenen Familie ererbte, den Namen P. dem ihrigen. Geraume Zeit hindurch blieben die P.s unbekannt, bis ein Sohn Armands XVI., aus dessen Vermählung mit Jacqueline de Grimoard hervorgegangen, das Geschlecht P. aus der Dunkelheit hervorzog. Merkwürdig sind: **Melchior de P.**, der erwähnte Sohn Armands, den 11. Oktober 1661 zu Puy-en-Velay geboren, ward Geistlicher und lenkte zuerst die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. auf sich, als er in der Eigenschaft eines Abbé mit dem Kardinal Bouillon auf eine geschickte Weise die

Verhandlungen betrieb, welche damals zwischen dem französischen Hofe und dem Papst Alexander VIII. gepflogen wurden. Ludwig XIV. schickte ihn daher 1693 als Gesandten nach Polen, wo er durch seine Gewandtheit und durch Bestechung zuerst den polnischen König Sobieski von Oesterreich abwenden und auf die Seite Frankreichs ziehen, sodann nach dem Ableben jenes Königs dem französischen Prinzen Condé die Krone Polens verschaffen sollte. Da ihm weder das Eine, noch das Andere gelang, so fiel er bei Ludwig XIV. in Ungnade und wurde bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1698 in seine Abtei Bonport verbannt. Nachdem der König wieder günstiger gegen ihn gestimmt worden war, wurde er 1706 von ihm nach Rom und dann zu den Friedensunterhandlungen nach Utrecht gesandt. Er war dies Mal glücklicher und wurde zur Anerkennung seiner Verdienste zum Kardinal erhoben und mit mehren Pfründen beschenkt. Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans als Anhänger des alten Hofs in die Verschwörung des Fürsten Cellamare verwickelt, ward er von Neuem in seine Abtei verwiesen, erhielt aber die Bewilligung, 1725 als französischer Botschafter sich nach Rom zu begeben. Hier that er sich durch seine Kunstliebe und durch die Sorgfalt hervor, welche er auf Erhaltung und Sammlung von Antiquitäten verwandte. Im J. 1726 wurde er mit einem Erzbisthum ausgestattet, wohin er von Rom 1732 zurückging. Er † den 20. November 1741. Großen Ruhm erlangte sein Gedicht: „Anti-Lucretius, sive de Deo et natura“ (Par. 1747 u. ö., 2 Bde.), das die Widerlegung der alten Philosophie bezweckte. **Jules de P.**, Enkel des Vorigen, wurde in den Grafen- und später 1780 in den Herzogsstand erhoben. Seine Gemahlin, **Gabriele Yolande Martine de Polastron**, welche 1750 geboren war und die er 1767 ehelichte, war 1775 von P.s älterer Schwester, Diane, an den Hof gebracht worden, wurde die Busenfreundin der Königin und Erzieherin ihrer Kinder. Dadurch bereicherte sie ihre Familie, die vorher nicht eben in glänzenden Umständen gelebt hatte, und verschaffte ihr ein bedeutendes Gewicht. Die P.s waren es vorzüglich, welche im Einverständnisse mit den Prinzen des königlichen Hauses und namentlich mit dem Grafen Artois die Königin fortwährend umlagerten, Intriguen gegen volksfreundliche Minister schmiedeten und den schwachen Ludwig XVI. lenkten. Daher traf sie mit Recht der Haß des Volks. Als die Revolution ihren Anfang nahm, entfloh die Familie P. bereits im Juli 1789 mit dem Prinzen Condé und dem Grafen Artois aus dem Lande. Die Herzogin † aus Gram über die weitere Entwickelung der Revolution am 9. December 1793 zu Wien, und Jules de P. wanderte nun mit seinen Söhnen Armand, Camille und Jules und der Herzogin von Guiche, seiner Tochter, zum Czaren nach Petersburg, der sie mit dem Heimathsrechte und mit reichen Gütern in Litthauen und der Ukraine beschenkte. Später gingen die Söhne Jules' de P. mit ihrer Schwester nach England zu den Bourbonen. Im J. 1803 begab sich letztere nach Frankreich zur Gemahlin Napoleons I., um durch diese die Rückkehr der Bourbonen zu erwirken, wurde aber alsbald wieder aus Frankreich verwiesen. Nach der Restauration zum Pair von Frankreich ernannt, † Jules P. am 21. September 1817 in Rußland. Von seinen Söhnen wurde der erste, **Armand Jules Marie Héraclius, Graf von P.**, den 17. Januar 1771 geboren, wie sein Bruder Jules, im Februar 1804 in Paris gefangen genommen, weil er in die Verschwörung Pichegru's (s. d.) und Cadoudals (s. d.) verwickelt war. Die zur Untersuchung der Verschwörung besonders niedergesetzte Kommission erkannte ihn als einen der Hauptschuldigen und sprach den 9. Juni die Todesstrafe über ihn aus. Indeß wurde sie nicht an ihm vollzogen, da seine aus Batavia gebürtige Gemahlin, die bedeutenden Vermögensverlust durch die Revolution erlitten hatte, durch Vermittelung der Kaiserin Josephine erlangte, daß das Todesurtheil in Verurtheilung zum Gefängniß bis zum Eintritt des Friedens verwandelt wurde. Nachdem sich Napoleon mit Marie Luise vermählt hatte, wurden die beiden P.s, die erst in Ham und dann, trotz des eingetretenen Friedens, im Temple, später zu Vincennes sich in Haft befunden hatten, in einem Detentionshause von Paris gefangen gehalten. Da in demselben Hause der Revolutionsversuch Mallets (s. d.) entworfen wurde, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch an dieser Konspiration Theil nahmen. Sie gelangten erst 1814 durch die Flucht in Freiheit, gingen nach Vesoul zum Grafen Artois und waren die Ersten, welche zu Paris, wohin sie von Vesoul aus mit geheimen Aufträgen gereist waren, die weiße Kokarde trugen. Armand und seine Brüder waren nach Vertreibung Napoleons I. die eifrigsten Anhänger des Absolutismus. Ersterer erkannte die Konstitution nicht an und befand sich unter den Verschwornen des Pavillon Saint-Marsan, welche es auf die Freiheit des Volks abgesehen hatten. Armand wurde 1815 als Abgeordneter vom Departement der Oberloire in die Kammer gewählt, wurde Adjutant und Feldmarschall des Grafen Artois und, nachdem dieser König geworden war, Großstallmeister. Da sein Vater zum erblichen Pair von Frankreich ernannt worden war, so erbte er als erstgeborner Sohn 1817 diese Würde. Mit Karl X. reiste er nach der zweiten französischen Revolution ins Exil, wurde durch eine Verfügung Ludwig Philipps am 20. August 1830 seiner Adjutanten- und Feldmarschallsstelle entsetzt, dagegen aber 1838 vom König von Bayern mit dem Fürstentitel beschenkt. Er † den 2. März 1847. Sein Bruder, **Jules Auguste Armand Marie**, zuerst Graf, hernach Fürst von P., geboren am 14. Mai 1780, hatte als Knabe seinem Vater im feierlichen Eid Haß der Revolution versprechen müssen und saß wegen seiner Theilnahme an der Konspiration Cadoudals, obschon ihm nur eine zweijährige Haft zugesprochen worden war, bis 1814 gefangen, wo es ihm gelang, mit seinem Bruder aus dem Gefängnisse zu entkommen. Unter Ludwig XVIII. wurde er sogleich zum Feldmarschall gemacht und 1814 nach Rom gesandt, wo er sich als Anhänger des äußersten Absolutismus zeigte. Von Ludwig XVIII. zum Pair

von Frankreich erhoben, wollte er angeblich wegen vorgeblicher Gewissensskrupel die Konstitution nicht beschwören, bis ihm der Papst seine religiösen Bedenken beseitigte. Im J. 1820 erhob ihn der Papst wegen seines Eifers für die katholische Kirche zum römischen Fürsten. Gern wollte ihm der Graf Artois, der in sehr vertrauter Freundschaft mit der Mutter Jules', der Herzogin von P., gestanden hatte und nun seine Liebe auf deren zweiten Sohn übertrug, ein Ministerportefeuille verschaffen; aber der König Ludwig XVIII. verstand sich bloß dazu, denselben 1823 mit einer Gesandtschaftsstelle am Hofe zu London zu betrauen. Auch besaß P. weder die erforderlichen Talente, noch die unentbehrlichen Kenntnisse, um einen Ministerposten zu bekleiden, und selbst Karl X. getraute sich nicht, seinen als ausgemachten Jesuiten in Frankreich verschrieenen Favoriten ins Ministerium zu bringen. Nur als (1829) der Minister des Auswärtigen, Laferronay, wegen Krankheit seine Funktionen nicht mehr versehen konnte, versuchte ihn der König an dessen Statt mit der vakant gewordenen Ministerstelle zu betrauen, stieß aber bei den übrigen Mitgliedern des Ministeriums, wie bei der öffentlichen Stimmung, auf solche Schwierigkeiten, daß er davon abstand. P. ging darauf wieder nach London, kehrte im Juli nach Paris zurück und ward endlich am 8. August zum Minister des Auswärtigen und zum Ministerpräsidenten ernannt. Auf diesem Posten war er der eigentliche Urheber der berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, welche den Sturz Karls X. zur Folge hatten. P. ging zwar als Begleiter Karls X. mit nach Cherbourg, verließ ihn jedoch wieder und wurde den 15. August 1830 zu Saint-Lô, wo er, obschon er als Lakai verkleidet war, erkannt wurde, unter großem Tumult arretirt und in das Gefängniß von Vincennes gebracht. Während der Prozeßverhandlungen über ihn und seine Mitangeschuldigten mußte er im Gefängniß des Luxembourg verweilen. Sein Vertheidiger war sein früherer Gegner Martignac, der Alles aufbot, um seine Freilassung oder eine gelinde Strafe zu erwirken; indessen wurde er am 21. December aller seiner bürgerlichen Rechte beraubt und mit lebenslänglicher Haft belegt. Bis zum 29. November 1836, an welchem ihn eine Amnestie befreite, saß er mit seinen Mitschuldigen Guernon de Ranville, Chantelauze und Peyronnet im Gefängnisse zu Ham, wo er sich eifrig den Studien widmete. Nach seiner Freilassung begab er sich nach England. Ein Erzeugniß seines Gefängnißlebens sind die „Considérations politiques“ (Par. 1832). Der jüngste Sohn der Familie P., Camille Henri Melchior, den 24. December 1781 geboren, theilte während der Revolutionszeit und unter der Kaiserherrschaft im Allgemeinen das Loos der übrigen Glieder seiner Familie, wurde in der Restaurationsperiode Oberst, hierauf Feldmarschall und zuletzt Gouverneur von Fontainebleau und Kammerherr des Dauphins. Er begleitete nach der Julirevolution Karl X. ins Exil und wurde deshalb seiner militärischen Würden entsetzt.

…nano, Stadt in der neapolitanischen …ra-di-Bari, am adriatischen Meer, südöstlich von Bari, ist Sitz eines Bischofs, der sich aber gewöhnlich zu Mola aufhält, hat Fischfang, Seehandel u. 7100 Einw.

Poligny, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Jura, an der Glantine, mit Unterpräfektur, Collége, Gesellschaft für den Ackerbau, Weinbau, Fabriken für Fayence, Oel, Leder, Salpeter, Färberei, Handel und 6500 Einw.

Poliklinik (ambulatorische Klinik), s. Klinik.

Poliment, eine Masse aus rothem Bolus, etwas Röthel, Wasserblei und Baumöl, worauf die Vergoldung gesetzt wird.

Polin (Ruthenium), neues, von G. Osann in Würzburg und Claus in Kasan in den Rückständen des Platins entdecktes Metall. Bis jetzt ist es nur gelungen, es als ein schwarzgraues Pulver darzustellen, das bedeutend leichter als das Iridium ist. Es gibt, je nachdem es mit Säuren ꝛc. verbunden wird, die verschiedensten Farben, als prachtvoll lasurblau, indigoblau, pomeranzenroth, sammetschwarz, dunkelbraun, kirschroth, gelb, grün. Zersetzt, sind ein Paar Milligramme im Stande, $^1/_2$ Pfd. Wasser fast undurchsichtig zu machen.

Polino, kleine, vulkanische, wasserlose u. menschenleere griechische Insel im Archipelagus, zum Departement der mittlern Cykladen gehörig, ernährt nur einige wilde Ziegen (Polyägus).

Poliorcetes, d. i. Städtebezwinger, Beiname Demetrius' I., Königs von Macedonien (s. d.).

Poliren, die Kunst, einen von Natur harten und rauhen Gegenstand, vorzüglich Stein, Glas, Holz, Horn und Metall, glatt und glänzend zu machen. Das P. geschieht auf sehr verschiedene Art. Bei Blechen und Metallwaaren geschieht das P. zum Theil dadurch, daß sie mit einem Hammer (Polirhammer) bearbeitet werden, der auf seiner Bahn bauchig und sehr glatt ist. Eisen und Stahl wird mit Schmirgel und Baumöl, mit zerstoßenem Blutstein und Branntwein oder mit Zinnasche und Wasser polirt, Gold mit gebranntem Hirschhorn oder Blutstein, Silber zuerst mit Bimsstein, dann mit Tripel und Kohle von weichem Holze und zuletzt mit in Regenwasser aufgelöster venetianischer Seife; Kupfer wird vorher mit Essig und Salz gebeizt, damit es die Politur unter dem Hammer gut annehme; Messing wird mit feinem Formsand und Baumöl, oder mit Tripel und Baumöl polirt, Marmor mit Schmirgel, Glas mit Zinnasche, Horn mit gepulvertem Bimsstein und Tripel, oder nur mit Kreide und gelöschtem Kalk und dann mit Baumöl. Die feinen Holzarten werden, nachdem sie geglättet sind, mit Polirwachs gerieben, welches aus gelbem Wachs, braunem Kolophonium bei einem gelinden Feuer zusammengeschmolzen ist und wozu noch etwas Kienöl gegossen wird. Das Auftragen dieses Wachses geschieht mit einem wollenen Polirlappen. Außerdem kann man hierzu auch Politur, eine Auflösung von Schellack in starkem Weingeist, verwenden; man erzielt durch diese Politur mehr Glätte und Glanz, aber sie fordert bedeutend mehr Arbeit. Holz und Horn reibt man vor dem P. mit Schachthalm ab.

Polirer, derjenige Geselle bei den Maurern

und Zimmerleuten, welcher bei der Ausführung der Bauten die übrigen Gesellen und Handlanger zu beaufsichtigen hat und der nicht allein befähigt ist, einen Bau dem Riß und der Vorschrift gemäß, sondern auch einen Riß und Anschlag selbst auszuführen; gewöhnlich sind es junge Leute, die sich zum Meisterexamen vorbereiten.

Polirerde (**Polirroth**), eine erdige Masse, (caput mortuum, Todtenkopf, Kalkothar), welche nach der Destillation des Scheidewassers in der Retorte zurückbleibt, wenn Vitriol zu dem Salpeter genommen ist, wird zum Poliren des Glases und des Stahls verwandt.

Polirmaschine, Maschine, durch welche das Poliren verschiedener Gegenstände mittelst einer drehenden Bewegung bewirkt und erleichtert wird.

Polirpapier, ein mit Bimssteinpulver (oder Knoblauch und Weingeist) und Leinöl gefirnißtes, wohl auch mit gepulvertem Glas, gepulvertem Schmirgel oder abgelöschtem Feuerstein oder Quarz überzogenes Packpapier, das zum Poliren verrosteter Waaren benutzt wird.

Polirroth, ausgeglühtes Eisenoxyd, wird zum Poliren von Metallen, Steinen, beim Glasschleifen rc. verwendet.

Polirschiefer, derbes, dünnschieferiges Mineral mit feinerdigem Bruche, von 1,5—2,0 Härte, ist sehr zerbrechlich und leicht in dünne, scheibenförmige Stücke theilbar, von wenig über 1 Gewicht, gelblichweiß oder gelblichgrau, matt, undurchsichtig, etwas abfärbend, nicht oder nur wenig an der Zunge hängend. Nach Bucholz enthält es 79,0 Kieselerde, 1,0 Thonerde, 1,0 Kalk, 4,0 Eisenoxyd und 14,0 Wasser und besteht aus mikroskopischen Infusorienpanzern. Es findet sich in Lagern unter der Dammerde, bei Bilin in Böhmen, Planitz in Sachsen, am Habichtswald in Hessen, bei Menat in der Auvergne rc. und gehört zu den tertiären Gebilden. Es wird zum Poliren des Metalls gebraucht.

Polirstahl, ein keilförmiger oder auch viereckiger Stab von Achat oder Eisen und Stahl, zum Poliren von Metallarbeiten rc., entweder gerade oder gebogen; dann ein stählernes Werkzeug in Gestalt einer ovalen Vogelzunge, womit der Kupferstecher fehlerhafte Striche in der Kupferplatte wieder ebnet.

Polirstein, runder oder halbrunder, in einen hölzernen Griff eingefaßter Kiesel- oder Feuerstein, dient zum Poliren zinnerner Waaren.

Politesse (franz.), Glätte, blankes Ansehen; Geschmeidigkeit, Höflichkeit.

Politik (v. Gr., Staatskunst), ein Haupttheil der Staatswissenschaft, welcher von den Mitteln handelt, mit deren Hülfe der Staat seine Aufgabe zu lösen sucht. Da die Wahl unter diesen Mitteln stets von gegebenen Umständen abhängt, so läßt sich kein allgemein gültiges Schema derselben aufstellen, wie aber auch andererseits die P. nicht lediglich als Klugheitslehre aufgefaßt werden darf, welche nur darüber Aufschluß zu geben hätte, wie die Staatsgewalt ihre Zwecke am leichtesten und sichersten realisiren könne. Die wahre P. setzt nie außer Augen, daß sich die wahren Zwecke des Staats nur in Uebereinstimmung mit dem im Volke herrschenden Rechtsgefühl erreichen lassen, und nur solche Zwecke, die mit diesem im Einklang stehen, erstrebt werden dürfen. Aber sie zieht die Natur des Staats, die Bedingungen seiner Subsistenz, die in ihm wirksamen Kräfte, den Charakter der Staatsinstitutionen, überhaupt alle seine Lebensäußerungen sorgsam in Betracht, um daraus die Normen für seine Verwaltung nach innen und außen abzuleiten. Sie fußt auf dem durch Nachdenken und Erfahrung zu ergründenden Gesetz des Kausalzusammenhangs und strebt, das wirkliche Daseyn des Staats und das Wesen der in ihm wirkenden Momente zu erkennen und zu begreifen, und stellt sich demnach als eine wesentlich untersuchende, analytische Wissenschaft dar, erhebt sich aber auch zur praktischen Synthese, indem sie den Blick zu Erkenntniß des Möglichen, Nothwendigen und Zweckdienlichen und der dem zu erreichenden Zwecke adäquaten Mittel schärft und also ein wesentlicher Bestandtheil ächter staatsmännischer Bildung ist. In diesem Sinne ist die P. in Schriften selten behandelt worden, noch seltener in systematischer Durchführung. Das erste derartige Werk, die „Politik" des Aristoteles, ist noch jetzt eine reiche Fundgrube politischer Lehren, sowie auch von den Geschichtschreibern der Alten, die in politischem Geiste geschrieben haben, namentlich einem Thucydides, Polybius, Tacitus, und von den Rednern Vieles für P. zu lernen ist. Nicht zu übersehen sind dabei die in gleichem Geiste verfaßten Werke neuerer Historiographen, unter welchen wir nur Gibbon, Hume, Bolingbroke, Robertson, Joh. von Müller, Schlözer, Spittler, Schlosser, Ranke rc. nennen. Berühmt, aber auch berüchtigt ist Machiavelli's P., welche alle im Staatsleben wirksamen Kräfte, namentlich auch die menschliche Natur mit ihren Schwächen in kalte Berechnung nimmt, um gewissermaßen die Theorie der Begründung unumschränkter Herrschaft darauf zu basiren. Ein würdigeres Ziel der P. und den Weg zu dessen Erreichung hat Montesquieu gezeigt. In seinem Geiste behandelte auch Zachariä diesen Zweig der Staatswissenschaft. Trefflich ist Dahlmanns Darstellung der Verfassungspolitik des Konstitutionalismus, neben der besonders noch Türkheims Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik auszuzeichnen sind. Bei Anderen wiegt bald eine rein juristische, bald eine schulphilosophische Ansicht der Staatsverhältnisse zu sehr vor, als daß sie zu einer wahrhaft praktisch-politischen Auffassungsweise derselben durchgedrungen wären. Uebrigens hat man zuvörderst zwischen innerer und äußerer P. oder der P. des inneren und des äußeren Staatslebens zu unterscheiden. Die erstere betrachtet den Organismus des Staats und die in diesem und im Volke gemeinschaftlich enthaltenen Bedingungen der rechtlichen Fortbildung des inneren Staatslebens; die letztere handelt von den Grundsätzen für die Wechselwirkung und Verbindung des einzelnen Staats mit den übrigen neben ihm bestehenden Staaten, sowie von den Grundsätzen für Anwendung des Zwanges bei zu befürchtenden und schon geschehenen Rechtsverletzungen. Die innere P. zerfällt in Verfassungs- und Verwaltungspolitik. Auf erstere beschränken sich die meisten neueren Bear-

beitungen der P. unter den Deutschen und Franzosen, während die Engländer, dem Beispiele der Alten folgend, Verfassung und Verwaltung, als wohl in der wissenschaftlichen Betrachtungsweise unterscheidbar, aber im Leben in einander eingreifend, auf gleiche Weise berücksichtigten. Die Verwaltungspolitik ist theils eine allgemeine, welche systematisch und in einiger Vollständigkeit nur von Malchus („Die P. der inneren Staatsverwaltung", Heidelb. 1823, 3 Bde.) und Bülau („Die Behörden in Staat und Gemeinde", Lpz. 1836) bearbeitet worden ist, theils eine besondere der einzelnen Verwaltungszweige. Letztere hat sich zum Theil zu besonderen Wissenschaften entwickelt. So gibt es eine P. der Justizpflege, um die sich unter Andern Beccaria, Filangieri, Bentham, Zachariä, Mittermaier Verdienste erworben haben, eine P. der Polizei (Polizeiwissenschaft), die namentlich von R. Mohl bearbeitet worden ist, eine bisher in selbstständiger Weise eigentlich noch gar nicht bearbeitete Kulturpolitik, eine Wirthschaftspolitik (Volkswirthschaftspflege), eine Finanzpolitik (Finanzwissenschaft), eine Handelspolitik und eine Militärverwaltungspolitik.

Politische Arithmetik, s. Bevölkerung.

Politisches Gleichgewicht, ein derartiges Machtverhältniß einer Mehrheit neben einander bestehender Staaten, vermöge und in Folge dessen kein einzelner von ihnen die Selbstständigkeit oder die wesentlichen Rechte des andern, ohne wirksamen Widerstand zu finden und mithin Gefahr für sich selbst befürchten zu müssen, auf die Dauer zu beeinträchtigen im Stande ist. Der Gedanke eines politischen Gleichgewichts kam in den italienischen Händeln am Ende des 15. Jahrhunderts, wo das komplicirtere und kombinirende Verfahren der neueren Politik sich zuerst kund gibt, auf und bahnte sich von da bald in die weiteren Kreise der europäischen internationalen Staatsverhältnisse Bahn. Gegen Karl VIII. von Frankreich, der als Erbe der Ansprüche des Hauses Anjou auf den Thron von Neapel seine kühnen Eroberungspläne zuerst in Italien auszuführen gedachte, trat damals die erste große Koalition, das Werk seiner früheren italienischen Bundesgenossen, in die Schranken, und zwar mit solchem Erfolg, daß fortan nicht allein das vielgespaltene Italien seine Selbstständigkeit durch Errichtung von Koalitionen zu retten suchte, sondern auch die Großmächte selbst, ihrer völkerrechtlichen Stellung mit Recht mißtrauend, sich gegen einander auf demselben Wege sicher stellen wollten. Das bei der anschwellenden Macht des habsburgisch-spanischen Hauses zum ersten Male drohende Gespenst einer Universalmonarchie war ganz geeignet, jener Idee des politischen Gleichgewichts bei den für ihre Selbstständigkeit besorgten Kabinetten Eingang zu verschaffen. Während diese und andere Koalitionen nur den Zweck verfolgten, keine einzelne Macht zu einem entschiedenen Uebergewichte kommen zu lassen, brach sich auf Seiten der Großmächte allmählig die Ansicht Bahn, daß man auf dem Wege der Uebereinkunft eben sowohl vereinzelte und minder mächtige Staaten unterdrücken und sich dann durch Theilung der gemeinsamen Beute vergrößern, als Angriffe von außen abwehren könne und dürfe, und so kam jenes Theilungssystem auf, welches in der That das Gleichgewichtssystem so gut wie abrogirte. Der erste Angriff in diesem Sinne geschah auf Oesterreich nach Karls VI. Tode, und wenn auch der habsburgische Länderkomplex durch den Muth und die Anhänglichkeit kräftiger Volksstämme an das alte Herrscherhaus vor der drohenden Zerstückelung bewahrt wurde, so drängte sich doch Preußen unter Friedrich II. in die Reihe der Großmächte ein, als welche sich fortan Oesterreich, Rußland, England, Frankreich und Preußen gerirten. Da der Plan, Preußen in seine frühere Unbedeutendheit zurückzuwerfen, scheiterte, fiel das in sich zerrüttete Polen als erstes Opfer. Frankreichs Kriegsstärke nach der französischen Revolution warf zwar die bisherigen Kombinationen über den Haufen, und die Diplomatie erklärte daher das bisher befolgte System des politischen Gleichgewichts bereitwillig für eine Chimäre und das Daseyn Eines überwiegenden Staats für die einzig mögliche Bedingung eines dauernden Friedens; Napoleons I. Sturz gab aber die Leitung der Angelegenheiten Europa's in die Hände derselben fünf Großmächte zurück, welche vor der großen Katastrophe die entscheidende Stimme geführt hatten, u. das Princip des Gleichgewichts mußte von Neuem die Grundlage der diplomatischen Erörterungen abgeben. Soll das politische Gleichgewicht auf einem festeren Grunde beruhen, als auf dem zufälligen Umstande, daß die gegenseitige Eifersucht zwischen den Mächten zu stark ist, um gemeinsame Unterdrückungspläne unter ihnen aufkommen zu lassen, so muß der im Staatensysteme vorherrschende Wille auf Erhaltung der Unabhängigkeit und der wesentlichen Rechte jedes einzelnen Staates gerichtet seyn, und es müssen diesem Willen die dazu erforderlichen Mittel und Kräfte zu Gebote stehen, die wiederum durch die materielle, geistige und sittliche Organisation der Staaten bedingt sind und zu deren Bemessung in verschiedenen Perioden und unter verschiedenen Verhältnissen auch verschiedene Momente in Betracht gezogen werden müssen. Aber auch mittelst der genauesten Abwägung der Staatskräfte wird sich nie der Zustand verwirklichen lassen, den man sich von einem politischen Gleichgewicht als Ziel vorsetzte, vielmehr ist es die wesentliche Bedingung für die Herstellung eines solchen, daß der in jedem besonderen Staate herrschende Gesammtwille innerhalb der ihm zugewiesenen Grenzen der Größe und des Rechts sich befriedigt fühle und daß er diese Grenzen eben so wenig zu überschreiten geneigt seyn könne, als etwa ein Individuum dahin streben mag, sich in eine fremde Persönlichkeit umzusetzen, oder als im organisch gegliederten Körper des Einzelnen sich das Haupt in den Rumpf oder die Füße in Hände zu verwandeln suchen. Eine solche Befriedigung wird aber nur da vorhanden seyn, wo die politischen Grenzen mit den Naturgrenzen zusammenfallen, wo auch in der Verkettung der Staaten der Geist, der in jedem besonderen Staatskörper waltet, sich als das ein natürlich begrenztes Theilganzes belebende und beseelende Princip begreift und empfindet.

Politschka (Policzek), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pardubitz, südwestlich von

Leutomischl, mit 2 Vorstädten, 4 Thoren, einiger Befestigung, Dechanteikirche, Begräbnißkirche, Rathhaus, Salzmagazin, Flachsbau, Spinnerei, Leinweberei, Bleichen, Jahr- und Wochenmärkten und 3670 Einw.

Politur, der Glanz oder die Glätte, welche ein Gegenstand auf seiner Oberfläche durch das Poliren (s. d.) annimmt; Firniß für feinere Tischlerarbeiten (s. Firniß); bildlich die Abgeschliffenheit, Feinheit im äußern Wesen, welche den Weltmann zu charakterisiren pflegt.

Politz, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Gitschin, Hauptort der gleichnamigen Stiftsherrschaft, mit Kirche und Kapelle, Spital, Wochenmärkten, Garn- und Leinwandhandel und 1550 Einw.

Politz, Mischung von Kreide, Tripel und Schwefel, oder auch von Alaun, Weinstein und Spießglas, die mit gleichen Theilen Urin und Wasser gekocht ist und mit welcher die Silber- und Goldfarbe gehoben wird. Daher Politzen, Silber- und Goldwaaren vor dem Poliren mit P. arbeiten.

Polizei, die Gesammtheit aller jener verschiedenartigen Anstalten und Einrichtungen, welche bezwecken, durch Verwendung der Staatsgewalt diejenigen Hindernisse der allseitigen Entwickelung der menschlichen Kräfte zu entfernen, welche durch die Kraft der Einzelnen gar nicht, oder nur unvollständig, wohl aber durch die Anwendung der Gesammtkraft der Staatsbürger beseitigt werden können (Mohl). Während der Rechtsschutz und die Strafgewalt ausschließlich Befugnisse der Justiz sind, hat die P. vorbereitend, unterstützend, beaufsichtigend nur in so weit Handlungen vorzunehmen, die der Justiz zuständig sind, als sie von letzterer Auftrag und Befehl erhält. Haussuchungen, Konfiskationen, Verhaftungen, steckbriefliche Verfolgungen, polizeiliche Fahndungen sind daher in der Regel nur auf richterlichen Befehl vorzunehmen. Ungleich schwieriger, als die Trennung der Justiz von der P. ist die Feststellung des Verhältnisses zwischen der eigentlichen Verwaltung und der P. Hier greift so viel in einander über, und die aus der obersten Regierungsgewalt abgeleiteten Befugnisse sind so unbestimmt auf Verwaltung und P. vertheilt, daß das unterscheidende Merkmal oft unter der Hand verschwindet. Seitdem man aber die Trennung der Staatsgewalt in 3 Gewalten, Gesetzgebung, Rechtspflege, Regierung, annahm, bildete die P. eine Unterabtheilung der letztern. Es verstand sich dabei von selbst, daß das für die P., vordem insbesondere, so weit es ihre Thätigkeit betraf, beanspruchte Recht der Gesetzgebung (Polizeigesetzgebung) ganz allein der gesetzgebenden Gewalt zufiel, der es nunmehr zukam, die Zuständigkeit der P. aus der bisher geübten Willkür in bestimmte und faßliche Regeln zu bringen. Trennt man nun von dem großen Umfang der P., wie man ihn früher anzunehmen beliebte, das eigentliche Strafrecht, die Polizeistrafgewalt, und die Polizeigesetzgebung ab, so bleibt die aus der ausübenden oder Regierungsgewalt abfließende Verwaltungs- und Aufsichtsbefugniß allein übrig. Geht man daher auf obigen Begriff der P. zurück, so wird der Verwaltung nur die Sorge für das Gesammtinteresse des Staates u. die Regelung der Verhältnisse in Beziehung des Staates als Ganzen zu den einzelnen Theilen zustehen, der P. dagegen die Obsorge für das Einzelwohl durch die Kräfte der Gesammtheit. In der Praxis aber pflegt man der P. die Befugniß der bloßen Sicherheitspolizei u. alle sonstigen Funktionen der Verwaltung zu überlassen. Mohl nimmt drei Hauptrichtungen an, in welchen sich die Thätigkeit der P. bewegt: einmal in Bezug auf die physische Persönlichkeit des Staatsbürgers (Bevölkerungs-, Gesundheits- und Armenpolizei), dann in Bezug auf die sittliche Ausbildung (Sittenpolizei) und endlich in Bezug auf das Verhältniß zur Güterwelt (Gewerbe-, Handelspolizei ꝛc.). Die Bevölkerungspolizei legt ihren Maßnahmen Volkszählungen, Geburts- u. Sterberegister, Trauungs-, Auswanderungs- u. Einwanderungslisten zu Grunde. Die Anstalten, die hieher gehören und den Zuwachs der Bevölkerung erleichtern sollen, sind Wittwen- u. Waisenkassen, Versorgungsanstalten, Findelhäuser ꝛc. Der Gesundheits-(Sanitäts-)polizei liegt theils die Beseitigung aller der Gesundheit schädlichen Nachtheile, theils die Aufbringung von Mitteln zur bessern Erhaltung der Gesundheit ob. Sie bezweckt Reinlichkeit im Allgemeinen, Erhaltung reiner, gesunder Luft, Herstellung gesunder Wohnungen, Beschaffung gesunder Lebensmittel, Vorkehrungen gegen schädliche Thiere und Pflanzen, Verhütung ansteckender Krankheiten ꝛc. und hat Beerdigungsanstalten, Leichenhäuser, Rettungsanstalten für Scheintodte, Krankenhäuser, Entbindungsanstalten, Hebammenschulen, Irrenhäuser und Alles, was sonst hier einschlägt, unter ihrer Obhut. Die Gewerbepolizei beschäftigt sich mit den Mitteln zur Beförderung u. Erleichterung des industriellen Verkehrs, beaufsichtigt Zünfte und Innungen, den öffentlichen Verkehr, Associationen ꝛc. und hat alles Das vorzukehren, was dem Gewerbebetrieb förderlich ist. Hierher gehört auch die Handels- und Fabrikpolizei. Die Armenpolizei hat es eben sowohl mit Verhütungsmaßregeln gegen Ueberhandnahme der Armuth, als mit der Sorge für die bestehende Armuth zu thun und überwacht daher Armen- und Arbeitshäuser, Besserungsanstalten, öffentliche Almosenanstalten, Armenkassen, Armentaxen und sonstige Einrichtungen für die gemeine Noth. In Bezug auf Gemeinschäden ist vornehmlich die Feuerpolizei von Wichtigkeit, in sofern sie Maßregeln zur Verhütung und Löschung des Feuers, zur Rettung der Personen und Sachen zu treffen hat, sowie die Wasserpolizei, in sofern sie für Abwendung und Beseitigung der Wassergefahr durch Ufer- und Wasserbauten, Ueberbrükkungen und hierher gehörige Rettungsanstalten Sorge zu tragen hat. Die Landwirthschaftspolizei hat die Förderung der Landwirthschaft zur Aufgabe. Hut- und Triftgerechtsame, Urbarmachungen aller Art, Bodenkultur, Güterzerschlagung, Benutzung und Gebrauch neuer Erfindungen und Instrumente, Anlegung von Flurbüchern, Vermessungen der Feldmarken sind die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Fürsorge. Auch die Rindviehzucht, die Art der Fütterung, die Viehmärkte, die Vorkehrungen gegen Viehkrankheiten, Vieharzneischulen, Viehassekuranzen, die

Pferdezucht, Schafzucht, Bienenzucht, Jagd und Fischerei sind hieher zu beziehen, namentlich aber die Forstpolizei, die sich mit der Holzkultur, der Holzabschätzung, dem Holzschlag und dem Holzvertrieb beschäftigt, und die Bergpolizei, die ihre Thätigkeit auf den Berg- u. Hüttendienst, auf den Betrieb des Bergbaues, die Anlage der Gewerkschaften, die Obsorge für die Bergarbeiter und die Erhaltung der Bergregalien richtet. Die Sittenpolizei, welcher die Fürsorge für die zur Geistesausbildung nothwendigen Anstalten und Anordnungen obliegt, überwacht alle Schul- und sonstigen Bildungsanstalten, Bibliotheken, Kunstsammlungen, öffentliche Schaustellungen, Theater, Koncerte, Presse rc. Eine Abart u. ein Mißbrauch der P. ist die geheime (hohe) P., die es sich zur Aufgabe macht, durch ein geordnetes Spionirsystem die Staatsangehörigen, sowie Auswärtige in ihrem Treiben zu beobachten, besonders um die politische Stimmung derselben kennen zu lernen, etwaige Verschwörungen zu entdecken und zur Anzeige zu bringen. Um ihren Zweck zu erreichen, bedarf die geheime P. vieler kluger, gewandter Köpfe, die sie aber, da Spionerie und Angeberei bei allen Rechtschaffenen verhaßt und verachtet sind, unter notorisch ehrlosen und anrüchigen Personen suchen muß. Indem aber der Staat dergleichen Individuen in seinen Sold zieht, verliert er in den Augen des Publikums an Würde und macht auch seine öffentlichen Polizeibeamten anrüchig, abgesehen davon, daß er dadurch in Gefahr kommt, alle Geselligkeit, ja selbst die Heiligkeit des Familienlebens zu untergraben und Mißtrauen und verbissenen Groll überall auszusäen. Gewinnsucht und eine schlechte Art Ehrgeizes verlockt überdies Polizeispione, die sogenannten Agents provocateurs, oft, Verbrechen zu veranlassen, Verschwörungen erst zu stiften, um sie denunciren und das Blutgeld beziehen zu können. Polizeigesetze finden sich schon in Aegypten und bei den Hebräern, sowie später bei den Griechen und Römern. Im Mittelalter verschwand die P. fast ganz, oder bestand nur theilweise und nothdürftig in reichen Handels- und Seestädten, oder in besonders kräftig gebildeten monarchischen Staaten, z. B. unter den Frankenkönigen, deren Kapitularien Spuren von Polizeigesetzen enthalten. In Deutschland erschienen 1548 und 1577 Reichspolizeiordnungen, und ähnliche Erlasse tauchten in Frankreich unter Franz I. und Katharina von Medicis auf, die von Richelieu u. Mazarin weiter ausgebildet wurden. Eine wissenschaftlichere Behandlung erfuhr die Polizeiwissenschaft erst später; die praktische P. beschränkte sich noch lange Zeit darauf, Bettler und Gauner von einem Ort zum andern zu schaffen, den lärmenden Gassenbuben nachzujagen, die Straßen u. Wirthshäuser von Betrunkenen zu säubern, dann und wann schlechtes Bier oder zu leichtes Brod zu konfisciren und bei öffentlichen Festlichkeiten das Volk im Zaume zu halten. Die geheime P. ist so alt als die Gewaltherrschaft. Vgl. Mohl, Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats, 2. Aufl., Tüb. 1844—45, 3 Bde.; Zimmermann, Die deutsche P. im 19. Jahrhundert, Hannov. 1845, 2 Bde.; Funke, Das Wesen [illegible] Lpz. 1844.

Polizeibeamte, die bei der Polizei, namentlich den niederen Zweigen derselben, angestellten Personen. An der Spitze derselben steht gewöhnlich in größeren Staaten ein Polizeiminister, während in andern dessen Geschäfte mit dem Ministerium der Justiz oder des Innern vereinigt sind. In kleineren Staaten steht ein Polizeidirektor (Polizeipräsident) der Polizei vor; auch führt der erste Polizeibeamte zuweilen diesen Titel. Dieser Polizeidirektor, der in kleineren Orten Polizeiinspektor od. Polizeikommissär heißt, steht in größeren Städten an der Spitze des Polizeibureau's, auf dem die Funktionen der niederen Polizei vereinigt sind. Den Titel Polizeirath (oder auch Polizeiinspektor und Polizeikommissär) führen hie und da auch die angesehensten Gehülfen des Vorsitzenden. Dem Polizeibureau ist auch meist ein Polizeisekretär beigegeben. Zur Ausführung der vom Bureau ausgehenden Befehle dient ein militärisch organisirtes Polizeicorps, dessen Unteroffiziere Polizeiwachtmeister, Polizeisergeanten, die Gemeinen Polizeisoldaten heißen u. eine eigne, ausgezeichnete Uniform haben. Diese niederen Beamten heißen in manchen Städten auch Polizeidiener, worunter man aber auch nur die Aufwärter des Bureau's versteht. Die Ausübung der Landespolizei ist gewöhnlich einem Feldjäger- oder Gensdarmeriecorps übertragen.

Polizeistaat, im Gegensatz zum Rechtsstaat derjenige Staat, in welchem die Freiheit der Staatsbürger durch polizeiliche Ueberwachung u. Präventivmaßregeln in der Ausübung ihrer Rechte beschränkt wird; s. Polizei.

Poliziano, Angelo (lat. Angelus Politianus), einer der Wiederhersteller der klassischen Literatur im 15. Jahrhundert, wurde 1454 in Monte Pulciano, einer kleinen Stadt Italiens, geboren. Schon als Jüngling begann er die zwar unvollendet gebliebenen, aber durch Anmuth, Bilderreichthum und Erfindungsgabe glänzenden „Stanze per la giostra di Giuliano de' Medici" (Pad. 1728), ein Gedicht, welches in Oktaven den von Giuliano Medici in einem Ritterspiel davongetragenen Kampfpreis feiert. P. kam als Erzieher der Kinder Lorenzo's Medici in dessen Haus, wo er sich ganz dem Studium der alten Klassiker hingeben durfte. Im Jahre 1480 wurde er Docent der griechischen und römischen Literatur auf dem Lyceum von Florenz und zog hier aus allen Ländern, wo die griechische und römische Literatur wieder Eingang fand, wißbegierige Schüler herbei. Doch wurde P. wegen seines Ruhmes vielfach beneidet, angefeindet und verleumdet, was ihn so trübsinnig und lebenssatt machte, daß, nachdem sein Freund und einstiger Lehrer, Pico von Mirandola, und Lorenzo von Medici gestorben waren, 1494 der Gram auch seinem Leben ein Ziel steckte. Unter seinen lateinischen Uebersetzungen griechischer Klassiker sind besonders die Uebersetzung des Historikers Herodian (Rom 1493) u. die des Callimachus bemerkenswerth. Letztere gelangte durch Bandini's Ausgabe (Flor. 1764) zur Oeffentlichkeit. Wichtig für Erklärung alter Schriftsteller sind seine „Miscellanea" (Flor. 1489) und seine auf den Grund der Quellen gestützten „Scriptores rei rusticae". Seine latei-

nischen Epigramme, Oden und Elegien zeichnen sich durch Fluß der Rede und Zierlichkeit der Darstellung aus. Ebenso hat er in lateinischer Sprache eine kurze Schilderung der Verschwörung der Pazzi („Pactianae conjurationis commentariolum“, Flor. 1478, Neap. 1769, Pisa 1800) geliefert, welche zwar nicht vorurtheilsfrei, aber in musterhafter Latinität geschrieben ist. Gelegentlich verfaßte er auch kleine Poesien in italienischer Sprache, die unter seinen poetischen Leistungen am höchsten stehen. Sie kamen gesammelt heraus (Flor. 1513, Mailand 1808, Flor. 1814, 2 Bde., und 1816, 2 Bde.). Sein Drama „Orfeo“ (Siena 1512, Vened. 1776, beste Ausg. Padua 1749), welches er in zwei Tagen verfertigte, ist ohne poetischen Werth und nur deshalb bemerkenswerth, weil es für Italien das erste dichterische Produkt dieser Gattung ist. Großen Nutzen hat er durch seine geschichtlichen und antiquarischen Forschungen und neuen Beleuchtungen des römischen Rechts und durch den besonderen Fleiß, den er auf die einzelnen Gesetze desselben verwandte, gestiftet. P.s sämmtliche Schriften erschienen zu Basel 1653. Vgl. Bonafus, De Ang. P. vita et operibus, Par. 1845.

Polizza (ital.), gedruckter Wechselkurszettel; Wechselbrief; Schein eines Notars über Protestirung eines Wechsels; Aufsatz über einen Kontrakt; Frachtbrief über eine Schiffswaarenladung; s. v. a. Police.

Polizzi, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Palermo, südlich von Cefalu, mit 5800 Einw., Hauptstadt eines Distrikts.

Polk, James Knox, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1845—49, wurde am 2. November 1795 in der Grafschaft Mecklenburg in Südcarolina geboren. Sein Vater, der aus einer ursprünglich irländischen Familie stammte, zog 1800 nach Tennessee u. erwarb hier eine große Farm. Für seinen Beruf wurde P. auf der Universität von Nordcarolina gebildet, wo er sich durch seinen Fleiß u. seine Fortschritte besonders im Studium der Mathematik auszeichnete. Im Jahre 1820 wurde er bei den Gerichten des Staats Tennessee als Advokat zugelassen und erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis. Im Jahre 1829 wurde er zum Vertreter der Grafschaft Maury in die gesetzgebende Versammlung seines Staats gewählt und that sich als solcher durch Rednertalent und Geschäftstüchtigkeit hervor. Sein Einfluß trug sehr viel dazu bei, daß der General Jackson aus dem Privatleben in die politische Laufbahn überging. Im August 1830 wurde P. Mitglied des Kongresses und verfocht hier die Principien der Demokratie mit Konsequenz. Im Jahre 1832 wurde er in das Finanzkomité gewählt und verfaßte hier den Minoritätsbericht gegen die Vereinigtestaatenbank. In Folge dieses Berichts bildete sich eine heftige Opposition in seinem Wahlbezirk gegen ihn. Als er jedoch an seine Wähler appellirte, ging seine Wiederwahl mit großer Mehrheit durch. Im folgenden Jahre wurde P. Vorsitzender des genannten Komité's und wirkte hauptsächlich zum Sturze der Bank mit. Im Jahre 1835 wurde er mit großer Mehrheit zum Sprecher des Hauses der Repräsentanten gewählt. Mit ausgezeichneter Geschicklichkeit leitete er hier die Verhandlungen, wofür ihm am Schluß der Session von 1837 einstimmiger Dank votirt wurde. Im März 1839 zum Gouverneur von Tennessee gewählt, trat er als Bewerber um die Vicepräsidentenstelle auf, unterlag aber den Whigs und ging in Folge des Unterliegens der demokratischen Partei auch seines Amtes als Gouverneur verlustig. Aber im Mai 1844 stellte ihn der in Baltimore versammelte demokratische Konvent als Kandidaten für die Präsidentschaft auf. Da die Partei, welche bisher zwischen van Buren und Cass geschwankt hatte, auf seine Seite trat, so schlug er seinen Mitbewerber Clay mit 170 gegen 105 Stimmen aus dem Felde. Unter seiner Präsidentschaft ward der Krieg mit Mexiko energisch fortgesetzt und im darauf folgenden Frieden Neumexiko und Kalifornien der Union gewonnen. Die seit langer Zeit mit England schwebenden Differenzen über das Oregongebiet wurden durch einen ehrenvollen Vergleich erledigt. Als P. am 4. März 1849 das Staatsruder seinem Nachfolger Taylor übergab, waren die öffentlichen Angelegenheiten der Union im günstigsten Stande. Nach Tennessee ins Privatleben zurückgekehrt, † P. schon den 15. Juni 1849 zu Nashville. Ohne hervorragende Geisteseigenschaften, zeichnete sich P. eben sowohl durch gesunden praktischen Verstand, als durch Rechtschaffenheit des Charakters aus. Sein Privatleben wurde in jeder Beziehung als musterhaft anerkannt.

Polka, Modetanz der neuesten Zeit, stammt, wie der Walzer, aus Böhmen, und zwar aus der Umgegend von Gitschin, und hat den Namen von dem in ihm waltenden Halbschritte (Pulka, böhmisch, s. v. a. Hälfte). Nachdem dieser Tanz 1835 in Prag Eingang gefunden, wurde er 1839 durch eine Abtheilung des Musikcorps des prager Scharfschützencorps unter Leitung Perglers nach Wien verpflanzt. Im Jahre 1840 tanzte Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, die P. auf dem Odeontheater zu Paris mit großem Erfolg, und seitdem verbreitete sich dieselbe rasch über die Länder der civilisirten Welt. Sie wird nach sehr einfacher Musik im Zweivierteltakt getanzt und gleicht dem Ecossaisenwalzer, nur daß die Pas mehr markirt werden und der Tänzer den Fuß in die Höhe zieht und ihn hörbar wieder niedersetzt. Durch Balletmeister kamen unter Aufnahme einzelner Pas aus anderen slavischen Tänzen mehre Abarten der P. auf, so die Polka hongroise, P. bohémienne, P. masurka 2c.

Polkwitz, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, mit Mauern und Pallisaden, katholischer und evangelischer Pfarrei, Stadtgericht, Untersteueramt, Garnison, Spital, Tuchmanufakturen und 2700 Einw. P. steht, wie Schilda, Schöppenstädt, Krähwinkel 2c., in dem Ruf thörichter Streiche.

Polla, la, Flecken in der neapolitanischen Provinz Principato-citeriore, am Negro, der hier unter die Erde geht, mit 3600 Einw.

Pollack, Leopold, tüchtiger Genremaler, 1806 zu Lodenitz in Böhmen geboren, bildete sich auf der Akademie zu Prag, dann seit 1831 zu München und seit 1833 zu Rom, wo er bald neben den vorzüglichsten Malern seines Faches genannt

wurde. Seine Bilder sind von poetischer Auffassung, auf das Gefälligste geordnet, vollkommen in Zeichnung und malerischer Behandlung. Die vorzüglichsten unter seinen Bildern sind der junge Italiener, der einem Mädchen gegenüber das Tambourin schlägt, der Hirtenknabe aus der Campagna di Roma, u. der Schiffer, wie er sein über dem Erwarten am Brunnen entschlummertes Mädchen mit Lautenspiel weckt.

Pollajuolo, Antonio und Pietro del, zwei Künstler von Florenz, jener Bildhauer, Maler, Medailleur und Kupferstecher, dieser Bildhauer und Maler, beide wenig im Alter verschieden. Pietro erlernte um 1443 bei Andrea del Castagno die Malerei. Antonio eröffnete in Florenz eine glänzende und reiche Goldarbeiterbude und galt bald für den ersten Meister dieses Kunstzweiges. Der Umstand aber, daß viele seiner kunstreichsten Arbeiten eingeschmolzen wurden, bewog ihn, sich nicht weiter mehr mit dieser Kunst zu beschäftigen. Er vereinigte sich nun mit seinem Bruder und arbeitete mit diesem gemeinschaftlich für verschiedene Kirchen. Die berühmteste von Antonio's Arbeiten ist die neuerlich restaurirte Altartafel der Familie Pucci in der Servitenkirche zu Florenz mit der Marter des heiligen Sebastian, 1475 gemalt, abgebildet in der „Etruria pittrice“, von C. Lasinio gestochen. Trefflich sind auch zwei kleine Bilder in der florentiner Gallerie, die Erlegung des Antäus und der Hydra darstellend, abgebildet in der „Galleria di Firenza“. Im Auslande sind die Gemälde der P. selten. Die Pinakothek zu München besitzt deren drei: die Vermählung des heiligen Franz mit der Armuth, denselben Heiligen, wie er einem jungen Mönche das Joch des Ordens auflegt, und die Heiligen Georg und Sebastian u. Maria mit dem Kinde auf dem Throne. Im Museum zu Berlin ist das lebensgroße Temperabild des heiligen Sebastian; in der Liverpoolinstitution zu London eine Pietà, der todte Heiland auf dem Schooße der auf dem Grabe sitzenden Maria, mit der Kreuzigung in der Ferne. Antonio's plastische Werke befinden sich in Rom, wohin er 1484 von Innocenz VIII. berufen wurde. Er fertigte hier das Grabmal des Papstes Sixtus IV. in der Peterskirche. Antonio P. ist auch einer der ältesten Kupferstecher und Nielleure Italiens. Bekannt sind sein Hercules im Kampfe mit Antäus, die Gladiatoren und die Marter des heiligen Lorenz. Die Brüder P. starben kurz nach einander 1498 zu Rom, Antonio im 72., Pietro im 65. Jahre.

Polle, Marktflecken im hannöverischen Fürstenthum Kalenberg, an der Weser, Hauptort u. Sitz eines Amtes (mit 4470 Einw.), hat eine Hauptzoll- und Steuerreceptur, Papiermühle, Kohlenhandel, Schifffahrt, Strumpfstrickerei und 1230 Einw.

Pollen, s. v. a. Blüthenstaub, s. Pflanze.

Pollentia, Stadt der Statielli in Ligurien, am Zusammenflusse der Sturia mit dem Tanarus, später römische Municipalstadt, deren Dekurionen und angesehenste Einwohner von Tiberius mit lebenslänglichem Kerker bestraft wurden und bei welcher Stilicho einen Sieg über den Westgothen Alarich erfocht. Jetzt Polenza.

Pollenza, Stadt im Norden der spanischen Insel Mallorca, mit Tuchweberei, Korbflechterei, Wein- und Oelhandel und 7300 Einw. Die gleichnamige Bucht ist weit und sicher, ausgenommen im Nordosten.

Pollerskirchen, Marktflecken im österreich.-böhmischen Kreis Pardubitz, mit Schloß, Pfarrei, 3 Glasschleifmühlen, Glasfabrik und 960 Einw.

Pollex (lat.), der Daumen, später s. v. a. Uncia des Längenfußes, s. Uncia; in der botanischen Terminologie die Daumenbreite, die Breite od. besser die Länge des vordern Gliedes am Daumen, = 1 Zoll.

Pollex pedis (lat.), die große Fußzehe.

Pollicitation (v. Lat.), Versprechen; in der Rechtswissenschaft das einem Gemeinwesen in eigener Person (nicht schriftlich) gemachte Versprechen, das der dasselbe Leistende (Pollicitator) zu erfüllen verbunden ist. Im Falle der Verarmung kann er sich jedoch durch Hingabe von $1/_5$ seines Vermögens davon befreien.

Pollinktur (v. Lat.), die Leichenwäsche, die Einölung todter Körper.

Pollio, römischer Feldherr und Staatsmann, s. Asinius.

Pollnow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Schlawe, an der Grabow, hat ein Stadtgericht, Untersteueramt, Tuchweberei und 1450 Einw.

Pollok, Robert, englischer Dichter, den 19. Oktober 1798 zu North-Moorhouse bei Eaglesham in der schottischen Grafschaft Renfrew geboren als der Sohn eines kleinen Pächters, genoß den dürftigen Unterricht einer Dorfschule u. entschloß sich erst im 17. Jahre, Theologie zu studiren, trat 1815 in die Schule zu Fenwick ein u. bezog 1817 die Universität zu Glasgow. Sein Dichterruhm gründete sich auf das Gedicht „The course of time“, ein religiöses Lehrgedicht, das von dem geistigen Leben und der geistigen Bestimmung des Menschen handelt. Es erschien 1827 und erlebte bis 1843 die 16. Auflage. Der Dichter selbst genoß aber diese Erfolge nicht; schon lange kränklich, suchte er Genesung im Süden von England, † aber den 18. November 1827 zu Shirley-Commor bei Southampton. Sein Bruder, David P., beschrieb sein Leben (Edinb. 1843).

Polltax (engl.), Kopfsteuer, bezeichnet in England jetzt, da bei den Parlamentswahlen die Zahl der Stimmenden (der Köpfe) entscheidet, das Wahlregister, sowie auch den Wahlakt.

Pollutionen (v. Lat.), unwillkürliche Samenentleerungen, erfolgen bei Männern u. Jünglingen, welche sich des Beischlafs enthalten, von Zeit zu Zeit im Schlafe und sind dann als normaler und wohlthätiger Ersatz des Beischlafs zu betrachten. Verschieden davon und krankhafte Erscheinungen sind die P., welche bei Tage erfolgen und zwar in Folge bedeutender Schwäche der Genitalien und des Gesammtorganismus. Herbeigeführt wird ein solcher durch eine besondere Reizbarkeit des Nervensystems und schwächliche Konstistution, am häufigsten aber durch Onanie (s. d.). Die Prognose richtet sich nach dem Stande der Kräfte und ist bei sehr herabgekommenen Individuen entschieden ungünstig.

Pollux, s. Dioskuren.

Pollux, 1) Julius, aus Naucratis, griechischer Sophist und Grammatiker um 180 n. Chr., war Lehrer des Kaisers Commodus und erhielt

durch dessen Gunst ein öffentliches Lehramt zu Athen, wo er †. Er verfaßte ein lexikographisches Werk „Onomasticon" in 10 Büchern, das für uns von Wichtigkeit ist, da es eine Menge von Notizen, die sich auf das gesammte griechische und römische Alterthum beziehen, sowie auch Fragmente aus verlorenen Schriften u. dgl. enthält. Ausgaben sind: Venedig 1502, mit berichtigtem Text und lateinischer Uebersetzung von Seber (Frankf. 1608), mit reichhaltigem Kommentar von Lederlin und Hemsterhuis (Amsterdam 1706), von Dindorf (Leipz. 1825, 5 Bde.), und mit neuer Textrecension von J. Bekker (Berl. 1846).

2) Julius, christlicher Schriftsteller, Verfasser einer Chronik, welche besonders mit der Erschaffung der Welt u. später mit den kirchlichen Ereignissen sich beschäftigt u. in dem, was davon bis jetzt gedruckt vorliegt (von J. B. Bianconi, Bonn 1779, vollständiger von J. Hardt, München 1792), bis auf die Zeiten des Valens reicht, in einer zu Paris befindlichen Handschrift aber bis 963 n. Chr. fortgesetzt seyn soll.

Polna, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pardubitz, nordöstlich von Iglau, mit 2 Kirchen, Kapelle, bedeutender Tuchmacherei, Hut- und Leinwandfabrikation und 4920 Einw.

Polnische Hummel, s. v. a. Balalaika.

Polnische Literatur. Die Anfänge derselben reichen bis in die vorchristliche Zeit hinauf und bestehen in den ächt slavischen Elementen, welche in Volksliedern, Volkssagen und Sprüchwörtern von dem gemeinen polnischen Landvolke mündlich fortgepflanzt wurden. Erst in der neuesten Zeit ist man auf die Bedeutung dieser Ueberreste der volksthümlichen Geistesthätigkeit aufmerksam geworden. Sammlungen der poln. Volkslieder wurden mit großer Sorgfalt veranstaltet von Wojcicki in „Piesni Bialo-Crowatów" (Warschau 1836, 2 Bde.), von Waclaw in „Piesni polskie i ruskie ludu galicyjeskiego" (Lemb. 1833), von Vincenz Poll in „Volkslieder der Polen" (deutsch, Lpz. 1823). Wojcicki sammelte auch die Volkssagen in „Klechdy" (Warsch. 1837, 2 Bde., deutsch von Levestam, Berlin 1839). Als eines der ältesten Denkmäler der p.n L. betrachtet man das dem heil. Adelbert zugeschriebene Loblied auf die Maria, „Boga rodzica", das jedoch in der jetzigen Fassung jedenfalls erst aus dem 14. oder 15. Jahrhundert herrührt. Diese wirklich auf polnischem Grund und Boden entsprossenen Keime, die schon frühzeitig eine selbstständige Lebens- und Entwickelungsfähigkeit zu bethätigen begannen, hatten jedoch nicht Zeit, sich auf naturgemäßem Wege zu einer eigentlichen Literatur zu entfalten, da der eindringende römische Katholicismus und der durch ihn vorherrschende Gebrauch des Lateinischen hindernd dazwischentraten. Die lateinische Sprache ward bald öffentliche Geschäfts- und Urkundensprache; in ihr unterhandelte man mit fremden Mächten, verfaßte Gesetze und Privilegien, schlichtete Prozesse, wogegen die Landessprache, der sogenannte Sermo vulgaris, in Polen, wie anderwärts, bloß im gemeinen Leben zum Austausche der Gedanken gebraucht wurde. Die natürliche Folge dieser Lage der Dinge war, daß die ersten Schriftsteller Polens in lateinischer Sprache schreiben mußten. Die ersten Produkte dieser lateinisch-polnischen Literatur waren die aus dem 12. und 13. Jahrhundert herrührenden Chroniken des Martin Gallus (eigentlich Kurek, d. i. Hahn, um 1110—35), Vincenz Kadlubeks und Boguphals, Bischofs von Posen († 1253), sämmtlich abgedruckt in Mizlers Sammlung (Warschau 1761); ferner Marcin Strzebski's oder Polonus' († 1279), des Beichtvaters des Papstes Nikolaus III., „Chronicon summorum pontificum et imperatorum Romanorum" (Basel 1559). Förderung verdankte aber diese Literatur namentlich dem König Kasimir III., der 1347 die Universität Krakau stiftete, die, nachdem sie von Wladislaw Jagello 1400 vollständiger eingerichtet worden, sich rasch zu hoher Blüthe erhob und geraume Zeit den Centralpunkt alles wissenschaftlichen Lebens in Polen bildete. Namentlich wurden daselbst früh die mathematischen Wissenschaften angebaut, worin besonders Johannes Glogoviensis († 1507) und Wojciech Brudjewski († 1497), des Kopernikus Lehrer und Verfasser mehrer astronomischen Werke, glänzten. Um 1490 entstand die erste polnische Druckerei in Krakau, und aus dieser Zeit stammt das älteste noch vorhandene Dokument polnischen Schriftenthums, das in dem St.-Floriankloster bei Linz im Manuskript befindliche Psalterium der Königin Margarethe, der ersten Gemahlin Ludwigs I., Königs von Polen und Ungarn (herausgegeben vom Grafen Dunin Borkowski, Wien 1834), sowie die in Auftrag des Königs Alexander von Polen von Jan Laski, Erzbischof von Gnesen, veranstaltete Sammlung polnischer Gesetze.

Erst jetzt brach sich allmählig die polnische Sprache als Schriftsprache Bahn und erreichte bald einen verhältnißmäßig hohen Grad von Ausbildung. Es geschah dies im 16. Jahrhundert unter den Königen Sigmund I. (1507—42) und Sigmund II. August (1542—72), welche Zeit man daher wohl als das goldene Zeitalter der p.n L. bezeichnet. Dem Beispiele der wissenschaftliche Thätigkeit ungemein begünstigenden Herrscher folgten Magnaten, wie Jan Zamoyski, der 1594 in Zamosk eine Akademie stiftete. Auch die Reformation, die, von der Regierung stillschweigend begünstigt, raschen Eingang fand, trug viel zum Aufschwung geistiger Bildung in Polen bei. Insbesondere war es die Poesie, die schnell eine hohe Stufe der Vollendung erreichte. An der Spitze steht Nikolaus Rej, der Vater der polnischen Dichtkunst, der, geboren 1515 zu Zorawno in Kleinrußland und in Lemberg und Krakau gebildet, als Adeliger und Anhänger der Reformation am Hofe der genannten beiden Könige lebte und um 1568 starb. Seine satyrischen Gedichte „Wizerunek zywota czlowieka poczciwego" (Krak. 1560) und „Apoththegmata" (das. 1568) sind zwar in derber, rauher Sprache abgefaßt, aber voll heiterer Poesie. Nach ihm sind die Brüder Jan u. Piotr Kochanowski u. unter deren Nachfolgern Jan Rybinski, der sich auch in lateinischen Versen versuchte, Sep Szarzynski († 1581), dessen treffliche Gedichte von Muczkowski (Posen 1827) herausgegeben wurden, Kaspar Miaskowski (um 1610) und

Stanislaw Grochowski († 1612), der Verfasser gemüthvoller geistlicher Lieder, hervorzuheben. Noch sind zu nennen Szymon Szymonowicz, genannt Simonides († 1629), der durch seine lateinischen Oden sich den Namen des polnischen Pindar erwarb und dessen polnische Idyllen („Sielanki", neue Ausg., Lpz. 1837), in Theokrits Weise gehalten, noch jetzt gefallen, und sein Freund Szymon Zimorowicz († 1629), der Verfasser von noch originelleren Idyllen („Sielanki", neue Ausg., Lpz. 1836), sowie Sebastian Klonowicz, genannt Acernus, Rathsherr in Lublin von 1551—1608, Verfasser zweier polnischen Gedichte: „Flis" u. „Worek Judaczów" (Krakau 1829, Lpz. 1836) u. eines lateinischen Lehrgedichts voller Sarkasmen auf die katholische Geistlichkeit, betitelt „Victoria Deorum" (1600). In Folge der Verbreitung der Reformation regte sich das Bedürfniß kirchlicher Gesänge in polnischer Sprache, welchem zuerst Walenty Brzozowski († 1570 als Konsenior der krakauer Diöces) abzuhelfen suchte (Königsb. 1554). Eine andere Sammlung der Art rührt von Artomius her. Schon 1551 erschien zu Königsberg die erste polnische Uebersetzung des Neuen Testaments für Protestanten von Jan Seklucyan, der von Herzog Albrecht als Prediger von Posen nach Königsberg berufen worden war. Dann erschien zu Brzesk 1563 eine andere für socinianisch erklärte Uebersetzung des Neuen Testaments, woran auch Jan Laski Antheil hatte. Die ganze Bibel für Katholiken ward zuerst von Jan Leopolita (Krak. 1561), dann von Jak. Wuzek, einem der tüchtigsten Bekämpfer der Reformation († 1597), übersetzt. Letztere Arbeit (Krak. 1593 u. öfter) erinnert hinsichtlich ihrer kernhaften Sprache an Luthers Bibelübersetzung. Ein hervorragender Polemiker für den Katholicismus war auch Piotr Skarga († 1612), dessen Predigten in Rücksicht auf die Sprache als Muster geistlicher Beredsamkeit gelten. Unter den evangelischen Theologen machten sich als Schriftsteller einen Namen Jak. Niemojewski, Theophil Turnowski († 1608 als Sekretär der böhmischen Brüder in Polen) u. Andr. Wolan († 1610), reformirter Prediger in Wilna. Die Geschichte ward in polnischer Sprache zuerst von Marcin und Joachim Bielski („Kronika") bearbeitet. Ihnen folgten Lukasz Gornicki, Sekretär des Königs Sigmund August, welcher in seiner „Dzieje w koronie polskiéj" (Geschichte der Krone Polen, Krakau 1637, zuletzt Warschau 1804), welche die Zeit von 1538—72 behandelt, schon die Mängel der polnischen Verfassung freimüthig aufzudecken wagte, Maciej Stryskowski (1547—82), Archidiakonus in Livland, der eine „Chronik von Litthauen" (Königsb. 1582) schrieb, und Barthol. Paprocki († 1614), welcher außer mehren umfassenden genealogischen und heraldischen Werken als Hauptwerk eine „Herby rycerstwa polskiego" (Krakau 1584) hinterließ. Andere, wie Marcin Cromer, Stanislaw Orzechowski, schrieben die Geschichte Polens in lateinischer Sprache, letzterer „Annales Poloniae" (Dobromil 1611), welche die Zeit von 1548—52 mit großer Freimüthigkeit behandeln. Als Naturforscher erwarb sich Simon Syrenius, um 1590 Professor der Medicin zu Krakau und Verfasser einer Botanik, einen geachteten Namen. Sebastian Petrycy aber ist wegen seiner polnischen Uebersetzung aristotelischer Schriften zu nennen.

In Folge der auch in Polen eindringenden Jesuitenherrschaft (etwa von 1621—1750) begann auch in Polen der Verfall des wissenschaftlichen und literarischen Lebens. Zur Unterdrückung der Reformation stiftete der Kardinal Hosius 1566 das erste Jesuitenkollegium in Braunsberg, und bald bemächtigte sich der Orden der Bildungsanstalten, wodurch nicht nur alles freiere wissenschaftliche Streben aufgehalten, sondern durch Bevorzugung des Lateins und Vermischung desselben mit der polnischen Sprache letzterer Eintrag an ihrer Reinheit gethan wurde. Die Geschichtschreibung entartete zu schwülstiger Lobrednerei, die Poesie zu gehaltlosem Wortschwall aus, und nachdem es den Jesuiten gelungen war, das Ansehen und die Wirksamkeit der krakauer Akademie, der einzigen Pflegerin der Wissenschaft in dieser Zeit, zu lähmen, war jeder Aufschwung, zumal bei der eindringenden inneren Zerrüttung, lange Zeit zurückgehalten. Unter den Dichtern dieser Zeit steht der Jesuit Kazimierz Sarbiewski († 1640) obenan, der jedoch nur in lateinischer Sprache dichtete. Wespasian Kochowski († um 1700), der als Historiograph des Königs Johann Sobieski sich 1683 mit vor Wien befand, zeigt wohl poetische Wärme, aber auch schon Verderbniß der Sprache und geschmacklosen Bombast. Neben ihm sind zu nennen: Sam. Twardowski († um 1600), der eine Sendung in die Türkei, woran er Theil nahm, in Versen beschrieb (Wilna 1706); Krzystof Opalinski, Woiwode von Posen († 1655), Verfasser von „Satyry" (1652) voll scharfer Charakteristik, aber hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks verderbt; Alan Bardzinski, Chroscinski, der Uebersetzer des Lucanus, Ustrzycki, Morsztyn, der Uebersetzer des Corneille, und Elzbieta Druzbacka († 1760), die sich durch einfache und natürliche Poesie im Gegensatz zur herrschenden Zeitrichtung (neue Ausgabe Leipz. 1837) bemerklich machte. Der Jesuit Nagurzewski (1719—1811) übersetzte Homers „Ilias" und Virgils „Eklogen". Unter den Historiographen verdienen Erwähnung Pawel Piasecki, Szymon Starowolski († 1656), der mehre wichtige literarhistorische Werke und eine ausgezeichnete Statistik „Polonia, s. status regni Poloniae descriptio" (beste Ausg. Wolfenb. 1656) schrieb; Wijuk Kojalowicz, Jesuit († 1677), Verfasser einer Geschichte von Litthauen („Historia Lituania", Bd. 1, Danzig 1650; Bd. 2, Antw. 1669), wovon sich eine Uebersetzung in der „Allgemeinen Welthistorie" (Bd. 50) findet; Pasek, dessen Memoiren Raczynski herausgegeben hat; Jedrzey Wegierski († 1649), Verfasser einer „Slavonia reformata" (Amst. 1679), einer ausführlichen Geschichte der Dissidentenkirche; Lubienicki, Verfasser einer „Historia reformationis Poloniae" (Freist. 1685), der, von den protestantischen Theologen überall verfolgt, 1675 in Hamburg an Gift starb; Kasp. Niesiecki, Jesuit († 1743), Verfasser eines wichtigen Werkes über polnische Heraldik: „Korona polska" (Lemb. 1728—43, 4 Bde.).

Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nahm die p. L. einen neuen Aufschwung, theils in Folge des Einflusses der französischen Literatur aus Ludwigs XIV. Zeit, deren Kenntniß durch mehre Königinnen aus dem bourbonischen Hause, sowie durch Stanislaw Leszczynski's lothringischen Hof, wo sich viele Polen sammelten, vermittelt ward, theils durch die Begünstigung, die der König Stanislaus August und mehre Magnaten geschmackvollerer literarischer Thätigkeit zu Theil werden ließen. Namentlich half aber Stanislaw Konarski zur Reform mit. Dieser (1700 bis 1773), Mitglied des Piaristenordens, versuchte durch Reformation dieser Gesellschaft eine bessere Erziehungsmethode anzubahnen und stiftete für die Bildung des Adels ein Collegium nobilium in Warschau, welches insbesondere die Folge hatte, daß die Erziehung nicht mehr den Mönchsorden überlassen, sondern als Sache des Staats betrachtet wurde u. unter Stanislaus August eine Edukationskommission aus gebildeten und gelehrten Männern zusammentrat. Auch suchte Konarski das Studium der klassischen und alten p.n L. zu beleben, veranstaltete die Herausgabe älterer Schriftsteller, sammelte selbst die polnischen Konstitutionen und Statuten (Warsch. 1739, 6 Bde.) und schrieb eine große Anzahl pädagogischer, religiöser und oratorischer Werke. In dem Theater ein Mittel zur Hebung des gesunkenen Geschmacks erblickend, übersetzte er französische Dramen ins Polnische und trug viel zur Errichtung eines stehenden polnischen Theaters in Warschau bei (1765). Gleichgesinnte Männer förderten nach ihm das begonnene Werk. Unter diesen sind zu nennen: Onufry Kopczynski (1735—1817), Verfasser einer „Grammatyka norodowa“, worin zuerst eine grammatische Behandlung der polnischen Sprache versucht ward; Grzegorz Piramowicz († 1801), Verfasser vieler Schulschriften; Franc. Bohomolec, Jesuit und Uebersetzer französischer Theaterstücke (Warschau 1775, 5 Bde); Adam Stanislaw Naruszewicz, der Uebersetzer des Tacitus; Ignaz Krasicki, der Hauptrepräsentant der p.n L. jener Zeit. Als Dichter sind noch anzuführen: Stanislaw Trembecki († 1812), Verfasser eine „Zofiówka“, einer poetischen Beschreibung eines Gartens der Gräfin Sophia Potocka und lyrischer Gedichte („Poezye“, Warschau 1819, 2 Bde; neue Ausg., Lpz. 1836); Franc. Kniaznin, Verfasser von Dramen, Idyllen und Oden; Kajetan Wegierski († 1787 zu Marseille), dessen Hauptwerk „Organy“ (Warschau 1803) Boileau's komischem Gedichte „Le lutrin“ nachgebildet ist und dessen „Poezye“ (Lpz. 1837) ein anerkennenswerthes Talent verrathen; Cyprian Godebski († 1809), ein witziger und geschmackvoller Poet; Franc. Wezyk, Verfasser einer poetischen Beschreibung der Umgegend von Krakau („Okolice Krakowa“, Krakau 1833) und einiger Romane und Dramen. Als dramatische Dichter sind insbesondere noch namhaft zu machen: Aloyzy Felinski († 1820), Verfasser einer Tragödie „Barbara Radcziwillowna“; der General Ludwig Kropinski († 1844), Verfasser der „Ludgarda“; Ludwig Osinski († 1838), Uebersetzer des Corneille; der volksthümliche Boguslawski, der Verfasser des beliebten Drama's „Die Krakauer und die Choralen“.

Als die Stürme über Polen hereinbrachen, die den Untergang der Selbstständigkeit des Staats zur Folge hatten, suchten Viele Trost in den Wissenschaften. Noch 1801 stifteten die Historiker Thaddäus Czacki, Franciszek Dmochowski und der Bischof Jan Albertrandy die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Warschau, welche 1832 aufgehoben ward. Auch Joseph Maximilian Ossolinski, Hugo Kolontai und Stanislaw Potocki wirkten durch Schrift und Wort kräftig mit zur Erhaltung und Förderung polnischer Nationalität. Gerade zur Zeit des schwersten Drucks erhob sich diese in der Literatur zu europäischer Bedeutung. Den Uebergang zu dieser Zeit der höchsten Blüthe der p.n L. machen Karpinski, Woronicz, Niemcewicz und Kasimir Brodzinski, welche in der Poesie zuerst wieder dem nationalen Elemente Rechnung trugen. Wilna, wo sich junge Talente, Mickiewitz an der Spitze und gebildet durch die englische und neuere deutsche Literatur, sammelten, ward seit 1815 Centralpunkt der Regeneration der p.n L., die sich jetzt gerade, als Polen aus der Reihe der selbstständigen Staaten ganz ausgestrichen ward, von den Fesseln der bisher als Norm geltenden Klassicität der französischen Regelrichtigkeit befreite und eine nationale Richtung einschlug. Diese ward von ihren Vertretern mit Recht als eine romantische bezeichnet, in sofern sie Stoff und Form nicht aus der Fremde, sondern aus der Tiefe des menschlichen Gemüths und insbesondere der polnischen Volksthümlichkeit schöpfte. Diese romantische Schule ging aus dem sich entspinnenden Streit mit der klassischen als Siegerin hervor. Als Genossen und Nachfolger Mickiewicz' sind zuvörderst zu nennen Anton Malczeski, Seweryn Goszczynski, Bohdan Zaleski und Thomasz Padura („Pienia“, Lemb, 1842); ferner Anton Edward Odyniec, Verfasser mehrer Balladen und eines Drama's „Izora“ (gesammelt in „Poezye“, Posen 1833) und Uebersetzer von Byrons „Braut von Abydos“ und Walter Scotts „Jungfrau vom See“ (Lpz. 1838, 2 Bde.); Julian Korsak, Verfasser lyrischer und elegischer „Poezye“ (Posen 1833); Alex. Chodzko, Uebersetzer vieler orientalischen Gedichte und von „Poezye“ (Petersb. 1829); Alex. Groza („Poezye“, Wilna 1836); Lucyan Siemienski, Verfasser trefflicher Novellen und Uebersetzer der königinhofer Handschrift; Augustin Bielowski, lyrischer Dichter u. Uebersetzer von „Igors Zug gegen die Polowzer“ (Lemb. 1838); Antoni Gorecki, Verfasser sarkastischer Fabeln (Par. 1839); Stephan Garczynski, Verfasser feuriger Kriegslieder („Poezye“, das. 1833, 2 Bde.); Juliusz Slowacki, der fruchtbarste unter den neuern polnischen Dichtern. Am freiesten hat sich diese Dichterschule unter der polnischen Emigration in Frankreich entwickelt, woher auch die anonymen Produkte „Iridion in Rom“ (deutsch, Berlin 1845) und die „Ungöttliche Komödie“ (Paris 1837) rühren. Im Exil zu Paris lebt auch Michael Czajkowski, einer der besten polnischen Roman-

schreiber, neben dem in dieser Branche noch Graf Friedrich Skarbek u. F. Bernatowicz („Nalencz", deutsch von Schnaase, Lpz. 1834; „Pojata", deutsch, Lpz. 1834) zu nennen sind. Der neuesten Zeit gehört an Joseph Ignaz Kraszewski, Verfasser größerer epischer Gedichte und vieler Dramen, Erzählungen, Romane und historischer Werke. Als dramatische Dichter sind noch hervorzuheben Jan Nepomucen Kaminski, Uebersetzer schillerscher Dramen, Graf Alex. Fredro, Verfasser trefflicher Lustspiele („Komedye", 2. Aufl., Lemb. 1839, 5 Bde.), Joseph Korzeniowski, Verfasser guter Dramen, und der früh verstorbene Dominik Magnuszewski. Eine selbstständige Uebersetzung Shakespeare's lieferte Holowinski (Wilna 1844).

Auch in der wissenschaftlichen Literatur machte sich ein erfreulicher Aufschwung bemerklich. Unter den Geschichtschreibern ist Lelewel der hervorragendste, neben dem G. S. Bandtke, Maciejowski, Graf Eduard Raczynski und Graf Plater auf diesem und verwandten Gebieten zu nennen sind. Narbutt verfaßte eine umfangreiche Geschichte von Litthauen (Wilna 1837) und Lukaszewicz gab interessante, aus den Quellen geschöpfte Beiträge zur Reformationsgeschichte Polens. Surowiecki († 1827) verfaßte gute statistische Schriften; Golebiowski lieferte wichtige Beiträge zur Sittengeschichte Polens; Franc. Siarczynski bearbeitete in zwei Werken (Lemb. 1828 und Posen 1845) die Geschichte Sigmunds III.; Zoryan Chodakowski († 1825) machte sich um Erforschung der slavischen Vorzeit verdient. Ueber die Revolution gaben außer andern Emigranten Mochoacki, Wrotnowski und Karl Alex. Hoffmann interessante Aufschlüsse. Geringe Leistungen hat die p. L. in der Philosophie aufzuweisen; zu nennen sind hier nur Sniadecki, Goluchowski, Schellingianer u. Verfasser des Werks: „Die Philosophie im Verhältniß zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen" (Erlangen 1828), Karl Libelt, Joseph Kremer, Hegelianer, und Cieszkowski, Verfasser von „Prolegomena zur Historiographie" (Berlin 1838) und von „Ojeze nasz" (Paris 1848). Selbstständig suchte Trentowski in mehren deutschen Werken die neueste deutsche Philosophie zu bearbeiten; auch lieferte er eine Erziehungslehre „Chowanna" (2. Aufl., Pos. 1846). Auf dem pädagogischen Gebiete erwarb sich noch Klementine Hoffmann einen geachteten Namen. Für philologische Studien fehlte es in Polen an den dazu nöthigen besonderen Lehranstalten; doch haben Grodek, Trojanski, Wannowski u. A. auch bei deutschen Philologen Anerkennung gefunden. Die theologischen Wissenschaften werden in Polen ausschließlich vom streng katholischen Standpunkte aus bearbeitet. Als Kanzelredner werden Trynkowski u. Gawinski gerühmt. In der Naturwissenschaft sind Jarocki, Verfasser eines großen zoologischen Werks, Felix Zochowski, Verfasser einer Physik (Warschau 1842, 2 Thle.), J. R. Czerwiakowski, Verfasser einer Botanik der Phanerogamen (Krakau 1840—41, 2 Thle.), Pisulewski, welcher die Pflanzenphysiologie, Konst. Trizenhaus, welcher die Ornithologie (Wilna 1843) bearbeitete, sowie Walter in Paris und Zeiszner in Krakau zu nennen. Von den Zeitschriften, gegen 50, sind der posener „Jygodnik litterarki" und „Rok", der krakauer „Vesartalnik" und das wilnaer „Athenaeum" die bedeutendsten. Die polnische Literaturgeschichte bearbeitete Muczkowski. Unter den ältern Werken über dieselbe sind zu erwähnen: Bentkowski, Historya litteratury polskiéj (Warschau 1814, 2 Bde.); Ossolinski, Wiadomosci historyczno-kriticzne do dziejow litteratury polskiéj (Krakau 1819—21, 4 Bde.); Juszynski, Dykcyonarz poetow polskich; Chodynicki, Dykcyonarz uczonych Polakow (Lemb. 1833, 3 Bde.). Das neueste hierher gehörige Werk ist Wiszniewki's weitläufige „Historya litteratury polskiéj" (Krakau 1840 bis 1846, 7 Bde.).

Polnischer Reichstag, bildlich jede stürmische Versammlung, in der es zu keinem Beschlusse kommt.

Polnische Sprache, einer der ausgebreitetsten Zweige des slavischen Sprachstammes wird von Dobrowsky nebst der böhmischen Sprache als der westlich-slavische Hauptdialekt betrachtet. Die p. S. übertrifft fast alle andern slavischen Sprachen an Wohllaut und Biegsamkeit und wird an treffender Kürze schwerlich von einer andern Sprache übertroffen. Ihre Trennung vom gemeinschaftlichen Stamme verliert sich in das Dunkel der Vergangenheit. Schon im 12. Jahrhundert erscheint sie als eine selbstständig sich ausbildende, von den übrigen slavischen Mundarten abweichende Sprache, doch so, daß sie mit der böhmischen am meisten Aehnlichkeit hat. Sie wird in ganz Polen, dann in Westpreußen, Posen und den an Polen grenzenden Gegenden von Schlesien, hier aber größtentheils nur auf dem Lande mehr oder minder verderbt (Wasserpolnisch) gesprochen. Das polnische Alphabet ist: a, ą, b, ḃ, c, ć, d, e, ę, f, g, h, i, k, l, ł, m, n, ń, o, ó, p, r, s, ś, t, u, w, x, y, z, ź, ż. Die Buchstaben q und v kommen im Polnischen nicht vor; q wird durch kw, v aber durch f oder w ausgedrückt. Weiche Konsonanten heißen alle diejenigen, welche accentuirt oder gestrichen sind, als ć, ś, ń, ź, ść, śń, źć, źń und ł. Doppelkonsonanten sind cz, dz, sz, szcz, rz, st, sch, źć, źń. Harte Konsonanten heißen die, welche keinen Strich oder keinen Accent haben, als: ḃ, c, d, f, g, h, k, l, r, t, w, x, z, ż, cz, dz, sz, szcz, rz, st, sch. Einfache Vokale sind: a, ą, e, ę, i, o, ó, u, y; Doppellaute: ay, ey, iy, oy, óy, uy, yy, ia, ią, ię, io, ió, iu, iy; Dreilaute: iay, iey. Die p. S. hat, ohne sich eines Artikels zu bedienen, eine ganz ausgebildete Deklination in 7 Casus, nämlich außer den 5 schon aus der lateinischen Sprache bekannten noch einen besondern Casus Instrumentalis und einen Localis; für Thiere und leblose Gegenstände sind in mehren Casus noch besondere Formen vorhanden. Es gibt 3 Deklinationen nach der Zahl der Geschlechter. Diese Eigenthümlichkeiten finden nicht bloß beim Substantivum, sondern auch beim Adjektivum Statt, für wel-

ches außerdem eine besondere Form besteht, wenn es als Prädikat gebraucht wird. Eben so ausgebildet wie die Deklination ist auch die Konjugation, die viele der deutschen Sprache fremde Uebergänge und feine Nuancen in den Zeit- und Geschlechtsverhältnissen, sowie in den Modis durch besondere Formen auszudrücken vermag. Ungemein reich ist auch die Wortbildung. Die Wortstellung ist ziemlich frei. Einem Nichtgeübten scheint die p. S. wegen der zu großen Häufung der Konsonanten, besonders eines rz, sz, szcz und ähnlicher, sowie der Nasenlaute ai (gesprochen wie das französische on), i (gesprochen wie das französische in), hart und rauh; aber diese Härte verschwindet in dem Munde eines Eingeborenen, indem sie durch die dazwischen angebrachten Selbstlaute gemildert wird. In Hinsicht des grammatischen Baues kommt sie der lateinischen am nächsten, deren Einführung durch das Christenthum nach dem abendländischen Ritus auf sie einwirkte. Auch die Nachbarschaft der Deutschen, die fortwährenden Kriege mit den Türken und Tataren, sowie die nahen Verhältnisse mit Walachen und Franzosen, führten in die p. S. viele fremdartige Worte und Redeweisen ein. Unter diesem Druck seufzte sie bis ins 15. Jahrhundert, wo sie unter der Regierung der Jagellonen ihre ursprünglichen Rechte wieder zu erlangen anfing. Die Hussiten, welche auch in Polen eindrangen, suchten für ihre Lehre Anhänger aus allen Ständen zu gewinnen und erachteten es für das beste Mittel zur Erreichung des Zweckes, wenn sie sich in der Sprache des Landes vernehmen ließen. Sie waren daher die Ersten, die sich der p.n S. in ihren Schriften bedienten, u. legten daher zu ihrer Ausbildung den ersten Grund. Die Reformation that das Uebrige. Die Anhänger des neuen Glaubens bedienten sich, um desto sicherer auf das Volk einzuwirken, bei ihrer Liturgie ausschließlich der p.n S., in welcher sie Katechismen, Postillen, Gesangbücher, Uebersetzungen der heiligen Schrift, sowie ihre polemischen und apologetischen Bücher herausgaben und so ihren Gegnern die Nothwendigkeit auflegten, sich gegen sie derselben Waffen zu bedienen. Nicht wenig trugen endlich zum Anbau der p.n S. die von den Dissidenten errichteten Schulen bei, wo polnisch gelehrt wurde. Alle diese Umstände bewirkten, daß die Sprache der Polen sich immer mehr verbreitete, bereicherte und so schnell ausbildete, daß sie noch bei Lebzeiten des letzten Regenten aus dem jagellonischen Stamme († 1572) den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte und nächst der italienischen und spanischen für die ausgebildetste in Europa gehalten wurde. Seit dieser Zeit ward sie in ganz Polen die herrschende. Aber mit Erlöschen des jagellonischen Stammes trat eine ungünstige Epoche für sie ein. Die Wahlkönige aus fremden Häusern, welche die Sprache ihres Volkes nicht verstanden, die von den Jesuiten, in deren Hände die Erziehung und der Unterricht der Jugend kam, errichteten Schulen, das verderbliche Beispiel der nachbarlichen Deutschen und andere Umstände brachten die Landessprache immer mehr in Verfall und selbst dem Untergang sehr nahe. Durch panegyrischen Bombast und lateinische Floskeln entstellt, glich sie mehr einem schwülstigen Kauderwälsch, denn einer gebildeten Sprache. Bloß in dem Munde des Volks erhielt sie sich noch in ihrer alten Form und Reinheit. Aber die redlichen Bemühungen edeldenkender Gelehrten, von denen wir bloß den Piaristen Konarski († 1773) und den Bischof Zaluski († 1774) erwähnen, retteten sie von ihrem Untergange. Das Zeitalter des Königs Stanislaus August Poniatowski, welches die polnische Literatur mit den geistigen Schätzen des Auslandes bereicherte, reinigte auch die Sprache von den Makaronismen, bedrohte sie aber mit einer neuen Gefahr. Eine besondere Vorliebe für die französische Sprache, welche durch ausgewanderte Franzosen nach Polen verpflanzt und, durch die zur Mode gewordenen Reisen nach Paris noch mehr lieb gewonnen, bald zur Umgangssprache der gebildeten Klassen wurde, erzeugte unter denselben einen Kaltsinn gegen die polnische, welcher bald in eine Art von Verachtung ausartete. Die Stelle der verdrängten Makaronismen nahmen jetzt französische, mit dem Geiste der p.n S. sich nicht vertragende Formen ein, von welchem Fehler viele Schriftsteller jener Zeit nicht frei sind und welcher sich auch auf spätere Zeit verpflanzte. Desto größeren Dank verdienen ausgezeichnete Schriftsteller, wie Konarski, Krasicki († 1801), Naruszewicz († 1796), Niemcewicz, Karpinski († 1820), Kniaznin, Zablocki, der Grammatiker Kopczynski u. A., welche durch das fleißige Studium der Werke aus dem goldenen Zeitalter sich die Sprache jener glänzenden Periode anzueignen wußten und durch ihr Beispiel einen edlen Eifer unter den Literaten hervorriefen, der für die Erhaltung der Sprache in ihrer Reinheit und für ihre noch größere Ausbildung sehr heilsam wirkte. Die p. S. ist im ganzen Lande eine und dieselbe. Einzelne hie und da vorkommende Varietäten betreffen meistentheils die Aussprache oder einzelne Worte und deren Beugungen, werden aber in der Schriftsprache sorgfältig vermieden. Die noch am merklichsten hervortretenden Dialekte sind der großpolnische in Posen, der masurische in Masovien, der kleinpolnische, der wohlklingendste von allen, in Galizien, der litthauische, der von neuern Dichtern, z. B. Mickiewicz, auch in der Schriftsprache angewendet wurde, und der durch Germanismen entstellte preußische und schlesische. Unter den polnischen Grammatiken sind nächst der des Piaristen Kopczynski († 1817) die von Mrongovius (3. Aufl., Danzig 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich aber die von Bandtke (Bresl. 1808, neue Aufl. 1824), Mrozinski (Warsch. 1822), Poplinski (Lissa 1829) und Muczkowski (Krak. 1845) zu erwähnen. Tiefer ins Wesen der p.n S. suchte Szreniawa in seiner „Wortforschungslehre der p.n S." (deutsch, Lemb. 1842, 2 Bde.) einzudringen. Das umfassendste polnische Wörterbuch ist das von S. G. Linde (Warschau 1807—14, 6 Bde.). Unter den ältern polnisch-deutschen Wörterbüchern ist das von Trotz (poln.-franz.-deutsch, Leipz. 1742—64, 3 Bde.; neue Aufl., Bresl. 1831) und unter den neuern das von Bandtke (Bresl. 1806, 2 Bde.)

und das von Mrongovius (neue Aufl., Königsb. 1835) zu nennen. Am brauchbarsten sind die polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Wörterbücher von Trojanski (Pos. 1835—46, 4 Bde.). Vgl. Kaulfuß, Ueber den Geist der p.n S., Halle 1804.

Polo, Marco, der Entdecker der östlichen Welt, der Vorläufer des Columbus, von seinen Zeitgenossen verkannt und verspottet, wie dieser, bis ihm eine spätere Zeit gerechte Anerkennung widerfahren ließ, war ein Venetianer von Geburt. Zwei Brüder, Niccolo und Maffeo P., Kaufleute von Venedig, machten um 1254 nach glücklichen Handelsgeschäften in Konstantinopel mit einer Ladung Edelsteine eine Reise an den Hof des Mongolenfürsten Bereke-Khan von Sarai, wo sie freundliche Aufnahme fanden und die Gunst des Herrschers sich erwarben. Sie wandten sich von da nach Buchara u. nach der Residenz Kublai-Khans, der den beiden Venetianern den Vorschlag machte, als seine Abgesandten in Begleitung eines mongolischen Würdenträgers nach Rom abzugehen, um den Papst um Zusendung 100 gelehrter Männer zu bitten, die den Gelehrten des Mongolenreichs mit Beweisgründen darthun sollten, daß der christliche Glaube auf mehr Wahrheit beruhe, als irgend ein anderer. Die Venetianer gingen darauf ein, erreichten aber erst 3 Jahre nach ihrem Auszug aus der Tatarenresidenz den Seehafen Giazza in Kleinarmenien. Von da gingen sie zu Schiff nach Acre, wo sie glücklich, aber ohne den mongolischen Würdenträger, der unterwegs gestorben war, im April 1269 eintrafen und sich beim Legaten des unterdessen verstorbenen Papstes Klemens IV. vorläufig ihres Auftrags entledigten. Von Acre gingen sie nach Venedig, wo sie wegen verzögerter Papstwahl über 2 Jahre blieben. Marco P., Niccolo's Sohn, während des Vaters Abwesenheit zum 19jährigen Jüngling herangereift, ward darauf als Reisegefährte mit auf die syrische Küste genommen, von wo sie, des langen Zögerns müde, endlich wieder nach Hochasien abreisten, ohne die Papstwahl abzuwarten. Nacheilende Boten brachten sie wieder nach Acre zum endlich erwählten Gregor X. zurück, der ihnen Beglaubigungsschreiben, zwei Dominikanermönche und werthvolle Geschenke für den vermeintlichen kaiserlichen Neophyten mitgab. Der Einfall der ägyptischen Mamlucken in Kleinarmenien entmuthigte aber die beiden Dominikaner so, daß sie Briefe u. Geschenke den muthigen Venetianern übergaben und zurückkehrten. Die drei P. mit ihrem zahlreichen Gefolge erreichten erst nach viertehalb Jahren die kaiserliche Residenz Chemen-Fu, 36 Stunden nördlich von Peking. Hier erwarb sich der junge Marco P. schon in der ersten Audienz das Wohlgefallen des alten Großkhans und ward zu einem seiner Ehrenbegleiter ernannt. Er fügte sich bald in die Sitten und Gebräuche der Tataren, lernte die verschiedenen Sprachen des Weltreichs (Türkisch, Mongolisch und Chinesisch) und entwickelte dabei so viel Geschick und Fähigkeit, daß der Großkhan ihn auch zu Staatsgeschäften zu benutzen den Versuch machte. Man sandte ihn bei einer wichtigen Veranlassung nach Karazan, und Marco vollzog die Aufträge des Kaisers mit so viel Umsicht und Erfolg, daß ihn Kublai-Khan mit diplomatischen Sendungen vertrautester Art in die verschiedensten Gegenden des unermeßlichen Reichs betraute. Wohin er kam, bemühte er sich, genaue Kunde über die Sitten und Gebräuche der Völker, über die besondern Verhältnisse, über Produkte, Handel und Nahrungsstand entfernter Landschaften zu erlangen, und machte sich schriftliche Bemerkungen über Alles, was er sah und hörte, um desto leichter und vollständiger die Wißbegierde des Großkhans zu befriedigen. Als praktische Männer benutzten aber die drei P. ihre Stellung am Hofe des Mongolenkhans zugleich zu gewinnreichen Handelsspekulationen im ausgedehntesten Sinne und häuften bald außerordentliche Schätze an Gold und Juwelen auf. Die Sehnsucht nach der Heimath bewog sie endlich, um ihre Entlassung zu bitten; lange aber wies der Großkhan ihre Bitten entschieden zurück und bewilligte ihnen endlich nur Urlaub, um den persischen Gesandten, die für ihren Gebieter eine Braut aus der Verwandtschaft Kublai-Khans abholten, als Führer auf dem Seewege nach Persien zu dienen. Nach Stillung des Heimwehs durch einigen Aufenthalt in Venedig sollten sie zum dritten Male nach dem Osten ziehen mit Aufträgen vom Papste und den Königen von Spanien und Gallien, mit denen sie in der Eigenschaft großmongolischer Gesandten zu unterhandeln Vollmacht hatten. Auf Java, das sie nach 3monatlicher Seefahrt erreichten, hielt sie ungünstiges Wetter 5 Monate fest, und 18 Monate brauchten sie, um von dort über Ceylon nach Ormus im persischen Meerbusen zu gelangen, wo sie landeten und die mongolische Prinzessin mitten durch Persien an das Hoflager des Schahs begleiteten. Zu Tebris blieben die drei Venetianer 9 Monate und kehrten von da auf die Kunde von dem Tode ihres Beschützers, Kublai-Khans, über Trebisonde, Konstantinopel und Negroponte nach Venedig zurück (1295). Als die Venetianer bald darauf mit Genua in Krieg geriethen, wurde Marco mit der Leitung einer Galeere von der Flotte beauftragt, gerieth aber in Gefangenschaft, während welcher er seine Reiseabenteuer beschrieb. Er † nach wiedererlangter Freiheit zu Venedig 1324; sein Vater Niccolo war schon 1316 gestorben. Ob Marco seine Reise in lateinischer, italienischer oder französischer Sprache geschrieben habe, ist nicht mehr zu ermitteln. Die älteste, aber unvollständige italienische Ausgabe erschien zu Venedig 1496 und wurde später von Rainusio in seinen „Navigazioni e viaggi“ (Vened. 1559, 2 Bde.) herausgegeben; besser war die zu Venedig 1626 erschienene Ausgabe, die vollständigste aber die von G. B. Baldelli Boni: „Viaggi di Marco P.“ (Florenz 1827, 4 Bde.). Eine lateinische Ausgabe besorgte Andr. Müller (Berlin 1671) mit gelehrten Zugaben. Deutsche Uebersetzungen lieferten Peregrini (Zwickau 1802) u. Bürck (mit Zusätzen von Neumann, Leipzig 1845). Vgl. Plac. Zurla, Di Marco P. e degli altri viaggiatori veneziani etc., Vened. 1818—19, 2 Bde.

Polock, Stadt, s. v. a. Polozk.

Polonaise (ital. Polacca), polnischer Nationaltanz, dann auch die Melodie, wonach dieser Tanz getanzt wird. Diese bewegt sich stets im Dreivierteltakte, aus 2 Reprisen von 6, 8, 10 oder

noch mehren Takten bestehend und jedes Mal mit dem Niederschlag anfangend. Die Taktzahl ist eben so unbestimmt wie die Figur des Tanzes. Man hängt ihr oft noch ein Trio von eben so viel Takten, als die Hauptmelodie enthält, ja zwei Trio's und ein Coda an. Dabei liebt die Melodie gleich im Anfange die Accentuirung des schlechten Takttheils u. im zweiten Takte schon einen merklichen Einschnitt. Das Wesentlichste aber, wodurch die P. sich von allen übrigen Tonstücken unterscheidet, besteht darin, daß alle Cäsuren ihrer Einschnitte, Absätze u. Kadenzen ohne Ausnahme auf den schlechten Takttheil fallen. Die Bewegung der P. ist eine langsame und hält gewöhnlich das Tempo zwischen Andante und Allegro. Ist ein Trio der P. angehängt, so steht dasselbe meist in der Tonart der Dominante der Grundtonart, oder in einer verwandten Molltonart, worauf dann die beiden ersten Theile wiederholt werden. Außerdem gibt es noch in Deutschland und Italien sogenannte brillante P.n, welche nicht für den Tanz bestimmt, sondern entweder Tonstücke (alla polacca überschrieben) für sich sind, oder als Zwischensätze in Sonaten, Koncerten, Opern u. anderen größeren Tonstücken eingefügt werden u. sich daher noch weniger streng an die herkömmliche Form binden. Unter den eigentlichen P.n sind besonders die Kompositionen des Grafen Oginski u. die sogenannte Kosciuszko-Polonaise („Auf, zur Rach' ihr Brüder") berühmt.

Polos, kleine spanische Lieder, ohne sehr auffallende Strophenabsätze, die in einem gezogenen und schmachtenden Tone gesungen werden; stammen aus Andalusien.

Polowsker, asiatischer Volksstamm, westlich vom kaspischen Meere wohnend, nomadisch, aber kriegerisch, den Kirgisen ähnlich, fielen im 11. und 12. Jahrhundert öfters verheerend in Rußland ein.

Polozk (Polock, Polotzk), Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Witepsk, am Einflusse der Polota in die Dwina, in uralter Zeit die Residenz russischer Woiwoden, welche außer dem Fürstenthum P. auch den südlichen Theil von Livland beherrschten, und später (seit 1778) Hauptstadt eines neu gebildeten Gouvernements P., Sitz eines Erzbischofs, hat eine Citadelle (Kreml), mehre Kirchen und Klöster, ein lutherisches Bethaus, eine Synagoge, eine Kreisschule für Adelige, ein Hospital, Gerbereien, Handel mit Getreide, Honig, Flachs, Hanf 2c. und 11,900 Einw. P., das schon zu Ruriks Zeiten existirte, kam 1219 an Litthauen, ward dann von den Tataren und 1564 von den Russen erobert, denen es 1579 Stephan Bathori entriß. Später gehörte es als Hauptstadt einer litthauischen Woiwodschaft zu Polen, und 1772 kam es wieder unter russische Herrschaft. Hier am 30. und 31. Juli 1812 Gefechte zwischen den Russen unter Wittgenstein u. den Franzosen unter Oudinot (letztere wurden zurückgeworfen) u. am 1. Aug. (auch das Gefecht bei Obojarzina genannt), wo die Russen geschlagen wurden; am 17. und 18. August 1812 Schlacht zwischen denselben, wo die Franzosen siegten; am 18.—20. Oktober Schlacht zwischen Wittgenstein und St. Cyr, wo letzterer geschlagen wurde.

Polpotinnik, russ. Silbermünze, mit Brustbild u. Adler, aus 12löthigem Silber, 25 Kopeken oder 1/4 Rubel oder 7 Gr. Konv.

Polster, Kissen, mit Stahlfedern und mit Haaren ausgestopft, oder auch nur mit Haaren gefüttert; an Stühlen und Kanapee's, sowie in Kutschen, die mit einem dünnen Ueberzug versehenen und mit Haaren und ähnlichen weichen Stoffen bekleideten Theile, meist mit gekräuselten Roßhaaren, häufig aber auch mit Kuhhaaren, Seegras u. Moos, welches vorher im Schatten getrocknet wird, 2c. gefüllt.

Poltawa (unrichtig Pultawa), europ.-russ. Gouvernement, umfaßt einen Theil des alten Großfürstenthums Kiew, nämlich das Fürstenthum Perejaslawl, gehört zu der alt-russischen Ukraine, grenzt im Norden an das Gouvernement Tschernigow, im Osten an das Gouvernement Kursk u. Charkow, im Süden an das Gouvernement Jekaterinoslaw und zum Theil an Cherson u. im Westen an das Gouvernement Kiew und hat nach Einigen 875, nach Bulgarin 1015, nach Andern sogar 1062 □Meilen Flächenraum. Das Land bildet eine große fruchtbare Ebene mit erhabenen Flußufern und schwarzem fetten Boden. Unermeßliche Getreidefluren wechseln mit üppigen Wiesen ab. Alle Gewässer gehören zum Stromgebiete des Dniepr, der westlich die Grenze gegen Kiew, Cherson und Jekaterinoslaw bildet. Er nimmt hier die Flüsse Trubesch, Sula mit der Udaia und der Ortschitza, den durch den Khorol verstärkten Psiol und die Worskla, die aus Cherson kommen, und den Steppenfluß Orel auf, der auf eine Strecke die Grenze gegen Jekaterinoslaw bildet. Das Klima ist sehr mild und gesund; Melonen und Arbusen wachsen im Freien. Der Sommer ist heiß; Zugheuschrecken sind die einzige Landplage. Der Ackerbau ist äußerst lohnend; der Ertrag beträgt das Zehn- bis Fünfzehnfache der Aussaat. Man schätzt die jährliche Getreideernte auf 7 Millionen Tschetwerts und baut außer Getreide Mais, Buchweizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen und spanischen Pfeffer. Auch Obstkultur u. Gartenbau sind ungemein ergiebig; aber an Holz ist Mangel, besonders im Südosten. Das mannshohe Gras der Weiden nährt sehr viel Hornvieh, Pferde und Schafe. Die Bienenzucht ist ebenfalls sehr ergiebig. Auch gibt es ziemlich viel zahmes und wildes Geflügel, besonders Wachteln, Trappen, Steppenhühner, am Gestade des Dniepr Schwäne, Pelikane, wilde Enten, Wasserhühner, Schnepfen. Die Fischerei liefert Welse, Sterleten, Hechte, Karpfen, Brachsen, Flußbarben, Schleihen, Schildkröten und große Krebse. In Menge wird die polnische Cochenille gezogen. Das Mineralreich liefert Kalk, Kreide, Thon u. Salpeter. Die Industrie beschränkt sich auf Branntweinbrennerei, Wollen-, Salpeter-, Leder-, Liqueur- und Konfitürenfabrikation. Der Handel, theils zu Wasser auf dem Dniepr, theils zu Lande auf der Are betrieben, betrifft Getreide, Branntwein, Hanf, Lein, Vieh und Häute. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Krementschug und Romny. Die Einwohner, deren Zahl 1851 sich auf 1,663,694 belief, sind hauptsächlich Kleinrussen, dann Großrussen, deutsche Kolonisten, Griechen, Armenier und Juden. P. ist ein mit

Privilegien versehenes Gouvernement u. hat meistens denselben Generalgouverneur mit Kiew und Tschernigow. Es zählt 22 Städte und 983 Kirchspiele und zerfällt in 15 Kreise: Poltawa, Konstantinogrod, Mirgorod, Gadätsch, Khorol, Krementschug, Lubny, Perejaslawl, Pyrjätin, Prilukt, Romen (Romny), Solotonoscha, Kobiljäki, Siänkow und Lokhwitza. Das Gouvernement P. existirt erst seit 1802. Früher gehörte dieses Gebiet zum Gouvernement Tschernigow (in Kleinrußland), das in älterer Zeit einen Theil des Gouvernements Kiew ausmachte. Während der polnischen Herrschaft bildete es einen Theil des Palatinats Tschernigow. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, am Einfluß der Poltawka in die Worskla, am rechten Ufer der letztern, ist Sitz eines Bischofs u. der Provinzialbehörden, hat gerade und breite Straßen, eine Citadelle, 10 Kirchen, darunter eine Kathedrale, in welcher eine Kupferplatte aufbewahrt wird, welche die Schlacht von P. darstellt, mehre Krongebäude, ein Krankenhaus, Findelhaus, Gymnasium, Priesterseminar, seit 1841 eine Kadettenschule für 400 Zöglinge, ein Institut für adelige Fräulein, eine Kreisschule, Branntweinbrennereien, Gerbereien, Salpetersiedereien, starken Kirschen- und Obstbau, Handel mit Rindvieh, Getreide, Hanf, Flachs, Wachs 2c. und 15,500 Einwohner, Kleinrussen und Großrussen, Juden, Deutsche, Franzosen, Tataren, Kalmücken und Zigeuner. Die meisten Deutschen wohnen in einer Vorstadt P.'s, der sogenannten deutschen Kolonie. P. war ehemals Hauptort eines russischen Fürstenthums u. schon unter Rurik reich und mächtig; nach der Theilung Rußlands unter Wladimirs Söhne um 1012 erhielt es einer von diesen. Hier fiel 1076 eine Schlacht zwischen den Preußen und Polen vor, in welcher letztere Sieger blieben. Nachdem Karl XII. von Schweden seit dem 1. Mai 1709 P. belagert hatte, wurde er bei P. am 27. Juni 1709 von Peter dem Großen geschlagen. Zum Andenken an diesen Sieg ist auf dem Alexanderplatze eine kupferne Säule errichtet worden.

Polterabend, der Abend vor der Hochzeit, der gewöhnlich mit Schmausereien, Scherzen und Tanz, wohl auch mit kleinen dramatischen Spielen begangen wird. Seinen Namen hat er von der Sitte, daß man Töpfe an der Thür der Braut geräuschvoll zerschlägt. Diese Sitte ist sehr alt, jedenfalls slavischen Ursprungs und war ursprünglich wahrscheinlich eine religiöse Handlung, da man auch an alten slavischen Opferplätzen und geheiligten Orten ganze Berge von zerschlagenen thönernen Gefäßen findet.

Poltergeist, s. v. a. Kobold.

Poltermesse, die Messe, die am Gründonnerstag und Charfreitag gelesen wird.

Polternonnen, verderbt aus Sepulturnonnen, Beguinen, die vorzüglich Leichenbegängnisse übernehmen.

Poltin (Poltina, Poltinnik), russisches Halbrubelstück; die unter Anna geprägten P.s = 18 Sgr.; neue von 1802 nur = 8½ Sgr. Der Goldpoltin = 14¼ Sgr., 20¼ auf die Mark, 50 Kopeken oder ½ Rubel oder 14 Gr.

Polting, kleine russische Silbermünze, 200 = 1 Rubel.

Poltron (v. Ital.), eigentlich Soldat, der sich selbst verstümmelt, um dem Militärdienst zu entgehen; daher feiger Prahler; davon Poltronerie, feige Prahlerei.

Poltrot de Meré, Jean, Mörder des Herzogs von Guise, aus Angoumois, war Page des Barons von Aubeterre, diente später unter Soubise für die Protestanten und erschoß als fanatischer Anhänger der protestantischen Kirche den erbittertsten Feind derselben, den Herzog von Guise, während der Belagerung von Orleans. Er wurde 1564 vom Parlament zum Tode verurtheilt, mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt.

Poltura (Polturaw, Palgros), ungarische Kupfermünze, 1 Loth schwer, 5 Pfund werth, = 1 Gulden; polnische Silbermünze, 2 Groschen.

Poluszke (Poluschke), russische Kupfermünze, ¼ Kop. oder ¾ Pf. Kur., 400 = 1 Rubel.

Polyadelphia, s. Polyadelphus.

Polyadelphus (lat., v. Gr.), vielbrüderig, wenn die Staubfäden einer Blüthe in mehr als zwei Partien verwachsen sind; davon Polyadelphia, 18. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, Gewächse mit solchen Blüthen enthaltend.

Polyämie (v. Gr.), Vollblütigkeit, im Gegensatz zur Anämie oder Oligämie, dem Mangel an Blut, s. Plethora.

Polyänus, aus Macedonien, Rhetor u. Sachwalter zu Rom in der Mitte des 2. Jahrhunderts, schrieb ein Werk in 8 Büchern, „Strategematica" oder „Strategemata" betitelt, welches er den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus widmete. Dasselbe enthält kleine Erzählungen aus der Geschichte fast aller damals bekannten Völker, ein buntes Gemisch von Lehrreichem und Albernem, welches aber mit vielem Fleiße aus zahlreichen Schriften älterer und neuerer Zeit zusammengetragen und als Geschichtsquelle nicht ohne Bedeutung ist. Das 6. und 8. Buch sind unvollständig. Auch ist der Styl fließend u. lebendig, nur manchmal durch zu große Gedrängtheit und Abgerissenheit unklar. Ausgaben lieferten Casaubonus (Leyden 1589), Maaswicius (das. 1690 u. 1691), Mursinna (Berlin 1756), Coraes (Paris 1809), eine deutsche Uebersetzung Kind (Leipz. 1750), Seybold (Frankfurt a. M. 1793 u. 1794, 2 Bde.), Blume (fortges. von Hase, Stuttg. 1834, 2 Bdchn.). Vgl. Blume, De P. observationes criticae, Stralsund 1824.

Polyandria, s. Polyandrus.

Polyandrie (v. Griech.), Vielmännerei, s. Polygamie.

Polyandrus (lat., v. Gr.), vielmännig, mit zahlreichen Staubfäden versehen; davon Polyandria, 13. Klasse des linné'schen Pflanzensystems.

Polyanthes (Tuberose), Pflanzengattung aus der Familie der Coronarien, charakterisirt durch die trichterförmige, gekrümmte Korolle mit 6 gleichen Einschnitten, Zwiebelgewächse in Ostindien, Brasilien und Westindien, von denen als Zierpflanzen berühmt sind: P. tuberosa *L.*, gemeine Tuberose, gemeine Nachthyacinthe, Amica nocturna *Rumph*, in Java, auf Ceylon, mit linienförmigen, spitzen, 2—2½ Zoll langen, glatten, schlaffen Blättern und 4—7 Fuß hohem Stengel, welcher in eine lange Aehre von

10—30 und mehr weißen, sehr wohlriechenden Blumen endigt, deren Duft aber Kopfweh, Schwindel und Ohnmachten erzeugt; P. gracilis *Link*, schlanke Tuberose, in Brasilien, mit dünnerer und längerer Kronröhre und von schlankerem Wuchs. Man pflanzt die Zwiebeln im März in fette, mit $^1/_6$ Flußsand gemischte Mistbeeterde, so daß die Spitze etwa 1 Zoll hoch über die Erde kommt, und stellt den Topf in ein warmes Lohbett, oder ins Warmhaus, oder auch ins warme sonnige Zimmer. Anfangs begießt man wenig, später aber, wenn die Pflanze im vollen Wachsthum steht, reichlich. Die Fortpflanzung geschieht durch Wurzelbrut.

Polybasit, rhomboëdrischer Melanglanz nach Haidinger, galenischer Lamprochalcit nach Glocker, erscheint in rhomboëdrischen dünnen sechsseitigen Tafeln, in aufgewachsenen Krystallen, sonst derb, eingesprengt, theilbar parallel der gerade angesetzten Endfläche, von unebenem Bruch, 2,5 Härte, 6,1—6,2 Gewicht, eisenschwarz, starkglänzend, schmilzt vor dem Löthrohr unter Entwickelung von Antimon- und Arsenikdämpfen zu einem Silberkorne und findet sich auf Gängen bei Guanaruato und Guarisamey in Mexiko, Schemnitz in Ungarn, Bräunsdorf und Brand bei Freiberg.

Polybius, berühmter griechischer Historiograph, aus Megalopolis, Sohn des achäischen Strategen Lycortas, des Freundes Philopömens, geboren wahrscheinlich zwischen 212 u. 204 v. Chr., bildete sich in der Schule der genannten Männer zum Staatsmann und Feldherrn und nahm bald den thätigsten Antheil an den Angelegenheiten des achäischen Bundes, stets ein begeisterter Vertheidiger der Freiheit und Selbstständigkeit desselben. Er erhielt 183 v. Chr. den ehrenvollen Auftrag, mit den Edelsten der Achäer den festlich geschmückten Aschenkrug Philopömens aus Messene in seine Vaterstadt zurückzubringen. Als der Krieg zwischen den Römern und dem macedonischen König Perseus begann, rieth er zu strenger Neutralität und ward dann zum Hipparchen befördert, der nächsten Würde nach der Strategie, welche Archon übertragen ward. Um den Verdacht eines Einverständnisses mit Perseus von sich abzuwenden, beschlossen die Achäer, auf die Seite der Römer zu treten, und P. ward dazu ausersehen, dem Konsul Marcius die nöthigen Eröffnungen zu machen. Marcius kam ihm freundlich entgegen, behielt aber den Gesandten im Lager zurück und schickte ihn nachher, als Appius Cento die Achäer um 1000 Mann Hülfstruppen gegen Epirus gebeten hatte, an diese ab mit der Aufforderung, daß sie dem Gesuche des Appius nicht Folge leisten möchten. Nach dem Sturze des Perseus kam das Regiment im achäischen Bunde ganz in die Hände der römisch gesinnten Partei, und die Patrioten, an deren Spitze P. und A. standen, mußten ihr das Feld überlassen. P. war sogar unter Denen, welche als Geißeln nach Rom wandern mußten. Hiermit begann aber eine neue Epoche in seinem Leben. Er lernte die römische Verfassung kennen und erkannte deren Vorzüge vor dem unruhevollen Parteigetriebe in seinem Vaterlande, und dies, sowie der Umgang mit den ausgezeichnetsten Römern jener Zeit, söhnte ihn bald mit dem Römerthum ganz aus. Er fand in dem Hause des Aemilius Paullus die freundlichste Aufnahme, unterrichtete dessen Söhne und ward bald der vertrauteste Freund und Rathgeber des Scipio Aemilius. Auch außerhalb jenes Hauses stand er in hoher Achtung und genoß die unbeschränkteste Freiheit. Im Jahre 150 kehrte er in sein Vaterland zurück, fand aber hier keinen Wirkungskreis, wie er ihn wünschte, und begleitete daher den Scipio nach Afrika. Während dieser Karthago belagerte, untersuchte er mit einer Flotte die Nord- und Westküste Afrika's, segelte durch die Säulen des Hercules und gelangte bis an den Fluß Daras. Noch vor der Eroberung Karthago's kehrte er von dieser Expedition zurück und nützte dem Scipio Manches durch seine Rathschläge. Kurz vor dem völligen Untergang der griechischen Freiheit eilte er aus Afrika herbei und kam vor Korinth kurz nach dessen Zerstörung an. Er bewies sofort die regste Thätigkeit, um das ärgste Mißgeschick von seinem Vaterlande abzuwenden, bewog den Mummius, die bereits nach Akarnanien geschleppten Bildsäulen des Aratus und Philopömen herauszugeben, schlug bei den von den Römern verfügten Güterkonfiskationen nicht allein den ihm angebotenen Antheil aus, sondern bewirkte auch, daß Niemand davon kaufen mochte, und brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß manche Städte mit Plünderung und viele Griechen mit Sklaverei verschont blieben. Dabei stand er bei den Römern fortwährend in der höchsten Achtung und bereiste in deren Auftrag die achäischen Städte, um deren Streitigkeiten zu untersuchen und zu schlichten und deren Bewohner mit dem neuen Zustand der Dinge auszusöhnen. Er erwarb sich dabei die allgemeinste Zufriedenheit und ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Seitdem scheint er sich aber aus dem politischen Leben zurückgezogen und sich fast ausschließlich der Ausarbeitung seines Geschichtswerkes gewidmet zu haben. Er unternahm zu diesem Zwecke mehre Reisen, nach Rhodus, Kleinasien, Aegypten, Oberitalien, dem südlichen Gallien, Spanien u. der europäischen Seite des atlantischen Oceans bis zu den britischen Inseln. Nach Vollendung seines Geschichtswerkes kehrte er nach Griechenland zurück und † hier 121 v. Chr. in einem Alter von 82 Jahren an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Sein Geschichtswerk in 40 Büchern, wovon nur die 5 ersten vollständig, die übrigen nur in sehr fragmentarischer Gestalt erhalten sind, soll darstellen, wie alle bekannten Theile der Erde unter die römische Oberherrschaft gekommen sind, und ist eigentlich eine Geschichte des Wachsthums der römischen Macht von 220—168 v. Chr. Das ganze Werk zerfällt in 3 Theile: Anfänge der römischen Weltherrschaft (Buch 1 u. 2); Gründung derselben von 220—168 (Buch 3—30); Reaktionsversuche gegen dieselbe und Beseitigung solcher Bestrebungen (Buch 31—40). Des P. Weltanschauung ist im Allgemeinen die stoische; die Geschichte erscheint ihm als ein wunderbarer Prozeß, in welchem er eine höhere, über dem menschlichen Treiben waltende Macht erkennt, eine Tyche, die ihre Pläne durch Diejenigen zur Ausführung bringen läßt, welche ihrer Gunst würdig sind, durch Männer von Geist und Einsicht. Er verfährt bei

der Darstellung synchronistisch, stellt die Ereignisse neben einander und überläßt es dem Leser, das Walten der Tyche darin aufzusuchen und zu bewundern. Er nennt seine Geschichte selbst eine pragmatische, sie soll eine Vorbereitung zu staatlicher Thätigkeit geben, also Nutzen schaffen, nicht bloß das Wissen vermehren, oder gar nur unterhalten. Daher läßt er nicht bloß die Thatsachen sprechen, sondern streut viele Reflexionen ein, räsonnirt über Schlachtenpläne u. gibt den Staatsmännern und Feldherren allerlei Belehrungen. Auch suchte er wohl durch sein Werk seine Landsleute mit der römischen Oberherrschaft zu versöhnen. Schon die Grundidee des Buchs, daß die römische Weltherrschaft das schönste Werk der Tyche sey, führt darauf hin, und es stimmt ganz zu jener Tendenz, wenn er mit dem achäischen Kriege Griechenlands Unglück sich endigen läßt, wenn er die römische Verfassung lobt und das, was die Griechen durch die römische Herrschaft gewonnen, Gleichheit der Verfassung, des Maßes, Gewichts, der Münze, der Verwaltung u. Rechtspflege, rühmend aufzählt. Mit dieser praktisch-verständigen Behandlung des geschichtlichen Stoffes steht die stoisch-trockene Sprache, der es an Wohlklang und Harmonie, an Gefälligkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks gebricht, ganz in Einklang. Es gibt sich darin eine starke Neigung zu Wortschwall, ein Haschen nach gewichtigen Worten, eine Liebhaberei an nichts besagenden Zusammensetzungen, an mißklingenden Verbalformen, an Romanismen u. Alexandrinismen u. dergl. kund. Nimmt man hierzu noch die Breite seiner Erklärungen, die vielfachen Abschweifungen von dem Gang der Erzählung, die öftere Wiederholung derselben Gedanken, die ewigen Reflexionen über den Nutzen seiner Pragmatik, den oft pedantischen Lehrton und Aehnliches, so wird man die harten Urtheile, welche schon die Alten, namentlich Dionysius von Halikarnaß, über P. fällten, nicht ganz unbegründet finden. Was endlich die Glaubwürdigkeit des P. betrifft, so zeigt er eine große Belesenheit in der geschichtlichen Literatur, berichtet, was er theils selbst erlebt, theils durch Augenzeugen in Erfahrung gebracht hat, und benutzt dabei Denkmäler, Senatsbeschlüsse und sonstige Urkunden. Allein trotzdem ist sein Werk keine in allen Stücken zuverlässige Geschichtsquelle u. als die Schrift eines Mannes, der ein so entschiedener Verfechter des römischen Staatsinteresse's und der Politik der Scipionen war und eine so eigenthümlich vermittelnde Stellung zwischen Römern und Griechen einnahm, nicht ohne scharfe Kritik zu gebrauchen. Eine Fortsetzung der Geschichte des P. schrieben die Stoiker Posidonius und Strabo. Zuerst erschienen im Drucke die 5 ersten Bücher in der lateinischen Uebersetzung des Nic. Perotti (Rom 1473 u. öft.), der griechische Text derselben von Obsopöus (Hagenau 1530), mit den Excerpten aus den Büchern 6–17 bereichert (Basel 1549). Die Grundlage der spätern Ausgaben bildet die von Casaubonus (Par. 1609), deren Text Jakob Gronov in seiner Ausgabe (Amsterdam 1670, 3 Bde.) einer neuen Revision unterwarf. Fast nur ein Abdruck letzterer ist die von Ernesti (Leipzig 1763–64, 3 Bde.). Eine durchaus neue Textrecension gibt die Ausgabe von Schweighäuser (8 Thle. in 9 Bdn., Leipzig 1789–95). Die von Ang. Mai gelieferten neuen Excerpte gaben heraus Geel (P. Historiarum exc. vat. in titulo de sententiis, Leyden 1829) u. Lucht (P. et Appiani Historiarum exc. vat. ex collectaneis Const. Porphyrog. inventa atque edita ab Ang. Majo, Altona 1830). Auch sind die Vat. exc. aufgenommen in die pariser Ausgabe von Didot u. in die neueste von Imm. Bekker (Berlin 1844, 2 Bde.). Von Uebersetzungen ist vornehmlich die französische von Thuillier mit Erläuterungen von Folard (Par. 1727–30, 6 Bde.; Amst. 1777, 2 Bde.) zu erwähnen. Deutsche Uebersetzungen lieferten Oelsnitz u. Trossel, mit den Noten Folards und Guischards (Bresl. u. Berl. 1755–69, 7 Bde.), Seybold, mit Auszügen aus Folard (Lemgo 1779 bis 1783, 4 Bde.), Benicken, mit Anmerkungen u. bildlichen Darstellungen (Weim. 1820) u. Storch (Prenzl. 1828 f.). Vgl. **Brandstäter**, Bemerkungen über das Geschichtswerk des P., Danzig 1843; Derselbe, Geschichte des ätol. Landes, Volkes und Bundes, nebst einer historiographischen Abhandlung über P., Berl. 1844; van **Heusde**, De school van P., Amst. 1841; **Nitzsch**, P., Kiel 1842.

Polycarpus, nach der Sage ein Schüler des Apostels Johannes und Bischof von Smyrna, ward, als 167 die christlichen Gemeinden eine heftige Verfolgung erlitten, eingekerkert und † 169 den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen, da er von dem Glauben nicht abfallen wollte, dem er schon 86 Jahre lang treu ergeben war. Die Sage berichtet, daß sich die Flamme des Scheiterhaufens wie ein geblähtes Segel um ihn gebreitet habe, und als ein Kriegsknecht ihn noch mit dem Schwerte durchstieß, sey eine weiße Taube zum Himmel aufgeflogen. Von seinen Schriften ist nur ein Brief an die Gemeinde zu Philippi und auch dieser nicht vollständig erhalten. Er ist in der Weise der ersten johanneischen Epistel verfaßt. Vergl. **Wocher**, Die Briefe des Klemens u. P. übersetzt, Tübingen 1830.

Polycholie (v. Gr.), krankhaft vermehrte Gallenabsonderung.

Polychromie (v. Gr.), Vielfarbigkeit, die Bemalung der Bau- und Bildwerke mit bunten Farben. Lange Zeit wurden die Spuren einer Malerei, die man in der Architektur u. Skulptur der Alten gefunden, nur den unvollkommenen Anfängen und Ausgängen der hellenischen Kunst zugeschrieben, weil man einen Hauptvorzug der edelsten mittlern Periode darin erkannte, daß die plastische Naturnachahmung nur der Form, nicht der Farbe gegolten habe. Spätere Forschungen haben jedoch ergeben, daß das Bemalen der Marmorstatuen, Reliefs etc. auch zur Zeit der höchsten Blüthe der griechischen Bildhauerkunst Anwendung gefunden hat, und zwar ging dieser Gebrauch nicht vom Bestreben aus, natürliche Effekte nachzuahmen, sondern vielmehr wollte der Grieche seinen Kunstwerken auch den Reiz schöner Farben an sich beifügen und einen heitern harmonischen Eindruck erwirken, indem er die Wahl und Zusammenstellung der Farben von der Forderung einer höheren, über die bloße Naturnachahmung hinausgehenden Charakteristik abhängig machte, ohne dabei die Grenzen des Schönen oder die der

einzelnen Künste zu überschreiten. Die ersten griechischen Bildwerke, wie der amykläische Apollo, waren mit Farbenschmuck überladen, die Gesichter sogar vergoldet. In späterer Zeit sparte man weder Farben, noch Gold und Elfenbein, um die Schönheit der Kunstwerke zu erhöhen, wie wir selbst von den Statuen eines Phidias wissen. So findet man an einer trefflich ausgeführten Marmorstatue des Apollo im Museo borbonico zu Neapel gelbes Haar und am untern Gewande rothe Streifen mit weißen Blümchen, und eine Statue der Leucothea in der Glyptothek zu München zeigt unverkennbare Spuren von Vergoldung der Haare und von grünem und rothem Anstrich des Gewandes. Beispiele architektonischer P. bietet die blühendste Kunstperiode Griechenlands von 580—460 v. Chr. dar, und zwar theils an dem Minervatempel zu Aegina, theils an den ältern Tempelgebäuden von Selinus auf Sicilien, an welchen auch zur Ausschmückung der Säulen, der Metopen und Frontons, ja selbst der Dachziegel und Fußböden farbige Verzierungen angewendet wurden. Wichtiger noch sind die polychromen Ueberreste des Pantheons zu Athen, sowie der Tempel zu Olympia, Rhamnus und Phigalia. Bei den Römern sind in den verschütteten Städten am Vesuv Säulen und Außenwände der Gebäude polychromisch verziert; in Rom selbst prangte die Trajanssäule in leuchtendem Farbenschmuck. Die jetzt im Louvre befindliche Büste des Antinous war vormals sanft bemalt u. hatte eingesetzte Augen aus Edelstein. In neuerer Zeit charakterisirt die bemalte Bildhauerei besonders die spanische Schule. Das Bemalen u. Vergolden der größtentheils aus Holz gearbeiteten Statuen u. die Behandlung der Draperie bildete in Spanien während des 17. u. 18. Jahrhunderts eine Kunst für sich, was jedoch in Beziehung auf die deutsche Bildschnitzerei schon früher während des 15. u. 16. Jahrhunderts der Fall war. Auch die architektonische P. kam bei der gothischen Baukunst sehr in Aufnahme. An den Kapitälen war das Blattwerk vergoldet, der Grund roth bemalt, die Gewölberippen und Gesimse wurden gold und roth oder gold und blau verziert; auch Altäre, Balustraden, Kanzeln, Sakramentshäuschen &c. erhielten Vergoldung am Stabwerk und dazu farbigen Grund. In der Renaissancezeit hörte die Bemalung u. Vergoldung allmählig auf, kam jedoch in neuester Zeit wieder in Anwendung; so im Dom zu St. Denis bei Paris, in der Kirche St. Vincent de Paul in Paris, im kölner Dom, im Theater und in der Basilika in München, in der Walhalla bei Regensburg. Vgl. Hittorf, De l'architecture polychrôme chez les Grecs (in den „Annali del Instituto di correspondenza archeologica", Bd. 2, Rom 1830); Semper, Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten, Altona 1834; Kugler, Ueber die P. der griechischen Architektur und Skulptur, Berlin 1835; Wiegmann, Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Dekorationsmalerei, Hannover 1836; John, Die Malerei der Alten, Berlin 1836; Knirim, Ueber die Harzmalerei der Alten, Leipzig 1839, und: Die endlich entdeckte wahre Malertechnik des klassischen Alterthums und des Mittelalters, Leipzig 1845. Hittorfs Behauptung, daß die Griechen auch große historische Gegenstände unmittelbar auf die Wand gemalt hätten, fand an Raoul-Rochette einen Gegner, der 1833 u. dann in seinen „Lettres archéologiques sur la peinture des Grecs" (Paris 1840) die Anwendung der Wandmalerei als Hülfsmittel der Verzierungen in der griechischen Architektur zwar zugab, aber die Mauermalerei in ihrer Anwendung als Dekoration leugnete, welche Ansicht zuerst von G. Hermann in der Abhandlung „De veterum Graecorum pictura parietum" (Leipzig 1834) und von Letronne in den „Lettres sur l'emploi de peinture historique murale etc." (Paris 1835, Appendice, 1837) bekämpft wurde.

Polychymie (v. Gr.), Ueberfluß an Chymus, Vollsaftigkeit.

Polycletus, aus Argos, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer, auch Architekt, Schüler des Agelades, übertraf fast seinen Zeitgenossen Phidias, namentlich in der zarteren Form. Sein Lanzenträger (Doryphorus) wurde ein Kanon der Proportionen des menschlichen Körpers, welchen die Künstler studirten, und seine Knöchelspieler wurden für das vollkommenste Werk der ganzen Plastik gehalten. Auch der Diadumenus, ein Jüngling von weiblichen Formen, der sich die Binde um den Kopf legt, ist hochberühmt. Von zwei anderen berühmten Werken stellte das eine einen Jüngling vor, der sich in der Palästra mit dem Schabeisen reinigt (Apoxiomenus), das andere einen Nackten, der zum Würfelspiel auffordert. Ein ebenfalls hochberühmtes Meisterstück P.' war die kolossale Juno von Gold und Elfenbein zu Argos, auf dem Throne sitzend vorgestellt, mit der Krone auf dem Haupte, die mit den Grazien und Horen geziert war. Der Kopf derselben ist auf spätern Münzen von Argos abgebildet. Dann fertigte P. auch einen Merkur für Lysimachia, einen Hercules, der zu den Waffen greift, u. einen Zeus, als Beschützer der Freundschaft. Um Ol. 90 baute er das Theater zu Epidaurus, von dem jetzt noch bedeutende Reste vorhanden sind.

Polycrates, Sohn des Aeacus aus Samos, schwang sich (532 v. Chr.) zur Tyrannis empor, die er erst gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Pantagnotus und Syloson, dann nach Ermordung des erstern und Vertreibung des andern allein ausübte, und zwar mit solcher Energie und solchem Glücke, daß Samos in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Macht emporwuchs, die in ganz Jonien und Griechenland in großem Ansehen stand. Im Besitz einer Flotte von 150 Fünfzigruderern, eroberte P. viele Städte auf dem Festlande und Inseln, unter jenen Milet, unter diesen Lesbos und Rhenea, welche letztere Insel er mit einer Kette mit Delos verband. Bekannt ist sein unerhörtes Glück, welches ihm bei allen seinen Unternehmungen zu Theil ward und seinen Gastfreund, den König Amasis von Aegypten, zu dem Rathe bewog, P. möge zur Sühnung des neidischen Schicksals das Theuerste, was er besäße, von sich werfen. Diesem Rathe Gehör gebend, warf P. einen kostbaren Siegelring, ein Werk des Theodorus von Samos, ins Meer. Aber wenige Tage darnach brachte ein Fischer einen ungeheuren Fisch, den er gefangen, dem Herrscher zum Geschenk, und als man den Fisch öffnete, fand man

in seinem Innern den Ring. Amasis glaubte, dem Ueberglücklichen hierauf seine Freundschaft aufkündigen zu müssen, damit er nicht, wenn das nach solchem Uebermaß des Glückes unvermeidliche Unglück hereinbräche, den Freund zu beklagen habe. In der That entging P. seinem Schicksale nicht. Als er eben im Begriffe stand, sich zum Herrn Joniens und der benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn Oroetas, Satrap von Sardes, der sich von ihm beleidigt glaubte und sich an ihm rächen wollte, hinterlistig nach Magnesia und ließ ihn dort ans Kreuz schlagen. Schiller hat diesen Gegenstand in dem Gedicht „Der Ring des P." poetisch behandelt.

Polydipsie (v. Gr.), krankhaft vermehrter Durst, hat in verschiedenen krankhaften Zuständen seinen Grund, zunächst in Trockenheit der Mund- u. Rachenschleimhaut bei Katarrh, nach bedeutender Anstrengung dieser Theile durch Vorlesen, Sprechen, Singen, Spielen von Blasinstrumenten. Entfernter liegende Ursachen der P. sind Verluste des Organismus, die er an flüssigen Bestandtheilen erlitten hat, z. B. bei übermäßig gesteigerter Urinabsonderung während der Harnruhr, bei erschöpfenden Durchfällen, Blutflüssen, bei Speichelfluß, bei vermehrter Thätigkeit der Hautdecken nach starken Körperbewegungen, oder bei großer Hitze. Zuweilen ist P. mit vollkommenem Wohlbefinden verbunden; so trank ein 30jähriger Mann täglich 24 Quart Wasser und war vollkommen gesund.

Polydorus, 1) jüngster Sohn des Priamus u. der Laothoe (oder der Hecabe), Liebling des Priamus, mischte sich unberufen in den Kampf vor Troja und ward von Achilles getödtet. Nach der späteren Sage schickten ihn seine Aeltern noch vor Troja's Katastrophe nebst einer großen Summe Goldes zu Polymestor, König von Thracien. Nach Troja's Fall tödtete aber Polymestor den P., um sich des Goldes zu bemächtigen, und warf den Leichnam ins Meer. Des P. Mutter, Hecabe, fand den Leichnam des Sohnes am Meeresufer, tödtete aus Rache mit Hülfe anderer trojanischen Frauen Polymestors beide Kinder und blendete ihn selbst.

2) P., König von Sparta, aus dem Hause der Agiden, Sohn des Alcamenes, trat die Regierung in der Zeit des ersten messenischen Krieges, ungefähr 740 v. Chr., an u. brachte nach dessen Beendigung die Zahl der spartanischen Ackerloose auf 9000, war beim Volke seiner Rechtlichkeit u. Mäßigung wegen sehr beliebt, daher sein Andenken noch später, nachdem er durch des Polemarchus Hand gefallen war, hoch in Ehren gehalten ward (Paus. III, 1 ff., 11, 10).

3) P., berühmter griechischer Bildhauer von Rhodus, führte mit Agesander u. dessen Sohn Athenodor unter der Regierung des Titus die Gruppe des Laocoon (s. d.) aus.

Polyëder (v. Gr.), vieleckiger, von ebenen Flächen eingeschlossener Körper.

Polyëdralzahlen, diejenigen Zahlen, welche man erhält, wenn man die Punkte, welche auf den Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen regulärer Polyëder in gleichen Entfernungen von einander sich stellen lassen, summirt. Man lege eine Folge regulärer Polyëder von gleicher Seiten- und Eckenzahl so in einander, daß alle Eine Ecke mit einander gemein haben, stelle auf jede Kante des ersten 2, auf jede des zweiten 3 Punkte etc., zähle dann die einem Polyëder zukommenden Punkte zusammen, so heißt die Anzahl sämmtlicher Punkte, welche ein solches Polyëder enthält, eine Polyëdralzahl, und die Zahlen aller in einander gelegten Polyëder bilden eine Reihe von dergleichen Zahlen. Solche Reihen der P. sind Glieder von arithmetischen Reihen dritter Ordnung, deren Anfangsglied 1 ist. Die P. sind, wie die Pyramidalzahlen, mit den Polygonalzahlen verwandt.

Polygala (Kreuzblume, Ramsel), Pflanzengattung aus der Familie der Polygalaceen, charakterisirt durch 5 bleibende Kelchblätter, von denen die beiden innern flügelartig sind, 3—5 verwachsene Kronenblätter, von denen das untere nachenförmig, bei mehren Arten auch mit einem vielspaltigen Kamme versehen ist, meist kleine Kräuter oder Sträucher, mit ganzen Wechselblättern und Blüthen in Endrispen, in allen Ländern und mit zahlreichen Arten, worunter einige Arznei- u. Zierpflanzen. Von P. amara *L.*, bittere Kreuzblume, Bitterramsel, in Europa, auf Bergwiesen, ausdauernd, mit niedrigem Stengel u. zierlichen, blauen oder weißen traubenständigen Blumen, wird Kraut u. Wurzel, Herba (cum Radice) Polygalae amarae, als tonisch und oft zugleich eröffnend wirkend bei Verdauungsschwäche, Unterleibsstockungen, Gelb- und Wassersucht, mehren Brustkrankheiten, Lungenschwindsucht, Blutspeien etc. angewendet. Von P. major *Jacq.*, große Kreuzblume, in Oesterreich, Griechenland, im Orient, auf Wiesen, ausdauernd, erhält man die ungarische Polygalawurzel, Radix Polygalae hungaricae s. vulgaris hungaricae s. majoris, welche wie die von P. amara *L.* oder von P. vulgaris *L.* angewendet wird. Von P. Senega *L.*, Senegakreuzblume, Senegapflanze, Klapperschlangenwurzel, in Canada, Georgien, im Alleghanygebirge, leitet man die Senega- oder Klapperschlangenwurzel, Radix Senegae s. Polygalae Senegae s. Polygalae virginianae, Radix Senecae s. Senekae, ab. Diese besteht aus 3—6 Linien dicken Wurzelstöcken, welche oben etwas unregelmäßig getheilt und mit Resten der Stengel besetzt sind, nach unten aber zu einer einfachen oder gewöhnlicher sich verzweigenden, 4—5 Zoll langen, ziemlich stielrunden Hauptwurzel sich verdünnen. Ihr Geruch ist etwas scharf, nicht angenehm, beim Pulvern starkes Niesen erregend, der Geschmack vorzüglich in der Rindensubstanz anfangs mehlartig, dann säuerlich, scharf, reizend u. widerlich, speichelzuflußerregend, kratzend u. lange anhaltend. Ueber ihre Bestandtheile ist man trotz mehrfacher Analysen noch nicht im Klaren. Sie wirkt reizend, auflösend, harntreibend, in zu starken Gaben brechenerregend u. starklarirend u. wird besonders bei Krankheiten der Lunge, Luft- und Speiseröhre, der Harnwerkzeuge, überhaupt der Lymphgefäße und serösen Häute, bei Wassersucht und Augenleiden angewendet. Von P. serpentaria *Eckl.* et *Zeyh.*, ausdauernd in Südafrika, wird die Wurzel von den Kaffern gegen die Wirkungen des Bisses giftiger Schlangen gebraucht. Von P. vulgaris *L.*, gemeine Kreuzblume,

Natterblume, Milchblume, Himmelfahrtsblümchen, einem ausdauernden Kraut durch ganz Europa, auf trockenen Wiesen, Triften und Rainen, mit mehren Varietäten, wird die Wurzel nebst den untern Stengeltheilen od. auch dem ganzen blühenden Kraute als gemeine Kreuzwurz oder Ramsel, Radix (cum Herba florida) Polygalae vulgaris, in neuerer Zeit gegen verschiedene Lungenkrankheiten, besonders typhöse Lungenentzündung, Blutspeien, Lungenschwindsucht, Schleimschwindsucht, veraltete Katarrhe u. feuchtes Asthma empfohlen. Schöne Zierpflanzen sind: P. latifolia *Lodd.*, mit großen, kammförmig gebarteten, endtraubigen, hochpurpurrothen Blüthen; P. myrtifolia *L.*, mit traubenständigen, auswendig weißgrünlichen, purpurroth geaderten, inwendig purpurrothen Blüthen mit grünlichweißem Kamme; P. oppositifolia *Hort.*, mit doldentraubig-endständigen Blüthen mit grünlichen, oben purpurroth geaderten Kelchflügeln, grünlichen, an der Spitze purpurrothen Schiffchen und blaßrosenrothen Kronblättern, u. a. Die kapschen Arten werden in einem trockenen hellen Glashause oder Zimmer bei 4—6° Wärme durchwintert und besonders im Winter nur sehr mäßig begossen. Sie gedeihen am besten in milder, sandiger Laub- und Heideerde und lassen sich durch Samen u. Stecklinge vermehren.

Polygamia, s. Polygamus.

Polygamie (v. Gr.), eigentlich Vielheirath, gewöhnlich aber für Vielweiberei (Polygynie), d. h. eheliche Verbindung eines Mannes mit mehren Frauen, gebraucht. In der Form der Vielmännerei (Polyandrie) war und ist die P. weit seltener. Sie widerspricht dem sittlichen Wesen der Ehe, besonders in der letzteren Form, geradezu, ebenso dem Wohle der Gesellschaft. Je nach der Zahl der Individuen, welche mit einer Person des andern Geschlechts ehelich vereinigt sind, heißt die P. wieder Bigamie oder Trigamie &c.

Polygamus (lat., v. Gr.), vielehig, wenn neben Zwitterblüthen auch noch eingeschlechtige (männliche oder weibliche) vorkommen; davon Polygamia, 23. Klasse des linné'schen Systems; auch Ordnungsbezeichnung der linné'schen Klasse Syngenesia (s. d.).

Polyglotte (v. Gr.), Wörterbuch, welches mehre Sprachen umfaßt; Ausgabe eines Werks, in welcher dem Urterte Uebersetzungen oder Paraphrasen in mehren Sprachen beigegeben sind; daher besonders Polyglottenbibel, eine derartige Bibelausgabe, in welcher die bedeutendsten der alten Uebersetzungen einander gegenübergestellt sind. Die bekanntesten solcher Bibelausgaben sind folgende: die complutensische Bibel, so genannt von Complutum, dem alten Namen von Alcala de Henares in Spanien, dem Druckorte dieses Bibelwerks, enthält den hebräischen Text des Alten Testaments, die Vulgata, die Septuaginta, eine neue wörtliche lateinische Uebersetzung und eine chaldäische Paraphrase mit lateinischer Uebersetzung und ist auf Veranstaltung des Kardinals Ximenes von einer großen Anzahl Gelehrter zu Stande gebracht worden, 6 Bände, Fol., 1514—17; die antwerpener (königliche) Bibel ist zum Theil auf Philipps II. Kosten unter Leitung des spanischen Gelehrten Benedikt Arias Montanus herausgegeben worden und enthält vom Alten Testament den hebräischen Text, die Vulgata, die Septuaginta, eine buchstäbliche lateinische Uebersetzung, mehre chaldäische Targumim mit lateinischer Uebersetzung; vom Neuen Testament den griechischen Text, die Vulgata, die syrische Uebersetzung mit syrischen u. hebräischen Lettern nebst deren lateinischer Uebersetzung, 8 Bde., 1569—72, Fol.; die pariser Bibel, ward von dem Parlamentsadvokaten Guy Michel le Jay auf eigne Kosten besorgt u. enthält vom Alten Testament dasselbe, was die antwerpener, und außerdem noch eine syrische und eine arabische Uebersetzung mit wörtlicher lateinischer Version, den samaritanischen Pentateuch mit lateinischer Version, u. vom Neuen Testament ebenfalls Alles, was die antwerpener hat, mit einer arabischen Uebersetzung nebst deren wörtlicher lateinischen Version, 10 Bde., Fol., 1645; die londoner (waltonsche) Bibel, besorgt durch den Erzbischof von Chester, Bryan Walton, der dabei von Cromwell unterstützt ward, gibt die pariser P. vollständig wieder und außerdem noch verschiedene Grundterte äthiopischer Uebersetzungen mit lateinischer Version u. eine persische Uebersetzung des Pentateuch, 6 Bde., Fol., 1684—87. Außerdem gibt es noch mehre kleinere P.n über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen. Eine Polyglottenbibel für den Handgebrauch (hebräisch, griechisch, lateinisch u. deutsch) gaben Stier u. Theile (Bielefeld 1846—54, 5 Bde.) heraus.

Polygnotus, der ausgezeichnetste Maler Griechenlands, aus Thasus gebürtig, Schüler seines Vaters Aglaophon, lebte um 450—410 v. Chr. in Athen, wo er das Bürgerrecht erhalten hatte und eine Malerschule gründete. Er war Cimons Hausfreund u. der begünstigte Liebhaber von dessen schöner Schwester Elpinice. In der Pöcile zu Athen sah man von ihm neben Micons Gemälden das Gericht der griechischen Helden über die Gewaltthat des Ajar an Cassandra und die gefangenen trojanischen Frauen. Im Tempel der Dioskuren malte er die Thaten der spartanischen Heroen u. ihre Vermählung mit den Leucipiden. Am umfassendsten scheinen aber seine Gemälde in der Lesche der Cnidier zu Delphi gewesen zu seyn. Rechts an der Wand sah man die Eroberung Ilions und die Abfahrt der Hellenen, links Odysseus' Besuch in der Unterwelt. Alles in mehren Abtheilungen und einzelnen Gruppen, die theils neben, theils über einander gemalt waren. Die Gebrüder Riepenhausen haben diese Bilder nach des Pausanias genauer Beschreibung zu komponiren versucht. P. verbannte die alte Steifheit und Unbeweglichkeit in den Gestalten und führte die Malerei auf das Naturgemäße zurück. Genaue Zeichnung u. eine edle u. scharfe Charakterisirung der Gestalten war sein Hauptverdienst. Auch waren seine großen Tafelgemälde mit großer Kenntniß der Sagen und in ernstem religiösen Geiste gedacht und nach architektonisch-symmetrischen Principien angeordnet. Im Ganzen gebrauchte er zum Malen nur vier Farben.

Polygon (v. Gr.), Vieleck; in der Befestigungskunst ein Vieleck, das bei einer regulären Festung dem Umriß der Mitte u. dem der Außen-

werke zu Grunde liegt und auf das die verschiedenen aus- und einspringenden Winkel der bastionirten Systeme errichtet sind; daher **Polygonalbefestigungen** (l'enceinte polygonale) alle diejenigen Befestigungen heißen, wo der Hauptwall nur aus geraden Linien besteht, die, unter ausspringenden Winkeln aneinander stoßend, den inneren Festungsraum begrenzen. Als Vortheile einer solchen Umwallung nimmt man an, daß sie nächst der Cirkularbefestigung den größten innern Raum mit der geringst möglichen Wallausdehnung umfaßt, deshalb weniger kostspielig ist und sich jedem Terrain leicht anpassen läßt. Dagegen haben ihre langen Linien die Ricochettirung sehr zu fürchten, und bei nicht sehr stumpfen Polygonwinkeln kann der in der Kapitale liegende unbestrichene Raum nur durch zweckmäßig angeordnete Außenwerke eine kräftige Vertheidigung erhalten. Die Polygonalbefestigungen wurden zuerst 1746 von Filey vorbereitet, 1776 von Montalembert weiter ausgebildet und bei einigen Neubauten (z. B. in Koblenz und Mainz) angewendet.

Polygonalzahlen, Art der sogenannten **figurirten Zahlen** (s. d.), welche man erhält, wenn man mehre reguläre Vielecke (Polygone) von einerlei Seitenzahl so auf einander legt, daß alle Einen Winkel gemeinschaftlich haben, und nun mit einer Seite des ersten (kleinsten) dieser Polygone, als Einheit genommen, auf allen Seiten Punkte in gleicher Entfernung bestimmt. Die Anzahl sämmtlicher in jedem solchen Polygon enthaltenen Punkte gibt eine Polygonalzahl, die nach der Seitenzahl des Polygons benannt wird. Für das Dreieck heißen solche P. Trigonal- oder Triangularzahlen und sind: 1, 3, 6, 10, 15, 21, 28, 36 .... Auf ähnliche Weise findet man für Vierecke die Tetragonal- oder Quadratzahlen: 1, 4, 9, 16, 25, 36, 49, 64 ...; für Fünfecke die Pentagonalzahlen: 1, 5, 12, 22, 35, 51, 70, 92 ...; für Sechsecke die Hexagonalzahlen: 1, 6, 15, 28, 45, 66, 91, 120... In arithmetischer Beziehung sind die P. Glieder arithmetischer Reihen zweiter Ordnung, deren erstes Glied 1 und deren zweite beständige Differenz eine ganze Zahl ist. Je nachdem die Differenz einer solchen Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 ꝛc. ist, heißen die Glieder derselben Trigonal-, Tetragonal-, Pentagonal-, Hexagonal-, Heptagonalzahlen ꝛc., oder auch 3-, 4-, 5-, 6-, 7eckige und allgemein m-eckige Zahlen, wenn die beständige Differenz $m-2$ ist. Ausführlich behandelt die P. Marpurg (im „Progressionalkalkul", Berlin 1774).

Polygonatum (**Weißwurz**), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, charakterisirt durch die röhrig-trichterförmige Korolle mit kurzem, aufrechtem, 6zähnigem Rande, ausdauernde Gewächse in Mitteleuropa und Nordamerika. P. latifolium *Desf.*, **breitblätterige Weißwurz**, in Mitteleuropa, auch in Nordamerika, mit eckigem, $1\frac{1}{2}$—2 Fuß hohem Stengel, eirund-länglichen, langgespitzten, glatten Blättern und weißgrünlichen Blumen, ward früher als Arzneipflanze wie P. vulgare *Desf.* angewendet. Von P. multiflorum *Desf.*, **vielblüthige Weißwurz**, mit weißen, grünlichen Blüthen, ist eine Varietät mit großen Blüthen in den Gärten unter dem Namen der **italienischen Maiblume** bekannt. Von P. vulgare *Desf.*, P. officinale *All.*, Convallaria polygonatum *L.*, **gemeine Weißwurz**, **Salomonssiegel**, **Schminkwurz**, in lichten und trockenen Wäldern, auf Hügeln und Bergen in Mitteleuropa u. Nordasien, mit 2 Fuß hohem, eckigem Stengel, oval-länglichen, unten blassen, glatten Blättern und winkelständigen, hängenden, glockenförmigen, weißen, an der Spitze grünen Blüthen, ist die schleimige, etwas scharf schmeckende Wurzel als **Radix Polygonati, s. Polygonati majoris s. Polygonati vulgaris, Radix Sigilli Salomonis, Radix Geniculatae s. Genicellae**, Schminkwurzel, Weißwurzel, Salomonssiegel (wegen der Narben, welche Petschafteindrücken gleichen), als ein linderndes und zertheilendes Mittel äußerlich bei Wunden, Quetschungen und Entzündungen, oberflächlichen Eitergeschwülsten, u. das darüber destillirte Wasser bei Flechten im Gesicht gebräuchlich. Auch soll man in nördlichen Ländern das Pulver der Wurzel mit Rosenwasser gemischt als Schminkmittel benutzen, wobei die Schärfe, welche die Wurzel besitzt, wirksam seyn mag. Die Beeren bewirken Erbrechen und Purgiren.

Polygondach, ein vieleckiges, spitz zulaufendes Dach, besonders auf Thürmen.

Polygonum (**Knöterig**), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, ohne Korolle, aber mit blumenkronartigem, 5-, selten 4theiligem, gefärbtem Kelch, einjährige oder ausdauernde Kräuter, auch einige Halbsträucher, in allen Ländern der Erde in zahlreichen Arten, worunter einige technische, officinelle, Nahrungs- und Zierpflanzen sind. Von P. alpinum *All.*, **Alpenknöterig**, ausdauernd, auf fruchtbaren Wiesen der höchsten Alpenthäler Südeuropa's und der Schweiz, wird das Kraut, welches herb und sauer schmeckt, von den Alpenbewohnern bei Durchfall u. Ruhr gebraucht. Von P. amphibium *L.*, **Wechselknöterig**, Wasserknöterig, Sommerlackkraut, ausdauernd, in ganz Europa, Nordasien u. Nordamerika, im Wasser und auf trockenen Stellen, waren Wurzel und Kraut, **Radix et Herba Persicariae acidae s. Polygoni amphibii s. Polygoni aquatici**, gebräuchlich, das säuerlich schmeckende Kraut bei Steinbeschwerden, die gelind abstringirende Wurzel bei Hautkrankheiten. P. avicnlare *L.*, **Vogelknöterig**, Vogelwegtritt, Blutkraut, Tausendknoten, Augenkraut, Weggras, Sommergewächs an Wegen, auf bebauten und unbebauten Stellen, oft sehr gesellig, fast durch ganz Europa, wurde als **Herba Centumnodiae s. Polygoni s. Sanguinariae s. Graminis porcini, Centinodii minoris**, gegen Durchfälle und Blutflüsse, sowie bei Wunden und Geschwüren angewendet. Kraut u. Samen ist Schwein- und Vogelfutter. Von P. Bistorta *L.*, **Wiesenknöterig**, Natter-, Otter-, Schlangen-, Drachen- oder Krebswurz, Gänseampfer, Gift- oder Schlippenwurzel, ausdauernd auf feuchten, fruchtbaren Wiesen der Ebenen und niedrigen Berge in Europa, Nordasien und Amerika, gemein, wirkt die stark und anhaltend zusammenziehend schmeckende Wurzel, **Radix Bistortae s. Colubrinae, Radix Serpentariae rubrae s. vulgaris, Radix Rumicis anserini**, welche viel Eisen

bläuenden Gerbstoff, Gallussäure, Kleesäure und Stärkemehl enthält, in Verbindung mit schleimigen Mitteln als Adstringens vortheilhaft bei Durchfällen und Ruhren, Blut- und Schleimflüssen und in Verbindung mit aromatischen Stoffen auch gegen Wechselfieber, während das junge Kraut in mehren Gegenden Deutschlands und noch häufiger in den nördlichern Ländern als Gemüse gegessen wird. P. convolvulus *L.*, windenartiger Knöterig, Buchwind, Sommergewächs auf Feldern und in Hecken, häufig als Unkraut, durch ganz Europa und Nordamerika, ist ein gutes Schaffutter; auch lassen sich die Samen im Nothfall als Grütze verwenden. Letzteres gilt auch von P. dumetorum *L.*, Zaunknöterig, ausdauernd, an Zäunen in Gebüsch, fast allenthalben. Ueber P. Fagopyrum *L.*, Fagopyrum esculentum *Moench*, Heidekorn, gemeiner Buchweizen, s. d. Von P. Hydropiper *L.*, scharfer Knöterig, Wasserpfeffer, Mückenkraut, brennendes Flöhkraut, Pfefferknöterig, Flohpfefferkraut, Pfauenkraut, einjährig, an feuchten schattigen Orten, an Gräben, Sümpfen und Teichen durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika, war das brennend pfefferartig schmeckende Kraut, Herba Hydropiperis, Herba Persicariae, innerlich als harntreibendes und antiskorbutisches Mittel, besonders bei Stokkungen im Unterleibe, bei Gelb- und Wassersucht, äußerlich bei Geschwüren in Gebrauch, und noch jetzt wenden die Landleute das zerquetschte frische Kraut zur Reinigung von Geschwüren bei Hausthieren an. P. maritimum *L.*, Seestrandsknöterig, ausdauernd, an den Seeküsten Südeuropa's und Nordafrika's, wurde sonst wie P. aviculare *L.* angewendet. P. orientale *L.*, orientalischer Knöterig, eine im Oriente, jetzt auch in Neuholland und Südafrika wachsende, einjährige Pflanze, wird jetzt häufig zur Zierde in deutschen Gärten kultivirt, wo sie sich leicht selbst aussäet. Von P. Persicaria *L.*, Flöhknöterig, Flöhkraut, Röthig, einer auf feuchten Stellen in Dörfern, an Schutthaufen, an Gräben, Teichen und stehenden Gewässern durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika gemeinen einjährigen Pflanze, war das Kraut, Herba Persicariae mitis s. Pers. minoris, als Wundmittel und bei Geschwüren in Gebrauch und sollte auch innerlich harntreibend wirken. Ueber P. tataricum *L.*, tatarischer Buchweizen, s. d. P. tinctorium *Lour.*, Färberknöterig, eine einjährige Pflanze in China, wird hier häufig kultivirt und liefert eine sehr schöne indigoblaue Farbe, weshalb man auch seit 1840 Versuche ihrer Kultur in Deutschland gemacht hat, die als gelungen betrachtet werden können. Zum Behuf der Farbebereitung werden die Blätter von den Stengeln, die keine Farbe besitzen, getrennt und in Kufen gebracht, wo man sie mit reinem Wasser übergießt und so beschwert. Bei warmer Witterung kommen sie innerhalb 5—6 Tagen in Gährung, was man durch das Aufsteigen von Blasen in dem Wasser wahrnehmen kann. Darauf wird das Wasser rein in eine andere Kufe abgelassen und daselbst eine Stunde lang gepeitscht oder mit Schöpfkübeln ausgehoben und wieder in die Kufe fallen gelassen, so daß dasselbe mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung kommt, wodurch es eine dunkelblaue Farbe bekommt. Diese blaue Lauge bringt man nun in eine hohe Bütte, woselbst sich die Farbe am Boden ablagert. Sie ist im Wasser sehr leicht löslich und meist schon aus den Blättern ausgezogen, wenn dieselben gleichwohl noch ein frisches, grünes Ansehen haben. Von 100 Pfund Blättern werden bei sorgfältiger Behandlung gegen 3 Pfund Farbe gewonnen. Von P. viviparum *L.*, zwiebeltragender Knöterig, kleine Natterwurz, ausdauernd, auf Gebirgen in Europa, Nordasien und Nordamerika, kann die Wurzel im Nothfall zu Mehl benutzt werden.

Polygraph (v. Griech.), Vielschreiber, Verfasser vieler Werke, meist in tadelndem Sinne; auch s. v. a. Kopirmaschine.

Polygynia, s. Polygynus.

Polygynus (lat., v. Gr., polygynisch), vielweibig, mit zahlreichen Pistillen oder Griffeln versehen; daher Polygynia, Ordnungsbezeichnung im linné'schen Pflanzensystem.

Polyhalit, ins rhombische Krystallsystem gehöriges Mineral, erscheint derb oder in mikroskopischen breit-sechsseitigen Säulen, theilbar parallel den Seitenflächen der rhombischen Säule, parallellaufend strahlig und faserig, von splitterigem, unebenem Bruch, 2,5 Härte, 2,7—2,8 Gewicht, ziegelroth bis röthlichgrau, glänzend bis schimmernd, fettglänzend, durchscheinend, salzig schmeckend, in Wasser mit Ausscheidung von schwefelsaurem Kalk löslich, vor dem Löthrohr sehr leicht schmelzbar, enthält nach Stromeier 44,7429 schwefelsauren Kalk, 27,6347 schwefelsaures Kali, 20,0347 schwefelsaure Talkerde, 0,1910 salzsaures Natron, 0,01 salzsaure Talkerde, 0,2927 schwefelsaures Eisenoxyd, 0,192 Eisenoxyd, 5,9335 Wasser und kommt im Steinsalzgebirge von Ischl, Berchtesgaden, bei Salzburg, Aussee in Steiermark, Vic in Lothringen vor.

Polyhistor (v. Griech.), Vielwisser, Gelehrter von sehr ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, namentlich der Geschichte und Literatur. Im besten Sinne führten diesen Namen Jos. Just. Scaliger, Is. Casaubonus, Salmasius, Morhof, besonders auch Leibnitz u. A.

Polyhymnia (Polymnia, d. i. die Hymnenreiche), eine der 9 Musen (s. d.), die Erfinderin der Lyra, von Oeagrus Mutter des Orpheus, in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dargestellt; in der Literatur Titel von Sammlungen, besonders mehrstimmiger Tonstücke, wie Quartette &c.

Polyhymnia, Planetoid, s. Planeten.

Polykotyledonen (v. Griech.), vielsamenlappige Pflanzen, Gesammtname derjenigen Pflanzen, deren Keimling mehr als zwei Samenlappen oder Kotyledonen (s. d.) trägt. Hierher gehören namentlich viele Koniferen (Pinus) mit 3—12 Samenlappen, welche quirlförmig stehen und in der Mitte das Knöpfchen des Keimlings haben.

Polylemma (griech., lat. Syllogismus multicornis), vielgehörnter Schluß, ein Schluß in Form eines Dilemma, aber mit mehr als zwei Gegensätzen im Hintergliede; s. Dilemma.

Polymathie (v. Griech.), gelehrte Vielwisserei.

Polymerie, nach Berzelius der Zustand, wo zwei oder mehre Verbindungen gleiche procentische Zusammensetzung, aber ungleiches Atomengewicht, oder, mit andern Worten, eine gleiche relative, aber ungleiche absolute Anzahl chemisch-gleichartiger Atome haben. Beispiele von polymerischen Verbindungen sind sehr häufig, besonders in der organischen Chemie (Kohlenwasserstoffe).

Polymorphose (v. Griech.), Vielgestaltung, nach Liebig das Zerfallen einer komplexen organischen Verbindung in mehre einfache, von gleicher oder verschiedener Zusammensetzung, z. B. die Zersetzung des Harnstoffs durch trockene Destillation in Ammoniak, cyansaures Ammoniak und feste Cyanürsäure.

Polynesien (v. Griech.), s. v. a. Vielinselland, ältere Bezeichnung Australiens (s. d.).

Polynices, Sohn des Oedipus und der Jocaste, Bruder des Eteocles (s. d.), gerieth mit diesem wegen des Thrones von Theben in Streit, mußte flüchten und begab sich zum Adrastus nach Argos, der ihm seine Tochter Argia zur Gemahlin gab u., um seine Rechte gegen den Bruder zu vertheidigen, den berühmten Bund der Sieben gegen Theben zu Stande brachte. Im Kampfe vor Theben traf er mit seinem Bruder zusammen, und Beide sanken, durchbohrt von ihren Lanzen, todt zu Boden. Creon, der darauf den Thron von Theben bestieg, wollte des P. Leichnam unbegraben liegen lassen, aber Antigone (s. d.), des Getödteten Schwester, wagte es, denselben zu bestatten, wofür sie mit dem Leben büßte.

Polynom (v. Griech.), vieltheilige, d. h. eine solche Größe, die aus mehr als 2 durch die Zeichen + oder — verbundenen Theilen zusammengesetzt ist, z. B. $a + b - c + d$. Daher polynomischer Lehrsatz (theorema polynomiale s. infinitimorum), die analytische Formel, welche das Gesetz der Zusammensetzung oder Entwickelung einer Potenz einer solchen Größe darstellt. Die vieltheilige Größe ist entweder durch bloße Addition und Subtraktion gebildet, ohne ein bestimmtes Gesetz der Folge, z. B. $a + b + c + d + e + f$ ꝛc.; oder die Theile sind nach den Potenzen einer in ihnen als Faktor enthaltenen gemeinschaftlichen Größe geordnet, wie z. B. die natürliche Zahlenreihe des dekadischen Zahlensystems, dem 10 als gemeinschaftliche Größe zum Grunde liegt, z. B. $az^n + bz^{n+r} + cz^{o+2r} + dz^{n+3r}$ ꝛc. Der Erfinder des polynomischen Lehrsatzes ist Leibnitz, der bereits 1695 darüber an Johann Bernoulli einige Andeutungen gab. Dann haben sich Moivre (1697) und Colson (1703), später Euler und besonders Hindenburg um diesen Theil der höhern Mathematik verdient gemacht.

Polyopie (v. Griech.), Gesichtsfehler, bei dem ein Gegenstand vielfach erscheint.

Polypen, Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Polypen, auf den Schleimhäuten vorkommende, in Bezug auf Gestalt, Größe und Beschaffenheit sehr verschiedene Auswüchse. Die weichen P. bestehen aus einer schleimartigen Haut und haben in ihrem Innern Zellen, in denen eine schleimige Flüssigkeit, geronnener Eiweißstoff, enthalten ist; werden sie verletzt, so fließt diese aus, und es bleibt die zusammengesunkene Hülle zurück. Ihre Oberfläche ist mit ganz dünner Schleimhaut überzogen, einer Fortsetzung derjenigen, auf der sie aufsitzen; in derselben lassen sich Gefäße nachweisen, im Innern des P. dagegen nicht. Weißlichgrau, blaßroth oder gelblich von Farbe, richten sie sich hinsichtlich der Gestalt nach der Höhle, in der sie sich entwickeln; sie nehmen schnell zu, vorzüglich bei feuchter Witterung, sind wenig empfindlich und bluten nicht leicht, da sie mit nur wenig Blutgefäßen versehen sind. Sie heißen auch wohl blasige oder Schleimpolypen. Die fibrösen, festen oder Fleischpolypen sind mit reicheren Blutgefäßen durchzogen, haben deshalb ein röthliches oder bläuliches Ansehen und sind fester und härter als die weichen P. Ihr Inneres besteht aus fleischartiger, gefäßreicher Masse, oder aus dichtem Zellgewebe. Sie bluten leicht und sind empfindlich bei Berührung. Langsamer wachsend, verursachen sie durch den Druck, den sie auf die Nachbarorgane ausüben, Reizung, Schmerz, Entzündung; zuweilen verwachsen sie mit denselben. Doch gehören sie zu den gutartigen Neubildungen des Organismus; nur in seltenen Fällen hat man in Folge andauernder Reizung Uebergang derselben in Brand, krebsartige Degeneration, Verschwärung ꝛc. beobachtet und sie deshalb wohl auch in gutartige und bösartige P. eingetheilt. Haben sie ihren Sitz in einem dyskrasischen Körper, so benutzt die Dyskrasie zuweilen den Polypen zur Ablagerung ihrer Produkte, und er nimmt in Folge davon einen bedenklicheren Charakter an. Ihre Reproduktionskraft ist nicht unbeträchtlich; werden sie nur theilweise exstirpirt, so wachsen sie wieder nach. Selten nehmen sie, nachdem sie eine gewisse Höhe erlangt haben, von selbst wieder ab und verschwinden; zuweilen gehen sie nach äußeren Verletzungen in Entzündung über und heilen auf diese Weise. Auch findet eine Art Naturheilung zuweilen Statt, indem ein in einer engen Höhle wurzelnder Polyp im Ausführungsgang derselben eingeschnürt wird und in Folge der mangelnden Blutzufuhr abstirbt. Alle P. kommen nur auf Schleimhäuten vor und verdanken ihre Existenz einer auf eigenthümliche Weise veränderten Vitalität derselben. Man findet sie bei Subjekten aus jedem Lebensalter, bei Kindern, Erwachsenen und Bejahrten, bei Frauen und Männern aller Stände, bei Gesunden und bei an Dyskrasien leidenden Individuen. Die Prognose ist im Allgemeinen bei den P. günstig, bei Schleimpolypen besser als bei den harten. Die Behandlung der P. durch dynamische Mittel ist meist erfolglos, daher man zu der sicherer wirkenden chirurgischen Hülfe seine Zuflucht zu nehmen hat. Diese besteht, abgesehen von der früher gebräuchlichen Zerreißung, Torsion, Skarifikation und Zerquetschung, im Ausreißen oder Abdrehen der P., einem wenig schmerzhaften und meist rasch und sicher zum Ziele führenden Verfahren; in der Unterbindung derselben bei breiter Basis derselben, Neigung zu Blutungen und bei solchen Organen anzuwenden, die wegen geringer Widerstandsfähigkeit erstere Methode nicht zulassen; im Abschneiden derselben, einem ziemlich un=

sicheren Verfahren; in der Zerstörung des Polypen durch Aetzmittel, entweder mit koncentrirten Säuren, Spießglanzbutter, Höllenstein, Lapis causticus etc., welche aber langsam wirken und zuweilen selbst das Wachsthum des Parasiten befördern, deshalb auch fast gänzlich verlassen sind, oder mit dem Glüheisen, wodurch der Polyp in Eiterung versetzt und zerstört wird; endlich in der Anwendung des Haarseils, einem sehr unsicher wirkenden und deshalb sehr selten angewendeten Mittel. Nach dem Ort sind die P. Nasen= (Polypi narium), Ohren= (P. auris), Rachen= (P. faucium), Magen= (P. ventriculi) und Mastdarmpolypen (P. ani). Auch kommen sie, wiewohl seltener, in der Stirnhöhle, in der Oberkieferhöhle, in der Luftröhre, in der Harnblase, in der Mutterscheide, in der Gebärmutter und im Augapfel vor. Die sogenannten Herzpolypen (Polypi cordis), ein von den gewöhnlichen P. ganz verschiedenes Uebel, entstehen entweder durch Stagnation und Zersetzung des Blutes im Herzen während des Todeskampfes, oder kurz nach dem Tode, oder in Folge plastischer Ausschwitzung bei Entzündung der das Herz auskleidenden Membran.

Polypetalus (lat., v. Gr.), vielblätterig, von Blumen, deren Korolle aus vielen Blättern besteht.

Polyphagie (v. Gr.), Freßsucht, auch Panphagie od. Allotriophagie (s. d.), wenn das mit derselben behaftete Individuum auch ungenießbare Dinge verzehrt, z. B. Steine, Glas, metallene Gegenstände, Holz, lebende Thiere etc., zuweilen Symptom krankhafter Zustände, z. B. bei Milzleiden, Magensäure, oft aber Folge übler Angewohnheit.

Polyphemus, Sohn des Poseidon und der Nymphe Thoosa, riesenhafter Cyklop, der von seinen Brüdern abgesondert auf der südwestlichen Spitze Siciliens in einer Höhle hauste und große Heerden von Schafen und Ziegen hatte, von deren Milch er sich nährte. Den Eingang zu seiner Höhle verschloß er mit einem großen Riegel, den 22 Personen nicht bewegen konnten. Odysseus, an diese Küste verschlagen, kam beim Suchen nach Lebensmitteln in die Höhle des Riesen und verlor darin einige von seinen Gefährten, die derselbe verspeiste. Er selbst aber rettete sich mit den übrigen durch eine List. Er machte nämlich den P. mit Wein trunken und bohrte ihm, als er fest schlief, das Auge mit einem glühenden Pfahl aus. Der Cyklop schrie zwar fürchterlich, aber es kam ihm Niemand zu Hülfe, da er auf die Frage der Außenstehenden: wer ihm etwas zu Leide thue, antwortete: Udeis (d. i. Niemand). Odysseus hatte ihm nämlich gesagt, dies sey sein Name. Darauf band Odysseus je drei Widder von der Heerde des P. mit Seilen zusammen und an den Bauch des mittleren allemal einen seiner Gefährten. Er selbst hing sich an den stärksten Widder, und so entgingen Alle den Händen des Riesen, der an dem Eingang seiner Höhle saß und seine Schafe betastete, damit nicht Odysseus mit seinen Leuten hinausschlüpfen möge. Dieser trieb ihm, als er aus der Höhle entkommen war, auch noch seine Heerde weg auf sein Schiff und segelte schnell ab. Als die Geretteten weit genug in die See hineingesteuert waren, fingen sie an, den überlisteten Cyklopen zu schmähen und auszuspotten. Darüber in Zorn entbrennend, riß derselbe ein großes Felsstück ab und schleuderte es mit solcher Kraft nach dem Schiffe, daß es noch über dieses hinausflog und die dadurch in Bewegung gesetzten Wogen das Schiff an das Ufer zurücktrieben. Mit Mühe gewann Odysseus die hohe See wieder und rief dann dem P. seinen wahren Namen zu, damit derselbe den wahren Urheber seines Unglücks anzugeben wisse, wenn ihn Jemand frage. Jetzt erinnerte sich der Cyklop, daß ihm einst ein Wahrsager prophezeit hatte, Odysseus werde ihn blenden. In ohnmächtiger Wuth stieß er nun schreckliche Flüche gegen diesen aus und flehete seinen Vater Poseidon an, daß er des Odysseus Reise durch Stürme gefährden möge. Ein Felsstück, das er dem forteilenden Schiffe noch nachschleuderte, hätte fast das Steuerruder desselben zerschmettert.

Polyphonisch (v. Griech.), vielstimmig; polyphonische Schreibart, vielstimmige Schreibart; polyphonischer Satz, mehrstimmiger Satz.

Polypodium (Tüpfelfarren, Engelsüß), Farrengattung mit rundlichen, zerstreuten oder gehäuft stehenden, aus den Enden der Adern oder aus deren Mitte entspringenden Fruchthäufchen ohne Hülle, begreift zahlreiche Arten, worunter P. vulgare *L.*, gemeiner Tüpfelfarren, Engelsüß, Süßfarrren, wildes Süßholz, Kropfwurzel, Tropfkraut, Steinlakritzer, Korallenwurzel, in Wäldern, an Felsen, Mauern und Baumstämmen durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika, hervorzuheben ist, in sofern der von den Spreublättchen und Wurzelfasern gereinigte Stock, Radix Polypodii s. Polypodii vulgaris, Radix Filiculae s. Filiculae dulcis, Radix Polyrhizi, Engelsüßwurzel, Korallenwurzel, officinell ist. Sie schmeckt anfangs süß, fast wie Süßholz, später aber unangenehm reizend=bitterlich, enthält einen eigenthümlichen Zucker, Glycin oder Engelsüßzucker, Weichharz, etwas fettes Oel und Vogelleim und wirkt einhüllend, gelind reizend und auflösend, die Absonderungen, besonders in den Schleimhäuten, befördernd u. wird zuweilen noch, gleich andern süßen Mitteln, bei Brustaffektionen in Aufguß oder Abkochung angewendet.

Polyporus (Löcherpilz), Pilzgattung, welche stiellose und gestielte Pilze von verschiedener, meist fester Substanz begreift, in zahlreichen Arten, worunter P. fomentarius *L.*, Zunderlöcherpilz, Zunderpilz, Buchenpilz, technisch wichtig ist, weil daraus der Feuer= oder Zunderschwamm bereitet wird; P. officinalis *Fr.*, Lärchenschwamm, als Agaricus albus, Fungus s. Boletus Laricis, Boletus purgans, wegen seiner reizenden, drastisch=purgirenden und äußerlich blutstillenden Wirkung officinelle Anwendung findet; P. destructor *Fr.*, zerstörender Löcherpilz, Hausschwamm, als Dielen u. Balken feuchter, dumpfer Wohnungen zerstörend (s. Schwamm) im üblen Rufe steht; P. umbellatus *Pers.*, Doldenlöcherpilz, Haselschwamm, Eichhase, mehre Pfund schwer wird und eine

gesunde und nahrhafte Speise abgibt. Vgl. Pilze.

Polyptoton (griech.), rhetorische Figur, durch welche ein Wort in verschiedenen Endungen, Zeilen rc. wiederholt wird, z. B. Ait quis, aio; negat quis, nego (Terent.).

Polyptychon (griech.), eine aus mehren Blättern bestehende Schrift. Polyptychum ecclesiasticum hieß in der alten Kirche ein Verzeichniß der Kirchengüter, Schenkungs-, Kaufbriefe und anderer Dokumente.

Polyspast (v. Griech.), Flaschenzug.

Polysperchon, Feldherr Alexanders des Großen, von Geburt ein Aetolier, wird unter den Phalangenführern in der Schlacht bei Gaugamela genannt und kehrte 324 mit Craterus und den Veteranen nach Macedonien zurück. Als sich Antipater durch Antigonus zu seinem Zuge nach Asien bestimmen ließ, blieb P. als Strateg in Macedonien zurück, unterdrückte den von den Aetoliern hervorgerufenen Aufstand in Thessalien und unterwarf dies Land aufs Neue dem macedonischen Scepter. Antipater ernannte ihn sterbend zum Reichsverweser und zu seinem Nachfolger in Macedonien (319). Doch war er der schweren Aufgabe, unter zunehmenden Wirren das Ansehen des Reichs zu behaupten, wenig gewachsen. Im Westen trat ihm Cassander entgegen, der mit Antigonus und Ptolemäus ein Bündniß schloß und in den vornehmsten hellenischen Staaten die Oligarchen für sich gewann. P. begünstigte dagegen die unterdrückten demokratischen Parteien. Auch lud er die Königin Olympias, die Feindin Cassanders, zur Rückkehr nach Macedonien ein und gab die Vertheidigung der königlichen Sache in Asien dem Eumenes (s. d.) anheim. Ihn selbst rief der in Folge jenes Beschlusses entstandene Parteikampf nach Griechenland. In Athen gab er zwar den Phocion und dessen Genossen der Erbitterung der demokratischen Partei Preis, aber des Piräeus konnte er sich gleichwohl nicht bemächtigen. Er ließ unter dem Kommando seines Sohnes Alexander den kleineren Theil seines Heeres in Attica zurück und zog mit dem größern nach dem Peloponnes, wo zwar in den meisten Städten die Oligarchen unterlagen, Megalopolis aber von den Parteigenossen Cassanders so tapfer vertheidigt ward, daß P., nachdem er bedeutende Verluste erlitten, unverrichteter Sache abziehen mußte. Hierdurch sank sein Ansehen so sehr, daß die meisten griechischen Städte mit Cassander unterhandelten und dessen Partei ergriffen. P.s Flotte, die unter dem Oberbefehle des Clitus stand, ward in der Propontis von Antigonus vernichtet. Daher konnte er, obwohl Antigonus seinen Sieg nicht sogleich benutzte, nicht nach Macedonien zurückkehren, sondern wandte sich an den König Aeacides von Epirus um Hülfe und kehrte erst im folgenden Jahre (317), als Cassander wieder nach Griechenland abgegangen war, mit Olympias nach Macedonien zurück. Nachdem Cassander 316 die Olympias in seine Gewalt bekommen hatte, sah sich P. zur Flucht nach Aetolien genöthigt. Nachdem sich aber Antigonus mit P. ausgesöhnt, ernannte er denselben zum Strategen des Peloponnes. Als solcher behauptete P. seine Stellung in Messenien, Cassander gegenüber, der nach Macedonien zurückkehren mußte. Er faßte daher den Plan, sich im Peloponnes eine selbstständige Herrschaft zu gründen. Gegen Ende 310 oder zu Anfang 309 rückte er gegen Macedonien vor, und Cassander fürchtete seine Uebermacht so sehr, daß er Unterhandlungen eröffnete. P. war schwach genug, sich von Cassander überreden zu lassen, den Hercules, den letzten männlichen Sprößling des macedonischen Königshauses, aus dem Wege zu räumen. Aber diese Schandthat brachte ihn auch um den letzten Rest des Ansehens. Ueberdies gestattete ihm Cassander nie Theilnahme an der Regierung in Macedonien. Als P. aber in den Peloponnes zurückkehrte, gehorchten ihm nur die Städte, die sich seiner Besatzungen nicht erwehren konnten. Sein Todesjahr ist unbekannt, doch lebte er noch 303.

Polyspermus (lat.), vielsamig, viele Samenkörner in einem Fruchtknoten enthaltend.

Polysyllabum (sc. verbum, v. Gr.), vielsylbiges Wort.

Polysyndeton (gr.), im Gegensatz von Asyndeton, die Häufung des Bindeworts, theils um den raschen Gang der Vorstellungen in der Rede zu hemmen, theils zu beschleunigen, z. B. „Und es wallet und siedet und brauset und zischt“ (Schiller).

Polysynthetismus (v. Gr.), die Eigenthümlichkeit mancher Sprachstämme, in vielfach zusammengesetzten Wörtern theils oft ganze Sätze wiederzugeben, theils die verschiedensten Nüancen des Verbalbegriffs und verschiedene Pronominalobjekte auszudrücken, z. B. bei den nordamerikanischen Sprachen.

Polytechnik (v. Gr.), Theorie der Gewerbe oder Inbegriff der Kenntnisse, welche zur gehörigen Betreibung derselben nothwendig sind. Der außerordentliche Aufschwung, den die Industrie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England und von da sich fortpflanzend in andern Ländern nahm, machte es wenigstens für Diejenigen, welche sich einem höheren Gewerbe widmeten, zur Nothwendigkeit, sich eine tüchtige wissenschaftliche Vorbildung, welcher Mathematik und Naturwissenschaften zur Basis dienten, anzueignen, da sie sonst unvermeidlich hinter den Fortschritten der Zeit zurückbleiben mußten. In England, wo man zuerst den Einfluß der sogenannten exakten Wissenschaften auf die Beförderung und Veredlung der Gewerbthätigkeit genügend würdigte, bildeten sich bald durch den energischen Associationsgeist vermögender Privatleute ausgezeichnete Anstalten für den Gewerbeunterricht, so die Mechanics Institutions in London, Manchester u. anderen Städten des Königreichs. In mehr systematischer Weise wurde die erste, den damaligen Anforderungen entsprechende Anstalt dieser Art in Frankreich eingerichtet. Schon 1794 gründete die revolutionäre Regierung, zum Behuf einer zweckmäßigen wissenschaftlichen und technischen Vorbildung für die höheren Gewerbe und die einschlagenden Branchen des Staatsdienstes, besonders aber für das Geniewesen, die Artillerie, das Seewesen, den Straßen- u. Brückenbau, die Ecole centrale des travaux publiques, zu deren Organisation der Mathematiker Monge den Plan entwarf. Im

folgenden Jahre wurde ihr der Name Ecole polytechnique gegeben. Unter Napoleon I. wurde eine ganz militärische Disciplin für die Schüler derselben eingeführt. Diesem Institute wurden dann die polytechnischen Schulen auf dem Kontinente nachgebildet. Auf Beschluß der böhmischen Stände errichtete 1806 der Ritter Franz von Gerstner das technische Institut zu Prag, welches von dem polytechnischen Institut zu Wien weit übertroffen wurde. Letzteres wurde 1815 eröffnet und zählte schon nach wenigen Jahren gegen 800 Schüler, mehr als das Doppelte der pariser Ecole politechnique. Ihm ist dann das Gewerbeinstitut in Berlin würdig zur Seite getreten. Nach dem Vorgang der genannten wurden in fast allen europäischen Ländern dergleichen Institute errichtet. Erfreuliche Fortschritte und Verbesserungen machen sich besonders in Deutschland von Jahr zu Jahr bemerklich und liefern den Beweis, daß sich die früher zu sehr isolirte Wissenschaft immer mehr mit dem praktischen Leben in Verbindung setzt. Die Hauptzweige des Unterrichts, der auf den polytechnischen Schulen ertheilt wird, sind: Mathematik, reine und angewandte, besonders Mechanik und Maschinenkunde; Zeichnen, freies Handzeichnen, geometrisches und architektonisches Zeichnen, Maschinenzeichnen, Situations- u. Kartenzeichnen ꝛc.; Naturgeschichte, Physik und Chemie, vornehmlich nach ihrer Benutzung für technische Zwecke; Geographie, besonders Gewerbestatistik, u. Geschichte der Erfindungen; Technologie, Volkswirthschaftslehre, besonders Industrie- u. Handelspolitik; Englisch, Französisch und Deutsch, mit vorzüglicher Rücksicht auf geschäftliche Stylistik; Buchführung. Eine möglichst vollständige Modellsammlung von Maschinen und Werkzeugen, physikalischen Apparaten, ein chemisches Laboratorium und eine Sammlung von Naturprodukten und Industrieerzeugnissen sind zur Erläuterung der Vorträge unentbehrlich. Öfters stehen mit den polytechnischen Schulen polytechnische Gesellschaften in Verbindung, so in Wien, wo unter der Leitung von Prechtl eine solche die „Jahrbücher des polytechnischen Instituts" herausgibt, welche die in demselben gemachten Fortschritte dem größern Publikum mittheilt. Für gleichen Zweck wirkt auch Dinglers „Polytechnisches Journal".

Polytheismus (v. Gr., Vielgötterei), der Glaube an mehre Götter und die Verehrung derselben, als unterschiedener, für sich bestehender Wesen. Der P. ist die Religion sinnlicher, im Naturleben versunkener Völker, denen das Göttliche in eben so viel Gestaltungen zerfällt, als die Welt Erscheinungen darbietet, welche die Aufmerksamkeit und die Bewunderung erregen. Er ist aber historisch in sehr verschiedenen Formen aufgetreten. Seine Hauptarten nach den Gegenständen der Verehrung sind: Fetischismus, welcher das Göttliche in ein äußerliches Ding legt und dies als Zaubermittel benutzt; Verehrung der Elemente und Naturkräfte, z. B. die Feueranbetung (Pyrolatrie), der Sterndienst (Sabäismus oder Astrolatrie), der Thierkultus (Zoolatrie), die Verehrung vergötterter Menschen (Anthropolatrie) ꝛc. Höher stehen schon die Formen, welche auf Personifikation der sittlichen Kräfte beruhen, u. einer spekulativen Auffassung nähert sich am meisten der Dualismus oder die Annahme zweier göttlichen Grundwesen. Bei seiner weiteren Entwickelung geht der P. naturgemäß in Monotheismus (s. d.) über.

Polytrophie (v. Gr.), zu starke Ernährung; Starkleibigkeit.

Polyxena, Tochter des Priamus und der Hecabe, wurde von Achilles geliebt, der dem Priamus versprach, ihm den Frieden mit den Griechen auszuwirken, wenn er sie ihm zur Gemahlin gebe. Aber als man darüber im Tempel des thymbräischen Apollo unterhandelte, brachte Paris dem Achilles hinterlistiger Weise die tödtliche Wunde in die Ferse bei. Vor seinem Tode verlangte dieser aber noch, daß man nach Troja's Eroberung die P. an seinem Grabe opfern solle, was dann auch Neoptolemus that. Nach Andern erschien des Achilles Schatten den zur Heimfahrt sich rüstenden Griechen an der thracischen Küste und forderte die P. als den ihm gebührenden Antheil an der Beute zum Opfer. Des Sophocles „Polyxena" ist noch in einzelnen Fragmenten erhalten, die des Euripides aber ganz verloren gegangen.

Polyzetese (v. Gr.), das viele unnütze Fragen; in der Dialektik Art verfänglicher Fragen, z. B. der Acervus und Calvus (s. d.).

Polzin, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Belgard, an der Wugger, mit Stadtgericht, Untersteueramt, Post, Schloß, Spital, Tuch- u. Raschweberei, Tabaks- und Wagenfabrikation, Lohgerberei und 3000 Einwohnern. Unweit davon der Gesundbrunnen Luisenbad, mit 3 Quellen, der Friedrichs-, Luisen- u. Stahlquelle, welche $4\frac{1}{2}$ Gran freies, salzsaures und pflanzensaures Alkali, Kochsalz, Extraktivstoff u. azotisirtes Extrakt, 1 Gran Eisenoxydul, 2 Gran kohlensaure Magnesia, 16 Gran kohlensaure Kalkerde und 2 Gran Kieselerde in 16 Pfund Wasser enthalten und äußerlich und innerlich gebraucht werden.

Pomade (lat. Pomatum [unguentum], weil früher Aepfel dazu genommen wurden), Salbe zum Einstreichen ins Haupthaar, um demselben mehr Glanz, Geschmeidigkeit und Wohlgeruch zu ertheilen. Nach den verschiedenen Zusätzen, welche man den P.n gibt, bezeichnet man sie auf verschiedene Weise und nennt eine P., in welcher der Rosengeruch vorherrschend ist, Rosenpomade; enthält die P. China, welche den Haarwuchs befördern soll, heißt sie Chinapomade, ꝛc.

Pomare, Königin von Otaheiti (s. d.).

Pombal, Stadt (Flecken) in der portugiesischen Provinz Estremadura, mit Schloß, altem Kastell, Gnadenbild u. 4000 Einwohnern.

Pombal, Sebastian Joseph Carvalho Mello, Graf von Oeyras, Marquis von, portugiesischer Staatsmann, wurde 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra geboren. Sein Vater, Emanuel Carvalho, war Kapitän und gehörte zum niederen Adel, seine Mutter aber war aus der sehr angesehenen Familie Mendoza. Nachdem P. auf der Universität von Coimbra Jurisprudenz studirt hatte, ließ er sich in die königliche Garde aufnehmen, wurde aber wegen seiner Streitsucht aus Lissabon verwiesen und

brachte darauf in seiner Heimath mehre Jahre mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu. Nachdem er eine reiche Wittwe, Donna Teresa da Noronha-Almada geheirathet, begab er sich in seinem 40. Jahre wieder an den Hof nach Lissabon und erlangte schon 1739 den Posten eines außerordentlichen Gesandten in London. Hier erwachte der Entschluß in ihm, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Der Minister Peter von Motta, P.s Gegner, setzte es zwar durch, daß P. 1745 wieder von London abberufen wurde, allein die Gunst der Königin verschaffte diesem den Gesandtschaftsposten am wiener Hofe. Hier machte er den Vermittler zwischen der Kaiserin Maria Theresia u. dem Papste Benedikt XIV. Auch vermählte er sich, da seine erste Frau inzwischen gestorben war, mit einer Gräfin von Daun. Aber der Einfluß des hohen Adels auf den König Johann V. bewirkte, daß P. auch von Wien wieder abberufen wurde. Die Nothwendigkeit, sich eine mächtige Stütze zu verschaffen, befreundete diesen nun mit den Jesuiten. Er spielte am Hofe den Frommen und erreichte auf diesem Wege, daß er, als Johann V. 1750 gestorben war, von dessen Nachfolger, Joseph I., zum Staatssekretär ernannt wurde. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er den schwachen König ganz und gar beherrschte. In dieser Stellung aber bot er alle Mittel auf, Portugal aus seinem tiefen Verfall wieder emporzuheben. Beim Erdbeben vom 1. November 1755 wußte er durch eine außerordentliche Thätigkeit das beispiellose Elend, das über die Hauptstadt gekommen, einigermaßen zu mindern und ward dafür vom König zum Grafen Oeyras ernannt. Nachdem er im folgenden Jahre erster Minister geworden war, trat er den Ränken des hohen Adels und der Jesuiten mit Energie entgegen u. brachte es dahin, daß nach dem Attentat auf des Königs Leben (3. Sept. 1758) der Orden durch ein königl. Dekret vom 3. Sept. 1759 aus Portugal verbannt ward. Hierüber und über P.s sonstige ministerielle Thätigkeit s. Portugal, Geschichte. In Anerkennung seiner Verdienste wurde der Minister vom König zum Marquis von P. ernannt. Er stand eben auf dem Höhenpunkte seiner Thätigkeit, als 1777 der König Joseph I. starb und seine Tochter und Nachfolgerin auf dem Throne, Maria Franciska, welche den hohen Adel und die Geistlichkeit begünstigte, P. aus seinem Amte entließ. Der Prozeß über die Verschwörung, welche das Leben des Königs Joseph bedrohte, wurde revidirt, allein P. rechtfertigte sein strenges Verfahren durch Aktenstücke, die bisher nicht bekannt geworden waren; doch wurden die Verwandten der Hingerichteten wieder in ihre Güter eingesetzt. P. mußte die Hauptstadt verlassen u. sich 20 Stunden weit von derselben entfernt halten. Seine Einrichtungen wurden fast alle aufgehoben. Er † am 5. Mai 1782. Erst vom Kaiser Dom Pedro wurden seine Verdienste wieder anerkannt. Vgl. L'administration du Marquis de P., 4 Bde., Amst. 1788, und Smith, Memoirs of P., London 1843, 2 Bde. In Dohms „Materialien zur Statistik" ist nachgewiesen, daß P. als Minister sich nicht bereichert hat.

Pomegue, kleine, zum französischen Departement Rhonemündungen gehörige Insel im mittelländischen Meer, vor dem Hafen von Marseille, $^1/_2$ Lieue lang, $^1/_4$ Lieue breit, unfruchtbar, mit Quarantäneanstalt und Thurm, ist mit der befestigten Insel Ratoneau durch einen Damm verbunden.

Pomeranze und **Pomeranzenbaum,** s. Citrus.

Pomerellen (Kleinpommern), Landschaft zwischen der Weichsel, Netze, Pommern und der Ostsee, gehörte früher zum polnischen Preußen od. Herzogthum Preußen, kam 1772, mit Ausnahme Danzigs, das erst 1793 preußisch wurde, an Preußen u. bildet einen Theil der Provinz Westpreußen, wo es unter die beiden Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder vertheilt ist. S. Pommern.

Pomeridian (v. Lat.), nachmittägig; daher Hora pomeridiana, Nachmittagsstunde.

Pommer, Johann, auch Pomeranus, s. v. a. Bugenhagen.

Pommern, sonst Herzogthum, gegenwärtig preußische Provinz im nördlichen Theile der Monarchie, grenzt gegen Westen an Mecklenburg, gegen Süden an Brandenburg, gegen Osten an Westpreußen und gegen Norden an die Ostsee, wo sich auf der nördlichsten Spitze Rixhooft, ein 220 Fuß hoher Leuchtthurm, befindet. P. bildet eine lange, große Ebene von 576,72 □Meilen und ist unstreitig eines der am niedrigsten gelegenen Länder Deutschlands, jedoch nicht ganz ohne Spur von Bergen, letzteres aber nur auf der Insel Rügen, vorzüglich auf der Halbinsel Jasmund. Der Hauptfluß der Provinz, die Oder, theilt dieselbe in Vor- und Hinterpommern und mündet mit seinen Nebenflüssen, der Welse, Ucker und Peene links und der Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante und Rega rechts in die Ostsee, welche die Nordseite der Provinz bespült, an der Küste jedoch so seicht ist, daß größere Schiffe nur selten anfahren können, und die bloß in Vorpommern einige Inseln, darunter Rügen, sowie 3 Meerbusen, nämlich den rügenschen Bodden (neues Tief) und das prorer und tromper Wyk, bildet. An Strandseen besitzt P. das stettiner Haff u. den Leba-, den garbeschen, vinzziger, vitter, buckower, jasmunder, campschen und eineberger See, sowie es nebst dem reich an Landseen ist, von welchen der Kummerow-, der neuwarpsche und Plönersee, die Madüe ꝛc. die bedeutendsten sind. Die hinterpommerschen Seeküsten sind ihrer ganzen Länge nach mit Sandhügeln oder Dünen besetzt. Längs des ganzen Strandes trifft man in einer Breite von $^1/_2$—1 Meile einen fetten, lehmigen, übrigens schwarzen, fruchtbaren Boden, unmittelbar landeinwärts aber in größerer Breite entweder ganz sandiges, oder durch den Fleiß der Bewohner erst urbar gemachtes Land. Die südlichen Gegenden P.s haben ebenfalls einen meist sandigen, häufig auch kalkigen Boden, der jedoch in der Regel nicht undankbar ist, aber eine tüchtige Beackerung erfordert. Der schlechteste Acker findet sich da, wo unter einer dünnen Sandschicht ein röthlicher Sand sich zeigt, den man hier Fuchserde (Ur) nennt; wo diese Erdart die oberste Lage bildet, wächst weder Gras, noch Heidekraut. Mit Ausnahme des sogenannten Weizenlandes im


COSLIN
STRALSUND
HAFEN
STOLPE
STARGARD
Aus der Geogr. Anstalt des Bibliogr. Instituts in Hildburgh.

brachte darauf in seiner Heimath mehre Jahre mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu. Nachdem er eine reiche Wittwe, Donna Teresa da Noronha-Almada geheirathet, begab er sich in seinem 40. Jahre wieder an den Hof nach Lissabon und erlangte schon 1739 den Posten eines außerordentlichen Gesandten in London. Hier erwachte der Entschluß in ihm, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Der Minister Peter von Motta, P.s Gegner, setzte es zwar durch, daß P. 1745 wieder von London abberufen wurde, allein die Gunst der Königin verschaffte diesem den Gesandtschaftsposten am wiener Hofe. Hier machte er den Vermittler zwischen der Kaiserin Maria Theresia u. dem Papste Benedikt XIV. Auch vermählte er sich, da seine erste Frau inzwischen gestorben war, mit einer Gräfin von Daun. Aber der Einfluß des hohen Adels auf den König Johann V. bewirkte, daß P. auch von Wien wieder abberufen wurde. Die Nothwendigkeit, sich eine mächtige Stütze zu verschaffen, befreundete diesen nun mit den Jesuiten. Er spielte am Hofe den Frommen und erreichte auf diesem Wege, daß er, als Johann V. 1750 gestorben war, von dessen Nachfolger, Joseph I., zum Staatssekretär ernannt wurde. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er den schwachen König ganz und gar beherrschte. In dieser Stellung aber bot er alle Mittel auf, Portugal aus seinem tiefen Verfall wieder emporzuheben. Beim Erdbeben vom 1. November 1755 wußte er durch eine außerordentliche Thätigkeit das beispiellose Elend, das über die Hauptstadt gekommen, einigermaßen zu mindern und ward dafür vom König zum Grafen Oeyras ernannt. Nachdem er im folgenden Jahre erster Minister geworden war, trat er den Ränken des hohen Adels und der Jesuiten mit Energie entgegen u. brachte es dahin, daß nach dem Attentat auf des Königs Leben (3. Sept. 1758) der Orden durch ein königl. Dekret vom 3. Sept. 1759 aus Portugal verbannt ward. Hierüber und über P.s sonstige ministerielle Thätigkeit s. Portugal, Geschichte. In Anerkennung seiner Verdienste wurde der Minister vom König zum Marquis von P. ernannt. Er stand eben auf dem Höhenpunkte seiner Thätigkeit, als 1777 der König Joseph I. starb und seine Tochter und Nachfolgerin auf dem Throne, Maria Franciska, welche den hohen Adel und die Geistlichkeit begünstigte, P. aus seinem Amte entließ. Der Prozeß über die Verschwörung, welche das Leben des Königs Joseph bedrohte, wurde revidirt, allein P. rechtfertigte sein strenges Verfahren durch Aktenstücke, die bisher nicht bekannt geworden waren; doch wurden die Verwandten der Hingerichteten wieder in ihre Güter eingesetzt. P. mußte die Hauptstadt verlassen u. sich 20 Stunden weit von derselben entfernt halten. Seine Einrichtungen wurden fast alle aufgehoben. Er † am 5. Mai 1782. Erst vom Kaiser Dom Pedro wurden seine Verdienste wieder anerkannt. Vgl. L'administration du Marquis de P., 4 Bde., Amst. 1788, und Smith, Memoirs of P., London 1843, 2 Bde. In Dohms „Materialien zur Statistik" ist nachgewiesen, daß P. als Minister sich nicht bereichert hat.

Pomegne, kleine, zum französischen Departement Rhonemündungen gehörige Insel im mittelländischen Meer, vor dem Hafen von Marseille, $^1/_2$ Lieue lang, $^1/_4$ Lieue breit, unfruchtbar, mit Quarantäneanstalt und Thurm, ist mit der befestigten Insel Ratoneau durch einen Damm verbunden.

Pomeranze und **Pomeranzenbaum**, s. Citrus.

Pomerellen (Kleinpommern), Landschaft zwischen der Weichsel, Netze, Pommern und der Ostsee, gehörte früher zum polnischen Preußen od. Herzogthum Preußen, kam 1772, mit Ausnahme Danzigs, das erst 1793 preußisch wurde, an Preußen u. bildet einen Theil der Provinz Westpreußen, wo es unter die beiden Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder vertheilt ist. S. Pommern.

Pomeridian (v. Lat.), nachmittägig; daher Hora pomeridiana, Nachmittagsstunde.

Pommer, Johann, auch Pomeranus, s. v. a. Bugenhagen.

Pommern, sonst Herzogthum, gegenwärtig preußische Provinz im nördlichen Theile der Monarchie, grenzt gegen Westen an Mecklenburg, gegen Süden an Brandenburg, gegen Osten an Westpreußen und gegen Norden an die Ostsee, wo sich auf der nördlichsten Spitze Rirhooft, ein 220 Fuß hoher Leuchtthurm, befindet. P. bildet eine lange, große Ebene von 576,72 □Meilen und ist unstreitig eines der am niedrigsten gelegenen Länder Deutschlands, jedoch nicht ganz ohne Spur von Bergen, letzteres aber nur auf der Insel Rügen, vorzüglich auf der Halbinsel Jasmund. Der Hauptfluß der Provinz, die Oder, theilt dieselbe in Vor- und Hinterpommern und mündet mit seinen Nebenflüssen, der Welse, Ucker und Peene links und der Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante und Rega rechts in die Ostsee, welche die Nordseite der Provinz bespült, an der Küste jedoch so seicht ist, daß größere Schiffe nur selten anfahren können, und die bloß in Vorpommern einige Inseln, darunter Rügen, sowie 3 Meerbusen, nämlich den rügenschen Bodden (neues Tief) und das prorer und tromper Wyk, bildet. An Strandseen besitzt P. das stettiner Haff u. den Leba-, den gardeschen, vinzziger, vitter, buckower, jasmunder, campschen und eineberger See, sowie es nebst dem reich an Landseen ist, von welchen der Kummerow-, der neuwarpsche und Plönersee, die Madüe ꝛc. die bedeutendsten sind. Die hinterpommerschen Seeküsten sind ihrer ganzen Länge nach mit Sandhügeln oder Dünen besetzt. Längs des ganzen Strandes trifft man in einer Breite von $^1/_4$—1 Meile einen fetten, lehmigen, übrigens schwarzen, fruchtbaren Boden, unmittelbar landeinwärts aber in größerer Breite entweder ganz sandiges, oder durch den Fleiß der Bewohner erst urbar gemachtes Land. Die südlichen Gegenden P.s haben ebenfalls einen meist sandigen, häufig auch kalkigen Boden, der jedoch in der Regel nicht undankbar ist, aber eine tüchtige Beackerung erfordert. Der schlechteste Acker findet sich da, wo unter einer dünnen Sandschicht ein röthlicher Sand sich zeigt, den man hier Fuchserde (Ur) nennt; wo diese Erdart die oberste Lage bildet, wächst weder Gras, noch Heidekraut. Mit Ausnahme des sogenannten Weizenlandes im



CÖSLIN
STRALSUND
HAFEN
STOLPE
STARGARD
Stadt-Bezirke von Stralsund.

pyritzer, leatiger und saatziger Kreise und einiger Striche in Vorpommern werden übrigens rücksichtlich der Ergiebigkeit alle Ländereien von jenen der Strandgegenden übertroffen. Produkte sind: Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse, Hopfen, Obst, Hülsenfrüchte, Futterkräuter, Holz, Tabak, Vieh (vorzüglich Gänse), Fische (besonders Aale), Torf, Salz, Bernstein rc. Der Einwohner sind es über 1,253,900, meist Evangelische (etwa 11,100 Katholiken und gegen 9700 Juden u. 100 Mennoniten) und außer einem kleinen Rest Kassuben Deutsche. Die Industrie steht hier zwar auf einer niedrigeren Stufe, als in den übrigen deutschen Provinzen des Königreiches, doch sind eine beträchtliche Anzahl von Fabriken und Manufakturen für Tabak, Leder, Zucker, Leinwand, Tuch rc. in Betrieb; der Hammerbetrieb und Schiffbau stehen in Blüthe. Bedeutend ist auch der Handel, besonders zur See. Der Hauptsitz des pommerschen Seehandels ist Stettin (s. d.) mit dem neuen Hafen zu Swinemünde; indessen sind auch Stralsund, Greifswalde, Kolberg, Anklam rc. wesentlich bei demselben betheiligt. Die Haupteinfuhrartikel sind: Asche und Potasche, getrocknete Früchte, Baumwolle, Gyps, Branntwein, Häringe, Eisen und Eisenblech, Kohlen, Farbehölzer, Kupfer, Kreide, Schwefel, Syrup, Thran, Wein, Kolonialwaaren rc.; ausgeführt werden: Borke, Blausteine, Brucheisen, Glas, Getreide, Kartoffeln, Bauholz, Knochen, Leinwand, Tuch, Wolle, Töpferwaaren rc. Was den Binnenhandel besonders begünstigt, ist die Schifffahrt (auch Dampfschifffahrt) auf der Oder und einigen Nebenflüssen, sowie die Eisenbahn von Stettin nach Berlin. P. hat seit 1823 Provinzialstände. Von den 49 Ständemitgliedern gehören 25 der Ritterschaft, 16 den Städtern und 8 den Gutsbesitzern und Bauern an, und die ständischen Verhandlungen finden in Stettin Statt. An öffentlichen Unterrichts- und wissenschaftlichen Anstalten besitzt P. eine Universität (zu Greifswalde), 8 Gymnasien (zu Greifswalde, Anklam, Greifenberg, Stettin, Stargard, Neustettin, Köslin, Stralsund), ein königl. Pädagogium zu Putbus, ein Progymnasium zu Demmin, 4 Real- und 2 höhere Bürgerschulen, 7 höhere Töchterschulen und 7 Schullehrerseminarien; ferner eine Hebammenschule (zu Stettin), 2 Schifffahrtsschulen (daselbst und zu Greifswalde) und andere dergl. Anstalten. In Stettin besteht eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Das altpreußische P. zerfiel ehedem in Vor- u. Hinterpommern; das schwedische P. aber bestand aus der Insel und dem Fürstenthum Rügen und aus einem Theil Vorpommerns, zu welchem das Land Stralsund, das Fürstenthum Barth, die Grafschaft Gützkow und die Herrschaft Wolgast gehörten; auch Pomerellen (s. d.) war noch früher ein Theil desselben. Jetzt theilt sich die Provinz in die 3 Regierungsbezirke Stettin, Köslin und Stralsund.

Geschichte. Die Küsten der Ostsee wurden nach dem Abzug der germanischen Völkerstämme, Rugier, Heruler, Burgunder, Longobarden, Semnonen rc., gegen Ende des 5. Jahrh. von slavischen Völkern, namentlich den Wenden, Anten und Venetern in Besitz genommen und Po-Moste (am Meere) genannt, woraus später P. entstand. Das hier dominirende Volk zu Karls des Großen Zeit waren die Wilzen, ein wendischer Stamm unter dem Fürsten Draoscio, den zu unterwerfen Karl der Große wiederholte, aber fruchtlose Versuche machte. Obwohl durch Theilung zerstückelt und in Folge innerer Kriege bedeutend geschwächt, bewahrte der Wilzenstaat doch seine Unabhängigkeit bis ins 12. Jahrhundert. Der erste Fürst von P. soll Mestibock (Mistivoi) gewesen seyn, der um 960 lebte. Sambor (Suantipor) erweiterte sein Gebiet bis an das rechte Oderufer, unterwarf sich aber dem Obotritenkönige Heinrich. Nach Sambors Tode (1107) fand eine Theilung des Landes unter seine 4 Söhne Statt, die bereits zum Christenthum übergetreten waren, und zwar erhielten Wratislaw und Ratibor den westlichen, Bogislaw und Swantopolk den östlichen Landestheil (Pomerellen und Kassubien). Unter den Fürsten des letzteren ragt Swantopolk, Mestwins I. Sohn, hervor. Erst kämpfte er 1234 auf Seiten des deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen; später (1240) trat er jedoch aus Mißtrauen gegen die wachsende Macht des Ordens auf Seiten der Preußen, brachte dem Orden 1242 und 1243 zwei Niederlagen bei und bedrängte seit 1244 denselben so sehr, daß sich der Papst veranlaßt fand, das Kreuz gegen ihn zu predigen. Erst 1248 ward durch den päpstlichen Legaten ein dauernder Friede vermittelt. Ihm folgte (1268) sein älterer Sohn, Mestwin II., während der jüngere, Wratislaw, mit einem Gebiet um Danzig abgefunden ward. Letzterer, hiermit unzufrieden, suchte u. fand Unterstützung bei dem deutschen Orden, was Mestwin bewog, 1269 bei dem Markgrafen von Brandenburg zu Lehn zu gehen, um sich hierdurch einen mächtigen Beschützer zu verschaffen. Wirklich befreite ihn auch der Markgraf, als ihn 1271 sein Bruder gefangen genommen hatte; indeß mußte er hierfür nach Wratislaws Tode das Schloß zu Danzig an Brandenburg überlassen, was ihn in einen Krieg mit letzterem verwickelte, in welchem er vom deutschen Orden unter der Bedingung unterstützt ward, daß er die von seinem Oheim Sambor dem Orden gemachte Schenkung bestätigte, zufolge welcher Sambors Landestheil nach seinem Tode dem Orden zufallen sollte. Als er 1296 unbeerbt †, fiel Pomerellen an den deutschen Orden. Wratislaw, Stifter der pommerschen Linie, dehnte sein Gebiet durch Hinzunahme von Theilen des obotritischen Reichs bis über die Uckermark aus u. ließ sich, nachdem er selbst zum Christenthum übergetreten war, die Bekehrung seines noch heidnischen Volkes angelegen seyn, zu welchem Zwecke er 1128 den Bischof Otto von Bamberg in sein Land einlud. Seine Söhne, Kasimir I. u. Bogislaw I., die ihm 1136 folgten, erst unter Vormundschaft ihres Oheims Ratibor, nahmen 1170 den Herzogstitel an und wurden so die Stammväter der pommerschen Herzöge; um 1182 ward dieser Titel und ihre Reichsunmittelbarkeit von Kaiser Friedrich I. anerkannt. Doch schon in demselben Jahre fiel Kasimir I. in einem Treffen gegen die Dänen; Bogislaw I. † 1187. Des Letzteren Sohn, Barnim I., gründete Prenzlau und andere Städte, förderte Ackerbau und

Händel, befreite sich während der Gefangenschaft des dänischen Königs Waldemar von Dänemarks Lehnshoheit und erkannte dafür jene des Markgrafen von Brandenburg an, dem er später auch das Schloß Danzig überließ, nachdem er schon 1240 Stargard an den Bischof von Kammin verkauft hatte. Er † 1278. Seine Söhne, Bogislaw IV., Barnim II. und Otto I., regierten bis 1295 gemeinschaftlich, worauf sie sich in die beiden Linien Stettin und Wolgast spalteten.

Die Linie Stettin ward von den beiden letzteren gegründet, welchen der stettiner Antheil gemeinschaftlich zufiel. Beim Erlöschen der Linie Pomerellen erhielten sie 1321 das Fürstenthum Wenden, nachdem ihnen in Folge des Todes des Kurfürsten Waldemar von Brandenburg schon 1319 die Uckermark zugefallen war. Im J. 1331 trugen die Herzöge von P. ihre Lande dem Papst zu Lehn an und zwangen Brandenburg 1338 auf dem Reichstage zu Frankfurt, der Lehnshoheit über P. zu entsagen. Noch in demselben Jahre † Barnim ohne männliche Nachkommen; Otto I. † 1345 und hatte seinen Sohn, Barnim III. den Großen, zum Nachfolger. Dieser unterstützte zu Gunsten des Kaisers Karl IV. den falschen Waldemar gegen den Kurfürsten von Brandenburg und gerieth deshalb mit Letzterem 1348 in Krieg, in welchem er sich vieler brandenburgischen Städte bemächtigte, die er jedoch nach erfolgter Versöhnung zwischen dem Kaiser und Brandenburg wieder herauszugeben genöthigt ward. Indessen blieb er im Besitze eines nicht unbedeutenden Landgebietes, sowie ihm in Folge eines neuen Kriegs mit Mecklenburg auch die rügenschen Länder gegen eine bestimmte Geldsumme zufielen. Nach seinem Tode (1368) theilten sich seine Söhne, Kasimir IV., Bogislaw VII. u. Sambor (Suantipor) III., unter Oberleitung des ältesten in die Regierung. Im Jahre 1370 entspann sich ein Krieg mit Otto von Brandenburg wegen mehrer Städte der Uckermark, die sich im Besitze P.s befanden. Kasimir IV. wurde in diesem Kriege verwundet und † in Folge dieser Verwundung 1373. Einem bald hierauf geschlossenen Frieden folgten neue Feindseligkeiten, die — von dem übermächtigen märkischen und pommerschen Adel geschürt — einen Zeitraum von fast 30 Jahren ausfüllten. Im J. 1404 † Bogislaw VII., u. Sambor III. war nun alleiniger Regent Er wurde 1409 vom Markgrafen Jobocus auch zum Statthalter der Mark Brandenburg ernannt; doch endete diese Statthalterschaft schon 1411, als Sigmund, der inzwischen wieder in Brandenburgs Besitz gekommen war, dasselbe an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, verpfändete. Hiermit unzufrieden, verbündete sich ein Theil des brandenburgischen Adels mit Sambors Söhnen gegen Friedrich, und es kam 1412 bei Kremmen zu einem Treffen, das übrigens nichts entschied. Auch nach Sambors Tode (1413) ward dieser Krieg von seinen Söhnen, Kasimir VI. und Otto II., welche nun gemeinschaftlich regierten, fortgesetzt, und obgleich sie dieserhalb 1415 in die Reichsacht verfielen, brachen sie dennoch 1418 und 1421 wiederholt in die Mark ein und nahmen 1425 Prenzlau, wurden aber bald wieder daraus vertrieben. Endlich erfolgte ein Friedensschluß zu Neustadt-Eberswalde (1427), der eine Heirath zwischen Joachim, Kasimirs Sohn, und einer Tochter des Kurprinzen Johann und ein Bündniß zur Folge hatte. Joachims Regierung, dessen Oheim Otto II. ohne männliche Erben, und dessen Vater Kasimir 1434 gestorben war, ging deshalb ganz friedlich von Statten. Ihm folgte sein Sohn, Otto III., 1461. Mit diesem erlosch schon 1464 die Linie Stettin, deren Lande nun an die Linie Wolgast fielen.

Die wolgastsche Linie hatte Bogislaw IV. (II.), den Sohn Barnims I., zum Stifter, der 1309 †. Sein Nachfolger, Wratislaw IV., hatte seit 1315 wegen Stralsund Händel mit dem Fürsten Wizlaw von Rügen, aus denen ein förmlicher Krieg entstand, der 1317 mit dem Frieden zu Brodersdorf endigte. Nach dem Tode des Kurfürsten Waldemar von Brandenburg (1319) ward Wratislaw Vormund über dessen Erbprinzen Heinrich, und da Mecklenburg sich die Uckermark aneignen wollte, so gerieth er in Krieg mit demselben. Er schloß jedoch Frieden, nachdem in Folge des Aussterbens des askanisch-brandenburgischen Stammes die Wittelsbacher in den Besitz der Mark gelangt waren. Nach dem Erlöschen des rügenschen Stammes durch den Tod Wizlaws IV. (1325) von der Stadt Stralsund und mehren zu Rügen gehörigen Städten zum Regenten erwählt und von König Christoph I. von Dänemark mit Rügen selbst belehnt, trat Wratislaw dennoch auf die Seite von Christophs Gegenkönig Waldemar. Er † 1326 und hinterließ, unter Vormundschaft der Herzöge von Stettin, seine Söhne, Bogislaw V. (IV.) u. Barnim IV., als Nachfolger. Nachdem der Kurfürst Ludwig von Brandenburg bei Prenzlau von Barnim III. von Stettin besiegt worden, entsagte Brandenburg in einem 1338 geschlossenen Vertrag der Lehnshoheit über P., wogegen ihm die eventuelle Erbfolge nach dem Erlöschen des pommerschen Stammes zugesichert ward. In demselben Jahre traten Bogislaw und Barnim die Regierung selbstständig gemeinschaftlich an. Im Jahre 1348 ward Barnim vom Kaiser Karl IV. mit der Würde eines Großjägermeisters des Reichs belehnt. Ein 1350 begonnener Krieg mit Mecklenburg wegen Rügen endete 1354 mit dem Frieden zu Lübeck; bald aber entstand eine andere Fehde zwischen beiden Ländern wegen der Stadt Pasewalk, welche P. von Mecklenburg erobert hatte. Zuletzt verblieb P. nicht nur diese Stadt, sondern auch Alt- und Neu-Torgelow, u. zwar als Unterpfand für 13,000 Mark Silber; desgleichen erhielt es 1357 nach dem Erlöschen des gräflichen Stammes von Gützkow diese Grafschaft. Mit Barnims Tod (1365) fand eine Theilung Pommern-Wolgasts Statt, und es entstanden nun die Linien Hinterpommern u. Vorpommern.

Die hinterpommersche Linie stiftete Bogislaw V., Barnims Bruder. Ihm folgte 1374 sein ältester Sohn, Kasimir IV., welcher von Kasimir dem Großen von Polen bedeutende Ländereien erbte, aber schon 1377 ohne männliche Nachkommen †, weshalb seine Besitzungen in Polen wieder an letzteres zurückfielen. Sein Nachfolger in P. war sein Bruder, Bogislaw VIII. (VII.), vorher Bischof zu Kammin. Derselbe ver-

größerte sein Land durch polnisches Gebiet, das ihm als Entschädigung für die Kriegskosten wegen der dem Polenkönig Wladislaw Jagello gegen den deutschen Orden in der Schlacht bei Tannenberg 1410 zugeführten Hülfsvölker abgetreten worden war, u. † 1417. Sein Sohn u. Nachfolger, Bogislaw IX. (VIII.) wurde wegen Streitigkeiten mit dem Stifte Kammin u. den Hansestädten in den Bann gethan; 1436 ward ihm jedoch in dem Vergleich von Kolberg einiges Gebiet zugestanden. Er † 1448, und es folgte ihm der Sohn seines jüngsten Bruders Wratislaw VII., Erich I.

Die vorpommersche Linie hatte Barnims Söhne zu Stiftern, denen bei der Theilung Vorpommern oder das Gebiet zwischen der Swina und dem Mecklenburgischen, sammt Wolgast und Rügen, zugefallen war, das sie 1375 so unter sich theilten, daß Bogislaw VI. (V.), der älteste, Wolgast, Wratislaw VI. aber die rügenschen Lande erhielt. Nach vielen Kämpfen Beider mit empörten Städten und Raubrittern † Bogislaw VI. 1393 sohnlos, so daß ganz Vorpommern noch unter Wratislaw wieder vereinigt ward, der 1394 ebenfalls †. Barnim VI., des Vorigen Sohn und Nachfolger, lag in fortwährendem Streit mit den Hansestädten und den Vitalienbrüdern (s. d.) und † 1405. Seine beiden Söhne, Wratislaw IX. und Barnim VII., theilten das Land; da letzterer aber 1449 ohne männliche Nachkommen †, so vereinigte ersterer ganz Vorpommern wieder. Wratislaw bestätigte und vermehrte die Freiheiten der Städte Wismar, Rostock, Greifswalde und Demmin, die ihn in einem Kriege mit Mecklenburg kräftig unterstützt hatten. Nachdem er 1457 noch die Universität Greifswalde gestiftet hatte, † er 1457, zwei Söhne, Erich II. und Wratislaw X., hinterlassend, die nun abermals theilten, und zwar so, daß Wolgast an Erich, Rügen an Wratislaw fiel. Kurz nachher (1459) † Erich I. von Hinterpommern, wodurch Erich II. nach einem mit den Landständen geschlossenen Vertrag zu Rügenwalde Hinterpommern bekam. Mit dem Erlöschen der Linie Stettin durch den Tod Otto's III. († 1464) gerieth P. in langwierige Streitigkeiten mit Kurbrandenburg, das als Lehnsherr Anspruch auf diese Erbschaft machte. Im Jahre 1469 willigte es aber in einen Waffenstillstand ein, der durch Vermittelung des Kaisers 1472 zum Frieden von Prenzlau führte, demzufolge Erich II. rücksichtlich Stettins die Lehnshoheit Brandenburgs anerkannte. Nach Erichs II. Tode († 1474) kam Bogislaw X. der Große zur Regierung, der sich gleich seinem Oheim Wratislaw X. an den Vertrag von Prenzlau nicht gebunden hielt, weshalb ein neuer Krieg mit Brandenburg ausbrach, welcher erst 1491 durch einen neuen Frieden seine Endschaft erreichte, der 1493 durch den Vertrag zu Pyritz bestätigt ward. Nach dem Tode Bogislaws X. gründeten seine beiden Söhne zwei neue Linien, und zwar Georg I. die wolgaster, Barnim XI. aber die stettiner Linie. Beide, in vielen Punkten, namentlich hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten gemeinschaftlich regierend, widersetzten sich der Reformation ernstlich. Im Jahre 1529 schlossen sie mit Brandenburg wegen Lehnsherrlichkeit und Erbfolge, welche erstere von Brandenburg gemildert ward, während es die letztere sich versichern ließ, den Vergleich zu Grimnitz und empfingen 1530 die Herrschaften Lauenburg und Bütow von Polen zu Lehen, worauf 1531 Herzog Georg I. † und einen Sohn, Philipp I., hinterließ, der am pfälzischen Hofe der Reformation geneigt geworden war. Letzteres war jetzt auch bei Barnim XI. der Fall, der 1532 mit seinem Neffen theilte, wobei Barnim XI. Hinterpommern und Stettin behielt, während Philipp Vorpommern, Wolgast und Rügen, sowie die Komthurei Wildenbruch und Greifenhagen bekam, das Patronatsrecht über das Stift Kammin, die Universität Greifswalde, die Zölle zu Wolgast, Garz, Greifenhagen u. Potter u. A. aber gemeinschaftlich blieben. Anfangs sollte diese Theilung nur 8 Jahre lang Gültigkeit haben, später wurde sie jedoch für immer geltend erklärt. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als man (1534) zur Einführung der Reformation schritt, in Folge deren 1535 Johann Bugenhagen (Pomeranus) den Auftrag erhielt, eine neue Kirchenordnung herzustellen. Philipp gründete 1541 das lutherische Gymnasium zu Stettin und zog die Einkünfte ein, welche bisher der Bischof von Rotschild aus Rügen bekommen hatte. Letzteres hatte die Beschlagnahme pommerscher Schiffe und Güter von Seiten Dänemarks zur Folge, wogegen sich die Herzöge von P. vergeblich an den schmalkaldischen Bund wandten u. sich deshalb von letzterem trennten. Trotzdem unterstützten sie den Bund auf sein Ansuchen 1546 mit 300 Pferden. Dies zog ihnen die Ungnade des Kaisers zu, die jedoch später, nachdem Philipp aus Furcht vor einem ernstlichen Angriff seine Städte hatte befestigen lassen und sein Hoflager von Wolgast nach Greifswalde verlegt hatte, durch die Summe von 126,000 Thalern abgekauft ward (1549). Philipp † 1560 und hinterließ 5 Söhne: Johann Friedrich, Bogislaw XIII., Ernst Ludwig, Barnim XII. und Kasimir IX., von denen die minderjährigen unter die Vormundschaft ihres sohnlosen Großvaters Bruder, Barnims XI. von Stettin, gestellt wurden, dessen Erben sie waren. Nachdem derselbe 1569 seine Regierung niedergelegt hatte, theilten sich seine Erben auf seinen Wunsch in der Art in die pommerschen Lande, daß nur zwei Regierungen bestanden, nämlich Stettin mit Hinterpommern und Johann Friedrich als Regenten, und Wolgast mit Vorpommern und Ernst Ludwig als Landesherrn; die jüngeren 3 Brüder wurden mit kleineren Gebieten ohne Landeshoheit abgefunden, und Barnim XI. reservirte sich die Oberleitung bis an seinen Tod. Die nächste Periode bis zum Tode Barnims XI. († 1575) war eine in jeder Beziehung glückliche für P., dessen Bewohner sich trotz dieses dreifachen Regiments wohl befanden. Im J. 1571 erfolgte die Erbverbrüderung mit Brandenburg, der zufolge beim Aussterben des brandenburgischen Hauses die Neumark und das Land Sternberg an P. fallen sollte. Da Johann Friedrich 1600 und sein Bruder u. Nachfolger, Barnim XII., 1603 ohne männliche Nachkommen †, so war der nächste Thronfolger nach dem geschlossenen Erbver=

trag Kasimir, der aber wegen Kränklichkeit auf die Regierung zu Gunsten seines Bruders Bogislaw XIII. verzichtete. Auch dieser † schon 1606, nachdem Kasimir bereits 1605 gestorben war. Der neue Regent, Philipp II., Sohn Bogislaws XIII., hatte besonders viele Streitigkeiten mit den pommerschen Hansestädten, welche die Leitung ihrer inneren Angelegenheiten selbst führen wollten. Auch führte er eine bessere Rechtspflege u. eine neue Polizeiordnung ein u. † 1618. Sein Nachfolger war sein Bruder, Franz, der jedoch schon 1620 ebenfalls † u. dessen Regierung vorzüglich durch den Hexenprozeß der Sidonia von Bork (s. Bork) merkwürdig geworden ist. Ihm folgte sein Bruder, Bogislaw XIV., der mit dem Herzog von Wolgast, Philipp Julius, den gemeinschaftlichen Landständen 1622 einen großen Freibrief ausstellte, worin die beiden Herzöge aller Willkürherrschaft entsagten u. alle Gerechtsame der Stände bestätigten. Nach Ulrichs Tod zum Bischof von Kammin gewählt u. 1625 durch den Tod Philipps Julius auch in den Besitz von Wolgast gelangt, war Bogislaw XIV. nun der alleinige Regent in P., zugleich aber auch der Letzte seines Geschlechts. Ohne sich am 30jährigen Kriege betheiligt zu haben, mußte er dennoch sein Land theilweise zum Schauplatz desselben werden u. verwüstet sehen. Trotz seiner Protestation war nämlich 1627 eine Abtheilung Schweden durch P. nach Preußen marschirt, was der Herzog Friedrich von Holstein als Vorwand benutzte, um ebenfalls mit einem Kriegshaufen aus Polen durch P. den Kaiserlichen zu Hülfe zu ziehen. Dies war jedoch bloß der Anfang; denn bald griff ein kaiserliches Heer in P. Platz, dessen Verpflegung monatlich dem Lande 38,000 Thlr. kostete; nebstdem sollte Stralsund noch 150,000 Thlr. Kontribution zahlen oder eine kaiserliche Besatzung einnehmen. Die Verweigerung von Beidem Seitens der Stadt hatte für dieselbe eine lange, aber fruchtlose Belagerung zur Folge. Der Friede zu Lübeck 1629 brachte dem Lande keine Linderung. Zwar wurden, nachdem Gustav Adolf 1630 mit einem Heer an P.s Küste gelandet war, die Kaiserlichen aus dem Lande vertrieben, doch mußte der Herzog mit den Schweden ein Bündniß schließen, dem zufolge er denselben Zutritt in alle seine Städte und Festungen gestatten und 200,000 Thlr. zahlen mußte. Später hatte das Land von schwedischen Durchzügen u. Streifereien der Kaiserlichen sehr viel zu leiden, bis es 1636 abermals der Schauplatz des Kriegs ward. In diesen Wirren † Bogislaw XIV. 1637 u. mit ihm erlosch das pommersche Herrschergeschlecht, nachdem die Linie Pommern-Wolgast schon 1625 mit Philipp Julius, dem Sohne u. Nachfolger des gerechten u. milden Stifters derselben, Ernst Ludwig, ausgestorben war.

Obgleich dem Hause Brandenburg nach den geschlossenen Erbverträgen die Erbfolge in P. unbezweifelt zustand, so machten doch die Schweden, die dasselbe besetzt hielten, nicht Miene, es zu räumen. Als der Friede von Osnabrück verhandelt wurde, bestand der große Kurfürst Friedrich Wilhelm zwar fest auf seinen Ansprüchen auf ganz P., ward aber genöthigt, gegen eine Entschädigung durch die Stifter Halberstadt, Magdeburg u. Kammin einen Theil von P. an Schweden abzutreten; namentlich erhielt dieses außer ganz Vorpommern nebst Rügen von Hinterpommern, Stettin, Garz, Damm, Golnow, das frische Haff u. die drei Odermündungen. Spätere wiederholte Versuche von Seiten der brandenburgischen Kurfürsten, sich in den Besitz von ganz P. zu setzen, mißlangen. Glücklicher aber war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Kaum war nämlich im nordischen Kriege Karls XII. Stern bei Poltawa erblichen, als Friedrich Wilhelm P. besetzte und Schweden den Krieg erklärte. Greifswalde, Anklam, Wolgast und Rügen wurden von ihm erobert, worauf er nach Karls XII. Tode im Frieden zu Stockholm 1720 außer Vorpommern nebst Stettin die Inseln Usedom und Wollin, das frische Haff und die Städte Damm und Golnow, sowie die Obermündungen Diwenaw und Swine erhielt. Dagegen hatte er an Schweden 2 Millionen Thaler zu zahlen und 600,000 Thaler pommersche Schulden zu übernehmen. Schweden, dem bloß das sogenannte Schwedisch-Pommern, links der Peene, verblieb, suchte zwar im 7jährigen Kriege die verlornen Besitzungen in P. wieder zu erlangen, allein ohne Erfolg; es sah sich genöthigt, 1762 in den Frieden zu Hamburg einzuwilligen, ohne sein deutsches Gebiet vergrößert zu sehen. Schwedisch-Pommern blieb bis zur Stiftung des Rheinbundes in seinem frühern Verhältnisse zu Deutschland; damals aber erklärte es Gustav Adolf IV. von Schweden als vom deutschen Reiche getrennt und mit Schweden unmittelbar verbunden. Nach dem Sturze Napoleons I. wurde der schwedische Antheil von P. gegen Norwegen von den Schweden an Dänemark abgetreten, das denselben für das Herzogthum Lauenburg, welches Hannover abtreten mußte, u. die Summe von 2,600,000 Thalern an Preußen überließ, das an Schweden noch 3,500,000 Thaler zahlte und den schwedischen Donatarien jährlich 43,000 Thlr. vergütete. Vgl. T. H. Gadebusch, Schwedisch-pommersche Staatskunde, Greifsw. 1787—88, 2 Bde.; K. F. Wustrack, Kurze historisch-geographisch-statistische Beschreibung des preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern, Berlin 1793—95, 2 Bde.; T. Kantzow, Pomerania, herausgegeben von H. G. L. Kosegarten, Greifswalde 1819, 2 Bde.; von W. Böhmer, Stettin 1835; J. J. Sell, Geschichte des Herzogthums P., Berlin 1819, 3 Bde.; Kosegarten, Pommersche u. rügische Geschichtsdenkmäler, Bd. 1, Greifsw. 1834; F. W. Barthold, Geschichte von Rügen u. P., Hamb. 1839. Die Herausgabe eines Codex Pomeraniae diplomaticus hat Kosegarten mit Hasselbach u. Medem (Bd. 1, Greifsw. 1843—51) begonnen.

Pommersfelden, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Höchstadt, hat Bierbrauerei, Essigsiederei, Branntweinbrennerei und 600 Einwohner; dabei das schöne Schloß Weißenstein des Grafen Schönborn-Wiesenscheid mit ausgezeichneter Bildergallerie, Naturalien- u. Münzkabinet, Bibliothek rc.

Pomoerium, bei den Römern der um die Stadtmauer herum befindliche, aller menschlichen Benutzung entzogene Raum, namentlich nach der äußern Seite hin, zwischen dem zu Augurien geweihten Platze und der Stadtmauer. Die äußere Grenze des P. war durch Grenzsteine (cippi) be-

zeichnet. Es bildete sakralrechtlich die Schranke zwischen Stadt und Feldmark. Eine Erweiterung des P. Roms erfolgte mehrmals, zuerst unter Servius Tullius. Oefters erhielten auch Feldherren, welche große Eroberungen gemacht, das Recht, das P. zu erweitern. Von den Kaisern haben es Augustus, Claudius, Nero, Trajan, Aurelian erweitert.

Pomologie (v. Gr.), Obstlehre, Obstkunde, Lehre u. Wissenschaft vom Obste, dessen Behandlung und Zucht, Theil der angewandten, und zwar der ökonomischen und industriellen Botanik. Die Obstpflanzen sind meist Bäume und Sträucher, doch auch Kräuter, wie die Erdbeere, die Früchte der Leguminosen und der Cucurbitaceen dagegen werden, obgleich sie auch zum Theil roh genossen werden, wie z. B. die Melonen, nicht zum Obste gerechnet. Die P. zerfällt in einen theoretischen u. praktischen Theil. Jener beschäftigt sich mit der genaueren Bestimmung der verschiedenen Abarten der Obstfrüchte, welche in der Botanik nur als Varietäten weniger Species gelten, in der P. aber nach Gestalt, Geschmack, Farbe, Geruch und Konsistenz von einander unterschieden werden. Die Obstfrüchte zerfallen in Kernobstpflanzen, welche solche Früchte tragen, deren kleine Samenkerne bei der Reife mit einer schwärzlichen oder braunen Haut umgeben sind und in einem, ganz von eßbarem, mehr od. weniger festem u. saftigem Fleische überzogenen engen Gehäuse, dessen Wände mit durchsichtigen, hornartigen Schalen bekleidet sind, eingeschlossen liegen: Aepfel, Birnen und Quitten; Steinobstpflanzen, bei denen der Same von einem harten, steinartigen Gehäuse (Stein) eingeschlossen ist, um welches sich ein eßbares, saftiges Fleisch befindet, während der Same aus einem weißen, öligen, mit einem braunen Häutchen umgebenen Kerne besteht: Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Mispeln, Kornelkirschen und Traubenkirschen; Schalenobstpflanzen, bei denen der genießbare Same, welcher noch mit einer zähen, ungenießbaren Haut überzogen ist, von einer harten Schale (Nußschale) umschlossen ist: Wall- und Haselnüsse, Kastanien, Mandeln; Beerenobstpflanzen, deren Früchte unter einem gemeinschaftlichen Ueberzuge ein mehr oder weniger saftiges Fleisch oder einen verdickten Saft enthalten, in welchem der nackte Same, gleichsam schwimmend, eingeschlossen ist: Maulbeeren, Feigen, Johannis-, Stachel-, Himbeeren, Erdbeeren, Weintrauben. Durch die schon seit Jahrhunderten fortgesetzte Kultur der eben angegebenen Obstpflanzen sind eine große Anzahl Obstarten oder Obstsorten entstanden. In Dittrichs „Systematischem Handbuche der Obstkunde" (Jena 1839 bis 1841, 3 Bde.) werden beschrieben oder wenigstens namentlich angeführt: 890 Sorten Aepfel, 614 Sorten Birnen, 8 Sorten Quitten, 325 Sorten Kirschen, 213 Sorten Pflaumen, 36 Sorten Aprikosen, 114 Sorten Pfirsichen, 15 Sorten Mispeln, 15 Sorten Wallnüsse, 31 Sorten Haselnüsse, 14 Sorten Kastanien, 18 Sorten Mandeln, 7 Sorten Maulbeeren, 43 Sorten Feigen, 138 Sorten Weinbeeren, 15 Sorten Johannisbeeren, 167 Sorten Stachelbeeren, 20 Sorten Himbeeren, 7 Sorten Berberisbeeren, 91 Sorten Erdbeeren, in Summa 2781 verschiedene Obstsorten. Um diesen Reichthum von Obstarten gehörig ordnen und die einzelnen Sorten, die in jedem Jahre neuen Zuwachs erhalten, beschreiben zu können, haben seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Pomologen besondere Klassifikationen oder pomologische Systeme aufgestellt, von denen die wichtigsten in den die einzelnen Obstarten betreffenden Artikeln gegeben sind. Der Benutzung nach theilt man das Obst ein in Tafelobst, bei dem es auf ein angenehmes Aussehen, feinen Geschmack und Saftfülle ankommt, Wirthschafts- und Handelsobst. Der praktische Theil der P., die Obstbaumzucht, greift in das Gebiet der Oekonomie ein und gibt Anweisung über die Vermehrung der Obstbäume und Obststräucher durch Samen, Wurzelausläufer, Schnittlinge, die Anpflanzung von Baumschulen, die Veredlung der Obstbäume durch Ablaktiren, Pfropfen, Okuliren u. Kopuliren, sowie die Pflege der Stämme. In letzterer Beziehung kommt besonders die Auswahl, Vermischung und Verbesserung des Bodens, sowie die Auswahl u. Vertheilung der verschiedenen Obstsorten, Schutz der Bäume vor Feinden und sonstigen schädlichen Einflüssen, Verwahrung gegen Krankheiten und Heilung der letzteren, Ausheben der Bäume, Beschneiden der Wurzeln u. der Krone, Pfählen u. Anbinden der Stämme 2c. in Betracht.

Das Obst wurde früh den Menschen ein Gegenstand der Beachtung, zumal in den Gegenden, die des ewigen Frühlings und Sommers entbehrten. Deshalb wurden Bäume kultivirt, die sich durch schmackhafte und nützliche Früchte empfahlen. Durch die Züge der Römer in die an wohlschmeckendem Obste reichen Gegenden, vorzüglich Asiens, wurden Bäume nach Griechenland und Italien gebracht, von wo aus sie dann Eingang in die andern europäischen Länder gewannen. Einige Obstsorten waren auch wohl schon vor der Römerherrschaft nach Griechenland gebracht worden. So kamen die Pfirsichen aus Persien, die Kirschen (Cerasus) aus Cerasus, die Pflaumen aus Syrien, die Aprikosen aus Armenien. Anweisung zur Obstbaumzucht gab schon Virgil. In Frankreich blühete sie früher als in Deutschland, wo sie an Karl dem Großen einen eifrigen Beförderer fand. Besonders kamen in Folge der Kreuzzüge neue Obstsorten ins Abendland; mehre Mönchsorden, vorzüglich aber die Benediktiner, nahmen sie in Pflege, und der immer mehr aufblühende Handel Süddeutschlands beförderte die Verbreitung edler Obstarten. Im 16. Jahrhundert gab es schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe seine „Hortipomologia" herausgab. Auch einzelne deutsche Fürsten nahmen die Obstbaumzucht in ihren besonderen Schutz. Unter Andern pflegte Kurfürst August von Sachsen auf seinen Reisen Obstkerne mit sich zu führen, um sie auszutheilen; auch verfaßte er selbst ein „Künstlich Obstgartenbüchlein" (2. Aufl., Berlin 1636) und erließ ein Gesetz, wonach jedes junge Ehepaar im ersten Jahre nach seiner Verheirathung ein Paar Obstbäume anpflanzen und für deren Gedeihen Sorge tragen sollte. Doch blieb die Obstbaumzucht in Deutschland noch auf einer niedrigen Stufe stehen und hob sich erst, als

die feineren Sorten aus den Baumschulen der Karthause zu Paris als Franzobst Eingang fanden. Verdienst um wissenschaftliche Bearbeitung der P. erwarben sich in Frankreich zuerst Quintiny, Gärtner Ludwigs XIV., und Duhamel du Monceau, jener durch Aufstellung einer systematischen Uebersicht, dieser durch seinen „Traité des arbres fruitiers" (Par. 1768, 2 Bde.). Auch in den Niederlanden ward die praktische P., unterstützt durch das mildfeuchte Klima und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, früh mit Erfolg betrieben. In Deutschland, wo neuerlich die Obstbaumzucht unter Aufwendung ansehnlicher Kapitalien in ausgedehntester Weise und nach rationellen Grundsätzen betrieben wird, machten sich praktisch wie in Schriften namentlich Henn, Otto von Münchhausen, Christ zu Kronenberg, Diel, Christ, Sickler, Fritsch u. Hempel sehr verdient. Auch traten pomologische Gesellschaften zusammen, welche sich die Verbreitung guter Obstsorten u. Hebung u. Verbesserung der Obstkultur zu ihrem Zwecke setzten. Aus der reichen pomologischen Literatur möchten folgende neuere Werke hervorzuheben seyn: Raschig, Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen, Berlin 1827; Dittrich, Systematisches Handbuch der Obstkunde, 2. Auflage, Jena 1839; Rubens, Vollständige Anleitung zur Obstbaumzucht, Essen 1843, 2 Bde.; Christ, Handbuch der Obstbaumzucht u. Obstlehre, 4. Auflage, Frankfurt 1816; Diel, Systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten, das. 1818.

Pomona, bei den Römern Göttin der Baumfrüchte, war von allen Feldgöttern geliebt, aber nur dem Vertumnus, der die verschiedensten Gestalten annahm, um sich ihr zu nähern, gelang es, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Einst verwandelte er sich in eine alte Frau und erzählte ihr in dieser Gestalt mehre traurige Geschichten von Personen, welche, wie sie, die Macht der Liebe nicht anerkannt hätten und dafür gestraft worden seyen. Da sie dadurch gerührt ward, so nahm er plötzlich die Gestalt eines schönen Jünglings an und gewann als solcher die Liebe der Neubekehrten. Sie ward in Latium als Beschützerin des Gartenbaues und der Baumfrüchte verehrt und hatte in Rom ihren besondern Flamen pomonalis, doch galt sie nur als eine untergeordnete Gottheit. Dargestellt wurde sie mit einem Fruchtkörbchen oder mit Früchten auf dem Schooße, mit einem Fruchtkranze in den Haaren und mit dem Gartenmesser in der rechten Hand.

Pomona (Mainland), die größte der Orkneyinseln, mitten in der Gruppe derselben, mit 18 geographischen □Meilen Flächenraum und (mit einigen benachbarten kleinen Inseln) 15,100 Einwohnern. Die Küste ist sehr zerrissen, voll Buchten und Vorgebirge. Die beträchtlichsten Baien sind der Loch-Stenhouse, der Scalpa, der Stromneß; die beiden letztern bilden zwei vorzügliche Häfen. Uebrigens ist die Insel voll kleiner Berge, Sümpfe und Seen, bietet aber treffliche Weideplätze für zahlreiche Heerden von Schafen, Hornvieh und Pferden dar. Außerdem hat P. Eisenminen, Schiefer- und Wetzsteinbrüche, etwas Ackerbau, Fischerei u. Druidenreste.

Pomona, Planetoid, s. Planeten.

Pomoranen (d. i. Seeanwohner, so genannt, weil die Sekte an den Ufern des weißen Meeres entstand), Sekte der russischen Kirche, zu den Raßkolniks oder Ketzern (wie die Russen sie nennen), oder Starowertsy, d. h. Altgläubigen (wie sie sich selbst nennen), gehörig. Sie heißen auch Wiedertäufer, weil sie alle Diejenigen, die zu ihnen übertreten, von Neuem taufen. Ihrer Ansicht nach sind alle Priester der Staatskirche, welche seit der Zeit des Patriarchen Nikon geweiht wurden, falsche Priester, und die Taufen und Trauungen, die sie verrichten, haben keine Gültigkeit, weil sie von unächten Priestern vollzogen werden. Sie beichten sich unter einander, theilen selbst das Sakrament aus und gebrauchen dabei Brod, welches von einigen heiligen Broden herrühren soll, die aus dem Kloster Solowez gerettet wurden, als dasselbe 1673 von den Truppen des Czars Fedor Alexiewitsch eingenommen wurde. Dieses heilige Brod wird vervielfältigt, indem man kleine Stückchen davon mit neuem Teige verbindet, und die so erhaltenen Brode gelten für so heilig als die ursprünglichen. Nach ihrer Ansicht stammt dieses geweihte Brod in ununterbrochener Reihenfolge von den vor der nikonianischen Ketzerei, d. h. vor der Revision der liturgischen Bücher, geweihten Broden ab. Sie haben Kirchen, wo sie sich zum Gebet versammeln und wo eines ihrer Mitglieder, jedoch ohne Einweihung, als Priester fungirt. Uebrigens sind sie wilde Fanatiker, die namentlich die Neigung, sich selbst zu verbrennen, charakterisirt. Auch vom Hungertode werden in officiellen Berichten haarsträubende Fälle aufgeführt. Die Mitglieder dieser Sekte sind in großer Anzahl über Rußland verbreitet, und viele davon haben sich in Livland, Preußen, Oesterreich, der Türkei und Polen angesiedelt. In letzterem Lande hielten sie 1751 eine Synode, deren in 46 Artikeln zusammengefaßten Entscheidungen der Stempel des wildesten Fanatismus und des gröbsten Aberglaubens aufgeprägt ist.

Pompa (lat.), bei den Römern feierlicher Aufzug bei Götterfesten, öffentlichen Spielen, Triumphen und Bestattungen.

Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson, Frau von Etoiles, Marquise von, die berüchtigte Mätresse des Königs Ludwig XV. von Frankreich, wurde 1721 geboren und war die uneheliche Tochter eines gewissen Poisson, Fleischlieferanten für die königlichen Truppen zu Paris. Ihr Vater mußte sich wegen Unterschleifs durch die Flucht retten, ihre Mutter aber, die ein Liebesverhältniß mit dem Generalpächter Lenormand de Tournehem unterhielt, ließ ihr eine vornehme Erziehung geben. Schön und talentvoll, machte sie besonders in der Musik und Malerei gute Fortschritte. Auch in geselliger Beziehung vortheilhaft ausgebildet, fand sie einen Gatten in dem Unterfinanzpächter Lenormand d'Etoiles, dem Neffen des genannten Generalpächters. In ihrem Ehrgeiz aber, der von ihrer Mutter unablässig angespornt wurde, richtete sie ihre Blicke bald nach dem König Ludwig XV. Sie zog dessen Kammerdiener Binet in ihren Plan und erregte die Aufmerksamkeit des Königs dadurch, daß sie eines Tags, als Ludwig in dem

Gehölze von Senar jagte, reizend gekleidet an ihm vorüberfuhr. Wirklich gewann sie die Zuneigung des Königs, der jedoch, von seiner bisherigen Mätresse, der Frau von Chateauroux, noch beherrscht, erst später ein näheres Verhältniß mit ihr einging. Um die neue Mätresse vor der Eifersucht ihres Gatten, dem sie bereits eine Tochter geboren hatte, sicher zu stellen, wurde dieser mit Verhaftung bedroht, wenn er Paris nicht verließe. Er begab sich auf die Flucht, kehrte jedoch, da seine Frau sich für ihn verwandte, bald wieder zurück und wurde zum Generalpächter der Finanzen, später zum Generalpächter der Posten ernannt. Erst 1745 durfte die Mätresse bei Hof erscheinen. Zur Marquise von P. ernannt, mischte sie sich anfangs nicht in die Regierungsangelegenheiten, sondern bemühte sich nur, Gelehrte und Künstler durch die Protektion, die sie ihnen gewährte, für sich einzunehmen. Als sie merkte, daß sie dem König gleichgültig zu werden anfing, wußte sie sich ihm dadurch unentbehrlich zu machen, daß sie eifrig für seine Unterhaltung sorgte, indem sie seine Sinnlichkeit durch Zuführung neuer Mätressen und Erzählungen von pariser Liebesabenteuern stets genügend zu befriedigen verstand. Sie selbst mischte sich nun auch in die Regierungsgeschäfte und gelangte sehr bald zu einem entscheidenden Einfluß auf dieselben. Der König, welcher bloß seinen Vergnügungen nachhing, ließ sie schalten und walten, wie es ihr beliebte. In ihrer prachtvollen Wohnung versammelten sich die Minister, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, wobei ihr Wort stets den Ausschlag gab. Sie vergab die einträglichsten und die wichtigsten Aemter an ihre oft sehr unfähigen Günstlinge. Zum größten Nachtheil der französischen Waffen nahm sie dem tüchtigen Marschall d'Estrées das Kommando und ersetzte ihn durch untaugliche Subjekte. Ihren Bruder machte sie zum Marquis von Marigny und zum Surintendanten der öffentlichen Bauten. Daß Frankreich gegen Friedrich den Großen Partei nahm, war dem Eindruck zuzuschreiben, den ein schmeichelhaftes eigenhändiges Schreiben der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich auf die Marquise von P. gemacht hatte. Auch brachte sie es dahin, daß der Kardinal Bernis, welcher den König zum Abschluß des Friedens zu bewegen suchte, sein Ministeramt an Choiseul abgeben mußte. Die unheilvollen Resultate des gegen Preußen geführten Kriegs, welche man der P. schuld gab, und die maßlose Verschwendung, zu der sie Ludwig XV. verleitete, zogen ihr den Haß des Volkes zu. Auch war der Dauphin ihr erklärter Feind, und als er während der Krankheit des Königs nach dem Attentate Damiens' die Regierung übernahm, mußte sie sich vom Hofe entfernen. Nach der Wiederherstellung des Königs nahm sie jedoch ihre alte Stellung wieder ein. Am 15. April 1765 † sie zu Versailles an der Auszehrung. Ludwig XV., dessen Sinne und Gefühle für Alles abgestumpft waren, blieb ganz kalt bei der Nachricht von ihrem Tode. Insgeheim ging sogar das Gerücht, er habe die Marquise vergiften lassen. Die „Lettres“ und „Mémoires“, welche ihren Namen tragen, werden von Vielen dem jüngeren Crébillon zugeschrieben.

Pompeji, alte, der Sage nach von Hercules gegründete Stadt in Kampanien, erst den Oskern, dann den Tyrrhenern gehörig, auf einer isolirten Anhöhe an der Mündung des schiffbaren Flusses Sarnus im Hintergrunde einer als Hafen dienenden Meeresbucht gelegen, war ein blühender und reicher Ort mit mehr als 40,000 Einwohnern. Nachdem P. im Bundesgenossenkrieg mit Herculanum Rom feindlich gegenübergestanden, ward es durch Sulla Sitz einer römischen Kolonie und zuletzt römische Municipalstadt. Nachdem schon 63 n. Chr. ein Theil der Stadt durch ein Erdbeben zerstört worden war, ward sie 79 in Folge des bekannten furchtbaren Ausbruches des Vesuvs durch einen Regen von Lavasand, Bimsstein und Asche verschüttet. Schon 1689 entdeckte man die ersten Spuren von Ruinen, und seit 1721 hat man durch planmäßig angestellte Nachgrabungen etwa die Hälfte der alten Stadt wieder ans Tageslicht gefördert. Die wieder erstandene Stadt mit ihren Marktplätzen, Straßen, Tempeln, öffentlichen und Privatgebäuden ꝛc. bietet den Blicken des Wanderers das treueste und überraschendste Bild einer alten griechisch-italischen Stadt dar. Die Mauern sind meist doppelt, die äußere etwa 20, die innere etwa 25 Fuß hoch und durch einen 14 Fuß breiten Erdwall verbunden, und bestehen aus sehr gut ohne Mörtel verbundenen Quadern, sind aber, wie die Thürme, sehr zerfallen und wahrscheinlich entweder schon von Sulla zerstört, oder durch das Erdbeben von 63 hart mitgenommen und nicht wieder hergestellt worden. Die Stadt hat vier Marktplätze: das **Forum civile**, am südwestlichen Ende der Stadt mit vertieftem, 170 Ellen langem und fast 40 Ellen breitem, mit Marmorplatten belegtem Impluvium, das an der Nordseite offen, sonst mit einer an der Süd- und dem anstoßenden Theile der Ostseite doppelten dorischen Säulenkolonnade umgeben ist, deren Säulen 2 Fuß $3^1/_2$ Zoll Durchmesser und 12 Fuß Höhe haben und in Zwischenräumen von 6 Fuß 10 Zoll angebracht sind; das **Forum triangulare**, auf der Ostseite etwa 450, auf den beiden andern etwa 250—300 Fuß lang, mit 3 von dorischen Säulen getragenen Portiken umgeben, an der Südseite durch die Stadtmauer geschlossen und von der Nordseite her durch einen Portikus von 6 Tuffsäulen zugänglich; das sogenannte **Forum nundinarium**, neben dem vorigen, nur durch eine Häuserreihe von ihm getrennt; das **Forum boarium** im südöstlichen Theile der Stadt, ein mit einer Mauer umgebener, ein gleichseitiges Viereck von 80 Ellen Länge und Breite bildender Raum mit einem Eingange auf der Südseite dem Amphitheater gegenüber. Die Straßen der Stadt, deren 18—20 ausgegraben sind, sind zwar gerade, aber größtentheils sehr schmal, so daß in den meisten nur Ein Wagen fahren kann, mit Lava gepflastert, und haben an beiden Seiten erhöhte Trottoirs von Puzzuolona. Wo Straßen sich kreuzen, ist gewöhnlich ein Brunnen mit Reliefs und anderen Verzierungen angebracht oder auch Altäre der **Lares compitales**. Unter den Gebäuden der

Stadt zeichnen sich die öffentlichen durch ihre Größe und Schönheit aus und bilden dadurch, wie fast in allen alten Städten, einen auffallenden Gegensatz zu den meist kleinen u. unansehnlichen Privathäusern. Von Tempeln sind zu nennen: der Jupiterstempel (von And. für das Senaculum oder Aerarium gehalten), am Nordende des Forum civile, etwa 60 Fuß hoch, 100 Fuß lang und 43 Fuß breit, aus Stein u. Lava auf einer erhabenen Basis (Podium) erbaut und aus einem von 12 korinthischen Säulen umgebenen Portikus und der eigentlichen, 42 Fuß langen u. 28 Fuß breiten Cella bestehend; das sogenannte Pantheon, auf der Ostseite desselben Forums, ein großes, von Westen nach Osten gerichtetes Gebäude, dessen von Säulen umgebene Area eine Länge von 120 und eine Breite von 90 Fuß hat u. in der Mitte einen von 12 Piedestalen für die Statuen der 12 Hauptgottheiten umgebenen Altar zeigt; der Tempel des Mercurius (nach Andern des Romulus), auf derselben Seite des Forums, ein sehr kleiner, nur 15 Fuß 6 Zoll langer und 13 Fuß 8 Zoll breiter Tempel, aus Backsteinen erbaut u. mit Pilastern versehen; der durch eine Inschrift als solcher bezeichnete Tempel der Venus auf der Westseite des Forums, ein großes, aber keineswegs durch Schönheit ausgezeichnetes Gebäude mit einem Portikus von 48, ursprünglich dorischen, aber ziemlich plump in korinthische umgewandelten Säulen umgeben u. auf einem Podium von 150 Fuß Länge u. 70 Fuß Breite sich erhebend; der Tempel der Fortuna, nordöstlich vom Forum, ein kleiner, an eine Straßenecke angebauter Tempel, mit einem von 8 Säulen getragenen Portikus; der Tempel des Hercules, auf dem Forum triangulare und dem höchsten Punkte der Stadt, in sehr verfallenem Zustande, ein von Südosten nach Nordwesten gerichtetes Parallelogramm bildend und mit Einschluß des 5 Stufen über den Boden sich erhebenden Podiums ungefähr 120 Fuß lang und 70 Fuß breit, einst auf allen Seiten mit altdorischen, 17 Fuß 6 Zoll hohen, im Durchmesser unten 3, oben 1 Fuß 4 Zoll haltenden Säulen umgeben; der Tempel der Isis, einer der am besten erhaltenen, in der Mitte eines von einem Portikus mit roh gearbeiteten u. bemalten korinthischen Säulen von 1 Fuß 9 Zoll Durchmesser umgebenen Hofes auf einem Podium sich erhebend und ganz mit Stukkaturarbeit auf seltsame Weise verziert u. bemalt; der Tempel des Aesculapius, gleich östlich neben dem vorigen, auf einem hohen Podium; das große Theater am Abhange eines sanft abfallenden Hügels, aus Tuffstein erbaut und ziemlich gut erhalten, mit marmorner Scene u. Orchestra, etwa 70 Ellen breit u. tief, etwa 5000 Zuschauer fassend; das Odeum oder kleinere Theater, östlich an die Scene des großen Theaters anstoßend, bloß durch einen Gang davon getrennt, viereckig, 25 Ellen breit u. etwas über 30 Ellen tief, für etwa 1580 Zuschauer Raum bietend, ebenfalls mit einer marmornen Scene; das Amphitheater, eins der besterhaltenen Gebäude dieser Art aus dem Alterthum, an der östlichen Ecke der Stadt, ovalrund, außen 430 Fuß lang u. 335 Fuß breit, aus rohem Mauerwerk mit Ecken von Quadersteinen bestehend, 24 Sitzreihen enthaltend und an 20,000 Menschen fassend. Die übrigen öffentlichen Gebäude sind: das angebliche Senaculum, auf der Ostseite des Forums, ein nach dem Forum hin offenes, hinten in eine kreisförmige Vertiefung endigendes Gebäude, welches eine 83 Fuß lange u. 60 Fuß breite Area umschließt und mit einem von 6 kannelirten jonischen Säulen getragenen Portikus versehen ist; das Chalcidicum und der Kryptoportikus der Eumachia, auf derselben Seite des Forums, ein großer, auf allen 4 Seiten von Straßen umgebener Bau von 45 Ellen Breite und 70 Ellen Länge, der wahrscheinlich als Handelsbörse, Kauf- u. Lagerhaus diente u. von einer Kolonnade trefflich gearbeiteter korinthischer Marmorsäulen umgeben war; die sogenannte Basilica am südwestlichen Ende des Forums, das größte Gebäude in P., 220 Fuß lang und 80 Fuß breit, diente offenbar als Gerichtshof u. hat eine große Area, deren Dach auf einem Peristyl von 28 großen kannelirten Säulen jonischer Ordnung ruhte und an deren nordwestlichem Ende sich an der Hauptmauer das vorn mit 4 kleinen Säulen verzierte u. an beiden Seiten mit kleinen Kabinetten versehene Tribunal und unter diesem ein Souterrain, vermuthlich das einstweilige Gefängniß der Angeklagten, befindet. Die erst 1824 ausgegrabenen öffentlichen Bäder nehmen einen Raum von etwa 100 Fuß ins Geviert ein und enthalten eine Reihe an einander stoßender Badezimmer, welche, alle mittelst eines Ofens geheizt, aus einem und demselben Behälter mit Wasser versehen wurden u. mit Stukkaturarbeit, Basreliefs u. Freskomalereien aufs Geschmackvollste verziert, größtentheils auch mit weißem Marmor musivisch ausgelegt und gepflastert sind. Die Privathäuser von P. sind größtentheils klein und unansehnlich, aus Lava und Tuff erbaut, gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch und mit nur wenigen kleinen, 3 Fuß hohen und 2 Fuß breiten Fenstern versehen und auffallend kleine Zimmer enthaltend, die aber an den Wänden mit Stuck überzogen und bunt bemalt sind und die kunstvolle Mosaikfußböden haben. Die meisten Häuser der Hauptstraßen enthalten in ihren Parterregeschossen Läden oder Kaufmannsgewölbe, die gewöhnlich in ihrer ganzen Fronte offen sind u. hinter sich noch ein Paar Gemächer haben. Ueber ihnen sind noch hier und da Firmen mit Angabe des Namens u. Standes der Inhaber, über mehren auch sinnbildliche Aushängeschilde bemerklich. Man hat den meisten, in irgend einer Beziehung merkwürdigen Häusern entweder nach ihren einstigen Besitzern, oder nach darin enthaltenen Kunstwerken, od. nach gekrönten Häuptern, in deren Gegenwart sie ausgegraben wurden, besondere Namen gegeben. Die ausgezeichnetsten sind: das Haus des C. Sallustius, mit über 30, meist im elegantesten Geschmacke mit Säulen, Pilastern, Reliefs, Freskomalereien und reicher Stukkaturarbeit verzierten Piecen; das des Aedilen Pansa, 200 Fuß lang und 100 Fuß breit und nicht minder reich verziert, als das vorige, u. eine noch weit größere Anzahl von Gemächern enthaltend; das Haus des tragischen Dichters, so benannt nach einem Gemälde, welches einen seine Werke vorlesenden Dichter darstellt, von außen unansehnlich, aber innen mit den herrlichsten Freskomalereien ausgestattet; das Haus der Ceres, das höchste in der ganzen Stadt, ebenfalls

durch Verzierungen und Gemälde ausgezeichnet; das Haus der Dioskuren, das reichste u. schönste von allen, mit 2 aus den schönsten korinthischen Säulen bestehenden Peristylen u. trefflichen Freskogemälden u. Mosaiken u. a. m. Unter den besonderen, industriellen Zwecken ausschließlich gewidmeten Gebäuden sind hervorzuheben: die große Tuchmanufaktur (Fullonica), ein umfangreiches Gebäude, worin fast alle einzelnen Akte des Prozesses der Tuchfabrikation abgebildet sind, und die große Bäckerei mit 4 steinernen Mühlen von 6 Fuß Höhe, die einer auf cylindrischer Basis ruhenden Sanduhr ähneln. Die Triumphbogen, die sich in P. finden, zeigen nichts besonders Ausgezeichnetes; bemerkenswerther sind eine Anzahl zum Theil prächtiger Sepulkralmonumente. Die in P. aufgefundenen häuslichen Geräthschaften aller Art, Schmucksachen, Münzen 2c., die ein helles Licht über das häusliche Leben der Alten verbreiten, befinden sich jetzt größtentheils im Museo Borbonico zu Neapel. Vgl. Gell u. Gandy, Pompejana or topography, edifices and ornaments of P., London 1817—30, neue Folge in 12 Lieferungen 1832; Cooke, Delineations of P., das. 1818—1827, 2 Bde.; Zahn, Die schönsten Ornamente u. merkwürdigsten Gemälde von P., Herculanum und Stabiä, Berlin 1828 ff.; Derselbe, Neu entdeckte Wandgemälde in P., Stuttgart 1828 ff.; Ternite, Wandgemälde aus P. u. Herculanum, mit Text von K. O. Müller, fortgesetzt von Welcker, Berlin 1841 ff.; H. Roux und L. Barre, Herculanum und P., vollständige Sammlung der daselbst entdeckten Malereien, Mosaiken u. Bronzen, deutsch von A. Kaiser, Hamburg 1838 ff., 6 Bde.

Pompejus (Gens Pompeja), römisches plebejisches Geschlecht, welches in zwei Hauptzweige zerfällt, der eine zum Theil mit dem Beinamen Rufus, der andere von seinem berühmtesten Gliede mit dem Beinamen Magnus, u. erst in den zwei letzten Jahrhunderten v. Chr. eine Rolle spielt. Bemerkenswerth sind: Quintus P., gelangte trotz des Widerstandes der Notabilität zu kurulischen Würden, führte als Prätor den Krieg gegen Viriathus, als Konsul gegen Numantia, schloß mit diesem einen unwürdigen Vertrag und sollte unter Verwerfung desselben den Numantinern ausgeliefert werden, was aber das ihm gewogene Volk verhinderte, begleitete 131 die Censur 2c. Q. P. Rufus war Volkstribun 100 v. Chr., Praetor urbanus 91 u. mit Sulla Konsul 88, dem er im Kampfe gegen Marius und die Marianer treulich Beistand leistete, sollte, während Sulla gegen Mithridates kämpfte, Italien bewachen und zu dem Ende die Truppen des Cn. Pompejus Strabo übernehmen, ward jedoch im Lager auf Anstiften des letzteren von den Soldaten ermordet. Cn. P. Sextus Strabo, Vater des Triumvir, war 104 Quästor in Sardinien, 94 Prätor und verwaltete 93 Sicilien. Nachdem er mit L. Porcius Cato das Konsulat erhalten, kämpfte er im marsischen Kriege mit Erfolg u. erhielt deshalb den Triumph zugestanden. Im Jahre 88 sollte er sein Heer, mit dem er die Völker an der Ostküste Italiens im Zaume hielt, an den Konsul Q. Pompejus Rufus übergeben, was aber durch dessen Ermordung verhindert ward. Als 87 Cinna und Marius Rom bedrohten, ward er von der Notabilität eilends zur Stadt entboten, lieferte zwar vor dem kollinischen Thor ein hitziges, aber unentschiedenes Treffen u. ward bald darauf vom Blitz erschlagen. Cn. P. Magnus, Sohn des Vorigen, der berühmte Triumvir, war geboren 106 v. Chr., 6 Jahre vor seinem glücklicheren Gegner Cäsar, kämpfte mit in der Schlacht vor dem kollinischen Thore und rettete sein und seines Vaters Leben durch Entdeckung u. Beschwichtigung einer von Cinna angestifteten Meuterei unter den Soldaten. Als 671 Sulla in Italien erschien, schloß sich P., der bisher zurückgezogen auf seinen Besitzungen im Picenischen gelebt hatte, sogleich an ihn an, und zwar an der Spitze von 3 ohne amtlichen Auftrag von ihm selbst mittelst seines persönlichen Einflusses im Picenischen geworbenen Legionen. Er erfocht damals einen Sieg über M. Brutus und ward deshalb, ein 23jähriger Jüngling, von Sulla bei dessen erstem Zusammentreffen mit ihm als Imperator begrüßt. Fortan war er dem Sulla unbedingt ergeben. Im Jahre 82 v. Chr. schlug er des Konsuls Cn. Papirius Carbo Heer bei Clusium und ward zur Belohnung solcher Verdienste gewürdigt, in Sulla's Verwandtschaft gezogen zu werden, indem ihm dieser die Hand seiner Stieftochter Aemilia antrug. P. verstieß, um die Ehe mit des Allgewaltigen Tochter eingehen zu können, die Antistia, erniedrigte sich aber noch mehr, als er 81 auf Sulla's Geheiß an den Marianern in Sicilien, Afrika u. Spanien Henkersdienste ausübte u. in Sicilien an dem gefangenen Carbo, dem er zu Dank verpflichtet war, das Todesurtheil vollziehen ließ. Nachdem er die Insel unterworfen, ging er nach Afrika und beendigte den Feldzug gegen Cn. Domitius Ahenobarbus binnen wenigen Monaten, worauf er von seinen Soldaten als Imperator begrüßt ward. Dem Sieggekrönten strömte in Rom das Volk jubelnd entgegen, und der Diktator selbst begrüßte ihn mit dem Ehrennamen Magnus. Von nun an ward sein Einfluß immer größer. Schon 79 v. Chr. setzte er es durch, daß der von ihm trotz gänzlicher Unfähigkeit begünstigte Bewerber um das Konsulat, M. Aemilius Lepidus, als der Erste gewählt ward, während der von Sulla unterstützte Q. Lutatius Catulus die zweite Stelle erhielt. Denselben Lepidus half er aber auch wieder stürzen, als dies das Interesse der Nobilität und die Erhaltung der sullanischen Institutionen erheischte. Nachdem ihm darauf der Oberbefehl gegen Sertorius übertragen worden, ging er 76 nach Spanien ab, wobei er die Alpen überschritt und unterwegs manchen gefährlichen Kampf zu bestehen hatte. Obwohl er dem Sertorius gegenüber manche empfindliche Niederlage erlitt, so eignete er sich doch durch seinen schließlichen Sieg über Perperna und dessen Tödtung das Verdienst an, den Krieg völlig beendigt zu haben. Nachdem er noch unter Zuziehung von Gesandten des Senats die Provinzialverwaltung Spaniens neu geordnet hatte, kehrte er 71 nach Italien zurück. Sein Glück führte ihm damals 5000 dem Schwerte des Crassus entronnene Sklaven in den Weg, durch deren mühelose Vernichtung P. den Ruhm hinwegnahm, den Sklavenaufstand bis auf seine letzte Spur unterdrückt zu haben. An der Spitze

eines ihm ergebenen Heeres konnte er es darauf wagen, nicht nur die Ehre des Triumphs für sich in Anspruch zu nehmen, sondern sich auch abwesend, vor dem gesetzlichen Alter und mit Ueberspringung der niedern Aemter, zugleich mit Crassus, der ihn noch um seine Verwendung angehen mußte, um das Konsulat zu bewerben. Wirklich wurden Beide für das Jahr 70 zu Konsuln gewählt. Am 31. December 69 hielt er seinen Triumphzug zur Feier seiner Siege in Spanien. Als Konsul aber legte er, der bisherige entschiedene Anhänger der sullanischen und Optimatenpartei, um die Gunst des Volks zu gewinnen, zum Behuf der Aufhebung des letzten Restes der sullanischen Einrichtungen, das Gewicht seines Namens in die Wagschale, denn auf seinen Antrag hin wurden die durch Sulla ins Werk gesetzten Beschränkungen der tribunicischen Gewalt, deren Zurücknahme man bisher öfters vergebens gefordert hatte, wirklich aufgehoben, so wie unter seinem Schutze auch der Prätor L. Aurelius Cotta dem Senate die ausschließliche Rechtspflege abnahm. Spiele, mit welchen er 15 Tage lang das Volk belustigte, sollten ihn vollends zum Manne des Volks machen. Nachdem sein Konsulatsjahr abgelaufen, nahm er keine Konsularprovinz an, sondern blieb das Jahr 67 hindurch in Rom und lebte als Privatmann, bis 65 die Theuerung in Folge der Herrschaft der Seeräuber auf allen Meeren und die Schmach des römischen Namens einen so hohen Grad erreicht hatte, daß ungesäumtes und energisches Einschreiten höchste Nothwendigkeit war. Damals trat der von P. bestochene Volkstribun A. Gabinius mit dem Vorschlag hervor, man solle die Führung des Kriegs gegen die Seeräuber einem einzigen Konsular mit der ausgedehntesten Vollmacht und den reichsten Mitteln übertragen. Das genugsam bearbeitete Volk bezeichnete sofort den P. als diesen einzigen Konsular, obwohl dieser den Schein annahm, als wünsche er gar nicht die Oberbefehlshaberstelle im Seeräuberkriege zu erhalten. Die Vernichtung der Seeräuber war jedenfalls des P. ruhmvollstes Werk. Mit dem Beginn des Frühjahres ward der Angriff gemacht und binnen 40 Tagen der westliche Theil des Mittelmeeres von Spanien bis Italien dermaßen von den Seeräubern gereinigt, daß die Getreidezufuhr hier nicht mehr unterbrochen war. Nachdem der sieggekrönte P. darauf in Rom die ihm von den Optimaten in den Weg gelegten Hindernisse beseitigt hatte, ging er von Brundusium aus wieder in See und beendete den Krieg in Kurzem, indem seine den Gefangenen bewiesene Milde bewirkte, daß der größte Theil der Feinde freiwillig die Waffen streckte. P. ließ die Schiffe der Seeräuber verbrennen und diese selbst in Soloe, Adana, Mallus u. Epiphania sich ansiedeln. Dieser ganze glorreiche Feldzug hatte nicht länger als 3 Monate gedauert. Während P. an der Südküste von Kleinasien überwinterte, stellte der ebenfalls in seinem Solde stehende Volkstribun C. Manilius zu Anfang 66 den Antrag, auch die Führung des Kriegs gegen Mithridates und Tigranes dem P. mit unumschränkter Vollmacht in den Ländern Asiens bis nach Armenien hin zu übertragen. Der Antrag ward trotz des Widerspruches einiger Optimaten genehmigt. Aber P. zog sofort über den Taurus und befriedigte seine Eitelkeit durch rücksichtslose Aufhebung aller von seinem Vorgänger getroffenen Einrichtungen u. Verfügungen, indem er sich dadurch das Ansehen zu geben suchte, als sey er es erst, der den Krieg eigentlich anfange, während doch die völlige Besiegung des von Lucullus schon sehr geschwächten Mithridates kein schweres Werk mehr war. P. vertrieb diesen nach einem siegreichen Treffen aus Pontus u. ging dann dem armenischen Könige Tigranes zu Leibe, der, ohne eine Schlacht zu wagen, ihn um Frieden bat und denselben unter harten Bedingungen auch erhielt. Nachdem P. in Armenien ein starkes Corps zurückgelassen hatte, setzte er seinen Marsch fort, um den Mithridates selbst aufzusuchen, welcher zu den am cimmerischen Bosporus u. dem mäotischen See wohnenden Völkern seine Zuflucht genommen hatte. In zwei blutigen Schlachten überwand er die Albaner u. Iberer und verwandelte Pontus, das zum größten Theil in seine Gewalt fiel, in eine römische Provinz. Dann wandte er sich nach Syrien, um seine Eroberungszüge bis ans rothe Meer fortzusetzen. In Syrien setzte er den König Antiochus ab und machte das Land ebenfalls zur römischen Provinz. Damals kam auch Palästina unter römische Herrschaft. P. übte auf diesem Zuge das Schiedsrichteramt zwischen Städten und deren Beherrschern, zwischen Kronprätendenten &c. aus u. gründete u. benannte wenigstens mehre Städte in diesen Gegenden. Während er sich in Arabia petraea aufhielt, dessen König sich ihm freiwillig unterwarf, kam aus Pontus die Kunde, daß Mithridates sich selbst entleibt habe u. sein Sohn Pharnaces bereit sey, sich der römischen Oberherrschaft zu fügen. P. ging sofort nach Pontus zurück, nahm hier des Pharnaces Unterwerfung an u. überließ ihm das bosporanische Reich. Mit Beginn des Frühjahres 62 trat P. den Rückweg an, zog über Lesbos, Ephesus und Athen langsam der Heimath zu und landete zu Ende des Jahres zu Brundusium. Hier entließ er, um das Mißtrauen und die Eifersucht der Optimaten zu versöhnen, seine Truppen reichlich beschenkt und bezog dann seine Gartenwohnung vor Rom, um die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Triumphe zu treffen. Da er aber seine in Asien getroffenen Maßnahmen baldigst durch den Senat bestätigt zu sehen wünschte, so schloß er sich jetzt an Cicero, den Wortführer im Senate, an und setzte mit großem Kostenaufwand die Ernennung seines Legaten L. Afranius zum Konsul für das Jahr 60 durch, während er das schaulustige Volk durch einen ausnehmend glänzenden Triumph vollends hinzureißen und zu betäuben suchte. Aber in Afranius hatte er sich getäuscht, denn derselbe bezeigte sich ganz unfähig, den lebhaften Widerstand, den der Senat vornehmlich auf Antrieb des Lucullus u. A. jener Bestätigung entgegensetzte, zu brechen. Unter solchen Umständen mußte es ihm sehr willkommen seyn, als Cäsar ihm die Hand zu dem verhängnißvollen Triumvirate reichte, in welchem der unbedeutende Crassus der Dritte seyn sollte. Der verschlagene Cäsar bedung sich bloß des P. Unterstützung bei seiner Bewerbung um das Konsulat aus und verhieß jenem dafür, die gewünschte Bestätigung im Senate durchzusetzen. Damals ward P. durch seine

Vermählung mit Julia auch Cäsars Schwiegersohn und wirkte eifrig dazu mit, daß das von Cäsar beantragte sogenannte julische Ackergesetz, wonach das kampanische Gefilde an 20,000 Bürger mit 3 oder 4 Kindern vertheilt werden sollte, in Vollzug gesetzt ward, wofür er endlich seine Verfügungen in Asien bestätigt sah, zum Dank aber wiederum den Antrag des Volkstribunen P. Vatinius, daß Cäsar Gallien und Illyrien als Provinzen auf 5 Jahre mit 4 Legionen erhalten sollte, unterstützte. Schon war P. ein Werkzeug in den Händen des an Geist ihm überlegenen Nebenbuhlers. Dieser wußte, um sich während seiner Abwesenheit in Gallien den Rücken zu decken, die Häupter der Nobilität, Cato und Cicero, aus Rom zu entfernen, den Letztern mittelst der Verbannung, die P. nicht zu verhindern vermochte. Als aber der übermüthige Clodius ihn selbst bedrohete, erwirkte er endlich Cäsars Einwilligung zu Cicero's Zurückberufung. Dieser bewies dem P. seine Erkenntlichkeit für dessen Verwendung zu seinen Gunsten dadurch, daß er ihm auf 5 Jahre die Aufsicht über das Getreidewesen verschaffte, worauf P. nach Sicilien und Afrika abging, freilich ohne die von ihm begehrte Kriegsmacht erhalten zu haben. Als er 56 wieder nach Rom zurückgekehrt war, sah er sich bald in neue Händel mit Clodius, zu dem selbst Crassus übertrat, verwickelt und erntete davon nur Schmach. In solcher Bedrängniß suchte P. Hülfe bei seinem Rivalen: in Luca fand eine Zusammenkunft der Triumvirn Statt, und es gelang dem Cäsar, seine beiden Kollegen wieder mit einander zu versöhnen, indem er beiden das Konsulat für das Jahr 55 anbot. P. machte sein Konsulat denkwürdig durch Erbauung des nach ihm benannten Theaters; aber durch glänzende Spiele aller Art verwöhnte er die genußsüchtige Menge. Während Cäsar sich aber die Verwaltung Galliens noch um weitere 5 Jahre verlängern ließ, ließ sich P. Spanien auf eben so lange als konsularische Provinz anweisen und hob zu deren Verwaltung Truppen aus, die er durch die Legaten L. Afranius und M. Petrejus nach Spanien führen ließ. Er selbst blieb aber fortwährend in Rom, auch nachdem sein Kollege Crassus nach Syrien abgegangen war, hielt die Konsularkomitien und benutzte die Besorgung des Getreidewesens als Vorwand, auch ferner noch in der Nähe der Hauptstadt zu bleiben und seine Provinz durch Legaten verwalten zu lassen. Noch war dem Anschein nach sein Verhältniß zu Cäsar das bisherige, freundliche; allein die Umstände nach Möglichkeit benutzend, wollte er in der Diktatur die höchste Gewalt erlangen, ohne die republikanische Verfassung geradezu umzustoßen. Da vorauszusehen war, daß die Nobilität ihm die gewünschte Machtvollkommenheit nur in der äußersten Noth einräumen werde, so gab er sich alle Mühe, die in der Republik herrschende Verwirrung noch ärger zu machen und die Konsulwahl zu verhindern, damit die durch Zwischenregierungen herbeigeführte Unordnung die öffentliche Meinung für seine Diktatur günstig stimmen solle. Während er selbst abwesend war, beantragte der Tribun Luccejus Hirrus seine Ernennung zum Diktator. Aber mit Abscheu ward diese seit Sulla's Gewaltherrschaft verhaßte Regierungsform abgelehnt, und P. sah sich genöthigt, nach seiner Rückkehr die von seinen Anhängern gegebene Versicherung, daß er an dem Vorschlage des Hirrus keinen Theil habe, zu bestätigen. Seine Mäßigung bewog aber den heftigsten Gegner der Diktatur, M. Cato, zu dem Antrage, der Senat möge den P. auffordern, für Ruhe und Ordnung im Staate zu sorgen. Im 7. Monate des Jahres 53 kam endlich die Konsulwahl zu Stande, und P. trat den Optimaten wieder näher. Das Verwandtschaftsband zwischen ihm und Cäsar war durch den Tod der Julia gelockert worden, und in eine neue von Cäsar gewünschte Familienverbindung ging P. nicht ein. Auch raubte ihnen der Tod des Crassus Denjenigen, der sie in Verfolgung ihrer herrschsüchtigen Absichten noch gehemmt und ihnen manche Rücksicht auferlegt hatte. Neue Aussichten auf die Diktatur schienen aber dem P. die Wirren zu eröffnen, welche durch die Händel zwischen Milo und Clodius entstanden und von ihm selbst befördert worden waren. Der Senat erklärte das Vaterland in Gefahr und beauftragte außer dem Interrex und den Volkstribunen auch den P., über die Sicherheit der Stadt zu wachen und in Italien Truppen auszuheben. Allein dessen ungeachtet dauerten die blutigen Auftritte fort, und P., der schon eine ansehnliche Truppenmacht vor Rom versammelt hatte, ward endlich zwar nicht zum Diktator, aber doch zum alleinigen Konsul ernannt. In dieser Stellung bewies er indeß weder Mäßigung, noch Gerechtigkeit und ließ sich zu Mißgriffen verleiten, welche dem Cäsar Grund zu gerechten Klagen gaben und ihm den offenen Bruch mit den dermaligen Machthabern erleichterten (s. Cäsar). Von dem Treiben und den Absichten seines Rivalen nicht gehörig unterrichtet und durch maßlose Ehrenbezeigungen seiner Anhänger geschmeichelt und verblendet, sah P. die Gefahr nicht, die ihm bald von Cäsar drohete, und unterließ im Wahne seiner Ueberlegenheit über den Nebenbuhler jegliche Rüstung. Denjenigen von seiner Partei, welche zum Krieg drängten, gab er lächelnd zur Antwort, überall in Italien könne er Schaaren von Fußvolk und Reiterei aus der Erde stampfen. Als aber Cäsar den Rubicon überschritten hatte und nun im unaufhaltsamen Siegesmarsch sich der Hauptstadt näherte, verlor P. alle Besonnenheit. Er gab vorschnell Rom und Italien dem Gegner Preis, ging nach Brundusium und entfloh, während Cäsar schon vor der Stadt stand, über das Meer nach Dyrrhachium, wohin er schon den größeren Theil seines Heeres unter den Konsuln L. Lentulus und C. Marcellus vorausgeschickt hatte (49). Es half ihm nichts, daß er mit seinen Anhängern im Osten eine auswärtige Republik mit einem Senat errichtete; es halfen ihm auch seine Rüstungen und die dadurch zu Land und zur See zusammengebrachten Streitkräfte nichts. Cäsar unterwarf Spanien, ließ sich in Rom erst zum Diktator, dann zum Konsul ernennen und eilte, nachdem er sich so den Westen gesichert, nach dem Osten, um seinen Gegner vollends zu vernichten. Dieser war durch einen Sieg bei Dyrrhachium erst im Vortheil, erlitt dann in der Entschei-

dungsschlacht bei Pharsalus (48) eine völlige Niederlage, verlor darüber von Neuem den Kopf und gab vorschnell seine Sache auf (s. Cäsar). Mit wenigen Begleitern verließ P. das Schlachtfeld und begab sich über Larissa und das thessalische Thal Tempe an die Seeküste, wo er in einem eben vorbeisegelnden Lastschiffe Aufnahme fand; in Mytilene nahm er seine Gemahlin Cornelia und seinen Sohn zu sich und setzte mit diesen seinen Weg längs der Küste von Kleinasien ohne Aufenthalt fort. Obwohl er bei Attalea von seiner Flotte und von dem Stand seiner Sache in Afrika günstige Nachrichten erhielt, so beschloß er doch, sich nicht dorthin, sondern nach Aegypten zu wenden, wo er bei dem jungen Ptolemäus um so mehr eine freundliche Aufnahme zu finden hoffte, als er dessen Vater viele Freundschaftsdienste geleistet hatte. Aber er kam hier, wo während der Minderjährigkeit des Königs Ptolemäus Dionysius der Verschnittene Pothieus und der Heerführer Achillas herrschten und die Königin Cleopatra auf die Seite geschoben hatten, sehr ungelegen. Da man ihm die Aufnahme weder bewilligen, noch verweigern mochte, so schlug man einen Mittelweg ein und beschloß, ihn zu ermorden, um dadurch zugleich den Dank Cäsars und die Fortdauer der eigenen Unabhängigkeit zu erlangen. Demgemäß fuhr dem Flüchtigen bei Pelusium Achillas mit Dienern und zwei gedungenen Römern, dem ehemaligen Kriegstribun L. Septimius und dem Centurio Salvius, auf einem Fischerboote entgegen, um ihn ans Land zu bringen. Nur seinen Freigelassenen, Philippus, und einen Sklaven konnte P. in dem engen Nachen mitnehmen. Als man sich nun dem Lande näherte, stach Septimius von hinten nach ihm und Salvius und Achillas durchbohrten ihn von vorn (29. Sept. 48). Seine Gattin sah die Unthat vom Ufer mit an und ergriff jammernd die Flucht. Die Mörder hieben dem P. den Kopf ab und ließen seinen Leichnam nackt am Ufer liegen. Aber sein treuer Freigelassener, Philippus, wusch denselben und errichtete einen Scheiterhaufen, worauf er den Leichnam verbrannte. Die Asche ward später der Cornelia überbracht und in der pompejanischen Villa bei Alba beigesetzt. Des P. Bild findet sich auf den Münzen von Pompejopolis. Vermählt war P. fünfmal, mit Antistia, Aemilia, Mucia, Julia und Cornelia. Von seinen Kindern überlebten ihn drei: Cnejus, Sextus und Pompeja. **Cn. P. Magnus**, älterer Sohn des Vorigen von Mucia, geboren zwischen 80 und 75 v. Chr., ward 49 von seinem Vater nach Alexandria abgesandt und stand dann bei der Flotte im adriatischen Meere. Als nach der Schlacht bei Pharsalus Cicero zur Unterwerfung rieth, wollte der leidenschaftliche P. ihn erstechen. Er war eben auf dem Wege nach Afrika begriffen, als er den Tod seines Vaters erfuhr, kämpfte aber in Afrika mit den andern dortigen Pompejanern nicht glücklich (s. Cäsar) und wandte sich 47 nach den balearischen Inseln und im folgenden Jahre nach Spanien. Im Verein mit den übrigen Pompejanern brachte er hier ein beträchtliches Heer zusammen, ward aber 45 bei Munda von Cäsar besiegt und bald darauf in den iberischen Gebirgen, wohin er geflohen, mit seinen Begleitern erschlagen. Seine Heftigkeit, Härte und Grausamkeit machten ihn allenthalben verhaßt. **Sextus P. Magnus**, gleichfalls Sohn der Mucia, geboren 75 v. Chr., begleitete mit seiner Mutter Cornelia den Vater nach Aegypten, wo er Augenzeuge von dessen Ermordung war und nur durch eilige Flucht nach Cyprus sich selbst rettete. Nach der Niederlage der Pompejaner bei Thapsus (s. Cäsar) begab er sich nach Spanien, hielt sich in Corduba bis nach der Schlacht bei Munda, sammelte dann die Trümmer des Heeres der Pompejaner und führte einen Guerillaskrieg gegen Cäsars Legaten. Nach des letztern Tod unterwarf er sich einen beträchtlichen Theil Spaniens und nahm den Titel Imperator an. Da sich die Senatorenpartei an ihn, in dem sie ein taugliches Werkzeug gegen Antonius und Octavian gefunden zu haben glaubte, anlehnen wollte, so ward er nach einem mit Antonius geschlossenen Vergleich zurückgerufen und zum Oberbefehlshaber zur See ernannt. Aber Sextus traute nicht recht und blieb in Massilia. Die Triumvirn aber erklärten ihn bald darauf in die Acht. Dessen ungeachtet wuchs seine Macht durch den Zulauf von Proskribirten und Sklaven, so daß er sich auf der Insel Sicilien festsetzen konnte (43). Immer mehr Streitkräfte an sich ziehend, ward er bald ein gefährlicher Gegner der Triumvirn, und sowohl Octavian, als Antonius suchten ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen. Nachdem sich Antonius und Octavian verglichen hatten, sperrte P. alle Häfen Italiens und erregte dadurch eine Theuerung, in Folge dessen das Volk in die Triumvirn drang, mit ihm Frieden zu schließen. Endlich kam zwischen den Triumvirn und P. eine persönliche Unterredung auf der kampanischen Küste bei Misenum und in Folge derselben ein Vergleich zu Stande, wonach P. Sicilien, Sardinien, Korsika und die benachbarten Inseln, sowie den Peloponnes erhalten, auch abwesend sich um das Konsulat bewerben dürfen und von dem konfiscirten Vermögen einen bedeutenden Theil wieder erhalten sollte, wogegen er sich verbindlich machte, Rom mit Vorräthen zu versorgen und das Meer von den Seeräubern zu reinigen. Aber der Friede war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 38 griffen die Triumvirn, unter dem Vorwande rückständiger Steuern, den Peloponnes an, und P. sperrte von Neuem die Häfen Italiens. Octavian rüstete sich nun ernstlich zum Kampfe gegen ihn, und schon schien sich Alles zu einem glücklichen Ausgange desselben zu vereinigen, da des P. Flottenbefehlshaber Menodorus zu Octavian überging und diesem drei Legionen, eine Flotte von 60 Schiffen und die Inseln Korsika und Sardinien überlieferte. Aber gleichwohl war dem Octavian das Glück im Anfange des Kriegs nicht günstig, denn seine von Menodorus und Calvisius befehligte Flotte ward von Menecrates und Demochares, den Flottenbefehlshabern des P., bei Cumä geschlagen und der größte Theil derselben ging durch Sturm zu Grunde. Octavian selbst ward in der Meerenge von Messina von P. und Demochares angegriffen, geschlagen und verlor den größten Theil seiner Flotte. Nur des P. Saumseligkeit, welcher die errungenen Vortheile gehörig zu benutzen versäumte, rettete Octa-

vian. M. Vipsanius Agrippa brachte darauf zwar in kurzer Zeit eine ansehnliche Flotte zusammen; allein der Umstand, daß Menodorus wieder zu P. überging und die neue Flotte durch einen Sturm zerstreut ward, vereitelte den Angriffsplan. Endlich (36) glückte es Octavians Flottenbefehlshaber, Messala Corvinus, mit 3 Legionen bei Taurominium zu landen, und Menodorus verließ zum zweiten Male des P. Partei, weil dieser den Oberbefehl über die Flotte nicht ihm, sondern dem Papias übertragen hatte. Nachdem Agrippa, der jetzt Octavians Flotte befehligte, den größten Theil der Flotte des Papias bei der äolischen Insel Hiera vernichtet hatte, landete Octavian selbst mit dem Kern seines Heeres bei Taurominium; als aber P. unvermuthet an der Küste erschien, gerieth der unkriegerische Triumvir in Schrecken, ergriff die Flucht und ließ seinen Unterbefehlshaber Cornificius in sehr mißlicher Lage zurück. Darauf selbst von P. angegriffen und geschlagen, mußte er sich auf einem Boote retten. Von Agrippa unterstützt, konnte Cornificius, der, in einem Thale eingeschlossen, auf dem Punkte stand, sich zu ergeben, seinen Rückzug ungestört bewerkstelligen. Octavian und Agrippa rückten darauf mit ansehnlicher Streitmacht vor Messana, wo P. seine Magazine hatte, und da auch Lepidus mit seiner ganzen Land- und Seemacht zu ihnen stieß, so konnten sie diesen wichtigen Platz zu Land und See einschließen. P., dadurch in große Bedrängniß gebracht, wagte ein Treffen bei Naulochus (36), in welchem beiderseits mit äußerster Erbitterung gekämpft, aber durch Agrippa's überlegene Taktik der Sieg endlich für Octavian errungen wurde. Mit 17 Schiffen nahm P. seine Zuflucht zu Antonius, der ihm auch Schutz verhieß. Da P. aber von dem unglücklichen Kriegszuge des Triumvir gegen die Parther Nachricht erhielt, so glaubte er hieraus Vortheil ziehen zu können und trat zu diesem Behufe mit den Fürsten Asiens in Unterhandlung. Antonius aber erfuhr seine Treulosigkeit und ließ ihn, der inzwischen schon mehre kleinasiatische Städte erobert hatte, von seinem Legaten Furnius mit überlegener Macht angreifen. P., geschlagen und von seinen Anhängern verlassen, entfloh zwar nach Bithynien, ward aber gefangen und in Milet getödtet. **Pompeja**, ebenfalls Tochter der Mucia, ward mit Sulla's Sohne Faustus, dann mit L. Cornelius Cinna vermählt und verweilte dann eine Zeit lang bei ihrem Bruder Sextus in Sicilien, starb aber vor diesem. **P. Trogus**, Verfasser des von Justinus (s. d.) excerpirten Geschichtswerks, stammte aus einer gallischen Familie, welche durch P. den Großen das römische Bürgerrecht erhalten und daher dessen Namen angenommen hatte. In neuester Zeit soll zu Lemberg ein Fragment jenes Geschichtswerks aufgefunden worden seyn.

Pompelmus, s. Citrus.

Pompiers (franz.), eigentlich Spritzenleute, vorzugsweise die Rettungskompagnien in größeren Städten, denen die Rettung von Menschenleben und Habseligkeiten bei Feuersbrünsten obliegt. Die bestorganisirte Kompagnie ist die der P. oder Sappeur-Pompiers in Paris, die als Brigade vollkommen militärisch eingerichtet und uniformirt ist. Sie besetzen ihre Wachtposten, je mit 3 Mann, welche bei einem in ihrem Bezirke ausbrechenden Brande augenblicklich mit ihrer Spritze herbeieilen, während die übrigen Rettungsgeräthe durch besondere Leute nachgeführt werden. Nächst dem möglichst feuer- und wasserdichten und höchst bequemen Arbeitsanzuge haben die P. Hakenleitern, die aus einem Geschoß in das andere reichen, Rettungssäcke aus Leder, die bis in die oberste Etage reichen und, dort am Fenster befestigt, dazu dienen, Menschen und Sachen darin hinabgleiten zu lassen. Ein Hauptapparat aber ist der vom Oberst Paulin erfundene: eine lederne Blouse, die bis über den Kopf reicht, vor dem Gesicht eine dicke Glasplatte hat und durch Riemen über den Hüften und um die Arme möglichst luftdicht an den Körper angeschlossen wird. Durch einen mit einem Schraubenansatz hinten befestigten Schlauch wird der innere Raum der Blouse mit athembarer Luft gefüllt, so daß die so Angethanen in Keller und sonstige mit Rauch und Stickluft angefüllte Räume ungefährdet gehen können. Die pariser P. werden nur aus den zuverlässigsten Leuten des stehenden Heeres vollzählig gemacht und sehr gut besoldet. Aehnliche Einrichtungen hat man auch in anderen Städten, in Brüssel, Petersburg, Moskau, London, Hamburg, Lübeck, Berlin 2c., getroffen.

Pompilius, Numa, s. Numa.

Pomponatius, eigentlich Pietro Pomponazzi, italienischer Philosoph, wurde 1462 zu Mantua geboren, lehrte mit großem Beifall vor vielen Zuhörern erst zu Padua, dann zu Bologna Philosophie, die er von der Autorität der Kirche zu befreien suchte. Erst Peripatetiker, wich er später in vielen Punkten von dem System des Aristoteles ab. Im Jahre 1516 veröffentlichte er seine Schrift: „De immortalitate animae“ (herausgegeben von Bardili, Tübing. 1791), worin er zeigt, daß die Unsterblichkeit des individuellen Geistes philosophisch nicht bewiesen werden könne. Von den Mönchen, die er durch satyrische Schriften gegen sich aufgebracht hatte, des Atheismus und der Ketzerei beschuldigt, ward er von dem Kardinal Pietro Bembo geschützt. Mit Scharfsinn untersuchte P. auch das philosophische Problem von der Freiheit des menschlichen Willens, und in seinem Werke „De incautationibus“ bekämpfte er den Aberglauben seiner Zeit, besonders in Bezug auf Zauberei und dergl. Er † 1525. Seine „Opera“ erschienen zu Basel 1525, 1556 und 1567. Schüler von ihm waren Cäsar Scaliger, Vanini u. A.

Pompons (franz.), seidene, mit Gold oder Silber durchwirkte Blumen, Zierrath am Kopfputz der Damen; auch wollene, bei den Offizieren goldene od. silberne, eiförmige Zierrathen am Tschakko, an der Stelle, wo der Federbusch eingesteckt wird.

Pomposo (ital.), prächtig, prachtvoll, bezeichnet in der Musik einen stark accentuirten, äußerst volltönigen Vortrag, besonders beim Fest- oder Triumphmarsch.

Pomum (lat.), Apfel, Apfelfrucht.

Pomus (lat.), Obstbaum.

Ponceau (franz.), hochrothe, scharlachähnliche Farbe, wird auf Seide durch Saflor hergestellt, nachdem das Zeuch mit Rocou gegilbt ist.

Ponce de Leon, Fray Luis, einer der trefflichsten lyrischen Dichter Spaniens, wurde 1527 in Granada geboren, studirte in Salamanca Theologie, trat daselbst 1544 in den Augustinerorden und wurde dann Doktor und Professor der Theologie an der dortigen Universität. Seine Uebersetzung des hohen Liedes ins Spanische und seine Erklärung desselben wurde von seinen Feinden benutzt, ihn bei dem Inquisitionstribunal von Valladolid anzuklagen. Die Inquisition, welche die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache verpönt hatte, ließ ihn ins Gefängniß werfen, wo er fünf Jahre lang schmachtete, ohne verhört zu werden. Endlich wurde er für nichtschuldig erklärt, in alle seine Würden wieder eingesetzt und kurz vor seinem Tode sogar zum Generalvikar seines Ordens in der Provinz Salamanca ernannt. Er † am 23. August 1591 zu Madrigal. Seine Gedichte wurden 40 Jahre nach seinem Tode zuerst von Quevedo (Madrid 1631) herausgegeben. Sie zeichnen sich durch Korrektheit der Sprache und wohllautende Versifikation aus und athmen einen ascetisch-mystischen, aber wahrhaft poetischen Geist. Vortrefflich gelang ihm auch die Uebertragung altklassischer Dichtungen von Virgil, Horaz und Pindar in die modernen Weisen seiner Muttersprache. Seine Predigten (**Oraciones**) und seine moralischen Abhandlungen „**De los nombres de Cristo**“ und „**La perfecta Casada**“ sind in musterhafter Prosa geschrieben. Seine Werke erschienen gesammelt Madrid 1804—16, 6 Bde; die Gedichte spanisch und deutsch von Schlüter und Stork, Münst. 1853.

Poncin, Stadt (Flecken) im französischen Departement Ain, Bezirk Nantua, am Fuße eines Berges, worauf die Ruinen eines gothischen Schlosses sich befinden, mit Kartonfabrik für Jacquardweberei und über 2100 Einw.

Ponciren (v. Franz.), durchstäuben, die Muster durch Kohlenstäubchen vervielfältigen, indem man diese durch Stiche im Muster hindurchtreibt; auch mit Bimsstein abreiben.

Ponderabilien (v. Lat.), solche Naturstoffe, die sich wägen lassen, im Gegensatze zu den Imponderabilien.

Ponderation (v. Lat.), Abwägen; Ausgleichen beim Wägen; in der Malerei das in der Darstellung der Figuren zu beobachtende Gleichgewicht.

Ponderös (v. Lat.), ins Gewicht fallend, schwer.

Ponderoso (ital.), in musikalischer Beziehung s. v. a. gewichtvoll, mit Nachdruck.

Pondichery (Pudutschery), französisches Gouvernement auf der vorderindischen Küste Koromandel, wozu außer der Stadt Pondichery noch Karikal (mit 15,000 Einw.), die Niederlassung Yanaon im Mündungsgebiet des Godavery, die Stadt Mahé (mit 6000 Einw.) auf der Küste Malabar und die Handelskontore zu Chandernagor, Kossimbazar, Balafore, Dakka, Surate und Siyothia in Siam gehören. Der Flächenraum des Gebiets ward 1841 zu 24½ □M. angegeben, die Einwohnerzahl 1846 zu 183,097 ohne die Sklaven, welche 1848 frei gegeben worden sind. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Flusses Gingo in den bengalischen Meerbusen, auf einer Sandebene gelegen, ist groß und schön gebaut, hat eine sehr sichere Rhede und wird durch einen Kai in 2 Theile, die weiße und schwarze Stadt oder Pettah, getheilt. Die Stadt, sonst eine wichtige Festung, ist Sitz eines Gouverneurs, Gerichtshofs und Tribunals erster Instanz und hat ansehnliche, nach europäischer Art erbaute Häuser, mehre römisch-katholische Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche auszeichnet, einige Hindutempel und Moscheen, europäische Lehranstalten, einen botanischen Garten, eine Münze, einen Bazar und 55,000 Einwohner, welche Anbau von Reis, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Maulbeerbäumen 2c., Baumwollenweberei, Opiumbereitung und Handel treiben. Die Ausfuhr nach Frankreich beträgt etwas über 3 Mill., die Einfuhr (Wein, Modewaaren 2c.) nicht ganz ½ Mill. Francs. P. wurde 1672 vom König von Bedschapur an die Franzosen abgetreten und von diesen befestigt und erwuchs nach und nach zu einer ansehnlichen Stadt, die 1761 über 70,000 Einwohner zählte. Im Jahre 1761 wurde sie von den Briten erobert und zerstört, 1763 zurückgegeben, 1778 abermals erobert, im Frieden von Versailles 1783 den Franzosen aufs Neue zurückgegeben, aber schon 1793 vom Nabob von Karnatik in Verbindung mit den Briten wieder in Besitz genommen, worauf man die Festungswerke schleifte. Im Frieden von Amiens 1802 wurden zwar Stadt und Gebiet wieder an Frankreich abgetreten, da aber dieser Friede von kurzer Dauer war, so nahmen die Engländer Beides abermals in Besitz, bis Frankreich durch den pariser Frieden 1814 P. zurückerhielt, unter dem Versprechen, keine neuen Festungswerke daselbst anzulegen und nur die zur Handhabung der Polizei erforderliche Anzahl von Truppen dort zu unterhalten.

Pondiko-Nisi, kleine Insel in der griechischen Eparchie Chalcis, an der Nordostspitze der Insel Negroponte, vor dem Golf von Zeitun, war unbewohnt und versank 1758 bis auf die Felsenspitzen, die noch gegenwärtig sichtbar sind.

Pondus (lat.), Gewicht.

Ponent (v. Lat.), der eine Aussage über Etwas thut, besonders vor Gericht.

Ponewesch, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wilna, an der Newescha, mit Piaristenkollegium, Gymnasium, Kreisschule für Adelige und 4000 Einw. Hier Gefecht im Juli 1831 zwischen Russen und Polen.

Pongamia (Mondbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, mit becherförmigem, schief fünfzähnigem Kelch und 5 nagelförmigen Blumenblättern, Bäume mit ungeradgefiederten Blättern in Ostindien, worunter **P. glabra** *Vent.*, **Dalbergia arborea** *Willd.*, **Robinia mitis** *L.*, ein 40—50 Fuß hoher Baum mit weißem, weichem Holz, wohlriechender Rinde und Blättern u. weißen u. rothen Blüthen. Das Holz dient zur Feuerung, die stark riechende Wurzel gegen Geschwüre, die Blätter in Bädern gegen Gicht, das Oel der Samen zum Brennen.

Poniatowski, adeliges Geschlecht in Polen, welches seine Abstammung von dem polnischen

Geschlecht Srzeniava und dem italienischen Geschlechte der Torelli herleitete. Den Glanz des Geschlechts begründete Stanislaw P., 1677 geboren, schloß sich im nordischen Kriege an Stanislaw Leszczynski und Karl XII. an, dessen Rettung bei Poltawa hauptsächlich sein Werk war. Er begab sich im Auftrag des schwedischen Königs von Bender nach Konstantinopel und bewog den Sultan zur Kriegserklärung gegen Rußland. Nach dem Tode Karls XII. nahm er Partei für August II. und wurde von ihm zum Woiwoden ernannt, trat jedoch auf die Seite Leszczynski's, als dieser nach Augusts Tode die polnische Krone beanspruchte. Er gerieth aber bei Danzig in die Gefangenschaft der Russen, wurde wieder freigelassen und schloß sich dann dem König August III. an, der ihn später sehr begünstigte und auszeichnete. Als Stanislaw P. 1762 †, hinterließ er aus seiner zweiten Ehe mit der Fürstin Czartoryiska mehre Söhne, nämlich den nachherigen König von Polen, Stanislaw August P. (s. Stanislaus August); Kazimierz P., geb. 1731, welcher, in den Fürstenstand erhoben, unter der Regierung seines Bruders Großkämmerer wurde und 1800 †; Andrzej P., welcher 1756 zum deutschen Reichsfürsten erhoben wurde und 1773 als österreichischer Generalfeldzeugmeister in Wien †; Michael P., welcher sich dem Dienste der Kirche widmete, Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen wurde und 1794 †. Jozef Antoni, Fürst P., Sohn Andrzejs P. und der Gräfin Kinska, am 7. Mai 1762 in Warschau geboren, trat als Lieutenant in österreichische Dienste und wurde 1787, als der Krieg mit den Türken begann, Oberst bei den Dragonern und Flügeladjutant des Kaisers Joseph II., der ihm sehr geneigt war. Der Ausbruch der französischen Revolution rief ihn in sein Vaterland zurück, wo er als Generalmajor bedeutend bei der neuen Organisation der Armee mitwirkte. Als 1792 der Krieg mit Rußland begann, wurde ihm der Oberbefehl über das polnische Heer übertragen. Unter ihm kommandirten Kosciuszko und Wielhorski. Als der schwache König, P.'s Oheim, zur Konföderation von Targowice übertrat, legte dieser den Oberbefehl nieder und ging ins Ausland. Beim Ausbruch des Aufstandes von 1794 aber trat er als Freiwilliger wieder in das Heer und erhielt von Kosciuszko das Kommando über eine Division übertragen, mit welcher er die nördliche Seite von Warschau gegen die Preußen vertheidigte. Nachdem die Hauptstadt an den Feind übergeben war, begab er sich nach Wien. Katharina und Paul I. suchten ihn durch die Ernennung zum russischen Generallieutenant und Chef des kasanschen Kavallerieregiments für sich zu gewinnen; er zog es aber vor, als Privatmann zu leben, und kehrte erst 1798 nach Warschau zurück, wo ihm die preußische Regierung einen Theil seiner konfiscirten Güter wieder herausgab. Erst die Ereignisse des Jahres 1806 führten ihn wieder der öffentlichen Wirksamkeit zu, indem er vom König von Preußen den Auftrag erhielt, eine polnische Nationalgarde für Warschau zu errichten. Nachdem aber die Franzosen unter Murat am 23. Nov. in die polnische Hauptstadt eingerückt waren, wurde P. von der provisorischen Regierung in Warschau zum Kriegsminister ernannt, in welcher Stellung ihn der von Napoleon I. nach dem Frieden von Tilsit zum Herrn des Großherzogthums Warschau ernannte König von Sachsen bestätigte. P. brachte es in kurzer Zeit dahin, daß eine polnische Armee von 12 Infanterie- und 6 Kavallerieregimentern vollständig gerüstet bereit stand. Als 1809 der französisch-österreichische Krieg ausbrach, mußte sich P., der den Oberbefehl über die polnischen Truppen führte, vor der Uebermacht des Erzherzogs Ferdinand zurückziehen. Während aber die Oesterreicher bis Thorn vordrangen, rückte P. in Galizien ein und nahm am 28. Mai in Lemberg im Namen Napoleons Besitz davon. Auf dem Zuge nach Rußland befehligte P. das polnische Armeecorps, welches bei der Retirade noch die meiste Ordnung bewahrte und 6000 Mann stark mit der gesammten Artillerie zurückkehrte. Als die Russen zu Anfang des Jahres 1813 gegen die Weichsel vordrangen, führte P. 12,000 Mann polnische Infanterie und 800 Mann Kavallerie nach Sachsen. In der Schlacht bei Leipzig kommandirte er als Divisionsgeneral und Kommandant des 8. Armeecorps den rechten Flügel des französischen Heeres u. vertheidigte seine Stellung bei dem Dorfe Konnewitz gegen die Oesterreicher so ausgezeichnet, daß er am 14. Okt. von Napoleon zum Marschall ernannt wurde. Nachdem er noch am 18. das Vordringen des Feindes auf dieser Seite gehindert, zog er sich in der Nacht nach Leipzig zurück, wo er am 19. die abziehende französische Armee zu decken hatte. P. hielt mit seinen Truppen Stand, so lange es ging, und wurde durch eine Kugel am linken Arm verwundet. Erst als der Feind schon in die Vorstädte von Leipzig eingedrungen war, begab sich auch P. auf die Flucht, fand aber die Brücke über die Elster bereits durch Pulver zerstört, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als von den steilen Ufern in den angeschwollenen Fluß zu sprengen. Unglücklicher Weise aber überschlug sich sein Pferd, u. P. fand so den Tod in den Wellen. Am 24. Okt. ward sein Leichnam aufgefunden und am 26. mit allen dem Rang des Todten angemessenen Ehrenbezeigungen bestattet, 1816 aber in der Gruft der polnischen Könige zu Krakau beigesetzt. Ein Denkmal an der Elster im reichenbachschen, jetzt gerhardschen Garten in Leipzig bezeichnet die Stelle, wo P. ums Leben kam. P. hinterließ einen natürlichen Sohn, Jozef P. Derselbe, geboren 1790, diente als französischer Oberst in Algier u. ward von der Schwester seines Vaters, der Fürstin Tyszkiewicz, adoptirt, trat 1848 in toskanische Dienste, ward Oberst der Civica zu Florenz und im April 1849 bevollmächtigter Minister des Großherzogs von Toskana zu London, Paris und Brüssel. Er schrieb und komponirte die Oper „Giovanni da Procida". Stanislaw P., Sohn Kazimierz' P., geboren den 23. Nov. 1757, war während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Litthauen, Starost von Podolien u. General der polnischen Kronarmee, ward dann vom Kaiser Paul I. zum wirklichen Geheimrath ernannt und lebte seit 1804 in Wien, später in Rom, wo er eine reiche Sammlung alter Werke der bildenden Kunst anlegte. Er †

in Florenz 1831 und mit ihm erlosch das Geschlecht in männlicher legitimer Linie.

Poniatowski'scher Stier, Sternbild des nördlichen Himmels, besteht aus 10 Sternen 4. und 5. Größe und ist von der Schlange, dem Cerberus und Ophiuchus begrenzt.

Poninski, eine in Galizien als Fürsten, in Schlesien und Russisch-Polen als Grafen blühende Familie, erlangte erst unter Sobieski eine höhere Geltung. Antoni P. († 1791) war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Woiwode von Posen und hat sich als Dichter und Staatsmann ausgezeichnet; sein Sohn, Joseph P., († 1770), war Gesandter an mehren Höfen und ein jüngerer, Antoni P., unterzeichnete als Reichsmarschall die erste Theilung Polens. Adam P., General unter Kosciuszko, führte durch sein Ausbleiben den Verlust der Schlacht von Maciejowice und dadurch den Untergang Polens herbei, ward als Landesverräther verurtheilt und starb im Elend. Wladislaw P. kämpfte für die letzte ungarische Insurrektion, schied als Oberst aus und lebt im Großherzogthum Posen. Haupt der fürstlichen Linie ist gegenwärtig Fürst Calixt Valentin P., geboren den 14. Febr. 1816; der gräflichen Graf Eduard P., geboren 1810, Besitzer der Herrschaft Wreschen im Posenschen.

Pons (lat.), Brücke, Steg über einen Fluß, Morast und dergl.; auch Brücke an Belagerungsmaschinen, die man auf die Mauer fallen ließ, um auf die Mauer zu kommen; dann Name vieler Stationsorte an römischen Straßen bei Flußübergängen, die aber wohl nur zum Theil und an sehr frequenten Straßen sich zu wirklichen Städten erhoben haben mögen.

Pons, 1) Stadt im französischen Departement Untercharante, links an der Seugne, über welche 3 Brücken führen, mit Schloß, mehren Kirchen, 3 Hospitälern, Mineralquelle, beträchtlichem Branntweinhandel u. 5000 Einw. — 2) P. (St.-P.-de-Thomières), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Hérault, rechts am Jaur, mit schöner Kathedrale, theologischem Seminar, Tuch- u. Wolldeckenfabrikation, mechanischer Wollspinnerei, Färberei, Lederfabrikation, Marmorbrüchen, Eisenminen und 7400 Einwohnern.

Pons, Louis, berühmter Astronom, geboren am 25. December 1761 zu Peyre im Departement Hochalpen, studirte Mathematik, wurde 1789 Aufseher der Sternwarte zu Marseille und später Adjunkt des Direktors Gambart. Seine außerordentliche Sehkraft und sein vortreffliches Ortsgedächtniß erleichterten ihm die Auffindung von Erscheinungen am Himmel, welche den Blicken Anderer entgingen. Im Jahre 1819 erhielt er die Leitung der Sternwarte bei Parma, welche die Erzherzogin Maria Luise errichten ließ. Da es ihm hier aber an der gehörigen Unterstützung fehlte, so nahm er 1825 die Stelle eines Direktors der Sternwarte des Museums zu Florenz an, wurde jedoch nach 2 Jahren durch zunehmende Gesichtsschwäche verhindert, seine Entdeckungen fortzusetzen. Er entdeckte von 1801—27 nicht weniger als 37 Kometen, von denen er viele auch berechnet hat. Er † am 14. Oktober 1831.

Ponsard, A., der bekannteste unter den jüngern dramatischen Dichtern Frankreichs, 1814 zu Vienne im Departement Isère geboren, widmete sich in Paris dem Studium der Rechte und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit der Dichtkunst. Eine Uebersetzung des „Manfred" von Lord Byron hatte er schon vollendet und einem Buchhändler übergeben; aber kaum waren die ersten Exemplare verkauft, so erfaßten den jungen Dichter solche Bedenklichkeiten, daß er die abgesetzten Bücher so weit als möglich zurückkaufte und die ganze Auflage vernichten ließ. Nachdem er seinen akademischen Kursus vollendet hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt Vienne zurück und schien sich dort ganz einem ruhigen Berufsleben widmen zu wollen; doch der ihm inwohnende Drang behauptete sein Recht, u. der Advokat ließ sich durch seinen Freund Charles Reinaud bewegen, seine inzwischen verfaßte „Lucrèce" dem pariser Publikum vorzulegen. Die Tragödie kam am 22. April 1843 im Odeon zur Aufführung u. hatte einen glänzenden Erfolg. Aeußere Verhältnisse hatten an dieser Aufnahme ungleich größern Antheil, als der Werth des Stücks. Jahre lang war die französische Bühne durch junge Romantiker tyrannisirt worden, die, auf den Beifall des Publikums pochend, die klassische Schule verhöhnten, weil sie mit keinen ebenbürtigen Produktionen in die Schranken treten könne. Dieser Vorwurf hatte etwas Wahres, da alle neuern Stücke der Klassiker an dem schlimmsten aller Fehler, einer unheilbaren Langweiligkeit, litten, so daß das Théâtre français auf alte, hundertmal gesehene Tragödien angewiesen war, denen das Spiel der besten französischen Schauspieler keinen neuen Reiz zu geben vermochte. Der französische Geschmack fühlte sich durch die Unfruchtbarkeit des alten Styls gedemüthigt, darum wurde das klassische Drama P.s mit offenen Armen aufgenommen. König Ludwig Philipp beglückwünschte den Dichter, die Kritik begrüßte ihn als zweiten Corneille, selbst Lamartine verkündete, endlich sey der Nation ein dramatischer Dichter geboren. In der That brachte P. wenigstens wieder Menschen auf das Theater, wo man lange nur Groteskfiguren von einer abenteuerlichen Scenerie umgeben zu sehen gewohnt war. Die Diktion des Stückes ist schön, die Verse zeichnen sich durch Wohlklang und eine in Frankreich jetzt seltene Regelmäßigkeit aus, aber Handlung ist nur in den drei ersten Akten; die beiden letzten enthalten nichts als Deklamation. Aus diesen Gründen hat „Lucrèce" in Deutschland trotz aller Vorliebe für das Ausländische wenig Glück gemacht, die deutsche Bearbeitung von J. G. Seidl ist in Wien, Prag und wo sonst sie zur Aufführung gelangte, kalt und gleichgültig aufgenommen worden. In Frankreich aber hatte sich P. durch sein Stück einen Namen gemacht und suchte die gewonnene Stelle durch eine neue Produktion zu behaupten. Aber sein zweites Stück, „Agnèse de Méranie", gewissermaßen ein dramatischer Prozeß, worin die auftretenden Personen ihre Sache wie Advokaten vor einem Gerichtshofe führen, machte trotz trefflicher Zeitschilderung und Diktion Fiasko. P. führte seine Vertheidigung dadurch, daß er im Feuilleton des „Constitutionnel" eine lange, gemäßigt und verständig geschriebene Abhandlung über sein Stück abdrucken ließ, die seinen Ruf

als Advokat erhöhte, aber seinen Ruhm als Dichter nicht vermehrte. Der Dichter zog sich darauf in seine Provinz zurück, und erst die Februarrevolution lockte ihn aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor. Bieder und naiv, wie wenig französische Dichter, glaubte er der Republik seine aufrichtige Huldigung darbringen zu müssen, und bot 1850 dem Théâtre français das von republikanischem Geist durchwehte Drama „Charlotte Corday“ an. Die Kritik verurtheilte aber dasselbe ziemlich einstimmig, denn es ist keine eigentliche Tragödie, sondern der Versuch eines dialogisirten Heldengedichts, und es bildet weniger eine fortlaufende, von Stadium zu Stadium streng sich verknüpfende Handlung, als eine Reihe von Gemälden, in der die Hauptfiguren des Konvents in Lebensgröße erscheinen. Die Ereignisse entwickeln sich ohne Widerstreit und Steigerung der Gefühle, die Personen schlagen gegenseitig ihre politische Farbe auf, lassen sich aber in kein eigentliches Spiel ein, und ihre eisige Polemik ist nichts als eine Art politischen Verhörs, eine Parade von Glaubensbekenntnissen, die der Franzose damals in seinem politischen Klub alle Tage wahrer und lebendiger hören konnte. Auch P.s spätere Stücke, die Tragödie „Ulysse“ und die Komödien „Horace et Lydie“ (1850) und „L'honneur et l'argent“ (1853) fanden keine glänzende Aufnahme. Corneille u. A. Chenier nachahmend, entbehrt P.s Poesie eben sowohl des ächt antiken, als des ächt modernen Charakters. Ohne Originalität des Styls, des Gedankens und der Erfindung, auch ohne höheren dichterischen Schwung, besitzt P. keine von den Eigenschaften, welche zum Haupte einer Schule gehören, als welcher man ihn nach Erscheinen seiner „Lucrèce“ zu betrachten geneigt schien. Als Privatmann ist P. von würdevoller Haltung und wahrhaft edler Gesinnung. Eine Gesammtausgabe seiner Bühnenstücke erschien als „Théâtre complet“ (Paris 1851, 2. Ausg. 1852).

Ponsonby, John, Lord, englischer Diplomat, geboren 1770, wurde 1800 im diplomatischen Corps angestellt, ging 1826 nach den La-Plata-staaten, um den Frieden zwischen Brasilien und Buenos-Ayres zu vermitteln und fungirte bis 1829 als englischer Gesandter am brasilianischen Hofe. In derselben Eigenschaft war er 1830 kurze Zeit zu Brüssel, dann seit Ende 1835 in Konstantinopel thätig, wo er 1838 einen Schifffahrts- u. Handelsvertrag zwischen Großbritannien und der Pforte zu Stande brachte. Im April 1839 zum Viscount erhoben, entwickelte er 1840 u. 1841 bei den Streitigkeiten zwischen der Pforte und Mehemed Ali von Aegypten viel diplomatische Gewandtheit. Nach seiner Rückkehr nach England war er einer der bedeutendsten Führer der Whigs. Im Sommer 1846 zum Gesandten am wiener Hofe ernannt, erhob er Protest gegen die Aufhebung des Freistaats Krakau. Im Mai 1848 begleitete er den Kaiser Ferdinand auf dessen erster Flucht nach Innsbruck, trat aber 1850 von seinem Gesandtschaftsposten zurück und † den 23. Februar 1855 zu Brighton.

Pont, 1) P. à Mousson, Stadt im französischen Departement Meurthe, Bezirk Nancy, an der Mosel, hat 5 Kirchen, darunter eine schöne gothische aus dem 11. Jahrhundert, ein schönes Stadthaus, eine große Abtei Ste. Marie, worin sich jetzt ein Seminar befindet, große Kavalleriekasernen, ein Bürgerspital, schöne Boulevards, ein Kommunalcollége und zwei Mineralquellen, welche ziemlich stark frequentirte Bäder sind, und die Ueberreste einer römischen Wasserleitung. Die Einwohner, 8200 an der Zahl, betreiben Fayence- u. Thonpfeifenfabrikation, Tuchweberei, Gerberei, Färberei, Zuckerraffinerie u. Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Bauholz und Bretern. Die Stadt ist sehr alt und hat ihren Namen von einer alten Burgveste, welche sich an der Ostseite erhob. Im Jahre 1354 zum Marquisat erhoben, erhielt der Ort 1444 Stadtrechte, ward 1571 Sitz einer Universität, was sie 2 Jahrhunderte blieb. P. ist Vaterstadt des Marschalls Duroc. — 2) P. Audemer, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Meurthe, links an der Rille, die von hier bis zur Mündung in die Seine schiffbar ist, Sitz einer Unterpräfektur, eines Civil- und Handelstribunals, hat einige Befestigung, gute Bauart, mehre öffentliche Plätze, ein Krankenhaus u. 5500 Einwohner, welche Fabriken für gedruckte Leinwand, Leim, Strumpfwaaren, Leder, Papier, Mützen, Baumwoll- u. Flachsspinnereien, Gerbereien, Uhrmacherei u. Handel mit Flachs, Vieh, Cider 2c. betreiben. — 3) P. Croix, Stadt im französischen Departement Finistère, Bezirk Quimper, am Goyen, mit Flußhafen, kleinem geistlichen Seminar, Tuch- u. Zeuchweberei u. 2170 Einw. — 4) P. de Beauvoisin, Stadt im französischen Departement Isère, Bezirk la Tour du Pin, links am Guiers, über den eine Brücke führt, auf deren Mitte die Grenze zwischen Frankreich u. dem sardinischen Savoyen sich befindet, mit 2270 Einwohnern. Gegenüber im sardinischen Gebiet liegt ein gleichnamiger Flecken. — 5) P. de Vaux, Stadt im französischen Departement Ain, Bezirk Bourg, rechts an der Reyssouge, durch einen schiffbaren Kanal mit der Saône verbunden, mit Gerberei und Lederbereitung, Fabriken für baumwollene Zeuche, beträchtlichem Handel mit Getreide, Hanf, Mais, Wein 2c. und 3130 Einwohnern. — 6) P. du Chateau, Stadt im französischen Departement Puy de Dôme, Bezirk Clermont-Ferrand, in pittoresker Lage, links am Allier, über den eine schöne Brücke führt, Hafen von Clermont-Ferrand, hat Wälle mit Alleen, ein Schloß, Schifffahrt, Lachsfang, Fabrikation von Quincaillerien u. 3570 Einwohner. — 7) P. l'Abbé, Stadt im französischen Departement Finistère, Bez. Quimper, an der Küste in einer Bucht, hat einen besuchten Hafen, Bienenzucht, Stärke- und Nudel-, sowie Hanfleinwandfabrikation, Rhederei, Handel mit Getreide und Honig und 3320 Einwohner. — 8) P. l'Evêque, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Calvados, an der Toucques, ist Sitz einer Unterpräfektur u. eines Civiltribunals, hat Handel mit Vieh, Holz, Cider, Käse, Butter, Fabriken für Spitzen, Seife 2c. u. 2240 Einwohner. — 9) P. St. Esprit, Stadt im französischen Departement Gard, Bezirk Uzès, rechts an der Rhône, über die eine 1265–1309 erbaute steinerne Brücke von 26 Bogen und einer Länge von 2520 Fuß führt, mit Hafen, Citadelle, Hospital, Seidenmühlen, Seidenbau,

Handel mit Getreide, Wein, Oel, Seide ꝛc. und 5240 Einw. — 10) P. Ste. Maxence, Stadt im französischen Departement Oise, Bezirk Senlis, an einem steilen Bergabhang, links an der Oise, mit Fabriken für wollene Zeuche, Leder, Kämme, Baumwollmützen und Gyps, Getreide-, Wein-, Woll-, Lederhandel, Wetzsteinbrüchen u. 2500 Einwohnern. — 11) P. sur Seine (P. le Roi), Stadt im französischen Departement Aube, Bezirk Nogent sur Seine, an der Seine, an der Mündung der Andrusson in die Seine, mit Schloß mit Park, den Trümmern der von Abälard gestifteten Abtei Paraclet und 1140 Einwohnern. — 12) P. sur Yonne, Stadt im französischen Departement Yonne, Bezirk Sens, an der Yonne, mit Tuch- und Lederfabrikation, Ziegeleien und 1870 Einwohnern.

Pontac (Pontaca), Stadt im französischen Departement Niederpyrenäen, Bezirk Pau, mit Schloß, Leder- u. Wollzeuchfabrikation, Weinbau und 4000 Einwohnern. In der Umgegend auf einer kleinen Fläche wächst der nach der Stadt genannte rothe Wein von etwas herbem, zusammenziehendem Geschmack.

Ponta-Delgada, Stadt auf der Azoreninsel San Miguel, unweit der Delgadaspitze, mit 16,000 Einwohnern. In der Nähe eine große Lavahöhle.

Pontafell, Dorf im österreich.-illyrischen Kreise Villach, Bezirk Tarvis, an der Fella, durch dieselbe von dem Flecken Ponteba in der Lombardei geschieden, aber durch eine steinerne Brücke damit verbunden. Dabei der Paß P., welcher die Grenze zwischen Deutschland und Italien bildet. Während man diesseits Deutsch spricht, wird jenseits Italienisch gesprochen.

Pontanus, 1) Joh. Jovianus, eigentlich Giovanni Gioviano Pontano, neapolitanischer Staatsmann, Dichter und Geschichtschreiber, geboren 1426 zu Cereto bei Spoleto, widmete sich in Perugia wissenschaftlichen Studien, wurde dann Sekretär des Königs Ferdinand I. in Neapel, als solcher mit den wichtigsten diplomatischen Geschäften betraut und stieg 1486 zum Premierminister empor. Als Karl VIII. gegen Neapel vordrang, übergab P. dem Feinde die Schlüssel der Hauptstadt und ward dafür mit Amtsentsetzung bestraft. Er † 1503. Seine Schriften zeichnen sich durch klassische lateinische Diktion aus und verrathen einen scharfen Denker. Vortrefflich sind seine „Belli quod Ferdinandus cum Ioanne Andegavense gessit historiae libri VII“ (Neapel 1518). Auch als lateinischer Dichter in lyrischer und didaktischer Gattung that sich P. hervor. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1556 in 4 Quartbänden zu Basel. Vergl. Sarno, Vita Pontani, Neapel 1761.

2) Joh. Isaak, holländischer Philolog und Historiker, zu Helsingör in Dänemark geboren, half Tycho de Brahe bei seinen astronomischen Forschungen, ward Professor der Mathematik und Physik in Amsterdam, dann in Harderwijk und † daselbst am 6. Okt. 1639. Außer einer Ausgabe des Macrobius (Leyden 1597) schrieb er „Analectorum libri III“ (Rost. 1600), welche den Plautus, Appulejus u. Seneca kommentiren; ferner die in Bezug auf Inhalt u. Form vortrefflichen „Rerum danicarum libri IX“ (Amsterdam 1631), „Historiae geldricae libri XIV“ (Harderw. 1639); „Discussionum historicarum libri II“ das. 1637) und „Historia urbis et rerum amstelodam.“ (Amsterdam 1611). Vergl. „Vita et obitus I. J. Pontani“, Harderw. 1640.

Pontarlier (früher Ariolica), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Doubs, am Doubs, ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Civiltribunals, hat Eisenwerke, Stahlwaaren-, Absinth-, Kirschwasser- und Liqueur-, Papier- und Lederfabrikation, Uhrmacherei, Handel mit jenen Fabrikaten, sowie mit Bauholz, Käse, Vieh und Pferden, und an 5300 Einw. Unweit davon der Paß und das Schloß Jour, in welchem der Negergeneral Toussaint l'Ouverture als Gefangener starb, ein von Julius Cäsar gehauener Felsenweg nach der Schweiz und der Bach Fontaine ronde, welcher im Lauf von einer Stunde fünfmal unter der Erde verschwindet und wieder zum Vorschein kommt. P. ward, da die Hauptstraße von der Schweiz hier durchführte, der Schlüssel von Frankreich genannt. Häufig durch Kriegszüge verheert, wurde der Ort immer wieder von Neuem erbaut.

Pontchartrain, großer Küstensee im nordamerikanischen Staat Louisiana, nördlich von Neworleans, hängt westlich mit dem Maurepassee und östlich mit dem Borgensee zusammen u. nimmt die Flüsse Tangipor, Chifuncti ꝛc. auf.

Ponte, 1) Flecken in der piemontesischen Provinz Ivrea, am Zusammenfluß der Orca und Saona, mit Eisenwaarenfabrikation, Seidenspinnereien, Brüchen von vorzüglichem weißen Marmor u. 3600 Einw. — 2) P.-Corvo, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, bildet ein Enklave der neapolitanischen Provinz Terra-di-Lavoro, links am Garigliano, ist Bischofssitz, mit Kathedrale, 5 anderen Kirchen, Kastell u. 5300 Einw. Das Gebiet von P.-C., auch als eigene Delegation betrachtet, 2 □Meilen groß mit 7000 Einw., wurde unter Papst Julius II. mit dem Kirchenstaat vereinigt und von Napoleon I. dem Marschall Bernadotte (nachmaligen König von Schweden) geschenkt, welcher davon den Titel Prinz von P.-C. erhielt, es aber 1810 abgab. P.-C. ist das alte Interamna.— 3) P. di Lagoscuro, Flecken im Kirchenstaat, Delegation Ferrara, rechts am Po-di-Maestra; mit Freihafen, Transitohandel u. 6000 Einw. — 4) P. de Lima (Forum Limicorum), Stadt in der portugiesischen Provinz Minho, mit Brücke von 24 Bogen, Stiftskirche, 3 Hospitälern, Armenhaus, patriotischer Gesellschaft, Leinweberei u. 1710 (nach Andern 3000) Einw.

Ponte, 1) Jacopo da, genannt Bassano, Hauptmeister der Malerschule von Bassano, ging, von seinem Vater in den Anfangsgründen der Malerei unterrichtet, nach Venedig, um sich in Bonifacio's Schule auszubilden, und † 1592, im 82. Jahre. Er hatte für die Thiermalerei eine solche Vorliebe gefaßt, daß er selbst in heiligen Darstellungen Katzen, Hühner ꝛc. nicht wegließ. Unter seinen Hauptwerken nennt man: die Geburt Christi zu S. Joseph in Bassano, das Begräbniß Christi im Seminarium zu Padua, und Noahs Opfer zu S. M. Maggiore in Venedig. Gemälde von ihm finden sich in allen italienischen Kabinetten, sowie

in vielen des Auslandes, namentlich Englands. Eines der Hauptbilder des Meisters, die Reise Jakobs mit seiner Familie, bewahrte die Gallerie des Chev. Erard; es ward 1832 versteigert. Die königliche Gallerie zu Dresden besitzt das neben andern Werken P.'s eigenhändig gemalte Bildniß des Künstlers. Auch in der königlichen Pinakothek zu München sind einige durch Kraft u. Klarheit der Farbe ausgezeichnete Bilder, darunter Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne, zur Seite St. Anton der Einsiedler und ein Bischof. Auch die Gallerie des k. Museums zu Berlin u. die k. k. Gallerie zu Wien besitzen Werke P.'s.

2) Francesco da P., genannt Bassano, Sohn u. Schüler des Vorigen, arbeitete anfangs im Hause seines Vaters und ließ sich dann in Venedig nieder, wo er sich selbst neben Paolo Veronese und Tintoretto hielt. Ein Deckengemälde im Dogenpalaste daselbst, die Einnahme von Padua zur Nachtzeit vorstellend, gehört zu seinen besten Werken. Sehr gerühmt wird auch der heilige Apollonius in der St. Afrakirche zu Brescia. P. stürzte sich in einem Anfall düsterer Schwermuth aus dem Fenster, 1591.

3) Leandro da P., genannt Bassano, Bruder des Vorigen, vollendete die von seinem Bruder im herzoglichen Palaste zu Venedig und anderwärts unvollendet gelassenen Werke u. führte dann selbst einige Kompositionen in Oel aus. Gerühmt wird die Krönung der heiligen Jungfrau in S. Francesco zu Bassano. Seine Erweckung des Lazarus in der Kirche alla Carità zu Venedig wurde unter Napoleon I. nach Paris gebracht, kam aber 1815 wieder an Ort und Stelle. Bildnisse, Genrestücke und historische Darstellungen von ihm finden sich in mehren Gallerien. Am berühmtesten aber war er als Bildnißmaler. Rudolf II. berief ihn an seinen Hof nach Prag, die längste Zeit verlebte er aber in Venedig, wo ihn der Doge Grimani, dessen Bildniß er malte, zum Ritter schlug. Er † hier 1623. Einige seiner Werke wurden gestochen, die Auferstehung des Lazarus von Jackson in Holz geschnitten. Th. von Kessel stach die Auferstehung und die Himmelfahrt in der wiener Gallerie, C. Gregori sein Bildniß.

4) Lorenzo da P., italienischer Operndichter, den 10. März 1749 zu Ceneda im Venetianischen geboren, wurde in Treviso als Lehrer der Literatur angestellt, aber seiner freieren philosophischen Ansichten wegen entlassen und endlich aus dem Gebiet der Republik Venedig verwiesen. In Wien, wohin er sich wandte, erhielt er auf des Kapellmeisters Salieri Empfehlung die Stelle eines Theaterdichters an der kaiserlichen Hofbühne. Nachdem er einige Operntexte geschrieben, trat er 1785 mit Mozart in eine sehr freundschaftliche Verbindung und schrieb „Figaro" und „Don Juan" für denselben. Gleichzeitig dichtete er für Salieri den „Axur" und den „Baum der Diana". Von Kaiser Joseph II. glänzend honorirt, ward er von Kaiser Leopold II. entlassen und ging nun nach Triest, wo er die Tochter eines wenig bemittelten englischen Kaufmanns heirathete. Nach manchen vergeblichen Versuchen, wieder eine Anstellung zu erhalten, wurde er an die italienische Oper nach London berufen, verlor aber auch diese Stelle wieder u. legte nun einen Buchhandel an, womit er aber auch nicht reüssirte. Von seinen Gläubigern gedrängt, schiffte er sich endlich mit Frau und Kindern nach Newyork ein, wo er anfangs Unterricht in der italienischen Sprache ertheilte, bis er sich von Neuem zu andern Unternehmungen verleiten ließ, die meist zu seinem Nachtheil ausfielen. Vergebens arbeitete er, um seine Lage zu verbessern, einige Jahre bald als Destillateur, bald als Kaufmann. Zuletzt gründete er eine italienische Oper, die er bis zu seinem Tode (17. Aug. 1838) leitete. P. hat selbst seine Lebensschicksale der Welt auf eine anziehende Weise erzählt in den „Memorie di Lorenzo da Ponte" (Newyork 1823—27, 4 Bde.).

Ponte-Corvo, Prinz von, s. v. a. Bernadotte.

Pontederia (Wassergemüse), Pflanzengattung aus der Familie der Commelinaceen, mit sechsspaltiger, zweilippiger, rachenförmiger Korolle, meist freischwimmende Wasserpflanzen mit haarförmigen Wurzeln, breiten Blättern u. Blüthenähren oder Trauben in Blattscheiden, in heißen Ländern, worunter mehre Gemüsepflanzen; so P. vaginalis *L.*, Water-Moes *Rumph*, eine ausdauernde ostindische Wasserpflanze, deren Kraut in der trockenen Jahreszeit vergeht, aber in der Regenzeit von Neuem aufschießt, etwas scharf schmeckt und daher gekocht genießbarer ist, als roh; P. hastata *L.*, mit spießförmigen Blättern und büschelig-doldigen Blüthen, in Ostindien. Als Zierpflanzen kommen vor: P. cordata *L.*, in Virginien, mit schön himmelbauen Blüthen; P. crassipes, in Brasilien, mit ebenso gefärbten, aber größeren Blüthen, u. a.

Pontefract, Stadt im Westriding der engl. Grafschaft York, rechts am Air, auf einer Anhöhe, gut gebaut, mit Stadthaus, Theater, mehren Unterrichts- und Armenanstalten, Gartenbau, Handel und über 4900 Einw. Dabei die Ruinen von Pomfret-Castle und ein Monument zum Andenken an die Schlacht von Waterloo.

Pontevedra, Hauptort der gleichnamigen Provinz im spanischen Königreich Galicien, in schöner Lage am gleichnamigen Meerbusen u. am Ausflusse der Lerez und Vedra, hat 2 Kirchen, ein Hospital, einen kleinen Hafen, Sardellenfischerei, Scheidewasser-, Tuch-, Hut- und Lederfabrikation, Viehhandel nach Portugal und 5500 Einw.

Ponthieu, ehemalige französische Grafschaft im Departement Somme, mit der Hauptstadt Abbeville, fiel 1369 an König Karl V. von Frankreich, ward von Karl VII. an Burgund abgetreten und kam erst 1477 wieder an die Krone zurück. Heinrich III. gab die Grafschaft 1583 seiner natürlichen Schwester Diana, Ludwig XIII. 1619 nebst Angoulème Karl von Valois, dem natürlichen Sohne Karls IX. Dieser vererbte sie 1650 an seinen Sohn Ludwig von Valois, und dieser 1653 an seine Tochter Maria Franciska, die mit Ludwig von Lothringen, Herzog von Joyeuse, vermählt war, aber nach dessen Tode 1654 geistesschwach wurde. P. kam nun an ihren Sohn Ludwig Joseph von Lothringen, Herzog von Guise u. Fürsten von Joinville, ward erst 1686 nach Maria Franciska's Tode mit der Krone von Frankreich wieder vereinigt und blieb seitdem bei

derselben. König Karl X. lebte nach der Julirevolution unter dem Titel eines Grafen von P. in Holyrood und Böhmen.

Pontia, felsige Insel vor der Küste von Latium, Formiä gegenüber, ward von den Römern den Volskern abgenommen und mit einer Kolonie bevölkert, unter den Kaisern aber als Verbannungsort benutzt. Nach ihr heißt zuweilen die ganze Gruppe kleiner Inseln um sie her, unter denen sie die größte ist, Insulae Pontiae.

Pontiana, Stadt auf der Nordwestküste der Insel Borneo, Hauptstadt des gleichnamigen Staats, Mittelpunkt des niederländischen Gebiets auf dieser Küste, Sitz des Residenten, mit Fort, Hafen, Handel mit Goldstaub, Vogelnestern ꝛc. und über 19,000 Einw.

Ponticello (ital.), der Steg auf den Bogeninstrumenten.

Ponticum mare, s. v. a. Pontus Euxinus.

Pontifex, in Rom ein Priester, welcher, frei von liturgischen Funktionen, mit Anderen seines Gleichen eine geistliche Aufsichts- und Verwaltungsbehörde bildete (gewöhnlich von pons und facere abgeleitet, d. h. von dem pons sublicius, welchen die Pontifices erbaut und erhalten haben sollen, um an beiden Ufern der Tiber zu opfern und auf dem Pons selbst heilige Handlungen vollziehen zu können). Die Stiftung des Pontifikats wird auf Numa zurückgeführt, unter welchem vier Pontifices aus den beiden ersten Stämmen der Ramnes und Tities ernannt wurden, zu denen als fünfter der P. maximus (s. unten) kam. Durch das ogulische Gesetz kamen 300 v. Chr. noch vier plebejische Pontifices hinzu, und diese Zahl 9 erhielt sich bis auf Sulla. Unter den Kaisern war die Zahl der Glieder des Kollegiums unbestimmt, da die Kaiser in ihrer Eigenschaft als Pontifices maximi sie nach Willkür vermehrten oder verminderten, was schon Cäsar sich erlaubt hatte und wozu Augustus förmlich berechtigt wurde. Die Wahl der Pontifices stand ursprünglich dem Kollegium derselben zu, doch wurde, weil dabei persönliche Rücksichten obzuwalten pflegten, von der Volkspartei das Wahlrecht den Priestern (104 v. Chr.) entzogen u. auf die Tributkomitien übertragen und diese übten es seitdem aus, bis die Kaiser das Ernennungsrecht erhielten. Erforderniß zu Bekleidung des Pontifikats war anfangs patricische Geburt; dann nur ein reiferes Lebensalter, welche Regel später aber nicht mehr genau eingehalten zu werden pflegte; ferner Gesundheit und Makellosigkeit des Körpers und Freiheit von andern Aemtern. Auch von dem letztern Grundsatze wich man später ab, da die Priester in ihrer geistlichen Würde keinen Ersatz mehr für die versagten weltlichen Aemter finden wollten. Die Amtsgeschäfte der Pontifices bestanden in der Aufsicht über die richtige und regelmäßige Vornahme der vorgeschriebenen Ritualhandlungen und über die Priester und deren Diener, in der Führung des Kalenderwesens und in Entscheidungen und Gutachten über alle sakralrechtlichen Verhältnisse. Auch war bei manchen Verrichtungen des Staats- und Privatlebens, welche auf das Sakralrecht basirt waren, eine persönliche Assistenz der Pontifices erforderlich, so bei allen Weihungen ꝛc. Endlich verrichteten die Pontifices auch Kultushandlungen, Opfer und dergleichen, wenn der dazu bestimmte Flamen durch Krankheit oder durch ein öffentliches Amt abgehalten war. Der Präsident des Kollegiums war der P. maximus, dessen Amt von Numa's Zeit an bis zu der der späteren Kaiser, und zwar seit Augustus stets als Attribut der Kaiserwürde, das jedoch gewöhnlich durch ein Senatuskonsult übertragen wurde, fortbestanden hat und dessen Titel sogar mehre christliche Kaiser geführt haben. Die Wahl desselben geschah durch das Volk in den Tributkomitien. Starb derselbe, so ward zuerst ein anderer P. in das Kollegium und dann erst aus diesem ein P. maximus gewählt. Die Wahl galt allemal auf Lebenszeit, wie bei allen Pontifices. Gewöhnlich wurden Männer zu diesem Amte ausersehen, welche schon die höchsten kurulischen Würden bekleidet hatten; später nahm man aber auch jüngere Männer dazu. Auch gestattete man später dem P. maximus, zugleich weltliche Aemter zu bekleiden, wie z. B. Licinius Crassus P. maximus und Konsul war und in den Krieg nach Asien zog. Der P. maximus durfte sich nicht durch Berührung eines Leichnams verunreinigen. Er hatte die von seinem Kollegium gefaßten Beschlüsse zu vollziehen und die Annales maximi zu redigiren, wozu die andern Pontifices Beiträge lieferten. Vgl. K. D. Hüllmann, Jus pontificium der Römer, Bonn 1837. In der christlichen Zeit ist P. maximus s. v. a. Papst.

Pontificalia (lat.), was zur Würde eines Priesters gehört, daher besonders die priesterliche Amtstracht: in pontificalibus; auch festliche Tracht, besonders vorgeschriebene.

Pontificii libri (auch Pontificum oder Pontificales libri), Bücher, welche die Hauptquelle des römischen Sakralrechts und für die älteste Zeit auch des Privatrechts ausmachten und deren Ursprung auf Numa zurückgeführt ward. Der Inhalt dieser Bücher, der geraume Zeit nur den Priestern bekannt war, umfaßte das ganze Religions- und Kultuswesen der Römer.

Pontifikat (v. Lat.), die Würde eines Priesters, besonders des Papstes.

Pontinische Sümpfe (eigentlich Pomptinische Sümpfe, Pomptinae paludes), berüchtigte Sümpfe im Kirchenstaat, im Südwesten der Delegation Frosinone. Sie haben ihren Namen von der alten Stadt Suessa Pometia und umfassen den Theil des Kirchenstaates, der südöstlich von Rom, von Cisterna bis Terracina an der Grenze von Neapel sich hinzieht. Sie erstrecken sich $5^1/_4$ Meilen weit von Südosten nach Nordwesten, in der Richtung der appischen Straße, von welcher sie durchschnitten werden. Höher als das Meer liegend, sind sie von diesem durch Dünen getrennt, auf der Ostseite aber durch eine Kette von Kalkbergen (Lepine) begrenzt. Die Flüsse, die sich von den Bergen in die P. n S. ergießen und deren Wasser durch Kanäle dem Meere zugeführt wird, sind die Pedicata, Scaravazza, der Amazeno, der bedeutendste unter allen, der Ufente und die Tepia. Um die Sümpfe zu entwässern, hat man mehre Kanäle gegraben, die aber bis jetzt kein befriedigendes Resultat gegeben

haben. Die beiden Hauptkanäle und Ausflüsse aller Gewässer sind der Kanal von Terracina und der Portatore. Wenn man von Rom kommt, so ist Velletri die letzte Stadt, welche man vor Eintritt in die p.n S. zu passiren hat und von deren Höhen man die weiten Einöden der Sümpfe übersieht, die aber erst hinter Torre tre Ponti ihren eigentlichen Anfang haben. In dem ganzen Umfange dieser Sumpffläche war vor Pius VI. nicht ein einziges Dorf, ja nicht einmal ein einziges Haus zum Dienste der Posten oder für die Bequemlichkeit der Reisenden zu finden. Dieser Papst aber ließ in gleichen Entfernungen von einander solche Gebäude mit sehr geräumigen Stallungen anlegen. Die p.n S., so weit sie zu beiden Seiten an die Heerstraße grenzen, sind zwar ausgetrocknet, allein die dortige Luft ist nach wie vor gesundheitsgefährlich. In den ausgetrockneten Theilen dieser Sumpfgegend ist dasselbe Wirthschaftssystem eingeführt, welches von allen großen Gutsbesitzern in den Maremmen befolgt wird. Von einer gemeinschaftlichen Behausung aus wartet man nämlich die großen, aus Hornvieh, Pferden und Büffelochsen bestehenden Heerden, während die trockensten Grundstücke für den Getreidebau aufbehalten werden. Aeußerst üppig ist die Vegetation in diesen Gegenden. Man sieht Maisstengel von 16 Fuß Höhe und überall ist die Erde mit dichtem Grün und dem schönsten Blumenflor bedeckt. Die Ufer des Kanals sind mit Feigenbäumen besetzt, zwischen denen orientalische Aloën und Weinreben wuchern. Zum längeren Aufenthalt dienen die Sümpfe nur einzelnen Hirten und Räubern. In den ältesten Zeiten der römischen Republik sollen hier 33 Städte gestanden haben, welche sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft schon früh verschwanden. Der erste Austrocknungsversuch wurde wahrscheinlich von Appius Claudius (312 v. Chr.) gemacht, als dieser die nach ihm benannte Heerstraße durch die Sümpfe leitete. In diesem Bestreben folgte ihm der Konsul Cethegus. Julius Cäsar hatte den großartigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, aber sein Tod verhinderte die Ausführung desselben. Augustus begnügte sich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehre Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall und die Gewässer traten aus; erst Nero griff das Werk wieder an, und Trajan setzte dasselbe ein Jahrzehnt hindurch mit so vielem Eifer fort, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet wurde. Während der Stürme, welche dem römischen Reich den Untergang bereiteten, kamen auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zustand. Zu ihrer Austrocknung wurde abermals unter dem ostgothischen Könige Theoderich und, wie es scheint, nicht ohne Glück geschritten; die getroffenen Vorkehrungen bestanden jedoch nicht lange. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII. († 1303) der erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, durch welchen die Gegenden um Sezza und Sermonetta trocken gelegt wurden. Papst Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen ansehnlichen Kanal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch 1 Meile bis zum Meere fehlte, als durch den Tod dieses Papstes die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, ins Stocken gerieth. Papst Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian von Medici, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen, aber in den 69 Jahren, während welcher das mediceische Haus im Besitz der Gegend war, geschah wenig oder nichts für die Verbesserung derselben. Erst Papst Sixtus V. († 1590) griff das Werk wieder mit Eifer an und begab sich selbst in die Gegend. Er ließ ebenfalls einen großen Kanal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indeß zu schwach angelegt waren und bald nach seinem Tode wieder einfielen, so daß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig wie vorher war. Seitdem hatte lange kein Papst den Muth, das Werk mit Ernst anzugreifen; erst Pius VI. richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die p.n S. Im Jahre 1778 ward das Werk der Austrocknung begonnen, ein Jahrzehnt hindurch mit großem Kostenaufwande fortgesetzt und 1788 zu Stande gebracht. Obgleich man es bei aller Anstrengung nicht dahin bringen konnte, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessene Abdachung zu geben, so ward doch durch zweckmäßig geleitete Kanäle, Reinigung der Flußbetten und Anlegung einer trefflichen Heerstraße, der Linea Pia, dem Uebel wenigstens zum Theil abgeholfen. Die Arbeiten wurden auch während der französischen Herrschaft fortgesetzt; aber es scheint fast, als sträube sich der alte Sumpfboden gegen den Zwang der Nutzbarmachung. Noch jetzt ist die Luft, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, der Gesundheit sehr nachtheilig. Vgl. Prony, Description hydrographique et historique des marais Pontins, Par. 1823.

Pontipool, Stadt in der englischen Grafschaft Monmouth, nordwestlich von Newport, zwischen dem Avon und Monmouthshirekanal, mit Lackirwaaren-(Pontipoolwaaren)fabrikation, Eisen- und Steinkohlengruben und 4100 Einw.

Pontius Pilatus, Prokurator von Judäa, s. Pilatus.

Pontivy, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Morbihan, links am schiffbaren Blavet, war sonst Hauptstadt des Fürstenthums Rohan und stark befestigt, theilt sich in die ältere und neuere Stadt, von denen die letztere, unter Napoleon I. angelegt, mehre schöne, gerade Straßen und eine der schönsten Kavalleriekasernen Frankreichs, den Justizpalast, die Präfektur, sowie den schönen Napoleonsplatz enthält. Die Umgebungen der Stadt sind freundlich und bieten sehr schöne Spaziergänge dar. P. hat eine Unterpräfektur, ein Civiltribunal, Collége, eine Gesellschaft für den Ackerbau, Leinwandweberei (Bretagne), Handel mit Leinwand, Garn, Getreide, Pferden, Vieh, Butter &c. und über 8000 Einw. Die Stadt führte während des Kaiserthums den Namen Napoleonville, welchen sie nach der Restauration wieder ablegte, aber durch Dekret vom 22. April 1852 wieder erhielt.

Pontoise (sonst Briva Carae), Hauptstadt

eines Arrondissements im französischen Departement Seine-Oise, am Zusammenfluß der Viosne und Oise, über welche hier eine schöne Brücke führt, hat eine schöne Kirche, ein Schloß mit Park des Prinzen von Conti, eine Unterpräfektur, ein Civiltribunal, eine öffentliche Bibliothek und 5500 Einw., welche Uhrmacherei, Fabriken für chemische Produkte, Kupferwaaren, Weinessig und lebhaften Handel, namentlich mit Kälbern treiben.

Ponton (franz.), großes flaches Fahrzeug, das beim Einschiffen der Waaren in den Häfen gebraucht wird, wenn die geringe Tiefe die großen Schiffe verhindert, an den Kaien anzulegen; in England altes abgetakeltes Kriegsschiff, das zur Aufbewahrung der Kriegsgefangenen dient; s. Pontons.

Pontoniere (v. Franz.), die zum Brückenschlagen und zur Vorbereitung der Flußübergänge bestimmten Truppen, werden aus Schiffern, Fischern und Holzarbeitern rekrutirt; sind in Preußen und Sachsen mit den Sappeurs und Mineurs zu Pionierkompagnien verbunden und gehören zum Ingenieurcorps.

Pontons, Brückenschiffe, gewöhnlich schiffartig gestaltete, hölzerne oder metallene Körper, von 16—37 Fuß Länge, 3—6 Fuß Breite u. $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe, bestimmt, den Armeen bei Feldzügen auf besonderen dazu erbauten Wagen, den sogenannten Pontonwagen, sammt dem erforderlichen Brückengeräthe zu folgen, um zum Bau fliegender Brücken über Flüsse ꝛc. zu dienen. Die hölzernen P. haben im Ganzen die Gestalt der gewöhnlichen kleinen Kähne oder Ankernachen, nur sind sie meist breiter und von größerer Bordhöhe. Sie sind jetzt die gebräuchlichsten u. haben den Vorzug, daß sie nicht allein zum Brückenbau geeignet sind, sondern daß man sich ihrer auch zum Uebersetzen kleiner Detachements bedienen kann, da sie geräumig genug sind, um 30 Mann zu fassen. Die metallenen P. bestehen aus einem hölzernen Gerippe, welches äußerlich mit Messing-, Kupfer- oder Eisenblech wasserdicht überzogen ist. Ihr innerer Hohlraum ist entweder leer, wie bei den spanischen und französischen, oder sie haben einen hohlen, mit Kammern versehenen Bord, wie die englischen, holländischen und preußischen, oder das ganze Innere hat durchgängig dergleichen abgeschlossene Fächer oder Kammern u. ist oben völlig bedeckt, wie bei den sächsischen u. bei den 1824 vom Obersten Pasley (Direktor der Ingenieurschule zu Chatham) konstruirten englischen Kupferpontons. Die Russen haben auch Segeltuch- u. Korkholzpontons. Erstere bestehen aus hölzernen Gerippen, welche mit gefirnißtem oder getheertem Segeltuch überzogen sind; letztere aus 14 Fuß langen hölzernen, mit Korkholz stark ausgefütterten Kasten und sind für die reitenden Pioniere bestimmt. Um Pontonbrücken zu schlagen, werden die P. in den Fluß gelassen und mit einem ihrer Größe angemessenen Abstand von 6—14 Fuß im Lichten aufgestellt und durch eine Decke (Beleg e) überdeckt, die aus 5 Balken (22—28 Fuß lang) besteht, welche mit Leinen auf dem Bord der P. festgeschnürt und mit Bretern belegt werden, auf denen zu beiden Seiten, über den äußersten Balken, zwei andere mit starken Strängen befestigte Balken liegen. Außerdem sind die P. durch Spanntaue von Bord zu Bord zusammengehängt und abwechselnd oberwärts gegen den Strom, unterwärts gegen den Wind mit Pontonankern verankert. Wenn das Ufer flach abläuft, hängen sie vermittelst der auf hölzernen Brückenböcken oder Breterunterlagen ruhenden Landbrücke zusammen, oder die letzte Balkenlage geht unmittelbar von dem Ponton auf das hohe Ufer. Damit die Schiffe die Brücke passiren können, verbindet man drei Schiffe so, daß sie besonders abgenommen werden können und ein Durchlaß hergestellt werden kann. Im Nothfall kann die ganze Brücke nach aufgewundenen Ankern auf das diesseitige Ufer abschwenken, indem sie sich um den noch geankerten letzten diesseitigen Ponton dreht.

Pontoppidan, 1) Erik, der Aeltere, dänischer Schriftsteller, geboren 1616 auf der Insel Fünen, studirte Theologie, ward erst Pfarrer in Kopenhagen und † als Bischof von Drontheim 1678. Er schrieb eine „Grammatica danica" (Kopenhagen 1666), die für historische Sprachenkunde von Bedeutung ist, und einiges Andere.

2) Erik, der Jüngere, berühmter dänischer Gelehrter, wurde am 24. August 1698 zu Aarhuus in Jütland geboren, studirte Theologie, war seit 1724 Pfarrer in Schleswig, dann auf Seeland, wurde 1735 Hofprediger, 1738 Professor der Theologie in Kopenhagen, 1747 Bischof von Bergen und 1755 Kanzler der Universität Kopenhagen, wo er am 20. December 1764 †. Er war ein Anhänger des spenerschen Pietismus. Sein „Heller Glaubensspiegel" (1727) wird noch heute vom Volke gelesen. In dem theologischen Roman „Menoza" (1742, 3 Bde.) hat P. interessante Charakterschilderungen von hervorragenden Glaubensmännern seiner Zeit gegeben. Von Wichtigkeit sind auch seine kirchengeschichtlichen Werke, besonders die „Annales ecclesiae Daniae" (Kopenh. 1741—52, 4 Bde.). Ebenso hat er sich durch historisch-geographische Schriften verdient gemacht; hier sind hervorzuheben: „Marmora Danica selectiora" (Kopenh. 1739—41, 2. Bde.), „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam" (Leipzig und Kopenhagen (1740—41, 3 Bde.), „Origines hafnienses" (Kopenhagen 1740), „Danske Atlas" (das. 1763—1781, 7 Bde.). Für Sprachkunde wichtig ist sein „Glossarium norvagicum" (Bergen 1749), in seiner „Forsög til Norges naturlige Historie" (Kopenh. 1752—54, 2 Bde.) hat er Manches für die Naturbeschreibung geleistet.

Pontormo, florentinischer Maler, eigentlich Giacomo Carrucci, geboren 1493 zu Pontormo, hatte Andrea del Sarto zum Lehrer, der ihn aber, auf den wachsenden Ruhm des Schülers eifersüchtig, übel behandelte. Er malte nur wenige historische Bilder, darunter die großartige Heimsuchung Maria in der Vorhalle der Annunziata. Weit berühmt war er als Porträtmaler; seine hierher gehörigen Bilder sind sehr lebendig gehalten, von trefflichem Kolorit und gelten für die besten der florentinischen Schule. Er † 1556.

Pont-Orson, Stadt im französischen Departement Manche, Bezirk Avranches, an der Mündung des Couesmon in eine Bucht der Bai von Mont-St.-Michel, mit Hospital für Geisteskranke, Blonden- und Broderiefabriken und 2000

Einwohnern. Hier Schlacht am 18. Nov. 1793 im Vendéekriege.

Pontremoli, befestigte Hauptstadt der bis 1847 zu Toskana, seitdem aber zu Parma gehörigen Apenninenlandschaft Lunigiana (Val di Magra), zum Theil am Abhange des Gebirgs, zum Theil im Thal am Fluß Magra, 9 Meilen südwestlich von Parma gelegen, ist Bischofssitz u. hat eine Kathedrale, 5 andere Kirchen, 3 Klöster, ein Gymnasium, Hospital, Gerbereien, Wein- und Seidenbau und 5500 Einwohner. Die Stadt litt 1834 durch ein Erdbeben. Das Fort Bonnette beherrscht den Paß von P. auf der aus dem Parmesanischen nach Toskana und Liguria führenden Hauptstraße, Via Francesca oder Romea im Mittelalter.

Ponts de Cé, les, Stadt im französischen Departement Maine-Loire, Bezirk Angers, rechts an der Loire und auf mehren Inseln derselben, wo der Authion einfließt, besteht aus einer fortlaufenden Reihe von Brücken und Chausseen, neben denen die Häuser stehen, und hat Fabriken für Leder, Handel mit Wein und 3880 Einwohner.

Pontus (gr.), das Meer, als Gottheit Sohn der Gäa und von dieser wieder Vater des Nereus, Thaumas, Phorcys, der Ceto und Eurybia, wird auch Sohn des Aether und der Erde genannt.

Pontus, Name des nordöstlichen Landes von Kleinasien, zog sich als ein langer, schmaler Streifen an der Küste des Pontus Euxinus hin und grenzte, als es als römische Provinz die größte Ausdehnung hatte, im Westen, wo der Halys die Grenze bildete, an Paphlagonien und Galatien, im Süden, wo der Antitaurus und Paryadres sich erhoben, an Galatien, Kappadocien und Kleinarmenien, im Osten, wo es bis zum Phasis reichte, an Colchis u. Großarmenien, wonach es also etwa die heutigen türkischen Paschaliks Trebisonde und Siwas umfaßte. Trotz der hohen Gebirge, welche die Landschaft einschlossen und auch in deren Inneres mehre Züge aussendeten, war sie besonders in den ebeneren Küstenstrichen und im Westen ungemein fruchtbar und lieferte namentlich treffliches Obst in Menge (Kirschen, Aepfel, Birnen); ferner Getreide, besonders guten Weizen, Hirse, Oliven, viele Holzarten, Buchsbaum, Wermuth, Aconitum 2c.; aus dem Thierreich besonders Seeottern, Biber und Honig, auch viel Wild; aus dem Mineralreich namentlich eine reiche Ausbeute an Stahl und Eisen. Die Hauptgebirge des Landes waren der Paryadres u. östlich davon der Scödises (Scordiscus), ein Paar zusammenhängende Zweige des Antitaurus im Südosten des Landes, welche dieses Gebirge mit dem Kaukasus verbanden und von welchen der erstere die Nebenzweige Lithrus und Ophlimus gegen Norden sendet. Auf den südlichen Grenzgebirgen entsprangen zahlreiche Ströme und Flüsse, der Halys, Lycastus, Iris, Thermodon, Melanthius, Hyssus und viele andere. Bewohnt war das Land von einer Menge sehr verschiedenartiger größerer und kleinerer Völkerschaften, worunter die bedeutendsten die Leucosyri, Tibareni, Chalybes (später Chaldäi), Mosynöci, Drilä, Bechires, Byzeres, Colchi, Macrones, Mares, Taochi und Phasiani waren. Alle diese Völkerschaften, zu denen sich seit der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. griechische Kolonisten gesellt hatten, erkannten wenigstens dem Namen nach die persische Oberherrschaft an, waren aber schon zu Xenophons Zeit so gut als ganz unabhängig und lebten unter eignen Fürsten in häufigen Fehden mit den griechischen Kolonisten. Erst später, unter Artaxerxes II., gelang es dem Satrapen von Phrygien, Ariobarzanes, mehre derselben zu unterjochen und ein selbstständiges Reich in jenen Gegenden zu gründen (363 v. Chr.), welches sein Sohn Mithridates II., ein Zeitgenosse Alexanders des Großen (seit 337 Regent), durch kluge Ausbeutung der günstigen Zeitumstände während der Kämpfe der Diadochen von Cimiata in Paphlagonien aus ansehnlich vergrößerte. Ihm folgten Mithridates III. (302), Mithridates IV. (265), Pharnaces I. (184), Mithridates V. (157) und endlich Mithridates VI. (123), unter welchem das pontische Reich seine höchste Blüthe, aber auch sein Ende erreichte (s. die betreffenden biographischen Art.). Pompejus schlug 65 den mittlern Theil von P., auf der Westseite des Iris bis nach Ischiopolis und im Innern bis zur kappadocischen Grenze hin, als einen Theil der Provinz Bithynien zum römischen Reiche, während er andere Stücke asiatischen Fürsten verlieh. Den westlichsten Theil, zwischen dem Halys und Iris, erhielt Dejotarus, und dieser Landstrich hieß seitdem Pontus Galaticus. Den Colchiern und andern benachbarten Völkern am südöstlichen Ende des Pontus Euxinus ward in der Person des Aristarchus ein eigner König gegeben; die taurische Halbinsel aber nächst dem unmittelbar daran stoßenden Landstriche behielt Pharnaces II. (s. d.), der Sohn Mithridates' VI., unter dem Namen eines bosporanischen Königreichs. Der mittlere Theil des Landes vom Iris an bis Pharnacia ward später von Antonius dem Sohne des Pharnaces, Polemo, zuertheilt und erhielt von ihm den Namen Pontus Polemoniacus, der auch nach der Vereinigung dieses Landstrichs mit dem römischen Reiche noch fortbestand; der östliche Theil aber, welchen derselbe Polemo beherrscht hatte, kam mit der Hand seiner Wittwe Pythodoris in den Besitz des Königs Archelaus von Kappadocien und hieß seitdem Pontus Cappadocius. Im Pontus Polemoniacus folgte auf Pythodoris ihr Sohn, Polemo II., der sein Reich aus freien Stücken an Nero abtrat, worauf P. eine römische Provinz ward, die später unter Konstantin dem Großen wieder in 2 Theile zerfiel, wovon der westliche (der ehemalige Pontus Galaticus) zu Ehren der Kaiserin Mutter Helena den Namen Helenopontus erhielt, der östliche aber, zu dem auch der Pontus Cappadocius geschlagen ward, den Namen Pontus Polemoniacus fortführte. Die wichtigsten Städte in P. waren: an der Küste von Westen nach Osten: Amisus, Polemonium mit dem Kastell Phatisane, Cotyora und Pharnacia, Cerasus, Trapezus und Apsarus; im Innern: Amasia, die Hauptstadt des Pontus Galaticus u. später des Helenopontus, Cabira (auch Diospolis und Sebaste), Gaziura, Zela und Comana Pontica, Neocäsarea und Sebastia, Themiscyra, Phasis, Phazemon.

Pontus Euxinus (lat., v. Gr., d. i. das

gastliche oder wirthliche Meer), alter Name des schwarzen Meeres (s. d.).

Pony (engl.), Pferd von sehr kleinem Wuchse, oft nur 12 Hände hoch, also zwerghaft. Die Ponies bilden eine besondere Race, welche auf den Shetlandinseln, Island, in Norwegen, auf Oeland, auch auf Korsika in den kleinsten Exemplaren erscheint. Es sind lebhafte und gelehrige Thiere, welche leichte Reiter sicher tragen und auch gut am Wagen gehen.

Ponzainseln (Pontiae insulae, pontinische Inseln), zur neapolitanischen Provinz Terra=di=Lavoro gehörige Inselgruppe im tyrrhenischen Meer, am Meerbusen von Gaeta, dem Vorgebirge Circello gegenüber, vulkanischen Ursprungs, aus Lava, Schlacken, Tuff, Basalt, Bimsstein und Asche bestehend, wenig bewohnt, bilden eine königliche Domäne. Die bedeutendsten sind: Ponza, die Hauptinsel, ist 4 italienische Meilen lang, aber nur 600 Schritte breit, mit einem durch Fort und Batterie geschützten Hafen, einem Flecken u. 1000 Einw., die größtentheils in Felsenhöhlen wohnen und Ackerbau, Fischerei und Handel treiben. Auch die Pilatusbäder sind Felsengrotten. Produkte sind Wein, Feigen, Salz. Hier 1300 Seesieg der neapolitanischen Flotte unter Lauriat über die Sicilianer unter Doria. Palmarola ist wild und abschreckend u. wird vom Aberglauben für den Sitz des Teufels gehalten; Vendutena (Vandutaria, das alte Pantadaria), zwischen Ponza und Ischia, ist ganz baumlos, jedoch zu Gemüse=, Wein= und Kornbau benutzt, mit starkem Wachtelfang und Fischerei auf Muränen, von 500 Menschen bewohnt. In der Nähe liegt das Felseneiland San Stefano, ein aus dem Meere hervorragender Felskegel mit 2 Kratern, der durch Bastionen, die in den Felsen gehauen sind, und durch eine kleine Besatzung vertheidigt wird u. zu einem sichern Aufbewahrungsort für schwere Verbrecher dient.

Ponzinen, Abart der Citronen, den Lumien ähnlich, aber vorn verlängerter und spitziger, dagegen dicker und größer als Citronen. Man hat wohlriechende und rothe P. Sie werden zum Einmachen benutzt.

Pool (Poole), Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, auf einer kleinen Halbinsel, nördlich an der Bucht Poole=Harbour im Kanal, hat ein Stadthaus, mehre Kirchen, Gefängnisse, Magazine, schöne Kaien, einen trefflichen Hafen und 7000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Vieh, hänfenen Waaren, Quadersteinen und Pfeifenthon, sowie starke Fischerei (Austern) treiben.

Pooleshöhle, Höhle in der englischen Grafschaft Derby, mit schönen Tropfsteingebilden, fast 2300 Fuß lang, hat ihren Namen von einem Räuber Poole, der darin seinen Zufluchtsort hatte.

Popanz (Pöpel), Schreckbild, Kobold.

Popayan (Popagan), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in der südamerikanischen Republik Neugranada, Departement Cauca, in einem Thale des Caucaflusses, von den 2 kleinen Flüssen Molino und Egido, die in den Cauca münden, eingeschlossen, 6000 Fuß über der Meeresfläche erhaben und am Fuße der Vulkane Puracé und Sotara, in milder angenehmer u. fruchtbarer Gegend, ist Bischofssitz und hat schöne Straßen, hübsche Häuser, eine Kathedrale, ein Kollegium, Gymnasium, eine Münze, war früher durch Handel und Bergwerke sehr reich, ist aber durch den Krieg sehr herabgekommen und hat nur noch 26,000 Einwohner. Die Städte P. und Pasto wurden 1834 durch ein Erdbeben zerstört.

Pope (v. lat. papa), Priester der griechischen Kirche.

Pope, Alexander, berühmter englischer Dichter, wurde am 22. Mai (nach Andern den 8. Juni) 1688 in London aus einer achtbaren katholischen Familie geboren. Sein Vater war durch einen Leinwandhandel in London zur Wohlhabenheit gelangt und gab sein Geschäft kurz nach der Geburt Alexanders auf, um sich nach Binfield bei Windsor zurückzuziehen. Von seinem 8. Jahre an erlernte P. unter der Leitung eines katholischen Priesters, des Beichtvaters seiner Aeltern, die lateinische u. griechische Sprache; dann kam er in das kathol. Seminar zu Twyford bei Winchester, mußte aber diese Anstalt bald wieder verlassen, da er den Direktor derselben durch ein satyrisches Gedicht gegen sich aufgebracht hatte. Nachdem er bis zum Alter von 12 Jahren noch eine andere Schule besucht hatte, wurde er dem Selbststudium überlassen. In erwünschter Muße vertiefte er sich nun zu Binfield in die Dichtungen von Dryden, Spencer u. A., lernte Französisch und Italienisch und veröffentlichte eine sprachlich und metrisch wohlgelungene Ode auf die *Einsamkeit*. Erst 14 Jahre alt, übersetzte er das 1. Buch der Thebais des Statius u. Ovids Heroide „Sappho an Phaon". In seinem 16. Jahre verfaßte er seine Hirtengedichte, die „Pastorals", die wegen der ausgezeichneten Reinheit und Eleganz des Styls und der schönen wohlklingenden Verse großen Beifall fanden. Bald darauf verfaßte er für den „Brutus" des Herzogs von Buckingham die Chöre u. schrieb die „Ode for St. Cecilia's Day". Im Jahre 1710 erschien sein „Windsor Forest", eine Nachahmung von Denhams „Cooper's Hill", doch weit besser als das Vorbild; 1711 veröffentlichte er seinen „Essay on criticism", ein Lehrgedicht, welches noch heute von den Engländern für eines der besten in ihrer Literatur erklärt wird. Die heftige Polemik, welche er hier gegen den renommirten Kritiker John Dennis u. gegen den Dichter Ambrose Philips eröffnete, wurde von den Angegriffenen mit der größten Erbitterung erwiedert und zog ihm den dauernden Haß derselben zu. Im Jahre 1712 ließ P. seinen „Temple of Fame", ein allegorisches Gedicht in dem Genre Petrarca's und Chaucers, und die „Elegy to the memory of an unfortunate lady" erscheinen. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er das satyrisch=komische Epos vom Lockenraub, „The rape of the lock" (deutsch von Duttenhofer, Pforzh. 1841), worin er durch geschickte Benutzung eines an sich unbedeutenden Motivs seinen Reichthum an geistreichem Witz u. feiner Satyre glänzend darlegte, auch mehr lebendige u. schöpferische Einbildungskraft zeigte, als in allen seinen übrigen Werken. Er wurde seitdem als der würdige Nachfolger Drydens und als der rechtmäßige

Erbe seiner poetischen Hegemonie allgemein anerkannt. Im Jahre 1713 eröffnete P. eine Subskription auf seine Uebersetzung der Ilias, von der er schon früher einige Bruchstücke herausgegeben hatte. Diese Arbeit, welche erst 1720 vollendet wurde, trug ihm eine Summe von 7200 Pfd. St. ein, vermehrte aber seinen Dichterruhm eben nicht, da sie hinter dem Original weit zurückstand. Er kaufte sich von dem Ertrage ein Haus zu Twickenham, welches er 1715 bezog und wohin dann die Verehrer des Dichters zu pilgern pflegten. Im Jahre 1716 veröffentlichte P. die „Epistle from Eloisa to Abelard", welche von Vielen für das vortrefflichste seiner Gedichte erklärt worden ist. Des Gewinnes wegen unternahm er 1721 eine Herausgabe des Shakespeare, die aber des großen Dichters nicht würdig war und P. in ärgerliche Streitigkeiten mit mehren Gegnern verwickelte. Er machte sich hierauf in Verbindung mit Broome und Fenton an die Uebertragung der Odyssee, wovon er die ersten 12 Gesänge lieferte, während die andern von seinen Mitarbeitern geliefert u. von ihm nur hie u. da verbessert wurden. Diese Arbeit wurde 1725 vollendet und brachte P. wieder viel Geld ein. Gemeinschaftlich mit Swift und Arbuthnot gab er die „Miscellanies" (1727—32, 4 Bde.) heraus, eine humoristisch-satyrische Zeitschrift, in der viele Schriftsteller der damaligen Zeit schonungslos mitgenommen wurden. Die Angriffe, welche P. deshalb erfuhr, veranlaßten ihn zur Abfassung seiner „Dunciade", von welcher die 3 ersten Bücher 1728 mit Anmerkungen von Scriblerus, d. i. Swift, erschienen. Unbarmherzig geißelte er in dieser trefflichen Satyre seine Gegner und suchte sie vollständig zu vernichten; aber aus jeder Fehde erwuchsen ihm neue Feinde. Der erste Minister, Sir Robert Walpole, wirkte dem Dichter eine Pension aus, allein dieser schlug sie aus, indem er vorzog, unabhängig zu bleiben. „Unplaced, unpensioned, no man's heir or slave" (ohne Amt, ohne Pension, keines Menschen Erbe oder Sklave) war sein Wahlspruch. Nachdem König Georg I. gestorben war, trat P. auch mit seiner politischen Gesinnung entschiedener hervor. Längst in seinem Innern der Aristokratie zugethan, erklärte er jetzt offen, daß er zu den Tories gehöre. Durch Lord Bolingbrooke ermuntert, verfaßte er damals das berühmte didaktische Gedicht „Essay on Man", welches 1733 anonym veröffentlicht wurde. Die darin ausgesprochenen Ansichten über Moral zogen dem Verfasser heftige Angriffe zu; er bekam aber einen eifrigen Vertheidiger in Warburton, dem nachmaligen Bischof von Gloucester. Vor dem „Essay on Man" hatte P. mehre satyrische Episteln herausgegeben, von denen die vierte, „Upon Taste" (Ueber den Geschmack), fast allgemeine Mißbilligung fand, da man die Satyre auf den wegen seiner Menschenfreundlichkeit u. großen Mildthätigkeit sehr beliebten Herzog von Chandos bezog. Auch die „Imitations of Horace", welche nach dem „Essay on Man" erschienen, sind in satyrischem Geiste geschrieben. P. verfolgte darin besonders den Lord Harvey und die Lady Montague mit dem beißendsten Spott, obgleich früher eine freundschaftliche Verbindung zwischen ihm und den genannten Personen bestanden hatte. Eine überaus boshafte Schilderung der Lady Montague gab P. auch in seiner „Sappho". Im Jahre 1737 wurde der Briefwechsel des Dichters mit seinen Freunden veröffentlicht, dem der interessante Inhalt und die schöne Form viele Leser verschafften. Nach einiger Zeit ließ P. wieder zwei Satyren erscheinen, deren Titel „Seventeen hundred and thirty eight" die Zeit ihrer Entstehung angibt, und zu deren Abfassung ihn der Prinz von Wales bewogen hatte. Sein Freund Warburton drängte ihn zur Abfassung des 4. Buchs der „Dunciade", welches 1742 erschien und worin P. besonders über den gekrönten Dichter Colley Cibber die Geißel seines Witzes schwingt. Da man um diese Zeit eine Landung des Kronprätendenten Karl Eduard Stuart befürchtete, so erging an alle Katholiken der Befehl, sich 10 Meilen weit von London entfernt zu halten. P. wurde dadurch schwer gekränkt. Er † am 30. Mai 1744 auf seinem Landgute zu Twickenham, nachdem er erst 2 Tage vorher im Kreise seiner Freunde zu Tisch gesessen hatte, an der Wassersucht. Auf seinem Grabe ließ Warburton ein Denkmal errichten. Ihm hatte P. das Eigenthum an seinen Schriften vermacht; alles Uebrige bekam Miß Blount, die seine innige Zuneigung erworben hatte. Warburton besorgte eine vollständige Ausgabe von den Werken seines Freundes (London 1751, 9 Bde.), dann Warton (das. 1797, 9 Bde.), Bowles (das. 1806, 10 Bde.) und Johnson (das. 1812, 10 Bde.). Mit Ausscheidung der prosaischen Schriften wurde P. edirt London 1804 u. 1815 in 3 Bänden. Uebersetzungen ins Deutsche lieferten Dusch (Altona 1758—64, 5 Bde.), Oelckers und Böttger (Leipzig 1842, 4 Bde.). Vgl. J. Warton, Essay on the writings and genius of P., London 1756, 2. Aufl. 1782, 2 Bde. Die moralischen Mängel, die man an P. als Menschen hervorgehoben hat, sind großentheils seiner Erziehung und seiner Kränklichkeit zuzuschreiben. Sein Hauptfehler war seine grenzenlose Eitelkeit, welche ihn in seinen literarischen Gegnern leicht Todfeinde erblicken ließ. Was seine poetischen Talente betrifft, so nimmt er unter den englischen Dichtern des zweiten Ranges unstreitig eine hervorragende Stelle ein. Seine Dichtungen erinnern an den französischen Klassicismus; mit Boileau, der ihm jedoch nachsteht, hat er die meiste Aehnlichkeit. P. ist wesentlich Kunstdichter. In Bezug auf Schönheit der Form übertrifft ihn kein englischer Dichter, und nur wenige kommen ihm darin gleich.

Poperingen (Poperinghen), Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, Bezirk Ypern, an der Schipvaert, hat ein schönes Stadthaus, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, Tabaks-, Wollzeuch-, Leinwand- und Spitzenfabrikation, bedeutenden Hopfenbau und Hopfenhandel, Salzsiedereien u. 11,160 Einwohner.

Poplar und **Blackwal**, 2 östlich an London stoßende und eine Vorstadt bildende Ortschaften, mit Wittwenhospital der ostindischen Kompagnie, Schiffswerfte und 16,000 Einwohnern.

Popo, ostindische Inselgruppe im Molukkenarchipel, von Malayen bewohnt, 2 Inselhaufen umfassend. Die eigentliche Popogruppe besteht aus 3 Inseln, von welchen die größte, 1° 12′ 55″ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. von

Ferro, 20 Stunden Umfang hat und reich an Sago, Kokos und Salz ist. Die andere Gruppe heißt Bo.

Popocatepetl, Vulkan im nordamerikanischen Bundesstaat Puebla, südöstlich von der Stadt Mexiko, an dem Rande der großen Hochebene der Kordilleren, nach Humboldt 16,626 pariser Fuß, nach Glennie u. Taylor, die ihn 1827 zuerst erstiegen, 17,884 engl. Fuß = 16,781 par. Fuß hoch.

Poppe, Johann Heinrich Moritz, ausgezeichneter Technolog, geboren den 16. Januar 1776 in Göttingen, genoß den Unterricht seines Vaters, welcher Mechanikus daselbst war, und studirte dann auf der Universität seiner Vaterstadt Mathematik und Physik. Im Jahre 1804 habilitirte er sich als Privatdocent, kam aber schon im folgenden Jahre als Professor der Mathematik u. Physik an das Gymnasium zu Frankfurt a. M., stiftete daselbst 1816 die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste" und ging 1818 als Professor der Technologie nach Tübingen, wo er bis 1843 als Lehrer thätig war. Er schrieb gegen 100 Bände meist physikalischen, mathematischen und besonders technologischen Inhalts, weniger für den Mann von Fach, als für das große Publikum bestimmt; darunter: „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens" (2. Aufl., Leipzig 1820—26, 8 Bde.); „Handbuch der Technologie" (Heidelberg 1806—10, 4 Abth.); „Geschichte der „Technologie" (Göttingen 1807 — 11, 3 Bde.); „Technologisches Lexikon" (Stuttgart 1815—20, 5 Bde.); „Neueste Fabrik- u. Handwerksschule" (Tübingen 1826 — 33, 10 Bde.); „Populäres Handbuch der Mechanik" (das. 1829); „Geschichte der Erfindungen" (Dresden 1829, 4 Bdchn.); „Die Technologie in ihrem ganzen Umfang" (Stuttgart 1829); „Volksnaturlehre" (3. Aufl., Tübingen 1837—38, 2 Bde.); „Technologisches Universalhandbuch" (Leipzig 1837—38, 2 Bde.); „Lehrbuch der speciellen Technologie" (2. Aufl., Stuttg. 1838); „Volksgewerbslehre" (das. 1842); „Der deutsche Hausfreund" (das. 1844 ff.), eine populäre ökonomisch-technische Zeitschrift.

Poppelsdorf, Dorf in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Bonn, am Mühlbache und am Fuße des Kreuz- und Venusbergs, mit landwirthschaftlichem Institut, Fayence- und Steingutfabrik und 920 Einwohnern. In der Nähe das vom Kurfürsten Klemens August erbaute Schloß Klemensruhe, welches mit dem naturhistorischen Museum, dem technisch-chemischen Laboratorium und dem botanischen Garten der Universität Bonn überlassen ist.

Poppo, Ernst Friedrich, verdienter Philolog und Schulmann, geboren den 13. Aug. 1794 zu Guben in der Niederlausitz, ward auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dann zu Leipzig, besonders unter Hermanns Leitung, gebildet, ging dann nach Berlin, wo er das philologische Seminar unter Böckhs Leitung besuchte, und habilitirte sich 1815 als Privatdocent in Leipzig. Seine „Observationes criticae in Thucydidem" (Leipzig 1816) verschafften ihm das Konrektorat an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, von wo er Ende 1816 als Prorektor an das Friedrichsgymnasium zu Frankfurt a. d. O. kam, dessen Direktor er 1818 wurde. Von seinen vielen pädagogischen u. philologischen Schriften sind zu nennen: „Bemerkungen über die Art des Unterichts in den verschiedenen Lehrgegenständen der Gymnasien" (Frankfurt 1819); „Bemerkungen über die Rhythmen und den Dialekt der griechischen Tragiker" (1821); „Beiträge zur Kunde der Insel Chios" (1822); „Syracusarum obsidionis bello peloponnesiaco factae pars I" (1837). Auch edirte P. Xenophons „Cyri disciplina" (Leipzig 1821) und arbeitete Bremers Ausgabe von Lucians „Göttergesprächen" um (das. 1816 und 1823). Sein Hauptwerk ist seine Ausgabe des Thucydides (Leipz. 1821—40, 11 Bde., Schulausgabe, Gotha 1843 ff.).

Poprad, 1) (Popper), Fluß in Ungarn, entspringt in der zipser Gespannschaft, in dem Karpathengebirge Krivan, in mehren Bächen, geht in der saroser Gespannsch. nach Galizien über, nimmt hier bei Novy-Scandetz den Dunajetz auf und mündet unter dem Namen der kleinen Donau (Dunajetz) bei Opatow in die Weichsel. — 2) See daselbst, von den Zipsern Riebe-Pleso genannt, auf der Südwestseite der Tatra, in dem hochromantischen mengsdorfer Thale, am Fuße der Wysoka, inmitten einer ungeheuren, den Sonnenstrahlen beinahe unzugänglichen Felsschlucht, hat zwar nur einen Umfang von 400 Schritten, aber eine Tiefe von mehr als 40 Klaftern.

Populär (v. Lat.), dem Volke verständlich, für das Volk bestimmt, wie eine populäre Schrift; leutselig, herablassend, in die Volkssitte eingehend, daher popularisiren, dem Volk verständlich machen.

Popularität (v. Lat.), bei den Römern das auf Erlangung der Volksgunst berechnete Benehmen, welches sich namentlich in auffallender Herablassung und Freigebigkeit zeigte und besonders von Solchen, die sich um ein Staatsamt bewarben, sowie zur Zeit des Verfalls der Republik von einzelnen Parteihäuptern als Mittel zur Erreichung herrschsüchtiger Zwecke benutzt zu werden pflegte. Eine andere P. ist diejenige, deren sich solche Schriftsteller und Redner zu befleißigen haben, welche sich an das große Publikum wenden wollen. Diese besteht in der Fähigkeit, Begriffe, welche der gesunde, aber im streng wissenschaftlichen Denken nicht geübte Verstand sich anzueignen vermag, in verständlicher Sprache und klarer Anordnung darzulegen. Wiewohl diese P. eine einfache und deutliche Ausdrucksweise erfordert und insbesondere alle der philosophischen Schulsprache entlehnten Ausdrücke zu vermeiden hat, so darf sie doch nicht zur Trivialität und Seichtigkeit herabsinken, da sie sonst ihren Zweck, das Volk emporzuheben, verfehlen würde.

Popularphilosophie, eine der systematischen Form entkleidete, der alltäglichen Betrachtungs- und Redeweise angepaßte Behandlung philosophischer Fragen, mit besonderer Hervorhebung ihrer praktischen, namentlich moralischen Elemente. Plutarch unter den Griechen, Cicero unter den Römern sind Hauptrepräsentanten dieser Richtung in der Geschichte der alten Philosophie. In Deutschland kam dieselbe um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehr in Ansehen und

behauptete sich bis auf Kant. Dieser populären Behandlungsweise philosophischer Probleme mangelt es meist an wahrer Originalität des Denkens; sie ist nicht schöpferisch und produktiv und fördert daher die Wissenschaft nicht. Aber für das praktische Leben kann sie vortheilhaft wirken, so lange sie sich innerhalb ihrer richtigen Schranken bewegt und sich nicht in das Gebiet der strengen Wissenschaft versteigt. Unter den Vertretern der deutschen P. sind besonders Mendelssohn, Garve, Engel, Abbt, Sulzer, Feder, Reimarus u. A. zu nennen. Auch Basedow und die sogenannten Philanthropisten gehörten dieser Richtung an. Vgl. Philosophie.

Population (v. Lat.), Bevölkerung.

Populationistik (v. Lat.), der Theil der Nationalökonomie und Statistik, welcher sich mit den Bevölkerungsverhältnissen beschäftigt und auch politische Arithmetik genannt wird; s. Bevölkerung.

Populus (lat.), Bezeichnung der Gesammtheit der römischen Bürger, die aus Patriciern und Plebejern, in der ältesten Zeit aber ausschließlich aus ersteren bestand; daher auch s. v. a. Patricier; dann die Gesammtheit der Mitglieder einer Korporation oder Kommune.

Porbus, Franz, der Aeltere, niederländischer Historien- und Porträtmaler, 1540 zu Brügge geboren, Schüler seines Vaters, Pieter P., und Floris'; † 1580. Seine Bildnisse zeichnen sich durch treue und lebensvolle Auffassung aus u. werden noch jetzt sehr geschätzt. Für die Kathedrale zu Gent malte er Christus unter den Schriftgelehrten, mit 40 fast lebensgroßen Figuren, von denen die meisten Porträte sind, nach Komposition und Kolorit ein treffliches Gemälde. Auch sein Sohn, Franz, der Jüngere, 1570 geboren, † zu Paris 1622, stand in dem Rufe eines der besten Porträtmaler seiner Zeit, lieferte aber auch gediegene historische Darstellungen und Altarbilder.

Porcellan, s. Porzellan.

Porchow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pskow, am Schelonz, hat 2 Kirchen, einen Marktplatz u. einen Gostinoi-Dwor, Handel mit Garn und Flachs und 3050 Einwohner. P. wurde von den Nowgorodern erbaut und 1387 von denselben mit einer Mauer umgeben.

Porcia, Tochter des M. P. Cato Uticensis, nahm an der Verschwörung gegen Cäsar Theil und tödtete sich selbst nach der Schlacht bei Philippi.

Porcius (Gens Porcia), plebejisches Geschlecht zu Rom, welches erst in den letzten 3 Jahrhunderten der Republik emporkam u. in die Familien der Licinii, Läcä und Catones zerfiel. Außer den Catonen (s. Cato) sind von dessen Mitgliedern bemerkenswerth: L. P. Licinius, Legat im zweiten punischen Kriege (211 v. Chr.), Prätor 207, erhielt zur Provinz das cisalpinische Gallien und wirkte in der Schlacht bei Sena zu Hasdrubals Untergang mit; P. P. Läca, Volkstribun (199 v. Chr.), gewöhnlich als Urheber der porcischen Gesetze, welche den Magistraten verboten, römische Bürger geißeln und hinrichten zu lassen und die Provokation sicherten, betrachtet; M. P. Läca, Senatsmitglied und Mitverschworener Catilina's, gab seine Wohnung zu den nächtlichen Versammlungen der Verschworenen her.

Pordenone (Portenau), Stadt in dem lombardischen Gouvernement Venedig, südwestlich von Udine, am Ronzello, hat ein Theater, mancherlei Gewerbe, besonders eine große Papierfabrik, Handel mit Wein und Getreide und 4100 Einwohner; ist Geburtsort des Malers Pordenone.

Pordenone, venetianischer Maler, s. Regillo.

Poren (Pori), die Zwischenräume zwischen den zusammenhängenden Theilchen eines Körpers, erscheinen an der Oberfläche eines Körpers als Löcher oder Oeffnungen, welche entweder, wie z. B. beim Waschschwamm, beim Bimsstein, schon für das unbewaffnete Auge sichtbar sind, oder erst vermittelst des Mikroskops wahrgenommen werden. Porös heißt ein Körper, der diese Eigenschaft, die Porosität, besitzt. Der Durchgang von Flüssigkeiten und des Lichts durch feste Körper beweist deutlich die Porosität derselben. Durch Anwendung von Druck wird Quecksilber durch Holz oder Haut hindurchgetrieben, so daß es auf der andern Seite in feinen Strahlen hervorströmt. Mikroskopische Beobachtungen haben gezeigt, daß die Haut des Menschen allein in der Ausdehnung von einem Zoll nicht weniger als 1000 kleine Oeffnungen hat. Nehmen wir nun die ganze Oberfläche des Körpers von einem Menschen mittlerer Größe zu 16 □Fuß an, so muß diese Oberfläche 2,304,000 P. haben. Nach der gewöhnlichen Annahme sind diese P. der menschlichen Haut die Mündungen von aushauchenden und einsaugenden Gefäßen, durch welche die Ausdünstungsstoffe aus dem Körper ausströmen und Fluida in denselben eindringen. Daher die Benennung Schweißlöcher. Da jedoch in der Epidermis keine P. wahrzunehmen sind, so genügt diese Erklärung für die Perspiration nicht. Die an der Nasenspitze, an den Brustwarzen, der Afteröffnung und am Eingang des äußern Gehörgangs erscheinenden P. sind die Mündungen der Talgdrüschen. Auch werden die kleinen Löcher auf der Oberfläche von Pflanzen P. genannt. Am Morgen sind sie meist offen, schließen sich aber zur heißen Mittagszeit. Die Pinusarten, die Wasseralgen, die Moose, Flechten, Pilze &c. haben dieselben nicht. Während das Durchgehen eines Fluidums durch einen festen Körper dessen Porosität beweist, so läßt sich doch, wenn dieses Durchgehen nicht Statt findet, nicht das Gegentheil, das Nichtvorhandenseyn der Porosität, annehmen. Aus der Porosität erklärt sich die Zusammendrückbarkeit der Körper und die Verminderung ihres Volumens. Manche Physiker haben aus der Erscheinung, daß die dichtesten und schwersten Körper meist die kleinsten P. haben, gefolgert, die Porosität stehe genau in umgekehrtem Verhältniß zu der Dichtigkeit und specifischen Schwere der Körper. Dieses könnte jedoch nur dann der Fall seyn, wenn alle Atome gleiche Größe und gleiches specifisches Gewicht hätten, für welche Behauptung der Beweis fehlt.

Poretschje (Poriecze), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, am Zusammenfluß der Gozba und Kasplia, nord-

westlich von Smolensk, mit 3 Kirchen, Transitohandel mit Getreide, Hanf, Hanföl, Eisen &c. zwischen Smolensk und Riga und 6000 Einw. P. war früher ein Dorf und wurde 1776 zu einer Stadt erhoben.

Porfido (ital.), s. v. a. Porphyr oder porphyrähnliches Gestein.

Porisma (gr.), Folgesatz, daher **porismatisch**, s. v. a. gefolgert, aus einem andern Satze abgeleitet; in der Mathematik eine Aufgabe, worin gefordert wird, etwas Bestimmtes, das mit einem Unbestimmten nach einem gewissen Gesetze verknüpft ist, zu finden. Euklid hat 3 Bücher Porismata geschrieben, die Rob. Simson (Opera posthuma, Glasg. 1776) aus den einzelnen erhaltenen Notizen herzustellen versuchte.

Pornic, Stadt im französischen Departement Niederloire, Bezirk Paimboeuf, nördlich an der Bai von Bourgneuf, hat eisenhaltige Mineralquellen, See- u. warme Sandbäder, einen Hafen, Handel mit Getreide und Varecasche und 1350 Einwohner.

Pornokratie (v. Gr.), Hurenherrschaft, Hurenregiment; s. **Papst**.

Porös (v. Lat.), s. **Poren**.

Poromuschir, eine der Kurileninseln, zur nördlichen Gruppe derselben gehörig, gebirgig, mit mehren Seen, reich an Pelzthieren, mit etwa 80 Einwohnern. Im Südwesten der Insel befindet sich ein noch thätiger Vulkan.

Poros (im Alterthum **Sphäria**), griechische, zu den westlichen Sporaden gehörige Insel, am Eingange des Meerbusens von Aegina, durch einen schmalen Kanal von Morea getrennt, etwa ¼ □Meile groß, felsig, mit 3000 Einwohnern. Auf der Südspitze liegt die gleichnamige **Stadt**, die einen guten Hafen mit doppelter Einfahrt hat, zum Hauptetablissement der griechischen Marine bestimmt ist, eine Zeit lang Sitz der griechischen Regierung war und 800 Einwohner hat, die in der Levante als gute Schiffer bekannt sind. Nahe bei P. liegt das kleine Eiland **Calauria**. Hier die Trümmer eines Poseidontempels.

Porosis (gr.), Verhärtung, Verwachsung gebrochener Knochen.

Porosität (v. Gr.), s. **Poren**.

Porphyr (v. Gr.), krystallinisches Massengestein, dessen Charakter im Allgemeinen darin besteht, daß die einzelnen Krystalle in einer dichten oder überhaupt nur gleichmäßigen (körnigen, glasigen oder deutlich gemengten) Grundmasse (Teig) durch Größe und Gestalt auffallend hervortreten; im engeren Sinne aber solches krystallinisches Massengestein, welches in einer dichten Felsitgrundmasse Krystalle von Feldspath, Quarz und Glimmer enthält. Je nach dem Vorwalten oder Zurücktreten dieser Gemengtheile unterscheidet B. Cotta vorzüglich den quarzfreien Glimmerporphyr und den quarzführenden Quarzporphyr, wozu er noch den sogenannten Mühlsteinporphyr zieht. Diese Gesteine erscheinen selten schieferig, fast immer massig, manchmal mit platten- oder selbst säulenförmiger Absonderung und mit sehr verschiedenen Färbungen. Der **Glimmerporphyr**, zu dem auch Mandelsteine und Wacken gehören, von Credner **Melaphyr** genannt, ist charakterisirt durch den fast gänzlichen Mangel an Quarz und bildet oft sehr große bergige Gebiete oder Massivs, tritt aber auch gang- und lagerförmig in den krystallinischen Schiefergesteinen, im Granit, in der Grauwacke, in der Kohlengruppe und im unteren Rothliegenden auf. Der **Quarzporphyr** (Elvan, Feldsteinporphyr, Felsitfels, Felsitporphyr, Gangporphyr, Helleflinta, Hornsteinporphyr, quarzführender P., quarziger Feldspathporphyr, rother P., Thonporphyr, thonsteinartiger Feldspathporphyr, Thonsteinporphyr, Thonstein oder Felsittuff) mit seinen Reibungsprodukten, der Porphyrbreccie und dem Porphyrkonglomerat, ist, abgesehen von einigen Gesteinen (Eurit, Pechstein und Syenitporphyr), der eigentliche P. Er besteht aus Feldspath, Oligoklas, Quarz und Magnesiaglimmer, die in einer dichten Grundmasse eingewachsen sind. Woraus diese Grundmasse bestehe, ist noch nicht völlig ausgemacht; Rose ist der Meinung, daß sie ein sehr feines, inniges Gemenge derselben Gemengtheile sey, die auch in größeren Krystallen darin ausgeschieden sind. Sie ist von rothen, braunen und grauen (selbst grünen) Farben, dicht mit feinsplitterigem, zuweilen etwas unebenem Bruche und vor dem Löthrohre in feinen Splittern an den Kanten schwer, doch deutlich und unter Entfärbung des ungeschmolzenen Theils der Masse schmelzbar. Der Feldspath ist gewöhnlich roth und meist von lichterer Farbe, als die Grundmassen, u. findet sich in mehr oder minder deutlichen einfachen oder Zwillingskrystallen, die meist mit dem Teige auf das Festeste verwachsen sind. Der Oligoklas findet sich in kleineren Krystallen von gelblich-, schnee- und bläulichweißer Farbe, nicht selten in regelmäßiger Verwachsung mit dem Feldspath. Der Quarz erscheint in Körnern oder mehr oder weniger regelmäßigen Krystallen, die beim Zerschlagen des Gesteins zuweilen leicht herausspringen und glatte, glänzende Eindrücke hinterlassen. Der Magnesiaglimmer ist immer von sehr dunkelgrüner Farbe, meist nur liniengroß, aber regelmäßig begrenzt. Das Verhältniß der eingewachsenen Krystalle zur Grundmasse ist sehr verschieden. Bald sind die Gemengtheile in großer Anzahl und in großen Krystallen, besonders der Feldspath, im Teige vorhanden, bald ebenfalls zahlreich, aber in kleinen Krystallen, bald wieder in kleinen Krystallen und so sparsam, daß sie auf großen Strecken ganz fehlen, wie bei Freiberg. Das Verhältniß der Gemengtheile untereinander ist der Art, daß der Feldspath wohl überall in der größten Menge vorhanden ist, Oligoklas und Quarz in geringerer und Glimmer in der geringsten oder ganz fehlend. Demnach lassen sich die P.e in 3 Abtheilungen bringen, nämlich in solche, die alle 4 Gemengtheile in großen und häufigen Krystallen enthalten (alle P.e, die im Granit aufsetzen); in solche, die ebenfalls alle 4 Gemengtheile, aber Glimmer höchst sparsam oder gar nicht und alle Gemengtheile in kleinen Krystallen zeigen (Wettin, Lobejün), und in solche, die nur aus Feldspath u. Quarz bestehen (Botzen, Montevideo). Das Gefüge dieses P.s wird auch zuweilen kugelig, wie beim korsischen Kugelporphyr oder Pyromerid (P. Napoléon), wo die kugelig abgesonderten Stücke über zollgroß sind, bei dem an Gemengtheilen sehr armen P. von

Kupferberg und Waldenburg, wo die Kugeln nur liniengroß sind.

Der P. tritt in ziemlich mächtigen Gebieten, doch nicht in so großen wie die Granite, in Massivs, Stöcken u. weit erstreckten Gängen zwischen anderen Gesteinen auf. So findet er sich fast in allen Gegenden der Erde, z. B. in Kanton in China, mit vielen und großen Krystallen von Feldspath, Oligoklas, Quarz und schwärzlichgrünem Glimmer, im Altai in hohen Kuppen ostwärts von Kamenogorsk am Irtisch, in Norwegen, aber nur selten, wie in einem Gange im Uebergangssandstein bei Holmestrand, in Frankreich sehr ausgezeichnet in den Vogesen zu Giromagny, höchst ähnlich dem P. von Teplitz, am Ballon im Elsaß 2c., zwischen Saone und Loire, nördlich von Autun, sowie im Forez westlich von der Loire, in England zu Carn Brea bei Redruth, ähnlich dem P. vom Auersberg bei Harzgerode, in Tyrol von Botzen bis Trient am Westabfalle des Schwarzwaldes (Baden, Handschuhheim), bei Kreuznach und überhaupt vielfach in den deutschen Gebirgen (thüringer Wald. Harz, Erzgebirge, Riesengebirge). In dieser geographischen Verbreitung durchsetzt er die krystallinischen Schiefergesteine gang- und massenweise bei Freiberg, Tharand, Liebstadt, Schwarzenberg, Oberbrand bei Joachimsthal, aus dem Tertiärgebirge hervorragend bei Teplitz, nordwärts in noch größerer Verbreitung bei Rochlitz, Leißnig und Grimma, ferner bei Ruhla im thüringer Walde; Granit und Syenit bei Suhl, Meißen, Moritzburg, Schwarzenberg, Aubenitz, südwestlich von Prag, bei Seydorf, Arnsdorf, Steinseiffen im Riesengebirge; Glimmerporphyr bei Schleusingen, Zella 2c.; Uebergangsgesteine und zugleich Rothliegendes bei Schönau, Goldberg, Bolkenheim und Altenberg im Riesengebirge, bei Harzgerode (der Auersberg), bei Brilan (die bruchhäuser Steine) und namentlich im thüringer Walde, dessen höchste Spitzen (Schneekopf, Inselsberg) er bildet; das Steinkohlengebirg, wobei die Steinkohle theilweise verkoakt ist, bei Waldenburg, Wettin und Lobejün; das Rothliegende im Riesengebirge, im thüringer Walde bei Friedrichrode (die Schauenburg) und Kleinschmalkalden 2c. Früher bezeichnete man die P.e, welche krystallinische Gesteine durchbrechen, als Urporphyr, dagegen als Uebergangsporphyre jene, welche durch das Uebergangsgebirg, als Flötzporphyre jene, welche durch jüngere Gesteine emporgestiegen sind. An der Oberfläche erscheint der P. meist in steilen Bergen und zackigen Felspartien mit meist engen und tiefen, spaltenähnlichen Thälern. Der Boden, der sich aus dem äußerst schwierig verwitternden Gesteine bildet, ist steinig, und nur erst, nachdem er lange der Einwirkung der Atmosphärilien ausgesetzt gewesen ist, gewinnt er Fruchtbarkeit, daher viele Porphyrpartien nicht bloß durch ihre Schroffheit, sondern auch durch ihre Kahlheit schon in der Ferne sich kenntlich machen. In Bezug auf Erzführung sind die P.e an u. für sich von geringerer Bedeutung, als andere krystallinische Massengesteine. Allerdings enthalten auch sie zahlreiche Eisenstein-, Mangan- u. Silbererzgänge, aber ungleich häufiger sind solche in den von dem P. durchsetzten Nebengesteinen. Die Benutzung des P.s selbst geschieht bei vorzüglich feldspathreichen Abänderungen auf Kaolin; am meisten aber dient der P. als Bau- und Kunstmaterial, welche Verwendung sich vorzüglich auf seine Festigkeit (= 2 der Skale) und Tragkraft, die 5120 Centner auf den Kubikfuß beträgt, und auf seine Härte (Hornsteinporphyr = 3, Feldsteinporphyr = 8 der Skale) u. Politurfähigkeit gründet. Schon die Alten gebrauchten den P., namentlich den rothen ägyptischen (den ächten Porfido antico), zu Sarkophagen und Vasen (im Vatikan), zu Wandvertäfelungen (Porphyra im Kaiserpalast von Konstantinopel), zu Säulen (Marcuskirche in Venedig). Von antikem P. ist die Urne, in welcher in der Akademie zu Venedig Canova's rechte Hand aufbewahrt wird. Ebenso werden jetzt noch viele P.e zu Kunstarbeiten benutzt, wie der korsische Kugelporphyr zu Tischplatten, der Elvan in Cornwallis und namentlich der P. von Elfdalen in Schweden, aus dem Tischplatten, Konsolen, Vasen, Reibschalen, Leuchter 2c. gefertigt werden.

Porphyrius, neuplatonischer Philosoph, geboren um 233 n. Chr. in Syrien, nach Andern zu Tyrus, hieß eigentlich Malchos (König). Nachdem er zu Athen bei Longinus Grammatik, Rhetorik und Philosophie gehört hatte, ging er, von des Plotinus Ruf angezogen, (263) nach Rom, wo er 6 Jahre hindurch den tiefsinnigsten aller Neuplatoniker hörte. Da er aber in eine schwermüthige Stimmung verfiel, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerte, so schickte ihn sein Lehrer nach Sicilien, wo er geistig wieder gesundete, so daß er nach 5 Jahren mit völlig hergestellter leiblicher und geistiger Kraft nach Rom zurückkehren konnte. Nach Plotins Tode lehrte er in dessen Geiste platonische Philosophie u. erläuterte Plato's und Aristoteles' Schriften, wie er auch des Plotinus Biographie schrieb und dessen literarischen Nachlaß herausgab. In schon vorgerücktem Alter verheirathete er sich mit Marcella, einer unbegüterten Wittwe, deren Liebe zu philosophischen Studien ihn anzog. Sein berühmtester Schüler war Jamblichus. In einem Alter von etwa 70 Jahren † er um 304 in Rom. Selbst seine Gegner erkennen seine vielseitige und umfassende Gelehrsamkeit, die Korrektheit und Klarheit seines Styls, sowie die Reinheit seines Strebens und die Tiefe seiner philosophischen Forschung an. Von seinen Schriften sind uns nur wenige und gerade nicht die bedeutendsten erhalten. Von seiner Geschichte der Philosophie ist vielleicht seine „Vita Pythagorae“ (herausgegeben von Holsten, Rom 1630, Küster, zusammen mit des Jamblichus gleichnamigem Werke, Amsterd. 1707, und Kießling, Leipz. 1816, 2 Bde.) ein Ueberrest. Von seinen 15 Büchern gegen die Christen, die auf Befehl Theodosius' II. 435 öffentlich verbrannt wurden, haben wir nur bei den Kirchenschriftstellern zerstreute Fragmente. Seine ascetische Ethik lernen wir aus seiner Schrift „De abstinentia ab esu animalium“ (herausgegeben von Rhoer, Utrecht 1767), worin die Enthaltung von Fleischspeisen aus diätetischen, ascetischen und humanen Gründen gerechtfertigt wird, kennen. Von seiner tief eingehenden Beschäftigung mit Homer zeugen noch, außer in den Scholiensammlungen zerstreuten einzelnen Bemerkungen, die „**Quaestiones ho-**

mericae" in 32 Kapiteln (Venedig 1521) u. eine allegorische Schrift „De antro nympharum", eine allegorische Auslegung von Odyss. XIII, 102—12 (herausgegeben von Göns, Utrecht 1765). In seinem Briefe an den ägyptischen Priester Anebon kämpft er gegen Magie und Theurgie an (abgedruckt in der Ausgabe der dem Jamblichus zugeschriebenen Schrift „Ueber die ägyptischen Mysterien" von Gale, Orf. 1678). Seine sententiöse Schrift paränetischen Inhalts an seine Gattin Marcella, wiewohl nicht ganz vollständig, mit einem poetischen Fragment aus seiner Schrift über die „Logia", hat Angelo Mai (Mailand 1816) aufgefunden und herausgegeben. Des P. Philosophie verfolgt im Allgemeinen die ethische Richtung der plotinischen, bildet aber, indem sie von dämonologischen und magisch=theurgischen Beimischungen nicht ganz frei ist, schon den Uebergang von der reineren Lehre des Ammonius und Plotinus zu der getrübteren des Jamblichus und dessen Schule.

Porphyrkonglomerat, ein Reibungsprodukt des Porphyrs, welches aus Porphyrgrundmassen mit Fragmenten und Geschieben älterer Gesteine, selbst auch älterer Porphyre besteht. Dieses breccien= oder konglomeratartige Gestein erscheint massig im Ebergrund bei Tharand, zu Oederan bei Freiberg und bei Crock unweit Eisfeld und geht hie u. da in wahren Porphyr über.

Porphyrkugeln (Felsitkugeln), hin u. wieder im Pechsteinporphyr u. im Pechstein vorkommende kugelige Gebilde von 1 Linie bis 10 Fuß Durchmesser. Aehnlich finden sie sich im Kugelporphyr, wo sie aber für Absonderungsstücke gelten. Auch scheinen hieher die sogenannten Schneekopfskugeln des Thüringerwaldes von der goldenen Brücke am Schneekopf, wo sie 1—2 Fuß tief unter der Oberfläche in einem umbrabraunen Eisenthon liegen, zu gehören. Alle diese kugeligen Gebilde enthalten meist Drusen von verschiedenen Quarzvarietäten, oder sie sind innerlich wieder kugelig abgesondert.

Porphyrogenitus (v. griech. Porphyrogenetes), der im Purpur Geborene, Beiname mehrer byzantinischen Kaiser.

Porpora, Niccolo, einer der größten Singmeister, daher Patriarch der Melodie genannt, 1685 zu Neapel geboren, ward in der neapolitanischen Schule gebildet und brachte seit 1717 verschiedene seiner Opern, die sich besonders durch ihre melodiöse Anmuth Eingang verschafften, zu Venedig, Rom u. Wien zur Aufführung. Im Jahre 1729 ging P. nach Dresden, wo ihn der damalige König der Polen zu seinem Kapellmeister ernannt hatte. Verdrießlichkeiten, die ihm die Eifersucht seiner Nebenbuhler bereitete, bewogen ihn aber, schon 1731 in sein Vaterland zurückzukehren, wo er jene weltberühmte Singschule in Neapel gründete, aus welcher die berühmtesten Sänger des 18. Jahrhunderts, ein Farinelli, Caffarelli, Salimbeni, Uberti (welchen Friedrich II. nach seinem Meister nur den „Porporino" nannte), Gabrieli u. A. hervorgegangen sind. Im Jahre 1732 begab er sich in Gesellschaft seines Lieblingsschülers Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händels mit dem Direktorium der Oper eingeladen worden war. Seine 12 Kantaten für eine Stimme, die ihm diesen Ruf verschafft hatten, sind ein Meisterwerk ihrer Art u. hinsichtlich der Behandlung des Recitativs noch jetzt mustergültig. Sein Theater in London aber erhielt sich nur so lange, als Händels Feinde thätig waren, u. erreichte schon 1736 sein Ende. Er kehrte darauf nach Neapel zurück, um seine Schule fortzusetzen. Um 1754 kam er zum zweiten Male nach Deutschland und war in Wien als Gesanglehrer thätig. Dann ward er Lehrer am Conservatorio degli Incurabili in Venedig. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er wieder in Neapel, und zwar mit Unterrichtgeben zu, wo er auch 1767 in großer Dürftigkeit †. Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf 50. Unter seinen übrigen Werken erheben sich die erwähnten Kantaten u. 12 Sonaten für die Violine zu Kompositionen ersten Ranges. Im Allgemeinen leistete er aber für Instrumentalmusik ungleich weniger, als für Gesang. Selvaggi hat eine Sammlung von allen zu Rom von P. vorhandenen Werken veranstaltet; noch viele andere befinden sich in den Archiven zu Neapel.

Porporino (ital.), farbige, besonders purpurfarbige künstliche Steinmassen, die in Italien vorzüglich zum Ausschmücken der Kirchen benutzt wurden. Die Kunst, P. zu verfertigen, ist verloren gegangen; Lampadius will jedoch durch chemische Analyse die Bestandtheile: $^4/_{26}$ Sandstaub, $^2/_{26}$ Mennig, $^1/_{26}$ Potasche, $^1/_{26}$ Arsenik, $^8/_{26}$ Salpeter u. $^{10}/_{26}$ sehr feine Kupferfeilspäne, gefunden haben. Vor dem Erkalten ist die Masse theilbar und kann daher beliebig geformt werden.

Porre (Porri, Porrey, v. franz. poireau oder porreau), s. v. a. Allium porrum *L.*; s. Lauch.

Porsanger Fiord, Meerbusen an der Nordküste von Norwegen, Finnmarkensamt, gegen Südsüdwesten gerichtet, mit den beiden Buchten West= u. Ostbotten und mehren Inseln: Renöe, Askholm, Hammerholm, Tamsöe u. Lille Tamsöe; westlich am Eingange liegt die Insel Mageröe.

Porsch, in der indischen Mythologie der Alles durchdringende göttliche Hauch, der Urquell alles Göttlichen, Geistigen und Irdischen, das Princip der Zeugung, der Bildungstrieb, der durch Havanguerbeha, den Inbegriff aller Urkeime des Materiellen u. Geistigen, geschaffen wurde.

Porsena (Porsenna), etruskischer König von Clusium, machte, von den von Rom vertriebenen Tarquiniern in ihr Interesse gezogen, dem römischen Senate gütliche Vergleichsvorschläge u. rückte, nachdem diese zurückgewiesen worden, mit ansehnlichen Streitkräften vor Rom. Er bemächtigte sich sogleich des Janiculums u. trieb die Römer über die Tiber zurück, wobei er, den Flüchtigen auf der Ferse folgend, beinahe über die sublicische Brücke in die Stadt eingedrungen wäre, wenn nicht Horatius Cocles im Verein mit Spurius Lartius u. T. Herminius mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit die Brücke so lange vertheidigt hätte, bis sie hinter ihm abgebrochen war. Die Stadt ward darauf von P. belagert u. gerieth durch Mangel an Zufuhr in große Noth. Gleichwohl wiesen die Einwohner alle Anträge des P., zu Gunsten der Tarquinier mit ihm zu kapituliren, entschieden zurück, und es gelang ihnen sogar, mittelst einer Kriegslist eine beträchtliche Abtheilung von Etruskern

zu überfallen u. niederzuhauen. Aber P. setzte die Belagerung der Stadt mit um so größerem Eifer fort, bis er endlich durch den von den Römern bei mehren Gelegenheiten bewiesenen Muth u. durch ihre in Mutius Scävola's (s. d.) That sich kund gebende Liebe zur Freiheit bewogen ward, ihre Sache aus einem günstigern Gesichtspunkte anzusehen. Er begann jetzt von Neuem Unterhandlungen mit den Römern, in Folge deren ein Waffenstillstand zu Stande kam, zu dessen Einhaltung die Römer 10 Jünglinge und eben so viel Jungfrauen aus den edelsten Familien als Geiseln in das etruskische Lager sendeten. Als die Jungfrauen eigenmächtig nach Rom zurückgekehrt und zu diesem Behufe über die Tiber geschwommen waren, die Konsuln sie aber an P. zurücksandten, erhielt dieser dadurch aufs Neue Gelegenheit, den Muth und die Treue seiner Gegner zu bewundern. Als nun die römischen Geiseln von dem Konsul Poplicola selbst unter einer Bedeckung nach dem etruskischen Lager zurückgebracht wurden, machten die Tarquinier auf dies Geleit, trotz des abgeschlossenen Waffenstillstandes, einen verrätherischen Angriff. Diese Heimtücke brachte den P. vollends von dem Bündnisse mit den Tarquiniern ab und bewog ihn, mit den Römern Frieden zu schließen. Auch gab er den Römern noch dadurch einen eklatanten Beweis seiner Achtung und Freundschaft, daß er ihnen sein ganzes Lager mit allen Vorräthen überließ. Der Senat aber ließ zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem P. eine Ehrensäule nahe bei dem Comitium errichten. Nach den Berichten Anderer (Dionysius von Halikarnaß, Tacitus, Plinius) aber scheint die Stadt vorübergehend des P. Herrschaft anerkannt u. ihre Unabhängigkeit entweder durch des Königs Großmuth zurückerhalten, oder sich dieselbe, nachdem des P. Macht durch eine Niederlage bei Aricia einen empfindlichen Stoß erlitten, wieder errungen zu haben. Auch soll P. später nochmals Gesandte nach Rom geschickt haben, um die Wiedereinsetzung der Tarquinier zu verlangen, aber durch die Gegenvorstellungen der Römer endlich bewogen worden seyn, dem Bündniß mit Tarquinius zu entsagen. Seitdem ward das freundliche Einvernehmen zwischen der jungen Republik und dem Könige nicht mehr gestört, und dieser gab sogar den Römern das im Friedensschlusse von ihnen abgetretene Gebiet der Vejenter wieder zurück. Von den sonstigen Lebensschicksalen des P. ist nichts bekannt.

Porson, Richard, nach Bentley der bedeutendste englische Philolog, geb. 1759 zu East-Ruston in Norfolk, ward auf der Schule zu Eton gebildet u. studirte seit 1777 in Cambridge Mathematik und klassische Literatur und ward hier Fellow. Da er jedoch zu freisinnig war, als daß er die 39 Artikel, das Symbolum der englischen Hochkirche, hätte unterschreiben mögen, u. ihm der geistliche Stand überhaupt nicht behagte, so verzichtete er auf jene Pfründe, wurde aber bald darauf Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge. Später wurde er erster Bibliothekar an der London Institution. Leider verhinderte seine mit den Jahren wachsende Trunksucht den begabten Mann an der vollen Entfaltung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten. Er † in London am 25. September 1808. Ein außerordentliches Gedächtniß, kritischer Scharfsinn und eine seltene Gelehrsamkeit verschafften seinen philologischen Arbeiten großen Werth. P.s Hauptwerke sind seine Ausgaben des Aeschylus (Glasgow 1795, London 1806, 2 Bde.), der „Hecuba", des „Orestes", der „Phönissen" u. der „Medea" des Euripides (London 1797—1801; 3. Aufl., Leipzig 1824 u. London 1825, 4 Bde.) u. der emendirte Text von Photius' Lexikon (London 1822, 2 Bde.). Auch lieferte er Textberichtigungen zu der grenville'schen Prachtausgabe des Homer (Orf. 1800, 4 Bde.). P.s kleine Schriften wurden von Kidd herausgegeben unter dem Titel „Tracts and miscellaneous criticismes of R. P." (London 1815); seine Anmerkungen zu griechischen Dichtern aus den hinterlassenen Papieren edirten Monk und Blomfield als „Adversaria" (London 1812, Lpz. 1814). Seine „Notae in Aristophanem" gab Dobree heraus (Cambridge 1820); seine „Annotota ad Pausaniam" Gaisford (Oxford 1820).

Porst, Pflanzengattung, s. v. a. Ledum.

Port (v. Lat., span. puerto, ital. porto), Hafen.

Porta (lat.), Thor.

Porta, 1) Baccio della P., bekannter unter dem Namen Fra Bartolomeo di San Marco, auch el Frate genannt, berühmter italienischer Maler, 1469 zu Savignano geboren, lernte die Kunst erst unter Roselli's, dann unter Leonardo da Vinci's Leitung und ging später im Schmerz über die Hinrichtung seines Freundes Savonarola in ein Kloster. Erst als Raphael 1504 nach Florenz kam, ward er für die Kunst wieder gewonnen. Er † zu Florenz 1517. Seine Kompositionen, häufig Madonnen, von Heiligen u. Engeln umgeben, darstellend, tragen stets das Gepräge bewußter religiöser Erhebung und schlichter Würde und Anmuth an sich. Berühmt wegen seiner Erhabenheit ist ein heiliger Marcus in der Gallerie des Palastes Pitti zu Florenz; ähnlich, obwohl nicht so bedeutend, sind 2 Prophetengestalten in der Tribune der Uffizien; ungleich schöner aber ist das Bild eines heiligen Vincentius, welches aus dem Kloster S. Marco in die Gallerie der Akademie gebracht wurde. Auch eine Madonna mit dem Kinde in der Capella Savonarola desselben Klosters von seiner Hand ist von vortrefflicher Ausführung. Ein anderes ausgezeichnetes Gemälde, Christus mit den beiden Jüngern in Emmaus, malte er über einer Thür des Kreuzganges daselbst. Als ausgezeichnet rühmt man auch eine Pietà der Gallerie Pitti. Die trefflichsten Altarbilder P.'s sind in Lucca; namentlich zeichnet sich die Madonna della Misericordia in San Romano aus, in holdseliger Geberde unter einer Schaar Andächtiger sitzend und sie unter ihrem Mantel vor dem Zorn des Himmels schützend. Im Dome zu Lucca ist eine Madonna mit Johannes und Stephanus, ebenfalls ein berühmtes Werk; im Kreuzgange von S. Spirito zu Siena ein schönes, höchst ausdrucksvolles Freskobild: Christus am Kreuze, unten Maria und Johannes, Magdalena den Stamm des Kreuzes umfassend. Außerhalb Toskana sind die Werke des Fra Bartolomeo ziemlich selten; doch findet man deren auch in berühmten Gallerien des Auslandes. Die kaiserliche Gallerie des Louvre zu Paris besitzt eine Maria mit

dem Kinde auf dem Throne, welches sich mit der heiligen Katharina vermählt, umgeben von 5 männlichen Heiligen, und eine Maria auf dem Thron sitzend und von dem herabschwebenden Engel die Verkündigung empfangend. Im britischen Museum sind 9 Zeichnungen, darunter der Entwurf zu einem Altarblatte des heiligen Bernhard, dem Maria mit dem Kinde erscheint, u. ein Studium mit der Feder zum heil. Marcus im Palast Pitti. Eines der schönsten Bilder P.'s bewahrt aber die Gallerie zu Pansanger, dem Landsitze des Grafen Cowper, Maria mit dem Christuskind auf dem Schooße, das soeben dem kleinen Johannes das Kreuz gegeben hat. In der kaiserl. Gallerie zu St. Petersburg ist ein Bild aus der spätern Zeit des Künstlers, eine Madonna mit dem Kinde auf dem Schooße, von 4 musicirenden Engeln umgeben. In der königlichen Pinakothek zu München sind 3 Gemälde von P., die zu den schönsten ihrer Art gehören: eine heilige Familie aus der spätern Zeit des Meisters, ausgezeichnet durch ungemein zarten Farbenschmelz, die heilige Jungfrau mit dem auf ihrem Schooße stehenden Kinde, Kniestück, und die knieende Madonna, das Jesuskind anbetend. In der k. k. Gallerie zu Wien ist eine Darstellung im Tempel, eines der bedeutendsten Werke Bartolomeo's, und ein Bild der Maria mit dem Kinde; in der Gallerie Esterhazy daselbst eine Maria mit dem Kinde, ein Bild voll Grazie und Zartheit; in der gräflich thurnschen Sammlung eine heilige Familie. Die Gallerie des königlichen Museums in Berlin besitzt eine große Tafel mit der Himmelfahrt der Maria, an welcher aber nur die obere Hälfte von P. herrührt. Mehre Werke P.'s sind gestochen und lithographirt.

2) Giuseppe P., Maler von Castelnuovo della Grafagnana, um 1520 geboren, Schüler des Salviati, weshalb er selbst den Beinamen Giuseppe del Salviati erhielt, begleitete den Meister von Rom nach Venedig, wo er sich niederließ und seinen Ruf neben den berühmtesten Malern damaliger Zeit gründete. In Rom, wohin ihn der Papst einlud, malte er in der Sala regia Kaiser Friedrich den Rothbart, wie ihm Papst Alexander III. auf dem St. Marcusplatze die Absolution ertheilt. Von Rom begab er sich wieder nach Venedig, wo er um 1579 †. Man hat mehre Altarbilder von ihm, unter andern eine schöne Himmelfahrt Mariens in der Servitenkirche, und eine Kreuzabnahme auf Murano, voll Ausdruck und einer in dieser Schule ungewöhnlichen Großheit. Eine Wiederholung dieses Gegenstandes besitzt die königliche Gallerie in Dresden. Im kaiserlichen Museum zu Paris ist die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese von ihm. Viele seiner Bilder sind auch in Kupfer gestochen. P. war auch Formschneider, u. es existiren Originalformschnitte von ihm.

3) Guglielmo della P., Bildhauer, zu Porlez im Mailändischen geboren, lernte in Mailand bei Leonardo da Vinci, dann in Genua bei Perino del Vaga, wo er 6 Jahre blieb und unter andern die 16 Propheten in halberhabener Arbeit, in S. Giovanni Battista die Statuen der heiligen Barbara und Katharina und den ungläubigen Thomas, der die Seite des Herrn berührt, über der Thomaspforte ausführte. Hierauf begab er sich nach Rom zu Michel Angelo, der auf seine Kunstweise großen Einfluß übte. P. führte hier mehre Statuen und Basreliefs in Marmor aus. Sein Hauptwerk aber ist das Grabmal Papst Pauls III. in der St. Peterskirche zu Rom, eines der schönsten Werke der neuern Plastik. In der letzten Zeit seines Lebens fertigte er nur Büsten und Modelle in Stukko. Sein Werk sind die Propheten in Stukko in den Nischen zwischen den Pilastern der ersten Arkadenreihe von St. Peter. Er † 1579 in Rom.

4) Giacomo della P., Architekt, Bruder des Vorigen, 1539 geboren, widmete sich anfangs unter Gobbo der Bildhauerei, erlernte aber dann unter Vignola's Leitung die Baukunst. Er baute die Kirche al Giesù, die gregorianische Kapelle, die Kirche Madonna de Monte, Sta. Katharina, die Kapelle Scala del Cielo und vollendete die Kuppel der Peterskirche nach Michel Angelo's Plan. Von Gregor XIII. 1573 zum Baumeister von St. Peter ernannt, vollendete er den Bau des Kapitols und baute hier insbesondere die majestätische Stiege, sowie die Balustrade, welche die Bildsäulen von Castor und Pollux trägt. Seinen Namen verkünden ferner der innere Hof (Cortile) des Collegio della Sapienza, der Palast Niccolini am Platze Colonna, der Palast Gottofredi am venetianischen Platze, der Palast Marescoti, der Palast Marchetti, die Villa Bolendero zu Frascati u. A. Er † 1604.

Porta di voce (ital.), s. v. a. Portamento.

Portage (franz.), Trägerlohn; *Beifracht*, besonders die Befugniß der Matrosen und Schiffsoffiziere, ein gewisses Gewicht an Waaren mit aufs Schiff zu nehmen.

Portal (v. Lat.), der Haupteingang eines Gebäudes, sobald er eine besondere Ausschmückung hat und insbesondere vor der Hauptwand des Gebäudes hervorspringt. Das P. muß in der Anlage, Ausschmückung und Ausführung gleichsam den Charakter des ganzen Gebäudes aussprechen, so daß sich daraus ein Schluß auf die Bestimmung des letztern machen läßt. Ausgezeichnet sind neben den Tempelportalen des Alterthums die P.e der Kirchen des Mittelalters. In der Gartenkunst nennt man P. einen Bogen von Lattenwerk mit Rankengewächsen überzogen oder von beschnittenem lebendigen Holze.

Portalegre, 1) Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, südöstlich von Crato, Bischofssitz, befestigt mit Forts und verfallenem Kastell, Kathedrale, 4 anderen Kirchen, 5 Klöstern, einem bischöflichen Seminar, Hospital, Armenhaus und 6000 Einwohnern, welche besonders Tuchfabrikation betreiben. P. ist das alte Ammäa, wurde im spanischen Erbfolgekrieg 1704 von dem französischen Hülfsheere Philipps beschossen und genommen. — 2) (Porto-Allegre), Hauptort der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, links am Jacuy, am Fuße, am Abhange und auf dem Gipfel eines Hügels und daher sehr unregelmäßig erbaut, ist Sitz eines Präsidenten und eines Gouverneurs, hat 5 Kirchen, darunter die Kathedrale auf dem Gipfel des Hügels, einen frequenten Hafen mit Molo, ein Hospital,

mehre Lehranstalten, lebhaften Handel und 15,000 Einwohner, worunter viele deutsche Handwerker. In der Umgegend sind blühende deutsche Kolonien mit Ackerbau, Weinbau, Gartenkultur und Industrie.

Portalis, 1) Jean Etienne Marie, berühmter französischer Jurist, wurde am 1. April 1746 zu Beaussét im Departement Var geboren, trat 1766 in Aix als Advokat auf und erwarb sich bald durch seine Kenntnisse u. seine Beredsamkeit eine bedeutende Praxis. Durch die Schrift „**Sur la distinction des deux puissances**“, welche gegen den Klerus gerichtet war, und die „**Consultation sur la validité des mariages des protestants en France**“ (Par. 1771) machte er seinen Namen auch in weitern Kreisen geachtet. Als in Folge der Revolution von persönlichen Feinden seiner Sicherheit Gefahr drohte, zog er sich aufs Land zurück. Später begab er sich nach Lyon und 1793 nach Paris, wo er aber als verdächtige Person verhaftet und bis zum Sturze Robespierre's gefangen gehalten wurde. Nach seiner Befreiung ergriff er in der Hauptstadt wieder die Advokatur und wurde 1795 Mitglied des Rathes der Alten und im folgenden Jahre Präsident desselben. Mit seinem Rednertalent unterstützte er die gemäßigte Partei und bekämpfte das Verfahren des Direktoriums. Die Revolution vom 18. Fructidor führte seine Verurtheilung zur Deportation nach Guyana herbei. P. rettete sich aber durch die Flucht nach Deutschland, wo er bei dem Grafen Reventlow in Holstein lebte. Nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückgekehrt, ward er von Napoleon I. zum Gouvernementskommissar des Prisengerichts ernannt. Als Mitglied des Staatsrathes, in welchem er 1801 Sitz und Stimme erhielt, machte er sich durch seine Einwirkung auf die Redaktion des neuen Civilgesetzbuchs, die er in Verbindung mit Tronchet, Bigot de Préamenen und Maleville besorgte, sehr verdient um sein Vaterland. Nachdem er für die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten und den Abschluß des Konkordats mit dem Papste thätig gewesen, wurde er 1803 von Napoleon zum Senator und 1804 zum Kultusminister ernannt. Als solcher ließ er sich die Befestigung der monarchischen Staatsform sehr angelegen seyn. Die letzten Lebensjahre wurden P. durch eine Augenkrankheit, die ihn fast völlig blind machte, verbittert. Er † am 25. August 1807. Seinen Leichnam ließ Napoleon im Pantheon feierlich beisetzen. Außer seinen interessanten Memoiren hinterließ P. das Werk: „**De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique au dixhuitième siècle**“ (Paris 1820, 3. Aufl. 1833, 2 Bde.).

2) Joseph Marie, Graf P., französischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, wurde am 19. Februar 1778 in Aix geboren, begleitete seinen Vater von Lyon nach Paris und von da nach Deutschland. Nachdem er mit seinem Vater nach Frankreich zurückgekehrt war, betrat er die diplomatische Laufbahn und ging mit dem General Andréossy als Legationssekretär nach Berlin, später nach London. Im Jahre 1804 wurde er als bevollmächtigter Minister nach Regensburg gesandt, 1805 zum Generalsekretär im Kultusministerium, dann zum Staatsrath und Generaldirektor der kaiserlichen Druckerei ernannt. Weil er jedoch 1811 die Ernennung des Abbé Maury zum Erzbischof von Paris getadelt und vertrauliche Mittheilungen, welche ihm über ein päpstliches Breve gemacht worden waren, dem Kaiser vorenthalten hatte, so schalt ihn Napoleon I. im versammelten Staatsrath einen Verräther und verwies ihn aus Paris. Erst nach 2 Jahren durfte er auf Verwenden des Grafen Molé nach Paris zurückkehren und wurde dann Präsident des Gerichtshofs von Angers. In Folge der Restauration erklärte er sich für Ludwig XVIII., wurde aber von Napoleon während der hundert Tage in seinem Amte gelassen. Nach der abermaligen Rückkehr der Bourbons wurde P. zum Staatsrath, zum Mitglied des Kassationshofes und der Gesetzgebungskommission und zum Pair von Frankreich ernannt. Im Jahre 1824 avancirte er zum Präsidenten des Kassationshofes, und nach dem Sturze des Ministeriums Villèle im Januar 1828 übergab ihm der König das Ministerium der Justiz. Die jesuitische Partei brachte es jedoch dahin, daß er dasselbe mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vertauschte. Nachdem 1829 Polignac ans Ruder gekommen, wirkte P. fortan nur noch als Präsident des Kassationshofes und als Mitglied der Pairskammer. Von Ludwig Philipp 1832 mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt, ward er 1834 zum Vicepräsidenten der Pairskammer ernannt. Auch nach Wiederherstellung des Kaiserthums blieb er in Thätigkeit und erhielt durch kaiserliches Dekret vom 26. Januar 1852 die Vicepräsidentschaft im Senate. Alters halber mußte er sein Amt als erster Präsident am Kassationshofe niederlegen. Obschon gelehrter Jurist, beschäftigte sich P. auch mit Erfolg mit andern Wissenschaften, namentlich auch mit Belletristik. Er gab das von seinem Vater hinterlassene Werk „**Essai sur l'origine, l'histoire et les progrès de la littérature française et de la philosophie**“ mit einer einleitenden Abhandlung heraus.

3) Auguste, Baron P., Neffe des Vorigen, geboren 1801, vertrat seit 1837 den Wahlbezirk von Meaux in der Deputirtenkammer, ward aber 1842 nicht wieder gewählt. Beim Ausbruch der Februarrevolution von 1848 Rath am königlichen Gerichtshofe, wurde er zum Oberstaatsprokurator der Republik ernannt und als solcher mit der gerichtlichen Untersuchung der Vorgänge vom 15. Mai 1848 beauftragt. Nachdem er dieselbe mit Energie und Kraft geführt, war er in der konstituirenden Nationalversammlung einer der Präsidenten des Seine- und Marnedepartements, gab aber in Folge des Votums der Versammlung und des vom Justizminister bei dem Klageantrag gegen Louis Blanc beobachteten Verhaltens seine Dimission ein. Er † den 28. Jan. 1855 zu Plombières.

Portamento (Porta di voce, ital.), das Verschmelzen eines Tones in den andern, so daß jeder Ton in völliger Gleichheit der Stärke, Fülle und Rundung in den andern gleichsam überfließt und mit ihm auf das Genauste verbunden wird, die größte Kunst des Gesanges. Nur der menschlichen Stimme ist es möglich, ein P. vollkommen auszuführen, doch sucht man es neuerdings auch

auf Saiten- und Blasinstrumenten hervorzubringen. Man muß aber vom P. das widerlich distonirende Unterziehen eines Tones in den andern unterscheiden, das Aehnlichkeit mit dem Klange hat, der auf Streichinstrumenten durch Fortgleiten des Fingers auf den Saiten erzeugt wird. Zum P. gehört nothwendig ein langer Athem und ein rechtzeitiges Athemholen.

Portarlington, Stadt in der irländischen Provinz Leinster, Königin-Grafschaft, am Barrav, gut gebaut, mit Kaufhaus, 2 Kirchen, 2 Kapellen und 2900 Einw.

Portaten (v. Lat.), Verzeichniß der täglich in einem Hafen oder auf einem Handelsplatze angekommenen Waaren mit Angabe der Empfänger.

Portativ (v. Lat.), ein kleines Orgelwerk, das leicht von einem Orte zum andern getragen werden kann; vergl. Positiv.

Port-au-Prince (Port-Henri, Port-Republicain), Hauptstadt der Insel Hayti, im Westen derselben, Hauptstadt des dortigen Negerstaats und Sitz der Regierung und eines Bischofs, an einer großen Bai, die einen trefflichen Hafen bildet, wird durch viele Forts geschützt, ist seit den Bränden von 1820 und 1822 eine der schönsten Städte Westindiens, hat breite Straßen, öffentliche, mit Bäumen besetzte Plätze, eine Kathedrale, einen Regierungs- und einen Senatspalast, eine Zeichen- und Militärschule, ein Seminar und mehre andere Unterrichtsanstalten, lebhaften Handel und 28,000 (nach Andern 15,000) Einwohner.

Porta Westphalica, s. v. a. Westphälische Pforte; auch s. v. a. Mindensche Bergkette.

Port-Castries, Hauptort der Antilleninsel St. Lucie, mit gutem Hafen, Fort u. 4300 Einw.

Port-Cros, eine der hyerischen Inseln, s. Hyères 2).

Port d'Espagne, Hauptort der Antilleninsel Trinidad, am Golf Paria, mit geräumigem und sicherem Hafen u. 7000 Einw.

Portechaise (franz.), Tragsessel, bestehend aus einem mannshohen Kasten, an dessen inwendiger Hinterseite ein Sitz angebracht ist. Die Vorderseite bildet eine Thür mit Fenstern und Vorhängen, deren auch an den Seitenwänden angebracht sind. Auswendig auf beiden Seiten befinden sich starke eiserne Ringe, durch welche starke Stangen gesteckt werden, so daß zwei Männer (Portechaisenträger) die P. bequem tragen können.

Porte d'épée (franz.), silberne oder goldene Degenquaste der Offiziere, mit den bei der Armee eingeführten oder Nationalfarben, wird neuerlich auch von Civilbeamten, doch meist von anderer Farbe, als beim Militär, getragen.

Portefeuille (franz.), Brieftasche; trag- und verschließbares Behältniß von Leder zur Aufbewahrung von Briefschaften und andern Papieren; in Ländern mit konstitutioneller Verfassung s. v. a. Ministerposten, weil die Minister mit dergleichen Behältnissen vor dem Souverän, sowie in den Kammern zu erscheinen pflegen, dort ihre dem Monarchen zu haltenden Vorträge, hier ihre der Volksrepräsentation zu machenden Vorlagen darin mit sich tragend; im Geldverkehr Bezeichnung des Behältnisses, worin öffentliche Geld- und Kreditinstitute ihre Werthpapiere (Wechsel, Staatspapiere ꝛc.) aufbewahren.

Portentum (lat.), s. Prodigium.

Porter (vom engl. porter, d. i. Lastträger, weil es anfangs vorzüglich die londoner Lastträger tranken), starkes englisches Bier, welches zuerst in London, später auch in andern Theilen Englands gebraut wurde. Seine Ingredienzien sind wie bei andern Bieren Hopfen und Malz, und die Angaben über andere, zum Theil gesundheitswidrige Beimischungen sind ungegründet.

Porteur (franz.), in Wechselsachen oder bei Schuldscheinen s. v. a. Inhaber oder Präsentant. Ein Schuldschein ist au p., wenn er nicht auf einen gewissen Namen ausgestellt ist, sondern an den Inhaber ausgezahlt werden kann, wie es meist bei den Staatspapieren der Fall ist.

Portfolio (ital., s. v. a. Portefeuille), eine Sammlung wichtiger diplomatischer Dokumente, welche 1835—37 der Buchhändler Ridgway und die Gebrüder Shoberl in London in 45 Nummern publicirten. Die ersten 26 Nummern wurden, nachdem sie die sächsische Censur passirt, unter dem Titel „Le P. ou collection de documents politiques relatifs à l'histoire contemporaine" in 2 Bänden zu Hamburg (1836) nachgedruckt. Auch erschien eine deutsche Uebersetzung von dieser Ausgabe. Die bedeutungsvollsten darunter waren die russischen Depeschen, meist aus der Zeit von 1826—29, welche über die eigentliche Politik des Kabinets von Petersburg die überraschendsten Aufschlüsse gaben. Beigefügte Anmerkungen von eindringender Schärfe *dienten* dazu, den Text in noch helleres Licht zu *stellen*. Die russische Regierung versuchte nicht einmal eine Widerlegung, die auch von vorn herein vergeblich erscheinen mußte, da die Dokumente den Stempel der Aechtheit zu deutlich an sich trugen. Diese Staatsschriften sollen im Besitz des Großfürsten Konstantin gewesen, nach seiner Flucht aus Warschau 1831 im Belvedere aufgefunden u. von dem polnischen Staatsreferendar Hube dem Fürsten Czartoryiski ausgehändigt worden seyn. Die Vermuthung der Theilnahme der britischen Regierung an der Veröffentlichung der Dokumente des P. stützte sich hauptsächlich darauf, daß England ein wesentliches Interesse hat, der Politik des russischen Kabinets überall entgegenzutreten, u. das P. als die beste Warnungstafel für das nichtrussische Europa dienen konnte. Vornehmlich scheint Urquhart (s. d.) die Hand mit im Spiele gehabt zu haben. Vergeblich haben später erkaufte Organe das Unternehmen als bloße gewinnsüchtige Spekulation auf den guten Glauben der Menge zu verdächtigen gesucht.

Port-Glasgow (Newport-Glasgow), Stadt in der schottischen Grafschaft Renfrew, am Clyde, mit trefflichem Flußhafen (Hafen von Glasgow), Handel, Schifffahrt, großen Seilereien, Zuckerraffinerien ꝛc. und 5500 Einw.

Portici, Marktflecken in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Lavoro, in herrlicher Lage, am Golf von Neapel und am Vesuv, gut gebaut, mit schönem königlichen Palast mit Park und zahlreichen Freskogemälden aus Herculanum, über welchem P. theilweise steht, ergiebiger Fischerei u. 6200 Einw. In P. hielt sich lange der 1849 vor

der Revolution aus Rom geflüchtete Papst Pius IX. auf.

Porticus (lat.), im alten Rom Halle (s. d.); Schutzdach bei Belagerungen, hinter welchem die Soldaten vor den feindlichen Geschossen gesichert waren, sonst Vinea (s. d.); auch Schutzdach gegen das Wetter, Wetterdach; endlich die oberste Reihe Sitze im Amphitheater, welche bedeckt und für die ärmeren Bürger bestimmt waren.

Portier (franz.), Thürhüter, in großen Gasthöfen Person, welche die Fremden empfängt, ihnen die Zimmer anweist und die Schlüssel zu denselben wieder in Empfang nimmt.

Portio gratialis (lat.), Gnadengehalt.

Portio legitima (lat.), Pflichttheil (s. d.).

Portion (v. Lat.), abgemessener Theil, besonders von Speisen und Getränken. Kanonische P. ist das Einkommen eines Kanonikus aus den Einkünften des Stifts, sowie der Antheil von hinterlassenen Einkünften eines Geistlichen, den der Prälat oder Bischof empfängt.

Portio statutaria (lat.), derjenige Theil einer Erbschaft, welcher dem überlebenden Ehegatten gesetzlich zukommt, gewöhnlich 1 Drittel oder 2 Drittel, in den neueren Gesetzgebungen meist aufgehoben. S. Erbrecht.

Portitor (lat.), im alten Rom Pächter des Hafenzolls; dann insbesondere der Diener desselben, der eigentliche Hafendouanier, welcher die Abgaben zu erheben hatte und zu diesem Behufe spioniren und visitiren mußte. Dergleichen Leute pflegten beim Publikum verhaßt zu seyn.

Portiuncula (v. Lat., d. i. Theilchen), Feld im Kirchenstaat, Delegation Perugia, bei Assisi, mit einer berühmten Wallfahrtskirche des Franciskus von Assisi, welcher hier wohnte und hier den Franciskanerorden stiftete; so genannt, weil es der kleinste Theil der Erbschaft des heiligen Franciskus war.

Portiunculaablaß (Portiunculafest), am 2. August gefeiertes Ablaßfest des Franciskanerordens, das sich auf folgenden Anlaß gründet. Als der heilige Franciskus noch zu Portiuncula wohnte, rief ihn im Oktober 1221 ein Engel in das nahe Kirchlein, wo Christus, Maria und ein Engelchor versammelt seyen. Der Heilige folgte und wurde durch Christus veranlaßt, zum Heil des Menschengeschlechts sich eine Gnade auszubitten. Franciskus bat, daß Alle, die in dieser Kirche beichten würden, Vergebung der Sünden und Ablaß aller Strafen haben möchten, was Christus auch gewährte, doch mit der Bedingung, daß Franciskus den Papst davon unterrichten solle. Der Heilige ging nun nach Rom, und Papst Honorius III. verlieh jener Kirche für die vom 1. August Abends bis eben dahin am 2. August Beichtenden ewigen Ablaß, der später auf alle Franciskanerklöster ausgedehnt ward.

Portland, 1) zur engl. Grafschaft Dorset gehörige Halbinsel, an der Südküste, im Kanal, hängt durch die Chesilbank, einen 17 engl. Meilen langen kiesigen Landrücken, mit dem festen Lande zusammen und ist selbst 4½ engl. M. lang und 2 engl. M. breit. Zwischen ihr und dem Lande ist ein Seearm, the Fleet genannt. Obwohl die Halbinsel ein Sandsteinfelsen ist, der in mehren Brüchen benutzt wird, so trägt der Boden dennoch Getreide, Hülsenfrüchte und nährt eine kleine Art Schafe. Auf dem höchsten südlichen Theile, bei Portlandhill, stehen 2 Leuchtthürme. Die Halbinsel wird durch Felsen (Vorgebirg Race of P.) und 2 Kastelle geschützt und enthält 7 Dörfer und Weiler mit 3000 Einwohnern. An den Küsten ist die Schifffahrt sehr gefährlich. P. wurde von König Karl I. 1632 zur Grafschaft erhoben und von Wilhelm III. dem Niederländer Bentinck gegeben. — 2) Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Maine, auf der Westküste der Cascobai, regelmäßig angelegt, mit vorzüglichem, durch Forts und andere Befestigungswerke geschütztem Hafen und 1820: 8580, 1850: 26,820 Einw., Observatorium und Leuchtthurm, ist Sitz des Gouverneurs und der gesetzgebenden Versammlung, hat 16 Kirchen, eine Akademie, ein Staatsgefängniß, eine Assekuranzgesellschaft, ein Armenhaus, 2 Buchdruckereien, bedeutende Fischerei, Schifffahrt u. lebhaften Handel, welcher durch mehre Banken, den Oxfordkanal und die Eisenbahn nach Boston begünstigt wird. Hauptausfuhrartikel sind Bauholz, Fische, Rindfleisch, Butter 2c. P. war ursprünglich ein Theil von Falmouth und wurde 1775 von den Engländern größtentheils eingeäschert, unter dem jetzigen Namen 1786 inkorporirt u. 1832 als City chartirt.

Port-Islands, australische kleine Inselgruppe im Archipel in Neubritannien, aus 9 Inseln bestehend, von Korallen und Sandbänken umgeben, 1767 von Carteret entdeckt.

Portlandia (Portlandie), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den fünfblätterigen, bleibenden Kelch, die keulen-trichterförmige Korolle mit abstehendem, niedergebogenem, fünftheiligem Rande und die fünfeckige, zweiklappige, mit dem bleibenden Kelch gekrönte Kapsel, kahle Bäumchen im südlichen Amerika, mit kurzgestielten glänzenden Blättern, von denen P. coccinea *Sw.*, in Jamaica auf Bergen, mit scharlachrothen Blüthen, als eine schöne Zierpflanze, und P. grandiflora *L.*, auf Felsen in Westindien, mit weißen, rothgestreiften Blüthen, außerdem wegen der bitter und zusammenziehend schmeckenden und als magenstärkendes und fieberwidriges Mittel dienenden Rinde zu nennen ist.

Portlandspulver (Duke of Portland's Powder), früher ein berühmtes Arkanum gegen Podagra, besteht aus bittern und scharfstoffigen Arzneimitteln, wird aber jetzt wenig mehr gebraucht und ist nur mit Vorsicht anzuwenden, da es, in großen Dosen und am ungeeigneten Platze gegeben, narkotische und andere Gefahr drohende Erscheinungen hervorrufen kann.

Portlandstein, s. Oolithformation.

Portlandvase, früher Barberinivase, die schönste aus dem klassischen Alterthum erhaltene Vase, ward mit Asche gefüllt in einem Sarkophag von ausgezeichneter Arbeit in einem unterirdischen römischen Grabgewölbe zur Zeit Urbans VIII. aus dem Hause Barberini (1623—44) aufgefunden. Ohne daß eine Inschrift darauf führte, vermuthete man, Vase und Sarkophag seyen für den Kaiser Alexander Severus und seine Mutter Julia Mamäa bestimmt gewesen. Der Sarkophag wurde im

Museum des Campidoglio aufgestellt, wo er sich noch jetzt befindet; die Vase aber kam in die barberini'sche Bibliothek zu Rom, wo sie später der Engländer William Hamilton käuflich an sich brachte. Von ihm erwarb sie der Herzog von Portland für 1000 Guineen. Später wurde sie im britischen Museum aufgestellt. Sie ist aus einem dunkelblauen, durchsichtigen Glasfluß, über welchem ein weißer, opaker. Ihre Höhe beträgt gegen 10 Zoll, ihr Durchmesser, wo sie am breitesten ist, 6. Die Zeit ihrer Entstehung wird von den Alterthumsforschern verschieden angegeben; manche gehen damit mehre Jahrhunderte vor die christliche Aera zurück. Die Reliefs auf derselben sind meisterhaft, haben aber ebenfalls verschiedene Deutungen gefunden. Nach Winckelmann stellen sie die Fabel von der Thetis dar, welche sich unter Anderm auch in eine Schlange verwandelte, um den Nachstellungen des Peleus auszuweichen; Veltheim sieht in ihnen den Mythus dargestellt, wie Hercules dem Admet die Alcestis aus dem Schattenreiche zurückbringt; Wedgwood erklärt das Ganze für eine Allegorie, welche das Abscheiden eines wackern Familienhauptes aus diesem Leben zur Anschauung bringen solle. Getreue Abbildungen der Reliefs sind enthalten in Piranesi's „Antichità romana" (Bd. 2) und in Millingens „Ancient inedited monuments" (Bd. 1, London 1823). J. Wedgwood formte sie auf schwarzem Basaltgrunde vortrefflich nach. Vergl. Veltheim, Ueber die Barberini- oder P.", Helmstädt 1791. Im Jahre 1845 wurde die P. von einem englischen Narren, Namens William Lloyd, der sich dadurch berühmt machen wollte, von ihrem Postament herabgeworfen. Die dadurch bewirkten Beschädigungen sind aber so gut ausgebessert worden, daß man fast nichts mehr davon wahrnimmt.

Port-Louis, 1) (Port-Livre), befestigte Seestadt im französischen Departement Morbihan, Bezirk l'Orient, an der Mündung des Blavet, hängt nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande zusammen, hat eine Citadelle, ein Seehospital, eine Börse, einen Hafen, Seebäder, Sardellenfischerei, Handel und 3200 Einwohner. Ist von Ludwig XIV. erbaut worden. — 2) Hauptstadt der Insel Mauritius (s. d).

Port-Mahon, Hauptstadt der spanischen Insel Minorca, gut gebaut, mit Arsenal, Marinehospital, trefflichem Hafen und 16,000 (nach Andern 6000) Einwohnern.

Port-Natal, Hafen nebst Kolonie, s. Natal.

Port-Nord-Ouest, Hauptstadt der Insel Isle de France, regelmäßig gebaut, mit Gouvernementsgebäude, Kanonengießerei, Metallwaarenfabrikation, Leuchtthurm, Hafen, ansehnlichem Handel mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Gewürzen, Indigo ꝛc. und 30,000 Einwohnern.

Porto (v. Ital.), Brieffracht, s. Post.

Porto, Stadt, s. v. a. Oporto.

Portobello (San Felipe de Puerto Belo), mittelamerikanische Stadt auf der Landenge von Panama, in dem ehemaligen Generalkapitanat Guatemala, jetzt in der columbischen Republik Neugranada, zum Departement Isthmo gehörig, am karaibischen Meere, in ungesunder Gegend, hat einen guten Hafen (1502 von Columbus entdeckt), welcher durch mehre Forts gedeckt wird, mehre Kirchen und 15,000 Einwohner, meist Mulatten und Neger. Die Stadt wurde 1584 angelegt, 1595 in den Kriegen mit England mehrmals erobert und geplündert und endlich die Festung 1739 von den Engländern geschleift. Als Niederlage der edeln Metalle, die aus Peru über die Landenge von Panama gingen, um nach Europa gebracht zu werden, hatte sie nach der Ankunft der Gallionen eine viel besuchte Silbermesse, die aber in Folge der unaufhörlichen Kriege endlich einging.

Porto-Calvo, Stadt in der brasilianischen Provinz dos Alagoas, am Manguaba, mit Hafen, Schiffswerfte und 6000 Einwohnern, die starken Rothholz- und Bauholzhandel nach Pernambuco treiben.

Porto-Ferrajo, Hauptstadt der toskanischen Insel Elba, auf einer Landzunge, mit einem einzigen Landzugange, ist befestigt und durch mehre Forts vertheidigt, hat ein Schloß, 2 Kirchen, ein Hospital, Lazareth, Gefängniß, einen schönen Hafen, eine Rhede, einen Leuchtthurm, meist in den Felsen gehauene Straßen, Weinbau (Porto-Ferrajo, ein leichter weißer Wein), Salinen, Eisengruben, Thunfischfang, Handel und 3500 Einwohner. P.-F. wurde 1537 von Cosmo I. gebaut. In dem dortigen Schloß wohnte Napoleon I. vom 4. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815.

Porto-Gruaro (Porto-Gruer), Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Gubernium und Provinz Venedig, an der Reghena und Lemone, ist Bischofssitz mit 3 Kirchen, Priesterseminar, Hafen und 3700 (nach Andern 4000) Einwohnern.

Porto-Longone, Stadt auf der Ostküste der toskanischen Insel Elba, auf einem fast unzugänglichen, gut befestigten, 47 Toisen hohen Felsen, mit gutem Hafen (Porto-Marino), Hospital und 1700 Einwohnern, die Mastix- und Aloëbau treiben.

Porto-Maurizio, Stadt in der sardinischen Provinz Genua, Riviera di Ponente, am Meerbusen von Genua, mit kleinem, aber besuchtem Hafen, bedeutendem Handel mit Olivenöl und 10,000 Einwohnern.

Porto-Ré, Stadt (Marktflecken) im österreichisch-ungarischen Littorale, Kreis Fiume, am adriatischen Meere, am Abhang eines Berges, mit von 2 Kastellen beschütztem Hafen, weitläufigem Lazareth, Kontumazhaus, Schiffswerfte, Fischfang (Thunfische, Makrelen), Seidenfabriken und 1200 (860) Einwohnern.

Portorico (Puerto-Rico, d. i. reicher Hafen, auch Borrigal), die kleinste unter den 4 großen Antillen, zwischen den Jungferninseln und Hayti, das westlich davon liegt und durch eine Meerenge davon getrennt wird, mit einem Flächenraum von 182 (nach Andern 188) □Meilen, auf welchem 1842 400,000 Menschen lebten, darunter 150,000 freie Farbige, 60,000 Sklaven und 190,000 Weiße, die man hier Xivaros nennt. Die Insel hat die Gestalt eines Parallelogramms. Ihr nordwestlichster Punkt ist Cabo Puerto-Rico, ihr nordöstlichster Cabo San Juan, der südöstlichste

Punta de las Carretas, der südwestlichste Cabo Roxo und der westlichste Cabo Aguado. Im Innern ist sie gebirgig durch eine Bergkette, die sie von Westen nach Osten durchschneidet, sich mannichfach verzweigt und in zahlreichen Vorgebirgen endigt; im Osten sind die Gebirge von Baquillo, im Süden die von Lavvonito, über 2000 Fuß hoch und bisweilen mit Schnee bedeckt, mit ihren Gipfeln in weiter Entfernung auf dem Meere sichtbar, mit schönen Waldungen bedeckt, mit herrlichen Wasserfällen geschmückt; dazwischen reichlich bewässerte, fruchtbare Ebenen, an der Nordküste große Savannen. Die Gebirge geben mehr als 50 Gewässern mit klarem Wasser den Ursprung, von denen 4 mit Piroguen befahren werden können und Goldsand führen. Auf der Nordküste liegt der salz- und fischreiche See Congrexas. An der Küste, an der im Süden viele Riffe und Klippen, im Osten kleine Inseln liegen, sind viele Meerbusen, an der Nordseite die Bai San Juan, an der Westseite Bai Aguada, an der Südseite Bai Guanica, ein sehr sicherer Ankerplatz, Bai Guayanilla und Bai Ponce. Der Boden ist gut und fruchtbar, etwas sandig an der Küste, thonig im Innern. Das Klima ist im Ganzen gesund. Der hier herrschende Ostwind kühlt die Hitze, der Süd- und Westwind bringen Regen, am meisten vom August bis Januar, wo sich dann eine oft schädliche Feuchtigkeit verbreitet. Orkane sind sehr selten, und ohne weiteres Beispiel ist der furchtbare Orkan, der am 20. Juli 1825 die Insel verwüstete. Den Eingeborenen bekommt das Klima gut; Europäer schützt Vorsicht und Mäßigung in sinnlichen Genüssen vor Krankheiten. Erkältung führt öfters den Tetanus herbei; andere herrschende Krankheiten sind Wechsel- und Katarrhfieber, Lungenentzündungen, Augenkrankheiten und Krätze. Ein großer Theil der Insel ist noch unangebaut; auch wird hier weniger Plantagenbau (hauptsächlich Kaffee, Tabak und Zucker, auch Piment und Baumwolle), als Landbau getrieben; der letztere erzeugt Reis, Mais, Maniok, Bananen, Bataten, Bohnen, Gemüse, auch Obst. Die Produkte des Pflanzenreichs sind durch europäische Gartengewächse und Getreidearten vermehrt worden. In der neuesten Zeit haben sich viele Europäer, von der Regierung begünstigt, hier niedergelassen, die für die Pflanzer arbeiten, und so hat sich eine neue Klasse weißer Arbeiter gebildet, wodurch die Pflanzer in den Stand gesetzt worden sind, die Zahl ihrer Negersklaven zu vermindern. Im Jahre 1830 erzeugte P. 414,000 Centner Zucker, 250,000 Ctr. Kaffee und 35,000 Ctr. fabricirten Tabak. Auch die Viehzucht (Rindvieh, Pferde, Maulesel, Ziegen, Schafe, Schweine) ist ansehnlich und Wild und Geflügel (Pfauen, Perlhühner, Hühner, Kropfgänse ꝛc.) finden sich in Menge; außerdem Ratten, fliegende Hunde, Eidechsen (Leguane), Schlangen, doch keine giftigen, Buschspinnen, leuchtende Skolopender, Termiten, Muskiten, Sandflöhe, prachtvolle Schmetterlinge, viel Fische und andere Wasserthiere. Anzeigen von edeln Metallen, Kupfer, Eisen, Seesalz sind vorhanden; Gold, das sonst häufig war, da auch mehre Flüsse Goldsand führen, ist jetzt seltener. Auch einige Mineralquellen gibt es. Die Industrie ist noch gering. Schlechte Straßen und Mangel an Brücken erschweren den Binnenhandel; dagegen ist der Handel mit dem Auslande jetzt bedeutender, seit die lästigen Beschränkungen desselben aufgehoben sind, indem die spanische Regierung zuerst 1815 den Spaniern den Handel gegen eine Abgabe von 3 %, hierauf 1824 auch andern Völkern freigab. Doch wird immer noch ein bedeutender, gewinnreicher Schleichhandel getrieben. Die Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Tabak, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reis, Mais, Piment, Mauleselhäute ꝛc.; eingeführt werden: Mehl, Fische und andere Artikel des Lebensbedarfs, Stabholz ꝛc. aus den nordamerikanischen vereinigten Staaten; Wollenwaaren, kurze Waaren, Maschinentheile ꝛc. aus England; Weine, Seidenfabrikate, Juwelierarbeiten, Parfümerien ꝛc. aus Spanien und Frankreich; Leinen aus den Hansestädten; Eisen aus Schweden. Der durchschnittliche Werth der jährlichen Einfuhr ward 1842 zu 4,542,540, der der Ausfuhr zu 5,054,900 angegeben. Der erste Handelsplatz der Insel ist die Hauptstadt San Juan de Puerto-Rico; andere Handelsplätze sind: Aguadilla, an der Nordküste, San German, an der Südküste, nach San Juan die wichtigste Stadt der Insel, und Moyaguez, an der Westküste. Der Ausfuhrhandel der Insel wird meist von St. Thomas aus dirigirt. Die Insel P. bildet mit den Jungferninseln ein spanisches Generalkapitanat und ist in 2 Verwaltungsbezirke getheilt. Die Einkünfte schlägt Flinter auf 800,000, die Ausgaben auf 630,000 Piaster an. Die Hauptstadt, San Juan de Puerto-Rico, Sitz der obersten Behörde und eines Bischofs, auf einer durch eine Brücke oder einen Steindamm mit der Hauptinsel zusammenhängenden Nebeninsel, mitten in der weiten gleichnamigen Bai an der Nordküste, ist stark befestigt und ziemlich regelmäßig gebaut, hat eine Domkirche, 3 Klöster, ein Zeughaus, ein Militärspital, einen sicheren und geräumigen Hafen, eine Rhede, bedeutenden Handel und 33,000 Einw. P. wurde 1493 von Columbus entdeckt und 1511 nach einem harten Kampfe von den Spaniern erobert, in deren Besitz die Insel seitdem geblieben ist. Sie war anfangs hauptsächlich ein Verbannungsort für Verbrecher und erhielt, da sie die Verwaltungskosten bei weitem nicht deckte, von Mexiko jährlich 1½ Mill. Livres Zuschuß. Als Mexiko sich vom Mutterlande losriß und diese Unterstützungen ausblieben, entstand daher große Noth auf P., und schon am 10. August 1813 erschien eine spanische Verordnung, durch welche jeder Katholik, welcher sich auf P. niederließ, Ländereien, die mit seinem Vermögen im Verhältniß standen, unentgeltlich erhielt, zugleich mit der Befreiung von der Alcavala und andern Grundsteuern für immer, vom Zehnten auf 15 Jahre. Jeder erhielt nach 5 Jahren alle Rechte eines spanischen Bürgers, durfte, wie die frühern Gutsbesitzer, Handelsschiffe halten ꝛc. Seitdem hoben sich Bevölkerung und Wohlstand fortdauernd. Im J. 1765 zählte man 44,883, 1794: 136,000, 1830: 334,828 Einw. (s. oben).

Portorium (lat.), Hafenzoll.

Porto-Santo, afrikanisch-portugiesische Insel, nordöstlich von Madeira, mit einem Umfang von 15 englischen Meilen, gebirgig, aber frucht-

bar, bringt Getreide, Mais, Gerste, Rindvieh, Schweine, viele Rebhühner, Kaninchen hervor und hat 1200 (nach Andern 6000) Einwohner. Der gleichnamige Hauptort an der Ostküste ist Sitz des Gouverneurs, mit vorzüglichem Hafen, lebhaftem Handel u. 600 Einwohnern.

Porto-Vecchio, Stadt auf der Insel Korsika, Bezirk Sartène, fast am südlichsten Ende der Insel, an der gleichnamigen Bai, in ungesunder Lage, mit dem besten Hafen der Insel, der eine beträchtliche Kriegsflotte fassen kann, und 2000 (nach Andern 1300) Einwohnern. In der Nähe die einzige Saline der Insel.

Port-Philipp, 8 Meilen lange und 9 Meilen breite Bucht der Governor-Kingsbai in Australia Felix, um welche 1835 von Vandiemensland und Neusüdwales aus Niederlassungen gegründet wurden, woraus die jetzige Provinz Victoria (seit 1850) erwachsen ist.

Porträt (v. Franz.), Abbildung eines wirklich lebenden Menschen, sowohl in plastischen Werken (Porträtstatuen, Porträtbüsten), als in Gemälden. Von einem guten P. verlangt man, daß es nicht nur die äußeren Züge der abgebildeten Person aufs Treueste wiedergebe, sondern in ihnen und durch sie auch den geistigen Ausdruck, den innern Charakter zur Erscheinung bringe. Der Maler, welcher das Porträtiren zum Hauptgegenstand seiner Kunst macht, heißt Porträtmaler (Porträtist, Porträteur). Von den italienischen Malern waren besonders die Venetianer (Tizian), von den nordischen die Niederländer (Vandyck) und von den spanischen die Schule von Madrid (Velasquez) im Porträtiren ausgezeichnet. In der Gegenwart werden P.e, welche Treue mit Kunstwerth vereinigen, immer seltener. Zu den P.en gehören auch die sogenannten Konversationsstücke, welche aber in der Regel ohne besonderen Kunstwerth sind. Werden P.e in historischen Darstellungen angebracht, so werden letztere oft steif.

Porträtmaschine, eine von Hawkins erfundene, dem Storchschnabel ähnliche Maschine, um die äußeren Umrisse des Gesichts auf mechanischem Wege abzubilden. Man fährt mit einem Stifte den Hauptumrissen nach um das Gesicht, während das andere Ende des Stifts vermöge einer Vorrichtung das Gesicht auf einem, im Innern der Maschine befindlichen Blatte nachzeichnet.

Portrieux, Flecken im französischen Departement Côtes-du-Nord, Bezirk St. Brieuc, an der Küste des atlantischen Oceans, mit gutem Hafen mit Rhede, Austernbänken und sehr besuchten Seebädern.

Port-Royal, vormalige Hauptstadt der Insel Jamaica, an der gleichnamigen Bai, auf der äußersten Spitze einer Landzunge, mit Schiffswerfte, Hospital, durch ein starkes Fort geschütztem Hafen, früher blühendem Handel und 15,000 Einwohnern, war ehedem wichtiger, als jetzt, nachdem es 1693 durch Erdbeben, 1704 durch Feuer, 1722 durch einen Orkan und Wasserfluthen verwüstet worden ist; in Folge davon zog sich der Handel und ein großer Theil der Einwohner nach Kingston.

Portroyal des Champs, ein 1223 gegründetes Cisterciensernonnenkloster bei Versailles, 6 Stunden von Paris entfernt, das in den jansenistischen Streitigkeiten eine Rolle spielt. Im J. 1626 legte die Aebtissin dieses Klosters, Angelica, die Schwester von Anton Arnauld, in der pariser Vorstadt St. Jacques ein neues Kloster an, welches zur Unterscheidung von dem Stammkloster den Namen Portroyal de Paris erhielt und bald mit den pariser Theologen in nähere Verbindung trat. Die Nonnen von P. hatten in ihrem Beschützer Jean du Vergier de Hauranne, dem Benediktinerabt von Cyran, einen antijesuitischen Gewissensrath gefunden, der, auf dem strengen Augustinismus fußend, statt der bloß äußerlichen, gottesdienstlichen Uebungen die Religion in das innerste Gemüthsleben einzuführen strebte. Seit 1640 siedelten sich, die alten Anachoreten nachahmend, die bedeutendsten Anhänger des Jansenismus, wie Nicole, die beiden Arnauld, Lemaitre und Pascal, in der Nähe des Klosters an, nahmen Theil an den Büßungen u. Arbeiten der Nonnen und gründeten eine antijesuitische Klosterschule. Dies und die ganze mystisch-ascetische Wirksamkeit brachte P. bald in den Ruf besonderer Heiligkeit. In Boileau fanden die Nonnen von P. einen treuen Freund und in Racine einen dankbaren Schüler. Letzterer verfaßte auch eine Geschichte von P. Endlich aber brach ein unheilvoller Sturm über sie herein. Es wurde ihnen eine Bulle des Papstes Innocenz X. vorgelegt, welche 5 Sätze von Jansen als ketzerisch verdammte; die Nonnen von P. sollten sich durch ihre Unterschrift davon lossagen. Als sie die Unterzeichnung verweigerten, wurde eine Untersuchung über P. verhängt, das nur dadurch, daß es sich dem Erzbischof von Paris unterordnete, seine Existenz rettete. Allein 1709 bewirkte der Beichtvater Ludwigs XIV., Letellier, daß P., als von den Nonnen die Unterschrift zur Verdammung jener 5 Sätze nochmals verweigert wurde, aufgehoben u. zerstört wurde. Ja, es wurden sogar die Leichname der verstorbenen Nonnen aus den Gräbern gerissen u. den Hunden vorgeworfen. Doch lange Zeit noch wallfahrteten fromme Einwohner von Paris zu den Ruinen von P. Vgl. Gregoire, Les ruines de P., Paris 1801, 2. Aufl. 1809; Reuchlin, Geschichte von P., 1841 ff.

Port-Sainte-Marie, Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, Bezirk Agen, rechts an der Garonne, über die eine schöne Hängebrücke führt, hat Hanfbau und 3000 Einw.

Portsea, zur englischen Grafschaft Southampton gehörige Insel, von der Küste durch einen schmalen Kanal getrennt, über welchen eine Brücke führt, ist eben und fruchtbar, stark befestigt durch Wälle und Kastelle auf den Küsten und hat außer den Städten P. und Portsmouth einige Dörfer und zahlreiche Landsitze. Vergl. Portsmouth.

Portsmouth, 1) Seestadt in der englischen Grafschaft Southampton, auf der Westküste der durch einen Kanal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, am britischen Kanal, der größte u. sicherste Kriegshafen und eine der stärksten Festungen Europa's, am Eingange eines tiefen Meerbusens (P.-Harbour), worin 1500 Schiffe



PORTSMOUTH
von der Salutirungs - Platform aus.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

sicher vor Anker liegen können, besteht eigentlich aus 2 Städten, P. und Portsea (Portsey), von welchen letzteres, das erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als P. ist. Beide zusammen haben 72,676 Einwohner. P. hat seine Hauptbedeutung als Kriegshafen, als Vorraths- u. Bauplatz für die königliche Marine. Gewöhnlich liegen aber im Hafen nur wenige noch dienstfähige Kriegsschiffe, dagegen eine Menge abgetakelter, worunter die Victoria, auf welcher Nelson bei Trafalgar fiel. Zu Portsea befindet sich das große Schiffswerft und das Geschützmagazin, welche Alles enthalten, was zum Bau und zur Ausrüstung der Kriegsschiffe erforderlich ist. Die Festungswerke ziehen sich besonders um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche P. liegt; das stärkste Fort ist Southsea-Castle. Die Stadt hat neben vielen alten auch neue, schöne u. großartige Gebäude (namentlich in Portsea) und wird durch die Hauptstraße Highstreet in 2 Theile getheilt, von welchen die andern Straßen ausgehen. Hauptgebäude sind: das Gouvernementshaus, der Palast des Lieutenant-Gouverneurs, die Kirche St. Thomas, die St. Georgskirche, die St. Paulskirche und zahlreiche andere Gotteshäuser für Katholiken, Unitarier, Baptisten &c.; mehre Schulen, die königliche Marineschule (Royal-Naval-College), 1720 gegründet, die Schule für Schiffsbaukunst und 2 Sternwarten. Auch einige Thore der Stadt sind als Bauwerke ausgezeichnet. P. ist Sitz der Civil- und Militärbehörden, des Hafenadmirals und hat ein Stadthaus, Zollamt, eine Kaserne, Magazine am Hafen, ein großes Hospital an der Spitheadrhede, einen Artilleriepark, ein Marinehospital, ein Bassin von 33,000 □Ellen (zum Schiffsbau), verbunden mit trockenen Docks, Ankerschmieden, Seilereien, lebhaften Handel, regelmäßige Dampfschifffahrten nach Plymouth und Havre de Grace. Zwischen P. und Portsea ist ein großes Arsenal mit Waffen und Zubehör für mehr als 25,000 Mann. Nahe bei P. liegen der schöne Badeort Southsea und die berühmten Kingsrooms, eines der vorzüglichsten Seebäder Englands. Zwischen P. und Gosport, das an der gegenüberliegenden Spitze des Hafens liegt, und der davor liegenden Insel Wight ist die berühmte Rhede von Spithead (eigentlich der Name einer spitz auslaufenden Sandbank), wo gewöhnlich die Kanalflotte vor Anker geht. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Newhampshire, Grafschaft Rockingham, rechts am Piscataqua, oberhalb der Mündung desselben in den atlantischen Ocean, ist fast ganz von Wasser umgeben, unregelmäßig gebaut, hat 8 Kirchen, ein Gerichtshaus, 7 Banken und mehre Assekuranzgesellschaften, eine Akademie, ein Athenäum, ein Armenhaus, Staatsirrenhaus, einen sicheren und tiefen Hafen, welcher durch 5 Forts vertheidigt wird, einen Leuchtthurm, ein Seearsenal, Schiffsbau, Rhederei, Seehandel, Fischerei, eine große Gießerei und (1850) 9740 Einwohner. Die Stadt ward 1623 gegründet u. 1633 chartirt. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Hauptort der Grafschaft Scioto, an der Mündung des Scioto in den Ohio und dem Ende des Ohiokanals, mit Post, Gerichts- und Markthaus, Gefängniß, 5 Kirchen, Walzwerk, Nagelfabrikation, Eisengießerei, Druckerei und 3700 Einwohnern. — 4) Stadt im nordamerikanischen Staat Virginien, Hauptort der Grafschaft Norfolk, an der Mündung des Elizabeth River, mit einem der besten Häfen der Vereinigten Staaten, Post, Gerichtshaus, Gefängniß, 6 Kirchen und 7000 Einwohnern.

Portsoy, Stadt in der schottischen Grafschaft Banff, mit Seehafen, Garnspinnerei, Leinweberei, Schiffsrüstung zur Fischerei, Serpentinbrüchen und 1100 Einwohnern.

Portugal, europäisches Königreich, das westlichste Land Europa's, bildet mit dem östlich davon liegenden Spanien die pyrenäische oder iberische Halbinsel, breitet sich zwischen 37° — 42° 7′ nördl. Br. und zwischen 8° 15′ — 11° 20′ östl. L. aus und bildet, von einigen Krümmungen an den Küsten und Grenzen abgesehen, ein längliches Viereck von 75½ geographischen Meilen Länge u. zwischen 32 und 25 Meilen Breite, einer Küstenausdehnung von 108 Meilen und einem Flächeninhalt von 1722 (1659,37) □Meilen. Gegen Norden und Osten grenzt es an Spanien, und zwar an die Provinzen Galicien, Valladolid, Zamora, Salamanca, Estremadura und Sevilla, gegen Süden und Westen aber an den atlantischen Ocean. Die Bestandtheile des Königreichs bilden das eigentliche P., das südlich liegende Algarvien und die Gruppe der Azoren, die man sonst zu Afrika rechnet. Die Küsten P.s bieten auch mehre kleine Inseln dar, unter denen die bemerkenswerthesten sind: die Gruppe der Berlengas, Peniche in Estremadura gegenüber, und die Gruppe von Faro, der Stadt Faro in Algarvien gegenüber. Von Spanien ist P. mehr durch politische, als natürliche Grenzen geschieden. Sein Gebirgs- und Flußsystem gehört in seinen Hauptästen und Adern dem spanischen an, dessen Fortsetzung es ist. Es ist ein ziemlich hochgelegenes Gebirgsland. Im Norden, in der gebirgigen Provinz Tras-os-Montes, finden wir das Hoch- und Bergland von Galicien und Leon wieder, auch in Algarvien drängt sich Berg an Berg, und die Niederung erstreckt sich kaum 2 Meilen von der Küste ins Land. Die meisten Gebirge sind nackt und felsig, einige im Süden bieten die üppigste Vegetation dar, aber keines erreicht die Schneegrenze. Im Innern des Landes gibt es weite u. enge Thäler, aber nur Alentejo und Beira stellen ausgebreitete Ebenen dar. In Algarvien erhebt sich die Foya, welche zur Südgruppe der Berge gehört, bis zu 4098 Fuß, die Serra d'Estrella aber in der Centralgruppe zwischen Douro und Tejo bis zu 6462 Fuß und der Gaviara in der nördlichen Gruppe, in Minho, bis zu 7380 Fuß. Im Norden senkt sich von Asturien her die Serra Suago bis zum Becken des Douro. Auch zwischen dem Tejo und der Guadiana ziehen sich mehre Bergkettenglieder des im Toledogebirge koncentrirten Systems hin. Einen eigenthümlichen physikalischen Charakter hat das zwischen Algarvien und Alentejo befindliche, von Westen nach Osten gegen das Kap Vincent hin laufende Gebirg, Cuneus bei den Römern. Es ist schmal, nicht sehr hoch, aus Sandstein gebildet. Es finden sich hier, wie auch an-

derwärts, viele ausgebrannte Vulkane, namentlich bei St. Vincent, und das unterirdische Feuer hat sich zuweilen durch furchtbare Erdbeben kund gethan (Erdbeben von Lissabon 1755). Während sich über $^4/_6$ des Landes nach Westen abdachen, wohin auch die 3 Hauptflüsse, Minho, Douro u. Tejo abfließen, dacht sich nur $^1/_6$, nämlich der östliche Theil von Alentejo und Algarvien, nach Süden ab. P.s Boden ist im Ganzen leicht und sandig und, wo die Bewässerung nicht fehlt, ungemein fruchtbar. An den Küsten zeigen sich Flugsand, Moore und Marschen, in einigen Gegenden Thon- und Lehmboden und da und dort schieferiger Sandstein. Vor der Mündung des Mondego liegt das Kap Mondego, auf der Landspitze von Peniche das Kap Carvoeiro; die Mündungen des Tejo beschließen auf 2 Seiten die Kaps Roca und Espichel, in Alentejo das Kap Sines; an den Küsten von Algarvien sind die Vorgebirge St. Vincent (der südwestlichste Punkt Europa's) und S. Maria. P. ist wasserreicher, als Spanien. Seine aus Spanien kommenden Hauptflüsse sind schon zu einer bedeutenden Größe angewachsen, wo sie in das Land treten. Der reißende Douro (spanisch Duero) scheidet die Provinzen Entre-Douro-e-Minho und Tras-os-Montes vom übrigen P. und mündet unterhalb Oporto ins Meer, nachdem er den Sabor, die Tua, die Tamega u. die Coa aufgenommen. Der Tejo (spanisch Tajo) tritt schiffbar in P. ein, durchströmt, Beira von Alentejo scheidend, das Uferland Estremadura und mündet nach einem Laufe von 23 Meilen, nachdem er sich bei Salvaterra in zwei Hauptarme getheilt hat, die aber unter der Insel Villafranca sich wieder vereinigen, in bedeutender Breite unterhalb Lissabon in die See. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind die Zezere, Sorava u. Canha. Die unterhalb Badajoz befindliche vertiefte Ebene scheint ursprünglich ein See gewesen zu seyn; dieselbe durchfließt jetzt die Guadiana, nachdem bei Serpa die Wasser durchgebrochen. Selbstständige Küstenflüsse sind in Estremadura die Lena und der Sado oder Sadao, in Beira der Mondego und Vouga, in Minho die aus Galicien kommende Lima und in Algarvien der Cavado, der Segua, Silves rc. Mitten im höchsten Theile der Serra d'Estrella finden sich mehre merkwürdige Seen, die lauwarm sind, Blasen werfen und doch krystallhelles Wasser haben. Am Gestade von Beira dehnen sich Moräste aus, und schädliche Sümpfe enthält Alentejo. Die Lagune von Albufeira aber ist ein schmales Binnenwasser, fischreich und schwach gesalzen. Heilquellen hat P. in Menge, aber sie werden schlecht benutzt. Die besuchtesten haben nur ein Badhaus oder Hospital. P.s Klima ist nach der Lage und Gestalt des Landes verschieden. Das südliche Algarvien hat die Natur afrikanischer Tropenländer. In den übrigen Provinzen machen theils die Seewinde von Westen, theils die Nordwinde vom Gebirge her das Klima gemäßigt und angenehm. In den Thälern u. Ebenen gedeihen alle Südfrüchte und an den Abhängen der Berge reift die Olive. Keine Wolke trübt den azurnen Himmel; der Regen fehlt im Sommer ganz. Der Winter ist wie ein nordischer Frühling und besteht bloß in anhaltenden Regengüssen. Im Juni ist die Ernte, im August die Weinlese. Die Luft ist gesund in den Gegenden, die frei sind von Morästen und Sümpfen. Gewitter sind im Sommer eine große Seltenheit, häufiger im Herbste und Winter. Das Pflanzenreich bringt hervor: Getreide, Südfrüchte aller Art, Wein, Oliven, Kastanien; als Waldbäume im Norden Eichen, Ulmen rc., in den mittlern und südlichen Ebenen Eisten, Kermes- und Korkeichen, Eichen mit eßbarer Frucht, Cypressen, Mastixbäume rc. Das Thierreich liefert wenig Pferde u. Rinder, um so mehr Schafe, Esel, Maulesel u. Schweine mit breitem Borstenkamm, Federvieh, besonders Kalekuten rc., im Norden auch wilde Ziegen. Die Seiden- und Bienenzucht könnten allgemeiner verbreitet seyn. Als Wildpret gibt es einige Damhirsche u. wilde Schweine, häufiger Hasen, Kaninchen und rothe Rebhühner. Ergiebig ist die Fischerei an den Küsten (Thunfische, Sardinhas, Störe, Meeraale, Muränen, Rochen, Schollen) und in den Flüssen (Lachse, Neunaugen, Aale, Karpfen, Forellen u. Flußkrebse). Der Ackerbau und die Landwirthschaft befinden sich trotz des ergiebigen Bodens in P., mit Ausnahme des Weinbaues, auf einer noch niedrigern Stufe, als in Spanien. Der Getreidebau ist von keiner Bedeutung. Berechnungen zufolge wird jährlich zu 10,500,000 Thaler preußisch Kurant fremdes Getreide in P. eingeführt. Der wichtigste Zweig der Bodenkultur ist der Weinbau. Die Weinernte bloß im Distrikt Alto-Douro, welcher den Portwein hervorbringt, belief sich 1844 auf 66,566 Pipen. Von diesen gingen nach England allein 25,493 Pipen, nach andern Ländern 8453 Pipen; der Rest ward im Lande konsumirt. Die Schafzucht wird in P. wie in Spanien betrieben. Die feinsten Schafe werden in Beira gehalten und wandern als Trashumantes für die Winterszeit nach Alentejo. Die Zahl der Schafe und das Quantum des Wollertrags sind unbekannt. Ziegen- und Schweinezucht sind bedeutend, Pferde- und Rindviehzucht dagegen unbedeutend. Letzteres gilt auch von der Zucht der Seidenraupen. Die Forstkultur ist kaum dem Namen nach in P. bekannt, und das Land sieht gegenwärtig dem empfindlichsten Holzmangel entgegen. Die Jagd ist sehr unbedeutend und wird wenig benutzt, die Fischerei dagegen sehr bedeutend. Der Bergbau befindet sich auf einer sehr niedern Stufe der Ausbildung und ohne gehörige Aufsicht. Die meisten der nicht zahlreichen im Gange befindlichen Gruben bauen auf Kupfer und Eisen. Von größerer Wichtigkeit für die Staatsökonomie sind die Marinhas oder Salinen der Meereslagunen von Algarvien, Setuval, Aldea Gallega und Aveiro. Es gibt 2863 Salzgruben, welche 5410 Arbeiter beschäftigen. Die Totalausfuhr an Seesalz beträgt alljährlich im Durchschnitt 180,000 Moyos (1 Moyo = $14^3/_4$ berliner Scheffel) zu einem Werthe von 1,200,000 Thalern preußisch Kurant. Die Industrie steht im Allgemeinen auf einer niedrigen Stufe und Manufakturen u. Fabriken haben sich" unter Anderm deswegen zu keinem Flor erhoben," weil die Krone für gewisse Erzeugnisse des Kunstfleißes den Alleinbetrieb an

(Punkte). Der Pé oder Fuß hat 12 Pollegadas zu 12 Linhas à 12 Pontos, enthält also $1^1/_2$ Pal=

Die Zahl der in sämmtlichen Kirchspielen fungi= renden Weltgeistlichen beträgt 18,000. Durch

derwär
lich bei
hat sich
getharr
sich üb
wohin
Tejo a
liche T
Süden
sandig
gemein
Flugsa
genden
schiefer
Mond
spitze v
dungen
Kaps
Sines
Vorgel
Europ
reicher
komme
einer l
in das
nisch
Douro
gen P.
nachde
die E
Tajo)
von A
dura
len,
Haupt
Villasi
Breite
deuten
Canha
tiefte
sen zu
diana,
brochen
Estrem
in Bei
aus G
der Ca
höchste
mehre
Blasen
ben.
räste a
tejo.
schmal
salzen.
werden
nur ein
nach de
den.
kanisch
zen ma
die No
mäßigt
nen

; der Regen fehlt im Som-
inter ist wie ein nordischer

reitem Flor erhoben, weil die Krone für gewisse
Erzeugnisse des Kunstfleißes den Alleinbetrieb an

sich gerissen und durch Zölle den Absatz erschwert hat. Bemerkenswerth sind nur die Tuch- und Wollenzeuchfabriken zu Covilha, Guimaraës, Portalegre, Castello de Vide; die Seidenmanufakturen in Lissabon, Braganza, Oporto u. Beja; die Fayencefabriken von Lissabon, Oporto, Coimbra, Beja ꝛc.; die Gold- und Silberarbeiten von Braga; die Baumwollenspinnerei von Thomar; die geschnittenen Steine von Lissabon; die großen Zuckersiedereien zu Lissabon und Oporto; die Leinwandfabriken von Minho, Beira und Tras-os-Montes; die Färbereien und Gerbereien in Lissabon, Setuval, Oporto, Coimbra, Beja, Evora ꝛc.; die Hutmacherei an denselben Orten u. in Elvas; die Seidenfabriken von Lissabon, Oporto, Braganza. P. ist durch seine geographische Lage auf den Handel hingewiesen. Doch ist der portugiesische Handel, einst ein Welthandel, gegenwärtig tief gesunken. Die Hauptursachen dieses Verfalls waren die Lostrennung Brasiliens vom Mutterlande und der Verlust der übrigen ultramarinen Besitzungen. Schon vorher war es England gelungen, den portugiesischen Handel zu beherrschen; seit jener Zeit aber begann es sich denselben anzueignen. Der Importhandel, fast lediglich von Engländern betrieben, überstieg den Exporthandel immer mehr, und der Verlust in der Handelsbilanz ward immer größer. P.s eigener Handel reducirt sich auf den Küsten- und Seehandel. Von einem inneren Handel kann fast nicht die Rede seyn, da ein solcher wegen des völligen Mangels an guten Kommunikationsmitteln zwischen Lissabon und den Provinzen eine Unmöglichkeit ist. Der Seehandel beschränkt sich fast auf die Häfen von Lissabon, Oporto und Setuval, denn die andern Häfen sind, mit Ausnahme etwa von Aveiro, Villanova de Portimao u. Faro, von keiner Bedeutung. Zieht man den Gesammthandel P.s in Betracht, so ergibt sich, daß der Import den Export ungeheuer übersteigt. Was den europäischen Handelsverkehr betrifft, so werden fast alle Geschäfte in ausländischen Schiffen gemacht, so daß durchschnittlich unter 50 nördlich von Lissabon und Oporto versandten Schiffsladungen kaum mehr als eine unter portugiesischer Flagge ausläuft. Die Häfen befinden sich in traurigem Zustande. Es fehlt überall an Schutzanstalten zur Sicherung der ein- und auslaufenden Schiffe. In einem eben so traurigen Zustande befindet sich die 1822 zu Lissabon mit einem Stammkapital von 5000 Millionen Reïs gegründete Nationalbank, deren Aktien u. Noten fast alles Vertrauen verloren haben. Im Jahre 1854 bestand die portugiesische Handelsmarine aus 591 Schiffen mit 82,402 Tonnen. Im Jahre 1854 betrug der Werth der Einfuhr 18,201,902,315, der der Ausfuhr 14,164,037,971 Reïs. Es liefen 9541 Schiffe zusammen von 779,815 Tonnen ein und 10,029 zusammen von 830,613 Tonnen aus. P. rechnet nach Reïs oder Milreïs (Tausenden von Reïs); 8,61559 Milreïs oder $8614^{59}/_{100}$ Reïs gehen auf die kölnische Mark fein Silber. Für das Längenmaß ist die Einheit der Palmo de Craveiro (Spanne = 0,22 Meter) = 8 Pollegadas (Daumen oder Zoll) à 12 Linhas (Linien) à 12 Pontos (Punkte). Der Pé oder Fuß hat 12 Pollegadas zu 12 Linhas à 12 Pontos, enthält also $1^1/_2$ Palmos (= 9,33 Meter). Die Milha (kleine Meile) hat 8 Estadios od. 9389 $^1/_2$ Palmos = 2065,693 Meter; die Legoa (große Meile) 3 Milhas. Getreidemaß ist der Moyo zu 15 Fangas à 4 Alqueires (à 13,841 Liter). Flüssigkeitsmaß ist die Almuda oder Amelde = 16,74 Liter. Vom Weinmaß hat die Tonelada (Tonne) 2 Pipas zu 26 Almudas und der Barril 18 Almudas. Handelsgewicht ist der Quintal (Centner) zu 4 Arrobas à 32 Arratels (Pfund), à 459 französische Gramm; der Quintal also ungefähr $58^3/_4$ Kilogr. Die bedeutendsten Plätze für den inneren Handel sind Braga, Coimbra, Abrantes, Elvas u. Portalegre. Das Handelswesen überhaupt steht unter der Leitung der Real Junta do Commercio zu Lissabon.

Außer einigen 50,000 **Gallegos** oder Spaniern aus dem Königreich Galicien, die sich in P. zur Dienstleistung bei allen Gewerben niedergelassen haben, und außer etwa 12,000 Engländern, Franzosen, Deutschen und Italienern, die in den großen Städten als Handelsleute leben, ist das Königreich P., sowie das Königreich Algarvien, sammt den Provinzen der Azoren und Madeira ausschließlich von **Portugiesen** (früher **Portugalen** und **Portugesen**) bevölkert. Diese bilden ihrer Abstammung nach ein Gemisch von Römern, Alanen, Sueven, Westgothen, Saracenen, Franken, Kastilianern, Juden ꝛc. Der Portugiese gehört im Allgemeinen nicht zum schönen Menschenschlag. Sein Körper ist klein und dick, übrigens fest und ausdauernd. Er hat schwarze Haare, starken Bart und sehr dunkle Gesichtsfarbe. Das weibliche Geschlecht hat mitunter eine sehr angenehme Gesichtsbildung, jedoch Mangel an Leben u. Bewegung darin u. meist eine Blässe, die in spätern Jahren ins Olivengelbe übergeht. Der Portugiese ist geduldig, patriotisch, hochmüthig und prahlerisch, zur Rachsucht und Eifersucht geneigt, dabei sehr sinnlich, eitel und abergläubisch. Die römisch-katholische **Religion** ist in P. die herrschende, und das Volk ist ihr mit blinder Anhänglichkeit zugethan; doch ist auch den Fremden aller Religionen, sowie den hier sich aufhaltenden Juden die Ausübung ihres Gottesdienstes verstattet. Das Oberhaupt der portugiesischen Kirche ist nach Bewilligung des Papstes Klemens XI. 1716 der Kardinal-Patriarch von Lissabon, der zugleich eine erzbischöfliche Diöcese hat und dessen Generalvikar gleichfalls den erzbischöflichen Titel führt. Unter ihm stehen 11 Bischöfe, 5 in P. selbst (die von Castello-Branco, Guarda, Lamego, Leiria und Portalegre), 2 auf Madeira und den Azoren und 4 in den Kolonien Cap verde, San Thomé, Angola u. Macao (Goa hat seinen eigenen Erzbischof). Von den übrigen 9 Bischöfen des Festlandes stehen 6 (die von Oporto, Viseu, Coimbra, Braganza mit Miranda, Aveiro und Pinheli) unter dem Erzbischof von Braga und 3 (die von Elvas, Beja und Algarve) unter dem Erzbischof von Evora. Außerdem gibt es noch 10 von der bischöflichen Aufsicht befreite Stifter. Gleichen Rang mit den Bischöfen haben die 13 Principales und 13 Monsenhores mitrados (Prälaten mit der Bischofsmütze) an der Kathedrale zu Lissabon. Die Zahl der in sämmtlichen Kirchspielen fungirenden Weltgeistlichen beträgt 18,000. Durch

königliches Dekret vom 28. Mai 1834 wurden alle Mönchsklöster aufgehoben und deren Einkünfte zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt. Es hatte bis dahin in P. 360 Mönchsklöster (darunter 167 der Bettelorden) mit 5760 Mönchen und 126 Nonnenklöster mit 2725 Nonnen gegeben. Das Inquisitionsgericht wurde 1822 gänzlich aufgehoben. Die Sitten der Portugiesen haben manches Orientalische. Ihre Wohnungen sind unreinlich und unbequem. Die Kost ist einfach und mäßig; Fleisch, Fische, Brod, Sardellen, Bohnen, Feigen, Kastanien u. andere Baumfrüchte sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel. Höflichkeit in Worten und Geberden zeichnet den Portugiesen aus. Die Standesverhältnisse des portugiesischen Volkes stimmen mit denen der Spanier ziemlich überein; wie bei diesen gibt es hohen (Titulados) und niedern Adel (Fidalgos). Unter dem erstern gibt es Herzöge, Marquis, Grafen, Visconden u. Barone, welche für Granden des Reichs gelten, ebenso wie die Erzbischöfe und Bischöfe, welche den Rang von Marquis und Grafen haben. Der Bürgerstand, welcher ungefähr $^1/_4$ der ganzen Volkszahl ausmacht, hat mit den Fidalgos gleiche politische Rechte; dagegen lebt der Bauernstand zur größern Hälfte als Pächter der Güter des hohen Adels und der Kirche in drückenden Verhältnissen, und groß ist auch hier die Zahl der Proletarier überhaupt, was zur Folge hat, daß P. nächst dem Kirchenstaat dasjenige Land in Europa ist, welches verhältnißmäßig die meisten Bettler hat. Die verschiedenen Stände sind gegen einander abstoßend, und der gesellige Ton ist steif und kalt; lästige und kleinliche Etikette soll die Lücke ersetzen, welche Mangel an Erziehung und Unwissenheit hervorbringen. Stiergefechte sind die Hauptbelustigungen. Außerdem lieben die Portugiesen Gesang und Musik, Tanz und Schauspiel. Der Nationaltanz ist die Foffa, Nationalinstrument die Guitarre, zu der man Liebeslieder (Modinhas) singt. Die wissenschaftliche Bildung der Portugiesen wurde durch den nachtheiligen Einfluß einer fanatischen und reichen Geistlichkeit, die Scheu der Regierung vor Aufklärung und verkehrte Einrichtung der Schulen, besonders der niedern, sehr gehemmt. Erst unter Pombals Verwaltung (1759) begann man in P. Elementar- oder Volksschulen (Escolas menores oder de primeiras letras) zu errichten. Bis 1820 waren 873 solcher Schulen gestiftet worden. Seitdem soll sich ihre Zahl bis auf 900 vermehrt haben. Am meisten liegt das Volksschulwesen in Algarvien danieder. Daselbst gab es noch 1840 erst 24 Elementarschulen. Eine zweite Klasse von Unterrichtsanstalten sind die lateinischen Schulen (Escolas majores), deren es im Ganzen 300 gibt. Als Vorbereitungsschulen für die Universitätsstudien wurden durch Pombal die rhetorischen Schulen (Escolas de rhetorica), ferner die Schulen der griechischen Sprache (Escolas de lingua grega) und die philosophischen Schulen (Escolas de filosofia racional e moral) gegründet, deren Zahl im Ganzen 56 beträgt. Diese höhern Unterrichtsanstalten befinden sich in den Cidades und größern Villas, die meisten in Lissabon und Oporto. P. besitzt bloß eine Universität, nämlich die zu Coimbra, gestiftet zu Lissabon 1291 durch König Denys und nach Coimbra verlegt 1308. Für das Militär, für die Marine, für Handel und Schifffahrt bestehen in verschiedenen Städten noch besondere Specialschulen, desgleichen in Lissabon königliche Unterrichtsanstalten für Musik, Zeichenkunst, Baukunst, Malerei, Bilderhauer- und Kupferstecherkunst. Die oberste Behörde für das gesammte Unterrichtswesen ist die unter dem Justizministerium stehende Real Junta da directoria geral dos estudios e escolas zu Coimbra. P. ist eine in männlicher und weiblicher Linie des Hauses Braganza (doch so, daß bei gleicher Nähe des Grades das männliche dem weiblichen Geschlechte vorgeht) erbliche konstitutionelle Monarchie, an deren Spitze jetzt ein König steht, gegenwärtig Dom Pedro V. de Alcantara, geboren den 16. Sept. 1837, folgte seiner Mutter, der Königin Donna Maria II. da Gloria, am 15. Nov. 1853 unter der Vormundschaft seines Vaters, des Königs Dom Ferdinand, Prinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, u. regiert selbstständig seit dem 16. Sept. 1855, vermählt den 29. April 1858 mit Stephanie, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen. Seit 1749 ist der König vom Papste mit dem Prädikat: Rex fidelissimus (Allergetreueste Majestät) beliehen. Er gebraucht die Signatur el Rey statt des Namens. Grundgesetz ist die den 19. April 1826 von Dom Pedro eingeführte, zuletzt am 11. Febr. 1842 wiederhergestellte Charte. Die Vertretung geschieht durch die Cortes, welche in 2 Kammern zerfallen, die Pairskammer, welche aus 123 theils erblichen, theils lebenslänglichen Mitgliedern besteht (2 Kardinälen, 3 Erzbischöfen, 7 Bischöfen, 3 Herzögen, 8 Marquis, 41 Grafen, 21 Visconden, 12 Freiherren u. 26 Unbetitelten) u. die Deputirtenkammer von 150 gewählten Abgeordneten (133 aus den 36 Wahldistrikten des Festlandes, 4 von Madeira und den Azoreninseln und 13 von den überseeischen Besitzungen, je 1 Deputirter auf 6500—7000 Wirthschaften). Präsident der Pairskammer ist der Kardinal-Patriarch von Lissabon; der der Deputirtenkammer wird vom König ernannt. Die Kammern üben unter Sanktion der Krone das Steuerbewilligungsrecht und die gesetzgebende Gewalt, der König die exekutive u. sogenannte mäßigende Gewalt aus. Der Kronprinz, mit dem Titel Herzog von Braganza, und dessen ältester Sohn, mit dem Titel Prinz von Beira, führen das Prädikat königliche Hoheit; die übrigen königlichen Prinzen und Prinzessinnen heißen Infanten und Infantinnen. Die Civilliste ward 1834 auf 405 Millionen Reis (675,000 Thlr. preuß.) festgesetzt. Das Staatsministerium, neben welchem ein berathender Staatsrath besteht, vereinigt die 5 Departementsminister des Aeußern, des Kriegs, des Innern, der Finanzen, der Marine und Kolonien. Landesbehörden sind: die mit dem Finanzrath seit 1790 vereinigte Schatzkammer und die Kollegien des Handels, der Seefahrt, des Landbaues und der Fabriken. Jeder Provinz steht unter Beirath erwählter Junten ein Generalgouverneur, jedem Distrikt ein Civilstatthalter, jeder Comarca ein von den Gemeinden gewählter Administrator vor. Es gibt Gerichte erster und zweiter Instanz; ein Gericht erster Instanz be-

steht in jeder Comarca, ein Gericht zweiter Instanz in jeder Provinzialhauptstadt. Ueber allen steht als letzte Instanz das höchste Justizgericht (Tribunal supremo da Justica) zu Lissabon, welches zugleich die Befugnisse eines Kassationshofs hat und allein in Sachen streitiger Gerichtsbarkeit und Kompetenz der Provinzialgerichte entscheidet. Für Preßvergehen bestehen Geschwornengerichte. Außer den portugiesischen Landesgesetzen gilt auch das römische und kanonische Recht; 1835 wurde die Abfassung neuer Gesetzbücher beschlossen. Die **Kriegsmacht** besteht im Frieden aus 1 Grenadier-, 17 Linieninfanterieregimentern, 9 Jägerbataillons, 8 Regimentern u. einem Depot Kavallerie, 3 Artillerieregimentern, einem Geniecorps, zusammen mit den Generalstäben 1857: 20,520 Mann u. 1678 Pferden, mit dem Sedentärcorps u. der Municipalgarde aber 26,849 Mann und 1897 Pferden; auf dem Kriegsfuß soll es 40,776 Mann und 5197 Pferde, oder, mit den zwei letztgenannten Corps, 53,182 Mann u. 5423 Pferde zählen. Die zweite Linie oder Reserve besteht aus 1 Regiment Artillerie, 1 Schwadron Kavallerie und 11 Jägerbataillonen zu 4996 Mann mit 34 Pferden. Die Armee in den überseeischen Besitzungen zählt 8231 Mann in erster und 9122 Mann in zweiter Linie. Die **Kriegsflotte**, einst auf allen Meeren gefürchtet, zählte 1857: 1 Linienschiff mit 80 Kanonen, 1 Fregatte mit 50, 3 Korvetten je mit 18 Kanonen, 2 Briggs je mit 18, 3 Briggs je mit 16 und 1 Brigg mit 14 Kanonen, 11 Schooner 2c., zusammen mit 45 Kanonen, 9 kleine Fahrzeuge zusammen mit 9 und 6 Dampfschiffe zusammen mit 26 Kanonen, im Ganzen 37 (32 segelfertige) Schiffe mit 362 Kanonen. Als Festungen ersten Rangs gelten Elvas (in Alentejo), Sao-Juliao bei Lissabon, Cascaes u. Peniche (in Estremadura), Almeida (in Beira) u. Valencia (in Minho). Die portugiesischen **Finanzen** sind seit der spanischen Herrschaft fortwährend in einem kläglichen Zustande gewesen. Im J. 1822 wurden die Einnahmen des Staats auf 7232,000,000 Reïs (12,053,333 Thaler), die Ausgaben dagegen auf 8839,000,000 Reïs (14,731,667 Thaler) veranschlagt; in dem Budget von 1834 beliefen sich die Staatsausgaben auf 12,549,270,912 Reïs, die Staatseinnahmen auf 9578,108,553 Reïs. Später hoben sich die Finanzen etwas, allein die Wirren in Folge der Wiederherstellung der Charte (1842) u. noch mehr die Revolution von 1847, welche die spanisch-englische Intervention nöthig machte, haben die Finanzen abermals tief zerrüttet. Das Budget auf 1857—58 schlägt die Einnahme zu 12,624,354,663, die Ausgabe zu 1,3537,091,227 Reïs an u. ergibt somit ein Deficit von 912,736,564 Reïs; für die auswärtigen Besitzungen die Einnahme zu 792,581,820, die Ausgabe zu 975,095,154, Deficit 182,513,334 Reïs. Die innere Staatsschuld betrug am 30. Juni 1856: 50,483,077,664, die äußere 47,146,290,503, im Ganzen 97,629,368,467 Reïs. Das **Wappen** ist ein silberner Schild mit 5 blauen Schildchen kreuzweise belegt, auf jedem 5 silberne, in Form eines Andreaskreuzes zusammengestellte Pfennige. Der rothe Rand des Schildes enthält das Wappen von Algarvien, 7 goldene Kastelle mit blauen Thürmen. Auf dem königlichen gekrönten Helme ist ein wachsender, goldener Drache. Das Wappen ist mit den Insignien des Christus- und des Avizordens geschmückt. Schildhalter sind 2 Drachen mit Fahnen; der rechte (silberne) hat die 5 blauen Schildchen von P., der linke (rothe) die 7 Kastelle von Algarvien. Die **Flagge** ist weiß mit dem portugiesischen Wappen. **Ritterorden u. Ehrenzeichen** sind: der Thurm- u. Schwertorden, der Isabellen-, Christus-, Santjagoorden od. Orden vom Schwert, der Militärverdienstorden de Sao Bento (des heiligen Benedikt) von Aviz und der Militärorden der heiligen Jungfrau von Villa Viciosa, das Kreuz für den Feldzug auf der Halbinsel. Die Orden sind verkäuflich, indem ein Ordensbesitzer sie an einen andern überlassen kann. In administrativer Beziehung zerfällt P. gegenwärtig in 8 Provinzen und diese in 17 Verwaltungsdistrikte. Die ersteren sind: **Minho** mit den Distrikten Vianna und Braga; **Douro** mit den Distrikten Oporto, Aveiro und Coimbra; **Tras-os-Montes** mit den Distrikten Braganza und Villareal; **Ober-Beira** mit dem Distrikt Viseu; **Unter-Beira** mit den Distrikten Guarda und Castello Branco; **Estremadura** mit den Distrikten Leiria, Santarem und Lissabon; **Alentejo** mit den Distrikten Portalegre, Evora und Beja; **Algarve** mit dem Distrikt Faro. Die Distrikte zerfallen in Comarcas oder Gerichtsbezirke (im Ganzen 111), diese wieder in Concelhos oder Gemeinden (1379), diese in Kirchspiele (3774), diese endlich in Wirthschaften (879,590). Städte oder Cidades gibt es 22, Villas 709. Die **Volkszählung** von 1841 ergab 3,412,500, die von 1854 3,499,121 Einwohner. Die bevölkertste Provinz ist Douro; ihr zunächst steht Minho; am schwächsten ist Alentejo bevölkert. Die beiden Hauptkoncentrationspunkte der Bevölkerung sind Lissabon, die Haupt- und Residenzstadt, und Oporto. Von den überseeischen Besitzungen sind die dem Festlande am nächsten liegenden Inseln des atlantischen Oceans: **Madeira** und **Porto-Santo**, welche den Distrikt Funchal (17,68 □Meilen mit 107,088 Einwohnern) bilden, und die **Azoren** mit den Distrikten Angra (auf Terceira), Horta (auf Fayal) u. Ponta-Delgada (auf San Miguel, zusammen 44,20 □M. mit 237,910 Einw.), seit 1835 in die politische Verwaltung des eigentlichen P.s mit hineingezogen und diesem gleichgestellt, so daß ihre Bewohner, welche der Mehrzahl nach mit den Portugiesen von gleicher Abstammung sind, mit diesen gleiche Rechte haben. Die übrigen überseeischen Besitzungen sind erst seit 1838 zur vollständigen Theilnahme an den politischen Rechten gelangt (s. oben), haben aber trotz ihres Umfangs und ihrer günstigen Lage nur geringe Bedeutung. Sie sind gegenwärtig in 4 Generalgouvernements eingetheilt: 1) die **capverdischen Inseln** (s. **Grünen Vorgebirgs, Inseln des**), 78,5 □Meilen und 86,738 Einw., denen das sogenannte Gouvernement Guinea, d. i. die senegambischen Handelsfaktoreien und Niederlassungen theils auf dem Festlande, wie Cacheo und Farim am Rio grande, Zinguichor am Casamansa, Goba am Meere, theils auf den Bissaoinseln, wie der Hauptort Bissao (höchstens 70,5 □Meilen mit 4720 Einw.) und das Gouvernement der Guineainseln San Thomé und Prin-

cipe (höchstens 32,10 □Meilen mit 12,253 Einw.) untergeordnet sind; 2) Angola (s. d.) in Südguinea mit dem Hauptorte San Paolo de Loanda und den Gouvernements von Benguela und Mossamendes (5400 □Meilen mit 657,097 Einw., wovon aber nur 23 □Meilen mit 75,000 Einw. im unmittelbaren Besitz P.s seyn sollen); 3) Mozambique (s. d.) mit den Untergouvernements Guilimanca, Inhambena, Sofala, Lorenzo Marquez und Kap Delgado, angeblich 12,817 (13,500) □Meilen mit etwa 300,000 Einwohnern, wovon jedoch auf den unmittelbaren Besitz nur 50 □Meilen mit 50,000 Einw. kommen mögen; 4) Indien, d. i. Goa (s. d.) mit Damao und Diu, 1095,75 □Meilen mit 408,596 Einw. und mit den Untergouvernements Macao in China (11,80 □Meilen mit 29,587 Einw.) und Dilli oder dem nordwestlichen Theile der im Uebrigen niederländischen Sundainsel Timor, 137 □Meilen mit 918,300 Einwohnern, wiewohl P. auf ganz Timor, sowie auf Solor und andere benachbarte Inseln Ansprüche macht und seinen dortigen Besitz zu 1232 □Meilen mit 947,887 Einw., die aber nur P.s Obergewalt anerkennen, ohne Tribut zu zahlen, veranschlagt. Sämmtliche auswärtige Besitzungen P.s werden zu 19624,63 □Meilen und 2,757,319 Einw. geschätzt.

Geschichte. P. (Lusitanien) theilte anfangs die Schicksale der gesammten pyrenäischen Halbinsel. Die älteste Geschichte des Landes ist dunkel. Kunetaner, Tartesser u. Iberer werden als die ältesten Bewohner genannt, die 900 v. Chr. von den Celten überwältigt worden seyn sollen. Phönicier, die um 600 v. Chr. die lusitanischen Küsten betraten, knüpften mit den Bewohnern einen Verkehr an, der 2 Jahrhunderte später von den Karthagern weiter ausgebeutet wurde. Die Lusitanier waren damals ein kriegerisches, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtiges Volk, das aber dennoch eine auf Bündnisse, Handelsniederlassungen und geistige Ueberlegenheit basirte Herrschaft der klugen Karthager unter sich aufkommen ließ. Unter ihrem Feldherrn Viriathus nahmen sie Partei für Hannibal, fochten mit in der Schlacht bei Cannä gegen die Römer und wurden mit in Karthago's Fall verwickelt. Aber erst nach 14jährigem Kampfe erlangten die Römer eine Art Oberherrschaft über die Lusitanier, die dann erst zur Wirklichkeit gedieh, als der Bevölkerung, durch die langen Kriege geschwächt, die Kraft zum längeren Widerstande gebrach. Lusitanien wurde 15 v. Chr. mit den römischen Provinzen Hispania ulterior und citerior vereinigt, von Augustus jedoch zur eigenen Provinz erhoben. Von nun an verdrängte das Römerthum den alten Nationalcharakter der Lusitanier völlig. Die Völkerwanderung führte aber auch hier eine Umwälzung herbei. Alanen, Sueven und Westgothen brachen zu Anfang des 5. Jahrhunderts in die pyrenäische Halbinsel ein. Den ersteren fiel bei der Theilung Lusitanien zu; sie wurden aber bald von den Sueven verdrängt, die in Lusitanien ein Reich gründeten, in dem nach einander herrschten die Könige Rechilla (bis 448), Rechiar (bis 450), Friunarias (bis 464). Nach des letzteren Tode fiel das Land völliger Zerrüttung anheim, bis nach einem Jahrhundert dasselbe dem westgothischen Reiche einverleibt wurde (583). Mit diesem kam es 714 unter die Herrschaft der Araber; doch faßten schon 770 die Christen, die in den asturischen Gebirgen einen neuen Staat gegründet hatten, festen Fuß darin. Endlich eroberte Ferdinand I., König von Leon, Aragonien und Kastilien, 1058 den größten Theil des Landes, das von nun an nach der damals wichtigsten Stadt Oporto (Portus Gallorum oder Portus Callaicorum) od. nach And. nach dem Hafen Cale (Portus Cale) P. genannt wurde. In der Theilung unter Ferdinands Söhnen erhielt Garcias P.; Sancho II. verjagte aber die Brüder und fiel seiner Seits 1072 durch Meuchelmord, worauf Alfons VI. sich der ganzen Erbschaft bemächtigte. An seinem Hofe sammelte sich die Blüthe der christlichen Ritterschaft, darunter Graf Heinrich von Burgund, der sich durch seine Tapferkeit so großes Ansehen erwarb, daß Alfons ihm die Hand seiner Tochter, der reizenden, aber sittenlosen Infantin Donna Teresa, und zur Aussteuer P., so weit es bis jetzt erobert war, gab. Doch erkannte Heinrich noch die Oberhoheit des königlichen Schwiegervaters an; auch war die Regierung auf die Dauer seines Lebens beschränkt und keineswegs in der Familie erblich. Nachdem er aber in 17 Feldschlachten die Mauren besiegt, die Bischofssitze Braga, Oporto, Lamego, Viseu und Coimbra gegründet und selbst Lissabon, wenn auch nur vorübergehend, sich unterworfen hatte, gab ihm Alfons 1109 das nördliche P. als eine erbliche Grafschaft zu Lehn, wodurch P. in die Reihe der selbstständigen Staaten trat. Als Heinrich I. starb, war sein Sohn Alfons I., der Eroberer, erst 2 Jahre alt und stand deshalb unter Vormundschaft seiner Mutter Teresa, die sich mit ihrem Günstling Tristamare aus dem mächtigen Geschlechte Paez vermählte, zu dessen Gunsten sie sogar dem Sohne die Krone rauben wollte. Erwachsen, entriß Alfons 1128 der unwürdigen Mutter die Herrschaft und schlug den König Alfons Ramon von Kastilien, zu dem sie sich geflüchtet, auf der Ebene von Valdevas. Nach Teresa's Tode herrschte er ruhig über P. und konnte nun an die Erweiterung seiner Macht nach außen denken. Nach einem großen, bei Ourique 1139 über die vereinten Mauren erfochtenen Siege nahm er 1142 den Königstitel an, gab dem Reiche eine Verfassung, entzog sich der Lehnspflicht von Kastilien und erklärte 1144 P. für ein Lehn des römischen Stuhls. Mit dem Beistande deutscher und niederländischer Kreuzfahrer eroberte er 1147 Lissabon, führte 1158 einen glücklichen Krieg gegen Leon, nahm den Mauren 1166 Evora ab und vernichtete ihre ganze Streitmacht in der großen Schlacht bei Santarem (1176). Auf dem großen Reichstage zu Lamego 1181 wurden die inneren Angelegenheiten geordnet, die Rechte und Befugnisse des Königs und seiner Familie, das Verhältniß der Unterthanen zu demselben und unter sich, endlich die Erbfolge, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit festgestellt. Die Cortes, gebildet von dem hohen Klerus, den Großen des Reiches und den Prokuratoren der Städte, und der König beschworen wechselseitig die hier vereinbarte Verfassung. Beweint von seinem dankbaren Volke, hinterließ Alfons 1185 das Reich seinem Sohne,

Sancho I., dem Bevölkerer (el Poplador), dessen Regierung sich durch fortwährende Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, deren Anmaßungen er kräftig zurückwies, auszeichnete. Mit Hülfe der Kreuzfahrer eroberte er 1188 Silvas von den Mauren und zog in das durch Hunger, Pest und Krieg entvölkerte Land neue Ansiedler. Sein Sohn, Alfons II., der Dicke, der ihm 1211 auf dem Throne folgte, focht das Testament seines Vaters an, welches einige Gebiete seinen Schwestern zusprach, und wurde deshalb vom Papst in den Bann gethan. Der Monarch jedoch behauptete sein Recht, trieb einige der Widerspenstigen, darunter den Erzbischof Estevan, aus dem Lande und trotzte dem Banne und der Empörung ebenso muthvoll, als er im Kampfe gegen die Mauren u. bei der Erstürmung von Alcaçar da Sol 1217 sich gezeigt hatte. Auch sein Sohn und Nachfolger, Sancho II., der Kuttenträger, seit 1223, hatte während der ganzen Zeit seiner Regierung mit der Geistlichkeit zu kämpfen und ward endlich 1248 vom Papste abgesetzt, worauf sein Bruder, Alfons III., der Wiederhersteller (el Restaurador), sich des Thrones bemächtigte. Durch ihn wurde die maurische Herrschaft auch in Algarvien gänzlich gestürzt u. ihre Hauptstadt Faro (1251) genommen. Seitdem hat P. sein europäisches Gebiet ohne wesentliche Veränderung behauptet. Auch Sancho II. † in tiefem Unfrieden mit der Kirche und seinen Bischöfen 1279. Sein Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte, der Anbauer, der Vater des Vaterlandes, war einer der weisesten, thätigsten und größten Könige P.s, rastlos bestrebt, das Glück seiner Unterthanen zu fördern. Mit angestrengter Sorgfalt widmete er sich den inneren Angelegenheiten, verbesserte die Gesetzgebung u. Rechtspflege, schützte die Armen gegen Bedrückung und Wucher, beförderte den Ackerbau, legte Häfen an, begründete eine Seemacht, erließ eine Handelsordnung und schloß den ersten Handelsvertrag mit England (1308). Dabei verfocht er die Rechte der Krone wider priesterliche Anmaßung mit Energie und wagte es sogar, der Geistlichkeit den Zehnten zu verweigern u. ihr das Recht, Grundbesitz zu erwerben, zu beschränken. Dies führte zu heftigen Streitigkeiten mit der Kirche, wozu noch die Empörung seines Bruders Alfons 1299 und die des eigenen Sohnes und Thronfolgers Alfons kam. Zwar wurde der dadurch entstandene Bürgerkrieg durch einen Vergleich zwischen Vater und Sohn 1323 beigelegt, der erstere starb aber 1325. Sein Sohn und Nachfolger, Alfons IV., der Kühne, zeichnete sich durch kriegerische Tapferkeit aus und vernichtete 1340 in der berühmten Schlacht bei Tariffa die Kriegsmacht der Mauren von Granada und Marokko. Der Frevel aber, den er an dem Herzen des Vaters begangen, ward durch seinen eigenen Sohn gerächt, der sich gegen ihn erhob, um das Blut seiner auf des Königs Befehl ermordeten Gattin Inez de Castro zu sühnen. Zwar ward der Friede durch die Königin und die Geistlichkeit vermittelt, aber nach des Königs Tode 1357 nahm Peter der Strenge blutige Rache an den Mördern der Inez. Allen Freuden des Lebens verschlossen, widmete er sich ausschließlich seinen Herrscherpflichten und der Wohlfahrt seines Volkes. Wissenschaft, Handel und Gewerbfleiß waren die Hauptgegenstände seiner Sorgfalt; über die gewissenhafte Ausübung der Rechtspflege wachte er mit unerbittlicher Strenge. Kraftvoll wies er die Anmaßungen der Geistlichkeit und des Adels zurück, die ihn darum den „Grausamen" nannten, während ihn das Volk segnete. Nicht im Geiste des Vaters regierte Ferdinand der Zierliche, seit 1367. Gleich die ersten Jahre seiner Regierung verflossen schmachvoll durch die unsinnigen Versuche, Kastilien zu gewinnen, und die deshalb zu Wasser und zu Lande erlittenen Niederlagen. Ferdinand mußte endlich auf eine demüthigende Weise um Gnade bitten. Ein erneuerter Krieg 1381—82 fiel nicht besser aus; die englischen Hülfstruppen erfochten zwar keine Siege, sogen aber das unglückliche Land aus. Nicht besser stand es mit den inneren Angelegenheiten. Des Königs Gemahlin, die buhlerische und ränkesüchtige Leonore Tellez de Meneses, die er ihrem früheren Ehemann entrissen, übte den nachtheiligsten Einfluß auf die Regierung aus. Mit Ferdinand erlosch 1383 die streng legitime Descendenz des burgundischen Hauses in P. Johann I., der Unächte, ein unehelicher Sohn Peters I., bisher Großmeister des Avizordens, wurde durch eine Volksbewegung erst zum Defensor und Regenten des Reichs, dann nach Vertreibung der unwürdigen Königin 1385 von den Cortes zum Könige ausgerufen. Unter ihm begann die blühendste Periode des portugiesischen Reichs. Ein langwieriger Krieg mit Kastilien, dessen König auf die portugiesische Krone Ansprüche erhob, endete 1411 mit einem Frieden, der die jüngere burgundische Regentenfamilie anerkannte. Um die Streitlust der Portugiesen aber auch ferner zu befriedigen, unternahm Johann 1415 einen Kriegszug gegen die Mauren in Afrika und eroberte Ceuta. Wichtiger aber noch wurde seine Regierung durch die Entdeckung neuer Länder, die unter der Leitung seines Sohnes, des Prinzen Heinrichs des Seefahrers, gemacht und die Quelle einer unermeßlichen Handelsthätigkeit für P. wurde. Schon 1418 wurde durch Gonzalez Zarco Puerto-Santo, 1419 Madeira entdeckt, und bald darauf fanden die kühnen Seefahrer auch die übrigen Azoren und 1433 die Küste von Guinea auf. Das neue Gesetzbuch, welches der König zusammentragen ließ, ist bis auf die neueste Zeit als die Hauptquelle des portugiesischen Rechts in Geltung geblieben. Die Pest raffte 1433 den Monarchen dahin. Sein Nachfolger, Eduard, unternahm, um die Eroberungen in Afrika zu erweitern, 1437 einen Feldzug dahin u. belagerte Tanger. Sala-Benzola, der Sultan von Fez, rückte jedoch mit überlegener Truppenzahl wider die Christen an, und sie, welche kurz vorher noch die Bedränger gewesen, wurden nunmehr von vorn und im Rücken bedrängt. Der hereinbrechende Mangel an Lebensmitteln nöthigte den König und seine Feldhauptleute zu schimpflichem Vertrage, demgemäß die Christen alles an der afrikanischen Küste Eroberte herausgeben und den Rückzug nach Ceuta selbst mit Abtretung dieser Stadt erkaufen mußten. Zehn der vornehmsten Portugiesen, worunter des Königs eigener Bruder, Dom Fernando, Großmeister von Aviz

(Calderons standhafter Prinz), blieben als Geiseln in den Händen der Ungläubigen zurück. Die Cortes verwarfen diesen Vergleich, als zum Nachtheile der Krone geschlossen, und erklärten sich, besonders hinsichtlich Ceuta's, gegen jede Schmälerung des Staatsgebietes; somit schmachtete Fernando 6 Jahre lang in der Gefangenschaft der Mauren, bis der Tod ihn erlöste. Noch vor ihm (1438) war König Eduard an der Pest gestorben. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes u. Nachfolgers, Alfons' V., des Afrikaners, führte sein Oheim, Herzog Peter von Coimbra, bis 1449 die Regierung. Durch Einflüsterungen aufgestachelt, faßte aber der junge König Argwohn gegen den Vormund, der zugleich sein Schwiegervater war, so daß es zuletzt zum förmlichen Kriege kam, in dem der Regent zu Lissabon erschlagen wurde. Nach dieser häuslichen Katastrophe wandte sich der König gegen die Mauren in Afrika, an welchen Dom Fernando und die Schmach seines Vaters noch zu rächen waren. In zwei Heerfahrten siegreich, gewann er die Städte Alcaçar Quivir, Arzila und Tanger von den Ungläubigen wieder, und P. feierte mit Jubel den Ruhm des Maurenbezwingers, welcher dem Namen, den er trug, die alte Bedeutung aufs Neue gegeben. Weniger glücklich war er im Kriege mit Kastilien wegen der Thronfolge dieses Reichs, auf welche er durch seine Verlobung mit Johanna, der einzigen Tochter des Königs Heinrich IV. von Kastilien, Anspruch hatte. Anfangs siegreich, focht er seit der Schlacht bei Taro 1476 unglücklich, u. da er auch die aus Frankreich erwartete Hülfe nicht erhielt, so legte er aus Verdruß die Krone nieder, ward jedoch durch die Großen des Reichs bewogen, die Regierung wieder zu übernehmen. Den Ansprüchen auf Kastilien entsagte er und schloß 1479 Frieden. Unter seiner Regierung wurden Cabo Blanco (1440), der Gambia (1444), der Senegal (1445), die Inseln des grünen Vorgebirgs (1449), die Inseln Arguin (1452), zum zweiten Male die Küsten von Guinea (1426), Annabon (1471) entdeckt und 1480 die Insel Kanaria erobert, wodurch der portugiesische Handel bedeutend in Aufnahme kam. Schon 1469 wurde eine Handelsgesellschaft für Guinea gestiftet. Alfons † 1481 an der Pest und sein Sohn, Johann II., bestieg den Thron. Dessen Hauptbestreben ging dahin, ein König des Volkes in seiner Gesammtheit und nicht das Oberhaupt einiger bevorrechteten Kasten zu werden. Die Rechtstitel aller angesprochenen Prärogativen und Besitzungen mußten vorgezeigt, die Gesetze wie die Gerichtshöfe verallgemeinert und die Rechte und Befugnisse der Unterthanen gleichförmiger gemacht werden. Solche Reformen erregten von Seiten des beeinträchtigten Adels den heftigsten Widerspruch. Mit gewaltiger Hand brach jedoch der König den Uebermuth seiner Großen. Mit kluger Toleranz den aus Spanien vertriebenen Juden freie Niederlassung in P. gestattend, gewann er dadurch seinem Schatz eine reiche Einnahme, dem Lande eine Menge gewerbfleißiger Bürger. Vor Allem aber suchte er sein Reich zu einer bedeutenden Seemacht zu erheben und durch Entdeckung neuer Ländergebiete den Ruhm und Reichthum der portugiesischen Nation zu vermehren. Noch 1481 segelte unter dem Oberbefehle Dom Diego's von Azambuja eine ansehnliche Flotte nach Guinea, u. ein Fort sicherte den dortigen Goldhandel. Im J. 1487 gingen Pedro de Covillan und Alfonso de Paiva auf Kundschaft nach den östlichen und südlichen Küstengegenden. Letzterer starb noch während der Reise in Abyssinien; der erstere aber sah Cananor, Kalekut, Goa, Sofala und später auch Ormus und schickte genauen Bericht über alle Ergebnisse seiner Reise nach P. Der Seeweg nach Ostindien selbst sollte erst unter Johanns Nachfolger aufgefunden werden; doch hatte mittlerweile Bartolomeo de Diaz das Glück, wenigstens die Hälfte des Weges zurückzulegen und das Vorgebirge der guten Hoffnung zu entdecken. Drei Jahre später wurde durch Diego Can das indische Königreich Congo entdeckt, dessen Beherrscher und Einwohner mit P. in freundlichen Verkehr traten. Zur Vermeidung von Irrungen in Bezug auf die gemachten und noch zu machenden Entdeckungen wirkte der König jene berühmte Bulle des Papstes Alexander VI. vom 4. Mai 1493 aus, welche die neue Welt zwischen P. und Spanien theilte und jenem alle Länder zuwies, welche östlich von einem 370 Seemeilen von den Inseln des grünen Vorgebirgs gezogenen Meridian entdeckt werden würden. Im Gram über den Tod seines einzigen legitimen Sohnes, des Infanten Dom Alfonso, † Johann 1494. Ihm folgte der Bruder der Königin, der Enkel des Königs Eduard, Emanuel, der Große oder der Glückliche, dessen Regierung P.s goldenes Zeitalter genannt wird, obwohl er sie durch blutige Verfolgung der Juden befleckte. Unter ihm wurde der Seeweg nach Ostindien durch Vasco de Gama vollständig entdeckt und dem portugiesischen Handel dort Eingang verschafft. Eine zweite Flotte unter Pedro Alvarez Cabral entdeckte auf dem Wege nach Ostindien 1501 Brasilien, das 1503 von Amerigo Vespucci für P. in Besitz genommen wurde, während Vasco de Gama den portugiesischen Namen in den ostindischen Gewässern gefürchtet machte. Noch ehe er nach P. zurückkehrte, gingen die Brüder Franz und Alfons Albuquerque mit einer neuen Flotte nach Ostindien, wo der letztere die portugiesische Handelsherrschaft um ihren Mittelpunkt Goa begründete. Jedes Jahr brachte hier neue Entdeckungen, neuen Erwerb, und als Spanien 1529 die lange bestrittenen Molukken den Portugiesen überließ, hatten sie das Monopol des Gewürzhandels. Sie errichteten Niederlassungen auf Ceylon, setzten sich in Diu und Cambodscha fest, verbreiteten ihren Handel über Sumatra, Java, Celebes, Borneo u. eröffneten sich Verbindungen mit China u. Japan. Aber der Geist des Monopols half ihren Verlust bereiten. Der ostindische Handel der Portugiesen war wenigstens in soweit Monopol der Krone, als er den Kaufleuten nur gegen Koncession von Seiten der Regierung verstattet wurde, einzelne Hauptzweige desselben ihr allein vorbehalten blieben und die Verschiffung nur auf Schiffen der Regierung erfolgen durfte. Dies lähmte den Unternehmungsgeist der Privaten, und da man sich zugleich auf ein Verschiffen der ostindischen Produkte an die Orte des Absatzes nicht einließ, sondern, um Lissabon zum Stapelplatz zu machen, den

Fremden vorschrieb, sie sich dort zu holen, entzog man der Schifffahrt den Impuls ihres Aufschwungs. Den so vorbereiteten Verfall beschleunigten äußere Ereignisse. Johann III., der 1521 seinem Vater in der Regierung folgte, besaß keineswegs dessen Herrschertugenden. Um die Juden zum Bekenntniß des Christenthums zu zwingen oder sie auszurotten, führte er 1536 die Inquisition ein; auch war er der erste unter allen europäischen Herrschern, der 1542 die Jesuiten in sein Reich aufnahm. Der verdienstvolle Seemann Ferdinand Magelhaens, durch unzeitige Sparsamkeit seinem Vaterlande entfremdet, entdeckte für Spanien die Fahrt um das südliche Amerika, und P. mußte Spanien, das, eben durch Magelhaens veranlaßt, Ansprüche auf die Molukken machte, 1529 mit 350,000 Dukaten befriedigen. In Ostindien machte dagegen der treffliche Nuno da Cunha neue Eroberungen und legte 1536 die Veste Diu an, und die Helden Silveira de Meneses und Juan Mascarenhas behaupteten durch ihre Tapferkeit die gemachten Eroberungen. Mit Johann ging 1557 die Größe P.s zu Grabe und die Zeit des Unglücks, der Schmach und der Erniedrigung brach herein. Da der Kronprinz bereits 1554 gestorben war, so folgte Johanns 3jähriger Enkel, Sebastian, auf dem Throne. Anfangs führte die Königin Katharina die Vormundschaft, trat sie aber schon 1561 an den Kardinal Heinrich ab. Jetzt begannen die Umtriebe der Jesuiten und ihre Einmischung in die Regierungsgeschäfte. Ihre Arglist ließ es zu, daß der junge König, als er, dem Namen nach, das Scepter selbst zur Hand genommen, eine nicht genugsam vorbereitete Heerfahrt nach Afrika gegen den Sultan von Marokko, Mulei Mohammed, unternahm, in der Absicht, den vertriebenen Mulei Molukko wieder auf den Thron zu setzen. Am 24. Febr. 1578 lichtete die Flotte die Anker in dem Tejo und landete bei Tanger. Der Sultan harrte gerüstet seines Gegners, und auf der Ebene von Alcaçar Quivir, beim Flüßchen Elmahassan, kam es am 4. August zur entscheidenden Schlacht, in der Sebastian im Getümmel verschwand. Der altersschwache Kardinal Heinrich übernahm nun das Ruder der Regierung über P. Er ließ sich von Priestern leiten und zunächst an einer Festsetzung über die Thronfolge hindern. Als er 1580 vom Tode überrascht wurde, herrschte die unbeschreiblichste Verwirrung im Lande. Als Bewerber um den Thron traten die an den Herzog von Braganza vermählte Donna Katharina, Philipp II. von Spanien, der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, der Prinz von Parma als Gemahl der Donna Maria von P. und der Malteserprior zu Crato, Dom Antonio, auf. Der dritte Stand schien entschlossen, das freie Wahlrecht der Nation bei diesem Anlasse zu behaupten. Es geschah demnach der nicht unzweckmäßige Vorschlag, den Prior Dom Antonio zum Könige auszurufen, und durch eine Heirath mit Donna Katharina jene zwei Bewerber, welche die meiste Rücksicht zu verdienen schienen, auf solche Weise zu versöhnen. Allein die Abgeordneten der Städte wurden durch die der beiden anderen Stände überstimmt und, da unter ihnen selbst nicht genug Eintracht und Energie war, durch die mächtigere Beredsamkeit der Anwälte Philipps II. u. die Drohungen dieses Monarchen so ziemlich eingeschüchtert. Der Herzog von Braganza selbst, dem es mehr um seines Hauses Glanz, als um Erhaltung der Nation zu thun war, verzichtete, voll Verdruß über die Vorliebe des Volkes zu Don Antonio, in einer an Philipp übermachten Urkunde auf seine Ansprüche. Volksbewegungen in verschiedenen Städten unterstützten die Ausrufung Antonio's zum Könige von P., und selbst aus dem Adel huldigten Viele nun dem eingeborenen Herrscher, während Spanien zu bewaffneter Durchführung seiner Rechte sich anschickte. Während aber der Erzbischof von Lissabon, Georgio Almeida, Dom João Mascarenhas, Diego Lopez de Meneses, welche die von König Heinrich eingesetzte einstweilige Regentschaft bildeten, ebenfalls den katholischen König für den rechtmäßigen Beherrscher der Lusitanier, Dom Antonio aber für einen Rebellen erklärten, gaben die spanischen Waffen unter dem Herzog von Alba die Entscheidung. P. wurde mit Spanien vereinigt, der schwache Herzog von Braganza durch äußere Ehren entschädigt, der portugiesische Staatsrath aufgehoben und die Herrschaft Spaniens begründet. Die Kolonien in Asien, Afrika u. Westindien folgten dem Beispiele des Mutterlandes, geschreckt durch den Anblick der furchtbaren Macht, über die der spanische König verfügte.

Das Joch Philipps II. lastete bald schwer genug auf dem unglücklichen Lande. Der König behandelte P. als eroberte Provinz. Das portugiesische Interesse ward überall dem spanischen nachgesetzt. Alle höheren Staatsämter kamen in den Besitz von Spaniern; die Portugiesen wurden ihrer Flotte beraubt und zur Theilnahme an Spaniens Kriegen gezwungen. Um so mehr lebte im Volke die Sehnsucht nach dem entschwundenen Glanze fort und sprach sich in dem Glauben, daß Sebastian lebe und als Wiederhersteller des Reiches zurückkehren werde, aus. Mehre Pseudosebastiane (s. Sebastian) machten sich dies zu Nutze, endeten aber in schmachvollem Tode. Den empfindlichsten Schaden erlitt damals P. durch die Gründung der niederländischen Macht in Ostindien. In noch größere Schwäche versank die unterdrückte Nation unter Philipp III. (in P. II.) seit 1598, unter dem die Molukken an die holländisch-ostindische Kompagnie verloren gingen, wodurch der Handel der Portugiesen einen tödtlichen Schlag erhielt. Diese Verluste dauerten unter Philipp IV. (III.), seit 1661, fort. Ormus fiel in die Gewalt des Schachs von Persien; die holländische Kompagnie bemächtigte sich der Hälfte von Brasilien. An der Küste von Guinea nahmen die Holländer das Fort St. Giorgia del Mina. Ein Friede vom 20. November 1641 machte dem Kampfe in diesen Welttheilen ein Ende. Außer diesen Einbußen verlor P. auch seine Handelsniederlassungen auf Japan und das wichtige und reiche Malakka. An ersterem trugen christliche Missionäre, welche außer der Ausbreitung des Glaubens auch verschiedene weltliche Zwecke verfolgten und Aufruhr im Lande erregten, sowie das natürliche Mißtrauen der Eingeborenen und die Intriguen der Holländer Schuld. Malakka war schon 1607 von den Niederländern vergebens angegriffen worden; 1640 wurde der

Versuch erneuert, und nach fast anderthalbjähriger Gegenwehr erlag die blühende Handelsstadt. Während auf solche Weise das Nationalgebiet u. die Nationalehre nach außen verloren gingen, war der Zustand der Dinge im Inneren noch erbarmenswerther. Die Flotte, die Zeughäuser und die Kassen wurden mit gleicher Verschwendung zerstreut und zersplittert; das Volk durch Abgaben, der Adel durch Kriegsdienste arm gemacht. Selbst die Geistlichkeit wurde mit Beleidigungen mannichfacher Art und Verletzungen altbewahrter Rechte nicht verschont. Darum herrschte bei allen Ständen gleiche Erbitterung, darum ein und derselbe Entschluß des Widerstandes u. die große Eintracht in dessen Vollführung. Die Wittwe des Herzogs Francesco von Mantua, Margaretha von Savoyen, mit König Philipp IV. nahe verwandt, führte das Steuer der Regierung in P., war aber in Allem durch das Ansehen des Marquis de Puebla gebunden, welcher von dem Minister ihr als Rathgeber zugeschickt worden war. Uebrigens leiteten, was das Detail der Verwaltung betraf, zwei andere Männer, unter dem Titel als Staatssekretäre, der eine zu Lissabon, der andere zu Madrid, die ganze Staatsmaschine: Miguel Vasconcelos und Pedro Suarez, beide als geschworene Feinde des portugiesischen Adels nur zu sehr bekannt, in welchem letzteren man die alleinige nationale Stütze und den möglichen Urheber künftiger Volksbewegungen ersah. Der Gedanke, sich des Joches zu entledigen, reifte unter dem spanischen Druck in den Köpfen vieler Patrioten, zumal aus dem Adel, täglich mehr, und man wagte es zuletzt, mit dem Herzoge Johann von Braganza, als dem rechtmäßigsten Thronerben, Unterhandlungen anzuknüpfen. Der Erzbischof von Lissabon, der greise Almeida, Antonio d'Almada, Luiz da Cunha, Pedro de Mendoza, die Gebrüder Francisco und Georgio de Mello und Rodrigo de Saa standen an der Spitze der Verschworenen, und an sie schlossen sich an der Marquis Francisco de Pereira und Alfonso de Portugal, Graf von Vimioso, beide von der Seitenlinie des herzoglichen Hauses. Obgleich der Herzog anfangs Bedenklichkeiten gegen das Unternehmen hegte, so wurde er doch durch seine unternehmende Gemahlin Sidonia endlich zur Einwilligung bewogen. Am 1. December 1640 ward der königliche Palast gestürmt, wobei Vasconcelos fiel. Vergebens mahnte die Regentin von weiteren Gewaltschritten ab, vergebens sprach sie von ihrer, durch den König ihr eingeräumten Gewalt: man wollte keinen anderen König, als den Herzog von Braganza anerkennen. Die Verschworenen sprengten die Pforten des Regierungsgebäudes, während der Marquis Alvaro d'Abrantes mit der Reichsfahne den König Johann IV. in den Straßen der Hauptstadt ausrief. Der höchste Justizrath erklärte sich für die Revolution. Die Gefängnisse, mit Ausnahme der Kerker für die groben Verbrecher, wurden geöffnet, die im Hafen vorfindlichen Schiffe in Beschlag genommen; darauf nöthigte man die Herzogin, einen Befehl an die Besatzung des Forts St. Georg, von welchem aus die Stadt beschossen werden konnte, zu dessen Uebergabe zu unterzeichnen. Ein Reichsrath, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Lissabon noch an demselben Tage eingesetzt, versah bis zu des Königs Ankunft die Geschäfte der Regierung. Alle Städte, Flecken und Kastelle wurden von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt und zur Ausrufung des rechtmäßigen Fürsten, nach dem Beispiele der Hauptstadt, aufgefordert. Dies geschah zu Setuval, Portalegre, Elvas, Evora und Olivenza, später auch zu Santarem und Leiria, Coimbra, Oporto und Vianna. An einigen Orten wichen die Spanier freiwillig; an anderen wurden sie durch die bewaffneten Bürger dazu gezwungen. Auch die afrikanischen Plätze, mit Ausnahme Ceuta's, Madeira, die Azoren, Brasilien und die ostindischen Städte wurden von der großen Bewegung fortgerissen. Nirgends waffnete sich ein Arm für Vertheidigung der Rechte eines Monarchen, der durch seine Minister und Statthalter schonungslos die alten Volksfreiheiten vernichtet und die heiligsten Privatrechte gekränkt hatte. Am 6. December schon traf Johann in der Hauptstadt ein; am 15. verkündete er feierlich seine Besitznahme des Thrones von P., Algarvien und Indien und berief den Gesetzen gemäß die Stellvertreter der Nation zu einem außerordentlichen Reichstage zusammen. Die Cortes versammelten sich gegen Ende des Januar 1641 und ließen den neuen Monarchen, die Wahl bestätigend, noch einmal in den Straßen von Lissabon und in sämmtlichen Städten des Königreiches ausrufen. Sein und der Nation unbestreitbares Recht hierzu ward in einer öffentlichen Erklärung ausführlich entwickelt und durch den Druck bekannt gemacht. Der neue König Johann IV. wurde von den Hauptmächten Europa's sogleich anerkannt; nur Oesterreich u. der Papst verlangten Unterdrückung u. Bestrafung der Gründer der neuen Herrschaft. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, an deren Spitze der Erzbischof von Braga u. der Großinquisitor standen, ward noch rechtzeitig von d'Ayamonte 1641 entdeckt und unterdrückt. Mit Frankreich ward am 1. Juni 1641, mit den Niederlanden am 22. Juni d. J., mit England den 29. Jan. 1642 Friede geschlossen. Die überseeischen Provinzen warfen aber den Zankapfel von Neuem zwischen P. und die Holländer. Der gemeinsame Besitz von Brasilien erregte zunächst den blutigen Zwist. In einem 9jährigen Kampfe wurden die Holländer aus Brasilien vertrieben (1645—54), rächten sich aber dafür durch Eroberung von Ceylon, durch Erweiterung ihrer Macht auf der Küste Malabar, durch die Wegnahme Negapatnams und des Kaps. Bald sahen sich die Portugiesen in Ostindien auf die Gebiete von Goa und Diu und auf den chinesischen Hafen Macao beschränkt. Durch den Vertrag vom 15. August 1661 ward der gestörte Friede mit Holland wieder hergestellt. Nach Johanns Tod 1656 bestieg sein zweiter Sohn, Alfons VI., den Thron. Die Geschichte seiner Regierung ist reich an Schmach und Erniedrigung. Geistig und körperlich geschwächt, war er das Werkzeug seiner Vormünder und Erzieher, denen er sich nur entriß, um in die Fesseln eines Günstlings zu fallen. Dieser, der Graf Castel Melhor, führte die Regierung des Landes mit großer Umsicht. Im J. 1659 hatte Spanien mit Frankreich den pyrenäischen Frieden geschlossen und suchte nun mit dessen Hülfe P.

wieder zu gewinnen. Don Juan d'Austria eroberte 1661—63 Evora u. andere Plätze, und P.s Unabhängigkeit wäre verloren gewesen, hätten ihm nicht England und Frankreich im Geheimen Hülfe geleistet. Der Marschall von Spanberg wurde P. zu Hülfe geschickt, und das Volk zu Lissabon zwang die Großen des Reichs zur Gegenwehr. Don Juan ward bei Estremoz (8. Juni 1663) und ein anderes spanisches Heer am 17. Juni 1665 bei Montes claros geschlagen, so daß Spanien gezwungen war, P.s Unabhängigkeit anzuerkennen, bei welcher Gelegenheit auch Ceuta zurückgegeben wurde. Des Königs Vermählung mit der savoyischen Prinzessin Elisabeth von Nemours stürzte aber das Reich in neue Fährlichkeiten. Die Gemahlin des Königs und der Infant Dom Pedro, beide herrschsüchtig und in ehebrecherischem Einverständniß lebend, verbanden sich mit den Jesuiten zum Sturz des Königs. Er ward gezwungen, seine treuen Rathgeber Castel Melhor und Dom Antonio Sousa de Macedo zu entfernen, u. war nun rathlos den Intriguen seiner Feinde preisgegeben. Die Königin trennte sich von dem Gemahl und bewog den Staatsrath durch Bestechung, vom König die Ernennung Dom Pedro's zum Mitregenten zu verlangen. Als Alfons dies verweigerte, erschien der Infant an der Spitze eines zahlreichen Volkshaufens, u. der geängstete Monarch war genöthigt, seinen Bruder zum Reichsverweser und Oberfeldherrn zu ernennen. In der Nacht unterschrieb der König die Abdankungsurkunde u. empfing dafür das Herzogthum Braganza u. das Versprechen eines Jahrgehaltes von 100,000 Thalern. Obwohl er aber die Erklärung der Nichtigkeit seiner Ehe standhaft verweigerte, so kehrte sich der Infant nicht hieran, sondern nahm von dem Bette wie von dem Throne seines Bruders zu gleicher Zeit Besitz. In allen Städten und Flecken wurde ihm als Herrn gehuldigt, und die Cortes bestätigten, ihrer Stellung völlig uneingedenk, den Usurpator in seiner Würde. Alfons wurde dem empfangenen Versprechen entgegen nach der Insel Terceira gebracht, wo er 1683 †, worauf der Regent als **Peter II.** den Königstitel annahm. Peter regierte mehr klug als weise. Die mehr und mehr hervortretende Ergiebigkeit Brasiliens, wo 1698 reiche Goldbergwerke entdeckt wurden, schadete mehr, als sie nützte, da sie den monopolischen Gewinn zu bequem machte. Trotz der ernstlichsten Absicht Peters, mit allen europäischen Mächten in Frieden zu leben, gerieth er dennoch in Westindien mit Spanien sowohl als mit Frankreich in Fehde, die durch einen Frieden zuletzt ausgeglichen wurde. In dem Streit über die spanische Erbfolge erklärte er sich, nach einigem Schwanken, für den Theilungsvertrag; nachmals schloß er mit Philipp von Anjou ein Schutz- und Trutzbündniß, was ihm bei neuen Wirren, die über die Kolonialangelegenheit mit Frankreich entstanden, zu nicht geringem Vortheile gereichte. Plötzlich schlug er sich aber zur großen Koalition, wodurch er im utrechter Frieden die Oberherrlichkeit über den Amazonenfluß und die Kolonie St. Sagramento gewann. König **Johann V.**, der 1706 den Thron bestieg, war ein friedliebender Fürst, der die Künste und Wissenschaften, sowie die Religion zu verherrlichen suchte. Zwei Akademien, die eine 1720 gegründet und der Reichsgeschichte gewidmet, die andere 1725 zu Setuval gegründet und wissenschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen geweiht, gehörten zu seinen vorzüglichsten Schöpfungen. Die unsinnige Verwaltung des Finanzministers, des Kapuziners Kaspar von Geova, brachte die Finanzen in noch größere Verwirrung. Während Johanns Regierung wurden die Regentenhäuser von Spanien und P. durch Wechselheirathen näher verbunden und die Diamantgruben in Brasilien entdeckt. Von wichtigen Folgen war ein Zwist des portugiesischen Gesandten Belmonte zu Madrid über das Asylrecht, welcher ebenso durch eigenmächtige Einmischungen jenes Diplomaten in die Landesgerichtsbarkeit, als durch willkürliche Genugthuung, die der spanische Premierminister u. der König Johann gegenseitig auf Kosten des Gesandtenrechts nahmen, veranlaßt wurde. Der Zwist verwandelte sich bald in förmliche Feindseligkeit; P. machte das alte Bündniß mit Großbritannien geltend und begehrte dessen Beistand. In der That erschien eine englische Flotte im Tejo, bestehend in 25 Kriegsfahrzeugen, zum Schutze Lissabons. Doch wurde durch Großbritannien selbst und durch Frankreich am 16. März 1737 zu Paris der Friede vermittelt. Die Strenge der Inquisition milderte Johann durch zeitgemäße Reformen. Ihm folgte 1750 **Joseph Emanuel** in der Regierung, mit dem eine neue Epoche in der Geschichte P.s beginnt. Gleich beim Antritte seiner Regierung übertrug der König die Staatsgeschäfte dem Marquis von **Pombal**, der sich bald den unbeschränktesten Einfluß erwarb. Seezüge wider die Korsaren verschafften der portugiesischen Flagge Achtung, während selbst bedeutendere Mächte Angriffe der Barbaresken durch Geschenke und Tribute abwehrten. Das Abgabensystem wurde frisch geregelt, der Ackerbau auf mannichfache Weise ermuntert; geniale Fremdlinge brachten in die Truppen die neue europäische Kriegskunst und die alte portugiesische Tapferkeit zurück. Durch Handelsgesellschaften ward der Verkehr neu belebt und auf Abtretung der wichtigen Kolonie am St. Sagramento gedrungen. Dieser letztere Punkt eröffnete den Vernichtungskampf wider die Jesuiten, welche ein Opfer ihrer eigenen Künste, sowie der in den Kabinetten wie in der öffentlichen Meinung der Völker gegen sie angeregten Leidenschaften, zuerst in P. untergingen. Pombal blieb aber nicht auf halbem Wege stehen. Während er die Vernichtung der Jesuiten als vornehmstes Ziel seines Lebens sich setzte, arbeitete er auch dem Fanatismus und der Unwissenheit mit aller Kraft entgegen. Schon 1751 verbesserte er das Gerichtsverfahren der Inquisition und schaffte die Autos da Fé ab. Das Institut selbst schon zu vernichten, lag außerhalb der Grenze der Möglichkeit bei einer Nation, wie damals die portugiesische, und in einer Zeit, welche an einige Duldung kaum erst sich gewöhnt hatte. Viele widerrechtlich, oder doch verschwenderisch u. dem Königthume zu großem Nachtheile an Privatpersonen geschenkte Lehen in Afrika und Amerika wurden zu Gunsten der Krone wieder eingezogen. Auf das furchtbare Erdbeben, welches den größten Theil der Hauptstadt zerstörte, folg-

ten aber mannichfache Nachwehen, denen zu begegnen außer dem Kreise menschlichen Vermögens lag, die jedoch gleichwohl der Haß erbitterter Feinde sämmtlich auf Rechnung des Ministers schob, so sehr derselbe sich auch um Milderung des allgemeinen Elendes und um Herstellung des öffentlichen Wohlstandes bemühte. Der König belohnte die Anstrengungen seines Staatssekretärs mit dessen Erhebung zum Premierminister, in welcher Stellung Pombal wo möglich noch größere Energie zeigte. Die Partei des Infanten Dom Pedro, die hohe Aristokratie, welche durch den Emporkömmling sich beschimpft fühlte, die Aufrührer zu Oporto, welche die Weinmonopole und die Handelskompagnien zum Widerstande angereizt hatten, endlich die Jesuiten erlitten hinter einander Demüthigungen und Niederlagen mannichfacher Art. Vergebens unterstützten die Großen des Reichs, mit Einschluß der königlichen Prinzen, und der eigene Beichtvater des Königs, Moreira, den wankenden Orden. Der Kredit derselben am Hofe, zumal nach dem Sturze Moreira's, sank gänzlich. Durch eine Fluth von Schriften, größeren und kleineren Umfanges, hatten sie den Minister in der öffentlichen Meinung, zumal der großen Volksmasse, zu verderben gesucht; er begegnete ihnen auf dem gleichen Wege und gab in gedruckten und aus Archiven bearbeiteten Denkschriften von den Grundsätzen, Zwecken, Verbrechen und Thorheiten der Jesuiten umständliche Nachricht. Mehr aber als alles Andere trug das Attentat, welches in der Nacht auf den 4. Sept. 1758 auf des Königs Leben gemacht ward, zum Sturz des Ordens bei. Die Beweggründe zu dieser That werden von den verschiedenen Parteien verschieden angegeben. Während Einige darin eine von der Familie Tavora's an dem Könige genommene Rache für das unerlaubte Verhältniß mit der jungen und schönen Gräfin von Tavora erblickten, behaupteten Andere, das Attentat sey dem verhaßten Minister zugedacht gewesen. Tiefer Blickende sahen in dem Ereignisse eine tief angelegte Staatsintrigue, deren Haupturheber unter den vorwaltenden Verhältnissen unschwer zu errathen seyen. Der Minister säumte nicht, die strengste Untersuchung über das Geschehene anzustellen. Am 20. Dec. begann der peinliche Prozeß gegen zahlreiche Verhaftete; schon am 9. Jan. waren die Verhöre geschlossen, und am 13. machte man das Urtheil, welches, auf Befehl der Regierung sofort ausführlich motivirt und alle Einzelnheiten der Verschwörung und des Prozesses enthaltend, im Drucke erschien, öffentlich bekannt. Aus dem Zusammenhange von Selbstgeständnissen, Aussagen und Verhältnissen der Thatsachen zu einander erhellte der Haß des Herzogs von Aveiro gegen den König und seine Regierung wegen Vereitelung mehrer ehrsüchtigen Pläne zur Bereicherung seines Hauses; die Verführung einer Anzahl mißvergnügter Personen zu einem Anschlag wider den König und das Ministerium; die innige Verbindung dieses Herzogs mit den Jesuiten alsbald nach der Wendung der Dinge in den Missionsprovinzen und die zahlreichen geheimen Zusammenkünfte mit den letzteren in seinem Palaste, wo die Ermordung des Königs beschlossen wurde. Die Straferkenntnisse zeichneten sich durch blutige Strenge aus. Die Häupter der Verschwörung, der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora, wurden gerädert, Andere durch das Schwert hingerichtet. Es ließ sich zum Voraus erwarten, daß die Jesuiten P.s mit in die Katastrophe verwickelt würden. Schon mehre Tage vor Vollziehung der Bluturtheile wurden mehre Mitglieder des Ordens verhaftet, weil Aussagen von einzelnen Verschworenen, freilich unter der Qual der Folter, wider sie zeugten. Da nun auch überdies in Spanien unter Ferdinand VI. der Orden neuen Einfluß erhielt und die Schriften des portugiesischen Ministeriums gegen die Jesuiten öffentlich verbrennen ließ, so zögerte Pombal nicht länger und verordnete die Einziehung aller Güter des Ordens im ganzen Umfange von P. Außerdem wurde, um den kühnen Schritt zu rechtfertigen, Alles angewendet, um die öffentliche Meinung über die Gefahren zu belehren, welche von der Gesellschaft Jesu den Völkern und den Fürsten drohten. Die hohe Geistlichkeit des Reiches unterstützte kräftig die Maßregeln des Ministeriums. Der Papst wurde von dem neuen Systeme der portugiesischen Regierung alsbald in Kenntniß gesetzt und sogar von Pombal im Namen des Königs aufgefordert, mittelst eines Breve's demselben die Befugniß zu Bestrafung der des Hochverraths angeklagten Jesuiten zu ertheilen. Allein Klemens XIII. nahm sie parteiisch in Schutz, und dadurch ward zwischen dem heiligen Stuhle und dem Hofe von Lissabon ein förmlicher Bruch veranlaßt. Der Minister beschloß, keinen Zoll breit zu weichen; er bewirkte demnach die Verbannung des päpstlichen Nuntius aus der Hauptstadt, nahm im ganzen Reiche den Jesuiten die Schulen ab und führte eine zeitgemäßere Erziehungsmethode ein. Bald aber erfolgte der letzte und völlig vernichtende Schlag, nämlich das denkwürdige Edikt vom 3. Sept. 1759, durch welches die Jesuiten, als unfähig jeder Reform, die man auf jede Weise gütlich unter ihnen zu bewirken gesucht habe, und als offenbare Empörer, Hochverräther, Feinde und Ruhestörer aus allen portugiesischen Staaten verbannt wurden. Das Edikt wurde mit außerordentlicher Raschheit vollzogen. Sämmtliche Glieder des Ordens, bis auf die wegen angeblicher Theilnahme an der Verschwörungsgeschichte Eingekerkerten, wurden eingeschifft und an der Küste von Italien abgesetzt, woselbst man sie den gastlichen Anordnungen des heiligen Vaters überließ. Aus dem Noviziate der Jesuiten ward ein Kollegium der Adeligen errichtet, dessen Bestimmung war, durch gründlichere u. zeitgemäßere Erziehung den höheren Klassen die alte Bedeutung und die gesellschaftliche Brauchbarkeit wieder zu verschaffen. Den portugiesischen Handelsstand erfüllte mit allgemeinem Jubel die hergestellte Freiheit der Schifffahrt mit allen Waaren und nach allen Stellen, wo nicht frühere Monopole beschränkend entgegentraten; letzterer Schritt gab Pombal mehr Popularität, als alle bisherigen Verbesserungen, die der Stumpfsinn eines eigennützigen Volkes durchaus nicht anerkannt hatte. Die Feinde der Aufklärung aber rasteten auch jetzt noch nicht. Die berüchtigte Bulle „Apostolicum pascendi munus“ wurde eingeschwärzt und mit ihr neuer Same der Zwietracht

von der jesuitisch = aristokratischen Partei allenthalben ausgestreut. Dies veranlaßte Pombal zu neuen Maßregeln, welche der immer rege Haß der Gegner als grausam verschrie. Der König erklärte auf Pombals Vorschlag jene Bulle für erschlichen u. nichtig; eine neue Denkschrift des Ministeriums wider die Jesuiten erschien im Drucke. Der Prälat an der Patriarchalkirche, Sampayo, wurde verhaftet, dem Patriarchen wegen schlimmer Gesinnung der Hof verboten; man schaffte ferner die päpstliche Dispens in Ehesachen ab und unterdrückte die Bulle „In Coena Domini". Auch in den Klöstern wurden bedeutende Reformen vorgenommen. Als unter Klemens XIV. mit dem päpstlichen Stuhle die Versöhnung zu Stande gekommen war, währte das gute Einverständniß mit der Kurie seitdem ohne Unterbrechung fort, selbst nachdem der Minister sehr bedeutende Einschränkungen der Nuntiaturgewalt sich erlaubt und ein neues Tribunal, die Mensa Censoria genannt, errichtet hatte, dessen Bestimmung war, alle Bullen, Breven und Verordnungen der römischen Kirche vor ihrer Bekanntmachung genau zu prüfen und ihre Veröffentlichung vor erhaltenem königl. Placet nicht zu gestatten. Unterdessen hatte sich P. auch kriegerische Lorbeeren erworben. Die vielen Unfälle und die große Schmach, welche Frankreichs Heere während ihrer Theilnahme am siebenjährigen Kriege in Deutschland erlitten hatten, sollten durch einen Angriff auf P. wiederum gesühnt werden. Als völkerrechtlichen Vorwand zu einem Bruche hatte das französische Kabinet die allzu enge Verbindung mit England geltend gemacht; es müsse P., hieß es, aus dem Joche der britischen Herrschaft erlöst und aus der großen Verblendung gerissen werden, in welcher ihm solch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erscheine. Nach verschiedenen gereizten Erklärungen von Seiten Frankreichs und Drohungen von Seiten Spaniens kam es zu völligem Bruche mit diesen beiden Mächten. Eine spanische Armee, von französischem Kriegsvolk unterstützt, rückte gegen P. an. Dieses blickte angstvoll auf England, seinen bisherigen Bundesgenossen, das auf seine Hülfe denn auch nicht warten ließ. In aller Eile wurden Hülfstruppen eingeschifft, und der Graf Wilhelm von Schaumburg=Lippe, einer der trefflichsten Kriegsmeister jener Zeit, ging, von dem britischen Ministerium angeworben, als Oberfeldherr der verbündeten englisch=lusitanischen Heere nach P. Obwohl dieser ein portugiesisches Heer eigentlich erst schaffen mußte, so ward doch Spanien durch wiederholte Niederlagen zum Waffenstillstand genöthigt, dem bald ein allgemeiner Friede folgte, der am 10. Febr. 1763 von den kriegführenden Mächten unterzeichnet ward. Jetzt aber, als die Gesundheit des Monarchen zusehends abnahm, erhob sich die Adelspartei wieder gegen den Minister, unterstützt durch die Königin, welche jenen stets gehaßt, aber auf die Ueberzeugung ihres Gemahls bisher nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hatte. Alle Anstrengungen Pombals, den jungen Prinzen von Beira auf den Thron zu bringen, scheiterten an der Wachsamkeit Donna Maria Franciska's, die zur Regentin des Reiches ernannt ward. Im Besitze dieser Würde, beeilte sie sich, sich durch zahlreiche Anstellungen Anhang unter der Armee und den Behörden zu verschaffen. Als nun der König Anfang Februars 1778 wiederholt vom Schlage getroffen wurde, erwirkte sie unschwer von dem Könige die Vermählung des Prinzen von Beira mit ihrer gemeinschaftlichen Tochter, Donna Maria Benedikta. Am 23. Februar verschied Joseph, und kaum hatte Pombal davon die Kunde erhalten, als er an seinem Fall nicht mehr zweifelte. Er bat daher sofort um seine Entlassung, aber er sollte zuvor die für ihn bereiteten Scenen der Demüthigung noch erleiden. Alle Tribunale, deren Befugnisse er geschmälert, erhielten solche in ihrem ganzen Umfange wieder; andere, welche seine Schöpfungen gewesen, wurden wieder aufgehoben. Man zwang ihn, seine eigenen Freunde und Vertrauten wegen angedichteter Vergehen zu bestrafen, entfernte seine Schwester und die übrigen Glieder seiner Familie schimpflich von allen Hofdiensten und Staatsämtern, gestattete den Missionären freien Spielraum für ihre Wirksamkeit und gab den verdrängten Jesuitenheiligen ihre alte Stelle im Kalender wieder. Alle Verwiesenen wurden zurückberufen, die befreiten Staatsgefangenen durch Aemter entschädigt und die erbauten Gefängnisse zerstört. Dem Marquis selbst nahm man seine Würden allmählig, eine nach der andern, ab; man arbeitete auch an einer Aussöhnung mit Spanien, mit welcher Macht Pombal in Südamerika wieder angebunden hatte, und schob alle Schuld der langjährigen Wirren auf das willkürliche Walten des bisherigen Ministers. Als er endlich seine Entlassung erhalten hatte, entzog ihn die bewaffnete Macht nur mit Mühe der Wuth des Pöbels auf der Reise nach seinen Gütern. Die fernere Regierung der Donna Maria Franciska Isabella war durch mannichfache Mißgriffe eben nicht die glanzvollste, und die politische Bedeutung P.s ging mit dem Abtritte Pombals wieder unter. Der noch unter Joseph I. mit Spanien begonnene Krieg in Amerika wurde durch einen Frieden beendigt, in Folge dessen P. die verlorene Insel St. Katharina wieder erhielt, dagegen die lange bestrittene Kolonie San Sagramento und die Insel Gabriel an Spanien zurückgab. Darauf kam mit derselben Macht ein Neutralitäts=, Garantie= und Handelsvertrag zu Stande, durch den Spanien abermals portugiesische Besitzungen, nämlich die Inseln Anno Bono und Fernando del Po in der Nähe von Guinea erhielt. Die Königin, statt das theuer Errungene zu behaupten, wendete vielmehr Alles auf, die Schöpfungen dieser beiden Vorfahren zu zerstören. Abermals sah man die Ketzergerichte in Thätigkeit und Scheiterhaufen zur Ehre der Religion angezündet. Die Jesuiten erhielten, obgleich der Orden nicht förmlich wieder hergestellt wurde, keinen geringen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und das baare Geld strömte von Neuem für unnütze Dinge nach Rom. Volksthümlicher und verständiger war Maria Franciska's Politik bei Gelegenheit des Seekrieges zwischen England, Frankreich, Spanien und den empörten Kolonien in Nordamerika. P. beobachtete strenge Neutralität, trat 1782 der sogenannten bewaffneten Neutralität förmlich bei und erreichte so den Zweck: unmittelbaren Handel aus den portugiesischen

Häfen nach dem Norden. Bald aber stellte sich das alte Familienunglück am königl. Hofe wieder ein. Maria Franciska's Gemahl, Peter III., welchen sie zum Mitregenten angenommen, starb 1786, und da zwei Jahre darauf ihm auch der Prinz von Brasilien folgte, so übernahm Johann Maria Joseph Luis am 10. Februar 1792 die Regentschaft, als seine Mutter plötzlich in Wahnsinn fiel. Dieser Staatsakt geschah ohne die gesetzmäßige Theilnahme und Bestätigung der Cortes. England hatte sich außer Stande gefühlt, während des Kampfes mit Frankreich 1793 seinem bisher Verbündeten beizustehen, der in seinem u. aller Könige Interesse daran Theil genommen hatte. Der Graf von Waldeck, welcher jetzt die Rolle Schaumburg-Lippe's, dem er aber an Geist und Tapferkeit weit nachstand, übernehmen sollte, scheiterte in vielen seiner Bemühungen, sowohl an der Nationaleifersucht im Allgemeinen, als auch und besonders an dem Einflusse des Herzogs von Lafoes und einiger andern eingeborenen Großen. P. konnte deshalb noch von Glück reden, als ihm ein leidlicher Friede geboten ward. Es sollte aller Theilnahme an den Unternehmungen der Koalition wider die französische Republik entsagen u. einen Botschafter an das Direktorium absenden. Die mit der Unterhandlung unzufriedene englische Partei zu Lissabon hintertrieb aber die Bestätigung des Vertrages, und als nach einiger Zeit dieselbe beschwichtigt worden war, zeigte sich auf einmal das französische Direktorium spröde. Die neuen Unterhandlungen zerschlugen sich; das Mißgeschick, welches bald darauf die Franzosen eine Zeit lang an verschiedenen Punkten traf, erhöhte das Selbstvertrauen der Portugiesen auf ihre Kräfte wieder. Sie vereinigten ihre Flagge mit der britischen und kreuzten gemeinsam mit den Engländern vor Malta und Alexandrien. Mit Rußland wurde ebenfalls ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Aber der Krieg hatte, die ungewöhnlichen Opfer abgerechnet, dem Handelsstande allein schon durch die französischen Freibeuter zur See unendlich geschadet. Der Verkehr mit Brasilien war so gut als aufgehoben. Mehre Anleihen vergrößerten die Staatsschuld; das Papiergeld, zu welchem man sich endlich bequemen mußte, untergrub den öffentlichen Kredit; die Furcht vor Ausbreitung revolutionärer Grundsätze gab einer geheimen Polizei das Daseyn und ertödtete das wechselseitige Zutrauen. Mit der Polizeiplage ging Hand in Hand die Willkür der Minister, u. die Inquisition, deren Wirksamkeit längere Zeit geruht hatte, erhielt aufs Neue vollauf Arbeit. Außer dem Vertrage mit Tripolis, wodurch P. mit Getreide versorgt wurde, und außer der Erklärung Lissabons zum Freihafen auf die Dauer von zwei Jahren geschah in dieser Zeit nichts für die Nation Ersprießliches. Ein von Bonaparte angestifteter Krieg mit Spanien wurde am 6. Juni 1801 durch den Frieden von Badajoz geendigt, durch den Olivenza mit seinen Umgebungen an Spanien abgetreten, die Guadiana zwischen beiden Ländern als Grenze anerkannt und den englischen Schiffen der Zutritt in die Häfen von P. verschlossen ward. Der Friede zu Madrid am 24. September enthielt für Frankreich noch vortheilhaftere Bedingungen auf Kosten des schwächeren Landes. Erst der allgemeine Friede zu Amiens am 27. März 1802 milderte einige der härtesten Punkte und gab mehres in den Kolonien Entrissene den Portugiesen wieder zurück. Der Drang der Umstände von außen ward jedoch immer mächtiger u. die Stellung des portugiesischen Kabinets zu den kriegerischen Hauptmächten immer prekärer. Napoleon I., welcher die alte, niemals ganz aufgegebene Verbindung P.s mit England dauernd vernichten zu müssen glaubte, beschloß schon 1807 den Untergang des Hauses Braganza. Mit Spanien war bereits das Nöthige in dem berüchtigten Vertrage von Fontainebleau verabredet worden. Als aber die Nachricht von des Kaisers Entschlusse u. der Theilnahme Spaniens an der beabsichtigten Invasion nach Lissabon gelangte, siegte die englische Partei im Staatsrathe wieder, und der alte Vorschlag Pombals, welchen derselbe bei Anlaß des 1762 von Spanien unternommenen Krieges gemacht hatte, nämlich: unter dem Schutze einer englischen Flotte mit allen Schätzen nach Brasilien sich zu begeben und von hier aus durch Eroberung der spanischen Kolonien für die Verluste in Europa sich zu entschädigen, gewann täglich mehr Eingang in den Gemüthern des Monarchen und seiner Minister. Man bereitete sich heimlich für den verzweifelten Schritt vor, und während der Geschäftsträger des Königs zu Paris, Graf Lima, über P.s Neutralität, über die Verschließung der Häfen des Reiches zum Nachtheile der Briten und über monatliche Hülfsgelder zum Scheine fortunterhandelte, suchte die Krone alles nicht leicht Transportable in Geld zu verwandeln. Zu Paris hatte man den geheimen Plan der Flucht früh genug geahnt, doch war, weil die Engländer die See beherrschten, dessen Ausführung nicht wohl zu verhindern. Der Prinz-Regent suchte, da bereits ein französisches Heer unter Anführung des Marschalls Junot im Anzuge gegen P.s Grenzen war, bloß noch Zeit zu gewinnen; darum dekretirte er am 20. Oktober den förmlichen Beitritt P.s zum Kontinentalsysteme und die Ausschließung der englischen Schiffe aus allen portugiesischen Häfen. Dennoch setzte Junot, weil seine Aufträge bestimmt lauteten und die Absichten des Kabinets von Lissabon auf der Hand lagen, seinen Marsch fort. Die dringenden Vorstellungen des englischen Ministers Lord Strangfort und des Admirals Sir Sidney Smith, welcher die Station im Tejo befehligte, machten endlich jeder fernern Bedenklichkeit auf Seiten des portugiesischen Hofs ein Ende. Bei Peniche wurde eine Abtheilung von 7000 Mann Linientruppen aufgestellt, um die Einschiffung der königlichen Familie zu decken, und am 26. November erschien die Abschiedsproklamation, in welcher der Prinz den Portugiesen eröffnete, daß er, weil alle Mittel, die Neutralität des Reiches und den Frieden mit Frankreich zu erhalten, erfolglos angewendet worden seyen, sich veranlaßt sehe, bis zum allgemeinen Frieden in der Stadt Rio Janeiro die Hofstatt aufzuschlagen. Zur Aufrechterhaltung der Einheit der Regierung u. der Ruhe und Ordnung in P. wurde eine Regentschaft niedergesetzt, bestehend aus dem Marquis von Abrantes, D. Francisco de Currha de Meneses, D. Pedro de Mello-Breyner, D. Francisco

de Moranha, den Grafen Monteiro und Sampayo oder an seiner Stelle D. Antonio Saltier de Mendonce, welcher eine ziemlich unumschränkte Vollmacht in Bezug auf ihre künftige Wirksamkeit im Reiche ertheilt ward. Tags darauf schiffte sich der Prinz mit seiner Familie, den Großen des Hofes und den Staatssekretären ein, und am 29. November lichtete die königl. Flottille die Anker. Noch an demselben Tage hielt Marschall Junot an der Spitze des Vortrabes seinen Einzug in Lissabon und besetzte die festen Schlösser, welche die Stadt und den Tejo beherrschen. Vergebens erhob sich das über diese Gewaltmaßregeln erbitterte Volk in wildem Aufruhr gegen die Eindringlinge. Die Taktik entschied über die Mehrzahl, denn die Briten der Seestation wagten es nicht, an dem Tumulte Theil zu nehmen, welchen sie durch Aufreizung des Volkes mit veranlaßt hatten. Die Maßregeln Junots wurden in Folge dieser Volksbewegung aber täglich strenger und alle Anstrengungen der ergrimmten Patrioten durch die kluge Wachsamkeit desselben durchkreuzt. Am Tejo stand bereits die Hauptmacht des Feindes gelagert; Estremadura, Beira u. Ober-Alentejo, nebst den Festungen Elvas, Guarda und Portalegre waren in seiner Gewalt. Andererseits bemächtigten sich die zu gleicher Zeit verrätherischen und verrathenen Spanier, 4000 Mann stark, aller festen Plätze in der Provinz Entre-Douro-e-Minho, während eine andere Abtheilung von 20,000 Mann aus Cadix zum Schutze der Küsten Algarviens und Unter-Alentejo's, im Interesse des Kaisers Napoleon I. u. des Königs Don Carlos IV., sich in Bewegung setzen sollte. Die Eroberung des Landes P. war beinahe vollendet und die Phrase: „Die Dynastie Bragánza hat aufgehört zu regieren, und P. ist unter den allmächtigen Schutz des Kaisers der Franzosen gestellt!" volle Wahrheit geworden. Der Großinquisitor und der Kardinal-Patriarch mußten wortreiche Aufrufe im Style der französischen Bulletins an die Nation erlassen, worin dieselbe zu willigem Gehorsam gegen die Befehle des Obergenerals im Namen der Religion vermahnt und an das ungewöhnliche Glück in Folge des vor sich gegangenen Herrscherwechsels erinnert wurde. Die Gewalt machte den Widerstand des Volks verstummen; die Eitelkeit, welche man gehörig zu kirren verstand, entwaffnete jenen der Großen oder wenigstens eines Theils derselben, und der Moniteur verkündete mit vieler Naivetät die innige Uebereinstimmung der portugiesischen Nation mit dem, was für sie durch die Sorgfalt des Kaisers soeben geschehen sey. Junot löste im Februar 1808 die Regentschaft auf und setzte eine provisorische Regierung ein, die aus Anhängern der französischen Partei oder aus solchen Mitgliedern der bisherigen Regentschaft bestand, welche man durch eine solche Auszeichnung zu gewinnen hoffte. Die neue Regierung erließ bald eine Menge von Verordnungen, in welchen von Eröffnung neuer Kanäle, von Anlegung regelmäßigerer Landstraßen, von Erhebung der Landesindustrie und Vernichtung alter Vorurtheile und Mißbräuche, zumal in der Religion, die Rede war. Allein alles das vermehrte nur den Haß der Eingeborenen wider die eingedrungenen Fremdlinge. Kultur, Aufklärung, Industrie und Freiheit waren der Masse des Volkes verhaßte Namen, weil sie die Anstrengung physischer u. geistiger Kräfte predigten. Ueberdies erschien das Dekret von Mailand (23. December), welches dem Lande eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken auferlegte und dieselbe von allem Privatpersonen zugehörigen Eigenthume zu erheben befahl. Klöster, Kongregationen und Domkapitel wurden mit zur Theilnahme gezogen und dadurch die Feinde des neuen Systems beträchtlich vermehrt. Die Privilegirten und der dritte Stand vereinigten sich jetzt auf das Innigste zu Plänen der Rache, indem sie auf Großbritanniens mächtigen Beistand zuversichtlich rechneten. Durch das Beispiel der Spanier und die Thätigkeit englischer und spanischer Sendlinge wurde der Ausbruch des Aufstands beschleunigt. In der Provinz Entre-Douro-e-Minho entstanden die ersten Volksbewegungen. Die Spanier, welche zu Oporto mit den Franzosen zugleich die Besatzung gebildet hatten, entwaffneten diese und halfen die alte Ordnung der Dinge wieder herstellen. In derselben Stadt, als dem nunmehrigen Mittelpunkte der Revolution, wurde sofort eine Junta errichtet, welche die Leitung der Erhebung in die Hand nahm. Die Engländer, welche längs der Küste kreuzten, versahen die Haufen von Insurgenten, welche täglich zahlreicher wurden, mit Geld und Kriegsbedarf. Bald ergriff die Flamme der Empörung auch die benachbarten Provinzen Estremadura und Alentejo; am wildesten aber loderte sie in dem von Franzosen entblößten und bloß von Spaniern bewachten Algarvien auf. Junot nahm energische Maßregeln, wie seine kritische Lage ihm gebot. Alle spanischen Truppenabtheilungen in der Umgegend von Lissabon wurden eingeschifft, damit durch sie zunächst in den Provinzen die Rebellen bekämpft werden könnten. Zu Villa Viciosa kam es am 20. Juni zu blutigen Scenen zwischen Portugiesen und Franzosen, wobei erstere, aus Fort und Stadt vertrieben, zuletzt den Kürzern zogen. Noch blutiger ging es in Beja zu, woselbst eine Abtheilung von 6000 Insurgenten einem französischen Corps den Durchgang streitig gemacht hatte. Auch hier war das Glück auf Seiten der Fremden, jedoch nicht ohne daß letztere schwere Einbuße an Getödteten erlitten. Inzwischen fuhren die Insurgenten der Provinzen Beira, Entre-Douro-e-Minho u. nunmehr auch Tras-os-Montes in ihren Anstrengungen fort, und ein Heer von 7000 Mann, darunter viele Linienſoldaten, angeführt von fanatisirenden Mönchen, setzte sich gegen die Hauptstadt selbst in Bewegung. Junot versuchte den Weg der Unterhandlung, aber vergebens. Schon wurde das wichtige Peniche bedroht. Da zogen Margaron und Themiers mit 6 Bataillonen bis Leiria den Aufständischen entgegen und zerstreuten sie nach hartnäckigem Gefechte. Durch die überlegene Macht der Portugiesen jedoch von allen Seiten bedroht, sahen sich die Franzosen bald auf ein sehr kleines Terrain zwischen dem Tejo und der von englischen Schiffen beherrschten Seeküste beschränkt, worin Santarem, Peniche und Lissabon mit seinen festen Schlössern und seinem Hafen die äußersten Vertheidigungspunkte bildeten. Die Hauptstadt selbst aber bot den Franzosen wegen der feind-

lichen Stimmung der Einwohner keinen sicheren Halt, und die Umgegend, welche von den Insurgenten absichtlich verwüstet worden war, wenig oder gar keine Lebensmittel. Alle Zufuhren von der Seeseite waren durch die Engländer, alle Verbindungen mit dem Binnenlande durch Insurgentenschwärme abgeschnitten. Inzwischen war auch der größte Theil der unter Sir Dalrymple's Oberbefehl gestellten englischen Heerabtheilung oberhalb Peniche und in der Bucht von Mondego gelandet. Arthur Wellesley lagerte mit diesem Truppencorps zu Leiria und zog ungefähr 6000 Portugiesen unter Gomez Freyre d'Andrade an sich. Sodann brach er auf, zerstreute bei Brilos eine Abtheilung Feinde und erfocht dann bei Roleja und Obidos einen bedeutenderen Sieg über dieselben. Als Junot selbst mit seiner Hauptmacht ihm die Spitze bot, um, bevor die Nachhut der englischen Armee gelandet seyn würde, einen entscheidenden Schlag auszuführen, verlor er die Schlacht bei Vimeira, und nur die an Zahl der englischen überlegene Reiterei wendete eine gänzliche Niederlage ab. Junot aber war dadurch so sehr geschwächt, daß er durch Kellermann einen Waffenstillstand unterhandeln ließ, welcher am 22. August unterzeichnet wurde. Diesem Waffenstillstande folgte, da allenthalben die Angelegenheiten der Franzosen die schlimmste Wendung genommen, zu Cintra ein Vertrag über die gänzliche Räumung P.s durch die französischen Truppen, am 30. August unterzeichnet. Die Truppen Napoleons erhielten freien und ehrenvollen Abzug, nachdem sie alle Festungen, Schlösser und Städte P.s geräumt hatten. Der geheime Grund, welcher den britischen Oberbefehlshaber Dalrymple vermochte, den Abschluß des Friedens zu beschleunigen und den Franzosen so günstige Bedingungen zuzugestehen, war, daß zwei Armeen portugiesischer Insurgenten in Alentejo und Entre-Douro-e-Minho selbstständig zu operiren begannen und in Aufrufen davon redeten, daß keiner andern Regierung und Gewalt, als der vom Prinzen von Brasilien bei seiner Abreise eingesetzten Regentschaft, Gehorsam geleistet werden solle. England betrachtete P. als ein erobertes Land, welches bis zum Abschlusse des Friedens mit Frankreich von einer aus Engländern gebildeten Regentschaft verwaltet werden müsse, und suchte die gegenwärtige Lage der Dinge bestens zu benutzen und so lange als möglich sich im Besitze von P. zu behaupten. Darum die Eile und die Milde bei Abschluß des Räumungsvertrages von Cintra, welcher bei dem größten Theile der Engländer, als schimpflich für die Nationalehre und bloß den Interessen des Feindes dienlich, die bittersten Rügen erfuhr und fast eine kriegsgerichtliche Untersuchung herbeigeführt hätte. Als Dalrymple die bedenkliche Stimmung des portugiesischen Volkes, zumal aber seiner Häupter durchschaut hatte, suchte er sich ihres Gehorsams zu versichern u. ließ daher die strengste Polizei im Inneren des eroberten Landes handhaben. Doch restituirte er die ehemalige Regentschaft, in die jetzt an der Stelle einiger ausgeschlossenen Mitglieder das Haupt der Revolution von Oporto, der Bischof Don Antonio Castro, trat. Nachdem so alle vom Augenblick erforderten Maßregeln getroffen waren, gingen Dalrymple und Wellesley nach England zurück. Der größte Theil der Hülfsarmee aber erhielt als Aufgabe die Unterstützung der Spanier, und Sir John Moore wurde an ihre Spitze gestellt. Da ein Theil der Provinzen P. durch den Abzug so vieler Truppen entblößt wurde, gelang es zu Anfange des Jahres 1809 dem Marschall Soult sehr leicht, nach Ueberwältigung der spanischen Insurgentenheere unter Cuesta und Urbino im Norden des Landes wieder einzudringen. Zwanzigtausend Portugiesen hatten ihm vergebens bei Braga den Weg versperrt; ihre Reihen wurden durchbrochen, ihre gesammte Artillerie erbeutet und die Geworfenen vorwärts gegen Oporto gedrängt. Hier erfocht Soult einen blutigen Sieg über die portugiesische Hauptmacht, welche einen Verlust von 10,000 Todten u. Gefangenen und über 200 Geschützen erlitt. Doch war dieser Sieg der letzte bei diesem zweiten französischen Einbruch. Allzu sehr entblößt von Kriegs- und Lebensmitteln, von Galicien u. der Hauptarmee Napoleons abgeschnitten und von bedeutenden britischen Streitkräften bedroht, welche plötzlich wieder gelandet waren, sah Soult keine Möglichkeit voraus, in die Länge sich in P. behaupten zu können. Schon am 10. Mai wurde sein Vortrab geworfen u. über den Douro zurückgedrängt, während bei Amarante Loison gegen die Anglo-Portugiesen den Kürzern zog. Ueberall erwachte der Kriegsmuth der Eingeborenen von Neuem, und wider sie und der Briten vereinigte Kräfte konnte der Marschall nicht aufkommen. Deshalb trat er alsbald den Rückmarsch nach Galicien an, und zwar durch die gefährlichen Gebirgspässe von Salamonde, die ihn die gesammte Beute von Oporto kosteten. Napoleon aber beschloß, als zwei Dritttheile Spaniens nebst der Hauptstadt in seiner Gewalt waren, eine dritte Heerfahrt nach P., über welche Marschall Masséna den Oberbefehl erhielt. Wellesley, nunmehr Lord Wellington und Oberbefehlshaber der zusammen etwa 48,000 Mann starken anglo-portugiesischen Streitmacht, zog auf die Kunde von dem Anzuge Masséna's alle bei Elvas u. Badajoz stehenden Truppen an sich und gedachte durch eine rasch ausgeführte Bewegung von Ciudad-Rodrigo gegen Salamanca die Feinde zu überrumpeln. Da er aber wider Erwarten eine Uebermacht der Feinde sich gegenüber sah und in Gefahr war, auf beiden Flügeln umgangen zu werden, zog er sich in das Innere von P. zurück, Alles hinter sich auf das Schrecklichste verwüstend, um den Feind der nothwendigen Subsistenzmittel zu berauben, welche nunmehr, da in Spanien das gleiche System befolgt und Alles zur Einöde gemacht wurde, mit den größten Schwierigkeiten aus Frankreich selbst herbeigeschafft werden mußten. Trotzdem drang Masséna Anfangs September bis zum Mondego ins Innere von P. ein, zerstreute hier in Einzeltreffen seine Feinde und bemächtigte sich Coimbra's. Von denselben Punkten aus, von welchen Wellington zwei Jahre früher gegen Junot ausgezogen, rückte dieser an der Spitze des Vortrabes nun gegen seinen Besieger an, und Wellington mußte in den nämlichen Stellungen sich zu behaupten suchen, aus welchen er ehemals Junot zu verdrängen sich angestrengt hatte; seine Heermacht dehnte sich vor Lissabon in einer Länge von 10

Stunden aus. Der rechte Flügel war an die Mündungen des Tejo, der linke an den Ausfluß des Sicandro ins Meer gelehnt. Masséna, die Unüberwindlichkeit der Stellung seines Gegners erkennend, stand lange Zeit thatlos vor derselben, ward aber endlich durch die Noth gezwungen, seinen Feind um jeden Preis aus den Felsenlagern herauszulocken. Allein Wellington ging bei allen wider die Franzosen unternommenen Bewegungen mit der größten Vorsicht zu Werke, und wie bei seiner Annäherung Masséna stets in seine Linien vor Santarem sich zurückzog, so wich er bei dem Andrang der Franzosen jederzeit in die seinigen vor Lissabon. So verstrichen Monate, ohne daß von irgend einer Seite dem französischen Feldherrn Verstärkung aus Spanien und Frankreich, oder Hoffnung, den Gegner hier zu ermüden, ward. So schien diesem, als ihm bei steigendem Mangel nur die Wahl zwischen verzweifeltem Sturme und anständigem Rückzuge gelassen war, letzterer bei weitem zeitgemäßer. Unter steten Gefechten mit den rastlos verfolgenden Anglo-Portugiesen wurde derselbe in 18 Tagen ausgeführt, und die Franzosen rückten bei Almeida, Rodrigo und Salamanca wieder ins spanische Gebiet. Auch Breyer brachte glücklich seine Besatzung aus Almeida u. der Gewalt der Briten unmittelbar nach dem blutigen Treffen bei Fuentes d'Onnoro (5.—10. Mai 1811). Die diplomatischen Unterhandlungen waren inzwischen ununterbrochen fortgesetzt worden. Noch zu Anfange des Jahres 1810 hatte das Kabinet von St. James die Dynastie Braganza für die einzig rechtmäßige auf dem Throne von P. anerkannt, u. in einem Vertrage, der aber später wieder durchgesehen u. geprüft werden sollte, wurden den Engländern bedeutende Begünstigungen in Bezug auf ihren Handel zugestanden. Palmella, in diplomatischen Geschäften bei weitem der gewandteste Portugiese, vertrat seinen Souverän beim Kongresse der europäischen Mächte zu Wien und half die Akte des allgemeinen Friedens unterzeichnen. P. hielt zu Großbritannien, obgleich es 1815 die außerordentlichen Begünstigungen von 1810, unter Beibehaltung der früheren Verträge, zurücknahm. Im Jahre 1813 erklärte der Prinz-Regent von Rio Janeiro aus P., Brasilien und Algarvien für ein vereinigtes Königreich und, da seine Mutter kurz darauf starb, sich selbst als Johann VI. zum König. Durch die fortdauernde Abwesenheit des Hofes vom Mutterlande, auch nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens, war dieses letztere in äußerst kritische Verhältnisse gerathen. Aus dem herrschenden Staate war P. eine Kolonie in zweifacher Beziehung geworden, zuerst von Brasilien und sodann von England. Die Verhältnisse mit dem benachbarten Spanien, welches im Befreiungskampfe mit P. gemeinsame Sache gemacht hatte, waren allmählig wieder unfreundlich geworden. Handel und Gewerbe lagen darnieder. Die Regentschaft, ein bloßes Werkzeug in den Händen des Lord Beresford, welcher als Generalissimus und Kriegsminister bestellt worden, brachte keine bessere Verwaltung des Landes zu Wege. Diese Lage der Dinge mußte in den Herzen der Portugiesen Sehnsucht nach Befreiung von dem neuen ausländischen Joche erregen. Gomez Freyre d'Andrade, ein Nachkomme Pombals, ausgezeichnet durch seine Dienste als General der lusitanischen Hülfsarmee im Freiheitskampfe seiner Nation und persönlich von den Engländern mißhandelt, stellte sich an die Spitze eines geheimen Bundes, welcher zum Zweck hatte, P. vom britischen Einflusse zu befreien und dem Lande eine nationale Verfassung zu geben. Der Plan wurde zwar kurz vor der Ausführung entdeckt, u. Freyre mit mehren seiner Freunde starb 1817 auf dem Blutgerüste; aber drei Jahre nach dieser Katastrophe vereinigten sich zu Oporto unter den daselbst kasernirenden Regimentern mehre Offiziere zu einem ähnlichen Befreiungsplane. Die Häupter dieser Verschwörung waren der Oberst Sepulveda und der Graf Antonio Silveira, zwei Advokaten von hervorragendem Talente; unter den übrigen Mitgliedern derselben waren Ferreira-Borgez und Fernandez Thomaz, sowie der Oberst Cabreira die einflußreichsten. Nach vorhergegangener nächtlicher Besprechung wurden am 24. August 1820 die Truppen zu Oporto unter die Waffen gerufen und mit dem Plane bekannt gemacht; sie willigten jubelnd ein, und man rief nunmehr eine — vorerst noch zu entwerfende — Nationalverfassung, sowie die portugiesischen Cortes aus. Eine Junta wurde gebildet, welche den Aufstand zu leiten und die Regierung einstweilen, bis zum Zusammentritte des Nationalkongresses, zu übernehmen hatte. Den Engländern geschah nicht das geringste Leid, wie überhaupt bei dieser Revolution kein Tropfen Blutes vergossen wurde. Die aufgeschreckte Regentschaft verlor bald das Zutrauen aller Parteien und zu sich selbst. Die Einwohner und Truppen zu Lissabon zeigten sich täglich schwieriger, und außer dem Grafen Amarante in Tras-os-Montes blieb kein Befehlshaber treu. Die wider Oporto ausgesandte Heermacht schlug sich zu den Insurgenten, und die Streitkräfte derselben mehrten sich bei jedem Schritte vorwärts. Die Regentschaft selbst erkannte, daß sie dem Strome der öffentlichen Meinung in die Länge nicht zu widerstehen vermöge. Eine provisorische Junta, welche auch in der Hauptstadt sich bildete, machte das Geschehene dem Könige und den fremden Gesandten bekannt. Darauf vereinigte sie sich mit der schon bestehenden obersten Junta, welche mit der Staatsverwaltung und Leitung der Geschäfte im Allgemeinen auch ferner sich befaßte, während die jüngere eine provisorische und für die Cortes vorbereitende Junta seyn sollte. Am 1. Oktober hielt erstere mit dem Nationalheere ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt, und es wurde eine neue gemeinschaftliche Regierung gebildet, bestehend aus Dom Freyre, Bischof von Oporto, Antonio Silveira Fernandez Thomaz (Minister des Auswärtigen), Ferreira-Moura (des Innern und der Finanzen), Dom José Germano de Bramcamp (des Kriegs und der Marine). Lord Beresford, mit verschiedenen Aufträgen des Königs aus Brasilien zurückgekommen, fand alle Bande des Gehorsams gelöst; man verweigerte sogar dem Generalissimus die Landung, und trotz seiner Drohungen mußte er sich zur Heimkehr entschließen. Unter den Häuptern der Revolution selbst aber offenbarte sich, bald nach dem Siege derselben, Spannung und Zwiespalt. Die demokratischen und aristo-

kratischen Elemente berührten sich feindselig. Der Adel, wiewohl thätiger Beförderer der großen Bewegung, gedachte ihr eine seinem Interesse zusagendere Richtung zu geben und arbeitete an einer Gegenrevolution in diesem, nicht aber in royalistischem Sinne. Silveira selbst stand an der Spitze des neuen Unternehmens und ward vom General Tereira, Oberbefehlshaber von Lissabon, mit bewaffneter Macht unterstützt. Man wollte die oberste Junta von verdächtigen, d. h. der Aristokratie feindseligen Mitgliedern reinigen und der zu entwerfenden Verfassung einen Zuschnitt geben, wie man ihn brauchen zu können glaubte. So brach der zum Ausbruch der Gegenrevolution festgesetzte 11. November an; aber nach anfänglichem Gelingen scheiterte der Plan an Sepulveda's Festigkeit, an dem Unwillen eines Theils der Truppen und an der vorherrschenden Stimmung der Hauptstadt. Die sogenannte „Militärkonferenz" endigte damit, daß Silveira und Tereira von den Geschäften sich zurückzogen. Die ganze Katastrophe lief ohne Blutvergießen ab. Nachdem der innere Sturm wieder beschwichtigt worden, beschwor man so viel wie möglich die Ungewitter am äußern politischen Horizonte. Das Kabinet von St. James wurde in freundlicher Stimmung, oder wenigstens in Neutralität erhalten. Alle Schuld des Geschehenen ward auf Beresford geschoben. Europa erhielt in einem Manifest der obersten Junta genügende Aufschlüsse über alle Beweggründe und Vorfälle der vollbrachten Revolution. Von Rio Janeiro selbst kamen beruhigende Berichte über die Gesinnung des Monarchen, welcher gleich anfangs mit der Insurrektion einen Vergleich einging. Am 26. Jan. 1821 fand die feierliche Eröffnung der konstituirenden Cortes Statt. Eine neue Vollziehungsbehörde bildete man aus dem Benediktiner St. Luiz, dem Grafen Sampayo, D. José de Silva Carvalho, dem Marquis von Castello-Melhor u. D. Santo Mayor. Einige Tage darauf ward auch das Ministerium frisch geregelt, und es erhielt Barradas das Departement des Innern, Durante-Cohelho das der Finanzen, Tereira-Rebello das des Kriegswesens, Maximilian de Souza das der Marine, Bramcamp der Jüngere aber das des Auswärtigen. Auch ordnete man die Wahl der Abgeordneten für die überseeischen wie für die europäischen Provinzen. Preßfreiheit, Abschaffung der Inquisition, Beschränkung der Polizeigewalt, Beseitigung des Feudalwesens, Vernichtung der geistlichen Privilegien und Errichtung eines Staatsrathes standen obenan unter den Gegenständen, mit welchen die Cortes sich befaßten. Am 9. März wurden einstweilen die in 37 Artikeln bestehenden Grundlagen der künftigen Verfassung bekannt gemacht. Hierauf beschäftigte besonders die Wiederherstellung der Finanzen u. des so tief gesunkenen Staatskredits die Versammlung. Am 27. März traf die amtliche Nachricht von der Annahme der Verfassung durch den König ein. Trotz der Gegenbemühungen einer von der Königin geleiteten Hofkamarilla hatte er sich entschlossen, durch Einberufung der alten Cortes mit zeitgemäßen Verbesserungen u. durch Ertheilung einer Amnestie für die Urheber der Revolution den Sturm zu beschwören. Allein auch in Brasilien war darauf die Bewegung ausgebrochen, u. als zuletzt auch Rio Janeiro die Sache der Revolution ergriff, eilte der geschreckte Monarch, die Verfassung feierlich durch seinen Sohn, Dom Pedro, beschwören zu lassen. Später gewann er die Ueberzeugung, daß seine Anwesenheit in Europa nothwendig sey, und traf deshalb Anstalten zur Rückkehr. Der Kronprinz wurde zum Reichsverweser von Brasilien mit großen Vollmachten ernannt, und kurz darauf, nachdem ein Versuch der Exalteros zu Rio Janeiro, die Verfassung der spanischen Cortes einzuführen, mit Waffengewalt vereitelt worden, schiffte Johann mit seiner Familie sich nach Europa ein. In P. in den ersten Tagen des Juli angelangt, ergab sich der König, in der Erwartung besserer Dinge, in manche Beschränkung. In allen Zweigen des Staatshaushaltes wurde die größte Sparsamkeit eingeführt und die Civilliste des Monarchen und der königlichen Familie festgesetzt. Die Einziehung einer großen Zahl von Pfründen und Pensionen, die Verminderung der Klöster von 420 auf 60 u. die Vernichtung der Privilegien des Adels erregten der neuen Ordnung der Dinge zahlreiche Gegner. Die Intrigue von innen säumte nicht, mit manchen Vorurtheilen des Auslandes gegen die portugiesische Verfassung sich zu verbinden. Die Cortes fuhren inzwischen mit rastloser Thätigkeit in ihren Arbeiten fort und richteten besonders auf Verbesserung der Finanzen und der Gesetzgebung ihr Augenmerk. Die privilegirten und die Specialgerichte wurden abgeschafft, die Stellen der Richter für lebenslänglich erklärt, und mit dem Institute der Geschworenen, welches man auch nach P. zu verpflanzen gedachte, hing die Abfassung eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches u. einer regelmäßigeren Gerichtsordnung zusammen. Am 23. September ward der Verfassungsentwurf von den Cortes unterschrieben. Brasilien trennte sich bald nachher thatsächlich vom Mutterlande und ernannte Dom Pedro zum Kaiser (s. Brasilien, Gesch.). Während aber die Revolution jenseit des Meeres einen neuen Triumph gefeiert, wurde ihr Werk in P. von sichtbaren und unsichtbaren Gegnern immer mehr untergraben. Man gewann unter den Cortes u. ihren Anhängern selbst eine Partei, welche durch das Vorgeben, Ermäßigungen in der Konstitution erwirken zu wollen, in die Unternehmungen der Absolutisten mit hineingezogen wurde. Der Sturz aller freien Institutionen war jedoch das einzige Ziel, welches in den königlichen Gemächern von Queluz mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verfolgt wurde. Man wollte die moralische Kraft der konstitutionellen Partei vorerst lähmen u. theilen, um sodann mit leichtem Siege die neue Ordnung der Dinge zu stürzen. Bald nach Eröffnung der ordentlichen Cortes zeigte sich diese Gesinnung der Absolutistenpartei ziemlich unverhüllt; die Königin Donna Carlotta verweigerte den Eid auf die Verfassung, was gewaltsame Maßregeln von Seite der Konstitutionellen hervorrief, so daß sich der König genöthigt sah, in Gemäßheit eines Artikels der Verfassung die eigene Gemahlin aus dem Reiche zu verbannen. Bloß die vorgeschützte Krankheit und ein ärztliches Zeugniß verhinderten die buchstäbliche Vollstreckung dieses Beschlusses. Man hielt sie aber

in einer Art von klösterlicher Haft. Trotz dem fuhr die stolze Frau in ihrem Widerstande gegen das Verfassungswesen und in geheimen Anschlägen gegen die Cortes eifrig fort. Mehre Verschwörungen, deren Triebfeder sie gewesen, wurden hinter einander entdeckt, jedoch niemals streng bestraft. Dieser Mangel an Energie stürzte die Liberalen in der Folge ins Verderben. Durch die Vorgänge in Neapel und Piemont über die ihnen drohende Gefahr nicht belehrt, unterließen sie es, durch ein standhaftes Schutz- und Trutzbündniß mit Spanien sich zu befestigen. Unbekümmert, als ob gar keine Gefahr im Anzuge wäre, fuhren sie fort, mit Gesetzgebung, Gerichtspflege u. Verwaltung des Innern sich zu beschäftigen, während die Feinde desto thätiger waren. Die weitverzweigte Junta des Absolutismus verschwendete, wie in Spanien, Millionen zu Aufreizung der Gemüther und zu Erregung eines Bürgerkrieges, welcher bei den apathischen Portugiesen sonst wohl nimmermehr ausgebrochen seyn würde. Als der Herzog von Angoulème 1823 den verhängnißvollen Feldzug wider Spanien unternahm, war in P. die Gegenrevolution schon völlig vorbereitet und organisirt. Der Graf Amarante stellte sich, der Verabredung gemäß, an die Spitze der Mißvergnügten und brachte in den Provinzen Entre-Douro-e-Minho u. Tras-os-Montes eine Anzahl Einwohner unter die Waffen; zu Valladolid aber bildete sich eine „Regentschaft des Königreichs P. während der Gefangenschaft Johanns", an deren Spitze der ausgewiesene Kardinal-Patriarch stand. Die Königin spendete die nöthigen Summen und Waffenvorräthe. Der Anfang der kriegerischen Anstrengungen des royalistischen Anhanges erregte aber nicht die günstigsten Erwartungen. Graf Amarante, ein besserer Intriguant als Feldherr, wurde von dem General der Konstitutionellen, Dom Luiz do Rego, nach der spanischen Grenze zurückgetrieben, und von den enttäuschten Transmontanern zuletzt im Stiche gelassen, mußte er mit dem Reste seiner Truppen in das galicische Gebiet flüchten. Die Cortes versäumten aber, den gewonnenen Sieg und ihre günstige Lage gehörig zu benutzen; während sie den Mißvergnügten Zeit ließen, sich wieder zu sammeln und zu verstärken, entfremdeten sie sich durch unverdiente Behandlung den einzigen General von Talenten, welcher ihre Truppen angeführt, Rego, dessen langsamer Operationsplan wider Amarante freilich bei Vielen Verdacht erregt hatte. In Mitte der Cortes selbst haderten die beiden Hauptparteien unter den Liberalen, die der Exaltados u. die der Moderados, um die Herrschaft. Dieser Streit wurde von den Absolutisten mit vieler Gewandtheit benutzt, um eine Trennung u. dadurch den Sturz ihrer Gegner zu bewirken. Der Infant Dom Miguel stellte sich, von seiner Mutter zum Haupte der Gegenrevolution ausersehen, an die Spitze der gewonnenen Offiziere der Linientruppen und zog am 27. Mai nach Villafranca, wo noch mehre Regimenter und eine Anzahl Edler waren, die sich mit ihm vereinigten. Von hier aus machte der Prinz die Nation mit seinem Vorhaben bekannt, sie sowie den König aus den Händen der Cortes zu retten und dem anarchischen Treiben derselben ein Ende zu machen. Da überdies davon die Rede war, an die Stelle einer unvolksthümlichen Verfassung eine bessere, somit also immerhin eine Verfassung zu setzen und lediglich den überwiegenden Einfluß der Exaltados zu vernichten, so fanden sich nicht nur unter der beschränkten Masse Leute genug, welche in die Ansicht von der Nothwendigkeit der Gegenrevolution leicht eingingen, sondern selbst Parteihäupter, wie Sepulveda, durch ihre Anhänglichkeit an konstitutionelles Wesen ausgezeichnet, ließen sich zur Unterstützung des Unternehmens verleiten. Der diplomatische Einfluß britischer Agenten war auch in dieser Sache sichtbar; die allzu demokratische Konstitution konnte dem Systeme des britischen Kabinets durchaus nicht zusagen. Sepulveda, gerade damals Oberbefehlshaber von Lissabon, glaubte für das System der zwei Kammern und andere Ermäßigungen in der Konstitution sich erheben zu müssen u. erklärte sich daher für den Infanten. Der König verwarf anfangs die Anerbieten seines Sohnes, nannte ihn in öffentlichem Aufrufe einen Empörer und erklärte den Cortes seine Bereitwilligkeit, gegebenem Fürstenworte treu für die Verfassung einstehen zu wollen, an der er freilich wesentliche Verbesserungen wünschte. Allein der Nationalkongreß, von Verräthern umgeben u. von dem besten Theile der verführten Truppen verlassen, löste sich, indem er der Nothwendigkeit weichen mußte, auf, mit feierlicher Verwahrung gegen die Gewaltthat, welche ihn hierzu gezwungen. Der König ging ins Lager des Infanten zu Villafranca, und auch Donna Carlotta mit den übrigen Gliedern der Familie verließ Queluz und verfügte sich dahin. Nachdem der König der drückenden Aufsicht der Cortes ledig geworden, kam er unter die noch strengere seiner Gemahlin und der absolutistischen Faktion. Statt der Erfüllung des gegebenen Versprechens, eine Konstitution aus freier Machtvollkommenheit zu geben, wurde die unumschränkte Gewalt in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt. Das neue Ministerium bestand aus gemäßigten und erfahrenen Männern, wie Palmella, Pamplona, Oliveira und dos Arcos; aber die Königin und der Infant rissen die Zügel der Regierung an sich und ließen dem Ministerium wenig mehr, als den Namen. Dom Miguel wurde zum Obergeneral der portugiesischen Armee mit Sitz und Stimme im Kriegsrathe ernannt, Nationalgarde und Miliz zu Lissabon wie in den Provinzen entwaffnet, den Stiftungen und Klöstern ihr Besitzthum zurückgegeben u. durch eine provisorische Censur die Preßfreiheit beschränkt. Die meisten Mitglieder der aufgelösten Cortes, welche nicht nach England ausgewandert waren, traf Verhaftung oder sonstige Verfolgung. Das Heerwesen, unter der Leitung des unerfahrenen Prinzen Dom Miguel, der sich bloß mit antikonstitutionellen Edlen umgab, zerfiel in kurzer Zeit auf das Kläglichste. Auch die diplomatischen Verhältnisse P.s zum Auslande erhielten einen andern Charakter. Zwei Mächte buhlten vor allen übrigen um entscheidenden Einfluß in dem von der Demokratie jetzt gereinigten Lande: England und Frankreich, und neben ihnen bezeigte namentlich auch Rußland dem Hofe zu Belem ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Das Kabinet schwankte längere Zeit, unentschlossen über das künftig zu befolgende

System. In der politischen Armuth u. Erniedrigung, worin es gegenwärtig sich befand, that ihm der großen europäischen Mächte gemeinschaftliche Freundschaft vor Allem noth. Aus der dringendsten Geldverlegenheit rettete kaum für eine Zeit lang die mit England abgeschlossene Anleihe von 1,500,000 Pfund Sterling, die unter den Händen gleich ungeschickter als gewaltthätiger und verschwenderischer Machthaber ohne Nutzen für die Regierung verloren ging. Obwohl die Konstitutionellen schwiegen, so wurden sie doch von den sieghaften Absolutisten auf allerlei Weise fort und fort verfolgt. Dreimal hatte der Minister Subserra den Entwurf zu einer Amnestie vorgelegt u. Johann ihn gebilligt; aber die Königin, ihre Anhänger und spanischer Einfluß verhinderten die Bestätigung. Die Versuche zu Einführung eines Schreckenssystems wurden mit erhöhtem Muthe fortgesetzt, als aus Spanien nun auch ein eigener Botschafter in der Person des Herzogs von Villa-Hermosa erschien und das Band zwischen den drei Hauptabtheilungen der apostolischen Junta in Frankreich, Spanien und Portugal inniger knüpfte. Bald wurden die Spuren dieser Verbrüderung sichtbar. Einer der wackersten Großen zu Lissabon, der Marquis von Loulè, mit dem besonderen Vertrauen u. der persönlichen Freundschaft des Monarchen beehrt, wurde im Innern des Palastes meuchelmörderisch getödtet, u. bald zeigte ein anderer Staatsstreich, der von Queluz u. Ramalhao aus eingeleitet worden war, die Kühnheit der reaktionären Kamarilla. Der Infant Dom Miguel versammelte am 30 April 1824 in der Eigenschaft als Generalissimus die zu Lissabon stehenden Regimenter, erhob die ärgsten Beschuldigungen gegen die dermaligen Minister und kündigte die Gegenrevolution an zum Behuf der Wiederherstellung von Thron und Altar. Dieses Vorhaben theilte der Prinz in einem offenen Schreiben seinem Vater mit und ersuchte ihn um Genehmigung des gethanen Schrittes wider seine und der höchsten Staatsbehörden gesetzliche Gewalt. Zu gleicher Zeit wurden auf Befehl des Infanten der Marquis von Palmella u. mehre andere Minister verhaftet; die übrigen, wie Subserra, entgingen diesem Loose nur durch schnelle Flucht auf ein englisches Schiff. Wiewohl der Zutritt zum königlichen Kabinet Jedermann, selbst dem diplomatischen Körper, verwehrt war, so erzwang sich doch der französische Botschafter, Hyde de Neuville, den Zutritt zur Person des Monarchen u. erfuhr hier von demselben unmittelbar, welche Gewalt ihm zugefügt worden. Dom Miguel, der gleich darauf sich ebenfalls in das Innere des Palastes begab, erklärte das Geschehene für eine Handlung der Nothwehr, veranlaßt durch die Entdeckung eines schändlichen Komplots gegen die Person seines Vaters und Herrn, erhielt aber den Befehl, die Truppen zu entlassen u. die Gefangenen in Freiheit zu setzen. Trotzdem fuhr der Prinz in seinen Unternehmungen fort u. nöthigte, da es um nichts Geringeres sich handelte, als um förmliche Entsetzung seines Vaters und um Ausrufung einer Regentschaft in seiner Person, den König zu entscheidenden Maßregeln. Mit Hülfe der Gesandten floh letzterer auf eine englische Fregatte im Tejo, wo der dahin beschiedene Infant zu demüthiger Reue und gänzlicher Unterwerfung unter die Gewalt seines Vaters gezwungen wurde. Er nannte die Verführer, gab ohne Widerstand die Stelle eines Generalissimus ab und trat ungesäumt seine große Reise durch einen Theil Europa's an. Die verhafteten Minister erhielten ihre Freiheit und ihre Stellen wieder; die Königin wurde nach Estrella in ein Kloster, der Patriarch aber nach Busaco verbannt. Dann wurde unterm 5. Juni allen Anhängern der Revolution von 1820 vollkommene Amnestie ertheilt, mit alleiniger Ausnahme der neun vorzüglichsten Urheber, welche übrigens bloß das Schicksal der Verbannung traf. Gegen die Verschwörer vom 30. April aber wurde die Untersuchung fortgesetzt und ein außerordentlicher Ausschuß damit beauftragt. An demselben Tage erklärte der König die Cortes wieder in Kraft und rief eine Junta zusammen, welche den Auftrag hatte, die nöthigen Vorarbeiten zur Versammlung des Reichstages nach dem alten Grundgesetze von Lamego einzuleiten u. zugleich die vom Geiste des Jahrhunderts geforderten Ermäßigungen des letztern zu bestimmen. In dem Ministerium zeigte sich aber noch große Verschiedenheit der Meinungen, sowohl in Bezug auf die Weise der Verwaltung des Landes, als auf die auswärtige Politik, ganz besonders aber hinsichtlich der noch immer nicht erledigten brasilianischen Angelegenheit, bis unter dem am 15. Januar 1825 neugebildeten Ministerium **Barbacena**, **Correa della Cerda**, **Antonio Mello**, **Perreira de Souza-Barradaa** und **Saldanha Oliveira el Daun** durch den Vertrag vom 29. Aug. 1825 die ewige Trennung Brasiliens von P. feierlich ausgesprochen wurde.

König Johann überlebte nicht lange die Schmälerung seiner Herrschaft. Er † 1826, nachdem er noch kurz zuvor, mit Uebergehung seiner Gemahlin, die älteste Tochter, Donna **Isabella**, zur Regentin mit Beiziehung eines Staatsrathes ernannt hatte, wodurch die schwer zu lösende Frage entstand, wer über P. zu gebieten habe und in welcher Verbindung es fortan mit Brasilien stehe. Dom Pedro, weit entfernt, nach einer Krone zu geizen, deren Inhaber ein beständiger Spielball erbitterter Parteien seyn mußte und welche unter den Beherrschern Europa's nur geringen Glanz ihm darbot, zog es vor, ein mächtiger Kaiser in Amerika zu bleiben und Brasilien dadurch seiner Dynastie zu erhalten, und trat den Thron P.s seiner Tochter, **Donna Maria da Gloria**, ab. Er erklärte sie zur Königin der Portugiesen, bestimmte ihr seinen jüngeren Bruder, Dom Miguel, zum Gemahl, und bestätigte seine Schwester, Donna Isabella, in der von dem verstorbenen Vater ihr verliehenen Würde als Regentin bis zur erreichten Großjährigkeit Donna Maria's II. Um dieselbe Zeit gab er P. auch eine Konstitution, in welcher die Interessen des Königthums mit jenen der verschiedenen Stände des Volkes nach sehr freisinnigen u. gerechten Grundsätzen verschmolzen schienen; eine bedeutende Anzahl Pairs wurde von ihm gleich zum Voraus ernannt und die schleunige Einberufung der beiden Kammern zu den Cortes anbefohlen. Die konstitutionelle Partei kam dadurch wieder zu Ehren u. Einfluß. Die Apostolischen, anfangs wie betäubt durch diesen uner-

warteten Wechsel der Dinge, erholten sich jedoch bald von ihrer Bestürzung, und während, mit Ausnahme des katholischen Königs, alle großen Mächte die Verfügungen Dom Pedro's ehrten, bewirkte eine Anzahl unzufriedener Edlen, die zu den Häuptern der Kamarilla gehörten, zahlreiche Desertionen unter dem Kriegsvolke nach Spanien, wo man sie mit offenen Armen empfing. Der Marquis von Chaves, früher Silveiro Pinto, Graf von Amarante, sein Oheim, Antonio Silveira, einst Miturheber der Revolution von 1820, der Marquis von Montalegre, der Visconde de Canellas u. der Brigadier Magessi standen an der Spitze dieser Verschwörung, deren Seele die Marquisin von Chaves war. Schon im Juli 1826, sobald nur die Anstalten getroffen worden, das Grundgesetz zu beschwören, hatte das Intriguenwesen von Seite Spaniens und die Desertion aus P. begonnen. Ausgezeichnete Portugiesen erniedrigten sich zu Sendlingen des spanischen Regiments und hetzten das Volk gegen die neue Verfassung auf, welche sie in Flugschriften u. Aufrufen als gefährlich für Thron u. Altar, als Werk der gottlosen Liberalen u. der ketzerischen Engländer und Dom Pedro mit Gewalt entrissen zu schildern sich bemühten. Der damalige Minister des Auswärtigen, Francisco d'Almeida, gab alsbald dem portugiesischen Geschäftsträger am madrider Hofe Befehl, von Ferdinand VII. die genaue Erfüllung der zwischen P. und Spanien bestehenden Verträge zu verlangen. Da der Geschäftsträger, der selbst zu den Uebelgesinnten gehörte, offen den Gehorsam gegen die Verfassung verweigerte, so beschloß die Regentin, den Grafen von Villareal als außerordentlichen Gesandten u. bevollmächtigten Minister nach Madrid abzuordnen; allein der madrider Hof weigerte sich geradezu, den Grafen in dieser Eigenschaft anzunehmen. Nun erhielt der bevollmächtigte Minister die Weisung, beim spanischen Hofe auf die Erfüllung der bestehenden Verträge oder wenigstens auf die Auslieferung der von den portugiesischen Ueberläufern nach Spanien geschleppten Effekten, sowie auf Entfernung der Empörer von der Grenze zu dringen. Trotz der Vorstellung des britischen Gesandten u. der Gesandten mehrer anderer Mächte entsprach aber der madrider Hof nicht sofort diesen billigen Forderungen der Regentschaft, und es dauerte geraume Zeit, bis man spanischer Seits erklärte, daß die nöthigen Weisungen zur Auslieferung der fraglichen Effekten und Entfernung der Ueberläufer in entlegene Kantonnements ergangen seyen. Aber solche Weisungen waren den Generalkapitänen der Grenzprovinzen gar nicht gegeben oder durch geheime Vollmachten geradezu paralysirt worden. Die Empörer, von spanischen Behörden öffentlich unterstützt u. vom französischen Botschafter zu Madrid, Marquis de Moustiers, gegen die Befehle des Ministeriums Villèle begünstigt, hatten mittlerweile ihre Rüstungen an der Grenze beendigt u. erhielten zu derselben Zeit, als die spanische Regierung die Auslieferung jener Effekten und die Entwaffnung der Ueberläufer angeordnet hatte, wiederum neue aus spanischen Zeughäusern und alle nothwendigen Kriegsbedürfnisse. Die Hauptpunkte, wo ein Einbruch zu vollführen war, wurden von den Generalkapitänen, zumal Longa u. Quesada, berüchtigten Guerrillasführern, geflissentlich ohne Aufsicht gelassen und Chaves, Canellas u. Magessi rückten an der Spitze von mehren tausend Mann in drei Abtheilungen über die Grenze. Heftige Aufrufe, von Seite einer gebildeten Regentschaft und im Namen des „Königs" Dom Miguel erlassen, verkündeten die Wiederherstellung der absoluten Regierung. Unter verschiedenen kleinen Gefechten machten die Insurgenten reißende Fortschritte, nahmen mehre kleine Städte und bedrohten von zwei Seiten her Oporto. Die Cortes, welche noch im Sommer 1826 eröffnet worden waren, offenbarten, in langwierigen Verhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Administration sich verlierend, eine Gemüthlichkeit, welche mit der dringenden Gefahr einen sehr merkwürdigen Kontrast bildete. Weder die Minister, noch die Feldherren entwickelten Talente und Kraft, mit alleiniger Ausnahme des Grafen Villaflor, welcher den Saal der gesetzgebenden Versammlung verließ, um für die Konstitution zu streiten, statt zu sprechen. Endlich, als die Nachrichten von dem Fortgange des Aufstandes immer bedenklicher wurden, und man selbst eine Verschwörung zu Gunsten der Insurrektion inmitten der Hauptstadt selbst befürchten mußte, wurden von der Regentin mit Zustimmung beider Kammern Eilboten nach England abgefertigt, um die schleunigste Hülfe König Georgs IV. gegen fremden Angriff gemäß den bestehenden Verträgen anzurufen. Mit großer Bereitwilligkeit verstand man sich im Kabinet von St. James zur Hülfeleistung; aber ehe noch am 25. Dec. die britischen Truppen in Lissabon landeten, waren die Insurgenten in P. geschlagen, worauf die Engländer die wichtigsten Punkte besetzten, ohne sich vorläufig in die inneren Angelegenheiten zu mischen. Nun war auch Spanien zum Nachgeben gezwungen. Die von der Regentin am 13. Okt. 1826 eröffneten Cortes schlossen am 31. März 1827 ihre Sitzung. Die Krankheit der Regentin veranlaßte jedoch neue Umtriebe der Parteien, und die Ministerien wechselten schnell. Als Dom Miguel in Wien die Verlobung mit seiner Nichte durch Prokuration vollzogen hatte, ernannte ihn Dom Pedro unterm 3. Juli 1827 zum Regenten von P. mit allen Rechten, welche durch die Charte bestimmt waren. Er traf am 22. Februar 1828 in Lissabon ein, wo er vor der am 3. Januar eröffneten dritten Versammlung der Cortes die Konstitution nochmals beschwor, alsbald nach der Einschiffung der englischen Truppen aber die Kammern auflöste, die Minister entließ und die sogenannten alten Cortes von Lamego berief, die ihn am 25. Juni zum absoluten König erklärten, worauf er am 30. Juni die Krone übernahm und die Charte aufhob. Sofort begann er eine blutige Gewaltherrschaft. Dom Pedro protestirte durch seine Bevollmächtigten in London am 8. August 1829 gegen seines Bruders Usurpation, und Donna Maria wurde am 23. December von Georg IV. als Königin von P. empfangen. Ein Angriff der Miguelisten ward vom Grafen von Villaflor zurückgeschlagen. Auch der Gouverneur von Goa blieb treu, Madeira dagegen mußte sich den Miguelisten unterwerfen. Dom Miguel, zuerst von Marokko, im Oktober 1829 von Spanien u. dann

(als faktischer Besitzer) von den Vereinigten Staaten anerkannt, beherrschte P. durch den Schrecken. In Oporto allein befanden sich 1831 11,000 Verdächtige in Haft und in ganz P. über 26,000. Nicht nur die Specialkommission sprach Hinrichtungen in Menge aus, sondern auch der König selbst; 1600 Verdächtige wurden nach Afrika transportirt und über 13,000 mußten Verfolgungen halber auswandern. Verschwörungen, die nun wirklich ausbrachen, wie in Lissabon am 21. August, in Oporto Ende September, wurden unterdrückt u. streng bestraft; ja selbst an britische und französische Unterthanen wurde Hand gelegt. Inzwischen trat aber Dom Pedro für die Rechte seiner Tochter auf den Kampfplatz. Die Cortes erklärten sich für dieselbe, Frankreich u. England leisteten ihrer Sache Vorschub. Im September 1831 trat der Marquis Palmella an die Spitze der Regierung der Königin und wußte es bald dahin zu bringen, daß England und Frankreich sich offen gegen Spanien wegen P.s erklärten. Dom Pedro sammelte im Februar 1832 eine Expeditionsflotte, landete am 8. Juli bei Oporto, nahm die Stadt u. vertheidigte sich 11 Monate lang gegen die Angriffe der Miguelisten, während der Admiral Charles Napier sich Algarviens bemächtigte. Die Niederlage der miguelistischen Flotte in der Schlacht beim Kap St. Vincent am 5. Juli 1833 gab der Sache der Königin ein Uebergewicht, zu deren Gunsten sich nun auch die südlichen Provinzen erhoben. Selbst in Lissabon, das Villaflor nach mehren glücklichen Versuchen am 24. Juli besetzte, wurde Donna Maria durch Akklamation als konstitutionelle Königin anerkannt. Dom Pedro übernahm die Regentschaft; Dom Miguels Angriffe, die er von Coimbra aus am 5. u. 14. September gegen Lissabon unternahm, wurden abgeschlagen. Doch erst nach dem Treffen bei Thomar am 15. Mai 1834 und nachdem in Folge der am 22. August zwischen England, Frankreich, Spanien u. P. zu London geschlossenen Quadrupelallianz ein spanisches Hülfscorps unter General Rodil zu Villaflor gestoßen war, wurde der Usurpator Dom Miguel vollständig gestürzt, der am 24. Mai die Kapitulation von Evora unterzeichnete, in welcher er sich verpflichtete, P. zu verlassen, und gegen ein Jahrgehalt von 60 Contos Reïs (etwa 100,000 Thlr.) allen Ansprüchen auf P. entsagte, was er jedoch von Genua aus widerrief. Dom Pedro führte nun wieder die Charte (Carta de ley) vom 23. April 1826 ein, hob die Mönchsklöster auf, berief die Cortes, die seine Regenschaft bestätigten und, als er lebensgefährlich krank wurde, seine Tochter Donna Maria für volljährig erklärten. Nach seinem Tode (24. September 1834) bestieg die noch nicht 16jährige Donna Maria II. da Gloria den Thron. Sie vermählte sich am 26. Januar 1835 mit dem Herzog von Leuchtenberg; da dieser aber schon am 28. März starb, so reichte sie dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary ihre Hand. Dieser ward aber, als er am 9. April 1836 im Tejo einlief, vom Volke kalt empfangen, und auch die Deputirtenkammer verweigerte ihm fast einstimmig die im Heirathspakt zugesagte Oberbefehlshaberstelle. Die darüber erzürnte Königin schloß die Sitzung noch vor Bewilligung des Budgets und entließ das Ministerium, das ebenfalls jener Ernennung entgegen gewesen war. Als die Cortes am 29. Mai 1836 auf ihrer Weigerung beharrten, wurden sie nach fünftägiger Sitzung abermals entlassen. Bei diesen Spaltungen faßten die Miguelisten von Neuem Hoffnungen für ihre Pläne, während die drückende Finanznoth das Mißbehagen im Volke steigerte. Die Revolution von La Granja in Spanien beschleunigte den Ausbruch der Krisis. Derselbe erfolgte am 9. September 1836, als die liberalen Abgeordneten des Nordens in Lissabon eintrafen u. von den Demokraten, die man später deshalb Septembristen nannte, mit dem Rufe: „Es lebe die Konstitution von 1820!" empfangen wurden. Die Truppen, mit denen man zu imponiren dachte, gingen bei einbrechender Nacht meist zum Volke über, das am 10., Morgens 2 Uhr, durch eine Deputation an die Königin die Annahme der Konstitution und den Wechsel des Ministeriums verlangte. Letzteres geschah sogleich. Passos, Sa da Bandeira und de Castro bildeten in dem neuen Kabinet ein Triumvirat, dessen Macht jedoch durch den Einfluß der Klubs sehr beschränkt war. Die Königin beschwor mit ihrem Gemahl die neue Verfassung, und durch Dekret vom 8. Oktober 1836 wurden die Wahlen zu den allgemeinen außerordentlichen Cortes und deren Versammlung am 18. Januar 1837 angeordnet. Aber der Hof hatte nur gezwungen nachgegeben. Der Patriarch von Lissabon verweigerte die Eidesleistung, und 20 Pairs, Palmella an der Spitze, protestirten gegen die Aufhebung ihrer Vorrechte. Eine Proklamation der Königin bewilligte zwar eine Amnestie, entließ aber das neue Ministerium u. ordnete die Herstellung der Charte Dom Pedro's an. Die Nationalgarde griff darauf am 4. Nov. zu den Waffen; der als Absolutist bekannte frühere Kriegsminister José Freyre ward auf dem Wege nach Belem ermordet. Da sich nun bald auch unter den Linientruppen Zeichen des Abfalls kund gaben, verhieß der Hof am 5. November die Beibehaltung der Cortesverfassung von 1820 oder vielmehr von 1822 mit den von den Cortes für räthlich gehaltenen Abänderungen, während zugleich das frühere Ministerium erneuert wurde. Die Nationalgarde, welche den Palast der Königin bewachte, stand zum Theil unter dem Einflusse der Klubs und erweckte durch ihr Uebergewicht die Eifersucht des stehenden Heeres, an das die kontrerevolutionäre Partei ihre Hebel setzte. Am 26. Januar 1837 begann die Sitzung der konstituirenden Cortes, die in der Mehrheit ziemlich gemäßigter Gesinnung waren. Die Hauptpunkte der Diskussion waren die in der Konstitution von 1822 festgesetzte Eine Kammer und das Suspensivveto des Regenten. Mit großer Mehrheit entschieden sich jedoch die Kammern am 6. Mai für das Zweikammersystem, und auch die Genehmigung des absoluten Veto ließ sich erwarten. Diese Beschlüsse erregten nicht nur bei den Demokraten, sondern auch bei den Chartisten, welche die völlige Herstellung der Charte Dom Pedro's wünschten, große Unzufriedenheit. Letztere erhoben sich unter Leitung der Marschälle Saldanha u. Terceira, mußten sich aber im September unterwerfen. Am 4. April 1838 wurde die neue Verfassung von der Königin beschworen.

Mehrfache Differenzen mit Großbritannien veranlaßten die Ernennung eines neuen Ministeriums, das meist aus Pedristen zusammengesetzt war, in Folge dessen die meisten Wahlen zu den am 2. Januar 1840 eröffneten Cortes auf Demokraten fielen. Schon am 25. Januar ward die Versammlung aufgelöst u. eine neue Wahl für den 25. Mai angeordnet. Die Differenzen mit Spanien wurden beigelegt; auch söhnte der Hof sich mit dem Papste und den nordischen Mächten aus. Das Land war fortwährend in fieberhafter Bewegung. Am 19. Januar 1842 kam es in Oporto zu einem Aufstand der Chartisten, indem Costa Cabral (s. d.) an der Spitze von Soldaten und Bürgern die Charte Dom Pedro's proklamirte; am 11. Februar wurde die Charte Dom Pedro's von 1826 wieder hergestellt, worauf der Herzog von Terceira an die Spitze des Ministeriums trat, aber die Präsidentschaft bald nachher freiwillig aufgab und nur den Oberbefehl über die Truppen in Lissabon behielt. Erst im Sommer 1842, als der Vertrag mit England wegen Aufhebung der Sklaverei zu Stande gekommen und durch englische Vermittlung die Differenzen mit Spanien ausgeglichen waren, nahm der Herzog wieder seine Stelle im Ministerrathe ein. Der Erfolg des gewagten Unternehmens war hauptsächlich sein Verdienst. Rastlos thätig, gewann er nicht nur Oporto, sondern auch das wichtige Coimbra und die ganze Umgegend für seine Sache, während in Lissabon Palmella's Unentschlossenheit Alles verdarb. Schon am 11. Februar ward die Charte Dom Pedro's von 1826 hergestellt, worauf der Herzog von Terceira an die Spitze des Ministeriums trat. Um aber Bomfim, der noch in der Provinz unter Waffen stand, zu gewinnen, ließ Costa Cabral erklären, daß die neuen Cortes die Charte durchsehen und der Verfassung vom September annähern würden. Bomfim ließ sich täuschen und legte die Waffen nieder. Darauf trat Costa Cabral, der sich bis dahin abseits gehalten hatte, selbst in das Ministerium und bezeichnete seine Gewalt damit, daß er die Stellen im Heer wie in der Verwaltung mit Chartisten besetzte und die Cortes nach den Bestimmungen der Charte zusammenrief. Die Sitzung war eine stürmische; aber Costa Cabral entschied sich rasch und löste die widerspenstigen Kammern auf. Auch ward ein Aufstand in Oporto, der im Januar 1843 wegen Erhöhung der Steuern entstanden war, bald unterdrückt. Cabrals Maßregeln wurden aber jetzt so drückend, daß seine Gegner einen neuen Aufstand vorbereiteten. Die Verschwörung war, wie in P. gewöhnlich, gleich fertig. An die Spitze trat Graf Bomfim, der am 29. Januar 1844 Lissabon verließ, um die Truppen in Alentejo unter die Waffen zu rufen, während andere Häupter der Verschwörung die Hauptstadt und die wichtigsten Landschaften auf sich nahmen, aber hier wenig ausrichteten. Bomfim insurgirte die Truppen von Torres-Novas und warf sich mit ihnen, da das Unternehmen ein vereinzeltes blieb, in die halbverfallene Grenzveste Almeida, mußte aber den Platz, durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, übergeben. Doch ward ihm freier Abzug mit kriegerischen Ehren gestattet (28. April 1844). Mit Blut befleckte Costa Cabral seinen Sieg nicht, doch füllten sich die Gefängnisse mit Gefangenen, deren politische Gesinnung der einzige Beweis ihrer Schuld war, und von den Führern der Septembristen wurden viele ohne Urtheil und Recht nach den afrikanischen Küsten deportirt. Inzwischen dauerte aber die gesetzliche Opposition der Kammern fort und gewann sogar einen drohenden Charakter. Um die Belagerung von Almeida führen zu können, war Cabral zu Anleihen gezwungen gewesen, deren Bedingungen für den Staat höchst ungünstig waren. Kaum hatte Almeida kapitulirt, so war die Geldnoth wieder da, und wieder mußten schlimme Anleihen aushelfen. Gegen diese Maßregeln kämpfte die Opposition mit allen Waffen, u. eine Krisis stand bevor, wenn der Minister nicht zuvorkam. Er that es durch Willkürmaßregeln, durch die berüchtigten Gesetze vom 1. August 1844, welche dem Ministerium die Befugniß einräumten, jeden nicht seit drei Jahren angestellten richterlichen Beamten abzuberufen, Offiziere aller Grade zu pensioniren oder abzusetzen, ohne daß Gründe angegeben zu werden brauchen, sowie auch jeden Professor der Hochschulen von Lissabon, Coimbra und Oporto ohne Weiteres zu removiren. Costa Cabral erreichte seinen Zweck, die Gegner einzuschüchtern, ziemlich vollkommen. Die Opposition lebte nur noch in der Presse fort, in den Kammern ward sie unschädlich. Unter allen Maßregeln, die Costa Cabral während der Zeit seiner so gut wie unumschränkten Macht unternahm, verdient bloß eine einzige Lob: das Konkordat mit dem päpstlichen Stuhle, wodurch das bis in die kleinste Gemeinde sich erstreckende Schisma zwischen den vom Papste ernannten Bischöfen und Priestern und den von der Regierung eingesetzten Vikaren, welches in Folge der von Dom Pedro dekretirten Aufhebung der Mönchsorden entstanden war, beendigt ward. Dagegen vernachlässigte Cabral das gesammte Erziehungswesen auf das Schmählichste, und die geringfügigen Ersparungen, welche die Finanznoth zuweilen erzwungen, traten stets in diesem Fache ein. Um aber den wankenden Kredit nicht völlig zu erschöpfen, mußte Cabral bedacht seyn, den jährlichen Mangel in den Finanzen durch neue Auflagen zu decken, wobei er nicht fragte, ob der Wohlstand des Landes von dieser oder jener Steuer hart getroffen würde, weshalb wiederholte Aufstände der sonst so theilnahmlosen Bauern in mehren Bezirken entstanden. Dazu kamen noch die Erhöhung des Tonnengeldes, des Zolls auf fremdes Roheisen, eine mit Strenge durchgeführte und auf alle möglichen Arten von Verträgen ausgedehnte Stempeltaxe, was Alles ein sehr unerfreuliches Bild von Costa Cabrals finanzieller Thätigkeit gibt. An Plänen zu einer besseren Ordnung des Staatshaushaltes fehlte es nicht, desto mehr aber an der so nöthigen Ausdauer und Stetigkeit. War für einen gewissen Zweck eine neue Auflage geschaffen, so wurde dieser Zweck plötzlich wieder aus den Augen gerückt, aber die Auflage nebst der dazu errichteten kostspieligen Administration blieb, so daß zuletzt die direkten Steuern unter vierzehn verschiedenen Namen erhoben wurden. Im März 1846 legte die Regierung den Cortes plötzlich eine Reihe von Gesetzentwürfen vor, die über P. eine neue Aera des Wohlstandes herbeiführen sollte. Es wurde versprochen, die vierzehn verschiedenen

Steuern auf drei (Grund-, Gewerbe- u. Personalsteuer) zurückzuführen und die Verwaltung dem entsprechend zu vereinfachen. Die auswärtige konsolidirte 6procentige Schuld sollte in eine 4procentige verwandelt werden und mit Hülfe einer Gesellschaft sollten großartige Straßen-, Eisenbahn- und Hafenbauten, sowie Flußkorrektionen in Angriff genommen werden. Aber alles dies u. was Costa Cabral zum Wohle seines Vaterlandes noch sonst erdacht hatte, trat vollständig in den Hintergrund, sobald die Wahlen zu den Cortes vorbereitet wurden. Wie immer, fanden hierbei die ärgsten Gesetzwidrigkeiten, Drohungen und Einschüchterungen, selbst Mordversuche gegen Parteiführer Statt; aber den Sieg trug die ministerielle Partei davon. Bloß in Alentejo gewann die Opposition die Oberhand und setzte ihre Kandidaten, Passos, Manoel Gurret, Aguiar Julio Gomez, Mousinho d'Albuquerque, durch, während gerade in den wichtigsten Städten, wie in Oporto und Lissabon, Anhänger von Costa Cabral gewählt wurden. Die Majorität in den Cortes fristete das Daseyn des Ministeriums dennoch nicht auf lange Zeit. Der Druck, der auf dem Lande lastete, war zu groß, als daß er auf die Dauer hätte ertragen werden können. Am meisten litt die ländliche Bevölkerung, die seit dem Sturze Dom Miguels gänzlich passiv geblieben war und nun auf einmal wieder auf dem Schauplatze erschien. Unzufriedene zogen von Ort zu Ort, ihr Anhang wurde immer größer, der Unfug ausgedehnter, und mehrmals erlagen die gegen sie ausgesandten Truppenabtheilungen. Das Ministerium goß selbst immerwährend Oel in das Feuer, indem es die konstitutionellen Garantien für das ganze Land aufhob und das Kriegsrecht proklamirte. Die Absetzung aller Beamten, die nicht mit der vorgeschriebenen Energie verfuhren, u. die Vereinigung derselben in Bataillons, die gegen die Insurgenten operiren sollten, erbitterte selbst die Anhänger der Regierung; aber am schlimmsten von Allem wirkte, daß Silva Cabral, der Bruder des Ministers, von seinen Vollmachten den ausgedehntesten Gebrauch machte, Absetzungen und Verhaftungen in Masse befahl, ohne übrigens gegen die Insurgenten anders als mit Proklamationen u. Lügenberichten thätig zu seyn. Der Aufstand verbreitete sich rasch von Minho über Tras-os-Montes, Beira und Alentejo. Auch Coimbra und Oporto wurden mit jedem Tage unruhiger. In Coimbra hatten die Professoren einem Bataillon sich anschließen sollen, und auf ihre Weigerung war die Hochschule geschlossen worden. Am 14. Mai 1846 rückte das Landvolk der Umgegend an, und nach mehren Plänkeleien wurde am 16. Abends die untere Stadt von den Aufständischen besetzt. In der Nacht entfernte sich der Militärbefehlshaber mit den wenigen Leuten, die ihm noch treu geblieben waren, und Coimbra, wo bereits am folgenden Tage 8000 bewaffnete Bauern versammelt waren, wurde nun zu einem Hauptherd des Aufstandes. In Oporto war es zwar gelungen, wiederholte Angriffe der Septembristen zurückzuweisen, aber die Vertriebenen setzten sich in der Nähe der Stadt fest, und es zeigte sich eine solche Sympathie für sie, daß Silva Cabral für gerathen fand, am 17. Mai sich einzuschiffen und nach Lissabon persönlich die Nachricht zu bringen, daß Alles verloren sey. Die beiden Brüder Cabral sahen nun endlich ein, daß ihre Zeit vorüber sey. Nachdem sie die Municipalgarde vergebens zu ihrem Schutze aufgefordert hatten, flüchteten sie nach Cadix. An die Stelle der von ihnen gebildeten Verwaltung trat ein Ministerium, in dem der Herzog von **Palmella**, der Marquis von **Saldanha**, der Herzog von **Terceira**, der Graf **Tojal** und Souza **Azevedo** Platz nahmen. In diesem Ministerium waren sämmtliche große Parteien repräsentirt, denn während Saldanha und Azevedo damals entschiedene Septembristen waren, gehörte Palmella zu der gemäßigten chartistischen Opposition, und Terceira und Tojal waren Mitglieder des gestürzten Kabinets gewesen, Tojal sogar Minister der Finanzen, also eben desjenigen Verwaltungszweiges, gegen dessen Mißbräuche die ganze Bewegung gerichtet war. Bei der Mißstimmung des Volkes gelang es bald den äußersten Parteien, den Migueliſten, Radikalen und Republikanern, sich immer mehr geltend zu machen. Die Unruhen dauerten daher auch nach der Vertreibung der Costa's noch fort; die Juntas der Provinzen hielten nach wie vor ihre Versammlungen; Insurgentenhaufen streiften bis dicht vor die Thore von Lissabon, und in der Hauptstadt selbst, wie in Oporto und Coimbra droheten neue Aufstände. Den Ministern gelang es nur mit Mühe, ihre widerspenstigen Anhänger im Zaume zu halten. Die Auflösung der mit Bayonnetten zusammengetriebenen Cortes, die Zurücknahme der Ausnahmegesetze genügte den Wenigsten. Erst als die Minister unter Verheißung durchgreifender finanzieller Reformen den lautesten Forderungen der Massen nachgaben, die auf Entfernung aller Cabralisten aus den höheren und Militärstellen gerichtet waren, beruhigte sich die Bewegung. Die Juntas schickten eine nach der andern ihre Unterwerfung ein, indem ihre Leiter einsahen, daß das zügellose Treiben des Volkes ihnen über den Kopf zu wachsen drohe. Nur in Einem Punkte setzte die revolutionäre Partei ihre Forderungen durch, indem die Minister in die Errichtung von Nationalgarden willigen mußten. Dieses Stehenbleiben der Bewegung noch fern von dem ursprünglichen Ziele ermuthigte die Cabralisten wieder. Mehre Regimenter weigerten sich, ihre neuen Befehlshaber anzunehmen, in Lissabon und allen andern Städten entstanden Aufläufe gegen die Minister, und man sprach bereits von einem Schlage, der gegen die Machthaber geführt werden solle, von einer Kontrerevolution. Den Ränken der Cabralisten will man auch zuschreiben, daß die Geldkrisis nach Herstellung der Ruhe nicht aufhören wollte, und daß die Minister durch die Weigerung der Bank, Gelder vorzuschießen, in eine solche Noth geriethen, daß sie die Bezahlung der Gehalte sistiren und den Truppen ihren Sold (etwa eine halbe Million Thaler) schuldig bleiben mußten. Die spanische Gesandtschaft soll die Korrespondenz Cabrals mit dem königlichen Kabinetssekretär Diez und der Königin vermittelt, Diez auch häufige Unterredungen mit dem französischen Geschäftsträger und bei Saldanha mehre geheime Audienzen gehabt, inzwischen aber der Exkom-

mandant der Municipalgarde, Dom Carlos Mascarina, ein leidenschaftlicher Cabralist, bei den ehemaligen Obersten und Kommandanten der Regimenter intriguirt und sie im Namen der Königin geworben haben. Am 4. Oktober war Alles vorbereitet, aber erst in der Nacht zum 6. wurde der Schlag geführt. Um Mitternacht ließ die Königin Palmella und Bomfim, den Chef des Kabinets und den Kommandanten der Division und einige bedeutende Staatsbeamte rufen, um ihnen ihren Entschluß anzuzeigen, das Kabinet zu wechseln und dem Herzog von Palmella zugleich das Ernennungsdekret in Betreff der neuen Minister mitzutheilen. Unter wiederholten Versicherungen, daß es sich nicht um eine Gegenrevolution handle, wurde endlich Bomfim vermocht, einen Befehl zu unterzeichnen, wodurch mit Anbruch des Tages alle Truppen der Garnison nach dem Platz Terreiro in der Nähe des Schlosses berufen wurden. Am Morgen, beim Erwachen, sahen die Einwohner von Lissabon die Stadt wie im Belagerungsstande: die Straßen mit Truppen bedeckt, von Patrouillen nach allen Richtungen durchzogen, alle Posten verdoppelt, alle Gewehre geladen, die Artillerie unter Bedeckung eines starken Bataillons Infanterie auf dem Platze Terreiro, im Diario die neuen Minister und die Proklamation der Königin. Die Nationalgarde wurde aufgelöst, alle konstitutionellen Garantien auf 30 Tage außer Wirksamkeit gesetzt, das neue Ministerium, Saldanha an der Spitze, mit der Diktatur bekleidet. Die Königin rechtfertigte ihr Verfahren in einer weitläufigen Proklamation, worin sie das bisherige Ministerium des Herzogs von Palmella mit Vorwürfen überschüttete, aber ohne sie näher zu begründen. Die Hauptstadt selbst verhielt sich ruhig und theilweise zustimmend. Desto unruhiger ging es in den Provinzen her; Coimbra und Oporto wurden wieder die Mittelpunkte der Bewegung, und die alten Häupter traten abermals an die Spitze. Ein Versuch der Regierung, Oporto durch den Herzog von Terceira zu gewinnen, fiel unglücklich aus; der Herzog hatte kaum den Fuß an das Land gesetzt, als er umringt und gefangen genommen wurde. Eine Proklamation der obersten Junta verkündete den Entschluß des „Volkes", den äußersten Widerstand zu leisten. In diesem vom 8. Dec. 1846 datirten Dokument ward Saldanha als der eigentliche Sündenbock dargestellt, der die Königin gezwungen habe, ihr gegebenes Wort zu brechen. Die Feindseligkeiten begannen im Nov., nachdem Seitens der Regierung ein Kriegsgesetz erlassen worden war, laut dessen Inhalt jeder mit den Waffen in der Hand Gefangene auf der Stelle erschossen werden sollte. Der erste Zusammenstoß fand bei Cintra Statt, wo eine Guerrilla der Aufständischen, die nach Lissabon vorzudringen suchte, von den königlichen Truppen zurückgeschlagen wurde. Ernster war das zweite Gefecht bei Chaves (16. Nov. 1846). Kaum waren hier die ersten Schüsse gewechselt, als das 7. und 15. Regiment der Aufständischen in die Reihen der königlichen Truppen überging, wodurch die Niederlage Sa da Bandeira's entschieden wurde. Auch an der spanischen Grenze erlitten die Aufständischen einen Verlust, indem die Truppen der Königin die Festung Valenza am Minho, wo große Vorräthe von Waffen und Kriegsmunition aufgehäuft waren, durch einen Handstreich einnahmen. Andererseits schlugen die Insurgenten ein königliches Corps bei Ourem in der Provinz Beira, und dem Grafen Bomfim gelang es, bei Marcella ein Truppencorps in einen Hinterhalt zu locken und gänzlich zu versprengen. Am 22. Dec. stießen Saldanha und Bomfim bei Torres-Vedras auf einander. Auch hier wurde die Niederlage der Insurgenten durch einen Abfall regulärer Truppen entschieden, indem im Anfange das 6. Infanterieregiment zu den Königlichen überging. Die Insurgenten fuhren fort, sich mit großer Erbitterung zu schlagen, wurden aber aus den Häusern und Straßen von Torres-Vedras vertrieben und in ein verfallenes Schloß eingeschlossen, wo Bomfim mit 150 seiner Anhänger sich ergeben mußte. Vier Tage später (26. Dec.) stürmte Baron Casal mit königlichen Truppen Braga, wo eine miguelistische Guerrilla unter dem Schotten Macdonald eine verschanzte Stellung genommen hatte. Gleichzeitig fiel auch Coimbra, dieser zweite Herd des Aufstandes, in die Hand der königlichen Truppen, die jetzt überall im Vortheil waren. Aber trotz dieser Erfolge brachte das scheidende Jahr 1846 keine Entscheidung. Die Insurgenten hatten ihre Kräfte (11,000 Mann) in Oporto koncentrirt, welches wohl verproviantirt war und wo der Herzog von Terceira noch immer gefangen saß. Einen Aufschwung schien ihre Sache zu bekommen, einmal durch die Verbindung der Septembristen und der Miguelisten, um ihre gemeinsame Gegnerin, die Königin, vereint zu bekämpfen, wobei beide Parteien sich dahin einigten, daß nach erlangtem Siege die Cortes entscheiden sollten, ob der Sohn des Marquis von Loulé als Pedro V. oder Dom Miguel die Krone erhalten solle, und dann durch den Umstand, daß gleichzeitig auch die azorischen Inseln, zuerst San Miguel und bald darauf Madeira, sich gegen die Königin erklärten. Obgleich es aber nun durch verdoppelte Anstrengung von Seiten der Regierung gelang, die Insurgenten wenigstens in Schach zu halten, so wurde doch die Lage der Regierung immer bedenklicher. Es kam dazu, daß in Lissabon selbst Theuerung und Elend herrschten, daß die Finanznoth so hoch stieg, daß die Beamten Monate lang vergeblich auf ihre Gehalte warten mußten, daß die Aufbringung einer Anleihe sowohl im In- als Auslande scheiterte, daß durch die jetzt massenweise vorkommenden Desertionen in der königlichen Armee diese sehr geschwächt wurde, dagegen die der Insurgenten sich verstärkte, so daß Saldanha wochenlang unthätig in seiner alten Stellung stehen bleiben mußte, während Sa da Bandeira am 30. März mit 3 Schiffen und 1250 Mann an Bord die königliche Blokade von Oporto durchbrach und glücklich das Weite erreichte. Unter diesen Umständen rief die Königin am 12. April auf Grund des Quadrupelvertrags vom 22. April 1834 die Intervention Englands, Frankreichs und Spaniens an, worauf, während die Königin den Aufständischen eine Amnestie, die Herstellung der Verfassung, die Einberufung der Cortes und die Berufung eines

gemischten Ministeriums in Aussicht stellte, die drei Mächte sich beeilten, den Wünschen der Königin zu entsprechen. Sofort wurden die Mannschaften zweier englischen Fahrzeuge, einer französischen Brigg und einer spanischen Korvette zum Schutz der Königin und der königlichen Familie, sowie zur Erhaltung der schwer bedrohten Sicherheit der Hauptstadt ans Land gesetzt, während gleichzeitig 4000 Mann spanische Truppen sich an die Grenzen P.s begaben. Die Verwirrung stieg jetzt in P. auf den höchsten Grad, und ehe noch eine definitive Regelung der Verhältnisse ermöglicht werden konnte, nahm erst der Aufstand nochmals eine furchtbare Ausdehnung, so daß die Königin fast nur noch in Lissabon und der Umgegend anerkannt war, wo die fremden Truppen das Volk von Empörung zurückhielten. Dessen ungeachtet zögerte die Königin noch einige Zeit, sich den englischen Vorschlägen in Betreff einer Amnestie zu fügen, und erst Ende April ließ sie sich durch die immer wachsende Ausdehnung des Aufstandes zum Nachgeben bewegen, und der Thätigkeit und Energie des britischen Gesandten, Sir H. Seymour, gelang es, sie nicht nur zu einer allgemeinen Amnestie und zur Bildung eines neuen gemäßigt liberalen Ministeriums, sondern auch zu Unterhandlungen mit den Insurgenten zu bestimmen. Das neue Ministerium, welches am 27. April 1847 in Thätigkeit trat, bestand aus Layard für das Auswärtige, Leitao für Justiz, Proença für Inneres, Tojal für Finanzen und Marine, Baron da Pante da Barca für den Krieg. Die von dem englischen Obersten Wylde geleiteten Unterhandlungen mit den Insurgenten hatten anfangs einen wenig befriedigenden Fortgang. Zwar wurde mit Sa da Bandeira, der damals in Setuval stand, auf Wylde's Vorschlag ein Waffenstillstand abgeschlossen, dagegen weigerte sich die Revolutionsjunta von Oporto entschieden, auf die Vermittlungsbedingungen der Engländer einzugehen. Während nämlich die Königin jetzt sich verpflichtete, alle von ihr seit dem 6. Oktober erlassenen Dekrete zurückzunehmen, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen, die nach Angola deportirten politischen Verbrecher (Bomfim und seine Gefährten) zurückzurufen und zu entschädigen, die Cortes zu versammeln und ein Ministerium zu ernennen, welches mit der damaligen Lage des Landes in Harmonie stände, wurde an die Insurgenten das Begehren gestellt, daß auch die von der Junta von Oporto gegebenen Dekrete nichtig seyn und dieselbe ihre Truppen auflösen sollte, sobald die Cortes und das geeignete Ministerium in Funktion seyn würden. Sogar trotz der Drohungen Wylde's, daß, wofern die Insurgenten sich diesen Bedingungen nicht fügen würden, England unverweilt zu einer bewaffneten Intervention schreiten würde, um die Prärogativen der Königin zu unterstützen, leistete die Junta von Oporto nicht nur weiteren Widerstand, sondern sendete sogar auch an Sa da Bandeira den Befehl, den abgeschlossenen Waffenstillstand aufzuheben. In Folge weiterer Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der intervenirenden Mächte ward am 21. Mai im auswärtigen Amte zu London das Protokoll über die Konfer[...] Bevollmächtigten Spaniens (Isturiz), Frankreichs (Graf von Jarnac), P.s (Herzog von Montcorvo) und Großbritanniens (Lord Palmerston) unterzeichnet und darnach der Königin nachdrückliche Hülfe versprochen. Aber ungeachtet dieser energischen Schritte der verbündeten Mächte versuchten die Aufständischen immer noch Widerstand, und am 31. Mai gingen die 3 Dampfschiffe der Junta zu Oporto nebst 1 Korvette u. 4 kleinen Fahrzeugen mit dem Grafen Das Antas und etwa 4000 Mann in See, um Sa da Bandeira in Setuval die nöthige Verstärkung zuzuführen. Allein kaum hatten die Fahrzeuge die Barre passirt, als sie von dem britischen Geschwader unter Sir Th. Maitland aufgefordert wurden, sich zu ergeben. Das Antas fügte sich der Nothwendigkeit, strich die Segel und ergab sich, doch waren Waffen und Munition von den Soldaten bereits über Bord geworfen worden. Gleichzeitig stellte Sa da Bandeira in Setuval, in Folge der Aufforderung des englischen Viceadmirals W. Parker und dessen Anzeige von Das Antas' Ergebung, am 2. Juni die Feindseligkeiten bis zur Ankunft neuer Instruktionen der Junta ein. Als nun am 3. Juni spanische Truppen unter Santjago Mendez Vigo nach einem kurzen Gefecht mit den Truppen der Junta von Oporto die von diesen belagerte Stadt Valenza do Minho entsetzten, erklärte endlich die Junta von Oporto dem britischen Konsul Johnston, die ihr am 6. Mai durch den Obersten Wylde und den Marquis de Espagna angebotenen Bedingungen annehmen zu wollen. In Folge dieser Erklärung erschien unter dem 9. Juni eine neue, den Streit beendigende königliche Proklamation, worin allgemeine Amnestie und Einberufung der Cortes verkündigt ward. So ward die Vermittelung wohl mit Waffengewalt, aber ohne großes Blutvergießen bewerkstelligt, aber zum wirklichen Endresultat die Sache immer noch nicht gebracht; denn als die am 10. Juni in Lissabon veröffentlichte Amnestie der Königin eine große Aufregung hervorrief, erklärte diese in einem Nachtrag zu jenem Amnestiedekret, besagte Amnestie solle erst in Kraft treten, wenn die Junta und alle Streitkräfte im ganzen Lande sich unterworfen haben würden, eine Klausulirung, in Folge deren sich die Junta in Oporto wieder anders besann und sich ferner zu vertheidigen beschloß. Indeß dauerte dieser Widerstand nur noch bis gegen Ende Juni. Von 10—12,000 Mann spanischen Kerntruppen unter dem General Manoel de la Conga aufs Engste eingeschlossen, kapitulirte Oporto bereits am 27. Juni unter der Bedingung vollständiger Erfüllung der 4 von den alliirten Mächten vorgeschlagenen Artikel. Abgesehen von dem Getreibe einzelner versprengter Guerrillasbanden kehrte nunmehr äußerlich die Ruhe überall zurück, wenn auch die wahre Ordnung noch gänzlich fehlte, und besonders die großen Finanzverlegenheiten der Regierung einem alsbaldigen Wiederaufkommen des Staates und einer Konsolidirung der öffentlichen Verhältnisse hindernd in dem Wege standen. Im Laufe des Monats Juli unterwarfen sich auch die Azoren, als das Geschwader der verbündeten Mächte erschien, der Autorität der Königin. Bei der fortdauernden Zögerung der Königin, die Stipulation der Verbündeten zu erfüllen, na-

mentlich eine liberale Regierung einzuführen, weshalb sich an mehren Orten schon wieder Unordnungen zeigten, übergaben die Gesandten der drei alliirten Mächte, Englands, Frankreichs und Spaniens, am 5. August eine Kollektivnote, in welcher auf das Bestimmteste eine Aenderung des bestehenden Ministeriums verlangt wurde. Am 23. August leistete endlich die Königin diesem Begehr Folge und berief folgendes neue Ministerium: Auswärtiges Brigadier Baron da Luz, Krieg Brigadier Almofatta, Finanzen Oberst Franzini, Marine Ivao de Fontes Pereira, Inneres Antonio Azevedo Mello e Carvalho, Justiz u. Kultus Antonio Fernandes de Silva Ferrao. Das Programm dieses neuen Kabinets, in welchem das soldatische Element vorwiegend vertreten war, lautete auf Versöhnung der Parteien, Beobachtung der Charte, Erfüllung der eingegangenen diplomatischen Verbindlichkeiten ꝛc. Unbefriedigt in ihren Erwartungen, hielten die Liberalen einen Theil der Bevölkerung des Landes in Aufregung und gaben dem alten nie geschwundenen Parteigetreibe neue Nahrung. Am thätigsten und geschicktesten nützten diese Umstände die Chartisten. Noch im August kehrte Costa Cabral von Cadix nach Lissabon zurück, und bei den Corteswahlen im November trugen die Chartisten über die Septembristen den Sieg davon. Das Land konnte sich unter diesen Umständen das ganze letzte Viertel des Jahres 1847 weder von den Stürmen des Jahres erholen, noch aus der Finanznoth und den Ministerkrisen herauskommen. Noch in den ersten Tagen des November machte der britische Gesandte, Sir Hamilton Seymour, der Königin dringende Vorstellungen, die Bedingungen der letzten Intervention (besonders die eines gemäßigt liberalen Ministeriums) zu erfüllen, worauf zwar sofort die nöthigen Schritte zur Bildung eines liberalen Ministeriums gethan wurden, aber schließlich das Kabinet dennoch in seiner bisherigen Zusammensetzung blieb. Erst am 24. December trat das bisherige Ministerium zurück und an dessen Stelle das Ministerium Saldanha. Saldanha selbst behielt neben dem Präsidium noch das Auswärtige und (interimistisch) den Krieg, Bernardo Gorgao Henriques erhielt das Innere; Joaquim José Falcao die Finanzen; A. Albano de Silveira Pinto die Marine; Joaquim José de Queiros die Justiz; als Kriegsminister trat Anfangs Januar 1848 definitiv Baron de Francos ein. Nachdem am 1. Januar 1848 die Cortes von der Königin in Person eröffnet worden waren, erlitt das Kabinet am 29. März abermals eine Modifikation, wonach das Portefeuille des Auswärtigen José Joaquim Gomez de Castro, das der Justiz Joao Elias und das der Marine Baron d'Ourem (früher Oberst Lapa) erhielt. Im Lande zeigte sich keine erfreuliche Aenderung, Handel und Gewerbe stockten, weil alles Vertrauen verloren gegangen war, die Kapitalisten verschlossen ihr Geld, die Arbeiter hatten keinen Verdienst; die Regierung blieb ohne Mittel, die laufenden Ausgaben zu bestreiten und noch weniger die Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen; die Staatspapiere verloren mehr und mehr an ihrem Kredit, und weder die Regierung, noch die versammelten Cortes wußten Rath zu schaffen, diesen Uebeln zu begegnen. Am 19. August wurden die Cortes von der Königin wieder in Person geschlossen, ohne auch nur etwas für das Wohl des Landes Ersprießliches beschlossen zu haben. Das Volk blieb bei Allem theilnahmlos und ließ sich selbst durch die große europäische Krisis von 1848 nicht aus seiner Gleichgültigkeit herausbringen. Zwar zeigte der durch einen abermaligen Ministerwechsel vom 30. Januar 1849 ans Ruder gekommene neue Finanzminister Antonio Roberto d'Oliveira Lopez Branco unverkennbar guten Willen und große Energie, allein wie wenig auch er zur Hebung des öffentlichen Kredits hatte beitragen können, zeigte sich im Herbste 1849, als die Regierung in ihrer großen Finanzbedrängniß bei dem Bankhause Baring in London ein Anlehen von 45,000 Pfd. Sterl. nachsuchte, mit diesem Gesuche aber von dem Handelshause abgewiesen wurde, indem dasselbe erklärte, daß ein Staat, der um einer so geringen Summe willen sich an das Ausland zu wenden genöthigt sey, so gut wie bankerott seyn müsse. Diese bittere Erfahrung wurde indeß nicht dem thätigen Branco, sondern seinem Nachfolger Avila zu Theil, denn am 19. Juli 1849 hatte bereits ein Ministerwechsel Statt gefunden, wonach Ministerpräsident Costa Cabral, Graf von Thomar, wurde, Minister des Innern Derselbe, Minister der Finanzen Avila, des Auswärtigen Graf von Tojal, der Justiz Felix P. Magelhaes, des Kriegs Oberst Ferreri und der Marine Florido. Etwas besser gestalteten sich die Verhältnisse 1850, als eine nicht unbeträchtliche Anzahl Ausländer, besonders Engländer, die Ruhe des Landes benutzend, diesen und jenen Gewerbszweig in größerem Maßstabe auszubreiten begann. Dies galt namentlich von der Fabrikation von Teppichen, Tüchern, Seidenzeuchen und chemischen Produkten. Am 19. Juni erschienen 2 nordamerikanische Fregatten im Tejo, welche zur Befriedigung nordamerikanischer Bürger die Summe von 350,000 Doll. verlangten; das Ministerium rief alle fremden Gesandten zusammen, allein der amerikanische Gesandte Clay lehnte jede Vermittelung ab und stellte einen Termin von nur 20 Tagen (bis 11. Juli) zur Zahlung. Da die portugiesische Regierung einen Theil der Forderung als ungerecht verweigerte und der Gesandte erklärte, über keine Forderung von den übrigen getrennt verhandeln zu können, so forderte er, nachdem die letzte Frist verstrichen war, seine Pässe und ging einstweilen nach Gibraltar. Die Sache wurde später ausgeglichen. Ein noch bedenklicherer Streit endlich entspann sich mit China, wo der portugiesische Statthalter von Macao, do Amaral, in einem Aufstande ermordet worden war, weswegen die portugiesische Regierung gegen Ende des Jahres 1850 ein Geschwader dahin abgehen ließ, um den Tod ihres Agenten zu rächen und Macao zu schützen. Diese Expedition traf aber ein großes Unglück, indem kaum nach ihrer Ankunft in den indischen Gewässern bei Gelegenheit, als der Namenstag der Königin festlich mit Kanonenschüssen gefeiert wurde, die schönste portugiesische Dampffregatte Donna Maria mit 200

Mann Besatzung in die Luft flog. Alle diese Dinge aber traten zurück vor einer neuen Revolution. Die eigentliche Seele der Staatsverwaltung war der Ministerpräsident Costa Cabral, Graf von Thomar, ein Mann, der allgemein verhaßt war und von der Oppositionspartei sowohl in zahlreichen Flugblättern, als öffentlich in beiden Kammern der Bestechlichkeit, Betrügerei *c.* angeklagt wurde, sich aber gegen alle diese Dinge durch nichts Anderes vertheidigte, als daß er die Beweise dafür forderte, die man jedoch nicht geben wollte, vielleicht auch nicht vollständig geben konnte. Um die Opposition zum Schweigen zu bringen, wurde von den Anhängern der Regierung ein Gesetzvorschlag zur Beschränkung der Presse eingebracht, der im März auch in der Deputirtenkammer durchging, obgleich zahlreiche Proteste dagegen bei den Kammern eingegangen waren. Zu anderweitiger Mißstimmung der Beamten und Militärs trug noch der Umstand bei, daß dieselben sehr unregelmäßig ihre Besoldung erhielten. Was aber den Ausbruch der Revolution beschleunigte, war die verstärkte Feindschaft des Herzogs von Saldanha gegen C. Cabral, als der Herzog, weil er mit der Opposition gestimmt hatte, im Febr. 1850 seines Amtes als Oberhaushofmeister der Königin entsetzt worden war. Als Saldanha seine Zeit gekommen glaubte, erhob er, nachdem er sich am 7. April heimlich aus Lissabon entfernt hatte, am 8. April 1851 zu Cintra an der Spitze der dortigen kleinen Besatzung die Fahne der Empörung, stieß darauf auf das ihm ebenfalls zufallende 7. Infanterieregiment in Mafra und marschirte sofort auf Santarem, um dort noch Truppenabtheilungen, die von den von Saldanha gewonnenen Obersten Miranda, Maldonado, Joaquim Beuto, Cabreira und Barros befehligt wurden, an sich zu ziehen. Von Leiria aus erließ er am 11. April eine Aufforderung an den Herzog von Terceira, seinen Einfluß bei der Königin zur Entfernung Costa Cabrals zu verwenden, dann würde die von ihm gemachte militärische Demonstration der Königin ohne Nachtheil seyn, im entgegengesetzten Falle würden alle Provinzen aufstehen. Aber sofort brachen der König, der das Kommando über die Truppen übernommen hatte, und der Herzog von Terceira, der die 1. Armeedivision in Lissabon kommandirte, ebenfalls nach Santarem auf, um diese festeste Stadt des Königreichs mit den bedeutendsten Niederlagen von Waffen und Kriegsmunition sich zu erhalten, und hatten das Glück, ihren Gegner zu überholen. In der That gewann die Angelegenheit in wenigen Tagen ein für Saldanha so ungünstiges Ansehen, daß die Revolte wohl als gescheitert angesehen werden durfte. In Santarem von den Operationen des Königs Ferdinand überholt, sah sich Saldanha im Norden von den Truppen abgeschnitten, die sich im Süden des Tejo für ihn erhoben hatten. Saldanha trat nun in geheimen Verkehr mit einigen Freunden in Oporto. Aber Graf Casal, der Militärgouverneur dieser Stadt, hatte seine Maßregeln ergriffen, um Stadt und Besatzung in Treue gegen die Regierung zu erhalten. Saldanha, der unter diesen Umständen sein Unternehmen für vereitelt hielt, war bereits auf der Flucht nach Spanien begriffen, als einige Verhaftungen von Soldaten in Oporto, welche auf Befehl des Platzkommandanten erfolgten, am 24. April den Anlaß und das Zeichen zum Abfall von der Regierung gaben. Graf Casal selbst blieb seinem Eide treu, ward aber überwältigt und verließ die Stadt am 25. April, nur von einem Adjutanten begleitet. Der Oberst José Maria da Fonseca Moniz, Chef des Generalstabes zu Oporto, erließ darauf eine Proklamation für die Königin und die Charte und gegen das Ministerium Cabral. Saldanha aber ward von der spanischen Grenze zurückgerufen und zog im Triumph in derselben Stadt Oporto ein, welche ihm nur 4 Tage früher nicht einmal ein Versteck oder die Gelegenheit zum Entweichen hatte darbieten wollen. Von diesem Momente an war Marschall Saldanha faktisch der Gebieter von P. Kaum hatte die Nachricht hiervon am 26. April durch den Telegraphen Lissabon erreicht, als das Ministerium Costa Cabral der Königin seine Entlassung anbot, welche auch angenommen wurde, worauf der Expremier sich nach Vigo in Galicien zurückzog. König Ferdinand schrieb von Coimbra aus dringend an die Königin, ein Kabinet nach den Wünschen einer Partei zu ernennen, gegen welche kein Widerstand mehr möglich sey. Zwar zögerte die Königin, welche Terceira mit dem Präsidium des Ministeriums betrauen wollte, noch eine kleine Weile, ehe sie dem Rathe ihres Gemahls Folge leistete, doch als am 2. und 3. Mai selbst in Lissabon aufrührerische Bewegungen ausgebrochen waren, ernannte sie am 4. Mai Saldanha zum Konseilspräsidenten. Zugleich enthob sie durch Dekret vom 7. Mai den König des Oberbefehls der Armee und erklärte am 12. Mai das Dekret vom 13. März, welches den Herzog von Saldanha als Mitglied des Militärobergerichtshofs entsetzt hatte, für nichtig. Inzwischen schaltete und waltete Saldanha als Diktator ganz eigenmächtig, setzte Beamte von Civil und Militär ab und ein, bot Mannschaft auf, erließ Finanzdekrete *c.* Erst nachdem ein königliches Dekret vom 13. Mai alle von Saldanha bereits vorgenommenen Civil- und Militäranstellungen bestätigt hatte, hielt er am 15. Mai in Begleitung von 2500 Mann Truppen, die er von Oporto mitgenommen hatte (denen dann noch ein Regiment folgte), seinen Einzug in Lissabon, der Alles, was man bisher von Enthusiasmus in P. gesehen hatte, weit hinter sich zurückließ. Indeß war seine Lage nicht so glänzend, als sie schien. Der klägliche Zustand der Staatskasse, deren Einkünfte vorweg genommen und während des letzten Aufstandes vollends erschöpft worden waren, und die Schwierigkeiten der neuen Cortesberufung hinderten ihn vorerst nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, ein Kabinet zu bilden, das einigermaßen Dauer versprochen hätte, daher er sich genöthigt sah, am 17. Mai an die Spitze des bisher bestehenden Interimsministeriums zu treten, wobei er selbst, außer der Konseilspräsidentschaft, die Portefeuilles des Innern und des Kriegs übernahm, während Baron da Luz das Auswärtige und die Marine, der Rath Franzini die Finanzen und die Justiz verwaltete. Doch setzte

Saldanha sein diktatorisches Regiment ungehindert fort, ob auch die massenhaften Absetzungen von Civilbeamten im ganzen Königreich, um Semptembristen einzuschieben, in der Beamtenwelt eben so böses Blut machten, wie dem Offiziercorps der Armee die häufige Anstellung oder Beförderung von Militärs mißfiel, welche vordem unter der Junta von Oporto gedient hatten. Nachdem das Ministerium am 23. Mai das Dekret vom 3. Aug. 1850 zur Unterdrückung des Mißbrauchs der Presse aufgehoben hatte, wurden am 25. Mai die dermaligen Cortes aufgelöst und die neuen auf den 15. September einberufen, und zugleich die Reform des Grundgesetzes in Aussicht gestellt. Bei alledem wurde die Lage Saldanha's von Tage zu Tage schwieriger, denn es wollte ihm eben so wenig wie seinem Vorgänger gelingen, die ganz erschöpfte Staatskasse zu füllen. Anfang Juni unterhandelte er mit der lissaboner Bank über eine Anleihe von 300 Contos (65,000 Pfund. Sterl.). Aber die Bank nahm Anstand, selbst diesen kleinen Vorschuß zu leisten. Nicht geringere Schwierigkeiten verursachte zu derselben Zeit der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes. Dasselbe ordnete zwar indirekte, aber fast ausnahmslose Wahlen an und wurde daher auch von der Königin am 20. Juni nur mit großem Widerstreben unterzeichnet; die Cortes wurden nun auf den 18. November einberufen. Diese Dinge und besonders das neue Wahlgesetz führten schon im Mai zu einer und dann am 7. Juli zu einer abermaligen Ministerveränderung, so daß, nachdem der Marquis von Loulé und da Souce und Pestana ihre Entlassung genommen, das Kabinet nach seiner Rekonstruirung unter fortdauernder Präsidentschaft Saldanha's, der zugleich Kriegsminister war, aus de Fonseca Magelhaes für das Innere, Fontes Pereira de Mello für Marine, dem Bischof von Algarvien für die Justiz, Jervis de Atouguia für das Auswärtige bestand; dazu trat am 9. August noch an Franzini's Stelle Ferrao da Silva für die Finanzen. Den Ausschlag aber zu diesem letzten Ministerwechsel gab die Erklärung Saldanha's, daß Symptome des Abfalls in den Reihen der Truppen es fernerhin unmöglich machten, das regenerirende Princip der letzten Revolution (Toleranz, Oekonomie und Gerechtigkeit) ohne Aenderung des Wahlgesetzes oder des Kabinets durchzuführen, worauf sofort die genannten Männer ihre Entlassung einreichten, und dann auch eine Aenderung des neuen Wahlgesetzes in gemäßigtem Sinne zur Freude der gemäßigtsten Chartisten und zum großen Verdruß der Cabralisten und Ultraprogressisten durchgesetzt (publicirt am 20. Juli), die Einberufung der Cortes aber bis zum 15. Dec. vertagt wurde. Die neue Cortessitzung bot anfänglich nur dadurch ein größeres Interesse, daß das Ministerium Saldanha in der Deputirtenkammer fortwährend in entschiedener Minorität blieb, weshalb am 4. März 1852 ein theilweiser Ministerwechsel Statt fand, wobei F. Pereira de Mello die Marine an Jervis de Atouguia abtrat und die Finanzen übernahm, während Visconde d'Almeida Garett das Auswärtige und Ant. Luiz de Seabra die Justiz erhielten. Am 8. Juli 1852 leistete der 14 Jahre alte Kronprinz Dom Pedro in der Pairskammer den Eid auf die Verfassung. Nach diesem Akte war die Lebensthätigkeit dieser Versammlung nur noch eine sehr kurze. Als am 23. Juli die Deputirtenkammer die Sanktion des königlichen Dekrets vom 3. Dec. 1851 in Bezug auf Kapitalisirung der öffentlichen Fonds mit 81 gegen 57 Stimmen verweigerte, kam es nicht nur abermals zu einer Ministerkrisis, sondern nach wenigen Tagen (am 26. Juli) dahin, daß die Kammer aufgelöst und eine neue auf den 1. Dec. einberufen wurde. Das Ministerium blieb im Amt. Indeß Garett mußte im August aus dem Ministerium treten, wegen der Eigenmächtigkeit bei dem Abschluß eines Vertrags mit Frankreich. Im September wurde ein neues Ministerdepartement, das des Handels und der Industrie, geschaffen, dessen Leitung dem Finanzminister mit übertragen wurde. Eine neue Verlegenheit wurde 1852 der Königin Maria in dem miguelistischen Lager bereitet, indem Dom Miguel, welcher sich am 24. Sept. 1851 mit der Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim-Rochefort vermählt hatte, am 18. Juni 1852, in Erwartung von deren Entbindung, seinen Protest vom 20. Juni 1834 gegen seine Entthronung und Verbannung aus P. erneuerte. Diese Proklamation brachte wohl unter dem Adel eine die Regierung mit Besorgniß erfüllende Bewegung hervor, machte aber auf das Volk selbst keinen Eindruck. Eine neue Unzufriedenheit erregte die Herabsetzung der Zölle, indem die Opposition Diejenigen, welche bei der Verzögerung der Publikation des Weinerporttarifs durch die Stockung des Handels, besonders in Oporto, verloren, gegen die Regierung aufreizten, anderntheils die von englischem Einfluß influirte Freihandelspartei auch eine Tarifreduktion für Wollen- und Baumwollenwaaren verlangte. Dagegen wurde das Anfangs Oktober erschienene oktroyirte Wahlgesetz, welches die direkte Wahl begünstigte und die Cortes auf den 2. Jan. 1853 einberief, mit Befriedigung aufgenommen. Das aktive Wahlrecht haben danach alle Portugiesen, welche 1000 Realen haben und 25 Jahre alt, oder bei einem Alter von 21 Jahren verheirathet sind, ferner Offiziere, Geistliche, Baccalaureen ohne Census 2c.; das passive Wahlrecht haben ohne Bedingung des Wohnorts alle Wähler, welche ein Einkommen von 8000 Realen haben oder in die Kategorie der Kapacitäten gehören; besoldete Beamte sind nicht wählbar. Am 15. Nov. 1853 starb die Königin Donna Maria da Gloria an den Folgen einer schweren Entbindung. Nach dem seit 1846 für einen solchen Fall erlassenen Regentschaftsgesetz übernahm für den erst 16 Jahre alten Kronprinzen Dom Pedro V. da Alcantara dessen Vater, König Dom Fernando, Prinz von Sachsen-Koburg-Kohary, die Regierung und leistete den 19. Dec. 1853 vor den Cortes den Eid auf die Verfassung. Die Parteiumtriebe schienen jetzt zu ruhen, wiewohl eine zügellose Presse das Ministerium mit Schmähungen überhäufte. Bei dem Ausbruch des orientalischen Kriegs erklärte sich P. für neutral. Mit Spanien aber hätten ernstere Verwickelungen eintreten können, wenn

der Versuch einer spanischen Partei, in beiden Ländern eine neue Revolution anzustiften, um beide unter der Regierung des Hauses Braganza zu vereinigen, in P. Anklang gefunden hätte. Der Staatskredit hob sich etwas, in Folge eines zwischen dem Finanzminister und der portugiesischen Bank geschlossenen Vergleichs vom 15. März 1854, wiewohl sich im Staatshaushalte immer noch ein bedeutendes Deficit zeigte. Am 3. Aug. wurden die Kammern geschlossen, nachdem sie sich noch mit der damals in ganz Europa sich aufdrängenden Nahrungsfrage beschäftigt hatten. Wirklich brachen in Folge der ungenügenden Ernte auch in P. Unruhen aus, welche die Regierung veranlaßte, die Einfuhr von Getreide für 1855 auf eigne Hand freizugeben. Unter den Gegenständen, welche die am 2. Jan. 1855 wieder zusammengetretenen Kammern beschäftigten, war der bedeutendste ein neues Kriegsdienstgesetz, wonach die französische Konskription eingeführt ward. Eine französische Gesellschaft erhielt die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von Lissabon nach Cintra. Am 16. Sept. 1855, seinem 18. Geburtstage, übernahm der junge König die Regierung selbst und leistete den Eid auf die Verfassung. Auch er eröffnete die am 2. Jan. 1856 zusammentretenden Kammern selbst. Die zweite Kammer stimmte mit großer Majorität für die Regierung, die erste aber gegen sie, und als der König den Vorschlag machte, von Neuem eine Anzahl lebenslänglicher Mitglieder der ersten Kammer zur Gewinnung einer Majorität zu ernennen, reichte der Herzog von Saldanha seine Entlassung ein. Das neue Ministerium vom 6. Juni 1856 bildeten der Marquis von Loulé als Präsident und Minister des Aeußern, da Silva Sanches für das Innere, der Feldmarschall Georg Cureiro für den Krieg und einstweilen für die Finanzen, da Cunha Pessoa für die Justiz und den Kultus, und Sa da Bandeira für das Seewesen und die Kolonien. Mißwachs und Cholera suchten das Land heim und veranlaßten an verschiedenen Orten Unruhen, welche aber keinen revolutionären Charakter hatten. Die Regierung suchte durch Begünstigung der Getreideeinfuhr dem Mangel abzuhelfen und durch Eisenbahnbauten die arbeitende Bevölkerung zu beschäftigen, wobei sie von den politischen Parteien, mit Ausnahme der des Grafen Thomar, unterstützt ward. Neuerlich mußte auch die portugiesische Regierung Frankreichs Uebergewicht empfinden, indem sie mehre Sklavenschiffe mit französischer Flagge, welche nach dem Durchsuchungsrechte aufgebracht worden waren, auf die Drohungen Napoleons III. herausgeben mußte, ohne daß Großbritannien sich seines ehemaligen Schützlings annahm.

Vgl. Rabbé, Histoire abrégée de P., Paris 1823, 2 Bde., deutsch, Dresden 1828; Marquis de Fortia d'Orban und H. Mielle, Histoire de P. depuis l'origine des Lusitaniens jusqu' à la régence de Dom Miguel, Paris 1828—29, 10 Bde.; Schäfer, Geschichte von P., Hamb. u. Gotha 1836—50, 3 Bde.; Alexander, Skizzen aus P. während des Bürgerkriegs im J. 1834, deutsch von Ungewitter, Meißen 1836.

Portugalöser, ältere portugiesische Goldmünze in der Größe eines Thalers, zuerst um 1500 geprägt, 20 Karat 11 Gran fein, $2^1/_2$ Loth schwer, im Werth von 6400 (7500) Reis oder 20 Thaler; dann im 16. und 17. Jahrhundert zu Lüneburg, Hamburg und Lübeck, besonders zu Hamburg geprägte goldene Schaumünze; auch Benennung jeder größeren Goldmünze in den genannten Städten.

Portugiesische Literatur. Die p. L. weicht ihrem Grundcharakter nach von der spanischen Literatur eben so sehr ab, als der Charakter der beiden Völker zufolge ihrer geographischen und ihrer Mischungsverhältnisse mit fremden Völkern verschieden ist. Was zunächst die schöne Literatur betrifft, so sind die charakteristischen Grundzüge der portugiesischen Poesie süßliche Weichheit, melancholische Zerflossenheit, elegische Sentimentalität. Ihre Geschichte ist fast ausschließend die einer kunstmäßigen, und zwar kann man ihre Entwicklungsperioden vorzugsweise nach den sie bestimmenden fremden Einflüssen eintheilen. So bildete sie sich in der 1. Periode bis zum 14. Jahrhundert unter dem Einflusse der provençalischen Kunstpoesie, in der 2., bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem der spanischen, in der 3., bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach klassisch-italienischen und spanischen Mustern, und in der 4., von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, nach dem Vorbilde der klassisch-französischen, der englischen und der modern-europäischen Literatur überhaupt.

Wie überall, ist auch in Portugal in der ersten Periode die Volkspoesie der Kunstpoesie vorausgegangen; aber es haben sich davon nur viel spätere Umbildungen und Nachklänge erhalten, als welche man die „Trovas dos Figueiredos" und das Lied von Gonçalo Hermiguez und Ouroana ansehen kann. Schon unter Heinrich von Burgund, der mit seinem Gefolge südfranzösischer Ritter eine fertige höfische Kunstpoesie, die provençalische, mitbrachte, sank die ursprüngliche volksmäßige Poesie zum Bänkelgesang herab und räumte der fremden Treibhauspflanze das Feld. Die ältesten ächten Denkmale portugiesischer Poesie, die Liederbücher (Cancioneiros, d. i. Sammlungen höfischer Minnelieder), die bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichen und in galicischer oder altportugiesischer Sprache abgefaßt sind, sind in Ton und Form nach den Mustern der altprovençalischen oder Troubadourpoesie gebildet. Das älteste dieser Liederbücher ist das des Königs Diniz (1279—1325, herausgegeben unter dem Titel „Cancioneiro d'el Rei Dom Diniz", Paris und Lissabon 1847), den die Portugiesen daher als ihren ersten Kunstdichter ansehen. Ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehörig ist das Liederbuch eines Ungenannten (vielleicht Joao Coello's), dessen handschriftliche Reste zuerst Lord Stuart in wenigen Exemplaren abdrucken ließ (Paris 1823). Selbst König Alfons der Weise von Kastilien dichtete in galicischer Mundart und gehört daher mehr der portugiesischen als der spanischen Literatur an.

Auch in der zweiten Periode behielt die portugiesische Poesie den Charakter einer höfischen Kunstlyrik, wurde aber eben durch die galicisch dichtenden Spanier wenigstens in formeller Hinsicht modificirt und mehr nationalisirt, indem dieselben durch ihre heimischen volksmäßigen Formen die künstlichen provençalischen mehr und mehr

verdrängten. Durch sie wurden nicht nur die nationalen trochäischen kürzern Rhythmen (Redondilhas) und leichteren volksmäßigen Formen (Cántigas, Vilhancicos 2c.) auch in der portugischen Poesie herrschend, sondern die Portugiesen selbst begannen seit dem 14. Jahrhundert ebenfalls in beiden Mundarten zu dichten. Die zahlreichen Liebesgesänge der portugiesischen Dichter aus dieser Zeit, unter denen der galicische Ritter Macias der berühmteste ist, sind am besten in dem von Garcia de Resende herausgegebenen Liederbuche (Lissabon 1516) gesammelt. Der königliche Hof war noch fortwährend der eigentliche Sitz poetischer Bildung in Portugal, indem sich nicht nur fast alle Dichter demselben anschlossen, sondern die Mitglieder der königlichen Familie selbst als Dichter auftraten. So wissen wir von den im 14. Jahrhundert lebenden Söhnen des Königs Diniz, Alfons IV. und seinen Halbbrüdern, Alfonso Sanchez, Grafen von Albuquerque, und Pedro, Grafen von Barcellos (Verfasser eines genealogischen Werks, des ältesten portugiesischen Nobiliario), daß sie gedichtet haben, obwohl sich keine von ihren Poesien erhalten hat. Vom König Peter, dem Gemahl der Inez de Castro, haben sich 5 Lieder erhalten, von denen eines in spanischer Sprache abgefaßt ist. Im 15. Jahrhundert, wo sich der Nationalcharakter am großartigsten entwickelte, hob sich auch die portugiesische Poesie schnell zur Blüthe. König Eduard (1433—38) war nicht nur Kunstfreund, sondern selbst Dichter und Schriftsteller (Verfasser eines „Leal conselheiro", d. i. der treue Rathgeber, einer Sammlung philosophisch-moralischer Abhandlungen, herausgegeben von Roquete, Paris 1843), und sein jüngerer Bruder, der Infant Dom Pedro, sowie seine Kinder, der Connetable Dom Pedro und Donna Filipa de Lancaster, dichteten in portugiesischer und spanischer Sprache. Auch die Könige Johann II. und Emanuel waren große Freunde und Gönner der Dichtkunst. Unter ihre Regierung fällt die Glanzperiode der eigentlichen portugiesischen Hof- und Konversationspoesie, die an Garcia de Resende, der selbst Dichter war, einen fleißigen Sammler gefunden hat und in welcher vorzüglich zwei Namen glänzen: Bernardin Ribeiro, der durch seine Eklogen und durch seinen sentimentalen, halb Schäfer-, halb Ritterroman in Prosa („Menina e moça", Lissab. 1559, neue Ausgabe 1785) der Begründer dieser beiden Dichtungsarten geworden ist, und Sá de Miranda, der als der Repräsentant des Uebergangs von der mittelalterlichen in die modern-klassische Kunstpoesie der Portugiesen anzusehen ist. Vergl. Bellermann, Die alten Liederbücher der Portugiesen, Berlin 1840. Mehre Chroniken aus dem 14. und 15. Jahrhundert in Prosa, unter denen sich auch in stylistischer Hinsicht die von Fernan Lopez, Gomez Cannez de Azurara und Ruy de Pina auszeichnen, sind in Correa da Serra's „Colleçao de livros ineditos da historia portugueza" (Lissab. 1790) u. Azurara's „Chronica do descobrimento e conquisto de Guiné" von Visconde de Carreira (Par. 1841) herausgegeben.

Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch das Wiederaufleben der altklassischen Literaturen die modern-europäischen einen neuen Impuls erhielten, als besonders die Spanier durch ihre Eroberung in Italien mit dieser Wiege des modernen Klassicismus in engere Verbindung traten, fanden die klassisch-italienischen Formen auch auf der pyrenäischen Halbinsel Eingang. Der schon genannte Sá de Miranda war zunächst der Hauptleiter dieser Bewegung, mit welcher die dritte Periode der p.n L. beginnt. Ihm folgte Antonio Ferreira, der in seiner „Inez de Castro" den Portugiesen die erste Tragödie in klassischem Geschmacke gab. Um Beide bildete sich eine Schule von gelehrt-höfischen Dichtern auf der Universität Coimbra und in der Residenz, worunter Pero d'Andrade Caminha („Poezias", Lissabon 1791), Diogo Bernardes („O Lima", das. 1596 und 1761) und Jeronymo Cortereal („Successo do segundo Cerco de Diu, poema", das. 1574 u. 1784; „Naufragio de Sepulveda, poema", das. 1594 und 1783, französisch von Ortaire Fournier, Paris 1544) zu nennen sind. Diese klassische Schule fand jedoch im Volke keinen Anklang, sondern blieb auf die Schulstuben beschränkt. Es bedurfte erst Dichter wie Gil Vicente und Luis Camoens, um in der portugiesischen Poesie volksthümliches Leben zu entwickeln. In des Erstern Dramen und in des Andern herrlicher „Lusiade" spiegelte sich der Heldengeist der Nation wieder, der unter den Königen Emanuel und Johann III. eben zur höchsten Stufe seiner Blüthe gelangt war. Doch schon mit der Niederlage der Portugiesen bei Alcaçar erblich der Glanz des portugiesischen Heroenthums, und nun welkte auch die Blüthe der portugiesischen Poesie. Der Schuhflicker Gonçalo Annes Bandarra gab in seinen „Trovas em ar de profecias" (Nantes 1644) Prophezeiungen von dem Wiederaufleben nationaler Größe, die sich aber nicht erfüllten. Die Heldengedichte, die noch auftauchten, waren entweder mehr elegische Klaggesänge, wie schon König Sebastians Kampf- und Unglücksgenosse, Luis Pereira Brandam, sein Epos mit richtigem Gefühl „Elegiada" (Lissabon 1588 und 1785) nannte, oder gemachte Epopöen gewöhnlichen Schlages, ohne epische Begeisterung, wie Vasco Mouzinho de Quevedo e Castellobranco's „Alfonso Africano" (das. 1611 und 1787) und die noch tiefer stehenden Epopöen von Gabriel Pereira de Castro („Ulyssea", das. 1636, 1745 und 1827), Francisco de Sá e Menezes („Malacca conquistada", das. 1634 u. 1779) und Rodriguez Lobo („O contestabre de Portugal", das. 1785). Unter der spanischen Herrschaft sank die p. L. immer tiefer, so daß sie nichts als ein matter Abklatsch der spanischen wurde, ja die meisten Dichter und Schriftsteller jener Zeit gaben die Muttersprache ganz auf und bedienten sich der Sprache ihrer Unterdrücker. Nur in der Schäferpoesie bewahrten einige Dichter die nationelle Eigenthümlichkeit in Sprache und Färbung, wie Fernão Alves de Oriente („Lusitania transformada", Lissabon 1607 u. 1781) und Francisco Rodriguez Lobo, dessen Schäferromane „Primavera", „Pastor peregrino" und „O desenganado" durch Naturwahrheit, Einfachheit und eine ungemeine Zartheit sich auszeichnen, und der durch seine dialogisirten Abhandlungen über höfische Bildung („Corte na aldea e Noites de inverno") Begründer und Muster der rhetorischen

Prosa in der p.n L. geworden ist. Erwähnung verdienen auch noch die unter dem Titel „Laura de Amphriso" (Evora 1627) erschienenen Schäfergedichte des unglücklichen Schwärmers Manoel da Veiga Tagarro. Die lyrische Poesie war schon gleich nach Camoens durch alle Ausartungen des Marinismus und Gongorismus in Geschmacklosigkeit versunken. Unter den Sonettisten jener Zeit, deren Zahl Legion ist, verdienen nur genannt zu werden der bis ins Abenteuerliche excentrische und schwülstige Manoel de Faria y Sousa („Fuente de Aganippe", Madrid 1644, 4 Bde.), der burleske, aber nicht selten platte Thomas de Noronha, der feine und geistreiche Antonio Barbosa Bacellar, dessen elegische Liebesgedichte („Laudades") als Muster gelten, Jacinto Freire de Andrade, der mit großem Witz und bitterer Satyre dem verdorbenen Geschmacke entgegentrat, die Nonne Violante do Ceo („Parnazo Luzitano de divinos e humanos versos", Lissabon 1733, 2 Bde.). Auf den Weg der Vernunft kehrte zuerst wieder Francisco de Vasconcelos zurück. Eine unübersehbare Menge von Sonetten haben Pereira da Silva („Fenix renascida", Lissabon 1746, 5 Bde.) und ein Ungenannter unter dem Titel „Eccos que o clarim de Fama dà, Postilhão de Apollo" (das. 1761) gesammelt; eine geschmackvolle Auswahl portugiesischer Sonette gab dagegen John Adamson im 1. Theile seiner „Lusitania illustrata" (Newcastle upon Tyne 1842) heraus. Eine nationale dramatische Literatur gab es fast gar nicht. Die portugiesischen dramatischen Dichter, wie Diamante, Matos Fragozo, Melo, schrieben in spanischer Sprache, und höchstens die eigentlichen Volksschauspiele, die Autos, Farsas u. Entremeses, wurden auch in der Nationalsprache abgefaßt. Die einzige nennenswerthe dramatische Produktion des 17. Jahrhundert in portugiesischer Sprache ist die Sammlung der „Entremeses" von Manoel Coelho Rebello, betitelt: „A Musa entretenida de varios entremeses" (Coimbra 1658 und Lissabon 1695). Eine Art von portugiesischen komischen Opern, die viel Beifall fand, wird einem Juden Antonio José da Silva zugeschrieben, und man hat mehre Sammlungen davon, so eine unter dem Titel: „Operas portuguezas" (1747, in 4. Auflage: „Teatro comico portuguez", 1787). Der Roman bewegte sich anfangs ebenfalls ganz in ritterlich-höfischen Formen, so die Ritterromane in der Manier des Amadis von Francisco de Moraes („Palmeirim de Inglaterra", Evora 1567, 3 Bde., u. Lissabon 1786), von Jorge Ferreira de Vasconcelos („Triumfos de Sagramor", Coimbra 1554, und „Memorial dos cavalleiros de segunda tavola rotonda", Lissabon 1567), von dem auch drei berühmt gewordene dramatische Novellen nach Art der „Celestina" („Comedia Euphrozina", Lissabon 1616; „Comedia Olyssipo", das. 1618, und „Comedia Aulegrafia", das. 1619; alle drei in neuer Aufl., das. 1787, 3 Bde.) herrühren; von Gaspar Pires Rebello („Constante Florinda", Lissabon 1625 und 1684), der auch „Novelas exemplares" (das. 1650 und 1700) schrieb. Des bekannten Geschichtschreibers João de Barros Ritterroman „Chronica do Emperador Clarismundo" (Coimbra 1520, Lissabon 1742) wurde zu seiner Zeit verschlungen. Felix da Castanheira Turacems romanhafte Komposition „Seram politico, abuso emendado" (Lissabon 1704) ist schon deshalb merkwürdig, weil sie mit verständiger Natürlichkeit und Einfachheit dem immer mehr um sich greifenden schlechten Geschmacke entgegenarbeitete. Die historische Kunst wurde durch das Festhalten an dem alten Chronikenstyle nur wenig gefördert; der Inhalt der vorzüglichsten Geschichtsbücher aus dieser Zeit ist die Eroberung Indiens. An der Spitze steht João de Barros' „Asia" (Lissabon 1552—1602, 4 Bde., neue Auflage 1778—83, 17 Bde.), ausgezeichnet durch Wärme und Gediegenheit der Darstellung. Denselben Gegenstand behandelt Fernan Lopes de Castanheda in seiner „Historia de descobrimento e da conquistada India" (Coimbra 1551, Lissabon 1833) mit gleicher Wahrheitsliebe, aber weit geringerem Schönheitsgefühl. Alfonso Albuquerque erzählte in seinen „Commentarios" (Lissabon 1557 und 1774, 4 Bde.) die Heldenthaten seines gleichnamigen Vaters, und Damian de Goes beschrieb das Leben Emanuels des Großen (das. 1556) und das Johanns I. (das. 1567). In lichtvoller Ordnung und schöner Sprache schrieb Bernardo de Brito die älteste Geschichte seines Vaterlandes in seiner „Monarchia Lusitana" (Lissabon 1597—1609, 2 Bde.), u. den Reigen portugiesischer Historiker von Bedeutung schloß Jacinto Freire de Andrade, der die Thaten des Vicekönigs von Indien, João de Castro, in klassisch-schöner, oft schmuckreicher Sprache verherrlichte. Fernan Mendez Pinto beschrieb in den „Peregrinaçam" (Lissabon 1614 und 1725) seine Reisen in Afrika und Asien. Der Jesuit Antonio Vieira vertheidigte die Menschenrechte der unterjochten Indianer und der Juden mit dem Feuer edler Begeisterung in seinen „Sermoens" (Lissabon 1748, 5 Bde.).

Die p. L., welche schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tief gesunken war, zerfiel in der vierten Periode, dem 18. Jahrhundert, gänzlich, und selbst der Einfluß der französisch-klassischen Schule, den sie widerstandslos, aber nur äußerlich aufnahm, vermochte ihr weder Schwung, noch irgend eine bestimmte Richtung zu geben. Die wiedererrungene Unabhängigkeit Portugals (1668) hatte nicht diejenige Neubelebung des Nationalgefühls zur Folge, die man hätte erwarten sollen. Die portugiesische Akademie, welche Johann IV. 1714 stiftete, that nichts zur Förderung der Nationalliteratur und verscholl bald spurlos. Mehr wirkte eine arkadische Dichtergesellschaft, die mit der klassisch-französischen Eleganz und Korrektheit die Nachahmung der einheimischen Muster des 16. Jahrhunderts zu verbinden suchte. Aber erst Pombal förderte, indem er die Nation wieder zu einigem Selbstgefühl emporrüttelte, mittelbar die Literatur. Die Verbindung mit England wirkte günstiger auf die Geistesbildung, als der französische Einfluß, welcher allmählig ganz zurückgedrängt wurde. Die 1778 gestiftete Akademie der Wissenschaften (Academia Real das sciencias de Lisboa) äußerte zwar eine segensreiche Thätigkeit, doch ward dieselbe leider durch die wiederholten Bürgerkriege nur zu sehr gehemmt. In der lyrischen Poesie dauerte die

phantastisch-schwülstige Reimerei bis tief in das 18. Jahrhundert fort; neben ihr entstand eine frostige Gelegenheitsdichterei nach französischen Mustern, in der selbst der berühmteste portugiesische Dichter des Jahrhunderts, Francisco Xavier de Meneses, Graf von Ericeira, der auch Boileau's „Art poétique" in portugiesische Verse brachte und eine poesielose Epopöe „Henriqueida" (Lissabon 1741) auf die Gründung der portugiesischen Monarchie durch Heinrich von Burgund verfaßte, befangen war. Eine bessere Zeit beginnt mit dem Brasilianer Claudio Manoel da Costa, der sich nach altitalienischen Mustern bildete und mit Vermeidung alles Schwulstes große Innigkeit des Gefühls in einer eleganten, prunklosen Sprache darlegt („Obras", Coimbra 1768). Pedro Antonio Correa Garçao ahmte mit feinem Takt die Alten, besonders den Horaz, nach und wird wegen seiner Glätte und Gefeiltheit der „portugiesische Horaz" genannt, während er durch seine Lustspiele in der Manier des Terenz („Obras poeticas", Lissabon 1770) zugleich das Theater zu reformiren suchte. Antonio Diniz da Cruz e Silva („Obras", Lissabon 1794), feuriger und schwungvoller, obwohl weniger korrekt, gilt für den besten anakreontischen Dichter der Portugiesen; seine Nachahmung von Boileau's „Lutrin", „O hyssope" (Der Sprengwedel), wird für das beste heroisch-komische Gedicht der Portugiesen gehalten. Domingos dos Reis Quita, ein Friseur, kultivirte vorzugsweise die bukolische Dichtungsgattung („Obras", Lissabon 1781), in der er für den ausgezeichnetsten unter den Neuern gilt. Nicht über die Mittelmäßigkeit erheben sich die Gedichte des Francisco Diaz Gomez („Obras", Lissabon 1799), der dagegen durch sein kritisches Studium der portugiesischen Klassiker des 16. Jahrhunderts merkwürdig ist. Thomas Antonio Gonzaga da Costa besang unter dem Namen Dirceu seine unglückliche Liebe zu Marilia in elegischen Idyllen voll anakreontischer Anmuth (3. Aufl., Lissabon 1819). Aecht national ist Paulino Cabral de Vasconcellos („Poesias", Oporto 1786, 2 Bde.), der die alte Sonettenpoesie wieder zu Ehren brachte und Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz mit Feuer und Gefühl zu vereinigen wußte. Ausgezeichnet durch Sprachreinheit und elegante Korrektheit, der Repräsentant des strengen klassischen Styls ist Francisco Manoel do Nascimento („Obras completas", 2. Aufl., Par. 1817—19, 11 Bde.), neben welchem Manoel Maria Barbosa da Bocage vornehmlich durch seine Sonette, die zu den schönsten in portugiesischer Sprache gehören, glänzte („Obras", 3. Aufl., Lissabon 1806—14, 5 Bde.), der es nur seinen geistlosen Nachahmern zu verdanken hatte, wenn er in der Geschichte der portugiesischen Poesie als der Einführer eines neuen Gongorismus figurirte, den man nach seinem poetischen Namen (Elmano) den „Elmanismo" nannte. Unter seinen Nachfolgern verdienen genannt zu werden der Tragiker João Bapt. Gomes und J. M. da Costa e Silva, der Verfasser des anmuthigen Gedichtes „O passeio". Der klassischen Schule des Manoel dagegen folgten Domingos Maximiano Torres, ausgezeichneter Idyllen- und Kanzonendichter, Antonio Ribeiro dos Santos, der Satyriker Nicolao Tolentino de Almeida, der philosophische Dichter José Anastacio da Cunha, der durch seine biblischen Gedichte und Oden in Miltons und Klopstocks Manier ausgezeichnete Brasilianer Antonio Pereira Souza Caldas u. A. José Agostinho de Macedo griff keck nach dem Lorbeer des größten portugiesischen Dichters, Camoens', indem er in der Vorrede zu seinem Epos „O Oriente" behauptete, Camoens habe bei den Italienern und Spaniern geborgt. In der neueren Zeit wurden besonders Mouzinho de Albuquerque („Georgicas portuguezas"), J. G. de Magelhaens („Suspiros poeticos e saudades"), Antonio Feliciano de Castilho, Alexandre Herculano de Carvalho (religiös-politische Gedichte: „A voz de propheta" und „A harpa do crente"), J. B. Leitao d'Almeida Garrett („Camões, poema em X cantos", „Adozinda, romance", London 1828, und „Obras", Lissabon 1840), die Brasilianer Antonio José Osorio de Pina Leitao („A Affonsiada"), José Bonifacio d'Andrada („Poesias avulsas de Americo Elysio", Bordeaux 1825), der Visconde de Pedrabanca („Poesias offrecidas as senhoras brasileiras", Paris 1825) und der anonyme Verfasser der „Romances historicos" (das. 1843) bekannt. Die dramatische Poesie der Portugiesen nahm in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine seltsame, durch die italienische Oper veranlaßte Richtung. Es entstand eine halbmusikalische Art von Zwitterkomödien, ein Gemisch von Abenteuern, Possen und gemeinem Witze ohne Kunstwerth. Unter den zahlreichen Stücken dieser Art (gesammelt: „Operas portuguezas", Lissabon 1746, 2 Bde., u. „Teatro comico portuguez", das. 1787, 2 Bde.) werden besonders die Stücke eines anonymen Dichters, den man schlechtweg den „Juden" nannte, gerühmt. Zwar arbeitete Correa Garçao durch seine regelmäßigeren Lustspiele („Teatro nova" und „Assemblea ou Partida") diesem Geschmacke entgegen; doch vermochte er das durch Spektakelstücke verwöhnte Publikum nicht zu befriedigen, was auch der Gräfin Vimieiro, deren Trauerspiel „Osmia" (Lissabon 1795, deutsch, Halberstadt 1824) von der Akademie gekrönt wurde, keineswegs gelang. Uebersetzungen beherrschten fortwährend das portugiesische Theater, während die wenigen Originaldichter, wie Manoel Gaetano Pimenta de Aguiar, Pedro Nolasco und selbst Garrett, allerdings dem französisch-klassischen Geschmacke der Gräfin Vimieiro folgten. Die Prosa und Beredsamkeit wurde in diesem Zeitraume besonders von mehren Mitgliedern der Akademie durch ihre kritisch-ästhetischen Abhandlungen in den „Memorias de literatura portugueza" gefördert. Gerühmt wird des Paters Theodoro d'Almeida moralischer Roman „O feliz independente" (Lissabon 1786). Als ausgezeichnete Prosaisten sind auch die Dichter Castilho, Carvalho und Garrett zu erwähnen. Des Letzteren „Parnaso" wird durch eine brauchbare Uebersicht der Geschichte der portugiesischen Poesie eingeleitet. Das Feld der Geschichte wurde in neuester Zeit von Franc. Solano Constancio („Historia do Brasil", Paris 1838), Tib. Ant. Craveiro, dem Visconde de Santarem u. A. an-

gebaut. Vergl. Memorias da literatura portugueza, 8 Bde., Lissabon 1792—1812; F. Bouterweck, Geschichte der schönen Wissenschaften, 4 Bde., Göttingen 1805; J. K. L. Sismonde de Sismondi, Literatur des südlichen Europa's, deutsch von L. Hain, 2. Bde., Leipzig 1817; Ferd. Denis, Résumé de l'histoire littéraire du Portugal, Paris 1826; Derselbe, Chefs d'oeuvre du théâtre portug., das. 1823.

Was die wissenschaftliche Literatur der Portugiesen betrifft, so blieben dieselben weit hinter den Leistungen anderer Nationen zurück, weil mönchischer Geistesdruck jedes freiere Streben hinderte. Nur diejenigen Wissenschaften, welche die Schifffahrt unmittelbar oder mittelbar förderten, erfreuten sich einiger Pflege. Der Infant Dom Heinrich machte das Studium der Geographie, Mathematik u. Astronomie zu seinem ernsthaftesten Geschäft und bildete eine ausgezeichnete Schule der Seewissenschaften, aus welcher Männer wie Bart. Diaz, Vasco de Gama und Magelhaens hervorgingen. Als Mathematiker glänzten Nuñez und da Cunha; auch die Naturwissenschaften und die orientalischen Sprachen hatten mehre namhafte Gelehrte aufzuweisen. Der Adel trieb und förderte gelehrte Studien, wie die Helden Francisco de Almeida und Affonso de Albuquerque beweisen. Der Geschmack an dem Studium der alten Literatur drang aus Italien nach Portugal und wurde besonders durch die Bemühungen Henrique Cayado's (Ermigius) immer mehr verbreitet; doch beschränkte man sich fast nur auf Fertigung lateinischer Verse. Die Landesgesetze wurden von Emanuel gesammelt, und Alvarez Velasquez (1595) galt auch im Auslande als ein großer Rechtsgelehrter. Die Einführung der Inquisition und die Aufnahme der Jesuiten waren dem Gedeihen der Wissenschaften höchst gefährlich und die Vereinigung Portugals mit Spanien führte ihren völligen Ruin herbei, so daß auch nach der wiedergewonnenen Selbstständigkeit des Landes lange Zeit verging, ehe man einzelne Fächer der Wissenschaften wieder mit Glück zu bearbeiten anfing. Auch hier erwachte durch Pombal ein regerer Geist; doch erhielten die Wissenschaften erst durch die 1779 gestiftete Akademie einen freieren Aufschwung, unter deren thätigste Mitglieder der Mathematiker Garçâo-Stockler, der Natur- u. Geschichtsforscher Correa de Serra, die Rechtsgelehrten Mello, Figueiredo u. Ribeiro, die Literarhistoriker d'Arragâo Morato, Alexandre Lobo und Trigozo u. der Astronom Ferreira d'Arango gehören. Gut eingerichtete Sternwarten finden sich zu Lissabon und Coimbra; Naturalienkabinette und botanische Gärten fast in allen größeren Städten. Bodero zeichnete sich als Botaniker, da Camara als Mineralog, Lobral als Chemiker aus. Für die Oekonomie sind die von der Akademie herausgegebenen „Memorias economicas" wichtig; mehre geflüchtete Portugiesen in Paris gaben die „Annaes das sciencias e artes" heraus. Die Theologie und Philosophie hat sich nie über scholastische Schulweisheit erhoben. Aus dem Gebiete der Philologie sind anzuführen J. A. Gonçalves' „Arte China" (Macao 1829) und dessen „Diccionario portug.-chino" (das. 1831), sowie das „Magnum Lexicon novissimum lat. et lusitan." von Em. Jos. Ferreira (Paris 1833). Jeron. Soares Barboza schrieb eine philosophische Grammatik der portugiesischen Sprache (2. Aufl., Lissabon 1830). Die Zahl der Journale hat sich in neuester Zeit bedeutend vermehrt. Die Hauptquelle für die ältere Gelehrtengeschichte ist Barbosa Machado's „Bibliotheca lusitana" (Lissabon 1741—52 4 Bde.), für die historische Literatur insbesondere Arvo do Cejo's „Bibliotheca hist. de Portugal et seus dominios ultramarinos" (das. 1801).

Portugiesische Sprache. Die p. S. hat sich, wie alle ihre romanischen Schwestersprachen, aus einem römischen Provinzialdialekte, der Lingua rustica, gebildet, und zwar ist sie am nächsten dem galicischen Dialekte verwandt, der sich nur durch eine noch größere Annäherung an das Lateinische von ihr unterscheidet. Die p. S. hat, freilich mit großen Umgestaltungen der Wörter und Zusammensetzungen, viele lateinische Wörter allein noch aufbewahrt, wie sie allein von allen neuern Sprachen das Plusquamperfectum behalten hat. Durch die Erhebung Heinrichs von Burgund auf den portugiesischen Thron wurden viele französische Ritter nach Portugal gezogen, was die Aufnahme vieler französischer Wörter in die p. S. zur Folge hatte (vgl. Franc. de Santo-Luiz, Glosario das palavras e frases da lingua francesa que se tem introduzida no locuçao portugueza moderna, Lissab. 1827), wogegen diese viel weniger arabische Beimischung als das Kastilianische hat (vgl. João de Sousa, Vestigios da lingua arabica em portugueza, 2. Aufl., Lissab. 1830). So hat das Portugiesische die dem Kastilianischen ganz fremden Nasallaute, namentlich in flexiven Auslauten, verwandelt dagegen die kastilianischen Kehllaute in fette gelinde Zischlaute und hat noch größere Neigung zum Vokalismus durch Brechung der Selbstlaute e und o in ei und ou und durch Erweichung und Ausstoßung der Konsonanten im In- u. Auslaut, so daß Sismonde de Sismondi das Portugiesische ein ausgebeintes Kastilianisch nennt. So wird aus dem spanischen dolor (Schmerz) dór, aus celos (Himmel) ceos, aus major (größer) mór, l wird fast überall herausgeworfen und durch f (spanisch Alfonso, portugiesisch Affonso) oder r ersetzt (spanisch plata, Silber, portugiesisch prata); das spanische ll wird in ch (lleno, cheo), h in f (hidalgo, fidalgo), die spanische nasale Endsylbe ion in aô (nation, naçaô) verwandelt. Diese Zusammenziehungen sind oft so bedeutend, daß die charakteristischen Töne ganz aus den Wörtern verschwinden, was diesen etwas Weiches und Süßes, aber auch Unmännliches und Kraftloses verleiht. Das portugiesische Alphabet ist das lateinische. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Pae nosso que estás nos ceos, santcificado seo o teu nome (Vater unser, welcher bist in den Himmeln, geheiligt sey der dein Name). Die p. S. ist noch jetzt eine der ausgebreitetsten. Portugiesische Juden brachten sie nach Amsterdam, nach Hamburg und Tyrol. Sie wird in Brasilien, auf den Azoren, auf den afrikanischen Küsten, in Indien und in China gesprochen. Die portugiesischen Sprachproben sind fast so alt als die spa-

nischen; die älteste, rein-portugiesische Urkunde ist mit era 1230—1192 gezeichnet; vgl. Ribeiro, Observações historicas e criticas para servirem de memorias ao systema da diplomatica portugueza", Lissabon 1798. Eine kurze Geschichte der p.n S. gibt Santa-Rosa de Viterbo's treffliche „Elucidario das palavras, termos e frases, que em Portugal antiguamente se usárão e que hoje regulamente se ignorão" (Lissabon 1798—99, 2 Bde.). Auch in den „Memorias de literatura portugueza" finden sich Abhandlungen über die Geschichte der p.n S. Ueber die noch immer schwankende portugiesische Orthographie schrieb zuerst Duarto Nuñez de Liao (Origem da lingua portugueza, Lissab. 1606 u. ö.). Von dem von der Akademie der Wissenschaften unternommenen Wörterbuche erschien nur der erste Theil (Lissabon 1793), den Buchstaben A enthaltend. Das vollständigste und beste Wörterbuch ist das von dem Brasilianer Antonio de Moraes Silva (Lissabon 1789, 4. Aufl. 1831, 2 Bde.); ein kritisch-etymologisches Wörterbuch lieferte Franc. Solano Constancio (Par. 1836), der auch eine gute Sprachlehre herausgab (das. 1831). Die beste Grammatik ist jedoch die von Jeronymo Soares Barboza („Grammatica philosophica da ling. portug.", 2. Aufl., Lissabon 1830). Einen „Ensaio sobre alguns synonymos da ling. portugueza" (Lissabon 1824—28, 2 Bde.) lieferte Franc. de Santo-Luiz. Eine wissenschaftlich-historische Grammatik findet sich in Diez' trefflicher „Grammatik der romanischen Sprachen". Portugiesische Sprachlehren für Deutsche besorgten J. A. von Junk (Frankfurt a. d. O. 1778), A. Meldola (Leipzig 1789) und Wagener (Hamburg 1802); die brauchbarsten sind die von Aldoni (Leipzig 1813) und von F. Pincheiro de Sousa (das. 1851). Ein portugiesisch-deutsches Wörterbuch gab Wagener (Leipz. 1811), eine Chrestomathie nebst Wörterbuch K. W. Alwardt (das. 1808) heraus; auch die „Pequena chrestomathia portugueza" von Masfarellos (Hamburg 1809) ist nicht ohne Verdienst. Die eigenthümlichsten Mundarten des Portugiesischen sind die von Beira und Minho.

Portugiesische Weine, Weine von Portugal, die meist über Oporto ausgeführt werden. Es gibt rothe (s. Portwein) und weiße, von denen fast nur der Wein von Carcavellos (in England Lissaboner, in Deutschland vorzugsweise portugiesischer Wein), ein geistiger, süßer, angenehm riechender Wein, ausgeführt wird. Andere Sorten sind der Setuval (süßer und trockener) und der Bucellos, der meist mit Branntwein versetzt ist.

Portulak (Portulaca), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, charakterisirt durch den zweispaltigen abfälligen Kelch, 4—6 dem Kelche eingefügte, freie oder an der Basis zusammengewachsene Blumenblätter und die ringsum aufspringende Kapsel, schwache, meist kriechende, einjährige Kräuter in wärmern Ländern, mit fleischigen, oben gehäuften Blättern und einzelnen, fast stiellosen Blüthen, welche nur Vormittags offen sind und Nachmittags wie eine Gallerte zerfließen. Der gemeine P., Kohlportulak, Bugel- oder Bügelkraut, Bürgelkraut, Burzelkraut, Grensel, P. oleracea *L.*, ein einjähriges Gewächs auf bebauten und unbebauten Stellen, auf Schutthaufen und am Seestrande in Mittel- und Südeuropa, Asien, Afrika und Amerika, wird in Gärten in mehren Varietäten häufig kultivirt u. verlangt in Gemüsegärten einen sonnigen Standort, leichten nahrhaften Boden und fleißiges Begießen bei trockenem Wetter. Man säet ihn im Februar in ein Mistbeet, oder im April bis Juli auf eine warm gelegene Rabatte und bedeckt den Samen nur sehr dünn mit Erde. Die Pflanzen werden zum Gebrauche abgeschnitten, wenn sie einige Zoll erwachsen sind, worauf sie dann gewöhnlich wieder ausschlagen und frische Stengel treiben. Die jungen Blätter werden als Zuthat zu Salat benutzt, oder auch mit Essig eingemacht; ältere Blätter kocht man als Gemüse. Sie sind sehr saftig, kühlend und außerordentlich erquickend. Ehedem war das Kraut, Herba Portulacae, gegen entzündliche Krankheiten, Nieren- und Blasenleiden, Augenentzündungen, Skorbut in Anwendung. Die Samen, Semina Portulacae s. Porcellanae, machten einen Bestandtheil der vier kleineren kühlenden Samen, Quatuor semina frigida minora, aus. Als schöne Zierpflanzen werden in den Gewächshäusern kultivirt: P. Gilliesii *Hook.*, Halbstrauch in Chili, mit glänzend purpur- oder karmoisinrothen Blüthen; P. grandiflora *Hook.*, einjährig, in Chili, mit hellpurpurrothen Blüthen mit gelben Antheren; P. Thellusonii *Lindl.*, einjährig, in Chili, mit zinnoberfarbenen Blüthen.

Portumnus (Portunus, Portunnus), römischer Hafengott, welcher glückliche Rückkehr von der Seefahrt verlieh, wird dargestellt mit einem Schlüssel in der Hand und hatte am Tiberhafen bei der Pfahlbrücke, von wo aus der Weg nach der Hafenstadt hinabführte, einen Tempel, wo ihm zu Ehren alljährlich am 17. August die Portumnalia gefeiert wurden.

Portus (lat.), Hafen.

Port-Vendres, befestigte Küstenstadt im französischen Departement Ostpyrenäen, Bezirk Céret, am mittelländischen Meer, mit Fort (St.-Elmo), Leuchtthurm, gutem Hafen, Handel mit Getreide, Wolle, Wein, Früchten, Oel, Dampfschifffahrtsverbindung mit Marseille und Barcelona und 1300 Einw.

Portwein, rother und weißer portugiesischer Wein, der von der Stadt Oporto (Porto) ausgeführt wird und daher seinen Namen hat. Er wächst 13—14 Meilen aufwärts von Oporto am Douro in einer gebirgigen Landschaft, Cima de Douro genannt, meist an steilen, der Wirkung der Sonnenstrahlen recht ausgesetzten Felswänden, und bedarf der sorgfältigsten Pflege, wenn er eine gute Ernte geben soll. Letztere fällt von Anfang September bis Mitte Oktober. Die Farbe des P.s schwankt zwischen blaß Rosa und tief Purpur und ändert sich mit zunehmendem Alter, wo das Rosa ins Lohfarbene, das Purpur ins Granatfarbene übergeht. Rein und unverfälscht erhält dieser Wein das ihm eigenthümliche Feuer erst nach einigen Jahren; doch darf er nicht zu alt werden. Zwei Drittel der zur Ausfuhr kommenden P.e werden vor der Gährung und wäh-

rend derselben stark mit Branntwein versetzt, damit sie einen Schein von Reife und Feuer annehmen, und mittelst Fliederbeeren oder Jeropiga (einem Präparat von getrockneten Fliederbeeren, Melasse, Traubensaft und Sprit) gefärbt. Daher der nicht angenehme Arzneigeruch der geringeren Sorten. Der P. wird gewöhnlich zu den schweren Weinen gerechnet, hat aber die Eigenschaft der Schwere erst durch beigemischten Branntwein bekommen. Nachdem der Weinhandel von Oporto schon vor Pombal in den Händen englischer Kaufleute gewesen, stellte sich 1765 eine englische Handelsgesellschaft an die Spitze des Geschäfts und übte dies Monopol bis 1826 aus. Von 1801—26 betrug die Ausfuhr im Durchschnitt jährlich 38,459 Pipen, zu einem durchschnittlichen Werth von 7,650,000 Thlr.; 1837 war sie auf 25,762 Pipen herabgesunken. Im J. 1850 erreichte sie wieder eine Höhe von 37,487 Pipen, von denen allein 25,400 nach Großbritannien, 2085 in andere europäische Länder, 4898 nach den Vereinigten Staaten, 2755 nach Brasilien u. 2349 in andere Länder der Erde gingen.

Porus, indischer Fürst in den Ebenen zwischen dem Hydaspes und Acesines, ausgezeichnet durch persönliche Tüchtigkeit und mannhafte Gesinnung, rückte dem Alexander mit einem beträchtlichen Heere entgegen, unterlag aber der überlegenen Kriegskunst des macedonischen Eroberers, der indeß, die Tapferkeit auch an dem Feinde ehrend, ihn nicht nur im Besitze seines Reichs ließ, sondern ihm dasselbe auch noch vergrößerte. Auch bei den nach Alexanders Tode erfolgenden Theilungen seiner Eroberungen behielt P. alles am Hydaspes bis zur Indusmündung hinab liegende Land, ward aber durch den von Alexander in Indien zurückgelassenen Befehlshaber Eudemus noch vor 317 v. Chr. auf eine hinterlistige Weise getödtet.

Porzellan. Die Thonwaaren dieses Namens, die in allen europäischen Ländern, in China rc. gemacht werden, enthalten in ihrer Masse zwei wesentlich verschiedene Gemengtheile, von denen der eine ein unschmelzbarer, bildsamer, weißer Thon, nämlich Kaolin (s. Porzellanerde), der andere ein zu einem Glase schmelzbarer, unbildsamer Zusatz, sogenannter Fluß, ist. Dazu dient fast immer Feldspath mit oder ohne Zusatz von Quarz, Kreide, Gyps rc. Der Kaolin allein würde sich zu einer porösen, undurchsichtigen Masse brennen; da der Fluß aber bei dem heftigen Brande der Porzellanöfen erweicht, so durchdringt er als glasige Masse die Thontheile allenthalben, füllt die Poren desselben vollständig aus, verbindet sich mit der Oberfläche derselben und kittet eben dadurch diese Theile zu einer undurchdringlichen, dichten Masse zusammen. Die Durchscheinenheit dieser Masse rührt also daher, daß ihre thonige Grundlage gleichsam mit Glasmasse getränkt ist, wie das durchsichtige Papier mit Oel. Die Glasur besteht aus Feldspath, zuweilen mit etwas Gyps, und ist deshalb ganz von derselben Beschaffenheit wie der Fluß, worin der innige und feste Zusammenhang derselben mit der Masse, die wichtigste Eigenschaft der Porzellangeschirre, beruht. Auch besitzt die Glasur als bleifreies Thonerdeglas eine hinreichende Härte, um durch den Gebrauch von Messer und Gabel nicht geritzt zu werden. Der rohe Kaolin ist aber in dem Zustande, in dem er gefunden wird, nicht rein genug, sondern besteht aus einem Gemenge von wahrem Kaolin, unzersetztem Feldspath und Quarztheilchen, die vorher getrennt, oder durch Mahlen fein gemacht und gleichmäßig gemischt werden müssen. Nachdem man aus der Porzellanerde Steine und gröbere Beimengsel ausgelesen hat, schlämmt man sie in großen hölzernen Bottichen, was aber mit großer Sorgfalt geschehen muß, weil die Güte des P.s vornehmlich durch die möglichst gleichförmige Mischung der Bestandtheile der Masse bedingt ist. Der Feldspath muß höchstens eine fleischrothe Farbe besitzen u. darf nicht zu eisenhaltig seyn, weil die Masse sonst leicht gelblich wird. Er wird in einem Pochwerk, oder mittelst zweier gußeisernen Walzen in kleinere Stücke gebrochen, welche in einer Mühle zum feinsten Pulver zerrieben und dem Feinschlämmen unterworfen werden, was durch das größere specifische Gewicht des Feldspaths erleichtert wird. Die zur Glasur erforderlichen Materialien, Gyps, Kieselstein, Porzellanscherben, werden vorher geglüht, im Quetschwerk zerkleinert und klein gemahlen. Alle Zuthaten zur Porzellanmasse muß man zuletzt in Gestalt eines zarten Schlammes erhalten, woraus dieselbe gemischt wird, und zwar in dem für jeden Ort üblichen Gewichtsverhältnisse. In Sèvres gilt als die beste Mischung zu Geschirren eine solche, die in 100 Theilen 58,0 Kieselerde, 34,5 Thonerde, 4,5 Kalk und 3,0 Kali enthält. Aber nicht jede Porzellanmasse von derselben Elementarmischung wird deshalb auch dieselben Eigenschaften zeigen wie die von Sèvres, weil selbst bei gleicher procentiger Zusammensetzung der Masse die Verschiedenheit der Zusammensetzung der Bestandtheile von zu großem Einfluß ist. Die Mengung der Masse, nach den obigen Grundsätzen, geschieht in großen Behältern unter fortwährendem Umrühren, und dann folgt das Abtrocknen, was gewöhnlich durch Absorption bewirkt wird. Der Schlamm wird zu diesem Behufe in Kasten gezapft, deren Boden einen dicken Gypsfuß bildet, dessen Porosität das überschüssige Wasser an sich zieht. Auch pflegt man bei günstigem Wetter die Absorption durch die trocknende Wirkung der Luft zu unterstützen. Neuerdings ist das Trocknen auf Gyps an mehren Orten durch das von Honoré eingeführte Pressen verdrängt worden, wodurch die Masse einen höhern Grad von Bildsamkeit gewinnt. Auch hat man den Schlamm auf eine Art Filter gebracht und das Ablaufen des Wassers (welches freiwillig sehr langsam vor sich geht) mittelst Luftdrucks zu beschleunigen gesucht. Wie man aber auch verfahren mag, so erhält man die Masse stets von ungleicher Weichheit; so z. B. ist der Inhalt der Säcke nach außen viel fester als inwendig, ein Mangel, den man durch Treten mit Füßen und besonders durch Schlagen ausgleicht. Gewöhnlich wirft man die Ballen (die runden Stücke, in welche man die aufzubewahrende Masse theilt) mit Gewalt und wiederholt gegen eine harte Steinplatte auf, oder bringt sie zwischen Metallplatten mit einem Stempel. Da der Feld-

spath- und Kalkgehalt der Porzellanmasse ein durchaus unbildsamer Stoff ist, so mengt man ihn mit Abfällen der Formen, bearbeitet ihn mit Kneten und Treten und läßt ihn im feuchten Zustand in eine Art von Fäulniß gerathen. Darunter versteht man eine eigenthümliche, nicht genauer erklärte Erscheinung, wobei sich zuerst ein Geruch nach faulen Eiern und ein Aufdunkeln der Farbe im Innern bemerklich macht, welches allmählig vom Grauen ins Schwarze geht und so lange anhält, als die Umstände dieselben bleiben. Die schwarze Farbe ist das kohlenstoffreiche Zersetzungsprodukt organischer Materien durch eine Fäulniß, welche, wie immer, sauerstoffentziehend wirkt und die vorhandenen schwefelsauren Salze (Gyps) zu Schwefelmetallen reducirt, woher der Schwefelwasserstoffgeruch stammt. Wo Luft mit den geschwärzten Theilen zusammenkommt, verschwindet die schwarze Materie, indem der Sauerstoff jener in Kohlensäure verwandelt wird. Es ist schwer anzugeben, warum durch diesen Vorgang die Bildsamkeit der Masse befördert wird, während doch alle Sachverständigen darin so sehr einverstanden sind, daß man hin und wieder versucht hat, die Gährung künstlich durch Zusatz von Honig, Syrup ꝛc. hervorzubringen und zu unterstützen.

Die Waaren einer Porzellanmasse erhalten ihre gehörige Form entweder in Formen, oder durch Gießen, oder auf der Töpferscheibe. Geschirre, Zierrathen ꝛc. werden in Gypsformen gefertigt, wodurch es allein möglich wird, gleiche Form u. Größe zu erhalten, was beim Aufdrehen aus freier Hand nicht so vollständig erreicht werden kann. Sind es runde flache Gegenstände, wie z. B. Schüsseln, Teller, Tassen, so dreht sie der Arbeiter vor, und nachdem er sich eine hinlängliche Anzahl vorgedreht, bringt er sie in die Gypsformen, drückt sie mit einem Schwamm fest an und nimmt sie nach einiger Zeit, während der Gyps das Wasser angezogen hat und die Masse steifer geworden ist, vorsichtig heraus und dreht nun die innere Fläche bis zur hinlänglichen Stärke mit einer messingenen Schablone aus. Sind es flache Gegenstände und solche, die vermöge ihrer Form nicht gedreht werden können, als ovale, vier- und dreieckige flache Waaren, so bildet der Arbeiter eine Platte, indem er auf einer Marmorplatte, oder einem mit einer Bleiplatte belegten Tisch über einem Stück feuchter Leinwand zwischen zwei hölzernen Linealen die Masse mittelst eines Mangelholzes ausgleicht, um ein überall gleich dickes und ebenes Stück von hinlänglicher Größe zu erhalten. Dieses wird dann mit aller Vorsicht in die Gypsform eingetragen, damit die Luft entweiche, die sonst Blasen hervorbringt, die Leinwand abgezogen u. die Thonplatte mit einem nassen Schwamm angedrückt, die vorstehenden Ränder aber mit einer scharfen Klinge abgeschnitten. Die runden Füße werden aus freier Hand gefertigt und angesetzt. Sämmtliche Geschirre werden dann noch glatt gemacht und mit Schlicker gleichsam polirt. Runde und hohle Gegenstände, als Kaffee- und Theekannen, Vasen ꝛc., werden von innen bearbeitet und dann garnirt, d. h. mit Henkeln, Tüllen ꝛc. versehen. Figuren werden aus sehr vielen einzelnen Theilen zusammengesetzt. Zu dem Behuf des Gießens muß die Masse zu einer dicklichen, aber vollkommen flüssigen Schlempe angerührt und diese durch Siebe gelassen werden, damit alle Körnchen und Luftblasen zurückbleiben. Die Formen bestehen meist aus zwei Theilen; die obere Hälfte enthält die Einguß-, die untere die Abflußöffnung. Beim Gebrauch werden beide Hälften vereinigt, die untere Oeffnung geschlossen, dann gänzlich mit Flüssigkeit angefüllt, worauf man nach Umständen 2 bis 5 Minuten wartet und dann rasch unten abzapft, worauf sich eine Schicht von 1—2 Linien verdichtet vorfindet. Die gegossenen einzelnen Theile werden, nachdem die Eingüsse abgeschnitten sind, noch weich an einandergefügt und vereinigt, die Henkel aber erst später angesetzt. Das Gießen von Porzellanwaaren wird nur im geringen Umfange ausgeführt, da die gegossenen Gegenstände lange in der Form verbleiben müssen, bis sie die gehörige Festigkeit besitzen, und also viel Zeit und viele Formen in Anspruch nehmen, abgesehen davon, daß viele Gegenstände ihrer Gestalt nach schwierig zu gießen sind. Werden die Porzellanwaaren auf der Töpferscheibe gedreht, so werden sie oft in einer größern Wanddicke geformt, als das Stück bei seiner Vollendung haben soll, indem der Ueberschuß dazu dient, durch Abdrehen die Reinheit des Umrisses und die richtige Dicke zu erzielen. Zu dem Ende muß die Masse so weit getrocknet seyn, daß sich ein zusammenhängender Span davon abschneiden läßt, der weder bröckelt, noch anklebt. Statt der Meisel dienen hierbei gewöhnlich flache, scharfe Klingen. Hervorragende Theile, wie stark erhabene Verzierungen, Henkel, Knöpfe, Füße, Ausgüsse ꝛc., werden stets für sich geformt und dann angesetzt, indem man beide Oberflächen durch Ritzen oder Einschneiden rauh macht, mit Thonschlicker bestreicht und sie dann mit äußerst gelindem Drucke aneinanderfügt. Ganz dasselbe gilt für das Aneinanderfügen der stückweise geformten Waaren, wobei man die Verbindungsflächen am besten abschrägt. Die geformten Gegenstände werden bei gewöhnlicher Temperatur im Schatten getrocknet, da die Erfahrung gezeigt hat, daß rasch getrocknete Gefäße nur äußerlich trocknen und im innern Kern der Wandung noch Feuchtigkeit zurückhalten, wodurch sie im Ofen oft mit Explosion gesprengt werden. Sind die Geschirre lufttrocken, so werden sie im Verglühofen, in der zweiten Etage des Porzellanbrennofens, verglüht; dies geschieht in Kapseln, aber so, daß mehre Gegenstände auf einander gestellt werden; für hohe Gefäße (sogenannte Ringwaare) werden zwischen die beiden Kapselstücke Ringe von Kapselmasse gelegt, um die nöthige Höhe herauszubringen. Die verglühte Waare (Biscuit) wird hierauf glasirt. Die Glasur ist an einigen Orten (Berlin, Nymphenburg, Meißen) aus Kaolin, Gyps und Porzellanscherben zusammengemischt, also ein Thonerdekalkglas, welches kein anderes Kali enthält, als das wenige, welches der dem Kaolin anhängende Feldspath u. die Scherben mit sich bringen. In Sèvres besteht die Glasur einzig und allein aus dem Pegmatit von St. Yrieix, also aus Quarz u. Feldspath. Hauptsache ist die richtige Schmelzbarkeit der Glasur; ist diese zu gering, so wird sie nicht flüs-

sig genug werden, um einen glatten Spiegel zu bilden, und dadurch wellig aussehen; im Gegentheil wird eine sehr leichtflüssige Glasur schon flüssig seyn, wenn die Masse noch ungahr und porös ist und die Glasur einsaugt, wodurch die Oberfläche rauh und trocken erscheint. Man taucht die Gegenstände zum Behuf des Glasirens in die mit Wasser zu einer Schlempe angemachte Glasurbrühe, wobei sie eine bestimmte Menge Wasser einsaugen und die Quantität feiner Glasur, welche darin zertheilt war, sich auf der Oberfläche verdichtet. Stellen, die frei bleiben sollen, müssen mit einer Mischung von Wachs und Talg überzogen werden; auch nimmt man oft einen Theil der Glasur durch Bürsten, oder alle durch Schaben weg, wie vom Fuß der Geschirre, damit diese nicht auf dem Boden der Kapseln beim Gutbrennen ankleben. Das **Gahrbrennen** der eigentlichen Masse der Porzellanwaaren, wobei diese dicht, glasig und durchscheinend wird, geschieht zu gleicher Zeit mit dem Aufbrennen der Glasur in einer und derselben Operation, weshalb die Glasur genau so gemischt seyn muß, daß ihr Schmelzpunkt mit dem Hitzegrade zusammenfällt, welchen die Masse bedarf, um gahr zu werden. Der Ersparniß halber benutzt man die von diesem sogenannten Glattbrennen abfallende Hitze zum sogenannten Verglühen. Es bedarf zum Glattbrennen des P.s, vermöge seiner chemischen Natur, der höchsten Hitzegrade, die technisch erzeugt werden. Auch werden die Porzellanwaaren, wie alle Thonwaaren, nur in Flammenfeuer gahr gebrannt, welches in einem besonderen getrennten Feuerherd erzeugt wird, womit die Waare nicht in Berührung kommt. Der Porzellanofen ist ein stehender, cylinderförmiger Etageofen, an dessen Umfang die Feuerungen, 4 oder 5 an der Zahl, angebracht sind; er hat meist 3 durch Feuerkanäle mit einander in Verbindung stehende Brennräume, von denen der unterste der Gutofen, Glattbrennofen, der obere der Verglühofen heißt; über dem letztern ist noch ein dritter gewölbter Raum, welcher in einen langen Schornstein ausmündet und nur zum Brennen der Kapseln dient. Ein solcher Ofen gleicht einem runden Zimmer, auf dessen ebenem Boden die Waaren, in Kapseln eingeschlossen, zu Säulen aufgeschichtet sind; von unten, und zwar rings am Umfange des Bodens, schlagen Flammen durch eine Anzahl weiter Kanäle, die mit eben so vielen außen angebrachten Kanälen in Verbindung stehen. Diese Flammen füllen den ganzen Raum aus, indem sie zwischen den aufgeschichteten Kapseln sich aufwinden, um durch verschiedene Abzugslöcher in der Decke zu entweichen. Die Kapseln und deren Zubehör müssen jedenfalls strengflüssiger und schwerer erweichbar seyn, als das P., welches sie einschließen; auch müssen sie der Ausdehnung der Hitze nachgeben, ohne zu brechen oder zu reißen. Man stellt sie aus feuerfestem Thon her, der von dem Porzellanthon sich nur durch minder weiße Farbe unterscheidet. Er wird nicht geschlämmt, aber mit einem Cäment von gemahlenen Porzellankapselscherben (Charmotte) versetzt. Zu dem Ende werden von den untauglich gewordenen Kapseln die nicht durch Asche verglasten ausgewählt, zerstampft oder zerquetscht, dann zwischen eisernen Walzen fein gemahlen und durchgesiebt. Die Kapseln haben die Gestalt von flachen Cylindern und werden säulenartig auf einander gesetzt; um ihnen eine ganz ebene Unterlage zu geben, setzt man sie auf eben geschliffene kleinere Scheiben aus Kapselmasse (Pumbse), die leicht ausgewechselt und jedesmal nachgebessert werden können. Da der Brand nur gelingt, wenn alle in dem Ofen befindlichen Stücke dem richtigen Hitzegrad ausgesetzt werden, so erfordert das Einsetzen der Kapseln in den Ofenraum ungemein viel Erfahrung und Vorsicht. Zunächst ist darauf zu sehen, daß die massiveren Waaren in die Region des stärkern Feuers, die dünnern, leicht sich verbiegenden in die weniger heißen Gegenden eingesetzt werden. Die dicht vor dem Feuerherde, da, wo dieser seine Flamme in den Raum speit, befindlichen Kapseln müssen durch thönerne, halbcylindrische Schirme nach jener Seite geschützt werden. Das Schwanken und Umfallen wird vermieden, indem man zwischen je zwei Kapseln so lange Thonkitt oder etwas Aehnliches einschiebt, bis die Setzwage eine völlig senkrechte Stellung derselben anzeigt. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß der Flamme hinreichend Zwischenräume (von 2—4 Zoll) zwischen den Säulen gelassen werden müssen, damit sie den ganzen Einsatz gehörig bespülen können. Nach vollendetem Einsetzen der Kapselstöße wird die Einsatzöffnung mit 3 Reihen feuerfester Steine vermauert, in derselben ein Probeloch von 5—6 Zoll ins Geviert aufgespart und mit beweglichen Steinen verschlossen und verstrichen; ähnliche Oeffnungen sind in der Umfangsmauer des Ofens angebracht, und zwar 5 oder 6, eine immer höher als die andere, um durch dieselben Probescherben ziehen zu können. Zu dem Ende werden glasirte Porzellanscherben in eigens dazu verfertigten, vorn offenen Probekapseln den Probeöffnungen gegenüber in die Kapselreihen eingesetzt. Man beurtheilt aus der Beschaffenheit dieser Scherben den Gang des Ofens, die Wirkung des Feuers. Die **Feuerung** hat zwei verschiedene Epochen: die erste heißt das Lavir- oder Vorfeuer und hat zum Zweck, den Rest der Feuchtigkeit aus dem Einsatz auszutreiben und diesen nur allmählig in die Glühhitze zu bringen; die zweite ist das Scharffeuer oder das eigentliche Feuer zum Gahrbrennen. An den meisten Orten dauert das Vorfeuer (11—13 Stunden) doppelt so lange, als das Scharffeuer (6 bis 7 St.). Die Temperatur im Verglühraume geht etwa von 30° bis auf 60°, die im Glattbrennraume auf 130—150° Wärme. Ist das Glattbrennen vollendet, so werden alle Feuerungen dicht verstrichen, die Klappe im Schornstein verschlossen, bis der Ofen nach 3 od. 4 Tagen abgekühlt ist. Beim Herausnehmen der gahrgebrannten Waaren aus den Kapseln findet man stets eine gewisse Anzahl durch Verbiegung 2c. verdorben. Aber auch die gelungenen Waaren bedürfen noch einer Ausbesserung. Sie zeigen stets auf der Glasur hie und da dunkle Punkte (Krätze), die von feinen Körnchen oder Splittern herrühren, die sich von den Kapseln ablösen, auf die Glasur fallen und ankleben. Ferner fehlt die Glasur an allen den Stellen, wo die Geschirre die Unterlage oder sich unter einander selbst berührten. Solche Stellen

sind matt, glanzlos, rauh und deshalb nie so rein zu halten, als die glasirten. Nach dem gewöhnlichen Verfahren werden jene Stellen mittelst des Pinsels nachglasirt und die Glasur im Scharffeuer aufgebrannt, wie das erste Mal, was aber mit allen Kosten und dem ganzen Risico eines ganzen Brandes verknüpft ist. Daher hat man neuerlich die Anwendung des Schleifrades, womit man die Krätze beseitigt, auch auf die unglasirten Ränder auszudehnen angefangen. Man nimmt hierbei, wie beim Glasschleifen, zuerst die Unebenheiten mit einem Steine weg, entfernt dann die Ritzen, die derselbe hinterläßt, mit dem Schmirgelrade und gibt endlich der Stelle die Politur mit Zinnasche. Die Farbe der fertigen Porzellanwaaren ist milchweiß, nicht blauweiß, u. ihre Güte beruht in der Abwesenheit der Porosität und dem überaus innigen Zusammenhange der Glasur mit der Masse, sowie der Haltbarkeit der ersteren unter dem Messer und im Temperaturwechsel. Alle diese Eigenschaften sind nur dann möglich, wenn das Gahren der Masse und der Fluß der Glasur zugleich eintreten, und wenn die Ausdehnung durch Wärme für beide so nahe, als möglich, dieselbe ist. Am meisten trägt dazu die Aehnlichkeit des Flusses mit der Glasur bei. Die wichtigste Veränderung, welche das P., wie alle Thonarten, im Feuer erleidet, ist das Schwinden. Diese Schwindung ändert sich bei der geringsten Verschiedenheit der Masse, ist aber für eine und dieselbe Masse völlig gleichbleibend, so daß man ihren Betrag sicher im Voraus in Rechnung ziehen kann. Nach den Erfahrungen beträgt die lineare Schwindung (d. h. die Verkürzung nach einer Richtung, oder diejenige, die ein Stab in seiner Länge erfahren würde) im Mittel gegen 13 Procent, kann aber bis auf etwa 7 Procent fallen und auf 17 Procent steigen. Mithin ist die Schwindung dem Volumen nach im Mittel 39 Procent. Etwa $^1/_4$ der Schwindung geht beim Verglühen, die übrigen $^3/_4$ beim Scharffeuer vor sich, und sie hat zwei verschiedene, diesen Temperaturen entsprechende Ursachen, nämlich das Entweichen alles Wassers und die anfangende Schmelzung beim Gahren der Masse. Gegossene Gegenstände schwinden am meisten, weniger auf der Scheibe geformte, in Formen gedrückte noch weniger, gepreßte am wenigsten. Eine Porzellanmasse muß durch Verminderung des Volumens auch specifisch schwerer werden; so ist das specifische Gewicht der Masse verglüht = 2,305, nach dem Scharffeuer = 2,478 gefunden worden.

Das sogenannte Fritteporzellan, wird aus verschiedenen Bestandtheilen gewonnen, welche der Hauptsache nach Kieselerde, Alkali- u. Erdsalze sind. Es ist aber eigentlich nichts weiter, als ein Glassatz, welcher durch vollkommenere Schmelzung ein Alkalierdglas liefern würde. Bis zu einer solchen wird aber die Erhitzung nicht gesteigert, sondern das Gemenge im Brennofen nur zusammengefrittet. Die mehr oder weniger glasige Beschaffenheit hängt vornehmlich von dem Zusatze an Kreide und Mergel ab. Geschirre von solchem Fritteporzellan werden jetzt nur noch in England fabricirt.

Die Porzellanmalerei ist eigentlich nur ein Zweig der Glasmalerei, deren Wirkung aber ausschließlich auf das zurückgeworfene, nie auf das durchgegangene Licht berechnet ist. Alle Porzellanfarben sind gefärbte Gläser, welche durch Aufschmelzen (Einbrennen) ihren Glanz und Festigkeit erlangen. Es gehört also zu jeder Farbe ein färbendes Princip (meist Metalloxyd) und der zur Glasbildung erforderliche Zusatz oder Fluß. Folgendes sind die als Farbestoffe gebräuchlichsten Metallverbindungen und die daraus entstehenden Farben: Chromoxyd, grün; Eisenoxyd, roth, braun, violet, schwarz, grau, Sepia, gelbe Töne; Uranoxyd, orangegelb, schwarz; Manganoxyd, violet, braun, schwarz; Kobaltoxyd, blau, grau, schwarz; Antimonoxyd, gelb, verschiedene Töne; Titanoxyd, gelb; Kupfer(-oxyd), grün; (-oxydul), roth; Iridiumsesquioxyd, schönes Schwarz; chromsaures Eisenoxydul, braun; chromsaures Blei, gelb, desgleichen auch chromsaurer Baryt; Chlorsilber, als Zusatz zu Karmin- und Purpurroth; Goldpurpur, purpur. Da die Eigenschaft, farbiges Glas zu geben, nur für gewisse Temperaturgrenzen sich gleich bleibt und jenseits derselben sich verändert oder ganz aufhört, so unterscheidet man in der Praxis Farben, welche das Scharffeuer des Porzellanofens vertragen, also zugleich mit der Glasur eingebrannt werden können (Scharffeuerfarben), und solche, die in so hoher Hitze entweder keine Farben (wegen Verflüchtigung), od. solche von unreinem und unsicherem Ton geben (Muffelfarben), die stets nach dem Glasiren in der Muffel (einer Art Kapsel) eingebrannt werden. Die Muffelfarben sitzen stets auf der Glasur obenauf, gleichsam als fühlbare Erhabenheiten, und unterbrechen so den Glanz und die Ebenheit des Geschirrs; auch sind sie stets bleihaltig, folglich weich und daher der Abnutzung doppelt ausgesetzt. Scharffeuerfarben sind: blau mit Kobalt; grün mit Chrom; braun mit Eisenoxyd, Manganoxyd und chromsaurem Eisenoxyd; gelb mit Titanoxyd; schwarz mit Uranoxyd. Dieselben sind meist sehr intensiv färbend, kommen deshalb nur in so geringen Mengen in Anwendung, daß sie weder auf die Masse, noch auf die Glasur verflüssigend wirken können. Sie werden entweder auf die verglühte Waare aufgetragen, oder auf der Glasur angebracht, oder mit derselben vermischt. Als Fluß dient Glasur oder Alkalisilikat. Für die Muffelfarben hat man sehr mannichfache Flüsse, die sich jedoch auf etwa 7 Arten zurückführen lassen, deren Bestandtheile aus Sand od. Quarz, Feldspath, Borax u. Borsäure, Mennige od. Glätte, Salpeter, Potasche, Soda genommen werden. Vergoldungen auf P. werden nach der gewöhnlichen Weise so ausgeführt, daß man sich zuerst Goldpurpur verschafft. Zu dem Ende fällt man eine Lösung von Chlorgold (Gold in Königswasser) mit Eisenvitriol; das als braunes Pulver erhaltene Gold wird gewaschen, getrocknet und dann mit etwa $^1/_{10}$ Wismuthoxyd (basischsalpetersaurem) und verdicktem Terpentinöl abgerieben. Das Gemenge, oder die Goldfarbe, läßt sich mit dem Pinsel auftragen und wie eine andere Farbe einbrennen. Hierbei bildet das Wismuthoxyd mit der Glasuroberfläche einen Fluß, mittelst dessen das Gold dann gleichfalls festklebt. Es sieht gelb, aber matt aus und wird

erst durch Poliren mit Achat glänzend. Gerade so wie das Gold kann man auch Platinschwarz oder Platinschwamm verarbeiten. In Meißen ist ein Präparat in Gebrauch, welches Gold in einer terpentinölartigen Flüssigkeit vollständig gelöst enthält; ein Anstrich dieser Lösung auf P. hinterläßt nach dem Abbrennen (schon über der Spirituslampe) eine blanke, glänzende Vergoldung, die jedoch weniger haltbar ist, als die gewöhnliche. Das Präparat ist ein Fabrikgeheimniß. Das Einbrennen der Muffelfarben und Vergoldungen geschieht in Muffelöfen, deren Temperatur aber genau geregelt seyn muß.

Das Wort P. kommt wahrscheinlich von dem portugiesischen porcella, d. i. Schale, her, da die Portugiesen im 15. Jahrhundert das P. aus China u. Japan, wo man dasselbe bereits seit Jahrhunderten kannte, zuerst nach Europa brachten. Dieses eingeführte P. stand seiner Seltenheit wegen in hohem Preise. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. lernte man auch in Europa P. anfertigen, u. zwar stellte zuerst **Böttger** (s. d.) in Sachsen 1706 aus einem braunen, in der Nähe von Meißen u. Nossen gegrabenen Thone mit einem Zusatz von Gypsspath ein P. von braunrother jaspisartiger Farbe her. Schon 1709 ward das weiße P. erfunden u. 1710 die meißener Porzellanfabrik gegründet. Obwohl man in Sachsen auf die Geheimhaltung der Erdmischung und des Verfahrens bei der Bereitung des P.s ängstlich bedacht war, so wurden doch theils in Folge eigener Versuche, theils durch listige Erschleichung auch bald andere Länder damit bekannt. Zwanzig Jahre später ward in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, welche noch gegenwärtig treffliche Waare liefert. Im Jahre 1740 entstanden die Fabriken zu Höchst und Ilmenau; 1743 die zu Fürstenberg im Braunschweigischen; 1751 die berliner, welche 1763 von der Regierung übernommen ward und hinsichtlich der Güte ihrer Produkte der meißener mindestens gleichkommt; 1754 die zu Frankenthal in Bayern, welche 1799 wieder einging; 1756 die zu Nymphenburg bei München; 1758 die zu Ludwigsburg bei Stuttgart, die 1824 einging; 1766 die zu Sitzendorf im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, welche 1782 nach Volkstedt verlegt ward; 1767 die zu Bruckberg im Ansbachischen; 1765 die zu Klosterveilsdorf, 1770 die zu Limbach, 1785 die zu Rauenstein, alle im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen; 1790 die zu Blankenhain im Großherzogthum Sachsen-Weimar ꝛc. Von ausländischen wurde die kopenhagener 1750, die petersburger 1756 gegründet. In Frankreich bereitete man schon 1695 aus einer Masse, die man P. nannte, Gefäße; doch war dies bloß das erwähnte Fritteporzellan. Jetzt gibt es daselbst Fabriken in St. Cloud, Chantilly, Villeroi, Orleans, Vincennes und Sèvers, in welchem letzteren Orte die Fabrikation ächten P.s schon 1774 in vollem Gange war. Das fränzösische P. ist zwar sehr weiß, springt aber leicht und hält die Vergoldung nicht. England hat Fabriken zu Liverpool, Worcester, Derby und Chelsea; doch ist das dort fabricirte P. nicht von besonderer Güte. In Italien sind Fabriken zu Florenz, Venedig, Mailand, Neapel, Savona und Doccia; in Holland zu Weesp, Amsterdam und Tournay; in Schweden zu Stockholm; in Rußland außer Petersburg zu Dmitrowsk, Sewsk, Riga und Siemsk. Doch stehen die Produkte aller dieser Fabriken den deutschen nach. Das chinesische P. ist minder weiß, als das europäische, und die Glasur zeigt bläulichen od. grünlichen Schimmer; auch befindet sich die Malerei über derselben. Bei großer Dünne sind die daraus, wie aus japanischem P. gefertigten Geschirre sehr leicht und doch sehr haltbar.

Porzellanerde (Kaolin), Mineral, gehört unter die Argillite (erdartige Keramite) u. erscheint derb, eingesprengt, in Pseudokrystallen nach Feldspath- und Porzellanspathformen, ist feinerdig im Bruch, zerreiblich, mild, von 2,2 Gewicht, röthlich-, schnee-, graulich- und gelblichweiß, matt, undurchsichtig, fein, aber mager anzufühlen, abfärbend, wenig der Zunge anhängend, vor dem Löthrohr unschmelzbar, enthält nach Kühn 47,645 Kieselerde, 35,972 Thonerde, 13,181 Wasser, 1,570 Kalk, 1,632 Kali, Talkerde, Schwefelsäure. Sie findet sich auf Lagern und eingemengt in Granit, selten gangartig, und dient zur Porzellanbereitung.

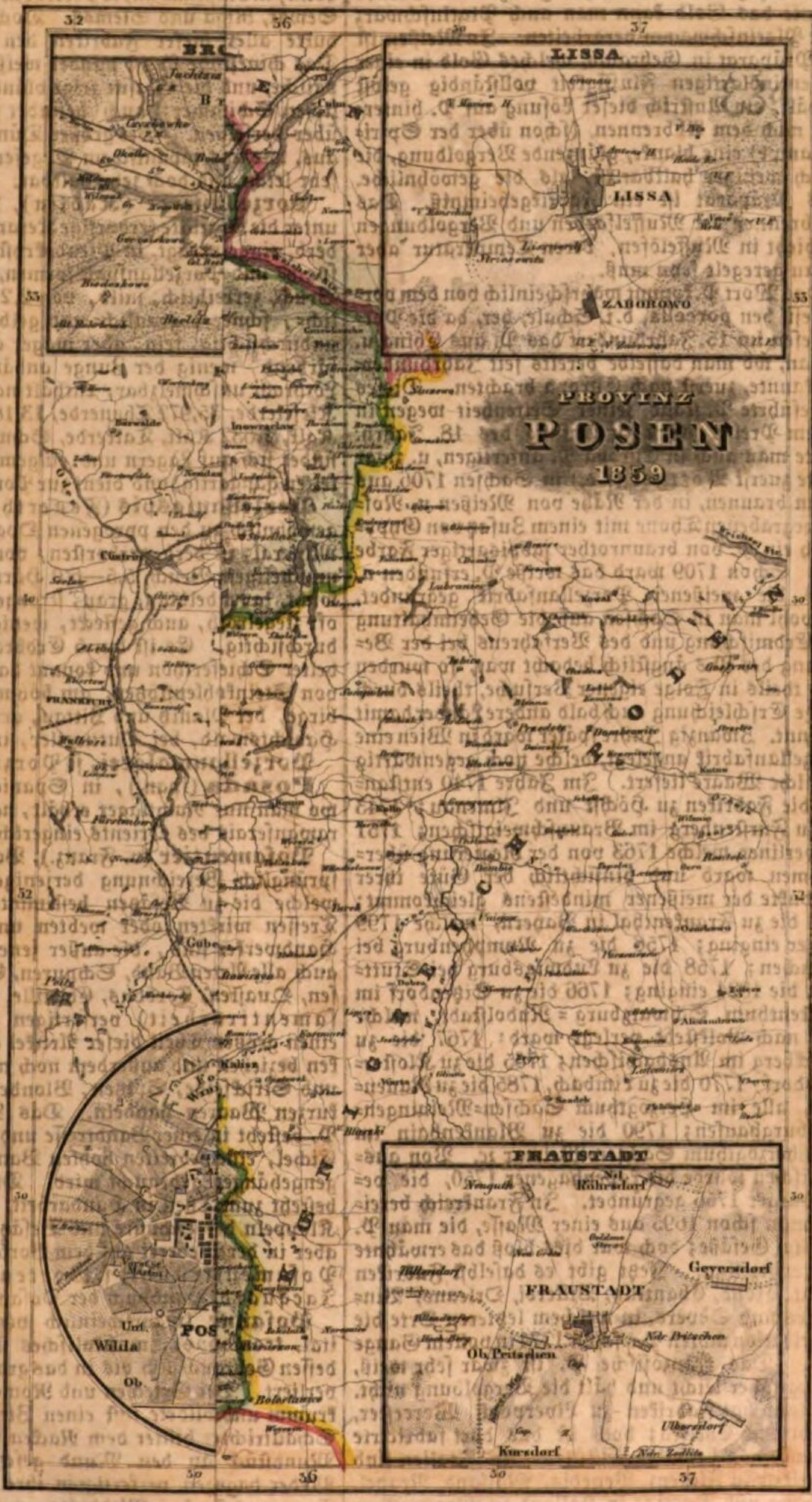
Porzellanjaspis (Feuerthon, Jaspoid), gewöhnlich zu den pyrogenen Opalen gerechnetes Mineral, ist derb, zerborsten, von unvollkommen muscheligem Bruch, 5,5—6,0 Härte, 2,4—2,5 Gewicht, lavendelblau, grau, strohgelb, auf Klüften oft ziegelroth, auch gefleckt, wenig glänzend, undurchsichtig. Es ist durch Erdbrände umgewandelter Schieferthon und kommt daher in der Nähe von Steinkohlenflötzen, am böhmischen Mittelgebirge, bei Planitz und Zittau, am Meißner, am Habichtswald, bei Duttweiler, in Island vor.

Porzellanmalerei, s. Porzellan.

Posada (span.), in Spanien Wirthshaus, wo man nur Nachtlager erhält, nach Art der Karawanserais des Orients eingerichtet.

Posamentier (v. Franz.), Bortenwirker, ursprünglich Bezeichnung derjenigen Handwerker, welche die zu Besätzen bestimmten Borten und Tressen wirkten oder webten und jetzt zünftige Handwerker sind, die außer jenen Gegenständen auch alle Arten Band, Schnuren, Schärpen, Fransen, Quasten, Cordons, Chenille, Eicheln ꝛc. (Posamentirarbeit) verfertigen und verkaufen, einen großen Theil dieser Artikel auch aus Fabriken beziehen und außerdem noch mit offener Näh- und Strickseide, Spitzen, Blonden und ähnlichen kurzen Waaren handeln. Das Meisterstück der P. besteht in einer Bandtresse und einer polnischen Eichel, einem breiten hohlen Bande, das zu Degengehängen gebraucht wird. Die Arbeit der P. besteht zum Theil in Handarbeit, im Flechten und Klöppeln der Schnüre und Besätze, größtentheils aber in der Weberei auf dem Bortenwirkstuhl oder Posamentirstuhl; s. Bortenweberei. Vgl. Jacquard, Handbuch der Posamentierkunst.

Posaune (wahrscheinlich vom lat. buccina, ital. trombone), musikalisches Blechinstrument, dessen Gebrauch sich bis in das graueste Alterthum verliert. Bei Griechen und Römern war dasselbe krumm und bildete fast einen Zirkel, so daß der Schalltrichter hinter dem Nacken stand, wenn das Mundstück an den Mund gesetzt wurde. Die Meder dagegen verfertigten ihre P.n in gerader Form aus starkem Riedholze, und zwar so, daß das Rohr nach Belieben, durch Ansatz eines wei-


PROVINZ
POSEN
1859
LISSA
LISSA
ZABOROWO
FRAUSTADT
FRAUSTADT
Geyersdorf
Röhrsdorf
Kursdorf
Ob. Pritschen
Ulbersdorf
Wilda
POS
FRANKFURT
Cüstrin
Kalisz
Guben

erst durch Poliren mit Achat glänzend. Gerade so wie das Gold kann man auch Platinschwarz oder Platinschwamm verarbeiten. In Meißen ist ein Präparat in Gebrauch, welches Gold in einer terpentinölartigen Flüssigkeit vollständig gelöst enthält; ein Anstrich dieser Lösung auf P. hinterläßt nach dem Abbrennen (schon über der Spirituslampe) eine blanke, glänzende Vergoldung, die jedoch weniger haltbar ist, als die gewöhnliche. Das Präparat ist ein Fabrikgeheimniß. Das Einbrennen der Muffelfarben und Vergoldungen geschieht in Muffelöfen, deren Temperatur aber genau geregelt seyn muß.

Das Wort P. kommt wahrscheinlich von dem portugiesischen porcella, d. i. Schale, her, da die Portugiesen im 15. Jahrhundert das P. aus China u. Japan, wo man dasselbe bereits seit Jahrhunderten kannte, zuerst nach Europa brachten. Dieses eingeführte P. stand seiner Seltenheit wegen in hohem Preise. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. lernte man auch in Europa P. anfertigen, u. zwar stellte zuerst Böttger (s. d.) in Sachsen 1706 aus einem braunen, in der Nähe von Meißen u. Nossen gegrabenen Thone mit einem Zusatz von Gypsspath ein P. von braunrother jaspisartiger Farbe her. Schon 1709 ward das weiße P. erfunden u. 1710 die meißener Porzellanfabrik gegründet. Obwohl man in Sachsen auf die Geheimhaltung der Erdmischung und des Verfahrens bei der Bereitung des P.s ängstlich bedacht war, so wurden doch theils in Folge eigener Versuche, theils durch listige Erschleichung auch bald andere Länder damit bekannt. Zwanzig Jahre später ward in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, welche noch gegenwärtig treffliche Waare liefert. Im Jahre 1740 entstanden die Fabriken zu Höchst und Ilmenau; 1743 die zu Fürstenberg im Braunschweigischen; 1751 die berliner, welche 1763 von der Regierung übernommen ward und hinsichtlich der Güte ihrer Produkte der meißener mindestens gleichkommt; 1754 die zu Frankenthal in Bayern, welche 1799 wieder einging; 1756 die zu Nymphenburg bei München; 1758 die zu Ludwigsburg bei Stuttgart, die 1824 einging; 1766 die zu Sitzendorf im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, welche 1782 nach Volkstedt verlegt ward; 1767 die zu Bruckberg im Ansbachischen; 1765 die zu Klosterveilsdorf, 1770 die zu Limbach, 1785 die zu Rauenstein, alle im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen; 1790 die zu Blankenhain im Großherzogthum Sachsen-Weimar &c. Von ausländischen wurde die kopenhagener 1750, die petersburger 1756 gegründet. In Frankreich bereitete man schon 1695 aus einer Masse, die man P. nannte, Gefäße; doch war dies bloß das erwähnte Fritteporzellan. Jetzt gibt es daselbst Fabriken in St. Cloud, Chantilly, Villeroi, Orleans, Vincennes und Sèvers, in welchem letzteren Orte die Fabrikation ächten P.s schon 1774 in vollem Gange war. Das französische P. ist zwar sehr weiß, springt aber leicht und hält die Vergoldung nicht. England hat Fabriken zu Liverpool, Worcester, Derby und Chelsea; doch ist das dort fabricirte P. nicht von besonderer Güte. In Italien sind Fabriken zu Florenz, Venedig, Mailand, Neapel, Savona und Doccia; in Holland zu Weesp, Amsterdam und Tournay; in Schweden zu Stockholm; in Rußland außer Petersburg zu Dmitrowsk, Sewsk, Riga und Siemsk. Doch stehen die Produkte aller dieser Fabriken den deutschen nach. Das chinesische P. ist minder weiß, als das europäische, und die Glasur zeigt bläulichen od. grünlichen Schimmer; auch befindet sich die Malerei über derselben. Bei großer Dünne sind die daraus, wie aus japanischem P. gefertigten Geschirre sehr leicht und doch sehr haltbar.

Porzellanerde (Kaolin), Mineral, gehört unter die Argillite (erdartige Keramite) u. erscheint derb, eingesprengt, in Pseudokrystallen nach Feldspath- und Porzellanspathformen, ist feinerdig im Bruch, zerreiblich, mild, von 2,2 Gewicht, röthlich-, schnee-, graulich- und gelblichweiß, matt, undurchsichtig, fein, aber mager anzufühlen, abfärbend, wenig der Zunge anhängend, vor dem Löthrohr unschmelzbar, enthält nach Kühn 47,645 Kieselerde, 35,972 Thonerde, 13,181 Wasser, 1,570 Kalk, 1,632 Kali, Talkerde, Schwefelsäure. Sie findet sich auf Lagern und eingemengt in Granit, selten gangartig, und dient zur Porzellanbereitung.

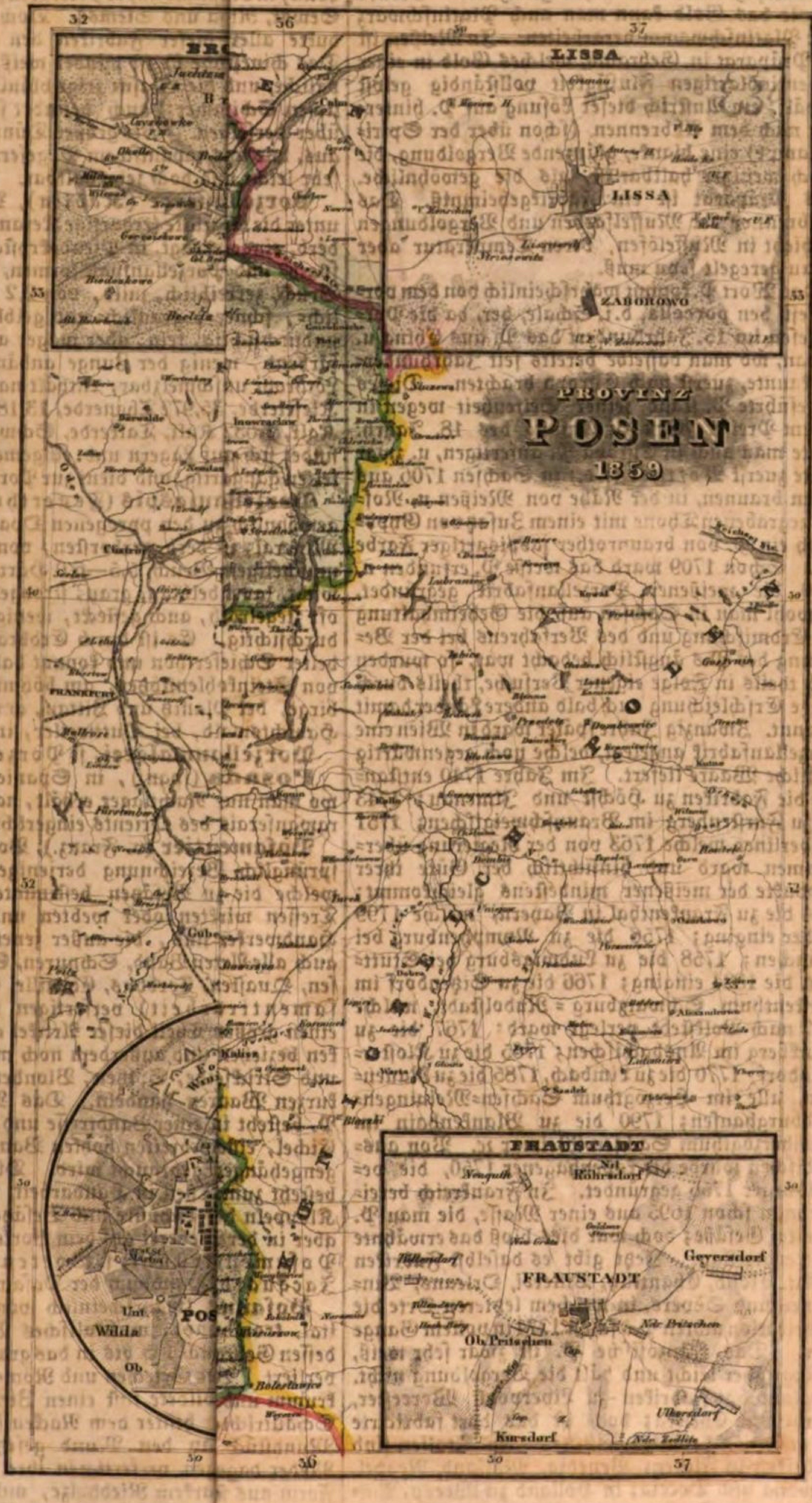
Porzellanjaspis (Feuerthon, Jaspoid), gewöhnlich zu den pyrogenen Opalen gerechnetes Mineral, ist derb, zerborsten, von unvollkommen muscheligem Bruch, 5,5—6,0 Härte, 2,4—2,5 Gewicht, lavendelblau, grau, strohgelb, auf Klüften oft ziegelroth, auch gefleckt, wenig glänzend, undurchsichtig. Es ist durch Erdbrände umgewandelter Schieferthon und kommt daher in der Nähe von Steinkohlenflötzen, am böhmischen Mittelgebirge, bei Planitz und Zittau, am Meißner, am Habichtswald, bei Duttweiler, in Island vor.

Porzellanmalerei, s. Porzellan.

Posada (span.), in Spanien Wirthshaus, wo man nur Nachtlager erhält, nach Art der Karawanserais des Orients eingerichtet.

Posamentier (v. Franz.), Bortenwirker, ursprünglich Bezeichnung derjenigen Handwerker, welche die zu Besätzen bestimmten Borten und Tressen wirkten oder webten und jetzt zünftige Handwerker sind, die außer jenen Gegenständen auch alle Arten Band, Schnuren, Schärpen, Fransen, Quasten, Cordons, Chenille, Eicheln &c. (Posamentirarbeit) verfertigen und verkaufen, einen großen Theil dieser Artikel auch aus Fabriken beziehen und außerdem noch mit offener Näh- und Strickseide, Spitzen, Blonden und ähnlichen kurzen Waaren handeln. Das Meisterstück der P. besteht in einer Bandtresse und einer polnischen Eichel, einem breiten hohlen Bande, das zu Degengehängen gebraucht wird. Die Arbeit der P. besteht zum Theil in Handarbeit, im Flechten und Klöppeln der Schnüre und Besätze, größtentheils aber in der Weberei auf dem Bortenwirkstuhl oder Posamentirstuhl; s. Bortenweberei. Vgl. Jacquard, Handbuch der Posamentierkunst.

Posaune (wahrscheinlich vom lat. buccina, ital. trombone), musikalisches Blechinstrument, dessen Gebrauch sich bis in das graueste Alterthum verliert. Bei Griechen und Römern war dasselbe krumm und bildete fast einen Zirkel, so daß der Schalltrichter hinter dem Nacken stand, wenn das Mundstück an den Mund gesetzt wurde. Die Meder dagegen verfertigten ihre P.n in gerader Form aus starkem Riedholze, und zwar so, daß das Rohr nach Belieben, durch Ansatz eines wei-



PROVINZ
POSEN
1859
LISSA
ZABOROWO
FRAUSTADT
Geyersdorf
Ob. Pritschen
Nd. Pritschen
Ulbersdorf
Kursdorf
Röhrsdorf
FRANKFURT
Guben
Posen
Unt. Wilda
Ob.

teren Stückes, verlängert oder umgekehrt verkürzt werden konnte. Die Hebräer, Griechen u. Römer bedienten sich derselben bei ihren Triumphzügen und religiösen Festlichkeiten. Unsere heutigen P.n gleichen in der Form den alten nicht u. scheinen erst in neuerer Zeit erfunden worden zu seyn. Auch wurden sie lange Zeit nur bei kirchlichen Feierlichkeiten gebraucht, weil man sich höchstens einen einfachen Choral darauf hervorzubringen getraute. Erst seitdem Mozart damit in seiner „Zauberflöte" und seinem „Don Juan" eine magische Wirkung hervorbrachte, ist dieses Instrument in allgemeinen Gebrauch gekommen, und in neuester Zeit haben sich selbst Virtuosen darauf gebildet. Die heutige P. besteht aus dem Hauptstücke, 2 gleich langen Röhren (Scheiden), welche durch einen Quersteg von Messing fest auseinander gehalten werden; aus dem Mundstücke, welches in einer der beiden Röhren steckt u. dem der Trompete gleicht, nur daß es größer ist, weil es mehr Luft aufnehmen muß; aus dem Schalltrichter (Stürze), der entweder vor- oder rückwärts gebogen seyn kann und auf die zweite jener beiden Röhren gesteckt wird; aus den sogenannten Stangen, zwei Röhren, welche unten durch einen Bogen mit einander verbunden sind, und in welche jene ersten beiden Röhren so genau passen, daß sie vermittelst eines Handgriffes mit der rechten Hand zwar leicht auf- und abgeschoben werden können, aber doch auch vollkommen winddicht anschließen. Die Verschiebbarkeit dieser letzten beiden Röhren ist nothwendig, um den ganzen Instrumentkörper nach Belieben verlängern oder verkürzen zu können, je nachdem man einen tiefen oder hohen Ton darauf hervorbringen will. Neuerer Zeit verfertigte man die P.n in verschiedener Tonhöhe und benannte dieselben nach der Abstufung der menschlichen Stimme: Diskant- (Zugtrompete), Alt-, Tenor- und Baßposaune. Die Diskantposaune wird gewöhnlich durch die Ventiltrompete supplirt; dagegen zerfällt die Baßposaune in zwei verschiedene Gattungen, deren eine die Quart- und die andere die Quintposaune heißt. Jede Art hat drei Hauptzüge: den ersten oben am Munde, d. h. wenn die Stangen ganz hereingeschoben sind, den zweiten in der Mitte der Röhre und den dritten, wenn die Stangen ganz hinausgeschoben sind, so daß das Instrument seine ganze Länge erreicht hat. Mit jedem der drei Hauptzüge können gewisse Töne aus der Leiter hervorgebracht werden, die gewissermaßen den Charakter dieser bestimmen. Die dazwischen liegenden Töne erzielen dann größere oder geringere Modifikationen jener drei Hauptzüge, so daß im Ganzen sechs bis sieben verschiedene Rückungen für jede P. daraus werden, deren jede 4 bis 5 Töne angibt. Eigentliches Koncertinstrument ist die Baßposaune. Schulen für die P. schrieben Braun und Fröhlich. Virtuosen darauf waren und sind: Ahlsdorf, Belke, Braun, Dueller, Fröhlich, Hörbeder, Micke, Queiser u. A.

Posega (Poschega, P. Varmegye), österreich.-slavonische Gespannschaft, wird im Norden und Osten durch Gebirge von der veröczer Gespannschaft geschieden, stößt südlich an das broder und gradiskaer Regiment, die kreutzer Gespannschaft und das warasdiner Generalat, wo der Illovafluß größtentheils die Grenze macht, und hat einen Flächenraum von 43 (nach Andern 45⅓) □M. mit 1 Stadt, 6 Marktflecken, 254 Dörfern und 112,300 Einw., darunter viel Morlachen. Das Land ist von Gebirgen umgeben und auch selbst gebirgig, mit schönen und fruchtbaren Thälern, nur der westliche Theil leidet an Unfruchtbarkeit. Produkte sind Getreide, Kukuruz, Hirse, Zwetschen, Maulbeerbäume, Wein, Tabak, Krapp, Schweine, Rindvieh. Die gleichnamige (sonst Basiana) königliche Freistadt daselbst, Hauptstadt der Gespannschaft, rechts an der in die Save mündenden Orlyava, am nördlichen Fuß eines rebenreichen Berges, ist mit weitläufigen Obstgärten umgeben, hat einen geräumigen Platz mit einer Dreifaltigkeitsstatue, ein Komitathaus, eine schöne katholische Kirche, eine griechische Kirche, ein griechisches Kloster, 4 Kapellen, ein katholisches Gymnasium, eine Hauptschule u. ein Postamt; auch hat das agramer bischöfliche Subalternkonsistorium hier seinen Sitz. Vormals war P. auch der Sitz der pakrazer Bischöfe, welche sich poseganer Metropoliten nannten. Die Einwohner, an der Zahl an 5000, beschäftigen sich mit Obst-, Wein- und Tabaksbau, Seidenkultur, Handel mit Tabak u. Vieh. Umher liegen viele Ruinen von Kastellen u. Burgen, inmitten der Stadt aber höchst malerisch auf einem Hügel die Veste P., welche der Stadt und dem Lande den Namen gab.

Poseideon (griech.), der 6. Monat des attischen Jahres, vom 10. December bis 8. Januar.

Poseidon, s. Neptunus.

Posen, Großherzogthum und Provinz im Königreich Preußen, nach Auflösung des Großherzogthums Warschau aus dem größten Theile des vormaligen Departements Posen und Theilen der vormaligen Departements Bromberg u. Kalisch gebildet, grenzt gegen Norden an Westpreußen (Regierungsbezirk Marienwerder), gegen Osten an das Königreich Polen, gegen Süden an Schlesien (Regierungsbezirk Breslau u. Liegnitz) und gegen Westen an Brandenburg (Regierungsbezirk Frankfurt) und hat einen Flächenraum von 536,51 □M. mit 145 Städten, 7 Marktflecken, 3660 Dörfern und 1855: 1,392,636 Einw., darunter 447,986 Evangelische, 870,574 Katholiken, 34 Griechen, 11 Mennoniten und 74,031 Juden. Das Land ist bis auf geringe Hügelketten eben: am bemerkbarsten macht sich die Wasserscheide zwischen der Netze und Warthe; eine noch unbedeutendere trennt an der Ostgrenze das Gebiet der Weichsel von dem der Oder. Das Land gehört theils zum Gebiete der Oder, theils zu dem der Weichsel; diese strömt an der nordöstlichen, jene unfern der südwestlichen Grenze. Der Fall sämmtlicher Flüsse ist gering, sie schleichen langsam durch die weiten Ebenen dahin. Nur die schiffbare, von Nordwesten und aus Westpreußen kommende Brahe (Braa) vereinigt sich mit der Weichsel, die übrigen Flüsse gehen zur Oder. Der wichtigste unter denselben ist die schiffbare Warthe (Wartha), der bedeutendste Nebenfluß des genannten Stromes und der eigentliche Hauptfluß der Provinz, welcher diese in nordwestlicher u. westlicher Richtung durchströmt und dann nach Brandenburg hinübergeht. Die Prosna u. die Obra vereinigen sich auf der linken Seite mit der

Warthe, während diese auf der rechten die Welna und die beträchtliche Netze aufnimmt. Die letztere, welche den nördlichen Theil des Landes in einem weiten Bogen durchzieht, empfängt von Norden die Lobsonka, Küddow oder Küdde und an der Grenze die Drage und geht ebenfalls nach Brandenburg hinüber. Im südlichen P. entspringt die Bartsch, welche durch das nordöstliche Schlesien zur Oder fließt. Landseen sind in großer Menge vorhanden, die meisten jedoch von geringer Ausdehnung; der östliche Theil des Landes und die Gegenden der Warthe und Obra sind besonders reich an denselben. Der größte ist der Goplosee, aus welchem die Netze kommt und der theilweise dem Königreich Polen angehört; kleinere sind: der Loinker-, Pturkan-, Bialasee etc. Unter den zahlreichen Kanälen, meist Abzugsgräben, ist der Bromberger- oder Netzekanal, zur Verbindung der Weichsel mit der Oder mittelst der schiffbaren Flüsse Brahe und Netze, der wichtigste. Das Klima ist gesund, doch rauh; indeß übersteigt die Winterkälte selten 23°—24°. Der Sommer ist sehr warm, fängt zwar erst im Juni an, verlängert sich aber bis spät in den Herbst, und dieser reicht bis in den December hinein. Der Winter ist anhaltend und bringt viel Schnee, welcher den Boden erwärmt und die Saaten vor den in dieser Zeit gewöhnlichen rauhen Nordstürmen schützt. Was die Bodenbeschaffenheit betrifft, so sind viele Strecken von Sand bedeckt, und sumpfige und morastige Landstriche breiten sich weithin aus. Fetter, ergiebiger Boden findet sich in den Niederungen längs der Flüsse, besonders an den Ufern der Netze, Warthe und Weichsel, welche die fruchtbarsten Marschen bilden. Vor Allem aber gehört hieher der nördliche Theil, dessen gesegnete Striche die Warthe durchfließt. Schöne Waldungen beschatten große Distrikte, und selbst die sumpfigen Landstriche verschwinden immer mehr. Wo unter der polnischen Regierung unwirthbare Moräste und niedriges Buschwerk sich ausbreiteten, da erfreuen jetzt die herrlichsten Wiesen, ergiebige Aecker, blühende Höfe u. Dörfer das Auge. Noch kann indeß hier viel nutzbarer Boden gewonnen werden, besonders an Wiesen und Weideplätzen. Die Bodenfläche der Provinz beträgt 11,700,000 preußische Morgen. Davon kommen auf Ackerland 4,700,000 Morgen, auf Wälder 2,400,000, auf Triften 2,350,000, auf Wiesen 1,650,000, auf Unland 145,000, auf Gärten 150,000, auf Gewässer 100,000 Morgen. Das Pflanzenreich bietet an Getreidearten (Weizen und Roggen), Gemüsen, Oel-, Farbe- und sonstigen Handelspflanzen, sowie an Holz einen großen Ueberfluß. Obst gedeiht in seltener Vollkommenheit. Am Spalier zieht man viel Wein, dagegen bebaut man Weinberge behufs der Kelterung nur wenig und nur in sehr geschützten Lagen. Auch Flachs, Hanf, Tabak und Hopfen werden gewonnen. Schlachtvieh wird als guter Handelsartikel nach den benachbarten Ländern ausgeführt. Die Pferdezucht wird nicht so stark wie im eigentlichen Polen betrieben. Doch sieht man viele Pferde von einer sehr kräftigen, dauerhaften, aber kleinen Race. Auch Schafe gibt es sehr viele, doch hat man hier weniger, als in den benachbarten preußischen Provinzen, für deren Veredlung gethan. Die Schweinezucht ist außerordentlich bedeutend, da die Lieblingsspeise des polnischen Bauern Speck ist. An Wildpret fehlt es nicht; selbst die Wölfe sind noch sehr zahlreich. Zur Winterszeit kommen sie zuweilen in Schaaren von 30—40 in die Dörfer und suchen nach Beute. Die Bienenzucht ist in vielen Gegenden ergiebig, und die Gewässer sind fischreich. Die Produkte des Mineralreichs sind sehr geringfügig, etwas Bohnen- oder Sumpferz, Torf, Kalk, Bernstein, Granit- u. Syenitblöcke finden sich in allen Dimensionen auf der Oberfläche zerstreut u. enthalten häufig sehr schöne Granaten. Die Industrie ist in neuern Zeiten gestiegen, hat aber durch Rußlands Sperrung bedeutend gelitten. Am meisten zeichnen sich hierin die Gegenden aus, welche an Brandenburg und Schlesien grenzen, indem hier eine wichtige Tuch- und Leinwandweberei getrieben wird. Besonders liefern die Tuchmanufakturen eine sehr gute Waare, die sich sogar mit der schlesischen und niederländischen messen kann. Auch Spitzen, Leder, Papier, Glas, Tabak, Cichorien, Seife, Kürschnerarbeiten, Branntwein etc. gehören zu den Erzeugnissen des Gewerbfleißes von P. Doch findet sich diese Industrie fast nur in den Städten, während das platte Land, außer der Garnspinnerei und Leinwandweberei, wenig Antheil daran nimmt. Dem Handel ist die Lage der Provinz günstig, denn durch die Weichsel steht sie mit dem baltischen Meere, durch die Warthe und Netze aber mit der Oder in schiffbarer Verbindung. Auch der Bromberger Kanal trägt viel zur Beförderung des Handels bei. Aber die Landstraßen sind noch mangelhaft, doch hat man in neueren Zeiten angefangen, sie zu verbessern und Chausseen zu bauen. Von Naturerzeugnissen werden vorzüglich Korn, Rindvieh, Häute, Talg, Wolle, Wachs u. Honig ausgeführt. Von den oben genannten Fabrikaten sind besonders Tuch und Leinwand wichtige Ausfuhrartikel. Die Städte Posen, Bromberg, Fraustadt, Lissa, Rawitsch, Krotoschin etc. treiben den meisten Handel. Die Einwohner der Provinz, welche in die 2 Regierungsbezirke Posen und Bromberg zerfällt, sind der Sprache und Abstammung nach größtentheils Polen u. sprechen das Polnische in einer sehr reinen und allgemein als vorzugsweise schön anerkannten Mundart. Doch ist auch das deutsche Element stark vertreten, und die fortschreitende Entwickelung deutscher Bildung ist von der preußischen Regierung angelegentlich gefördert worden. Ueber die nationalen Gegenbestrebungen s. Polen, Geschichte. An Unterrichtsanstalten hat P. 6 Gymnasien (2 zu Posen, dann je 1 zu Lissa, Ostrow, Bromberg u. Trzemoszno); 2 Progymnasien (zu Rawitsch u. Wreschen); ein 1852 eröffnetes Privatinstitut für gelehrte Bildung zu Ostrow bei Filehne; ferner 3 vollständige Realschulen u. 4 höhere Bürgerschulen, erstere zu Fraustadt, Krotoschin u. Meseritz; 8 höhere Töchterschulen; ein theoretisches Priesterseminar zu Posen, ein praktisches weltgeistliches Seminar zu Gnesen und 6 Schullehrerseminare. An der Spitze der katholischen Geistlichkeit steht der Erzbischof von Gnesen und Posen, unter welchem das Metropolitankapitel zu Gnesen u. Posen, die Erzpriestereien, die Kollegiatstifte und die Komman-

danturabteien stehen. P. war früher ein Theil des Königreichs Polen. Bei der ersten Theilung 1772 kam der Netzedistrikt und 1793 ganz Großpolen mit Ausschluß Masoviens an Preußen (unter der Benennung Südpreußen); 1806 und 1807 wurde es mit dem Großherzogthum Warschau vereinigt, bis es 1815 in etwas geringerem Umfange, als früher, an Preußen zurückfiel.

Die gleichnamige (poln. Poznan) Hauptstadt des Großherzogthums und Regierungsbezirks und starke Festung, liegt in sandiger Gegend an beiden Ufern der Warthe, über welche eine hölzerne (und unterhalb derselben eine steinerne Schleußen-) Brücke führt, und an der Mündung der Lowna in die Warthe, ist Sitz des Oberpräsidenten, eines Erzbischofs mit Metropolitankapitel, eines Kollegiatstifts, der Regierung, des Oberappellationsgerichts, des Oberlandesgerichts, der Generalsteuerdirektion, der Generallandschafts- und Generalfeuersocietätsdirektion, eines Oberpostamts, Hauptsteueramts mit Packhof, eines Land- und Stadtgerichts, erzbischöflichen Generalofficialats, Metropolitangerichts, Prosynodalgerichts, Kreisraths, Provinzialaichungskommissärs, einer Salzfaktorei und anderer zahlreichen Behörden. Die Garnison ist in der neuesten Zeit bedeutend verstärkt worden. Die eigentliche Stadt P. (Altstadt) ist ziemlich gut gebaut u. liegt am linken Ufer der Warthe. Auf dem linken Ufer der Warthe liegen auch die Vorstädte: Graben, Columbia, Fischerei, Halbdorf, St. Martin, Kuhndorf und St. Adalbert; auf dem rechten außer den kleinen Vorstädten Ostroweck, Schrodka und Zawada die Vorstadt St. Roch. Seit 1828 ward P. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen, u. in der That ist es seiner Lage nach von großer strategischer Wichtigkeit, da es die von Osten kommenden Straßen nach Berlin und Breslau deckt, die Herrschaft über die Provinz sichert und ein doppelter Brückenkopf ist. Die Trace um die eigentliche Stadt besteht aus 6 regelmäßigen Bastions und 6 Kavalieren. Das Fort Winiary bildet gleichsam die Citadelle und besteht aus einem Kronwerk mit montalembertschen Thürmen in den Ecken und einer Enceinte von 3 Bastions, 2 ganzen und 2 halben Ravelins und 4 Redouten in den gebrochenen Anschlußlinien von der Enceinte nach dem Kronwerk. Durch das weiter nach der Stadt zu liegende Fort Adalbert, welches die Form einer abgerüllten Bastion hat und in der Kehle durch eine krenellirte Mauer geschlossen ist, wird die Kehle des Forts Winiary gedeckt, u. dieses deckt wieder die große Schleuße, welche die Warthe nöthigenfalls zu Ueberschwemmungen anspannen soll. Zu solchen kann auch durch 2 Schleußen der Winiarybach zwischen den Forts Winiary und Adalbert benutzt werden. Ein fleschenartiges Werk deckt zugleich als Brückenkopf die große Schleuße, die auch eine steinerne Warthebrücke unterhalb der hölzernen bildet. Die Dombefestigung auf dem rechten Ufer der Warthe bildet eine noch unregelmäßigere Befestigung, als auf dem linken Wartheufer, und benutzt das sumpfige Terrain um die Enceinte, um, nach dem neuen Polygonaltracée geführt, von der mit dem Fort St. Roch umschlossenen Vorstadt St. Roch nach der Gegend des Doms zu laufen. Hier überschreitet sie den Sybinabach und läuft über das Reformatenfort, ein bastionähnliches Werk mit Kavalier, und den Domkavalier weg, umschließt die Vorstadt Schrodka und geht nach der Schleuße, welche bestimmt ist, den Sybinabach behufs der Ueberschwemmung anzuspannen, und hinter der Sybina weg nach der oben erwähnten großen Schleuße. Die Domflesche deckt letztere, die Sybinaflesche erstere Front zwischen Dom und Rochusfort. Die Reduits aller dieser Werke sind kasemattirt. Vor der breiten Stadtseite wollte man noch detachirte kasemattirte Forts errichten. P. hat schöne, breite Straßen, worunter sich die mit einer Lindenallee bepflanzte Wilhelmsstraße, ferner die Gerberstraße, Friedrichsstraße, neue Straße, Mühlenstraße, berliner Straße ꝛc. besonders auszeichnen, und viele freie, große Plätze. Unter diesen zeichnen sich der geräumige Marktplatz (Ring), mit dem Rathhaus in der Mitte und mit der Hauptwache, der Wilhelmsplatz, auf dem das Theater steht, der Kanonenplatz, der Sapiehaplatz u. der Neustädtermarkt aus. Ueberhaupt ist der Stadttheil, welcher als Neustadt westlich der eigentlichen Stadt oder der Altstadt angebaut ist, der schönste Theil von P. Die Stadt enthält viele ansehnliche Paläste und großartige öffentliche Gebäude. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Schloß auf einem Hügel, sonst Sitz der Starosten, jetzt des Oberappellations- und des Oberlandesgerichts, das Oberpräsidial- und Regierungsgebäude (vormaliges Jesuitenkollegium), der erzbischöfliche Palast, das Provinziallandschaftshaus, das Land- und Stadtgericht, der neue Bazar mit einer schönen Façade, ein großartiges Wirthshaus, das auf Aktien gegründet wurde, mit polnischem Kasino und unten mit eleganten Verkaufsläden, der prächtige, an seiner Façade mit 24 korinthischen Säulen aus Gußeisen gezierte Palast, welchen, sowie die darin befindliche Bibliothek von 20,000 Bänden, der frühere Besitzer, Graf von Raczynski, 1832 der Stadt geschenkt hat, die merkwürdige, von demselben Grafen mit bedeutenden Kosten geschaffene Wasserleitung, das schöne Schauspielhaus ꝛc. P. hat 16 zum öffentlichen Gottesdienst verwendete Kirchen und außerdem mehre ältere. Die merkwürdigste Kirche ist der einfache, schöne und große Dom mit der prachtvollen neuerbauten sogenannten goldenen Kapelle und mit dem durch Beiträge des polnischen Adels errichteten Denkmale der polnischen Könige Boleslaw u. Miezislaw I. von Rauch; außerdem sind zu nennen die St. Stanislauskirche mit ihrer schönen italienischen Bauart, die Pfarrkirche (vormalige Jesuitenkirche), 3 evangelische Kirchen, die eine als Garnisonskirche am Kanonenplatz, ein griechisches Bethaus, 2 Synagogen, 3 Klöster ꝛc. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten besitzt die Stadt 2 Gymnasien, ein Priesterseminar, ein Kollegiatstift, ein katholisches Schullehrerseminar, eine Realschule, eine Hebammenlehranstalt, eine Taubstummenanstalt, eine Blindenanstalt, eine Gewerbschule, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben und für Waisenmädchen, ein Krankenhaus der grauen

Schwestern, ein großes Hospital, 2 Waisenhäuser, ein jüdisches Waisenhaus, einige wohlthätige Vereine u. milde Stiftungen. Als Vergnügungsörter in der Nähe verdienen der Luisenhain u. der schillingsche Garten Erwähnung. Die Zahl der Einwohner betrug 1831 27,900, 1846 40,200, Ende 1855 40,928. Zu Anfang des 16. Jahrh. hatte P. 70—80,000 Einw. Diese treiben, außer den bürgerlichen Gewerben, deren Betrieb durch die vielen hohen Beamten, das Militär u. den benachbarten reichen Adel begünstigt wird, Fabrikation von Tuch, Leinwand, Tabak, Leder, Gold- und Silberwaaren, Uhren, Siegellack, Firniß, Wachsleinwand, Wagen, Waffen, kupfernen Brennereigeräthen, Oel, Bier und Branntwein, und lebhaften Handel mit polnischen und russischen Landesprodukten, namentlich mit Holz, Getreide, Wolle, Vieh, Fellen, Hanf, Flachs, Bettfedern, Tabak, Honig, Hopfen, Wachs ꝛc. Von den drei Messen, welche jährlich in P. abgehalten werden, ist die Johannismesse die bedeutendste. Anfangs Juni findet der Wollmarkt Statt, welcher 3 Tage dauert. Einen nachtheiligen Einfluß auf den Handel übte bisher die Unzuverlässigkeit aus, mit welcher hier kommercielle Geschäfte betrieben zu werden pflegten. Im Jahre 1845 ward ein Institut unter dem Namen Handelssaal eröffnet, eine Art Börse u. insbesondere Getreidebörse, die es sich zur Hauptaufgabe stellte, dem allgemeinen Mangel an Kredit abzuhelfen. P. ist nebst Gnesen eine der ältesten polnischen Städte. Es war ein Hauptort des polnischen Heidenthums und gilt für den ältesten Sitz und Begräbnißort der polnischen Könige. Nach der Annahme des Christenthums gründete König Mieziſlaw I. in P. ein Bisthum, das anfangs unter Magdeburg stand und dessen erster Bischof 996 der Italiener Jordan Ursini war. Die Stadt blühte durch den Handel mit Deutschland bald auf und war der Sitz einer Woiwodschaft. Anfangs lag sie nur auf dem rechten Ufer der Warthe, aber 1250 wurde auch der Stadttheil auf dem linken Ufer des Flusses angelegt, welcher jetzt der schönere ist. Hier wurde der Friede zwischen Kaiser Heinrich II. und Boleslaw I. geschlossen. Im Jahre 1038 wurde die Stadt vom Herzog Brzetislaw I. von Böhmen erobert und verbrannt. Die Verbrennung der Kirche der Reformirten 1606 war Mitursache des Aufstandes des polnischen Adels gegen König Sigmund III. Die Schweden nahmen P. 1655, brannten die Vorstädte ab und vertrieben die Jesuiten. Dagegen wurde in der Verfolgung der Protestanten unter König August II. 1710 die evangelische Kirche wieder zerstört und nach P. sächsische Besatzung gelegt. Die konföderirten Polen stürmten P. 1716, nahmen die Besatzung gefangen und begannen die Festungswerke zu schleifen. In der zweiten Theilung Polens kam P., welches früher die Hauptstadt von Großpolen war, am 25. März 1793 an Preußen. Hier im December 1806 Friede zwischen Napoleon I. u. dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, welcher nach demselben den Königstitel annahm. Durch den Frieden von Tilsit kam P. 1807 zum Großherzogthum Warschau; 1815 fiel es jedoch an Preußen zurück, und der Fürst Radziwil residirte hier bis 1830 als königlicher Statthalter. Vgl. Lukaszewicz, Obraz historiczno-statystyczny miasta Poznanio, Posen 1838, 2 Bde.

Poserna, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, an der Rippach, mit Rittergut und 270 Einw. Dabei eine unbenutzte Salzquelle, wo im 16. Jahrhundert ein Salzwerk angelegt wurde, welches dem zu Halle Abbruch thun sollte und deshalb Schadhalle genannt wurde, aber bald wieder einging. P. ist der Geburtsort Seume's. Hier am 1. Mai 1813 Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen; Bessières blieb hier.

Posidonius, stoischer Philosoph, aus Apamea gebürtig, aber von seinem Aufenthalte zu Rhodus gewöhnlich der Rhodier genannt, geboren um 135 v. Chr., hörte frühzeitig in Athen den Stoiker Panätius und trat bald nach dessen Tode (112) eine Reise an, die ihn nach Spanien, Italien und andern Ländern führte. Nach seiner Rückkehr nach Rhodus übernahm er nicht nur die Leitung der von Panätius daselbst gegründeten stoischen Schule, aus welcher als seine namhaftesten Schüler Phanias, Asclepiodotus und Jason hervorgingen, sondern betheiligte sich auch an den Staatsgeschäften und ward von seinen Mitbürgern zu der bedeutenden Würde eines Prytanis erhoben, auch 86 als Gesandter nach Rom geschickt. In Rhodus sah und hörte ihn auch Cicero, der mit ihm in Briefwechsel trat. Vornehmlich aber suchte Pompejus seinen Umgang. Später (51) kam P. noch einmal nach Rom u. † bald darauf in hohem Alter. Die von ihm hinterlassenen, aber verloren gegangenen zahlreichen Schriften waren theils philosophischen, theils geographisch-historischen Inhalts. Fragmente derselben hat Bake (Leyd. 1815) gesammelt. Als Philosoph scheint er keine besondere Originalität gehabt zu haben: obwohl Stoiker, neigte er sich doch bald dem Plato, den er kommentirte, bald dem Aristoteles zu und beförderte dadurch den immer mehr um sich greifenden Synkretismus. Vgl. J. Bake, Posid. Rhodii reliquiae doctrinae, Leyden 1810.

Position (v. Lat.), im Kriegswesen die Aufstellung der Truppen zu irgend einem taktischen Zwecke nach der Beschaffenheit des Terrains, zum Unterschiede von derjenigen Stellung, bei welcher nur auf gegenseitige Unterstützung oder bequeme Verwendung der verschiedenen Waffengattungen gesehen wird, dann auch der Terrainabschnitt selbst, wo eine solche Aufstellung einer größeren Truppenabtheilung mit Vortheil Statt finden kann. Die beste P. gewährt in der Regel ein leicht hügeliges, mit Bächen, Teichen und Sümpfen durchzogenes Land, während ein bergiges die Kommunikation unter den eigenen Truppen meist zu sehr erschwert und eine Ebene gewöhnlich dem Feinde die gleichen Vortheile bietet. P.en mit einzelnen schwachen Punkten pflegt man mit Feldschanzen zu verstärken, so wie man auch häufig hinter der ersten eine zweite P. (Arrièreposition) formirt. In der Tanzkunst ist P. eine der allen Pas zu Grunde liegenden 5 Stellungen der Füße; in der Fechtkunst die regelrechte Stellung des Fechters zum Angriff und zur Vertheidigung; in der Logik s. v. a. Setzung, Bejahung; auch das Aufstellen eines positiven Begriffs, daher s. v. a.

Thema, Lehre oder Hauptsatz; in der Prosodie das Folgen zweier oder mehrer Konsonanten oder eines Doppelkonsonanten auf einen Vokal, wodurch dieser, wenn er ursprünglich kurz ist, lang wird; in der Metrik s. v. a. Thesis.

Positionswinkel, der Winkel am Mittelpunkte eines Gestirns, welcher durch dessen Breitenkreis und Abweichungskreis (Meridian) gebildet wird; das Komplement des Winkels, welchen der Abweichungskreis mit der Ekliptik macht.

Positiv (auch affirmativ, v. Lat.), bejahend, im Gegensatz zum Negativen (s. d.), z. B. positiver Begriff, positives Urtheil ꝛc.; dann im Gegensatz zu dem durch das Denken Gefundenen und im Denken verschiedener Auffassung Unterliegenden das faktisch Gegebene oder durch äußere Autorität Festgesetzte. So versteht man unter positivem Recht den Inbegriff der auf äußerer Autorität beruhenden Gesetze, im Gegensatz zum sogenannten Natur- oder Vernunftrecht; unter positiver Religion eine solche, die auf äußere Offenbarung sich stützt. In der Grammatik ist Positivus die einfache Form des Adjektivs oder Adverbs im Gegensatze zu den Steigerungen des Komparativs und Superlativs. In der Philosophie ist P. Alles, was an sich Gegenstand der Vorstellung ist, sey es Verstandesbegriff oder Realität. Durch das Positive und seine Aufhebung, das Negative, bildet sich das logische Verhältniß von Satz und Gegensatz.

Positiv, kleine Orgel (s. d.), gewöhnlich ohne Pedal.

Positive Größe, s. Entgegengesetzte Größen.

Posito sed non concesso (lat.), gesetzt, aber nicht eingeräumt, um seine Meinung zu sagen für den bezweifelten oder ganz geleugneten Fall, daß Etwas Statt habe.

Positur (v. Lat.), Stellung des Körpers, besonders zur Vertheidigung; daher Positurlage.

Posse, die Aeußerung eines sich in den niedern Sphären des Komischen bewegenden Scherzes, gleichsam die Poesie des Gemeinen, die sich bei allen Nationen zu einem stehenden Charakter volksthümlicher und derb-spaßhafter Ergötzlichkeit gestaltet hat, der uns als Polichinello, Arlechino, Gracioso, Clown, Rüpel, Hanswurst ꝛc. entgegentritt. Obgleich das Wort Possenreißer, Possenreißerei, mehr im verächtlichen Sinne gebraucht wird, so erfordert die Hervorbringung wahrhaft witziger P.n doch den gesundesten Mutterwitz, verbunden mit Lebhaftigkeit des Geistes, körperlicher Gewandtheit und Scharfsinn, wie wir sie meist bei Naturmenschen aus den niederen Ständen antreffen. In der dramatischen Poesie nennt man P. (Possenspiel) ein Stück derb-komischer Art, das, ohne die strengeren Regeln des höhern Lustspiels zu befolgen, Begegnisse und Situationen des gemeinen Lebens durch Gegenüberstellung lächerlicher Individualitäten schildert und ohne tiefere Absicht das Ungewöhnliche, Lächerliche in oft gewagter Zusammenstellung darstellt. Die besten P.n sind französischen Ursprungs und die kleinen pariser Theater ihre Wiege. Lokalposse wird die einer Stadt eigenthümliche P. genannt, welche entweder allgemeine Vorfälle und Situationen, oder besondere Gebräuche, Sitten, bekannte Vorgänge derselben in demjenigen Dialekt schildert, welcher der niedern Volksklasse eigenthümlich ist. So haben besonders Wien, Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg Lokalpossen. Neuerlich haben Angely, Raimund, Nestroy, Kalisch und Räder die beliebtesten P.n für das deutsche Theater geliefert.

Posselt, Ernst Ludwig, deutscher Historiker, geboren 1783 zu Durlach in Baden, widmete sich auf den Universitäten zu Göttingen und Straßburg dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, der Geschichte und den neueren Sprachen, und trat in seiner Vaterstadt als Advokat auf. Da ihm jedoch dieses Geschäft nicht gefiel, so übernahm er 1784 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe und ward zugleich geheimer Sekretär des regierenden Markgrafen. In dieser Stellung gab er das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung" (Leipzig 1785—1788) heraus. Im Jahre 1791 wurde er als Amtmann nach Gernsbach bei Rastadt versetzt. Seine Muße widmete er geschichtlichen Studien. Da er aber in seinen Schriften als Vertheidiger der französischen Revolution auftrat, so zog er sich dadurch vielfache Zurechtweisungen von Seiten deutscher Regierungen zu. Ebenso wurden dem Erscheinen seiner „Weltkunde", aus der später die „Allgemeine Zeitung" entstand, nicht wenig Hindernisse in den Weg gelegt. Im Jahre 1796 gab er sein Amt auf und lebte seitdem abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit seinem Freunde, dem berühmten General Moreau, ging er 1801 nach Straßburg. Uebermäßige Arbeiten hatten P.s Gesundheit untergraben, und als Moreau 1804 in den bekannten Hochverrathsprozeß verwickelt wurde, machte dies den tiefsten Eindruck auf ihn. Er reiste voll Unruhe in Deutschland umher, glaubte überall seine Freiheit in Gefahr und stürzte sich endlich in Heidelberg aus dem Fenster einer oberen Etage auf die Straße. In Folge davon † er am 11. Juni 1804. Ein sehr geschickter Kompilator, wußte P. seinen Schriften durch glänzende Darstellung einen nicht geringen Reiz zu verschaffen. Er schrieb noch: „Geschichte der deutschen Fürstenvereine" (Leipzig 1787); „Geschichte der Deutschen" (1779—90, 2 Bde., fortgesetzt von Pölitz, 1805—19, 2 Bde.); „Geschichte Karls XII." (Karlsr. 1791); „Geschichte Gustavs III." (das. 1793); „Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios anno 1792" (Göttingen 1793, deutsch unter dem Titel „Krieg der Franken", Leipzig 1794); „Historisches Taschenbuch für die neueste Geschichte" (Nürnberg 1794—1803, 9 Bde.); „Europäische Annalen" (Tübingen 1795—1804, 10 Bde.); „Kleine Schriften" (Leipzig 1795); „Herzbergs Leben" (Tübingen 1798). Eine Sammlung von P.s Schriften gab W. Weick heraus (Stuttgart 1828 ff., 6 Bde.). Vergl. Gehres, Lebensbeschreibung P.s, Mannheim 1827, 2 Bde.

Possenhaft, im verächtlichen Sinne jede Uebertreibung des Scherzes in das Gemeine, Niedrige, Platte, Fade, Lächerliche und überhaupt Unschickliche und Unanständige.

Possessio (lat.), Besitz.

Possessorische Rechtsmittel, Klagen, die den Schutz des Besitzes bezwecken und entweder

einen beanspruchten Besitz verschaffen, oder einen gestörten erhalten, oder einen verlornen wieder erlangen sollen, im Gegensatz zu den petitorischen Klagen; s. Petitorienklagen.

Possevini, Antonio, päpstlicher Legat, 1534 in Mantua geboren, ließ sich in den Jesuitenorden aufnehmen und ward von Papst Gregor XIII. 1578 zum König Johann von Schweden geschickt, um ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen. Johann nahm auch insgeheim Beichte und Abendmahl nach römisch-katholischer Weise, bestand aber, ehe er völlig und offen zum katholischen Glauben sich bekenne, darauf, daß der Papst für Schweden die Verehelichung der Priester, das Abendmahl mit dem Kelche auch für die Laien und die Abhaltung der Messe in der Landessprache zugebe. Da der Papst diese Koncessionen verweigerte, so mußte P. das Land verlassen, und auch eine zweite Reise P.'s blieb ohne weiteren Erfolg. Nach dieser Zeit begab sich P. zweimal nach Rußland, wo er 1581 zwischen dem polnischen König Stephan Bathori und dem Czaren Iwan II. Wasiljewitsch einen Frieden zu Stande brachte, aber eigentlich die Vereinigung der russischen und der römischen Kirche zu Stande bringen sollte. Allein alle diplomatische Geschicklichkeit des päpstlichen Legaten nützte so wenig, als die öffentliche theologische Disputation, in welche er sich mit dem Czaren, dem Oberhaupt der griechischen Kirche, einließ. Dieser gestattete nicht einmal, daß in Rußland katholische Kirchen gebaut würden. Am spanischen Hofe, wohin er später gesandt wurde, hatte P. eben so wenig Glück. Er wurde hierauf entlassen und † 1611 in der Zurückgezogenheit zu Ferrara. Sein Werk „Moscovia" (Wilna 1586, Köln 1595) ist eine wichtige Quelle für die Kirchengeschichte. Vgl. La vie de P., Paris 1712.

Possirlich, das Possenhafte in edlerer Bedeutung, in sofern es mehr ein Erzeugniß der Natur, als menschlicher Willkür und Absicht ist, so die possirlichen Bewegungen der Kinder und Thiere.

Post (v. Lat.), eine in der Regel vom Staate, seltener von durch diesen hierzu beauftragten Privatpersonen unternommene und dann jedenfalls der Aufsicht der Staatsbehörden untergebene Anstalt zur regelmäßigen, möglichst schnellen und sichern Beförderung von Nachrichten (Briefen), Sachen und Personen, deren Benutzung gegen eine feste Taxe (Porto) Jedermann zusteht. Die P.en zerfallen in verschiedene Arten und Unterabtheilungen. Rücksichtlich der Art des Transports gibt es Fußposten, denen bloß die Besorgung von Briefen und kleinen Packeten nach minder bedeutenden Nebenposten oder nach Orten von einiger Bedeutung, die aber keine P. haben, mittelst eigener Boten (Postboten) obliegt; Briefposten (reitende P.en), welche in leichten Kabriolets (früher reitende Postillone) in einem Felleisen verpackte Briefe und kleine Packete (meist nicht über 1 Pfund schwer) befördern; fahrende (ordinäre) P.en, die sowohl zur Beförderung von Briefen und (nicht über 120 Pfund schweren) Packeten, als auch von Personen in eigens hierzu eingerichteten Wagen (Postwagen) dienen und hinsichtlich der Transportgegenstände wieder in Packet- (Maille-) posten und Personenposten zerfallen, von denen die erstern vorzugsweise Packete und nebstdem höchstens einige Passagiere, jedoch ohne Beiwagen, befördern, während die Personenposten vorherrschend zum Transport von Passagieren in meist eleganten Federwagen dienen, denen nach Bedarf ein oder mehre Beiwagen (Beichaisen) zugefügt werden. Gegenwärtig sind indeß die Packet- und Personenposten in der Regel vereinigt, so daß mittelst derselben eben sowohl Personen, als Packete, letztere jedoch in einem besondern Raum (Packraum, Packetmagazin), transportirt zu werden pflegen. Noch unterscheidet man Diligencen, ebenfalls vorzugsweise Personenpostwagen von eleganter Form, durch welche übrigens auch Briefe und Packete befördert werden und die anfangs in England und Frankreich als Privatunternehmungen bestanden, in Deutschland aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst am Rhein in Anwendung kamen. Sie legen die Meile in $^3/_4$ — 1 Stunde zurück und heißen, sofern sie täglich von einem Orte zum andern gehen, Journalièren. Ihre Stelle vertreten an schiffbaren Flüssen oder Kanälen die Wasserdiligencen, zu welchen sich vorzüglich Dampfschiffe eignen und mit denen die Packetboote gleiche Bestimmung auf dem Meere haben. Besondere Erwähnung verdienen endlich die Eilposten (Eilwagen), deren Einführung in Deutschland 1805 durch das thurn- und taxissche Oberpostamt zu Frankfurt a. M. am Oberrhein erfolgte. Nachdem sie mit der Auflösung der Reichspost wieder eingegangen waren, lebten sie 1817 in Frankreich in den Vélocifères (Celerifères) wieder auf, worauf sie auch in Deutschland wieder ins Leben gerufen wurden, und zwar zunächst durch die thurn- und taxissche Postbehörde und bald darauf (1821) zwischen Frankfurt a. M. und Koblenz durch den preußischen Oberpostmeister von Nagler. Diese Eilwagen gehen pünktlich ab, fahren die Meile gewöhnlich in $^3/_4$ Stunde und treffen an dem Bestimmungsorte immer ziemlich zur festgesetzten Zeit ein. Im Falle des Bedarfs wird ihnen die nöthige Anzahl von Beichaisen beigegeben; auch kann jeder Reisende 20—40 Pfund Gepäck (Passagiergut) frei mit sich führen, während er für das Mehrgewicht die übliche Ueberfracht zu zahlen hat. Außer den Passagieren und dem Passagiergut befördern die Eilposten nur Briefe, in manchen Staaten jedoch auch Geld, und zwar Gold bis zu 100 Thalern, Silber bis zu 50 Thalern ohne erhöhtes, Packete bis zu 6 Pfund aber für um $^1/_3$ erhöhtes Porto. Zur Beförderung von Briefen innerhalb großer Städte bestehen in solchen noch besondere Anstalten unter dem Namen Stadtposten. Es sind nämlich in diesem Falle an bestimmten Plätzen Briefkasten angebracht, in welche die zu besorgenden Briefe geworfen werden. Von Zeit zu Zeit werden diese Kasten des Tags über geleert, worauf die Briefe von eigens hierzu bestellten Boten gegen eine kleine Vergütung an ihre Adresse befördert werden. Unter dem Namen der fliegenden P. begreift man diejenige Einrichtung, wonach an jedem

Postwagen auf den Eisenbahnen ein Briefkasten angebracht ist, in den die Briefe noch eine Minute vor der Abfahrt geworfen werden können. Während die bisher erwähnten P.en sich alle durch eine festgesetzte Ordnung ihres Abgangs, von welcher keinerlei Abweichung gestattet ist, charakterisiren, so daß ihr Abgang selbst dann erfolgt, wenn auch keine Passagiere oder kein Postgut zu befördern ist, gibt es noch eine andere Veranstaltung, mittelst welcher Briefe und Personen zu außergewöhnlicher Zeit nach andern Orten durch die P. transportirt werden. Es sind dies die Estafetten (Stafetten), d. h. reitende Postillons, welche die Briefe von Station zu Station besorgen und die Meile in $^1/_4$—1 Stunde zurücklegen, und für Personen die Extraposten, bei welchen die Reisenden entweder in ihren eigenen Wagen mittelst Postpferden, oder in Postchaisen zu beliebiger Zeit weiter befördert werden, und die in der Regel die Meile in $^3/_4$—1 Stunde zurücklegen. Bei besonders großer Eile des Reisenden kann sich derselbe auch der Kurierpferde bedienen, welche die Meile in $^1/_2$—$^3/_4$ Stunde zurücklegen müssen. Die Kuriere fahren gegenwärtig in der Regel in eigenen leichten oder Extrapostchaisen (Kurierchaisen), werden übrigens seit Anwendung der Eisenbahnen und Telegraphen weit seltener als früher benutzt.

Allgemein werden die P.en als Regal (Postregal) betrachtet, worauf sich zunächst das Recht der Oberaufsicht und Leitung von Seiten des Staats gründet. Die Geschäftsführung bei dem Postwesen (der Postdienst) einerseits und das Verhältniß des Publikums gegenüber diesen Anstalten andererseits ist durch besondere Postgesetze und Postordnungen geregelt, welche in den verschiedenen Staaten mehr oder weniger von einander abweichen. Die Ansätze der P.en, nämlich die Passagiertransportpreise, sowie die Vergütung für den Versandt der Briefe und Packete (Porto), sind in den einzelnen Staaten verschieden. Während ehemals Briefe 2c. an gewisse Orte vom Absender frankirt werden mußten (Frankaturzwang), besteht gegenwärtig zur Erleichterung des Verkehrs dieser Zwang nur noch nach den überseeischen Ländern, und ist es außerdem fast in allen Beziehungen dem Willen des Absenders überlassen, seine Briefe frei zu machen oder nicht. In allen Postgebieten sind Dienstsachen portofrei, was in der Regel neben der Adresse durch H. D. S. (Herrschaftliche Dienstsachen) und das Amtssiegel bezeichnet wird. Diese Portofreiheit besitzen auch Fürsten und höhere Staatsbeamte, zuweilen auch milde Stiftungen u. dgl. Die Haftpflicht der P. rücksichtlich der ihr anvertrauten Güter erstreckt sich in der Regel nur auf Verluste, welche durch Versehen oder Untreue ihrer Beamten entstanden sind, also nicht auf Raubanfälle, Diebstahl 2c.

Die ersten Spuren von Postwesen finden sich in Persien, wo schon unter Cyrus od. Darius Hystaspis berittene Eilboten auf eine Tagereise weit von einander entfernten Stationen vertheilt waren und die königlichen Befehle den nächsten Boten zuzutragen hatten. Vom ägäischen Meere bis nach der Hauptstadt Susa waren 111 Stationen mit schönen Gebäuden. Etwas Aehnliches besaß man in Griechenland in den von mehren Republiken unterhaltenen Hemerodromen, welche übrigens gewöhnliche Schnellläufer waren und bei welcher Einrichtung kein stationenweiser Wechsel Statt fand. Die Gallier hatten 200 v. Chr. berittene P.en, durch welche man wichtige Ereignisse binnen 3 Stunden 40 Meilen weit hin melden konnte. Aber erst bei den Römern unter Augustus finden wir die alte persische Einrichtung in den Cursus publici u. den Cursus vehiculares (Res veredaria) nachgeahmt, und zwar schon in einem weit höheren Grade organischer Ausbildung. Längs der Landstraßen wurden nämlich stationsweise Boten, sowie Pferde und Wagen bereit gehalten, so daß nicht nur Nachrichten von Rom aus nach den wichtigsten Punkten des Reichs und umgekehrt sehr schnell gelangen konnten (Augustus erhielt auf diese Weise des Tiberius Briefe aus Asien in 20, aus Pannonien in 5 Tagen), sondern auch eine rasche Fortschaffung der Regierungsbeamten auf ihren Berufsreisen ermöglicht war. Unter Konstantin nahmen diese P.en mehr den Charakter von Extraposten an, deren sich auch Privatpersonen bedienen konnten, doch mußten letztere hierzu durch einen Erlaubnißschein der Behörden (diploma, evectio) ausdrücklich autorisirt seyn. Später hieß der über die P.en gesetzte kaiserliche Oberbeamte Präsentalis und befand sich in der Nähe des Kaisers. Theoderich der Gothe behielt die in Italien vorgefundene Einrichtung bei, verpönte aber den Mißbrauch derselben für Privatinteressen. Unter Karl dem Großen bestand ebenfalls eine regelmäßige Verbindung zwischen den einzelnen Theilen seines Reichs mittelst berittener Boten, sowie auch behufs des Transports seinem Befehle gemäß außer Pferden Wagen zur Fortschaffung in kürzester Frist bereit gehalten werden mußten; indessen zielte auch diese Veranstaltung zunächst und meist auf die Förderung von Regierungszwecken, und durch die Theilung seines Reichs unter seine Söhne und die darauf folgenden Unruhen ging sie spurlos wieder verloren. Neben den Veranstaltungen der pariser Universität, welche bald nach ihrer Gründung (im Anfange des 13. Jahrhunderts) durch eigene Boten den Verkehr der Lehrer und der Studirenden mit ihren fern wohnenden Angehörigen vermittelte, waren besonders die die Erleichterung des Handelsverkehrs bezweckenden Einrichtungen von Seiten des Hansabundes auf die Entwickelung des Postwesens von wichtigem Einfluß. Reitende Boten verbanden die Städte von Riga bis Amsterdam, auf welchem Kurs Königsberg, Danzig, Stettin und Hamburg die Hauptstationen waren. Vom Süden aus setzte sich zuerst Nürnberg mit Hamburg in Verbindung, in welche bald auch Salzburg, Venedig und andere wichtige Plätze hineingezogen wurden. Auch gingen, besonders zur Meßzeit, Landkutschen von einem Orte zum andern, deren Abgang freilich auf strenge Präcision keinen Anspruch machte. Dergleichen fahrende P.en fanden sich schon im 13. Jahrhundert zwischen Frankfurt und Köln, Lindau und Augsburg, letzterem u. Nürnberg, diesem u. Schweinfurt, Bamberg, Salzburg, Wien, Ulm, Stuttgart, Leipzig,

Braunschweig, Bremen, Hamburg 2c. In Deutschland wurde die erste P. unter dieser Benennung von Roger I. von Thurn und Taxis in Tyrol organisirt. Dessen Sohn, Franz von Taxis, rief hierauf (1516), vom Kaiser Maximilian I. hierzu veranlaßt, eine reitende P. zwischen Wien und Brüssel ins Leben und ward zum niederländischen Generalpostmeister ernannt. In Rücksicht auf den damaligen Türkenkrieg richtete er 1522 eine zweite P. über Nürnberg nach Wien ein, die mit Beendigung dieses Krieges indeß wieder einging. Bernhard von Taxis organisirte unter Karl V. eine reitende P. von Brüssel über Lüttich, Trier, Speyer, Rheinhausen, Augsburg durch Tyrol nach Italien und ward dafür 1545 zum niederländischen u. Reichsoberstpostmeister ernannt. Mehre Reichsfürsten und namentlich solche, deren Gebiet von den taxisschen P.en nicht berührt ward, wie Oesterreich, Böhmen, Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig, Hessen, Kurpfalz, Würtemberg 2c., errichteten von 1574 an eigene Landposten, während diejenigen, durch deren Gebiet die taxisschen P.en gingen, anfangs gegen diesen Durchgang nichts einwendeten, um so weniger, als bei dieser Einrichtung ihre Regierungskorrespondenz kostenfrei besorgt ward. Als aber nach Karls V. Abdankung die niederländische P. von Spanien unterhalten wurde und durch manche Eigenmächtigkeit Abneigung, wohl auch durch den reichen Gewinn Mißgunst geweckt wurde, gaben die Fürsten deutlich zu erkennen, daß sie ferner nicht geneigt seyen, den Beamten eines fremden Königs in ihren Landen sein Wesen treiben zu lassen. Inzwischen ernannte Rudolf II. 1595 Leonhard von Taxis zu seinem Generaloberstpostmeister im heiligen römischen Reich, und 1597 sprach er von der P. als von einem „hochbefreiten kaiserlichen Regal". Dies weckte die Opposition der Fürsten, von denen mehre neben der taxisschen eigene P.en anlegten, oder erstere ganz ausschlossen. Auf diese Weise war das taxissche Postwesen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bedeutend in Verfall gerathen und hob sich erst wieder, nachdem 1615 Lamoral von Taxis und seine männlichen Erben vom Kaiser Matthias mit dem Generalpostmeisteramt im Reiche als mit einem neuen Reichslehen belehnt und zum Reichsfreiherrn ernannt worden war. Neue Protestationen von Seiten der oben genannten Reichsfürsten waren die Folge dieser Belehnung und führten zu einem Streit um das Postregal, der zwar während des nun folgenden 30jährigen Krieges ziemlich ruhte, nach Beendigung desselben aber von Neuem begann, wobei das Kurfürstenkollegium Partei gegen Taxis nahm. Letzteres war auch der Fall, als später sich diese Streitigkeiten mehrmals erneuerten, namentlich 1659, als Taxis mehren Fürsten das Landpostwesen verbieten wollte, sowie bei Leopolds I. Wahl, wo Oesterreich die Hofposten von Taxis verwehrt werden sollten. Inzwischen waren in Deutschland verschiedene P.en angelegt worden, wobei diejenigen Reichsstände, auf deren Gebiet Poststationen sich befanden, rücksichtlich aller ihrer Briefe Portofreithum genossen. Für Bayern, die Pfalz, Würtemberg, Baden 2c. wurden sogenannte Kanzleipackete portofrei befördert, wogegen Postgebäude und Postbediente in jenen Staaten abgabefrei waren und letztere einen Kanon zum Unterhalt derselben gaben. Auch wurden seit dem 30jährigen Kriege die Personenposten in Deutschland begründet. Einer der ersten Postwagenkurse war der 1640 von Pütter zwischen Hildesheim u. Bremen über Hannover angelegte, worauf 1683 jener zwischen Heilbronn u. Heidelberg, ein anderer zwischen Dresden und Leipzig und 1686 ein dritter zwischen Nürnberg u. Hof folgte, was bald so allgemeine Nachahmung fand, daß gegen 1705 dergleichen Einrichtungen auf fast allen Hauptstraßen angetroffen wurden. So allgemein von Seiten der deutschen Reichsstände die Ansicht auch bestritten wurde, als sey die P. ein ausschließliches Regal des Kaisers, so lehrte bei den vielen neben einander bestehenden deutschen Posteinrichtungen doch bald die Erfahrung, daß eine gemeinsame Verwaltung der sämmtlichen P.en im Reiche in hohem Grade im Interesse der Nation liege. Durch den Reichsdeputationsschluß von 1803, der den Status quo garantirte, ward die Principienfrage nicht entschieden, denn wenn ein Reichsstand von seinem Regale hinsichtlich der P. auf irgend eine Weise Gebrauch gemacht, so war dies gültig; diejenigen aber, welche es bis dahin versäumt hatten, sollten es auch ferner unterlassen. Wie wenig aber diese Bestimmung respektirt wurde, beweist der Umstand, daß gegen Ende des Jahres 1810 auf dem Boden des vormaligen deutschen Reichs nicht weniger als 31 Postanstalten sich vorfanden, indem die meisten der neuen Souveränetäten sofort eigene P.en gründeten, oder doch das Regal sich vorbehielten und den Fürsten von Taxis nur, nach dem Beispiel des Kaisers, damit belehnten. Endlich wurde diese Frage durch die deutsche Bundesakte entschieden, deren 17. Artikel das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803 oder in späteren Verträgen bestätigten Besitze und Genusse der P.en in den verschiedenen Bundesstaaten so lange bestätigte, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In Folge hiervon ist seitdem dem Hause Taxis von mehren Bundesstaaten die Postverwaltung gänzlich übertragen worden, während andere (z. B. Preußen und Bayern) sich mit ihm verglichen, wieder andere (Weimar, Koburg-Gotha, beide Hessen, Reuß-Greiz und Reuß-Schleiz) mit ihm in Lehnsverband getreten sind u. noch andere ihm die P.en pachtweise überlassen haben. Die Idee eines deutschen Postvereins ging von Oesterreich aus, und nicht nur Preußen ging auf dieselbe bereitwillig ein, sondern auch die übrigen deutschen Regierungen erklärten ihre Geneigtheit. Am 18. Oktober 1847 versammelte sich in Dresden eine deutsche Postkonferenz, die nach langen Debatten sich Anfangs Februar bis zum 1. Juni 1848 vertagte, um in der Zwischenzeit die Resultate der bisherigen Verhandlungen den resp. Regierungen zur Genehmigung vorzulegen. Die die Reform des Postwesens betreffenden Beschlüsse des deutschen Parlaments wurden nicht realisirt; kaum aber hatten die politischen Stürme sich gelegt, als die Arbeiten der dresdner Konferenz von Oesterreich und Preußen wieder

aufgenommen wurden. Schon am 19. November 1849 kam ein Uebereinkommen zu Stande, welches die Versendung der im Umfange der deutschen Bundesstaaten erscheinenden Zeitungen und der dafür zu erhebenden Postgebühren gleichmäßig regelte. Unter dem 6. April 1850 aber ward zwischen der österreichischen u. preußischen Regierung der bis zum Schlusse des Jahres 1860 laufende deutsch-österreichische Postvereinsvertrag abgeschlossen, der am 1. Juli 1850 ins Leben trat und dem Bayern u. das Königreich Sachsen nebst Sachsen-Altenburg sofort, die übrigen deutschen Postverwaltungen aber sich nach und nach anschlossen, zuletzt Schaumburg-Lippe, den 1. Jan. 1854. Das Ergebniß der Verhandlungen der Ende 1851 zu Berlin behufs einer Revision des Vereinsvertrags versammelt gewesenen zweiten deutschen Postkonferenz enthält der an die Stelle des erwähnten Vertrags gesetzte sogenannte revidirte deutsch-österreichische Postvereinsvertrag, welcher am 1. Juli 1852 in Wirksamkeit trat. Jede zum Verein gehörige Postverwaltung ist berechtigt, für ihre Korrespondenz die Routen zu benutzen, welche die schnellste Beförderung darbieten. Die Portotaxen für die internationale Vereinskorrespondenz werden nach der Entfernung in gerader Linie (nach geographischen Meilen) bemessen und betragen für den einfachen Brief bei einer Entfernung bis zu 10 Meilen inkl. 1 Sgr. oder 3 Kr., bis zu 20 Meilen inkl. 2 Sgr. oder 6 Kr., und über 20 Meilen 3 Sgr. oder 9 Kr. Als einfache Briefe werden solche angesehen, welche, bei der Eintheilung des Zollpfundes in 30 Loth, weniger als 1 Loth, bei der Eintheilung in 32 Loth aber 1 Loth inkl. wiegen. Für jedes Loth und für jeden Theil eines Lothes Mehrgewicht wird das Porto für einen einfachen Brief erhoben. Unfrankirte Briefe erhalten jedoch einen Portozuschlag von 1 Sgr. oder 3 Kr. pro Loth. Für Kreuzbandsendungen bis zu 16 Loth, wenn solche außer der Adresse, dem Datum und der Namensunterschrift nichts Geschriebenes enthalten, wird ohne Unterschied der Entfernung nur der gleichmäßige Satz von 1 Kr. (in Preußen wegen der Abrundung ½ Sgr., in Sachsen 3 Npf.) pro Loth im Falle der Vorausbezahlung, sonst aber das gewöhnliche Briefporto erhoben. Die Vereinskorrespondenz mit dem Auslande unterliegt derselben Behandlung wie die internationale Vereinskorrespondenz. Die Portozuschläge für nichtfrankirte Briefe bleiben jedoch hierbei außer Anwendung. Seit dem Bestehen des deutsch-österreichischen Postvereins sind in diesem Sinne Verträge abgeschlossen worden mit Belgien, Dänemark, Griechenland, Großbritannien, dem Kirchenstaate, Modena, den Niederlanden, Norwegen, Parma, Rußland mit Polen, Schweden, der Schweiz und Toskana, so daß für einfache, 1 Loth schwere Briefe, außer dem vereinsländischen Porto von 1, 2 oder 3 Sgr., das fremde Porto beträgt: für Belgien u. Niederlande 1 und 2 Sgr., für Dänemark 3 Sgr., für Schweden 5 Sgr. inkl. Seeporto, für Norwegen 7 und 7½ Sgr. inkl. Transitporto, für Rußland und Polen 3 Sgr. (für die Grenzorte nur 1 Sgr.), für Modena und Parma 3 Kr., für Toskana und den Kirchenstaat 6 Kr., für Griechenland 15 Kr. K.-M. inkl. Seeporto, und für die Schweiz 3 resp. 6 Kr. rhein. Die Gebühr für die internationale Spedition vereinsländischer Zeitungen und Journale, welche zwischen dem bestellenden und dem absendenden Postamte halbscheidig getheilt wird, beträgt für politische Zeitungen 50 Proc., für nichtpolitische Zeitungen und Journale 25 Proc. des Preises, zu welchem das absendende Postamt die Zeitschrift von dem Verleger bezieht; bei ausländischen Zeitungen wird als Nettopreis der Einkaufspreis angesehen. Bei der gegenseitigen Ueberlieferung der Fahrpostsendungen wird das Porto nach den Entfernungen zwischen den postalischen Grenzen und den Abgangs- resp. Bestimmungsorten berechnet. Für jede Fahrpostsendung wird ein Gewichtsporto berechnet, ein Werthsporto nur dann, wenn auf der Sendung ein Werth deklarirt ist. Für jedes Pfund auf je 5 Meilen wird ½ Kr. K.-M. oder 2 Spf. oder der entsprechende Betrag in der Landesmünze, als Minimum aber für jede Tarirungsstrecke bis 10 Meilen 3 Kr. oder 1 Sgr., über 10 Meilen bis zu 20 Meilen 6 Kr. oder 2 Sgr. und über 20 Meilen 9 Kr. oder 3 Sgr. erhoben. Für Werthsendungen wird außer dem Gewichtsporto erhoben: bis zur Entfernung von 50 Meilen für jede 100 Fl. 2 Kr. u. für jede 100 Thlr. 1 Sgr., über 50 Meilen für jede 100 Fl. 4 Kr. und für jede 100 Thlr. 2 Sgr. In Beschädigungs- und Verlustfällen wird die Entschädigung nach Maßgabe des deklarirten Werthes geleistet, mit Ausnahme des durch Krieg oder unabwendbare Folgen von Naturereignissen herbeigeführten Schadens. Bei Sendungen, für welche ein bestimmter Werth nicht angegeben ist, erstreckt sich die Gewährleistung nur bis zum Belaufe von 10 Sgr. oder 30 Kr. für jedes Pfund der Sendung oder den Theil eines Pfundes. Der Ersatz kann gegenüber der Postanstalt nur innerhalb eines halben Jahres, vom Tage der Aufgabe gerechnet, beansprucht werden. Bei jeder Vereinspostanstalt (mit Ausnahme von Oesterreich) können Postvorschußbeträge bis zur Höhe von 50 Thlrn. oder 75 Fl. K.-M. oder 87½ Fl. rhein. nachgenommen, d. h. den Absendern vorschußweise aus der Postkasse baare Zahlungen gewährt werden. Diese Beträge werden durch die Postanstalt des Bestimmungsortes vom Adressaten wieder eingezogen. Für dergleichen Nachnahmesendungen wird, außer dem gewöhnlichen Fahrpostporto, eine Gebühr von 1 Sgr. oder 3 Kr. als Minimum, sonst aber von der nachgenommenen Summe für jeden Thaler ½ Sgr. und für jeden Gulden 1 Kr. erhoben. Ferner können, nach dem revidirten Vereinsvertrag, bei jeder Vereinspostanstalt baare Einzahlungen im Betrage bis zur Höhe von 10 Thlrn. oder 15 Fl. K.-M. oder 17½ Fl. rhein. zur Wiederauszahlung an einen bestimmten, innerhalb des Vereinsgebiets wohnenden Empfänger gemacht werden. Jeder Einzahlung muß ein Brief oder eine Adresse an den Empfänger beigegeben seyn. Außer dem gewöhnlichen Fahrpostporto wird für dergleichen Baarzahlungen an Gebühren erhoben: als Minimum 1 Sgr. oder 3 Kr., sonst aber von der eingezahlten Summe für jeden Thaler ¼ Sgr. und für jeden Gulden ½ Kr. Diese den kleinen Geldverkehr sehr erleich-

ternde Einrichtung ist dem engl. Postwesen entlehnt. Dasselbe gilt von den Frankomarken od. von dem Poststempel als Zahlungsmittel, welche auf den Brief geklebt werden u. durch welche der Absender in den Stand gesetzt wird, den Brief ohne Weiteres gleich einem unbezahlten Briefe durch Niederlegung in den ihm zunächst befindlichen Briefkasten zur Beförderung zu bringen. Der Verkauf der Stempel geschieht gewöhnlich nur durch die Postanstalten. Zur Frankirung der mehrfachen, schwereren Briefe werden, soweit nicht Vorsorge durch Ausgabe von Marken von höherem Betrage getroffen ist, so viel Marken aufgeklebt, als zur Erfüllung des Porto's nothwendig sind. Nach Benutzung der Eisenbahnen zum Posttransporte mußte man darauf denken, den Briefen wenigstens eine eben so schnelle Beförderung zu geben, wie sie den Reisenden von einer Eisenbahn zur andern zu Gebote stehen. Dies war nur zu ermöglichen durch Einrichtung von fahrenden Postbureaux auf Eisenbahnen, in denen während der Fahrt von 1 oder 2 Postbeamten mit Hülfe eines Kondukteurs oder auch eines Packers die übliche postalische Behandlung der Korrespondenzen vorgenommen und von denen die Abgabe und Uebernahme der Postsachen nach und von den an der Bahn oder seitwärts derselben gelegenen Postorten, sowie nach und von den abzweigenden Seitenkursen besorgt wird. Die fahrenden Bureaux wurden zuerst in England eingeführt, dann in Frankreich, Belgien, Baden (April 1848), Preußen (Mai 1849), Bayern (Januar 1850), Oesterreich (August 1850), Mecklenburg-Schwerin (1850), Sachsen (Juli 1851), Würtemberg und im thurn- und taxisschen Gebiete. Die übrigen von Eisenbahnen durchzogenen deutschen Postgebiete werden von Bureaux anderer Staaten durchzogen. Das Verhältniß der P. zu den Eisenbahnen ist durch die Landesgesetzgebungen in der Regel dergestalt geordnet, daß der Staat auf das aus dem Postregale entspringende Vorrecht der regelmäßigen Beförderung der Personen an festgesetzten Tagen und zwischen bestimmten Orten zu Gunsten der Eisenbahnen verzichtet, den Eisenbahnunternehmungen aber zur Entschädigung der Postkasse für den Verlust, welchen diese durch die Eisenbahnen in ihren Einnahmen erleidet, verschiedene unentgeltliche Leistungen od. die Zahlung einer jährlichen Geldsumme auferlegt. Gegenwärtig bestehen in Deutschland 16 deutsche Postverwaltungen, nämlich: die österreichische (mit 2269 Postämtern u. Postexpeditionen), die preußische (1765), bayerische (497), sächsische (147), hannoversche (224), würtembergische (179), badische (163), mecklenburg-schwerinische (60), mecklenburg-strelitzische (10), oldenburgische (60), luxemburgische (13), braunschweigische (49) und die 3 freistädtischen zu Hamburg, Lübeck u. Bremen (7). Das Herzogthum Limburg hat niederländische, Holstein (38) u. Lauenburg (5), sowie das oldenburgische Fürstenthum Lübeck (2) dänische Postverwaltung. Lichtenstein hat österreichische, Sachsen-Altenburg königl. sächsische Postverwaltung. Die Staaten u. Landestheile, in denen Preußen das Postregal verwaltet, sind Anhalt-Bernburg, Dessau, Köthen, Waldeck u. Pyrmont, die schwarzburgischen Unterherrschaften mit den Postanstalten in Frankenhausen, Sondershausen, Ebeleben, Greußen, Keula und Schlotheim), das weimarische Amt Allstedt u. das oldenburgische Fürstenthum Birkenfeld. Außerdem befinden sich preußische Postämter in Hamburg und Bremen und eine preußische Postagentur in Lübeck für die Korrespondenz nach und aus Rußland. Der Fürst von Thurn und Taxis hat in folgenden Ländern die Postverwaltung: Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Weimar, Nassau, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Schwarzburg-Sondershausen u. Schwarzburg-Rudolstadt in den Oberherrschaften, Hohenzollern, Reuß älterer u. jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Hessen-Homburg, Lübeck, Bremen u. Hamburg nur Briefpost, u. Frankfurt a. M. Die fürstlich thurn- u. taxissche Verwaltung der P.en in Würtemberg hat mit dem 1. Juli 1851, im schweizerischen Kanton Schaffhausen mit dem 1. September 1849 geendet. Auch Hannover hat, nächst Preußen und Thurn und Taxis, in Hamburg, Lübeck und Bremen Postämter. In Hamburg bestehen außerdem mecklenburgische Fahrpost-, dänische Reit- und Frachtpost- und schwedische Reitpostämter.

Die ersten Anfänge des Postwesens in England finden sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Verordnungen des Königs Eduard III. Zur Zeit der Königin Elisabeth (1558—1603) gab es schon reitende Boten, Jakob I. (1603—25) ließ eine eigene Briefpost für die Korrespondenz nach dem Auslande einrichten, und sein Nachfolger, Karl I., befahl die überseeischen und nach dem Kontinente gehenden Briefe nur durch jene Briefpost zu versenden u. (1635) besondere Briefposterpeditionen in England und Schottland zu errichten. Die Privatposten wurden aufgehoben und die P. für ein königliches Recht erklärt. Karl I. kann daher als der eigentliche Schöpfer der englischen Postverfassung betrachtet werden. Er verpachtete das Postwesen für 7000 Pfd. St., welche Summe unter Cromwell auf 10,000 Pfd. erhöht wurde. Nach der Revolution ward durch ein Komité unter dem Vorsitz des Generalprokurators Edmund Priedaux ein vollständiges Postsystem entworfen, das Karl II. mit geringfügigen Modifikationen beibehielt. Letzterer verpachtete die P. für 21,000 Pfd. St. jährlich. Unter der Regierung der Königin Anna erhielt jedes der drei Königreiche, England, Schottland u. Irland, eine eigene Oberbriefpostdirektion und jede Grafschaft eine Postdirektion. Auch wurde ein besonderer Oberpostdirektor ernannt, welcher mit Genehmigung des Schatzrathes die Portotaren zu ordnen hatte, die Beamten anstellte u. überhaupt das ganze Postwesen leitete. Die damals festgestellten Taxen haben mit wenigen Abänderungen bis auf die neueste Zeit ihre Gültigkeit behalten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Briefpostkutschen eingeführt, deren erste den 2. August 1784 von London nach Bristol abging. Ein durchgreifender Reformplan aber ging 1787 von dem Theaterdirektor Palmer in Bristol aus, welcher besonders schnellere u. regelmäßigere Beförderung der Briefpackete und einen neuen Tarif ins Auge faßte. Pitt verschaffte nach Ueberwindung vieler Hindernisse diesen Verbesserungsvor-

schlägen Eingang und erzielte dadurch eine bedeutende Vermehrung der Korrespondenz. Die Einnahmen aus der P., welche 1783 3 Mill. Thaler betrugen, waren 1797 auf 6 Mill., 1801 auf 7½ Mill. und 1811 auf 12 Mill. Thlr. gestiegen. Die Höhe des Tarifs veranlaßte aber vielfache Mißbräuche und Portohinterziehungen, so daß die Nothwendigkeit einer abermaligen Reform des Postwesens allgemein anerkannt ward. Aber erst 1839 kam Rowland Hills hierauf bezüglicher Plan zur parlamentarischen Verhandlung. Während man nämlich über den Grad der Portoermäßigung noch eben so wie über die wirklichen Kosten der Briefbeförderung im Unklaren war, that Hill durch eine auf officielle Materialien gestützte genaue Berechnung dar, daß die wirklichen Transportkosten von London nach Edinburg bei der durchschnittlichen Anzahl von Briefen für den einzelnen Brief nicht mehr als den 36. Theil eines Penny betragen. Mit diesem Nachweis war das Princip eines gleichförmigen Satzes für alle Briefe innerhalb des vereinigten Königreichs, ohne Rücksicht auf Entfernungen, gerechtfertigt. Die Parlamentsakte vom 17. August 1839 entschied für die Einführung des Pennyporto's; um aber vom alten System zum neuen einen Uebergang anzubahnen, ward am 5. Dec. 1839 das Porto für alle inländischen Briefe, die vorher mehr entrichtet hatten, gleichförmig auf 4 Pence gesetzt, sofern sie nicht über ½ Unze wogen. Mit dem 10. Januar 1840 trat das neue System ins Leben: für alle Briefe von einem Punkt des vereinigten Königreichs bis zum andern, bis auf ½ Unze schwer, gleichförmiges Porto von 1 Penny, bis auf 1 Unze schwer 2 Pence und für jede fernere Unze Gewicht 1 Penny mehr. Dies gilt für den Fall, daß das Porto vorausbezahlt wird; geschieht die Zahlung erst bei Ablieferung des Briefes an den Empfänger, so muß das doppelte Porto nach derselben Gewichtsskala entrichtet werden. Seit dem 6. Mai 1840 wurden dem Publikum, zur Vorentrichtung des Porto's, gestempelte Briefcouverte, gestempeltes Briefpapier und kleine Stempel zum Aufkleben angeboten, und seitdem ist das neue System in vollem Gang. In Folge davon fand eine ungeheure Vermehrung des Briefwechsels Statt. Im ganzen Königreich Großbritannien belief sich die Anzahl der von 1839—49 beförderten Briefe steigend in folgenden Sätzen: 76, 169, 196, 208, 220, 242, 271, 299, 322 u. 337 Millionen. In dem Pennyporto ist nicht bloß das Briefträgerlohn mit enthalten, sondern die Briefe werden dafür auch in den tausend Expeditionen Londons stündlich durch Boten abgeholt. Neben der P. besteht in England noch die sogenannte Mail-coach, ein dem deutschen Eilpostwesen nicht unähnliches Institut, das zwar Privatunternehmung, aber von der Regierung gegen Vergütung zur Beförderung der Brieffelleisen benutzt wird. Neuerlich ist derselben durch die Eisenbahn sehr Eintrag gethan worden.

Das französische Postwesen erhielt erst unter Ludwig XIII. eine regelmäßigere Gestalt, und zwar zunächst durch Anstellung von Generalpostkontroleurs, die gleich den 1680 ernannten Postmeistern die Postrevenüen bezogen, bis unter Ludwig XIV. 1668 Louvois zum Postchef ernannt wurde, der eine Verpachtung der P. für ergiebiger hielt und demgemäß 1676 einem gewissen Lazare Patin das gesammte Postwesen mit der Bestimmung des Porto's gegen einen Pacht von 1,200,000 Livres (320,000 Thlr.) auf 11 Jahre überließ. Bis 1733 waren diese Pachtgelder auf die Summe von 3 Millionen Francs gestiegen. Im Jahre 1738 nahm man die Briefpost wieder unter königliche Regie, was eine bedeutende Vermehrung des Pachtgeldes zur Folge hatte, das 1786 auf 10,800,000 Francs gestiegen war. Als beim Ablaufen des letzten Pachts im December 1791 die P.en dem Staate anheimfielen, betrugen die reinen Einkünfte über 11 Mill. Francs. Während der nun folgenden Schreckensperiode u. des Kaiserreichs war man aber zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, als daß man der P. besondere Aufmerksamkeit hätte widmen mögen. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. wurde 1815 das Postwesen in Frankreich durchgehends für eine königliche Anstalt und als unter dem besonderen Schutze des Monarchen stehend erklärt. Es wurde unter eine Oberbehörde von 3 Postadministratoren gestellt, unter deren Leitung es bis zur Julirevolution 1830 blieb. Von 1814—22 betrug die jährliche Posteinnahme im Durchschnitt 21,890,000 Francs. Nach der Julirevolution wurde die bisherige Oberbehörde aufgehoben und an deren Stelle ein Oberpostdirektor mit 2 Unterdirektoren als oberste Verwaltungsbehörde angestellt u. diese dem Finanzminister untergeordnet. Neuerlich besteht das Direktorium aus dem Oberpostdirektor und 4 Postadministratoren. Die Postanstalten des Landes stehen wieder unter 86 Postinspektoren und 48 Unterinspektoren, welche die in ihrem Bezirk befindlichen Postämter, Expeditionen, Posthaltereien &c. zu beaufsichtigen haben. Die französische P. befaßt sich, wie die P. in England und den Niederlanden, im Wesentlichen nur mit der Beförderung von Briefen und Zeitungen. Für Personen- und Packereitransport sorgen Messagerien, Eisenbahnen, Dampfschifffahrtsgesellschaften &c., während für Uebermachung von Geld durch ein vollständig organisirtes Bankwesen und Wechselhäuser hinlänglich gesorgt ist. Zur Ausgleichung kleinerer Beträge dienen auch in Frankreich, wie in England, Belgien und den Staaten des deutsch-österreichischen Postvereins postamtliche Geldanweisungen (articles d'argent, money-ordres). Briefe u. Journale müssen bis zu 2 Pfund ausschließlich der königlichen P. zur Beförderung übergeben werden. Auch gibt es auf den französischen Eisenbahnen fahrende Postbureaux. Durch Gesetz vom 1. Jan. 1849 wurde das Porto des einfachen Briefes auf 20 Centimes festgesetzt, aber schon nach anderthalb Jahren wegen des dadurch entstandenen Deficits von 12 Mill. Francs jährlich auf 25 Cent. erhöht. Das einfache Briefgewicht geht bis 7½ Grammen inkl. Die Briefe und Packete mit Schriften, welche mehr als das doppelte Gewicht (15 Grammen) haben, aber nicht über 100 Grammen wiegen, werden mit 1 Franc austarirt. Seit 1820 ist die Zahl der Postanstalten von 1775 auf 3695 gestiegen, von denen 37 in Algerien und den Gegenden des Mittelmeeres, wo französische Postdampfboote anlegen, befindlich sind; von ihnen sind 2679 Bureaux de poste, 1016 Bureaux de

distribution, letztere mit geringeren Befugnissen. Die Anzahl der Postämter u. Postexpeditionen in ganz Frankreich betrug 1844 3010, die der Posthaltereien 2056. Die Einnahmen aus dem Ertrag der P.en belief sich 1821 auf 23,892,698 Fr.; 1830 auf 33,727,649 Fr.; 1835 auf 37,036,468 Fr.; 1840 auf 46,105,736 Fr.; 1843 auf 50,036,168 Fr.; 1848 auf 52,940,150 Fr.

Das belgische und holländische Postwesen ging von den deutschen Reichsposten aus, deren eine, wie bemerkt, Franz von Thurn und Taxis zwischen Brüssel und Wien 1516 anlegte. Später ahmte man in Holland die englischen Einrichtungen beim Postwesen nach, während in Folge der französischen Revolution von da an die französischen Posteinrichtungen zum Muster genommen wurden. In Belgien ist, nach dem Postgesetz vom 22. April 1849, die Taxe für frankirte Briefe auf 10 Cent. für den einfachen, d. h. das Gewicht von 10 Grammen nicht überschreitenden Brief bei einer Entfernung unter 30 Kilometres 4½ geographische Meilen) und auf 20 Cent. für jede größere Entfernung im Königreiche festgesetzt. Die unverändert gebliebene Taxe für Journale, periodische Werke, Bücher ꝛc. beträgt, ohne Rücksicht auf die Entfernung im Königreiche, für den Bogen 1 Cent. und 5 Cent. für die aus dem Auslande kommenden. Der Ertrag der P.en war 1843 3,212,568 Fr., 1847 3,764,271 Fr.; im Budget von 1848 wurde derselbe auf 3,625,000 Fr. veranschlagt. Für die Verwaltung der Eisenbahnen und P.en besteht eine Generaldirektion der Eisenbahnen u. Posten, die eine Abtheilung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten bildet. Außerdem bestehen 4 Provinzialdirektionen. Postanstalten gibt es 223. In den Niederlanden ist dem Staate die ausschließliche Befugniß vorbehalten, verschlossene oder nichtverschlossene Briefe oder Packete, welche Papiere enthalten, gegen den Genuß einer Transportgebühr mit gewissen Bedingungen und Ausnahmen zu befördern. Das Porto für den einfachen, bis zu 15 Grammen wiegenden Brief auf die Entfernung in gerader Linie bis zu 30 niederländischen Meilen beträgt 5 Cents, bis mit 100 Meilen 10 Cents und über 100 Meilen 15 Cents; für Tageblätter, Kurante oder Zeitungen 1 Cents für jedes besondere Blatt; für alle gedruckten Sachen 2 Cent. für den Bogen. Zur Versendung von baarem Geld oder Geldwerthen sind bei jedem Postkontor auch Postanweisungen zu bekommen, die bei einem andern Postkontor zählbar sind. Als Provision wird für den Staat 2 Procent des Betrags, wenigstens aber 2 Cents, bei der Abgabe der Anweisung eingefordert. Die Administration der P.en ist eine Abtheilung in dem Departement der Finanzen. Mit Ausnahme der Postanstalten in den Kolonien (in Ostindien zu Batavia, Buitenzorg, Samarang, Sourabaija und in Westindien zu Surinam und Curaçao) gibt es 93 Postämter, 254 Posterpeditionen, 17 Briefsammlungen und 77 Posthaltereien. Die Posteinkünfte betrugen 1848 1,367,437 Fl.; der Anschlag für 1850 1,130,000 Fl.

Italien erhielt seine ersten eigentlichen P.en durch Simon von Taxis, der 1579 dergleichen in Mailand u. Rom auf deutsche Weise organisirte und zum Generalpostmeister in Mailand ernannt wurde. Neuerlich beginnt das Postwesen in den verschiedenen italienischen Staaten, das mehr oder weniger zu wünschen übrig ließ, unter Oesterreichs Einfluß eine vollkommenere Gestalt anzunehmen. Hauptsächlich gibt Veranlassung zu Reformen der österreichisch-italienische Postvereinsvertrag vom 5. November 1850, der auf gleichen Grundsätzen mit dem deutsch-österreichischen beruht und welchem nach und nach, außer Oesterreich mit seinem gesammten Staatsgebiete, Toskana, Modena, Parma u. der Kirchenstaat beigetreten sind. Auch in Sardinien trat am 1. Januar 1851 ein neues Postgesetz in Wirksamkeit, nach welchem das Porto für den einfachen, nicht mehr als 7½ Grammen wiegenden Brief ohne Rücksicht auf die Entfernung mit 20 Cents festgesetzt ist. Die Portogebühr muß durch Anwendung von Marken (Franco-Bolli) vorausbezahlt werden. Für Werthsendungen ist eine besondere Versicherungsgebühr, für Geldsendungen mittelst Postanweisungen eine Portogebühr von 5 Cents u. 1 Procent Provision zu entrichten.

In der Schweiz trat in der neuesten Zeit an die Stelle des zersplitterten Kantonalpostwesens ein Bundespostwesen; zufolge des Art. 33 der neuen Bundesakte wurde das Postregal im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft dem Bunde überwiesen. Das schweizerische Postregal besteht in dem ausschließlichen Rechte des Transports von verschlossenen Briefen u. andern verschlossenen Gegenständen aller Art (Packeten, Geldern ꝛc.), wenn sie nicht über 10 Pfd. schwer sind, des regelmäßigen periodischen Transports von Personen und der Beförderung von Personen durch Extraposten. Für Packete u. Geldsendungen wird für je 5 Wegstunden und von jedem Pfunde des Gewichts oder bei Geldsendungen u. andern Werthstücken von je 40 Franken des Werths eine Transportgebühr von 1 Rappen berechnet. Die oberste vollziehende und leitende Behörde im Postwesen ist der Bundesrath. Die unmittelbare Oberaufsicht über das gesammte Postwesen steht dem Postdepartement zu, welches für die Vollziehung der in diesem Verwaltungszweige erlassenen Gesetze und Verfügungen sorgt. Das Postgebiet ist in 11 Postkreise eingetheilt, jedem derselben steht ein Postdirektor vor. Zahl der Postanstalten: 461. Im ersten Postbudget wurden die Posteinnahmen auf 3,320,000 Fr., die Summe der Ausgaben auf 2,570,000 Fr. veranschlagt, so daß ein Reinertrag von 750,000 Fr. zur Vergütung an die Kantone übrig bleiben sollte.

In Spanien, wo seit Anfang des 16. Jahrhunderts umfassende und zweckmäßige Posteinrichtungen bestanden, wurde durch ein Dekret vom 17. August 1845 ein unveränderliches Briefporto zu 1 Real festgesetzt u. zugleich die Frankirung der Briefe mittelst Frankomarken eingeführt. Wird ein Brief auf diese Weise frankirt, so beträgt das Porto des einfachen Briefes nur 24 Maravedis (etwa 1 Sgr. 8 Pf.). Der Transport von Reisenden u. von Gepäck ist, wie in Frankreich, vorzugsweise Sache von Privatunternehmern, welche die wichtigsten Straßen des Landes mit Eilwagen befahren und in allen Richtungen, wo keine Postwagenkurse bestehen, den Depeschen-

dienst versehen. Die Fahrpreise sind, wie auf den Dampfschiffen, sehr hoch. Die Einnahme von der Postverwaltung betrug 1848 26,800,000 Realen (1,959,750 Thlr.). Im Budget 1821 war dieselbe auf nur 10 Mill. Realen veranschlagt. Das gesammte Postwesen steht unter einem Generalpostdirektor (corre major).

Dänemark erhielt seine erste P. durch Christian IV. 1624. Die P.en werden hier vorzugsweise als eine Finanzquelle angesehen und ausgebeutet, so daß der nächste und Hauptzweck der P.en, dem Gemeinwohl fördernd zu dienen, hier eine untergeordnete Rolle spielt. In Schweden erfolgte die Einführung der P.en 1636 durch die Königin Christine; fahrende P.en wurden daselbst aber erst von Karl XII. gegründet. Man reiset in Schweden meist mittelst Extraposten (Skjuts), für welche von 2 zu 2 Meilen, bisweilen auch in geringeren oder größeren Abständen, eine Station (Hall) mit einem Posthaus angelegt ist, das zugleich ein Gasthaus (Gästgifvaregard) ist. Norwegen hat ein selbstständiges Landespostwesen, welches dem Departement des Innern, einer Abtheilung des norwegischen Staatsrathes, zur Verwaltung zugetheilt ist. Den ersten Ursprung nahm das norwegische Postwesen durch eine 1611 zwischen Christiania u. Kopenhagen eingerichtete Briefpost. Seit 1826 sind alle an der Seeküste liegende Handelsstädte von Frederikshall und Christiania bis Hammerfest durch ineinandergreifende Dampfschifffahrten in Verbindung gesetzt. Einnahme vom Postwesen 1846: 202,451 Speciesthaler, Ausgabe: 194,738 Speciesthaler, mithin Ueberschuß 7713 Speciesthaler. Nach dem neuen Briefportogesetze vom 12. August 1848 ist für den einfachen, nicht mehr als $^{3}/_{4}$ Loth wiegenden Brief auf die Wegesstrecke bis zu 20 Meilen 4 Schilling, darüber 8 Schilling zu bezahlen; über $^{3}/_{4}$—1 Loth $1^{1}/_{2}$faches und dann für jedes $^{1}/_{2}$ Loth Mehrgewicht halbfaches Briefporto mehr.

In Rußland finden sich die ersten Spuren von Postverbindung unter Iwan Wasiljewitsch (in der Mitte des 16. Jahrhunderts). Die ersten regelmäßigen P.en wurden 1630 unter Michael Feodorowitsch eingerichtet. Unter Peter dem Großen ward 1711 das Postamt zu Moskau, 1717 das zu Petersburg gegründet, letzteres auch 1721 durch Briefposten mit Riga in Verbindung gesetzt. Im Jahre 1720 wurden auch auf andern bedeutenderen Straßen, namentlich zwischen Moskau u. Petersburg regelmäßige P.en errichtet, und 1775 waren bereits alle bedeutenden Städte des Reichs mit Postanstalten versehen, welche 1782 unter eine neuorganisirte Oberbehörde gestellt wurden. Seitdem erst wurden auch Gelder u. Gepäck befördert. Ein weiterer Fortschritt war 1820 die Einrichtung von Diligencefahrten zwischen Moskau, Petersburg, Riga und Mitau. Gegenwärtig befahren Eilwagen, zu 4 Personen eingerichtet, die frequentesten Kurse. Das Briefporto beträgt innerhalb des ganzen Reichs nur 10 Kopeken (etwa $3^{1}/_{4}$ Sgr.). Die Gesammteinnahme vom Postwesen betrug 1849 4,197,514, die Reineinnahme 1,379,381 Silberrubel. In der Türkei geht jetzt die Post von Konstantinopel wöchentlich zweimal nach allen Richtungen bis in die entferntesten Provinzen des türkischen Reichs u. von dort zurück, während die Beförderung des Postfelleisens durch reitende Tataren erfolgt.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug in dem am 30. Juni 1850 endigenden Jahre die Länge der Poststraßen (Mail routes) 178,672 engl. Meilen, die Zahl der Postämter 18,417 (1790: 75, 1800: 903, 1810: 2300, 1820: 4500, 1840: 13,468), der Rohertrag der P. 3,552,971, der Reinertrag 340,018 Doll. Im Jahre 1845, dem letzten des alten Tarifs, war der Gesammtertrag 4,289,841 Doll., die Gesammtausgabe 4,320,732 Doll. Für einen Brief, dessen Gewicht nicht mehr als $^{1}/_{2}$ Unze beträgt, wird auf eine Wegesentfernung bis zu 300 Miles 5 Cents (=$2_{,15}$ Sgr.), von über 300 M. 10 Cents bezahlt. Briefe, welche bei einer Postanstalt aufgegeben und durch dieselbe bestellt werden, bezahlen 2 Cents. Für jede $^{1}/_{2}$ Unze wird dasselbe bezahlt. Seit dem 13. September 1852 kann jede Zeitung oder Druckschrift im Gewichte von 3 Unzen u. darunter für 1 Cent von einem Endpunkte der Republik zum andern verschickt werden. Wird frankirt u. geschieht dies bei Zeitschriften regelmäßig quartaliter auf dem Postamte, so wird die Hälfte des angegebenen Portosatzes berechnet. Packete jeder Art von mehr als 3 Pfund sind von der Postbeförderung ausgeschlossen. Vgl. Hüttner, Beiträge zur Kenntniß des Postwesens, Leipzig 1847—50, 4 Bde.; Derselbe, Die Centralisation der deutschen P.en, das. 1848; Gammius, Die deutsche Postreformfrage, Parchim 1846; Herz, Die Postreform im deutsch-österreichischen Postvereine, Wien 1851.

Postament (v. Ital.), Fußgestell, Säulenstuhl, s. Säule; auch Fußgestell für Standbilder, Vasen 2c., besteht aus der Basis nebst der Plinthe, dem mittlern Körper (Würfel) und dem Kranz (Deckel); vgl. Piedestal.

Post coenam stabis aut passus mille meabis (lat.), Sprüchwort: Nach der Mahlzeit sollst du stehn oder 1000 Schritte gehn.

Poste, Fluß in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sternberg, mündet in die Warthe.

Postel, Christian Heinrich, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln geboren, studirte in Leipzig und Rostock Jurisprudenz und trat dann als Advokat in Hamburg auf. Für das Theater daselbst lieferte er eine Anzahl von Opern in schwülstiger italienischer Manier. Er fand einen kampffertigen Gegner in dem Epigrammatiker Wernik, der ihn schonungslos angriff. P. † 1705. Seine 25 „Singspiele“, worunter „Hercules“, „Bajazet“, „Ariadne“ und „Iphigenia“ den meisten Beifall fanden, sind nur für ihre Zeit von Interesse gewesen. Wegen seines unvollendeten Epos „Der große Wittekind“ (Hamburg 1724) wurde er von vielen seiner Zeitgenossen sehr mit Unrecht für einen zweiten Tasso ausgegeben.

Posten (v. ital. posto), diejenige Stellung, welche Jemand zu einer bestimmten Verrichtung einnimmt; daher s. v. a. Amt; im Militärwesen im engern Sinne der Punkt, wo eine Schildwache aufgestellt ist, zuweilen auch diese Schildwache selbst; im weitern Sinne jede zur Sicherheit aufgestellte Mannschaft bis zu ganzen Bataillonen

und Regimentern. Man hat einfache u. doppelte P. (Schildwachen oder Vedetten), Beobachtungs-, Benachrichtigungs-, detachirte P. (zur Flankendeckung oder Verbindung), Unterstützungs-, Hauptposten &c. Indeß machte die ältere Kriegssprache einen Unterschied zwischen Wachen und P. und verstand unter letzteren nur solche Wachtposten, welche zugleich zu nachdrücklicher örtlicher Vertheidigung verpflichtet waren. Postenkette (Chaine) nennt man jede Reihe kleiner Wachtposten, die unter sich in direkter Verbindung stehen, während eine Anzahl größerer und auf Vertheidigung angewiesener P. Postirung (Cordon) heißt. Weit vollständiger erfüllen ihre Bestimmung die Vorposten (s. d.) der Neuern, obgleich sie weniger Kräfte in Anspruch nehmen. Im Jagdwesen sind P. kleine, nicht kalibermäßige Kugeln von Erbsengröße, deren 4—6 in ein Gewehr geladen werden, um größeres Wild (z. B. Rehe, Rehposten) zu tödten.

Poste restante (franz.), Bezeichnung auf Briefen und Effekten, die ein Postamt so lange innebehalten soll, bis der angegebene Empfänger sie abholt; das bei manchen Postämtern ausgehängte Verzeichniß von dergleichen Briefen &c.

Post festum (lat.), nach der Feier des Festes, d. h. zu spät (kommen).

Post hoc, ergo propter hoc (lat.), „nach diesem, also durch dieses", Bezeichnung einer fehlerhaften Art, wenn man aus der bloßen Aufeinanderfolge (post hoc) zweier Erscheinungen einen ursachlichen Zusammenhang folgert (propter hoc).

Postica (lat.), s. Aversa.

Posticum (lat.), der Säulengang oder der bedeckte Raum an der Hinterseite eines Tempels, wenn der vordere Säulengang eine Portica ist.

Postille, Predigtbuch, welches zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen in der Kirche bestimmt ist und vornehmlich von den Schulmeistern in Dörfern, wenn sie statt des Pfarrers den Gottesdienst halten, benutzt wird. Der Name kommt von einer Verordnung Karls des Großen her, wonach aus der von Paul Warnefried veranstalteten Sammlung von Predigten der Kirchenväter (P. Karls des Großen) post illa, nämlich verba Evangelii, in den Kirchen vorgelesen werden sollte. Später soll Luther, der selbst während seines Aufenthalts auf der Wartburg eine P. zum gottesdienstlichen Gebrauch schrieb, diesen Namen zuerst wieder gebraucht haben.

Postillon (v. Franz.), Postknecht, auch kleines Schiff, das im Hafen zum Rekognosciren, oder um Briefe &c. einzubringen, gebraucht wird.

Postillon d'amour (franz.), Liebesbote, Zwischenträger in Liebesangelegenheiten.

Postillonsinseln, asiatische Kette kleiner Inseln und Klippen im Sundameer, südlich von Celebes, unbewohnt.

Postkarte, Landkarte, auf welcher vorzüglich die Poststraßen und die Poststationen angegeben sind.

Postliminium, das Recht, wonach ein römischer Bürger, der in die Gewalt des Feindes gefallen war und dem zufolge die Capitis deminutio maxima erlitten hatte, bei seiner Rückkehr nach Rom in alle seine früheren, während seiner Gefangenschaft suspendirten Rechte wieder eingesetzt ward, gleichsam als wenn er nie in Gefangenschaft gewesen.

Post nubila Phoebus (lat.), Sprüchwort: Auf Regen folgt Sonnenschein.

Posto fassen, sich irgendwo aufstellen, besonders zur Vertheidigung.

Postschiff, schnellsegelndes, zur Beförderung von Briefen und Packeten bestimmtes Schiff; s. v. a. Packetboot.

Postskript (v. Lat.), Nachschrift, abgekürzt: P. S. od. P. Scr. Daher postskribiren, einem Schreiben nachträglich noch etwas beifügen.

Post trinitatis (eigentlich post festum trinitatis), nach dem Trinitatisfeste. Nach diesem, welches auf den Sonntag nach Pfingsten fällt, werden nämlich in der protestantischen Kirche alle Sonntage bis zum 1. Adventssonntage gezählt. Ihre Zahl richtet sich danach, ob Ostern und also auch Pfingsten früher oder später fällt; die höchste ist 27, die niedrigste 23. Die römisch-katholische Kirche zählt die Sonntage von Pfingsten an und es ist demnach der Trinitatissonntag der erste p. t. Vgl. Kirchenjahr.

Postulat (v. Lat.), Forderung, Heischesatz, in der Mathematik ein Satz, der eine Aufgabe enthält, die gelöst werden kann, ohne daß es dazu einer besonderen Anweisung bedarf, weil sich das Verfahren aus der Sache selbst ergibt. Für die Geometrie hat Euclides drei Postulate aufgestellt: von jedem Punkte nach irgend einem andern Punkt eine gerade Linie zu ziehen; eine begrenzte gerade Linie stetig gerade fort zu verlängern; von jedem Punkte als Mittelpunkt aus in jedem Abstande einen Kreis zu beschreiben. Von den spätern griechischen Mathematikern wird P. häufig mit Axiom (s. d.) verwechselt. In der Philosophie ist P. nach Kant ein Satz oder eine Idee, welcher auf einer Forderung der praktischen Vernunft (s. d.) beruht und nicht eigentlich bewiesen werden kann, aber auch eines Beweises nicht bedarf, z. B. die Idee der Tugend, der Freiheit &c.

Postulatio (lat.), Forderung, Verlangen, es geschehe bittweise, rechtlich, oder gebieterisch; insbesondere in Rom das von Seiten des Klägers an den Prätor gestellte Verlangen, daß er die Anbringung der Klage gestatten möge; daher die Klage selbst.

Postulatitii, s. Gladiatoren.

Postuliren (v. Lat.), verlangen, fordern, mahnen, wird besonders gebraucht, wenn ein Kapitel Einen zum Prälaten verlangt, der rechtlich nicht wählbar ist; die Erlaubniß dazu wird vom Papst durch ein Breve Eligibilitatis gegeben.

Postumus, einer der 30 Tyrannen des römischen Kaiserreichs, hatte von 260—267 n. Chr. Gallien inne.

Postumus (lat.), nach des Vaters Tode geboren.

Post urbem conditam (lat.), s. v. a. Ab urbe condita, nach Erbauung der Stadt (Rom).

Potage (franz.), gekochte Speise, daher kräf-

tige Suppe ꝛc.; in Norddeutschland eine Zukostspeise, aus Reis oder Gräupchen, mit Kohlrabi oder Blumenkohl, Mandeln, Morcheln und kleinen Klöschen, Krebsschwänzen u. dgl. bereitet.

Potage, Jean, der Spaßmacher auf der französischen Bühne, s. Hanswurst.

Potamogeton (Laichkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Potamogetoneen, große Wasserkräuter mit breiten und rippigen Blättern, Zwitterblüthen in Aehren aus Blattachseln. P. natans *L.*, gemeines Laichkraut, mit einem mehre Fuß langen Stengel mit abwechselnden, gestielten Blättern, von denen die untergetauchten lanzettförmig, die oben schwimmenden oval-herzförmig, harsch sind, und rothen Blüthen, findet sich allenthalben in Europa, Asien, Afrika und Amerika in Teichen und langsamen Flüssen, meist in solcher Menge, daß die Blätter das Wasser ganz bedecken. In alten Zeiten war es als kühlendes u. zusammenziehendes Mittel officinell.

Potasche (Pottasche), ein im Handel vorkommendes Gemenge, welches dadurch gewonnen wird, daß man die löslichen Theile von Holzasche (neuerlich auch aus der Runkelrübenzuckermelasse gewonnene Asche, worin alles kohlensaure Kali und Natron) durch Wasser abscheidet, die gebildete Lauge eindampft und die übrig bleibende Salzmasse ausglüht. Das Auslaugen der sorgfältig von Kohlen befreiten Asche geschieht in Bottichen, welche mit einem Siebboden versehen sind, der mit einer Schicht Stroh bedeckt ist (Aescher). Das Abdampfen geschieht in gußeisernen, flachen, pfannenförmigen Kesseln unter fortwährendem Ersetzen des verdunsteten Wassers durch siedewürdige Lauge so lange, bis zuletzt der Inhalt der Pfanne dickflüssig, syrupartig geworden und eine herausgenommene Probe dieser nunmehr „garen" Lauge rasch zu einer krystallinischen Masse erstarrt. Alsdann sperrt man allen Zufluß ab und trocknet die gare Lauge unter mäßigem Feuer vollends ein. Es bleibt auf diese Art eine schwarzbraune Salzmasse von etwa 6 Procent Wassergehalt zurück, welche fest auf den Boden aufbrennt. Diese „rohe P." oder der „Fluß" wird mit Hacke od. Meisel aus der Pfanne herausgeschlagen. Um letztere Operation zu umgehen, bewerkstelligt man auch wohl das Eintrocknen der garen Lauge unter unausgesetztem Umrühren, wodurch die Salze verhindert werden, an den Boden oder Pfannenbord anzubacken. Der nach dem Auslaugen der Asche bleibende Rückstand ist, außer seiner Anwendung in den Hütten zu grünem Bouteillenglas, auch durch seinen Gehalt an phosphorsauren Salzen als Düngmittel von Bedeutung. Wenn derselbe eine Zeit lang der Luft ausgesetzt wird, so zersetzt die Kohlensäure derselben das kieselsaure Kali und man erhält durch Auslaugen ein zweites Mal, aber viel weniger, kohlensaures Kali. Die rohe P. enthält aber noch Wasser und brenzliche Stoffe, welche durch Ausglühen, das sogenannte Kalciniren, in besonderen Flammöfen beseitigt werden müssen. Die P. fängt in diesen Feuer, brennt mit einer schwachen Flamme und färbt sich durch Kohlung jener Theile schwarz, wird aber allmählig heller, bis zuletzt eine gezogene Probe weiß und kohlenfrei erscheint. Die weiß kalcinirte Asche wird alsbald ausgezogen und nach dem Erkalten, aber ehe sie an der Luft feucht wird, in dichte Fässer gepackt. Die rohe P. soll im Ofen 15 bis 20% an Gewicht verlieren. Die kalcinirte P. ist eine harte, aber leichte, poröse, körnige Salzmasse, deren weiße Farbe bald ins Perlgraue, Gelbliche, oder Bläuliche zieht. Einzelne Stücke zeigen oft blaue und rothe Flecken auf dem Bruch. Die rothe Färbung rührt von Eisenoxyd, die graue von eingemengten Kohlentheilchen und die blaue davon her, daß sich durch Einwirkung des Alkali's auf das Manganoxyd mangansaures Kali in geringerer Menge gebildet hat. Die bis jetzt beobachteten Bestandtheile der P. sind im löslichen Theil: neutral-kohlensaures Kali, schwefelsaures Kali, Chlorkalium, kieselsaures Kali, welche stets angetroffen werden; dazu kommen zuweilen: neutral-kohlensaures Natron, phosphorsaures Kali, Schwefelkalium, mangansaures Kali, doppelt-kohlensaures Kali, Aetzkali und organische Stoffe. Im unlöslichen Theil findet sich stets Kieselsäure und zuweilen kieselsaurer und phosphorsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk, phosphorsaure und kohlensaure Bittererde, Eisenoxyd, Manganoxydul, Thonerde und endlich Sand und Kohle. Im Handel werden die verschiedenen Potaschesorten meist entweder nach der Gegend ihres Ursprungs, oder nach dem Weg ihrer Versendung unterschieden; so: amerikanische, russische, deutsche, Mosel-, illyrische, sächsische, böhmische, danziger, heidelberger P.; selten nach Farbe und Ansehen, wie Perlasche. Der Werth der P. in den Gewerben ist von der Größe ihrer Leistung als chemisch wirksamer Stoff abhängig; diese Leistung beruht aber lediglich auf demjenigen Gehalt an Alkali, welches durch andere Stoffe nicht stärker gebunden ist, als es die chemisch gewerblichen Zwecke voraussetzen, der also gleichsam dafür disponibel ist. Bis auf wenige vereinzelte Fälle ist dieses der an Kohlensäure gebundene Theil des Alkali's. Der Werth der P. hängt darnach von der Menge des darin enthaltenen Kali's ab (vgl. Alkalimetrie). Die P. wird besonders zum Seifensieden, Bleichen, Färben, Glasmachen, zur Darstellung von Farbewaaren, in der Kattundruckerei, Töpferei, zu Bereitung vieler chemischen Präparate und in der Medicin gebraucht. Zu gewissen, besonders chemischen und pharmaceutischen Zwecken muß die P. gereinigt werden, bevor sie Anwendung finden kann, und man erhält alsdann die gereinigte P., das einfache oder neutrale, kohlensaure Kali, vegetabilisches Laugensalz, Kali carbonicum depuratum, Weinsteinsalz, Sal Tartari. Das Verfahren zur Reinigung, wie es häufig angewendet wird, besteht darin, daß man die rohe P. mit ihrem gleichen Gewicht oder noch weniger Wasser anrührt, die Mischung ohne Erwärmen unter öfterem Umrühren 24 Stunden lang stehen läßt, dann die Lösung von dem Ungelösten abfiltrirt und zur Trockene verdampft. Das in der P. enthaltene kohlensaure Kali wird nämlich, da dasselbe bei 12°,5 nur 0,9 seines Gewichts Wasser zur Lösung erfordert, von der angewendeten Wassermenge vollständig aufgelöst, während der größte Theil des schwefelsauren Kali's und ein Theil des Chlorkaliums von dem kalten Wasser nicht mit gelöst werden.

Potemkin, Gregor Alexandrowitsch,

Fürst von, der berühmteste von den Günstlingen der Kaiserin Katharina II. von Rußland, stammte aus einer alten polnischen Adelsfamilie, die sich auf einem Gute in der Nähe von Smolensk niedergelassen hatte, und wurde im September 1736 hier geboren. Nach dem Willen seines Vaters studirte er auf der Universität zu Moskau Theologie, ging jedoch nach dem Tode desselben unter das Militär. Als Katharina II. ihren Gemahl Peter III. vom Throne stürzte (9. Juli 1762), war P. Fahnenjunker in der Garde zu Pferd. Als damals die Kaiserin, in Uniform zu Pferde sitzend, die Gardetruppen in Petersburg musterte, wurde P. gewahr, daß sie an ihrem Degen keine Quaste habe, und bot ihr die seinige an. Der feine Anstand und die Schönheit des jungen Mannes machte auf die leicht entzündliche Herrscherin einen nicht geringen Eindruck. Schon am nächsten Morgen wurde P. zum Obersten und Kammerjunker ernannt und gleich nachher an den schwedischen Hof gesandt, um die Nachricht von der in Petersburg vor sich gegangenen Veränderung der obersten Staatsgewalt zu überbringen. Nach seiner Rückkehr erschien er öfters in dem engeren Gesellschaftskreise der Kaiserin; doch stand der Fürst Gregor Orlow noch zu fest in der Gunst derselben, als daß es P. hätte gelingen können, seinen Nebenbuhler schon jetzt ganz zu verdrängen. Dieser bewog sogar die Kaiserin, P. als Generalmajor zu dem gegen die Türken operirenden Heere zu schicken. P. zeichnete sich im Felde aus, kehrte aber, zum Generallieutenant erhoben, bald wieder nach Petersburg zurück, um die Nachricht von einem über die Türken errungenen Sieg zu überbringen. Zum Grafen ernannt, setzte er sich durch einen Zweikampf mit Alexei Orlow, wobei er ein Auge verlor, bei der Kaiserin so sehr in Gunst, daß er fortan der erklärte Liebling derselben war. Seit 1776 beherrschte er sie vollständig; keine wichtige Unternehmung geschah ohne seinen Rath oder gar gegen seinen Willen. In kurzer Zeitfolge wurde er Minister, Oberbefehlshaber der Armee, Generalgouverneur der südlichen Provinzen und Großadmiral vom schwarzen Meere. Der Kaiser Joseph II. von Oesterreich verlieh ihm schon 1776 die Würde eines Fürsten des heiligen römischen Reichs. Ein geheimer Gang verband die Gemächer der Kaiserin mit der Wohnung ihres Günstlings. Manche haben sogar behauptet, Katharina habe sich mit P. ehelich durch die Trauung verbunden. Alle kaiserlichen Ukase waren eigentlich sein Werk, und oft beugte sich die Kaiserin vor dem Trotz ihres Günstlings. Nicht selten that er gerade das Gegentheil von Dem, was Katharina wollte; ja, es ging das Gerücht, daß er sie manchmal mit Schlägen traktirt habe. Sie duldete Alles, denn sie hielt ihn für unentbehrlich, und in der That brauchte sie einen Mann, der sie stützte und die nöthige Entschlossenheit besaß, gegen ihre Feinde, die auch die seinigen waren, energisch Stand zu halten. P. war ein gewandter, schlauer Hofmann, der mit der Verschlagenheit die altrussische Brutalität verband, allen edleren sittlichen Ideen aber ganz fremd war, wie ihm auch alle staatsmännischen Talente und Kenntnisse abgingen. Doch ist der Einfluß, den er auf die oberste Leitung eines so ausgedehnten Reichs gehabt hat, darum nicht weniger beachtenswerth. Seit 1778 lenkte P. die Politik Rußlands nach Außen. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er Menschen- und Völkerrecht mit Füßen trat, zeigte er 1783 bei der Unterjochung der Krimm, wo er diejenigen Einwohner, welche sich weigerten, der Kaiserin von Rußland zu huldigen, schonungslos niedermachen ließ. Als Katharina 1787 Taurien bereiste, ließ P. den Weg entlang, wo die Kaiserin hinkommen mußte, künstliche Städte und Dörfer aus bemalter Pappe errichten und Tausende von Menschen aufbieten, welche in der Umgebung jener Papportschaften scheinbar eine emsige Thätigkeit entwickeln mußten. Die Kaiserin nahm den Schein für Wirklichkeit und dankte voll Entzücken P., der sich als ein so schöpferischer Staatsmann erwiesen. Die Kaiserin überhäufte ihn mit Schätzen, und fremde Mächte ließen es sich manchmal nicht wenig kosten, um sich den allmächtigen Günstling geneigt zu machen oder zu erhalten. Auch brachte dieser die großen Hinterlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen durch Kauf an sich, ohne die Kaufsumme zu erlegen. Daher ist es wohl erklärlich, daß er bei seinem Tode ein Vermögen hinterließ, welches auf 50 Millionen Thaler angegeben wurde. Nachdem ihm Katharina den Ehrenbeinamen „Tawritscheskij" (der Taurier) verliehen hatte, verlangte seine Eitelkeit auch die Würde eines Ritters vom Georgenorden. Da aber diese nur einem Oberfeldherrn zuerkannt ward, welcher einen großen Sieg davon getragen hatte, so gewann er die Kaiserin für einen Krieg mit der Türkei, und auf seinen Wunsch kam Katharina mit Joseph II. in Mohilew zusammen, wo der Krieg gegen die Türken beschlossen ward. Beim Beginn des Kriegs kommandirte P. als Oberfeldherr ein Heer von 150,000 Mann, und unter ihm standen die tüchtigsten Generäle, wie Suwarow, Bagration, Kutusow, Ostermann-Tolstoi, Platow, Repnin u. andere. Nach der Erstürmung von Oczakow (17. Dec. 1788) verlieh ihm die Kaiserin das große Band des Georgenordens, den Titel eines Kosakenhetmans, einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Kommandostab und eine Gratifikation von 100,000 Rubeln. Bald jedoch gerieth P. mit Katharina in Zwist. Sie hatte ihre Neigung einem gewissen Mamanow zugewandt, den P.s Empfehlung erst in ihre nächste Umgebung gebracht hatte. Der begünstigte Mamanow zeigte aber P. gegenüber bald nicht mehr die ehrerbietige Unterwürfigkeit, welche dieser zu beanspruchen gewohnt war. Darüber aufgebracht, verlangte P. von der Kaiserin, daß sie Mamanow entlasse; allein jene ging durchaus nicht darauf ein. Voll Unmuth begab sich P. nun wieder zur Armee und wohnte der Eroberung von Bender am 15. November 1789 bei. Hierauf aber überließ er Suwarow das Oberkommando und brachte seine Zeit mit wüsten Ausschweifungen hin. Doch erschien er auf dem Friedenskongreß zu Galacz. Die Unterhandlungen zogen sich sehr hinaus, und es entwickelten sich darüber zwischen Katharina und P. mehrfache Differenzen. Auch hatte die Kaiserin unter ihre Bevorzugten Platow Zubow aufgenommen, zum großen Mißfallen P.s, welchem er sehr verhaßt war. Nachdem P.

am 11. August 1791 die Präliminarien des Friedens zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossen, hielt er sich in Jassy auf, wo ihm aber das Klima nicht zusagte. Um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, wollte er sich nach Nikolajew begeben. Unterwegs fühlte er sich aber plötzlich sehr unwohl; er mußte aus dem Wagen steigen und sich unter einem Baume niederlassen. Hier hauchte er in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, einer gebornen von Engelhardt, sein Leben aus (16. Oktober 1791). Trotz seiner grenzenlosen Selbstsucht hat er manche nützliche Unternehmungen ins Leben gerufen. Er veranlaßte die Gründung vieler Städte, z. B. von Cherson, Kertsch, Nikolajew, Sebastopol. In Taurien führte er mehre Arten von Fruchtbäumen ein und ließ bei Sudak große Fabriken anlegen. In Petersburg gründete er eine Glasmanufaktur, die den vorzüglichsten an die Seite gestellt zu werden verdient. Auch beförderte er die russische Schifffahrt auf dem schwarzen Meere. Katharina befahl, daß P.s Leichnam in der Stadt Cherson beigesetzt werde und verwilligte 100,000 Rubel zur Erbauung eines Mausoleums für denselben. Die Errichtung dieses Denkmals wurde jedoch immer verschoben, und als der Großfürst Paul 1796 auf den Thron kam, ließ er die Gebeine P.s aus dem Sarge nehmen und in den Festungsgraben werfen. Erst der Kaiser Alexander I. sorgte für ihre Wiederbestattung, und der Kaiser Nikolaus gestattete, daß die Stadt Cherson zu Ehren ihres Gründers P. dessen Bildsäule von Bronze aufstellen durfte. Die Gräfin Branicka, in deren Armen P. verschied, ließ am Wege von Skulani nach Kischinew in Bessarabien auf dem Platze, wo ihr Oheim starb, einen Obelisk von Stein errichten.

Potentat (v. Lat.), s. v. a. Souverän, gewöhnlich nur von Herrschern großer unabhängiger Staaten gebraucht.

Potentilla (Fingerkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen (Potentilleen), charakterisirt durch den zehnspaltigen Kelch, fünf meist gelbe Kronenblätter und rundliche, nackte, auf einem kleinen trocknen Fruchtboden befestigte Samen, meist ausdauernde Kräuter in Europa und Nordamerika. Von P. Anserina *L.*, Gänsefingerkraut, Gänserich, Gänsekraut, Silberkraut, mit rankenartig kriechendem Stengel und fiederschnittigen Blättern, ausdauernd, durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika, auf Triften und Angern, ward früher die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Anserinae s. Argentinae s. Argentariae s. Potentillae Anserinae, gegen Wechselfieber, Diarrhöen u. Blutflüsse angewendet. Von P. argentea *L.*, silberweißes Fingerkraut, mit aufstrebendem, filzigem Stengel, an sonnigen, trockenen Stellen auf Mauern und an Felsen durch ganz Europa, war das Kraut als Herba Argentinae s. Argentariae als gering adstringirendes Mittel im Gebrauch. Dasselbe gilt von Wurzel und Kraut von P. reptans *L.*, kriechendes Fingerkraut, Fünffingerkraut, Fünfblattkraut (Herba et Radix Potentillae s. Pentaphylli s. Quinquefolii), mit rankenförmig gestrecktem Stengel und fünfzähligen Blättern, an feuchten Stellen durch ganz Europa und Nordasien, u. von der Wurzel von P. rupestris *L.*, Felsenfingerkraut (Radix Quinquefolii fragiferi), mit aufrechtem, 1 Fuß hohem Stengel, auf Bergen in Europa. Als Zierpflanzen sind zu erwähnen: P. atrosanguinea *Lodd.*, in Nepal, mit schwärzlich-blutrothen Blüthen; P. aurea *L.*, auf den Schweizeralpen, mit großen, goldgelben Blüthen; P. formosa *Don*, in Nepal, mit dunkelrothen Blüthen; P. fruticosa *L.*, ein 2—4 Fuß hoher Strauch in England und auf den Pyrenäen, mit zahlreichen, gelben Blüthen; P. grandiflora *L.*, in der Schweiz und in Sibirien, mit großen, hellgelben Blüthen; P. speciosa *W.*, strauchartig, auf Kreta, mit zierlichen, weißen Blüthen.

Potenz (v. Lat.), Mächtigkeit; in der Mathematik ein Produkt aus lauter gleichen Faktoren. Jede Zahl pflegt in dieser Beziehung als erste P. betrachtet zu werden, und man erhält die zweite P. (Quadratzahl) derselben, wenn man sie mit sich selbst multiplicirt, sowie die dritte P. (Kubikzahl) durch Wiederholung der Multiplikation der zweiten durch die erste. So ist 4 die zweite, 8 die dritte, 16 die vierte P. von 2, oder 9 die zweite, 27 die dritte, 81 die vierte P. von 3, ꝛc. Die mit sich selbst multiplicirte Zahl heißt in Beziehung auf die P. die Grundzahl oder der Dignand (Wurzel), die Zahl aber, welche den Grad der P. angibt oder zählt, wie vielmal die Wurzel als Faktor in der P. liegt, der Exponent (Inder) der P. Das Verhältniß zwischen Grundzahl, Exponent u. P. pflegt man so anzudeuten, daß man den Exponenten in kleiner Schrift dem Dignanden oben zur Rechten setzt, z. B. a^4 = a. a. a. a, oder daß man, um z. B. auszudrücken, daß 1024 die fünfte P. von 4 ist, schreibt: 1024 = 4^5. In der Mechanik versteht man unter mechanischen P.en (einfachen Maschinen) diejenigen Vorrichtungen, aus denen alle eigentlichen Maschinen zusammengesetzt sind, nämlich den Hebel, als eigentlichen Hebel, als Rolle und als Rad an der Welle, und die schiefe Ebene, als festliegende schiefe Ebene, als Keil und als Schraube. Eine wichtige Rolle spielt die Potenzenlehre in Schellings (s. d.) Naturphilosophie. In der Medicin ist P. s. v. a. Zeugungskraft. Potenzirende und depotenzirende Wirkung auf den Organismus und seine Systeme äußern alle diejenigen Einflüsse, Arzneimittel ꝛc., welche eine Steigerung oder Minderung der vitalen Funktionen hervorrufen. So wirken die Narkotika depotenzirend, die Excitentia potenzirend auf das Nervensystem. Der Ausdruck P. ward durch Brown in die Medicin eingeführt und namentlich von der naturphilosophischen Schule häufig gebraucht.

Potenza, 1) Fluß im Kirchenstaat, entspringt am Monte-Pennino in der Delegation Perugia, nimmt mehre kleine Flüsse auf und mündet nach einem Laufe von 40 italienischen Meilen, von Südwesten nach Nordosten fließend, südöstlich von Loretto ins adriatische Meer. — 2) P. (sonst Potentia), Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, Hauptstadt derselben, auf einem Hügel der Apenninen, ist Bischofssitz, mit Civiltribunal, Kriminalhof, Kathedrale, 8 anderen Kirchen, geistlichem Seminar, königl. Kollegium, Lyceum und 9000 Einw.; litt 1694 durch ein Erdbeben.

Poterium (Becherblume, Bibernell), Pflanzengattung aus der Familie der Sangui-

sorbeen (Rosaceen), krautartige, ausdauernde Pflanzen in Europa und Asien. Von P. Sanguisorba *L.*, gemeine Becherblume, Nagelkraut, wälsche Bibernell, Großsorbenkraut, Sperberkraut, Blutkraut, an gebirgigen Orten, auf Wiesen und Feldrainen im mittlern und südlichen Europa, waren Blätter u. Stengel, Herba Pimpinellae s. Pimp. Sanguisorbae s. Sorbastrellae, gegen Blutflüsse im Gebrauch. Jetzt wird die Pflanze wegen der scharf-gewürzhaft schmeckenden Blätter häufig als Gartenbibernelle oder Pimpernelle in Gärten gezogen und als Gewürz- oder Salatpflanze benutzt. Auch ist sie ein gutes Futterkraut und wird deshalb in England im Großen gebaut. P. spinosum *L.* ist ein dorniger Halbstrauch in Dalmatien und Griechenland, der bei den alten griechischen Aerzten als adstringirendes Mittel angewendet wurde.

Poterne (franz.), Durchgang, Schlupfthor, jeder gemauerte Durchgang unter dem Wall einer Festung, durch den man in den Graben und in die Außenwerke kommen kann. Da neben ihnen in der Regel das Ausfallthor sich befindet, so müssen sie gegen außen gedeckt seyn und laufen deshalb selten ganz gerade, sondern gewöhnlich von außen nach innen schief. Sie sind entweder gemauert, oder gewölbt, oder von Holzzimmerung hergestellt; im ersteren Falle werden sie namentlich zur Bestreichung des Grabens mit Cremaillèren, d. h. Schießscharten für das kleine Gewehr, versehen.

Potesta (ital., Potestat), Landvogt, Ordnungsrichter, besonders der kaiserliche Statthalter in den Niederlanden.

Potestas (lat.), bei den Römern die gesetzliche Gewalt, welche der Magistratus als Ausfluß der höchsten Volksgewalt ausübte, daher oft mit Imperium verbunden; dann die Gewalt, welche dem Pater familias zusteht, namentlich seinen Kindern gegenüber.

Potfisch, s. Pottfisch.

Pothier, Robert Joseph, ausgezeichneter französischer Jurist, wurde am 9. Januar 1699 in Orleans geboren. Von den Jesuiten erzogen, wollte er sich erst dem geistlichen Stande widmen, ergriff aber später die Rechtswissenschaft u. ward schon in seinem 22. Jahre Rath bei dem Präsidialgericht zu Orleans. Durch sein Werk „Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae" (Paris 1748—52, 3 Bde.; neue Aufl., das. 1818 bis 1821; französisch mit gegenüberstehendem Text von Bréard de Neuville, das. 1806 ff., 18 Bde.), welches die zerstreuten Gesetze des Corpus Just. systematisch ordnete und mit trefflichen Einleitungen versehen war, empfahl sich P. dem Kanzler d'Aguesseau, welcher dem Verfasser die Professur des französischen Rechts an der Universität zu Orleans verschaffte. Seit 1749 war er in dieser Stellung thätig; doch wirkte er auch noch daneben als Rath bei der Chambre du domaine. Er † am 2. März 1772 in Orleans, wo ihm 1823 ein Denkmal errichtet wurde. P.s Schriften zeichnen sich weniger durch antiquarisch-philologische Gelehrsamkeit, als durch die streng konsequente Durchführung der Rechtsgrundsätze auf die einzelnen Verhältnisse und Geschäfte aus. Außer der Bearbeitung der „Coutumes d'Orléans" verfaßte P. noch die „Traités sur différentes matières de droit civil" (Par. 1773 ff., 8 Bde.) u. den „Traité des obligations" (das. 1781, 2 Bde.), der als ein Meisterwerk anerkannt ist. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen: Paris 1810 ff., 25 Bde.; von Siffrein (mit Ausschluß der Pandekten, das. 1821—23, 17 Bde.), von Dupin (das. 1824 ff., 10 Bde.), von Rogeon und Firbach (das. 1830).

Pothin, St., Märtyrer, gegen das Ende des 1. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Domitian geboren, Bischof von Lyon, verbreitete unter Antonin und Marc Aurel das Christenthum in Gallien, † mit 46 Gefährten 177 den Märtyrertod. Tag: der 2. Juni.

Pothos (gr.), das Verlangen, die Sehnsucht, Personifikation, deren Statue neben der des Eros und Himeros im Tempel der Aphrodite zu Megara, von Scopas gearbeitet, stand.

Pothos (Prangwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit einblätteriger Blumenscheide, cylindrischem, von allen Seiten dicht mit Blüthen bedecktem Kolben und mit Schuppen umgebenen Staubgefäßen, immergrüne, ausdauernde, meist krautartige Pflanzen, welche sich durch schöne Blattformen und Beeren auszeichnen, größtentheils in den wärmern Ländern von Asien und Amerika. Als Arznei- und Zierpflanzen sind bekannt: P. officinalis *L.*, mit herzförmig-länglichen Blättern in Bengalen; P. scandens *L.*, mit lanzettlichen, zugespitzten Blättern, in Ostindien, klettert hoch an Baumstämmen hinan, sich durch die Wurzelfasern, die aus den Gelenken hervorkommen, befestigend, und gilt für ein heilsames Mittel bei hitzigen und bösartigen Fiebern; P. tener *Wall.*, ein kletternder Halbstrauch auf Amboina, mit länglich-lanzettlichen Blättern. Diese Gewächse dienen besonders zur Ausschmückung der Warmhäuser, woselbst sie an den schattigsten Plätzen des Hintergrundes gut gedeihen.

Potichomanie (auch Potichinomanie, v. Griech.), eine in neuester Zeit erfundene Art, Glasgefäße mit Malerei auszuschmücken, besteht darin, daß man buntes Papier, Zeichnungen aller Art, Blumen ꝛc. in das Innere von gläsernen oder Krystallgefäßen aufklebt, wodurch dieselben das täuschende Ansehen des gemalten chinesischen u. japanischen, wie auch des modernen Porzellans erhalten. Nach der Form des Gefäßes und der aufzuklebenden Gegenstände, die durch das Glas durchscheinen, richtet man sich mit der Grundfarbe, die man dem Glase geben will; sie muß mit beiden in Harmonie seyn, um dem Ganzen ein antikes oder modernes Ansehen zu geben.

Potidäa, fester Ort auf dem schmalen Halse der Halbinsel Pallene in Macedonien, korinthische Kolonie, ward von Artabazus vergebens belagert, mußte sich aber im peloponnesischen Kriege an die Athener ergeben, welche die Einwohner zur Auswanderung zwangen und darauf neue Kolonisten aus Athen herbeizogen. Später ward die Stadt von Philipp von Macedonien erobert, zerstört und ihr Gebiet den Olynthiern geschenkt. Cassander errichtete auf ihren Trümmern eine neue Stadt Cassandria, welche mit den Resten der alten Bevölkerung und andern Kolonisten bevölkert u. bald die bedeutendste Stadt in Macedonien ward. Von den Hunnen erobert und geplündert, ward sie von Justinian aufs Neue mit festen Mauern

umgeben, verschwindet aber später aus der Geschichte. Jetzt liegt der Ort Pinaka an der Stelle der alten Stadt.

Potio (lat.), das Trinken; in der Pharmacie Tränkchen, flüssige Arznei, die löffelweise oder in größerer Menge auf einmal genommen wird.

Potio Riveri (lat., riverischer Trank), Arzneimittel, nach einem französischen Arzt des 16. Jahrhunderts, L. Rivière, benannt, besteht aus Kali carbonicum, welchem Succus citri bis zur Sättigung zugesetzt wird; wird bei Erbrechen, Magenkrampf, Kolik 2c. gegeben.

Potior tempore, potior jure (lat.), Sprüchwort: Früher in der Zeit, früher im Rechte, dem deutschen „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" entsprechend.

Potocki, polnisches Adelsgeschlecht, dessen Stammschloß in der Woiwodschaft Krakau lag und das noch jetzt große Güter in Galizien u. in der Ukraine besitzt, auch seit dem 16. Jahrhundert oft die höchsten Staats- und Kirchenämter mit seinen Mitgliedern besetzt. Die berühmtesten sind: Stanislaus Felix, Graf P., Oberbefehlshaber der polnischen Artillerie, wurde 1750 geboren. Früher ein Gegner der russischen Partei, welche ihn zur Flucht nach Galizien nöthigte und ihn seiner Besitzungen beraubte, söhnte er sich später wieder mit derselben aus und bekam dafür seine Güter u. Würden zurück. Als eifriger Aristokrat stiftete er, als die freisinnige Verfassung vom 3. Mai 1791 von dem Reichstag und dem König angenommen wurde, dagegen mit Rzewuski die berüchtigte targowicer Konföderation und ergriff selbst in Verbindung mit den Russen gegen sein Vaterland die Waffen. Seiner verderblichen Wirksamkeit ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Konstitution von 1791 wieder umgestoßen wurde. Als 1794 Polen unter Kosciuszko sich erhob, mußte P. nach Rußland fliehen; der oberste Gerichtshof der Republik verurtheilte ihn als Vaterlandsverräther zum Tode, ließ sein Bildniß an den Galgen hängen und seine Güter konfisciren. Suwarows Sieg machte jedoch diese Beschlüsse zu nichte. Das drückende Bewußtseyn, sein Vaterland in so großes Unglück gestürzt zu haben, verursachte ihm unter den russischen Gunstbezeugungen die heftigsten Gewissensbisse. Er zog sich auf seine Güter in der Ukraine zurück u. † kummer- und reuevoll 1803. Wladimir P., Sohn des Vorigen, diente seit 1809 in der polnischen Armee mit rühmlicher Auszeichnung, † aber schon 1811 als Oberst. Seine Bildsäule, ein Werk von Thorwaldsen, wurde in der krakauer Kathedrale aufgestellt. Ignaz, Graf P., Großmarschall von Litthauen, Vetter von Felix P., wurde 1751 geboren. Zum Mitglied der Reichstagskommission für den öffentlichen Unterricht ernannt, zeigte er sich sehr thätig für die Verbesserung desselben und bewies sich stets als eifrigen Patrioten. Als Mitglied des mit der Abfassung eines Konstitutionsentwurfs beauftragten Ausschusses wußte er den schwankenden König Stanislaus August für die Verfassung vom 3. Mai 1791 zu gewinnen, und als die russischen Truppen gegen Polen vorrückten, stimmte er für die Vertheidigung des Vaterlandes bis zum Aeußersten. Auch wurde er nach Berlin gesandt, um hier um Hülfe zu bitten, welche Sendung jedoch vergeblich war (s. Polen, Gesch.). Er mußte sich endlich nach Dresden flüchten, worauf seine Güter konfiscirt wurden. Im Jahre 1794 eilte er aber zu Kosciuszko, trat in die provisorische Regierung und wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als die polnische Sache einen unglücklichen Ausgang nahm, blieb er in Warschau, da er sich durch die Kapitulation gesichert glaubte, wurde aber verhaftet und als Staatsgefangener in Schlüsselburg eingekerkert. Erst 1796 erhielt er seine Freiheit wieder und begab sich nun nach Galizien, wo er jedoch unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Als die Annäherung der französischen Armee 1806 eine neue Erhebung der Polen befürchten ließ, wurde er verhaftet und nach Krakau abgeführt. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit begab er sich nach Warschau und wirkte daselbst sehr wohlthätig für das neugebildete Großherzogthum. Im Jahre 1809 reiste P. als Chef der Deputirten des Großherzogthums Warschau zu Napoleon I. nach Wien, † aber daselbst am 30. August 1809. Stanislaus Kostka, Graf P., General der Artillerie und Kultusminister, des Vorigen Bruder, wurde 1759 geboren. Auch er wirkte für die Verfassung vom 3. Mai 1791, begab sich dann nach Oesterreich und widmete sich hier wissenschaftlichen Studien. Nach Errichtung des Großherzogthums Warschau (1807) wurde er Präsident der Oberschul- u. Erziehungsdirektion u. machte sich in dieser Stellung sehr verdient um sein Vaterland. Der Kaiser Alexander ernannte ihn 1815 zum Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts. Seine geistreiche Gemahlin, eine geborene Prinzessin Lubomirska, machte sein Haus zum Sammelplatz der feinsten Gesellschaft. Er † am 14. August 1821. Seiner großen Beredsamkeit wegen wurde er gewöhnlich Princeps eloquentiae genannt. Er verfaßte u. A. eine Gedächtnißrede auf Joseph Poniatowski und das vortreffliche Werk „Ueber Beredsamkeit und Styl" (Warschau 1815, 4 Bde.). Seine polnische Uebersetzung von Winckelmanns Werk „Ueber die Kunst der Alten" (Warschau 1815) hat er leider nicht vollendet. Johann, Graf P., einer der besten slavischen Geschichtsforscher, wurde 1761 geboren. Nachdem er sich eine gründliche Kenntniß der orientalischen Sprachen erworben, bereiste er alle die Länder, wo sich slavische Stämme niedergelassen haben. Klaproth begleitete ihn mehrmals auf seinen Reisen und gab einem Archipelagus im gelben Meere seinen Namen. Bis 1812 lebte P. in Petersburg, dann in Podolien u. Volhynien und † 1816 zu Oladowka. Er verfaßte „Voyage en Turquie et en Egypte fait en 1784" (Warschau 1788), „Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie" (das. 1789, 4 Bde.), „Histoire primitive des peuples de la Russie" (Petersburg 1802), „Fragmens historiques et géographiques sur la Scythie, la Sarmatie et les Slaves" (Braunschw. 1796, 4 Bde.) u. A. Claudine P., geborene Gräfin Dzialynska, geboren 1802 zu Konarzew bei Posen, wurde 1824 mit dem Grafen Bernhard P. vermählt, eilte 1830 nach dem Ausbruch der polnischen Revolution nach Warschau und pflegte die Verwundeten und Kranken in den Militärspitälern mit bewunderungswürdiger Hingebung. Nach

Warschau's Fall ging sie nach Dresden und bildete daselbst einen Hülfsverein für ihre flüchtigen Landsleute. Später lebte sie in Genf, wo sie am 8. Juni 1836 †. Ihre Landsleute haben ihr Grab mit einem schönen Denkstein geschmückt.

Potomak (Potowmak), Fluß in den nordamerikanischen Freistaaten, entspringt aus 2 Quellflüssen auf der Ostseite der blauen Berge des Alleghanygebirges im Staate Virginien unterhalb Oldtown, fließt anfangs östlich, dann südöstlich, bildet die Südgrenze zwischen den Staaten Maryland und Virginien bis zu seiner Mündung nach einem Lauf von 550 englischen Meilen in die Chesapeakebai, zwischen dem Kap Lookout im Norden und dem Kap Smith im Süden. Er ist oberhalb Washington schiffbar, wo Katarakten die Schifffahrt hindern; indessen sind diese Hindernisse durch Kanäle umgangen. Bedeutende Nebenflüsse sind: Great-Cacapon und Schenandoah rechts, Antietam, Monococy, Rock-Creek, Eastern-Branch, Piscataway, Mattawoman und Wicomico links.

Potosi, Departement der südamerikanischen Republik Bolivia, der südwestlichste Theil des Landes, grenzt im Norden an die Departements la Paz de Ayacucho und Cochabamba, im Osten an das Departement Charcas oder Chuquisaca, im Süden an Chili und die La-Platastaaten Rioja und Jugny und im Westen an Peru u. die Provinz Litoral und hat einen Flächenraum von 1500 (nach Andern 3800) □M. mit 226,000 (nach Andern 250,000) Einw., zur Hälfte Indianern. Das Land ist Hochgebirgsland durch die Anden, mit sehr hohen Kuppen. An der Küste befindet sich das wüste Sandland Atacama. Außer dem Loa, der auf der Nordgrenze der Küste in den großen Ocean fließt, strömen die übrigen Flüsse südöstlich dem Paraguay zu, der Desaguadero in den Pansasee und der Auca in den Chipanasee, ebenfalls in südöstlicher Richtung. Das Departement ist berühmt wegen seines Metallreichthums. Die gleichnamige Hauptstadt des Departements, durch ihre Silberbergwerke berühmt, die einst einen ungeheuren Ertrag gaben und noch immer bearbeitet werden, liegt auf einer Hochebene, am Fuße des Cerro de P., auf einem ungleichen Boden, unweit der Quellen des Pilcomayo, und gehört unter die höchsten Städte der Erde, indem der große Platz der Stadt 12,520 Fuß u. der höchste Theil noch 330 F. höher, also 12,850 F. über die Meeresfläche, mithin so hoch als der Gipfel der Jungfrau in den schweizer Alpen sich erhebt. Wegen dieser hohen Lage ist die Luft außerordentlich dünn, so daß der Europäer nicht 30 Schritte weit gehen kann, ohne daß ihm der Athem stockt. P., dessen Hauptnahrungszweig Bergbau auf Silber ist, zählte 1826 nur noch 9000 (nach einer neueren Zählung 13,650) Einwohner, während zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo der Bergbau auf der höchsten Stufe seiner Blüthe stand, die Volksmenge auf 160,000 Seelen geschätzt ward. Die Silberbergwerke, denen P. seine Berühmtheit verdankt, liegen in dem 15,150 Fuß hohen Cerro de P. Die Stadt ist ziemlich gut und regelmäßig gebaut, hat mehre breite und gerade Straßen, prächtige Kirchen und Klöster und 2 Stunden im Umfange. Die Umgegend ist durchaus nicht zur Kultur geeignet und fast ohne alle Vegetation. Die Bergwerke zu P. sind einem besondern Reglement unterworfen und den Banken von P. und Oruro anheim gegeben, die das ausschließliche Recht haben, Gold und Silber anzukaufen und damit Handel zu treiben. Im Jahre 1849 kaufte die Bank von P. 147,493 Mark Silber im Werth von 1,233,883 Piaster.

Potpourri (franz.), in der Kochkunst ein Gericht, das aus verschiedenen kleingeschnittenen und zusammengedämpften Fleischarten besteht; Geschirr oder Topf mit verschiedenen wohlriechenden Kräutern und Blumen; in der Musik ein aus mehren, und zwar größtentheils bekannten Themen zusammengesetztes Tonstück, gewöhnlich einer Oper entnommen.

Potschajew, Kloster im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, 3⅓ Meilen von der Kreisstadt Krzemeniec, dicht an der österreichischen Grenze, auf dem Berg P. (Potschajewskaja Gora), einem Ausläufer der Karpathen, eins der drei Lauraklöster des russischen Reichs, ward 1771 erbaut, 1831 Mönchen der griechisch-russischen Kirche übergeben und erhielt den Namen des Himmelfahrtsklosters. Es hat reiche Fonds und ist ein wegen seines wunderthätigen Marienbildes berühmter Wallfahrtsort. Im Innern des Klosterbergs finden sich große Tropfsteinhöhlen.

Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preußischen Provinz Brandenburg und zweite königliche Residenz, im Kreis Osthavelland, liegt 4 Meilen von Berlin in der angenehmsten Gegend der Provinz Brandenburg, am rechten Ufer der Havel, mit welcher sich auf dem linken Ufer die Nuthe verbindet, auf einer Insel, der potsdamer Werder genannt, welche durch die Havel, einen Kanal und verschiedene Seen gebildet wird und mit ihrem trefflich angebauten Boden einer Oase in den sie rings umgebenden Sandflächen gleicht. P. ist sehr regelmäßig und symmetrisch gebaut, hat breite Straßen, große Plätze und schöne, massive Häuser und viele Paläste. Es besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören, und aus der berliner, nauener, brandenburger und der teltower Vorstadt, welche letztere, auf dem linken Havelufer gelegen, mit der übrigen Stadt durch die teltower Brücke verbunden ist, die eine Länge von 600 Fuß, eine Breite von 30 Fuß und 8 eiserne, zusammen 23,000 Centner schwere Bogen hat, ein Meisterwerk der neuern Baukunst und eine Zierde für P. ist. Hauptplätze sind: der Wilhelmsplatz mit dem von Kiß entworfenen Denkmal Friedrich Wilhelms III., der Bassinplatz mit einem nach holländischer Art rings von Wasser umgebenen Lusthaus, worin Friedrich Wilhelm I. seine Tabakskollegien zu halten pflegte, und der alte Markt mit einem 74 Fuß hohen Obelisk von weißem und rothem Marmor. Der Lustgarten, aus Paradeplatz und Park bestehend, ist mit 9 Büsten berühmter preußischer Feldherren aus dem Befreiungskriege, 12 Marmorstatuen und 6 Kanonen aus verschiedenem Zeitalter geziert. Unter den Gebäuden P.s sind hervor-

zuheben: das königliche Schloß, ein längliches Viereck von 3 Geschossen mit einer auf jonischen Säulen ruhenden Kuppel, Säulenkolonnaden und schönem Park; das Rathhaus, 1754 nach dem Modell des amsterdamer Rathhauses erbaut, mit einer Kuppel, welche einen kupfernen und vergoldeten kolossalen Atlas mit der Weltkugel trägt; das 660 Fuß lange und 72 Fuß breite Exercirhaus, mit einem schönen Portale; das Militärwaisenhaus, ein großes Viereck, dessen längste Seite 400 Fuß lang ist, in der Mitte mit einem Vorsprung dorischer Ordnung mit Fronton und einem 148 Fuß hohen Thurm mit Kuppel, welche auf 8 freistehenden Säulen ruht und eine kupferne, vergoldete, 12 Fuß hohe, die Liebe vorstellende Statue trägt; das nach dem Muster des trajanischen Triumphbogens zu Rom erbaute brandenburger Thor mit 8 korinthischen Säulen und reichem Bildwerk; das neue Kasinogebäude, ein in griechischem Styl aufgeführtes großes Gebäude mit hervortretenden Flügeln, und das Schauspielhaus. Andere hervorragende Gebäude sind das große Armenhaus, das Civilwaisenhaus, die Hauptwache mit den Statuen des Mars und der Bellona, das Postgebäude, mehre Kasernen, namentlich die der Gardehusaren und Gardeuhlanen, das Schützenhaus ꝛc. Unter den Kirchen zeichnen sich besonders aus: die Garnisonkirche, mit schönem, 365 Fuß hohem Thurme mit Glockenspiel, einer marmornen Kanzel und einer Gruft, worin die Leichname Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. ruhen; die nach Schinkels Riß 1830—37 erbaute Stadtkirche zu St.-Nikolai, die, nachdem ein Umbau nöthig geworden, zum Theil abgetragen und nach dem Muster des Pantheons zu Paris prächtig wieder hergestellt ward, die Heiligengeistkirche mit hohem, schönem Thurm, die französisch-reformirte Kirche, die nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbaut ist, und die seit 1845 erbaute Friedenskirche in Form einer byzantinischen Basilika. Auch hat die Stadt eine Synagoge und ein Herrnhuterbethaus. P. ist der Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg, der Regierung, der Oberrechnungskammer, der Staatsbuchhalterei, des landräthlichen Amts für den Kreis, eines Stadtgerichts, Hofmarschallamtsgerichts, Justizamts, Postamts, Hauptsteueramts mit Packhof, einer Forstinspektion und einer märkisch-ökonomischen Gesellschaft zur Beförderung der städtischen und ländlichen Gewerbe, mit Bibliothek und Modellkammer. An Lehranstalten und wohlthätigen Stiftungen hat sie: ein Gymnasium, ein evangelisches Landschullehrerseminar, eine höhere Bürgerschule, eine Kunst-, Bau- und Gewerbschule, eine Garnisonschule, ein Kadettenhaus, eine Unteroffizierschule, eine Gärtnerlehranstalt mit beträchtlicher Landesbaumschule, ein Militärwaisenhaus für 600 Zöglinge und ein Civilwaisenhaus für die Söhne unbemittelt verstorbener Staats- und Gemeindediener, 2 Erwerbschulen, ein Luisendenkmal (eine von Bischof Eylert 1811 gegründete Stiftung zur Ausstattung tugendhafter Mädchen) ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl 1855 sich auf 32,359 (ohne Militär) belief, unterhalten eine Zuckersiederei (nach der stettiner die größte in der Monarchie), eine Chokolade-, Tapeten- und Wachstuchfabrik, außerdem Fabriken in Tuch, Baumwolle, Seide, Strümpfen, Bändern, Leder, Tabak, Farben, Bleistiften, Draht- und Darmsaiten, Korkstöpseln, Fayence, Elfenbein, Nähnadeln, Knöpfen, musikalischen Instrumenten, Wagen, Blonden, Potasche, Essig, Hanfzwirn ꝛc. Unter den Gewerbsanstalten nimmt die königliche Gewehrfabrik (seit 1723) den ersten Platz ein. Hier werden die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe geschäftet und equipirt, die Gewehre mit Schlössern versehen und in fertigen Stand gesetzt. Die Fabrik kann wöchentlich so viele Flinten liefern, als ein ganzes Bataillon braucht, und versieht daher fast die ganze preuß. Armee mit Gewehren. Außerdem gewähren den Bewohnern P.s bedeutende Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, Fischerei und Schiffbau Nahrung. Auch sind hier 6 Buchhandlungen mit Leihbibliotheken und 2 Buchdruckereien. Sehr beachtenswerth ist der namentlich in den königlichen Gärten von Sanssouci betriebene Gartenbau. Der Handel der Stadt ist unbedeutend. Eine Stunde von P. liegt in der Havel, die sich daselbst zu einem Landsee erweitert, die gegen 2000 Schritte lange und 500 Schritte breite Pfaueninsel (sonst Kaninchenwerder), mit schönen Garten- und Blumenanlagen, einem königlichen Landhaus und kleiner Menagerie. Näher bei P. liegt das königliche Lustschloß Sanssouci (s. d.), Friedrichs des Großen Lieblingsaufenthalt. Unweit davon liegt das 1763—69 aufgeführte neue Palais. Das Hauptgebäude ist 2 Geschosse hoch und hat einen mit einem Fronton gezierten Vorsprung, worüber sich eine antike Kuppel mit 3 kolossalen Grazien, die auf ihren Köpfen ein Kissen mit der königlichen Krone tragen, erhebt. Das Gebäude, dessen ganze Länge mit seinen Flügeln 680 Fuß beträgt, während die größte Tiefe auf 108 Fuß steigt, ist mit vielen korinthischen Pilastern, Statuen und Gruppen geziert und enthält 72 sehr reich möblirte und kostbar verzierte Gemächer, worunter der große Marmorsaal 100 Fuß lang, 60 Fuß breit und 50 Fuß hoch ist. Hinter dem neuen Palais liegt der 2 Meilen im Umfang haltende Wildpark, vor dem neuen Palais ein Gebäude mit dem zweiten Exemplar der rauchschen Statue der Königin Luise; ¼ Stunde von beiden entfernt liegt, jedoch durch parkähnliche Anlagen mit dem Garten von Sanssouci und dem des neuen Palais verbunden, das Schloß Charlottenhof, das Friedrich Wilhelm IV. sich als Kronprinz einrichtete, mit einer Villa im römischen Styl nach Modellen aus Pompeji. Aus dem nauener Thore P.s gelangt man zu einem andern Schlosse, dem Marmorpalais im neuen Garten, am heiligen See, dessen Bau 1787 begonnen ward, einem Viereck, wovon jede Seite 70 Fuß lang ist, mit plattem, kupfernem und mit einer Gruppe von Kindern geziertem Dache und schönem Park mit Orangerie, maurischem Tempel, Eremitage, Grotten ꝛc. Der Pfaueninsel gegenüber liegt das russische Blockhaus Nikolskoe mit der neuen, geschmackvoll in gothisch-byzantinischem Styl erbauten Peter-Paulskirche und dem Schulhause, ebenfalls in gothischem Style, und diesem gegenüber, jenseits der Havel, das Dorf Sacrow mit einer von dem

jetzt regierenden König Friedrich Wilhelm IV. erbauten schönen Kirche. In der teltower Vorstadt bei P. liegt der Brauhausberg, mit Spaziergängen und einer Burg in wendisch-gothischem Geschmack, eine Eisenquelle und der Stern, ein königliches Jagd- und Lustschloß; ½ Meile von P. bei dem Dorfe Klein-Glienicke auf dem Babertsberge ein 1834 in romantisch-altdeutschem Styl erbautes Schloß des Prinzen von Preußen, nebst Park mit schönen Anlagen und einer großartigen Fontaine; im Dorfe Klein-Glienecke das Palais des Prinzen Karl von Preußen und dabei die neu erbaute prächtige Havelbrücke. Dort ist auch der Bahnhof der berlin-potsdamer Eisenbahn, die nach Brandenburg, Magdeburg, Leipzig &c. führt. Vor der nauener Vorstadt liegt noch die 1826 angelegte russische Kolonie Alexandrovka, die eine griechische Kapelle und 13 auf russische Art erbaute Wohnhäuser enthält und von Militärsängern bewohnt wird. P. ist der Geburtsort Alexanders von Humboldt. P. hieß früher Potzdubini und Pozdamp, ist eine alte slavische Anlage und kommt schon unter den sächsischen Kaisern vor. Nach dem Aussterben der askanischen Fürsten in Brandenburg 1320 kam P., das bis ins 15. Jahrhundert ein geringer Ort blieb, an das Stift zu Brandenburg und dann an die Herren von Rochau, die es 1416 an den Kurfürsten Friedrich I. abtraten. Erst durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher 1660—73 das Schloß anlegte, hob sich die Stadt. Am meisten machten sich um die Verschönerung der Stadt die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verdient. Hier wurde am 3. November 1805 der geheime Allianzvertrag zwischen Rußland und Preußen geschlossen, der jedoch durch die Schlacht von Austerlitz vereitelt wurde. Vergl. Schmidt, Geschichte und Topographie der königlichen Residenzstadt P., Potsdam 1825; Cosmar, Wegweiser durch Berlin und P., 12. Auflage, Berl. 1850.

Pott, 1) Percival, berühmter englischer Chirurg, 1713 in London geboren, erlernte am St. Bartholomäushospital in London die Chirurgie und wurde 1749 zum Direktor dieser Anstalt ernannt. Er † 1788. In der Praxis wie in der Theorie gleich ausgezeichnet, hat er sich um die Chirurgie durch zweckmäßige Verbesserungen an den Instrumenten und in der Handhabung derselben vielfach verdient gemacht. Nach ihm wird die durch Erweichung und Knochenfraß der Rückenwirbel herbeigeführte besondere Art von Verkrümmung der Rückenwirbelsäule das pottsche Uebel genannt, da er diese Krankheit zuerst genau beschrieben hat. Viele seiner Schriften sind gesammelt in „Chirurgical works“ (2. Auflage, London 1791, 3 Bde., deutsch, Berlin 1787—88, 2 Bde.).

2) David Julius, namhafter deutsch-protestantischer Theolog, wurde 1760 zu Nettelrede im Hannöverschen geboren, studirte in Göttingen und erhielt 1787 eine Professur der Theologie an der Universität zu Helmstädt. Im Jahre 1798 wurde er zum Abt des Klosters Marienthal ernannt und nach Aufhebung der Universität Helmstädt nach Göttingen berufen, wo er besonders für das homiletische Seminar thätig war. Er † als Oberkonsistorialrath am 18. Oktober 1838. Er verfaßte lateinische Kommentare über den Brief Jacobi (3. Auflage, Göttingen 1816) und über die Briefe des Petrus (2. Auflage, das. 1810); ferner: „Moses und David, keine Geologen“ (Berlin 1799).

3) August Friedrich, ausgezeichneter Sprachforscher, wurde 1802 zu Nettelrede geboren, ein Verwandter des Vorigen, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Celle, habilitirte sich aber später an der Universität zu Berlin, von wo er 1833 als Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft nach Halle berufen wurde. P. schrieb: „Etymologische Forschungen“ (Lemgo 1833—36), 2 Bde.); „De Borussico Lithuanicae tam in Slavicis quam Letticis linguis principatu“ (Halle 1837—41, 2 Abhandlungen); „Die Zigeuner in Europa und Asien“ (das. 1844—45, 2 Bde., ward von der pariser Akademie mit dem volney'schen Preise gekrönt); „Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile“ (das. 1847); „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten“ (Leipzig 1853). Außerdem lieferte er zahlreiche, die vergleichende Sprachforschung betreffende gediegene Aufsätze in Zeitschriften.

Pottasche, s. Potasche.

Pottendorf, Marktflecken im österreichischen Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, zwischen der großen Fischa und am Reisenbache, mit Landgericht, Pfarrei, Schloß, großer Baumwollspinnerei (2000 Arbeiter), Fabriken in Eisenwaaren, Rhabarberpflanzung und 1100 Einw.

Pottenstein, 1) (Bothenstein), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Hauptort des gleichnamigen Landgerichts, mit Schloß, 2 Kirchen, lateinischer Schule, Spital, Frohnveste u. 940 Einw.; in der Nähe 2 merkwürdige Höhlen (Teufelsloch). — 2) Marktflecken im österreichischen Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Landgericht Merkenstein, an der Triesting, mit Eisen- und Kupferhammer, Klingenfabrik und 2000 Einw.

Potter, 1) Paul, berühmter niederländischer Maler und Radirer, 1625 zu Enkhuysen geboren, ward von seinem Vater, Pieter P., in der Kunst unterrichtet, übertraf aber seinen Lehrer bald, indem er bereits in seinem 15. Jahre Werke lieferte, die denen der berühmtesten Meister an die Seite gestellt werden konnten. In seinen frühern Bildern herrscht eine gewisse Trockenheit und Härte in den Formen, auch der Ton ist kalt. Später aber verband er plastische Bestimmtheit der Formen mit Weiche, solides Impasto mit großer Wärme und Klarheit der Färbung. Sein übergroßer Fleiß (er malte selbst bei Nachtzeit) führte schon 1654 seinen frühen Tod herbei. P. besaß besonders als Thiermaler großen Ruf. Von seinen Gemälden, welche meist Vieh, besonders Kühe, Schafe und Ziegen in landschaftlicher Umgebung darstellen, sind folgende hervorzuheben: im königlichen Museum im Haag ist der lebensgroße junge Stier, stehend bei alten Weiden, unter welchen eine Kuh und drei Schafe

ruhen, ein berühmtes Bild, auch der Kuhhirt genannt, der unter Napoleon I. mit der ganzen Sammlung Wilhelms V. 1795 nach Paris gebracht, aber später wieder reklamirt wurde. Andere Meisterstücke P.s findet man vornehmlich in der Eremitage zu Petersburg, namentlich die berühmte „pissende Kuh", eine Landschaft mit einer Viehheerde unter hohen Bäumen vor einem alten Bauernhause, 1646 im Auftrage der Prinzessin Emilie von Solms gemalt, aber von dieser als unschicklich zurückgegeben, später aus der kasseler Gallerie nach Paris entführt und dort 1814 vom Kaiser Alexander für 6000 Thlr. gekauft, und das Gericht der Thiere über den Jäger. In England sind mehre meisterhafte Bilder von P. Bilder ersten Ranges befinden sich ferner in der Privatsammlung Georgs IV. von England, in der Gallerie des Louvre zu Paris, in der königlichen Gallerie zu Kopenhagen, in der königlichen Pinakothek zu München, in der königlichen Gallerie zu Dresden und in der k. k. Gallerie zu Wien. Das Kolorit P.s ist ungemein glänzend, und wie fein auch Alles bis ins Einzelne ausgeführt ist, so findet sich doch keine Spur von Zwang, Steifheit oder Manier. Meist sind aber seine Stücke von kleinerem Umfang. Mehre von diesen Gemälden und einige andere sind durch Kupferstich bekannt. Gute Abdrücke von P.s eignen radirten Blättern, die ebenfalls Meisterwerke sind, finden sich selten und stehen hoch im Preise. Dasselbe gilt von seinen Handzeichnungen. Berühmt ist die Folge von 8 Blättern mit Ochsen und Kühen, mit den Bullen auf dem ersten Blatte, in Holland „Het bullenboeckje" genannt.

2) John, Primas von England, ausgezeichneter Philolog, wurde 1672 zu Wakefield geb., studirte in Oxford u. wurde dann Professor der griechischen Sprache daselbst. Später wurde er Professor der Theologie und erlangte endlich die höchsten Würden der englischen Hierarchie, indem er 1837 Erzbischof von Canterbury und Primas des Reiches ward. Als solcher und als geheimer Rath des Königs wußte er sich die Achtung der Nation zu bewahren. Er † den 21. Okt. 1747. Seinen Ruf als Gelehrter begründeten hauptsächlich seine Ausgaben des Lycophron (Oxf. 1697; 2. Aufl. 1702) und des Clemens Alexandrinus (das. 1715, und Venedig 1747, 2 Bde.), sowie seine noch jetzt vielgebrauchte „Archaeologia graeca or the antiquities of Greece" (Oxf. 1699; 9. Aufl., Lond. 1776, 2 Bde.; deutsch von Rambach, Halle 1775—78, 3 Bde.).

3) Louis de P., Mitglied der provisorischen belgischen Regierung von 1830, wurde 1786 zu Brügge in Flandern geb. u. widmete sich, reich u. unabhängig, während eines langen Aufenthalts in Italien kirchenhistorischen Studien. Nachdem er 1817 in sein Vaterland zurückgekehrt war, eröffnete er die heftigste Polemik gegen die katholische Geistlichkeit und die Aristokratie. In diesem Sinne schrieb er „L'esprit de l'église" (Par. 1821, 8 Bde.), „Vie de Scipion de Ricci" (Brüssel 1825, 3 Bde.; deutsch, Stuttg. 1827) u. A. Erst später richtete er seine Angriffe auch gegen die Regierung, wobei er hauptsächlich von Privathaß gegen den Minister van Maanen geleitet ward. Im Jahre 1828 wurde er wegen mehrer heftigen Artikel im „Courier des Pays-Bas" gegen das Ministerium zu einer Gefängnißstrafe von 18 Monaten und einer Geldbuße von 1000 Fl. verurtheilt. Aus seinem Gefängniß richtete er aufreizende Schriften an das Volk und wirkte für eine Vereinigung der liberalen Partei mit der katholischen, wobei er seine früheren Grundsätze vielfach verleugnete. Nach seiner Freilassung wegen revolutionärer Pamphlete abermals in einen Hochverrathsprozeß verwickelt, ward er ungeachtet der geschickten Vertheidigung durch Gendebien und van de Weyer am 30. April 1830 zu achtjähriger Verbannung verurtheilt. In Folge derselben begab sich P. in die Schweiz. Nach dem Ausbruch der Julirevolution eilte er nach Paris und auf die erste Kunde von den Vorgängen zu Brüssel wieder in sein Vaterland. Hier wurde er sofort Mitglied der provisorischen Regierung und mit dem Entwurf des neuen Staatsgrundgesetzes beauftragt. Auf dem am 10. Nov. durch ihn eröffneten Nationalkongreß sprach er sich offen für die republikanische Staatsform aus, aber die katholische Partei trat ihm einmüthig entgegen. P. fiel daher mit seinen Anträgen durch, und als die Mehrzahl der Mitglieder der provisorischen Regierung den Beschluß faßte, ihr übernommenes Amt an den Nationalkongreß zu übertragen, so dankte P., der damit nicht einverstanden war, am 13. Nov. ab und lebte seitdem zurückgezogen theils in Paris, theils in seinem Vaterlande. Seine „Histoire du christianisme" (Paris 1836, 8 Bde.) ist wieder ganz in anti-kirchlichem Geiste seiner früheren Schriften verfaßt. Im Jahre 1838 ließ er sich über die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln vernehmen, und später verfaßte er die Flugschrift: „Y aura-t-il une Belgique?"

Potteries (d. i. Töpfereien), reiche Fabrikgegend in der englischen Grafschaft Stafford, umfaßt eine Strecke von etwa 2½ deutschen Meilen mit einer Bevölkerung von über 84,000 Seelen in 14 kleinen Städten- und Dörfern, die nach und nach so an einander gerückt sind, daß sie jetzt fast eine einzige Stadt bilden. Die P., welche das englische Steingut liefern, bestehen aus einem verworrenen Haufen kunstloser Gebäude, die, durch bloße Feldwege verbunden, mitten unter Meiereien und Aeckern liegen, und sind stets mit einer dichten Rauchwolke bedeckt. Man findet daselbst Kirchen und Betsäle für alle christlichen Bekenntnisse, und wissenschaftliche Kabinette und Schulen verbreiten nützliche Kenntnisse; Beispiel und Nacheiferung erhalten den Erfindungsgeist und Vervollkommnungstrieb in steter Spannung. Die P. verdanken ihr Aufkommen dem Unternehmungsgeist Wedgwoods (s. d.). Der Umstand aber, daß sich daselbst die ergiebigsten Steinkohlenminen befinden, hat die Vermehrung der Fabriken begünstigt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts war die Gegend nur von wenigen Landleuten bewohnt, die grobe Töpferwaaren verfertigten. Jetzt versorgen die P. England und das Ausland mit dem geschmackvollsten Geschirr, dessen Ausfuhr 1834—50 von 450,000 auf 999,354 Pfd. St. stieg.

Potus (lat.), Getränk.

Pouancé, Stadt im französischen Departement Maine-Loire, Bezirk Segré, mit besuch-

ten Märkten, Hochöfen, Eisenhämmern, Eisengießereien und 5820 Einw.

Poudrette (franz.), in Frankreich fabricirtes Düngmittel, wird aus getrocknetem und pulverisirtem Menschenkoth, Kalk, Gyps, Mergel, Asche, gebrannter Erde ꝛc. bereitet und stark ausgeführt, besonders nach England und selbst nach Amerika. Es wird entweder lose, oder in Säcken verkauft und häufig durch Zusatz von Erde oder Torf verfälscht. Besser noch düngt das 1831 von Salmon angegebene Noir animalisé, von welchem 8—16 Hektoliter für eine Hektare hinreichend sind. Es enthält noch mehr organische Theile, und durch die Art seiner Bereitung und Versetzung mit thierischer Kohle und Eisenvitriol ist auch der Gestank vernichtet. Man verkauft diesen neuen Dünger ebenfalls pr. Hektoliter lose, oder in Binsenkörben, auch in Fässern von verschiedener Größe, und es gehen Sendungen davon in mehre Kolonien für die Zuckerplantagen.

Pougens, Marie Charles Joseph de, französischer Dichter und Linguist, wurde den 15. Aug. 1755 in Paris geboren als der natürliche Sohn des Prinzen von Conti und einer hochgestellten Dame. Die Madame Bangé, welcher er anvertraut wurde, ließ ihm den besten Unterricht ertheilen. Erst 12 Jahre alt, verfaßte er in der Manier von Geßners Idyllen ein Gedicht, „Aurora", in deutscher Sprache. Da er die diplomatische Laufbahn betreten sollte, so wurde er in seinem 20. Jahre nach Rom geschickt, um hier unter der Leitung des Kardinals Bernis seine ersten Studien für diesen Beruf zu machen. Daneben aber betrieb er mit Eifer rein wissenschaftliche Forschungen. Er sammelte für seinen „Trésor des origines des langues et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française", wovon ein „Specimen" Paris 1819 erschien. Die Crusca ernannte den kenntnißreichen Jüngling zu ihrem Mitgliede. Einige Jahre darauf von den Blattern befallen, verlor er in Folge davon und durch verkehrte ärztliche Behandlung das Augenlicht. Bernis bewirkte seine Anstellung als Legationsrath bei dem maltesischen Gesandten Bailly de la Brillane. Mit der Würde eines ächten Philosophen ertrug P. sein Schicksal. Mit unermüdlichem Eifer setzte er seine Studien in Paris fort. Auch vertraute ihm die französische Regierung die diplomatischen Unterhandlungen zur Abschließung eines Handelsvertrags mit England an, welcher 1786 ratificirt wurde. Der König hatte ihm eine jährliche Rente von 10,000 Livres ausgesetzt, und auch als Malteserritter hatte P. Aussicht auf beträchtliche Einkünfte. Alles dies verlor er in Folge der Revolution, und die Noth zwang ihn, sich durch Uebersetzung von G. Forsters „Ansichten vom Niederrhein" und anderen Reisebeschreibungen seinen Unterhalt zu erwerben. Dann fing er einen Bücherhandel an und erwarb sich durch Intelligenz und Fleiß auf diesem Wege in einigen Jahren ein bedeutendes Vermögen. Nachdem er durch mehre Bankerotte 120,000 Francs verloren, brachte er es in kurzer Zeit wieder so weit, daß er Napoleon I. 40,000 Francs, die Hälfte des von ihm gemachten Darlehns, zurückzahlen konnte, wofür ihm der Kaiser auch die andere Hälfte quittirte. Im Jahre 1805 verheirathete sich P. mit Miß Sayer, der Nichte des britischen Admirals Boscawen, und legte nach einiger Zeit sein Geschäft ganz nieder, um auf einem Landgute in dem Thale Vauxbuin bei Soissons sich seinen Lieblingsneigungen zu widmen. Er entwickelte nun eine bedeutende wissenschaftliche Thätigkeit. Die meisten gelehrten Gesellschaften von Europa ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, aber werther als dies war ihm der Name „Bonhomme", den ihm die dankbaren Armen wegen seiner großen Wohlthätigkeit gaben. Er † am 19. December 1833. Bei seinem Tode war sein „Trésor" fast vollendet. Außerdem verfaßte er „Essai sur les antiquités du nord etc." (2. Aufl., Par. 1799); „Archéologie française etc." (das. 1823, 2 Bde.); „Contes du vieil ermite de la vallée de Vauxbuin" (2. Aufl., das. 1821, 2 Bde.; deutsch von L. Norden, Merseburg 1825); „Les quatre âges etc." (2. Aufl., Par. 1820; deutsch von L., Schleswig 1820); „La religieuse de Nismes" (2. Aufl., das. 1824) ꝛc.

Poughkeepsie, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Grafschaft Dutcheß, am Hudson, mit Gerichtshaus, Gefängniß, Kollegiatschulen, Lyceum, 3 Banken, Armenhaus, 14 Kirchen verschiedener Konfessionen, Brauereien, Teppich-, Seifen-, Lichte-, Stecknadel-, Gewehr- und Wagenfabriken, Mahl-, Säge- und Gypsmühlen, Eisengießereien, Töpfereien ꝛc. und (1850) 11,080 Einw.

Poujoulat, Baptiste, französischer Schriftsteller, geboren 1802 zu Marseille, widmete sich historischen Studien und ward Schüler und Freund Michauds, den er auf seinen Reisen durch den Orient und Griechenland begleitete. Vor der Februarrevolution Mitarbeiter an der legitimistischen „Quotidienne", wurde er bei den Nachwahlen im Juni 1848 vom Departement Rhonemündungen in die Constituante gewählt und auch wieder zur gesetzgebenden Nationalversammlung abgeordnet, wo er sich an die Rue de Poitiers anschloß und regelmäßig mit der Rechten stimmte. Im Jahre 1851 betheiligte er sich an der legitimistischen Wallfahrt nach Wiesbaden und verfaßte bei dieser Gelegenheit jenen vielbesprochenen Brief in der „Union", worin er sich für bevollmächtigt ausgab, zu erklären, daß der Graf Chambord den Aufruf an das französische Volk ausdrücklich ablehne. Er schrieb: „Histoire de Jérusalem" (Par. 1843, deutsch von Reithmeier, Augsb. 1844); „Histoire de St.-Augustin" (Par. 1844, 3 Bde., deutsch von Hurter, Schaffh. 1846—1847, 2 Bde.); „Etudes africaines" (Leipz. 1847, 2 Bde.); Récits et souvenirs d'un voyage en Orient" (Tours 1848); „Histoire de Constantinople" (Par. 1853, 2 Bde.; deutsch Lpz. 1853).

Pouilly (P.-sur-Loire), Stadt im französischen Departement Nièvre, Bezirk Cosne, am Fuß von Weinbergen, die einen vorzüglichen blanken Wein geben, mit Weinhandel und 3170 Einw.

Poularden (v. Franz.), gekappte (verschnittene) junge Hennen; s. Huhn.

Poularderie (franz.), Anstalt, wo Hühner und anderes Geflügel gemästet werden.

Pouqueville, François Charles Hugues Laurent, französischer Reisender, wurde

1770 zu Merleraut im Ornedepartement geboren, studirte Medicin u. wurde 1798 Mitglied der wissenschaftlichen Kommission, welche Napoleons I. Expedition nach Aegypten begleitete. Kränklichkeit nöthigte ihn bald, sich auf den Rückweg nach Frankreich zu begeben. An der Küste von Kalabrien fiel er aber Seeräubern von Tripolis in die Hände und wurde von ihnen als Sklave nach Navarino verkauft. Von da kam er nach Konstantinopel, wo ihm seine medicinischen Kenntnisse die Freiheit verschafften. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland ernannte ihn Napoleon 1805 zum Generalkonsul bei Ali Pascha von Janina. Er verwaltete dieses Amt bis 1812, wo er Generalkonsul zu Patras wurde. Im Jahre 1820 kehrte er nach Paris zurück und † daselbst 1838. Er schrieb: „Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie" (Paris 1805, 3 Bde., mit Karten von Barbié du Bocage, deutsch von Müller, Leipz. 1805); „Voyage dans la Grèce" (Par. 1820—22, 5 Bde., mit Karten und Ansichten; 2. Aufl. 1826—27, 6 Bde., deutsch, Frankf. 1838); „Histoire de la régénération de la Grèce 1740—1824" (Par. 1824, 4 Bde.); „La Grèce, histoire et description" (das. 1835). Als Mitglied der Akademie der Inschriften verfaßte er unter Anderem das „Mémoire historique et diplomatique sur le commerce et les établissements français au Levant" (im 10. Bd. der Memoiren der Akademie, Par. 1833) und das „Mémoire sur Ali Pascha de Janina" (das. 1820). Auch hat er eine gute Abhandlung über die orientalische Pest geliefert, welche er in Aegypten und Syrien zu beobachten Gelegenheit hatte.

Pourçain, St., Stadt im französischen Departement Allier, Bezirk Gannat, am Zusammenfluß des Limon und der Sioule, mit rothem und weißem vorzüglichen Wein, gutem Kalk, Oelfabrikation, Gerberei und 4640 Einw.

Pourtalès, angesehene schweizerische Adelsfamilie, in Neuenburg ansässig und außerdem in Böhmen, in der Lausitz, in Schlesien und Posen begütert, machte sich neuerlich bekannt durch die entschieden royalistische Gesinnung ihrer Mitglieder. Ursprünglich bürgerlich, stammt sie aus dem südlichen Frankreich, von wo sie nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Neuenburg auswanderte. Jeremias P. lenkte durch seine Thätigkeit und Gesinnung die Blicke Friedrichs des Großen auf sich und erhielt von diesem am 14. Febr. 1750 den Adelsbrief. Sein Sohn, Jakob Ludwig von P., war der eigentliche Schöpfer des großen Vermögens, welchem die P. Rang und Stellung vornehmlich verdanken. Geboren den 9. Aug. 1722 zu Neuenburg, eröffnete er mit einem Erbe von etwa 40,000 Fr. 1753 sein Handelshaus in Neuenburg und erhob dasselbe durch großartigen Unternehmungsgeist binnen kurzer Zeit zu einem der geachtetsten in der Handelswelt. Er begründete in seinem Heimathlande, wie anderwärts, industrielle Etablissements aller Art und hinterließ bei seinem Tode (20. März 1814) ein Vermögen von 40 Millionen Francs. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurden seine drei Söhne am 21. März 1815 vom König Friedrich Wilhelm III. in den preußischen Grafenstand erhoben. Der älteste derselben, Ludwig, Graf von P., geboren den 14. Mai 1773, war Präsident des Staatsraths im Fürstenthum und Kanton Neuenburg, sowie Oberinspektor der schweizerischen Artillerie und † den 8. Mai 1848. Sein ältester Sohn, Ludwig August, Graf von P., geboren den 17. März 1796, königlich preußischer außerordentlicher Staatsrath und Oberstlieutenant der Artillerie im Fürstenthum Neuenburg, überrumpelte mit Meuron am 3. Sept. 1856 das Schloß in Neuenburg, um die königliche Regierung wiederherzustellen, und war dann in derselben Nacht bei den Unterhandlungen mit den eidgenössischen Kommissären betheiligt. Als sich dieselben jedoch am 4. Sept. um 4 Uhr Morgens zerschlugen, entfloh er mit seinen Genossen über den See, ward aber auf freiburger Gebiet durch einen Gendarmen verhaftet und erst, nachdem Preußen auf seine Souveränetätsrechte in Neuenburg verzichtet, wieder freigelassen. Nach dem Geschlechtsnamen seiner Gattin nennt sich seine Linie P.-Sandoz. Sein Bruder, Karl Friedrich, Graf von P., geboren am 10. Juni 1799, Oberinspektor der Milizen im Fürstenthum Neuenburg, führte am 3. Sept. Royalistenschaaren nach Locle und Lachaux-de-Fonds, ward aber zum Rückzug nach Neuenburg genöthigt, hier vom Obersten Danzler mit Mühe aus den Händen des Volks errettet und gerieth verwundet in Gefangenschaft, ward aber später ebenfalls amnestirt. Der zweite Sohn Jakob Ludwigs, James Alexander, Graf von P., geboren den 28. Nov. 1776, † am 24. März 1855, nannte sich nach seinem Besitzthum, der Herrschaft Gorgier im Neuenburgischen, P.-Gorgier. Der dritte Sohn Jakob Ludwigs, Julius Heinrich Karl Friedrich, Graf von P., geboren den 23. Febr. 1779, bekleidete bis 1853 den Posten eines Oberceremonienmeisters am preußischen Hofe. Die Familie hat ihr großes Vermögen durch reiche Heirathen noch bedeutend vermehrt.

Poussin, 1) Nicolas, berühmter französischer Historien- und Landschaftsmaler, geboren zu Andelys in der Normandie 1594 als Sprößling einer adeligen, aber verarmten Familie, machte vom 18. Jahre an in Paris nach der Reihe die Schulen N. Jouvenets, F. Elle's, eines Flamänders, und L. Allemands durch, gelangte aber erst durch das Studium der Bilder Raphaels und G. Romano's zu einigem Kunstverständniß. Mit einer kleinen, kärglich zusammengesparten Summe kam er nach Rom, wo er sich seinen Unterhalt durch Malerei erwerben mußte, dabei aber fleißig Geometrie, Plastik, Optik und Perspektive studirte, mit H. Quesnoy (Fiamingho) die Ueberbleibsel griechischer Skulptur zeichnete und durch seine Gemälde sowohl wie durch diese Studien bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Als der Gesandte und Kardinal Francesco Barberini aus Frankreich und Spanien zurückgekehrt war, erhielt P. sogleich Aufträge und Empfehlungen von ihm, in deren Folge seine Lage rasch eine bessere Gestalt annahm. Nachdem er eine Reihe guter Gemälde für italienische und englische Große gemalt hatte, ward man auch in Frankreich aufmerksam auf ihn, und 1639 erhielt er eine Einladung Richelieu's zur Rückkehr nach Paris, wo er 1640 als Hofmaler mit 3000 Livres jährlichem

Gehalt und Aufseher über alle artistischen Unternehmungen angestellt wurde und nun zahllose Aufträge erhielt. Im Jahre 1643 kehrte er jedoch nach Italien zurück und † zu Rom 1665. P. ist der Erste, der sich bestrebte, Form und Aeußerlichkeit von den Denkmälern der alten Kunst zu entnehmen; er fand aber keine Nachfolger, weil der zunehmend konventionelle und ausgeartete Geschmack selbst das Ansehen jener ewigen Kunstwerke mehr und mehr verdrängte. In seinen meisten Werken findet man Landschaft und Historisches zu einem Ganzen der Kunst im vollen Umfang vereinigt, und wenn auch in einigen Bildern die Hauptwirkung auf die Staffage, die meist der alten Mythe oder der Geschichte entnommen, in anderen auf die Landschaft berechnet ist, so stehen doch beide immer in dem schönsten Einklang. In Betreff der Landschaft kommt ihm sogar eine eigene Stelle zu, indem er dem heroischen Styl in diesem Fach, wozu der Same in Raphaels Loggien ausgestreut lag, welchen Annibale Carracci und Domenichino mit Rücksicht auf das tizianische Kolorit zum Keim gebracht hatten, durch eine gelehrtere Behandlung des Kostüms und des Klima's, besonders in Rücksicht auf Architektur, klassischen Ernst ertheilte; dadurch wurde er der Vater des Styls in der Landschaft, den wir in den Werken seines Schwagers und Schülers Kaspar bewundern. Mit Domenichino, den P. am meisten schätzte, hatte er die meiste Verwandtschaft, nur besaß er bei seinem größeren Reichthum der Erfindung weniger Gefühl, als jener, und daher sind seine Bilder meist wohl gut gedacht, aber selten lebendig und ergreifend dargestellt; ebenso ist seine Zeichnung stets richtig, aber es fehlt auch ihr an Leben, seine Figuren erinnern gewöhnlich mehr an kolorirte Statuen, als an lebende Gestalten. Dagegen bewies er in der Landschaft wirklich poetischen Sinn und übertraf darin alle Künstler der carracci'schen Schule. Von P.s Werken, die in Italien sogleich, in Frankreich erst später (seit David) anerkannt wurden, sind folgende hervorzuheben: die sieben Sakramente, ein Meisterstück, in der bridgewater Gallerie in London; die Pest zu Athen, in der Sammlung zu Leight-Court; das Testament des Eudamides, in der gräflich moltke'schen Sammlung in Kopenhagen, gestochen von Pesne; der Kindermord, berühmtes Bild, in der Gallerie in Florenz; eine heilige Familie, aus Houghtonhall, in der Eremitage zu Petersburg, durch Poilly's Stich bekannt. Werthvolle Gemälde von P. besitzen auch die Gallerien zu Wien, München, Dresden u. Berlin. Nach P. stachen Chateau, Poilly, G. Audran, J. Pesne und Claudine Stella.

2) Kaspar P., eigentlich Dughet, ebenfalls trefflicher Landschaftsmaler, des Vorigen Schwager und Schüler, nannte sich deshalb ebenfalls P., 1613 zu Rom geborem, lebte mit dem Vorigen und seinem Bruder Johann in innigster Eintracht. Er suchte in der Natur das Bedeutungsvolle, Großartige, Erhabene und vernachlässigte daher nicht selten Alles, was mit der in ihm lebenden Idee der Gegend nicht in Beziehung stand. Daher findet man auf seinen Landschaften oft Bäume, die kein Naturkundiger kennt, die aber dennoch das allgemeine Gepräge der organischen Natur an sich tragen und sehr wohl wirklich existiren könnten. Mit außerordentlicher Gewandtheit stellt er die Gebirge in ihrem Zusammenhange und in ihren verschiedenen Entfernungen hin. Nur in Ton und Farbe bleibt manchmal noch etwas zu wünschen. Sein Baumschlag ist erst in den spätern Bildern freier und lichter und hat die wollige Gestalt verloren. Treffliche Werke P.s befinden sich zu Rom im Palast Doria, in St. Martin ai Monte, im Palaste Corsini (Landschaft mit hohem Berg und Wasserfall, P.s bestes Werk, gestochen von Gmelin), zu Petersburg, London und in deutschen Gallerien. Kaspar P. hat 10 Blatt Landschaften selbst geätzt und nach ihm hat F. Vigares trefflich gestochen.

Poutroye, la, Flecken im französischen Departement Haut-Rhin, Bezirk Kolmar, an der Weiß, mit Baumwollzeuch- u. Siamoisenweberei, Weinbau u. 2630 Einw.

Pouzage-la-Ville, Stadt im französischen Departement Vendée, Bezirk Fontenay-le-Comte, mit Gerberei, Färberei u. 2280 Einw. Dabei das Dorf Pouzage-la-Vieux.

Povarara, Insel in der italienisch-sardinischen Provinz Genua, an der Küste, Levano gegenüber.

Povoa (P.-de-Varzim), Flecken in der portugiesischen Provinz Minho, nordwestlich von Oporto an einer Fischerbucht, mit Fischerei u. 5600 Einw.

Powell, Fluß im nordamerikanischen Staat Virginien, entspringt in den Powells-Mountains, einem Zweig des Alleghanygebirgs, und mündet in den Clinch, rechts. Die Powells-Mountains stoßen nordöstlich an die Cumberland-Mountains, streichen in südwestlicher Richtung als Scheide der Flüsse Clinch und P. und endigen bei dem Zusammenflusse derselben.

Powenetz, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, nördlich von Petrosawodsk, am Nordende des Onegasee's, wo der Fluß Powietschanka in denselben mündet, mit Stahlfabrik, Handel mit Flachs von vorzüglicher Güte u. 600 Einw.; wurde 1782 zur Stadt erhoben.

Poyk (Puika), Fluß im österreichisch-illyrischen Kreis Adelsberg, entspringt an der Grenze des Guberniums Triest, nördlich von Klana, fließt nordwestlich, tritt bei Adelsberg in eine tiefe Höhle, die er 2½ Stunden weit durchfließt, bis Planina, wo er abermals unter der Erde verschwindet, um erst nach 1½ Stunden unter dem Namen Laibach wieder hervorzukommen.

Pozo, el (P.-Blanco), Stadt in der spanischen Provinz Jaen, in der Sierra Morena, mit Wollzeuchweberei, Färberei, Viehhandel und 6720 Einw.

Pozzo, Andrea, Maler und Architekt, 1642 zu Trient geboren, trat 1665 in den Jesuitenorden und hielt sich mehre Jahre in Rom auf, wo er seinen Ruhm begründete. Seine Kompositionen fesseln durch eine gewisse Lebendigkeit, durch wohlgefällige Formen und Frische der Färbung, zeigen aber zu sehr den Schnellmaler, der sein großes Talent nur dazu benutzte, durch eine ungewöhnliche Bravour des Malens in Staunen zu setzen. Als Perspektivmaler hat er öfters den höchsten Punkt der künstlichen Täuschung erreicht, wie seine Kuppeln in mehren Kirchen seines Or-

dens zu Modena, Genua, Arezzo, Turin, Rom &c. beweisen. Sein Hauptwerk ist das Deckengemälde der prächtigen Ignatiuskapelle zu Rom. Seine besseren Bilder in Oel sind die vier Begebenheiten aus dem Leben Jesu, die er für die Börse zu Turin malte, im Geschmacke des P. P. Rubens, den er öfters nachzuahmen strebte. In der Architektur war P. in hohem Grade ausschweifend und phantastisch. Er † 1709.

Pozzo di Borgo, Carlo Andrea, Graf von, einer der bedeutendsten Diplomaten der Neuzeit, wurde am 8. März 1768 in Alala, einer kleinen Stadt auf der Insel Korsika, geboren, Sprößling eines alten, aber verarmten Adelsgeschlechts. Nach Vollendung seiner juristischen Studien erhielt er in Korsika eine einflußreiche Stellung als Advokat, dann als Generalprokurator. Als die Revolution ausbrach, gehörte er zu derselben politischen Partei, wie die Familie Bonaparte, und ward in Folge seiner freisinnigen Haltung 1791 in Ajaccio zum Deputirten für die gesetzgebende Versammlung Frankreichs gewählt. Als Mitglied des diplomatischen Ausschusses beantragte er am 16. Juli 1792 den Krieg gegen Oesterreich und Preußen. Da er durch die Auffindung geheimer Papiere, welche die Machinationen des Hofes enthüllten, in eine mißliche Stellung gerieth, so kehrte er im September nach Korsika zurück u. verband sich seitdem mit der Partei Paoli's. Von dieser Zeit datirt die Todfeindschaft zwischen P. und den Bonaparte's. P. wurde 1793 vor den Konvent citirt, aber die englische Herrschaft auf Korsika verschaffte ihm 1794 die Präsidentschaft des Staatsraths, später die Stelle eines Staatssekretärs. Da er sich aber den Haß der französischen Partei zugezogen hatte, mußte er sich auf ein englisches Schiff zurückziehen. Hierauf brachte er 18 Monate in London zu, wo er Verbindungen mit französischen Emigrirten einging. Auch führte er insgeheim einige Missionen für die Bourbons aus. Er zeigte sich fortan als unermüdlicher und unversöhnlicher Gegner der Revolution und der Pläne Napoleons I. Im Jahre 1798 ging er nach Wien, um die Koalition gegen Frankreich zu befestigen, und begleitete Suwarow nach Italien, trat 1802 als Staatsrath in russische Dienste und war seitdem einer der Hauptbeförderer der Politik des Kabinets von St. Petersburg. Es wurden ihm die wichtigsten diplomatischen Geschäfte anvertraut; 1803 wurde er als Kommissär zur englisch-neapolitanischen Armee geschickt. Nachdem er 1805 Oberst im Gefolge des Kaisers geworden war, ging er als Kommissär ins preußische Hauptquartier. Nach der Schlacht bei Jena wirkte er in Wien für eine neue Koalition gegen Napoleon, war dann in Konstantinopel diplomatisch thätig, nahm aber nach dem Frieden von Tilsit seinen Abschied aus dem russischen Dienst. Im Jahre 1808 begab er sich nach Wien. Seine Wirksamkeit für den Krieg von 1809 veranlaßte den siegreichen französischen Kaiser, seine Auslieferung zu verlangen. Das österreichische Kabinet ging jedoch nicht auf diese Forderung ein. P. reiste hierauf nach Konstantinopel, von da nach Syrien und über Malta nach London, wo er im Oktober 1810 ankam. Hier trat er in nähere Verbindung mit der englischen Aristokratie, namentlich mit Wellington, und schürte ihren Haß gegen den französischen Kaiser. Als Napoleon 1812 gegen Rußland vorrückte, bemühte sich P., ein Bündniß zwischen England und Rußland zu Stande zu bringen. Der Kaiser berief ihn nun wieder nach Petersburg. Unterwegs wirkte er in Stockholm bei Bernadotte gegen Napoleon und trieb dann im russischen Hauptquartier unermüdlich zur Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon an. Ihm hauptsächlich wird es zugeschrieben, daß der Kaiser Alexander nicht seiner Neigung zum Frieden nachgab, sondern sich zur Fortsetzung des Krieges entschloß. Nach der Schlacht bei Bautzen begab sich P. zu Bernadotte nach Stralsund und bewog ihn, sich auf dem Kriegskongreß zu Trachenberg einzufinden, wo er sich mit ihm und Moreau über das gegen den gemeinschaftlichen Feind einzuschlagende Verfahren berieth. Nachdem auch Oesterreich den verbündeten Mächten beigetreten war, erhielt P., zum Generalmajor ernannt, den Auftrag, als Kommissär bei der schwedischen Armee zu fungiren. Nach der Schlacht bei Leipzig begab er sich nach Frankfurt a. M. u. von da nach London, um die Bedenken der britischen Regierung in Bezug auf die Vergrößerungspläne des russischen Kabinets zu beseitigen. Es gelang ihm, den Lord Castlereagh zu bewegen, daß er sich in das Hauptquartier der Alliirten in Baden verfügte und an den Berathungen Theil nahm. P. blieb darauf in der nächsten Umgebung des Kaisers Alexander und bewirkte, daß die Friedensunterhandlungen zu Chatillon abgebrochen wurden. Er arbeitete darauf für den Vertrag zu Chaumont und bemühte sich auf die Nachrichten hin, welche ihm Talleyrand aus Paris zukommen ließ, die Alliirten zum direkten Marsch nach Paris zu bestimmen. Nach dem Einzug in Frankreichs Hauptstadt wurde er als Kommissär der provisorischen Regierung beigegeben. Er bot in dieser Stellung Alles auf, um den Kaiser Alexander zu verhindern, sich für eine napoleonische Regentschaft zu erklären. Alsdann wurde er nach London gesandt, um Ludwig XVIII. nach Frankreich zu geleiten und ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß er seinen Unterthanen eine liberale Verfassung ertheile. P. fungirte nun als russischer Gesandter in Paris und ging dann auf den Kongreß nach Wien, wo er dafür sprach, daß Napoleon auf einen entfernteren Platz, als die Insel Elba, verwiesen werde. Als die Kunde von Napoleons Landung an der französischen Küste nach Wien kam, feuerte er die verbündeten Mächte zur Ergreifung energischer Maßregeln an. Als Kommissär begab er sich zur englisch-russischen Armee nach Belgien, wurde bei Waterloo leicht verwundet und bewirkte dann eine raschere Bewegung des russischen Heeres. Nach dem zweiten Einzug der Alliirten in Paris suchte ihn Talleyrand zu bereden, in Frankreichs Dienste zu treten. Doch ging er nicht darauf ein, sondern behielt den russischen Gesandtschaftsposten in Paris bei, um die Regierung der Bourbons zu stützen. In richtiger Erkenntniß der Volksstimmung in Frankreich rieth er dem König von extremen Maßregeln ab. Im Jahre 1817 wurde er zum Generallieutenant

ernannt. Bei allen bedeutenden Verhandlungen der europäischen Diplomatie wußte er mit außerordentlicher Geschicklichkeit das Interesse Rußlands zu wahren. Im Jahre 1822 nahm er an dem Kongreß zu Verona Theil, bewirkte die bewaffnete Intervention Frankreichs in Spanien und begab sich im Oktober 1823 selbst nach Madrid, um den König über den Gesichtspunkt aufzuklären, von dem aus der Kongreß von Verona die revolutionären Bewegungen in Spanien betrachtet hatte. Kaiser Nikolaus ernannte ihn zum Grafen, sowie zum General der Infanterie u. zum kaiserlichen Generaladjutanten und bestätigte ihn auf seinem Gesandtschaftsposten zu Paris. Vergeblich ermahnte er hier Karl X. zur Mäßigung und verkündigte im Voraus die Folgen der reaktionären Politik der Bourbons. Nach der Julirevolution von 1830 erklärte er sich dem Kabinet von St. Petersburg gegenüber für die Anerkennung der Dynastie Orleans und ward als Botschafter am Hofe des „Bürgerkönigs" Ludwig Philipp akkreditirt. Als auf die Nachricht von dem Falle Warschau's aufgeregte Volksmassen vor seinem Hotel feindliche Demonstrationen gemacht hatten, wurde er im März 1832 abberufen. Nach einer kurzen Anwesenheit in London verfügte er sich wieder auf seinen Gesandtschaftsposten zu Paris, wo er den polnischen Emigrirten gegenüber eine schwierige Stellung hatte. Als zu Ende des Jahres 1834 das torystische Ministerium Peel-Wellington die Leitung der Geschäfte übernahm, wurde P. vom Kaiser nach London beordert, um als russischer Gesandter die Tories gegen die Whigs zu stützen. Als das Torvministerium wieder abtrat, nahm er seiner geschwächten Gesundheit wegen seine Verabschiedung aus dem Staatsdienste und lebte seitdem als Privatmann zu Paris. Er ließ eine neue Ausgabe der seltenen „Storia di Corsica" (Pisa 1828—32, 5 Bde.) erscheinen und vermehrte sie mit einer geschichtlichen Einleitung über die Revolutionen in Korsika bis 1769. Trotz der unversöhnlichen, ächt korsischen Feindschaft, welche er gegen Napoleon kundgab, bezeugte er doch der Geistesgröße seines Landsmannes durch Beisteuer einer beträchtlichen Summe zu Errichtung eines Denkmals für ihn seine Hochachtung. Das „Portfolio" (s. d.) enthüllt klar und deutlich die Politik, die er verfolgte. Er † den 15. Febr. 1842.

Pozzolan . . ., s. Puzzolan . . .

Pozzuoli (Puzzuolo, sonst Puteoli), Stadt in der neapolitanischen Provinz Neapel, in der fischreichen gleichnamigen Bucht, südwestlich von Neapel, Bischofssitz, mit Kathedrale, 10 anderen Kirchen, Seifefabrikation, Weinbau und gegen 11,000 Einwohnern, Fundort der berühmten Puzzolanerde. Hierher verlegte die Mythe der Alten den Kampf des Hercules mit den Giganten. P. war einst eine der reichsten u. blühendsten Handelsstädte u. ein Lieblingsaufenthalt der vornehmern Römer, die hier viele Landhäuser hatten. Noch sieht man die Ruinen eines Amphitheaters, des Coloseo, welches fast eben so groß wie jenes von Rom ist, sowie die Reste eines Tempels. Die Umgebungen der Stadt bieten eine Menge merkwürdiger Naturerscheinungen dar, z. B. den Avernersee v. den Lukrinersee, den Fluß Acheron, die Hundsgrotte, den See von Agnano, die Solfatara, endlich den Monte nuovo, einen hohen Berg, der 1538 in einer einzigen Nacht entstand, u. zwar an jener Stelle, welche früher der durch diese Katastrophe verschüttete Flecken Tripergole einnahm.

P. P., Abkürzung für Praemissis praemittendis; Per procura.

P. p., s. v. a. und so weiter.

Pp. Ppp., s. v. a. Pianissimo.

P. R., Abkürzung für Populus Romanus, römisches Volk.

Pr., s. v. a. per, pour, für.

Prachatitz (Prachaticze), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Budweis, am Fuße des Berges Libin, mit Vorstadt, Schloß, Amtshaus, Dechanteikirche, Schule, Spital, Badehaus (Mineralbad), Ackerbau, Viehzucht und 2600 Einwohnern, darunter viele Branntweinbrenner (gegen 140), welche ihr Fabrikat, sogenannten Perlbranntwein, weit u. breit verführen.

Pracher, in Niedersachsen s. v. a. Bettler; daher Pracherei, Bettelei; pracherhaft, armselig; Pracherherberge, niedere Kneipe; Pracherstaat, Bettelstaat, Flitterstaat; Pracher vogt, Bettelvogt.

Prachtstücke, in der Heraldik die dem Wappen als äußere Zierrath beigegebenen Nebenstücke: Schildhalter, Wappenzelte, Wappenmäntel, Losungsworte, waren früher nur dem hohen Adel eigen, wurden aber später allgemeiner und werden oft willkürlich angewendet.

Practica (lat., v. Griech.), ausübende Kunst, s. Praktik und Praxis.

Pradelles, Stadt im französischen Departement Haute-Loire, Bezirk Puy, auf einem Felsen, mit Wollspinnerei, vorzüglichem Käse (Saugues) und 1560 Einw.

Prades, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Ostpyrenäen, rechts am Tet in einem tiefen Thal, mit Unterpräfektur, Civiltribunal, Seminar, Fabriken für wollene Kappen, Papier, Weinhandel und 3300 Einw.

Pradier, James, französischer Bildhauer, den 27. Mai 1792 zu Genf geboren, in Lemots Schule zu Paris gebildet, gewann 1813 mit seinem Basrelief Philoctet und Ulysses den großen Preis, der ihm eine Freistelle in der französischen Akademie zu Rom verschaffte. Hier bildete er sein Talent durch eifriges Studium der Antike aus und lieferte seitdem eine Reihe von Werken, die in Schönheit der Form und in Meisterschaft der Behandlung des Stoffs zu den trefflichsten Werken dieses Faches gehören. Im Museum zu Rouen ist eines seiner früheren Werke, die Marmorgruppe des Centaurs mit der Bacchantin, 1819 ausgeführt, in der Gallerie Luxembourg sein als Meisterstück gepriesener Sohn der Niobe, eine Psyche und eine Venus, alle in Marmor ausgeführt. In einer Kapelle von St. Louis zu Versailles ist das Grabmonument des Herzogs von Berry von P.s Hand, eine überlebensgroße Gruppe, der Herzog in den Armen der Religion sterbend. Nachdem er 1827 in das Institut aufgenommen worden, trat er noch mit zahlreichen Werken vor die Oeffentlichkeit. Am Triumphbogen des Caroussel ist ein Basrelief von ihm, und in den Giebelbildern des Triumphbogens be

l'Etoile sieht man seine 4 kolossalen Renommées. An der Börse ist die Statue der Fortune publique sein Werk und an der Fontaine der Bastille ein großer Flußgott in Bronze. Ein anderes Bronzewerk, die Statue J. J. Rousseau's, ist seit 1837 in Genf aufgestellt. Eine anmuthige Gruppe von außerordentlicher Weichheit der Form, 1830 vollendet, stellt die drei Grazien dar, in natürlicher Größe. Im Garten der Tuilerien ist von ihm eine Statue des Prometheus, und in der dritten Kuppel der St. Madeleine zu Paris stellte er vier Apostel dar. Von ihm sind auch die Basreliefs am Fronton der Deputirtenkammer, die allegorischen Figuren um das Zifferblatt der Uhr im Giebelfelde des neuen Flügels am Luxembourg, die beiden Musen am Postament des Molièrebrunnens, eine Flora, welche er selbst für eines seiner besten Werke erklärte, die 12 kolossalen Viktorien am Grabdenkmal Napoleons I. im Invalidenhotel, die Atalante in der Ausstellung von 1851 u. A. P. weiß das Nackte mit außerordentlicher Weichheit zu behandeln und ist auch in der Draperie trefflich, weniger gelingt ihm der Ausdruck der Köpfe. Er hat eine bedeutende Anzahl Schüler gebildet. P. führte auch verschiedene Büsten in Marmor aus, die sich eben so sehr durch Aehnlichkeit, als durch meisterhafte Behandlung auszeichnen. Er † den 14. Juni 1852 zu Paris.

Prado, Flecken in der portugiesischen Provinz Minho, nordwestlich von Braga, mit Lachs- und Forellenfischerei und 6500 Einwohnern.

Prado, Blas de, spanischer Maler, aus Toledo, einer der tüchtigsten Künstler des 16. Jahrhunderts, ging als Hofmaler Philipps II. an den Hof des Kaisers von Marokko, der durch ihn seine Zimmer ausschmücken ließ, und kehrte mit Reichthümern beladen nach Spanien zurück, wo er nach 1591 †. Ruhm erwarb er sich durch eine heilige Familie für das Kloster della Guadeloupe und eine Kreuzabnahme in der St. Peterskirche zu Madrid. Das königliche Museum zu Madrid besitzt von ihm das treffliche Bild einer heiligen Familie von drei Heiligen verehrt, die Eremitage zu St. Petersburg das Brustbild einer betenden Madonna und Christus mit der Weltkugel.

Pradon, Jean Nicolas, französischer Trauerspieldichter, wurde 1632 in Rouen geboren und trat 1674 mit seiner Tragödie „Pirame et Thisbé" in Paris auf. Racine's Gegner ertheilten dem mittelmäßigen Produkte ungemessenen Beifall. Das folgende „Tamerlan ou la mort de Bajazet" (1675) reussirte jedoch nicht. Der Verfasser suchte den Grund davon in dem Neide seiner Feinde. Als aber seine „Phèdre et Hippolyte" 1677 ohne alles Verdienst der vortrefflichen gleichnamigen Tragödie Racine's vorgezogen wurde, so hatte dies die Folge, daß der tiefgekränkte Racine zwölf Jahre lang der dramatischen Muse entsagte, während der von Stolz aufgeblähte P. eine große Fruchtbarkeit entwickelte, welcher durch die beißende Satyre Boileau's nur wenig Einhalt gethan wurde. Unter den vielen unbedeutenden Stücken, welche P. noch verfaßt hat, ist nur der „Regulus" wegen seines glänzenden Erfolgs zu nennen. Er erschien 1688, wurde in kurzer Zeit 27mal aufgeführt u. behauptete sich lange auf der französischen Bühne. P. † 1698 in Paris. Seine Stücke sind gesammelt in „Oeuvres de P." (Par. 1744, 2 Bde.).

Pradschapat, in der indischen Mythologie eines der die Welt erschaffenden Principe, das personificirte Schöpfungsverlangen des Urwesens, der Grund aller Absonderung des Urstoffs in einzelne Formen, Vorläufer des Brahma, der geistige Ordner der großen Materie. Durch ihn entstanden alle Wesen im Reiche des Scheins, die Deweta's, Dschenians u. die Menschen, weshalb das von Brahma Geschaffene auch Same von P. heißt. Die nächste niedere Potenz des P. ist Prakrat.

Pradt, Dominique Dufour de, französischer Staatsmann und Publicist, wurde am 23. April 1759 zu Allanches in der Auvergne geboren, trat in den geistlichen Stand und war, als die Revolution von 1789 ausbrach, Generalvikar des Erzbischofs von Rouen, des Kardinals Larochefoucauld. Die Gunst dieses Mannes und der Ruf von seinen eigenen Talenten verschafften ihm die Stimmen der Geistlichkeit der Normandie zur Wahl in die Versammlung der Etats généraux. Hier zeigte er sich als Ultraroyalist und entschiedener Gegner aller Reformen. Er unterzeichnete alle Protestationen der Deputirten von der Rechten und hielt es deshalb nach Auflösung der konstituirenden Versammlung für gerathen, nach Deutschland zu emigriren. In Münster machte er die Bekanntschaft der Fürstin Galiczin. Später lebte er in Hamburg und verfaßte daselbst antirevolutionäre Flugschriften. In seinem „Antidote au congrès de Rastadt" (1798) eiferte er gegen die Unterhandlungen der konservativen Mächte mit der französischen Republik. Im Jahre 1800 veröffentlichte er „La Prusse et sa neutralité", worin er zu einem Kreuzzug gegen sein Vaterland aufforderte. Nachdem ihn sein Verwandter, der General Duroc, nach dem 18. Brumaire die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris verschafft hatte, wußte er sich bei dem ersten Konsul so einzuschmeicheln, daß er zum Almosenier ernannt wurde. Er assistirte 1804 bei der Krönung Napoleons I. zum Kaiser, bekam dann den Baronstitel u. eine Gratifikation von 40,000 Franken. Zum Bischof von Poitiers ernannt, begleitete er Napoleon nach Mailand, um daselbst bei seiner Krönung zum König von Italien mitzuwirken. Später begab er sich mit dem Kaiser nach Bayonne und arbeitete bei den Unterhandlungen, welche die Thronentsagung der spanischen Bourbons zur Folge hatten, so eifrig für das Interesse Napoleons, daß ihm dieser 1809 das Erzbisthum Mecheln verlieh. Im Jahre 1811 unterhandelte er im Auftrage des Kaisers mit dem Papste zu Savona; doch fiel das Resultat nicht zu Napoleons Zufriedenheit aus. P. begab sich deshalb in sein Erzbisthum, wo ihm aber die Geistlichkeit die Anerkennung verweigerte, weil er kein Einsetzungsbreve vom Papste aufweisen konnte. Im Vertrauen auf seine diplomatischen Fähigkeiten sandte ihn Napoleon, um sein Unternehmen gegen Rußland zu befördern, nach Warschau. P. erregte aber hier durch sein zweideutiges Benehmen die Unzufriedenheit der Polen, und als er nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs von 1812 nach Paris zurückkehrte, wurde er von Napoleon, der sehr über ihn aufgebracht war, in seine Diöcese ver-

wiesen. Als die Bourbons wieder in Paris eingezogen waren, begab sich auch P. dahin und trat als Anhänger derselben auf. In seinem „Récit historique sur la restauration de la royauté en France“ (Paris 1814) stellte er die Behauptung auf, daß seine Darstellung der Sachlage in Frankreich die Alliirten zu dem entschiedenen Verfahren gegen Napoleon und zur Wiedereinsetzung der Bourbons bewogen habe. Die Gunst Talleyrands bewirkte, daß P. von der provisorischen Regierung zum Kanzler der Ehrenlegion ernannt wurde. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in dieser Würde, welche er jedoch bald wieder verlor, da er sich durch sein Benehmen das Mißfallen des Königs zuzog. Er lebte alsdann auf seinen Gütern in der Auvergne, wo er auch während der hundert Tage blieb. Da ihm die zweite Restauration nicht die gewünschte Stellung am Hofe verschaffte, so gab er sein Anrecht auf das Erzbisthum Mecheln für eine Leibrente von 10,000 Franken auf und widmete sich fortan der Publicistik. Seine „Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie en 1812“ (Paris 1815, deutsch, Wien 1816) machte außerordentliches Aufsehen und wurde in neun Auflagen verbreitet. Im Jahre 1820 zog ihm die Schrift „De l'affaire de la loi des élections“ eine Anklage zu, aber nach kräftiger Vertheidigung erfolgte seine Freisprechung. Als Deputirter von Clermont stand er 1827 auf der Seite der Opposition; da er jedoch nicht nach Wunsch reussirte, so trat er am 14. April 1828 aus der Kammer aus. Nach der Julirevolution zeigte er sich als Anhänger der Dynastie Orleans. In Vergessenheit gerathen † er den 18. März 1844 auf dem Schlosse Vedrine. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch anzuführen: „Du congrès de Vienne“ (Paris 1815—16, 2 Bde., deutsch, Leipz. 1816, 2 Bde.); „Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne à Bayonne“ (Paris 1816, deutsch, Karlsruhe 1816); „Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique“ (Paris 1817, 2 Bde., deutsch, Hamburg 1818); „Des progrès du gouvernement représentatif en France“ (Par. 1817); „Les quatre concordats“ (das. 1819—20, 4 Bde.); „L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle“ (das. 1819); „Le congrès de Carlsbad“ (das. 1819—20, 2 Bde.); „De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794“ (das. 1820, deutsch, Altenb. 1821); „Parallèles de la puissance anglais et russe rélativement à l'Europe“ (Par. 1822, deutsch, Schmalkalden 1824); „Du jésuitisme ancien et moderne“ (Par. 1825).

Prae (lat.), vor, voraus; daher das P. haben, den Vorzug, den Vorrang haben.

Präadamiten (v. Lat.), im Allgemeinen alle Organismen der Urzeit, deren Reste sich als Petrefakten erhalten haben; im engern Sinne Bezeichnung des vermeintlich vor Adam od. vor der Alluvialzeit vorhanden gewesenen Menschengeschlechts. Vgl. Anthropolithen.

Praeambulum (lat.), Vorrede; in der Musik s. v. a. Präludium; langes Reden oder Schreiben über einen Gegenstand, ehe dieser selbst zur Sprache kommt, unnöthiges Geschwätz; davon präambuliren, mit Umschweifen sprechen od. schreiben, Mangel an Präcision.

Praeantecessor (lat.), der Vorgänger des Vorgängers im Amt.

Präbende (v. Lat.), s. v. a. Pfründe; dann von einer öffentlichen Anstalt, auch in der protestantischen Kirche, gewährte jährliche Einkünfte; auch s. v. a. Leibrente; daher Praebendarius, der eine Leibrente genießt.

Praecautio (lat.), s. v. a. Prophylaxis.

Präcedenz (v. Lat.), eigentlich Vorgehen, höherer Rang; daher Präcedenzstreit, Streit um denselben.

Präcedenzien (v. Lat., Praecedentia judicia), vorausgegangene Fälle oder Urtheile, die andern zur Norm dienen.

Praecentor (lat.), Vorsänger, Musikmeister; in Stiftern Titel desjenigen Domherrn, welcher das Vorsingen im Chore verrichtet.

Praecepta juris (lat.), die drei allgemeinen Regeln, auf welche die römischen Rechtsgelehrten alle Gesetze zurückführen. Sie sind: Honeste vive (beobachte die Pflichten gegen Gott, gegen dich und gegen Andere), Neminem laede (entziehe Andern nichts von ihrem Besitzthum) u. Suum cuique tribue (gib und thue Jedem das, was du ihm zu geben oder zu thun schuldig bist).

Praeceptor (lat.), Schul- oder Sprachlehrer; Hofmeister eines Zöglings; (Kinderlehrer) Titel der niedern Elementarlehrer auf kleinern Dorfschulen.

Präcession (v. Lat.), Vorrücken der Nachtgleichen (s. d.).

Praecessor (lat.), Vorgänger im Amt.

Praecinctus (lat.), das Zwerchfell.

Praecipitantia (sc. media, lat.), Fällungsmittel, s. Fällung; in der Medicin niederschlagende, Säure tilgende Mittel.

Präcipitat (v. Lat.), Niederschlag; dann specieller Name für einige durch Niederschlag oder Fällung erhaltene Quecksilberpräparate; gelber P., s. v. a. schwefelsaures, basisches Queksilberoxyd; weißer P., s. v. a. Quecksilberchloridammoniak.

Praecipitatio (lat.), Eile, Uebereilung; Fällung.

Praecipuum (lat.), bei einer Theilung der vornehmste oder auch der voraus wegzunehmende Theil, besonders das Recht des überlebenden Ehegatten, gewisse Fahrnißstücke ohne weitere Einrechnung aus der Erbmasse wegzunehmen. Ueber die Bedeutung des Wortes im Zollverein s. d.

Präcision (v. Lat.), die Genauigkeit, Bündigkeit und Kürze im Sprechen und Schreiben; auch Genauigkeit im musikalischen Vortrag.

Präcisismus (v. Lat.), der Grundsatz, in der Mäßigkeit nie weit genug gehen zu können, z. B. nie zu lachen, Essen und Trinken abzuwägen, wie es die Präcisisten in Holland im 17. Jahrhundert verlangten.

Praeclavium (lat.), bei den Römern das Streifchen an der Tunica neben dem Purpurstreifen.

Praeco (lat.), im alten Rom öffentlicher Ausrufer oder Herold (s. d.); daher Praeconium, das Amt eines solchen, auch mündliche Bekanntmachung; Lobeserhebung, Ausposaunung.

Praecordia (lat.), die Gegend um das

Herz; insbesondere die Magengegend oder Herzgrube, seitwärts bis zu den kurzen Rippen.

Praecox (lat.), frühzeitig; so Ingenium p., ein frühzeitig sich entwickelndes Genie oder Talent; in der botanischen Terminologie, früh im Jahre hervorkommend und sich entfaltend.

Praecursor (lat.), Vorläufer; s. v. a. Spion; Johannes der Täufer, als Vorgänger Jesu.

Praeda (lat.), Beute.

Prädamnation (v. Lat.), Vorherverdammung, nach der Prädestinationslehre die Vorherverurtheilung derjenigen Menschen, von denen Gott voraussah, daß sie böse seyn würden.

Prädestinatianer, die Anhänger der Prädestinationslehre, s. Prädestination.

Prädestination (v. Lat.), Vorausbestimmung, besonders im dogmatischen Sinne die Lehre von einem absoluten Dekret Gottes, wonach er Einige zum ewigen Heil, Andere zur ewigen Verdammniß bestimmt haben soll. Diese P. ward von Augustinus als nächste Konsequenz der Erbsündenlehre aufgestellt, in der lateinischen Kirche durch den aufkommenden Semipelagianismus zurückgedrängt und verworfen, aber von den Reformatoren im Widerspruch gegen die katholische Werkheiligkeit wieder hervorgezogen und durch Calvin, so weit dessen Einfluß reichte, in der reformirten Kirche in ihrer ganzen Strenge zur Gültigkeit erhoben. Die Calvinisten theilen sich in Supralapsarii (Antelapsarii), welche den Sündenfall selbst von Gott angeordnet seyn lassen, um durch Gnaden- und Zornwahl seine unbedingte Machtvollkommenheit zu beweisen, und Infralapsarii (Sublapsarii), welche erst in Bezug auf den vorausgesehenen Sündenfall u. dessen Folgen die Abwendung eben dieser Folgen für Einige, ihre Zulassung für Andere in Gott beschlossen seyn lassen. Die Infralapsarier drangen auf der Synode von Dortrecht 1618 gegen die Universalisten durch, von denen Einige in Uebereinstimmung nicht allein mit den Arminianern, sondern auch mit den lutherischen Symbolen eine Gnade, die Allen ohne Ausnahme bestimmt und angeboten sey (gratia absolute universalis), Andere aber behaupteten, Gott lasse, obwohl er wünsche, daß Alle selig würden, doch seine Gnade Denjenigen gar nicht anbieten, von denen er voraussehe, daß sie dieselbe verschmähen würden (gratia hypothetice universalis). Wiewohl aber auch Luther u. Melanchthon, Ersterer gegen Erasmus in der Schrift „De servo arbitrio“, Letzterer in der ersten Ausgabe der „Loci“, die strenge augustinische Prädestinationslehre vertheidigten, deren Stärke in ihrer systematischen Konsequenz liegt, so hat sich doch in der lutherischen Kirche die öffentliche Meinung gegen die unbedingte P. entschieden ausgesprochen, und in der Konkordienformel Artikel XI ward gegen Calvin die Lehre von einer allgemeinen, obwohl bedingten P. zur Seligkeit, welche nur durch das eigene Widerstreben des Menschen sich zur Verwerfung od. Reprobation verkehre, angenommen und damit die Meinung ausgesprochen, daß ideal jeder Mensch von Gott zur Seligkeit bestimmt sey und nur real sich durch seine eigene Schuld die Verdammniß zuziehe. Obwohl in der römisch-katholischen Kirche durch die Beschlüsse des tridentiner Koncils die ältere Kirchenlehre wieder aufgenommen ward, indem die Lehre durchging, daß der Mensch zwar durch die Gnade zur Bekehrung gerufen, doch sowohl bei dem Anfange seiner Besserung, wie bei deren Fortsetzung aus eigener Kraft mitwirken könne und müsse (gratia cooperans), um selig zu werden, so kam es doch auch hier über die Prädestinationslehre zu Streitigkeiten, nämlich zu den jansenistischen (s. Jansen) und molinistischen (s. Molina). Vergl. Gnade, Erbsünde, Arminianer, Reformirte Kirche.

Prädeterminismus, s. Determinismus.

Prädikabilien (v. Lat.), Eigenheiten, welche an einem Dinge unterschieden und von ihm ausgesagt (prädicirt) werden können; daher s. v. a. Kategorien zweiter Gattung oder abgeleitete Kategorien (Postprädikamente).

Prädikant (v. Lat.), überhaupt s. v. a. Prediger, besonders bei den Holländern, Mennoniten; katholische geringschätzende Bezeichnung der evangelischen Pfarrer, weil sie nicht die eigentliche Priesterweihe, sondern nur die Gabe zu predigen hätten.

Prädikantenorden, s. v. a. Dominikaner.

Prädikat (v. Lat.), Das, was von einem Subjekte ausgesagt wird, s. Urtheil und Schluß; s. v. a. Titel.

Praedium (lat.), Landgut.

Prämtion (v. Lat.), Vorkauf.

Präexistentianismus (v. Lat.), die Lehre, wonach die Seelen, gleich bei der Weltschöpfung von Gott erschaffen, sich je mit einem Fötus des menschlichen Körpers vereinigen sollen. Nach Plato und mehren Kirchenvätern halten sich die präexistirenden Seelen in dem Aether des Himmels auf und steigen theils freiwillig, theils zur Strafe in menschliche Körper herab. Entgegengesetzt ist dem P. der Kreatianismus und Traducianismus. Vgl. Seele.

Präexistenz (v. Lat.), das Seyn vor dem Seyn: Gottes vor der Welt; der Seele vor den Körpern; s. Präexistentianismus.

Präfabulation (v. Lat.), eine der Fabel vorausgehende Erklärung oder Nutzanwendung.

Praefatio (lat.), Vorrede; im Kirchenwesen die Kollekte der katholischen Messe.

Praefectus est N. N. (lat.), auf Büchertiteln: Die Vorrede schrieb N. N.

Praefectura, Bezeichnung derjenigen zum römischen Staatsverbande gehörigen Städte, welche keine eigenen Magistraten, namentlich keinen Oberrichter hatten, sondern einen Präfekten zum Rechtsprecher von Rom empfingen; dann seit Konstantin dem Großen Name der Generalstatthalterschaften des römischen Reichs, deren es vier gab: Illyricum, Orient, Italien u. Gallien, deren jede unter einem Praefectus praetorio stand und die zusammen 14 Diöcesen oder Vikariate, welche von Unterstatthaltern (vicarii), und 120 Provinzen zählten, welche von Prokonsuln, Korrektoren, Konsularen und Präsuln verwaltet wurden. Unter dem Praefectus praetorio Galliarum standen als Diöcesen das römische Britannien mit 5, Gallien mit 17, Spanien und ein Theil von Afrika mit 7 Provinzen; unter dem Praef. praet. Italiae die Diöcesen Italien (d. h. der oberhalb Rom gelegene Theil der Halbinsel) mit

7, Rom (mit Einschluß des übrigen Italiens) mit 10 und Afrika mit 6 Provinzen; unter dem Praef. praet. Illyrici die Diöcesen Illyrien mit 7, Dacien mit 5 und Macedonien mit 7 Provinzen; endlich unter dem Praef. praet. Orientis die Diöcesen Thracien mit 6, Pontus mit 11, Kleinasien mit 11, der übrige Orient mit 15 und Aegypten mit 6 Provinzen. Vgl. Rom (Gesch.)

Praefectus, im alten Rom allgemeine Bezeichnung eines Vorstehers, Aufsehers im Allgemeinen, welche durch Hinzufügung des Gegenstandes seiner amtlichen Thätigkeit näher bestimmt wird. Die wichtigste dieser Chargen waren: der P. schlechthin oder vollständig P. jura dicundo, ein Beamter, welcher von Rom aus in die Präfekturen (s. Praefectura) gesandt wurde, um Recht zu sprechen, auch Stellvertreter des Kaisers, wenn derselbe der Ehre halber in einem Municipium als Magistratus gewählt worden war, welche Stelle er natürlich selbst nicht bekleiden konnte; der P. aerarii, seit Trajan Staatsbeamter, welcher nicht bloß die Verwaltung des Aerars, sondern auch die Beitreibung der dem Schatze verfallenen Gelder und die Jurisdiktion in allen Aerarsachen besorgte; der P. annonae, außerordentlicher Getreidekommissär, welcher in Zeiten der Theuerung und Hungersnoth eingesetzt war und nicht bloß für die Zufuhr zu sorgen, sondern auch über die Getreidespenden und den ganzen Getreidehandel die Aufsicht zu führen hatte und besonders dem Getreidewucher entgegenwirken sollte; der P. classis, zur Zeit der Republik der Flottenbefehlshaber, Admiral, welcher in der Kaiserzeit zugleich die Aufsicht über die in den großen Kriegshäfen von Ravenna und Misenum stationirte Flotte führte und hier auch die Werften, Magazine &c. zu kontroliren hatte. Praefecti militares gab es in großer Anzahl; die wichtigsten sind: der P. alae oder alarum, auch P. equitum, Reiteranführer der Bundeshülfstruppen, welcher an die Flügel postirt zu werden pflegte; der P. castrorum, Legionsoffizier, welcher die Aufsicht über die Lagerverschanzungen, das gesammte Lagergeräthe, Feldgepäck und Fuhrwesen, auch über die Kriegsmaschinen und Feldärzte zu führen hatte der P. cohortium, der oberste Kohortenanführer der bundesgenössischen Hülfstruppen; der P. fabrorum oder opificum, Legionsoffizier, welcher im Range dem P. castrorum folgte und die Schanzgräber, Arbeitsleute und Kundschafter, vornehmlich auch den Waarenverkauf der Marketender und die Troßknechte zu beaufsichtigen hatte; der P. legionis, in den spätern Zeiten Stellvertreter des Legaten, der die Losung im täglichen Dienste, die Befehle zum Aufbruch gab, die Kriegszucht handhabte und Waffen und Rüstzeug, Pferde, Proviant und Soldwesen beaufsichtigte; wichtig war aber vor allen der P. praetorio, ursprünglich der von Augustus eingesetzte Befehlshaber der prätorianischen Kohorten, welcher unter den folgenden Kaisern als Oberbefehlshaber der zu einem stehenden Corps vereinigten Prätorianer und als der zu einer sehr bedeutenden Macht gelangte erste Würdenträger des Reichs oft die Rolle eines Großwessirs spielte. Der ursprünglichen Bestimmung nach sollten stets zwei solche Präfekten neben einander da seyn, damit nicht einer zu viel Macht an sich reiße. Unter Tiberius aber gebot nur einer, nach diesem Kaiser wieder zwei, seit Commodus zuweilen drei und seit Konstantin regelmäßig vier, zwei im östlichen, zwei im westlichen Reiche. Was die Gewalt und Amtsbefugniß des P. praetorio anlangt, so stand derselbe anfangs dem P. urbis nach, da er nur die Leibwache befehligt . in dieser Stellung zunächst für die Sicherheit des Kaisers zu wachen hatte. Dann erhielt er die oberste Leitung des ganzen Militärwesens mit der obersten militärischen Jurisdiktion; später übte er auch die Civiljurisdiktion und die Kriminaljustiz aus, und seit Konstantin erscheint er in beider Beziehung als Stellvertreter des Kaisers, indem er wie dieser das Recht über Leben und Tod hatte und mit seinem Konsilium das oberste Gericht des Reichs bildete, dessen Entscheidung keiner weitern Appellation unterstellt werden durfte. Weil aber später die Justiz der Hauptgegenstand der amtlichen Thätigkeit des P. praetorio war, so wurden nicht mehr Männer des Kriegs, sondern des Rechts zu dieser hohen Stelle befördert, z.B. Ulpianus, Papinianus, Paullus u. A. Antheil an der Legislation hatte der P. in sofern, als er die kaiserlichen Gesetze promulgirte und Reskripte erließ, welche beinahe Gesetzeskraft hatten. Unter Konstantin verloren diese Würdenträger zwar die Militärgewalt, erhielten aber die ausgebreitetste Civilgewalt, indem sie in den großen Präfekturen (s. Praefectura) als Stellvertreter der Kaiser schalteten und walteten. Die Ernennung des P. hing von Anfang an nur von dem Kaiser ab, jedoch beachtete er zuweilen die Wünsche des Senats und besonders der Prätorianer. Eigentlich sollte das Amt eines P. lebenslänglich dauern, aber die Kaiser wichen von diesem Grundsatze stets ab und wechselten mit der Verleihung desselben fast von Jahr zu Jahr. Der P. praetorio gehörte zur ersten Rangklasse der Illustres und hatte Ehrenprädikate, wie auctoritas, celsitudo, excellentia, sublimitas, magnitudo u. dergl. Der P. urbis, zur Zeit der Könige und der Republik Stellvertreter des Königs oder des Konsuls während dessen Abwesenheit, ward durch Augustus eine ganz neu geschaffene Würde. Nach Verlegung der Residenz nach Konstantinopel ward auch hier ein P. urbis eingesetzt. Anfangs höher stehend, als der P. praetorio, ward er bald von diesem überflügelt. Doch hatte er auch da noch einen bedeutenden Wirkungskreis, nämlich die höchste Civilgewalt in der Hauptstadt und die Aufsicht über alle städtischen Behörden, also ungefähr die Stellung eines heutigen Justiz- und Polizeiministers. Er hatte die oberste Leitung der Polizei, namentlich die Aufsicht über die Marktpolizei, über die Wechsler, die Zufuhr, die öffentlichen Werke und Gebäude, wie Kloaken, Wasserleitungen, Bäder u. dergl., auch über die Spiele, Zünfte und Schulen, wobei ihn seit Alexander Severus 14 Curatores urbis unterstützten. Seine Jurisdiktion erstreckte sich über die Stadt u. über deren Umkreis bis 100 Meilen, welcher in 4 Regiones suburbicariae zerfiel. Er konnte alle Strafen verhängen, auch die kapitalen, wie Tod, Deportation &c. Als Appellationsrichter nahm er die Berufungen von dem Prätor, Präfekten des Getreides u. anderen Behörden der Stadt an; doch war nach seiner

Entscheidung eine Appellation an den Kaiser selbst gestattet. Seine Ernennung geschah ebenfalls unmittelbar durch den Kaiser, und zwar wurden nur Senatoren, in der Regel Konsularen dazu genommen. Auch mit der Verleihung dieses dem Grundsatze nach auf Lebensdauer übertragenen Amts wechselten despotische Kaiser nach Willkür, und es kam so dahin, daß später jährlich neue Praefecti urbis ernannt wurden. Auch sie gehörten zur Rangklasse der Illustres und führten die Ehrenprädikate amicus principis, auctoritas, magnificentia, eminentia u. dgl. Der P. vigilum war eine von Augustus gestiftete militärische Charge, Befehlshaber der zur Bewachung der Stadt gestellten Soldaten, welche aus 7 Kohorten, meist freigelassener Sklaven, bestanden. Mit der Erhaltung der nächtlichen Ruhe in der Stadt, Verhütung von Feuersgefahr u. dergl. beauftragt, übte er über Diebe, Brandstifter und Alle, welche die Ruhe störten, eine Art von Jurisdiktion aus.

Präfekt (v. Lat.), in Frankreich der einem Departement vorstehende oberste Beamte, dem die Verwaltung und Polizei obliegt, nicht aber die Funktion eines Richters (s. *Frankreich*); daher *Präfektur*, die Stelle des Präfekten, der Bezirk, über den er gesetzt ist, das Gebäude, in dem er wohnt, und das Bureau, wo er arbeitet.

Praefixa (lat.), Buchstaben, die als Präpositionen, Konjunktionen oder Pronomina hebräischen Wörtern vorn angesetzt werden, im Gegensatze der Suffixa, die am Ende angehängt werden.

Praefoliatio (lat.), die Blattlage in der Knospe, die Art, wie die Blätter in der Knospe vor ihrem Ausschlagen gestellt und zusammengefaltet sind.

Präformation (v. Lat.), Vorausbildung noch im Keime, besonders das von Einigen hypothetisch angenommene Entwickeltseyn eines künftigen Wesens im weiblichen Körper, das durch die Befruchtung zur Entwickelung angeregt werde; s. *Zeugung* (Befruchtung).

Praeformativa (lat.), Buchstaben, welche zur Bestimmung der Zeit- und Personalformen hebräischen Zeitwörtern vorgesetzt werden; die am Ende angehängten heißen Afformativa.

Prägen, s. *Münzwesen*.

Prägeschatz, s. *Münzwesen*.

Prägnant (v. Lat.), schwanger, strotzend, fruchtbar; daher *prägnante Rede*, solche, welche mehr Gedanken im Hintergrunde enthüllt, als sie unmittelbar ausdrückt.

Prägnation (v. Lat.), Schwängerung, Schwangerschaft.

Praegustator (lat.), bei den Römern Diener, welcher die aufgetragenen Speisen und Getränke vorher kosten mußte, theils um sich von deren Wohlgeschmack zu überzeugen, theils um zu beweisen, daß sie nicht vergiftet seyen.

Praejudicium (lat.), im Allgemeinen Urtheil, welches einer nachfolgenden Entscheidung als Norm dienen kann, und zwar in dreifacher Beziehung: als Exemplum von früheren Entscheidungen in ähnlichen Rechtsfällen, als Entscheidung in einer Sache, von welcher andere Urtheile in derselben Sache abhängig sind, als Sentenz über eine Sache, welche nochmals zur Beurtheilung kommt. Das davon gebildete Wort *Präjudiz*, eigentlich Vorurtheil, vorgefaßte Meinung, bedeutet außerdem einen Rechtsnachtheil, welcher aus der Nichtbefolgung eines richterlichen Dekrets u. der Nichteinhaltung einer vorgeschriebenen Frist erwächst, daher auch Nachtheil einer Handlung überhaupt.

Präklusion (v. Lat.), der Ausschluß einer Partei in Rechtssachen von gewissen Rechten und Handlungen, die ihr innerhalb bestimmter Fristen vorzunehmen vom Gericht auferlegt war. Die Prozesse würden niemals beendigt werden können, bliebe es den Parteien überlassen, ihren Obliegenheiten nach Willkür nachzukommen. Deshalb werden ihnen vom Gericht bestimmte Fristen (*präklusivische Fristen*) gesetzt und zugleich der Rechtsnachtheil angedroht, in den sie dann wirklich verfallen, wenn sie die Fristen fruchtlos verstreichen lassen (sub poena praeclusi s. praeclusionis). Im Konkurse ist das *Präklusionsdekret* dasjenige, welches nach dem Liquidationstermine vom Konkursgerichte ertheilt wird und alle diejenigen Gläubiger, welche sich in dem Liquidationstermin nicht angemeldet haben, von der Konkursmasse ausschließt.

Präkonisation (v. Lat.), die Erklärung des Papstes, daß ein zum Bischof Vorgeschlagener dieses Amtes würdig sey.

Prälat (v. lat. praeferre), in der katholischen Kirche hoher Geistlicher, der zugleich eine Jurisdiktion übt, also Papst, Patriarch, Erzbischof, Bischof, Kardinal, Legat, Ordensgeneral, Abt und Prior eines Klosters. *Assistirende P.en* sind diejenigen Geistlichen, die, ohne Kardinäle zu seyn, dem Papste beim Messelesen ministriren. In der protestantischen Kirche führen diesen Titel geistliche Würdenträger in England, Schweden und Dänemark; in Deutschland die obersten Stiftsherren und mitunter, wie in Sachsen, die ständischen Abgeordneten der Universitäten, sowie in evangelischen Hochstiftern der Propst, Dechant und Senior.

Präliminar (v. Lat.), vorläufig, vorgängig, daher *Präliminarien*, die vorläufigen Berathschlagungen und Verhandlungen, die eine spätere Definitivverhandlung einleiten. *Präliminationspunkte* oder *Präliminarartikel* sind die einzelnen, in diesen Vorverhandlungen namhaft gemachten Gegenstände, die in der Schlußverhandlung entschieden werden sollen; *Friedenspräliminarien* sind die vorläufigen Hauptpunkte des künftigen Friedensvertrags, nicht zu verwechseln mit dem *Präliminarfrieden*, einem vorläufigen Frieden, der noch der Zustimmung dritter dabei interessirter Mächte bedarf. *Präliminarkonvention* ist ein vorläufiges Uebereinkommen über eine besondere Forderung, von welchem der eine Theil die Friedenspräliminarien abhängig macht.

Praeloquium (lat.), Vorrede, Einleitung.

Praeludium (lat.), Vorgeld, Vorgewinn, s. v. a. Lehngeld, Laudemium. In der Musik bezeichnet man mit P., *Vorspiel*, im Allgemeinen jede Einleitung zu irgend einem Tonstücke, speciell jene längeren oder kürzeren Orgelsätze, womit während des Gottesdienstes die verschiedenen kirchlichen Funktionen vorbereitet werden. Bei dem protestantischen

Kultus gehört es zu den ersten Pflichten eines wohlbewanderten Organisten, der Gemeinde durch ein zweckmäßig entsprechendes Vorspiel die Melodie des jedesmaligen Chorals anzugeben, welches sofort auch immer analog dem Charakter des Liedes, also gemäß der vorherrschenden Empfindung, bald feierlich, bald klagend, bald kräftig erhebend, bald demüthig fromm, jedenfalls aber in einem ernsten, würdevollen, von allem weltlichen Schmucke entkleideten Style gehalten seyn soll. In der katholischen Kirche wird eben sowohl zum Introitus der gesungenen Messe, als vor jedem einzelnen Hauptsatze derselben, auch zwischen der Wandlung und der Kommunion präludirt; ein geschickter Orgelspieler nimmt gewöhnlich das Schlußthema auf und führt dasselbe kontrapunktisch, zur nächstfolgenden Tonart modulirend, so lange durch, bis der Priester am Altare die vorgeschriebenen Ceremonien beendigt hat. Muster brauchbarer Vor- und Nachspiele jeder Art haben die besten Meister, namentlich Kittel, Umbreit, Vierling, Rink, Schneider, Hesse, Köhler u. A. in reichlicher Anzahl geliefert.

Prämaturität (v. Lat.), vorzeitige Reife, Nothreife; Voreiligkeit.

Prämeliren (v. Franz.), wenn mit 2 Karten gespielt wird, das Vormischen der einen für das folgende Spiel.

Prämie (v. lat. praemium), Belohnung, besonders in wissenschaftlichen u. Kunstwettstreiten und in Schulen für fleißige Schüler; in Lotterien s. v. a. Nebengewinn, der einem Loose wegen der Ordnung, in der seine Nummer gezogen wird, z. B. vor oder nach einem großen Gewinn, zu Anfang oder zu Ende der Ziehung, zufällt. Im Handel kommen P.n vorzüglich beim Assekuranz- und Bodmereiwesen vor. Unter Assekuranzprämien versteht man diejenige Vergütung, welche der Versicherte an den Assekuradeur für die Uebernahme der Assekuranz entrichtet und die deshalb zu den wesentlichsten Bestandtheilen des Assekuranzkontrakts gehört. Der Betrag derselben hängt einzig und allein von der Uebereinkunft der Kontrahenten ab, denn selbst wo sich ein Marktpreis dafür gebildet hat (laufende P.), ist dieser nicht bindend. Bodmereiprämien sind die Zinsen, welche sich ein Darleiher auf Bodmerei (s. d.) stipulirt und die mehr oder weniger den in andern Verhältnissen erlaubten Zinsfuß übersteigen, je nach der Größe der Gefahr, welche der Darleiher übernimmt. Auch ihre Größe ist an keine Grenze gebunden und hängt lediglich von den Bestimmungen des desfallsigen Vertrags ab. Im Buchhandel ist P. eine den Subskribenten auf ein, besonders fortlaufendes Werk zu Theil werdende Gratiszugabe, gewöhnlich aus einem artistischen Werke bestehend.

Prämienhandel, Handel, wobei man sich vorbehält, den Kauf wieder zurückgehen lassen zu können, dafür aber gewisse Procente des Kaufpreises sogleich als Unterpfand (Prämie) bezahlt.

Prämienscheine, die Obligationen einiger Anleihen, womit Verloosungen von Gewinnsten verbunden sind, s. Staatsanleihen.

Prämisse (v. Lat.), Vordersatz eines Schlusses (s. Schluß).

Praemissis praemittendis (lat.), vorausgeschickt, was vorausgeschickt werden muß, in Briefen 2c. statt der Anrede; abgekürzt P. P.

Praemisso titulo (lat.), mit Voraussetzung des Titels.

Prämonstratenserorden, geistlicher Orden, welcher 1120 im Bisthum Laon in Frankreich gegründet wurde. Der Stifter desselben war Norbert, ein Chorherr aus Xanten am Niederrhein, welcher 1127 Erzbischof von Magdeburg und heilig gesprochen ward. Früher als Kaplan Heinrichs V. in angenehmen Verhältnissen lebend, beschloß er plötzlich, als Bußprediger aufzutreten. Auf einer Wiese im Walde von Coucy, die ihm, wie er vorgab, vom Himmel bezeichnet worden war (pré montré, pratum monstratum, d. i. gezeigte Wiese, woraus sich der Name des Ordens erklärt), unterwies Norbert seine ersten Anhänger in der verschärften Regel des heiligen Augustin. Die Ordenstracht bestand in einem weißen Rock mit Skapulier und einem weißen Hute. Bald zählte der neue Orden sehr viele Mitglieder, und es wurden auch Nonnenklöster nach seinem Ritus errichtet. Das Kloster Prémontré bei Coucy war das Stammkloster und der Abt desselben war Ordensgeneral. Aus ihm und noch drei andern Aebten von französischen Prämonstratenserklöstern bestand der hohe Rath der Ordensväter. Ehe die Reformation aufräumte, gab es beinahe 2000 Prämonstratenserklöster, worunter sich 500 Nonnenklöster befanden. Außer Frankreich hatte sich der Orden besonders in den germanischen Ländern ausgebreitet. Die Reformation verringerte aber die Zahl seiner Klöster um mehr als die Hälfte. Um den Orden, dessen Disciplin sehr gesunken war, wieder zu heben, vereinbarten sich die spanischen Mitglieder desselben 1573 zu einer noch schärferen Regel, ohne sich jedoch von den Klöstern, welche der früheren Observanz treu blieben, loszutrennen. Im Jahre 1630 stellten neue Statuten für alle Klöster des Ordens die volle Gemeinschaft wieder her. Im Laufe des 18. Jahrhunderts gingen in Frankreich die weiblichen Prämonstratenserklöster ganz ein, während die Zahl der männlichen auf 42 herabsank. Gegenwärtig hat der Orden nur noch in Polen und Oesterreich einige Klöster. Eines der am besten ausgestatteten befindet sich in Prag, das Kloster Strahof, welches eine reiche Bibliothek und ein Museum hat.

Präneste, eine der ältesten Städte Latiums, früher Polystephane oder Stephane genannt, lag 20 Millien südöstlich von Rom, von wo aus eine eigene Straße, die Via Praenestina, nach ihr hinführte, auf und an einem schroffen Felsen (Praenestini montes), und war latinische Bundesstadt, auch Freistätte für entflohene und vertriebene Römer, mit einem ansehnlichen Gebiete. Durch ihre natürliche Lage und feste Mauern war sie eine Hauptfestung und erfuhr als solche wiederholte Belagerungen. Bei den inneren Zwistigkeiten in Rom zog sich öfters die unterliegende Partei hierher zurück, so der jüngere Marius vor Sulla. Dieser aber eroberte die Stadt, gab sie der Plünderung Preis und ließ den größten Theil ihrer Bewohner niedermachen. Sie war römische Kolonie, hatte einen berühmten und reichen

Tempel der Fortuna mit einem Orakel, Sortes Praenestinae genannt, einen andern der Juno, daher beide Göttinnen den Beinamen Pränestina führen, u. einen dritten, das sogenannte Serapeum, ein Heiligthum des Pluto Serapis. Ihre Umgegend lieferte treffliche Nüsse, Mandeln und schöne Rosen. Jetzt Palestrina mit Mauerüberresten und andern Alterthümern.

Praenomen (lat.), s. Name.

Pränotation (v. Lat.), eine vor der zu erwartenden Untersuchung gemachte Anmerkung, z. B. ein Verzeichniß der Gläubiger vor dem Konkursprozeß.

Pränumeration (v. Lat.), Vorausbezahlung, Vertragsbedingung, nach welcher für eine zu erhaltende Leistung eine Verbindlichkeit zum Voraus erfüllt wird, kann bei verschiedenen Geschäften vorkommen, z. B. bei Miethsverträgen, beim Handel, ist aber beim Buchhandel am gebräuchlichsten, um bei Unternehmungen sich hinsichtlich der Deckung der Kosten sicher zu stellen. In der Regel genießen die Pränumeranten den Vorzug eines geringeren Preises vor den spätern Käufern. Verschieden von der P. ist die Subskription.

Präparand (v. Lat.), Vorbereitungsschüler. Präparandenanstalten sind solche Anstalten, in denen Individuen, welche Schullehrerseminarien besuchen wollen, die hierzu nöthige Vorbildung empfangen. Dergleichen Anstalten sind entweder mit den Seminarien verbunden, oder Privatanstalten.

Präparation (v. Lat.), Vorbereitung für einen bestimmten Zweck, besonders auf eine Lehrstunde; auch Vorbereitung der Konfirmanden.

Präpariren (v. Lat.), anatomische Präparate darstellen; dann chemische od. pharmaceutische Zubereitungen anfertigen; daher Präparat, das Produkt dieser Anfertigung.

Praepetes (sc. aves, lat.), die durch ihren Flug Glück oder Unglück weissagenden Vögel. Die sehr hoch fliegenden (besonders Adler, Habicht, Geier, Krähe, Rabe, Eule, Schwalbe) hießen P. superiores, die sehr niedrig fliegenden P. inferiores.

Präponderanz (v. Lat.), Uebergewicht, durch Schwere, geistige oder körperliche Kraft ꝛc. Daher präponderirende Mächte, diejenigen Staaten, die vermöge ihrer Macht in politischen Angelegenheiten durch ihre Entscheidung den Ausschlag geben.

Präposition (v. Lat.), deutsch Vorwort (weil dergleichen Wörter in der Regel vor dem von ihnen regierten Worte zu stehen pflegen) oder Verhältnißwort, inflexibler Redetheil, welcher das Raumverhältniß, in welchem eine Thätigkeit zu einem Seyn steht, nämlich den Ort und die Richtung bezeichnet, nicht selten aber auch nichträumliche Verhältnisse auf räumliche Weise ausdrückt, nämlich das Zeitverhältniß, z. B. im Sommer, auf dem Wege; das kausale Verhältniß, z. B. vor Furcht, durch Hitze; die Weise, z. B. mit Begierde, in Geduld; das Verhältniß eines den Begriff des Prädikats ergänzenden Objekts, z. B. vertraue auf Gott, um eine Gabe bitten; die attributive Beziehung eines Seyns zu einem andern Seyn, z. B. der König von England, der Garten an dem Hause. Alle P.en regieren bestimmte Casus von Substantiven od. Substantivpronomen, und zwar wird im Deutschen die Richtung woher und der Ort (wo) im Allgemeinen durch den Dativ, die Richtung wohin aber durch den Akkusativ bezeichnet; manche P.en regieren aber, je nachdem sie den Ort allein, oder zugleich die Richtung wohin bezeichnen, bald den Dativ, bald den Akkusativ, so: an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor u. zwischen. Nur nach und zu regieren, auch wenn sie die Richtung wohin bezeichnen, den Dativ. Diejenigen P.en, welche eigentlich und ursprünglich Substantiven und Adverbien sind, aber nur noch Orts-, Zeit- od. kausale Beziehungen ausdrücken, kann man von den übrigen als uneigentliche P.en unterscheiden. Es gehören zu diesen im Deutschen die zu P.en gewordenen Substantiven: statt, halben, oberhalb, unterhalb, innerhalb, außerhalb, diesseits, jenseits, kraft, vermöge, längs, laut, trotz, wegen, um-willen, zufolge, alle den Genitiv regierend, trotz u. längs auch mit dem Dativ, wie zufolge, wenn es dem Substantiv nachfolgt; die zu P.en gewordenen Adverbien: binnen, neben, nebst, sammt, entlang, nächst, zwischen, unweit, während, ungeachtet, vermittelst, seit, gemäß, sonder, ohne. Nur ein Theil dieser uneigentlichen P.en drücken räumliche Verhältnisse aus, die anderen meist Beziehungsverhältnisse, und zwar bestimmen sie diese näher, als die eigentlichen P.en.

Praepositus (lat.), in Rom Vorsteher, Aufseher u. dergl. im öffentlichen wie im häuslichen Leben, später officieller Titel mancher Bediensteten und Beamten des kaiserlichen Hofs.

Präposterität (v. Lat.), verkehrte Ordnung, besonders wenn man durch Verkehren der Buchstaben aus einem Worte ein anderes macht, z. B. aus Amor Roma.

Präpotenz (v. Lat.), Uebermacht.

Praeputium (lat.), Vorhaut: P. clitoridis, des Kitzlers; P. penis, der Ruthe.

Prärogativ (v. Lat.), Vorzug.

Praes (lat.), öffentlicher Bürge im Gegensatze zu Vas (s. d.).

Praesagium (lat.), Vorhersagung, besonders s. v. a. Prognose.

Präscienz (v. Lat.), Vorherwissen, s. Allwissenheit.

Praescriptio (lat.), Verjährung.

Praesens (lat.), die gegenwärtige Zeitform in der Konjugation der Zeitwörter, s. Tempus.

Praesentalis (lat.), in Rom kaiserlicher Beamter, der die Aufsicht über die Posten hatte, besonders darüber wachte, daß Niemand ohne kaiserliche Erlaubniß die Postpferde gebrauchte.

Präsentationsrecht, Berechtigung einer Gemeinde, einer Korporation oder eines Gutsherrn, zur Besetzung eines Amtes (z. B. einer Pfarre) einen oder mehre Kandidaten der betreffenden Behörde zur Bestätigung, resp. zur Auswahl vorzuschlagen; dasselbe geschieht durch Präsentationsschreiben.

Praesentatum (lat.), der Tag des Einlaufens eines Schreibens, den man nach der Abbreviatur Praes. darauf zu bemerken pflegt.

Praesentes (lat.), in Stiftern die Kanoniker, die im Stifte sind, im Gegensatz zu den Absentes.

Präsentiren (v. Lat.), im Allgemeinen darstellen, zeigen, darreichen, anbieten, besonders

einen Wechsel (s. d.); das Gewehr p., es senkrecht mit beiden Händen vor sich halten, als wenn man es Demjenigen, dem zu Ehren es geschieht, übergeben wollte.

Präsenz (Präsenzgeld, v. Lat.), Geld, welches nur die bei einem Gottesdienste wirklich mitwirkenden Geistlichen erhalten; Kirchenschatz.

Präsepien (v. Lat.), in katholischen Ländern die Darstellungen der Geburt Christi zur Adventszeit.

Praeservatio (lat.), Verhütung, Vorbauung, prophylaktisches, schützendes Verfahren; s. Prophylaris.

Präservativmittel, Arzneimittel, welche zur Verhütung einer Krankheit dienen.

Praeses (lat.), in Rom im Allgemeinen s. v. a. Provinzialstatthalter, im engern Sinne aber amtlicher Titel der niedrigsten Klasse der Statthalter, welche nach den Prokonsuln, Konsularen u. Korrektoren genannt werden; bei Studentenkommersen der Vorsitzende, der den Kommers leitet und zugleich vorsingt.

Präsident (v. Lat.), Vorsitzender einer kollegialisch eingerichteten Behörde, welcher deren Geschäfte zu leiten hat und bei stark besetzten Kollegien einen Vicepräsidenten zu seiner Unterstützung neben sich hat; dann Vorsitzender einer ständischen Kammer, welcher die Leitung der Geschäfte hat und die Kammer nach außen vertritt, meist von der Kammer gewählt, bisweilen jedoch auch vom Monarchen, gewöhnlich aus einer ihn von der Kammer vorgelegten Kandidatenliste, ernannt wird; in republikanischen Staaten gewöhnlich das auf eine bestimmte Zeit gewählte u. verantwortliche Staatsoberhaupt.

Präsidialgesandter, in der deutschen Bundesversammlung der den Vorsitz über dieselbe führende Gesandte, gesetzlich immer der österreichische.

Praesidium (lat.), Vorsitz in Kollegien oder auch bei Disputationen; Hülfsmittel, Schutz; mit Truppen besetzter Ort, Garnison.

Prästabilirte Harmonie (Prästabilismus, Harmonia praestabilita), bei Leibnitz die Hypothese, daß Gott als die unendliche Monas alle endlichen Monaden, aus denen die Erscheinungswelt zusammengesetzt ist, zu einer durchaus harmonischen Reihe von Veränderungen von Ewigkeit her voraus bestimmt habe, worauf insbesondere auch die Verbindung von Geist und Körper zurückgeführt werden müsse. Vgl. Sigwart, Die leibnitzische Lehre von der p. n H. in ihrem Zusammenhange mit den früheren Philosophemen, Tübingen 1822.

Praestanda (lat.), was überhaupt zu leisten ist, daher P. prästiren, eine Obliegenheit, besonders auch die eheliche Pflicht erfüllen.

Praestatio (lat.), Leistung einer Obliegenheit.

Praestigiator (lat.), Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer u. dergl.; daher Prästigien, Gaukeleien, Blendwerk.

Präsumtion (v. Lat.), Voraussetzung, Annahme von etwas Unbekanntem oder Zukünftigem aus bloßen Gründen der Wahrscheinlichkeit. Daher präsumtiv, was wahrscheinlich oder unter gewissen, vorausgesetzten Bedingungen eintreten wird, wie ein präsumtiver Thronerbe. P. von sich selbst, s. v. a. Eigendünkel.

Prätendent (v. Lat.), Jeder, der auf Etwas Anspruch erhebt; insbesondere ein Prinz, welcher Erbansprüche auf einen vorenthaltenen Thron geltend zu machen sucht; namentlich Bezeichnung des ältesten Mitglieds aus dem Hause Stuart (s. d.), von der Entsetzung Jakobs II. bis zum Erlöschen des Mannsstammes dieses Hauses (der letzte P. war der Kardinal York, † 1788).

Prätension (v. Lat.), Anspruch, besonders ein widerrechtlicher oder übertriebener; daher prätentiös, anmaßend.

Praetenturae (lat.), unter den römischen Kaisern Grenzwachen der Provinzen, zum Schutz gegen plötzliche feindliche Einfälle.

Praeteritio (lat.), rhetorische Figur, wo man sagt, man wolle Etwas nicht erwähnen, dabei aber eben, und zwar nachdrücklich davon spricht; im Rechtswesen s. v. a. Enterbung.

Praeteritum (lat.), bei den Zeitwörtern die Formen für die Vergangenheit (Imperfectum, Perfectum [oft auch vorzugsweise P.] und Plusquamperfectum, im Griechischen noch der 2fache Aoristus), s. Tempus.

Prätext (v. Lat.), Vorwand, Beschönigung, Ausrede.

Prätexta, s. Toga.

Praetextata Fabula, historisch-dialogisirtes Gedicht ohne Einheit der Zeit u. des Orts, nach Andern Tragödie, deren Hauptperson an ihrem Kleide die Prätexta, den Ehrenstreif als Zeichen amtlicher Würde, trug. Von den Prätextaten des Pacuvius, Attius Balbus, Cassius Parmensis Maternus ist außer sehr spärlichen Fragmenten nichts auf uns gekommen, und aus der allein übrigen „Octavia“, angeblich von Seneca, können wir uns hinsichtlich der verlornen kein richtiges Bild machen.

Praetor (lat.), in Rom anfangs allgemeiner Titel höherer Magistratspersonen, besonders der Konsuln und Diktatoren, dann seit 367 v. Chr. specieller Titel des Oberrichters. Ursprünglich gab es nur einen P., bis im ersten punischen Kriege (247 v. Chr.) ein zweiter hinzukam, weil sich die richterlichen Geschäfte bedeutend vermehrt und der Zusammenfluß der Fremden in Rom sehr zugenommen hatte. Der erste P., welcher die Jurisdiktion über die römischen Bürger (jurisdictio inter cives oder urbana) hatte, hieß P. urbanus od. urbis, der andere, welcher in Streitigkeiten der Fremden unter einander und Fremder mit römischen Bürgern entschied, hatte früher keine besondere Bezeichnung und ward erst in der Kaiserzeit schlechthin P. peregrinus genannt. Nach der Eroberung Siciliens und Sardiniens (etwa 227 v. Chr.) ward die Zahl der Prätoren auf 4 vermehrt, wovon 2 Statthalter der beiden Provinzen wurden. Die weiteren Eroberungen führten eine nochmalige Vermehrung der Prätoren auf 6 herbei (197 v. Chr.), und in Folge der Lex Baebia ward eine alternirende Wahl von 4 u. 6 Prätoren angeordnet, damit zwei derselben allemal 2 Jahre lang Statthalter bleiben konnten. Nach Einführung der für gewisse Vergehen ständigen Gerichtshöfe (Quaestiones perpetuae) erhielten die Prätoren den Vorsitz dabei u. konnten nun erst nach einjähriger amt-

licher Funktion in Rom eine Statthalterschaft verwalten. Sulla vermehrte mit den genannten **Quaestiones** auch die Prätoren auf 8, und noch weiter ging Cäsar, indem er nach Gutdünken 10, 14 u. sogar 16 Prätoren wählen ließ. Unter Augustus dauerte diese Ungleichheit fort; Tiberius ernannte 15 Prätoren, u. seine Nachfolger stiegen bis 18, bei welcher Zahl es dann geraume Zeit geblieben zu seyn scheint. Später ward die Zahl der Prätoren wieder bedeutend vermindert; wenigstens gab es unter Konstantin nur 2 derselben, unter Constantius aber wieder 3 und 5, unter Valens 4, unter Theodosius 8. Später waren es wieder nur 3, welche Zahl auch Justinian beibehielt. In Rom hörte die Prätur mit dem Sturz des weströmischen Reichs auf, in Konstantinopel bestand sie noch längere Zeit fort. Die ursprüngliche Bestimmung beider Prätoren war die Civiljurisdiktion, vermöge deren sie die vor ihr Forum gebrachten Sachen entweder selbst entschieden, oder Richter dazu ernannten, welche nach der ihnen gegebenen Instruktion entschieden. Nur in der höchsten Noth zogen beide Prätoren in den Krieg; sonst aber durfte der städtische P. nicht länger als 10 Tage von Rom abwesend seyn und übernahm in Abwesenheit des zweiten dessen Funktionen. Sodann war der P., und zwar der Stadtprätor und in dessen Behinderung der Fremdenprätor, Stellvertreter der Konsuln und sorgte als solcher für das Wohl der Stadt, berief den Senat und trug darin vor, unterhandelte mit Gesandten und führte dieselben in den Senat. Ferner hob er im Auftrag der Konsuln Truppen aus, berief die Centuriatkomitien und führte wohl auch den Vorsitz dabei, sowie bei den Tributkomitien, jedoch alles dies nur nach ihm durch den Konsul oder durch ein Plebiscit gewordenem Auftrag. Endlich lag ihm noch die Feier der **Ludi Apollinares** und **votivi** zur Besorgung ob. In der Kaiserzeit bestand die Prätur zwar fort, aber, wie die meisten altrepublikanischen Aemter, nur als Schatten ihrer frühern Bedeutsamkeit. Die Prätoren wurden jetzt mit besondern Zweigen der Justiz betraut. Auch hörten sie auf, Stellvertreter der Konsuln zu seyn, und mit den Quästionen erlosch endlich auch ihre Kriminaljurisdiktion, so daß ihre vornehmste amtliche Funktion zuletzt nur noch die Besorgung der Spiele war. Anfangs war zur Bekleidung der Prätur patricische Geburt unerläßlich. Allein schon 337 v. Chr. gelangte ein Plebejer, Q. Publilius Philo, zu diesem Amte. Das gesetzliche Alter war 40 Jahre. Die Wahl der Prätoren erfolgte in den Centuriatkomitien unmittelbar nach der Wahl der Konsuln, entweder noch an demselben Tage, oder wenige Tage nachher. Seit Tiberius aber wählte der Senat unter den vom Kaiser dazu vorgeschlagenen Kandidaten senatorischen Standes, u. der Wahlakt sank bald zur leeren Formalität herab. Ihr Amt traten die Prätoren zugleich mit den Konsuln an, später also regelmäßig an den Kalenden des Januar, und dankten am Ende des Jahres ab. Die Insignien des Prätoramtes waren die **Toga praetexta**, Liktoren und Fasces.

Prätorianer (**Praetoriani, sc. milites**), Bezeichnung derjenigen Soldaten, denen zunächst der Dienst um den Feldherrn und die Bewachung seiner Wohnung anvertraut war, also insbesondere der kaiserlichen Leibwache. Scipio Africanus hatte zuerst eine Anzahl gedienter Leute aus seinem Heere sich ausgewählt, die, von andern militärischen Leistungen frei und überdies mit einem höheren Solde bedacht, zunächst den Dienst um seine Person zu versehen hatten und die sogenannte prätorische Kohorte (**cohors praetoria**) bildeten. Diesem Beispiele folgend, bildete auch Augustus zum Dienst um seine kaiserliche Person eine Leibwache, welche 10 Kohorten, jede von 1000 Mann, stark war, wovon aber nie mehr als 3 Kohorten in der Stadt, die übrigen in nahe gelegenen Ortschaften gelegen haben sollen. Tiberius vereinigte die bisher zerstreut in der Stadt umherliegenden Abtheilungen dieser kaiserlichen Leibwache in einer großen Kaserne (**castra praetoria**), welche zwischen dem viminalischen und tiburtinischen Thore lag. Von dieser Zeit an datirt der immer mehr überhand nehmende Einfluß dieser Soldateska auf die politischen Angelegenheiten des Reichs, namentlich auf die Person des Herrschers. Dieser mußte, um sich in seiner Stellung zu behaupten, vor Allem diese prätorianischen Kohorten auf seiner Seite haben und ihre Gunst auf jede Weise sich zu erhalten suchen, was den anmaßenden und übermüthigen Geist dieses Corps bald in dem Grade steigerte, daß dessen Führer sich als die eigentlichen Herren des Thrones, über den sie nach Willkür verfügten, gerirten. Eine Vermehrung des Corps fand unter Vitellius Statt, indem dieser 16 Kohorten, jede zu 1000 Mann, hielt. Unter den Kaisern Trajan, Hadrian und besonders den beiden Antoninen verminderte sich zwar der Einfluß der Prätoren etwas, stieg aber dafür desto mehr wieder unter dem despotischen Commodus und dessen gleichgesinnten Nachfolgern. Unter Septimius Severus wurde ihre Zahl von Neuem ansehnlich vermehrt, und so erreichte in den nächstfolgenden stürmischen Zeiten der Uebermuth dieser zügellosen Banden einen solchen Grad, daß sie nach Belieben die Herrscher des römischen Weltreichs ein- und absetzten, den Thron versteigerten &c. (vgl. Rom, Gesch.). Erst die von Konstantin dem Großen vorgenommene Umgestaltung der ganzen Civil- und Militärverwaltung machte diesem Unwesen ein Ende.

Praetorium (**sc. tabernaculum, lat.**), das in der Mitte des römischen Lagers gelegene Zelt des Oberfeldherrn; Bezeichnung des hier versammelten Kriegsraths; auch jeder amtliche Aufenthaltsort eines römischen Befehlshabers oder höheren Beamten, z. B. eines Provinzialstatthalters; auch jedes palastähnliche Gebäude.

Prävalenz (v. Lat.), Ueberlegenheit, Uebermacht.

Prävaliren (v. Lat.), sich bezahlt machen, schadlos halten; Auslagen nachnehmen. Davon Prävalition, Schadloshaltung, Nachnahme.

Praevaricatio (lat.), eigentlich das Abweichen vom geraden Wege, Bezeichnung derjenigen Handlungsweise des Anklägers, zufolge deren er dem Angeklagten durch unerlaubte Mittel behülflich ist, der verdienten Strafe zu entgehen; im weiteren Sinne pflichtwidriges Verfahren eines Rechtsanwaltes, welcher sich zum Schaden seines Klienten mit der Gegenpartei einläßt oder

auch beide zugleich hintergeht. Vgl. Amtsverbrechen.

Prävention (v. Lat.), das Zuvorkommen; warnende Benachrichtigung; Beantwortung vorauszusehender Einwürfe in einer Rede oder Schrift; im Kirchenwesen das Recht, eine geistliche Stelle unter gewissen Umständen statt des wahren Kollators zu vergeben, besonders wenn der Papst es ausübt; im Rechtswesen das Zuvorkommen mit einer Rechtshandlung, wodurch man das ausschließliche Recht erwirbt, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Die P. eines Gerichts besteht darin, daß unter mehren kompetenten Gerichten eins früher einschreitet und sich dadurch den Anspruch auf alleinige Verfolgung der Sache erwirbt. Diese Art der P. wird dadurch konstatirt, daß nach Einreichung der Klage von Seiten des Klägers der Beklagte citirt worden ist. Bei Kriminalsachen wird die P. konstatirt durch die nach der Citation vorgenommene specielle Untersuchung, zuweilen durch die Vornahme der allgemeinen Untersuchung, Erlassung von Steckbriefen, Nacheile ꝛc.

Präventivjustiz, s. v. a. Polizei.

Präventionstheorie, s. Kriminalrecht.

Praevigilia (lat.), der Tag vor dem Vorabend eines hohen Festes.

Prag, Haupt- und vormalige Residenzstadt des Königreichs Böhmen, gegenwärtig Sitz des böhmischen Guberniums, sowie des Oberstburggrafen, eines Erzbischofs, des Appellations- und Kriminalobergerichts für das gesammte Königreich, Versammlungsort der böhmischen Landstände ꝛc., liegt fast in der Mitte des Landes, auf 5 Hügeln (Schloß-, Lorenz-, Strahöfer-, Wischerader- und Wiedberg), an beiden Ufern der Moldau, die in ansehnlicher Breite durch die Stadt fließt und innerhalb derselben 4 kleine Inseln (die Sophien- oder Färber-, die Schützen-, Malteser- und Wasserthurminsel), beim Austritt aus der Stadt aber 2 größere (Groß-Venedig [Hetzinsel] und Keplischeinsel) und 3 kleinere bildet. Ueber dieselbe führt eine massive steinerne Brücke, zu welcher Kaiser Karl IV. 1358 den Grundstein legen ließ und deren Bau durch Peter Arler begonnen, in Folge der dazwischengekommenen Kriegsunruhen aber erst unter Wladislaw II. 1507 vollendet ward. Sie ist, wie die beiden an ihren Enden erbauten und ihr zum Widerhalte dienenden Thürme, ganz aus Quadersteinen erbaut, besteht aus 16 doppelten Bogen, ist 262 Klafter lang, 3½ Klafter breit und 40 Fuß über dem mittlern Wasserstand erhoben und hat zu beiden Seiten gußeiserne Trottoirs. Unter den 29 Bildsäulen von Heiligen, womit sie geziert ist, ist die des heiligen Johann von Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen, die vorzüglichste. Sie ist aus Erz gegossen, und auf ihrem Piedestal sind einige Scenen aus seinem Leben in Basrelief dargestellt. Oberhalb dieser Brücke ist 1838—41 noch eine Kettenbrücke über die Moldau geführt, die auf 2 Seiten- und 2 Mittelpfeilern ruht, 1455 F. lang, 29 Fuß breit ist und von den kleinseitener aubez-der Stadtthore durch eine neue, elegant gebaute Häuserreihe über die reizende Schützeninsel nach der Neustadt führt. Der Bau derselben kostete 340,000 Gulden. Der gleichzeitig mit dieser Brücke erbaute schöne Kai an der Moldau hat eine Länge von 205 Klaftern und eine Breite von 12 Klaftern und ist mit der bronzenen Reiterstatue Kaiser Franz' I. (von Joseph Max) geziert, die in einem 75 Fuß hohen gothischen Brunnenaufsatz von Sandstein steht, den 17 andere Statuen, allegorische Figuren P.s und der ehemaligen 16 Landkreise Böhmens, umgeben. Eine dritte Brücke bildet der riesige Viadukt der prag-dresdener Eisenbahn, welcher beim Austritt aus dem Bahnhofe über die Vorstadt Karolinenthal und über die Moldau führt, 700 Klafter lang ist und auf 87 Pfeilern mit Bogenspannweite von 18 bis 80 Fuß ruht. Ehemals bestand P. aus 4 besondern Städten, deren jede ihren eigenen Magistrat hatte; gegenwärtig sind dieselben zu einem Ganzen vereinigt und heißen Hauptviertel. Sie sind die Altstadt, der nordwestliche Theil P.s, am rechten Moldauufer; die Neustadt, im Osten, Südosten und Süden der Altstadt und von derselben durch die neue Allee, die Kolowratstraße und Röhrgasse getrennt; die Kleinseite, am linken Moldauufer, der älteste Stadttheil; der Hradschin, ebenfalls am linken Ufer der Moldau, zwar der kleinste, aber schönste Theil der Stadt. Vorstädte P.s sind: Karolinenthal im Nordosten, Wischerad im Süden der Neustadt und Schmichow im Süden der Kleinseite; die sogenannte Judenstadt gehört zum Weichbilde der Altstadt. Von den 9 Thoren sind das Roß-, Sand- und Strahöferthor die schönsten. Die vornehmsten Plätze P.s, deren es im Ganzen 54 hat, sind: in der Altstadt: der große Ring, fast ein Viereck mit einer hohen, von Ferdinand III. 1623 zum Danke für die Befreiung von den Schweden errichteten Mariensäule in der Mitte und einem verfallenen Marmorbassin; der Platz an der Moldaubrücke mit dem ehernen Standbilde Kaiser Karls IV., von Hähnel, bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der prager Universität 1848 aufgestellt; der kleine Ring mit einem schönen Brunnen; der Kohlmarkt ꝛc.; in der Neustadt: der Viehmarkt, der größte Platz von ganz P.; der Roßmarkt, von sehr bedeutender Länge, eigentlich mehr eine breite, schöne Straße, mit einem Wasserbassin, sowie der Reiterstatue des heiligen Königs Wenzel und einem Standbild des heiligen Johannes geziert; auf der Kleinseite: der Ring, mit schönem Springbrunnen in der Mitte; der wälsche Platz, am Fuße des Schloßbergs, der regelmäßigste unter allen Plätzen P.s, von großartigen Gebäuden umgeben, mit prächtigem, hohem Obelisk aus Sandstein, der mit rothem und schwarzem Marmor ausgelegt ist. Hier steht das am 13. Nov. 1858 enthüllte Monument des Feldmarschalls Radetzky, von Max modellirt; 8 Kriegergestalten, die verschiedenen Waffengattungen der Armee repräsentirend, tragen den Feldmarschall, der in Kampagneuniform, in der Rechten den Feldmarschallstab, in der Linken die Reichsfahne haltend, dargestellt ist, auf einem Schilde. Noch verdient Erwähnung der Hradschinplatz vor dem Schloß, mit hoher Marmorsäule in der Mitte u. hübschen Alleen. Straßen und Gassen hat P. im Ganzen über 200. Sie sind nur zum Theil, namentlich in der Neustadt und auf der Kleinseite, schön u. breit, außerdem meist win-

kelig u. eng. Die schönsten sind die neue Allee, die Kolowratstraße oder der Graben und die Chotekstraße. P. hat alte Befestigungen, die aber gegenwärtig nur von geringer Wichtigkeit sind. Sie bestehen aus 28 Bastionen, von welchen sich 10 auf dem rechten und 18 auf dem linken Moldauufer befinden. Die Mauern sind zwar noch in gutem Stande, die Gräben aber verfallen. Außenwerke sind nicht vorhanden. Die Citadelle (der Wischerad) liegt hoch am Südende der Stadt u. soll die Residenz der ersten Herzöge von Böhmen gewesen seyn. P. hat 55 katholische Kirchen u. Kapellen, eine deutsch-protestantische (Michaelskirche in der Neustadt) u. einen Betsaal der böhmisch-evangelischen Gemeinde vorhanden, sowie 9 Synagogen (in der Judenstadt), worunter eine uralte mit merkwürdigem Begräbnißplatz. Die bemerkenswerthesten katholischen Kirchen sind: auf dem Hradschin: die Domkirche (Schloß- oder Metropolitankirche) zu St. Veit, eins der herrlichsten Denkmale der gothischen Baukunst. Ursprünglich von Wenzel dem Heiligen gegründet, rührt dieser kolossale Bau von Georg Johann von Luxemburg her, welcher 1344 denselben durch Matthias von Arras beginnen ließ, worauf ihn unter Karl IV. Peter Arler bis 1386 so weit vollendete, als er jetzt noch steht. Wenzel IV. und Leopold I. begannen die Vergrößerung desselben, welche indessen durch einen Brand ins Stocken gerieth. In Folge dessen ist eigentlich nur das Chor ausgebaut, während das Schiff nur einige Fuß über die Erde gelangt und auch der Thurm unvollendet geblieben und nach dem Brand und der Beschießung von 1757 höchst mangelhaft ergänzt worden ist. Das Innere der Kirche hat 157 Fuß Länge und 144 Fuß Breite; das mittlere Schiff aber ist 48 Fuß breit und ruht auf 36 Säulen, und die Höhe des Gewölbes, das von außen nicht sichtbar ist und von innen betrachtet gleichsam im Freien zu schweben scheint, beträgt 116 Fuß. Das Schiff der Kirche umgeben 12 Seitenkapellen, unter denen die St. Wenzelskapelle die prächtigste ist. Ihre Wände sind mit Chrysoprasen, Amethysten, Karneolen und andern Edelsteinen von zum Theil außerordentlicher Größe fast ganz bedeckt. Sie ward von Karl IV. 1367 erbaut u. zur Aufbewahrung von Reliquien des heiligen Wenzel und dessen Panzerhemds, Helms und Schwerts bestimmt, mit welch letzterem der König von Böhmen bei der jedesmaligen Krönung die neuen Mitglieder des St. Wenzelsordens zu Rittern zu schlagen pflegt. Unter den zahlreichen Denkmälern dieser Kirche ist besonders das silberne Grabmal St. Johanns von Nepomuk (1736 vollendet) merkwürdig. Auf einem Altare von Marmor tragen nämlich 4 Engel einen Sarg, worin in einem aus Spiegelscheiben zusammengesetzten Behälter die Gebeine des Heiligen ruhen (seine Zunge wird besonders aufbewahrt); 4 andere Engel knieen an dem Sarge und 4 andere tragen einen rothseidenen Baldachin. Das an diesem Grabmal befindliche Silber wiegt 36 (nach Anderen 37) Centner. Die königliche Grabstätte, welche hier Rudolf II. 1589 aus Alabaster anlegen ließ, umschließt die Gebeine von Ladislaw, Georg von Podiebrad, Karl IV. und dessen 4 Gemahlinnen, ferner von Anna, Kaiser Ferdinands I. Gemahlin, von König Wenzel, Kaiser Maximilian II., Kaiser Ferdinand I. und Rudolf II. Außer diesen sind hier noch viele Grabmäler anderer berühmter Verstorbenen vorhanden. In einer der erwähnten Kapellen befindet sich ein großer Leuchter, dessen Fuß aus dem Tempel Salomo's stammen soll, sowie sich im Dome auch die Schatzkammer befindet, in welcher Böhmens Krone und Insignien aufbewahrt werden. Unter den vorhandenen und zum Theil guten Gemälden verdienen insbesondere das Hauptgemälde am Hochaltar, von Bernh. von Orley, und die von seinem Schüler Mich. Coxcie gemalten Flügelbilder erwähnt zu werden. Andere auf dem Hradschin befindliche Kirchen sind: die Strahöfer-Stifts- u. Pfarrkirche (Prämonstratenserkirche, Mariä-Himmelfahrtskirche), mit den Grabmälern des Stifters des Prämonstratenserordens, Norbert, Erzbischofs von Magdeburg, und des Herzogs Wladislaw II., sowie mit einer vortrefflichen, 1683 erbauten und erst 1786 vollendeten großen Orgel, die 50 Register und 3177 tönende Pfeifen hat, und verschiedenen guten Gemälden; die Mariä-Geburtskirche, mit trefflichen Freskomalereien, schönem Glockenspiel und einem reichen Schatz von Kirchengeräthschaften (unter Anderem 2 goldenen und 6 silbernen und vergoldeten Monstranzen, die sämmtlich mit Diamanten, Perlen, Rubinen &c. reich verziert sind); die Kirche zu St. Georg, mit den Grabstätten der heiligen Ludmilla und der Herzöge Borzewoj I., Wratislaw I. und Boleslaw II. (jetzt gesperrt); die Lorettokirche, mit nach jenem von Loretto erbauten heiligen Haus und reichen Schätzen, unter anderen einer Monstranz mit 6666 Edelsteinen; die Kollegiatkirche und St. Benediktkirche. Auf der Kleinseite sind von Kirchen hervorzuheben: die St. Nikolaikirche, ein großartiges Denkmal der Prachtliebe des Jesuitenordens, der sie bauen ließ. Sie ist im Innern ganz mit Kunstmarmor überdeckt und mit Gold fast überladen; viele Altäre sind ganz von Marmor, und besonders zeichnen sich 4 Säulen von grünem Marmor und 2 gewundene Säulen aus. Unter dem Schiffe befinden sich 8 Kapellen und unter der Kuppel 3; auch findet sich in dieser Kirche ein Reichthum von schönen Gemälden, herrlichen Statuen und anderen Schätzen. Andere Kirchen sind hier: die Malteserkirche, mit dem Archiv des Malteserordens, soweit es Böhmen, Mähren und Schlesien betrifft, und einer großen Anzahl militärischer Trophäen; die Pfarrkirche zu Maria de Victoria, mit altem Marienbildniß und wunderthätigem wächsernen Bildniß des Kindleins Jesu; die St. Josephskirche, die St. Thomaskirche, die Theatinerkirche. In der Altstadt sind zu nennen: die alterthümliche Theinkirche mit zwei hohen, in Pyramiden auslaufenden Thürmen und den neuerlich daselbst aufgestellten, vom Kaiser Ferdinand geschenkten Marmorstatuen der beiden Slavenapostel Cyrill und Methodius von Emanuel Max und dem Grabmal Tycho de Brahe's; die Klemenskirche, mit schönen Deckengemälden; die Salvatorkirche, mit prächtigem Portal und vielen trefflichen Statuen; die wälsche Kapelle, der italienischen Kolonie in P. gehörig; die Kirche der Kreuzherren, die schönste in P., in Kreuzform erbaut, mit ovaler, hoher Kuppel, schönem Portal,

guten Statuen, prächtigen Säulen und unterirdischer Kapelle; die St. Nikolaikirche, ein Meisterstück der Baukunst, mit merkwürdiger, sehr hoher, runder Treppe; die St. Galluskirche, in welcher Huß predigte, mit trefflichem Altargemälde und dem Grabmal Skreta's; die St. Jakobskirche, die längste in P., sehr hoch, aber düster, mit dem meisterhaft gearbeiteten Grabmal des Maltesergroßpriors Wratislaw von Mitrowitz, aus weißem Marmor, und mehren trefflichen Altarblättern, 2c. Die vorzüglichsten Kirchen in der Neustadt sind: die Hauptpfarrkirche zu St. Heinrich, von Karl IV. 1339 erbaut, mit sehr hohem, ganz freistehendem Thurme von Quadersteinen, die hellste Kirche P.s; die Stephanskirche, ebenfalls von Karl IV. in gothischem Styl erbaut; die St. Hieronymuskirche, mit dem Stifte Emmaus verbunden; die Kirche des heiligen Johann von Nepomuk, eine der schönsten P.s, in neuerem Geschmack, mit 2 mit Blech bedeckten Thürmen; die Kirche zu Maria Schnee, die höchste in P., in gothischem Styl erbaut; die Ursulinerinnenkirche, mit schönem Portal, jedoch in schlechter Lage; die Kirche zur Himmelfahrt Mariä, mit berühmtem Muttergottesbild und Grab Christi; die Kirche zu St. Peter und Paul; die St. Katharinenkirche, mit trefflicher Malerei, u. a. Noch erwähnen wir die St. Peter- und Paulskirche im Wischerad, die nach dem Muster der gleichnamigen Kirche in Rom erbaut seyn soll. Die Zahl der Klöster u. Stifter beträgt 17 (darunter 5 Nonnenklöster), und sie wirken meist als Unterrichts- und milde Anstalten; außerdem sind noch 2 adelige Damenstifter vorhanden. Unter den weltlichen Gebäuden ragen hervor: die königliche Burg, 1333 von Karl IV. nach dem Muster des alten Louvre erbaut, erhielt aber ihre jetzige Gestalt unter Maria Theresia durch den Baumeister Boratschkow, nach Zeichnungen von Banasky. Dieselbe ist 3 Stockwerk hoch, hat 600 Fuß Länge und enthält außer 440 (nach Anderen 450) Zimmern verschiedene großartige Säle, darunter den 212 Fuß langen, 60 Fuß breiten und 42 Fuß hohen wladislawschen Huldigungssaal mit einer einzigen kühnen Wölbung ohne Säulen; ferner den gleichlangen und 64 Fuß breiten deutschen und spanischen Tanzsaal, sowie den neuen ständischen Sitzungssaal und den alten kleineren, aus welchem 1618 die drei kaiserlichen Bevollmächtigten gestürzt wurden, zu deren Andenken 2 Pyramiden auf dem Burggraben unter diesem Saal errichtet sind. Das Schloß besitzt 3 Höfe, wovon der innere 380 Fuß Länge und 165 Fuß Breite hat. Noch sind auf dem Hradschin der erzbischöfliche, 2 fürstlich schwarzenbergische und der gräflich czerninsche Palast bemerkenswerth, von denen der erstere 2 treffliche Bibliotheken einschließt. Von sonstigen öffentlichen Gebäuden sind noch hervorzuheben: das Rathhaus in der Altstadt, seit Kurzem in gothischem Styl neu erbaut; das Karolinum (Universitätsgebäude) daselbst (s. unten); das neustädter Rathhaus; das Hauptzollamt, ebenfalls in der Neustadt, sowie das Landhaus, das gräflich waldsteinsche Palais auf der Kleinseite. Uebrigens ziert eine Menge anderer prachtvoller Bauten, die theils königlich sind, theils dem hohen Adel und reichen Privaten gehören, alle Theile der Stadt. Unter den Unterrichts- und Bildungsanstalten steht obenan die karl-ferdinandische Universität, 1348 von Karl IV. gegründet und lange Zeit die einzige Deutschlands. Aus letzterem Grunde und in Folge der ihr verliehenen großen Freiheiten ward sie von Studirenden so stark besucht, daß 1409 deren Zahl mehr als 20,000 betrug. Die später entstandenen Streitigkeiten zwischen den Einheimischen und Fremden zur Zeit des Reformators Huß (s. d.), denen zufolge die fremden Lehrer, welche die meisten Lehrstühle inne hatten, einheimischen weichen mußten, führten fast den gänzlichen Verfall der Hochschule herbei, indem auch die meisten Studirenden P. verließen und später die Universitäten Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau bezogen, deren Gründung durch diesen Vorgang veranlaßt worden war. Erst nach ihrer Verbindung mit dem von Ferdinand I. gestifteten Jesuitenkollegium durch Ferdinand III. (1654) kam die prager Hochschule wieder zu einigem Flor, der noch erhöht ward durch Josephs II. und Franz' II. günstige Einwirkung auf dieselbe. Sie hat 4 Fakultäten, einige 50 Professoren und etwa 1500 Studenten. In Verbindung mit derselben steht die im Kollegium Clementinum befindliche Universitätsbibliothek, welche über 100,000 Bände und 4000 Handschriften zählt, eine Sternwarte und ein botanischer Garten, der über 10,000 Pflanzen faßt, ein zoologisch-physikalisches und ein akologisches Kabinet, eine Hebammen- und eine Thierarzneischule, eine Bildungsanstalt für Civil- und Landwundärzte. Noch besitzt P. ein Alumnat od. Priesterseminar für 130—140 Alumnen, 1783 organisirt und im ehemaligen Jesuitenkollegium befindlich; ferner ein wendisches Seminar für die oberlausitzischen Zöglinge; ein Konvikt für adelige Jünglinge; eine Zeichen- und Malerakademie, welche jährlich Kunstausstellungen veranlaßt (1800 gestiftet); ein Konservatorium für Musik, 1810 gegründet; eine technische Lehranstalt, die älteste dieser Art in Deutschland; 3 Gymnasien, wovon eins in der Altstadt, eins in der Neustadt und das dritte auf der Kleinseite sich befindet; eine Hauptmusterschule, nach welcher alle deutschen Schulen Böhmens sich zu verhalten haben und wo die Schullehrer gebildet und geprüft werden; 4 Hauptschulen (wovon eine für die Juden), 17 Pfarrschulen und eine protestantische Schule; eine Militärschule, mehre Mädchenpensionate 2c. Außer 3 bedeutenden öffentlichen Bibliotheken, nämlich der Universitätsbibliothek (s. oben), jener des Museums (s. unten) und der strahöfer Stiftsbibliothek (50,000 Bände u. 1000 Manuskripte), befinden sich in P. noch verschiedene werthvolle Privatbibliotheken, namentlich die fürstlich fürstenbergische, colloredo-mansfeldische und lobkowitzsche, die gräflich kaunitzsche, nostitzsche 2c., ferner mehre ansehnliche Kloster- und einige Leihbibliotheken. Unter den sonstigen Sammlungen steht obenan das 1818 gegründete böhmische Nationalmuseum, mit Bibliothek (15,000 Bände und 600 Manuskripte), Archiv, ethnographischer Sammlung, naturwissenschaftlichen Sammlungen, Münzkabinet und Sammlung vaterländischer Produkte; ferner sind hier zu erwähnen die Gemäldesammlungen der königlichen Burg (1200 Stück, theils von hohem

Werth), der böhmischen Stände, des Kunstvereins, die Sammlungen der Universität (s. oben) und mehrer Privaten. An gelehrten u. Kunstgesellschaften befinden sich in P.: die königliche Gesellschaft der Wissenschaften, die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft, die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, der Verein zur Beförderung der Tonkunst, der Verein der Kunstfreunde für Kirchenmusik, der Verein zur Ermunterung des Gewerbgeistes. Wohlthätigkeitsanstalten sind: ein Taubstummen- und ein Privatblindeninstitut, 2 Kleinkinderbewahranstalten, verschiedene Wittwen- und Waisenversorgungsanstalten, die Rettungsanstalt für Scheintodte, der Verein zur Unterstützung der Armen, das neue Armenhaus, die allgemeine Versorgungsanstalt für ohne ihr Verschulden verunglückte Männer und deren Wittwen und Waisen, das italienische Waiseninstitut, die ständische Augenheilanstalt, das allgemeine Krankenhaus mit Gebär- und Irrenanstalt, das Siechenhaus, das Kurhaus für venerische Personen, 6 andere Hospitäler, darunter die der Elisabethinerinnen u. der barmherzigen Brüder; ferner das Findelhaus, das freiwillige Arbeitshaus, ein Leihhaus ꝛc., woran sich noch verschiedene gemeinnützige Anstalten, als: eine Brandversicherungsanstalt, eine Sparkasse und verschiedene Badeanstalten, z. B. die Sophienbäder auf der Färberinsel, das neue Badhaus, das St. Wenzelsbad, mehre Flußbäder in der Moldau, Schwimmschulen ꝛc., reihen. Für Beleuchtung, Straßenpflaster und Straßenreinigung ist in neuerer Zeit sehr Vieles geschehen. Um die Stadt allenthalben mit Wasser zu versehen, wird das Flußwasser durch zwei künstliche Wasserleitungen von der Moldau aus in sämmtliche Straßen bis zu den höchsten Gegenden geführt. Für Sträflinge, Verbrecher ꝛc. bestehen ein Zucht- oder Spinnhaus, ein Arbeitshaus, ein Provinzialstrafhaus, ein Militärstabsstockhaus. P. ist Hauptsitz des böhmischen Fabrikwesens und Handels, welch letzterer, in sofern P. als die Niederlage von allen Erzeugnissen des Landes gilt, ziemlich bedeutend ist. P. hat selbst eine nicht geringe Anzahl Fabriken, und unter diesen sind die ausgezeichnetsten: die Kattunwebereien, sowie die Kattun- und Leinwanddruckereien in großem Maßstabe, die Seidenzeuch-, Zwirn- und Spitzenmanufakturen und seit Kurzem auch die Bobbinetweberei, ferner die Papier-, Tapeten-, Leder- und ausgezeichneten Handschuh-, die vielen Gold-, Silber-, Galanterie- und Kurzwaaren-, besonders Messer- und Stecknadelfabriken, sowie die Fabriken für musikalische Instrumente (über 100 Werkstätten), Uhren, Kutschen, Strohhüte nach florentiner Art, viele gute Färbereien und Zuckerraffinerien, mehre chemische Fabriken, eine berühmte Zündhütchenfabrik (von Sellier und Bellot, ½ Stunde von der Stadt) und Maschinenbauetablissements. Von wichtigem Einfluß auf die Fabrikindustrie waren die seit 1828 hier Statt findenden Ausstellungen böhmischer Erwerbserzeugnisse, sowie die Prämienvertheilungen, welche 1831 zum ersten Male vorgenommen wurden. Besonders wichtig sind die hier vorhandenen 15 Druckfabriken, welche meist mittelst Maschinen, sowohl für den einfachen, als auch für den mehrfachen Walzendruck, jährlich gegen 800,000 Stück Kattune aller Art liefern. Hauptsächliche Erwähnung unter den größten dieser Etablissements verdient namentlich, sowohl ihres großen Umfangs, als ihrer musterhaften Einrichtung wegen, die kombinirte Anstalt der Gebrüder Porges, welche bei 150 Drucktischen und mehren großen Färbereien über 550 und außerdem an 2000 Stühlen noch gegen 4000 Personen mit Weben der feineren Stoffe beschäftigt, zur theilweisen Deckung des Bedarfs von etwa 100,000 Stück Kattun, welche die Anstalt jährlich mit Hülfe mehrer Dampf- und anderer Maschinen liefert. P. hat viele Großhandlungen, die bedeutende Speditions- u. Kommissionsgeschäfte in böhmischen, besonders in den um u. in P. verfertigten Manufakturwaaren nach Wien, Mähren (Brünn, Olmütz), Oesterreichisch-Schlesien (Troppau, Teschen), Galizien (Lemberg, Brody) und Polen, nach der Lausitz, nach Dresden, Leipzig u. ganz Sachsen, sowie die Elbe hinab bis Magdeburg und Hamburg machen. Der Handel wird hier besonders durch 10 große Handelsstraßen, die nach und durch Böhmen gehen, sowie seit neuester Zeit durch mehre Eisenbahnen und mehre bedeutende Jahrmärkte belebt und insbesondere durch die Moldau begünstigt, die von hier noch 12 Meilen hinauf, bis Budweis, für Fahrzeuge von 200 bis 400 Centner Ladung schiffbar ist und auf welcher durch k. k. Reglement von 1832 die Schifffahrt von dem Punkte an, wo der Fluß schiffbar wird, bis zum Ausfluß in die Elbe und umgekehrt Jedem gestattet ist, der mit einem geeigneten Fahrzeuge versehen ist und einen Erlaubnißschein vom Gubernium erhalten hat; auch alle auf der Elbe patentisirte Schiffe sind ebenfalls dazu berechtigt. Außer Jahrmärkten findet seit 1827 hier auch jährlich ein bedeutender Wollmarkt Statt, auf welchem 15–[illegible],000 Centner Wolle umgesetzt werden. In P. befindet sich auch ein Merkantil- und Wechselgericht, und die hier von mehren Bankiers betriebenen Wechselgeschäfte sind bei dem lebhaften Verkehr nicht unbedeutend. Es bestehen hier 10 Buchdruckereien, 8 lithographische Anstalten, 9 Kupferdruckereien, 18 Kunst- und Buchhandlungen, eine musikalische Leihanstalt, sowie 9 deutsche und 7 böhmische Zeitschriften. Unter den öffentlichen Anstalten zu geselligem Vergnügen sind besonders das ständische Nationaltheater, in welchem die Vorstellungen in deutscher und böhmischer Sprache gegeben werden, sowie häufig Statt findende treffliche Koncerte u. Redouten zu erwähnen, während zu den beliebtesten Spaziergängen und Lustörtern in P. und der Nähe desselben der Schloß- und der Volksgarten, sowie der Baumgarten bei Bubeutsch (½ Stunde von P. entfernt), die Schützen- und Hetzinsel (Groß-Venedig), vor Allem die Sophien- od. Färberinsel mit reizenden Anlagen, Gesellschafts- und Badehäusern, ferner die Wallalleen, die wimmerschen Anlagen und der zdekauerische Garten gehören. Die von P. aus am häufigsten besuchten entfernteren Partien sind das Scharkathal, in romantischer Lage an der Moldau, etwa 1½ Stunden unter P. beginnend; der Sternwald, an der sächsischen Straße und am weißen Berge (Schlachtfeld 1620), mit dem ehemaligen Jagdschloß Stern (jetzt Artilleriemagazin) und schönen

Waldalleen ꝛc. Was das Gesammtbild anlangt, in welchem P. dem Beschauer sich darstellt, so ist es ein fast gleich vortheilhaftes, so verschieden auch der Standpunkt des letzteren seyn mag. Der Umfang P.s beträgt etwa 4 Stunden, sein längster Durchmesser (vom Wiener- bis zum Strahöferthor) über eine Stunde. **Einwohner** zählt P. (mit Ausnahme von 8—10,000 Mann Garnison) 124,200, worunter gegen 7000 Juden; Häuser 3337. Die Bevölkerung ist vorzugsweise theils böhmischer (slavischer), theils deutscher Abstammung, doch haben sich auch viele Italiener (Wälsche) und Raizen in P. niedergelassen. Als herrschende Sprachen gelten die böhmische und deutsche.

Der Ursprung P.s verliert sich in die Zeit der Mährchen u. Sagen. Schon im 5. Jahre n. Chr. sollen sich die **Markomannen**, nachdem sie die Bojer theils aus dem Lande getrieben, theils mit sich vereinigt hatten, in der Gegend der heutigen Judenstadt angesiedelt und den Ort nach ihrem Anführer Marobod **Marobudum** (**Marobudium**) genannt haben. Später drangen die **Czechen** ein und legten den Grund zu P.s Größe am Fuße des heutigen Schloßberges (damals Schweinsbergs), wahrscheinlich 611. Hierauf soll die berühmte **Libussa** 723 die Stadt bedeutend vergrößert und ihr den heutigen Namen (vom böhmischen Prak, d. h. Schwelle) gegeben haben. Ansehnlicher noch erweiterte [illegible] Libussa's Sohn, **Nezamisl**, der sie auch zum Schutz gegen feindliche Einfälle mit einer Mauer umgab, die bis 1242 [illegible], wo König Wenzel die Kleinseite P.s mit einer neuen hohen u. starken Mauer umgeben ließ. Nach der Belagerung P.s durch König Heinrich III. ließ **B[illegible]slaw** 1043 diese Befestigung der Stadt verbessern, bis **Sobislaw** 113[illegible] durch einige aus Italien berufene Baumeister fast die ganze Stadt umgestalten ließ. Unter König **Johann** wurden statt der hölzernen Gebäude steinerne gebaut und die Straßen gepflastert. Kaiser **Karl IV.** (als König von Böhmen II.) legte endlich die jetzige Neustadt (anfangs **Karlow** oder **Karlsstadt** genannt) an, und es wurde später die ältere Neustadt **Kleinseite** genannt; auch ließ er eine feste Mauer mit Thoren und Thürmen beim Wischerad aufführen, deren Spuren noch heute vorhanden sind. Kaiser Karl IV. ließ eine feste Mauer um den Lorenzberg, Strahof und den Hradschin aufführen, und so befestigt blieb P. bis nach dem 30jährigen Krieg. Dieser, besonders der kühne [illegible] Einfall der Schweden in die Stadt, am 26. Juli 1648, bewog endlich **Ferdinand III.**, sie nach den Regeln der neuen Befestigungskunst in Vertheidigungsstand zu setzen, zu welchem Zwecke er 1658 den ersten Grundstein zum Bollwerk zwischen dem Porzitz- und dem Neuthore legte, welches Bauwerk indeß erst 1727 vollendet ward. Karl IV. hatte P. nicht nur erweitert und verschönert, er hatte es auch zum Sammelplatz des Handels und Verkehrs gemacht, Messen angeordnet, die Kaufleute mit vielen Freiheiten begünstigt, die Industrie durch reiche Geschenke ermuntert und dadurch, wie durch seine beständige Hofhaltung in P. eine Menge Fremde, besonders Deutsche und Wälsche, dahin gezogen, wodurch der Flor der Stadt rasch gefördert ward. Hierzu kam noch die Stiftung der hohen Schule daselbst, welche sowohl die ausgezeichnetsten Lehrer, als auch eine sehr große Anzahl Studirender herbeiführte. Weit mehr noch wuchs die Zahl der Einwohner P.s unter Karls IV. Nachfolger, **Wenzel**, der die Universität durch neue und größere Vergünstigungen noch in größeren Ruf brachte, nebstdem aber auch durch Freiheiten und Gelegenheit zum Verdienst stets mehr Künstler und Handwerker herbeizog. In diesen Zustand der Blüthe fielen wie ein zerstörender Frost die von Huß veranlaßten Streitigkeiten, in Folge deren die fremden Lehrer an der Hochschule entfernt wurden und die Mehrzahl der Studirenden die Stadt verließ, die hierdurch in hohem Grade zurückkam. Zwar hatte sie sich unter **Rudolfs II.** Regierung wieder bedeutend erholt und glänzte fast in ihrem alten Flor; da begann der 30jährige Krieg mit seinen harten Schlägen und brachte, wie die später erfolgte massenhafte Auswanderung aus P. und ganz Böhmen, die Stadt so herunter, daß sie sich bis heute noch nicht vollkommen wieder hat erholen können. P. wurde bereits 928 von König Heinrich I., dem Vogler, eingenommen. Nachdem die Stadt in den folgenden Jahrhunderten mehre Male erobert worden, erfuhr sie während des Hussitenkrieges verheerende Stürme. Ziska eroberte die Stadt, trieb die kaiserliche Besatzung in das Schloß und ward von Sigmund 1420 vergeblich belagert. Hierauf bemächtigten sich die Taboriten der Stadt, sowie des Wischerads, mußten aber beides 1424 Ziska abermals überlassen. Endlich machte die Schlacht bei Böhmischbrod (30. Mai 1434) diesen 22jährigen Verheerungen ein Ende und P. unterwarf sich 1435 dem Kaiser. Noch größere Drangsale brachte der 30jährige Krieg, der bekanntlich in P. seine erste Veranlassung fand, über P. wie über ganz Böhmen. Im Jahre 1620 verlor Friedrich von der Pfalz die Schlacht auf dem weißen Berge und hiermit die Stadt; 1631 ward letztere durch die Sachsen besetzt, 1632 aber wieder von Wallenstein eingenommen. Im Jahre 1635 kam hier der Friede zwischen dem Kaiser u. zwischen Sachsen zu Stande, und 1648 überrumpelte der schwedische General Königsmark die Kleinseite von P. und räumte dieselbe erst nach dem Frieden. Während des österreichischen Erbfolgekrieges wurde P. 1741 durch die Bayern, Franzosen und Sachsen überrumpelt und 1744 durch Kapitulation von Friedrich II. genommen, der es aber im November desselben Jahres wieder räumte. Im Jahre 1757 lieferte Friedrich II. dem Prinzen Karl von Lothringen die Schlacht von P., mußte aber die Belagerung in Folge der Schlacht bei Kollin aufgeben. Im Juli und August 1813 fanden hier Verhandlungen Statt, um zwischen Oesterreich, Preußen und England einerseits und Frankreich andererseits den Frieden zu vermitteln (s. **Reichenbach**). Im Jahre 1844 brachen hier zu wiederholten Malen Arbeiterunruhen aus, die übrigens schnell gedämpft wurden. Die Revolution von 1848 fand in P. einen ergiebigen Boden; besonders war es das slavische Element, das sich hier zur Geltendmachung seiner Nationalität den Deutschen gegenüber erhob. Ende Mai 1848 trat hier ein Slavenkongreß zusammen, der aber bei Dämpfung des am 11. Juni ausgebrochenen

slavisch-demokratischen Aufstandes durch die bewaffnete Macht zerstob. Bei dieser Gelegenheit ward die Alt- und Neustadt von dem Fürsten Windischgrätz zwei Tage lang beschossen und dann der Belagerungszustand über die Stadt verhängt. Große Wassergefahr und daraus entstandenen Schaden erlitt P. 1784 und besonders am 28. u. 29. März 1845 in Folge des Eisgangs auf der Moldau.

Die **Schlacht bei P.** den 6. Mai 1757 war die zweite Schlacht im 7jährigen Krieg. Für den neuen Feldzug im 7jährigen Krieg hatte Maria Theresia in Böhmen 4 große Armeecorps unter dem Feldmarschall Browne aufgestellt, deren völlige Ausrüstung sie nur abzuwarten gedachte, um dann den Feind mit vereinter Kraft zu unterdrücken. Friedrich II. aber ließ unverzüglich 5 seiner Armeecorps in Böhmen einrücken, u. schon Anfangs Mai standen die Heeresabtheilungen des Feldmarschalls Schwerin, des Herzogs von Bevern, des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, des Prinzen Heinrich von Preußen und eine vom König selbst angeführte im feindlichen Lande. Die überraschten Oesterreicher, unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen, nahmen 76,000 Mann stark bei P. eine für unüberwindlich geltende Stellung. Friedrich ging bereits am 5. Mai bei Posdaba über die Moldau, während Schwerin schon am 4. bei Alt-Bunzlau die Elbe passirt hatte und im Lager bei Prassin stand. Am 6. stieß der König zu seinem General und formirte eine Schlachtlinie, die den feindlichen Defiléen gegenüber von Stritzkow bis Unter-Potchernitz lief. In Folge des von den Preußen gemachten Angriffs begann der Kampf bald auf allen Seiten, und die preußischen Bataillone, von dem zurückgelegten Marsch ermüdet, mußten, um die feindlichen Batterien zu erstürmen, unter dem heftigsten Kartätschenfeuer über sumpfige Wiesen, schmale Dämme und tiefe Gräben setzen, ehe sie sich nur zum Angriff formiren konnten. Das Blutbad war fürchterlich; ganze Bataillone wurden von den Batterien zu Boden gestreckt, und eben als die dadurch entstandenen Lücken nicht schnell genug wieder ausgefüllt werden konnten, rückten die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen und warfen die erschöpften Preußen zurück. In diesem kritischen Moment ergriff Schwerin, dessen Regiment schon im Weichen begriffen war, die Fahne, und, seinem Beispiele folgend, stellten auch die Prinzen sich an die Spitzen der Angriffskolonnen. Ein neuer Impuls durchzuckt die Reihen der Preußen, die nun unaufhaltsam vorwärts dringen und schnell die Kanonen des rechten feindlichen Flügels zum Schweigen bringen. Dies war des großen Schwerin letzte große That; er fiel hier, die Fahne in der Hand, an der Spitze seines Regiments. Inzwischen und noch vor diesem errungenen Vortheile hatte der Prinz von Schöneich die österreichische Kavallerie auf dem äußersten rechten Flügel nach heftigem Kampf auseinandergesprengt und über Sabielitz zurückgeworfen, so daß, da auf diese Weise der ganze rechte Flügel der Oesterreicher im Retiriren war und ihre Flanke schon von der Kavallerie bedroht wurde, Friedrich II. jetzt alle seine Kräfte auf den linken Flügel verwenden konnte. Den Augenblick benutzend, wo durch Schwerins Angriff ein Zwischenraum in der feindlichen Schlachtlinie entstanden war, erstürmte er eine vorwärts Holtorges gelegene Redoute, durchbrach bei dem genannten Dorfe die feindlichen Reihen und verfolgte nun in Verbindung mit seinem linken Flügel die Oesterreicher, welche, von Berg zu Berg ziehend und von der Moldau abgeschnitten, sich auf P. warfen, woselbst sich Prinz Karl von Lothringen mit 50,000 Mann einschloß. Letzterer hatte an diesem Tage 5000 Gefangene, den größten Theil seiner Bagage, 60 Kanonen und 19,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Der Verlust auf preußischer Seite wird auf 16,000 Mann angegeben. Unter den Todten befanden sich der Feldmarschall Schwerin, der Prinz von Holstein, Goltz u. mehre andere Generäle. Oesterreich verlor den Feldmarschall Browne, welcher einige Tage nach der Schlacht in P. an seinen Wunden starb. Friedrich II. hielt mit seinem 60,000 Mann starken Heer P. von allen Seiten eingeschlossen, das er durch Hunger bald zu bezwingen hoffen durfte. Ueberhaupt konnte er sich von diesem Sieg die größten Vortheile versprechen; er erntete dieselben jedoch nicht, indem die Schlacht von Kollin (s. d.) den Ereignissen und Verhältnissen plötzlich eine ganz andere Wendung gab.

Praga, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, als dessen Vorstadt P. zuweilen angesehen wird, ist mit Warschau durch eine Schiffbrücke verbunden und hat gegen 8000 Einwohner. An den Namen P. knüpft sich die Erinnerung an Polens blutigen Untergang. Nach der Schlacht bei Maciegowice (10. Okt. 1794) zog Suwarow gegen P., das letzte Bollwerk der Polen, wo Makranowski, der nach Kosciuszko's Gefangennehmung den Oberbefehl über das polnische Heer erhalten hatte, in einem verschanzten Lager vor der Stadt gegen 30,000 Mann, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger, gesammelt hatte. Suwarow ließ sein Heer am 2. Nov. vorrücken und am Morgen des 4. den Sturm in 7 Kolonnen beginnen. Obgleich die Kolonnen 1 und 2 in ihrem Vorrücken durch das Kreuzfeuer mehrer polnischen Batterien bedeutend litten, so erstiegen sie dennoch die Schanzen und warfen die dahinter aufgestellten Polen. Einige Schwadronen drangen durch die von den Arbeitern geöffneten Eingänge und warfen die hier aufgestellte polnische Reiterei, und die Infanterie beider Kolonnen drang mit dem Feinde zugleich in P. ein und erreichte bald die Brücke, wo 2000 Polen niedergemacht, über 1000 in die Weichsel gesprengt und 2000 gefangen wurden. Die Kolonnen 3 u. 4 überstiegen mit großen Beschwerden die vor ihnen liegenden Sandhügel, u. während die erstere in den inneren Raum der verschanzten Linie drang und durch einen Bayonnetangriff die gegen sie anrückende polnische Reiterei zurücktrieb, nahm die Kolonne 4 mehre Außenwerke u. Batterien. Die hier aufgestellten feindlichen Truppen wurden überwältigt, 2000 Mann niedergemacht und Viele gefangen. Am schnellsten überwand die Kolonne 5 die ihr entgegenstehenden Hindernisse; sie überstieg die äußeren und inneren Verschanzungen, drang durch die Haupt-

straße bis zur Brücke und half der ersten Kolonne zur Erreichung der schon erwähnten Resultate. Die Kolonne 6 drang erst später in P. ein; die Kolonne 7 aber griff die ihrem Marsch sich entgegenwerfende polnische Reiterei mit dem Bayonnet an und sprengte sie größtentheils in die Weichsel; nun drangen die Kolonnen von allen Seiten in P. ein, wo ein fürchterliches Gemetzel begann. Da die Polen bis an die Weichsel zurückwichen, die Brücke über dieselbe aber bereits von den Russen besetzt war, so wurden hier viele tausend der ersteren niedergemacht oder ins Wasser gesprengt und 3400 gefangen. Der Brand vieler Gebäude erhöhte das Grausenhafte dieser Scenen, und in Warschau verbreitete sich Entsetzen, weil man befürchtete, die siegenden Russen würden über die Brücke in die Stadt eindringen. Suwarow hatte jedoch Befehl gegeben, daß Niemand die Brücke betreten solle, die er jetzt, um Warschau vor den Drangsalen der Erstürmung zu bewahren, in Brand stecken ließ. Auch wurde auf seinen Befehl das Feuer auf die Stadt nur schwach unterhalten und gegen Mittag gänzlich eingestellt. Schon um 9 Uhr Vormittags war der Kampf in P. beendet. Ueber 13,000 Polen waren todt oder verwundet, 15,000 gefangen und allein über 2000 in der Weichsel ertrunken, während nur etwa 800 Mann über die Brücke entkommen waren. Den Verlust auf russischer Seite gab man auf 580 Todte und 960 Verwundete an. Am nächsten Tage wurde die Kapitulation wegen Uebergabe der Stadt abgeschlossen, worauf die polnischen Truppen abzogen. Suwarow gewährte einen zweitägigen Waffenstillstand und zog am 9. Nov. früh mit der Armee in Warschau ein. Mit diesem Sturme auf P. war Polens Schicksal entschieden; s. Polen.

Pragel, hohes schweizerisches Gebirg, bildet das Grenzgebirg zwischen den Kantonen Schwyz und Glarus u. ist oft bis zum Juni mit Schnee bedeckt. Darüber führt ein Alpenweg aus dem Muottathal ins glarner Klönthal, dessen äußerste Höhe 4997 Fuß über dem Mittelmeere liegt und den vom 29. Sept. bis 1. Okt. 1799 der russische Feldherr Suwarow mit seiner aus Italien kommenden Armee unter fortwährenden Kämpfen mit den Franzosen überschritt.

Prager Kompaktaten, Prager Konkordat, s. Kompaktat.

Pragmatisch (v. Griech.), im Allgemeinen das zu Betreibung von Geschäften Gehörige. Die pragmatische Geschichtschreibung (Pragmatismus der Geschichte) entwickelt die Begebenheiten nach ihrem ursachlichen Zusammenhange, um sie auf diese Weise für das Leben lehrreicher zu machen. Auch bedeutet p. s. v. a. klug, erfahren, geschäftsgewandt; daher pragmatische Regeln, s. v. a. Klugheitsregeln. Dienstpragmatik ist die die Regeln für Betreibung der öffentlichen Geschäfte enthaltende Dienstordnung.

Pragmatische Sanktion (Sanctio pragmatica), ein Edikt des Landesherrn, welches eine wichtige Staatsangelegenheit durch ein Grundgesetz ordnet, welches unverletzlich seyn und für ewige Zeiten in Geltung bleiben soll. Wichtig sind: Die p. S. Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, welche derselbe 1268 zur Feststellung der Rechte der französischen Geistlichkeit erließ (s. Gallikanische Kirche und Frankreich, Geschichte); die p. S. Karls VII., Königs von Frankreich, durch welche er 1438 zu Bourges nach den Beschlüssen des baseler Koncils die Freiheiten der gallikanischen Kirche bestätigte, auf Verlangen des Papstes Leo X. von Franz I. wieder aufgehoben; die p. S. des deutschen Reichstags zu Mainz 1439, welche die baseler Beschlüsse annahm, aber vom römischen Stuhl später wieder durch Konkordate beseitigt ward; die p. S. Kaiser Karls VI., durch die bestimmt ward, daß alle österreichischen Lande stets ungetheilt beisammen bleiben und in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die weiblichen Nachkommen des Kaisers vererben sollten, nach welchen erst die Töchter seines Bruders Joseph und deren Nachkommenschaft stets dem Rechte der Erstgeburt gemäß erben sollten; die p. S. Karls III., Königs von Spanien, wodurch derselbe, als er 1759 die sicilianische Krone seinem dritten Sohn überließ, die Erbfolge bestimmte. Manche haben auch das Edikt von Nantes, den augsburger Religionsfrieden von 1555 u. den westphälischen Frieden von 1648 p. S. genannt.

Prahlerei, Kundgebung gesteigerter Eitelkeit, die den eigenen Vorzügen, mögen dieselben nun wirklich vorhanden, oder bloß eingebildet seyn, einen übertriebenen Werth beilegt, die Vorzüge Anderer aber übersieht, gering schätzt, oder auch geflissentlich herabsetzt. Die P. äußert sich eben sowohl durch Handlungen, als durch Reden, in welchem letzteren Falle sie als Großsprecherei bezeichnet zu werden pflegt. Ihren Ursprung hat sie meist in Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die sich gewöhnlich mit unwahrem Wesen und Hang zu Lügenhaftigkeit verbindet. Wenn der Prahler keine wirklichen Vorzüge an sich findet, mit denen er prunken könnte, od. wenn ihm die, welche er in der That besitzt, nicht genügen, so hilft er sich damit, daß er Vorzüge fingirt, oder die vorhandenen vergrößert und übertreibt, und sinkt also in jenem wie in diesem Falle zum Lügner herab. Meist erntet er auch nicht das, was er anstrebt, Anerkennung und Bewunderung, sondern im Gegentheil, wenn er sich durch alberne P. lächerlich macht, Spott und Hohn. Vergl. Stolz.

Prahmen, platte, breite Fahrzeuge, vorzüglich zum Transport schwerer Lasten auf Flüssen und in Seehäfen und daher häufig mit Mast und Segel versehen.

Prairial (franz.), im französischen republikanischen Kalender der 9. Monat, vom 21. Mai bis 20. Juni, wo die Wiesen gemäht werden; daher sein Name.

Prairien (v. Engl.), s. v. a. Savannen.

Prakrat, in der altindischen Religion eine der Offenbarungen des höchsten Urwesens, der Urgrund des Wechsels in den Erscheinungen, sowohl der intellektuellen, als der physischen Welt, der Urquell der drei als Götter personificirten Weltkräfte, der schaffenden (Brahma), erhaltenden (Wischnu) und zerstörenden (Schiwa), und daher dreifarbig, roth als Wesen des Brahma, weiß als Wesen des Wischnu, schwarz als Wesen des Schiwa. P. ist daher auch das verbindende und

trennende Wesen dieser drei Götter, weil durch dasselbe immer Leben und Tod, Vergehen und Entstehen wechselt. In ihm ist das geistige Lichtwesen Atma eingewebt.

Prakrit, s. Sanskrit.

Praktik (v. Griech.), Thätigkeit, Ausübung, Anwendung; (wälsche P.) Inbegriff von Regeln u. Vortheilen beim Rechnen, deren sich besonders die Kaufleute bedienen; im Kalenderwesen das dem gewöhnlichen Kalender angehängte Prognostikon von der Witterung, dem Planetenlauf, Einflüssen der Planeten rc.; daher auch s. v. a. Astrologie.

Praktikant (v. Griech.), Einer, der prakticirt, besonders ein bei einer Behörde zur Beihülfe Angestellter, der dadurch den Geschäftsgang erlernen will; auch ein die medicinische Praxis Treibender, der noch nicht als wirklicher Arzt angestellt ist.

Praktiken (v. Griech.), listige Streiche, Ränke; daher Praktikenmacher, ein Ränkeschmied, Rabulist.

Praktiker (v. Griech.), ein erfahrener Geschäftsmann, namentlich Rechtsanwalt, Arzt rc.

Praktisch (v. Griech.), anwendbar, zweckdienlich; ausübend, sich mit der Praxis beschäftigend (z. B. praktischer Arzt); im Gegensatze von theoretisch, für das Handeln (die Praxis) brauchbar.

Praktische Philosophie, seit Aristoteles derjenige Theil der gesammten philosophischen Wissenschaften, welche sich auf das Wollen und Handeln beziehen. Aristoteles rechnete dahin die Ethik und die Politik nebst der Oekonomik. In neueren Systemen pflegt die p. P. in Rechtslehre und Politik, Tugendlehre (Moral) und Religionslehre eingetheilt zu werden. Vergl. Herbart, Allgemeine p. P., Göttingen 1808; Fries, Handbuch der p.n P. oder der philosophischen Zwecklehre, Heidelb. 1818; Michelet, System der p.n P., Königsberg 1817—19.

Praktische Vernunft, s. Kant.

Prallstein, schrägstehender Stein, um die Gebäude und Fußsteige vor nahe an ihnen vorbeifahrenden Wagen zu schützen.

Pram, Christen Henrikssen, dänischer Dichter, geboren 1756 zu Lesia in Guldbrandsdalen in Norwegen, studirte in Kopenhagen Staatswirthschaft und Rechtswissenschaft und wurde 1781 beim Oekonomie- und Kommerzkollegium daselbst angestellt. Später erhielt er den Staatsrathstitel und bereiste von 1804—6 Norwegen, um besonders die Fischereien daselbst kennen zu lernen. Von 1782—87 redigirte er eine Handelszeitung und von 1785—1807 in Verbindung mit Rahbeck die „Minerva", welche eine große Verbreitung fand. Als 1815 das Kollegium, bei dem er angestellt war, aufgehoben ward, wurde P. auf Wartegeld gesetzt. Da er in Folge davon bedeutend in Schulden gerieth, so nahm er 1819 eine einträgliche Zollverwaltersstelle auf der westindischen Insel St. Thomas an, wo er jedoch schon den 25. Nov. 1821 dem Klima erlag. Außer den beiden Preisschriften „Ueber die Nationaltracht" (1798) und „Ueber die Gründung einer Universität in Norwegen" (1796) verfaßte er ein romantisches Epos „Staerkodder" (Kopenhagen 1785), welches ihn als Dichter berühmt machte, die mit einem Preise gekrönte Heroide „Philippa an Erich" (1779) und komisch-satyrische Erzählungen in der Weise Voltaire's (deutsch von Sander, Kopenh. 1802—3, 2 Bde.), welche noch jetzt viel gelesen werden. Weniger gelungen sind seine Trauerspiele: „Damon und Pythias" (1789), „Frode und Fingal" (1790) u. „Olinde und Sophronia". Seine poetischen Werke sind gesammelt von Rahbeck (Kopenhagen 1824—29, 6 Bde.).

Prandium (lat.), Vormahlzeit, Frühstück, s. Mahlzeit.

Pranger (Schandpfahl), der (meist erhöhte) Ort, wo Verbrecher wegen geringerer Vergehen, z. B. Felddiebstähle, durch ein Halseisen an die Mauer festgehalten, öffentlich ausgestellt werden. Die Prangerstrafe geht öfters auch härteren Strafen, ja Lebensstrafen, zur Schärfung voraus, ist aber, zur Ehre der Humanität, in den meisten Ländern abgeschafft. Vgl. Strafe.

Prasem, Quarzvarietät, krystallisirt und derb, oft stängelig abgesondert, unvollkommen muschelig im Bruch, lauchgrün bis schwärzlichgrün, durchscheinend oder kantendurchscheinend, zum Theil innig gemengt mit asbestartigem Strahlstein, findet sich bei Breitenbrunn in Sachsen, Kupferberg in Schlesien, Lisens in Tyrol, in Steiermark, auf Elba, am Kap und wird zu Bijouteriewaaren verwendet.

Prasii (Präsii), mächtiges Volk in India intra Gangem, im nordöstlichen Theile des Landes am Ganges wohnhaft, das die Reihe seiner Könige durch 6 Jahrhunderte aufführte und ein Heer von 200,000 Mann zu Fuß, 20,000 Mann zu Pferd u. 3000 Elephanten ins Feld stellen konnte, mit der Haupt- und Residenzstadt Palibothra (s. d.), zu Seleucus' Zeit von dem Könige Sandrocottus beherrscht, der an der Spitze von 400,000 Mann ins Feld rückte, später zu des Ptolemäus Zeit auf einen kleinen Theil im Norden ihres ehemaligen Gebietes um den Fluß Soa her, Prasiaca genannt, beschränkt.

Praslin, Name eines französischen Marquisats, welches im Besitz einer der Hauptlinien des Hauses Choiseul war, aber 1690 nach dem Erlöschen der Marquis von P. an die Grafen von Chevigny, einen anderen Zweig jenes Geschlechts, fiel u. 1762 zu einem Herzogthum erhoben ward. Antoine César Felix Choiseul, Herzog von P., geboren 1776, ward, als eifriger Anhänger Napoleons I., Kammerherr der Kaiserin und 1814 Chef der ersten Legion der pariser Nationalgarde, mit der er am 30. März gegen die Verbündeten kämpfte. Während der hundert Tage ward er Pair, nach der Restauration aber wieder von der Pairsliste gestrichen. Im Jahre 1817 trat er wieder in die Kammer und stimmte hier fortan mit den Liberalen. Er † zu Paris den 28. Juni 1839. Sein Sohn, Theobald von Choiseul, Herzog von P., geboren 1804, vermählte sich 1825 mit der Tochter des Marschalls Sebastiani, die ihm ein bedeutendes Vermögen zubrachte und 9 Kinder, 3 Söhne und 6 Töchter, gebar. Als dieselbe am 18. August 1847 in ihrem Hause im Faubourg St.-Honoré in Paris ermordet gefunden ward, fiel der Verdacht der Thäterschaft bald auf den Herzog selbst, welcher deshalb den 11. August nach dem Luxembourg abgeführt ward, hier aber den 28. Aug. in Folge genommenen Gif-

tes †. Seine Schuld war außer Zweifel gesetzt. Dieser Vorfall, in Verbindung mit einigen anderen, ward von der Oppositionspresse benutzt, die in den höheren Kreisen der Gesellschaft herrschende Sittenverderbtheit anzuklagen.

Pratas, zur chinesischen Provinz Kuangtung gehörige Gruppe von Inseln und Klippen im chinesischen Meere, nordwestlich von den Philippineninseln, in einiger Entfernung von der Küste.

Pratica (Praktika, Practique), s. Quarantäne.

Pratinas, aus Phlius, einer der ältesten tragischen Dichter Athens, der um Olymp. 70 mit Aeschylus und Chörylus um den Ehrenpreis stritt und, weil bei der Aufführung eines seiner Stücke die Gerüste, auf denen die Zuschauer saßen, zusammenbrachen, die Veranlassung zum Bau eines ordentlichen Theaters gab. Er schrieb nach Suidas 50 Dramen, worunter 32 Satyrspiele, deren er zuerst geschrieben, gewesen seyn sollen. Auch wird er unter den Hyporchemen- und Dithyrambendichtern aufgeführt.

Prato, Hauptstadt eines Vikariats im Großherzogthum Toskana, 3 Stunden nordwestlich von Florenz, rechts am Bisenzio, in sehr schöner und fruchtbarer Gegend, ist Bischofssitz, hat 20 öffentliche Plätze, eine alte Citadelle, ein Theater, eine Kathedrale, in welcher der Gürtel der Jungfrau Maria (Cintola della Madonna) aufbewahrt wird, 29 andere Kirchen, 10 Klöster, 4 Hospitäler, ein Findelhaus, einen Lombard, eine Accademia Petrarchesca, ein bischöfliches Seminar, Gymnasium, berühmte Bäckerei (hier wird das beste Brod in ganz Italien gebacken), Wollweberei, Seidenspinnerei, Fabriken für seidene, baumwollene und leinene Zeuche, Strohhüte, Papier, Seife, Kupfergießereien und Kupferhämmer rc. und 12,000 Einwohner.

Prats (P.-de-Molle, P.-de-Mouilloin), befestigte Stadt im französischen Departement Ostpyrenäen, Bezirk Céret, an einem Bergabhang am Tech, mit Fort, Tuch- und Baumwollmützenfabrikation u. 3710 Einwohnern. In der Nähe das warme Bad von la-Preste.

Praunheim, Marktflecken in der kurhessischen Provinz und Kreis Hanau, Amt Bergen, an der Nidda, mit Justizamt, Pfarrkirche, Burgruinen und 660 Einwohnern; gehört dem Grafen von Solms-Rödelheim unter kurhessischer Hoheit. Zwischen P. und dem nassauischen Heddernheim liegen die Reste einer römischen Kolonie mit 2 Mithrastempeln.

Prausnitz, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Militsch, zum Fürstenthum Trachenburg gehörig, am nördlichen Fuße der trebnitzer Berge, hat ein Schloß, eine evangelische Kirche, 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, 2 Hospitäler, ein Stadtgericht, eine Post, ein Untersteueramt, Tuchmacherei, Barchent- u. Leinweberei, Tuchwalkerei und 2500 Einwohner.

Pravadi, Fluß in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, entspringt bei Schumla, fließt gegen Osten in das schwarze Meer, bei der gleichnamigen Stadt, die zwischen hohen Felsen, westlich von Varna, liegt.

Praxis (gr.), jedes auf einen bestimmten Zweck gerichtete Handeln, insbesondere aber die durch Uebung erlangte Fertigkeit in der Anwendung der von der Erfahrung oder der Theorie dargebotenen Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, die Anwendung der Theorie auf das wirkliche Leben, namentlich die Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft. Einen eigentlichen Gegensatz zwischen Theorie und P. gibt es nicht, denn was in der Theorie richtig ist, muß auch durch die P. ausgeführt werden können, und von einem Gegensatz zwischen Theorie und P. kann nur dann die Rede seyn, wenn es entweder nicht gelingt, die zur Erreichung eines Zweckes nöthigen Mittel zur Verfügung zu bekommen, oder wo das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck, die Ursachen und Bedingungen für gewisse Erfolge, die man wünscht oder beabsichtigt, noch nicht bekannt sind. In dieser Beziehung wird sich namentlich die P. in der Heilkunde oft mit der bloßen Erfahrung von dem Erfolg gewisser Mittel begnügen müssen, so lange der ursachliche Zusammenhang nicht bekannt ist. Ueber die ärztliche P. s. Arzt. Die juristische oder Rechtspraxis begreift die Anwendung natürlicher und positiver Rechtsgesetze auf thatsächliche Verhältnisse und Ereignisse (Rechtsfälle); dann den Inbegriff der Grundsätze und Regeln, welche bei jener Anwendung der Gesetze und Rechtsprincipien auf eine vorliegende Thathandlung zu beobachten sind; ferner die Kenntniß der äußern und innern Formen, in welchen das Resultat der praktischen Reflexion als Rechtsgeschäft, als praktisches Produkt sich darstellen soll (Formpraxis), und endlich die durch Erklärung dunkler oder lückenhafter Gesetze, oder bei deren Mangel überhaupt, wohl auch gegen den Buchstaben und Sinn des positiven Gesetzes, in den öffentlichen Gerichten und Spruchkollegien üblich gewordenen Verhandlungen und Entscheidungen das Recht und die Rechtspflege betreffender Verhältnisse.

Praxiteles, wahrscheinlich aus Athen, einer der berühmtesten Bildhauer und Erzgießer Griechenlands und des gesammten Alterthums, dessen Blüthezeit 364—340 v. Chr. fällt. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er liebte die Phryne, die es sich zur Ehre schätzte, von einem so großen Künstler geliebt zu werden. Von seinen zwei Söhnen, Timarchus und Cephissodotus, machte sich besonders der letztere auch als Bildhauer berühmt. P.' Werke athmeten Grazie, weiche Schwärmerei und zarte Sinnlichkeit, waren aber in der Auffassung immer edel und großartig. Seinen Statuen in Marmor pflegte er einen eigenen Ueberzug von geschmolzenem Wachs mit einem Farbentone zu geben. Er that sich am meisten als Götterbildner, und zwar in Gestalten aus der Mythe des Dionysus, des Eros und der Aphrodite hervor; selten bildete er Heroen und Athleten. In seinen zahlreichen Figuren aus dem Kreise des Dionysus war der Ausdruck bacchischer Schwärmerei und schalkhaften Muthwillens mit höchster Anmuth und Lieblichkeit verschmolzen. In seinem Eros stellte P. die vollendete Schönheit und Liebenswürdigkeit des Knabenalters dar und bildete das Ideal desselben. Zu den ausgezeichnetsten Erosstatuen gehören jene zu Thespiä und in Pa-

rion an der Propontis. Die berühmteste Statue des P. war aber die cnidische Aphrodite, zum ersten Male unverhüllt, in ihrer höchsten sinnlichen Reizfülle, mit dem Ausdruck der Liebe und des schmachtenden Verlangens, als das von innerer Sehnsucht erfüllte, der Liebe bedürftige Weib dargestellt. Vor ihm hatte es kein Künstler gewagt, die Aphrodite nackt darzustellen, wie auch seine von den Coern bestellte Aphrodite noch bekleidet war. Als Modell hatte dem Künstler bei seiner nackten Aphrodite Cratina oder Phryne gedient. Selbst Apollo gestaltete sich unter seinem Meisel zum Apollino, d. h. zu einem schönen, jugendlichen Genius, der den edleren Satyrgestalten näher steht, als dem höheren Göttertypus. Vorzüglich berühmt ist sein Apollo Sauroktonos (Eidechsentödter), von welchem sich häufige Nachbildungen in Bronze und Marmor finden, von naiver Anmuth und Lieblichkeit, dem Satyr auch in der Stellung der Füße sehr ähnlich. Berühmt waren auch P.' Statuen der Artemis, sowohl die der Artemis Brauronia, die auf der Burg in Athen stand, als die kolossale zu Anticyra, mit der Fackel in der Rechten, dem Köcher über der Schulter und dem Hund zur linken Seite. Hauptwerke des Künstlers waren ferner die Statuen der Ceres und der Proserpina, deren Ideale vermuthlich erst in der praxitelischen Schule vollkommen ausgebildet wurden. Bildnisse werden ihm außer einigen Bildnißstatuen der Phryne wenige zugeschrieben.

Praya, 1) Stadt auf der Azoreninsel Terceira, an einer Bai, mit einem Hafen u. 4000 Einwohnern, wurde am 24. Mai 1614 durch ein Erdbeben zerstört. —2) Stadt mit Hafen daselbst, auf der Südostküste der capverdischen Insel Santiago, Hauptort derselben, auf einem hohen Plateau, an einer tiefen Bucht mit gutem Ankergrunde, ist Sitz des Gouverneurs und des Bischofs des Archipels.

Prayen oder **Preien**, ein Schiff (héler un navire), ein Schiff, dem man auf der See begegnet, anrufen. Dasselbe geschieht zuweilen durch einen Kanonenschuß (Prayschuß).

Prebischthor, s. Sächsische Schweiz.

Precarium (lat.), rechtliches Verhältniß, welches entsteht, wenn Jemand eine ihm angehörige Sache einem Andern auf dessen Bitte auf Widerruf zum Gebrauch überläßt.

Precativus (lat.), in einigen Sprachen, z. B. dem Hindostanischen, der Modus des Verbums, wodurch man die Bitte ausdrückt.

Preces (lat.), Bitten, Gebet (s. d.). P. publicae, Kirchengebet; P. primariae (precum prim. jus), das Recht der ersten Bitte, das Vorrecht des Monarchen, ehemals nur des Kaisers, diejenigen geistlichen Stellen nach Willkür zu besetzen, die beim Antritt seiner Regierung ledig waren.

Prechtl, Joh. Joseph, Ritter von, ausgezeichneter deutscher Techniker, geboren den 16. November 1778 zu Bischofsheim vor der Rhön, wo sein Vater fürstlich würzburgischer Kommerzienrath und Vorsteher eines Eisenhüttenwerks war, studirte in Würzburg die Rechtswissenschaft und ging 1801 nach Wien, um beim Reichshofrathe in Thätigkeit zu treten, wendete sich aber bald ausschließlich physikalisch-mathematischen u. chemischen Studien zu. Seine Abhandlung „Ueber die Physik des Feuers oder System der Brennstoffsparkunst" wurde 1805 mit einem Preise gekrönt. Im Jahre 1809 erhielt er von der kaiserlichen Regierung den Auftrag, in Triest eine Real- und Navigationsakademie zu errichten; der Krieg führte ihn aber nach Wien zurück, wo er 1810 als Lehrer der Naturgeschichte, Physik und Chemie an der Realschule angestellt wurde. Im Jahre 1815 wurde er Direktor des hauptsächlich von ihm organisirten polytechnischen Instituts, welches unter seiner Leitung bald zu einem ausgezeichneten Ruf gelangte. Seit 1818 mit Titel und Rang eines wirklichen k. k. Regierungsraths bekleidet, führte er die Direktion der polytechnischen Schule bis 1849, wo er auf sein Ansuchen in Ruhestand versetzt wurde. Mit dem Leopoldsorden geschmückt, ward er bald darauf in den österreicher Ritterstand erhoben. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist vornehmlich die „Technische Encyklopädie" (Bd. 1—19, Stuttgart 1830—52) zu nennen, für die er eine große Anzahl Artikel selbst bearbeitete. Viele Abhandlungen enthalten auch die von ihm herausgegebenen „Jahrbücher des polytechnischen Instituts" (Wien 1819—39, 20 Bde.), sowie andere Zeitschriften. Außerdem schrieb er unter Anderm: „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung" (Wien 1813—15, 2 Bde., 2. Aufl. 1817—18); „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas" (das. 1817); „Praktische Dioptrik" (das. 1828); „Untersuchungen über den Flug der Vögel" (das. 1846).

Précigné, Flecken im französischen Departement Sarthe, Bezirk la Flèche, mit Mineralquellen, Tuch- und Oelfabriken, kleinem geistlichen Seminar und 2550 Einwohnern.

Precipitando (precipitamente oder precipitosamente, ital.), schnell, gewaltsam, treibend, fast gleichbedeutend mit Accelerando, nur einen noch höhern Grad von Eile andeutend.

Prediger, Name eines Geistlichen, in sofern das Predigen sein Hauptgeschäft ist.

Prediger in der Wüste, ursprünglich der Täufer Johannes; bildlich Einer, der tauben Ohren predigt, dessen Ermahnungen unbeachtet bleiben.

Predigermönche, s. v. a. Dominikaner.

Prediger Salomo, Titel eines alttestamentlichen Buchs, vollständig Reden des Koheleth, des Sohnes Davids, Königs von Jerusalem, in der Septuaginta Ecclesiastes, dem die von Luther recipirte Benennung „Prediger" entspricht. Den Inhalt dieses Buchs bildet die Betrachtung der wunderbaren Wege der Vorsehung, die hier allein in den alten biblischen Schriften in philosophisch-reflektirender Weise, und zwar vornehmlich vom skeptischen Standpunkte aus, beleuchtet wird. Ein bestimmtes beruhigendes Resultat gewinnt der Verfasser aber nicht, sondern er bleibt bei der Unbegreiflichkeit der Weltregierung und bei der Eitelkeit und Zwecklosigkeit alles irdischen Treibens und Thuns stehen. Durch das ganze Buch geht ein Hauptsatz, nämlich: „Alles ist eitel und nichtig!" hindurch. Derselbe ist aber nicht nach einem festen Plane durchgeführt, sondern tritt nur in fragmentarischen Gedankenreihen immer wieder hervor,

öfters mit Modifikationen, die durch verschiedene Gemüthsstimmungen bedingt zu seyn scheinen. Daher der ungleiche Ton in den einzelnen Abschnitten. Manche zu starke Aeußerung wird später gemäßigt und berichtigt, manche auch später ausführlicher behandelt und von einer neuen Seite aufgefaßt. An dieser Stelle hadert der Verfasser mit der göttlichen Vorsehung und trauert über die ungleiche Vertheilung von Glück und Unglück, während er an jener zur Gottesfurcht und zum Gehorsam ermahnt; hier empfiehlt er den sorglosen Genuß irdischer Freuden, dort ist ihm auch dieser eitel und thöricht. Aus dem Ganzen spricht ein durch Spekulation in sich zerfallenes, trostloses Gemüth, welches aber trotzdem im Praktischen den richtigen Weg einhielt. Der Vortrag, oft sehr nachlässig gehalten, steht in der Mitte zwischen Prosa und Poesie, bewegt sich jedoch vorherrschend in jener. Wegen des anstößigen Skepticismus des Buchs war die Lektüre desselben erst im 30. Jahre erlaubt. Hinsichtlich der Bestimmung der Abfassungszeit dieses Buchs kann es nicht in Betracht kommen, daß Salomo darin redend eingeführt wird, da dieses bloße Fiktion ist. Die Sprache darin chaldaisirt so stark und nähert sich schon so sehr dem talmudisch-rabbinischen Sprachgebrauche, daß man es erst in das persische oder in das macedonische Zeitalter setzen kann. Der Verfasser ist ein sonst unbekannter jüdischer Philosoph, welcher die Unsterblichkeitsidee noch nicht hatte und nur das althebräische Scheol und den ewigen Seelenschlaf kannte und darum in allem weltlichen Trachten Zwecklosigkeit und Eitelkeit sah. Er legte seine Reflexionen aber dem Könige Salomo in den Mund, weil die Lehre von der Nichtigkeit aller Dinge aus des weisen, vom Glück so sehr begünstigten Königs Munde des tiefsten Eindrucks nicht verfehlen konnte. Das Buch ist ein Resultat jener Zweifelsucht und grübelnden Spekulation, welche die Entstehung der Sekten der Pharisäer und Sadducäer veranlaßte, und die Nichtannahme der Unsterblichkeitslehre scheint den Verfasser als einen Vorläufer der Sadducäer zu charakterisiren. Vgl. Schmidt, Sal. Pred. oder Koheleths Lehren, Gießen 1794; Umbreit, Koheleths Seelenkampf oder philosophische Betrachtungen über das höchste Gut, Gotha 1819; Derselbe, Koheleth scepticus de summo bono, Göttingen 1820.

Predigerseminar, Anstalt, in welcher junge Männer, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, in den Pastoralwissenschaften unterrichtet und in deren praktischer Anwendung geübt werden. Während die protestantische Kirche sich eng an die seit der Reformation allenthalben aufblühenden Universitäten anschloß und von ihren Dienern eine vorwiegend akademische Bildung verlangte, lenkte die katholische Kirche, einestheils die vornehmlich auf den Universitäten sich regenden Emancipationsgelüste fürchtend und anderntheils ernstlich bemüht, den Geistlichen eine zweckmäßigere Erziehung angedeihen zu lassen, im 16. Jahrhundert zu besondern geistlichen Bildungsanstalten mit durchgeführtererund strengerer kirchlicher Beaufsichtigung, zu Kollegien und Seminarien zurück. Schon der Stifter des Jesuitenordens schlug diese Richtung ein, woher sich die Gründung des Collegium Germanicum in Rom 1552 schreibt. Aber auch Männer von einer andern Denkweise, z. B. der Kardinal Polus, erkannten in der Regeneration der geistlichen Erziehungsanstalten ein unabweisliches Bedürfniß, und so ist durch die tridentinische Synode in der katholischen Kirche die Ausbildung der Geistlichen durch solche Seminarien die vorherrschende geworden. Man hat die Benutzung des akademischen Unterrichts neben diesen Seminarien öfters sogar ungern gesehen und die dort aufgenommenen Eindrücke, welche man verwerflich fand, durch die strengere Seminardisciplin wieder zu verwischen gesucht, ja überall offen die Universitäten perhorrescirt, wenn diese sich nicht unterwürfig unter die Autorität der Kirche beugen wollten. So weit ist man in der protestantischen Kirche nun freilich nicht gegangen, denn fast allenthalben, wo man evangelische Predigerseminarien geforderi und gegründet hat, ist man darüber einig, daß das akademische Studium der Theologie unverkürzt und unverkümmert dem Eintritt in das Seminar vorhergehen müsse. Allein man wollte gefunden haben, daß das von der Universität und vor dieser von der Schule und selbst von der Familie Geleistete und Gewirkte nicht genügend sey, junge Männer für den geistlichen Beruf vorzubereiten, indem es dabei noch auf Mancherlei ankomme, was durch jene Institute weniger und durch die katholischen Seminarien mehr, wenn auch nicht auf die richtige Weise, geleistet und gewirkt werde. Die bedeutendsten der jetzt in Deutschland bestehenden derartigen Anstalten sind folgende: Von den auf Universitäten bestehenden, die eigentlich nur Vorlesungen mit praktischen Uebungen einer zu diesem Zwecke bestehenden Gesellschaft bezwecken und sich nur hie und da durch eine bestimmte statutarische Einrichtung der Abgeschlossenheit den eigentlichen Predigerseminarien nähern, sind besonders das „homiletische Seminar“ zu Jena, 1815 von dem Professor Schott gestiftet, das „theologisch-praktische Institut“ zu Greifswalde, gestiftet von Finelius und 1824 durch ein „Reglement“ des Kultusministeriums neu organisirt; das „homiletisch-katechetische Seminar“ zu Bonn, geleitet von Nitsch und Sack; ferner ähnliche Anstalten zu Göttingen, Berlin, Erlangen, Halle, Kiel und anderwärts zu nennen. Predigerseminarien, welche nur freiere Vereine sind, so daß die Kandidaten, welche Mitglieder derselben sind, auch in anderweiten Verhältnissen stehen können und als Seminaristen nur zur Theilnahme an einzelnen Zusammenkünften und Uebungen verpflichtet sind, bestehen seit 1835 zu Gotha und zu Altenburg, auch im Königreich Sachsen. Die eigentlichen Predigerseminarien, in denen die Mitglieder nach absolvirtem akademischen Studium noch weiter fortgebildet werden, u. zwar in der Art, daß sie ihrer ganzen Stellung u. ihren Pflichten nach nur Seminaristen u. in ihrer ganzen Lebensweise von den Gesetzen der Anstalt abhängig sind, nehmen entweder so viel als möglich alle Kandidaten eines Landes, oder nur eine Auswahl von besonders befähigten Kandidaten auf, denen sie eine höhere Bildung geben wollen; ferner werden sie entweder unmittelbar nach der Universitätszeit, vielleicht sogar unter Abkürzung der letzteren und

vor bestandener Kandidatenprüfung, oder erst später nach bestandenen Prüfungen und unmittelbar vor dem Eintritt ins Predigtamt frequentirt. Die bedeutendsten derartigen Anstalten in Deutschland sind: das „Hospitium" zu Loccum im Königreich Hannover, bestimmt für zehn Kandidaten, welche, mit ihrem Studiendirektor im Kloster zusammenwohnend, eben sowohl theologisch-wissenschaftlichen, als praktischen Berufsstudien obliegen, wobei ihnen eine reich ausgestattete Bibliothek von 10—12,000 Bänden sehr förderlich ist, die Pflanzschule für künftige Konsistorialräthe, Superintendenten und Stadtprediger; das „Predigerseminar" zu Hannover, gestiftet 1824 vom Abte Salfeld, für drei ordentliche und sechs außerordentliche Mitglieder bestimmt, deren Hauptbeschäftigung exegetische Uebungen, dogmatische und philosophische Disputationen, Ausarbeitung von Dissertationen, Predigen u. Katechisiren sind: das „Predigerseminar" zu Wittenberg, am Reformationsjubelfeste 1817 gestiftet u. an die Stelle der aufgehobenen Universität gesetzt, für eine Auswahl von 25 Kandidaten bestimmt, welche darin eine höhere, nicht bloß praktische, sondern auch gelehrte Ausbildung erhalten. Für alle Predigtamtskandidaten der betreffenden Landeskirchen sind dagegen bestimmt: das nassauische P. zu Herborn, gegründet 1818 und für alle nassauischen Kandidaten bestimmt, welche vorher zwei Jahre lang Theologie auf einer Universität studirt haben müssen und in der Anstalt nicht bloß praktischen Uebungen, sondern auch gelehrten theologischen Studien obliegen; das braunschweigische P. zu Wolfenbüttel, gestiftet 1836 und für alle braunschweigischen Kandidaten in der Art bestimmt, daß sie erst nach bestandenen Prüfungen, unmittelbar vor ihrem Eintritt ins Predigtamt, aufgenommen und mit theologischen Studien und praktischen Uebungen beschäftigt werden; das hessen-darmstädtische P. zu Friedberg, gestiftet 1837 ebenfalls für alle Kandidaten des Landes, die es ein Jahr hindurch frequentiren müssen, und zwar nachdem sie auf einer Universität drei Jahre lang Theologie studirt und auf der Landesuniversität zu Gießen bei der theologischen Fakultät das erste Examen bestanden haben; das badische P. zu Heidelberg, gestiftet 1838 für alle badischen Predigtamtskandidaten und, obgleich in Verbindung mit der Universität stehend, doch eine selbstständige Anstalt, bestimmt für solche Studirende, welche während eines dritthalbjährigen akademischen Studiums sich die nöthige theologisch-wissenschaftliche und praktische Vorbildung erworben und eine Prüfung bestanden haben. Von allen den genannten Anstalten ganz verschieden sind die würtembergischen reich botirten Stifter zur Ausbildung evangelischer Geistlichen, in sofern diese nicht bloße Predigerseminarien sind, sondern außer der ganzen Universitätsbildung auch den bedeutendsten Theil der Schulbildung für die evangelischen Geistlichen umfassen und beherrschen.

Predigt, diejenige Modifikation der Rede, welche durch die Zwecke der kirchlichen Erbauung bedingt ist und demgemäß die Erkenntniß der Zuhörer in religiösen Dingen erweitern, ergänzen u. berichtigen, das Herz mit den Gefühlen der Frömmigkeit und Andacht erfüllen und den Willen für das sittlich Gute bestimmen soll. Aus dem christlichen Sinn und Geist des Redners geboren, soll sie durch eben diese Einwirkung auf die Glieder der Gemeinde sowohl nach den allgemeinen oratorischen, als nach den besonderen Gesetzen, die aus ihrem eigenthümlichen Zwecke sich ergeben, dieselben erbauen (s. Erbauung), und sie steht demnach als eine besondere Art der allgemeinen rednerischen Darstellung neben der politischen, gerichtlichen und scientivischen Rede (geistliche u. weltliche Beredsamkeit). Aus dem eben angedeuteten Zwecke der religiösen Rede ergeben sich gewisse allgemeine Eigenschaften derselben, die ihr sowohl in Beziehung auf die Wahl des Stoffes, als auch rücksichtlich ihrer Form einen bestimmten Charakter vindiciren. Diese Eigenschaften sind: Popularität, lebendige Anschaulichkeit u. schriftmäßige Kirchlichkeit. Die erstere wird durch die Bildungsstufe der Zuhörer, die andere durch die vernünftig sinnliche Natur des Menschen, die dritte durch das Wesen der kirchlich-religiösen Gemeinschaft, in welcher sich der Geistliche befindet, gefordert. Populär ist die Rede, wenn sie sich dem Bildungsstande der Zuhörer anbequemt, also an Das anknüpft, was in ihnen bereits vorhanden ist; lebendig anschaulich, wenn sie nur solche Wahrheiten behandelt, die einer konkreten Auffassung u. Darlegung wirklich fähig sind; schriftmäßig kirchlich endlich, wenn sie sich an die Lehre der Schrift hält und mit der allgemeinen christlichen Ueberzeugung im Einklange steht. Als Hauptarten der religiösen Rede stellen sich die eigentliche P. und die Rede im engeren Sinne heraus. Die letztere ist stets an eine gewisse kirchliche Handlung geknüpft (Tauf-, Konfirmations-, Beicht-, Trau-, Leichen-, Einweihungs- u. Einführungsrede), was bei der P. nicht der Fall ist. Jene soll erbauen wie diese, aber sie soll dies bewirken durch Erregung einer der betreffenden Handlung angemessenen Gemüthsstimmung, sey es nun, daß sie für letztere empfänglich zu machen, oder die durch dieselbe bereits hervorgerufene Stimmung noch deutlicher zum Bewußtseyn zu bringen sucht. Ihre vorherrschende Tendenz ist mehr die unmittelbare Erweckung des Gefühls, und sie verzichtet demgemäß auf eine ausführliche und geschlossene Gedankenentwickelung, stellt vielmehr größere Gedankenmassen neben einander mittelst individualisirender Anknüpfung an den zu veranschaulichenden Gegenstand und geht, da das Gefühl keine längere Anspannung erträgt, in rascherem Fortschritte ihrem Schlußpunkte entgegen. Die eigentliche P. bewegt sich dagegen mehr auf dem dialektischen Gebiete, und sie darf, auch wenn sie durch eine besondere Handlung oder Begebenheit veranlaßt wäre, diesen ihren Charakter nie ganz verleugnen. Der Zuhörer soll durch sie an eigentlicher Ueberzeugung gewinnen, er soll bestimmt werden für Realisirung der Zwecke des göttlichen Reichs. Daher die Forderung eines geschlosseneren Fortschreitens, einer strengeren Entwickelung und Aufeinanderfolge der Gedanken, einer ebenmäßigeren Verknüpfung der Erkenntniß mit der Anregung des Gemüths, einer allseitigeren Erschöpfung des Gegenstandes und mithin auch einer längeren Dauer des Vortrags. Die übrigen verschiedenen Arten der P. ergeben sich aus ihrer Stellung im Kultus (gewöhn-

liche, Kasual- und Festpredigten) und aus dem kirchlichen Organismus (Wahl- oder Probe-, Antritts- und Abschiedspredigten), sowie aus sonstigen Veranlassungen (Gedächtniß-, Landtags-, Huldigungspredigten ꝛc.). Der eigentlichen P. pflegt in der Regel ein Text zu Grunde gelegt zu werden. Aeußerlich angesehen ist dies nämlich ein größerer oder kleinerer Abschnitt aus einem kanonischen Buche der Bibel, von welchem die Rede ausgeht. Die relative (nicht absolute) Nothwendigkeit eines solchen Textes ergibt sich für die eigentliche P. schon aus dem kirchlichen Gebrauche, dann aus unserem Begriffe von dem Wesen der P., die auf der Basis der heiligen Schrift zur Erbauung wirken soll, und endlich aus der Autorität, welche der Vortrag dadurch empfängt, daß er mit dem Texte an der Spitze sich als ein im Namen der Kirche gehaltener kund gibt. Die P. selbst beginnt mit dem Eingang, dessen Zweck ist, Geneigtheit zur Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der Rede zu wecken und dem Zuhörer begreiflich zu machen, daß der Redner zur Aufstellung seines Thema's eine gewisse Berechtigung hatte. Der Eingang kann vor und nach dem Text stehen. Im ersteren Falle ist er ausführlicher, denn man beginnt entweder mit freieren Gedanken, die nicht unmittelbar aus dem Texte herausgegriffen sind, und leitet dann erst zu den Gedanken des Textes hinüber, aus welchen zuletzt das Thema hervorspringt, oder man beginnt sogleich mit den Gedanken des Textes und schreitet von diesen zu freieren Gedanken fort, die man verfolgt, bis sich ein passender Uebergang zum Thema darbietet. Im anderen Falle, der dann eintritt, wenn ein passender Stoff zu einer freieren Einleitung nicht nahe liegt, oder wenn die Zuhörer den Hauptgedanken in seiner bestimmteren Fassung schon erwarten, oder wenn die ganze Rede reine Textentwickelung (Homilie, s. unten) ist, gestaltet er sich kürzer und ist meist nichts weiter, als Uebergang von dem Texte zu dem Hauptgedanken, Entwickelung des letzteren aus dem ersteren. Auf den Eingang und den Uebergang, wenn ein solcher vorhanden ist, folgt der Hauptgedanke. In der Rede im engeren Sinne braucht derselbe nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden; bei der eigentlichen P. dagegen ist dies rathsam. Aber es ist hier ein doppelter Fall möglich: entweder wird der Hauptgedanke wirklich zum Thema im strengsten Sinne des Worts, so daß derselbe nicht bloß im Allgemeinen den Gegenstand angibt, über welchen gesprochen werden soll, sondern eine Wahrheit, eine Behauptung in der Form des Urtheils hinstellt; oder derselbe enthält kein eigentliches Urtheil, sondern ist in der Form der direkten oder indirekten Frage oder in der Form einer Ueberschrift ausgedrückt. Immer aber muß das Thema Einheit haben und erschöpft werden können, und der Hauptsatz präcis, bestimmt und klar, bündig und kurz gegeben werden, auch einen gewissen eindringlichen Reiz besitzen und durch seine ganze Fassung den Zuhörer über die vulgären Interessen des Lebens erheben. Nach der Angabe des Hauptgedankens pflegt bei der eigentlichen P. in der Regel die Angabe der Theile (partitio) zu folgen; diese kann aber auch wegbleiben, besonders wenn die P. Spruchpredigt ist, d. h. den Text zum Thema hat und letzterer schon die verschiedenen Momente für die Eintheilung in sich schließt, oder Homilie, wobei man in der Ausführung Punkt für Punkt dem Texte folgt (s. unten). Die Gedankenreihen nun, welche in der Hauptidee liegen, müssen gehörig aus ihr entwickelt u. auf eine logisch richtige Art unter jene subsumirt, also die Massen gehörig vertheilt u. geordnet oder disponirt werden. Nicht jeder Text wird aber alle diejenigen Momente darbieten, welche erforderlich sind, um das Thema gründlich und erschöpfend durchzuführen, und besonders wird er sie nicht in einer solchen Ordnung darbieten, daß sich die Ausführung durchaus daran halten könnte. In diesem Falle muß sich demnach die Ausführung durch eine Anordnung hindurch bewegen, die nicht von einem Texte unmittelbar geboten, sondern freier aus der Individualität des Redners geschaffen ist. Sobald dagegen die Masse des Stoffs nach ihren Hauptmomenten in einer schicklichen Reihenfolge durch den Text dargeboten wird, sobald der Text sich in seinen verschiedenen Theilen zu einem abgeschlossenen Ganzen abrundet, sobald man also den Hauptgedanken unmittelbar aus demselben herausgreifen kann und die verschiedenen Momente desselben in dem Thema zusammengefaßt werden können, dann wird man bei der Ausführung des Thema's sich der im Texte gegebenen Anordnung anschließen können, und es wird die Rede zur Homilie, d. h. zur fortlaufenden, von einem Hauptgedanken ausgehenden und wieder zu ihm zurückführenden Entwickelung einer Schriftstelle. Die Homilie entbehrt also so wenig wie die eigentliche P. der Disposition völlig, nur ist letztere ganz durch den Text an die Hand gegeben. Die Homilie zerfällt wieder in verschiedene Arten, deren charakteristische Merkmale sich aus der Art und Weise, wie die Rede den durch den Text gebotenen Momenten bei der Ausführung folgt und wie sie dieselben weiter verarbeitet, und aus der Beschaffenheit selbst ergeben. In der letzteren Beziehung unterscheidet man historische, didaktische und parabolische Homilien, in der ersteren aber gebundene und freie. Die gebundene Homilie faßt alle Elemente des Textes in der Ordnung auf, wie sie derselbe gibt, macht sie zu leitenden Punkten bei der Ausführung und bewegt sich also ganz innerhalb der im Texte gezogenen Schranken. Die freie Homilie hält sich zwar auch an den Text, allein sie geht über einzelne Momente desselben, die für den Zweck der Rede von geringerer Bedeutung sind, hinweg, zieht die verschiedenen Partien der Schriftstelle zu gedrängteren Massen zusammen und verfährt bei der Erklärung derselben in der Art, daß dadurch ein bestimmter, scharf begrenzter Gedanke als Thema hervortritt. Das Wesen der eigentlichen P. in ihrem Unterschiede von der Homilie besteht aber darin, daß sie, ohne sich weiter im Einzelnen an den Text zu binden, die unter dem Hauptsatz zusammengefaßten Materialien frei erzeugt und frei mit einander verbindet. Rücksichtlich des Verhältnisses der Theile zum Thema gilt hier die einfache Regel: es dürfen keine Gedanken als leitende Momente unter den Hauptsatz gebracht werden, die nicht wirklich zu dem Inhalte desselben gehören und zusammengefaßt den Hauptsatz konstituiren. Gleicherweise

wird das Verhältniß der Theile unter einander durch den realen Zusammenhang bestimmt, in welchem sie mit einander stehen. Trotz ihrer genauen Verbindung unter einander, die durch den sie alle beherrschenden Hauptsatz vermittelt wird, müssen sie sich doch gegenseitig ausschließen oder, genauer ausgedrückt, auf einem und demselben Theilungsgrunde beruhen, also einander koordinirt, nicht aber einander subordinirt seyn. Eben so wenig dürfen die etwa noch nöthigen Unterabtheilungen ineinanderfallen, sondern müssen ebenfalls einander ausschließen, denn jede Oberabtheilung bildet gewissermaßen wieder ein Thema für die specielleren Theile. Was die Auffindung der Theile betrifft, so wird der Hauptsatz entweder in der Weise disponirt, daß man ihn nach den verschiedenen Beziehungen, in welchen er gedacht werden kann, auffaßt, so jedoch, daß mit diesen Beziehungen sein realer Inhalt noch nicht gegeben und wirklich konstituirt ist, sondern vielmehr nur die Seiten angedeutet werden, von welchen aus eine Betrachtung des Thema's möglich ist, und es der weiteren Behandlung überlassen bleibt, ihn nach diesen Seiten durchzuführen (formale Disposition); oder es wird der Hauptsatz als ein Ganzes nach den in ihm liegenden Begriffen, und zwar nach dem inneren Verhältniß dieser Begriffe zu einander, in seine Theile aufgelöst, so daß in den Hauptgedanken dieser Theile der ganze Stoff koncentrirt wird und die Rede demnach aus eben so vielen abgesonderten und doch wieder mit einander verknüpften Urtheilen besteht, als Abtheilungen in ihr vorhanden sind (materielle Disposition). Hinsichtlich der ganzen Art u. Weise aber, wie der Stoff entweder in der ganzen Rede, oder in den einzelnen Untertheilen der Haupttheile entwickelt wird, lassen sich noch zwei verschiedene Methoden denken, die man als eine analytische und synthetische, besser als regressive und progressive zu bezeichnen pflegt. Bei der ersten geht man von dem im Hauptsatze angekündigten Gedanken sofort aus, läßt die einzelnen Theile auf einander folgen, wie sie aus jenem hervorspringen, und entwickelt den in ihnen enthaltenen Gedankenstoff mit steter Rücksicht auf den Hauptsatz, so daß, was im Ganzen ausgesagt ist, auch nach einer bestimmten Seite hin von den einzelnen Theilen gilt. Bei der andern Methode stellt man zwar auch den Hauptsatz an die Spitze, allein man beginnt die Gedankenentwickelung in der Weise, daß man den Hauptsatz anfangs mehr in den Hintergrund schiebt, dann zu einer andern, demselben näher liegenden Gedankenmasse fortschreitet und so fortfährt, bis am Ende die der ganzen Rede zu Grunde liegende Wahrheit dem Zuhörer in ihrem ganzen Umfang und in ihrer vollen Wichtigkeit vor die Seele tritt. Was die Sprache der P. betrifft, so muß sich dieselbe im Allgemeinen in der sogenannten mittleren Schreibart halten und darf nur zuweilen in die höhere und niedere hinübergreifen. Sie wird demnach die logische Strenge und Nüchternheit des Gedankenausdrucks vermeiden und in das Bildliche hinüberstreifen, aber dabei stets ihren biblisch-kirchlichen Charakter bewahren, vornehmlich in sofern sie sich das sprachliche Kolorit der neutestamentlichen Schriften aneignet. Dieses aber geschieht nicht durch maßlose Anhäufung biblischer Sprüche u. Phrasen, sondern dadurch, daß auch das Gewöhnliche in steter Beziehung auf die höheren christlichen Ideen aufgefaßt und dargestellt wird. Damit verträgt sich sehr wohl die größte Selbstständigkeit der rednerischen Darstellung, und in sofern sich beides auf die rechte Weise mit einander verschmilzt, empfängt die Rede jenes Gepräge, welches man Salbung nennt. Der äußere Vortrag der P. soll nur der Reflex des Gedankens und des vom Heiligen bewegten Gemüthes seyn, in welchem sich die eigenthümliche Stimmung des Redners möglichst treu und ohne alle Verzerrung und Künstelei darstellt und kund gibt. Aus dem ganzen Charakter der religiösen Rede ergibt sich eine gewisse Langsamkeit in dem Vortrage derselben, und zwar sind die rein didaktischen und kontemplativen Theile derselben langsamer und gemessener, die bewegenden und affektvolleren schneller zu sprechen. Von den letzteren vertragen wieder die, in welchen sich Hoffnung und Begeisterung ausspricht, eine noch raschere, die, in welchen sich Entgegengesetztes, wie Furcht, Mitleid &c., ausspricht, eine langsamere Pronuntiation. Der Eingang wird im Ganzen gleichfalls gemessen gehalten werden müssen, ebenso Text und Thema. Gegen den Schluß hin dagegen, wo die Gedanken sich drängen und das Gemüth des Redners gehobener, die Bewegung gesteigert ist, wird der lebendige Fortschritt der Gedanken sich von selbst in einem schnelleren Vortrage an den Tag legen. Die intensive Kraft oder die Stärke und Schwäche der Stimme hängt ab von der Wichtigkeit der in den Worten liegenden Gedanken, und der Zweck dieser Art des oratorischen Accents ist der, Deutlichkeit und Eindringlichkeit der Rede zu bewirken. Auch die Modulation der Stimme muß für den Vortrag der religiösen Rede in Anspruch genommen werden, doch ist sie für den Eindruck derselben weniger wichtig, als die Accentuation. Was die Aktion betrifft, so schließt der Zweck der P. alle leidenschaftlichen Gesten aus und verlangt im Allgemeinen eine gewisse feste Ruhe. Der Redner muß auch hier seine individuelle, unverbildete Natürlichkeit möglichst beibehalten und dieselbe nur in soweit modificiren, als es die Würde des geistlichen Berufs und des Orts erfordert. Hinsichtlich der Geschichte der geistlichen Beredsamkeit verweisen wir auf den Artikel Kanzelberedsamkeit, hinsichtlich der Stellung der P. im Kultus auf den Artikel Kultus. Vgl. Ammon, Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, Göttingen 1799, 3. Aufl., Nürnberg 1826; Schott, Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit, Leipzig 1815—28, Bd. 3; Marheinecke, Grundlegung der Homiletik, Hamburg 1811; Theremin, Die Beredsamkeit eine Tugend &c. Berl. 1814; Steier, Kurzer Grundriß einer biblischen Keryktik &c., 1830.

Predigtamt, das Amt eines ordinirten Geistlichen, insbesondere eines evangelischen.

Predil, Dorf im österreich.-illyr. Kreis Görz, Bezirk Flitsch, am gleichnamigen Passe und an der Straße von Görz über Tarvis nach Villach. Das dortige Fort ward am 18. Mai 1809 von den Franzosen erstürmt.

Preetz, Marktflecken im Herzogthum Holstein, zwischen Plön und Kiel, an der Schwentine und dem von derselben gebildeten Kirchsee, mit Zollverwaltung, Post, adeligem Fräuleinkloster mit einer Predigerbibliothek von 8000 Bänden, 2 Kirchen, Bürger-, Industrie- und Kleinkinderschule, Armenhaus, Waisenhaus für weibliche Kinder, Sparkasse, Seifensiederei, Wasser-, Wind- und Lohmühle, Wagenfabrik, Zeuchdruckerei, Damastweberei, Tischlerei, Färberei, beträchtlicher Schuhmacherei, verbunden mit Gerberei, u. 4650 Einw. Das preetzer Klostergebiet umfaßt ein Areal von 3¼ □Meilen mit 17,000 Einw., zu dem auch die sogenannte Propstei gehört, ein ungemein fruchtbarer und stark bevölkerter Landstrich an der Ostsee, dessen Einwohner, wahrscheinlich holländische Kolonisten, sich durch eigene Sitten und eigene Tracht auszeichnen.

Prefisso (ital., Präfix), diejenige Zahlung, bei welcher Aufschub und Respekttage nicht gelten.

Pregel, schiffbarer Fluß in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), bildet sich im Regierungsbezirk Gumbinnen östlich von Insterburg durch den Zusammenfluß der 3 kleinen Quellflüsse Angerap, Inster und Pissa (Abfluß des See's von Wysztyden), wird bei Insterburg schiffbar, nimmt bei Wehlau links die Alle auf, ist durch den Deinekanal, von Tapiau aus, mit dem kurischen Haff und dadurch vermittelst des kleinen und großen Friedrichsgrabens mit der Gilge verbunden und mündet unterhalb Königsberg in das frische Haff. Lauf 25 Meilen, wovon 10 Meilen schiffbar sind.

Prehensio (Prensio, lat.), in Rom das Recht der Magistraten, Bürger verhaften zu lassen, welches die höheren Magistraten kraft ihres Imperium, die Volkstribunen aber in Folge uralter Bestimmung ausübten.

Prehnit, Mineral des rhombischen Krystallsystems, dessen Grundform eine rhombische, meist zur Tafel verkürzte Säule von 99° 56′, oft mit konvexen Flächen, ist. Die Krystalle sind meist fächerförmig gruppirt, sonst derb, kugelig, nierenförmig, körnig, stängelig, spaltbar nach den gerade angesetzten Endflächen, unvollkommen nach den Seitenflächen, auch strahlig und faserig. Der Bruch ist uneben, die Härte 6,5—7,0, das Gewicht 2,9—3,0, die Farbe graulich-, grünlichweiß, grünlichgrau, grün in verschiedenen Abstufungen, glasglänzend mit Perlmutterglanz auf den Strukturflächen, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend. Durch Erwärmung wird das Mineral polarisch-elektrisch; vor dem Löthrohre ist es unter Aufblähen zu blasigem Glase schmelzbar. Es enthält nach Walmstedt 44,10 Kieselerde, 24,26 Thonerde, 26,43 Kalkerde, 0,74 Eisenoxyd, 4,18 Wasser und findet sich auf Gängen im Granit, Gneis, Diorit, Mandelstein &c. im südlichen Afrika, in den Pyrenäen (Koupholit), in der Dauphiné, in Piemont, am St. Gotthard, in Tyrol, Salzburg, Kärnthen (Saualpe), bei Zweibrücken (Oberstein), Osterode, auf Skye, Mull, in Schweden, Nordamerika &c.

Preis (v. lat. pretium), der Werth einer Waare, vorzüglich in Geld bestimmt, wobei man den natürlichen P. oder die Produktionskosten einer Waare, wobei also Kapital (Boden) u. Arbeitslohn in Anschlag kommen, und den Marktpreis, für welchen die Waare wirklich verkauft wird, unterscheidet. Bei allen ohne Beschränkung producirten Waaren hängt der Marktpreis von der Größe ihres natürlichen Preises, oder der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher sie herbeigeschafft werden, u. von der Nachfrage nach denselben und von dem Werth des Geldes oder dem Verhältniß des letztern zu den Waaren ab. Bei monopolisirten Waaren dagegen, deren Producenten, oder Diejenigen, welche damit handeln, für solche entweder ein ganz oder doch zum Theil ausschließliches Recht des Alleinhandels besitzen, hängen die Preise lediglich oder doch hauptsächlich von dem Verhältnisse ab, welches zwischen der Menge des Erzeugten und der Nachfrage nach demselben besteht, während sie von den Veränderungen in den Produktionskosten wenig oder gar nicht berührt zu werden pflegen. Der Einfluß des Kriegs auf die Waarenpreise ist allgemein bekannt, sowie es sich auch von selbst versteht, daß, wenn auf eine Waare Abgaben gelegt werden, der P. derselben nothwendig verhältnißmäßig steigen muß, weil außerdem der Handel mit solch einer Waare den gebührenden Gewinn nicht abwerfen würde. Was endlich noch vorzugsweise auf die Waarenpreise einwirkt, ist der Spekulationsgeist, wobei nicht die wirklichen Veränderungen in der Zufuhr oder Nachfrage maßgebend sind, sondern die mehr oder weniger begründete Voraussicht solcher Veränderungen. Unter P. versteht man auch eine für irgend eine Leistung ausgesetzte Belohnung, um den Wetteifer anzuspornen. So setzen Regierungen Preise für neue Erfindungen, die Lieferungen der besten oder meisten Erzeugnisse des Gewerbe- oder Kunstfleißes, gelehrte Gesellschaften, in neuerer Zeit auch wohl Buchhändler u. Redaktionen, für die besten Schriften über einen Gegenstand oder aus einem Literaturfach (Preisfrage, Preisaufgabe) aus; alle Schriften, die sich um den P. bewerben, eigentlich aber nur die mit dem Preise gekrönten heißen Preisschriften, die Konkurrenten bei irgend einer Preisaufgabe Preisbewerber. Oft wird noch ein zweiter (geringerer) P. oder ein Accessit ausgesetzt. Bei den Turnieren wurden Preise für die Sieger ausgesetzt, die diesen, meist von einer Dame, auf dem Kampfplatze selbst überreicht wurden. Noch jetzt ist dies bei verschiedenen Volksspielen, z. B. Pferderennen, gebräuchlich.

Preiskurant, Waarenverzeichniß einer Handlung mit beigesetzten Preisen. In Haupthandelsstädten betrifft der P. nur den Großhandel des ganzen Platzes und wird unter öffentlicher Auktorität zu bestimmten Zeiten von den Mäklern ausgetheilt.

Preismünzen, Medaillen, die als Preise für ausgezeichnete Leistungen geprägt werden.

Preisrichter, diejenige Person, die über die Würdigkeit einer Leistung, den ausgesetzten Preis zu erhalten, zu entscheiden berufen ist.

Preißelbeere, s. Vaccinium.

Preißler, Künstlerfamilie, von deren Gliedern sich mehre in der Kunstgeschichte einen geachteten Namen erworben haben. Johann Daniel P., geboren zu Dresden 1665, † als Akademiedirektor zu Augsburg 1737, gab eine Anleitung zum Zeichnen, „Zeichenakademie“ betitelt,

heraus. Sein ältester Sohn, Johann Justin P., geboren zu Nürnberg den 4. Dec. 1698, † den 17. Febr. 1771, als Direktor der augsburger Akademie seines Vaters Nachfolger, radirte mit vielem Geschmack und gab ein Werk über Statuen (Nürnb. 1732) heraus. Seine Gattin, Susanna Maria P., geborne Dörsch, geboren zu Nürnberg 1701, † den 8. April 1761, zeichnete sich im Steinschneiden aus. Der zweite Sohn, Georg Martin P., geboren zu Nürnberg den 6. Nov. 1700, † daselbst den 29. Aug. 1754, war ein guter Zeichner und Kupferstecher und Mitarbeiter am „Florentiner Museum". Der dritte Sohn, Johann Martin P., geboren zu Nürnberg den 14. März 1715, geschickter Kupferstecher, ward nach längerem Aufenthalte zu Paris 1744 zum Hofkupferstecher und Professor der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er den 17. Nov. 1794 †. Sein Blatt: Friedrich V. zu Pferd, nach der Bronzestatue von Sailly, ist ein Meisterwerk. Auch hat er Gellert nach Graff u. Klopstock nach Juel gestochen. Sein letztes Blatt war die berühmte Madonna della Sedia nach Raphael. Valentin Daniel P., der jüngste der vier Brüder, geb. den 18. April 1717 zu Nürnberg, † das. den 8. April 1765, erwarb sich als Kupferstecher in der Schwarzkunst einen Namen. Johann Georg P., Sohn u. Schüler Johann Martin P.s, geboren 1757, vervollkommnete sich unter Wille's Leitung in Paris, stach das schöne Blatt „Icarus" nach Vien und † als Professor an der Malerakademie zu Kopenhagen zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Prekareigüter (Precariae, Prestariae), Güter, deren Besitzer nur Zeitpächter sind.

Prekareihandel, derjenige Handel zwischen zwei mit einander Krieg führenden Nationen, der unter der Flagge einer dritten neutralen Nation betrieben wird.

Preller, Friedrich, tüchtiger Landschaftsmaler der Gegenwart, 1804 zu Weimar geboren, ging, vom Großherzog Karl August unterstützt, nach Antwerpen, um sich unter van Bree weiter auszubilden, darauf nach Italien und ward nach seiner Rückkehr Lehrer an der Kunstschule. Er führte im großherzoglichen Schlosse zu Weimar Temperamalereien ein; so im Wielandszimmer fünf landschaftliche Darstellungen aus Oberon, 1838 vollendet. Als vermittelnde Glieder zwischen den einzelnen Bildern dienen Arabesken, welche den ironischen Humor der wielandschen Muse hervortreten lassen.

Prellschuß, s. Ricochet.

Preméry, Stadt im französischen Departement Nièvre, Bezirk Cosne, mit Eisenhämmern, Hochöfen, bedeutenden Holz- und Lederhandel und über 2100 Einw.

Prémontré, Orden der regulirten Chorherren und Chorfrauen von, s. Prämonstratenserorden.

Prenanthes (Waldlattich, Hasensalat), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter oder Halbsträucher in allen Ländern, von denen P. muralis *L.*, Mauerwaldlattich, überall auf Mauern und in Wäldern, 3 Fuß hoch, schlank, sperrig, mit zackigen Blättern und gelben Blüthen in Rispen, ein gutes Schaffutter ist. P. purpurea *L.*, rother Waldlattich, in Bergwäldern, ist 3—6 Fuß hoch, vieläſtig, hat lanzettförmige, gezähnelte Blätter und violette Blüthen. Von P. alba *L.* und serpentaria *Pursh* wird die Wurzel in Amerika gegen den Biß der Klapperschlangen sehr empfohlen.

Prenn, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, am Niemen, mit 1980 (nach And. 2500) Einw., welche Tuch, Boi, Flanell, Leinwand, Hüte, Drillich, Zwillich u. Watte fabriciren; in der Umgegend Glashütten u. Papierfabriken.

Prensiculantia (Pfötler, Pfotenthiere), nach Illiger Ordnung der Säugethiere, die sonst auch Glires *L.* (Mäuse, Mausartige Thiere, Ratten) oder Rosores *Cuv.* (Rodentia) Nagethiere (s. d.) genannt wird.

Prenzlau (Prenzlow), Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Hauptstadt der Uckermark, an der Ucker und dem Unteruckersee, wird durch den Fluß in die Alt- und Neustadt getheilt, hat 5 Vorstädte, 4 Thore, 2 Pforten, 7 Kirchen, unter denen sich die in gothischem Styl gebaute und mit vielen Alterthümern versehene Marienkirche auszeichnet, eine Synagoge, ein Gymnasium, 5 Hospitäler, ein Landarmenhaus, eine Post, Garnison, Mineralquellen mit Badeanstalt (Elisabethenbad), 1825 errichtet, mit Dampf- und Schwitzbädern, Tuch-, Wollzeuch-, Leinen- und Baumwollmanufakturen, Tabaksbau und Tabaksfabriken, Strohhutfabriken, Gerbereien, Färbereien, eine Papiermühle, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, 2 Buchhandlungen, eine Buchdruckerei, Handel mit Tabak, Getreide, Vieh ꝛc., Fischerei und 12,600 Einw. P. kommt schon 1140 vor, war sehr fest und im 12.—15. Jahrhundert der Gegenstand harter Kämpfe zwischen Brandenburgern, Wenden und Pommern. Hier 1320 Gefecht zwischen Ludwig dem Brandenburger u. Barnim III. von Pommern (für erstern unglücklich). Hier wurde auch 1474 der Friede zwischen Brandenburg u. Pommern geschlossen, in welchem Pommern die Lehnshoheit Brandenburgs über Stettin anerkannte. Am 28. Okt. 1806 ergab sich hier das von Jena her auf dem Rückzug begriffene, 16,000 Mann starke preußische Corps unter dem Fürsten von Hohenlohe nach einem unglücklichen Gefecht an die Franzosen unter Murat.

Prerau (Prerovia, Przerow), Stadt im gleichnamigen österreichisch-mährischen Kreise, südöstlich von Olmütz, links an der Becswa (Betschwa), mit Bergschloß, 2 Kirchen, Synagoge, Spital, Tuchmanufaktur und 4200 Einw.

Presbyopie (v. Gr.), Fernsichtigkeit; daher Presbyops, ein Fernsichtiger.

Presbys (gr.), alt, daher s. v. a. Gesandter, weil man ursprünglich zu Gesandten alte und erfahrene Männer wählte.

Presbyter (v. Gr., s. v. a. Aeltester), Benennung gewisser Beamten in der christlichen Kirche, deren Wirkungskreis in den verschiedenen Zeiten und verschiedenen Verzweigungen der Kirche ein verschiedener war. Die älteste christliche Kirche entlehnte dies Amt von der jüdischen Synagogalverfassung. Es wurden nämlich in den einzelnen Gemeinden, anfangs durch die Apostel selbst, Vorsteher gewählt und als Aelteste

mit einer gewissen Autorität betraut. In der urchristlichen oder apostolischen Zeit hatten dieselben bei den gottesdienstlichen Versammlungen auf geziemende Ordnung zu sehen und für die Zwecke der Erbauung Sorge zu tragen, zu welchem Behufe sie entweder selbst die Schrift erklärten u. lehrten, oder andere geeignete Individuen damit beauftragten. Ferner verwalteten sie die sonstigen Gemeindeangelegenheiten, sorgten mit den Diakonen für die Armen- und Krankenpflege, wachten über die Reinheit und Unverfälschtheit der Lehre, sowie über die sittliche Lebensführung der Gemeindeglieder und schlichteten Streitigkeiten, die sich zwischen diesen entspannen. Ihre Zahl war unbestimmt und richtete sich nach der Größe und dem Bedürfnisse der Gemeinden. Sie hatten aber in diesen bleibende Sitze, wodurch sie sich besonders von den Aposteln unterschieden. In der ersten Zeit fand zwischen ihnen und den Bischöfen (s. Bischof) kein Unterschied Statt; aber seit dem 2. Jahrhundert wurden sie nach und nach zu Untergebenen der Bischöfe herabgedrückt, indem ausbrechende Streitigkeiten und Anmaßungen, die sich Einzelne von ihnen zu Schulden kommen ließen, die Nothwendigkeit einer einheitsvollen Verwaltung und Leitung der kirchlichen Gemeindeangelegenheiten mehr und mehr herausstellten und noch andere Ursachen dabei mitwirkten. Ihre Funktion bestand seitdem vornehmlich darin, daß sie öffentlich lehrten und predigten, tauften, die Katechumenen unterrichteten, das Abendmahl austheilten und in Abwesenheit des Bischofs Brod und Wein auch konsekrirten, die Hand bei der Ordination neuer Lehrer mit auflegten, den zeitweilig Exkludirten nach gethaner Buße ihre Wiederaufnahme in den Gemeindeverband ankündigten und zuweilen auch die Konfirmation vollzogen. Auch waren sie Mitglieder der kirchlichen Verwaltungsbehörde, hielten die kirchliche Disciplin mit aufrecht, hatten in den Synoden Sitz und Stimme und saßen, nachdem der Gottesdienst sich mannichfaltiger und ceremonienreicher ausgebildet hatte, mit im Chor auf erhöhten Plätzen. Aber seit dem 5. Jahrhundert gingen sie ihres vorwiegenden Ansehens mehr und mehr verlustig, behielten bloß die liturgischen Geschäfte und das Lehramt und wurden Priester im gewöhnlichen Sinne. Gleichwohl blieb die Weihe zum P. immer eine der vier höhern in der katholischen Kirche und wurde nur solchen Individuen, die schon ein Diakonat erlangt hatten u. 24 Jahre alt waren, ertheilt. Da, wo man seit der Reformation auf die heilige Schrift als alleinige Norm der Lehre u. Verfassung der Kirche zurückging, zog man auch die Presbyterwürde wieder aus der Vergessenheit hervor. So besonders in der reformirten Kirche in der Schweiz, in Deutschland, Holland, England und Schottland, wo die Gemeinden neben den Geistlichen als eigentlichen Lehrern und Verwaltern der Sakramente aus dem Stande der Laien fromme und bewährte Männer wählten und als P. mit der Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinde betrauten. Die Gesammtheit solcher Männer hieß Presbyterium (s. Presbyterialverfassung).

Presbyterialverfassung, in der protestantischen Kirche diejenige Kirchenverfassung, welche der Gesammtheit der Staatsbürger eine Betheiligung an der Kirchenverwaltung einräumt, wie die konstitutionelle Staatsverfassung dies hinsichtlich der Staatsangelegenheiten thut, im Gegensatz zur Konsistorialverfassung, welche den Staatsbeamten die ausschließliche Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in die Hand gibt. Die P. läßt drei Abstufungen zu, in sofern nämlich entweder die einzelne Gemeinde, oder der Kreis (Provinz), oder endlich das ganze Land repräsentirt werden kann. Die Wahl des Geistlichen ist dabei stets der Gemeinde anheimgegeben, sie wählt ihn etwa aus drei von der Regierung oder dem Patron vorgeschlagenen Kandidaten und ernennt Aelteste (Presbyter), welche in Gemeinschaft mit dem Pfarrer das Kirchenvermögen verwalten, die Aufsicht über die Schule führen, die Wünsche der Gemeinde an die Behörde bringen &c. Was die Presbyterien (s. Presbyter) für die einzelnen Gemeinden, das sind die Kreissynoden für ganze Kreise oder Provinzen. Diese werden aus den obersten Geistlichen des Kreises oder der Provinz u. aus einer Anzahl von Geistlichen und Laien, die von den Presbyterien gewählt werden, gebildet und haben den ganzen Kreis oder die ganze Provinz zu beaufsichtigen und in kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Den Abschluß der P. eines Landes bildet endlich die Landessynode, zu welcher ein von der Kirchengewalt ernannter Vorstand, die obersten Kirchendiener und die von den einzelnen Bezirken abgeordneten Geistlichen und Laien zusammentreten. Die Landessynode hat die ganze kirchliche Gesetzgebung zu besorgen, sie trifft mithin die nöthigen Bestimmungen über Kirchenlehre und Kirchenzucht, führt die oberste Aufsicht über das Kirchenvermögen und dessen Verwendung und bewilligt die erforderlichen Gelder für kirchliche Zwecke, für Erbauung von Gotteshäusern, für Besoldung von Kirchendienern u. dergl. Dem Staate gegenüber hat sie das Recht, gegen Verfügungen, durch die sie die Kirche für benachtheiligt hält, Verwahrung einzulegen. Aber hierbei bleibt dem Staate nach wie vor das Recht der Oberaufsicht auch über die Kirche. Er kann den Beschlüssen der Landessynode sein Veto entgegensetzen, kann diese selbst auflösen und eine neue einberufen. Gleicherweise übt er auch das Recht der Ernennung zu Pfarrämtern aus, wobei nur die Modifikation Statt findet, daß er nicht direkt einen Kandidaten zu einem Pfarramte wählt, sondern mehre Kandidaten aufstellt, aus denen dann die Gemeinde einen wählt. Uebrigens gehört die Frage über die P. noch zu den Tagesfragen, die von ihrer Erledigung noch weit entfernt sind. In Würtemberg, Sachsen und Preußen scheint die meiste Sympathie für Einführung der P. zu herrschen, doch sind die Ansichten darüber eben so wenig übereinstimmend, wie die über Glauben u. Einheit des Glaubens in der protestantischen Kirche. Sicherstellung der Kirche gegen die Eingriffe von Seiten des Staats streben Rationalisten wie Orthodoxe an, aber hinsichtlich der innern Organisation gehen die Ansichten beider Parteien weit auseinander; denn während die Rationalisten Kirchen wollen, d. h. den einzelnen Gemeinden

das Recht zugestehen, ihr religiöses Bewußtseyn auf ihre Weise auszubilden und darnach die Liturgie zu modificiren, erstreben die Orthodoxen eine Kirche, deren geistliche wie weltliche Mitglieder völlig übereinstimmenden Glauben bekennen sollen. Vgl. **Küster**, **Neumann** u. **Triebel**, Grundlinien der künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preußischen Staate, Berl. 1815; Die Repräsentation der protestantischen Kirche in Würtemberg, Stutgart 1845; **Pischon**, Rückblicke auf beabsichtigte Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung im preußischen Staate, Magdeburg 1845; **K. Rothe**, Die wahren Grundlagen der christlichen Kirchenverfassung, Berlin 1844.

Presbyterianer, Gesammtbezeichnung der Bekenner der reformirten Kirche im britischen Reiche und in Nordamerika, welche im Gegensatze zu der Episkopalverfassung der anglikanischen Kirche ihr Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Presbyterialverfassung (s. d.) geordnet haben. Sogleich beim Beginn der reformatorischen Bewegungen in England hatten sich viele dabei Betheiligte, wegen der von Heinrich VIII. und seiner Nachfolgerin, der katholischen Maria, über sie verhängten Verfolgungen nach Deutschland und in die Schweiz geflüchtet, wo sie sich mit den Grundsätzen der presbyterianischen Kirchenverfassung vertraut gemacht und befreundet hatten. Als durch Elisabeths Thronbesteigung ihnen die Rückkehr ins Vaterland erlaubt worden, nahmen sie an der Abhängigkeit der Kirche vom Staate, an den kirchlichen und weltlichen Privilegien und Prärogativen der Bischöfe, an dem katholisirenden Kirchenwesen und Kultus der inzwischen ins Leben getretenen anglikanischen Kirche Anstoß, verlangten völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und die Einführung der schweizerisch-reformirten Kirchenverfassung, drangen auf eine strengere Kirchenzucht und überhaupt auf Reinigung des ganzen Kultuswesens von allen spätern hierarchischen Zuthaten, daher sie auch **Puritaner** genannt wurden. Die Königin Elisabeth erließ gegen sie 1562 die **Uniformitätsakte**, ein auf Gleichförmigkeit im Kirchenwesen abzweckendes Gesetz, wodurch allen ihren reformirten Unterthanen Bekenntniß und Unterschrift der 39 Artikel und Theilnahme an den Gebräuchen der Episkopalkirche anbefohlen ward. Diejenigen, welche sich diesem Befehle fügten, wurden **Konformisten**, die Widerstrebenden aber **Nonkonformisten**, später **Dissenters** genannt. Eine Synode zu London sanktionirte jenes Gesetz (1563), und da man, von der Voraussetzung des königlichen Supremats ausgehend, allen der anglikanischen Kirchenordnung sich Widersetzenden zugleich politisch-destruktive Tendenzen beimaß, in sofern sie die unbedingte und göttliche Autorität der königlichen Regierung leugneten: so wurden Diejenigen, welche aus Gewissensskrupeln sich der Hierarchie der englischen Episkopalkirche nicht unterwerfen wollten, als politische Revolutionäre mit Verfolgungen heimgesucht. Geld- und Gefängnißstrafe wurde gegen die Nonkonformisten, Entsetzung und Landesverweisung gegen ihre Geistlichen in Anwendung gebracht. Aber solche Verfolgungen steigerten nur den Trotz der dissentirenden Partei, die, einer finstern Ascese hingegeben und von fanatischem Muthe beseelt, eine drohende Stellung einnahm, ihre phantastischen Einfälle für göttliche Eingebungen hielt und die Staatsgewalt ihrer demokratischen Hierarchie unterworfen wissen wollte. Die Dissenters fuhren nicht allein in ihren heftigen Angriffen gegen die Staatskirche fort, bis ihnen 1566 die Presse untersagt ward, sondern richteten auch ihr Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Presbyterialverfassung ein und führten dadurch eine förmliche Spaltung innerhalb der reformirten Kirche Englands herbei. Einer ihrer vornehmsten Lehrer war Thomas **Cartwright**, der seiner Partei eine Art von Duldung auswirkte. Ein Prediger Field zu Wandsworth bei London errichtete daselbst 1572 die erste presbyterianische Kirchengemeinde mit 11 Presbytern, deren Pflichten u. Befugnisse in einer besondern, „Verordnungen von Wandsworth" betitelten Schrift aufgezeichnet wurden. Aehnliche Gemeinden entstanden in andern Gegenden Englands, u. noch unter Elisabeths Regierung wuchsen diese P. zu einer Zahl von 100,000 heran und bildeten ihre eigenthümlichen Ansichten immer weiter und konsequenter heraus. Diese betrafen aber nicht sowohl den Lehrbegriff, denn sie schlossen sich dem reformirten eng an u. hielten insbesondere die streng calvinische Prädestinationslehre fest, sondern nur die äußere Kirchenverfassung, und waren im Wesentlichen folgende: Die P. verwarfen die Macht der Bischöfe, als nicht nach göttlichem Recht ertheilt, und erklärten alle Diener der Kirche für einander völlig gleich; sie wollten die Kirche aus ihrer engen Verbindung mit dem Staate herausgerissen haben und forderten, daß die einzelnen Kirchengemeinschaften durch Presbyterien, die ganze Kirche aber durch eine aus diesen Presbyterien gebildete Synode, deren Beschlüsse die weltliche Obrigkeit zu bestätigen habe, regiert werde. Sie verwarfen als papistische Zuthaten jeglichen priesterlichen Ornat, das Kreuzeszeichen, das Neigen des Hauptes bei Nennung des Namens Jesu, das Knieen beim heiligen Abendmahle, das Institut der Taufpathen, die festen Gebetsformulare (sie wollten nur frei aus dem Herzen beten) und Perikopen, auch die Glocken, Orgeln, Altäre und sogar die Konfirmation und die kirchlichen Feste und Festzeiten (nur den Sonntag feierten sie, aber mit sabbathlicher Strenge). Eine Fraktion der P. ging noch weiter und verwarf selbst die Presbyterien, indem sie für jegliche Gemeinde eine ganz selbstständige Regierung durch allgemeine Versammlungen, also völlige Freiheit von jeglichem Verfassungszwange beanspruchte. Dies die Ultra's, die **Brownisten** [s. **Brown** 1)], später **Kongregationalisten** oder **Independenten** (s. d.) genannt. Als man die Verordnungen der Uniformitätsakte mit aller Strenge gegen diese Dissenters in Ausführung brachte, steigerte man dadurch nur die Erbitterung der Fanatiker, die selbst die Königin und deren bischöfliche Regierung mit beißenden Satyren angriffen, was die Hinrichtung einiger der ärgsten Zeloten zur Folge hatte. Auch erging eine Verordnung, wonach Alle, welche einen

Monat lang die bischöfliche Kirche nicht besuchen würden, vom Parlament mit 20 Pfund Sterling Strafe belegt, und 1592 eine andere, wonach die den Kultus der Staatskirche verachtenden Dissenters mit Gefängniß und Landesverweisung bestraft werden sollten. Außerdem wurden viele anglikanische Geistliche, die im Verdacht der Hinneigung zu presbyterianischen Ansichten standen, abgesetzt. Nachdem die P. in den letzten Regierungsjahren der Elisabeth etwas Ruhe gehabt hatten, begannen unter Jakob I. wieder schlimme Zeiten für sie, weil die Regierung ihren Unabhängigkeitssinn fürchten zu müssen glaubte. Vergebens versammelten sich Abgeordnete beider Parteien, der episkopalen und presbyterianischen, zu Hamptoncourt zu gütlicher Besprechung; man verhandelte nur über das Kreuzmachen bei der Taufe, über die Trauringe und Chorröcke und kam gleichwohl zu keiner Vereinigung. Den P.n ward daher Stillschweigen und Befolgung der bischöflichen Liturgie anbefohlen. Seit 1610 kamen durch den Erzbischof von Canterbury, Bancroft, der sie begünstigte, wieder glücklichere Zeiten für sie; dafür aber folgten unter Karl I. seit 1625 um so härtere Bedrückungen. Karl I. bereicherte nämlich auf Anstiften des Erzbischofs Laud, der an des abgesetzten Bancroft Stelle getreten war, den anglikanischen Kultus mit katholisirenden Ceremonien, verhöhnte die puritanische Sabbathsfeier, indem er 1633 Erlaubniß zu rauschenden Lustbarkeiten am Sonntag gab, und verfolgte die P. nicht nur in England, sondern auch in Schottland, wo er ihnen sogar anglikanische Bischöfe aufdrang. Ernstliche innere Unruhen waren die nächste Folge solcher Maßregeln. Die schottischen P. schlossen 1637 zur Vertheidigung ihrer Kirchenfreiheit auf Grund eines Glaubensbekenntnisses, genannt Covenant (daher ihr Name Covenanter), ein Bündniß unter einander; aber auch in England, wo man die Wiedereinführung des Katholicismus fürchtete und die Ermordung der Protestanten in Irland, das sogenannte lei'sche Blutbad (1641), dem Könige Schuld gab, entstanden die schlimmsten Unruhen, die, nachdem ein größtentheils mit P.n besetztes Parlament zu Stande gekommen, zum wirklichen Bürgerkriege gegen den König führten. Als Karls I. Haupt 1649 auf dem Schaffot fiel, war der vollständige Sieg für die P. gewonnen. Darauf Beseitigung der anglikanischen Liturgie und Kirchenverfassung. So lange Cromwell am Ruder war, behaupteten die P. das entschiedenste Uebergewicht; aber nach des Protektors Tode und Karls II. Rückkehr kam die episkopale Partei wieder zur Macht, und es ward die Episkopalverfassung nicht nur in England, sondern auch in Schottland wieder hergestellt. Eine neue Uniformitätsakte (1662) erschien und 2000 nonkonformistische Prediger verloren an Einem Tage ihre Aemter. Ein Toleranzedikt, welches 1672 erlassen ward, hatte wenig Erfolg, zumal dadurch die Testakte des Parlaments von 1673 Jeder, der nicht den König als obersten Gewalthaber auch über die Kirche anerkannte und das Abendmahl nach anglikanischem Ritus empfing, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen ward. Tausende von P.n und andern Dissenters schmachteten unter Karls II. Regierung im Gefängniß; Tausende entzogen sich solchen Verfolgungen durch die Flucht und gründeten in den nordamerikanischen Kolonien presbyterianische Kirchengemeinden, die in der folgenden Zeit immer mehr Raum gewannen. Eine wirksamere Toleranzakte erschien in England erst 1689, und zwar verhieß dieselbe allen Dissenters Duldung und Anerkennung, indem sie alle früher gegen diese erlassenen Gesetze und Verordnungen aufhob, ihnen freie Religionsübung in Kapellen erlaubte u. sie nur zur Fortentrichtung der Zehnten an die Staatskirche verbindlich machte. In der neueren u. neuesten Zeit sind die Freiheiten der P. noch vermehrt worden; dafür haben diese aber auch viel von ihrer früheren ascetischen Strenge nachgelassen und sich zum Theil an die Episkopalkirche angeschlossen; auch neigen sich dieselben neuerlich mehr arminianischen u. socinianischen, als calvinischen Lehrmeinungen zu. In Schottland dagegen ward unter Wilhelm III. (1690) die Episkopalverfassung wieder ganz abgeschafft und durch eine Parlamentsakte die presbyterianische wieder eingeführt, welche sich hier in ihrer ursprünglichen Reinheit und Strenge erhalten hat (s. Schottische Kirche). Was die P. in anderen Ländern, namentlich in Nordamerika anlangt, so haben sich dieselben in eine Menge kleinerer Parteien und Sekten gespalten, welche sich öfters nur durch ganz unbedeutende u. unwesentliche Eigenthümlichkeiten in der Verfassung von einander unterscheiden. Vgl. Bradshaw, The english Puritan, Lond. 1605; Die Puritaner- oder Westminster-Konfession vom Jahre 1648, lateinisch herausgegeben von Niemeyer, Leipz. 1840.

Presbyterinnen (Presbyterissae), Kirchendienerinnen, weibliche Kirchenbeamte in der apostolischen Zeit; die Frauen der Presbyter.

Presbyterium (v. Gr.), Versammlung der Presbyter; s. Presbyterialverfassung.

Prescot (Prescott), Stadt (Marktflecken) in der englischen Grafschaft Lancaster, östlich von Liverpool, mit großen Steinkohlengruben, in denen an 2000 Menschen beschäftigt werden, Baumwollspinnerei, Segeltuchfabrikation, Uhren- und Hütefabrikation und 5200 Einw.

Prescott, William Hickling, amerikanischer Geschichtschreiber, geboren den 4. Mai 1796 zu Salem im Staat Massachusetts, siedelte in seinem 12. Jahre mit seinen Aeltern nach Boston über und besuchte hier seit 1811 das Harvardcollege. Zum Juristen bestimmt, sah er sich durch den Verlust eines Auges und durch die Schwäche des andern genöthigt, diesem Berufe zu entsagen, und brachte zwei Jahre in Europa zu, wo er die berühmtesten Augenärzte zu Paris und London konsultirte. Da aber auch diese sein Hauptleiden nicht zu heben vermochten, so beschloß er nach seiner Rückkehr nach Amerika, fern von aller öffentlichen Thätigkeit, sich dem Studium der Geschichte zu widmen, die ihn schon früher angezogen hatte. Unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihm sein leidendes Auge bereitete, sammelte er 10 Jahre lang die Materialien zu seiner „History of Ferdinand and Isabella“ (Boston u. London 1838, 5. Aufl., London 1849, 3 Bde.), welche auch in Europa mit Beifall aufgenommen und in mehre Sprachen

übersetzt ward (deutsch, Leipzig 1842, 2 Bde.). Unter geringeren Anstrengungen brachte er, meist nach handschriftlichen Quellen, seine „History of the conquest of Mexico“ (Boston 1843, 3 Bde.; deutsch, 2 Bde., Leipz. 1845) zu Stande, die, in Styl u. Inhalt gleich ausgezeichnet, den literarischen Ruf des Verfassers, der vom französischen Institut u. andern gelehrten Societäten Europa's zum Mitglied erwählt ward, befestigte. Gleiche Vorzüge hat seine „History of the conquest of Peru“ (Boston 1847, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1848, 2 Bde.). Später beschäftigte sich P. mit Vorarbeiten zu einer Geschichte Philipps II. von Spanien. Seine Beiträge zum „North American review“ wurden unter dem Titel „Biographical and critical miscellanies“ (London 1843), andere kleinere Arbeiten in den „Critical essays“ (das. 1852) gesammelt. P. † plötzlich in Folge eines Schlagflusses zu Boston den 28. Januar 1859.

Presl, Jan Swatopluk, verdienter Botaniker, geboren 1791 zu Prag, widmete sich naturhistorischen Studien und erhielt eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte und Direktor der naturhistorischen Sammlungen in seiner Vaterstadt. Nachdem er noch 1848 zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien ernannt worden, † er den 3. April 1850. Sein Hauptwerk ist sein Handbuch der Botanik „Wseobecny Rostlinopis“ (Prag 1846, 2 Bde.), worin er zuerst eine czechische Nomenklatur für die meisten Zweige seiner Wissenschaft aufstellte. Von seinen übrigen Schriften sind die „Deliciae Pragenses“ (Bd. 1, Prag 1822) und die „Flora cechica“ (das. 1819), die er mit seinem Bruder, Karel Boviwog P., herausgab, zu erwähnen. Auch der Letztere erwarb sich als Botaniker einen Namen. Seine Hauptwerke sind die „Flora sicula“ (Bd. 1, Prag 1826), die „Reliquiae Haenkeanae“ (1830—36, 2 Bde., mit 72 Tafeln in Folio), die „Symbola botanicae“ (Prag 1832 bis 1833, 2 Bde., mit 70 Tafeln) und das „Repertorium botanicae systematicae“ (das. 1834, Bd. 1). Mehre treffliche Monographien von ihm sind in den „Abhandlungen“ der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften enthalten, darunter das „Tentamen pteridographiae“ (Prag 1826), nebst „Supplementum“ (das. 1845), die „Hymenophyllaceae“ (das. 1843) und die „Botanischen Bemerkungen“ (das. 1844).

Presnitz (Preßnitz), königliche Bergstadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, im Erzgebirge, mit 2 Kirchen, Schloß, Hülfszollamt, Bergbau auf Eisen, Silber, Blei und Zinn, Fabriken für Tuch, Nadeln, Smalte, Gewehre, Spitzenklöppelei, 2 Jahrmärkten und 3130 Einw.

Presnogorkovskoi (Presnogorkowskaja), Festung im asiatisch-russischen Gouvernement Omsk, in der Ischimlinie, an der Nordwestgrenze des Gouvernements, mit 880 Einw.

Preßburg (Presburg, Posonyi Varmegye), ungarische Gespannschaft im Kreis diesseits der Donau, grenzt gegen Norden und Nordosten an die neutraer Gespannschaft (zum Theil durch die Blava und Waag davon geschieden), gegen Südosten an die komorner und graner Gespannschaft, gegen Westen und Nordwesten an die wieselburger Gespannschaft und an das Erzherzogthum Oesterreich (zum Theil durch die Donau und die March davon getrennt) und hat einen Flächenraum von $82^7/_{10}$ □Meilen mit 5 Städten, 23 Marktflecken, 292 Dörfern und 281,200 Einw. Das übrigens ebene Land wird durch die bei der Stadt Preßburg sich erhebenden und gegen Nordosten streichenden Karpathen (1—3 Meilen breit und 7 Meilen lang) in 2 Theile geschieden. Der nördliche Theil des Gebirges, der immer höher ansteigt, heißt Weißgebirg. Der Hauptfluß dieser reich bewässerten Gespannschaft ist die Donau, die hier nur wenig Fall hat, deshalb durch die Anhäufung der Wassermasse sich in mehre Armee theilt und viele Inseln bildet. Der bei der Stadt Preßburg aus- und bei Komorn einfließende Arm bildet die 12 Meilen lange Insel Schütt. Aus diesem Arm fließt oberhalb Lomschitz ein anderer, das Schwarzwasser, welches den Dubvag aufnimmt u. durch seine Einmündung wieder in denselben Arm die Insel Vizköz bildet. In der Insel Schütt bildet der Donauarm Tsiliz zwischen Boj u. Tsitso die kleinere Insel Tsilizköz. Auf der rechten Seite bildet ein Donauarm die Insel Szigetköz. Kleinere Flüsse sind: die Blava, Polana, Truava, Gidra, Tschade, Rudava, Malina, March 2c.; viele Sümpfe. Um die March besteht der Boden aus unfruchtbarem Flugsand; das übrige Land ist sehr fruchtbar. In dem Gebirge gibt es mehre Höhlen, z. B. die blasensteiner, rochstubener, stampfer, pösinger, somolyaner 2c., mit merkwürdigen Tropfsteingebilden. Produkte sind: Getreide, besonders Weizen, Wein, Hanf, viel Obst, Kastanien; Rindvieh, Pferde, Schafe, Wild, Fische, Geflügel; schwarzer und rother Marmor, Gold (bei Pösing), Mineralquellen. Die Einwohner sind theils Ungarn, theils Deutsche, darunter viele Juden; sie treiben Ackerbau, Viehzucht und lebhaften Handel und unterhalten zahlreiche Fabriken und Manufakturen.

Die gleichnamige (ungar. Posony, slavon. Presburek, lat. Posonium) Hauptstadt der Gespannschaft, vormalige Hauptstadt Ungarns, königliche Freistadt, gewöhnliche Residenz des Erzbischofs von Gran, Primas von Ungarn, liegt (300 Fuß hoch) an dem linken Ufer der hier 130 Klafter breiten Donau, über welche jetzt eine Schiffbrücke geht, ist unregelmäßig gebaut u. hat enge Straßen und schlechtes Straßenpflaster, aber fast durchgängig steinerne Häuser. Die Stadt besteht aus der Altstadt und den Vorstädten, die in die inneren, zum städtischen Gerichte gehörigen, und in die äußeren, von jenem unabhängigen, zerfallen. Die äußeren Vorstädte sind: das Blumenthal, das fast einem Dorfe gleicht, da es nur hin und wieder gepflastert ist, übrigens aber die städtische Obrigkeit anerkennen muß; der Schloßgrund, d. i. der Schloßberg und der Zuckermandel, welche beide unter gräflich palffy'scher Gerichtsbarkeit stehen. Ungefähr 500 Schritte westwärts von der Stadt, auf einem mehr als 400 Fuß über dem Niveau der Donau erhabenen Hügel, liegen die Trümmer des königlichen Schlosses, das 1645 erbaut, aber seit 1762 beträchtlich erweitert, 1811 durch Brand zerstört wurde. Dicht unter dem Schlosse liegt die Schiffbrücke, welche am entgegengesetzten Ufer durch den Augarten begrenzt wird, und die Schwimmschule.

Auf der Stadtseite läuft die Brücke in der Nähe des Königsberges aus. Letzterer ist ein durch eine steinerne Balustrade geschützter breiter Wall, auf welchen der König von Ungarn nach der Krönung reiten und das geweihte Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwingen mußte, zum Zeichen, daß er Ungarn gegen jeden Feind vertheidigen wolle. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist die dem heiligen Martin geweihte Domkirche, die vom König Stephan begonnen und vom König Ladislaus 1090 vollendet worden seyn soll. In dieser Kirche wurden seit 1563 die Könige von Ungarn gekrönt; in derselben sind merkwürdig: die Marmorkapelle des St. Johann Eleemosynarius, die bleierne Statue des heiligen Martin, die Grabmonumente der Palffy's, die vielen Trophäen, welche aus den Türkenkriegen herstammen, &c. Außerdem zeichnet sich die 1272 erbaute Franciskanerkirche aus. Uralt ist auch das Rathhaus, das manche Kuriositäten enthält, welche Glauben und Sitten der Vorzeit charakterisiren. P. hat im Ganzen 12 katholische und 2 evangelische Kirchen, 7 Kapellen, 4 Mönchs-, 3 Nonnenklöster, eine Synagoge, ein Komitatshaus, Landhaus, worin bis 1848 der ungarische Reichstag gehalten wurde, ein Primatialgebäude, ein Theater mit Redoutensälen und Kasino, eine Kaserne, ein großes Kornmagazin, Paläste des Erzbischofs, Fürsten Grassalkowits, der Grafen Esterhazy, Csaky, Zichy, Szapary, Batthyanyi &c.; 7 größere Plätze: Rathhausplatz mit Hauptwache, Kohl-, Getreide-, Geflügelmarkt mit Floriansfäule, Fischermarkt mit Dreifaltigkeitssäule, Barmherzigkeitsplatz, Theaterplatz mit Promenade. Von den 9 ehemaligen Thoren stehen noch 4: das Michaeler-, Donau- Vaital- und Gaisthor. Außer den Militärbehörden haben hier ihren Sitz eine Distriktsbehörde, ein Distriktsobergericht, eine Gewerbe- und Handelskammer, eine königliche Oberstudienkommission, ein Hauptdreißigstamt, Postamt, Hauptsalzamt, Komitats- und Stadtmagistrat &c. In dem ehemaligen Klarissenkloster befindet sich die katholische Akademie, die an der Spitze der katholischen Schulanstalten steht und 1785 von Kaiser Joseph II. aus Ofen hierher verlegt wurde. Sie hat 2 Studien (d. i. Fakultäten), ein philosophisches u. ein juristisches. Die Anzahl der Studirenden betrug vor 1848 ungefähr 300. Aelter als die Akademie ist das geistliche Seminar, welches der Erzbischof Lossy im 17. Jahrhundert für 12 Jünglinge stiftete, die Kost, Wohnung und Unterricht gemeinschaftlich genießen. Am zahlreichsten besucht ist das Archigymnasium, dem seit 1814 Benediktiner als Lehrer vorstehen. Die protestantischen Unterrichtsanstalten bestehen aus 2 Mädchenschulen, einer gemischten Knaben- und Mädchenschule und dem Lyceum, welches zur Hälfte ein Gymnasium, zur Hälfte eine Akademie ist. Außerdem hat P. eine katholische Hauptschule, eine Musterschule, 5 katholische und 2 evangelische Trivialschulen, 2 evangelische Bürgerschulen, ein Bildungsinstitut für Erzieherinnen, 2 Mädchenkonvikte, 3 katholische Mädchenschulen, eine jüdische Hauptschule und jüdische Trivialschule, eine gute Musikschule, technische Zeichenschule, Schwimmschule, ein Militärknaben-Erziehungsinstitut, mehre öffentliche Bibliotheken (darunter die Bibliothek des Grafen Apponyi von 50,000 Bänden) &c. An Wohlthätigkeitsanstalten hat P. ein Lazareth u. Irrenhaus, ein Bürgerspital, Spital der barmherzigen Brüder, ein anderes der Elisabethinerinnen, ein Krankenhaus für evangelische Handwerksburschen und Dienstboten, ein evangelisches und jüdisches Spital, ein königliches Armeninstitut, eine Stiftung für evangelische Hausarme, einen Künstlerwittwenverein, ein Versatzamt, Arbeitshaus. Unter den vielen schönen Gärten zeichnen sich der Primatial-, der fürstlich palffy'sche, der gräflich viczay'sche und der Kastaniengarten aus. Außer der Stadt gibt es viele schöne Spaziergänge u. Erholungsorte; in bequemer Nähe liegen die Mühlau, Oberufer, die beiden Landmühlen, die große apponyi'sche Mühle an der Wiedreth, die neue Welt, das Batzenhaus, Sanssouci und die friedliche Hütte, alle durch herrliche, romantische An- u. Aussichten reizend. Die Stadt zählt 1880 Häuser u. 42,250 Einwohner, darunter 30,000 römische Katholiken, 7000 Lutheraner, 4840 Juden, der Nationalität nach 22,520 Deutsche, 7600 Slaven und 3200 Ungarn. Der Stadtmagistrat ist aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt. Ackerbau wird innerhalb des Weichbildes der Stadt wenig getrieben, dagegen ist auf den benachbarten Rebenhügeln der Anbau edeln Weines, sowie in den Gärten und auf dem nahen Donauufer der Obst- und Gemüsebau bedeutend. Die Industrie liefert Tabak, Oel, Tuch, Seidenwaaren, Leder, Handschuhe, Gold- und Silberwaaren, Spiegel, Champagner, Branntwein, Essig, Kolonial- und Runkelrübenzucker, und die Donau veranlaßt einen ziemlich bedeutenden Transithandel mit Landesprodukten, besonders mit Wein und Getreide. Die Sage gibt als den Gründer P.s den Römer Piso, einen Feldherrn des Tiberius, der hier Krieg führte, an, nach welchem es Pisonium benannt worden sey, während es jedoch lateinisch Posonium nach dem ungarischen Posony heißt. Meist durch deutsche Ansiedler bevölkert, wie es noch jetzt vorwaltend eine deutsche Stadt ist, ward es ein bedeutender Grenzplatz gegen die Deutschen und Böhmen, theilte das Schicksal der gegen diese von den ungarischen Königen geführten Kriege, erhielt mancherlei Privilegien und war oft der Sitz der Landtage. Der Burggraf von P. schloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Bei P. 907 Niederlage der Bayern durch die Ungarn. Hier am 7. November 1490 Friede zwischen König Ladislaus und Maximilian I. Als die Osmanen halb Ungarn sammt der Residenz Ofen überwältigt hatten, wurde P., wohin schon 1537 die königl. Kammer von Ofen verlegt worden war, Landtags- und Krönungsstadt, Centralpunkt der habsburger Könige, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und blieb es lange noch, als schon die Türken wieder aus Ungarn vertrieben waren. Im J. 1515 wurde die Stadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, 1619 von Bethlen Gabor genommen, aber 1621 von den Kaiserlichen unter Bucquoi wieder erobert. Im Jahre 1648 wurde P. vom Erzherzog Leo-

pold Wilhelm befestigt, und seit 1732 war es Residenz des Vicekönigs von Ungarn. Noch bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war P. die Hauptstadt und die vornehmste, schönste und volkreichste Stadt des Landes; später wurde sie von Pesth in jeder Hinsicht weit, von Ofen an officieller Wichtigkeit und von Debreczin an Bevölkerung übertroffen. Die Quellen ihres Wohlstandes verlor sie, als Joseph II. 1784 die Statthalterei und die andern Reichsbehörden nach Ofen verlegte; doch wurde 1785 die Akademie von Ofen hierher verlegt. In dem nach der Schlacht und dem Waffenstillstande von Austerlitz zwischen Napoleon I. und Franz II., Kaiser von Deutschland und Oesterreich, am 26. December 1805 abgeschlossenen Frieden von P. mußte Letzterer den im lüneviller Frieden erworbenen Theil von Venedig (730 □Meilen und 2,130,000 Einw.) an das Königreich Italien abtreten; im deutschen Staatenbunde den Kurfürsten von Bayern und Würtemberg die königliche Würde und Souveränetät zugestehen, letztere auch dem Kurfürsten von Baden; Tyrol, Vorarlberg und einige Landschaften, nebst Eichstädt und Passau an Bayern, den größten Theil des Breisgaues nebst Konstanz an Baden, die Donaustädte und einige Striche in Schwäbisch-Oesterreich an Würtemberg überlassen. Dafür wurde das bisherige Kurfürstenthum Salzburg der österreichischen Monarchie einverleibt, der Kurfürst Erzherzog Ferdinand aber durch das ihm von Bayern abgetretene Würzburg (als Großherzogthum) entschädigt. Dem Erzherzog Anton wurde die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens erblich zuerkannt. Der Verlust Oesterreichs betrug über 1000 □Meilen mit 3 Millionen Einw. Sehr hart wurde P. im Kriege von 1809 mitgenommen, indem es Davoust vom 27.—28. Juni beschießen ließ, wodurch 123 Häuser zerstört und viele beschädigt wurden. Da er jedoch kurz darauf nach der Lobau abrücken mußte, so blieb P. mit seinem Brückenkopf bis zum Waffenstillstande in den Händen der Oesterreicher. Im April 1848 fand in P. eine brutale Judenverfolgung Statt, die von Plünderung, Raub und den rohesten Aeußerungen des Vandalismus begleitet war. Ueber die Betheiligung P.s an der ungarischen Revolution und dem ungarisch-österreichisch-russischen Kriege 1848 und 1849 s. Ungarn. Am 5. Februar 1850 wurde P. von einer Ueberschwemmung heimgesucht, die großen Schaden anrichtete.

Presse, Maschine, durch welche ein anhaltender Druck auf einen Gegenstand hervorgebracht wird, um entweder denselben in einen engern Raum zu bringen, oder die flüssigen Theile herauszudrücken, oder die Oberfläche des Gegenstandes zu glätten, oder endlich eine gefärbte oder erhabene Figur auf dem Gegenstande hervorzubringen. Die meisten P.n beruhen aber auf der Theorie der Schraube. Bei diesen Schraubenpressen ist eine hölzerne od. metallene Schraube in einem hölzernen oder eisernen Gerüste so befestigt, daß sie nach oben nicht ausweichen kann, und geht durch einen mit einer Schraubenmutter versehenen Querriegel. Wird die Schraube in dieser Mutter umgedreht, so drückt sie nach unten auf einen beweglichen Riegel oder eine Platte (Preßriegel, Preßplatte, Preßbank, Preßbalken, Preßdeckel), unter der der zu pressende Gegenstand sich befindet. Auf dem unbeweglichen Preßwändetheil stehen 2 od. 4 Ständer, in die vierkantige schmiedeeiserne und mit Schraubengewinden angeschnittene Stangen einfassen, zwischen denen die bewegliche Preßplatte läuft und welche die Querriegel tragen. Starke Schrauben sind mit 1 oder 2 Löchern versehen, durch welche eine Stange (Preßstange, Preßbaum) gesteckt wird, um mit deren Hülfe die bewegende Kraft zu verstärken; der stärkere Absatz bei diesen Löchern heißt der Preßkopf. Bei schwachen Schrauben versieht denselben Dienst ein Stück Holz oder Eisen, das man auf das obere vierkantige Ende der Schraube steckt; auch mittelst eines Seiles oder Haspels (Preßhaspels) kann die Schraube herumgedreht werden, oder auch mittelst Rad und Getriebe (Radpresse). Bei den größern P.n der Art ist an der Schraube in der Regel ein Sperrrad angebracht, in welches ein Sperrkegel greift, um das Zurückgehen desselben zu verhindern. Bei manchen P.n wird der Druck durch Walzen bewirkt, zwischen denen der zu pressende Gegenstand hindurchgeht, wie bei der Cylindermaschine und den verschiedenen Walzenpressen. Schraubenpressen werden vorzüglich in den Apotheken zum Auspressen der Kräutersäfte gebraucht. Weniger gebräuchlich sind die Plattenpressen. Hier stehen auf einem Gerüste oder einem Fuße senkrecht zwei hölzerne, auf der innern Seite mit Zinntafeln belegte Platten, die durch Schrauben einander genähert werden können, indem die eine Platte von den Schraubenköpfen, die andere durch Flügelschrauben gezogen wird. Zwischen die Platten werden die in einem Beutel (Preßsack) befindlichen Kräuter gethan. Curtis' neue Schraubenpresse vereinigt die Vortheile gewöhnlicher Schraubenpressen und der hydraulischen P., ohne deren Nachtheile zu besitzen. Die Hebelpresse beruht auf der Theorie des einarmigen Hebels. Ein horizontaler, an dem einen Ende durch ein Widerlager gestützter Hebel oder Balken preßt mittelst einer dicht an diesen Stützpunkt unter den Balken gestellten vertikalen Stütze, deren unteres Ende auf dem Preßdeckel ruht, diesen schon durch das eigene Gewicht des Hebels, mehr aber noch durch ein am andern Ende aufgehängtes Gewicht nieder. Eine Abart davon ist die Kniehebelpresse. Bei der Keilpresse wirkt die Kraft in der Regel nicht durch Druck, sondern durch Stoß; hierher gehören besonders die Oelpressen. Zu den Cylinder- und excentrischen P.n gehören die Walz- und Quetschmühlen, Streckwerke, Buchdrucker-, Schnell-, Kupferdrucker- und Kopirpressen, auch die Kalander, Zuckermühlen &c. Bei den zusammengesetzten P.n sind die einfachen Kräfte, wie Hebel, Keil und Schraube, auf mannichfache Weise mit einander verbunden. Die wirksamsten Verbindungen sind die der Schraube mit dem Hebel, des Keils mit dem Hebel und des Keils mit der Schraube. Eine besondere Art von P. ist die hydraulische P. (s. d.).

Presse, bildliche, von der Buchdruckerpresse hergenommene Bezeichnung der Gesammtheit der durch den Druck vervielfältigten und verbreiteten Schriften, sowie wohl auch der geistigen Thätigkeit, als deren Aeußerung jene Schriften zu betrachten sind, vorzugsweise jedoch der sogenannten Tagesliteratur, welche ihrer durch rasche Verbreitung bedingten Tendenz nach mehr als jeder andere Theil der Literatur auf die Vortheile der Buchdruckerpresse hingewiesen ist. Daher Preßfreiheit, die durch Censurmaßregeln (s. Censur) nicht behinderte, durch die Presse vermittelte Publicität, und Preßgesetze, Gesetze, welche das Verfahren gegen solche Vergehen, die durch die Presse begangen werden, regeln. Gegenwärtig ist die P. fast in allen europäischen Ländern, Rußland ausgenommen, gesetzlich frei, d. h. sie unterliegt nicht mehr, wie früher, einer präventiven, der Veröffentlichung vorausgehenden Censur, sondern lediglich regressiven Maßregeln, nämlich der nachfolgenden Ahndung der durch sie begangenen Gesetzesübertretungen. Die öffentliche Meinung und die Wissenschaft haben sich längst entschieden für die in diesem Sinne zu fassende Preßfreiheit ausgesprochen, und der Grundsatz, daß jeder Mensch das Recht freier Gedankenäußerung habe und wegen derselben nur zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, wenn er durch dieselbe ein bestimmtes Gesetz übertreten od. die Persönlichkeit eines Andern verletzt habe, wird wohl nur in solchen Kreisen noch bestritten, wo man sich gegen die Forderungen der Neuzeit ganz verschließt und den Standpunkt vergangener Jahrhunderte festhält. Schon der Umstand, daß die Censur bei ihrem präventiven Geschäft des Streichens ganz nach willkürlichem Ermessen verfährt, läßt ihren gesetzlichen Charakter in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen, da sie aus dem Dilemma, entweder das Vertrauen zu ihrer richterlichen Unparteilichkeit zu verscherzen, oder ihren Zweck zu verfehlen, schwerlich herauskommen wird. Wollte nämlich die mit der Censur beauftragte richterliche Behörde ihre Thätigkeit der Oeffentlichkeit entziehen, wie es, so lange die Censur bestand, meist der Fall war, so würde die öffentliche Meinung, unbekannt mit ihren Entscheidungsgründen, in ihr eben nur das Werkzeug polizeilicher Willkür oder gewisser eben überwiegender Parteitendenzen erblicken. Wollte eine solche Behörde dagegen, wie das vormalige preußische Obercensurgericht wenigstens anfangs that, die Veröffentlichung ihrer Entscheidungsgründe gestatten, so würden eben diejenigen Schriftstücke, die als anstößig der Veröffentlichung entzogen werden sollten, dennoch ins Publikum gelangen und also der Zweck der Censur vereitelt werden. Dann aber erscheinen alle Censurmaßregeln im Vergleich zu dem sonstigen Rechtsverfahren im Staate ganz exceptionell, denn wenn man dem Staat die Verpflichtung zutheilt, die Vollführung solcher Verbrechen, welche durch die Presse begangen werden können, zu hindern, und sich nicht damit zu begnügen, die wirklich vollführten Verbrechen zu bestrafen, so müßte er konsequenter Weise auch allen anderen möglichen Verbrechen mit Präventivmaßregeln vorzubeugen suchen und also alle seine Bürger auf Schritt und Tritt fortwährend von Polizeibeamten überwachen und durch sie jeden Versuch einer gesetzwidrigen Handlung verhindern lassen. Macht man hiergegen geltend, daß die P., weil ihr eine ganz außerordentliche Wirksamkeit eigen sey u. sie durch einen einzigen, von einem einzelnen Individuum ausgehenden Akt eine ganze Reihe folgenschwerer Handlungen veranlassen könne, ein solches außerordentliches Verfahren nothwendig mache, so muß man, die Konsequenzen ziehend, auch eine präventive Kontrole anderer ähnlicher Handlungen, z. B. des Briefschreibens, wodurch auch zu Verbrechen angeregt oder Veranlassung gegeben werden kann, statuiren. Aber es liegt ja auch auf der Hand, daß die durch die P. gegebenen Anregungen und Veranlassungen zu Verbrechen, weil sie eben öffentlich sind, ungefährlicher werden, in sofern sie auf demselben Wege der Oeffentlichkeit sofort bekämpft u. abgeschwächt werden können. Endlich ist durch lange Erfahrung bewiesen, daß selbst die Censur gemeinschädlichen und entsittlichenden Einflüssen der P., ja selbst bloß politisch anstößigen Aeußerungen derselben nicht immer vorzubeugen im Stande ist, während sie andererseits gerade die besten und edelsten Geistesprodukte oft verstümmelt an die Oeffentlichkeit treten läßt und dadurch gerade die tüchtigsten Kräfte von der Betheiligung an der P., namentlich der Tagespresse, zurückschreckt. Was nun die Preßstrafgesetzgebung betrifft, so hat man darauf bezügliche besondere Bestimmungen neuerlich für unnöthig und bedenklich gefunden, da sie in der Regel nur dazu benutzt werden, mit besonderer Härte gegen die P. zu verfahren. Offenbar sind alle Rechtsverletzungen, welche durch die Presse begangen werden können, keine anderen, als die durch die allgemeinen Strafgesetze verbotenen, weshalb letztere zu Bestrafung der Preßvergehen vollkommen ausreichend erscheinen.

Pressen der Matrosen, in England, Holland, der Türkei und Nordamerika gebräuchliches Verfahren, die Kriegsflotte mit Matrosen und Schiffssoldaten zu versehen, wenn die freiwillige Anwerbung dem Bedürfnisse nicht genügt. Wird ein Preßgang vorgenommen, so gehen 10—15 mit Prügeln u. Messern bewaffnete Matrosen unter Anführung eines Offiziers durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordelle u. an andere öffentliche Orte und bemächtigen sich aller derjenigen Personen, die sie zum Seedienst für tüchtig halten, wobei es nicht selten zu den blutigsten Kämpfen kommt. In England wurde seit 1799 durch Parlamentsakte auch das Pressen der Landsoldaten eingeführt. Neuerlich hat aber dasselbe faktisch aufgehört, da die Werbung hinreichende Mannschaft liefert.

Preßfreiheit, s. Presse.

Preßspäne (Preßpappen, Tuchkarten), besondere Art dünner, harter, geglätteter Pappen, die zum Glätten wollener Zeuche und von Papier gebraucht werden (s. Pappe). Die P. sind eine Erfindung der Engländer, die durch sie ihren Wollzeuchen den damals unerreichten Glanz verliehen u. die Ausfuhr der P. bei Todesstrafe verboten. In der Mitte des 18. Jahrh. fertigte der Papierfabrikant Kanter in Trautenau bei Königsberg P., die den englischen gleich kamen; jetzt werden solche an vielen Orten fabricirt. Nament-

lich hat Gentil in Vienne die Fabrikation der P. verbessert.

Presteigne (Blan-Andrew), britische Stadt in Südwales, Grafschaft Radnor, am Fluß Lug, in fruchtbarer Gegend, mit einigem Handel u. 2020 Einwohnern.

Prestel, Johann Theophilus, auch Gottlieb und Amadeus genannt, Maler und Kupferstecher, 1739 zu Grünbach im ehemaligen Gebiete von Kempten geboren und zu Reute in Tyrol von den beiden Zeiller in den Anfangsgründen der Malerei unterrichtet, ging 1760 nach Venedig, wo Nogari sich seiner annahm, von da nach Rom, Neapel, Florenz und Bologna, von wo er nach Deutschland zurückkehrte. Anfangs arbeitete er in Augsburg, hielt sich dann eine Zeit lang in Nürnberg auf, wo er sich verheirathete, und begab sich 1775 nach Zürich. Die Unbeständigkeit seines Charakters trieb ihn aber wieder nach Nürnberg, wo er den Pinsel mit dem Grabstichel vertauschte. Er ahmte insbesondere Handzeichnungen auf eigenthümliche Weise nach (prestelsche Manier). Im Jahre 1783 ließ er sich in Frankfurt nieder u. brachte hier eine große Anzahl von Kupferstichen zu Stande, die durch die technische Behandlung eben so sehr befriedigten, als sie durch ihre Gegenstände das Interesse erregten. Seine Nachbildungen der Zeichnungen aus dem praunschen Kabinet erschienen von 1778 bis 1780 in 48 Royalfolioblättern, eine andere Folge 1779 in 30 Blättern, eine Auswahl aus verschiedenen Kabinetten 1783 in 30 Blättern. Nachdem er 1805 eine Kunsthandlung errichtet, † er zu Frankfurt a. M. den 5. Okt. 1808. Seine Gattin, Maria Katharina, geborne Höll, nahm an seinen Arbeiten Theil, ging aber 1783 mit ihrer Tochter nach England, wo sie mit ihren Blättern großen Beifall fand.

Presto (ital.), geschwind, schnell, deutet in der Musik den 5. Grad der Bewegung an. Das P. zerfällt in mehre Grade und enthält im P. assai, prestissimo, sogar im P. più que prestissimo die höchste Steigerung. Wie Andante und Allegro, wird P. häufig als Gattungsname für gewisse Arten von Tonstücken gebraucht.

Preston, 1) Stadt (Borough) in der englischen Grafschaft Lancaster, südlich von der Stadt Lancaster, rechts unweit der Mündung des Ribble u. am Lancasterkanal, ist gut gebaut, hat ein Stadthaus, eine Bank, ein Theater, Bäder, eine Kanzlei der Grafschaft, eine literarische und philosophische, eine naturhistorische und eine botanische Gesellschaft, Baumwollmanufakturen, Eisengießereien, Maschinenfabriken, lebhaften Handel, der durch den hier schiffbaren Fluß und den Lancasterkanal befördert wird, und 36,000 Einw. In der Nähe ein jährliches Wettrennen. Hier am 17. August 1648 Sieg der Parlamentstruppen über die Königlichen. — 2) (P.-Pans), Seestadt in der schottischen Grafschaft Haddington, an der Südküste des Frith of Forth, nordöstlich von Musselburgh, besteht aus einer langen Straße, hat einen sicheren Hafen (Morisonshafen), der ½ Meile westlich von der Stadt entfernt ist, Seesalzbereitung, Vitriolsiederei (die größte in Großbritannien), Fabriken für Steingut und Glaubersalz, Handel und 3000 Einw. Die Stadt ist auch berühmt wegen ihrer Austern, deren beste man unter dem Namen Pandoors weit und breit verschickt. Die Austernbänke waren aber sonst weit reichhaltiger als jetzt. Hier am 21. November 1745 Schlacht, in welcher der Thronprätendent über den General Cope siegte.

Preti, Matteo, il Cavaliere Calabrese genannt, italienischer Maler, 1613 zu Taverna in Kalabrien geboren, erlernte die Anfangsgründe der Kunst von seinem Bruder Gregorio und bildete sich dann in Rom durch das Studium Carracci's, Guido's u. Domenichino's und besonders Guercino's weiter. Er führte ein unstetes, abenteuerliches Leben u. besuchte auch die Niederlande und Spanien, überall Studien machend. Endlich wurde er von Fra Paolo Lascari, Großmeister von Malta, auf diese Insel berufen, um die Kirche des heiligen Johannes des Täufers daselbst mit Gemälden zu schmücken. Hier brachte er die letzte Zeit seines Lebens in Malta zu, wurde Komthur und † 1699. Seine Werke, die sehr häufig sind, erscheinen derb und roh und höchst flüchtig gearbeitet. Die Färbung ist nicht lieblich, stark aufgetragen, häufig ins Graue fallend. Unter seinen Altarbildern hält man die Predigt des heiligen Bernhard im Dome zu Siena für eines seiner fleißigsten. Manche Bilder von ihm sind wahrhaft schaudererregend, wie die Marter des heiligen Bartholomäus in Dresden, welche G. J. Wüst gestochen hat. Nach P. stachen besonders Monaco, Canale, Beauvarlet, Schmutzer, Desplaces u. A.

Pretium (lat.), Preis, Belohnung, Geld; daher: P. affectionis, Liebesgabe; P. emtionis, Kaufgeld.

Pretschinstinskaja, Festung im asiat.-russ. Gouvernement Orenburg, an der Sakmara, 1742 erbaut, wurde bei ihrer Gründung mit 5 Rotten scheschminskischer Dragoner besetzt. Die ganze Befestigung besteht aus einer einfachen Mauer mit einzelnen Batterien und Schießscharten.

Prettin, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, an der Elbe, mit Woll- und Flachsmarkt u. 1600 Einw. Dabei im Schloß Lichtenburg seit 1812 die sonst zu Torgau befindliche große Straf- und Besserungsanstalt mit fabrikmäßigem Betrieb (Baumwollmaschinenspinnerei, Kattun-, Piqué-, Strumpf- und Handschuhfabrik ꝛc.). In diesem Schlosse hielt am 12. Okt. 1520 Luther nebst Melanchthon mit dem päpstlichen Legaten Miltitz einen Konvent, und hier fand auch 1576 eine (später zu Torgau fortgesetzte) Zusammenkunft der 12 vornehmsten protestantischen Theologen Statt.

Pretzsch, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, an der Elbe, mit 1100 Einw. und einem königlichen Schlosse, worin sich eine Irrenanstalt u. ein Mädchenwaisenhaus befinden. Hier am 29. Okt. 1759 Gefecht zwischen den Oesterreichern unter dem Herzog von Aremberg u. den Preußen unter Fink und Wedel, zum Vortheil der letztern. Hier auch im Oktober 1760 Gefecht zwischen der Reichsarmee unter dem Fürsten von Wied u. den (siegenden) Preußen.

Preuß, Johann David Erdmann, verdienter Historiograph, geboren den 1. April 1785 zu Landsberg an der Warthe, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt an der Oder und studirte seit 1806 auf der dortigen Universität Theologie, widmete sich daneben mit Eifer geschichtlichen Studien und nahm nach Ablauf seiner akademischen Jahre eine Hauslehrerstelle bei dem Bankier Benecke in Berlin an. Eine Schrift über „Die schönen Redekünste in Deutschland" verschaffte ihm 1816 einen Ruf als Lehrer der Geschichte u. deutschen Literatur an das Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin. Bald darauf zum königlichen Professor der Geschichte ernannt, widmete er sich seitdem vornehmlich dem Studium der vaterländischen Geschichte. Er schrieb: „Biographie Friedrichs des Großen (4 Bde., Berl. 1834; 2. Aufl. 1837), „Friedrich der Große als Schriftsteller" (das. 1837), „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" (das. 1838) und „Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung" (das. 1839), letztere Jubelschrift und einige andere kleinere Biographien, so 1840 bei der Thronjubelfeier „Der Großkurfürst und der Kurfürst Friedrich Eisenzahn". Im J. 1841 zum Historiographen des königl. Hauses ernannt, widmete er seine Thätigkeit vornehmlich der Herausgabe der Werke Friedrichs d. G., von denen seit 1846 bis Ende 1853 die historischen Werke (7 Bde.), die philosophischen Werke (2 Bde.), die poetischen Werke (6 Bde.) u. die freundschaftliche, vertrauliche und literarische Korrespondenz (9 Bde.) erschienen.

Preußelbeere, s. v. a. Preißelbeere, s. Vaccinium.

Preußen (Preußischer Staat), der zweite Staat des deutschen Bundes, zugleich eine europäische Großmacht, besteht, außer einigen kleinen, davon getrennten Stücken, aus zwei Haupttheilen, wovon der größere östliche gegen Osten an das russische Reich, Polen u. Galizien, gegen Süden an Oesterreichisch-Schlesien, Mähren u. Böhmen, an das Königreich Sachsen u. die sachsen-altenburgischen, reußischen, schwarzburg-sondershäusischen, sachsen-koburg-gothaischen, meiningischen u. weimarischen Lande, gegen Westen an Kurhessen, Hannover, Anhalt-Bernburg und Braunschweig und gegen Norden an Mecklenburg und die Ostsee grenzt u. in seinem Umfange den größten Theil der anhaltischen und einen Theil der schwarzburgischen Lande einschließt. Dieser Theil liegt vom 49.° 7′—55.° 52′ nördl. Br. und vom 27.° 37′ — 40.° 31′ östl. L. und enthält 4227,47 □Meilen. Der kleinere westliche Haupttheil wird gegen Norden von den Niederlanden und Hannover, gegen Osten von Hannover, den beiden Lippe, Kurhessen, Braunschweig, Waldeck, dem Großherzogthum Hessen und Nassau, gegen Südosten von der homburgischen Herrschaft Meisenheim, dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld und dem bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, gegen Süden von Frankreich u. gegen Westen von Holland, Belgien u. Luxemburg begrenzt, liegt vom 49.° 8′—52.° 30′ nördl. Br. und vom 23.° 35′ — 27.° 4′ östl. L. und enthält 875,95 □Meilen. Der Flächeninhalt des ganzen Staates beträgt 5103,42 □Meilen, die Einwohnerzahl Ende 1855: 17,202,831 (1816: 10,349,031; 1825: 12,256,725; 1840: 14,908,501; 1846: 16,112,948). Beides vertheilt sich folgendermaßen auf die einzelnen Provinzen: Preußen 1178,03 □Meilen mit 2,636,766 Einw.; Posen 536,21 □Meilen mit 1,392,636 Einw.; Pommern 576,12 □Meilen mit 1,288,964 Einw.; Schlesien 741,74 □Meilen mit 3,182,496 Einw.; Brandenburg 734,14 □Meilen mit 2,254,305 Einw.; Sachsen 460,63 □Meilen mit 1,861,535 Einw.; Westphalen 367,96 □Meilen mit 1,527,252 Einw.; Rheinprovinz 487,14 □Meilen mit den durch Patent vom 12. März 1850 dem preußischen Staate einverleibten hohenzollernschen Fürstenthümern (20,85 □Meilen mit 65,634 Einw.), zusammen 507,99 □Meilen mit 3,046,621 Einw. Mit einbegriffen unter obiger Bevölkerungszahl ist das außerhalb des Staats befindliche Militär, 12,029 Mann, u. die 227 Einw. des neuerworbenen Jahdegebiets. Der östliche Theil umfaßt die Provinzen Preußen (Ost- und Westpreußen), Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg und Sachsen; der westliche Westphalen und die Rheinprovinz.

Der Boden bildet in dem östlichen Haupttheile, mit Ausnahme des südlichen Saumes, eine ausgedehnte Ebene, welche sich nach der Ostsee hin immer mehr senkt, wo der Mangel an Fall aus den Gewässern eine Menge von Landseen bildet und die Küsten den Ueberschwemmungen des Meeres ausgesetzt seyn würden, wenn sie nicht durch künstliche Dämme und Dünen (längs der Küste aufgeschwemmte Sandhügel) dagegen geschützt würden. Nur kleine Hügel und Anhöhen erheben sich aus der einförmigen Fläche, deren Boden theils mit fruchtbarem, theils mit Flugsande bedeckt ist und mit morastigen, sumpfigen Gegenden, auch Brüchen und Fichten- und Tannenwäldern abwechselt. Doch fehlt es auch hier nicht an fruchtbaren Niederungen mit einem schweren lehmigen oder schwarzen fetten Klayboden; aber selbst die von Natur minder ergiebigen Striche sind fleißig angebaut, und durch die Trockenlegung und Urbarmachung vieler sumpfigen Brüche längs der Netze, Warthe, Oder u. anderer Flüsse ist viel für die Verbesserung des Bodens geschehen. Der westliche Haupttheil, der sich nach der Nordsee zu senkt, gehört mehr zu den Gebirgs-, als Flachländern, mit Ausnahme der nördlichen Theile der Rheinprovinz und Westphalens, die zu der großen Ebene von Norddeutschland gehören, und wo die soester Börde, die warburger Börde ꝛc. sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnen. Während der östliche Haupttheil wegen seiner ununterbrochenen Ebenen ein einförmiges Ansehen hat und daselbst nur die Gebirgsgegenden Schlesiens, des Thüringerwaldes, des Harzes und die Insel Rügen Partien bilden, welche den Reisenden fesseln, ist der westliche Haupttheil weit reicher an Gegenden, die durch Naturschönheiten ausgezeichnet sind; besonders gehören daselbst die Rheingegenden von Bingen bis Bonn und das Moselthal zu den romantischsten und reizendsten Strichen Deutschlands. Das größte und höchste Gebirg in P. sind die Sudeten, an der Ostseite Böhmens und der Westseite Schlesiens, welche die höchsten Erhebungen des ganzen nördlichen Deutschlands bilden und sich in das lausitzer Gebirg (wohl-

scher Kamm), das Isergebirg (mit der 3379 Fuß hohen Tafelfichte), das Riesengebirg, das Glatzergebirg und das schlesisch-mährische Gebirg theilen. Die höchsten Spitzen dieser Gebirge sind: die Schnee- oder Riesenkoppe, der höchste Punkt des Riesengebirges, 4983 Fuß (nach Mädler 5056 F.) hoch; das große Rad, 4657 F. hoch; die große Sturmhaube, 4540 F. hoch; der Reifträger, 4280 F. hoch; der große oder spieglitzer Schneeberg, 4380 F. hoch; die hohe Eule, 3036 F. hoch; die Heuscheuer, 2893 F. hoch; und die hohe Mense, 3242 F. hoch, in deren Nähe die merkwürdigen Seefelder sind, ein 2858 F. hoch gelegenes, großes, sehr sumpfiges Moor, überall von hohen Bergen eingeschlossen. Einige Gegenden der Provinz Sachsen (die Kreise Wernigerode, Aschersleben, Mansfeld, Sangerhausen und Nordhausen) werden von Zweigen des Harzes durchzogen. Der 3500 F. hohe Brocken (die höchste Spitze des Harzes), sowie die Roßtrappe liegen auf preußischem Gebiete. Im südlichen Theil von Sachsen finden sich auch mehre niedrige Bergketten, als die Finne, Schmücke, Hainleite, das Hainich, der Dün, der Steiger ꝛc. Auch ein Theil des Thüringerwaldgebirges mit dem Finsterberge und dem Dolmar, einem Vorberge des Thüringerwaldes, gehört zu P. Der südliche Theil der westphälischen Provinz wird, außer dem Westerwalde (der sich jedoch auch noch in einige Striche der Rheinprovinz erstreckt), von Osten nach Westen von einem Gebirge durchschnitten, dessen östlicher Theil die Haar oder der Haarstrang, der westliche Ardey genannt wird. Dieses Gebirg theilt das Land in den größtentheils ebenen Hellweg und in das durchaus gebirgige Sauerland, mit äußerst steilen Bergen und engen Thälern, unter dem Namen des sauerländischen und Rothlagergebirges bekannt, wovon der arnsberger Wald und das Lennegebirg mit dem Winterberge und dem 2625 F. hohen Astenberge Hauptzweige sind. In derselben Provinz Westphalen, an der linken Seite der Weser, sind: die Egge oder der Teutoburgerwald (Osning), eine nordöstliche Fortsetzung des Rothlagergebirgs, welche in der vormaligen Grafschaft Tecklenburg in Hügeln endigt, die Wesergebirge auf beiden Seiten der Weser, wovon nur die Westseite zum preußischen Staate gehört, und die mindensche Bergkette oder das Gebirg der Porta Westphalica, welches von der westphälischen Pforte, einem engen, von dem Durchbruche der Weser 1 Meile oberhalb Minden gebildeten Passe, sich bis in das hannöversche Fürstenthum Osnabrück erstreckt, wo es sich mit einer Hügelreihe an der Hase endigt. In dem südwestlichen Theile der Provinz Jülich-Kleve-Berg ist das malerische Siebengebirg, eine nordwestliche Fortsetzung des Westerwaldes. In der Provinz Niederrhein erstreckt sich auf dem rechten Ufer der Mosel eine Fortsetzung der Vogesen, nämlich der rauhe, waldige Hundsrück mit dem 1567 F. hohen Soonwalde, dem 2221 F. hohen Hochwalde und dem 2263 F. hohen Idarkopfe, und zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein eine Fortsetzung der Ardennen, nämlich das hohe Veen und die Eifel. In ersterem sind die höchsten Spitzen die Steinlei und das hartlicher Veen, bis 3000 F. hoch; in letzterer die hohe Acht, 2260 F. über dem Rheinspiegel, der Kellberg, 2150 F., nach And. 1856 F. hoch, die alte Nürburg von gleicher Höhe, der Aremberg, 1971 F. hoch. Als einzelne Berggruppen und Höhenzüge erscheinen die Seeberge bei Brandenburg, der Wachbudenberg bei Kleinkuhren, der Hausenberg bei Germau, der Rombin an der Memel, der Rinauberg bei Königsberg, der Rewikohl zwischen dem Leba- und Gardesee, der Gollenberg zwischen Janow und Köslin, die Kammerberge bei Jerichow, der Fackelberg bei Rhinow, der Landsberg bei Lüteritz, der Dolchauerberg in der Altmark, der Mittelsberg in der Mittelmark, die trebnitzer Höhenzüge auf dem rechten Oderufer, der Spitzberg und der Gröditzberg bei Probsthayn, die Dolkauerberge an der Grenze des freistädter Kreises ꝛc.

Die Ostsee bespült in einer Ausdehnung von 128 Meilen die Küsten und bildet vermittelst der Halbinsel Hela, in der Gegend der westpreußischen Stadt Pautzke, den 4 Meilen breiten und 7 Meilen langen Meerbusen, das pautzker Wieck genannt, ferner die kleinern Meerbusen: den rügenschen Bodden oder das neue Tief, zwischen der Südostseite von Rügen und dem Festlande Vorpommerns, das prorer Wieck, auf der Ostseite Rügens, u. das tromper Wieck, auf der Nordseite Rügens. Auch sind mit der Ostsee folgende 3 Haffe verbunden, welche eigentlich Strandseen sind, die süßes Wasser haben: das 15 Meilen lange kurische Haff, von Labiau bis Memel (28 □Meilen groß), das durch die 15 Meilen lange und 1/4 Meile breite kurische Nehrung von der Ostsee geschieden wird und durch die Meerenge Tief mit derselben in Verbindung steht; das 13 Meilen lange frische Haff, von Elbing bis in die Nähe Königsbergs (14 □Meilen groß), das gleichfalls durch eine schmale Landzunge, die frische Nehrung, von der Ostsee geschieden wird, mit welcher es durch die Meerenge Gatt verbunden ist; das frische oder stettiner Haff in Pommern, welches in das große und kleine Haff getheilt wird, eigentlich eine große Erweiterung der Oder an ihrem Ausflusse ist, durch die Inseln Wollin und Usedom von der Ostsee getrennt wird, durch die 3 Ausflüsse Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee verbunden ist und mit einigen andern damit verbundenen Gewässern 16 □Meilen enthält. Außerdem gibt es in Pommern noch mehre kleinere Strand- oder Binnenseen, als der 1 1/4 □Meile große Lebasee, der gardesche See, noch kleiner als der vorhergehende, das in die Insel Rügen eindringende, 2 □Meilen große Binnenwasser und das fast 3 □Meilen große Binnenwasser, das die Insel Zingst und die Halbinsel Dars von dem Festlande Vorpommerns scheidet. Folgende 6 Hauptströme durchfließen den preußischen Staat: die Memel, polnisch Niemen genannt, welche in Rußland entspringt, als ein schon schiffbarer, 1000 Fuß breiter Fluß bei Schmalleningken ins preußische Gebiet gelangt, die Scheschuppe und Jura empfängt und sich, in 2 Hauptarme, Ruß und Gilge, getheilt, in das kurische Haff ergießt; die Weichsel, welche zuerst als Grenzfluß einen kleinen Theil von Preußisch-Oberschlesien berührt und, nachdem sie hierauf den ehemaligen Freistaat

Krakau, Galizien u. Polen durchflossen hat, als ein schiffbarer Strom aus dem Königreiche Polen, 2 Meilen oberhalb Thorn, in das Königreich Preußen tritt, 1000—2000 Fuß breit ist, daselbst die Drewenz, Brahe, das Schwarzwasser, die Ferse und die Mottlau aufnimmt, 2 östliche Arme, wovon der eine die Nogat heißt, dem frischen Haff zuschickt und mit dem westlichen Arme unter Danzig, bei Weichselmünde, in die Ostsee fällt; die **Oder**, welche aus dem österreichischen Schlesien, unterhalb Oderberg, in das Preußische tritt, daselbst bei Ratibor schiffbar wird, die Oppa, Klodnitz, die schlesische Neiße, Ohlau, Katzbach, Bartsch, den durch die Queis verstärkten Bober, die aus der Lausitz kommende Neiße, bei Küstrin die durch die Prosna, Obra und Netze (mit der Küddow und Drage) verstärkte, im Königreich Polen entspringende und bei Konin in Polen schiffbar werdende Warthe erhält, ungefähr 2 Meilen unterhalb Stettin ihren Namen verliert und den **dammschen See** (in welchen sich die Ihna ergießt und welcher 3 Ausflüsse, die große und kleine Strewe und die jasenitzsche oder pölitzsche Fahrt hat) und das Papenwasser bildet, bei dessen Ende das frische Haff (s. oben) anfängt; die **Elbe**, welche bei dem Dorfe Fichtenberg, oberhalb Mühlberg aus dem Königreiche Sachsen in die preußischen Lande tritt, daselbst die schwarze Elster, im Anhaltischen die Mulde, die durch die Unstrut, weiße Elster und Bode verstärkte Saale, die im Hannöverschen entstehende Ohre, unweit Havelberg die ansehnliche, aus Mecklenburg kommende Havel, welche durch die in der Oberlausitz entspringende, bei Kossenblatt schiffbar werdende und bei Spandau einmündende Spree, die Stremme, den Rhin und die Dosse vergrößert wird, außerhalb des Königreichs die in demselben entsprungenen Flüsse Aland und Jeetze aufnimmt und, nachdem sie eine kurze Strecke die Grenze zwischen P. und Hannover gemacht hat, in das letztere übergeht; die **Weser**, welche nur auf einer kleinen Strecke den preußischen Staat durchfließt und daselbst die Diemel und Werra aufnimmt; der **Rhein**, welcher zuerst bloß als Grenzfluß das preußische Gebiet berührt, indem er von dem Einflusse der Nahe an bis unterhalb der Mündung der Lahn die Grenzen zwischen Nassau und der preußischen Rheinprovinz bildet und hierauf mit beiden Ufern dem preußischen Staate angehört und darin die Nahe, auf nassauischem Gebiete die im Preußischen auf dem Westerwalde entspringende Lahn, die aus Frankreich kommende ansehnliche, durch die Sure oder Sauer, die aus Frankreich hierher gelangende Saar und Kyll verstärkte Mosel, ferner die Ahr, Sieg, Wupper oder Wipper, Erft, Ruhr und Lippe aufnimmt und dann unterhalb Emmerich in das Gebiet der Niederlande tritt. Außer diesen Hauptströmen sind noch folgende zu bemerken: der schiffbare **Pregel**, welcher in Ostpreußen aus der Vereinigung der Inster und Angerap und der Pissa entsteht, die schiffbare Alle empfängt und 1 Meile unterhalb Königsberg in das frische Haff sich ergießt; die Passarge, welche in Ostpreußen entspringt und bei dem Dorfe gleichen Namens ins frische Haff fließt; die Küstenflüsse Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante und Rega, welche alle, außer der in Westphalen entstehenden Leba, in Pommern entspringen und nach einem kurzen Laufe sich in die Ostsee ergießen. Von denselben haben die Rega und Persante den längsten Lauf, jene von 25 und diese von 22 Meilen (die vielen Krümmungen ungerechnet). Ferner: die **Ucker**, welche in der Uckermark entspringt, durch die Uckerseen geht, die Randow mit sich vereinigt und in das frische Haff fließt; die **Peene**, welche aus Mecklenburg kommt, die Triebel und Tollense aufnimmt, das Achterwasser, den großen Strummin und das krumminsche Wieck bildet und bei Peenemünde in die Ostsee fällt; endlich die **Ems**, welche im Fürstenthum Lippe, an der Westseite des Osning oder Teutoburgerwaldes entspringt, hierauf in die Provinz Westphalen geht, daselbst die Werse und Aa empfängt, schiffbar wird und hernach in das Königreich Hannover fließt. Zu dem Stromgebiet der Maas, welche jedoch den preußischen Staat nicht berührt, gehören die in demselben entspringenden Roer und Niers. Auch entspringt die Aller, ein Hauptnebenfluß der Weser, in der preußischen Provinz Sachsen. Unter den **Kanälen** sind die bedeutendern: der große und kleine Friedrichsgraben in Ostpreußen, wodurch die Deine, welche bei Tapiau aus dem Pregel abgeht, mit der Nemonien und diese mit der Gilge verbunden ist und die gefährliche Schifffahrt auf dem kurischen Haff vermieden wird; der 4 Meilen lange bromberger Kanal im Großherzogthum Posen, welcher die Netze mit der Brahe und dadurch mit der Weichsel verbindet; der Klodnitzkanal in Schlesien, der größtentheils das schiffbar gemachte Bett der Klodnitz und 8 Meilen lang ist; der Friedrich-Wilhelms- oder mühlroser Kanal in Brandenburg (3 Meilen lang), wodurch die Spree und Oder vereinigt werden; der 5 Meilen lange Finowkanal, gleichfalls in Brandenburg, zur Vereinigung der Oder und Havel; der $4^1/_2$ Meilen lange plauesche Kanal in der Provinz Sachsen, zur Verbindung der Elbe und Havel und zur Abkürzung der Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg; der münstersche Kanal in Westphalen, der, 5 Meilen lang, von Münster bis Marhafen führt und von da durch einen neuen Kanal mit der Ems bei Rheina und auch mit der Lippe verbunden werden sollte, was aber bis jetzt noch nicht geschehen ist; der Unstrut-Saale-Floßgraben, zum Holzflößen aus der weißen Elster in die leipziger Gegend; der Elsterwerdaer-Floßgraben, führt von der schwarzen Elster in die Elbe, ebenfalls zum Holzflößen bestimmt; der große Bruch- und Schiffgraben im Kreise Halberstadt, zur Entwässerung dienend; der Nuthekanal oberhalb Trebbin, zur Entwässerung; der storkowsche Kanal, führt vom Dolgensee in die Spree; der Friesack- oder kleine Hauptkanal; der große Hauptkanal (10 Meilen lang), zur Entwässerung des großen havelländischen Luchs, geht von der Havel aus und führt wieder in die Havel; der templiner Kanal, führt vom Lebasee in die Havel und ist zum Getreide-, Holz- und Torftransport nach Berlin bestimmt; der ruppiner Kanal, geht aus dem Ruppinersee zur Havel, um Torf von Linum nach Berlin zu führen; der werbeliner Kanal, geht vom Werbelinersee in den Finowkanal; der Neuoderkanal,


PREUSSEN
1849
Geograph. Meilen
Provinz Ostpreussen
Westpreussen
Brandenburg
Pommern
Schlesien
Posen
Sachsen
Westphalen
Niederrhein
Julich Kleve Berg
Fürstenth. Neuchatel
KOELN I
Posen II
Zehdnick III
Steuer Class.
NORD
NEUCHATEL
Yverdun
KÖNIGSBERG
Gumbinnen
WARSCHAU
Zuider Zee
Metz
BERLIN und Umgebungen
BERLIN
CHARLOTTENB.
Zeichen und Schrift-Erklärung
Im Inlande
Im Auslande
Stadt mit einer Regierung
Stadt Flecken oder Dorf mit einer kreis-Behörde
Stadt oder Flecken
Dorf & See-Leuchte
Städte über 30000 Einwohner
Städte 10000
Städte 5000
Städte unter 5000

Krakau, Galizien u. Polen durchflossen hat, als ein schiffbarer Strom aus dem Königreiche Polen, 2 Meilen oberhalb Thorn, in das Königreich Preußen tritt, 1000—2000 Fuß breit ist, daselbst die Drewenz, Brahe, das Schwarzwasser, die Ferse und die Mottlau aufnimmt, 2 östliche Arme, wovon der eine die Nogat heißt, dem frischen Haff zuschickt und mit dem westlichen Arme unter Danzig, bei Weichselmünde, in die Ostsee fällt; die **Oder**, welche aus dem österreichischen Schlesien, unterhalb Oderberg, in das Preußische tritt, daselbst bei Ratibor schiffbar wird, die Oppa, Klodnitz, die schlesische Neiße, Ohlau, Katzbach, Bartsch, den durch die Queis verstärkten Bober, die aus der Lausitz kommende Neiße, bei Küstrin die durch die Prosna, Obra und Netze (mit der Küddow und Drage) verstärkte, im Königreich Polen entspringende und bei Konin in Polen schiffbar werdende Warthe erhält, ungefähr 2 Meilen unterhalb Stettin ihren Namen verliert und den **dammschen See** (in welchen sich die Ihna ergießt und welcher 3 Ausflüsse, die große und kleine Strewe und die jasenitzsche oder pölitzsche Fahrt hat) und das Papenwasser bildet, bei dessen Ende das frische Haff (s. oben) anfängt; die **Elbe**, welche bei dem Dorfe Fichtenberg, oberhalb Mühlberg aus dem Königreiche Sachsen in die preußischen Lande tritt, daselbst die schwarze Elster, im Anhaltischen die Mulde, die durch die Unstrut, weiße Elster und Bode verstärkte Saale, die im Hannöverschen entstehende Ohre, unweit Havelberg die ansehnliche, aus Mecklenburg kommende Havel, welche durch die in der Oberlausitz entspringende, bei Kossenblatt schiffbar werdende und bei Spandau einmündende Spree, die Stremme, den Rhin und die Dosse vergrößert wird, außerhalb des Königreichs die in demselben entsprungenen Flüsse Aland und Jeetze aufnimmt und, nachdem sie eine kurze Strecke die Grenze zwischen P. und Hannover gemacht hat, in das letztere übergeht; die **Weser**, welche nur auf einer kleinen Strecke den preußischen Staat durchfließt und daselbst die Diemel und Werra aufnimmt; der **Rhein**, welcher zuerst bloß als Grenzfluß das preußische Gebiet berührt, indem er von dem Einflusse der Nahe an bis unterhalb der Mündung der Lahn die Grenzen zwischen Nassau und der preußischen Rheinprovinz bildet und hierauf mit beiden Ufern dem preußischen Staate angehört und darin die Nahe, auf nassauischem Gebiete die im Preußischen auf dem Westerwalde entspringende Lahn, die aus Frankreich kommende ansehnliche, durch die Sure oder Sauer, die aus Frankreich hierher gelangende Saar und Kyll verstärkte Mosel, ferner die Ahr, Sieg, Wupper oder Wipper, Erft, Ruhr und Lippe aufnimmt und dann unterhalb Emmerich in das Gebiet der Niederlande tritt. Außer diesen Hauptströmen sind noch folgende zu bemerken: der schiffbare **Pregel**, welcher in Ostpreußen aus der Vereinigung der Inster und Angerap und der Pissa entsteht, die schiffbare Alle empfängt und 1 Meile unterhalb Königsberg in das frische Haff sich ergießt; die Passarge, welche in Ostpreußen entspringt und bei dem Dorfe gleichen Namens ins frische Haff fließt; die Küstenflüsse Leba, Lupow, Stolpe, Wipper, Persante und Rega, welche alle, außer der in Westphalen entstehenden Leba, in Pommern entspringen und nach einem kurzen Laufe sich in die Ostsee ergießen. Von denselben haben die Rega und Persante den längsten Lauf, jene von 25 und diese von 22 Meilen (die vielen Krümmungen ungerechnet). Ferner: die **Ucker**, welche in der Uckermark entspringt, durch die Uckerseen geht, die Randow mit sich vereinigt und in das frische Haff fließt; die **Peene**, welche aus Mecklenburg kommt, die Triebel und Tollense aufnimmt, das Achterwasser, den großen Strummin und das krumminsche Wieck bildet und bei Peenemünde in die Ostsee fällt; endlich die **Ems**, welche im Fürstenthum Lippe, an der Westseite des Osning oder Teutoburgerwaldes entspringt, hierauf in die Provinz Westphalen geht, daselbst die Werse und Aa empfängt, schiffbar wird und hernach in das Königreich Hannover fließt. Zu dem Stromgebiet der Maas, welche jedoch den preußischen Staat nicht berührt, gehören die in demselben entspringenden Roer und Niers. Auch entspringt die Aller, ein Hauptnebenfluß der Weser, in der preußischen Provinz Sachsen. Unter den **Kanälen** sind die bedeutendern: der große und kleine Friedrichsgraben in Ostpreußen, wodurch die Deine, welche bei Tapiau aus dem Pregel abgeht, mit der Nemonien und diese mit der Gilge verbunden ist und die gefährliche Schifffahrt auf dem kurischen Haff vermieden wird; der 4 Meilen lange bromberger Kanal im Großherzogthum Posen, welcher die Netze mit der Brahe und dadurch mit der Weichsel verbindet; der Klodnitzkanal in Schlesien, der größtentheils das schiffbar gemachte Bett der Klodnitz und 8 Meilen lang ist; der Friedrich-Wilhelms- oder mühlroser Kanal in Brandenburg (3 Meilen lang), wodurch die Spree und Oder vereinigt werden; der 5 Meilen lange Finowkanal, gleichfalls in Brandenburg, zur Vereinigung der Oder und Havel; der $4\frac{1}{2}$ Meilen lange plauesche Kanal in der Provinz Sachsen, zur Verbindung der Elbe und Havel und zur Abkürzung der Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg; der münstersche Kanal in Westphalen, der, 5 Meilen lang, von Münster bis Marhafen führt und von da durch einen neuen Kanal mit der Ems bei Rheina und auch mit der Lippe verbunden werden sollte, was aber bis jetzt noch nicht geschehen ist; der Unstrut-Saale-Floßgraben, zum Holzflößen aus der weißen Elster in die leipziger Gegend; der Elsterwerdaer-Floßgraben, führt von der schwarzen Elster in die Elbe, ebenfalls zum Holzflößen bestimmt; der große Bruch- und Schiffgraben im Kreise Halberstadt, zur Entwässerung dienend; der Ruthekanal oberhalb Trebbin, zur Entwässerung; der storkowsche Kanal, führt vom Dolgensee in die Spree; der Friesack- oder kleine Hauptkanal; der große Hauptkanal (10 Meilen lang), zur Entwässerung des großen havelländischen Luchs, geht von der Havel aus und führt wieder in die Havel; der templiner Kanal, führt vom Lebasee in die Havel und ist zum Getreide-, Holz- und Torftransport nach Berlin bestimmt; der ruppiner Kanal, geht aus dem Ruppinersee zur Havel, um Torf von Linum nach Berlin zu führen; der werbeliner Kanal, geht vom Werbelinersee in den Finowkanal; der Neuoderkanal,


PREUSSEN
1849
entworf. u. gez. v. Hauptm. Radefeld
Geograph. Meilen
Provinz Ostpreussen
Westpreussen
Brandenburg
Pommern
Schlesien
Posen
Sachsen
Westphalen
Niederrhein
Julich, Kleve, Berg
Fürstenth. Neuchatel
KOELN I.
Posen II.
Zehdnick III.
Steuer Class.
NORD
NEUCHATEL
Neuchatel
Yverdun
Königsberg
Memel
Tilsit
Gumbinnen
Marienwerder
Warschau
Arnheim
Zutphen
Zuider Zee
Aachen
Metz
Luxemburg
Trier
BERLIN und Umgebungen
Berlin
Charlottenburg
Pankow
Reinickendorf
Weissensee
Lichtenberg
Wilmersdorf
Schmargendorf
Tempelhof
Rixdorf
Treptow
Dahlem
Steglitz
Britz
Zeichen und Schrift-Erklärung
Im Inlande
Im Auslande
Stadt mit einer Regierung
Stadt Flecken oder Dorf mit einer Kreis-Behörde
Stadt oder Flecken
Dorf & See-Leuchte
Städte über 30000 Einwohner
Städte 10000
Städte 5000
Städte unter 5000

die auch im Herbst, Winter und Frühjahr heftigen Stürmen ausgesetzt sind. Im Allgemeinen haben die westlichen Provinzen eine größere Wärme als die mittlern, und diese wieder eine größere, als die östlichen, nämlich bei gleicher Bodenerhebung. Die Ackerbaukraft ist sehr verschieden und in einigen Gegenden nur mittelmäßig; im Ganzen erzeugt aber der Staat den größten Theil der Producte, deren die Bewohner bedürfen. Die Hauptproducte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Kartoffeln, Flachs, Hanf, Obst, Wein, Tabak, Raps, Rübsamen, Mohn, Hopfen, Cichorien, Krapp, Waid, Safflor, Karden, Anis, Kümmel, Koriander, Senf u. s. w.; Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Esel, Maulesel, zahmes Geflügel, Wildpret, auch Elenthiere (allein noch im östlichen Theile der ehemaligen Provinz Litthauen), Wölfe, an den Küsten Seehunde, Fluß- und Seefische, viele Fische in den Flüssen der Küste, in den Flüssen und Seen [illegible], Perlen, Krebse, Blutegel u. s. w. Das Mineralreich liefert, außer sehr wenigem Gold und Silber, Kupfer, Blei, Glätte, Galmei oder Zinkerz, Eisen, Kobalt, Arsenik, Zink und Galmei, Spießglanz, Vitriol, Alaun, Schwefel, Salpeter, Kochsalz, Marmor, edle Steine, Serpentin, Achat und Halbedelsteine, [illegible], der ausschließlich im Land gewonnen wird, Kalk, Gyps, Sand-, Mühl- und Schleifsteine, Braun- und Steinkohlen, Schiefer, Torf, Mergel, Kreide, Ziegel-, Walkererde, Pfeifen-, Porzellanerde, Farbenerde, Töpfer- und Ziegelthon, Trippel, [illegible], Salz und Salzquellen, [illegible] u. gelbe Erde u. s. w.

Die herrschende Religion ist im Allgemeinen die protestantische, Lutheraner u. Reformirte, seit der 1817 vollzogenen, aber neuerlich [illegible] Evangelischen [illegible] in den meisten Theilen der Monarchie die Kirche. Ende 1836 zählte man 8,5[illegible] evangelische, 5,415,812 römisch-katholische, [illegible] griechisch-katholische Christen, 14,[illegible] Mennoniten, 2[illegible] Juden und 8 Mohammedaner ([illegible] der türkischen Gesandtschaft). [illegible] verhältnißmäßig und die Regierungsbezirke Gumbinnen, Königsberg, Potsdam, Frankfurt, [illegible], Stettin, Stralsund, Danzig, Marienwerder, Merseburg, Erfurt und Minden; Arnsberg, Münster, Aachen, Köln, Koblenz, Trier; [illegible] überwiegend katholisch sind [illegible] und die Rheinprovinz. [illegible] ist aber dem Regierungsbezirk [illegible] Katholiken oder [illegible] in Aachen und Münster über [illegible] und [illegible] Protestanten sind, [illegible] Stettin, Stralsund und Merseburg die Katholiken noch nicht 1[illegible] ausmachen. [illegible] bürgerlichen Staatsunterthanen [illegible] Deutsche, welche den bei Weitem größten Theil der Bevölkerung ausmachen, ungefähr [illegible] Millionen; [illegible] gegen 2,200,000 [illegible] Slawen [illegible]

zur Abkürzung der Seefahrt; der [illegible]kanal, zur Entwässerung eines großen Bruchs; der [illegible]kanal, welcher den Elbing mit der Nogat verbindet; der [illegible]kanal, zur Verbindung der Nogat mit dem [illegible] der Johannisburger Kanal, der mehre Seen verbindet, [illegible] u. s. w. An Landseen ist der preußische Staat sehr reich; die Oberfläche derselben umfaßt einen Flächenraum von 56⅓ und die eigentlichen Landseen 36 QMeilen. Von den letztern enthält Ostpreußen noch 115, Westpreußen 36, Posen 27, Brandenburg 181, Pommern 52 und Sachsen 9, obgleich in letztern Reihen viele verschwunden sind. Die bemerkenswerthesten sind: in Ostpreußen: der Spirdingsee, der größte in der Monarchie, welcher sehr fischreich ist, 12 Meilen im Umfange hat; [illegible] und [illegible] der Pregel oder Deime [illegible] der 7 Meilen lange und 1½ Meilen breite Mauer- oder Angerburgsche See, aus welchem die Angerapp kommt und welcher durch einen Kanal mit dem großen Löwentinsee zusammenhängt; in Westpreußen: der Geserich, zwischen Saalfeld und Deutsch-Eylau, und der Drausensee, südlich von Elbing; in Posen: der Goplosee, aus welchem die Netze fließt; in Pommern: der [illegible] See, ein Ausfluß der [illegible], hat 3 Meilen im Umfange; der [illegible], der [illegible], der [illegible], [illegible] und [illegible] (in der Gegend [illegible]); in Brandenburg: der ruppinsche See, durch welchen der Rhin fließt; der große [illegible] See; die Templinerseen, eine Reihe von Seen bei Templin, die ihren Abfluß in die Havel haben; die [illegible], von der Spree durchflossen, und der [illegible], aus welchem die Ucker fließt. Alle diese Seen sind in dem östlichen Theile der preußischen Monarchie; der westliche Theil hat nur ein einziges stehendes Gewässer von Bedeutung, und zwar den Laacher See im Regierungsbezirk Koblenz, bei Mayen. An Mineralquellen ist besonders Schlesien und die ehemalige Provinz Niederrhein sehr reich; wir erwähnen z. B. die Schwefelquellen zu Aachen und Landeck, die [illegible] bei [illegible], Berlin und Potsdam, die [illegible] der Eisenquellen [illegible], die Sauerbrunnen [illegible], die [illegible] zu [illegible], die Sool- und [illegible] zu [illegible], die [illegible] [illegible] Königsberg. [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] [illegible] gefunden [illegible], die allmälig [illegible] zu [illegible].

Die große [illegible] nach Osten und Norden, Westen und Norden [illegible] bedeutende Unterschiede des mittlern Jahreswärme; [illegible] in Königsberg 5,[illegible], in Berlin 7,[illegible], in [illegible] des [illegible] 8 [illegible]. Im [illegible] ist [illegible] gemäßigt, [illegible], [illegible] und [illegible]

zur Abkürzung der Oderfahrt; der Timberkanal, zur Entwässerung eines großen Moorbruchs; der Kraffuhlkanal, welcher den Elbing mit der Nogat verbindet; der Vorfluthkanal, zur Verbindung der Nogat mit der Liebe; der Johannisburger-kanal, der mehre Seen verbindet, zum Holzflößen bestimmt ꝛc. An Landseen ist der preußische Staat sehr reich; die Strandseen (s. oben) umfassen einen Flächenraum von $66^1/_2$ und die eigentlichen Landseen 36 □Meilen. Von den letztern enthält Ostpreußen noch 115, Westpreußen 58, Posen 27, Brandenburg 131, Pommern 52 und Sachsen 6, obgleich in neuern Zeiten viele verschwunden sind. Die bemerkenswerthesten sind: in Ostpreußen: der Spirdingsee, der größte in der Monarchie, welcher sehr fischreich ist, 12 Meilen im Umfange hat, vier kleine Inseln enthält und aus welchem der Pissek oder Pysz abfließt; der 7 Meilen lange und $1^1/_2$ Meilen breite Maur- oder angerburgische Kanal, aus welchem die Angerap kommt und welcher durch einen Kanal mit dem großen Leventinersee zusammenhängt; in Westpreußen: der Geserich, zwischen Saalfeld und Deutsch-Eylau, und der Drausensee, südlich von Elbing; in Posen: der Goplosee, aus welchem die Netze fließt; in Pommern: der nouwarpsche See, ein Ausfluß des Haffs, hat 3 Meilen im Umfange; der Kummerowsee, der Madüe-, der Papenziner-, Vilmer-, Pieleborger- und Drazigsee (von der Drage durchflossen); in Brandenburg: der ruppinsche See, durch welchen der Rhin fließt; der große, fischreiche Soldinersee; die Templinerseen, eine Kette von Seen bei Templin, die ihren Abfluß in die Havel haben; die Spreeseen, von der Spree durchflossen, und der Uckersee, aus welchem die Ucker fließt. Alle diese Seen sind in dem östlichen Theil der preußischen Monarchie; der westliche Theil hat nur ein einziges stehendes Gewässer von Bedeutung, und zwar den Laachersee im Regierungsbezirk Koblenz, bei Mayen. An Mineralquellen ist besonders Schlesien und die ehemalige Provinz Niederrhein sehr reich; wir erwähnen z. B. die Schwefelquellen bei Aachen und Landeck, die Schwefelstahlquellen bei Kalau, Berlin und Potsdam, die Schwefelsalzquellen bei Langensalza, die Sauerbrunnen bei Beleken, Bonn, Kleve, Cudowa ꝛc., die Stahlbrunnen bei Bibra, die Eisenquellen zu Charkow, Quedlinburg, die Sool- und Eisenbäder bei Halle, die Soolquellen bei Schönebeck und Mayen ꝛc. Ausgedehnte Moore sind im östlichen Theile des Staats, wie der labiauer Moorbruch im Regierungsbezirk Königsberg, 3 Meilen lang und 1 Meile breit; ferner der Lebamoor in Pommern, der Oderbruch in der Mark, der Warthe- und Netzebruch in der Provinz Posen, der Spreewald im Regierungsbezirk Frankfurt ꝛc. Uebrigens geschieht ungemein viel, sie allmählig trocken zu legen.

Die große Ausdehnung P.s nach Osten und Westen, Süden und Norden bewirkt einen bedeutenden Unterschied der mittlern Jahreswärme; derselbe ist in Königsberg 4,96, in Berlin 7,2, in Aachen 7,5, in Köln und Trier 8° R. Im Ganzen ist das Klima gemäßigt u. gesund, nur rauher in den Gebirgsgegenden und veränderlicher und feuchter in den Küstenländern der Ostsee, die auch im Herbst, Winter und Frühjahr häufigen Stürmen ausgesetzt sind. Im Allgemeinen haben die westlichen Provinzen eine größere Wärme, als die mittlern, und diese wieder eine größere, als die östlichen, natürlich bei gleicher Bodenerhöhung. Die Fruchtbarkeit ist sehr verschieden und in einigen Gegenden nur mittelmäßig; im Ganzen erzeugt aber der Staat den größten Theil der Produkte, deren die Bewohner bedürfen. Naturprodukte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Futterkräuter, Gartengewächse, Kartoffeln, Flachs, Hanf, Obst, Wein, Tabak, Raps, Rübsamen, Mohn, Hopfen, Eichorien, Krapp, Waid, Saflor, Scharte, Wau, Karden, Anis, Kümmel, Koriander, Holz ꝛc.; Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Esel, Maulesel, Federvieh, wildes Geflügel, Wildpret, auch Elennthiere (allein noch im bludauer Forste des ostpreußischen Kreises Fischhausen), Wölfe, an den Küsten Seehunde, Fluß- und Seekrebse, viele Fische an den Küsten der Ostsee, in den Flüssen und Seen, Bienen, Seidenraupen, Kermes, Blutegel, Perlenmuscheln ꝛc. Das Mineralreich liefert, außer sehr wenigem Gold und Silber, Kupfer, Blei, Glätte, Glasurerz oder Alquifour, Eisen, Kobalt, Arsenik, Zink und Galmei, Spießglas, Nickel, Alaun, Vitriol, Salpeter, Alabaster, Basalt, Feuersteine, Granit, Porphyr, edle Steine, Marmor, Schiefer, Serpentin, Wetz- und Schleifsteine, Flußspath, Schwerspath, vulkanischen Tuffstein, der größtentheils zu Traß gemahlen wird, Kalk, Gyps, Sand-, Mühl- und Quadersteine, Braun- und Steinkohlen, Schwefel, Torf, Mergel, Kreide, Siegel-, Walker-, Fayence-, Pfeifen-, Porzellanerde, Farbenerden, Töpfer- und Ziegelthon, Tripel, Bernstein, Salz, auch Dünge-, schwarzes u. gelbes Salz ꝛc.

Die herrschende Religion ist im Allgemeinen die protestantische. Lutheraner u. Reformirte bilden seit der 1817 vollzogenen, aber neuerlich von den Strenglutherischen vielfach angefochtenen Union in den meisten Theilen der Monarchie die unirte Kirche. Ende 1855 zählte man 10,534,750 evangelische, 6,418,312 römisch-katholische, 1380 griechisch-katholische Christen, 14,139 Mennoniten, 234,241 Juden und 9 Mohammedaner (Personal der türkischen Gesandtschaft). Ueberwiegend protestantisch sind die Regierungsbezirke Gumbinnen, Königsberg, Potsdam, Frankfurt, Stettin, Köslin, Stralsund, Liegnitz, Magdeburg, Merseburg, Erfurt und Minden; ziemlich gleich gemischt Danzig, Marienwerder, Breslau und Arnsberg, letztere beiden jedoch mehr protestantisch; überwiegend katholisch sind Bromberg, Posen, Oppeln und die Rheinprovinz. Im Allgemeinen ist aber kein Regierungsbezirk ausschließlich von Katholiken oder Protestanten bewohnt, indem selbst in Aachen und Münster noch über 3% und 9% Protestanten sind, während in Potsdam, Stettin, Stralsund und Merseburg die Katholiken noch nicht 1% ausmachen. Die dem preußischen Staate unterworfenen Volksstämme sind: Deutsche, welche den bei weitem größten Theil der Bevölkerung ausmachen, ungefähr $14^1/_2$ Millionen; Slaven, gegen 2,200,000, wozu die Polen in den Provinzen Preußen, Posen und Schlesien, die Wenden in Brandenburg und in

dem preußisch gewordenen Theile der Lausitz, die Kassuben in Pommern und die Czechen aus Mähren, die 1732 der Religionsverfolgung wegen ihr Land verließen und sich in und um Berlin und in Schlesien anbauten, gehören, alle diese slavischen Stämme mit sehr von einander abweichenden Dialekten; Letten od. Litthauer mit den Kuren, erstere in der Gegend von Insterburg, Gumbinnen, Pillkallen und Tilsit, letztere längs dem kurischen Haff im Regierungsbezirk Königsberg, zusammen ungefähr 170,000. Dazu kommen noch: Wallonen, etwa 10,000, im Regierungsbezirk Aachen; Franzosen, in geringer Zahl im Regierungsbezirk Trier (größer ist die Zahl der Franzosen, die seit 1685 als Kolonisten, besonders in Brandenburg, eingewandert sind, sich aber nach und nach in Sprache und Sitten den Deutschen assimilirt und damit auf nationales Fortbestehen verzichtet haben); endlich cirka 220,000 Juden. Außer der deutschen, als der herrschenden Sprache, wird die polnische, wendische, wallonische und französische Sprache in einigen Gegenden geredet. Auch die Kassuben, Litthauer, Kuren und Letten haben ihre eigenen Dialekte. Die preußische Bevölkerung besteht aus $^{1}/_{143}$ Adel, $^{37}/_{143}$ Bürgerstand, $^{94}/_{143}$ Bauernstand und $^{11}/_{143}$ dienendem Stand. Der Adel spaltet sich in hohen und niedern. Zum hohen Adel gehören die ehemals reichsunmittelbaren, jetzt mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, nämlich: die Herzöge von Aremberg, von Croy, von Looz-Coorswaaren, die Fürsten von Bentheim-Steinfurt, von Bentheim-Tecklenburg, von Kaunitz-Küntberg, von Salm-Salm, von Salm-Kurburg, von Salm-Horstmar, von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, von Solms-Braunfels, von Solms-Lich und Hohen-Solms, von Wied, die Grafen von Stolberg-Wernigerode, von Stolberg-Stolberg, von Stolberg-Roßla; ferner die Besitzer der Fürstenthümer und freien Standesherrschaften in Schlesien, die Standesherren in Brandenburg und Sachsen &c. Der niedere Adel begreift die Grafen, Freiherren und alle andern vom Adel, die keine Standesherrschaft besitzen. Zum Bürgerstande gehören die Bewohner der Städte und die nichtadeligen Besitzer von Rittergütern; zum Bauernstande die Bewohner des platten Landes, in sofern diese nicht dem niedern Adel oder einem persönlichen Stande angehören, der sich in Civil-, geistlichen und Militärstand spaltet. Im Jahre 1849 zählte der Staat (ohne Hohenzollern) 980 Städte, 347 Flecken, 31,795 Dörfer, 11,466 Vorwerke, 9227 Kolonien u. 26,127 Etablissements. Für die geistige Bildung der Bewohner P.s ist besonders unter dem Könige Friedrich Wilhelm III. verhältnißmäßig mehr, als in den meisten übrigen europäischen Staaten geschehen, obgleich der Volksunterricht in einigen Theilen der Monarchie noch sehr zurück ist. Für Pflege der Wissenschaft überhaupt wirken zahlreiche Institute und Gelehrtenvereine, an deren Spitze die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin steht. Nächstdem sind zu erwähnen die naturforschenden Gesellschaften zu Berlin und zu Breslau, die geographische, polytechnische, stenographische Gesellschaft zu Berlin, die deutschen Gesellschaften zu Königsberg, Berlin und Potsdam, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau und die westphälische zu Minden, die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin u. a. m. Es gibt 6 Universitäten, zu Greifswalde, Königsberg, Halle, Breslau, Berlin und Bonn, und zwei besonders für katholische Theologen bestimmte Specialakademien, das Lyceum Hosianum zu Braunsberg und die akademische Lehranstalt zu Münster, die zusammen gegen 5600 Studirende zählen, (1853) 123 Gymnasien (14 in der Provinz Preußen, 7 in Posen, 17 in Brandenburg, 9 in Pommern, je 21 in Schlesien und Sachsen, 13 in Westphalen, 20 in der Rheinprovinz und 1 in Hohenzollern) zusammen mit cirka 1700 Lehrern u. etwa 30,000 Schülern; unter ihnen sind die Fürstenschule zu Pforta, die Ritterakademien zu Charlottenburg, Liegnitz und Bedburg, die Pädagogien zu Halle, Züllichau, Magdeburg, Niesky, Putbus, das Privatgymnasium zu Gütersloh in Westphalen und das Privatpädagogium zu Ostrowo in Posen. Progymnasien gibt es 39, 16 allein in der Rheinprovinz, mit 180 Lehrern und 2000 Schülern. Bildungsanstalten für bestimmte Berufe finden sich in allen Theilen der Monarchie in großer Anzahl. Dahin gehören die in den einzelnen Provinzen vertheilten Schullehrerseminarien, 56 an der Zahl, die mit den Universitäten verbundenen theologischen und philologischen Seminarien, die philosophisch-theologische Lehranstalt zu Paderborn, die katholischen Priesterseminarien zu Braunsberg, Pelplin, Gnesen, Posen, Breslau, Münster, Paderborn, Köln und Trier; das protestantische Predigerseminar zu Wittenberg; die Seminarien für gelehrte Schulen zu Berlin, Breslau und Stettin; das Gewerbeinstitut zu Berlin, womit eine Sonntagsschule für die Musterweberei verbunden ist; die Bauakademie zu Berlin; die Bergwerksinstitute zu Berlin, Bonn u. Halle; die Thierarzneischule zu Berlin; die höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde; die staats- und landwirthschaftliche Akademie zu Eldena bei Greifswalde, die höheren landwirthschaftlichen Anstalten zu Proskau bei Oppeln u. zu Poppelsdorf bei Bonn, die Akademie des Landbaues zu Möglin und 25 niedere landwirthschaftliche Anstalten, Ackerbau-, Flachsbau-, Wiesenbauschulen; die Gärtnerlehranstalten zu Potsdam und Schöneberg bei Berlin; die Chirurgenschulen zu Berlin, Breslau, Greifswalde, Magdeburg und Münster; die zur Bildung von Militärärzten und Offizieren bestimmten Institute zu Berlin, nebst den Kadettenanstalten; die Navigationsschulen in Danzig, Pillau, Memel, Stralsund, Greifswalde, Wolgast und Grabow bei Stettin; die als Privatinstitute an mehren Handelsorten bestehenden Handlungsschulen u. die fast stets mit Handwerkerfortbildungsanstalten verbundenen Provinzialgewerbschulen (21), nebst 52 vollständigen Realschulen und 34 höheren Bürgerschulen. Elementarschulen gab es 1849 24,201 mit 30,865 Lehrern und Lehrerinnen u. 2,453,062 Kindern. Groß ist endlich die Anzahl der Mittelschulen, höheren Töchterschulen und Sonntagsschulen. Mehr in

die Kategorie der milden Stiftungen gehören die Taubstummeninstitute zu Berlin und Breslau; die Waisenhäuser, die in mehren Städten von Privatvereinen gegründeten Kleinkinderbewahranstalten; der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften; die 95 Bibelgesellschaften in den einzelnen Provinzen, sämmtlich unter dem Ressort der Hauptbibelgesellschaft zu Berlin stehend; die berliner Missionsgesellschaft mit dem Seminar für Missionäre. Für künstlerische Ausbildung im Allgemeinen wirken die königliche Akademie der Künste zu Berlin und die Malerakademie zu Düsseldorf, in speciellen Fächern die der ersteren untergeordneten Kunst- und Baugewerkschulen in den Provinzen, zu Breslau, Danzig, Erfurt, Magdeburg und Königsberg; ferner die selbstständig zu Potsdam bestehende geographische Kunstschule für wissenschaftliche und technische Bildung geographischer Kupferstecher; die zahlreichen Singakademien, Theater &c. Kunst und Wissenschaft finden endlich noch umfassende Hülfsmittel in den zahlreichen Gemäldegallerien, Sammlungen u. Museen aller Art, Bibliotheken, Sternwarten, botanischen Gärten &c.

Ackerbau u. Viehzucht sind in den beiden Hälften der Monarchie die Grundlage der Nahrungsverhältnisse. Der Stand u. der Erfolg derselben ist natürlich je nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden. Während in manchen Gegenden, wie auf der kahlen Eifel, auf dem rauhen Hundsrück, in der mindener und lippstädter Heide, wenig oder gar keine Vegetation sich befindet und in vielen Landstrichen Brandenburgs, Pommerns, Preußens u. Posens nur harte und angestrengte Arbeit dem dürren Boden Früchte abzugewinnen vermag, ist derselbe in dem größern Theile der Monarchie fruchtbar, ja in einigen Landschaften ausgezeichnet. Dahin gehören die tilsiter Niederung, der marienburgische Werder, die Niederungen der Warthe und Netze, die Gegenden an der Plöne, am Madüesee, der nördliche und der nordöstliche Theil von Pommern und die Insel Rügen, die Tiefländereien am linken Ufer der Oder in Schlesien, die Börde bei Magdeburg, die Gegenden an der Saale und Unstrut (goldene Aue), die soester Börde, die Gegenden um Jülich und an der Wupper, die Thäler der Mosel, Saar und Nahe. Von der Bodenfläche des Staats kommen etwa 42 Procent auf Ackerland, $1^1/_5$ auf Gärten, Weinberge und Obstpflanzungen $7^2/_5$ auf Wiesen, $7^3/_5$ auf Weiden, $18^1/_5$ auf Waldungen, $23^3/_5$ auf unkultivirtes Land. Fast alle Arten von Getreide werden, besonders in Preußen, Posen, Schlesien u. Sachsen, mit so reichem Gewinne gebaut, daß sie fortdauernd eine beträchtliche Zufuhr an Cerealien sowohl dem Auslande, als den bedürftigen Provinzen des Staates zu leisten fähig sind. Die jährliche Produktion an Weizen schlägt man bei guten Ernten zu 20, die des Roggens zu 67, der Gerste zu 19—20 und des Hafers zu 64 Millionen Scheffel an. Außer den genannten Halm- und Brodfrüchten, denen noch viel Buchweizen oder Heidekorn in den sandigen Heidegegenden Ost- und Westpreußens, Brandenburgs und Westphalens beizufügen ist, hat der Anbau der Kartoffeln eine außerordentlich große Ausdehnung erhalten. Der Ertrag der Kartoffelernte wird zu $280^1/_2$ Millionen Scheffel berechnet. Die Runkelrübe ist in neuester Zeit dadurch ein wichtiges Produkt geworden, daß man sie zur Zuckerfabrikation im Großen angewendet hat, an der gegenwärtig alle Provinzen, mit Ausnahme von Posen, mehr oder minder lebhaften Antheil nehmen. Sachsen hat sich darin zuerst hervorgethan, namentlich die Städte Magdeburg und Quedlinburg, in deren Umgebungen ganze, viele 100 Morgen große Felder mit Runkelrüben bepflanzt sind. Es bleibt vielleicht noch hinter der Wirklichkeit zurück, wenn man annimmt, daß im Umfange des ganzen preußischen Staates ein Quantum von 4 Millionen Centner Runkelrüben gewonnen wird. Cichorien werden besonders bei Magdeburg und Potsdam und in Schlesien bei Ohlau und Breslau angepflanzt. Von Oelpflanzen finden sich Raps und Rübsamen namentlich in der Provinz Sachsen, der Altmark, in Pommern u. Ostpreußen, Mohn bei Magdeburg, Erfurt, in der Niederlausitz u. in der Rheinprovinz, Senf bei Erfurt, Frankfurt a. d. O. und in der Rheinprovinz. Tabak, aber von geringer Qualität, liefern das nördliche Brandenburg oder die Uckermark, um Vierraden, Straßburg, Prenzlau, Angermünde, Schwedt (Hauptmarkt) &c., nächstdem Pommern um Stettin, Anklam, Greifswalde, Stralsund &c., auch Posen, den geringsten Schlesien um Ohlau, Wohlau, Wansee &c. im Regierungsbezirk Breslau, ferner das Magdeburgische, die Rheinlande, sowie Minden in Westphalen, u. auch in der Provinz Preußen werden gegenwärtig 2000 Morgen Landes zum Tabaksbau benutzt. Die Gesammtproduktion auf 32,700 Morgen beträgt 196,200 Centner. Viel Obstwein wird im Regierungsbezirk Trier bereitet. Nüsse liefern die Rheinprovinzen in Menge. Der Weinbau wird auf einer Bodenfläche von 62,300 Morgen betrieben, wovon 48,960 Morgen auf die Rheinprovinz, die übrigen auf Sachsen, Brandenburg, Schlesien und Posen kommen. Beinahe zwei Dritttheile der in der Rheinprovinz mit Weinstöcken bepflanzten Fläche fallen auf den Regierungsbezirk Koblenz; das übrige Dritttheil vertheilt sich auf die Bezirke Trier, Köln, Aachen. Das durchschnittliche Quantum des Weinertrags war von 1819—45 377,570 Eimer, 1850: 412,747 Eimer. Geschätzte Weinsorten liefern nur die Rhein-, Mosel- und Ahrgegenden; das naumburger und weißenfelser Gewächs in der Provinz Sachsen, sowie der Wein von Grünberg in Schlesien u. von der Havel u. Elbe sind wegen geringer Qualität im Handel wenig beachtet u. werden meist zu Essig, aber auch viel zu künstlichem Champagner verwendet. Der Flachsbau wird vorzüglich in Schlesien (Neisse, Münsterberg, Glatz, Schweidnitz, Löwenberg, Glogau, Trebnitz, Oels, Namslau), Westphalen (Paderborn, Bielefeld, Minden), Rheinpreußen (an der Roer, Niers, um Simmern), Preußen (Braunsberg, Heilsberg, Gumbinnen), Pommern (einige Kreise), Sachsen (Halberstadt, Eichsfeld) betrieben. Hanf bauen nur die Rheinlande und Westphalen (Minden, Bielefeld und Paderborn) ausreichend für den Bedarf; in Schlesien wird um Ratibor viel gewonnen. Sämereien liefern zwar alle reichen Getreidegegenden, doch ist in diesem Zweige der Landwirthschaft besonders Schlesien auszuzeichnen, wo namentlich der Kleesame

einen sehr wichtigen Artikel bildet, denn über Breslau allein gehen jährlich gegen 12,000 Ctr. nach England, der größtentheils von Schlesien erzeugt wird. Ebenso geht aus dem Magdeburgischen und aus Westphalen viel Kleesame nach Hannover. Für letzteres Land ist Harsewinkel ein wichtiger Kleesamenmarkt. Von Färbepflanzen wird Krapp hauptsächlich in Schlesien angebaut, und zwar um Liegnitz, Oels, Neumarkt, Strehlen, Ohlau (jährlich über 15,000 Ctr., Breslauer-Röthe genannt), ebenso in Thüringen bei Langensalza u. Weißensee. Waid und Saflor erzeugen Thüringen um Erfurt, Langensalza, Weißensee; Scharte und Wau Schlesien und Sachsen. Hopfen wird nicht ausreichend gebaut, am stärksten um Gardelegen, Eilenburg, Gräfenhainichen und Kemberg in Sachsen, bei Belzig in Brandenburg, bei Bomst in der Provinz Posen u. bei Münsterberg in Schlesien. Ausgezeichnet ist der Anbau der Gartengewächse in der Umgegend von Berlin, Breslau, Liegnitz, Halle, Langensalza, Nordhaustn, Schönebeck und besonders von Erfurt, wo auch viel Anis, Kümmel, Fenchel, Koriander, Puffbohnen, Brunnenkresse und viele Arzneikräuter gebaut werden. Weberkarden kommen aus der Gegend von Halle und Burg in der Provinz Sachsen und von Breslau um Leobschütz in Schlesien. Holz zur Ausfuhr liefern Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Westphalen und Rheinland. Am ärmsten ist die Provinz Sachsen, jedoch mit Ausnahme des Antheils von Henneberg, wo der Thüringerwald beträchtliche Waldungen hat. Was die Viehzucht anlangt, so war man in P. nach dem allgemeinen französischen Kriege auf die Verbesserung der Pferdezucht ernstlich bedacht, doch hat sich die preußische Pferdezucht mehr der Güte, als der Zahl nach gehoben. Man berechnete zu Ende 1816 die Gesammtzahl derselben auf 1,243,000, 1843 auf 1,544,100, 1856 auf 1,550,844, d. h. durchschnittlich 1 auf 11 Menschen od. 304 auf die □Meile. Den stärksten Pferdebestand hat die Provinz Preußen. Die größte Anzahl Pferde wird einerseits im Weichseldelta, in den Kreisen Danzig, Marienburg und Elbing des danziger Regierungsbezirks, andererseits in den nördlichen Landstrichen des Bezirks Arnsberg, nämlich in den Kreisen Dortmund, Hamm und Soest gehalten; in beiden Landestheilen ist die □Meile mit 700 Pferden besetzt. Rücksichtlich der Berechnung des Rindviehstandes hat sich die absolute Zahl von 4,013,912 Stück von 1816—43 auf 5,124,500 und bis 1856 auf 5,505,291 vermehrt, d. h. 1 auf 3 Menschen od. 1078 auf die □Meile; auch hier steht die Provinz Preußen obenan. Der Schafstand betrug 1816 8,260,796, 1856: 15,071,425 Stück, d. h. ungefähr so viel als Menschen oder 2952 auf die □Meile. Die Hauptsitze der Schafzucht sind in der preußischen Monarchie die Provinzen Schlesien, Sachsen, Brandenburg, Pommern und Posen. Die Zahl der Ziegen ward 1816 nur zu 143,433, 1843 zu 394,459 und 1856 zu 598,159 Stück angegeben, d. h. 1 auf 28 Menschen oder 117 auf die □Meile. Die meisten werden in den westlichen Provinzen, in Westphalen u. am Rhein, gehalten. Der Schweinestand betrug 1825 1,494,369, 1843 2,115,212 und 1856 2,106,113, 1 auf 8 Menschen oder 412 auf die □Meile. Am ansehnlichsten ist die Zucht dieser Thiere in den Regierungsbezirken Düsseldorf, Minden, Münster und Erfurt. Maulthiere zählte man 1856 370 Stück, Esel 7217 Stück. Die Aufzucht von Federvieh wird aller Orten innerhalb der Monarchie betrieben, namentlich ist die Gänsezucht ausgezeichnet in Pommern, Ost- und Westpreußen und Thüringen, welche Länder einen nicht unbedeutenden Handel mit Bettfedern und Federspulen treiben. Vor Allem aber ist Pommern durch seine Gänsebrüste oder Spickgänse, die vorzugsweise um Rügenwalde bereitet werden, und durch seine stettiner Federposen berühmt. Bienenzucht wird besonders in den Provinzen Preußen, Posen, Schlesien, dem südlichen Theil von Brandenburg, in der Niederlausitz, und dem südlichen Theil des Regierungsbezirks Minden, sowie im westrheinischen Theil des Regierungsbezirks Düsseldorf mit Erfolg betrieben. Bedeutende Fortschritte machte in der neuesten Zeit die Seidenzucht. Schon während der letzten 10 Regierungsjahre Friedrichs II. wurden in der Kur- und Neumark, in Pommern, dem Herzogthum Magdeburg und dem Fürstenthum Halberstadt jährlich im Durchschnitt 13,500 Pfund Seide gewonnen. Unter Friedrichs Nachfolger kam die Seidenzucht wieder in Verfall und erhielt 1810 den Todesstoß, als der Zwang, wodurch die Industrie auf den Seidenbau gelenkt worden war, aufgehoben wurde. Erst seit 1825 hat man angefangen, an den Ersatz des Verlorenen zu denken, u. es sind in Preußen u. am Rhein, doch vornehmlich in der Mark Brandenburg, die erfreulichsten Fortschritte gemacht worden, obwohl das jährlich erzeugte Quantum Seide noch kaum mehr als 3000 Pfund beträgt. In allen Provinzen wird zwar die Flußfischerei betrieben, ganz besonders bedeutend ist aber die Fischerei in den seenreichen Provinzen Brandenburg, Pommern u. Preußen, wo Tausende von Familien ausschließlich vom Fischfang leben. Seefischerei wird an der preußischen und pommerschen Küste auf Schollen, Butten, Flundern, Seeale, sodann auch auf den Häring betrieben. Der Häringsfang betrug früher allein an den Küsten von Pommern und Rügen jährlich 20,000 Tonnen. jetzt nur noch den 10. Theil. Ursache davon ist die geringe Qualität der Fische.

Der Bergbau und Hüttenbetrieb ist im preußischen Staate von nicht geringer Bedeutung. Silber wird gewonnen in dem mansfeldischen Gebirgskreise der Provinz Sachsen, im siegenschen Kreise der Provinz Westphalen und in Oberschlesien bei Tarnowitz und Beuthen, auch etwas bei Rudelstadt am Bober, Regierungsbezirk Liegnitz; Kupfer vorzugsweise im Mansfeldischen, sodann auch in kleineren Quantitäten im Siegenschen u. an einigen andern Punkten Westphalens und in Rudelstadt und Kupferberg in Schlesien; Blei, u. zwar Kaufblei, am Rhein u. in Schlesien; Glätte in denselben Provinzen; Eisenerz fast in allen Provinzen, in Preußen, Pommern, Brandenburg zwar nur als Raseneisenstein, als eigentlicher Eisenstein in Menge in Schlesien, besonders bei Tarnowitz, in Sachsen bei Suhl und Kamsdorf, vorzüglich aber in Westphalen, im Siegenschen, und in der Rheinprovinz auf der Eifel, an der

Saar und der Ahr; Kobalt im Siegenschen, in Sachsen und in Schlesien; Arsenik in Schlesien; Galmei und Zink in Schlesien, der Rheinprovinz und Westphalen; Schwefel in Schlesien, im Schwefelkies enthalten; Bernstein an der Küste der Provinz Preußen; Steinkohlen in Westphalen, in Schlesien, in der Rheinprovinz und in Sachsen; Braunkohlen in Sachsen, der Rheinprovinz und in Brandenburg; Torf in allen Provinzen, am meisten und vorzüglichsten aber in Brandenburg; einige Edelsteine, wie Chrysopras, Amethyst, Achat rc., in Schlesien; Alabaster daselbst; Marmor in Westphalen, am Rhein, in Schlesien (bei Priborn), und von vorzüglicher Schönheit auf dem Hartenberg bei Wernigerode in Sachsen; vulkanischer Tuff u. Tuffstein (Traß) auf der Eifel; Mühlsteine von Sandstein in Schlesien, Sachsen und Westphalen, und von Lava in der Rheinprovinz; Schleifsteine in Westphalen, Schlesien u. Sachsen; Kalksteine allenthalben, außer in den dem Diluvium angehörigen Provinzen; Gyps in der Rheinprovinz, Westphalen, Sachsen, Brandenburg, Posen und Schlesien; Schiefer in dem Schiefergebirge am Rhein u. in Westphalen; Salz, in der Provinz Sachsen, auf den Salinen zu Artern, Dürrenberg, Halle, Kösen, Kötschau, Schönebeck-Salza, Staßfurth u. Teuditz; in Westphalen auf den Salinen Gottesgabe bei Rheina, Höppe bei Vierl, Königsborn bei Unna, Neusalzwerk bei Minden, Neuwerk, Salzkotten, Sassendorf und Westerkotten; in der Rheinprovinz auf der Saline Münster am Stein (Theodors- und Karlshalle) und zu Rilchingen, endlich in Pommern auf den Salinen zu Kolberg und Greifswalde; Alaun, in der Provinz Westphalen, im Siegenschen, sodann bei Schwemsal in der Provinz Sachsen, bei Muskau im Regierungsbezirk Liegnitz u. in Oberschlesien, ferner bei Freienwalde und Gleißen in Brandenburg und in der Rheinprovinz in den Bergamtsbezirken Düren und Saarbrück und auf dem Gebiete der Standesherrschaft Wildenburg. Die Mineralproduktion in P. ist in einem bemerkenswerthen Steigen begriffen. Steinkohlen wurden nach officiellen Berichten 1855 in 453 Bergwerken im Ganzen 40,739,129 Tonnen zum Werth von 19,167,327 Thalern; Braunkohlen in 396 Bergwerken 13,774,380 Tonnen im Werth von 1,846,881 Thlrn.; Eisenerze in 1437 Bergwerken 2,228,317 Tonnen im Werth von 1,690,113 Thalern; Zinkerze in 95 Bergwerken 4,287,293 Centner im Werth von 2,134,110 Thalern; Bleierze in 174 Bergwerken 473,154 Centner im Werth von 1,411,794 Thalern; Kupfererze in 74 Bergwerken 1,278,799 Centner im Werth von 713,054 Thalern; Kobalterze in 4 Bergwerken 196 Centner im Werth von 6046 Thalern; Nickelerze 875 Centner im Werth von 3964 Thalern; Arsenikerze in 3 Bergwerken 13,763 Centner im Werth von 1546 Thalern; Manganerze in 5 Bergwerken 9298 Centner im Werth von 7692 Thalern; Vitriolerze in 9 Bergwerken 112,071 Centner im Werth von 14,127 Thalern; Graphiterze in 1 Bergwerk 242 Centner im Werth von 145 Thalern; Flußspath in 2 Bergwerken 4583 Tonnen im Werth von 3487 Thalern; Dachschiefer in 174 Bergwerken im Werthe von 91,337 Thlrn. gewonnen. Also ergaben 2835 Bergwerke (268 mehr als 1854) einen Ertrag von 27,112,023 Thalern (6,122,129 Thaler mehr als 1854). Der Werth der Steinkohlen beträgt allein mehr als 70 Procent des Gesammtwerthes der Mineralproduktion; etwas über 7 Procent kommen auf die Braunkohlen, so daß für die übrigen Mineralprodukte nur etwas über 22 Procent bleiben. Im Jahre 1855 wurden gegen 1854 mehr gefördert an Steinkohlen: 6,682,855 Tonnen, an Braunkohlen 1,258,710 Tonnen, an Eisenerzen 83,808 Tonnen, an Zinkerzen 708,716 Tonnen, an Bleierzen 56,413 Tonnen, an Kupfererzen 34,018 Tonnen. Noch bedeutender ist der Abstand gegen frühere Jahre. Im Jahre 1849 waren in sämmtlichen Bergwerken P.s nur 52,254 Arbeiter beschäftigt und betrug der Produktionswerth am Ursprungsorte nur 10,087,847 Thaler; 1855 lieferten 98,421 Arbeiter einen Werth von 27,112,023 Thalern.

In Hinsicht auf **technische Kultur** besitzt P. Distrikte, die zu den ersten in Europa gehören; die bemerkenswerthesten Regierungsbezirke in dieser Hinsicht sind jetzt die von Düsseldorf, Aachen, Köln, Minden, Arnsberg, Potsdam, Breslau, Liegnitz und Oppeln, insbesondere aber neben der Hauptstadt Berlin die Gegend um Elberfeld und Barmen, wo auf einem Raume von wenigen □M. an 1000 Fabrikanstalten verschiedener Art sich finden. Die durch Edikt vom 28. Oktober 1810 eingeführte Gewerbefreiheit befreite den Gewerbsbetrieb von [illegible]n Fesseln des Zunft- und Innungszwanges. [illegible]urch die allgemeine Gewerbsordnung vom 17. Jan. 1845 erlitt das Industriewesen in mehren Punkten Modifikationen, und abermalige durch die Verordnungen vom 9. Februar 1849, durch die namentlich auch Gewerbsräthe u. Gewerbsgerichte ins Leben traten. In der Leinenindustrie nimmt P. den ersten Rang im deutschen Zollverein ein. Das meiste Gespinnst, welches gearbeitet wird, ist Handgespinnst, jedoch ist mit Maschinenspinnerei wenigstens ein Anfang gemacht worden. Der Fabrikationsstätten, welche für den Weltmarkt noch immer zu arbeiten sich bestreben, sind hauptsächlich 4 vorhanden, nämlich das Ermeland in Ostpreußen, das schlesische Gebirg, die Grafschaft Ravensburg nebst den münsterschen Angrenzungen in Westphalen, sodann der Regierungsbezirk Düsseldorf. Ein beträchtlicher Theil der Leinenwaaren ward früher an überseeische Länder abgesetzt; doch sind diese Abzugswege neuerlich abgeschnitten worden, und dieser Verlust ist für P. durch den in Folge des deutschen Zollvereins vermehrten Absatz nach Süddeutschland keineswegs ausgeglichen worden. Zwar hat sich die Produktion von Leinenfabrikaten gesteigert, die Leinenindustrie selbst aber hat noch geringe Fortschritte gemacht, die Verbesserung der Flachsbereitung, die Maschinenspinnerei und -Weberei so gut wie keinen Eingang gefunden. Die Konkurrenz mit dem Maschinengarn des Auslandes hat aber die Preise der Leinwand und des Garns immer mehr herabgedrückt. Die preußischen Weber verboten daher unter sich den Verbrauch des Maschinengarns, worin sie von der Zollvereinsgesetzgebung unterstützt wurden, indem dieselbe einen Zoll auf jenes Garn legte. Ueberdies suchten die Fabrikanten Wohlfeilheit der Produktion durch niedrigen Arbeitslohn zu

bewerkstelligen, was die kläglichste Verarmung der Arbeiter, namentlich in Schlesien zur Folge hatte. In keiner günstigeren Lage befindet sich die Baumwollindustrie. Zwar beschäftigte 1849 die gewerbsmäßig betriebene Weberei 27,500 Menschen mehr als 1846, und 194,290 Baumwollspindeln waren auf 132 Anstalten vertheilt; bei weitem die meisten besaß die Rheinprovinz, namentlich im Regierungsbezirk Düsseldorf; allein die preußische Spinnerei fordert zu derselben Produktion die Hälfte mehr Spindelanlagen, wiewohl 9mal mehr Aufwand an Arbeitskräften, 15mal mehr Gewinn auf die Spindel als die englische Spinnerei, woraus sich ergibt, daß dieser Industriezweig nur künstlich, durch Verhinderung fremdländischer Konkurrenz, durch hohe Garnpreise im Inlande und durch Herabdrücken des Arbeitslohnes der Spinner und Weber aufrecht erhalten werden kann. Erfreulicher ist der Zustand der Wollen- und der Seidenindustrie. Die Tuchmanufaktur ist vorzugsweise in der Rheinprovinz (Eupen, Aachen, Düren, Krefeld &c.), in Schlesien (Görlitz, Goldberg, Liegnitz, Breslau, Lüben, Bunzlau, Sagan &c.), Sachsen (Burg, Salzwedel, Gardelegen, Wittenberg, Torgau, Quedlinburg, Halberstadt &c.), Brandenburg (Berlin, Potsdam, Brandenburg, Züllichau, Kottbus, Guben, Finsterwalde, Krossen &c.) zu Hause. In Posen, Pommern und Preußen wird nur grobe Waare u. nicht für den eigenen Bedarf genügend fabricirt. Wollenzeuche liefern besonders Sachsen, Schlesien und die Mark. Die Seidenmanufaktur ist nur auf einige Landestheile beschränkt. Hauptsitz derselben ist der Regierungsbezirk Düsseldorf, namentlich Elberfeld und Krefeld; nächstdem blüht dieselbe in Berlin, Potsdam und Köpenick. In Westphalen treiben Iserlohn, Solingen und Schwelm Seidenweberei, in Sachsen Langensalza, Erfurt, Merseburg und Magdeburg, in Schlesien namentlich Liegnitz. An der Bandfabrikation haben alle Provinzen einigen Antheil, aber über $^1/_3$ derselben gehören den westlichen Provinzen an, namentlich den Regierungsbezirken Düsseldorf u. Arnsberg, wo Elberfeld, Krefeld und Hagen die Mittelpunkte dieses Gewerbes sind. Die Strumpfwirkerei ist in neuerer Zeit durch das Strumpfstricken sehr beeinträchtigt worden. Die meisten Stühle sind in der Rheinprovinz, und zwar in den gewerbreichen Kreisen des düsseldorfer Bezirks. Die Ledermanufaktur verarbeitet meist fremden Rohstoff. Als Loh- und Rothgerberei hat sie ihren Hauptsitz in der Rheinprovinz (Malmedy, St. Vieth, Köln, Siegen Elberfeld &c.) und in Westphalen aufgeschlagen. Die Weißgerberei steht in der Provinz Preußen (Königsberg u. Danzig) obenan, dann folgen Sachsen (Magdeburg u. Halberstadt), Brandenburg u. die Rheinprovinz. Korduanleder und Saffian, sowie Pergament werden vorzugsweise in Berlin, dann auch in Königsberg und Breslau gefertigt. Berühmte Handschuhfabriken sind zu Berlin, Magdeburg und Schweidnitz; bedeutende Hütefabriken zu Berlin, Breslau, Stettin und Wipperfurt in der Rheinprovinz. Die Papierfabrikation wird am schwunghaftesten im Regierungsbezirke Arnsberg betrieben; dann folgen die rheinischen Fabriken, namentlich die im Kreise Düren, Regierungsbezirk Aachen, ferner die in Sachsen, Schlesien, Brandenburg (Berlin, Neustadt-Eberswalde). Kartenfabriken sind in Berlin, Breslau u. Stralsund; Papiertapeten werden vorzugsweise zu Aachen und Köln, Lassenburg in Westphalen, Königsberg, Breslau, Potsdam, Berlin, Halle &c. verfertigt; bunte Papiere in Merseburg, Halle, Berlin, Aachen, Ensheim, Breslau, in den Brüdergemeinden &c. Die Seifefabrikation wird vorzugsweise in Elbing und in Königsberg, Stettin, Breslau und andern Städten Schlesiens, in Berlin, Magdeburg, Halberstadt, Duisburg u. Krefeld betrieben. In Elbing sind auch bedeutende Lichtziehereien. In Berlin beschäftigt man sich mit der Fabrikation von Walrath-, Stearin- u. Wachslichten. Ausgezeichneten Ruf hat die Wachslichtefabrikation zu Sorau im frankfurter Regierungsbezirk erworben. Wachsbleichen sind an mehren Orten der mittlern Provinzen, auch der westlichen, die bedeutendsten zu Berlin, Potsdam, Breslau u. Stendal. Die Tabaksfabrikation ist über den ganzen Staat verbreitet. Die wichtigsten Tabaksfabriken sind zu Berlin, Magdeburg, Breslau, Posen, Schwedt, Stettin, Minden, Köln u. Duisburg und sie verarbeiten sowohl das inländische Rohprodukt, als auch ausländisches, namentlich amerikanisches. Viel Schnupftabak wird zu Köln und zu Reichenstein im Regierungsbezirke Breslau bereitet. Die Fabrikation des Zuckers ist in einigen Gegenden der Monarchie sehr alt und hat sich in neuester Zeit außerordentlich vermehrt. Die bedeutendsten Rohrzuckerraffinerien befinden sich zu Berlin, Breslau, Danzig, Elbing, Tilsit, Königsberg, Stettin, Posen, Frankfurt, Hirschberg, Schmiedeberg, Potsdam, Havelberg, Halle, Minden, Krefeld, Köln; die bedeutendsten Runkelrübenzuckerfabriken in der Nähe von Breslau, Magdeburg und Quedlinburg. Die Branntweinbrennerei hat durch die verbesserte Technik einen großen Aufschwung genommen, und zwar in allen Provinzen. Der meiste Branntwein wird aus Kartoffeln gebrannt, und zwar betrug 1843 die daraus gewonnene Quantität 75% des ganzen Ertrages. Brauereien sind ebenfalls in schwunghaftem Betrieb in allen Provinzen. Auch die Essigfabrikation liefert ein gutes Fabrikat, welches nicht allein den Verbrauch an Weinessig vermindert, sondern auch eine Ausfuhr zu Wege gebracht hat. Die Chokoladefabrikation blüht besonders in Potsdam, Halle und Berlin, wichtiger aber ist die Cichorienfabrikation, welche ihren Sitz in Sachsen, Brandenburg, Westphalen und Posen hat und bedeutende Quantitäten ihres Fabrikats im Ausland absetzt. Berühmt sind die berliner u. königsberger Konfitüren u. thorner Pfefferkuchen. Von Holzwaarenfabrikation sind die von Holzdrechslern und Schnitzern im schlesischen Gebirge verfertigten Arbeiten, desgleichen die groben Holzschnitzwaaren Westphalens (Löffel, Schuhe, Gefäße, Spinnräder), die Böttcherarbeiten, Schaufeln, Mulden, Tröge) des Harzes, Thüringerwaldes und der dübener Heide zu erwähnen. Töpferei wird besonders in den östlichen Provinzen (Bunzlau in Schlesien), am wenigsten in den westlichen betrieben, wo Steingut- und Fayencefabrikation an die Stelle der gemeinen Töpferwaaren, u. das Kochgeschirr aus Gußeisen,

Eisen- und Kupferblech an die Stelle des irdenen tritt. Vorzügliche Ofenfabriken gibt es namentlich in Berlin und Velten bei Oranienburg, deren Fabrikate mit der ausgezeichneten Qualität des Thons architektonische Schönheit verbinden; für feines Steingut bestehen Fabriken in der Rheinprovinz, die größten zu Mettlach u. Wallerfangen, Regierungsbezirk Trier, eine auch bei Köln, sodann in Brandenburg zu Rheinsberg, Frankfurt u. Berlin, außerdem noch in Breslau, Proskau in Schlesien, zu Magdeburg und Neuhaldensleben in Sachsen. Die bedeutendste Porzellanfabrik im preußischen Staate ist die königliche in Berlin, neben der sich in Berlin noch einige Privatanstalten etablirt haben. Außerdem sind neben mehren kleinen die Porzellanfabriken zu Althaldensleben bei Magdeburg u. zu St. Martin bei Trier die ansehnlichsten. Die Ziegelbrennerei blüht vornehmlich in der Mark Brandenburg. Kalkbrennereien gibt es im ganzen Staate, die meisten im Regierungsbezirke Trier. Die Glasfabrikation deckt nicht nur den eigenen Bedarf, sondern liefert auch bedeutende Quantitäten, namentlich grünes Hohlglas zur Ausfuhr, während es an feineren Glaswaaren der Zufuhr vom Auslande bedarf. Die bedeutendsten Spiegelfabriken befinden sich zu Neustadt a. d. Dossa in Brandenburg, zu Breslau und Schreibershau in Schlesien, zu Düsseldorf und Köln am Rhein und zu Stralsund in Pommern. Die berühmtesten Glas- u. Steinschleifereien sind zu Warmbrunn, Schreibershau, Steinseifen und Hermsdorf in Schlesien, ferner zu Berlin und auch zu Stolpe in Pommern. Was die Metallfabrikation anlangt, so hat sich besonders die technische Bearbeitung des Eisens fast in allen Provinzen großartig entwickelt. Ausgezeichnet sind namentlich die Eisengießereien in Berlin, von denen allein die große königliche Gußwaaren aller Art, von kolossalen Werken bis zur feinsten Bijouterie, in vorzüglicher Schönheit liefert. Aehnliche Kunstlieferungen gehen aus der berühmten Gießerei Lauchhammer bei Mückenberg in Sachsen, sowie aus den großen Werken zu Sterkrade im Regierungsbezirke Düsseldorf, Malapane u. Gleiwitz in Oberschlesien, sowie aus dem Eisenhütten- u. Emaillirwerke zu Neusalz a. d. O., Regierungsbezirk Liegnitz, hervor. Andere Eisengußwaaren liefern Ilsenburg und Schierke am Harz, Stromberg im Regierungsbezirk Trier, Düren im Regierungsbezirk Aachen, auch Danzig, Königsberg ꝛc. Blech liefert in Menge die Rheinprovinz im Regierungsbezirke Düsseldorf, Westphalen im Regierungsbezirke Arnsberg, Sachsen zu Sorge, Oberschlesien um Kosel; Draht die Hütten zu Eschweiler u. Düren im Regierungsbezirke Aachen, zu Remscheid im Regierungsbezirke Düsseldorf, zu Altena, Iserlohn, Lüdenscheid u. Plettenberg im Regierungsbezirk Arnsberg, auch zu Saarbrück im Regierungsbezirk Trier und mehre schlesische und hennebergische Hütten. Strick-, Steck- u. Nähnadeln werden in großer Menge in den Regierungsbezirken Aachen u. Arnsberg zu Aachen, Burtscheid, Köln, Xanten, Altena, Iserlohn ꝛc., auch zu Breslau verfertigt. Sicheln und Sensen fabriciren Ennepe, Hagen, Plettenberg im Regierungsbezirke Arnsberg und Remscheid u. die Umgegend im Regierungsbezirke Düsseldorf; allerlei andere Eisen-, Stahl-, Bronze- u. Messingwaaren die blühenden Fabrikorte Solingen, Remscheid, Rade, Ronsdorf, Essen ꝛc. im Regierungsbezirke Düsseldorf, Iserlohn, Altena, Lüdenscheid, Plettenberg, Hagen, Schwelm, Dortmund, Siegen ꝛc. im Regierungsbezirk Arnsberg und Suhl im Hennebergischen. Dies sind die lebhaftesten Metallindustrieherde, wo mehre 100,000 Ctr. Eisen, Stahl u. Messing zu tausenderlei Artikeln verarbeitet werden. Säbel-, Degen- u. Rappierklingen liefern Solingen, mehre Fabriken in der sogenannten Enneper- oder Enoperstraße, sowie Suhl; Gewehre: Suhl, Essen, Solingen, Elberfeld, Kloster Saar, Malapane, Neisse, Potsdam, Spandau, Danzig, Sömmerda (Prov. Sachsen), Magdeburg; physikalische und chirurgische Instrumente: Berlin, Breslau, Köln, Düsseldorf, Bonn; Maschinen: Berlin, Moabit (bei Berlin), Breslau, Malapane, Gleiwitz, Magdeburg, Lauchhammer und in den Rheinlanden Ruhrort, Wetter, Mühlheim, Essen, Eschweiler, Aachen ꝛc.; Schiffsanker: Stettin. Von chemischen Fabriken sind die ausgezeichnetsten die zu Berlin, Breslau und Schönebeck bei Magdeburg; Pot- und Waidaschesiedereien befinden sich am meisten in Westphalen u. der Rheinprovinz; Oelmühlen in den Kreisen Magdeburg, Nordhausen, Minden, Düsseldorf, Koblenz, Trier und Stralsund; Lohmühlen in allen Provinzen P.s und am Rhein; Walkmühlen verhältnißmäßig am zahlreichsten in Schlesien; Sägemühlen aller Art hat ebenfalls Schlesien am meisten, dann Brandenburg und Sachsen. Die meisten Getreidemühlen werden durch Wasserkraft getrieben; Windmühlen sind am häufigsten in den Provinzen Schlesien, Brandenburg, Posen, auch in Sachsen; auch Dampfmühlen sind in Betrieb. Die meisten Dampfmaschinen haben die Regierungsbezirke Düsseldorf, Aachen, Magdeburg, Oppeln und die Stadt Berlin.

Der innere Handel ist bei dem starken Geschäftsbetriebe sehr lebhaft und wird durch treffliche Kunststraßen (1755 Meilen) und Kanäle (von 94 Meilen Länge), Eisenbahnen (Ende 1853 440 Meilen), sowie durch musterhaft eingerichtetes Postwesen erleichtert. Außerdem ist die Stromschifffahrt, besonders auf dem Rhein, der Weser, Elbe, Weichsel, Mosel, Saale, Havel, Spree, Warthe, dem Pregel und dem Niemen äußerst lebhaft. Die meisten Stromschiffe besitzen die Regierungsbezirke Potsdam, Frankfurt und Trier, außerdem Berlin. Seit 1843 hat sich, vornehmlich in Folge der Vermehrung der Eisenbahnen, welche den Wasserstraßen bedeutende Konkurrenz machen, die Anzahl der Stromschiffe vermindert, dagegen deren Tragfähigkeit gesteigert; jene sank von 1843—49 von 12,186 auf 10,621 herab; diese stieg von 313,800 auf 325,700 Last. Anfangs 1854 zählte man 115 Kauffahrteidampfschiffe, ungerechnet 20—25 Dampfkähne für den Personenverkehr auf dem Rhein. Die Flußdampfschifffahrt erweitert sich mit jedem Jahre mehr, und großartig ist namentlich die schon seit längerer Zeit auf dem Rhein eingerichtete Dampfschifffahrt. Außerdem werden mit Dampf befahren die Mosel, Saar, Weser, Elbe, Havel, Spree, Oder, Peene, der

Pregel, Elbing. Messen, Jahr-, Woll-, Garn-, Getreide- und Viehmärkte geben dem Binnenhandel Leben und Richtung. Eigentliche Messen gibt es zwar nur zu Frankfurt a. d. O. und zu Naumburg a. d. Saale, welche letztere aber von keinem Belang ist; dagegen sind unter den Jahrmärkten die von Berlin, Magdeburg, Köln, Breslau, Danzig u. Posen wichtig. Die vornehmsten Handelsplätze im Innern sind: Berlin, Breslau, Elberfeld-Barmen, Köln, Düsseldorf, Münster, Koblenz, Magdeburg, Frankfurt a. d. O., Aachen, Görlitz, Bielefeld, Malmedy, Solingen, Remscheid und Iserlohn. Der auswärtige Landhandel wird durch 5 große Ströme, durch die lange Begrenzung des Landes mit großen Reichen, mit Rußland, Oesterreich, Frankreich u. den Niederlanden, sowie durch den deutschen Zollverband mit den meisten deutschen Staaten begünstigt. Der Seehandel wird an der 124 Meilen langen Küste der Ostsee hauptsächlich von folgenden Handelsplätzen: in der Provinz Pommern von Stralsund, Barth, Greifswalde, Wolgast, Swinemünde, Stettin, Kolberg, Rügenwalde und Stolpe (Stolpemünde); in der Provinz Preußen von Danzig (Weichselmünde), Elbing, Königsberg, Pillau u. Memel getrieben. Doch unterliegt derselbe bedeutenden Schwankungen; so liefen 1851 6893 Schiffe von 557,724 Last ein und 6799 Schiffe von 558,939 Last aus, 1852 aber nur 5650 Schiffe von 457,305 Last ein u. 5737 Schiffe von 481,672 Last aus; überhaupt hat derselbe namentlich in der Provinz Preußen durch die veränderten Welthandelskonjunkturen im Vergleich mit früheren Zeiten sehr abgenommen. Weder Getreide, noch Holz werden von dort in so großen Quantitäten wie früher mehr ausgeführt, u. der Handel nach Rußland, Polen und Schweden hat theils durch die russische Zollverfassung, theils durch das Emporkommen eigener Gewerbthätigkeit in jenen Ländern neuerlich sehr gelitten. Die Ausfuhr von Getreide und Mehl aus preußischen Häfen nach Großbritannien betrug von 1836—45 durchschnittlich 800,420 Quarter, seit Aufhebung der dortigen Korngesetze von 1846—51 durchschnittlich 938,935 Quarter. Doch hat seitdem wegen der mit andern Getreideländern (Südrußland, Nordamerika) zu bestehenden Konkurrenz die Getreideausfuhr im Ganzen an Einträglichkeit nicht zugenommen. Im Jahre 1856 liefen in preußischen Häfen 7582 Schiffe von 668,874 Last ein u. 7684 Schiffe von 687,208 Last aus. Die Handelsmarine zählte 1858: 992 Seeschiffe von 163,308 Last. Die Hauptausfuhrartikel P.s sind: Getreide und Hülsenfrüchte aller Art, Lein-, Hanf- und Rübsamen, Flachs u. Hanf, Brenn- und Nutzholz, Steinkohlen, Salz, Galmei und Zink, Leinwand und Garn, Seiden- und Baumwollenwaaren, Wolle und Wollenwaaren, besonders Tuche, Eisen-, Kupfer- und Messingwaaren, Quincaillerie u. Nadeln, blanke Waffen und Gewehre, Porzellan- u. Glaswaaren, Bernstein und Bernsteinwaaren, chemische Fabrikate, fabricirter Tabak, Vieh, westphälische Schinken, pommersche Gänse, Branntwein, Kölnerwasser 2c. Dagegen werden eingeführt: Kolonial-, Material- und Apothekerwaaren, Wein, Arak, Rum, Cognac, englisches und bayerisches Bier, Hopfen, Baumöl, Südfrüchte, Fische, Baumwolle, Twist, rohe Seide, Pelzwerk, amerikanische Häute, Gold, Silber, Quecksilber, Zinn 2c.

Die bedeutendsten Schiffswerfte sind: in Preußen zu Memel, Elbing, Pillau, Danzig, Kolberg, Rügenwalde u. Swinemünde, wo auch zugleich eine Schiffsbauschule ist, Greifswalde, Wolgast und Stralsund. Im Durchschnitte kann man annehmen, daß jährlich etwa 50 Seeschiffe von nahe 8000 Last gebaut werden. In der Regel sind es Briggschiffe mit 2 gleichen Masten u. gute Segler. Ihre Größe schwankt zwischen 70—150 Last à 4000 Pfund. Die Interessen des Handels vertreten beim Staate die Handelskammern zu Köln, Duisburg, Düsseldorf, Krefeld, Elberfeld, Wesel, Mühlheim a. d. Ruhr, Trier, mit der Bestimmung, den Staatsbehörden ihre Wahrnehmungen über den Gang des Handels, der Manufakturen und der Schifffahrt u. ihre Ansichten über die Mittel zur Beförderung derselben, aufgefordert oder unaufgefordert, mitzutheilen. Aehnliche Geschäfte haben die kaufmännischen Korporationen, Kaufmannsältesten 2c. der östlichen Provinzen. Für streitige Handelsangelegenheiten bestehen Handelsgerichte in Köln, Aachen, Koblenz, Krefeld, Trier, Elberfeld, Düsseldorf und Kleve und sollen nach Kabinetsordre vom 3. April 1847 auch an andern Orten errichtet werden, sowie die Kommerz- und Admiralitätskollegien zu Königsberg und Danzig, sowie die für Handelssachen bestehenden Gerichtsdeputationen zu Stettin, Elbing und Memel auf Antrag der dortigen Kaufmannschaften zu Handelsgerichten umgestaltet werden sollen. Das Handelsgericht, welches über die ihm überwiesenen Rechtsangelegenheiten Gericht erster Instanz und zunächst dem Landesjustizkollegium untergeordnet ist, besteht aus einem rechtsverständigen Direktor nebst 2 rechtsverständigen Mitgliedern und mindestens 4 Mitgliedern, welche dem Handelsstande angehören. Seit 1844 besteht für die Monarchie ein Handelsrath und ein Handelsamt in Berlin. Im Handelsrath werden die wichtigern Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe, mit Einschluß der Schifffahrt, nachdem solche in den betreffenden Ministerien unter Mitwirkung des Handelsamts vollständig vorbereitet worden sind, berathen und zur Entscheidung des Königs gebracht. Das Handelsamt ist bestimmt, zu fortwährender Erhaltung einer vollständigen Uebersicht über den Zustand und Gang des Handels und der Gewerbe die nöthigen Nachrichten zu sammeln und mittelst derselben die vor den Handelsrath gehörenden Angelegenheiten vorzubereiten. Nach der Märzrevolution wurde am 17. April 1848 (mit Beziehung auf die Ordre vom 27. März) ein besonderes Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten errichtet. Die Cirkulation des Geldes erleichtert und befördert namentlich die königliche Hauptbank in Berlin, mit Filial- und Zweigbanken in Breslau, Köln, Danzig, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Münster, Posen. Eine Kabinetsordre vom 17. April 1846 gestattete außerdem die Errichtung von 12 neuen Privatbanken im Staate. Die königliche Seehandlungssocietät in Berlin hat die Aufgabe, sich mit Operationen zu beschäftigen, welche dahin abzwecken, den Handel zu nähren u.

alle Zweige der Nationalindustrie zu ermuthigen. In der neuesten Zeit sind viele Stimmen gegen dieses Institut laut geworden, das von seiner ursprünglichen Bestimmung abgekommen und zu einem gefährlichen Konkurrenten für den Privatmann geworden ist.

Nach Kabinetsordre vom 25. Oktober 1825 werden alle Rechnungen in Thalern zu 30 Silber-(Neu-)groschen à 12 Pfennige geführt. Für das Längenmaß ist der preußische oder brandenburger (rheinländische) Fuß Einheit. 100 rheinl. Fuß sind = 111,037 sächsische oder = 31,385 franz. Mètres. Dieser Fuß (auch Werk- oder Baufuß genannt) hat 12 Zoll à 12 Linien à 12 Skrupel, während der Feld- oder geometrische Fuß in 10 Zoll à 10 Linien à 10 Skrupel eingetheilt wird. Die Elle enthält 25$^1/_2$ preuß. Zoll; 100 berliner Ellen = 117,976 leipziger oder 97,285 brabanter. Die preußische Meile hält 2000 preuß. Ruthen; 14$^3/_4$ solcher Meilen sind beinahe ein mittlerer Meridiangrad, welcher nahe 295,02 preuß. Ruthen enthält. Die preuß. □Ruthe enthält 144 □Fuß à 144 □Zoll à 144 □Linien. Die □Ruthe hat 134,4243 franz. □Fuß. Der preuß. □Fuß enthält 0,9335 franz. □Fuß. Länderflächenmaß ist der preuß. Morgen von 180 □Ruthen = 24196,45 franz. □Fuß. Die preuß. □Meile enthält 22222$^2/_9$, die geograph. □Meile 21490,33 solcher Morgen. 30 Morgen machen eine Hufe. Der preuß. Kubikfuß enthält 1728 Kubikzoll; er ist = 0,901934 pariser Kubikfuß, oder 0,0309158 Kubikmeter. Die Klafter, 6 Fuß lang und breit und 3 Fuß hoch, enthält 108 Kubikfuß. Der berliner Scheffel enthält gesetzlich 3072 preuß. Kubikzoll oder 1$^7/_9$ Kubikfuß = 54,961 franz. Liter. Die preuß. Last hält 72 Scheffel. Vom Weinmaß wird das Fuder zu 4 Oxhoft, 6 Ohm, 12 Eimern, 24 Ankern, 720 Quart à 2 Oesel gerechnet. Das Quart, $^1/_3$ der Metze, enthält gesetzlich 64 preuß. Kubikzoll = 1,14501 franz. Liter; der Eimer hält also 67,7 franz. Liter. Das Biermaß ist die Tonne, welche gesetzlich 100 Quart, also 6400 Kubikzoll preuß. Maßes enthält. Im Handel wird nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentchen gerechnet. Der Centner hat 110 Pfund zu 32 Lothen von 4 Quentchen. 3 Centner oder 330 Pfund rechnet man bei Verladungen an Frachtfuhrleute auf 1 Schiffspfund. Das Gewicht einer preuß. Schiffslast ist auf 4000 Pfund festgesetzt; man rechnet aber meist die Last zu 36 Centnern. Im Wollhandel ist noch der Stein von 32 Pfund üblich. Als Gold- und Silbergewicht dient das halbe preuß. Pfund von 4864 holl. Aß, oder die Mark, welche in 288 Grän, gewöhnlich aber in 8 Unzen, 16 Loth, 64 Quentchen, 256 Pfennige und 512 Heller = 3807,6 engl. Grän oder 233,75 franz. Grammes getheilt wird. Das Apotheker- oder Medicinalgewichtspfund hat 12 Unzen, 96 Drachmen, 288 Skrupel, 5760 Grän und ist auf $^3/_4$ des preuß. Pfundes festgesetzt worden, wonach die Unze gerade 2 Loth u. die Drachme gerade 1 Quentchen ist. 260 Medicinalpfunde sind = 256 nürnberger Medicinalpfunden.

Europäische Großmacht ersten Ranges, ist P. mit seinen deutschen Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westphalen und Rheinprovinz, zusammen 3368,33, einschließlich Hohenzollerns 3389,18 □Meilen, mit 12,937,628 Einw. (ohne das Militär in den Bundesfestungen Mainz und Luxemburg und in Frankfurt, 11,699 Mann), dem deutschen Bunde beigetreten, bei welchem es die zweite Stelle einnimmt und in engerer Versammlung 1, im Plenum 4 Stimmen führt. Der mit 18 Jahren majorenn werdende König wird im Minorennitätsfalle vom nächsten und ältesten Prinzen des Hauses bevormundet, nimmt beim Regierungsantritte die Huldigung in einigen Provinzen selbst an, in andern durch Bevollmächtigte. Einer besondern Krönung bedarf es nicht, doch pflegt sie zu Königsberg Statt zu finden. Die königlichen Prinzen sind geborene Markgrafen von Brandenburg und Prinzen von P. mit dem Prädikate königliche Hoheit. Rücksichtlich der Thronfolge gilt das Recht der Erstgeburt nach Ordnung der Linien, mit Vorzug des Mannsstammes. Auch die weibliche Linie ist successionsfähig, doch nur nach völligem Aussterben des Mannsstammes. Hat der regierende König einen Sohn, so heißt dieser Kronprinz von P. und ist als solcher Statthalter von Pommern; hat er aber keinen Sohn, so erhält der nächste zum Thron berechtigte Agnat den Titel Prinz von P. Der König bekennt sich zur evangelischen Religion, ist aber durch kein Staatsgesetz an dieselbe gebunden. Das Wappen ist ein großes Schild, bestehend aus 4 Mittelschildern und den 48 Feldern des Hauptschildes. Das erste und oberste Mittelschild ist mit der Königskrone geziert und hat im silbernen Felde den preußischen schwarzen Adler mit der Krone, mit goldenen Kleestengeln auf den Flügeln, dem goldenen Namenszug F. R. auf der Brust, goldenem Schnabel, goldenen Klauen, rother Zunge, mit dem goldenen Scepter (auf dessen oberer Spitze ein schwarzer Adler ist) in der rechten und mit dem blauen u. goldenen Reichsapfel in der linken Klaue, wegen des Königreichs Preußen. Das zweite Mittelschild hat im silbernen Felde einen rothen Adler mit goldenen Kleestengeln auf den Flügeln, goldenem Schnabel und goldenen Krallen, wegen der Mark Brandenburg. Das dritte Mittelschild hat im goldenen Felde, das von abwechselnd rothen und silbernen Vierecken eingefaßt ist, einen schwarzen, roth gekrönten Löwen, wegen des Burggrafthums Nürnberg. Das vierte Mittelschild ist silbern und schwarz geviertelt, so daß das erste Viertel silbern ist, wegen Hohenzollern. Die 48 Felder des Hauptschildes sind die verschiedenen Wappen der preußischen Provinzen und Gebietstheile. Auf dem Schilde ruht ein goldener, offener, mit dem preußischen Adler gezierter, roth ausgeschlagener und mit der Krone bedeckter Helm mit schwarzer und silberner Helmdecke; auf der Krone ruht der Reichsapfel. Um das Schild hängt zunächst Band und Kreuz des rothen Adlerordens und im weiteren Umfange Kette und Kreuz des schwarzen Adlerordens. Schildhalter sind zwei mit Eichenlaub bekränzte und gegen einander gekehrte wilde Männer, die den einen Arm auf das Schild lehnen und mit der andern Hand silberne Fahnen mit goldener Einfassung halten, deren rechte den preußischen schwarzen, die linke den brandenburgischen rothen Adler zeigt. Das Wappen ist außen mit pur-

purfarbenem Sammt, inwendig mit Hermelin bekleidet. Den Gipfel des Wappenzeltes deckt eine goldene Königskrone; das über dasselbe hervorragende Reichspanier mit einem schwarzen Adler im Felde faßt ein auffliegender schwarzer Adler. Der Fuß des Wappens hat goldene Adler im blauen Feld, mit der Inschrift „Gott mit uns!" Außer diesem großen Wappen gibt es auch ein mittleres und kleineres Wappen. Die königlichen *Ritterorden*, deren Angelegenheiten von einer besonderen Generalordenskommission bearbeitet werden, sind: der schwarze und der rothe Adlerorden (s. *Adlerorden*); der Orden pour le mérite, von Friedrich dem Großen 1740 für ausgezeichnete militärische Dienste gestiftet und unter Hinzufügung einer Verzierung von Eichenlaub von Friedrich Wilhelm IV. 1842 durch eine Friedensklasse für Verdienst um Wissenschaft und Kunst, und zwar für 30 Ritter aus der deutschen Nation und eine unbestimmte Zahl des Auslandes vermehrt; das eiserne Kreuz (s. d.), für das während des Befreiungskampfes 1813—15 erworbene kriegerische Verdienst gestiftet; der Johanniterorden, ein Standesorden seit dem 23. Mai 1812, nach Aufhebung der Johanniterballei Brandenburg 1811 preußischer Hausorden, 1853 reorganisirt; der Hausorden von Hohenzollern, den 23. Aug., dem Tage der Huldigung der hohenzollerschen Lande gestiftet, in zwei gesonderte Abtheilungen zerfallend: den Orden des königlichen Hauses, dem Andenken an den Ursprung und die Ausbreitung des königlichen Hauses gewidmet, mit der Devise „Vom Feld zum Meer", vom König, der das Großmeisteramt führt, in zwei Klassen verliehen, die erste zur Belohnung besonderer Hingebung für das königliche Haus, die zweite zur Belohnung besonderer Verdienste um die Pflege gottesfürchtiger und treuer Gesinnung unter der Jugend; und den Orden des fürstlichen Hauses Hohenzollern, von den jeweiligen Häuptern der beiden fürstlichen Linien nach gemeinsamer Verabredung und nach vorher eingeholter Genehmigung des Königs verliehen, aus drei Klassen, nämlich Ehrenkreuz und zwei Medaillen bestehend; der Luisenorden, am 3. Aug. 1814 für Frauen und Jungfrauen, welche sich durch Krankenpflege und Sorgfalt für die verwundeten und erkrankten Krieger oder sonst um die Sache des Vaterlandes verdient gemacht, gestiftet, durch Patent vom 15. Juli 1850 erneuert und für solche Frauen und Jungfrauen bestimmt, welche sich 1848 und 1849 um das Vaterland Verdienste erworben haben. Die 1843 erfolgte Erneuerung des 1443 vom Kurfürsten Friedrich II. gestifteten Schwanenordens ist nicht über die Stiftungsurkunde hinausgediehen. Die übrigen *Ehrenzeichen* sind: das Dienstauszeichnungskreuz für Militärpersonen vom Offizierstande für treu geleistete Dienste während eines 25jährigen Zeitraums, und die Dienstauszeichnung 1., 2. und 3. Klasse für Soldaten, abwärts vom Feldwebel, für dieselben Dienste während einer gewissen Reihe von Jahren. Das Militärehrenzeichen 1. und 2. Klasse wird von Militärpersonen niedern Ranges und das allgemeine Ehrenzeichen von Civilpersonen desselben Ranges durch verdienstliche Handlungen aller Art erworben. Die Rettungsmedaille wird für Rettung aus Lebensgefahr verliehen. Für pflichttreue Dienste in der Landwehr ist 1842 ebenfalls eine Auszeichnung gestiftet worden, die in einem kornblumenblauen Bande mit eingewirktem Namenszuge des Königs (F. W. IV.) besteht und in einer eisernen Einfassung auf der linken Brust getragen wird. Eine Dienstauszeichnung ist auch für Alle, welche 1848—50 unter den Fahnen gestanden haben, kreirt worden. Die *Flagge* ist bei Kriegsschiffen weiß, mit dem gekrönten preußischen Adler und dem eisernen Kreuz in der obern Ecke; bei Kauffahrteischiffen weiß, mit 2 schwarzen horizontalen Streifen oben und unten eingefaßt, in der Mitte den preußischen Adler. Hauptstädte sind Berlin, Königsberg und Breslau; Residenzen: Berlin, Potsdam und Charlottenburg; die bedeutendsten Lustschlösser: Charlottenburg, Sanssouci, das neue Palais und das Marmorpalais. Der gegenwärtige König, *Friedrich Wilhelm IV.*, geboren am 15. Okt. 1795, succedirte seinem Vater, dem König Friedrich Wilhelm III., am 7. Juni 1840, empfing die Huldigung am 10. Sept. 1840 zu Königsberg und am 15. Okt. 1840 zu Berlin; vermählt am 29. November 1823 mit Königin Elisabeth Luise, geboren am 13. Nov. 1801, Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern. Präsumtiver Thronerbe und seit 1858 Regent ist: Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von P., nächstältester Bruder des Königs, geboren am 22. März 1797, vermählt am 11. Juni 1829 mit Prinzessin Marie Luise Auguste Katharina, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, geb. am 30. Sept. 1811. Der älteste Prinz beider ist der einstige Kronprinz Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Okt. 1831.

Die *Staatsverfassung* P.s, früher unumschränkt monarchisch, ward in Folge der Bewegungen von 1848 konstitutionell-monarchisch (s. unten, Geschichte). Die Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850 räumt den Staatsangehörigen unter anderen folgende, durch spätere Revisionen zum Theil modificirte Rechte ein: Gleichheit vor dem Gesetz und Aufhebung aller Standesvorrechte; Gewährleistung der persönlichen Freiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, der Wohnung, des Briefgeheimnisses; Unstatthaftigkeit der Ausnahmegerichte und außerordentlichen Kommissionen, des bürgerlichen Todes und der Strafe der Vermögenskonfiskation; Freiheit der Auswanderung, des religiösen Bekenntnisses, der Wissenschaft, der Presse; das Recht zu friedlichen unbewaffneten Versammlungin in geschlossenen Räumen und der Vereinigung in nicht straffälligen Gesellschaften; allgemeine Wehrpflicht ꝛc. Der König, welcher unverletzlich und unverantwortlich ist, aber für alle Regierungsakte der Gegenzeichnung der Minister bedarf, ist im Besitz der vollziehenden Gewalt, ernennt und entläßt die Minister, beruft die Kammern und schließt deren Sitzungen, ordnet die Promulgation der Gesetze an, erläßt die zu deren Ausführung nöthigen Verordnungen, führt den Oberbefehl über das Heer, beschließt Krieg und Frieden, übt das Recht der Begnadigung und Strafmilderung aus, und verleiht Orden und andere Auszeichnungen. Der

König leistet in Gegenwart der Kammern den Eid auf die Verfassung. Ist der König minderjährig oder dauernd an der Regierung verhindert, so übernimmt der nächste volljährige Agnat die Regentschaft; ist kein solcher vorhanden, so erwählen die vereinigten Kammern einen Regenten. Die Personalangelegenheiten des Regentenhauses werden durch das Ministerium des königlichen Hauses besorgt, welches seit 1848 nicht mehr ein Bestandtheil des Staatsministeriums, sondern, wie das geheime Civilkabinet, des königlichen Hofstaats ist. Das Staatsministerium begreift gegenwärtig 8 Portefeuilles: das der auswärtigen Angelegenheiten; des Innern; der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten; des Handels, der Gewerbe und öffentlichen Arbeiten (gegründet den 27. März 1848) mit 5 Abtheilungen für die unter einem Generalpostdirektor stehende Post, die Eisenbahnangelegenheiten, das Land-, Wasser- und Chausseebauwesen, das Berg-werks-, Hütten- und Salinenwesen und für Handel und Gewerbe; das der Justiz; der Finanzen mit 3 Abtheilungen für Domänen, Forsten, Steuer-, Kassen- und Etatswesen; des Kriegs; der landwirthschaftlichen Angelegenheiten (gegründet den 25. Juni 1848, seit dem 19. Dec. 1850 unter Leitung des Ministers des Innern). Unmittelbar unter dem Staatsministerium stehende Behörden sind: der Disciplinarhof für nicht richterliche Beamte und die Oberexaminationskommission, welche letztere unter der speciellen Leitung der Minister des Innern und der Finanzen steht. Den einzelnen Ministerien untergeordnete Centralbehörden sind: die Generalordenskommission und die Verwaltung der Staatsarchive unter der Oberleitung des Ministerpräsidenten; die Seehandlung und die Hauptverwaltung der Staatsschulden unter dem Finanzministerium; die höhere Sicherheitspolizei, deren Chef der Polizeipräsident zu Berlin ist, unter dem Ministerium des Innern; das Obertribunal zu Berlin und die Immediatjustizexaminationskommission. Vom Staatsministerium ressortirt der Staatsrath, welcher als höchste berathende Behörde durch die königlichen Verordnungen vom 20. März 1817 und 6. Jan. 1848 organisirt, durch Cirkular vom 28. Aug. 1848 außer Thätigkeit gesetzt, aber durch Verordnung vom 17. Jan. 1852 reaktivirt worden ist. Derselbe besteht aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, aus den Staatsministern und dem Minister des königlichen Hauses, den Chefpräsidenten des Obertribunals und der Oberrechnungskammer, den kommandirenden Generälen und den Oberpräsidenten der Provinzen, sowie aus Staatsdienern, welche durch das besondere Vertrauen des Königs Sitz und Stimme darin haben. Er begreift 7 Abtheilungen von je 5 Mitgliedern, welche die Gegenstände für das Plenum in Vorberathung ziehen. Gesetz- und Verordnungsentwürfe werden entweder in einer Plenar-, oder in einer engeren Versammlung begutachtet. Letztere besteht aus den Ministern u. den Mitgliedern derjenigen Abtheilung, welche nach der Geschäftsordnung an der Vorberathung der vorliegenden Angelegenheit zum Vortrage im Plenum Theil zu nehmen haben würde. Die Prinzen sind befugt, beizutreten.

Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich von dem König u. den zwei Kammern ausgeübt. Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu Erlassung eines jeden Gesetzes erforderlich. Das Recht, Gesetzesvorschläge zu machen, steht dem König und den Kammern gemeinsam zu. Die erste Kammer besteht: aus den großjährigen königlichen Prinzen, aus den Häuptern der ehemals unmittelbaren reichsständischen Häuser in P. und aus den Häuptern derjenigen Familien, welchen durch königliche Verordnung das nach der Erstgeburt und Linealfolge zu vererbende Recht auf Sitz und Stimme in der ersten Kammer beigelegt wird, aus solchen Mitgliedern, welche der König auf Lebenszeit ernennt, aus 90 Mitgliedern, welche in Wahlbezirken, die das Gesetz feststellt, durch die dreißigfache Zahl derjenigen Urwähler, welche die höchsten direkten Staatssteuern bezahlen, durch direkte Wahl nach Maßgabe des Gesetzes gewählt werden, und aus 30, nach Maßgabe des Gesetzes von den Gemeinderäthen gewählten Mitgliedern aus den größeren Städten des Landes. Nach einem im Dec. 1852 bei den Kammern vorgelegten, von denselben am 7. Febr. und 10. März 1853 angenommenen, am 7. Mai publicirten, aber noch nicht ausgeführten Gesetz über die Neubildung der ersten Kammer als einer erblichen (Pairs-) Kammer soll dieselbe jedoch nur aus Mitgliedern zusammengesetzt seyn, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit ernennt. Die Legislaturperiode der ersten Kammer dauert sechs Jahre. Die Mitglieder der ersten Kammer erhalten weder Reisekosten, noch Diäten. Die zweite Kammer besteht aus 352 Mitgliedern, von denen 2 den hohenzollernschen Landen angehören. Die Wahlbezirke werden durch das Gesetz festgestellt. Jeder Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler. Auf je 250 Seelen ist 1 Wahlmann zu wählen. Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuern in drei Abtheilungen getheilt; die erste besteht aus denjenigen Urwählern, auf welche die höchsten Steuerbeträge bis zum Belaufe eines Dritttheils der Gesammtsteuer fallen; die zweite aus denjenigen Urwählern, auf welche die nächst niedrigeren Steuerbeträge bis zur Grenze des zweiten Dritttheils fallen; die dritte aus den am niedrigsten besteuerten Urwählern, auf welche das dritte Dritttheil fällt. Die Legislaturperiode der zweiten Kammer ist auf drei Jahre festgesetzt. Zum Abgeordneten der zweiten Kammer ist jeder Preuße wählbar, der das 30. Lebensjahr vollendet, den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte in Folge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses nicht verloren und bereits drei Jahre dem preußischen Staatsverbande angehört hat. Die Kammern werden durch den König regelmäßig im Monat November jeden Jahres und außerdem, so oft es die Umstände erheischen, einberufen. Jede Kammer regelt ihren Geschäftsgang und ihre Disciplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt ihren Präsidenten, ihren Vicepräsidenten und Schriftführer. Be-

amte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in die Kammer. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich. Jede Kammer hat für sich das Recht, Adressen an den König zu richten. Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes, stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. Sie können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf den Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden. Kein Mitglied einer Kammer kann ohne deren Genehmigung während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der That oder im Laufe des nächstfolgenden Tages nach derselben ergriffen wird. Jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied der Kammer und eine jede Untersuchungs- oder Civilhaft wird für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben, wenn die betreffende Kammer es verlangt. Die Mitglieder der zweiten Kammer erhalten aus der Staatskasse Reisekosten und Diäten nach Maßgabe des Gesetzes. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft. Die Verfassung kann auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden, wobei in jeder Kammer die absolute Stimmenmehrheit bei Abstimmungen, zwischen denen ein Zeitraum von 21 Tagen liegen muß, genügt. Die **Provinzialstände** haben seit ihrer durch Ministerialverordnung von 1851 erfolgten Wiederherstellung die Funktion, über Einführung oder Aufhebung von Provinzialgesetzen ihr Gutachten abzugeben, wenn es von der Staatsregierung verlangt wird, und die nach Provinzen aufzubringenden Abgaben zu vertheilen. Bedingung der Mitgliedschaft ist Besitz von Grundeigenthum in der Provinz. Die Provinzialstände bestehen wie früher aus den Standesherren und Domkapiteln, aus Abgeordneten der Ritterschaft (d. i. Besitzern von Rittergütern, ohne Rücksicht auf adelige Geburt), aus Deputirten der Städte und ländlichen Gemeinden.

An der Spitze der **Verwaltung** in den Provinzen stehen die **Oberpräsidenten** (in Königsberg, Posen, Potsdam, Stettin, Breslau, Magdeburg, Münster und Koblenz). Die hohenzollernschen Lande, die einen Regierungsbezirk für sich bilden, verwaltet ein Regierungspräsident zu Sigmaringen. Der Oberpräsident hat die Leitung des Konsistoriums, wenn diese nicht, wie es gegenwärtig nur in der Provinz Brandenburg der Fall ist, einem eigenen Präsidenten übertragen ist, des Provinzialschulkollegiums, des Medicinalkollegiums der Provinz, ferner die Kontrole über die Regierungen der einzelnen Regierungsbezirke, sowie eine mehr auf das Allgemeine als auf die speciellen Verhältnisse gerichtete Aufsicht über die ihm anvertraute Provinz. Für die verschiedenen Verwaltungsangelegenheiten ist er den einzelnen Staatsministerien verantwortlich. Jede Provinz zerfällt in Regierungsbezirke (deren es mit Einschluß der hohenzollernschen Lande und der Stadt Berlin 27 gibt), u. zwar hat Preußen vier: Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder; Posen zwei: Posen und Bromberg; Brandenburg zwei: Potsdam (mit Berlin, der größte, $382\frac{1}{2}$ □-M.) und Frankfurt; Pommern drei: Stettin, Köslin und Stralsund; Schlesien drei: Breslau, Liegnitz und Oppeln; Sachsen drei: Magdeburg, Merseburg und Erfurt (der kleinste, $61\frac{3}{4}$ □-M.); Westphalen drei: Münster, Minden und Arnsberg; die Reinprovinz fünf: Köln, Düsseldorf, Koblenz, Trier und Aachen. Berlin bildet seit 1854 einen besondern Regierungsbezirk. Jede Regierung zerfällt in Abtheilungen, worin die Angelegenheiten der Landeskultur, der Kirchenverwaltung u. des Schulwesens, sowie die die direkten Steuern, die Domänen und Forsten betreffenden Sachen bearbeitet werden, und sind zusammengesetzt aus dem Präsidenten, den Abtheilungsdirigenten und dem Kollegium der Räthe und Assessoren. Die Regierungen vollstrecken die Gesetze und ressortiren demgemäß von einem jeden der Ministerien innerhalb des Geschäftskreises desselben. Jeder Regierungsbezirk zerfällt wieder in Kreise (der ganze Staat in 335 und in 2 ihnen gleich stehende Oberämter in den hohenzollernschen Landen). An der Spitze der Verwaltung eines Kreises steht ein Landrath, ein früher von den Eingesessenen des Kreises gewählter, vom König bestätigter, jetzt direkt vom König ernannter Beamter, der die Polizei auf dem Lande, die Truppenaushebung und andere innere Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen hat, von dessen Gewalt jedoch die größeren Städte eximirt sind. Die neun Städte Berlin, Potsdam, Danzig, Frankfurt, Magdeburg, Halle, Münster, Köln und Aachen bilden jede für sich, ohne Hinzuziehen der nächsten Umgebungen des platten Landes, einen Kreis. Vor Einführung der Verfassung vom 31. Januar 1850 standen den Landräthen in der Kreisverwaltung die Kreisstände zur Seite, welche bei allen Steuern, Leistungen und Naturaldiensten des Kreises ihr Gutachten abgaben, und unter den Landräthen stand an der Spitze jeder Landkammer ein Schulze oder Richter, welcher mit zwei Gehülfen (Schöppen) die Staats- und Gemeindeangelegenheiten des Ortes besorgte. Nach Art. 105 der Verfassungsurkunde sollte die Vertretung und Verwaltung der Gemeinden, Kreise, Regierungsbezirke und Provinzen durch besondere Gesetze näher bestimmt werden, und wirklich gab die Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung vom 11. März 1850 nähere Bestimmungen über Kreisversammlungen und Kreisausschüsse, Bezirksräthe und Provinzialversammlungen, über die Zusammensetzung derselben, die Wahlen der Abgeordneten &c. Allein die Einführung derselben ward von der Regierung den 19. Juli 1852 sistirt u. dann in Uebereinstimmung mit den Kammern am 24. Mai 1853 das Gesetz selbst ganz beseitigt (s. unten, Gesch.). Daher sieht die Gemeindeverwaltung noch immer einer gesetzlichen Ordnung entgegen. In den letzten Jahren waren in den verschiedenen Gemeinden folgende Gesetze in Geltung: die Städteordnung vom 19. März 1810 und die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831; die Landgemeindeordnung vom 31. Oktober 1841 und die Gemeindeordnung vom 11. März 1850. Außerdem bestand in der Rheinprovinz, mit Ausnahme der Städte, die Gemeindeordnung vom 23. Juli 1845. Endlich fand den 30. Mai

1853 die Einführung einer aus alten und neuen Elementen gemischten Städteordnung in den sechs östlichen Provinzen der Monarchie Statt. Die Polizeiverwaltung wird unter der Oberaufsicht des Ministeriums des Innern geführt: in den Provinzen durch die Regierungen und unter deren Leitung durch die Landräthe in den Kreisen, sowie durch besondere Polizeiämter mit Präsidenten oder Direktoren in den größeren Städten, in Berlin aber durch einen Polizeipräsidenten, dem eine militärisch organisirte Schutzmannschaft untergeordnet und der zugleich Chef der höheren Sicherheitspolizei für die ganze Monarchie ist. Die Landgendarmerie hat die Bestimmung, die Polizeibehörden bei Handhabung der bestehenden Gesetze und Anordnungen zu unterstützen.

Obwohl das Justizwesen in der neuesten Zeit eine durchgreifende Reorganisation erfahren hat, so ist die Gerichtsverfassung doch noch nicht in allen Provinzen konform. Während im größten Theile der Rheinlande noch der Code Napoléon und in Vorpommern das gemeine deutsche Recht gilt, ist in allen übrigen Provinzen das auf Friedrichs II. Befehl entworfene und seit dem 1. Juni 1794 eingeführte Landrecht (s. d.) und die sogenannte preußische Gerichtsordnung in Anwendung, wobei jedoch hier und da auch noch provinziale und statutarische Rechte normgebend sind. Mit dem 1. Juli 1851 aber trat ein neues Strafgesetzbuch (vom 14. April 1851) im ganzen Umfang der Monarchie (in Hohenzollern erst am 1. Januar 1852) in Kraft, wodurch alle entgegenstehenden Bestimmungen, besonders die bezüglichen Titel des Landrechts, das rheinische Strafgesetzbuch (Code pénal), die gemeinen deutschen Kriminalgesetze und in Hohenzollern (wo durch Gesetz vom 30. April 1851 auch eine neue Gerichtsordnung eingeführt ward) das bis dahin gültige badische Strafgesetzbuch außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Ferner ist durch Verordnung vom 2. Januar 1849, ergänzt durch Gesetz vom 20. April 1851, für die ganze Monarchie, mit Ausschluß des Appellationsgerichtshofs zu Köln, die standesherrliche, städtische und Patrimonialgerichtsbarkeit jeder Art in Civil- und Strafsachen aufgehoben worden, ebenso die geistliche Gerichtsbarkeit in allen weltlichen Angelegenheiten (auch in Prozessen über die civilrechtliche Trennung, Ungültigkeit od. Nichtigkeit der Ehe), sowie der eximirte und privilegirte Gerichtsstand und die Specialgerichtsbarkeit für Bergwerkssachen, so daß als Ausnahmegerichte nur noch die Militär- und Universitätsgerichte bestehen. In Betreff der Rechtsangelegenheiten der Mitglieder der königlichen Familie gilt die Hausverfassung, und durch den Vertrag vom 7. December 1849 ist auch den hohenzollernschen Fürstenhäusern ein besonderer Gerichtsstand vorbehalten worden. Nach der neueren Gerichtsorganisation gibt es: 1) Gerichte erster Instanz, gebildet durch kollegialisch eingerichtete Kreisgerichte (für Distrikte von 40—70,000 Einwohnern) und kollegialische Stadtgerichte (für Städte von wenigstens 50,000 Einwohnern), in Verbindung mit Einzelrichtern (Bezirksrichtern, Bezirkskommissären), wenn der Sprengel eines Kreises zu groß ist (für den Bezirk des kölner Appellationsgerichts bestehen Landgerichte mit Zuchtpolizeikammern als Abtheilungen); 2) Gerichte zweiter Instanz, 21 an der Zahl, nämlich: das Kammergericht in Berlin (welches 1848 seinen Namen verlor, durch Erlaß vom 21. Mai 1850 aber wieder erhielt), die Appellationsgerichte zu Königsberg, Insterburg, Marienwerder, Posen, Bromberg, Stettin, Köslin, Greifswalde, Frankfurt, Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Münster, Arnsberg, Hamm, Paderborn, Köln und der Justizsenat zu Ehrenbreitstein. Diese Gerichte bilden, nachdem ihnen die Rechtssachen der Eximirten entzogen worden, die Appellations- und Rekursinstanz für alle Appellations- und Rekurssachen, die Aufsichts- und Beschwerdeinstanz für alle Kreis- und Stadtgerichte ihres Sprengels und haben außerdem die Kompetenz über Lehns-, Familien-, Fideikommiß- und Familienstiftungssachen, Justizvisitationen, Disciplinar-, Anstellungssachen 2c. 3) Das Obertribunal zu Berlin, die dritte Instanz für den ganzen Umfang der Monarchie, nachdem durch Gesetz vom 17. März 1852 der rheinische Revisions- und Kassationshof mit demselben vereinigt worden ist, zugleich oberster Gerichtshof in Strafsachen für Waldeck-Pyrmont durch Vertrag vom 1. Februar 1851, sowie in Straf- und Disciplinarsachen für Anhalt-Bernburg durch Vertrag vom 22. Februar 1851. Das Prozeß- und Strafverfahren, ursprünglich durch die den 6. Juli 1793 publicirte allgemeine Gerichtsordnung regulirt und auf die Maxime des Inquisitionsprozesses gegründet, erlitt schon eine Umgestaltung durch das Gesetz vom 17. Juli 1846, wodurch der Anklageprozeß unter Staatsanwälten und das mündliche Verfahren unter Zutritt aller Justizbeamten vorläufig bei dem Kammer- u. Kriminalgericht zu Berlin eingeführt, und durch das Gesetz vom 21. Juli 1846, wodurch das Verfahren in Civilprozessen neu geordnet, dem summarischen Prozesse eine weitere Ausdehnung gegeben und auch hier die Mündlichkeit eingeführt wurde. Im Jahre 1848 ward Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Kriminalverfahren, die auf dem linken Rheinufer schon längst bestand, auch in den übrigen Theilen der Monarchie allgemein eingeführt, sowie durch Verordnung vom 3. Januar 1849 Geschworenengerichte niedergesetzt, welchen auf dem linken Rheinufer schon durch Verordnung vom 15. April 1848 wieder die ihnen eine Zeit lang entzogenen politischen u. Preßvergehen überwiesen worden waren. Nach dem Gesetz vom 14. April 1851 ist das Gerichts- und Strafverfahren folgendes: Gesetzesübertretungen, welche mit einer Geldbuße bis zu 50 Thaler oder einer Freiheitsstrafe bis zu 6 Wochen bedroht sind, fallen den Einzelrichtern, im Bezirk des rheinischen Appellationshofs Polizeirichtern; Vergehen, auf welchen eine Geldbuße von mehr als 50 Thalern, eine Freiheitsstrafe von 6 Wochen bis zu 3 Jahren, Verlust der Ehrenrechte, Amtsentsetzung, Kassation steht, Gerichtsabtheilungen von 3 Mitgliedern, im Bezirk des rheinischen Appellationshofs den Zuchtpolizeikammern der Landgerichte zur Untersuchung und Bestrafung; Verbrechen endlich, auf die mehr als 3jährige Freiheitsstrafe gesetzt ist, den Schwurgerichten zur Entscheidung anheim. Ueber politische und Preßvergehen entscheidet ein besonderer Staatsgerichtshof. Die Ermittelung

der Thäter eines Verbrechens und deren Verfolgung vor Gericht ist Sache der Staatsanwaltschaft. Bei jedem Appellationsgericht ist ein Oberstaatsanwalt, bei jedem Kreis- und Stadtgericht ein Staatsanwalt thätig. Untersuchungsverhandlungen, Verhaftungen und Beschlagnahmen werden in der Regel auf Antrag der Staatsanwaltschaft von der Polizeibehörde oder dem betreffenden Gericht vorgenommen. Durch Gesetz vom 3. April 1847 sind Handelsgerichte, welche bereits auf dem linken Rheinufer bestanden, auch anderwärts in der Monarchie eingerichtet worden. Sie bilden für die ihnen zugewiesenen Rechtssachen die erste Instanz und bestehen aus einem rechtskundigen Direktor nebst 2 rechtskundigen Mitgliedern und mindestens 4 Mitgliedern aus dem Handelsstande. Ausschließlich vor sie gehören die nichtstreitigen Strandungshaverei- und Nothhavelungssachen, sowie die Ausfertigung der Schiffspässe, Beilbriefe, Certifikate, Seeproteste und Verklarungen der Schiffsleute. Ihre Hauptaufgabe ist aber Vermittlung von Vergleichen. Durch Verordnung vom 9. Februar 1849 wurde die Errichtung von Gewerbegerichten an jedem Orte der Monarchie, wo es der Verkehr erfordert, nach Einholung besonderer Genehmigung gestattet. In die Rheinprovinz sind mit dem französischen Recht auch die Friedensgerichte übergegangen; Schiedsgerichte sind zuerst 1827 in Posen, später auch in anderen Provinzen eingerichtet worden. Die Kriegsgerichte bestehen aus 5 Mitgliedern: aus 2 von dem Vorstande des Civilgerichts zu bezeichnenden richterlichen Civilbeamten und 3 vom Militärbefehlshaber zu ernennenden Offizieren, die wenigstens Hauptmannsrang haben müssen. Den Vorsitz führt ein richterlicher Beamter; das Verfahren ist mündlich und öffentlich; gegen die Urtheile findet kein Rechtsmittel Statt, wohl aber unterliegen Todesurtheile der Bestätigung durch den Militäroberbefehlshaber, in Friedenszeiten durch den kommandirenden General der Provinz. Die Preßangelegenheiten sind geregelt durch das Preßgesetz vom 12. Mai 1851. Die 1848 abgeschaffte Censur darf nach der Verfassung nicht wieder eingeführt werden. Auf Grund eines Gesetzes vom 2. Juni 1852 ist seit dem 1. Juli d. J. ein Zeitungsstempel auf alle in P. erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften (mit Ausnahme der Monats- und solcher periodischen Druckschriften, welche für rein wissenschaftliche, technische oder gewerbliche Gegenstände bestimmt sind) u. alle ausländischen, in P. gehaltenen Zeitschriften gelegt. Auch sind nach dem Preßgesetz vom 5. Juni 1852 alle dem Stempel unterworfenen Zeitungen und Anzeigeblätter postpflichtig.

Die evangelische und katholische Kirche, sowie jede andere im Staate anerkannte Religionsgesellschaft verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig. Die inneren Angelegenheiten der evangelischen Landeskirche leitet der durch Erlaß vom 29. Juni 1850 eingesetzte Oberkirchenrath zu Berlin, der aus einem Präsidenten u. aus kirchlichen u. weltlichen Räthen besteht, seine Geschäfte kollegialisch besorgt, in direktem Verkehr mit den übrigen Behörden steht und unmittelbar an den König berichtet. Er führt insbesondere die Aufsicht über das Synodalwesen, den Gottesdienst in dogmatischer und liturgischer Beziehung, das kirchliche Prüfungswesen und die Vorbereitung zum geistlichen Stande, die Besetzung niederer kirchlicher Aemter, die Ordination, Einführung und Vereidigung der Geistlichen, die Emeritirungsangelegenheiten, die Ertheilung kirchlicher Dispensationen, Aufrechterhaltung der Kirchenzucht, Kirchenvisitationen &c. Mit der Verwaltung der äußeren Angelegenheiten ist das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten in zwei besonderen Abtheilungen für die evangelischen und katholischen Kirchenangelegenheiten beauftragt. Es führt namentlich die Aufsicht über die Kirchenbücher, über das Vermögen der Kirche, kirchliche Stiftungen und Institute, Anstellungen der weltlichen Kirchenbeamten &c. Zunächst unter diesen beiden obersten Behörden besteht für jede Provinz ein Konsistorium, dem theils ein eigner Präsident, theils interimistisch der Oberpräsident der Provinz und für die rein kirchlichen Angelegenheiten ein Generalsuperintendent (der in Posen und Pommern noch den Titel Bischof führt) als Direktor und erstes Mitglied des Kollegiums präsidirt. Jede Provinz zerfällt in eine gewisse Anzahl von Kirchenkreisen, jeder mit einem Superintendenten an der Spitze, die Provinz Preußen in 51 (wobei 9 reformirte Inspektorate), Posen in 18, Brandenburg in 76, Pommern in 56, Schlesien in 52, Sachsen in 95, Westphalen in 19, Rheinprovinz in 25 (in letzteren beiden Provinzen Kreissynoden genannt). Noch besteht zu Stettin ein französisch-reformirtes Konsistorium und eine Superintendentur für die deutsch-reformirte Kirche in Altpommern. Die katholische Kirche hat zwei Erzbisthümer: Posen mit Gnesen und Köln, und sechs Bisthümer: Kulm (Residenz des Bischofs von Pelplin), Ermeland, mit dem Bischofssitz Frauenburg, Breslau, Münster, Paderborn und Trier; zwei Distrikte in Schlesien, nämlich das Dekanat Glatz und das Kommissariat Katscher in Oberschlesien gehören zu dem Sprengel österreichischer Bischöfe, jenes zu dem des Erzbischofs von Prag, dieses zu dem des Erzbischofs von Olmütz. Die hohenzollernschen Lande stehen unter dem Erzbisthum Freiburg. Klöster gab es vor 1848 nur wenige, meist solche, die sich der Krankenpflege widmeten, die meisten in Westphalen; neuerlich hat sich ihre Zahl wieder vermehrt und in Paderborn ist selbst eine Jesuitenanstalt für 40 Alumnen errichtet worden. Die evangelische Brüdergemeinde zählt in P. etwa 20,000 Mitglieder, die ihre Mittelpunkte zu Niesky bei Görlitz in der Oberlausitz, zu Gnadenfeld bei Kosel, Gnadenfrei bei Reichenbach, Gnadenberg bei Bunzlau und zu Neusalz in Schlesien, zu Neudietendorf bei Erfurt und zu Gnadau bei Barby im Magdeburgischen, zu Rixdorf bei Berlin und besonders zu Neuwied am Rhein haben. Griechisch-katholische Christen finden sich am meisten in den östlichen Provinzen, wo namentlich Philipponen (s. d.) sich seit 1831 in den 10 Dörfern und Kolonien des krutinger Forstes im Regierungsbezirk Gumbinnen niedergelassen haben. Mennoniten finden sich vornehmlich in den Regierungsbezirken Danzig, Marienwerder und Königsberg, sowie in der Rheinprovinz (in Krefeld allein über 800) und

in Westphalen. Juden sind am zahlreichsten in den vormaligen polnischen Bezirken, außerdem in den Hauptstädten mit lebhaftem Handelsverkehr. Im Jahre 1849 zählte man in den Regierungsbezirken Posen, Bromberg, Marienwerder und Oppeln 110,935, in Westphalen u. der Rheinprovinz 44,676, in der Stadt Posen 7691, in Berlin 9604, in Breslau 7384, in Danzig 2369 2c. Juden. Diese haben das Staatsbürgerrecht und werden zu allen Staatslasten mit herbeigezogen. Die geringe Zahl noch bestehender deutsch-katholischer und freier Gemeinden fristet ohne volle staatsrechtliche Anerkennung ein kümmerliches Daseyn. Die Verfassung garantirt Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre. Alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Staatsbehörde. Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden die öffentlichen Lehrer an. Die Mittel zu Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen werden im Allgemeinen von der Gemeinde aufgebracht.

Die Kriegsverwaltung und Kriegsverfassung P.s steht unter dem Kriegsministerium, das nach der Kabinetsordre vom 31. August 1824 in zwei Departements zerfällt, von denen jedes wieder mehre, gegenwärtig vier Abtheilungen, außerdem drei unmittelbar unter dem Minister stehende Abtheilungen (für die persönlichen, die Invaliden- und Remonteangelegenheiten) hat. Die vier Abtheilungen des allgemeinen Kriegsdepartements sind die für die Armeeangelegenheiten (Organisation, Verwendung, Dislokation 2c. der Armee), die für das Artillerie- und Waffenwesen, die für das Ingenieurwesen und die für die Marine; die vier Abtheilungen des zweiten oder Militärökonomiedepartements sind die für das Kassen- und Etatswesen, die für Naturalverpflegungs-, Reise- und Vorspannsangelegenheiten, die für Bekleidungs-, Feldequipage- und Trainangelegenheiten, die für das Servis- und Lazarethwesen. Außerdem stehen unter diesem Departement die Generalmilitärkasse, die Garnisonsverwaltungen 2c. Dem Kriegsministerium sind ferner untergeordnet die Truppenkommando's, die Befehlshaber mit ihren Stäben, die Inspektion und der Generalstab, der in dem großen Generalstab zu Berlin seinen Mittelpunkt hat. Letzterer besteht aus einer trigonometrischen und topographischen Abtheilung und unter ihm stehen das Hauptkartendepot und das Kriegsarchiv. Neben den Generalstabsoffizieren stehen in den Städten die Adjutanten und die Militärjustizbeamten, Militärgeistlichen, Militärärzte, Intendantur- und Proviantbeamten, welche durch die ganze Armee geschlossene Corps bilden und unter einer obersten Behörde oder einem Chef stehen. Alle wehrfähigen Preußen sind nach dem Edikt vom 3. Sept. 1814 zum Kriegsdienst verpflichtet und leisten denselben im stehenden Heer, in der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und im Landsturm. Der Eintritt in das stehende Heer geschieht durch Aushebung nach vollendetem 20. Jahre. Unter den für diensttauglich Befundenen entscheidet das Loos. Außerdem gibt es Freiwillige, indem es Jedem vom 17. — 20. Jahre gestattet ist, im Heere einzutreten und seiner Militärpflicht zu genügen; doch muß Jeder, welcher den Vortheil 1jährigen Militärdienstes genießen will, sich selbst equipiren und verpflegen. Die Dienstzeit beträgt bei der Linieninfanterie zwei, bei der Gardeinfanterie und den andern Waffengattungen der Linie drei Jahre. Für die Freiwilligen und Solche, welche durch ein Examen oder durch Abgangszeugnisse von Gymnasien, Realschulen 2c. eine gewisse Bildung nachweisen, ist die Dienstzeit auf 1 Jahr beschränkt, auch ist ihnen gestattet, den Eintritt bis zum Antritt des 24. Jahres hinauszuschieben. Nach Ablauf der Dienstzeit treten die Mannschaften in die Kriegsreserven, wo sie zwei, in der Linieninfanterie drei Jahre bleiben. Die Landwehr, bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 nach Scharnhorsts Entwurf durch königliche Verordnung vom 17. März errichtet und anfangs wohl nur für die Landesvertheidigung bestimmt u. kein integrirender Theil der Feldarmee, erhielt erst nach dem zweiten pariser Frieden in der Heeresverfassung einen stehenden Platz, und zwar in zwei Aufgeboten. Das erste Aufgebot, die Mannschaft vom 26.—32. Jahre enthaltend, wird, im Kriege gleich dem stehenden Heere verwendet u. daher im Frieden bis auf kleine Stämme (Cadres) beurlaubt, einmal jährlich zur Uebung zusammengerufen. Das zweite Aufgebot, aus den Waffenfähigen bis zum 39. Jahre bestehend, ist bei ausbrechendem Kriege zum Garnisonsdienst bestimmt und nur im Nothfall zur Verstärkung des stehenden Heeres. Der Landsturm begreift alle waffenfähige Mannschaft bis zum 60. Jahre, wird aber nur, wenn das Land mit einem feindlichen Einfall bedroht ist, zum Schutz von Haus und Herd aufgeboten. Nach der Landwehrordnung vom 21. April 1815 ist das Land in 104 Landwehrbataillonsbezirke eingetheilt und ward das Ersatzgeschäft für das Heer mit dem Landwehrsystem dergestalt in Verbindung gebracht, daß die Kommandeure der Landwehr dasselbe unter Mitwirkung der Civilbehörden auszuführen hatten. Neuerlich ist die Landwehr mit der Linie in noch engere Verbindung gebracht worden. Jede Infanteriebrigade enthält jetzt ein Linien- u. ein Landwehrregiment; die Landwehrkavallerieregimenter sind den Kavalleriebrigaden zugetheilt worden. Der König, als Oberbefehlshaber des Heeres, besetzt alle Stellen, bestätigt die kriegsgerichtlichen Erkenntnisse gegen Offiziere, sowie diejenigen gegen Unteroffiziere und Gemeine, welche ein bestimmtes Strafmaß erreichen. Er hat den Kriegsminister zur Seite, welcher die Verfassung beschwören muß, während das Heer nicht auf dieselbe beeidigt wird. Die bewaffnete Macht steht unter Ausnahmegesetzen, die jedoch auf die Landwehr nur, wenn sie im Dienst ist, Anwendung finden. Der eximirte Gerichtsstand der Offiziere ist, sowie die Befreiung der Militärpersonen von Abgaben, aufgehoben. Die oberste Behörde der nur auf Strafsachen beschränkten Militärgerichtsbarkeit ist das Generalauditoriat, welches die Militärjustiz verwaltet, die Erkenntnisse prüft u. Anfragen und Zweifel der Militärgerichte erledigt. Letztere sind nach der Stellung des Befehlshabers Garnisons-, Regiments-, Divisions- od. Corpsgerichte. In jedem Offiziercorps besteht ein Ehrengericht für die Hauptleute u. Lieutenants, in

jeder Division eins für die Stabsoffiziere. Die Todesstrafe wegen militärischer Verbrechen wird mit Pulver und Blei öffentlich vollzogen. Körperliche Züchtigung ist nur nach Versetzung in die zweite Klasse gegen Gemeine zulässig. Die zur Festungsstrafe Verurtheilten bilden Sicherheitskompagnien. Das Offizierscorps des stehenden Heeres ergänzt sich aus der Armee selbst. Seit dem 1. April 1846 muß jeder Offizieraspirant die Bildung eines zur Universität abgehenden Primaners nachweisen. Die Offiziere der Landwehr gehen theils, wie die Subalternoffiziere und ein Theil der Kompagniechefs, aus ihr selbst hervor, meist aus den einjährigen Freiwilligen, theils gehören sie zum stehenden Heere. Was den Bestand des stehenden Heeres nach den einzelnen Waffengattungen betrifft, so zählte im Jan. 1853 die Infanterie 3 Garderegimenter in 8 Bataillonen, 2 Grenadierregimenter in 6 Bataillonen, 2 Gardejäger- und Gardeschützenbataillone, zusammen 16 Gardebataillone; ferner 32 Linieninfanterieregimenter in 96 Bataillonen, 8 Reserveinfanterieregimenter in 16 Bataillonen, 8 kombinirte Reservebataillone (ausschließlich zum Festungsdienst verwendet) und 8 Jägerbataillone, zusammen also die Infanterie 45 Regimenter und 18 Bataillone oder 144 Bataillone. Die Kavallerie des stehenden Heeres zählte (jedes Regiment zu 4 Schwadronen): 2 Gardekürassier-, 2 Gardehusaren- und Dragoner-, 2 Gardeuhlanenregimenter, zusammen 6 Garderegimenter in 24 Schwadronen; ferner 8 Kürassier-, 4 Dragoner-, 12 Husaren-, 8 Uhlanenregimenter, zusammen mit der Garde 38 Regimenter in 152 Schwadronen. Die Artillerie umfaßt ein Gardeartillerie- und 8 Artillerieregimenter, jedes zu 3 reitenden und 9 Fußbatterien, 4 Festungs- und 1 Handwerkerkompagnie; ferner eine kombinirte Festungsartillerieabtheilung in 5 Kompagnien (zur Besatzung von Mainz und Luxemburg) und eine Feuerwerkerabtheilung in 2 Kompagnien (dem Feuerwerkslaboratorium zu Spandau zugetheilt). Zusammen haben die 27 reitenden Batterien 216, die 81 Fußbatterien 648, die 41 Festungskompagnien 10 bespannte Geschütze. Das Ingenieurcorps zählt 216 Offiziere. Die Pionniere bilden eine Gardeabtheilung in 2, 8 andere Abtheilungen in 16 Kompagnien u. außerdem 2 Reservekompagnien für die Besatzung von Mainz und Luxemburg. Die Veteranen bilden eine Gardeunteroffizierkompagnie, 10 Kommando's Armeegendarmen, eine Gardeinvalidenkompagnie, 6 Provinzialinvalidenkompagnien u. 8 Invalidenkompagnien in den Invalidenhäusern zu Berlin und Stolpe. Die Strafabtheilungen bestehen aus 27 Strafsektionen und 2 Arbeitsabtheilungen. Die Landwehr ersten Aufgebots zählt 4 Gardelandwehrregimenter in 12 Bataillonen, 32 Landwehrinfanterieregimenter in 96 Bataillonen u. 8 Landwehrbataillonen, zusammen 116 Bataillone; ferner an Kavallerie: 2 Gardelandwehrregimenter zu 8, 8 schwere Landwehrregimenter zu 32, 4 Landwehrdragonerregimenter zu 16, 12 Landwehrhusarenregimenter zu 48, 8 Landwehruhlanenregimenter zu 32 Schwadronen u. 8 Landwehrreserveschwadronen, zusammen 144 Schwadronen; die Landwehrartillerie zerfällt nach den 104 Landwehrbezirken in 104 Kompagnien, die jedoch nicht selbstständig auftreten, sondern in die Artillerie des stehenden Heeres eingereiht werden und mit dieser die jährlichen Uebungen abhalten. Gleicherweise bilden auch die Detachements der Landwehrjäger und Pionniere keine besonderen Stämme, sondern dienen nur zur Vervollständigung der Kriegsstärke. Das stehende Heer theilt sich im Großen in 1 Gardecorps und 8 Armeecorps. Das erstere ist nur in den Residenzen, Berlin, Potsdam und Charlottenburg stationirt und hat sein Generalkommando in Berlin. Die 8 Armeecorps sind in den 8 Provinzen und ihre Generalkommando's in deren Hauptstädten befindlich, und zwar das 1. in Königsberg, das 2. in Stettin, das 3. jetzt in Berlin, das 4. in Magdeburg, das 5. in Posen, das 6. in Breslau, das 7. in Münster, das 8. in Koblenz. Jedes Armeecorps zerfällt in 2 Divisionen (deren Kommando's in Königsberg und Danzig, Stettin und Bromberg, Frankfurt und Brandenburg, Magdeburg und Erfurt, Glogau und Posen, Breslau und Neisse, Münster u. Düsseldorf, Köln und Trier sind), jede Division in 2 Infanteriebrigaden (aus je einem Linien- u. dem gleichnamigen Landwehrregiment gebildet) u. eine Kavalleriebrigade (aus 2 Linien- und 2 Landwehrregimentern von gleicher Gattung bestehend). Außerdem gehören zu jedem Armeecorps ein Artillerieregiment, eine Pionnierabtheilung, ein Jägerbataillon, ein Reserveregiment (dem als 3. Bataillon ein Landwehrbataillon beigegeben ist), ein kombinirtes Reservebataillon u. eine oder 2 Invalidenkompagnien. Der Etat eines Armeecorps im Felde betrug 1857 25 Bataillone zu 25,000 Mann, 32 Schwadronen zu 4800 Mann, 11 Batterien mit 88 Geschützen u. an Ersatztruppen 4 Bataillone und 6 Schwadronen; für die Festungsbesatzungen aber 26 Bataillone Linie und Landwehr ersten Aufgebots, 8 Reserve- u. Landwehrschwadronen. Die Gesammtstärke des stehenden Heeres beträgt 225,550 Mann (wovon etatsmäßig auf Friedensfuß, ohne Offiziere u. Beamte, unter den Fahnen 127,442 und 30,545 Pferde); die Gesammtstärke der Landwehr ersten Aufgebots 174,616 Mann (wovon etatsmäßig bei den Stämmen nur 4123 Mann und 348 Pferde); die Gesammtstärke der Landwehr zweiten Aufgebots 175,196 Mann; also die gesammte Kriegsstärke der Landmacht 575,362 Mann (1856 zu 603,038 Mann angegeben), wobei noch immer eine Reserve von 150,000 Mann für den Nothfall übrig bleibt. Zum deutschen Bundesheer stellt P. 3 Armeecorps (nach der Matrikel von 1815 79,484 Mann) als Kontingent. Das Militärbildungs- und Erziehungswesen erfreut sich der sorgsamsten Pflege. In den Regiments- und Bataillons-, bei der Artillerie in den Brigade- und Oberfeuerwerkerschulen werden die Unteroffiziere und Unteroffizieraspiranten in den nöthigen Elementarkenntnissen unterrichtet und weiter gefördert. Für die Heranbildung künftiger Offiziere bestehen die Kadettenhäuser zu Berlin, Potsdam, Köln, Wahlstadt und Bensberg, von denen die vier letzteren dem ersten als Vorbereitungsanstalten dienen. Divisions- und Corpsschulen, sowie die Selectaklasse des berliner Kadettenhauses geben Gelegenheit zur Erlangung theoretischer Berufsbil-

dung. Außerdem besteht zur Ausbildung für die technischen Waffen die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und als akademische Lehranstalt für Offiziere aller Waffen die allgemeine Kriegsschule, beide zu Berlin. Als besondere, aber mit dem Kriegsministerium in Verbindung stehende Behörden sind noch zu nennen: die Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens der Armee, unter welcher die Militärstudiendirektion u. die Obermilitärexaminationskommission stehen. P. hat eine große Anzahl Festungen, darunter mehre ersten Rangs: Saarlouis, Jülich an der französischen und niederländischen Grenze; Wesel, Köln mit Deutz, Koblenz mit Ehrenbreitstein am Rhein; Minden an der Weser; Erfurt in Thüringen; Magdeburg, Wittenberg u. Torgau an der Elbe; Spandau an der Havel- und Spreevereinigung; Stettin, Küstrin, Glogau u. Kosel an der Oder, außerdem in Schlesien, Glatz, Silberberg, Schweidnitz und Neisse; Graudenz und Thorn, an der Weichsel; Stralsund, Kolberg, Danzig mit Weichselmünde und Pillau an der Ostsee; Posen, Königsberg u. Boyen bei Lötzen an der Ostgrenze gegen Rußland.

Die preußische Marine ist noch in der ersten Entwickelung begriffen. Sie bestand 1857 aus 3 Segelfregatten zu 48 u. 38 Kanonen, 1 gedeckten Schraubenkorvette (im Bau) zu 28 Kanonen, 1 dergleichen (im Bau) zu 28 Kanonen, 1 Dampfkorvette zu 12 Kanonen, 1 Dampfjacht, 1 Segelkorvette zu 12 Kanonen, 1 Wachtschiff zu 9 Kanonen, 1 Transportschiff zu 6 Kanonen, 3 Schooner zu je 6 Kanonen, 1 Dampferbugsirboot, 36 Kanonenschaluppen je zu 2 Kanonen, 6 Kanonenjollen je zu 1 Kanone, im Ganzen aus 55 Kriegsfahrzeugen mit 265 Kanonen. Das Personal der Marine zählt 90 Offiziere, 1226 Mann Matrosencorps, Werftecorps &c., 594 Mann Seebataillon mit 22 Offizieren, auf dem Kriegsfuß cirka 3500 Mann im Ganzen. Oberbefehlshaber ist der Prinz Adalbert von P., Befehlshaber der Commodore Schröder. Ein Kriegshafen für die Küstenflottille besteht seit 1851 auf der Insel Dänholm bei Stralsund. Zur Anlegung eines Kriegshafens in der Nordsee ward 1853 ein Areal an der Jahdemündung durch Kauf von Oldenburg erworben. Das Seebataillon, welches zur Besetzung der Flotte dient, ist mit seinem Kommandeur und andern Offizieren in Swinemünde stationirt u. versieht den Wachtdienst in den Marinedepots zu Stettin, Stralsund und Danzig.

Die Verwaltung der Staasrevenüen ist nach der Verfassung von 1850 zwischen dem Ministerium und den Kammern getheilt, die Betheiligung der letztern im Allgemeinen der in andern konstitutionellen Staaten analog. Die Finanzbehörden stehen unter dem Finanzministerium, zu dem die Generalstaatskasse gehört; von demselben sind ferner unmittelbar abhängig, und zwar: von der Abtheilung für Domänen und Forsten: die höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde; von der Abtheilung für die Steuern: das Hauptstempelmagazin, die Kalenderdeputation, das Stempelfiskalat u. die Erbschaftsstempelverwaltung, die Provinzialsteuerkasse für Brandenburg und die Realisationskasse der Kassenanweisungen, die Salzfaktorei in Berlin, das Hauptsteueramt für inländische Gegenstände in Berlin, mit dem das Wechselstempelamt verbunden ist, das Hauptsteueramt für ausländische Gegenstände in Berlin, das Gewerbsteueramt, die preußischen Bevollmächtigten bei anderen Zollvereinsverwaltungen; von der Abtheilung für das Kassen- und Etatswesen: die Generallotteriedirektion, die Generaldirektion der allgemeinen Wittwenverpflegungsanstalt, das geheime Ministerialarchiv. Dem Finanzminister sind untergeordnet: die Hauptverwaltung der Staatsschulden mit ihren Zweigen: Centralleitung, Staatsschuldentilgungskasse, Kontrole der Staatspapiere, Staatsschuldenkommission zu Berlin; die Seehandlung und das mit ihr in Verbindung stehende Leihamt; die Hauptverwaltung der Darlehnkassen. Die Verwaltungen des Staatsschatzes und des Münzwesens stehen unter gemeinschaftlicher Leitung des Präsidenten des Staatsministeriums u. des Finanzministers. In Berlin bestehen noch 3 von der Generalstaatskasse unabhängige Generalkassen: die Legations-, die Generalkasse des Kultusministeriums und die Oberberghauptkasse. Neben dem Ministerium u. von ihm unabhängig ist die preußische Bank zu Berlin, welche in mehren Städten der Monarchie Bankkontore, sowie Kommanditen und Agenturen errichtet hat. Ebenfalls unabhängig vom Ministerium ist die Oberrechnungskammer zu Potsdam, welche die letzte Revision der Rechnungen aller Civil- und Militärbehörden hat, deren Fonds aus öffentlichen Kassen fließen und die Rechnungen über den Staatshaushaltsetat prüft und feststellt. Für die Revision der Bank u. der Seehandlung besteht eine Kommission zu Berlin. Als Provinzialbehörden bestehen: die Provinzialsteuerdirektionen der einzelnen Provinzen, unter welchen die Zoll-, Steuer- und Salzämter stehen; die Abtheilungen in den Regierungen für die Verwaltung der direkten Steuern, Domänen und Forsten, mit der Regierungshauptkasse und in den landräthlichen Kreisen mit den Kreiskassen, den Domänen-, Pacht- und Rentämtern. Die Staatsdomänen, deren Areal gegenwärtig 1,176,072 Morgen beträgt und auf 495 Pachtungen mit 833 Vorwerken vertheilt ist, geben an Pachtzins 1,514,400, an Renten $1^3/_{10}$ Millionen Thaler; die königlichen Forsten nehmen ein Areal von 8,110,735 Morgen ein. Die dem Kronfideikommiß (anstatt einer Civilliste) jährlich zufallenden 2,573,099 Thaler werden von dem Ertrag der Domänen und Kassen abgezogen. Die direkten Steuern umfassen, außer der früheren Grund-, Klassen- und Gewerbsteuer, seit 1852 auch eine klassificirte Einkommensteuer; die indirekten Steuern bestehen hauptsächlich in Verzehrungssteuern, Zöllen, Chaussirgeldern und Stempelsteuern. Der Finanzetat für 1845 betrug 57,677,194 Thaler (ungerechnet 2,573,099 Thaler für den Bedarf des königlichen Hofs); für 1847: 64,033,697 Thaler: für 1849: 85,959,923 Thaler Einnahmen, 104,586,287 Thlr. Ausgaben (darunter außerordentliche einmalige Ausgaben 13,619,591 Thaler); für 1852: 94,277,300, mit den Rückständen 97,001,021 Thaler Einnahmen, 96,151,982, mit den außerordentlichen 99,434,734 Thaler Ausgaben. Der Etat für 1857 schlug die Einnahmen und Ausgaben auf 120,242,312 Thaler an, wovon

115,140,298 Thaler auf fortlaufende u. 5,102,014 Thaler auf einmalige außerordentliche Ausgaben kamen. Die Staatsschuld belief sich 1797 auf 46,054,903 Thaler, 1806 auf 53,494,914 Thaler, 1820 auf 217,845,358 Thaler, 1847 auf 139,884,581 Thaler. Die Ereignisse seit 1848 vermehrten dieselbe bedeutend, so daß sie 1852 189,440,806 Thaler (wovon 158,598,519 Thaler verzinslich, 30,842,347 Thaler unverzinslich), nach dem Etat von 1853 aber 219,189,971 Thaler (wovon 188,347,624 verzinslich, 30,842,347 Thaler unverzinslich) betrug, ungerechnet 1,086,520 Thaler Rentenablösungskapitalien. Der Etat für 1857 schlug die Staatsschuld zu 253,591,631 Thlr. an, wovon 227,999,284 verzinslich und 25,592,347 (Kassenanweisungen) unverzinslich waren.

Vgl. Schneider, Der preußische Staat in geographischer, statistischer, topographischer u. militärischer Hinsicht, Bresl. 1839; Schlieben, Neuestes Gemälde der preußischen Monarchie, Wien 1830; Zedlitz-Neukirch, Der preußische Staat in allen seinen Beziehungen, Berl. 1835—36; Weber, Handbuch der staatswirthschaftlichen Statistik u. Verwaltungskunde der preußischen Monarchie, Bresl. 1840; Derselbe, Statistik des preußischen Staats, Berl. 1845; K. D. Hoffmann, Preuß. Nationalencyklopädie, Bd. 1—4, das. 1838—44; Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preußischen Staats, Bd. 1 u. 2, Königsb. 1846; Frantz, Der preußische Staat, Handbuch der Statistik, Verfassung und Gesetzgebung P.s, Quedlinb. u. Lpz. 1853; von Reden, Erwerbs- u. Verkehrsstatistik des Königsstaates P., Darmst. 1853. Die besten und neuesten Karten des preußischen Staats sind: die „Generalkarte von P.", 24 Bl., Halle 1842, u. die von Engelhardt, 23 Bl., Berl. 1833 u. 1842, von Wörl, 17 Bl., Karlsr. 1843—44, von Handtke, 36 Bl., Glog. 1845, u. der „Atlas von P.", 36 Bl., Erf. 1844—45; Nowacks und Mahlmanns „Provinzialatlas des preuß. Staats" (9 Bl., Berl. 1842); Dörings „Administrativ-statistischer Atlas" (18 Bl., das. 1845); Berghaus' „Postkarte vom preußischen Staate" (25 Bl., das. 1838); Zindels „Zollvereins- u. Handelskarte von P." (2. Aufl., 4 Bl., Magdeb. 1843); P.s Seeatlas ꝛc., herausgeg. vom Ministerium des Handels, 14 Bl., Berl. 1841; Rau's „Hydrographische Karte vom preuß. Staate" (4 Bl., das. 1828); Hoffmanns „Geognostische Karte vom nordwestlichen Deutschland" (24 Bl., das. 1829).

Geschichte. Zwischen den Ausflüssen der Weichsel und des Niemen, längs der Küste der Ostsee, hatten gegen das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. Aestier oder Ostiäer, ein germanischer Volksstamm, ihren Sitz, ihnen zur Seite saßen die Guttonen od. Gothen, mehr westlich die Teutonen. Die Eroberungen der Römer erstreckten sich zwar nicht bis in diese Gegenden, indessen verkehrten Einzelne derselben fortwährend des Bernsteinhandels wegen zu Lande mit diesen Küstenbewohnern, ohne uns jedoch vom Lande mehr aufzubewahren, als einige schwer zu deutende Namen von Ortschaften, über die sie reisten. Auch die spätern Nachrichten, welche die Römer seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. über diese Gegenden gegeben haben, sind äußerst dürftig und unsicher, und selbst Das, was wir über diese Völkerschaften von der Zeit wissen, welche kurz auf die große Völkerwanderung folgte, beruht mehr auf Sage, als auf historischem Grunde. Seit dem 10. Jahrhundert werden als Bewohner dieser in der Völkerwanderung von den Germanen verlassenen Gegenden die Preußen (Pruten, Borussen), ein den Letten oder Litthauern nahe verwandter Volksstamm, erwähnt. Ihnen predigte der Bischof Adalbert von Prag das Evangelium, erlitt aber 997 den Märtyrertod. Das gleiche Schicksal widerfuhr 1008 dem Benediktinermönch Bruno. Erst dem Herzog Boleslaw Chrobry von Polen, der ihnen das Evangelium mit dem Schwert brachte (1015), gelang es, sie zu bekehren und zu unterwerfen. Eine Reihe von Versuchen, mit dem aufgezwungenen Evangelium auch das fremde Joch wieder abzuschütteln, mißlang, bis endlich nach Ausbruch eines neuen Aufruhrs (1161) Boleslaw IV. von Polen mit seinem großen Heere von ihnen in eine morastige und waldige Gegend gelockt und völlig aufgerieben ward. Wohl wandte sich 1192 unter Kasimir II. das Kriegsglück wieder zu Gunsten der Polen, allein die inneren Wirren in diesem Lande verschafften den Preußen bald wieder so sehr die Oberhand, daß sie die Polen, namentlich den Herzog Konrad von Masovien, vorübergehend zwangen, Tribut zu zahlen. Noch waren sie, obwohl auf allen Seiten von christlichen Völkern umgeben, Heiden. An ihre Bekehrung wagte sich erst wieder Christian, ein Bernhardinermönch aus Olivia. Der Anfang seiner mehrjährigen Bemühungen (seit 1208) an der Grenze Polens und Pommerns hatte unerwartet günstigen Erfolg; mehre vornehme Preußen ließen sich taufen. Christian erstattete hierüber dem Papste Innocenz III. Bericht ab und ward von diesem 1214 zum ersten Bischof von P. erhoben. Doch brach bald der Haß der Heiden gegen das sie bedrohende Christenthum um so heftiger wieder aus. Die gesammten Grenzstriche wurden schonungslos von den Preußen verwüstet; das Christenthum ward fast gänzlich ausgerottet und zählte nur noch wenige heimliche Bekenner unter ihnen. Trotz aller Vorkehrungen von Seiten des Herzogs Konrad fielen die Preußen verheerend in Masovien ein und legten daselbst über 300 Kirchen und Kapellen in Asche. Da sich diese Einfälle häufig wiederholten und alle Bekehrungsversuche nichts fruchteten, so ertheilte der Papst auf Christians Gesuch die Erlaubniß zu einem Kreuzzuge gegen die Preußen. Alle Leidenschaften jener Zeit, religiöser Eifer, Habsucht, kriegerischer Sinn, Hoffnung ewigen Lohns ꝛc., wurden rege und vereinigten ein starkes Kreuzheer. Die Herzöge Swantopolk von Hinterpommern und Heinrich der Bärtige von Breslau, die Bischöfe von Breslau und Lebus mit ihrer Ritterschaft zogen nach P. Drei Jahre hindurch lagen die Krieger in dem Lande, welches sie an der Weichsel eingenommen, u. bauten die zerstörte Burg Kulm wieder auf. Herzog Konrad schenkte dem Bischof Christian einen Theil des kulmer Landes mit vielen zerstörten Burgen und Dörfern, und der Bischof von Plock trat sein gesammtes geistliches u. weltliches Besitzthum an ihn ab; auch die Kreuzritter, besonders Heinrich von Breslau, erhielten ansehnliche Landstriche als Lohn ihrer Anstrengun-

gen. Allein auch dies war vergeblich. Kaum war das Kreuzheer hingezogen, als die Preußen 1223 abermals das kulmer Land überfielen, Masovien verheerten, viele Kirchen zerstörten, die Stadt Plock plünderten und zahlreiche Haufen Gefangener mit sich fortführten. Der unermüdliche Christian suchte nun die Stiftung eines Ritterordens zu bewirken und gründete demzufolge mit Bewilligung des Herzogs Konrad nach dem Muster der Schwertbrüder in Livland 1225 den Orden der Ritter Christi in P., dem als Hauptsitz die wieder erbaute Burg Dobrin an der Grenze des kulmer Landes gegen Polen eingeräumt ward, weshalb man ihn auch häufig den Ritterorden von Dobrin nannte. Zugleich erhielten die Ritter vom Herzog einen bedeutenden Strich Landes in Masovien, an der Grenze P.s, mit der Zusicherung der Hälfte aller bei den Preußen zu machenden Eroberungen. Gereizt durch die Streifzüge und Plünderungen der Ritter von Dobrin aus, zogen die Preußen gegen die Veste, und Herzog Konrad mit den Rittern ihnen entgegen. An der Stelle des jetzigen Straßburg entbrannte ein wüthender Kampf, der mit der Flucht des Herzogs und mit der gänzlichen Niederlage der Ritter endigte. Die Preußen streiften nun wieder ungehindert durch Masovien und drangen selbst über die Weichsel nach Pommern, nahmen Danzig ein, plünderten und verbrannten das Kloster Olivia und ermordeten die Mönche. In dieser verzweiflungsvollen Lage warf der Bischof Christian seine Blicke auf den deutschen Orden (s. d.), an dessen Spitze damals Hermann von Salza stand. Herzog Konrad, jetzt zugleich von den wilden Litthauern bedroht, willigte gern in Christians Pläne; ebenso der Papst. Es wurden daher an den Hochmeister Gesandte mit dem Antrage abgeschickt, ihm das kulmer und löbauer Land zu schenken, wenn er einen Theil seiner Ordensritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen schicken wolle. Hermann nahm nach reiflicher Ueberlegung das Anerbieten um so eher an, als damals die Lage des Ordens im Orient gerade eine höchst mißliche war und sich hier eine Gelegenheit bot, für den Orden reichlichen Ersatz in P. für Alles zu erhalten, was etwa in Syrien verloren gehen möchte. Der Hochmeister verfuhr mit großer Umsicht. Nachdem er sich von Kaiser Friedrich II. den Besitz alles Dessen, was Herzog Konrad ihm zugesagt hatte und noch verleihen würde, mit allen Freiheiten und Rechten eines Fürsten des römischen Reichs hatte bestätigen lassen, ließ er 1226 durch zwei Ritter, Konrad von Landsberg u. Otto von Saleiden, die Beschaffenheit des Landes u. die übrigen Verhältnisse näher erforschen. Sie empfingen die Urkunde über das Land Löbau und Kulm und erbauten nun mit Hülfe der Polen auf dem linken Weichselufer, gegenüber vom jetzigen Thorn, die erste deutsche Ordensburg, Vogelsang, welcher aber die Preußen alsbald eine andere, Rogau, auf dem rechten Ufer entgegensetzten. Im folgenden Jahre (1227) sendete der Hochmeister Hermann von Salza den tapfern Landmeister Hermann Balk als seinen Verweser an der Spitze mehrer Ritter und eines Haufens reisiger Knechte nach Polen. Nochmals ließen sich diese von Konrad urkundlich und mit genauer Grenzbestimmung das Land zwischen der Weichsel, Ossa und Drewenz u. bald darauf auch den uneingeschränktesten Besitz alles beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, das sie den Preußen entreißen würden, zusichern. Die Bischöfe Christian von P. und Günther von Plock traten Alles, was sie im kulmer Lande besaßen, dem Orden ab. Doch vermochten die Ritter bei ihrer geringen Anzahl vor der Hand nichts, als die streifenden Schaaren der Preußen zurückzuschlagen. Erst als der Hochmeister Hermann von Salza den Kaiser mit dem Papst ausgesöhnt hatte, konnte er diesen bewegen, wieder zum Kreuzzuge gegen die Preußen aufzurufen (1231). Bereits hatte Hermann Balk die Veste Thorn erbaut und mehre preußische Burgen in deren Nähe erobert, als 1232 die ersten Haufen der Kreuzfahrer ankamen. Alsbald wurde die alte, von den Preußen zerstörte Burg Kulm wieder aufgebaut; auch wurden die Städte Thorn, Kulm und Marienwerder neben den Burgen daselbst angelegt, mit Mauern umgeben u. mit Handfesten (Stadtrecht) begabt. Stets neue, stärkere Haufen Kreuzfahrer langten an; auch die Herzöge von Breslau, Polen und Hinterpommern vergaßen ihren Haß u. zogen vereint gegen die Preußen. An der Sirguna (Sorge) gewannen die Christen die erste, höchst blutige Schlacht über die Heiden (Dec. 1233). Hiermit begannen die vieljährigen, fast unausgesetzten Kämpfe des Ordens gegen die Preußen, wobei dieser von Zeit zu Zeit durch zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern oder einzelne um Hülfe gerufene oder durch Kriegsmuth getriebene Fürsten und ihre Söldner unterstützt ward. Der Orden ging in seinen Eroberungen planmäßig vorwärts; mit jedem Schritte, den er weiter vordrang, legte er Burgen an, besetzte sie mit Kriegsmannschaft und bevölkerte die daneben erbauten Städte mit deutschen Einwanderern. Lange jedoch widerstanden die Preußen dem Christenthum und der mit demselben für sie Hand in Hand gehenden Knechtschaft und sahen sich in diesem Kampfe bald vom Herzog Swantopolk von Pommern unterstützt. Außer diesem offenen Widerstande hemmte die Fortschritte des Ordens ein fast nicht minder gefährlicher Feind, nämlich die emporstrebende Geistlichkeit, den Bischof Christian an der Spitze; auch schadeten ihm mancherlei Mißhelligkeiten mit dem Herzog Konrad von Masovien, sowie mit dem Orden von Dobrin, der die Erfolge der deutschen Ritter nicht ohne Mißgunst ansah. Um sich den Besitz des Erworbenen zu sichern, nahm der Orden (1233) alle Eroberungen in P. vom römischen Stuhl in Lehn. Den Orden von Dobrin aber und dessen Besitzungen vereinigte der Papst 1235 und die livländischen Schwertbrüder 1237 mit dem deutschen Orden, um diesen zu verstärken; doch mußte sich der letztere in Livland die Hoheit des Bischofs von Riga gefallen lassen. Inzwischen war mit Hülfe eines neuen Kreuzheeres unter dem Markgrafen Heinrich von Meißen 1236 Pomesanien angegriffen und gänzlich erobert worden. Hieran schloß sich die Eroberung von Pogesanien, die aber erst nach langen und blutigen Kämpfen gelang. Hier legten Einwanderer aus Lübeck 1237 die Stadt Elbing an. Die besiegten Preußen wurden Hermann Balk mild und schonend behand-

behielten ihr früheres Landeigenthum unter denselben Bedingungen, wie sie die deutschen Einwanderer zu erfüllen hatten. Höchst verderblich für alle diese Verhältnisse war eine pestartige Seuche, von welcher viele Einwohner des Landes 1237 befallen wurden. Eine große Zahl Neubekehrter sah nämlich diese Krankheit als eine Strafe der Götter für ihren Abfall vom alten Glauben an und wendete sich deshalb eilig dem Heidenthum wieder zu. Dies zog ihnen von Balks Stellvertreter, Hermann von Altenburg, harte Strafe zu, in Folge deren die beiden Landschaften Pomesanien und Pogesanien sich förmlich empörten, so daß die Deutschen nur noch in ihren festen Burgen Sicherheit fanden. Fast gleichzeitig war ein von Seiten des Ordens gegen Ermeland unternommener Kriegszug gänzlich mißglückt, und überdies trat Herzog Swantopolk von Pommern in ein offenes feindliches Verhältniß zum Orden. Doch gelang es Hermann Balk, der indessen in Livland die Vereinigung mit den Schwertbrüdern bewirkt hatte, nicht nur die Neubekehrten zu beruhigen, sondern auch Swantopolk wieder für den Orden zu gewinnen. Auch unter dem folgenden Hochmeister, dem Landgrafen Konrad von Thüringen, und Balks Nachfolger, Heinrich von Wida (Weida), wurden die Kriege des Ordens in P. eifrig fortgesetzt. Noch 1239 fiel der Orden in Ermeland ein und eroberte und besetzte die dasige Hauptveste Balga. Nach Ankunft eines neuen Kreuzheeres unter dem Herzog Otto von Braunschweig kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Ermeländer fast gänzlich aufgerieben wurden. Fast ohne Kampf unterwarf sich nun nicht nur ganz Ermeland, sondern auch Natangen und Barten, worauf der Orden zum Schutz dieser Eroberungen die Vesten Heilsberg, Braunsberg, Bartenstein, Rössel, Kreuzburg und Schlippenbeil anlegte. Gerade aber die harte Bedrückung der Neubekehrten in Folge dieser Bauten führte wieder einen massenhaften Abfall derselben herbei und hatte neue Kämpfe im Gefolge, bei denen die Preußen vom Herzog Swantopolk von Pommern unterstützt wurden. Erst 1243 beendigte der Orden diese Kämpfe, die nur einmal auf kurze Zeit durch den Anzug der Mongolen unterbrochen worden waren. Um diese Zeit starb der Bischof Christian, und P. wurde nun in drei Bisthümer, Kulm, Pomesanien und Ermeland, getheilt und immer mehr civilisirt. Da aber noch mehre Landschaften, vorzüglich die Samländer frei waren, so suchte der Hochmeister Poppo von Osterna auch jene Gegenden zu unterwerfen, von denen aus sich fortwährend neuer Zündstoff für die bereits bezwungenen Preußen entwickelte. Viele Fürsten zogen mit ihren Heeren zur Unterstützung herbei, und es fanden mehrfache Kämpfe Statt, die jedoch nicht immer zum Glücke des Ordens ausschlugen. Um die Verbindung der Samländer mit den Samaiten u. Litthauern aufzulösen, ward 1253 die Burg und Stadt Memel gegründet, worauf 1255 König Ottokar von Böhmen an der Spitze eines neuen Kreuzheeres von 60,000 Mann erschien, die Samländer unterjochte, ihre Heiligthümer zerstörte und im Walde Twomgste den Grund zu einer neuen Veste legte, die, wie die nachher hier erbaute Stadt, ihm zu Ehren Königsberg genannt wurde. Jetzt wurde ein viertes preußisches Bisthum, Samland, gegründet. Uebrigens dauerte es noch viele Jahre, ehe sich besonders die tapfern Samländer an die Herrschaft der Fremden gewöhnten. Ihre wiederholten Empörungen rissen die benachbarten Landschaften mit sich fort, und zugleich bedrohten die Tataren, welche Litthauen verheerten, längere Zeit die Eroberungen des Ordens. Neue Kriegsheere zogen wiederholt nach P.; viele und blutige Schlachten wurden geschlagen; mehr als einmal befand sich der Orden am Rande des Abgrundes und focht bloß für sein Bestehen; endlich aber gelang es demselben dennoch, durch Ausdauer, Waffenübung und kriegerische Ueberlegenheit jeder Art ganz P. nach mehr als fünfzigjährigem Kampfe 1283 sich völlig zu unterwerfen. Der letzte preußische Häuptling, Skurda, wanderte in genanntem Jahre mit den Seinen nach Litthauen aus.

Der deutsche Orden sah sich als Landesherrn, als Inhaber der höchsten Gerichtsbarkeit u. Eigenthümer des Grundes und Bodens an, den er als Ordensgut unmittelbar selbst besaß, oder unter gesetzlichen Bestimmungen als Lehn-, Erb-, Eigen- oder Zinsgut an Andere verliehen hatte. Die Withinge, die reichen, edeln eingebornen Preußen und vornehmsten alten Grundbesitzer, hatten ihre angestammten Güter mit deren Bauern erb- und eigenthümlich, frei von Zehnten und Zins, und waren nur zum Heerdienst verpflichtet. Die größte Masse der gemeinen Preußen wurde indeß zum leibeigenen, zur Scholle gehörigen Bauern herabgedrückt und hatte am Grund und Boden kein freies Eigenthum; letzteres stand nur dem Orden zu, der es entweder behauptete, oder als lehnbares Eigenthum austhat. Die Städte entwickelten sich ganz nach deutscher Art, wie in den übrigen Ländern, und verhielten sich zum Orden wie anderwärts zum Fürsten. Ehe der Hochmeister des Ordens seinen Sitz in P. nahm, war hier der gesammten Verwaltung der vom Hochmeister und dem Kapitel ernannte Landmeister als Statthalter vorgesetzt. Er leitete Verhandlungen mit benachbarten Fürsten, schloß mit ihnen Bündnisse und Verträge, genehmigte Willküren der Städte, hatte die Oberaufsicht über das Münzwesen, verwaltete die hohe Gerichtsbarkeit, entschied Lehnssachen und Alles, was Grund und Boden anging, nach bestehenden Gesetzen und Formen, übte das Patronatsrecht über die Pfarreien des Ordensgebiets, entwarf allgemeine Landesgesetze und Verordnungen, die jedoch der Bestätigung des Hochmeisters und Ordenskapitels bedurften, u. stand allen allgemeinen Landesangelegenheiten vor, war aber dem Hochmeister und Kapitel, das sich jährlich versammelte, für Alles, was er that, verantwortlich. Unter dem Landmeister standen die vornehmsten Ordensbeamten, zunächst der Marschall, welchem die Rüstung und Bewaffnung der Ritter und des Heeres, sowie dessen Führung nächst dem Landmeister oblag, dann die Komthure. Das ganze Land war in Kreise getheilt, deren jeder zu einer Ordensburg gehörte, in welcher sich ein Konvent von 12—24 Rittern befand. Diesen, wie der gesammten innern Landesverwaltung des zur Burg gehörigen Distrikts, standen die

Komthure vor, sorgten für Rüstung der Bewohner desselben und führten sie beim allgemeinen Aufgebot zum Heere. Sie wurden im Kapitel des Landmeisters gewählt, legten vor ihm jährlich Rechenschaft ab und konnten abgesetzt werden. Der Komthur war im Kleinen, was der Landmeister im Großen war. Diese Einrichtungen erlitten indeß mehrfache Modifikationen, als der Sitz des Hochmeisters 1309 unter Siegfried von Feuchtwangen von Marburg nach P., u. zwar nach Marienburg verlegt ward. Fortan stand zunächst dem Hochmeister der Großkomthur; diesem folgte der Obermarschall, welcher zugleich Komthur von Königsberg war; dann der Oberspittler, zugleich Komthur von Elbing; hierauf der Obertrapier, mit der Verwaltung der Komthurei Christburg, und endlich der Treßler. Die Komthureien waren wieder in Vogteien und Pflegeämter abgetheilt. Unter Gottfried von Feuchtwangen ward 1310 Pomerellen völlig mit dem Ordensgebiet vereinigt. Einen Theil desselben hatte schon 1276 der Herzog Sambor von Pommern dem Orden geschenkt, andere Theile desselben hatte letzterer im Kampfe erobert, worauf er 1309 noch die Rechte, welche der Markgraf von Brandenburg auf dieses Land behauptete, durch Kauf an sich brachte. Um diese Zeit gerieth aber der Orden in furchtbare Kämpfe mit den Litthauern, die durch ihre Raubzüge nicht nur Rußland und Polen, sondern auch P. bis tief in das Innere verheerten. Unzählige Gefechte u. blutige Schlachten fanden in einem Zeitraum von 85 Jahren zwischen dem Orden und diesem räuberischen Volke Statt. In Verein mit ihrem Bundesgenossen, dem König Johann von Böhmen, griffen die Ordensritter die Litthauer seit 1326 mit aller Kraft an und vergalten denselben ihre Verheerungen schrecklich. Im Jahre 1328 wurden 70,000 Gefangene nach P. in die Knechtschaft geschleppt und mußten an den Festungswerken und Städten des Ordens arbeiten. Viele Tausende bedeckten im Laufe der spätern Jahre die Schlachtfelder, namentlich (1370) bei Rudau, wo die Ordenskrieger zwar ebenfalls siegten, aber außer ihrem tapfern Ordensmarschall Henning Schindekopf noch 26 Komthure und 200 Ritter auf dem Platze lassen mußten. Die Zahl der allein aus dem Ordensheer erschlagenen und aus dem Ordensgebiet von den Litthauern weggeführten Menschen soll während des obenerwähnten Zeitraums 250,000 überstiegen haben. Von 1371—1375 bestand ein Waffenstillstand zwischen dem Orden und den Litthauern, worauf der Krieg abermals 5 Jahre lang fortgesetzt wurde, nach welcher Zeit es dem Orden gelungen war, im Westen Samaitens eine Ordensvogtei zu gründen. Als aber ein 30,000 Mann starkes Ordensheer Wilna belagerte, wurde es durch Verrath des litthauischen Großfürsten Witold, den König Wladislaw II. von Polen durch Zusage des Großfürstenthums Litthauen gewonnen hatte, völlig zersprengt. Der Hochmeister Konrad von Wallenrode starb darüber (1393) vor Gram, u. an seine Stelle trat Konrad von Jungingen. Unter seiner Herrschaft ward 1397 ein Seezug gegen die Vitalienbrüder (s. d.) unternommen und die von denselben besetzte Insel Gothland erobert; auch setzte er den Krieg gegen Litthauen fort, unterwarf sich Samaiten und erwarb 1402 vom König Sigmund von Ungarn die Neumark als Pfand für 63,200 ungarische Gulden, welcher Pfandschilling nach und nach bis auf 143,000 ungarische Gulden erhöht ward, wofür später (1429) das bisherige Unterpfand als völliges Eigenthum an den Orden kam. Im Jahre 1404 wurde zwischen dem Orden und Polen und Litthauen zu Raczans ein Friede geschlossen, dem zufolge der König von Polen vom Orden das seit 1396 als Pfand besessene Land Dobrin gegen Erlegung der Pfandsumme wieder zurückerhielt. In diesem blühenden Zustand der Ordensherrschaft in P. starb der Hochmeister (1407) und hatte seinen kriegslustigen Bruder, Ulrich von Jungingen, zum Nachfolger. Obgleich er anfangs große Mäßigung bewies, so verriethen doch seine großartigen Kriegsrüstungen seine Absichten nur zu deutlich. Auch auf Seiten Polens und Litthauens war man nichts weniger als einem aufrichtigen friedlichen Verhältniß mit dem Orden geneigt, und so fand sich bald Veranlassung zu neuen Kriegen. Auf Witolds Anstiften empörte sich nämlich Samaiten gegen den Orden u. wurde sofort mit Zustimmung des Königs von Polen von Witold eingenommen. Von diesem Einverständnisse zwischen Wladislaw II. Jagello und Witold bald überzeugt, fiel der Hochmeister sofort mit seinem Heere in Polen ein, eroberte Dobrin und andere Grenzvesten, erschlug die Besatzung u. verheerte das Land. Auf Antrag Wladislaws kam gegen Ende des Jahres 1409 bei Schwez ein Waffenstillstand zu Stande mit der Bestimmung, daß König Wenzel von Böhmen den Streit als Schiedsrichter entscheiden und hierauf der Friede basirt werden solle. Wenzel that den Ausspruch, der Orden solle das von ihm eroberte Land Dobrin ein Jahr lang behalten, während welcher Zeit über den rechtmäßigen Herrn desselben entschieden werden solle; ferner sollten die Polen künftig keinen litthauischen Fürsten zum Könige wählen dürfen. Aber die polnischen Gesandten widersprachen offen dieser Entscheidung und verließen alsbald Prag. Darauf rückte Witold, der inzwischen seinem Vetter bedeutende Haufen Russen, Tataren und Litthauer zugeführt hatte, vereint mit Wladislaw Jagello an der Spitze eines Heeres von 160,000 Mann 1410 gegen P., zerstörte Gilgenburg und faßte festen Fuß an der Drebnitz. Aber auch der Hochmeister war nicht minder thätig gewesen und hatte zahlreiche deutsche Söldnerhaufen herbeigezogen; auch standen die Herzöge Kasimir von Pommern-Stettin und Konrad von Oels auf seiner Seite. Er stand im Frieden bald mit 80,000 Mann schlagfertig gegenüber. Bei Tannenberg kam es den 15. Juni zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde tapfer gestritten, zuletzt aber unterlag das Ordensheer. Der Hochmeister, die meisten Komthure, 600 Ritter und 40,000 aus dem Heere waren mit 60,000 Polen gefallen, viele Tausende waren gefangen, alle Uebrigen zersprengt und flüchtig, das Lager ward eine reiche Beute der Polen. Als der König am vierten Tage zur Eroberung des Landes aufbrach, ergaben sich ihm Landadel, Ritter und Knechte, sowie die großen Städte und Burgen ohne Widerstand,

und alle vier Landesbischöfe leisteten ihm den Schwur der Treue. In einem Monat ward fast ganz P. dem Polenkönig unterthan und stand ihm bei im Kampfe. In dieser gänzlichen Erniedrigung der Ordensherrschaft trat Heinrich von Plauen, der Komthur von Schwedt, als Retter seiner Brüderschaft auf. Er hatte bisher mit seiner Schaar von 4000 Mann Pomerellen gedeckt, kaum aber den unglücklichen Ausgang der Schlacht vernommen, als er mit seiner Mannschaft nach Marienburg aufbrach, wo er zum Glück noch vor der Ankunft des Feindes eintraf. Von den noch übrigen Rittern zum Statthalter ernannt, sorgte er rastlos für Alles, was zur Rettung und Vertheidigung der Burg dienen konnte, brannte die Stadt ab und zog von den Trümmern des geschlagenen Heeres an sich, was er vermochte. Als der König endlich vor der Burg erschien, schlug Plauen alle Angriffe tapfer ab und leistete muthig Widerstand. Da er indeß nicht hoffen konnte, das ganze Land zu retten, so bot er dem König für den Frieden das kulmer Land, Michelau und Pomerellen; dieser jedoch verlangte ganz P. und Uebergabe der Burg. „Gott und die heilige Jungfrau wird uns helfen", rief da Plauen, „ich werde nicht aus der Burg weichen!" Nach zehnwöchentlicher Belagerung wollte der König die ihm früher angebotenen Friedensbedingungen annehmen; allein der Statthalter war nun hierzu nicht mehr geneigt, und als bald darauf die Nachricht eintraf, daß die Ungarn in Polen eingefallen seyen, zog der König mit seinem durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen zusammengeschmolzenen Belagerungsheere ab, nachdem er den Städten, die sich ihm ergeben hatten, große Freiheiten verliehen. Der Orden ward nun in kurzer Zeit wieder Herr seiner Länder, und Heinrich von Plauen wurde verdientermaßen zum Hochmeister gewählt. Nachdem er den Krieg gegen Polen noch kurze Zeit fortgesetzt, ging er gern auf einen Waffenstillstand ein, der kurz darauf (1. Febr. 1411) zum ersten Frieden von Thorn führte. Letzterer war unter den damaligen Umständen für den Orden noch ziemlich günstig, welcher das Dobrinerland an Polen für immer, Samaiten aber an Witold und Jagello auf deren Lebenszeit abtrat.

Nie war ein Hochmeister unter schwierigeren Umständen gewählt worden, als Heinrich von Plauen nach dem ersten thorner Frieden. Das Land war durch den Krieg erschöpft, der Schatz leer; Adel und Städte murrten, und ihre Gesinnungen gegen den Orden lagen zu Tage, dem der frühere Wahn von dessen Unüberwindlichkeit jetzt nicht mehr zu Statten kam. Gewöhnliche Maßregeln reichten hier nicht aus, und nur der eiserne Heinrich von Plauen war der Mann, der hier durchzugreifen wußte. Einziehung der Güter und hohe Strafgelder wurden verhängt über die dem Orden ungetreuen Ritter und Städte; eine allgemeine Schatzung vom Vermögen wurde ausgeschrieben ohne Ausnahme der Person; die silbernen Geräthe der Ordenshäuser, selbst die Kirchenschätze, Becher, Kelche, Monstranzen 2c. wurden eingeschmolzen. Jeder Ordensbruder mußte, was er an Werth über drei Mark besaß, abliefern; wer Gold oder Silber hatte, mußte es zur Münze bringen und erhielt es geprägt, jedoch mit geringerem Gehalt, zurück. Außerdem wurden große Summen aufgenommen, und die Stadt Danzig schoß allein 100,000 Dukaten vor; außenstehende, früher an die Ritterschaft des Landes geliehene Gelder wurden eingefordert. So unabweisbar nothwendig aber diese strengen Maßregeln zur Rettung des Ordens waren, so drückend mußten sie für das verödete Land seyn, und sie fanden ganz besonders in den Städten heftigen Widerspruch, in deren Privilegien sie vorzüglich eingriffen. Die den Handel so sehr benachtheiligende Verringerung des Münzgehalts empörte insbesondere die Danziger in einem Grade, daß sie im Aufstande einen dem Orden ergebenen Bürgermeister zum Fenster des Rathhauses hinausstürzten. Sie weigerten sich hartnäckig, die Schatzung zu entrichten, und konnten nur durch Hemmung ihres Handels dazu gebracht werden. Nicht minder erbittert war der Adel. Derselbe, vorzüglich die schon 1397 gestiftete Eidechsengesellschaft, verschwor sich mit mehren Ordensrittern gegen das Leben des Hochmeisters. An der Spitze stand der Komthur von Reden, Georg von Wirsberg. Mit 4000 Söldnern sollte die Marienburg überfallen und der Meister ermordet werden; hierauf wollte man Wirsberg zum Hochmeister ausrufen. Der Anschlag wurde entdeckt, und Tod und Gefangenschaft der Verschworenen waren die Folge. Neuer Krieg drohte mit Litthauen und Polen, und da sich der Hochmeister auf den Orden nicht stützen konnte, so zog er Einige vom Landadel und von den Städten in seinen Rath. Dies verdroß den Orden und zog ihm, wie andere Beschuldigungen, mehrmalige Anklagen beim Papste und Kaiser zu. Ein 1413 nach Marienburg berufenes Ordenskapitel setzte den Hochmeister ohne Weiteres ab und wählte seinen Hauptgegner, den Obermarschall Michael Küchenmeister von Sternberg. Dieser gerieth bald wieder in Krieg mit Polen, indem König Wladislaw die Abtretung von Hinterpommern, Kulm, Michelau und eines großen Theils der Neumark verlangte und, da ihm dies verweigert wurde, mit Witold von Litthauen in P. einfiel und verheerend bis Elbing vordrang. Zwar wurde durch Vermittlung des päpstlichen Legaten ein zweijähriger Waffenstillstand geschlossen und dieser von Zeit zu Zeit verlängert; doch drohte fortwährend Krieg und nöthigte den Orden, ein theures Söldnerheer zu unterhalten. Hierzu kamen noch religiöse Spaltungen, da die Lehren Huß' auch in P. Eingang gefunden hatten, während im Orden selbst die Partei Heinrichs von Plauen, das goldene Vließ genannt, jener des Hochmeisters, die den Namen das goldene Schiff führte, schroff gegenüberstand. In dieser Bedrängniß sah sich der Hochmeister genöthigt, Dasjenige in größerer Ausdehnung zu thun, was seinen Vorgänger so verhaßt gemacht hatte. Um nämlich das Land an den Orden zu fesseln, setzte er 1416 auf einem Landtage zu Marienburg fest, daß künftig dem Hochmeister in Marienburg die klügsten Brüder des Ordens berathend zur Seite stehen sollten; ferner 10 Männer aus dem Landadel und 10 Rathsherren, je 2 aus den 5 größeren Städten

Danzig, Elbing, Thorn, Kulm und Königsberg. Nur mit Zustimmung dieses Landraths sollten künftig Neuerungen in allgemeinen Landesangelegenheiten vorgenommen und Abgaben erhoben werden ꝛc. Bald bediente sich indeß der Hochmeister des Landraths nur bei neuen Auflagen, während er die Landesverwaltung wie früher allein mit dem Ordenskapitel führte. Auf diese Art blieben die Zustände in P. nicht nur die alten, sondern verschlimmerten sich noch von Jahr zu Jahr, und da der Hochmeister sich denselben nicht gewachsen sah, so legte er 1422 sein Amt nieder. An seine Stelle trat Paul von Rußdorf, ein gemäßigter, friedliebender, doch seiner Stelle nicht genügender Mann. Noch in demselben Jahre fiel der König von Polen mit 100,000 Polen, Tataren und Walachen verheerend ins kulmer Land ein u. kam bis gegen Marienburg. Der Orden konnte ihm nur 30,000 Mann entgegenstellen. Obgleich aber viele deutsche Fürsten zur Unterstützung des Ordens im Anzuge waren, so schloß dennoch der Hochmeister, in Verzweiflung wegen Geldmangels und weil Adel und Städte vom Orden abzufallen drohten, 1422 den schimpflichen Frieden am See Melno, in welchem der Orden die Gebiete von Nessau, Samaiten und Sudauen für immer an Polen und Litthauen abtrat. Zum Glück für den Orden starb bald darauf (1430) der Großfürst Witold von Litthauen, worauf Switrigal, ein Bruder des Königs Wladislaw, sich Litthauens zu bemächtigen suchte. Da es darüber zu einem Krieg zwischen Litthauen und Polen kam, so glaubte der Hochmeister, von Polen das Verlorene durch Krieg leicht wieder erlangen zu können. Um aber im Einverständnisse mit seinem Lande zu handeln, berief er 1430 die Stände und bewirkte die festere Organisation des großen Landraths, der fortan aus dem Hochmeister, 6 Ordensgebietigern, 6 Prälaten, 6 Rittern aus dem Landadel und 6 Bürgern aus den Städten, alle nach des Hochmeisters Wahl, bestehen und ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges im Lande beschlossen werden sollte. Nach langen Verhandlungen stellte es sich heraus, daß das Land dem Kriege abgeneigt sey; trotzdem begann ihn der Orden, im Bunde mit Switrigal, gegen Polen. Der Ausgang dieses Kriegs war jedoch für P. und seine Verbündeten nicht günstig. Wladislaw schloß nämlich einen Bund mit den Hussiten, entsetzte seinen Bruder Switrigal und erhob Witolds Bruder, Sigmund, zum Großherzog von Litthauen, der nun die Einigung seines Landes mit Polen aufs Neue befestigte. Die Unzufriedenheit im Lande wuchs, neue Plünderungs- und Verheerungszüge der mit den Polen und dem Herzog Bogislaw IX. von Pommern-Wolgast verbundenen Hussiten trafen P.; da schloß endlich König Wladislaw von Polen 1434 zu Lenczyc einen zwölfjährigen Waffenstillstand, der zwei Jahre später unter Wladislaws gleichnamigem Nachfolger in den ewigen Frieden von Brzesc (1436) verwandelt wurde. In Folge desselben entsagte der Orden dem Bunde mit Switrigal, erkannte Sigmund als Großfürsten von Litthauen an und bestätigte die frühern Bedingungen des Friedens am Melnoersee. Auch dieser Krieg war mithin vom Orden ohne Nutzen geführt und ohne Gewinn und Ehre geendet worden. An ihn knüpfte sich eine öffentliche Spaltung im Orden selbst, die ihm nicht minder zum Schaden war. Der Deutschmeister Eberhard von Sansheim schrieb nämlich dem Hochmeister die Schuld vom Verfall des Ordens zu und verweigerte die Annahme des Friedens von Brzesc. Er ward vom Hochmeister seines Amtes entsetzt, weigerte sich aber, dasselbe niederzulegen und verband sich mit den livländischen Brüdern auf Tod und Leben gegen den Hochmeister. Auch die drei Ordenskonvente zu Brandenburg, Königsberg und Balga lehnten sich offen gegen den Hochmeister auf und setzten eigenmächtig den Obermarschall ab, während der Großkomthur mit einigen Komthuren ebenfalls willkürlich schaltete und namentlich ganz eigenmächtig die Komthurämter vergab. Diesen Zustand des öffentlichen Zwiespalts wußten auch der Adel und die Städte aufs Beste zu benutzen, um ihre verletzten Privilegien wieder herzustellen und noch weiter auszudehnen. Vorzüglich unruhig wurde es im kulmer Land, wo die Bewegung wegen beeinträchtigter Freiheiten schon gegen 6 Jahre währte. Zwar versuchte der Hochmeister Abhülfe, indem er 1440 ein Kapitel nach Marienburg berief; allein auch hier kam es zu Streit und groben Excessen, so daß er sich bewogen sah, nach Danzig zu flüchten, wo er die Bürger um Schutz und Hülfe anrief. Diese wurde ihm zugesagt, wogegen der Hochmeister versprach, einen Richttag zu Elbing zu halten (1440). Hier erhoben sich laute Klagen über alten und neuen Druck, Willkür, Bestechung, Sittenverderbniß der Ritter, über Zölle, die Betreibung des Handels von Seiten vieler Ordensritter ꝛc. Offen erklärte Hans von Ziegenberg, ein Mitglied des Eidechsenbundes, an der Spitze der Abgeordneten dem Hochmeister: „Land und Städte haben sich in einen Bund begeben, auf daß Jeder seines Lebens und Guts sicher sey und beim Recht bleiben möge.“ Ein solches Bündniß, der preußische Bund, war in der That zu Marienburg gegründet und vom Adel und den Abgeordneten der Städte und des Landes besiegelt worden. Die Mitglieder gelobten zu thun, was Jeder seinem Herrn schuldig sey, wogegen dieser ihre Freiheiten und Rechte respektiren, alten Beschwerden abhelfen und neue nicht veranlassen solle. Gegen Gewalt solle beim Hochmeister Klage geführt und, wenn dies nicht helfe, vor das große Landgericht getreten werden; sey aber auch das vergeblich, so wollten sie fest zusammentreten gegen „Vergewaltiger“. Fast ganz P. trat theils sogleich, theils kurz darauf zum Bunde, der als eine neue Macht sich bald über den Orden erhob und der Mittelpunkt alles Widerstandes gegen denselben wurde. Während der Hochmeister, viele Gebietiger und Komthure den Bund bestätigten, wurde derselbe von den andern Ordensgliedern für ein Verbrechen erklärt, und so ward die Spaltung im Orden stets größer. Auf Andringen des Bundes sah sich der Hochmeister genöthigt, das große Landgericht zu Elbing zu versammeln (1441), welches über Große und Kleine, ohne Ansehn der Person, gehalten werden sollte

und zu dem die Prälaten, der Orden, der Landadel und die Städte ihre Abgeordneten sendeten. Da sich aber hier die Klagen über Gewaltthätigkeiten des Ordens, über Beeinträchtigung an Ehre, Leib und Gut, über Mord, Todtschlag und andere Unthaten so häuften, daß man nicht wußte, worüber man zuerst entscheiden sollte und die Ordensritter im Tumult ausschieden, so scheiterte dieser erste Vermittlungsversuch gänzlich; der Bund jedoch, dem sich jetzt auch die drei gegen den Hochmeister empörten Konvente zu Brandenburg, Königsberg und Balga angeschlossen hatten, bestand fort. Paul von Rußdorf erlag den von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Stürmen, legte die Hochmeisterwürde nieder und starb kurz darauf. Als sein Nachfolger ward Konrad von Erlichshausen gewählt, der durch seine weise Verwaltung zwar alles Mögliche leistete, um den völligen Verfall des Ordens aufzuhalten, gründliche Heilung der Gebrechen desselben jedoch auch nicht bewirken konnte. Er starb 1449 und hatte seinen schwachen Vetter, Ludwig von Erlichshausen, zum Nachfolger, unter dessen Regiment sich neue Stürme über P. zusammenzogen. Während sich nur wenige Städte vom Bunde lossagten, hielten die übrigen desto fester an einander. Um so eifriger aber war jetzt die Ordenspartei bemüht, den Bund um jeden Preis zu vernichten. Als daher die Stände zur Huldigung kamen und gleichzeitig Bestätigung des Bundes und Abstellung ihrer Beschwerden verlangten, sprach man von Gewalt gegen „die widerspenstigen Unterthanen", wollte sich auf Beschwerden jetzt nicht einlassen, und der Hochmeister erklärte dem Sprecher des Bundes, Hans von Ziegenberg, nur zur Huldigung seyen die Stände jetzt da. Diese huldigten zwar, doch nicht ohne die bedenklichsten Drohungen auszusprechen. Jetzt suchte der Hochmeister durch Vermittelung des Kaisers und eines päpstlichen Legaten den Bund aufzulösen, was übrigens nicht nur mißlang, sondern die Spannung noch steigerte. Glücklicher war dagegen der Bund, indem es ihm gelang, von Kaiser Friedrich III. um 54,000 Goldgulden eine Bestätigung aller Privilegien und das Recht, sich zu versammeln, zu besteuern und Machtboten auszusenden, sich zu verschaffen. Hierauf erhoben die Stände sogleich Beiträge unter einander und setzten 1453 einen geheimen Rath von 10—12 Mitgliedern zur Leitung der Angelegenheiten des Bundes ein. Nun setzte der Orden Alles in Bewegung, um den Kaiser gegen den Bund einzunehmen. Die Stände dagegen vertheidigten ihren Bund als durchaus rechtlich, vom vorigen Hochmeister selbst gewünscht u. von demselben, wie vom Kaiser, bestätigt. Ihre Vertheidigung öffnet einen tiefen Blick in die schamlose Wirthschaft, welche die Ordensritter Jahrhunderte lang unter dem Schein der Berechtigung, und darum meist straflos, mit einem armen, von ihnen „bekehrten" Volk geführt haben. Trotzdem behielt der Orden beim Kaiser Recht, der den Bund, obgleich er ihn bestätigt hatte, für unrechtlich und unkräftig erklärte. Der Bund verwarf den Spruch des Kaisers, der Orden dagegen den Vorschlag, daß der Papst entscheiden möge. Während aber der Orden es kaum der Mühe werth hielt, die Ordensvesten gehörig zu bewahren und eine hinlängliche Söldnerschaar anzunehmen, rüsteten die Häupter des Bundes, die in Thorn ihre Berathungen pflogen, desto eifriger und schickten am 6. Februar 1454 an den eben mit seinen Gebietigern in Marienburg versammelten Hochmeister den Absagebrief des Bundes. Sofort eröffneten sie die Feindseligkeiten gegen die Ordensvesten, und da sich das ganze Land erhob, so waren in wenigen Tagen 56 Burgen in den Händen des Bundes. Schon nach einigen Wochen erschienen die Danziger vor Marienburg, das nebst Stuhm und Konitz noch allein der Ordenspartei Zuflucht gewährte. Vergebens bot jetzt der verzweifelnde Hochmeister Bestätigung des Bundes und Abstellung aller Beschwerden; der Bund ließ sich nicht noch einmal täuschen. Schon vor seiner Erhebung hatte er, in Hoffnung auf seinen Sieg, dem Könige Kasimir IV. von Polen die Herrschaft über P. angetragen. Obgleich jetzt eine Partei des Bundes in diesem Betreff mehr für den König von Dänemark, der Adel aber besonders für Ladislaw von Böhmen stimmte, so wurde man doch bald einig, u. eine Gesandtschaft ging sofort nach Krakau, um Kasimir die Herrschaft aufs Neue anzutragen. Nach längerer Weigerung willigte dieser endlich (6. März 1454) ein, bestätigte alle Freiheiten u. Rechte und vermehrte sie noch, gestattete freien Handel nach Polen und gewährte Theilnahme an der Königswahl. Hans von Baisen, ein Haupt des Bundes, wurde Statthalter, und seine Brüder, sowie die übrigen Häupter des Bundes erhielten die höchsten Würden in den einzelnen Provinzen des Landes. Hierauf sagte der König dem Orden ab und kam nach P. Alles huldigte ihm, selbst die Bischöfe von Kulm, Samland und Pomesanien; sogar Ordensritter traten zu ihm über. Die Veste Stuhm mußte sich ergeben und Marienburg wurde belagert, vertheidigte sich aber mit Hülfe der dem Orden treugebliebenen Bürger so wacker, daß das unter sich uneinige und durch Krankheiten geschwächte Belagerungsheer zuletzt schimpflich abziehen mußte. Kurz darauf (17. Sept. 1454) zog der Spittler Heinrich Reuß von Plauen gegen das ihm um das Sechsfache überlegene polnische Heer bei Konitz, schlug es und erbeutete das ganze Lager, Schmuck, Waffen und selbst die Krone des Königs. Darauf ergaben sich noch andere Burgen, deren Besatzungen über die polnische Herrschaft mißvergnügt waren, und selbst viele Städte, darunter Königsberg, wendeten sich nach und nach wieder dem Orden zu. Da aber die Entscheidung des Streites jetzt einzig von den beiderseitigen Söldnerschaaren abhing, und derjenige Theil, dem zuerst die Mittel ausgingen, diese kostspieligen Miethlinge zu bezahlen, nothwendig unterliegen mußte, so war der Bund offenbar im Vortheil. Wenn jetzt der Hochmeister auch noch einmal die äußersten Anstrengungen machte, indem er seinen Söldnern die Hauptveste Marienburg und alle Burgen, Städte, Länder und Leute des Ordens in P. und in der Neumark verpfändete, und zwar mit dem Recht des Verkaufs und der Verwendung nach ihrem Gutdünken, sofern sie in 5 Monaten nicht bezahlt seyn würden, so war dies

doch nutzlos. Die 5 Monate verstrichen, und der Hochmeister konnte nicht zahlen. Die Hauptleute der Söldner nahmen deshalb Besitz von der Hauptburg des Ordens und gestatteten nur dem Hochmeister den Aufenthalt daselbst. Letzterer sah sich 1455 genöthigt, die Neumark, welche schon seit dem vorigen Jahr an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg für die Summe von 40,000 rhein. Gulden verpfändet war, für die Gesammtsumme von 100,000 Gulden demselben in der Weise zu überlassen, daß sie der Orden bei Lebzeiten des Kurfürsten nicht wieder einlösen konnte. Letzterer nahm sofort die Huldigung in der Neumark an, und 1517 entsagte der letzte Hochmeister, Markgraf Albrecht, dem Einlösungsrechte gänzlich. Indessen reichte die für die Neumark erhaltene Summe für den Orden bei weitem nicht aus. Herzog Balthasar von Sagan, welcher den Rittern einen Söldnerhaufen zugeführt hatte, nahm als Pfand für seine Forderung die Heiligthümer der Hauptburg, während viele andere Söldnerhäuptlinge unbezahlt blieben. Als deren Geduld endlich erschöpft war, verkauften sie die Marienburg und alle von ihnen besetzten Schlösser und Städte dem König von Polen für 436,000 Gulden (15. Aug. 1456). Als dieser im folgenden Jahre Besitz von der Marienburg ergriffen, zog der Hochmeister weinend nach Konitz und später nach Königsberg. Während 148 Jahren hatten 17 Hochmeister in Marienburg geherrscht, das nun der Sitz eines polnischen Statthalters wurde. Umsonst belegte der Kaiser den Bund mit der Acht, der Papst mit dem Bann; vergeblich vermittelten dem Orden befreundete Fürsten. Der Krieg dauerte verheerend fort, ohne Entscheidung. Noch einmal kam zwar die Stadt Marienburg in die Hände des Ordens, doch hielten sich die Polen in der Burg, und 1460 mußte sich ihnen die Stadt auch wieder ergeben. Im Jahre 1462 kam es noch einmal zu einer offenen Feldschlacht bei Zarnowitz, wo der Orden eine völlige Niederlage erlitt. Nach oftmals abgebrochenen Unterhandlungen vermittelte endlich der päpstliche Legat Rudolf, Bischof von Lavent, den **zweiten Frieden zu Thorn** (19. Okt. 1466), in welchem der Orden die westliche Hälfte P.s, nämlich die Landschaften Kulm, Michelau und Pomerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg u. den Bisthümern Kulm u. Ermeland an Polen abtrat, während er die östliche Hälfte, Samland u. Pomesanien, als ein polnisches Lehn behielt. Wegen dieser letztern Theile von P. huldigte der Hochmeister, der nun polnischer Fürst ward und in Königsberg seinen Sitz nahm, dem König von Polen; die Komthure aber wurden in den Rath des Königs aufgenommen. Die innere Ordensverfassung blieb die alte, nur daß die Hälfte der neu aufzunehmenden Ordensbrüder Polen seyn mußten. Der Orden verpflichtete sich, dem König von Polen im Krieg gegen jeden Feind Beistand zu leisten. Dem großen Freiheitsbriefe gemäß, den der nun aufgelöste Bund bei seiner Unterwerfung erhalten hatte, bildete Westpreußen ein abgesondertes, mit Polen mehr verbündetes, als demselben einverleibtes Land. Polen hatte auf diesen dreizehnjährigen Krieg 9,600,000, der Orden etwa 5,700,000 Gulden verwendet, und der beiderseitige Verlust an Menschen wird auf ungefähr 300,000 angegeben.

Unter den folgenden Hochmeistern, **Heinrich Reuß von Plauen** († 1470), **Heinrich Reffle von Richtenberg** († 1476), **Martin Truchseß von Wetzhausen** († 1489) und **Johann von Tiefen** († 1497), dauerte die Schwäche des Ordens fort. Ueberzeugt, daß derselbe für sich allein gegen Polen nichts vermöge, faßte die Mehrheit der Ordensritter den Entschluß, einen Fürsten als Hochmeister an die Spitze zu stellen und dadurch ein mächtiges Haus für sich zu gewinnen. Zuerst wählte man den Herzog **Friedrich von Sachsen** (1498—1510), jedoch ohne bedeutenden Erfolg; nach diesem 1511 den Markgrafen **Albrecht von Brandenburg**, den Sohn Friedrichs von Ansbach und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles, wobei man sich besonders durch den Umstand bestimmen ließ, daß derselbe sowohl ein naher Verwandter des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, als auch der Schwestersohn König Sigmunds von Polen war und deshalb wohl mehr Nachgiebigkeit von Seiten des letztern finden würde. In der That suchte auch der König Sigmund den Frieden mit dem Orden und ein gutes Vernehmen mit seinem Neffen auf jede Weise zu erhalten, bestand jedoch auf der Erfüllung der im thorner Frieden festgestellten Bedingungen, namentlich der Huldigungsleistung. Der Hochmeister weigerte sich und hoffte einerseits auf Unterstützung durch den Papst, das Reich und den König von Dänemark, andererseits auf Schwächung der Polen durch die Russen, welche eben mit aller Macht die Polen angegriffen hatten. Um Geld zu bekommen, entließ er den Meister von Livland für 100,000 Gulden der Huldigungs- und Lehenspflicht gegen den Hochmeister von P., und um den Kurfürsten von Brandenburg für seine Sache zu gewinnen, entsagte er 1517 zu Gunsten desselben dem Wiedereinlösungsrecht rücksichtlich der verpfändeten Neumark (s. oben). Da aber auf Hülfe von Rom bei dem neuen Papst Leo X. nicht zu rechnen war und auch der deutsche Kaiser die Sache Albrechts aufgegeben und die Gültigkeit des thorner Friedens anerkannt hatte, so stand Letzterer ziemlich verlassen da, während ihm seine aus Franken mitgebrachten Günstlinge auch die Gemüther der Preußen entfremdeten. Von König Sigmund 1519 nach Thorn gefordert, erschien der Hochmeister nicht, worauf ihm der erstere den Krieg erklärte. Dieser wurde zwar auch von Polen nicht mit besonderem Nachdruck geführt, doch war der Nachtheil meist auf Seiten P.s. Hier fehlte es an Allem. Aus dem Blei, mit welchem Thürme gedeckt waren, wurden Kugeln gegossen; Kirchensilber wurde in die Münze gegeben, Geld zu sehr geringem Gehalte geprägt und ein Darlehen erzwungen. Nachdem ein großer Theil P.s verheert worden war, nahm der Hochmeister, von seinen eignen Söldnern hart bedrängt, gern einen **Waffenstillstand** an, der auf Vermittelung des Kaisers u. anderer Fürsten am 7. April 1521 auf 4 Jahre zu Thorn geschlossen wurde. Darauf ernannte der Hochmeister den Bischof von Samland, **Georg von Polenz**, zum Statthalter u. begab sich 1522 nach Deutschland, um Hülfe für den Orden zu suchen. Er lernte hier übrigens Osiander u. später

auch Luther kennen, welcher letztere ihm unumwunden den Rath ertheilte, den Orden aufzugeben u. in P. ein weltliches Herzogthum zu gründen. Dieser Rath, den später auch Melanchthon wiederholte, fand Eingang beim Hochmeister, und in P. bereitete sich inzwischen die Ausführung desselben aufs Beste vor. Bereits seit mehren Jahren befanden sich hier Anhänger Luthers, vorzüglich aber wurde die Reformation jetzt vom Statthalter, dem Bischof von Samland, Georg von Polenz, begünstigt, welcher als der Erste unter den Bischöfen 1524 öffentlich zu ihr übertrat. Nun verließen auch in P. Mönche und Nonnen ihre Klöster, Ritter den Orden und verheiratheten sich, sowie auch die Bischöfe von Ermeland und Pomesanien sich der neuen Lehre geneigt zeigten. Inzwischen war der Waffenstillstand fast abgelaufen, und Albrecht mußte nun einen entscheidenden Beschluß fassen. Da er an eine erfolgreiche Erneuerung des Kriegs nicht denken und Unterstützung nirgends hoffen konnte, so entschloß er sich, dem König von Polen zu huldigen. Nach längern Unterhaltungen kam am 8. April 1525 in Krakau ein förmlicher Friede zu Stande. Beide Theile gaben alle gemachten Eroberungen zurück, und Albrecht ward von Sigmund mit P. als einem weltlichen Herzogthum belehnt. Zugleich wurden die Brüder Albrechts, die Markgrafen Georg Kasimir und Johann, mit belehnt und festgesetzt, daß erst nach Abgang aller Leibeslehnserben der 4 Brüder P. an Polen fallen solle. Nachdem die Abgesandten des Ordens und des Landes ihre Zustimmung zu diesem Vertrage urkundlich erklärt hatten, fand am 10. April 1525 die feierliche Belehnung Albrechts Statt. Anfangs Mai hielt der neue Herzog in P. seinen Einzug, wo er von den vielen Anhängern der Reformation, besonders in Königsberg, mit Jubel empfangen wurde. Auf einem nun versammelten Landtag setzten königliche Bevollmächtigte am 25. Mai den Herzog in die landesherrliche Gewalt ein, u. die Bischöfe von Pomesanien u. Samland, sowie die übrigen Städte huldigten ihm als erblichem Fürsten. Der Bischof von Samland verzichtete auf die bischöfliche Gewalt und übergab alle dem Hochstifte gehörigen Güter dem Herzog, sich nur ein Schloß und sehr geringe Einkünfte vorbehaltend. Die wenigen Ritter, welche noch im Orden geblieben waren, konnten keinen Widerstand leisten; fast alle verheiratheten sich. Herzog Erich von Braunschweig, welcher Memel gegen den Herzog vertheidigen wollte, mußte dies aufgeben und ging mit den übrigen unzufriedenen Rittern nach Deutschland.

Noch aber war eine Gegenpartei im Lande, die auf jede Weise die in P. verlorne Herrschaft des Ordens und der katholischen Kirche wieder herzustellen sich bemühte. Der Papst Klemens VII. suchte das Unrechtmäßige des ganzen Verfahrens darzuthun; der deutsche Orden protestirte gegen die Säkularisirung des Landes und wählte in Walther von Kronberg einen neuen Hochmeister, welcher 1527 vom Kaiser zum Administrator des Hochmeisterthums von P. ernannt wurde und seinen Sitz in Mergentheim nahm; der Kaiser selbst forderte 1530 den Herzog auf, P. zu räumen, und das Reichskammergericht endlich erkannte die Acht gegen Albrecht, welche der Kaiser 1533 bestätigte. Dies Alles half indeß nichts, da bei der Entfernung P.s vom Reiche der ohnehin sonst in Anspruch genommene Kaiser kräftigere Maßregeln nicht ergreifen konnte. Albrecht blieb deshalb Herzog von P. nach wie vor, und weder der Kaiser, noch der Orden vermochten ihm etwas von Bedeutung anzuhaben. Des Herzogs Lage ward aber gleichwohl schwierig in Folge der drückenden Lasten, die er wegen seines bedeutenden Aufwandes dem Lande auflegte, während andererseits der Adel auf jede Weise die fürstliche Gewalt zu seinen Gunsten zu schwächen suchte und dem Herzog ein Privilegium um das andere abnöthigte. Unter Anderem wurde auch festgesetzt, daß im Lande beständig zwei Bischöfe, von Samland und Pomesanien, bleiben, die Stände Vormünder bei der Minderjährigkeit des Fürsten seyn und alsdann die 4 Regimentsräthe, der Hofmeister, der oberste Burggraf zu Königsberg, der Kanzler und der Obermarschall, als Regenten mit einigen Hof- und Gerichtsräthen die Vormundschaft verwalten sollten. Mißtrauisch gegen seine inländischen Räthe, umgab sich Albrecht fortan fast nur mit Ausländern, die dann ihren Einfluß auf den unselbstständigen Fürsten fast immer zu seinem und des Landes Nachtheil benutzten und so die Unzufriedenheit im Volke stets steigerten. Am verderblichsten wirkte Paul Skalich, der sich seit 1561 des Herzogs unbedingtes Vertrauen zu erschleichen und dies Jahre lang auf die unverschämteste Weise zu seinem und seiner Helfershelfer Nutzen auszubeuten wußte. Durch seinen Einfluß auf den schwachen Herzog schwand jener der Stände fast gänzlich, und Albrecht war nur noch die Puppe in der Hand seiner Günstlinge, die unter seinem Namen unbeschränkt verfügten und sich bereicherten. Adel und Stände wendeten sich daher 1566 vereint an den König Sigmund August von Polen um Hülfe, der auch alsbald eine polnische Kommission nach P. sendete, welche die Beschwerden gegen Albrecht untersuchte und begründet fand. Die Regierungsgewalt des Herzogs ward nun so beschränkt, daß er nichts ohne Zuziehung der wieder eingesetzten Regimentsräthe unternehmen und der Kanzler, wenn er es für gut hielt, das fürstliche Siegel versagen durfte. Kurfürst Joachim von Brandenburg, der sich schon früher beim König von Polen um die Mitbelehnung über P. beworben hatte, ließ es sich jetzt bedeutende Summen in P. und Polen kosten, um Stimmen für sich zu gewinnen. Im Jahre 1562 gab der König von Polen seine Einwilligung zur Mitbelehnung für den Kurfürsten und dessen Nachfolger. Besorgt wegen der Schwäche des Herzogs, erlangte der Kurfürst bereits 1565 die Erbhuldigung in P., allein die Polen waren damit so unzufrieden, daß sie dieselbe 1566 wieder aufhoben. Herzog Albrecht † am 20. März 1568. Trotz seiner Schwäche hatte er für P. doch manches Gute gethan, namentlich hatte er für Schulen gesorgt und die Bibel ins Polnische und Litthauische übersetzen lassen, sowie 1544 die Universität zu Königsberg gegründet und ein Landrecht nebst einer guten Polizeiordnung eingeführt. Obgleich sein Sohn,

Albrecht Friedrich, noch minderjährig war, so wurde er doch alsbald mit P. belehnt und mit ihm der Kurfürst von Brandenburg für sich, seinen Sohn Johann Georg und dessen männliche Leibeslehnserben als Agnaten. Bei der geistigen Schwäche des jungen Herzogs war P.s Lage trauriger denn je. Vom Orden war zwar nichts mehr zu besorgen, desto mehr aber trübten innere Streitigkeiten die Ruhe des Landes. Während der fünfzehnjährige Albrecht Friedrich äußerlich als Fürst galt, wurde er insgeheim von den Regimentsräthen durch Drohungen und selbst wohl durch körperliche Mißhandlungen zu Allem gezwungen, was sie wollten. Bald machte sich eine Regentschaft nöthig, auf welche die Regimentsräthe, die Herzogin, polnische Kommissarien und Markgraf Georg Friedrich, Herzog von Jägerndorf, Anspruch machten. Letzterer erlangte sie 1577 und regierte nun das Land unter mannichfachen Zerwürfnissen mit den Ständen bis zu seinem Tode (1603). Er hinterließ keine Kinder, während der Herzog Albrecht Friedrich nur Töchter besaß. Mit der ältesten, Anna, war Johann Sigmund, der älteste Sohn des damaligen Kurprinzen Joachim Friedrich von Brandenburg, 1594 vermählt worden. Joachim Friedrich aber, der 1598 zur Regierung in Brandenburg gelangt war, war eifrig bemüht, auch die Herrschaft über P. zu gewinnen. Auf die ihm von Polen gestellten Bedingungen glaubte er jedoch nicht eingehen zu können, und es war daher von Polen bestimmt worden, daß nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich die Regimentsräthe in P. die Regierung führen sollten, was diese viel zu sehr wünschten, um nicht dem Kurhause nach Kräften entgegen zu seyn. Um aber seine Hoffnungen auf den Besitz P.s noch mehr zu sichern, heirathete der Kurfürst selbst 1603 die dritte Tochter des schwachsinnigen Herzogs von P., Eleonore, obgleich sie um 7 Jahre jünger als ihre Schwester, die Gemahlin seines Sohnes, des nunmehrigen Kurprinzen von Brandenburg, war. Jetzt erst gelang es ihm nach vielfachen Unterhandlungen und nach Aufwendung sehr bedeutender Geldsummen, die Polen sich geneigt zu machen, und so ward er endlich am 11. März 1605 vom König von Polen, jedoch unter sehr drückenden Bedingungen, zum Kurator, Administrator und Gubernator im Herzogthum P. ernannt. Er erlebte indessen die völlige Vereinigung P.s mit Brandenburg nicht, die erst nach seinem Tode (1608) unter seinem Sohn und Nachfolger, Johann Sigmund (1608–19), Statt fand. Es kostete diesen übrigens große Anstrengungen, ehe er, dem widerstrebenden preußischen Adel und den eifersüchtigen Polen gegenüber, 1609 die Vormundschaft über seinen blödsinnigen Schwiegervater erhielt, noch größere aber und das Eingehen auf zum Theil sehr drückende Bedingungen, bevor er (1611) von Polen für sich, seine 3 Brüder und deren männliche Erben mit P. förmlich belehnt ward. Die Huldigung erfolgte erst, und nur mit großem Widerstreben, 1612. Was seine Stellung in dem der lutherischen Lehre völlig ergebenen P. vorzüglich schwierig machte und stete Streitigkeiten hervorrief, waren einerseits seine Zugeständnisse an Polen, den Katholiken in P. freie Religionsübung zu gestatten, andererseits sein Uebertritt zur reformirten Kirche, welch letzterer Schritt nebst der daraus folgenden Begünstigung des reformirten Bekenntnisses in P. von Seiten des Kurfürsten zu den gehässigsten Parteikämpfen in P. und zu steten Angriffen auf den Regenten führte. In diesem Punkte hatte er natürlich auch an dem katholischen König von Polen einen entschiedenen Gegner, der im Einverständnisse mit den preußischen Ständen die Macht des Kurfürsten allmählig so beschnitt, daß diesem zuletzt nichts als der Schatten einer fürstlichen Gewalt in P. übrig blieb. Erst nachdem der Herzog Albrecht Friedrich am 28. Aug. 1618 gestorben, fiel P. als rechtmäßiges Erbe an Brandenburg, mit dessen Geschichte die von P. seitdem verschmilzt.

Der Kurfürst Johann Sigmund überlebte seinen Schwiegervater, den Herzog Albrecht Friedrich von P., nur ganz kurze Zeit, indem auch er schon am 23. December 1619 †, nachdem er wenige Tage vorher die Regierung seinem Sohne, Georg Wilhelm (1619–40), übergeben hatte. Dieser war durchaus nicht fähig, Brandenburgs Ansehen unter den damaligen schwierigen Verhältnissen zu behaupten. Ohne eigene Einsicht und Kraft überließ er sich den Eingebungen des Augenblicks oder seiner Räthe und schwankte so stets von einer Seite zur andern. Am nachtheiligsten für das Land war die scharfe Spaltung zwischen dem eifrig lutherischen Volke und der reformirten Regierung. In P. vereinigten sich die lutherischen Stände mit den katholischen Polen gegen den reformirten Kurfürsten und suchten ihn seiner Religion wegen von der Nachfolge gänzlich auszuschließen. Zwar brachte der Kurfürst (1620) die Landstände in P. durch Bestätigung ihrer Privilegien dahin, daß sie es dem Könige von Polen überließen, was er über die Privatübung des reformirten Gottesdienstes auf dem Schlosse nachgeben würde, und daß sie dem Kurfürsten deshalb an dem Lehnsempfang nicht hinderlich seyn zu wollen erklärten; allein nun erhob sich die Geistlichkeit desto lauter und verlangte von ihm die Beschwörung der von ihr deshalb besonders entworfenen Glaubensartikel, deren erster die gänzliche Verwerfung der calvinischen Lehre als einer „unverschämten" und „gotteslästerlichen" aussprach. Bloß die geschickte Vertretung des Kurfürsten durch seinen Residenten in Warschau schlug dieses Ansinnen der Geistlichen zurück, so wie nur Bestechungen und die Furcht, das Land werde endlich ganz als polnische Provinz behandelt werden, die Stände gegen den Kurfürsten nachgiebiger machten, die nun vereint mit demselben den unmäßigen Forderungen der polnischen Kommission entgegentraten, welche 1621 zur Ordnung der preußischen Angelegenheiten nach Königsberg kam. Die desfallsigen Verhandlungen zogen sich 7 Monate hin und boten ein scheußliches Bild von Eigennutz, Herrschsucht und religiösem Fanatismus. Erst als der Kurfürst sich im eigentlichsten Sinne durch Bestechung eine hinlänglich starke Partei gewonnen, die Gegenpartei durch dasselbe Mittel zum Schweigen gebracht und nicht minder die Kommissarien, die polnischen Staatsbeamten und den König selbst durch bedeutende Summen er-

kauft hatte, gelangte er zum Ziele und erhielt (23. September 1621) die Belehnung, doch nicht, ohne daß ein preußischer Landtagsschluß dem König von Polen 200,000 Gulden, in zwei Jahren zahlbar, bewilligte und Georg Wilhelm sich allen von seinen Vorgängern eingegangenen Verpflichtungen unterwarf. Die Lage Georg Wilhelms hinsichtlich der jülichschen Erbschaftsangelegenheit war nicht minder schwierig. Während er einen Theil dieser Länder nur durch ein Bündniß mit den Holländern gegen den mit den Spaniern verbündeten Pfalzgrafen von Neuburg behaupten konnte, ward das Land von Freunden und Feinden verheert, die auch die Einkünfte erhoben, während Brandenburg seinen Antheil an den bedeutenden Kosten zur Vertheidigung desselben zu tragen hatte. Zwar schlossen Brandenburg und Neuburg auf Drängen der Stände abermals einen vorläufigen Theilungsvertrag zu Düsseldorf (1624), allein derselbe blieb wie der erste von Xanten ohne Wirkung, da weder die Spanier, noch die Holländer aus den festen Plätzen des Landes wichen. So währte der Krieg im Jülichschen fort. Dazu kam der Verlust Jägerndorfs, welches der Kaiser 1622 dem Fürsten Karl von Liechtenstein gab, und der damalige traurige Zustand der Marken, die eben so schutzlos gegen die herannahenden Stürme des dreißigjährigen Kriegs, als mittellos, hinlänglich zu rüsten, da standen. Nach langen Berathungen, zu welcher Partei er sich schlagen solle, wobei sein Minister Schwarzenberg für die katholische, die übrigen Räthe im Sinne des Volks für die protestantische Partei stimmten, beschloß endlich der Kurfürst, neutral zu bleiben. Wie immer, wurden halbe Maßregeln ergriffen und Söldner geworben, die zur Vertheidigung des Landes bei weitem nicht hinlänglich waren, jedoch monatlich 27,000 Thaler kosteten; außerdem rief man alle brandenburgischen Unterthanen von den kriegführenden Heeren ab, wodurch besonders die Dänen aufgebracht wurden, bei denen allein Brandenburger Dienste genommen hatten. Aber auch den Kaiser brachte Georg Wilhelm gegen sich auf, indem er Bethlen Gabor seine Schwester, die Prinzessin Katharina, zur Gemahlin gab. Während des dreißigjährigen Kriegs schwankte Georg Wilhelm, treu seinem Charakter, von der einen zur andern Seite, indem er erst die Kaiserlichen gegen die Dänen unterstützte und feindselig gegen die Schweden sich benahm, dann (1631) mit Gustav Adolf von Schweden ein Bündniß zur Vertheidigung der protestantischen Sache schloß, dagegen 1637 sich mit Kaiser Ferdinand III. auf das Engste gegen die Schweden verband, welche Pommern besetzt hatten, das jetzt nach dem Aussterben seiner Dynastie nach der mit Brandenburg abgeschlossenen Erbverbrüderung an letzteres hätte fallen müssen. Der hieraus entstandene Krieg, der ohnehin völlig nutzlos blieb, erschöpfte das Land vollends, das nun, besonders die Marken, von Freund und Feind auf das Schrecklichste verheert ward. In den jülichschen Ländern war es hingegen so weit gekommen, daß die Spanier und Holländer die von ihnen besetzten Ortschaften geräumt hatten und Brandenburg, dem düsseldorfer Vertrage gemäß, in den alleinigen Besitz von Kleve und Mark und in den von Ravensburg gemeinschaftlich mit Pfalzneuburg kam. Durch besondere Verträge hatte sich hierauf (1632—36) der Herzog auf mehre Jahre verpflichtet, den Holländern zur Unterhaltung der Besatzungen in Wesel, Emmerich und Rhees jährlich 120,000, dann 180,000 und außerdem noch die Summe von 127,000 Gulden zu bezahlen, so daß von den Gesammteinkünften dieser Länder wohl wenig oder nichts für ihn übrig blieb. In dieser trostlosen Lage des Landes † der Kurfürst Georg Wilhelm (1640), als seinen Nachfolger seinen einzigen Sohn, Friedrich Wilhelm (1640—1688), hinterlassend, der die Schwächen seines Vaters wieder gut zu machen berufen war und mit vollem Recht den Beinamen des großen Kurfürsten erwarb. Bis zu seinem Regierungsantritt erschienen Friedrich Wilhelms nunmehrige Besitzungen nur als einzelne zerstückelte Provinzen ohne jeden andern äußern und innern Zusammenhang, als denjenigen, daß sie einem gemeinschaftlichen Herrscher, dem Kurfürsten von Brandenburg als solchem, oder auch als Reichsfürsten und als polnischem Lehnsherzoge gehorchten. Die, wenngleich durch die Zeit auch schon erschütterten, Rechte und Freiheiten der Stände, die verschiedenen Formen der Gesetzgebung und Verwaltung jedes dieser Länder hatten größtentheils noch einen mittelalterlichen Anstrich und verhinderten zum Nachtheil für das Ganze die Einheit der Regierung. Da ward durch das Genie Eines Mannes aus der Vereinzelung Einheit, aus der Verschiedenheit Gleichheit, aus der Verwirrung Ordnung und aus den abgesonderten Provinzen ein Staat, der — neu im europäischen Staatensystem — mit klug gehandhabten Waffen sich seinen Platz erobern und stets schlagfertig behaupten mußte, der Deutschland politisch in zwei große Hälften spaltete, das alte System des Reichs erschütterte und das der europäischen Staaten veränderte. Zu Allem, was in dem Zeitraum von etwa 160 Jahren den preußischen Staat wesentlich groß gemacht, als: Heer, Finanzen, Anbau des Landes, Gewerbe, Fabriken, Handel, Künste und wissenschaftliche Bildung, hat der große Kurfürst zunächst den Grund gelegt [s. Friedrich 3) b)]. Er † den 29. April 1688. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich I. (III.) (1688—1713), schritt, wie sehr er auch seinem Vorgänger an Geist und Kraft nachstand, auf der betretenen Bahn mit Glück fort. Er nahm nicht nur an allen wichtigeren Kriegen seiner Zeit Antheil, sondern erwarb auch durch Erbschaft das Fürstenthum Meurs und die Grafschaft Lingen, sowie das Fürstenthum Neuenburg mit Valengin, durch Kauf die Grafschaft Tecklenburg, die Schutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg und die freie Reichsstadt Nordhausen und durch Vertrag die Aussicht auf den Anfall der Grafschaft Limburg. Dadurch, daß er unter zum Theil sehr lästigen Bedingungen 1701 den Königstitel für sich erwarb, erntete das Land damals wenigstens keine Vortheile [s. Friedrich 3) c)].

Friedrichs I. Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., war dem neuen Königreiche ein kräftiger Schirmer und Ordner, und ihm verdankt

es die feste Grundlage, die die Bedingung seiner nachmaligen politischen Größe war. Durch den utrechter Frieden ward ein Theil des Herzogthums Geldern und die Anerkennung der preußischen Königswürde von Seiten Frankreichs und Spaniens gewonnen und durch den nordischen Krieg Stettin nebst den Inseln Usedom, Wollin und Vorpommern erworben, während ein treffliches Kriegsheer dem Staate eine achtunggebietende Stellung verschaffte und das Land durch die Einwanderung von 18,000 Protestanten aus Salzburg und von 15,000 Dissidenten aus Polen Zuwachs an gewerbfleißigen Einwohnern erhielt [s. Friedrich 3) d)]. Als Friedrich Wilhelms I. Sohn, Friedrich II., der Große, 1740 den Thron bestieg, fand er ein schlagfertiges Heer von 70,000 Mann und einen Schatz von 8,700,000 Thalern und damit die hinreichenden Mittel, die Politik der Hohenzollern auf ihren Kulminationspunkt zu führen. Er erneuerte sogleich nach dem Tode Kaisers Karl VI. die Ansprüche Brandenburgs auf die vier schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, rückte noch während der Unterhandlungen darüber am 23. December in Schlesien ein und eröffnete den ersten schlesischen Krieg, durch den er sich in den Besitz Schlesiens setzte, während auch das Fürstenthum Ostfriesland bei dem Erlöschen des Regentenstammes (1744) an P. fiel. Der zweite schlesische Krieg (1744—45) sicherte vorläufig die neue Erwerbung, sowie P.s Bedeutsamkeit in den allgemeinen politischen Verhältnissen Europa's. Letzterer Umstand entzündete den siebenjährigen Krieg, in dem Friedrich fast gegen das ganze bewaffnete Europa die Weltstellung seines Staates siegreich behauptete [s. Friedrich 3) d)]. Unter seinem Scepter erwachte ein frisches geistiges Leben und ein nationaler Geist, den man anderwärts in Deutschland vergeblich suchte. Als Friedrich II. 1786 †, war der preußische Staat um 1325 □Meilen mit 3,760,000 Einw. gewachsen und von einer Macht vierten zu einer Macht zweiten Ranges gestiegen. Sein Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., war jedoch nicht im Stande, den Staat auf dieser Höhe zu erhalten. Ohne den hohen Geist seines großen Oheims, unterdrückte er das freie Wort, lähmte die kirchliche und religiöse Freiheit durch sein Religionsedikt, wenn er auch in der Verwaltung manche Besserung eintreten ließ, und verschwendete den ererbten Schatz. In auswärtigen Angelegenheiten übernahm der König nur zu gern die Rolle eines Friedensstifters und Vermittlers. So nöthigte er den Landgrafen von Hessen-Kassel, das von diesem besetzte lippe-bückeburgische Land zu räumen und dem rechtmäßigen Erben zurückzugeben, so griff er in den holländischen Unruhen entscheidend ein und galt selbst in den türkisch-österreichisch-russischen Verhältnissen noch gewissermaßen als geachteter und gefürchteter Schiedsrichter. Auch der französischen Revolution glaubte er ein gebieterisches Halt zurufen zu können u. schloß zu diesem Zweck am 7. Februar 1792 mit Leopold II. von Oesterreich ein Bündniß zu Pillnitz, in Folge dessen er mit 50,000 Mann in Frankreich einrückte. Dieser, sowie der folgende Feldzug gegen Frankreich war jedoch nicht vom Glück begünstigt und hatte die nachtheiligsten Folgen für den preußischen Staat. Der König mußte in dem baseler Frieden (5. April 1795) und nachher in dem Vertrage vom 5. August 1796 seine jenseits des Rheins gelegenen Länder an Frankreich abtreten, wogegen er durch den Anfall der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth 1792 und durch die beiden Theilungen Polens 1793 und 1795 einen sehr bedeutenden Zuwachs an Land und Leuten erhalten hatte. Das erworbene polnische Gebiet wurde zu besonderen Provinzen (Südpreußen, Neuostpreußen und Neuschlesien) eingerichtet; wiewohl aber mannichfache Verbesserungen hinsichtlich der Rechtspflege, der Verwaltung u. der Kultur das Loos der Bevölkerung jener Länder erleichterten, so war u. blieb die Stimmung derselben gegen P. doch im höchsten Grade feindlich u. der Kräftigung des Staats also keineswegs förderlich [s. Friedrich 3) e)].

Zweiundzwanzig Millionen Thaler Schulden waren das Erbtheil, welches Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritte, den 16. Nov. 1797, nebst der schwierigen Aufgabe übernahm, den geschwundenen Einfluß u. die gesunkene Größe P.s wieder herzustellen. Er ging sogleich mit edlem Eifer an die innere Reorganisation seines Staates, entfernte die Günstlinge seines Vaters und suchte bürgerliche Ordnung und Sparsamkeit in den Staatshaushalt einzuführen. Bis 1801 beobachtete er, ungeachtet der wiederholten Aufforderungen von Seiten Oesterreichs u. Rußlands, sich ihnen anzuschließen, den Franzosen gegenüber fortwährend die strengste Neutralität. Das rücksichtslose Verfahren der Engländer zur See bewog ihn, 1801 an der bewaffneten Neutralität der nordischen Mächte Theil zu nehmen, welche die Beschützung der neutralen Handelsschiffe und Häfen bezweckte. Da die Engländer ein preußisches Schiff wegnahmen und nach Kurhafen führten, so begaben sich preußische Truppen dahin und okkupirten auch Hannover, Bremen und Oldenburg. Als jedoch die englische Regierung, von dem neuen russischen Kaiser Alexander I. unterstützt, mit Frankreich in Unterhandlung trat, wurde diese Okkupation Anfangs December wieder aufgegeben. Nachdem der Friede zu Luneville am 9. Februar 1801 zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen worden war, wollte der Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz II., das Bisthum Münster übernehmen. Der König von P. aber konnte es nicht gleichgültig mit ansehen, daß eine so wichtige Position ohne Weiteres in österreichische Hände käme. Er bestand darauf, daß die weltlichen Fürsten bei der erneuerten Anerkennung der geistlichen Fürstenthümer nicht leer ausgingen. Am 23. Mai 1802 wurde daher ein Entschädigungsvertrag mit Frankreich zu Stande gebracht. In Folge desselben fielen die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die kurmainzischen Herrschaften in Thüringen, namentlich Erfurt, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Essen, Elten, Verden, die Propstei Kappenberg u. A. an P. Gegen Kleve, Meurs und Geldern, welche Frankreich nahm, und gegen Sevenaar, Huyssen und Malburg, welche der batavischen Republik einverleibt

wurden, tauschte es den südöstlichen Theil des Bisthums Münster mit der Stadt Münster ein. Es wurde dadurch ein Zuwachs von 180 □Meilen mit 400,000 Einwohnern gewonnen und bessere Abrundung herbeigeführt. Als 1803 der Krieg zwischen England u. Frankreich wieder ausbrach, sollte nach dem Wunsche der britischen Regierung Hannover von preußischen Truppen besetzt werden. Da jedoch England die freie Schifffahrt verweigerte, welche P. forderte, so blieben die preußischen Truppen aus, und Hannover gerieth in die Gewalt der Franzosen. Selbst als die britische Regierung nach der Ermordung des Herzogs von Enghien im Frühjahr 1804 Rußland u. Oesterreich zu einer neuen Koalition vereinigte, hielt sich Friedrich Wilhelm III. von derselben fern und ließ in Südpreußen Truppen koncentriren, um den Durchmarsch der Russen durch Schlesien nach Mähren zu hindern. Nachdem jedoch die französischen Truppen unter Bernadotte, ohne die preußische Neutralität zu respektiren, am 3. und 5. Oktober durch das ansbachische Gebiet gezogen waren, forderte die Ehre ein entschiedenes Auftreten gegen Napoleon I. Während am 26. Oktober Hannover mit Bewilligung Frankreichs von einem preußischen Heere besetzt wurde, bereitete die Regierung den Krieg gegen die Franzosen vor. Die Russen durften durch preußisches Gebiet ziehen, und eine Reise des Kaisers Alexander nach Potsdam führte daselbst am 3. November 1805 den *Koncertvertrag* mit Rußland und Oesterreich herbei. Als aber nach der Schlacht bei Austerlitz Oesterreich den Frieden zu Preßburg abschloß u. die Russen in ihr Land zurückgingen, brachte der preußische Gesandte Lucchesini in Wien einen Vertrag mit Napoleon zu Stande, nach welchem Hannover an P. fiel, während dieses Ansbach, Kleve und Neuenburg dem französischen Kaiser zur Verfügung stellte. Wegen Hannover kam es zu Feindseligkeiten mit England und Gustav IV., König von Schweden, welche die Wegnahme der preußischen Schiffe und für P. einen Verlust von mehren Millionen zur Folge hatte. Am 11. Juni 1806 erfolgte eine förmliche Kriegserklärung von Seiten Englands. Dazu kam, daß Murat, der Herzog von Berg, die Abteien Essen, Elten und Verden an sich zu reißen suchte, daß Napoleon die Festung Wesel beanspruchte und am 12. Juni 1806 zwischen 16 süd- und mitteldeutschen Fürsten den *Rheinbund* stiftete, dessen Protektorat er übernahm, ohne P. darum zu fragen, während er die Hansestädte von dem Beitritt zum nordischen Bunde abhielt, in welchem P. Hessen, Sachsen u. mehre norddeutsche Länder zu vereinigen strebte, um ein Gegengewicht gegen jenen zu haben. Auch unterhandelte Napoleon im Geheimen mit England, welchem er die Rückgabe von Hannover zusagte, und mit dem Kurfürsten von Hessen, welchem als Preis für den Zurücktritt vom nordischen Bunde Fulda versprochen wurde. Der König von P. verbündete sich nun mit Rußland und stellte an Napoleon die Forderung, daß er seine Truppen aus Deutschland entferne, den nordischen Bund anerkenne und die Festung Wesel wieder herausgebe. Als dies nicht geschah, wurde am 9. Okt. der Krieg gegen Frankreich erklärt. Der unglückliche Ausgang desselben, die Niederlagen bei Jena und Auerstädt, die schmählichen Kapitulationen der stärksten Festungen zeigten, auf wie schwachem Grunde das äußerlich glänzende Gebäude des preußischen Staates ruhte. Nachdem Sachsen auf die Seite Napoleons getreten, das preußische Polen abgefallen war, brachte der *Friede zu Tilsit*, welcher am 9. Juli 1807 abgeschlossen wurde, dem König von P. die Demüthigung, daß er die Hälfte seiner Besitzungen, nämlich alles Land westlich von der Elbe, aufgeben mußte. Dazu wurden dem Lande 25 Millionen Thaler Kriegssteuern auferlegt; es mußte sich der Kontinentalsperre anschließen, und in die wichtigsten Festungen kam französische Besatzung. Aber das unerhörte Unglück führte zu der heilsamen Erkenntniß, daß eine gründliche Verbesserung der inneren Verhältnisse des Staates vorgenommen werden müsse, um eine Rettung und Wiedererhebung aus so tiefem Verfalle möglich zu machen. Man sah endlich ein, daß Alles auf die Entwikkelung eines tüchtigen, freien Staatsbürgerthums ankomme. Man appellirte endlich an das Gefühl der Selbstachtung und der Selbstständigkeit der Staatsangehörigen. Männer, wie Stein, Schön, Humboldt, Boyen, Scharnhorst, Stägemann, Niebuhr, Gneisenau, Fichte u. A., strengten alle ihre Kräfte an, um den Staat mit neuem Leben zu beseelen, mit neuem Geiste zn verjüngen. Nach Scharnhorsts Anleitung wurde die Wehrkraft des Landes besser organisirt, die Offizierstellen hörten auf, bloß Sinekuren für adelige Unwissenheit und Anmaßung zu seyn, die entehrenden Strafen für das Militär wurden möglichst vermindert. Alle Diensttauglichen wurden nach und nach in den Waffen geübt. Staatsbürgerliche Gleichberechtigung trat an die Stelle der Kastenunterschiede. Am 8. Oktober 1807 wurde die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, am 24. fielen die Bannrechte, der Zunftzwang ꝛc. Freie Bewegung in Gewerben und Ackerbau entwickelten rasch die früher gebundenen Volkskräfte. Die Städteordnung vom 19. November 1808 gab den Bürgern Anlaß, zur Selbstverwaltung und Selbstregierung sich heranzubilden. Auch die Sequestrirung der Klöster u. die Veräußerung von Domänen waren sehr nützliche Maßregeln. In der Universität zu Berlin, welche trotz der finanziellen Bedrängniß 1810 eröffnet wurde, erhielt P. u. mit ihm ganz Deutschland eine Musteranstalt für höhere Geistesbildung. Zugleich ging man an eine durchgreifende Verbesserung des Volksunterrichts, wobei die damit beauftragten Staatsräthe Nicolovius und Suvern die Gedanken Pestalozzi's zur Richtschnur nahmen. Auch vergaßen die patriotischen Leiter des Staats nicht, die trennenden Schranken zu beseitigen, welche Bevorrechtung zwischen den verschiedenen Glaubensgenossenschaften aufgerichtet hatte. Ein Edikt vom 10. December gewährte allen gleiche Rechte. Der höhnende Uebermuth der 150,000 Franzosen, welche die Okkupation von P. unter allerlei Vorwänden über die vertragsmäßige Zeit bis 1808 fortsetzten, der Vertrag von Bayonne, welcher am 10. Mai dieses Jahres zwischen Frankreich und dem Großherzogthum Warschau abgeschlossen wurde und unter Anderem festsetzte, daß das Geld, welches Warschau aus preußischen Kassen empfangen, nicht zurückgezahlt zu werden

brauche, und dem zu Folge der preußischen Bank und Seehandlungsgesellschaft einen Verlust von mehr als 20 Millionen Thalern zufügte, alle diese Bedrückungen stählten nur den Geist des Volkes, welches zu einer Erhebung gegen den Feind immer geneigter und fähiger wurde. Der geheime Tugendbund (s. d.) mußte unter solchen Umständen viele Anhänger finden. Sein eigentlicher Zweck war ja die Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft. Am 23. Dec. 1809 begab sich Friedrich Wilhelm III. aus Ostpreußen wieder nach Berlin. Nachdem der Minister von Stein, dessen unermüdliche, regenerirende Thätigkeit den Argwohn Napoleons erregt hatte, sein Amt niedergelegt, übernahm der umsichtige Staatskanzler von Hardenberg die Leitung der Staatsangelegenheiten. Er schritt klug, ohne Aufsehen zu machen, auf der Bahn der Verbesserungen vorwärts. Zu dem Kriege Napoleons gegen Rußland mußte P. 20,000 Mann stellen. Am meisten aber litt es durch die Heeresdurchzüge, welche die unmäßigsten Ansprüche an das Land machten, welches sich kaum von seinen früheren Verlusten erholt hatte. Der ungeheure Schlag, welchen die französische Macht in Rußland erhielt, gab endlich das Signal zur Erhebung. Der General York, welcher das preußische Armeecorps kommandirte, ging am 30. Dec. 1812 in der Mühle zu Poscherau einen Waffenstillstand mit den Russen ein. Seine Truppen verließen hierauf den Rest des französischen Heeres und bezogen Kantonnirungen in Ostpreußen. Friedrich Wilhelm III. mißbilligte zwar das Verfahren des Generals York, nahm ihm den Oberbefehl und befahl sogar, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, aber die Entschiedenheit der patriotischen Partei siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Königs. Napoleon zeigte sich auch jetzt nicht geneigt, den gerechtesten Forderungen P.s Genüge zu thun. Da begab sich Friedrich Wilhelm III. nach Breslau und erklärte am 16. März 1813 dem französischen Kaiser den Krieg. Der Aufruf des Königs „an sein Volk und Heer", welcher am 17. März erlassen wurde, begeisterte Jünglinge und Männer zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft. Schon am 28. Februar war zu Kalisch ein Vertrag mit Rußland geschlossen worden. Der Zweck desselben war die Wiederherstellung des preußischen Staats in seinem alten Umfange vor dem Unglücksjahre 1806. Auch die losgerissenen Theile von P. erhielten die Aufforderung, für die Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken. Die Kontinentalsperre wurde für P. sofort aufgehoben. Die siegreichen Kämpfe gegen Napoleon, welche hauptsächlich durch preußische Thatkraft und Tapferkeit entschieden wurden, ließen P. wieder die Stelle einnehmen, welche ihm gebührte. Doch der erste pariser Friede vom 30. Mai 1814 entsprach nicht ganz den Ansprüchen, welche P. zu machen berechtigt war. Die außerordentliche Schonung, welche der Kaiser Alexander Frankreich angedeihen ließ, bewirkte, daß P. nicht einmal die 94 Millionen Franken zurückgezahlt bekam, die ihm als Vorschuß über den Belauf seiner eigenen nach Paris gesendeten Kriegskontributionen gebührten. Die Frage über den Territorialumfang, welchen P. nun bekommen sollte, stieß bei der Verhandlung auf dem Kongreß zu Wien, der im Sommer des Jahres 1814 seinen Anfang nahm, auf bedeutende Schwierigkeiten. Rußland machte Ansprüche auf P.s ehemalige polnische Besitzungen; Bayern weigerte sich, Ansbach und Baireuth zu cediren; Hildesheim, Goslar und Ostfriesland sollten an Hannover fallen. P. verlangte nun und wurde von Rußland unterstützt, daß ihm ganz Sachsen gegeben werde. Dem widersetzten sich Oesterreich, Frankreich und England und vereinigten sich deshalb am 6. Januar 1815 gegen P. und Rußland. Endlich kam man jedoch dahin überein, daß die größere Hälfte des Königreichs Sachsen, ferner ein 800,000 Einwohner zählendes Gebiet vom Großherzogthum Warschau, unter dem Namen Großherzogthum Posen, nebst der Stadt Danzig, und beträchtliche Distrikte am Rhein und in Westphalen, sowie der größere Theil der ehemaligen kurkölnischen u. kurtrierschen Besitzungen, das Großherzogthum Berg, das Herzogthum Jülich, die Grafschaften Dortmund und Wetzlar, das Fürstenthum Korvey u. A. P. einverleibt werden sollten. Mit Dänemark kam am 4. Juni 1815 ein Vertrag zu Stande, wonach Schwedisch-Pommern mit der Insel Rügen für 2,600,000 Thaler u. das Herzogthum Lauenburg an P. abgelassen wurden. Die gewonnenen Schlachten von Ligny u. Waterloo, welche den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815 herbeiführten, hätten P. wohl Ansprüche auf größere Berücksichtigung machen lassen können, als ihm zu Theil geworden ist. Von Frankreich wurde nur Saarbrück und ein Stück des Saardepartements abgetrennt und an P. gegeben, und dieses mußte für die neue Erwerbung an einige kleine deutsche Staaten Aequivalente abtreten. Die preußische Diplomatie, welche verlangte, daß Frankreich von dem Rhein ausgeschlossen werde, erfuhr hierbei den einmüthigen Widerstand der andern Großmächte, obgleich P. sich so uneigennützig zeigte, das von Frankreich loszutrennende Gebiet nicht einmal für sich zu beanspruchen. Die Territorialgestaltung, welche P. in dieser Zeit erlangt hatte, war jedoch schon von der größten Bedeutung. Durch seine militärische und politische Festsetzung am Rhein, an der Saar und in Thüringen hat es die andern nord- und mitteldeutschen Staaten fast umzingelt. Es kam nunmehr darauf an, daß die preußische Regierung die Macht, welche sie erlangt hatte, zum Besten der auf eine allgemeine Volksvertretung gegründeten deutschen Einheit geltend machte. Bei der Abfassung der Bundesakte vertrat W. von Humboldt die preußische Regierung; er bemühte sich ernstlich, freisinnigen Bestimmungen Eingang zu verschaffen, aber die österreichische Regierung legte gewöhnlich ihr Veto ein. Leider dauerte es gar nicht lange, so bildete sich in P. selbst eine starke Reaktionspartei, welche die Erfüllung der 1814 und 1815 gegebenen königlichen Verheißungen einer Konstitution zu hintertreiben suchte. An ihrer Spitze stand der Fürst von Wittgenstein. Der Staatskanzler von Hardenberg hatte nicht die nöthige Charakterfestigkeit, um die von der einflußreichsten fremden Diplomatie unterstützte antikonstitutionelle Partei mit Entschiedenheit zu bekämpfen. Statt der Ausbildung und Erweiterung der Freiheit der Gemeinden ließ man sich eine

immer mehr koncentrirte Einheit der Administration angelegen seyn. Die finanziellen Zustände des Landes waren nicht geeignet, in den Steuerpflichtigen das Gefühl der Befriedigung hervorzurufen. Im Jahre 1817 belief sich die Staatsschuld auf 180 Millionen; 1818 wurde eine Anleihe von 5 Millionen aufgenommen, und 1820 wurden nach Hinzunahme der Provinzialschulden 277,248,762 Thaler als Betrag der gesammten Staatsschuld festgestellt. Darüber hinaus sollte nach einem Edikt des Königs keine neue Schuld ohne Befragung der versprochenen allgemeinen Reichsstände gemacht werden. Da die Ausgaben immer um einige Millionen größer waren, als die Einnahmen, so sah man sich endlich genöthigt, das Ausgabebudget auf 50 Millionen festzustellen. Im Jahre 1821 wurde eine gleiche Bilanz hervorgebracht; später stiegen jedoch die Ausgaben wieder um 7,660,000 Thaler. Die neue Steuerverfassung erregte ebenfalls mehrfache Unzufriedenheit, obschon die Einführung gleichförmiger Bestimmungen über Grundsteuer, Salzsteuer, Konsumtionssteuer, Gewerbesteuer, Stempelsteuer, wie der seit dem 28. Mai 1818 erhobene Grenzzoll, die Quelle des spätern Zollvereins, unleugbar auch ihre guten Folgen hatten. Die neuen zu P. geschlagenen Provinzen klagten über die Bevorzugung altpreußischer Beamten und über die Beeinträchtigung, die ihren herkömmlichen Gewohnheiten durch die neuen Verwaltungsformen widerfuhr. Der Hauptgrund zur Unzufriedenheit war aber die Verkümmerung der freisinnigen Institutionen, die Nichterfüllung angeregter Hoffnungen und gegebener Verheißungen. Alle die Elemente, welche zur Befreiung des Königs u. Volks von der Fremdherrschaft mitgewirkt hatten, wurden nun verdächtigt; im Tugendbund, in der Turnerei, der freisinnigen Presse, in ihnen allen sahen die Regierungen, denen es vor dem Volksgeiste graute, den sie unlängst zu ihrer eignen Rettung heraufbeschworen, bald nur Werkzeuge der Demagogie für den Umsturz alles Bestehenden. Die reaktionäre Partei hatte es verstanden, dem Könige nach und nach selbst gegen Männer wie W. von Humboldt, von Beyme, von Boyen Mißtrauen einzuflößen. Die Zeit nahte schnell, wo sie ganz beseitigt werden sollten. Der Staatskanzler von Hardenberg wurde von der österreichischen und russischen Diplomatie ins Schlepptau genommen; er gab seine Zustimmung zu den karlsbader Beschlüssen, welche am 20. September 1819 vom Bundestage verkündet wurden. Die Einsetzung der Centraluntersuchungskommission in Mainz zur Untersuchung und Aburtheilung politischer Verbrechen setzte dem ganzen Werke die Krone auf. In tiefster Entrüstung über diese Beschlüsse sprach sich W. von Humboldt inmitten des Ministeriums unverhohlen gegen dieselben aus; er erklärte sie für schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend und beantragte, daß der Minister des Auswärtigen, der Graf Bernstorff, welcher P. auf dem Kongreß zu Karlsbad vertreten hatte, in Anklagestand versetzt werde, weil er seine Zustimmung zu dem gesetzwidrigen Beschluß gegeben, daß preußische Staatsbürger vor ein fremdes Gericht gestellt werden sollten. Ein ungnädiger Bescheid von Seiten des Königs war die Antwort. Humboldt, Beyme und Boyen ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern trugen nochmals bei dem König auf Nichtanerkennung der karlsbader Beschlüsse an. Sie sollten nicht lange mehr Minister seyn. Boyen, der Kriegsminister, legte zuerst sein Amt nieder, da er mit der Kabinetsordre vom 22. Dec. 1819 nicht einverstanden war, weil sie die Landwehr in zu enge Verbindung mit dem stehenden Heere brachte. Ihm folgte einer der ausgezeichnetsten Militärs, der Generalmajor von Grolmann, Direktor der ersten Abtheilung im Kriegsministerium. Am 31. Dec. 1819 erhielten auch Humboldt und Beyme ihren Abschied. Die antikonstitutionelle Partei triumphirte, und die Verfolger der sogenannten demagogischen Umtriebe hatten jetzt freies Feld. Außer der Centraluntersuchungskommission in Mainz wurde für P. noch eine besondere Untersuchungskommission in Köpenick errichtet. Doch wurde der Versuch gemacht, durch geringe Zugeständnisse in der Verfassungsfrage die öffentliche Meinung abzufinden. Seit 1821 berieth eine Kommission über die Entwerfung einer Verfassung. Im folgenden Jahre wurden Deputirte aus den Provinzen einberufen, um ihre Meinung über die Vereinigung der ständischen Elemente abzugeben. Am 5. Juni 1823 erschien endlich das Edikt über die Einführung der Provinzialstände, ein Institut, welches aber den Anforderungen der freisinnigen Partei nicht genügte. Als Hardenberg 1822 starb, wurde das Amt des Staatskanzlers, durch dessen Hände früher Alles ging, aufgehoben, seine Geschäfte wurden dem Minister von Voß und dem Grafen Lottum zugetheilt. An die Stelle des Finanzministers von Klewitz trat 1825 von Motz, der die Finanzen in gute Ordnung brachte. Der Staatsrath, zu dessen Präsidenten der Herzog Karl von Mecklenburg ernannt wurde, erhielt weitere Befugnisse und wurde in 5 Sektionen geschieden. Zur Beförderung des Handels wurden mehre Verträge geschlossen, so 1818 mit Dänemark, 1824 mit England, 1825 mit Rußland, 1827 mit Mecklenburg, Schweden und Norwegen, 1828 mit den Hansestädten und Brasilien. Mit den südamerikanischen Freistaaten wurden 1829 Verbindungen durch Konsulate angeknüpft. Mit Hannover ging P. schon 1818 einen Vertrag über die Schiffbarmachung der Ems ein; auch wurde der auf dem wiener Kongreß in Anregung gebrachte Vertrag über die Elb- und Weserschifffahrt mit den betreffenden Staaten abgeschlossen. Ebenso setzte P. die Rheinschifffahrtsakte durch und that sehr Vieles zur Hebung der Gewerbe. Mit mehren deutschen Staaten wurden gemeinschaftliche Maßregeln gegen die Beeinträchtigung des literarischen Eigenthums durch den Nachdruck getroffen. Der Finanzminister von Motz bewog 1828 Hessen-Darmstadt und Anhalt zum Eintritt in den preußischen Zollverband, dem sich 1829 auch Würtemberg und Bayern durch Verträge fast ganz anschlossen. Auf diese Weise wurde der Einfluß P.s auf andere deutsche Staaten bedeutend gehoben. Das Reformationsjubiläum 1817 rief in Friedrich Wilhelm III. den Gedanken an eine Union der reformirten und lutherischen Kirche hervor. Mit Beharrlichkeit arbeitete der König als oberster Landesbischof an der Ausführung des Planes, statt

der getrennten protestantischen Konfessionen eine gemeinsame evangelische Kirche herzustellen. Eine neue Synodalverfassung und das Institut der Presbyterien sollte das große Werk anbahnen. Aber die Einführung einer neuen Agende und Liturgie stieß bei manchen Gemeinden und Geistlichen auf hartnäckigen Widerstand. Besonders widersetzten sich die Altlutheraner und Mystiker, und die Regierung ließ sich ihnen gegenüber viele nicht zu rechtfertigende Gewaltsamkeiten zu Schulden kommen. Ueber das Verhältniß der katholischen Kirche zum preußischen Staate wurden viele Verhandlungen mit Rom geführt, die endlich den Abschluß des Konkordats von 1821 zur Folge hatten. Nach Vorschrift desselben wurden in P. zwei Erzbisthümer und sechs Bisthümer errichtet. Die öffentlichen Bildungsanstalten waren für die Regierung ein Gegenstand besonderer Sorgfalt, und obwohl namentlich die höhern Schulen unter die strengste Aufsicht gestellt wurden, damit in ihnen kein zu freier Geist um sich greife, so zeichnete sich das preußische Schulwesen doch bald so sehr aus, daß es als das musterhafteste in ganz Europa betrachtet wurde. Die Universität zu Wittenberg wurde 1817 aufgehoben und dafür die Universität zu Halle erweitert. Im folgenden Jahre wurde die Universität zu Bonn gegründet. Die Universitäten zu Erfurt, Duisburg und Paderborn gingen ein, und in Münster wurden nur zwei Fakultäten gelassen. Die bereits vorhandenen Gymnasien wurden sehr verbessert und viele neue gegründet; auch wurden Prediger- und Schullehrerseminarien und Gewerbsschulen eingerichtet.

Die französische Revolution von 1830 und die politischen Bewegungen, die mit ihr zusammenhingen, machten zur Aufrechterhaltung des bisherigen Systems verschiedene Maßregeln nothwendig. Die Unruhen in Aachen, Breslau, Berlin und einigen andern Orten in P. selbst waren von keiner Bedeutung. Aber der auswärtigen Verhältnisse wegen wurde ein Theil des Heeres auf den Kriegsfuß gebracht; das vierte Armeecorps marschirte aus Sachsen nach dem Rhein, und 3 andere Corps wurden, um das Umsichgreifen des Polenaufstandes zu verhüten, an die polnische Grenze beordert. Der General Gneisenau befehligte dieselben, starb aber in Posen an der Cholera, worauf der General Grolmann das Kommando übernahm. Durch die bestimmte Erklärung, daß es ihr nur um die Wahrung des Friedens zu thun sey und daß sie gegen diejenige Macht, welche den Frieden breche und ihr Territorium zu vergrößern suche, einschreiten werde, trug die preußische Regierung viel dazu bei, daß ein europäischer Krieg vermieden wurde. Dabei scheute sich die Regierung aber nicht, die Unterdrückung Polens durch Rußland zu befördern, obgleich dadurch dem preußischen Handel nach Osten die tiefsten Wunden geschlagen wurden. Die geheimen Beschlüsse der Ministerkonferenz, welche 1834 in Wien abgehalten wurde, waren zum Theil ein Werk der preußischen Regierung. Von diesen ihrer Zeit viel besprochenen reaktionären Beschlüssen wurden bekanntlich nur die Bestimmungen über das Bundesschiedsgericht und die Universitäten veröffentlicht. Nach dem Vorgang Rußlands u. Oesterreichs wurden die preußischen Gesandten aus Spanien u. Portugal abberufen, als hier die freisinnige Partei die Oberhand bekam. Die Nachtheile, welche durch dieses Verfahren dem preußischen Handel nach diesen Ländern zugefügt wurden, kamen dem Legitimitätsprincip gegenüber nicht in Betracht. Neben dem Grafen Bernstorff leitete seit 1831 Ancillon die auswärtigen Angelegenheiten, welche dieser, als Bernstorff 1835 starb, allein dirigirte. Nach Ancillons Tode (1837) trat von Werther an seine Stelle. Das Ministerium des Innern wurde 1831 in zwei Ministerien geschieden, nämlich in das der Polizei, welches von Brenn übernahm, und das des Handels und der Gewerbe, welches dem seitherigen Minister des Innern, von Schuckmann, blieb. Als Schuckmann pensionirt wurde, trat Brenn in sein Amt, während die Polizei an von Rochow übertragen wurde. Im Jahre 1837 bekam Rochow auch das Ministerium des Handels und der Gewerbe, so daß das Ministerium des Innern wieder ein Ganzes wurde. Als Graf von Dankelmann starb, welcher nach Kircheisen das Justizministerium verwaltete, wurde dieses getrennt; die eine Abtheilung hatte die Leitung der Kommission zur Revision der preußischen Gesetzbücher und die Ueberwachung der Rechtspflege in den Rheinlanden, wo der Code Napoléon gilt, zu besorgen, u. ihr wurde von Kamptz vorgesetzt; die andere, unter Mühler, leitete die Justiz für die andern Provinzen. Im Jahre 1838 wurde das Justizministerium wieder ein Ganzes unter von Mühler; jedoch verblieb von Kamptz die Gesetzrevision. Das Finanzministerium wurde nach dem Tode von Motz' (1830) Maassen übertragen. Als dieser 1834 starb, bekam von Alvensleben die Leitung desselben. Mit dem Finanzministerium wurden das Berg- und Hüttenbauwesen und die Salinen vereinigt, ebenso 1837 das Straßenbauwesen, welches eine Zeit lang davon getrennt war. Der Graf Lottum leitete die Staatsbuchhalterei u. war Minister des Schatzes, Rother hatte das Staatsschuldenwesen, die Seehandlung und die berliner Bank unter sich, von Nagler das Postwesen. Das königliche Hausministerium dirigirte der Oberkammerherr Fürst von Sayn-Wittgenstein, der das Vertrauen des Königs besaß und auch eine Zeit lang Polizeiminister war. Das Ministerium des Kultus, des Unterrichts und der Medicinalangelegenheiten leitete von Altenstein († 1840). Das Kriegsministerium, welchem von 1820—30 der General von Hake, dann der Generallieutenant von Witzleben und nach dessen Tode der General von Rauch vorstand, wurde 1825 in zwei Abtheilungen geschieden. Die preußische Regierung fuhr fort, Handel und Schifffahrt durch Verträge zu befördern. Dergleichen wurden 1831 u. 1834 mit Mexiko, 1837 mit den Niederlanden, 1838 mit Rußland, 1839 mit Hamburg und Griechenland, 1840 mit Bremen abgeschlossen. Die Begünstigung des aristokratischen Elements zeigte sich 1836, als die Regierung dem ritterbürtigen Adel der Rheinprovinz das Recht der Autonomie in Vererbungsdispositionen zugestand. Auch bestätigte der König hierauf den Vertrag von 30 adeligen Familien, welche sich zu einer Stiftung

für ihre von der Erbfolge ausgeschlossenen Söhne und Töchter einigten, wodurch die Gründung neuer Majorate befördert wurde. Dies vervollständigte ein Gesetz über Fideikommisse, Familienstiftungen und Lehen, welches 1833 erschien. Im Jahre 1839 wurden militärische Aufstellungen gegen Belgien gemacht, welches das von der londoner Konferenz dem König der Niederlande zuerkannte luxemburger Gebiet nicht cediren wollte. Nachdem die Kriegsreserven des rheinischen u. westphälischen Armeecorps einbeordert worden waren, gab Belgien nach. Nicht wenig machten kirchliche Wirren der preußischen Regierung zu schaffen. Viele Gemeinden, von ihren Pfarrern aufgeregt, widersetzten sich der Einführung der von der Regierung dekretirten neuen Agende. Die Regierung schritt zur Absetzung von renitenten Geistlichen, aber dies half nichts, und 1834 mußte in dem schlesischen Dorfe Hönigern sogar Militär einrücken, um die Aufregung zu dämpfen. Statt sich solchen Gewaltmaßregeln auszusetzen, zogen es manche Gemeinden vor, mit ihren Geistlichen auszuwandern. Im Jahre 1838 wurde auch eine Kabinetsordre gegen die Mystiker erlassen; doch erfreute sich diese Sekte zu einflußreicher Protektionen, als daß sie Ursache gehabt hätte, für ihr Fortbestehen zu fürchten. Die meiste Noth verursachte der preußischen Regierung aber der Konflikt, in welchen sie mit der katholischen Kirche gerieth. Im Jahre 1836 verbot der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, trotzdem, daß er sich bei seiner Einsetzung zum Gegentheil verpflichtet hatte, der ihm untergebenen Geistlichkeit die Einsegnung der gemischten Ehen von Protestanten und Katholiken, wenn sie nicht gelobten, alle ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. Da der Erzbischof die Zurücknahme seines Verbots beharrlich verweigerte, so ließ ihn die Regierung 1837 verhaften und auf die Festung Minden bringen. Die Verwaltung seiner Dioces wurde dem Generalvikar Hüsgen übertragen. Der Papst stellte sich aber auf die Seite des Erzbischofs und belobte das Verfahren desselben am 10. December 1837 in einer Allokution an die Kardinäle, während er über die preußische Regierung den heftigsten Tadel aussprach. Die Folge davon war, daß die Bischöfe von Münster und Paderborn und der Bischofsverweser von Trier das Beispiel von Droste-Vischering nachahmten; von Dunin, der Erzbischof von Gnesen und Posen, erließ im Februar 1838 einen Hirtenbrief, worin er seine Geistlichen mit Absetzung bedrohte, wenn sie gemischte Ehen einsegneten, ohne den Betreffenden das Versprechen abgenommen zu haben, daß sie ihre Kinder in der katholischen Religion erziehen lassen würden. Dunin wurde ebenfalls verhaftet und ihm eine Festungsstrafe von 6 Monaten diktirt. Die Bischöfe von Kulm und Ermeland ließen sich dadurch nicht abschrecken, gleiche Verordnungen über die gemischten Ehen zu geben. Die Abberufung des preußischen Gesandten Bunsen aus Rom und die Bemühungen des katholischen Grafen Brühl, welcher die Unterhandlungen mit dem römischen Hofe wieder aufnahm, waren bei der Entschiedenheit des Papstes von keinem Nutzen. Das Benehmen des Klerus rief eine bedenkliche Stimmung in der katholischen Bevölkerung P.s hervor. Friedrich Wilhelm III. †, ohne diese Wirren gelöst und ohne sein Versprechen, P. eine Verfassung mit allgemeinen Reichsständen zu geben, erfüllt zu haben, am 7. Juni 1840.

Mit Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung, den 7. Juni 1840, begann eine neue, ereignißreiche Zeit in der preußischen Geschichte. Alle Hoffnungen, die bisher geschwiegen, klammerten sich jetzt an den neuen Regenten, der, als Kronprinz beliebt und geistig begabt, berufen schien, den Geist der Zeit in sein Recht einzuführen. Noch höher gesteigert wurde die Erwartung, als er zu Anfang des Monats Juli den 1819 entfernten ehemaligen Kriegsminister von Boyen in den Staatsrath berief, als er den Professor Arndt in Bonn wieder in seine Professur einsetzte u. selbst dem alten Jahn Zeichen seiner Huld zugehen ließ. Die kirchlichen Wirren schienen ebenfalls vermittelt werden zu sollen. Dem Erzbischof von Köln wurde gestattet, von Darfeld nach Münster zu ziehen, dem Erzbischof von Posen aber die Rückkehr in seine Diöcese unter der Bedingung erlaubt, daß er sich innerhalb der Schranken der Landesgesetze zu bewegen gelobe; der Widerruf des Hirtenbriefs, auf welchen hin seine Abführung nach der Festung Kolberg Statt gefunden, wurde ihm erlassen. Am 31 August erließ er seinen ersten neuen Hirtenbrief, worin er zwar seinen sämmtlichen Geistlichen aufgab, keine gemischte Ehe unter den bisher üblichen Reversen einzusegnen, weil diese Reverse durch die Landesgesetze verboten seyen, aber gleichzeitig den gemessenen Befehl an sie hinzufügte, unter solchen Umständen jede Einsegnung gemischter Ehen zu verweigern. Der Fürstbischof von Breslau aber legte, wie es hieß, „im Konflikt seiner Kirchenpflichten mit den Staatspflichten", sein Amt nieder. Unterdessen wurden die Stände der Provinzen Posen und Preußen nach Königsberg zur Huldigung eingeladen; die Huldigung der Stände der übrigen Provinzen sollte erst am 15. Oktober in Berlin Statt finden. Am 9. August traf der König in Königsberg ein, von dem Jubel der erwartenden Bevölkerung begrüßt. Am 5. September eröffnete der Oberpräsident von Schön als königlicher Kommissarius den Huldigungslandtag und legte demselben im Auftrag des Königs zwei Fragen zur Beantwortung vor: ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien derselbe in Antrag zu bringen und ob er nach altem Recht 12 Mitglieder der ostpreußischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei dem Landtag selbst zu wählen gesonnen sey. Der Landtag verneinte beide Fragen, machte dagegen von seinem alten Rechte, bei jeder Huldigung Bitten und Beschwerden vor den König zu bringen, Gebrauch, indem er den Antrag des Kaufmanns Heinrich auf eine reichsständische Verfassung, welche die gesetzgebende Gewalt zwischen König und Volk theile und das letztere als gleichberechtigt hinstelle, gemäß dem königlichen Versprechen vom 22. Mai 1815, mit 89 gegen 5 Stimmen an den König zu richten beschloß. Bereits aber waren die allgemeinen Hoffnungen so weit herabgestimmt, daß man eine Genehmigung dieses Antrags nicht erwartete, was sich denn auch durch

den Landtagsabschied am 9. September bestätigte, worin der Antrag der Stände rund abgelehnt ward. Der vorige König, hieß es darin, sey nach reiflicher Ueberlegung von der allgemeinen Volksvertretung zurückgekommen und habe sich zu der Provinzial- und kreisständischen Verfassung als dem der deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg entschlossen. Diesen Weg seines Volkes werde auch er, der König, „unabänderlich" verfolgen. Indem der Monarch dabei eine fortdauernde Entwickelung der ständischen Institution zusagte, hatte er nur das alte Verhältniß im Sinne, das die Stände als bloße Rathgeber der Krone zuläßt, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Stimme fortan freier zum Throne gelangen sollte. Am 10. Oktober fand die feierliche Erbhuldigung in dem Schlosse zu Königsberg Statt. Darauf erfolgte die Begnadigung nicht schwerer Verbrecher und die Publikation des Amnestiedekrets vom 10. August. Die weiteren Maßnahmen bestanden zunächst in der Kreirung eines Grundbesitzadels, der nur auf diejenigen Descendenten übergehen solle, welche in den alleinigen Besitz des väterlichen Grundeigenthums gelangt seyen. Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen bildeten den Schluß. Die Huldigung der übrigen Provinzen erfolgte am 15. Oktober in Berlin. In diese Zeit fiel die Ernennung Eichhorns zum Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und des Generallieutenants von Thile zum Staats- und vortragenden Kabinetsminister, zweier wegen ihrer konservativen Richtung bekannten Männer. Mehr gefiel die Berufung der Gebrüder Grimm an die berliner Universität, dagegen wurde die des Professors Stahl an die Universität und die des ehemaligen kurhessischen Ministers Hassenpflug an das geheime Obertribunal mit allgemeinem Mißfallen aufgenommen. Die Einführung Thile's ins Staatsministerium rief alsbald Diskussionen über Justizverfassung und Verwaltung, namentlich über Patrimonialgerichtsbarkeit hervor, deren Beschränkungen durch eine königliche Kabinetsordre ausdrücklich untersagt ward. Die längst erwartete neue Gesetzrevision ward in sofern in Angriff genommen, als der Justizrath Göschel beauftragt wurde, ein neues Ehescheidungsgesetz zu entwerfen. In der Berathung dieses Entwurfs that sich alsbald die pietistische Richtung in der Umgebung des Königs kund, sowie verschiedene Bücherverbote die Hoffnungen auf eine Entfesselung der Presse in weite Ferne rückten.

Die Eröffnung der Landtage, mit Ausnahme der Rheinprovinz, wurde auf den 28. Febr. 1841 festgesetzt. Noch vor diesem Zeitpunkte gab sich in der ganzen Monarchie ein reges Leben kund. Petitionen auf Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit der ständischen Vertretungen, Erweiterung der Vertretung selbst wurden in allen Städten verbreitet; in einzelnen Städten, wie in Stettin, schlossen sich die städtischen Behörden öffentlich diesen Bestrebungen an. Die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" erregten das größte Aufsehen, wurden aber sogleich in ganz P. und später durch Bundesbeschluß in ganz Deutschland unterdrückt u. gegen den Verfasser, Dr. Johann Jacoby in Königsberg, eine Kriminaluntersuchung eingeleitet. Der Funke hatte jedoch gezündet und war nicht wieder zu löschen. Die königsberger Bürger überreichten dem in Danzig versammelten preußischen Landtage eine auf Grund der „vier Fragen" verfaßte Petition; Jacoby selbst wurde freigesprochen. Zur festgesetzten Zeit wurden die Landtage der Provinzen Preußen, Posen, Pommern, Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Westphalen eröffnet. Noch ehe aber die Landtagsabschiede erschienen, ließ der König dem breslauer Magistrat mittheilen, daß er in dem Antrage der städtischen Behörden Breslau's um Reichsstände eine offene Opposition erblicken müsse. Magistrat und Stadtverordnete setzten hierauf in einer Adresse auseinander, daß sie in jener Petition um Reichsstände nur ein ihnen verfassungs- und gesetzmäßig zustehendes Recht ausgeübt. Die königliche Antwort erkannte dies auch an, fügte aber hinzu, daß ihm, dem König, auch die Befugniß zustehe, die verfassungsmäßig ausgesprochenen Bitten wohlgefällig oder mißfällig aufzunehmen. Auf diese Erwiederung des Königs legten mehre Stadtverordnete ihr Amt nieder; aber die Ergänzungswahlen fielen sämmtlich in dem Sinne der bisherigen Versammlung aus. Unter den am 15. August veröffentlichten Landtagsabschieden war nur der für Posen bemerkenswerth, der des Königs Mißfallen über die polnischen Sympathien der Provinz aussprach. In dem Landtagsabschied der Provinz Brandenburg, der erst am 20. December erschien, ward, mit großer Anerkennung der loyalen Gesinnung der Märker, Erhaltung, Fortbildung und Verbesserung der Patrimonialgerichte verheißen. Dagegen wurden die religiösen Angelegenheiten mit großem Eifer betrieben. Zur Gründung eines Bisthums in Jerusalem wurden mit der englischen Regierung Verhandlungen gepflogen, in Berlin eine Synodalversammlung gehalten „zur besseren Einrichtung des gottesdienstlichen Lebens der Residenz". In Breslau fand eine Versammlung der entschiedensten Parteihäupter des Altlutherthums und gleichzeitig in Halle eine Versammlung sogenannter evangelischer Lichtfreunde Statt. Obwohl in einem Ministerialreskript den Censoren empfohlen worden war, anständiger und wohlmeinender Freimüthigkeit keine „zu engen" Grenzen zu setzen, so blieb die Censur doch dieselbe und die Polizeimaßregeln nahmen zu. Selbst der Wiederabdruck des Gesetzes vom 22. Mai 1815 (welches eine ständische Verfassung verheißt) ward als aufregend verboten, Beamten bei Strafe der Amtsentlassung untersagt, etwas über Staatsangelegenheiten ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten drucken zu lassen. Ein Zeitungsbureau im Ministerium des Innern sollte die in preußischen Blättern enthaltenen Artikel und ganzen Richtungen überwachen und, wo es nöthig, denselben entgegentreten.

Die auswärtigen Beziehungen P.s hatten bisher im Wesentlichen keine Veränderungen erlitten. Die kriegerischen Aussichten des Jahres 1840 waren mit dem Sturze des französischen Ministeriums Thiers geschwunden. Das Verhältniß zu Rußland gestaltete sich durch die Zuvorkommenheit des berliner Kabinets gegen den mächtigen Nachbar inniger. Diese Abhängigkeit von Ruß-

land ist der schwarze Faden, der von dieser Zeit an durch die Geschichte P.s und Deutschlands geht. Im Kabinet selbst gingen in dieser Zeit bedeutsame Veränderungen vor. An die Stelle des Ministers von Kamptz ward Savigny zum Justizminister für die Leitung einer Gesetzrevision ernannt; an die Stelle des Finanzministers von Alvensleben kam der bisherige Oberpräsident der Rheinprovinz, von Bodelschwingh; der Staats- und Kabinetsminister von Maltzan ward durch den bisherigen Bundestagsgesandten von Bülow als Minister des Auswärtigen ersetzt. Die bedeutendste Veränderung aber betraf das Ministerium des Innern und der Polizei. Der von der öffentlichen Meinung geächtete Minister von Rochow nahm seine Entlassung und der bisherige Oberpräsident von Posen, Graf von Arnim, trat an seine Stelle. Eine Kabinetsordre bestimmte, daß das Ministerium des Innern und der Polizei künftig nur Ministerium des Innern genannt werden sollte. Großes Aufsehen machte die Entlassung des freisinnigen Staatsministers von Schön als Oberpräsidenten der Provinz Preußen. In Sachen der Presse trat zwar abermals eine anscheinende Erleichterung ein, indem die Bücher über 20 Bogen von der Censur befreit wurden; da aber die Bedingung hinzugefügt war, daß solche Schriften erst 24 Stunden vor ihrer Versendung der Polizei zur Prüfung vorgelegt werden müßten, so erwies sich diese Verordnung von vorn herein als illusorisch. In Betreff der Tagespresse wurden die Oberpräsidien durch Kabinetsordre angewiesen, den „verderblichen Bestrebungen" eines Theils der Tagespresse durch Berichtigungen entgegenzutreten.

Am 18. Oktober wurde die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin eröffnet. Die Verhandlungen derselben waren ziemlich bedeutungslos. Das erste vorgelegte Gesetz, die Anlegung von Eisenbahnen zwischen den Hauptstädten des Landes unter Bürgschaft des Staates für die Zinsen der Aktienkapitalien betreffend, wurde ganz im Sinne der Regierung angenommen, nachdem der Finanzminister erklärt hatte, daß bereits ohne Mitwirkung der Ausschüsse die Regierung unwiderruflich entschieden habe, daß der Staat den Bau nicht selbst übernehmen werde. Ganz dasselbe Ergebniß lieferte die Berathung über den verheißenen Steuererlaß durch Herabsetzung der Salzsteuer. Auch hier erklärte der Minister im Voraus, daß der König bereits ohne den Rath der Ausschüsse definitiv die Ermäßigung der Salzpreise beschlossen habe. An die Reichsstände wurde nur einmal u. fruchtlos erinnert. Wie konsequent man überhaupt darauf hielt, die Ausschüsse innerhalb der engen Grenzen ihrer Kompetenz zu halten, zeigte sich, als der vorsitzende Minister den Antrag eines Mitgliedes: die Versammlung möge dem König für ihre Berufung danken, als ordnungswidrig zurückwies. Den Vorsitzenden (Ministern u. Regierungsbevollmächtigten) war das Recht beigelegt worden, jede Verhandlung unterbrechen und aufheben zu können. In der Gesetzkommission war der neue Ehescheidungsgesetzentwurf angenommen und dem Staatsrathe vorgelegt worden. Die Hauptzüge desselben liefen auf Erschwerung der Ehescheidung und Erweiterung des Einflusses der Geistlichkeit hinaus. Da sich die Presse entschieden gegen den Entwurf aussprach, so richtete sich gegen sie alsbald größere Strenge. Gleichzeitig erschien eine neue Censurinstruktion, die zwar den Grundsatz an der Spitze trug, daß von der Censur keine „ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit" gehindert werden solle, zugleich aber die Druckerlaubniß solchen Schriften versagte, welche mit den Hauptgrundsätzen der Religion im Allgemeinen u. des christlichen Glaubens im Besondern in Widerspruch ständen, sowie solchen, welche die Würde und innere und äußere Sicherheit der Staaten verletzen und Theorien gegen die bestehenden Verfassungen entwickelten.

Unter diesen Verhältnissen traten am 5. März 1843 die sämmtlichen Provinziallandtage, mit Ausnahme des rheinischen, zusammen. Ihnen allen gemeinschaftlich wurde der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches überwiesen; andere Propositionen wurden nur einzelnen Landtagen vorgelegt. Schon vor Eröffnung der Landtage zeigte sich allenthalben die regste Theilnahme für dieselben. Zahllose Petitionen um Preßfreiheit, Erweiterung der Vertretung, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens ꝛc. gelangten aus allen Städten der Provinzen an die Landtage. Der Landtag von Posen trug auf unbedingte Ausführung der Verordnung vom 22. Mai 1815, auf Aufhebung der Censur an und bat zugleich um Aufrechthaltung der polnischen Nationalität. Von diesen Bitten fand in der Antwort der Regierung die letzte den bittersten Tadel. Während von den beiden ersten gesagt wurde, die Berufung auf die Maiverheißung sey eine unangemessene, die Bitte um Preßfreiheit beruhe auf einer bedauerlichen Unkenntniß der bestehenden Landes- und Bundesgesetze, hieß es von dem letztern Antrage, derselbe gehe von einer Partei aus, die den in dem gemeinsamen Namen aller Stämme des Reichs gegebenen Vereinigungspunkt förmlich verleugnen und sich lossagen wolle von dem gemeinschaftlichen Bande; der preußische Landtag sah von der Bitte um eine Reichsverfassung ab, beschloß aber, zu beantragen, daß den vereinigten Ausschüssen in Bezug auf die allgemeine Gesetzgebung diejenigen Befugnisse übertragen würden, welche nach dem Gesetz vom 5. Juni 1825 den Provinzialständen verliehen wären; ferner, daß demgemäß nach Analogie des Geschäftsganges der Provinziallandtage die Geschäftsordnung für die vereinigten Ausschüsse umgearbeitet, die alleinige Leitung der letzteren einem aus ihrer Mitte zu ernennenden Landtagsmarschall übertragen und den Ausschüssen gestattet werden möge, ihre Gutachten und Anträge mittelst besonderer Denkschriften an den König zu richten, sowie endlich, daß eine gesetzlich geregelte, von dem König zu bestimmende Wiederkehr der vereinigten Ausschüsse erfolgen möge. Diesem Antrag schlossen sich auch die am 14. Mai eröffneten rheinischen Stände an. Der pommersche Landtag verwarf den von einem Mitgliede auf Bitte um eine Reichsverfassung gestellten Antrag. Bei den andern zur Berathung kommenden wichtigen Fragen zeigte sich auf den einzelnen Landtagen Meinungsverschiedenheit. So baten die

Landtage von Preußen, Posen und der Rheinprovinz um Herstellung der Preßfreiheit, wogegen die Stände von Pommern und Sachsen die bestehende Gesetzgebung billigten u. die letzteren bloß wünschten, daß dem Herausgeber einer censirten u. dennoch konfiscirten Schrift eine Entschädigung zu Theil werden möge. Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen beantragten die Stände von Posen, der Rheinprovinz, Preußen und Schlesien, dagegen waren die Pommern. Eine bessere Vertretung der Staatsbürger erkannte nur der preußische Landtag für nothwendig, der auch die Gewissens- und Lehrfreiheit kräftig befürwortete. Für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren sprachen sich die Preußen und Posener aus, dagegen die Brandenburger und Sachsen. Für die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe stimmte nur der posensche Landtag. Für körperliche Züchtigung als Strafart waren Westphalen, Brandenburg und Schlesien, Sachsen unter großen Beschränkungen, dagegen die Posener wenigstens bei Kriminalverbrechen und die Preußen unbedingt. Die Prügelstrafe, ferner die in manchen Bestimmungen enthaltene Verletzung der Gleichheit vor dem Gesetz, die Vervielfältigung der Strafen und die zu große Ausdehnung der richterlichen Willkür bestimmten den rheinischen Landtag, das ganze Gesetz zu verwerfen. Die Emancipation der Juden fand auf demselben Landtag eine kräftige Vertretung. Am 30. Dec. wurden die Landtagsabschiede durch die Staatszeitung veröffentlicht. Alle Anträge von allgemeinerem Interesse waren abgelehnt. Der brandenburger Landtag wurde wegen seiner Loyalität belobt. Mittlerweile waren in den Preßverhältnissen einige Aenderungen zum Zweck geregelter Organisation eingeführt worden. Das Obercensurgericht wurde ergänzt und die Ausübung seiner Befugnisse fester bestimmt. Die Censur selbst blieb dieselbe, ja es ward geradezu bestimmt, daß für die Fälle, wo der Druck der Censur nicht mehr ausreiche, außerordentliche Maßregeln Statt finden sollten. Das Obercensurgericht sollte das Recht haben, bei jeder privilegirten und censirten Zeitung auf die Entfernung eines mißliebigen Redakteurs zu erkennen, welcher dann binnen fünf Jahren bei keiner inländischen Zeitung beschäftigt werden dürfe. Der Kultusminister Eichhorn besuchte auf einer Inspektionsreise die Universität Bonn und hielt an den versammelten akademischen Körper eine Rede über das „christliche Princip der obern Leitung". Es sollten, sagte er, die dämonischen Kräfte, die sich den Universitäten aufzudrängen suchten, aus dem Schooße derselben verwiesen werden; eine Fortbildung des öffentlichen Rechts aber dürfe nicht aus abstrakten Theorien geschöpft, sondern nur mit dem Blick „rückwärts in die Vergangenheit" geschaffen werden. Religiöse Vereine erhielten lebhafte Begünstigungen, und wie in Berlin ein „Frauenmissionsverein für Ostindien und Syrien" sich gebildet, so trat in Königsberg ein gleicher Verein ins Leben. In Berlin trieben die Traktätchenvereine ihr Wesen ungescheuter als je. Durch königliche Kabinetsordre wurde die Gesellschaft des Schwanenordens von 1443 wieder hergestellt, und der König, der das Großmeisterthum des Ordens übernommen hatte, erklärte, daß die nächste Sorge des Ordens die Stiftung eines evangelischen Mutterhauses in Berlin seyn werde. Dagegen wurde den berliner Studirenden die Gründung eines wissenschaftlichen Lesevereins verweigert, den preußischen Justizkommissarien vom Justizminister und den rheinischen Justizbeamten durch Kabinetsordre jede Theilnahme an der mainzer Advokatenversammlung untersagt und die Versammlung schlesischer Volksschullehrer verboten. Weitere Beschränkungen der Lehrfreiheit folgten 1844. Die Vorlesungen des Dr. Nauwerk in Berlin wurden geschlossen, dem Professor Hinrichs in Halle wurde die wissenschaftliche Befähigung, über politische Gegenstände Vorlesungen zu halten, abgesprochen und die theologische Fakultät in Halle angewiesen, eine von dem Privatdocenten Schwarz angekündigte Vorlesung über Encyklopädie und Methodologie der Theologie zu verhindern. Endlich ergingen an die Regierungsbevollmächtigten aller Universitäten wiederholte Aufforderungen und Instruktionen zu strengster Wachsamkeit. Die Verfolgungen gegen mißliebige Männer wurden eifrig fortgesetzt. Der Divisionsprediger Rupp in Königsberg wurde wegen einer Rede denuncirt, Jacoby wegen seiner Schrift „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III." aufs Neue in Untersuchung gezogen, gegen Walesrode auf Grund seiner „Unterthänigen Reden" die Kriminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung und frechen Tadels der Landesgesetze eröffnet. Auf die wiederholten Anträge auf Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen ward hinsichtlich der Oeffentlichkeit der Sitzungen abschläglich beschieden; doch genehmigte der König, daß fortlaufende periodische Berichte über die Wirksamkeit der städtischen Behörden und Vertreter in solchen Städten veröffentlicht werden dürften, wo Magistrat und Stadtverordnete hierin übereinstimmten; die Berichte sollten jedoch der Censur unterworfen seyn; auch sollte der Minister des Innern im Falle Mißbrauchs auf Entziehung jener Befugniß gegen städtische Behörden antragen. Darauf hin beschlossen die Stadtverordnetenversammlungen von Breslau, Berlin, Elbing, Memel und anderen Städten, von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen zu wollen. Am 4. Juni brach in den großen schlesischen Gebirgsdörfern Peterswaldau und Langenbielau ein Aufstand der schlesischen Weber aus, wobei die Häuser mehrer Fabrikbesitzer und Händler gestürmt wurden. Derselbe wurde zwar mit Hülfe der bewaffneten Macht schnell unterdrückt; dennoch aber fühlten sich die privilegirten Stände durch diesen blutigen Aufschrei der Verzweiflung so erschreckt, daß der Egoismus sie plötzlich zu humanen Regungen trieb. Unmittelbare Folgen hatte der Aufstand nur wenige. Einige Straßenaufläufe in Breslau zerstoben vor der Gewalt. In Berlin bildete sich bald darauf ein Verein zur Hebung der unteren Volksklassen, der in verschiedenen Provinzen Nachahmung fand. Kräftiger wirkte ein Handwerkerverein in Berlin, an dem sich Leute aus den arbeitenden Klassen selbst betheiligten; bald aber gab sich auch der Wille der obersten Leitung kund, dergleichen Vereine zu

unterdrücken, oder doch so weit zu beschränken, daß sie völlig wirkungslos bleiben mußten. Das Kultusministerium erließ an sämmtliche Regierungen ein Reskript über Beschränkung des Unterrichtskreises in den Elementar- und Bürgerschulen. Eine andere Maßregel wurde durch königliche Kabinetsordre eingeführt. Den Unteroffizieren, welche 12 Jahre gedient, wurden als neue Aussicht auf Civilversorgung die Volksschullehrerstellen eröffnet, und kurz darauf wurde wirklich mit einem Artillerieunteroffizier der Anfang gemacht. Von allgemeinen Maßnahmen kam die Ausweisung aller Polen aus dem Großherzogthum Posen in Ausführung. Die Kartelkonvention zwischen P. und Rußland war nämlich erneuert worden, obwohl Rußland dieselbe stillschweigend durch Nichtachtung aufgehoben hatte, indem es preußische Unterthanen nach Sibirien geschleppt hatte. Um diese Zeit geschah (am 21. Juli) das Attentat des ehemaligen Bürgermeisters Tschech auf die Person des Königs; der Verbrecher wurde durch das Beil hingerichtet. Ungefähr in dieselbe Periode fiel die Ausstellung des heiligen Rocks in der Domkirche zu Trier, welche den Anstoß zu einer neuen kirchlichen Bewegung gab, an deren Spitze Johannes Ronge stand. Die Maßregeln der Behörden gegenüber dem sich regenden Volksgeiste blieben die alten. Neue zahlreiche Bücherverbote und jetzt auch Verbote der Aufführung der harmlosesten dramatischen Werke waren an der Tagesordnung. Dagegen wurde in Köln das Erscheinen einer neuen Zeitung im Sinne der Regierung angekündigt, die der Unruhe der Rheinländer das Gleichgewicht halten sollte, und in Berlin trat bald darauf eine neue Monatsschrift des Professors Huber ans Licht, welche das christlich-germanische Princip vertreten wollte.

Ehe die Provinziallandtage am 9. Febr. 1845 eröffnet wurden, gab sich im ganzen Lande eine lebhafte Theilnahme dafür kund. Wieder hatte das Gerücht, der König wolle dem Lande eine reichsständische Verfassung bewilligen, in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden, und zahllose Petitionen, welche diese Hoffnung aussprachen, wurden in fast allen Provinzen vorbereitet. Von einer Proklamation einer Verfassung war aber in den Regierungsvorlagen nirgends die Rede; vielmehr waren die Propositionen geringfügiger, als je. Die wichtigsten Berathungen der einzelnen Stände betrafen die Frage, ob eine weitere Ausbildung der ständischen Institutionen zu befürworten sey. Die Mark erklärte sich gegen die Reichsstände, wobei vorzüglich der Grund hervorgehoben wurde, daß die Steuern und Volkslasten durch Reichsstände weit eher vermehrt, als vermindert werden würden. Gleich ungünstig war die Stimmung der sächsischen Stände, die ebenfalls den Antrag abwarfen. Ebenso hielten es die pommerschen Stände nicht für nöthig, eine Erweiterung der Stände zu beantragen, und auch in Schlesien erhielt ein desfallsiger Antrag nicht die gesetzliche Majorität. Der preußische Landtag sprach zwar seine Ueberzeugung aus, daß eine Verwirklichung der königlichen Verheißung von 1815 ein Bedürfniß sey, wollte aber die Erfüllung dem „weisen Ermessen" des Königs anheim stellen. Dagegen trug der posensche Landtag mit großer Majorität abermals auf die Gewährung einer Verfassung an. Die rheinischen Stände beschlossen auf den persönlichen Vortrag dieses Wunsches zu verzichten, wohl aber dem Landtagsmarschall die Befürwortung dieses allgemeinen Wunsches anzuvertrauen. Für Preßfreiheit erhoben die meisten Versammlungen ihre Stimme; am Rhein, in Preußen und Posen sprach man sich am entschiedensten dafür aus. Nur Sachsen und Brandenburg waren für den bestehenden Zustand. Das Gesetz vom 29. Mai 1844, die Absetzbarkeit der Richter und Anwälte im Disciplinarwege betreffend, fand überall Opposition, die lebhafteste in Schlesien und Preußen. Für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und die Einführung von Geschworenen sprachen sich die preußischen Stände aus; die sächsischen waren entschieden dagegen. In den Ansichten über die Förderung der materiellen Interessen durch die Zollgesetzgebung wichen die einzelnen Landtage ebenfalls bedeutend von einander ab. Die Rheinländer waren entschieden für ein durchgreifendes Schutzsystem, in dem sie den einzigen wirklichen Hebel der Nationalindustrie betrachteten; ganz dagegen war Preußen, das sich überhaupt gegen Schutzzölle erklärte, vorzüglich aber gegen Besteuerung des Roheisens. Die Landtagsabschiede, die am 31. December erschienen, waren wie gewöhnlich ablehnend; höchstens ließ sich die oberste Leitung herab, einen Antrag erwägen zu wollen. Bescheid genug lag in den Maßregeln, die unmittelbar nach Schließung der Landtage von oben ergriffen wurden. In Schlesien fanden eine Menge Verhaftungen Statt. Mehre angesehene Männer verschwanden fast spurlos, darunter der Fabrikbesitzer Schlöffel, der im Stillen nach Berlin abgeführt wurde, wo man seine Gefangenschaft als Staatsgeheimniß behandelte. In der Provinz trieb sich der Polizeireferendar Stieber umher, welcher auf eigene Verantwortung fortwährend neue Verhaftungen vornehmen ließ. Man wollte nichts Geringeres als eine kommunistische Verschwörung entdeckt haben, durch welche selbst die Festung Schweidnitz habe überrumpelt werden sollen; die Untersuchung führte aber zu keinem Resultat, und Schlöffel wurde nach 4monatlichem Gefängniß ohne Erkenntniß entlassen. Der Chefpräsident des Kammergerichts, von Grolmann, der die Unabhängigkeit des Richterstandes gewahrt hatte, trat von seinem Amte zurück; mehre andere freigesinnte richterliche Beamte erhielten Zeichen des höchsten Mißfallens durch Versetzung &c. Das größte Aufsehen in ganz Deutschland machte aber die Ausweisung der badenschen Abgeordneten Itzstein und Hecker, die auf einer Vergnügungsreise nach Stettin begriffen waren. Der Schrei der Entrüstung, welcher sich in allen Gauen Deutschlands darüber erhob, machte den Minister Arnim „unmöglich"; er gab seine Entlassung ein und wurde durch Bodelschwingh ersetzt. Trotz alledem nährte sich allenthalben das politische Leben im Volke. In Berlin waren zwar die Sitzungen des „Lokalvereins zum Wohl der arbeitenden Klassen" verboten worden, dagegen blühte der Handwerkerverein noch fort.

Königsberg trat dem pietistisch=hierarchischen Princip der Regierung entschieden entgegen, indem sich die ganze Gemeinde um den suspendirten Prediger Rupp schaarte. In Betreff der deutschkatholischen Gemeinden erschien eine Kabinetsordre, die weder anerkennend, noch ablehnend war, sondern den Behörden des Königs Entscheidung zu erwarten aufgab. Dagegen wurden die Altlutheraner staatsrechtlich anerkannt. Die Versammlungen der protestantischen Freunde, die sich in Sachsen um den suspendirten Prediger Wislicenus schaarten, gaben der öffentlichen Meinung Gelegenheit, gegen jede Beschränkung der Gewissensfreiheit zu protestiren. In Berlin und dann in allen Provinzen wurde das Abhalten solcher öffentlichen Versammlungen durch einen königlichen Befehl verboten, dem bekannten Führer der protestantischen Lichtfreunde in Sachsen, Uhlich, ward bekannt gemacht, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß seinen Sprengel nicht verlassen dürfe.

Gleich der Anfang des Jahres 1846 zeigte die Folgen dieses „Strafferfassens". In Königsberg sagte sich auf Grund der Absetzung Rupps die „freie Gemeinde" offen von dem pietistischen Treiben der obern Leitung los, und fast gleichzeitig brach der Aufstand in Polen aus, der durch energische Maßregeln in seinem Beginn unterdrückt ward (s. Polen). Die Inkorporation Krakau's in die österreichische Monarchie versetzte der schlesischen Industrie einen tödtlichen Stoß, und es war nun zu spät, daß die preußischen Minister die eifrigsten Vorstellungen in Wien machen zu wollen versprachen. Wiederholte Konflikte zwischen Bürgern und Militärs in verschiedenen Theilen des Landes, wie in Königsberg, Berlin, Bonn, Koblenz, Bielefeld und namentlich in Köln (Auge), trugen nicht dazu bei, das Vertrauen zu befestigen. Das Princip der Bevormundung des Volks machte sich überhaupt immer mehr in einer Weise geltend, die wahrhaft unerträglich werden mußte. Die Presse befand sich in einem so unfreien, schwankenden Zustande, wie er kaum je zuvor existirt. Rücksichtlich des Associations= und Versammlungsrechtes war es nicht besser beschaffen. Ueberall, wo sich Vereine und Volksversammlungen bildeten, witterte die Polizei sofort Gefahr für die Sicherheit und Ruhe des Staats. Bitten, welche einmal abgeschlagen waren, durften selbst die Provinzialstände ohne neue Gründe nicht wiederholen. Die religiöse Bewegung nahm das besondere persönliche Interesse des Königs in Anspruch. Im Mai trat die vom König bereits früher in Aussicht gestellte Generalsynode zusammen. Sie bestand aus den Generalsuperintendenten der acht Provinzen und Mitgliedern der theologischen Fakultäten für den geistlichen Stand, aus den Oberpräsidenten der Konsistorien, Professoren der juristischen Fakultät und mehren von den Oberpräsidenten der Provinzen bezeichneten Laien für den weltlichen Stand; der Kultusminister Eichhorn führte den Vorsitz. In 55 Sitzungen während 3 Monaten arbeitete sie an einer neuen Kirchenverfassung, in einem Sinne, welcher zwischen den beiden extremen Parteien der Kirche zu vermitteln suchte. Doch wurden ihre Beschlüsse in den wesentlichen Punkten gar nicht ausgeführt. Das Einzige, was geschah, um den vielen Volkswünschen zu entsprechen, war die Verbesserung der Rechtspflege. Das Gesetz vom 17. Juli 1846 statuirte die Mündlichkeit im Schlußverfahren und die Oeffentlichkeit theilweise (s. oben).

Es war kein Wunder, daß die immer bestimmter auftretenden Gerüchte, die neue Reichsverfassung liege den königlichen Prinzen zur Genehmigung vor, bei dem größten Theile der Bevölkerung keinen Glauben mehr fanden; um so überraschter war man, als am 3. Febr. 1847, am Jahrestage des unvergeßlichen Aufrufs der Freiwilligen von 1813, die gleichsam zur Mythe gewordene Verfassung wirklich erschien. Es waren vier Verordnungen, welche die neuen Bestimmungen enthielten, ein „Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend", nur vom König unterzeichnet, eine „Verordnung über die Bildung des vereinigten Landtags", eine „Verordnung über die periodische Zusammenberufung des vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse" u. eine „Verordnung über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen". Die wesentlichen Bestimmungen der Verordnung über die Bildung des vereinigten Landtags waren folgende: Der König vereinigt die 8 Provinziallandtage, so oft dazu ein Bedürfniß eintritt, oder wenn er es außerdem wegen besonders wichtiger Verhältnisse für angemessen hält, und bestimmt über den Ort und die Dauer der Versammlung nach Belieben. Der vereinigte Landtag besteht aus zwei Kammern, hat die Mitwirkung bei Staatsanleihen, und neue Darlehen können daher nur mit seiner Zustimmung aufgenommen werden. Tritt dagegen ein Krieg ein, oder muß ein Darlehen aufgenommen werden, wenn die Einberufung des vereinigten Landtags nicht zulässig befunden wird, so soll die ständische Mitwirkung durch Zuziehung der Deputation für das Staatsschuldenwesen ersetzt werden. Die Zustimmung des vereinigten Landtags ist erforderlich bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der bestehenden Steuersätze; ausgenommen von dieser Bestimmung sind die Eingangs=, Ausgangs= und Durchgangszölle, sowie diejenigen indirekten Steuern, deren Sätze, Erhebung oder Verwaltung den Gegenstand einer Uebereinkunft mit andern Staaten bilden. Dem vereinigten Landtag wird jederzeit der Hauptfinanzetat und eine Uebersicht des Staatshaushalts zur Information vorgelegt. Die Feststellung des Hauptfinanzetats, sowie die Bestimmung über die Verwendung der Staatseinnahmen und der dabei sich ergebenden Ueberschüsse zu den Bedürfnissen und zur Wohlfahrt des Landes verbleibt ein ausschließendes Recht der Krone. Den erforderlichen Beirath zu den Gesetzen, welche Veränderungen in Personen= und Eigenthumsrechten nach sich ziehen, ertheilt der vereinigte Landtag, wenn diese Gesetze die ganze Monarchie oder mehre Provinzen betreffen, mit voller rechtlicher Wirkung. Der „vereinigte ständische Ausschuß", der, so oft ein Bedürfniß dazu eintritt, längstens aber vier Jahre nach dem Schlusse der jedesmaligen letzten Versammlung einberufen wird, hat in Vertretung des vereinig=

ten Landtags die das Staatsschuldenwesen betreffenden Geschäfte zu besorgen. Die aus 8 Mitgliedern bestehende „ständische Deputation für das Schuldenwesen" hat bei der Aufnahme von Darlehen für Kriegszeiten, sowie zur fortlaufenden Tilgung der Staatsschulden mitzuwirken. Der König hatte geglaubt, sein Geschenk würde im Lande mit Begeisterung empfangen werden, und nun sah er, wie sogar die gemäßigt-liberale Partei in der Presse den schärfsten Maßstab der Kritik an jene Scheinkonstitution legte, während der ultra-konservativen Partei jene Patente viel zu weit gingen. Einigermaßen besänftigt wurden zwar die Gemüther durch mehre Gesetze, die der König der Ständeversammlung vorangehen ließ, worunter das Toleranzedikt, welches neu entstehenden Sekten eine ziemlich ausgedehnte Religionsfreiheit gewährte, eines der wichtigsten war; doch waren die Erwartungen unter dem klar sehenden Theil der Bevölkerung sehr gering, als der **vereinigte Landtag** am 11. April 1847 wirklich zusammentrat. Obwohl der König in der Eröffnungsrede sagte, keine Macht der Erde solle ihn zwingen, seinem Lande eine eigentliche, den Volkswillen zur Geltung bringende Verfassung zu geben, so ward doch in der Adresse bestimmt ausgesprochen, daß die Stände Rechte erworben hätten und daß diese Rechte zu wahren seyen. In der zweiten Kurie ging die Berathung über die Verfassungsangelegenheiten bald auf das Petitionsrecht der Stände über, das die Versammlung erweitert zu sehen wünschte. In der Debatte über die periodische Wiederkehr der vereinigten Landtage trat besonders der Abgeordnete Vincke gegen den Minister Savigny in die Schranken, indem er vom Boden des Rechts aus den Anspruch des preußischen Volks auf ständische Vertretung behauptete, während der Minister die Einberufung des Landtags als einen freien Gnadenakt des Königs angesehen wissen wollte. Bei der endlichen Abstimmung wurde entschieden, den König zu bitten, mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung und aus Nützlichkeits- und innern Nothwendigkeitsgründen die Einberufung des vereinigten Landtags alle zwei Jahre auszusprechen. In Bezug auf die Ausschüsse und die ständische Deputation wurde beschlossen, den König zu bitten, beide Institute wegfallen zu lassen. Ferner beschloß die zweite Kammer, daß keine Garantie für eine Staatsschuldenverpflichtung irgend einer Art ohne Zustimmung des vereinigten Landtags übernommen werde, daß das Recht des ständischen Beiraths dem vereinigten Landtage über alle Steuergesetze zustehe, daß die Krone gebeten werden solle um eine Deklaration, wie rücksichtlich der frühern Gesetzgebung in den rechtlichen Verhältnissen der Domänen und Regalien nichts geändert sey, und die Bitte an den König zu richten, die Verfassungsgesetze ohne ständische Zustimmung nicht zu ändern. Diese Beschlüsse wurden mit einigen Modifikationen auch in der Herrenkurie angenommen. Die königliche Entscheidung folgte bald darauf in drei Kabinetsordren. Es wurden darin den Ständen beruhigende Erklärungen gegeben, aber die Hauptfrage, die Periodicität des Landtags und die ausschließliche Uebertragung aller allgemeinen Angelegenheiten an denselben blieb in der Schwebe, indem der König erklärte, daß er an die weitere Ausbildung des von ihm selbst für bildungsfähig erklärten Verfassungswerkes nicht ohne reifliche Erwägung gehen und sich daher die Entschließung so lange vorbehalten werde, bis die Gesetze vom 3. Februar ihrem wesentlichen Inhalte nach zur Ausführung gekommen seyen. Den Mitgliedern der Opposition gab die Regierung unverhohlen ihre Feindseligkeit zu erkennen, strenger als zuvor verfuhr man gegen Aeußerungen des öffentlichen Lebens in der Presse und in Vereinigungen. Auch schloß man sich aufs Engste an Rußland an, obwohl dieses durch seine Grenzsperre den ostpreußischen Handel ruinirte. An Rußlands und Englands Widerstande scheiterten die Unterhandlungen mit Dänemark wegen des Sundzolls, weil jene Mächte nicht wollten, daß die preußischen Ostseehäfen von dem Drucke des Sundzolls befreit würden. Rußland und Oesterreich zu Gefallen rüstete man, um nöthigen Falls die in der Lombardei ausgebrochenen liberalen Bewegungen unterdrücken zu helfen, u. Oesterreich zu Gefallen erklärte man sich für den schweizer Sonderbund und ließ sich selbst durch die demüthigenden Noten der schweizer Bundesregierung nicht abhalten, die Sache der Jesuiten im Verein mit dem Ministerium Guizot zu verfechten. Daß diese Allianzen auf die innere Entwickelung P.s hemmend einwirkten, lag am Tage, und so trugen sie nicht wenig dazu bei, die Mißstimmung im Lande zu nähren. Hierzu gesellte sich materielle Noth, namentlich in Schlesien, wo die auf einander folgenden Mißernten dreier Jahre 1847 einen schrecklichen Typhus hervorgerufen hatten. In einzelnen Kreisen raffte die Krankheit beinahe ein Zwölftel der Bevölkerung hinweg, und der späten Hülfe gelang es nicht, ihr Einhalt zu thun.

Unter solchen Vorzeichen traten am 17. Januar 1848 die **vereinigten Ausschüsse** zusammen, um den Strafgesetzentwurf, der bereits 1845 den Provinziallandtagen vorgelegen, zu berathen. Der Gegenstand war auch in politischer Beziehung von großer Bedeutung, da es sich darum handelte, die Rechtsverschiedenheit in den alten und neuen Provinzen allmählig zu beseitigen. In den alten Provinzen wie in den neuen war man gegen den Entwurf eingenommen; verschiedene Gemeindevertretungen petitionirten für die gänzliche Beseitigung desselben. Auch die Kompetenzfrage tauchte wieder auf. Nachdem der vereinigte Landtag erklärt hatte, daß die ständischen Ausschüsse ihn nicht ersetzen könnten und ein großer Theil der Abgeordneten nur unter dieser Voraussetzung die Ausschußwahlen vollzogen, fragte man sich, was diese Abgeordneten der königlichen Erklärung gegenüber, welche alle Vorbehalte für ungültig erklärte, thun würden. Zwei von ihnen, Vardeleben und Beckerath, hatten schon vor dem Zusammentritt der Ausschüsse ihr Mandat niedergelegt; somit waren von den Oppositionsführern nur noch Camphausen, Auerswald und Schwerin in den Ausschüssen. Auerswald und 32 andere Mitglieder gaben die Erklärung ab, daß sie sich zu andern Berathungen und Handlungen als der Berathung des Strafgesetzes außer Stand sehen würden. Fünf Wochen lang war

der Ausschuß beschäftigt, mit den Ministern Zoll für Zoll um jeden Paragraphen des Gesetzentwurfs zu kämpfen, als die Nachricht von der pariser Februarrevolution nach Deutschland kam. Die preußische Regierung dachte, als sie sich vom ersten Schrecken erholt, nicht im Mindesten an die Nothwendigkeit innerer Reformen, und die Ausschüsse, getreu ihrer Stellung, waren weit entfernt, sie daran zu erinnern. Schon begann die Bewegung in ganz Deutschland; fast in allen kleinen Staaten wurden die Forderungen des Volks nach Preßfreiheit, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung ꝛc. bewilligt, und selbst der Bundestag entfernte den bisherigen Vorwand, daß die Bundesgesetze die Aufhebung der Censur nicht gestatteten, indem er den Einzelregierungen die Bewilligung der Preßfreiheit anheim stellte. Die konservative Partei in P. glaubte nicht an ein Ueberfluthen der Bewegung nach Deutschland. Am 4. März schloß der Ausschuß seine Berathungen, nachdem er den Antrag zum Beschluß erhoben hatte, daß das Strafgesetz nicht eher Gesetzeskraft erhalten möge, bis es noch einmal dem vereinigten Landtag vorgelegt worden. Am 6. wurde die Versammlung durch den König in Person geschlossen, obwohl die Geschäftsordnung diese Auszeichnung nur dem vereinigten Landtag vorbehielt. In seiner Rede erklärte er, die den vereinigten Ausschüssen gewährte Periodicität auf den vereinigten Landtag übertragen zu wollen, nachdem beide Kurien fast einstimmig diesen Wunsch ausgedrückt. Die Mahnung der gemäßigtsten Männer, den vereinigten Landtag schleunigst einzuberufen, scheiterten an der Sorglosigkeit des Kabinets. Im Geheimen wurden Unterhandlungen mit Oesterreich wegen der vorzunehmenden Reformen in der Bundesverfassung gepflogen.

Während man aber in Berlin den drohenden Sturm nicht zu ahnen schien, zeigten sich die Symptome bereits in den Provinzen. Am 3. März überreichten in Köln Volksmassen dem Gemeinderath die „Forderungen des Volks“ und verlangten den unbedingten Beitritt zu denselben. In einer am folgenden Tage von einer Bürgerversammlung beschlossenen Adresse an den König wurde Repräsentativverfassung mit Verantwortlichkeit der Minister und allgemeinem Wahlrecht, Freiheit der Rede, der Presse und der Vereinigung, Religionsfreiheit ꝛc. verlangt. Aehnliches geschah fast gleichzeitig in Aachen, Koblenz, Düsseldorf, Elberfeld, und bald stellte auch die kleinste Gemeinde der Provinz ihre Forderungen auf. Die Provinz Sachsen und selbst das konservative Westphalen, namentlich die Landgemeinden, blieben nicht zurück. In Schlesien eröffnete Breslau die Adreßbewegung; doch veranlaßte der Widerstand der Behörden Unruhen, so daß das Militär einschritt. In der Hauptstadt selbst wurde am 7. März in der Sitzung des Magistrats der Antrag gestellt, den König um schleunige Einberufung des Landtags und Gewährung freier Institutionen zu bitten, aber mit zwei Drittel Stimmen abgeworfen. Endlich am 10. März erschien eine Kabinetsordre, datirt vom 8. März, welche die vom Lande ersehnte Preßfreiheit in unbestimmte Aussicht stellte. Dieser Erlaß befriedigte natürlich in keiner Weise. Der Gemeinderath von Köln beschloß eine Deputation nach Berlin zu senden, um die Stimmung in der Provinz zu schildern. Aus Breslau kam eine Adresse, worin es hieß, die Einberufung des vereinigten Landtags sey keineswegs Volkswunsch; man wolle wahrhafte Volksvertretung. In Magdeburg lief es nicht ohne Unruhen ab, ebenso in Königsberg und Elbing. Das Volk von Berlin theilte die allgemeine Stimmung. Allabendlich wurden öffentliche Versammlungen abgehalten, wo man die allgemeinen Wünsche des Volks besprach und in Adressen an die Behörden und den König niederlegte. Die Regierung ließ dies anfangs geschehen; plötzlich aber wurden am 13. März große Militärkräfte entfaltet, um die Versammlungen zu verhindern. An dem Abend dieses Tages entstanden die ersten ernsten Konflikte, welche den Keim der allgemeinen Erbitterung gegen das Militär legten. Die städtischen Behörden hatten sich endlich über eine Adresse geeinigt, welche ihren Dank für das Preßversprechen ausdrückte und dann in umschreibenden Redensarten die schleunige Einberufung des Landtags, die Errichtung einer volksthümlichen Vertretung ꝛc. verlangte. Als der König am 14. März die Adresse in Empfang nahm, gab er zur Antwort, das Einberufungspatent des Landtags sey bereits vollzogen; die andern Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten. Wirklich erschien noch an demselben Abend das Patent, von dem der König gesprochen. Es hieß darin, der König habe im Verein mit Oesterreich seine deutschen Bundesgenossen eingeladen, sich unverzüglich zu einer gemeinsamen Berathung behufs der Regeneration des deutschen Bundes zu vereinigen. Das Resultat dieser Berathung würde jedenfalls Maßregeln bedingen, zu deren Ausführung der König der Mitwirkung des vereinigten Landtags bedürfe, der daher zum 27. April einberufen werde. In unbegreiflicher Verblendung glaubte die Regierung noch, der Bewegung Herr werden zu können. Den kleinen Regierungen wurden Aufforderungen zugesandt, keine Koncessionen zu machen, mehre Regimenter erhielten Marschbefehle nach dem Rhein, andere stellten sich um Leipzig auf, das als Herd der Revolution galt. Und doch wuchs der Strom in jedem Augenblick. In Westphalen und in der Rheinprovinz hatten schon socialistische Elemente sich eingeschlichen; bewaffnete Schaaren durchzogen hier das Land und verbrannten die Schlösser der Adeligen; anderwärts zerstörten Arbeiter die Maschinen und die Fabrikgebäude ihrer Brodherren. In Berlin selbst erneuerten sich die Unruhen noch am 14. Bald begann der Kampf an zwanzig Orten zugleich, Reiterangriffe mit der blanken Waffe und Gewehrsalven der Infanterie folgten rasch auf einander. Es wurden Barrikaden errichtet, Waffenläden geplündert, ein Wachtposten erstürmt. Die Nachrichten aus Wien erhitzten das Volk immer mehr. Der eigentliche Entscheidungskampf begann aber erst am 18. März. Am Morgen des 18. März wurde die Deputation der Stadt Köln vom König empfangen. Letzterer drückte seine Zufriedenheit mit der Adresse aus: die darin ausgedrückten Wünsche stimmten mit

seinem Vorhaben überein; er werde sich an die Spitze der Bewegung Deutschlands stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Der Kongreß der Fürsten werde demnächst in Potsdam zusammenkommen und die deutschen Angelegenheiten ordnen. Nicht ein Fürstenkongreß bringe das Heil, entgegnete die Deputation, die Rettung Deutschlands sey nur dann zu erwarten, wenn der Kongreß, umgeben mit Volksvertretern, in Frankfurt a.M. Statt finde. Die Audienz schloß damit, daß der König die Abgeordneten ersuchte, ihre Abreise um drei Stunden zu verzögern, binnen welcher Frist eine Alles gewährende Proklamation erlassen werden solle. Diese Proklamation wurde zugleich mit einem provisorischen Preßgesetze gegen 2 Uhr Nachmittags veröffentlicht. Die Proklamation war ein Patent wegen beschleunigter Einberufung des Landtags und enthielt die Vorschläge des Königs für die Regeneration Deutschlands. Der vereinigte Landtag ward auf den 2. April einberufen. So unvollkommen auch diese Koncessionen waren, da sie meist nur in Vorschlägen und Versprechungen bestanden, so befriedigten sie dennoch die Bürgerschaft. Lauter Jubel empfing den Monarchen, als er auf dem Balkon erschien und seine Zusagen mündlich wiederholte. Unter dem Schloßportal standen Gardetruppen, deren Anblick den Ruf „Militär fort!" veranlaßte. Der König, dem der Minister Arnim dies mitgetheilt, schlug es ab, indem er einen solchen Rückzug als unehrenvoll für die Truppen ansah. Gleichzeitig hatte die Kavallerie einige Chargen auf die Menge gemacht; Infanterie war aus dem Schlosse herausgetreten und trieb das Volk zurück, wobei zwei Gewehre, wie es heißt zufällig, aus der Mitte der Truppen sich entluden. Dieser plötzliche Ueberfall machte auf die arglose Menge einen furchtbaren Eindruck. Man flüchtete nach allen Richtungen unter dem Rufe: „Verrath, Rache, zu den Waffen!" Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen in die entferntesten Stadttheile, die Rinnsteinbrücken wurden aufgerissen, in allen Straßen Barrikaden errichtet und diese von zahlreichen Kämpfern, an deren Spitze bewaffnete Studenten und die Schützen der Gilde, besetzt. Kurz nach 4 Uhr fielen in der Königsstraße die ersten Schüsse, und von nun an rollte ein ununterbrochenes Gewehr- und Kartätschenfeuer, schauerlich begleitet von dem Geheul der Sturmglocken, den Abend und die Nacht hindurch. Auf beiden Seiten schlug man sich mit beispielloser Erbitterung. Am heftigsten wüthete das Gefecht in der Königsstraße, Friedrichsstraße, Taubenstraße, Jägerstraße, am Fischmarkt und am kölnischen Rathhause. Der Kampf hatte schon einige Stunden gewüthet, als eine Deputation von Bürgern durch die tobenden Haufen zu der Wohnung des Bischofs Neander vordrang und mit ihm zum Schlosse zog. Nach einigen Schwierigkeiten gelangte die Deputation zum König und legte ihm den Zustand der Stadt dar. Der König antwortete, er wolle gern Alles gewähren, aber nur der Bitte, nicht der Gewalt; das Volk müsse erst seine Stellungen aufgeben, ehe er seine Truppen zurückziehen könne. Unter solchen Umständen mußten die Beschwichtigungsversuche der Deputation dem empörten Volke gegenüber scheitern. Mit der einbrechenden Nacht nahm der Kampf einen andern Charakter an. Die Reiterei konnte, da alles Pflaster aufgerissen war, nicht mehr wirken, und auch das Fußvolk konnte nirgends in größeren Massen anrücken, da die Büchsen der Schützen und die Steinwürfe von den Dächern fast ganze Glieder niederstreckten. Als der Morgen des 19. März anbrach, war das Volk im Besitze von drei Kasernen und einem Zeughause. Zwar behaupteten die Truppen das Schloß, die breite Straße, Brüderstraße und den Stadttheil von den Linden bis zur leipziger Straße, auch war die Friedrichsstraße geräumt worden; dagegen stand das Volk in den übrigen Stadttheilen, namentlich in dem Theile vom Dönhoffsplatze bis zu dem halle'schen Thore und in den den Alexanderplatz umgebenden Stadttheilen, kampfgerüstet hinter den furchtbaren Barrikaden. Am frühen Morgen erschien eine Proklamation des Königs an seine „lieben Berliner", die die Räumung der Barrikaden forderte, worauf dann alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen verlassen werden sollten. Eine Deputation von Bürgern begab sich darauf zum König, deren erneuten Bitten derselbe endlich nachgab: er versprach, daß das Militär zurückgezogen, die Wünsche des Landes, so weit es möglich, erfüllt werden sollten. Stabsoffiziere vereinigten sich mit den abgeordneten Bürgern und begaben sich mit ihnen zu den Truppen, wie zu den Barrikaden, weiße Tücher als Friedenszeichen schwenkend. Um 10 Uhr verließen die Truppen die Stadt; die Bürger zogen nach dem Schlosse, wohin man von allen Seiten die Leichen der Gefallenen trug. Auf den Ruf des Volks erschien der König mit der Königin am Arme und verkündete mit lauter Stimme, er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ruhe der Stadt durch Niemanden besser, als durch die Bürger bewahrt werden könne. Als die geforderte Bürgerbewaffnung gewährt worden, erfüllte Jubel den Platz und erscholl ein tausendfaches Lebehoch für den König. Am Nachmittag erschien eine öffentliche Bekanntmachung des Königs, worin Graf **Arnim** mit der Bildung eines neuen Ministeriums und mit der Verwaltung des Ministeriums des Auswärtigen und der Verfassungssachen, Graf **Schwerin** mit dem Kultusministerium, **Auerswald** mit dem Ministerium des Innern, der Generalsteuerdirektor **Kühne** mit der interimistischen Verwaltung des Finanzministeriums beauftragt wurden. Der 20. März brachte eine Amnestie für alle politischen Verbrechen, die die Mauern des Staatsgefängnisses bei Moabit öffnete. Die gefangenen Polen wurden im Triumphe nach dem Schlosse geführt, während fast gleichzeitig in einem andern Stadttheile eine Scene ernsterer Art vorfiel. Volksmassen wollten den Palast des Prinzen von Preußen, den man als den Anstifter des Blutbads bezeichnete, zerstören, und kaum gelang es den Studenten und Bürgern, das Werk der Rache zu verhindern. Man ließ an die Mauern mit großen Buchstaben schreiben: „Eigenthum des Volkes", pflanzte die schwarzrothgoldne Fahne auf dem Balkon auf und beschwichtigte damit den Unwillen. Am frühen

Morgen des 21. verkündete Graf Schwerin den versammelten Studenten, der König werde sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stellen. Wirklich erschien gegen 11 Uhr der König zu Pferde auf dem Schloßhofe, eine schwarzrothgoldne Binde um den Arm, umgeben von den anwesenden Prinzen und den Ministern, alle mit den deutschen Farben geschmückt. Eine Proklamation „an mein Volk und an die deutsche Nation" verkündete bald darauf den Willen des Königs, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen. Die Zahl der gefallenen Bürger betrug 180. Die Zahl der gefallenen Soldaten wurde nicht bekannt gemacht; man nannte als geblieben 136 Offiziere und 580 Soldaten, als verwundet etwa 1000. An demselben Tage reiste der Prinz von Preußen nach London ab.

Die Nachricht von den berliner Ereignissen langte in den Provinzen gleichzeitig mit dem Patent vom 14. März an. Erstere steigerte die Erbitterung gegen das Militär, letzteres befriedigte bei weitem nicht, da die Einberufung des alten Landtags dem vorgeschrittenen Volksbewußtseyn durchaus nicht mehr entsprach. Eben so wenig Anklang fand die Ernennung der Grafen Arnim und Schwerin zu Ministern. Am 24. hielten die Vertreter von 18 der größten rheinischen Städte eine Versammlung in Köln, in welcher die Absendung einer Deputation beschlossen wurde, die um eine wirkliche Volksvertretung bitten sollte. Einige Tage vorher hatten die städtischen Behörden von Breslau und Liegnitz ebenfalls eine Deputation abgesandt, die eine konstitutionelle Verfassung, gegründet auf eine Vereinbarung zwischen der Krone u. den durch Urwahlen berufenen Volksvertretern, verlangen sollte. Einen viel ernsteren Charakter nahmen die Bewegungen in anderen Provinzen an. In Westphalen wütheten Arbeiteraufstände, Pöbelexcesse gegen die Juden u. Bauernunruhen neben einander; im Münsterlande entbrannte ein förmlicher Bauernkrieg gegen die Besitzungen u. Schlösser des reichen Adels; in Zeitz ward die Korrektionsanstalt erstürmt, die Webstühle u. Geräthe wurden zertrümmert, alle Akten u. Papiere verbrannt. In Ostpreußen gingen die Excesse vom Militär aus, wie in Königsberg, wo man auf Einwohner einhieb, die eine Adresse unterzeichnen wollten. In Elbing ward der Pöbel gegen die Liberalen gehetzt. In Breslau kam es zu ernsten Konflikten zwischen Militär und Volk. Im Riesengebirge hatten gleichzeitig Bauernaufstände Statt gefunden. Die größte Gefahr drohte aber in Posen, wohin die Regierung, sich der Gefahr bewußt, starke Truppenabtheilungen geworfen hatte. Das schweizerische Fürstenthum Neuenburg hatte sich als selbstständiger Kanton der Eidgenossenschaft einverleibt. Uebrigens war in P. die öffentliche Meinung bereits in zwei große Hälften gespalten; die Einen wollten die neuen Zustände organisch aus den alten hervorgehen sehen, während die Andern eine ständische Versammlung nicht mehr wollten, aus Furcht, sie möchte das ständische Princip nicht aufgeben und von dem Alten zu viel beizubehalten suchen. Die politischen Parteien standen sich nicht mehr als Absolutisten und Liberale, sondern als Konservative und Demokraten gegenüber. Berlin wurde zunächst der Herd der demokratischen Bewegungen, und in zahlreichen Volksversammlungen und Klubs wurde die Landtagsfrage verhandelt und natürlich zum Nachtheil der Einberufung entschieden. Dagegen war die Regierungspartei nicht geneigt, den Landtag aufzugeben, und gewann endlich auch die Mehrzahl des Bürgerstandes für sich, dem die Bewegung schon zu weit zu gehen anfing. In diesem Sinne wurde denn auch die breslauer u. die rheinische Deputation beschieden. Nur rücksichtlich der Bildung eines neuen Ministeriums mußte der König nachgeben. Am 29. März ward ein neues Ministerium ernannt, in welchem Camphausen, einer der Führer der früheren Opposition, den Vorsitz erhielt; Hansemann übernahm die Finanzen, Auerswald das Innere, General Reyher das Kriegsdepartement; von den früheren Ministern blieben Schwerin, Baron Arnim und Bornemann. Das Erste, was das neue Ministerium that, war, den König außerhalb des revolutionären Parteikampfes zu stellen, indem es ihn durch die eigene Verantwortlichkeit deckte.

Der letzte vereinigte Landtag wurde am 2. April durch den Minister Camphausen eröffnet. Die erste der königlichen Propositionen betraf das Wahlgesetz für die zu berufende konstituirende Versammlung. Es hielt als Grundsatz die indirekte Wahl fest, jedoch ohne Census. Die Erlassung einer interimistischen Verfassung war der Zweck der anderen Proposition. Die desfallsige Verordnung selbst erweiterte die bereits gewährte Preßfreiheit durch Aufhebung der Kautionsbestellung. Dann wurden die Ausnahmegerichte für Staatsverbrechen, sowie das Gesetz von 1844, welches die Unabhängigkeit des Richterstandes antastete, aufgehoben; das Vereinigungs- und Versammlungsrecht, sowie die politische Gleichstellung aller Konfessionen wurden gewährleistet und endlich bestimmt, daß den künftigen Vertretern des Volks jedenfalls die Zustimmung zu allen Gesetzen, sowie zur Feststellung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zustehen solle. Schon die Adreßdebatte zeigte, daß die Partei des Absolutismus auf ein sehr kleines Häuflein zusammengeschmolzen war. Bismark-Schönhausen stand mit dem pommerschen Abgeordneten von Thadden ganz allein bei der Abstimmung. Die Grundlagen der künftigen Verfassung wurden mit einer Abänderung in Betreff der Volksversammlungen nach dem Regierungsentwurf angenommen. Den wichtigsten Theil der Debatten bildete die Berathung des Wahlgesetzes. Der Regierungsentwurf führte die Ueberschrift: Wahlgesetz für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung. Man vergaß jedoch, die Befugnisse dieser Versammlung und namentlich das Wesen der Vereinbarung gehörig zu erörtern und dadurch einen festen Rechtsboden zu schaffen, ein Unterlassungsfehler, der sich später so schwer gerächt hat. Man nahm ohne Weiteres den Vorschlag der Abtheilung an: Die Versammlung ist dazu berufen, die Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone festzustellen und die seitherigen reichsständischen Befugnisse, namentlich in Bezug auf die Bewilligung von Steuern und

Staatsanleihen für die Dauer ihrer Versammlung interimistisch auszuüben. Um nach außen und innen stark zu seyn, verlangte die Regierung zum Behuf der Ausrüstung des Heeres die Beschaffung von 15 Millionen und zu Herstellung des Kredits im Innern und zur Erhaltung von Handel, Gewerbe und Landwirthschaft Garantien bis zum Gesammtbetrage von 25 Mill. Thalern. Nachdem der Landtag fast einstimmig die Propositionen der Regierung angenommen, löste er sich auf.

Die konstituirende Versammlung, welche am 22. Mai zusammentrat, hatte eine ganz andere Gestalt, als je ein Landtag zuvor. Von der ehemaligen Herrenkurie hatte nur der Prinz von Preußen Eingang in die neue Volksvertretung gefunden. Dem unabhängigen begüterten Adel gehörten 16 Mitglieder an (die Zahl aller Adeligen betrug 40), Justizbeamte waren 98 gewählt worden, Verwaltungsbeamte 48, städtische Beamte 28, außerdem 52 Geistliche, 27 Lehrer, 31 Kaufleute, 28 Handwerker, 68 Bauern, 11 Aerzte, 5 Literaten, 4 Offiziere, 1 Kommis, 1 Geselle, 1 Taglöhner. Der König eröffnete die Versammlung in Person. Nach dem vorgelegten Verfassungsentwurf sollte die gesetzgebende Gewalt in dem König und zwei Kammern beruhen. Die erste Kammer sollte aus den königlichen Prinzen, aus höchstens 60 vom König ernannten Mitgliedern und aus 180 Mitgliedern, durch die Wahlmänner für die zweite Kammer gewählt, bestehen. Diese vom Volk gewählten Mitglieder der ersten Kammer sollten das 40. Jahr zurückgelegt haben und ein reines Einkommen von 2500 Thalern jährlich beziehen, oder an direkten Steuern mindestens 300 Thaler jährlich entrichten; außerdem sollten auch wählbar seyn die Mitglieder der höheren Gerichtshöfe, die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und die Oberbürgermeister der Städte von mehr als 25,000 Einwohnern. Präsident wurde Milde aus Breslau, auf dem vereinigten Landtage einer der feurigsten Redner der äußersten Linken, jetzt ein gemäßigter Konstitutioneller, erster Vicepräsident Esser aus Köln, zweiter Vicepräsident Waldeck aus Berlin. Die Linke begann am 9. Juni ihren Feldzug mit dem Antrag: Die Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten. Dieser Antrag, der darauf zielte, eine Anerkennung der Revolution zu erwirken, um daraus die Bedeutung der Versammlung als einer souverän konstituirenden abzuleiten, ward von der Rechten hartnäckig bekämpft und endlich das Amendement Zachariä's: die Versammlung gehe in Anerkennung der großen Ereignisse des März und ihres Einflusses auf die gegenwärtige Staatsentwickelung zur Tagesordnung über, angenommen. In der Versammlung erfolgten nun mehre Anträge auf Verlegung des Reichstags aus der Hauptstadt, und die Besorgnisse der Rechten wurden stärker, als die Erstürmung und Ausplünderung des Zeughauses am 14. Juni die Wogen der Volkswuth als im Wachsen begriffen darlegte. Die Rechte beutete diese Unruhen für sich aus, indem sie beantragte, bald an die Berathung des Verfassungsentwurfes zu gehen, wie er von der Regierung vorgelegt worden, wogegen die Linke die Niedersetzung einer Verfassungskommission beantragte. Da die mit der Rechten stimmenden Minister bei der Abstimmung in der Minorität blieben, so legten sie ihr Amt nieder, und an ihre Stelle traten Auerswald als Ministerpräsident, Milde für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Rodbertus für den Kultus, Märker für die Justiz, Gierke für die Landwirthschaft, Kühlwetter für das Innere, während Hansemann und Schreckenstein in ihren Stellungen als Minister der Finanzen und des Kriegs blieben. Gleichzeitig erwählte die Versammlung Grabow zu ihrem Vorsitzenden, Kirchmann, Kosch und Jonas zu Stellvertretern. Das Programm der neuen Minister enthielt wesentliche Koncessionen: Begründung der ersten Kammer auf eine volksthümlichere Basis, weitere Entwickelung der nationalen Wehrkraft durch ein Gesetz über die Bürgerwehr, ein Gesetz zur Befreiung des Eigenthums von seinen Fesseln, Reform der inneren Landesverwaltung im Einklang mit den konstitutionellen Grundsätzen, eine freisinnige Gemeindeordnung, eine durchgreifende Umbildung der Bezirksverwaltung, Reorganisation der Rechtspflege nach den Grundsätzen der rheinischen Gerichtsverfassung, wesentliche Reformen der Steuergesetzgebung, Beschaffung von Beschäftigung durch öffentliche Arbeiten und schließlich die Anerkennung der Revolution. Den Anfang machten die Minister mit der Aufhebung des bevorzugten Gerichtsstandes in allen Kriminal-, fiskalischen u. Injuriensachen. Einen üblen Eindruck aber machte der Rücktritt des Ministers Rodbertus, weil im Ministerium Uneinigkeit über die deutsche Frage geherrscht, indem die Mehrheit die Anerkennung des Reichsverwesers an eine Bedingung, die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, geknüpft hatte, womit Rodbertus nicht einverstanden war. Inzwischen häuften sich Truppenmassen um Berlin, und im Volke lebte der Glaube, daß die Reaktion einen gewaltsamen Zusammenstoß herbeizuführen suche, um Berlin in Belagerungszustand erklären u. die Nationalversammlung verlegen zu können. In der That wurde das bisherige Vernehmen zwischen der Versammlung und der Krone durch den Beschluß der Abschaffung der Todesstrafe gestört. Der König weigerte sich „aus religiösen Bedenken", dem Gesetz seine Zustimmung zu geben, und man fand zuletzt den Ausweg, die Entscheidung zu vertagen, bis die Abstimmung des deutschen Reichstags über dieselbe Frage erfolgt seyn würde. Die entscheidende Wendung in den Verhandlungen wurde aber durch einen Militärexceß in Schweidnitz hervorgerufen. Das Militär hatte dort auf die zur Herstellung der Ordnung ausgerückte Bürgerwehr geschossen und dabei 11 Personen getödtet und 20 schwer verwundet. Die Versammlung gründete darauf einen Antrag, eine Untersuchungskommission nach Schweidnitz zu schicken und die kompromittirten Truppen aus Schweidnitz zu entfernen. Dieser Antrag, sowie ein anderer, daß der Kriegsminister einen Erlaß an die Offiziere wegen der reaktionären Tendenzen richten möge, wurde angenommen,

ein Amendement, denjenigen Offizieren, welche mit dem neuen Staatsprincip nicht völlig einverstanden wären, es zur Ehrenpflicht zu machen, aus dem Heere auszuscheiden, nur mit der Majorität von einer Stimme. Die Minister zögerten mit der Ausführung dieses Beschlusses u. erklärten endlich, daß diese mit ihrem Gewissen nicht vereinbar sey. Diese Erklärung brachte die so lange vermiedene Entscheidung, ob die Versammlung sich als souverän betrachte oder nicht, in den Vordergrund. Von drei Anträgen gegen das Ministerium wurde der der Linken, der unbedingten Vollzug des Beschlusses durch das Ministerium verlangte, mit einer Mehrheit von 67 Stimmen angenommen. Diese Abstimmung war der entscheidende Wendepunkt der preußischen Verfassungsangelegenheit, indem die beiden äußersten Parteien nunmehr aufs Schroffste sich gegenüberstanden. In Berlin war die Parteinahme für die Versammlung eine allgemeine; getheilter war die Stimmung in den Provinzen; Schlesien, Sachsen, der Rhein stellten sich zur Nationalversammlung, Westphalen, Pommern, Westpreußen, der deutsche Theil von Posen, Brandenburg äußerten sich loyal, Ostpreußen schwankte. Die Minister aber erklärten in der Sitzung vom 11. September ihren Abtritt, und die Versammlung vertagte sich bis zum 19., um der Krone zur Bildung eines neuen Ministeriums Zeit zu lassen. Die Nachgiebigkeit der Versammlung ermuthigte zu noch weiterem Vorgehen. Der Krieg in Schleswig-Holstein war durch den unehrenvollen Waffenstillstand von Malmö geendet, und die dadurch entbehrlich gewordenen Truppen sammelten sich nun sämmtlich um Berlin. Schon am 15. September erfolgte die Erhebung des Generals von Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken, und der neue Kommandant kündigte sich in einer Weise an, die keinen Zweifel ließ, daß ihm mehr übertragen sey, als die Ordnung rein militärischer Dinge. Am 21. September erfolgte die Bildung des neuen Ministeriums. Ministerpräsident u. Kriegsminister ward General von Pfuel, Minister des Innern Eichmann, Finanzminister Bonin, interimistischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dönhoff, Unterstaatssekretär Müller für Wahrnehmung der Geschäfte des Justizministeriums. In den nächsten Tagen wurde noch Ladenberg zum Kultusminister u. Kisker zum Justizminister ernannt. Auf Interpellation der Linken wegen Zusammenziehung der Truppen um Berlin antwortete das Ministerium beruhigend, befriedigend in Beziehung auf den Beschluß der Versammlung gegen die reaktionären Offiziere. Ehe aber die Versammlung zu ihren wirklichen Geschäften überging, erledigte sie noch zwei wichtige Gegenstände, die Einstellung der schwebenden Verhandlungen und Prozesse behufs Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse und das Jagdgesetz, welches letztere jedes Jagdrecht auf fremdem Grund u. Boden ohne Entschädigung aufhob. Den heißesten Boden betrat sie mit der Berathung des Verfassungsentwurfs. Schon die Formel „König von Gottes Gnaden" rief einen großen Sturm hervor, der mit der Verwerfung der Formel endete. Gleichwohl erklärte sich die Versammlung durch Annahme der Formel im Eingange der Verfassung: „Wir Friedrich Wilhelm verkünden hiermit die von den Vertretern des Volks durch Vereinbarung mit uns festgestellte Verfassung" für eine vereinbarende und wies das Attribut der Souveränetät von sich ab. Die Abschaffung des Adels und der Orden erbitterte die reaktionäre Partei mehr, als alles Vorhergegangene, und sie suchte eifrig nach Vorwänden, die Arbeiten der Versammlung zu unterbrechen. Die Gelegenheit dazu bot sich nur zu bald. Die Nachricht von dem wiener Aufstande blieb in Berlin nicht ohne Wirkung. Ein Arbeiteraufstand, bei dem die Bürgerwehr einschritt, regte die Massen neu auf, Emissäre schürten das Feuer; es sammelte sich ein deutscher Demokratenkongreß, und ein Vorparlament republikanischer Färbung sollte in Berlin zu tagen anfangen. Die Nationalversammlung selbst war bedroht worden. Als nun am 31. Oktober über den Antrag Waldecks berathen wurde: die Versammlung wolle beschließen, daß das Reichsministerium aufzufordern sey, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten, umstellten Volkshaufen das Schauspielhaus und belagerten es förmlich. Mehre Abgeordnete wurden mit Schimpfreden empfangen; der Minister Pfuel selbst flüchtete in das Haus eines Abgeordneten. Der Pöbel vernagelte die Thüren des Versammlungshauses, um die Abgeordneten zu einer günstigen Entscheidung in der wiener Angelegenheit zu zwingen. Als die Bürgerwehr erschien, wurde mit Fackeln auf sie geschlagen, und erst um 11 Uhr Nachts gelang es, den Platz zu säubern. Diese Excesse gaben der Reaktionspartei den willkommenen Vorwand, längst beschlossene Maßregeln in Ausführung zu bringen. In der Sitzung vom 2. November zeigte der Ministerpräsident Pfuel an, daß er aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung genommen habe, und gleichzeitig lief ein Schreiben des Grafen Brandenburg ein, mit wenigen Worten meldend, daß der König ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt habe. Diese Ernennung wurde als das erste Signal der Kontrerevolution erkannt, welcher gegenüber es Energie zu zeigen galt. Die Nationalversammlung beschloß, ihre Sitzungen nicht einzustellen, der Abgeordnete Waldeck deutete darauf hin, daß man sie bald permanent werde machen müssen. Zugleich wurde beschlossen, eine Kommission von 28 Mitgliedern mit einer Adresse an den König abzusenden, darin die bedrohliche Lage des Landes vorzustellen und auf Zurücknahme eines Ministeriums Brandenburg, weil dasselbe die Majorität in der Versammlung nicht haben werde, zu dringen. Diese Deputation, an deren Spitze sich der Präsident Unruh befand, begab sich am Nachmittag des 2. November zum König nach Sanssouci u. erhielt erst nach vielen Schwierigkeiten Zutritt. Damals sprach der Abgeordnete Jacoby: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" In der schriftlichen Antwort, die der Reichstag am folgenden Tage erhielt, ward die Bitte um Ernennung eines andern Ministeriums rund abgeschlagen. Die Abgeordneten Jacoby, Temme u. Waldeck wiederholten nun ihren früheren Antrag auf Niedersetzung einer Kommission von 21 Mit-

gliedern, welche die bedrohliche Lage des Landes in Berathung zu ziehen und darauf bezügliche geeignete Vorschläge innerhalb der Kompetenz der Nationalversammlung zu machen habe. Der Antrag ward jedoch mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Die nächsten Sitzungen waren fast inhaltlos. Erst am 9. brachte der Staatsanzeiger die Namen der definitiv ernannten Minister: Brandenburg Ministerpräsident, Ladenberg für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, Manteuffel für das Innere, Strotha für den Krieg, Kisker (später Rintelen) für die Justiz, Pommer-Esche provisorisch für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Kühne ebenso für die Finanzen. Zugleich bemerkte man in der Stadt auffallende Truppenbewegungen und militärische Vorbereitungen verschiedener Art. An die Soldaten waren außerordentliche Vorräthe von Munition ausgetheilt worden, die Kasernen hatte man mit Lebensmitteln aller Art versehen. Die Bürgerwehr, die der Präsident der Nationalversammlung zum Schutze der Versammlung aufgefordert hatte, stellte sich am Morgen des 9. Nov. in zahlreichen Massen vor dem Schauspielhause auf. In der Versammlung ward eine königliche Botschaft verlesen, worin mit Hinweisung auf die anarchischen Vorgänge in Berlin und namentlich auf die Ereignisse des 31. Oktober der Sitz der Versammlung von Berlin nach Brandenburg verlegt und bis zum Beginn der dortigen Sitzungen vom 27. November ab die Nationalversammlung vertagt wurde. Der Ministerpräsident forderte darauf die Versammlung auf, ihre Berathungen sofort abzubrechen, indem er jede Fortsetzung derselben in Berlin für ungesetzlich erklärte. Die Minister verließen dann den Saal, mit ihnen ein Theil der Rechten. Bei der folgenden Abstimmung, ob die Versammlung geschlossen werden solle, stimmte die große Mehrheit gegen den Schluß; ein Antrag von Gierke: die Versammlung wolle beschließen, daß sie für jetzt keine Veranlassung habe, den Sitz ihrer Berathungen zu ändern, sondern dieselben in Berlin fortsetzen werde; daß sie auch der Krone das Recht nicht zugestehe, die Versammlung wider deren Willen zu vertagen oder aufzulösen, ward mit großer Mehrheit angenommen. Inzwischen richtete der Polizeipräsident von Bardeleben an den Bürgerwehrbefehlshaber die Requisition, gegen die Nationalversammlung einzuschreiten; die Bürgerwehr erklärte jedoch, daß sie ihre Aufgabe darin erkenne, vielmehr für die gewährleistete Freiheit, als gegen dieselbe einzutreten. Am folgenden Tage, den 10. November Nachmittags 2 Uhr, zog Wrangel mit 15,000 Mann, die um Berlin standen, in die Stadt ein und besetzte die Plätze um das Schauspielhaus, das im engern Kreise von der Bürgerwehr cernirt war. Auf die Erklärung des Generals, daß er so lange das Haus besetzt halten werde, bis sich alle Abgeordneten daraus entfernt hätten, schloß der Präsident Unruh, der Gewalt weichend, die Sitzung. Als am folgenden Morgen ein Zug von Abgeordneten nach dem Schauspielhause sich begab, fanden sie die Thür verschlossen. Der Präsident protestirte gegen diesen ungesetzlichen Akt u. begab sich mit den Abgeordneten nach dem Hotel de Russie, wo die Sitzung um 10 Uhr eröffnet wurde. Ein Antrag, die Versammlung möge sich vertagen, um erst die Stimmen des Landes zu vernehmen, ward verworfen. Am Nachmittag wurde die Sitzung im Schützenhause fortgesetzt. Verschiedene Deputationen, aus Magdeburg, Breslau, Stettin, Frankfurt a. d. O., waren anwesend und überreichten Adressen. Unterdessen war durch eine Verordnung die Auflösung der Bürgerwehr ausgesprochen worden, und eine Kundmachung vom 12. November erklärte Berlin in Belagerungszustand, weil die Civilbehörden außer Stand gesetzt seyen, dem Gesetze die gebührende Geltung zu verschaffen. Die Mittagssitzung des 13. November ergab die Anwesenheit von noch 239 Mitgliedern. Beschlossen ward die Veröffentlichung einer Denkschrift über die Anklage der Minister wegen Hochverraths. In der Sitzung vom 14. November, die im Saale des kölnischen Rathhauses Statt fand, beschloß man, in keinem Falle aus Berlin zu weichen. Als aber die Versammlung am nächsten Morgen im kölnischen Rathhause ihre Berathungen fortsetzen wollte, besetzte ein Major das Haus und veranlaßte die Abgeordneten, nach einigen Unterhandlungen durch Vorzeigen eines schriftlichen Befehls, „nöthigen Falls mit Gewalt, jedoch ohne Anwendung der Waffen, den Saal zu räumen", zum Auseinandergehen. Am Abend versammelte sich der Reichstag im mielenz'schen Saale. Anwesend waren 226 Mitglieder. Gegenstand der Debatte war die Steuerverweigerung. Als eben mit der Abstimmung begonnen werden sollte, traten einige Offiziere in den Saal, während Gardegrenadiere die Thüre besetzten. Der kommandirende Major erklärte, sein Auftrag gehe dahin, Waffengewalt anzuwenden, und er sey entschlossen, ihn zu erfüllen. Schon wollte der Präsident die Versammlung schließen, als diese sich erhob und mit emporgestreckten Händen erklärte, selbst vor den Bayonnetten nicht von der Stelle weichen zu wollen. Der Major verließ darauf mit den Grenadieren den Saal, und der Antrag der Abgeordneten Schultze aus Delitzsch, Plönnies u. Schornbaum auf Steuerverweigerung ward einstimmig angenommen. Darauf trennte sich die Versammlung. Da dieselbe aber Gefahr lief, sich in Berlin mehr und mehr zu zerstreuen, beschloß man, nach Brandenburg, wo sich die Mitglieder der Rechten mit den Ministern bereits eingefunden hatten, sich zu begeben, und eine Schaar von 80, die man voraussandte, zog im brandenburger Dome ein. Da sie jedoch die Anerkennung ihres Präsidenten Unruh auch für die brandenburger Versammlung verlangten, löste sich die Versammlung in tumultuarischer Weise auf. Umsonst hoffte die Linke von der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt eine moralische Unterstützung. Der am 20. November von der Regierung gefaßte Beschluß, daß der auf Suspension der Steuererhebung gerichtete rechtswidrige, die Staatsgesellschaft gefährdende Beschluß der in Berlin zurückgebliebenen Versammlung null und nichtig sey, isolirte die Linke und ertödtete die Bewegung in P. In Berlin, wo die Bürgerwehr aufgelöst und entwaffnet und alle konstitutionellen Garantien suspendirt wa-

ren, war an eine Unterstützung der preußischen Nationalversammlung nicht mehr zu denken; mit um so größerer Erwartung schaute man auf die Provinzen. In der That liefen zahlreiche Adressen in diesem Sinne ein, die Bürgerwehren des Landes versprachen der berliner ihre Unterstützung. An vielen Orten bildeten sich Sicherheitsausschüsse als Centralpunkte des „passiven Widerstandes", in Frankfurt a. d. O. erklärte die Bürgerwehr, kein Militär nach Berlin abziehen lassen zu wollen, bei Potsdam wurden die Schienen der Eisenbahn aufgerissen, um Zuzug zu verhüten, in Halle besetzten Bürger u. Lanciers den Bahnhof zu gleichem Zweck. In Halberstadt richtete ein Ausschuß des ersten und zweiten Aufgebots der Landwehr eine Ansprache an die Kameraden in der Linie, zu den Vertretern des Volkes zu stehen. In Delitzsch, Sangerhausen und an andern Orten verweigerte die Landwehr den Gehorsam, in Erfurt kam es am 24. November zu einem Barrikadenkampfe, bei dem das Militär nicht unbedeutende Verluste erlitt, während das flache Land durch bewaffnete Haufen unter Anführung des Dr. Stockmann von Bibra alarmirt wurde. Noch größere Besorgnisse flößte Schlesien ein. In Breslau vereinigten sich sämmtliche Vereine zu einer Centralkommission, erließen Aufrufe an Volk und Militär und trafen alle revolutionären Maßregeln, während sie zugleich den Steuerverweigerungsbeschluß praktisch in Anwendung zu bringen versuchten. Ein großer Theil der Einwohner drängte zu einem Aufstande hin, allein der Zuzug aus dem Gebirge, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, blieb aus, und auf der andern Seite zog sich ein starker Truppenkörper um Breslau zusammen. Schlesien ward nun so ruhig wie Sachsen, wo man durch die Gefangennehmung Stockmanns den Aufstand unterdrückt hatte. In Westphalen und der Rheinprovinz erfolgten nur geringe Demonstrationen; nur in Düsseldorf und mehren kleineren Orten trat die Bürgerschaft energisch auf u. gab dadurch einen willkommenen Vorwand zur Proklamirung des Belagerungszustandes. In der Provinz Preußen blieb Alles ruhig, Posen diesseits der Demarkationslinie stimmte dem König in allen Stücken bei, der polnische Theil stellte sich, als ob er von preußischen Verfassungsstreitigkeiten sich nicht berührt fühle, in den Marken und in Pommern herrschte allgemeiner Jubel. Mehre hundert preußische Gutsbesitzer erboten sich, die Steuern nöthigen Falls vorschußweise zu zahlen. Der Beschluß der deutschen Nationalversammlung machte den Umschlag vollkommen. Der Staatsanzeiger vom 5. December brachte das Auflösungsdekret der Nationalversammlung, mit dem sich mehre andere verbanden, deren wichtigstes eine Verfassung oktroyirte, die sich ziemlich eng dem Entwurfe der Verfassungskommission des Reichstags anschloß und in ihren Haupttheilen freisinnig genannt werden konnte. Auch das Wahlgesetz war auf liberaler Grundlage erbaut. Die Revision der Verfassung ward den zu berufenden Kammern vorbehalten. Die schwarzweiße Partei „mit Gott für König und Vaterland" wüthete über die dem Volksgeiste gemachten Koncessionen und ließ ihren Grimm zunächst in politischen Verfolgungen aus. Die Gefängnisse von Erfurt, Münster 2c. vermochten kaum die Menge von Verhafteten zu fassen, die sich durch Denunciationen täglich vermehrte. Die Gerichte selbst nahmen an dem Parteiwesen fanatischen Antheil. Das geheime Obertribunal und der Kassationshof in Berlin, die Oberlandesgerichte zu Ratibor, Münster und Bromberg protestirten gegen den Wiedereintritt ihrer Präsidenten oder Mitglieder, der Abgeordneten Waldeck, Esser, Kirchmann, Temme und Gierke, als welche im Reichstage der Krone eine Opposition gemacht hätten, womit die Treue gegen den König unvereinbar sey. In Berlin wurden Zeitungsverbote und Ausweisungen so häufig, wie nie vor den Märztagen; selbst der ehemalige Minister Rodbertus mußte die Ausweisung über sich ergehen lassen. Das „schwarze Buch der aufgelösten preußischen Nationalversammlung" machte die Männer namhaft, vor denen die Wähler sich hüten müßten. Flugschriften und Zeitungsartikel in demselben Sinne wurden in Masse verbreitet; selbst von den Kanzeln herab ward das Volk für die Wahlen bearbeitet. Die Regierung ließ kein Mittel unversucht, die Wahlen in ihrem Sinne zu leiten, ohne jedoch damit ihr Ziel zu erreichen. Auch das oktroyirte Gesetz über die Geschworenen, von dem sie sich die beste Wirkung versprochen hatte, war von entgegengesetztem Erfolg. Die „breiteste demokratische Grundlage" war in diesem Gesetz durch einen Census von 24 Thalern Gewerbesteuer ersetzt, von dem jedoch Rechtsanwälte und Notare, Professoren, approbirte Aerzte und Beamte mit einem Einkommen von mindestens 500 Thalern ausgeschlossen waren. Die Wahlen selbst blieben lange zweifelhaft. Im Allgemeinen wählten die großen und Mittelstädte radikal, das flache Land u. die kleinen Orte konservativ. Unter den 350 Gewählten zählten die preußischen Blätter 194 Konservative und 156 Radikale.

Am 26. Februar 1849 erfolgte die **Eröffnung der Kammern** im weißen Saale des königlichen Schlosses mit dem Gepränge des vereinigten Landtags. Der König eröffnete sie in Person und verlas die Thronrede. In der ersten Kammer hatten sich die ultra-royalistischen Ultra's gesammelt, die Linke zählte etwa 20 Mitglieder. Mehr die Wage hielten sich die Parteien in der zweiten Kammer, wo Vincke als Führer der Rechten betrachtet wurde, dessen Programm 173 Mitglieder unterzeichneten. Die Wahlen der Geschäftsführer zeigten in beiden Kammern die Rechte in der Majorität. Die erste Kammer wählte von Auerswald, die zweite Grabow zum Präsidenten. Der erste Satz der Adresse, welcher eine „dankbare" Anerkennung der Verfassung vom 5. December aussprach, enthielt die eigentliche Principienfrage, u. es entspannen sich darüber die heftigsten Debatten. In der Abstimmung siegte die Rechte. Die Verhandlungen über die Adresse waren eben beendet, als die in Frankfurt vorgenommene **Wahl des Königs von P. zum deutschen Kaiser** bekannt wurde. Beide Kammern beschlossen sogleich, die Gefühle und Erwartungen der Volksvertreter in einer Adresse auszusprechen. Während aber die Debatte noch schwebte, erhielt die Deputation der deutschen Nationalversamm-

lung, die den König von der auf ihn gefallenen Wahl in Kenntniß setzen sollte, von ihm eine Antwort, welche als ablehnend angesehen werden mußte. Die Rechte lehnte jetzt eine Adresse ab, während die Linke auf Abfassung einer solchen drang. In Folge der Taktik der Rechten, aus den Sitzungen fortzubleiben und so eine beschlußfähige Versammlung zu verhindern, mußte die erste Kammer ihre Osterferien antreten, ohne zu einem Beschlusse zu kommen. In der zweiten Kammer wurde ein Antrag nach dem andern verworfen und endlich beschlossen, daß überhaupt keine Adresse erlassen werden solle. In der ersten Sitzung nach den Ferien erklärte auch die erste Kammer die Abfassung einer Adresse für unnöthig. Von einem Antrag des Abgeordneten Rodbertus, daß die Kammer erkläre, sie sehe in der Annahme der von der deutschen Reichsversammlung dem König angebotenen Würde eines Oberhaupts des deutschen Reichs auf Grund der deutschen Reichsverfassung den geeignetsten Weg zur Herbeiführung eines festen öffentlichen Rechtszustandes, ward nur der die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung aussprechende Satz angenommen. Als darauf die Kammer auf Waldecks Antrag beschlossen hatte, zu erklären, daß die Fortdauer des Belagerungszustandes ohne Zustimmung der Kammern ungesetzlich sey, u. das Ministerium aufzufordern, denselben sofort aufzuheben, verkündigte der Ministerpräsident die Vertagung der ersten und die Auflösung der zweiten Kammer kraft einer königlichen Botschaft. Am 28. April erfolgte die Erklärung des Königs, daß er die ihm angebotene Kaiserkrone unbedingt ablehne u. die Reichsverfassung, die dem konstitutionell-monarchischen Princip widerstrebe u. das Mittel sey, um allmählig u. auf anscheinend legalem Wege die oberste Gewalt zu beseitigen u. die Republik einzuführen, nicht anerkenne. Eine Note forderte die „verbündeten Regierungen“ auf, nunmehr mit aller Entschiedenheit den Uebergriffen der Ständekammern und der Volksbewegung überhaupt ein Ziel zu setzen; P. sey im Stande, etwa nöthige Hülfsleistung zu gewähren. Die deutschen Fürsten wurden zur Ausarbeitung einer Verfassung für Deutschland nach Berlin eingeladen. Auch wurden unter dem 14. Mai die preußischen Deputirten in der deutschen Nationalversammlung zurückberufen und am 26. Mai eine von den preußischen, sächsischen und hannoverschen Bevollmächtigten unterzeichnete oktroyirte Reichsverfassung nebst Wahlgesetz veröffentlicht. Die Bezwingung des dresdener Aufstandes (3.—9. Mai) durch preußische Truppen ließ die Gefahr eines immer mehr Herr werdenden Militärdespotismus im grellsten Lichte erscheinen. Die Behörden, welche angewiesen waren, allen auf die Durchführung der Reichsverfassung abzielenden Schritten kräftig zu steuern, hatten, der allgemeinen Aufregung gegenüber, meist ihre Autorität verloren. Zwar ward die Hauptstadt durch den jetzt noch verschärften Belagerungszustand, zu dessen Verhängung über Städte und Provinzen alle Kommandanten durch ein oktroyirtes Gesetz berechtigt wurden, niedergehalten, dagegen gährte es um so heftiger in den Provinzen. In Köln ward es offen und feierlich ausgesprochen, daß die Rheinprovinz sich eher von P. losreißen, als von der deutschen Reichsverfassung lassen werde. Aehnliche Beschlüsse wurden in Breslau gefaßt, das am 9. Mai in Folge eines blutigen Straßenkampfs in Belagerungszustand erklart ward. Am heftigsten wurde die Bewegung zum Schutze der Reichsverfassung am Rhein, wo auch die Landwehr ihre Sympathien für dieselbe unverhohlen kundgab. In Iserlohn stürmte das Landwehrbataillon mit dem Volke das Zeughaus; dasselbe geschah in Warendorf; in Düsseldorf und Elberfeld baute man Barrikaden und rüstete sich zum bewaffneten Widerstande. Auf dem Städtekongreß in Münster wurde die energische kölner Erklärung angenommen. Indessen erwiesen sich alle diese Unternehmungen als zu vereinzelt. Düsseldorf wurde bezwungen u. in Belagerungszustand erklärt, Iserlohn mit Sturm genommen, Elberfeld unterwarf sich freiwillig. Einen friedlicheren Verlauf nahm die Bewegung in der Provinz Preußen. Trotz des Verbots der Regierung ward in Königsberg ein Städtetag abgehalten, der auf sofortige Entlassung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, unverzügliche Einführung der deutschen Reichsverfassung, sofortige Einberufung der Kammern nach dem Wahlgesetz vom 8. December 1848, Zurücknahme des oktroyirten Gesetzes über den Belagerungszustand und Aufgebung der bisher befolgten äußern Politik der preußischen Regierung zu bringen beschloß. Die Demonstration blieb indeß ohne Folgen, da die übrigen Landestheile bereits überwältigt waren, so daß P. militärische Kräfte genug besaß, um eine Armee nach Baden zu schicken, wo an der Stelle des entflohenen Großherzogs eine provisorische Regierung eingesetzt worden war. Die Einberufung der Kammern auf den 7. August brachte neues Leben in die gewaltsam hervorgebrachte Erschlaffung. Das von der Regierung selbst mit der Verfassung vom 5. December 1848 oktroyirte Wahlgesetz ward zurückgenommen und durch ein neues ersetzt, welches die Dreiklasseneintheilung nach den Steuersätzen zur Grundlage hatte. Nach diesem Wahlgesetz wurden die Urwähler nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuern in drei Abtheilungen getheilt, und zwar in der Art, daß auf jede Abtheilung ein Dritttheil der Gesammtsumme der Steuerbeträge aller Wähler fiel; jede dieser Abtheilungen wählte ein Dritttheil der zu wählenden Wahlmänner, denen dann die Wahl der Deputirten oblag. Die ganze demokratische Partei P.s verzichtete auf ihr Wahlrecht, weil sie durch thatsächliche Anerkennung des aufgedrungenen Wahlgesetzes an einer Rechtsverletzung nicht Theil nehmen wollte, und so konnten nur die entschiedensten Minoritätswahlen zu Stande gebracht werden. Selbst die gutgesinntesten Provinzen, Pommern und Brandenburg, nahmen an dieser Demonstration gegen das Ministerium Theil. Die Regierung ließ sich aber dadurch nicht beirren. Durch oktroyirte Gesetze suchte sie an die Stelle des Belagerungszustandes einen Rechtszustand zu setzen, die Uebergriffe der Presse und der Vereine zu beseitigen. Aber die Verurtheilung des beim badischen Aufstand betheiligt gewesenen Professors Gottfried Kinkel zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, die Verhaftung

Waldecks auf Grund einer Denunciation der „Neuen preußischen Zeitung", sowie der preußischen Abgeordneten, die an dem stuttgarter Rumpfparlament Theil genommen, und vor Allem P.s Verhalten in der schleswig-dänischen Angelegenheit waren nicht geeignet, Vertrauen gegen die aufrichtig konstitutionelle Gesinnung der Regierung zu erwecken, oder ihr Sympathien in Deutschland zu gewinnen, deren sie doch zur Aufrichtung des engeren deutschen Bundesstaats bedurfte.

Als die Kammern am 7. August 1849 eröffnet wurden, fand sich alsbald, daß man von dem Dreiklassenwahlgesetz nicht zu viel erwartet hatte. Die große Majorität bestand aus entschiedenen Anhängern der Regierung; die ultra-konservative Partei hatte über etwa 100 Stimmen zu gebieten; weit weniger standen der liberal-konservativen, der sogenannten „gothaer" Partei zu Gebote. Die zweite Kammer wählte den Grafen Schwerin zum Präsidenten, Simson von Königsberg zum Vicepräsidenten. Letzterer war zuvor auf der Kandidatenliste für das Präsidium gewesen; da jedoch in den ministeriellen Organen erklärt worden war, das Kabinet könne die Wahl Simsons nicht gut heißen, so entschied sich die Kammer für seine Nichtwahl. Gleich gefügig bewies sie sich in fast allen übrigen wichtigen Fragen. Freudig athmete man endlich auf, als das schwierige und langwierige Revisionswerk vollendet war. Da stellte eine königliche Botschaft vom 7. Januar 1850 Alles noch einmal in Frage. Der König machte neue Vorschläge, von deren Annahme er seine Anerkennung abhängig machte. Diese Vorschläge forderten eine erbliche Pairskammer, einen Ausnahmegerichtshof für politische Verbrechen, die Ministerverantwortlichkeit nur dem Könige gegenüber, Nichtbeeidigung des Militärs auf die Verfassung, Auflösung der Bürgerwehr &c. Nach einigem Sträuben fügte sich die Kammer dem Willen des Königs, und so kam endlich, nachdem die Frage wegen der erblichen Pairs dadurch im Sinne der Regierung entschieden worden, daß die polnischen Abgeordneten sich der Abstimmung enthielten, die definitive preußische Verfassung (s. oben) zu Stande. Als der König dieselbe am 6. Februar im Rittersaale des königlichen Schlosses beschwor, bezeichnete er in seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede die Verfassung vom 5. December 1848 als das Werk des Augenblicks und bestätigte das Revisionswerk, weil die beiden revidirenden Versammlungen durch ihre „treffliche Arbeit und durch die Aufnahme der Vorschläge vom 7. Januar ein Pfand gegeben, daß sie die begonnene Arbeit der Vervollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, daß es dem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege gelingen werde, es den Lebensbedingungen P.s immer entsprechender zu machen". Hiermit schließt die erste Entwickelungsphase des konstitutionellen Lebens in P.

Wie P. nach der Auflösung des deutschen Parlaments das Werk der Einigung Deutschlands in die Hand genommen hat, wie aber seine hierauf gerichteten Bemühungen scheiterten und auch P. zuletzt zum restaurirten Bundestag zurückkehrte, darüber s. Deutschland, Geschichte. P. hatte der Erhaltung des Friedens große Opfer gebracht. Die am 29. November zu Olmütz abgeschlossene Uebereinkunft zwischen Oesterreich und P. betraf vornehmlich das gemeinschaftliche Handeln in den kurhessischen und holsteinischen Angelegenheiten, sowie die Abhaltung von Ministerialkonferenzen zu Dresden behufs der Feststellung der deutschen Bundesangelegenheiten. Inzwischen hatte den 21. November die Eröffnung der preußischen Kammern Statt gefunden. Die Majorität kämpfte gegen die olmützer Uebereinkunft heftig an; die schon entworfene Antwortsadresse auf die Thronrede wurde wieder zurückgezogen und der Entwurf einer neuen vorgelegt, worin die Entlassung des Ministeriums gefordert wurde. Da bei der Berathung über dieselbe die Angriffe gegen das Ministerium immer erbitterter und rücksichtsloser wurden, so erfolgte am 4. December die Vertagung der Kammern bis zum 3. Januar 1851. Zur Genugthuung für die in der Kammer erfahrenen Angriffe gingen dem Herrn von Manteuffel von der im ganzen Lande zerstreuten Friedenspartei zustimmende Dankadressen in Menge zu. Ein noch wichtigerer Beweis seines vollständigen Sieges war aber die durch königlichen Erlaß vom 10. December verfügte Entwaffnung und Reducirung des Heeres auf seinen früheren Stand, wodurch es auch möglich gemacht wurde, die von Oesterreich schon lange dringend geforderte Räumung Hamburgs und Badens von preußischen Truppen ohne viel Aufsehen zu bewerkstelligen. Im Ministerium hatte inzwischen ein höchst bedeutungsvoller Wechsel Statt gefunden. Der nach dem Tode des Grafen von Brandenburg (6. November 1850) mit dem Vorsitz im Ministerium betraute Kultusminister von Ladenberg war zurückgetreten u. an seiner Stelle Herr von Manteuffel zum Ministerpräsidenten ernannt worden, während diesem im Ministerium des Innern Herr von Westphalen folgte u. Herr von Raumer das Portefeuille des Kultus übernahm. Wie in allen übrigen obschwebenden Fragen, so schloß sich P. auch in Betreff Schleswig-Holsteins, zu Gunsten dessen es sich anfangs mit Entschiedenheit den londoner Beschlüssen widersetzt hatte, den von Oesterreich geforderten Maßregeln zur Pacifikation der Herzogthümer an. Daß unter diesen äußeren Anfechtungen, welche in Folge der deutschen Erhebung des Jahres 1848 für P. kamen, für die innere gedeihliche Entwickelung des Staats nicht viel Erhebliches geschehen konnte, liegt auf der Hand. Einer strengeren Ueberwachung aber glaubte die Regierung vornehmlich die Presse würdigen zu müssen, wozu der Mordversuch, den der entlassene Unteroffizier Sefeloge (den 22. Mai) auf den König machte, noch dringender aufzufordern schien. Eine königliche Verordnung vom 5. Juni 1850 gab der Regierung die Vollmacht, die Presse durch Entziehung des Postdebits, der Gewerbebefugniß für alle bei Erzeugung oder Verbreitung von Drucksachen beschäftigten Personen, durch das Verbot des Einbringens im Auslande erschienener Drucksachen und durch hohe Kautionen in den ihr angemessen und nothwendig scheinenden Schranken zu halten. In Betreff der Zollvereinsangelegenheiten blieb es beim Alten, da die von Seiten Oesterreichs ge-

machten Vorschläge hinsichtlich eines allgemeinen deutschen Zollverbands in Berlin keinen Beifall fanden und auch das Projekt des Handelsministers in Betreff einer Tariferhöhung auf allgemeinen Widerspruch stieß. Ein wesentlicher Gewinn wurde aber erzielt durch den zwischen P., Oesterreich und Bayern am 6. April 1850 abgeschlossenen Postvertrag, nach dessen Grundsätzen dann auch das innere Postwesen des preußischen Staates durchgreifende Reformen erfuhr. Noch ward am 25. Juli 1850 in Dresden ein das Telegraphenwesen betreffender Vertrag abgeschlossen. Endlich wendete die Regierung eine gewiß verdienstvolle Aufmerksamkeit dem Eisenbahnwesen zu u. erweiterte die kleinen Anfänge zu einer Kriegsflotte durch Neubauten und Ankäufe in England.

Der Wiederzusammentritt der **Kammern** am 3. Januar 1851 erfolgte unter günstigeren Aussichten, denn die Mehrheit hatte den Entschluß gefaßt, das Geschehene als eine vollendete Thatsache anzunehmen, um die Fortentwickelung des verfassungsmäßigen Lebens im Innern nicht durch Erschwerung der äußern Verhältnisse zu gefährden. Unter den 336 Abgeordneten waren 207 Vertreter, die mehr oder weniger von der Regierung abhängig waren. Diesen gegenüber standen nur 129 Vertreter, die wirklich aus den Reihen des Volks hervorgegangen waren. Die Gegner des Ministeriums benutzten zwar die Gelegenheit, um ihren Tadel über die Wandlung der Politik öffentlich auszusprechen, aber in ihrer Gesammtheit trugen die Kammern Bedenken, den Streit wieder aufzunehmen. Am 15. Januar stand in der ersten Kammer die Rechenschaftsfrage wegen unterbliebener Ausführung der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 auf der Tagesordnung, welche von dem Freiherrn von Vincke an die Regierung gestellt worden war. Die Regierung drang aber mit ihrer Ansicht, ein als unausführbar erkanntes Gesetz lieber zurückzunehmen, als bloß aus Eigensinn dessen Durchführung zu erzwingen, bei der Mehrheit der ersten Kammer durch. Ein Antrag des Abgeordneten von Vincke und seiner Freunde, der am 7. Februar eingebracht wurde, „einen Ausschuß von 24 Mitgliedern zur Untersuchung der Lage des Landes niederzusetzen", machte zwar großes Aufsehen und wurde auch in die Abtheilungen verwiesen, dort aber begraben. Eben so wenig fanden die zu Gunsten der Presse gesprochenen Worte einen Boden, in dem sie Wurzel schlagen konnten. Man neigte sich immer mehr zu der Ansicht hin, daß es, um die alte gebietende Stellung in Deutschland wieder zu gewinnen, nöthig sey, nachdem die Union gescheitert war, die Staatsgewalt in ihrer Machtfülle wieder geltend zu machen. Die Kammern boten dazu theils bewußt, theils unbewußt und aus Furcht vor der Wiederbelebung der Empörung bereitwillige Hand. Der Widerwille gegen die jüngste Vergangenheit, das Verlangen der großen Grundbesitzer, die Verluste der letzten Zeit wieder einzubringen und ihren Einfluß auf den Gang der Regierung maßgebend zu machen, hatte den Grundsatz der „Solidarität der konservativen Interessen" zur Welt geboren, der sich jedoch nicht immer der Zustimmung der Regierung zu erfreuen hatte; diese war sich ihres nächsten Zieles klar bewußt und trat jedem Widerspruch mit der größten Entschiedenheit entgegen; sie sprach ganz bestimmt aus, daß sie von allen Beamten rücksichtslose Unterwerfung erwarte. Faßt man die Zahl der Arbeiten in das Auge, welche die Kammern bis zu ihrem am 9. Mai erfolgten Schlusse zu Stande gebracht, so leisteten sie in vier Monaten Unglaubliches. Hervorzuheben sind von diesen Arbeiten: das am 22. April verkündete Gesetz, betreffend die Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und des bevorzugten Gerichtsstandes, sowie die anderweitige Bildung der Gerichte, nebst den Zusätzen zu demselben vom 26. April, vervollständigend die Einheit der Gerichtsverfassung, die schon längst als bringendes Bedürfniß empfunden worden war; die Regelung der oberrichterlichen Instanzen in den hohenzollernschen Fürstenthümern und die Einführung des Schwurgerichts daselbst; das neue Strafgesetzbuch für den preußischen Staat, durch Gesetz vom 14. April eingeführt; das Gesetz vom 1. Mai 1851, betreffend die Einführung einer Klassen- und klassificirten Einkommensteuer; das Gesetz vom 7. Mai, die Dienstvergehen der Richter und die unfreiwillige Versetzung derselben auf eine andere Stelle oder in Ruhestand betreffend; das tief eingreifende Gesetz über die Presse, wodurch die bereits oben angeführten Beschränkungen theils bestätigt, theils verstärkt wurden; die Gesetze vom 13. Juni über den Belagerungszustand, über die Gemeinheitstheilungen in der Rheinprovinz, in Neuvorpommern und auf Rügen, über das Verfahren bei Gemeinheitstheilungen und Ablösungen auf dem linken Rheinufer, und das dringend ersehnte Gesetz über die Unterhaltung, Verpflegung und Erziehung der oberschlesischen Waisen aus dem Winter von 1847 zu 1848. Leider verstopfte das letztere die Quelle dieser Leiden nicht, welche am Ende des Jahres 1851 in neuer Stärke hervorbrach. Am 21. Mai erging eine an die Oberpräsidenten der sechs östlichen Provinzen und den Grafen Arnim als Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichtete Verfügung des Ministers des Innern, welche das weitere Fortschreiten in der Ausführung der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 untersagte und die gutsherrliche Polizeiverwaltung wieder herstellte. Dies war aber nur der erste einleitende Schritt zu einer folgenschweren Maßregel. Das Gesetz vom 1. Mai 1851 über die Einführung einer Klassen- und klassificirten Einkommensteuer forderte bei der Steuereinschätzung die Mitwirkung der neuen Kreis- und Provinzialversammlungen. Wurde die hierauf bezügliche Gesetzgebung vom 11. März 1850 nicht eingeführt, so mußten einstweilige Organe zur Ausrichtung dieses Geschäfts gebildet werden, und obwohl für diesen Zweck eine Verfügung vom 3. Juni 1850 die geeignete Anleitung gab, so wurde doch durch Erlaß vom 28. Mai 1851 an sämmtliche königliche Oberpräsidenten die Einberufung der alten, durch die Verfassung aufgehobenen Provinzialstände zu erneuerter Thätigkeit in das Werk gesetzt. Ihre Berufung wurde zwar nur als ein vorübergehendes, auf einen bestimmten Zweck gerichtetes Auskunftsmittel bezeichnet; da aber außer der Wahl der Einschätzungskommissionen auch die Begutachtung der Gemeindeordnung und die Berathung

verschiedener provinzieller Angelegenheiten denselben überwiesen wurde, da ferner die Partei, welche nach der Rückkehr zum Alten verlangte, diese Maßregel als einen Sieg ihrer Grundsätze laut verkündete, so konnte es nicht fehlen, daß Viele diesem Siegesruf mehr Glauben schenkten, als den entgegengesetzten Versicherungen der Minister. Selbst Männer, durch Kenntnisse, Lebensstellung und Gesinnung ausgezeichnet, wie der geheime Oberregierungsrath außer Dienst, Herr von Bethmann-Hollweg, u. der reichste Edelmann der preußischen Monarchie, der Graf Fürstenberg-Stammheim, sprachen sich gegen diese Maßregel als eine Verfassungsverletzung aus; dennoch erschien im August der bestimmte Befehl zur Wahl der fehlenden Mitglieder der Provinzialландtage, und es blieb unbeachtet, daß die Verwahrungen gegen die Theilnahme an der Wahl sich häuften. Nach einander traten die Stände der verschiedenen Provinzen, am 31. August in Berlin, am 7. September in Posen und Merseburg, am 14. in Breslau und Münster, am 21. in Königsberg, am 28. in Düsseldorf zusammen; ganz zuletzt, nachdem die brandenburgischen Stände ihre Berathungen bereits am 23. September geschlossen hatten, versammelten sich die von Pommern, welche ihre erste Sitzung am 6. Oktober zu Stettin hielten. Den meisten Anklang fand das Ministerium bei seinen Schritten in den Marken, Pommern, Westphalen, Sachsen und Schlesien. In Königsberg überreichte am 30. September eine Anzahl von Abgeordneten eine schriftliche Verwahrung gegen die Rechtsbeständigkeit des Landtags.

Mit strenger Innehaltung der verfassungsmäßigen Zeit wurden die Kammern für 18⁵¹/₅₂ am 27. Nov. in Abwesenheit des Königs durch den Ministerpräsidenten im weißen Saale des königl. Schlosses zu Berlin aufs Neue eröffnet. Die erste Kammer, deren Sitzungsräume durch Feuer am 10. März zerstört worden waren, versammelte sich in ihrem neu hergestellten Saale. Am 1. Dec. erstattete der Minister des Innern Bericht über die Gründe zur Berufung der Provinzialstände und brachte auf Grund der von denselben abgegebenen Erklärungen einen abgeänderten Entwurf für die Gemeindeordnung ein. Der zweiten Kammer wurden die Aenderungen des Zolltarifs und der Septembervertrag mit Hannover zur Berathung vorgelegt. Die Regierung hatte keine Opfer gescheut, um durch diesen Vertrag die Vorwürfe zu entkräften, welche ihr selbst die ritterschaftliche Partei wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen Oesterreich zu machen anfing. Zur Kündigung des Zollvereins hatte sich die Regierung entschließen müssen, weil sie sich gegen Hannover fest gebunden hatte, ohne die übrigen Zollvereinsstaaten noch vor Ablauf der Kündigungsfrist zur Genehmigung des getroffenen Abkommens bewegen zu können. Dieses benutzte Oesterreich, um mit der Veröffentlichung seines neuen sehr ermäßigten Tarifs und mit einer Einladung an sämmtliche Bundesstaaten zur Beschikkung von Konferenzen in Wien hervorzutreten, wo über den Abschluß eines Handelsvertrags und zugleich über die nach sechs Jahren zu bewirkende vollständige Zolleinigung verhandelt werden sollte. P. lehnte in einer Note am 5. December die Beschickung mit Bestimmtheit ab. Da Oesterreich nichts desto weniger auf dem betretenen Weg beharrte, so konnte es der Regierung nur willkommen seyn, daß die zweite Kammer, dem Antrage ihres Ausschusses gemäß, aller Einreden ungeachtet, den Vertrag mit Hannover einstimmig genehmigte. Was die weitere Wirksamkeit der Kammern 1852 betrifft, so war die bedeutungsvollste Frage die über die Neubildung der ersten Kammer. Dabei war jetzt die Frage über Verfassungsrevision überhaupt wieder sehr in den Vordergrund getreten; die Presse hatte sich derselben bemächtigt, und zahlreiche Petitionen drangen auf ein entschiedenes Vorschreiten in dieser Sache, ja einzelne sogar auf völlige Beseitigung der Verfassung. Ueber die Neubildung der ersten Kammer, die von vielen Seiten als der Anfangspunkt weiterer Maßregeln betrachtet zu werden schien, machten sich, je nach dem verschiedenen Standpunkt, welchen man einnahm, vornehmlich zwei Ansichten geltend: die eine, welche namentlich im Ministerium ihre Vertreter hatte, wollte die Ernennung sämmtlicher Mitglieder der ersten Kammer ausschließlich der Krone überlassen und letztere in dieser Beziehung von jeder Beschränkung befreit wissen; die andere, die der Kreuzzeitungspartei, wollte dagegen, ihren feudalistischen Tendenzen ganz entsprechend, die Unabhängigkeit der Krone in Betreff der Wahlen zur ersten Kammer beschränkt wissen, so daß dieselbe hierin mit dem Adel gleichsam nur participire. Die letztere Ansicht fand ihren Ausdruck in einem bei der ersten Kammer durch den Grafen von Alvensleben, von Gerlach, Stahl und Konsorten eingebrachten Antrag, dem ein anderweiter, von Heffter im Namen der Fraktion Bethmann-Hollweg gestellter Antrag gegenüberstand. Das Endresultat der am 5. März Statt findenden Diskussion dieser Anträge war die Annahme des vielfach modificirten heffterschen Antrags. Am 28. April wurde bei den Kammern eine königliche Proposition übergeben, wornach vom 7. August an die Bildung der ersten Kammer auf Grund königlicher Anordnung erfolgen sollte. In der zweiten Kammer wurde aber diese Proposition eben so wenig angenommen, als der Antrag des Abgeordneten Keller: „Die erste Kammer wird vom König ernannt", u. alle übrigen Amendements. Da das Ministerium hiernach selbst die Proposition zurückzog, so kam sie in der ersten Kammer gar nicht zur Berathung, und es blieb demnach die Frage bis zu dem am 19. Mai erfolgenden Schluß der Kammersitzung unentschieden. Auch die den Fortbestand des Zollvereins betreffende Angelegenheit blieb vorläufig noch unerledigt. Die durch Cirkularschreiben vom 6. Mai nach Berlin berufene und sogleich nach dem Schluß der wiener Konferenz am 19. Mai eröffnete Zollkonferenz blieb völlig resultatlos. Doch behauptete jetzt die Regierung ihren Standpunkt, indem sie daran festhielt, daß vor der auf sicheren Grundlagen zu Wege gebrachten Wiederherstellung des Zollvereins mit Oesterreich über Abschluß eines neuen Zoll- und Handelsvertrags gar nicht verhandelt werden könne, daß auch kein Staat zu fernerem Verbleiben beim Zollverein gehalten seyn solle. Am 28. September verweigerte die preußische Regierung die Annahme der in München inzwischen festgestellten Kollektiverklärung der

Koalitionsstaaten und schloß diese damit thatsächlich von den weiteren Verhandlungen aus, wiewohl sie sich bereit erklärte, die Verhandlungen mit ihnen auf diplomatischem Wege fortführen zu wollen. Dagegen kam am 26. November der Vertrag wegen Fortbestehens des thüringischen Handels- und Zollvereins und am 27. November der wegen Beitritts des genannten Vereins zum Septembervertrage zwischen den Bevollmächtigten P.s und der großherzoglich und herzoglich sächsischen, fürstlich schwarzburgischen und reußischen Regierungen zur Unterzeichnung. Zu Anfang des Jahres 1852 war der Rücktritt des Kriegsministers von Stockhausen und die Ernennung des Generals von **Bonin** zu dessen Nachfolger erfolgt. Unter dem 12. Januar war auch der Staatsrath wieder in Wirksamkeit gesetzt u. Ministerpräsident von Manteuffel interimistisch zum Vorsitz in demselben berufen worden. Die schon längere Zeit währende Differenz mit Würtemberg fand endlich eine beide Theile befriedigende Ausgleichung, indem der König den außerordentlichen Gesandten des Königs von Würtemberg, Freiherrn von Linden, empfing. Ende September traten die Provinzialstände aufs Neue zusammen.

Die Eröffnung der **neugewählten Kammern** geschah den 29. Nov. 1852 durch den Ministerpräsidenten. Am 7. Januar 1853 fand die Wahl des Präsidenten der zweiten Kammer Statt, und zwar unter heißem Kampfe der Parteien, durch welchen nicht weniger als drei Abstimmungen nöthig wurden, welche zuletzt die meisten Stimmen für Kleist-Retzow u. den Grafen Schwerin ergaben, für welchen Letzteren dann das Loos entschied. Vor gefüllten Tribünen wurde in der zweiten Kammer die Debatte über den Gesetzentwurf, welcher die Kommunalgesetzgebung des Jahres 1850 beseitigen sollte, eröffnet. Die rechte Seite, nicht zufrieden damit, daß jene Gesetze innerhalb zweijähriger Frist in dem größten Theile des Landes noch nicht ausgeführt waren und zahlreiche neue Entwürfe sie demnächst auch rechtlich beseitigen sollten, wollte sich die absonderliche Freude nicht versagen, die „revolutionären" Gesetze von 1850 mit Pomp zu vernichten. Solcher Stimmung gegenüber war es vergeblich, daß von Vincke, Graf von der Goltz und Riedel mit der ganzen Kraft ihrer Beredsamkeit auf die heillosen Folgen des Unterfangens hinwiesen, eine rechtskräftige Gesetzgebung vor Feststellung des Neuen mit Einem Schlage zu beseitigen. Durch eine Majorität von 13 Stimmen wurde der Antrag, die Beseitigung der Gemeindegesetzgebung von 1850 bis zur Feststellung der neuen Entwürfe auszusetzen, abgelehnt. In der zweiten Kammer nahm Vincke zweimal in ausführlicher Rede das Wort; außer ihm setzte Wentzel mit Klarheit die Bedeutung des vorliegenden Gesetzentwurfs aus einander, und nicht minder wirkungsvoll war Auerswalds Rede. Aber alle Anstrengungen, die Gemeindeordnung von 1850 wenigstens für einzelne Landestheile zu retten, waren vergeblich. Am 8. Februar wurde die Aufhebung derselben in der zweiten Kammer mit 184 gegen 142 Stimmen beschlossen. Die dabei gestellte Bedingung, daß die Reaktivirung der früheren ständischen Gesetzgebung nur in so weit erfolgen dürfe, als diese der Verfassung nicht widerspreche, war von keiner Bedeutung, in sofern die ständische Gesetzgebung gerade in ihren wesentlichsten Bestimmungen mit der Verfassung in Widerspruch stand und jene Klausel also eine rein illusorische war. Einen wirklichen Sieg trug dagegen die Linke durch Ablehnung der zweijährigen Einberufung der Kammern davon, indem dieselbe mit einer Majorität von 52 Stimmen verworfen ward. Die Frage über Umbildung der ersten Kammer wurde dagegen zu Gunsten des Ministeriums entschieden. Am 7. Februar wurde von derselben das stahl-arnimsche Amendement, welches die gleichzeitige Neubildung der zweiten Kammer bezweckte, mit 68 gegen 48 Stimmen abgelehnt und die Regierungsvorlage nach dem Kommissionsantrage mit 70 gegen 42 Stimmen gutgeheißen. Danach wird die erste Kammer durch königliche Anordnung gebildet, welche nur durch ein mit Zustimmung der Kammern zu erlassendes Gesetz abgeändert werden kann. Sie soll aus Mitgliedern bestehen, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit beruft (s. oben). Durch die Annahme des Gesetzvorschlags über die Bildung der ersten Kammer wurde einem Gedanken Ausdruck gegeben, der für die Entwickelung der innern Zustände P.s von der höchsten Wichtigkeit ist. Der Schluß der Kammern fand am 13. Mai durch den Ministerpräsidenten Statt. Die vereinbarten Gesetze wurden allmählig publicirt, so bereits unter dem 7. Mai das Gesetz über Bildung der ersten Kammer, unter dem 24. Mai das Gesetz über die Aufhebung der Gemeindeordnung, wie der Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung, mit der wichtigen Feststellung, daß an die Stelle des §. 105 der Verfassung die Bestimmung treten sollte, daß die Vertretung und Verwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen durch besondere Gesetze festzusetzen sey. Das Gesetz über die Bestallung des Kammergerichtes als Staatsgerichtshofs datirte bereits vom 15. April, und der somit neubegründete Gerichtshof eröffnete seine Sitzungen schon am 13. September, wie auch seit dem 1. Januar die durch Gesetz vom 17. März 1853 festgestellte Vereinigung der beiden höchsten Gerichtshöfe, des Obertribunals u. des rheinischen Revisions- und Gerichtshofes zu Einem obersten Gerichtshofe als Obertribunal Statt gefunden hatte. Noch vor dem Schlusse der Kammern hatte die Frage über eine Zolleinigung mit Oesterreich u. die Erneuerung des Zollvereinsvertrages mit den früheren Zollverbündeten ihre völlige und allseitig befriedigende Erledigung gefunden, indem am 19. Februar ein Handels- und Schifffahrtsvertrag auf 12 Jahre, vom 1. Januar 1854 bis 31. December 1865, mit Oesterreich, und am 22. März der Zollvereinsvertrag mit Einschluß des Septembervertrages mit allen zum Zoll- und Steuerverein gehörigen Regierungen auf weitere 12 Jahre abgeschlossen worden war, welche letztere dann auch zugleich am 4. April dem preußisch-österreichischen Handelsvertrage beigetreten waren. Hinsichtlich der seit Anfang 1854 in den Vordergrund der Ereignisse gerückten orientalischen Frage ging die Regierung Hand in Hand mit Oesterreich, nach beiden Seiten hin die Rolle des Vermittlers übernehmend, und unterzeichnete in diesem Sinne auch die mit den Westmächten vereinten Proto-

kolle (s. Deutschland, Geschichte). Mit Oldenburg ward unter dem 20. Juli und 1. December ein Vertrag abgeschlossen, wodurch P. für den Preis von 500,000 Thalern das Recht zur Anlegung eines Kriegshafens im Jahdebusen u. dazu ein Gebiet von 5500 Morgen erwarb. Unter den mit auswärtigen Regierungen abgeschlossenen Verträgen waren die wichtigsten: der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 30. December; die Uebereinkunft mit Toskana, der gemäß die Schiffe beider Staaten vom 1. September d. J. an in den beiderseitigen Häfen rücksichtlich aller Hafenabgaben den einheimischen gleich behandelt werden sollten. In Betreff der inneren Verhältnisse war die Aufmerksamkeit der Regierung besonders der Ausbildung des Heerwesens zugewendet. Dem Bedürfniß der Landwehr an kriegserfahrenen Hauptleuten und Rittmeistern wurde durch eine ansehnliche Vermehrung solcher Stellen im stehenden Heere für vorkommende Fälle Genüge geleistet; die Reserveinfanterie wie die Landwehr erhielten einen Zuwachs von 12 Bataillonen, u. für das zweite Aufgebot der Landwehr wurden die sämmtlichen Offiziercorps gebildet und diese 116,000 Mann starke Abtheilung des Heeres mit der Ausrüstung für den Kriegsdienst versehen, um seiner Zeit die Vertheidigung der Festungen zu übernehmen. Durch Ordre vom 14. November wurde die Errichtung einer eignen Centralbehörde verfügt, welche unter dem Namen der Admiralität in drei Abtheilungen zerfallen sollte, für Kommando, für technische und Verwaltungsangelegenheiten. Das Eisenbahnwesen fand auch in diesem Jahre namhafte Förderung. Gegenüber den Sonderbestrebungen der Altlutheraner wies ein königlicher Erlaß vom 11. Oktober auf die Nothwendigkeit der Einheit der Kirche hin. Bedeutendere Unglücksfälle trafen vorzugsweise die Provinz Sachsen durch Verheerungen von Hagelwettern und Ueberschwemmungen; daneben forderte die Cholera, auch wieder in Berlin, zahlreiche Opfer. Großes Aufsehen machte die gegen Ende des März Statt habende Entdeckung eines demokratischen Komplots zu Berlin, welche umfassende Haussuchungen u. Verhaftungen daselbst zur Folge hatte.

Die Eröffnung der Kammern für 18⁵³/₅₄ fand am 28. November Statt. Zahlreiche Mandatsniederlegungen waren ihr vorhergegangen, die man theils aus dem Mißmuth der Liberalen über die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen, theils aus der Scheu der Beamten vor den Folgen der Opposition gegen die Regierung, theils endlich, weil besondere Mitglieder der Rechten aus der ersten Kammer ausgetreten waren, aus der Absicht, diese Kammer beschlußunfähig machen zu wollen, erklärte. Weil die Bildung einer Pairskammer nach dem neu erlassenen Gesetze noch nicht erfolgt war, so wurden die bisherigen Mitglieder der ersten Kammer noch einmal einberufen. Unter den Kammerbeschlüssen sind folgende hervorzuheben: die zweite Kammer billigte einen Gesetzentwurf über die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen und über Abänderungen an dem Vereinszolltarif, worin ihr die erste Kammer beistimmte, welche auch demnächst ein Gesetz über die Kompetenz der Gerichte zur Aburtheilung der politischen und Preßvergehen ohne Diskussion, sowie eine königliche Verordnung vom 13. Juni 1853 über Aussetzung der Ablösung der Reallasten, welche Kirchen u. Schulen zufließen, in Geldrenten, gutbieß. Dagegen gingen die verschiedenen Gemeindeordnungen nur sehr modificirt aus den Berathungen der zweiten Kammer hervor; und schließlich zog der Minister des Innern dieselben, sowie die Polizeiverfassungen u. die Kreis- u. Provinzialverfassungen, obschon letztere von der ersten Kammer bereits genehmigt waren, am 24. März zurück. Dasselbe Schicksal hatte eine weitere Gesetzvorlage, durch welche der Presse mehre Erleichterungen eingeräumt werden sollten, da beide Kammern sich über die Fassung desselben nicht einigen konnten. Ferner mußte das Gesetz wegen Herstellung der grundherrlichen Polizeigewalt in Folge des Widerstandes der zweiten Kammer gegen dasselbe zurückgezogen werden. Auch der in der ersten Kammer erhobene und durchgebrachte Antrag auf eine Entschädigung für das aufgehobene Jagdrecht erhielt die Zustimmung der zweiten Kammer nicht. Dagegen fand das Gesetz zur Herstellung der Rechte der Standesherren bei beiden Kammern Annahme. Einen der wichtigsten Momente in der ganzen Session bildete aber die am 18. März vom Ministerpräsidenten in der zweiten Kammer gestellte Kreditforderung von 30 Millionen Thalern zum Bedarf der Militärverwaltung für das laufende Jahr, wobei derselbe die Erklärung abgab, daß P. nach wie vor an der durch die wiener Protokolle eingenommenen Stellung festhalten u. jedem Bundesgenossen treu zur Seite stehen werde, der durch seine geographische Lage früher als P. berufen seyn möchte, zur Vertheidigung deutscher Interessen das Schwert zu ziehen. Obschon am 8. April die Verwilligung des Kredits erfolgte, so geschah dies doch nicht, ohne daß die auswärtige Politik der Regierung angefochten worden wäre. Um so bereitwilliger erklärte sich am 25. April die erste Kammer für die Kreditbewilligung, worauf am 29. der Schluß der Kammern Statt fand. Eine unmittelbare Folge der Kammerverhandlungen war die Entlassung des Kriegsministers von Bonin (4. Mai), die deshalb erfolgte, weil er in seinen gegenüber dem Ausschusse in den Kreditverwilligungsverhandlungen abgegebenen Erklärngen weiter gegangen war, als dies in der königlichen Absicht gelegen hatte. Aus ähnlichen Gründen erfolgte die Abberufung des preußischen Gesandten Bunsen in London, der seinen Posten im Juli verließ. Das Portefeuille des Kriegs erhielt anfangs provisorisch, am 7. August definitiv Graf Waldersee. Trotz dem mit Oesterreich abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April, das zunächst gegen Rußland gekehrt zu seyn schien, hielt die Regierung streng an ihrer Vermittlerrolle fest. Mit der Räumung der Donaufürstenthümer von Seiten der Russen hielt die preußische Regierung den Zweck des Aprilvertrages für erledigt und verweigerte demgemäß die von Oesterreich im December beantragte Aufstellung von Streitkräften zur Deckung des österreichischen linken Flügels, dabei wahrte sie sich aber das Recht, als europäische Großmacht an den nun beginnenden Friedensverhandlungen Theil zu nehmen. Der 1831 mit der mexika-

nischen Regierung geschlossene Handels- u. Schifffahrtsvertrag ward im Laufe des Jahres vom Präsidenten der mexikanischen Republik, Santana, gekündigt. Die Militärkonvention mit Braunschweig kündigte P. selbst. Im Innern ward P. in diesem Jahre vorzugsweise von großen Nothständen heimgesucht. Nachdem schon im März Ost- und Westpreußen durch Ueberschwemmungen schwer gelitten hatten, wiederholten sich diese Unfälle in Schlesien, wo vom 21.—30. August Ueberschwemmungen der Oder Verheerungen anrichteten, deren Schaden auf 25 — 27 Millionen Thaler berechnet wurde. Unter den Regierungserlassen riefen namentlich drei Regulative des Kultusministers vom 1.—3. Oktober über die Einrichtung des evangelischen Seminar-, Präparanden- und Elementarunterrichts, wodurch derselbe unter großer Bevorzugung des kirchlich-religiösen Lehrstoffs auf einen möglichst engen Kreis von Lehrgegenständen beschränkt ward, eine große Bewegung und eine bedeutende Anzahl von bei- u. abfällig beurtheilenden Schriften hervor. Vor Wiederberufung der Kammern im November hatten im September und Oktober die verschiedenen Provinziallandtage getagt. Auch war durch königliche Verordnung vom 12. Okt. eine neue erste Kammer kreirt worden (s. oben). Doch schien ihre Form noch keinen rechten Anklang zu finden, da ihr mehre der berufenen Standesherren durch ihr Ausbleiben einen passiven Widerstand entgegensetzten. Da auch die zweite Kammer in Folge abermaliger zahlreicher Mandatsniederlegungen eine große Anzahl neuer Mitglieder erhalten hatte, so konnte die neuberufene Versammlung als eine fast durchaus neue gelten.

Die Eröffnung der Kammern für $18^{54}/_{55}$ fand am 30. Nov. durch den König persönlich Statt. Die zweite Kammer zeigte im Ganzen dieselben Parteiverhältnisse wie die frühere, wenigstens schien die Opposition nicht an Zahl gewachsen. Die Verhandlungen der Kammern erregten auf Seiten des Publikums nur geringes Interesse, obwohl die Debatten scharfe Angriffe gegen das Ministerium brachten, die aber den Ministerpräsidenten keineswegs zum Aufgeben seiner zurückhaltenden Stellung bewogen. Der verlangte Kredit von 30 Millionen ward nur bis zum Ende des laufenden Jahres bewilligt. Ein vielbesprochenes Ehescheidungsgesetz ging aus den Berathungen der ersten Kammer in noch strengerer Fassung hervor, als es durch den Regierungsentwurf erhalten hatte, kam aber in der zweiten Kammer gar nicht zur Berathung. Auch wies die zweite Kammer den von der ersten beschlossenen Antrag auf Befürwortung der Aufhebung des Artikels 42 der Verfassung, betreffend die Gewährleistung der Ablösung der Grundlasten, zurück, und ebenso, doch unter Widerstreben der Rechten, einen Antrag auf Wiedereinführung der Prügelstrafe. Abgelehnt wurden auch die Gesetzentwürfe über Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren, wie über Ablösung der den Geistlichen ꝛc. zustehenden Reallasten. Nicht vereinbart wurde namentlich der Gesetzentwurf über Schließung der Rentenbanken. Selbst der Antrag auf Beseitigung des Sundzolles fand in beiden Kammern eine nur laue Befürwortung. Die fortgesetzten Bemühungen Oesterreichs, Deutschland und P. zu einer mehr aktiven Betheiligung an den Ereignissen im Osten zu vermögen, scheiterten an dem Widerspruche des berliner Kabinets, wiewohl dasselbe eifrig darauf bedacht war, das Recht P.s als Großmacht, bei der Leitung der europäischen Angelegenheiten zugezogen zu werden, zu wahren. Inzwischen wurden die Verhandlungen mit den Westmächten über die Stellung P.s fortgesetzt, ohne aber zu einem bestimmten Resultate zu führen. Trotz der Beflissenheit der Regierung, auch selbst den Schein einer Parteinahme nach der einen oder andern Seite hin zu vermeiden, ward nichts unterlassen, um dem Staate eine achtunggebietende Kriegsbereitschaft zu geben; namentlich wurden zur Sicherung der Landesgrenze die betreffenden Festungen gehörig in Stand gesetzt. Erst im Herbste traten Erleichterungen und Beschränkungen in der Kriegsbereitschaft ein. Die innere Verwaltung anlangend, machte sich namentlich in diesem Jahre eine außerordentlich strenge Ueberwachung der Presse bemerkbar, indem derselben in der Besprechung nicht nur der auswärtigen, sondern auch der inneren Angelegenheiten die strengste Zurückhaltung auferlegt worden war. Ein Ministerialerlaß vom 17. Juli an die königlichen Regierungen enthielt in seiner Auslegung des Preßgesetzes eine bedeutende Verschärfung der gegen die Ausschreitungen der Presse der Verwaltung zustehenden Mittel, namentlich die Ermächtigung zur sofortigen Suspendirung einer Zeitschrift schon bei Einleitung des Verfahrens behufs der Koncessionsentziehung. Auffallende Symptome zeigten sich aber auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens. Die durch die Kammerverhandlungen neu angeregte Ehescheidungsfrage erhielt eine praktische Bedeutung, indem sich in allen Theilen des Landes Vereine von Geistlichen der streng-kirchlichen Richtung bildeten, die sich unter einander verpflichteten, geschiedenen Eheleuten eine weitere Trauung zu versagen, wenn die Scheidung nicht auf Grund neutestamentlicher Bestimmungen Statt gefunden. Ueberhaupt machte sich die streng-kirchliche Richtung nach jeder Seite hin geltend. Auch die katholischen Vereine gewannen, besonders in Westphalen, an Ausdehnung; allenthalben wurden neue Missionsstationen errichtet, und der Einfluß der Jesuiten, zumal in der Rheinprovinz, war in stetem Steigen begriffen. Eine furchtbare Kalamität für das Land waren, neben der allgemeinen Nahrungslosigkeit und dem Wiederausbruch des Hungertyphus in Schlesien, die im März und April wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Rheins, der Oder und Weichsel, welche die vorjährigen an Umfang und Verderblichkeit noch um Vieles überstiegen. Durch zwei Verordnungen, deren eine die Wiederherstellung des privilegirten Gerichtsstandes zusicherte, während die zweite die Ausführung der weiteren Maßregeln zur Herstellung des Rechtszustandes der einst reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen betraf, wurden die renitenten Mitglieder des Herrenhauses beschwichtigt. Die Kammern für $18^{55}/_{56}$ wurden am 29. Nov. durch den König eröffnet. Die wichtigsten Verhandlungen derselben bis zu ihrem Schlusse am

3. Mai 1856 betrafen wieder meist Verfassungsänderungen, zu denen die Anträge vorzugsweise von dem Herrenhause, theilweise aber auch von dem Ministerium selbst ausgingen. Doch scheiterten dergleichen Angriffe auf die Verfassung meist an dem Widerstande des Hauses der Abgeordneten. Besonders lebhafte Debatten rief in letzterem am 5. März ein Antrag auf Aufhebung des §. 47 der Verfassung (alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich; Standesvorrechte finden nicht Statt) hervor; doch ward derselbe durch Uebergang zur Tagesordnung beseitigt. Dasselbe geschah Tags darauf mit einem andern Antrage, wonach Artikel 12 der Verfassung dahin modificirt werden sollte, daß der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte von dem Religionsbekenntnisse abhängig sey. Dagegen wurde der Gesetzentwurf über Wiederherstellung der gutsherrlichen Polizeigewalt und das richterliche Disciplinargesetz auch vom Hause der Abgeordneten angenommen, wie sich auch beide Häuser über die Beschränkung der Wechselfähigkeit einigten. Die westphälische Städte- und Landgemeindeordnung ging gleichfalls, ungeachtet des Widerspruchs der westphälischen Abgeordneten, durch, ebenso der Entwurf einer Städteordnung für die Rheinprovinz, obwohl sich die rheinischen Abgeordneten noch nach seiner Annahme zu einer Petition an den König um Beibehaltung der bisherigen Gesetze vereinigten. Zu der großen Zahl der eingebrachten und meist durch Tagesordnung beseitigten Anträge gehörte auch der auf Einführung einer Tabaksregie. In die Sitzungszeit des Landtages fielen zwei Ereignisse, der Tod des Generalpolizeidirektors von Hinckeldey (s. d.) in einem Pistolenduell mit Herrn von Rochow, ein Ereigniß, das wegen seiner tiefer liegenden Veranlassung in den weitesten Kreisen ein ungemeines Aufsehen machte, und die Entdeckung eines Depeschendiebstahls, durch welchen die Korrespondenz zwischen dem Generaladjutanten von Gerlach und dem Kabinetsrath Niebuhr an die Oeffentlichkeit gekommen war. Was die nach außen befolgte Politik P.s anlangt, so ward anerkannt, daß P.s Einfluß wesentlich zu den friedlichen Entschließungen Rußlands mitgewirkt habe; doch fanden über P.s Beitritt zu der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien noch immer Verhandlungen mit Oesterreich Statt, da Oesterreich diesen Beitritt anfänglich von Frankreichs und Englands Zustimmung abhängig machen wollte, P. aber auf Grund seiner Stellung als Großmacht ihn für selbstverständlich erklärte. Die Frage erledigte sich durch den Beschluß der pariser Friedenskonferenz vom 10. März, wonach P., in Erwägung seiner Theilnahme an dem londoner Vertrag von 1841, im europäischen Interesse zu den Friedensverhandlungen eingeladen werden sollte. Dänemark gegenüber nahm sich die preußische Regierung im Verein mit Oesterreich des Rechtes der deutschen Herzogthümer an, wodurch sich ein längerer Depeschenwechsel mit dem kopenhagener Kabinet entspann. Eine Verwickelung ernstester Art wurde P. bereitet durch den am 2.—3. Sept. 1856 unternommenen Versuch neuenburger Royalisten, den Kanton durch einen Handstreich wieder in Besitz der Krone P. zu bringen (s. Neuenburg). Die Weigerung des schweizerischen Bundesrathes, die gefangenen Führer der royalistischen Schilderhebung freizugeben und den gegen sie erhobenen Prozeß auf Hochverrath niederzuschlagen, hätte beinahe zu einem feindlichen Zusammenstoß zwischen P. und der Schweiz geführt; doch fand im Jan. 1857 eine friedliche Ausgleichung zwischen beiden Mächten Statt, die freilich nur als Vorbedingung weiterer Unterhandlungen anzusehen war. Die definitive Erledigung des Konflikts verzögerte sich noch längere Zeit, u. trotz der von der Krone P. in ihren Anforderungen an die Schweiz beobachteten Mäßigung brachte eine deshalb in Paris versammelte Konferenz die Sache nicht so bald zur Entscheidung. Nicht minder erfolglos waren bis dahin die von Oesterreich und P. gemeinschaftlich im Interesse der Herzogthümer Holstein und Lauenburg Dänemark gegenüber ergriffenen Maßregeln gewesen. Dagegen fand die Sundzollangelegenheit für P. eine befriedigende Erledigung (s. Sundzoll). Unter den am 29. Nov. 1856 durch den König persönlich eröffneten Kammerverhandlungen nahmen diejenigen die erste Stelle ein, welche das neue Ehescheidungsgesetz u. die Finanzvorlagen betrafen, wonach dem Staate neue Einnahmequellen eröffnet werden sollten, namentlich durch Erhöhung der Salzsteuer und Anordnung einer Häusersteuer. Das Ehegesetz, welches die Scheidung außerordentlich erschwerte, ward verworfen; auch die Finanzvorlagen fanden heftige Opposition und riefen eine Anzahl anderweiter auf Hebung der Finanzen abzweckenden Anträge hervor. Gesetzentwürfe wegen Abänderung der Artikel 76 und 107 der Verfassung (Einberufung des Landtags im Januar und Abstimmung bei beantragten Verfassungsänderungen nach 10 Tagen statt 21) wurden theils ganz abgewiesen, theils nur in sehr veränderter Gestalt angenommen. Mehr als die um die gewöhnliche Zeit wiedereröffneten Kammern für $18^{57}/_{58}$ beschäftigte die öffentliche Aufmerksamkeit der schon längere Zeit andauernde Krankheitszustand des Königs, welcher erst ein Provisorium nöthig machte, während dessen der Prinz von Preußen als Reichsverweser fungirte, bis durch Dekret vom 7. Oktober 1858 Letzterer als Regent eingesetzt ward. Derselbe eröffnete die Kammern für $18^{58}/_{59}$ am 20. Oktober, beschwor am 26. Oktober die Verfassung und umgab sich Anfang November mit einem neuen Ministerium: Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Ministerpräsident; von Auerswald, Staatsminister ohne Portefeuille mit dem Vortrag im Kabinet des Prinz-Regenten; von Schleinitz, Auswärtiges; von Bonin, Krieg; Flottwell, Inneres; Bethmann-Hollweg, Kultus; Patow, Finanzen; Graf von Pückler, Ackerbau. Der Justizminister Simons und der Handelsminister van der Heydt behielten in der neuen Verwaltung ihre Portefeuilles bei. Die öffentliche Meinung knüpfte an den schon lange ersehnten Ministerwechsel Hoffnungen auf entschiedeneres Fortschreiten auf der Bahn des Konstitutionalismus, wiewohl das neue Ministerium allzu hochfliegenden Erwartungen entgegentreten zu müssen glaubte. Flottwells Stelle ward 1859 durch den Grafen Schwerin eingenommen.

Vergl. Leutsch, Geschichte des preußischen Reichs von dessen Entstehen bis auf die neueste

Zeit, Berlin 1825, 3 Bde.; Stenzel, Geschichte des preußischen Staats, Hamburg 1830—51, 4 Bde.; Manso, Geschichte des preußischen Staats, vom Frieden zu Hubertusburg bis zum zweiten pariser Frieden, Frankfurt 1819 bis 1820, 3 Bde., 2. Aufl. 1835; Ranke, Neun Bücher preußische Geschichte, Berlin 1847 f., 3 Bde.; Förster, Neuere und neueste preußische Geschichte, 3. Aufl., das. 1853; Heinel, Geschichte des preußischen Staats und Volks, fortgesetzt von Kugler, Danzig und Berlin 1834 bis 1844, 4 Bde.; Tetzner, P., Geschichte seines Volks und seiner Fürsten von der frühesten bis auf die neueste Zeit, Leipzig 1843; Ohnesorge, Geschichte des Entwickelungsganges der brandenburgisch-preußischen Monarchie, das. 1841; Stahr, Die preußische Revolution, Berlin 1851, 2 Bde. Für P. im engeren Sinn: Voigt, Geschichte P.s von der ältesten Zeit bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens, Königsb. 1827—39, 9 Bde.; Derselbe, Handbuch der Geschichte P.s bis zur Zeit der Reformation, das. 1841—43, 3 Bde.; Mohne, Ueber den Namen P., Berlin 1852; Nesselmann, Die Sprache der alten Preußen, das. 1845; Vor, Ueber die Sprache der alten Preußen, das. 1853.

Preußen, Königreich und Provinz des preußischen Staates, zu den nicht zum deutschen Bunde gehörenden Ländern der preußischen Monarchie gehörig, mit einem Flächenraume von 1178,03 □Meilen und einer Bevölkerung von (1855) 2,636,766 Seelen, von denen 1,524,434 auf Ostpreußen und 1,094,332 auf Westpreußen kommen, zerfiel früher in die zwei eben genannten Provinzen, die aber in der neuern Zeit zu einer Provinz P. vereinigt wurden. Die Gesammtprovinz P. grenzt im Norden in einer Ausdehnung von mehr als 50 Meilen an die Ostsee, im Osten an Rußland, im Süden an das Königreich Polen und die Provinz Posen und im Westen an die Provinzen Pommern und Brandenburg. Sie ist ein fast durchaus ebenes Land; nur wenige, nicht bedeutende Höhenzüge unterbrechen hin und wieder die Einförmigkeit der Bodenfläche (die Quelle der Alle und der Mauersee 400 Fuß, der Gubersee 420 Fuß, die Quelle der Passarge 460 Fuß, der Spirdingsee 400 Fuß hoch). Der höchste Berg ist der Hasenberg, unweit Landsberg, an 600 Fuß hoch, der bekanntere Galtgarbenberg bei Königsberg ist nur 354 Fuß (383 F.) hoch. Die niedrigsten Partien sind die Werder bei Danzig, Elbing und Marienburg und die Niederung bei Tilsit. Bedeutende Waldungen bedecken besonders im Süden die weiten Sandebenen, so in Ostpreußen die johannisburger (12 Meilen lang), die caporsche und ortelsburger Heide und in Westpreußen die tuchelsche Heide. Das Stromgebiet der Provinz theilt sich ab: in das der Weichsel, in das des Pregels und in das der Memel. Sehr zahlreich sind die stehenden Gewässer; man zahlt in Ostpreußen 300, in Westpreußen 150 Landseen. Die Provinz hat interessante Meerbusen oder vielmehr Strandseen. Hieher gehören vor Allem das frische und das kurische Haff. Von ähnlicher Beschaffenheit, wie die Haffe, nur kleiner und mehr dem Meere geöffnet, ist das Putziger- oder Pautzkerwieck zwischen Röckshöft und Danzig, dessen Nehrung in der Erdzunge Hela, einer Fortsetzung der Hügelkette zwischen Pommern und Westpreußen, besteht. Unter den Landseen nennen wir den Spirdingsee (12—14 Meilen Umfang), den Mauersee (6 Meilen lang), den Gnesevich (alle drei in Ostpreußen), den Drausensee und den Goplo. Die Weichsel, der Hauptstrom, kommt aus Polen, theilt sich bei Montau in 2 Arme, wovon der rechte, die Nogat, sich ins frische Haff ergießt, der linke aber, der den Namen Weichsel behält, sich bei Fürstenwerder abermals in 2 Arme theilt; von diesen mündet der rechte, die alte und elbinger Weichsel, ins frische Haff, und der linke, die danziger Weichsel, unterhalb Danzig bei Weichselmünde unter dem Namen Neufahrwasser in die Ostsee. Die Nogat hat 2 Mündungen, u. ein dritter Arm nimmt die Sorge, den Abfluß des Drausensee's, auf. Zur Weichsel fließen links von Westpreußen her die Drewenz, Brahe, Ferse zc. Die Küddow geht zur Netze u. die Rheda ins putziger Wieck. Die Passarge, die bei Braunsberg schiffbar wird, ergießt sich ins frische Haff, ebenso die Baude, die bei Frauenburg einen Hafen bildet, und der Frisching bei Brandenburg; die Jura, Menge und Dange, alle weniger schiffbar, münden ins kurische Haff. Durch den Zusammenfluß der Pissa und Rominte bei Gumbinnen entsteht der Pregel, der oberhalb Insterburg die Angerap zc. aufnimmt, die ihren Zufluß aus verschiedenen Seen erhält und durch den Spirdingsee mit der Pissek und so mit der Weichsel in Verbindung steht, aber nicht schiffbar ist. Der nun schiffbar werdende Pregel nimmt noch die Inster und (links) die Alle auf, die bis Friedland schiffbar und bis zum Lonskersee flößbar ist, u. ergießt sich eine Meile unterhalb Königsberg ins frische Haff, nachdem er von seinem rechten Ufer einen schwachen Arm, die Deine, ins kurische Haff gesendet. Nahe an der russischen Grenze fließt die Memel (polnisch Niemen), welche die schiffbare Scheschuppe aufnimmt und sich unterhalb Tilsit in 2 Arme theilt, von welchen der nördliche die Ruß, der südliche die Gilge heißt; beide fließen ins kurische Haff, u. zwar durch die 4 Mündungen Gilge, Wipper, Timber und Ruß. An Kanälen hat die Provinz P. die neue Gilge, wodurch der versandeten Gilge der Ausfluß ins Haff verschafft wird, den großen und kleinen Friedrichsgraben zc. Das Klima des Landes ist zwar gemäßigt, aber etwas rauh, in Ostpreußen kälter und rauher, als in Westpreußen. Von dem zur Zeit des deutschen Ordens bedeutenden Weinbau sind kaum noch hier und da schwache Spuren vorhanden, denn die Luft scheint in den letzten Jahrhunderten kälter geworden zu seyn. Man glaubt, daß die Ausrottung der Wälder das Land des Schutzes gegen die Nord- und Ostwinde beraubt habe. Der Boden ist in Ostpreußen im Ganzen fruchtbar, in Westpreußen von verschiedener Qualität; westlich von der Weichsel nach Pommern hin ist meist trockener, unfruchtbarer Sand und Heide (die jetzt bebaute Wadauerheide); längs der Weichsel und Netze findet sich fettes, schwarzes Erdreich, worin Getreide herrlich gedeiht; am rechten Weichselufer nach Ostpreußen hin sind dichte Waldungen, die treffliches Schiffsbauholz zur Ausfuhr

liefern. In den Flußniederungen findet sich ein guter Weizenboden; auch ist das Land im Allgemeinen zum Kartoffel- und Kornbau geeignet. Die Produkte des Pflanzenreichs sind: Getreide, besonders Roggen, Weizen und Gerste, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs von vorzüglicher Güte, Hanf, Brenn- und Bauholz, Färberröthe, etwas Tabak und Obst, Gemüse u. andere Gartenprodukte. Die Viehzucht ist besonders in den Marschgegenden in fortschreitender Kultur begriffen, namentlich die Schafzucht. Die litthauischen Pferde waren schon in alter Zeit wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer berühmt, und die tilsiter Käse können den besten limburger an die Seite gesetzt werden. Das Thierreich bietet Wild aller Art, nicht selten Bären und Wölfe, seltener Luchse, alle Arten des Roth- u. Schwarzwildes. Das Elennthier, diesem Lande sonst eigenthümlich, von der Größe eines Pferdes, mit etwas längern Vorder- als Hinterfüßen und einem in Schaufeln endigenden Geweih, findet sich nur noch selten, vorzüglich in der capornischen Heide am nördlichen Ufer des frischen Haffs. Der Auerochs ist ausgerottet. Sehr häufig sind Dachse und Füchse, zahlreich ist das Wildgeflügel, darunter Auerhähne, Drosseln, Birk- und Haselhühner; in den Weizenfeldern nähren sich Rebhühner und Wachteln; die Wasserjagd liefert Bekassinen, Schnepfen, wilde Gänse und Enten. Der Adler horstet am Ufer und in den dichten Wäldern. Die Bienenzucht liefert viel Honig und Wachs. Der sehr ergiebige Fischfang wird in den Flüssen, Seen und im Meere getrieben und liefert Karpfen, Hechte, Welse, Lachse, Muränen, Flundern, Pomucheln, Steinbutten, Dorsche und Störe, aus deren Roogen in Memel Kaviar bereitet wird. Die Ausbeute des Mineralreichs ist gering; es fehlt an Erzen, Steinkohlen und Salz, dagegen sind Kalk, Thon, Raseneisen und Torf vorhanden. Eigenthümlich ist P. der Bernstein, der sich besonders nach Stürmen auf der Oberfläche des Meeres in kohlenartigen Resten von mancherlei Bäumen findet, besonders im Samlande, d. i. auf der Halbinsel zwischen den beiden Haffen (um Pillau), auch im Ufersande, und wurde bis 1833 als Regal betrachtet. Der Betrag der gesammten Ausbeute beläuft sich auf höchstens 18,000 Thaler jährlich. Die Industrie steht im Vergleich zu andern Provinzen des preußischen Staats auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe und ist fast ausschließlich auf Tuch-, Wollzeuch-, Strumpf-, Leinwand-, Oel-, Potasche-, Waidasche-, Glas- und Tabaksfabrikation, Zuckersiederei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schiffsbau, Eisengießereien für Anker, Tauwerkfabrikation, Spinnerei u. Weberei gerichtet. Einer nachhaltigen industriellen u. kommerciellen Entwickelung der Provinz steht besonders die russische Grenzsperre im Wege. Doch treibt P. ansehnliche Schifffahrt, namentlich nach England u. den Niederlanden, aber auch nach dem Norden, nach Frankreich, Spanien u. Portugal, sowie nach Amerika. Die Einwohner P.s sind ihrer Herkunft und Sprache nach Litthauer oder Letten, Masuren, Kuren, Polen, Kassuben und Deutsche. Die eigentlichen Preußen sind mit Schweizern, Pfälzern, vertriebenen Franzosen (Hugenotten) u. besonders mit Salzburgern stark vermischt. Die litthauische Sprache ist in dem Theil des Landes, welcher zwischen der Deine, Angerap, Goldap, dem Pregel, der Inster und Memel liegt, Rede-, Schrift- und Unterrichtssprache und zerfällt in mehre Mundarten. Die Anzahl der Litthauer beträgt 150,000, nach Andern aber etwa 430,000. Die Masuren wohnen im Süden der Regierungsbezirke Gumbinnen, Königsberg und Marienwerder und sind, wie die Kassuben, Slaven. Die ganze Provinz wird durch einen in Königsberg residirenden Oberpräsidenten verwaltet, theilt sich aber in 2 Hauptabtheilungen: Ostpreußen und Westpreußen. Jeder dieser Theile besteht wieder aus 2 Regierungsbezirken, nämlich Ostpreußen aus den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen, Westpreußen aus den Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder. Geschichte, s. Preußen.

Das alte Herzogthum Preußen, von 1467 bis 1772 Theil des Königreichs Polen, wurde zu Großpolen gerechnet, bildete aber einen besondern Staatskörper, der mit Polen nichts als den König gemein hatte und mit ihm nur durch Bündniß verknüpft war, und bestand aus den 4 Landschaften Pomerellen, Kulmerland, dem marienburgschen Gebiete u. Ermeland. Durch die erste Theilung Polens 1772 kam es an das Haus Brandenburg. Seitdem bilden die 3 erstgenannten Landschaften Westpreußen, während Ermeland zum ostpreußischen Regierungsbezirk Königsberg gehört.

Preußisch-Holland, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), auf einer Anhöhe an dem Flüßchen Weetzke (Weeske), das in der Nähe in den Drausensee mündet, ist gut gebaut und hat ein Land- und Stadtgericht, eine Kreisbehörde, ein Untersteueramt, eine Garnison, ein altes Schloß, 3 Kirchen, ein Spital u. 3470 Einwohner, welche Walk- und Lohmühlen unterhalten u. Tuch- u. Leinweberei, Gerberei und ansehnliche Bierbrauerei treiben.

Preußisch-Minden, Stadt, s. v. a. Minden.

Prevesa (Prevezza), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Albanien, Sandschak Janina, auf der gleichnamigen Halbinsel, nördlich am Kanal, durch welchen der Meerbusen von Arta mit dem jonischen Meer verbunden wird, hat einen kleinen Hafen (Vathi), ein festes Schloß, Handel mit Oel, Wolle, Holz und Vieh, Schiffswerfte und 8000 (sonst 12,000) griechische Einwohner. Eine Stunde von der Stadt liegen die Ruinen von Nicopolis, einer von Augustus zum Andenken an die hier vorgefallene Schlacht bei Actium gegründeten Stadt, mit Ueberresten von Bädern, Mauern und 2 Amphitheatern. P., einst der Punkt, wo Octavian, 31 v. Chr., die Weltherrschaft bei Actium eroberte, war seit 1684 unaufhörlich der Spielball des Waffenglücks und der Konvenienzpolitik und namentlich seit 1797 bis zur Pacifikation Griechenlands der Schauplatz steten Kriegs und einer barbarischen Behandlung preisgegeben. Die Stadt wurde 1683 im Kriege der Venetianer gegen die Türken von den erstern erobert und blieb ihnen nebst anderen Plätzen an der Küste Albaniens unterthan, bis sie nebst Arta, Vonitza und

den jonischen Inseln durch den Frieden von Campo-Formio 1797 an die Republik Frankreich kam. Im folgenden Jahre wurde P. von Ali Pascha von Janina mit Sturm genommen und geplündert und der größte Theil der männlichen Bewohner gegen das gegebene Wort niedergemetzelt. Im Frieden von Luneville wurde es nebst Parga, Bonitza und Butrinto förmlich an die Pforte abgetreten, jedoch unter der Bedingung, daß kein Muselmann daselbst sich niederlassen solle. Für die Prevesaner wechselte nach Ali's Tode ein Druck mit dem andern. Der Aufstand der Hellenen gegen die Pforte machte ihre Lage noch trauriger. Die Stadt, die nach einander verschiedene Gebieter erhielt, wurde ein türkischer Waffenplatz und konnte daher am griechischen Freiheitskampfe nicht Theil nehmen. Am 19. Jan. 1825 wurde die Stadt durch ein Erdbeben heimgesucht.

Prevorst, Dorf im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Marbach, mit 400 Einwohnern, Geburtsort der einst vielbesprochenen Somnambule, der Seherin von Prevorst. Diese Kranke, Namens Friederike Hauffe, geboren 1801, Tochter des Revierförsters Wanner, zeigte schon als Kind eine krankhafte Reizbarkeit der Nerven und Neigung zu Ahnungen und angeblichem Verkehr mit Geistern. In ihrem 19. Jahre an den Förster Hauffe verheirathet, versank sie bald in eine unerklärliche Schwermuth, welche, durch ihren nunmehrigen Aufenthaltsort, das einsame Walddorf Kürnbach an der badischen Grenze, gesteigert, zuletzt in körperliches Leiden überging. Sie verfiel in ein heftiges Fieber mit gespenstischen Träumen und Phantasmagorien. Sie gab vor, nach großen Entfernungen hin zu fühlen und zu hören, sowie, daß sie jeden Abend von einem nur von ihr gesehenen Geist magnetisirt werde, in welchem sie ihre Großmutter erkannte. An das Fieber schlossen sich Brustkrämpfe an, welche 18 Wochen lang ununterbrochen fortdauerten und mit 32 Aderlässen und wiederholtem Ansetzen von Blutegeln blutvergeudend behandelt wurden. Nur durch Handauflegen von Seiten des Arztes und Ortschirurgen auf den Kopf und einige magnetische Striche ließen sie sich beruhigen, und diese Einwirkungen erzeugten, mit der vorhandenen Anlage zum Somnambulismus zusammentreffend, einzelne magnetische Erscheinungen. Einer schweren künstlichen Entbindung im Febr. 1823 folgte ein 22 Wochen anhaltendes Fieber, das wiederum in die heftigsten Krämpfe und Nervenschwäche überging und die Reizbarkeit der äußern und des innern Sinnes zu einer enormen Höhe führte. Eine eingeleitete magnetische Kur vermochte nicht den Somnambulismus zur Entwickelung zu bringen. Die Kranke gelangte vielmehr nur in einen wachen, somnambul-exaltirten Zustand. Ahnungsvolle Träume, Divinationen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben; so wollte sie z. B. in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stand, Personen, die erst nach einer halben Stunde das Zimmer betraten, schon im Voraus erblicken. Doch wirkte die fortgesetzte Behandlung so wohlthätig auf sie, daß sie ihre Geschäfte wieder verrichten konnte und zuletzt bloß alle 7 Wochen magnetisch wurde. Aber bei der zweiten Niederkunft am 28. Dec. 1824, bei welcher sie wieder künstlich entbunden werden mußte, verfiel sie abermals in Fieber mit Phantasien, und auch der magnetische Zustand stellte sich, und zwar verstärkt, aufs Neue ein. Man kam auf den Gedanken, die Krankheit sey durch dämonische Einflüsse erzeugt, u. nahm Zuflucht zu einem als Teufelsbanner in Ruf stehenden Manne. Dieser schickte zuerst ein grünes Pulver, worauf sie wie vom Veitstanze befallen schien, dann in Schlaf verfiel, in welchem sie eine Allen fremde Sprache redete, die sie ihre innere nannte. Ein Amulet, das jener Mann ihr gegeben, wollte angeblich nicht bei ihr bleiben, sondern lief einige Male ganz von freien Stücken vor mehren Anwesenden über ihre Brust und Bettdecke wie ein lebendes Wesen weiter, so daß man es auf dem Boden fangen mußte. Diese Behandlung hatte eine stete Ueberreizung der Magennerven, Kraftlosigkeit und Krämpfe und eine völlige Nervenzerrüttung zur Folge. Nun zog man Dr. Justinus Kerner zu Rathe. Dieser rieth, die Kranke aus ihrem magnetischen Zustande herauszubringen und nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Die Krankheit verschlimmerte sich jedoch zusehends, u. da man eine Ortsveränderung für heilsam erachtete, so brachte man die Kranke zu Kerner nach Weinsberg, wo sie den 25. Nov. 1826 völlig abgezehrt ankam. Kerner setzte anfangs ein rein ärztliches Verfahren homöopathischer Art fort; bald sah er sich aber genöthigt, wieder zu dem Magnetismus, als dem letzten Mittel, seine Zuflucht zu nehmen. Den Verlauf dieser Behandlung erzählt Kerner in seiner Schrift: „Die Seherin von Prevorst" (4. Aufl., 2 Bde., Stuttgart 1846), wobei aber dahin gestellt bleiben muß, ob Kerner nicht getäuscht ward, oder von seinem gläubig-mystischen Standpunkte aus sich selbst täuschte. Ihre Extasen und Visionen steigerten sich mehr und mehr und zerrütteten ihr Nervensystem vollends. Die Auflösung der merkwürdigen Kranken erfolgte am 5. Aug. 1829. In der Todesstunde wollte ihre Schwester (gleichfalls eine Geisterseherin) eine hohe, lichte Gestalt in das Zimmer haben treten sehen, und in demselben Momente hätte die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude gethan und sey verschieden. Bei der Sektion der Leiche fanden sich krankhafte Veränderungen in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen, bei völliger Integrität des Gehirns und Rückenmarks. Der Schädel war bewundernswürdig schön gebaut. Kerners Schrift rief eine ganze Fluth ähnlicher geistergläubigen Schriften hervor und that dem Mysticismus, dem Glauben an Geistererscheinungen und Teufelsspuk bedeutenden Vorschub, namentlich in Schwaben. Eschenmayer brachte in seiner Schrift: „Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von P." (Tübingen 1830) die Geisterseherei förmlich in ein System. Vgl. auch: „Blätter aus P." &c.

Prévôt (franz., vom lat. **praepositus**, d. i. Profoß, auch Propst), in Frankreich Titel verschiedener hoher Beamten. Prevotalgerichte hießen nämlich zur Zeit der alten französischen Gerichtsverfassung Gerichtshöfe, welche den Land-

frieden zu erhalten hatten und über Landstreicher, Räuber, Zigeuner und über Störungen der öffentlichen Sicherheit eine summarische Justiz ausübten. Adelige und die meisten Staatsbeamten waren ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen. An ihrer Spitze standen die Prévôts des maréchaux, die keine gelehrten Rechtskenntnisse besaßen und oft mit schrankenloser Willkür verfuhren, so daß schon der Kanzler L'Hopital ihren Befugnissen engere Grenzen setzte. Mit der neuen Gerichtsverfassung von 1790 hörten diese Prevotalgerichte auf, wurden jedoch später von Napoleon I., wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange, wieder eingeführt. Es wurden nämlich 1810 Specialgerichtshöfe niedergesetzt, welche in jedem Departement aus 8 Mitgliedern des Appellationsgerichts bestanden und über bestimmte Verbrechen, welche sich in den einzelnen Departements sehr häuften, ohne Geschworene und mit abgekürzten Formen richteten. Zugleich wurden auch in 36 Städten Douanengerichte und in 8 Städten Appellationsgerichte errichtet, welche letztere einen Grand-prévôt zum Präsidenten und 8 Beisitzer hatten und alle Fälle des bewaffneten Schleichhandels untersuchten und entschieden, ohne daß Geschworene hierbei zugezogen wurden. Durch die Verfassungsurkunde von 1814 wurden alle diese Gerichte wieder aufgehoben, allein schon am 20. Nov. 1815 unter dem Namen der Cours prévôtales, für jedes Departement aus einem P. und 4 Mitgliedern des Kreisgerichts bestehend, wiederhergestellt, bis sie 1818 stillschweigend eingingen. Nach der älteren Gerichtsverfassung übte der Grand-prévôt de la connetablie, der auch nach der Abschaffung der Connetablie noch fortbestand, die Polizei in der Armee, mit Ausnahme der königlichen Garden, die unter einem P. des brandes standen. Der P. de l'hôtel (von Philipp V. eingesetzt) richtete in allen Polizei- und Kriminalfällen, die im Bereich des Hofes vorkamen. Er hieß seit Karl VII. Grand-prévôt de France und hatte ein Militärcorps (die spätere Gensd'armerie) zur Unterstützung. Der P. de Paris war Vorsteher des Chatelet (s. d.). Der P. des marchands stand an der Spitze der Kaufmannskorporation und war zugleich erster Municipalbeamter von Paris, seine Funktionen waren die des heutigen Maire. Auch die Korporation der Wundärzte hatte einen P.

Prévôt d'Exiles, Antoine François, französischer Schriftsteller, geboren den 1. April 1697 zu Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten und ward selbst Ordensmitglied, verließ aber aus Neigung für die militärische Laufbahn den Orden bald wieder und nahm Dienste als Freiwilliger, kehrte dann, da er nicht schnell genug avancirte, zu den Jesuiten zurück, verließ sie abermals und ward wieder Soldat. Er führte nun ein wildes, ausschweifendes Leben, bis er sich, übersättigt, in den Orden der Benediktiner von St. Maur begab. Der gelehrten Arbeiten, die er mit seinen Ordensbrüdern zu Saint-Germain-des-Prés trieb, ebenfalls überdrüssig, verließ er sein Kloster und ging nach Holland, wo er seine stylistisch ausgezeichneten „Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde" (8 Bde.) herausgab. Nach kurzem Aufenthalt in England kehrte er 1734 nach Paris zurück und ward Almosenier und Sekretär des Prinzen Conti. Eine literarische Unvorsichtigkeit zwang ihn noch einmal, flüchtig zu werden. Zurückgekehrt, ward er vom Kanzler d'Aguesseau mit der Bearbeitung der nach englischen Hülfsquellen angefertigten „Histoire générale des voyages" beauftragt. Am 23. Nov. 1763 ward er auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage getroffen und von den Landleuten, die ihn fanden, zu einem Pfarrer gebracht. Ein herbeigerufener Wundarzt hielt ihn für todt und begann die gerichtliche Sektion; da schlug der Unglückliche die Augen auf, allein zu spät: er verblutete un er dem Messer des Chirurgen. P. hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er versichern konnte, etwas Gelerntes nie wieder vergessen zu haben. In seinen Dichtungen waren ihm die Engländer Vorbilder. Sein bester Roman ist die „Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut" (Par. 1733, 2 Bde., u. ö.). Seine „Histoire de M. Cleveland" (Utrecht 1732, 6 Bde., deutsch, Lpz. 1832, 3 Bde.) zeichnet sich besonders durch fürchterliche Schilderungen aus. Eine Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel „Oeuvres choisies" (Par. 1783, 1811, 36 Bde.).

Prexaspes, Vertrauter des persischen Königs Cambyses, tödtete auf dessen Befehl insgeheim den Bruder desselben, Smerdis, u. blieb auch dem Könige getreu, als dieser im Wahnsinn vor seinen Augen ihm den Sohn erschoß. Als bald darauf, während Cambyses sich in Aegypten befand, ein falscher Smerdis sich erhob und nach des Cambyses bald darauf erfolgtem Tode Anhang gewann, trat P. auf, entlarvte denselben, indem er sich selbst als des Smerdis Mörder bekannte, und gab sich freiwillig den Tod.

Priameln (Präameln, vom lat. praeambulum), Art kurzer, volksmäßiger gnomischer Dichtungen, die in Deutschland mindestens seit dem 12. Jahrhundert, wo sich bei dem Meistersänger Spervogel ein Beispiel findet, bis ins 16. Jahrhundert üblich und besonders im 14. und 15. Jahrhundert beliebt waren. Ihre eigenthümliche Form besteht darin, daß nach einer Reihe von Vordersätzen oder Subjekten ein zu ihnen insgesammt gehöriger kurzgefaßter Nachsatz oder Prädikat als epigrammatische Spitze eintritt, z. B.:

Wenn man einen Einfältigen betreugt,
Und man auf einen Frommen leugt,
Und Feindschaft zwischen Ehleuten macht:
Der Dreyer Arbeit der Teufel lacht.

Oder:

Eine junge Maid ohn Lieb,
Und ein großer Jahrmarkt ohn Dieb,
Und ein alter Jud ohn Gut,
Und ein junger Mann ohn Muth,
Und ein alte Scheur ohn Mäus,
Und ein alter Pelz ohn Läus,
Und ein alter Bock ohn Bart:
Das ist alles widernatürlich Art.

Eine große Anzahl späterer P. gibt Eschenburg in den „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst" (Bremen 1799).

Priamus, letzter König von Troja, Sohn des Laomedon und der Strymo oder Placia, früher Podarces, d. i. der Schnellfüßige, dann P. genannt, weil ihn seine Schwester Hesione aus der Gefangenschaft des Hercules loskaufte, bestieg nach

dem Tode seines Vaters den Thron von Troja, war der sechste der trojanischen Könige und regierte 40 Jahre. Seine erste Gemahlin, Arisbe, mit welcher er den Ansacus zeugte, trat er dem Hyrtacus ab und vermählte sich darauf mit Hecabe (Hecuba), mit der er den Hector, Alexander oder Paris, Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus, Troilus und die Creusa, Laodice, Polyxena, Cassandra zeugte. Außerdem hatte er von anderen Frauen noch Kinder, nach der homerischen Sage 50 Söhne und unter diesen 19 von der Hecuba. Er beherrschte ein ansehnliches Gebiet, welches Lesbos, Phrygien und den Hellespont in sich schloß. Vor dem trojanischen Kriege nahm er an einem Feldzuge der Phrygier gegen die Amazonen Theil. Beim Ausbruch des trojanischen Kriegs war er schon hochbetagt und konnte daher am Kampfe selbst sich nicht betheiligen. Einmal nur erschien er selbst auf dem Schlachtfelde, um den Vertrag wegen des Zweikampfs zwischen Paris und Menelaus zu schließen. Eine milde, freundliche Gesinnung ist in ihm allenthalben vorwaltend; aber mit ganzem Herzen hängt er an Hector, dem Stolze seines Geschlechts. Den Fall dieses Sohnes beklagte er mit seinen übrigen Söhnen im Vorhofe seines Palastes, wo Iris, von Zeus gesandt, zu ihm kam und ihm gebot, den Leichnam des Helden von Achilles zu erkaufen und zu diesem Zwecke unter des Hermes Führung in das Lager der Griechen zu gehen. P. folgte dem Befehle. Unterwegs bestieg Hermes seinen Wagen. Als sie an die Verschanzungen der Griechen kamen, ergoß der Gott Schlummer über die wachehaltenden Krieger, öffnete die Thore und brachte den Greis in das Zelt des Achilles. Dieser ließ sich erbitten, gab dem Vater den Leichnam des Sohnes zurück und bewilligte ihm zu dessen Bestattung einen Waffenstillstand von 11 Tagen, ließ ihn auch bei sich essen und schlafen, worauf ihn Hermes wieder zurückgeleitete. Von dem Tode des P. berichtet die homerische Sage nichts. Nach den späteren Mythographen bewaffnete sich, als die Griechen in die Stadt eingedrungen, auch P., um sich in den Kampf zu stürzen; aber Hecuba bewog ihn, sich mit ihr und den Töchtern am Altare des Zeus schutzflehend niederzulassen. Als jedoch sein Sohn Polites, von Pyrrhus erschlagen, dort sterbend zu seinen Füßen niedersank, sendete er sein Geschoß auf den Feind ab und ward darauf von demselben getödtet. Nach Lesches reißt ihn Pyrrhus vom Altare hinweg und tödtet ihn draußen am Eingange der Burg.

Priapeia (Diversorum poetarum veterum in Priapum lusus), Titel einer Sammlung von 87 kleinen lateinischen Gedichten auf Priapus, die, zum Theil bloß Inschriften an Bildern und Statuen desselben, größtentheils aus der Blüthezeit der römischen Literatur und von deren angesehensten Dichtern herstammen. Die Sammlung selbst scheint aber erst in der spätern Zeit durch denselben Liebhaber veranstaltet worden zu seyn, der auch das Eingangsepigramm dazu dichtete. Zuerst wurde sie herausgegeben gedruckt mit Virgil von Sweynheim und Pannartz um 1469, dann Venedig 1517, von J. Scaliger und F. Lindenbrog (Padua 1664), von G. Anton (Leipzig 1781), am besten in Burmanns „Anthol. lat.“ (Bd. II, S. 478 ff.) und in G. Meyers „Anthol. lat. Epit.“ (1616 ff.).

Priapeischer Vers, asynartetischer Vers, aus der Verbindung des glykonischen Verses mit dem pherekratischen entstanden. Schema:

— ⏓ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏓ | — ⏒ — ⏑ ⏑ | — ⏓

Priapus, Sohn des Dionysus u. der Aphrodite. Diese hatte sich nämlich dem Dis hingegeben, ward ihm aber, als er nach Indien zog, untreu u. knüpfte das Liebesverhältniß mit Adonis an. Als Dionysus heimkehrte, ging sie ihm zwar entgegen, folgte ihm aber nicht weiter, sondern ging nach Lampsacus am Hellespont, um dort ihre Niederkunft abzuwarten. Here, darüber erzürnt, berührte sie mit zauberischer Hand und bewirkte dadurch, daß sie einen mißgestalteten, mit übergroßen Genitalien versehenen Sohn gebar, der P. genannt, von seiner Mutter verstoßen und zu Lampsacus aufgenommen ward. Nach Andern war P. ein Sohn des Dionysus u. einer Najade, od. des Adonis u. der Aphrodite ꝛc. Homer, Hesiod und die älteren Dichter erwähnen seiner nicht. Die meisten Sagen von ihm beziehen sich auf sein Geburtsland, das Gebiet von Lampsacus. Als er erwachsen war, fanden die dortigen Weiber so viel Geschmack an ihm, daß die Männer sich veranlaßt fanden, ihn aus der Stadt zu vertreiben. Dafür wurden sie aber von Seuchen heimgesucht, und als sie das Orakel zu Dodona um Rath fragten, befahl ihnen dieses, den beleidigten Gott zurückzurufen. Sie thaten dies und errichteten ihm Tempel und Statuen. P. erscheint als Feldgott, welcher Fruchtbarkeit verleiht und sich auch aufs Weissagen versteht; vornehmlich sind aber die Ziegen- und Schafheerden, die Bienenzucht, der Wein- und Gartenbau und die Fischerei die Gegenstände seiner Obsorge. Wie andere Feldgötter, kommt auch er in der Mehrzahl vor. Bei den Orphikern wird er öfters mit dem mystischen Dionysus, ingleichen mit Hermes, Helios und anderen Gottheiten identificirt. Am meisten Verwandtschaft hat er mit dem römischen Gott der Fruchtbarkeit Mutunus oder Fascinus. Geopfert wurden ihm die Erstlinge des Gartenbaues, Wein- u. Feldbaues, ferner Milch, Honig, Kuchen, Böcke, namentlich auch Esel, von den Fischern Hummer. Dargestellt ward er meist nach Art der Hermen, aber mit ungemein großem Phallus, den er öfters in der Hand hält, und in etwas nach vorn gebogener Stellung. Als Gartengott hat er auch einen Schurz mit Früchten vorgebunden und in der Hand eine Hippe, auch wohl ein Füllhorn. Die italischen Priapushermen waren gewöhnlich mit Mennige angestrichen, weshalb der Gott Deus ruber hieß. Vgl. Phallus.

Priapus, Stadt in Mysien an der Propontis, Kolonie der Milesier, mit einem kleinen, aber guten Hafen, in einer weinreichen Gegend und neben Lampsacus Hauptort des Priapuskults, der Sage nach von Priapus erbaut. Ruinen davon bei Karaboa.

Pribylow, russisch-amerikanische Inselgruppe im Behringsmeer, nordwestlich von der Westspitze der Halbinsel Alaschka. Die bedeutendsten Inseln sind St. Paul und St. Georg.

Erstere ist vulkanisch und mit Schlacken u. Lava bedeckt; letztere ist eine Granitformation. Beide sind völlig baumlos und bringen nur einige eßbare Kräuter, sowie Kartoffeln und Rüben, von Thieren Blaufüchse, Seebären 2c. hervor. Sie wurden 1786 entdeckt u. waren unbewohnt, bis die Administration sie von Unalaschka aus bevölkerte; St. Georg zählte 1835 75 Aleuten und 6 Russen, St. Paul 150 Aleuten und 11 Russen. Die Beschäftigung der Bewohner ist die Jagd auf Seebären und Fischerei. Von der Zeit ihrer Entdeckung an bis 1828 lieferten die Inseln über 3 Millionen Seebärenfelle. Doch nimmt der Ertrag jährlich ab, weshalb, als die Inseln unter die Direktion der russischen Kompagnien fielen, die Jagd geregelt ward.

Prichard, James Cowles, berühmter englischer Physiolog, geboren 1785 zu Roß in Herefordshire, studirte Medicin und ließ sich als praktischer Arzt in Bristol nieder, wo er sich besonders der Behandlung Geisteskranker widmete. Die Regierung ehrte seine Verdienste in dieser Richtung, indem sie ihn zum Kommissär für Irrenhäuser (Commissioner of lunacy) ernannte. Hierdurch veranlaßt, nach London überzusiedeln, † er daselbst den 22. Dec. 1848. Er schrieb: „Researsches into the physical history of mankind" (1813, 3. Aufl. in vermehrter Gestalt, 5 Bde., Lond. 1838—47; deutsch von Wagner und Will, 4 Bde., Lpz. 1840—48); „Natural history of man" (Lond. 1843); „The eastern origin of the Celtic nations" (das. 1831); „Analysis of Egyptian mythology" (Lond. 1819; deutsch von L. Haymann, Bonn 1837); ferner „History of the epidemic fever that prevailed in the years 1817—19" (Bristol 1820); „Treatise on diseases of the nervous system" (Lond. 1822); „Review of the doctrine of a vital principle" (das. 1829) u. A. Nächst Blumenbach hat er am meisten dazu beigetragen, die Physiologie und Anthropologie zum Range einer induktiven Wissenschaft zu erheben.

Prichsenstadt (Brixenstadt), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Gerolzhofen, mit Spital, Obst-, Flachs-, Gemüse- und Weinbau, Mineralquelle und 970 Einwohnern.

Pricke, Fischart, s. Neunauge.

Pridie (lat.), den Tag vorher.

Priebus (Przwoz, Pschibus), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Glogau, an der lausitzer Neiße, der Herzogin von Dino-Talleyrand-Perigord gehörig, hat ein Untersteueramt, eine Post, evangelische und katholische Pfarrei, Feldbau, Tabaksspinnerei, Woll- und Leinweberei und 1060 Einw. Hiervon benannte sich die priebuser Linie, s. Schlesien, Geschichte.

Priegnitz (Vormark-P.), Landschaft in der preußischen Provinz Brandenburg, zwischen Hannover, Mecklenburg, der Mittelmark, Magdeburg und der Altmark, mit einem Flächenraum von 62 □Meilen und mit 100,000 Einw., bildet eine Sandebene an der Elbe, Havel, Dosse, Stepenitz und Elde und begreift jetzt zwei Kreise des Regierungsbezirkes Potsdam: Ostpriegnitz, mit 35¹/₃ □M. und 51,000 Einw. und der Kreisstadt Kyritz, und Westpriegnitz, mit 27¹/₈ □M. und 50,000 Einw. und der Kreisstadt Perleberg. Außerdem liegen daselbst die Städte Lenzen, Havelberg, Wittstock und Pritzwalk.

Priene, jonische Stadt an der Westküste von Karien, am Abhange des steilen Gebirges Mykale und an dem Flüßchen Gäson oder Gäsus, früher unmittelbar am Meere, d. h. am latmischen Meerbusen gelegen und im Besitz einer kleinen Flotte, später aber, nachdem der benachbarte Mäander durch Ansetzen von Schlamm die Küste nach und nach um 40 Stadien hinausgerückt hatte, in einiger Entfernung vom Meere, war von Aepytus, einem Sohne des Neleus, gegründet und gehörte zu den 12 Städten des jonischen Bundes. Jetzt Ruinen davon unter dem Namen Samsun Kalesi.

Priesen (Brzezno), Stadt im böhmischen Kreis Eger, mit Sauerbrunnen, Steinkohlenbergwerk und 690 Einw.

Prießnitz, Vincenz, der Begründer der neuen Wasserheilkunde, den 5. Okt. 1799 zu Gräfenberg, wo sein Vater ein gewöhnlicher Landmann war, geboren, widmete sich schon in früher Jugend der Bewirthschaftung seines väterlichen Gutes. Als er in seinem 17. Jahre durch Ueberfahren einen Rippenbruch erlitten, heilte er sich durch die Anwendung kalten Wassers, worauf er durch einen in der Nähe wohnenden Mann aufmerksam gemacht worden war, und begann nun, die Kraft desselben auch bei anderen Personen u. bei Thieren zu erproben, wodurch er sich einen bedeutenden Ruf in seiner Gegend verschaffte. Durch die Modifikationen, in denen er sein Mittel anwendete, sowie durch die Erfahrungen, die er dabei sammelte, baute er sich nach und nach eine Art System, nach welchem er die von ihm gegründete Kaltwasserheilanstalt zu Gräfenberg, die bald von zahlreichen Gästen besucht wurde, einrichtete. Bis 1833 setzte er noch seine gewöhnlichen ländlichen Beschäftigungen fort, widmete sich aber dann ausschließlich seiner Anstalt, die zu großem Ruf gelangte und jährlich von weit über 1000 Kurgästen besucht ward. P. † den 28. Nov. 1851, die Anstalt seinem Sohne hinterlassend. Vergl. Munde, Die gräfenberger Wasserheilanstalt und die prießnitzsche Kurmethode, 6. Aufl., Leipzig 1845; Derselbe, Memoiren eines Wasserarztes, 2 Bde., Dresden 1844.

Priester (v. griech. Presbyteros, lat. sacerdos), Diener des religiösen Kultus. Die Entstehung des Priesterthums hängt mit der Entstehung der Religion genau zusammen. Das mit allen alten Religionen verbundene Opferwesen erheischte priesterliche Funktionen. Doch waren diese anfangs nicht ausschließliches Vorrecht eines abgesonderten Priesterstandes, sondern es war jedes Familienhaupt P. des Hauses. Mit solcher priesterlichen Würde angethan, erscheinen die alten Patriarchen der biblischen Geschichte, Noah, Abraham, Isaak 2c. Als sich aber aus dem Familienleben allmählig das staatliche Leben herausbildete und entwickelte, gestaltete sich auch das Priesterwesen in bestimmterer Weise. Bei manchen Völkern, z. B. bei Griechen und Römern, versahen die Heroen und Herrscher den Priesterdienst. Als aber die königliche Gewalt abgeschafft

worden, ward derselbe nach und nach einem besonderen Stande, öfters den Nachkommen alter Königsfamilien, übertragen. Auch überließen wohl Könige die priesterlichen Geschäfte besonderen Stellvertretern, wie dies von Romulus und Numa berichtet wird u. im Orient vorherrschende Sitte war. An anderen Orten datirt ferner die Entstehung eines eigentlichen Priesterthums daher, daß fremde Eroberer entthronte Könige im Besitz der Priesterwürde ließen, sowie daher, daß Familiengottheiten zu Nationalgottheiten und die bisherigen Diener derselben, als mit dem Dienste derselben am meisten vertraut, zu öffentlichen Dienern des Kultus oder P.n erhoben wurden. Endlich beriefen Gesetzgeber und Staatengründer bisweilen ganze Geschlechter od. Stämme oder einzelne Familien zu erblicher Priesterschaft. Die verschiedene Art der Entstehung eines Priesterthums bedingte das verschiedene Verfahren bei der Wahl der P., die hier nur P.n, dort dem ganzen Volke, anderwärts den Königen u. Edeln des Volkes zustand. Ein erbliches Priesterthum aber scheint nur da Statt gefunden zu haben, wo die P. für Sprößlinge der Gottheiten selbst galten, oder wo sie die Nachkommen vormaliger regierender Familien oder solcher Personen waren, welche den Dienst gewisser Gottheiten an einem Orte eingeführt hatten, wie die Eumolpiden in Athen, oder wo die Gesetzgeber gleich anfangs einer Familie oder einem Stamm die erbliche Inhaberschaft der Priesterwürde verliehen hatten. Für das Volk Israel ward durch die Gesetzgebung Mose's eine besondere Priesterkaste aufgestellt, welcher die gottesdienstlichen Handlungen ausschließlich vorbehalten seyn sollten. Diese P. sollten ausschließlich aus der Familie Aarons, welche zu den Kahathitern gehörte, genommen werden, und zwar waren zu P.n, welche zwischen der Gottheit und dem Volke die Vermittler machen sollten, nur Individuen ohne leibliche Gebrechen und von unbescholtenem Rufe tauglich. Die Einweihung zum Priesterstande geschah mit Opfern, symbolischen Handlungen, Lustrationen ꝛc. Die Priesterkleidung war von feiner Leinwand und bestand aus Beinkleidern, einem Leibrock, einem buntgewirkten Gürtel und einem Tulbund oder Kopfbund. Für den Tempeldienst waren die P. schon von David in 24 Klassen abgetheilt worden, deren jede ihren Vorsteher hatte und eine Woche lang von Sabbath zu Sabbath den Gottesdienst besorgen mußte. Die einzelnen Geschäfte wurden täglich durch das Loos vertheilt und waren hauptsächlich folgende: das Anzünden des Rauchwerks früh und Abends, das Reinigen der Lampen des goldenen Leuchters und Anfüllen derselben mit Oel, die wöchentliche Auflegung der Schaubrode, die Unterhaltung des beständigen Feuers auf dem Brandopferaltar, das tägliche Wegräumen der Asche von demselben, alle den P.n ausschließlich zustehenden Manipulationen beim Schlachten der Opfer, namentlich das Blutsprengen, das Weben der Opferstücke, das Darbringen der Opfer und Gaben auf dem Altar und Anzünden des zu Verbrennenden, die heiligen Gebräuche bei Lossprechung eines Nasiräers und bei der Prüfung einer des Ehebruchs verdächtigen Frau, das Blasen auf metallenen Blasinstrmenten zu bestimmten Zeiten. Dazu kam noch die Untersuchung Unreiner, namentlich Aussätziger, u. deren Reinsprechung, die Schätzung des dem Heiligthum Gelobten, die nächtliche Bewachung des inneren Tempelraums. Auch sollten sie das Volk im Gesetz unterrichten und bei vorkommenden Fällen rechtliche Bescheide ertheilen. Alle heiligen Amtshandlungen mußten die P. im Zustande levitischer Reinheit verrichten (daher das oft zu wiederholende Waschen und Baden, zu welchem Behuf im Vorhof des Heiligthums Badegefäße aufgestellt waren); auch durften sie, so lange sie der Dienst beim Heiligthum beschäftigte, keinen Wein oder anderes berauschendes Getränke zu sich nehmen. Aller übermäßigen Trauer, wie des Zerreißens der Kleider, körperlicher Verwundungen, des Scheerens einer Glatze ꝛc. mußten sie sich ebenfalls enthalten, sowie sie auch die Berührung der Todten sorgfältig zu vermeiden hatten. Sie durften nur eine reine Jungfrau oder ehrbare Wittwe israelitischer Herkunft ehelichen, ohne Unterschied des Stammes. Im Allgemeinen standen die P. in hohem Ansehen beim Volke. Es waren den P.n, wie den Leviten, besondere Städte, 13 an der Zahl, die sämmtlich in der Nähe des Centralheiligthums in den Stämmen Juda, Simeon und Benjamin lagen, zur Wohnung angewiesen (s. Priesterstädte). In der heiligen Stadt selbst bewohnten die dienstthuenden P. Zimmer in den Umgebungen des Tempels. Der Unterhalt der P. floß aus Opferdeputaten, Erstlingen und Zehnten, den abgenommenen Schaubroden, den Strafgeldern für levitische Verschuldung, dem Lösegeld der Erstgeburt, dem Verbannten (was dem Jehovah gelobt worden) oder dessen Geldwerth. Dabei waren die P. frei von Steuern, sowie vom Militärdienst, und die Steuerfreiheit ward ihnen auch im nachexilischen Zeitalter von den fremden Eroberern Palästina's zugestanden. Bis zur Zerstörung des jerusalemischen Tempels durch die Römer bildete die Priesterkaste eine geschlossene und geachtete Korporation, welche die religiösen Vorstellungen des Volks durch symbolische Gebräuche anregte und aussprach und das Verhältniß desselben zu Jehovah, wo es durch Verschuldung gestört war, mittelst Sühnung wiederherstellte. Auch als politische Berather scheinen sie schon frühzeitig thätig gewesen zu seyn und bei der Verwaltung der Landesangelegenheiten sich betheiligt zu haben. Unter den Königen traten sie zuweilen noch als Vermittler zwischen Volk und Fürsten auf; später aber, als das Verderbniß des Volkes und Staates immer weiter um sich griff, sehen wir sie gewöhnlich auf Seiten der Könige und Fürsten, wo es die Unterdrückung prophetischer Freimüthigkeit galt. Schon ihre Vorliebe für äußere Form und Ritus und Hintansetzung des Geistigen mußte sie mit dem Prophetenorden in ein oppositionelles Verhältniß bringen (s. Prophet). Uebrigens war die levitische Priesterkaste nicht sogleich vom Anfang des israelitischen Staatswesens an völlig organisirt. Erst seit dem Tempelbau tritt dieselbe als eine abgeschlossene Korporation auf, und ihr Einfluß scheint dadurch noch gestiegen zu seyn, daß sie nach der Trennung des Reichs nur noch im Staate Juda

fortfunktionirte. Volle gesetzliche Geltung der im Pentateuch für P. und Leviten gegebenen Normen läßt sich erst im nachexilischen Zeitalter nachweisen (vgl. Leviten u. Hoherpriester). Ueber den Priesterstand im Christenthume s. Geistliche und Klerus; vgl. Presbyter.

Priesteramt, der Inbegriff aller Rechte und Pflichten eines Priesters; Stelle eines Geistlichen.

Priesterchor, in katholischen Kirchen der Raum, wo der Chordienst verrichtet wird; in Opern und Oratorien von Priestern gesungener Chor.

Priesterhemde, s. v. a. Chorhemde.

Priesterkleidung, s. v. a. Ornat.

Priesterrock, gewöhnlich schwarzer, weiter und faltenreicher Rock der Geistlichen, nach den Konfessionen verschieden, so z. B. bei den lutherischen Geistlichen mit langen, weiten, bei den katholischen Weltgeistlichen dagegen mit engen Aermeln und auch am Oberkörper anliegend; vergl. Chorrock.

Priesterstädte, die 13 der Familie Aarons unter Josua zugetheilten Städte, welche in den Stämmen Juda, Simeon und Benjamin, also sämmtlich in der Nähe von Jerusalem lagen. Sie hießen: Hebron, Libna, Jathir, Estemoa, Holon, Debir, Ain, Jutha, Bethsemes, Gibeon, Geba, Anathoth, Almon. Auch noch nach dem Exil wohnten in diesen Städten Priester. Viele von ihnen hatten sich aber in Jerusalem selbst niedergelassen.

Priesterstand, s. v. a. Klerus.

Priesterthum, s. Priester.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestholm, zur Grafschaft Anglesea gehörige britische Insel im irischen Meer, etwa 1 englische Meile von der Küste, 1 Meile lang, 1/4 Meile breit, hat zahlreiche Seevögel, Kaninchen, einen alten Thurm, Ruinen eines Klosters, in welchem Prinz Owen Gwynned, Zeitgenosse Arthurs, begraben wurde.

Priestley, Joseph, englischer Theolog, Philosoph, Chemiker und Physiker, geboren den 13. März 1733 zu Fieldhead bei Leeds, studirte Theologie und ward in seinem 22. Jahre Predigergehülfe der Independentengemeinde zu Needham Market in Suffolkshire, dann Pastor zu Namptwitch in Cheshire und 1761 Lehrer der schönen Wissenschaften an der Akademie zu Warrington. Seit 1768 Pastor einer Dissentersgemeinde zu Leeds, ward er 1770 Bibliothekar des Lords Shelburn, den er nach Paris begleitete. Später ward er Pastor einer Dissentersgemeinde zu Birmingham; seine laut ausgesprochene Sympathie für die amerikanische und französische Revolution war aber die Veranlassung, daß sein Haus vom Pöbel demolirt wurde. Er ward darauf Prediger bei einer Dissentersgemeinde zu Hackney, schiffte sich jedoch 1794 nach Nordamerika ein und ließ sich zu Northumberland in Pennsylvanien nieder, wo er mehre streng unitarische Gemeinden gründete u. auf seinem Landgute bei Philadelphia den 9. Febr. 1804 †. Als Theolog ward er durch seine Schriften: „Examination of the doctrine of common sense" (Lond. 1775), „Disquisition on matter and spirit" (das. 1777), „The doctrine of philosophical necessity illustrated" (das. 1777), „History of the corruptions of christianity" (das. 1782) u. a., worin er die Vibrationen der Gehirnnerven als die materiellen Ursachen des Empfindens und Denkens darstellte, die Kirche für eine Feindin der Wahrheit erklärte, die Lehre von der Nothwendigkeit vertheidigte 2c., in vielfache Streitigkeiten verwickelt. Dagegen fanden seine rein chemischen und physikalischen Arbeiten allgemeine Anerkennung, namentlich seine „History and present state of electricity" (London 1767), seine „History and present state of discoveries relating to vision, light and colours" (2 Bde., das. 1772, deutsch, Leipzig 1775), die „Observations on different kinds of air" (6 Bde., Lond. 1772 ff., deutsch, Wien 1778—80, u. Lpz. 1778—81, 3 Bde.) u. a. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, die außer den oben genannten Gebieten auch das Erziehungswesen, Rhetorik, Grammatik, Geschichte, Politik 2c. umfassen, nennen wir noch: „Theological repository" (6 Bde., Lond. 1777 bis 1788), „Institutes of natural and revealed religion" (das. 1772—74, 3 Bde., deutsch von Link, Frankf. 1783), „Letters to the Jews" (Lond. 1787, 2 Thle., deutsch, Frankf. 1787), „Experiments and observations relating to various branches of natural philosophy" (London 1779—86, 3 Bde., deutsch, Wien 1780—87). Vgl. Memoirs of Jos. P., Lond. 1786.

Priestleya, Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen (Papilionaceen), hübsche, immergrüne Ziersträucher vom Kap, mit einfachen, ganzrandigen Blättern und gelben Blüthen. Am bekanntesten sind: P. hirsuta *Dec.*, mit zierlichen, traubenständigen, oft gepaart stehenden Blüthen; P. sericea *Dec.*, mit Blüthen in einer kurzen Endähre; P. vestida *Dec.*, mit Blüthen in Endköpfchen, u. a.

Priluki, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Poltawa, mit Handel und 3250 Einw.

Prim, Fluß in Würtemberg, entspringt im Schwarzwaldkreis am Dreifaltigkeits- und Heuberge und mündet bei Rottweil in den Neckar.

Prim, Don Juan, Graf von Reus, spanischer General, geboren zu Reus in Katalonien 1811, nach einer anderen, freilich unverbürgten Nachricht Sohn eines zu Klötze in der Altmark verstorbenen Steuereinnehmers Prüß und 1811 zu Tangermünde an der Elbe geboren, schwang sich im Bürgerkriege im Heere der Christinos schnell zum Obersten empor u. begann seit 1842 auch eine politische Rolle zu spielen. Theilnehmer an der Opposition der Progressisten gegen Espartero, den damaligen Regenten, kam er in den Verdacht, beim Aufstand in Barcelona thätig gewesen zu seyn, und entzog sich der Verhaftung nur durch die Flucht nach Frankreich, wo er sich wahrscheinlich mit den Anhängern Maria Christina's in Verbindungen einließ. Zum Abgeordneten Barcelona's in die Cortes gewählt, durfte er nach Spanien zurückkehren und war hier 1843 bei der gegen Espartero ausgebrochenen Verschwörung einer der thätigsten Theilnehmer. Er erhob in seiner Vaterstadt Reus Ende Mai 1843 die Fahne der Empörung und rief ein Pronunciamento gegen die Regierung hervor, was bald an anderen Orten Nachahmung fand. Von Zurbano aus Reus

vertrieben, warf er sich nach Barcelona und arbeitete mit großem Erfolg an der weiteren Ausbreitung des Aufstandes, wofür er nach Einsetzung der neuen Staatsgewalt zum General und Grafen von Reus, sowie zum Gouverneur von Madrid ernannt ward. Nach dem Ausbruch des Aufstandes in Barcelona ward er dorthin gesandt, um, gestützt auf seine große Popularität in Katalonien, die empörte Stadt zu beruhigen. Da ihm dies aber auf friedlichem Wege nicht gelang, mußte er gegen seine bisherigen Verbündeten mit Waffengewalt einschreiten. Doch machte er nur langsame Fortschritte, da ihm sein alter Waffengefährte, Ametller, gegenüberstand, und erst Anfang 1844 gelang es ihm, den letzten Punkt, wo sich derselbe behauptete, das Fort Figueras, zu nehmen. Bald aber entzweite er sich mit den damaligen Machthabern und zog sich mißvergnügt aus dem Dienst zurück. Im Oktober verhaftet, ward er der Verschwörung und des Mordversuches gegen Narvaez angeklagt. Es gelang ihm, von letzterer Anklage sich zu reinigen, wiewohl er seinen Groll gegen die bestehende Regierung nicht verbarg. Zu 6jährigem Gefängniß verurtheilt und nach Cadix abgeführt, wurde er auf Fürbitte seiner Mutter schon nach Ablauf eines halben Jahres begnadigt. Im Jahre 1847 aus Spanien verwiesen, kehrte er in Folge des Amnestiedekrets vom September d. J. dahin zurück und ward zum Generalkapitän von Portorico ernannt, wo er den Negeraufstand im dänischen Westindien unterdrücken half und dafür Rang und Sold eines dänischen Generals erhielt. Im Spätherbst 1853 begab er sich nach der Türkei, um den Operationen der Donauarmee gegen die Russen beizuwohnen, ward aber von der spanischen Regierung zurückberufen.

Prima (lat.), im Handelswesen Bezeichnung der besten oder besseren Sorte einer Waare; in der Musik die erste, z. B. partia, die erste Partie, erste Stimme, auch lateinischer Name für den ersten Ton einer Tonleiter, s. v. a. Prime; in Schulen die erste Klasse, aus welcher die Schüler (**Primaner**) auf die Universität entlassen werden.

Primadonna (v. Ital.), die erste Sängerin an einem Theater.

Primär (v. lat. primarius), was zuerst an die Reihe kommt, dann auch von erster Bedeutendheit.

Primäres Gebirg, bei den Franzosen und Engländern früher gebräuchliche und neuerlich auch von einigen Deutschen wieder aufgenommene Bezeichnung des Uebergangsgebirgs, welches dem Kohlengebirge Bronns und den paläozoischen Gebilden Murchisons entspricht. Es besteht aus der Grauwacken=, Steinkohlen= und Kupferschiefergruppe und liegt daher überall unmittelbar auf den krystallinischen Schiefergesteinen, mit bald scharf unterscheidbarer Grenze, bald vielfachen Uebergängen der krystallinischen in die geschichteten Schiefer. Es sind darin die Ueberreste der ersten Thiere und Pflanzen, die die Gewässer und das Festland bewohnten, niedergelegt.

Primärschulen (Ecoles primaires), in Frankreich und Belgien diejenigen Lehranstalten, welche allgemeine menschliche und bürgerliche Vorbildung bezwecken, daher s. v. a. unsere Elementar=, Volks= und Bürgerschulen, im Gegensatz zu den Sekundärschulen (Ecoles secondaires, Colléges), die unseren Lyceen und Gymnasien entsprechen. Die sogenannten oberen P. (Ecoles primaires supérieures) entsprechen unseren höheren Bürger= und Realschulen. In Deutschland versteht man unter P. geradezu Elementarschulen.

Primärversammlungen, bei dem indirekten Wahlmodus Zusammentritt aller wahlfähigen Staatsbürger zur Wahl der Wähler.

Primani (lat.), in Rom Soldaten der ersten Legion; s. v. a. Primaner, s. Prima.

Primarius (lat.), s. v. a. Primär; der erste unter mehren Ortsgeistlichen, pastor primarius; der Oberarzt in großen Krankenanstalten.

Primas (v. Lat.), der Erste, Vornehmste, daher in einer Kirche der Geistliche, dem der Primat (s. d.) in derselben zukommt. So ist der Papst P. der ganzen katholischen Kirche. Seit dem 4. Jahrhundert führte der Bischof der Hauptstadt einer Provinz (auch Metropolit, Exarch) den Titel P., und nur in der afrikanischen Kirche kam derselbe dem am längsten ordinirten Bischof der Provinz zu. Später wurde P. der Amtstitel für die päpstlichen Vikarien, bis im 11. Jahrhundert die Päpste mit Berufung auf die pseudo=isidorischen Dekretalen den Versuch machten, den angesehensten Erzbischof jedes Landes zum P. zu erheben und ihm die übrigen unterzuordnen. Die Erzbischöfe erklärten sich jedoch entschieden gegen diese Einrichtung, und so blieb die Bezeichnung P. ein bloßer Ehrentitel, mit dem nur gewisse Ehrenrechte, z. B. der Vorsitz auf den Nationalkoncilien, die Königskrönung rc., verknüpft waren. P. von Spanien war anfangs der Erzbischof von Sevilla, später der von Toledo. In Portugal ist der Patriarch von Lissabon P., doch führt auch der Erzbischof von Braga diesen Titel. In England führt der Erzbischof von Canterbury den Titel „P. des Reichs“ u. der von York den „P. von England“. P. von Ungarn ist der Erzbischof von Gran in Preßburg, P. von Polen seit dem kostnitzer Koncil der Erzbischof von Gnesen. Im deutschen Reiche war der Erzbischof von Salzburg P. Durch die Rheinbundsakte wurde in Deutschland ein souveräner Fürst P. geschaffen und der bisherige Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg, der zugleich Erzbischof von Regensburg war, mit dieser Würde bekleidet. Sein Gebiet bestand aus dem Fürstenthum (nebst der Stadt) Regensburg, dem Fürstenthum Aschaffenburg, sowie später dem Fürstenthum Frankfurt a. M., der Grafschaft Wetzlar und der Hoheit über die Grafschaften Wertheim und Rineck, zusammen $42\frac{1}{2}$ □Meilen mit 202,400 Einw. Der Kardinal Fesch ward dem Fürsten Dalberg von Napoleon I. als Koadjutor u. Nachfolger gesetzt; als aber 1808 ebenfalls durch einen kaiserlichen Machtspruch das geistliche Wirken des Fürsten P. aufgehoben und sein Gebiet in ein weltliches Großherzogthum Frankfurt verwandelt wurde, ward Eugen Beauharnais als sein Nachfolger designirt. Der Sturz Napoleons machte auch dem von ihm geschaffenen Großherzogthum Frankfurt ein Ende.

Primat (v. Lat.), oberste Stellung in der Kirche, welche deren Leitung in sich schließt, besonders die des Papstes. Die dem römischen

Stuhle nach der heutigen Disciplin zustehenden Regierungsrechte sind solche, welche unmittelbar aus der Bestimmung des P.s, für die Einheit in der Glaubens- und Sittenlehre Sorge zu tragen, herfließen, wie die Oberaufsicht über die ganze Kirche in allen dazu nothwendigen und zulässigen Formen, die Kenntnißnahme von den das Dogma angehenden Diskussionen, und das Recht, darüber, wo es nöthig wird, Lehrschreiben an die ganze Kirche und entscheidende Dekrete zu erlassen; Rechte der Gesetzgebung über Gegenstände der allgemeinen Disciplin; Rechte der Verwaltung und Mitwirkung bei allen Angelegenheiten, welche die ganze Kirche betreffen, wie Berufung der allgemeinen Koncilien, Anordnung oder Aufhebung allgemeiner Festtage, Leitung des Missionswesens, Selig- und Heiligsprechungen, Bestätigung der geistlichen Orden und der höheren kirchlichen Lehranstalten; Rechte, welche aus dem Begriffe der höchsten Autorität herfließen, wie das Aufsichtsrecht über die anderen oberen Kirchenbeamten, die Befugniß, diese durch Ermahnungen und Strafen zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, das Recht des außerordentlichen Einschreitens bei Nachlässigkeiten oder Verhinderung der nächsten Behörden, das Recht, in höchster Instanz über vorgebrachte Beschwerden und Appellationen zu entscheiden; endlich Befugnisse, welche sich darauf gründen, daß der Papst wegen seiner hohen Stellung allein bei gewissen Angelegenheiten die dabei konkurrirenden Interessen gehörig in Erwägung ziehen und die Verhältnisse richtig übersehen kann, wie die Bestätigung, Versetzung und Absetzung der Bischöfe, die Errichtung, Verlegung, Vereinigung u. Theilung der Bisthümer, die Absolutionen u. Dispensationen aller Art, die Prüfung der Reliquien u. dgl. Der P. des Papstes schließt endlich gewisse äußerliche Ehrenrechte in sich. Seine Insignien sind ein gerader Hirtenstab oben mit einem Kreuze u. eine dreifache goldene Krone (Regnum). Beides soll der Sage nach von Konstantin herrühren. Der Gebrauch einer doppelten Krone fand höchst wahrscheinlich schon unter Nikolaus II. († 1061) Statt, wiewohl man ihre Erfindung erst Bonifacius VIII. zuschreibt. Die dreifache Krone findet sich aber schon unter Klemens V. († 1314). In der Anrede heißt der Papst „Heiligster Vater". Er selbst aber nennt sich in seinen Bullen „Servus servorum Dei". Diesen Beinamen nahm zuerst Gregor I. im 6. Jahrhundert auf, im Gegensatz zum Patriarchen von Konstantinopel, der sich ökumenischer Patriarch nannte. Der Titel Pontifex maximus ist von den römischen Kaisern auf ihn übergegangen. Papa, ursprünglich Name jedes Bischofs, ward seit dem 6. Jahrhundert aber ausschließliches Prädikat des römischen Bischofs. Ebenso war früher auch der Titel Vicarius Christi bei anderen Bischöfen gebräuchlich. Zu den völkerrechtlichen Ehrenbezeugungen gehören vorzüglich die Gesandtschaften, welche die katholischen Mächte am päpstlichen Hofe unterhalten. Eine besondere Form der Huldigung ist der Fußkuß, welcher dem byzantinischen Hof entlehnt ist. Jetzt aber kommt diese Art der Huldigung nur noch bei großen Huldigungsakten vor. Vergl. Papst.

Primates (lat., Primaten), menschenähnliche Thiere, in Linné's System die erste Ordnung der Säugethiere; die 4 Gattungen sind: Mensch, Homo, Affe, Simia, Halbaffe, Lemur, u. Fledermaus, Vespertilio.

Primaticcio, Francesco, auch Abbas de San Martino, Abbé de St. Martin, il Bologna und F. Bolognese genannt, berühmter italienischer Maler und Stukkator, 1490 zu Bologna geboren, bildete sich unter Innocenzo da Imola und Bagnacavallo, begab sich aber später zu Giulio Romano nach Mantua, den er bei der Ausschmückung des Palazzo del Te unterstützte. Er hatte 6 Jahre in Mantua zugebracht, als er zur Ausschmückung des Schlosses Fontainebleau vom Könige Franz nach Frankreich berufen wurde. Seine Kenntnisse in der Architektur beurkunden das Schloß von Meudon und die Grabmäler Franz' I. und Heinrichs II., die nach seinen Zeichnungen ausgeführt wurden, aber gerade nicht den besten Geschmack verrathen. Er lebte eine Reihe von Jahren in Frankreich und malte hier sehr viele Bilder in Fresko und Oel. Im Jahre 1544 ward er zum königlichen Kammerherrn ernannt u. endlich durch die Gunst der Herzogin d'Estampes mit der Abtei Saint-Martin zu Troyes belohnt, die ihm 8000 Thaler eintrug. Unter der Regierung Franz' II. erhielt er die Stelle eines Oberaufsehers der königlichen Gebäude. Er † um 1570. Seine Oelbilder sind sehr selten, und da jetzt in Fontainebleau auch fast alle seine Freskobilder untergegangen sind, so sind die nach ihm gestochenen Bilder um so schätzbarer. Dieselben machen einen Theil der „Ecole de Fontainebleau" aus, von der ein Theil der Erfindung nach auch dem Rossi angehört.

Prima vista (ital.), der erste Anblick; daher „ein Tonstück p. v. spielen", dasselbe nach den gegebenen Noten vortragen, ohne dieselben jemals vorher durchgespielt oder durchgesungen zu haben. Im Deutschen sagt man für p. v. spielen oder singen, u. besonders beim Gesange, „vom Blatt singen (oder spielen)" und noch gewöhnlicher „treffen".

Prime (v. Lat.), in der Musik der erste Ton einer jeden Leiter, auch Tonica genannt; dann auch als Intervall betrachtet, im Vergleich mit einem anderen Tone, s. v. a. Einklang, der aus 2 Tönen gleicher Höhe besteht. Die reine P. ist dieser wirkliche Einklang, u. nur im uneigentlichen Sinne ein Intervall; eine übermäßige P. entsteht, wenn in dem Verfolge einer Melodie ein Ton unmittelbar nach seinem Anschlage durch ein zufälliges Versetzungszeichen erhöht wird, z. B. c cis, d dis ꝛc. In der Buchdruckerei heißt P. die erste Seite eines Bogens.

Primeiras, kleine afrikanische Inselgruppe an der Küste von Mozambique, südwestlich von den Angozainseln und südlich von der Macalongaspitze. Die bedeutendsten Inseln sind: Epidenbron- und Feuerinsel.

Primel, Pflanzengattung, s. Primula.

Primicerius (lat.), in Rom Einer, dessen Name in den mit Wachs überzogenen Täfelchen obenan steht: daher der Erste unter Denen, welche ein gleiches Amt bekleiden, Chef, Oberster; P. cubiculi sacri, Oberkammerherr.

Primidi (franz., v. Lat.), der erste Tag einer

Dekade nach dem ehemaligen französischen republikanischen Kalender.

Primigenius (Primigenus, lat.), Erstgeborener, Erstgeburt.

Primipara (lat.), die Erstgebärende.

Primipilus (lat.), der erste Centurio der Triarier (s. d.).

Primitiae (lat.), Erstlinge, besonders der Früchte, irgend einer Gottheit gewidmet; auch die erste, besonders jugendliche Schrift eines Autors; in der Geburtshülfe das Fruchtwasser (s. d.).

Primitiv (v. Lat.), anfänglich, hauptsächlich.

Primitivform (Primärform, Forme primitive, Kernform, Kerngestalt), die gleichartigen Theilungsstücke, die bei fortgesetzter Theilung (Spaltung) eines Minerals als letztes Resultat erhalten werden, während alle anderen Formen sekundär sind, nach bestimmten Gesetzen von der P. abgeleitet und auf sie zurückgeführt werden.

Primitivgesteine, s. v. a. Urgebirge, Urgesteine, eine Benennung, die früher den krystallinischen (Massen- und Schiefer-) Gesteinen beigelegt wurde, weil man die krystallinischen Massengesteine für die ältesten und die krystallinischen Schiefergesteine für bloße Umwandlungsprodukte derselben ansah. Gegenwärtig sind die Altersbeziehungen der Gesteine klarer erkannt worden, und es dürften nur noch die primitiv erstarrten krystallinischen Schiefergesteine jene Namen mit einigem Rechte fortführen, weshalb auch Breithaupt sie primitive sedimentäre Gesteine nennt.

Primitivum (sc. verbum, lat.), Stamm- oder Wurzelwort, im Gegensatz von Derivatum.

Primkenau, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Sprottau, hat eine evangelische und katholische Pfarrei, Grob- und Nagelschmieden, Töpferei, Verfertigung von Holzwaaren und 1600 Einw.

Primo (ital.), der Erste, z. B. Violino primo, erste Violine; in vierhändigen Klavierstücken die höhere und gemeiniglich auch schwierigere Partie.

Primogenitur (v. Lat.), Erstgeburtsrecht, das Vorzugsrecht des Erstgebornen bei der Erbfolge, eine sehr alte, aus der Ansicht von Stammeigenthum hervorgegangene Gewohnheit, wonach stets der Aelteste der ältesten Linie, nicht, wie beim Majorat (s. d.) im engeren Sinne, der Aelteste unter den dem Grade nach am nächsten Stehenden 2c., od., wie beim Seniorat, der Aelteste des ganzen Stammes, zur Erbfolge gelangt. Die Primogeniturordnung liegt jetzt in fast allen europäischen Monarchien der Thronfolge zu Grunde. Im deutschen Reiche ward sie zuerst durch Kaiser Karls IV. goldene Bulle 1356 für diejenigen weltlichen Territorien, mit welchen die Kurwürde verbunden war, festgesetzt und erst auf die übrigen Lande der Kurfürsten, zuerst 1475 im brandenburgischen Hause, ausgedehnt und dann nach u. nach auch bei den anderen Reichsfürsten durch Hausgesetze eingeführt.

Primordialis (lat.), s. v. a. Primigenius.

Primordium (lat.), Ursprung.

Primula (Primel, Schlüsselblume), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, charakterisirt durch die mit einer Hülle versehenen Blumendolden, den röhrigen, bleibenden, fünfzähnigen, eckigen Kelch und die trichter- oder tellerförmige Korolle mit cylindrischer Röhre, offenem Schlunde u. ausgebreitetem, fünflappigem Rande, ausdauernde europäische und nordasiatische Kräuter mit rosettenartig gehäuften Blättern u. schönen Blüthen. P. acaulis *Jacq.*, P. veris var. acaulis *L.*, stengellose Primel, kleine Gartenprimel, auf Hügeln, in Hainen, mit einblumigem Schaft und schwefelgelben, wohlriechenden Blüthen mit flachem Rande, die in mehren Nüancen von roth, gelb, weiß, hellroth und rothbraun, wie auch gefüllt variiren, liebt einen lockern, fetten Sandboden in etwas schattiger Lage. P. Auricula *L.*, Aurikelprimel, Aurikel, Bärohr, auf den Alpen, ist schon seit Jahrhunderten eine beliebte Zierpflanze, die in vielen Varietäten vorkommt (s. Aurikel). Früher gebrauchte man Wurzel, Blätter und Blumen, Radix, Folia et Flores Auriculae ursi s. Saniculae ursi, ähnlich wie die von P. officinalis *Jacq.* Auch jetzt bedienen sich die Alpenbewohner ihrer noch bei Husten, Schwindsucht und Schwindel. P. elatior *L.*, Gartenprimel, hohe Primel, Waldschlüsselblume, in Waldungen und Gehölzen, mit runzeligen, gezähnten und behaarten Blättern, 6—10 Zoll hohem, nacktem Schaft mit vielblumiger Dolde und zierlichen, hellgelben Blumen, von denen die äußern abwärts hängen, ist eine sehr bekannte Zierpflanze, welche in zahlreichen Varietäten kultivirt, wie P. acaulis *Jacq.* behandelt u. häufig zur Einfassung der Rabatten benutzt wird. Sie variirt mit doppelten und gefüllten, gelben blauen, purpurrothen, rosenrothen, schwarzen und weißen Blüthen. Früher wurde diese Pflanze ganz wie P. officinalis *Jacq.* angewendet, ist aber jetzt gänzlich obsolet. Von P. officinalis *Jacq.*, P. veris var. officinalis *L.*, Frühlingsprimel, Schlüsselblume, Himmelsschlüssel, Petersschlüssel, allenthalben auf trockenen Wiesen, Grasplätzen und Anhöhen, an Waldrändern, mit runzeligen, wellig-gekerbten, unterseits nebst dem Schafte u. der Dolde filzig-sammetartigen Blättern u. reichblüthiger Dolde, gebrauchte man früher die Wurzel, Blätter u. Blüthen, Radix, Herba et Flores Primulae, s. Primulae veris s. Verbasci odorati s. pratensis, auch Herba arthritica s. paradisiaca, bei nervöser Schwäche, Lähmungen, Schwindel, ferner bei krampfhaften Leiden der Nieren u. Harnblase, sowie äußerlich bei Gelenkschmerzen, seitlichem Kopfschmerz u. bei Wunden, jetzt wendet man nur noch die Blüthen zu einem schweißtreibenden und schwach reizenden Thee an. Eine gleiche Benutzung haben die Blüthen von der sehr ähnlichen P. inflata *Lehm.*, in Ungarn, und P. suaveolens *Lehm.*, im südlichen Europa. Eine ausgezeichnete Zierpflanze ist P. praenitens *Ker.*, P. sinensis *Lindl.*, chinesische Primel, glanzvolle Primel, mit 1—1½ Fuß hohem Schaft, mit sprossenden, vielblumigen Dolden, deren immer eine aus dem Centrum der erstern hervorwächst und meist 3 bis 5 über einander stehen, und sehr großen und prächtigen, anfangs helllilafarbigen, dann schön rosenrothen, am Schlunde gelben, auswendig weißen u. weichhaarigen Korollen mit flachem Rande, welcher länger als die Röhre ist.

Primus (lat.), der Erste, z. B. der oberste Schüler einer Klasse.

Primus inter pares (lat.), der Erste unter Gleichen.

Primzahl, im Gegensatz zu zusammengesetzter Zahl, eine solche Zahl, die sich durch Multiplikation reeller Zahlen nicht erzeugen läßt, wie z. B. 2, 3, 5, 7, 11, 13 ꝛc. dergleichen vorstellen. P.en unter sich aber sind solche, die keine gemeinschaftlichen Faktoren besitzen, obwohl sie sich in reelle Faktoren zerlegen lassen, z. B. 22 und 18; 21 und 8 ꝛc. Um zu sehen, ob eine Zahl P. sey, muß man sie mit allen P.en bis zu der vor ihrer Quadratwurzel dividiren. Hat nämlich eine Zahl Faktoren, so lassen sich diese, so viel ihrer auch seyn mögen, auf zwei bringen, wovon einer kleiner, der andere größer als die Quadratwurzel der Zahl ist, mit Ausnahme einer rationalen Wurzel. Durch die so veranstalteten Divisionen ergibt sich entweder jener kleinere Faktor selbst, oder einer seiner Faktoren. Tritt ein solcher Faktor nicht auf, so muß die vorgegebene Zahl eine P. seyn.

Prince-Edwards-Insel, brit.-nordamerik. Insel im südlichen Theile des Golfs von St. Lorenz, von Neuschottland, Nova Scotia u. Neubraunschweig durch die Northumberlandstraße getrennt, ungefähr 140 englische Meilen lang und zwischen 10 und 30 englische Meilen breit, ungefähr 100 deutsche □Meilen groß. Die Insel hat tief eingeschnittene Küsten, aber keine Berge. Der Boden, zur Formation des rothen Todtliegenden gehörig, ist durchgängig sehr fruchtbar, zum Getreidebau geeignet und durch kleine fließende Gewässer reichlich bewässert. Das Klima ist verhältnißmäßig milde und ebenfalls dem Ackerbau günstig. Die Bevölkerung betrug nach dem Census 1848 62,678 Seelen, 15,644 mehr als 1841. Ungefähr drei Viertheile der Bewohner sind Nachkommen von den französischen Akadiern, welche nach der Uebergabe der Kolonie (1763) an die Engländer auf der Insel blieben, von Ansiedlern aus den schottischen Hochlanden, welche 1770 angesiedelt wurden, und von amerikanischen Loyalisten, welchen nach der Beendigung des Revolutionskrieges Ländereien gegeben wurden. Ungefähr 16,000 sind Einwanderer aus Großbritannien und Irland. Von den Urbewohnern der Insel leben auf derselben ungefähr noch 300 von dem ehemals zahlreichen Stamme der Mic-Mac-Indianer. Für den Unterricht bestehen eine Akademie und eine höhere Schule (National School) in Charlottetown, und drei Grammarschools, 98 Distriktsschulen und 8 Acadiaschulen in den verschiedenen Theilen der Insel. An der Spitze der Verwaltung steht ein Lieutenant Governor, der in militärischen Angelegenheiten dem Generalgouverneur von Canada untergeordnet ist. Die legislative Versammlung besteht aus einem Legislative Council und einem House of Assembly. Der Obergerichtshof der Insel (Supreme Court), der jährlich vier Sitzungen in Charlottetown, zwei in Georgetown und zwei in Saint Eleanor's hält, besteht aus einem Oberrichter und drei Beisitzern. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau; gebaut werden mit Erfolg alle mitteleuropäischen Getreide- und Gemüsearten. Die Viehzucht wird dadurch sehr erschwert, daß wegen der Länge des Winters die Einsammlung großer Mengen von Winterfutter nothwendig ist. Das urbare Land der Insel wird auf 215,389 Acres geschätzt. Der Handel der Insel ist unbedeutend und beschränkt sich auf den Umtausch der landwirthschaftlichen Produkte, Bauholz und fertiger Schiffe und der an den Küsten gefangenen Fische gegen britische Manufakturwaaren und andere Konsumtionsartikel. Der Werth der Einfuhr beträgt jährlich nur zwischen 2000 und 3000 Pfd. St., der der Ausfuhr dagegen 13—14,000 Pfd. St., davon neun Zehntheile für Holz. Die Provinz ist in drei Grafschaften: Queens County, mit der Hauptstadt Charlottetown mit 5000 Einw., Sitz der Regierung; Kings County, mit der Stadt Georgetown mit 700 Einw., u. Prince County, mit der Stadt Princetown, getheilt, die wieder in Wahldistrikte zerfallen, und das Ganze ist in 67 Townships eingetheilt.

Prince-of-Wales-Insel (Possessionsinsel, früher Pulo-Pinang oder Betelnußeiland), brit.-hinterindische Insel, die wichtigste der Merguiinseln, am Eingange der Malakkastraße und nur durch einen schmalen Kanal von der Halbinsel Malakka getrennt, zählt auf 7½ □Meilen gegen 90,000 Einwohner, darunter 62,000 Malayen und 14,000 Chinesen, und ist in kommercieller Hinsicht wichtig, indem die meisten Schiffe, welche die Straße von Malakka passiren, hier anlegen, um sich mit Wasser zu versehen und Lebensmittel einzunehmen. Von den Erzeugnissen der Insel sind Reis und Pfeffer die wichtigsten, dann Betel und Areka; auch finden sich Anpflanzungen von Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Ingwer ꝛc., sowie von Muskatnuß-, Zimmt- und Gewürznelkenbäumen. Dabei liefert die Insel noch Kautschuk, Ambra, Wachs, Schildkrot und Elfenbein. Die einzige Stadt der Insel ist Georgetown, mit einem geräumigen u. sichern Hafen und 25,000 Einw. Die Insel hat jetzt einen eigenen Gouverneur und Besatzung. Die ostindische Kompagnie kaufte sie 1786 von dem englischen Kapitän Light, der sie als Mitgabe von seinem Schwiegervater, dem malayischen Fürsten von Queda, erhalten hatte.

Princeps (lat.), der Erste, gewöhnliches Prädikat der römischen Kaiser, welches ihre höchste Würde ausdrückte. Anfangs sollte es nur den Ersten des Senats (**princeps senatus**) bezeichnen, eine Auszeichnung, welche in den Zeiten der Republik von den Censoren verliehen ward, mit der aber keine Gewalt, sondern nur Ehrenrechte verbunden waren, insbesondere das, im Senat, wenn keine designirten Konsuln da waren, zuerst um seine Meinung befragt zu werden. Im Jahre 28 v. Chr. ward jenes Prädikat dem Octavian zuerkannt, dessen Nachfolger sich seitdem ebenfalls dasselbe zuertheilen ließen, so daß sich nach und nach damit der Begriff der höchsten Gewalt verband. Ausflüsse dieses kaiserlichen Principats waren: das konsularische Imperium, wodurch der Kaiser, mochte er die Konsulswürde bekleiden oder nicht, stets als erster Magistrat des Staats erschien; das prokonsularische Imperium, welches ihm die höchste Gewalt in den Provinzen verlieh; das Imperium im engeren Sinne, das den Oberbefehl über das Heer (daher der Titel Imperator), die

unbedingte Kriminalgerichtsbarkeit über alle Bürger und die unumschränkte Regierung des Staats in sich schloß; ferner die tribunicische Gewalt, welche der Person des Kaisers Unverletzlichkeit gab, die Appellation an ihn wies und ihm zugleich die Befugniß, in alle Handlungen des Senats u. der Magistraten einzugreifen, einräumte; endlich die censorische Gewalt mit der Sittenaufsicht und die Würde des Pontifex maximus mit der obersten Leitung des Religionswesens. Während diese Gewalten dem Octavian u. dessen nächsten Nachfolgern nach einander durch verschiedene in Gesetzesform gebrachte Senatsbeschlüsse verliehen ward, erhielten sie die spätern Kaiser auf einmal durch eine Lex de imperio (Lex regia). Weitere Prädikate des P. waren Augustus, seine religiöse Weihe bezeichnend, und Caesar (davon das deutsche Kaiser) von Octavians Adoption durch Cäsar herrührend. Letzteren Titel führte auch der designirte Nachfolger, ebenso den eines Princeps juventutis, womit in den Zeiten der Republik Derjenige bezeichnet ward, den der Censor als Ersten der Ritter bei der Musterung vorlas.

Princeton, Stadt im nordamerikanischen Staat Newjersey, Grafschaft Mercer, hat ein College mit Bibliothek, ein theologisches Seminar und (1840) 3050 Einw.

Prince-Wales-Inseln, bewohnte australische Inselgruppe an der Nordküste von Neuholland, in der Torresstraße.

Princip (v. lat. principium), der Anfang, das Erste, von dem ein Anderes abgeleitet oder bestimmt wird. Man unterscheidet zunächst Realprincipien oder Principien des Seyns u. Geschehens (Principia essendi oder fiendi) und Ideal- oder Erkenntnißprincipien (Pr. cognoscendi) und versteht unter den erstern die letzten Ursachen Dessen, was ist und geschieht, unter diesen die für sich selbst gewissen Ausgangspunkte und Grundregeln des Denkens und Erkennens. Die Realprincipien stehen zu den aus ihnen sich ergebenden Dingen im Verhältniß von Ursache u. Wirkung, während zwischen den Idealprincipien und den aus ihnen abgeleiteten Sätzen das Verhältniß von Grund und Folge Statt findet. Unter den Erkenntnißprincipien trennt man wieder solche, welche sich bloß auf die Form der Anordnung und innern Verbindung einer gewissen Summe von Erkenntnissen beziehen (Formalprincipien), und solche, von denen der Inhalt der Erkenntnisse abhängt (Materialprincipien); zu erstern gehören z. B. die allgemeinen Regeln der Logik und Dialektik; die Materialprincipien sind dagegen so mannichfaltig wie die Gegenstände der Erkenntniß und Geistesthätigkeit selbst. Ein anderer Unterschied ist der zwischen theoretischen u. praktischen Principien, von denen die erstern lediglich auf das Erkennen Dessen, was ist und geschieht, sich beziehen, letztere aber zugleich eine Werthgebung und demgemäß Bewegungsgründe (Motive) zu Handlungen einschließen. Diese praktischen Principien unterscheiden sich von den sogenannten Maximen dadurch, daß sie auf objektive Gültigkeit Anspruch machen, während die Maxime an einer einzelnen Subjektivität haftet. Bei Konstruktionen eines wissenschaftlichen Lehrsystems kommt es hauptsächlich darauf an, das oberste Materialprincip der Wissenschaft aufzustellen, da der Idee nach keine Wissenschaft eines solchen entbehren kann.

Principal (v. Lat.), Herr, Besitzer oder Chef einer Handlung; bei Speditionsgeschäften der Eigenthümer oder Absender einer Waare; in der Orgel die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals, die Hauptstimme, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden; Principalbaß, das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. Auch heißt P. die dritte Stimme bei den Aufzügen der Trompete, welche nicht nach der gewöhnlichen Art des Klarins, sondern mit einem weit mehr schmetternden und durchgreifenderen Tone vorgetragen wird. Die Art u. Weise, wie diese Stimme vorgetragen wird, heißt Principalblasen, zum Unterschiede vom sogenannten Klarinblasen. Namentlich werden die Feldstücke alle auf diese Principalmanier abgestoßen.

Principale (ital., Principalstimme), in der Musik die vorzüglichste Stimme eines Tonstücks, die koncertirende oder Hauptstimme.

Principalkommissarius (v. Lat.), der kaiserliche Bevollmächtigte auf dem ehemaligen Reichstage, mußte fürstl. Standes seyn; s. Reichstag.

Principato, 2 Provinzen im Königreich Neapel: 1) P.-citeriore, grenzt im Norden an die Provinz P.-ulteriore, im Osten an die Provinz Basilicata, im Süden und Westen an das tyrrhenische Meer und im Nordwesten an Terra-di-Lavoro und Neapel und hat einen Flächenraum von 123,5 (nach Andern 111¼) □Meilen mit 532,200 Einw. Das Land ist von Verzweigungen der Apenninen durchzogen, welche in mehre Vorgebirge ausgehen, wie Campanella und Licosa, welche den Busen von Salerno schließen, Acciaroti, Palinuro, Infreschi ꝛc.; zwischen den Gebirgen sind angenehme, fruchtbare Thäler, unter welchen sich Vallo di Diano auszeichnet. An der Küste ist außer dem schönen Busen von Salerno auch der von Policastro. Hauptfluß ist der Silaro oder Sele, mit zahlreichen Nebenflüssen, als Negro, Calore; außerdem mehre Küstenflüsse (Sarno, Rusciano, Picentino, Alento, Mingardo ꝛc.). Das Klima ist angenehm und mild und, bis auf die Morastgegenden, auch gesund. In den Thälern baut man Weizen, Reis, Oelfrüchte Wein (edle Gewächse, z. B. Vernaccia), Rosinen, Manna, Baumwolle, Kastanien ꝛc., doch ist die Provinz im Allgemeinen nicht besonders gut angebaut. Außerdem treiben die Einwohner Vieh-, besonders Schweinezucht, ansehnliche Fischerei, auch auf Korallen, besonders aber auf Thunfische und Sardellen, und sehr unbedeutenden Bergbau. Die Industrie liefert etwas Wollzeuche u. Papier; der Handel wird durch die schlechte Beschaffenheit der Wege gehemmt. Hauptstadt ist Salerno. 2) P.-ulteriore, Binnenprovinz, grenzt im Norden an die Provinz Samio (Molise), im Nordosten an Capitanata, im Osten an Basilicata, im Süden an P.-citeriore und im Westen an die Provinz Terra-di-Lavoro, und hat einen Flächenraum von 88,88 □Meilen (mit Benevento) mit 373,700 Einw. Das Land ist von den Apenninen durchschnitten, welche auch die Wasserscheide zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meere bilden, und ist daher mit zum Theil beträchtlichen

Bergen bedeckt, wie Monte Paflagone, Irpino, Taburno, Serino, Sabletta, Virgine, Montefusco &c., mit vielen Thälern. Von den Flüssen münden ins tyrrhenische Meer der Calore und seine Nebenflüsse Ufita, Tommaro und Sabbato, ins adriatische Meer der Ofanto und Carapella. Die Provinz hat reines gesundes Klima, trotz der Gebirge meist fruchtbaren und gut angebauten Boden und liefert an Produkten: Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Wein, Obst, Nüsse, Kastanien, Olivenöl, gutes Holz, Seide, Zuchtthiere (Pferde, Schweine, Schafe), Wildpret, Fische. Die Industrie ist unbedeutend, ebenso der Handel, welcher durch den Mangel an Wasser- u. guten Landstraßen erschwert wird. Die Einwohner sind arm und sehr zur Dieberei geneigt. Hauptstadt ist Avellino.

Principatus (lat.), die oberste Stelle in einem Staate; auch der Oberbefehl der ausländischen Truppen.

Principe (ital.), s. v. a. Fürst und Prinz.

Principes, in Rom die zweite Reihe der in Schlachtordnung aufgestellten Legion (s. d.), zunächst hinter den Lanzenmännern (Hastati) stehend.

Principia (lat.), Anfangsgründe, häufiger Büchertitel.

Principium (lat.), Anfang, Einleitung, daher der erste Abschnitt eines Titels vor Zählung durch Paragraphen in den Institutionen u. Pandekten; s. v. a. Princip.

Principo, asiat.-türk. Insel, die bedeutendste der Prinzeninselgruppe im Marmorameer, mit einem Umfang von 3 Meilen, erzeugt Oliven, Granatäpfel, Trauben und Gartenfrüchte, auf den Bergen Kiefern und Terpentinbäume, in den Thälern Cypressen und Platanen. Auf der Nordseite liegt die gleichnamige Stadt mit 3000 Einw. Außerdem sind hier 3 Klöster, wovon 2 auf den höchsten Bergen der Insel liegen. Bei den Türken heißt die Insel Kisil-Ada.

Prinos (Winterbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, mit sechszähnigem Kelch u. sechstheiliger oder fast sechsblätteriger Blumenkrone und sechskörniger Steinfrucht, amerikanische Sträucher. Von P. glaber *Ait.*, in Canada, mit ästigem, 4—6 Fuß hohem Stamm, kleinen, weißen, auf 1blumigen, winkelständigen Stielen stehenden Blüthen und schwarzen Beeren, werden die spitzen, keilförmigen, glänzenden Blätter als Thee gebraucht. Von P. verticillatus *L.*, in Virginien, in Sümpfen, 3—6 Fuß hoch, wird die schwach zusammenziehend-bittere Rinde in Nordamerika als ein vortreffliches tonisches u. antiseptisches Mittel bei großer Schwäche, Wechselfiebern, Durchfällen und Ruhren angewendet.

Prinz (v. lat. princeps), eigentlich Fürst im Allgemeinen, dann besonderer Titel für die nicht regierenden Glieder der fürstlichen Familien. Der Thronerbe heißt bei gekrönten Häuptern Kronprinz, bei den übrigen Erbprinz. P.en von Geblüt sind ebenbürtige, doch mit dem regierenden Hause weitläufiger verwandte fürstliche Personen, die im Aussterbungsfalle die Nachfolge haben. Die weibliche Form ist Prinzessin.

Prinzeninseln, 1) s. v. a. Demonesi. — 2) Afrikanische Inselgruppe der Guineainseln, mit einem Umfange von 15 Meilen und 2500 Einwohner.

Prinzenraub, der sächsische, die Entführung der sächsischen Prinzen Ernst und Albert, der beiden einzigen Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, durch Kunz von Kaufungen, aus dem Schlosse zu Altenburg, in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455. Der Genannte, der dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen im Bruderkriege (1446—51) wichtige Dienste geleistet hatte, besaß in Thüringen ansehnliche Güter, welche ihm in dem Bruderkriege verwüstet und durch Apel von Vitzthum weggenommen worden waren. Der Kurfürst hatte ihn dafür durch einige Güter des Apel von Vitzthum, die im Meißnischen lagen, unter der Bedingung entschädigt, daß er sie wieder abtreten solle, sobald er die seinigen wieder zurückerhalten würde. Diese Bedingung ging Kunz ein und stellte selbst eine Handschrift darüber aus. Durch den Frieden 1451 ward Kunz von Kaufungen in seine thüringischen Güter wieder eingesetzt, weigerte sich aber, die vitzthumschen Güter im Meißnischen zurückzugeben. Weder die Erinnerung an sein schriftlich gegebenes Versprechen, noch die gütlichen Vorstellungen des Kurfürsten und das Zureden seiner Verwandten, noch die Aussprüche der Rechtsgelehrten zu Leipzig u. Halle konnten seinen starren Sinn erweichen. Der Kurfürst sah sich daher genöthigt, ihm die betreffenden Güter mit Gewalt zu nehmen. Dieses Verfahren erklärte Kunz für Ungerechtigkeit und beschloß, um sich auf das Empfindlichste an dem Kurfürsten zu rächen, die beiden Prinzen zu rauben, wodurch er den Kurfürsten zugleich zu zwingen hoffte, ihm seine unrechtmäßigen Forderungen zu bewilligen. Er verband sich zu dem Ende mit 9 andern Rittern, die er durch Geld und Versprechungen gewann. Die vornehmsten waren die beiden meißnischen Ritter Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels. Ein Kundschafter fand sich in einem kurfürstlichen Küchenjungen, Namens Hans Schwalbe. Kunz hielt sich inzwischen bei einem Freunde in der Nähe von Altenburg auf. Als ihm nun der Küchenjunge Hans Schwalbe meldete, daß der Kurfürst auf einen gewissen Tag mit den meisten Hofleuten nach Leipzig reisen und der Kanzler der ganzen zurückbleibenden Hofdienerschaft in der Stadt ein Gastmahl geben u. die Kurfürstin nebst den Prinzen also ganz allein seyn werde, machte er sich mit seinen Mitverschworenen und deren Knechten zu Pferde auf und kam den 7. Juli 1455, Nachts 11 Uhr, in aller Stille vor dem Schlosse zu Altenburg an, wo er bereits durch Hans Schwalbe u. seinen treuen Knecht, Johann Schweinitz, den er unter irgend einem Vorwande ins Schloß geschickt hatte, Haken an der Mauer hatte befestigen lassen, um die Strickleitern daran zu hängen. Mit Hülfe der letzteren, welche Hans Schwalbe an einem Fenster der kurfürstlichen Küche befestigt hatte, kletterte Kunz mit 9 der Kühnsten die hohe Mauer des Schlosses hinan und gelangte glücklich durch ein Fenster ins Schloß, stellte überall in demselben Wachen aus, legte an die Zimmer, in welchen die Kurfürstin u. die Hofdamen schliefen, Vorlegeschlösser, ließ die Wache binden und in ein entferntes Zimmer ein-

sperren. Hierauf ging er gerade nach dem Schlafzimmer der Prinzen und bedrohte diese mit blankem Gewehr, kein lautes Wort zu reden, viel weniger zu schreien. Er nahm hierauf den ältesten Prinzen und führte ihn durch den Schloßhof hinweg. Wilhelm von Mosen, der den jüngeren, 12jährigen Prinzen, Albert, nachbringen sollte, ergriff in der Eile einen jungen Grafen von Barby, welcher mit den Prinzen auferzogen wurde. Als Mosen mit dem jungen Grafen zu Kunz herunter kam, entdeckte dieser sogleich den Irrthum, übergab Mosen den ältesten Prinzen und holte den jüngeren Prinzen Albert ebenfalls heraus. Der Verabredung gemäß trennten sich darauf die Verschwornen, um auf verschiedenen Wegen auf Kunz' Schloß Isenburg in Böhmen zu gelangen. Kunz schlug mit dem jüngeren Prinzen den kürzesten Weg ein, während Mosen und Schönfels mit dem älteren auf Umwegen dahin zu gelangen suchen sollten. Dem Kurfürsten wurde sogleich durch einen Eilboten die traurige Kunde überbracht. Auch wurden Eilboten zu Pferde in Menge abgefertigt, um auf allen öffentlichen Straßen und Nebenwegen den Prinzenräubern nachzusetzen. In allen Städten und Dörfern, wohin das Gerücht drang, wurde mit den Glocken gestürmt u. damit jeder Einwohner zum Aufsuchen der Prinzenräuber aufgefordert. Kunz erreichte gegen Mittag den Wald bei Wiesenthal, wo er kaum noch eine Stunde von der böhmischen Grenze entfernt war. Hier war der Prinz durch das schnelle und ungewohnte Reiten sehr ermüdet, klagte, weil er nichts zu sich genommen hatte, über Hunger und Durst und erklärte, er müsse liegen bleiben, wenn ihm keine Erfrischung gereicht würde. Kunz, der nunmehr schon außer Gefahr zu seyn glaubte, stieg mit seinem Begleiter Schweinitz und einem Knecht vom Pferde und erlaubte dem Prinzen, sich Erdbeeren zu suchen. Fünf andere Reiter, die er bei sich hatte, waren einstweilen etwas vorausgeritten. Bei diesem Erdbeerensuchen kamen sie etwas tiefer in den Wald. In ihrer Nähe hielt eben ein Köhler, Georg Schmidt, aus Grünhain gebürtig, seine Mittagsruhe. Derselbe, verwundert, geharnischte Männer in diesem dicken finsteren Walde zu finden, glaubte, sie hätten den rechten Weg verfehlt, und fragte Kunz, von wannen er mit diesem Knaben komme und wo er hinaus wolle. Kunz antwortete, es sey ein böser Bube, der seinem Herrn entlaufen sey, dem er ihn wieder zuführen müsse. Indeß kam das von allen Seiten vernommene Sturmläuten und der ganze Aufzug dem Köhler verdächtig vor, und in der Absicht, den jungen Herrn selbst zu fragen, wer er wäre, schlenderte er langsam zum Prinzen hin, der sich durch das Beerensuchen von Kunz etwas entfernt hatte. So wie das aber Kunz gewahr wurde, eilte er hinzu, um durch seine Dazwischenkunft dies zu verhindern. Im Laufen blieb er jedoch mit den großen Sporen in einem Gesträuche hängen, fiel nieder und wurde von seinem scheu gewordenen Pferde, das er fest am Zügel hielt, hin- und hergezogen. Der Prinz benutzte diesen Umstand, um dem Köhler sich zu entdecken. Dies hörte Schweinitz und wollte, da er Alles verrathen glaubte, den Prinzen mit dem Schwerte niederhauen; aber der Köhler fing mit seinem Schürbaume den Hieb auf und hetzte seinen großen Bullenbeißer auf den Nichtswürdigen los. Auf das starke Hundegebell und den großen Lärm eilte des Köhlers Weib herbei, und da sie ihren Mann im Gefechte mit 2 Männern erblickte (der Reitknecht hatte aus Furcht die Flucht ergriffen), so gab sie das bei den Köhlern gewöhnliche Waldnothzeichen durch Klopfen an die Bäume, worauf sogleich von allen Seiten andere Köhler mit ihren Aexten und Schürbäumen herbeikamen u. Kunz mit Schweinitz gefangen nahmen. Der Hügel im Walde, wo Prinz Albert aus den Händen seines Räubers errettet wurde, ist nachher der Fürstenberg genannt worden. Die Köhler überlieferten Kunz dem Abt Liborius von Grünhain, der ihn nach Zwickau in Verwahrung bringen ließ. Zugleich ließ der Abt Kunzens Gefährten, die schon voraus waren, nachsetzen, und glücklicherweise wurden sie noch eingefangen und nach Zwickau gebracht. Am folgenden Tage (den 9. Juli) wurde der Prinz Albert nach Altenburg zurückgeführt. Wilhelm von Mosen und von Schönfels waren inzwischen bis in die Gegend von Stein hinter Schneeberg im Erzgebirge gekommen, wo sie sich, da auch hier in Folge des Sturmläutens Alles in Bewegung war, mit dem Prinzen in einer großen Felsenhöhle (die seitdem Prinzenhöhle heißt) an der Mulde, in der Mitte eines Bergrückens, bei dem wüsten Raubschlosse Eisenburg, 3 Tage und Nächte verborgen hielten. Obwohl das Versteck sicher genug war, so faßten die Räuber doch bald den Entschluß, den Prinzen auszuliefern, wozu sie vornehmlich durch die Nachricht von Kunzens Gefangennehmung bewogen worden seyn sollen. Sie ließen durch einen ihrer Knechte dem Oberamtshauptmann zu Hartenstein, Friedrich von Schönburg, sagen, daß sie den geraubten Prinzen unverletzt zurückbringen würden, wenn er ihnen bei dem Kurfürsten Gnade und Befreiung von aller Strafe auswirken und ihnen deshalb eine schriftliche Versicherung geben wolle, wo nicht, so würden sie sich auf das Hartnäckigste vertheidigen und dann zuerst den Prinzen und zuletzt sich selbst ermorden. Dieser Drohungen halber versprach ihnen von Schönburg im Namen des Kurfürsten, was sie forderten, und so lieferten sie den Prinzen (den 11. Juli) auf das Schloß Hartenstein aus, von wo derselbe dann dem Kurfürsten, der nach Chemnitz gekommen, zugeführt ward. Den 16. Juli kam die kurfürstliche Familie nach Altenburg zurück. Im ganzen Lande wurde ein allgemeines Freuden- und Dankfest gefeiert. Dem wackeren Köhler Georg Schmidt wurde es überlassen, sich vom Kurfürsten eine Gnade oder Belohnung auszubitten. Er bat um weiter nichts, als um die Erlaubniß, in dem Walde, wo er den Prinzen Albert gerettet hatte, zeitlebens frei Kohlen zu brennen, so viel er zu seinem Unterhalte nöthig haben möchte. Er erhielt nicht nur diese Erlaubniß, sondern der Kurfürst schenkte ihm auch zum erblichen Besitz ein Freigut in dem Dorfe Ebersbach (oder Eckertsbach) bei Zwickau, nebst etlichen Scheffeln Korn als einen jährlichen Gnadengehalt, welchen auch dessen Nachkommen (jedesmal der Aelteste seiner Familie) noch jetzt aus dem Amte Zwickau erhalten. Als der Köhler alt und schwach wurde, nahm ihn der Kurfürst aufs Schloß

zu Altenburg, wo er oft die Geschichte von Alberts Rettung erzählen mußte. So oft er sie erzählte, bediente er sich der Worte: „Ich habe den Kunz mit meinem Schürbaum weidlich getrillert." Dies gab Veranlassung, daß ihn die Hofleute Triller nannten. Dieser Name wurde nun der Geschlechtsname, den er und seine Nachkommen behielten, die in den Adelsstand erhoben wurden und zu ansehnlichen Ehrenstellen gelangten. Kunz von Kaufungen wurde von Zwickau nach Freiberg gebracht und hier, am 7. Tage nach vollbrachter That (den 14. Juli 1455), enthauptet. Auch Kunzens Bruder, Dietrich von Kaufungen, wurde (den 31. Juli) zu Altenburg enthauptet, weil er zur Ausführung des Anschlags förderlich gewesen war. Der Verräther Hans Schwalbe wurde zu Zwickau (den 28. Juli) mit glühenden Zangen zerrissen u. dann geviertheilt. Schweinitz wurde aufgeknüpft, die Uebrigen durchs Schwert hingerichtet. Nur Diejenigen, welche den ältesten Prinzen weggeführt, aber freiwillig wieder gebracht hatten, wurden, wie erwähnt, begnadigt.

Prinzessinnensteuer, die Steuer, welche von den Unterthanen bei der Verheirathung eines fürstlichen Fräuleins behufs deren Ausstattung erhoben wird. Diese Steuer, welche entweder das ganze Heirathsgut (dos) ausmacht, oder nur ein Beitrag zu der aus Domänengut oder eigenem Vermögen des Landesherrn bestrittenen dos ist, heißt, wenn die zu Dotirende einem nichtfürstlichen Hause angehört, Fräuleinsteuer. Die meisten deutschen Staatsrechtslehrer, besonders Moser u. Pütter, sind der Ansicht gefolgt, welche durch die Praxis der obersten deutschen Reichsgerichte unterstützt wurde, daß, wenn nicht ausdrückliche Verträge solches bestimmt oder specielles Landesherkommen erweislich, eine Verbindlichkeit zur Entrichtung der P. nicht angenommen werden könne. Nach altem Herkommen besteht die P. noch in Preußen, in Braunschweig, in Sachsen-Weimar. In anderen Staaten umfassen die Bestimmungen über die Civilliste auch die Ausstattung, welche das Land einer Prinzessin zu gewähren hat.

Prinz von Wales, in Großbritannien der Kronprinz.

Prior (v. Lat.), in Mönchsklöstern der nächste Vorgesetzte nach dem Abt oder der Stellvertreter desselben, wenn kein Abt vorhanden ist. In Nonnenklöstern hat denselben Rang die Priorin. Priorei heißt das Kloster, worin ein P., dem noch mehre Klöster untergeben sind, seinen Sitz hat, sowie auch die Gesammtheit der einem P. unterstellten Klöster. Großprior heißt das Haupt einer Abtei, zu welcher mehre P.en gehören. Konventualprior ist ein solcher P. welcher die Angelegenheiten seines Ordens leitet und eine Jurisdiktion in demselben ausübt. Großprior heißt auch in den geistlichen Ritterorden der Nächste nach dem Großmeister.

Prior, Matthew, englischer Dichter, den 21. Juli 1664 zu London geboren, Sohn eines Tischlers, studirte mit des Grafen Dorset Unterstützung seit 1682 in Cambridge, wo er mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, einen engen Freundschaftsbund schloß und gemeinschaftlich mit ihm eine scharfe Parodie („The country mouse and city mouse") auf Drydens gegen die anglikanische Kirche gerichtete Satyre „The hind and panther" verfaßte. Auf Dorsets Empfehlung wurde er 1691 als Gesandtschaftssekretär zu dem Kongresse im Haag geschickt, wo er sich seiner Geschäfte mit solcher Gewandtheit entledigte, daß er mit noch mehren diplomatischen Missionen betraut ward. Als die Tories das Uebergewicht erhielten, trat P. zu ihnen über, ging 1697 mit einer diplomatischen Sendung auf den Kongreß nach Ryswick, 1698 als Gesandtschaftssekretär an den französischen Hof, ward 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris geschickt und begleitete 1712 Lord Bolingbroke dahin. Er blieb als britischer Gesandter dort zurück, nahm aber erst nach des Herzogs von Shrewsbury Abreise 1713 auch öffentlich den Charakter eines Gesandten an und behielt ihn bis zu Georgs I. Thronbesteigung. Als durch diese Aenderung die Whigs ans Ruder kamen, ward P. zurückberufen und als Theilhaber an des Grafen von Oxford Plänen und Unterhändler des utrechter Friedens verhaftet und sogar von der 1717 verkündeten Amnestie ausgeschlossen, bald darauf aber freigesprochen. Während seiner Gefangenschaft schrieb er sein scherzhaft philosophisches Gedicht „Alma or the progress of mind", welches die Geschichte der Seele erzählt. Eine neue Ausgabe seiner Werke und die Unterstützung seiner Freunde verschafften ihm ein sorgenfreies Leben. Er † jedoch schon den 18. September 1721 zu Wimple, dem Wohnsitze des Lords Oxford, und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Seine Gedichte zeichnen sich durch Witz, Geschmack, Stärke und Tiefe des Gefühls, großen Gedankenreichthum und treffliche Sprache aus. Er schrieb Oden, Lieder, Episteln, Epigramme und Erzählungen; am glücklichsten war er in den beiden letzteren Gattungen. Gesammelt erschienen seine poetischen Werke unter dem Titel „Poems on several occasions" (London 1718, Glasgow 1751, 2 Bde.) und als „Poetical works, now first collected, with explanatory notes and memoirs of the author" (London 1779, 2 Bde.).

Priorat (v. Lat.), das Amt eines Priors oder einer Priorin; bei den Johannitern ein Provinzialbezirk, der wieder in mehre Balleien zerfiel.

Priori (lat.), s. A priori.

Priorität (v. Lat.), Vorzug, besonders ein Vorzugsrecht, welches Jemand, um zu seiner Forderung zu gelangen, in Anspruch nimmt. Es kommt besonders im Konkursprozesse vor, wo zwischen den verschiedenen Gläubigern, wenn vorerst über die Liquidität ihrer Forderungen verfahren worden, auch über die Bevorzugung der einzelnen Gläubiger unter sich verhandelt wird (Prioritätsstreit, Prioritätsverfahren). Den Gläubigern gegenüber steht ein sogenannter Prioritätskontradiktor, welcher ihre Vorzugsrechte bestreitet; wenn aber hierauf das Lokations- oder Prioritätserkenntniß erfolgt ist, so wird es Sache der Gläubiger unter sich, die Vorzugsrechte anzufechten und sich den geeigneten Platz zu erstreiten (Prioritätsverhandlungen), worüber dann in der Appellationsinstanz entschieden wird. Prioritäts-

obligationen oder Prioritäten sind mit einem Vorzugsrechte auf Zinszahlung ausgestattete Schuldscheine über Anleihen von Aktien-, namentlich Eisenbahngesellschaften, in sofern nämlich die Zinsen auf dieselben zuvor bezahlt oder abgerechnet werden müssen, ehe die übrigen Aktien von dem übrigbleibenden Gewinn ihren Antheil (Dividende) erhalten.

Pripet (Pripecz), europäisch-russischer Fluß, entspringt im Gouvernement Volhynien, Kreis Wladimir, fließt nordöstlich, dann östlich bis Mosir, dann südöstlich, ist Theil des oginsky'schen Kanals, berührt viele sumpfige Gegenden u. mündet oberhalb Kiew in den Dniepr, rechts. Nebenflüsse sind: Wisowka, Turija, Stockhod, Styr, Gorin, Ubort, Slavetschna und Uj rechts, Pina, Jerselda, Lan, Morotsch und Plitsch links. Der P. ist von Pinsk an schiffbar.

Priscianus, 1) lateinischer Grammatiker, gewöhnlich nach seinem ersten Aufenthaltsorte Caesariensis genannt, Schüler des Theoctistus, später Lehrer zu Konstantinopel um 515 n. Chr., Verfasser eines Werks: „Commentariorum Grammaticorum libri XVIII ad Julianum“ oder „De octo partibus orationis earundemque constructione“, in sofern in den 16 ersten Büchern die 8 Redetheile, welche die lateinischen Grammatiker annahmen, behandelt werden; woran in den beiden letzten Büchern, die daher auch in den meisten Codices die besondere Aufschrift „De constructione“ führen, sich die Lehre von der Syntax anschließt. Dieses Werk ward Hauptgrundlage des grammatischen Unterrichts, u. ein von Hrabanus Maurus gemachter Auszug daraus diente das ganze Mittelalter hindurch als Schulbuch. An dasselbe reihen sich noch einige kleinere Schriften verwandten Inhalts (De accentibus, De declinatione nominum, De versibus comicis ɪc.), sowie einige poetische Versuche an, bestehend in einer lateinischen, zum Zwecke des Jugendunterrichts veranstalteten Bearbeitung der Geographie des Dionysius: „Periegesis e Dionysio“ oder „De situ orbis terrae“ in 1427 Versen, zwei Gedichten: „De ponderibus et mensuris“ und „Epitome phaenomenon s. desideribus“ u. einem Lobgedichte auf den Kaiser Anastasius in Hexametern, mit einer Vorrede in Jamben (herausgegeben von Endlicher, Wien 1828). Gedruckt erschienen die Schriften des P. zuerst Venedig 1470, 1742, neu recensirt von A. Krehl, Leipzig 1819, 2 Bde. Die kleinern grammatischen Schriften gab Fr. Lindemann besonders heraus (Leyden 1818). Die „Periegesis“ findet sich auch bei Bernhardy (Geogr. Gr. min., Bd. 1), am besten bei Wernsdorf (Poet. Lat. min., Bd. 5, Thl. 1). P. vapulat (P. bekommt Schläge), sprüchwörtliche Redeweise, wenn im lateinischen Sprechen oder Schreiben ein Fehler gegen die Grammatik gemacht wird.

2) Theodorus P., römischer Arzt, Schüler des Vindicianus, Verfasser einer Schrift: „Euporiston“ oder „Phaenomenon Euporistos“, welche in schlechtem Latein Heilmittel wider verschiedene Krankheiten angibt, und einer anderen: „Diaeta s. de rebus salubribus liber“. Erstere, irrthümlich auch einem O. Octavius Horatianus beigelegte Schrift erschien Straßburg 1532, Basel 1532, Ansbach 1791; auch in den „Medic. antiq.“ von Aldus, Venedig 1547; die andere findet sich bei Rivinus (Vet. script. de re med., Vened. 1754); besonders herausgegeben ward sie von C. Schreiner, Halle 1632.

Priscilla (Prisca), Christin, Ehefrau des aus Pontus gebürtigen Aquila (2. Tim. 4, 19; Röm. 16, 3).

Priscillianus, Stifter der gnostischen Sekte der Priscillianisten, sammelte, ausgezeichnet durch Beredsamkeit u. ascetische Strenge, viele Anhänger um sich, unter ihnen sogar Bischöfe. Sein Hauptgegner war Ithacius, Bischof von Emerita, der aber durch zu heftiges, gewaltthätiges Verfahren die Ausbreitung der Sekte beförderte, weshalb (380) eine Synode nach Cäsaraugusta (Saragossa) berufen ward, die das Verdammungsurtheil über die Sekte aussprach, während ein kaiserliches Reskript P. mit allen seinen Anhängern zum Exil verurtheilte. Die Häupter der Sekte gewannen aber durch Bestechung den Magister officiorum, Macedonius, für sich, und dessen Einfluß bewirkte nicht nur die Zurücknahme jenes Reskripts, sondern auch einen kaiserlichen Befehl, wonach die den Priscillianisten entrissenen Kirchen ihnen wieder gegeben werden sollten. Ithacius, der nicht aufhörte, sie anzufeinden, ward darauf selbst als Ruhestörer angeklagt und mußte sich nach Gallien flüchten. Hier aber nahm sich der Usurpator Maximus, um seinen Eifer für die reine Lehre zu zeigen, des Verfolgten nicht nur an, sondern ließ auch, durch die Einflüsterungen zweier Bischöfe, Magnus und Rufus, welchen nach den Gütern P.s gelüstete, bewogen, diesen als Irrlehrer und Verbrecher, der unnatürliche Wollust gutgeheißen u. befördert habe, verurtheilen u. nebst mehren seiner vornehmsten Anhänger mit dem Schwerte hinrichten, Andere, nachdem ihre Güter konfiscirt worden, nach der Insel Syllina (Scilly) deportiren (385). Viele angesehene Kirchenlehrer mißbilligten das gewaltsame Verfahren des Kaisers gegen die Häretiker. So Ambrosius, Bischof von Mailand, und Syricius, Bischof von Rom, welche den Bischöfen, die bei jenem Verfahren sich betheiligten, die Kirchengemeinschaft aufkündigten. Ithacius ward später selbst seines bischöflichen Amtes entsetzt, und es dauerte die Spaltung zwischen den Bischöfen, welche das Verfahren gegen P. und seine Anhänger gut hießen, und denen, welche es verdammten, noch eine Zeit lang fort. Der Tod des P. aber gab seiner Sekte einen neuen Schwung des Enthusiasmus. P. und die mit ihm Hingerichteten strahlten in der Märtyrerglorie. Die Lehre der Priscillianisten enthielt Dualismus und Emanatismus, sowie dem Gnosticismus und Manichäismus verwandte Elemente. Außer den kanonischen Schriften des Alten u. Neuen Testaments gebrauchten sie auch manche apokryphische, z. B. einen Lobgesang Christi, den er zuletzt, auf dem Gang nach dem Oelberge, gesungen haben und der nur unter den Geweihten fortgepflanzt worden seyn sollte. Ihre Moral war eine streng ascetische, welche Enthaltungen aller Art und den Cölibat zur Pflicht machte. Die Vorwürfe von Ausschweifungen, welche ihnen gemacht werden, sind

nicht hinlänglich beglaubigt. Sehr lax waren aber ihre Grundsätze über Wahrhaftigkeit. So hielten sie die Lüge, wenn es sich um einen heiligen Zweck oder die Verbreitung ihrer Mysterien handle, für erlaubt und meinten, daß man nur den Erleuchteten, also den Mitgliedern der Sekte, die volle Wahrheit zu sagen verpflichtet sey. Die Sekte erhielt sich noch geraume Zeit; erst zu Anfang des 7. Jahrhunderts erlöschen ihre letzten Spuren.

Priscus, aus Panium in Thracien, Sophist und Geschichtschreiber unter Theodosius dem Jüngern, welcher ihn als Gesandten zu Attila schickte, schrieb außer Deklamationen u. Briefen ein Buch über die Kriege des Attila in 8 Büchern u. eine byzantinische Geschichte bis 474, aus welcher der seine Gesandtschaft betreffende Abschnitt erhalten und in den Excerpten „De legationibus“ (Augsburg 1603, Par. 1648, Venedig 1729), zuletzt in der Sammlung der Byzantiner von Niebuhr (Bonn 1829), herausgegeben ist.

Prise (v. Franz.), diejenige Quantität, welche man von einer Sache mittelst des Daumens und Zeigefingers oder auch mit 3 Fingern erfaßt, z. B. eine P. Tabak, eine P. Same 2c. Im Seewesen versteht man darunter jedes weggenommene oder aufgebrachte feindliche Schiff, gleichviel, ob es Eigenthum des feindlichen Staats, oder von Privatpersonen ist. Ueber die Rechtmäßigkeit der Besitznahme entscheidet eine zu diesem Zweck eingesetzte Specialkommission oder speciell beauftragte sonstige Behörde (Prisengericht) auf Seiten derjenigen Macht, durch deren Unterthanen oder von ihr autorisirte Kaper die P. aufgebracht ist. Die Form des Verfahrens richtet sich nach den Prozeßvorschriften der einzelnen Staaten, häufig ist indeß das Verfahren ein summarisches. Hinsichtlich des Beweises hat fast überall der Aufgebrachte seinen neutralen Charakter zu dokumentiren, u. es werden in Frankreich, Spanien, Dänemark u. Schweden in der Regel nur solche Dokumente zugelassen, welche sich schon zur Zeit der Nehmung an Bord befanden. Dagegen wird in England besserer Beweis nachgelassen, sofern nur kein Betrug oder völkerrechtswidriges Betragen vorliegt. Prisengelder nennt man den Antheil, welchen die Besatzung des Kaper- oder Kriegsschiffs an der P. erhält.

Prisma (gr.), ein Körper, der zu Grundflächen irgend zwei vielseitige, geradlinige, kongruente, parallele Figuren, zu Seitenflächen so viele Parallelogramme hat, als jene Polygone Seiten besitzen. Man theilt die Prismen nach der Zahl der Kanten- oder Seitenlinien und auch nach der Zahl der Ecken in drei-, vier-, vielkantige. Unterarten des P.'s sind Parallelepipedon und Würfel. Ferner spricht man von geraden Prismen, deren Seitenlinien senkrecht auf den Grundflächen stehen, und, wenn letzteres nicht der Fall ist, von schiefen. Höhe eines P.'s ist die Senkrechte von der oberen Grundfläche zur unteren oder deren Erweiterung. Verschiedene Prismen verhalten sich wie die Produkte aus Grundflächen und Höhen. Den Inhalt eines P.'s findet man durch Multiplikation der Grundfläche mit der Höhe desselben. Aehnliche Prismen, deren entsprechende Kanten gleiche Neigung zu der einen oder andern Grundfläche haben, verhalten sich wie die dritten Potenzen der gleichnamigen Seitenlinien oder die Würfel ihrer Höhe. Ein Prismoid ist ein Körper, der zu Grundflächen zwar auch parallele, geradlinige Figuren von gleich vielen Seiten hat, welche letztere jedoch einander nicht ähnlich sind; daher können die Kanten auch nicht parallel erscheinen. In der Physik bedient man sich des dreiseitigen P.'s, um die Erscheinungen der Brechung des Lichtes und der dabei entstehenden Farben zu zeigen, sowie die Größe der Brechung zu bestimmen. Zu diesem Behufe muß aber das P. aus einer völlig gleichartigen Materie, z. B. Glas, bestehen. Ein achromatisches oder Doppelprisma erhält man, wenn man zwei Prismen aus verschieden brechenden und zerstreuenden Glassorten unter solchen Winkeln mit einander verbindet, daß sie einen zwar auch von seiner Richtung abgelenkten, aber farblosen Strahl geben. Ueber die in Folge der Brechung des Lichtes im P. erscheinenden Farben s. d.

Prismatischer Eisenkies (Graueisenkies, Strahlkies, Wasserkies), nach Glocker Mineral aus der Reihe der Xanthopyrite, dem ein- und einaxigen Krystallsystem angehörig, von rhombenoktaëdrischer Grundgestalt, in der Regel aber in Krystallkombinationen vorkommend, von 6,0 — 6,5 Härte und 4,6—4,9 spec. Gewicht, metallglänzend, von Farbe speisgelb ins Graue und Grünliche, undurchsichtig. Es besteht, wie der Schwefelkies, aus Doppelt-Schwefeleisen. Den strahligen und dichten Abänderungen ist eine kleine Menge Einfach-Schwefeleisen beigemengt, aus welchem Grunde sie so ungemein schnell verwittern und in schwefelsaures Eisenoxydul übergehen, bei welchem Prozesse sich die Masse mit weißen Salzkrystallen überzieht und aus einander fällt. Es findet sich am häufigsten in den jüngeren Gebirgen, seltener auf Gängen, und ist ein treuer Anhänger der Keuper- und Liasformation, sowie des tertiären Gebirgs und des Diluviums. Auch findet es sich sehr häufig im Dache der Steinkohle, sowie in ihr selbst. Varietäten sind der Strahl-, Speer-, Kamm- und Leberkies. Der prismatische Eisenkies wird vorzüglich zur Vitriol- und Alaunbereitung benutzt.

Pristina, Stadt im europäisch-türkischen Fürstenthum Serbien, am nördlichen Fuße des Perseringebirges u. an der Südseite des Amselfeldes, Sitz eines griechischen Bischofs, mit Bazar, Bädern, Moscheen 2c. u. 12,000 Einwohnern.

Pritsche, hölzerner Schlägel zum Glätten der Tennen und Schmelzhüttenherde; dann ein etwa 2 Fuß langes, 2—2½ Zoll breites und 1 bis 1½ Zoll dickes Holz mit einem Griff an dem einen Ende, und bis fast an diesen in lauter fournirartige dünne Blätter der Länge nach geschnitten, dient den Harlekins, Andere scherzweise damit zu schlagen, was stets laut schallt, ohne wehe zu thun; auch eine hölzerne, schiefe, oben höhere Lagerstätte in Wachtstuben, Gefängnissen, Mühlen, Backhäusern 2c.; endlich der an Rennschlitten hinten außerhalb des Kastens angebrachte Sitz, auf welchem der Kutscher oder ein Bediente 2c. rittlings zu sitzen pflegt.

Prittwitz, Karl Ludwig Wilhelm Ernst von, preußischer General, 1790 in Schle-

sien, wo sein Vater Landrath war, geboren, trat am 5. März 1803 als Porteépéefähndrich in ein Infanterieregiment, ward 1806 bei Auerstädt verwundet und blieb bis 1810 außer Dienst, wo er dem ersten Infanterieregiment als Secondlieutenant zugetheilt, 1811 aber in das 6. Infanterieregiment versetzt wurde. Er kam 1812 in den Generalstab, nahm an dem Feldzuge gegen Rußland Theil, wurde 1813 Premierlieutenant, Stabs- und wirklicher Hauptmann. Dieses rasche Aufsteigen verdankte er den ausgezeichneten Diensten, welche er in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig geleistet hatte. Er focht darauf in Holland, Belgien u. bei Laon u. wurde 1815 Major. Prinz Wilhelm wählte ihn Ende 1818 zu seinem Adjutanten. Im Jahre 1821 ward er Chef einer Abtheilung im großen Generalstabe, 1822 Flügeladjutant des Königs, 1824 Oberstlieutenant, 1828 Kommandeur des ersten Garderegiments zu Fuß, 1829 Oberst, 1835 Kommandeur der ersten Gardeinfanteriebrigade, 1836 Generalmajor und 1843 Kommandeur der Gardeinfanterie, 1844 Generallieutenant u. 1848 Kommandeur des Gardecorps. Am 18. März d. J. ertheilte ihm der König den Befehl zum Angriff der in Berlin errichteten Barrikaden; seinen Sieg hinderte die Weisung zur Einstellung des Kampfes. Im Jahre 1849 führte er den Oberbefehl über das Reichsheer in Schleswig und Jütland. Nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er im September 1849 das Generalkommando über das Gardecorps. Er schrieb: „Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813" (Potsdam 1843). Nachdem er 1853 sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert, nahm er seinen Abschied als General der Infanterie.

Pritzerbe (Pritzherbe), Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westhavelland, am rechten Ufer der Havel und an einem hier in die Havel fließenden See, mit evangelischer Mutterkirche, Gerberei, Leinweberei u. 1060 Einwohnern.

Pritzwalk, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ostpriegnitz, am linken Ufer der Dömnitz, mit Mauern, 3 Thoren, evangelischer Pfarrei, Spital, Stadtgericht, Untersteueramt, Post, Feldbau, Tuch- und Leinweberei, Tabaksspinnerei, Bierbrauerei und 4500 Einwohnern.

Privas, Hauptstadt des französischen Departements Ardèche, in schöner Lage, am Zusammenfluß mehrer kleiner Flüsse, Sitz der Präfektur, eines Civiltribunals, hat eine Normalprimärschule, mehre Assekuranzen, eine Gesellschaft für den Ackerbau, eine öffentliche Bibliothek, Seiden-, Wollzeuch- und Lederfabrikation, Branntweinbrennereien, Steinkohlenminen, Weinbau, Handel mit Seide, Leder, fetten Schweinen, Butter, Käse, Trüffeln, Maulbeerbaumzucht und 4800 Einwohner. P. war der Stützpunkt der Calvinisten dieser Gegend und litt deshalb in den Religionskriegen sehr, indem es erobert, wieder gewonnen, geplündert und verbrannt wurde. Der Ort erholte sich nur langsam von diesen Schlägen, bis er 1790 wegen seiner günstigen Lage zum Hauptorte der Provinz erhoben wurde.

Privat (v. Lat.), was dem öffentlichen Leben entgegengesetzt ist und nur auf Jemanden persönlich Bezug hat, oder in dessen Hause vorgeht.

Privatadmonition (v. Lat.), Zurechtweisung eines Beichtkindes oder Schülers von Seiten des Beichtvaters oder Lehrers, die unter vier Augen Statt findet.

Privatdocent (v. Lat.), auf Universitäten ein Lehrer, der in seiner Fakultät Kollegien lesen darf, ohne als öffentlicher Lehrer angestellt zu seyn.

Privatim (lat.), besonders, insgeheim.

Privatissimum (v. Lat.), auf Universitäten ein Kollegium, welches ein Professor für wenige Zuhörer und gegen hohes Honorar liest.

Privatperson, Person, welche kein öffentliches Amt bekleidet.

Privatrecht (Jus privatum), der Inbegriff derjenigen Rechtssätze, die sich auf die Rechtsverhältnisse der einzelnen Staatsbürger unter sich, auf Familien-, Eigenthums- und Forderungsrechte, deren Erwerbung, Gebrauch u. Entsagung der Willkür der Einzelnen überlassen ist, beziehen, dem öffentlichen und Staatsrecht entgegengesetzt; vgl. Civilrecht.

Privernum, zum Völkerbunde der Volsker gehörige, von den Römern frühzeitig eroberte und kolonisirte Stadt am Flusse Amasenus, welche trefflichen Wein baute und starken Handel damit trieb. Cicero hatte daselbst ein Landgut. Jetzt Ruinen bei Piperno.

Privilegium (v. Lat.), Gesetz oder Anordnung, wodurch einer einzelnen Person oder einer einzelnen Klasse von Staatsbürgern gewisse Vor- oder Sonderrechte eingeräumt werden, wie z. B. in den mittelalterlichen Feudalstaaten die Steuerfreiheit der adeligen und geistlichen Güter, der eximirte Gerichtsstand ꝛc. Mit solchen Vorrechten ausgestattete Stände hießen privilegirte Stände. In der Neuzeit hat man das Privilegienwesen als unvereinbar mit der vom Rechtsstaat geforderten gleichen Berechtigung aller Staatsbürger beseitigt. In der Gewerbsgesetzgebung ist P. s. v. a. Patent oder Koncession und ein privilegirtes Gewerbe ein solches, dessen Inhaber von Obrigkeits wegen die specielle oder selbst ausschließliche Erlaubniß zum Betreiben desselben erlangt hat.

Priwall (Priwärder), Halbinsel vor der Mündung der Trave, Travemünde gegenüber, Lübeck gehörig, mit Kohlenmagazin, Häringssalzerei, Fähre nach und von Mecklenburg.

Priwitz, Flecken (Stadt) in der ungarischen Gespannschaft Neutra, nordwestlich von Kremnitz, mit katholischem Gymnasium, Schuhmacherei, Getreidemärkten und 4700 Einw.

Pro, lateinische Präposition, für.

Proärese (v. Gr.), Vorsatz oder Entschluß; daher proäretisch, was mit Vorsatz, absichtlich geschieht.

Proapodosis (v. Gr.), Wortstellung, wo dasselbe Wort einen Satz beginnt und schließt, z. B. Trotz seiner Schwäche bietet er doch dem Feinde Trotz.

Pro aris et focis (lat.), für Altar und Herd, d. i. für Haus und Hof, Gut und Blut (z. B. kämpfen).

Pro arrha (lat.), als Einlage oder Vorschuß.

Proavus (lat.), Urgroßvater, Urahn, Proavia, Urgroßmutter, Proavunculus, deren Bruder.

Probabile (lat.), wahrscheinlich.

Probabilismus (v. Lat.), die Behauptung, daß keine Erkenntniß auf einer vollkommenen Gewißheit, sondern höchstens auf einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beruhe, u. demzufolge diejenige Denkart, welche sich bei der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen mit einem größern oder geringern Grad von Wahrscheinlichkeit begnügt. Eine praktische Bedeutung für die Moral hat der Begriff durch die Jesuiten erhalten, die dann eine Handlung für gerechtfertigt gelten lassen wollen, wenn sich für die Güte derselben irgend ein Wahrscheinlichkeitsgrund anführen lasse, sey es, daß der Handelnde selbst, oder ein Anderer denselben für wahrscheinlich erkläre. Die Anhänger dieser Maxime heißen Probabilisten.

Probabilität (v. Lat.), Wahrscheinlichkeit.

Probatio (lat.), Beweis bei Civil- u. Kriminalprozessen; Untersuchung, ob ein Bau oder eine sonstige Arbeit akkordmäßig vollzogen sey; in der Rhetorik s. v. a. Beweisführung.

Probatum est (lat.), es ist bewährt, es hilft.

Probe, im Allgemeinen ein Versuch, den man anstellt, um die Beschaffenheit eines Dinges oder das erwartete Gelingen eines Unternehmens kennen zu lernen, daher Erzprobe, Versuch, den man im Kleinen mit Erzen macht, um ihre Beschaffenheit und besonders ihren Metallgehalt kennen zu lernen. Dies geschieht sowohl auf trockenem Wege durch Pochen, Rösten, Schmelzen und Abtreiben, als auf nassem Wege, indem man das im Erze enthaltene Metall durch eine Flüssigkeit lösen läßt. Ferner ist P. die Untersuchung mittelst der Probirnadel (s. d.), wie viel Gold und Silber in gemischten Metallen enthalten sey; bei Gold- und Silberwaaren das mit einem Stempel eingeschlagene Zeichen ihrer Löthigkeit; der Theil eines Ganzen, um daran die Beschaffenheit des Ganzen zu erkennen oder zu untersuchen, z. B. Tuch-, Weinprobe. P. nennt man auch die der wirklichen öffentlichen Aufführung vorhergehende Privataufführung eines Tonstücks, die vornehmlich dazu dient, daß jeder der Mitspielenden und Mitsingenden seine einzelne Partie sowohl, als das ganze Tonstück genau kennen lerne und dadurch in den Stand gesetzt werde, seinen Vortrag der Ausführung des Ganzen anzupassen. Bei größeren, vielstimmigen Tonwerken, Oratorien, Sinfonien ꝛc. werden zuerst einige Quartettproben veranstaltet, welche den Direktor und Koncertisten mit den Hauptstimmen genau bekannt machen sollen. Bei Vokalsachen finden auch Gesangproben Statt, wo die Singstimmen ohne Orchester, bloß mit dem Akkompagnement des Klaviers, eingeübt werden, und zwar zunächst die Solostimmen wie der Chor für sich. Die erste P., an welcher alle nöthigen Stimmen zusammen Theil nehmen, geschieht, um mögliche Fehler in den Notenstimmen zu berichtigen, u. man nennt sie daher Korrekturprobe. Nach ihr finden noch mehre gemeinschaftliche P.n Statt, bis endlich die Haupt- oder Generalprobe kommt, wo die Aufführung des Tonwerks oder der Tonstücke mit allen Accidentien und ohne Einübung des Einzelnen, ja selbst ohne öftere Wiederholung ganzer Theile Statt findet. Im Theaterwesen ist P. die Aufführung eines dramatischen Werks ohne Kostüm, ohne vollständige Beleuchtung und ohne Publikum, also die Einübung desselben zum Zweck der öffentlichen Darstellung. Nach Vertheilung der Rollen findet zuerst eine Leseprobe Statt, die hauptsächlich dazu dienen soll, alle Darsteller in den Geist des Stücks gleichmäßig einzuführen. Die Arrangirprobe bereitet alles Material für die folgenden P.n vor; dann folgt in den Theaterproben eine Reihe von Aufführungen des Stücks, die dazu bestimmt sind, die Wirkung desselben durch das Zusammenspiel der Darstellenden vorzubereiten. Die General- oder Hauptprobe ist auch hier die letzte P. vor der Aufführung. Bei ihr sind Dekorationen, Requisiten, alles Beiwerk vollständig zur Stelle und die Partien werden mit Beobachtung der richtigen Deklamation und Mimik vorgetragen; auch die Verwandlungen geschehen nach der Klingel, u. die Zeitdauer der Akte wird gemessen. Bei großen Stücken, wo auf die richtige Einwirkung und Gruppirung der Komparsen, Statisten, Maschinerie und Trachten viel ankommt, wird zuletzt noch eine Kostümprobe, oft mit voller Beleuchtung des Theaters, gehalten. Bei der Oper unterscheidet man außer den genannten P.n noch Gesang-, Chor- u. Tanzproben. In der Arithmetik heißt P. das Verfahren, durch welches man untersucht, ob ein Exempel richtig gerechnet ist.

Probeblatt, die ersten drei Abzüge einer Kupferplatte, woran man die etwa noch vorhandenen Fehler des Stichs erkennen will.

Probebogen, s. v. a. Aushängebogen; dann Stücke eines Journals oder Bogen eines Werks, die unentgeltlich ausgegeben werden, um das Publikum von der Tendenz ꝛc. des Journals oder Werks zu unterrichten.

Probejahr, s. v. a. Noviziat; dann das Jahr, welches hie und da neu angestellte Beamte vor ihrer definitiven Anstellung dienen müssen.

Probemaß, s. v. a. Aichmaß; s. Aichen.

Probenächte, diejenigen Nächte, in denen ein Mädchen (besonders in der Schweiz) dem Geliebten den Kiltgang, d. h. ein Einsteigen durchs Fenster in ihr Schlafgemach (Fensterln), erlaubt. Die ersten Nächte heißen Kommnächte, und der Geliebte darf sich in ihnen noch wenig Vertraulichkeiten erlauben. In den späteren erforscht er das Mädchen, bis er nichts mehr zu erforschen hat, und heirathet sie dann, oder verläßt sie auf immer. Das Letztere geschieht aber nur dann, wenn keine Schwangerschaft erfolgt; erfolgt dieselbe, so würde den Treulosen allgemeine Verachtung treffen.

Probestück, einzelnes Stück Waare, woran man die Beschaffenheit der übrigen erkennt oder das als Muster der danach zu fertigenden Waaren dient; auch s. v. a. Meisterstück.

Probirgewicht, symbolisches, verjüngtes Gewicht, dessen man sich vorzüglich beim Abwägen der Erzproben bedient, indem man ein kleines Stück Erz in die verschiedenen Metalle, aus denen es besteht, zerlegt, solche dann abwägt und daraus schließt, wie viel der Centner von dergleichen Erz an Kupfer, Silber oder anderen

Metallen ausgibt. Der **Probircentner** ist ein beliebiger kleiner Theil des Centners, häufig ein köln. Quentchen = 1024 Richtpfennigtheilchen, wird aber gleich dem gewöhnlichen Centner in ebenfalls verjüngte Pfunde, Lothe 2c. eingetheilt, wobei die kleinern Gewichtsstücke von Flittergold gemacht sind. Der wiener Probir- oder symbolische Centner = 1600 wiener Richtpfennigtheilchen. Zur Prüfung des rohen Silbers, welches nicht nach Centnern, sondern nach Marken gewogen wird, dient das **Pfenniggewicht** (die **Pfennigmark**), eine verjüngte Silberprüfungsmark, die einem köln. Pfennig gleich und dennoch in 16 Loth, 64 Quentchen, 256 Pfennige u. 512 Heller getheilt ist, so daß also dieses Gewicht mit dem Richtpfennige (s. d.) in seinen Theilen völlig übereinkommt. Auch ist P. das Gewicht für fein Silber u. Gold. Zur Untersuchung der Feine der Silbermünzen hat man das Grängewicht, welches sich von dem Pfenniggewicht bloß dadurch unterscheidet, daß das Loth nicht in Quentchen und Pfennige, sondern in 18 Grän eingetheilt ist. Die köln. Mark wiegt bei demselben ebenfalls einen köln. Pfennig, sowie in Oesterreich die wiener Mark einen wiener Pfennig oder 256 Richtpfennigtheilchen der beiderseitigen Marken. Das verjüngte Gewicht zur Prüfung des Goldes ist das **Karatgewicht**, bei welchem die Mark gewöhnlich eben so schwer als beim Silberprobirgewicht angenommen, aber in 24 Karat à 12 Grän getheilt wird. Vgl. Mark.

Probirhengst, Hengst von geringerer Güte, der den Stuten vorgeführt wird, um zu ersehen, ob letztere rossig sind.

Probirkunst (Docimasia), das Verfahren, die Erze auf ihren Gehalt an Metallen, namentlich an edlen (Silber und Gold) zu prüfen, ein Theil der analytischen Chemie.

Probirnadeln, kleine Metallstifte zur Untersuchung des Feingehaltes von Gold u. Silber, für die verschiedenen Legirungen und Zwecke von verschiedenartiger Zusammensetzung. Zur Beurtheilung des Goldes hat man dreierlei Arten, nämlich für die weiße, rothe u. gemischte Karatirung. Für die weiße Karatirung sind die P. aus Gold u. Silber, für die rothe aus Gold u. Kupfer u. für die gemischte aus Gold, Silber u. Kupfer in einem solchen Verhältniß zusammengesetzt, daß man die Mengen Gold genau kennt. Der Goldgehalt wird von $^1/_2$ zu $^1/_2$ oder 1 zu 1 Karat stufenweise bis zu 24 Karat angegeben, so daß man für jede Karatirung eine besondere Nadel besitzt und in Anwendung bringen kann. Zur Untersuchung der Silberlegirungen werden die Nadeln aus Silber und Kupfer gefertigt (**weiße Nadel**), und zwar in einem solchen Verhältnisse, daß sie von 1—16-löthig auf einander folgen. Will man nun eine Legirung probiren, so macht man mit derselben einen Strich auf den sogenannten **Probirstein** (einen glatt geschliffenen Basalt), zieht mit der Probirnadel einen andern daneben, untersucht, ob die Farben beider gleich sind, und wiederholt diese Operation mit den stufenweise aufeinander folgenden Nadeln, bis man die Farbe der Legirung getroffen hat. Aus der Uebereinstimmung beider erkennt man nun den Gehalt der Legirung an Gold und Silber bis auf 1 Karat oder 1 Loth in der Mark. Indessen gibt sprödes Gold stets einen etwas schlechtern, sprödes Silber aber einen etwas bessern Strich, als der wirkliche Feingehalt ist. Bei der Untersuchung des Goldes pflegt man auch Scheidewasser auf die Striche zu gießen, wodurch feines Gold nicht aufgelöst wird.

Probirstein, s. Probirnadeln.

Problem (v. Gr.), jede, namentlich die Wissenschaft betreffende Frage, deren Beantwortung nicht schon an sich klar vorliegt, sondern nur mittelst einer Schlußreihe gegeben und dann durch einen Beweis als richtig dargelegt werden muß. Jede Wissenschaft stellt ihre eigenthümlichen P.e auf, und durch deren genügende Lösung ist die vollkommene Ausbildung der betreffenden Disciplin bedingt. Daher **problematisch**, was ungewiß und zweifelhaft ist und noch keine sichere Entscheidung zuläßt. Ein **problematisches Urtheil** ist ein solches, welches, mit dem entgegengesetzten Urtheil verglichen, eben so zulässig ist, als das letztere, im Gegensatz zu dem apodiktischen.

Probrachys (gr.), Versglied, aus einer kurzen und 4 langen Sylben bestehend (⏑ — — — —), z. B. mit Landwehrmannskost, **Inundaverunt**.

Probrum (lat.), schimpfliche That, auch Schimpf und Beschimpfung.

Probstheide, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk und Amt Leipzig, mit 350 Einwohnern; merkwürdig durch die Schlacht bei Leipzig (s. d.) am 18. Oktober 1813.

Probus, 1) **Marcus Aurelius**, römischer Kaiser von 276—282 n. Chr., war von Sirmium in Pannonien gebürtig und von niederem Stande. Früh in den Kriegsdienst getreten, zeichnete er sich unter den Kaisern Valerianus und Gallienus, sowie unter Claudius und Aurelianus in zahlreichen Kriegen durch Tapferkeit und Einsicht in dem Grade aus, daß ihn der 275 auf den Thron erhobene Tacitus an seiner Statt zum Kaiser vorgeschlagen haben soll und ihm, nachdem er selbst dem Wunsche des Senats und des Heeres nachgegeben und den Purpur angelegt, die Statthalterschaft über den ganzen Orient übertrug und die Last der Reichsregierung vornehmlich auf seine Schultern legte. Als nun nach des Tacitus Tode dessen Sohn Florianus die Kaiserkrone als ein Erbgut in Anspruch nahm und in Rom, sowie in den abendländischen Provinzen Anerkennung fand, verlangten sämmtliche Legionen des Orients den P. zum Kaiser, und dessen Rivale ward, nachdem er 2—3 Monate den Namen des Kaisers geführt, zu Tarsus in Cilicien, wohin P. ihm mit seinem Heere entgegengerückt war, von seinen eigenen Soldaten ermordet. P. unterwarf seine Erhebung auf den Thron dessen ungeachtet der Bestätigung von Seiten des Senats und machte diesem, nachdem er sie erhalten, die liberalsten Zugeständnisse. Darauf wandte er sich nach Gallien, schlug die dort eingefallenen Barbaren aufs Haupt und bekämpfte mit Erfolg die Franken, Burgunder und Vandalen. Von Germanien zog er nach Illyricum und Thracien und zwang die sarmatischen und getischen Völkerschaften meist schon durch den Schrecken seines Namens zur Unterwerfung. Dann wandte er sich nach dem Orient und züchtigte hier zuerst die isau-

rischen Räuber und sodann die Blemmyer an der Grenze von Aegypten. Nachdem er den Persern darauf einen Frieden, um den sie gebeten, bewilligt hatte, kehrte er nach Thracien zurück, wo er 100,000 Bastarnern Sitze und Ländereien auf römischem Gebiete anwies und außer diesen auch noch Gepiden, Vandalen und Franken in die römischen Grenzen aufnahm. Dieselben brachen jedoch nach kurzer Zeit die ihm gelobte Treue und durchzogen, während P. mit der Bekämpfung von Usurpatoren beschäftigt war, raubend und plündernd die Provinzen des Reichs. Als innere Feinde traten gegen P. auf Saturninus im Orient und Proculus und Bonosus im Occident; Beide wurden besiegt. Verderblich war ihm dagegen ein Aufstand seiner eigenen Soldaten, die seine Strenge, mit der er sie im Frieden zu allerlei nützlichen Arbeiten anhielt, mit Widerwillen ertrugen und besonders durch seine Aeußerung, daß er ihrer einst gar nicht mehr zu bedürfen hoffe, so aufgebracht wurden, daß sie ihn im Sommer 282 in der Nähe von Sirmium bei einem Tumulte tödteten. Die Zeugnisse der Geschichtschreiber setzen ihn den tüchtigsten Imperatoren an die Seite.

2) Marcus Valerius P., Grammatiker zu Nero's Zeit, aus Berytus, legte sich vornehmlich auf die Kritik, schrieb Erklärungen zu Virgils „Georgica“ und „Eklogen“, „De interpretandis notis Romanorum“ (herausgegeben von Lindenbrog, Leyden 1599, und Ernst, Sorau 1647) u. A.

3) P., lateinischer Grammatiker, Verfasser einer Schrift „Institutionum grammaticarum libri II“, abgedruckt in den Sammlungen der lateinischen Grammatiker von Gothofredus (Genf 1595, Köln 1622) und Putschius (Hannover 1605), verbessert bei Lindemann („Corpus grammaticorum“; das 1. Buch führt den Titel „Instituta artium“, das 2. „Catholica“, verbreitet sich über Nomen und Verbum).

Proc., Abkürzung für Procent, Prokonsul, Procura.

Procaccini, italienische Künstlerfamilie des 16. Jahrhunderts, aus Bologna. Ercole, italienischer Maler und Radirer, 1520 zu Bologna geboren und daselbst gebildet, gründete eine Malerschule zu Mailand, wohin er sich um 1560 begeben. Werke von ihm finden sich zu Bologna und Parma. Er war ein glücklicher Nachahmer des correggio'schen Kolorits. Camillo, Maler, Sohn und Schüler des Vorigen, 1546 zu Bologna geboren, studirte nach Carracci's, Michel Angelo's und Raphaels Werken und ahmte mit Glück Correggio und Parmegiano nach. Seine Werke zeichnen sich durch geistreiche Komposition, herrliches Kolorit und Grazie aus, sind aber manchmal zu sehr auf die Phantasie berechnet. Er † 1626 in Mailand. Die berühmtesten seiner Werke sind: eine Madonna mit dem Kinde, in S. Maria del Carmine; eine Anbetung der Könige, in der Brera; das jüngste Gericht, in S. Procolo zu Reggio, eines der schönsten Freskogemälde in der ganzen Lombardei; der h. Rochus unter den Pestkranken, jetzt in der Gallerie zu Dresden; die Krönung der h. Jungfrau, im Dom zu Piacenza mit L. Carracci gemalt u. a. m. Auch in den Gallerien zu Wien, München ꝛc. finden sich Werke von P. Auch seine Radirungen sind wegen der Zierlichkeit der Zeichnung und wegen meisterhafter Ausführung von Sammlern geschätzt. Giulio Cesare, Maler und Aetzer, früher Bildhauer, Bruder des Vorigen, 1548 zu Bologna geboren, besuchte die Akademie der Carracci's, die er wegen Streitigkeiten verließ, worauf er in Rom Raphaels und M. Angelo's Werke neben denen von Tizian in Venedig und Correggio's in Parma studirte. Er † um 1626. Er war der vorzüglichste Nachahmer Correggio's. Seine Hauptwerke sind: Joseph, dem der Engel im Traum erscheint, im berliner Museum; die Vermählung der h. Katharina, in der Eremitage zu St. Petersburg; der Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer, zu S. Vittore in Mailand. Andere schöne Gemälde von ihm besitzen die Gallerien von München, Dresden, Florenz, Turin ꝛc. Seine Radirungen sind geistreich und sehr frei. Andrea, Maler und Kupferstecher, Maratti's Schüler, Aufseher über die Tapetenfabrik zu Rom unter Papst Klemens XI., dann lange Zeit Kabinetsmaler am spanischen Hofe, wo er 1734 zu St. Ildefonso †. Er radirte Vieles nach Raphael u. Maratti.

Procardium (lat.), die Herzgrube.

Procedere (lat.), verfahren; daher kurzes P. machen, procediren und Procedur, Verfahren, Maßregel.

Proceleusmaticus (Dipyrrhichius, Roller, Doppelläufer), Versfuß von 4 kurzen Sylben (◡◡◡◡).

Procent (v. lat. pro centum, im Oesterreichischen Percent, franz. pour cent, engl. per cent), überhaupt ein Verhältniß zu Hundert, daher besonders bei Berechnung des Gewinns und Verlustes ein Verhältniß zu Hundert von der bei einem Geschäft angelegten Kapitalsumme; Kapitalzins, s. Zins. Das Zeichen dafür ist %.

Proceres (lat.), Vornehme, Honoratioren.

Proch, Heinrich, bekannter Liederkomponist, den 22. Juli 1809 zu Wien geboren, zeigte schon in früher Jugend eine außerordentliche Vorliebe zur Musik und wurde von dem dortigen Chorregenten Herzog unterrichtet. Im Jahre 1822 lernte er den auf seiner Durchreise begriffenen Künstler Joseph Benesch, seinen nachmaligen Schwager, kennen, welcher ihn in kurzer Zeit zu einem tüchtigen Violinspieler heranbildete. Er studirte sein Instrument mit einem solchen Eifer, daß er nach absolvirten juridischen Studien 1834 das Anstellungsdekret an der k. k. Hofkapelle erhielt. P. besitzt außerdem eine anerkennungswerthe Dichtergabe, und seine Kompositionen, deren sehr viele durch den Druck veröffentlicht worden sind, haben die allgemeine Anerkennung gefunden. Besonders glücklich erscheint er in seinem Liederstyle, bei welchem er sich Schubert zum Vorbilde genommen hat, jedoch ohne knechtische Nachahmung, sondern aus eigner individueller Phantasie schöpfend. Außer seinen Liedern hat er noch mehre Ouverturen, Messen, Violinquartette, Trios, Variationen, verschiedene Graduales, Entreactes, Koncertstücke, Gesangscenen u. A. geschrieben.

Procida (Prochyta), neapolitanische Insel, nordöstlich im Meerbusen von Neapel, zwischen

der Insel Ischia und dem Festlande (Vorgebirg Miseno), gesund und ergiebig an vorzüglichen Früchten, Oel, Wein, Seide, Fischen, besonders Thunfischen, fast die bevölkertste Gegend der ganzen Erde, $\frac{5}{16}$ □Meile groß mit 15,000 Einwohnern, die griechischen Ursprungs, sehr fleißig und als ausdauernde und muthige Schiffer bekannt sind und sich vornehmlich mit Thunfischfang und Korallenfischerei an der afrikanischen Küste beschäftigen. Auf der Südostküste ist ein weiter und tiefer Hafen; daran liegt die gleichnamige Stadt auf einem Felsen. Sie ist befestigt und hat ein königliches Lustschloß und 3400 Einwohner.

Procida, Giovanni da, einer der vorzüglichsten Urheber der sicilianischen Vesper (s. d.), um 1225 zu Palermo geboren, studirte Medicin und war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, als welcher er sich das Vertrauen der Kaiser Friedrich II. und Konrad IV. erwarb. Er focht für den unglücklichen Konradin von Schwaben gegen Karl von Anjou, floh aber nach dem Siege des letzteren zur Königin Konstanze von Aragonien, die ihm mehre Güter verlieh. Um seinem Todfeinde, Karl von Anjou, Feinde zu erwecken, machte er große Reisen, besuchte auch 1279 sein unter der Herrschaft der Franzosen schmachtendes Vaterland und begab sich nach Konstantinopel zum Kaiser Michael Paläologus, der ihn mit beträchtlichen Summen unterstützte. Dadurch wurde es ihm möglich, seine Landsleute mit Waffen zu versehen. Verkleidet durchstreifte er Sicilien, knüpfte geheime Verbindungen unter dem Adel des Landes an, beredete das Volk, keine Beschimpfung mehr von den Franzosen zu dulden, und ward dadurch die Ursache der am 30. März 1283 zu Palermo begonnenen Ermordung der Franzosen. Er überbrachte darauf dem König Peter III. von Aragonien die Krone Siciliens, bekleidete die wichtigsten Aemter der Insel und † 1302.

Procinctus (lat.), gegürtet, bereit zu Etwas, besonders zum Kämpfen.

Proclama (lat.), öffentliche Bekanntmachung, öffentlicher Anschlag.

Proclamatio (lat.), s. Proklamation.

Proclamator (lat.), öffentlicher Ausrufer, besonders bei Auktionen.

Procles, Sohn des Aristodemus und der Argia, Zwillingsbruder des Eurysthenes, König von Sparta, Ahnherr der Linie der Prokliden. P. und Eurysthenes sind die Gründer des lacedämonischen Staats und, obgleich feindselig gegen einander gesinnt, doch gemeinschaftlich Regenten desselben.

Procliticae (lat., v. Gr.), einsylbige Wörter, die, wie die Präpositionen, nur mit einem andern Worte verbunden einen deutlichen Sinn bekommen und daher ihren Accent auf das zu ihnen gehörende folgende Wort legen, z. B. in urbe.

Proclus, neuplatonischer Philosoph, geboren 412 n. Chr. zu Konstantinopel, Sohn eines angesehenen Rechtsgelehrten Patricius und der Marcella. Sein Leben ist von seinem Schüler und Nachfolger Marinus in der damaligen gespreizten, bombastischen Manier beschrieben und zu einem mit allerlei, zum Theil sehr geschmacklosen Wundermährchen ausgeschmückten Ideal aller menschlichen und übermenschlichen Tugenden erhoben worden. Nachdem er in Alexandria seine grammatische und rhetorische Bildung vollendet und zugleich das Lateinische gründlich erlernt hatte, hörte er daselbst die Vorträge des Mathematikers Heron und des Aristotelikers Olympiodorus, ging dann nach Athen und widmete sich hier unter des Plutarchus und Syrianus Leitung dem Studium der platonischen Lehre. Als Nachfolger des erstern lehrte er bis an seinen Tod zu Athen platonische Philosophie, zugleich Exeget und Hierophant des großen Meisters. Er war ein erklärter Gegner des Christenthums, dem er dadurch, daß er dem Platonismus auf einige Zeit ein neues Leben einhauchte und viele begeisterte Schüler bildete, mehr schadete, als durch die in seinen uns erhaltenen Schriften nur vereinzelt vorkommende direkte Polemik. Er beobachtete eine ascetisch-strenge Lebensweise, aß selten Fleisch, fastete oft, enthielt sich des Genusses der Liebe und verwendete sein ansehnliches Vermögen zu wohlthätigen Zwecken. Je mehr das Christenthum damals durch die weltliche Macht begünstigt ward, desto eifriger suchte P. das Heidenthum im Volksglauben aufrecht zu erhalten; daher einestheils seine eigene gewissenhafte Beobachtung althergebrachter Gebräuche, anderntheils seine Bemühungen, die Mythen der alten Völker durch spekulative Auffassung derselben neu zu beleben. Er † in einem Alter von 73 Jahren, 485 n. Chr. Als Schriftsteller war P. fast auf allen Gebieten des Wissens thätig. Als Dichter kennen wir ihn noch aus zwei in der griechischen Anthologie befindlichen Epigrammen und einigen Hymnen, welche sich bei J. F. Boissonade (Poet. Graec. Sylloge, Paris 1824, Bd. 8) finden und daraus in der tauchnitzschen Ausgabe der „Orphica" aufgenommen sind. Seine übrigen Schriften waren astronomischen (Sphaera, d. i. von den Himmelskreisen, mit lat. Uebersetzung in den „Script. Astron.", Venedig 1499 und öfters; herausgegeben von Gutenäcker, Würzburg 1830), mathematischen (Kommentar zu Euclides, der basler Ausgabe des Euclides von 1533 beigedruckt), grammatischen (Kommentare zu Hesiod, Schriften über Homer ꝛc.) und besonders philosophischen Inhalts. Die philosophischen Schriften sind theils Kommentare und Paraphrasen platonischer Dialoge, theils behandeln sie selbstständig und in systematischer Form einzelne Zweige und Fragen der Philosophie. Der bedeutendste und reichhaltigste Kommentar ist der über den platonischen Timäus, der jedoch in den 5 uns erhaltenen Büchern sich nur über ein Dritttheil des platonischen Dialogs erstreckt (abgedruckt in den basler Ausgaben von Plato, 1534 und 1556; berichtigt von C. E. Ch. Schneider, Breslau 1846). Von Bedeutung sind noch der Kommentar zu Plato's Erstem Alcibiades u. eine ähnliche Arbeit über den platonischen Parmenides in 7 Büchern (herausgegeben von Stallbaum, Leipzig 1839). Die Lehre des P. schließt sich im Allgemeinen an die des Plotinus an; in 3 Punkten aber unterscheidet sie sich von letzterer. Erstlich suchte nämlich P. das ursprüngliche geheimnißvolle Eins, das Plotinus dem forschenden Geiste ganz entrückt hatte, zu erkennen und theosophisch mittelst subtiler Zahlenkombination zu

ergründen; sodann stellte er in weit bestimmterer Weise, als Plotinus, noch ein zweites höheres Erkenntnißprincip über die Vernunft u. ihre Ideen, nämlich den Glauben an eine unmittelbare, der Vernunft unfaßbare Mittheilung der Götter über göttliche Dinge; endlich öffnete er den trüben Elementen der Dämonologie und der Theurgie den weitesten Spielraum, indem er den ganzen bodenlosen Aberglauben des alten Heidenthums spekulativ zu rechtfertigen sich bemühte und das reine Wesen der Philosophie durch Vermischung mit allerlei Phantasien verunreinigte. Er ersann ein künstlich potenzirtes System von Triaden, in denen er die ewige Selbstentwickelung Gottes zunächst in sich selbst, sodann in seinem Verhältniß zu der aus seinem Wesen entlassenen Welt symbolisch darstellen wollte. Durch seine pythagorisirende, an die Kabbala erinnernde Zahlensymbolik kam er zu einer förmlichen Zählung und Klassificirung der Götter und göttlichen Kräfte und verfiel in Folge davon in eine phantastische, aber geistlose Theologie und Dämonologie. Er selbst hielt sich, durch einen Traum hierüber belehrt, für ein Glied der hermetischen Kette, d. h. einer Auswahl von Weisen, welche, durch Hermes erleuchtet und begeistert, die Gabe der unfehlbaren Erkenntniß und Lehre besäßen, und glaubte einem Traume zufolge, daß in seinem Leibe die Seele des Pythagoräers Nicomachus wohne. Vgl. Berger, Proclus, exposition de sa doctrine, Par. 1840; Kirchner, De P. Neoplatonici metaphysica, Berlin 1846.

Procne, Tochter des Königs Pandion zu Athen und der Zeuxippe, Schwester der Philomela. Als Pandion einst mit dem König Labdacus von Theben im Krieg begriffen war, rief er den thracischen König Tereus zu Hülfe, siegte dadurch über seinen Gegner und gab zum Lohne dafür dem Tereus seine Tochter P. zur Gemahlin, die von jenem den Itys gebar. Als einst P. ihre Schwester Philomela zu sehen wünschte, machte sich Tereus auf, sie herbeizuholen. Unterwegs aber that er ihr Gewalt an, und damit Niemand etwas davon erfahren sollte, schnitt er der Entehrten die Zunge aus und sperrte sie selbst ein, bei seiner Gemahlin vorgebend, sie sey unterwegs gestorben. Philomela fand jedoch Gelegenheit, die Geschichte des Unglücks in ein Tuch einzuweben und dies der P. zu übersenden. Beide Schwestern kamen mit einander überein, den jungen Itys zu schlachten und ihn seinem Vater als Speise aufzutragen. Wirklich aß Tereus davon; als er aber nach dem Sohne fragte, rief ihm P. zu, daß er ihn bei sich habe, und warf ihm zugleich das blutige Haupt des Gemordeten ins Gesicht. Tereus sprang auf und wollte beide Schwestern mit dem Schwerte tödten; aber sie flohen, und indem sie die Götter um Erbarmen anriefen, wurden Alle verwandelt, P. in eine Schwalbe, Philomela in eine Nachtigall, Tereus in einen Wiedehopf und Itys in einen Fasan. Nach Anderen ward P. in eine Nachtigall, Philomela aber in eine Schwalbe verwandelt. Die Fabel ward von den Tragikern öfters bearbeitet.

Proconnesus, Insel der Propontis, vor der mysischen Küste zwischen Priapus und Cyzicus, bisweilen auch Elaphonnesus und Neuproconnesus genannt, mit einer gleichnamigen Stadt, berühmt durch trefflichen Marmor; jetzt Marmora oder Mermere.

Pro contant (ital.), gegen Baarzahlung.

Pro continuatione (lat.), zur Fortsetzung, auf Buchhändlerrechnungen bei der Zusendung und Anrechnung folgender Theile eines bereits früher gesendeten Werks.

Pro copia (lat.), für die Abschrift, Kopie.

Procopius, 1) Verwandter des Kaisers Julianus, der ihn aus der niederen Stellung eines Tribuns und Notars zum Oberbefehl über die Legionen in Mesopotamien an seine Seite berief und ihn angeblich auch zu seinem Nachfolger auf dem Throne bestimmte. Nach des Kaisers Tode zog er sich auf seine Güter in Kappadocien zurück, wo er anfangs unangefochten lebte, nach dem Regierungsantritt Valentinians aber ermordet werden sollte, weshalb er entfloh und sich am Bosporus eine Zeit lang versteckt hielt, bis er, auf die Unzufriedenheit des Volks und auf die Anhänglichkeit des Heeres an Konstantins des Großen Haus bauend, es wagte, nach Konstantinopel überzusetzen und sich mittelst eines kühnen Handstreichs des Thrones zu bemächtigen. Schon wollte Valens abdanken, als die ihm treugebliebenen obersten Anführer Arintheus und Arbetio das Heer dem P. abwendig machten. Nach zwei für ihn unglücklichen Gefechten bei Thyatira und Nacosia mußte er fliehen, ward in Phrygien verrathen, ins kaiserliche Lager abgeliefert und enthauptet (365 n. Chr.).

2) P., aus Cäsarea, Rhetor und Sophist in Byzanz, begleitete 526 den Belisar auf dessen persischem Feldzug, dann 533—36 nach Afrika gegen die Vandalen, auch 536—39 nach Italien in den ostgothischen Krieg, war 542 Praefectus urbi in Konstantinopel. Er schrieb „De bellis“, ein großes Geschichtswerk in 8 Büchern, enthaltend die Geschichte der unter Justinian geführten Kämpfe mit den Persern, Vandalen und Ostgothen, fortgesetzt von Agathias, eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Zeit; „De aedificiis“, in 6 Büchern, eine theils bombastische, theils trockene Aufzählung der unter Justinian in allen Theilen des römischen Reichs auf öffentliche Kosten aufgeführten Bauten; „Historia arcana“, eine erst nach des Verfassers Tod herausgegebene Schrift, welche uns in das innerste Räderwerk der damaligen Geschichte interessante Blicke eröffnet. Die erste Gesammtausgabe der Schriften des P. ist die von Höschel (Augsburg 1607), dann erschienen sie in der pariser Sammlung der Byzantiner (1662 f., 2 Thle.) u. in der bonner Ausgabe derselben von W. Dindorf (1833—38, 3 Thle.).

3) P. von Gaza, Christ und Sophist unter dem Kaiser Justinus Thrax, † 527 n. Chr. als Lehrer der Redekunst, schrieb Kommentare und Scholien zu mehren alttestamentlichen Büchern in griechischer Sprache, die nicht ohne Werth und mehrmals herausgegeben worden sind.

Procopius, 1) P. der Große, auch P. Holy, der Geschorne, Andreas, berühmter hussitischer Feldhauptmann unter Ziska u. nach des letztern Tode Heerführer der Taboriten, um 1380 in Böhmen geboren, Sohn adeliger, jedoch verarmter Aeltern, studirte auf Kosten eines Oheims

in Prag, bereiste dann den größten Theil Europa's, worauf er sich dem geistlichen Stande widmete und Mönch ward. Beim Ausbruch des Hussitenkampfes fand er sich bald unter Ziska's Fahnen ein, und da er sich eben sowohl durch Scharfsinn und Gewandtheit wie durch große persönliche Tapferkeit auszeichnete, so stieg er rasch bis zum Feldhauptmann, als welcher er im ersten österreichischen Feldzuge die Avantgarde der Taboriten kommandirte. Ziska übertrug ihm die Vollziehung mehrer schwierigen Aufträge, namentlich wurde er mit der Vertheidigung Mährens betraut, wo er die Belagerung Judenburgs durch Kaiser Sigmund vereitelte. Nach Ziska's Tode zum Oberkommando über die Taboriten gelangt, verwüstete er 1425 Oesterreich, besetzte im folgenden Jahre Teplitz, Bilin und Leippa und erstürmte nach langer Belagerung in demselben Jahre das von 20,000 Sachsen vertheidigte Aussig (17. Juni). Hierauf entsetzte er 1427 mit seinem Heer von 16,000 Mann Fußvolk u. 15,000 Reitern die von den Deutschen belagerte Stadt Mies und zog, nachdem er noch Tachau mit Sturm genommen hatte, verheerend bis nach Preßburg. Von da wandte er sich 1429 wieder nach dem Norden, durchzog die meißnischen Lande bis Magdeburg u. brandschatzte diesen ganzen Strich. Kaum hatte er die unermeßliche Beute nach Böhmen in Sicherheit gebracht, so brach er 1430 aufs Neue nach Sachsen auf, plünderte Kolditz, Dahlen, Oschatz nebst vielen andern Städten, worauf er mit noch größerer Beute durch das Voigtland, durch Franken und Bayern nach Hause zurückkehrte. Den mährischen Feldzug eröffnete P. mit der Eroberung Sternbergs, worauf er nach Eger ging, wo ihn Sigmund wegen Abschließung eines Waffenstillstands erwartete; P. konnte oder wollte indeß auf die Bedingungen nicht eingehen. Nun drang gegen die Mitte des Jahres 1431 unter der Anführung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg ein Kreuzheer in Böhmen ein, ergriff jedoch bei P.' Annäherung (14. August) die Flucht, und dieser zog nun verheerend durch die Lausitz nach Brandenburg und ging dann über Schlesien nach Sachsen zurück. Inzwischen kam durch Vermittelung der baseler Kirchenversammlung 1433 der Vertrag der prager Kompaktaten zu Stande, der indessen P. keineswegs befriedigte, weshalb sich derselbe nach Pilsen, dem Hauptsitz der Gegenpartei, wandte. Allein sein bisheriges Glück hatte ihn verlassen. Bei Böhmischbrod erfochten die Kalixtiner unter Meinhard von Neuhaus am 30. Mai 1434 einen vollständigen Sieg, und die Niederlage der Seinigen kaum bemerkend, stürzte sich P. in die Mitte der Feinde, den Tod suchend und auch findend.

2) P. (Procupek) der Kleine, nach Ziska's Tode Heerführer der Orphaniten (s. d.), leitete die Friedensunterhandlungen mit Prag (24. März 1425), sowie die Belagerung Lichtenbergs (1427) und fiel an der Seite P.' des Großen in der Schlacht bei Böhmischbrod 1434. Vgl. Hussiten.

Procreatio (lat.), Erzeugung.

Procrustes, in der griechischen Mythologie Beiname eines Räubers, welcher in der Umgegend von Eleusis hauste u. 2 Bettstellen, eine sehr kurze u. eine sehr lange, hatte, worin er die zu ihm kommenden Fremdlinge bettete. War ein solcher klein, so legte er ihn in die lange Bettstelle und reckte seine Glieder unter dem Vorwande, das Bett ihm anzupassen, so lange, bis er den Geist aufgab; war aber der Gast lang, so brachte er ihn in die kurze Bettstelle und schnitt so viel von ihm ab, als darüber hinausragte. Er ward von Theseus am Cephissus erlegt.

Proctalgia (v. Gr.), Schmerz des Afters.

Proctitis (v. Gr.), Entzündung des Mastdarms.

Procter, Bryan Waller, bekannter unter dem Pseudonym Barry Cornwall, englischer Dichter, gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu London geboren, bildete sich zu Harrowcollege, studirte die Rechte und lebt als Barrister at law zu London. Als Dichter trat er zuerst mit „Dramatic scenes" 1815 auf, denen 1820 „Marcian Colonna, an italian tale, with three dramatic scenes and other poems" und im nächsten Jahre sein Trauerspiel „Mirandola" folgten. Von seinen „English songs" (London 1832, neue Auflage 1844) sind manche, wie „Thesea", volksthümlich geworden. Besonders ausgezeichnet sind seine kleineren lyrischen Gedichte. Als Prosaiker versuchte sich P. mit dem Leben von Edmund Kean (Lond. 1837, 2 Bde.), mit einem „Memoir of the life and writings of Ben Jonson", vor der Ausgabe der Werke Jonsons (das. 1838), und einem „Essay upon the genius of Shakespeare", vor dessen Werken (das. 1843, 3 Bde.). Eine Sammlung seiner „Essays and tales in prose" erschien 1852 in 2 Bdn.

Procul a Jove procul a fulmine (lat.), Sprüchwort: Fern vom Jupiter, fern vom Blitz, dem deutschen „Weit davon ist gut vor'm Schuß" entsprechend.

Proculus, 1) Sempronius P., römischer Jurist, von Andern Licinius P. genannt, Verfasser mehrer in den Pandekten excerpirten Werke (Libri Epistolarum, vielleicht auch Notae ad Labeonem). Nach ihm ward die eine der beiden römischen Rechtsschulen, und zwar die freiere, von Labeo (s. d.) ausgehende, Proculiani genannt.

2) P., Usurpator gegen den Kaiser Probus um 280 n. Chr., aus Albingauni in den Seealpen gebürtig und nach seiner eigenen Behauptung der Abkunft nach ein Franke, diente als Legionstribun im römischen Heere und lebte sodann in Lugdunum, wo er zuerst wie im Spiele, dann aber im Ernste den Purpur annahm. Da er sich aber in seiner Hoffnung, gegen den heranziehenden Probus die Hülfe der Germanen zu gewinnen, getäuscht sah, so ward er zuletzt von den Franken, zu denen er sich geflüchtet, an Probus verrathen und hingerichtet.

Procumbens (lat.), liegend, niederliegend, von einem Stengel oder von Aesten, welche der Erde flach anliegen, ohne aus ihrer untern Seite Wurzel zu treiben.

Procura (lat.), Honorar für Mühe oder Besorgung in Handelsgeschäften, wo bei der Besorgung von Geldern durch Vorschuß oder Einzahlung gewisse Procente (Procuragebühren) erhoben werden; die schriftliche Vollmacht, die Einem

ertheilt wird, im Namen eines Andern Geschäfte abzumachen; das Recht, welches der Chef eines Handelshauses einem Andern ertheilt, bei Handelsgeschäften in seinem Namen zu unterzeichnen. Der Bevollmächtigte (Procuraträger, Prokurist) unterschreibt außer der Handelsfirma auch seinen Namen mit der Bemerkung per proc. und hat in Handelsplätzen, bevor er Geschäfte macht, die Originalprocura beim Handelsgericht oder beim Magistrat vorzuzeigen und Abschrift davon machen zu lassen.

Prodano (früher Prote), kleine griechische Insel, an der Westküste von Morea, im jonischen Meer, nordwestlich von Navarin.

Prodatarius (Protodatarius), s. Dataria.

Prodicus, Sophist, aus Julis auf Ceos, daher gewöhnlich der Ceer genannt, kam, nachdem er sich schon in jüngeren Jahren an den Staatsangelegenheiten seines Vaterlandes betheiligt hatte, in Folge davon nach Athen, wo er mit den angesehensten Männern jener Zeit, namentlich auch mit Socrates, in Verkehr trat u. als Lehrer der Redekunst wirkte. Daß er als Verführer der Jugend den Giftbecher getrunken, ist wohl eine durch des Socrates Schicksal veranlaßte Sage. Von seinen Reden haben wir weder nähere Nachrichten, noch Fragmente. Von ihm rührt die bekannte Dichtung von Hercules am Scheidewege her.

Prodigium (lat.), auffallende, ungewöhnliche Erscheinung in der Sinnenwelt, deren Ursache man sich nicht zu erklären wußte und die man daher für die absichtliche, unmittelbare Wirkung höherer Mächte und mithin für Vorbedeutung und Anzeichen halten zu müssen meinte. Dergleichen Erscheinungen waren den Alten, besonders den Römern, von der höchsten Wichtigkeit. Letztere theilten die Prodigien ein in publica und privata. Erstere waren solche, welche das Wohl oder Wehe des ganzen Staats betrafen; letztere solche, welche nur einzelne Individuen angingen. War der Staat in einer Lage, daß er von der nächst bevorstehenden Zukunft zu hoffen oder zu fürchten hatte, so hielt man die sich eben ereignenden Prodigien für publica; war jenes aber nicht der Fall, so glaubte sie der Beobachter auf sich selbst beziehen zu müssen, und sie galten demnach als privata. Die Deutung der Prodigien lag den Augurn (s. d.) ob.

Prodigus (lat.), Verschwender; pro prodigo erklären, Einem wegen Verschwendung durch obrigkeitlichen Ausspruch das Dispositionsrecht über sein Vermögen entziehen.

Proditio (lat.), jedes die Sicherheit und das Wohl des Staates gefährdende Verbrechen, also nicht bloß eigentlicher Verrath durch Verbindung mit dem Feinde, sondern auch andere verwandte Handlungen, wie Feigheit, Ausreißen, Ueberlaufen zum Feinde, Unterstützung des Feindes überhaupt, z. B. durch Spioniren &c. Vergl. Hochverrath und Verrath.

Prodomii (lat., sc. dii), Götter, welche man bei der Grundlegung eines Gebäudes anzurufen pflegte, besonders Vesta als Beförderin des häuslichen Glückes und Mercurius als Bringer des Reichthums.

Prodotto (ital.), im Handel der reine Gewinn.

Prodromus (gr.), Vorläufer, auch s. v. a. Vorrede; Prospektus.

Producent (v. Lat.), der etwas hervorbringt, erzeugt, besonders Nahrungsmittel; Gegensatz von Konsument; auch der etwas vorzeigt.

Produkt (v. Lat.), im Allgemeinen etwas Hervorgebrachtes, daher besonders ein Naturerzeugniß; in der Chemie ein durch Verbindung mehrer gewonnener neuer Stoff; im Handel ein Naturerzeugniß, das unverarbeitet in den Handel kommt, daher Produktenhandel, der Handel mit solchen Dingen; in der Arithmetik das Ergebniß der Multiplikation.

Produktion (v. Lat.), im engeren Sinne und nach den Grundsätzen der Physiokraten die Hervorbringung von Bodenerzeugnissen (Urproduktion, im Gegensatz zur Fabrikation), d. h. solchen Dingen, welche sogleich, nachdem sie in den Besitz des Menschen gekommen sind, gänzlich unverändert, oder doch nur nach einer im Verhältniß zur Arbeit behufs der Erzeugung unwesentlichen Bearbeitung eine Tauglichkeit für menschliche Zwecke haben; bei den Anhängern des Merkantilsystems dagegen die Wirksamkeit, wodurch mittelbar dem Lande Metallmünzen zugeführt werden; nach Adam Smith und seinen Anhängern nur Schaffung solcher Dinge, welche einen Tauschwerth haben; in weiterer und offenbar richtigerer Auffassung aber die Erzeugung neuer oder doch in einer neuen Form sich darstellender Dinge, besonders in sofern solche irgendwie für den Menschen von Werth, also Güter sind. In diesem Sinne unterscheidet man sinnliche und geistige P., von denen die erstere wieder in Urproduktion, die Gewinnung der von der Natur erzeugten sinnlichen Stoffe oder Güter, industrielle P., die künstliche Veränderung der Form der durch die Urproduktion gewonnenen Dinge, und kommercielle P., die eine Ortsveränderung der Dinge in ihrem rohen, oder durch die Kunst veränderten Zustande bewirkt, zerfällt, während die geistige P. in der Benutzung der von der Natur hervorgebrachten geistigen Stoffe zur Erzeugung anderer geistiger Dinge höherer Art, sowie in der Auffindung der noch unbekannten Tauglichkeit gewisser Dinge besteht, welche entweder unmittelbar werthvoll sind, oder doch die P. im Allgemeinen fördern und erleichtern. Diesem nach ist Alles produktiv oder schaffend, was irgendwie zur Ursache wird, daß entweder ein bisher verborgenes Gut entdeckt und dem Gebrauch übergeben wird, od. eine schon bekannte Sache doch einen höhern Werth für ihren Besitzer erhält. Der P. steht die Konsumtion oder Verzehrung gegenüber, indem jede P. nur als Mittel zum Zwecke irgend welcher Konsumtion aufzufassen ist. Das Bedürfniß ist es, welches den vorzüglichsten Sporn zu jeder produktiven Thätigkeit bildet, und daß der Mensch zahlreichere, bringendere und anhaltendere Bedürfnisse als die Thiere hat (das Bedürfniß der Kleidung, Wohnung, Feuerung &c.), ist zwar bei weitem nicht die einzige, aber doch auch keine der geringsten Ursachen, warum er auch auf dem wirthschaftlichen Gebiet unendlich viel höher steht, als die Thiere. Mit dem Wachs-

thum der Bedürfnisse nimmt auch die P. zu. Daher würde, obgleich die Sparsamkeit ein eben so integrirender Theil der Wirthschaftlichkeit wie der Erwerbtrieb ist, die konsequente Durchführung des alten Grundsatzes: Wenn du Jemanden reich haben willst, so mußt du nicht seine Güter vermehren, sondern seine Bedürfnisse vermindern, jeden Kulturfortschritt und jede Verbesserung unserer Lage hintertreiben.

Die P. ist im Allgemeinen die Erzeugung brauchbarer Dinge. Nun setzt aber jede Brauchbarkeit offenbar ein Bedürfniß voraus. Wo mithin das Bedürfniß nach einem Gut oder einer Waare nicht zugenommen hat, da wird eine trotzdem fortgehende Vermehrung des Vorraths nur eine verhältnißmäßige Veränderung der Brauchbarkeit der einzelnen Waarenpartien zur Folge haben. Eine der wesentlichsten Bedingungen zum Gedeihen jeder Volkswirthschaft ist daher die gleichmäßige Entwickelung von P. und Konsumtion oder von Angebot und Nachfrage, und alle Störungen dieses Gleichgewichts haben meist die schlimmsten Folgen. Dergleichen Störungen, welche namentlich auf einem Zurückbleiben der Konsumtion od. einem Voraneilen der P. od. des Angebots beruhen, pflegt man gewöhnlich Geld- oder Handelskrisen, bezeichnender aber Produktionskrisen zu nennen, indem sich nur in seltenen Fällen das Uebel bloß auf den Handelsstand beschränkt, und andererseits die Geld-, d. h. Cirkulationsverhältnisse gar nicht nothwendig davon mitberührt zu werden brauchen. Was die Folgen einer solchen Störung betrifft, so besteht immer die nächste darin, daß die in zu großer Menge erzeugte Waare keine Abnehmer findet, wodurch natürlich der Preis gedrückt und der Kapitalgewinn, sowie der Arbeitslohn der Producenten verringert wird. Ein Uebergang in andere, nicht überfüllte Produktionszweige ist aber entweder gar nicht möglich, oder doch mit großen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft. Was aber die Kalamität noch vergrößert, ist der Umstand, daß alle diese Nachtheile sich nur in äußerst seltenen Fällen bloß auf den einzelnen Zweig beschränken, in welchem das Uebel seinen ursprünglichen Sitz hatte, in den meisten dagegen selbst die entlegensten Glieder des großen Volkswirthschaftskörpers berühren. Da nämlich das Vermögen der von einer solchen Krise zunächst betroffenen Klasse von Producenten sofort abnimmt, so wird sie sich nothwendig auf Einschränkungen rücksichtlich ihrer Konsumtion hingewiesen sehen, wodurch sich alsbald auch bei andern Waaren die Nachfrage vermindert.

Produktionstermin, im Beweisverfahren der Termin, wo alle Beweismittel beigebracht, die Zeugen und Sachverständigen gewöhnlich in Person vorgestellt (Productio testium, Produktion der Zeugen) und die Urkunden zur Anerkennung vorgelegt (inducirt) werden müssen. Daher heißt der Beweisführer Producent, die Partei, gegen welche Beweis geführt wird, Produkt; dagegen Reproducent der Gegenbeweisführer, Reprodukt der Gegner desselben. Produktionserkenntniß ist das Erkenntniß über Förmlichkeit des Beweises und Zuläßigkeit der Beweismittel.

Produktiv (v. Lat.), erzeugend, hervorbringend, s. Produktion.

Produktivität (v. Lat.), Zeugungskraft, Hervorbringungskraft; Fruchtbarkeit.

Proemium (lat.), s. Proömium.

Pro et contra (lat.), für und dagegen, von Gründen, die als Beweis und Gegenbeweis aufgestellt werden können.

Profan (lat. profanus), was außer eines heiligen Bezirks lag, sowie überhaupt Alles, was keinem Gott geweiht war, auch jedes Individuum, welches nicht in gewisse Mysterien eingeweiht war; dann unheilig, Gegensatz von geistlich, daher gemein, weltlich; auch der Sittlichkeit nachtheilig, ruchlos; Profanation, Entweihung, Entheiligung; Profanautoren (Profanskribenten), die griechischen und römischen Schriftsteller im Gegensatz zu den biblischen und kirchlichen; Profangeschichte, die Geschichte nach den gewöhnlichen Geschichtsquellen, der biblischen Geschichte entgegengesetzt; Profanschriften, weltliche Schriften, im Gegensatz zu den theologischen.

Profeß (v. Lat.), Bekenntniß, daher besonders ein von Papst Pius IV. in erneueter Gestalt eingeführter Glaubenseid für Geistliche, Studirende, Proselyten, Mönche &c. (Professio fidei), wodurch sie dem Papste unbedingten Gehorsam geloben und alle von ihm verdammten Ketzereien abschwören, P. thun (Profeßleistung, Professio religiosa) und das Klostergelübde ablegen.

Professen (v. Lat.), Name derjenigen Mitglieder des Jesuitenordens, die in alle Ordensgeheimnisse eingeweiht und im Besitz der höchsten Aemter sind. Sie wohnen in besondern Profeßhäusern.

Profession (v. Lat.), im Allgemeinen jeder Beruf, gleichviel ob er sich auf körperliche, oder geistige Thätigkeit bezieht, besonders aber ein Gewerbe, oder Handwerk; daher Professionist und Professionsverwandter, s. v. a. Handwerker. P. von Etwas machen, Etwas zu seinem Hauptgeschäft oder Erwerbsmittel machen.

Professor (v. Lat.), bei den Römern ein öffentlicher Lehrer, besonders der Grammatik und Rhetorik. Auf den neuern Universitäten wurden ursprünglich alle Studirende (studentes) P.en genannt, während die öffentlichen akademischen Lehrer Lectores hießen. Als sich aber nach und nach gewisse Korporationen (collegia professorum) auf den Hochschulen gebildet hatten und höhere wissenschaftliche Grade ertheilt wurden, erhielten um 1600 die Lehrer höherer Lehranstalten von Seiten des Staats als besondere Auszeichnung den Professorstitel. Die für bestimmte Fächer angestellten heißen gewöhnlich ordentliche P.en (Professores ordinarii), im Gegensatz zu den außerordentlichen (Professores extraordinarii), die dazu ernannt werden, nachdem sie einige Jahre als Privatdocenten thätig gewesen sind (s. Universitäten). In neuerer Zeit haben nicht nur die Lehrer vieler Gymnasien den Professorstitel erhalten, sondern man hat auch P.en der Musik ernannt; selbst Privatlehrer neuerer fremder Sprachen, ja sogar Tanzlehrer &c. nennen sich mit dem französischen Titel Professeur.

Professur (v. Lat.), das Amt eines Professors.

Profestus dies (lat.), Werkeltag.

Proficiat (lat.), wohl bekomm's, beim Niesen, Trinken.

Profil (v. Franz.), die Seitenansicht des menschlichen Antlitzes, wie sie gewöhnlich im Schattenriß gezeichnet wird. Die Züge des Gesichts treten im P. weit deutlicher und schärfer hervor, als in der Ansicht en face, daher die Aehnlichkeit im P. leichter zu treffen ist, als en face, wiewohl immer ein geübtes Auge und ein richtiger Takt dazu gehört, um die Umrisse nicht zu grell oder zu verflacht erscheinen zu lassen (s. Silhouette). In der Baukunst ist P. (Durchschnitt, Durchschnittsriß) die Ansicht des senkrechten Durchschnitts von einem Gebäude, Säulenwerke oder Gesimse, entweder Längen- oder Querprofil, je nachdem das Gebäude ꝛc. der Länge oder der Breite nach durchschnitten gedacht wird; in der Kriegsbaukunst der Durchschnitt eines Festungswerkes, der die Höhe und Stärke des Walls und der Futtermauern, die Tiefe und Breite der Gräben, des bedeckten Wegs, die Abdachung der Wälle, Böschungen ꝛc. zeigt; in der Feldmeßkunst der Querdurchschnitt eines Terrains, welcher das Steigen und Fallen desselben veranschaulicht. Die Grundlinie des Profilrisses ist ein angenommener Horizont, doch muß außerdem noch die Richtung bestimmt seyn, nach welcher der senkrechte Durchschnitt angenommen wird. Die Längen ergibt der Grundriß, die Höhen aber werden unmittelbar gemessen oder durch Barometermessungen bestimmt. Sucht man in kleinen, aber vorgeschriebenen Entfernungen nicht nur die horizontalen Abstände merkwürdiger Punkte, sondern auch ihre senkrechten Entfernungen über oder unter einer angenommenen Horizontallinie, so nennt man dies Profiliren, das daher ein specieller Theil des Nivellirens ist. Der Profilriß ist entweder ein Längenprofil (nach der Längenausdehnung eines Terrains entworfen), oder ein Seitenprofil (wenn derselbe auf die Ebene des Längenprofils senkrecht geworfen ist).

Profit (v. Franz.), Gewinn, Vortheil; daher profitiren, gewinnen, benutzen.

Profluvia (lat.), Ausflüsse, besonders Krankheiten, die sich zunächst durch widernatürlichen Abgang von Blut oder schleimigen und wässerigen Feuchtigkeiten äußern.

Pro forma (lat.), zum Schein; für lange Weile.

Profoß, ein zum Unterstabe eines Regiments gehöriger, in disciplinarischer Hinsicht unter den Befehlen des Adjutanten, rücksichtlich seiner Dienstobliegenheiten hingegen unter dem Auditeur stehender Sergeant oder Feldwebel, dessen besonderer Obhut die Arrestanten anvertraut sind, deren Verpflegung er zu besorgen hat und für deren Entweichung er verantwortlich ist. Vor und noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege hatte der P. einen ungleich bedeutenderen Wirkungskreis, indem er eine gewisse Art von Justiz handhabte. Sobald damals eine Truppe ein Lager bezog, war es die erste Pflicht des P., einen freien Platz zu einem Markt zu ermitteln und daselbst einen Galgen aufrichten zu lassen. Von den Krämern mußte nun aller Proviant auf diesen Platz zum Verkauf gebracht werden, und der P. setzte für dieselben einen festen Preis an, wofür ihm die Verkäufer eine Abgabe zu entrichten hatten. Auch die Gefangenen standen unter seiner besonderen Aufsicht, und es waren ihm noch 2 Trabanten, ein Stockmeister, mehre Steckenknechte und ein Nachrichter beigeordnet. Dieses ganze Personal war dem Generalgewaltiger untergeben.

Profugus (lat.), Derjenige, welcher sich durch die Flucht einer Untersuchung oder Strafe entzieht.

Profus (v. Lat.), übermäßig, zu stark, daher profuse Aderlässe oder Blutabgänge, durch die dem Körper bis zur höchsten Schwächung Blut entzogen wird.

Profusion (v. Lat.), Ergießung, Ausleerung einer Flüssigkeit, besonders auch s. v. a. Blutsturz.

Prognose (v. Gr.), Vorhersage, die Erkenntniß und Beurtheilung einer Krankheit, in sofern sie über den gegenwärtigen Zeitpunkt hinausgeht und ihr zukünftiges Verhalten im Auge hat. Sie ist der dritte Akt des therapeutischen Verfahrens, dessen erster das Krankeneramen, dessen zweiter die Diagnose ist. An sie schließt sich die Bildung der Indikation oder Heilanzeige an. Die Kunst, eine richtige P. zu stellen, ist für den Arzt von außerordentlicher Wichtigkeit. Nur wenn er im Stande ist, den Gang, den die Krankheit einschlagen wird, vorher zu bestimmen, wird er befähigt seyn, eintretenden üblen Ereignissen zu begegnen, und nicht durch dieselben überrascht zu werden, zu bestimmten Zeiten erscheinende günstige Veränderungen, z. B. Krisen, gehörig zu unterstützen ꝛc., bei Kranken, die er wegen großer Entfernung ꝛc. nicht öfters besuchen kann, für die Zwischenzeit zweckmäßige Anordnungen zu treffen ꝛc. Die P. stützt sich hauptsächlich auf die genaue Kenntniß und Beurtheilung der früheren und gegenwärtigen Verhältnisse der vorhandenen Krankheit an sich und in Beziehung zu dem kranken Individuum, also auf eine allseitige Diagnose, deren unmittelbare Fortsetzung die P. ist; ferner auf die Kenntniß des Verlaufs, der Dauer, der Ausgänge, welche der vorliegenden Krankheit eigenthümlich sind, und Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall; desgleichen auf die Kenntniß der Natur des betreffenden Individuums, der Vis medicatrix naturae, sowie Dessen, was die Arzneikunst gegen das in Frage stehende Leiden auszurichten vermag.

Prognostikon (gr.), überhaupt eine Vorhersagung zufolge gewisser Wahrnehmungen; in der Medicin ein Anzeichen, welches auf den Ausgang der Krankheit schließen läßt (s. Prognose). Jemandem das P. stellen bedeutet in der Astrologie, ihm sein Schicksal vorhersagen; s. Nativität.

Pro gradu (lat.), für den Grad, um den Grad eines Doktors zu erreichen, gewöhnlich bei Inauguraldissertationen auf dem Titel bemerkt.

Programm (v. Gr.), eigentlich ein öffentlicher Anschlag oder Befehl, jetzt besonders jede öffentliche Ankündigungs- oder Einladungsschrift, die von den Universitäten, Gymnasien und andern höhern Bildungsanstalten bei Gelegenheit einer

feierlichen Handlung, z. B. eines kirchlichen oder politischen Festes, einer Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung 2c., erlassen wird. Der mit der Abfassung dieser P.e beauftragte Lehrer heißt Programmatarius. Gewöhnlich sind den Ankündigungen und Einladungen gelehrte Abhandlungen über einzelne Punkte aus den Fakultätswissenschaften, über grammatische, antiquarische, historische, geographische und mythologische Gegenstände, bei den Gymnasien auch Erörterungen über die wichtigsten Fragen der Pädagogik und Methodik vorausgeschickt, weshalb die Programmenliteratur besonders in der neueren Zeit eine große wissenschaftliche Bedeutsamkeit erlangt hat. In den meisten deutschen Staaten ist darum auch seit mehren Jahren nicht nur ein gegenseitiger Programmentausch gesetzlich angeordnet, sondern man hat auch in gelehrten Zeitschriften und in eigenen Werken übersichtliche Zusammenstellungen der in den verschiedenen P.en mitgetheilten wissenschaftlichen Abhandlungen und statistischen Notizen zu geben versucht. Dahin gehören Jahns „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", Gersdorfs „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur", Mühlmanns und Jenicke's „Repertorium der klassischen Philologie", Gutenäckers „Verzeichniß aller P.e und Gelegenheitsschriften, welche von den bayerischen Studienanstalten von 1823—42 erschienen sind" (Würzburg 1843), die „Programmenrevue oder Schularchiv" (Dresden 1843 ff.) und Wieniewski's „Systematisches Verzeichniß der in den P.en der preußischen Gymnasien und Progymnasien, welche 1825—41 erschienen sind, enthaltenen Abhandlungen, Reden und Gedichte" (Münster 1844). Auch bei andern festlichen Gelegenheiten wird die Aufeinanderfolge der Feierlichkeiten durch ein P. (Festprogramm) öffentlich bekannt gemacht. Im politischen Leben nennt man P. diejenige Veröffentlichung einer Korporation od. einer politischen Partei, worin die Grundsätze auseinandergesetzt sind, nach denen dieselbe gewisse Zwecke zu verfolgen gedenkt. In konstitutionellen Staaten pflegt ein neueintretendes Ministerium seine Absichten in Bezug auf die Staatsverwaltung ebenfalls durch ein P., besonders der Volksvertretung gegenüber, darzulegen.

Progreß (v. Lat.), überhaupt der Fortgang, das Weitergelangen zu einem bestimmten Ziele, besonders in der Philosophie in Beziehung auf das Vorstellungsvermögen das Fortschreiten von einer Vorstellung der Bedingung zu der des Bedingten. Der Gegensatz heißt Regreß, wo man rückwärts vom Bedingten zur Bedingung schreitet.

Progression, s. Reihen.

Progressisten (v. Lat.), Fortschrittsmänner, in Spanien die Partei Derer, welche, unter Festhaltung des monarchischen Princips, den Staat nach liberalen Ideen geordnet und geleitet wissen wollen. Ihr Hauptführer war Olozaga.

Progymnasium (v. Gr.), Vorschule zu einem Gymnasium.

Progymnasmata (gr.), die Vorübungen, welche Diejenigen anzustellen pflegten, welche in den heiligen Festspielen der Hellenen als Kämpfer auftreten wollten. Sie fanden in den öffentlichen Gymnasien unter Aufsicht gewisser Lehrer und in Anwesenheit vieler Zuschauer Statt. Keiner durfte diese Vorübungen versäumen, und ehe Einer zu den Kampfspielen selbst zugelassen ward, mußte er eidlich versichern, daß er die Vorübungen gesetzmäßig durchgemacht habe.

Proh dolor (lat.), leider!

Prohibition (v. Lat.), Verbot; daher Prohibitionssystem, zunächst auf Verbot, wie der Ein- oder Ausfuhr von Waaren, sich stützendes Staatssystem, s. Zoll; Prohibitorium, ein darauf sich richtender Befehl; Prohibitiv (prohibitorisch), verbietend, Einhalt thuend.

Projekt (v. Lat.), Entwurf, Plan, Vorhaben, Vorschlag; daher Projektenmacher, Einer, der sich im Entwerfen neuer, meist unsicherer oder unausführbarer Pläne gefällt.

Projektile (v. Lat.), Geschoß.

Projektion (v. Lat.), Entwerfung, die Abbildung eines Gegenstandes auf einer Fläche durch gerade Linien, welche einander entweder parallel sind, oder nach einem gegebenen Punkte zusammenlaufen; diese Punkte, in welchen die geraden Linien der Entwerfungsfläche treffen, geben die P. oder das Bild des Gegenstandes. Stehen die Entwerfungslinien senkrecht auf der Ebene der Tafel (der Entwerfungsebene), so heißt die Entwerfung eine orthographische. Denkt man sich das Auge im Mittelpunkt der Erde und an dem Ende ihres Halbmessers eine auf demselben senkrecht stehende Tafel, und zieht alsdann vom Mittelpunkt aus durch mehre Punkte der Erdoberfläche Linien bis an die Tafel, so erhält man die Centralprojektion, wobei die Grade und Theile sich vom Mittelpunkt aus immer mehr erweitern. Die stereographische P. ist eine perspektivische Entwerfung der Kugelfläche auf die Ebene eines großen Kreises, nach dessen Pole die Entwerfungslinien gezogen werden. Beide Projektionsarten stellen die Länder keineswegs in ihrer verhältnißmäßigen Größe dar, und bei keiner derselben läßt sich, wie auf den Specialkarten, ein einfacher geradliniger Maßstab zur Ausmessung der Entfernung der Orte von einander gebrauchen; denn bei der orthographischen P. werden die vorgestellten Länder nach den Seiten hinaus ungemein zusammengezogen oder verengt, bei der centralen ungeheuer vergrößert; bei der stereographischen P. dagegen sind die Vergrößerungen an den Rändern herum nicht so bedeutend und die Gestalt der Länder wird dabei nicht zu sehr verzogen. Die orthographische und Centralprojektion wird gewöhnlich nur in der Astronomie angewendet, jene, wenn entweder die Sonnen- und Mondkugel oder die Erdkugel zu einem astronomischen Gebrauche zu entwerfen ist, und diese, wenn man gewisse Gegenden des gestirnten Himmels auf den Horizont perspektivisch vorstellen will; die stereographische P. aber hat man zu geographischen Zeichnungen am bequemsten gefunden.

Prokanzler (v. Lat.), der Stellvertreter eines Kanzlers, besonders auf Universitäten, s. Kanzler.

Prokatalepsis (gr.), Kunstgriff der alten

Redner, wodurch sie Anklagepunkte gegen ihre Klienten durch Dialektik so zu wenden wußten, daß sie ihnen zum Vortheil gereichten.

Prokesch, Anton, Freiherr von Osten, österreichischer Diplomat, den 10. December 1795 zu Grätz geboren, erhielt von seinem Stiefvater, dem Professor Schneller zu Freiburg, eine treffliche Erziehung. Zum Jüngling herangereift, nahm er 1813 Militärdienste, diente 1815 in Mainz als Ordonnanzoffizier unter dem Erzherzog Karl von Oesterreich, arbeitete nach dem Frieden im mathematischen Bureau zu Wien und ward 1816 Professor der Mathematik an der Kadettenschule zu Olmütz. Im Jahre 1818 ward er Adjutant des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, vermaß dann 1821 als Oberlieutenant im Generalstabe Theile von Oberungarn, kam 1823 als Hauptmann in ein zu Triest garnisonirendes Regiment und machte von hier aus im folgenden Jahre eine Reise nach Griechenland, Kleinasien und Konstantinopel. In der Levante regelte er im Auftrage seiner Regierung die Angelegenheiten der österreichischen Marine, zu welchem Zweck er sich auch längere Zeit in Athen und Nauplia aufhielt. In Aegypten, das er 1826 besuchte, wurde er von Mehemed Ali mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Zum Chef des Generalstabs der österreichischen Flotte unter Dandolo ernannt, ging er im Mai 1828 wieder nach Smyrna, wo er die zwischen Oesterreich und Griechenland wegen der Schifffahrt entstandenen Irrungen beilegte und 1829 mit dem Pascha von St. Jean d'Acre die Uebereinkunft zu Gunsten der Christen in Palästina und Galiläa abschloß. Nachdem Griechenland als selbstständiger Staat anerkannt worden war, wurde P. als Major in der österreichischen Marine nach Wien zurückberufen und mit dem Namen Ritter von Osten geadelt. Im folgenden Jahre ging er als Chef des Generalstabs mit dem österreichischen Heere nach Bologna und 1832 in besonderer Mission nach Rom, 1833 aber zur Vermittelung des Friedens zwischen dem Sultan und dem Vicekönig von Aegypten nach Kairo. Im Sommer 1834 ging er als Gesandter nach Athen, wo er bis 1849 blieb, ward 1843 Generalmajor und 1845 in den Freiherrnstand erhoben. Im Jahre 1849 vom Ministerpräsidenten Fürsten Felix Schwarzenberg nach Wien berufen, ging er Ende Februar als Gesandter nach Berlin, wo er bis 1852 blieb, sich mit Erfolg um Erhaltung des Friedens und Ausgleichung der obschwebenden Differenzen bemühend. Am 24. Januar 1853 ward er zum Bundespräsidialgesandten in Frankfurt ernannt, nachdem er inzwischen zum Rang eines Feldmarschallieutenants und geheimen Raths befördert worden. Als Schriftsteller zeichnet er sich besonders in seinen Charakterschilderungen durch scharfe Auffassung und freimüthige Darstellung aus. Reich an Stoff sind seine Schriften über den Zustand des Orients. Außer den von ihm herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Schwarzenberg" (Wien 1822) nennen wir „Ueber den Feldzug 1814" (das. 1823), „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien" (das. 1829—31, 3 Bde.), „Das Land zwischen den Katarakten des Nils" (das. 1832), „Reise ins heilige Land" (das. 1831), „Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen aus dem Orient" (herausgegeben von E. Münch, Stuttgart 1836—37, 3 Bde.), „Kleine Schriften" (das. 1842—44, 7 Bde.). Als Mitglied der berliner und wiener Akademie der Wissenschaften hat er auch mehre archäologische und numismatische Abhandlungen geschrieben.

Proklamation (v. Lat.), Bekanntmachung durch öffentliches Ausrufen, besonders eine öffentliche Bekanntmachung oder gedruckte Rede eines Fürsten oder einer Regierung an das Volk, eines Heerführers an eine Armee oder ein Armeecorps, sowie auch an die Bewohner einzelner Städte oder Provinzen, in welchen der Heerführer seine Gesinnungen öffentlich ausspricht und entweder seine Zufriedenheit zu erkennen gibt und ermuntert, oder Tadel und Drohungen ꝛc. ausdrückt. Vom Manifest (s. d.) unterscheidet sich die P. besonders dadurch, daß jenes einen mehr diplomatischen, diese einen mehr populären Charakter hat.

Prokonsul, Titel Desjenigen, welcher bei den Römern von Staats wegen beauftragt war, anstatt des Konsuls außerhalb Roms in den Provinzen als Statthalter und Feldherr zu fungiren, daher auch Proconsule geschrieben. Als außerordentliche P.n wurden in der Regel Männer abgesandt, welche vor mehren Jahren das Konsulat bekleidet hatten. Der Umfang der mit einem solchen außerordentlichen Prokonsulat verbundenen Befugnisse hing von der Bestimmung des Volks und des Senats ab. Ordentliche P.n, d. h. Provinzialstatthalter, welche in der Regel nach Beendigung ihres Amtsjahres in eine Provinz gingen, kommen erst in den letzten Zeiten der Republik auf. Nachdem nämlich auswärtige Länder förmlich erobert worden waren, gingen zuerst Prätoren zur Verwaltung derselben dahin ab; als aber diese Eroberungen sich immer weiter ausdehnten, wurden die Konsuln nach Ablauf ihres Amtsjahres Provinzialstatthalter und hießen als solche P.n. Durch ein Senatuskonsult von 53 v. Chr. ward bestimmt, daß die Konsuln und Prätoren allemal erst 5 Jahre nach ihrer Amtsverwaltung in Rom in die Provinz abgehen sollten. Nachdem der Senat über die Verwaltung der konsularischen und prätorischen Provinzen entschieden hatten, loosten die Konsuln um die konsularischen, die Prätoren um die prätorischen Provinzen. Zuweilen entschied indeß nicht das Loos, sondern der Senat und die Tributkomitien. Ursprünglich dauerte die prokonsularische Verwaltung ein Jahr; später ward aber durch die Lex Julia bestimmt, daß sie 2 Jahre dauern sollte; doch mußte auch jetzt noch die Ankunft des Nachfolgers abgewartet werden, und das Imperium des bisherigen P.s erlosch erst, wenn derselbe nach Rom zurückkam und die Stadt betrat. Nach seiner Ankunft in Rom mußte er Rechnung legen. Was die Gewalt und die Amtsbefugnisse des P.s betrifft, so hatte er den Oberbefehl über die Truppen und die gesammte Kriegsführung und die Jurisdiktion in Kriminal= und Civilsachen. Als Kriminalrichter hatte er das Recht über Leben und Tod, nämlich bei den Provinzialen, denn den römischen Bürgern stand es frei, Gericht in Rom zu verlangen. Die Menge der vorliegenden Sachen

machte die Zuziehung anderer Richter nothwendig, die er sowohl aus den in der Provinz lebenden römischen Bürgern, als aus seinem Gefolge nahm. Seine richterlichen Entscheidungen waren auf das einheimische Land- und Stadtrecht und römische Provinzialgesetze basirt. Einzelne Orte waren aber von seiner Gerichtsbarkeit eximirt. Dann lag dem P. noch die Aufsicht über die Gemeinden der Provinz, die Sorge für Sicherheit, Ordnung u. Ruhe, die Ueberwachung des Steuerwesens, der Publikanen, die Erhaltung der Landstraßen und Anlegung neuer, sowie überhaupt die Sorge für alle öffentlichen Bauten ob. Da die P.n hiernach eine fast souveräne Gewalt ausübten, so ist leicht begreiflich, wie sich manche derselben so maßloser Willkür und so unerträglicher Bedrückungen schuldig machen konnten. Als Gefolge hatte der P. eine Leibwache (cohors praetoria), als Insignien die Toga praetexta, die Sella curulis und Liktoren mit den Fasces. Nach ihrer Rückkehr hielten sie, wenn sie Kriegsthaten verrichtet hatten, gewöhnlich um den Triumph an und erhoben zu dessen Abhaltung schon im Voraus von den Provinzialen Kronengold. Eine andere Bedeutung erhielt das Prokonsulat unter den Kaisern. Seit Augustus hießen nämlich die Statthalter der senatorischen oder Volksprovinzen (s. Provincia) P.n, und zwar pflegten jene Provinzen unter denen ausgeloost zu werden, welche vor 5 Jahren Konsuln oder Prätoren gewesen waren, so daß nun auch die gewesenen Prätoren P.n genannt wurden. Nur zwei Provinzen blieben wirklich konsularische, nämlich Asien und Afrika, indem hierher nur gewesene Konsuln geschickt wurden; die andern P.n waren es nur dem Titel nach. In der von Konstantin dem Großen vorgenommenen Eintheilung des Reichs erscheinen drei P.n, nämlich von Asien, Afrika und Achaja, die aber nicht mehr vom Senate, sondern von den Kaisern ernannt werden, auch nicht mehr berechtigt sind, als die anderen Statthalter. Das Amt dauerte ein Jahr, u. das Imperium erlosch mit der Rückkehr in die Stadt. Von Befugnissen blieben den P.n nur die Rechtspflege u. die Verwaltung, indem das militärische Imperium aufhörte. Ihr Oberrichteramt erstreckte sich auf alle Bewohner der Provinz sowohl in Civil-, als in Kriminalsachen, und über ihnen stand nur das Gericht des Kaisers und dessen Stellvertreter. Todesstrafe durften sie zwar verhängen, aber keine Güterkonfiskation und Deportation. Im Uebrigen war der Kreis ihrer amtlichen Befugnisse derselbe, wie zur Zeit der Republik. Was ihre Insignien betrifft, so hatte der wirkliche P. 12, der Titularprokonsul nur 6 Fasces. Die vorher üblichen Ehrenbezeigungen wurden beschränkt, wie z. B. Nero die den P.n zu Ehren angestellten Festspiele verbot.

Prokuration (v. Lat.), Stellvertretung.

Prokurator (v. Lat.), der von einem Andern durch eine Vollmacht zu Besorgung gerichtlicher und außergerichtlicher Geschäfte aufgestellte Bevollmächtigte. Bei den Römern hießen so die Aufseher über Landgüter und die Verwalter der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, wo sie, besonders in kleineren, öfters die Stelle von Statthaltern versahen, oder letztere in solchen Territorien vertraten, welche zu größeren Provinzen gehörten, wie z. B. Pontius Pilatus P. in dem zur Provinz Syrien gehörigen Judäa war. Jetzt werden die für gerichtliche Geschäfte bestellten Bevollmächtigten auch Sachwalter genannt, und wenn sie von ganzen Gemeinden aufgestellt sind, Syndici. Das Rechtsgeschäft, welches der Bestellung der P.en zum Grunde liegt, ist der Bevollmächtigungskontrakt, und obgleich dem zufolge die Geschäfte ohne Entgelt versehen werden müssen, so wird doch den P.en zur Entschädigung für ihre gehabte Mühe ein Honorar nicht abgesprochen. Wird der Bevollmächtigte nicht von dem Eigenthümer selbst, sondern von einem Solchen, welcher dessen Vermögen zu verwalten berechtigt ist, zu Besorgung der gerichtlichen Geschäfte aufgestellt, so wird er Aftor genannt. Wer überhaupt fähig ist, vor Gericht zu handeln, kann auch das Amt eines P.s übernehmen, und bestellen kann Jeder einen Andern zum P., der überhaupt Eigenthümer einer streitigen Rechtssache ist. Der P. muß übrigens seine Zulässigkeit, in fremdem Namen vor Gericht zu handeln, sowohl dem Richter, als auch dem Gegner seines Principals auf rechtsbehörige Art darzuthun im Stande seyn, was man die Legitimation nennt; wer eine solche Legitimation aufzuweisen nicht vermag, heißt ein falscher P. Die Legitimationsurkunden oder Vollmachten werden in allgemeine und besondere abgetheilt. Jene können wieder von zweifacher Art seyn, je nachdem sie die Klausel, daß der P. alles Dasjenige zu verhandeln befugt sey, was der Gewaltgeber, wenn er selbst zugegen wäre, verrichten würde, enthält, oder nicht. Der P. muß das ihm aufgetragene Geschäft in eigener Person verrichten und allen durch sein Verschulden verursachten Schaden ersetzen. Vor Beendigung der Sache darf er ohne rechtmäßige Ursache nicht abgehen, sondern muß vielmehr das Geschäft zu Stande zu bringen suchen. Doch bleibt ihm nachgelassen, wenn er an der Fortsetzung der Sache gehindert ist, einen Substituten zu ernennen, der die Sache auch dann fortführt, wenn der P. verstorben ist. In der französischen und rheinischen Gerichtsverfassung heißen Procureurs du roi oder Staatsprokuratoren die Beamten des öffentlichen Ministeriums (s. Staatsanwalt). In Klöstern heißt der Konventual, welcher die ökonomischen und sonstigen weltlichen Angelegenheiten zu besorgen hat, Pater P. oder Klosterschaffner. P. von St. Marcus war in Venedig ehemals Titel der vornehmsten Staatsbeamten; es gab 9 wirkliche, aus denen der Doge gewählt ward, und viele Titularprokuratoren, die des damit verbundenen Ranges wegen große Summen für den Titel bezahlten.

Prokurist, s. Procura.

Prolapsus (lat.), Vorfall, ein krankhafter Zustand, der dadurch entsteht, daß ein Organ aus seiner Lage heraustritt, so daß es mit der äußern Luft in unmittelbare Berührung kommt, wodurch sich der P. vom Bruch (Hernia) unterscheidet.

Prolation (v. Lat.), Hinaussetzung, Erweiterung, daher in der Musik die Verlängerung des Werthes einer Note zuerst im Allgemeinen, dann insbesondere durch einen Punkt (s. d.).

Prolegomena (gr.), eigentlich das Vorhergesagte, daher eine Vorrede oder Einleitung einer Schrift, die dazu bestimmt ist, den Leser in den Geist der letzteren einzuführen; bei akademischen Vorlesungen die Einleitung, um die Vorbegriffe einer Wissenschaft zu entwickeln, oder Namen, Begriffe, Eintheilung u. andere Verhältnisse äußerlich zu betrachten.

Prolepsis (gr.), das Früheintreten eines Krankheitsfalls, namentlich bei Wechselfieber; in der Rhetorik s. v. a. Anteoccupatio; auch s. v. a. Anachronismus.

Proles (lat.), die Brut, junge knospenartige Theile, welche an der älteren Pflanze sich erzeugen und, von dieser sich lösend, zu neuen Pflanzen auswachsen; P. bulbi, die Zwiebelbrut.

Proletarii, im weiteren Sinne alle Mitglieder der 6. Klasse der römischen Bürger nach der Eintheilung des Servius Tullius, welche die Accensi velati und Capite censi mit umfaßte, im engeren Sinne die 3. und 4. oder die mittleren Abtheilungen der 6. Klasse von 1500—375 As Vermögen. Ursprünglich war die 6. Klasse vom Kriegsdienste ganz frei, später aber ward sie zum Theil dazu beigezogen, nämlich die Accensi velati, und zwar mußten die von 12,500—4000 As zu Fuß, die von 4000—1500 As zur See dienen. Die P. von 1500—375 u. Capite censi blieben noch frei, ausgenommen in Fällen der höchsten Noth; erst durch Marius wurden auch sie zum Kriegsdienste verwandt. In neuerer Zeit hat man den Namen Proletarier auf die niedrigste besitzlose Klasse der bürgerlichen Gesellschaft übertragen u. dieselbe Proletariat genannt. Vgl. Bensen, Die Proletarier, Stuttg. 1847. Der Name wird von Proles, Nachkommenschaft, abgeleitet, weil sie allein durch eine solche dem Staate nützten.

Pro licentia (lat.), für die Erlaubniß, z. B. auf Universitäten Vorlesungen zu halten, die Geschäfte eines Anwalts zu betreiben, eine Streitschrift zu vertheidigen.

Prolifer (lat.), bruttragend (s. Proles); dann sprossend, wenn eine Pflanze oder ein Pflanzentheil aus solchen Stellen, wo sonst gewöhnlich kein weiteres Fortwachsen Statt findet, neue Triebe bringt, z. B. ein Stengel an seinem blüthentragenden Gipfel, eine Blüthe aus ihrer Axe 2c.

Pro loco (lat.), für die Stelle in einer Fakultät eine Streitschrift vertheidigen.

Prolog (v. Gr.), in dem Drama der Alten der erste Theil der Darstellung vor dem ersten Chorgesang. Er diente dazu, dem Zuschauer das Verständniß des Stücks zu erleichtern, die zu erwartende Handlung zu motiviren u. die Scene zu bezeichnen, wo die Handlung des Stücks selbst Statt finden sollte. Der Gebrauch des P.s soll zuerst von Thespis um 530 v. Chr. eingeführt worden seyn. Er wurde ursprünglich von einer Person (Prologus) gesprochen; bei Aeschylus ersetzte der Chor selbst seine Stelle. Euripides betrachtete ihn als eine eigentliche Einleitung in die Fabel des Stücks, um diese dem Zuschauer zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo sie im Stücke selbst fortgesponnen wird. Dramatischer erscheint der P. bei Sophocles, wo er nicht als Erzählung, sondern in dialogischer Form auftritt. Die P.e Shakespeare's halten sich theils an die Sitte der griechischen Tragiker, theils an die P.e des Plautus und Terenz, die den Dichter oder sein Stück gegen mögliche Verunglimpfungen im Voraus vertheidigen. In den neuern Zeiten ist der P. selten mit Glück angewendet worden, und in der That erfordert es die Kunst des Dichters, daß sein Kunstwerk durch sich selbst verständlich sey. Uneigentlich hat man auch kleinere Vorspiele und Scenen, die ein kleines Ganzes für sich ausmachen u. mit dem folgenden Stück nur lose zusammenhängen, P.e genannt. Berühmt sind Schillers P.e zum „Wallenstein" und Göthe's „Vorspiel auf dem Theater" zu Faust. Bei außerordentlichen Veranlassungen oder feierlichen Gelegenheiten, mit denen die Aufführung eines Stücks zusammenfällt, werden ebenfalls P.e (Festprologe) gesprochen.

Prolongation (v. Lat.), Verlängerung der Verfallzeit einer Zahlungsfrist, besonders P. eines Wechsels, die Verlängerung oder Hinausschiebung der Zahlungszeit eines Wechsels, entsteht, wenn der Aussteller oder Schuldner mit dem Nehmer oder Gläubiger übereinkommt, daß dieser ihm einen weiteren Termin über die festgesetzte Zahlungszeit gestattet, und kann nur bei solchen eigenen Wechseln Statt finden, welche sich noch in den Händen des Gläubigers befinden, so daß ein dritter Inhaber ohne Ermächtigung von Seiten seines Cedenten die P. eines Wechsels nicht eingehen kann, ohne seinen Regreß gegen seine Vormänner zu verlieren.

Prolusion (v. Lat.), Vorübung, Vorspiel; zuweilen als Titel akademischer Programme gebraucht.

Promachos (gr.), Vorkämpfer.

Pro memoria (lat.), zur Erinnerung, gewöhnliche Ueberschrift eines ohne besondere Kurialien gemachten schriftlichen Anbringens; s. Memorial.

Promenade (v. Franz.), das Spazierengehen oder Fahren und der dazu angelegte Ort; Tour in einem Tanze, wo die Musik in einen marschähnlichen Rhythmus übergeht und die Tänzer in gewöhnlichem Schritt durch den Saal gehen.

Promesse (v. Franz.), eine vorläufige, aber bestimmte schriftliche Erklärung, zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Zahlung leisten oder einen Gegenstand für dieselbe liefern zu wollen; besonders das Dokument über Vermiethung von Loosen der Geldlotterie oder Lotterieanlehen, wo dem Miether alle höheren Gewinne, dem Vermiether dagegen die in einer Klasse oder Ziehung herauskommenden kleinsten Gewinne zufallen. Der Vermiether nimmt dafür in der Regel eine bestimmte Summe in Anspruch. Beim Promessen- oder Heuergeschäft in Staatspapieren werden in der Regel über jede bezügliche Loosnummer mehre (8—16) P.n ausgegeben, so daß jede derselben nur einen entsprechenden Antheil am ganzen Loose und dem eventuellen Gewinn desselben erhält. Vgl. Lotterie.

Prometheus, Sohn des Titanen Japetus u. der Clymene, Bruder des Atlas, Menötius und Epimetheus, oder Sohn des Uranus und der Clymene, zeugte mit Hesione oder Pandora den Deucalion, mit Pyrrha oder Clymene den Hellen, mit Celäno den Lycus und Chimäreus. Als un-

ter der Herrschaft des Zeus Götter und Menschen zu Mecone mit einander rechteten, zerlegte P. in der Absicht, den Zeus zu überlisten und mit ihm in der Klugheit zu wetteifern, einen Stier, barg in der Haut desselben das zerstückelte Fleisch und die Eingeweide, legte ein schlechtes Stück, den Magen, oben darauf und auf einen andern Haufen die Knochen zusammen, die er mit Fett bedeckte. Zeus machte ihn auf seine ungleiche Theilung aufmerksam; P. aber forderte den Gott auf, zu wählen. Dieser, den Betrug durchschauend u. zürnend, wählte den mit Fett bedeckten Knochenhaufen. In seinem Zorn enthielt nun Zeus den Menschen, um ihnen die Zubereitung des Fleisches unmöglich zu machen, das Feuer vor. Aber P. entwendete es in einem hohlen Stabe und brachte es den Menschen wieder. Darauf ließ Zeus, um die Menschen für die Aneignung des Feuers zu strafen, durch Hephästus eine Jungfrau von verführerischer Schönheit, die Pandora (s. d.), aus der Erde bilden, und Epimetheus nahm sie trotz der ihm von seinem Bruder gewordenen Warnung zum Geschenk an. Den P. aber schlug Zeus in Bande, fesselte ihn an eine Säule u. sandte einen Adler, der ihm bei Tag die Leber zerfleischte, welche des Nachts immer wieder wuchs. Hercules erlegte den Adler mit der Bewilligung des Zeus und befreite den P. Bei Aeschylus erscheint P. als unsterblicher Gott und als der sich aufopfernde Freund des Menschengeschlechts, als ausharrender Dulder, welcher der Uebermacht des Zeus wohl unterliegt, sich aber nicht vor ihr beugt. Obwohl selbst ein Sprößling des Titanengeschlechts, steht er doch dem Zeus mit seiner Klugheit gegen die Titanen bei. Auch öffnet er dem Zeus das Haupt bei der Geburt der Athene. Als aber Zeus, nachdem er zur Herrschaft gelangt war, das Menschengeschlecht vertilgen wollte, um ein neues zu schaffen, entriß P. die Menschen dem Verderben und verlieh ihnen, indem er ihnen die Kunde der Zukunft nahm, zum Ersatz die Hoffnung und gab ihnen auch das Feuer. Er ist der Erfinder aller Künste, die das Leben der Menschen verschönern, und steht in dieser Beziehung dem Hephästus und der Athene nahe. Aber für alle diese Wohlthaten, die er dem Menschengeschlechte erzeigt, wird er auf Befehl des Zeus durch Hephästus, der es indeß mit Widerstreben thut, an einen Felsen in Scythien gefesselt. Hier erscheint Hermes bei ihm und verlangt, daß er eine dem Zeus wichtige Weissagung bekannt machen solle. P. weiß nämlich, daß Zeus einen Sohn zeugen wird, der den Vater vom Throne stoßen wird, und da er sich hartnäckig weigert, sich näher darüber zu erklären, so sendet Zeus seinen Blitzstrahl auf ihn herab und stürzt ihn mit dem Felsen in den Tartarus. Erst nach geraumer Zeit kommt P. auf die Oberwelt zurück, aber nur zu neuer Qual, denn, an den Kaukasus fest geschmiedet, wird er von einem Adler gepeinigt, und diese Qual soll nicht eher aufhören, als bis ein anderer Gott freiwillig an seine Stelle tretend in den Tartarus geht. Endlich findet sich ein solcher in dem unsterblichen Centaur Chiron, der, durch einen Pfeil des Hercules unheilbar verwundet, in den Hades zu gehen wünscht u. dessen Stellvertretung Zeus annimmt. Endlich erscheint P. auch als Künstler, der die Menschen aus Erde oder aus Erde und Wasser bildet, indem ihm und der Athene Zeus entweder gleich anfangs, oder nach der deukalionischen Fluth befiehlt, Menschen aus Schlamm zu bilden, und den Winden, ihnen Athem einzuhauchen. Auf des P. Rath verfertigte auch Deucalion bei hereinbrechender Fluth das Rettungsschiff und belud es mit Lebensmitteln. Das Erwachen des Menschengeistes, womit zugleich die Mühen, Kämpfe und Leiden des irdischen Lebens gesetzt sind, ist es, was in der Prometheussage angedeutet zu werden scheint, oder auch mag sie den Kampf der altpelasgischen Mächte der Erde mit denen seelenvoller Geistigkeit, wie sie den olympischen Göttern, mit Zeus an der Spitze, eigen ist, darstellen sollen. Zu Athen feierte man dem P. zu Ehren die **Prometheia**, eines der drei jährlichen Fackelrennen, welche in dem Kerameikos gehalten wurden. Vgl. **Weiske**, P. und sein Mythenkreis, herausgegeben von Leyser, Leipz. 1842.

Pro mille (lat.), für Tausend oder im Verhältniß zu Tausend, besonders im Handel der Preis für 1000 Stück.

Prominenz (v. Lat.), Hervorragung, Auszeichnung, s. v. a. Protuberanz.

Promissum (lat.), Versprechen; daher **promissorisch**, als Zusicherung.

Promontorium (P. ossis sacri, lat.), der Vorberg, der hervorragende vordere Rand der Grundfläche des Kreuzbeines, bildet den obern Rand der hintern Wand des kleinen Beckens und ist in geburtshülflicher Beziehung von Wichtigkeit.

Pro mortuo (lat.), für todt (erklären).

Promotion (v. Lat.), Beförderung zu akademischen Würden. Der Promovirende (**Promovendus**) muß eigentlich durch eine gedruckte Dissertation über einen Gegenstand seiner Wissenschaft, sowie durch eine Disputation über von ihm aufgestellte Thesen seine Fähigkeit nachweisen; doch hat man an dieser Vorschrift nur bei Ertheilung der medicinischen und etwa der juristischen und theologischen Doktorwürde festgehalten, während die philosophische auf vielen Universitäten ein förmlicher Handelsartikel geworden ist, so daß auch einem Abwesenden gegen Einsendung der üblichen Gebühren der Doktorhut ertheilt werden kann (in absentia promoviren). Ausgezeichnete Männer pflegt man zu Ehrendoktoren irgend einer Wissenschaft ohne weitere Förmlichkeit zu ernennen. Gebräuchlich ist die P. nur bei den eigentlichen Fakultätswissenschaften. In der Musik akademische Würden zu ertheilen, war ursprünglich nur in England auf den Universitäten Oxford und Cambridge Sitte, wo man zwei Grade derselben hat, nämlich den Baccalaureus als den niedrigeren und den Doktor als den höheren Grad. Die ersten deutschen Komponisten, welche sich einer solchen Auszeichnung erfreuten, waren Friedrich Hartmann, Graf und Joseph Haydn. Die vereinte Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg ertheilte Spontini und auch Friedrich Schneider (1829) das Diplom eines Doktors der Musik. Ihr folgte die Universität Leipzig, die gleichfalls den letztgenannten Meister (1830) mit dieser Würde beehrte, und die Universität Königsberg, die den Klaviervirtuosen Liszt zum Doktor ernannte.

Promotoriales (lat.), Beförderungsschreiben.

Promptuarium (Promtuarium, lat.), was zum Gebrauch gleich in Bereitschaft ist, häufig Titel für Bücher, in denen der Leser eine gesuchte Notiz ohne Mühe findet (Lexika, Encyklopädien), oder in denen eine Wissenschaft zum bequemen Nachschlagen dargestellt ist. Für die Jurisprudenz ist J. E. J. Müllers „Promptuarium juris novum etc." (Leipzig 1792—97, 7 Bde.) berühmt.

Promulsis, bei den Römern der erste Gang bei Mahlzeiten, gewöhnlich aus Oliven, Würsten ꝛc. bestehend, das Vorgericht. Daher Promulsidare, die Trage, worauf dasselbe aufgetragen wird.

Pro mundo (lat.), für die Reinschrift, in den Liquidationen über Gerichts-, Advokaten- oder sonstige Ausfertigungsgebühren.

Pronaos (gr.), die Halle an der vordern Fronte eines Tempels.

Pronische Zahl (Pronikzahl), die Summe einer Zahl und ihres Quadrats oder ihres Kubus oder ihres Biquadrats, z. B. $a + a^2$, $a + a^3$, $a + a^4$.

Pronoia (gr.), Beiname der Athene als der Göttin kluger Besonnenheit und Umsicht.

Pronomen (v. Lat.), Fürwort, auch Deutewort und Personenwort genannt, ein flexibler Redetheil, der theils als Stellvertreter der Substantive die Gegenstände selbst nach gewissen formellen Beziehungen bezeichnet, theils als begleitendes Bestimmungswort der Substantive gewisse formelle Beziehungen der Gegenstände ausdrückt. Im erstern Falle heißt es P. substantivum (ich, du, wir ꝛc.), im zweiten Falle P. adjectivum (mein, dein, dieser ꝛc.). Nach den Umständen jedoch, unter denen die Pronomina jene Stellvertretung ausüben, unterscheidet man wieder: Pronomina personalia (persönliche Pronomina, Personenwörter), die den Gegenstand bezeichnen, der redet (ich, wir), der angeredet wird (du, ihr) und von dem geredet wird (er, sie, und das P. indefinitum Jemand, Niemand, man); Pronomina possessiva (zueignende Fürwörter), die den Gegenstand als einer Person eigen oder angehörig darstellen (mein, dein, euer ꝛc.); Pronomina demonstrativa (hinzeigende Fürwörter), die auf einen nähern oder entferntern Gegenstand hinweisen (dieser, jener); Pronomina determinativa (bestimmende Fürwörter), die einen Gegenstand anzeigen, um mit ihm eine neue Aussage in Beziehung zu setzen (derjenige, derselbe, solcher); Pronomina relativa (zurückbeziehende Fürwörter), durch welche die Beziehung einer neuen Aussage auf einen angedeuteten Gegenstand ausgedrückt wird (welcher, der ꝛc.); Pronomina interrogativa (fragende Fürwörter), wenn nach Personen oder Sachen gefragt wird (welcher? wer? was für ein? ꝛc.); Pronomina reciproca und relativa (zurückführende Fürwörter), welche die Handlung auf das Objekt zurückführen (ich gräme mich, er überzeugt sich ꝛc.). Der Bildung nach theilt man die Pronomina in Stammwörter (ich, du ꝛc.), abgeleitete (der meinige, deinige, seinige ꝛc.) und zusammengesetzte (derjenige, derselbe, Jemand ꝛc.). Die griechische und lateinische Sprache haben noch besondere Formen zur Andeutung der Qualität (qualis, wie beschaffen) und Quantität (quantus, wie groß), die Pronominalia genannt und sowohl substantivisch, als adjektivisch gebraucht werden. Vgl. W. v. Humboldt, Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem P., Berlin 1830; Bopp, Analyse der drei ersten Pronominalformen, in den „Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften", Berlin 1824—26, und in der Schrift: Ueber den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung, das. 1832.

Pronominalia, s. Pronomen.

Pronomination (v. Lat., gr. Autonomasie), Vermeidung der Nennung eines Namens durch Angabe eines Umstandes, z. B. statt Napoleon: der Sieger von den Pyramiden, statt Schiller: der Dichter des Wilhelm Tell.

Pronunciamento (Pronunciado, span.), öffentliche Kundmachung von Städten, Provinzen oder Untergouverneurs gegen die Regierung, womit Verweigerung des Gehorsams verbunden ist.

Pronuntiation (v. Lat.), s. v. a. Aussprache.

Pronuntiativ (v. Lat.), s. v. a. Indikativ.

Prony, Gaspard Clair François Marie Riche, Baron de, einer der ausgezeichnetsten französischen Ingenieure, 1755 zu Chamlet im Rhonedepartement geboren, bildete sich in der Bauakademie. Im Jahre 1780 ward er Unterkriegsbaumeister, unterstützte 1783 Perronet und Chézy in ihren Arbeiten, ward 1785 Hafenbeamter in Dünkirchen und 1791 Ingenieur en Chef zu Perpignan und Direktor des neu eingerichteten Steuerwesens. Im Jahre 1794 ward er Professor an der polytechnischen Schule und seit 1798 Generalinspektor und Direktor der Bauakademie. Seine Weigerung, Bonaparte nach Aegypten zu begleiten, brachte ihn um dessen Gunst; dafür schmückte ihn die Restauration mit Orden, erhob ihn 1828 zum Baron und 1835 zum Pair. Er † den 29. Juli 1839. Außer zahlreichen kleineren Schriften und Abhandlungen in wissenschaftlichen Journalen schrieb er: „Nouvelle architecture hydraulique" (2 Bde., Paris 1790—96); „Mécanique philosophique raisonnée" (das. 1800); „Recherches physico-mathématiques sur la théorie des eaux courantes" (das. 1804); „Cours de mécanique, concernant les corps solides" (2 Bde., das. 1815); „Description hydrographique et historique des Marais Pontins" (das. 1823, nebst Atlas) u. A. Ueber die unter seiner Leitung seit den ersten Jahren der Revolution im Auftrag der Regierung berechneten, 17 Foliobände füllenden logarithmischen Tafeln, die bis jetzt ungedruckt auf der pariser Sternwarte liegen, berichtet seine „Notice sur les grandes tables logarithmiques et trigonométriques, adaptées au nouveau système métrique décimal" (Paris 1824). Er hat auch viele öffentliche Bauten, besonders Wasserbauten, in Frankreich und Italien ausgeführt. Sein Bruder, Riche de P., begleitete als Naturforscher die Expedition, welche Lapeyrouse aufsuchen sollte, u. † 1797 an den Folgen der dabei erlittenen Beschwerden.

Proömium (v. Griech.), im Allgemeinen etwas, was einem größeren Gesange vorhergeht,

besonders die kleineren Gesänge, welche die Homeriden an Festtagen, bei Opfern &c. der Absingung einer größeren Hymne vorhergehen ließen und deren Inhalt mit dem der Hymne nicht in Verbindung zu stehen brauchte; bei den Neueren s. v. a. Anfang, Eingang, Vorrede eines Buches, worin die Grundsätze angegeben zu werden pflegen, nach denen der Schriftsteller gearbeitet hat.

Propädeutik (v. Griech.), Vorbereitung oder Vorübung, der Inbegriff derjenigen Kenntnisse u. geistigen Uebungen, die zum Erlernen einer Wissenschaft oder Kunst nöthig sind. Streng genommen ist die P. kein Theil der Wissenschaft selbst, sondern eine für sich bestehende Vorbereitungswissenschaft, welche die zu einer Wissenschaft oder Kunst erforderlichen Vorkenntnisse enthält. Auf diese Weise kann jede allgemeinere Wissenschaft P. einer anderen seyn, und man unterscheidet daher auch allgemeine P. oder den Inhalt des für jedes höhere Studium Nöthigen, wozu die Schulkenntnisse gehören, u. besondere P. In letzterer Beziehung sind z. B. die reine Mathematik für die Mechanik und Astronomie, die Botanik und Chemie für die Medicin, die Sprachstudien für die Theologie oder Geschichte propädeutische Disciplinen. Verschieden davon ist eigentlich eine Encyklopädie einer Wissenschaft, die eine kurze und übersichtliche Zusammenstellung ihrer Resultate gibt. Die philosophische P. beschäftigt sich damit, durch vorbereitende Denkversuche dem Geiste Freiheit und Beweglichkeit zu ausgedehnteren Spekulationen zu geben.

Propaganda (v. Lat.), im Allgemeinen jede Anstalt, die Ansichten oder Meinungen zu verbreiten sucht, besonders die Missionsanstalten, welche die christliche Religion unter nichtchristlichen Völkern zu verbreiten suchen, s. Missionen. Congregatio de propaganda fide wird die von Gregor XV. 1622 zu Rom gegründete Gesellschaft zur Verbreitung des Katholicismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei genannt. Dieselbe besteht aus 18 Kardinälen, 2 Prälaten, 1 Ordensgeistlichen und 1 Beamten, die sich nach den Statuten unter dem Vorsitz des Papstes wöchentlich einmal in einem eigenen Palaste versammeln. Sie besitzt eine eigene Druckerei, welche die fernsten Länder mit Breviarien, Meßbüchern und Traktätchen in allen Sprachen versieht. Ihr Hauptfest begeht die Kongregation am 6. Januar, wo eine Akademie gehalten wird und die aus den verschiedensten Ländern gebürtigen Zöglinge des seit 1627 mit ihr verbundenen Collegium seu seminarium de propaganda fide, einer Vorbereitungsanstalt für Missionarien, in ihren Landessprachen Reden halten oder Gedichte deklamiren. Das Institut nimmt auch Proselyten und vertriebene Geistliche auf und verpflegt sie. Vergl. Meyer, Die P., ihre Provinzen und ihr Recht, Gött. 1852. Dann bezeichnet man mit dem Namen P. auch geheime politische Gesellschaften, die seit der französischen Revolution von 1789 meist von Paris aus durch Emissäre revolutionäre Grundsätze in andere Länder zu verpflanzen suchten. Aehnliche Gesellschaften bildeten sich, von der Verbindung „Aide-toi et le ciel t'aidera" ausgegangen, nach der Julirevolution 1830 in Paris, die namentlich in Belgien, Italien und Polen ein ergiebiges Feld der Wirksamkeit fanden. P. machen, für seine Meinungen und Grundsätze Anhänger zu gewinnen suchen.

Propagatio (lat., Fortpflanzung), die Erzeugung neuer Pflanzen vermittelst der Frucht-, Samen- und Sporenbildung.

Pro patria (lat.), fürs Vaterland; P. p. sich schlagen, auf Universitäten im Namen einer ganzen Verbindung, oder Verbindung gegen Verbindung sich schlagen, wo entweder die Chargirten, oder einzelne durchs Loos bestimmte Mitglieder sich duelliren.

Propemptikon (griech.), Abschiedsgedicht, wodurch man Jemandem bei seiner Abreise Glück wünscht. Aus dem Alterthum ist ein solches Gelegenheitsgedicht das „Propempticon Pollionis" betitelte von Helvius Cinna aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., welches an den in den parthischen Krieg ziehenden Asinius Pollio gerichtet, aber nur noch in Bruchstücken (herausgegeben und erläutert von Weichert in „Poetarum latinorum reliquiae", Lpz. 1830) vorhanden ist. Aehnliche Produkte besitzen wir von Horaz, Statius und Sidonius; das von dem Scheidenden dem Bleibenden gewidmete Gedicht nannte man Antipropemptikon. Jetzt ist diese Art von Gelegenheitsgedichten, die noch im 18. Jahrh. sehr beliebt waren, ganz aus der Mode gekommen.

Propertius, Sextus Aurelius, römischer Dichter, geboren in Umbrien, wahrscheinlich zu Assisium um 148 v. Chr., hing frühzeitig den Genüssen der Weltstadt nach und weihete sich ausschließlich dem Dienste der Musen, der Freundschaft und Liebe. Als Freund des Mäcenas wohnte er auf den Esquilien und war im Preise des Augustus eben nicht zurückhaltend. Nicht genug, daß er sich vom öffentlichen Leben ganz und gar zurückzog, so zeigte er sich auch in privaten und persönlichen Verhältnissen weichlich und unmännlich. Was sein Leben ausfüllte, ist auch der Hauptinhalt seiner Gedichte: die Liebe. Er widmete sich ganz der erotischen Elegie, und zwar wählte er zu seinen Mustern vorzugsweise die erst in der augusteischen Zeit zu Rom in Aufnahme gekommenen Alexandriner Callimachus und Philetas, mit denen er eben sowohl die Kleinlichkeit und Unwichtigkeit des Stoffes, als das Kunstreiche und Gelehrte in dessen Behandlung gemein hat. Doch unterscheidet er sich von ihnen wieder durch die Wärme seiner Auffassung und Darstellung mythologischer Stoffe, durch die Seele, die er seinen Dichtungen einzuhauchen weiß, durch das individuelle Leben, welche darin waltet. Eine besondere Virtuosität besitzt er in Beschreibungen; wo er aber einen Anlauf nimmt zu höherem Fluge, wird er bald geschraubt oder sinkt ermattet zurück. Das 1. Buch seiner Gedichte gab er unter dem Titel „Cynthia" besonders heraus (26 v. Chr.); das 2. scheint nicht vor 22 v. Chr. beendigt worden zu seyn; das 3. enthält Gedichte, die nach Inhalt und Behandlung mehr Idyllen, beziehungsweise Satyren sind, als Elegien; das 4. behandelt Stoffe aus der Urzeit und der neuesten Geschichte Roms. Des P. Elegien, zuerst Venedig 1472, seitdem meist mit Catullus und Tibullus zusammen gedruckt, wurden kritisch zuerst von J. Scaliger (Par.

1577) und mit Kommentaren von Bronckhuis (Amst. 1702, 1727), sowie von Burmann (Utr. 1780) herausgegeben. Eine neue Recension lieferte Lachmann (Lpz. 1816, Berl. 1829), der sich die Ausgaben von Jacob (Lpz. 1827), Hertzberg (mit ausführlichem Kommentar, 2 Bde., Halle 1843—45), Keil (Lpz. 1850) und Haupt (mit Catull und Tibull, das. 1853) anschließen. Uebersetzungen gaben Knebel (Lpz. 1798), J. H. Voß (Braunschw. 1830), Strombeck (2. Aufl., das. 1822) und Hertzberg (Stuttg. 1830).

Prophasis (gr.), Vorwand, Scheingrund; die entfernte unerkennbare Ursache zu einer Krankheit; auch s. v. a. Prognose.

Prophet (v. Griech., hebr. Nabi), der Wortbedeutung nach s. v. a. Sprecher, Wortführer an der Stelle eines Anderen, dann bei den Hebräern auf die Mittheilung göttlicher Dinge beschränkt und also von solchen Männern gebraucht, welche im Namen und Auftrag Gottes dessen Willen dem Volke kund thaten, Sprecher und Wortführer seiner Sache, Vertraute seiner Rathschlüsse waren. Die hebräischen P.en sind ein dem hebräischen Volke ganz eigenthümlicher Orden, vom Priesterstande ganz getrennt, ja zuweilen demselben opponirend und ihm an Einsicht und geistiger Regsamkeit bei weitem überlegen. Als erster eigentlicher P. galt Samuel. Durch ihn entstanden die Prophetenschulen zu Gilgal, Jericho u. Bethel, wo die Mitglieder des Ordens in größerer Anzahl zusammen lebten, sich mit ärmlicher Kost begnügend, in Thierfelle oder härene Gewänder gekleidet und mit Uebungen in Musik, Gesang und Poesie, wahrscheinlich unter der Leitung eines Meisters, beschäftigt. Sie hießen Söhne, d. i. Schüler, der P.en. Ihren Lebensunterhalt gewannen sie durch Ackerbau und Viehzucht oder freiwillige Gaben. Durch die Salbung und Uebergabe des Prophetenmantels wurden sie zur Ausübung des prophetischen Berufs wahrscheinlich als Meister autorisirt, lebten dann öfters einsiedlerartig, im Cölibat, oder verheirathet, an bestimmten Wohnsitzen, manchmal in Einöden und auf Bergen, oder zogen im Lande umher. Ihre Thätigkeit bewegte sich zwar vorzugsweise auf dem religiös-moralischen Gebiete; aber als Volkslehrer von göttlicher Machtvollkommenheit und weise Männer standen sie bei allen inneren und äußeren Angelegenheiten dem Volke und den Regenten rathend und warnend zur Seite, griffen selbst unaufgefordert durch ihre Autorität in den Gang der Dinge ein und übten oft am Hofe einen bedeutenden Einfluß aus. Als Dichter und Geschichtschreiber pflegten sie auch die nationale Literatur, und als Inhaber genauerer Naturkenntnisse machten sie sich um das physische Wohl des Volks verdient und standen öfters in dem Geruche von Wunderthätern; ja nach und nach gehörte dem Volksglauben zufolge die Verrichtung wunderbarer Heilungen mit zu den prophetischen Erfordernissen. Außer diesen schulmäßig gebildeten P.en gab es aber auch noch andere, welche, ohne Mitglieder des Prophetenordens zu seyn und ohne eine, so zu sagen, gelehrte Vorbereitung empfangen zu haben, vom eigenen Geiste getrieben als Volkslehrer auftraten, wie Amos der Hirt und die Prophetin Hulda (2. Kön. 22, 14). Wiewohl die P.en in hoher Achtung beim Volke standen, so zogen sie sich doch durch ihre freimüthige Bekämpfung alles untheokratischen und schlechten Wesens, besonders in den letzten Zeiten vor der Katastrophe, oft Verfolgungen zu, und zwar eben sowohl von Seiten des verblendeten Volks, als von Seiten despotischer und götzendienerischer Könige. Im Reiche Israel kamen sie zuerst in Bedrängniß und wurden fast ausgerottet, gleiches Schicksal mit allen frommen Jehovahverehrern theilend. Im Reiche Juda soll König Manasse ein Blutbad unter den P.en angerichtet haben, und vor ihm hatte schon Asa sich an einem P.en vergriffen, so wie unter Joas und Jojakim zwei P.en ihre Freimüthigkeit mit dem Tode büßten. Seitdem blieb die Mißhandlung der P.en eine trübe Erinnerung, welche durch den Eifer der späteren Juden, die Gräber der P.en aufzusuchen und zu schmücken, nur wenig geschwächt werden konnte. Pseudopropheten, falsche P.en, d. h. Volksredner, welche die eben geltenden politischen Principien verfochten und auch dem verderbten Zeitgeiste und der herrschenden Sittenverderbniß das Wort redeten, traten vornehmlich in der letzten drangsalvollen Periode, verbündet mit der Priesterkaste auf, und die wahren P.en Jehovahs geriethen mit ihnen zuweilen in Konflikt und sprachen besondere Vaticinien gegen sie aus. Erst um 800 v. Chr. fingen die P.en an, ihre Aussprüche niederzuschreiben, und die uns erhaltenen Orakel sind größtentheils von ihnen selbst aufgezeichnet und gesammelt. Später während des Exils schrieben auch manche P.en ihre Reden nur auf, ohne sie je mündlich vorzutragen, und schickten sie dann bei den Volksgenossen umher. Die Blüthe des Prophetenthums fällt in die Zeiten der assyrischen Herrschaft. Damals traten die kräftigsten und begeistertsten P.en, ein Jesaia, Micha, Hosea, Joel, Nahum auf. In der chaldäischen Periode vor und bald nach dem Falle Jerusalems wirkten Habakuk, Jeremia, Ezechiel. Während des Exils ging das Streben der P.en besonders dahin, das Volk der väterlichen Religion treu zu erhalten, es zu trösten und durch den Hinblick auf die mögliche Rückkehr aufrecht zu erhalten. Die P.en schreiben und sprechen als Wächter der Theokratie; Alles, was gegen diese sich auflehnt und ihr widerstrebt, namentlich der Götzendienst mit seinem Aber- und Unglauben, Religionsspötterei und Gesetzesverachtung, unterliegt ihrer Rüge. Sie dringen auf Erfüllung des Gesetzes, aber zugleich auf Sittenreinheit, ohne welche der äußere Kult vor Gott keinen Werth habe. Die Strafen, welche sie den der väterlichen Religion abtrünnigen Volksgenossen androhen, sind Einfälle und Verheerungen des Landes durch feindliche Völker, Landplagen und Exil. Ihre Moral bekämpft nicht bloß die gröberen Laster, Ungerechtigkeit, Schwelgerei, Bedrückung der Armen, sondern auch Luxus, Hoffahrt, Eitelkeit, Habsucht und zu großes Selbstvertrauen. Sie zeigen sich größtentheils als scharfsichtige Politiker und rathen fast immer von den Bündnissen mit fremden übermächtigen Nationen ab, theils aus kluger Vorsicht, theils von der Ueberzeugung bestimmt, daß

Gott allein helfen könne, alle menschliche Kraft aber gegen seinen Willen nichts vermöge, wenn er einmal die Züchtigung des Volks in seinem Rathe beschlossen habe. Später, als das Volk fremder Herrschaft unterworfen war, mahnen sie zur Ruhe und warnen vor Aufruhr und Abfall, wodurch zuletzt auch wirklich der völlige Untergang des israelitischen Staatswesens herbeigeführt ward. Auswärtigen Völkern aber, von denen das Volk Gottes so viel zu leiden hatte, wird der Untergang angekündigt, weil sie todten Götzen dienen und sich am Lieblingsvolk Jehovahs versündigt haben, welches Jehovah wohl bisweilen durch sie züchtigen, nicht aber verderben lassen wolle. In sofern die P.en hierbei manchmal historische Thatsachen berühren, sind ihre Orakel wichtige Quellen für die Geschichte mancher Nachbarstaaten der Hebräer. Wieder einen besonderen Kreis prophetischer Reden bilden endlich die sogenannten messianischen Reden und Orakel, die bald allgemeine Verheißungen einer glücklicheren Zukunft, bald Hoffnungen auf die Ankunft eines bestimmten Retters enthalten. David und Salomo waren die glänzenden Sterne einer herrlichen Vorzeit, gegen welche die spätere Zeit des Verfalls grell abstach, indem das früher so siegreiche, von den Nachbarn gefürchtete Volk Gottes jetzt seinem Untergang entgegeneilte. Das Zehnstämmereich fiel, und nun weissagten die P.en um so gewisser den Sturz Juda's. Da sie aber gleichwohl sich die Ueberzeugung zu bewahren wußten, daß Israel Jehovahs Lieblingsvolk sey, welches nie ganz untergehen könne, so schloß sich hieran die Hoffnung auf eine dereinstige Wiederherstellung des Nationalglückes, wie es unter David und Salomo gewesen, von deren Nachkommen Einer, wenn die Schuld der Nation abgebüßt sey, fromm, gerecht und weise sie beherrschen, aus dem Exil zurückführen und alle ihre Feinde unterwerfen werde. In Frieden und ungestörter Ruhe werden dann die frommen Hebräer des Landes erhöhte Fruchtbarkeit genießen; die Tugend und Erleuchtung der wahren Religion wird sich über die ganze Erde verbreiten; die entferntesten Nationen werden, vom Götzendienste zum Jehovahdienste bekehrt, nach Jerusalem zur Anbetung wallen. Alle Bürger des neuen Gottesstaates sind voll prophetischer Begeisterung, ein lauteres Gottesvolk. In sofern sich diese Hoffnungen meistentheils an die Person des künftigen idealen Retters und Königs anknüpfen, heißen sie m e s s i a n i s c h e, von Messias (der Gesalbte, Christus), obwohl dieser Ausdruck nur bei Daniel sich findet. Da es ein Hauptgeschäft der P.en war, das Volk zu warnen und es anzuleiten, aus den Begebenheiten der Vergangenheit und der Gegenwart Regeln für die Zukunft zu ziehen, so geht ihr Blick und ihr Wort häufig in die Zukunft hinüber. Darum haben ihre Reden oft den Charakter mehr oder minder bestimmter W e i s s a g u n g e n. Es sind alle diese aber mehr als Drohungen und Hoffnungen eines bewegten Gemüths, welche dem Uebermuthe die Strafgerichte des Himmels, Untergang und Niederlagen androhen, den Gebeugten aufrichten sollen, zu betrachten, denn als unzweideutige und genaue Bestimmungen künftiger zufälliger Begebenheiten. Einigermaßen genauer werden diese Weissagungen dadurch, daß öfters das feindliche auswärtige Volk mit Namen angeführt wird, durch welches die Israeliten gezüchtigt werden sollen, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, daß die P.en stets dasjenige nennen, welches zu der Zeit, da sie schrieben, das Uebergewicht in Vorderasien hatte und mit den Hebräern in einem feindseligen Verhältnisse stand. Zuerst wird nur den Nachbarvölkern das Strafamt übertragen, dann den Assyrern, als diese gegen Palästina vordrangen, später den Chaldäern und zuletzt den Medern und Persern. Die Einkleidungsweise und äußere Form der Orakel ist am gewöhnlichsten die an das Poetische anstreifende Rede, und zwar hebt dieselbe von der Ruchlosigkeit und dem Unglück des Volks an und droht Strafe an, verheißt aber zuletzt unter der Bedingung wirklicher Sinnesänderung die Wiederkehr glücklicher Zeiten, oder sie hebt vom gegenwärtigen Elend an, geht zur Aussicht auf baldiges Glück tröstend über und schließt mit heiteren Bildern. Nicht selten sucht auch der P. durch eine bedeutsame symbolische Handlung die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erregen, woran er dann zur Erläuterung die prophetische Rede anknüpft. Verschieden hiervon sind die prophetischen Wahrzeichen, die darin bestehen, daß entweder ganz gewöhnliche Dinge, die aber baldigst und in einer gewissen Weise sich ereignen, wie sie der P. vorhergesagt hatte, als Gewähr für die Gewißheit später eintreffender, ebenfalls vorausgesagter Ereignisse dienen (Jes. 7), oder wunderbare Thaten die sichere Erfüllung anderer künftigen Begebenheiten erhärten sollen. Endlich gehört zur prophetischen Einkleidungsweise auch die Vision, welche eigentlich Erzählung, Mittheilung von einem Zustande der Extase im Wachen oder Träumen ist, in welchem der P. sich in die Nähe der Gottheit oder der Engel entrückt fühlte, oder irgend eine bedeutsame Handlung sah, oder selbst mit verrichtete. Die Bedeutung dieser Visionen ist entweder an sich selbst klar, oder es wird dieselbe durch einen Engel gegeben. Die älteren P.en bedienen sich dieser Einkleidungsweise selten und halten sie meist kurz und einfach; die späteren aber gebrauchen sie sehr oft und geben ihr eine kunstvollere Gestalt; zuletzt (bei Zacharia und Daniel) ist sie fast die allein vorherrschende Darstellungsweise, wie sie sich auch in den späteren jüdischen und selbst in christlichen Schriften, wie in der Apokalypse, findet. Die im Alten Testament erwähnten P.en, außer denen, von welchen wir Orakel im Kanon haben, sind nach chronologischer Ordnung folgende: Samuel, Gad, Nathan, Ahia, Schemaja, Iddo, Hanani, Jehu, Micha, Eliezer, Oded, Baesa, Elias und Elisa, Zacharia, Jonas, Oded, Urias; drei Prophetinnen: Debora, Hulda und Noadja. Mit der neuen Ansiedelung der Juden in Palästina verschwand das Prophetenthum, und seit der Tempel wieder aus den Trümmern erstanden, ward keine Stimme eines Sehers weiter vernommen. Die vorherrschende Verstandesbildung, welche die Juden aus dem Exil mitbrachten, verbunden mit der dürftigen politischen Existenz der Nation, die fast jede Spur der alten Theokratie ausgetilgt sah, konnte

dem Geiste keinen prophetischen Schwung mehr verleihen. Selbst die Großthaten der makkabäischen Zeit fanden keine prophetische Verkündigung und in den letzten Aufständen gegen die Römer wurden P.en und Betrüger, Volksverführer oder Gaukler gleichbedeutende Synonyme. Vgl. Knobel, Der Prophetismus der Hebräer, 2 Bde., Berl. 1837. Im Neuen Testament wird die Prophetie zu den Gnadengaben des heiligen Geistes gerechnet und stand dem Zungenreden, der Glossolalie, am nächsten. Man hat sich demgemäß unter den neutestamentlichen P.en Christen zu denken, welche, von augenblicklicher Begeisterung ergriffen, in der Versammlung auftraten und einen die Zuhörer ergreifenden u. begeisternden Vortrag über göttliche Dinge in verständlicher Sprache hielten.

Prophylaxis (griech.), Verfahren, wodurch der menschliche Körper vor Krankheiten geschützt werden soll, sucht theils die eine Bevölkerung umgebenden krankmachenden Einwirkungen im Allgemeinen, z. B. durch Fürsorge für gute Luft, reines Wasser und gesunde Wohnungen, theils besondere schädliche Einflüsse, drohende epidemische Krankheiten abzuwenden, theils das einzelne Individuum durch eine geeignete Gesundheitspflege (Verhütungskuren, wozu z. B. die Brunnenkuren, die schwedische Heilgymnastik, zweckmäßig geleitete Körperbewegung ꝛc. gehören) vor Krankheit zu schützen, theils endlich eine bei einem einzelnen Individuum oder unter einer Mehrheit von solchen schon ausgebrochene Krankheit so zu begrenzen, daß sich nicht andere schwerere Uebel daraus entwickeln. Die prophylaktische Behandlung gründet sich auf die Prognostik, welche lehrt, daß unter den gegebenen Umständen sich der Wahrscheinlichkeit nach eine Krankheit entwickeln wird, welcher wir durch die Anwendung entsprechender Mittel vorzubeugen im Stande sind. Man kann sie in eine radikale und partielle oder palliative theilen; jene hebt die Gefahr der drohenden Krankheit gänzlich auf; diese macht sie nur zum Theil unschädlich. Die P. ist ein wichtiger Theil der Medicinalpolizei, in sofern sie den Ausbruch von Seuchen durch Quarantänen, Absperrung der erkrankten Individuen, Entfernen etwaiger sie veranlassender Momente, wie Sümpfe, Ueberschwemmungen, thierischer Erhalationen ꝛc., zu verhüten sucht. Kontraindicirt ist die P., wenn keine hinreichende Wahrscheinlichkeit einer Gefahr da ist. Die P. hat zu allen Zeiten der Charlatanerie einen weiten Spielraum eröffnet, und die Leichtgläubigkeit des Publikums ist oft genug ausgebeutet worden. Viele als Prophylaktika empfohlene Mittel haben sich nicht bestätigt, wie der von Hahnemann angepriesene Gebrauch der Belladonna gegen Scharlach, und andere können nur schaden, z. B. die noch so häufig angewandten Vorbeugungsaderlasse.

Propinquus (lat.), Verwandter.

Propontis, das kleine Meer, welches durch den Hellespont mit dem Mare internum und durch den thracischen Bosporus mit dem Pontus Euxinus in Verbindung steht, gleichsam das Vormeer des Pontus (daher der Name), mit den Inseln Ophiusa, Elaphonnesus, Proconnesus, Besbicus, Demonesi, Prote ꝛc. und den Küstenstädten Perinthus, Byzantium u. Cyzicus; jetzt Marmarameer.

Proportion (v. Lat.), Verhältnißmäßigkeit, Ebenmaß; im mathematischen Sinne Zusammenstellung von zwei durch das Gleichheitszeichen verbundenen gleichen Verhältnissen (s. Verhältniß); im ästhetischen Sinne eine gewisse, auf Zahlen- u. Größenverhältnissen beruhender Beziehung, in der die einzelnen Theile eines Natur- od. Kunstgebildes zu einander stehen und die auch in der Anschauung unmittelbar vom Sinne aufgefaßt wird, und zwar so, daß sie einen wohlthätigen Eindruck macht. So spricht man namentlich von einer P. des menschlichen Körpers und versteht darunter die Normalgrößen, welche einzelne Theile in Bezug zu den übrigen haben müssen, um für wohlgebildet zu gelten. Daher proportional, verhältnißmäßig, und Proportionalität, Verhältnißmäßigkeit.

Proportionsrechnung, im Allgemeinen das Verfahren, welches mit Hülfe der einfachen oder zusammengesetzten geometrischen Proportion ein Exempel ausrechnen lehrt. Sie zerfällt demnach in einfache (Regel te tri) und zusammengesetzte P. (Regula quinque, Regula septem, Regula coeci, Regula falsi).

Propositio major und **minor** (lat.), der Ober- und Untersatz im Schlusse, s. Schluß.

Proposition (v. Lat.), Vorschlag, besonders Vorschlag einer Regierung, der dem Landtage zur Berathung vorgelegt wird.

Proppen (Pfropfen), kegelförmige Hölzer, mit denen man die in einem Seegefecht durch die feindlichen Kugeln in den Seitenrändern des Schiffes entstandenen Löcher verstopft; sie werden mit Werg umwickelt, mit Theer beschmiert und mit einem Hammer (Mocker) vom Schiffszimmermann eingetrieben.

Proprätor, Einer, der außerhalb der Stadt Rom das Amt eines Prätors (s. d.) versah; auch Bezeichnung des von dem Konsul für seine etwaige Abwesenheit ernannten Legatus oder Quästors. Nach der Einführung der Quaestiones perpetuae blieben alle Prätoren in Rom und gingen erst nach Ablauf ihres Magistratsjahres als Statthalter in die Provinz. Der Senat bestimmte, welche Provinzen konsularische, welche prätorische seyn sollten, und die P.en looßten um letztere gerade so, wie die Konsuln um die ersteren. Auch war der Umfang ihrer Gewalt und Amtsbefugnisse der der Prokonsuln fast gleich. Sie hatten Kriminal- und Civiljurisdiktion und Administration wie jene, Militärgewalt aber nur in dem Falle, wenn die obwaltenden Verhältnisse dies nöthig machten, was selten geschah, da die P.en in der Regel in die friedlichen, nicht von feindlichen Einfällen beunruhigten Provinzen gesandt wurden. Dem Rang nach standen die P.en den Prokonsuln eben so nach, wie die Prätoren den Konsuln. Sie hatten nur 6 Liktoren, während die Prokonsuln deren 12 hatten, auch ein kleineres Heer und Gefolge. So wie es Prokonsuln gab, welche vorher nicht Konsuln gewesen, so gab es auch P.en, welche nicht die Prätur bekleidet hatten. Im Uebrigen gilt von den P.en das von den Prokonsuln Gesagte. In der Kaiserzeit hießen die gewesenen Prätoren als Provinzialstatthalter Prokonsuln und es gab keine eigentlichen P.en mehr.

Propria auctoritate (lat.), aus eigener Gewalt, aus eigener Machtvollkommenheit.

Propria causa (lat.), in eigener Angelegenheit.

Propria laus sordet (lat.), Sprüchwort: Eigenlob stinkt.

Propria manu (lat.), mit eigener Hand, eigenhändig.

Proprietät (v. Lat.), Eigenschaft von etwas; dann Eigenthum; daher Proprietätsrecht, das Recht, über eine Sache nach Willkür zu verfügen, namentlich das Veräußerungsrecht und die Befugniß, sich im Besitz aller Nutzungs- und Eigenthumsrechte zu schützen, dem bloßen Nutzungsrechte entgegengesetzt.

Pro primo (lat.), fürs Erste.

Proprio Marte (lat.), auf eigne Faust, ohne Beihülfe, besonders von schriftlichen Stylübungen.

Proprio motu (lat.), aus eigenem Antriebe.

Propst (v. lat. praepositus), ursprünglich Amtstitel für Denjenigen, der in Stiftern und Klöstern die Oekonomie zu verwalten hatte; jetzt einer der ersten geistlichen Würdenträger in katholischen Stiftern (in Kathedralstiftern Dompropst), folgt im Range gewöhnlich nach dem Bischof oder Abt, anderwärts erst nach dem Dekan; zuweilen, z. B. in Ellwangen, auch oberster Vorgesetzter des Stifts; ferner der geistliche Vorsteher und Beichtvater eines Nonnenklosters; in der protestantischen Kirche an manchen Orten, besonders in Berlin, Breslau und anderen Städten Norddeutschlands, Titel der Pastoren an den Hauptkirchen. Anderwärts ist derselbe vermöge alter Stiftungen mit den obersten Predigtämtern an gewissen Kirchen verbunden. Der Feldpropst ist in Preußen die erste Instanz der Divisions- und Brigadeprediger.

Propstei, die Stelle und die Wohnung eines Propstes; die zur Stelle eines Propstes gehörigen Einkünfte 2c.

Propugnaculum, bei den Römern Schutzwehr, Vormauer, Festungswerk, Bastei; Propugnacula, Thürme auf den Schiffen, welche gewöhnlich beim Anfang eines Seetreffens errichtet wurden, um vermittelst der Wurfmaschinen von da Steine und Geschosse herabzuwerfen, gewöhnlich 2–3 Stockwerke hoch.

Propus, Stern 4. Größe im Sternbild der Zwillinge, zur Linken des Sterns am südlichen Horn des Stiers, vor den Zwillingsfüßen. Hier ist der erste Punkt des Krebses und die Milchstraße geht hier durch den Thierkreis.

Propyläen (v. Gr.), mit Säulen umgebene, zu einem Tempel führende Vorhalle, besonders die der Akropolis in Athen; s. Athen.

Proquästor, in Rom der Quästor, welcher für den eigentlichen Provinzialquästor eintrat, wenn dieser gestorben od. abgegangen war, auch der gewesene Quästor, dessen Amt prorogirt worden war. Vgl. Quästor.

Pro quota (lat.), verhältnißmäßig.

Prora (lat.), das Vordertheil des Schiffs.

Prora, Bergkette in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Bergen, auf der Insel Rügen und dabei östlich der Meerbusen Prorerwieck.

Pro rata (lat.), nach Verhältniß eines Jeden, der Etwas zu erhalten oder zu zahlen hat, Gegensatz von in solidum, wenn jeder Einzelne das Ganze empfangen kann oder leisten muß.

Prorektor (v. Lat.), auf Universitäten der Stellvertreter des Rektors und, da dieser meist der Landesfürst ist, die erste an Ort und Stelle befindliche Magistratsperson der Universität. Das Prorektorat wechselt meist jährlich oder halbjährlich. S. Universitäten.

Prorogation (v. Lat.), in Rom Verlängerung des Imperium, des Magistratsjahres oder der Provincia über die gesetzliche oder ursprünglich bestimmte Zeit hinaus, welche durch ein Senatuskonsult oder Plebiscit, ausnahmsweise auch durch letzteres allein erfolgte; dann die auf Ansuchen zugestandene Uebertragung, Verschiebung einer Handlung, besonders die Verschiebung gerichtlicher Verhandlungen. P. der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn sich Jemand einer Gerichtsbarkeit unterwirft, welcher er gesetzlich nicht unterworfen ist.

Prosa (v. lat. prosa oder eigentlich prorsa, sc. oratio, d. i. die gerade und schlicht vor sich hin gehende Rede), eine der beiden Darstellungsweisen, deren sich der menschliche Geist zum Ausdruck seiner Gedanken durch die Sprache bedient, nämlich Ausdruck von Begriffen durch die Sprache, also, im Gegensatze zur Poesie als der Sprache der Anschauung, des innern Gemüthslebens, der Phantasie, die Sprache des Denkens, der Reflexion, der belehrenden Mittheilung des klar und bestimmt Gedachten und Erkannten. Als die Sprache der Reflexion bedarf die P. der Mittel nicht, deren sich die Poesie zur Darstellung des Schönen bedient. Sie ist weder durch Reim, Vers und strophische Abtheilung gebunden, noch auch ist sie in der Wahl ihres Ausdrucks so beschränkt, wie die Poesie. Deshalb nennt man sie auch ungebundene Rede (oratio soluta), im Gegensatz zur gebundenen, der Poesie, und die Alten nannten sie eine zu Fuß gehende Rede (pedestris oratio), weil sie verständig und geräuschlos dahergeht und keines Zügels bedarf. Die P. kann, als Form der Sprachdarstellung betrachtet, in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch seyn; die höhere prosaische Darstellung kann, sich über die gemeine, bloß verständige und abstrakte Denkart erhebend, poetischen Sinn und Geist athmen; aber sie darf nicht die poetische und prosaische Form vermischen, wie es die sogenannte poetische P. thut, die immer eine Zwittergattung seyn wird. Die Forderungen, welche man an eine gute P. stellt, entspringen aus dem Zweck derselben, welcher Wahrheit, das Eindringen in das Wesen der Dinge ist. Sie muß zuerst grammatisch vollkommen seyn, das heißt der Sprachausdruck muß nach den Regeln der Grammatik richtig, korrekt und rein seyn; sie soll ferner die auszusprechenden Gedanken in ihrem logischen Zusammenhange klar, deutlich und bestimmt entwickeln. Zu ihrer ästhetischen Forderung gehören: Gediegenheit, Feinheit (urbanitas) und Charakter, welcher der Diktion erst Leben und Farbe gibt. Unter den Hauptarten der P. ist zunächst die dialogische P., als die der gewöhnlichen Konversationssprache am nächsten liegende, zu

nennen. Sie hat sich besonders für die abhandelnde Darstellungsweise beliebt gemacht, weil durch sie die Erörterung spekulativer oder praktischer Gegenstände mehr Leben, Bewegung und Abwechslung gewinnt. Meister in der Kunst des Dialogs ist Plato. Den satyrischen Dialog verstand Lucian mit unnachahmlicher dialektischer Schärfe, schneidendem Witze und in eleganter, lebhafter und sinnreicher Kürze zu führen. Der dialogischen Mittheilungsweise steht die briefliche am nächsten, in welcher die ganze Individualität des Schreibenden hervortritt. Wärme, Wahrheit, Naivetät und Ungeschminktheit sind ihr Zauber. Die rednerische P. hat viele Berührungspunkte mit der poetischen Darstellungsweise, indem sie nicht selten mehr auf das Gefühl und die Phantasie, als auf den Verstand zu wirken sucht. Sie bietet die meiste Gelegenheit, Genie und Kunst zu entwickeln, während die historische P. vor Allem materielle Treue und Wahrheit, Klarheit und Ruhe erfordert; sie muß einfach, schmucklos, ohne rhetorische und poetische Figürlichkeit, dabei richtig, gebildet, gediegen, bestimmt und anschaulich seyn. Dieselben Forderungen sind an die eigentlich didaktische P., namentlich an die philosophische zu stellen. Die alten Philosophen erstrebten auch hier eine gefällige, kunstmäßige Darstellung, während die neueren zu sehr in den Terminologien der Schule befangen sind, um zu einer klaren, allgemein verständlichen Darstellungsweise gelangen zu können. Die Frage, ob es gestattet sey, Werke der poetischen Produktion in prosaischer Form zu geben, würden die alten Griechen entschieden verneint haben, da bei ihnen der poetische Inhalt von der poetischen Form unzertrennlich war. Aber manche Dichtungsarten, welche die Veranschaulichung des wirklichen Lebens durch die Phantasie erstreben, wie der Roman, lassen kaum eine andere als die prosaische Darstellungsweise zu. In Bezug auf das Drama ist zu bemerken, daß zwar der Vers dem Ganzen einen höheren Schwung, einen romantischen Schmelz und Duft, im Allgemeinen eine Weihe verleiht, welche die P. nicht erreichen kann und daß der Vers uns von vorn herein in ein Gebiet erhebt, welches über die engeren Grenzen der Alltagswelt hinausliegt; daß dagegen die P. für feine, pikante Wendungen, für den raschen, leichten Dialog, für die springende Kürze der Rede u. Gegenrede geeigneter ist. Daher wird die P. in allen Dramen, in denen das konversationelle Element vorwaltet, mit größerem Glück anzuwenden seyn, und während in Dramen, welche dem bürgerlichen Charakter fern liegen und heroische Situationen, gewaltige Charaktere und außergewöhnliche Leidenschaften und Begebenheiten zur Grundlage haben, der Vers an seinem Platze ist, wird in bloßen Hof- und Familiengemälden, im Lust- und Intriguenspiel die P. natürlicher und täuschender zu uns sprechen. Uneigentlich und bildlich versteht man unter P. auch die nüchterne Wirklichkeit, besonders das gewöhnliche Leben, und pflegt Darstellungen, die sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen. Vgl. Styl.

Pro saldo (ital.), was nach Abschluß einer Rechnung baar zu bezahlen oder zu empfangen ist.

Proscenium, s. Theater.

Proscriptio, in Rom öffentliche Bekanntmachung durch Anschlag, z. B. von einem Verkauf; dann Aechtung, wobei die Namen der Geächteten öffentlich auf einer Tafel ausgehängt wurden. Die Güter der Geächteten wurden als ein Ganzes durch den Quästor auf dem Forum sub hasta verkauft. Die Proskription datirt von Sulla, der ihr die Gestalt eines Rechtsinstituts mit dauernden rechtlichen Folgen gab. Nach seinem ersten Siege ließ er durch den Senat seine persönlichen Feinde für Feinde des Staats erklären, wodurch sie vogelfrei wurden u. ihre Güter dem Staate anheimfielen. Als er aber von dem mithridatischen Kriege heimkehrte, stellte er, ohne sich erst an den Senat oder das Volk zu wenden, sofort ganz willkürlich und eigenmächtig Proskriptionslisten auf, wodurch mehre Tausende der reichsten u. angesehensten Männer der Rache des grausamen Siegers preisgegeben wurden und die schönsten Güter für Spottpreise in den Besitz der nichtswürdigsten Menschen kamen. Erst nachdem der Allgewaltige seine Rachsucht gestillt hatte, dachte er daran, seine blutige Maßregel gesetzlich bestätigen zu lassen, was durch die Lex Valeria geschah. In dieser ward festgesetzt, daß die Güter der Proskribirten verkauft werden sollten, daß Jeder jeden Proskribirten ungestraft tödten könne; daß die Nachkommen der Proskribirten nicht bloß alle Ansprüche auf das väterliche Vermögen verlieren, sondern auch von der Bewerbung um Ehrenstellen und Staatsämter ausgeschlossen werden sollten (welche ungerechte Bestimmung Cäsar wieder aufhob); daß Diejenigen gestraft werden sollten, welche einem Proskribirten zur Rettung behülflich wären. Cäsar ließ jedoch als Prätor die Mörder der Proskribirten belangen. Dem Beispiele Sulla's folgten die Triumvirn Octavian, Antonius und Lepidus, indem sie es ebenfalls für überflüssig hielten, die Aechtung ihrer Gegner vom Senat aussprechen zu lassen. S. Rom (Geschichte).

Prosecco (Prosecho), Dorf im österr.-illyr. Kommercialbezirk Triest, bei Contovello, an der görzer Straße, mit 600 Einwohnern; baut den unter dem Namen P. bekannten süßlichen, dunkelrothen Wein, der halb vergohren dem Champagner gleicht und den schon die Alten kannten. Livia, die Gemahlin des Augustus, soll diesem Wein ihr hohes Alter zu verdanken gehabt haben.

Prosektor (v. Lat.), s. v. a. Zergliederer, besonders in anatomischen Lehranstalten der dem Lehrer beigegebene Gehülfe. Derselbe hat die Kadaver zur Demonstration vorzubereiten, die anatomischen Präparate für den Unterricht oder zur Bereicherung des anatomischen Kabinets der Anstalt anzufertigen &c.

Proselyten (v. Gr.), Fremdlinge, Ankömmlinge, Hinzugekommene, in Beziehung auf Religion Diejenigen, welche eine Religion oder Religionspartei verlassen, um sich zu einer andern zu bekennen, und im Allgemeinen Jeder, der von irgend einer Partei (etwa einer politischen) zu einer andern übergeht. Bei den Juden unterschied man die sogenannten P. oder Fremdlinge der Pforte oder des Thors und die P. oder Fremdlinge der Gerechtigkeit. Erstere, welche man auch Judengenossen nannte, hie-

ßen Diejenigen, welche den Götzendienst verließen u. den einzigen wahren Gott nach den sogenannten sieben noachitischen Geboten verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen Vorschriften des mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie hatten ihren Namen davon, daß sie nur in den Vorhof des Tempels zugelassen wurden und an der Pforte oder dem Thore des Innern standen. Es war ihnen erlaubt, in dem Lande Israel, aber nur in den Vorstädten und Flecken zu wohnen. Solcher P. gab es zu Salomo's Zeit 150,000, die von den Kanaanitern abstammten und am Tempelbau arbeiteten. Die P. der Gerechtigkeit waren Personen, welche dem Heidenthum entsagt und den Judaismus völlig angenommen hatten; sie waren beschnitten u. hatten sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verpflichtet. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe, die sogenannte Proselytentaufe, d. h. sie wurden an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine mit Wasser gefüllte Cisterne getaucht. Diese Taufe wurde nur an denjenigen Kindern eines Proselyten wiederholt, welche eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter 12 und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern und, im Falle diese sich weigerten, ohne Zustimmung und Unterstützung der Gerichtsbeamten nicht P. werden. Hierauf wurden sie als von Neuem geboren betrachtet, so daß die Aeltern nun nicht mehr als solche angesehen u. heidnische Sklaven dadurch frei wurden. Solche P. erfreuten sich derselben Rechte, derselben Religionsgebräuche u. Ceremonien, als die geborenen Juden. Wenn übrigens auch die Pharisäer zuweilen P. zu machen gesucht haben, so ist doch die Proselytenmacherei dem Judenthum selbst fremd. Löwenproselyten hießen die Samaritaner in Beziehung auf die alte Nachricht, daß sie durch den Einfall vieler Löwen für den Mosaismus gewonnen wurden. Proselytenmacherei heißt jetzt das zudringliche Bestreben, Bekenner einer andern Religion in die eigene herüberzuziehen.

Proserpina (gr. Persephone, auch Phersephone, Persephassa u. Phersephassa, bei den Römern auch Juno infernalis, Avernalis, Stygia), Gemahlin des Pluto und Königin der Unterwelt, nach der gewöhnlichen Genealogie Tochter des Zeus und der Demeter, nach Andern des Kronos und der Rhea. Pluto raubte sie mit des Zeus Bewilligung und machte sie zu seiner Gemahlin. P. tanzte einst in dem Reigen der Nymphen, den Athene und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wiese. Von dem Reigen sich entfernend, las sie mit einigen Gespielinnen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa blühende Narcissen, hundert Blumen aus einer Wurzel, hervor, und Götter und Menschen staunten ob der Schönheit der Blumen. Das Mädchen brach sie, aber durch die Zauberkraft derselben bethört, entfernte es sich zugleich von seinen Gespielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Pluto stieg aus tiefer Kluft in den mysischen Gefilden mit unsterblichen Rossen aus der Erde empor, ergriff die P. und entführte sie auf goldenem Wagen durch dieselbe Kluft zur Unterwelt. Ceres erfuhr bald den Verlust der geliebten Tochter und suchte dieselbe mit der an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde. Endlich erzählte ihr die Nymphe Arethusa den Vorgang, oder Helios entdeckte ihr den Aufenthalt der Tochter. Nun bat sie den Jupiter, daß er ihr ihre Tochter wiedergeben möge, und dieser sagte es zu, wenn P. im Reiche der Schatten noch nichts genossen hätte. Dies war jedoch der Fall. Als nun Merkur, von Jupiter gesandt, in die Unterwelt kam, um die Geraubte in die Arme ihrer Mutter zurückzuführen, bat Pluto sie flehentlich, daß sie ihm ihre Liebe schenken und, wenn sie zur Oberwelt zurückkehren wolle, doch als seine liebende Gattin wiederkehren möge. P. willigte endlich ein und aß die Hälfte des Granatapfels, den ihr Hades reichte, worauf sie mit Merkur auf die Oberwelt zurückkehrte, um ihre Mutter noch einmal zu umarmen. Jupiter erlaubte ihr nun, zwei Theile des Jahres im Olymp zuzubringen. Die Grundzüge des Mythus finden sich schon bei Homer und Hesiod, dann in vielen andern Hymnen und Gedichten. Später ward die Fabel immer mehr ins Mystische, Allegorische u. Symbolische hinübergezogen, so daß P. zuletzt ein kosmisches All- und Urwesen ward, welches in die herkömmliche mythologische Dichtung gar nicht mehr passen will. Nicht minder alt sind die lokalisirenden Auffassungen des Mythus, in welchen einzelne Gegenden sich jene mythologischen Vorgänge zu vindiciren pflegten. Wo frisches Wiesengrün, blumige Auen waren, da dachte man sich gern den Ort, wo P. im Kreise der Nymphen gespielt habe, vornehmlich wenn sich in der Nähe zerklüftetes Gebirg mit Höhlen und scheinbar unterirdischen Eingängen fand, aus welchen die Sage dann den Räuber des Demeterkindes hervorbrechen, oder in welche sie ihn mit der Beute verschwinden ließ. Später pflegten in Hellas Eleusis und Hermione, in Asien das karische Nysa und Heraclea pontica, im Westen, namentlich auf Sicilien die Gegend bei Syrakus und die Umgegend von Enna als die Punkte gefeiert zu werden, wo der Raub ausgeführt worden. Was den zwischen der Mutter und dem Räuber abgeschlossenen Vertrag anlangt, wonach die Unterwelt ihre Beute wenigstens für einen Theil des Jahres an die heitere Welt der Olympier entlassen muß, so soll dadurch die Natur des im Wechsel der Jahreszeiten kommenden und gehenden vegetativen Lebens, ja in allgemeinerer Bedeutung die ewige Metamorphose des zwischen Leben und Tod schwankenden kreatürlichen Lebens überhaupt symbolisirt werden. Außer dem Mythus vom Raube der P. gibt es auch noch viele kleinere Sagen, in denen P. bald von ihrer einen Seite als Demeterkind, bald von der andern als thronende Gemahlin des Pluto erscheint. Als Göttin der Unterwelt stand P. der Hecate und der mit dieser öfters identificirten Artemis nahe; daher wird sie auch Mondgöttin genannt und es werden die Attribute der Hecate auf sie übertragen. Der orphischen Dichtung eigenthümlich ist die Angabe, daß P. von Zeus, ihrem Vater, der ihr in Gestalt einer Schlange beigewohnt haben soll, den Zagreus geboren habe. Ueberhaupt ward P., mit einer ganzen Reihe an-

derer Gottheiten identificirt, ein pantheistisches Wesen, dessen Begriff nur durch Anhäufung vieler Ephiteta umschrieben werden konnte, wie dies in vielen orphischen Hymnen geschieht. Was den Kultus der P. anlangt, so erinnerten die ihr zu Ehren gefeierten Feste an die wechselnden Zustände der P., an ihr Kommen u. ihr Gehen, ihre Vereinigung mit der Mutter oder mit dem Gemahl, oder waren solche, die sich auf Todtendienst und Todtenorakel bezogen, oder endlich eigentliche Mysterien. Beim Kommen ward die Göttin mit Blumen und heiteren Gebräuchen verehrt, bei ihrem Gehen mit entsprechenden Gebräuchen düsterer Art. P.'s vielgestaltetes Wesen eignete sich wenig zu bestimmten künstlerischen Darstellungen. Als Demetertochter ist sie mit Jugendreiz angethan und hat Blumen, jugendlichen Schmuck, ein Gefolge von Nymphen und andern jugendlichen Gottheiten, besonders von Artemis und Athene den Korb, und als Herrin der Mysterien die mystische Lade, als Gemahlin des Pluto aber königliche Insignien und die Fackel zu Attributen. Dazu kommen dann noch solche Abbildungen, wo sie als Libera oder der Artemis, der Hecate, der Aphrodite sich annähernd abgebildet ward. Sichere Köpfe der P. geben Münzen, und zwar erscheint sie darauf mit schlankem Halse, Halsketten u. Ohrringen, über dem Nacken zusammengeknotetem Haar und einem Aehren- und Epheukranze. Der Raub der P. ist ein sehr beliebter Gegenstand der plastischen Darstellung gewesen.

Prosit (lat.), wohl bekomm's! der unter Studenten gebräuchliche Gruß, der gewöhnlich mit Re (Reprosit!) beantwortet wird.

Proskau, Marktflecken (Städtchen) in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk und Kreis Oppeln, hat 2 katholische Kirchen, ein Hospital, bedeutende Fayence- u. Steingutfabrikation, Steindruckerei u. 650 Einwohner.

Prosna, preußischer und russisch-polnischer Fluß, entspringt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, fließt auf der preußischen und russisch-polnischen Grenze gegen Norden, bildet einige Seen und mündet südwestlich von Peisern in die Warthe, links; Lauf: 24 Meilen.

Prosodik (Prosodie, v. Gr.), die Lehre von der Geltung der Sylben nach der Zeitdauer (Sylbenmaß, Quantität), gilt als ein Theil der Grammatik und wurde in den älteren Grammatiken als Anhang, später richtiger in der Formenlehre mit abgehandelt. Die Länge und Kürze der Sylben wird entweder durch ihren inneren Gehalt, durch ihre Dauer oder ihre Quantität, oder durch den Accent, d. i. die schwere u. leichte Betonung der Sylben, bestimmt. Jenes ist das Zeitmaß (Quantität), dieses das Tonmaß (Accent) der Sylben. Der erste Bestimmungsgrund ist der antiken Poesie eigen, der letztere ist die vornehmste Richtschnur der neueren Prosodie. In der antiken Poesie erscheinen die Sylben beim Gebrauche nur in zweierlei Naturen; sie sind entweder kurz (⏑, zu deren Aussprache man nur ein Zeittheil [mora] gebraucht), oder lang (—, zu deren Aussprache zwei Zeittheile erforderlich sind). Lang sind Sylben entweder von Natur (wenn ihr Vokal in der Aussprache gedehnt wird, oder wenn sie einen Diphthongen in sich haben), oder durch die Stellung der Vokale vor gewissen Konsonantenverbindungen (Position), z. B. wenn auf einen Vokal zwei Konsonanten oder ein Doppelkonsonant (x, z) folgen; eine Ausnahme macht die Verbindung einer muta mit einer liquida (z. B. bl, kr), und auch sonst gilt für die lateinische Poesie diese Regel nicht durchgehends. Kurz sind alle Sylben, welche in jener Regel nicht inbegriffen sind, namentlich die, deren Vokal e und o ist, wogegen die mit a, i und u als Vokale von unbestimmter Geltung (ancipites, ⏓) nach dem Gebrauche zu bestimmen sind. Eine bestimmte Regel ist die: Vocalis ante vocalem brevis est (ein Vokal vor dem andern ist kurz); dagegen galt in der antiken P. der jetzt anerkannte Satz, daß alle Stammsylben lang sind, nicht allgemein. In der griechischen Sprache ist der Accent häufig das Erkennungszeichen, ob solche Sylben von Natur lang oder kurz sind; in der lateinischen dagegen, wo Accente nicht gebräuchlich waren, muß die Beobachtung des dichterischen Gebrauchs die wahre Geltung lehren. Indessen erlaubten sich die Dichter in beiden Sprachen nicht selten Abweichungen von der Regel. So steht bisweilen, wo das Versmaß eine lange Sylbe erforderte, eine kurze, dies jedoch nur bei der Hebung (Arsis) des Versabschnittes, wo der Versaccent der Sylbe eine Geltung gibt, die sie von Natur nicht hat. Auch das Zeitalter brachte mehre Verschiedenheiten in die Prosodie, wie denn die späteren Dichter um Vieles genauer u. ängstlicher maßen, als die älteren; endlich hatte die Verschiedenheit der Dichtungsart selbst nicht geringen Einfluß auf dieselbe. Die neueren Sprachen gelten allgemein als accentuirend. Für die deutsche Sprache hatte man lange Zeit keine Bestimmungen, weil die Sylben des Verses nicht gemessen, sondern gezählt wurden und seine Hauptmerkmale früher in der Alliteration u. Assonanz, später im Reime bestanden, die für den Mangel größeren Rhythmenreichthums entschädigten. Erst als Ramler u. Klopstock die Nachbildung antiker Rhythmen in der deutschen Sprache versuchten, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Moritz mit seinem „Versuch einer deutschen Prosodie" (Berlin 1786) brach die Bahn; er maß zuerst die Sylben nach ihrem inneren Gehalte, so daß Sylben, welche Grundbegriffe enthielten, ein längeres Maß bekamen, als Ableitungs- und Bildungssylben. J. H. Voß, in der „Zeitmessung der deutschen Sprache" (Königsberg 1802), ließ die Bestimmung der Quantität schon nicht mehr von dem inneren Werthe allein, sondern auch von den äußeren Gründen abhängen und statuirte hiermit schon eine Position. Nach dem Muster der alten Grammatiker hatte man bisher nur zwei mögliche Quantitäten gekannt, Kürzen und Längen, die als aus zwei Kürzen bestehend angesehen wurden. Da schuf Apel eine neue, nach musikalischen Gründen bestimmte Rhythmustheorie, indem er zeigte, daß die bisherige Annahme von kurzen u. langen Sylben viel zu beschränkt sey, da das musikalische Gehör mancherlei Zwischennüancen be-

merke. Nach ihm gab es dreizeitige Sylben (Stammsylben, z. B. krank, Zeit), zweizeitige (Stammsylben, deren Aussprache gezogen wird, wie Unzeit), einzeitige (Bildungssylben mit schwachem Ton, z. B. te in hatte) und halbzeitige (fast tonlose Bildungssylben, z. B. be in bekennen). Vgl. Grotefend, Anfangsgründe der deutschen Prosodie, Gießen 1815; Friese, Deutsche P., Stralsund 1837; Minkwitz, Lehrbuch der deutschen P. und Metrik, Leipzig 1844; Vernaleken, Deutsche Verskunst, St. Gallen 1847; Spitzner, Versuch einer Anweisung zur griechischen P., Gotha 1823; Friedemann, Praktische Anleitung zur Kenntniß und Verfertigung lateinischer Verse, 5. Aufl., Leipzig 1844.

Prosodion, bei den Griechen Hymnus, welcher von einem Chor unter Begleitung von Flöten u. in feierlicher rhythmischer Bewegung abgesungen ward, wenn der festliche Zug sich dem Tempel oder dem Altare der Gottheit näherte. Dergleichen Hymnen bezogen sich besonders auf den apollinischen Kultus und wurden namentlich bei den delischen Festzügen gesungen. Namhafte Lyriker haben diesen Zweig der heiligen Poesie bearbeitet; so Bacchylides und Pindar.

Prosopalgie (v. Gr.), Gesichtsschmerz (s. d.).

Prosopis (Süßhülsenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Mimoseen, Bäume und Sträucher in Südamerika und Ostindien, von denen P. juliflora *Dec.*, auf den Antillen, besonders Jamaica u. Hayti, 6—8, oft auch 30 Fuß hoch, mit walzenförmigen Blüthenähren und stark zusammengedrückten Hülsen, ein Gummi liefert, welches in Westindien statt des Gummi arabicum benutzt wird; P. spicigera *Willd.*, in Ostindien, in den langen, zusammengedrückten Hülsen ein braunes, honigartiges Mark hat, welches seines Wohlgeschmackes wegen häufig gegessen u. als Heilmittel ähnlich wie das Johannisbrod angewendet wird. Auch andere Arten dieser Gattung haben süße, angenehm schmeckende Hülsen.

Prosopographie (v. Gr.), Personenschilderung, in neuerer Zeit besonders die Beschreibung der Lebensverhältnisse und Charaktere solcher Personen, die in schriftstellerischen Werken als redend oder handelnd auftreten und von deren genauerer Kenntniß das Verständniß und die Würdigung jener Werke selbst abhängt. Wir besitzen von Groen von Pinsterer eine „Platonica prosopographia" (Leyden 1823), von Estrée eine „Horatiana prosopographia" (Amsterdam 1844). Dahin gehört auch Miß Jamesons „The femal characters of Shakespeare" u. A.

Prosopolepsie (v. Gr.), das Rücksichtnehmen auf Personen und persönliche Verhältnisse, das die Gerechtigkeit eines Urtheils hindert.

Prosopopöie (v. Gr., lat. Personificatio), rhetorische Figur, wodurch ein vernunftloses, lebloses oder entferntes Wesen als vernünftiges, lebendiges oder gegenwärtiges angeredet oder redend oder handelnd eingeführt, oder das Vergangene oder Zukünftige als gegenwärtig dargestellt wird. Eine lebhafte Vergegenwärtigung eines solchen personificirten Begriffs heißt eine Vision (Gesicht), womit meist die Apostrophe verbunden ist.

Prospekt (v. Lat.), Aussicht, Ansicht, Aufriß, Darstellung der äußeren Ansicht eines Gebäudes rc.; Uebersicht, Darlegung des Plans und Inhalts einer Sache, besonders eine vorläufige Anzeige eines literarischen Werks mit Angabe des Inhalts u. Probe von der Einrichtung, dem Druck, Format uud Papier desselben.

Prosper, angeblicher Verfasser einer an die Chronik des Hieronymus sich anschließenden lateinischen Chronik von 379 — 455 n. Chr., welche in zweifacher Gestalt vorhanden ist; einmal als „Chronicum consulare", weil darin die Ereignisse nach den Jahren der Konsuln angemerkt sind, u. dann als „Chronicon imperiale", oder nach dem ersten Herausgeber P. Pithöus (Paris 1588), „Pithoeanum Chronicum", worin die Begebenheiten nach der Reihenfolge der römischen Kaiser verzeichnet sind. Jenes wies man dem Prosper Aquitanicus als dem Verfasser zu, der sich auch als christlicher Dichter durch einige noch vorhandene Dichtungen, sowie als Anhänger des Augustinus durch theologische Streitschriften bekannt gemacht hat und um 450 starb; dieses nahm man für ein Werk eines Prosper Tiro, dem man auch eines der kleineren Gedichte des anderen Prosper, das von Anderen auch dem Paulinus von Nola beigelegt wird, zuschreibt: „Adhortatio ad conjugem". Beide finden sich in der benediktiner Ausgabe des P. Aquitanicus (Par. 1711), in der Bibl. Patr. max. (Leyden 1688, Bd. VIII), das Chron. consulare meist in den Ausgaben der Chronik des Hieronymus; erweitert ward es herausgegeben von Labbé (Par. 1677) u. Roncalli (Padua 1787).

Prossnitz (Prostiegow), Stadt im österreich.-mährischen Kreise Olmütz, am Eingange der weiten und sehr fruchtbaren Hannaebene, an der Rumza, hat einen Magistrat, ein Salz- u. Wegmauthamt, Postamt, 3 Kirchen, ein Kloster der barmherzigen Brüder, Spital, Feldbau, Spargelbau, Fabrikation von Tuch- und Kasimir, sowie von baumwollenen und ledernen Waaren, Leinwebereien, Branntwein- u. Rosogliobrennereien, Handel (die stärksten Getreidemärkte Mährens) und 8550 Einwohner, darunter 1500 Juden.

Prostata (v. Gr.), Vorsteherdrüse, s. Geschlechtstheile.

Prosthesis (griech.), die Verlängerung eines Worts durch Hinzufügen einer Sylbe am Anfang desselben, z. B. Gnatus statt Natus, dieweil statt weil.

Prostitution (v. Lat.), Preisgebung, besonders Selbstpreisgebung eines Frauenzimmers zur Unzucht, wenn dieselbe mehr oder minder offen als Gewerbe betrieben wird. Schon das früheste Alterthum kannte feile Frauen, die ihre Reize für Geld preisgaben. Das Hetärenwesen der Griechen war nichts Anderes, als eine dem Kulturzustand des Volks gemäß verfeinerte P., die jedoch oft genug in den Schmutz der höchsten Gemeinheit herabsank (s. Hetären). Wie in Griechenland, so trug auch in Rom der Venuskult nicht wenig zur Ausbildung des Prostitutionswesens bei. Die Römer hatten öffentliche Freudenhäuser und selbstständige Lustdirnen (s. Meretrix), und in ihren Bädern pflegten sich feile Frauen einzufinden, um die Sinnlichkeit für ihr Gewerbe auszubeuten. Der keusche Sinn der alten Germanen kannte öffentliche Lustdirnen wohl nicht, wenigstens galt

fleischlicher Umgang zwischen unverheiratheten Personen als Schmach und ward hart bestraft. Mit der römischen Kultur gewann aber auch die Sittenlosigkeit in den von jener berührten Ländern Boden, u. das europäische Mittelalter kannte neben der zarten ritterlichen Minne die P. in ihrer nacktesten Gestalt. Das Koncil zu Kostnitz (1414) lockte nicht weniger als 700 feile Frauen herbei. Um dieselbe Zeit gab es in Leipzig ein „Frauenhaus gemeiner Töchter“, dessen Bewohnerinnen unter einer Vorsteherin zunftmäßig vereinigt waren. Aehnliche Anstalten fanden sich in andern größeren und kleineren Städten. Die Polizei nahm die öffentlichen Freudenhäuser unter ihren Schutz, und selbst die Päpste zu Avignon scheuten sich nicht, von den Höhlen des Lasters Vortheil zu ziehen. Bei den meisten orientalischen Völkern galt und gilt die P. nicht als verächtliches Gewerbe; bei den Hindu's bildet sie sogar einen Theil des religiösen Kultus, indem die Bajaderen (s. d.) sich in den Tempeln preisgeben mußten, ohne dadurch entehrt zu werden. Auch in China, wo die Theehäuser und Theegärten die Stelle der europäischen Bordelle vertreten, kehren die an sie vermietheten Mädchen in die bürgerliche Gesellschaft zurück, ohne daß ein Flecken an ihrer Ehre haftet. Ein weit abschreckenderes Bild tritt uns in der modernen P. der europäischen Kulturländer entgegen. Die Unglückliche, die dem Laster käuflich geworden ist, ist hier der Schande verfallen auf immer und kehrt höchst selten in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Erliegt sie nicht den Folgen der Ausschweifung, so wartet ihrer im Alter Elend und Noth. Eine besondere Klasse der Prostituirten bilden die Grisetten (s. **Grisette**). Was die B o r d e l l e noch insbesondere betrifft, so sind sie entweder öffentliche, oder geheime. Erstere stehen unter Aufsicht der Polizei, und die darin befindlichen Buhldirnen müssen sich wöchentlich einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen. Die heimlichen Wirthschaften, bei denen eine solche Kontrole nicht Statt findet, treten in den verschiedensten Gestalten auf, als Kaffeehäuser, Kellerwirthschaften ꝛc. Paris u. London sind die Hauptstädte der europäischen P., denen aber die deutschen Haupt- und Handelsstädte, an ihrer Spitze Hamburg, Berlin, Leipzig u. a., wenig nachstehen. Die Ursachen der P. sind zu allen Zeiten dieselben gewesen: Genußsucht u. Sinnlichkeit auf der einen, Armuth und verwahrloste Erziehung auf der andern Seite.

Prostylos (gr.), Tempel, der nur auf der Vorderseite eine Säulenreihe hat; A m p h i p r o s t y l o s, wenn auf beiden Giebelseiten Säulenreihen sind.

Proszowice, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, südöstlich von Miechow, an der Szrenia, mit 1030 Einwohnern; ist berühmt durch den schönen Weizen, welchen die fruchtbaren Felder der Umgegend reichlich hervorbringen, und geschichtlich merkwürdig als Landsitz polnischer Könige und wegen der von allen Kreisen der krakauer Woiwodschaft daselbst gehaltenen Landtage.

Prot . . ., Proto . . . (vom gr. πρῶτος, der Erste), in Zusammensetzungen der Erste, Vornehmste einer Klasse, wie Arch . . ., Erz . . .

Protagoras, Sophist, zu Abdera geboren, lebte von 480 bis gegen 410 v. Chr., studirte die älteren jonischen Philosophen, namentlich den Heraclitus und die Eleatiker, sowie Grammatik und Rhetorik und fast alle anderen Fächer des Wissens. Er stand zu Athen in hohem Ansehen bei Pericles, durch dessen Vermittelung er 443 v. Chr. mit attischen Kolonisten nach Thurii geschickt wurde, um die veralteten Gesetze dieser Stadt zu sichten und den Anforderungen der Zeit anzupassen. Von seinen Lehren sind einige Sätze bekannt, welche an die Lehren des Heraclit von dem ewigen Flusse aller Dinge erinnern. Aus dieser ewigen Bewegung folgert er, daß alles Wissen nur subjektiv sey. Da er von den Göttern behauptete, nicht zu wissen, ob sie seyen, oder nicht, und wie sie seyen, so ward er zu den Atheisten gezählt und als solcher aus Athen verbannt und seine Schriften auf dem Markt verbrannt. Auf einem kleinen Fahrzeug flüchtete er auf eine Insel, soll aber in den Wellen seinen Tod gefunden haben.

Protea (S i l b e r f i c h t e, S i l b e r b a u m), Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, charakterisirt durch die auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden, mit einer bleibenden Hülle von dachziegeligen Schuppen umgebenen Blüthen, den korollenartigen zweilippigen Kelch u. die gebartete, mit dem bleibenden, geschwänzten Griffel gekrönte Nuß, schöne, immergrüne Ziersträucher vom Kap, in zahlreichen Arten, von denen folgende in Gewächshäusern am häufigsten sich finden: **P. coccinea** *R. Br.*, mit kreiselförmigen, ansitzenden, scharlachrothen Blüthenköpfen; **P. formosa** *R. Br.*, mit endständigen, großen, weißfilzigen Blüthenköpfen; **P. grandiflora** *Thb.*, mit über 3 Zoll langen, weißwolligen Blüthenköpfen; **P. mellifera** *Thb.*, mit eiförmig-länglichen, weißwolligen Blüthenköpfen, in denen sich ein honigartiger Saft ausscheidet, welchen man sammelt, reinigt, zur Syrupsdicke einkocht und so gegen Husten und Brustkrankheiten anwendet; **P. neriifolia** *R. Br.*, mit großen, purpurrothen Blüthenköpfen; **P. speciosa** *L.*, mit rundlichen, 4—5 Zoll im Durchmesser haltenden, rothen, oben weißlichen Blüthenköpfen, worin sich ein Honigsaft abscheidet, der eben so wie jener der **P. mellifera** *Thb.* benutzt wird.

Proteïn, nach Mulder der von ihm 1838 zuerst dargestellte (damals für phosphor- u. schwefelfrei gehaltene) stickstoffhaltige Bestandtheil des Albumins, Kaseïns u. Fibrins, eine in dem ganzen organischen Reiche verbreitete Materie, wird bereitet, wenn man Albumin, Kaseïn, Fibrin und die denselben korrespondirenden Bestandtheile der Thiere, sowie das Horn nach Scherer in Kalilauge auflöst, die Lösung so lange kocht, bis auf Zusatz einer Säure Schwefelwasserstoff entwickelt wird, hierauf vorsichtig mit Essigsäure neutralisirt und den gelatinösen Niederschlag mit Wasser wäscht. Frisch gefällt ist es eine hell durchscheinende, graue, flockige Masse, die beim Trocknen gelblich, hart und spröde wird; geruch- und geschmacklos, zieht an der Luft Wasser an, schmilzt in der Hitze, liefert ammoniakalische Produkte und hinterläßt eine poröse Kohle, die langsam, aber vollständig verbrennt, sinkt im Wasser unter, schwillt auf und nimmt das frühere gallertartige Ansehen wieder an, löst sich nicht in Wasser, Alkohol, Aether und

ätherischen Oelen. Durch anhaltendes Kochen im Wasser wird es theilweise gelöst, aber zugleich in seinen Eigenschaften verändert. Aus den sauren Lösungen wird das P. durch Kaliumeisencyanür, Kaliumeisencyanid, Gerbsäure, sowie durch Neutralisation mit einem Alkali gefällt. Neuere Untersuchungen von Mulder haben bestätigt, daß das P. noch Schwefel (und Phosphor) enthält u. sich nicht schwefelfrei darstellen läßt.

Protektion (v. Lat.), der Schutz eines Niederen durch einen Hohen, Gönnerschaft.

Protektor (v. Lat.), Beschützer, Gönner; Titel Cromwells (s. d.); P. des Rheinbundes, Titel Napoleons I. als Beschützer des Rheinbundes.

Protension (v. Lat.), das Vorstrecken, besonders Ausdehnung, von der Zeit, wie dem Raum Extension beigelegt wird. Protensionsgröße, s. v. a. Zeitgröße.

Proterosaurus (Protorosaurus), von H. von Meyer aufgestelltes Sauriergeschlecht aus der Familie der Lacertier, das älteste, dem Kupferschiefer oder bituminösen Mergelschiefer angehörige Reptil, ist bis jetzt nur in einer einzigen Species (**P. Speneri** *H. v. Meyer*) bekannt.

Protesilaus, Sohn des Iphiclus und der Astyoche, Bruder des Podarces, Enkel des Aeoliden Phylacus, aus Phylace in Thessalien, Gemahl der Laodamia, führte die Krieger aus Phylace in Thessalien gegen Troja, und war bei der Landung der erste Grieche, welcher ans Land sprang, aber auch der Erste, der von Hector oder von Aeneas getödtet ward. Als Laodamia den Tod ihres Gatten erfuhr, bat sie die Götter um die Erlaubniß, nur drei Stunden mit ihm sich unterreden zu dürfen. Die Götter gewährten die Bitte, und Hermes führte den P. auf so lange unter die Lebenden zurück. Als P. aber wieder in die Unterwelt zurückkehrte, starb Laodamia mit ihm. Zu Eleus auf dem thracischen Chersones hatte er ein Heroon und ein berühmtes Orakel, zu Phylace ein Heiligthum u. Leichenspiele. Sein Grab wurde bei Eleus gezeigt.

Protest (v. Lat.), s. v. a. Protestation.

Protestantische Freunde, s. v. a. Freie Gemeinden.

Protestantismus (v. Lat.), im Allgemeinen Widerspruch gegen solche religiös-kirchliche Lehren und Institutionen, welche in der Bibel, als der Norm für christliches Glauben u. Leben, nicht begründet sind; dann (protestantische Kirche) Gesammtbezeichnung desjenigen Hauptzweiges der christlichen Kirche, welcher sich im 16. Jahrhundert in Folge der Reformation von der römisch-katholischen Kirche getrennt hat und noch jetzt in verschiedenen Verzweigungen einen Gegensatz gegen die letztere bildet. Der Name schreibt sich von der Protestation her, welche die evangelischen Stände, nämlich der Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt und 14 Reichsstädte gegen den Reichstagsabschied von Speyer 1529 einlegten. Dieser Reichstagsabschied hob nämlich einen früheren, ebenfalls zu Speyer gefaßten Beschluß von 1526 geradezu auf, wonach jeder Stand das Recht haben sollte, bis zum künftigen Koncil in Ansehung des wormser Edikts, wodurch über alle Anhänger Luthers die Reichsacht ausgesprochen worden war, es zu halten, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffe, und bestimmte, daß diejenigen Stände, welche bisher das Edikt von Worms gehalten hätten, es auch fernerhin halten, die übrigen aber bei den Neuerungen, die sich ohne Gefahr des Aufruhrs nicht abstellen ließen, bis zur Entscheidung der Sache durch ein Koncil ungefährdet bleiben sollten, wobei aber ausdrücklich noch festgesetzt ward, daß das Sakrament der Messe überall unangetastet bleiben, Messe zu hören allenthalben, auch an den Orten, wo die neue Lehre aufgekommen, gestattet, gegen dieselbe zu predigen aber verboten seyn sollte. Gegen diesen Reichstagsabschied, durch welchen die Reformation zu einem gefährlichen Stillstand verurtheilt worden wäre, legten die obengenannten Reichsstände (19. April 1529) feierlich Protestation ein und appellirten (25. April) an den Kaiser, an ein allgemeines oder deutsches Koncilium und an jeden unparteiischen christlichen Richter für sich, ihre Unterthanen und Alle, die jetzt oder künftig an das Wort Gottes glauben würden. Diese Protestation ist die geschichtliche Veranlassung des Namens Protestanten, den von da an die Bekenner der evangelischen Lehre erhielten und sich auch selbst beilegten, u. zwar nicht bloß in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Frankreich, England, Schottland, Holland, kurz überall, wo man den Grundsätzen der Reformation huldigte. Der Grundgedanke der Reformation war, die Reinheit der apostolischen Kirche wieder herzustellen und die in den späteren Jahrhunderten aufgekommenen Mißbräuche, insbesondere die dem Geiste des Evangeliums widerstreitende Werkheiligkeit, wie dieselbe im Glauben und im Leben der katholischen Kirche Geltung gewonnen hatte, abzuthun. Daher behaupteten die Reformatoren einestheils das alleinige Ansehen der heiligen Schrift in Glaubenssachen und anderntheils eine solche Verderbniß der Menschheit, daß sie allein durch Christi Verdienst, das man sich durch den vom heiligen Geiste gewirkten Glauben aneigne, der Verdammniß entrissen werden könnten. Jenes, das alleinige und unbedingte Ansehen der heiligen Schrift, ist das formale, dieses, die Rechtfertigung durch den Glauben, das materiale Princip der protestantischen Glaubenslehre geworden. Durch die verschiedene Auffassung einzelner Glaubenslehren, besonders der vom Abendmahl (s. d.) u. von der Prädestination (s. d.), ward noch während der Reformation eine Trennung der protestantischen Kirche in die lutherische und reformirte hervorgerufen, die durch die Konkordienformel 1580 und durch die Beschlüsse der dortrechter Synode 1618 noch erweitert ward. In beiden Kirchen haben sich wieder kleinere Sekten und Parteien gebildet und ausgeschieden; alle aber, sowohl diese kleineren, als jene beiden größeren Verzweigungen der protestantischen Kirche, stimmen darin überein, daß sie der römisch-katholischen Kirche u. deren Behauptung, die unfehlbare und alleinseligmachende zu seyn, widersprechen und demgemäß die Oberherrschaft des Papstes und der Bischöfe und die Gültigkeit ihrer Satzungen, die Anrufung der Jungfrau Maria

und der Heiligen, die Klostergelübde und den Cölibat der Geistlichen, den Ablaß, den Gebrauch des Rosenkranzes und anderer unbiblischen Andachtsmittel, das Meßopfer und die Siebenzahl der Sakramente, die Lehre vom Fegefeuer u. die Verdienstlichkeit der guten Werke (Fasten, Kirchenbesuch, Almosen &c.) vor Gott verwerfen. Da in dem Namen protestantische Kirche nur eine negative Bedeutung (der Widerspruch gegen die Anmaßungen und Lehren der katholischen Kirche) zu liegen und derselbe keinen positiv-religiösen Inhalt zu geben schien, so wollte man denselben in der neueren Zeit, nachdem die Versuche, die lutherische und reformirte Kirche zu vereinigen, in einem großen Theile Deutschlands zu dem gewünschten Resultate geführt zu haben schienen (s. Union), öfters mit dem Namen evangelische und evangelisch-christliche Kirche vertauscht wissen. Aber wenn der wahre und vernünftige Fortschritt nicht allein in Sachen der Kirche und des Glaubens, sondern auch in allen anderen geistigen und sittlichen Gebieten Lebensprincip und Grundcharakter der von der Reformation her datirenden Gestaltung des christlichen Glaubens und Lebens ist: so wird der Name Protestanten und P. in seinem guten Rechte bleiben, in sofern er den Widerspruch gegen alle menschliche, historisch begründete oder nur angemaßte, Autorität, welche vernünftiges Denken, Forschen und Streben zu hemmen sucht, in sich schließt und die christliche Freiheit im Gegensatze zur Niederhaltung des Geistes durch Menschensatzungen am entschiedensten ausspricht. Vgl. Reformation, Lutherische Kirche, Reformirte Kirche, Katholicismus, Kirche, Kirchengewalt, Kirchenrecht.

Protestation (v. Lat.), Zeugniß, Betheuerung, Einsprache, Widerrede; daher besonders die feierliche Erklärung, durch die man sich gegen nachtheilige Deutung eigener zweifelhafter, oder in unsere Rechte eingreifender fremder Handlungen verwahrt, damit aus unserem Stillschweigen nicht eine Zustimmung oder ein Verzicht abgeleitet werde. Damit dieser Zweck erreicht werde, darf man an der Handlung selbst keinen Theil nehmen (protestatio facto contrario), sondern muß vielmehr das für den vorliegenden Fall geeignete Rechtsmittel ergreifen. Nothwendig ist die P. da, wo aus gewissen Handlungen etwas uns Nachtheiliges gesetzlich präsumirt werden kann, z. B. wenn man dem Schuldner den Verkauf eines Pfandes erlaubt, wo ohne P. ein Verzicht auf das Pfandrecht angenommen würde. P.en finden auch gegen fremde Handlungen Statt, damit sie der Richter nicht zulasse oder genehmige, weil sie unsere noch nicht völlig konstatirten Rechte in Gefahr bringen würden, z. B. gegen Veräußerung oder Verpfändung eines sehr herabgekommenen Schuldners, wo die P. im Hypothekenbuch bemerkt wird. Die P. gegen Spruchbehörden im Prozeß ist das Gesuch, die Akten nicht an gewisse Spruchbehörden, gegen die man Mißtrauen hat, einzusenden.

Protestation eines Wechsels, die urkundliche Erklärung eines Wechselinhabers, daß er die ihm als solchem obliegenden Pflichten rechtzeitig und am gehörigen Ort erfüllt habe, nebst der Verwahrung gegen jeden Schaden wegen Kapitals, Zinsen, Kosten &c.; s. Wechsel.

Proteus, weissagerischer Greis und Meerdämon, Vater der Idothea oder Eurynome und der Cabira, der des ganzen Meeres Tiefen durchschaut, die Seerobben weidet und Unterthan des Poseidon ist. Sein Aufenthalt ist die Insel Pharos, eine Tagreise weit vor dem Strome Aegyptus. Dort entsteigt er Mittags der Fluth und schläft im Schatten der Uferfelsen, und die Robben ruhen um ihn her. Wenn er weissagen soll, muß man ihn überlisten, fangen und festhalten. Um zu entschlüpfen, verwandelt er sich in die verschiedensten Dinge und nimmt allerlei Gestalten an, aber die ursprüngliche erst wieder, wenn er sieht, daß kein Ausweg hilft, und dann weissagt er untrüglich. Wenn er geweissagt hat, taucht er wieder ins Meer. Er fährt auf einem mit Hippokampen bespannten Wagen. Bei den Orphikern hat er die Schlüssel des Meeres und ist der Erstgezeugte, welcher „der Natur Anfänge geordnet hat, wandelnd den heiligen Stoff in vielgestalteter Bildung". Nach andern Sagen ist er ein weiser König von Aegypten. Die Kunst stellt ihn dar als Hirten der See mit Schenkeln, die in Fischschwänze endigen, und durch einen gekrümmten Hirtenstab ausgezeichnet, zwei Delphine an Seilen haltend und vor sich ein fischschwänziges Einhorn. Bei den Alchemisten ist P. s. v. a. Antimon, weil es durch chemische Operationen die verschiedensten Formen annimmt und doch sich immer wieder metallisch und in seiner Natur darstellen läßt. Auch heißt so ein Vers, der sich auf verschiedene Weise umstellen läßt, z. B. Dant tria jam Dresdae, ceu sol dat, lumina lucem. Derselbe, 1617 bei Anwesenheit des Kaisers Matthias, des Königs Ferdinand und des Erzherzogs Max in Dresden von Kleppisch gemacht, soll 1617mal versetzt werden können.

Protevangelium, s. v. a. Urevangelium, s. d. und Evangelium; die erste Weissagung im Alten Testament (1. Mos. 13, 15).

Protoepistolarius (v. Gr.), in griechischen Kirchen der Geistliche, welcher die Episteln verliest.

Protogenes, berühmter griechischer Maler u. Erzgießer, geboren zu Caunus an der Grenze von Karien um 300 v. Chr., Zeitgenosse des Apelles, bewies in seinen Gemälden das genaueste Naturstudium und den sorgfältigsten Fleiß. Einen Beweis von letzterem gab das Meisterwerk P.': der Heros Jalysus mit seinem keuchenden u. noch schäumenden Hunde, zu Rhodus im Jalysustempel aufgestellt, woran er gegen zehn Jahre gemalt haben soll. Als der Schaum am Munde des Hundes ihm nicht gelingen wollte, warf er aus Verdruß den zum Abwischen der Farben bestimmten Schwamm auf das Gemälde, wodurch zufällig der Schaum in naturgetreuer Nachbildung entstand. Diesem berühmten Bilde zu Liebe hob Demetrius Poliorcetes die Belagerung von Rhodus auf, indem diese Stadt nur von der Seite mit Erfolg erstürmt werden konnte, auf welcher der Jalysustempel stand. Später wurde das Bild auf Vespasians Befehl in den Friedenstempel nach Rom gebracht, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Andere berühmte Bilder von P. waren: der ruhende Satyr; das Schiff

Paralos und die ammonische Triere Nausikaa (in den Propyläen der Burg zu Athen) u. a. m.

Protokoll (v. Gr.), ein historischer Aufsatz, worin das, was in Gegenwart einer vereideten, öffentlichen Person sich zugetragen hat, von dieser niedergeschrieben ist. Bei allen Sitzungen eines Kollegiums wird über die gepflogenen Verhandlungen ein P. geführt. Die Glaubwürdigkeit desselben beruht theils auf der Eigenschaft des Protokollführers (Protokollanten), theils auf Beobachtung der durch die Rechtsnotariatsordnung von 1512 gegebenen Vorschriften für Aufnahme des P.s, wohin als wesentliche zu rechnen sind: daß das P. gleich bei der Verhandlung selbst und im Beiseyn Derer aufgenommen werde, welche als handelnd darin aufgeführt sind; daß der Aufsatz den bei dessen Aufnahme Gegenwärtigen vorgelesen und von ihnen genehmigt werde; daß Zeit und Ort der Aufnahme, die handelnden Personen und der Protokollführer daraus zu ersehen sey. Bestimmtheit und Unterscheiden des Wichtigen vom Unwichtigen, der Hauptsache von der Nebensache gehören ebenfalls zur Kunst des Protokollführens. Als Ueberschrift enthält das P. den Ort der Sitzung und die Zeit (Geschehen [Actum] zu .... am ....), zur Linken die Namen der Anwesenden; am Schluß steht gewöhnlich die Formel: „Geschehen wie oben", oder „a. u. s." (actum ut supra), u. „Zur Beglaubigung" (in fidem), worauf der Protokollführer und die Anwesenden sich unterschreiben. Ein regelmäßig abgefaßtes P. hat volle Beweiskraft; ein Beweis seiner Unrichtigkeit ist zwar zulässig, kann aber nicht durch einen den Beamten zugeschobenen Eid geführt werden, da das P. schon auf deren Amtseid abgefaßt ist. In feierlichen Kriminalhandlungen müssen nach gemeinem Recht bei Abfassung eines P.s auch noch Schöppen zugezogen werden. Das Geschäft des Protokollführens heißt Protokolliren.

Protomedicus (v. Griech.), erster Arzt eines Kollegiums, einer Stadt, eines Medicinaldistrikts, eines Staats, eines Fürsten; in Oesterreich Titel der mit der Oberaufsicht über das Medicinalwesen betrauten Aerzte. Der Direktor des medicinischen Studiums an der wiener Hochschule ist zugleich P. der österreichischen Erbstaaten; außerdem hat jedes Erbland seinen Landschaftsprotomedicus.

Protonotar (v. Griech. u. Lat.), erster Sekretär eines höhern Gerichts; zu Konstantinopel der oberste Geistliche nächst dem Patriarchen. Die apostolischen Protonotarien bilden im Kirchenstaate ein Kollegium (Protonotariat) von 12 vornehmen Geistlichen, das alle die Kirche betreffenden Akte, die Proceduren bei Kanonisationen, Testamente der Kardinäle rc. zu besorgen hat. Die Protonotarien haben Sitz in der päpstlichen Kapelle u. die Pflicht, dem Papst auch außerhalb Roms zu folgen.

Protoplasten (v. Griech.), die Zuerstgebildeten, in der Dogmatik vorzugsweise Adam u. Eva. Daher protoplastisch, urbildlich.

Prototypon (griech.), Hauptentwurf; Urbild; erster Abdruck von Etwas, oder erstes Muster.

Protozoisch (v. Gr.), Bezeichnung derjenigen Organismen, die, vermöge des Vorkommens ihrer fossilen Reste in den untersten Sedimentgesteinen, am frühesten in der Urzeit die Erdoberfläche bevölkert haben müssen. Ihr Charakter, der sie von allen späteren Organismen wesentlich unterscheidet, heißt protozoischer Typus, und die Zeit ihres Daseyns, die bis zur vollendeten Bildung der silurischen Grauwacke reicht, protozoische Periode, daher auch diese Gesteine protozoische Gebilde genannt werden.

Protutor (lat.), Nebenvormund, s. Vormundschaft.

Protze (franz. Avant-train), der Vorderwagen einer Kanonen- oder Haubitzlaffete, welcher behufs der Fortschaffung des Geschützes mittelst angespannter Pferde mit der Laffete (s. d.) verbunden (aufgeprotzt), vor dem Gebrauch des Geschützes zum Feuern aber von derselben getrennt (abgeprotzt) wird. Die P. trägt beim Feldgeschütz einen Kasten, worin sich die Munition befindet, u. heißt hier Kastenprotze, wogegen beim Belagerungs- u. Festungsgeschütz, wo die Fortschaffung alleiniger Zweck ist, dieser Kasten wegfällt und das Geschirr daher Sattelprotze heißt. Vgl. Laffete.

Proudhon, Pierre Jacques, der bedeutendste der französischen Socialisten, wurde 1809 zu Besançon geboren, lernte als Buchdrucker, zeigte aber stets ein reges wissenschaftliches Streben u. bildete sich, von der Akademie das. durch ein Stipendium unterstützt, als Autodidakt. Eine linguistische Arbeit P.s: „Recherches sur les catégories grammaticales", wurde am 4. Mai 1839 von der Akademie der Inschriften ehrenvoll erwähnt, kam aber nicht zum Druck. Zur Beantwortung einer Preisfrage der Akademie von Besançon schrieb P. 1839 die Schrift: „De la célébration du Dimarche, considérée sous les rapports de l'hygiène publique, de la morale, de relations de famille et de cité" (Besançon 1839), worin er schon die nicht bloß formell rechtliche, sondern auch materiell-ökonomische Gleichheit der Menschen als eine unabweisliche Forderung urgirt. Unterdeß hatte P. in Besançon ein eigenes Druckergeschäft etablirt, aus welchem ein Theil seiner zahlreichen, ungemeines Aufsehen machenden socialistischen Schriften hervorging. Frühere Schriften desselben Inhalts waren: „Traité des droits d'usufruit, d'usage, d'habitation et de superficie" (Paris 1836); „Traité du domaine de propriété" (daselbst 1839); „Traité du domaine public" (das. 1840) u. a. m. Im Jahre 1841 veröffentlichte er sein renommirtestes Werk: „Qu'est-a que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et de gouvernement" (deutsch, Bern 1844). Auf die Frage: „Was ist das Eigenthum?" antwortet er: „Es ist Diebstahl!" Er kritisirt in dieser Schrift das Privateigenthum als die Basis des Rechts, der Staatswirthschaft, der Politik. Seine Kritik, welche unleugbar mit großer Schärfe verfährt, will das Privateigenthum zerstören und nur noch den Besitz gelten lassen. Als die allein rechtliche Grundlage desselben stellt er die Arbeit auf. Dieses Buch machte großes Aufsehen, und die Regierung wollte es wegen der wahrscheinlich gefährlichen Wirkung auf die besitzlose Masse konfisciren und gerichtlich verfolgen lassen. Der Justizminister Vivien holte jedoch zuvor das Gutachten des Instituts von Frankreich ein. Der Professor der politischen Oekonomie, Blanqui, der Bruder des

berüchtigten Agitators, wurde mit der Abfassung dieses Gutachtens beauftragt. Es fiel dahin aus, daß P.s Werk zu streng wissenschaftlich gehalten sey, um in die Hände der niederen Volksklassen überzugehen, daß auch das große Talent des Verfassers Achtung verdiene und daß aus diesen Gründen eine Verfolgung nicht gerechtfertigt werden könne. Zur Ergänzung seines Werks über das Eigenthum schrieb P. die beiden kleineren Schriften: „Lettre à M. Blanqui sur la propriété", worin er Skizzen über die historische Gestaltung des Eigenthums lieferte, u. „Avertissement aux propriétaires ou lettre à M. Considérant sur une défense de la propriété", eine Kritik des Fourierismus. In dem größeren Werk „De la création de l'ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique" (Par. 1843), welches aber wenig Beachtung fand, suchte P. seinem in Aussicht gestellten System der Gesellschaft eine philosophische Grundlage zu geben und wies schlagend die Unzulänglichkeit rein politischer Bestrebungen nach. Während er sich in den früheren Schriften noch als Deist zeigte, läßt er hier bloß noch die Moral gelten. P. lebte nun, theils seinem Geschäfte, theils den Studien seine Zeit widmend, abwechselnd in Paris und Lyon. Auch war er eine Zeit lang Rechnungsführer in St. Etienne. Während seines Aufenthalts in Lyon verfaßte er die Schrift „De la concurrence entre les chemins de fer et les voies navigables" (Paris 1845), worin er mit besonderer Bezugnahme auf das südliche Frankreich die Vorzüge der Dampfschifffahrt vor den Eisenbahnen zu erweisen sucht. Im Jahre 1846 veröffentlichte er sein zweites Hauptwerk: „Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère" (2 Bde., Paris, deutsch von W. Jordan, Leipzig, und Karl Grün, Darmstadt 1847), worin er die ganze bisherige Nationalökonomie und die kommunistischen und socialistischen Theorien kritisirt. Nach der Februarrevolution, an welcher er sich nicht aktiv betheiligte, legte er endlich dem Publikum seinen Plan zur ökonomischen Umgestaltung der Gesellschaft vor. Er that dies in der kleinen Schrift „Organisation du crédit et de la circulation et solution du problème social sans impôt, sans emprunt etc." (Paris 1848). Durch die darin vorgeschlagene universelle Tauschbank sollte aller Arbeit das fehlende Betriebskapital, der nöthige Vorschuß geliefert werden. Nach dem Mißlingen von Louis Blancs Nationalwerkstätten wurde unter P.s Leitung von einer Anzahl Männern aus der arbeitenden Klasse ein Versuch für Verwirklichung des in der „Organisation du crédit" auseinandergesetzten Projekts gemacht. Dieser Versuch scheiterte jedoch. Die Zeitschrift „Le Peuple", welche P. später herausgab, brachte ihn mit der Staatsgewalt in mehrfache Konflikte. Am Junikampfe selbst hat er sich jedoch nicht betheiligt, obgleich er von den Insurgenten zum Mitglied ihrer projektirten Regierung ausersehen war. Nach dem Verbot des „Peuple" gründete P. die „Voix du Peuple", worin er seinen Kampf gegen die bestehende Einrichtung der Gesellschaft fortsetzte. Zum Volksrepräsentanten gewählt, erregte er bei der Diskussion der Verfassung durch seine Rede zu Gunsten des „Rechts auf Arbeit" außerordentliche Sensation. Mit unerschütterlicher Ruhe gegenüber dem Murren der konservativen Rechten begründete er auf der Rednerbühne dieses Grundrecht der besitzlosen Klasse. Von seinen späteren Schriften sind noch hervorzuheben: „Confession d'un révolutionnaire" u. „Idée générale de la révolution au 19me siècle" (1851). Wegen eines gegen den damaligen Präsidenten Ludwig Napoleon gerichteten Artikels im „Peuple" ward er im März 1849 zu 3 Jahren Gefängniß und 3000 Fr. Geldbuße verurtheilt. Er flüchtete, kehrte aber nach Paris zurück, wo er sofort verhaftet, erst in die Conciergerie, 1850 nach Doullens und 1851 nach St.-Pelagie abgeführt ward. Am 4. Juni 1852 erhielt er seine Freiheit wieder. Im Gefängnisse schrieb er: „La révolution sociale démontrée par le coup d'état du 2 Decembre" (Paris 1852). Dem Kaiser widmete er die „Exposition des principes de l'organisation sociale" (Paris 1853).

Proveditore (ital.), ehemals hoher Beamter zu Venedig, der sowohl Militär-, als Civilgeschäfte verwaltete; s. Venedig.

Provençalen, die Bewohner der Provence (s. d.); s. v. a. Troubadours.

Provençalische Literatur, s. Troubadours.

Provençalische Sprache, die am frühesten ausgebildete Sprache des romanischen Sprachenzweigs, die sich in ihren Formen näher und reiner an ihre Quelle, die römische Volkssprache, anschloß, als irgend eine ihrer Schwestern. Die p. S. wurde in Limousin, Provence, Auvergne und Quercy am reinsten gesprochen, herrschte aber im ganzen südlichen Frankreich bis an die Loire und selbst in einem großen Theil des nordöstlichen Spaniens. Man nannte sie die romanische Sprache (lingua romana), von der Bejahungsformel oc hieß sie „Langue d'oc" oder die occidanische (die nordfranzösische dagegen Langue d'oui), von der Gegend, wo sie am reinsten gesprochen wurde, dem Limousin, die limousinische, und von dem Lande, wo sie am ersten literarisch kultivirt wurde, die provençalische; in Spanien erscheint sie in der katalonischen und valencianischen Mundart. Ursprünglich war sie von der nordfranzösischen Mundart wohl wenig verschieden, und erst als diese im 11. und 12. Jahrhundert ihre Formen immer mehr abzuschleifen begann, trat der Unterschied merklich hervor. Die Zeit ihrer Blüthe fällt in die Zeit der Troubadours, wo alle Dichter in ihr sangen und sie die Sprache des ganzen gebildeten Europa werden zu wollen schien. Schnell aber verschwand der flüchtige Glanz, und die liebliche Sprache sank zum Patois herab, das nur noch im Munde von Volksdichtern fortlebte, wie in Weihnachtsliedern (Noëls), Farsen (Farsas) 2c. Vgl. Notices et extraits de quelques ouvrages écrits en patois dumidi de la France, Paris 1840. Erst in neuerer Zeit traten einige Dichter von literarischer Bildung in der provençalischen Mundart wieder auf, unter denen vorzüglich Godolin, Cyprien, Despourrins u. Jacq. Jasmin (s. d.) berühmt geworden sind. Vgl. Cabrie, Le troubadour moderne, Par. 1844. Der Anfang des Vaterunsers heißt: Nouestre paire, que sias

au ciel, que vou-estre noum sieque sanctificat, d. h. unser Vater, welcher bist im Himmel, daß euer Name sey geheiligt. Die ältesten, urkundlich provençalischen Sprachproben finden sich seit 960, einzelne in lateinische Urkunden eingestreute Sätze. Das Fragment eines Gedichts über Boëthius von 257 Versen, aus dem Ende des 10. Jahrhunderts (herausgegeben von Raynouard, am besten von Diez in dessen „Altromanischen Sprachdenkmalen", Bonn 1846), zeigt schon ziemlich ausgebildete Sprachformen. Andere ältere Stücke hat Mary-Lafon in dem „Tableau historique et liberaire de la langue parlée dans le midi de la France et connue sous le nom de langue provençale" (Paris 1842) gesammelt. Grammatiken des Provençalischen hat man schon aus dem 13. Jahrhundert, die Guessard unter dem Titel „Grammaires romanes inédites du XIII siècle" (Paris 1840) herausgegeben hat. Kritisch bearbeitet wurde die p. S. in neuerer Zeit von Raynouard (Choix des poésies originales des troubadours; Grammaire de la langne des troubadours, Paris 1817, Grammaire comparée de la langue des troubadours avec les autres langues de l'Europe latine, das. 1821, und Lexique roman), von Diez in seiner „Poesie der Troubadours" (französisch mit Zusätzen von Baron Ferdinand de Roisin, das. 1845) und in seiner „Grammatik der romanischen Sprachen und von Fauriel (Histoire de la poésie provençale, das. 1846, 3 Bde.). Vgl. V. Adrian, Grundzüge einer provençalischen Grammatik, Frankfurt 1821. Ein Wörterbuch lieferte Roquefort (Paris 1808). Ueber die heutige provençalische Mundart, die selbst in ihrer jetzigen Gestalt die französische Sprache an Wohlklang und Vollständigkeit der Formen übertrifft, vgl.: Fuchs, Ueber die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen, Berlin 1840; Schnakenbourg, Tableau des idiomes populaires de la France, daselbst 1840; Pierquin de Gembloux, Histoire littéraire philologique et bibliographique des patois, Paris 1841.

Provence (v. lat. provincia), früher eine Provinz oder ein Generalgouvernement Frankreichs, wurde von Piemont, dem Mittelmeere, Languedoc, der Dauphiné und Venaissin begrenzt und bildet jetzt 3 Departements, nämlich das der Rhonemündungen, des Var und der Niederalpen; ein kleiner Theil ist zum Departement Vaucluse geschlagen. Nach ihrem Naturverhältniß unterscheidet man die Oberprovence od. den nördlichen Theil von der Niederprovence oder dem südlichen Theil. Erstere ist mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Grenze Piemonts von den cottischen Alpen trennen und ihre verschiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß ist die Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahr aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, aus ihren Ufern treten und große Verwüstungen anrichten. Das Klima ist feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt schnell die größte Hitze in schneidende Kälte, und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der steinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher ungeachtet des Fleißes des Landmanns kaum die Hälfte des Bedarfs an Getreide gewährt, weil solches flach wurzelt. Dagegen benutzt man die vielen Steine zu Steinmauern, an deren Sonnenseite die Pflanzen stehen müssen, welche die Sonne nicht entbehren können, und an deren Schatten diejenigen gestellt werden, die keine starke Sonne lieben. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müssen das Fehlende ersetzen. Pferde- und Rindviehzucht sind weniger bedeutend, als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andere edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien werden wenige, selbst die Salzquellen nicht, benutzt. Fabriken gibt es in wenigen Städten. Der Erwerbszweig der armen Bewohner besteht hauptsächlich in der Auswanderung in andere Provinzen, wo sie im Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein anderer Theil nährt sich vom Hausiren. Von der Niederprovence wird der nördliche und westliche Theil gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die sich auf der Grenze von Nizza von den Seealpen trennen und unter dem Namen Maures diesen Theil der Provinz durchziehen. Sie sind größtentheils nackte, unbewaldete Felsen, doch mit aromatischen Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc., bewachsen. Der westliche Theil u. der Küstenstrich sind eben und zum Theil morastig. Einen Raum von 18 □Meilen nimmt die Crau ein, eine Fläche, worauf man nichts als Steingeschiebe sieht, die spärlich mit Lehm vermischt sind und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmsten Flüsse sind die Rhone, welche sich hier ins Meer ergießt, die reißende Durance, deren Ueberschwemmungen vielen Schaden anrichten, und der Var als Grenzfluß gegen Nizza. Das Klima ist italienisch; man kennt kaum Frost und Schnee, wohl aber starke Reife, welche häufig der Olive und den zarten Südfrüchten schädlich werden. Die Hitze im Sommer ist oft unmäßig, und es regnet selten. Schon im Januar bekleidet sich die Erde mit frischem Grün, und im Februar steht Alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordwind, hier Mistral genannt, häufig Frost und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht ist nicht bedeutend; wichtiger ist die Schafzucht; auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidenkultur ist beträchtlich, sowie auch die Fischerei. Der Ackerbau ist bei dem steinigen, kalkigen und trockenen Boden eingeschränkt und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft sich mit Kastanien und Kartoffeln. Dagegen ist der Wein- und Olivenbau sehr ausgebreitet. Ein Theil des trefflichen Oels wird unter dem Namen Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein; auch wird eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edlen Südfrüchten; man zieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und süße Bataten im

Freien. Hier gedeiht auch das meiste Kern- und Steinobst; Prunellen und Perdrigonen, Mispeln, wälsche und Haselnüsse sind einträgliche Handelsartikel. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln &c. in den Handel. An Holz ist drückender Mangel; daher ist kein großer Bergbau möglich, obgleich es nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen &c., fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der P., die Provençalen, zeichnen sich sehr vor den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen eine eigene altromanische Mundart, welche näher mit dem Italienischen als mit dem Französischen verwandt u. wohlklingend ist (s. Provençalische Sprache). Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, aber ohne Falsch, gutmüthig und, trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Sie sind fleißige Landleute, unerschrockene Fischer u. Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufakturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der P. sind: Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Die Ureinwohner der P. waren die Salyer, ein ligurischer Volksstamm, mit denen die Marsilier, phocische Ansiedler, welche an der Küste Marseille und andere Städte gebaut hatten, in ewiger Fehde lebten. Im Jahre 125 v. Chr. wurde der Konsul Fulvius gegen die Salyer geschickt; er schlug sie und der Konsular Sextius besiegte und vertrieb 123 v. Chr. ihren König Teutomalus und brachte die Nation zur Unterwerfung unter die Römer. So wurde Südgallien nach und nach zur römischen Provinz und erhielt in diesem Sinne den Namen Provincia im Gegensatze zu dem freien Gallien. Doch umfaßte die damalige gallische Provincia nicht bloß die jetzige P., sondern auch Languedoc, die Dauphiné und Savoyen bis nach Genua hin. Auch nachdem das übrige Gallien durch Cäsars Eroberung zur Provinz geworden war, blieb die Benennung Provincia für jenen Theil, der bei der nun erfolgenden Eintheilung Galliens Gallia Narbonnensis benannt wurde, vorzugsweise üblich. Eine der kleinen Provinzen, in die das narbonnensische Gallien im 4. Jahrhundert zerfiel, die Narbonnensis I oder Septimania, welche den größten Theil von Languedoc begriff, wurde in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts (414) von den Westgothen, das Land vom Genfersee bis gegen die Durance (die heutige Dauphiné) von den Burgundern (seit 413) eingenommen und so der römische Besitz und zugleich der Name Provincia auf das Land zwischen der Durance und dem Mittelmeer eingeschränkt. Der Name verblieb dem Lande als Eigenname, obwohl im weitern Sinne später, wo er in das romanische P. überging, der Name Provençalen auch für die Einwohner von ganz Südfrankreich gebraucht wurde. Auch jener Rest der alten Provincia wurde den Römern sehr bald (um 470) durch den westgothischen König Eurich entrissen, der Arelate (Arles) zu seinem Sitz machte. Neben den Westgothen ließen sich auch Burgunder und Franken im Lande nieder. Durch Theoderich den Großen wurde die P. für den Schutz, den er den Westgothen gegen die Franken gewährte, ein Theil des ostgothischen Reichs. Theoderich hinterließ die P. seiner Tochter Amalswintha und seinem Enkel Athalrich. Doch schon 536 trat sie der ostgothische König Vitiges dem fränkischen Könige Theodebert ab, worauf sie mit dem fränkischen Reiche vereinigt wurde. Unter der Regierung der Majoresdomus riß auch hier Unordnung ein, und die P. wurde zum Theil die Beute der Saracenen, welche an der Küste landeten und bis an die Alpen streiften, bis Karl Martell ihrer Herrschaft ein Ziel setzte. Bei den Theilungen unter die Söhne Ludwigs des Frommen kam die P. an Lothar I., dann an Karl den Kahlen. Nach dem Tode Ludwigs des Stammlers wurde sie 879 dem burgundischen oder arelatischen oder cisjuranischen Königreich einverleibt, welches Graf Boso von Vienne stiftete (s. Burgund). Im Besitz des größten Theils der P. waren aber die Grafen von Arles, die daher auch Grafen von P. hießen und in geringer Abhängigkeit von den Königen standen. Als der Mannsstamm 1100 erlosch, fiel ihr Land durch Erbschaft an den Grafen Raimund IV. Berengar von Barcelona. Zwischen diesem und dem Grafen Alfons Jordan von Toulouse kam es zu Streitigkeiten über die P., die 1125 durch einen Vertrag beendigt wurden, wonach der südliche Theil des Arelat so zwischen den Grafen von Toulouse und Barcelona getheilt ward, daß erstere die Grafschaften von Voleur, Die, Orange und Venaissin, oder das Land zwischen der Isère, den Alpen, der Durance und der Rhone (Oberprovence), als Marquisat von P., letztere aber die eigentliche P. oder die Grafschaft Arles, zu der damals auch Nizza bis 1365 gehörte, und die Grafschaft Forcalquier (den Landstrich zunächst nördlich und westlich von der Durance) erhielten (Niederprovence). Unter dem Schutze der barcelonischen Grafen entwickelte sich die Blüthe der provençalischen Dichtkunst. Im Jahre 1162 ergriff Alfons II., König von Aragonien, als Abkömmling des Bruders des obengenannten Grafen Raimund Berengar von Barcelona, Besitz von der P. und gab sie seinem Sohne Alfons II., mit dessen Sohne Raimund Berengar IV. der Mannsstamm der Grafen von Barcelona 1245 erlosch. Des letzten Grafen Tochter Beatrix brachte die P. ihrem Gemahl Karl von Anjou, Ludwigs des Heiligen Bruder, zu, der nachher auch König von Sicilien wurde. Ihre ältere Schwester, Margaretha, vermählt mit Ludwig IX. von Frankreich, gab aber ihre Ansprüche auf die P. nicht auf. Der deutsche Kaiser Rudolf von Habsburg, der von Beiden zum Schiedsrichter eingesetzt worden war, bestätigte 1279 Beatrix im Besitz der P., und die Erben derselben, Karl II. bis 1309, Robert bis 1343 und Johanna I., Königin von Neapel, besaßen dieses Land bis 1382. Letztere setzte Ludwig I., Herzog von Anjou, den Bruder des französischen Königs Karl V., als ihren Adoptivsohn, mit Uebergehung der Prinzen ihres Hauses, zum Erben ihrer sämmtlichen Besitzungen ein. Von dessen letztem Abkömmling, Karl III., der keine Kinder hatte, wurde Karl VIII., Sohn Ludwigs XI., damals Dauphin, zum Erben eingesetzt, der 1486 die P. mit der Krone Frankreich vereinigte, bei welcher sie seitdem als Provinz und Generalgouvernement verblieb. Bei der neuen

Departementaleintheilung zerfiel sie in die oben angegebenen Departements. Vgl. **Papon**, Histoire générale de la Provence, Paris 1777—86, 4 Bde.; **Bouche**, Essai sur histoire de Provence, Marseille 1785, 2 Bde.; **L. Merry**, Histoire de Provence, Paris 1830, 2 Bde.; **Garcin**, Dictionnaire historique et topographique de la Provence ancienne et moderne, Draguignan 1833, 2 Bde.

Provenceröl, die beste Sorte Baumöl, weil sie hauptsächlich aus der Provence kommt.

Provencer Weine, Weinsorten, die aus der Provence kommen, gehören zu den besten französischen Weinen und sind größtentheils lieblich schmeckend und den Magen stärkend. Die besten sind von la Malgue, Gemones, der Clairet von Chateau-Renard und Airagues, der Muskateller von Ceotat und Cuers, der Carnouleswein, der liebliche St. Laurent &c.

Proverbium (lat.), Sprüchwort; Proverbia, Sprüchwörter, besonders die Sprüchwörter Salomo's im Alten Testament. Daher **proverbialisch**, sprüchwörtlich, u. **proverbiös**, reich an Sprüchwörtern.

Proviant (v. Franz.), überhaupt Mundvorrath, besonders Vorrath von Getreide. Die Beschaffung von P., die **Verproviantirung**, ist ein sehr wichtiger Zweig der Heeresadministration und wird von besonderen Militärbeamten, der Intendantur, geleitet.

Providence, 1) eine der beiden Hauptstädte des nordamerikanischen Staats Rhode-Island, am gleichnamigen Fluß, unweit der Narragansettbai, besteht aus 2 Stadttheilen, welche durch den Nassasuk getrennt sind. Die Stadt, 1636 gegründet, hat einen schönen Hafen, ein Staatenhaus, 14 Kirchen, mehre Banken, Assekuranzen, eine Baptisten-Brown-University (1764 gegründet, mit bedeutender Bibliothek), 3 Akademien, mehre Buchdruckereien, ein Theater, Baumwollmanufakturen, Bleichen, Papierfabriken, Eisenwerkstätten, lebhaften Handel und 1800: 7620, 1820: 11,770, 1830: 16,830, 1840: 23,170 Einw. — 2) P. (**New-P.**), eine der Bahamasinseln, südlich am Providencekanal, 8 □Meilen groß mit etwa 8000 Einw. Die Hauptstadt **Nassau** ist der Sitz des Gouverneurs und der vorzüglichste Handelsplatz dieser Inseln, hat einen Hafen und 6200 Einw. Vor dem Gouvernementshause steht eine steinerne kolossale Statue des Columbus. — 3) P. (**Old-P.**), Insel im karaibischen Meere, am östlichen Gestade von Mittelamerika, etwa 40 Meilen von der Mosquitoküste, gehört zur Republik Neugranada, war in früheren Zeiten berühmt als der Aufenthaltsort der Flibustier und besonders des berüchtigten Morgan und hat etwa 400 Einw., wovon die Hälfte Sklaven sind.

Provins, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Seine-Marne, im Thal der Vouzie, wird in die obere und untere Stadt getheilt; jene ist wenig bewohnt, hat aber zahlreiche Ruinen verschiedener Kirchen und Schlösser, diese liegt auf einer Ebene, ist schöner gebaut, als die obere Stadt, und hat mehre gute Straßen und schöne Plätze. P. hat eine Unterpräfektur, ein Civil- und ein Handelstribunal, 2 Hospitäler, ein Waisenhaus, eine Mineralquelle, Rosenzucht, Rosenwasserbereitung, Fabriken für Tricots, Gerbereien, Lohmühlen, Kalkbrennereien, Töpfereien, Getreide- und Wollhandel und 6960 Einwohner.

Provinz (lat. provincia), in der Sprache des römischen Staatsrechts im Allgemeinen ein gewisser, Jemandem angewiesener Geschäftskreis oder gegebener Auftrag, dann im Besonderen ein Land, welches der römischen Oberherrschaft unterworfen worden war und von römischen Magistraten verwaltet wurde. Als allgemeine Grundlage galt hierfür die für jede P. gegebene Konstitution. Hierzu kamen dann noch Senatuskonsulte u. Leges, welche für eine oder mehre P.en erlassen wurden; ferner das Edikt des Statthalters u. endlich einheimische Satzungen, welche in so weit ihre Geltung behielten, als sie nicht mit römischen Einrichtungen und Gesetzen in Widerspruch standen. In der Kaiserzeit gab es außer diesen noch kaiserliche Konstitutionen und Reskripte für die P.en, und die Land- und Ortsrechte kamen mehr und mehr außer Geltung, je mehr Einheit die ganze Reichsorganisation bekam. Die Provinzialen hatten außer den Kommunalabgaben noch eigentliche Provinziallasten zu tragen, d. h. Abgaben an den Statthalter, wie Naturallieferungen für dessen Hofhaltung, oder an deren Stelle Geldabgaben, Beiträge für die Provinzialflotte, Ausrüstung ganzer Schiffe und Verpflegung römischer Soldaten in den Winterquartieren; ferner Leistungen an den römischen Staat (Grund- und Vermögenssteuern), Fruchtzehnten (frumentum decumanum), bestimmte Getreidelieferungen, wofür Vergütung gewährt wurde (frumentum emtum imperatum). Bei den meisten dieser Abgaben spielten die Staatspächter (Publicani) eine bedeutende Rolle. Von sehr verschiedener Berechtigung waren die in den P.en gelegenen Kommunen. Am höchsten standen in dieser Beziehung die römischen Municipien (s. Municipium); dann folgten die Städte mit latinischem Recht u. die freien Peregrinenstädte, welche von dem Provinzialverband u. von dem Imperium des Statthalters dem Namen nach eximirt waren, obwohl sie in Abhängigkeit von Rom und im Unterthanenverbande standen. Die letzteren waren entweder Civitates foederatae, deren Verpflichtungen durch einen mit Rom abgeschlossenen Vertrag (foedus) bestimmt waren, oder liberae, welche auf Grund einer von Rom gegebenen Lex frei waren, oder liberae et immunes, welche nicht bloß die Freiheit, sondern als besondere Bevorzugung auch die Immunität erhalten hatten. Unter den Kaisern nahm natürlich die Abhängigkeit der Civitates liberae immer mehr zu, wiewohl ihre Freiheit dem Namen nach fortdauerte. Unter einer gedrückten Lage seufzten aber von Anfang an die Bewohner der eigentlichen Provinzialstädte; denn wenn sie auch ihre frühere Verfassung und Verwaltung, Münzrecht, Religion &c. behielten, so war dies doch nur scheinbar, indem der römische Statthalter berechtigt und verpflichtet war, alle inneren Angelegenheiten derselben zu überwachen, und als alleiniger Provinzialoberrichter den städtischen Magistraten in richterlicher Beziehung die engsten Schranken zog. Alle Provinzialstädte aber, freie wie unfreie, hatten näm-

lich ihre eigenen Magistrate, Senate und Volksversammlungen, welche letztere aber wenig zu bedeuten hatten. Die Amtsthätigkeit der städtischen Magistrate beschränkte sich auf die Jurisdiktion in minder wichtigen Sachen und auf Administration; doch standen sie in beiderlei Beziehung unter der Aufsicht und Kontrole des Statthalters. Die Wählbarkeit der Magistrate und Senatoren war von den Römern meist an einen gewissen Census gebunden, und nur ausnahmsweise wählte das Volk seine Magistrate. In Bezug auf die Bodenverhältnisse bestand in den P.en derselbe Unterschied zwischen Ager publicus und Ager privatus wie in Italien. Jener bestand aus Grundstücken, welche ursprünglich Domänen besiegter Könige oder solcher Könige waren, welche das römische Volk zu Erben eingesetzt hatten, oder welche Ager publicus besiegter Freistaaten gewesen waren, oder aus der Stadtflur eroberter und zerstörter Städte; der Ager privatus dagegen aus Grundstücken, welche im ungestörten Privatbesitz der früheren Inhaber geblieben, oder von römischen Spekulanten angekauft worden waren. Der Ager publicus in den P.en ward entweder an Römer verkauft, oder gegen die Abgabe von Zehnten (decumanae) od. Pachtgeldern (vectigalia verliehen, oder auch den früheren Besitzern zurückgegeben, jedoch ebenfalls gegen eine Abgabe, oder endlich benachbarten Städten zugetheilt. Weiteres über Verwaltung der P.en s. Prokonsul, Proprätor, Praefectus. Neuerlich versteht man unter P. einen unter einer besonderen Verwaltung stehenden Theil eines größeren Staats; auch alles Gebiet eines solchen im Gegensatz zur Hauptstadt.

Provinzial (v. Lat.), der Ordensvorgesetzte der Klöster einer ganzen Provinz, der unter dem Ordensgeneral steht und bei dem Provinzialkapitel, das aus den Aebten und Prioren der verschiedenen Klöster zusammengesetzt ist, den Vorsitz führt.

Provinzialismus (v. Lat), ein Wort od. eine Redensart, die einer bestimmten Stadt od. Provinz eigenthümlich sind. Viele derselben übertreffen die Schriftsprache an Bestimmtheit und Deutlichkeit und haben deshalb durch Göthe, Voß, Hebel, Uhland &c. Eingang in diese gefunden.

Provision (v. Lat.), die Belohnung, Vergütung oder Gebühr für Besorgung gewisser Geschäfte im Auftrag eines Anderen, besonders im kaufmännischen Verkehr. Die P. wird in der Regel nach Procenten berechnet und richtet sich theils nach Uebereinkunft oder Platzgebrauch, theils nach gesetzlichen Bestimmungen &c. In Geld-, Wechsel- und Staatspapiergeschäften, sowie in Bankgeschäften überhaupt ist die übliche P. $1/3$—$1/2$ Procent, bei Besorgung von Assekuranzen $1/3$—$1/4$ Procent, oder noch weniger, während sie bei Speditionsgebühren nach dem Stück oder Centner, zuweilen auch im Verhältniß zum Werth berechnet zu werden pflegt. Beim Kommissionshandel beträgt die P. gewöhnlich 2—1$1/2$, manchmal auch nur 1 Procent. Zuweilen begreift die P. auch das Delcredere (s. d.) in sich und wird dann mit diesem gemeinschaftlich nach Procenten berechnet. Im Seewesen versteht man unter P. den Mund- und Kriegsvorrath auf Schiffen. Im katholischen Kirchenrecht ist P. die Verleihung eines kirchlichen Amtes.

Provisor (lat.), Verweser, Aufseher; besonders der oberste Gehülfe in einer Apotheke.

Provisorische Centralgewalt, s. Deutschland, Geschichte.

Provisorium (lat.), einstweilige Veranstaltung oder Zustand bis zur bleibenden Regulirung; s. Interimisticum.

Provokation (provocatio), bei den Römern zur Zeit der Republik Berufung an die höchste Instanz des Volks, um ein ungerechtes Urtheil rückgängig zu machen; jetzt die Aufforderung, daß Jemand (der Provokat) wider einen Anderen (den Provokanten) Klage erhebe (Provocationes ad agendum). Sie findet Statt: bei Verbreitung nachtheiliger Gerüchte und insbesondere durch das Berühmen von Ansprüchen an eine bestimmte Person (Diffamation), wodurch der Diffamant die Aufforderung zum Darthun der Wahrheit dieser Aussprengung wider sich begründet und, wenn er solches unterläßt, ewiges Stillschweigen beobachten muß (provocatio ex lege diffamari); zu Erhaltung von Einreden, deren Verlust bei länger verzögerter Klage droht, wobei die Strafe, die den Provokaten trifft, in dem Verluste der eigentlichen Replik, daß nämlich die Einrede unzulässig sey, besteht (provocatio ex lege si contendat). Im Konkurs heißt P. die öffentliche Aufforderung, sich zur Liquidation zu melden, bei Verlust seiner Forderung. Auch ist P. s. v. a. Appellation, sowie Herausforderung zum Duell.

Prozelten (Stadt-P.), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken u. Aschaffenburg, am Main, hat ein Schloß, eine Burgruine, ein Spital, etwas Wein- und Obstbau, Mainüberfahrt, Schifferei, Schiffbau, Holzhandel und 930 Einw.

Prozeß (v. Lat.), in der Rechtswissenschaft eine Reihe von Handlungen, wodurch ein streitiges Rechtsverhältniß zur endgültigen Entscheidung gebracht wird, sowie der Inbegriff der gesetzlichen Regeln, nach welchen dieses Verfahren eingerichtet werden muß, und die wissenschaftliche Entwickelung derselben (s. Civilprozeß, Kriminalprozeß); in der Chemie (chemischer P.) eine Operation der Natur oder Kunst, wodurch das Wesen eines chemischen Körpers verändert wird, also Auflösung, Niederschlag (Fällung), Verdampfung, Schmelzung, Destillation, Sublimation &c.

Prozession (v. Lat.), überhaupt jeder feierliche öffentliche Aufzug mehrer Personen, besonders in der römisch-katholischen Kirche ein feierlicher Aufzug der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen, oder durch die Straßen, wobei heilige Gegenstände, Bildnisse, Kreuze und Fahnen zur Schau getragen und geistliche Lieder und Gebete abgesungen werden, zur Verehrung Gottes und der Heiligen. Man nennt diese P.en auch Supplikationen oder Bittgänge, sowie Kreuzgänge, wegen der Kreuze, die mit herumgetragen werden. Wallfahrten oder Betfahrten heißen sie, wenn sie nach einem entfernten heiligen Orte, wo Bildnisse, Reliquien von Heiligen oder andere wunderthätige Gegenstände sich befinden, unternommen werden. Gewisse P.en, wie die des Fronleichnamsfestes, der Kreuzerhöhung u. a.,

sind der ganzen katholischen Kirche gemeinsam; andere sind verschiedenen Ländern und Städten, je nachdem sie besondere Schutzheilige verehren, eigenthümlich. Schon das früheste Alterthum kannte dergleichen öffentliche Aufzüge zu religiösen Zwecken. So waren bei den *Griechen* und *Römern* an den Festen des Bacchus, der Diana, Ceres, Cybele und anderer Gottheiten feierliche Züge in die Tempel der Götter oder an heilige Orte unter Anführung der Priester und Vortragung von Götterbildern sehr gewöhnlich. Die *Juden* pflegten jährlich dreimal zum allgemeinen Nationaltempel nach Jerusalem zu wallen. Aus dem Heiden- und Judenthume gingen die P.en in das Christenthum über und wurden namentlich seit der Zeit des heiligen Ambrosius, im 4. Jahrhundert, üblich. Die Sage schreibt ihre Einführung dem Bischof Mamertus zu Vienne zu. Sie fanden großen Beifall im Volke und erhielten später gesetzliche Bestätigung. In manchen protestantischen Ländern, z. B. in Sachsen, sind den Katholiken P.en auf den Straßen nicht gestattet, und auch in katholischen hat der Eifer für P.en bedeutend nachgelassen.

Prozessionsspinner (Gastropacha processionea *L.*), Schmetterlingsart aus der Gattung der Glucken und der Familie der Spinner, mit dichtbehaarter Stirn, aschgrauen, mit zwei schwarzgrauen Bogenlinien gezeichneten Vorderflügeln, findet sich im Mai und Juni vorzüglich auf der Trauben- und Stieleiche und, wenn diese entlaubt sind, auch auf andern Waldbäumen, selten auf der Fichte und Kiefern, am häufigsten in Westphalen, wo die Raupe in den Eichenwäldern oft großen Schaden anrichtet. Diese, die *Prozessionsraupe*, ist weißgrau behaart, am Rücken blauschwarz, an den Seiten weißlich und besonders dadurch merkwürdig, daß sie in regelmäßigen Zügen auf das junge Laub ausgeht und eben so geordnet in ihre Gespinnstnester an den rauhen Theilen der Aeste zurückkehrt. Einer Raupe als Anführerin folgen die übrigen Raupen erst einzeln, dann mehrmals zu 2, 3, 4 ꝛc., immer neben und dicht hinter einander. Zur Zeit der Verpuppung überspinnt sich die ganze Gesellschaft mit einem sackförmigen Gewebe, aus dessen Oeffnung die Schmetterlinge im August hervorkriechen. Die feinen Haare der Raupe haben Widerhäkchen und verursachen Menschen und Thieren, vornehmlich an feuchten Stellen der Haut, wo sie leicht eindringen, brennendes Jucken und Entzündung. Diese Raupen werden am besten vertilgt durch Abnahme der Gespinnstbeutel mit den Puppen. Eine andere, der vorigen aber sehr ähnliche Art ist der *Kiefernprozessionsspinner* (G. pinnivora *Tr.*), mit nackter Stirn, der nur auf Kiefern lebt und dessen Raupe ebenfalls in Waldungen Schaden anrichtet.

Prozoische Gebilde, nach Murchison die krystallinischen oder plutonischen Gesteine, die schon in erstarrtem Zustande vorhanden waren, bevor die ersten (proto- und paläozoischen) Sedimente, die Reste organischen Lebens enthalten, auf ihnen abgelagert wurden. Weil voraussetzlich während der Epoche ihrer Bildung die Erde noch keine Organismen nährte, nennt er sie auch *azoische Gebilde*.

Prude (franz.), auf eine übertriebene Weise und nur zum Schein sittsam; daher Pruderie, Scheinsprödigkeit.

Prudentius, *Aurelius P. Clemens*, römischer Dichter, geboren um 348 n. Chr. in Spanien. Zuerst Advokat und dann in höheren Staatsämtern stehend, zog er sich in seinem 57. Lebensjahre in ein Kloster zurück. In diese seine letzte Lebensperiode fallen seine christlichen Dichtungen: „Liber cathemerinon", eine Liedersammlung zum täglichen Beten und Singen, „Liber peristephanon", Gedichte auf die christlichen Märtyrer, „Apotheosis" (von Christus) u. „Hamartigenia", „Psychomachia" (Kampf der Tugenden und Laster im Menschen), „Libri duo contra Symmachum" (wider den Versuch der Wiedereinführung des heidnischen Kultus), „Diptychon" od. „Encheiridion" (kurze Darstellung der biblischen Geschichte in Versen). P. ahmt in der Form die älteren klassischen Dichter Roms nach, jedoch nicht ohne sich manche Freiheiten im Metrum, in der Prosodie und im Ausdruck zu erlauben. Der Inhalt seiner Dichtungen ist in theologischer Hinsicht von Bedeutung. Unter den Ausgaben ist die größere von Faustinus Arevali (2 Bde., Rom 1788 ff.) nebst dem Abdruck bei Gallandi (Bibl. Patr., Bd. 8, Venedig 1788) und die einen berichtigteren Text liefernde von Th. Obbarius (Tüb. 1844) zu nennen.

Prudhommes (franz.), eigentlich Biederleute, dann Kunstverständige, besonders aber in den französischen Fabrikstädten durch Dekret vom 15. März 1806 eingesetzter Rath, der Streitigkeiten zwischen Fabrikanten, Arbeitsvorstehern, Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen vermittelte. Sein Verfahren, das sich theils auf jenes Einsetzungsdekret, theils auf das Gesetz vom 3. August 1810 gründet, ist summarisch und ohne Kosten.

Prudhon, *Pierre Paul*, berühmter französischer Historienmaler, der französische Correggio genannt, 1768 zu Clugny als das 13. Kind eines armen Maurers geboren, verrieth früh Kunsttalent, ward von dem Bischof Moreau von Masson der Leitung des M. Devosges zu Dijon übergeben und ging 1780 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, dann nach Rom, wo er mit Canova einen engen Freundschaftsbund schloß. Im J. 1789 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er ein Atelier im Louvre erhielt, da er für den Saal der Garden von St. Cloud einen Plafond zu malen hatte, welcher die Weisheit unter der Gestalt der Minerva vorstellt, wie sie die Wahrheit auf die Erde bringt. Im Jahre 1808 brachte er das durch H. K. Müllers Stich bekannte Gemälde zur Ausstellung, welches Psyche vorstellt, wie sie von den Zephyren entführt wird, später eine Zierde der Gallerie Sommariva. Bewundert wurden eine für den Audienzsaal des Assisenhofes gefertigte Darstellung des von der Gerechtigkeit und der Rache des Himmels verfolgten Lasters, jetzt im Museum des Louvre, durch B. Rogers Stich und Motte's Lithographie bekannt, ein schaukelnder Zephyr, ebenfalls in der Gallerie Sommariva u. durch Laugiers Stich bekannt, u. a. Sein letztes Werk ist der sterbende Christus am Kreuze, jetzt im königlichen Museum zu Paris und durch Reynolds' Stich in schwarzer Manier bekannt. P.

war Zeichenlehrer der Kaiserin Josephine, seit 1816 auch Mitglied des Instituts und † zu Paris 1823. Vgl. Baiart, Notice historique sur la vie et les ouvrages de P., Paris 1824.

Prüfung, überhaupt Erforschung, ob Etwas einer Erforderniß entspreche, daher besonders die Abwägung der Gründe, auf denen eine Behauptung oder Lehre beruht, besonders die Abwägung einer Handlung nach sittlichen Grundsätzen. Zur Selbstprüfung wird sie dann, wenn man an seine eigenen Handlungen den Maßstab der Sittlichkeit legt. Die Theologie betrachtet jedes Leiden als eine dem Menschen von Gott aufgelegte P. Auch ist P. s. v. a. Examen.

Prügelstrafe, s. Strafe.

Prüm, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, am gleichnamigen Fluß, mit katholischer Pfarrei, evangelischem Betsaal, Kreisbehörde, Aich- und Steueramt, Salzfaktorei, Friedensgericht, Post, Wollweberei, Gerbereien, Kalksteinbrüchen u. über 2300 Einw. P. war ehemals der Sitz einer von Bertrada, der Großmutter der Gemahlin des Frankenkönigs Pipin, gestifteten reichsunmittelbaren gefürsteten Benediktinerabtei, worin Kaiser Lothar als Mönch 855 starb. Seit 1576 war der jedesmalige Erzbischof von Trier Administrator dieser Abtei u. hatte als solcher Sitz u. Stimme im Reichsfürstenrathe u. auf der geistlichen Bank. Im Mittelalter war die dortige Klosterschule, woran unter Anderen der Chronist Regino lehrte, berühmt. Im J. 1801 wurde die Abtei aufgehoben und an Frankreich abgetreten, 1815 aber an Preußen gegeben.

Pruina (lat.), der Reif, Duft, auch (weniger richtig) der Thau, ein äußerst zarter, abwischbarer, staubähnlicher Ueberzug der Pflanzentheile, dessen einzelne Körnchen nur bei einer starken Vergrößerung zu unterscheiden sind.

Prume, François, berühmter Violinvirtuos, 1816 zu Stevalos in Belgien geboren, erregte schon als Knabe durch sein musterhaftes Spiel Bewunderung, bildete sich zu Malmedy, dann im Conservatoire zu Lüttich und seit 1830 in Paris weiter aus. Im Jahre 1832 ward er Professor der Violine am lütticher Conservatoire und machte 1839 eine Kunstreise durch Deutschland. Er komponirte Mehres für sein Instrument.

Prunella (Brunelle), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, von deren Arten P. vulgaris *L.*, gemeine Brunelle, Braunelle, Gottheil, auf Wiesen und Triften, an lichten Waldstellen, früher officinell war, in sofern das bitterliche, zusammenziehende Kraut, Herba Prunellae s. Brunellae vulgaris s. Consolidae minoris s. Symphyti minoris, Prunellenkraut, Gottesheilkraut, Antoni- oder St. Antonikraut, innerlich bei Blutflüssen, Halsschmerzen &c. und äußerlich bei Blutungen und Verwundungen im Gebrauche war. Man sammelte dafür auch das Kraut und die Blüthen von P. grandiflora *L.*, die sich von ersterer Art durch größeren Wuchs unterscheidet.

Prunellen (Brignollen), geschälte, entkernte und getrocknete Pflaumen, welche vorzüglich von Frankreich aus in den Handel kommen und am besten in Brignolles (Prunelle de Brignolles) aus der trefflichen Perdrigon (Perdrigone rouge), doch auch aus der Zwetsche oder Hauspflaume und anderwärts bereitet werden.

Prunk, in die Augen fallender Schmuck, besonders in der Rhetorik Ueberladung der Schilderungen mit Bildern und erhabenen Ausdrücken, namentlich wenn die geschilderten Gegenstände deren nicht würdig sind.

Prurigo (lat.), Hautjucken, s. Jucken.

Prusias, Könige von Bithynien: P. I., mit dem Beinamen Cholos, der Lahme, regierte von 232—192 v. Chr., stand den Rhodiern in einem Handelskriege gegen Byzantium bei. P. II., mit dem Beinamen Cynegos, der Jäger, Sohn des Vorigen, regierte von 192—150 v. Chr., nahm, obwohl Freund der Römer, den auf der Flucht begriffenen Hannibal (184 v. Chr.) bei sich auf und fing auf dessen Rath Krieg mit dem König von Pergamus, Eumenes II., an, ward aber von den Römern zur Auslieferung Hannibals gezwungen und später von seinem Sohne Nicomedes vom Throne gestoßen.

Pruth, Fluß, entspringt im österreichischen Galizien im karpathischen Hochgebirge, im Kreise Kolomea, nahe an den Quellen der Theiß, am Berge Homoli, fließt von seinem Ursprunge an bis Delatyn nördlich, von Delatyn, wo er schiffbar wird, östlich, macht die Grenze zwischen der Moldau und der russischen Provinz Bessarabien, bildet den Pralitzsee und mündet bei Reni unterhalb Galacz in die Donau, links. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 125 Meilen. Er hat Brücken bei Sniatyn, Czernowitz und Lipecfany, Fähren bei Ulm und Teschkureny. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind: Czeremosz, Elan, Kagarlui rechts, Tschugor, Beghirla, Lapuschna links. In dem Friedensvertrage zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest vom 28. Mai 1812 wurde der P. als die Grenze beider Reiche in dieser Gegend bestimmt, und es kam damals der ganze, auf dem linken Ufer des P. gelegene Theil der Moldau an Rußland. Am P. ward Peter der Große 1711 bei dem Städtchen Hussi (Husch) von den Türken gänzlich eingeschlossen und am 23. Juli zu einem ihm nachtheiligen Frieden gezwungen. Im Alterthum hieß der P. Poras und Pyrethus.

Prutz, Reinhold Ernst, deutscher Schriftsteller und Dichter der Gegenwart, geboren den 30. Mai 1816 zu Stettin, wo sein Vater Kaufmann war, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich 1834—38 zu Berlin, Breslau und Halle philologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien. Um 1839 trat er mit den Begründern der „Halleschen", später „Deutschen Jahrbücher" in nähere Verbindung und betheiligte sich lebhaft an dieser Zeitschrift. Seine erste größere Arbeit war die Monographie „Der Göttinger Dichterbund" (Leipzig 1841). Nach der Unterdrückung der Deutschen Jahrbücher gab er ein „Literarhistorisches Taschenbuch" (6 Bde., Hannov. 1843—48) heraus, das er mit eigenen werthvollen Beiträgen zur Literaturgeschichte ausstattete. Während dieser Zeit machte er die Vorstudien zu einer „Geschichte des deutschen Journalismus" (1. Band, Hannover 1845) und lieferte außerdem „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (Berlin 1847), „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" (Lpz.

1847) und „Zehn Jahre. 1840—50. Geschichte der neuesten Zeit" (das. 1848, Bd. 1), sowie das „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (1. Jahrgang 1849, Dessau 1851). Im Jahre 1851 begann er mit Wolfsohn das „Deutsche Museum", eine Wochenschrift, die er seit Oktober 1851 allein redigirte. Neben genannten wissenschaftlichen Arbeiten trat zugleich die poetische Richtung in der Form der Tendenzpoesie bei P. immer entschiedener hervor. Auf eine Sammlung lyrischer, zum großen Theil erotischer „Gedichte" (Leipz. 1841; 3. Aufl., Zürich 1846) folgten bald, durch den politischen Umschwung von 1840 angeregt, zahlreiche politische Gedichte, „Der Rhein", das „Mährchen", „Dem Könige von Preußen zum kölner Dombaufeste", „Badens zweiter Kammer", „Gedichte, neue Sammlung" (Zürich 1842), und die historischen Dramen: „Karl von Bourbon", „Moritz von Sachsen", „Erich XIV.", worin die polititsche Gesinnung des Dichters unverhüllt ans Licht trat. Während ihm dafür die Partei des Fortschritts Beifall zollte, ward er von der anderen Seite aus seinem Wohnorte, den er seit 1841 in Jena genommen hatte, vertrieben, die wiederholte Aufführung seines „Moritz von Sachsen" in Berlin trotz aller Gegenvorstellungen und Koncessionen, zu denen er sich herbeiließ, verboten, schließlich ihm sogar der Aufenthalt in Halle und, als dieser endlich gestattet ward, das Recht, sich an einer preußischen Universität als Docent zu habilitiren, ja selbst die Erlaubniß zu Privatvorträgen außerhalb der Universität verweigert. Im Jahre 1845 erschien (in der Schweiz) seine „Politische Wochenstube", eine der gelungensten politischen Dichtungen unserer Zeit, an schlagendem Witze und feiner, schwungvoller Form sich zunächst an den vom Dichter in derselben hochgefeierten Platen anschließend, an Gewicht des Stoffs und Inhalts den Vorgänger übertreffend. Diese Dichtung verwickelte den Verfasser in einen Majestätsbeleidigungsprozeß, der, wie es hieß, durch Humboldts Einfluß höchsten Orts niedergeschlagen wurde. P. erhielt sogar in dem nächsten Jahre die Erlaubniß, in Berlin Vorlesungen über literarhistorische Gegenstände halten zu dürfen, u. seine Vorträge „über die Geschichte der Entwickelung des deutschen Theaters" fanden sowohl dort, als in Stettin zahlreiche Zuhörer. Dagegen wurden seine Vorträge über die neueste Literaturgeschichte nach der ersten Vorlesung in Berlin polizeilich inhibirt und die Fortsetzung derselben untersagt. Im J. 1847 übernahm er die dramaturgische Leitung des hamburger Stadttheaters, wo er „Dramaturgische Blätter" erscheinen ließ; doch hielt er nicht lange in dieser Stellung aus. Er privatisirte daher wieder, erst in Hamburg, dann in Dresden, wo er nach dem Ausbruch der Februarrevolution ungemein besuchte Vorträge über die neuesten Zeitereignisse hielt. Darauf begab er sich im März nach Berlin, wo er in der demokratisch-konstitutionellen Partei längere Zeit eine hervorragende Stellung einnahm. Nach der Novemberkatastrophe verließ er Berlin und lebte einige Zeit zu Stettin, bis er Ostern 1849 vom Minister von Ladenberg als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte nach Halle berufen ward. Später baute er auch das Feld des Romans an in „Die Schwägerin" (Dessau 1851), „Das Engelchen" (3 Bde., Lpz. 1851) und „Felix" (2 Bde., das. 1851). Seine Dramen sind gesammelt in „Dramatische Werke" (4 Bde., Leipz. 1847—49). Auch ließ er noch „Neue Gedichte" (2. Aufl., Mannheim 1841) u. „Kleine Schriften zur Politik und Literatur" (2 Bde., Merseburg 1847) erscheinen.

Prytanen, in Athen der Ausschuß des Rathes, welcher an der Spitze der Geschäfte stand. Man theilte nämlich den Rath nach der Zahl der Phylen in 10 Abtheilungen, von denen eine nach der anderen die Geschäfte leitete, und zwar dauerte diese Geschäftsführung bei den 4 ersten Klassen 36, bei den übrigen 35 Tage. Die Reihenfolge ward durch das Loos bestimmt. Die Zeit, während eine Phyle das Amt der P. verwaltete, hieß Prytania. Die Zahl der P. war 50; doch regierten diese nicht alle zugleich, sondern man theilte sie in 5 Dekurien, von denen eine nach der anderen die Geschäfte besorgte. Die Mitglieder jeder Dekurie hießen, so lange sie regierten, Proedri. Den P. lag es ob, den Rath zu versammeln; bisweilen beriefen sie auch das Volk; immer aber machten sie die Gegenstände der Berathung in einem öffentlichen Anschlage vorher bekannt. Der Ort ihrer Versammlung war das Prytaneum (Prytaneion). Hier wurden sie auch, so lange ihre Geschäftsführung dauerte, auf öffentliche Kosten gespeist, welche Ehre auch öfters anderen Personen widerfuhr, z. B. solchen, die sich um die Stadt verdient gemacht hatten, Siegern in den olympischen Spielen, Gesandten, welche ihre Missionen gut vollendet hatten, ꝛc.

Przasznic (Przasznysz), Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Plock, am Fluß Wengierka, eine der ältesten Städte im Gouvernement, vom Herzog Konrad um 1200 erbaut, einst groß und wohlhabend, hat eine Kreiskommission, ein Friedensgericht, eine Bernhardiner- und Bernhardinerinnenkirche, Leder- und Tuchfabriken, berühmte Ochsenmärkte und 3500 Einwohner.

Przemsza (Czarna-P., d. h. schwarze Premse), österreichisch-galizischer Fluß, trennt das ehemalige krakauer Gebiet von Preußisch-Schlesien und mündet bei Gurzow in die Weichsel. Sie nimmt die Biala-P. (d. h. weiße Premse) auf, die bei Domaniewica im Königreich Polen entspringt, nach Westen fließt und theilweise die Grenze zwischen dem krakauer Gebiet und dem Königreich Polen bildet.

Przemysl (Premislia), Kreisstadt im österreichisch-galizischen Kreis Lemberg, rechts am San, über welchen eine ganz gedeckte Brücke von 84 Klaftern Länge im Lichten führt, mit 3 Pfeilern von Quadersteinen im Flusse, ist mit Mauern umgeben, hat meist enge Gäßchen und auf dem anstoßenden Berge Ueberreste eines alten Felsenschlosses. Die Stadt ist der Sitz eines Kreisamtes, eines römisch-katholischen und eines griechisch-unirten Bischofs und hat 2 Kathedralen, 14 andere Kirchen, ein Benediktinernonnenkloster mit Mädchenschule, eine theologische und philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, ein Militärknabenerziehungshaus, ein Stadtspital, ein Postamt, Holzwaaren-, Leder-

und Leinwandfabrikation und 12,000 Einw., darunter etwa 2500 Juden.

Przemysl, fabelhafter böhmischer Fürst, war früher Landmann und stand im Rufe eines Sehers. Als die Böhmen Libussa bedrängten, dem Volke einen Herrscher zu geben, entschied sich diese endlich dahin, Den zum Gemahl zu wählen, der auf einem eisernen Tische essen würde. Die Boten zogen aus und fanden P. auf dem Felde, auf der umgestürzten Pflugschar sein Mittagsbrod verzehrend. Man erkannte ihn sogleich als den künftigen Beherrscher Böhmens. Als ihm Libussa's Wille kund geworden, steckte er den Haselstecken, mit dem er die Rinder getrieben, in die Erde. Es schossen alsbald drei Schößlinge hervor, von denen zwei wieder verdorrten. Hieraus weissagte er, daß nur immer Einer aus seinem Geschlecht über die Böhmen herrschen werde. Seiner Gattin und seinem Sohne zum Wohnsitze erbaute er Libodum und Przemysl u. nach Libussa's Rath bei einer im Walde gefundenen Schwelle (czechisch Praha) die künftige Königsstadt Prag. Auch gab er den Böhmen Gesetze. Die Empörung der böhmischen Frauen unter ihrer Führerin Wlasta sah er im Traume voraus, ward aber verlacht, als er den Großen des Reichs rieth, die Freiheit der Jungfrauen, die kriegerische Uebungen trieben, zu beschränken. Der böhmische Mägdekrieg brachte die Herrschaft 7 Jahre in die Hände der Weiber. Doch besiegte sie P. durch List und setzte sich wieder in Besitz der Herrschaft (743). Ihm folgte sein Sohn Nezamysl.

Przeworsk, Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Rzeszow, an der Miczka, mit Domkirche, Propstei, einem Kloster der barmherzigen Schwestern mit Krankenspital, Mädchenschule, Leinweberei und 3000 Einw.

Przibislaw, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pardubitz, an der Sazawa, mit Bergbau und 1600 Einw. Bei der Belagerung von P. starb Ziska, zu dessen Leichenfeier die Hussiten den Ort ganz zerstörten.

Przibram, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prag, an der Litawka, mit Dechantei, Stiftskirche, erzbischöflichem Schloß, Marienburg genannt, Oberbergamt, Bergbau auf Steinkohlen, Silber, Blei rc., Hauptschmelz- und Treibwerk, Potaschesiederei, Tuchmanufaktur und 4000 Einwohnern.

P. S., Abkürzung für Postscriptum, Nachschrift.

Psalmen (Psalter, hebr. Mismorim, Schirim, d. i. Lieder, Gesänge, und Tehillim, d. i. Lobgesänge, lat. Psalmi), Titel der Sammlung von 150 religiösen Liedern im alttestamentlichen Kanon, die nicht allein von den Juden in den Synagogen, sondern auch von den Christen in ihren gottesdienstlichen Versammlungen gesungen wurden, wie sie auch jetzt noch im liturgischen Theile des christlichen Gottesdienstes zu erbaulichen Zwecken benutzt zu werden pflegen. Ihrem Inhalte nach lassen sie sich eintheilen in Lob- und Dankpsalmen, in denen Gott gepriesen wird: im Allgemeinen als Natur- und Menschengott: Psalm 8, 104, 145; als Natur- u. Volksgott: Ps. 19, 29, 33, 65, 93, 135, 136, 147 ff.; als Volksgott: Ps. 66, 67, 75; als Retter und Helfer, des Volks sowohl: Ps. 46—48, 76 ff., als der Einzelnen: Ps. 18, 30, 138; Nationalpsalmen, die sich auf Israels frühere Geschichte und die Offenbarungen Gottes in derselben beziehen: Ps. 78, 105, 106, 114; Zions- und Tempelpsalmen: Ps. 15, 24, 68, 81, 87, 132, 134, 135; Messianische oder Königspsalmen: Ps. 2, 20, 22, 45, 72, 110; Klagepsalmen, die reichhaltigste Klasse, zu der über ein Drittel der ganzen Sammlung gehört (auch die sieben sogenannten Bußpsalmen: Ps. 6, 32, 38, 51, 102, 130, 143), welche Klagen über das traurige Schicksal Einzelner: Ps. 7, 55, 56, 109 ff.; über Nationalunglück: Ps. 44, 74, 79, 80 ff.; über allgemeines Verderben der Welt: Ps. 10, 12, 14, 36; Betrachtungen über das Schicksal der Frommen und Gottlosen: Ps. 37, 49, 73, enthalten, aber mehr einen didaktischen, als lyrischen Charakter haben; Lehrpsalmen, in welchen religiöse Ueberzeugungen, Empfindungen und Gedanken ohne besondere Beziehung ausgesprochen werden: Ps. 1, 23, 50, 91; hierher gehört auch Ps. 119, der eine Zusammenstellung von Sprüchen über den Werth und die Herrlichkeit des göttlichen Gesetzes in alphabetischer Ordnung gibt.

Der Sammler des Psalters ist uns unbekannt, sowie die Zeit, wann die Sammlung bestimmt abgeschlossen worden; doch ist sie wahrscheinlich allmählig im Verlaufe geraumer Zeit in Absätzen und von Mehren, und zwar die ganze Sammlung erst nach dem Exil zu Stande gebracht worden, worauf auch die Schlußformel am Ende des Ps. 72 hinzudeuten scheint. Von den Juden ward das Psalmbuch schon sehr frühzeitig in 5 Bücher abgetheilt, deren jedes mit einer Doxologie schließt. Das 1. Buch geht von Ps. 1—41, das zweite von Ps. 42—72, das dritte von Ps. 73—89 (jedes dieser Bücher schließt mit: Amen, Amen), das vierte von Ps. 90—106 (schließt mit: Amen, Halleluja), das fünfte von Ps. 107—150 (schließt mit Halleluja). Die Abtheilung und Zählung der P. in unsern Bibeln stimmt mit der im hebräischen Grundtext überein; die katholische Kirche, welche hierin der alexandrinischen Uebersetzung und der Vulgata folgt, zählt zwar auch 150 P., rechnet aber den 9. und 10. für einen, ebenso den 114. und 115.; dagegen theilt sie den 116. und 147. jeden in 2 Theile. In den Aufschriften werden folgende Personen als Verfasser von P. ernannt: Moses von Ps. 90; David, unter allen Psalmendichtern der berühmteste und fruchtbarste, dem in den Aufschriften 74 P. als Verfasser beigelegt werden, nämlich Ps. 3—9, 11—32, 34—41, 51—65, 68—70, 86, 101, 103, 108—110, 122, 124, 131, 133, 138—145; Salomo von Ps. 72 u. 127; Assaph, Davids Sangmeister, von Ps. 50, 73—83; Heman, davidischer Sänger, von Ps. 88; Ethan, gleichfalls davidischer Sänger, von Ps. 89; die Kinder Korah, eine Sängerfamilie, von Ps. 42—49, 84, 85, 87, 88. Von den P. ohne Namensangabe mögen vielleicht noch manche dem David oder wenigstens dem davidischen Zeitalter angehören; doch läßt sich darüber nichts Sicheres bestimmen. Mit ziemlicher Gewißheit kann man annehmen, daß ein großer Theil der P., namentlich die Klagepsalmen, den späteren Zeiten gegen das Exil hin, und nicht wenige (z. B. Ps. 14, 51, 77, 85, 106, 107, 126, 129,

137, 147 u. a.) der Zeit des Exils selbst angehören. Alle P., mit Ausnahme von 34, sind mit Aufschriften versehen, welche, außer den Verfassern (s. oben), bald die Dichtungsart, bald die Veranlassung, bald musikalische und liturgische Bestimmungen, bald Mehres davon zugleich angeben. Wenn diese Ueberschriften auch nicht von den Verfassern selbst herrühren mögen, so sind sie doch ziemlich alt, wenigstens fanden sie die siebzig Dolmetscher schon vor und übersetzten sie häufig falsch, ja völlig sinnlos, woraus sich schließen läßt, daß sie schon damals dunkel und unverständlich waren.

Was den Inhalt der P. anlangt, so findet man in ihnen alle Wahrheiten der altisraelitischen Religion. Erhabenere Gedanken und Anschauungen über die ganze Natur, über die Schöpfung als ein Werk des frei waltenden und unendlich über seinem Werke erhabenen Schöpfers, als die P. darbieten, finden sich nirgends im Alten Testament, gleich erhabene höchstens bei den Propheten. Es ist keine Eigenschaft, keine Vollkommenheit Gottes, die nicht in den P. den einfachsten und kräftigsten Ausdruck fände. Die sogenannten messianischen P. sind entweder solche, in denen der Messias als ein Sprößling der davidischen Familie und als ein vom Geiste Gottes getriebener und von Gott eingesetzter König geschildert wird, der sein Volk in Gerechtigkeit regieren und unter welchem Gott alle seine Segnungen über das Volk ausgießen wird; oder solche, welche das messianische Reich im Allgemeinen besingen, ohne seines Herrn und Königs zu gedenken (Ps. 47, 67, 68, 76, 96). Noch gibt es in den P. eine dritte Art von Weissagungen, welche man typische oder vorbildliche nennen könnte (Ps. 16, 22, 40, 69). Die Ansicht, daß bei Abfassung solcher P. sich die heiligen Sänger gewissermaßen in die Seele des Messias hineingedacht und aus ihr heraus geweissagt hätten, ist darum unstatthaft, weil sie selbst nicht die geringste Andeutung davon geben, und weil sich diese Lieder von anderen, die ähnliche Gegenstände behandeln, im Tone der Darstellung nicht unterscheiden. Bei einigen dieser vorbildlichen P. muß man eine Erhebung der Sänger über ihr gewöhnliches religiöses Bewußtseyn hinaus annehmen, um ihre begeisterten Blicke in die Zukunft zu erklären. Daß aber ein Psalm darum, weil im Neuen Testament seine Erfüllung an Christo bezeugt wird, noch nicht als ausschließliche Weissagung von Christo angesehen werden könne, daß diese Beziehung mehrfach nur in jenem vorbildlichen Charakter ihren Grund hatte, ist von den ältesten Zeiten her die Ansicht eines großen Theils der Schriftausleger gewesen.

Die P. wurden, wie bemerkt, von den Juden in den Synagogen gesungen, und zwar in Begleitung von Instrumentalmusik (s. Psalter). Zeigt sich besonders in Davids P. auch kein bestimmter Rhythmus für Auge und Ohr in abgezählten, regelmäßig wiederkehrenden langen und kurzen Sylben, kein bestimmtes Metrum, so ist doch ein Rhythmus vorhanden, nämlich in den parallelen Sätzen, der wie ein Erzeugendes u. Erzeugtes sich gestaltet, worin wirklich sich eine Art Takt und Melodie geltend macht (s. Parallelismus). Der Beweis, daß die Texte der P. sich vollkommen zu einer modernen musikalischen Komposition eignen, liegt nicht bloß in den mächtigen und großen Erfolgen, die man damit bereits erreicht hat, sondern auch in ihnen selbst, ihrer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit, welche sie in Namen und Form auch zu ächt musikalischen Kirchengesängen gemacht hat. In früheren Zeiten gab es wohl keinen Kirchenkomponisten und Kontrapunktisten, der sich nicht in der Komposition von P. versucht hätte, und zwar meist in Motetten- oder Kantatenform, die alsdann aber, als Musikstücke, immer auch den Namen Psalm führten. Die vollendetsten unter den älteren sind wohl die P. von Marcello, und unter den neueren die von Fr. Schneider. In neueren Zeiten findet man auch manches Kirchenmusikstück (natürlich Vokalmusikstück) unter dem Namen Psalm, das keinen eigentlichen Psalm aus der Bibel zum Text hat, sondern nur eine in Psalmenweise gedichtete Ode. Solche besitzen wir mehre, unter andern von Klopstock. In der christlichen Kirche durften die P. erst nach Konstantins des Großen Zeiten als Messemusik gesungen werden. Vgl. W. M. L. de Wette, Komm. über d. P., Heidelberg 1811, 3. Ausg. 1829; H. Ewald, Die poetischen Bücher des alten Bundes, Th. 2, Gött. 1835; Uebersetzungen der P. gaben Mos. Mendelssohn, Thenius, Seiler, Eichhorn, de Wette, Lindemann, Hezel, Vollbeding, Stuhlmann, Schärer, Reinhard, Ewald u. A.

Psalmist, Sänger der Psalmen, besonders David; bildlich Dichter jedes geistlichen Liedes.

Psalmodie, das Singen der Psalmen mit Musikbegleitung und die Melodie des Psalmengesanges selbst; dann ein Gesang, der gleichsam zwischen Gesang und Rede die Mitte hält: eine musikalische Deklamation, wie der an manchen Orten gebräuchliche antiphonische oder Kollektengesang der Prediger, der von der Gemeinde in ähnlicher Weise beantwortet wird, und sonstige liturgische Gesänge, unter denen in der Kirche des Ambrosius P. die weiteste Verbreitung fand; vgl. Doxologie.

Psalter (latein. Psalterium), die biblische Sammlung der Psalmen (s. d.); dann ein musikalisches Instrument, welches bei den Hebräern, Griechen, Römern und Persern in 2 Arten, einer großen (Magadis) und einer kleinen (Pectis), gebräuchlich und von harfenähnlicher Gestalt war; bei den Katholiken ein langer Rosenkranz, den die Nonnen mehrer Orden tragen.

Psammenitus (Psammacherites), Sohn des Amasis, letzter König von Aegypten vor der Eroberung des Landes durch die Perser, ward gleich im ersten Jahre seiner Regierung bei Pelusium aufs Haupt geschlagen, in seiner Hauptstadt Memphis belagert und nach Eroberung derselben gefangen (525 v. Chr.), erst seiner Würde gemäß behandelt, dann aber, da er unter der Hand Empörungen angezettelt hatte, getödtet.

Psammetichus, ägyptischer König aus der 26. Dynastie Manetho's, regierte von 664—610 v. Chr. und war erst einer der 12 Fürsten, welche sich in die Regierung von Aegypten getheilt hatten, und nach deren Besiegung erst Alleinherrscher von Aegypten. Er stammte aus Sais in Unterägypten; sein Landesantheil lag an der Seeküste

und ward von ihm durch Handel mit den Phöniciern und Griechen bald zu einem blühenden Staate erhoben. Dies erregte aber den Neid seiner Mitfürsten, und da sie argwöhnten, er strebe nach der Alleinherrschaft, so überzogen sie ihn mit Krieg, um ihn an der Ausführung seiner Entwürfe zu hindern. Er aber verstärkte seine Streitkräfte dadurch, daß er Jonier und Karier in Sold nahm, gewann einen entscheidenden Sieg über seine Mitfürsten und damit die Alleinherrschaft über Aegypten. Dieses Faktum schmückte die Sage der Aegyptier auf mancherlei Art aus. Nach Herod. II, 43 ff. brachten die 12 Fürsten der Phthas ein gemeinschaftliches Opfer dar. Als sie aber das Trankopfer darbringen wollten, reichte ihnen der Oberpriester aus Versehen nur 11 goldene Opferschalen, so daß P., dem Range nach der letzte, keine solche bekam. Er wußte sich indeß zu helfen, nahm seinen ehernen Helm vom Haupte und brauchte denselben als Opferschale. Dadurch aber machte er den Argwohn der Mitfürsten rege, indem diese sich einer alten Weissagung erinnerten, wonach derjenige unter ihnen, welcher in einer ehernen Schale opfern werde, König über ganz Aegypten werden solle. Sie nöthigten daher den P. zur Rückkehr in sein Territorium und ließen hier alle seine Schritte genau beobachten. P. befragte aber das Orakel zu Butos wegen seiner künftigen Schicksale und erhielt den Bescheid, daß eherne Männer über das Meer zu ihm kommen und ihn an seinen Feinden rächen würden. Bald darauf landeten jonische und karische Seeräuber an der Küste, welche P. an ihren ehernen Rüstungen für die ihm von dem Orakel verheißenen Rächer erkannte. Er nahm sie in seinen Sold u. schlug mit ihrer Hülfe die gegen ihn verbündeten Könige bei Memphis aufs Haupt. Dann gab er den griechischen Söldnern Ländereien an den Nilmündungen zur festen Ansiedelung. Da er durch Verkehr mit dem Auslande den Wohlstand und die Blüthe des Reichs zu heben suchte, so öffnete er den Fremden die ihnen bis jetzt geschlossenen Häfen und erlaubte ihnen, allenthalben im Reiche Handel zu treiben. Auch fing er an, unter den Aegyptiern den ihnen bis jetzt ganz fremden Eroberungsgeist anzufachen, indem er die syrische Grenzstadt Asdod angriff und nach langer Belagerung eroberte. Die Scythen, welche Vorderasien plündernd durchzogen, hielt er durch Unterhandlungen und Geschenke von den ägyptischen Grenzen ab und † nach 54jähriger Regierung 610 v. Chr.

Psaphon, vornehmer und ehrgeiziger Aegyptier, richtete Vögel zum Sprechen ab und lehrte sie die Worte: „Der große Gott Psaphon" reden, ließ sie dann wieder los, um sie in den Wäldern jene Worte wiederholen und andere Vögel lehren zu lassen. Wirklich sahen darin die Libyer einen Wink der Götter und erwiesen dem P. göttliche Verehrung. Daher die Bezeichnung: „Psaphonis aves" von Solchen, die erkaufte Lobredner anstellen, um sich einen großen Namen zu machen.

Psephisma (gr.), ein nach vollbrachter Abstimmung durch Stimmenmehrheit gefaßter Beschluß, besonders ein in der Volksversammlung gefaßter und bestätigter Volksbeschluß, der in Athen für alle Zeit in Geltung blieb, wenn nicht ein Mitglied der Versammlung gegen denselben als gesetzwidrig protestirte.

Pseud . . . und **Pseudo . . .** (v. Gr.), deutet in zusammengesetzten Wörtern an, daß das im Wort Genannte nicht das Wesen, Aechte, Richtige, sondern nur Untergeschobene, fälschlich so Genannte, auch Gesetzwidrige sey; bei Personen zeigt es an, daß dieselben einen falschen Namen führen.

Pseudepigraphon (gr.), eine Schrift, die einem Autor fälschlich zugeschrieben wird.

Pseudoblepsis (Pseudopia, gr.), Falschsehen, Störung des Gesichts, wobei die Gegenstände in Bezug auf ihre Umrisse oder ihre Farben anders erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind.

Pseudodox (v. Gr.), ein Irrgläubiger, Ketzer; daher Pseudodoxie, Irrglaube, Ketzerei.

Pseudonymus (v. Gr.), Schriftsteller, der einen falschen Namen mit Absicht oder auch ohne sein Zuthun führt, wie dies Letztere namentlich bei Schriften des Alterthums der Fall ist, die zuweilen den Namen eines Verfassers führen, der sie nicht verfaßt hat. Die Pseudonymität war schon im Alterthum Sitte, indem man den Namen berühmter Männer annahm, um seinen Produkten Leser zu verschaffen. Zur Zeit der Reformation und später latinisirten und gräcisirten die Gelehrten ihre Namen, so Melanchthon (Schwarzerd), Faber (Schmidt). Unbedingt verwerflich ist die Pseudonymität nur dann, wenn es dabei auf einen Betrug abgesehen ist. Die pseudonymen Schriftsteller der Deutschen hat Fr. Raßmann in seinem „Lexikon pseudonymer Schriftsteller" (herausgegeben von W. S. Lindner, Leipzig 1830), die der Franzosen Barbier gesammelt.

Pseudorasis (griech.), s. v. a. Pseudoblepsis.

Pseudosmie (Pseudosphresie, griech.), Geruchtäuschung.

Psidium (Guaven-, Guajavenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume und Sträucher meist in Brasilien und Guyana, mit entgegengesetzten, fiederrippigen Blättern, 1—3blumigen, winkelständigen Blumenstielen, myrtenähnlichen, weißen Blumen und eßbaren Früchten, einem beliebten Obst der Tropenländer. P. aromaticum *Aubl.*, in Cayenne, Guyana, in Wäldern, trägt gelbe, wohlschmeckende Früchte von der Größe der Kirschen; P. Cattleyanum *Sab.*, in China, Brasilien, kugelige, schwarzpurpurrothe Früchte von der Größe großer Pflaumen mit etwas röthlichem, süßem, schwachsäuerlichem Fleische; P. littorale *Raddi*, in Brasilien, an Ufern, birnförmige, grüngelbe, inwendig weiße Früchte von aromatischem Geruch und Geschmack. Von P. pomiferum *L.*, P. Guajava *Raddi*, in Indien, mit apfelförmigen, ziemlich großen, säuerlichen Früchten, werden Wurzel, Rinde und Blätter als tonische Mittel gebraucht; P. pyriferum *L.*, in Westindien, mit birnförmigen, blaßgelben, säuerlich-süßen, wohlschmeckenden Früchten von der Größe der Hühnereier, wird auch in Hyères mit gutem Erfolge kultivirt. Diese Gewächse lieben sämmtlich eine kräftige, mit 1/8 Flußsand gemischte Dammerde, im Winter 10—15 Grad Wärme, im Sommer viel Luft und Wasser und bei starker Sonnenhitze Schatten. Vermehrt wer-

den sie durch Ableger, Stecklinge und Samen im Warmbeete.

Psilas, der Beflügelte, Beiname des Bacchus, unter dem er zu Amyclä verehrt wurde, weil der Weingenuß den Gedanken gleichsam Flügel gibt; nach Andern der Unbärtige, weil Bacchus gewöhnlich als unbärtiger Jüngling dargestellt wird.

Psiloi (Psiletai, gr.), bei den Griechen Leichtbewaffnete, welche sich im Kampfe der Bogen- und Wurfspieße, auch der Schleudern und Steine bedienten, im Gegensatz zu den schwerbewaffneten Hopliten. Anfangs hatten sie ihren Platz vor der Schlachtlinie und begannen das Treffen; später wurden sie allenthalben hingestellt, wo sie dem Feinde schaden konnten. Ihre Anführer hießen Psilagoi.

Psilomelan (Schwarzeisenstein, Schwarzbraunstein, Hartmanganerz, Leptonemerz, schwarzer Glaskopf), nach Mohs untheilbares Manganerz, nach Glocker ein manganischer Oxydolith, nach Anderen bloßes Gemenge, unkrystallinisch, oder nur von unvollkommen zartfaseriger Struktur, derb, nierenförmig, traubig mit flachmuscheligem bis unebenem Bruche, zuweilen krummschalig abgesondert, von 5,5—6,0 Härte, spröde, von 4,0—4,2 Gewicht, bläulich-schwarz, wenig glänzend bis matt, fett- bis halbmetallisch glänzend, von pechschwarzem Strich, undurchsichtig, vor dem Löthrohre unschmelzbar, enthält nach Fuchs 81,8 Manganoxydoxydul, 9,5 Sauerstoff, 4,5 Kali, 4,2 Wasser. Man unterscheidet faserigen P. (schwarzen Glaskopf, Leptonemerz), auseinanderlaufend-zartfaserig, wenig glänzend bis schimmernd, und dichten P., matt oder schwach schimmernd mit flachmuscheligem bis unebenem Bruche. Beide Arten finden sich auf Gängen und Nestern im Gneis, Porphyr, Hornblendeschiefer und andern Gebirgsarten, in Sachsen, Thüringen, am Harz, in Hessen, am Westerwald, im Siegenschen, in Schlesien, Mähren, Frankreich, England rc.

Pskow (Pleskow), europäisch-russisches Gouvernement, war bis 1772 eine Provinz des Großfürstenthums Nowgorod, wurde unter Katharina II. davon losgerissen und 1796 vom Kaiser Paul als Gouvernement bestätigt, grenzt im Norden an das Gouvernement St. Petersburg, im Nordosten an das Gouvernement Nowgorod, im Osten an das Gouvernement Twer, im Südosten an das Gouvernement Smolensk, im Süden und Südwesten an das Gouvernement Witepsk und im Westen an Livland. Der Flächenraum beträgt nach Arssenjew 768, nach Bulgarin 799 und nach der „Specialkarte des westlichen Theils des russischen Reichs", mit dem Antheil am pskowschen See (7,32 □Meilen), 809,36 □Meilen. Auf diesem Flächenraume wohnten 1846 775,800 Seelen. Das Land ist im Osten und Süden durch Höhen, Hügel, hohe Ufer, Moräste und Sümpfe uneben, im Allgemeinen aber flach und mit Granitblöcken übersäet. An den Ufern und Höhen findet man fast überall Kalksteinlagen mit Meeresbrut, Mergel, Sand und Sandstein, Kalk, Thon und Gyps. Die Oberfläche hat Waldungen, Brüche, offenes Ackerland, Wiesen, Triften und Sümpfe. Von den Flüssen sind die bemerkenswerthesten: Welikaja, Lscha, Lsta, Kuchwa, Kira, Kudeb, Tscherecha, Pskowa, Lowat, Polista, Schelon und Düna, welche die Toropa aufnimmt. Der beträchtlichste See ist der pskower See, 14⅓ □M. groß, 20 Werste lang, an der nordwestlichen Seite, durch eine Art von Meerenge mit dem nördlichen Peipussee verbunden; andere Seen sind: der Polisto, Zewlo, Sheszo, Osero Dwinje, Towje u. Brosno. Alle diese Gewässer sind fischreich. Das Klima ist ziemlich mild; es gibt viele trübe und neblige Tage, doch ist die Luft nicht ungesund. Das Pflanzenreich liefert außer den gewöhnlichen Getreidearten besonders Flachs und Hanf, Erbsen Bohnen, Linsen, Spelz rc. Die Wälder bestehen aus Fichten, Tannen, Birken, Rüstern, Erlen, auch Eichen, Ahorn, Linden und Gebüsch. Das Thierreich liefert die gewöhnlichen Hausthiere. Von Wild findet man Bären, Wölfe, Luchse, Marder, Hasen, Eichhörnchen, auch Dachse, Fischottern, Biber rc. Die Wiesen und Moräste liefern etwas Eisenstein und Torf; unbenutzte Salzquellen. Die Bewohner des Gouvernements sind meist Russen; nur an den Grenzen Livlands findet man eine kleine Anzahl Letten, an den Grenzen von Ingrien einige Finnen und in der Nähe der Hauptstadt eine esthnische Kolonie. Die Eparchie P., welche auch Livland und Kurland begreift, ist vom 2. Range und zählt 11 Klöster, darunter 3 Nonnenklöster, und 420 Kirchen, darunter 9 Kathedralen. Der Erzbischof von P. und Livland nimmt jetzt die 9. Stelle unter den russischen Prälaten überhaupt und die 5. unter den Erzbischöfen ein. Für die geistige Bildung sorgten 1832 41 Schulen mit 67 Lehrern, vom Gouvernement unterhalten, und 7 Schulen der Geistlichkeit mit 24 Lehrern. Der Ackerbau ist das vorzüglichste landwirthschaftliche Gewerbe. Doch beschränkt sich derselbe auf Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln und Erbsen, sowie Hanf und Lein. Die Viehzucht ist nicht von großer Bedeutung, doch hält man Pferde und viele Schweine. Die Fischerei ist in den Flüssen und Seen sehr ergiebig, wird aber nur für den einheimischen Gebrauch betrieben (Fang der Löffelstinten im pskower See). Die Jagd ist ziemlich bedeutend, und die Wälder sind reich an Wildpret, besonders an Pelzwild. Die Waldungen beschäftigen viele Sägemühlen und begünstigen den Bau von Fahrzeugen. Außerdem erstreckt sich die Industrie, welche nicht von Bedeutung ist, aber doch seit 1808 Fortschritte gemacht hat, auf Gerberei, Branntweinbrennerei, Leinwandfabrikation, Theerbrennerei rc. Der Handel ist bedeutend und wird durch die schiffbare Verbindung mit den Ostseehäfen begünstigt. Die Ausfuhr besteht in Getreide, Hanf, Lein, Holz, Häuten, Juchten rc. Die Hauptsitze des Handels sind Pskow u. Toropez. Das Gouvernement theilt sich in 8 Kreise: Pskow, Ostrow, Oposchka, Noworschew, Weliki-Luki, Toropez, Kholm und Porchow.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements und Kreises, an der Welikaja und Pskowa, auf einer Anhöhe, besteht aus 3 abgesonderten befestigten Haupttheilen, dem ganz von Steinen erbauten Kreml an der Mündung der Pskowa auf deren rechtem Ufer, der mittlern Stadt und

der großen Stadt, welche zusammen von großem Umfang, in Form eines unregelmäßigen Vierecks von einer starken Mauer mit zahlreichen, aber verfallenen Thürmen umgeben sind. Das Areal der Stadt betrug in früheren Zeiten 490,000 □Faden, die Zahl der Gebäude über 7650 und die der Einwohner 60,000. Jetzt hat P. viel von seiner frühern Größe verloren und zählt nur gegen 10,100 Einwohner. Es ist der Sitz der statthalterschaftlichen Behörden und eines griechischen Erzbischofs, hat breite Straßen, 60 Kirchen, darunter eine Kathedrale mit verzinnten Kuppeln und eine lutherische Kirche, ein großes geistliches Seminar, 4 Klöster, ein Gymnasium, neben welchem der Adel einen eigenen Lehrstuhl für Jurisprudenz gegründet hat, eine Kreisschule, mehre Kirchspielsschulen, einen steinernen Gostinoi-Dwor, ein Waisen- u. Zuchthaus, Gerbereien, Leinwand- u. Segeltuchfabriken, Handel zu Wasser nach Narwa u. zu Land nach St. Petersburg, einen großen Jahrmarkt vom 8.—18. Febr. Die Gründung von P. wird der Großfürstin Olga, der Gründerin des Christenthums in Rußland, zugeschrieben. In früheren Zeiten eine russische Grenzstadt, war es häufigen Anfällen der Feinde ausgesetzt, schlug diese aber immer tapfer zurück und behauptete seine republikanische Selbstständigkeit. Erst 1510 verlor es dieselbe und ward 1581 unter Czar Johann Wasiljewitsch IV. von dem polnischen König Stephan Bathori hart belagert, aber nicht erobert.

Psophis, ansehnliche Stadt in Arkadien, an der Grenze von Elis, hieß vor dem trojanischen Kriege Phegea und soll eigene Könige gehabt haben, war später ihrer festen Lage wegen wichtiger Grenzplatz gegen Elis. Durch Philipp von Macedonien erobert und zerstört, ward sie nie wieder aufgebaut. Sie lag westlich vom jetzigen Tripotamos.

Psoralea (Drüsenklee), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Sträucher oder ausdauernde Kräuter mit 3- und 5zähligen Blättern und meist blauen Blüthen, in wärmern Ländern, von deren zahlreichen (gegen 100) Arten mehre als Zier- oder Arzneipflanzen bekannt sind, so: P. bituminosa *L.*, Harzklee, in Südfrankreich, mit bläulich-violeten Blüthen und beim Reiben harzig riechenden Blättern, welche in langstieligen Köpfchen sonst als Herba Trifolii bituminosi gegen Blähungsbeschwerden, Wechselfieber, Epilepsie, unterdrückte Menstruation und den Biß giftiger Schlangen angewendet wurden und in Südeuropa als Volksmittel noch in Gebrauch sind; P. corilifolia *L.*, in Ostindien, Arabien, mit achselständigen Blüthenköpfchen und von gewürzhaft-harzigem, bitterlichem Geschmack, als magenstärkendes Mittel, sowie bei Stockungen im Unterleibe und bei veralteten Hautkrankheiten angewendet; P. esculenta *Pursh*, am Missourifluſſe, mit Blüthen in dichten, fast kopfförmigen, winkelständigen, gestielten Aehren und knolliger eßbarer Wurzel; P. glandulosa *L.*, ein chilesisches Gewächs, dessen Wurzel als Brechmittel dient, während die Blätter gebraucht werden, um den Magen zu stärken und Würmer abzutreiben, auch äußerlich bei Verwundungen und zu Breiumschlägen bei Geschwüren; P. odoratissima *Jacq.*, am Kap, mit 6—9 Fuß hohem Stengel und zahlreichen, weißen, angenehm nach Honig riechenden Blüthen; P. pentaphylla *L.*, ein merikanisches Gewächs, wovon die dicke Wurzel als merikanische Giftwurzel ähnlich wie Radix Contrayervae gebraucht wird.

Psoriasis (gr.), Schuppenflechte, s. Flechte.

Psorisch (v. Gr.), krätzig; daher psorische Mittel (Psorica, nach Hahnemann Antipsorica), Krätzmittel; psorische Schärfe, Krätzschärfe.

Psyche (gr.), Hauch, Athem; die lebendige Kraft des Menschen, die zwar selbst körperlich, aber unendlich feiner, als der äußere Körper, nach den Vorstellungen der Alten in diesem lebte; nach Plato und andern griechischen Philosophen das innere, geistige Leben des Menschen, dem Körperleben überlegen und selbstständig, daher s. v. a. Seele; endlich die feinere Materie, woraus nach den Gnostikern der Himmel gebildet ist.

Psyche, nach dem ältesten Mythus Tochter des Sonnengottes und der Entelechia, nach Späteren, namentlich nach Appulejus und Fulgentius Geliebte und dann Gemahlin Amors. P., die jüngste von drei schönen Töchtern eines gewissen Königs, überstrahlte an Schönheit ihre Schwestern und alle sterblichen Mädchen so sehr, daß man sie, gleich der Venus, selbst anbetete und verehrte. Darüber entbrannte die Göttin der Liebe in Zorn und befahl ihrem Sohne, die verwegene Sterbliche zu bestrafen und ihr die heftigste Leidenschaft für den elendesten und verworfensten der Erdbewohner einzuhauchen. Aber Amor faßte selbst heftige Liebe zu P. Der Vater, der seine Tochter vermählt zu sehen wünschte, wendete sich an Apollo's Orakel, und dieses that den Ausspruch, ein schreckliches Ungeheuer sey zu P.'s Gemahle bestimmt, und auf der Spitze eines hohen Felsens solle P. im bräutlichen Schmucke seine Umarmung erwarten. Unter Jammer und Wehklagen wird der Befehl des Gottes erfüllt. In schrecklicher Erwartung steht P. auf dem Felsen, als ein Zephyr sie sanft aufhebt und auf den blumigen Rasen des unten liegenden Thales niedersetzt. Alles Kummers auf einmal entledigt, sinkt P. hier in einen erquickenden Schlaf und erwacht in einem anmuthigen Lusthaine, worin sich in strahlender Pracht ein Palast erhebt, wo der Gott der Liebe jede Nacht, von ihr ungesehen und unerkannt, sie besucht. Auf ihre dringenden Bitten erlaubt ihr endlich ihr Gemahl, ihre Schwestern kommen zu lassen und sie reich zu beschenken, warnt sie aber, ja nicht ihrem Rathe zu folgen und seine Gestalt auszuforschen. Aber die Schwestern, neidisch auf ihr Glück, überreden sie, die Gestalt ihres unbekannten Gemahls, der ein schrecklicher Drache sey, durch den Schein einer Lampe zu erforschen u. das Ungeheuer mit scharfem Messer zu tödten. Als ihr Gemahl nach den ersten Umarmungen der Liebe fest eingeschlafen ist, schleicht sie sich heimlich von seiner Seite, holt die Lampe und das Messer und nahet sich dem Lager. Aber im höchsten Glanze der Schönheit liegt Amor, der holde Gott der Liebe, vor ihr. Außer sich, läßt sie das Messer fallen, sinkt bebend in die Kniee u. verwundet sich an dem am Boden liegenden mächtigen Geschoß des Gottes. Jetzt wird sie von

heftigsten Liebe ergriffen; ihre trunkenen Lippen sinken auf den Mund des schönen Schläfers; aber in dem Augenblick sprüht die Lampe einen Tropfen heißen Oels auf die rechte Schulter des Gottes. Dieser erwacht vor Schmerzen, sieht die treulose P. und entflieht aus ihren Armen. Von einer Cypresse herab schildert ihr jetzt Amor die Größe ihres Verbrechens und ihres Unglücks; ewige Trennung von ihm werde ihre Strafe seyn. Dann enteilt er ihren sehnenden Blicken durch die Lüfte. Voll Verzweiflung stürzt das jammernde Mädchen sich in den nahen Fluß, um dem verhaßten Leben ein Ende zu machen; aber die Wellen tragen sie an das jenseitige blumige Gestade. Nun irrt sie auf der ganzen Erde umher, ihren Gemahl zu suchen, welcher indessen krank an seiner Wunde im Palaste der Mutter liegt. Sie kommt in die Tempel der Ceres und Juno und fleht die Göttinnen um ihren Beistand an; aber diese versagen ihr denselben, um nicht der auf P. erzürnten Venus zu mißfallen. Nun beschließt sie in der Verzweiflung, sich der zürnenden Mutter ihres Geliebten selbst in die Arme zu werfen. Venus empfängt sie mit Hohngelächter, ruft der Angst und der Sehnsucht, sie mit ihren Martern zu quälen, und legt ihr dann die schwersten Arbeiten auf. Erst schüttet sie einen großen Haufen von Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen und andern Körnern zusammen und befiehlt der Unglücklichen, noch vor Abend das vermengte Gesäme aus einander zu lesen. Als P. mit Hülfe von Ameisen die Arbeit in Kurzem vollendet hat, wird sie in den benachbarten Wald gesendet, wo wilde, bissige Schafe mit goldener Wolle weiden, um einen Flocken von der köstlichsten Wolle zu holen. Das grüne Schilf vom Flusse her lispelt ihr zu, daß sie unter einer Platane verborgen den kühlen Abend, der die Wuth der Schafe besänftige, erwarten und dann die goldenen Flocken von den Gesträuchen ablesen solle, an welchen sie hängen geblieben seyen. So bringt P. einen Schooß voll goldener Wolle zurück. Darauf soll sie von der schroffen Spitze eines von furchtbaren Drachen bewachten himmelhohen Felsens, wo aus unergründlichen Tiefen die schwarzen Fluthen einer Quelle hervorsprudeln, um sich mit den Gewässern des Cocytus zu vermischen, einen Becher, mit diesem Wasser gefüllt, herabholen. Auch jetzt erbarmen sich die Götter der Armen. Jupiters königlicher Adler nimmt aus P.'s Händen den Becher und schöpft die schwarze Fluth aus der furchtbaren Quelle. Endlich befiehlt ihr Venus, in die Unterwelt hinabzusteigen und sich von Proserpina eine Büchse mit der Salbe der Schönheit füllen zu lassen. Von den Göttern wieder mit guten Rathschlägen unterstützt, vollführt sie auch diesen Auftrag, u. schon schimmert ihr das Tageslicht wieder entgegen, als sie aus Neugier die Büchse öffnet, um von der Götterschönheit sich auch etwas zuzueignen; aber ein betäubender Dampf versenkt sie in Todesschlummer. Amor eilt der Entseelten zu Hülfe, verschließt den Dampf wieder in die Büchse und weckt sie zum neuen Leben. Während P. nun die Büchse seiner Mutter überbringt, eilt Amor zum Throne Jupiters und fleht um seinen Schutz. Der König der Götter gewährt ihm seine Bitte, und in der Versammlung der Unsterblichen wird Amors Vermählung mit dem Mädchen seiner Liebe verkündigt. Um aber auch die Venus der P. geneigt zu machen, erhebt Jupiter diese zur Unsterblichkeit, indem er ihr den mit Ambrosia gefüllten Becher reicht. Sie gebärt ihrem Gatten bald eine Tochter, welche in der Sprache der Sterblichen die Wollust genannt wird. Dieser Mythus, von dem im platonischen Phädrus die erste Spur sich findet, ist eine Allegorie auf die Geschicke der menschlichen Seele, wie sie durch Leidenschaften unglücklich wird, aber durch Leiden und Unglück geläutert, für den Genuß reiner und wahrer Freuden vorbereitet und empfänglich gemacht wird. Die bildende Kunst bemächtigte sich mit Vorliebe des Mythus und brachte die Hauptmomente in den schönsten Bildwerken zur Anschauung. Dargestellt wird P. als Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln oder auch selbst als Schmetterling.

Psychisch (v. Gr.), was auf das Seelenleben Bezug hat oder in dasselbe mit aufgenommen ist.

Psychologie (v. Griech.), Seelenlehre, die Theorie des seelischen (psychischen) Lebens, oder die Wissenschaft von den geistigen Zuständen und Lebensthätigkeiten im Menschen, welche in gegenseitiger Durchdringung ein organisches Ganzes bilden, dessen Einheit das Bewußtseyn und dessen Träger das Ich ist. Der Aufbau einer haltbaren P. ist mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden. Zwar kommt ihr die Naturforschung (**Physiologie**) mit ihren Hülfsmitteln entgegen, und bei der unleugbaren innigen Verbindung der psychischen Funktionen mit den somatischen darf sie die von jener Seite gebotenen Anknüpfungspunkte nicht verschmähen; doch ist die materialistische Erklärung der psychischen Erscheinungen unzulänglich, und die P. kann von der Physiologie keine weitere Hülfe annehmen, als theils die allmählige Enträthselung der Empfindung, die als ein in den Nerven vorgehender Prozeß von der P. nur als ein Gegebenes aufgenommen, nicht aber erklärt werden kann und darf, theils den aus physiologischen Thatsachen selbst zu liefernden Nachweis, daß die empirische Naturforschung der Annahme einer Seele, als eines besonderen Centralwesens im Nervensystem, nicht nur nicht entgegen sey, sondern selbst auf sie hinführe, wenn auch nicht als auf eine nothwendige, doch als auf eine wahrscheinliche Voraussetzung. Was außerdem als Mittel zum Aufbau einer wissenschaftlichen P. dienen kann, liegt außerhalb des Gebiets der empirischen Naturforschung und gehört großentheils nur der inneren Erfahrung an, die durch Selbstbeobachtung gewonnen wird. Letztere ist der einzig sichere Weg, auf welchem wir die unendliche Mannichfaltigkeit des psychologischen Stoffes kennen lernen. Die Hauptschwierigkeiten dabei sind aber die, daß unser inneres Leben sich in beständigem Flusse befindet, dessen Wellenbewegung sich durch keine Anstrengung des Denkens fesseln läßt, und daß der Gegenstand der Beobachtung ein rein innerlicher ist, sich auch größtentheils an nichts Aeußerliches unmittelbar anheften läßt und überhaupt nicht anschaulich darstellbar ist, wie die Gegenstände der empirischen Naturforschung. Die mancherlei Schwankungen und Unsicherheiten, denen hiernach schon die

Selbstbeobachtung eines und desselben Menschen unterliegen muß, machen natürlich die Resultate derselben für Andere noch unzuverlässiger. Sollten daher dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung zur Grundlage der P. dienen, so würde sich diese niemals zur Würde einer philosophischen Wissenschaft erheben können. Allein in Wirklichkeit ist keineswegs Alles, was Gegenstand einer Selbstbeobachtung werden kann, deshalb schon bestimmt, der P. als Basis zu dienen, sondern unter allen Vorgängen der innern Erfahrung ist dies nur von denen zu prädiciren, welche willkürlich oft mit dem größten Grade der Schärfe von uns beobachtet werden können, dessen die Selbstbeobachtung überhaupt fähig ist — von den Sinneswahrnehmungen. Diese sind zugleich diejenigen physischen Phänomene, welche wir als wesentlich gleich bei gleich organisirten Geschöpfen vorauszusetzen den meisten Grund haben, da sie die einfachsten von allen sind. Alles Uebrige, was uns die Selbstbeobachtung zu lehren im Stande ist, kann nicht zu ihren konstitutiven Principien gehören, sondern es darf, wie jedes komplicirte Naturprodukt, nur als Aufgabe betrachtet werden, die ihrer Erklärung erst entgegensieht im Fortgange der Wissenschaft. Alles, womit uns die Selbstbeobachtung noch außer den Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung bekannt macht, hat für die P. zunächst nur dadurch Werth, daß wir die verschiedenen Klassen der komplicirten innern Vorgänge kennen lernen, welche als Klassen, d. h. nach ihren allgemeinen, in dem Seelenleben aller Menschen vorkommenden Charakteren, aus den einfachsten Aktionen begreiflich gemacht werden sollen. Die psychologischen Systeme theilen sich ihren Grundzügen nach in materialistische, idealistische und eine mittlere, aus beiden zusammengesetzte Gattung. Der **Materialismus** betrachtet die psychologischen Phänomene bloß als Ausdruck der Funktionen gewisser Theile des körperlichen Organismus, namentlich des Gehirns; der **Idealismus** dagegen erkennt in den geistigen Zuständen und Thätigkeiten nichts Anderes, als einzelne Momente des großen Prozesses, in welchen der allgemeine Weltgeist sich entfaltet und gleichsam auseinanderlegt; die Seele ist nichts als eine besondere Erscheinungsform, eine Aktion der Gottheit oder des absoluten Geistes an sich, ohne Wesenheit und Individualität. Nach Abweisung des Idealismus wie des Materialismus nimmt endlich der **Spiritualismus** das Daseyn einer Substanz an, mit und in welcher die psychischen Erscheinungen sich ereignen; er geht von der Voraussetzung aus, daß die Seele ein einheitliches, räumlich untheilbares Wesen sey, das zwar an den Leib in ihren Lebensäußerungen gebunden sey, aber doch ein in sich abgeschlossenes Seyn habe. Die psychischen Phänomene sind demnach weder die Folgen somatischer Affektionen des Nervensystems ꝛc., noch momentane Fluktuationen des Weltgeistes, sondern Thätigkeiten oder Zustände jenes individuellen Wesens, der Seele. Die P. sucht nun nicht sowohl zu erklären, was die Seele ist, als vielmehr, was sie thut oder leidet, indem das Wesen der Seele selbst von ihr weder begriffen, noch ihr in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann. Versuche, das Geistige vom Leiblichen zu scheiden u. innerhalb des ersteren nähere Unterscheidungen festzustellen, finden wir zwar schon bei den ältesten Denkern; aber die Art, wie sie von den Theilen der Seele sprechen und sie näher zu bestimmen suchen, verräth lange Zeit große Unbeholfenheit. Selbst **Plato** äußert sich in einzelnen Dialogen (Phädo, Phädrus u. a.) über das Wesen der Seele ziemlich unsicher und widersprechend. **Aristoteles** unterscheidet zwischen Empfinden und Denken, sinnlicher Erkenntniß und Verstandesvorstellung, Receptivität und Spontaneität; doch sondert er das Psychische nicht hinlänglich von dem Physiologischen; Seele und Körper sind ihm im Grunde gleichbedeutende Begriffe. Nur die Vernunft und das vernünftige Denken betrachtete er als etwas von den Funktionen des leiblichen Lebens Unabhängiges, den letzteren Fremdartiges, von außen mit dem Körper Vereinigtes, und gab dadurch Veranlassung, nicht nur Leibliches und Geistiges, sondern innerhalb des letztern auch Seele und Geist zu unterscheiden. Die Richtung, welche Aristoteles der P. gegeben hatte, blieb lange Jahrhunderte hindurch maßgebend. Die **Stoiker** stellten zwar andere Klassifikationen der psychischen Ereignisse auf, aber sie machten ebenfalls die stillschweigende Voraussetzung, daß jeder dieser Klassen ein besonderes Seelenvermögen zu Grunde liege, und das Mittelalter hielt, trotz mancher Modifikationen im Einzelnen, im Allgemeinen an der die aristotelischen Bestimmungen zwar nicht erschöpfenden, aber sich doch an sie anschließenden Unterscheidungen zwischen der **Anima vegetativa, sensitiva** u. **rationalis** oder **intellectualis** fest. Die Erneuerung der Philosophie durch **Descartes** mußte für die P. schon deshalb von Bedeutung werden, weil jetzt das denkende Subjekt als der Träger alles Wissens und Wollens in den Vordergrund der Betrachtung trat. Bei der scharfen Sonderung zwischen Materie und Geist, welche die cartesianische Philosophie durchführte, wurden die Denker des 17. Jahrhunderts ganz besonders auf die Frage von dem Zusammenhange der Seele u. des Leibes und die Untersuchungen über Freiheit und Nichtfreiheit des menschlichen Willens (s. **Determinismus**) hingeführt; für eine genauere Beobachtung und Beleuchtung der geistigen Lebensphänomene geschah indeß verhältnißmäßig wenig. Nachdem **Malebranche**, ausgehend von dem cartesianischen Grundsatze, daß Geist u. Körper streng von einander geschieden sind, in dieser Beziehung Einiges vorgearbeitet hatte, brach **Locke** für die P. eine neue Bahn dadurch, daß er mit unbefangenem Sinne beobachtete und sich bei Auffassung und Erklärung der psychischen Thatsachen nicht durch metaphysische Voraussetzungen verdunkeln ließ. Locke ist durch seinen Satz, daß es angeborne Begriffe gar nicht gebe, daß vielmehr alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung stamme, der Vater des Materialismus geworden, der sich besonders in Frankreich durch **Condillac** und in noch höherer Form durch die **Encyklopädisten** Geltung verschaffte. In Deutschland trat ihm **Leibnitz** entgegen, welcher die Lehre von den angeborenen Ideen, wenn auch in beschränkterem Sinne, vertheidigte und in der

Monadologie einen Ersatz für die durch Locke's Kritik widerlegte Annahme von den sogenannten Seelenvermögen bot. **Wolf** kehrte wieder zu der alten Lehre von den Seelenvermögen zurück; in der Methodik der P. brachte er die Unterscheidung der **empirischen** und **rationalen** P. auf, indem er von jener verlangte, zuzusehen, welche u. wie viele Seelenvermögen der Mensch habe, die Aufgabe dieser aber dahin fixirte, zu untersuchen, was diese Vermögen eigentlich seyen. Die Vermögen selbst theilte er in theoretische und praktische (Erkenntniß- und Begehrungs- oder Willensvermögen) und, von einem andern Gesichtspunkte ausgehend, in niedere und höhere Seelenvermögen, von welchen jene auch die Thiere, diese der Mensch eigenthümlich haben sollten. Eine reiche Nominaldefinition diente diesen Distinktionen als Trägerin. In diesem Zustande fand **Kant** die P. vor; er erhob sie recht eigentlich zum Mittelpunkt der gesammten Philosophie. Wenn er gleichwohl die P. selbst nicht wesentlich gefördert hat, so ist der Grund davon hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß er die Voraussetzung verschiedener Seelenvermögen mit der Unterscheidung der Receptivität u. Spontaneität des menschlichen Geistes ohne Weiteres verknüpfte und nur zu bestimmen suchte, welchen Beitrag jedes dieser Vermögen (das sinnliche Empfindungsvermögen, die Einbildungskraft, der Verstand, die Urtheilskraft, die theoretische und praktische Vernunft &c.) zu unsern Erkenntnissen und Handlungsweisen liefere; und obwohl er in der Bestimmung der Funktionen dieser Vermögen von den Früheren vielfach abwich, so schnitt er doch durch die Versicherung, daß in der Seele a priori gewisse Begriffe und Thätigkeiten nach den drei Grundvermögen (dem Vorstellungs- oder Erkenntniß-, dem Gefühls- und dem Begehrungs- oder Willensvermögen) bereit liegen, über deren Vorhandenseyn sich weiter keine Rechenschaft geben lasse, sowie durch die Verzichtleistung auf alle spekulative P. eigentlich von vorn herein jede tiefer gehende psychologische Untersuchung ab. Entscheidender für die P. wurde der Idealismus, mit welchem **Fichte** in frischer Produktivität den kantischen Kriticismus zu einem positiven Resultate zu führen suchte. Die einzelnen Seelenvermögen traten dadurch in den Hintergrund zurück, und was sich bei Kant als ein ursprünglich gegebener, einer weitern Untersuchung nicht zugänglicher Organismus einer Vielheit zusammenhängender Vermögen dargestellt hatte, erschien bei Fichte als das Produkt des in absoluter Spontaneität sich selbst und das Nicht-Ich nach der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Modifikationen setzenden Ich. **Schelling** erweiterte diesen Idealismus zur Identitätsphilosophie, welche aber, wie die hegelsche Zerlegung des Absoluten in die Momente des dialektischen Prozesses, die Schranken eigentlich psychologischer Untersuchung weit überschritt. Gleichwohl wurde der Begriff des Ich das Princip für die Umgestaltung der P., weil die an sich ganz unbegreifliche Thatsache des Selbstbewußtseyns auf die Voraussetzung gewisser Bedingungen hintreibt, hinsichtlich deren untersucht werden muß, in wiefern sie ausreichende Erklärungsgründe für die allgemeinen Formen und den Bildungsgang des geistigen Lebens darbieten. Gerade durch die genaueren Untersuchungen über den Begriff des Ich, sowie durch einen unbefangenen Blick für das in der innern Erfahrung faktisch Gegebene wurde **Herbart** auf die Verwerfung der alten Theorie von den Seelenvermögen ab- und zu der Einsicht geführt, daß die wahren Realgründe des geistigen Lebens die durch die Verbindung der Seele mit dem Körper und durch ihn mit der Außenwelt veranlaßten innern Zustände derselben sind, welche in der gewöhnlichen Sprache als Empfindungen und Vorstellungen bezeichnet werden. Die Vorstellungen selbst werden durch die zwischen ihnen Statt findenden Gegensätze an einander zu Kräften, und was wir geistiges Leben nennen, ist das Produkt oder der Ausdruck der Art, in welcher sie wirken. Herbart hat sogar eine mathematische P. begründet, die dem Princip nach unbestritten richtig ist und deren Uebereinstimmung mit der Erfahrung unfehlbar erreicht werden wird, sobald die der Berechnung unterzulegenden einzelnen Data hinlänglich konstatirt sind. Wenn nun auch die mathematische Bearbeitung der P., die Herbart aufgestellt hat, nicht von der Art ist, daß man sich dabei beruhigen könnte, so bleibt es doch Herbarts unbestreitbares Verdienst, daß er die allgemeine Gesetzmäßigkeit der psychischen Erscheinungen, von der man früher wohl gesprochen hatte und noch spricht, ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken, als eine mathematische erkannte u. als solche nachzuweisen bemüht war. Das Hauptwerk des Alterthums über P. ist die Schrift des **Aristoteles**: „De anima libri III". Viel unbedeutender ist das Werk des **Claudianus Mamertus** „De statu animae libri III". Unter den Neueren bemerken wir: **Wolf**, Psychologia empirica, Frankf. u. Lpz. 1732; **Derselbe**, Psychologia rationalis, das. 1734; **Eberhard**, Theorie des menschlichen Empfindens und Denkens, Berlin 1776, 2. Aufl. 1786; **Schmid**, Empirische P., Jena 1791 und 1796; **Tiedemann**, Handb. der P., herausgegeben von Wachler, Leipz. 1804; **Fries**, Handbuch der psychischen Anthropologie, Jena 1820 u. 1821, 2 Bde.; **Scheidler**, Handbuch der P., Bd. 1, Darmstadt 1833. Der Richtung der schellingschen Naturphilosophie folgen: **Schubert**, Geschichte der Seele, Tübingen 1833, und **Carus**, Vorlesungen über P., Leipzig 1831. Nach hegelschen Principien haben die P. behandelt: **Rosenkranz** (P., Königsberg 1837, 2. Aufl. 1843) u. **Michelet** (Anthropologie u. P., Berlin 1840). Vergl. J. **Exner**, Die P. der hegelschen Schule, 1. und 2. Heft, Leipzig 1842—44. Dieser Richtung verwandt sind: **Vorländer**, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der Seele, Berlin 1841, und **Hillebrand**, P. des Geistes, Heidelberg 1835. An Herbart, dessen Schriften: Lehrbuch der P., Königsberg 1816; P. als Wissenschaft, das. 1824—25, 2 Bde.; Ueber Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf P. anzuwenden, das. 1821; Psychologische Untersuchungen, Göttingen 1839, in der P. Epoche machen, schließen sich an **Biedenroth**, P. zur Erklärung der Seelenerscheinungen, Berlin 1824, 2 Bde.; **Drobisch**, Empirische P., Leipzig 1842; **Waitz**, Grundlage der P., Gotha 1846; **Derselbe**, Lehrbuch der P., Braunschweig 1849.

Auch Beneke (Die neue P., Berlin 1845) philosophirt im Sinne Herbarts, obwohl er eine Theorie des geistigen Lebens durch bloße Beobachtung und induktive Schlüsse erreichen zu können glaubt. Durch ihn hat auch eine fruchtbare Vermählung der P. mit der Pädagogik Statt gefunden (vergl. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Berlin 1835, 2 Bde.), während zu gleicher Zeit Herbarts Grundansicht vom geistigen Leben durch Baer und Joh. Müller für die Naturforschung von Bedeutung geworden ist. Eine eigenthümliche Begründung der P. versuchte Umbreit (P. als Wissenschaft, Heidelberg 1831). In Frankreich pflegt die P. meist als Fundamentalwissenschaft der Philosophie und als Theorie der Erkenntniß behandelt zu werden, wobei sich eine überwiegende Hinneigung zu materialistischen Ansichten kund gibt, so bei A. Comte (Cours de philosophie positive, 6 Bde., Paris 1830—42). In England herrscht immer noch der locke'sche Empirismus vor, mit mehr oder weniger Annäherung an Kant. Die psychologischen Werke von Dugald, Stewart u. Thom. Reid aus dem letzten Decennium des vorigen und dem ersten des jetzigen Jahrhunderts stehen noch immer in großem Ansehen. Eines der verbreitetsten Werke aber ist Thom. Browns „Lectures on the philosophy of human mind" (4 Bde., Edinburg 1820 u. ö.). Der neuern Zeit gehören an Thom. Young, Lectures on the intellectual philosophy, Glasgow 1835; Abercrombie, Inquiries concerning the intellectual pouvers and the investigation of truth, Edinburg 1830, und J. Mill, Analysis of the human mind, 2 Bde., London 1829. Psychologische Sammelwerke sind: Moritz, Magazin für Erfahrungskunde, 10 Bde., Berlin 1785—93; Friedreich, Magazin für die Seelenkunde, Würzb. 1829—33; Derselbe, Archiv für die P., Heidelberg 1834 f. Eine Geschichte der P. schrieb Carus (Leipzig 1808).

Psychonomie (v. Griech.), diejenige Art und Weise der Entfaltung des psychischen Lebens, die durch Naturgesetze bestimmt ist.

Psychopannychie (v. Griech.), Schlaf der abgeschiedenen Seelen vom leiblichen Tode bis zur Auferstehung. Psychopannychiten, die Anhänger dieser Lehre.

Psychotria (Brechkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den 5zähnigen, bleibenden Kelch, die trichterförmige, langröhrige Korolle und die eirunde oder kugelrunde, mit dem Kelche gekrönte Beere, Sträucher und Kräuter mit straußartig am Ende stehenden Blüthen, in den heißen Ländern der Erde. Von P. parasitica *Sw.*, in Westindien auf alten Baumstämmen, gebraucht man die Brechen erregende Wurzel in Westindien wie Ipecacuanha; ebenso die von P. sambucina *Link*, in Brasilien.

Ptarmica (Dorant), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, früher unter Achillea *L.*, ausdauernde Kräuter meist auf den europäischen Alpen und in Sibirien. Am bekanntesten ist P. vulgaris *Dec.*, Achillea Ptarmica *L.*, weißer Dorant, Berufungskraut, deutscher Bertram, weißer Rainfarren, Sumpfgarbe, an Flußufern, mit aufrechtem, 2—3 Fuß hohem, oben ästigem Stengel mit ansitzenden, glatten, linienförmigen Blättern und großen, weißen, in lockern Doldentrauben vereinigten Blüthen, in Gärten oft mit schönen, gefüllten Blumen. Sonst waren gebräuchlich Wurzel, Kraut u. Blüthen, Radix, Herba et Summitates Ptarmicae s. Pyrethri germanici s. Sternutatoriae, sind aber jetzt kaum noch als Hausmittel in Anwendung. Die Wurzel, deutsche Bertramswurzel, hat einen scharfen, beißenden Geschmack, wodurch beim Kauen der Speichel im Munde zusammenläuft, wie bei der ächten Bertramswurzel, Radix Pyrethri, weshalb sie sonst in einigen Gegenden gegen Epilepsie und als Niesmittel angewendet wurde.

Ptelea (Lederblume, Kleeblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, Sträucher in Nordamerika, Meriko und Cochinchina, von denen P. trifoliata *L.*, in Nordamerika, mit glatten, gestielten, dreizähligen Blättern u. gelblichgrünen Blüthen, beide starkriechend, in Deutschland häufig als Zierstrauch in Parkanlagen vorkommt. Die Blätter werden in Nordamerika als Wurmmittel und äußerlich bei Geschwüren gebraucht; die stark gewürzhaft bittern Früchte hat man statt des Hopfens empfohlen und angewendet.

Pterocarpus (Flügelfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, tropische Bäume mit gefiederten Blättern. P. Draco *L.*, P. officinalis *Jacq.*, mit gelben, purpurroth gestreiften Blüthen, enthält einen hellblutrothen Saft, welcher aus Einschnitten in die Rinde hervorfließt, an der Sonne erhärtet und zu Stangen geformt als amerikanisches Drachenblut, Sanguis Draconis de Cartagena, im Handel vorkommt. Von P. indicus *Willd.*, einem großen Baum im östlichen Theile des heißen Asiens, wird der aus Einschnitten in die Rinde hervorfließende hellrothe Saft als abstringirend, wie die Rinde, gegen Durchfälle, Schleim- und Blutflüsse angewendet. P. santalinus *L. fil.*, rother Sandelholzbaum, auf Ceylon, liefert das rothe Sandelholz, Lignum Santali rubri, welches in Europa nur zum Färben, in Indien auch als Arznei gebraucht wird. In technischer Beziehung ist zu bemerken, daß P. indicus das schön gemaserte, wohlriechende Korallenholz, und P. tuberosus, ein Baum in Guyana, das Bois chatousieux (Bois de Montouchi) liefert, welches landkartenähnlich in verschiedenen Schattirungen roth, violet, hell- und dunkelbraun gezeichnet ist.

Pterodactylus (Fliegechse, Vogeleidechse), fossile Eidechsengattung aus der Gruppe der Pterosaurier nach Cuvier, charakterisirt durch den kurzen, 17—20wirbeligen Rumpf mit langem, 7wirbeligem Hals und Kopf, den kleinen Schwanz und 4 Füße, deren hintere Zehen gewöhnlicher Art haben, während die der vorderen zur Unterstützung einer Flughaut verlängert sind, den langen Schädel mit schnabelartig verlängerten Kiefern, große, lange Zwischenkieferknochen, große, in der Mitte des Schnabels liegende Nasenöffnungen im oberen Rande des Kieferbeins, welche nach vorn durch eine dünne Knochenplatte geschlossen sind, und konisch-pfriemenförmige, spitze, etwas zusammengedrückte, hohle Zähne

und den pfriemenförmigen, 12 — 13wirbeligen Schwanz. Alle Langknochen sind hohl u. mit Luftöffnungen versehen, die Oberarmknochen gegen das Schultergelenk deltaförmig verbreitert; der Vorderarm, dessen 2 Knochen fest an einander gepreßt sind, ist über doppelt so lang, als jene, die 4 inneren Finger sind kurz, jeder mit krummer Kralle bewaffnet, der Mittelhandknochen des äußeren Fingers ist am längsten und doppelt so dick, als die übrigen; die 4 Phalangen aber sind so verlängert, daß er dadurch über doppelt so lang wird, als der Vorderarm; das Ende spitzt sich zu und ist klauenlos; die Hinterbeine zeigen ähnliche Proportionen, nur ist die äußerste Zehe nicht verlängert und hat eine Kralle. Von den Arten gehört eine den Liasschiefern an, in denen zugleich Ichthyosauren und Plesiosauren vorkommen; sie scheint demnach ein Meerthier gewesen zu seyn. Alle übrigen entstammen den lithographischen Juraschiefern, wo sie mit Insektenresten vermischt liegen, und dürften also eher Süßwasserbewohner gewesen seyn. Ihre Größe reicht von 6 Zoll bis $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge und $1\frac{1}{4}$ Fuß bis 10 Fuß Flugbreite.

Pterospermum (Flügelfrucht, Flügelsame), Pflanzengattung aus der Familie der Geraniaceen, Bäume in Ostindien, von denen mehre als Arzneipflanzen im Gebrauch sind, so P. acerifolium *Willd.*, ein bis gegen 40 Fuß hoher, in Ostindien kultivirter Baum, mit schleimigen Blüthen, welche, wie bei uns die Malvenblüthen, besonders auch bei Leukorrhöen angewendet werden; P. Heyneanum *Wall.*, wovon die Blüthen wie die der vorigen Art angewendet, die Blätter aber wie Tabak gegen nervöses Kopfweh mit Nutzen geschnupft werden.

Ptisane (Tisane), schwaches Dekokt von vegetabilischen oder animalischen Stoffen, das auch mineralische Substanzen enthalten kann; dann jedes arzneiliche Getränk, welches durch Abkochen, Infundiren, Maceriren ꝛc., und zwar durch mehre dieser Operationen zu gleicher Zeit bereitet wird. Man bedient sich zur Bereitung der P.n meist diaphoretisch und diuretisch wirkender (sogenannter blutreinigender) Mittel, oder schleimiger expektorirender Substanzen, z. B. Sarsaparille, Althäa, Malzgerste, Hafergrütze, Graupe, Brodkrume, Hirschhorn, Syrup. Zuweilen wird zur Darstellung der P. auch Bier, Milch, Molke ꝛc. genommen, meist aber Wasser. P.n waren seit den ältesten Zeiten gebräuchlich. Am meisten sind sie jetzt noch in Frankreich beliebt, wo sie durch Abkochung enthülster Gerste bereitet werden, der man des Wohlgeschmacks wegen kleine Rosinen zusetzt.

Ptolemäus, Name einer ägyptischen Königsdynastie (Ptolemäer), aus der folgende merkwürdig sind: P. I. Lagi (d. i. des Lagus Sohn), auch Soter (d. i. Retter), Gründer der griechischen Dynastie der Ptolemäer in Aegypten, Sohn eines Macedoniers Lagus und der Arsinoë, der Mätresse des Königs Philippus, bekam nach dem Tode Alexanders bei der ersten Theilung Aegypten als Statthalterschaft (323) und erweiterte sein Gebiet durch die Besitzergreifung von Cyrene und von den zwischen diesem u. Aegypten gelegenen Strecken Libyens, sowie durch die Eroberung von Phönicien, Cölesyrien u. Cypern. Durch seine Seemacht war er allen seinen Rivalen überlegen und der mächtigste von Alexanders Nachfolgern. Nachdem er mit Antigonus um Syrien einen wechselvollen Kampf geführt u. im Frieden von 311 dasselbe seinem Gegner überlassen hatte, warf er sich zum Verfechter der griechischen Freiheit gegen Demetrius und Cassander auf. Er befreite mehre Inseln des Archipelagus und entriß in Griechenland selbst seinen Gegnern Korinth und Sicyon, ward aber bei Salamis (307) geschlagen. Dessen ungeachtet nahm er jetzt, wie die übrigen Nachfolger Alexanders des Großen, den königlichen Titel an. Eine Expedition des Antigonus nach Aegypten schlug trotz der dazu getroffenen großartigen Zurüstungen gänzlich fehl. Damals wollte sich Antigonus an den Rhodiern, den Anhängern des P., rächen; diese aber wurden von P. so nachdrücklich unterstützt, daß er auch gegen sie nichts ausrichten konnte, worauf die Rhodier dem P. den Ehrenbeinamen Soter gaben, ihm einen prächtigen Tempel erbauten und göttliche Ehre erwiesen. An der Schlacht bei Ipsus (301) nahm P. zwar keinen Antheil, doch kam er dadurch wieder in den Besitz von Phönicien u. Cölesyrien, welche Länder von jetzt an bei seinem Reiche verblieben. Seitdem regierte er mit Ruhe über seine Länder. Seine Residenz Alexandria hob sich durch ihn mehr und mehr. Selbst Schriftsteller (er schrieb eine Geschichte der Thaten Alexanders des Großen), beförderte er Künste und Wissenschaften mit königlicher Freigebigkeit. Auch legte er den Grund zu der berühmten alexandrinischen Bibliothek und stiftete das Museum, wo eine Anzahl von Gelehrten auf Staatskosten Unterhalt fand. Um sich auch die Gunst der einflußreichen Priesterkaste zu verschaffen, erbaute er dem Serapis einen prächtigen Tempel in Alexandria, das Serapeum, wie er auch sonst die Hauptstadt durch prachtvolle Bauten verschönerte. Auch stattete er Alexandria mit 2 Häfen aus u. errichtete den berühmten Leuchtthurm Pharus. Er †, 84 Jahre alt, nach 39jähriger Regierung 286 v. Chr. P. II. Philadelphus (d. i. der Bruderliebende), Sohn des Vorigen von Berenice und sein Nachfolger in der Regierung 286 v. Chr., führte eine ruhige Regierung, unter der die Künste des Friedens so herrlich aufblüheten, daß Aegypten eines der reichsten Länder der alten Welt wurde. Die ägyptische Seemacht war die erste der damaligen Zeit. Mit der Tochter des thracischen Königs Lysimachus, Arsinoë, vermählt, faßte er heftige Liebe zu seiner Schwester Arsinoë, der verstoßenen Gemahlin des P. Ceraunus, wodurch jene bewogen ward, sich in eine Verschwörung gegen sein Leben einzulassen, welche aber entdeckt ward und der Anstifterin ihre Freiheit kostete. Nun vermählte er sich 277 mit seiner Schwester, welche großen Einfluß auf die Regierung ausübte und, weil sie selbst kinderlos war, die Söhne der ersten Gemahlin adoptirte. Mit seinem Halbbruder Magas, welchem P. I. Cyrene als Statthalterschaft überlassen hatte, und mit Antiochus II. von Syrien ward P. in einen Krieg verwickelt, indem Magas, durch seine Vermählung mit der syrischen Königstochter Apame übermüthig geworden, nicht nur sich unabhängig machen wollte, sondern auch Aegypten angriff, aber

ohne Erfolg, da er von den Syriern nicht gehörig unterstützt ward. Auch P. war ein eifriger Pfleger der Wissenschaften und Künste, und die alexandrinische Bibliothek gewann durch ihn bedeutenden Zuwachs. Er † 246 v. Chr., im 63. Jahre seines Alters. Schon zu Anfang seiner Regierung war er mit den Römern in nähere Berührung getreten, indem er den Senat nach Besiegung des Pyrrhus durch eine feierliche Gesandtschaft 273 beglückwünschen ließ. P. III. Euergetes (d. i. der Wohlthäter), war der Sohn des Vorigen von dessen erster Gemahlin u. sein Nachfolger in der Regierung. Unter ihm ward Aegypten aus einem handeltreibenden Staate ein erobernder. Um die Ermordung seiner Schwester Berenice, der verstoßenen Gemahlin des Antiochus Deus, zu rächen, drang P. mit einem großen Heere in das Gebiet des Seleucus ein, eroberte Syrien und Cilicien, ging über den Euphrat und unterwarf sich alle Länder bis an den Tigris. Gleichwohl gab er in einem auf 10 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand die meisten Eroberungen wieder auf. Auch nach Süden breitete er seine Herrschaft über das jetzige Abyssinien, die Ebenen von Sennaar bis Darfur und Nubien aus. Handelsstraßen aus Aegypten nach diesen Ländern eröffneten dem Reiche neue Quellen des Wohlstandes. Gegen das Ende seiner Regierung hin verband er sich mit dem spartanischen König Cleomenes gegen die Achäer und den macedonischen König Antigonus; Cleomenes ward jedoch in der Schlacht bei Sellasia aufs Haupt geschlagen und mußte zu P. flüchten, der ihm versprach, ihn wieder in sein Reich einzusetzen, woran er jedoch durch seinen Tod (221 v. Chr.) verhindert ward. Ein Schüler des berühmten Aristarchus, war er in den Wissenschaften unterrichtet, vermehrte die Bibliothek bedeutend und berief den Eratosthenes zum Bibliothekar derselben. P. IV. Philopator (d. i. der Vaterliebende, ironisch so genannt, weil er seinen Vater vergiftet haben soll), Sohn des Vorigen u. der Berenice, war ein schwelgerischer und tyrannischer Herrscher, der sich den größten Theil seiner Regierung hindurch von dem arglistigen Sosibius beherrschen und auf dessen Anstiften seinen Bruder Magas und den spartanischen König Cleomenes ums Leben bringen ließ, † 204 v. Chr. P. V. Epiphanes, Sohn des Vorigen, war erst 5 Jahre alt, als sein Vater starb, weshalb die Regentschaft dem jüngeren Sosibius und dem Tlepolemus übertragen ward. Als Antiochus der Große von Syrien und Philipp von Macedonien ein Bündniß schlossen, dessen Zweck war, sich in die Länder des minderjährigen P. zu theilen, u. Antiochus in zwei Feldzügen Palästina und Cölesyrien eroberte, schickte Sosibius eine Gesandtschaft nach Rom, welche die Römer um Beistand ansprechen und ihnen die vormundschaftliche Regierung des Reichs übertragen sollte. Einen solchen Antrag nahm der Senat bereitwillig an und deutete den beiden verbündeten Königen an, die Feindseligkeiten gegen P. einzustellen, schickte auch zugleich den M. Aemilius Lepidus nach Aegypten, um die Verwaltung des Reichs in Ordnung zu bringen. Ein Akarnanier, Aristomenes, ward an das Ruder des Staats gestellt; die Römer aber übten von nun an einen entscheidenden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Aegyptens aus. Aristomenes verwaltete sein Amt mit Treue und Einsicht, verbesserte das Kriegswesen und gab dem Heere in der Person des Scopas, eines Aetoliers, einen erfahrenen Feldherrn, der Cölesyrien und Palästina wieder eroberte. Als aber im folgenden Feldzuge Antiochus selbst nach Cölesyrien kam, ward Scopas aufs Haupt geschlagen, in Sidon eingeschlossen und belagert, worauf beide Provinzen wieder in die Gewalt der Syrier kamen, welche sie auch in dem darauf abgeschlossenen Frieden behielten. Als P. 14 Jahre alt geworden, übernahm er die Regierung selbst, gab sich aber bald Schmeichlern hin, hing allen Ausschweifungen ungescheut nach und ließ den Aristomenes, der ihn auf bessere Wege zu bringen suchte, aus dem Wege räumen (187 v. Chr.). Einen Aufstand der Aegyptier beschwichtigte er dadurch, daß er den Polycrates, einen erfahrenen Staatsmann u. Feldherrn, zu seinem Minister ernannte. Er † im 28. Lebensjahre (181 v. Chr.). P. VI. Philometor (d. i. der Mutterliebende), älterer Sohn des Vorigen und sein Nachfolger in der Regierung, war bei dem Tode des Vaters erst 5 Jahre alt, daher seine Mutter 8 Jahre lang die vormundschaftliche Regierung führte. Nach ihrem Tode aber ergriffen Lenäus u. der Eunuch Eulaus die Zügel der Regierung und fingen, um Cölesyrien und Palästina wieder zu erobern, mit Antiochus Epiphanes einen Krieg an, der aber für Aegypten unglücklich ablief. Antiochus erfocht (171) bei Pelusium einen entscheidenden Sieg, im darauf folgenden Feldzuge einen andern, der ihm den Weg ins Innere des Landes eröffnete, nachdem er sich schon vorher durch Verrätherei in den Besitz der Insel Cypern gesetzt hatte. Durch schonende Behandlung der Einwohner gewann er deren Zuneigung in dem Grade, daß sie sich ihm bei seinem weitern Vorrücken freiwillig unterwarfen und er in Kurzem Herr des ganzen Landes, die Stadt Alexandria ausgenommen, ward. Auch in der Hauptstadt brach eine Empörung aus, in deren Folge P. verjagt und sein Bruder P. Physcon auf den Thron erhoben ward. Der vertriebene P. fiel dem Antiochus in die Hände, der ihn zum Abschluß eines Friedens nöthigte, wonach P. Physcon wieder abgesetzt und P. wieder eingesetzt werden, Antiochus aber Pelusium, den Schlüssel des Landes, eingeräumt erhalten sollte. P. aber ging mit seinem Bruder einen Vergleich ein, wonach sie beide gemeinschaftlich regieren und dem Antiochus mit vereinten Kräften Widerstand leisten wollten. Darauf drang Antiochus von Neuem mit einem mächtigen Heere in Aegypten ein und bemächtigte sich wieder fast des ganzen Landes. Die beiden bedrängten Könige aber wandten sich an die Achäer und Römer um Hülfe, die durch ihren Gesandten Popilius den Antiochus bewogen, nicht nur Aegypten, sondern auch Cypern zu räumen und Frieden zu schließen. Als bald unter den beiden Brüdern neue Zwistigkeiten entstanden, vermittelte eine römische Gesandtschaft (162) zwischen den Brüdern einen neuen Vergleich, wonach P. ganz Aegypten und Cypern, Physcon aber Libyen und Cyrene beherrschen sollte. P. begünstigte später den syrischen Kronprätendenten Alexander Balas, unterstützte aber dann den König Deme=

trius mit einem starken Heere, ward in der für ihn siegreichen Schlacht, welche dem Regimente des Balas ein Ende machte, tödtlich verwundet und † in Folge davon 145 v. Chr. P. VII. Physcon (wegen seiner Beleibtheit), jüngerer Sohn des P. Epiphanes und Nachfolger seines Bruders Philometor 145 v. Chr., bei Lebzeiten des letztern Beherrscher von Libyen und Cyrene. Er führte auch den Beinamen Euergetes, der aber von seinen Unterthanen wegen seiner Härte, Grausamkeit und Willkür in Kakergetes (Uebelthäter) umgewandelt ward. Der Tyrann ließ ohne Unterschied Freunde und Feinde hinrichten und gab seiner Leibwache volle Freiheit, alle reichen und vornehmen Alexandriner zu plündern und zu morden, so daß die Stadt bald ganz entvölkert ward und er sich genöthigt sah, gegen große Versprechungen fremde Kolonisten herbeizuziehen. Die Alexandriner stürzten ihn endlich und erhoben an seiner Stelle seine von ihm verstoßene Gemahlin Cleopatra auf den Thron. P. floh nach Cypern und brachte ein Heer von Miethstruppen zusammen, mit dem er in Aegypten landete und das Heer der Cleopatra schlug. Er bestieg nun den Thron wieder, den er auch bis an seinen Tod (117 v. Chr.) behauptete. P. VIII. Lathurus, Sohn des Vorigen und der Cleopatra, der Tochter des P. Philometor, ward von seiner Mutter zu Gunsten ihres Lieblings Alexander aus der Hauptstadt vertrieben und auf Cypern beschränkt, führte von hier aus einen Krieg mit dem jüdischen Könige Alexander Jannäus und schien sich zum Meister von ganz Judäa und Phönicien machen zu wollen, ward aber von der auf seine wachsende Macht eifersüchtigen Mutter gezwungen, die gemachten Eroberungen wieder aufzugeben. Darauf machte er einen Versuch zur Eroberung Aegyptens, welcher aber nicht glückte. Als jedoch bald darauf Cleopatra von ihrem Sohne Alexander, der sich die schimpfliche Abhängigkeit von seiner Mutter nicht länger gefallen lassen mochte, getödtet u. dieser wegen des Muttermordes von den Alexandrinern vertrieben wurde, gelangte P. wieder auf den Thron von Aegypten und behauptete ihn auch gegen einen Versuch Alexanders, sich desselben wieder zu bemächtigen. Er † 81 v. Chr. P. XII. Auletes (d. i. Flötenbläser), natürlicher Sohn des P. Lathurus, als Liebhaber der bacchanalischen Orgien auch Dionysus genannt, ward 59 durch Cäsars Vermittlung, dessen Freundschaft er mit einer ungeheuren Summe erkaufte, als König anerkannt. Um aber jene Summe aufzubringen, mußte er das Land mit unerschwinglichen Abgaben belegen und rief dadurch eine Erbitterung gegen sich hervor, die in offener Empörung sich Luft machte und ihn zur Flucht nöthigte. Er begab sich nach Rhodus, dann nach Rom, während die Alexandriner seine Tochter Berenice auf den Thron erhoben, und fand, vom Pompejus begünstigt und das Geld nicht schonend, um einflußreiche Männer auf seine Seite zu bringen, ziemlichen Erfolg. Inzwischen langten Gesandte der Alexandriner in Rom an, welche ihre Schritte rechtfertigen sollten, von denen aber P. die meisten aus dem Wege zu räumen wußte, so daß die übrigen, in Schrecken gesetzt, unverrichteter Sache wieder abreisten. Dieser Schandthat ungeachtet beschloß der Senat auf des Pompejus Fürsprache des P. Wiedereinsetzung. Als sich die Ausführung dieses Beschlusses verzögerte, begab sich P. nach Ephesus, gewann mit einer großen Summe den Prokonsul von Syrien, Gabinius, und eroberte mit dessen Hülfe Aegypten und seinen Thron wieder. An Allen, die er in Verdacht hatte, daß sie an der Empörung wider ihn Theil genommen, nahm er die grausamste Rache und ließ überdies eine Menge Unschuldiger, bloß um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, hinrichten. Nachdem er noch 4 Jahre geherrscht hatte, † er 51 v. Chr. P. XIII. Dionysus, älterer Sohn des Vorigen und mit seiner Schwester Cleopatra dessen Nachfolger, war 13 Jahre alt, als sein Vater starb. Bald entstanden Streitigkeiten zwischen den Geschwistern, welche der Eunuch Pothinus, dem in Gemeinschaft mit Achillas, dem Oberbefehlshaber des Heeres, die Zügel der Regierung anvertraut waren, noch beförderte. Cleopatra ward ihres Antheils an der Regierung beraubt und mußte nach Syrien flüchten, wo sie ein ansehnliches Heer gegen ihren Bruder zusammenbrachte. Während beide Heere einander schon gegenüberstanden, kam Pompejus nach Pelusium und ward von dem undankbaren P. auf Betrieb des Pothinus und Achillas aufgeopfert. Cäsar, der bald darauf nach Aegypten kam, entschied den Streit zwischen den Geschwistern zu Gunsten der Cleopatra (s. d.), weshalb P. einen Aufstand in Alexandria gegen ihn erregte. Nachdem Cäsar denselben beschwichtigt hatte, erklärte er kraft des Obervormundschaftsrechts des römischen Volks und des Testaments des Auletes P. und Cleopatra zu gemeinschaftlichen Regenten Aegyptens. Aber Pothinus, welcher Cleopatra's Rache fürchtete, rief den Achillas mit dem Heere herbei, um Cäsar aus Alexandria zu vertreiben. Dieser kam in eine mißliche Lage, aus der ihn erst die Ankunft asiatischer Hülfsvölker befreite. P. ertrank während des Kampfes im Nil (47 v. Chr.). P. XIV. Neoteros oder Puer (Knabe), jüngerer Bruder des Vorigen, folgte ihm 47 und ward mit seiner Schwester Cleopatra vermählt, aber 45 von derselben vergiftet, der Letzte der Ptolemäer.

Ptolemäus, Claudius, Astronom, Mathematiker und Geograph, wahrscheinlich aus Ptolemais Hermii in Aegypten gebürtig u. Zeitgenosse von Antoninus Pius, hatte zu Alexandria seinen bleibenden Aufenthalt, stellte dort seine astronomischen Beobachtungen an und schrieb auch da seine Werke, daher er Alexandriner genannt wird. Unter seinen zahlreichen Schriften steht obenan seine „Geographia", die im Vergleich mit ähnlichen früheren Werken einen bedeutenden Fortschritt in dieser Wissenschaft dokumentirt (s. Geographie). Das Werk ward in lateinischer Uebersetzung zuerst gedruckt Vicenza 1475, verbessert Rom 1478, wortgetreuer übersetzt von J. Philesius, Straßburg 1513, von W. Pirkhaymer, das. 1525, griechisch zuerst Basel 1533, dann Frankf. 1605, berichtigt mit französischer Uebersetzung von Halma (Par. 1828), neuerlich von F. W. Wilberg und Grashof (Essen 1838 ff.) u. F. A. Nobbe (Lpz. 1843 ff., 3 Bde.); eine deutsche Uebersetzung gab L. Georgi (Stuttg. 1839 f., 2 Abth.). Das astronomische Hauptwerk des P. ist seine „Syntaxis" oder „Constructio mathema-

tica" in 13 Büchern, die im Abendlande erst durch die Araber bekannt ward, bei denen sie schon um 827 unter dem Titel „Tabrir al magesthi" (woraus der Name Almagest, d. i. μέγιστος, der Größte, mit dem arabischen Artikel al, entstanden ist) ins Arabische übersetzt worden war. Nach arabischer Uebersetzung ward eine spanische gemacht, und nach dieser ließ Kaiser Friedrich II. durch Aeg. Sibuldi eine lateinische anfertigen; eine andere lateinische verfaßte Gerhard von Cremona (Venedig 1515), eine lateinische Uebersetzung nach dem Grundtexte Georgius von Trapezunt (verbessert von L. Gauric, Vened. 1528 u. öfter). Der griechische Text erschien zuerst Basel 1838, verbessert mit Noten u. französischer Uebersetzung (Paris 1813 ff., 2 Bde., von Halma). Das von Proclus paraphrasirte „Quadripartitum", astrologischen Inhalts, erschien zuerst lateinisch (Venedig 1484), dann in der Uebersetzung des Antoninus Gogava (Löwen 1548) 2c. Den griechischen Text gab zuerst Joachim Camerarius (Nürnb. 1534) heraus, dann mit vollständiger lateinischer Uebersetzung und verbessert Ph. Melanchthon (Basel 1553). Ein weiteres Werk des P. sind die Handtafeln, bestimmt, die astronomischen Berechnungen bei Ausarbeitung des Kalenders zu erleichtern, und zum Theil aus der „Syntaxis" entnommen. Hierzu gehört auch der von Georg Syncellus in seine Chronographie aufgenommene Königskanon, welcher 20 babylonische Könige von Nabonassar an, dann 10 persische, 13 Ptolemäer und die römischen Kaiser seit Augustus aufzählt, nebst genauer Angabe der Regierungsjahre eines Jeden (herausgegeben von Halma, Par. 1820). Aehnlichen Inhalts, aber von bestrittener Aechtheit, ist ein Verzeichniß, in welchem der Auf- und Untergang der Sonne angegeben und mit der Angabe der Witterungsveränderung verbunden ist (lateinisch von F. Bonaventura, Urbino 1592; griechisch von Ideler und Halma a. a. O.). Nur in lateinischer Uebersetzung (Rom 1562) bekannt ist die Schrift über die Sonnenuhren u. A. m. Von des P. „Optik" in 5 Büchern besitzen wir noch eine nach dem Arabischen gemachte lateinische Uebersetzung des Ammiracus Eugenius, eines Sicilianers, welche sich handschriftlich zu Paris und in der Bodlejana zu Oxford findet, aber noch nicht im Druck erschienen ist. Eine besondere Aufmerksamkeit wandten die Araber den astronomischen Schriften des P. zu, indem sie dieselben nicht nur übersetzten, sondern auch in Kommentaren erläuterten.

Ptolemais, 1) ansehnliche Stadt an der phönicischen Küste, wahrscheinlich nach Ptolemäus Lagi, der sie verschönerte, genannt, später Ptolemaida, ursprünglich aber Ako, Akko, griechisch Ake, jetzt Akka bei den Arabern, St. Jean d'Acre bei den Europäern, blühte zur Zeit der persischen Herrschaft, war aber auch noch unter den syrischen Königen von Bedeutung; von Kaiser Claudius zur römischen Kolonie erhoben. — 2) Stadt in Cyrenaica, anfangs Hafen von Barca, aber durch die von den Persern bedrängten Barcäer vergrößert u. zu einer Stadt erhoben, in den Kreuzzügen von großer Wichtigkeit, ward 1187 Sitz des Johanniterordens, 1291 von den Christen geräumt; jetzt Tolemeta. Von der alten Stadt sind noch übrig ein schönes Thor, Ruinen eines Amphitheaters, Säulen 2c.

Ptosis (gr.), s. v. a. Prolapsus, Vorfall.

Ptyalagoga (Sialagoga, gr., lat. Salivantia), Speichelmittel, Mittel, welche eine vermehrte Sekretion des Speichels, den sogenannten Speichelfluß, bewirken. Hierher gehören die Quecksilberpräparate, Gold, Jod, Blei, Spießglanz, Kupfer, Arsenik, Chlormittel, Königsscheidewasser, verschiedne Acria 2c.

Ptychotis (Faltenohr, Fenchelmerke, Haarbolde), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde und einjährige Kräuter in Ostindien, Aegypten und Südeuropa, mit vielspaltig- oder vielschnittig-haarförmigen Blättern, von denen als Arzneipflanzen bekannt sind: P. Ajowan *Dec.*, Ligusticum Ajouan *Roxb.*, eine einjährige Pflanze in Ostindien, wo sie auch kultivirt wird und wo man die Früchte, die unter dem Namen Semen Adjowaen s. Ajowan s. Ajawain s. Agouan auch nach Europa gebracht worden sind, als Gewürz und als Heilmittel gebraucht; P. coptica *Dec.*, eine einjährige Pflanze in Aegypten und auf Kandia, deren stark gewürzhafte Früchte unter dem Namen Ammeisamen, kretischer Amneisamen, Mohrenkümmel, Herrenkümmel, Semen Ammeos veri, Semen Ammi cretici, Semen Ammi minoris, früher im Handel vorkamen, jetzt aber außer der Heimath nicht mehr im Gebrauch sind, da der Kümmel ihnen an Wirksamkeit gleich ist.

Pubertät (v. Lat., Mannbarkeit), derjenige Zustand, wo ein jugendliches Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechts in der Ausbildung seines Körpers überhaupt so weit vorgeschritten ist, daß es sämmtliche ihm zukommende Geschlechtsverrichtungen vollständig, mit Erfolg und Ausdauer, ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu bestreiten vermag. Mit der eintretenden P. entfaltet sich der Geschlechtscharakter, die Formen und Kräfte entwickeln sich, das physische Leben beginnt bestimmt aufzutauchen. Diese wichtige Veränderung bleibt nicht ohne vielseitigen Einfluß auf den ganzen Organismus und seine einzelnen Theile. So wie dadurch einige Krankheiten (z. B. die Skrophelsucht, die Epilepsie und andere Nervenkrankheiten) oft beschränkt oder beseitigt werden, so werden dagegen in dieser Periode nicht selten andere Leiden hervorgerufen (z. B. die Anlage zu Blutflüssen und Lungensucht, der Ausbruch vieler erblichen Krankheiten); besonders aber beobachtet man häufig krankhafte Zustände, die mit der Geschlechtssphäre in naher Verbindung stehen (Geschlechtskrankheiten), Symptome einer gestörten Thätigkeit des Blutgefäß- und Nervensystems und eines krankhaften Seelenlebens. Bei dem männlichen Geschlechte verräth sich die eintretende P. durch die Erweiterung der Brust und größere Vitalität der Lunge, durch eine vollere, tiefere und stärkere Stimme, durch das Hervorkeimen der Haare an den Geschlechtstheilen, sowie gleichzeitig oder bald darauf auch am Kinn, unter den Achseln und auf der Brust, durch einen krauseren Hodensack, durch größere und derbere Hoden, durch das Stärkerwerden des Penis und Samenstranges, durch ein

Gefühl von Einschlafen u. Wehethun des Schamberges, welches beim Gehen und Bücken empfindlicher wird; kommt hierzu noch die Aufrichtungsfähigkeit der Ruthe, nächtliche Samenergießung, die Absonderung einer eigenartigen, schmierigen, specifisch riechenden Feuchtigkeit unter der Vorhaut und hinter der Krone der Eichel, so ist an der Reife des fraglichen Individuums nicht zu zweifeln. Bei dem weiblichen Geschlechte bezeichnen folgende Merkmale die keimende oder schon eingetretene Reife: das Breiterwerden des Schooßes und Hervortreten der Hinterbacken, die ausdrucksvolleren u. lebhafteren Gesichtszüge, die klarere, melodische Stimme, die jungfräuliche Rundung des Bauches durch die sich entwickelnde Gebärmutter, das Anschwellen der Brüste und die Erhebung ihrer Warzen, das Hervorbrechen der Schamhaare, die Wölbung und Empfindlichkeit des Schamberges, die Größe und Rundung der großen Schamlippen, das Zurücktreten der kleinen, das Schmalerwerden des Mittelfleisches, das Erscheinen des Monatsflusses oder wenigstens einer stellvertretenden Turgescenz sämmtlicher Geburtstheile. Gleichzeitig mit diesen materiellen Veränderungen erwachen oder wachsen mancherlei bis dahin unbekannte Gefühle, welche die Phantasie wecken und auf die Geschlechtsverrichtungen hinrichten, oder doch ein Wohlgefallen am Umgange mit Personen des andern Geschlechts, sowie ein Bestreben, diesen zu gefallen, hervorrufen. Der Eintritt der P. geschieht gewöhnlich, wenn der Jüngling 15—19 Jahre, das Mädchen 13—16 Jahre alt wird. Doch gibt es hiervon sehr viele individuelle und klimatische Abweichungen. Früher erscheint sie unter einem heißen, jede Vegetation begünstigenden Himmel, später in den nördlichen, der Vegetation weniger günstigen Gegenden. Ebenso wird sie beschleunigt oder verzögert durch ein hitziges oder kaltes Temperament, durch ein ungewöhnlich schnelles oder langsames Wachsthum, durch eine weichliche und üppige oder arbeitsreiche und kärgliche Lebensweise, durch den Grad der Kultur und ihre Ausartung in Luxus, durch die Erziehung überhaupt; in unserem Klima kann die Vorzeitigkeit durch vorschnelle Begünstigung der Geistesfunktionen herbeigeführt werden, sowie durch Alles, was den Geschlechtstrieb beschleunigt, weil dessen Erwachen auf die Entwickelung der Geschlechtstheile großen Einfluß hat. Vgl. Alter.

Pubes (lat.), mannbar, männlich, nach römischem Rechte mündig; auch die äußern Genitalien; die Schamhaare.

Pubescens (lat.), flaumhaarig, flaumig oder feinhaarig, mit Flaumhaaren (s. **Pubes**) bekleidet, daher Pubescentia, die Behaarung oder Haarbekleidung im Allgemeinen.

Publica, Beiname der Göttin Fortuna, unter welchem sie zu Rom einen Tempel auf dem quirinalischen Berge hatte.

Publica auctoritate (lat.), unter öffentlichem Einfluß, mit obrigkeitlicher Genehmigung.

Publicandum (lat.), Bekanntmachung; auch das Blatt, worauf dieselbe geschrieben ist.

Publicani, Pächter der Staatseinkünfte bei den Römern.

Publicist (v. Lat.), eigentlich ein Gelehrter, der sich mit der Wissenschaft des positiven Staats- und Staatenrechts (Publicistik) beschäftigt. Eine besondere Abtheilung unter ihnen nahmen sonst die Reichspublicisten ein. Jetzt nennt man auch Diejenigen P.en, die überhaupt über öffentliche Angelegenheiten schreiben.

Publicität (v. Lat.), Oeffentlichkeit.

Publikum (v. Lat.), im Allgemeinen die gesammte Einwohnerschaft einer Stadt oder eines Landes und in diesem Sinne dem Begriffe Volk entsprechend, besonders aber die Gesammtheit einer gemischten, jedoch zu einem Zwecke verbundenen Menschenmasse. In sofern spricht man von einem lesenden, schreibenden, musikalischen, kunstliebenden, Theater-P. 2c.

Publilius (Poblilius), Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dessen Gliedern besonders zwei als Vertheidiger der Rechte der Plebejer sich hervorgethan haben: Volero P., brachte, auf das Jahr 472 v. Chr. zum Volkstribun erwählt, die Rogation an das Volk, daß die plebejischen Magistrate künftighin in den Comitiis tributis gewählt werden sollten. Q. P. Philo, Konsul 339 v. Chr., schlug die Latiner und triumphirte, ward in demselben Jahre zum Diktator ernannt und bewies sich als solcher den Plebejern sehr zugethan. Im Jahre 337 ward er Prätor, der erste von plebejischem Stande, 335 Magister equitum, 332 Censor, 327 zum zweiten Male Konsul. Als solcher hatte er die Stadt Paläpolis, welche 2000 Nolaner und 4000 Samniten aufgenommen hatte, zu belagern, und ward auch im folgenden Jahre als Prokonsul, und zwar als der Erste, dem unter diesem Titel das Imperium prorogirt ward, auf diesem Posten gelassen. Da die Paläpolitaner unter dem Druck ihrer eigenen Besatzung seufzten, so boten sie dem P. die Uebergabe der Stadt an, der ihnen darauf selbst dazu half, sich der Samniten zu entledigen. Auf das Jahr 320 zum dritten Male zum Konsul neben L. Papirius Cursor gewählt, soll er einige Völkerschaften Unteritaliens gewaltsam unterjocht, andere durch Unterhandlung in die Bundesgenossenschaft der Römer aufgenommen haben. Nachdem er 5 Jahre später (315) mit demselben L. Papirius Cursor zum vierten Male das Konsulat bekleidet hatte, unterlag er im folgenden Jahre aus Anlaß einer Untersuchung, welche dem Diktator Mänius aufgetragen worden und welche sich zuletzt gegen strafbare Verbindungen wandte, die in Rom zur Erlangung von Ehrenstellen geschlossen seyn sollten, einer Anklage, von welcher er jedoch freigesprochen ward.

Publius Syrus, Freigelassener von syrischer Herkunft, Mimograph, dessen Mimen ihres gnomologischen Charakters wegen sehr geschätzt waren. Erhalten hat sich nur eine daraus gemachte Sammlung von einzelnen Sprüchen in alphabetischer Folge, verfaßt für den Jugendunterricht schon vor Hieronymus. Dieselbe besteht aus mehr als 800 Sprüchen, welche in der neuesten Zeit noch durch neue Funde aus Handschriften vermehrt worden sind. Im Druck erschien der lateinische Text zuerst von Erasmus (Straßburg 1516, Basel 1521 2c.), revidirt von J. Gruter im „Florilegium“ (Frankfurt 1610), berichtigt

und vermehrt von J. K. Orelli (Leipzig 1822), K. Zell (Stuttgart 1829), J. F. Kremsier (Leipzig 1834), K. G. Reinhold (Anklam 1838) u. J. E. Tafel (Tübingen 1841).

Pucelage (franz.), Jungfrauschaft; Halsband von Chenille, mit vorn herabhängenden Quasten.

Pucelle (franz.), Jungfrau.

Puchner, Anton Freiherr von, österreichischer General der Kavallerie, bekannt als österreichischer Heerführer in Siebenbürgen während des ungarischen Revolutionskrieges 1848 und 1849, 1779 zu Schemnitz von adeligen Aeltern geboren, betrat den Militärstand im 20. Lebensjahre und machte den Feldzug von 1805 in Deutschland mit. Im Jahre 1809 war er als Rittmeister bei der österreichischen großen Armee des Erzherzogs Karl in Thätigkeit und im August 1813 mit seiner Eskadron dem Kosakenhetman Platow zugewiesen, mit welchem er mehre glänzende Gefechte bestand. Im Jahre 1821 zum Oberstlieutenant befördert und in den Freiherrnstand erhoben, ward er bei der österreichischen Okkupation von Neapel verwendet. Im Jahre 1824 ward er zum Obersten, 1832 zum Generalmajor und Brigadier und 1839 zum Feldmarschalllieutenant und zum Hofkriegsrath ernannt. Im Jahre 1845 erhielt er das Generalat in Siebenbürgen, wo er sich die Liebe und das Vertrauen der Soldaten sowohl als der Bevölkerung zu erwerben wußte, bis die Stürme von 1848 die Ruhe unterbrachen. P., in die äußerste Ecke des Reichs eingezwängt, ohne Magazine und sonstige Hülfe, ward den 17. Januar 1849 von Bem bei Mediasch geschlagen und mußte sich nach Hermannstadt zurückziehen, wo er ohne Autorisation von Seiten seines Gouvernements russische Hülfe aus der benachbarten Walachei requirirte. Gleichwohl mußte er sich nach dem Fall von Hermannstadt auf walachisches Gebiet zurückziehen. Gänzlich entblößt und erschöpft und ohne jeglichen Rückhalt auf einem isolirten Kriegsschauplatze, bewahrte er bis zum letzten Moment mit seinen Truppen eine unerschütterliche Treue und Ausdauer. Unter dem 13. März 1849 zum General der Kavallerie ernannt, legte er, physisch gebrochen, das Armeekommando nieder und † den 28. December 1852 zu Wien.

Pucho (Puchow), Flecken in der österreichisch-ungarischen Gespannschaft Trentschin, an der Waag, nordöstlich von Kossa, mit Schloß, Salzamt, katholischer Pfarrkirche, reformirtem Bethaus, Synagoge, Tuch- und Zeuchfabriken, Töpfereien, bedeutendem Tuchhandel und 3500 Einwohnern.

Puchta, 1) Wolfgang Heinrich, verdienter Jurist, wurde den 3. August 1769 in Mährendorf bei Erlangen geboren und erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Ansbach. Nachdem er in Erlangen studirt und kurze Zeit als Advokat in Ansbach thätig gewesen, ward er von der preußischen Regierung zum Kriminalrath und 1797 zum Justizrath befördert. Als Ansbach an Bayern fiel, wurde er als Landrichter nach Kadolzburg versetzt; 1811 bekam er das Direktorium des Landgerichts in Erlangen und † daselbst am 6. März 1845. Seine Schriften behandeln den praktischen Theil der Jurisprudenz mit einer auf reiche Erfahrung gestützten Gründlichkeit. Von denselben sind zu nennen: „Ueber die Grenzen des Richteramts in bürgerlichen Rechtssachen" (Nürnberg 1819); „Handbuch des gerichtlichen Verfahrens in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (das. 1821, 2 Bde., 2. umgearbeitete Aufl. 1831—32); „Beiträge zur Gesetzgebung und Praxis des bürgerlichen Rechtsverfahrens" (Erlangen 1822); „Das Institut der Schiedsrichter" (das. 1823); „Ueber die bürgerliche Rechtspflege und Gerichtsverfassung Bayerns" (das. 1826); „Ueber den Konkursprozeß" (das. 1827); „Ueber die gerichtlichen Klagen, besonders in Streitigkeiten der Landeigenthümer" (Gießen 1833, 2. Aufl. 1840); „Das Prozeßleitungsamt des deutschen Civilrichters" (das. 1836); „Ueber die rechtliche Natur der bäuerlichen Gutsabtretung" (Erlangen 1837); „Der Inquisitionsprozeß mit Rücksicht auf eine zeitgemäße Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet" (das. 1844); „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten" (Nördlingen 1842).

2) Georg Friedrich, einer der ausgezeichnetsten Juristen Deutschlands, Sohn des Vorigen, am 31. August 1798 in Kadolzburg geboren, ward auf dem nürnberger Gymnasium, welchem damals Hegel vorstand, vorbereitet, studirte seit 1816 in Erlangen und habilitirte sich daselbst 1820 als Privatdocent. Nachdem er eine Berufung nach Dorpat abgelehnt, wurde er 1823 zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1828 kam er als ordentlicher Professor nach München, wo er mit Schelling in nahen Verkehr trat, übernahm 1835 eine Professur in Marburg, 1837 in Leipzig, von wo er 1842 als Savigny's Nachfolger nach Berlin berufen wurde. Im Jahre 1844 wurde er zum geheimen Obertribunalrath und 1845 zum Mitglied des Staatsraths und der Gesetzgebungskommission ernannt, † aber schon am 8. Januar 1846. P. verband mit gediegener philosophischer Bildung (er gehörte Schellings Schule an) eine seltene Schärfe und Klarheit des Gedankens wie des Ausdrucks, in welcher Beziehung seine Lehrvorträge musterhaft waren. Im Kirchenrecht folgte er den streng orthodoxen Principien, denen er auch im Leben zugethan war. Dies und seine scharfe Kritik verwickelte ihn in manche heftige Streitigkeiten. Er verfaßte u. A.: „Grundriß für Vorlesungen über juristische Encyklopädie und Methodologie" (Erlangen 1822); „Civilistische Abhandlungen" (Bd. 1, Berlin 1823); „Encyklopädie und Einleitung zu Institutionen-Vorlesungen" (das. 1825); „Das Gewohnheitsrecht" (Erlangen 1828—37, 2 Bde.); „Lehrbuch für Institutionen-Vorlesungen" (München 1829); „System des gemeinen Civilrechts, zum Gebrauch bei Pandekten-Vorlesungen" (das. 1832); „Lehrbuch der Pandekten" (Leipzig 1838, 4. Aufl. 1847); „Einleitung in das Recht der Kirche" (das. 1840); „Kursus der Institutionen" (das. 1841—42, 2 Bde.; 4. Aufl., besorgt von Rudorff, Bd. 1, 1853); „Vorlesungen über die Pandekten" (das. 1848—49). Seine „Vorlesungen über das heutige römische Recht" (Leipzig 1847—48, 3. Aufl. 1852),

sowie seine „Kleinen civilistischen Schriften" (das. 1851) gab Rudorff heraus.

Pud, Handelsgewicht in Rußland von 40 russischen Pfunden; 10 P. = 1 Berkowetz oder Schiffspfund; 1 P. = 35 preußische Pfund, = 29¼ wiener Pfund, = 32¾ deutsche Zollpfund, = 16,35 französische Kilogrammes oder 36⅟₉ englische Handelspfund.

Pudding (Plumpudding), eine besonders in England beliebte Mehlspeise, deren Hauptbestandtheile Mehl, Eier und Butter und verschiedene pikante Zusätze sind. Je nach den Zuthaten unterscheidet man Schaum-, Kirsch-, Sago-, Citronen-, Blumenkohlpudding ꝛc.

Puddlingsarbeit, s. v. a. Frischarbeit, s. Frischen.

Pudel, s. Hund.

Pudenda (lat.), die äußern Genitalien.

Puder (Haarpuder), feiner weißer Mehlstaub, womit man sonst die Haare und Perücken bestreute. Diese alberne Sitte kam im 16. Jahrhundert auf, verschwand aber mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts fast gänzlich.

Pudicitia (lat.), Schamhaftigkeit, Personifikation, dargestellt als eine sittig in ihr Gewand gehüllte Matrone, oder als Frau, die sich zu verschleiern im Begriff ist, auch einmal mit Flügeln und beim Erblicken des Phallus in Entsetzen gerathend. In Rom gab es einen Tempel der P. patricia und einen andern der P. plebeja, doch gerieth der Dienst beider nach dem Hereinbrechen der Sittenverderbniß in Vergessenheit.

Pudlein, privilegirter Kronflecken in der ungarischen Gespannschaft Zips, nordöstlich von Bela, am Poprad, hat ein Piaristengymnasium, eine Hauptschule, einen Gesundbrunnen, eine Wallfahrtskapelle, Schloßruine und 2300 Einwohner, Polen und Deutsche, welche Hanfbau und Leinölbereitung treiben.

Pudor (lat.), Scham, auch Personifikation, s. v. a. Pudicitia.

Pudosh (Pudoja), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, auf dem hohen Ufer des Flusses Wodla, der hier eine bedeutende Breite hat und schiffbar ist, hat 2 Kirchen, eine Glashütte und 1100 Einwohner.

Puebla, Staat der mexikanischen Union, grenzt im Norden an den mexikanischen Staat Queretaro, im Nordosten an den Staat Veracruz, im Osten an Oaxaca, im Südwesten an den großen Ocean und im Westen an den Staat Mexiko und hat einen Flächenraum von 973 (nach Andern 961) □Meilen mit 5 Städten und Flecken, 126 Kirchspielen, 590 Dörfern und 954,000 Einwohnern. Der Staat liegt größtentheils auf dem Hochplateau von Anahuac, zieht sich aber, wenn auch nur zum kleinern Theil, bis zum Ocean herab, liegt also in allen drei Klimaten der dortigen Gegend, dem kalten, gemäßigten und heißen, je nach seinen Abstufungen von der Höhe zur Tiefe. Die nordamerikanischen Cordilleras oder Andes erreichen hier ihre größte Höhe. Von dem Staat Mexiko trennen den Staat P. die beiden Vulkane Popocatepetl (Rauchberg) und Iztaccihuatl (weiße Frau). Jener erhebt sich 17,884 englische Fuß über das Meer, ist mit ewigem Schnee bedeckt und wirft fortwährend Rauch, Steine, Sand und Asche, am heftigsten im Mai, aus. Nördlich davon steht der Iztaccihuatl, welcher 15,703 Fuß hoch ist. Das Gebirg Malinche ist düster und schroff und verbindet jene Feuerberge mit denen von Perote und Orizaba. Dasselbe erreicht beinahe die Schneelinie. Von seinen Abhängen strömen zahlreiche Bäche in die anliegende Ebene. Der einzige bedeutende Fluß ist der Rio de Tlascala oder Rio de Papagallo; die übrigen sind nur unbedeutende Küstenflüsse. Nach der Verschiedenheit des Bodens (Gebirg, Thal oder Niederung) sind auch die Produkte des Landes verschieden. Der Wald liefert alle Arten von Nutz- und Brennholz, die Hochebene Mais, Weizen, Gerste, Chile, Maguey, Bohnen, Gemüse und Früchte aller Art, Vanille; die Abhänge der Malinche Weizen, Mais, die heißen Küstenlande Baumwolle, Reis, Südfrüchte, etwas Kaffee und Zucker, Agaven, Tabak, Indigo, Pfeffer, Cochenille ꝛc. Aus dem Mineralreich gewinnt man nur Salz. Das Thierreich ist hier eben so vertreten wie im Staate Mexiko. Die Einwohner, unter welchen zahlreiche Indianer leben und die drei verschiedene Sprachen reden, sind nur in den fruchtbaren Gegenden von P. und Cholula zusammengedrängt; das übrige Land bis zum Ocean ist wüst. Beinahe ⅘ des Grundeigenthums besitzen die Klöster, Kapitel, Hospitäler und geistlichen Brüderschaften, weshalb der Ackerbau nicht gedeiht, wiewohl die Einwohner thätiger sind, als in den übrigen Staaten. Nicht unbedeutend ist die Fabrikation von Hüten, Baumwollzeuchen, besonders dunkeln Shawls für den inländischen Bedarf, vorzüglicher Seife und Töpferwaaren; auch wird Glas gemacht. Der Handel koncentrirt sich hauptsächlich auf die Hauptstadt. Die unterste Gerichtsstelle bilden die Alkalden und Friedensrichter. Außerdem bestehen ein Gericht zweiter und eins dritter Instanz, ein Tribunal superiore und zur Aufsicht über dieses ein Tribunal de Inspeccion, alle in der Hauptstadt.

Die gleichnamige Hauptstadt (La P. de los Angeles, d. i. die Stadt der Engel), Sitz der Regierung und eines Bischofs, eine der schönsten Städte der Erde, 7205 Fuß über dem Meere, ward von den Spaniern gegründet und am 28. September 1531 zur Stadt erklärt. Es liegt in einer wohl angebauten, durch Fruchtbarkeit und herrliches Klima berühmten Gegend am Flusse Tlascala. Die Straßen von P. sind meist breit, gerade, gut gepflastert, sehr reinlich und durchschneiden einander in rechten Winkeln. Die Häuser sind groß, meist dreistöckig, oft mit schönen Balkons geziert und entweder mit lebhaften Farben angestrichen, oder mit glasirten bunten Porzellan- oder Thonfließen, oder auch nur mit unglasirten viereckigen Ziegelsteinen musivartig bekleidet. P. hat einen bischöflichen Palast, 60 Kirchen, 9 Mönchs- und 13 Nonnenklöster, 21 Kollegiathäuser, ein Museum mit einer Bibliothek, zahlreiche Schulanstalten, darunter 6 Kollegien, ein Priesterseminar, 3 Hospitäler, eine Münze ꝛc. und 75,000 (nach Andern 90,000) Einwohner. Der Stolz der Bewohner P.'s ist die Kathedrale, bei deren Erbauung nach der Sage jede Nacht zwei Engel vom Himmel kamen, um

genau so viel am Bau zu vollenden, als die sterblichen Arbeiter am vorigen Tage vollbracht hatten, wovon die Stadt ihren jetzigen Namen erhalten haben soll. Die Kathedrale hat zwei schöne Thürme und ist aus Quadern eines dunkelgrauen Trappporphyrs im reinsten dorischen Styl aufgeführt. Ihr Aeußeres ist einfach; nur wenige architektonische Zierrathen schmücken es und hie und da eine Statue eines Heiligen. Das Innere der Kirche aber ist mit Zierrathen überladen und enthält unter vielen anderen Gemälden auch einige von Murillo. Andere hervorragende Kirchen sind: San Felipe Neri, das größte Gebäude der Stadt, ebenfalls mit reich ausgestattetem Innern und dem reich dotirten Stifte Casa retiramento espiritual (Haus der religiösen Zurückgezogenheit); del Espiritu Santo, mit den beiden ehemaligen Jesuitenkollegien; San Augustin; San Francisco, mit einem im reinsten dorischen Styl erbauten schönen Thurm, 2c. Der große Marktplatz (Plaza major) ist umgeben von dem Palast des ehemaligen Intendanten, jetzt Regierungspalast des Staates, von Kaufläden, dem Palast des Bischofs, der eine Bibliothek von mehren tausend Bänden und andere Merkwürdigkeiten enthält, und andern schönen Gebäuden. Die Mitte des Platzes zieren ein schöner Springbrunnen, deren die Stadt überhaupt sehr viele hat, und ein Obelisk zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung Mexiko's. Nicht groß, aber lieblich ist die Alameda oder der öffentliche Spaziergang, ein länglich-viereckiger Platz, wo sich breite Alleen hoher Bäume, meist Silberpappeln, kreuzen. P. hat viele Glas- und Porzellanmanufakturen, deren Produkte jedoch sehr unvollkommen sind. Das Glas ist grün und blasig, und das sogenannte Porzellan schlechter, als das schlechteste Steingut Europa's. Von ausgezeichneter Güte ist dagegen die hier fabricirte Töpferwaare, in deren Verfertigung die Mexikaner überhaupt alle andern Nationen weit übertreffen. Die ehemals bedeutenden Woll- und Baumwollmanufakturen P.'s sind sehr gesunken; doch webt man hier immer noch eine große Menge hübscher baumwollener Shawls, die weit verführt werden. Auch Hüte aller Art werden hier in Menge verfertigt. Ein Haupthandelsartikel ist aber die hier bereitete Seife, die von besonderer Weiße und Härte ist und in alle Theile der Republik verführt wird. Ueberhaupt ist der Handel P.'s bedeutend; die Märkte werden stark besucht. In der Nähe sind Schwefelquellen und ein großer Alabastersteinbruch.

Pueblo viejo de Tampico, nordamerikanischer Flecken (Stadt) in Mexiko, Staat Veracruz, am Tampicosee, in welchen der durch den Zusammenfluß des Panuco und Tula gebildete Fluß Tampico mündet, liegt der Stadt Tampico de Tamaulipas gegenüber, mit Eingangshafen, treibt jetzt geringen Handel u. bloße Küstenschifffahrt; 2000 Einwohner.

Pückler, sehr altes gräfliches Geschlecht, das sich von seinem Stammhause Alt-Pechlarn an der Donau bei Marbach Bechlarn, dann Pecklarn, später Pöcklar und seit 1500 P. nannte und seinen Ursprung von dem im Nibelungenliede vorkommenden Rüdiger von Pechlaren herleitet. Im 11. Jahrhundert wanderten Johannes und Dominicus P. nach Schlesien und kauften sich im Briegschen an. Die österreichische Linie erlosch 1245 mit Rüdiger von P., Bischof von Passau; die schlesische ward 1655 reichsfreiherrlich, 1690 reichsgräflich und theilte sich später in die fränkische und lausitzische Linie. Jene, die sich P.-Limpurg nennt, ward 1740 durch Christian Wilhelm Karl in das fränkische Grafenkollegium eingeführt, bis ihre Besitzungen (Burg-Farnbach, Brumm 2c.) in eine Grafschaft erhoben seyn würden. Graf Friedrich Philipp Karl erlangte durch Heirath mit der Erbtochter von Limpurg einen Antheil an der Grafschaft Limpurg und Sitz und Stimme im Grafenkollegium. Im Jahre 1806 ward sie mediatisirt und kam unter bayerische und würtembergische Hoheit. Haupt der Familie ist Graf Friedrich Karl Ludwig Franz, geboren den 12. Februar 1788, Standesherr in Würtemberg, Kammerherr und königlich bayerischer Oberst. Die lausitzische oder ältere schlesische Linie, von August Silvius († 1748) gestiftet, ward durch die Söhne des Stifters in einen ältern und jüngern Zweig gespalten. Jener gelangte durch Gräfin Klementine Charlotte Kunigunde von Kallenberg in den Besitz der allodialen Herrschaft Muskau, nannte sich seitdem P.-Muskau und wurde 1822 in den preußischen Fürstenstand erhoben. Haupt dieses Zweiges ist Fürst Hermann Ludwig Heinrich (s. Pückler-Muskau). Der jüngere Zweig ist im Besitz der Herrschaft Grodiß und nennt sich P. von Grodiß. Haupt ist: Graf Erdmann, geb. den 4. April 1792, Regierungspräsident zu Oppeln, Verfasser der „Geschlechtsfolge der Familie P. von 1450—1850“ (Breslau 1851).

Pückler-Muskau, Hermann Ludwig Heinrich, Fürst von, wurde am 30. Oktober 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren und erhielt in dem herrnhutischen Institut zu Uhyst den ersten Unterricht. Später bezog er das Pädagogium in Halle, darauf das zu Dessau, studirte von 1800—3 in Leipzig Rechtswissenschaft, trat aber in Dresden als Lieutenant in die Garde du Corps ein. Bald aber mißfiel ihm der mit diesem Berufe verbundene Zwang, und nach erlangtem Abschied als Rittmeister besuchte er Wien und reiste durch Frankreich und Italien. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1811 durch den Tod seines Vaters Besitzer der Standesherrschaft Muskau. In seiner ländlichen Muße genoß er den anregenden Umgang mit Klemens Brentano und Leopold Schefer, die er beide zu Freunden hatte. Dem Befreiungskampfe gegen Napoleon I. konnte sich P. wegen längerer Krankheit erst im Oktober 1813 anschließen; er trat als Major in russische Dienste und begleitete als Adjutant den Herzog Bernhard von Weimar. Er zeichnete sich mehrfach aus, besonders in den Niederlanden, so bei Antwerpen und bei dem Sturm auf Merxen. Zum Oberstlieutenant ernannt, erwarb er sich auch als Militär- und Civilgouverneur in Brügge verdiente Anerkennung. Nach Abschluß des Friedens lebte er wieder als Privatmann und bereiste zunächst England, wo er sich länger als ein Jahr aufhielt. Nach seiner

Rückkehr in die Heimath unternahm er in Muskau Anlagen in großem Styl und benutzte die dort befindlichen Mineralquellen zur Herstellung des Hermannsbades. Im Jahre 1817 begleitete er die Luftschifferin Reichard auf einem ihrer Ausflüge. In demselben Jahre verheirathete er sich auch mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des preußischen Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg. Die Ehe war jedoch keine glückliche und wurde 1826 getrennt. Die Hoffnung, ein hohes Staatsamt in Preußen zu erlangen, erwies sich als eine vergebliche; indessen wurde P. 1822 vom Könige in den Fürstenstand erhoben, weil er durch die Einverleibung der Lausitz in den preußischen Staat den Verlust mannichfacher Privilegien zu beklagen hatte. Im Jahre 1828 bereiste er zum zweiten Male England und Frankreich. Die neu gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen theilte er dem Publikum in einem umfassenden Werke über die Landschaftsgärtnerei (Stuttgart 1834) mit und verschönerte mit Hülfe derselben seine eigenen Parkanlagen in Muskau immer mehr, wodurch er sie endlich zu einem anerkannten Muster erhob. Im Jahre 1835 unternahm er eine neue Reise; von Südfrankreich aus begab er sich nach Nordafrika, durchzog Kleinasien und kehrte über Malta nach Deutschland zurück. Er nahm dann seinen Aufenthalt wieder in Muskau, verkaufte dasselbe aber 1845 und lebte seitdem in verschiedenen deutschen Städten. Als Schriftsteller zeichnet sich P. durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung aus. Mit großer Suffisance stellt er jedoch immer seine eigene Person in den Vordergrund, und überall sucht er ein vornehmes Air zu wahren. Seine Reisewerke geben interessante Schilderungen von Gegenden und Menschen, leiden aber auch an Oberflächlichkeit, mit absprechendem Wesen verbunden, und man stößt in ihnen nicht selten auf frivole Scenen und Einfälle. Seine Schriften sind: „Briefe eines Verstorbenen" (München und Stuttgart 1830—31, 4 Bde., anonym erschienen); „Tutti Frutti, aus den Papieren des Verstorbenen" (Stuttgart 1834, 5 Bde.); „Jugendwanderungen" (das. 1835); „Semilasso's vorletzter Weltgang, Traum und Wachen, aus den Papieren des Verstorbenen" (das. 1835, 3 Bde.); „Semilasso in Afrika" (das. 1840, 3 Bde.); „Der Vorläufer" (das. 1838); „Südöstlicher Bildersaal" (das. 1840, 3 Bde.); „Aus Mehemed Ali's Reich" (das. 1844, 3 Bde.); „Die Rückkehr" (Berlin 1846—48, 3 Bde.). Vgl. A. Jäger, Leben des Fürsten von Pückler, Stuttgart 1843.

Puelches (Puelchen, Pueltschen, d. i. Ostmänner), südamerikanisches Indianervolk, am östlichen Fuße der Anden, ungefähr von 37° südlicher Breite bis zur Magelhaensstraße, zu den Pampasindianern gehörig. Sie sind hier das Hauptvolk, zeichnen sich durch großen, starken Körperbau aus, sind vorzügliche Reiter u. Jäger, abgehärtete und tapfere Krieger. Ihre Hauptwaffe, die Schleuder, wissen sie mit bewundernswürdiger Sicherheit zu führen; außerdem gebrauchen sie auch Pfeile, Bogen und Lanzen. Ihre Kleidung besteht aus Ponchos und Fellen; ihre Wohnungen sind wie die der Pehuenches (s. d.). Jede Horde hat ihren Häuptling, der befehlen, strafen, Frieden schließen und Krieg erklären kann. Sie glauben an ein gutes u. böses Wesen, haben Priester, die zugleich Aerzte und Zauberer sind, und sondern die Knochen der Verstorbenen sorgfältig von dem Fleische (nur erstere werden begraben). Ihre 4 Stämme sind: die Taluhets, die Divihets, beide von den Spaniern auch Pampasindianer genannt, die Tschetschehets u. die Tehuolhets.

Puella (lat.), Mädchen.

Püllna (Bilina, Bilna), Dorf im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, mit berühmten püllnaer Bitterwassern, welche namentlich an Glauber- und Bittersalzgehalt sehr reich sind und in großer Quantität versendet werden. Auch befindet sich hier eine Badeanstalt.

Puer (lat.), Knabe; auch Sklave.

Puerperium (lat.), das Kindbett. Puerpera, Kindbetterin. Puerperalfieber, Kindbetterinfieber.

Puerto Cabello (Porto Cavallo), Hafenstadt in der südamerikanischen Republik Venezuela, Provinz Carabobo, südlich an einer schönen Bai, die einen der sichersten und bequemsten Häfen bildet, auf einer schmalen Halbinsel, hat 7500 Einwohner, steht mit Valencia durch eine gute Straße in Verbindung und treibt einen bedeutenden Handel mit den Antilleninseln und Europa.

Puerto de Sta. Maria, Stadt in der spanischen Provinz Cadix, am Meerbusen von Cadix und einem Kanal, hat 4 freie Plätze, 9 Klöster, 2 Hospitäler, eine Kaserne, ein Zollamt, Findelhaus, einen unbedeutenden Hafen, gutes Trinkwasser, womit Cadix versorgt wird, Wein- und Oelbau, Gerbereien, Hüte-, Seifen-, Kattun-, Seiden-, Leinwand-, Branntwein- u. Liqueurfabriken, Wachsbleicherei, Salzwerke und Salzhandel und 17,500 Einwohner.

Puerto d'España, Stadt auf der britisch-ostindischen Insel Trinidad, Hauptstadt derselben, am Busen Paria, ist Sitz der Behörden der Insel, hat schöne Straßen und Häuser, einen Hafen, gute Festungswerke, eine katholische Kathedrale, neue protestantische Kirche u. 7000 Einwohner.

Puerto Principe (Ciudad de Santa Maria de P. P.), Stadt im Innern der Insel Cuba, Hauptstadt des gleichnamigen Departements, groß, aber von schlechter Bauart, Sitz eines königlichen Gerichtshofs u. einer patriotischen Gesellschaft und hat 30,000 (nach Andern 49,000) Einwohner, welche mit dem Innern bedeutenden Handel treiben.

Puerto Real, 1) Stadt in der spanischen Provinz Cadix, östlich von Cadix, nördlich an der Bai von Cadix, die hier einen schönen Hafen bildet, und an der Mündung des Guadalete, hat Schiffswerfte, Schiffsdocken, ein Seemagazin, Fischerei, Salzniederlage aus den Salinen in der Gegend und 10,000 (nach Andern 5000) Einwohner. — 2) Isla de P. R., nordamerikanische Insel mit gleichnamigem Dorf in Mexiko, an der östlichen Grenze der Küste des Staates Tabasco, in der Lagune Terminos, treibt Handel mit Farbeholz.

Puerto Rico, Insel, s. v. a. Portorico.

Püsterich (Pusterich, Puster, Büstrich),

eine mißgestaltete hohle Figur aus Erz, 1 Elle hoch, am Bauche $1\frac{1}{2}$ Ellen dick, 9 Maß Wasser fassend, hat das Ansehen eines kleinen, dickbackigen Knaben, der mit dem rechten Fuß kniet, die linke Hand auf das linke Knie gestützt, die rechte über den Kopf hält. Wenn man die Bildsäule mit Wasser füllt, ihre beiden Oeffnungen am Kopf mit Pflöcken schließt und sie über Feuer setzt, so treiben die durch die Hitze erzeugten Dämpfe die Pflöcke unter heftigem Knall u. Aussprudeln von Dampf u. siedendem Wasser heraus. Die Figur soll 1552 auf dem wüsten Schlosse Rothenburg bei Kelbra von den Junkern von Trutgerode gefunden worden seyn und wird jetzt zu Sondershausen aufbewahrt. Neuere Untersuchungen haben auf die Vermuthung geführt, daß das angebliche Götzenbild nichts als eine Branntweinblase gewesen. Hesse (in seiner „Geschichte des Schlosses Rothenburg", Naumburg 1823) hält die Figur für ein physikalisches Kunstwerk aus dem 15. oder 16. Jahrhundert.

Pütter, Johann Stephan, einer der ausgezeichnetsten deutschen Staatsrechtslehrer und Publicisten, wurde am 25. Juni 1725 in Iserlohn geboren. Kaum 14 Jahre alt, bezog er schon die Universität Marburg. Nachdem er in Halle und Jena seine Studien vollendet, trat er 1743 als Advokat in Marburg auf. Im folgenden Jahre habilitirte er sich als Docent an der Universität; neben seinen Vorlesungen war er auch praktisch thätig, indem er an den beiden obersten Reichskammergerichten zu Wetzlar und Frankfurt Prozesse führte. Im Juni 1746 wurde er von dem hannöverischen Minister von Münchhausen als außerordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen berufen, wo er sehr besuchte Vorlesungen über deutsches Privatrecht und das Verfahren bei den Reichsgerichten hielt. Im Jahre 1749 wurde er zum Mitglied des Spruchkollegiums, 1755 zum ordentlichen Professor, 1757 zum Professor des Staatsrechts ernannt. Im Jahre 1764 begleitete er den kurbraunschweigischen Gesandten als geheimer Rath zur Wahl und Krönung Josephs II. In derselben Eigenschaft wohnte er 1790 der Wahl u. Krönung Leopolds II. bei. Er †, über 82 Jahre alt, am 12. August 1807, nachdem er den völligen Umsturz des deutschen Reichs, dessen verwickelte Rechtsverhältnisse er von Grund aus kannte, noch erlebt hatte. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie" (Gött. 1762, 2. Auflage 1772); „Historische Entwickelung der Staatsverfassung des deutschen Reichs" (das. 1786, 3. Aufl. 1798, 3 Bde.); „Literatur des deutschen Staatsrechts" (das. 1776—83, 3 Bde.). P. ist wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste mit Recht der Patriarch der deutschen Publicisten genannt worden. Vgl. P.s „Selbstbiographie zur Jubelfeier seiner fünfzigjährigen Professorsstelle zu Göttingen" (Gött. 1798, 2 Bde.).

Pufendorf, Samuel, Freiherr von, einer der Gründer der Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts, wurde am 8. Januar 1632 in Flöhe bei Chemnitz geboren, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte dann die Rechtswissenschaft in Leipzig und Jena und wurde 1658 Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten Loget in Kopenhagen. Der bald darauf erfolgende Ausbruch des Kriegs zwischen Dänemark und Schweden führte eine achtmonatliche Haft der Familie und Dienerschaft des Gesandten herbei. Die Muße der Gefangenschaft benutzte P. zum Studium des Grotius und Hobbes. Die Frucht desselben bildeten die „Elementa jurisprudentiae universalis" (Haag 1660). Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, dem diese Schrift dedicirt war, ernannte P. 1661 zum Professor des Natur- und Völkerrechts an der Universität zu Heidelberg. Es war dies die erste Professur dieses Fachs in Deutschland. Im Jahre 1670 nahm P. den Ruf an die neue schwedische Universität zu Lund an. Hier erschien 1672 sein Werk „De jure naturae et gentium", dem 1673 das Kompendium „De officio hominis et civis" folgte, welches eine außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Diese beiden Schriften machten Epoche in der Wissenschaft des Naturrechts. Nach dem Vorgang des Hugo Grotius, aber noch entschiedener als dieser, befreite P. das Naturrecht von der theologischen Scholastik und der positiven Jurisprudenz und erhob es zu einer selbstständigen Wissenschaft, indem er die Vernunft in Verbindung mit der christlichen Moral als einzige Rechtsquelle aufstellte. Im Jahre 1676 wurde P. nach Stockholm berufen u. zum Staatssekretär, königlichen Hofrath und Historiographen ernannt. In dieser Stellung schrieb er: „De rebus suecicis" (Utrecht 1676); „De rebus a Carolo Gustavo gestis" (Nürnberg 1696, 2 Bde.); „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten" (Frankf. 1682, 3 Bde., durch Oehlenschläger fortgesetzt); „De habitu religionis christianae ad vitam civilem" (Bremen 1687). Im Jahre 1686 begab sich P. nach Berlin, wo er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer angestellt wurde. Nachdem er 1690 zum geheimen Rath ernannt worden war, erhob ihn Karl XI., König von Schweden, in den Freiherrnstand. In Berlin veröffentlichte P. „De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni" (1693, 2 Bde.) und „De rebus gestis Friderici III (1695). Sein edler, wahrhaft humaner Charakter hat ihm viele Freunde erworben. Er † in Berlin am 26. Oktober 1694. Als tüchtigen Publicisten zeigte er sich unter Anderem in der von ihm unter dem Namen Severinus a Monzambano veröffentlichten berühmten Schrift „De statu reipublicae Germanicae" (1667 und öfter). Dieses Buch, welches durch seine scharfe Schilderung der widersinnigen Verfassung des deutschen Reichs große Sensation erregte u. eine heftige Polemik hervorrief, schrieb er als Professor in Heidelberg; aber erst nach seinem Tode erlangte man Gewißheit darüber, daß er der Verfasser desselben war.

Puff, Schlag oder Stoß, besonders wenn er einen dumpfen Schall verursacht; dann ein Spaß, der gewöhnlich mit einer Mystifikation in Verbindung steht, besonders in England und Amerika heimisch.

Pugatschew (Pugazew), Jemeljan, russischer Kronprätendent, war der Sohn eines gemeinen Kosaken und wurde 1726 in dem Dorfe Simoweck am Don geboren. Noch sehr jung,

trat er in eine Räuberbande, die ihn wegen seines Muthes bald zu ihrem Führer machte. Während des siebenjährigen Krieges nahm er erst preußische, dann österreichische Dienste. Nachdem er als österreichischer Soldat den Krieg gegen die Türken mitgemacht hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und wiegelte nun seine Stammesgenossen gegen die russische Regierung auf. Er wurde aber in Maikowka an der Wolga festgenommen und in Kasan eingekerkert. Er wußte sich wieder frei zu machen u. begab sich nun nach Jaizkoi. Hier fand er bald Anhänger, und da sein Aeußeres viel Aehnlichkeit mit dem unglücklichen Kaiser Peter III. hatte, gelang es ihm, Viele glauben zu machen, er sey Peter III. und durch Verkleidung seinen Feinden entkommen, während das Volk durch den Leichnam eines ihm ähnlichen Soldaten getäuscht worden sey. Er forderte in der Mitte des Monats August 1773 die Kosaken auf, ihm die geraubte Krone wieder erringen zu helfen. Nachdem sich die anfangs kleine Schaar seiner Getreuen durch den Uebergang der 600 Mann starken Besatzung der Festung Jaizkoi und durch die religiöse Sekte der Raßkolniken verstärkt hatte, fand er auch unter den leibeigenen Bauern, denen er Befreiung von der Adelsherrschaft verhieß, zahlreichen Anhang. Mit seinen Schaaren eroberte nun P. einige russische Festungen am Ural und Don, und bald trat auch der größere Theil der Stämme der Baschkiren, Wotjäken, Permjäken und Tataren auf seine Seite. Er drang immer weiter vor; Feuer und Schwert waren die Mittel zur Verbreitung seiner Herrschaft, und der russische Heerführer Michelson, welchen die Kaiserin Katharina II. mit der Vernichtung der Rebellen beauftragt hatte, mußte sich vor P. zurückziehen. P. eroberte selbst Kasan und überschritt mit seinen Schaaren die Wolga, die Grenze des europäischen Rußlands. Sein Ziel war die alte Czarenhauptstadt Moskau. Da setzte die Kaiserin einen hohen Preis auf P.s Haupt und befahl Michelson und Suwarow, mit vereinter Macht gegen ihn zu operiren. Endlich wurden seine Schaaren auseinandergesprengt u. er selbst gefangen und mit Ketten beladen in einem eisernen Käfig nach Moskau gebracht. Durch ein Kriegsgericht wurde er mit den schuldigsten seiner Genossen zum Tode verurtheilt. Die Kaiserin ertheilte ihre Bestätigung zur Hinrichtung, das einzige Mal in ihrem Leben. Am 10. Juni 1775 wurde das Urtheil vollzogen. Viele von P.s Anhängern wurden nach Sibirien verbannt; eine noch größere Anzahl wurde den Strafkompagnien einverleibt. Dieser Aufstand hatte 100,000 Menschen das Leben gekostet. Gutzkow hat die Geschichte P.s zum Stoff eines Trauerspiels benutzt. Vgl. Puschkin, Geschichte des pugatschewschen Aufstandes, deutsch, Stuttg. 1840.

Pugilatus (lat.), der Faustkampf; **Pugiles**, Faustkämpfer.

Pugillares (sc. libelli oder tabulae), bei den Römern Handbüchlein, Schreibtäfelchen, meist von Holz, wo dann die inneren Seiten mit Wachs überzogen und, damit die mit einem Griffel darauf eingegrabene Schrift durch Pressung des Wachses nicht unleserlich werden möge, mit einem erhabenen Rande versehen waren, aber auch von Pergament und anderen geeigneten Materialien, je nach der Zahl der Blätter, aus denen sie bestanden, Diptycha, Triptycha &c. genannt und gebraucht zum Aufzeichnen von Gedanken, auch als Billete, namentlich auch als Liebesbriefchen. Unter den Kaisern waren dieselben sehr kostbar mit Schalen von Gold und Elfenbein und mit dem Porträt des Gebers versehen.

Pugille (v. Lat.), bei ärztlichen Verordnungen so viel Kraut oder Blüthen, als man mit drei Fingern fassen kann; wurde einer Drachme gleich geachtet, jetzt als sehr ungenaue Mengenbestimmung außer Gebrauch.

Pugio, bei den Römern kurzes Schwert, Dolch; in der Kaiserzeit von den Kaisern an der Seite getragen als Zeichen ihrer Gewalt über Leben und Tod. P. plumbeus (bleierner Dolch), sprüchwörtlich s. v. a. schwacher Beweis.

Pugna (lat.), Schlacht, Kampf, Gefecht.

Puharri (d. i. Bergbewohner), ostindisches Volk in den Bergen von Radschamahal, südwärts bis Burdwan, auf der Grenze zwischen den Provinzen Bengalen, Behar und Gondwana, unterscheiden sich von den Hindu's der Ebenen in Gesichtsbildung, Sprache und Religion, kennen keine Kasten, verehren nicht die indischen Gottheiten und haben keine Idole. Sie haben eigene Häuptlinge, welche unter britischem Schutze stehen. Die Briten errichteten aus ihrer Mitte ein eigenes Militärcorps, welchem sie in einer Militärschule Unterricht ertheilen ließen. Das Bergland der P. ist ungemein schön und fruchtbar, doch herrscht in vielen Theilen des Landes Wassermangel. Die P. sind aber mehr Jäger als Agrikultoren. In den Bergen haust Wild aller Art, Schakale, Tiger, Rehe, Hirsche, Elephanten und Rhinocerosse, welche sie mit vergifteten Pfeilen erlegen; in den Wäldern gibt es zahlreiche Schaaren wilder Hühner, welche gezähmt zu Hausgeflügel dienen. Die P. reden zwar eine eigene Sprache, können sich aber mit derselben mit den Gonds u. Bhills verständigen.

Puicerda, Stadt in der spanischen Provinz Barcelona, an der Grenze von Frankreich, rechts am Segre, ist befestigt, hat Woll- u. Baumwollstrumpffabrikation, Marmorbrüche, Kohlenminen, Mineralwasser u. 2300 Einw.

Puinipet (Faunupei), australische Insel im Karolinenarchipel, die Hauptinsel der Gruppe der Siniavininseln, von einem Korallenriff umgeben u. mit einem 2930 Fuß hohen Berg, hat 2000 Einwohner, welche zum Stamm der Papuas gehören und sich als wilde und grausame Krieger u. gute Schiffer dem ganzen Karolinenarchipel furchtbar gemacht haben.

Puisaye, Joseph, Graf von, royalistischer Parteigänger zur Zeit der französischen Revolution, wurde 1755 in Mortagne geboren. Für den Dienst der Kirche bestimmt, zog er den Soldatenstand vor und erkaufte sich ein Oberstpatent in der Schweizergarde. Durch Verheirathung mit der Tochter des Marquis de Mesnilles erwarb er sich reichen Grundbesitz in der Normandie und ward von dem dortigen Adel 1789 als Abgeordneter zu den Generalstaaten geschickt, wo er sich der konstitutionellen Staatsreform sehr geneigt erwies. Der weitere Gang der Revolution stieß

ihn aber ab, und er kehrte 1792 in die Normandie zurück, wo er die Bildung eines Heeres zur Befreiung des Königs beabsichtigte. Sodann schloß er sich der Armee des Generals Wimpfen als Stabschef an, erlitt aber im Juni 1793 an der Spitze der Avantgarde durch die Truppen des Konvents eine vollständige Niederlage u. mußte in die Bretagne fliehen. Nachdem er hier die zersprengten Haufen der Chouans unter großen persönlichen Gefahren wieder gesammelt u. reorganisirt hatte, setzte er sich mit den Prinzen und mit der britischen Regierung in Verbindung und galt bald als Mittelpunkt der royalistischen Bestrebungen in der Bretagne. Im Sept. 1794 begab er sich selbst nach London, sah sich aber hier von den auf sein Ansehen eifersüchtigen und unter sich zerfallenen Emigranten als Verräther u. geheimer Agent des Konvents mit Mißtrauen behandelt. Doch erhielt er von den Prinzen unumschränkte Vollmachten und bewog das britische Ministerium zur Ausrüstung der sogenannten Expedition von Quiberon (s. d.), die aber unter P.s Leitung völlig scheiterte. Jetzt von dem vollen Hasse der Emigranten getroffen, landete er im Juli 1795 an einem andern Punkte der Küste u. suchte der royalistischen Sache mit großer Selbstaufopferung wieder aufzuhelfen. Aber der Verdacht, daß er lediglich im Interesse der englischen Politik agire, sowie sein stolzes, herrisches Benehmen gegen die übrigen Häupter der Insurrektion ließen es zu keinem rechten Erfolg kommen, und P. mußte im Sommer 1797 die Bretagne verlassen und in London Zuflucht suchen. Mit den Emigranten und den königlichen Prinzen gänzlich zerfallen, erhielt er von der britischen Regierung einen Landstrich in Canada und widmete sich dem Anbau desselben. Nach dem Frieden von Amiens kehrte er nach London zurück und veröffentlichte hier „Mémoires de comte de P., qui pourront revoir à l'histoire du parti royaliste français etc.“ (London 1830 und öfter), die eine heftige Polemik hervorriefen. Nach der Restauration blieb er in London, von der dortigen Regierung mit einem Jahrgeld unterstützt. Er † den 13. Sept. 1807 unweit Hammersmith. Sein Bruder, Charles, Marquis de P., geboren 1751, ebenfalls erst Mitglied der Generalstaaten von 1789, war dann ebenfalls für die royalistische Sache im Westen unausgesetzt thätig. Als royalistischer Agent während der Kaiserzeit verhaftet, trat er erst 1815 wieder an die Oeffentlichkeit hervor, indem er Mitglied der sogenannten Chambre introuvable, dann Präsident eines der Ausnahmegerichte zur Verfolgung der Republikaner u. Bonapartisten ward. Er † 1830.

Puiseaux, Stadt im französischen Departement Loiret, Bezirk Pithiviers, mit Weinessigfabrikation, Handel mit Wein, Honig, Wachs, Safran &c. und 1870 Einw.

Puissance (franz.), Macht, Gewalt.

Pulawy, Marktflecken im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Lublin, rechts an der Weichsel, ehemalige Residenz des Fürsten Adam Czartoryiski, hat 3000 Einwohner und ein schönes Palais mit geräumigem Park, künstlicher Grotte, Orangeriehäusern &c. Vor 1831 befanden sich in P. eine Buchdruckerei, eine reiche Bibliothek (an 80,000 Bände), eine der wichtigsten für die polnische Geschichte und Literatur, ein Sibyllentempel, welcher eine Sammlung der seltensten polnischen und slavischen Alterthümer enthielt, und ein gothisches Haus mit kostbaren Seltenheiten des Auslandes. Während des polnischen Insurrektionskrieges von 1831 wurde das Schloß mit den Anlagen von den Russen gänzlich verwüstet, später die ganze Besitzung vom Kaiser konfiscirt und an russische Große verschenkt. Die Bibliothek wurde nach St. Petersburg gebracht. In dem Schlosse befindet sich seit 1843 das aus Warschau dahin versetzte Kaiser-Alexander-Institut zur Erziehung von Mädchen. In den Umgebungen liegen der schöne Pavillon von Marynki und das Schloß Parchatka mit schönen Anlagen und freundlichen Villen. Hier 1809 Gefecht zwischen den Polen und Oesterreichern; den 26. Febr. 1831 Scharmützel und den 2. März 1831 Kampf zwischen den Polen und Russen.

Pulcheria, Aelia Augusta, Tochter des Kaisers Arcadius und der Eudoxia, übernahm, 15 Jahre alt, 415 n. Chr. im Namen ihres jüngern Bruders Theodosius II. die Regierung des oströmischen Reichs und führte dieselbe mit Thätigkeit und Umsicht. Durch den Eunuchen Chrysaphius bei ihrem Bruder verleumdet, zog sie sich vom Hofe zurück, ward jedoch bald nach ihres Bruders Tode zurückgerufen und mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Sie vermählte sich mit Marcianus, nahm in den nestorianischen Streitigkeiten gegen Nestorius Partei und ward nachher wegen ihrer Begünstigung des Klerus unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Pulci, Luigi, italienischer Dichter, 1431 in Florenz geboren, ein Freund Lorenzo's di Medici und Poliziano's, † 1487. Er verfaßte die Epopöe „Il Morgante maggiore“ (Venedig 1481; Neapel 1781; Venedig 1812, 4 Bde.), deren Gegenstand die Abenteuer Rinaldo's und des Riesen Morgante bilden u. die von Lord Byron zum Theil ins Englische übersetzt ward. Die Form ist ziemlich unbeholfen, die Sprache jedoch ächt toskanisch. P.'s Brüder, Bernardo (um 1430 geboren) und Luca P. (1431 geb.), dichteten gleichfalls, der erstere eine Elegie auf den Tod des Cosmo di Medici und auf das Leiden Christi; der andere „La giostra di Lorenzo di Medici“ (1468), Stanzen auf ein Turnierfest Lorenzo's di Medici, heroische Episteln, ein Hirtengedicht „Driadeo amore“ (Florenz 1479) und die Romanze „Il Ciriffo Calvaneo“ (das. 1490), wohl das erste italienische Gedicht dieser Art.

Pulcinella (Polcinell), eine der Masken des italienischen Theaters, auch bei allen Volksfesten in Neapel, besonders beim Karneval die lustige Person spielend. Seine Kleidung besteht in weiten, weißwollenen Unterhosen, einem Oberkleide von demselben Stoff mit weiten Aermeln, umgürtet mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil. Auf das unten mit einer Franse eingefaßte Oberkleid sind Herzen von rothem Tuch genäht. Um den Hals trägt er eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weißwollene Mütze, deren lange Spitze in einen rothen Büschel endigt. Drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase gleicht einem Vogel-

schnabel. Er spricht den bäurischen Dialekt. Ihren Namen soll die Maske von einem lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento erhalten haben, der häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht habe und nach seinem Tode auf dem Marionettentheater dargestellt worden sey. Nach einer andern Erzählung soll zur Zeit der Weinlese eine Schauspielergesellschaft zu Acerra angekommen, von einem gewissen Puccio d'Aniello, einem hinten und vorn buckligen und beißend witzigen Burschen aber hinweggeneckt worden seyn. Die Schauspieler sollen ihn darauf bewogen haben, in ihre Gesellschaft zu treten, und so soll er der Liebling der Neapolitaner und eine stehende Figur des italienischen Theaters geworden seyn. Nach archäologischen Forschungen ist der P. nur eine Modifikation einer ältern Maske, deren Abbild man schon auf alten, ausgegrabenen Vasen finden und die man von den oscischen Atellanen herleiten will. Der einzige berühmt gewordene P. ist Michel Angelo de Fracassane († 1687). In neuerer Zeit findet er sich bei den Franzosen nur noch in Balletten u. wird von den Groteskkänzern unter halsbrechenden Sprüngen u. Verrenkungen dargestellt. Mazuvier († 1827 in Paris) leistete Ungewöhnliches darin.

Puliahs (Puleahs), indische Kaste, s. Parias.

Pulicaria (Flöhkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde u. einjährige Kräuter, meist in Südeuropa und anderen wärmeren Ländern, Arzneipflanzen. Von P. dysenterica *Gaertn.*, ruhrwidriges Flöhkraut, Ruhralant, Ruhrkraut, Berufkraut, gelbe Münze, ausdauernd an feuchten und sumpfigen Stellen, Gräben und Flußufern in Europa und Mittelasien, mit seifenartigem Geruch und scharfem, schwach gewürzhaftem Geschmack, war sonst die Wurzel und das Kraut, welches auch falsches Arnikakraut, Dürrwurzelkraut heißt, als Radix et Herba Conyzae mediae s. Arnicae suedensis s. Arnicae spuriae im Gebrauch gegen Durchfälle, Ruhren und Blutflüsse. Von P. odora *Rchb.*, ausdauernd in Südeuropa und Kleinasien, wird die angenehm gewürzhaft riechende und bitter schmeckende Wurzel wie die Alantwurzel angewendet; auch P. vulgaris *Gaertn.*, gemeines Flöhkraut, Christinenkraut, eine einjährige Pflanze auf feuchten und überschwemmten Plätzen durch ganz Mitteleuropa u. Mittelasien, war früher als Herba Pulicariae s. Conyzae bei Durchfällen und Ruhren in Anwendung.

Pullomantie (v. Gr.), Wahrsagung aus dem Fressen der heiligen Hühner, s. Augurn.

Pulmonaria (Lungenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, charakterisirt durch den prismatischen, fünfspaltigen Kelch, die trichterförmige, fünfspaltige Korolle, ausdauernde Kräuter in Mitteleuropa, Sibirien und Nordamerika, von denen mehre Arten als Arznei- oder Zierpflanzen bekannt sind. P. azurea *Bess.*, in Ungarn und Galizien, mit azurblauen Blüthen, wird als Arzneipflanze wie P. vulgaris *L.* angewendet; P. vulgaris *L.*, gemeines Lungenkraut, in den Wäldern Deutschlands, mit erst rothen, dann blauen, auch weißen Blüthen, ward als Radix et Herba Pulmonariae s. P. maculosae s. P. latifoliae s. Symphyti maculosi früher bei Heiserkeit und leichten Hals- u. Brustentzündungen angewendet u. wird bisweilen noch als Volksmittel gebraucht.

Pulmones (lat.), Lungenflügel.

Pulmonie (v. Lat.), Lungensucht.

Pulo Pinang, s. v. a. Prince-of-Wales-Insel.

Pulpa (lat.), Brei, Fruchtbrei oder Fruchtmark, eine weiche, saftige, seltener trockne, markige oder mehlige, die Höhlung der Fruchtfächer ausfüllende Masse, welcher die Samen eingebettet sind, daher pulposus, breiig.

Pulque (span.), Lieblingsgetränk der Bewohner des mittleren und südlichen Amerika's, besonders der Mexikaner, wird aus den Agavenarten, namentlich aus Agave americana bereitet. Wenn die Pflanze zu blühen beginnt, schneidet man die Herzblätter derselben schüsselförmig aus, deckt die Höhlung zu und schöpft den darin sich sammelnden Saft alle Tage mehrmals aus. Dieser Saft wird auf Krüge gefüllt, wo er in eine leichte Gährung geräth. Fremde trinken ihn frisch am liebsten, die Eingeborenen aber erst, wenn er in die zweite, faulige Gährung übergegangen ist. Er ist dann von starkem Geschmack und unangenehmem Geruch. Man bereitet auch Pulquebranntwein daraus. In Gährung gerathen, gibt der Saft Essig, eingekocht Syrup. Tepache heißt er, wenn man ihn, mit Wasser und Rohrzucker vermischt, einige Stunden der Gährung überläßt. Der P. wird in den Pulquerias, offenen Schuppen von 50—100 Fuß Länge, die zugleich als Tanzböden dienen, verschenkt.

Puls (lat.), dicker Brei aus Mehl, Hülsenfrüchten, Hirse oder dergleichen, in der ältesten Zeit Hauptnahrung der Römer und statt des Brodes dienend, später nur Speise der Armen, auch bei Opfern gebraucht; besonders auch Futter der heiligen Augurienhühner.

Puls (v. lat. pulsus, Stoß, Schlag), die Wirkung der fortgepflanzten Oscillation in den Arterienhäuten und dem Blute der Arterien, welche ihre Ursache in dem Druck des Blutes vom Herzen aus hat. Der Grund des Pulses liegt demnach in der abwechselnden Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens, durch welche ersteres jedesmal eine neue Blutwelle in das gesammte Arteriensystem getrieben wird. Daher kommt es, daß der P. in den dem Herzen zunächst liegenden Arterien gleichzeitig mit dem Herzschlage erfolgt, während er in den entfernter liegenden Arterien erst eine Siebentel- bis eine Sechstelsekunde nach dem Herzschlag bemerkt wird. Der P. der Arterien ist deshalb im Allgemeinen synchronisch mit dem Herzschlag, wie er denn auch in Bezug auf Stärke ꝛc. mit demselben übereinstimmt, und die Arterien befinden sich im Zustande der Verengerung (Systole), wenn sich das Herz ausdehnt. Dieses Pulsiren der Arterien fühlt man bei allen denen, welche oberflächlich sind, am bequemsten an der Speichenarterie in der Nähe des Handgelenkes, die man deshalb auch zum Fühlen des Pulses gewöhnlich benutzt, außerdem an den Schläfenarterien, an der Kniekehlarterie, an der gemeinschaftlichen Kopfschlagader

zur Seite des Kehlkopfes, an der Armschlagader da, wo sie unter dem Schlüsselbeine hervortritt, an der Schenkelschlagader in der Schenkelbeuge 2c. Vom fünften Monate der Schwangerschaft an hört das geübte Ohr mit dem Stethoskop durch die Bauchdecken der Mutter hindurch die Herzschläge des Fötus, etwa 130—150 in der Minute, während der Pulsschlag der Mutter etwa nur die Hälfte der angegebenen Schläge zeigt. Das Alter übt überhaupt bedeutenden Einfluß auf die Häufigkeit der Pulsschläge. Das neugeborne Kind hat noch 120—130 Schläge, Kinder von einem Jahre 120, von zwei Jahren 118, von drei Jahren 95, von 7 Jahren 85. In den Jahren der Mannbarkeit hat der Mensch 80 Pulsschläge, der Erwachsene 75, im Greisenalter 60—50. Doch ist dies nicht durchgehends der Fall; andere Beobachter fanden bei jungen Leuten zwischen 17 und 27 Jahren 65, bei Greisen von 71 Jahren im Mittel 74 Schläge. Jede lebhafte Körperbewegung vermehrt die Zahl der Pulsschläge bis auf das Doppelte, ebenso aufregende Gemüthsaffekte, Freude, Angst, Schreck, deren Uebermaß übrigens auch den P. ganz zum Schwinden bringen kann. Berauschende Getränke vermehren ebenfalls die Zahl der Pulsschläge und ihre Energie; auch während der Verdauung, besonders nach einer reichlichen Mahlzeit, schlägt der P. häufiger (Verdauungsfieber). Der P. der Frauen ist im Allgemeinen schwächer, aber schneller, als der der Männer; auch durch Temperament, Lebensart 2c. wird er modificirt. Bemerkenswerth ist die Eigenschaft verschiedener Menschen, willkürlich den P. verlangsamen zu können. Verschiedene Arzneimittel, z. B. der rothe Fingerhut, vermindern die Zahl der Pulsschläge; andere dagegen, namentlich die Excitantien, vermehren ihre Zahl u. Stärke. Schon in den ältesten Zeiten galt der P. als ein diagnostisches und prognostisches Zeichen von hohem Werthe, welcher oft selbst überschätzt wurde. Die hauptsächlichsten Körperzustände, bei welchen die verschiedenen Modifikationen des Pulses vorkommen, sind folgende: Ein häufiger und meist auch starker P. findet sich bei allgemeiner und örtlicher Erhöhung der Lebensthätigkeit, bei großer Freude, im Kindes= und Jünglingsalter, bei erhöhter Funktion eines einzelnen Organs, beim Fieber, bei Entzündungen 2c. Seltener u. schwacher P. kommt vor bei allgemeiner Lebensschwäche, im Alter, bei phlegmatischem Temperament, im Schlafe. Starker P. ist der Beweis einer absoluten oder relativen Vermehrung der Kraft, womit das linke Herz die Blutwelle austreibt, und entsteht bei Hypertrophie des linken Ventrikels, bei Fiebern 2c. Der schwache P. entsteht unter entgegengesetzten Verhältnissen, wenn das Herz seine Bewegungskraft einzubüßen anfängt, bei Erweiterung und Verdünnung des linken Ventrikels. Unrhythmischer, ungleicher P. (**Pulsus inaequalis**) deutet eine anomale, mechanische oder dynamische Beschaffenheit des Herzens an. Eine Hauptart desselben ist der aussetzende P., eine Folge zu langer Ruhe des Herzens bei großer Schwäche desselben, bei krankhafter Kontraktion, bei organischen Fehlern des Herzens, bei Verknöcherung der Klappen, Herzbeutelwassersucht 2c. Der mäuseschwanzähnliche P. (**P. myurus**), bei dem die Pulsschläge immer an Stärke abnehmen, bis wieder ein stärkerer Schlag dieselbe Reihe von vorn beginnt, der ameisenlaufende P. (**P. formicans**) u. der zitternde P. (**P. tremulus**), wenn kleine, schwache, ungleiche Schläge, zuletzt mit einer nicht mehr unterscheidbaren Schnelligkeit, einander folgen, sind die Wirkungen und Zeichen einer großen und immer mehr zunehmenden Schwäche der Herz= und allgemeinen Lebensthätigkeit. Der verdoppelte P. (**P. duplicatus**), bei welchem auf zwei kurz nach einander folgende Schläge eine längere Pause eintritt, zerfällt in den doppeltschlägigen (**P. dicrotus**) und den hüpfenden P. (**P. caprizans**), je nachdem der erste oder letzte Schlag den andern an Größe und Stärke übertrifft, so daß jener einen Trochäus (— ◡), dieser einen Jambus (◡ —) darstellt. Er deutet eine verstärkte, zuweilen gegen ein Hinderniß ankämpfende Herzthätigkeit an, daher er öfters vor dem Ausbruch von Schweißen und Exanthemen beobachtet wird. Der überzählige (**P. interciduus**), der dazwischenlaufende (**P. intercurrens**) und der hüpfende P. kommen bei ungleichmäßiger Reizung und Krampf des Herzens vor. Der schnelle und langsame P. beruhen auf einer Störung des Rhythmus in Beziehung auf Systole uud Diastole des einzelnen Pulsschlages. Eine schnelle Aufeinanderfolge der Verengerung (Systole) und Erweiterung (Diastole) und vorzüglich eine länger dauernde Diastole der Schlagader nennt man schnellen, das Gegentheil langsamen P. Der harte, gespannte (**P. tensus**) und weiche P. entstehen durch den Widerstand, den die Arterie durch ihre Elasticität und organische Kontraktilität der Blutwelle entgegensetzt, bei Turgescenz der Schlagaderhäute, bei Arteritis, bei Krampf 2c. Zugleich entsteht schneller P., weil die elastischere und kontraktilere Arterienwand der Blutwelle weniger nachgibt u. nach geringer Erweiterung sich schneller wieder verengert, so daß die Systole die Diastole überwiegt. Entgegengesetzte Verhältnisse der Arterienwand erzeugen den trägen P. Der wellenförmige P. (**P. undulosus**) wird beobachtet bei hohen Schwächegraden, bei Lähmungen, und ist oft der Vorläufer kritischer Ausleerungen, namentlich kritischer Schweiße. Beim sägeförmigen P. (**P. serratus**) bleibt das Gefäß während der Diastole an einigen Punkten zusammengeschnürt und erhält dadurch eine zackige Gestalt. Unterdrückter, kleiner, harter P. kommt vor bei vermehrter Kontraktilität der Arterienwand, namentlich wenn derselben weniger Blut zugeführt wird, indem der Rückfluß des venösen Blutes ein Hinderniß findet, z. B. bei Leber= und Lungenentzündungen. Zustände, wodurch der freie Forttrieb des Blutes gehindert wird, organische Fehler größerer Gefäße, Aneurysmen, Polypen, Verknöcherungen, Verengungen 2c. erzeugen einen intermittirenden P. Ursprüngliche Enge des Arteriensystems verursacht einen kleinen P. Ist die in das Gefäß eingetriebene Blutwelle groß, so entsteht der große P., gegentheils der kleine. Strotzt das Schlagadersystem von vielem Blute, so wird der P. voll, im entgegengesetzten Falle leer, z. B. nach bedeutenden Blutverlusten, bei Zehrkrankheiten, wo die Quantität der ganzen

Blutmasse verringert ist. Wird den Arterien vom Herzen zu wenig Blut zugeführt, so setzt der P. aus, wie dies bei bedeutenden Stockungen im Pfortadersystem der Fall ist. Volumenvermehrung des Blutes bei vermehrter Blutspannung, oder auch, wenn nach Blutverlusten dem Expansionsbestreben des Blutes die Gefäßwände einen geringern Widerstand leisten, bewirkt den aufgeblasenen P. (P. turgidus); bei normwidrig verminderten Blutturgor entsteht der zusammengesunkene P. Gemüthsbewegungen, Leidenschaften, Schmerz, Krampf äußern sich durch häufigen, schnellen, harten und zusammengezogenen, krampfigen P. Hieraus ergibt sich, daß wir aus dem Verhalten des Pulses Schlüsse ziehen können auf den Grad und die Art der Bewegung des Blutes, auf die Beschaffenheit und Thätigkeit des Herzens, auf die Elasticität und Kontraktilität der Arterienwand und auf das Verhalten des Blutes in quantitativer und qualitativer Hinsicht, sowie auf das des Nervensystems. Alle die genannten verschiedenen Pulsarten kommen aber selten ganz rein für sich vor, sondern sie gehen mannichfache Verbindungen ein, so daß die Lehre vom P. (ars sphygmatica) sehr komplicirt wird. Man hat außer den oben angeführten Hauptvarietäten noch eine außerordentliche Menge von Pulsverschiedenheiten aufgestellt, wie denn überhaupt gerade diese Lehre mit besonderer Subtilität und Spitzfindigkeit behandelt worden ist.

Die Pulsation des Unterleibes (Pulsatio abdominalis s. epigastrica) ist ein vom Herzschlag verschiedenes Klopfen in der Bauchhöhle, besonders in der Oberbauchgegend, welches dem Kranken lästig, oft schmerzhaft ist u. von dem aufgelegten Finger, noch besser mit dem Stethoskop wahrgenommen wird. Die Ursachen dieses Phänomens sind Hindernisse für den Blutumlauf in den Gefäßen des Unterleibes, ein Aneurysma der Abdominalaorta oder ihrer Zweige, Vergrößerung der Leber und dadurch ausgeübter Druck auf die Gefäße 2c. Am häufigsten findet man es bei hypochondrischen und hysterischen Subjekten. Es hat in krankhafter Nervenstimmung seinen Grund. Vgl. Hamernik, Untersuchungen an Arterien und Venen, Prag 1847; Göz, De pristina atque nova pulsus doctrina, Leipzig 1848.

Pulsadergeschwulst, s. Aneurysma.

Pulsadern, s. v. a. Arterien.

Pulsanten (v. Lat.), Klopfende, Anklopfende; Glockenläuter; bei den Katholiken die Aspiranten zu einer Pfarrei, besonders aber die Novizen in einem Kloster, weil sie feierlich an die Thüre klopfen mußten; ihre Wohnung hieß Pulsatorium.

Pulsatilla (Küchenschelle), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, bei Linné unter Anemone, charakterisirt durch den blumenkohlartigen, 5—6blättrigen Kelch, die geschwänzten Samen und die oben mit einer Hülle versehenen Blumenschäfte, ausdauernde Kräuter in Europa, Asien und Amerika, worunter mehre Arznei-, Gift- u. Zierpflanzen sind. P. alpina *Arbr.*, im mittleren Europa, auf Berg- oder Alpenwiesen, mit dreiblättriger, zottiger Hülle und großen, sechsblättrigen, weißen Blüthen, kommt in den Gärten auch in verschiedenen Varietäten mit gelben Blüthen vor. P. africana *Herm.*, Anemone capensis *L.*, am Kap, ist eine schöne Zierpflanze mit großer, prächtiger, purpur- od. inkarnatrother Blüthe. P. pratensis *Mill.*, kleine oder Wiesenküchenschelle, Osterblume, Windblume, Beißwurz, auf sonnigen Anhöhen u. Triften im mittlern u. nördlichen Europa, mit doppeltgefiederten, sehr rauhhaarig-zottigen Blättern u. hängenden, schwärzlich-blauen Blüthen, gehört zu den ätzend-scharfen Giftgewächsen u. wird bei Lähmungen der Gehirnnerven, besonders beim schwarzen Staar, sowie gegen Syphilis, Gicht, hartnäckige Unterleibsstockungen u. dergleichen, sowohl im Aufguß, als auch frisch ausgepreßt, angewendet. Man sammelt die Blätter oder die blühende Pflanze als Herba Pulsatillae s. P. nigricantis s. P. minoris s. Anemones pratensis s. Nolae culinaris. P. vulgaris *Lill.*, Anemone pulsatilla *L.*, gemeine oder große Küchenschelle, Schlottenblume, große Oster- oder Windblume, an trockenen Anhöhen, mit doppeltgefiederten, rauhhaarigen Blättern u. aufrechten, inwendig violeten, auswendig zottigen Blüthen, variirt in den Gärten auch mit rothen Blüthen u. ist ebenfalls ein scharf-ätzendes Giftgewächs, wovon früher die Wurzel und vorzüglich das Kraut, Radix et Herba Pulsatillae vulgaris s. Nolae culinariae s. Herba venti, officinell war.

Pulsnitz, Fluß im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, in der Oberlausitz, entspringt bei der Stadt Pulsnitz, fließt nördlich, dann westlich, dann nördlich in den preußischen Regierungsbezirk Merseburg u. mündet bei Elsterwerda in die schwarze Elster. Die gleichnamige (Pulsnitz) Stadt daselbst, am gleichnamigen Fluß, in bergiger Gegend, hat ein Steueramt, eine Post, eine Hauptkirche mit mehren Alterthümern, Begräbnißkapelle, ein Schloß, in welchem Friedrich II. im siebenjährigen Kriege wiederholt weilte u. Kaiser Alexander u. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1813 eine Zusammenkunft hatten, Weberei, Bandwirkerei, Pfefferkuchenbäckerei, Töpferei, Gerberei 2c., starken Vieh- und Großhandel in Band- und Leinenwaaren und 2000 Einw. Die Gegend liefert Achat und andere Halbedelsteine, Sumpferz, Torf, Graphit 2c.

Pulßky, Franz Aurel, ungarischer Schriftsteller, geboren den 17. Sept. 1814 zu Eperies im saroser Komitat, widmete sich zu Miskolcz und Eperies den philosophischen u. juristischen Studien und bereiste, nachdem er 1833 die juristische Prüfung bestanden, mit seinem Oheim Féjerváry Deutschland und Italien und nach kurzem Aufenthalt in Preßburg England u. Frankreich. Seine Schrift „Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn" (Pesth 1837) verschaffte ihm die Aufnahme in die ungarische Akademie. Vom Komitat Sáros zu dem Reichstag von 1840 gewählt, gesellte er sich zur Opposition und ward Sekretär der mit Ausarbeitung eines neuen Codex betrauten Reichskommission. Auch später verfocht er in der ungarischen wie in der deutschen Presse die liberalen Bestrebungen Ungarns. Nachdem er sich 1845 in Wien vermählt hatte, zog er sich nach Sáros zurück, wo er das Gut Szécsény erwarb und sich ausschließlich der Landwirthschaft und seinen Studien widmete. Nach dem Ausbruch der Märzrevolution 1848 eilte er nach Pesth und ward nach der Bildung

des Ministeriums Batthyanyi erst zum Unterstaatssekretär im Finanzministerium ernannt, dann in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt und hier von dem ungarischen Minister des Auswärtigen, Fürsten Esterhazy, fast mit der ganzen Leitung der Geschäfte betraut. Im Verdacht, den Oktoberaufstand mitveranlaßt zu haben, war er in Wien ernstlich bedroht, indem Windischgrätz auf seine Auslieferung drang. Doch entkam er Mitte Oktober glücklich nach Ungarn und ward hier zum Mitglied des Landesverwaltungsausschusses ernannt. Bei Windischgrätz' Anrücken begab er sich über Galizien ins Ausland, verweilte einige Zeit in Paris und wandte sich im März 1849 nach London, wo er für die Interessen der ungarischen Insurrektion eifrig wirkte. Nach Kossuths Ankunft in England begleitete er denselben auf dessen Rundreise durch Amerika, die er in Gemeinschaft mit seiner Gattin unter dem Titel „White, red, black" (London 1852, 3 Bde., deutsch, Kassel 1853, 5 Bde.) beschrieb. Schon vorher hatte er einen historischen Roman: „Die Jakobiner in Ungarn" (deutsch, Leipzig 1857, 2 Bde.), sowie „Ideen zur Philosophie der Geschichte Ungarns" (im ungarischen „Athenäum") veröffentlicht. Seine Gattin, Therese P., geboren 1815 in Wien, folgte ihm noch im Sommer 1849 nach England, wo sie, da das in Ungarn befindliche Vermögen beider Gatten konfiscirt ward, durch literarische Thätigkeit ihre Subsistenz zu sichern suchte. Ihre „Memoirs of a Hungarian Lady" (London 1850, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1850), sowie ihre „Tales and traditions of Hungary" (London 1851, 2 Bde., deutsch, Berlin 1851) wurden in England und Deutschland mit Beifall aufgenommen.

Pultawa, f. Poltawa.

Pultusk, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Plock, rechts an der Narew, ist wohlgebaut, hat eine Kreiskommission, ein Friedens- und Polizeigericht, eine Gubernialschule, ein bischöfliches Schloß (des Bischofs von Plock), ein griechisches Seminar in dem alten Stift, eine prachtvolle Kollegiatkirche mit den Denkmälern der zuluski'schen Familie, Kirchen der Benediktiner, Reformaten und barmherzigen Schwestern, eine Synagoge, ein Spital, Getreidehandel u. 3800 Einw. Im Jahre 1703 besiegte hier Karl XII. von Schweden ein sächsisches Heer unter dem General Steinau und nahm es fast gänzlich gefangen. Am 26. December 1806 stießen hier die Franzosen unter Lannes zum ersten Male nach ihrem Einmarsch in Polen mit den Russen unter Bennigsen zusammen und nöthigten letztere zum Rückzuge.

Pulver (v. lat. pulvis), im Allgemeinen ein trockener, in so kleine Theile zertheilter Körper, daß deren Form nicht mehr mit bloßem Auge zu erkennen ist, in der Medicin eine häufig angewandte Form der Arzneimittel. Man gibt vornehmlich solche Stoffe in Pulverform, welche sich in den gewöhnlichen Flüssigkeiten schwer oder gar nicht auflösen lassen, oder die in kleinen Gaben schon bedeutend wirken, und vermischt sie dann mit einer größeren Quantität einer anderen pulverisirten Substanz, z. B. mit gewöhnlichem Zucker, Milchzucker 2c. In Pulverform kann man alle trockenen Arzneisubstanzen geben; oft setzt man auch geringe Dosen von flüssigen Mitteln zu, desgleichen Harze, Seifen, Extrakte, deren Beimischung jedoch ein gewisses Verhältniß nicht übersteigen darf. Nicht leicht gibt man in Pulverform scharfe, schwer verdauliche, sehr widerliche, zerfließende und fettreiche Stoffe. Benutzt werden sie äußerlich, wie Zahn-, Nies-, Streupulver, u. innerlich, wie die niederschlagenden, Husten- und Brausepulver. Der Arzt verordnet entweder eine gewisse Quantität P., die theelöffel- oder messerspitzenweise genommen wird (Schachtelpulver), oder er läßt vom Apotheker die ganze Quantität in eine gewisse Anzahl gleicher Theile theilen und diese dann besonders verabreichen (die sogenannten aptirten Pulver). Sind flüchtige Stoffe darin, so werden dieselben in Wachspapierkapseln verabreicht. Speciell bezeichnet P. auch das Schießpulver (s. d.).

Pulverhorn, flaschenförmiges Gefäß von Horn, Holz oder Blech, worin die Büchsenschützen ihren Pulverbedarf bei sich führen. Neuerdings hat man am P. eine Vorrichtung angebracht, die gerade nur so viel Pulver aus dem Horn läßt, als zur Ladung nothwendig ist.

Pulverkammer, in einem Geschütz oder Gewehr der Raum, welchen die Pulverladung einnimmt; auf Kriegsschiffen ein Behältniß im Raume, gewöhnlich im Hintertheil des Schiffes, wo die Geschützladungen nach den verschiedenen Kalibern aufbewahrt sind.

Pulvermaß, kleiner hohler Cylinder, in welchem die zu jedem Schusse nöthige Menge Schießpulver abgemessen wird; f. Schießen.

Pulververschwörung. Nachdem Jakob I. im Jahre 1603 König von England geworden war, schien sein hartes Verfahren gegen die Puritaner der katholischen Partei die schönsten Aussichten auf Erfüllung ihrer Ansprüche zu eröffnen. Es wurde sogar die Hoffnung rege, daß der König zur katholischen Kirche übertreten werde. Jakob I. wollte jedoch nicht, daß man die päpstliche Gewalt über die seinige setze; auch war er keineswegs geneigt, sich gegenüber eine mächtige Partei aufkommen zu lassen. Er brachte daher die Verordnungen der Königin Elisabeth wieder in Anwendung und verbannte die Jesuiten und Seminarpriester aus England. Die getäuschten Erwartungen riefen bei den fanatischen Katholiken die höchste Erbitterung hervor. Robert Catesby, ein englischer Katholik, verband sich deshalb mit Thomas Percy, welcher aus dem Hause Northumberland stammte, zu dem Zweck, vermittelst eines gräßlichen Attentats der katholischen Kirche die verlorne Herrschaft in England wiederzugewinnen. Sie faßten den Plan, alle Mitglieder des Ober- und Unterhauses und den König, welcher die Sitzungen des Parlaments zu eröffnen hatte, durch eine unter dem Versammlungssaale angelegte Pulvermine in die Luft zu sprengen. Die beiden Verschwörer gewannen die Katholiken John Wright und Thomas Winter für ihren Anschlag. Winter begab sich nach Flandern, konferirte daselbst mit Juan de Velasco, dem Connetable von Kastilien, und brachte den Offizier Guy Fawkes, welcher in spanischen Diensten stand, auf seine Seite. Die Jesuiten Garnet und Tesmond, denen der Plan mitgetheilt wurde, schür-

ten das Feuer des Fanatismus in den Verschworenen und wußten die religiösen und moralischen Bedenken zu beseitigen, welche Einige darüber erhoben, daß bei der Ausführung des Mordplanes auch Katholiken, welche der Eröffnung des Parlaments beiwohnten, ihr Leben verlieren würden. Nach der Ankunft von Winter und Fawkes in London miethete Percy im November 1605 ein Haus, welches an das Parlamentsgebäude stieß. Mit vieler Mühe gelang es den Verschworenen endlich, von ihrem Keller aus die 9 Fuß dicke Grundmauer des Parlamentshauses zu durchbrechen und in dessen Souterrains einzudringen, welche gerade unter dem Sitzungssaal des Parlaments gelegen waren. Der Umstand, daß sie die Gewölbe ganz mit Steinkohlen angefüllt fanden, erschwerte die Ausführung ihres Vorhabens. Als jedoch nach einiger Zeit bekannt wurde, daß nach dem Verkaufe der Kohlen die Gewölbe vermiethet werden sollten, so brachte Percy den ganzen Vorrath durch Kauf an sich und miethete sogleich die Räume. In diese schafften die Verschworenen 36 mit Schießpulver gefüllte kleine Fässer und versteckten dieselben unter Reisig und Kohlen. Um jeden Argwohn zu verhindern, wurden die Kellerthüren nicht verschlossen. Da die Eröffnung des Parlaments, welche am 7. Februar 1605 Statt finden sollte, hinausgeschoben und endlich auf den 5. November festgesetzt wurde, so gewannen die Verschworenen Zeit genug, ihren Plan zu größerer Reife zu bringen. Die Zahl der Theilnehmer an dem Komplot stieg auf mehr als 20 Personen; Fawkes ging noch einmal nach Flandern und brachte im September den Jesuiten Owen mit nach London. So schien das Unternehmen den glücklichsten Fortgang zu haben. Zur Vervollständigung desselben beschloß Percy, den erst vier Jahre alten Prinzen Karl in seine Gewalt zu bringen, und der Ritter Digby erhielt den Auftrag, die achtjährige Prinzessin Elisabeth zu entführen, damit sie nach der Verwirklichung des Mordplanes als Königin ausgerufen werden könne. Fawkes erklärte sich bereit, sein Leben daran zu setzen und die Pulverfässer anzuzünden. Nichts schien der Ausführung des gräßlichen Vorhabens mehr im Wege zu stehen. Da wurde dem Lord Mounteagle zehn Tage vor der bestimmten Eröffnung des Parlaments ein anonymer Brief zugestellt, der ihn freundschaftlich warnte, am 5. November nicht in das Parlament zu gehen, da dieses von unsichtbarer Hand einen schrecklichen Schlag erhalten werde. Der Staatssekretär, Lord Salisbury, welchem Mounteagle den räthselhaften Brief sogleich mittheilte, zog den König selbst zu Rathe, und dieser vermuthete ein Attentat, wie das von den Verschworenen beabsichtigte. In der Nacht vom 4. auf den 5. November begab sich der Oberkammerherr, Graf von Suffolk, mit Begleitung in die Souterrains des Parlamentshauses und traf daselbst auf die Kohlen- und Reisigvorräthe und auf Guy Fawkes, welcher vorgab, ein Diener von Percy zu seyn. Da es dem Oberkammerherrn sehr unwahrscheinlich vorkam, daß Percy, der sich meist nicht in London aufhielt, so viel Brennmaterialien brauche, so stellte er unter dem Beistand des herbeigeholten Friedensrichters eine genauere Untersuchung an, die zur Entdeckung der Pulverfässer führte. Fawkes wurde sofort in Haft genommen und bekannte, welches Verbrechen er vorhatte; zugleich erklärte er, ihm thue nur das leid, daß er sich nicht mit Suffolk und dessen Begleitung ohne Weiteres in die Luft gesprengt habe. Er wurde in den Tower gebracht und, als er seine Mitschuldigen durchaus nicht nennen wollte, mit der Tortur bedroht. Nach zwei Tagen gestand er die Namen der übrigen Verschworenen. Diese hatten sich jedoch, sobald ihnen die Verhaftung Fawkes' bekannt wurde, in die Grafschaft Warwick geflüchtet. Der Sheriff derselben ließ die ganze Bevölkerung alarmiren, um die Verschwörer gefangen zu nehmen, welche nun in die Grafschaft Strafford entflohen, sich in die Burg Holbeach einschlossen und sich bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten. Zu ihrem Unglück entzündete sich ein Pulvervorrath und machte den größeren Theil von ihnen kampfunfähig. So nahm das bewaffnete Aufgebot der Grafschaft das Schloß, tödtete die sich Widersetzenden, Catesby, Percy und Wright, und brachte die Andern gefesselt nach London. Hier wurde Digby, Winter, Rockwood, Kies, Fawkes und den Uebrigen als Hochverräthern der Proceß gemacht und das Todesurtheil am 30. Januar 1606 vollzogen. Am 31. wurden auch die Jesuiten Garnet und Hall als Mitschuldige hingerichtet. Jakob I. ließ sich jedoch durch diese Verschwörung nicht zur Verfolgung der ganzen katholischen Kirche in England hinreißen. Das Parlament aber beschloß, daß alle Katholiken fortan einen Huldigungseid (oath of allegiance) leisten mußten, worin sie feierlich anerkannten, daß die Autorität des Königs über der des Papstes stehe. Der heilige Vater protestirte zwar gegen diese Forderung, allein vergebens; selbst der Chef der katholischen Kirche in England, Georg Blackwell, fügte sich dem Verlangen der weltlichen Macht. Im Jahre 1610 wurde verordnet, daß alle geistlichen und weltlichen Beamten des Reichs den genannten Eid ablegen mußten, um dem Kryptokatholicismus einen Damm entgegenzusetzen.

Pulvinar, in Rom das bei den Lektisternien angewandte Polster für die Götterbilder; auch s. v. a. Lectisternium; in der Medicin Kräuterkissen.

Pulvinus (lat.), Polster, Kissen.

Puma, s. v. a. Kuguar.

Pumpe, Maschine, durch die Flüssigkeiten mittelst eines in einem hohlen Raume sich bewegenden Kolbens weiter befördert werden. Dient eine solche Maschine zur Fortschaffung gasartiger Flüssigkeiten, so heißt sie Luftpumpe (s. d.). Am einfachsten ist der Mechanismus der Saugpumpe. Diese besteht aus einer inwendig gut geglätteten, gewöhnlich cylindrischen Röhre, Stiefel genannt, worin sich ein luftdicht anschließender Block oder Kolben mittelst einer Stange auf- und niederbewegen läßt, u. einer andern, an dem untern Ende der erstern befestigten Röhre, Saugröhre genannt, welche in das emporzuhebende Wasser gesetzt wird. Da, wo die Saugröhre mit dem Stiefel verbunden ist, befindet sich eine Klappe oder ein Ventil, welches sich nur nach oben öffnet; ebenso öffnet sich ein anderes, die

Bohrung des Kolbens oben schließendes Ventil. Wird nun der Kolben in die Höhe gezogen, so entsteht unter demselben ein luftverdünnter Raum, und da nun die atmosphärische Luft auf das die P. umgebende Wasser drückt, so wird dieses durch das untere gehobene Ventil in den Pumpenstiefel gedrängt. Wenn nun der Kolben wieder abwärts bewegt wird, so schließt sich das untere Ventil durch den Druck des Wassers; dieses dagegen stößt das Ventil am Kolben auf und tritt über diesen. Wird der Kolben nun abermals gehoben, so nimmt er das über ihm stehende Wasser mit und gießt es zur Abflußröhre aus. Da sich aber inzwischen unter dem Kolben die Luft mit jedem Aufzug desselben mehr verdünnt hat, so wird durch das gehobene untere Ventil von Neuem Wasser emporsteigen, und dasselbe Spiel wird sich wiederholen, so lange der Kolben auf- und niederbewegt wird. Die Saugpumpe ist nur bis zu gewissen Höhen anwendbar, indem der Druck der atmosphärischen Luft nur einer Wassersäule von etwa 32 F. Höhe das Gleichgewicht zu halten vermag, weshalb auch der Theil der Saugröhre zwischen dem Wasserspiegel und dem unteren Ventile diese Länge nicht erreichen darf. Soll Wasser höher gehoben werden, so bringt man mehre Pumpensätze über einander an, welche in den Bergwerken den Namen der Kunstsätze führen. Das unterste Saugrohr greift zunächst in das zu hebende Wasser, fördert dieses in einen Kasten, in welchem sich eine neue P. befindet; diese bringt das Wasser in einen zweiten Kasten, worin abermals eine Saugpumpe steht 2c., wodurch also die Wassermasse zu bedeutender Höhe emporgehoben werden kann. Diese sämmtlichen P.n werden gewöhnlich durch eine gemeinschaftliche Hauptstange, woran die Kolbenstangen aller P.n hängen, in Bewegung gesetzt. Es saugen dann die P.n gleichzeitig, und die Kolben gehen gemeinschaftlich zurück. Derartige künstlichere Pumpenwerke nennt man Kunsträder oder Wassersäulenmaschinen. Auch bedient man sich zum Behufe der Förderung von Wasser auf eine Höhe von mehr als 32 Fuß der Druckpumpe. Hier sind die Röhren und das untere Ventil wie bei der Saugpumpe beschaffen; über dem letzteren aber ist an der Seite der Röhre eine Nebenröhre, die sogenannte Steigröhre, angebracht, an deren Mündung in den Stiefel ein nach der Steigröhre sich öffnendes Ventil befindlich ist. Der Kolben ist nicht durchbohrt, sondern massiv. Beim Heben des Kolbens tritt hier Wasser ein und füllt den Cylinder an, indem es durch das beim Niederdrücken des Kolbens sich schließende untere Ventil am Ausfließen gehindert wird, wogegen es durch den sich senkenden Kolben aus dem Cylinder durch das zweite Ventil in die Steigröhre gedrängt wird. Bei wiederholter Hebung des Kolbens schließt sich in Folge des von dem in der Steigröhre befindlichen Wasser ausgeübten Drucks das zweite Ventil, und im Cylinder entsteht wieder ein luftverdünnter Raum, so daß von Neuem Wasser in denselben tritt und der eben beschriebene Vorgang sich wiederholt. Auch bei der Druckpumpe muß der Wasserspiegel sich weniger als 32 Fuß unter dem unteren Ventile befinden. Bei den beschriebenen P.n geschieht der Hub stoßweise und wird ein intermittirender Wasserstrahl erzielt. Einen gleichmäßig fließenden erhält man, wenn man zwei P.n in das Wasser stellt und sie so einrichtet, daß die Kolben abwechselnd gehoben und niedergedrückt werden können. Das Wasser wird dann in eine gemeinsame Steigröhre getrieben, mit der man einen Windkessel in Verbindung bringt, wodurch ein gleichmäßiger Abfluß bewirkt wird. Diese Einrichtung findet bekanntlich bei der Feuerspritze (s. d.) Statt. Zu demselben Zwecke hat man auch rotirende P.n hergestellt, bei welchen der Stiefel kreisförmig gebogen ist und zwei Kolben in dem halben Umfang darin hinter einander sich bewegen, so daß, wenn der erste Kolben bei der unten angebrachten Einflußöffnung vorübergeht, hier der luftleere Raum entsteht und das Wasser auf so lange in den Stiefel tritt, bis der andere Kolben kommt, welcher darauf für das eingetretene Wasser als Druckkolben, aber zugleich auch wieder, sobald er an der Einflußöffnung vorübergegangen ist, als Saugkolben wirkt, so daß das vor dem Kolben stehende Wasser zur Ausflußöffnung, das hinter dem Kolben eingetretene Wasser aber von dem nachfolgenden zweiten Kolben vorwärts getrieben wird. Eine mit einer solchen P. ausgestattete Feuerspritze arbeitet ohne Windkessel. Neuerlich konstruirte Letestu eine P., welche statt der Kolben trichterförmige Lederbeutel hat, welche durch das aufsteigende Wasser beim Absteigen des Kolbens zur Seite, beim Aufsteigen desselben aber durch das Wasser an die Röhre angedrückt werden und also die Ventile entbehrlich machen. Noch sind als eine besondere Art rotirender P.n die Centrifugalpumpen zu nennen, welche ohne Mitwirkung eines Kolbens lediglich mittelst der durch schnelle Drehung angeregten Centrifugalkraft das Emporsteigen des Wassers bewirken. Unter den verschiedenen P.n kommen die zur Förderung des Wassers aus gewöhnlichen Brunnen dienenden am meisten in Anwendung. Weil aber die gebräuchlichen hölzernen Pumpenstöcke sowohl wegen des Verfaulens des Holzes, als auch wegen der Mangelhaftigkeit des Baues der Kolben und ihrer Liederung mit in Talg getränktem Hanf unablässige Reparaturen erfordern, so ist es weit vortheilhafter, alle Maschinentheile aus Metall verfertigen zu lassen. Zu den Röhren wählt man am zweckmäßigsten gußeiserne oder bleierne, wenn man denjenigen Antheil von Bleikalk nicht achtet, den die letzteren dem Wasser mittheilen; der Stiefel und die Ventile aber werden am besten aus Kupfer, Messing oder Glockenmetall verfertigt. Ein Haupterforderniß guter P.n sind brauchbare Kolben (emboli). Diese müssen gut geledert seyn, genau in den Stiefel passen, um ohne zu große Reibung kein Wasser neben sich durchgehen zu lassen, und selten Reparaturen bedürfen. Die besten Konstruktionen der Art bestehen aus fest zusammengepreßten, in Fett gesottenen Lederscheiben. Die Ventile für Druckpumpen sind meist Klappenventile, bestehen aus einem Stückchen Holz mit untergelegtem Leder, besser aus einer Scheibe Metall, welche, eben geschliffen, auf einer ebenfalls eben geschliffenen Grundlage ruhen, in Charnieren sich leicht bewe-

gen und sich so weit als möglich öffnen, um dem eindringenden Wasser nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen.

Pumpernickel, grobes Brod, dessen sich die Westphalen bedienen. Dasselbe wird aus zweimal geschrotenem und nicht gesiebtem Roggen, der also seine Kleie behält, bereitet, ist sehr schwarz, derb und nährt bei gesundem Magen kräftig. Die Laibe sind groß, meist viereckig, oft bis 60 Pfund schwer. Der Teig wird auf eigenthümliche Weise bereitet, ohne Hefe oder Sauerteig, und muß 12—14 Stunden im Backofen stehen. Das Wohlschmeckende hat diese Art von Brod von dem in der Roggenkleie enthaltenen Aroma. Angeblich rührt der Name P. von einem durchreisenden Franzosen her, welcher in Westphalen Brod forderte und, als er dieses erhielt, bemerkte, daß es bon pour Nickel (Nickel, der Name seines Pferdes, also gut für sein Pferd) sey.

Puna, zur südamerikanischen Republik Ecuador gehörige Insel, Departement Guayaquil, am Eingang in den Busen von Guayaquil, 6 Meilen lang und 3 Meilen breit, zur Zeit der Ankunft der Spanier unter Pizarro von 20,000 Menschen bewohnt, jetzt fast ganz entvölkert.

Punah, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Aurengabad, einst Mittelpunkt des Mahrattenreichs und Residenz des Peischwa und sowohl wegen seiner günstigen Lage für den Handel, als auch als Mittelpunkt eines glänzenden Hofes eine bedeutende Stadt mit herrlichen Bazars, jetzt politisch unbedeutend, aber noch immer Residenz mediatisirter Mahrattenfürsten und eines britischen Residenten, zählt 115,000 Einwohner, ist eines der Hauptquartiere der Armee u. der Sitz mehrer Gerichtsstellen.

Punch (engl.), der Polichinell des englischen Theaters.

Punctum (lat.), Punkt; am Schluß einer Rede Andeutung, daß damit etwas Entscheidendes ausgesprochen ist, wogegen keine Einrede mehr gestattet wird.

Punctum saliens (lat.), s. Hüpfender Punkt; bildlich auch s. v. a. der wichtigste Punkt oder Umstand.

Punderpur, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Khandesch, am Bhima, wenige Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Maun, im Mittelpunkt einer fruchtbaren Ebene, eine heilige Stadt der Hindu's, sehr reinlich und wohlgebaut und eine der schönsten Städte Ostindiens, zählt etwa 15,000 Einw. Obgleich hier ein bedeutender Handel getrieben wird, so dankt die Stadt doch weder diesem, noch etwa einem blühenden Fabrikwesen ihren Ruhm, sondern einzig und allein ihrem in der Mitte stehenden Tempel (Gobruna), zu dem jährlich am großen Fest des Desserah eine ungeheure Zahl von Pilgern aus allen Theilen des Landes wallfahrtet.

Pundschab, s. Pendschab.

Puniceus (lat.), hochroth, granatroth, scharlachroth.

Punier (Poenus), s. v. a. Karthager.

Punische Kriege, die gewöhnliche Benennung der drei berühmten Kriege zwischen Rom und Karthago, welche dem letzteren Staate den gänzlichen Untergang brachten, den ersteren aber auf einen Gipfel der Macht erhoben, von dem er sich bald zur Weltherrschaft aufschwingen konnte. Der erste Krieg dauerte von 264—241 v. Chr., der zweite von 218—201 v. Chr. und der dritte von 149—146 v. Chr. Die Geschichte derselben s. Karthago; vgl. die einschlagenden biographischen Artikel.

Punischer Apfel, s. v. a. Granatapfel, s. Granatbaum.

Punische Treue (Punica fides), Sprüchwort für Treulosigkeit, Wortbrüchigkeit.

Punitz (poln. Poniec), Stadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, am Landgraben, hat eine schöne katholische Pfarrkirche, Leinweberei, Stärkebereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Viehmästung und 1700 Einw. Hier 1706 Sieg des schwedischen Königs Karl über die Sachsen unter Schulenburg.

Punkt (punctum), Interpunktionszeichen, das in Inschriften hinter jedem einzelnen Worte steht, um es von dem folgenden zu trennen, hinter einzelnen Buchstaben aber andeutet, daß es abgekürzte Wörter sind, z. B. A. (Aulus), C. (Cajus), Aug. (August) rc. Als eigentliches Interpunktionszeichen steht der P. am Ende einer Periode. Auch versteht man darunter einen ganzen Satz und den in einem solchen Satz ausgesprochenen Gedanken; daher in puncto puncti, scherzweise s. v. a. in Betreff einer (verdächtigen) Sache; in puncto sexti, in Betreff des sechsten (Gebotes). In der Geometrie ist P. sowohl in der Idee, als in der Anschauung räumlicher Gegenstände der kleinste Theil derselben, der aber selbst nicht mehr theilbar ist. Man erklärt ihn als die Grenze einer Linie, denkt ihn sich aber auch da, wo zwei Linien zusammenlaufen oder sich durchschneiden (s. Linie). In der Arithmetik ist der P. (.) Zeichen der Multiplikation; in der Musik Verlängerungszeichen einer Note oder einer Pause, zu welchem Zweck er immer rechts neben der Note oder Pause steht und den Noten- oder Pausenwerth um die Hälfte verlängert, so daß z. B. eine Viertelnote mit einem P. drei Achtel, eine Achtelnote drei Sechszehntheile gilt.

Punktation (v. Lat.), der Entwurf zu einem schriftlichen Vertrag, der dessen Hauptpunkte enthält, aber bis zur Unterschrift ohne Rechtskraft ist.

Punktirkunst, eine Art, Orakel zu geben, indem man gewisse Punkte, die man ohne besondere Absicht entwirft, in Figuren bringt, um daraus verborgene oder zukünftige Dinge zu erforschen. Die Araber machen diese Punkte mit einem Stabe in den Sand oder die Erde, weshalb diese Kunst auch Geomantie genannt wurde. Die Regeln der in den unteren Schichten des Volks, namentlich bei dem weiblichen Theile desselben noch jetzt beliebten P. finden sich in den sogenannten „Punktirbüchern", welche auf den Jahrmärkten feilgeboten werden. Eine aus dem Arabischen übersetzte P. erschien Leipzig 1785. Auch ist P. eine Manier der Kupferstecherkunst.

Punktirte Manier, bei Miniaturgemälden das Verfahren, wo die Farbe nur in neben einander gesetzten Punkten aufgetragen wird; s. Kupferstecherkunst.

Puno (Concepcion de P.), Hauptstadt eines Departements in der südamerikanischen Republik Peru, am Titicacasee, 12,832 Fuß über dem Meere, mit größtentheils steinernen Gebäuden, einem Gymnasium, schöner Kirche und 15—18,000 Einw. In der Nähe sehr reiche Silberminen, die aber nicht ausgebeutet werden.

Punsch, bekanntes, aus Wasser oder Theeaufguß, Arak oder Rum, einem sauren Saft (gewöhnlich Citronensaft) und Zucker bereitetes Getränk. Das Wort P. haben wir von den Engländern, eigentlich aber stammt es, wie das Getränk selbst, aus Indien her und soll von dem malabarischen Worte Panscha, fünf, abstammen, weil dieses Getränk aus 5 Ingredienzien (wenn man Thee und Wasser als 2 dergleichen rechnet) bereitet wird.

Punschessenz (Punschextrakt), eine Mischung, welche bloß mit der nöthigen Menge heißen Wassers oder Theeaufgusses verdünnt zu werden braucht, um sofort trinkbaren Punsch zu geben.

Punschir (Pundschir), beträchtlicher asiatischer Fluß in Afghanistan, Kabul, entspringt am Hindukusch und mündet in den Kabul.

Punta (span. u. ital.), Spitze, Vorgebirg, Erdzunge, in Zusammensetzungen sehr häufig gebraucht.

Punta, in Ungarn weiter Schafpelz mit Aermeln, das Fell nach innen gekehrt, die Nähte häufig mit eingenähten Figuren von buntem Leder &c. verziert. Bei starkem Regen wird der P. umgewandt, so daß das Rauhe nach außen kommt. Wegen seines praktischen Nutzens kam der P. auch in anderen Ländern in Gebrauch.

Pupienus, M. Clodius P. Maximus, römischer Kaiser, von niedriger Herkunft, zeichnete sich als Krieger aus, bekämpfte die Illyrier, Sarmaten und Germanen und erwarb sich durch Tapferkeit, Gerechtigkeit und Einsicht trotz seiner strengen Kriegszucht die Achtung und Liebe des Heeres. Er stand schon in vorgerücktem Alter, als zu Anfang des Jahres 238 v. Chr. der Senat ihn und Balbinus zu Gegenkaisern gegen Maximinus ernannte. Da er indeß als Stadtpräfekt dem Pöbel durch Strenge mißliebig geworden, so bezeigte sich dieser mit seiner Erhebung unzufrieden, während die von P. früher verwalteten Provinzen am Rhein darüber erfreut waren u. ihm, als dem mit dem Krieg gegen Maximin Beauftragten, Verstärkungen zusandten. Er ließ die Prätorianer zum Schutze der Stadt zurück und zog dem Feinde entgegen. Dieser ward indeß von seinen eigenen Soldaten ermordet, die darauf dem P. und dessen Kollegen huldigten. Von Ravenna begab sich P. darauf nach Aquileja zu dem Heere Maximins und entließ es, reichlich beschenkt, in die Quartiere. Darauf zog er im Triumph nach Rom, wo er den Senat durch Nachgiebigkeit, das Volk durch Festigkeit, Milde und gute Gesetze für sich gewann. Er wollte gegen die wieder unruhig gewordenen Perser ziehen, während Balbinus die Bekämpfung der Gothen und Karper auf sich nahm; aber die Prätorianer, von Anfang an unzufrieden mit den nicht von ihnen erhobenen Kaisern, überfielen diese, als das Volk bei den kapitolinischen Spielen versammelt war, in ihrem Palaste, schleppten sie in ihr Lager, tödteten sie aber unterwegs, als germanische Truppen den Kaisern zu Hülfe eilten, und riefen darauf den Gordianus zum Kaiser aus (238). P. und Balbinus hatten den Fall Maximins nur um 100 Tage überlebt.

Pupille (pupilla, die Sehe, oder das Sehloch), die bei den Menschen runde, bei einigen Thieren elliptische oder viereckige Oeffnung in der Regenbogenhaut des Auges, durch welche die Lichtstrahlen zur Krystalllinse gelangen, hat ihren Namen daher, weil Derjenige, der in diese Oeffnung bei einem Andern hineinsieht, sein eigenes Miniaturbild (pupula) wie in einem Spiegel erblickt. Sie erscheint am gesunden Auge bald größer, bald kleiner, je nach dem Stande, den die Regenbogenhaut gegen das Licht einnimmt. Im Dunkeln ist die P. groß, verkleinert sich aber durch Zusammenziehung der Regenbogenhaut um so mehr, je heller das Licht, dem sie ausgesetzt ist. Ist das Auge gegen den Lichtreiz unempfindlich, so behält die P. die Größe, die sie im Dunkeln hat. Ein Zusammenfallen der P. (subsidentia pupillae) erscheint zuweilen als Folge eines parasitischen Zustandes der Iris, gleich der Pupillenerweiterung, wiewohl ungleich seltener als diese. Die P. ist dabei unregelmäßig, häufig dreieckig; die Basis derselben steht nach oben, und im höchsten Grade stellt sie einen in die Länge gezogenen schmalen Spalt dar. Die Farbe der Regenbogenhaut ist verändert, ihr innerer Rand nach hinten umgestülpt; es sind Alterationen verschiedener Art im Auge vorhanden, und das Sehvermögen ist dadurch mehr oder weniger beeinträchtigt. Pupillenverengerung der Greise (Myosis senilis) zeigt uns das Bild derselben Krankheit im Entstehen mit den gleichzeitigen Veränderungen des Augapfels, welche das Alter herbeiführt. Nicht selten ist in Folge angeborener oder von Krankheiten herrührender Mißbildung die P. verschlossen und somit die Sehkraft beeinträchtigt. Diesem Uebelstand sucht man durch die künstliche Pupillenbildung (cori morphosis) abzuhelfen, wobei man einen Einschnitt in die Hornhaut macht und dann ein Stück aus der Regenbogenhaut herausschneidet. Diese prekäre Operation ward zuerst 1728 von dem englischen Wundarzt Cheselden ausgeführt, vervollkommnet ward sie namentlich von Wenzl, Schmidt, Scarpa, Bonzel und Langenbeck. Eine widernatürliche P. (pupilla praeternaturalis) ist eine solche, die durch irgend welche Veranlassung neben der regelmäßigen entsteht und dem Auge durch den zu starken Lichtreiz sehr nachtheilig und beschwerlich, bis jetzt aber noch nicht geheilt worden ist.

Pupillen (v. Lat.), Unmündige, die unter Vormundschaft stehen, Mündel, Pflegebefohlene; Pupillenkollegium, die Behörde, welche die Aufsicht über Vormundschaftssachen hat. Vgl. Vormundschaft.

Puppe, die im Kleinen nachgemachte körperliche Figur eines Menschen, meist als Spielzeug der Kinder, aber auch als Muster neuer Moden und zu andern Zwecken benutzt. Der Körper der P. (Puppenbalg) ist von einer weichen Masse (z. B. Wolle, Haaren, Werg, Sägespänen), mit Leinwand oder Leder überzogen, auch zuweilen von Holz und mit Gelenken (Gelenkpuppen,

Gliederpuppen und Drahtpuppen, wenn die Glieder sich durch Draht bewegen). Die Köpfe (Puppenköpfe), zuweilen auch die Arme und Füße, sind von Papiermaché und bilden einen bedeutenden Handelsartikel, wie die nur das Gesicht bedeckenden Puppenlarven. In der Entomologie heißt P. (Aurelia, Chrysalis) eine Verwandlungsstufe der Insekten (s. d.), besonders der Schmetterlinge (s. d.).

Puppenspiel, s. Marionetten.

Puppis, bei den Römern das Hintertheil des Schiffs, wo der Steuermann saß; daher in puppi sitzen, sprüchwörtlich s. v. a. Staatslenker seyn, und in prora et puppi, hinten und vorn, überall.

Purafe, in der indischen Mythologie der Urmann, der Gatte der Urfrau Prakriti (Parkuli), die sich beide nur von Früchten der Erde nährten u. die Urväter der 4 indischen Kasten: Brahman, Kschetria, Vaischia und Schudra, zeugten.

Purbach (Peurbach), Georg, ein seiner Zeit ausgezeichneter Mathematiker, geboren den 30. Mai 1423 in dem Städtchen Peurbach in Oesterreich ob der Ens, studirte zu Wien unter Johann von Gmünden, machte dann Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien, wo er zu Ferrara, Bologna und Padua astronomische Vorlesungen hielt, kehrte dann nach Wien zurück und erhielt hier die Professur der Mathematik und Astronomie. Er † daselbst den 8. April 1461. Er ist als der Wiederhersteller der Astronomie jener Zeit zu betrachten, gab der Trigonometrie eine neue Gestalt und führte das geometrische Viereck und den Gebrauch des Bleiloths ein. Auch entwarf er eine neue Sinustafel, die später von seinem berühmten Schüler und Freund Regiomontanus erweitert ward, verfertigte neue Planetentafeln mit aller für sein Zeitalter möglichen Sorgfalt und Genauigkeit, nahm ein neues Verzeichniß der Fixsterne auf und verbesserte die von Eudoxus begründete Theorie der Sphären. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Theoriae novae planetarum“ (oft gedruckt, zuletzt Köln 1581); „Sex priores libri systematis Almagesti“ (Venedig 1496, Nürnberg 1550); „Tabulae eclipsium super meridiano Viennensi“ (2. Auflage, Wien 1514 von Regiomontanus herausgegeben).

Purbeck, Halbinsel in der englischen Grafschaft Dorset, gewöhnlich als Insel bezeichnet, von unregelmäßiger Form, 12 englische Meilen lang und 7 Meilen breit. Der nördliche und westliche Theil, von dem östlichen Theil durch hohe Gebirge geschieden, enthalten viele Brüche von gesuchten Quadersandsteinen (Purbeckstones, Purbecksteinen), Eisenstein und Schiefer. Hier liegt der Borough Corfe Castle (750 Einwohner), das Dorf Swanwick (1000 Einwohner) 2c.

Pure (lat.), rein; ohne Einschränkung, ohne Bedingung, z. B. einen Wechsel p. acceptiren.

Purganzen (lat. purgantia, Purgirmittel), abführende Mittel (s. d.).

Purgatorium (lat.), s. v. a. Fegefeuer; im Rechtswesen Reinigungseid, der vom Richter zuerkannte Eid, welcher von derjenigen Partei geleistet wird, gegen welche durch andere Beweismittel kein halber Beweis geführt ist.

Purgirbeere, s. v. a. gemeiner Wegdorn, Rhamnus cathartica *L.*

Purgirkörner, s. v. a. Semen Ricini s. Ricini vulgaris, s. Ricinus.

Purgis, österreich.-siebenbürgisches Grenzgebirg zwischen der Walachei und dem talmatscher Filialstuhl, unweit der rothenthurmer Kontumaz.

Purificantia (lat., sc. remedia, Blutreinigungsmittel), Mittel, welche, aus dem Pflanzenreiche entnommen, meist von scharfer oder schärflicher Beschaffenheit sind u. mehre Sekretionen, namentlich die der Haut u. des Urins, gleichzeitig fördern u. deshalb bei dyskrasischen Leiden in der Form der sogenannten blutreinigenden Ptisanen, Tränke oder Thees angewandt zu werden pflegen. Mildere Mittel dieser Art sind: Radix graminis caricis, liquiritiae, astragali, oxylapathi, taraxici; schärfliche: Radix sassaparillae, chinae, bardanae, saponariae, Flores jaceae; scharfe: Chelidonium, Guajak, Seidelbast, Bittersüß u. a. m. Heilsam erweisen sich diese Mittel besonders bei Syphilis, herpetischer und lepröser Dyskrasie, einzelnen Skrophel- und Gichtformen, selbst bei gewissen rheumatischen und krebsigen Leiden.

Purifikation (v. Lat.), Reinigung, Läuterung; (Purificirung eines Urtheils) die Ausführung eines bedingten Urtheils durch die Erfüllung der beigefügten Bedingung, z. B. eines Eides, die Führung von Beweisen 2c. Daher Purifikationseid, s. v. a. Reinigungseid.

Purim, jüdisches Fest, s. Feste.

Puris, Indianervolk in den brasilianischen Provinzen Rio Janeiro, Espiritu Santo und besonders Minas Geraes, in mehre Stämme zerfallend, von mittlerer Größe, mit dickem und rundem Kopf, breitem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, kleinen schwarzen Augen, kurzer und breiter Nase, langem und schwarzem Haar. Sie gehen nackt oder mit einer Binde um die Hüften, bemalen sich Wangen, Brust und Arme, verschneiden sich das Kopf- und Barthaar und schmücken sich mit Fruchtkörnern und Thierzähnen oder mit Bändern. Sie nähren sich von Früchten und Thieren, fressen auch den im Kriege erlegten Feind, insbesondere den Weißen, treiben einigen Tauschhandel, führen als Waffen Bogen und Pfeile und wohnen in Hütten, welche mit Palmblättern bedeckt sind.

Purismus (v. Lat.), Streben nach Reinigung der Sprache von fremden Wörtern und Wortformen, die theils ohne Noth durch Sprachmengerei, theils aber auch aus Mangel an den Begriffen entsprechenden Bezeichnungen aus fremden Sprachen herübergenommen worden sind. Die Puristen oder Sprachfeger, wie sie sich selbst nannten, machten bald durch Uebertreibung die an sich lobenswerthe Sache lächerlich; denn einen komischen Eindruck konnte es nur machen, wenn die deutschen Puristen statt Fortepiano Schwachstarktastenkasten, statt Perücke Kahlkopfverlegenheitsabhelfer, statt Cigarre Glimmstengel, statt Tambour Fellraßler, statt Nase Gesichtserker gesprochen und geschrieben haben wollten.

Puritaner, die Gegner der englischen Hochkirche, welche das Evangelium von allen menschlichen Zuthaten befreit wissen wollten und sich deshalb bloß an die unverfälschte Reinheit (puritas, daher ihr Name) des in der Bibel niedergelegten göttlichen Wortes zu halten vorgaben. Der englische Puritanismus trat bald in Verbindung

mit dem schottischen Presbyterianismus. Während aber in Schottland der Krieg gegen die Krone den Sieg der freien Kirche herbeiführte, wurden in England durch die immer größer werdende Bedrückung seit 1620 viele P. zur Auswanderung genöthigt, und noch jetzt werden die frommen, „pilgernden Väter" als die Gründer von Neuengland in Nordamerika verehrt. Unter Jakobs Sohn, Karl I., nahmen die Verfolgungen der P. zu, durch ein Auswanderungsverbot ward jedoch nur ihre Ausbreitung im Lande befördert, aber kein Zwangsmittel konnte ihre religiöse Begeisterung unterdrücken; die vertriebenen Geistlichen predigten in Wäldern und an verborgenen Orten, und das Volk hing ihnen, die für ihre Ueberzeugung Märtyrer wurden, nur um so fester an. Diese puritanische Opposition, welche besonders unter dem Bürgerstand in Schottland und England Anhänger zählte, trug wesentlich zum Sieg der Revolution unter Karl I. bei. Das von den P.n verfochtene Princip der Selbstregierung in der Religion führte aber mit logischer Konsequenz zu dem der Selbstregierung auch in der Politik. Schon die Presbyterianer waren der republikanischen Staatsform zugethan, weit mehr aber noch die Independenten (s. d.). Auf diese demokratische Partei stützte sich Oliver Cromwell (s. d.), und mit ihren frommen, begeisterten Schaaren gewann er die Schlacht bei Maston Morr. Noch radikaler als die Independenten waren aber die Levellers (d. h. Gleichmacher), die alle und jede Autorität in kirchlichen und politischen Fragen verwarfen u. eine vollständige Gleichheit auch des Eigenthums anzubahnen suchten. Die gemäßigteren P., deren Streben auf Herstellung einer Presbyterialverfassung gerichtet war, fallen mit den Presbyterianern (s. d.) zusammen. Spätere Phasen des Puritanismus bilden verschiedene Sekten, besonders die Gesellschaft der Freunde, die sogenannten Quäker (s. d.). Vgl. Presbyterianer.

Purkinje, Johannes Evangelista, einer der bedeutendsten Physiologen der Gegenwart, den 17. December 1787 zu Libochowitz bei Leitmeritz in Böhmen geboren, in der Piaristenschule zu Nikolsburg in Mähren erzogen, war erst Lehrer zu Altwasser und Straßnitz in Mähren und zu Leitomischl in Böhmen, verließ jedoch den Orden, um in Prag Medicin zu studiren, ward 1819 Doktor derselben und Assistent der Anatomie und Physiologie in Prag, von wo er 1823 als ordentlicher Professor der Physiologie und Pathologie nach Breslau ging. Im Jahre 1849 kehrte er als Professor der Physiologie nach Prag zurück. Er schrieb: „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne" (Berlin 1823—26, 2 Bde.); „Symbolae ad ovi avium historiam, ante incubationem" (Leipzig 1830); „De cellulis antherarum fibrosis" (Breslau 1830, Preisschrift); „De phaenomeno motus vibratorii in membranis" (daselbst 1835) u. A. m. Neben seinen eigentlichen Fachstudien treibt P. auch slavische Sprachstudien, wie er eine Reihe hierher gehöriger Aufsätze in böhmischen und polnischen Zeitschriften veröffentlichte und unter Anderem auch eine gelungene böhmische Uebersetzung von Schillers lyrischen Gedichten erscheinen ließ (Breslau 1841, 2 Thle.).

Purmerend (Purmerende), Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, Bezirk Hoorn, nördlich von Amsterdam, mitten in entwässerten Sümpfen, am Nordkanal, hat Vieh- und Käsemärkte u. 2650 Einwohner. Die Stadt liegt am Ende des Polders Purmer, der 2981 (nach Andern 8000) Morgen Areal hat.

Purneah, Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft u. Provinz Bengalen, nordwestlich von Murschedabad, hat 10 Moscheen, 5 Pagoden, Zucker- und Indigobau und 40,000 Einwohner.

Purpur (lat. purpura), vielgenannte, aber mannichfach abgestufte und nüancirte Prachtfarbe des Alterthums, deren Erfindung und Anwendung in die ältesten Zeiten zurückreicht. Doch war der P. an den Prachtgewändern der alten asiatischen Herrscher in den vorchristlichen Jahrhunderten jedenfalls ganz anderer Art, als der zur Zeit der römischen Kaiser gebrauchte. Der Kaiser Aurelianus erhielt vom persischen Könige einen Purpurmantel zum Geschenk, welcher eine solche Farbenpracht zeigte, daß jeder andere P., selbst der des kaiserlichen Gewandes, dagegen fahl erschien. Aurelianus und nach ihm Probus und Diocletianus sandten deshalb Purpurfärber nach Asien, um die Heimath jenes ausgezeichneten P.s ausfindig zu machen; allein nirgends entdeckte man P. von solcher Beschaffenheit. Was die Bereitung der natürlichen Purpurfarbe anlangt, so nahm man dazu zwei Arten von Konchylien, die Trompeterschnecke (Murex, Buccinum) und die Purpurschnecke (Pelagia purpura). Nach den Angaben des Aristoteles sollen diese Thiere den Purpursaft in der Mitte zwischen der Leber und dem Halse enthalten; Cuvier hat ihn jedoch nur in den Mandelrändern gefunden. Der Purpursaft von der Trompetermuschel spielte ins Scharlachrothe, gewährte jedoch für sich allein keine Haltbarkeit, weshalb er mit dem ächten P., den man von der eigentlichen Purpurschnecke gewann, vermischt ward. Der Saft der genannten Schnecke hatte nämlich vier Farben: schwarz, blauschwarz, violet und roth, also zwei Grundfarben, schwarz und roth, mit ihren Uebergängen. Die Purpurschnecken mit schwarzem Safte gehörten den nördlichen, die mit rothem Safte den südlichen Gegenden an. Außer dem eigentlichen ächten P., der nur aus dem Safte der Purpurschnecke bereitet ward, und dem aus der Trompetermuschel gewonnenen gab es noch einen andern P., den man aus anderen Konchylien mit Zusätzen mancherlei Art, selbst mit Hinzumischung von Kräutersäften, anfertigte. Dies war die künstliche Purpurfarbe, die wieder violeter, Janthin-, Amethyst- oder Hyacinthpurpur seyn konnte. Der letztere, eine Mischung aus schwarzer Purpurfarbe und aus dem Safte der Trompetermuschel, war zur Zeit des älteren Plinius der beliebteste. Zu den künstlichen Purpurfarben gehörte ferner der tyrische doppelt gefärbte und der lakonische P. Der tyrische oder Janthinpurpur ward von den spätern Römern mit Blatta (blattia, blattela, blatteus) bezeichnet. Tyrus war zur Zeit Konstantins des Großen gleichsam kaiserliche Purpurfabrik. Als Species des P.s werden folgende namhaft gemacht: das Tyrianthin, eine der kostbarsten; der tyrische Konchylienpurpur, welche wieder in 3 Arten zerfiel: Heliotrop-, Malven- und Herbstviolenpur-

pur, u. der Hyginpurpur, aus Coccum u. tyrischem P., ein Doppelroth. Unter den mit P. gefärbten Stoffen steht Wolle obenan; daneben und später färbte man auch Seide, Leinwand, Byssus, und zwar wurden die zu färbenden Stoffe stets in rohem Zustande gefärbt und erst nach erhaltener Farbe gesponnen und gewebt. Die purpurgefärbten Wollenstoffe wurden von den Phöniciern in Spanien mit Silber aufgewogen. Auch in Rom war der P. sehr theuer; noch zu Augustus' Zeit kostete ein Pfund Purpurstoff 100 Denare, und der tyrische sogar das Zehnfache. Die bedeutendsten Purpurfärbereien lagen am Meere oder in der Nähe desselben, des Muschelfanges wegen, so zu Tyrus, Cos, Amyclä, Salona in Dalmatien, Tarentum, Ancona, Hydruntum, Syrakus 2c. Doch befanden sich mitunter auch im Binnenlande Purpurfärbereien, z. B. zu This in Oberägypten. Der Purpurhandel ward bald ein bedeutendes Geschäft; da aber die römischen Kaiser den P. als Abzeichen ihrer Würde für sich allein zu behaupten suchten, so ward von Rom aus der Purpurhandel verboten. Schon J. Cäsar hatte, um übermäßigem Luxus entgegenzuwirken, den Gebrauch der Purpurstoffe beschränkt. Nero verbot ihn aber ganz und gar, und unter den folgenden Kaisern ward dies Verbot bald geschärft, bald gemildert. Das Wohlgefallen an dieser Farbe beruhte ganz besonders auf dem schillernden und glänzenden Farbenspiele derselben. Zugleich war die ächte Purpurfarbe von unvergänglicher Dauer. Ganz aus Purpurstoff gearbeitete Gewänder und Mäntel waren immer etwas sehr Kostbares und meist nur im Besitz der Machthaber und Großen. Da die Herrscher in den griechischen Staaten, die sogenannten Tyrannen, den P. zu tragen pflegten, so nannte man sie Purpurträger. Auch die attischen Archonten trugen Purpurmäntel. Auch wurden Decken, Teppiche, Kissen, besonders bei den Römern, theils ganz aus Purpurstoffen gemacht, theils wenigstens damit besetzt. Als Purpurbesatz ist besonders der **Clavis latus** u. **angustus** an der römischen Prätexta (s. d.) bekannt. Die triumphirenden Feldherren trugen wohl auch eine Purpurtoga. Die römischen Matronen bedienten sich der Purpurstoffe schon zu Cato's Zeit. Die Kaiser trugen Purpurmäntel oder ganz aus Purpurstoff bestehende Togen, welche außerdem noch mit Gold gestickt und durchwirkt waren. Seitdem spätere Kaiser in Betreff des Verbots des Gebrauchs von Purpurstoffen wieder nachsichtiger geworden, trug man auch purpurfarbige Schuhe, Kothurne 2c. Auch bereitete man Dinte aus P., deren sich vornehmlich die byzantinischen Kaiser zur Unterschrift von Dekreten, Diplomen 2c. bedienten. Vgl. W. A. Schmidt, Abhandlung über den P. des Alterthums (in dessen „Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums", Th. 1, Berlin 1843).

Purpurariae Insulae, Inseln vor der Westküste von Libyen, vermuthlich vor der an Purpurschnecken so reichen Küste Gätuliens gelegen; nach Mannert jetzt Madeira, nach Lelewel St. Clara, Lancerota, Graciosa und Allegranza.

Purpura rosea (lat.), Rosenfleckfieber; s. Petechien.

Purpurinseln, s. v. a. Kanarische Inseln.

Purpurmantel, Mantel von purpurrothem Stoffe, Auszeichnung der Fürsten, Kardinäle und anderer sehr hohen Personen; vgl. Purpur.

Purpurschnecke, s. Schnecken.

Purus (Puru, Cuchivara), ansehnlicher Fluß in Peru und Brasilien (Provinz Rio Negro), fließt von Südwesten nach Nordosten und mündet in den Marañon. An ihm wohnen die Purupurusindianer.

Pus (lat.), s. Eiter.

Puschkin, Alexander Sergejewitsch, Graf Mussin-P., der berühmteste unter den neueren russischen Dichtern, den 26. Mai 1799 zu Petersburg von altadeligen Aeltern geboren, stammte mütterlicher Seits von dem Mohren Hannibal, der erst Sklave, dann Großadmiral Peters des Großen war. Im Museum zu Zarskoe-Selo gebildet, ließ er in einem Alter von kaum 13 Jahren sein erstes Gedicht „Erinnerungen an Zarskoe-Selo" erscheinen, das aber in sofern für ihn nachtheilig war, als das ungemessene Lob, welches diesem Versuch zu Theil ward, ihn von ernsteren Studien abzog. Im Jahre 1817 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, beschäftigte er sich in Petersburg mit Geschichte und klassischer Literatur, besonders aber mit dem Studium der Werke Byrons, die von großem Einfluß auf die Entwickelung seines Dichtergenius wurden. Eine zu feurige Ode an die Freiheit zog ihm die Ungnade des Kaisers zu u. bewirkte 1820 seine Versetzung zur Kanzlei der Statthalterschaft zu Bessarabien, von wo er später als Attaché zu dem Grafen Woronzow, Statthalter von Odessa, kam. Damals trat er mit seinen größeren Gedichten hervor: „Rußlau u. Ljudmilla", Mährchendichtung in 6 Gesängen (Petersb. 1820), worin er die alte Heldenzeit Rußlands in Kiew verherrlicht; „Der Gefangene am Kaukasus" (das. 1823, deutsch von Wulfert, das. 1824), welches die Lebensweise der kaukasischen Volksstämme schildert; „Die Quelle von Baktschisarai oder die Thränenquelle" (Moskau 1824), P.s gelungenstes Gedicht; der versificirte Roman „Eugeni Onegin" (das. 1825), welcher als treuester Spiegel des russischen Lebens allenthalben im Reiche die günstigste Aufnahme fand. Kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ward er nach Moskau berufen und zu neuer dichterischer Produktion ermuntert. Er trat 1826 wieder bei dem ausländischen Kollegium in Dienst und lebte bis 1831 bald in Moskau, bald in Petersburg. Während dieser Zeit veröffentlichte er unter Anderem: „Die Zigeuner", „Die Räuberbrüder", „Graf Nulin", „Poltawa", „Angelo", „Das Häuschen in Kolomna", prosaische Novellen (unter dem Pseudonym Iwan Belkin), mehre kleinere Gedichte und die dramatische Dichtung „Boris Godunow" (Petersburg 1831), ein vaterländisches Sittengemälde, ausgezeichnet durch lebensvolle Darstellung und trefflichen Dialog. Im Jahre 1831 siedelte P. ganz nach Petersburg über und begann hier die Ausarbeitung einer „Geschichte Peters des Großen". Außerdem gab er als Frucht seiner Studien über russische Geschichte heraus die „Geschichte der Verschwörung Pugatschews" (Petersburg 1834; deutsch, Stuttg. 1840). Eine Novelle von ihm, „Pique Dame", erschien in der „Lesebibliothek" (1833), seine „Kapitänstochter" (deutsch in Wolfsohns „Rußlands Novellendichter", Bd. 1,

Leipzig 1848) im „Sowremennik", einem von ihm seit 1836 herausgegebenen Journal. Noch sind von seinen zahlreichen Produkten zu nennen: „Reise nach Arserum", dramatische Scenen aus „Faust", „Der Schmaus in den Zeiten der Pest", „Mozart u. Salieri," „Der geizige Ritter" u. A. m. P. † den 10. Februar an schwerer Verwundung in einem Duell, welches er mit einem Attaché der französischen Gesandtschaft, Namens Dantes, der seiner schönen Gattin den Hof gemacht, bestanden hatte. P. ist der Schöpfer der neuern romantischen Dichtersprache Rußlands u. noch heute der Liebling seines Volks, dessen Sänger er war. Die Seele des Volks war es, die er in seinen Gedichten wiedergab, poetisch verklärt durch die Gabe reicher Erfindung, eine mächtige Phantasie und eine hinreißende Sprache, die kein anderer russischer Dichter erreicht, geschweige übertroffen hat. Auch in seinen Novellen ist, wie in allen seinen Dichtungen, das volksthümliche Element vorherrschend. Auch um die Auffindung alter Handschriften hat sich P. sehr verdient gemacht, wie er denn unter Anderem das Lied vom Heerzuge Igors ans Tageslicht zog. Eine Gesammtausgabe seiner Werke mit Biographie lieferte Annenkow, eine deutsche Uebersetzung seiner Gedichte Lippert (Leipzig 1840, 2 Bde.); Einiges übertrug auch Bodenstedt in „Kaslow, P. u. Lermontow" (das. 1843); mehre Novellen bearbeiteten Tröbst und Sabinin für Deutsche (Jena 1840—47, 2 Bdchn.).

Puschmann, Adam, Meistersänger, wanderte lange als Schuhmacher und arbeitete auch bei Hans Sachs in Nürnberg, wurde später Kantor in Görlitz. Um 1580 befand er sich in Breslau, wo sich auf seinen Betrieb einige Jahre darauf eine Meistersängerschule nach Art der zu Nürnberg bildete. Die Maria-Magdalenenbibliothek und die St.-Bernhardinbibliothek zu Breslau besitzen zwei Manuskripte von ihm, beide das Schauspiel „Jakob und Joseph" und 5 Gesänge seiner Komposition enthaltend, die in den Zwischenakten gesungen werden sollten. Wichtiger ist seine „Tabulatur des Meistergesanges" (1571, 3. Aufl. 1574).

Pusey, Edward Bouverin, berühmter englischer Theolog und Gründer einer dem römischen Katholicismus zuneigenden Richtung in der engl. Hochkirche, des nach ihm benannten Puseyismus, 1800 aus einer altadeligen englischen Familie geboren, Kanonikus des Christchurchcollege und Professor der hebräischen Sprache an der Universität Oxford. Unbefriedigt von der Stabilität der englischen Hochkirche, war P. früher den deutsch-protestantischen Ansichten zugethan gewesen und war in einem Werke, das er nach einer Reise in Deutschland veröffentlichte, so weit gegangen, daß er sich gegen alle kirchlichen Ceremonien erklärt und Taufstein, Kanzel, Beichtstuhl und Kommuniontisch die vier stummen Götzenbilder der Kirche genannt hatte. Später bekehrte er sich und gerieth, besonders durch seinen Freund, Professor Newman, getrieben, in das entgegengesetzte Extrem, das ihn hart an die Grenzen des römischen Katholicismus führte. Die nächste äußere Veranlassung zur Entstehung des Puseyismus gab eine Versammlung mehrer Mitglieder der Universität Oxford, die gegen Ende 1833 zu Oxford zu gemeinsamer Besprechung über kirchliche Verhältnisse gehalten wurde und auf welcher man über gewisse Grundsätze und über ein bestimmtes Verfahren zur Wiederbelebung der erstarrten Formen der Hochkirche überein kam. Man benutzte nicht nur Zeitungen zu Verbreitung der neu gewonnenen Ansichten, z. B. „British Magazine", „Quarterly Review", „Dublin Review", sondern gab auch seit 1833 eine Anzahl selbstständiger Schriften heraus, die sogenannten „Tracts for the times" (d. h. zeitgemäße Traktate), numerirte, die kirchliche Gegenwart behandelnde Aufsätze, von P. und seinen Amts- und Geistesgenossen Palmer, Newman, Oakley, Ward, Bowdin, Thomdike, Kebe, Perceval u. A. verfaßt, oder aus Abdrücken von allgemein anerkannten Urkunden der Kirche, oder auch Auszügen und Bearbeitungen von ältern theologischen Schriften bestehend. Diese Traktate waren bis 1841 auf 90 gestiegen, als die Fortsetzung untersagt wurde. Die Veranlassung zu dieser Maßregel gab der 90. Traktat: „Remarks on certain passages of the thirtynine articles", von Newman verfaßt. Die Hinneigung zum Katholicismus, die in der Reihenfolge der Traktate stets deutlicher sich ausgesprochen hatte, war hier so weit gediehen, daß Newman das Fegefeuer, den Ablaß, die Bilderverehrung, die Autorität des Papstes, die Anrufung der Heiligen und die Ehelosigkeit der Geistlichen anempfahl. Anhang fand die Schule zunächst unter den Studenten in Oxford. Das Volk suchte man dadurch zu gewinnen, daß man, um die Ständegleichheit in der Kirche herzustellen, die Abschaffung geschlossener Stühle vorschlug und die Heiligentage wieder eingeführt wissen wollte, damit die arbeitende Klasse mehr Ruhe und Muße bekäme. P. selbst wurde bald darauf als Ketzer zur Anzeige gebracht und vor den sogenannten Board of Heresey gestellt, eine Art Ketzergericht, aus sechs Doktoren der Theologie bestehend, welches die altehrwürdige Universität Oxford nebst andern Reliquien aus dem Mittelalter bewahrt hatte. Den Stoff zu der Anklage gab zunächst eine Predigt, in der P. die Transsubstantiationslehre im römischen Sinne vertheidigt haben sollte. Das Gericht erkannte die Predigt als ketzerisch an, und P. wurde seiner Professur und des Predigtamtes auf zwei Jahre entsetzt. Seine Ansichten hatten inzwischen unter der katholischen Geistlichkeit die größte Verbreitung gefunden. Sie liefen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus. Er verlangte die Geltung der Tradition, erkannte dem Geistlichen allein die Befähigung zur Bibelerklärung zu und gab die Entstehung des Sektenwesens in England dem freien Bibellesen der Laien schuld. Außerdem verwarf er die Supremati der weltlichen Macht, wollte nicht die Predigt, sondern die Spendung der Sakramente und das Gebet der Geistlichen als die Hauptsache beim Gottesdienste angesehen wissen und verlangte die Herstellung der Messe, die Einführung der Kirchenbuße, der Fasten und der Ohrenbeichte. Auf diesen „wahren Kirchenprincipien" gingen die Puseyiten, die auch Traktarianer (Tractarians) genannt werden, noch weiter. Sie leugneten die Rechtfertigung durch den Glauben, indem sie lehrten: Rechtfertigung ist etwas Progressives; obgleich Alle im

Stande der Gnade sind, sind doch Einige in höherem Grade rechtschaffen, angenehm und wohlgefällig, d. h. haben mehr von dem über sie ausstrahlenden Gnadenlicht Gottes; denn die Rechtfertigung ist ein in uns durch den Geist, nicht ein für uns durch den Erlöser zu Stande gebrachtes Werk. In Bezug auf das Abendmahl behaupteten sie, daß zwar die Substanz von Brod und Wein bleibe, daß aber der wahre Leib und das wahre Blut alle Zeit im Sakrament sey, und daß Beides dem Vater als ein Versöhnungsopfer dargebracht werde. Nur dem „Common brayer book“ schrieben sie Autorität zu, das Buch der Homilien dagegen nahmen sie nicht als authentische Interpretation der 39 Artikel an; diese selbst wollten sie, als zu kurz und ungenau abgefaßt, im katholischen Sinne ergänzt wissen. In Bezug auf die Stellung der Puseyiten zum Papstthume offenbarten sich zwei Richtungen, deren eine, von P. selbst vertreten, nur eine neue Belebung des anglikanischen Kirchenthums bezweckte, während die andere, die besonders von Newman verfochten wurde, auf einen Uebertritt in Masse zum Katholicismus hinarbeitete. Beschleunigt wurde diese Spaltung durch die Verurtheilung eines Buchs von Ward vom „Ideal der Kirche“, in welchem der Verfasser die Rechtfertigung durch den Glauben eine „verdammliche, pestilenzialische, lutherische Ketzerei“ genannt hatte, durch die Universität Oxford. Nachdem Oakley, Ward, Wingfield u. A. vorausgegangen, legte im Oktober 1845 auch Newman, der bedeutendste Anhänger P.'s, das römische Bekenntniß ab und empfing im Juni 1846 die römische Priesterweihe. Man zählte Ende 1846 im Ganzen 70 hochkirchliche Protestanten, darunter 30 angesehene Geistliche und Professoren, welche übergetreten waren. Auch in den Schooß der Universität Cambridge fand die neue Richtung Eingang, und selbst unter den Bischöfen haben sich die verschiedensten Beurtheilungen des Puseyismus kund gegeben. Viele, unter ihnen der Bischof Philpotts von Exeter, der wenigstens die Einführung eines alterthümlichen Chorrocks versuchte, und der Bischof von Oxford selbst billigten die Lehren des Puseyismus, Andere verwarfen sie. Am weitesten ging in der letztern Beziehung der Bischof von Chester, der den Puseyismus geradezu für ein Werk des Satans erklärte, später aber von dieser Ansicht zurückgekommen seyn und im Sinne der neuen Lehre predigen soll. P. aber mit seinen nächsten Anhängern blieb in der äußern Gemeinschaft der Episkopalkirche und suchte sich in einem Schreiben an den Bischof von London vom Verdacht des Kryptokatholicismus zu reinigen. Trotz des sich offen kundgebenden Widerwillens der Nation gegen alle romanisirenden Tendenzen blieben die Puseyiten ihrer Richtung treu. Der Bischof Philpotts errichtete in seiner Diöcese ein förmliches Nonnenkloster, verfolgte andersdenkende Geistliche und ließ sich weder durch die Einsprache des Primas, noch durch eine Sentenz des geheimen Raths in seinen katholisirenden Bestrebungen irre machen. Auch mehre angesehene Staatsmänner, wie Gladstone, Herbert und der Herzog von Newcastle, zeigten sich dem Puseyismus geneigt, dessen Anhänger ihre Bestrebungen jetzt vornehmlich auf Wiederbelebung der Konvokation (s. d.) als ersten Schritt zur Befreiung der Kirche von den Fesseln der weltlichen Macht richteten. Wirklich ward auch die Konvokation 1852 nicht sofort vertagt, sondern schritt, zum ersten Male seit 1717, zu Verhandlungen. Eine große Wichtigkeit kann man dem Puseyismus nicht absprechen. Wäre er auch nichts als ein Gährungsstoff, in die stagnirende anglikanische Kirche geworfen, so würde er schon als solcher bedeutsam seyn. In der That ergab sich seit seinem Erscheinen ein Bedürfniß, die anglikanische Kirche von den vielen römischen Bestandtheilen zu reinigen, und der Kampf dieses Princips mit dem gerade entgegengesetzten Puseyismus wird voraussichtlich zu einem Schisma führen, in dem die jetzige bischöfliche Kirche den Untergang finden dürfte. Das Hauptorgan der Puseyiten ist jetzt „The christian remembrancer“.

Pusillanimität (v. Lat.), Kleinmüthigkeit.

Pusillus (lat.), in der Botanik klein, winzig, s. v. a. Pumilus.

Pusteln (v. lat. pustula), Blattern, besondere Hautausschlagsform, größere, rundliche Erhabenheiten der Haut, welche an ihrem Grunde eine Entzündungshärte haben, in dem oberen Theile aber aus der von der harten entzündeten Stelle losgetrennten Epidermis, die mit einer meist eiterartigen Flüssigkeit gefüllt ist, bestehen. Pustel nennen Manche auch die mit einer eiterartigen Flüssigkeit gefüllte Blase.

Pußten (Prädien), in der ungarischen Tiefebene, namentlich an der Theiß, weite, baumlose Viehtriften und Heidestrecken, in welchen dürre Sandwüsten mit fruchtbaren Stellen, wo der Weizen 20fältigen Ertrag gibt, wechseln. Es finden sich darin wenig Dörfer, wohl aber zahlreiche Meiereien, Wohn- und Wirthschaftsgebäude, worin Beamte und Diener der Gutsherrschaften, hier und da auch die Besitzer selbst wohnen. Bei der endlosen Ausdehnung dieser Steppen verschwinden aber diese Niederlassungen gleichsam, so daß diese Gegenden den Anschein des Unbewohntseyns tragen. Im Sommer herrscht daselbst brennende Hitze, im Winter strenge Kälte. Furchtbare Orkane sind eine häufige Erscheinung, daneben merkwürdige Naturphänomene, namentlich die Fata Morgana. Die P. sind der Tummelplatz zahlreicher Heerden, welche das ganze Jahr hindurch hier ausdauern. Die Hirten theilen sich je nach der Gattung des von ihnen gehüteten Viehs in viele Kasten; am tiefsten steht der Schweinehirt (Kanász); dann kommt der Hornviehhirt (Csordás, Gulyás), an den sich der Schafhirt (Juhász) reiht; der Gebieter und zugleich der ächte Sohn der P. ist aber der kühne Rossebändiger und der noch kühnere Roßdieb (Csikós). Einzeln stehende Schenken (Csárda) bilden den Sammelplatz dieser Hirten. Sie haben scharf markirte Züge, schwarze funkelnde Augen im sonneverbrannten Gesicht und fetttriefende Haare. Auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung stehend, tragen sie doch ein Feuer und eine Begeisterung in sich, welche sie befähigten, in der Revolution von 1848 u. 1849 eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie waren die besten Truppen der Insurrektion und, mit der Natur ihres Landes aufs Genaueste bekannt, fast unbesiegbar.

Pusterthal, Gebirgsthal im östlichen Tyrol,

eins der interessantesten des Landes, zieht sich in einer Länge von 14 Meilen von Mühlbach an der Rienz, einem Zufluß der Eisack, in östlicher Hauptrichtung über die mühlbacher Klause, St.-Lorenzen, Bruneck, Welsberg nach dem toblacher Felde, einer Hochebene von 3900 F. Höhe über dem Meere, die, ohne hervortretendes Querjoch, die Wasserscheide zwischen der Rienz und der Drau bildet, weshalb auch das Thal der Drau, soweit es zu Tyrol gehört, zum P. gerechnet wird. In diesem Theile des Thals liegen der Marktflecken Innichen (ital. Candido), 3200 Fuß hoch, mit besuchtem Bade, Sillian mit 650 Einw. und einem Sauerbrunnen u. die lienzer Klause. Hinter diesen beginnt eine der großartigsten Gegenden Tyrols, in deren Mitte, an der Vereinigung der Isel und Drau, die Stadt Lienz (s. d.) liegt. Das P. verzweigt sich in mehre Seitenthäler. Von Innichen aus gelangt man in das Ambezzo- oder Heidenthal, durch welches eine herrliche Kunststraße über Cortina nach Venedig führt; bei St.-Lorenzen öffnet sich das Ennebergerthal, an dessen Seiten weiße Dolomitfelsen in den seltsamsten Gestalten emporstarren. Das P. war, weil es einen bequemen Uebergang aus dem alten Noricum in das Herz der rhätischen Alpen darbot, schon von den Römern mit einer Straße versehen worden, wie auch von römischen Niederlassungen noch zahlreiche Alterthümer zeugen. Als Ende des 6. Jahrhunderts Slavenschaaren verheerend über das Thal „Pußrissa" hergefallen waren, schlug sie 609 ein Bayernherzog auf dem toblacher Felde aufs Haupt, und seitdem scheint der andraser Bach, 4 Stunden oberhalb Lienz, die Grenze der slavischen Bevölkerung gebildet zu haben. Im späteren Mittelalter siedelte sich ein zahlreicher Adel hier an, daher die vielen Edelsitze. Das P. gab früher einem der 7 Kreise mit dem Hauptorte Bruneck den Namen; seit 1849 bildet es mit dem ehemaligen botzener Kreis u. dem oberinnthaler Gerichtsbezirk Glurns den brixener Kreis. Es ist im Ganzen schwach bevölkert u. zählt verhältnißmäßig wenig Ortschaften. Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. Im April 1809 erhoben sich die Pusterthaler zuerst für die Unabhängigkeit des tyroler Landes.

Pustkuchen-Glanzow, Johann Friedrich Wilhelm, bekannter Schriftsteller, 1793 zu Detmold geboren, studirte Theologie, privatisirte zu Leipzig, Elberfeld und an anderen Orten, ward dann Prediger zu Haminkeln bei Wesel, 1820 zu Lieme bei Lemgo, 1830 zu Wiebelskirchen bei Altweiler u. † den 2. Januar 1834. Von seinen zahlreichen Schriften wurden am bekanntesten „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (Quedlinburg 1821, 3 Bde.), eine ziemlich treu im Tone Göthe's gehaltene Fortsetzung des göthe'schen Werks, worin Göthe einer scharfen Kritik unterworfen wurde.

Putativ (v. Lat.), vermeintlich. Eine putative Ehe ist eine solche, bei deren Eingehung beide Ehegatten nicht wußten, daß ein gesetzliches Hinderniß derselben entgegenstand. Sie gilt bis zur Trennung als gesetzlich, und die in ihr erzeugten Kinder stehen den ehelichen gleich.

Putbus, Herrschaft des Fürsten von Malte-Putbus in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, auf der Insel Rügen, umfaßt mit der 1816 erkauften Herrschaft Spyker 45 Dörfer, 55 Güter, 4 Meiereien und viele andere Etablissements, zusammen 6 □M. mit 15,000 Einw. Das fürstliche Schloß enthält vaterländische (rügensche) Alterthümer, etrurische, in Herculanum und Pompeji aufgefundene Vasen, Gemälde von italienischen, deutschen und niederländischen Meistern, 3 treffliche, aus carrarischem Marmor von Thorwaldsen gearbeitete Bildsäulen &c. Bei dem Schlosse ist in der neueren Zeit der freundliche gleichnamige Flecken mit hübschen Häusern entstanden, worunter sich vorzüglich das gräflich hahnsche Hotel zur Aufnahme von Badegästen und Reisenden und das Haus der Baronesse Lauterbach auszeichnen. Von P., das 550 Einwohner und ein 1835 vom Fürsten gegründetes Pädagogium hat, führt eine schöne Allee nach der $^1/_2$ Stunde davon entfernten, am Fuße der waldigen Goore und dicht am Strande der Ostsee gelegenen Seebadeanstalt Friedrich-Wilhelms-Bad, auch Neuendorf genannt, mit einem geschmackvollen Badehause, dessen Façade auf Säulen ruht und so einen 170 Fuß langen bedeckten Gang bildet. Dieses, erst in neueren Zeiten entstandene Seebad wird stark besucht. Natur und Kunst haben sich vereinigt, um P. u. seine Umgebungen zu einem reizenden Aufenthalte zu schaffen. Die Fürsten und Grafen von P. sind eine Nebenlinie der alten Fürsten auf der Insel Rügen. Ihr Ahnherr ist Borande, der 1249 das Schloß Podebusk oder P., nach dem er sich nannte, nebst 15 Dörfern, die Insel Jasmund und andere Ländereien erhielt. Seine Nachkommen theilten sich 1483 in die dänische und die rügische Linie. Letztere erlosch 1704; die erstere wurde 1727 in den deutschen und 1731 in den schwedischen Reichsgrafenstand erhoben und erhielt 1787 das erbliche Landmarschallamt in Vorpommern und auf Rügen. Im Jahre 1807 wurden Graf Wilhelm Malte von P. und dessen männliche Nachkommen unter dem Namen Malte in den schwedischen Fürstenstand erhoben, welche Würde der König von Preußen, an den Schwedisch-Pommern 1815 gefallen, nicht nur bestätigte, sondern auch damit den Titel Durchlaucht und später eine Virilstimme im ersten Stände- und den Vorsitz auf dem Provinziallandtage von Neuvorpommern verband.

Puteal (Puteale), in Rom eine vom Blitz getroffene Stelle, welche, weil das Einschlagen des Blitzes als Prodigium (s. d.) galt und nicht betreten werden durfte, mit einer Mauer umgeben und mit einem Altar versehen ward. Es gab zu Rom zwei als P. bezeichnete Plätze, beide auf dem Forum, das P. Libonis u. das P. Navianum. In der Nähe des ersteren wurden Geldgeschäfte abgemacht, u. es saß daselbst auch der Prätor zu Gericht. Auch hieß P. das Wasserbehälter in dem Impluvium des Atrium, gewöhnlich von Stein, auch von Erz und nicht selten mit Reliefs geziert.

Puteanus, 1) Erycius, eigentlich Hendrik van der Putten, berühmter Alterthums- und Geschichtsforscher, geboren den 8. Nov. 1574 zu Venloo, ward zu Köln und Löwen gebildet, erhielt 1601 den Lehrstuhl der Beredsamkeit zu Mailand und 1606 die Professur der alten Literatur zu Löwen, wo er den 17. September 1646 †. Er schrieb: „Theatrum historicum imperatorum

austriacorum etc." (Brüssel 1642); „**Historia Insubricae libri VI**" (Löwen 1630, Leipzig 1678, auch unter dem Titel: „**Historia barbarica**", Antwerpen 1634). Viele seiner antiquarischen Untersuchungen finden sich in den Thesauren von Gronov und Grävius gesammelt.

2) Peter, eigentlich Pierre de Puy, Geschichtsforscher und Rechtskundiger, den 27. November 1582 zu Aachen geboren, Bibliothekar zu Paris, wo er den 16. Dec. 1651 †. Berühmt sind seine „Traités des droits et libertés de l'église gallicane" (Paris 1693, 3 Bde.). Vgl. Rigaltius, Vita Puteani, Paris 1672.

Puteaux, Dorf im franz. Depart. Seine, Bezirk St. Denis, links an der Seine, westlich von Paris, Station und Uebergang der Eisenbahn von Paris nach Versailles, mit Flußhafen für Holz, Kohlen, Wein, Kattundruckerei, Baumwollfärberei u. Farbenfabrikation aus dem Farbeholze u. 2900 Einw.

Puteoli, berühmte, durch die Kumäer 521 v. Chr. auf einer Landspitze an der Ostseite des Sinus Puteolanus (des jetzigen Meerbusens von Neapel) unter dem Namen Dicäarchia gegründete Seestadt in Kampanien, die, schon im zweiten punischen Kriege von den Römern besetzt, von diesen entweder wegen ihrer vielen Brunnen, oder des unangenehmen Geruches, welchen die vielen Mineralquellen der Umgegend verursachten, den Namen P. erhielt. Als blühende Handelsstadt verdankte sie ihren Wohlstand hauptsächlich ihrem guten Hafen, der durch einen weit in die See hineinreichenden, von der berühmten Mineralerde der nahen Hügel (Puzzolanerde) erbauten Damm, von dem noch 17 Pfeiler aus der See hervorragen, geschützt war und dem ganzen alexandrinischen, sowie einem Theil des spanischen Handels als Stapelplatz diente. Die Stadt ward später römische Kolonie, nachdem sie schon 195 v. Chr. die ersten Kolonisten erhalten hatte. Im Jahre 410 n. Chr. von Alarich, 455 von Geiserich und 90 Jahre später von Totilas verwüstet, ward sie stets wieder hergestellt. In ihrer Nähe besaß Cicero ein Landgut (Puteolanum) und Lucullus eine prächtige Villa. Jetzt Pozzuoli.

Puter, s. Truthahn.

Puticulae (Puticuli, Putiluculi), in Rom der zur Aufnahme der Leichen der Armen u. Sklaven bestimmte, am Esquilinus gelegene Platz, wo die Leichen ohne alle Bestattung verbrannt, oder eingescharrt, auch wohl nur hingeworfen wurden.

Putignano, Flecken in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Bari, mit Baumwoll- und Wollweberei u. 8300 Einw.

Putiwl, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Kursk, nordwestlich von Lebedin, rechts am Seim, hat eine alte Erdfestung, Gorodok genannt, 19 Kirchen (16 hölzerne), ein Kloster, 3 Armenhäuser, Handel mit Landesprodukten (sehr besuchte Märkte), Vitriolfabrikation, Salpetersiederei und 10,000 Einw.

Putlitz, Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu, namhafter deutscher Dichter der Gegenwart, geboren den 20. März 1821 zu Retzien in der Westpriegnitz, Sprößling eines alten kurmärkischen Geschlechts, empfing seine Vorbildung auf dem Domgymnasium zu Magdeburg und studirte in Berlin und Heidelberg die Rechte. Nachdem er seit 1836 einige Zeit bei der Regierung in Magdeburg gearbeitet, machte er eine Reise nach Italien und trat 1848 aus dem Staatsdienst aus. Seit 1853 mit der Gräfin Elisabeth von Königsmark vermählt, lebt er theils auf seinem Gute Retzien, theils in Berlin. Als Dichter gewann er besonders durch seinen lieblichen Mährchenstrauß „Was sich der Wald erzählt" (Berlin 1850, 15. Aufl. 1853), einen der gelungensten Versuche, die Natur poetisch zu beleben, einen geachteten Namen. Ein verwandtes Produkt ist „Vergißmeinnicht" (Berlin 1853), auch als erster Theil der „Arabesken" mit Illustrationen von Wilh. Camphausen (das. 1854) erschienen. Seine schon seit 1847 der Bühne übergebenen Lustspiele (Berlin 1850—52, 3 Bde.) brachen sich erst später Bahn, obwohl sie sich durch tieferen Gedankengehalt, gemüthreichen Humor und kecken Scherz auszeichnen. Besonders gelungen sind „Die blaue Schleife", „Badekuren" und „Der Salzdirektor", letzteres eine mit W. Alexis gemeinsam gelieferte treffliche politische Satyre. Im Schauspiel machte er einen glücklichen Versuch im „Testament des großen Kurfürsten" (1858). Für Flotow schrieb er die Operntexte „Indra" und „Rübezahl".

Putredo (lat.), Fäulniß.

Putrefaktion (v. Lat.), Fäulniß, besonders der Anfang derselben.

Putrescens (lat.), leicht faulend, besonders von den Hüten der Schwämme.

Putsch, ein Wort der züricher Mundart, welches einen unerwarteten, plötzlich entstehenden, aber rasch vorübergehenden Aufstandsversuch bezeichnet, kam zuerst in den züricher Bewegungen von 1839 auf und im Revolutionsjahr 1848 auch anderwärts in Aufnahme.

Puttelange (Putelange), Flecken im französischen Departement Mosel, Bezirk Sarreguemines, mit Gerberei, Leim-, Seidenhandschuh-, Leinwand-, Sammet- u. Plüschfabrik, Brauerei, Steinkohlen und 2500 Einw.

Putten, zur niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Briel, gehörige Insel, durch die Vornisse von der Insel Voorn getrennt; mit der Stadt Geervliet.

Puttlitz (Putlitz), Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Westpriegnitz, an der Stepenitz, mit Nebenzollamt, Post, Landwirthschaft und 1500 Einw.

Putomayo, Fluß in der südamerikan. Republik Ecuador, entspringt am Ostabhang der Anden, östlich von Pasto, fließt südöstlich, dringt in Brasilien ein, führt viel Gold mit und mündet bei San Antonio unter dem Namen Jea Paranna in den Marañon, links.

Putz, im Allgemeinen was zur Verzierung eines Gegenstandes dient, daher besonders die zur Verschönerung dienenden Kleidungsstücke; alle Zierrathen, Ornamente und Dekorationen, bei Werken der Malerei, Skulptur und Architektur alle verzierenden Bei- und Nebenwerke, z. B. Arabesken; in der Baukunst s. v. a. Bewurf.

Putzig (Pautzke, poln. Putki), Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Neustadt, an dem putziger Wieck (einem 7 Meilen langen, 4 Meilen breiten, durch die Halbinsel Hela gebildeten

Meerbusen der Ostsee) und am Einflusse der Putzig in die Ostsee, hat ein Schloß, Stadtgericht, Untersteueramt, Domänenamt, eine Post, 2 Kirchen, eine Synagoge, Eichorienfabrikation, Bierbrauerei, Fischerei, Schifffahrt, Holzhandel und 2160 Einw.

Puy, im südfranzösischen Hochlande der Auvergne u. der Cevennen gewöhnlicher Name der dort zahlreich sich findenden erloschenen Vulkane, welche mehr oder weniger abgestumpfte Kegelberge bilden.

Puy, 1) (le P. en Velay), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Oberloire, amphitheatralisch am Südabhang des vulkanischen Berges Anis und am Einflusse der Borne und der Dolaison in die Loire, in der Nähe der vulkanischen Berge von Polignac, St. Michel und Expailly, wo die unter dem Namen der Orgel von Expailly bekannten, über 180 Fuß hohen Basaltfelsen sich erheben. Die Stadt ist durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lage vielleicht die merkwürdigste in ganz Frankreich. Am Zusammenflusse jener drei Gewässer, von hohen Bergen rings umgeben, liegt ein mächtiger Fels, scharf ausgezackt, rund und beinahe senkrecht abgeschnitten, welcher den Kern, die ehemalige Veste der Stadt, bildet, um die sich die Stadt selbst in verschiedenen Abstufungen lagert. Mehre schöne Gebäude zieren dieselbe, darunter die auf dem höchsten Punkte liegende große Kathedrale mit dem vielbesuchten Gnadenbilde Notre Dame du Puy aus Cedernholz, einem Geschenk Ludwigs des Heiligen, das im 8. Jahrhundert vom Libanon nach Frankreich gebracht worden seyn soll, und die St. Laurentkirche mit dem Grabmal du Guesclins († 1380), das Präfekturgebäude, ein Schauspielhaus und mehre andere öffentliche Gebäude. Eine alte Ruine wird für einen Tempel der Diana gehalten. P. ist Sitz eines Bischofs und der Departementalbehörden und hat ein Civil= und Handelstribunal, 2 Friedensgerichte, ein großes Seminar, Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum für Gemälde, Statuen und Antiken, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste und des Handels, mehre Assekuranzen, viele Spitzen= und Blondenfabriken (die Spitzenklöppelei beschäftigte sonst 6000 Arbeiter in der Stadt und 14,000 auf dem Lande und hatte einen Absatz von mehr als 2 Mill. Francs an Werth nach Mexiko und Peru), Fabriken in Musselin, wollenen Decken, Fayence, Metallwaaren (namentlich Schellen für Maulthiere), Nägeln, Lederbereitung, Färbereien, Bierbrauereien, lebhaften Handel und 17,000 Einw. Die Umgegend ist reich an Merkwürdigkeiten, wozu besonders die schroffen, oft sehr eigenthümlich geformten Felsnadeln zu zählen sind, welche, mitunter mit Kirchen geschmückt, etwas höchst Malerisches, aber zugleich auch höchst Seltsames und Phantastisches haben. — 2) P. = Laurens, Stadt im französ. Departement Tarn, Bezirk Lavaur, am Giron, hat Seidenmühlen, Handel mit Pferden u. Mauleseln u. 6100 Einw.

Puy, Pierre de, s. Puteanus 2).

Puy=de=Dome, französ. Departement, aus der Niederauvergne und einem Theil von Bourbonnais gebildet, grenzt im Norden an das Depart. Allier, im Osten an das Depart. Loire, im Süden an die Departements Oberloire und Cantal und im Westen an die Departements Corrèze und Creuse und hat einen Flächenraum von 154 (145 1/4) □M. mit 96,897 Einw. Das Depart. ist ein Gebirgsland. Zweige der Cevennen stehen im östlichen und westlichen Theil und bilden das berühmte, schöne und fruchtbare, ungefähr 17 Meilen lange Limagnethal, das sich von Süden nach Norden ausdehnt. Die die Limagne östlich und westlich begleitende Hügelreihe ist an ihren Abhängen mit Reben geschmückt und auf ihrem Gipfel mit Dörfern und Burgen besetzt, und herrliche Nußbäume fassen die hindurchführende Heerstraße ein. Die Kegelgestalt der Berge (Puys), die Masse von Basalt und Lavablöcken, die Menge der Krater und erloschenen Lavaströme zeigen hier die vulkanische Natur des Bodens; am stärksten häufen sich die erloschenen Vulkane auf der linken Seite des Allier und theilen sich in die 2 Hauptgruppen des Mont d'Or u. des Puy=de=Dome. Aus den erstarrten Lavaströmen stürzen reiche Quellen hervor und bewirken eine Fülle der Vegetation, die gegen die Oede der vulkanischen Eruptionen sehr absticht. Mitten unter den neueren Vulkanen der Auvergne erheben sich im Westen von Clermont auf dem großen Granitplateau sechs Berge, welche meist die Form eines abgestumpften Kegels haben, nämlich der Puy=de=Dome, Clierzou, Petit=Suchet, Grand=Sarconi, Chopine und les Gromaneaux. Alle bestehen aus einer vulkanischen Gebirgsart, die man von dem Puy=de=Dome „Domit" genannt hat und die durchaus verschieden ist von den neuen Laven und Basalten in ihrer Nähe, bagegen durch ihre feldspathische Beschaffenheit eine große Analogie mit den Trachyten des Mont=d'Or darbietet. Der Puy=de=Dome (4548 Fuß hoch) zieht westlich von Clermont von Nordosten gegen Südwesten und überragt die 60 — 70 übrigen Felsenkegel. Schlackenfelder, unabsehbare Flächen, mit finsterem Heidekraut bedeckt, umlagern diesen steil sich erhebenden Berg. Auf der Nordseite hängen sich demselben kleinere Kegel an bis zu den wunderbaren Bildungen des Puy=de=Pariou (3553 Fuß hoch). Diesem gegenüber erhebt sich der Puy=de=Caume; darauf folgen viele Lavakegel bis unter Riom herab, in deren Mitte der Puy=de=la=Chopine sich erhebt. Merkwürdig sind noch die Basaltberge: Rognon, der thurmähnlich sich erhebt und in einer nadelförmigen Spitze endigt, und der Puy=Giroud mit seinen gruppirten Säulen. Die Vulkane hören da auf, wo der Mont d'Or sich erhebt. Hier erscheinen ganz andere Formen und Verbindungen, als bei Clermont. Alles ist mehr geordnet; die niedrigen Berge huldigen gleichsam dem Gipfel des Mont d'Or (5800 Fuß hoch), dessen ganze Fläche aus Basaltschichten besteht. Der Boden des Departements ist zwar größtentheils dürr und steinig, aber die vulkanische Natur befördert die Vegetation. Fruchtbar ist die vom Allier und dessen Nebenfluß, der Dore, bewässerte Limagne. Aus dem Zusammenfluß der Bäche Dor und Dogne, welche einen Wasserfall von 250 Fuß bilden, am Fuß des Mont d'Or, entsteht die Dordogne. Auch gibt es mehre Gebirgsseen. Das Klima ist sehr wechselnd; 6—7 Monate lang bedeckt der Schnee die von Stürmen umsausten Gebirge. Aus dem Departement P.=d.=D. wandern jährlich viele Leute auf Handarbeit aus, um später, wenn sie

sich Ersparnisse gesammelt haben, wieder heimzukehren. Der Ackerbau ist in der Limagne sehr lohnend und erzeugt viel Weizen, Roggen und Flachs; auch Obst, besonders Kirschen und Nüsse gibt es in großer Menge und Güte. Der Wein ist mittelmäßig. Die höher gelegenen Gegenden haben nur spärlichen Ertrag an Roggen, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln, weshalb Kastanien die Hauptnahrung der Bewohner bilden. Der treffliche Graswuchs der Wiesen und Weiden fördert die Rindvieh- (100,000 Stück), Schaf- (Schäferei zu St. Chenest), Ziegen- und Mauleselzucht. Der Bergbau liefert Blei, Eisen, Antimon, Alaun und Steinkohlen. An Mineralquellen ist das Departement sehr reich, die besuchtesten sind die von St.-Myon und Chatelbon. Bedeutend ist die Industrie in Leinwand, Baumwoll- u. Wollwaaren, Spitzen, Zwirn, Messern, Quincaillerie und Papier. Das Departement zerfällt in die 5 Bezirke: Clermont, Riom, Issoire, Ambert und Thiers; Hauptstadt ist Clermont-Ferrand.

Puzol, Flecken in der spanischen Provinz Valencia, am mittelländischen Meer, mit botanischem Garten und 3000 Einw. Hier am 25. Oktober 1811 Sieg der Franzosen unter Suchet über die Spanier unter Blake.

Puzzolanerde (Puzzolangestein, Puzzolit, auch Tufoit), vulkanischer Tuff, erdartige, bald festere, bald lockere Masse, welche durch Aufschüttung, Zusammensinterung und Konglutination vulkanischer Asche oder vulkanischen Sandes mit Bruchstücken anderer vulkanischen Auswürflinge entstanden ist. Man unterscheidet Steintuff, von fester Konsistenz, röthlichbraun mit zahlreich eingemengtem Leuzit, Augit, Glimmer, Lavastückchen 2c.; körnigen oder erdigen Tuff (die eigentliche P.), eine graue oder braune, lockere, körnige zerreibliche Masse mit fast unkenntlich gewordenen Einmengungen von Leuzit, Augit und Glimmer; Pausilipptuff, eine blaßstrohgelbe oder gelblichweiße, erdige, leichte Masse mit zahlreich eingemengten sehr kleinen Stückchen von weißem Bimsstein und schwarzer, poröser Lava, welche sich vornehmlich bei Neapel, am Aetna, auf Lipari, Teneriffa 2c. findet. Der Steintuff dient als Baumaterial, der körnige Tuff zu Backsteinen, Gefäßen; zerrieben und mit Wasser und Kalk vermischt gibt derselbe einen unter dem Wasser erhärtenden Mörtel, die Puzzolana.

Pyämie (v. Gr.), krankhafte Mischung des Bluts durch Aufnahme von Eiter in dasselbe, worauf sich sekundäre Prozesse im Kapillargefäßsystem erzeugen, die unter dem Namen Metastasen (s. d.) bekannt und gefürchtet sind.

Pyanepsia (gr.), Fest in Athen, Cyzicus und Sparta, welches am 7. Pyanepsion, der davon den Namen hatte, zu Ehren des Apollo und der Artemis gefeiert ward, ein Erntefest, an welchem man die Erstlinge des Feldes, besonders Hülsenfrüchte, darbrachte.

Pyanepsion (gr.), der 4. (früher 5.) Monat des attischen Kalenders, vom 12. Oktober bis 10. November (früher vom 11. November bis 1. December).

Pyat, Felix, französischer Journalist, 1814 zu Vierzon geboren, war Mitarbeiter und Redakteur einiger Journale von republikanischer Richtung und wurde 1844 wegen einer Schmähschrift gegen J. Janin zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. In den Februartagen 1848 war er Oberst der 4. Legion der pariser Nationalgarde, ward im April vom Departement Cher in die konstituirende Versammlung gewählt und Mitglied des Komité's für die innern Angelegenheiten und am 5. Mai einer der sechs Sekretäre für die Versammlung. Als die Bergpartei sich mit der socialistischen vereinigte, war P. einer der Kandidaten des demokratisch-socialistischen Komité's bei den pariser Wahlen von 1849, welche ihn in die Legislative brachten. Er war Mitunterzeichner des Manifestes Déclaration au peuple und stimmte gegen die Annahme der Verfassung. Im Dec. bestand er mit Proudhon ein Duell. Wegen eines Artikels im „Siècle", worin er die Majoritätsbeschlüsse der Nationalversammlung für gesetzwidrig erklärte, im Juni 1849 in Anklagestand versetzt, flüchtete er nach der Schweiz und ward am 15. Nov. vom Staatsgerichtshof zu Versailles in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Anfangs 1851 wegen politischer Wühlereien gegen Frankreich und anmaßenden Betragens gegen den Bundesrath aus der Schweiz ausgewiesen, nahm er seinen Aufenthalt in Brüssel, von wo er nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. von der Polizei nach Ostende gebracht wurde, um von hier aus Belgien ausgewiesen zu werden; doch kehrte er im Jan. 1852 nach Brüssel zurück. Er schrieb außer einer Menge politischer Broschüren die Theaterstücke: „Les deux Serruriers", „Cédric le Saxon", „Diogène et le Chiffonnier", welche zum Theil ins Deutsche und Englische übersetzt wurden und nicht ohne Beifall über die Bühne gingen.

Pydna, Stadt in der macedonischen Landschaft Pieria, unfern des thermäischen Meerbusens, von Griechen gegründet, war schon während des peloponnesischen Krieges der macedonischen Herrschaft unterworfen, empörte sich aber öfters gegen dieselbe. Auch Philipp mußte sie mit Gewalt zur Unterwerfung bringen, worauf er sie vergrößerte und zu einer starken Festung machte, so daß Olympias eine lange Belagerung darin aushalten konnte. Besonders berühmt aber ward sie durch den unter ihrer Mauer von Aemilius Paullus über den macedonischen König Perseus erfochtenen entscheidenden Sieg 168 v. Chr. Unter der römischen Herrschaft kam sie allmählig in Verfall.

Pyemesis (gr.), Erbrechen von Eiter.

Pyesis (gr.), Eiterung.

Pygmäen (v. Gr., d. i. Fäustlinge), fabelhaftes Völkchen an den Ufern des Oceanus, welches im Frühling von den Kranichen bekriegt wird und ihnen meist unterliegt. Spätere Schriftsteller nehmen sie als wirkliches Volk und versetzen sie in das Innere von Afrika nach Aethiopien an die Quelle des Nils. Ctesias beschreibt ein ähnliches zwergartiges Volk in Indien, während Andere auch von P. im Norden zu erzählen wissen. Sie sollen ihre Häuser von Eierschalen gebaut, die einzelnen Getreidehalme mit Aexten umgehauen und den schlafenden Hercules mit mehren Heeren angegriffen haben, aber von diesem in eine Löwenhaut eingewickelt worden seyn. Aristoteles hält die P. für ein Volk in Oberägypten, das kleine Pferde

habe und in Höhlen wohne. Daher Pygmaeus, zwergartig, zwerghaft.

Pygmalion, König von Cypern, Vater der Metharme, haßte anfangs alle Weiber, verliebte sich aber endlich in das elfenbeinerne Bild einer Jungfrau, das er selbst verfertigt hatte, u. flehte die Aphrodite an, dasselbe zu beleben. Seine Bitte ward erhört, und er nahm die zum Leben Erwachte zu seiner Gemahlin, die ihm den Paphus gebar.

Pygme (griech.), Faustkampf.

Pyknostylos (gr.), dichtsäulig, Säulenstellung, bei welcher der Raum zwischen den Säulen nur $1^1/_2$—2 Säulenstärken beträgt.

Pylades, Sohn des Strophius und der Anaxibia, der Schwester Agamemnons, Freund des Orestes, der bei seinem Vater auferzogen ward, half jenem den Vater an Aegisthus und Clytemnestra rächen, verließ ihn auch nicht, als derselbe von den Furien verfolgt ward, und begleitete ihn nach Tauris, wo er selbst sein Leben für ihn hingeben wollte (s. Orestes). Nach der Rückkehr ins Vaterland half er ihm den Pyrrhus tödten u. die Hermione wieder herbeischaffen und bekam zuletzt seines Busenfreundes Schwester, Electra, zur Gattin, mit welcher er den Medon u. den Strophius zeugte. Die Freundschaft zwischen Orestes und P. ward sprüchwörtlich.

Pylä (gr.), Thor, Pforte; Engpaß, Durchgang.

Pylonen (v. Gr.), die thurmartigen Gebäude, welche an den ägyptischen Palast- und Tempelbauten dem Portal zur Einfassung dienen u. ein charakteristisches Merkmal der altägyptischen Architektur bilden. Sie erheben sich stets in schräger Ansteigung, erhalten an der Ecke einen Rundstab und oben eine Simskrönung, welche aus einer Platte mit stark ausladender Hohlkehle besteht. Ihre Flächen sind gewöhnlich mit Reliefdarstellungen und Hieroglyphen bedeckt; auch brachte man an ihrer Vorderseite einen noch nicht genügend erklärten Schmuck von 8 Masten mit wehenden Flaggen an und setzte kolossale Statuen u. Obelisken vor dieselben.

Pylus, alte Stadt im südwestlichen Messenien, am Berge Aegadeus gelegen, nach ihrer Zerstörung auf dem Vorgebirg Coryphasium wieder auferbaut, wo sie eine feste Lage hatte und einen Hafen beherrschte, der, von der quer vorliegenden Insel Sphacteria gedeckt, für einen der schönsten und sichersten von Griechenland galt; jetzt Paläokastro. In Folge der Auswanderung der Einwohner im zweiten messenischen Kriege verödete die Stadt, bis im Laufe des peloponnesischen Kriegs die Athener unter Demosthenes, die Wichtigkeit des Platzes erkennend, sich desselben bemächtigten, ihn aufs Neue befestigten und sich 15 Jahre lang im Besitz desselben behaupteten. Erst in den letzten Jahren des Kriegs kam P. wieder in die Gewalt der Lacedämonier. Dies P. soll nach der gewöhnlichen Annahme Residenz des Nestor gewesen seyn, nicht das in Elis am Fuße des Gebirgs Scollis unweit der Vereinigung des Ladon mit dem Peneus, oder das in Triphylien am Flusse Mamaus.

Pynacker, Adam, Landschaftsmaler, 1621 zu Pynacker bei Delft geboren, bildete sich zu Rom und † 1673. Er liebte großartige Formen in Bergen und Bäumen, Glanz und Duft in den Lüften. Eines seiner Hauptbilder ist jenes, welches im Vorgrunde einer schönen Landschaft eine fressende Ziege und vor der Schenke einen Maulthiertreiber vorstellt, ausgezeichnet durch die dem de Hooge nahe kommende sonnige Klarheit, im Museum des Louvre. Gleich ausgezeichnet ist ein zweites Bild daselbst, Seeküste mit Thurm und Schiffen, sowie ein anderes in der Pinakothek zu München, eine glühende Abendlandschaft, mit einer durch das Wasser gehenden weißen Kuh und einem Bauer zu Pferd hinter derselben. Einige Werke P.s wurden auch durch Kupferstiche bekannt.

Pyon (gr.), Eiter.

Pyosis (gr.), Eiterung; Eitererzeugung; s. v. a. Eiterauge.

Pyra, Jakob Immanuel, deutscher Dichter, 1715 zu Kottbus in der Lausitz geboren, studirte zu Halle Philologie, bekleidete dann mehre Hofmeisterstellen und ward 1742 Konrektor am kölnischen Gymnasium zu Berlin, wo er den 14. Juli 1744 †. In dem Streite zwischen Gottsched und Bodmer ergriff er die Partei des letzteren und zog in seiner Schrift „Erweis, daß die gottschedianische Schule den Geschmack verderbe" (Hamb. 1743, Forts. Leipz. 1744) als der Erste in Deutschland gegen Gottsched zu Felde. Seine Gedichte, die Bodmer mit denen Lange's unter dem Titel „Tyrsis' (P.'s) und Damons (Lange's) freundschaftliche Lieder" (Zürich 1745, n. Aufl., Halle 1749) herausgab, sprachen durch Wahrheit und Wärme des Gefühls an.

Pyramidal (Pyramidalisch), spitzsäulig, spitzig zulaufend.

Pyramidalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Pyramide, im geometrischen Sinne Körper, welcher von einem Drei-, Vier- oder Vieleck als Grundfläche und so vielen Dreiecken, als die Grundfläche Seiten hat, als Seitenflächen eingeschlossen wird. Es gibt daher drei-, vier-, fünf- und vielseitige P.n, nach der Zahl der begrenzenden Dreiecke. Der Punkt, wo diese Dreiecke zusammenkommen, heißt Scheitelpunkt, die Linien von dieser Spitze nach den Winkeln der Grundflächen Kanten oder Seitenlinien, die Senkrechte von der Spitze auf die Grundfläche aber Höhe der P. Sonst unterscheidet man gleichseitige und ungleichseitige P.n. Bei jenen liegen die Winkelpunkte alle auf der Peripherie eines Kreises, denn die Kanten solcher P.n sind gleich lang, somit auch jene Linien, die den Fußpunkt der Höhe mit den Winkelpunkten der Grundfläche verbinden. Sind Seitenflächen und Grundfläche gleich große gleichseitige Dreiecke, so ist eine solche P. ein Tetraëdron. Jeder durch eine P. der Grundfläche parallel geführte Schnitt ist eine dieser Grundfläche ähnliche Figur, weil die diese Figur bildenden Winkel gleich werden. Die Inhalte solcher Schnittflächen verhalten sich als ähnliche Figuren wie die Quadrate ähnlich liegender Seiten. Ein dreiseitiges Prisma läßt sich stets in drei gleiche P.n zertheilen. Da nun der Inhalt eines Prisma's das Produkt aus Höhe und Grundfläche ist, so wird der Inhalt jeder P. durch das Drittel des Produkts aus Höhe und Grundfläche bestimmt. Es verhalten sich somit auch P.n wie die Produkte aus Höhen und Grundflächen.

Pyramiden, kolossale, vierseitige, spitz zulaufende Steinmassen, die sich auf einer quadratischen, genau nach den vier Himmelsgegenden gerichteten Grundfläche erheben, und zwar mit sehr geneigten Flächen (jedoch unter ungleichem Winkel, da die Abnahme unten geringer ist als oben) und oben eine größere oder kleinere Plattform haben. Sie gehören, wenn auch nicht ausschließlich, so doch meist Aegypten an, besonders dem mittleren, und der ganze Strich, in dem sie hier sich vorfinden, erstreckt sich vom 30.° 2′ — 29.° 16′ nördl. Br. Die nördliche Hauptmasse enthält vier P. in zwei Gruppen, nämlich eine einzelne (die nördlichste) von Abu-Roesch, Heliopolis gegenüber, welche ganz in Trümmern liegt und deren Erbauer unbekannt ist, und die drei berühmten von Gizeh (s. unten); die mittlere Hauptgruppe, welche alle auf dem alten Mons Psammius, einem Sandberge über Memphis, stehenden P. in fünf Gruppen umfaßt, nämlich in der Mitte die neun von Sakara (mit zwei kleinen), südlich daran die vier von Dahschur oder Dagschur (mit einer kleinen), nordöstlich von jenen die drei großen bei Abusir (mit einer kleinen), nordwestlich von diesen die einzelne bei Rigah und nordöstlich von letzterer die einzelne bei Sowieb el Arjen; die südliche Masse endlich enthält sechs (eigentlich sieben) P. in fünf Gruppen: die erste Gruppe bilden die zwei P. bei Lischt, die zweite die zwei bei Meydun, die dritte die zwei bei Biahmu, die vierte die einzelne von Howara, und die fünfte die einzelne von Illahun. Der Bau der P. ging folgendermaßen vor sich. War der Platz zur Aufführung der Pyramide geebnet (oder der Grundfels abgetragen oder durch Anbau gleich gemacht), so wurde die erste Steinlage horizontal gelegt, sodann richtete man die innern Gänge und Kammern ein, füllte den Raum ringsum mit Steinen aus und legte außen die großen Werkstücke stufenweise über einander, so daß man wie auf Treppen hinaufsteigen und um die Pyramide herumgehen konnte. Die Stufen wurden sodann mit Bekleidungssteinen, die außen genau auf einander, einwärts zugleich auf den Stufen der Pyramide ruhten, ausgefüllt, so daß ebendadurch die pyramidale Form oder schiefe Fläche hervorgebracht wurde. Jetzt fehlen diese Bekleidungssteine bei den meisten P. Vornehmlich waren es die Araber, welche, um von oben in das Innere der P. zu dringen, die Bekleidungssteine wegnahmen und überhaupt viel an der ursprünglichen Gestalt der P. zerstörten. Zum Bau der P. gebrauchte man theils Backsteine, theils mit Stroh gemischte, 14½ Zoll lange, 6 Zoll breite, 4 Zoll dicke Ziegelsteine. Den Kern baute man, zumal bei den größeren, aus Bruchsteinen. Was die Zeit der Erbauung der P. anlangt, so setzt Champollion die erst unter der vierten Dynastie erbauten Gizehpyramiden mit Manetho etwas vor 5000 v. Chr. Die älteste unter den bekannten P. ist die von Kokome. Unter dem nächsten Könige wurde die von Howara el Gusab gebaut, welche an die Nordseite des Labyrinths anstößt und aus gedörrten, mit viel Stroh gemischten Ziegelsteinen gebaut ist. Von den Werksteinen, womit sie bekleidet war, sind nur wenige Reste übrig. Nach Herodot war sie 40 Klafter hoch, mit großen Bildwerken und einem unterirdischen Zugang versehen. Nordwestlich von ihr sind die bekannten Mörispyramiden bei Biahmu unweit Crocodilopolis (Medinet el Fajum, später Arsinoë). An der ins Fajum führenden Felsenschlucht steht die Pyramide von Illahun, von der wir das Alter eben so wenig wissen, wie von den weiter nördlich gelegenen Lischt- u. Meydunpyramiden. In der mittleren Masse sind die der 3. Dynastie angehörigen Sakarapyramiden, Dahschur- u. Abusirpyramiden die ältesten. Die erste derselben, die östlichste, hat oben eine Fläche von 50 □Fuß. Die zweite, südwestlich von der ersten, genannt Haram el Mekarbasj, d. h. die zerstörte oder getreppte, ursprünglich 146½ F. hoch, besteht im Innern aus großen unbehauenen Blöcken; Gemächer u. Gänge sind in Felsen gehauen. Die dritte, größte Sakarapyramide, genannt Haram el Modarggeh, d. h. Stufenpyramide, von ihren sechs allmählig niedriger werdenden Absätzen, hat als besondere Abweichung vier Eingänge und ist mit einer 9 Fuß dicken Mauer umgeben, innerhalb welcher noch Reste von zwei kleineren P. sind. Die vierte war mit Thurahquadern bekleidet, wovon ringsherum Trümmer liegen. Die fünfte, weiter südlich liegende, war allein aus Quadern der arabischen Steinbrüche gebaut, weshalb sie auch viel benutzt und zerstört wurde. Die sechste wie die siebente (neben ihr südöstlich von der fünften) bestehen aus unregelmäßigen Blöcken u. waren mit Mottakamquadern bekleidet. Die siebente, nur 100 Fuß nordöstlich von der sechsten, ist fast ganz zerstört. Die achte, Haram es Siadin (P. des Jägers), ist wie die sechste beschaffen. Die neunte, Haram el Mustamet, von dem ihr südlich ganz nahe gelegenen Mustabet el Farun so genannt, ist ein pyramidenförmiges Grabmal von zwei elfschichtigen Stockwerken. Die P. von Dahschur liegen bei Dahschur, einem kleinen Dorfe auf dem alten Acanthus. Etwa 2000 Schritte davon gegen Nordwesten an der libyschen Bergkette ist eine Pyramide, genannt Haram Minget el Dahschur, welche ausschließlich aus Ziegeln von Nilschlamm und nach den vier Hauptwinden gebaut und gut erhalten ist. Die ansehnlichste und älteste der sie umgebenden durch Größe und Pracht ihrer Anlage, hat sie allein unter allen ägyptischen P. eine Vorhalle auf der Nordseite. Obwohl auf Sand gebaut (denn der Fels beginnt erst 15 Fuß unter der Grundlinie der Pyramide) ist sie doch sehr fest, denn die Sandgrundlage ist von 14 Fuß breiten Ziegel- und Steinschichten umdämmt und von außen eben so hoch vom Sande umgeben. Die zweite Ziegelpyramide am Rande der Ebene ist theilweise noch mehr zerstört. Die dritte und größte der Gruppe, Haram el Dahschur, liegt 2500 Schritte vom Flecken westlich in der Wüste, ist aus Stein gebaut und zeichnet sich durch die gut erhaltene schöne Bekleidung u. Spitzform aus. Die südlichste der Dahschurpyramiden steht auf einem Sandhügel unweit Dahschur, ist terrassenförmig in drei Absätze getheilt und heißt Pyramide furba. Die vier Abusirpyramiden stehen nahe bei einander. Zerstreut umher liegt eine große Menge feingehauener, mit Thierfiguren u. Hieroglyphen bedeckter Granit- und Sandsteinblöcke, die wohl meist zur Bekleidung dienten. Das Innere besteht aus unregelmäßig gelegten, mit Nilerde statt des Mörtels verbundenen Stein-

blöcken des Bodens von ungleicher Größe; die äußere (fast ganz zerstörte und verschwundene) Bekleidung ist aus trefflichen Quadern von Thurah, die der Gänge von Granit. Die drei größeren sind in Stufen gebaut und sodann pyramidalisch ausgebaut. Die größte besteht aus Cyklopenmauern und hatte ursprünglich 227 Fuß Höhe; zur Grabkammer führt ein Eingang von 104 Fuß. Die übrige Einrichtung und Bauart ist wie die der zwei nächsten. Die kleine ist nur ein angefangener Bau. Die mittlere hat eine Grabkammer, die mit dreifacher Bedachung aus ungehauenen Steinblöcken bedeckt war; das schöne Steingemäuer ist fast ganz vom Schutte bedeckt. Die nördliche hatte ursprünglich 126 Fuß Höhe. Sie hat eine Umfassungsmauer, die einen gepflasterten Hof einschließt; ein aus Quadern gebauter Damm führt zu ihr. Gänge und Gemächer waren aus großen Blöcken von Thurahkalkstein aufs Künstlichste gearbeitet. Vom Sarkophag, der des Bicheris Leiche enthielt, sind noch Stücke schwarzen Basalts vorhanden. Die zwei einzelnen P. von Rigah u. Sowieb el Arjen sind nach Bau u. Gründer wenig untersucht und bekannt. Die nördliche Masse umfaßt außer der oben genannten von Abu Roesch nur noch die Gizehgruppe, die aus den weltberühmten, unter die sieben Wunderwerke gezählten drei größeren besteht, wozu noch sechs kleinere kommen. Die größeren stehen in einer Diagonallinie von Nordosten nach Südwesten 5—600 Schritte von einander, die kleineren um sie her; alle haben den Felsen zur Grundlage und stehen auf einer mit tiefem Flugsand bedeckten Anhöhe. Die größte und nördlichste, die Pyramide des Cheops, wurde nach Herodot in 30 Jahren von 100,000 Menschen, die sich von 3 zu 3 Monaten ablösten, und nach Diodor in 20 Jahren von 360,000 Menschen gebaut. Die Steine sind alle viereckig gehauen, im Allgemeinen gegen 30 Fuß lang und 3—4 Fuß im Durchmesser stark. Diese Pyramide enthält 1,128,000 Kubikfaden (nach Andern 6 Millionen Tonnen) Baumaterialien. Die Höhe dieser Pyramide beträgt 456, nach Andern 448 u. nach Balbi 428 Fuß; an der Basis ist jede Seite 710 oder 720 Fuß groß. Der Flächeninhalt der Basis wird auf 27,804 □Fuß angegeben. Um das Innere dieser Pyramide zu durchwandern, sind 6 Stunden erforderlich. Die zweite Gizehpyramide steht auf etwas höherem Boden als die erste, weshalb sie eben so imposant erscheint. Die beiden untern Schichten der Bekleidung (7—8 Fuß hoch) sind von Granit, das Uebrige ist von glatt behauenem troischen Kalkstein und etwa auf 140 Fuß von oben gut erhalten. Die Plattform hat nur 9 □Fuß, weshalb die Spitze wohl nicht zerstört worden seyn kann. Die dritte Gizehpyramide, zwar kleiner, aber schöner u. kostbarer als die beiden vorigen, war etwa bis zur Hälfte aus dunkelrothem, schwarzpunktirtem Granit gebaut, wie auch die Menge der umherliegenden Granitblöcke beweist. Durch Mauerumgebungen ist diese Pyramide von der zweiten getrennt u. gegen das Andringen des Sandes im Westen geschützt. Von den 6 übrigen Gizehpyramiden ist die mittlere der südlichen die bedeutendste. Sie besteht aus 4 durchschnittlich 18 Fuß hohen Absätzen; ihre ursprüngliche Grundlinie betrug 153 Fuß, ihre Höhe 82 Fuß. Die südlichste Pyramide von Aegypten, El Kufa, südlich von Edfu hinter den Dörfern Maleh und Baliha am linken Nilufer, ist treppenartig aus Werkstücken mit Mörtel aufgeführt. In Nubien haben Cailliaud und Russegger östlich von Assur 96 P. an einem Platze und weiter gegen Nordosten 80 andere gefunden, die meisten sehr zerstört, aus Sandsteinquadern, sämmtlich mit einem Portal gegen Osten, woran innen u. außen Hieroglyphen angebracht waren. Bei einer Basislänge von nur 36—40 Fuß haben sie eine Höhe von 60 Fuß. Diese nubischen P. haben ein schlankeres Ansehn als die ägyptischen, stammen aber auch aus einer späteren Zeit, etwa der Ptolemäer. Sie lassen sich in drei große Gruppen eintheilen: die erste ist östlich von der Stadt Assur (der alten Nekropolis von Meroe); die zwei anderen sind bei Naga und Messura, 1 Stunde vom Nil.

Ueber Zweck, Bestimmung u. Benennung der P. sind die Meinungen sehr verschieden. Daß sie astronomische Observatorien gewesen, wie Plato meint, weil sie nach den vier Himmelsgegenden gerichtet wären, ist schon wegen der Schwierigkeit ihrer Besteigung unwahrscheinlich. Andere wollen in ihnen nur eine Befriedigung der Eitelkeit der Könige und drückender Herrschsucht finden u. leiten den Namen von pyro-misi, d. h. Königsgeschlecht, oder von pi-rama, das Hohe (Denkmal), ab. Nach Andern dienten sie zu geheimen religiösen Zusammenkünften (Mysterien), oder als symbolische Darstellungen der Unsterblichkeit, oder als Sinnbild des menschlichen Lebens, in sofern der breite Fuß den Anfang und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende des menschlich-irdischen Daseyns bedeute. Noch Andere halten sie für bloße Kirchhofsgebäude mit symbolischen Darstellungen des Schattenreichs, oder für Merkzeichen der Eingänge in die Begräbnißstätten, oder für bloße Mumienkammern. Hailbronner („Morgenland und Abendland", I, S. 324) sieht in ihnen kolossale Wasserbehälter, aus welchen durch hydraulische Vorrichtung die Hügelkette u. das rückwärtsliegende Land überschwemmt werden sollte. Am verbreitetsten ist die Ansicht, wonach sie Mausoleen für die Pharaonenfamilien seyn sollen, weshalb sie auch meist in Mittelägypten gefunden würden, da die Königsstadt Memphis nicht wie Theben hohe Berge hatte, wo man für die Könige unterirdische Gruften und Gräber hätte aushöhlen können. Abgesehen aber von dem religiösen Glauben und den herrschenden Volksvorstellungen u. Priesterphilosophemen über Leben, Tod und Unsterblichkeit, erklärt man die Unternehmung solcher Bauten auch durch die große Bevölkerung und Arbeitslosigkeit der Einwohner während der langen Ueberschwemmung des Landes durch den Nil. Es habe daher wohl nicht des Zwanges und despotischer Unterdrückung bedurft, um die gehörige Anzahl von Menschen zu diesen Bauten zusammenzubringen, wie denn auch 100,000 Menschen schwerlich bei einem Bau mittelst Gewalt hätten zusammengehalten werden können. In der That scheint aus Herodots Erzählung (II, 126) hervorzugehen, daß die Arbeit bezahlt wurde, mag auch die Macht des religiösen Glaubens zur Vollendung solcher kolossalen Bauwerke viel beigetragen haben. Dagegen sollen die P. nach Di-

derot zur Ueberlieferung historischer Kenntnisse u. Nachrichten gedient haben, und die in den neuesten Zeiten von einzelnen Privaten, namentlich von Oberst Howard Vyse u. seinem Ingenieur Perring vorgenommenen Vermessungen führten auf eine ähnliche Erklärung, nach welcher der Bau der P. sowohl in den äußern als innern Verhältnissen auf einem wissenschaftlichen System beruhen soll. Aehnliche Ergebnisse fand der Ingenieur Wild aus Zürich an der großen Pyramide bei Gizeh, deren äußere Form sich auf ein rechtwinkeliges Dreieck zurückführen lassen soll, dessen Seitenverhältnisse die einfachsten Zahlen des pythagoräischen Lehrsatzes ergeben: $3^2 \times 4^2 = 5^2$. Die Basis derselben ist $= 448$, die Hälfte $= 4 \times 56 = 224$ und die senkrechte Höhe $= 5 \times 56 = 280$ ägyptische Ellen. Bei den P. von Gizeh fand am 21. Juli 1798 die denkwürdige Schlacht zwischen den Franzosen unter Bonaparte und den Mamelucken unter Murad-Bei Statt, in der jene einen glänzenden Sieg erfochten. Vergl. Vyse, The Pyramids of Gizeh, Lond. 1839—42, 3 Bde., mit Atlas; Lepsius, Ueber den Bau der P., im Monatsbericht der berliner Akademie für 1843.

Pyramus, junger Babylonier und Geliebter der Thisbe (s. d.).

Pyramus, einer der größten Flüsse Kleinasiens, entsprang in Kataonien, in der Nähe der Stadt Arabissus, floß eine Strecke unter der Erde hin, kam als schiffbarer Fluß aus derselben wieder hervor, durchbrach mit Getöse den Taurus (wo er eine wilde Felsschlucht bildete), wendete sich dann südwestlich und erreichte bei Mallus die See. Jetzt Dscheihun.

Pyrantimonit (Rothspießglanzerz, prismatische Purpurblende, Antimonblende, natürlicher Mineralkermes), ein Cinnabaryt (Blende), erscheint in haarförmigen Krystallen, welche als klinorhombische Säulen betrachtet werden. Die Krystalle sind büschelförmig gruppirt, derb, eingesprengt, angeflogen, spaltbar nach den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkanten, strahlig u. faserig. Die Härte ist 1,0—2,0, das Gewicht 4,5, die Farbe kirschroth, der Strich ebenso, mit Diamantglanz, kantendurchscheinend bis undurchsichtig. Er ist vor dem Löthrohre auf Kohle leicht schmelzbar und enthält nach H. Rose 69,86 Schwefelantimon, 30,14 Antimonoxyd u. findet sich, aber selten, in Gängen mit Antimonglanz, bei Abemont in der Dauphiné, Maleczka in Ungarn, Przibram, Bräunsdorf, Goldkronach, Horhausen.

Pyrargyrit (Rothgültigerz, rhomboëdrische Rubinblende, Silberblende), ein Cinnabaryt (Blendengattung), dem hexagonalen Systeme angehörig, von 2—3 Härte, 5,5—5,8 Gewicht, muscheligem bis unebenem Bruch und karmoisonrothem Strich, geschwefeltes Silber mit geschwefeltem Antimon oder Arsenik. Man unterscheidet antimonischen P., Antimonsilberblende, dunkles Rothgültigerz, das 53,98 Silber, 23,46 Antimon, 17,56 Schwefel enthält, in der Grundform eines stumpfen Rhomboëders von 108° 20′, meist aber in sechsseitigen Säulen mit verschiedener Abstumpfung, in Skalenoëdern und Zwillingen, derb, eingesprengt und angeflogen erscheint, von 2,5 Härte und 5,7—5,8 Gewicht, dunkel cochenillroth bis schwärzlich-bleigrau, diamantglänzend, durchscheinend bis undurchsichtig ist, vor dem Löthrohre auf Kohle leicht mit Knistern und Antimonrauch schmilzt, die Kohle weiß beschlägt und in der äußern Flamme ein Silberkorn hinterläßt und sich auf Gängen im Gneis, Glimmer und Thonschiefer ꝛc. zu Andreasberg am Harz, Freiberg in Sachsen, Joachimsthal in Böhmen und Schemnitz in Ungarn findet; u. arsenischen P., Arsensilberblende, lichtes Rothgültigerz, Proustit, welcher 65,38 Silber, 15,16 Arsenik, 19,46 Schwefel enthält, in der Grundform eines stumpfen Rhomboëders von 107° 36′, nach den Kernflächen spaltbar erscheint u. von 3 Härte, 5,5—5,6 Gewicht, licht karmoisinroth bis bleigrau, diamantglänzend, morgenroth-durchscheinend bis undurchsichtig ist, leicht mit Arsenikrauch u. Knoblauchgeruch schmilzt und sich mit vorigen findet. Beide Arten werden auf Silber benutzt.

Pyrbaum, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Landgericht Neumarkt, hat ein Schloß, 3 Kirchen, Bortenwirkerei und 670 Einwohner. P. war früher der Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, mit 1 □M. und 1900 Einwohnern, die ehemals im Besitz der Grafen Wolfstein war, aber nach dem Aussterben dieser Familie 1740 an Bayern fiel.

Pyrenäen, das Grenzgebirg zwischen Frankreich und Spanien, das sich vom Golf von Rosas im mittelländischen Meere bis zur Südostecke des biscayischen Meerbusens zieht. Die P. nehmen einen Flächenraum von etwa 430—500 □M. ein und haben eine Länge von 52—56 Meilen; die Breite ist verschieden, beträchtlicher in der Mitte als an den Enden, und im Allgemeinen 12 Meilen. Sie sind durchaus ein Kettengebirg, welches einen Theil des Nordlandes des Plateau's der pyrenäischen Halbinsel bildet und wesentlich diesem angehört, indem es durchaus nicht mit den Cevennen zusammenhängt, sondern frei und fast unmittelbar aus den Tiefebenen und Hügellandschaften des südwestlichen Frankreichs aufsteigt, auf der südlichen Seite dagegen durch die Gebirge von Aragonien und Katalonien mit dem Gebirgskern der pyrenäischen Halbinsel verknüpft, auf der Westseite aber unmittelbar mit demselben verbunden ist. Von der französischen Seite sind die P. weit leichter zu ersteigen, als von der spanischen, wohin im Allgemeinen der Abhang weit steiler als gegen Frankreich ist. Man kann sie in die östlichen, Central- und westlichen P. theilen, wovon die erstern vom mittelländischen Meere bis zum Thale der Garonne und der Noguera Paillaresa, die zweiten von da bis zu den Thälern von Ossau und Confrani, und die dritten von da bis zum atlantischen Ocean gehen. Die westlichen P. sind am niedrigsten und haben Berggipfel von 3000 bis 4000 Fuß Höhe, während die östlichen eine mittlere Höhe von 6—7000 Fuß und die Centralpyrenäen eine mittlere Höhe von 7800 Fuß und die höchsten Spitzen derselben zwischen 9000 bis fast 11,000 Fuß Höhe erreichen. In den P. kann die südliche Schneelinie mit 8600 und die nördliche mit 7800 Fuß angenommen werden. Dieses Gebirg hat jedoch nicht die gewaltigen Schneefelder, Eismeere und Gletscher der Alpen

und gewährt daher auch von weitem nicht den Anblick jenes weißen Gürtels, der die Alpen in einer gewissen Entfernung zu umgeben scheint. Nur in den Centralpyrenäen findet man Gletscher, und zwar die meisten am nördlichen Abhange derselben; sie hängen auch nicht so an einander, wie die Alpengletscher, sondern jeder ist von den übrigen durch mehr oder weniger beträchtliche Zwischenräume abgesondert. Der größte Pyrenäengletscher ist der, welcher den nördlichen Abhang der Maladetta bedeckt, dessen Länge etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen beträgt. Die natürlichen Uebergänge über den Kamm der P., von dem einen Abhange zu dem andern, welche durch eine merkliche Vertiefung des Kammes am Anfange zweier sich einander entgegengesetzten Thäler gebildet werden, heißen Ports oder Cols. Einige derselben liegen so hoch, daß sie auf ihrer Nordseite die Schneegrenze erreichen u. nur für Fußgänger, nicht aber mit Lastthieren gangbar sind, u. auch für diese nur im Sommer. Unter diesen Uebergängen ist der höchste u. merkwürdigste die Rolandsbresche, welche 9250 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt u. aus einer 300 Fuß breiten Bresche oder Oeffnung besteht, die sich in einer 300—600 Fuß hohen Felsenwand befindet, die, gleich einer Grenzmauer zwischen Frankreich u. Spanien, in Form eines Halbmondes aufsteigt, wovon die konvexe Seite gegen Frankreich gerichtet ist. Majestätisch ragen die Felsenthürme des Marboré über diese Pforte empor, gleichsam um den Durchgang zu schützen; zwei andere große Oeffnungen in der Mitte dieser Felsenthürme scheinen als Fenster angebracht zu seyn und befinden sich in gleicher Entfernung von der Pforte. Eine unermeßliche Aussicht öffnet sich hier, und von den Fenstern dieses Halbmondes umfaßt der Blick Aragonien; denn nichts erhebt sich mehr zwischen diesem Felsenamphitheater und den ausgedehnten spanischen Ebenen, so daß das Auge in endlosen Fernen sich verliert. Nach der Sage kam Roland, der Neffe Karls des Großen, auf dem Rückzuge aus dem Thale Ronceval an diese Felsenwand, die seinem weiteren Fortschreiten sich entgegenstellte. Zornig zog er sein Schwert und hieb mit einem Schlage die Bresche, die seinen Namen führt. Das schönste Thal in den P. ist das Kampanerthal, das zu Frankreich gehört und von dem Adour durchflossen wird. Jedes Pyrenäenthal bietet den Anblick einer Reihenfolge von Becken und Thalengen dar. In dem oberen Theile der meisten sind die Becken immer beträchtlich eines über dem andern erhöht, so daß diese Thäler nicht gleichförmig, sondern mehr stufen- oder absatzweise von der Ebene zu dem Kamme des Gebirges emporsteigen. Man nennt jene Becken Amphitheater oder Cirkus. Die Pyrenäenbewohner nennen sie Oule oder Houle, d. h. Topf. Das berühmteste unter diesen Amphitheatern ist das von Gavarnie. Die P. nehmen unter den großen Gebirgsketten der Erde in Rücksicht auf Längenausdehnung die letzte Stelle ein; die Länge der von Ostsüdosten nach Westnordwesten streichenden Kette beträgt nur ein großes Dritttheil der Alpenlänge. Auch rücksichtlich der Breite treten die P. weit hinter die Alpen zurück, daher sie Armuth an Längenthälern, ja gänzlichen Mangel an bedeutenden Thälern dieser Art haben, so daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, sämmtliche Pyrenäenthäler Querthäler sind. Aber der Höhe nach wetteifern sie mit den Alpen, ja ihr Kamm ist sogar noch höher als der der Schweizeralpen; nicht so jedoch der Kulminationspunkt, der um mehr als 4000 Fuß niedriger ist, als der Scheitelpunkt der Alpen. Dieser Punkt liegt bei den P. fast genau in der Mitte des Gebirgszugs, in der Mitte zwischen dem mittelländischen Meer und dem Ocean: es ist der Pic Nethou, der höchste unter den vielen Spitzen der Maladetta der Spanier oder des Mont Maudit der Franzosen, 10,480 Fuß über der Meeresfläche. Zu beiden Seiten dieses Centralberges erstreckt sich der hohe Kamm ungefähr einen Längengrad weit auf dem Raume zwischen den Quellen des Gallego und denen des Segre; hier sind der Mont Calm, der Pic Posets, der Mont Perdu und die Vignemale die höchsten Gipfel der Pyrenäenkette, jeder über 10,000 Fuß hoch. Seen, an denen die Alpen einen so großen Reichthum besitzen, kommen in den P. fast gar nicht vor; die wenigen, welche sich in diesem Gebirge finden, sind klein und liegen in dem höchsten Theile der Thäler, deren Ausgänge dieser Wasserflächen ganz ermangeln. Wie bei den Alpen, so zeigen sich auch bei den P. je auf der Nord- und Südseite Verschiedenheiten in der Höhe der Schnee- und Vegetationsgrenzen. Die Schneegrenze fällt an der Nordseite auf 7800 Fuß, an der Südseite dagegen auf 8600 Fuß absolute Höhe. Bloß die höchsten, verhältnißmäßig nur ein kleines Areal einnehmenden Gipfel der Centralpyrenäen erheben sich über diese Grenze, daher ist die Masse des ewigen Schnee's weit geringer, als auf den Alpen, haben die Gletscher nur einen geringen Umfang und sind die Pyrenäenströme weit wasserärmer, als die Alpenströme. Die Flora hat mit der der Alpen große Aehnlichkeit, indessen besitzen die P. viele eigenthümliche Pflanzen. Jene Aehnlichkeit führt zu derselben Regioneneintheilung, wie bei den Alpen: die alpinische Region, die Region der Sträucher, die Region der Nadelbäume und die Region des Laubholzes. An der Nordseite steigen die Bäume nur bis 6480 Fuß, an der Südseite bis 6900 Fuß über die Meeresfläche. Doch kommen Pinus uncinata u. P. rubra stellenweise bis 7500 Fuß vor; Pinus picea hört bei 6000 Fuß auf, Taxis communis bei 5400 Fuß und Quercus pedunculata bei 4500 Fuß. Eiche und Buche bilden die Laubwälder, tiefer abwärts die Kastanie; aber die Pracht der Wälder, welche in den Alpen entzückt, sucht man in den P. vergebens. Gering ist die Bewaldung, sowohl am Fuß, als im Innern des Gebirges, und ebenso läßt sich der Rasenteppich an den Abhängen der Pyrenäenberge nicht mit den köstlichen Matten der Alpen vergleichen. In den Regionen der Eiche und der Buche werden die nordeuropäischen Getreidesorten gebaut, in der Region der Kastanie auch der Mais und der Wein, der namentlich auf den Vorbergen der östlichen P., in der französischen Landschaft Roussillon, ein vorzügliches Gewächs liefert. Hier ist es auch, wo die Kultur des Oelbaums von Italiens Gestaden her durch die Provence und das übrige Südfrankreich neben

dem Weinbau einen der wichtigsten Nahrungszweige bildet. Was die geognostische Beschaffenheit der P. anlangt, so nimmt das Urgebirg nur den geringern Theil der Gebirgsmasse ein und wird von Uebergangsgebirgsarten begleitet. Der Granit erscheint längs der ganzen Kette in Begleitung von Glimmerschiefer, Thon und Talkschiefer; unter diesen ist jedoch der Granit vorherrschend. In untergeordneten Lagern erscheinen Gneis, Syenit, Kugelgranit, Quarz, körniger Kalk; ferner treten Porphyre und Grünsteine ziemlich häufig und namentlich ersterer in sehr beträchtlichen Massen auf. Häufig schließt der Granit Gänge von anderem Granit ein. Die höchsten Gipfel der P., mit Ausnahme des Mont Perdu, bestehen aus Granit; am meisten ist er am südwestlichen Abhange des Gebirges verbreitet. Im Allgemeinen bildet er eine für sich bestehende, verschiedentlich verästelte Kette von mehr oder minder hohen Bergen, welche mit dem Hauptgebirge parallel läuft und, gleichsam den Kern oder die Axe desselben bildend, bald mehr, bald weniger aus dem umgebenden Glimmerschiefer- und Uebergangsgebirge hervorragt, bald Nadeln und Hörner, bald gerundete, niedrigere Kuppen bildend. Das Uebergangsgebirg erreicht in den P. eine sehr beträchtliche Verbreitung und überlagert namentlich den nördlichen Abfall derselben. Bei Port de Viella erhebt sich dasselbe beinahe bis zum Kamm des Gebirges; ebenso am Pic du Midi und noch an vielen andern Stellen. Es besteht vorherrschend aus Grauwacke, Thonschiefer und Uebergangskalk und verleiht dem Gebirge überall sanftere Formen. Das Flötzgebirg zieht sich in dem westlichen Theile der Pyrenäenkette durch die baskischen Provinzen an mehren Punkten bis zu den höchsten Spitzen hinan. Der bunte Sandstein ist namentlich am südlichen Abhange der P. zwischen dem Essera- und Gistainthale, im Encathale, am Fuße des Mont Perdu, im Confranithale Aragoniens sehr verbreitet. Am Nordabhange des Gebirges dehnt er sich zwischen Castel Nau de Durban und St. Girons, im Kampanerund obern Ossauthale sehr beträchtlich aus und bildet die Gipfel zwischen dem Quellengebiet der Aspe, der Soule und der Lize. Die Kreide erhebt sich an mehren Stellen bis auf die höchsten Punkte, z. B. am Pic de Baltou und de l'Estibet; am Mont Perdu bis zu 3500 Mètres. Das Pyrenäengebirg ist nicht sehr metallreich; Kupfer, Eisen, Blei sind die wichtigsten Mineralien. Dagegen zählt es viele schwefelhaltige Mineralquellen, von denen die von Bagnères de Bigorre und von Barèges die berühmtesten sind. Von **Thieren** kommen dieselben vor wie in den Alpen, doch fehlt der Steinbock. Die **Gewässer** der P. gehen dem Mittelmeere und dem Busen von Biscaya zu: dem erstern auf der spanischen Seite durch Nebenflüsse des **Ebro** (Aragon, Gallego, Cinca, Segre) oder unmittelbar, als die 2 Llobregats und Ter, auf der französischen Seite unmittelbar durch den Tech, Teta, Aude 2c.; dem letztern auf französischer Seite durch den Adour (Nebenfluß Gave de Pau, Gave d'Oléron), die **Garonne** und einige ihrer Nebenflüsse (Arrière, Nestes, Baise 2c.), auf der spanischen Seite durch die **Bidassoa** und einige kleine Küstenflüsse. Die **Bewohner** der P. beschäftigen sich mit Alpenwirthschaft, Leinweberei (Taschentücher, Mouchoirs de Bearn), Holzwaarenverfertigung 2c. und wandern zum Theil zur Arbeit aus. Von den P. haben 3 französische Departements: **Ober-, Nieder-** und **Ostpyrenäen** (s. d.), ihren Namen. Vgl. **Melling**, Voyage pittoresque dans les Pyrénées franç., Paris 1825 ff.; **Arbanère**, Tableau des Pyrénées franç., das. 1828, 2 Bde.; **Lüdemann**, Züge durch die P., Berlin 1825; (**Rhetz**), Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen, Lpz. 1843, 2 Thle.

Pyrenäische Halbinsel, die westlich von den Pyrenäen gelegenen Königreiche Spanien u. Portugal.

Pyrenäischer Friede, der zwischen Frankreich und Spanien von Mazarin und Don Luis de Haro auf der Fasaneninsel im Bidassoaflusse, der Grenze beider Staaten, den 7. November 1659 abgeschlossene Friede, welcher Frankreichs Uebergewicht auf dem Kontinent entschied, indem das zugleich von England, Savoyen und Portugal, sowie von innern Unruhen bedrängte Spanien die härtesten Koncessionen zu machen sich genöthigt sah. Die Bedingungen waren nämlich: Spanien mußte den Franzosen die Grafschaften Roussillon und Conflans diesseits der Pyrenäen, welche nun die Grenze bildeten, ferner in den Niederlanden Artois und Theile von Flandern, Luxemburg und Hennegau (mit den Städten Hesdin, Arras, Landrecies, Gravelines, Thionville, le Quesnoy, Marienburg, Montmedy, Philippeville 2c.) abtreten, während die Herzöge von Savoyen, Modena und Lothringen, der Fürst von Monaco und der Prinz Condé, mit geringen Ausnahmen, in den Zustand vor dem Kriege versetzt wurden. Portugal sollte von Ludwig XIV. ferner nicht unterstützt werden, und beide Theile versprachen, ihren Unterthanen gegenseitig Rechte zu gönnen, sowie den bisherigen Dienern ihre Besoldungen und Pensionen zu belassen. In Folge dieses Friedens vermählte sich Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV. von Spanien, welche 1660 allen ihren Erbrechten auf den spanischen Thron entsagte.

Pyrethrum (**Bertramwurz**), Pflanzengattung aus der Familie der **Kompositen**, meist ausdauernde, doch auch einige jährige Kräuter u. Sträucher der alten Welt, vorzüglich Europa's, worunter mehre officinell oder als Zierpflanzen bekannt sind. Von P. Parthenium *Sm.*, Matricaria Parthenium *L.*, **gemeine Bertramwurz, Mutterkraut, Mettram, Mutterkamille, Magdblumenkraut,** ausdauernd, auf bebauten Orten, in Gärten auf Schutthaufen durch ganz Europa, mit 1—3 Fuß hohem, gleich den Blättern glattem, aufrechtem, ästigem, gestreiftem Stengel, gestielten und gefiederten Blättern und weißstrahligen, in Doldentrauben vereinigten Blüthen, ist das Kraut mit dem Blüthenkörbchen als **Herba cum floribus s. Summitates Matricariae s. Pyrethri s. Parthenii s. Matronariae s. Artemisiae tenuifoliae s. Aparines laevis** officinell. Es hat einen starken, den

Kamillen ähnlichen, aber eigenthümlichen unangenehmen Geruch und einen kamillenartigen, sehr bittern Geschmack und enthält ein dunkelblaues, ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff, Harz und Gummi. Es wirkt den Kamillen ähnlich, doch mehr tonisch u. zugleich erhitzend, weniger beruhigend u. gehört deshalb zu den kräftigen, reizenden, krampfstillenden und zugleich tonischen Arzneien. Man wendet es besonders zur Beförderung des Menstrual- und Lochienflusses, bei hysterischen Zufällen u. Stockungen im Unterleibe, besonders bei krampfhaftem Zustande des Magens und der Eingeweide an. **P. sinense** *Sabine*, **Chrysanthemum indicum** *Thunb.*, **Anthemis artemisiaefolia** *Willd.*, in Japan, ausdauernd, strauchartig, ist eine treffliche Zierpflanze, welche im Spätherbste und zu Anfang des Winters in Gärten ein wahrer Schmuck ist. Durch die Kultur sind gegen 200 in Farbe und Bau verschiedene, meist gefüllte oder halbgefüllte Varietäten entstanden, welche jetzt zu den Modeblumen gehören. In Ansehung der Farbe stellen sie fast alle Mischungen von weiß, gelb, roth und braun dar. In den wärmern Gegenden Deutschlands kann diese Pflanze unter einer trockenen Bedeckung auch im Freien durchwintert werden.

Pyrgi (Pyrga, Pyrgessa), altpelasgische gutbefestigte Hafenstadt von Cäre in Etrurien, an der Straße von Rom nach Centumcellä, einst ein sehr wohlhabender und blühender Ort, aus welchem Dionysius von Syrakus besonders durch Beraubung eines reichen Tempels der Ilithyia eine unermeßliche Beute fortschleppte. Reste der kolossalen Mauern, eines Tempels und uralter Gräber finden sich noch beim Hafen St. Severo.

Pyrgo (Pyrgos), 1) griechische Stadt in Morea, südöstlich von Gastuni, unweit des jonischen Meeres und der Mündung des Ryfo oder Alpheus, ist Bischofssitz, mit kleinem Hafen, Fischfang und starkem Weinbau. P. hieß im Alterthum Letrines oder Letrinoi, war vor dem Freiheitskampfe die schönste Stadt in Morea, mit 7000 Einwohnern, wurde aber 1825 in Schutt verwandelt, aus dem sie langsam wieder emporsteigt. — 2) Dorf in der europäisch-türkischen Provinz Rumelien, in der Nähe von Konstantinopel. Bei demselben ist eine, von den griechischen Kaisern erbaute, 2700 Fuß lange und 110 Fuß hohe Wasserleitung, ein schönes Denkmal des Alterthums.

Pyriphlegethon (gewöhnlich Phlegethon genannt), einer der Flüsse in der Unterwelt, s. Phlegethon.

Pyrites (lat.), Feuerstein, in der älteren Mineralogie jedes Mineral, das am Stahl Funken gibt, daher auch der Schwefelkies so genannt wurde.

Pyritz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, in einer fruchtbaren Ebene (Pyritzer-Weizenacker), hat Mauern, 2 Kirchen, ein Amthaus, 3 Hospitäler, ein Land- u. Stadtgericht, Domänenamt, Untersteueramt, eine Post, Garnison, Ackerbau, Wollweberei, Fischerei, Handel und 5400 Einwohner. Dabei (bei dem Dorfe Altstadt, dicht an der Stadt) der Ottobrunnen (heilige Brunnen) mit einem 1824 errichteten Denkmal und dem Ottostift (mit Schule), zur Erinnerung daran, daß Otto, Bischof von Bamberg, 1124 in diesem Brunnen 7000 Pommern taufte.

Pyrker, Johann Ladislaus P. von Felsö-Eör, deutscher Dichter und Kirchenfürst, am 2. November 1772 zu Langh in der stuhlweißenburger Gespannschaft in Ungarn geboren, besuchte das Gymnasium zu Stuhlweißenburg u. bezog dann die Akademie zu Fünfkirchen, um sich den philosophischen Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben entschied er sich für das Civilfach im Staatsdienste und ging zu diesem Zweck nach Ofen, fand jedoch keine Aufnahme in der Hauptkanzlei. Deshalb nahm er die Stelle eines Sekretärs bei einem Grafen in Palermo an und begab sich im Frühjahr 1792 auf die Reise. In Neapel bereute er seinen Entschluß u. kehrte nach Wien zurück. Durch geselligen Verkehr mit einem ehemaligen Cistercienser fühlte er sich veranlaßt, Aufnahme in diesen Orden zu suchen, die ihm denn auch im Klosterstifte Lilienfeld ward. Nach vollendeten theologischen Studien im Seminar zu St. Pölten ward P. 1796 zum Priester geweiht und ihm die Leitung der Stiftsökonomie u. Kanzlei übertragen. Im Jahre 1807 ward er Pfarrer zu Dürrnitz und nach dem Tode des Abtes Joseph von Lilienfeld Prior und Administrator dieses Stiftes, welchem er nicht nur in ökonomischer, sondern auch in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung ein neues Leben gab. Auch gab er Chrysostomus Hanthalers „**Recensus diplomatico-genealogicus archivi Campililiensis**" (Wien 1825, 2 Bde.) heraus. Im J. 1818 wurde er auf den Bischofssitz von Zitz u. 1821 auf den Patriarchenstuhl von Venedig berufen, womit er zugleich Primas von Dalmatien, Metropolit der venetianischen Diöcesen, Großwürdenträger u. Kronkaplan des lombardisch-venetianischen Königreichs wurde. Hatte P. schon während seines kurzen Verweilens auf dem zitzer Bischofsstuhle ein reiches Wirken entfaltet, so war dies noch in höherem Grade auf dem Patriarchensitze der Fall, wo er sich den durch eine eigene Medaille verewigten Namen eines Vaters der Armen erwarb. Aber auch auf die damalige politische Stimmung Oberitaliens übte der Patriarch einen beschwichtigenden und versöhnenden Einfluß aus, Verdienste, die der Kaiser durch die Verleihung der Geheimenrathswürde und des Ordens der eisernen Krone ehrte. Im Februar 1827 ward P. zum Erzbischof von Erlau und damit zum Erbobergespann der heveser Gespannschaft erhoben. Auch hier fuhr er in seinem segensreichen Wirken fort. Zu Karlsbad und Gastein gründete er Kurhäuser für sieche Krieger, zu Erlau ein Dorfschullehrerseminar und eine Zeichenschule; sein Haus in Wien schenkte er dem Verein zur Beschäftigung erwachsener Blinden; alle wissenschaftlichen und Wohlthätigkeitsanstalten unterstützte er reichlich; ein großartiges Denkmal aber setzte er sich in dem Dom zu Erlau, für dessen innere Ausschmückung er ein Legat von 10,000 Gulden aussetzte. Er † den 2. December 1847 zu Wien. Die dichterischen Arbeiten P.s entstanden zum größten Theile in dem reizend gelegenen Kloster Lilienfeld, wo die Natur gleichsam den Impuls zu dichterischer Begeisterung gab; sie erschie-

nen jedoch erst später, und zwar in rascher Reihenfolge die Heldengedichte: „Tunisias“ (Wien 1820, 3. Aufl. 1830), „Rudolfias“ (das. 1824, 2. Aufl. 1827) und die „Perlen der heiligen Vorzeit“ (das. 1823, 2. Aufl. 1826). Alle diese Dichtungen athmen bei manchen epischen Mängeln doch einen hochgebildeten und ächt poetischen Geist. Lyrisch Werthvolles enthalten seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“ (Stuttgart 1845). Seine gedruckten lateinischen Landtagsreden wurden nur an die Landesbehörden vertheilt. Eine Sammlung seiner „Werke“ erschien Stuttgart 1832–34, 3 Bde., neue Aufl., das. 1844, 3 Bde., in Einem Bde., das. 1839.

Pyrmont, Grafschaft in Deutschland, zu dem Fürstenthum Waldeck gehörig, liegt von Waldeck getrennt, grenzt im Süden und Westen an Lippe-Detmold und das preußische Amt Lugda, im Norden und Osten an Hannover und Braunschweig und hat einen Flächenraum von 1,37 □Meilen mit 1 Stadt, 10 andern Ortschaften und 6750 Einwohnern. Die Grafschaft ist ein von 6–800 F. hohen Bergen umgebenes Thal, das von der Emmer durchflossen wird. Acker- und Gartenbau sind erheblich; die Wollstrumpfweberei ist ein lebhaft betriebener Erwerbszweig. Seit dem 11. December 1841 gehört die Grafschaft P. zum deutschen Zollverein. P. hatte bis 1494 eigene Grafen, kam darauf an Spiegelberg, an Lippe (1557), an die Grafen von Gleichen (1583) und 1625 durch Erbschaft an Waldeck. Die gleichnamige Hauptstadt, in dem reizenden, von hohen Bergen umgebenen Emmerthal, mit einem der berühmtesten Mineralbrunnen Deutschlands, ist eine wohlgebaute offene Stadt mit Oberjustiz-, Rent- und Postamt, Schauspielhaus, Kaffeehaus, Ballsaal &c. Eine schöne Allee ist der Versammlungsplatz und der Mittelpunkt der Kurgäste (jährlich 3–4000). In der Nähe ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer u. schöne geräumige Bäder enthält, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung und hat zur Zierde und Bedeckung ein achteckiges Haus. Dies Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. Es friert niemals zu und wird jährlich in 360,000–400,000 Flaschen nach allen Welttheilen verschickt. Unweit der Hauptquelle entspringt der Brodelbrunnen (Badequelle), dessen Wasser nicht ganz klar ist und bloß zum Baden gebraucht wird. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernt liegt auf dem Schellenberge ein fürstliches Schloß (Schell-Pyrmont). In der Nähe in einem Sandsteinbruch ist die der Hundsgrotte bei Neapel ähnliche Dunsthöhle, welche bald höher, bald tiefer mit kohlensaurem Gas erfüllt ist. In einem Thale bei P. liegt die Quäkerkolonie Friedensthal mit einer Messerfabrik; in der Nähe auch 3 Erdfälle, kreisförmige tiefe Wasserlöcher (Maare). Die Zahl der Einwohner P.s beträgt 1323. Die erdig-salinischen Eisenquellen wirken, als Getränk angewendet, vorzugsweise erregend und belebend auf das Nerven- und Gefäßsystem, stärkend, erhitzend, die Mischung des Blutes verbessernd und zusammenziehend auf die Schleimhäute; als Bad belebend, stärkend, zusammenziehend u. erhitzend, weshalb sie besonders bei Uebeln angewendet werden, die auf Schwäche beruhen. Die Soolquellen werden da in Gebrauch gezogen, wo Soolbäder überhaupt angezeigt sind. Der Säuerling hat eine gelind eröffnende Wirkung. Außerdem benutzt man noch das dem Brodelbrunnen entströmende Gas zu Gasbädern und die in der Nähe gegrabene Moorerde zu Mineralschlammbädern. Die Mineralquellen P.s zogen bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts jährlich oft über 10,000 Besucher herbei. Vgl. Menke, P. und seine Umgebungen, 2. Aufl., Pyrmont 1840; Straß, P. u. dessen Umgebungen, das. 1850.

Pyrobiolith, weißer vulkanischer Aschentuff, der Seeinfusorien enthält, auf der Insel Ascension, Monte Hermoso und in Patagonien, hier als mächtige Gebirgsmasse auftretend.

Pyrobolik (v. Gr.), Feuerwerkerkunst.

Pyrodynamik (v. Gr.), die Lehre von den Kräften des Feuers, in sofern es Veränderungen in den Körpern hervorbringt, Theil der Pyrometrie.

Pyrola (Wintergrün), Pflanzengattung aus der Familie der Ericaceen, mit fünfblätteriger Korolle u. fünftheiligem Kelch, ausdauernde, niedrige, immergrüne Kräuter in schattigen Wäldern Europa's und Nordamerika's. Von P. rotundifolia *L.*, rundblätteriges Wintergrün, Holzmangold, Waldmangold, Birnkraut, Steinpflanze, in sandigen und steinigen Wäldern Europa's, Asiens und Nordamerika's, mit rundlichen, fast ganzrandigen Blättern und weißen, in verlängerter Traube stehenden Blüthen, waren früher die Blätter als **Herba Pyrolae s. Pyrolae majoris s. Pyrolae rotundifoliae s. Consolidae petraeae s. Limonii cordi** innerlich bei Durchfall, äußerlich bei Verwundungen im Gebrauch; jetzt sind sie ganz obsolet. Von **P. umbellata** *L.*, **Chimaphila umbellata** *Nutt.*, sind die Blätter in Nordamerika und in neuerer Zeit auch in Europa als tonisches und harntreibendes Mittel in Anwendung gekommen.

Pyrolatrie (v. Gr.), Feuerdienst, Feueranbetung.

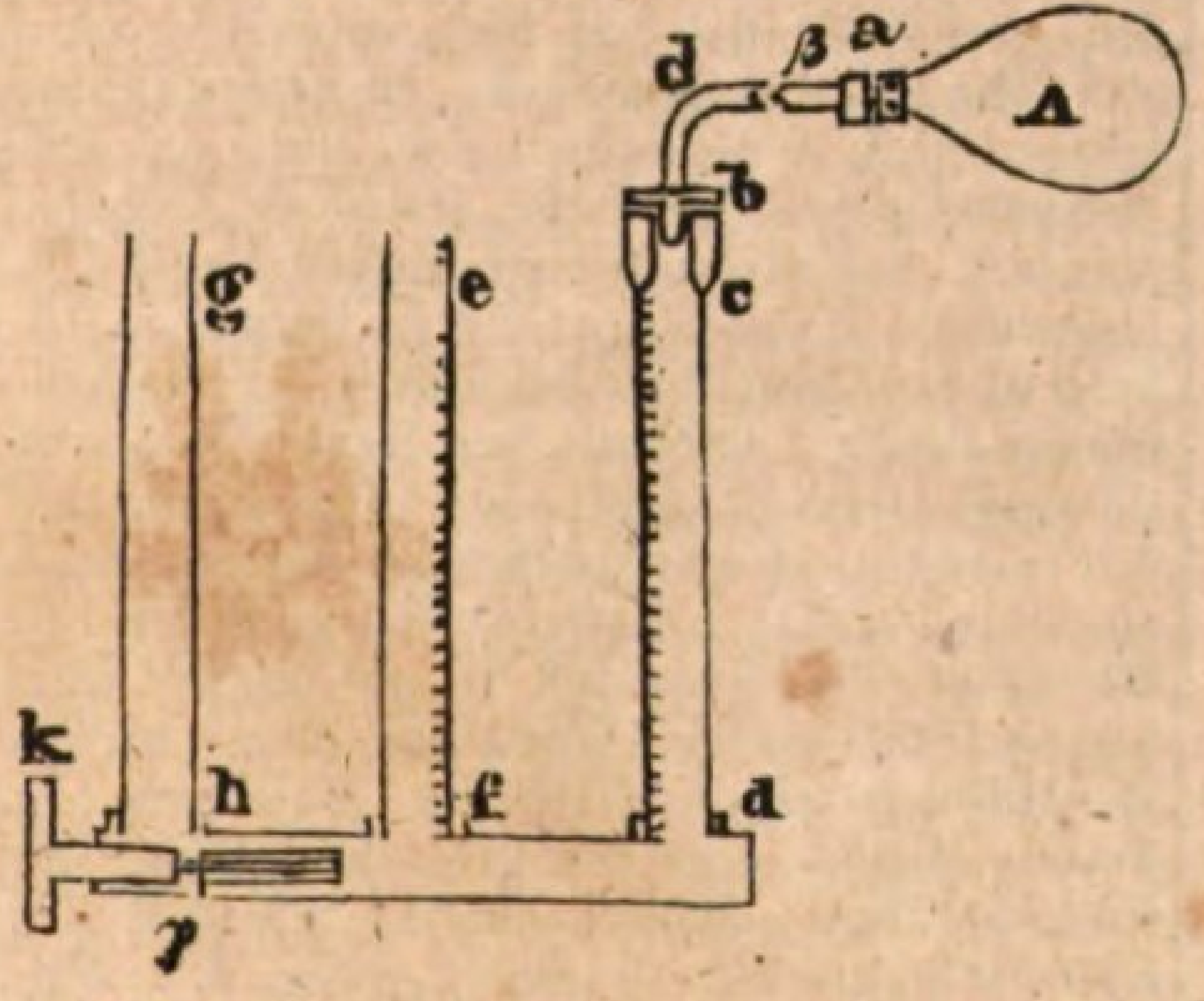
Pyrolusit (prismatisches Manganerz, auch Weichmanganerz), Mineral, gehört dem rhombischen Krystallsystem an u. hat zur Grundform eine rhombische Säule von 93° 40′, mit einer auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten Endzuschärfung u. Abstumpfung aller Seitenkanten. Die Krystalle sind oft nadelförmig u. verschieden gruppirt, derb, nierenförmig, theilbar parallel den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkanten, strahlig, faserig, von unebenem Bruch, stängelig u. körnig abgesondert, von 2,5 Härte und 4,7–4,9 Gewicht, eisenschwarz, mit graulichschwarzem Strich, metallglänzend, undurchsichtig, vor dem Löthrohr für sich unschmelzbar. Das Mineral enthält nach Turner 84,055 Manganoxydoxydul, 11,780 Sauerstoff, 1,120 Wasser, 0,532 Baryt, 0,513 Kieselerde und

kommt auf Gängen im Porphyr, Thonschiefer, in Eisensteinlagern ꝛc. bei Ilmenau, Goslar, Schmalkalden, Siegen, Saarbrück, Baireuth ꝛc., oft mit Graumanganerz innig gemengt, vor.

Pyromanie (v. Gr.), Brandstiftungstrieb.

Pyromantie (v. Gr.), Wahrsagung aus dem Opferfeuer. Man hielt es für ein glückliches Vorzeichen, wenn die Flamme das Opfer sogleich verzehrte und auf einmal alle Theile desselben ergriff, hellglänzend, ohne Geräusch und pyramidalisch emporstieg und nicht eher erlosch, als bis das Opfer vollständig zu Asche vorbrannt war. Unglückliche Zeichen waren dagegen: wenn die Flamme sich theilte und sich nicht sogleich über alle Theile des Opfers ausbreitete, wenn sie sich seitwärts oder niederwärts wandte, vom Winde, Platzregen und dergleichen ausgelöscht ward, großes Geräusch verursachte, dunkelfarbig war, viel Rauch und Funken ausstieß ꝛc. Auch die oberste Spitze der Flamme ward sorgsam beobachtet, besonders wenn es sich um Krieg handelte.

Pyrometer (v. Gr.), Feuermesser, Name von Instrumenten zum Messen derjenigen Wärmegrade, die jenseits des Siedepunktes unserer Thermometer liegen. Den ersten Vorschlag zu einem solchen Instrumente machte Wedgwood, indem er gleichförmig, scheinbar verhältnißmäßig sich zusammenziehenden Thon höheren Temperaturen aussetzte und in Verbindung mit einer Skale als P. benutzte. Sivright schlug chinesischen Bildstein, der ebenfalls unschmelzbar ist und sich beträchtlich zusammenzieht, zu diesem Zwecke vor. Beide Materialien lassen aber die gleichförmige Zusammenziehung vermissen. Daniell konstruirte ein Platinpyrometer, welches sich auf das in großen Hitzegraden gegenseitige Verhalten des sich ausdehnenden Platins und Graphits gründete. Ein von Petersen neuerer Zeit angegebenes P., welches nach dem Verhältniß der Ausdehnungsgesetze für Platina u. Eisen konstruirt ist, bringt nach genauen, häufig wiederholten Versuchen zwischen 0° u. 800° vielleicht bis zu 2000° seiner Skale sichere Ergebnisse. Pouillets P. ist ein sogenanntes Luftpyrome-



ter. Der Haupttheil besteht aus einem von dickem Platin verfertigten hohlen Körper A, welcher aus zwei Hälften in der Mitte zusammengelöthet u. eben so vermittelst des massiven Stückes a mit der Röhre α β verbunden ist. Am andern Ende der Röhre befindet sich gleichfalls ein massives Stück b, vermittelst dessen dieselbe auf die graduirte Glasröhre c d so gesteckt wird, daß die eingeschlossene trockene atmosphärische Luft nirgends entweichen kann. Die Röhre c d kommunicirt mit einer andern, gleichfalls graduirten Glasröhre e f; beide aber stehen mit einer dritten g h so in Verbindung, daß durch den Hahn k Quecksilber aus der letztern in beide fließen kann, um das Niveau in ihnen zu erhöhen. Bei einer andern Drehung des Hahns aber wird g h verschlossen, und bei einer dritten fließt Quecksilber durch die Oeffnung γ aus dem Behälter aus, in welchem die ersten beiden Röhren vereint sind. Die drei Röhren sind auf der Bodenplatte so aufgerichtet, daß sie in drei Spitzen eines gleichschenkligen Dreiecks stehen, und sind zugleich von einem gläsernen Cylinder umgeben, welcher zur Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur mit Wasser von unveränderter Wärme gefüllt ist. Sind nun alle drei Röhren bis zu einer gewissen Höhe (in der Regel bis zum Anfange) der Skale mit Quecksilber gefüllt (die eine, g h, höher als die beiden andern, ist der Höhe nach so gestellt, daß kein Quecksilber weder aus der letztern, noch aus dem ganzen Apparat abfließt), und hat man den umschließenden Glascylinder mit Wasser von der Temperatur der Luft gefüllt, so wird das Quecksilber in den beiden graduirten Röhren gleich hoch stehen. Alsdann steckt man das Platinrohr mit der Platinkugel auf und beobachtet, ob der Stand des Quecksilbers in der Röhre c d keine Aenderung, etwa in Folge einiger Erwärmung durch die Hand oder sonstwie, erlitten hat. Ist dieses nicht der Fall, oder hat man das Gleichgewicht in beiden Röhren durch das Zulassen oder Ablassen von einigem Quecksilber wieder hergestellt, so wird die hohle Birne der zu messenden Hitze ausgesetzt, deren Stärke der Ausdehnung der Luft direkt proportional ist. Die ausgedehnte Luft drückt demnach auf das Quecksilber in der Röhre c d, macht dasselbe sinken und dagegen in e f steigen, worauf man so lange Quecksilber durch den geöffneten Hahn ausfließen läßt, bis die Höhe desselben in beiden Röhren gleich ist und die Raumvermehrung in c d den höchsten erreichten Hitzegrad nach den vorausgegangenen Bestimmungen des Werthes der Skalentheile angibt. Wenn demnächst der birnförmige Körper aus dem Feuer genommen und zur anfänglichen Temperatur wieder herabgebracht ist, vorausgesetzt, daß der Barometerstand während des Versuchs keine Aenderung erlitten habe, so zieht sich die in c d eingeschlossene Luft wieder in den abgekühlten Raum zurück; das Quecksilber steigt in dieser Röhre; man läßt aus g h neues zufließen, bis es in beiden graduirten Röhren gleich hoch steht, und ist dieser Stand wieder der anfängliche, so gewährt dieses eine Kontrole des ganzen Versuchs. Ein streng wissenschaftliches System der Pyrometrie aufzubauen, glückte bis jetzt trotz aller Bemühungen noch nicht, indem man nicht mit aller Sicherheit auch nur ein relatives Maß der Einwirkung des Feuers und der höheren Hitzegrade anzugeben vermochte.

Pyropgranat, s. Granat.

Pyrophor (v. Gr., Luftzünder), schwarze, kohlehaltige Körper, welche, sobald sie an die Luft, besonders an feuchte kommen, sich entzünden. Sie

enthalten ihre einzelnen Körpertheilchen in sehr fein zertheiltem Zustande, und zwar so, daß mit dieser Vertheilung ihre Fähigkeit, die Wärme abzuleiten, vermindert ist, und entzünden sich daher bei Luftzutritt von selbst, oder bei sehr wenig erhöhter Temperatur. Es gibt verschiedene Vorschriften zur Darstellung der P.e. Die Hauptsache bei ihrer Verfertigung ist, daß das Gemenge zwar anhaltend, aber nicht allzu stark geglüht werde, damit die Masse recht locker bleibe und nicht zusammensickere. Mischungen zu P.en sind: gleiche Theile Kohle und gebrannter Alaun werden eine Stunde der Rothglühhitze ausgesetzt; Döbereiner setzt noch ein gleiches Gewicht kohlensaures Kali hinzu. Nach Gay-Lussac wird ein inniges Gemenge von 2 Theilen kohlen- und 1 Theil schwefelsaurem Kali in einem verschlossenen Gefäße geglüht; Produkt: kohlehaltiges Schwefelkalium. Göbel glüht weinsteinsaures Bleioxyd; Produkt: Kohlenblei.

Pyrophyllit, ein Margarit oder Glimmer, auch strahliger Talk u. Pyraurit genannt, erscheint derb, nierenförmig, kugelig und krystallisirt in strahligen Krystallen, die büschel- oder sternförmig auslaufen und in einer Richtung vollkommen spaltbar sind, ist von 1—2 Härte, mild, biegsam, fettig anzufühlen, von 2,83—2,91 Gewicht, spangrün, grünlichweiß, mit weißem Strich, perlmutterglänzend, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, in dünnen Blättchen halbdurchsichtig. Das Mineral schwillt vor dem Löthrohr fächerförmig an, ist aber unschmelzbar und enthält nach Hermann 59,79 Kieselsäure, 29,46 Thonerde, 4,00 Magnesia, 1,80 Eisenoxyd, 5,62 Wasser, eine Spur von Silberoxyd. Es findet sich in Quarz von Beresowsk und Byschminsk, von Passagem bei Villarica, von Ottrez bei Spaa und (nach Hoë) von Böhmsdorf bei Lobenstein.

Pyroskop (v. Gr.), Meßinstrument für strahlende Wärme, aus einem Differentialthermometer bestehend, dessen eine Kugel versilbert ist, während man die andere erhitzt. Indem die Wärmestrahlen von der metallischen Oberfläche jener reflektirt werden, während sie auf die unbedeckte Kugel frei einwirken und die darin enthaltene Flüssigkeit in Bewegung setzen, kann man aus der Differenz des Standes der Flüssigkeiten beider Röhren auf die das Instrument treffenden Wärmestrahlen schließen. Auch ist P. s. v. a. Pyrometer.

Pyrotechnik (v. Gr.), die Kunst, das Feuer bei verschiedenen Arbeiten gehörig zu regieren, seine Kraft zu erhöhen oder auf seinen bestimmten Punkt zu richten ꝛc.; auch s. v. a. Feuerwerkerkunst, s. Kunstfeuerwerkerei.

Pyrotika (v. Gr.), Brennmittel, Aetzmittel, s. Kauterien.

Pyroxenische Massengebirge, die eruptiven Gebirgsarten, in denen Augit ein charakteristischer Gemengtheil ist, nämlich Dolerit, Melaphyr, Basalt, Phonolith, Trachyt.

Pyrrhiche Waffentanz der Hellenen, als dessen Erfinder die Kureten, auch Castor und Pollux u. A. bezeichnet werden, ein mimisch-kriegerisches Spiel, wobei man durch rasche Wendungen des Leibes theils die Art und Weise ausdrückte, wie man im Kampfe den feindlichen Waffenstößen und Geschossen auswich, theils die Bewegungen nachahmte, mit welchen man den Angriff gegen den Feind richtete. Die P. bildete den schönsten und feierlichsten Theil der Gymnopädien. Auf Kreta und in Sparta ward sie schon von den fünfjährigen Knaben eingeübt und zu Athen an den großen und kleinen Panathenäen von den Epheben aufgeführt, deren Einübung, Erhaltung und Ausstattung zu den Leistungen der Choregie gehörte. Auch in Rom ward dieser Tanz von Knaben angesehener Männer aufgeführt und erhielt sich lange in Uebung. Doch nahm er später mehr den Charakter eines bacchantischen Tanzes an, so daß Thyrsusstäbe und Fackeln an die Stelle der Waffen kamen.

Pyrrhichius, Versfuß, aus zwei kurzen Sylben (◡◡) bestehend, kam häufig in den bei den Pyrrhichen gesungenen Liedern vor, um die raschen Bewegungen im Kampfe auszudrücken; in der Musik ein aus der Folge von 2 kurzen Noten bestehender Tonfuß.

Pyrrho, griech. Philosoph, Stifter der ältern skeptischen Schule, war aus Elis im Peloponnes gebürtig, ein Zeitgenosse des Aristoteles, beschäftigte sich in seiner Jugend mit der Malerei, ging aber zur Philosophie über und war Schüler des Anaxarchus von Abdera, mit dem er Alexander auf seinem Eroberungszuge nach Indien begleitete, wo er mit den Lehren der Magier und Gymnosophisten bekannt geworden seyn soll. Er hat nichts Schriftliches über seine Lehre hinterlassen, ist aber der Erste gewesen, der die Skepsis deutlicher und vollständiger entwickelte. Ueber seinen ausgezeichneten philosophischen Geist ist im Alterthum nur Eine Stimme. Er lebte ganz der Betrachtung, mied das Geräusch der Gesellschaft u. zog sich in sich selbst zurück, unempfindlich gegen die Freuden wie gegen die Leiden des Lebens. Seine Landsleute bewiesen ihm ihre Hochachtung dadurch, daß sie ihm die Würde eines Oberpriesters ertheilten. Selbst die Athener sollen ihm das Bürgerrecht ertheilt haben. Wenn die Sage von ihm manche Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten, deren er sich im gemeinen Leben schuldig gemacht habe, erzählt, z. B. daß er alle Vorstellungen von Gegenständen für trügerisch gehalten, auf Abgründe zugegangen, entgegenkommenden Wagen nicht ausgewichen sey, mit abwesenden Freunden gesprochen habe, als ob sie gegenwärtig wären u. dgl.: so sind diese Sagen gewiß für Erdichtungen zu erklären, denn sie vertragen sich weder mit den anderweit bekannten Thatsachen aus seinem Leben, noch mit dem Zeugnisse des Aenesidemus, welcher den P. von aller Sonderbarkeit frei spricht, noch mit dem der allgemeinen Achtung, worin er bei seinen Zeitgenossen stand. Im hohen Alter von 90 Jahren soll P. auf Befehl Alexanders getödtet worden seyn, weil er von diesem die Hinrichtung eines persischen Satrapen begehrt hatte. Weder sein Geburts- noch Todesjahr ist sicher bekannt. Nimmt man die auf P.'s Skepticismus bezüglichen Nachrichten der alten Schriftsteller zusammen, so scheint sich derselbe darauf beschränkt zu haben, daß er in spekulativer Hinsicht die Unbegreiflichkeit oder Unerkennbarkeit der Dinge durch Bestreitung jeder dogmatischen Philosophie mittelst einander entgegenstehender Gründe darzuthun suchte und hieraus die Ungewißheit

aller menschlichen Erkenntniß herleitete, mithin die Zurückhaltung des Beifalls als diejenige Gemüthsstimmung betrachtete, welche dem Weisen in Bezug auf die Theorie einzig und allein gezieme; daß er aber in praktischer Hinsicht nach einer gewissen Unempfindlichkeit des sinnlichen Gefühls drang, dabei jedoch den unbedingten Werth der Tugend als höchsten Gutes, mit welchem verglichen alles Andere werthlos oder gleichgültig sey, vermöge seines sittlichen Gefühls anerkannte, ohne sich jedoch auf eine tiefere oder wissenschaftliche Begründung des Moralischen einzulassen, indem er eine solche nach seiner skeptischen Denkart für unmöglich hielt und daher auch im Leben selbst den Erscheinungen und der eingeführten Sitte zu folgen rieth. Daß P. bereits die sogenannten 10 skeptischen od. pyrrhonischen Argumente aufgestellt habe (s. Skepticismus), ist nicht wahrscheinlich, wiewohl er Stoff dazu geliefert haben mag. Als seine Schüler werden Philo von Athen, Eurylochus von unbekannter Herkunft, Hecatäus von Abdera, Nausiphanes von Tejos und Timo von Phlius genannt. Vergl. D. Zimmermann, Darstellung der pyrrhonischen Philosophie; Derselbe: „Ueber Ursprung, Wesen und Bedeutung der pyrrhonischen Philosophie, Erlang. 1843.

Pyrrhus, König von Epirus, aus einem Geschlechte, das von P. oder Neoptolemus (s. d.), dem Sohne des Achilles, und Lanassa, der Enkelin des Herakliden Hyllus, abgeleitet wurde. P. war ungefähr 2 Jahre alt, als sein Vater Aeacides aus Epirus verjagt wurde. Treue Diener retteten unter großen Gefahren das Kind zu dem Taulantinerfürsten Glaucias, der später den zwölfjährigen Pflegesohn in das väterliche Reich zurückführte. Während einer Abwesenheit desselben empörten sich aber nach 5 Jahren die Molosser gegen ihn, von Cassander angereizt, verjagten seine Freunde, plünderten seine Schätze und setzten den Neoptolemus auf den Thron. P. begab sich nun zu Demetrius Poliorcetes, dem Gemahl seiner Schwester Deidamia, nach Kleinasien, focht mit ihm bei Ipsus (301 v. Chr.) und bewies sich als einen der Tapfersten im Kampfe. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht wandte er sich nach Griechenland und ging von da nach der Aussöhnung zwischen Demetrius und Ptolemäus als Geißel nach Alexandria. Hier machte er sich durch sein ritterliches und einschmeichelndes Benehmen bei Ptolemäus und dessen Frau, Berenice, so beliebt, daß er vor vielen Fürstensöhnen zum Gemahl der Antigone, einer Tochter Berenice's aus erster Ehe, erkoren wurde. Nun erhielt er auch Geld und Truppen zur Wiedergewinnung seines Reichs. Nach seiner Ankunft in Epirus (296 v. Chr.) theilte er sich anfangs mit Neoptolemus in die Herrschaft und kam erst, nachdem dieser bei einem Opferfeste 295 v. Chr. ermordet worden, in den unbestrittenen Besitz von Epirus. Außerdem erhielt er durch Vermählung mit Banassa, einer Tochter des Tyrannen Agathocles, Corcyra, und für den einem Sohne Cassanders, Alexander, geleisteten Beistand mußte ihm Stymphäa und Parauäa, Akarnanien, Amphilochien und Ambracia abgetreten werden; mit den Aetoliern aber schloß er ein Bündniß. Er baute auf solche Macht kühne Hoffnungen; ihrer Verwirklichung trat Demetrius entgegen, der nach Ermordung Alexanders König in Macedonien geworden war. P. brach 291 in Thessalien ein und drang bis zu den Thermopylen vor, zog sich aber, da er sich dem Kampfe mit Demetrius nicht gewachsen fühlte, wieder zurück. Größeren Ruhm erntete P. 289 in Aetolien, wo er den Pantauchus im Zweikampf erlegte, dessen Heer in die Flucht schlug und 5000 Macedonier gefangen nahm. Die Macedonier erinnerte des P. Gestalt u. Haltung und seine Tapferkeit im Kampfe an Alexander; seine Gesichtsbildung hatte etwas Majestätisches, das aber mehr Schrecken als Ehrfurcht einflößte; doch war er voll Güte, Milde und Edelmuth, leutselig und zugänglich für jeden seiner Unterthanen, wie denn der Aermste und Niedrigste die Heilung bei ihm suchen durfte, die er, wie man glaubte, vermöge einer der großen Zehe seines rechten Fußes inwohnenden Kraft Milzsüchtigen gewähren konnte. Mit Hülfe der Tarentiner gewann P. das ihm von Demetrius genommene Corcyra wieder und fiel, während dieser gefährlich krank lag, in Macedonien ein, wurde aber geschlagen und verlor einen Theil seines Heeres. Bei den großen Planen, mit denen Demetrius sich in der nächsten Zeit beschäftigte, wünschte er Frieden und schloß deshalb einen Vertrag mit P. Allein die drei gegen Demetrius verbündeten Könige Lysimachus, Seleucus und Ptolemäus drangen in P., die Gelegenheit zur Eroberung Macedoniens zu benutzen. P. erkannte, daß trotz aller Verträge für ihn keine Sicherheit wäre, wenn Demetrius in dem bevorstehenden Kampfe siegen würde, und drang daher zu derselben Zeit, da eine ägyptische Flotte griechische Städte zum Abfall von Demetrius bewog und Lysimachus von Thracien aus einen Einfall ins obere Macedonien machte, im untern Macedonien ein und zog gegen die Stadt Beröa. Kaum hatte sich Demetrius in der Nähe des P. gelagert, so gingen die Macedonier zu diesem in immer größerer Anzahl über, und Demetrius schlich sich unbemerkt davon. P. nahm das macedonische Lager in Besitz und wurde als König der Macedonier ausgerufen (287 v. Chr.). Als aber Lysimachus erschien und die Vertreibung des Demetrius für ein ihnen gemeinschaftliches Werk erklärte und deshalb einen Theil des Reichs forderte, so wies P. das Ansinnen nicht ab, weil er sich nicht ganz auf die Macedonier verlassen zu dürfen glaubte. Nach 7 Monaten verlor er an Lysimachus auch die andere Hälfte auf dieselbe Art, wie er selbst das Reich dem Demetrius entrissen hatte. Da nach dem Tode des Lysimachus (281) Seleucus Anstalten traf, von der Herrschaft desselben Besitz zu nehmen, so konnte P. auf Wiedereroberung Macedoniens nicht hoffen. Sehr erwünscht war ihm daher die Aufforderung der Tarentiner, für sie und die andern Griechenstädte den Krieg gegen die Römer zu führen, gegen welche auch noch die Samniten, Lukaner und Bruttier unter Waffen standen. Die Tarentiner wollten anfangs bloß einen geschickten und berühmten Feldherrn; die Soldaten würden sich in Italien selbst, bei den Lukanern, Messapiern, Samniten und Tarentinern im Ueberflusse finden. P. dagegen wollte mit eigenem Heere erscheinen

und unumschränkte Gewalt haben. Die Noth zwang darauf die Tarentiner, jede Bedingung des Königs anzunehmen, und zur Beruhigung der Partei unter ihnen, welche von der Berufung des Königs mit seinem Heere für die Unabhängigkeit der Stadt fürchtete, versprach er, nicht länger, als nöthig sey, in Italien zu bleiben. Nachdem er die Rüstungen vollendet hatte, schiffte er noch vor Beginn des Frühjahrs 280 sein Heer ein: 20,000 Mann Fußvolk, 2000 Bogenschützen, 500 Schleuderer, 3000 Reiter und 20 Elephanten. Eineas und 3000 Epiroten unter Milon waren schon früher nach Tarent geschickt worden. Auf der Ueberfahrt litt er durch einen Sturm großen Verlust und konnte nur mit 2000 Mann in Tarent einrücken. Anfangs that er nichts gegen den Wunsch und Willen der Tarentiner; sobald aber die verschlagenen Schiffe sich nach und nach gesammelt hatten, trat er, auf seine Macht gestützt, als Gebieter auf, hob mit unerbittlicher Strenge die Waffenfähigen aus, verbot alle Gelage und Volksversammlungen, schloß die Gymnasien und Spaziergänge, ordnete Waffenübungen an und bedrohte die Ungehorsamen mit dem Tode. Auf die Nachricht, der römische Konsul P. Valerius Lävinus sey im Anzug, führte P., wenngleich die italischen Bundesgenossen noch fern waren, sein Heer in das Feld. Doch bot er sich erst den Römern als Schiedsrichter an; der Konsul aber entgegnete: „Die Römer werden den P. eben so wenig zum Vermittler wählen, als sie seine Feindschaft fürchten“. Die Schlacht, die darauf am Flusse Siris, unfern Heraclea, geliefert wurde, war hartnäckig und mörderisch; zuletzt brachte ein Angriff der Elephanten die Römer zum Weichen. Des P. Tapferkeit im wildesten Handgemenge und die Geistesgegenwart und Umsicht, womit er die Bewegungen seiner Schaaren ordnete, rechtfertigten den Ruf, der ihm vorangegangen war. Den Sieg hatte er aber mit dem Tode seiner besten Kriegsmannen und bewährtesten Anführer erkauft, so daß er den Glückwünschenden sagte, wenn er einen zweiten Sieg wie diesen erkämpfe, müsse er allein nach Epirus zurückkehren. Voll Bewunderung für die Tapferkeit der Römer, wünschte er an der Spitze eines solchen Heldenvolkes zu stehen, und ließ die gefallenen Römer, deren Zahl auf 7000 angegeben wird, ehrenvoll bestatten. Nachdem auch die Städte Süditaliens entschieden auf seine Seite getreten waren, fiel er in Kampanien ein, rückte von da, ohne das von Lävinus beschützte Capua und Neapolis einnehmen zu können, nach Latium vor, wo Fregellä am Liris erstürmt und die Umgegend verwüstet wurde, u. näherte sich Rom über Anagnia und Präneste. Die Stadt selbst anzugreifen oder eine Schlacht unter ihren Mauern anzunehmen, wagte er aber nicht, als er hörte, daß die Etrusker, auf deren Verbindung er gerechnet hatte, mit den Römern Frieden geschlossen hatten; daher führte er auf demselben Wege, den er gekommen war, sein Heer zurück und vermied selbst eine Schlacht, da sein Heer allzu sehr mit Beute und einer Menge Gefangener belastet war; in Kampanien vertheilte er es zur Ueberwinterung in den Städten; er selbst begab sich nach Tarent. Von hier aus knüpfte er Friedensverhandlungen mit den Römern an; aber Eineas kehrte unverrichteter Dinge aus Rom zurück, und Fabricius ließ sich durch nichts für seine Wünsche gewinnen. P. wollte nun, was ihm verweigert wurde, durch einen neuen Feldzug erzwingen. Bei Asculum stieß er auf die Konsuln P. Sulpicius und Decius Mus. Die Entscheidung der Schlacht, die hier geliefert wurde, war für ihn keineswegs so günstig, daß er auf Nachgiebigkeit von Seiten der Römer rechnen durfte. Der Eifer seiner italischen Bundesgenossen aber erkaltete, während das Lager der Römer sich immer leicht und schnell wieder füllte, so daß der Kampf mit ihnen dem mit der Hydra glich; P. vermied daher eine neue Schlacht und beschränkte sich auf die Beschützung Süditaliens. Einen anständigen Vorwand zu neuen Unterhandlungen erhielt P. inzwischen durch die Mittheilung, die ihm Fabricius von einem Plane gegen sein Leben machte. Da die Feindseligkeiten in Folge davon eingestellt wurden, so konnte er sich zur Ueberfahrt nach Sicilien vorbereiten, das ihn jetzt mehr anlockte, als der macedonische Thron, den er in den gleichzeitigen Umwälzungen daselbst leicht hätte gewinnen können. Er versprach seinen Bundesgenossen baldige Rückkehr nach Italien und ließ in den wichtigsten Städten Besatzung zurück, namentlich in Tarent und in Locri, wo sein Sohn Alexander den Befehl erhielt. Dann segelte er gegen Ende des Sommers 278, nachdem er 2 Jahre und 4 Monate in Italien zugebracht hatte, mit seinen Elephanten und 8000 Mann Fußvolk von Tarent ab, landete im Hafen der Tauromenier und ging von da nach Catana, dessen Einwohner ihn mit Jubel empfingen und mit einem goldenen Kranze ehrten. Als er zu Land und zu Wasser Syrakus sich näherte, hoben die Karthager die Belagerung auf; wohin der König kam, öffneten sich ihm die Städte, und von allen Seiten strömte ihm Mannschaft zu, so daß er in Kurzem ein Heer von 30,000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern hatte; auch gebot er über eine Flotte von mehr als 200 Schiffen. Er bemächtigte sich darauf der ganzen Insel, auch des festen Eryx; nur in Lilybäum hielten sich noch die Karthager, und auf dem andern Ende der Insel behaupteten die Mamertiner Messana. Die Karthager boten Frieden an, wenn man sie im Besitze von Lilybäum lasse, wofür sie eine bedeutende Geldsumme entrichten u. Schiffe stellen wollten, erhielten aber die Antwort, nur dann könne mit ihnen Friede geschlossen werden, wenn sie ganz Sicilien geräumt hätten. Sofort versuchte P. die Erstürmung von Lilybäum; der wohlbefestigte Ort war aber mit reichen Vorräthen an Lebensmitteln und Waffen ausgerüstet, und seine zahlreichen Vertheidiger leisteten den muthigsten Widerstand, so daß P. nach zwei Monaten vergeblicher Anstrengung die Belagerung aufhob. Er beschloß nun mit einer mächtigen Flotte nach Afrika zu gehen. Die Strenge, mit der er jetzt in Sicilien verfuhr, veranlaßte Meutereien, die er mit blutiger Strenge zu unterdrücken suchte. Dadurch aber steigerte sich die allgemeine Erbitterung, und die Städte traten zum Theil auf die Seite der Karthager, zum Theil riefen sie die Mamertiner herbei. Als er so nichts als Abfall u. Alles gegen sich verbunden sah, kamen von den

Samniten und Tarentinern Nachrichten, daß sie kaum noch in ihren Städten sich gegen die Römer behaupteten, vom flachen Lande ganz ausgeschlossen wären und sich den Römern ergeben müßten, wenn er nicht Hülfe bringe. Er verließ daher Sicilien, nachdem er noch einmal (276) die Karthager geschlagen hatte. Die karthagische Flotte aber, die vor der Meerenge kreuzte, brachte ihm noch einen schweren Verlust bei. Mit 20,000 Mann Fußvolk, meist Miethtruppen, und 3000 Reitern kam er in Tarent an. Hier verstärkte er sich mit den tüchtigsten Tarentinern und rückte gegen M. Curius Dentatus, der sich in der Nähe von Beneventum verschanzt hatte. P. erlitt aber eine vollkommene Niederlage (275) und entkam mit wenigen Reitern nach Tarent. Da seine Streitmittel zur Fortsetzung des Krieges nicht genügten, die Bitten um Geld und Truppen aber, die er an Antigonus, Antiochus und andere Fürsten des Ostens gerichtet hatte, nicht berücksichtigt wurden, kehrte er mit 8000 Mann Fußvolk und 500 Reitern nach Epirus zurück (274). Da er indeß, um sein Heer zu erhalten, Krieg nöthig hatte, so zog er, durch eine Schaar Gallier verstärkt, gegen Antigonus, den König von Macedonien, besonders weil derselbe ihm keine Hülfe nach Italien geschickt habe, und nahm von Thessalien und den oberen Landschaften Macedoniens Besitz. Anstatt aber seine Herrschaft in Macedonien zu befestigen, ließ er sich durch die Hoffnung auf Eroberung des Peloponnes bestimmen, der Bitte des Spartaners Cleonymus, ihn an seiner Vaterstadt zu rächen, Gehör zu schenken (272). Da König Areus mit einem Theile der Spartaner in Kreta den Gortyniern im Kriege beistand, so hoffte er um so leichter der entblößten Stadt Sparta sich bemächtigen zu können. Die Spartaner vertheidigten aber mit äußerster Anstrengung ihre Stadt gegen wiederholte Angriffe des P., den die Rückkehr des Königs Areus von Kreta mit 2000 Mann und die Ankunft einer Hülfsschaar von Antigonus bewogen, sich nach Argos zu wenden, wohin ihn Aristeas gegen eine Partei des Antigonus berief. Ein Versuch des P., mit Hülfe des Aristeas Argos im Stillen zu besetzen, mißglückte. Antigonus und mit ihm König Areus, der die rüstigsten Spartaner und 1000 Kreter herbeigeführt hatte, drangen, von ihren Freunden herbeigerufen, von einer andern Seite in die Stadt, und als P. die Unmöglichkeit, sich zu behaupten, erkannte, zog er sich zurück; allein bald entstand die größte Verwirrung. Im Kampf mit den nachfolgenden Feinden erhielt er eine nicht bedeutende Wunde und wollte eben den Argiver, der sie ihm beigebracht, niederhauen, als dessen Mutter, eine arme, alte Frau, die gleich andern Frauen dem Kampfe von dem Dache aus zusah, die Gefahr des Sohnes bemerkend, in der Angst einen Ziegelstein ergriff und auf P. hinabwarf. Besinnungslos stürzte er zur Erde; einige Leute des Antigonus erkannten ihn, schleppten ihn in eine nahe Säulenhalle, wo einer derselben, Zopyrus, ihm, wie er eben sich zu erholen begann, durch einen furchtbaren Blick verwirrt, mit zitternder Hand mühevoll und langsam den Kopf vom Rumpfe trennte (272 v. Chr.). Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen bestattet. Auf dem Thron folgte dem P. sein zweiter Sohn Alexander.

Pythagoräischer Lehrsatz, bekannter, dem Pythagoras als Erfinder angehöriger Satz, welcher behauptet, daß in jedem rechtwinkeligen Dreieck immer das Quadrat der Hypotenuse der Summe der Quadrate der beiden Katheten gleich ist. Vermittelst dieses Lehrsatzes lassen sich eine große Menge Aufgaben lösen, z. B. ein Quadrat zu konstruiren, das der Summe oder Differenz zweier vorliegenden Quadrate gleich ist, und mehre andere. Aber den größten Dienst leistet der Satz als Stützpunkt einer unendlichen Menge anderer theoretischen Lehrsätze. Pythagoras, der bald den hohen Werth seines großen Fundes einsah, soll, so erzählt die Mythe, ein Opfer von 100 Ochsen (eine Hekatombe) den Göttern dargebracht haben.

Pythagoräisches Dreieck, jedes rechtwinkelige Dreieck, dessen Seiten ein rationales Verhältniß zu einander haben.

Pythagoräische Zahlen, solche reelle ganze Zahlen, welche für die beiden Katheten eines rechtwinkeligen Dreiecks in dessen Hypotenuse passen, wie etwa 3, 4, 5, weil diese den pythagoräischen Satz anwenden lassen, indem: $3^2 + 4^2 = 5^2$ ist. Solche Zahlen sind unter der allgemeinen Formel: $(n^2 + 1)^2 = (n^2 - 1)^2 + (2n)^2$ begriffen, wo, wie leicht zu sehen, für $n = 2$ obige Zahlen erscheinen.

Für $n = 3$ kommt: $10^2 = 8^2 + 6^2$;
„ $n = 4$ „ $17^2 = 15^2 + 8^2$;
„ $n = 5$ „ $26^2 = 24^2 + 10^2$;
„ $n = 6$ „ $37^2 = 35^2 + 12^2$ ꝛc.

Pythagoras, berühmter griechischer Philosoph, war nach den ältesten und glaubwürdigsten Angaben von Samos gebürtig. Andere nennen ihn einen Syrier (von der Insel Syros), vielleicht nur wegen seines angeblichen Schülerverhältnisses zu Pherecydes, vielleicht auch weil sein Geschlecht dorther stammte. Nichts Anderes besagt auch die Bezeichnung des P. als eines Tyrrheners, denn Syros war früher von tyrrhenischen Pelasgern bewohnt; erst Spätere, wie Porphyrius, machen aus dem Syrier einen Syrer oder Assyrier oder Tyrier. Sein Vater heißt fast allgemein Mnesarch. Der Anfangs- und Endpunkt seines Lebens läßt sich nicht mehr chronologisch genau ausmitteln; jener wird annähernd (580—568 v. Chr.) berechnet. Eben so wenig wissen wir von seiner Bildungsgeschichte; die Alten geben ihm außer einem gewissen Hermodamas u. Creophilus noch den Thales, Bias, Anaximander, selbst die delphische Priesterin Themistocla, namentlich aber den Pherecydes zum Lehrer, ohne daß jedoch eine dieser Angaben beglaubigt wäre. Dieselben erzählen von weiten Bildungsreisen des P., namentlich einer Reise nach Aegypten. Die Neuplatoniker lassen ihn seine Weisheit aus den Geheimlehren und Kulten des ganzen Orients zusammentragen. Geschichtlich ist von diesen Reisen vielleicht die nach Aegypten; die übrigen werden schon durch ihre schlechten Gewährsmänner und märchenhaften Umgebungen unsicher. Sicherer ist, daß sich P. angeblich in seinem 40. Jahre nach Großgriechenland übersiedelte u. sich namentlich in Croton aufhielt. Mit mannichfachem Wissen ausgerüstet, namentlich, wie es scheint, der

Mathematik und Musik kundig, zugleich aber auch in der priesterlichen Rolle eines Epimenides auftretend, stiftete P. hier eine Gesellschaft, welche sich noch zu seinen Lebzeiten über die bedeutendsten unter den großgriechischen Städten verbreitete. Die späteren, besonders die neuplatonischen Berichte umgeben seine Erscheinung in Italien, wie schon sein früheres Leben, mit Wundern aller Art; sie nennen ihn einen Sohn des Apollo oder Hermes, lassen ihn als Zeichen seiner höhern Abkunft eine goldene Hüfte besitzen, mit Halbgöttern verkehren, Thieren gebieten, die Sphärenharmonie hören, sich an seine eigene u. Anderer Präexistenz erinnern, in den Hades hinabsteigen &c. Dieselben Berichte schildern auch die pythagoräische Gesellschaft in der Weise eines fest gegliederten geheimen Ordens mit vielfachen Weihen und Gebräuchen: ihre Mitglieder sollen nur nach strenger Prüfung zugelassen, erst als Novizen in einem zwei- oder fünfjährigen Schweigen geübt, später in verschiedene Klassen (Exoteriker und Esoteriker, Pythagoriker, Pythagoräer und Pythagoristen &c.) getheilt worden seyn. Die höhere Klasse, die der eigentlichen Pythagoräer, soll vollkommene Gütergemeinschaft, eine priesterliche Lebensordnung und eine Geheimlehre nebst besondern Erkennungszeichen, Weihen und gottesdienstlichen Handlungen gehabt haben; Enthaltung von Fleisch, Bohnen u. dgl., das Verbot, in wollenen Kleidern zu begraben und Aehnliches wird als Eigenthümlichkeit derselben hervorgehoben. Was sich von diesem Bund mit geschichtlicher Wahrscheinlichkeit ausmitteln läßt, reducirt sich darauf, daß die von P. gestiftete Gesellschaft eine sittlich-religiöse Reform des griechischen Lebens bezweckte, durch gewisse religiöse Weihen und Lehren, durch gemeinsame Uebung der Musik, Mathematik und Philosophie, ohne Zweifel auch der Gymnastik, sowie durch eine der dorischen Aristokratie zugeneigte Politik u. durch einige wenige Eigenheiten im äußern Leben (Speiseverbote) verknüpft war und in mehren der unteritalienischen Städte eine nach den Verhältnissen wechselnde politische Bedeutung erlangte. Der Einfluß derselben soll aber den Haß der demokratischen Partei in Croton erregt haben, und als einst die Pythagoräer, 300 an der Zahl, versammelt waren, umzingelten die Crotoniaten das Haus und verbrannten es mit den Versammelten. Die Einen lassen den P. selbst bei dieser Gelegenheit umkommen, Andere ihn vorher nach Metapont entfliehen und hier ruhig und geehrt in hohem Alter (angeblich 80- oder 90-jährig) sterben. Das Haus, in welchem die Pythagoräer verbrannt wurden, soll das des Athleten Milo, das Haupt ihrer Gegner der nach der Tyrannis lüsterne Cylo gewesen seyn. Ein Theil der Berichte verlegt aber durch die Angabe, daß nur Lysis und Philolaus (oder Archippus) jenem Blutbad entronnen seyen, dieses in die Zeit des Socrates. Später erlangte die pythagoräische Partei wieder die Oberhand, und zur Zeit des Archytas stand sie in Tarent und andern Städten wieder an der Spitze des Staates. Ueber die ältesten Schüler des P. wissen wir durchaus nichts Zuverlässiges. Der Crotoniate Milo hat sich nur als Athlet und Feldherr, der Coer oder Syrakusier Epicharmus nur als Dichter einen Namen erworben. Von Aresas, dem angeblichen Lehrer des Philolaus, u. A. kennen wir nur den Namen. Ungleich bedeutender ist Empedocles, dessen System sich aber im Ganzen viel zu wenig an das pythagoräische anschließt, als daß er den Anhängern des letztern zugezählt werden könnte. Neben ihrer philosophischen und politischen Thätigkeit scheinen sich die ältesten Pythagoräer namentlich auch mit Ausbreitung ihrer religiösen Ideen und Gebräuche befaßt zu haben, wie sie denn in dieser Hinsicht mit den orphischen und bacchischen Mysterien in Verbindung gebracht werden. Erst aus der Zeit des Socrates besitzen wir wieder sichere Nachrichten über die Nachfolger des P. Um diese Zeit treffen wir den Tarentiner (nach Andern Crotoniaten) Philolaus, durch welchen die pythagoräische Philosophie ihre höchste wissenschaftliche Vollendung erreichte, und um Weniges später den Lysis, den Lehrer des Epaminondas, in Theben; gleichzeitig lebte Clinias aus Tarent in dem lukanischen Heraclea und Eurytus, aus Tarent oder Croton, in Metapont; etwas später der große, als Feldherr und Staatsmann, sowie als Mathematiker gleich ausgezeichnete Archytas, Plato's Zeitgenosse und nach den Berichten auch persönlich mit ihm befreundet, in Tarent. Mit den Schülern des Eurytus und Philolaus, einem Xenophilus aus Chalcis, Phanto, Echecrates, Diocles und Polymnestus aus Phlius, scheint die pythagoräische Schule ebenso wie der versprengte pythagoräische Bund erloschen zu seyn. Von Ueberbleibseln pythagoräischer Schriften sind die einzigen zuverlässig konstatirten die Fragmente aus den drei Büchern des Philolaus, welche Böckh („Philolaus des Pythag. Lehren", Berl. 1819) gesammelt und erklärt hat. Was dem P. selbst von Späteren beigelegt wird, ist entschieden unächt: Allem nach hat P., wie auch vielfach bezeugt wird, nichts geschrieben. Eine Sammlung pythagoräischer Fragmente findet sich bei Orelli („Opusc. vet. Graec. sentent. II", 234 ff.); vergl. **Gruppe**, Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoräer, Berlin 1840. Die Hauptquellen für unsere Kenntniß der pythagoräischen Philosophie, deren spätere und reifere Form sich aus diesem Grunde von der ursprünglichen nicht genau unterscheiden läßt, sind die Schriften des Aristoteles und die Fragmente des Philolaus.

Die Pythagoräer widmeten sich, nach des Aristoteles ausdrücklichem Zeugniß, mit besonderem Eifer den mathematischen Wissenschaften. Der sogenannte pythagoräische Lehrsatz, der Abacus u. A. sind Resultate ihrer Forschung, die zum Theil noch heute in der Wissenschaft Bedeutung haben, und die Erfindung des Monochords, sowie des Oktochords zeigen von der frühzeitigen Anwendung der Zahlenverhältnisse auf andere Gebiete, namentlich auf die Musik. In diesen Kreisen des Denkens einmal einheimisch, gelangten die Pythagoräer bald zu der Annahme, die Principien und Elemente der Zahlen seyen die Principien und Elemente des Bestehenden überhaupt. In der Zahl liegt also nach dem Pythagoräismus das Wesen der Dinge, oder was das Wesentliche in der Zahl ist, das macht auch die Wesenheit der Dinge aus. Die Elemente der Zahlen sind nun

aber das Gerade und das Ungerade; jenes entspricht dem unbegrenzten Seyn, dieses dem begrenzten, denn jenes ist endlos in gleiche Theile zerlegbar, während das Ungerade, zum Geraden hinzugefügt, diesem die Theilbarkeit nimmt und dasselbe begrenzt. Anstatt also einen Körperstoff anzunehmen, wie Feuer, Erde u. dergl., dem die Prädikate der Begrenztheit, der Unbegrenztheit und der Einheit beigelegt werden müßten, betrachtete der Pythagoräer die Unbegrenztheit, die Begrenzung und die Einheit an sich selbst als die Wesenheit Desjenigen, wovon sie ausgesagt werden. Indem sie aber die Zahlen in ihre beiden Arten, gerade und ungerade, weiterhin in den Gegensatz des Begrenzten und Unbegrenzten auseinanderlegten und sofort auf Astronomie, Musik, Psychologie und Ethik ꝛc. anwendeten, entstanden Kombinationen, bei denen auf den ersten Blick sich die größte Willkür zu erkennen gibt. Im Allgemeinen galt die Zehn für die vollkommene, Alles in sich aufnehmende Zahl. Das Weltganze besteht aus 10 göttlichen Weltkörpern oder Himmelssphären, die, nach harmonischen Verhältnissen geordnet, durch ihre Bewegung um das kosmische Centralfeuer die Musik der Sphären erzeugen. Das Unbegrenzte umschließt als ein hauchartiger oder feuerartiger Stoff den Kosmos; aus jenen werden in diesen der Raum und die Zeit hereingeführt. Die 10 Weltkörper sind: der Fixsternhimmel, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Sonne, Mond, Erde und die Gegenerde (Antichthon), d. h. die von unserer Hemisphäre abgelöste Halbkugel unserer Erde, die mit der unserigen immer parallel sich bewegt und mit derselben gemeinsam den Umschwung um das Centralfeuer täglich ausführt. Der Theil des Weltganzen, welcher zwischen dem Monde und den beiden Erden liegt, ist der unvollkommnere, das Reich der geordneten Veränderungen (Kosmos), während die Regionen über dem Monde (Olympos) die Elemente in unvermischter Reinheit enthalten. Die Erde hat nach Philolaus eine tägliche Bewegung um das Centralfeuer; Hicetas von Syrakus fügte dazu noch die Axendrehung unseres Planeten. Uebrigens ist nach pythagoräischer Ansicht die Welt ungeschaffen und unvergänglich. Wenn von einem Entstehen derselben die Rede ist, so soll damit nur das Verhältniß ihrer Abhängigkeit von einem Höheren ausgedrückt werden. Ueber der Welt, die durchgängig aus den einander entgegengesetzten Principien des Geraden und Ungeraden zusammengesetzt ist, steht nämlich die Einheit des Urprincips, der Gottheit, durch welche ewig das Unbegrenzte, Begrenzende und, als das Ergebniß der Harmonie dieser beiden ursprünglichen Gegensätze, die Weltordnung besteht. In diesem Sinne wird von Philolaus die Welt als die ewige Wirksamkeit Gottes und des Werdens nach der Folge der veränderlichen Natur genannt. So erhob sich der Pythagoräismus zur Vorstellung einer geordneten Mannichfaltigkeit der Dinge und fand eine Form, unter welcher das bestimmende, ordnende Denken an der bestimmten, geordneten Welt zum Ausdruck gelangt; er vermochte, was selbst Anaxagoras noch verfehlte, das begründete Seyn als die Manifestation einer zweckmäßigen, von der höchsten Vernunft gedachten Form und als das nur durch diese Form bestehende Seyn auf den denkenden Urgrund zurückzuführen. In praktischer Beziehung war die ganze Tendenz des Pythagoräismus ascetisch, auf strenge Zucht der Gesinnung abzweckend; überhaupt trägt der Bund der Pythagoräer den Charakter eines religiös-moralischen und ascetischen Instituts, durch welches die pythagoräische Philosophie selbst eine politische Bedeutung erlangte. Indem die Pythagoräer aber auch die ethischen Lebenserscheinungen unter das Maß der Zahl brachten, verirrten sie sich in unfruchtbare Untersuchungen, die wir nicht einmal zu deuten wissen. So sollen die Pythagoräer die Gerechtigkeit bald auf die 3-, bald auf die 4-, bald auf die 5-, bald auf die 9-Zahl zurückgeführt und sie zugleich einseitig als Vergeltung aufgefaßt haben. Hauptrichtung ihrer ethischen Lebensordnung war Bekämpfung und Beherrschung der Leidenschaften, die sie mit einem durchlöcherten Faß vergleichen, welches man vergebens zu füllen suche. Viele specielle Vorschriften der pythagoräischen Ascetik scheinen mit Eigenthümlichkeiten des dorischen Stammes und mit ägyptischen Symbolen zusammenzuhängen. Die Tugend der Freundschaft ehrten die Schüler des P. hoch, und wie ihnen das Weltall eine große Harmonie war, so sollte auch nach ihrer Vorschrift das Leben in Staat und Familie, sowie das Leben jedes Einzelnen einer wohlgestimmten Leier gleichen. Auch die Lehre von der Seelenwanderung hat mehr einen ethischen als einen metaphysischen Sinn; es spricht sich in ihr, im Einklange mit dem vernünftig erhabenen und wahrhaft teleologischen Charakter der pythagoräischen Welterklärung, eine tiefe sittliche Ueberzeugung von dem höhern, überirdischen Berufe des menschlichen Lebens, von der demselben zu Theil werdenden göttlichen Leitung und von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode aus. Vergl. G. Ritter, Geschichte der pythag. Philos., Hamb. 1826; E. Reinhold, Beiträge zur Erläuterung der pythag. Metaphysik, Jena 1827; Brandis, Ueber die Zahlenlehre der Pythagoräer und Platoniker, im „Rhein. Museum", Bd. 2.

Pytheas, aus Massilia, kühner Seefahrer des 4. Jahrh. v. Chr., der angeblich die Küsten des westlichen und nördlichen Europa's von Gades an bis Thule und bis zur Mündung des Tanais umschiffte und die Resultate dieser Fahrt in einer oder mehren Schriften bekannt machte. Die Berichte des P., soweit sie uns noch in den Ueberlieferungen anderer Schriftsteller vorliegen, sind ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung: die letztere mag aus falschen Nachrichten, die er einzog, wo er nicht selbst sehen und prüfen konnte, und aus einem gewissen Hange zum Wunderbaren geflossen seyn; die erstere, bei deren Auffindung ihn nicht gewöhnliche mathematische Kenntnisse und eine sorgfältige Beobachtung der Naturerscheinungen unterstützten, erkennt selbst sein heftigster Widersacher, Strabo, stellenweise an. Von seiner in griechischer Sprache verfaßten Schrift „Periodus" oder „Periplus" haben sich nur einige Fragmente erhalten, welche von Arwedson (Upsala 1824) gesammelt und erklärt worden sind.

Außerdem haben Adelung, d'Anville, Barth, Forster, Mannert, besonders auch Lelewel („Entdeckungen der Karthager und Griechen im atlantischen Ocean", Berl. 1831) und Straszewicz („P. de Masseille de la géographie de son temps", Par. 1836; deutsch von Hoffmann, Lpz. 1838) die Angaben des P. einer genaueren Untersuchung unterworfen. Vgl. Fuhr, De Pythea Massiliensi, Darmst. 1835.

Pythia, Name der Priesterin zu Delphi (s. d.), welche die Orakel ertheilte.

Pythiade, Zeitraum von 4 Jahren, von einem pythischen Spiele zum andern; s. Pythische Spiele.

Pythische Spiele (Pythia), Kampfspiele der Hellenen, welche auf der krissäischen Ebene bei Delphi zu Ehren des pythischen Apollo gefeiert wurden, der sie nach Erlegung des Drachen Python selbst eingesetzt haben sollte. Die älteste Kampfart soll im Gesange eines Hymnus auf den pythischen Gott bestanden haben. Die geschichtliche Zeit dieser Spiele beginnt mit Ol. 48, 3, wo die Amphiktyonen nach Beendigung des krissäischen Krieges sich der Kampfspiele annahmen. Die erste Feier unter der Leitung der Amphiktyonen ward nun als die erste Pythiade gezählt. Der musische Agon umfaßte Wettkämpfe der Kitharöden, Auleten und Aulöden. In dieser ersten Pythiade traten schon die gymnischen und ritterlichen Kämpfe hinzu, wobei man sich die Olympien zum Muster nahm. Später fanden auch Wettkämpfe in poetischen Vorträgen u. in Kunstdarstellungen Statt, sowie auch Dichter u. Historiker mit epideiktischen Vorträgen auftraten. Vor Ol. 48 kehrte die Feier der p.n S. regelmäßig nach Verlauf von 8 Jahren, seit Ol. 48, 3 alle 5 Jahre wieder und fiel nun jedesmal in das dritte Jahr der Olympiaden. Die Spiele wurden im Monat Bukatios, welcher dem attischen Munychion entspricht, begangen und von den meisten Staaten mit Theorien beschickt. Die Wettkämpfe wurden mit dem musischen Agon als dem ältesten begonnen. Darauf folgte der gymnische Agon und auf diesen das Roßwettrennen, und zwar sämmtliche Arten des Wettlaufes an Einem Tage. Jeder einzelnen Kampfart der Männer ging derselbe Wettkampf der Knaben voraus. Früher hatten die Bewohner von Delphi die Agonothesie. Seit dieser Zeit ging dieselbe auf die Amphiktyonen über, welche bevollmächtigte Aufseher (Epimeleten) bestellten, die die Wettkämpfe anordneten und über die Siege der Agonisten entschieden. Wie zu Olympia, so übten auch hier Mastigophoren die untergeordnete Polizei aus und sorgten für Ruhe und Ordnung während der Wettkämpfe. Die Kampfgesetze waren wohl überhaupt dieselben wie in Olympia. Als Preis, der früher in Realwerth bestand, ward in der zweiten gezählten Pythiade der aus Lorbeerzweigen gewundene Siegeskranz eingeführt u. den Siegern sowohl in den musischen, als in den gymnischen u. ritterlichen Wettkämpfen ertheilt. Auch Aepfel scheinen den Siegern manchmal als Kampfpreis dargereicht worden zu seyn, und den symbolischen Palmzweig erhielt der Sieger in den Pythien (Pythionike) ebenso wie in den Olympien. Auch war es dem Sieger wie zu Olympia gestattet, auf dem Schauplatze der Wettkämpfe sich eine Siegerstatue errichten zu lassen. Die Dankopfer, Prozessionen u. Siegesschmäuse, welche die Sieger veranstalteten, waren noch in der späteren Zeit sehr glänzend. Insbesondere waren die musikalischen Wettkämpfe hier von größerer Bedeutung, als irgendwo anders, und es traten darin nur die ausgezeichnetsten Männer auf. Die pythische Panegyris ward noch zu den Zeiten des Kaisers Julian begangen und mochte ungefähr zu derselben Zeit abkommen, in welcher die Olympien zu Ende gingen (Ol. 293, etwa 394 n. Chr.). Kleinere Pythien wurden in vielen andern Städten Kleinasiens u. Griechenlands gefeiert. Vgl. Krause, Pythien, Nemeen und Isthmien, Lpz. 1841.

Pythius, der zu Pytho oder Delphi Verehrte, Beiname des Apollo.

Python, Sohn der Gäa, ein furchtbarer Drache, der, aus der feuchten Erde nach der deukalionischen Fluth entstanden, in den Klüften des Parnassus hausend, das Orakel zu Delphi bewachte und von Apollo erlegt ward.

Python, s. Riesenschlange.

Q.

Q, q, Q, q (Ku), Laut, gehört mit c, g und k zu den stummen Konsonanten in der Klasse der Gaumenbuchstaben (gutturales). Bei seiner Verbindung mit einem folgenden Vokale ward ursprünglich wohl immer ein vermittelndes u oder w hörbar, welches die spätere Schrift ausdrückte. Im Laufe der Zeit schliff sich sein rauher Urlaut etwas ab und ward zum reinen k, wodurch auch seine Nothwendigkeit in der Schriftsprache zweifelhaft geworden ist. Die moderne Aussprache der verbundenen Buchstaben Qu ist im Deutschen Kw, im Englischen ebenso, nur wenn das Wort mit que endigt und in fremden Wörtern wie K, im Französischen wie ein hartes G oder ein weiches K, im Italienischen wie ku, wobei jedoch das u keine besondere Sylbe bilden darf, im Spanischen theils wie kw (vor a und wenn über dem u zwei Pünktchen stehen), theils wie k (vor e, i, ü, o), in den nordischen Sprachen wie in der deutschen. In der lateinischen und den meisten neuen Sprachen ist Q der 16. und, sofern Jod als besonderer Buchstabe gerechnet wird, der 17. Buchstabe des Alphabets, gewöhnlich mit nachfolgendem u geschrieben. Die lateinische Sprache bildete es nach Einigen aus dem Kappa der Griechen; mit mehr Wahrscheinlichkeit aber leitet man es von den neben einander geschriebenen C und V ab, das in eine Figur zusammenschmolz. Von den Lateinern

nahmen es die Gothen in ihre Sprache auf, später die nordischen Sprachen und dann alle europäischen, nie aber die östlichen. Als Zahlzeichen ist im Lateinischen: Q = 500,000, in der Rubricirung = 16; als Abkürzung: in römischen Inschriften, Handschriften, Münzen &c. s. v. a. Quintus, Quintius, Quästor, Quirinus; im Buchhandel Q s. v. a. 16 Thlr., q s. v. a. 16 gGr.; auf Franzthalern, die bis 1709 geprägt sind, die Münzstadt Narbonne, von jenem Jahre die Städte Perpignan und Chalons; auf Recepten s. v. a. Quentchen.

Q. e. d., Abbreviatur für quod erat demonstrandum (was zu beweisen war).

Quacksalber (franz. Charlatan), Jeder, der unbefugt ärztliche Praxis treibt. Das Quacksalbern ist polizeilich verboten u. wird im Wiederholungsfalle mit Gefängniß bestraft. Die Ableitung des Wortes ist zweifelhaft; nach Einigen soll es daher rühren, daß im Mittelalter dergleichen Leute sich zuerst des in der Medicin noch nicht angewendeten Quecksilbers bedienten. Mit gewissen Modifikationen findet es sich in allen dem Deutschen verwandten Sprachen.

Quadelen, australische Inselgruppe im Mulgravesarchipel Marshallsinseln, Ralickkette, besteht aus 44 größern und kleinern Inseln, die durch Korallenriffe mit einander verbunden und für die Schifffahrt eine der gefährlichsten Gruppen sind.

Quaden, mächtiges, zum suevischen Stamme gehöriges Volk im südöstlichen Theile Germaniens, zwischen dem Gebirge Gabreta, dem hercynischen Bergwalde, dem sarmatischen Gebirge und dem Danubius, nahm lebhaften Antheil an dem Markomannenkriege und hätte beinahe das ganze Heer des Marcus Aurelius vernichtet, das nur durch ein Gewitter gerettet wurde. Trotz des von M. Aurelius mit ihnen geschlossenen Friedens begannen die Q. stets neue Feindseligkeiten gegen die Römer, weshalb der genannte Kaiser an ihren Grenzen und in ihrem Lande selbst mehre Kastelle erbauen ließ, wodurch fast das ganze Volk zur Auswanderung bewogen worden wäre. Commodus erneuerte 180 den Frieden mit ihnen, und dennoch fielen sie noch später mehrmals ins römische Gebiet ein. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts aber verschwinden sie aus der Geschichte. Vermuthlich waren sie mit den Sueven nach Westen gezogen; wenigstens werden unter den Sueven in Hispanien auch Q. genannt.

Quader, s. v. a. Quadersandstein und Quaderformation, s. Kreidegruppe; Quadersteine heißen im Bauwesen würfelförmig oder in Form eines Parallelepipedons oder wenigstens auf einer Seite rechtwinkelig zugehauene Steine. Es werden besonders Sandsteine (Quaderstücke) dazu benutzt. Das damit ausgeführte Mauerwerk heißt Quaderwerk.

Quaderformation, in Deutschland die unterste Formation des Kreidegebirgs, s. Kreidegruppe.

Quadersandstein, Glied der Quaderformation, s. Kreidegruppe.

Quadra und **Vancouver**, jetzt gewöhnlich bloß Vancouversinsel genannt, britisch-nordamerikanische Insel, die größte von den zum britischen Gebiet gehörenden Inseln der Nordwestküste, ist durch eine Schenkungsurkunde der Königin vom 13. Januar 1849 der Hudsonsbaikompagnie abgetreten worden. Die Insel liegt zwischen 48° 17′ und 50° 55′ nördl. Br. und 123° 10′ und 128° 30′ westl. L., und hat eine Länge von 290 englischen Meilen bei einer mittleren Breite von 55 englischen Meilen. Von dem Festlande wird sie getrennt im Süden durch die Straße von Juan de Fuca, im Osten durch den Golf von Georgia und im Norden durch den Sund der Königin Charlotte. Nur die Küsten dieser Insel sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo sie hauptsächlich von Dixon und Portlock und Vancouver und Broughton in den Jahren 1787—92 untersucht wurden, etwas bekannter. Sie sind durchgängig hoch, steil, und bieten mehre sehr gute Häfen dar; an der West- und Südküste finden sich viele tief eingeschnittene Fjorde. Das Innere der Insel ist zum Theil von hohen Bergen durchzogen, zum Theil eben und zu Ackerbauansiedelungen geeignet. Das Klima soll dem Englands sehr ähnlich seyn. Das Meer in der Nachbarschaft der Insel ist überaus reich an Fischen, namentlich Salmen und Stören, welche den Bewohnern der Insel die Hauptnahrung gewähren. Doch bauen dieselben auch ziemlich viel Kartoffeln, wie denn die Hudsonsbaikompagnie hier schon vor ihrer ersten Niederlassung viele kleine mit Kartoffeln bestellte Felder vorfand. Die Zahl der eingebornen Einwohner wird auf 25,000 geschätzt. Am bekanntesten ist unter den verschiedenen Stämmen daselbst der der Wakasindianer, deren Namen man wohl auf sämmtliche Bewohner der Insel übertragen hat. An Ausfuhrprodukten hat die Insel bis jetzt nur einiges Pelzwerk geliefert, doch ist dieselbe so wenig reich an Pelzthieren, daß auch die Hudsonsbaikompagnie vielmehr darauf angewiesen ist, die Insel zu kolonisiren, statt dieselbe als ein Jagdrevier zu benutzen. Durch Parlamentsakte vom 5. Juli 1849 ist die Einsetzung selbstständiger Gerichtshöfe auf der Vancouversinsel für die Civil- und Kriminaljustiz beschlossen und der Verwaltungsbezirk dieser Gerichtshöfe, welche die Regierung interimistisch mit Beamten der Hudsonsbaikompagnie besetzt hat, auf alle an der Westküste des britischen Nordamerika südwärts des 52.° n. Br. gelegenen Inseln ausgedehnt worden.

Quadragena (lat.), in der katholischen Kirche das 40tägige Fasten od. die 40tägigen Bußübungen eines reuigen Sünders; dann die 40 Ruthen- oder Geißelhiebe, die als körperliche Züchtigung auferlegt wurden, od. die der Büßende sich selbst ertheilte.

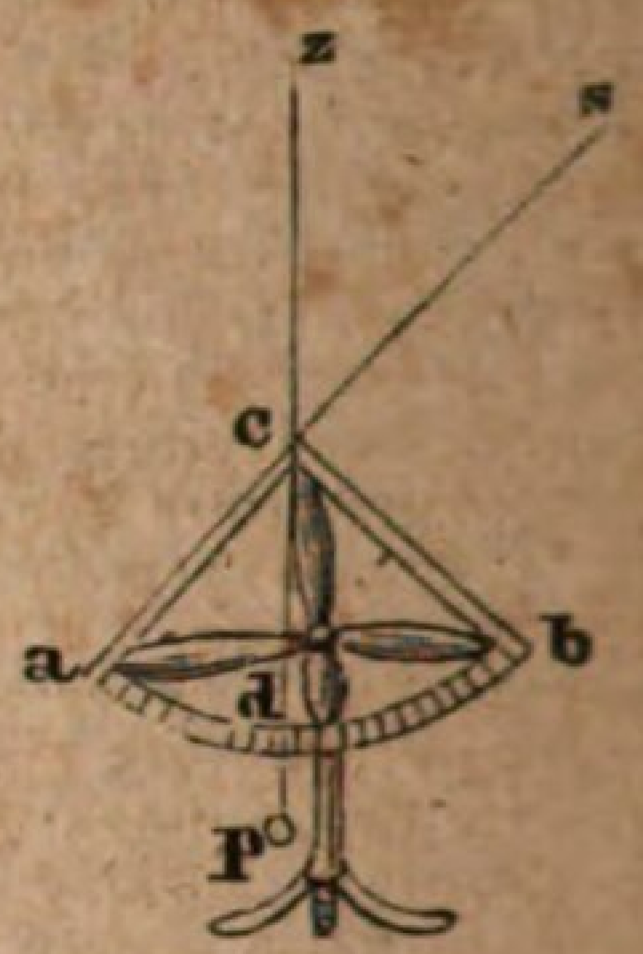
Quadragesima (lat., sc. pars), in der katholischen Kirche das 40tägige Fasten, welches dem Charfreitag vorausgeht und nach Analogie der 40 Versuchungstage Jesu entstanden ist. Seit dem 2. Jahrhundert üblich, dauerte es anfangs nur 40 Stunden, seit der Mitte des 3. Jahrhunderts aber 40 Tage. Deshalb nannte man den ersten Sonntag derselben (Invocavit) Q., wie den nächstvorhergehenden Quinquagesima (den 50. Tag).

Quadrangel (lat. Quadrangulum), Viereck, besonders Quadrat; daher quadrangulär, viereckig.

Quadrans, römische Erzmünze, $= \frac{1}{4}$ As, daher der Name, später bloß $= 1$ Unze, trug auf der Vorderseite meist den mit dem Löwenfell bedeckten Kopf des Hercules, auf der Kehrseite den Schiffsschnabel; als Längenmaß $= \frac{1}{4}$ Fuß oder 4 Fingerbreiten, auch **Palmus minor** genannt; als Flächenmaß $= \frac{1}{4}$ Jugerum; als Flüssigkeitsmaß und Maß trockener Gegenstände $= \frac{1}{4}$ eines Sextarius oder 3 Cyathi; als Gewicht $=3$ Unzen; jetzt ein Medicinalgewicht, $= 3$ Unzen; auch s. v. a. Quadrant.

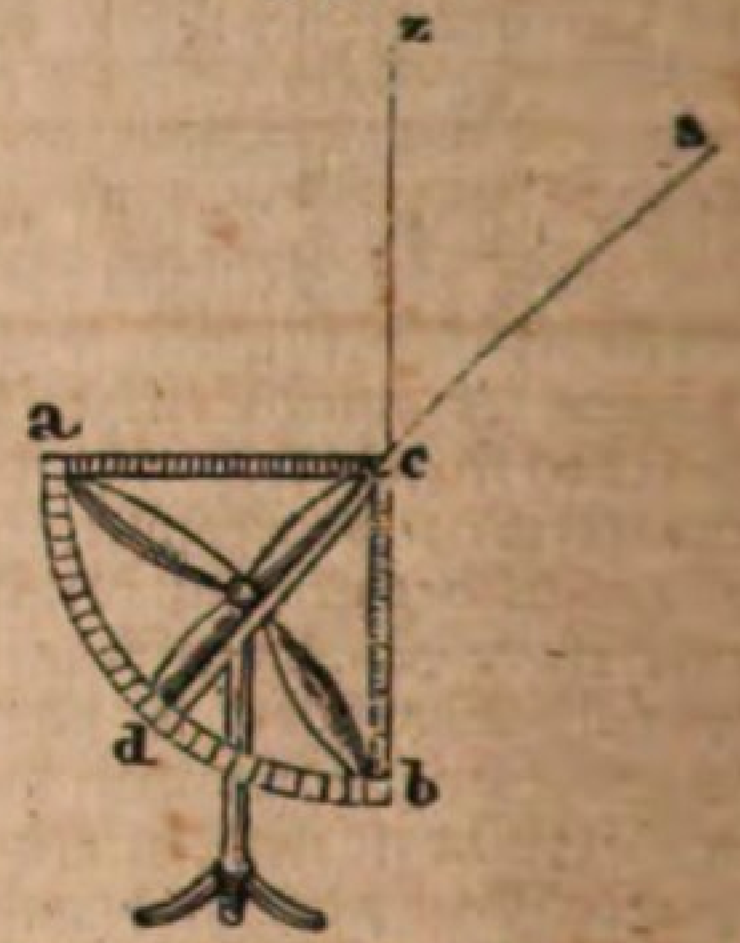
Quadrant (v. lat. quadrans), astronomisches Instrument, mittelst dessen am Himmel die Bogen größter Kreise, sowie besonders auch die Höhen und Deklinationen der Gestirne gemessen werden. Es besteht aus dem vierten Theile eines Kreises, dessen Bogen in Grade und Minuten eingetheilt ist. Der Q. ist in seinem Schwerpunkte an einer vertikalen Säule mit derselben Seite parallel befestigt; die Säule ruht auf drei horizontalen Füßen, welche mit Fußschrauben versehen sind. Das Fernrohr ist an einer metallenen Platte befestigt, die sich um den Mittelpunkt des Q.en dreht. Auf der Rückseite trägt der Q. eine horizontale Stange, an welcher man die Libelle aufhängt, um dadurch den obersten Halbmesser des Q.en, der von dem Mittelpunkte nach dem Nullpunkte der Eintheilung geht, horizontal zu stellen. Das eine Ende dieser Stange sowohl, als das eine Ende der Libelle hat seine eigenen Korrektionsschrauben zum Behuf der Rektificirung. Um den Mittelpunkt des Q.en ist eine metallene Platte befestigt, in welche eine kleinere, durch eigene Korrektionsschrauben bewegliche Platte eingelassen ist, welche letztere einen feinen Punkt in ihrer Mitte trägt. Ein ähnlicher Punkt ist an dem unteren Theil der eingetheilten Fläche des Q.en gegeben, und durch jene Korrektionsschrauben kann man die Linie durch beide Punkte parallel mit dem letzten Halbmesser des Q.en richten, der durch den Mittelpunkt und durch den Grad 90 der Eintheilung geht. An dem oberen Rande der größern Platte ist ein horizontal bewegliches Stück, welches einen Einschnitt hat, worin der Faden des Bleilothes hängen muß, der den eben erwähnten unteren Punkt der eingetheilten Fläche des Q.en genau decken soll, wenn der erste Radius horizontal oder der letzte vertikal steht. Uebrigens hat das Instrument auch eine Vorrichtung, durch die es, während die Ebene des Q.en immer vertikal steht, im Azimuth bewegt werden kann, und eine zweite, durch die der Q. selbst auf seinem Gestell umgekehrt werden kann, wodurch der erste Halbmesser desselben, der in der frühern Lage der höchste war, der niedrigste wird, während der letzte Halbmesser immer vertikal bleibt. Die Q.en sind entweder *bewegliche* oder *unbewegliche* (*Mauerquadranten*). Bei den erstern wird der getheilte Bogen oder Limbus durch eiserne Stäbe oder Querbänder gehalten und ruht vermittelst einer im Schwerpunkte des Ganzen angebrachten Welle auf einem Stative. Um mit diesem Instrumente Höhen und Abstände vom Scheitel zu messen, bringt man es in eine Vertikalfläche, wo es sich um den Schwerpunkt drehen läßt, oder daselbst unbewegt stehen bleibt. Bei den beweglichen Q.en (Figur 1) ist selbst das Diopterlineal

Fig. 1.



ac an dem Q.en fest, und aus dem Mittelpunkt c des Q.en abc hängt von einem feinen Faden das Bleiloth p herab. Wenn nun das Diopterlineal nach dem Stern s gerichtet und zcs die scheinbare Entfernung desselben vom Zenith z ist, so zeigt das Bleiloth auf dem Limbus die Größe der Bogen ad und db an, wovon ersterer das Maß des Winkels acd und zcs, oder die Entfernung des Sternes vom Zenith, letzterer aber das Komplement von jenem zu 90°, folglich das Maß des Sternes ist. Der unbewegliche Q. (Figur 2)

Fig. 2.



bleibt fest stehen, nachdem zuvor die Linie ac, welche vom Mittelpunkt c nach dem ersten Theilungspunkte geht, genau in eine wagrechte Lage gebracht worden ist. Hier ist aber das Diopterlineal dc um den Mittelpunkt beweglich. Dieses wird gegen den Stern s gerichtet, da alsdann dadurch die Bogen ad und db bestimmt werden, welche die Maße der Winkel acd und dcb, oder der Höhe und der Entfernung des Sternes s vom Scheitel z sind. Bei dieser Einrichtung hat man den Vortheil, an dem Diopterlineal einen Nonius anzubringen, wodurch die Bogen in noch kleinern Theilen des Kreises gefunden werden können, als der Limbus unmittelbar angibt.

Quadrantal (lat.), früher **Amphora**, Maß für Flüssigkeiten, $= 8$ **Congii**; auch s. v. a. Würfel oder Kubus.

Quadrat (v. Lat.), in der Geometrie Name für Parallelogramme, deren vier Seiten gleich und deren vier Winkel rechte sind, und deren Flächeninhalt man findet, wenn man eine Seite derselben mit sich selbst multiplicirt (vgl. *Quadratmaß*).

daher in der Arithmetik s. v. a. zweite Potenz; in der Mineralogie eine Krystallfläche, die von vier geraden, gleichen, rechtwinkelig auf einander treffenden Seiten begrenzt wird (Tetragon); in der Buchdruckerei Name kleiner viereckiger Körper, die da eingesetzt werden, wo beim Druck leere Stellen bleiben sollen; in der Musik (B = Quadrat: ♮) Widerrufungszeichen, also das Zeichen, welches eine vorhergegangene Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones aufhebt.

Quadratfuß, s. Quadratmaß.

Quadratische Gleichung, s. Algebra.

Quadrat, magisches, ein in mehre kleinere, gleiche Quadrate getheiltes Quadrat, in welche ersteren man die Zahlen einer arithmetischen Progression so eingesetzt hat, daß die Summe aller Vertikalkolumnen unter sich u. zugleich den Summen der Horizontalkolumnen u. der Diagonalen gleich ist, z. B.

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17		13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

Die Zahl der Fächer an einer Seite heißt Seitenzahl oder Wurzel des Quadrats. Mit dergleichen zu den mathematischen Kuriositäten gehörigen Konstruktionen beschäftigten sich die Astrologen vielfach u. entwickelten viel Scharfsinn in der Anordnung derselben. Man fand sie zuerst bei den Indiern in Surate, von wo sie nach Europa gebracht und hier, wie dort, als Talisman benutzt wurden. In dieser Beziehung hob man vorzüglich die ersten sieben magischen Quadrate zu den Seitenzahlen 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, deren Fächer mit der natürlichen Progression besetzt sind, hervor, nannte sie Planetensiegel nach der Folge der Planeten im ptolemäischen System: Sigillum Jovis, Martis, Solis, Mercurii, Lunae. Seit Moschopulos (um 1400) zuerst über magische Quadrate geschrieben, beschäftigten sich viele Mathematiker mit diesem Gegenstande, unter Andern Arnaud, Agrippa von Nettesheim, Frenicle, Lahire, Euler, Sauveur, Mollweide, Vieth. Eine ausführliche Darstellung der Sache gibt Klügel in einer akademischen Gelegenheitsschrift: Commentatio de quadratis magicis, Halle 1806.

Quadratmaß, Flächenmaß, bei dem eine Quadratgröße als Einheit zu Grunde gelegt wird, die man zu demselben Behufe in ihre Unterabtheilungen zerfällt. Ein Quadratfuß ist daher eine Fläche von einem Fuß Länge und einem Fuß Breite, und wenn ein Fuß = 12 Zoll ist, so ist ein Quadratfuß = 12 × 12 oder 144 Quadratzoll. Ebenso sind die Ausdrücke Quadratklafter, Quadratlinie, Quadratmeile, Quadratmeter, Quadratruthe, Quadratzoll &c. zu verstehen. Zeichen für das Q.: □.

Quadratruthe, s. Quadratmaß.

Quadratschein, s. Quadratur.

Quadratschrift, s. Hebräische Sprache.

Quadratur (Tetragonismus), die Darstellung von Kurveninhalten durch geradlinige Figuren oder arithmetisch durch Buchstaben- oder Zahlenausdrücke, namentlich aber die Darstellung des Kreises mittelst eines Quadrats oder arithmetisch die Aufgabe, den Kreisinhalt durch Zahlenformeln auszudrücken. Diese Q. des Kreises, welche viele Köpfe beschäftigt hat, läßt sich nicht in der Weise bewerkstelligen, daß vermittelst einer geometrischen Konstruktion der Kreis in eine ihm völlig gleiche, geradlinige Figur verwandelt würde, sondern gibt immer nur ein annäherndes Resultat, welches aber für alle praktischen Zwecke mehr als ausreichende Genauigkeit hat. Beschreibt man nämlich um oder in einem Kreis ein regelmäßiges Vieleck, dessen Seiten im ersten Fall Sehnen, im zweiten Tangenten des Kreises sind, so kann man die Fläche desselben durch fortgesetzte Verdoppelung der Zahl der Seiten der Fläche des Kreises immer näher bringen. Dasselbe ist in Betreff der Umfänge beider Figuren der Fall. Denn da die Umfänge einander nicht schneiden, so kann die unendliche Annäherung an die Gleichheit der Figuren nur in sofern gedacht werden, als sie zugleich eine unendliche Annäherung an die Kongruenz derselben ist. Weil nun der Inhalt eines jeden um oder in den Kreis beschriebenen Vielecks gleich ist einem Dreieck, welches den Umfang des Vielecks zur Grundlinie und den Halbmesser des Kreises zur Höhe hat, so ist klar, daß dieser Satz auch für den Inhalt und Umfang des Kreises selbst Geltung haben muß. Der Kreis ist also dem Inhalt nach als ein Aggregat von vielen unendlich kleinen Dreiecken, deren Höhen sämmtlich durch den Radius des Kreises vertreten werden, anzusehen, und die Summe aller Grundlinien dieser Dreiecke ist dann die Peripherie des Kreises selbst. Nennt man letztere p, den Radius des Kreises r, so muß dann der Inhalt des Kreises: $\frac{pr}{2}$ seyn. Bezeichnet man das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser mit π, so wird $p = 2r\pi$, woraus sich als Inhalt des Kreises: $\frac{2r\pi . r}{2} = r^2\pi$ ergibt, was man mit Q. des Kreises bezeichnet. Durch die Rektifikation (s. d.) erhält man einen dem π entsprechenden Bruch, der neben der ganzen Zahl 3 noch mehre Decimalstellen enthält u. so beginnt:

3,14159 26535 89793 23846 26433 83279 50288 &c.,

eine Zahl, die dann jedem auch noch so großen Anspruch an Schärfe genügt. Auf einfachere Weise gelangt man zu demselben Resultat mit Hülfe der Analysis, insbesondere der Integral- u. Differentialrechnung. In der Astronomie ist Q. s. v. a. Quadratschein, s. Aspekten.

Quadratus homo (lat.), kurzer, vierschrötiger Mensch; sprüchwörtlich muthiger, unerschrockener Mann.

Quadratwurzel, s. Wurzel.

Quadratzahl, s. v. a. zweite Potenz einer Zahl, s. Potenz.

Quadriennium (lat.), Zeit von 4 Jahren; besonders die 4 ersten Jahre nach dem Mündigwerden.

Quadrigae (Quadriga, lat.), in Rom Viergespann, Gespann von 4 Rossen, welche neben einander angeschirrt wurden. Der Gebrauch dieser Gespanne beschränkte sich auf die circensischen Spiele u. auf Triumphe, sowie überhaupt auf festliche Aufzüge, z. B. bei Konsularprozessionen und Konsekrationen der Kaiser. Die Lenker derselben hießen Quadrigarii. Die Wagen waren niedrig, auf zwei kleinen Rädern ruhend, nach hinten offen, nach vorn mit einer oft reich verzierten Brustwehr versehen. Aehnlicher Wagen bedienten sich die Griechen im Heroenzeitalter und noch später auch beim Kampfe.

Quadrille (v. Franz.), überhaupt Etwas, das zu 4 Paaren angeordnet ist, besonders ein Tanz, der von 4 Paaren, deren sich je 2 zu 2 gegenüberstehen, ausgeführt wird und aus 8 Touren besteht, von denen die beiden ersten einen Refrain bilden. Aus diesem Grunde besteht denn auch die Musik oder Melodie dazu, die stets einen muntern, heitern und lebhaften Charakter hat, immer aus 4 Reprisen von je 8 Takten im Zweiviertel-, bisweilen aber auch im Dreiachteltakte. Die Q.en bei Ringrennen werden von 4 Abtheilungen Reiter, jede zu 8—12 Mann, ausgeführt, die sich gewöhnlich durch die Farben ihrer Waffenröcke von einander unterscheiden. Sie führen entweder Tanztouren aus, od. stechen nach einem Ringe, Türkenkopfe 2c., woran sich oft auch Damen in leichten, einspännigen Phaëthons betheiligen. Auch ist Q. ein dem L'hombre nachgebildetes Kartenspiel.

Quadrillion, eine Million Trillionen, geschrieben 1,000,000,000,000,000,000,000,000.

Quadriren (v. Lat.), in der Arithmetik eine Größe aufs Quadrat erheben; im Bauwesen im Abputze einer Mauer Einschnitte auf solche Weise n[illegible]en, daß die Mauer aus Quadersteinen gefertigt zu seyn scheint. Die Einschnitte (Quaderfugen) werden mittelst des Quadireisens in den noch nicht ganz getrockneten Abputz gemacht. Im Innern der Gebäude, besonders in Hausfluren, Treppenhäusern 2c., stellt man die Quadrirung gewöhnlich durch Farben (mittelst Schatten in den Quaderfugen) dar.

Quadrivium (lat.), Ort, wo 4 Wege zusammenstoßen, Kreuzweg; daher im Mittelalter der zweite Kursus der Studirenden, weil derselbe die vier mathematischen Wissenschaften: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßte. Die Elementarwissenschaften: Grammatik, Dialektik und Rhetorik hießen Trivium.

Quadrumana (Vierhänder), erste Ordnung der Säugethiere, s. Affen.

Quadrupeda, nach den älteren Zoologen Bezeichnung aller vierfüßigen Thiere, wobei man lebendig gebärende (vivipara), die Säugethiere mit Ausschluß der Cetaceen, und eierlegende (ovipara), die vierfüßigen Amphibien (Chelonier, Saurier und Batrachier) unterschied, bis Linné unter Q. bloß noch die Säugethiere verstand.

Quadrupelallianz, Allianz von vier Mächten, Benennung mehrer politischen Bündnisse neuerer Zeit zur Abwehr eines politischen Uebergewichts und zur Bewahrung des einmal bestehenden Staatensystems. Eine solche Q. war die am 28. Oktober 1666 im Haag zwischen den Generalstaaten, dem König von Dänemark, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossene Q., die angeblich die Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden sichern sollte, im Grunde aber nur gegen die Politik Ludwigs XIV. von Frankreich gerichtet war, der England u. Schweden zu gewinnen gewußt hatte. Von größerer Bedeutung war das Bündniß, welches durch den französischen Minister Dubois am 2. August 1718 zwischen England, Frankreich und dem deutschen Reich, unter Voraussetzung des Beitritts der Niederlande, der aber erst am 16. Februar 1719, und zwar nur theilweise erfolgte, zu Stande kam, nachdem sich schon am 4. Januar 1717 Frankreich, England und die Niederlande zur sogenannten Tripelallianz vereinigt hatten. Der Zweck des Bündnisses war, Spanien, welches unter der Verwaltung des Kardinals Alberoni mehre Eroberungen auf Sardinien und Sicilien gemacht hatte, zum Frieden zu nöthigen und sämmtliche Bestimmungen des utrechter Friedens zu gewährleisten. Die wichtigsten Bestimmungen des Bündnisses waren, daß der deutsche Kaiser auf die Krone von Spanien, dieses dagegen auf seine Besitzungen in Italien feierlich verzichten und der Kaiser Sicilien statt Sardinien erhalten sollte. Don Carlos, dem ältesten Sohne aus Philipps V. Ehe mit Elisabeth, wurden nach dem Aussterben des Hauses Medicis das Herzogthum Toskana und, nach dem Erlöschen des farnese'schen Stammes, die Herzogthümer Parma und Piacenza für sich und seine Erben oder Brüder als Reichsleben zugesichert und diese Länder bis dahin mit neutralen Truppen besetzt. Auch Spanien mußte nach dem Sturze Alberoni's am 26. Januar 1720 die Zutrittsakte unterzeichnen. Q.en waren auch das zwischen Oesterreich, England, Holland und Sachsen am 8. Januar 1745 zu Warschau geschlossene Bündniß zur Wiedereroberung Schlesiens und Wegnahme einiger brandenburgischen Besitzungen, die zwischen Oesterreich und Sachsen getheilt werden sollten, was den zweiten schlesischen Krieg (s. d.) veranlaßte; dann der Vertrag der vier Großmächte Rußland, Preußen, Oesterreich und Großbritannien zu Chaumont am 1. März 1814 zur Wiederherstellung und Erhaltung des europäischen Friedens; endlich der am 22. April 1834 zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal zu London abgeschlossene Vertrag zur Aufrechterhaltung des konstitutionellen Princips auf der pyrenäischen Halbinsel, eigentlich aber zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts dem wachsenden Einflusse Rußlands gegenüber.

Quadruplik (v. Lat.), die Antwort des Beklagten auf die Triplik des Klägers, oder der vierte, in der Regel jetzt der Schlußsatz bei dem rechtlichen Verfahren der Parteien im Prozeß.

Quäker (engl. Quakers, d. i. Zitterer), um die Mitte des 17. Jahrhunderts in England entstandene religiöse Sekte. Der Name Q. hat verschiedene Ableitungen erfahren. Nach Einigen

wurden die Mitglieder der Sekte spottweise so genannt wegen heftiger, fast zitternder Bewegungen in ihrem schwärmerischen Religionseifer; am verbreitetsten ist jedoch die Annahme, daß auf den Schluß einer Rede des Stifters vor dem Richter: „Zittert vor dem Wort des Herrn!“ dieser höhnend entgegnet habe: „Seht da den Zitterer!“ Sie selbst nannten sich die „christliche Gesellschaft der Freunde“, weil ein Hauptzweck ihrer Absonderung in Liebe und Eintracht bestand; eine Zeit lang waren sie auch unter der Benennung „Bekenner des Lichts“ oder „Kinder des Lichts“ bekannt. Im Jahre 1646 trat George Fox (s. d.), der Sohn eines Webers, nach mancherlei ascetischen Vorbereitungen in Manchester predigend auf und zog mit rücksichtsloser Dreistigkeit gegen Alles zu Felde, was seiner Ansicht nach dem reinen Christenthum widersprach. Die neuen Religionsgrundsätze, die Fox aufstellte, fanden alsbald unter allen Klassen zahlreiche Anhänger, standen aber mit den gesellschaftlichen und selbst mit staatlichen Einrichtungen in so schroffem Widerspruch, daß die heftigsten Verfolgungen nicht ausbleiben konnten. Diese wendeten sich zunächst gegen den Stifter, der aber mit fanatischer Schwärmerei Alles freudig ertrug, was die Gewalt über ihn verhängte. Von demselben Glaubenseifer waren die übrigen Prediger der Sekte beseelt, deren Zahl innerhalb sieben Jahre auf 60 stieg. Ueberzeugt, unter dem unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes zu stehen und zur Wiederherstellung der ursprünglichen Form und Einfachheit des christlichen Glaubens berufen zu seyn, durchwanderten sie predigend alle Theile des Königreichs, ja, sie wandten sich selbst an die Magistrate, ans Parlament und an die oberste Staatsgewalt, um dieselben für ihre Lehre zu gewinnen. Fox, Edward Burrough, Samuel Fisher, George Whitehead und andere Q. hatten wiederholte Unterredungen mit Cromwell, Karl II. und andern Monarchen; Andere bereisten Frankreich, Deutschland, Holland und Amerika, um ihre Lehre auszubreiten; Fox selbst besuchte zu diesem Zwecke Holland, Amerika und Westindien. Die Erfolge, von denen diese Reisen hin und wieder gekrönt waren, u. wohl auch der Widerstand, den die Q. fanden, steigerten ihren Eifer und befestigten ihre Meinungen in dem Grade, daß sie erklärten, von demselben Geiste erfüllt u. mit derselben Macht ausgerüstet zu seyn wie die Apostel. Dies u. andere Extravaganzen gaben die Q. dem Spotte preis; Fox selbst wurde als Wahnsinniger in ein Irrenhaus gesperrt. Vor Allem war es der Klerus, der in ihnen seine gefährlichsten Feinde erblickte u. die bürgerliche u. Militärgewalt gegen sie aufbot. Die Verfolgungen dauerten 30 Jahre, während welcher Hunderte in den Kerkern umkamen. Trotz dem breiteten sich ihre Meinungen schnell aus, und es bildeten sich bald in mehren Theilen von Großbritannien und Nordamerika, wo ihnen William Penn ein Asyl in Pennsylvanien eröffnete, viele Quäkergemeinden, die von den Regierungen abwechselnd geschont und gedrückt wurden, bis die Toleranzakte Jakobs II. von 1689 allen Verfolgungen ein Ende machte. Statt des durch ihre Satzungen verbotenen Eides wurde ihr einfaches Versprechen angenommen, und statt der Kriegsdienste wurden ihnen gewisse Abgaben aufgelegt.

Ein förmliches Glaubensbekenntniß oder ein eigentlich kirchliches Symbol hat die Gesellschaft der Freunde nicht aufgestellt; doch gilt der ursprünglich in englischer Sprache abgefaßte „Catechismus et fidei confessio“ von Robert Barclay (Amsterdam 1619) als symbolisches Buch, und auch desselben Verfassers „Theologiae vere christianae apologia“ (ohne Angabe des Druckorts u. Jahres) steht in hohem Ansehen. Außerdem sind ihre Glaubensansichten aus den Schriften von George Fox, George Keith, Samuel Fisher, William Penn, Henry Fuke, J. J. Gurney u. A., sowie aus den gedruckten Urkunden und Sendschreiben ihrer jährlichen Versammlungen deutlich genug zu erkennen. Der Grund- und Eckstein des Quäkerthums ist die Lehre von einem innern göttlichen Licht, das durch Christus jeden Menschen erleuchte und ihn befähige, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, die bösen Leidenschaften zu zügeln und die Neigungen des Fleisches zu zerstören, so daß auch Diejenigen, die sich nicht der äußern Kenntniß der evangelischen Geschichte erfreuen, des durch Christum errungenen Heils, das sich eben so weit erstrecke, als die Folgen des Sündenfalls, theilhaftig werden können, wenn sie nur das ihnen von Gott durch Christum verliehene Maß des Lichts seines in ihren Herzen wirksamen Geistes befolgen. Der Einfluß dieses Lichts ist nach ihrer Lehre aber wesentlich nothwendig zur Erreichung des Zieles, welches die menschliche Seele zu erreichen fähig ist, den Vater des Lichts und der Geister im Geist und in der Wahrheit zu verehren. Alle Formen, welche die Aufmerksamkeit des Gemüths ablenken von dem Einen Heiligen, sind Hindernisse der reinen Gottesverehrung, und darum ist jede bestimmte Liturgie, jegliche Gebetsformel und jede regelmäßige Predigt zu verwerfen. Obwohl aber die wahre Gottesverehrung nicht an Zeit und Ort gebunden ist, liegt es doch den Christen ob, oft zusammen zu kommen, um gemeinsam Zeugniß abzulegen von ihrer Abhängigkeit vom himmlischen Vater und zu erneuern ihre geistige Stärke. Wenn die Gottesverehrung nicht bestehen soll in einer Wiedergebung von Worten und Gebräuchen Anderer, so soll der Christ sich doch auch nicht hinreißen lassen von der bloßen Einbildungskraft, sondern schweigend der höheren Erleuchtung warten. Diese Erleuchtung ist von menschlicher Wahl und Einsetzung ganz unabhängig; Christus allein hat das Recht, durch den heiligen Geist seine Diener zum Predigeramte zu erwählen und zu befähigen, und wie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche der Geist über Knechte und Mägde ergossen worden, so erwählt Christus auch noch jetzt Männer und Frauen, Junge und Alte, Ungelehrte und Weise, Reiche und Arme, Andern den Weg des Heils zu verkündigen. Da aber diese Gnade und Gabe des Predigtamtes frei und umsonst verliehen wird, so soll es auch wieder frei und umsonst, ohne Lohn und Wucher und am wenigsten als Gelderwerb ausgeübt werden; deshalb verweigern die Q. die

Entrichtung von Zehnten und andern Abgaben an Kirche und Klerus. Den dogmatischen Lehrbegriff von der Dreieinigkeit vermeiden sie zwar, stimmen aber mit andern Bekennern des Christenthums in dem Glauben an „Einen ewigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, u. an Jesus Christus, seinen Sohn, den Messias und Vermittler des neuen Bundes, und an den heiligen Geist, ausgehend vom Vater und vom Sohne, den Führer, Heiliger und Tröster seines Volks" überein und glauben, daß diese drei, Vater, Sohn und heiliger Geist, Ein Gott sind. Den Menschen betrachten sie, in seiner gefallenen Natur und sich selbst überlassen, als ganz von Gott abgeneigt und der Sünde zugethan. Nur die erlösende Macht des für den Menschen vergossenen Blutes des Opferlammes kann ihn frei machen von der Herrschaft der Sünde, und nur eine wirkliche Theilhaftigkeit der göttlichen Natur Christi durch den Glauben kann die Gemeinschaft herstellen zwischen Christus und seiner Kirche. Die Buße, durch welche der Mensch dem Stand der Sünde entrückt werden kann, umfaßt nach Penns Worten drei Verrichtungen: das Erkennen der Sünde, die Betrübniß über die Sünde und die Besserung. Durch diese Besserung kann der Mensch immer näher zu seinem Ziele gelangen, welches ist, vollkommen zu seyn, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist, heilig zu seyn, wie Gott heilig ist. Da Gott alle Nationen der Erde aus einem Fleische schuf, und weil bei ihm kein Ansehen der Person gilt, will er auch die vollkommenste Freiheit und Gleichheit des ganzen Menschengeschlechts. Der Stifter der Sekte erklärte die Gleichheit der Geschlechter, da Alle Eins in Christo seyen, die Gleichheit aller Nationen und aller Farben; er wollte ein Recht und ein Gesetz für alle Menschen, sie seyen weiß oder schwarz. Eine unbeschränkte Religionsfreiheit anerkennend, behaupten die Q., daß Gott sich selbst die Herrschaft über die Gewissen der Menschen vorbehalten habe, und daß deshalb jeder menschliche Eingriff und jede menschliche Bestrafung in reinen Gewissensangelegenheiten der Wahrheit zuwider sey. Dem wahren Wesen der Religion nachstrebend, die den Menschen von dem Geiste und der Eitelkeit dieser Welt befreie, ist ihre Moral sehr streng; sie untersagt ihnen die Ablegung des Eides, weil Christus das Schwören verboten, die Leistung von Kriegsdiensten und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und die Leidenschaften erregen; daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln u. Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, die Uebung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. In Vollziehung reiner Wahrheitsliebe und christlicher Einfachheit nennen sie alle Menschen Du, verweigern den Gebrauch aller Komplimente und der bloßen Ehrentitel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Sie haben eine Kleiderordnung, die den Anzug auf Bescheidenheit und das Nöthige und Bequeme, ohne Rücksicht auf die wechselnde Mode (für die Männer dunkle Röcke ohne Knöpfe und Hut mit breiten Rändern, für die Frauen grüne Schürzen und schwarze Kopfbedeckung), beschränkt. Die Ehe ist ihnen eine göttliche Anstalt; doch findet keine kirchliche Trauung Statt, da dies die Bibel nicht vorschreibe. Wollen sich ihre Mitglieder verheirathen, so melden sie dies ihren respektiven Versammlungen, welche die nöthigen Erkundigungen wegen Zustimmung der Aeltern, Freiheit von allen Versprechungen ähnlicher Art, gehöriger Sicherstellung der Rechte etwa schon vorhandener Kinder einziehen; stellt sich kein Hinderniß in den Weg, so geschieht die eheliche Verbindung feierlich vor versammelter Gemeinde, die ein Beglaubigungsschreiben der Thatsache ausfertigt und den Verehelichten einhändigt. Auf die einfachste Weise finden die Begräbnisse Statt; Trauerkleider und Denkmäler sind verboten. Alle Vorbilder und Ceremonien fanden in Christo ihre Erfüllung; seine Taufe, eine geistige Reinigung, ist die Taufe mit dem heiligen Geiste und mit Feuer; er selbst ist das Brod des Lebens und das rechte Abendmahl, die Kommunion seines Leibes und Blutes ein geistiges Werk. Die Sakramente, als Sinnbilder innerer Zustände, sind daher äußerlich nicht mehr zu vollziehen. Die Namen der Monate und Wochentage als heidnischen Ursprungs wurden durch eine bloße Zahlenbezeichnung ersetzt. Ohne Glockenruf versammelt sich die Gemeinde in einem Bethause ohne Altar, ohne Kanzel &c., ohne Gesang und Musik. Mit bedecktem Haupte (denn das Bethaus ist nicht heiliger als irgend ein anderer Ort) sitzt man schweigend und harrt auf die Offenbarung des Geistes. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, Mann oder Weib, tritt vor der Versammlung auf, die ihn stehend andachtsvoll anhört. Kommt der Geist nach stundenlangem Warten nicht, so geht die Versammlung auseinander. Obwohl es einen besonderen geistlichen Stand unter den Q.n nicht gibt, so wurden doch in späterer Zeit diejenigen, welche sich im öffentlichen Reden besonders befähigt zeigten, vorzugsweise mit dem Predigen beauftragt und „Diener der Gemeinde" genannt. Es kommt nicht selten vor, daß eine Gemeinde ein Dutzend oder mehr solcher genehmigten Prediger hat, während in einer andern Jahre lang kein Wort gesprochen wird, wenn nicht ein fremder Prediger zufällig sie besucht.

Die **Verfassung** der Quäkergemeinden ist ganz demokratisch. Jede Gemeinde versammelt sich einmal im Monat, um über den sittsamen Wandel ihrer Mitglieder, die Armenpflege, über Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Mitglieder, die sich aber nur auf Verweise und Ausschließung beschränkt, über die Aufnahme von Proselyten, über die Erlaubniß zur Verheirathung und andere Gemeindeangelegenheiten zu berathen und zu verfügen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, wählt die Aeltesten, die aber weder Besoldung, noch andere Vergütung empfangen, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Personen und die Deputirten zu den vierteljährlichen Versammlungen. Diese bestehen aus den Deputirten der Gemeinden

den eines Distrikts, entscheiden Appellationen in zweiter Instanz und ernennen die Repräsentanten der Distrikte zu den jährlichen Versammlungen. Letztere sind die höchste Instanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt aus u. geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die endgültigen Entscheidungen. Solcher jährlichen Versammlungen gibt es sieben in Nordamerika: für Neuengland mit Newhampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut, Newyork, Pennsylvanien mit Newjersey, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina mit Georgien und für die europäischen Q. eine in London. Sie stehen alle unter sich durch Briefwechsel in Verbindung. Der Schreiber (clerk) der Versammlung ist zugleich Vorsitzender. In derselben Weise halten die weiblichen Mitglieder der Sekte ihre monatlichen, vierteljährlichen und jährlichen Versammlungen, doch sind dieselben nicht befugt, Regeln und Verordnungen zur Verwaltung von Gemeindesachen zu erlassen. Die Gemeindekassen, die den Aufwand der Gemeinde für ihre Versammlungshäuser, milden Anstalten 2c. nur aus dem Ertrage freiwilliger Beiträge der Einzelnen bestreiten, stehen entweder unter der Oberaufsicht der monatlichen, vierteljährlichen, oder der jährlichen Versammlung. Letztere hat einen allgemeinen Nationalfonds, woraus die Kosten der Verbreitung nützlicher Bücher, Missionsreisen u. andere öffentliche Ausgaben zu Zwecken der Gesellschaft bestritten werden. Jetzt ist der alte Bekehrungseifer der Q. ziemlich erloschen, und sie haben sich an dem Missionswesen so gut als gar nicht betheiligt. Dagegen haben sie sich durch die Gründung von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, durch ihre menschenfreundlichen Bemühungen u. dauerhaften Anstrengungen zur Abschaffung des Sklavenhandels in allen Ländern unsterbliche Verdienste erworben, und als Muster häuslicher Tugend und bürgerlicher Tüchtigkeit stehen sie noch immer unangetastet da. Sie sind besonders in England und Nordamerika verbreitet; 1659 schätzte man sie in England auf 30,000 Seelen, jetzt mögen sie die Zahl 20,000 nicht überschreiten; dagegen werden sie in Amerika auf 300,000 Köpfe geschätzt. In Deutschland findet sich eine kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. In Holland, wo sie seit 1658 ziemlich verbreitet waren, sind sie fast ausgestorben; dagegen hat sich in neuerer Zeit eine kleine Anzahl in Norwegen gesammelt, und auch in Australien findet man mehre kleine Gemeinden. Trotz der Stetigkeit ihrer Glaubenssätze ist die Sekte dem Schisma nicht entgangen. In Nordamerika entstand durch die Begeisterung des Freiheitskampfes die Sekte der fechtenden oder freien Q., welche den Kriegsdienst für erlaubt erklärten und aus denen selbst Helden, wie Mallock, Green, Mifflin u. A., hervorgingen. Diejenigen, die von der alten Strenge nachgelassen u. manche Sonderbarkeiten abgelegt haben, werden nasse Q. genannt u. sind von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen; die streng orthodoxen, deren Zahl sich übrigens fortwährend vermindert, heißen trockene Q. Eine tiefer gehende Spaltung entstand in Amerika seit 1828, wo sich von den rechtgläubigen Q.n eine unitarische Partei unter Elias Hicks (daher Hicksiten genannt) absonderte und sich besonders in Pennsylvanien und Newjersey verbreitete. Im Gegensatz zu dem bloßen Deismus der Hicksiten bildeten sich 1837 in Manchester die „Evangelical friends“, welche die Bibel als die Grundlage ihres Glaubens ansahen, während jene das „innere Licht“ über die Bibel stellten. Von den Q.n wesentlich verschieden ist die Sekte der Shakers (s. d.). Vergl. W. Penn, Summary of the hist. doctrine and discipline of Friends, 6. Aufl., London 1707, deutsch von Seebohm, Pyrm. 1792; Clarkson, Portraiture of Quakerism, London 1806, 3 Bde.; Gurney, Observations on the religious peculiarities of the society of the Friends, das. 1824; Tuke, Die Religionsgrundsätze der Christen, die man Q. nennt, Leipzig 1828.

Quae nocent docent (lat.), Sprüchwort: Durch Schaden wird man klug.

Quaeritur (lat.), es wird gefragt, es fragt sich.

Quäsitor, in Rom der Etymologie nach s. v. a. Quästor (a quaerendo), der mit der Leitung einer Kriminalsache beauftragte Richter, sowohl ganz im Allgemeinen, als speciell ein durch das Volk oder durch den Senat für eine außerordentliche Untersuchung ernannter Kommissär, auch der Prätor.

Quaestio (lat.), Befragung, Erforschung, Untersuchung; insbesondere jede öffentliche gerichtliche oder außergerichtliche Untersuchung. Die Untersuchungen der Verbrechen in Rom hießen seit 150 v. Chr. Quaestiones perpetuae, weil sie von der Zeit an alljährlich unter dem Vorsitz der Prätoren vor sich zu gehen pflegten; doch gab es auch noch Quaestiones extraordinariae, d. i. außerordentliche, kommissarialische Untersuchungen, die nicht immer vor dem Prätor geschahen (s. Quäsitor). Derjenige, welcher die gerichtlichen Kriminaluntersuchungen unter der Leitung des Prätors führte und Oberrichter war, hieß Judex quaestionis, gleichsam Vicedirektor des Kriminalgerichts. Auch versteht man unter Q. Untersuchung über einen gelehrten Gegenstand, z. B. Cicero's „Quaestiones academicae“.

Quaestio facti (lat.), ein in Frage stehendes Rechtsverhältniß, das sich nicht nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen sofort entscheiden läßt, wie die Quaestio juris, sondern erst nach genauer Untersuchung und Berücksichtigung des thatsächlichen Bestandes im vorliegenden Falle. Die Frage z. B., ob X., 14½ Jahre alt, Pubes ist, ist eine Quaestio juris; nach Andern, die eine Körperbesichtigung fordern, würde es eine Q. f. seyn.

Quaestionarii (lat.), Beiname derjenigen Scholastiker des 13. Jahrhunderts, die eine Menge dogmatischer oder kirchenrechtlicher, schwieriger, für die Praxis unwesentlicher Fragen in der Theologie aufwarfen.

Quästor, Name eines römischen Magistrats, ursprünglich s. v. a. Kriminalrichter, später aber Derjenige, dem die Sorge für die öffentlichen Einkünfte übertragen war. Ursprünglich waren es zwei Q.en; zu diesen kamen 421 v. Chr. noch zwei andere. Dann stieg 267 v. Chr. ihre Zahl

auf 8, durch Sulla auf 20 u. durch Cäsar (44 v. Chr.) sogar auf 40. Unter den Kaisern endlich war ihre Zahl ganz der Willkür der Machthaber überlassen. Zur Zeit der Republik blieben zwei Q.en stets in Rom, Quaestores urbani oder aerarii genannt. Die anderen besorgten Finanzgeschäfte in u. außer Italien, je nach dem Loose. In Italien kommen drei bestimmte Quästuren vor, nämlich in Ostia, einem der Getreidezufuhr wegen wichtigen Posten, im cisalpinischen Gallien und in Cales am Vulturnus, wo der Q. über die Gebirgsweiden gesetzt, also der Verwalter der Weidezölle war. Die andern Q.en begaben sich in die auswärtigen Provinzen. Die Quaestores urbani oder aerarii standen dem mit dem Tempel des Saturn verbundenen Aerarium vor und hatten die gesammte Einnahme und Ausgabe unter sich. Was die erstere betrifft, so hatten sie für richtige Ablieferung der in das Aerar zu zahlenden Gelder, wie des Tributum, des Stipendium der Unterthanen, des Kaufgeldes der vom Staate verkauften Aecker, der verkauften Kriegsbeute, der verkauften Güter Verurtheilter, zu sorgen und alle diese Auktionen selbst zu leiten. Andererseits hatten sie auch die Auszahlung der von dem Aerar zu zahlenden Summen zu besorgen und erhielten dazu von dem Senat Vollmacht. Außerdem lagen ihnen auch noch manche andere Geschäfte ob, z. B. die Verakkordirung bei Errichtung öffentlicher Denkmäler, die öffentlichen Leichenbestattungen, die Verpflegung fremder Gesandten und Fürsten, die Unterhaltung der Straßen, über welches Alles sie genaue Rechnung zu legen hatten. Die Quaestores provinciales begleiteten die Konsuln und Statthalter in den Krieg oder in die Provinzen, und zwar entschied das Loos unter ihnen. Sie übten eine vorwiegend finanzielle Thätigkeit aus, indem sie die öffentliche Kasse verwalteten, aus der alle Ausgaben für das Heer, für den Statthalter u. sein Gefolge bestritten wurden. Außer diesen regelmäßigen Geschäften hatten sie noch allerlei Aufträge des Statthalters zu besorgen, wie sie z. B. in besonderen Fällen Recht sprachen. Auch ward der Q. von dem abreisenden Statthalter als Stellvertreter zurückgelassen und im Nothfall pro praetore in die Provinzen geschickt. Uebrigens hatten die Q.en während der Dauer ihres Amtsjahres Eintritt in den Senat und bildeten gleichsam die Pflanzschule desselben. Anfangs war die Quästur ausschließlich dem Patriciat vorbehalten, bis 421 n. Chr. die Plebejer gleiches Recht erhielten. Das gesetzliche Alter zur Bekleidung der Quästur war 27 Jahre. Anfangs wurden die Q.en von Tributkomitien, später von den Centuriatkomitien gewählt. Alle Q.en hatten aber Scribae u. Praecones zu ihren Diensten, von welchen die ersteren besonders des Rechnungswesens kundig waren. Unter den Kaisern verloren die Quaestores urbani die Oberaufsicht über das Aerar, welches schon Cäsar besonderen Praefectis aerarii übertrug. Sie behielten nur die Verwahrung der Senatuskonsulte in dem Aerar und die Aufsicht über den Straßenbau. Den Provinzialquästoren blieb aber die Leitung des Finanzwesens, bis sie durch die kaiserlichen Prokuratoren u. Rationales ersetzt wurden. Die neukreirten Quaestores Caesaris (Quaestores principis) waren kaiserliche Hofbeamte und hatten als regelmäßiges Geschäft die Verordnungen des Kaisers im Senat vorzulesen, was schon Augustus eingeführt hatte. Q.en hießen auch in der französischen Nationalversammlung seit 1848 die drei Mitglieder einer Kommission, welche das Rechnungswesen der Versammlung zu besorgen, sowie für die Sicherheit und Ordnung derselben zu wachen hatten. In der Legislative seit 1849 bekleideten dieses Amt zuletzt der General Panat, der Advokat Baze und der General Le Flô. Letzterer stellte beim Drohen des Staatsstreichs im Verein mit seinen Kollegen den 6. Nov. 1851 einen Antrag (Quästorenantrag), wonach das Verfügungsrecht der Versammlung über die bewaffnete Macht näher festgestellt werden sollte, fiel aber damit, den vereinigten Radikalen und Bonapartisten gegenüber, durch u. bewirkte nur, daß Ludwig Napoleon schon den 2. Dec. 1851 die Auflösung der Versammlung durchsetzte. Auf mehren deutschen Universitäten führt der das Geldwesen besorgende Beamte den Titel Q.; sein Lokal heißt Quästur.

Quaestus (lat.), Erwerb, Gewinn, Gewerbe.

Quagga, s. Pferd.

Quaglio, berühmte Künstlerfamilie, die ursprünglich aus Italien stammte, jetzt aber in Bayern einheimisch ist. Ihr Ahnherr, Giulio Q., Historienmaler, 1601 geboren, Schüler Tintoretto's, wurde vom Kaiser Leopold in den Adelsstand erhoben. Sein Sohn, Giulio Q., widmete sich besonders der Freskomalerei u. † zu Laino 1720. Giovanni Maria von Q., Architekt und Ingenieur, um 1700 zu Laino geboren, wurde kaiserlicher Generalingenieur unter Maria Theresia u. † um 1765. Sein Sohn, Domenico Q., 1723 zu Laino geboren, malte gute Bildnisse und historische Darstellungen u. † um 1760. Dessen Bruder, Lorenzo von Q., Architekt und Dekorationsmaler, 1730 zu Laino geboren, ward 1750 vom Kurfürsten Karl Theodor nach Mannheim berufen und folgte demselben als Hofarchitekt 1778 nach München, wo er in den Adelsstand erhoben wurde und 1804 †. Er baute von 1783—90 das schöne Rathhaus in Lauingen, auch das Theater und den Redoutensaal in Mannheim und das Theater in Frankfurt. Giulio Q., Sohn von Domenico Q., geboren 1746 zu Laino, Architekt und Dekorationsmaler, ward 1789 als Hofarchitekt in Mannheim angestellt und 1800 in derselben Eigenschaft nach München berufen, † aber schon 1801. Sein Bruder, Giuseppe Q., ebenfalls Architekt und Dekorationsmaler, Meister in der Perspektive, geboren 1747 zu Laino, trat 1770 zu Mannheim in kurfürstliche Dienste, ward 1801 an der Stelle seines Bruders zum Hofarchitekten in München ernannt und † daselbst 1828. Giovanni Maria Q., Architekt und Dekorationsmaler, Sohn von Giulio Q., geboren 1772 zu Laino, trug, 1793 als Hoftheatermaler in München angestellt, viel zum Glanze der dortigen Bühne bei, ward 1803 Professor der Zeichen- und Kriegsbaukunst an der damaligen Militärakademie in München, 1805 Oberingenieur beim technischen Centralstraßen- und Wasserbaubureau, trat 1809 in Kriegsdienste und † als Hauptmann der königlichen Nationalgarde 1813. Er schrieb eine

„Praktische Anleitung zur Perspektive" (Lpz. 1818). Angelo Q., Sohn von Giuseppe Q., Architekturmaler, 1778 zu München geboren, Meister in täuschender Perspektive, fertigte außer trefflichen Dekorationen viele Darstellungen von Kirchen und Domen ꝛc. u. † 1815. Sein Bruder, Domenico Q., der Berühmteste der Familie, 1787 zu München geboren, war bereits in seinem 16. Jahre ein fertiger Dekorationsmaler und als solcher elf Jahre hindurch am münchner Theater thätig. Im Jahre 1819 gab er jedoch seine Stelle auf, um sich ganz der Oelmalerei und daneben der Lithographie und Kupferstecherkunst zu widmen. Er unternahm verschiedene Reisen in Deutschland, an den Rhein, nach den Niederlanden, Frankreich, Italien und der Schweiz, um die vorzüglichsten Werke der mittelalterlichen Baukunst zu studiren und meisterhafte Darstellungen davon zu geben. Die letzte Zeit seines Lebens nahm die Wiederherstellung und Ausschmückung von Hohenschwangau fast allein in Anspruch. Er † inmitten seiner neuen Schöpfungen den 9. April 1837. Er war Mitglied der Akademien zu München u. Berlin. Seine Gemälde führen in bewunderungswürdiger Genauigkeit und in allem Zauber der Perspektive die schönsten Dome des Mittelalters, wie die zu Köln, Ulm, Regensburg, Straßburg, Bamberg, Freiburg in der Schweiz u. im Breisgau, Rouen, Rheims, Lausanne ꝛc., ferner äußere und innere Ansichten von kleineren mittelalterlichen Kirchen, Grüfte, Schlösser und Burgen, Rathhäuser, öffentliche Märkte und Straßen mit merkwürdigen Gebäuden, Säle und Hallen, Thore ꝛc. vor. Er erhob die Architekturmalerei wieder zu der Stufe, auf welcher wir sie bei den frühern niederländischen Meistern bewundern, und übertrifft diese sogar noch in der perspektivischen Zeichnung und in poetischer Auffassung der Gegenstände. Er gab auch eine „Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland" (Karlsruhe 1810, 2 Bde.), „Ansichten merkwürdiger Gebäude in München" (München 1811, 2 Hefte) u. „Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Bayern" (das. 1816) heraus. Der dritte Bruder, Lorenz Q., 1793 zu München geboren, widmete sich der Genremalerei und der Lithographie. Die Blätter, welche er für das münchener Galleriewerk u. nach andern Gemälden ausführte, gehören zu den vorzüglichsten Leistungen dieser Art. Seine Gemälde bestehen in Darstellungen aus dem Mittelalter u. in Schilderungen ländlicher Scenen aus dem bayerischen Hochlande in schöner Verbindung mit der großartigen Landschaft jener Gegenden. Der vierte Bruder, Simon Q., Hoftheatermaler zu München, 1795 zu München geboren, fertigt treffliche Dekorationen und Architekturbilder in Oel, gewöhnlich Interioren, ausgezeichnet in Perspektive und von großer Schönheit und Klarheit des Tons.

Quai, s. Kai.

Quakenbrück (Quackenbrück), Stadt in der hannöverischen Landdrostei Osnabrück, an der Hase, hat ein Progymnasium, Amtsgericht, Steuerreceptur, eine Salzfaktorei und 2350 Einw., die sich mit Fischerei, Lein- u. Strumpfweberei, Gerberei, Zuckersiederei, Handel mit Vieh, Garn und Leinwand beschäftigen.

Qual (Qualöe), zur norwegischen Provinz Nordland in Finnmarken gehörige Insel, an der Nordwestküste. Darauf liegt die Stadt Hammerfest (s. d.).

Qualifikation (v. Lat.), Beilegung einer Eigenschaft, einer Benennung; dann die Befähigung zu einem Geschäft. Q. des Geständnisses (confessio qualificata) ist eine der Einräumung eines gegnerischen Anführens (im Civilprozeß) oder dem Geständniß eines Verbrechens (im Kriminalprozeß) hinzugefügte Beschränkung oder Modifikation. Qualificirt heißt in der Rechtssprache ein Verbrechen, wenn es unter gewissen, im Gesetz als beschwerend bezeichneten Umständen verübt worden ist; auch bezeichnet es s. v. a. ausgezeichnetes Verbrechen (Diebstahl, Mord).

Qualis rex, talis grex (lat., wie der König, so die Heerde), Sprüchwort: Wie der Herr, so der Knecht; oder: Wie der Herr, so das Geschirr.

Qualität (v. Lat.), Beschaffenheit, Eigenthümlichkeit des Wesens, wird sowohl auf die Gegenstände der Anschauung und Erfahrung (Sachen und Personen), als auf die des Denkens (Begriffe und Urtheile) bezogen. Die Q.en eines Dinges sind die zufälligen Eigenschaften desselben, d. h. diejenigen, welche ihm nicht nothwendig und allgemein zukommen, welche dasselbe aber in einem bestimmten Falle besitzt. Die Q. eines Begriffs ist Das, was in einem Begriffe gedacht wird, also sein Inhalt, in sofern er uns zum Bewußtseyn kommt (s. Begriff). Die Q. eines Urtheils besteht in der Art, wie das Subjekt und das Prädikat mit einander verknüpft sind (s. Urtheil). Bei den alten Grammatikern ist Q. s. v. a. Modus des Verbums; im gewöhnlichen Leben s. v. a. Rang, Titel ꝛc.

Qualitativ (v. Lat.), der Beschaffenheit, dem Werthe nach.

Qualiter — taliter (lat.), wie — so, auf welche Weise es sey.

Quallen (Acalepha, Medusen, Meernesseln), die 3. Klasse der Zoophyten od. Strahlthiere nach Cuvier, ohne Ausnahme Bewohner der Meere, zumal der wärmern Zonen. Es sind knochen- und schalenlose, meist gallertartige, oft durchsichtige, zarte Geschöpfe von Gestalt einer Kugel, Blase oder Scheibe mit mehr oder minder deutlichen Strahlen, die sich von dem Mittelpunkte nach dem Umkreis erstrecken. Am Rande sind sie meist mit zarten Fühl- und Fangfäden besetzt, manchmal auch mit Wimpern, ziemlich allgemein aber mit Saugröhren versehen, die, wie Wurzeln, die Nahrung entweder unmittelbar zum Leibe leiten, oder in eine wirkliche Magenhöhle führen, während andere nur eine bloße Höhlung zeigen, in welche die Nahrung aufgenommen wird. Stets scheint aber die Verdauung auf keine Weise mechanisch, durch Kauen oder Zermalmen, sondern lediglich chemisch-organisch zu geschehen, denn man bemerkt bloß, daß sich das Verschluckte auflöst und von dem Magen durch Gefäße oder Blinddärme nach dem Umkreis und weiter durch den Körper geleitet wird. Einen eigentlichen After bemerkt man nur bei wenigen ersten Thieren dieser Klasse. Ein Gefäßsystem mit Cirkulation ist vorhanden, aber von eigentlichen Athemorganen bis jetzt noch nichts Bestimmtes wahrzunehmen gewesen. Doch

bewegen sie sich durch abwechselnde Ausbreitungen und Kontraktionen auf der Oberfläche, wenn auch langsam, von der Stelle, wiewohl sie sich in der Regel nur dem Treiben der Wellen überlassen. Auch von Sinneswerkzeugen und Geschlechtstheilen hat man noch nichts mit Sicherheit entdeckt. Nur Eierstöcke lassen sich erkennen, die, im Herbste mit Eiern oder mit Keimen erfüllt, in den vier Blindsäcken um die Magenhöhle stehen. Auch Spuren eines Nervensystems hat man bei einigen Medusen bemerkt. Die Fangarme haben bei diesen die Eigenschaft, bei der Berührung rothe Flekken auf der Haut mit lang anhaltendem, brennendem Jucken zurückzulassen und sind deshalb von den Badenden gefürchtet, auch dem Naturforscher unbequem zu untersuchen. Viele leuchten des Nachts auf das Prächtigste. An sich sind sie wenig empfindlich; abgerissene Stücke von ihnen leben und leuchten noch fort. Ihre Nahrung besteht in kleinen Thieren. Ihr Alter scheint nicht über ein Jahr zu seyn, denn man findet im Frühlinge nur kleine, dagegen im Spätsommer die größten; wahrscheinlich setzen sie dann ihre Eier ab, die im folgenden Jahre auf dem Boden des Meeres ausschlüpfen. Ihre Größe ist von der einer Linse bis zu der einer Elle im Durchmesser. Im Süßwasser schmelzen sie gleich Eis, im Weingeist gerinnen sie, weshalb man nur wenige u. meist entstellt in den Sammlungen sieht. An den Strand geworfen, oder bei der Ebbe daselbst zurückbleibend, zerfließen sie oder vertrocknen stückweise zu einer unscheinbaren Haut. Eßbar sind sie nicht. Die der tropischen Zonen prangen mitunter in den herrlichsten Farben, lasurblau, goldgelb, rosenroth, und erscheinen in den wunderbarsten Formen. Obschon mehre große Arten auch den europäischen Meeren nicht fehlen, so waren sie doch früher nur unvollkommen untersucht und die meisten tropischen fast unbekannt. Erst den neueren französischen Reisenden, Péron, Lesson und Gaymard, sowie früher Tilesius, Eschscholz, Ehrenberg, Chamisso, Gäde, Meyen und andern Deutschen, verdanken wir eine genauere Kenntniß derselben. Linné faßte die zu seiner Zeit bekannten Q. unter dem Gattungsnamen Medusa zusammen. In neuerer Zeit hat sich besonders die Anordnung der Q. von Eschscholz (System der Akalephen, Berlin 1829) geltend gemacht und ist seitdem von allen Zoologen beibehalten worden. Darnach zerfallen die Q. in die 3 Ordnungen der Rippenquallen (Ctenophorae), mit großer centraler Verdauungshöhle, Mundöffnung und 4 oder 8 Längsreihen kammförmiger Schwimmblättchen, der Scheibenquallen (Discophorae), der Leib eine gewölbte Scheibe oder Halbkugel, unten mit einer centralen Verdauungshöhle, und der Röhrenquallen (Siphonophorae), Leib verschiedenartig gestaltet, ohne centrale Verdauungshöhle, mit Saugröhren zum Behuf der Ernährung u. Blasen oder Lufthöhlen als Schwimmorganen versehen. Das Daseyn fossiler Quallenreste bezweifelte man wegen der Weichheit und Zerfließbarkeit dieser Thiere, bis der 23. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Nürnberg ein Petrefakt aus den Plattenkalken von Eichstädt vorgelegt ward, welches man allgemein für den Abdruck einer Qualle hielt.

Qualm, dicker Dampf oder Rauch; dann das besonders in nassen Jahren hervorquellende u. an einem Ort sich sammelnde Wasser; auch s. v. a. Ekel, Betäubung und überhaupt Alles, was Unlust, Verwirrung verursacht.

Qualöe, Insel, s. v. a. Qual.

Quando? (lat., wann?), s. Kategorien.

Quandt, Johann Gottlob von, Kunstkenner und Kunstschriftsteller, den 9. April 1787 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Johann Gottlob Q., Besitzer der großen Tabakshandlung Q. und Thorbeck, die jetzt im Besitze Mangelsdorfs ist, war, sollte sich ebenfalls dem Kaufmannsstande widmen, ward aber durch seinen Lehrer, den nachmaligen Hofrath Rochlitz, zur Kunst hingezogen. Eine Frucht seiner 1811 unternommenen Reise nach Italien war die Schrift: „Streifereien im Gebiete der Kunst" (Leipzig 1819, 3 Thle.). Nach seines Vaters Tode 1819 ließ er sich in Dresden nieder, wo er Vorträge über Kunst- und Künstlergeschichte in seiner Wohnung hielt, und 1820 machte er eine zweite Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr lebte er zum Theil in Dresden, zum Theil auf seinem Gute Dittersbach bei Stolpen. Die Stadtbibliothek zu Leipzig verdankt ihm die schönen altdeutschen Bilder, die er aus ihrer Verborgenheit zog und für deren Restauration er sorgte. Er † den 19. Juni 1859. Seine Gemäldesammlung, welche mehre bedeutende Stücke enthält, ist in seinem Hause aufgestellt und jedem Kunstfreunde zugänglich. Auch besaß er eine werthvolle Kupferstichsammlung. Er schrieb noch: „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst" (Leipzig 1826); „Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und der Kunst" (Gera 1830); „Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen u. Schreiben" (Leipzig 1838); „Nippes von einer Reise nach Schweden" (das. 1843); „Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins südliche Frankreich" (das. 1846); „Leitfaden zur Geschichte der Kunst" (das. 1852); „Glossen über Politik" (das. 1851). Mit Wagner übersetzte er Lanzi's „Geschichte der Malerei in Italien" (Lpz. 1830—33, 3 Bde.).

Quantität (v. Lat.), Größe, sowohl in Rücksicht des Umfangs, als der Menge; man unterscheidet deshalb Zahlengrößen von Raum- und Zeitgrößen. Die Q. eines Dinges, konkret gedacht, heißt Quantum. In der Logik bezeichnet die Q. des Begriffs seinen Umfang, d. h. die Menge von Dingen, welche unter den Begriff fallen, oder in seiner Sphäre liegen, in welcher Beziehung man höhere u. niedere Begriffe, von denen die ersteren die letzteren unter sich begreifen, unterscheidet; oder seinen Inhalt, d. h. die Menge der Merkmale, welche ein Begriff hat. Die Q. des Umfangs und die Q. des Inhalts stehen demnach in entgegengesetztem Verhältnisse; derjenige Begriff, welcher seinem Umfange nach der allerweiteste ist, hat den geringsten Inhalt. Die Q. des Urtheils bestimmt sich danach, ob das Prädikat von dem ganzen Umfang des Subjekts, oder nur von einem Theile desselben ausgesagt (bejaht oder verneint) wird (allgemeine und besondere Urtheile). Q. der Sylben ist das Zeitmaß der Sylben, nach ihrer Zusammensetzung aus den einzelnen

Lauten bemessen, ohne Rücksicht auf Betonung. Man unterscheidet lange, kurze und mittelzeitige Sylben; s. Prosodik.

Quantitativ (v. Lat.), der Menge, Größe, Anzahl nach.

Quantitativa (lat., sc. nomina), Nomina, die von einzelnen meßbaren Gegenständen Maß und Gewicht entweder bestimmen (z. B. Scheffel, Elle, Pfund), oder nur im Allgemeinen (z. B. Menge, Haufe, viel, wenig) angeben.

Quantock-Hills, Bergkette in England, westlich in der Grafschaft Somerset, zieht nordwestlich bis zur Küste am Bristolkanal.

Quantum (lat.), eine unbestimmte Größe, Summe, Vielheit, z. B. Aversionalquantum, Pachtquantum ꝛc.

Quantz, Johann Joachim, ausgezeichneter Flötenvirtuos, besonders berühmt als Musiklehrer des Königs Friedrich II. von Preußen, geboren am 30. Januar 1697 zu Oberschaden im Hannöverschen, war der Sohn eines Hufschmieds und ursprünglich für dies Handwerk bestimmt, widmete sich aber nach dem Tode seines Vaters bei seinem Oheim, der Stadtmusikus in Merseburg war, der Musik. Später kam er zum Stadtmusikus Heine nach Dresden, wurde 1718 Hoboist in der damals errichteten sogenannten polnischen Kapelle in Warschau, von wo er 1723 nach Prag u. ein Jahr darauf, in Gesellschaft des polnischen Gesandten am römischen Hofe, des Grafen von Lagnasco, nach Italien reiste. Nachdem er 1728 eine Anstellung in der dresdner Kapelle gefunden, ward er nach der Thronbesteigung Friedrichs II., dem er schon früher Unterricht gegeben, 1741 nach Berlin berufen. Sein „Versuch einer Anweisung, die Flöte zu spielen" fand weite Verbreitung und ward auch ins Französische übersetzt. Er † zu Potsdam den 12. Juli 1773. Als Komponist war er fast ausschließlich für seinen königlichen Schüler thätig, für welchen er gegen 300 Koncerte u. 200 Soli's gesetzt haben soll.

Quappe, s. v. a. Aalraupe, s. Schellfische.

Quarantäne (v. Franz., Kontumaz), Zeit von vierzig Tagen, besonders die Frist, welche in Seehäfen Personen und Schiffe, die aus Ländern kommen, in denen die Pest herrscht, oder die deshalb verdächtig sind, in Entfernung und Absonderung verweilen müssen, um dadurch Sicherheit zu gewähren, daß durch sie oder die auf dem Schiffe befindlichen Waaren die Pest nicht übertragen werde, und die zu diesem Behuf in Seeplätzen eingerichteten Anstalten selbst. Die Bemerkung, daß gewisse Krankheiten sich durch Ansteckung verbreiteten, veranlaßte schon in frühen Zeiten das Absperren einzelner Kranken auf ärztliche Verordnung, und rohe, unzureichende Versuche, dieser Maßregel zur öffentlichen Sicherheit eine größere Ausdehnung zu geben, wurden auch wohl im christlichen Europa durch Absperrung von Häusern oder Straßen, in denen sich die ansteckende Krankheit zeigte, schon im frühen Mittelalter gemacht. Aber erst zu Ende des 15. Jahrhunderts errichtete die Republik Venedig, zur Abwehr der in Oberitalien herrschenden Pest, eine Anstalt, welche alle Ankommenden, ehe sie die Stadt betreten durften, einer vierzigtägigen Ueberwachung und Beobachtung unterwarf und deshalb den Namen Quarantina erhielt. Diesem Beispiele folgten nach und nach die übrigen Völker, namentlich die Seestaaten, welche durch ihre Lage der Einschleppung einer Seuche besonders ausgesetzt waren, u. es sind seitdem die Quarantäne- oder, wie man sie später nannte, die Kontumazanstalten durch vermehrte Kenntniß u. Erfahrung allmählich zu einer hohen Stufe der Ausbildung gelangt. Die Einrichtung der Q.en ist in den Häfen ungefähr folgende. Jedes Schiff, welches aus einem öfter von der Pest heimgesuchten Lande kommt, muß ein Gesundheitszeugniß über den Ort, von dem es kommt, mitbringen, für dessen Richtigkeit der Kapitän und der von diesem Ort von der Regierung des betreffenden Quarantänehafens beauftragte Konsularagent zu haften haben, u. dasselbe beim Hafenkommandanten vorzeigen, ehe es die Erlaubniß zum Einlaufen erhält. Diese Gesundheitszeugnisse (Patente) sind in folgende Klassen eingetheilt: Patenta libera, gänzlich frei; P. netta, aus gesunden, aber doch verdächtigen Orten; P. suspetta e tocca, aus Orten, in deren Nähe die Pest bei Abgang des Schiffs herrschte; P. brutta, aus angesteckten Orten. Auf sie stützt sich die Ausdehnung der anzuwendenden Quarantäneverordnungen, wobei noch die gewöhnliche Beschaffenheit des Hafens, aus welchem das Schiff kommt, der Orte, an denen es auf dem Wege anlegte, und der Waaren, die es führt, in Betracht gezogen werden. Nach Maßgabe seiner größeren oder geringeren Gefährlichkeit wird dem Schiffe eine gewisse Zeit als Kontumaz auferlegt und ein bestimmter Platz zum Ankern angewiesen. Um jede Verbindung mit dem Lande und andern Schiffen abzuschneiden, wird es mit Wachtbooten umgeben. Gleichzeitig wird das Schiff gelüftet, die Waare, welche der Verbreitung des Pestkontagiums günstig ist, der Desinfektion unterworfen und so Alles gethan, um die Ansteckung zu verhindern. Die Mannschaft kann auf dem Schiffe bleiben und erhält ihre Bedürfnisse mittelst langer Stangen zugestellt; in einigen Häfen kann sie, wenigstens zum Theil, sich in das Quarantänehospital begeben, wo sie jedoch derselben strengen Ueberwachung und Absonderung unterworfen ist. In den meisten Q.en wird Denjenigen, welche mit einer Carta netta ankommen, die Wohlthat des Spoglio zu Theil, d. h. man gestattet ihnen eine Abkürzung der Absperrung von mehren Tagen, wenn sie sich gänzlich entkleiden und mit frischen, aus unverdächtigen Gegenden genommenen Kleidungsstücken versehen wollen. Die abgelegten Kleider u. sonstigen Habseligkeiten machen sodann die ganze Q. durch. Erhält das Schiff die Erlaubniß zur Weiterreise, so nennt man dies: ihm die Pratica ertheilen. Schiffe, auf denen die Pest wirklich ausgebrochen ist, werden nur in Marseille zugelassen, wo sich überhaupt treffliche Quarantäneanstalten finden. Vgl. Prus, De la peste et des quarantaines", Paris 1845; Grohmann, Das Pestkontagium in Aegypten, Wien 1844. Vgl. auch Pest.

Quarantania, Wüste, s. Palästina.

Quarentana, frühere Silbermünze in Parma und Piacenza, von der Größe eines halben Guldens, 2 Lire oder 40 Soldi = 10 gGr. Die Kehrseite zeigt die Maria mit dem Kinde, stehend oder sitzend, von 2 Engeln gekrönt; unten ist der

Werth mit Soldi XXXX bemerkt, daher der Name (Vierziger).

Quaritz, Marktflecken in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Glogau, hat ein Schloß, eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche, Flachsbau und 1500 Einw.

Quark (Zwark, Matz, Topfen), der geronnene Theil der Milch, welcher frisch genossen oder zu Käse (Quarkkäse) verwendet wird; auch s. v. a. Koth, Wegwurf.

Quarnaro (Quarnero), Busen des adriatischen Meeres zwischen Illyrien und der kroatischen Militärgrenze, erstreckt sich von Fiume zwischen Istrien und Kroatien bis zur dalmatinischen Insel Selve, hat hohe Felsufer und gute Ankerpunkte, ist jedoch öfters von Stürmen heimgesucht. Im engeren Sinne versteht man darunter nur die Meeresstraße zwischen der östlichen Küste Istriens und der langen Insel Cherso. Die quarnerischen Inseln in dem Meerbusen, theils zum mitterburger Kreise des illyrischen Küstenlandes, theils zum dalmatinischen Kreise Zara gehörig, enthalten zusammen 25,000 Einw., wovon auf Cherso und Ossero 12,730 und auf Veglio 11,370 kommen; kleinere Inseln sind: Levrera, Unie, Canidole, Sansego, Asnello, San Pietro di Nemho, Oriuli, Palazzoli, Parvichio, Plaunich, Gaglian, Secia 2c. Außer den 3 großen ist nur noch Unie und Sansego bewohnt; die andern, obwohl $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ deutsche Meile lang und breit, werden nur dann und wann von Ziegenhirten besucht. Bei den Alten hießen diese Inseln Absyrtides.

Quarré (v. Franz.), Viereck, eine Infanterieaufstellung, in welcher die ein rechtwinkeliges Viereck bildenden Truppen nach allen 4 Seiten behufs der Abwehr eines Kavallerieangriffs Front machen. Man unterscheidet das offene und das volle (geschlossene) Q. Bei ersterem ist der innere Raum hohl, daher es in ebenem Felde nach allen Richtungen hin leicht beweglich ist. Weit zweckmäßiger ist übrigens das volle Q., das gebildet wird, indem die Angriffskolonne nach allen Seiten Front macht. Die zwischen den Zügen, wo die Offiziere und Unteroffiziere stehen, vorhandenen Zwischenräume werden von den letztern ausgefüllt, und zwar so, daß sie nach der Seite hin, zu welcher ihr Zug gehört, ein Glied bilden. In den Zwischenräumen zwischen den Zügen stellen sich die Tamboure und Hornisten auf, während die Kommandeurs und Adjutanten in dem leeren Raum hinter der Fahne Platz finden. Sobald das Q. gebildet ist, fällen alle äußern Glieder das Gewehr. Die Ecken des Q.'s sind die schwächsten Punkte desselben, da von hier aus der angreifenden Kavallerie nur wenig oder gar kein Feuer entgegengesetzt werden kann. Den Alten war das Q. unter dem Namen Amphistomos bekannt.

Quarretta, italien. Scheidemünze, Werth ungefähr 6 Pfennige.

Quart (v. Lat.), Flüssigkeitsmaß: in Berlin = $\frac{1}{3}$ preuß. Metze = $\frac{1}{60}$ Eimer = 64 preuß. Kubikzoll; in Bremen = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 40 par. Kubikzoll = 1,145 franz. Liter = cirka $\frac{1}{4}$ engl. Imperialgallon = cirka $\frac{4}{5}$ wiener Maß = cirka $\frac{5}{8}$ würtemberger Maß = cirka $1\frac{7}{40}$ hannöv. Quart = cirka $1\frac{1}{5}$ dresdener Kannen. Das engl. Quarter des Flüssigkeits- und Trockenmaßes ist = $\frac{1}{4}$ Gallon; zu Kalisch = $43\frac{2}{3}$ par. Kubikzoll; zu Lemberg = $\frac{1}{4}$ Garnitz = $48\frac{4}{9}$ par. Kubikzoll; zu London und in England = $\frac{1}{2}$ Pottle = $57\frac{1}{4}$ par. Kubikzoll. In der Buchdruckerei ist Q. dasjenige Format der Bücher 2c., wo ein Bogen in 4 Theile getheilt wird, daher Quartblatt, Quartband; s. auch Fechtkunst.

Quarta (lat.), der vierte Theil; die vierte Klasse einer Schule; der Lehrer derselben heißt Quartus, die Schüler Quartaner.

Quartal (v. Lat.), der vierte Theil eines Jahres, gewöhnlich nach den 4 Festen Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten, oder mit dem 1. Januar, 1. April, 1. Juli u. 1. Oktober beginnend, oder auch mit dem Quatember (s. d.) zusammenfallend; im Handwerkswesen die vierteljährlichen Zusammenkünfte der Meister und Gesellen, wo Rechnungen abgelegt, Innungsangelegenheiten 2c. verhandelt werden.

Quartaliter (lat.), vierteljährlich.

Quarte (v. Lat.), in der Musik Intervall von 4 Stufen, wird in dreierlei Weise gebraucht, als rein, übermäßig und vermindert. Das Intervall der reinen Q. besteht aus 2 ganzen Tönen und einem großen halben Tone, wie c—f u. g—c. Die übermäßige Q. ist ein dissonirendes Intervall von 3 ganzen Tönen in 4 Stufen und wird daher oft auch Tritonus genannt, wie f—h. Die verminderte Q. ist ein Intervall von einem ganzen und 2 großen halben Tönen in 4 Stufen, oder sie besteht aus einer kleinen Terz und einem großen halben Tone, z. B. cis—f oder e—as. Q. heißt auch die A-Saite auf der Violine, Altviole und dem Violoncello, als die 4. Saite.

Quarter, engl. Getreidemaß (Imperialquarter) = 64 Gallons = 290,78 französ. Liter = 5,29 preuß. Scheffel oder hamburger Faß = 4,73 wiener Metzen; auch Handelsgewicht, ein Viertel des engl. Centners = 28 engl. Pfund = 12,70 französ. Kilogrammes = 27,15 preuß. Pfund = 22,68 wiener Pfund = 25,40 deutsche Zollpfund.

Quarteron, s. Farbige; auch Weinmaß in Genf = 96 par. Kubikzoll oder ungefähr 2 Kannen; 24 Q.s = 1 Septier.

Quartett (Quatuor, Quadro, Quartetto), ein für 4 Stimmen gesetztes Tonstück. Bei Orchestersätzen versteht man darunter speciell die vereinte Partie der beiden Violinen, Viola und Baß mit Ausschluß sämmtlicher Bläser; daher die Benennung: Saiten-, Streich- und Bogenquartett. Im engeren Sinne wird jede für obige 4 Instrumente berechnete, sonatenförmige, aus 3—4 Abtheilungen zusammengesetzte Komposition so genannt. Diese zerfällt wieder in das Soloquartett, wo das eine oder andere Instrument, gewöhnlich die erste Violine oder das Violoncello, mit glänzenden Passagen prädominirt, während die andern Stimmen mehr begleitend gehalten sind, und ferner in das koncertante Q., worin alle 4 Stimmen gleichmäßig beschäftigt, kunstreich in einander verwebt und zu einem harmonischen Ganzen verschlungen sind. Ein Vokalquartett ist ein vierstimmiger Gesang ohne alle Begleitung. Der Schöpfer des Q.s in seiner heutigen selbstständigen Form ist Haydn. Nach ihm bildeten sich dann Mozart, Beethoven, die Romberge,

Spohr, Ries, Onslow, Feska, von denen uns Meisterstücke dieser Art vorliegen. In der Regel besteht ein Q. aus einem Allegro, einem Adagio oder Andante (oft variirt), einer Menuet nebst Trio, an deren Stelle neuerer Zeit sich immer mehr das Scherzo drängt, und zum Schluß aus einem Rondo oder Presto (Finale). Ein Q. von geringerem Umfange und weniger künstlicher Ausarbeitung heißt Quartettino.

Quartidi, im französischen republikanischen Kalender der vierte Tag einer Dekade.

Quartier (v. Franz.), auf Schiffen die Zeit der Wache, in sofern die 24 Stunden des Tages in 4 Q.e getheilt werden, indessen behält man auch dann den Namen Q.e bei, wenn Tag und Nacht in 5 oder 6 Theile getheilt werden; s. v. a. Stadtviertel; im Militärwesen eine Wohnung für Soldaten bei Bürgern u. Bauern, u. zwar entweder in den Garnisonsorten (Kantonirungsquartier), oder auf Märschen, wo man dann Marsch- und Rastquartiere (s. Einquartirung) unterscheidet. Auch ist Q. s. v. a. Pardon; daher Q. geben, s. v. a. Pardon geben.

Quarto, Flecken auf der Insel Sardinien, nordöstlich von Cagliari, am gleichnamigen kleinen Golf, mit Salzwerken, Wein- und Getreidebau und 5400 Einw.

Quartodecimaner (Protopaschiten), in der alten Kirche die Anhänger der judaisirenden Passahfeier in Kleinasien und Syrien, die auf den Koncilien zu Nicäa (325) und Antiochien (341) exkommunicirt und für Ketzer erklärt wurden.

Quarz, dem heragonalen Krystallsystem angehörige Mineraliengattung, von 7 Härte, 2,5 — 2,8 Gewicht, muscheligem Bruch, weißem Strich, besteht aus reiner Kieselsäure, ist aber häufig mit etwas Thonerde, Eisen- und Manganoryd verunreinigt, hat zur Grundform ein Rhomboëder von 94° 15′ Scheitel- und 85° 45′ Randkantenwinkel, keine oder sehr unvollkommene, den Kern- und Seitenflächen der sechsseitigen Säule parallele Spaltbarkeit, ist von weißer (wasserheller), grauer, gelber, rother, brauner, grüner, blauer, schwarzer, oder bunter Farbe, glas- oder fettglänzend, rein durchsichtig mit doppelter Strahlenbrechung bis gänzlich undurchsichtig, phosphorescirt beim Aneinanderreiben zweier Stücke unter brenzlichem Geruch, gibt am Stahle Funken, schmilzt vor dem Löthrohre für sich nicht, mit Soda leicht und unter Brausen zu klarem Glase und wird, mit Ausnahme der Fluorwasserstoffsäure, von keiner Säure angegriffen. Er erscheint meist in derben, dichten oder krystallinischen Massen, eingesprengt, in Knollen, Körnern, weniger häufig krystallisirt, und zwar selten in der Grundform, meist in sechsseitigen Säulen mit sechsflächiger Zuspitzung (durch gerade Abstumpfung der Randecken und schiefe Abstumpfung derselben in der Richtung der Scheitelkanten), in Diheraëdern (durch Abstumpfung der Randecken in der Richtung und zum Verschwinden der Scheitelkanten, in würfelartigen Rhomboëdern), in Trigontrapezoëdern selten, mit gerade angesetzter Endfläche, in Zwillingen und einigen andern Formen. Die Krystalle sind von sehr verschiedener Größe, meist glatt, nur auf den Abstumpfungsflächen gewöhnlich horizontal gestreift, dabei durch ungleichmäßige Ausdehnung der Flächen oft sehr entstellt bis zu den bizarrsten Gestalten, auf mannichfaltige Weise zu Gruppen und Drusen verbunden, selten einzeln eingewachsen. Der Q. ist am verbreitetsten unter allen Mineralien, findet sich in allen Gebirgsformationen auf Gängen und Lagern, als ganze Gebirgsmasse, als wesentlicher Gemengtheil in den granitischen Gesteinen, in den krystallinischen Schiefergesteinen, in den Sandsteinen aller Sedimentschichten, in Geschiebe und Körnern im aufgeschwemmten Lande. Nach der verschiedenen Reinheit, Durchsichtigkeit, Farbe, Krystallisation und unwesentlichen Beimischung fremder Substanzen zerfällt der Q. in folgende zahlreiche Varietäten und Abänderungen, die sich unter drei Hauptgruppen vertheilen. Der Glasquarz besteht aus reiner Kieselerde, ohne oder nur mit kaum merklichen Spuren von Thonerde, Eisen- und Manganoryd, hat unvollkommene Theilbarkeit, muscheligen bis unebenen Bruch, ist weiß (wasserhell), grau, braun, roth, bunt, glas-, selten fettglänzend, rein durchsichtig bis undurchsichtig und erscheint deutlich krystallisirt, derb eingesprengt und in Körnern. Hierher gehört der Bergkrystall oder edle Glasquarz, der aus reiner Kieselerde besteht. Er hat vollkommen muscheligen Bruch, starken Glasglanz, die höchsten und mittleren Grade von Durchsichtigkeit, ist von weißer, wasserheller oder graulichweißer (Bergkrystall), seltener weingelber (Citrin), gelblich- oder nelkenbrauner (Rauchtopas) Farbe, selten pechschwarz (Morion), erscheint immer in deutlichen Krystallen der sechsseitigen Säule mit sechsflächiger Zuspitzung, oder auch als Geschiebe (Rheinkiesel, Donaukiesel, Wasserdiamanten) und schließt nicht selten Krystalle, Blättchen, nadel- oder haarförmige Aggregate verschiedener Mineralien (Haar- oder Nadelsteine), mitunter wohl auch bewegliche Wassertropfen, Naphtha oder Erdöl ein. Er findet sich auf Gängen und Drusenräumen, sogenannten Krystallgewölben oder Krystallkellern, vorzugsweise im Grundgebirge der ganzen Alpenkette, der Pyrenäen, der Karpathen und anderer Gebirge. Die Keller liegen meist sehr unzugänglich und werden von den Krystallsuchern eröffnet. Außerdem findet er sich im Kalkstein (Säntis, Oehrli, Carrara), in sehr zierlichen kleinen Krystallen in Mergelkugeln zu Bristol (bristoler Diamanten), zu Grenoble, zu Marmarosch in Ungarn (marmaroscher Diamanten), im Gyps bei Tonna im Gothaischen, im Sande mancher Flüsse (Rhein, Donau, Elbe, Saale 2c.), endlich auch in den Blasenräumen der Mantelsteine und Porphyre bei Mutzschen in Sachsen. Geschliffen dient er zu Schmucksachen, Gemmen, Ring- und Siegelsteinen, zu Dosen, Vasen, Bechern, Kron- und Armleuchtern, zu sehr reinen Glasflüssen, welche mit Metalloryden die künstlichen Edelsteine geben. Das Schleifen geschieht mit Schmirgel, das Schneiden und Graviren mit Diamant, das Poliren mit Tripel und Zinnasche, das Sägen mit einer Sehne aus Kupferdraht, Oel und Schmirgel, das Bohren mit der Diamantspitze. Auch der Amethyst (s. d.) gehört hierher. Der gemeine Q. (Glasquarz) besteht aus Kieselerde mit Spuren von Eisenoryd

und Thonerde, hat stets eine unreine, meist grauliche oder weißliche Farbe, geringe Grade der Durchsichtigkeit, fettartigen Glanz, unvollkommen muscheligen, ins Splitterige übergehenden Bruch, erscheint selten und fast nur in Dihexaëdern krystallisirt, auch in Pseudomorphosen (nach Flußspath, Kalkspath, Gyps, Schwerspath ꝛc.) und kommt als Versteinerungsmittel, gewöhnlich in derben Massen von schaliger, schieferiger, stängeliger, körniger bis dichter Absonderung, in Geschieben (Kiesel), in Körnern und als Sand vor und ist unter allen Mineralien am meisten verbreitet, indem er einen wesentlichen Gemengtheil der krystallinischen Gesteine bildet, auch als selbstständiges Gebirge (Quarzfels ꝛc.) auftritt und die Grundlage aller Sandsteine ausmacht und in allen Thälern und Ebenen als Geschiebe und Sand vorkommt. Besondere Abänderungen sind der gemeine dichte (unabgesonderte), stängelige, schalige, schieferige (Quarzschiefer), körnige, Sandstein, Sandsteinschiefer, Gelenkquarz oder Itakolumit, Dattel- oder Mandelquarz, sandige Q. oder Quarzsand (Perl-, Quell-, Flug- und Flußsand), Fulguritquarz (die Blitzröhren, s. d., Blitzsinter), durch Blitz zuzackigen, röhrigen Stücken geschmolzener Quarzsand, Zellenquarz, Kammquarz, zerfressener, pseudomorpher Q., Kupferquarz, durch Kupferoxydhydrat spangrün gefärbt. Der Fettquarz, der im muscheligen Bruch ausgezeichneten Fettglanz hat, ist halbdurchsichtig bis durchscheinend und kommt nur in derben oder dickschaligen Stücken von graulichweißer (Fettquarz, Gemengtheil des Granits und Porphyrs ꝛc.), rosenrother oder röthlichweißer (Rosenquarz) und milchweißer (Milchquarz) Farbe vor. Dem Fettquarz sehr ähnlich ist der sogenannte Stinkquarz von Chanteloup und Nantes, vom Schwarzwald ꝛc., grau oder bräunlich, mit oft hohlen und mit Mergel gefüllten Krystallen, entwickelt beim Aneinanderreiben zweier Stücke einen hepatischen Geruch. Der Sapphirquarz oder Siderit, auch Lasurquarz, von indig- und berlinerblauer Farbe, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend, muschelig im Bruch, sonst nur derb, selten krystallisirt (in Dihexaëdern), findet sich auf Gangtrümmern, im Gyps bei Golling in Salzburg, im Granit auf Grönland, als Geschiebe in Norwegen; der Olivenquarz, in Körnern und Dihexaëdern, muschelig im Bruch, durchscheinend, olivengrün, im Pechstein bei Meißen und Zwickau. Verwandt scheint der gelblichgrüne Cantalit. Der Schillerquarz (Katzenauge), ein mit Amianth oder haarförmigem Disthen gemengter Q. von olivengrüner, gelblich- oder röthlichbrauner oder ziegelrother Farbe, welcher derb, in stumpfeckigen Stücken und als Geschiebe erscheint und besonders nach konvexer Schleifung einen schillernden, dem Katzenauge ähnlichen Lichtschein zeigt, kommt im Serpentin bei Treseburg am Harz, im Alaunschiefer bei Saalfeld, im Diorit bei Hof, im körnigen Kalk bei Straschgau in Mähren, als Geschiebe auf Ceylon und Malabar vor; der Prasquarz (Prasem), ein mit asbestartigem Strahlstein durchwebter und innig verschmolzener Q. von lauch- oder schwärzlichgrüner Farbe, derb, in sechsseitigen Säulen mit 6flächiger Zuspitzung u. in Pseudomorphosen erscheinend, besonders im Diorit von Breitenbrunn in Sachsen, im Hornblendeschiefer von Kupferberg in Schlesien, bei Lisenz in Tyrol, auf Elba, am Kap; der Faserquarz (Faserkiesel), ein derber, zartfaseriger oder feinstängeliger Q. von grünlich-, gelblich-, graulichweißer, zuweilen gestreifter Farbe, im Steinkohlengebirge von Wettin bei Halle, im Serpentin am Monte Frasineto in Parma, in der Auvergne und in Spanien; der Avanturin, ein theils mit kleinen Glimmerschüppchen erfüllter, theils von zahllosen kleinen Rissen durchzogener Q. von gelblich- oder röthlichbrauner Farbe und mit gelben, goldglänzenden Punkten versehen, derb und krystallisirt in Mariazell in Steiermark, Madrid, Nantes, Schottland, im Ural. Alle Abänderungen vom Fettquarz bis Avanturin werden zu wohlfeilen Schmucksachen, namentlich zu Ring- u. Metallsteinen, Ohrgehängen, Armbändern ꝛc. verwendet; der Eisenquarz (Eisenkiesel) ist Kieselerde mit mehr oder weniger beträchtlichem Eisengehalt, hat einen muscheligen Bruch, rothe, gelblich- bis schwärzlichgraue Färbung, ist ganz undurchsichtig, wenig glänzend bis schimmernd und erscheint sehr deutlich krystallisirt, gewöhnlich in kleinen sechsseitigen Säulen mit sechsflächiger Zuspitzung an beiden Enden, in Pseudomorphosen und derb. Er findet sich auf Eisenerzgängen bei Iserlohn in Westphalen, Ilefeld am Harz, Schneeberg in Sachsen, Dillenburg in Nassau, am ausgezeichnetsten im Gyps bei St. Jago de Compostella (Hyacinth von Compostella) und Paredes in Spanien. Hierher gehören noch der Chalcedon (s. d.), der Karneol (s. d.), der Chrysopras (s. d.) u. der Heliotrop (s. d.). Der dichte Q. besteht aus Kieselerde, welche mit wenig Thonerde, Eisenoxyd u. zum Theil auch mit Kohlenstoff und flüchtigen Bestandtheilen verunreinigt ist, kommt weder krystallisirt, noch mit Spaltbarkeit vor, hat splitterigen, selten unvollkommen muscheligen Bruch, verschiedene Farbe und ist wenig glänzend oder matt und durchscheinend bis undurchsichtig. Hierher gehören außer dem Feuerstein (s. d.), Kieselschiefer (s. d.) und Achat (s. d.) der Hornstein und der Jaspis. Der Hornstein enthält ebenfalls Spuren von Thonerde und Eisenoxyd, aber keine flüchtigen Bestandtheile, ist gewöhnlich von gelblich- oder graulichweißer, mitunter auch von grünlicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, wenig glänzend oder matt, hornartig durchscheinend, meist nur an den Kanten, hat einen splitterigen, ins Muschelige übergehenden Bruch und erscheint in derben, kugeligen, knolligen Massen, in Geschieben, als Versteinerungsmittel von Holz (Holzstein, Lithoxylon) und in Pseudomorphosen nach Kalkspath. Er kommt auf Gängen und Lagern im Flötzkalk, in Kugeln im Mandelstein und Porphyr Sachsens, Böhmens, des Harzes, Schlesiens ꝛc., der Holzstein besonders in Sachsen, Thüringen, Schlesien, Ungarn und Sibirien in Thon- und Sandsteinlagern vor und dient zu Dosen, Kreuzen, Petschaften, Reibschalen, Griffen ꝛc. Der Jaspis enthält Thonerde und Eisenoxyd als Beimischung, hat einen muscheligen Bruch, ist braun, gelb oder bunt von Farbe, wachsglänzend oder matt, ganz undurchsichtig und erscheint in derben, kugeligen, nierenförmigen Massen und als Geschiebe als gemeiner Jas-

pis, von rother, brauner, gelber, grüner, selten gefleckter Farbe, findet sich auf Gängen in Sachsen, Böhmen, Tyrol, Ungarn, Frankreich, Sibirien, als Kugeljaspis, von graubrauner (Nilkiesel, Memphit), rother und olivengelber Farbe mit ringförmigen Zeichnungen, findet sich in rundlichen sphäroidischen Stücken im Bohnenerz der Juraformation bei Kandern in Baden, als Geschiebe in Oberägypten, als Bandjaspis, mit rothen, blauen, grünen und gelben Bandstreifen, findet sich am Harz, in Tyrol, auf Korsika, Island, in Sibirien und dient zu Vasen, Tischplatten, architektonischen Verzierungen ꝛc. Noch rechnen einige Mineralogen hierher den Schwimmstein (s. Opal), das Bergmehl u. den Fiorit.

Quarzbreccie (Quarz- oder Kieselkonglomerat, Kieselbreccie), ein Gestein, das aus abgerundeten oder eckigen Stücken von Quarz, als dem vorherrschenden Gemengtheil, und aus sparsamen Brocken von Kieselschiefer, Hornstein, Jaspis ꝛc. besteht und ein quarziges (Quarzkonglomerat) oder eisenschüssiges (Quarzbrockenfels) oder gar kein (Quarzbreccie) Bindemittel hat. Es gehört vorzugsweise dem Uebergangsgebirge an, erscheint aber auch neben dem Kohlensandstein und selbst noch in der Kreide. In Schlesien, Mähren, Bayern, Frankreich, Schottland. Verwandt ist der Puddingstein (s. d.).

Quarzfels (Quarzit), ein quarziges, versteinerungsleeres oder Kieselgestein, besteht vorzugsweise aus Quarz, dem nur selten Glimmerblättchen und Turmalin- und Rutilkrystalle (diese meist zerbrochen) beigemengt sind. Das Gestein ist dicht und feinkörnig und sehr schwer zersprengbar, selten grobkörnig, manchmal porös, weiß und gelblich und tritt massig auf, oft schroff isolirte Felsen bildend, meist gangförmig in Schiefer- und Massengesteinen, doch auch lagerförmig (Thüringerwald.)

Quarzgänge, Gänge, deren Gangmasse ganz oder vorzugsweise aus reinem oder eisenschüssigem ꝛc. Quarz, oder aus Quarzbrockenfels (Schwarzenberg) besteht, durchsetzen vorzugsweise die plutonischen und die Uebergangsgebilde und sind meist erzführend und auch sonst reich an mancherlei Mineralien. Ganz besonders scheint das Vorkommen des Goldes an sie gebunden zu seyn, und zwar nach Murchison vorzugsweise nach ihrem Ausgehenden hin, während sie in größerer Tiefe immer tauber werden.

Quarzschiefer, ein Kieselgestein, aus Quarz mit etwas beigemengtem Glimmer, Turmalin und Eisenkies bestehend, von 2,6—2,7 Gew., ist körnig schieferig, aber nicht sandsteinartig, sehr fest, splitterig im Bruche, weiß, grau, röthlich, oft geschichtet, geht über in Quarzfels und Glimmerschiefer und bildet untergeordnete Lager in den krystallinischen Schiefergesteinen.

Quas, Getränk, s. Kwas.

Quasi (lat.), gleichsam, als wie, in Zusammensetzungen mit andern Wörtern deutet es an, daß dieses nur etwas zum Schein sey, z. B. Quasiarzt, ein Afterarzt, Quasikontrakt, Scheinvertrag.

Quasillariae, in Rom die niedrigsten und verachtetsten Sklavinnen, die täglich ein bestimmtes Quantum Wolle spinnen mußten.

Quasimodogeniti (lat., d. i. als die eben erst gebornen Kinder), der erste Sonntag nach Ostern, weil man sonst den Gottesdienst an demselben mit den Worten 1. Petri 2, 2 anfing.

Quassation (v. Lat.), Zerrüttung, d. i. Trennung der verbundenen Flechsen und Bänder durch Erschütterung; Quassatur s. v. a. Quetschung.

Quassia (Quassie, Bitterholz), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, mit der einzigen Art Q. amara *L.*, einem kleinen Baum in Surinam, der auch kultivirt in Guyana, Brasilien und Westindien vorkommt, mit ungeradgefiederten Blättern mit geflügeltem Stiel und hochrothen, großen Blüthen, aufrechte, spannenlange Trauben bildend. Officinell sind das Holz und die Rinde, Lignum et Cortex Quassiae surinamensis, Lignum amarum surinamense, Cortex amarus surinamensis, Bitterholz, Fliegenholz, surinamisches Quassienholz oder Rinde. Die Rinde ist leicht zerbrechlich und sitzt am Quassienholze nur lose an. Die Stücke haben 3—9 Zoll Länge, 1½ Zoll Breite, sind nur ¼—⅓ Linie stark und zeigen auf dem Bruche zahlreiche gelbe Punkte. Der Geruch fehlt und der Geschmack ist stark und rein bitter, dabei nicht unangenehm und zuletzt schwach gewürzhaft. Das surinamische Quassien- oder Bitterholz wird sowohl vom Stamme, als auch von dickern Aesten genommen. Es soll zunächst durch Rolander 1756 nach Stockholm gebracht worden seyn. Es kommt in walzenförmigen, geraden, 5—6 Fuß langen und ¼—4 Zoll, am häufigsten aber nur 1—2 Zoll dicken, bisweilen auch mit Astansätzen versehenen Stäben vor. Es ist gemeiniglich noch mit der nur locker anhängenden Rinde bedeckt; wenn diese aber fehlt, außen gelb, bisweilen auch bläulich oder wohl gar schwärzlich gefärbt. Es ist ziemlich leicht, innen schmutzig weiß, auf dem Querdurchschnitte feinfaserig und läßt sich leicht spalten. Der Geruch fehlt und der Geschmack ist rein und bitter. Der vorwaltende Bestandtheil der Rinde und des Holzes ist das Quassienbitter, Quassia, ein alkaloidischer, bitterer Extraktivstoff, außerdem noch einige Salze, Gummi, etwas ätherisches Oel u. die Schillerstoff genannte Substanz, welche bei der Tinktur die bald gelbe, bald violet erscheinende Färbung hervorbringt. Die Wirkung sowohl der Rinde, als des Holzes ist tonisch erregend und besonders auf die Verdauungswerkzeuge einflußreich; deshalb wendet man sie auch bei Schwäche der letztern und daraus hervorgehenden Leiden in wässerigen oder weinigen Aufgüssen, oder seltener in Substanz, und zwar in Pulverform an.

Quast (Quaste), mehre an einem Ende vereinigte Fäden, Schnuren oder Streifen, zu verschiedenen Verzierungen von Kleidern, Fenstervorhängen, Pferdegeschirren, Kutschen, Tabakspfeifen ꝛc. gebraucht.

Quatember (v. lat. quatuor tempora, die vier [Jahres-] Zeiten), ein Quartal oder der vierte Theil eines Jahres; dann der Tag, an welchem ein neues Quartal anfängt. In einigen Gegenden sind dies Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, die Tage Reminiscere, Trinitatis, Crucis u. Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg: Lichtmeß, Wal-

purgis, Laurentii u. Allerheiligen. Nach dieser Annahme bestimmte man die Steuertermine (Quatembersteuer). Auch heißen so die vier strengen Fasten am ersten Freitage eines jeden Vierteljahres.

Quaternärformation (quaternäre Bildungen, Gesteine, Sedimente ꝛc., Quartärgebilde), nach Einigen die Diluvialgebilde, nach Andern die untersten Diluvialgebilde und die obersten Molassebildungen, nach noch Andern die obersten Tertiärgebilde, die pliocenischen und pleistocenischen Bildungen oder die Tegelformation. S. Diluvium und Molassegruppe, auch Tegelformation.

Quaterne (v. Lat.), s. Lotto; in der Buchdruckerei diejenige Paginirung eines in Folio gedruckten Buches, wobei der Buchbinder allemal 4 Bogen in einander zu stecken hat.

Quatrain (v. Franz.), Strophe eines Gedichts von 4 Zeilen; dann ein kleines, nur aus 4 Zeilen bestehendes Gedicht; im Sonett die je vier in der ersten, aus 8 Verszeilen bestehenden Abtheilung sich reimenden Zeilen, s. Sonett.

Quatrebras, Vorwerk in der belgischen Provinz Südbrabant, Bezirk Nivelles, hat seinen Namen von den 4 Armen des an diesem Punkte, einer sanft abfallenden Höhe, stehenden Wegweisers, wo sich die Straßen von Charleroi nach Brüssel und von Namur nach Nivelles durchschneiden, und ist historisch berühmt durch die Gefechte am 16. u. 17. Juni 1815 zwischen den Alliirten u. den Franzosen. Während Napoleon I. die Preußen bei Ligny angriff, sollte Ney mit einem starken Corps die englisch-braunschweigisch-niederländische Truppenmacht bei Q. aufzuhalten suchen. Napoleons Plan lief auf Trennung der Alliirten hinaus, ward aber in Folge nicht ganz aufgeklärter Zwischenfälle nicht vollständig erreicht. In den Gefechten bei Q. blieben auf beiden Seiten ungefähr 5000 Mann, darunter der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Quatremère, 1) Antoine Chrysostôme Q. de Quincy, berühmter französischer Gelehrter, den 28. Oktober 1758 zu Paris geboren, war vor der Revolution Rath beim Gerichtshof des Chatelet. Als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung vertheidigte er eifrig die Monarchie, ward deshalb geächtet und schmachtete unter der Schreckensherrschaft 13 Monate im Kerker. Am 5. Okt. 1795 leitete er mit mehren Andern den Aufstand gegen den Konvent, ward deshalb zum Tode verurtheilt, entfloh jedoch und kehrte schon im folgenden Jahre nach Paris zurück. Im Jahre 1797 erwählte ihn das Seinedepartement zum Abgeordneten bei dem gesetzgebenden Körper und bei dem Rath der Fünfhundert; er ward aber nach dem 18. Fructidor als Mitglied der Partei Clichy abermals geächtet und sollte nach Cayenne deportirt werden, entkam jedoch und wurde nach dem 18. Brumaire zurückberufen. Im Jahre 1800 wurde er Mitglied des Raths des Seinedepartements und 1803 des Instituts, dessen historische Klasse sein „Mémoire sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens" (Paris 1803) gekrönt hatte. Später wurde er Generalsekretär des Raths im Seinedepartement und Mitglied der Klassen der Geschichte und Literatur im Institut, nach der Restauration Offizier der Ehrenlegion, königlicher Censor, Intendant der Künste und öffentlichen Denkmale und Mitglied des Conseils für den öffentlichen Unterricht. Während der hundert Tage verlor er die beiden letztern Stellen, ward dagegen 1816 durch königliche Ordonnanz in die neu organisirte Akademie aufgenommen, bei der Redaktion des „Journal des savans" für das Kunstfach angestellt, immerwährender Sekretär der Akademie der Künste und 1824 Censor für das Theater. Er † zu Paris den 8. December 1849. Die bemerkenswerthesten seiner zahlreichen Schriften sind: „Dictionnaire de l'architecture" (Paris 1786—1828, 3 Bde.); „Le Jupiter olympien, ou l'art de la sculpture antique" (das. 1814); „De la nature, du but et des moyens de l'imitation dans les beaux arts" (das. 1823); „Histoire de la vie et des ouvrages de Rafaël" (das. 1824, 2. Aufl. 1843, deutsch, Quedlinburg 1835); „Monumens et ouvrages d'art antique restitués" (Paris 1826—28, 2 Bde.); „Vies de plus célèbres architectes" (das. 1830, 3 Bde., deutsch, Darmst. 1831, 2 Bde.); „Canova et ses ouvrages" (Par. 1834). Einen Theil seiner kleineren Aufsätze findet man in dem „Recueil des dissertations archéologiques" (Paris 1836).

2) Denis Bernard Q. Disjonval, berühmter Chemiker, Bruder des Vorigen, den 4. August 1759 zu Paris geboren, studirte die Naturwissenschaften und gewann mehre Preise, wie z. B. durch sein „Examen chimique de l'Indigo" (Paris 1777). Nachdem er 1786 mit einer Seidenspinnerei fallirt, ging er nach Spanien, trat 1789 in die Dienste der holländischen Patrioten, ward aber von der oranischen Partei gefangen. In seinem Kerker beobachtete er mit großer Sorgfalt den Einfluß der Witterung auf die Spinnen und soll dem General Pichegru den starken Frost des Winters 1794 vorausgesagt haben, den dieser zu seinem Einfall in Holland benutzte. Nach seiner Befreiung kehrte er 1796 nach Paris zurück, wo er Mitglied der Akademie wurde. Später wurde er dem Kaiser verdächtig, der ihn in die Provinz verbannte. Nach der Restauration lebte er in Marseille, dann zu Bordeaux, wo er 1830 †. Er schrieb noch „Aranéologie" (Paris 1798); „Decouverte de sels triples" (das. 1784).

3) Etienne Marc, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten Frankreichs, den 12. Juli 1782 zu Paris geboren, war erst an der königlichen Bibliothek angestellt, ward 1809 Professor der griechischen Literatur an der Fakultät zu Rouen, 1815 Mitglied der Akademie der Inschriften u. 1819 Professor der semitischen Sprachen am Collége de France. Er schrieb unter Anderem: „Recherches historiques et critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte" (Par. 1808); „Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte" (das. 1811, 2 Bde.); „Observations sur quelques points de la géographie de l'Egypte" (das. 1812); übersetzte Makrizi's Geschichte der Mamluken in Aegypten (daselbst 1837—40, 2 Bde.) und gab Reschid-Eddins Geschichte der Mongolen in der „Collection orientale" (1837) heraus.

Quatricinium (lat.), kleines Tonstück für 4 Blechinstrumente, entweder 4 Trompeten, oder

4 Hörner, auch 2 Trompeten und 2 Hörner; jetzt außer Gebrauch.

Quatriduum (lat.), eine viertägige Zeit.

Quatrino, italienische Kupfermünze, ungefähr = 1 Pfennig. Im Kirchenstaat ist der Q. = $^1/_2$ Bajocco, anderwärts = $^1/_4$ Soldo.

Quatro, römische Silbermünze, ungefähr 16 Pfennige; genuesische Kupfermünze à 4 Denari = 1 Pfennig.

Quatuor (lat.), vier; auch s. v. a. Quartett.

Quay, St.=, Dorf (Flecken) im französischen Departement Côtes=du=Nord, Bezirk St.=Brieuc, am Kanal, mit Rhederei, schwarzem, glänzendem, magnetischem Sand und 1650 Einw. Ihm gegenüber liegen die kleinen Inseln St.=Quay.

Quebec, Stadt in der britisch=nordamerikanischen Provinz Untercanada, feste Hauptstadt von ganz Canada und Sitz des Generalgouverneurs, sowie eines katholischen und eines protestantischen Bischofs, liegt unter 46° 48' nördl. Br. und 70° 72' westl. L., am nordwestlichen Ufer des St. Lorenzstromes, auf dem Vorsprung eines Bergzuges, welcher mit dem Vorgebirge zwischen der Mündung des St.=Charlesflusses und dem St. Lorenz, dem Kap Diamond, endigt und dessen höchster Punkt 340 Fuß über dem Flusse liegt. Ungefähr 100 Fuß tiefer dehnt sich ein kleines Plateau aus, auf welchem, von Festungswerken eingeschlossen, die obere Stadt gebaut ist. Dieses Plateau fällt gegen den Fluß hin steil ab, und auf dem schmalen Raume zwischen diesem Abfalle und dem Flusse liegt, zum größten Theile auf künstlich geschaffenem Terrain, die untere Stadt, der Sitz der Geschäfte und des Verkehrs. Q. mit seinen Festungswerken und seiner Citadelle auf den über den schönen breiten St. Lorenzstrom gleichsam hinüberhängenden Höhen bildet eben sowohl eine der pittoreskesten Städte der neuen Welt, wie eine der festesten militärischen Positionen in Nordamerika. Auf dem höchsten Punkt des Vorgebirges, welches aus grauem Granit u. schwarzem Thonschiefer besteht, liegt die Citadelle, deren Werke etwa 4 Acres Flächenraum einnehmen, u. die durch starke Batterien mit den Festungswerken in Verbindung steht, welche die obere Stadt einschließen u. zusammen einen Umfang von etwa $2^3/_4$ englischen Meilen haben. Gegen den Fluß hin ist der Abfall so jäh, daß auf dieser Seite eine einfache Mauer zum Schutze hinreicht. Gegen das Innere jedoch und gegen die Ebenen von Abraham, wo der Abfall nicht so jäh, sondern stufenförmig ist, wird die Stadt durch eine ausgedehnte Reihe regulärer Werke und Außenwerke in einer Art geschützt, daß dieses Hauptbollwerk des britischen Amerika wahrscheinlich allein durch Aushungerung zu nehmen seyn würde. Die obere Stadt, welche von den Festungswerken eingeschlossen ist, bildet den Hauptheil von Q. und hat das Ansehen einer ziemlich hübschen alten Stadt. Die Häuser sind fast alle von Stein, die Straßen gepflastert oder macadamisirt, jedoch alle sehr eng. Die öffentlichen Gebäude sind groß und bedeutend, doch ohne besondere architektonische Schönheit. Das ausgedehnteste ist die Residenz des Generalgouverneurs, das Château St. Louis genannt, ein massenhaftes burgähnliches Gebäude, in dessen Garten das Monument der Befehlshaber der britischen und der französischen Armee in der Schlacht von Abraham, General Wolfe und Marquis von Montcalm, welche beide in dieser Schlacht den Heldentod fanden, steht. Von kirchlichen Gebäuden ist das vornehmste die katholische Kathedrale Notre Dame de la Victoire, 216 Fuß lang und 180 Fuß breit, mit einem hohen Thurm und Raum für 4000 Menschen. Daneben liegen die ausgedehnten Gebäude und Gärten des Seminars von Q., 1663 gegründet und ursprünglich allein zur Bildung von Priestern bestimmt, jetzt aber nach einem erweiterten Lehrplan als eine Art von Universität für die höhern Klassen der katholischen Bevölkerung dienend. Das Hôtel Dieu, welches unter diesem Namen ein Nonnenkloster, Hospital, eine Kirche, einen Kirchhof und Gärten umfaßt, die innerhalb einer gemeinschaftlichen Mauer liegen, ist 1637 von einer Herzogin d'Aiguillon gegründet und reich botirt worden und erfüllt in großartiger Weise den Zweck seiner Stiftung, nämlich Armen= und Krankenpflege. Das Kloster der Ursulinerinnen, dessen Bewohnerinnen sich der Erziehung der weiblichen Jugend widmen, ist 1639 gegründet u. ebenfalls durch Landbesitz fundirt. Das von schönen Gärten umgebene großartige Jesuitenkollegium wurde bei der Aufhebung des Ordens eingezogen und seit der britischen Eroberung in Kasernen verwandelt. Die englische Kathedrale, obgleich nicht so groß wie die katholische, gilt für das schönste Gebäude der Stadt. Nicht minder schön ist die schottische Kirche. An sonstigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: das schöne Gerichtshaus, welches auch das Museum der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften enthält, die werthvolle mineralogische und botanische Sammlungen besitzt, das neue Gefangenenhaus, die großen Artilleriekasernen und das Zeughaus, welches Ausrüstung für 20,000 Mann enthält und ausgezeichnet geordnet ist. Von öffentlichen Plätzen sind die bedeutendsten: der Markt, in dessen Mitte eine große Markthalle errichtet ist, die Grande Parade oder Place d'Armes vor dem Chateau, die von den vornehmsten Gebäuden eingefaßt ist, und die Esplanade, ein weiter ebener Raum längs der innern Mauer, der als Hauptexercirplatz dient. Die untere Stadt ist eine dicht zusammengedrängte Reihe von Gebäuden an der Basis des Abhanges, für welche der Boden fast ganz erst künstlich hat geschaffen werden müssen, indem ursprünglich der St. Lorenz zur Fluthzeit den Fuß des Vorgebirgs bespülte. Mit der oberen Stadt steht sie durch die steile Bergstraße in Verbindung, welche erst neuerdings für Fuhrwerk praktikabel gemacht worden ist; für Fußgänger existirt noch außerdem ein Weg, die **Breack neck Stairs** (halsbrechende Treppe) genannt. In der untern Stadt, welche das Geschäftsquartier ist, liegen, außer bedeutenden Privathäusern, die Bank von Q., in der auch eine Subskriptionsbibliothek, die größte und werthvollste von Canada, sich befindet, die Gouvernementsmagazine und die Börse. Die südlichste Spitze der Stadt bildet der Diamond=Harbour oder l'Anse des Mères, unmittelbar unter dem höchsten Punkt des Diamondkaps,

umgeben von ausgedehnten Landungsplätzen, Packhäusern und Werkstätten, Docks und Werften zum Bau von großen Schiffen. Auf der entgegengesetzten Seite der Festung landeinwärts liegen die großen Vorstädte von St. Roch und St. John und die kleinern von St. Louis, welche, größtentheils aus Holz gebaut, meist von den untern Klassen bewohnt werden. Die Vorstadt St. Roch hat eine hübsche katholische Kirche u. nahe vor ihrem Thore, am Flusse St. Charles, das Hospital general 1693 gegründet u. von Nonnen verwaltet. Außer den schon genannten Unterrichtsanstalten hat Q. noch zwei wissenschaftliche Institute, die Royal Institution u. die Literary and Historical Society, welche Unterstützungen von der Regierung genießen, ein Mechanic's Institute, eine gute Garnisonsbibliothek u. mehre täglich erscheinende Zeitungen. Q. unterhält fortwährende Verbindungen mit dem gegenüberligenden Point Levi, woher es einen großen Theil seiner Lebensmittel bezieht. Unmittelbar im Westen der Stadt, vor den Festungswerken, liegen die Ebenen von Abraham, berühmt durch die Schlacht zwischen den Franzosen und Engländern den 18. September 1759, in welcher der General Wolfe siegend fiel. Q. hat 45,000 Einwohner, worunter mehr als die Hälfte Abkömmlinge der frühern Besitzer des Landes, der Franzosen, sind. Der Hafen oder das Bassin von Q. ist sicher und bequem, hat 28 bis herab auf 10 Faden Tiefe und die Fluth steigt in demselben 17—18 Fuß. Der Lorenzstrom macht unter der Stadt einen Busen, der 100 Linienschiffe fassen kann. Q. treibt ansehnliche Schifffahrt und Handel, besonders mit Holz und den übrigen Landesprodukten und bildet die Vermittlerin des Verkehrs von Canada mit dem Auslande. Jährlich laufen etwa 3000 Schiffe aus und ein. Die größten Seeschiffe können auf dem Lorenzstrome bis zur Stadt kommen. Die Stadt ist aus den zwei furchtbaren Bränden von 1845, von denen der im Mai gegen 1630 Holzhäuser der Unterstadt in Asche legte, schöner hervorgegangen. Zwischen Q. und Montreal wird lebhafte Dampfschifffahrt unterhalten. Q., von den Franzosen wegen seiner reizenden Lage Quel bec (d. h. welche Landspitze!) genannt, wurde 1608 von Samuel de Champlain, Geographen des Königs von Frankreich, an der Stelle des indianischen Dorfes Stadacone gegründet; 1629 eroberten es die Engländer, die es jedoch 1632 mit Canada den Franzosen zurückgaben. Im Jahre 1663 wurde es die Hauptstadt von Canada. Die Engländer machten 1690 einen vergeblichen Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen. Erst 1759 kam die Stadt in ihren Besitz, indem sie der Marquis Vaudreil in Folge der oben erwähnten Schlacht auf ehrenvolle Kapitulation übergeben mußte. Im Jahre 1760 ward Q. vergeblich von den Franzosen angegriffen und 1763 definitiv an England abgetreten. Noch einmal wurde Q. während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zu Ausgang des Jahres 1775 von dem amerikanischen General Montgomery und dem Obersten Arnold belagert, ein Sturm den 31. December aber abgeschlagen, die Belagerung in eine Blokade verwandelt und auch diese im Mai 1776 aufgehoben.

Quecke (gemeiner Quecken- oder kriechender Weizen, Hundegras, Triticum repens *L.*), ausdauernde Grasart aus der Gattung Weizen, kenntlich an dem kriechenden Stock mit oberseits schärflichen Blättern, der zweizähligen Aehre mit meist fünfblüthigen Aehrchen und der zähen, scharfen Spindel, ist in ganz Europa, Asien und Amerika gemein und auf Aeckern und in Gärten wegen der zahlreichen Wurzelausläufer das beschwerlichste Unkraut, welches nur durch öfteres Umgraben und Umackern vertilgt werden kann, auf Flugsand aber in sofern Nutzen gewährt, als es solchen Boden schnell überzieht, befestigt, mit der Zeit verbessert und in gutes Weideland umschafft. Aus der getrockneten und gemahlenen Wurzel kann unter Beimischung anderen Mehls Brod gebacken werden. Auch dient sie, mit Stroh geschnitten, mit Kleie vermischt und mit warmem Wasser begossen, im Winter als milchvermehrendes Futter für die Kühe. In der Medicin ist der Wurzelstock als Queckenwurzel, Gras- oder Hundswurzel, **Radix graminis s. graminis albi, s. gram. canini, Radix Argopyri repentis**, gebräuchlich. Die Queckenwurzel, welche in zopfförmigen Bündeln von 1—1½ Fuß Länge im Handel vorkommt, ist geruchlos und schmeckt süßlich, etwas schleimig und reizend. Sie enthält als Hauptbestandtheil eine eigenthümliche Zuckerart, den Graswurzelzucker, sowie Schleimzucker, Satzmehl, Schleim- und Extraktivstoff, wirkt gelind auflösend, einhüllend, nährend, die Absonderung in den Schleimhäuten befördernd und wird häufig, besonders als **Extractum** und **Mellago Graminis**, bei Verschleimungen in der Brust und bei Stockungen in den Unterleibsorganen, um die Se- und Exkretionen zu befördern, angewendet.

Quecksilber (gediegen Q., Quicksilber, Merkur), bekanntes, geschmeidig-weiches Metall, findet sich theils gediegen, theils und vornehmlich mit Schwefel verbunden. Gediegen Q. (Jungfernquecksilber) kommt sparsam im Glimmer- und Thonschiefer mit Zinnober, Silber und Silberamalgam, häufig im ältern Sandstein, in kleinen Kügelchen, auch in den Spalten des Gesteins vor, so daß es beim Abbauen ausrinnt; so in der bayerischen Rheinpfalz zu Mörsfeld u. Moschel, zu Idria, Horzowitz in Böhmen, in Spanien namentlich bei Almaden, sowie in Aragonien u. Valencia, in Peru, namentlich auch in China. Zinnober (Schwefelquecksilber) erscheint theils in Krystallen, Rhomboëdern und krystallinischen Massen, ist von 6,7—8,2 Gewicht, kugelförmig, traubig, flachmuschelig im Bruch, feinkörnig, halbdurchsichtig bis undurchsichtig, von Diamantglanz, cochenillroth ins Rubinrothe, auch faserig und erdig und dann scharlachroth. Er findet sich trümmerweise in größeren Partien, auf Gängen, deren Gestein ein schwarzer Thon ist, in der Gebirgsmasse verbreitet, von gediegenem Q., Silberamalgam, Eisenerzen, Bleiglanz, Blende, Kupfererzen, Gold ꝛc. begleitet. So in der bayerischen Rheinpfalz bei Moschel, in Spanien, in Böhmen, zu Idria im Schiefergebirg, in Krain, namentlich auch in Ungarn zu Kremnitz und Schemnitz; ferner in Sachsen, Bayern, im Siegenschen, im Nassauischen, in China, Japan, Me-

xiko, Kolumbien, Peru. **Lebererz**, ein mehr oder minder inniges Gemeng von Zinnober mit der Bergart in derben Massen von 7,1 Gewicht, undurchsichtig, halbmetallisch glänzend, zwischen dunkelcochenillroth und bleigrau ins Schwarze, kommt mit Schieferthon u. einem bituminösen mergelartigen Gestein, von Zinnober, gediegenem Q. begleitet, zu Idria vor. **Quecksilberhornerz** kommt theils in sehr kleinen Krystallen vor, theils angeflogen, eingesprengt, durchscheinend, starkglänzend, aschgrau, gelblichgrau, weich, findet sich mit gediegenem Q., Zinnober, in den Räumen eines eisenschüssigen Thonsteins bei Moschel, Idria, Horzowitz, Almaden in Spanien. In neuerer Zeit sind in Kalifornien neben den reichsten Goldlagern auch Quecksilberminen gefunden worden.

Das gediegene Q. findet sich in zu geringer Menge, als daß es für den Verbrauch hinreichend wäre; es wird daher das meiste in den Handel kommende Q. aus Zinnober und Lebererz dargestellt, und zwar durch Destillation der Quecksilbererze in Berührung mit Kalk, Hammerschlag oder Luft, welche den Schwefel durch Bildung von Schwefelcalcium, Schwefeleisen und schwefliger Säure und zum Theil auch das Chlor aufnehmen. Bei der Zugutemachung der aufbereiteten Erze durch den Hüttenbetrieb unterscheidet man Erze und Schlieche, weil dieselben eine verschiedene Behandlung in den Oefen erfordern; Erze, welche die Größe einer Erbse nicht erreichen, werden den Schliechen zugerechnet. Die Hüttenarbeiten fangen gewöhnlich im November an und enden im März, weil der Hüttenrauch das Gras und die Feldfrüchte im Frühjahr und Sommer verderben würde, dagegen im Winter auch die Kondensation der Quecksilberdämpfe schneller und vollkommener geschieht. Anfänglich bediente man sich zu Idria der Galeerenöfen und Retorten, später der spanischen Oefen mit Aludeln (d. i. birnförmig gestalteten thönernen Geräthen mit einer weiteren Oeffnung am obern Theil und einer engern in dem verlängerten Halse); sodann statt der Aludeln gemauerter, enger Kanäle, bis endlich die Einrichtung getroffen wurde, die noch besteht, die Quecksilberdämpfe in gemauerten Kondensationskammern sich niederschlagen zu lassen. Die Quecksilbergewinnung zu Almaden (s. d.) ist der in Idria ähnlich; sie geschieht mittelst Schachtöfen und Aludeln, und zwar schreibt sich die Einrichtung dieser Oefen noch von den Saracenen her. Um das Q. von der anhängenden Schwärze zu befreien, wird es der trocknen Wäsche unterworfen, d. h. es wird auf einer wenig nach der Mitte geneigten Sohle eines Gebäudes aufgegossen, wobei es rasch nach der Mitte zu läuft, wo ein steinerner Trog eingesetzt ist, während die Schwärze an der Sohle hängen bleibt. Das gereinigte Q. wird zu $^1/_2$ Centner in Schläuchen von weißgahren Kalbfellen verpackt, auch in geschmiedeten eisernen Legeln, wie es zum Theil bisher in den Handel kam. Jetzt wird auch chinesisches Q. eingeführt, welches sich durch seine Reinheit auszeichnet. Die Originalverpackung geschieht in Bambusrohr mit 13 Pfund Inhalt. Das käufliche Q. ist aber nie ganz rein, sondern enthält fremde Metalle, als Blei, Wismuth, Zink, Silber, und muß daher für verschiedene Zwecke gereinigt werden. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Entweder man destillirt das Q. mit $^1/_{10}$ Zinnober, dessen Schwefel die übrigen Metalle zurückhält, oder man destillirt durch Sublimation dargestellten Zinnober mit 1 Theil Kalk oder Eisenfeile. Auch durch Destillation von rothem Quecksilberoxyd wird das Q. rein erhalten, indem die fremden Metalle unreducirt zurückbleiben. Die einfachste Art zur Darstellung reinen Q.s ist aber folgende: Man bedeckt eine 1—2 Zoll hohe Quecksilberschicht $^1/_2$—1 Zoll hoch mit englischem Vitriolöl und läßt es unter öfterem Schütteln so lange damit in Berührung, als sich noch Salz bildet, wäscht dann das Q. u. trocknet es zwischen Fließpapier.

Das Q. stellt bei gewöhnlicher Temperatur eine sehr kohärirende, doch sehr dünne, an Glas wenig adhärirende Flüssigkeit von 13,5886 bei 4° und 13,575 bei 26° specifischem Gewicht dar. Seine Oberfläche ist glänzend und seine Farbe dem Silber sehr ähnlich; es fließt in runden Kugeln, welche, wenn das Q. von irgend einem fremden Metall verunreinigt ist, nach hinten zugespitzt sind und einen Schwanz hinter sich lassen. Es erstarrt bei 39,44°, unter beträchtlicher Zusammenziehung, zu einer, in regelmäßigen Oktaëdern und Nadeln krystallisirenden, duktilen, mit dem Messer zu schneidenden, zinnweißen Masse von körnigem Bruche und dumpfem Klang. Das Q. ist ein sehr guter Wärmeleiter, aber es hat eine sehr geringe Wärmekapacität. Es wird von der Wärme bei allen Temperaturen bis zum Siedepunkt 356° (nach Andern 360°) gleichförmig ausgedehnt. Das specifische Gewicht des gasförmigen Q.s ist 6,976. Ungeachtet seines hohen Siedepunktes verdampft jedoch das Q. bei viel niedrigern Temperaturen. Zwischen + 15° und 27° (aber nicht mehr bei —6°) erhebt sich der Dampf des Q.s, sowohl im luftleeren, als im lufterfüllten Raume; Goldblättchen bei dieser Temperatur über Q. in einem Gefäß aufgehangen, werden amalgamirt. Das Q. verflüchtigt sich auch bei + 60 bis 80° in bedeutender Menge mit Wasserdampf. Kocht man Wasser über Q., so findet man nach dem Erkalten des Wassers dasselbe quecksilberhaltig. Das Q. bleibt unverändert bei noch so langem Schütteln mit Sauerstoffgas, Luft, Wasserstoff, Stickstoff, Stickoxydul- oder Stickoxydgas, kohlensaurem Gas oder Weingeist, und nur fremdartige, dem Q. beigemengte Metalle oxydiren sich hierbei, ein graues, pulveriges Gemenge von fremdartigem Metalloxyd und fein vertheiltem metallischen Q. erzeugend. Dagegen läßt es sich durch Schütteln mit Wasser, Aether oder Terpentinöl, durch Reiben mit Schwefel, Schwefelantimon, Zucker, Fett, Oel, Terpentin ꝛc. auch im luftleeren Raume, in ein graues Pulver verwandeln, durch welches die Gemenge grau erscheinen. Das feine Zertheilen des Q.s nennt man Tödten des Q.s (Extinktion). Salzsäure, Phosphorsäure, Essigsäure und sonstige Pflanzensäuren sind ohne Wirkung auf das Q., von der Salpetersäure wird es unter Entwickelung von Stickstoffoxydgas leicht aufgelöst, und zwar als Oxydul, wenn die Säure verdünnt und kalt, als Oxyd, wenn sie heiß und koncentrirt im Ueberschuß angewandt wird. Schwefelsäure ist in der Kälte ohne Wirkung auf das Q., in der

Hitze löst sie es rasch, unter Entwickelung von schwefliger Säure, zu schwefelsaurem Quecksilberoxydul auf; in der Siedehitze entsteht schwefelsaures Quecksilberoxyd. Chlor und Jod vereinigen sich schon bei gewöhnlicher Temperatur mit dem Q. zu Chlor- und Jodquecksilber, Schwefel schwieriger und nur bei Anwendung von Wärme; kaustische Alkalien sind ohne Wirkung. Mit vielen Metallen verbindet es sich leicht zu Amalgamen (s. d.).

Man erkennt das Q. leicht am äußern Ansehen. Seine Reinheit wird durch die Abwesenheit jedes fremden Metalls bedingt, die sich ergibt aus dem reinen Metallglanz, aus der vollständigen Verflüchtigung beim Erhitzen im Porzellantiegel über der Weingeistlampe in freier Luft, aus der Unlöslichkeit in kalter Essig- und Schwefelsäure. Das Q. läßt sich aus allen quecksilberhaltigen Flüssigkeiten ohne Unterschied durch viele Körper, welche eine starke Anziehung zum Sauerstoff äußern und einer höhern Oxydation fähig sind, so unter andern durch leicht oxydable Metalle, wie Kupfer, Zink, Eisen, dann durch Phosphor, phosphorige Säure, schwefelige Säure, Ameisensäure, Zinnoxydul- u. Eisenoxydulsalze metallisch wieder herstellen. Vorzüglich geeignet zur Entdeckung geringer Mengen von Q. in Flüssigkeiten ist das Kupfer. Bringt man von einer quecksilberhaltigen Flüssigkeit einige Tropfen auf blankes Kupferblech, so bedeckt sich das Kupfer nach einiger Zeit, wenn auch nur eine geringe Spur Q. vorhanden ist, mit einem grauen Ueberzuge, der, mit Papier gerieben, eine scheinbare Versilberung des Kupfers hervorbringt, welche durch Erhitzung wieder verschwindet. Auch auf trockenem Wege können die Quecksilberverbindungen im Allgemeinen leicht erkannt werden. Die zu untersuchende Verbindung wird mit trockener Soda gemengt und in eine an einem Ende zugeschmolzene Glasröhre geschüttet, noch mit einer 1 Linie hohen Schicht trockener Soda bedeckt und die Stelle von oben herab über der Weingeistlampe bis zum Glühen erhitzt. Das Q., wenn es vorhanden, sublimirt im kältern Theile der Röhre als ein grauer Anflug, in welchem sehr leicht, in Berührung mit einem Glasstabe, sichtbare Quecksilberkügelchen sich bilden. Die Erscheinungen, welche die Reagentien mit den reinen Quecksilberverbindungen hervorbringen, werden verändert, wenn diese mit organischen Substanzen gemischt vorkommen, und selbst diejenigen dieser Stoffe, welche im Allgemeinen wenig different auf die Metallsalze einzuwirken scheinen, bedingen hier andere Reaktionen. Viele derselben zersetzen den Aetzsublimat z. B. so, daß sich Kalomel bildet, welcher, mit den organischen Materien verbunden, niederfällt; andere lassen die durch die Reagentien hervorgebrachten Niederschläge in ganz andern Farbentönen erscheinen. Nur das metallische Kupfer behält auch unter solchen Verhältnissen seinen ganzen Werth als Erkennungsmittel bei, ebenso auch die einfache galvanische Kette aus Gold und Eisen, welche nach 36stündiger Berührung mit der Flüssigkeit noch $1/_{80000}$ Q. durch Verquickung des Goldblattes zu erkennen gibt.

Außer den *Anwendungen* des Q.s zu physikalischen u. chemischen Apparaten, wie zum Füllen der Barometer und Thermometer, zum Auffangen von Gasen und zu andern Zwecken, ist es für viele Zwecke der Technik von außerordentlicher Wichtigkeit. Die größte Menge Q. wird zum Amalgamationsprozeß der Silbererze verwendet. Ferner dient es zum Ausziehen von Gold aus güldischen Geschieben, zum Spiegelbelegen, zur Bereitung von Goldamalgam zum Behuf der Feuervergoldung, zur Darstellung von Zinnober, von Quecksilberpräparaten, zur Anfertigung des Quickquecksilbers für Vergolder, der salpetersauren Quecksilberlösung (Sécrétage) für die Hutmacher ꝛc. Was die *therapeutische Anwendung* betrifft, so ward das regulinische Q. öfters in ziemlichen Quantitäten bei hartnäckigen Verstopfungen angewendet, ohne daß es bedenkliche Wirkung äußerte, indem es unverändert wieder abging. Indeß ist hierbei doch immer große Vorsicht nothwendig, da bei großen Mengen (zu $1/_4 - 1/_2$ Pfund) leicht Zerreißungen der Därme oder Verhaltung desselben im Darmkanal Statt finden können. Sehr energische Wirkung übt das metallische Q. auf den lebenden Organismus aus, wenn es demselben in fein zertheiltem Zustande, wobei wohl ein Theil desselben oxydulirt und von den Säuren der Säftemasse aufgelöst und resorbirt wird, z. B. in Form der sogenannten Quecksilbereinreibungen, oder in Dampfform zugeführt wird. Hierdurch entsteht bei Menschen und Thieren nach einigen Tagen Anschwellung der Speicheldrüsen, des Zahnfleisches, der Zunge und der ganzen Mundhöhle, vermehrte Absonderung eines zähen, später dünnflüssigen, übelriechenden Speichels, stinkender Athem, ferner Geschwüre der ebengenannten Organe, die gewöhnlich aphtös sind, manchmal aber selbst brandig werden und mit Zerstörung ganzer Theile bis auf die Knochen enden, Auflockerung und Ablösung des Zahnfleisches ꝛc. Im Blut, im Urin u. in der Galle, in den Knochen und Gelenken von Individuen, welche mit Quecksilbereinreibungen behandelt wurden, läßt sich Q. chemisch nachweisen.

Ueber die *Quecksilberverbindungen* ist in der Kürze Folgendes zu bemerken. Das Q. hat zum Sauerstoff eine schwache Verwandtschaft. Es hält sich im reinen Zustande unverändert an der Luft und im Wasser. Nur wenn es fremde Körper, namentlich Metalle beigemengt hält, bildet es bei anhaltendem Schütteln mit atmosphärischer Luft oder Sauerstoffgas ein graues Pulver, welches aus Oxyden der beigemengt gewesenen Metalle und fein zertheiltem Q. besteht. Man kennt nur zwei Quecksilberoxyde, welche beide Salzbasen sind: das Quecksilberoxydul u. das Quecksilberoxyd. Das *Quecksilberoxydul* (Hydrargyrum oxydulatum nigrum purum, Moscats grauer Quecksilberniederschlag) wird erhalten, wenn man auf nassem Wege bereitetes Quecksilberchlorür mit einer starken Kalihydratlösung im Ueberschuß übergießt, mit der es dann bei höchstens + 30° und beim Abschluß des Sonnenlichts digerirt wird. Es ist ein schwarzes Pulver von 10,69 spec. Gewicht, welches, im Tageslichte sowohl, als bei + 100° in metallisches Q. u. Oxyd zersetzt wird, ist geruch- und geschmacklos, in

Wasser und Alkohol unlöslich, und wird von Salpetersäure rasch aufgelöst. Das Quecksilberoxyd (rother Quecksilberpräcipitat, Hydrargyrum oxydatum rubrum) bildet sich, wenn Q. an der Luft anhaltend bis zum Sieden erhitzt wird, oder durch Zersetzung des salpetersauren Oxydsalzes bei einer höhern Temperatur. Gewöhnlich bereitet man das Quecksilberoxyd aus dem salpetersauren Salze auf folgende Weise: 4 Theile Q. werden durch Kochen in der dazu erforderlichen Menge Salpetersäure aufgelöst, das Salz wird zur Trockne verdampft und mit 3½ Theilen metallischen Q.s durch Reiben vermischt, worauf man das Gemenge in einer Retorte so lange erhitzt, bis sich daraus kein Geruch nach Stickoxydgas mehr verbreitet. Das zugesetzte Q. wird hierbei auf Kosten der mit dem Quecksilberoxyde im Salze verbundenen Salpetersäure oxydirt. Dieses Oxyd wird in Holland fabrikmäßig bereitet und kommt als ein rothes, glänzendes, in Schuppen krystallisirtes Pulver von 11,074 spec. Gewicht im Handel vor. Beim Erhitzen wird es vorübergehend zinnoberroth, dann dunkel violet, ist anfangs fast geschmacklos, später entwickelt es einen widerlich metallischen Geschmack. Es wird durch Licht in Sauerstoff und Metall zersetzt, auch bei einer einige Grade über den Siedepunkt des Q.s gehenden Hitze in Sauerstoff und verdampfendes Metall zerlegt. Seine Reinheit ergibt sich durch vollständige Verflüchtigung in der Hitze, wobei nur Sauerstoff und Q., keine rothen Dämpfe sich entwickeln. Das rothe Quecksilberoxyd wird innerlich nur selten angewandt, vorzugsweise gegen eingewurzelte syphilitische Affektionen; weit häufiger äußerlich als reinigendes und reizendes Aetzmittel in Form von Streupulver oder als Salbe, in der Augenheilkunde bei chronischen Augenentzündungen. Mit Säuren bildet es die Quecksilberoxydsalze (s. unten).

Mit Schwefel bildet das Q. das Quecksilbersulphuret (Schwefelquecksilber, Quecksilbersulphid), welches in zwei sehr verschiedenen isomerischen Modifikationen vorkommt, von denen die eine kohlschwarz ist und die andere eine schön rothe Farbe hat u. die bekannte rothe Malerfarbe, den Zinnober, bildet. Das schwarze (amorphe) Quecksilbersulphuret (schwarzes Doppelt-Schwefelquecksilber, mineralischer Mohr, Hydrargyrum sulphuratum nigrum, Aethiops mineralis) wird am besten erhalten, wenn man Schwefelwasserstoff in eine Lösung von Quecksilberchlorid leitet, ist schwarz, pulverförmig u. bildet eine Schwefelbasis, deren Verbindungen mit Sulphiden im Allgemeinen auch schwarz gefärbt sind. Das rothe Schwefelsulphuret (rothes Doppelt-Schwefelquecksilber, Hydrargyrum bisulphuratum rubrum) bildet den bekannten Zinnober (Cinnabaris) oder Vermillon. Man erhält denselben aus dem schwarzen Schwefelsulphuret immer dann, wenn man es bis zur Verflüchtigung erhitzt, wobei sich das Gas zu Zinnober kondensirt. Die Darstellung geschieht sowohl auf trocknem, als auf nassem Wege. Den meisten Zinnober fertigt man in chemischen Fabriken, namentlich in Holland, Idria. Man schmilzt einen Theil Schwefel und gießt unter stetem Umrühren und in kleinen Antheilen 6—7 Theile Q. zu. Beide Körper verbinden sich unter Wärmeentwickelung, und die Masse muß durch Bedeckung des Gefäßes vor dem Verbrennen geschützt werden. Die so erhaltene Masse ist schwarzroth, von oft deutlich rothem Strich und als Zinnober zu betrachten, der theils mit schwarzem Schwefelquecksilber, theils mit fein vertheiltem, unverbundenem Q. und Schwefel gemengt ist. Indem man dieselbe gepulvert mit wenig Schwefel mengt und in einem halb damit gefüllten Glaskolben, welcher mit einem Korkstöpsel lose verschlossen und zu ⅔ in den Sand einer Kapelle eingesenkt ist, einige Stunden der Glühhitze eines schwach ziehenden Windofens aussetzt, erhält man ein Sublimat von reinem Zinnober. Die Hauptsache bei der Darstellung des Zinnobers durch Sublimation beruht darauf, daß sich ihm kein schwarzes Schwefelquecksilber beimenge. Auf nassem Wege stellt man den Zinnober entweder durch lange andauerndes Schütteln von Q. mit Schwefelleberlösung (auch Schwefelammonium) dar, zu welchem Endzweck man die Gefäße an das Gatter von Sägemühlen befestigt, wie es in Erlangen und der bayerischen Rheinprovinz geschieht; oder man bedient sich folgender Methode: 300 Theile Q. werden in einem Mörser von Porzellan mit 68 Theilen Schwefel gerieben, welcher mit etwas kaustischem Kali angefeuchtet ist, bis das Q. geschwefelt wird. Es werden darauf 160 Theile in eben so viel Wasser aufgelöstes Kalihydrat zugesetzt, und die Masse, unter stetem Umrühren, über der Flamme einer Lampe 2 Stunden lang erhitzt, wobei das abdampfende Wasser wieder durch neues ersetzt wird. Dann wird kein Wasser mehr zugesetzt, sondern man läßt die Masse unter fortgesetztem Reiben sich koncentriren. Sie wird nun allmählig röther, bekommt eine gallertartige Konsistenz und erhält sehr schnell eine vorzüglich schöne rothe Farbe. Das Gefäß wird nun sogleich vom Feuer entfernt, weil bei fortgesetztem Erwärmen die Farbe wieder in ein schmutziges Braun verwandelt wird. Reiner Zinnober muß sich durch Erhitzen vollkommen verflüchtigen; weder Säuren, noch Alkalien dürfen etwas davon auflösen; färbt er sich mit Salpetersäure braun u. gibt die Auflösung mit Hydrothionsäure einen schwarzen Niederschlag, so enthält er Mennige. Ein metallisches Q. enthaltender Zinnober wird, mit Schwefelleberlösung übergossen, schwarz. Natürlicher Zinnober findet sich krystallisirt in zum Theil durchscheinenden cochenillrothen Rhomboëdern u. deren Abänderungen; der künstliche sublimirte stellt eine dunkel-cochenillrothe oder hellbraunrothe, strahlig krystallinische Masse dar; durch Zerreiben nimmt er eine lebhaft scharlachrothe Farbe an. Der schönste ist der aus China und der unter dem Namen Vermillon aus Holland kommende. Auch der auf nassem Wege bereitete hat eine schöne hochrothe Farbe, welche bei guter Bereitung dem chinesischen oder holländischen Zinnober nicht nachsteht, wie z. B. der bei Erlangen bereitete. Das specifische Gewicht des Zinnobers ist 8,124. Er ist geschmack- und geruchlos, flüchtig in der Hitze, unlöslich im Wasser und Weingeist, wässerigen Säuren und Alkalien. An der Luft erhitzt, verbrennt er mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Metall. Er wird als Arzneimittel selten angewendet; hauptsächlich

dient er als Malerfarbe wegen seiner Unveränderlichkeit an der Luft, sowie zur Bereitung von Siegellack, zu rother Druckerfarbe ꝛc.

Quecksilber mit Chlor, Brom, Jod vereinigt sich in zwei verschiedenen Verhältnissen zu Quecksilberchlorür, =Bromür, =Jodür und Quecksilberchlorid, =Bromid und =Jodid. Mit dem Cyan geht das Q. nur eine einfache Verbdung ein und bildet das dem Oxyd entsprechende Quecksilbercyanid. Die Schwefelverbindungen vereinigen sich unter einander. Alle diese Verbindungen sind Quecksilbersalze. Unter diesen ist das Chlorquecksilber (Quecksilberchlorür, versüßtes Q., salzsaures Quecksilberoxyd, Hydrargyrum chloratum, Mercurius dulcis) als Kalomel (s. d.) eines der wichtigsten Arzneimittel. Es findet sich natürlich als Quecksilberhornerz. Künstlich wird es auf verschiedene Weise dargestellt. Bei der Darstellung auf trocknem Wege reibt man 3 Theile Q. und 4 Theile Quecksilberchlorid unter Befeuchten mit Weingeist in einem steinernen Mörser so lange, bis keine Quecksilberkügelchen mehr zu erkennen sind, worauf man bei gelinder Wärme trocknet u. das Gemenge in einem Glaskolben oder einer Retorte allmählig bis zur Sublimation erhitzt; oder man sublimirt ein inniges Gemenge von gleichen Theilen schwefelsaurem Quecksilberoxydul und Kochsalz. Entweder läßt man das in Dampfform sich erhebende Quecksilberchlorür als dichtes faseriges Sublimat anlegen, reinigt dieses von anhängendem Q. und präparirt es dann zu einem Pulver von möglichster Feinheit; oder man kühlt den Dampf des Kalomels auf die Weise ab, daß er sich zu einem zarten Pulver verdichtet, was man dadurch bewirkt, daß man den Kalomeldampf in einen Raum treten läßt, in welchen von der entgegengesetzten Seite Wasserdampf einströmt. Bei der Darstellung auf nassem Wege digerirt man $1^1/_8$ reines Q. mit 1 Theil reiner Salpetersäure von 1,2—1,25 specifischem Gewicht so lange, als noch etwas Q. aufgelöst wird. Nimmt das Volumen des Q.s nicht mehr ab, so läßt man die Digestion noch eine Weile fortfahren, bis die Flüssigkeit eine gelbe Farbe anzunehmen anfängt, gießt diese ab, filtrirt und fällt mittelst einer von 1 Theil Kochsalz in 32 Theilen destillirtem Wasser bereiteten kochenden Lösung, der man eine Portion Salzsäure zugemischt hat. Das Kalomel fällt als weißes Pulver nieder und wird mit der überstehenden Flüssigkeit eine Weile digerirt, dann mit kochendem Wasser sorgfältig ausgewaschen und im Schatten getrocknet. Das specifische Gewicht des Kalomels ist 6,5. Es ist geschmacklos, unlöslich in Wasser und kaltem Weingeist; in heißem Wasser oder heißem Weingeist wird es unter theilweiser Zersetzung zum Theil gelöst. Es wird in den verschiedensten Krankheitsformen, wo überhaupt Quecksilbermittel zulässig sind, mit dem besten Erfolg angewendet. Man bedient sich desselben namentlich gegen syphilitische Uebel, bei Entzündungen, insbesondere der drüsigen und Unterleibsorgane, des Gehirns, akuter Wassersucht, beim Croup, bei der Wasserscheu, beim Kinnbacken= und Starrkrampfe, als Purgirmittel (insbesondere gegen Würmer in Verbindung mit Radix Jalappae und Sem. Cinae), überall am zweckmäßigsten in Pulverform. Aeußerlich wird Kalomel angewandt gegen örtliche, syphilitische u. andere Leiden, Entzündungen, hartnäckige Schleimflüsse, Hautausschläge, Flechten, Hornhautflecke, theils für sich, theils mit anderen Zusätzen.

Das Quecksilberchlorid (Doppeltchlorquecksilber, salzsaures Quecksilberoxyd, ätzender Sublimat, Hydrargyrum bichloratum, Mercurius sublimatus corrosivus) wird auf verschiedene Weise dargestellt, am einfachsten auf die Weise, daß gleiche Theile trockenes schwefelsaures Quecksilberoxyd und abgeknistertes Kochsalz genau gemengt und in Retorten sublimirt werden, wobei aber die größte Vorsicht in Bezug auf die sehr giftigen Dämpfe, die möglicher Weise die Sublimirgefäße verlassen können, anzuempfehlen ist. Es bildet eine weiße, durchschimmernde, zusammenhängende, leicht zerreibliche Masse von faseriger Textur und krystallisirt aus seiner Auflösung in weißen, durchsichtigen, vierseitigen, mit zwei Flächen zugespitzten Säulen. Sein specifisches Gewicht ist 5,14. Es schmeckt scharf und lang anhaltend widerlich metallisch und ist höchst giftig (s. unten). Beim Erhitzen schmilzt es und verflüchtigt sich dann ohne Zersetzung. Es erfordert 18 Theile kaltes und 2 Theile kochendes Wasser zur Lösung und ist in Weingeist und Aether noch leichter löslich als in Wasser, indem es von ersterem 2, von letzterem 3 Theile zur Lösung bei gewöhnlicher Temperatur erfordert. Die Lösung röthet Lackmuspapier. Therapeutisch benutzt man das Aetzsublimat innerlich und äußerlich besonders gegen Syphilis, gegen Prosopalgien, rheumatische Neuralgien des Kopfes, Hautleiden verschiedener Art, Skrophulose, specifische Ophthalmien ꝛc.; außerdem zur Konservirung von Thierstoffen. Uebergießt man nämlich animalische Stoffe mit einer Auflösung von Quecksilberchlorid, so verbinden sie sich mit dem Salze, schrumpfen etwas zusammen, werden fester, nehmen eine weiße Farbe an und sind dann nicht mehr der Verwesung unterworfen. Auch dient diese Verbindung zur Darstellung mancher chemischen und pharmaceutischen Präparate, zum Aetzen in Stahl, in der Kattundruckerei als Aetzreservage mit Pappe aufgedruckt, um an den bedruckten Stellen das Eindringen des Indigs zu verhüten.

Das Quecksilberchlorid=Amid (Chlor= u. Amid=Quecksilber mit Salmiak, weißer Quecksilber=Präcipitat, Quecksilberoxyd=Ammoniak, Hydrargyrum muriaticum praecipitatum, Mercurius cosmeticus) wird bereitet, indem man in der Kälte eine wässerige Lösung von gleichen Theilen Quecksilberchlorid und Salmiak durch nicht in zu großem Ueberschuß zugefügtes kohlensaures Kali oder Natron fällt, den erhaltenen Niederschlag wäscht und in gelinder Wärme bei Abschluß des Lichtes trocknet. 135,4 Theile Aetzsublimat, mit eben so viel Salmiak in Wasser gelöst, bedürfen zur vollständigen Fällung 260 Theile krystallisirtes kohlensaures Natron und liefern 140,8 gut getrockneten weißen Präcipitat. Rücksichtlich seiner Wirkung beim innern Gebrauch gehört der weiße Präcipitat zu den heftig reizenden und korrosiven Quecksilbergiften, wird aber nur äußerlich angewandt, wo er ähnliche, nur mildere Wirkungen wie das rothe Quecksilberoxyd äußert. Von de-

Doppelsalzen von Quecksilberchlorid ist das **Bromquecksilber** hervorzuheben, welches als **Bromür** (Einfach=Bromquecksilber [Halbbromquecksilber], Hydrargyrum bromatum) erhalten wird und in der Medicin in ähnlichen Fällen angewendet wird, wie das Quecksilberchlorür; als **Quecksilberbromid** (Doppelt=Bromquecksilber, Hydrargyrum bibromatum), durch Behandeln von Q. oder auch von Quecksilberbromür mit Wasser und Brom dargestellt wird und in dieser Gestalt in seiner medicinischen Wirkung dem Quecksilberchlorid entspricht.

Unter den Doppelsalzen von Quecksilberbromid ist besonders das **Jodquecksilber** zu nennen, das als **Quecksilberjodür** (Einfach= [Halb=] Jodquecksilber, Hydrargyrum jodatum) auf trocknem Wege dargestellt wird, wenn 2 Atome Q. mit 1 Atom Jod unter Befeuchten mit Weingeist so lange gerieben werden, bis sie eine grüngelbe Farbe angenommen haben, auf nassem Wege aber aus einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxydul mittelst reiner Jodkaliumlösung gefällt wird. Es bildet ein grüngelbliches Pulver, welches besonders in nicht völlig trockenem Zustande sehr empfindlich gegen Licht ist, und wird nach und nach dunkel gefärbt, indem Jodid und metallisches Q. gebildet werden. Es ist in neuerer Zeit erfolgreich als Heilmittel benutzt worden bei Syphilis, Skropheln, chronischen Hautausschlägen ꝛc.; doch ist bei der therapeutischen Anwendung darauf zu sehen, daß es vollkommen jodidfrei sey, indem das Jodid schon in sehr geringer Menge giftig wirkt. Eine andere Verbindung, das **Quecksilberjodid** (Doppelt= [Einfach=] Jodquecksilber, Hydrargyrum bijodatum), entsteht durch Zusammenreiben von 1 Atom Q. mit 1 Atom Jod. Es ist **dimorph**, je nach der Temperatur, u. wird als scharlachrothes Pulver erhalten. Es wird zu gleichen Zwecken benutzt, wie das Quecksilberjodür, nur in viel geringeren Gaben und größtentheils nur äußerlich. Mit den andern Jodüren bildet es eine eben so ausgedehnte Reihe von Doppelsalzen (Jodohydrargyrate), wie das Chlorid mit den Chlorüren.

Unter den **Quecksilberoxydulsalzen** ist das **essigsaure (acetylsaure) Quecksilberoxydul** (Hydrargyrum aceticum oxydulatum), welches man durch Vermischung der heißen Auflösungen von salpetersaurem Quecksilberoxydul und essigsaurem Kali erhält, als Arzneimittel zu erwähnen. Das **knallsaure Quecksilberoxydul** (Knallquecksilber) wird dargestellt, indem man 1 Theil Q. in 12 Theilen Salpetersäure von 1,36 specifischem Gewicht auflöst, dieser Lösung 11 Theile Weingeist von 80—85 Procent zusetzt und im Wasserbade erwärmt. Es entsteht sehr bald in der Flüssigkeit eine heftige Reaktion, dann schlägt sich metallisches Q. nieder, von dem eine große Portion den sich entwickelnden Dämpfen von Salpeteräther folgt, u. nach einiger Zeit bilden sich harte, undurchsichtige Krystalle von knallsaurem Quecksilberoxydul, die ausgewaschen u. bei gewöhnlicher Temperatur auf Papier getrocknet werden. Es ist dadurch ausgezeichnet, daß es, bis zu 186° erhitzt, mit höchst gewaltsamer Explosion abbrennt, die auch durch einen starken Schlag bewirkt wird. Auch explodirt es durch den elektrischen Funken und durch Stahlfunken, sowie durch Berührung mit koncentrirter Schwefelsäure und Salpetersäure. Bei der Explosion wird kohlensaures Gas und Stickgas, sowie auch, wenn es feucht ist, etwas Ammoniak entwickelt. Man wendet es neuerlich mit Vortheil als Perkussionspulver statt des Gemenges von chlorsaurem Kali mit Kali und Schwefel an, indem man das feuchte Salz, mit etwas Benzoëtinktur (welche es nach dem Trocknen zusammenhält) vermischt, in die Kupferhütchen tropft und abtrocknen läßt. Für diesen Zweck kann man auch 10 Theile des Salzes mit 30 Procent Wasser auf einer Marmorplatte mit einem Läufer von Holz zerreiben, dann 6 Theile Salpeter zumischen u. den so erzeugten Teig entweder körnen, oder in die Kupferhütchen füllen. Die **Quecksilberlegirungen** nennt man Amalgam (s. d.).

Während das reine Quecksilbermetall für sich, sobald es keine Gelegenheit findet, sich im menschlichen Körper zu oxydiren, unschädlich zu seyn scheint (s. oben), sind die Dämpfe des metallischen Q.s sehr giftig und bringen die traurigen Zufälle hervor, an welchen man die denselben ausgesetzten Arbeiter leiden sieht. Die Eigenthümlichkeit des Q.s, schon bei gewöhnlicher Lufttemperatur zu verdampfen, vermehrt die Gefährlichkeit, welcher die Arbeiter, namentlich die der Quecksilberbergwerke, ausgesetzt sind. Aus dem Quecksilbererze zu Almaden gewinnt man nur 10 Procent Q., wahrscheinlich nicht viel über die Hälfte von ihrem wirklichen Gehalt. Fast die Hälfte geht, zum größten Nachtheil für die Gesundheit der Arbeiter, in Dampfform verloren. Auch andere mit quecksilberhaltigen Stoffen und Q. beschäftigte Arbeiter sind dessen schädlichem Einfluß ausgesetzt, besonders Feuervergolder, Spiegelfabrikanten ꝛc. Von der Flüchtigkeit des Q.s, schon bei gewöhnlicher Temperatur, gibt folgender Fall ein Beispiel. In einem Schiffe an der spanischen Küste floß das Q. aus den verfaulten Beuteln aus und drang in den untern Schiffsraum. Es entwickelte sich in Folge dessen eine solche Quecksilberatmosphäre, daß die ganze Schiffsmannschaft von heftigem Speichelfluß befallen wurde und alle Metallgegenstände auf dem Schiffe amalgamirt wurden. Aehnliche Wirkungen hat man in Spiegelfabriken beobachtet, wo das Q. in den Fußboden eingedrungen war und so abdunstete. Die Wirkung des Quecksilbersublimats übt auf alle organischen Gewebe, mit welchen es in unmittelbaren Kontakt tritt, eine rasch eintretende korrosive Wirkung aus u. beweist sich in jeder Form der Einverleibung — sey es in Dampfgestalt eingetheilt, oder auf die verletzte Haut applicirt, ins Zellgewebe, in ein Geschwür, in eine Wunde, in den Magen eingebracht, in die serösen Membranen, noch mehr in die Blutgefäße eingespritzt — als ein heftiges, weit rascher tödtendes Gift, als das Arsenik. Am schnellsten erfolgt diese vergiftende Wirkung, wenn es unmittelbar durch Veneninjektion in den Blutstrom gelangt, indem, nach den Versuchen von Gaspard, schon in einem Falle ³/₄ Gran hinreichend waren, um einen Hund von mittlerer Größe in 5¹/₂ Stunden zu tödten. Das Sublimat theilt mit dem Arsenik die Eigenschaft, daß es, in eine äußere Wunde

gebracht, stets Magen=, Darm= (zumal Mastdarm=) entzündung hervorbringt, weicht aber in sofern von ihm ab, als es nächstdem eine entzündliche Reizung der Brustorgane hervorruft, worauf einerseits die jedesmal wahrnehmbaren, mehr oder minder bedeutenden Athmungsbeschwerden und die gleichfalls konstanten Störungen in der Herzthätigkeit, andererseits der bei der Sektion nach Sublimatvergiftung angetroffene entzündliche Zustand der Lunge und des Herzens hinweisen. Daß es aber daneben auch eine specifische, in kleinen Gaben incitirende, in größern aber deprimirende Wirkung auf das Nervensystem ausübe, ergibt sich aus den Konvulsionen, dem Zittern, der Lähmung der motorischen Gebilde bei Sublimatvergiftungen. Gleich den andern Quecksilberpräparaten bewirkt es auch durch entzündliche Reizung der Speicheldrüsen Salivation und erregt eine in Brand übergehende Entzündung der die Mundhöhle konstituirenden Theile; diese Wirkung tritt in Vergiftungsfällen, jedoch erst nach 2—3 Tagen, ein; auch vermehrt es durch Reizung der Schleimhaut der Harnwege die Urinabscheidung u. führt bei intensiverem Grade der Einwirkung selbst Entzündung dieser Theile herbei. Die Affektion von der Applikationsstelle fern liegender Organe, namentlich der Umstand, daß das Sublimat, in eine äußere Wundfläche eingebracht, Magen=, Darm= und Lungenentzündung hervorruft, sowie seine ungemein rasche Wirkung bei der unmittelbaren Injektion in die Blutkanäle, der erst nach einiger Zeit hervortretende Speichelfluß, alles dieses zeigt, daß die entfernten Wirkungen desselben durch Blutleitung nach geschehener Absorption in den Säftestrom erfolgen, u. daß das damit imprägnirte Blut bei seinem Umlaufe durch Herz und Lungen diese Organe und das Nervensystem afficire und die entzündliche Reizung der Darmgebilde, der Harn= und Speichelorgane herbeiführe. Was ganz evident diesen materiellen Uebergang des Q.s in den Blutstrom beweist, ist der Umstand, daß man es sowohl im Blute, als auch im Harne, im Schweiß, in der Galle, ja selbst in den knöchernen Theilen fand. Eines der konstantesten und am meisten hervortretenden Symptome der chronischen Quecksilbervergiftung, welchen die in den Quecksilberbergwerken Arbeitenden, sowie Vergolder häufig ausgesetzt sind, ist das anhaltende starke Gliederzittern, zumal der obern Extremitäten. Der von Taddei zuerst als Antidot des Aetzsublimats entdeckte Weizenkleber und das von Orfila zu demselben Behufe an Thieren erprobte Eiweiß sind die beiden vorzüglichsten und sicher wirkenden Gegenmittel der Sublimatvergiftung. Durch beide wird nämlich das Gift chemisch zersetzt. Die Zubereitung des taddei'schen Kleberemulsionspulvers geschieht auf folgende Weise: Zehn Theile Weizenkleber werden mit einem Theil gepulverter, weicher Seife zusammengeknetet und unter Umrühren in Wasser aufgelöst, die Solution binnen 24 Stunden öfter umgerührt, hierauf zur Trockne abgedampft. Das erhaltene Pulver wird beim Gebrauche in Wasser aufgelöst, wo es alsdann sehr rasch demselben eine emulsive Form ertheilt. Eiweiß leistet vorzüglich im Anfangsstadium der Sublimatvergiftung nützliche Dienste und ist besonders angezeigt, wenn kein Erbrechen erfolgt. Man reicht Eiweiß, in vielem Wasser gelöst, von 2—2 Minuten so lange, als es nöthig erscheint. Hat man keine Eier bei der Hand, so kann man mit Wasser angerührtes Mehl, Milch=, Seifen= oder Zuckerwasser und in Ermangelung dieser Substanzen viel laues Wasser nehmen lassen, um dadurch Erbrechen zu bewirken. Was das ferner einzuleitende Heilverfahren betrifft, so gelten hier dieselben Bestimmungen, wie bei der bereits angegebenen Behandlung des analogen Krankheitszustandes nach Arsenikvergiftungen.

Quecksilberhornerz (Quecksilberhornspath, Merkur= und Chlormerkurspath, Hornquecksilber, Chlormerkur, Chlorquecksilber, natürliches Kalomel, natürliches Sublimat, natürliches Turpet), Mineral, gehört dem quadratischen Krystallsystem an und erscheint meist in sehr kleinen quadratischen Säulen mit der Endzuspitzung eines stumpfen quadratischen Oktaëders von 98° 4′ End= und 136° Seitenkante 2c. Die Krystalle sind fast immer undeutlich und bilden zarte Drusen. Ihre Struktur ist sehr vollkommen parallel den Seitenflächen der ersten quadratischen Säule, der Bruch muschelig, uneben, die Härte 1,5—2,0, als Gewicht 6,4—6,5, die Farbe graulichweiß, aschgrau, gelblichgrau, diamantglänzend, durchscheinend. Es bildet kleine Drusen, in denen, so lange sie geschlossen sind, gediegen Quecksilber innen liegt, aus welchem es entstanden zu seyn scheint. Es kommt mit Zinnober auf Gängen zu Moschellandsberg in Rheinbayern, mit Merkurglanz und gediegenem Merkur auf der Grube del Doctor bei San Ofre in Meriko vor. Sonst werden noch als Fundorte angegeben Horzowitz in Böhmen, Idria in Krain, Almaden in Spanien; auch im Tertiärmergel von Montpellier soll es sich finden.

Quecksilbermittel (Mercurialia), kräftig, aber bei Mißbrauch giftig wirkende, krankmachende und das Leben verkürzende Arzneimittel, welche besonders zur Heilung der Syphilis, zur Tödtung gewisser Schmarotzer, zur Beförderung der Aufsaugung und Zertheilung gewisser Entzündungsformen, mitunter auch als Aetz= oder Abführmittel 2c. Anwendung finden. Mehre neuere Schulen sind diesen Mitteln abhold, z. B. die homöopathische, hydropathische und physiologische. Zuerst wandten die arabischen Aerzte Q. an, jedoch nur äußerlich. Der innerliche Gebrauch wurde erst durch van Swieten allgemeiner eingeführt, nachdem die Vervollkommnung der Chemie neue Präparate auffinden und zweckmäßiger bereiten gelehrt hatte. Vgl. Richter, Das Quecksilber als Heilmittel, Berlin 1830.

Quecksilbersalbe, graue (Unguentum hydrargyri cinereum), wird auf die Weise bereitet, daß man reines Quecksilber anfangs nur mit sehr wenig Fett oder Talg so lange unausgesetzt zusammenreibt, bis alles Quecksilber verschwunden ist, dann die übrige Fettmasse nach und nach zumischt und das Reiben fortsetzt, bis selbst durch die Lupe keine Quecksilberkügelchen mehr zu erkennen sind. Das Verhältniß zwischen Quecksilber und Fett ist abweichend. Die preußische Pharmakopöe schreibt vor: 12 Unzen Quecksil=

ber, 8 Unzen Talg und 16 Unzen Schweinefett. Vgl. Quecksilber.

Queda (Kedah, Keida), hinterindisches Königreich auf der Westküste der Halbinsel Malakka, an der Straße von Malakka, von Siam abhängig. Die Küste ist morastig, voller Inseln u. Sandbänke, das Binnenland aber erzeugt Zinn, Reis, Gewürze, Elephanten, Geflügel, Fische, Austern ꝛc. und treibt lebhaften Handel, obgleich das Land, wegen der zahlreichen Inseln u. Sandbänke, schwer zugänglich ist. Das Klima ist sehr heiß, aber gesund. Das Land wird von vielen, meist schiffbaren Flüssen durchströmt. Die Einwohner sind Malayen. Q. stand sonst unter einem besonderen mohammedanischen Sultan, der von den Siamesen vertrieben wurde. Ein Theil der Küste wurde 1802 den Briten (für jährlich 10,000 Dollars) überlassen. Hier ist noch die Inselgruppe Lancavy, deren größte Insel $3^1/_2$ □Meilen Flächenraum und 3000 Einw. hat und die 1821 von den Siamesen erobert wurde.

Quedlinburg, ehemals reichsunmittelbares Frauenstift im obersächsischen Kreise, umfaßte ein Gebiet von 2 □Meilen mit der Stadt Q., dem Flecken Dittfurth, mehren Vorwerken und 15,000 Einwohnern. Als Reichsfürstin hatte die Aebtissin, unter welcher noch eine Pröpstin, eine Dechantin und eine Kanonissin dem Stift vorstanden, Sitz und Stimme auf dem Reichstag, auf der rheinischen Prälatenbank und auf dem obersächsischen Reichstag; auch hatte sie ihre Erbbeamten. Das Wappen bestand in zwei goldenen, in rothem Felde gekreuzten Kredenzmessern. Die Einkünfte betrugen 40,000 Thaler. Die gleichnamige Hauptstadt, jetzt Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an der Bode, besteht aus der Alt- und Neustadt, sowie aus 5 Vorstädten (Westendorf, Neueweg, Gröpervorstadt, Oehringervorstadt und Münzenberg), hat Mauern, 10 Thore, einen Schloß- und Marktplatz, ein Schloß (auf einem hohen Felsen in der Vorstadt Westendorf) mit Stiftskirche, worin Kaiser Heinrichs I. Grabmal und mehre unverwesliche Leichname (unter andern der der Gräfin Aurora von Königsmark) sich befinden, außerdem 6 andere Kirchen, ein Rathhaus, mehre Hospitäler, ein Armen- und Waisenhaus, Gymnasium, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, Heilanstalt für Augenkranke und Blinde, ein Mineralbad, Wollmanufakturen, Bleiweiß-, Oel-, Seifen-, Papier-, Siegellack-, Runkelrübenzucker-, Leinen-, Watte- und Zündhölzchenfabrikation, Essig- und Ciderbrauerei, starke Branntweinbrennerei, 3 Buchhandlungen und Buchdruckereien, Handel, Feldbau und Viehzucht u. (1853) 13,890, mit Militär 14,400 Einwohner. In der Nähe das Lustwäldchen Brühl mit schönen Promenaden und der 1824 aufgestellten Marmorbüste des in Q. geborenen Dichters Klopstock. Der Ort Q. wurde 930 (929) von König Heinrich I. angelegt, der sich hier öfter aufhielt und auf der noch heute gezeigten Stelle eben dem Vogelfang oblag, als ihm die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Kaiser überbracht wurde. Demselben legen Einige auch die Gründung des Stifts daselbst bei, welche indeß erst sein Sohn Otto I. 937 bewirkte, der die Nonnen von Wenthausen nebst deren Aebtissin Diemot hieher verlegte, das Stift reich ausstattete und dasselbe dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterstellte, während jedoch dem Kaiser und seiner Familie das Schutzrecht vorbehalten ward. Diemots Nachfolgerin wurde 965 Otto's Tochter, Mathilde, die man gewöhnlich als die erste Aebtissin bezeichnet. In demselben Jahre fand hier auch ein Vergleich zwischen dem Markgrafen von der Lausitz und dem König von Polen Statt, und 993 verlieh der Kaiser Otto III. dem Stift das Münz-, Zoll- u. Marktrecht von einem Theil Nordthüringens. Im Jahre 1085 wurde in Q. eine Synode gehalten, in welcher der Cölibat durchgesetzt wurde. Seit 1166 übten die Markgrafen von Brandenburg das Schutzrecht über das Stift, das sie nach dem Aussterben des sächsischen Kaiserhauses durch Kauf an sich gebracht hatten, und nachdem auch das brandenburgische Haus erloschen war, empfing der Kurfürst Rudolf I. von Sachsen die Vogtei unter der Bedingung zum Lehn, daß er den Grafen von Reinstein die Afterlehen überlasse. Nachdem jedoch die Stadt Q. sich später dem Schutz der Bischöfe von Halberstadt anvertraut hatte, suchten letztere sich auch die Vogtei über das Stift anzumaßen, was ernstliche Streitigkeiten zwischen den Grafen und Bischöfen zur Folge hatte, welche letztere nun die Vogtei an den Stadtrath von Q. versetzten. Hieraus entstand 1477 ein Krieg, in welchem das Stift hart mitgenommen ward. Endlich gelang es der von ihren Brüdern, den Kurfürsten Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen, unterstützten Aebtissin Hedwig, den Stadtrath, sowie durch die Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig auch den Bischof von Halberstadt zur Abtretung der Vogtei zu vermögen, die nun wieder an Sachsen kam und bei demselben erblich verblieb. Nachdem 1539 die Reformation in Q. Eingang gefunden hatte, fand 1583 daselbst zwischen den pfälzisch-sächsisch-brandenburgischen u. braunschweigischen Theologen ein Religionsgespräch über Christi Gegenwart im Abendmahl nach seiner menschlichen Natur Statt. Im Jahre 1697 überließ Kursachsen, trotz der Protestation der Aebtissin, die Vogtei über das Stift um 300,000 Thaler an Brandenburg, welches nun im Januar 1698 Q. mit seinen Truppen besetzte. Im 30jährigen Kriege hatte Q. von den Kaiserlichen sowohl, als von den Schweden viel zu leiden. In Folge des Reichsdeputationsschlusses von 1802 an Preußen gekommen, fiel das Stift nebst Gebiet durch den tilsiter Frieden 1807 an das Königreich Westphalen u. gehörte zum Distrikt Blankenburg im Saaledepartement. Nachdem das Stift 1812 aufgehoben worden war, kamen die Besitzungen 1814 wieder an Preußen. Die letzte Aebtissin war seit 1787 Sophie Albertine, Schwester des Königs Karl XIII. von Schweden. Vgl. Wallmann, Von den Alterthümern zu Q., Quedlinb. 1776; Voigt, Geschichte des Stifts Q., Lpz. 1786—1801, 3 Bde.; Fritsch, Geschichte des vormaligen Reichsstifts und der Stadt Q., 2 Bde., Quedlinb. 1829.

Queen (engl.), Königin, Titel, welchen erst seit der normännischen Eroberung die Königinnen von England führen.

Queen's Bench (engl.), seit der Thronbe-

steigung der Königin Victoria Name des früher Kingsbench (s. d.) genannten Gerichtshofs.

Queensborough (Queenborough), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, auf der Insel Scheppy, hat Austernfang, Handel mit Hummern, welche aus Schweden und Norwegen geholt werden, u. 920 Einw.

Queens-County (d. i. Königingrafschaft), Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, grenzt im Norden an die Kingsgrafschaft, im Osten an die Grafschaften Kildare und Carlow, im Süden an Kilkenny und im Westen an Tipperary und hat einen Flächenraum von 28$^1/_5$ □Meilen mit 3 Städten, 51 Kirchspielen, 8 Baronien u. 145,850 Einwohnern. Das Land ist im Ganzen eben und hat nur 2 Bergketten, Ard-na-Erin oder Slieve-Bloom-Hills an der nordwestlichen Grenze und die Dysart-Hills im Südosten. Die bedeutendsten Flüsse sind der Nore und Barrow. Das Land ist ziemlich fruchtbar an Getreide und liefert Kohlen, Eisenerz rc. Die Einwohner treiben Ackerbau und Viehzucht, Fabrikation von Leinwand, Serge rc. und Handel, besonders mit Produkten der Viehzucht, als Butter und Käse. Die Hauptstadt ist Maryborough.

Queensferry, Marktflecken in der schottischen Grafschaft Linlithgow, östlich von Linlithgow, mit Seehafen im Hintergrunde des Frith of Forth, Seifensiedereien, Schifffahrt, Fischerei u. 800 Einwohnern. Merkwürdig ist die dortige Hängebrücke, welche über den Meerbusen führt u. nur einen Stützpunkt in der Mitte hat.

Queenstown, Dorf in der britisch-nordamerikanischen Provinz Obercanada, Niagaradistrikt, nahe bei den berühmten Niagarafällen, Lewistown gegenüber, mit kleinem Flußhafen, wo die Fahrzeuge, der Wasserfälle wegen, umgeladen werden.

Queble, s. v. a. Handtuch.

Queich, Fluß im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, entspringt in den Vogesen, südlich von Hauenstein und oberhalb Annweiler, fließt gegen Osten und mündet bei Germersheim in den Rhein.

Queis (Queiß), Fluß in der preußischen Provinz Schlesien, entspringt im Kreis Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz am Nordabhang des Riesengebirgs, am Iserkamme, südöstlich von Flinsberg u. bei Schreibershau, 3400 Fuß über der Meeresfläche, bildet anfangs eine Menge kleiner Wasserfälle und mündet nach einem Laufe von 14 Meilen zwischen Sprottau u. Sagan in den Bober, links; enthält Perlmuscheln u. Goldsand. Von ihm erhielt der Queiskreis der Oberlausitz seinen Namen.

Quelle, im Allgemeinen jede aus der Erdrinde hervorbrechende tropfbare oder auch elastische Flüssigkeit; insbesondere aber der von der Quellstätte oder aus dem Quellbecken abfließende Wasserfaden bis dahin, wo er durch Vereinigung mit andern Quellen stärker und zum Bach rc. geworden ist. Die Theorie der Q.n ist uralt, und schon die ältesten Naturforscher sind der Wahrheit wenigstens nahe gekommen. Aristoteles sagt ausdrücklich, daß Berge und andere hochgelegene Orte die atmosphärischen Niederschläge anziehen, in Höhlen sammeln und als Q.n abfließen lassen. Noch Descartes war zwar der Meinung, das Meer sende seine Wasser durch unterirdische Leitungen in Behälter unterhalb der Berge, wo sie durch Einwirkung des Centralfeuers zu Dämpfen umgewandelt würden, die ins Innere der Berge empordrängen, sich hier verdichteten und endlich durch Spalten und Klüfte, wie das destillirte Wasser aus dem Halse der Retorte, wieder hervorträten. Andere theilten im Wesentlichen diese Ansicht und modificirten sie nur dahin, daß das Meerwasser aus den unterirdischen Bassins durch die Wirkung der Haarröhrchenkraft (Kapillarität), oder durch heberartige Kanäle den Q.n zugeführt werde. Aber die beim Bergbau gewonnenen Thatsachen, die geognostische Kenntniß von der Beschaffenheit und dem Wechsel der Gebirgsformationen, die Beobachtungen über Temperatur der Q.n, die Erscheinungen der artesischen Brunnen rc. haben in neuerer Zeit den Ursprung der Q.n mit genügender Klarheit und Sicherheit erkennen lassen. Die Meteorwasser (Regen, Schnee, Thau rc.), das Wasser der Bäche, Flüsse, der Seen und in manchen Fällen allerdings auch des Meeres sind die Erzeuger der Q.n. Die Q.n, welche ihren Ursprung Flüssen oder Bächen verdanken, werden durch die sogenannten Grundwasser gespeist. Bestehen die Ufer eines Flusses aus Erdschichten, welche vom Wasser durchdrungen werden können (Sand, Gerölle rc.), so werden diese Schichten völlig vom Wasser durchtränkt, und man wird, so weit dieselben reichen, beim Nachgraben überall bis auf das Niveau des Flusses Wasser finden und auf diese Weise künstliche Q.n (Senkbrunnen) herstellen können. Dieses Wasser ist das Grundwasser. Zur Erzeugung desselben, d. h. zur völligen Durchtränkung der Wasser aufnehmenden Uferschichten, kann ein entstehender Fluß langer Frist bedürfen, ist aber die Durchtränkung einmal geschehen, so kann vom Wasser des Flusses immer nur so viel in die Schichten eindringen, als aus dem Brunnen geschöpft wird. Ist aber, wie in Kalkgebirgen, der Boden, auf welchem die Gewässer fließen, zerklüftet, so sinkt weit mehr Wasser in denselben, als wenn er bloß aus Sand, Gerölle rc. besteht. Dieses Einsinken des Wassers kann bei bedeutender Mächtigkeit der zerklüfteten Schicht bis zum völligen Versiegen des Flusses fortschreiten. Das Versinken des Wassers aber muß aufhören, sobald die zerklüftete Schicht ganz von wasserdichten Schichten umgeben ist und ihre Klüfte mit Wasser angefüllt sind, wogegen, wenn die zerklüftete Schicht in einem tiefern Niveau zu Tage ausgeht, die versunkenen Gewässer hier ausfließen müssen. Manche Q.n rühren auch von hochgelegenen Seen mit bedeutenden Zuflüssen her, welche mehr betragen, als das, was durch Verdunstung verloren geht, und doch, obgleich Abflüsse nicht vorhanden sind, nicht überfließen. Ein solcher ist der 7000 Fuß über dem Meere gelegene, $^1/_4$ Meile lange Daubensee auf der Gemmi. Auch die Orbequelle im Jourthale des Jura entspringt aus einem höher gelegenen See. Gletscherquellen entstehen, indem das Gletschereis während der warmen Jahreszeit vorzugsweise auf der Oberfläche schmilzt und das Eiswasser durch die Spalten der Gletscher bis auf deren Unterlage, die

Thalsohle, hinabfällt. Ist die Thalsohle ein wasserdichtes Gestein, so entsteht ein Bach, der unter dem Gletscher da, wo er im Thale endet, oft in bedeutender Mächtigkeit hervorbricht. Ist dagegen die Sohle eine Gebirgsart, welche Wasser durchläßt, so sinken die Eiswasser in die Klüfte und erscheinen weiter unterhalb der Gletscher als Q.n. Rühren diese Q.n einzig von Eiswasser her, so fließen sie nur so lange, als das Schmelzen des Eises dauert. Gebirgsquellen sind jene Q.n, welche am Abhange der Gebirge aus Spalten und auf wasserdichten Unterlagen ausfließen. Sie werden vorzugsweise durch die Meteorwasser gespeist. Diese nämlich schlagen sich auf den Höhen in größter Menge nieder, weil mit wachsender Höhe die Temperatur abnimmt und die aus den Thälern aufsteigende und mit gasförmigem Wasser mehr oder minder beladene wärmere Luft durch Berührung einen größeren oder geringeren Theil desselben abgibt. Auf kompakten, nicht zerklüfteten Gesteinen müssen diese Meteorwasser unmittelbar abfließen, wo aber Klüfte sich vorfinden, dringen die atmosphärischen Niederschläge in dieselben ein und fließen so weit herab, als diese sich fortziehen. Kommen sie dabei auf eine wasserdichte Unterlage, so folgen sie derselben, bis sie am Gebirgsabhang als ächte Gebirgsquellen zum Vorschein kommen. Ist die wasserdichte Unterlage nach einer Seite hin geneigt, so nehmen dahin die Gewässer ihren Lauf und die Q.n erscheinen nur auf einer Seite des Gebirgs. Ist das Gebirg von Spalten durchzogen, in welche sich die Klüfte münden, so dringen die Gewässer so tief in die Spalten herab, als diese reichen, oder so weit sie nicht von wasserdichten Massen (Thon ꝛc.) erfüllt sind, und fließen da, wo die Spalten zu Tage ausgehen, als Q.n ab. Stehen die Spalten senkrecht und münden keine Klüfte in sie ein, so können sie nur so viel Wasser aufnehmen, als unmittelbar von der Oberfläche des Gebirgs, an der sie ausgehen, in sie fließt. Aus solchen Spalten kann nur in sehr regnerischer Zeit oder in Schneegebirgen nur bei sehr großer Hitze eine merkliche Wasserquantität ausfließen, u. sie bilden die sogenannten Hungerquellen oder Theuerbrunnen. Je mehr hingegen die Spalten geneigt sind, desto mehr nehmen sie Wasser aus den engen in sie mündenden Klüften auf, und Q.n, die aus solchen Spalten fließen, sind meist permanent, wenn auch bei anhaltender Trockenheit ihre Wassermenge abnimmt. Sind die Gebirgsabhänge stark geneigt und mit einer Dammerdeschicht bedeckt, so sind in der Regel durch diese die Spalten nach außen verschlossen und die sich sammelnden Gewässer steigen bis zu einer solchen Höhe an, wie sie dieser Verschluß gestattet, bis endlich die Bedeckung dem Wasserdrucke nicht mehr widersteht und eine Q. hervortritt, deren wahre Natur erst beim Nachgraben bis auf die Gesteinsspalte erkannt wird. Ziehen sich die Spalten bis unter die Thäler fort, so brechen die gespannten Wasser durch die Bedeckung der Thalsohle und erscheinen als aufsteigende Q.n. Je nachdem die Gebirgssteine gestaltet, auf ihren Abhängen mehr oder weniger von Erde bedeckt sind, sich mehr oder weniger unter die Thäler fortziehen, können die von ihnen herrührenden Q.n sehr nahe am Fuße oder auch sehr weit entfernt entspringen. Die Gewässer brechen immer da durch, wo der geringste Widerstand ist, wo also die Bedeckung am wenigsten mächtig und kompakt ist. Daher die Q.n der Thäler oft mehr am Ufer der Bäche, sogar im Bette derselben entspringen, weil dort das Niveau am tiefsten ist. Gebirgsquellen, die nur aus geringer Tiefe kommen, sind kenntlich an ihrer Temperatur, die niedriger ist, als die der benachbarten Brunnen. Aufsteigende Q.n entstehen am leichtesten da, wo der häufigste Wechsel von wasserdurchlaufenden und wasserdichten Schichten sich vorfindet, was besonders im sekundären und im tertiären Gebirge der Fall ist. Aber auch im Uebergangsgebirge treten solche Q.n auf, sobald kommunicirende Spalten vorhanden sind; im plutonischen Gebirge sind sie dagegen eine Seltenheit. Periodische Q.n, d. h. solche, deren Wassermenge innerhalb gewisser längerer oder kürzerer Perioden eine verschiedene ist, entstehen theils durch den veränderlichen Stand der Grundwasser (s. oben), theils durch das im Winter unterbrochene Abschmelzen des Gletschereises (s. oben), theils auch durch Einwirkung des Meeres. An vielen Küsten, namentlich an der griechischen ꝛc., bemerkt man ein der Ebbe und Fluth entsprechendes Sinken und Steigen der natürlichen Q.n, wie der artesischen Brunnen, und selbst in größerer Entfernung vom Meer ist die Einwirkung der Meeresperioden noch wahrnehmbar, wie bei Giore in der Vendée ꝛc. Diese Erscheinung erklärt sich einfach durch die Annahme, daß die wasserführende Schicht bis ins Meer fortsetzt. Geht das Meer hoch, so ist der Druck der Meereswassersäule stärker und das Niveau der natürlichen wie der künstlichen Q.n muß steigen, während es bei dem während der Ebbe verminderten Drucke wieder sinkt. Intermittirende Q.n sind besonders diejenigen genannt worden, welche in kürzeren Perioden bedeutende Unterschiede der Ergiebigkeit zeigen oder ganz aussetzen. So eine Q. am Comersee, die stündlich ab- und zunimmt, die Q. von Fonsanche bei Nismes, die 7 Stunden fließt und 5 Stunden ausbleibt, die von Fontestorbe bei Beleste im Arriègedepartement, die 16 Minuten wächst, 8 Minuten ihren höchsten Stand behält, 31 Minuten abnimmt und 8 Minuten ausbleibt ꝛc. Auch der Geyser, der Strock, der Sprudel in Kissingen ꝛc. gehören hierher. Diese Intermittenzen lassen sich durch Ansammlungen von Luft in den Kanälen der Q.n, durch ungleichen Luftdruck in unterirdischen Höhlungen erklären, sowie dadurch, daß das Wasser in unterirdischen Becken sich sammelt und durch Dämpfe oder kohlensaures Gas periodisch gewaltsam ausgepreßt wird, indem die Dämpfe oder Gase sich oberhalb des Wasserspiegels bis zu einem gewissen Grade der Spannung ansammeln, dann aber durch den unter dem Niveau des Wassers liegenden Ausgang des Höhlenraumes plötzlich eine Entladung verursachen. Bei noch anderen, namentlich kalten intermittirenden Q.n scheinen heberartige Kanäle mit Höhlenräumen in Verbindung zu stehen, die sich wechselnd füllen und leeren.

Die Temperatur der Q.n ist theilweise abhängig von der Temperatur der obersten Erdkruste, welche wieder eine Funktion der verändet-

lichen Temperatur der Atmosphäre ist und an allen Veränderungen der letzteren Theil nimmt. Da aber die Erdkruste aus schlechten Wärmeleitern besteht, so können ihre Temperaturveränderungen nicht gleichen Schritt mit jenen der Atmosphäre halten, sondern sie müssen später eintreten. Ueberhaupt ist die Einwirkung nur kurz dauernder Temperaturwechsel auf dem Boden fast unmerklich, und eigentlich können nur die jährlichen Maxima und Minima in Rechnung gebracht werden. Je geringer die Tiefe ist, in welcher die Gewässer einer Q. sich bewegen, desto größer sind die Differenzen der Maxima und Minima und desto eher treten letztere ein; je mehr aber die Tiefe zunimmt, desto später treten die Maxima und Minima ein und desto kleiner werden ihre Differenzen, bis diese endlich ganz verschwinden in den Q.n, welche vorzugsweise Thermen genannt werden. Q.n, die von Gletschern u. hochgelegenen Seen herrühren, haben immer eine niedrigere Temperatur, als die aus Grundwassern oder versinkenden Bächen entstehenden, allein doch nicht so niedrig, als nach ihrer Entstehung aus schmelzendem Eis und Schnee zu erwarten wäre. Selbst die unmittelbar unter den Gletschern hervorbrechenden haben nicht 0°, sondern ihre Temperatur wechselt schon zwischen +0°, 2 und 1°, 7. Gebirgsquellen müssen, da die Temperatur bei zunehmender Höhe abnimmt, um so kälter seyn, je höher ihr Ursprung liegt, und nur wenn sie in sehr dünnen Adern und in sehr engen Spalten herabfließen, können sie mit einer Temperatur erscheinen, die von der des Bodens wenig differirt. Die aufsteigenden Q.n hängen in ihrer Temperatur theils von jener der an einer höhern Stelle niedergehenden Gewässer, theils von der des tiefsten Punktes in ihrem Wasserlaufe ab. Ist dieser tiefste Punkt unter der veränderlichen Temperatur der obern Erdkruste, der emportreibende hydrostatische Druck stark genug zur Bewirkung eines schnellen Aufsteigens und die aufsteigende Wassermenge so groß, daß ihre Temperatur bei der Schnelligkeit ihrer Bewegung von der Temperatur der obern Umgebungen nicht wesentlich alterirt wird, so wird und muß das aufsteigende Wasser mit einer zu allen Jahreszeiten konstanten Temperatur zum Vorschein kommen. Temperaturveränderungen können in solchen Q.n nur dann Statt haben, wenn sogenannte wilde Wasser, als oberflächliche Q.n, die Seihewasser in der obersten Kruste ꝛc., zu derselben gelangen. Deshalb die sorgfältige Fassung, die solchen Q.n in der Regel gegeben wird. Nach der Temperatur der aufsteigenden Q.n läßt sich auch leicht die Tiefe, aus der sie kommen, berechnen, z. B. eine Q. von + 18° R. muß aus einer Tiefe von 1150 Fuß kommen, wenn die Temperatur der obersten Erdkruste = + 8° R. ist, da auf 115 F. Tiefe eine Temperaturzunahme von 1° R. kommt. Jede Q., deren mittlere Temperatur die der obersten Erdkruste oder der Luft am Punkte ihres Austritts auch nur um ein Geringes übersteigt, ist eine warme Q. oder eine Therme, natürlich im relativen Sinne, in sofern am Aequator, wo die mittlere Temperatur = + 22° R. ist, eine Q. mehr als diese Temperatur haben muß, um Therme zu seyn, während sie mit + 8° es auch ist in einer Breite, deren mittlere Temperatur diese Höhe nicht erreicht. Absolute Thermen dagegen werden alle Q.n seyn, deren Temperatur mehr als + 22° R. beträgt. Thermen sind über die ganze Erde verbreitet und steigen aus allen Gebirgsformationen empor. Die Hauptursache derselben ist die Temperaturzunahme nach dem Innern der Erde hin, wozu sich noch lokale Ursachen gesellen können, wie z. B. das Aufsteigen geschmolzener oder stark erhitzter Massen, die Gewässer der von ihnen durchbrochenen Schichten nothwendig erhitzen müssen, welche Erhitzung so lange (in abnehmendem Grade) dauern wird, als die Massen noch nicht völlig erkaltet sind. Die Temperatur der heißen Q.n kann nicht höher steigen, als bis zu dem Hitzegrade, bei welchem das Wasser in Dampfgestalt übergeht.

In Betreff der festen und gasförmigen Bestandtheile der Q.n hat namentlich Bischof wiederholt und überzeugend nachgewiesen, wie der fremde Gehalt des Wassers Produkt der Auslaugung von Gesteinen ꝛc. sey. Es dürfte kaum eine Q. geben, die ganz frei von fixen Bestandtheilen wäre. Eine der wichtigsten Beimischungen ist das Kohlensäuregas, welches wohl in allen Gewässern, wenn auch nur in Spuren, zu finden seyn dürfte, oft aber auch bis zur völligen Sättigung vorhanden ist. Q.n, die vorzüglich reich an diesem Gas sind, heißen Kohlensäuerlinge oder ächte Säuerlinge und finden sich am meisten in der Nähe erloschener Vulkane und emporgehobener krystallinischer Gesteine, in Deutschland besonders in der Eifel, am Laachersee, im Siebengebirge, im Westerwald, im Taunus, im Habichtswald, am Meißner, im Vogelsgebirge, in der Rhön, im Fichtelgebirge, im Erzgebirge, im böhmischen Mittelgebirge und im Riesengebirge, und folgen von der Eifel bis hierher genau den basaltischen Zügen. Andere Säuerlinge enthalten neben dem Kohlensäuregas noch kohlensaures Natron (alkalische Säuerlinge), wie Selters, Bilin ꝛc., wieder andere führen außer der Kohlensäure auch Eisenoxydul und heißen Eisensäuerlinge oder Stahlwasser, wie Pyrmont, Franzensbad ꝛc. Andere Beimengungen der Q.en sind Auslaugungsprodukte aus den Gesteinen, in denen die Quellwasser längere Zeit verweilen. Die Fossilien, welche solche Bestandtheile liefern, sind Feldspathe (Orthoklas, Albit, Oligoklas), Glimmer, Hornblende, Augite, Turmaline. Sie geben Karbonate von Natron und Kali, von Eisenoxydul, von Kalk und Magnesia, Strontian und Baryt, von Lithion, ferner Chlorüre (fast in allen Q.n, am meisten in den Salzquellen oder Soolen), Bromüre und Jodüre, Fluorüre, schwefelsaure Salze (schwefelsaures Natron u. schwefelsaure Magnesia in den Bitterwassern von Saidschitz, Seidlitz, Püllna ꝛc.), Säuren des Schwefels (Schwefelsäure, in der toskanischen Zoccolinogrotte, auf Milo und am Aetna ꝛc.; Schwefelwasserstoffgas in den Schwefelwässern oder Schwefelquellen, wie Aachen, Warmbrunn ꝛc.), Borsäure und borsaure Gase (Suffioni in Toskana, auf Volcano), phosphorsaure Salze (Karlsbad, Wildegg ꝛc.), salpetersaure Salze (erscheinen nur als letzte Reste untergegangener Organismen, wie die Salpeterquellen in Ungarn, im Samosthal in Siebenbürgen),

Kieselsäure und kieselsaure Salze (in allem Wasser mit Ausnahme des Meteorwassers, namentlich im Geyser und im Strock, überhaupt auf Island). Noch finden sich Q.n, die Kupfervitriol aufgelöst enthalten und deshalb hineingelegtes Eisen mit Kupfer überziehen. Es sind dies die sogenannten Cämentquellen, wie jene von Neusohl u. Schemnitz in Ungarn, St. Pölten in Steiermark, Falun. Bergöl- oder Naphthaquellen erscheinen manchmal wasserfrei, meist aber ist das Bergöl den Wasserquellen mechanisch beigemengt. Sedimente oder Niederschläge entstehen in den Q.n theils durch chemische Wirkungen, theils auch durch organische Thätigkeit. Q.n, in denen Sedimente auf dem ersten Wege gebildet werden, setzen vorzugsweise Kieselsäure und kohlensauren Kalk ab und führen speciell den Namen inkrustirender Q.n. Kieselsäureabsätze geschehen besonders gern in heißen Q.n, wie namentlich im Geyser der Absatz des Kieselsinters durch Erkalten und Verdampfen des Wassers erfolgt. Am häufigsten wird kohlensaurer Kalk, meist in Verbindung mit Eisenoxydhydrat, in Q.n abgelagert. Die heißen Q.n bei Karlsbad kommen aus Mündungen eines Kalksteins, den das Wasser selbst erst gebildet hat, indem dasselbe überall, sowie das Kohlensäuregas daraus entweicht, Sinter von fester und krystallinischer Textur, den sogenannten Sprudelstein (s. Karlsbader Sprudelstein), in Menge absetzt. Aehnliche Sedimente geben die Q.n des Cäsarsbades (+ 36° R.) zu Mont-Dore in der Auvergne, die von St. Allyre bei Clermont, die von Ems (Badesinter), von San Filippo am Monte Amiata in Toskana und di Solfatara von Tivoli, welche letzteren beiden wegen des in wenigen Tagen sich bildenden schneeweißen Sinters zur schnellsten Abformung ganzer Basreliefs ꝛc. benutzt werden. Niederschläge von kohlensaurem Kalke aus kalten Q.n sind etwas allgemein Verbreitetes. Reich an Kalktuffablagerungen sind die Gegenden von Kannstadt, Langensalza, Mühlhausen, Tonna, wo oft die Mühlengerinne deshalb ausgehauen werden müssen. Die großartigsten Tuffablagerungen aber besitzt Italien in seinem Travertin, welcher den Alten als Material zu Bauten wie das Kolosseum diente, heute noch in der Campagna sich fortbildet, am reichlichsten bei Tivoli, wo man Statuetten ꝛc. nur dem Staube der Wasserfälle auszusetzen braucht, um sie bald sich mit blinkenden Kalksinterkörnchen überziehen zu sehen. Absätze von Eisenoxydhydrat und kohlensaurem Eisenoxydul aus kalten Säuerlingen zeigen die Umgebungen des Laachersee's, wo die Ockerbildung so beträchtlich ist, daß nach Bischof die dortigen Q.n innerhalb 1000 Jahren ein Ockerlager von 1/8 □Meile und 1 Fuß Mächtigkeit bilden könnten. Wichtig sind endlich die Absätze von Raseneisenstein (s. d.) aus Gewässern, wie in der Niederlausitz, in Schlesien, Polen, Pommern, Mecklenburg, im Banat, in Holland, Dänemark, Livland, Kurland, Finnland, im russ. Gouvernement Olonetz, am Donetz, in vielen Seen Schwedens u. Norwegens, in den Grasflächen Amerika's, in Connecticut, in Kordofan. Vgl. Mineralwasser.

Quellen, geschichtliche, s. Geschichte.

Quellsand, s. v. a. Quarzsand, der sich häufig in Becken von Quellen findet und meist sehr rein von fremden mineralischen Beimengungen ist.

Quellsatzsäure
Quellsatzsaure Salze
Quellsaure Salze } s. Humus.

Quelpaert (Quelpart), asiatische Insel im Meere von Korea, hat 13 Meilen im Umfange, ist wohl angebaut und enthält die Stadt Mongan, heißt bei den Eingebornen Musa, bei den Chinesen Fungma und bei den Japanern Sutsima.

Queluz (Quelus), Dorf in der portugiesischen Provinz Estremadura, nordwestlich von Lissabon, in einem einsamen Thal, mit königl. Schloß.

Quéménès, franz. Insel im Departement Finistère, westlich von Brest, im atlantischen Ocean; östlich dabei liegen 2 Eilande.

Quendel, s. v. a. Thymus Serpyllum *L.* Römischer od. wälscher Q., s. v. a. Thymus vulgaris *L.*

Quenstädt, Johann Andreas, lutherischer Theolog, 1617 zu Quedlinburg geboren, ward 1646 Privatdocent zu Wittenberg, 1649 Professor der Theologie, 1684 Propst an der Schloßkirche und Konsistorialrath; † 1688. Er schrieb: „Theopneustia scripturae sacrae“ (Wittenberg 1651); „Theologia didactico-polemica s. Systema theologiae“ (das. 1685 und 1690, 2 Bde., Leipzig 1702) u. A.

Quent (Quentchen), Handelsgewicht in Deutschland, Dänemark, Schweden, der Schweiz ꝛc. = 1/128, 1/144 oder 1/160 Pfd.; als Gold-, Silber- und Probirgewicht in Deutschland, Dänemark und der Schweiz = 1/4 Loth = 1/64 Mark.

Quentin, St., Hauptstadt eines Bezirks im französischen Departement Aisne, rechts an der Somme, wo der St. Quentinkanal beginnt, der bis Cambray im Departement Nord (24 1/2 Lieues weit) und zweimal durch einen Tunnel führt u. die Somme mit der Schelde verbindet. Die Stadt und ihre 3 Vorstädte sind im Allgemeinen gut gebaut. Sie hat eine Unterpräfektur, ein Civil- und Handelstribunal, ein Conseil de Prudhommes, eine Gesellschaft für Wissenschaften, Künste und Ackerbau, eine industrielle und eine Handelsgesellschaft, mehre Assekuranzen, eine Bank, St. Quentinhandelskasse (auf Aktien gegründet), eine Zeichenschule, einen botanischen Garten, mehre Hospitäler, von merkwürdigen Gebäuden ein gothisches Stadthaus, eine gothische Kathedrale, eine der schönsten in Frankreich, einen Justizpalast ꝛc. und 21,400 Einw., welche Färberei, starke Baumwollspinnerei und -weberei, mechanische Bleich- und Appreturanstalten nach englischer Art, Brauerei, Handel mit ihren Industrieerzeugnissen, sowie mit Getreide, Cider u. Obst betreiben. St. Q., im Alterthum Samarobriva, unter den Römern Augusta Viromanduorum, erhielt seinen jetzigen Namen von dem heiligen Quintin, welcher daselbst 803 das Martyrium erlitt. Ehemals eine starke Festung, verlor St. Q. in dieser Beziehung an Wichtigkeit, als Vauban die Grenzen des Reiches nach allen Seiten hin mit Festungen bedeckte. Hier am 10. August 1557 Niederlage der Franzosen durch Philipps II. von Spanien Truppen unter Egmont.

Quer, in der Richtung der Breite, im Gegen-

satz der der Länge, besonders in Zusammensetzungen von Dingen, die mit anderen einen Winkel bilden, wie Querfeld, Quernaht &c.; auch s. v. a. verkehrt, widersinnig.

Quérard, Joseph Marie, französischer Bibliograph, geboren den 25. Dec. 1791 zu Rennes, ward für den Buchhandel bestimmt, konditionirte in mehren Häusern und bereiste im buchhändlerischen Interesse, Notizen über die französische Literatur sammelnd, Frankreich, England u. Italien, bis er 1819 in die schalbachersche Buchhandlung zu Wien eintrat. Nach 5 Jahren kehrte er nach Paris zurück und begann die Herausgabe der „Bibliographie moderne de la France" (Heft 1, Paris 1826), welche verbessert unter dem Titel „La France littéraire" (10 Bde., das. 1827—42) erschien und nicht bloß Notizen über sämmtliche französische Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts und Verzeichnisse ihrer Schriften gibt, sondern sich in derselben Weise auch über alle ausländischen Schriftsteller verbreitet, welche in Frankreich abgedruckt oder übersetzt worden sind. Als Fortsetzung und Ergänzung dient „La littérature française contemporaine 1827—40" (Bd. 1—3, Paris 1841—52), welche er jedoch nur bis in die Mitte des 2. Bandes selbst bearbeitete. Noch schrieb er „Auteurs déguisés de la littérature française au 19me siècle" (Par. 1839); „Supercheries littéraires dévoilées" (5 Bde., das. 1847—54); „Les écrivains pseudonymes et autres mystificateurs de la littérature française pendant les quatre derniers siècles" (das. 1854) u. A.

Querela (lat.), Beschwerde, Klage; insbesondere Beschwerdeführung in höherer Instanz gegen den Unterrichter, z. B. wegen versagter od. verzögerter Rechtshülfe (Q. denegatae s. protractae justitiae), wegen Nichtigkeit des Urtheils (Q. nullitatis). Der Beschwerdeführer heißt Querulant, die Handlung selbst Queruliren.

Queretaro, merikanischer Bundesstaat, grenzt nördlich an San-Luis-Potosi, westlich und südwestlich an Guanaxuato und Mechoacan, südlich an Meriko, östlich an Meriko und Veracruz und hat einen Flächenraum von 712 □Meilen mit 280,000 (300,000) Einw. Q. liegt auf dem Centralplateau von Meriko u. besteht aus Hochebenen, die von höheren Berggruppen durchschnitten u. umgeben sind. Die bedeutenderen Flüsse sind der Rio-de-Montezuma oder Tula, auf der Grenze gegen Meriko und Veracruz, und der Rio-Paté, Nebenfluß des Montezuma. Das Klima ist gemäßigt und gesund; an vielen Stellen herrscht Wassermangel. Hauptprodukte sind: Mais, Weizen, Gerste, Roggen, Hülsenfrüchte, Baumwolle; Pferde, Schafe, Schweine; Silber, Kupfer, Eisen, Blei &c. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht; der Gewerbfleiß beschäftigt sich nur mit Wollweberei, Verfertigung von baumwollenen Zeuchen, Seife, irdenem Geschirr und Eisenwaaren. Handel wird vorzüglich mit Meriko getrieben. Unter den Einwohnern befinden sich die unabhängigen Indianer Pames. Der Staat theilt sich in 6 Partidos: San-Juan-del-Rio, Xalpam, Amealco, Cadereita, Tolimam. Die gleichnamige Hauptstadt des Staats, auf einem angenehmen Hügel der 5970 Fuß hohen Hochebene, hat regelmäßige Straßen und schöne Gebäude, eine schöne Hauptkirche, Nuestra Señora de Guadelupe, mit massiv silbernem Altar, 6 Mönchs- und Nonnenklöster, darunter Santa-Clara, das fast einer kleinen Stadt gleicht, 3 schöne öffentliche Plätze, erhält Trinkwasser durch eine großartige Wasserleitung, die auf hohen Bogen ruht, aus fast 2 Leguas entfernten Bergen, und hat 42,000 Einw., darunter 12,000 Indianer, welche Wollmanufaktur und Handel treiben. Die Stadt ist mit herrlichen Fruchtgärten umgeben. Im Staate Q. ist noch der Badeort Paté mit siedend heißen Quellen zu bemerken. Die früher berühmten Silbergruben El Doctor und San-Christoval sind von keiner Bedeutung mehr.

Querfurt, vormals reichsunmittelbare Herrschaft (Fürstenthum) im obersächsischen Kreise, welche Kursachsen gehörte, dessen Kurfürst, als der Besitzer von Q., Sitz und Stimme auf den obersächsischen Kreistagen hatte. Q. bestand aus der Herrschaft Q. mit den Städten Jüterbogk, Dahme und Burg, hatte ein Areal von 8¼ □M., 20,000 Einw., wurde nach eigener Verfassung regiert und durch besondere Stände vertreten, stand aber unter der Regierung zu Dresden und theilte sich in die 2 Kreise Querfurt u. Jüterbogk. Q., das in ältester Zeit auch Kornfurdenburg hieß, hatte seit 880 Grafen, welche edle Herren von Q. hießen und zugleich Burggrafen von Magdeburg waren. Nach ihrem Aussterben mit Bruno XI. 1496 zog das Erzstift Magdeburg die Herrschaft als eröffnetes Lehn ein, während die sächsischen Lehnstücke Herzog Albrecht in Besitz nahm. Im prager Frieden erhielt sie der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der durch den westphälischen Frieden in ihrem Besitz bestätigt ward und sie als besonderes Reichsfürstenthum seinem zweiten Sohne, Herzog August, dem Stifter der Linie Sachsen-Weißenfels, erblich vermachte. Ein Streit zwischen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels über die Landeshoheit im Fürstenthum Q. ward 1687 dahin verglichen, daß der Kurfürst von Brandenburg die Aemter Querfurt, Jüterbogk u. Dahme aus aller Verbindung mit dem Herzogthum Magdeburg entließ, dafür aber das Amt Burg erhielt. Nach dem Aussterben der weißenfelser Nebenlinie des Kurhauses Sachsen 1746 fiel das Fürstenthum Q. nebst den übrigen Landen derselben an das Kurhaus Sachsen zurück. Bei der Theilung Sachsens 1815 fiel ersteres an Preußen und gehört jetzt theils zum Regierungsbezirk Merseburg in der Provinz Sachsen, theils zum Regierungsbezirk Potsdam in der Provinz Brandenburg, indem es die Kreise Q., Eckartsberga und Jüterbogk bildet. Die gleichnamige Kreisstadt daselbst, am Quernabach, hat Mauern und Gräben, ein altes Schloß auf einem Berge, 3 evangelische Kirchen, eine höhere Bürgerschule, 2 Hospitäler, 4 Rittergüter, ein Kreisamt, Untersteueramt, Land- und Stadtgericht, Inquisitoriat, Domänenamt, eine Post, Kattundruckerei, Salpetersiederei, in der Nähe ergiebige Steinbrüche und 3650 Einw. Jährlich finden hier 3 Märkte Statt, unter denen besonders der

sogenannte Wiesenmarkt, welcher auf der nahen Eselswiese gehalten wird, des Pferdehandels wegen sehr stark besucht ist.

Querpfeife (ital. Piffaro, Schweizer- und Feldpfeife), kleines flötenartiges Instrument mit gleich gebohrter und aus Einem Stück bestehender Röhre ohne Klappen, mit 6 Tonlöchern für die Finger und dem Mundloch und von scharfem und durchschneidendem Tone. Sie wird in verschiedenen Dimensionen verfertigt. Ihre Tonleiter geht vom eingestrichenen d bis zum zweigestrichenen d, aber nur mit den Halbtönen fis, cis und gis (nebst f, c und g); alle übrigen Halbtöne fehlen. Früher wurde das Instrument nur bei Militärmusiken von den sogenannten Pfeifern zur Begleitung der Trommeln gebraucht; jetzt findet man es auch in Orchestern und Kriegsmärschen angewendet.

Querprofil (Querdurchschnitt), s. Profil.

Querstrich (—), s. v. a. Gedankenstrich; über einem Worte Zeichen, daß die Sylbe oder der Vokal, worüber der Q. steht, lang ausgesprochen werden soll; in der Mathematik Zeichen der Subtraktion, s. Minus; doppelt (=) Zeichen der Gleichheit; in gewöhnlichen Schriften zwischen 2 Zahlen s. v. a. bis, z. B. 300—400; bildlich s. v. a. Hinderniß; Jemandem einen Q. machen, Jemandem etwas in den Weg legen, ihn in seinem Wirken, Vorhaben hindern.

Quesnay, François, französischer Mediciner und Nationalökonom, im Juni 1694 zu Merrey bei Montfort-l'Amaury im Departement Eure geboren, bekleidete eine Professur der Chirurgie, war zugleich Leibchirurg Ludwigs XV. u. † zu Paris den 16. Dec. 1774. Er ist berühmt als Urheber oder wenigstens als eifriger Beförderer des physiokratischen Systems, welches, fast gleichzeitig mit der Encyklopädie, die öffentliche Meinung in Frankreich auf nothwendige Reformen in der Staatswirthschaft aufmerksam machte. Da er in den Beschränkungen des inneren Verkehrs durch Zölle, in der Menge der verschiedenen Abgaben und der Begünstigungen des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten der Landwirthschaft die vornehmsten Hindernisse des allgemeinen Wohlstandes erkannte, sann er auf Vereinfachung der Abgaben, Abschaffung des Heeres, der Finanzbeamten und Steuerpachter und Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen. Seine Ansichten legte er in dem „Tableau économique“ (Versailles 1758) nieder und setzte sie weiter auseinander in der Schrift „La physiocratie ou constitution naturelle de gouvernement le plus avantageux aux peuples“ (Paris 1767, verbesserte Aufl., Yverdun 1768, 6 Bde.). Außer mehren geschätzten medicinischen Schriften (z. B. „Histoire de l'origine et des progrès de la chirurgie en France“, Paris 1749) schrieb er auch mit dem älteren Mirabeau die „Eléments de la philosophie rurale“ (das. 1768). Eine Sammlung seiner bedeutendsten Schriften mit einer Auswahl aus den Werken der übrigen Physiokraten enthält Eug. Daire's „Collection des principaux économistes“ (2 Bde., Par. 1846).

Quesnel, Paschasius, katholischer Theolog, geboren 1634 zu Paris, trat in den Orden der Väter des Oratoriums, ward 1659 Priester, widmete sich mit Eifer dem Studium der Bibel und bearbeitete 1671 die 4 Evangelien, welches Buch in mehren Diöcesen von den Bischöfen eingeführt ward. Durch seine Ausgabe der Werke „Leo's des Großen“ (2 Bde., Paris 1675), worin er in Zusätzen die Freiheit der gallikanischen Kirche gegen die päpstlichen Ansprüche vertheidigte, ward er am römischen Hofe mißliebig. Als er aber 1684 die Formula Doctrinae zu unterschreiben sich weigerte, sah er sich genöthigt, nach Brüssel zu fliehen, wo er seine Bearbeitung des ganzen Neuen Testaments, mit moralischen Reflexionen, vollendete (zuerst 1687, vollständiger 1693 ff., in einer von vielen französischen Bischöfen approbirten Ausgabe Paris 1699). Die Jesuiten erwirkten bei Klemens XI. eine Verdammungsbulle dieses Buchs und bei Philipp V. von Spanien einen Verhaftsbefehl, in Folge dessen Q., als des Jansenismus schuldig, ins Gefängniß geworfen wurde. Durch einen Handwerker, der die Mauer durchbrach, befreit, ging er nach Amsterdam, schrieb hierzu seiner Vertheidigung sein „Motif de droit“ und einige Schriften gegen die Anmaßungen des Papstes, worauf die Jesuiten vom Papste 1711 die berüchtigte Konstitution Unigenitus erwirkten, die 101 Sätze des quesnelschen Buchs als ketzerisch verdammte. Nachdem er feierlichst dagegen protestirt und sein Glaubensbekenntniß als das eines ächt katholischen Christen von zwei apostolischen Notaren hatte aufsetzen lassen, † er den 2. Dec. 1719.

Quesnoy, le, 1) befestigte Stadt im französischen Departement Nord, Bezirk Avesnes, an der Nordgrenze Frankreichs, im ehemaligen Hennegau, auf einer Anhöhe in weiter Ebene, am Walde von Marmal u. an der Ronelle, zählt 4000 Einw., welche Fabriken für Nägel, Cichorienkaffee, Leder, Baumwollspinnereien, Bierbrauereien unterhalten und lebhaften Handel mit Pferden, Rindvieh, Schuhwerk, Wolle, Flachs u. Hanf betreiben. Die Befestigungen bestehen aus 8 irregulären Bastions mit Ravelins u. Lunetten u. einem größtentheils nassen Graben. Hier 1414 Friede zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund. Q. wurde 1711 von den Alliirten, am 4. Oktober 1712 von den Franzosen, 1749 von den Oesterreichern, am 10. Sept. 1793 von den Verbündeten, am 16. Aug. 1794 von den Franzosen und 1815 von den Niederländern genommen. — 2) Le-Q.-sur-Deule, Marktflecken im französischen Departement Nord, Bezirk Lille, am Kanal des Bas-Deule, hat starke Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Oel-, Nägel- und Kettenfabriken, Leinwandbleichen, Handel mit Flachs, Zwirn ꝛc. und 4230 Einw.

Quesnoy, Franz du, genannt Fiamingho, belgischer Bildhauer, 1594 zu Brüssel geboren, führte unter Leitung seines Vaters schon in jungen Jahren mehre Bildsäulen in Marmor aus, wie die Statue der Gerechtigkeit auf dem großen Portale der Justizkanzlei zu Brüssel und zwei Engel an der Façade der Jesuskirche, und setzte dann in Italien seine Studien fort. In Rom modellirte er mehre berühmte antike Bildwerke, wie den Laocoon, Antinous ꝛc., und lieferte auch eigene Kompositionen, so eine lebensgroße Statue der

Venus mit Amor. Besonders waren es naive Kinderfiguren, worin er sich auszeichnete, in sofern er den eigentlichen Charakter des kindlichen Alters vollkommen darzustellen verstand. Außer vielen Modellen in Thon und Wachs nennen wir von seinen früheren Arbeiten in Marmor noch einen kleinen Amor, welchen der Prinz von Oranien erhielt, dann zwei Basreliefs: die profane Liebe, welche der göttlichen den Mund verschließt, und eine Gruppe von Kindern, die sich mit einer Ziege balgen, und ein drittes Basrelief, welches den betrunkenen Silen vorstellt, dem die Nymphe das Gesicht mit Maulbeeren beschmiert, nach Virgils Ekloge, ein Bild, welches in vielen Abgüssen vorhanden war. Größere Arbeiten von ihm sind die heilige Susanne in der Lorettokirche zu Rom u. der heilige Andreas, und eine Gruppe, welche Apollo und Merkur über Lebensgröße vorstellen. Im Jahre 1642 wurde Q. vom Könige von Frankreich mit großem Gehalte zum Hofbildhauer ernannt; er erkrankte jedoch auf einer Reise zu Livorno 1644, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung, deren Schuld man dem eigenen Bruder beimaß, und † den 12. Juli 1643. Randon hat sein Bildniß gestochen.

Quessant, Insel, s. Ouessant.

Quetschung (Kontusion, contusio, quassatio), Verletzung eines Theiles des Körpers durch mechanische Gewalt ohne sichtbare Trennung der Theile, wodurch sich die Q. von den Quetschwunden unterscheidet. Die Wirkungen der Q. sind zunächst Herabsinken der Vitalität des verletzten Theils, Empfindungslosigkeit, Schwerbeweglichkeit, Zerreißung der unter der Haut liegenden Gefäße, daher mehr oder weniger ausgebreitete Blutergüsse (Sugillationen, Ekchymosen), Kontinuitätstrennungen der verschiedenen organischen Bestandtheile, selbst der Knochen, namentlich nach sogenannten Prellschüssen. Die Größe der Wirkungen hängt von dem Grade der Intensität der einwirkenden Schädlichkeit ab. Bei dem höchsten Grade der Q., der Zermalmung oder Zerquetschung (conquassatio), tritt gänzlisches Erlöschen der Vitalität mit Unempfindlichkeit und Mürbheit des Theiles ein; später vertrocknet er zu einem graulicht-gelben Schorf, in dessen Umkreis sich Zeichen von Entzündung und Eiterung einstellen. Am häufigsten sind Q.en ausgesetzt die zunächst unter der Oberhaut liegenden Gefäße, Nerven, Knochen rc., seltener Organe, welche in den Höhlen des Körpers eingeschlossen liegen, welche letztern mehr den Erschütterungen ausgesetzt sind. Im weiteren Verlaufe verschwinden die angegebenen Symptome mehr oder weniger; es erscheint jetzt örtliche und allgemeine Reaktion mit Geschwulst, Röthe, Entzündung, Fieber. Die Entzündung geht gern in erschöpfende Eiterung und in Brand über. Die Vorhersage richtet sich nach dem Grade der Q., der Wichtigkeit des verletzten Theiles und etwa vorhandener Komplikationen. Q.en in der Haut und der oberflächlich gelegenen Muskeln sind weniger bedeutend; bedenklicher sind sie, wenn sie Gelenke treffen, da leicht Krankheiten derselben, Entzündung, Steifigkeit rc. folgen; Q.en der Knochen und Beinhaut geben oft Veranlassung zu Beinfraß und Exostosen; Kontusionen der Arterien können Aneurysmen zur Folge haben; treffen sie Nerven, so können nervöse Zufälle eintreten, Konvulsionen, Starrkrampf, oder es bleiben Lähmungen und Atrophie zurück. Sehr üble und oft den Tod nach sich ziehende Komplikationen sind Erschütterungen edler Organe, vorzüglich des Gehirns und Rückenmarkes, Zerreißungen innerer Theile, der Leber, der Nieren, der Milz, des Magens, großer Gefäße, welche der Kunst nicht zugänglich sind, ferner Knochenbrüche und Knochensplitterungen. Die Behandlung hat im Auge, den Grad der Vitalitat bei einer Q. zu regeln u. etwaige Komplikationen zu heben. Letzteres kann in vielen Fällen die Hauptaufgabe des Arztes seyn, z. B. bei Erschütterung wichtiger Organe. In den meisten Fällen macht sich eine örtliche, zuweilen auch allgemeine antiphlogistische Behandlung durch Ansetzen von Blutegeln, Schröpfköpfen, durch kalte Aufschläge, Ueberschläge von Wasser und Essig, Bleiwasser, Salmiak u. Salpeter, durch Aderlässe und innerlichen Gebrauch kühlender Salze, des Nitrums, der Laxirsalze nöthig; dabei Ruhe des erkrankten Theiles und entzündungswidrige Diät. Ist so die Entzündung zertheilt, so tritt die Behandlung der oft zurückbleibenden verminderten Vitalität und Schwäche ein, gegen welche Reizmittel äußerlich (Linimentum volatile, Balsamum vitae Hofmanni, Tinctura arnicae, aromatische Bäder, die Elektricität rc.) und innerlich (Arnica) angewendet werden. Große Blutertravasate kann man durch Anwendung der Kälte und resorptionsfördernder Mittel zur Auffaugung zu bringen suchen; zuweilen können Incisionen oder Eröffnung einer Körperhöhle, in welche sich Blut ergossen hat, nöthig werden. Die Behandlung der Nachkrankheiten, sowie etwa eintretender Eiterung ist die gewöhnliche.

Quetschwunden, s. Quetschung.

Queue (franz., d. i. Schwanz), die hintere Seite eines Truppentheils, besonders hinsichtlich der Richtung des Abmarsches, der Tête entgegengesetzt; französisches Flüssigkeitsmaß, in Champagne 18,161, in Blois, Dijon, Macon, Sluys und Orleans 20,428 pariser Kubikzoll; in Frankreich, und hie und da auch in Deutschland, zur Vermeidung des Andrangs an Theater- und ähnliche Kassen 4—5 Fuß hohe Barrieren und Gitter in den Vorhallen des Theaters selbst oder auf der Straße vor den Eingangsthüren, innerhalb deren nur 1—2 Personen auf einmal sich der Kasse nahen können; auch der Billardstock.

Quevedo Villegas, Don Francisco de, spanischer Dichter und Schriftsteller, im Sept. 1580 zu Madrid geboren, studirte zu Alcala de Henares erst Theologie, dann Jurisprudenz, Medicin, Philosophie, die schönen Wissenschaften u. alte und neue Sprachen. Wegen eines Duells, in dem er seinen Gegner erstochen, flüchtete er nach Italien, wo ihn der Vicekönig von Neapel, der Herzog von Osuña, so lieb gewann, daß er ihm Begnadigung auswirkte und ihn zu den wichtigsten Geschäften brauchte. Der Sturz seines Gönners hatte auch seinen Fall zur Folge. Er ward als Vertrauter des Vicekönigs in Untersuchung gezogen und drei Jahre lang auf seinem Land-

gut La Torre de Juan gefangen gehalten. Die Energie, mit welcher er Entschädigung für die erlittenen Mißhandlungen forderte, zog ihm eine Verbannung zu. Er durfte zwar 1632 an den Hof zurückkehren, schlug aber die ihm angetragene Sekretärsstelle und den Gesandtschaftsposten in Genua aus, bereiste Spanien und lebte auf seinem Landgut den Wissenschaften. Nach dem frühen Tode seiner Gattin zog er sich noch mehr zurück, ward jedoch als angeblicher Verfasser eines gegen den Minister Olivarez gerichteten Libells abermals eingekerkert und erst nach 2jähriger Haft entlassen. Er † bald darauf, am 8. September 1645, zu Villa nueva de los Infantes, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben. Q. ist einer der geistreichsten, witzigsten und vielseitigsten spanischen Schriftsteller. Unter den Gedichten (Lieder, Sonette, Idyllen, Satyren) zeichnen sich die humoristischen durch scharfen Witz und sinnreiche Erfindung aus. Im Auslande ist er durch seine prosaischen Schriften berühmt geworden, namentlich durch seine „Sueños y discursos“ (deutsch von Philander von Sittewald, Straßburg 1645) und durch den Schelmenroman „Gran Tacaño“ (deutsch von J. G. Keil unter dem Titel „Geschichte des Erzschelms, genannt Don Paul“, Leipzig 1826), worin die Nationalthorheiten der Spanier mit bitterem und oft sehr derbem Humor gegeißelt werden. Er übersetzte auch Epiktets „Enchiridion“ in spanische Verse und gab die „Werke des Baccalaureus de la Torre“ heraus. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Madrid 1791—94, 11 Bde. mit Kupfern, das. 1842, mit Anmerkungen; eine Auswahl gab E. de Ochao (Paris 1840) heraus.

Quezaltenango, Dorf und Hauptort eines Departements im mittelamerikanischen Staat Guatemala, auf einer von Bergen umgebenen Ebene, am Flusse Siguila, reich und blühend, hat 11,000 Einwohner, meist Indianer, welche Landbau, starke Viehzucht treiben und Manufakturen für baumwollene und wollene Zeuche unterhalten.

Quiberon, Marktflecken im französischen Departement Morbihan, Bezirk l'Orient, auf der Spitze der gleichnamigen Halbinsel (2 Lieues lang und 1/4 Lieue breit), welche gegen Westen eine weite, sichere, durch Batterien und das Fort Penthièvre geschützte Bucht einschließt, deren Eingang aber gefährlich ist, hat einen kleinen Hafen, Fabriken für Leder, Papier, Liqueurs, Sardellenfischerei und lebhaften Handel und über 3000 Einwohner. Die Halbinsel Q., auf welcher das erwähnte Fort zum Schutze des Hafens steht, wird bei hoher Fluth vom Meere bedeckt u. ist daher nur stellenweise angebaut, aber durch die Landung und Niederlage der vereinigten Engländer und Emigranten im Frühjahre 1795 geschichtlich merkwürdig geworden. In England hatte man auf des Grafen Puisaye Betrieb zur Unterstützung der Kämpfer in der Vendée und Bretagne eine Expedition beschlossen und mit großen Kosten ausgerüstet, welche außer den dort selbst gebildeten Emigrantencorps auch eine Division Engländer, nebst Waffen, Munition, Bekleidung und Geschütz für 60,000 Insurgenten, sowie über 100 Offiziere und nebst dem Bischof von Dol 50 andere Priester überführen sollte. Den Oberbefehl sollte bis zur Ankunft des Grafen Artois Puisaye führen. Am 16. Juni 1795 ging der erste, von Admiral Waren mit einigen Kriegsschiffen gedeckte Transport unter des Grafen Hervilly Oberbefehl unter Segel. Lord Bridport, der mit einer Flotte bei der Insel Ouessant kreuzte, schlug am 24. auf der Höhe von Belle-Isle die unter dem Admiral Villaret-Joyeuse ihm entgegengegangene brester Flotte, welche sich mit Verlust von drei Linienschiffen in den Hafen von l'Orient flüchten mußte. Waren konnte nun ungehindert am 26. in der Bai von Q. vor Anker gehen und am 27. die Truppen zwischen Crac u. Carnac ans Land setzen. Hervilly eroberte an demselben Tage Carnac, worauf die Chouans in solcher Menge von allen Seiten herbeieilten, daß am Morgen des 28. das Corps bereits bis auf 15—16,000 Mann angewachsen war. Anstatt aber den ersten Schrecken und die Schwäche der Republikaner zu benutzen, schnell und vereint weiter vorzudringen, stritten sich Puisaye u. Hervilly um den Rang und um den weiter zu befolgenden Operationsplan. Man begnügte sich, die Halbinsel Q. in die Gewalt zu bekommen, wo sich Hervilly in einem verschanzten Lager festsetzte. Hoche, Obergeneral der zur Deckung der Bretagne bestimmten Armee, war bei der ersten Nachricht der Annäherung der Flotte nach Vannes geeilt und hatte hier binnen wenig Tagen 6000 Mann vereinigt. Die Langsamkeit des Feindes erleichterte ihm die Heranziehung weiterer Truppencorps, mit denen er die vorgerückten Divisionen aus Landavan und Auray vertrieb und sie am 6. Juli mit 13,000 Mann bis zum Fort Penthièvre zurückdrängte. Er beschloß nun, den Feind in der Halbinsel zu blokiren, und verschanzte sich sofort in seiner auf der Falaise bei St. Berbe genommenen Stellung. Um ihn aber an weiterer Verstärkung zu hindern und die kampfbegierigen Chouans aus den ihrer Fechtart gar nicht zusagenden Verschanzungen zu führen, beschloß Hervilly einen allgemeinen, indessen zu kombinirten Angriff, der aber ganz mißglückte. Am 15. Nachmittags warf die zweite Transportflotte in der Bai von Q. Anker; sie führte unter dem jungen Grafen Sombreuil von den aus Deutschland kommenden Emigranten, die dort bereits mit Auszeichnung gefochten, nur 1500 Mann an Bord, da man unbegreiflicher Weise 2500 Mann derselben für Westindien bestimmt hatte. Die dringende Bitte des sogleich für seine Person ans Land gehenden Sombreuil, mit seinen Truppen an dem bevorstehenden Kampfe Theil nehmen zu dürfen, ward von Hervilly aus Dünkel und Eifersucht zurückgewiesen. So wie schon früher, gingen auch jetzt wieder mehre angeworbene Gefangene zu den Republikanern über und unterrichteten dieselben von dem bevorstehenden Angriffe der Royalisten, worauf Hoche alle Vorbereitungen zu deren Empfang traf. Während am 16. Nachts 1 Uhr Hervilly mit 3000 Emigranten und 1600 Chouans in 4 Kolonnen auf der Falaise vorrückte, war Vauban mit 2000 Chouans u. 200 englischen Marinesoldaten eingeschifft worden, um von Carnac aus gegen die Republikaner vorzurücken. Mit Tagesanbruch landete die letzte Abtheilung in der Bai

von Carnac, wurde aber kurz darauf von dem General Lemoine angegriffen und gezwungen, sich wieder einzuschiffen. Hervilly kam zu gleicher Zeit bei den sich zurückziehenden Vorposten des Feindes an, und da er das mit Vauban verabredete Zeichen seiner bewerkstelligten Landung bemerkte, so rückte er sogleich gegen die Hauptstellung vor. Hoche empfing aber die Royalisten auf Pistolenschußweite mit einem mörderischen Kartätschen- und Gewehrfeuer, brachte sie hierdurch in Unordnung, rückte nun selbst aus seinen Verschanzungen zum Angriffe vor und warf Alles über den Haufen. Hervilly, der durch persönliche Tapferkeit die begangenen Fehler wieder gut zu machen suchte, wurde tödtlich verwundet. Seine Truppen befanden sich nun ohne alle Leitung, und deren völlige Auflösung und Vernichtung wäre vielleicht schon jetzt erfolgt, wenn nicht das Feuer der englischen Kanonenboote und der trefflich geführten und bedienten Artillerie der Emigranten, sowie die Rückkehr Vaubans von seiner verunglückten Unternehmung und der eigene Mangel an Reiterei die Republikaner an der weitern Verfolgung gehindert hätten. Die Royalisten verloren an diesem Tage 15 Kanonen und 1400 Todte. Hervilly starb nach einigen Tagen, und an seiner Stelle übernahm Vauban das Kommando der Truppen. Puisaye verblieb inzwischen in einer unbegreiflichen Unthätigkeit und vernachlässigte die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln. Die am 17. bei Q. ausgeschiffte Division Sombreuil ließ man hier 2 Stunden hinter der Stellung zurück, ohne sie mit Geschütz und gehöriger Taschenmunition zu versehen. Statt diese zuverlässige, aus lauter Emigranten bestehende Truppe heranzuziehen, vertraute man fortwährend die Bewachung der Veste Penthièvre dem meist aus eingestellten Gefangenen bestehenden Regimente Hervilly, welches täglich Ueberläufer hatte, und selbst als in der Nacht zum 19. mehr als 30 Mann zum Feinde übergingen, traf man weiter keine Anstalten, als die Posten im Innern des Forts zu verdoppeln. Unter jenen Ueberläufern waren zwei Sergeanten, welche sich gegen Hoche erboten, seine Truppen auf demselben Wege, auf dem sie entkommen, unentdeckt ins Fort zu führen, und zugleich versicherten, daß sich dann sogleich ein großer Theil der Besatzung auf die Seite der Stürmenden wenden würde. Hoche ging darauf ein, und von drei Kolonnen, jede zu 1000 Mann auserlesener Truppen, wurden zwei zum Angriffe des feindlichen Lagers und eine zur Unterstützung des Generaladjutanten Ménage bestimmt, welcher, von den Ueberläufern geführt, mit 300 Grenadieren längs der Küste die Vorposten und Verschanzungen der Royalisten umgehen und sich mit Hülfe der Verräther des Forts Penthièvre bemächtigen sollte. Am 20. Nachts 11 Uhr setzten sich unter dem heftigsten Gewitter mit Sturm und Regengüssen die Kolonnen in Marsch. Der erste Posten der sorglosen Royalisten wurde zwar überrascht und niedergemacht, allein der dabei entstandene Lärm rief im Lager Alles schnell zu den Waffen; das heftigste Geschützfeuer empfing die Stürmenden, und sie wurden vollständig zurückgeschlagen. Ein zweiter Angriff, bei welchem die herbeigeeilten englischen Kanonenboote die Republikaner in die Flanke faßten, hatte gleichen Erfolg, und schon wollte Hoche den Rückzug antreten, als man die dreifarbige Fahne auf den Wällen des Forts wehen sah. Ménage war nämlich mit seinen Leuten in den Rücken der Veste und nach geräuschlosem Niedermachen einiger Schildwachen unentdeckt bis an die Umwallung gekommen; auf das nun gegebene verabredete Zeichen hatten sich die Verräther im Fort auf die Kanoniere geworfen und die Republikaner eingelassen. Die Veste war bald völlig in der Letzteren Gewalt und dem Gemetzel entgingen nur wenig Emigrirte. Die jetzt erneuerten Angriffe des Generals Hoche brachten die Royalisten zum Weichen; nur wenige entkamen auf die englischen Schiffe, und unter diesen Puisaye. Sombreuil übernahm in dieser verzweifelten Lage das Kommando, rückte mit seiner inzwischen herangezogenen Division zur Wiedernahme von Penthièvre vor, wurde aber von den nun völlig geordneten Kolonnen des Generals Hoche in die Flanke genommen und mußte von seinem Vorhaben abstehen. Er warf sich nun auf die mittlere feindliche Kolonne und brachte sie einen Augenblick zum Weichen; aber sein linker Flügel löste sich auf, nachdem zwei, meist aus gestellten Gefangenen bestehende Regimenter dem früheren Beispiele zweier andern gefolgt waren und theils die Waffen gestreckt, theils sich auf die Seite der Republikaner gewendet hatten. Nun stürzte Alles dem Strande zu; aber nur wenig englische Schiffe konnten wegen der Felsen und der heftigen Brandung sich nahen, um die Flüchtigen aufzunehmen. Viele gaben sich in der Verzweiflung selbst den Tod und unter diesen der Oberst Damas, welcher mit dem Pferde von einem Felsen ins Meer setzte. Sombreuil deckte mit dem Reste seiner Division den Rückzug und warf sich in das halb verfallene, von allem Geschütz entblößte Fort Neuf, um die Einschiffung der am Strande Umherirrenden möglichst zu begünstigen. Lange dauerte der Kampf nicht; die Republikaner drangen bald in die Werke, und die Royalisten legten die Waffen nieder, nachdem eine Art Uebereinkunft zu Stande gekommen war, nach welcher sich Sombreuil dem Gesetze als Opfer verfallen erklärte, die Mannschaft aber als Kriegsgefangene betrachtet werden sollte. Trotz der Bemühungen Hoche's verwarfen die Konventsdeputirten diese Uebereinkunft und ließen durch zwei Kriegsgerichte zu Auray und Vannes alle Emigrirten über 18 Jahre zum Tode verurtheilen. Graf Sombreuil, der Bischof von Dol mit 50 Geistlichen und 711 Mann wurden erschossen. 3600 Chouans gab man die Freiheit auf Reklamation ihrer Gemeinden und gegen Auslieferung der Waffen im Lande. Kaum 800 Emigranten und 1300 Chouans glückte es, sich auf die englischen Schiffe zu retten.

Quibo, Insel der südamerikanischen Republik Neugranada, Departement Isthmo, an der Südküste, mit einem der schönsten Wasserfälle und trefflichem Hafen.

Qui cito dat, bis dat (lat.), wer bald gibt, gibt doppelt.

Quick, s. v. a. Quecksilber; besonders mit Scheidewasser getödtetes Quecksilber, mit dem man auf Messing den Grund zur Vergoldung legt.

Quickarbeit, s. v. a. Amalgamation.

Quickgold und **Quicksilber**, mit Quecksilber vermischtes Gold oder Silber, zum Vergolden und Versilbern im Feuer.

Quidam (lat.), ein Gewisser, Jemand, gewöhnlich im verächtlichen Sinne.

Quiddität (lat. quidditas, Washeit), bei den Scholastikern der Inbegriff Dessen, was ein Ding wesentlich ist. Davon quidditativ, s. v. a. wesentlich.

Quid pro quo (lat.), Etwas für Etwas, Eins für das Andere; Mißgriff, Verwechselung; die Abfindungssumme bei einem Vergleich.

Quidquid agas, prudenter agas, et respice finem (lat.), Sprüchwort: Bei Allem, was du thust, bedenke das Ende.

Quies (lat.), Personifikation entweder des Todes oder der Ruhe auf der Wanderschaft, hatte ein Heiligthum an der lavikanischen Straße vor Rom.

Quietiner, s. v. a. Theatiner.

Quietismus (v. lat. quies), eine von dem spanischen Weltpriester Mich. Molinos ausgegangene, durch die bloß mechanische Gottesdienstlichkeit und leere Werkthätigkeit, worein Jesuiten und Dominikaner im 17. Jahrhundert das Wesen der Gottesverehrung und Frömmigkeit setzten, zunächst hervorgerufene mystisch-religiöse Richtung. Im Gegensatze zu jener forderte Molinos in seinem „Guida spirituale" (Rom 1675) ein Versenken des Geistes in schweigendes Gebet, eine vollkommen passive Ruhe der Seele, in der sie, ganz in Gott zurückkehrend, dem göttlichen Wirken in ihr sich überlasse, und Vernichtung alles eigenen Geisteslebens, um liebevoll unterzugehen in Gott. So unschädlich alles dies auch seyn mochte, so setzte es der französische Hof beim Papste doch durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und in ein römisches Dominikanerkloster wandern mußte, wo er 1696 starb. Dies hinderte jedoch die Verbreitung des Q. keineswegs. Molinos' Buch wurde in mehre Sprachen übersetzt und veranlaßte eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geist; selbst am Hofe Ludwigs XIV. fand der Q. eine Pflegerin in der schönen und reichen Wittwe Jeanne Marie Bouvier de la Mothe Guyon, die durch ihr Beispiel, ihre Betstunden und salbungsvollen Schriften, sowie durch die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe, eine Menge Anhänger gewann. Sie ging in ihrem Mysticismus so weit, daß sie sich für das schwangere Weib in der Apokalypse hielt und in ihrer Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sey oft von einem solchen Uebermaß der Gnade erfüllt, daß sie ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf diese Gnadenfülle sich über Die, welche sich ihr hingeben, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet und starb im Gefängnisse, die Guyon selbst wurde ebenfalls eingesperrt, kam aber wieder in Freiheit und nahm an den Betstunden der Maintenon in St.-Cyr Theil. Fénélon gab in seiner „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure" (1697) dem Q. neues Gewicht; Bossuet jedoch erwirkte 1699 ein päpstliches Breve, in welchem 23 Sätze aus Fénélons Buch als irrig verdammt wurden. Erst der veränderte Zeitgeist aber brachte den Q. in Vergessenheit. Der Q. offenbart sich in Fénélons Buche als eine gemüthliche Schwärmerei, deren Grundforderung die sogenannte reine Liebe ist, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit völliger Selbstverleugnung auf Gott richtet, weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ertödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigne Kräfte bei guten Werken vernichtet werden. Man wünscht nichts und bittet nichts, sondern überläßt sich ganz Gott und begnügt sich am Anschauen seines Wesens.

Quietisten (v. Lat., d. i. die Ruhenden), s. v. a. Hesychasten; die Anhänger des Quietismus (s. d.).

Quieto, Fluß im österreichisch-illyrischen Gubernium Triest, entsteht durch die Vereinigung der Flüsse Maestro und Battenaglia in dem Walde Montona, fließt durch ein auf beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossenes Thal und mündet nach einem Laufe von $4^1/_2$ Meilen bei Cittanuova in das Meer. Er wird von Bastia bis St. Pollo mit Flößen, von da an bis zur Mündung mit Barken befahren.

Quiévrain, Flecken in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Mons, mit Tabaksfabrikation, Baumwollweberei, Steinkohlen u. 2180 Einwohnern. Hier am 29. April 1792 Gefecht zwischen den Franzosen u. den Oesterreichern, in welchem letztere Sieger blieben.

Quilade, spanisches und portugiesisches Gewicht für Gold und Edelsteine, 1 Q. = 4 Granos, 140 Q.s = 1 Onça de Castilla; die Mark geprägtes Gold = 22 Q.s, verarbeitetes = $20^1/_2$, Staubgold = $21^3/_4$ = 22 Q.s.

Quillaja (Seifenspiere), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, mit 5spaltigem Kelch, 5spatelförmigen Blumenblättern auf einer 5lappigen Scheibe und 10 Staubfäden, Bäume in Chili. Von Q. Smegmadermos *Dec.*, Q. Saponaria *Poir.*, Smegmadermos emarginata *Ruiz et Pav.*, bildet die Rinde mit Wasser einen Schaum wie Seife, weshalb sie in Peru und Chili häufig zum Waschen gebraucht wird und daselbst einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht; sie schmeckt stechend pfefferartig und enthält Saponin. Das Holz ist hart, röthlich, spaltet sich nicht und wird daher zu Steigbügeln gebraucht.

Quillan, Stadt im französischen Departement Aude, Bezirk Limoux, am Aude, mit vorzüglichem Weinbau, Fabriken für Schellen, Eisenwaaren, Leder, Kämme, Tuch, Holzhandel und 2160 Einwohnern.

Quillebeuf, Stadt im französischen Departement Eure, Bezirk Pont-Audemer, links an der Mündung der Seine, sonst befestigt, mit Schifffahrtsschule, Fischerei und 1500 Einwohnern.

Quillimancy (Quilimance, Quilmance), Stadt an der afrikanischen Küste Mozambique, im Süden derselben, links am gleichnamigen Flusse, dem nördlichen Mündungsarm des Zambese, mit Hafen, ist Hauptstapelplatz des portugiesischen Handels.

Quillimane, Fluß an der afrikanischen Küste Zanguebar, fließt in der Richtung von Norden nach Süden bei Melinde in den Ocean.

Quillota, Stadt in der südamerikanischen

Republik Chili, Provinz Coquimbo, nordöstlich von Valparaiso, rechts am Aconcagua, in einem schönen und fruchtbaren Thale; wichtig durch die sehr reichen Kupferminen in der Gegend. Q. litt am 19. November 1822 sehr durch Erdbeben.

Quilo, florentinische Silbermünze, = 12 Soldi 4 Denari oder 13 Soldi 4 Denari.

Quiloa, Stadt an der afrikanischen Küste Zanguebar, auf einer kleinen gleichnamigen Insel im Innern einer Bai, welche einen großen und sichern Hafen bildet, mit Handel und 2—3000 Einwohnern. Q. war zu Anfang des 16. Jahrhunderts die blühendste Niederlassung an dieser Küste, ist aber gegenwärtig nur noch ein wenig ansehnlicher Ort, der nur durch den Negerhandel noch einige Wichtigkeit hat.

Quimper (Q.-Corentin), Hauptstadt des französischen Departements Finisterre in der Bretagne, am Zusammenflusse des Odet und Benaudet, unweit der Mündung beider in den atlantischen Ocean, in ungemein schöner Lage auf einem Hügel, um dessen Fuß sich die 2 Flüsse schlingen. Der ältere Theil der Stadt ist noch mit Mauern und Thürmen umgeben und bietet ein Labyrinth von häßlichen, finstern Straßen dar, welche mit dem Anblicke der Stadt von außen auffallend kontrastiren. Der neuere Stadttheil ist besser gebaut und hat einige gute Gebäude, unter denen sich die Kathedrale, das Schauspiel- und das Badehaus auszeichnen. Q. ist der Sitz der Departementalbehörden, eines Bischofs und eines Civil- und Handelstribunals und hat ein großes und kleines geistliches Seminar, ein Collége, eine Schifffahrtsschule, öffentliche Bibliothek, ein Hospital, eine Gesellschaft für den Ackerbau, Douane, Schiffbau, Sardellenfischerei, Fayence- und Töpferwaarenfabriken, Gerbereien, Brauereien, lebhaften Handel, einen Seehafen für kleinere Schiffe und 10,500 Einwohner.

Quimperlé, Hauptstadt eines Bezirks im französischen Departement Finisterre, am Zusammenflusse der Isolle und der Ellé, welche die Laita bilden, von hohen Bergen umgeben, hat einen großen Platz, eine Kirche Notre-Dame, ein altes Schloß der Fürsten von Bretagne, ein Civiltribunal, Collége, eine Gesellschaft für den Ackerbau, Fabriken für Leder, Papier, Holzschuhe, Handel mit Getreide, Vieh, Holz, Leder, Honig, Wachs, einen Hafen und 5550 Einwohner.

Quin, James, ausgezeichneter Schauspieler, ward 1693 zu London geboren als Sohn eines Irländers, der sich mit einer angeblichen Wittwe verheirathet hatte, die später von ihrem aus der Fremde zurückkehrenden ersten Mann wieder zurückgefordert ward. Q., welcher in Folge dessen seine Ansprüche auf rechtmäßige Geburt verlor und nach seines Vaters Tod in große Dürftigkeit gerieth, versuchte sein Glück auf der Bühne zu Dublin und seit 1715 zu London, wo er anfangs in die Gesellschaft von Drurylane trat und 1717 Anstellung beim Lincolnsinntheater fand. Ungeachtet einer gewissen Eintönigkeit in seinem Spiel glänzte er in hohem Grade, vorzüglich im Trauerspiel, in würdevollen Rollen, z. B. als Cato und Coriolan, und im Lustspiel in humoristischen, z. B. als Falstaff, Volpone und Sir John Brute. Höchst reizbar, gerieth er in vielfache Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, während sein Edelmuth so weit ging, daß er z. B. dem ihm damals noch ganz unbekannten und wegen einer Geldschuld verhafteten Dichter Thompson durch 100 Pfund Sterling zur Freiheit verhalf. Durch Garricks (s. d.) späteres glanzvolles Auftreten nach und nach verdunkelt, zog sich Q. endlich ganz von der Bühne zurück und lebte fortan meist zu Bath, wo er 1766 †.

Quina, s. v. a. Chinarinde.

Quinarius, römische Münze, betrug die Hälfte eines Denars oder 5 Asse und wurde daher mit der Ziffer V bezeichnet, wodurch ihr Verhältniß sowohl zum As, als zum Denar, welcher die Ziffer X trug, ausgedrückt wurde. Nur auf wenigen Quinaren, z. B. der Gens Egnatuleia, findet sich Q. zu Bezeichnung des Werthes. Die ältesten Quinare tragen denselben Typus wie die Denare, den mit dem Flügelhelm versehenen Kopf der Pallas einerseits, andererseits die beiden Dioskuren zu Pferde mit der Inschrift ROMA. Später wurde die Victoria bald in stehender, bald in sitzender Stellung der Haupttypus des Q. und blieb es auch bis zur Zeit des Augustus. Nur wenige Quinare, nämlich die, welche die Namen Cordus, Mettius, Papius und Sestius tragen, zeigen von den vorbeschriebenen abweichende Typen. Nach dem Typus der Victoria wurde der Q. auch Victoriatus genannt.

Quinault, Philippe, französischer Operndichter, den 3. Juni 1635 zu Paris geboren, war der Sohn eines Bäckers und einer Schauspielerin. Von dem Dichter Tristan l'Hermite aufgemuntert, brachte er in seinem 18. Jahre sein erstes Stück, „Les rivales" (1653), zur Aufführung, fand Beifall und schrieb nun eine Menge Trauerspiele und Tragikomödien, die sich eben so sehr der Gunst des Publikums erfreuten, als sie die Kritik zum Tadel herausforderten. Seine „Astrate" wurde von Boileau mit so bitterem Spotte angegriffen, daß sich Q. bewogen fand, sich fortan der Oper zuzuwenden, auf welchem Felde er so Außerordentliches leistete, daß seine Texte selbst die Musik Lully's überdauerten. Namentlich sind seine „Armide" (1686) und sein „Atys" Meisterstücke in ihrer Art. Seine Verse übertreffen an Musik und Wohlklang die der größten französischen Dramatiker. Durch Heirath in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, kaufte er sich 1671 die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer; um dieselbe Zeit ward er Mitglied der französischen Akademie. In den spätern Jahren seines Lebens verfiel er der Frömmelei, gab seine Arbeiten für die Bühne auf und schrieb ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich, das aber ungedruckt blieb. Man hat auch mehre Lehrgedichte von ihm. Er † den 26. November 1688. Eine vollständige Ausgabe seiner Opern erschien als „Théâtre" (Paris 1739 und 1778, 5 Bde.).

Quincailleriewaaren (v. Franz.), s. v. a. kurze Waaren; der Handel damit heißt Quincailleriehandel.

Quinctilianus, s. v. a. Quintilianus.

Quincunx, römische Münze im Werth von 5 Unciae oder $^5/_{12}$ des Pfundes. Q. führte als Typus einerseits den lorbeerbekränzten Kopf des

Apollo, andererseits die Dioskuren zu Pferde, daneben V Globuli u. die Inschrift ROMA; als Maß = 5 Cyathi oder ½ Sextarius weniger 1 Cyathus; auch Bezeichnung der durchbrochenen Ordnung der Baumpflanzung, welche mit der schriftlichen Bezeichnung von 5 Unzen Aehnlichkeit hat.

Quincy, John Q. Adams, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika bis 1828, s. Adams 3).

Quindiu, Kette der Anden in der Republik Neugranada, Departement Cauca, erhebt sich in dem unter 4° 46' gelegenen Pik von Tolima bis 17,190 Fuß über die Meeresfläche.

Quinet, Edgar, französischer Dichter und Literarhistoriker, 1803 zu Bourg en Bresse geboren, studirte in Straßburg, Genf und Paris und ging dann nach Heidelberg, wo er Creuzers Vorlesungen hörte und sich mit der deutschen Wissenschaft bekannt zu machen suchte. Eine Frucht dieser Studien war die Uebersetzung von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Straßburg 1826, 3 Bde.). Als die französische Regierung die Expedition nach Morea ausrüstete, begleitete sie Q. im Auftrage des Instituts als Mitglied der Gelehrtenkommission, und das mit Beifall aufgenommene Buch „De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité“ (Paris 1830, 2. Aufl. 1832) war das Ergebniß seiner Beobachtungen daselbst. Er empfing dafür von der Regierung ein Jahrgehalt und wandte sich nun der Betrachtung des Mittelalters zu, warf sich aber, durch die scharfe Kritik, die sein „Rapport sur les épopées franç. du XIII siècle“ (Paris 1831) erfuhr, ärgerlich gemacht, auf die Politik. In seinem „Allemagne et Italie“ (Paris 1832, neue Auflage 1839, 2 Bde.) beurtheilte er die Verhältnisse Deutschlands ziemlich richtig. Um Materialien zu einem Werke über die bildenden Künste zu sammeln, reiste er 1832 nach Italien. Wegen seiner Angriffe auf die Priesterpartei, gegen die er in der gemeinschaftlich mit Michelet herausgegebenen Schrift „Les Jésuites“ (Paris 1844), sowie wegen seines fortwährenden Abschweifens auf politische Diskussionen, wurde er der Vorlesungen, mit denen er seit 1840 am Collége de France beauftragt war, enthoben; ein Theil derselben ist in der „Revue des deux mondes“ abgedruckt. Er schrieb auch über das Leben Jesu von Strauß: „Du génie des religions“ (Paris 1842) und „Mes vacances en Espagne“ (das. 1846). Seine poetischen Werke: „Ahasvérus, mystère“ (Paris 1833), „Napoléon, poëme“ (das. 1836) und „Prométhée, tragédie“ (das. 1838) entbehren des ächten Dichtergeistes. Nach der Februarrevolution von 1848 ward er von der 11. Legion der pariser Nationalgarde, die größtentheils aus Studenten bestand, zum Obersten, vom Departement Ain aber zum Repräsentanten in der konstituirenden Nationalversammlung, sowie später zum Deputirten in der Legislative erwählt. In beiden Versammlungen stimmte er mit der demokratischen Fraktion des Palais royal, erschien aber nicht auf der Rednerbühne. Durch das Dekret vom 9. Januar 1852 ward er mit 17 andern Abgeordneten der Legislative auf unbestimmte Zeit aus Frankreich verbannt und lebte seitdem in Belgien.

Quingey, Stadt im französischen Departement Doubs, Bezirk Besançon, an der Loue (Louve), mit Eisenwerken, Drahtzieherei, Färberei und 1200 Einwohnern. In der Nähe berühmte Stalaktitenhöhlen (Grottes d'Oselles) mit einem kleinen, aber tiefen See.

Quiniluban, kleine asiatische Inselgruppe, ostindische Inseln, Philippinen, zwischen den Inseln Panay und Pabaouan.

Qui nimium probat, nihil probat (lat.), wer zu viel beweist, beweist nichts.

Quinquagesima (lat.), der 50. Tag vor Ostern, s. v. a. Estomihi, auch Q. abstinentiae et poenitentiae, die zum Fasten und zur Buße bestimmte 50tägige Zeit, die mit diesem Sonntag begann; Q. paschalis, Q. laetitiae et exaltationis, die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten.

Quinquatrus (Quinquatria), Fest der Minerva, welches die Römer im März (Q. majores) und im Juni (Q. minusculae) feierten. Die Q. majores dauerten 5 Tage, vom 19. bis 23. März. Am ersten Tage ward der Geburtstag der Göttin gefeiert, und zwar mit unblutigem, aus Kuchen von Oel, Honig und Korn bestehendem Opfer, sowohl von der Jugend, als auch von älteren Personen. Am zweiten, dritten und vierten Tage wurden Gladiatorenspiele gehalten, was für die spätere Einsetzung des Festes spricht. Der fünfte Tag hieß Tubilustrium (s. Tubilustria). Die Q. minores oder minusculae wurden nur 3 Tage lang gefeiert, und zwar vornehmlich von den Flötenspielern, die, scherzhafte Worte zu alten Weisen singend, maskirt in der Stadt umherzogen und sich dann in den Tempel der Minerva begaben, welche sie als die Göttin ihrer Kunst betrachteten, weil dieselbe das Flötenspiel erfunden haben sollte.

Quinquennales, in Rom Titel der Municipalcensoren, die auch Duumviri quinquennales, wenn es ihrer zwei waren, oder Quatuorviri q., wenn ihr Kollegium aus vier Mitgliedern bestand, genannt, alle 5 Jahre gewählt wurden und, wie die römischen Censoren, Census zu halten hatten; auch Titel der römischen Censoren, weil sie alle 4 Jahre (quinto quoque anno) gewählt wurden und Census und Lustrum hielten. Q. ludi, Spiele, welche alle 5 Jahre gefeiert wurden, wozu bei den Römern außer den Ludi capitolini u. a. besonders diejenigen gehörten, welche die Kaiser nach 5jähriger Regierung feierten, so die Augustales (s. d.).

Quinquennium (v. Lat.), ein Zeitraum von 5 Jahren.

Quinquillion, die 5. Potenz einer Million, ausgedrückt:

1,000,000,000,000,000,000,000,000,000,000.

Quinquina, Pflanzengattung, s. v. a. Cinchona.

Quinta (lat.), die Fünfte, besonders (sc. classis) die 5. Klasse einer Schule; der Lehrer heißt Quintus, die Schüler Quintaner; s. Quinte.

Quintal (franz.), Centner.

Quintana, Manuel José, berühmter spanischer Dichter der Gegenwart, den 11. April 1772 zu Madrid geboren, studirte zu Cordova und Salamanca die Rechte, trat dann in das Advokatenkollegium seiner Vaterstadt und war nach einander Fiskalagent der Handelsjunta, Theater-

censor, Generalsekretär der Centraljunta, wirklicher Sekretär des Königs und Sekretär im Departement der Auslegung fremder Sprachen. Als stimmführendes Mitglied der obersten Censurjunta zur Zeit der ersten Cortesregierung verfaßte er fast alle Proklamationen und Manifeste der insurrektionellen Regierung, dichtete patriotische Lieder („Odas á España libre“, 1808), redigirte die „Variedades de ciencias, literatura y artes“ und gründete die gegen die napoleonische Herrschaft gerichtete Zeitschrift „Semanario patriotico“. Nach der Restauration auf eine Festung gebracht, ward er erst 1820 wieder freigegeben, in seine frühern Stellen wieder eingesetzt und 1821 zum Präsidenten der neu errichteten Generaldirektion der Studien ernannt. Im Jahre 1823 verlor er abermals seine Stellen und durfte erst 1828 von seinem Stammsitz in Estremadura zurückkehren, wo er 1833 abermals in seinen Posten im Departement der Auslegung fremder Sprachen wieder eingesetzt, zum Procer des Reichs und zum Mitglied des Staatsraths ernannt wurde. Nach der Umgestaltung der ersten Kammer trat er als Senator in dieselbe, war mehrmals Sekretär derselben und wurde Erzieher der Königin und Präsident des Studienraths. Die erste Aufmerksamkeit als lyrischer Dichter erregte Q. 1795 durch seine „Oda al mar“. Seine Gedichte, die sich durch philosophische Tendenz, patriotische Gesinnung u. männlich-kräftige Sprache auszeichnen, erschienen zuerst in Madrid 1802, zuletzt in Paris 1837, eine Auswahl in F. J. Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas“. Die vollständigste Ausgabe seiner poetischen Werke ist die „Poesias, inclusas las patrioticas y las tragedias“ (Madrid 1821, 2 Bde.) betitelte. Den „Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dias“ (Madrid 1808, 3 Bde., bedeutend vermehrt, das. 1830, 4 Bde.) ließ er eine Auswahl aus den Epikern folgen (das. 1833, 2 Bde.). Als Historiker erwarb er sich durch die „Vidas de españoles celebres“ (Madrid 1807, 1. Bd., das. 1830—1833, 2. u. 3. Bd.) Ruf.

Quinte (Diapente), Intervall von 5 Stufen, das 3 Gattungen unter sich begreift, nämlich die reine, verminderte und übermäßige Q. Die reine Q. besteht aus 3 ganzen Tönen und einem großen halben Tone und kommt in der Harmonie nicht allein als ein sehr wesentlicher Ton des harmonischen Dreiklangs, der deshalb auch wohl Quintenakkord genannt wird, sondern auch in dissonirenden Akkorden als eine Konsonanz vor, wie im Septimen-, Nonen- und Quartquintenakkorde. Die verminderte und die übermäßige Q. sind mehr oder minder Dissonanzen. Verdeckte Q.n entstehen, wenn zwei Stimmen bei gleicher Bewegung in eine vollkommene Konsonanz, also in eine reine Q. schreiten; aufzufinden sind sie, wenn man den melodischen Sprung, welcher in einer oder in beiden Stimmen Statt findet, mit stufenweise fortschreitenden Noten ausfüllt. Q. heißt auch die E-Seite auf der Violine.

Quinterne, im Lotto ein Gewinn, der dann gemacht würde, wenn alle 5 gezogenen Nummern besetzt und bezahlt worden wären; s. Lotto.

Quinteron, s. Farbige.

Quinteſſenz (Quinta essentia), bei den Pythagoräern der Aether, dann eine Fiktion des Theophrastus Paracelsus, der den 4 Essenzen der älteren Chemiker, durch die 4 Elemente dargestellt, eine 5. beifügte, die der Geist oder die Kraft eines natürlichen Körpers seyn sollte; später Bezeichnung von Auszügen, in denen man alle wesentlichen Theile der ausgezogenen Substanzen vereinigt glaubte, also s. v. a. Tinktur.

Quintett (ital. Quintetto, Quintuor), Tonstück von 5 Stimmen, s. Quartett.

Quintidi (franz.), im französischen republikanischen Kalender der 5. Tag einer Dekade.

Quintilianus (Quinctilianus), Marcus Fabius, römischer Rhetor, geboren in Calagurris in Spanien 42 (nach Andern 38) n. Chr. erhielt seine Bildung in Rom, wo er die angesehensten Redner hörte. Nachdem er sich mit Galba um 61 n. Chr. nach Spanien begeben, kehrte er 68 nach Rom zurück und begann von nun an seine Thätigkeit sowohl als gerichtlicher Redner, wie vornehmlich als Lehrer der Beredsamkeit, in welcher Eigenschaft er zu besonderem Ansehen und Ruhm gelangt ist. Er war der erste öffentliche Lehrer der Beredsamkeit in Rom, der vom Staate mit einem festen Gehalte angestellt war, und hatte zahlreiche Schüler, unter welchen der jüngere Plinius; auch Domitian vertraute ihm den Unterricht seiner Schwester Domitilla an und soll ihm die konsularische Würde verliehen haben. Nach einer 20jährigen Thätigkeit, durch welche er sich ein bedeutendes Vermögen erworben, legte er sein Lehramt nieder. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich vor 118 n. Chr. In die Zeit seiner Muße fällt die Abfassung seines Hauptwerks, „Institutio oratoria“ von ihm selbst betitelt, sonst aber meist „Institutiones oratoriae“ in den Handschriften, wie in den Citaten der Grammatiker genannt. In 12 Büchern gibt hier Q. eine vollständige Anleitung zu dem Studium der Beredsamkeit, indem er von den Elementen der Sprache, von der Grammatik ꝛc. ausgeht und von da zur Erörterung aller der Gegenstände übergeht, welche zur allseitigen Bildung des Redners nothwendig sind. Das 10. Buch gibt eine werthvolle Kritik der griechischen und römischen Literatur. Q. schließt sich zunächst an Cicero an und stellt auf ciceronianischer Grundlage, aber nach eigener Forschung, ein allseitiges, auch sittliches Ideal von einem Redner auf. Er zeigt in seinem Werke neben umfassender Gelehrsamkeit auch ein gesundes Urtheil und einen geläuterten Geschmack. Auch sein Styl hält sich im Ganzen, einige Mängel des silbernen Zeitalters der römischen Literatur, wie Härten und Verwickelungen des Periodenbau's, abgerechnet, an die besten Muster und zeichnet sich durch sorgfältige Vermeidung alles Schwulstes und rhetorischen Prunkes, sowie durch Reinheit und Gedrängtheit aus. Das Werk ward zuerst gedruckt Rom 1470, nachdem es schon im Zeitalter der Karolinger gebraucht, aber wieder verloren und zur Zeit des kostnitzer Koncils in St. Gallen wieder aufgefunden worden war. Außerdem wird dem Q. beigelegt eine Sammlung von 19 Deklamationen und eine andere von 145 eben solchen, die aber weit kürzer und zum Theil wohl nur

Reste und Excerpte einer größeren Sammlung von 388 Deklamationen sind. Beide Sammlungen gehören aber wahrscheinlich nicht dem Q., sondern einer späteren Zeit und mehren Verfassern an. Gerichtliche Reden von Q. haben sich nicht erhalten, eben so wenig seine Schriften über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit, die man mit Unrecht in der dem Tacitus gewöhnlich beigelegten, dem Inhalte nach verwandten Schrift „Dialogus de causis corruptae eloquentiae“ wiedergefunden zu haben glaubte. Nicht mehr vorhanden ist auch eine andere, von ihm selbst erwähnte Schrift „Libri II artis rhetoricae“. Die vorzüglichsten Ausgaben der „Institutiones oratoriae“ sind: von P. Burmann (Leyden 1720, 2 Bde.), Capperonier (Paris 1725), Gesner (Göttingen 1738), Spalding (vollendet von Zumpt u. Buttmann, Leipzig 1798—1829, 5 Bde., wozu als 6. Bd. noch das „Lexicon Quinctilianeum“ von Bonnell, das. 1834, gekommen ist). Gute Handausgaben lieferten Wolff (Leipzig 1816—1821, 2 Bde.), Gernhard (das. 1830, 2 Bde.) u. Meyer (das. 1833, Bd. 1). Eine deutsche Uebersetzung gab Henke unter dem Titel „Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa“ (Helmstädt 1775—77, 3 Bde.). Für Schulzwecke ward das 10. Buch herausgegeben von Frotscher (Leipzig 1826), Eichhoff (Gießen 1830), Herzog (Leipzig 1830), Augusti (Helmstädt 1831), Herbst (Halle 1834), Bonnell (Leipzig 1851), deutsch von Renscher (das. 1822) und Herzog (das. 1829). Die vollständigste Ausgabe der „Declamationes“ gab Burmann.

Quintilis, in den alten römischen Kalendern der 5. Monat, seit Julius Cäsar der 7., Juli.

Quintilius (Gens Quintilia), altes patricisches Geschlecht in Rom, das schon zur Zeit der Gründung Roms die Genossenschaft des Romulus gebildet und neben den Fabiern, den Genossen des Remus, den Dienst bei den Luperkalien versehen haben soll. Bemerkenswerth ist besonders Publius Q. Sextus Varus, durch seine Gemahlin Claudia Pulchra Verwandter des kaiserlichen Hauses, 13 v. Chr. mit Tiberius Konsul, verwaltete dann die Provinz Syrien und ward um 5 n. Chr. nach Germanien gesandt, wo er als der erste eigentliche Statthalter der römischen Herrschaft Bahn brechen sollte, verfuhr aber bei der Einführung römischer Verwaltung und Gerichtsbarkeit mit so unkluger Nichtachtung des Freiheitssinnes und der alten Sitten der Germanen, daß der Cheruskerfürst Arminius (s. d.) eine Verschwörung gegen ihn anzettelte, welche dem Varus im teutoburger Walde (9 n. Chr.) Heer und Leben kostete.

Quintillus, M. Aurelius Claudius, Bruder des Kaisers Claudius und von diesem gegen die Gothen geschickt, ließ sich nach dem Tode seines Bruders (270) in Aquileja von seiner Armee zum Kaiser ausrufen. Claudius hatte jedoch schon den Aurelian zum Nachfolger bestimmt, und da sich Q. auf die Treue seiner Soldaten nicht verlassen zu können glaubte, öffnete er sich nach 17tägiger Regierung im Bade eine Ader. Nach Andern wurde er bei einem Soldatenaufstande getödtet.

Quintilschein, s. Aspekten.

Quintin, Stadt, s. Quentin.

Quintinus, Schneider aus der Picardie, Stifter der Quintinisten, einer libertinischen Sekte, die sich besonders in Holland und Brabant ausbreitete. Nach ihrer Lehre thut der Mensch Alles durch die Eingebung des heiligen Geistes, die Sünde ist Einbildung, Buße besteht in einer Verleugnung derselben. Die Quintinisten durften sich sowohl zur katholischen, als protestantischen Kirche bekennen. Q. wurde 1530 zu Tournay verbrannt. Seine wichtigsten Anhänger waren Coppin (1525 Haupt der Sekte), Bertrand, Perceval, Pocq u. A.

Quintius (Quinctius, Gens Quintia), patricisches Geschlecht in Rom, welches ursprünglich in Alba Longa ansässig war, unter Tullus Hostilius sich in Rom niederließ und dort unter die Patres aufgenommen ward. Berühmte Nebenzweige desselben sind die Capitolini, Cincinnati und Flaminini. Von Letzteren ist bemerkenswerth: Titus Q. Flamininus, diente unter Marcellus 208 v. Chr. als Kriegstribun, ward nach der Wiedereroberung von Tarent Stadtkommandant daselbst und, die niedern Aemter überspringend, Konsul für 198 v. Chr., obwohl er noch nicht 30 Jahre alt war. Durch das Loos erhielt er den Oberbefehl im Kriege mit dem König Philipp von Macedonien und besiegte diesen bei Cynoscephalä (197 v. Chr.), führte im folgenden Jahre die bekannte Komödie auf, indem er bei der Feier der isthmischen Spiele die Griechen, zunächst die Philipp unterthan gewesenen, für frei erklärte. Ueberhaupt zeichnete er sich während seiner ganzen Wirksamkeit in Griechenland eben so als äußerst gewandter Diplomat, wie als geschickter und tapferer Feldherr aus. Dies bewies er vornehmlich in seinem Verhalten zu den Händeln der Griechen unter einander, namentlich zum ätolischen und achäischen Bunde. Im Jahre 195 v. Chr. ward ihm das Imperium von Neuem auf ein Jahr verlängert und er auch mit der Führung des Kriegs gegen Nabis beauftragt, worauf er 194 über Thessalien nach Rom zurückkehrte. Hier feierte er nicht nur einen glänzenden Triumph, sondern es ward ihm auch für die diplomatischen Verhandlungen mit Griechenland und Macedonien unumschränkte Vollmacht ertheilt, und daher ging er schon 192 v. Chr. wieder an der Spitze einer Gesandtschaft nach Griechenland, wo er vornehmlich sich bemühete, die Griechen von Antiochus von Syrien fern zu halten und fester an Rom zu ketten. Seine ausgezeichnete Gewandtheit bewirkte, daß man ihn allenthalben als Vermittler aufrief, wobei er natürlich Roms Interesse mit Erfolg zu vertreten wußte, aber so umsichtig, daß er nie aus seiner Rolle als wohlwollender Freund der Hellenen herausfiel. Im Anfange des Jahres 190 finden wir ihn wieder in Rom als Fürsprecher für die Aetolier im Senate thätig. Er war es auch, der 183 als Gesandter bei Prusias den Tod des greisen Hannibal bewirkte. Nachdem er nochmals an die Spitze einer nach Thracien abgehenden Gesandtschaft gestellt worden, ward er 167 zum Augur erwählt. Sein weiteres Leben bietet nichts besonders Merkwürdiges mehr dar.

Quintole (v. Lat.), Gruppe von 5 Tönen, in die eine größere Note zerlegt worden ist. Eine halbe Note hat z. B. vier Achtel; zerlegt man sie in fünf kleinere gleiche Noten, oder rechnet man 5 Achtel auf eine halbe Note, so heißt die Gruppe dieser (uneigentlich Achtel genannten) kleinern Noten eine Q. Die Q. wird durch einen Bogen und darüber gesetzte Ziffer kenntlich gemacht.

Quintuplum (lat.), das Fünffache; sonst das fünffache Kontingent zur Reichsarmee.

Quintus (lat.), der Fünfte, besonders der 5. Lehrer an einer Schule.

Quintus, aus Smyrna, daher auch Smyrnäus, einige Male auch Calaber genannt, weil sein Gedicht bei Otranto in Kalabrien zuerst aufgefunden ward, griechischer Dichter, blühete kurz vor Nonnus in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts und ist Verfasser eines ziemlich umfangreichen Gedichts „Paralipomena Homeri" oder „Posthomerica", welches in 15 Büchern eine Fortsetzung der homerischen Ilias bis zur Abfahrt der Achäer in ihre Heimath gibt und im Ganzen einen Zeitraum von etwa 40 Tagen umfaßt. Ohne alle Einleitung knüpft der Dichter unmittelbar bei dem Tode Hectors an und schildert die darauf folgenden Kämpfe der Griechen und Troer, den Tod des Achilles und die ihm zu Ehren angeordneten Leichenspiele, dann den Streit um die Waffen desselben, die Thaten des Ajax und Odysseus, insbesondere auch des Neoptolemus, die Eroberung Troja's mittelst des hölzernen Pferdes und die darauf erfolgte Zerstörung der Stadt, letztere in ähnlicher Weise wie Virgil. Den Stoff zu diesem Gedichte entnahm der Dichter aus denselben Quellen wie Virgil, nämlich aus den cyklischen Dichtern. Von eigner Erfindung ist nichts zu bemerken, doch sind die Schilderungen gut; nur leidet die Behandlung des Ganzen an großer Weitschweifigkeit. Die erste Ausgabe veranstaltete Aldus Manutius um 1504 oder 1505; nächst ihr sind zu erwähnen die von L. Rhodoman (Hanau 1604), de Pauw (Leyden 1734), Tychsen (Zweibrücken 1807), Lehrs (in der Ausgabe des Hesiod ꝛc., Par. 1840) und Köchly (Lpz. 1853). Proben einer deutschen Uebersetzung gaben Pfarrius (Saarbr. 1830) u. Platz (Werth. 1835).

Quippos, die Schnurenschrift, deren sich die Peruaner vor der Eroberung ihres Reichs durch die Spanier statt der Schreibekunst bedienten. An einem starken Wollfaden waren mehre verschiedenartige Fäden angereiht, jeder derselben aus 3 ein- oder verschiedenfarbigen Fäden zusammengedreht und 3/4 Elle lang. Jede Farbe hatte ihre Bedeutung. So bezeichnete die Farbe des Hauptfadens die Art der Rechnung, ob es z. B. die Rechnung der Einwohner einer Stadt ꝛc. war. Die Zahlen wurden durch Knoten ausgedrückt, die man in die Nebenfäden knüpfte; diese Zahlen waren um so größer, je näher die Knoten dem Hauptfaden waren, gewöhnlich nach der Ordnung 10,000, 5000, 1000, 500, 100, 50, 40, 30, 20, 10 ꝛc. Wollte man eine Einwohnerzahl angeben, so zeigte der vorderste Nebenfaden die Greise, der 2. die wehrfähigen Männer, der 3. die Weiber, der 4. die Jünglinge, der 5. die Mädchen, der 6. und 7. die Kinder beider Geschlechter. Kundige vermochten aus diesen Schnuren die ganze Geschichte des Staats zu erzählen. Die Aufseher über die Q. (Quippukamayu) lebten auf königliche Kosten und waren von andern Verrichtungen frei. Eine ähnliche Schrift findet man in Guyana.

Quirinal, päpstlicher Palast in Rom (s. d.).

Quirinalia (lat.), Fest des römischen Schutzgottes Quirinus (s. d.), welches am 17. Febr. von allen 30 Kurien zusammen gefeiert ward. Die Sage führt die Einsetzung dieses Festes auf den Priesterkönig Numa zurück, welcher dem neuen Gotte einen Tempel und jährlich Opfer weihete. Ueber die Art der Festfeier ist bloß das bekannt, daß die Waffen des Gottes aus einem heiligen Gefäße (persillum) vom Flamen portunalis gesalbt wurden, was auf ein älteres Fest, dem Janus Quirinus zu Ehren, schließen läßt.

Quirini (Querini), Angiolo Maria, ein um die Literatur und Kunst hochverdienter römischer Prälat, den 30. März 1680 zu Venedig aus einer altadeligen Familie geboren, ward zu Brescia gebildet und trat dann in den Orden der Benediktiner von Monte Casino. Im Jahre 1718 ward er Abt seines Klosters, erhielt 1723 von Innocenz XIII. das Erzbisthum Korfu und von Benedikt XIII. das Bisthum Brescia und 1727 den Kardinalshut. In dieser Stellung machte er sich um die Verschönerung Brescia's sehr verdient, gründete auch eine öffentliche Bibliothek daselbst, lebte aber als Bibliothekar der Vaticana und Vorsteher der Congregatio Indicis meist zu Rom. Erst 1751 zog er sich in Folge von Mißhelligkeit mit dem päpstlichen Stuhle nach Brescia zurück, wo er den 6. Jan. 1755 †. Auf seinen literarischen Reisen in Deutschland, Holland, England und Frankreich, wo er zwei Jahre blieb, hatte er den Umfang seiner Gelehrsamkeit beträchtlich erweitert. Von seinen Werken nennen wir „Primordia Corcyrae" (Brescia 1725, 2. Aufl. 1738); „Specimen variae literaturae, quae in urbe Brescia ejusque dictione paullo post typographiae incunabula florebat" (das. 1739, 2 Bde.); „Pauli II., pontificis maximi, vita" (Rom 1740). Wichtig für sein Leben und Wirken sind die von ihm selbst verfaßten „Commentarii de rebus pertinentibus ad Quirinum" (Brescia 1749, 3 Bde., 2. Aufl. 1754), sowie die Sammlungen seiner Briefe (das. 1742—54, Venedig 1756, das. 1746 bis 1754, 3 Bde.). Auf seinen Betrieb erschienen auch die Werke des Ephraem Syrus in griechischer, syrischer und lateinischer Sprache (Rom 1732 bis 1746, 2 Bde.; er selbst besorgte eine lateinische Uebersetzung derselben, Vened. 1755, 2 Bde.). Seine kostbare Bibliothek vermachte er dem Vatikan.

Quirinus, gewöhnlich aus dem Sabinischen (von curis, Speer) oder von der Stadt Cures abgeleiteter Beiname des vergötterten Romulus, dessen Priester Flamen Quirini oder Quirinalis hieß; auch Beiname des Augustus.

Quiriquina, Insel der südamerikanischen Republik Chili, zur Provinz Concepcion gehörig, an der Mündung des Hafens Talcahuano, welcher dadurch einen doppelten Eingang hat.

Quirites, von der sabinischen Stadt Cures oder nach Niebuhr von der auf dem Quirinal gelegenen Stadt Quirium, ursprünglich wahrscheinlich Name des unter Titus Tatius sich mit den Römern vereinigenden Stammes der Sabiner, dann (Populus Romanus Quiritium, Populus Romanus Quirites) Name des aus beiden Stämmen vereinigten Volks, welcher von Anfang an wahrscheinlich eine friedliche Bedeutung gehabt hat, wie sie dem sabinischen Charakter angemessen war. Da beide Völker alle ihre Institute, Sacra ꝛc. gegenseitig austauschten, so erklärt es sich, wie der Name Q., welchen ursprünglich nur die Sabiner führten, auch auf die Römer übergetragen werden konnte. Die alten Sabiner hießen seitdem auch Römer, wie die Römer Quiriten, nur daß der letztere Name das vereinigte Volk mehr in bürgerrechtlicher Beziehung nach innen, der Name Romani aber der politische, mehr kriegerische Name nach außen hin ward.

Quirl (Querl), Werkzeug, Flüssigkeiten durch Herumdrehen desselben in Bewegung zu setzen; der Gipfel der Nadelbäume, der in einem Jahre gewachsen ist; daher sagt man: ein Holz steht am 3., 4., 5. ꝛc. Q. für: es ist 3, 4, 5 ꝛc. Jahre alt.

Quiroga, Antonio, Führer der spanischen Konstitutionellen 1820, geboren 1784 zu Betanzos in Galicien, widmete sich vorzugsweise den mathematischen Studien und trat unter die in Ferrol stehende Marinegarde. Im Jahre 1808 ging er zum Landdienst über und diente als Hauptmann unter dem General Morillo im Krieg gegen die Franzosen. Nach geschlossenem Frieden (1814) erhielt er den Grad eines Oberstlieutenants und versah die Stelle eines Sekretärs beim Kriegsgericht in Coruña. Der Theilnahme an dem Versuche Porliers (1815) zur Herstellung der Charte von 1812 verdächtig, ward er selbst vor ein Kriegsgericht gestellt, aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Bald darauf zum Obersten des 1. Regiments Katalonien ernannt, welches, zu der Expeditionsarmee gegen die insurgirten amerikanischen Kolonien gehörig, auf der Isla de Leon bei Cadix stationirte, übte er bei der damaligen Gährung unter den Truppen einen großen Einfluß auf dieselben aus. Als einer der Häupter der unter dem Grafen Abispal (O'Donnel) 1819 angestifteten Verschwörung ward er als des Liberalismus verdächtig verhaftet, aber durch den Aufstand des Oberstlieutenants Riego am 1. Jan. 1820 befreit und als der im Range älteste Offizier von den Insurgenten zum Chef ausgerufen. Er leitete nun die Unternehmungen mit eben so viel Einsicht als Unerschrockenheit, pflanzte die Fahne der Unabhängigkeit auf der Insel Leon auf und erließ von seinem Hauptquartier aus zahlreiche Proklamationen an das Heer und die Bürger. Nach Beendigung der Revolution und Annahme der Konstitution von Seiten des Königs Ferdinand VII. (7. März 1820) begab sich Q. in die Hauptstadt und wurde nebst Riego und Arco Aguëro zum Maréchal de Camp ernannt. Von seiner Provinz zum Abgeordneten bei den außerordentlichen Cortes für 1820 ernannt, weshalb er den ihm angetragenen ehrenvollen Posten eines Generaladjutanten des Königs ausschlug, zeigte er in dieser Eigenschaft Mäßigung und Besonnenheit und stellte sich der Willkür der Staatsgewalt wie der Gesetzlosigkeit der Volksherrschaft mit gleicher Energie entgegen. Im Laufe des J. 1821 wurde Q. zum Militärgouverneur von Galicien ernannt, in welchem Posten er sich die allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Noch in demselben Jahre lehnte er das Geschenk einer Domäne ab, welche ihm die Cortes anboten. Im Feldzuge von 1823 befand sich Q. bei dem unter dem Befehle des Generals Morillo stehenden Armeecorps. Während dieser mit den Franzosen Unterhandlungen anknüpfte, erkannte Q. die von den Cortes zu Sevilla ernannte interimistische Regentschaft Spaniens als eine rechtmäßige Regierung an, und beide Generäle geriethen deshalb in einen heftigen Briefwechsel, der endlich dahin führte, daß Morillo den General Q. öffentlich für einen Verräther des Vaterlandes erklärte. Obwohl dieser aber an der Spitze der Besatzung von Coruña sich aufs Aeußerste zu vertheidigen entschlossen war, mußte er doch bald einsehen, daß er mit seiner geringen Mannschaft sich gegen die Uebermacht der Franzosen unmöglich halten könne, übergab daher dem General Novella den Oberbefehl und ging zunächst nach Cadix und von da nach England. Nachdem er einige Jahre in Südamerika gelebt, kehrte er in Folge der von der Königin-Regentin erlassenen Amnestie nach Spanien zurück, ward 1835 Generalkapitän in Granada und † zu San Jago 1841.

Quisqualis (Sonderling), Pflanzengattung aus der Familie der Compretaceen, mit langem, fadenförmigem, fünfspaltigem Kelch und fünfblätteriger Korolle, kletternde Kräuter mit ovalen Gegenblättern und veränderlichen Blüthen in Aehren, in Ostindien und Guinea, von denen Q. indica *L.*, Q. pubescens *Burm.*, Wunderstrauch, als Zierpflanze bekannt ist. Die Samen wie die Blätter werden in Ostindien häufig gegen Würmer gebraucht. Nicht vollkommen reif schmekken erstere bitter und rettigartig, reif süß, daher werden sie auch als Obst gegessen, doch soll ihr Genuß leicht schädlich werden.

Quisque suorum verborum optimus interpres (lat.), Rechtssatz: Jeder kann seine Worte am besten selbst erklären.

Quisquilien (v. Lat.), Sachen ohne Werth, Kleinigkeiten.

Quisquis praesumitur bonus, donec probetur contrarium (lat.), gewöhnliche Rechtsregel: von Jedem setzt man voraus, daß er gut ist, so lange das Gegentheil nicht bewiesen ist, Gegensatz der Polizeiregel: Quisquis praesumitur malus, donec etc., von Jedem setzt man voraus, daß er verdächtig ist ꝛc.

Quissac, Stadt im französischen Departement Gard, Bezirk Vigan, am Vidourle, mit Mützenfabrikation, 1590 Einw. und intermittirender Mineralquelle.

Quistorp, 1) Johann, Theolog, 1584 zu Rostock geboren, 1615 Professor der Theologie und 1645 Pastor und Superintendent daselbst, † 1648. Schrieb: „Commentarii in omnes epistolas Pauli" (Rostock 1636, 1644); „Exercitationes in Formul. Concord." u. A. m.

2) Theodor Johann, Dichter, 1721 geboren, Prokurator und Advokat des königlichen Tribunals zu Wismar, wo er 1776 †. Seine nun vergessenen Lust- und Trauerspiele wurden von Gottsched sehr gerühmt.

3) Johann Christian von Q., berühmter deutscher Kriminalist, 1737 zu Rostock geb., habilitirte sich 1759 als Privatdocent der Rechte daselbst, ward 1772 ordentlicher Professor der Rechte zu Bützow, 1774 mecklenburg-schwerinscher Justizrath, 1780 Oberappellationsrath, 1792 geadelt; † 1795. Er schrieb: „Principiae jurisprudentiae ecclesiasticae german. maxime Protestantium" (Rostock 1771); „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts" (das. 1770, 2 Bde., 6. Aufl., das. 1809, 4 Bde., noch jetzt in Ansehen); „Entwurf zu einem Gesetzbuch in peinlichen u. Strafsachen" (das. 1782) u. A. m.

Qui tacet, consentit (lat.), wer schweigt, gibt zu.

Quito (San Francisco de Q.), Hauptstadt der südamerikanischen Republik und des Departements Ecuador, eine der größten Städte Südamerika's, liegt fast genau unter dem Aequator und 8800 Fuß über der Meeresfläche, in einem engen, von Norden gegen Süden streichenden Thale, welches westlich von dem Pichincha, östlich von der Hügelkette Chimbacalle, südlich von dem Hügel Panecillo, der die Stadt von der schönen Ebene Turupampa trennt, u. nördlich gleichfalls von einer Ebene begrenzt wird. Von dem Abhange des Pichincha, an dem die Stadt zum Theil erbaut ist, ziehen sich mehre Schluchten in dieselbe hinein, die aber meist durch Brücken, Gebäude oder natürliche Felsenwölbungen bedeckt sind. Die von Norden nach Süden laufenden Straßen sind breit, gerade, gepflastert und eben, die sie in rechten Winkeln durchschneidenden Querstraßen aber abgängig und krumm. Fast in der Mitte der Stadt ist die Plaza mayor od. der Hauptplatz, dessen ganze Westseite der große Regierungspalast einnimmt. Von seiner Terrasse hat man eine der schönsten und erhabensten Aussichten, indem man elf mit ewigem Schnee bedeckte Berge erblickt, darunter den Chimborazo und den Cotopaxi, von dem man Morgens und Abends Rauch oder Feuer aufsteigen sieht. Auf der Plaza mayor stehen ferner das Stadt- oder Rathhaus, mit hübscher Fronte, der erzbischöfliche Palast, die Kathedrale, ein unscheinbares Gebäude. Die hervorragendsten und schönsten Gebäude sind: das vormalige Jesuitenkolleguim mit schöner, reich verzierter Kirche, prächtigem Portal mit Säulen von dorischer Ordnung, lauter Monolithen, und schönen Statuen, und das große, im edelsten Style erbaute Franciskanerkloster mit seiner prachtvollen, im Innern reich verzierten Kirche, worin sich schöne Werke der Skulptur und Malerei von einheimischen Künstlern befinden. Q. hat im Ganzen 7 Pfarrkirchen, 10 Mönchs- und verschiedene Nonnenklöster, sowie eine Universität und mehre andere wissenschaftliche Anstalten (auch eine Bibliothek von 22,000 Bdn.). Sitz der Regierung, des Präsidenten und des Kongresses war die Stadt bis 1852, wo erstere nach Guayaquil verlegt ward. Jetzt ist sie noch Residenz eines Erzbischofs. Die Einwohner, cirka 70,000 an der Zahl, treiben Woll- u. Baumwollweberei, Zwirn-, Spitzen- und Bandmanufakturen, fertigen treffliche Konfitüren und unterhalten einen bedeutenden Verkehr, sowohl durch u. mit Neugranada, als über Guayaquil seewärts. Das Thal, worin Q. liegt, begreift außer der Stadt noch 29 zu dem Distrikte derselben gehörige Flecken und Kirchdörfer, ohne die kleinern. Alle diese Orte liegen zerstreut zwischen Pflanzungen von Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pompelmus, die mit Gärten und Obstbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln. Es herrscht hier ein ewiger Frühling; dagegen ist der Boden fast stets in zuckender Bewegung und ringsum drohen die Vulkane Verderben. Am schrecklichsten wurde das Thal durch das Erdbeben 1797 verwüstet, wo in Q. 40,000 Menschen das Leben verloren. Auch am 22. Mai 1859 ward die Stadt wieder von einem Erdbeben heimgesucht. Q. wurde 1534 von Benalcazar gegründet u. 1543 vom Kaiser Karl V. zur Stadt erhoben. Es war Hauptstadt der ehemaligen Provinz im spanischen Vicekönigreiche Neugranada von 7800 □M. mit 1 Million Einw.

Quitt, ausgeglichen, gleichgestellt; einer Sache q. seyn, sie verloren haben.

Quittenbaum (Cydonia), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die fast kreisrunden Kronblätter, die geschlossene, fünffächerige Apfelfrucht und die mit einer schleimigen Substanz umgebenen Samen, Sträucher und mäßige Bäume im südlichen Europa und im Orient mit ovalen Blättern und einzelnen oder kleine Dolden bildenden Blüthen, in 5 Arten, worunter besonders der gemeine Q. (Quittenapfel, C. vulgaris *Pers.*, Pyrus Cydonia *L.*, Sorbus Cydonia *Crantz*) als Wirthschafts-, Arznei- und Zierpflanze bekannt ist. Es ist ein 10—20 Fuß hoher Baum mit eiförmigen, unterseits filzigen Blättern, der ursprünglich aus Cydonia auf der Insel Kreta stammt, jetzt aber wild an felsigen Orten im Gebüsch und in Zäunen, am Ufer der Donau in Oesterreich, im Littorale, bei Fiume und in der südlichen Schweiz, anderwärts verwildert oder, wie in Frankreich, Deutschland und England, kultivirt vorkommt. Er gedeiht in jedem Boden, am besten in einer etwas schattigen Lage. Varietäten sind die Apfelquitte (C. maliformis *Mill.*), mit kugeliger, apfelförmiger Frucht, die Birnquitte (C. oblonga *Mill.*), mit länglicher, birnförmiger Frucht, und die portugiesische Quitte (C. lusitanica *Mill.*), mit langer, goldgelber, feinfilziger, zartfleischiger Frucht. Die Fortpflanzung des Q.s ist bei seiner Neigung, Wurzelschößlinge zu treiben, sehr leicht; ein alter, unbrauchbarer Quittenstamm gibt, im Frühjahr bis auf die Erde herunter abgeschnitten und mit etwas lockerer Erde überdeckt, eine Menge Schößlinge, welche oft schon im ersten Jahre zur Veredlung tauglich sind. Stecklinge schneidet man im Spätherbst von jungen starken Zweigen 1 Fuß lang, steckt sie $^1/_2$ Fuß tief in ein beschattetes Gartenbeet, hält sie den Sommer über feucht und veredelt sie nach 2 Jahren. Auch aus Samen zieht man schöne Stämmchen, weniger um Früchte davon zu ernten, als um Birn- und Apfelsorten als

Zwergbäume darauf zu veredeln. Die Früchte (Quitten) werden nicht roh gegessen, sondern zu Bereitung von Marmelade, Gallerte, Liqueur ꝛc., sowie zum Würzen anderer gekochten Obstarten angewendet. Das Holz ist zähe und dient zu Drechslerarbeiten. In der Medicin werden die Früchte und Samen benutzt. Die Früchte, **Fructus Cydoniarum, Mala s. Pyra Cydoniae Cotonea**, haben einen eigenthümlichen, angenehmen Geruch und herben, zusammenziehenden, süßlichen oder säuerlichen Geschmack. Der daraus bereitete Syrup ist etwas abstringirend und wird als Zusatz zu ruhrwidrigen Arzneien benutzt. Außerdem dienen die Quitten als Zuthat zu einigen Präparaten in Verbindung mit Eisen. Die Samen, **Semen s. Grana Cydoniarum, Semen Cydoniae s. Cotoneae**, Quittenkerne, enthalten in ihrer Schale viel Schleim mit etwas Gerbstoff und in den Kernen mildes, fettes Oel; sie dienen zur Bereitung des Quittenschleims, **Mucilago seminum Cydoniarum**, welcher besonders bei asthenischen Augenentzündungen und überhaupt als einhüllendes Mittel gebraucht wird. Der chinesische Q. (**C. sinensis** *Thuin*, **Pyrus sinensis** *Lauk.*), ein 10—15 Fuß hoher Baum mit zugespitzten, stachelspitzigen, gesägten, unterseits zottig-weichhaarigen Blättern, verlangt im Garten guten Boden und einen geschützten Standort und eignet sich wegen seinen schönen, großen, röthlichen Blüthen zu Zierbüschen. Der japanische Q. (**C. japonica** *Pers.*), ein schöner, 4—10 Fuß hoher Zierstrauch mit ausgebreiteten, dornigen Aesten, ovalen, glänzenden Blättern und schönen gehäuften, scharlachrothen Blüthen, liebt einen lockern, mäßig feuchten, guten Boden und geschützten Standort und muß vor Frost durch eine Bedeckung geschützt werden, gedeiht auch in einem geräumigen Topf oder Kübel.

Quittung, das schriftliche oder vor Gericht mündlich gemachte Bekenntniß eines Gläubigers, daß dessen Schuldner seine Verbindlichkeit gegen ihn erfüllt habe, sey es, daß letztere in Bezahlung einer Summe Geldes, oder in Leistung einer andern Handlung bestanden habe. Eine vollständige Q. muß enthalten: die Erwähnung der Verbindlichkeit, das Bekenntniß der Erfüllung derselben, den Namen des Schuldners, die Unterschrift des Gläubigers und, sofern die Erfüllung der Verbindlichkeit an eine gewisse Zeit oder an einen bestimmten Ort gebunden war, auch die Bemerkung, wann und wo sie Statt gefunden. Jeder Schuldner hat das Recht, bei Erfüllung seiner Verbindlichkeit vom Gläubiger eine Q. zu fordern, und im Falle sich letzterer weigert, eine solche auszustellen, so kann der Schuldner das zu zahlende Geld so lange zurückhalten, bis er eine Q. bekommen hat. Sofern vom Gläubiger dem Schuldner eine Q. übergeben wird, bevor dieser Zahlung geleistet oder die sonst darin erwähnte Verbindlichkeit erfüllt hat, so hat zwar der Gläubiger innerhalb 30 Tagen, vom Datum der Q. an gerechnet, das Recht, die Q. als ungültig anzufechten, folglich auch, nöthigenfalls selbst durch Eidesantragung, das Gegentheil des Inhalts der Q. darzuthun und dieselbe zurückzufordern; läßt er jedoch diese Frist verstreichen, ohne einen gerichtlichen Schritt gegen seinen Schuldner zu unternehmen, so muß er nunmehr den Inhalt der Q. für immer gegen sich gelten lassen. Nur sofern betrügliche oder gewaltsame Handlungen von Seiten des Schuldners hierbei Statt gefunden haben, oder im Falle dieser bei oder nach Aushändigung der Q. dem Gläubiger noch das besondere Versprechen gegeben hat, daß er ungeachtet der bereits empfangenen Q. die Zahlung an den Gläubiger noch leisten wolle, kann letzterer, und zwar im ersten Falle innerhalb 2 Jahren seine frühern Rechte, im letztern Falle binnen der üblichen Verjährungsfrist seine aus dem Versprechen erlangten Rechte noch geltend machen. Bei Zahlungen oder Leistungen, welche jährlich wiederkehren, wird aus den über die drei letzten Jahre ausgestellten Q.en, dieselben mögen verschieden, oder die Leistungen aus sämmtlichen 3 Jahren in Einer Q. bescheinigt seyn, die Vermuthung geschöpft, daß auch für die frühern Jahre die Leistungen richtig erfolgt seyen; indessen steht dem Gläubiger das Recht zu, gegen diese Vermuthung den Beweis des Gegentheils zu führen.

Qui vive? (franz.), Anruf der französischen Posten, das deutsche „Wer da?" Bis zur Revolution war der Ruf Qui va là gebräuchlich.

Quod bene notandum (lat.), was wohl zu bemerken ist.

Quod Deus bene vertat (lat.), was Gott günstig wenden möge.

Quod erat demonstrandum (lat.), was zu beweisen war.

Quod felix, faustum, fortunatum sit (lat.), was glücklich, günstig und gesegnet seyn möge.

Quodlibet (v. lat. quod libet, was beliebt), im Allgemeinen eine Verbindung mannichfaltiger kleiner Dinge, z. B. zu einem Gemälde, zu einem malerischen Ganzen scherzhafter Gattung, dessen Wirkung auf dem Kontrast beruht; auch ein derartiges Gedicht, besonders als theatralische Produktion eine Zusammensetzung verschiedenartiger Scenen aus Opern und andern Stücken, welches Q. entweder durch den Kontrast unterhalten, oder den Darstellern Gelegenheit geben soll, ihre besondere Virtuosität zu zeigen; ferner ein Tonstück, in welchem kleinere Sätze, kurze Gedanken aus verschiedenen andern und wo möglich bekannten größeren Werken zusammengestellt, aneinandergereiht sind, um einen komischen Effekt hervorzubringen, wobei es hauptsächlich auf eine glückliche Wahl und Anordnung der einzelnen Sätze ankommt.

Quomodo (lat.), auf welche Weise.

Quorra, Fluß, s. v. a. Niger.

Quos ego (lat.), elliptischer Ausdruck des Neptun bei Virgil (Aen. I, 135), den er den Winden, die ohne seinen Willen gestürmt hatten, zuruft, wörtlich: welche ich (hart strafen werde!), unserem: euch soll (der Teufel holen!) entsprechend.

Quot capita, tot sensus (lat.), wie viel Köpfe, so viel Sinne.

Quote (v. Lat.), bei gemeinschaftlichem Gewinn oder Verlust, sowie bei Abgaben (Steuerquote) der Antheil, der auf den Einzelnen oder auf einen besteuerten Gegenstand kommt. Quotiren, diese Vertheilung bewirken.

Quotient, s. Division.

Quotität (quotitas), Wievielheit, bei den

Scholastikern Bezeichnung für das Verhältniß der Dinge in Ansehung der Zahl oder Menge.

Q. v., auf Recepten Abkürzung für Quantum vis, Menge nach Belieben.

R.

R, r, R, r (Litera canina, Hundsbuchstabe [weil die Hunde vor dem Bellen knurrend ihn hören lassen]), gehört als Laut in die Reihe der flüssigen Konsonanten (liquidae), und zwar bildet es mit s eine eigene Klasse von Lauten, die zwischen den Vokalen und Konsonanten mitten inne stehen. Es entsteht durch eine zitternde Bewegung der Zunge, ist aber dadurch vielfach nüancirt, daß seine Bildung von dem Gaumen an bis zur Zungenspitze einen verschiedenen Sitz haben kann. Die Hebräer, Griechen und alten Germanen sprachen es im Gaumen, und weil dabei ein starker Hauch nöthig ist, so rechneten ihn die erstern unter die Gaumenbuchstaben (gutturales), und die letztern konnten es wenigstens am Anfang, die Griechen auch in der Verdoppelung nicht ohne h aussprechen, daher die griechische Schreibart ῥ, ῤῥ und die altdeutsche hr (z. B. Hroswitha, Hrabanus). Die Aussprache dieses Buchstabens gilt für die schwerste, wird von den meisten Kindern spät und von manchen Menschen und Nationen nie begriffen, die dann statt seiner ein l hören lassen (Lallen), von andern übertrieben. Bekannt ist, daß der berühmte griechische Redner Demosthenes das R nicht gut aussprechen konnte. Oft wird daher auch das R mit andern Buchstaben vertauscht, z. B. mit l, mit s (was statt war, im Altdeutschen, honos statt honor), wogegen im Lateinischen auch zuweilen das n durch r ersetzt wird, namentlich in dem Worte in vor einem r, z. B. irrationalis statt inrationalis. Verschwiegen wird r nur von den Franzosen an der Endsylbe er, auch zum Theil an der Endsylbe ir. Als Schriftzeichen ist R im Griechischen (Ρ, ρ, Rho), in den romanischen und deutschen Alphabeten der 17. Buchstabe, wenn j nicht als besonderer Buchstabe gerechnet wird; im Hebräischen ist Resch der 20. Zungenlaut. Bei den Römern hatten bis Appius Claudius die Laute R u. S nur Ein Zeichen (S). Als symbolisches Zeichen bedeutet es auf französischen Münzen die Münzstädte Orleans und St. André; auf portugiesischen die Münzstadt Rio Janeiro. Ferner ist R Bezeichnung eines rechten Winkels, z. B. $2R = 180^0$; als Zahlzeichen nach der Stelle im Alphabet: im Griechischen $\rho' = 100$, $\rho, = 100{,}000$, im Lateinischen $R = 80$, $\bar{R} = 80{,}000$; in der Rubricirung s. v. a. 17tens; in der buchhändlerischen Preisnotirung $R = 17$ Thaler, $r = 17$ Groschen. Als Abkürzung in römischen Handschriften, auf Münzen, Inschriften rc. ist es s. v. a. Roma, Romanus, regia, regnum, restitutor; auf Recepten s. v. a. recipe, nimm, gewöhnlich R'; in Münzwerken s. v. a. rarus (selten); je seltener die Münze ist, desto mehr ist R wiederholt (RR, sehr selten, RRR, äußerst selten), dann auch s. v. a. Revers; in Handlungsschriften s. v. a. reçu, empfangen, und recto (f. r., folio recto, das erste Blatt); Resp., s. v. a. Respondens, der Verfechter einer gelehrten Streitschrift, oder respondeatur, darauf ist zu antworten; bei Temperaturangaben s. v. a. reaumurscher Thermometer; in der Musik s. v. a. Ripieno und rechte Hand.

Ra, Name des ägyptischen Sonnengottes, dessen Name öfters mit andern bekannten Namen zusammengesetzt erscheint, wie in Potiphar (Putiphra), Pharao (Phra), Ramses (Ramessu). R. ist die höchste und älteste unter den ägyptischen Gottheiten, in sofern der älteste Kult in Aegypten Sonnendienst war. Alle übrigen Hauptgottheiten waren ursprünglich nur nach den Lokalitäten verschiedene Erscheinungen des Sonnengottes, welche aber im Laufe der Zeit selbstständig wurden. Dem Sonnengott war der Sperber heilig, daher er auf den Denkmälern meist sperberköpfig mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe erscheint. Ein großer, von Ramses II. gegründeter Felsentempel dieser Gottheit hat sich bei Derr in Unternubien erhalten. Vgl. Lepsius, Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis, Berlin 1851.

Raa, s. Rahe.

Raab, ungarischer Fluß, entspringt in Steiermark, Kreis Grätz, nördlich von Passail, tritt bei Pelken in Ungarn ein, nimmt bei St. Gotthard den Grenzfluß Lafnitz auf, fließt bis Tsakany östlich, dann nordöstlich, nimmt den Pinka, Sorok und die Güns auf, theilt sich an der Grenze der ödenburgischen Gespannschaft in zwei Arme, wovon der große an der Nordgrenze der Gespannschaft ostwärts fließt bis Martzalto, hier den Martzall aufnimmt und endlich bei Raab mit der Rabnitz rechts in die Donau mündet, der kleine Raabarm aber nördlich fließt, die Repze aufnimmt und in die Rabnitz mündet. Die gleichnamige ungarische Gespannschaft (Györ-Varmegye, slavisch Rabszka Sztolicza), im Kreis jenseits der Donau, grenzt im Norden an die wieselburger, preßburger und komorner, im Osten an die komorner, im Süden an die veszprimer u. im Westen an die ödenburger und wieselburger Gespannschaft und hat $28\frac{7}{10}$ geogr. □M. Flächenraum, 1 Stadt, 2 Marktflecken, 82 Dörfer und 125,100 Einw. Außer einigen im Süden des Komitats befindlichen Erhöhungen, worunter der Sokoro- und St.-Martinsberg, ist der übrige Theil der Gespannschaft durchaus eben und besteht, bis auf wenige kleine sumpfige und Sandstrecken, größtentheils aus dem fruchtbarsten Getreideboden. Der Hauptfluß ist die Donau, die mit ihren zwei Armen, der großen Donau, welche dieses Komitat zum Theil vom komorner scheidet, und der

kleinern oder wieselburger Donau, die bei Rajka vom Hauptarm ausgeht und zwischen Venek und Gönyö sich wieder mit demselben vereinigt, den nördlichen Theil des Komitats durchströmt und die kleine Schüttinsel (Szigetköz) bildet. In die Donau münden die Raab (Raba) und Rabnitz (Rabcza), beide bei der Stadt Raab. Der fruchtbare Boden dieses Komitats ist reich an allen Getreidearten, Gartenfrüchten, Wein, Obst und Flachs. Die Hornvieh-, Pferde- und Schafzucht wird stark betrieben, und die Fischerei ist einträglich, auch gibt es etwas Seidenbau. Lebhaft ist der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. Die Gespannschaft ist in 4 Bezirke eingetheilt, in den toközer, sziget-csilizközer, sokoroallyaer und den pusztaer oder den Bezirk der Wüste. Die gleichnamige (Győr, Nagy-Győr), regelmäßig gebaute Haupt- und königliche Freistadt daselbst, an der Mündung der Raab und der Rabnitz in die kleine oder wieselburger Donau, ist der Sitz eines Bischofs und Domkapitels, eines Salz- und Dreißigstamts u. eines Postamts und hat ein Schloß (bischöfliche Residenz), Rathhaus, neues Komitathaus, großes Benediktinerkloster, Akademiegebäude und 10 Kirchen. Unter den 8 katholischen Kirchen zeichnen sich der alte Dom zu Mariä Himmelfahrt mit prächtigem Chor und mit Marmoraltären, sowie die Benediktinerkirche mit 2 Thürmen und einem harmonischen Geläute aus. Außerdem sind bemerkenswerth: die lutherische Kirche, die griechisch-nichtunirte Kirche, die Synagoge, das Benediktiner- und Ursulinerkloster, das Zeughaus, die Kaserne, die Paläste der Grafen Esterhazy und Zichy ꝛc. R. hat eine königliche Akademie mit 3 Fakultäten (1750 gestiftet), ein Archigymnasium, theologisches Lyceum, lutherisches Gymnasium, bischöfliches Seminar mit theologischer Lehranstalt, eine katholische Hauptschule, ein Erziehungsinstitut für adelige Fräulein, 2 Armenhäuser und 16,426 Einw. (darunter 9586 Ungarn, 3488 Deutsche, 161 Slaven, 313 Zigeuner, 244 Juden), welche Tuchweberei, Seidenbau, Essigsiederei, Tabakfabriken, Messerschmieden unterhalten und lebhaften Handel treiben. König Stephan V., welcher das Schloß erbaute, bevölkerte die Stadt durch Herbeiziehung neuer Kolonisten und ertheilte ihr wichtige Privilegien, welche 1295 von König Andreas bestätigt wurden. Im Jahre 1527 wurde das Schloß R. zu einer Festung erhoben. Am 29. September 1595 nahmen die Türken durch Verrätherei des Kommandanten die Festung ein, verloren sie jedoch wieder durch den denkwürdigen Ueberfall unter Schwarzenberg und Palffy den 20. März 1598, wobei sie 180 Kanonen einbüßten. Nachdem Montecuculi R. zur Festung ersten Ranges erhoben, ward sie 1783 von Kaiser Joseph II. aufgehoben. Im Jahre 1809 ward sie zum Theil wieder befestigt und vom 14. bis 24. Juni desselben Jahres von den Franzosen belagert. Nach eingegangener Kapitulation besetzte der Feind die Stadt, hielt sich 5 Monate hindurch darin auf und ließ die Festungswerke sprengen. Im Jahre 1820 wurde die Festung neuerdings aufgehoben und geschleift u. unter dem Namen Franzensstadt ein neuer Stadttheil begründet. In den Unruhen 1848 und 1849 war die von den Ungarn wieder befestigte Stadt mehrmals Schauplatz kriegerischer Ereignisse und wurde den 28. Juni 1849 unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers Franz Joseph erstürmt.

Raamses, Stadt in Unterägypten, welche die Israeliten befestigen mußten und wo sie später ihren Auszug antraten (2. Mos. 1, 11, 12, 37).

Raasay (Rasa, Raza), britische Insel, eine der Hebriden, zwischen der Insel Skye und dem festen Lande, 16 englische Meilen lang und 2 Meilen breit, sehr bergig, aber mit schönem Weideland, Viehzucht, Steinbrüchen u. 900 Einw.

Raba, Fluß in Galizien, entspringt am Fuße der Karpathen im wadowicer Kreise bei Sieniawa und mündet nach 16 Meilen langem Laufe bei Uscie-Solne in die Weichsel.

Rabastens, Stadt im französischen Departement Tarn, Bezirk Gaillac, am Tarn, mit Schloß, Weinbau, Hut- und Hanfleinwandfabriken, Getreidehandel und 6830 Einw.

Rabat (Neu-Saleh), Stadt in der marokkanischen Provinz Fez-Marokko, westlich von Fez, am atlantischen Ocean auf einer Anhöhe, die größte Seestadt von Fez, mit einer Kasbah und Batterien gegen das Meer, ist ziemlich gut gebaut und hat Schiffswerfte mit Hafen und 28,000 (nach Andern 40,000) Einw., darunter 7000 Juden, Fabrikation wollener und baumwollener Zeuche und starken inländischen, sowie auch Seehandel.

Rabatt, ursprünglich s. v. a. Diskont (s. d.); gegenwärtig jeder procentweise Abzug entweder für frühere Zahlung, oder als Vortheil, welchen der Grossist dem Detailhändler gewährt. Für gewisse Artikel besteht auf manchen Handelsplätzen ein Uso-R., ähnlich dem Gutgewicht ꝛc., welcher, da er ursprünglich vom Verkäufer auf den Preis geschlagen wurde, auf, nicht aber in Hundert abgerechnet werden muß, in sofern der Abzug nicht mehr als das Daraufgeschlagene betragen soll. Nach der Verschiedenheit der Zahlungsfrist auf den verschiedenen Plätzen ist übrigens auch der R. ungleich. Während man z. B. in Hamburg und Amsterdam auf 100 Thaler Bezahlung den R. zugibt, wird derselbe in Leipzig und in den italienischen Handelsplätzen von der Zahlung nach Procenten nachgelassen. Der R., den sich die Buchhändler gegenseitig auf ihre Verlagsartikel gewähren, ist für die sogenannten Ordinärartikel auf $33\frac{1}{3}$ Procent, für die Nettoartikel auf 25 Procent gestellt, wird aber bei baarer Zahlung verschieden bestimmt; im Kunst- und Musikalienhandel ist der R. ein größerer.

Rabatte, der umgeschlagene Saum oder Theil mancher Kleidungsstücke, vorzüglich der Aufschlag von anderer Farbe an Uniformen; das die größern Quartiere eines Gartens einfassende schmale Randbeet.

Rabaut, 1) Jean Paul R. de Saint-Etienne, französischer Redner und Historiker, im April 1743 zu Nismes, wo sein Vater, Paul R., Prediger an der reformirten Kirche war, geboren, widmete sich dem Predigerstande, war aber zugleich Advokat und kämpfte in beiden Eigenschaften für die Gewissensfreiheit seiner Glaubensgenossen. Beim Ausbruch der Revolution ward er zum Mitglied der konstituirenden Versammlung und in dieser in den Verfassungsausschuß

gewählt und führte 1790 das Präsidium. Gleichzeitig trat er als politischer Schriftsteller mit zahlreichen Broschüren auf, unter denen besonders die „Considérations sur les interêts du tiers-état" (Paris 1789) bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten. Nach der Auflösung der konstituirenden Nationalversammlung verfaßte er den „Almanach historique de la révolution française" (Paris 1791, mit Kupfern), der als „Précis de l'histoire de la révolution franç." von Lacretelle beendigt und oft aufgelegt worden ist (mit R.s Leben von Boissy d'Anglas, Paris 1822). Auch arbeitete er an der von ihm mit Cerutti gegründeten „Feuille villageoise" und am „Moniteur". Im Konvent vertrat er das Departement der Aube, war hier Gegner des Berges, sprach unter Anderem dem Konvente das Recht ab, Ludwig XVI. richten zu dürfen, stimmte nach der Verurtheilung für die Appellation an das Volk und für Gefangenschaft bis zum Ende des Krieges und nachfolgende Verbannung. Als Mitglied der von den Girondisten zur Beaufsichtigung des Revolutionstribunals errichteten Kommission machte er sich den Jakobinern so verhaßt, daß er am 31. Mai 1793 mit den Girondisten geächtet wurde. Er entfloh und irrte eine Zeitlang in den Wäldern umher, kehrte dann nach Paris zurück, ward aber entdeckt und am 5. December 1793 guillotinirt. Seine Frau, die ihn auf der Flucht begleitet, endete durch einen Sturz in einen Brunnen. Von seinen frühern Schriften nennen wir noch: „Lettres sur la vie et les écrits de Court de Gebelin" (Paris 1774); „Le vieux Cévenol" (das. 1779, neue Auflage, von Boissy d'Anglas, 1821); „Lettres à Bailly sur l'histoire primitive de la Grèce" (das. 1787).

2) Jacques Antoine, R.-Pommier, Bruder des Vorigen, den 24. Oktober 1744 geboren, war ebenfalls Konventsmitglied, unter dem Konsulat Unterpräfekt und von 1803—15 reformirter Prediger in Paris. Weil er für den Tod des Königs gestimmt hatte, ward er nach der Restauration verbannt, durfte aber 1818 zurückkehren und † den 16. März 1820.

3) R.-Dupuis, ward 1793 proskribirt, floh jedoch, ward 1797 Mitglied des Raths der Alten und 1799 des gesetzgebenden Körpers, präsidirte 1805, als über das lebenslängliche Konsulat abgestimmt wurde, und † als Präfekturrath in Nismes 1808. Er ist Verfasser von „Détails historiques et recueil de pièces sur divers projets qui ont été conçus pour la réunion de toutes les communions chrétiennes" (Paris 1805).

Rabba, Stadt in Nigritien, Reich der Fellatas, am Abhange eines Hügels, dessen Fuß der Joliba bespült, nach Sackatu die bedeutendste Stadt im Reiche der Fellatas, hat 40,000 Einw., welche einen ausgedehnten Handel treiben.

Rabbaniten, diejenigen Juden, welche, im Gegensatz zu den Karaiten oder Karäern, neben dem schriftlichen Gesetz (dem Pentateuch) auch ein mündliches (Tradition) anerkennen, das im Talmud enthalten ist, oder die sich zur Lehre der Rabbinen bekennen.

Rabbi, im Hebräischen s. v. a. Meister, Lehrer, ein Ehrentitel der jüdischen Gesetzlehrer seit der Zeit der Herodäer. Im Talmud führen den Titel R. nur die Tanaim oder die Gelehrten, welche bis zur Abfassung der Mischna (etwa bis 230 n. Chr.) lebten, wogegen die Amoraim oder diejenigen Gelehrten, welche von da an bis zum Schluß der Gemara (am Schluß des 5. oder am Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr.) lebten, den Titel Rab führten. Rabban war ein noch höherer Ehrentitel, welchen nur 7 Gesetzlehrer, zuerst der zu Christi Zeit lebende Simeon-Ben-Hillel, führten. Die Weihe zum R. oder Volkslehrer geschah in alter Zeit durch Auflegung der Hände (Semicha), womit 3 ausgezeichnete Gelehrte vom Synedrium beauftragt waren. Rabbiner (Rabbina) heißen noch jetzt die von den Gemeinden Berufenen, von dem Staate anerkannten oder eingesetzten Beamten, welche, wie noch gegenwärtig in den osmanischen Ländern, früher nicht bloß Lehrer der gesetzstudirenden Jugend, Ehe bindende und lösende Geistliche, sondern auch Prediger, Richter (in Streitigkeiten zwischen Juden und Juden, wo nach dem jüdischen Recht oder der Choschen Mischpat entschieden wurde), zuweilen auch Gemeindeschreiber waren. Jetzt beschränkt sich ihr Wirkungskreis auf Begutachtungen des rituellen Gesetzlichen, Verrichtung der Trauungen und Scheidungen, Prüfung der Schächter und Unterweisung im talmudischen Gesetze. In neuern Zeiten hat dieses Institut manche Reform erfahren. In Frankreich stehen Departemental-Konsistorien und ein Centralkonsistorium (in Paris) an der Spitze der Rabbiner; in Würtemberg besteht eine israelitische Oberkirchenbehörde, in Baden und in Mecklenburg-Schwerin ein Oberrath; in einigen andern Ländern gibt es Land-, Kreis-, Distrikts- und Ortsrabbiner. In fast allen deutschen Staaten werden jetzt nur wissenschaftlich gebildete und geprüfte Männer zum Rabbineramte (Rabbinat) zugelassen, und die meisten derselben haben die deutsche Predigt, die Konfirmation 2c. in den Kreis ihrer Wirksamkeit gezogen.

Rabbi, Dorf im österreich.-tyroler Kreis Trient, Landgericht Male, im gleichnamigen Thale, mit erdig-salinischem Eisenwasser und Badeanstalt, die von den Bewohnern der Umgegend stark besucht wird.

Rabbinische Literatur, s. Jüdische Literatur.

Rabbinische Sprache, das Hebräische, wie es durch die Rabbinen ausgebildet wurde, namentlich die wissenschaftliche Schriftsprache der jüdischen Autoren seit dem 10. Jahrhundert, die in Spanien ausgebildet wurde. Hier wurden nämlich die Rabbinen durch die gelehrten Forschungen der Araber über ihre Sprache zu gleichen Forschungen über ihre eigene angeregt, welche durch einen verdorbenen chaldäischen Dialekt ausgeartet und entstellt war. Da aber die alten Ausdrücke und Redeformen zur Darstellung neuer, dem Urtypus fremder Ideen nicht mehr ausreichten, so waren die Bemühungen der Rabbinen, ihre Sprache zu purificiren und den ächt biblischen Hebraismus wieder herzustellen, vergeblich, und es ging aus ihren Versuchen eine gewissermaßen völlig neue Sprache hervor, die zwar hinsichtlich der Grammatik wenig vom Althebräischen abweicht, aber im Wortvorrath weit über dasselbe

hinausgreift, in sofern sie von althebräischen Wurzeln nicht nur neue Wörter ableitet, sondern auch aus dem Arabischen viele Ausdrücke entlehnt. Zu ihrer Erlernung sind Cellarius' „Rabbinismus" (Zeitz 1684), Rolands „Analecta Rabbinica" (Utrecht 1702) und Burtorfs „Lexicon Chaldaicum, Talmudicum et Rabbinicum" (Basel 1639) zu empfehlen.

Rabbinismus, das religiöse System des rabbinischen oder traditionellen Judenthums, das, in der Hauptsache zur Zeit Herodes des Großen begründet, vornehmlich im babylonischen Talmud (s. d.) ausgebildet ward. Den Gegensatz zum R. bildet der Karaismus, welcher das mündliche Gesetz und das Lehrbuch desselben, den Talmud, verwirft; s. Karaiten.

Rabbiosa, Fluß im österreichisch-italienischen Gubernium Venedig, entspringt bei Bevilacqua im Distrikt Rovigo, erhält später die Namen Fratta und Gorzone, ist in seinem untern Lauf schiffbar und mündet in die Brenta.

Rabe (Corvus), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Rabenvögel oder Großschnäbler, charakterisirt durch den kräftigen, dicken, kegelförmigen, oben gewölbten, an der Spitze gebogenen Schnabel, meist gesellig in Schaaren zusammenlebende und auf Bäumen, in Felslöchern oder auf Thürmen nistende Vögel mit ziemlich einfarbigem Federkleide, scheu, listig, gelehrig, zänkisch, unreinlich, lassen ein lautes, unangenehmes Geschrei hören, lernen leicht sprechen und werden leicht zahm, fliegen hoch, laufen wackelnd, leben von Insekten, Würmern, Sämereien, Baumfrüchten, kleinen Vögeln und Aas und nützen im Allgemeinen eben so viel, als sie schaden. Von cirka 40 Arten kommen in Deutschland folgende vor: Die Dohle (C. monedula *L.*), mit glänzend schwarzem, am Oberhals, den Wangen und der Unterseite aschgrauem Gefieder, 13½ Zoll lang, lebt als Strichvogel in der ganzen nördlichen alten Welt, nistet gesellig auf alten Thürmen, frißt Insekten, Beeren, Mäuse, junge Vögel und lernt leicht sprechen. Die Nebelkrähe (C. cornix *L.*), Graumantel, mit aschgrauem, am Kopf, an der Kehle, an den Flügeln und dem Schwanze schwarzem Gefieder, 1½ Fuß lang, ist ein in Norddeutschland gemeiner Zugvogel, der im Winter von Norden herkommt und auch nach Südeuropa streicht. Die Krähe (C. corone *L.*, C. segetum *Temm.*), Rabenkrähe, ist dadurch ausgezeichnet, daß der Schnabel kürzer als der Lauf und die Firste an der Spitze stark gekrümmt ist, sowie dadurch, daß die Flügel die Schwanzspitze nicht erreichen. Das Gefieder des Rückens und Halses ist stahlblau glänzend. Dieser 1½ F. lange Vogel ist ein in Deutschland häufiger Standvogel, der sich besonders gern an Waldrändern aufhält, im Herbst streicht, sich mit der vorigen Art verbastert und durch Vertilgung von Insekten und Mäusen sehr nützlich ist. Der Rabe, Kolk- oder Kohlrabe (C. corax *L.*), mit langen, den Schwanz ganz bedeckenden Flügeln, einem Schnabel von der Länge des Laufs, aber mit der ganzen Länge nach stark gekrümmter Firste und über den Unterkiefer herabgebogenem Oberkiefer, schwarzem Gefieder mit bläulichem oder grünlichem Scheine, ist, 2 Fuß lang, die größte Art, bewohnt die nördliche alte Welt und kommt in Deutschland weit weniger zahlreich, als die vorigen Arten als Strich- und Standvogel vor. Er läßt sich leicht zähmen, lernt gern sprechen, ist räuberisch und listig, frißt gern Aas, selbst von Hochgerichten, daher Galgenvogel, nützt durch Wegfangen der Mäuse, schadet aber, indem er jungen Hasen und kleinem Jagdgeflügel nachstellt. Dieser Vogel war Hauptgegenstand des Auguriums bei den Römern (s. Augurn). Die Saat- oder Feldkrähe (C. frugilegus *L.*) zeichnet sich durch den an der Wurzel geraden, an der Spitze schwach abwärts gebogenen, nicht über den Unterkiefer verlängerten Schnabel mit, bei den Alten, nackter Schnabelwurzel aus, hat ein Gefieder mit violetem oder bläulichem Scheine, ist 1½ F. lang u. ein in Deutschland gemeiner Stand- und Zugvogel, welcher sich meist auf Feldern und Wiesen aufhält und als Insektenvertilger nützlich ist. Die Alpenkrähe (C. alpinus *Vieill.*), Gelbschnabel-Steinkrähe, hat einen gelben Schnabel, welcher kürzer als der Lauf ist, und eben solche Füße, welche beide Theile bei den vorigen Arten schwarz sind, lange, über den Schwanz hinausragende Flügel und ein sammetschwarzes Gefieder, ist 15¾ Zoll lang und bewohnt die Gebirge Südeuropa's bis auf die Alpen Süddeutschlands. Die Alpen- oder Steindohle (C. graculus *L.*), Rothschnabel-Steinkrähe, hat einen rothen Schnabel von der Länge des Laufs und eben solche Füße, lange, den Schwanz überragende Flügel und ein violetschwarzes Gefieder, ist 15 Zoll lang, lebt in den Alpen bis zur Höhe von 10,000 Fuß und erscheint im Oktober auf dem Bernhardberge.

Rabelais, François, berühmter französischer Satyriker, wurde 1483 zu Chinon in Touraine, wo sein Vater Gastwirth oder Apotheker war, geboren. Nachdem er die Schule zu Angers besucht hatte, trat er zu Fontenay-le-Comte in Niederpoitou in den Franciskanerorden und widmete sich mit eisernem Fleiße wissenschaftlichen Studien, namentlich der Astronomie und den alten und neuen Sprachen, deren er sieben fertig gesprochen und mehre andere verstanden haben soll. Als ihm die Unwissenheit der andern Mönche die er zum Gegenstand seines Spottes machte, lästig zu werden begann, erwirkte er sich vom Papst Klemens VII. die Erlaubniß, in den Benediktinerorden übertreten zu dürfen. Doch gefiel es ihm in der Abtei Maillezais eben so wenig, weshalb er ohne Erlaubniß dieselbe verließ und zu Montpellier sich der Medicin widmete, die er in kurzer Zeit ausübte und lehrte. Nachdem er sich durch verschiedene Kommentarien über Hippocrates und Galen Ruf erworben, ging er nach Lyon und dann mit dem Kardinal Dubellay als Leibarzt nach Italien. Während die Geistlichkeit, die an seinen Schriften großes Aergerniß nahm, seine Exkommunikation erwartete, erhielt er vom Papst Paul III. nicht nur die Absolution wegen Verlassung des Klosters, sondern auch eine Pfründe in der Abtei St. Maurus, die säkularisirt werden sollte, und 1545 die Pfarrei von Meudon bei Paris. Zum Pfarrer von St. Paul in Paris berufen, wollte er gerade sein neues

Amt antreten, als ihn 1553 der Tod überraschte. Er war ein väterlicher Berather, ein Leibes- und Seelenarzt seiner Gemeinde, und sein Haus stand nicht weniger jedem Dürftigen offen, als den gelehrten und geistreichen Freunden, welche sich gern um den heitern und kenntnißreichen, ächte Bildung aufrichtig verehrenden Mann sammelten, dessen Charakter in jeder Beziehung untadelhaft war. Erst neuerdings erhielt der beste Satyriker der Franzosen ein Denkmal in der Kirche zu Meudon. Sein satyrischer Roman „Gargantua et Pantagruel", der erste überhaupt, den die Geschichte der Literatur aufzuweisen hat, ist eine poetische Karrikatur des gesammten 16. Jahrhunderts, besonders wie es in Frankreich und Italien erschien, und deshalb von bleibendem und universellem Werth. Ob R. eine direkte Satyre dabei im Sinne gehabt, ist zu bezweifeln; wenigstens möchte wohl kein Mensch auf Erden existiren, der so viele heterogene Eigenschaften in sich vereinigte, um das Urbild zu Panurge seyn zu können. Die ganze Fülle von R.' Individualität spiegelt sich in diesem Werke ab, seine umfassenden gelehrten Kenntnisse, sein gesunder Mutterwitz und jene wundersame Mischung des Ernstes und Scherzes, die unter Thränen lacht, der keckste Uebermuth, dem die tollsten Einfälle die liebsten sind, und dabei doch ein tiefer Sinn für das Wahre im Leben. R. fand eine rauhe unbehülfliche Sprache vor; er mußte sie sich neu schaffen, wie er auch alles Andere, Welt, Menschen und Betrachtungen in seinen Romanen selbst schuf. Daher ist auch Alles bei ihm so eigenthümlich und, wenn auch ins Groteske und Ungeheure hinauf getrieben, doch so ursprünglich wahr. Die erste Idee zu dem Romane gab dem Dichter eine alte Volkssage, gedruckt in den „Chroniques de Gargantua" (Lyon 1532) und neuerdings herausgegeben von J. C. Brunet (Paris 1834). Die erste bis jetzt bekannte Ausgabe des ersten Buchs des Romans erschien zu Lyon 1533 mit gothischen Lettern, das zweite daselbst 1542, das dritte Paris 1546, das vierte Valencia 1547, das fünfte erst nach R.' Tode 1562. Unter den spätern Ausgaben sind die vorzüglichsten die von Leduchat und Lamonnoye (Amsterdam 1711, 5 Bde., neue Aufl. 1741—43, 3 Bde.), die mit einem Glossar (Paris 1820, 3 Bde.), die mit Kommentar von Johanneau (das. 1822, 6 Bde.) und die Editio variorum (mit vielen Kupfern und Karten, das. 1823—28, 9 Bde.). J. Fischart arbeitete den „Gargantua" zu einem neuen selbstständigen deutschen Werke um (1552, 1575, 1608 und öfter), nach welcher Bearbeitung Eckstein (K. L. F. Sander) seine modernisirte Uebertragung (Hamburg 1785—87, 3 Bde.) herausgab. Eine gute deutsche Uebertragung mit reichem Kommentar lieferte G. Regis (Leipzig 1832—1841, 2 Thle. in 3 Bdn.). Marsy gab eine gute französische Modernisirung, die sich nur auf die veraltete Sprache beschränkt und viele treffliche Erklärungen enthält, unter dem Titel: „Le Rabelais moderne" (Amsterdam 1752, 8 Bdchn.). Alle Nachahmungen, von denen Beroald de Verrille's „Moyen de parvenir" (1616, beste Ausgabe 1732, 2 Bde.) noch die glücklichste ist, sind weit hinter dem Urbilde zurückgeblieben. Vgl. Gust. Brunet, Essais d'études bibliographiques sur R., Paris 1841.

Rabenau, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Dippoldiswalde, an der Weißeritz, mit 2 Rohrstuhlfabriken, Stellmacherei, Holzwaarenverfertigung und 700 Einwohnern.

Rabener, Gottlieb Wilhelm, deutscher Satyriker, den 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig, wo sein Vater als Anwalt beim Oberhofgericht lebte, geboren, erwarb seine Schulbildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte dann zu Leipzig die Rechte. Hier schloß er mit Gärtner und Gellert ein enges Freundschaftsbündniß und gründete die „Bremischen Beiträge" mit. Im Jahre 1741 ward er Steuerrevisor des leipziger Kreises, 1753 Obersteuersekretär in Dresden, wo er beim Bombardement der Stadt 1760 seine ganze Habe und darunter seine noch ungedruckten Satyren verlor, und 1763 Steuerrath. Er † den 22. März 1771. Als Schriftsteller, und zwar als Satyriker, war er zuerst seit 1741 in den von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" aufgetreten; die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze sammelte er in den beiden ersten Bänden der „Sammlung satyrischer Schriften" (Leipzig 1751—52, 3 Bde., 4. Bd. unter dem Titel: „Satyrische Briefe", das. 1755). Seine „Freundschaftlichen Briefe" gab K. F. Weiße nebst einer kurzen Biographie des Verfassers heraus (Leipzig 1772). Derselbe besorgte auch die beste Ausgabe von R.s Werken (Leipzig 1777, 6 Bde., neueste Ausg. von Ortlepp, Stuttgart 1840, 4 Bde.). R. betrachtete die Satyre als eine praktische Predigt, als ein Beispiel statt der Lehre und daher als eine Art Fabel, und in der That enthält z. B. eine gewöhnlich unter seinen Schriften ausgezeichnete „Abhandlung Sancho Pansa's von Sprüchwörtern" solche satyrische Exempel, die ganz auf einer Linie mit den gellertschen Fabeln stehen. Poetischen Gehalt haben R.s Satyren gar nicht, wie er sich denn auch in allen seinen ästhetischen Urtheilen als phantasie- und poesieloser Gottschedianer zeigt. Er schrieb in einer glatten Geschäftsprosa, die zwar reich an Formeln, aber leer an Gedanken, ohne Tiefe und Phantasie und aller Kühnheit und Schärfe bar und das gerade Gegentheil von der Männlichkeit ist, die Ramler an ihm rühmt. Auch ging sein Wahrheitseifer nicht weit genug, daß er mit seinen Satyren hätte zum Märtyrer werden mögen. Nachdem er erfahren, daß man in seinen Satyren Persönlichkeiten suchte, spottete er zwar noch in dem Märchen vom 1. April darüber, verredete es aber sogleich, noch weitere Satyren drucken zu lassen, indem er sagte, in Deutschland dürfe man keinem Dorfschulmeister die Wahrheit sagen, die man in England jedem Erzbischofe sagen dürfe. Aus derselben Scheu lehnt er in seiner „Abhandlung über den Mißbrauch der Satyre", die er seinen Schriften als Vorbericht voranschickte, es ab, sich an die Narren der Paläste und Antichambren, die ihm zu gefährlich sind, zu wagen. Er unterdrückt ein Thema: „Der allzeit fertige Bankerotirer", das er unter der Feder hat, weil es etliche „Excellenzen" ungnädig vermerken könnten; über Fürsten und Obere zu spotten ist ihm ein Frevel; nur der Kurialstyl muß die Geißel seines

Witzes fühlen. Weit mehr Anerkennung als seine Satyren verdient sein Bemühen, die Muttersprache klar und rein zu erhalten.

Rabenhorst, Bernhard, sächsischer Militär, in Leipzig 1801 geboren, besuchte seit 1818 die Militärakademie zu Dresden, trat 1823 als Unteroffizier in die sächsische Artillerie und wurde noch in demselben Jahre Lieutenant in der Artillerie und 1832 Oberlieutenant. Als solcher war er längere Zeit Adjutant und wurde 1840 Hauptmann, Anfangs 1846 Major und Militärbevollmächtigter bei der Bundesversammlung zu Frankfurt und 1848 beim Reichskriegsministerium von sächsischer Seite angestellt, Ende 1848 zum Oberstlieutenant und charakterisirten königlichen Flügeladjutanten, dann zum Kommandanten der reitenden Artillerie unter Belassung in seiner Stellung beim Reichskriegsministerium befördert, im Februar 1849 Oberst und königlich sächsischer Kriegsminister. Als solcher hatte er durch seine Energie und sein Zusammenwirken mit dem Minister von Beust den wesentlichsten Antheil an der Dämpfung des dresdner Maiaufstandes. Noch im Mai 1849 zum Generalmajor und 1850 zum Generallieutenant befördert, hat er in seiner Stellung als Kriegsminister bei der veränderten Formirung der sächsischen Armee und den vielfachen neuen Einrichtungen im Verwaltungswesen sich große Verdienste erworben.

Rabenstein, die zur Hinrichtung von Verbrechern erbaute, meist kreisförmige Erhöhung. Die R.e dienten als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit u. fanden sich in allen Städten, denen diese zustand.

Rabenstein, Schloß im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Pottenstein, in der Nähe von Weischenfeld. Dabei wurde neuerer Zeit eine der merkwürdigsten und schönsten Tropfsteinhöhlen entdeckt, die Kochshöhle oder Höhlenkönigin (am Klaussteine), die 4 Hauptabtheilungen bildet, deren 2. wegen ihrer bizarren Tropfsteinbildungen besonders sehenswerth ist.

Rabnitz, Fluß in der österreichisch-ungarischen Gespannschaft Oedenburg, entspringt im Sumpf Hansag, fließt von Westen nach Osten, nimmt die Repoze auf und mündet in die Raab, links.

Rabsace, Feldherr des assyrischen Königs Sanherib, der von dem Hauptquartier Lachis aus in Verbindung mit Tharthan ein beträchtliches Kriegsheer gegen Jerusalem führte (714 v. Chr.), um den König Hiskias von einem intendirten Bündniß mit Aegypten abzubringen und zur Uebergabe der Stadt zu bewegen (Jes. 36, 2; 2. Kön. 18, 17 ff.).

Rabulist (v. Lat.), geschwätziger, ränkevoller Jurist, der Recht und Gesetz verdreht, Rechtsverdreher.

Rabutin, Roger de, Graf von Bussy, s. Bussy.

Racahout (R. de l'Orient, R. du Serail, franz.), eine in Frankreich u. besonders in Paris, neuerlich hier und da auch in Deutschland verkaufte mehlige Substanz, welche, hauptsächlich aus Kraftmehl mit Zusätzen von Chokoladenpulver, Vanille, Orangenblüthen &c. bestehend und zu Suppen verwendet, Leuten von sehr geschwächter Verdauung empfohlen wird und von der man zur Beförderung ihres Absatzes behauptet, daß die Odalisken durch ihren Genuß ihre körperlichen Reize in voller Jugendkraft erhalten. Sie wird in Paris in kleinen Fläschchen zu 7—8 Francs verkauft.

Racalmuto, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Girgenti, mit 8000 Einwohnern. Dabei Salz-, Schwefel-, Quecksilbergruben.

Racan, Honorat de Bueil, Marquis de, der beste Idyllendichter Frankreichs, 1589 zu la Roche-Racan in der Touraine geboren, war in seiner Jugend Page am Hofe Heinrichs IV. Im Hause seines Oheims, des Herzogs von Bellegarde, lernte er den Dichter Malesherbes kennen, der seine Bildung vervollständigte u. ihn für die Poesie gewann. Nachdem er als Offizier einige Feldzüge mitgemacht, widmete er sich zu Paris ausschließlich der Literatur und † daselbst im Februar 1670. Seine sämmtlichen Gedichte, unter denen sich die „Bergeries", kleine Schäferdramen im Geschmacke des „Pastor fido", durch Anmuth auszeichnen, erschienen als „Oeuvres et poésies chrétiennes" (Paris 1660, neue Ausgabe, das. 1724, 2 Bde.).

Racconigi (Raconigi), Stadt im Königreich Sardinien, nordöstlich von Saluzzi, am Maira, hat ein Schloß mit Bildergallerie und 11,000 Einw, welche Seidenspinnereien u. Wollzeuchwebereien unterhalten.

Raccordement (franz.), Gleichmachen, Fügen, in der Malerei die Zusammenstimmung der Tinten und Halbtinten bei einem ausgebesserten Gemälde.

Race (v. Franz.), in der Zoologie Bezeichnung der Gesammtheit aller der Individuen einer Thierart, besonders aus dem Kreise der warmblütigen Wirbelthiere, bei denen unwesentliche Merkmale zu wesentlichen geworden sind, d. h. zu solchen, die sich auch bei der Fortpflanzung konstant erweisen. Diese Beständigkeit der unwesentlichen Merkmale, d. i. jener, durch welche sich Varietäten oder Abarten von den übrigen Individuen ihrer Art unterscheiden, die aber bei der Vermischung mit diesen übrigen Individuen wieder verschwinden, ist nur dann möglich, wenn Individuen einer Varietät, die einander möglichst ähnlich sind, sich paaren, wodurch sich Unterarten nicht nur aller Thiere, sondern auch aller Organismen überhaupt erzielen lassen. Innerhalb der beiden Klassen der Säugethiere und der Vögel sind es vorzugsweise die Hausthiere, unter denen das Phänomen der Racenbildung auftritt. Es ist dasselbe die nothwendige Folge der Sorge, welche der Mensch trägt, die ihm besonders nützlichen Eigenschaften dieser Thiere zu pflegen und zu vervollkommnen, woher es kommt, daß, je wichtiger und weiter verbreitet, je mehr Diener des Menschen ein Hausthier ist, desto größer auch die Zahl der R.n ist, die aus der ursprünglichen Art hervorgegangen sind, eine Erscheinung, die sich schon seit den ältesten Zeiten am Hunde und am Pferde nachweisen läßt. Unter den Vögeln sind die R.n der Hühner und der Tauben die zahlreichsten, während die halbwilden Feldtauben, die Gänse und Enten eine eben so geringe Zahl von R.n aufzuweisen haben, als die nur dem Hause treuen Katzen und die nur halbzahmen Ziegen und Kaninchen. Ebenso sind die R.n der Thiere, welche auf einen nur engen Verbreitungsbezirk beschränkt sind, wenig zahlreich, wie es beim Kameel, beim Lama, beim Rennthier

beim Elephanten der Fall ist. Manche R.n (namentlich Hunderacen) sind so scharf charakterisirt, daß die Jungen, die aus der Kreuzung zweier R.n hervorgehen, ebenso die Jungen, die aus der Kreuzung zweier ächten Species erzeugt worden sind, Blendlinge oder Bastarde genannt werden. Daraus, daß bei der Veredlung der Hausthiere, d. h. bei der Vervollkommnung derjenigen ihrer Eigenschaften, um deretwillen ihnen der Mensch seine besondere Pflege angedeihen ließ, es von der höchsten Wichtigkeit ist, die R.n sich nicht kreuzen zu lassen, sondern dieselben dadurch rein zu erhalten, daß immer Individuen der nämlichen R. gepaart werden, hat sich der Sprachgebrauch gebildet, wonach R. auch so viel heißt, als reine Zucht und, da aus solcher immer nur veredelte Thiere hervorgehen, auch s. v. a. edles Thier, d. h. ein Thier, welches die geforderten Eigenschaften im möglichst hohen Grade besitzt. Darauf beruht die Benennung Racehund, Racepferd, Raceschaf etc. Ueber die Menschenracen s. d.

Racemus (lat.), Traube, Blüthentraube, daher racemosus, traubig.

Racha, gewöhnliches Schimpfwort bei den Juden, s. v. a. einfältiger, nichtswürdiger Mensch.

Rache, Affekt, welcher den Menschen in Folge wirklicher oder bloß vermeinter Beleidigungen ergreift und ihn veranlaßt und dazu treibt, dem Beleidiger wieder Uebles zuzufügen. Wächst dieser Affekt zur Leidenschaft heran, so heißt er Rachsucht und besteht dann in der vorherrschenden ungezügelten Neigung, Böses mit Bösem zu vergelten. R. und Wiedervergeltung sind demgemäß synonym, doch ist wohl zu bemerken, daß, während diese auf dem Principe beruht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, was nach strengem Naturrechte und wo kein gesetzlicher Schutz vor Beleidigungen gewährt werden kann, wohl statthaft seyn mag, da unter so bewandten Umständen ein Jeder darauf angewiesen ist, sich selbst Rechtssicherheit zu verschaffen (vergl. Krieg), die R. kein Ziel und keine Mäßigung kennt, indem sie blind Schlimmes mit Schlimmerem zu vergelten sucht und nicht nur um geringfügiger, sondern selbst um bloß eingebildeter Beleidigungen willen rücksichtslos Wiedervergeltungsrecht übt.

Rachebürgen, bei den ältesten Deutschen Richter, Beisitzer und Räthe in den Gerichten der Grafen, welche sich nicht nur mit der Verwaltung der Gerechtigkeit, sondern auch mit den Rechnungsangelegenheiten ihres Gerichtshofes beschäftigten.

Rachegeister, s. v. a. Harpyien.

Rachegöttinnen, s. v. a. Furien.

Rachel, weiblicher Name, s. v. a. Rahel.

Rachel, Joachim, deutscher Satyriker des 17. Jahrhunderts, den 28. Februar 1618 zu Lunden in Norderdithmarschen, wo sein Vater Prediger war, geboren, besuchte das Gymnasium zu Hamburg und studirte auf den Universitäten zu Rostock und Dorpat Philologie. Er ward darauf Rektor an der Schule zu Heyde, 1660 zu Norden in Ostfriesland und 1667 zu Schleswig, wo er den 3. Mai 1669 †. R. ist der Schöpfer der poetischen Satyre in Deutschland, indem er diese Dichtgattung, welche bis dahin nur kunstlos und roh im Volksmunde behandelt worden war, zuerst künstlerisch ausbildete. Seine Satyre ist ernst und streng, wie die seiner Vorbilder Juvenal und Persius; eigentlicher Humor und Laune sind bei ihm nicht zu finden. Die „Deutschen satyrischen Gedichte" (Frankfurt 1664, neueste Ausgabe von Schröder, Altona 1820), in gereimten Alexandrinern, beziehen sich auf Verhältnisse des Privatlebens und züchtigen die deutschen Thorheiten, namentlich die Gallomanie. Verdienstlich sind sie durch die Reinheit der Form und Lebendigkeit und Wahrheit des Inhaltes, wodurch R. einen ehrenvollen Platz in der ersten schlesischen Dichterschule einnimmt. Man hat von R. auch lateinische Gedichte und einen größtentheils nach Hugo Grotius übersetzten Katechismus. Ein „Niederdeutsches Volkslied" von R., welches die Sitten u. Gebräuche der Dithmarschen schildert, findet sich in A. Viets „Dithmarsischer Chronik" abgedruckt.

Rachel Felix, berühmte französische Schauspielerin, ward am 24. März 1820 von Esther Haya, der Ehefrau des israelitischen Hausirers Felix, in einem Wirthshause zu Mumpf im Kanton Aargau geboren u. erhielt von ihren Aeltern den Namen Elisabeth Rachel. Die Familie durchzog mehre Jahre die Schweiz u. Deutschland, bis sie zu Lyon einen festen Wohnsitz fand. Von hier siedelte sie 1830 nach Paris über, wo die ältere Tochter, Sarah, begleitet von der kleinen Rachel, singend in den Kaffeehäusern umherzog. Charon, der Direktor der Schule für Kirchenmusik, lernte Rachel kennen und nahm sie in seine Schule auf, wo sie den Namen Elisa erhielt. Da sie bald dramatisches Talent kund gab, so ließ sie Charon die Deklamationsschule eines gewissen Pagnon St.-Aulaire, Mitglieds des Théâtre français, besuchen. Als sie nun am 26. Okt. 1836 auf einem kleinen, von St. Aulaire errichteten Theater in den Rollen der Hermione und der Soubrette im „Philosophe marié" von Molière auftrat, erregte ihr Spiel die Bewunderung des Direktors des Théâtre français, Jouslin de Lasalle, der ihr sofort einen Platz im Konservatorium verschaffte. Hierauf engagirte sie Poirson, der Direktor des Gymnase, für 3000 Fr. Gehalt. Da sie aber, in dem Vaudeville „Die Vendéerin" debutirend, keinen Beifall fand, durfte sie fortan nur in unbedeutenden Rollen auftreten. Der Verzweiflung nahe, wandte sich R. an den berühmten Schauspieler Samson, der ihr großes Talent erkannte und ihr Unterricht gab. Nachdem sie nun mit 4000 Fr. Gehalt als Pensionärin in die Gesellschaft des Théâtre français aufgenommen worden, trat sie am 12. Juni 1838 hier zuerst in den „Horatiern" auf, und von jetzt an war ihr Ruhm fest begründet. Sie brachte auf der französischen Bühne das Trauerspiel wieder zu Ehren, und namentlich war es die altklassische französische Tragödie, worin sie ihre Triumphe feierte. Ihre antike Haltung, ihr mächtiges Pathos in Darstellung der Leidenschaften, die der Nachtseite des weiblichen Gemüths angehören, ihr reines Organ und ihr Freiseyn von jeglichem nationalen Gepräge befähigten sie durchaus für jenes Fach. Nach der Februarrevolution von 1848 trug sie, als Genius Frankreichs, die Marseillaise von der Bühne herab vor und machte damit ungeheuren Eindruck. Im Jahre 1840 schloß sie mit dem Théâtre français ein festes Engagement, das ihr jährlich 60,000 Fr.

eintrug. Außerdem erhielt sie für das Jahr einen dreimonatlichen Urlaub bewilligt, den sie zu Gastspielen in allen Ländern Europa's benutzte. Die großen Erfolge, welche die Italienerin Adelaide Ristori 1836 in Paris errang, steigerte ihre krankhafte Gereiztheit, der sie schon seit längerer Zeit verfallen war. Um den Triumphen ihrer Rivalin zu entgehen, trat sie eine Kunstreise nach Nordamerika an, von der sie wohl mit reichen Einnahmen, aber körperlich gebrochen zurückkehrte. Vergeblich suchte sie in Aegypten Heilung eines vorschreitenden Brustübels. Sie bezog nach ihrer Rückkehr im Herbst 1857 ein Landhaus zu Canet bei Toulon und † hier nach langem Todeskampfe den 4. Jan. 1858. Sie hinterließ zwei Söhne, deren ältester vom Grafen Morny anerkannt ist, und ein Vermögen von 2 Millionen Francs. Ihre Leiche ward am 11. Jan. auf dem Père-Lachaise feierlich beigesetzt.

Rachen, die hintere Mundhöhle; das Maul der Wirbelthiere, wenn es (wie bei den meisten Raubthieren) bis in die Gegend der hintern Mundhöhle gespalten ist.

Rachenhöhle, s. Schlund u. Mundhöhle.

Racine, 1) Jean de, der größte französische Tragiker, den 21. December 1639 zu Laferté-Milon im Departement Aisne geboren, verwaiste früh und kam unter die Obhut seines Großvaters, der königlicher Prokurator war und dem Knaben eine gute Erziehung zu Theil werden ließ. Schüler des Kollegiums von Beauvais und dann des von Jansenisten geleiteten Collége des Granges in der Nähe von Portroyal, ward er durch seinen berühmten Lehrer Lemaistre de Sacy und namentlich durch den Hellenisten Lancelot in das Studium der klassischen, besonders der griechischen Literatur tiefer eingeführt, und zwar gab er sich demselben mit solchem Eifer hin, daß seine Lehrer ihm Schranken setzen zu müssen glaubten. Nachdem er im Kollegium Harcourt zu Paris seine Studien vollendet, wandte er sich ausschließlich der schönen Literatur zu. Eine schmeichlerische Ode auf die Vermählung Ludwigs XIV.: „Aux Nymphes de la Seine" (1659), trug ihm außer einer Gratifikation von 100 Louisd'ors eine Pension von 600 Livres ein, die für ein neues Lobgedicht „La renommée aux muses" (1663) auf 2000 Francs erhöht wurde. Im Jahre 1661 begab er sich nach Uzès in Languedoc zu seinem Oheim, der ihm eine Stellung verschaffen wollte, blieb aber nur ein Jahr daselbst und erhielt eine Pfründe zu Epinay, deren einzige Frucht ein Prozeß war, den er verlor. Letzterer Umstand veranlaßte die Abfassung seines einzigen Lustspiels „Le plaideurs", einer geistreichen Nachbildung der „Wespen" des Aristophanes. Auf Molière's Rath vernichtete er sein erstes Trauerspiel „Thèagène et Chariclée" und dichtete dagegen „La Thébaïde", die 1664 mit Beifall aufgeführt wurde. In dieser Tragödie sowohl, als im „Alexandre" (1665) zeigte er sich noch als Nachahmer Corneille's, wogegen er in der „Andromaque" (1667) fremde Fesseln abwarf. Die innern Kämpfe und Widersprüche der Leidenschaft, in deren Darstellung R.'s Eigenthümlichkeit besteht, sind in dieser Tragödie zum ersten Male mit erschütternder Wahrheit und seltener Kraft entwickelt. Der darauf folgende „Britannicus" (1669) wurde trotz der meisterhaften Zeichnung der Charaktere kalt aufgenommen; dagegen bezauberte das idyllische Trauerspiel „Bérénice" (1670) durch zarte Gemüthlichkeit und einen Reiz der Sprache, der von keinem andern französischen Dichter erreicht worden ist, wenn die Kritik es auch nicht nach Verdienst zu schätzen wußte. Nachlässiger ist „Bajazet" (1672) gearbeitet; doch sprach die Neuheit des Gegenstandes an, obwohl die Helden des Stücks nur Franzosen in türkischem Kostüm sind. Großartiger sind die Charaktere im „Mithridate", obwohl auch dies Werk unter die schwächeren Produkte des Dichters gehört. Als das vollendetste Meisterwerk der französischen Bühne galt lange Zeit die „Iphigénie" (1674), über die selbst Voltaire in Emphase ausbrach. Die „Phèdre" (1677), in metrischer Hinsicht von hoher Vollendung, ward von R.'s Feinden zu Gunsten des gleichnamigen Stücks von Pradon niedergedrückt, was den Dichter so sehr kränkte, daß er der dramatischen Dichtkunst entsagte und erst nach 12 Jahren und nur auf die dringende Bitte der Frau von Maintenon die Tragödie „Esther" (1689) dichtete, aber nur auf der königlichen Privatbühne zu Saint-Cyr aufführen ließ. Die „Athalie" (1691), unstreitig des Dichters Meisterwerk, das sich am meisten dem großartigen Style der Griechen nähert, unterlag ebenfalls der Intrigue, u. R. entschloß sich, wohl auch aus innern Gründen dazu gedrängt, zum zweiten Male, der dramatischen Laufbahn zu entsagen. Nachdem er 1673 Mitglied der Akademie geworden war und sich 1677 mit der frommen Cathérine Romanet d'Amiens verheirathet hatte, wandte er sich vorzugsweise dem religiösen Leben zu. Der König überhäufte ihn fortwährend mit Gunstbezeugungen und ernannte ihn sogar zum Schatzmeister und 1690 zu seinem Sekretär und Kammerjunker, gab ihm auch eine Wohnung im Schlosse, bis eine Schrift über das Elend des Volkes den König zu dem bittern Wort veranlaßt haben soll: „Glaubt R., weil er Dichter ist, auch darum Staatsmann zu seyn?" R. † bald darauf, den 22. April 1699. In dem Leben R.'s spiegelt sich zugleich seine Poesie. Wie er als Welt- und Hofmann dem Geschmack des Hofes huldigte, so wußte er auch die dramatischen Kunstregeln dem herrschenden französischen Geschmack anzupassen. Innerhalb dieser engen Schranken leistete er Alles, was zu leisten möglich war. Regelmäßigkeit nach bestimmten Kunstregeln, deren Gültigkeit Niemand zu bezweifeln wagte, schien ihm die Hauptaufgabe des tragischen Dichters. Daher vermied er sorgsam jeden Verstoß gegen die Poetik des Aristoteles. Den griechischen Tragikern näherte er sich durch die Einfachheit der Komposition, durch die streng beobachtete Einheit des Orts und der Zeit und durch die gehaltene Würde des Styls und der Sprache. Wesentlich unterscheiden sich jedoch R.'s Trauerspiele dadurch von den griechischen, daß er den Chor ausschloß (den er nur in seinen zwei letzten Produktionen anwendete) und alles Lyrische im Ausdrucke der Empfindungen vermied. Gleichwohl wählte R. seine Helden und Heldinnen mit entschiedener Vorliebe aus der griechischen und römischen Geschichte. Schilderungen einer roman=

tischen Liebe gelangen ihm vorzüglich, wie denn überhaupt die Liebe und das weibliche Herz die Welt ist, die er so rein und wahr zu schildern vermochte, wie sonst kein Dichter seines Vaterlandes. Weil er aber vorzugsweise rühren wollte durch Darstellung der Schwächen des menschlichen Herzens, entzog er seinen Charakteren oft Kraft und Haltung. Mit einer nicht reichen, aber sehr beweglichen Phantasie, wußte er in jedem dramatischen Stoffe das hervorzuheben, was dem Geschmack seiner Zeit zusagte, und selbst einen unbedeutenden Stoff durch seine Behandlung zu heben. Durch Eleganz der Sprache und Versifikation, welcher er einen fast wunderbaren Wohlklang verlieh, steigerte er den Effekt seiner Trauerspiele. Der Alerandriner, den er nach den Regeln der französischen Dramaturgik für seine Tragödien wählte, ließ in seiner vollendeten Form kaum etwas zu wünschen übrig. Von geringerer Bedeutung als seine dramatischen Werke sind R.'s lyrische Gedichte und Epigramme und nur ausgezeichnet durch die Eleganz der Sprache. Besser gelangen ihm einige geistliche Oden. In seiner Prosa war R. natürlich, einfach und korrekt. Unter den Reden, die er in der Akademie hielt, ist die, in welcher er das Verdienst seines Nebenbuhlers Corneille, der ihn nie leiden mochte, mit einer Wärme schildert, die seinem Charakter zur Ehre gereicht, klassisch. Die unverwerflichsten Zeugnisse für seine Denkart und seinen Geschmack geben R.'s Briefe an Boileau und an seinen Sohn. Außerdem sind noch zu erwähnen seine „Histoire du Port-Royal" und seine „Lettres à l'auteur des hérésies imaginaires" (Paris 1666). Seine unvollendete Geschichte Ludwigs XIV. ging 1726 durch eine Feuersbrunst zu Grunde. Von den zahlreichen Ausgaben seiner Werke sind die vorzüglichsten: die mit Kommentar von Lumeau de Boisgermain, eigentlich Blin de Sainmoore (Paris 1768, 7 Bde.), die von Didot (das. 1801—5, 3 Bde., mit Kupfern), von Petitot (das. 1807, 4 Bde.), von Laharpe (das. 1807, 7 Bde.), von Aimé Martin (das. 1820 bis 1821, 7 Bde.), von Tissot (das. 1826, 5 Bde.). Eine deutsche Uebersetzung hat Viehhoff (Bd. 1 bis 4, Emmerich 1840—46) begonnen; unter den Uebersetzungen einzelner Stücke dürfte die der „Phädra" von A. Böttger (Leipzig 1853) hervorzuheben seyn.

2) Louis, zweiter Sohn des Vorigen, ebenfalls Dichter, den 6. November 1692 zu Paris geboren, erhielt nach des Vaters Tode durch Rollin seine wissenschaftliche Ausbildung und wollte sich der Jurisprudenz und dann dem geistlichen Stande widmen, fand aber an beiden Berufsarten keinen Geschmack. Später erhielt er durch den Kardinal Fleury eine Stelle im Finanzwesen, erst zu Marseille, dann in Lyon und zu Soissons. In späteren Jahren gab er seine Anstellung auf und ging wieder nach Paris, wo er den 29. Januar 1763 †. R. glänzte in einer sittenlosen Zeit als Muster religiöser und bürgerlicher Tugenden. Seine liebenswürdige Bescheidenheit sprach sich unter Anderem in dem der „Phädra" seines Vaters entnommenen Verse: „et moi, fils ignoré d'un si glorieux père..." aus, dessen er sich auf seinem Bilde als Motto bediente. Als Dichter nimmt er eine ehrenvolle Stelle unter den französischen Dichtern zweiten Ranges ein. Seinem berühmten didaktischen Gedicht „De la grâce" (1726) folgte 1742 das gelungene „Poëme de la religion". Beide zeichnen sich mehr durch religiöse als poetische Wärme aus, geben aber ein ehrenvolles Zeugniß für die treffliche Gesinnung ihres Verfassers. Seine Oden und Episteln sind ernst und würdig gehalten; die Sprache ist elegant, wenn auch meist ohne ächt poetischen Schwung. Die „Mémoires sur la vie de Jean R." (Paris 1748, 2 Bde.), und die „Remarques sur les tragédies de Jean R." (3 Bde.) sind in literarisch-historischer Hinsicht schätzbar, obwohl nicht frei von unrichtigen Behauptungen. Auch die „Réflexions sur la Poésie" sind kritisch unbedeutend. Seine sämmtlichen Werke sind oft gedruckt; die vollständigsten Ausgaben sind die zu Amsterdam 1750 (4 Bde.) und die zu Paris 1809 (6 Bde.) erschienenen.

Rackete, s. v. a. Rakete.

Rackibirn, kleine zur britisch-irischen Provinz Ulster gehörige Insel, in der Grafschaft Donegal, am Kap Tiellen der Westküste.

Raczkevi (Ratzkevi), Flecken in der österreichisch-ungarischen Gespannschaft Pesth, auf der Donauinsel Csepel, südlich von Ofen, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, mit prächtigem, vom Prinzen Eugen von Savoyen erbautem Lustschloß, hat Ueberfluß an Obst und Fischen und 4200 Einwohner.

Raczki, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Augustowo, mit 1950 Einw., welche Fabriken für Leinwand, Drillich, Leder, Tischzeug und Hüte unterhalten.

Raczkova, Berg der Karpathen in der österreichisch-ungarischen Gespannschaft Liptau, zwischen dessen beiden Gipfeln, von denen der östliche 6569 Fuß hoch ist, ein gleichnamiger See liegt, welcher dem Raczkoverbache seinen Ursprung gibt.

Raczynski, großpolnische Familie, aus welcher mehre Mitglieder in ihrem Vaterlande zu hohen Staats- und Kirchenämtern gelangten. Kazimierz, Graf R., Krongroßmarschall und General von Großpolen, sammelte den von seinem Enkel Eduard R. herausgegebenen, historisch-wichtigen „Codex Diplomaticus Majoris Poloniae" (Posen 1840). Dieser sein Enkel, Eduard, Graf R., Sohn des polnischen Generals Philipp R., war 1786 zu Posen geboren. Nachdem er in früher Jugend seine Mutter verloren, erhielt er eine sehr strenge Erziehung, studirte in Frankfurt a. d. O. besonders Sprachen und Naturwissenschaften, als ihn das Einrücken Napoleons I. in Polen u. dessen Verheißungen, die polnische Freiheit und Unabhängigkeit wiederherzustellen, 1807 unter die polnischen Fahnen rief. Er focht als Hauptmann in den meisten Schlachten und Gefechten dieses Jahres mit, ergriff auch wieder in dem Kriege von 1809 die Waffen und kämpfte bis zum wiener Frieden, worauf er das Heer für immer verließ. Eine größere Zukunft schien sich ihm zu eröffnen, als der Bezirk Posen ihn für den Reichstag wählte, den Friedrich August zur Berathung über die Wiederherstellung Polens nach Warschau berief. Der

Feldzug von 1812 machte jedoch allen diesen Hoffnungen ein Ende, und R. suchte Trost in seinen Studien und auf Reisen. Nachdem er Schweden und Lappland besucht, unternahm er 1814 eine größere Reise nach der Türkei, die er in einem mit Kupfern ausgestatteten Werke (deutsch von F. H. van der Hagen, Breslau 1827) beschrieb. Von der höhern politischen Thätigkeit ausgeschlossen und in der Literatur einen Hauptstützpunkt für die polnische Nationalität erkennend, wendete er sich ganz der literarischen Thätigkeit zu. Seine erste Arbeit war eine Karte des preußischen Antheils von Großpolen. Mehre Ingenieure bereisten für ihn das Land, und schon war das Unternehmen weit vorgeschritten, als die Regierung aus politischen Gründen es verbot. Den Reigen einer großen Anzahl von ihm herausgegebener Werke eröffneten die „Briefe des Königs Jan Sobieski an seine Gemahlin während des Feldzugs vor Wien" (deutsch von Oechsle, Heilbronn 1827) und die „Denkwürdigkeiten zur Regierung des Königs Stephan Bathori", denen die wichtigen Memoiren Passeks (deutsch von Steffens, Breslau 1838), die Memoiren des Fürsten Albert Radziwill, der diplomatische Codex von Großpolen, die Reisen des Kopec, die Memoiren zur Regierungsgeschichte Johann Kasimirs, die „Obraz polakow i polski" mit den Memoiren von Wybiki, Kitoczi und Kolontai folgten. Er selbst verfaßte das polnisch und französisch erschienene Prachtwerk „Gabinet medalow polskich" (Breslau 1838, 3 Bde.) und die mit einem prächtigen Atlas ausgestatteten „Erinnerungen an Großpolen". In allen diesen Arbeiten legte er einen wahren Schatz von Dokumenten nieder, die er sich aus den Archiven von Petersburg, Warschau, Berlin, Paris, Rom ꝛc. abschriftlich zu verschaffen wußte. Zur Ausführung seines Planes, Narew und Weichsel mittelst eines Kanals zu verbinden, hatte er den Vertrag mit dem damaligen polnischen Schatzminister Fürsten Lobecki bereits abgeschlossen, und 150,000 Thaler lagen dazu bereit, als der Ausbruch der Revolution von 1830, an welcher er übrigens keinen thätigen Antheil nahm, Alles vereitelte. Andere Pläne, wie die Errichtung einer Anstalt für alte adelige Damen, die Gründung einer Realschule, der Bau eines Leichenhauses in Posen ꝛc., scheiterten an dem Widerstande vieler seiner Landsleute, die seiner freigebigen Wohlthätigkeit unlautere Beweggründe beilegten. Als er bei dem Bau der sogenannten goldenen Kapelle im Dome zu Posen die Bildsäulen der Könige Mieczislaw u. Boleslaw Chrobry mit einem Aufwande von 10,000 Thalern hatte fertigen lassen u. sich nun berechtigt hielt, seinen Namen in das Fußgestell einzugraben, erfolgte auf dem Landtage der förmliche Antrag, daß die auf diesen Standbildern eingegrabenen Inschriften, wonach das Verdienst der Errichtung derselben nicht den Beitragenden und dem verewigten ursprünglichen Schöpfer der Idee, sondern jemand Anderem angeeignet werde, abgeändert würden. Während der Huldigungsfeierlichkeiten zu Königsberg 1840 hatte er den Muth, vor dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die Beschwerden und Wünsche der Polen offen auszusprechen. Dagegen erklärte er sich auf den Landtagen seiner Provinz gegen Verfassung und Preßfreiheit; gegen erstere, weil damit den Polen Preußens ein ähnliches Loos bereitet werde, wie den Basken Spaniens; gegen Preßfreiheit, weil er nicht wolle, daß Angriffe auf den heiligen Glauben freigegeben werden sollten. Trotz der Kränkungen, die er von den polnischen Parteien zu dulden hatte, ließ er sich nicht abhalten, in der Uebung einer wahrhaft großartigen Wohlthätigkeit fortzufahren. Seine mit großen Kosten und vieler Mühe gesammelte, namentlich für die polnische Literatur wichtige Bibliothek von etwa 21,000 Bänden schenkte er nebst einem großen Gebäude der Stadt Posen. Andere Sammlungen, besonders eine von alterthümlichen Waffen, brachte er auf seinem Schlosse Rogalin bei Posen zusammen. Mit gleicher Freigebigkeit erbaute er eine Wasserleitung, trocknete Sümpfe aus, eröffnete Bergwerke, restaurirte alte schöne Kirchen u. bereicherte das Großherzogthum mit mehren neuen Gebäuden. Dieser große Aufwand für gemeinnützige Zwecke wurde ihm nur dadurch möglich, daß er für seine Person äußerst sparsam lebte, indem er bei einem jährlichen Einkommen von 60,000 Thalern für sich höchstens 1000 verzehrte. Am 19. Januar 1845 fand man ihn auf seinem Lieblingsgute Rogalin in furchtbar verstümmeltem Zustande todt. Er hatte in einem Anfall von Melancholie einen im Garten befindlichen Böller geladen und, vor der Mündung desselben knieend, abgefeuert. Sein Bruder, *Athanasius*, *Graf R.*, geboren den 2. Mai 1788, trat in preußische Staatsdienste, ward 1831 Gesandter in Kopenhagen, 1840 geheimer Legationsrath u. später Gesandter in Lissabon. Auf seinen zahlreichen Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz sammelte er eine kostbare Gemäldegallerie (darin unter Anderem eine Wiederholung der Schnitter von Leopold Robert u. die Hunnenschlacht von Kaulbach), die er in Berlin, dem Publikum zugänglich, aufstellte. Als gediegener und geschmackvoller Kunstkenner bewährte er sich in seinem mit Kupfern ausgestatteten Werke: „Histoire de l'art moderne en Allemagne" (Paris 1836—42, 3 Bde., deutsch von F. H. van der Hagen, Berlin 1836—42).

Rad (rota), im Allgemeinen eine runde Scheibe, welche mit einer auf ihrer Fläche senkrechten Axe versehen ist, die entweder selbst beweglich, so daß die Scheibe sich um die Axe dreht, oder fest mit dem R.e verbunden ist, so daß sich Axe und Scheibe zugleich drehen. Das bei dem R.e geltende Princip ist das des Hebels (s. d.). Es sind aber zwei Arten von Rädern zu unterscheiden: das fortlaufende R. oder das R. an der Axe im engern Sinne, und das feststehende R. oder das R. an der Welle. Das *fortlaufende R.* oder *R. an der Axe* wird zu allen Arten Fuhrwerken, als Wagen (4 Räder), Karren (2 Räder), Pflügen, Schubkarren (1 R.) gebraucht und besteht meist aus einem in der Mitte befindlichen, ausgehöhlten, auf der Axe umlaufenden, oder mit letzterer fest verbundenen Stücke, der *Nabe*, aus den in diese gefügten *Speichen* und aus einem äußeren *Kranze*, der aus 6, bei größeren Rädern aus 7 *Felgen* zusammengefügt ist. Es macht für das Wesen der Konstruktion des R.es keinen Unterschied, ob die Nabe um die Axe umläuft,

oder an derselben festsitzt. Letzteres findet sich meist nur bei den Rädern der Schubkarren oder der für Eisenbahnen bestimmten Wagen, weil hierdurch die Räder minder wanken u. fester auf den Eisenschienen ruhen. Zur Verminderung der Reibung ist es zweckmäßig, die Durchmesser der Axen möglichst klein u. die der Räder möglichst groß zu machen, indem die Reibung im geraden Verhältnisse des Durchmessers der Axen und im umgekehrten des Durchmessers des R.es wächst. Daher verdienen die eisernen Axen, die wegen größerer Festigkeit des Eisens dünner seyn dürfen und sich überdies weit glatter darstellen lassen, als die mit eisernen Schienen belegten hölzernen, vor letzteren einen entschiedenen Vorzug. In Betreff der Dimension pflegen die Räder bei den schwersten Frachtwagen 4—4½ Fuß Höhe nicht zu übersteigen; oft haben sie kaum 3 Fuß Höhe. Die Räder müssen ferner genau rund und ohne Erhabenheiten (Radnägel) auf ihrem Umfange seyn, weil sonst die Last da, wo der Halbmesser des R.es kleiner wird, herabsinken würde und dann wieder gehoben werden müßte. Rollen die Räder nicht auf Stein oder Eisenbahnen fort, so erzeugen ihre Reifen einen Eindruck (Geleise), dessen Tiefe der Weichheit des Bodens direkt, der Breite der Radfelgen aber umgekehrt proportional ist. Hohe Räder überwinden den aus der Bildung der Geleise entstehenden Widerstand am leichtesten; außerdem steht derselbe in umgekehrtem Verhältnisse der Kubikwurzeln der Breite. Da die Wagen auch durch breite Felgen viel weniger leiden, als durch schmale, so ist in England, Frankreich und einigen deutschen Staaten eine gewisse Breite der Felgen für gegebene Größen der Belastung gesetzlich vorgeschrieben. Breite Räder haben den einzigen Uebelstand, daß sie schwerer sind, als schmale, was namentlich beim Berganfahren einen vermehrten Kraftaufwand erfordert; doch sind die Vortheile derselben immer überwiegend. Hölzerne Räder pflegen in der Regel mit eisernen Radschienen beschlagen zu werden, die entweder stückweise mittelst Radnägel aufgeschlagen, oder im Ganzen als Reife (daher Reifenräder) oder Ringe um den Kranz getrieben werden. Auch um die Naben aus Holz legt man eiserne Ringe. Das feststehende R. oder Wellrad (R. an der Welle) besteht aus einer um ihre Axe drehbaren Walze oder Welle und einem mit dieser fest verbundenen R.e, dessen Ebene auf der Axe der Walze senkrecht steht. Die Kraft wirkt am Umfange des R.es und die Last am Umfange der Walze, und zwar verhält sich am Wellrade die Kraft zur Last wie der Radius der Walze zum Radius des R.es, so daß man um so mehr Kraft erspart, je kleiner der Radius der Walze und je größer der Radius des R.es ist. Das Wellrad erhält nach seinen verschiedenen Bestimmungen verschiedene Namen: Erdwinde, Haspel, Windseil ꝛc. Eine Verbindung mehrer Wellräder, welche mittelst einer an einem einzigen Wellrade angebrachten Kraft einander wechselsweise umdrehen können, heißt ein Räderwerk. Räder, welche mittelst einer um ihre Umkreise geführten und zusammengefügten Schnur (Schnur ohne Ende) einander wechselsweise umdrehen, heißen Seilräder. Ein R. kann auch ein anderes mit umdrehen, wenn ersteres auf seinem Umfange (Kranze) Erhöhungen hat, welche in die Vertiefungen auf dem Umfange des zweiten R.es eingreifen. Diese Erhöhungen heißen Zähne. Wenn diese Zähne in der Ebene des R.es nach den Richtungen der Halbmesser am äußern Umfange angebracht sind, so heißt ein solches R. ein Stirnrad, Kamm- oder Kronrad dagegen, wenn die Zähne am Umkreise in der Ebene des R.es senkrecht sind; die Zähne selbst werden in einem solchen Falle Kämme genannt. Das R., durch welches ein in dasselbe eingreifendes R. bewegt wird, heißt Treibrad und das bewegte Triebrad; kleine Getriebräder erhalten den Namen Getriebe. Kammräder dienen dazu, horizontale Wellräder mit vertikalen zu verbinden. Das Gabelrad ist ein R., in dessen Stirn hölzerne oder eiserne Gabeln befestigt sind, um Seile, Ketten ꝛc. damit aufzuwinden. Das deklinirende R. ist ein R., das sich in einer schiefen Ebene, am besten unter einem Neigungswinkel von 20°, durch das Gewicht darauf gehender Ochsen oder Pferde bewegt. In Bezug auf die Beschaffenheit der Kraft, welche auf das R. wirken soll, erhält dasselbe noch besondere Beinamen (Wasser-, Tret-, Kettenrad ꝛc.), sowie hinsichtlich seiner Anwendung, als Mühlrad, Spinnrad, Schwungrad, Schöpfrad ꝛc.

Radackinseln, australische Inselreihe im Mulgravesarchipel, die östlichste Inselreihe desselben, läuft parallel mit der Ralickgruppe und umfaßt die Inselhaufen oder Atolls Bigar (unbewohnt), Udirik und Tagai (oder Kutusow und Suwarow, mit schwarzen, den Papuas ähnlichen Bewohnern), Liging, Irigup, Kawen oder Araktschejew oder Saltikow (stark bevölkert), Otdia oder Romanzow, Arno, Mediuro, Millé, Ailu (sehr arm und unbedeutend, aber die Residenz des Königs oder Tamon der Inseln) und Temo. Rienzi rechnet dazu auch die eigentlichen Mulgravesinseln. Die nördlichste Inselgruppe bilden die Bigarinseln.

Radageis (Radageisus), Anführer eines über 200,000 Mann starken Heeres von Sueven, Vandalen, Burgundern, Alanen, Gothen ꝛc., das, von anstürmenden asiatischen Horden nach Süden gedrängt, 406 n. Chr. in Italien einbrach und Oberitalien verwüstete. Schon belagerte R. zum Schrecken Roms mit seinen Horden Florenz, als Stilicho mit einem geringen Heere ihm entgegenzog, Florenz entsetzte, das Barbarenheer in den Bergen von Fäsulä durch Verschanzungen so einschloß, daß ein großer Theil Hungers starb, und er es endlich in einer Schlacht vernichtete. R. selbst ward gefangen und enthauptet; die übrigen Gefangenen verkaufte man als Sklaven.

Radbertus, s. Paschasius Radbertus.

Radcliffe, Anna, geborene Miß Ward, englische Romandichterin, den 9. Juli 1764 zu London geboren, zeigte schon in früher Jugend Neigung zur schönen Literatur und verheirathete sich 1787 mit dem Rechtsgelehrten William R., nachmaligem Herausgeber der Zeitschrift „The english chronicle“, unternahm 1793 eine Reise auf das Festland, die sie in den „Travels trough

Holland and along the Rhine" (London 1794) beschrieb, und † den 7. Februar 1823. Als Schriftstellerin war sie zuerst mit den Romanen „The Castles of Athlin and Dunbayne" (1789) und „The sicilian romance" (1790) aufgetreten; doch erregten erst ihre folgenden: „The romance of the forest" (1791, n. Aufl. 1792, 3 Bde., deutsch von D. M. Liebeskind, Leipzig 1793, 3 Thle.), „Julia" (Lond. 1791, 2 Bde., deutsch von Liebeskind, Hannover 1795, 2 Bde.), „The mysteries of Udolfo" (London 1794, 3 Bde., deutsch, Riga 1795—96, 4 Bde.), „The Italian" (London 1797, 3 Bde., deutsch von Liebeskind, Königsberg 1797—1799, 3 Bde.) u. a. Aufmerksamkeit u. erwarben ihr Ruhm und ein bedeutendes Vermögen. Ihr Nachlaß erschien unter dem Titel: „Gaston de Blondeville, or the court of Henry III, St.-Albans abbey, a metrical tale, with some poetical pieces" (London 1826, 4 Bde.). Sie war es, welche eigentlich zuerst die Familie der sogenannten Schauerromane, welche die Engländer später mit dem Namen „German horrors" bezeichneten, begründete u. einführte. Doch sind ihre Plane gut entworfen und die Schilderungen malerisch und hinreißend; auch der Styl ist rein und korrekt, und nirgends verleugnet sie die sittliche Wahrheit, die jedem Kunstwerk innewohnen muß.

Radeberg, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der Röder u. an der schlesisch-sächsischen Eisenbahn, mit Schloß, 5 Mühlen, 2 Walken, Kattundruckerei, Ziegelei, Färberei, bedeutender Band- und Leinwandverfertigung und 2800 Einwohnern. Dabei das Augustusbad mit 7 Mineralquellen u. Badeanstalten. R. ist der Geburtsort des Dichters Langbein und des Botanikers von Martius.

Radeburg, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Moritzburg, an der Röder, mit Post, Schloß, 2 Mühlen und 2400 Einwohnern.

Radegast (Roswodiz), wendischer u. nordslavischer Gott, das Symbol der Ehre u. Stärke, dargestellt als ein kräftiger, jugendlicher Krieger, dessen Helm nach Sitte der nordischen Völker mit einem Schwan, welcher die Flügel ausbreitet, geziert, während sein Brustbild mit einem Büffelkopf geschmückt ist. Er war der dritte Gott der Wenden und nach Einigen Sonnengott, Zeugungs- und Lebensgott, wahrscheinlich auch Kriegsgott und Rathgeber für alle kriegerischen Unternehmungen. Wahrscheinlich hat der Fluß Radegast von ihm den Namen.

Radegast, mecklenburg-schwerinischer Fluß, nimmt zum Theil das Wasser des Schwerinersee's auf und mündet als Stepenitz in den Busen Dassow.

Rademacher, Johann Gottfried, Stifter einer neuen ärztlichen Schule, geboren den 4. August 1772 zu Hamm in der Grafschaft Mark, studirte zu Jena und Berlin Medicin und ließ sich 1797 in dem kleinen Städtchen Goch an der holländischen Grenze nieder, wo er gegen 40 Jahre lang weit und breit der einzige praktische Arzt war und den 7. Februar 1849 †. Unbefriedigt von den damals in der Heilkunde herrschenden Theorien, wandte er sich der reinen Praxis mittelst Probiren zu und verband damit das Studium der Schriften des Paracelsus und der Schüler desselben, worin er die Sätze zu finden glaubte, welche ihm bei seinen mit den Arzneimitteln angestellten Proben leiteten. Er legte sein Heilverfahren in der „Rechtfertigung der von den Gelehrten mißkannten, verstandesgerechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte" (4. Aufl., Berlin 1852, 2 Bde.) umständlich dar. An der Spitze steht der paracelsussche Satz, daß jedes kranke Organ in der äußeren Natur sein Heilmittel habe und daß es die Aufgabe der Heilkunde sey, dasselbe zu finden und anzuwenden. Als Hauptsache gilt ihm die Heilwirkung der Arzneimittel, welche unwandelbar wie die Naturgesetze überhaupt und dabei vollkommen erkennbar sey, während das Wesen der Krankheit dies nicht sey. Die Heilmittel zerfallen ihm in zwei Klassen, in Universal- oder Urmittel und in Organheilmittel. Die Universalheilmittel heilen Urkrankheiten, d. h. Erkrankungen des Urgewebes, worin die ganze Massenbildung und Umbildung vor sich gehen und auch der Sitz der Fieber seyn soll. Es gibt aber 3 Universalmittel: Salpeter, Eisen und Kupfer. Als dem Salpeter verwandte Mittel werden aufgeführt: das salpetersaure Kali, Ammonium muriaticum, Kali sulphuricum, tartaricum, aceticum, Natrum sulphuricum, tartaricum, aceticum, Magnesia sulphurica und tartarica, Calcaria muriatica und Mercurius; als dem Eisen verwandte die Roborantia fixa, die Adstringentia und vornehmlich die Säuren, namentlich die Mineralsäuren; als dem Kupfer verwandt Wein, Branntwein, Aether, destillirte, belebende, gewürzhafte Oele. In Betreff der Organheilmittel stützt sich R. auf den Satz des Paracelsus, daß Gleiches durch Gleiches geheilt werde und daß jeder Theil und jedes Organ im Menschen ein entsprechendes Heilmittel in der umgebenden Natur habe. Daher werden Bauch-, Leber-, Milz-, Bauchspeicheldrüsen-, Magen-, Darmmittel, Mittel für die Brust und deren Theile, Mittel für den Kopf und dessen Theile &c. aufgestellt, welche aber nur bei Urerkrankungen dieser Organe, jedoch nicht bei den konsensuellen helfen sollen, welche letztere eben an der Unwirksamkeit der entsprechenden Organmittel erkannt werden sollen. Die Zahl der Organheilmittel ist nicht abgeschlossen, vielmehr ist es gerade die Aufgabe der Aerzte, neue Organheilmittel aufzufinden. Die von R. aufgeführten Specifika sind aber: Bauchmittel: Semen Cardui Mariae, das durandsche Mittel; Lebermittel: Quassia, Chelidonium, Liquor Calcariae muriaticae und Tinctura Chelidonii, Nux vomica, Crocus; Milzmittel: Holzkohle (?), Squilla, Eichelwasser, Galeopsis grandiflora, Rubia Tinctorum, Baccae Juniperi, Oleum Succini, Conium maculatum, Magnesia tartarica; Bauchspeicheldrüsenmittel: Jod; Mittel auf den Plexus solaris: Aqua Amygdalarum amararum; Magenmittel: Bismuthum nitricum, Kali aceticum, Natron aceticum, Ammonium carbonicum, Kohlensäure; gegen Magenschmerz und Erbrechen: Jod, Liquor Calcariae muriaticae, Darmmittel: mildes Oel, Jod, Mischung aus Tinctura Nucis vomicae und Asa foetida, Zincum aceticum, Katechu u. Salmiak, Gewürze; Mittel auf das Pfortadersystem: Flores sulphuris; Mittel

auf die Urinwerkzeuge: Magnesia, Kalkwasser, Laugensalze; Diuretika: Tartarus boraxatus, Koloquintensamen, gewässerter Mohnsaft; eigentliche Nierenmittel: Cochenille (Verwechselung mit Coccinella septempunctata), Solidago viaga aurea; Mittel auf die Harnblase und Harnröhre: Fungus Cynosbati, Liquor Ammonii sulphurati; Mittel auf die Organe der Brust: Mittel auf das Herz: Digitalis; Mittel auf die Lunge: Ammonium muriaticum, Sulphur auratum Antimonii, Extractum Nicotianae rusticae; Mittel auf die Organe des Kopfes: Gehirnmittel: Tabak, Stramonium, Argentum chloratum, Zincum aceticum; Mittel auf äußere Organe: Cortex Chinae, wahrscheinlich Heilmittel auf das Corium; Folia fraxini und Flores Arnicae gegen Muskelschmerzen. Das Princip, von welchem R. bei seinen Untersuchungen ausging, ist unstreitig ein richtiges, in sofern er nämlich die Therapie in ihr uraltes Recht als Erfahrungswissenschaft wieder einsetzte und aus ihr eine selbstständige Lehre zu bilden suchte. Was den praktischen Werth der rademacherschen Lehre betrifft, so bietet sie gegenwärtig allerdings noch große Schwierigkeiten, da sie rein auf den Versuch hingewiesen ist und die Organkrankheiten sich nicht nur räumlich immer neu gestalten, sondern auch zeitlich, indem im Fortgange der Lebensentwickelung der einzelnen Menschen wie der Menschheit immer neue Krankheiten auftreten. Dennoch sind einzelne der angegebenen Heilwirkungen mit Sicherheit konstatirt worden und haben bei den Klinikern die verdiente Anerkennung und Anwendung gefunden, u. wenn R. auch selbst die Wirkung seiner Mittel nicht selten überschätzt und sich oft in unhaltbaren Hypothesen verliert, so ist seine Lehre doch lebens- u. bildungsfähig genug, um durch die Bemühungen lichtender und organisirender Geister in der Heilkunst ebenbürtig als Methode einzutreten, wie dies bei der Homöopathie der Fall gewesen ist.

Raden, Pflanzengattung, s. Kornrade.

Radesyge (Lepra borealis), in Norwegen Stemsyge, Stygesyge u. Arvesyge, in Schweden Saltfluß, in Island Liktråa, das skandinavische Syphiloid, kommt in Schweden, Norwegen, Grönland und Lappland vor und ist eine Modifikation der Syphilis (s. d.). Die Krankheit besteht in kupferfarbigen und härtlichen Flecken am Gaumensegel, die allmählig in um sich fressende u. selbst die Knochen angreifende Geschwüre übergehen, in einem tuberkulösen Ausschlag, der erbsengroße Knoten darstellt, die zuerst nicht gefärbt sind, allmählig sich röthen und sich ebenfalls in um sich fressende Geschwüre umwandeln, und in einem Knochenleiden, das sich zunächst durch fixe Schmerzen äußert, worauf Exostosen entstehen, die aufbrechen u. in schwammige Geschwüre übergehen. Die Behandlung der Krankheit ist ziemlich dieselbe wie bei der Syphilis (s. d.). Vergl. Daniellsen u. Böck, Traité de la Spedalskhed, Paris 1848; Hebra, in der „Zeitschrift der wiener Aerzte", 1852—53.